Das Litterarische Echo

Deutsch-Österreichische Literatur-Gesellschaft

Das litterarische Echo

Sechster Jahrgang

1903—1904

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgegeben
von
Dr. Josef Ettlinger

Sechster Jahrgang

Oktober 1903—Oktober 1904

E F & Co

Egon Fleischel & Co.
Berlin W.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Autoren-Register.

1. Verfasser der Hauptartikel.

(Den mit * bezeichneten Artikeln sind Illustrationen beigegeben.)

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen“.

3. Verfasser des „Echo des Auslandes“.

4. Verfasser der „Bühnenberichte.“

5. Verfasser der „Proben und Stücke“.

II. Sach-Register.

1. Haupt-Artikel.

(Die gesperrt gedruckten Titel bedeuten die größeren Artikel. Man vergl. auch die Rubrik „Besprochene Bücher“.)

2. Echo der Zeitungen, der Zeitschriften, des Auslandes.

3. Besprochene Bücher.

---

1. Echo der Bühnen.

a) Besprochene Stücke.

b) Bühnen.

5. Besprochene Zeitschriften.

6. Nachrichten.

(Ein † bedeutet Todesnachricht. — Die gesperrten Titel bezeichnen die Rubrik „Aus der Praxis".)

7. Notizen.

(Ein * bezeichne die Originalbeiträge.)

8. Meinungs-Austausch.

9. Zuschriften.

10. Abbildungen.

Bearbeiter des Registers: Dr. Hans Legband in Cassel.

Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstr. 31.

Erstes Oktober-Heft.

VI. Jahr. No. 1. | 1. Oktober 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von Hanns von Gumppenberg, Kurd Laßwitz, Carl Snoilsky und Karl Fischer

Herausgeber:
Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag:
Egon Fleischel & Co.

Vierteljahrspreis Mk. 4

Albert Langen Verlag für Litteratur und Kunst in München

Neuigkeiten des Jahres 1903

Björnstjerne Björnson
Auf Gottes Wegen Roman

Geheftet 3 Mark, in Leinen gebunden 4 Mark

Björnstjerne Björnsons berühmter großer Roman erscheint hier in einer glänzenden Uebersetzung und in vornehmster Ausstattung zu erstaunlich billigem Preise. Was die Weltlitteratur an diesem Roman für ein Meisterwerk von unvergänglichem Werte besitzt, ist ja bekannt und wird durch die neue Ausgabe sicherlich noch vielen Tausenden von deutschen Litteraturfreunden bekannt werden.

Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille

Mit 8 Abbildungen Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark

Funck-Brentanos Werk über die berüchtigte Giftmord-Tragödie zur Zeit Ludwigs XIV. liest sich wie ein spannender Roman. Alle Ränke, alle Verwicklungen, alle Greuel des düsteren Dramas entfalten sich hier vor unseren Augen; die nackte Wahrheit, die alle Erdichtungen der Bühne übertrifft. Denn so frei unsere Bühne geworden ist, so viele Vorurteile wir abgelegt zu haben glauben, ein solches Schwelgen in Lastern, dieses Übermaß von Verbrechen, dieses Gewebe von Schändlichkeiten geht über unsere Begriffe.

Unter den großen Giftmischern von damals läßt Funck-Brentano in erster Linie die berüchtigte Voisin auftreten, die Helfershelferin der Maitresse des großen Königs, der Frau von Montespan, die mit Gift und Liebestränken arbeitete, um Nebenbuhlerinnen zu beseitigen und sich die Liebe ihres königlichen Herrn zu erhalten.

In allen Buchhandlungen vorrätig

Verlag von Albert Langen in München —

Jakob Wassermann
Der niegeküßte Mund
Hilperich Zwei Novellen

Geheftet 2 Mark, in Leinen gebunden 3 Mark

„Der niegeküßte Mund" ist sicher eine der stimmungsstärksten Novellen aller Zeiten. Die Farbe, auf die alles gestimmt ist, ist ein Silberton auf grau, die Gestalten sind gleichsam mehr Symbole als selbsttätige Geschöpfe, die Handlung sucht aus dem anscheinend Unbedeutenden und Alltäglichen poetische Werte zu schaffen, und das gelingt ihr in einer Weise, daß man hingerissen wird von der keuschen, dichterischen Schönheit der Novelle. — Die zweite Novelle „Hilperich" zeigt dieselben Vorzüge, nur ist hier alles in höherem Grade auf das Charakterisierende und Erzählerische übertragen. Dies neue Buch gehört zu Jakob Wassermanns besten und wird sicherlich auch zu seinen erfolgreichsten gehören.

Otto Erich Hartleben
Von reifen Früchten

Meiner Verse zweiter Teil

In Leinwand gebunden 3 Mark.

Von einer edeln, süßen Reife sind diese Gedichte, abgeklärte Gedanken und Gefühle in vollendeter Form, alles voll weiser Bändigung, voll von der Selbstbeschränkung, in der sich der Meister zeigt, rotes Leben keusch in weißem Marmor verschlossen, wie bei den griechischen Statuen der besten Zeit. Vornehmheit war von je die Signatur der Hartlebenschen Kunst, auch seiner übermütigsten Novellen. Die Art der Behandlung seiner Stoffe, mit einem Wort sein Stil, hat ihm von je seinen eigenen, hervorragenden Platz unter unseren modernen Dichtern gesichert.

Die bösen Buben

von Th. Th. Heine und Ludwig Thoma

Mit farbigen Illustrationen Kartoniert 2 Mark

Berliner Börsen-Courier: „Die bösen Buben" (Max und Moritz) ist so textlich wie illustrativ ein frisches und witziges Werk. Aus den zwei ungezogensten Lausbuben sind im Laufe der Jahre Männer geworden — aber was für Männer! Max ist Maler, Moritz ist Dichter. Und wie sie einst die guten Dorfbewohner durch ihre Streiche zur Verzweiflung brachten, so sind sie jetzt der Schrecken größerer Persönlichkeiten geworden. In sieben Streichen werden Militarismus, Schule, die offizielle Kunst, Justiz ꝛc. so arg behandelt, wie einst der gute Lehrer Lämpel, Schneider Böck und die Witwe Bolte.

Das große Malöhr

im Juni 1903 wahrheitsgetreu dargestellt von Ludwig Thoma und Th. Th. Heine. Mit vielen Illustrationen. Karton. 80 Pf. Weil über 100,000 Exemplare wurden vom Wahlflugblatt des Simplicissimus verkauft. — Die helle Begeisterung, die diese witzige Persiflage des heurigen Reichstagswahlresultates und seines Eindrucks auf die daran Interessierten allenthalben und bei allen Parteien erregt hat, veranlaßte den Verlag, dies Meisterwerk an dichterischem und zeichnerischem Humor noch einmal in handlicherer und dauerhafterer Form herauszugeben. Einen erhöhten Wert gibt es dieser neuen Ausgabe, daß Th. Th. Heine sie durch eine ganze Anzahl neuer Bilder bereichert hat, die das Flugblatt nicht enthielt.

In allen Buchhandlungen vorrätig

Verlag von Albert Langen in München-S.

Vom neuen Heidentum

Unter diesem Titel bringt die National-Zeitung ein größeres Feuilleton und schreibt: In der deutschen Romanlitteratur hat man wohl noch niemals bisher ein größeres Werk erlebt, das so bewußt, so nackt, so kühl dem Gedanken einer Wiedergeburt des Renaissance-Heidentums dient, wie

Heinrich Mann's Cyklus
Die Göttinnen oder die 3 Romane der Herzogin von Assy 3 Bände

Geheftet 9 Mark, in Leinen gebunden 12 Mark

Band I: Diana — Band II: Minerva — Band III: Venus

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 50, Schaperstr. 37, Telephon: VIa, 11600

Sechster Jahrgang
Heft 1
1. Oktober 1903

Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, [illegible], Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Naturwissenschaft und Poesie.

Von **Wilhelm Bölsche** (Friedrichshagen).

Der tiefe Satz von den Gedanken, die eng beieinander wohnen, und den Dingen, die sich hart im Raume stoßen, läßt sich auch umkehren. Die Dinge in ihres Daseins Kraft wohnen oft eng beieinander, aber der grübelnde Gedanke will sie durch Sternenweiten trennen. Mögen wir noch so skeptisch später auf unsere Schuljahre zurückschauen, — in einem hat der Schulmeister doch fast bei uns allen triumphiert: in seinem Begriff der verschiedenen Fächer; starr stand Stunde neben Stunde; und jede hatte ihr besonderes „Fach"; und im einen Fach an das andere zu denken, war Sünde; das steckt uns für immer nun im Blut. So oft wir vom Menschen reden, erscheint er uns zerspalten in so und so viel scharfe Fächer. Leib und Seele ist schon je ein solches Fach, etwa entsprechend Turnen und, sagen wir einmal, Religion. Und ein Fach ist Naturforschung. Und ein Fach ist das Dichten. Es giebt keine Uebergänge. Wehe, wer die Grenzen verschiebt.

Und doch ist das menschliche Gehirn ganz offenbar — und einigermaßen doch auch glücklicher Weise — nicht das Erzeugnis eines Schulmeisters vom alten Schlage. Im Menschengeiste giebt es nicht so und so oft ein schreckendes Rubrum, eine neue Seite mit neuer Schrift. Als Sonne über seinem Felde strahlt gerade die Einheit, diese geheimnisvoll urtümliche Einheit, aus der alle seine Kraft strömt; wo diese Einheit zittert, da zittert die Gesundheit dieses Geistes; wo die Einheit aber am höchsten ist, da wohnt der Genius.

In diesem Sinne ist mir die Mühe um eine fundamentale Trennung zwischen Forschung und Dichtung immer als eine jener Sisyphus-Arbeiten erschienen, die uns, wie so viele, eine weltfremde, pedantische Schuldoktrin anerzogen hat. Wirklich elementare Köpfe haben sich, sagte ich mir zum Trost, in der Praxis nie um die Schablone gekümmert. Aber unter unsern modernen Geistesfragen wird das Thema doch auch theoretisch immer wichtiger heute. Nicht allein, weil wir modernen Kulturmenschen mehr und mehr beide Gebiete in ihrer vollen Größe empfinden; weil wir wissen, was es heißt: ein Dichter sein, — gemessen an dem Kulturwert eines Mannes wie Goethe; und weil wir ebenso fest jetzt vor Augen haben, was wir in der Technik der praktischen Naturforschung verdanken, die uns wirklich Berge versetzt und uns einen neuen, sozialen Leib schafft, mit dem wir unsern Planeten umspannen. Wesentlicher ist mir, daß gerade diese beiden menschlichen Geistesbethätigungen in gleicher Kraft hineingerissen werden in die größte Krisis, die unsere Zeit meines Erachtens in ihrem tiefsten Geistesleben überall heute zu bewegen beginnt: die Krisis unserer neuen Stellung zu dem Begriff „Natur" überhaupt.

Alle wildesten Wirbel unserer gährenden Weltanschauungs-Fragen und religiösen Fragen kreisen um diesen Punkt: wie wir uns neu einrichten sollen mit diesem Begriff, der, eine ungeheuerliche neue Gewalt, mitten in unserm Ideenleben und Erfahrungsleben aufgewachsen ist in den letzten Jahrhunderten, Tempel und Bauten aller Art in unserem Geiste zerquetschend, erdrückend und endlich offene Antwort, offene Stellungnahme von allen Denkenden heischend. Ich meine, wer sich die Augen nicht künstlich zuhält, muß diese kolossale Krisis sehen, die, einerlei, wie nun die Lösung sei, sich unabänderlich aufstaut vor dem weltumfassenden Worte „Natur", die sich aufstauen muß und auskämpfen muß für uns vor diesem Worte, weil es zu dieser Stunde wirklich „weltumfassend" geworden ist und damit die volle Wucht erhält, eine ganz große religiöse Erschütterung und Erneuerung einzuleiten.

In dem Augenblick aber, da diese Natur-Krisis uns bis ins Herz des Denkens bewegt, müssen folgerichtig auch die beiden höchsten Gipfel nebeneinander in die grellste Beleuchtung tauchen, an denen die Menschheit seit Jahrtausenden, und immer intensiver und intensiver darin, mit der Natur um ihr „Du segnest mich denn" gerungen hat: Kunst — und Naturforschung. Das Auge des Poeten und das Auge des aufs schärfste wissenschaftlich beobachtenden Naturforschers: — das sind, solange

wir eine kulturell arbeitende Menschheit haben, die beiden äußersten, kraftvollsten Warten dieser Menschheit gewesen gegenüber — der Natur.

Wird aber nicht auf diesen Warten mit grundsätzlich verschiedenen Methoden nach grundsätzlich verschiedenen Zielen gerungen? Die alte Antwort bejaht das gewiß. Nicht die Goethe-Antwort, aber die hergebrachte Antwort (denn Goethe ist bei uns noch nicht hergebracht!). Und vor allem sehr scharf die Antwort der Naturwissenschaftler. Die Härte, wie hier die Antwort formuliert wurde, hat aber zurückgewirkt wieder auf die Kunstkreise. Die stolze Lehre des Novalis, die den Dichter und den Forscher gerade einigen wollte vor dem Begriff der Wahrheit und dem Dichter dabei die Palme des höchsten Wahrheitsfinders zuerteilte, — sie ist verschollen wie eine Kuriosität. Als aber vor zwei Jahrzehnten, in der Hochblüte des theoretischen Naturalismus, Zola die Poesie als ein Anhängsel bloß der beobachtenden und experimentierenden Naturwissenschaft definieren wollte, da regte sich umgekehrt doch überall der ästhetische Unmut; das dürfe man sich doch auch nicht gefallen lassen; dann doch lieber jede Berührung der Gebiete ablehnen! Mit starkem Nachdruck konnte man jetzt wieder die alte Schiller-Formel hören: die Forschung gehe auf die Wirklichkeit, die Welt der Kunst dagegen liege im Bereich des Ideals — und das eben sei das Wesen des Ideals, daß es niemals wirklich werden könne und dürfe. Aber wiederum dagegen wehrte sich doch auch bei ästhetischen Naturen, denen ihre Zeit nicht fremd geblieben, etwas wie ein dumpfes Gewissen. Wo schwebte dieses Ideal, wenn die „Wirklichkeit" ihm keine Stätte bot? Wenn die Naturwissenschaft das „Weltbild" gab — und auch ehrliche ästhetische Köpfe konnten sich dieser Einsicht vielfältig nicht mehr entziehen — und das ästhetische Ideal garnicht dabei mitsprach: war es nicht doch auf dem Punkt, für uns ganz aus dem ernsthaften Gesichtskreise zu verschwinden? Der Naturforscher auf seiner Seite vollzog den Schnitt ganz gerade. Ihm gehörte die Welt. Irgendwo mußte auch das Aesthetische hinein für ihn. Wenn es sich aber selbst so luftig definierte — nun so kam es an die luftigste Stelle: an die Grenze des „Krankhaften", der Sinnestäuschungen, Halluzinationen. Das Kunstschaffen war ein gefährliches Spiel mit Halluzinationen. Die ästhetischen Ideale waren ein Erträumen von Nicht-Realem bis zur Grenze der pathologischen Sinnestäuschung Wenn der Kunst bei so gefährlichen, an die Gehirnstörungen durch Alkoholismus bedenklich erinnernden Symptomen doch noch eine gewisse Toleranzauffassung zugesprochen wurde, so stützte sie sich auf das denkbar armseligste Motiv, das jemals ästhetisch ins Feld geführt worden war: man gestand der Kunst einen „Unterhaltungswert" für müßige Augenblicke, für Ruhepausen gleichsam im Kampf um die Realität zu.

Und mit diesem Pakt der Armut, des Mitleids, begannen wieder Aesthetiken sich auseinanderzusetzen wie mit einem Muß moderner Weltanschauung! Einzelne ästhetische Naturen, die noch etwas von der alten Kraft und dem echten Stolz ihres Berufes sich bewahrt hatten, lehnten sich wohl dabei auf und erklärten: sie pfiffen auf die ganze Forschung und ihre Resultate als wertlosen Plunder; aber indem sie ihre Meinung kaum aussprachen, sie vervielfältigen, drucken ließen, durch Verkehrsmittel verbreiteten, bedienten sie sich fort und fort der technischen Hilfen, die eben diese Forschung und in erster Linie die naturwissenschaftliche geschaffen hatte, und dem Naturforscher stand das Recht zu, daß er sie auslachte.

So geraten wir überall ins Dilemma. Und es ist keine Frage, daß dem Reifen einer wirklich einheitlichen, uns wieder im Ganzen unseres Daseins erfüllenden modernen Weltanschauung aus diesem Kriegszustand ein fortdauerndes Hemmnis erwächst. Es ist ein fortwährendes Sichbedrohen aus zwei Lagern, und jeder Pakt scheint irgendwie eine Vergewaltigung. Und dabei sind es doch zwei geistige Augen in unserm einen Kopf, die in Zwist sind, — zwei Augen vor der Natur, die uns kraft dieser Natur beide gewachsen sind.

Es ist natürlich wohlfeil wie Brombeeren, an einem Einzelexempel zu zeigen, daß man da nicht willkürlich mischen kann. Ich soll eine Pflanzenblüte botanisch exakt zeichnen und beschreiben — und ich entwerfe ein Kunstwerk in Anlehnung an diese Blüte, alle Formen stilisiert, rhythmisiert, auf meine Harmoniewünsche im Sinne eines Kunstideals umgestaltet. Ich soll als Reisender die Sitten eines Naturvolkes schildern, und ich zeichne ein Idealbild im Sinne Rousseaus, wenige Wahrheitszüge ausgemalt zu einem Menschheitsbilde von paradiesischer Einfalt und Unschuld, wie ich es auf der Höhe meiner Kultur mir als Ideal konstruieren kann. Es ist ganz gewiß, daß ich damit die Aufgaben der beschreibenden Botanik und Ethnographie als solche nicht erfülle und, falls ich mich als in ihrem Dienst stehend doch bezeichne, fälsche und verwirre; wer nach mir kommt, wird die Pflanze nicht wiedererkennen können, und damit wird der Wert meiner Beschreibung als Diagnose fallen; wer zu den Südseeinsulanern kommt und aufgrund meines Bildes ihnen an den Hals fliegt als unschuldigen Lämmern einer rosigen Schäferwelt, der wird vielleicht aufgefressen werden und so das Fatale einer poetischen Ethnographie sehr handgreiflich erfahren. Das ist in der That Brombeeren-Weisheit, und wer damit das Problem für erledigt hält, mag die Lösung von allen Hecken pflücken.

Aber die Sache hat faktisch schon in diesen simpelsten Beispielen einen tieferen Gehalt. Nehmen wir an, ich gebe bei Beschreibung jener Blume nicht den falschen Weg des Stilisierens nach meinen Wünschen, sondern ich liefere vielmehr eine Beschreibung oder Abbildung, die in der That so sehr dem Original entspricht, daß in ihr sozusagen dieses Original noch einmal neu im Medium unserer Sprache oder Zeichnung geschaffen ist. Dieser Akt ist ganz zweifellos der höchste denkbare Akt der strengsten, exaktesten Botanik. Aber zugleich ist doch auch etwas darin, was der Künstler reklamieren kann. Es ist ein Akt des Schaffens darin. Allerdings in diesem Falle nur des Noch-einmal-Schaffens, — immerhin auch das schon in ein neues Medium (menschliche Sprache und Zeichnung) hinein. Das „Schaffen" ist aber jederzeit ein Hauptmoment in jeglicher Definition des Künstlers gewesen. Und es wird sich stets ein Kreis, ein Ausschnitt wenigstens sogar von Künstlern sammeln lassen, die behaupten, es sei schon solches bloß Noch-einmal-Schaffen in ein anderes Material oder Medium hinein in höchster Vollendung eine derartige That, daß ein ganzes Künstlerleben ihr schon gewidmet werden

dürfe. Und gewiß jedenfalls ist, daß ein ungeheurer Teil der echtesten Kunstgeschichte nur Entwicklung in dieser Linie ist: reiner Fortschritt in dem Noch-einmal-Schaffen von Natur gegebener Dinge auf einer Bildfläche oder in Marmor oder durch Worte. Ein Stümper nur kann das endlose Titanenringen der Kunst um diese Probleme, das „Schaffen" rein in diesem Sinne gering schätzen oder gar überhaupt noch nicht für „Kunst" halten.

Hier hätten wir also alsbald ein Riesengebiet der Kunst, mit dem sich ein Riesengebiet der Forschung restlos deckt. In der Praxis ist das auch bis auf das „Wort" eigentlich nie bestritten worden: man hat ganz genau gewußt, wie viel schaffender Künstler in diesem Sinne in jedem echten und bedeutenden wissenschaftlichen Beobachter und Schilderer stecken müsse. Alle Reiseschilderer, auf die unsere Geographie, Ethnographie, Geologie stolz sind, waren eminente Künstler. Ein Mann wie Darwin, der eine neue Epoche des Sehens in der Naturgeschichte des Lebendigen eingeleitet hat, war eine schaffende Künstlernatur ersten Ranges von dieser Art, und das wird ja so auch nicht bezweifelt werden. Man hatte nur immer eine gewisse Angst vor dem „Wort", weil man glaubte, es könne ein ganz richtiger Künstler es nun einmal nicht lassen, doch immer auch zu stilisieren, das Gesehene nicht nur nachzuschaffen, sondern auch selbstherrlich nach seinen Idealen umzuschaffen.

Und in diesem Gefühl liegt ja auch wieder etwas für sich Richtiges. Es wird doch die Mehrzahl der Künstler auch bewußt dafür eintreten, daß ihre Aufgabe nicht bloß „Noch-einmal-Schaffen in ein anderes Material hinein" sei, sondern noch weit darüber hinaus echtes Umschaffen und Neuschaffen in eine als Ideal zunächst innerlich geschaute und ersehnte schönere, das heißt rhythmischere, harmonischere, moralisch gesprochen: bessere, jedenfalls im ganzen reichere Neu-Welt. Der „Faust" ist nicht erschöpft im Kampf des Noch-einmal-Schaffens beobachteter Dinge auf dem Papier: er enthält einen Welttraum mit Sinn und Lösung, eine wirkliche „göttliche Komödie" mit symbolischer Stilisierung und Schluß. Der Moses des Michelangelo ist nicht bloß noch einmal „ein Mensch". Im Grunde fängt das Neuschaffen und Freischalten ja bereits bei jedem „erfundenen" Stoff an, jeder Romanhandlung, mag das Detail noch so „naturalistisch" sein; es wird, wenn denn keine Stilisierung und Idealisierung der Dinge, so doch selbst vom strengsten Naturalisten eines Programms, das kein Zola bisher je thatsächlich erfüllen konnte, eine reichere Welt, eine um diese Romanhandlung oder diesen Gemäldestoff vermehrte, gesucht werden. Nun fragt sich aber bloß, ob wir nicht in der Naturforschung auch einen Zug entdecken können, der zwar nicht wie in jenem groben Beispiel, aber wieder in einem tieferen Sinne jenem Neu-Schaffen des Künstlers entsprechen könnte.

Nehmen wir das Beispiel nur ruhig selber wieder als Ausgangspunkt. Vor mir liegen Blumen, — aber nicht eine einzelne Blüte, die ich wissenschaftlich beschreiben soll, sondern ein prachtvolles Georginenbeet. Diese herrlichen Blüten in ihrem Farben- und Formenreichtum sind selber in ganz b[illegible]mmtem Sinne ein Werk der menschlichen Naturwi[illegible]chaft. Gärtner haben sie herangezogen unter Ben[illegible]ug bestimmter gesetzlicher Naturbedingungen. Gleichzeitig aber sind sie „schön", sie sind herangezogen auf bestimmte rhythmische Reize, auf ästhetisch wirkende Farben und Formen hin. Der Mensch hat hier die Naturbedingungen beherrscht und hat mit ihnen die Dinge gewandelt, gebessert auf seine Wünsche hin, — seine ästhetischen, harmonisierenden Wünsche.

In dem anderen Beispiel, von dem nackten Wilden, läßt sich ein ähnlicher Weg auch wenigstens andeuten. Die strenge Beobachtung zeigt diesen Wilden allerdings als rohen Menschenfresser. Aber sie zeigt immerhin auch Ansatzstellen in ihm, wo er durch Kultur gebessert werden könnte. Nun tragen wir unsere höchsten Kulturideale zu ihm. Sagen wir: wir bringen ihm die Friedenslehre des Evangeliums. Wir wissen ja, wie viel gerade an diesem Bringen heute halb und schlecht ist. Aber in etwas arbeiten wir doch zweifellos, der Absicht nach, mit einem Idealbilde schaffend auch in den Wilden hinein. Nach Jahrhunderten wird er unter Umständen ein Kulturmensch sein wie wir. Und nach Jahrtausenden wird er mit uns noch bedeutend angestiegen sein in der Kultur. Der rousseausche Idealmensch, der keine Menschen frißt, sondern in allen Mitmenschen seine Brüder sieht, war zwar im Anfang nur in gefälschter Beobachtung; am Schluß aber wird er vielleicht da sein als unser Werk, das Werk unseres Wunsches!

Aus diesen Exempeln erhellt eine Grundlinie der Forschung, die so einfach ist, daß über sie gar keine Diskussion sein kann. Der Zweck auch aller Forschung ist nicht das einfache Noch-einmal-Schaffen der gegebenen Dinge. Alle exakte Beobachtung und Beschreibung dient nur dem Ergründen der Bedingungen, der treibenden Kräfte in den Dingen. Sind diese Kräfte aber erkannt, so ist das Thor offen zu ihrer Beherrschung. Sobald aber die Herrschaft, die Möglichkeit eines Anders-Lenkens, in unserer Hand ist, tritt die zweite Stufe ein: es mischen sich auch hier unsere Wünsche ein, unsere Idealbilder eines „Besseren", für uns „Besseren", — und es wird aufgrund dieser Wünsche der Versuch gemacht, eine bessere Realität zu erzeugen. Blumenarten werden zu schönen Varietäten umgeformt, Menschenfressersitten im Sinne des Evangeliums gemildert. Naturbeobachtung führt zur Technik. Diese Technik bedeutet Naturbeherrschung, Naturumschaffung in der Linie unserer Ideale. Der Naturforscher sammelt mit peinlicher Exaktheit unendliche Materialien. Er legt — in der Absicht — das ganze Gehäuse der kosmischen Uhr auseinander, um ihren Bau zu sehen. Aber das ist nur die Vorarbeit. Eines Tages kann er die ganze Uhr selber laufen lassen, vor- und rückwärts drehen. Er beherrscht die kosmische Uhr. Er kann alles Geschehene selbst entstehen lassen, Gott im alten Wortsinne sein, die Kosmogonie leiten. Aber im Augenblick, da er es kann, bewährt er sich auch in noch höherem Sinne aktiv. Er dirigiert nach seinen Wünschen. Er macht besser. Wie Novalis es nannte: er macht die Natur moralisch.

Gewiß könnte er das nicht, wenn er nicht selber ein Stück Natur wäre, die in die Weltkausalität aufgenommene Höherentwicklung dieser Natur selber. Doch das ist eine tiefere philosophische Frage.

Die Praxis der Dinge aber lebt in jeder kleinsten technischen Errungenschaft. Ich habe etwas Zukunfts-

musik getrieben, ins Aeußerste gemalt. Aber das Morgenrot dieses Aeußersten glüht thatsächlich schon auf jedem schlichtesten Instrument unserer Technik. Naturforscher sein, heißt auf Naturherrschaft losarbeiten — und Naturherrschaft ist sofort, vor jeder winzigsten Sache, vor jedem kleinsten Rädchen der Dinge: Naturbesserung.

Nun aber: wenn die Sachlage bis hierher entfaltet ist — welche wunderbare Einheit wird plötzlich sichtbar! Die Ideale selbst, nach denen der Künstler seine Beobachtungen elementar umschafft, besser, reicher schafft, sind in nichts verschieden von denen des Naturforschers. Sobald die Frage auftaucht: in welcher Richtung sollen wir denn nun bessern, tauchen aus dem elementaren Grunde des Menschen (dieses sich entwickelnden Naturstücks) auch immer die gleichen Wünsche auf: Harmonie, Rhythmus, Friede, Liebe, Gerechtigkeit, immer schmerzloserer Sonnenflug, Genüsse höchster Art in Erkenntnis und Schönheit. Alle Technik ringt und ringt nur nach dem gleichen Ziel, das die Dichter gesungen, die Maler gemalt, die Bildhauer gemeißelt, die Musiker in Harmonieenmeeren über uns ausgegossen haben.

Der äußere Schönheitsmensch, der körperliche Idealmensch, den in höchster Stunde der inneren Wunsch-Schau die größten Bildhauer gesehen und im Marmor zuerst wie in einer ersten Projektion des Ideals verkörpert haben, — er ist genau so das Ziel aller Hygiene, aller Rassenzüchtung, wie es die Naturforschung in der leiblichen Realität aller Menschen erreichen will. Der Traum einer Weltregierung durch Liebe, wie ihn die Dichter, zumal die großen religionsstiftenden Dichter, geschaut und in ewigen Gedichten und Evangelien niedergelegt haben, — er ist auch das Ideal aller sozialen Entwicklung, aller realen Hoffnungen auf Besserung der Dinge durch Beherrschung der Natur, — er ist das große Zukunftsbild einer Menschheit, die sich selber zum liebenden Gotte wird, weil sie Gottesmacht über die Naturkräfte erlangt und zugleich diese Naturkräfte dirigiert auf die größtmögliche Harmonie der Welt.

Blicken wir zurück an dieser Stelle. Was bliebe also als Unterschied?

Forschung und Kunst treten beide zunächst rein schauend vor die Realität der Natur, — als Gaben eines zu Höherem bestimmten Entwicklungsfeldes dieser Natur selbst, das die Gabe hat, „sich“ zu schauen noch einmal als etwas Objektives.

In diesem reinen ersten Stadium des Materialsammelns sind sie prinzipiell überhaupt nicht getrennt. Und diese Gleichheit bleibt, solange sie bloß im Bereich des Noch-einmal-Schaffens bleiben. Sie bleibt auch fernerhin noch in dem Schritt zum Umschaffen, zum Neu-Schaffen. Und sie bleibt im Ziel dieses Umschaffens. Denn die Ideale sind identisch.

Dann aber tritt in der That zunächst ein Unterschied ein. Der Künstler projiziert sein Ideal in ein „Bild“. Der Forscher ringt in unendlicher Arbeit nach Verwandlung der ganzen Realität in sein Ideal. Michelangelo stellt seinen marmornen David hin. Der Naturforscher ringt danach, den Menschenkörper selbst zu solcher Idealhöhe wirklich in unendlicher Generationenfolge zu veredeln. Beethoven dichtet seine Symphonieen. Der Naturforscher ringt danach, den Weltlauf in Symphonieen umzusetzen. Das sind große Bilder, — doch nicht zu groß!

Gerade zwischen diesen „Unterschieden“ besteht aber jetzt wieder eine tiefste Beziehung. Die Kunst liefert das erste Modell gleichsam der realisierten Ideale. Mit raschem Seherblick schaut sie schon aus dem Chaos der Dinge die erfüllte Harmonie heraus und wirft sie in einer ätherisch feinen, nur leicht schwebenden Projektion einmal hin, aber sichtbar für Tausende und Tausende. Sichtbar als Leitbild aller Arbeit am Ideal.

Zum erstenmal zeigt sie die Möglichkeit einer Realisierung, einer Verkörperung des Ideals durch Bedingungen der Wirklichkeit. Als Bild zuerst. Die That soll ihm folgen durch die Wissenschaft! An diesem Bilde soll sich der Mut stählen. An ihm auch sollen die Geschlechter vor der Erfüllung schon in gewissem Sinne doch des erst fern Zukünftigen jetzt teilhaftig werden. Die Kunst ist das Ideal-Modell des Forschungsziels, — die Forschung im höchsten Sinne die Ideal-Erfüllung der Kunst. So arbeiten auch in ihrem Eigensten Forschung und Kunst nicht gegeneinander, sondern zueinander.

Ganz schlicht ergiebt sich hier auch der Punkt, in dem die beiden Gebiete nicht durcheinander geworfen werden dürfen. Kunst giebt in ihrer großen Form stets Zukunftsbilder, nicht Gegenwartsbilder. Die Forschung auf ihrer Stufe erst der Natureroberung, da, wo sie das kosmische Uhrwerk noch auseinandernimmt, um es kennen zu lernen, muß auf Gegenwartsbildern in reinster Form bestehen. Im Urschoße der „Realität“ liegt ja allerdings beides friedlich beisammen. In der Gegenwart steckt auch schon die Zukunft für den, der sie sehen kann und will. Die Kunst ist dieses Sonntagskind, und sie hat auch den wahren Sonnentagsberuf, ihre Schau für ihr Teil laut zu verkünden. Wenn der Forscher ihr aber lauscht, muß er sich klar sein, daß auf seiner Linie diese Kunstbilder reale Zukunftsbilder sind. Sie sind auch seine Ferne, — aber um diese Ferne zu erlangen mit seiner Arbeit, darf er seine Gegenwart, vor der er als Eroberer steht, nicht für sein Teil damit vermischen. Diese Arbeitsteilung im Menschengeiste zu innerster Gegenleistung ist aber himmelweit verschieden von den „Fächern“ des Schulmeisters, die getrennt sind wie die Königskinder des Märchens durch die Wasser, die viel zu tief.

Hanns von Gumppenberg.

Von **Rudolf Lothar** (Wien).

Am 3. Februar 1894 wurde am königlichen Schauspielhause in Berlin ein Einakter, „Die Minnekönigin“, von einem bis dahin fast völlig unbekannten Verfasser zum ersten Male gegeben. Er gefiel ganz ungemein und lenkte das Interesse des Publikums und der Kritik auf Hanns von Gumppenberg. Man hätte glauben sollen, daß nach all dem, was Gumppenberg bis dahin schon geschrieben hatte und weiterhin veröffentlichte, die Stellung des Dichters gesichert sei. Aber andere Namen verdrängten ihn, und man sprach erst dann wieder von ihm, als im Kreise der

Elf Scharfrichter in München seine jocosen und burlesken Ueberdramen die Leute lachen machten.

Wie kommt es, daß ein Dichter, der verdiente, in erster Reihe zu stehen, der an gedanklicher Kraft, an Phantasie und plastischem Vermögen die meisten der litterarischen Tagesgrößen weit übertrifft, heute fast wie ein Unbekannter in der Gegenwart steht? Seine Stücke werden nicht aufgeführt, und Gehör verschaffte er sich erst, als er sich die Narrenkappe aufsetzte und die Glöckchen klingen ließ.

Ich zweifle aber nicht, daß Gumppenberg, der Dichter, schließlich noch über Gumppenberg, den Spaßmacher, den Sieg davontragen wird. Vom Ruhme trennt ihn eigentlich nur die dünne Wand eines Vorhangs. Es brauchte sich nur der Vorhang eines Theaters zu heben. Die Werke sind da, sie müßten nur gehört werden.

Hanns von Gumppenberg.

Das Grundproblem aller Dichtungen Gumppenbergs ist das Ringen eines Helden nach Erkenntnis. Hülle um Hülle, Schleier um Schleier reißt der Kämpfer entzwei, in die Schrecknisse und Wirrnisse des innersten Heiligtums im Ewigkeitstempel dringt er ein, und wie er endlich vor dem letzten Mysterium steht, da sieht er — ins Nichts, in bodenlose Nacht; Christentum und Heidentum münden für den Dichter in die indische Nirvanalehre. Am schärfsten und prägnantesten spricht der Dramatiker Gumppenberg aus dem kleinen Einakter „Die Verdammten", einem Stücke von einer Macht und Gewalt, die man in der ganzen Einakterlitteratur der letzten Jahrzehnte vergebens sucht. Es spielt in prähistorischer Zeit. Ein germanischer Volksstamm ist stark im Glauben an ein ewiges Leben, an Himmelfahrt der Toten und Walhall. Da vermißt sich Kathmor, der nach dem Tode seines Vaters zum Führer des Stammes gewählt werden soll, den Stein vom Grab des Vaters wegzuwälzen. Getäuscht ward er und das Volk. Nicht wie die Priester verkünden und alle glauben, ist der Tote verklärt gen Himmel gefahren: er liegt verwesend im Grabe. Kathmor, von der Erkenntnis übermannt, will sich töten, aber der Aelteste des kleinen Volkes hält ihn zurück: die Aufgabe des Lebens ist es, als Verdammter, als ein zur Erkenntnis Verdammter in den andern den Glauben zu erhalten. Und Kathmor verschweigt sein Wissen, trägt seinen Fluch allein und bleibt aufrecht stehen, wenn er auch weiß, daß über ihm kein Walhall sich wölbt, sondern das Nichts.

Solche Verdammte sind fast alle Helden Gumppenbergs. Auch sein Christus in dem merkwürdigen Trauerspiele „Der Messias", von allen Christusdramen, eben wegen seiner Skepsis und seines Pessimismus, das ergreifendste. Auch Jesus nimmt wie Kathmor ein Lügenwerk auf sich als Mittel zum edelsten Zweck, zum Zweck der höchsten Wahrheit. Er ist ein Mensch, nicht Gottes Sohn; er ist nicht vom Himmel herabgestiegen, ihn hat das Weib geboren. Und er verleugnet das im Dienste seiner großen Sache. Riesenhaft wächst er empor — eben durch seine Schuld. So umschifft Gumppenberg die Klippe aller Christusdramen, so macht er aus dem passiven Märtyrer den trotzigen Kämpfer, der den unerhörten Kampf mit seinem Tode sühnt. Warum wagt kein geschlossener dramatischer Verein die Aufführung dieses Werkes?

Für Gumppenberg selbst ward es zur Erkenntnis, als er das Mittel fand, sich aus der Hölle der Verdammten zu retten. Dieses Mittel ist der Humor. „Der erste Hofnarr" ist die bedeutsame Wende in Gumppenbergs dichterischer Entwicklung. Alles erkennend über alles lachen, das ist der Weisheit letzter Schluß. Der Humor ist der Weltbesieger, in Wahrheit der Erlöser. Er allein vermag die Dissonanzen des Daseins aufzulösen in Harmonie. Im letzten innersten Heiligtum fand der Suchende, nachdem sich seine Augen an die Nacht gewöhnt hatten, die schellenklingende Narrenkappe.

Schade, daß Gumppenberg seinen Roman „Der fünfte Prophet" vor diesem Wendepunkt geschrieben hat. In diesem Roman zeigt er übrigens, daß er auch bauen und komponieren kann. In seinen weitläufigen Dramen „Alles und Nichts" und „Messias", ja zum Teil auch im „Ersten Hofnarr" läßt der Aufbau zu wünschen übrig. Alle Figuren sind plastisch, alle Figuren leben. Aber sie stehen auf der Bühne allzu weit von einander, sie stehen in einer Landschaft, die man kaum überblicken kann. Diesen Fehler hat der Dichter in den „Verdammten" und in der „Minnekönigin" überwunden, und daß er konzentrieren und pointieren kann, hat er in seinen zahllosen Scherzspielen, den „Ueberdramen", glänzend bewiesen. Man darf diese Ueberdramen, diese Ironieen, Travestieen und Parodieen des heutigen Lebens und der heutigen Kunst nicht allzu ernst nehmen und nicht etwa mit dem ganzen Rüstzeug der Kritik prüfen wollen. Man soll sie aber auch nicht zu leicht nehmen und nicht vergessen, daß hier ein Ueberlegener, trotz seltsamer Clownsprünge und grotesker Pas, nie das Künstlerische außer acht läßt. Es sind litterarische Cancanstudien über Themen der Moderne.

Es ist eigentümlich, zu beobachten, wie Gumppenbergs Stil und Sprache mit seiner dichterischen Ent-

wicklung Schritt gehalten haben, wie sein Vers klangvoller wurde, seine Prosa Rundung und Kraft bekam. Bei seinen ersten Versuchen sprengt noch der Gedanke gerne das sprachliche Kleid. Sein Vers ist ein Gefäß, das überquillt. Nun hat er in fortschreitender Selbstzucht auch seine Sprache gebändigt. Wie er sie als subtilstes Werkzeug handhabt, wie er sie souverän beherrscht, als Virtuose die ganze Klaviatur der Nuancen meisternd, das zeigt er in seinem Parodieenbuch „Das teutsche Dichterroß". Wie er da die deutschen Lyriker, von Eichendorff, Müller und Schwab angefangen bis zu Dauthendey und Arno Holz karikierend kopiert, das ist ein Meisterstück parodistischer Kritik. Dieses Büchlein beweist, wie unendlich feinhörig der Kritiker Gumppenberg ist, wie er jeden Akkord in seine Töne aufzulösen vermag.

Wenn man Gumppenbergs Werke übersieht, fragt man sich verwundert, wie es kommt, daß ein Mann, der eine Dichtung geschrieben wie „Alles und Nichts", ein kraftvolles Schauspiel wie den „Ersten Hofnarren", der einen so gewaltigen Wurf gethan wie den „Messias", der mit seinem Einakter „Die Verdammten" einen allerersten Platz erstritt, diesen Platz nicht allen sichtbarlich einnimmt. Vielleicht, weil Gumppenbergs Schaffen bis heute in eine Zeit fiel, die allzu eng am bloß Körperlichen haftete und für metaphysische Bedürfnisse kein Empfinden hatte. Der Dichter aber soll nicht am Physischen kleben bleiben, sondern über das Physische hinaus die Wege suchen. Nur auf solchen Wegen kann Erkenntnis gewonnen werden. Noch keiner war ein wirklicher Dichter, der nicht Metaphysiker war und der nicht nach Erkenntnis rang. Die Zeit der undichterischen Dichtung ist vorüber. Die terre à terre-Dramatik ist begraben, der Nüchternheitsroman verstaubt. Und weil wir wieder anfangen, Dichtung als Dichtung zu nehmen, weil wir Sehnsucht haben nach dem Flug hinaus aus der Enge und empor in die Weite, weil wir wieder Suchende geworden sind, und die verschütteten Tempelwege wieder aufgraben, weil wir wieder im Poeten einen Weisen und Seher finden wollen, darum wird auch für Gumppenberg seine Zeit kommen und die Zeit seines Ruhmes.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

XV.

Hanns von Gumppenberg.

Ich entstamme einem alten bayrischen Adelsgeschlechte und wurde am 4 Dezember 1866 zu Landshut in Niederbayern geboren. Mein Großvater väterlicherseits war Erzieher des Königs Otto von Griechenland, ein Hofmann mit unglücklicher Liebe zur Landwirtschaft, die schließlich nach Ankauf und Bewirtschaftung eines Schloßgutes in den bayrischen Bergen zur Verschlechterung seiner Vermögensverhältnisse führte. Auf eigenen Erwerb angewiesen, widmete sich mein in der bayrischen Pagerie erzogener Vater dem Postdienste, umsomehr, als auch meine Mutter, die Tochter einer alten, angesehenen Bürgersfamilie, kein nennenswertes Vermögen in die Ehe brachte. Mein Vater war ein Mann von vielseitigem Interesse. Er veröffentlichte neben einer Reihe postalischer Fachschriften mehrere Bändchen oberbayrischer Dialektdichtungen lyrischer und dramatischer Art, beschäftigte sich auch mit naturwissenschaftlichen Studien; beispielsweise gab eine mitteldeutsche Universität ein entomologisches Werk aus seiner Feder heraus.

Ich selbst besuchte, von meinem ersten Lebensjahre ab in München aufgewachsen, dort erst die protestantische Volksschule — ich wurde nach der Religion meiner Mutter protestantisch erzogen — und die ersten Klassen der Lateinschule, dann fand ich 1880 als Edelknabe Aufnahme in die bayrische Pagerie.

Schon während meiner Pagenzeit entstanden meine ersten dichterischen Versuche. 1885 absolvierte ich die Pagerie und gleichzeitig das humanistische Gymnasium. Nun studierte ich zunächst an der münchner Universität Philosophie und Germanistik. Ich hatte die Absicht, später einmal selbst Litteraturgeschichte zu dozieren, aber Michael Bernays, zu dessen engerem Schülerkreis ich zählte, riet mir von dieser Karriere ab, als er meine Vermögenslosigkeit erfuhr, und verwies mich auf eine freiere schriftstellerische Thätigkeit. Ein Versdrama „Odysseus auf Ithaka", das ich 1886 schrieb, war damals von der münchner Hofbühne angenommen worden, was meine Zukunftshoffnungen in dieser Richtung stärkte; aber bald darauf erhielt die Hofbühne einen neuen Oberregisseur, der sich mit jener Dichtung nicht befreunden konnte. So wurde mir nahegelegt, auf deren Aufführung zu verzichten und mich mit der eines mittlerweile entstandenen vieraktigen Trauerspiels in Prosa aus der schwedischen Geschichte „Thorwald" (1887) zu begnügen. Dieses stark skizzenhafte Stück gab denn auch das Residenztheater (1888); der Erfolg war ein sehr freundlicher, ich wurde mehrmals hervorgerufen, und die erste Wiederholung fiel, trotz ziemlich absprechender Preßkritik, noch erheblich besser aus, sodaß das Stück ins Hoftheater (ins „große Haus" unserer Hofbühne) verlegt werden sollte. Da aber wurde es plötzlich auf einen Wink des Hofes abgesetzt, weil dieser — sehr irrtümlicher Weise! — in seiner Behandlung eines „vertriebenen Königs" eine Anspielung auf Ludwig II. erblickte.

Meine jungen Hoffnungen waren auf diese Art schnell vernichtet, abermals mußte ich auf eine festere Lebensbasis denken, und wandte mich nun juristischen Studien zu, die mir indessen schon nach zwei Semestern so wenig behagten, daß ich sie wieder aufgab und mich als Journalist an die Führer der münchner „Moderne" anschloß, die damals unter M. G. Conrad, Georg Schaumberg, O. J. Bierbaum und Julius Schaumberger den ersten Vorstoß machte. Erst wirkte ich als Musikkritiker — mit Musik war ich, unterstützt durch eine starke Veranlagung nach dieser Richtung, schon seit meinem sechsten Jahre vertraut — an der neugegründeten „Münchner Stadtzeitung", dann als Mitarbeiter der beiden Kampfblätter der münchner Modernen, „Münchner Kunst" und „Moderne Blätter"; 1889 wurde ich Mitbegründer der „Gesellschaft für modernes Leben" (mit den obengenannten Schriftstellern).

Unterdessen hatte ich eine ganze Anzahl von Bühnendichtungen geschrieben; schon vor dem „Odysseus“ waren zwei biblische Versdramen „Die Könige“ (Saul und David) und eine Dilogie „Simson“ entstanden, später, außer dem „Thorwald“, die Prosadramen „Die Pestjungfer“ und „Jacopo“, ein Cyklus von Versdramolets „Trilogie des Todes“, ein dramatisches Gedicht „Tannhäuser“, ein Versstück „Jutta“ (nach einem Märchen des Musäus), ein Phantasiedrama „Das Ende“, ein modernes Drama „Das Heilige“, dann die Versstücke „Velleda“, „Auf Plessis les Tours“ und „Die Hugenotten“. Alle diese Dichtungen ließ ich liegen, entmutigt wie ich war, ohne mich auch nur um die Veröffentlichung zu bemühen; nur eine Szenenreihe aus den „Hugenotten“ wurde in der „Münchner Kunst“ abgedruckt; eine kleine moderne Komödie „Apollo“ erschien dann in einem münchner Verlage. 1889 entwarf ich das Christusdrama „Der Messias“, das 1891 als Buch erschien und mir sofort heftige Anfeindungen der Ultramontanen zuzog.

In jener bewegten Zeit machte ich auch, mitten im Strom der modern-materialistischen Ideen treibend, meine ersten okkultistischen Erfahrungen, wurde nach langem Spott und Widerstreben von der Realität einer Reihe von Phänomenen überzeugt und unter deren Einfluß zunächst zu einem extremen Mystiker. In meiner ersten Jugendzeit war ich strenggläubiger Protestant gewesen, das metaphysische Bedürfnis war bei mir nur zurückgedrängt, nicht erloschen, und so wirkte die mir in einer mediumistischen Sitzung von einer geheimnisvollen „Intelligenz“ übermittelte Aufforderung, als kritiklos fügsamer „Prophet“ einer neuen und „zeitgemäßen“ okkultistischen Religion aufzutreten, elementar auf mein Gemüt. Ich unterdrückte standhaft alle verstandesmäßigen Bedenken, die sich auch in mir selbst sehr kräftig regten, veröffentlichte unter dem Titel „Das dritte Testament“ die von jenem Spirit mir diktierten transscendentalen Aufschlüsse und hielt mich sogar verpflichtet, sie in öffentlichem Vortrag zur Geltung zu bringen. Selbstverständlich wunderte man sich sehr über mich, umsomehr, als ich gerade damals als litterarischer Parodist, vornehmlich der älteren Lyriker, die ersten Erfolge erzielt hatte.

Bald nach jenem Vortrag überzeugte ich mich von der Grundlosigkeit meines Vertrauens zu den „Spirits“ (nicht etwa zu meinen Medien!) und legte diese seltsame Episode meines Innenlebens ad acta. Meine Eltern waren 1890 anläßlich der Ernennung meines Vaters zum Oberpostmeister von Oberfranken nach Bamberg übergesiedelt; da ich selbst in München nicht länger gegen die Ultramontanen ankämpfen konnte, ging ich auf die Wanderschaft, zunächst nach Stuttgart, dann nach Berlin, wo ich — mit kurzen Unterbrechungen — 1892 bis 1896 lebte und in den Brüdern Hart, namentlich auch in Dr. Adalbert von Hanstein und später in Ferdinand Gregori (jetzt am wiener Burgtheater) treue Freunde gewann. 1891 hatte ich meinen ersten spekulativ-philosophischen Versuch niedergeschrieben, der dann 1892 unter dem Titel „Kritik des Wirklich-Seienden“ im Verlage der deutschen Schriftstellergenossenschaft erschien.

Bald nach dem Tode meiner ersten Frau, einer Berlinerin, ging ich zu meiner Mutter nach Bamberg, bis ich im Herbst 1896 die Feuilletonredaktion und das Schauspielreferat des „Hannoverschen Couriers“ in Hannover übernahm. 1897 schloß ich mit einer wiener Jugendfreundin eine zweite Ehe. Schon im Herbste 1897 legte ich meine Stellung am „Hannoverschen Courier“ wieder nieder und ging mit meiner Familie nach Bamberg, 1898 nach München, wo ich seither blieb, erst als Korrespondent des „Berliner Börsen-Courier“, der wiener „Wage“ und anderer auswärtiger Zeitschriften, dann auch als Schauspielreferent der „Münchner Neuesten Nachrichten“.

In Berlin entstand der Roman „Der fünfte Prophet“, in dem, freilich sehr modifiziert, meine okkultistischen Erlebnisse mitverwertet sind, ferner das größere dramatische Gedicht „Alles und Nichts“, die am berliner Schauspielhause und vielen deutschen Bühnen erfolgreich gegebene Komödie „Die Minnekönigin“, die Knüttelverskomödie „Der Drache“ und das Versdrama „Die Einzige“ (beide noch unveröffentlicht); in Bamberg schrieb ich den „Ersten Hofnarren“, der am münchner Hoftheater infolge verschiedener mißgünstiger Zufälle ganz wirkungslos gegeben wurde, in München während der letzten Jahre das einaktige Drama „Die Verdammten“, ferner die Komödie „Münchhausens Antwort“ und das deutsche Geschichtsdrama in Prosa „König Konrad“ (noch unveröffentlicht). Hier gab ich auch kürzlich eine Sammlung von Uebersetzungen schwedischer Lyrik und eine philosophische Schrift „Grundlagen der wissenschaftlichen Philosophie“ heraus; eine ästhetische Schrift „Das euphonische Gesetz der unreinen Reime“ und eine Sammlung von Prosanovelletten harrt noch der Veröffentlichung.

Was meine litterarischen Ziele anlangt, so möchte ich vor allem das Drama bedeutsameren menschlichen Inhalts und größeren Stils über dem bloßen Familien-, Sitten- und Zeitstück wieder zu Ehren bringen, nebenher auch einer einwandfreien metaphysischen Forschung nach Kräften auf die Beine helfen.

Besprechungen

Zur Geschichte der Romantik.

Ausbreitung und Verfall der Romantik. Von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel Verlag, 1902. 368 S. M. 5,—.

Mußte Rudolf Hayms Meisterwerk gegenüber, das die feste Grundlage für jedes geschichtliche Studium der Romantik geschaffen hatte, stets das Bedauern wiederholt werden, daß Haym nur die erste romantische Schule und ihr Wirken in Jena und Berlin geschildert habe, so hat Ricarda Huch erfreulicher Weise ihrer Darstellung des ersten Romantikerkreises, der „Blütezeit der Romantik“ (zweite, unveränderte Ausgabe, 1901), rasch die Fortsetzung folgen lassen. Frau Huchs erster Romantikerband verhält sich zu Hayms „Geschichte der

romantischen Schule" ganz ähnlich wie Eugen Kühnemanns „Leben Herders" (München 1895) zu den beiden wuchtigen Bänden von Hayms Herderwerk. So erschöpfend Haym als strenggeschulter Philosoph, Theologe und Philologe die Geschichte jedes einzelnen Werkes, die Entwicklung der Ideen der Führer im Zusammenhange der allgemeinen Geistesströmungen in tiefgreifender, geschichtlicher Betrachtung vorführt, so hatte er seinen Nachfolgern doch noch eine bedeutende Arbeit übrig gelassen. Kühnemann hat bei Herder, Ricarda Huch bei den Brüdern Schlegel und ihren Frauen, Novalis und Tieck nach den psychologischen Gründen ihrer Leistungen und Mängel zu forschen gehabt. Das Temperament und Milieu, die Herder das Reifen seiner überreichen Blütenträume verwehrten, die bestimmende Einwirkung der verschiedenen Temperamente auf die Lebensschicksale, Theorieen und Schriften des Romantikerkreises sind von Kühnemann und Ricarda Huch mit kongenialer Vertiefung in die Persönlichkeiten und mit großer Anschauungskraft geschildert worden. Der selbständige Wert von Ricardas erstem Bande ist damit rückhaltlos anerkannt. Wie viel ihr Buch trotzdem Rudolf Haym zu verdanken hatte, erkennt man indessen erst jetzt bei der Prüfung ihres zweiten Bandes, für den eine Vorarbeit wie Hayms Romantische Schule fehlte. Daß Frau Huch in Georg Brandes unter dem Titel „Die romantische Schule in Deutschland" zusammengefaßten Feuilletons kein ähnliches Hilfsmittel sah und sich wiederholt polemisch gegen Brandes tendenziöse Anklage und Verurteilung der Romantik wendet, gereicht ihr nur zum Lobe. Aber wenn man für den zweiten Band auch das Fehlen einer so sicheren Grundlage, wie für den ersten Haym sie bot, in Rechnung setzt und außerdem die größere Schwierigkeit des Gegenstandes — Ausbreitung der Romantik über ganz Deutschland statt des engverbundenen kleinen jenenser Freundeskreises — bedenkt, bleibt doch die Thatsache bestehen, daß der zweite Teil weit mehr als die „Blütezeit der Romantik" zu Einwendungen Anlaß giebt.

Das Bestreben, die Vielheit der Erscheinungen unter allgemeine Schlagworte zu bringen, wird sehr oft zu Halbwahrheiten verführen. Es ist vollkommen richtig, daß die jüngere Romantik keinen gemeinsamen Mittelpunkt besaß, wie Jena für die ältere ihn bildete. Ricarda Huch meint nun, der Schwerpunkt der Romantik sei mehr nach Süden verrückt worden, was doch nur für die kurze Periode von Görres Zusammenleben mit Arnim und Brentano in Heidelberg zutrifft, und will Norden mit Gedanken, Süden mit Gefühl gleichsetzen. Aber schon vier Seiten später (S. 10) wird Berlin als der Ort genannt, wo die Elemente der Romantik sich zum großen Teil gesammelt hätten und der dauernd für sie von Bedeutung geblieben sei. Arnim und Savigny werden von der Verfasserin selbst (S. 186) als durch und durch norddeutsch bezeichnet. Allein auch Fouqué, Hoffmann, Runge, Loeben, Werner, Varnhagen, man kann auch Chamisso dazurechnen, sind Norddeutsche. Und bei Arnim, Fouqué, Hoffmann, Werner ist gewiß das Gefühl, nicht der Verstand vorherrschend. Keine Konstruktion wird aber alle diese für eine Gesamtcharakteristik der jüngeren Romantik außer Acht lassen können. S. 142 wird Familienlosigkeit als ein typischer Zug der Romantiker hervorgehoben und Hoffmann (S. 155) als der einzige bezeichnet, der in einer guten, glücklich zu nennenden Ehe lebte. Aber in durchaus guter, glücklicher Ehe lebten Arnim, Fr. Schlegel, Eichendorff, Görres, Chamisso, Ringseis, die sämtlichen schwäbischen Romantiker (außer Mörike), eine Reihe romantischer Maler und in seiner zweiten Verbindung auch Fouqué. Gegen die Behauptung von Arnims Eheglück würde ja Frau Huch wahrscheinlich Einwendungen erheben, da sie Bettina vorwirft, sie habe zwar viele Kinder bekommen und wäre innerlich doch nicht Mutter geworden (S. 200). Allein man braucht bloß an Arnims von tiefem, stillem Glücksgefühl getragenes Gedicht an Bettina von 1811 („Vorgenossen, nachempfunden waren sonst des Tages Stunden") und Wilhelm Grimms Bericht über das Leben des arnimschen Paares zu Wiepersdorf zu erinnern, um an Arnims Eheglück glauben zu müssen. Huchs Schilderung wird auch der Poesie der Geschwister Brentano nicht gerecht. Vielleicht gelingt es der trefflichen Ausgabe von Clemens Rosenkranzromanzen durch Max Morris (Berlin 1903) endlich, für diese allzulange vernachlässigten Dichtungen mehr Teilnahme zu wecken, als ihnen bisher von Lesern wie Litteraturgeschichten gewidmet worden ist. Dorothea Schlegels Feindschaft gegen den „Abgebrannten", eben Clemens Brentano, hat sich in Jena, nicht, wie Ricarda Huch (S. 7) schreibt, in Heidelberg angesponnen. Es ist wohl ebenso ein Druckfehler, wie S. 338 Friedrich Wilhelm III. statt II. genannt ist, S. 352 der „29. Februar" von Müllner mit dem „24. Februar" von Werner verwechselt wird. Zu einem sachlichen Widerspruch fordert Ricarda Huch dagegen heraus durch ihre Darstellung von Arnims Verhältnis zu Goethe. Wenn er sich einmal über den Einfluß von „Werthers Leiden" auf seinen eigenen Roman „Hollins Liebeleben" ärgerlich äußerte, so sollte man daraus doch nicht eine feindliche Stellung zu Goethe ableiten. Die Widmung des „Wunderhorn", die Briefe im 14. Bande der „Schriften der Goethegesellschaft" verbieten es, von einem Gegensatze zwischen Arnims und Bettinas Goetheverehrung zu sprechen. Bei Hoffmann ist dem Alkohol doch zu viel Bedeutung für sein Schaffen eingeräumt (S. 162), seine Begabung für Musik und Zeichnen dagegen zu wenig hervorgehoben. Eichendorffs Lied „Bei Halle" kann 1809 unmöglich in vielen Herzen angeklungen haben (S. 19), da es erst 1841 bekannt wurde.

Aber das ist genug und übergenug der Ausstellungen im Kleinen, wo es im Großen so viel anzuerkennen giebt. Wie Kühnemann in seinem Herderbuch, will ja auch Ricarda Huch in ihren beiden Romantikerbänden nicht die litterarischen Leistungen kennzeichnen, sondern das Milieu, aus dem sie hervorgegangen sind, unter dessen Einwirkungen die Persönlichkeiten sich gebildet haben, gescheitert oder durchgedrungen sind, freilich meistens viel weniger durch die äußeren Verhältnisse, als jeder durch sein eigenes Schicksal (S. 148). Und hiermit hat sie der Litteraturgeschichte einen reichen Vorrat an neuen, starken Farben und Tönen vorgeführt. Die „romantische Weltanschauung" und die Stellung, die Mensch und Tier in ihr einnehmen, die „romantischen Lebensläufe" werden in eignen Abschnitten gekennzeichnet. Auf die Stellung der Geschichte in ihren verschiedenen Unterabteilungen würde ich bei Schilderung der romantischen „Neuen Wissenschaften" mehr Nachdruck legen als die Verfasserin. Mit ihrer Verteidigung der Naturphilosophie, die wirklich nicht so durchweg antiexperimental war, wie man anzunehmen liebt, scheint sie mir in gutem Rechte. Vielleicht hätte sie durch Aufdeckung der engen Verbindung Alexanders von Humboldt mit dem romantischen Geiste ihre Stellung noch verstärken können. Das Kapitel „Romantische Aerzte", mit den das ganze Buch durchziehenden Hinweisen auf Ringseis und Carus ist so neu wie lehrreich. Irrig aber ist die Meinung, daß Ringseis Lebenserinnerungen bisher von der Litteraturgeschichte unbeachtet gelassen worden seien. Ich habe sie in meiner Arnim-Brentanoausgabe in Kürschners Nationallitteratur (146 I und II) dankbar benützt. Kann ich mich doch aus meinen Kindertagen noch deutlich der auffallenden Gestalt von Ringseis erinnern, den ich selber zwar nur mehr als lesenden Fußgänger gesehen habe. Erzählt wurde mir aber, daß er früher sogar beim Reiten stets ein Buch in der Hand gehalten habe und wegen der dadurch bethätigten Vorliebe seines zahmen Schimmels für die Bürgersteige öfters mit der Polizei in Konflikt geraten sei.

Mit den medizinisch-naturwissenschaftlichen Anschauungen der Romantik ist die Hervorkehrung der „Nachtseiten" des Lebens eng verbunden. Gotthilf Heinrich v. Schubert auf wissenschaftlichem Gebiete, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann im Reiche der

Dichtung sind ihre hervorragendsten Vertreter. An Schubert aber reiht sich dann gleich der liebenswürdige Geisterseher von Weinsberg, Justinus Kerner, der dann wieder zu dem Sänger melancholischer Todessehnsucht hinüberleitet. Das Streben nach einer „Kunst des Unendlichen", wie Ricarda Huch einen anderen Abschnitt überschrieben hat, hängt mit diesem Verlangen nach Eindringen in das Geister- und Zwischenreich zusammen. Weder diese mystische Sehnsucht noch den „Romantischen Katholizismus" sollte man aber ausnützen für die beliebte Anklage, daß die romantische Richtung mit politischem und kirchlichem Obskurantismus notwendig verbunden sei. Mit Recht weist Ricarda Huch solchen Vorwurf zurück (S. 325), wie sie an anderer Stelle (S. 306) die Behauptung aufstellt: „Thatsächlich hat keiner von den führenden Geistern der Romantik an eine Wiederherstellung vergangener oder gar mittelalterlicher Zustände gedacht." Haller gehört ja nicht zu den führenden Geistern der Romantiker und Friedrich Schlegel in Metternichs Diensten nicht mehr. Die positive Ergänzung zu dieser gerechten Abwehr liefert Ricarda Huch in ihrer prächtigen Charakteristik von Görres (S. 165 f.), den besten und verdienstvollsten Seiten ihres schönen Buches. Es hat wahrlich schon zu lange gedauert, daß man den großen Sohn und urdeutschen Vorkämpfer des Rheinlandes mit einigen liberal klingenden, in Wahrheit aber höchst intoleranten Phrasen in einen Winkel unserer Geschichte stellen wollte. Der Verfasserin gebührt hier für ihr Abweichen von der litterargeschichtlichen Schablone besonderer Dank. Aber auch ihre These: „Alle echte Poesie ist romantisch" (S. 128) will ich gerne unterschreiben. Die Renaissance der Romantik, für die auch die beiden litterargeschichtlichen Bände der Dichterin von „Ludolf Ursleu", wie die vielfach bethätigte Teilnahme für Novalis, wie Paul Wieckes Vortragsabende romantischer Dichtungen erfreuliche Zeichen sind, mögen dazu beitragen, das Verlangen nach „echter Poesie" bei den Lesern, das Vermögen zur Rückkehr vom Tageslärm der Mode zu reinem, poetischem Schaffen bei den Poeten, d. h. denen, die sich nicht bloß dafür ausgeben, sondern es wirklich sind, zu wecken und zu stärken.

Breslau. *Max Koch.*

Märchenland.

Von **Paul Remer** (Steglitz).

Wir alle tragen eine Sehnsucht nach dem Märchen in uns. Wir alle erfahren Stunden, da die Wirklichkeit sich wie ein Alp auf uns legt und wir uns in das weite freie Reich des Märchens flüchten möchten, wo alles Reinheit und Klarheit ist. In uns allen giebt es dunkle, heimliche Tiefen, in denen es plötzlich zu klingen beginnt: „Es war einmal . . ."

Und als sei mit diesen drei Worten eine Zauberformel ausgesprochen, versinkt mit einem Mal der graue Alltag. Alle schwere Sorge fühlen wir von uns genommen, und bunte Schmetterlingsflügel tragen uns leicht und sicher in ein fernes Jugendland. Wir hocken wieder zu Füßen der Mutter, in der schummerigen Dämmerung, wenn das lustig knisternde Feuer im Ofen einen hellen Ausschnitt auf den Fußboden wirft und in den dunklen Ecken des Zimmers sich riesenhafte Schattengestalten aufrichten.

Dann muß die Mutter uns erzählen — immer wieder, immer die gleichen Geschichten. Sie erzählt vom wilden Jäger, der in lauten Sturmnächten durch die Lüfte fährt. Sie erzählt von Mutter Holle, die an stillen Wintertagen ihre Betten ausklopft, daß die weißen Federn durch die ganze Welt fliegen. Sie erzählt von bangen Johannistagen, da verzauberte Prinzessinnen von glücklichen Sonntagskindern erlöst werden. Sie erzählt von Sneewittchen und Dornröschen und Rotkäppchen — immer wieder, immer die gleichen Geschichten.

Wir Kinder sitzen mit klopfenden Herzen, und die Schauer einer ersten Erkenntnis wehen uns an. Bisher haben wir dahingeträumt wie Tier und Pflanze, wie Blatt und Blüte und wußten nichts von uns selbst und nichts von der Welt. Wir haben nicht verstanden, was die Vögel sangen und die Quellen rauschten und die Stürme brausten. Beim Fallen des ersten Schnees durch den grauen Wintertag haben wir uns die Nasen an den kalten Fensterscheiben plattgedrückt und haben doch nicht begriffen, was das weiße Flockengewirr da draußen bedeuten solle.

Nun aber kommt das Märchen zu uns und löst uns mit leiser Hand die Binde von unseren Augen. An der Hand des Märchens thun wir die ersten Schritte in das fremde, geheimnisvolle Land der Wirklichkeit hinein. In unseren Seelen erwacht die heimliche, tiefe Lebensmelodie, die durch die ganze Schöpfung klingt. Wir wissen plötzlich, was die Vögel singen und die Quellen rauschen und die Stürme brausen. Wenn nun des Nachts der Sturm durch die Lüfte fährt, dann sehen wir den alten Wodan und seine wilde Jagd ziehen. Wenn nun die weißen Flocken durch den lautlosen Wintertag wirbeln, dann sehen wir auf einem fernen Berge eine alte weißhaarige Frau stehen, die fein sorgsam ihre Betten ausklopft. Wenn nun an schwülen Johannistagen Bäume und Blumen reglos, wie gestorben stehen, dann hören wir durch die Stille eine Klage gehen, den Sehnsuchtsschrei des verwunschenen Königskindes, das nach seinem Befreier ruft. Das Märchen hat uns eine erste Antwort gegeben auf die dunklen Geheimnisse, die von allen Seiten auf uns eindringen. Die Welt spricht zu uns: überall raunt und rauscht und flüstert es — so altbekannt und heimlich-vertraut . . .

Nicht nur in unsere eigene Kindheit führt uns das Märchen zurück, sondern zugleich auch in die Kindheit unseres Volkes, und noch weiter zurück in die Kindheit der Menschheit und unseres Erdensternes. Jahrtausendalte Träume und Empfindungen werden in uns wach, wenn die alten Geschichten in der Dämmerstunde erzählt werden. Wir leben wieder in jener Zeit, da der heilige Wald die Heimat und das Gotteshaus unseres Volkes war, da sich uns im Singen der Vögel und im Rauschen der Bäume und im Brausen der Stürme ein erster Gottesglaube offenbarte. Das war jene Dämmerungszeit, da die Menschen gleichwie die Kinder noch in Tieren und Pflanzen, in Bäumen und Blumen ihre Brüder und Schwestern sahen, da innige Gemeinschaft sie mit allem Lebendigen verband.

* *

Wir kommen aus einer Zeit, da das Märchen allzu oft das Aschenbrödel war, das verachtet abseits stehen mußte und in dem niemand die Schönste erkennen wollte.

Das war eine Zeit des Zweifels und der Zersetzung, da wieder einmal der Verstand, der ewige Himmelsstürmer, altgewordene Götter zerdacht und zerstört hat. Nach den blauen Tagen der Romantik herangebrochen, erhob sie die „Wahrheit" auf den Schild, wie Menschenauge und Menschenvernunft sie begreifen. In Wissenschaft und Kunst galt allein jene äußere Wirklichkeit, wie sie unseren Sinnen und unserer Vernunft sich darbietet. Wohl hat die Naturforschung in jenen Tagen einen großen, klaren, lichtvollen Bau aufgerichtet; doch ist er nie ganz unser Heim geworden, weil in seinen allzugrell mit Verstandeslicht erfüllten Räumen unsere Seelen sich ängstigten und keine Andacht feiern konnten.

So quillt heute überall ein Bedürfnis des Glaubens, des inneren Schauens aus der Tiefe empor. Wir fühlen, daß wir mit unserer einseitigen Verstandeskultur nur eine Kluft zwischen uns und der Welt aufgethan haben. Wir wollen die Dinge wieder inniger umschließen, wieder tiefer mit ihnen eins werden — und da kehrt das Märchen zurück, schlägt seine großen klaren Kinderaugen zu uns auf, auf deren Grunde wir das Spiel Gottes mit seiner Welt, mit Sonnen und Sternen schauen. Aschenbrödel schlüpft aus seiner grauen Hülle

wie aus einer Knospe, und siehe da! es trägt goldene Schuhe und ein sternenbesticktes Gewand, und von seiner Kinderstirne leuchtet eine Weisheit, die mehr ist als alle Klugheit dieser Erde.

Wir achten nur uns selbst, unser tiefstes Heimatwesen, wenn wir das Märchen achten. Wir vertiefen wieder unsere Gemeinschaft mit der Natur, mit Heimat und Welt, wenn wir uns dem Zauber des Märchens hingeben. Diese Gewißheit ist neu-lebendig in uns und läßt uns wieder den alten Geschichten zuhören und läßt uns auch sinnen über neue Märchen, die Sinn und Ziel unseres Lebens in ihrer Tiefe spiegeln.

Unsere jungen Dichter, anstatt mit brutalen Wirklichkeitsschilderungen den Philister zu erschrecken, führen sich heute wieder in die Litteratur ein, einen Märchenstrauß in den Händen. Allerdings, selten sind es reine Märchen, die wie die Natur klar und keusch in sich selber ruhen. Der junge Dichter trägt zu viel von sich selbst hinein, von seinem Werden und Wollen — er ist seiner Kindheit noch zu nahe, um wahrhaft-kindlich sein zu können, eine heitere Seele im Gleichgewicht, in der allein die Wirklichkeit zum Märchen wird. Ein österreichischer Dichter, Arthur Oelwein, veröffentlicht „Neunzehn Märchen" (Oesterreichische Verlagsanstalt, Linz und Wien). Er hat selbst die Empfindung, daß ihm die Kraft und die Heiterkeit zum reinen Märchen fehlen; in seinem Einleitungsgedicht gesteht er:

> Und will ich selber Märchen sagen,
> So flieht der Kindheit Zauberschein —
> So mancher Ton aus unseren Tagen
> Klirrt in das Märchenspiel hinein.

Seine Märchen sind nur ein Märchenspiel, nicht das Märchen selbst; allerhand eigene Wünsche, Sehnsüchte, Sinnlichkeiten verbergen sich unter der bunt-phantastischen Vermummung. Aber das Buch ist reich an dichterischer Anschauung und Gestaltung, und das eine oder andere Stück, wie „Der Friedhof des Glücks" und „Die Liebe", hinterläßt einen starken Eindruck — doch nicht als Märchen, sondern als Symbol für einen tiefgefühlten Gedankeninhalt.

Ein Erstlingswerk ist wohl „Das klagende Lied", ein Bühnenmärchen von Richard Peter Baumfeldt (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). Die Dichtung spielt auf Seeland in grauer, nordischer Sagenzeit. Um Thron und Liebe zu gewinnen, erschlägt ein Bruder seine Schwester und wirft den Leichnam ins Blutmoor. Nach Jahren wird das Skelett wiedergefunden, und auf dem Totenbein bläst Horand, der Geliebte, das klagende Lied:

> O Spielmann, lieber Spielmann mein,
> Du flötest auf meinem Totenbein!
> Mein Bruder erschlug im Mondenschein
> Um Krone und Buhlin das Schwesterlein.
> Er warf mich ins modrig-braune Moor,
> Da kam das Meer und zog mich hervor.
> Und zog mich ins weite kalte Grab;
> — Da trugen die Wogen mich auf und ab . . .
> Auf und ab.
> Die Wogen wuschen mich rein von Schlamm,
> Sie kämmten mein Haar mit feuchtem Kamm —
> Feuchtem Kamm.
> Da zogen die Fische um mich in Reihn,
> Sie knusperten meinen Leib so fein.
> — Da trugen die Wellen mich schützend ans Land,
> Sie betteten mich im Dünensand.
> Mein Bruder erschlug sein Schwesterlein.
> Wehe! Wehe!
> Du flötest auf meinem Totenbein!

Das klagende Lied weckt die Gewissen: König und Buhle finden ihren Tod, Horand wird zum König ausgerufen — „durch die Fenster leuchtet der junge Morgen". Außer dem klagenden Lied selbst, das uralte Klänge aufnimmt, trifft der Dichter nur selten den reinen Märchenton. Auch er hat zu viel Gegenwart, zu viel „Zeit" in seine Dichtung hineingetragen, während das Märchen der Ewigkeit angehört. Doch leuchtet mancher schöne Vers in seinem Buche auf, und die nordische Sagenstimmung ist oft mit düsteren Farben kraftvoll festgehalten.

Heller, heiterer, märchenhafter wird die Welt, wenn wir in Gustav Falkes Märchenbuch „Aus Muckimacks Reich" eindringen (Verlag von Alfred Janssen, Hamburg).

> Wohnt im Märchenwald ein Mann,
> Der alles weiß und alles kann,
> Heißt Muckimack, zählt tausend Jahr,
> Und alles, was er sagt, ist wahr.

Muckimack haust in einem dicken hohlen Baum, der mitten in einem großen Walde steht. Des Nachts beim Mondenschein sitzt er oft vor seinem Baum und liest in einem unheimlich-alten Buch, das zwei Eichhörnchen halten — auf seinem Kopfe sitzt ein Rabe, der eine Brille aufhat. Die hübsche Maleen kommt zu ihm und bittet ihn um Rat, wie sie den Prinzen erlösen soll, den ein böser Zauberer, ach! in einen schnurrenden Kater verwandelt hat. Muckimack ist gut und hilft ihr, sein Wesen ist Weisheit und Güte. Doch auch ein feines leises Lächeln über die Thorheiten der Menschen blinzelt in seinen Augenlidern: er nimmt sich und Welt und Menschen nicht allzu ernst. In den Geschichten aus Muckimacks Reich verbirgt sich oft ein feiner satirischer Sinn, der aber so gut verhüllt ist, daß er die Unschuld und Einfalt der Märchenwelt nicht stört. Die Satire in Gustav Falkes Märchen wird nur als ein fernes leises Kichern aus geheimnisvollen Waldesgründen empfunden.

Satire im Märchengewand bringt auch Oskar Wildes Märchenbuch „Der glückliche Prinz" (deutsch von Else Otten, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). Eine leicht verwundbare Dichterseele, auf der Flucht vor der brutalen Nüchternheit des Philisters, vor der grauen Wirklichkeit des Alltags, findet hier Schutz und Schirm im Märchen. Leicht wird das Märchen zur Satire wider den Philister, der dieser heiteren Unschuldswelt verständnislos gegenübersteht. Oskar Wilde dichtet das schöne Gleichnis von der Rose und der Nachtigall: die weiße Rose kann sich nur rot färben, wenn die kleine Nachtigall sich in die Dornen preßt und singend verblutet. Die rote Rose aber, die ihren Purpur von dem Herzblut der Nachtigall empfangen hat, wird verschmäht blitzender Juwelen wegen und endet im Schmutz der Straße. Das Märchen Oskar Wildes hat etwas Zartes und Hilfloses; es friert im englischen Nebel und fühlt sich überall bedroht von Häßlichkeit und Niedrigkeit.

Aus einer tiefen Sehnsucht nach Reinheit, Unschuld, Jugend ist es geboren und erhebt sich auch in der wundersamen Erzählung vom selbstsüchtigen Riesen zu einer ganz reinen Märchendichtung. Dieses Stück ist ein Kleinod von seltenem Glanz, das Wärme und Licht eines reichen vollen Menschenherzens unvergänglich in sich trägt. —

„Die Romantik stirbt nie, sie ist wie der Mond und lebt ewig," heißt es in einem Märchen von Oskar Wilde. Die romantische Empfindung ist uns allen tief eingeboren als ein Gefühl der Andacht vor der Größe und Unendlichkeit der Welt in uns und um uns. Romantisch fühlen wir alle, wenn wir uns im Mondschein ergehen und zu den Sternen aufschauen.

„Wenn du nur stets behalten kannst, daß die Welt sehr großartig und nicht so einfach ist, wie sie dir manchmal erscheint, so hast du die Hauptsache in deinem Leben begriffen." Diesen Satz finde ich in Paul Scheerbarts Hausmärchen „Der Aufgang zur Sonne" (Verlag von J. C. C. Bruns, Minden). Ein kleiner Junge fliegt auf die Sonne und erlebt dort die seltsamsten und abenteuerlichsten Dinge. Aber in all der tollen Phantastik steckt ein tiefer Ernst: das Heimweh des Erdgebundenen in die Unendlichkeit der Welt. Als der kleine Junge auf der Sonne Angst bekommt vor der großen Welt, die sich immer weiter und großartiger vor ihm aufthut, da wird ihm bedeutet: „Behalte diese Angst, so wirst du niemals in deinem Leben traurig werden. Ehrfurcht kannst du diese Angst nennen." Auf die Erde zurückgekehrt, stirbt der kleine Junge, und seine Seele fliegt für immer zur Sonne heim . . .

Paul Scheerbart ist einer der ersten, in dem das wiedererstarkende romantische Gefühl wachgeworden ist. Als unsere Litteratur noch engste und kleinlichste Wirklichkeitdichtung war, tollte seine Phantasie schon durch alle Himmel, schlug ihre Purzelbäume von Stern zu Stern und spielte Fangball mit Sonnen und Welten. Seine Dichtung wird jedoch wohl immer nur eine Kuriosität bleiben, weil sie innerlich kalt ist und nicht die Liebe als Herz empfangen hat. Seine Phantasie ist stets Phantastik gewesen, weil sie nie in die Tiefe der Dinge eingedrungen ist, wo das Leben quillt und am geheimnisvollen Urquell auch das Märchen schlummert.

Paul Scheerbart weist schon auf eine Romantik hin, die aus der Wissenschaft selbst hervorwächst. Seine Weltmärchen wären nicht denkbar ohne die Erkenntnisse, die die Astronomie auf ihrem Siegeszug durch den Sternenhimmel gefunden hat. Die Forschung hat die Grenzen des Erkennbaren in der Nähe und in der Ferne ungeahnt erweitert — sie hat eine Welt aufgebaut, die nur noch größer, rätselvoller, märchenhafter geworden ist. So empfangen wir von Rudyard Kipling ein Buch „Nur so Märchen für kleine Kinder" (deutsch von Sebastian Harms; Verlag Vita, Berlin), die wir am besten als darwinistische Märchen bezeichnen. Sie führen uns in die Urzeit der Erde zurück und schildern die Umwandlung der Arten im Kampfe ums Dasein, durch Anpassung an neugegebene Verhältnisse. Da wird uns erzählt, wie der Elefant seinen Rüssel, das Kamel seinen Buckel, der Walfisch seinen Schlund, der Leopard seine Flecke bekommt u. s. w. Allerdings nicht streng-wissenschaftlich, sondern mit einem grotesk-amerikanischen Humor, der mit den Dingen schaltet und waltet, wie es seiner Laune gefällt. Es ist ein seltsam-naives Buch — trotz der wissenschaftlichen Grundlage —, dem noch die eigenen bewußt-kindlichen Zeichnungen des Verfassers einen erhöhten Reiz geben.

Wir erleben es jetzt, daß die Wissenschaft selbst zum Märchen wird und der Forscher-Denker für seine tiefsten Gedanken das langverachtete romantische Gewand wählt. Kurd Laßwitz, der bekannte Physiker und Philosoph, giebt ein neues Märchenbuch „Nie und immer" heraus (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). In „Homchen", einem Tiermärchen aus der oberen Kreide, wird ein bedeutungsvoller Abschnitt aus der Urzeit der Erde, da die Entwicklung des Lebens einem höheren Bewußtsein zustrebte, lebendig gemacht. Es ist bewunderungswürdig, wie hier der Dichter sich in den Forscher-Denker verflicht und die Ergebnisse der Wissenschaft mit Humor und Leben erfüllt. Ein schönes naturwissenschaftliches Märchen ist auch der „Morgentraum", in dem ein Gespräch zwischen Uhr, Kompaß und Barometer voll tiefsinniger Betrachtungen und zugleich feinster Charakteristik der drei „leblosen" Gegenstände erzählt wird. Und dann das prachtvolle Märchen vom „Lächeln des Glücks", wo die Kräfte des Himmels und der Erde zusammenwirken, um eine Orange zur rechten Zeit zu bereiten, damit sie in die Hände eines betrübten Kindes kommt und es wieder lächeln macht. „Aber eine ganze Welt in Bewegung zu setzen um das Lächeln eines Kindes!" heißt es zum Schluß: „Weißt du nicht, daß es das Lächeln Gottes ist?"

Die Märchen von Kurd Laßwitz verlangen reife und gebildete Leser, um in ihrer ganzen Tiefe ausgeschöpft zu werden. Sie sind auch keine eigentlichen Märchen, da sie dafür zu wenig naiv und allzu sehr mit Gedankenfracht belastet sind. Aber mir will doch scheinen, als ob in diesen Schöpfungen bereits, wenn auch nur erst in schwachen Umrissen, die Form eines neuen Märchens angedeutet sei. Eines Märchens der Zukunft, das der alten vertrauten Vorstellungen nicht mehr ausschließlich bedarf, um die Welt um uns und in uns lebendig zu machen. Eines allbeseelenden Märchens, das uns tiefer eins macht mit Gott und Welt und neue Bilder für einen neuen höheren Glauben schafft, die Gemeingut des Volkes und unserer Kinder werden können.

Und ein Märchen ist erst Märchen, wenn es zum Kinde und zum Volke spricht — alt-bekannt und heimlich-vertraut . . .

Proben und Stücke.

Wo kommen die Kinder her?

Ein Märchen.

Von Hugo Salus-Prag*)

Wenn wir Kinder hätten — der sechsjährige braune Bub hieße Wolfgang, das ist selbstverständlich, und das blonde vierjährige Mädel Riccarda, weil der Name so wunderschön klingt — wenn wir Kinder hätten, so säße ich wohl in der Dämmerung mit ihnen im Kinderzimmer — der Bub nennt es den Stall, weil er seine Pferde in der Ecke aufgestellt hat —, und sie müßten nicht meine Kinder sein, wenn sie da nicht Märchen von mir hören wollten, und ich nicht ihr Vater, wenn ich sie ihnen vorenthalten würde. Und ich weiß bestimmt, daß dann der Bub auf einmal seine großen glänzenden Augen emporheben und mich fragen würde:

„Vater, sag, wo kommen eigentlich die Kinder her?"

Auf eine solche Frage sollte eigentlich jeder Vater vorbereitet sein, wenn sein Bub sechs Jahre alt wird;

*) Aus dem in Kürze erscheinenden Bande: „Novellen des Lyrikers." Berlin, Verlag von Egon Fleischel & Co.

denn dann ist es doch wirklich die höchste Zeit, daß sich so ein kleiner Kerl mit diesen wichtigen Dingen zu beschäftigen anfängt und sich seine Gedanken darüber macht! Und wenn ich nicht ich wäre, würde ich wohl in einem solchen entscheidenden Augenblick meine Geschichte etwa so beginnen:

Ja, wo kommen also die Kinder her? Habt ihr nicht im Park die großen, würdigen, stelzbeinigen Klapperstörche gesehen? Und draußen vor der Stadt, so weit, daß die elektrische Bahn gar nicht bis dorthin fahren kann, so weit ist es, dort liegt ein kleiner See, und in dem See liegen die kleinen Kinder, und die Störche . . .

Aber ich hoffe, mein Bub wäre gescheiter und würde fragen: „Ja, aber wer legt denn die Kinder in den Teich hinein?"

Und ich weiß, daß in diesem Augenblick leise, ganz leise die Thür des Kinderzimmers aufginge und Mutter hereinkäme, um, wie allabendlich, den Märchen zu lauschen. Und ich müßte nicht ich sein, wenn ich dann nicht über die Lüge rot würde, die ich meinem kleinen Naturforscher erzählen wollte, und dann würde ich wohl mein Märchen ganz anders erzählen, und es wäre gar kein Märchen mehr, aber wunderschön, viel, viel schöner, als ich es hier aufschreiben kann, und es wäre meine ganze Liebe darin, mein Dank und inniges Mitleid, und meine Kinder — wenn wir Kinder hätten — würden mit großen, wissenden oder sich erinnernden Augen zuhören und zur Mutter emporblicken, als hätten sie sie noch nie gesehen, und sie müßten sie noch einmal so lieb haben wie bisher. Und mein Märchen, das gar kein Märchen ist, würde etwa so lauten:

Ja, wo kommen also eigentlich die Kinder her? Wo seid ihr hergekommen? Also, dort oben im Himmel, dort oben, wo ihr zwischen den Vorhängen gerade den schönen Abendstern schimmern seht, dort spielen an solchen Abenden die Engelkinder, und wenn gerade besonders schönes Wetter ist, dann schauen sie auch auf die Erde herunter und in die Fenster der Menschen, die sie und die einander lieb haben. Und da haben sie denn auch vor sieben Jahren in unsere Fenster hereingeschaut und haben Mutter und mich beisammen sitzen gesehen und gleich gemerkt, daß wir ein Paar nach ihrem Wunsche sind, und wie gern wir einen Wolfgang und eine Riccarda hätten. Und wenn die klugen Englein so etwas merken, dann fassen sie einander bei den Händen und tanzen rund um einen Stern einen Ringelreihen und singen dabei:

Himmelsgarten, Schimmerstern,
Salusens möchten Kinder gern,
Zwei brave Kinder haben;
Einen Buben erst, ein Mädel dann.
Wer nimmt sich ihres Wunsches an?
Wer bringt zuerst den Knaben?

Und dann tanzen sie noch einmal, die ganze Kette von Englein, um den Stern herum, und plötzlich lassen sie die Hände los und laufen jedes zu einer Spitze des Sterns; denn so ein Stern hat eine Menge von Zacken, viel, viel mehr und größer als der Weihnachtsstern über dem Christbaum. Und der Engel, der zu spät kommt und keine Spitze erreicht, der muß auf die Erde hinunter und die Botschaft bringen. Und damit er den Weg gut trifft, bricht er sich ein Stücklein von einer Sternspitze ab und wirft es auf die Erde hinunter, daß es leuchtet. Und unten die beiden Menschen in ihrer Stube, Mutter und ich, sehen gerade zum Himmel, und wenn sie die leuchtenden Sternschnuppen fallen sehen, dann schließen sie fest die Lider zu und wünschen sich etwas recht von Herzen, und wenn beide den gleichen Wunsch haben, dann geht er sicher in Erfüllung. Und, seht ihr, an jenem Abend haben wir uns beide recht von Herzen den Wolfgang gewünscht, und da war auch schon der Engel bei unserem Fenster und hat dreimal an die Fensterscheibe gehaucht und seinen Segen gesprochen. Da hat die Scheibe wie Silber geleuchtet, und da haben wir gewußt, daß unser Wunsch in Erfüllung gehen wird. —

Wenn ich bis hierher erzählt hätte, dann würden die beiden Kinder sicher schon Augen haben wie die Fensterscheibe, daran der Engel gehaucht, ihre Wangen würden glühen, und Wolfgang würde sich ungemein wichtig vorkommen, weil seinetwegen ein lichter Engel vom Himmel herunter mußte, um ihn anzukündigen. Riccarda aber würde wohl etwas unruhig um meine Kniee herum wetzen, denn sie ist ja auch auf der Welt und hätte gern ihre Geschichte gehört. Ich aber wollte jetzt erst recht ernst und feierlich werden, denn mein Märchen, das gewiß kein Märchen ist, sollte ja jetzt eigentlich erst beginnen, und ich würde die Hände meiner lieben, lieben Frau in die meinen nehmen und wollte die Hände vor den Kindern lange und lange küssen, was immer auf unsere Kleinen einen besonders tiefen Eindruck macht. Und dann würde ich weiter erzählen; Mutter stände vor uns, und die Kinder um meine Kniee hätten nichts anderes zu thun, als zu ihr emporzuschauen und sich zu wundern, wie sie immer größer, immer schöner und heiliger vor ihnen emporwüchse . . .

Also, seht ihr, liebe Kinder, wenn solch ein schöner Engel zu den Menschen herniederfliegt, um ihnen einen Wolfgang oder eine Riccarda, ja, mein liebes blondes Mädel, oder eine Riccarda zu verkündigen, dann wird ihnen ein Kind geschenkt, aber eigentlich wird es nur dem Vater geschenkt, denn die Mutter, die Mutter empfängt von dem lieben Englein nur die Weisung, dem Vater ein Kind zu schenken. Und dann beginnt es unter ihrem Herzen zu keimen, wißt ihr, wie ich euch im vorigen Jahre eine Bohne gezeigt habe, die im feuchten Boden zu keinem beginnt; der Boden giebt ihr die Säfte und Kräfte, daß sie keimen und die Pflanze hervorbringen kann. Und so wächst auch unter dem Herzen der Mutter das kleine, kleine Kindlein, und die Mutter giebt ihm die Kraft, ihr Blut ernährt es und wärmt es, ihre Liebe durchglüht es, die Hoffnungen, daß es ein schönes und gutes Kind wird, lassen es wachsen und größer werden. Und sie geht durch die Straßen und schafft im Hause und geht wie auf einer Wolke, so erfüllt ist sie vom Glücke, daß sie einem Kindlein ihre Schönheit, ihre Kraft und ihre Güte überlassen darf; und so innig ist all ihr Denken und Fühlen auf das wachsende Leben unter ihrem Herzen hingelenkt, daß sie gar nicht mehr wie auf Erden wandelt, daß sie immer nur an das keimende

Leben denken muß, dem sie ihr Leben zuströmt. Und das Kindlein fühlt es unter ihrem Herzen, wie viel Liebe es wärmt, wie viel Schönheit ihm das Blut der Mutter zuführt, das es ernährt, und es wächst und wächst, und wird immer größer und schöner.

Seht ihr, Kinder, — und jetzt müßten meine Worte wie von einer fernen feierlichen Orgel begleitet sein — so habt ihr unter dem Herzen dieser Mutter gelegen, sie hat euch ernährt mit ihrem Blute und euch in ihrem Leibe gehegt und gepflegt, und das ist kein Märchen und ist doch das größte und heiligste Märchen und Wunder, das auf Erden geschieht. Es ist ein so herrliches Märchen, daß die größten Weisen ehrfurchtsvoll die Köpfe neigen, wenn sie es wieder einmal hören, und daß die mächtigsten Kaiser auf die Kniee sinken, wenn sie ihren Müttern für alle Liebe danken wollen, die diese ihnen gewidmet haben, noch ehe sie auf der Welt atmeten. Und darum traut ihr euch auch jetzt gar nicht, die liebe Mutter anzuschauen, und müßt euch auch der Thränen nicht schämen, ihr lieben Kinder, die jetzt bei diesem Märchen, das gar kein Märchen ist, über eure Wangen herniederrollen, denn es sind Thränen des Dankes und der Liebe, und diesen Dank und diese Liebe hat sich die Mutter tausendmal um euch verdient!

Jetzt aber will ich euch das Märchen doch noch zu Ende erzählen. Denn indessen haben die Englein oben im Himmel jeden Abend ihre Spiele gespielt, und es ist Abend um Abend vergangen, und der Mond ist hundert- und hundertmal über den Himmel geschwommen, und endlich, eines Abends, schaut der Engel, der damals zu uns herniederflog, wieder in unser Fenster, und er ruft die anderen Englein zu sich, und sie setzen sich um den Stern und schauen bald herunter in unsere Stube und bald auf den Stern, denn es ist indessen die Spitze, die ihm der Engel damals abgebrochen hatte, wieder gewachsen, und gerade an diesem Abend ist er ganz fertig geworden und leuchtet mild und gütig durch den blauen Himmelsgarten. Da fassen sich die Englein wieder bei den Händen und singen ein ganz leises Lied, so leise und so schön, daß es kein Mensch auf Erden je hören noch nachsingen kann; aber es bedeutet, daß uns ein Kindlein geboren werden kann, daß ihm die Mutter genug von ihrem Leben gegeben hat, und daß es nun auf die Welt kommen soll. Da fliegt denn das Englein wieder zur Erde hernieder, und diesmal braucht es kein Licht mehr, den Weg zu finden, und haucht wieder dreimal an die Scheiben; Mütterchen erschaut gleich den Engel draußen; ihr ist, als ob sie sterben müßte vor Glück, weil jetzt ihr Kind, ihr eigenes Kind ihr gegeben werden soll. Und das Kind löst sich von ihrem Herzen, der Mutter vergehen die Sinne, sie sieht das Englein nicht mehr, dann aber erwacht sie aus ihrem tiefen Schmerze, und es liegt neben ihr und schaut sie mit großen, verwunderten Augen an. Aber es ist gar nicht das Englein, sondern ihr Kind, und der Vater steht bei ihr, es ist auch sein Kind, und die Mutter lächelt und reicht es ihm glückselig hin. Und dann hören sie wirklich die Englein im Himmel singen . . .

Seht ihr, liebe Kinder, das ist das Märchen, und so kommen die Kinder zur Welt.

Und ich weiß, während ich dieses Märchen erzählt habe, werden die Kinder sehr still und sehr nachdenklich geworden sein, und Mutter wird vor uns stehen und im Innersten beben und möchte weinen vor frommer Scham und Glückseligkeit, und sie wird leise, leise aus dem Zimmer verschwinden. Die Kinder werden kein Wort sagen und kaum zu atmen wagen, so wirkt das rein Menschliche auf die Gemüter, und dann werde ich sie vom Boden aufheben und, in jedem Arm eines, in die Bettchen tragen; und sie werden an diesem Abend garnicht mehr essen wollen. Es ist auch nicht nötig an einem Abend, an dem sie das Märchen von ihrer Entstehung gehört haben!

Und der Bub müßte nicht mein Bub sein, wenn er in dieser Nacht nicht von Englein träumen würde und ihm nicht ihr Liedlein: „Himmelsgarten, Schimmerstern" ans Ohr klänge, und das Mädel nicht meiner Frau Tochter, wenn sie nicht, wie in einer bangen Ahnung, in ihr Kissen weinte; und früh, weiß ich, würde Wolfgang als ein reifer Mann aufwachen und zu allererst den Storch aus seinem unzerreißbaren Bilderbuch herausreißen; ich weiß ja, daß er sich schon früher über diesen Vogel hat allerhand unerfreuliche Lügen aufbinden lassen . . .

Und Mutter würde mir wohl an diesem Abend über mein menschliches, allzu menschliches Märchen Vorwürfe machen, die ich aber mutig abwehren würde; denn ich habe so meine Ansichten über Kindererziehung in unserem klaräugigen Jahrhundert und hielte mein Märchen, trotzdem und weil es gar kein Märchen ist, für viel wunderbarer als alle Märchen der Welt. Und wenn Mutter mir das nicht glauben wollte, dann würde ich zum Himmel hinaufdeuten, wo eben eine Sternschnuppe im großen Bogen zur Erde fällt, und würde ihr etwas ins Ohr sagen. Und da würde sie gewiß ganz stille werden . . .

Wenn wir, ja, wenn wir Kinder hätten . . .

Gedichte.

Von Carl Graf Snoilsky*).

König Erich.

Wimpelfrohe Kähne gleiten leise
Uebern Mälarsee im Abendbrand,
Ruderplätschern, eines Waldhorns Weise,
Birken duften von des Ufers Rand.
Fort die Ruder! Nachen, treibe frei,
Schaukle ziellos durch die Nacht im schönen Mai —
Horn, verstumm' in Ruh',
Echo, lausche du!
Der König spielt auf der Laute.

Seine Laute hält der König Erich
Auf dem seidenbuntgestickten Knie:
Unter seiner weißen Hand gelehrig
Schmeicheln Silbersaiten Melodie.
Und die kleine Karin horcht und schweigt,
Bis ins Aug' ihr eine große Thräne steigt —

*) Aus: Schwedische Lyrik. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München, Dr. J. Marchlewski & Co. gr. 8°. 285 S. Geb. M. 6,— (s. die Besprechung auf Sp. 69 ff.). — Ueber den kürzlich verstorbenen schwedischen Poeten vgl. LE V, 1299 und 1349.

„Kann die Hirtin mein
Heut' nicht heiter sein?"
Der König spielt auf der Laute.

„Fürchtest Tücke du von meinem Bruder,
Herzog Rotbart? Sag', mein Sonnenlicht!
Selbst noch führ' ich meines Reiches Ruder,
König Gustavs Sitz verließ ich nicht!
Bis die Berge glüh'n in Morgenpracht,
Laß uns lieben in der lichten Frühlingsnacht!
Lieb' und Saitenklang —
Bis zum Tag ist lang!"
Der König spielt auf der Laute.

„Kleine Karin, willst du mich beglücken,
Was ich habe, Stockholms Burg sei dein!
Sprich, und golden soll der Reif dich schmücken,
Blaß um deines Goldhaars hellern Schein!
Schöner Träume König herrsch' ich hehr:
Mondgewobne Kronen drücken nicht so schwer —
Senk' nicht trüb das Kinn,
Werde Königin!"
Der König spielt auf der Laute.

Lützen.

Sie stießen zusammen mit Donner und Knall
Im herbstlichen Morgengrauen —
Es schmettert und kracht von Graben und Wall
Fahlblitzend im Nebelbrauen.

In Rauch und Staub das Kanonenrohr
Gräbt blutigen Saaten das Bette,
Und die Schlacht schiebt fechtende Fähnlein vor
Wie Steine zum Spiel auf dem Brette.

Zu siegen, zu siegen mit wilder Gewalt
Ist des letzten Reiters Gedanke,
Noch wenn er im Todeskrampfe sich krallt
In des Renners keuchende Flanke.

Sein Eisen zückt noch der Pikenier
Aus der Pfütze von rotem Blute
Nach dem über ihn jagenden Kürassier,
Der daherbraust auf schäumender Stute.

Der Soldat giebt blind sein Leben dahin,
Will nur töten und sterben in Ehren,
Doch der Feldherr sorgt um des Spieles Gewinn
Und wirft seinen Würfel, den schweren.

Dort taucht er auf — vom Hute nickt
Ihm zornig die wallende Feder!
Auf den Riesen im ledernen Koller blickt
Der Freund und der Feind und ein jeder.

Dem wankenden Flügel sprengt er voran
Und wirft ihn der Mordwut entgegen,
Setzt selber sich ein wie der schlechteste Mann,
Aus der Scheide reißt er den Degen.

Als Feldherr gab er noch eben Befehl,
Mit dem Kurzstab winkend vom Pferde:
Jetzt aber ist er Sankt Michael
Mit flammendem Aug' und Schwerte!

Noch eben lenkte mit zuckender Brau'
Ein Kriegsfürst das Schlachtengewimmel:
Jetzt schlägt ein Cherub aus Wolkengrau
Und kehrt dann heim in den Himmel.

„Quer über den Graben die Siegesbahn,
In Flucht die Philister geschlagen!
Mit Gottes und Gideons Schwert voran —
Heut' enden unsere Plagen!"

Wie auf Sturmesflügeln trägt es ihn schnell
In den Qualm, ins Gekrach der Geschosse,
An den Harnisch wettert es hagelhell,
Und es bäumen sich schauernd die Rosse.

„Vor, Smålands Reiter! versucht euer Glück!
Deutsche Brüder, der Weg steht offen!" —
Umsonst, umsonst — sie bleiben zurück;
Da ruft es: „Der König getroffen!"

In die schwarze Umarmung von Pappenheims Schar
Konnt' keiner folgen dem Wunden,
Unter rasselnden Eisenmännern war
Das gelbe Koller verschwunden.

Ein Schrei, ein Schrei durch Mark und Bein —
„O Gustav, König und Vater!"
Vor stürzen geschlossen die Schlachtenreih'n
Mit Gebrüll, als zerkrachte ein Krater.

Kroat' und Wallon', sie flüchten jetzund:
In Leichen mannshoh begraben
Verstummt des Friedländers Feuerschlund —
Seinen Sieg muß der Martyr haben.

Ein Wort noch fehlte dem Heldengedicht,
Das letzte, die That zu krönen:
Die Unterschrift in Kindespflicht
Mit dem Blute von trauernden Söhnen.

Sie siegten! Sie ehren mit ernster Pracht
Des geliebten Herrschers Gedächtnis:
Doch Tote zeichnen den Gang der Schlacht,
Und nur Wenigen bleibt sein Vermächtnis.

* * *

Am Himmel bei Lützen erschien mir das
Im Abendnebelrinnen,
Schwankende Schemen blutig und blaß —
Ein Windstoß nahm sie von hinnen.

Neros goldenes Haus.

Ich wandle, wo stolze Paläste
Versunken in Schutt und Graus,
Wo Moose decken die Reste
Von Neros goldenem Haus.

Unkraut ist üppig geraten,
Wo's einst so glatt und fein,
Als Kaiserfüße traten
Den spiegelnden Teppich von Stein.

Und hier, wo Eidechsen hasten
Und Falter flattern am Dorn,
Die Senatoren erblaßten
Vor Neros tödlichem Zorn.

Den Epheu sieht man umklettern
Des Cäsars Wohnung weit:
Er schreibt mit grünen Lettern
Ein Lied der Vergänglichkeit.

Im Staub von Herrscherhallen
Spricht die Geschichte wahr —
Ihr Urteil lautet: Zerfallen,
Zerfallen auf immerdar.

Bist nur ein Hügel wie viele,
Du Schutt des stolzen Baus —
Dich tritt mein Fuß im Spiele,
Neros goldenes Haus!

Glaub' nicht, ich könnte beklagen
Des prunkenden Glanzes Grab —
Weh dir und den alten Tagen,
Da keine Freiheit es gab!

Glaub' nicht, daß höher dich werte
Der Zeiten jüngster Sohn
Als einen Haufen Erde,
In die Welt zu schauen davon!

Hinter blauen Bergen strahlend
Der Sonnenball verloht,
Das Kolosseum malend
Mit glühendem Dunkelrot:

Er sprengt noch purpurnes Funkeln
Auf Buonarrotis Dom —
Liegt alles dort oben im Dunkeln,
Dann schlummere wieder, Rom!

Bald, wenn die Sonne nieder
Rotgolden rollt wie heut
Und Abschiedsgrüße wieder
Euch ewigen Hügeln beut,

Carl Graf Snoilsky.

Dann glaubt, daß künftigen Tagen
Sie froh entgegenlacht,
Als wollte ganz leis sie sagen:
Vergangenheit, gut' Nacht!

Schon morgen wird seufzend verlassen
Sankt Peter den Vatikan;
Dann ruft's in den Feldern und Gassen:
„Erwacht ist der große Pan!“

Das warme, heitere Leben,
Das traurig in Ketten fror,
Von lähmendem Zwang umgeben
Sein heidnisches Glück verlor:

Es bricht wie ein Frühling aus tausend
Knospen chaotisch und wild,
Und der Tiber geht freudebrausend,
Und das Meer vor Jubel brüllt!

Zu gut war zum Lullen von Sklaven
Der Wind vom hesperischen Strand,
Zum Wimmern an Epitaphen,
Wo Lorbeer zum Spotte nur stand!

Zu gut, um Pfaffen und Schelme
Zu baden in seiner Flut:
Jetzt fährt er um Heldenhelme
Entfesselt und hochgemut!

Es drängen sich Freiheitskrieger
Auf Straßen blumenbeschwert —
Triumph! ein neuer Sieger
Die via sacra befährt!

Fort, Schlüssel zum Himmelsschlosse,
Fort, heiliges Modergebein!
Zum längsten schaute die Posse
Der ehrliche Sonnenschein.

Und die Puppe dort schafft aus den Augen,
Die Trajans Säule entweiht!
Sie will nicht länger mehr taugen
Dem Sohne der neuen Zeit.

Ein Genius soll dort stehen,
Dem Freiheit im Auge blitzt,
Dem auf der Locken Wehen
Die phrygische Mütze sitzt!

Doch dünkt euch der Sockel geringe,
Nehmt Neros goldenes Haus,
Daß der Freiheit Genius springe
Ins leuchtendste Licht heraus!

Wohl wird die Mitra beweinen
Den Götzen, ragend und wild,
Doch nie die Sonne bescheinen
Ein größeres, schöneres Bild.

Deutsch von H. v. Gumppenberg.

Echo der Zeitungen

Erinnerungen eines Arbeiters.

Von Wilhelm Hegeler (Groß-Lichterfelde).

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, das man allen, die nur irgendwie mit Arbeitern zu thun haben, denen, die Arbeitergesetze machen, und denen, die sie nachher ausführen, den Fabrikleitern, Geistlichen, Lehrern und nicht zuletzt den Offizieren in die Hand geben sollte. Denn indem es uns in die innerste Seele eines Arbeiters versetzt, indem es uns ein Leben, das das von Hunderttausenden ist, in seinem hauptsächlichen Verlauf und an seinen bedeutsamsten Stätten mitleben läßt, ist es ein hervorragender Wertmesser für all die schönen Theorieen, die von Nichtarbeitern über jene geschrieben sind, und läßt uns wie kein zweites Buch den Arbeiter verstehen, den Mann der schwieligen Hand, der in verstaubter Bluse mit schweiß- und oft schmutzbedecktem Gesicht tagtäglich an uns vorübergeht, von dem hier und da ein abgerissenes Wort an unser Ohr klingt, von dessen Fühlen und innerlicher Verfassung wir aber doch nur eine höchst oberflächliche, vom Schein getrübte Vorstellung haben, sodaß wir uns im Verkehr mit ihm oft die größten Fehler zu Schulden kommen lassen. Das Buch heißt: „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, ist im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen und herausgegeben von Paul Göhre, dem früheren Pfarrer, der sich bereits vor zwölf Jahren durch die Broschüre „Drei Monate als Fabrikarbeiter“ bekannt gemacht hat. Der Herausgeber hat zwar, um den Umfang des Buches nicht zu sehr anschwellen zu lassen, zwei größere Abschnitte einstweilen zurückgestellt, sonst aber weder an Form, noch an Inhalt etwas geändert, sodaß der Verfasser in seiner ganzen Ursprünglichkeit zu uns spricht. Dieser ist ein ausgedienter Arbeiter, Karl Fischer mit Namen, der als halber Invalide jetzt im Anhaltischen bei armen Verwandten lebt, denen er ihren Acker bestellen hilft. Er ist wirklich das, was wir den gemeinen Mann aus dem Volke nennen, an äußerlicher Bildung seinen heutigen Klassengenossen gewiß weit unterlegen, da er sich nie mit Zeitungslektüre befaßt hat und nach der kümmerlichen Schulbildung von allen Büchern nur die Bibel

auf sein Geistesleben von Einfluß gewesen ist. Was er sonst erfahren und gelernt hat, ist alles aus den Quellen seines engen Lebens geschöpft. Aber indem er dieses mit erstaunlicher Erinnerungskraft überschaut, indem er, so apathisch sein geistiges Interesse sonst ist, für alles Menschliche ein geradezu geniales Verständnis beweist, konnte er eine Biographie schreiben, die, wäre sie nicht in jeder Hinsicht unnachahmlich, man geradezu als Muster hinstellen könnte.

Die ersten vierundvierzig Jahre seines Lebens behandelt er, vom Jahre 1841 bis 1885. Eine ganze, heute vergangene Generation von Arbeitern, die von Sozialdemokratie und allem, was sie im Gefolge hatte, nichts weiß, ist in ihm lebendig geworden. Die Auflösung des bescheiden situierten Handwerkerstandes in das besitzlose Proletariat, überhaupt die Umgestaltung unseres Vaterlandes aus der behaglich und etwas kleinlich wirtschaftenden Kleinstaaterei der vormärzlichen Zeit in das großartige Industrie-Ungetüm von heute ist der Prozeß, der sich vor unseren Augen vollzieht. Es ist erstaunlich, wie ein Mann, dessen Horizont der denkbar engste ist, ein Buch von so umfassenden Weiten schreiben konnte. Erstaunlich und doch im Grunde natürlich, denn all die großen Geschehnisse, Umwälzungen und Neugestaltungen äußern ihre Wirkungen überall bis ins Kleinste.

Der einfache Bericht über die Kinderzeit des Verfassers ist der künstlerisch höchststehende und menschlich ergreifendste Teil des Buches. Wir besitzen Kindheitsschilderungen von den größten Dichtern, und gerade in der Rückschau auf die erste Epoche ihres Lebens, wo der gereifte Mann mit dem Lächeln des Ueberwinders und der Wehmut des Sehnsüchtigen der Erklärer für all das Rätselhafte, Abgründige und Unverstandene, wo er Richter seiner selbst und derer, die einst über ihn zu Gericht saßen, ist, haben die Dichter oft ihre Kunst am schönsten entfaltet; aber wenn ich phantasiegeschmücktere und geistvollere Schilderungen kenne, so wüßte ich doch keine, die durch ihre Einfalt und Wahrhaftigkeit überzeugender wäre und die den Gegensatz des feinen, zarten, wehrlosen Wesens zu der plumpen, unverständigen Welt der Großen tiefer und tragischer herausbrächte. Geradezu bewunderungswürdig ist, wie der alte Mann es fertig bringt, sich in seinen Seelenzustand von vor fünfzig Jahren zurückzuversetzen, denn, so wie er sie schildert, spiegelt sich wirklich die Welt in der Seele eines Kindes. Auf jeder Zeile merkt man den Künstler, der nirgendwo in allgemeinen Wendungen ein Urteil ausspricht, sondern der immerfort charakterisiert, einen Zug nach dem andern heranbringt, um daraus das Bild des ganzen Menschen herzustellen. In dieser naiven Gestaltungsweise erfüllt er unbewußt alle Forderungen einer ausgebildeten Kunsttechnik.

Da ist z. B. sein Vater. Er tritt uns entgegen als ein gewaltthätiger, roher Mensch, der seine Frau prügelt. In kürzeren oder längeren Zwischenräumen giebt es einen furchtbaren Auftritt. Dann ergreift er einen Backspreißel, irgend ein Holzscheit und schlägt auf die jammernde Frau los, während die Kinder stumm vor Entsetzen sich an die Wand drücken und ihnen zu Mut ist, wie den armen Seelen beim jüngsten Gericht. Aber außer dem Hause ist dieser Wüterich ein höflicher, umgänglicher Mensch, der allgemeine Achtung genießt. Und bei der Arbeit ist er morgens der erste und abends der letzte, keineswegs ein Wirtshausgänger, den etwa der Rausch zu Gewaltthätigkeiten treibt. Worin liegt für diese der Grund? Der Verfasser erzählt, seine Schwester habe ihn dahin aufgeklärt, daß seine Mutter dem Vater an Bildung überlegen sei und daß sie das ihren Mann fühlen lasse. Sie ist eine Frau, die ihre Zunge recht und schlecht gebrauchen kann, wie jede andere Frau, und wenn der Mann sie mit rohen Worten angefahren hat, rächt sie sich an ihm durch ihren überlegenen Spott, bis der Mann, der seine Ueberlegenheit um jeden Preis behaupten will, zur Gewalt greift. Ein anderer Zug vervollständigt das Bild. Die eingreifendsten Entschlüsse führt er aus, ohne daß er seine Familie vorher zu Rate zieht. So giebt er eines Tages die florierende Bäckerei im Innern der Stadt auf und pachtet eine andere an der Peripherie, während er sich gleichzeitig an dem Geschäft eines befreundeten Kaufmanns beteiligt. Das Ende davon ist, daß der Kaufmann fest im Sattel sitzt, während die Bäckerei Bankerott macht. Daß hier der Bäcker der bei einer Spekulation Betrogene ist, läßt der Verfasser nur ahnen, indem er uns nur so viel mitteilt, wie er als Kind davon erfahren und verstanden hat. Mit dieser Katastrophe beginnt der Niedergang der Familie. Die Eltern siedeln in eine noch kleinere Stadt über, wo die meisten Leute ihr Brot selbst backen und der Bäcker wenig zu thun hat. Als gar noch infolge der 48er Bewegung eine religiöse Spaltung ausbricht und der Vater im Gegensatz zu seinen Mitbürgern dem alten Bekenntnis treu bleibt, wird er boykottiert, und durch den erkalteten Backofen pfeift der Hunger. Als dann endlich mildthätige Menschen ihm über die Not hinweggeholfen haben, leidet es den unruhigen Geist nicht mehr am alten Ort; nachdem er Sack und Pack verkauft hat, siedelt er zum dritten Mal über, und in einem elenden, fast leeren Häuschen fristet die Familie ein Dasein, das vom krassen Elend begleitet ist.

Hunger und Prügel bilden das Leitmotiv dieser Jugendgeschichte. In der Erziehung prägt sich die Auffassung von der absoluten Unfehlbarkeit der Eltern aus. Jede freie Willensregung wird unterdrückt, die winzigste Unart mit den härtesten Strafen bedacht. Alle Augenblicke hält der Vater auch über den Knaben „das jüngste Gericht“ ab. Dabei wird seine schwache Kraft schonungslos für das Geschäft ausgebeutet. Sonntags muß er in den Wirtschaften Bretzeln verkaufen; Werktags vom grauenden Morgen bis zum Beginn der Schule und spät abends noch beim trüben Schein einer Oelfunzel mit seinen kurzsichtigen Augen kleine Zuckersachen bemalen. Wenn die Schularbeiten erledigt sind, wird vor allem das Studium der Bibel betrieben. Es liegt in der Auffassung der Zeit, daß Vater und Lehrer besonders das Alte Testament bevorzugen. So hat das Kind zuerst nur den strengen Gott des alten Gesetzes kennen gelernt. Doch eines Tages läßt der Vater den abgeprügelten Knaben noch „zur Strafe“ das fünfte Kapitel des Matthäus auswendig lernen. Und mit einem Mal blicken den verweinten Kinderaugen die Worte der Bergpredigt entgegen. Dieser Eindruck ist so neu und gewaltig, daß er ihn nur mit gestammeltem Frohlocken wiedergeben kann. Er liest und liest; als später sein Vater ihn überhört, weiß er kein Wort auswendig und bekommt neue Schläge. Aber was thut ihm das? An ihm hat sich wirklich das Wunder vollzogen, seine Kinderseele ist gefeit und erhoben über alles Erdenleid.

In dieser Verfassung, mit glaubenshungrigem Herzen tritt er den Konfirmationsunterricht an. Aber der Pastor gehört zu den Pädagogen die von dem inneren Leben der ihnen Anvertrauten keine Ahnung haben und es auch nicht versuchen. In rührend umständlicher Weise beschreibt der alte Mann, wie das Kind in atemloser Spannung die kurzsichtigen Augen auf den Vortragenden richtet, den es doch nur als undeutlichen Fleck erkennt, während es nach der Gewohnheit im Elternhause die Hände vor sich auf dem Pult faltet. Aber mit der Zeit wird der schwache Rücken krumm, und das Blinzeln der schwachen Augen mag dem ganzen Gesicht etwas Blödes geben. Der Geistliche giebt sich nie die Mühe, den Knaben das Gehörte wiederholen zu lassen, um zu erfahren, ob dieser bei der Sache ist, er urteilt nur nach dem Schein, da er selbst nur Schein ist und seine Worte hohles Getön sind, die aus dem Munde, nicht aus der Seele kommen. Das Kind aber, dessen vertrauensvolle Hingebung auf diese Weise zerstört wird, faßt eine instinktive Abneigung gegen den Geistlichen. Und dies Gefühl ist so stark, daß es sich auch nicht durch spätere bessere Erfahrungen ausrotten läßt, er wird kirchenfremd, wenn er auch zeitlebens

gläubig und die Bibel ihm Quelle der Erbauung und Bildung bleibt.

Mit beendigter Lehrzeit hat die Kindheit ihren Abschluß gefunden. Die Abschnitte, die danach kommen mußten, Wanderjahre, ein langer Aufenthalt im Krankenhause, hat der Herausgeber, wie gesagt, ausgeschaltet. Das ist bedauerlich, weil dadurch der Entwickelungsgang des Erzählers unterbrochen ist. An das Kind schließt sich unmittelbar der Mann und scheinbar ein ganz anderer Mensch. Wie das unterdrückte, scheue, mit dem zartesten Gewissensapparat versehene Kind zu dem robusten, breitschulterigen Mann von ziemlich skrupelloser Moral erwachsen ist, das können wir nur ahnen. Als Erdarbeiter bei den Eisenbahnbauten treffen wir ihn wieder. Eine selbstgebaute Bretterbude, der Winkel in einer Scheuer sind noch sein bestes Obdach. Schlimmer ist es, wenn er im städtischen Quartier das Bett mit dem ersten besten Unbekannten teilen muß. So führt er an diesen Zufallsorten, ohne Zusammenhang mit der ansässigen Bevölkerung, einzig auf die bunt zusammengewürfelte Rottenmannschaft angewiesen, ein abwechslungsvolles und doch eintöniges Dasein. Und wir sehen, wie gerade den einfachen Menschen des Durchschnitts seine Umgebung aufs stärkste bestimmt, wenn auch unter Anpassung die persönliche Art überall durchbricht. Sein moralisches Niveau ist nicht höher, als das der meisten seiner Kameraden. Er strebt, ehrlich zu sein, so lange es mit der Ehrlichkeit geht, wenn er aber in Bedrängnis gerät, weil ein Quartierwirt ihm mehr abnimmt, als er durch seine Arbeit verdient, zerreißt er das Netz, indem er stillschweigend bei Nacht und Nebel über alle Berge wandert. Und seine Art, mit diesem Notbetrug sich abzufinden, ist charakteristisch nicht für seine individuelle Meinung über den Wert der Ehrlichkeit, sondern für die typisch zigeunerhafte Auffassung der Erdarbeiter überhaupt. Denn in der nächsten Periode seines Lebens vertritt er einen weit höheren Standpunkt, den des seßhaften Arbeiters.

Als diesen finden wir ihn ganz unvermittelt wieder in einer osnabrücker Steinfabrik. Höchst einleuchtend beschreibt er das Tasten und Herumprobieren einer noch in den Anfängen begriffenen Industrie, wie vom Direktor bis zum Heizer herunter alle sich vergeblich abmühen, einen brauchbaren Stein fertig zu bekommen. Sämtliche Chargen lernen wir kennen, den Geldgeber, einen hamburger Kaufmann, die Ingenieure, die Meister, die Lehrbuben. Ein Zug von Gemütlichkeit geht anfangs durch das Ganze, die Arbeit wird ausreichend und hinsichtlich ihres Wertes überreichlich bezahlt. Aber je mehr sich alles konsolidiert hat, je besser die Maschine in Gang gerät, desto straffer werden auch die Zügel angezogen. Da sitzt im Bureau das eherne Lohngesetz in Gestalt des Buchhalters, der immerfort die Preise drückt, und immer schneller müssen die Arme fliegen, damit durch erhöhte Leistung der anfängliche Lohn wieder erreicht wird. In diesem Wettkampf der Kräfte steigert sich das gemächliche Tempo der Arbeit allmählich zur rasenden Hetzjagd. Für die liebevolle Sorgfalt des Handwerkers vom alten Schlage, der in jedes Stück Arbeit, das er aus der Hand giebt, ein wenig seiner Teilnahme legt, ist kein Raum mehr, es gilt einzig die notwendige Anzahl Steine zu erreichen. So geht es Tag für Tag, aber je mehr der Mann in der Fabrik seine Kräfte anspannt, desto höher hängt ihm der Mann im Bureau den Brotkorb, und es kommt am Ende doch immer nur der gerade zum Lebensunterhalt notwendige Lohn heraus.

Solch ein Kampf, der dem vergeblichen Ringen eines Schwimmers nach festem Land gleicht, verbraucht natürlich die Kräfte mit rasender Schnelligkeit. Mit vierundvierzig Jahren fühlt der Erzähler, daß sein Körper abgenutzt ist. Gegen die Jungen kann er nicht mehr an. Sein Verdienst verringert sich immer mehr. Eines Tages muß er die Steuer schuldig bleiben, so sehr er sich auch abmüht, er findet keine Rettung aus diesem finstern Loch. Und wie er nun in seiner Todesangst auf eine Hülfe nach seiner Art verfällt, das ist ein Kapitel von eben solcher Einfachheit, wie von tragischer Wucht. Den ganzen Tag über hat er im Gebet mit seinem Gott gerungen, bis er endlich glaubt, daß ihm Erfüllung zuteil wird. Eine Stimme von oben spricht zu ihm: „Wenn Du heute nach Deiner Arbeit kommst und siehest den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: ‚Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung. Hier muß man ja bei der Arbeit verrecken.‘ Wenn Du solches thust, so will ich mit Dir sein.“ Die Folge seines sonderbaren Benehmens ist, daß man ihn für einen Trunkenbold hält, und noch am selben Tage hat er seine Kündigung in der Tasche. Die ist unterschrieben von dem Direktor, der erst seit wenigen Jahren auf dem Werk ist, einem Mann, der ihn nie gesehen hat und den er nicht kennt. Da ergreift ihn ein Staunen, stärker als aller Zorn, alle Verzweiflung und gleichzeitig eine beinah kindliche Neugier, diese geheimnisvolle Macht, die aus dem Innern der Bureaus das Schicksal von so viel Hunderten von Menschen bestimmt, kennen zu lernen. Zum ersten Mal in den sechzehn Jahren seines Aufenthaltes in der Fabrik betritt er das Bureau und steht dem Direktor gegenüber, aber ehe er noch sein Anliegen richtig vorgebracht hat, befindet er sich schon wieder draußen. Und dort vom Hof aus sagt der Arbeiter, der sich nach der Thätigkeit eines halben Menschenlebens wie ein abgenütztes Werkzeug beiseite geworfen sieht, der großen Macht des Kapitalismus auf seine Weise die Wahrheit. Wenn das alles auch ganz ohne Erbitterung, ohne tendenziöses

Karl Fischer,
Verfasser der „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“.

Pathos, fast mit Humor und vom Standpunkt des über den Ereignissen stehenden Künstlers geschrieben ist, so ist es doch zugleich ein vernichtendes Urteil über die jetzt überwundene Zeit rücksichtslosen Manchestertums und ein Hülferuf nach allem, was durch die Kräfte von oben und die von unten bis jetzt für Arbeiterfürsorge geschaffen ist und was noch zu schaffen übrig bleibt.

Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob der Mann, der ein Buch von solcher Ursprünglichkeit und anschaulicher Kraft, in diesem lebendigen Fluß der Ereignisse, die doch nie durch sich selbst, sondern immer als Symbole der dahinter liegenden Menschlichkeiten wirken, ob dieser Mann nicht ein Genie sei? Ob er unter günstigeren Bedingungen nicht vielleicht ein großer Dichter geworden wäre? Nun, in einem Punkt ist er gewiß ein Genie. In der Kraft des voraussetzungslosen Schauens. Sein Erleben ist nicht groß, sein Blick reicht nicht über die nächste Umgebung, doch hierfür ist er wirklich der klassische Zeuge. Andererseits ist erstaunlich, wie von einem inneren Drang, die angeborenen Kräfte ans Tageslicht zu fördern, nirgendwo in seiner Lebensgeschichte etwas zu spüren ist. Man hat das Gefühl, daß, von gewissen Perioden seines Lebens abgesehen, er mit seinem Dasein durchaus nicht unzufrieden gewesen ist. Ja noch mehr, auch die Art seiner Thätigkeit gefällt ihm. Wenn er bei den Erdarbeitern ist, dann merkt man seine Freude und seinen Stolz, daß er es besser als manche der schwächeren Kameraden versteht, die schweren Karren den Berg hinunterzufahren, ohne damit umzukippen. Er ist ein guter Kamerad, der sich durchaus nicht zu etwas Besserem geboren fühlt, der kein außergewöhnliches geistiges Interesse verrät und in seiner Umgebung höchstens durch sein gutmütiges, schweigsames Wesen auffällt und dadurch, daß er gern zuhört, wenn andere erzählen. Und nun vergleiche man hiermit zum Beispiel das Leben Gorkis, der auch als Bäcker begann, Erdarbeiter, vagabondierender Handwerksbursche war wie er — aber immerfort getrieben von dieser in seinem Innern rumorenden Kraft, die ihn quält und schließlich zum Selbstmord treibt, bis es ihm gelingt, ihr Luft zu machen. An diesem Maßstab gemessen, erkennen wir am besten die Grenzen seiner Begabung. Und doch ein Teil jener göttlichen Macht, die den Menschen zwingt, Zeugnis abzulegen, hat auch in Karl Fischer gelegen, tief verborgen und langsam keimend. Sie hat ihm an seinem Lebensabend die Feder in die Hand gegeben, die im Kampf mit dem schweren Stoff bereits erlahmt war, und ihn befähigt, aus zarterem Stoff ein Denkmal zu errichten, sich selbst und hunderttausenden seiner Brüder, einem ganzen heute vergangenen, durch ihn verewigten Geschlecht.

(Bonner Ztg.)

Auszüge.

Im weiteren Verlaufe seiner wiederholt zitierten persönlichen Erinnerungen an die Litteraturbewegung von 1880—1900 (Der Tag 383, 391, 405, 411, 419) kommt Heinrich Hart auf die Tage der litterarischen Kolonie in Friedrichshagen am Müggelsee zu sprechen, deren Begründer er selbst mit seinem Bruder Julius, Bruno Wille und Wilhelm Bölsche war. Friedrichshagen stand damals — etwa um 1890 — im Mittelpunkte der litterarischen und der jungsozialen Bewegung. „Strindberg setzte sich dort fest und ebenso sein Landsmann Ola Hansson mit seiner Gattin Laura Marholm. Arne Garborg, Hulda Garborg, Przybiszewski, Edouard Rod und viele andere waren gerne gesehene Gäste. Von deutschen Poeten und Künstlern fanden sich immer wieder ein Otto Erich Hartleben, Gerhart und Carl Hauptmann, Walter Leistikow, Max Halbe, Frank Wedekind, John Henry Mackay, Richard Dehmel, Hanns von Gumppenberg, Wilhelm Hegeler, Wilhelm von Polenz, Georg Hirschfeld. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzu oft kennen gelernt haben wird."

Um jene Zeit entstand das Schlagwort vom „konsequenten Naturalismus", das Arno Holz zuerst aufbrachte und zum künstlerischen Programm entwickelte, etwa in dem Sinne: die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. „Eine Kette von einzelnen, ausgeführten, minutiösen Zustandsschilderungen, geschildert in einer Prosasprache, die unter Verzicht auf jede rhythmische oder stilistische Wirkung der Wirklichkeit sich fest anzuschmiegen sucht, in treuer Wiedergabe jedes Lautes, jedes Hauchs, jeder Pause — das war es, worauf die neue Technik abzielte . . . Konsequente Naturalisten schaffen wie Pilze über Nacht empor; über Nacht wandelten sich Poeten, die bisher in Vers und Idealismus ihr Heil gesucht hatten, in konsequente Naturalisten um. Unter ihnen auch Gerhart Hauptmann . . . Bald kam es dazu, daß die neue Litteraturbewegung mit dieser Art Naturalismus einfach für identisch galt. Insbesondere für das große Publikum, das erst mit ihm und durch ihn von dem neuen Sturm und Drang erfuhr, und zwar infolge einer Gründung, die sich durchaus im Zeichen besagter neuer Kunst entwickelte. Diese Gründung war die Freie Bühne." Die Entstehung dieses Instituts wird dann ausführlich geschildert, ebenso im Anschluß daran die Genesis der lebenskräftigeren beiden Freien Volksbühnen. Die zuerst entstandene ältere „Freie Volksbühne" war nach Hart „nur scheinbar ein künstliches Gebilde, das von Litteraten und Theaterleuten ins Volk getragen wurde. In Wahrheit erwuchs sie aus den Gesamtbestrebungen der Arbeiterschaft, hing mit der geistigen Entwicklung, dem Wallen und Trachten der aufstrebenden Bevölkerungsschichten aufs engste zusammen . . . Trotz aller Anteilnahme, die die Freie Volksbühne fand, trotz aller Erregungen, die von ihr ausgingen, hat die Bühne schwerlich das geleistet, was sich die Begründer ursprünglich von ihr versprachen. Es wäre wohl eine Selbsttäuschung, anzunehmen, daß die Bühne den Grund gelegt habe zu einer neuen ästhetischen Volkskultur. Die Augenblickswirkungen, die das Theater zustande bringt, zumal das Theater, wie es heute ist — und die Freien Bühnen bleiben doch im wesentlichen dem alten Schema treu —, diese Wirkungen sind nicht dazu angethan, die Tiefen der Volksseele aufzurütteln, innere, dauernde Lebensströme zu entfesseln." Anschauungsgegensätze innerhalb des Vorstandes führten bald zu einer Abspaltung, deren Ergebnis die Gründung der Neuen Freien Volksbühne unter Bruno Willes Vorsitz ward. Und das wachsende Bedürfnis, außer für das Drama auch für die anderen poetischen Gattungen eine Art von öffentlicher Tribüne zu schaffen, ließ gleichzeitig die Freie litterarische Gesellschaft entstehen, an deren Spitze Heinrich Hart während der ersten beiden Jahre stand. Hatte bis dahin der Sturm und Drang sich in heller Oeffentlichkeit kundgegeben und der soziale Trieb, das Streben nach Wirkung auf die Massen die Köpfe vorwiegend beherrscht, so trat nun, anfangs der Neunzigerjahre, eine Reaktion ein. „Der sozialistische Geist machte einem ausgeprägt individualistischen Platz, das demokratische Empfinden wurde mehr und mehr durch aristokratische Neigungen zersetzt, anarchistische Bestrebungen überwucherten die nationalen und sozialen. Nicht mehr auf das Packende und Stoffliche, sondern auf das Intime, rein Technische und Formale ging das Streben. Aus dem Realen flüchtete man ins Fantastische, aus dem lichten Tag ins Nächtliche und Halbdunkle; das Geheimnisvolle, Okkulte, Symbolistische, Märchenhafte gewann neue Anziehungskraft. Psychologische Abnormitäten suchte man mit neuen sprachlichen und technischen Experimenten zu meistern; man berauschte sich an neuen Wort- und Versgebilden, man überpurzelte sich in Sprachkunststücken und technischen Wunderlichkeiten. Die Kunst wurde sich Selbstzweck, das l'art pour l'art auch in Deutschland zur Losung des Tages, lyrischer Subjektivismus verdrängte die objektive Welt-

betrachtung des Realismus . . . Eine neue Romantik überschattete den Realismus, und wie die alte Romantik der Novalis, Arnim, Brentano liebäugelte auch die neue mit den historischen Mächten und Autoritäten, schwelgte in Vergangenheitsstimmungen und entwickelte eine schwärmerische Neigung für Weihrauch, Feierlichkeit und Kothurn.“ Diese Strömung, obwohl sie auf Salons und Ateliers beschränkt blieb, ohne die Volkskultur tiefer zu berühren, stand doch mit der allgemeinen Geistesbewegung, mit der Sehnsucht nach Ueberwindung des Materialismus in Zusammenhang. Der Name Nietzsche charakterisiert diese allgemeine Geistesrichtung. In artistischer Beziehung war das Ausland für die Entwicklung anstoß- und maßgebend gewesen: statt Ibsen, Zola, Tolstoi kamen Namen wie Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, D'Annunzio zur Geltung, Formalisten und Dekadenten. Denn es gehörte zu dem Kennzeichen dieser Epoche, daß „in dieser Zeit neuen Suchens und müden Zweifelns, des Tastens und Irrlichterierens, des halben Zukunftsglaubens und des halben Rückfalls, ein großer Teil des jüngeren Geschlechts sein eigenes Wollen und Schaffen als dekadent, als überreif und angefault, die ganze Zeit als eine Verfallszeit empfand“.

* *

Zu denen, die diesem Verfallszeitwesen und dem aus ihm geborenen und an ihm genährten Nur-Litteratentum öffentlich entgegenzuwirken bestrebt waren, gehörte seit Jahren mit in erster Reihe Fritz Lienhard. In einem größeren Aufsatze über „Oberflächen-Kultur“ setzt er sich (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 206, 207) mit Ferdinand Avenarius und dem „Kunstwart“ auseinander, der seinerseits kürzlich Lienhards Wirken und Schaffen einer vielfach abweisenden Kritik unterzogen hatte (s. unten Sp. 50). Diese Polemik verdient schon um deswillen Beachtung, weil dem oberflächlichen Beobachter bisher leicht genug die Ziele des „Kunstwart“ und der theoretisch-erzieherischen Schriften Lienhards wenn nicht im Wesen, so doch in der Richtung identisch erscheinen konnten. Die jetzt erfolgte beiderseitige „Abgrenzung“ läßt einen tieferen Gegensatz erkennen, ein Gegensatz, der sich nach Lienhards Ausführungen etwa in den Begriffen „Kopf“ und „Herz“ ausdrücken läßt. Nach seiner Meinung herrscht in unserer Litteratur viel zu sehr der Kopf auf Kosten des Herzens, das künstlerische Können auf Kosten des seelischen, die objektive Beobachtung auf Kosten des blutwarmen, persönlichen Erlebnisses. „Künstler haben wir genug, aber wir haben keine Menschen.“ Dieses Mißverhältnis begünstigt oder gefördert zu haben, macht Lienhard dem Kunstwart zum Vorwurf. „Avenarius ist Praktiker; er hat Sinn für Formen und Reformen; er hat einen Zug ins Nützliche, ins Beweisbare; er neigt zu doktrinärem Rationalismus: — aber ich vermisse die innere Musik, die geheime Melodie, die seelische Linie.“ Und er wiederholt eine frühere Aeußerung: „Wie eine Vase bemalt oder ein Stuhl gedrechselt ist, scheint zwar auch mir nicht unwichtig; auf alle Fälle aber scheint mir dies und ähnliches unwichtiger als der Umstand, ob unser Reich und seine Menschen seelisch etwas taugen und mit seelischen Idealen verklärend und siegend durch die Welt gehen. Und dieser seelische Idealismus, aus dem dann erst die Kunstbethätigung organisch erwachsen sollte, kommt im ‚Kunstwart‘ zu kurz.“ Im einzelnen kommt dann Lienhard auf einen Artikel des Kunstwart-Herausgebers „Vom Schauen“ zu sprechen, worin ausgeführt war: bei Beurteilung eines Gedichtes komme es wesentlich darauf an, festzustellen, ob der Dichter „richtig schaue“. Diesem Standpunkt, den er typisch findet, setzt Lienhard den seinigen entgegen: „Es giebt hinter allem Schauen des äußeren oder inneren Auges, in den Tiefen unseres Organismus, ein viel feineres Sehen: man nennt diese geheimnisvolle Kraft Instinkt oder Intuition, man könnt' es auch Tastgefühl der Seele nennen.“ Und weiter polemisiert er gegen die These, daß Bildung im letzten Grunde nichts weiter heiße, als Bildung d. h. Formung unserer Organe, des Auges, Ohres, Verstandes, der Phantasie. „Zur seelischen Persönlichkeit in Herder-Goethe-Schillers Sinne bringt diese Oberflächen-Auffassung nicht durch. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: hier steckt ein schwungloser Rationalismus, der für die unendlichen Wunder und zarten Geheimnisse des Menschengeistes viel zu wenig das Gemüt vibrieren läßt. Warum zu wenig? Weil er förmlich amtsmäßig die Organe züchtet und übt — nicht die Seele . . . . Es giebt noch eine andere und wertvollere ‚Schönheit‘, als die Schönheit der sinnlich sichtbaren Form: das ist die innere Schönheit idealen Menschentums. Es giebt noch einen anderen ‚guten Geschmack‘, als das Verständnis für Buchausstattung und Konzertprogramme: das ist der gute Geschmack für das, was ein Menschenleben zu einem einheitlich gestimmten Kunstwerk macht. Hier liegen zartere, tiefere, ewigere Aufgaben einer wahrhaft von innen herausarbeitenden künstlerischen Erziehung, falls sie mehr sein will, als Oberflächen-Kultur.“

* *

„Was dünket Euch um die Alkoholfrage?“ — Paul Heyses neulich erwähnte Aeußerung (s. voriges Heft Sp. 1728) über Scheffels Einfluß auf die studentischen Trinksitten und -unsitten hat einige Scheffelverehrer aufgeregt. In mehr launiger Form spielt Fr. Dernburg („Heyse und Scheffel“, Berl. Tgbl. 452) den Verteidiger des Gaudeamus-Dichters. Mit größerem Pathos tritt ein Brief Felix Dahns an die „Allg.-Ztg.“ auf den Plan, der sich namentlich gegen Heyses Bemerkung von den „verhängnisvollen Folgen“ des Trinkens für Scheffel selbst wendet und sie als „häßliches Geklatsch“ bezeichnet. „Ich lege Zeugnis für Dich ab, mein Josef Viktor! Gerade in den Jahren, in denen die ‚Trunksucht‘ hervorgebrochen sein soll, habe ich viel mit ihm verkehrt: im Jahre 1869 habe ich eine Fußwanderung vom Main bis zum Neckar mit ihm ausgeführt, dabei etwa zwei Wochen Zimmer und Tisch mit ihm geteilt, Nacht und Tag, und dabei niemals, auch nur einen Augenblick, eine derartige Beobachtung gemacht, ebensowenig in den Jahren 1874 bis zu seinem Tode, da ich ihn wiederholt mit meiner Frau und der Familie v. Freydorf in seinen Villen am Bodensee aufsuchte für ganze Tage.“ — Auch Heinrich von Poschinger meint „Eine Lanze für den Gaudeamus-Sänger“ brechen zu müssen (Nr. Fr. Presse 14011), um die „unwürdigen Gerüchte“ von Scheffels Trinkliebhaberei aufgrund der Mitteilungen Anton v. Werners zu widerlegen, aus dessen Scheffel-Erinnerungen er übrigens gleichzeitig an anderer Stelle („A. v. Werner und Viktor v. Scheffel“, Berl. Tgbl. 456) einiges wiedergiebt. — Anderwärts hat man sich wieder einmal mit dem Thema „Goethe und der Alkohol“ beschäftigt (A. Härlin, Leipz. Tgbl. 436 und in anderen Blättern), wofür Dr. W. Bodes Buch von „Goethes Lebenskunst“ das Material liefern mußte. Einige Jahre vor der italienischen Reise war Goethe beinahe Temperenzler; nachher war und blieb er ein Freund guten Weines, ohne je die Grenzen der Mäßigkeit zu überschreiten. — Einige weitere Zeugnisse für Goethes Stellung zum Weine bringt als Ergänzung zu diesem Artikel Franz Ilwof (Graz. Tagesp. 245) bei. — Auch ein Aufsatz Georg Neumeisters, der Goethes Lebenskunst behandelt („Goethe als Arzt“, Tägl. Rdsch., U.-Beil. 200), betont Goethes Mäßigkeit, die ihn außer den beiden „Hauptnervengiften“, Kaffee und Tabak, auch stärkeren Weingenuß meiden ließ. „Vor allem vermied er es, sich durch Weingenuß über eine Stunde der Ermattung hinwegzutäuschen, und tadelte Schillers Art, dies zu thun, führte sogar einige Mängel schillerscher Werke auf diese gewaltsame Produktionsweise zurück.“

* *

Im übrigen gab die Wiederkehr seines Geburtstages diesmal nur wenig Anlaß, von Goethe zu sprechen. Im „Berl. Tagebl.“ (435) warf wieder einmal jemand die beim Goethejubiläum vor vier Jahren sattsam erörterte Doktorfrage auf: „Ist Goethe populär?“ Das

Ergebnis ist negativ: Goethe ist nach wie vor nur für Einzelne, nicht für die Masse da. — An diese Ausführungen schloß sich ein Feuilleton von Friedrich Dernburg („Popularität"; Berl. Tagebl. 439), der eine Popularität Goethes auch gar nicht für erstrebenswert hält. Die Kunst solle nicht herabsteigen, der Mensch solle sich bemühen, zu ihr hinaufzusteigen. — An neue Goethelitteratur knüpften etliche Artikel der „N. Zürich. Ztg." an: H. Trog schreibt (238) über die beiden derzeit erscheinenden Ausgaben von Goethes Briefen und die cottasche Jubiläumsausgabe der Werke, J. Fränkel über die Biographie Corneliens von Georg Witkowski (241). — In demselben Blatte hatte kürzlich Karl Spitteler den von uns im vorigen Hefte (Sp. 1729) abgedruckten Protest gegen die einseitige Erhebung Goethes zu „dem" Dichterfürsten ergehen lassen, durch die man Schiller degradiere. Dem stimmt Emil Hügli („Der maiträtierte Schiller", ebenda 241) insoweit bei, als auch er eine Zurücksetzung Schillers in der allgemeinen Schätzung gegenüber Goethe feststellt. Verantwortlich dafür macht er die Schule, die mit Schiller einen förmlichen Mißbrauch treibe und es dahin bringe, daß „die meisten jungen Leute den guten Schiller, wenn sie ins Leben treten, für einen endgültig abgethanen Schullesestoff halten, dem man jeglichen Respekt versagt." An diesem Punkte sei Remedur zu schaffen, wenn Schiller wieder in seinen Rang als „einer der allerersten Dichter der Weltlitteratur, jedem anderen ebenbürtig" eingesetzt werden sollte. — Gegen diese Auffassung wendet sich in einem dritten Artikel („Noch einmal der degradierte Schiller", N. Zür. Ztg. 249) Eduard Haug. Er will die Schule nicht als Sündenbock gelten lassen. „Es ist einmal Thatsache, daß Schiller ein Dichter ist, den die reifere Jugend versteht wie keinen zweiten, von dem sie sich unmittelbar hingerissen fühlt und den ihr ein guter Lehrer zum Schatz fürs ganze Leben machen kann." Die „Degradation" Schillers sei daher nicht Schuld der Schule, sondern der „Generale und Generälchen der naturalistischen Litteraturbewegung in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Sie konnten sich nicht genug thun in Schillerverachtung, nicht müde werden, ihn als Phrasendrescher und Wahrheitsfälscher zu denunzieren. Größere hatten es ihnen vorgemacht, ein Otto Ludwig, ein Dühring, ein Nietzsche, freilich mit mehr Geist und weniger Geschrei." Und da sich die naturalistische Springflut mittlerweile wieder verlaufen habe, fange man jetzt auch von selbst an, Schiller wieder in seinem ganzen Werte zu begreifen. Die Nation als Ganzes habe Schiller überhaupt nie „degradiert" oder preisgegeben, am allerwenigsten die Schweiz: dafür sei die Thatsache ein Beweis, daß von den Bändchen der Reclam-Bibliothek der „Tell" (mit 699000 Stück. D. Red.) an der Spitze marschiere. — Die Entstehung dieses populärsten schillerschen Dramas liegt jetzt gerade hundert Jahre hinter uns: von Mai 1803 bis Anfang 1804 war der Dichter damit beschäftigt. Dem Preise seines unveraltet schönen Werkes gilt ein längeres Feuilleton von H. Wittmann („Das Tell-Jubiläum"; N. Fr. Pr. 14011).

* *

Eine andere Schiller-Erinnerung führt auf theatergeschichtliches Gebiet: die Veröffentlichung eines interessanten alten Theaterzettels aus dem Jahre 1801, der eine „Räuber"-Aufführung zu Ulm dem „vénérable militaire" zu liebe in einem schaudervollen Sauerkraut-Französisch ankündigte (Schwäb. Merkur 385). — Von dem ersten Versuch, eine antike Tragödie mit den Mitteln klassischer Bühnenkunst vorzuführen, der „Antigone"-Aufführung im Neuen Palais zu Potsdam (28. Oktober 1841), berichtet nach neuen Quellen Gotthilf Weisstein („Antigone in Berlin", Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 36). Es handelt sich um die berühmte Vorstellung, zu der Boeckh als philologische, Tieck als dramaturgische, Eduard Devrient als schauspielerische Autorität herangezogen worden waren und zu der Felix Mendelssohn die Musik schrieb. Ueber die Vorbereitungen zu dem Unternehmen hat Eduard Devrient Tagebuch-Aufzeichnungen hinterlassen, die Weisstein im Auszug hier erstmals mitteilt. — Die hundertste Wiederkehr von Emil Devrients Geburtstag gab zu einer größeren Zahl von Gedenkartikeln Anlaß, denen meist H. H. Houbens soeben erschienene Biographie des berühmten Mimen (Frankfurt, Rütten & Loening) die Grundlage bot. Hervorgehoben seien die Studien von Prof. Adolf Gerstmann (Frkf. Ztg. 245), Paul Legband (Berl. Tagebl. 447), Hans Landsberg (Nat.-Ztg. 447). Gerstmann nennt Devrient den letzten großen Vertreter einer absterbenden Kunstrichtung — der stilisierenden und idealisierenden, sogenannten weimarischen Schule —, der sich später mehr und mehr zum Virtuosen ausspielte. Legband meint, daß uns heute ein Ekhof, Schröder, Ludwig Devrient oder Dawison wohl noch in Bann schlagen, ein Emil Devrient dagegen nur noch „kalte Bewunderung" abnötigen könnte. Noch schärfer spricht Landsberg von der „farblosen, unmännlichen Kunst" des einst vergötterten Heldenspielers: an seine Ausführungen in der „Nat.-Ztg." aber schließt Karl Frenzel, der Feuilletonleiter des Blattes, unmittelbar seine eigene Ansicht mit den Worten: „Armer Emil! So urteilt nun die dritte Generation über dich, nachdem zwei dich übertrieben geschätzt und vergöttert hatten. Uebertrieben — gewiß, aber doch nicht so ungerecht, wie es der modernen Jugend erscheinen will. Denn sie steht eben nicht mehr unter der unmittelbaren Wirkung des in seiner Art einzigen Schauspielers, unter dem Zauber seiner Liebenswürdigkeit. Dieser Zauber läßt sich seiner Natur nach noch weniger in der Schilderung festhalten, als das Spiel eines großen Charakterdarstellers, wie es Dawison und Döring waren, er ist ganz an den Augenblick und die Persönlichkeit gebunden und verschwindet mit ihnen. Was Emil Devrients Darstellung auszeichnete, war nicht nur ihre ‚Würde' und ‚Vornehmheit', sondern ihre Ausgeglichenheit: es war nichts Uebertriebenes, Gezwungenes und Gesuchtes darin. Sie floß von Anfang bis zu Ende gleichmäßig, klar und eben dahin. Oft genug flach, ich gebe es gerne zu, aber immer anmutend, nie störend. Der Bolingbroke war nicht der Maßstab der Kunst Emil Devrients, viel mehr der Bolz der ‚Journalisten'. Und auch dies nur mit großer Einschränkung. Er war der trefflichste Richard II., den ich gesehen: seine Darstellung hatte dies Drama, das in den Vierziger- und Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts kaum auf den deutschen Bühnen erschien, zu einem Repertoirestück in Dresden gemacht. Mit Hebbel und Grillparzer und Kleist hätte Emil Devrient vielleicht nichts anzufangen gewußt, aber wer sprach zu seiner Zeit von jenen Dichtern? Wie den Politiker, den Dichter, den Journalisten muß man auch den Schauspieler vorurteilslos aus seiner Zeit und Umgebung auffassen und schätzen. Man kann von ihm nicht Anschauungen und Leistungen erwarten, die ganz außerhalb der Sphäre lagen, in der er und seine Zeitgenossen sich bewegten. So unmöglich wie der ‚Fuhrmann Henschel' oder ‚Monna Vanna' war im Jahre 1850 die naturalistische Schauspielkunst auf der deutschen Bühne. Wie blaß und verschwommen er auch den Modernen erscheinen mag, der ‚idealische Stil' Emil Devrients entsprach dem Sinne, der Stimmung und Sehnsucht seiner Zeit. ‚Andere Zeiten, andere Vögel! Andere Vögel, andere Lieder! Sie gefielen mir vielleicht, wenn ich andere Ohren hätte!'" — Den hier erwähnten Gegensatz zwischen der Kunstrichtung Devrients und seines dresdener Rivalen Dawison beleuchtet H. H. Houben noch in einem besonderen Feuilleton („E- und Bogumil", Voss. Ztg. 413) des näheren.

* *

Zur zeitgenössischen deutschen Litteratur gab es wenig Beiträge von Belang zu vermerken. Einen Essai über Arthur Schnitzler aus Alfred Klaars Feder veröffentlicht die „Königsb. Allg. Ztg." (397, 399); darin heißt es: „Seit Anzengrubers Tode giebt es in Wien nur Prätendenten, keinen litterarischen Fürsten. Wenn ich mich aber frage, wer den Stufen dieses litterarischen

Thrones am nächsten steht, so nenne ich Arthur Schnitzler. Dabei liegt es mir fern, die Ansprüche der Männer, die neben ihm die deutsch-österreichische Litteratur vertreten, zu verkennen. Rosegger, dem eben jetzt aus voller Empfindung heraus so viel Ruhmeskränze gereicht werden, ist auch in Deutschland volkstümlicher als er. Aber dieser große Bauernpoet hat seine besondere Welt, er ist der litterarische Föderalist der Alpenländer, man liebt und feiert ihn in Wien, aber er wurzelt in der Steiermark. Ferdinand v. Saar, in dem man nicht nur den Senior der deutsch-österreichischen Dichtung, sondern auch die feine, innerlich vornehme Poetennatur verehrt, ist ein Mann von leiser litterarischer Stimmung. Man muß auf ihn hinhorchen, um sich an ihm zu erfreuen. Fast schien es eine Weile, als sollte der Thron mit einer Frau besetzt werden: man hat die Erzählerin Marie v. Ebner-Eschenbach — die erst in hohen Jahren zur Anerkennung gelangt ist — eine Klassikerin genannt, und die Geschlossenheit und Ruhe, die Plastik und der sanfte Humor ihrer feinen Erzählungen sind in der That von mustergültiger Gediegenheit; aber zur lebendigen Führung der Geister, auf die sie wohl niemals Anspruch erhob, fehlt ihr der Atem der Leidenschaft und der Mut, den Rätseln des Lebens ins starre Auge zu blicken. Dann ist noch einer da, der auf hoher Stufe steht, ein Oesterreicher, der als deutscher Poet tiefernst genommen sein will, der eigenartige, scheue, vom lauten Markte abgewandte J. J. David. Er ist ein ganzer Mann, aber keiner für die Menge, mehr ein Nischenheiliger, um an ein hebbelsches Wort zu erinnern, ein feingestimmter Lyriker, ein Erzähler von stimmungsvoller Eigenart, auch in seinen Dramen starker Accente fähig, aber keine mitsichfortreißende Kraft und kein typischer Oesterreicher. Mit dem Landschaftlichen seiner Heimat, der mährischen Hanna, der er als Mann von halbbäuerlicher Abstammung angehört, mischt sich in ihm das nationaldeutsche Element, das er aus dem großen allgemeinen Litteraturzuge empfangen. Was dazwischen liegt und wodurch er äußerlich hindurch gegangen: das österreichisch-wienerische Element hat auf ihn wenig tiefen Eindruck gemacht, trotzdem er sich dramatisch auch in dieser Sphäre versucht hat; seine Stärke liegt in anderen Regionen. Eigenartig und doch typisch, ein Mann für sich, und doch ganz Oesterreicher und Wiener, formsicher und scharf beobachtend, und dabei doch leidenschaftlich und tief, und bei alledem ein Naturell, das nicht nur anzuregen, sondern auch aufzuregen weiß, ist im Gegensatz zu all den Genannten Arthur Schnitzler." — Von sonstigen Charakteristiken gab es eine über den Prinzen Emil Schönaich-Carolath (Hans Benzmann i. d. Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 35), ein paar Feuilletons über Benzmanns Heide-Lyrik in pommerschen Blättern, ein paar weitere über „Briefe, die ihn nicht erreichten" und Karl Fischers „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters" (Frida Freiin v. Bülow, Tägl. Rdsch., U.-Beil. 210, 211; St. Großmann, Wien. Arb.-Ztg. 243). Von neuen Romanen fanden Ottomar Enkings „Familie P. C. Behm" (Kiel. Ztg. 21 785) und der wiener Tendenzroman zur Judenfrage: „Wann wird es tagen?" von Paul Michaely (W. Morgen-Ztg. 233) ausführliche Besprechungen. — Einen Besuch „Beim Mönch vom Wechsel", dem in der Steiermark lebenden Lyriker O. Kernstock („Im Zwingergärtlein") schildert Viktor v. Kraus in der „N. Freien Presse" (14 007, 14 009).

* *

Der fünfundsiebzigste Geburtstag Leo Tolstois ist fast unbeachtet vorübergegangen, vielleicht, weil sich über diesen Patriarchen die Federn in den letzten Jahren allzu stumpf geschrieben hatten. Ein Besuch, den der petersburger Schriftsteller W. Mirski kürzlich bei dem Weisen von Jasnaja Poljana gemacht hat, wird nach russischen Quellen im „Berl. Tgbl." (457) geschildert; Hans Landsberg sucht das Fazit aus Tolstois Persönlichkeit und Wirken in einer längeren Betrachtung (Berl. Börs.-Cour. 421) zu ziehen; über die Familie Tolstoi unterrichtet ein Aufsatz von Nikolaus Zagoskin (Rh.-Westf. Ztg. 723): danach soll das Haus Tolstoi deutschen Ursprungs sein und seinen Stammbaum auf einen Deutschen, namens Heinrich, zurückführen, der nach dem Bericht einer alten Chronik im Jahre 1353 mit seinen beiden Söhnen nach Tschernigow kam. Im Grafenstand steht die Familie seit 1724. — Auf den 20. Todestag Turgenjews bezieht sich ein Feuilleton von Heinrich Glücksmann („Turgenjew als Erzieher", N. Wien. Tgbl. 242), sowie ein Beitrag desselben Verfassers „Turgenjew in seinem pariser Freundeskreise" (Voss. Ztg. 421), der jedoch nur Auszüge aus den Tagebüchern der Goncourts zusammenstellt. — Ein sehr eingehender Essai über W. Korolenko (s. unten Sp. 59) von Edgar Meisching findet sich in der „St. Petersburger Ztg." (232, 233, 234, 236). — Die skandinavische Litteratur ist durch Charakteristiken des schwedischen Lyrikers Karl Snoilsky (Mathilde von Leinburg i. d. Allg. Ztg., Beil. 192; vgl. oben Sp. 26ff.) und Selma Lagerlöfs (Otto Stoeßl, Hannov. Cour. 24 565), sowie durch ein Feuilleton von Hjalmar Söderberg über Per Hallströms Roman „Eine alte Geschichte" (W. Zeit 331) vertreten. Ein Stückchen Autobiographie unter dem Titel „Meine erste Bauerngeschichte" von Gustaf af Geijerstam brachte das „Berl. Tgbl." (450). — Die in den „Modernen Essais" erschienene Schrift über Oskar Wilde von Felix Paul Greve nimmt ein Feuilleton von Max Meyerfeld (Nat.-Ztg. 492) unters kritische Messer; an dieselbe Publikation schließt sich ein Wilde-Artikel von Hans Landsberg (B. Börs.-Cour. 417) an. — Allgemeines über „Das moderne Drama in England", aber wenig schmeichelhaftes, um nicht zu sagen hoffnungsloses, äußert der bekannte englische Kritiker und Ibsen-Vorkämpfer William Archer in der wiener „Zeit" (332). — Im übrigen hatte Frankreich das Wort. Einen Essai Ludwig Hevesis über Stendhal mit Benutzung von Arthur Chuquets im vorigen Jahr erschienener Biographie brachte der „Pest. Lloyd" (200, 201); eine — im Orginal schon ziemlich alte — Studie über „Zola und die menschliche Verantwortlichkeit" von Henryk Sienkiewicz die prager „Politik" (228). — Francisque Sarceys „Quarante ans de théâtre" würdigt J. von Ludassy (N. Fr. Pr. 14007). — Artur Eloesser („Drei Bekenner"; Voss. Ztg. 417) analysiert die jüngsten Romane von Huysmans („L'Oblat"), Pierre Loti („L'Inde"), Anatole France („Histoire comique"). — Auf „Eine Stimmungsdichtung", wie er den Roman „Vain effort" von H. Vignemal bezeichnet, möchte Erich Meyer mit besonderem Nachdruck hinweisen (Nat.-Ztg. 484). Das eigenartige Buch, das schon 1899 erschien, zeigt den begabten jungen Verfasser in der litterarischen Nachbarschaft Maeterlincks und Rodenbachs. — „Maeterlincks Frauengestalten", denen gleich denjenigen Ibsens ein gemeinsamer Familienzug eigen ist, mustert Dr. Wilhelm Mießner (Rh.-Westf. Ztg. 723). — Eine weiteren Kreisen noch unbekannte französische Schriftstellerin der Westschweiz, Marie Dutoit, die vor etwa zehn Jahren zuerst auftrat und kürzlich einen interessanten Mädchenroman „A deux voix" (Psychologie de jeunes filles) veröffentlicht hat, führt Eduard Platzhoff-Lejeune empfehlend ein (N. Zür. Ztg. 239).

J. E.

„Vom Volksmärchen." Von Max Geißler (Der Tag 407).

„Drei Briefe Johann Jacobys." Von Ludwig Geiger (Voss. Ztg. 419). Briefe an Adolf Stahr.

„Die Uebertreibung in der Sprache." Von Johannes Gillhoff (Deutsche Welt, Berlin, 48).

„Natur und Muttersprache." Von Dr. Günther Saalfeld (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 199).

„Schule des Lustspiels." [Walter Harlan.] Von Julius Hart (Der Tag 423).

„Christian Peter Hansen von Sylt." Zu seinem 100. Geburtstage. Von Chr. Jensen (Kiel. Ztg. 21771). Hansen, der 1879 starb, hat sich namentlich um die sylter Volkskunde sehr verdient gemacht.

„Skizzen aus d. Kultur- und Litteraturgeschichte romanischer Länder im Mittelalter. II. Die Köche im Volksepos." Von Leo Jordan (Allg. Ztg., Beil. 194).

„Martin Salander." Von Fritz Marti (N. Zür. Ztg. 237). — „Martin Salander als Erzieher". Beide über die Salander-Studie Dr. Rudolf Fürsts in der neuen Sammlung „Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts" von Otto Lyon.

„Friedrich Nietzsches religiöse Jugendentwickelung." Von Theodor Simon (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 201, 203, 204).

„Zum Gedächtnis einer Vergessenen." [Luise Aston.] Von Anna Tomascewska (Berl. Volks.-Ztg. 407). Luise Aston geb. Hoche (1815—71) war eine hochgesinnte Vorläuferin der Frauenbewegung und auch dichterisch thätig.

„Die Insel der Kalypso." Von Th. Zell (Voss. Ztg. 399).

Echo der Zeitschriften

Astarte.

Von **Arthur Fitger** (Bremen).

Warum hat Lord Byron die geheimnisvolle Geliebte Manfreds Astarte genannt? Hat sie irgend etwas mit der großen phönikischen Liebesgöttin Astarte gemein, deren überschwengliche Freudenfeste weit und breit nicht minder berühmt waren als die der kyprischen Aphrodite und ihr im alten Testament den Rang einer Teufelin eintrugen? Baal und Astharoth — grauenvollere Götzen kennen die Hebräer nicht. Und so webt sich auch für uns noch heute ein mystischer Duft von überirdischer Schönheit, bis zur herzverzehrenden Qual gesteigerter Liebe, von Sünde und Teufelsspuk um jenen Namen. Astarte! Darin klingt es wie eine Saite, die, noch so leise berührt, einen Ton giebt, den die Welt im übrigen nicht zum zweiten Male hat. Die Gestalt des byronschen Gedichtes ist ja nur ein Schatten, sie spricht kaum ein paar Worte; kaum von ihr wird gesprochen, und auch dann nur in der dunkelsten Andeutung, und gerade das letzte Licht, das Aufklärung bringen sollte, wird wieder durch einen Zufall ausgelöscht, und wir bleiben in der Dämmerung nach wie vor. Sie ist nicht gezeichnet, nicht gemalt wie andere dichterische Phantasiegebilde; selbst das magische Helldunkel eines Rembrandt wäre noch zu materiell für diesen Schatten eines Schattens, der mehr einem Hauch unseres Mundes gleicht, mit dem sich für einen Moment die Fläche eines Gemäldes trübt, als einem von der Palette genommenen und mit leichtestem Pinsel hingetuschten Farbenton. Es wäre unmöglich, ihr den Namen anderer irdischer Frauen zu geben; selbst die abgeklärtesten, immateriellsten der Dichtung, selbst Beatrice und Laura würden die Phantasie irre führen und fremde Elemente einmischen. So wie Astarte einmal ist, darf sie nirgends ihresgleichen auch nur ahnen lassen.

Die Isolierung des Namens ist ein Mittel, mit dem Dichter oft große Wirkung erzielen. Ophelia könnte füglich nicht ohne erhebliche Einbuße Katharina oder Julia genannt werden, und wenn Desdemona vollends Annita oder Bianca hieße, wäre es um die feinste Nüance ihres Wesens geschehen. Gerade weil weder der christliche Kalender noch die antike Heidenwelt Analogieen bieten, wirkt der Klang des Namens mit einem koloristischen Raffinement, wie es nur je einem großen Maler zu Gebote gestanden; ein Atom nach der einen oder anderen Seite mehr oder weniger — und gerade der letzte zarteste Schmelz ist weggestrichen. Man setze statt der einzigen Cordelia die mehrmals vorkommende Cornelia — und man wird das Gefühl haben, als ob ein grober Restaurator einen Tizian mit ordinärer Retouche entstellt hätte. Hamlet, Lear, Shylock, Caliban gehören in die Kategorie solcher unantastbaren, unwiederholbaren Namen; Ben Jonson und Marlowe operieren gleichfalls gerne mit diesem Mittel, und Tartüffe gehört auch noch ein wenig hierher.

So viel Magie nun aber auch in dem von einem irdischen Menschenkinde gewiß niemals getragenen Namen Astarte liegen möge, — eine wichtige, ja, die ausschlaggebende Seite der byronschen Figur wird durch einen etwaigen Bezug auf die phönikische Liebesgöttin unberührt gelassen. Manfreds Gemütsverfassung setzt sich zusammen aus zwei einander gleichwertigen Faktoren: das ungeheure Rätsel der Welt, das jeden, der sich einmal an ihm versucht hat, für ewige Zeiten unfroh macht, lastet auf ihm, zermalmt sein Herz in beständiger Hoffnungslosigkeit; die ganze Natur, die ganze Geschichte ist ihm Disharmonie und Schmerzensgeschrei geworden. Soweit indessen ist er noch nicht abnorm. Ach, nur leider gar zu normal, möchten wir sagen; denn solange ein Herz, während der Kopf die Welt betrachtet, menschlich fühlt, wird es trotz aller Weisheit und Gesetzerkenntnis des Kopfes vor Mitleid schier vergehen und um so tiefer zerrissen werden, je klarer der Kopf ihm die Hoffnungslosigkeit vorrechnet. Manfreds abnorme Stimmung beruht jedoch auf dem zweiten Faktor, dem ganz individuellen Schicksal, das ihn im Gegensatz zu der gesamten Menschheit ereilt hat. Er hat geliebt, geliebt, wo nicht nur irdische Satzung, sondern die Stimme der Natur selber ihm zu lieben, so zu lieben verbot; er hat — trotz aller Schleier ahnen wir doch das entsetzliche Medusenhaupt nur allzu deutlich — er hat seine eigene Schwester geliebt, und seine Schwester hat ihn geliebt, und das Uebermaß ihrer Liebe hat den Tod der Schwester verschuldet. Kein Wort über die Art des Todes. Die Sache an sich konnte nicht gesteigert werden. Das Fürchterlichste, was einem Menschenpaare zu erdenken war! Nicht etwa ohne Kenntnis der Dinge wie Don Manuel und Beatrice in der „Braut von Messina" oder die Eltern Mignons, sondern in völliger, von Kindheit auf genährter Klarheit und auf der Höhe von geistiger Freiheit einherschreitend, stürzen Manfred und Astarte in ihr abgrundtiefes Elend hinunter; willensstarke, nicht Hölle noch Teufel fürchtende Menschen und doch willenlose Gegenstände eines Dämons, der viel stärker ist als sie, der sie schuldig werden läßt und sie dann der Pein übergiebt.

Da Lord Byrons Gedichte, wie kaum die eines anderen, den Charakter einer Beichte, eines Geständnisses tragen, da förmlich in jedem Vers der Dichter danach schreit, auszusprechen, was er leidet, so hat es nicht an skandalsüchtigen Federn gefehlt, die zu jeder künstlerischen Gestaltung auch das leibhaftige Modell zu finden bemüht waren, nach dem er gezeichnet haben sollte. Die verleumderische Mrs. Beecher-Stowe hat es in Lüge und Verunglimpfung am weitesten getrieben. Weil Byron die Gestalten Manfred und Astarte gedichtet hat und weil Manfred dem Dichter außerordentlich ähnlich sieht, soll der Dichter auch in blutschänderischer Liebe seiner Schwester Gemahl sein wie Manfred der Astarte! Welch' empörende Vermischung von Wahrheit und Dichtung!

Das Kapitel des Incestes spielte in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts eine grauenerregende Rolle; man erinnere sich der Zustände am Hofe Augusts des Starken, des Verhältnisses des Regenten zu seiner Tochter, Ludwigs XV. zu seinen Töchtern Henriette und Adelaide, und sie hatten viele, viele Analogieen. Der Schatten davon fiel in die Dichtung hinüber: Phädra, Oedipus, Semiramis. Tom Jones schaudert bei dem Gedanken, daß eine seiner Geliebten seine Mutter gewesen sein könnte. Schiller läßt seinen Don Carlos, den er doch als ganz reinen Jüngling darstellen will, den Gedanken fassen, daß er, seitdem er um seines Vaters Liebschaft zur Eboli weiß, nunmehr Recht habe, seinerseits in ein gleiches Verhältnis zur Königin zu treten; es würde heute zu weit führen, diese Ungeheuerlichkeit näher zu betrachten, genug, daß sie gestreift wurde. In der „Braut von Messina" kommt Schiller auf das Thema zurück; im „Nathan" taucht es als unheimliche Wolke auf, um von der Sonne echtester Menschlichkeit glücklicherweise zerstreut zu werden. Goethe hat in dem Schauspiel

„Die Geschwister“ eines seiner entzückendsten Werke und in der „Vorgeschichte seines Harfners“ sein häßlichstes Werk geschrieben. Einem Litteraturkenner von Fach würde es ein Leichtes sein, dieses Register noch ansehnlich zu vermehren. Schwerlich jedoch würde er eine namhafte Zahl von Fällen nennen können, in denen die Sache anders als mit den düstersten Farben des Unheils geschildert wäre.

Wir erinnern uns nur einer einzigen Darstellung, die einen unschuldig idyllischen Charakter trägt und die Liebe, die Ehe zwischen Bruder und Schwester nicht nur als etwas Natürliches, Gott Wohlgefälliges, sondern als fast selbstverständliche Landes- und Religionssitte mit größter Harmlosigkeit behandelt. Sie findet sich als eine Art eingelegter Novelle in Montesquieus „Lettres persanes“. Wie sie da hineingekommen ist, mögen die Götter wissen; denn sie steht entfernt nicht auf der Höhe dieses von Geist und Witz wie ein volles Juwelenkästchen funkelnden Buches, dem wir es heute vor anderen zu danken haben, wenn wir unsere Kritik über Staat und Kirche und Gesellschaft ohne Gefahr des Zungenausreißens und Scheiterhaufens gelassen aussprechen dürfen. Wir erkennen es leider jenen alten Heroen des Freisinns, jenen Voltaire, Montesquieu, Rousseau, d'Alembert, Diderot u. s. w. lange nicht genügend an, was sie für uns gethan und unter welchen Schwierigkeiten und Bedrohnissen sie es für uns gethan haben.

Die fragliche Novelle hat keinen satirischen Charakter, sie zeigt ebensowenig in tendenziösen Farben idyllischer Reinheit Zustände, von denen die Laster des Leserkreises, für den sie berechnet war, um so schwärzer und schlammiger abweichen. Sie schwimmt wie eine inhaltslose Luftblase auf dem goldenen Wein des epochemachenden Buches. Es lohnt sich kaum der Mühe, sie zu erzählen. Ein junger Feueranbeter liebt von Kindheit auf in seiner Schwester seine künftige Braut; der Vater aber, anstatt seine Kinder zu vermählen, schickt den Sohn auf eine Handelsreise und die Tochter in den Harem eines Muhamedaners. Die Liebenden finden sich dann unter den üblichen Umständen wieder zusammen, werden abermals getrennt, erweisen ihre Liebe in diversen schweren Proben und leben schließlich als glückliches, kindergesegnetes Ehepaar in Smyrna. An alledem ist nichts Bemerkenswertes, nichts als die Namen der liebenden Geschwister: Apheridion und Astarte.

Ob Montesquieu bei der Wahl dieser Namen einen anderen Zweck gehabt hat, als einen gewissen orientalisch phantastischen und doch nicht muhamedanischen Klang, vermag ich nicht zu sagen; er galt seiner Zeit als ein hervorragender Kenner des Orients, vielleicht hat er aus einer vorhandenen Quelle geschöpft und mit den Zuständen auch die Namen übernommen, vielleicht ist das Ganze seine Erfindung. Indessen ist es höchst wahrscheinlich, daß Byron durch Montesquieu darauf gekommen ist, die von ihrem Bruder in sinnlicher, tödlicher Liebe umarmte Schwester Astarte zu nennen. Noch mehr. Im Manfred wird es vermieden, die tödlich geliebte Gefährtin des unheimlichen Denkers geradezu als seine Schwester zu bezeichnen; der greise Diener spricht von der Gräfin Astarte und wird unterbrochen in dem Moment, da er ihre nähere Stellung zu Manfred aussprechen will. Wir ahnen wohl, daß das Wort Schwester kommen soll, aber es kommt doch nicht wirklich, es bleibt bei der grauenvollen Dämmerung. Erst die Astarte Montesquieus hebt es über allen Zweifel, daß mit der Astarte Byrons die Schwester gemeint sei.

Ich teilte diese meine kleine Entdeckung vor Jahren Otto Gildemeister mit und fragte, ob ihm die Sache bekannt sei. Er lächelte und verneinte es und meinte, sie sei interessant genug, bei Gelegenheit einmal publiziert zu werden. Da Gildemeister sie nicht kannte, ist wohl anzunehmen, daß sie überhaupt unbekannt ist; freilich darf sie kein weiteres Interesse in Anspruch nehmen, als das eines ganz kleinen litterarischen Kuriosums.

(Die Nation.)

Bühne und Welt. (Berlin.) V, 22. Mit froher Genugthuung konstatiert Rudolf Fürst, der Biograph Adalbert Stifters, daß in allen deutschen Landen die Stifter-Gemeinde zunehme, daß immer neue Anhänger an des altösterreichischen Poeten unendlichem Wollen und großem Können sich erfreuen. Und seinerseits trägt Fürst wieder dazu bei, das Wesen Stifters in seiner Beengtheit zu erklären. Er vergleicht ihn, bevor er von Leben und Werken erzählt, mit Gottfried Keller, den linzer Schulrat mit dem züricher Staatsschreiber. „Beide sind Söhne abgeschiedener deutscher Gaue; beide, früh vaterlos, von Frauen erzogen, schwanken lange, welcher Weg ins Heiligtum der Kunst einzuschlagen sei; der Pinsel des Malers lockt sie, ehe sie zur Feder greifen; der beste Teil ihrer jungen Jahre vergeht ihnen, ohne daß sich ein bürgerlicher Beruf öffnen will, und nur der Ausnahmestellung, die ihnen ihre Mitbürger willig einräumen, haben sie es zu danken, wenn ihr Lebensschifflein schließlich doch noch in einen gesicherten Hafen einläuft. Vor allem aber dies: ihre Kunst wurzelte tief im Boden der Heimat, dem mythischen Riesen gleich sogen sie aus dem Heimatboden immer neue Kraft. Aber Gottfried Kellers Blick blieb nicht an der schweizer Erde haften, er schweifte weit weg über Seldwyla und die Nachbarkantönli hinüber in alle Lande, wo Menschen wohnen . . . . Anders Stifter; scheu senkte sich sein Blick zur Erde, zärtlich haftete er an Moos und Gestein, dem Getier und den Blumen des Waldes. Schlug er aber das Auge auf, so spähte es verklärt nach den rauschenden Wipfeln der Bäume, nach den Silberwölkchen, die den Waldhimmel durchzogen. Aengstlich ging er dem Ungekannten, dem Unerhörten, ging er auch den Menschen mit ihren Schmerzen und Lasten aus dem Weg. Er blieb nur ein Schauer, und so wurde er ein Meister des Beschaulichen. Der holde Wahnsinn künstlerischer Vision ist ihm fremd geblieben. Das wehe Ringen nach niemals Geschautem, das verzückte Lauschen nach nie Gehörtem, das irre Stammeln von Ungesagtem hat er nur soweit kennen gelernt, als es von jedem Schaffen unzertrennlich ist.“ — Einen „Brief von Henriette Sontag“ mit gelegentlichen Mitteilungen über die Ihrigen veröffentlicht Paul Lindau in Nr. 22 und 23.

Deutsche Heimat. (Berlin.) VI, 47. Kein Thal ist so arm, keine Landschaft so dürftig, daß nicht ein Poet wäre, der in seiner Weise sie besungen hätte. In den Parkanlagen des Städtchens Kreuznach steht das Denkmal eines Dichters, der im weiten Deutschland nie zu besonderem Ruhm und Ehren gelangte, den aber die Einheimischen des Nahethales als ihren Flurgott preisen — es ist Gustav Pfarrius, der 1800 in der Nähe von Kreuznach geboren war und als Oberlehrer in Köln im Jahre 1884 starb. Während seines langen reichgesegneten Lebens trat Pfarrius mit lyrischen und epischen Dichtungen, Novellen und einem Roman hervor. In seiner Lyrik, die etwas schlicht Volkstümliches, Ungesuchtes, Natürliches besitzt, sang Pfarrius — so erzählt Albert Ostheide — von Liebe, Glück, Heimat, Tod und Religion, und das alles so schlicht und schmucklos, daß der naive Ton von Volksliedern darin widerklinge. Das Nahethal hat Pfarrius wiederholt in Liedern besungen, den deutschen Wald gepriesen und stets als echten Sohn seiner rheinischen Heimat sich gezeigt. Außer den Novellen und dem Roman stammen von Pfarrius noch eine Bearbeitung des Nibelungenstoffes: „Chriemhildens Rache“, sowie die Niederschrift zu manchen „Rheinland-Sagen, Geschichten und Legenden“ in jener von Alfred Reumont 1844 herausgegebenen gleichnamigen Sammlung. — Im selben Hefte skizziert Hermann Krüger die Entstehungsgeschichte, den Wert und die Nachwirkung von Goethes west-östlichem Divan. — In Nr. 48 charakterisiert Karl Hesselbacher aufgrund vieler Belegstellen Ferdinand Avenarius „als Dichter des Willens zum Leben“. Der moderne Geist des sittlichen Idealismus sei die Psyche seiner praktischen Persönlichkeit. In den Balladen weile

Avenarius mit besonderer Vorliebe bei solchen Gestalten, in denen die sittliche Kraft zu dem, alles Handeln bestimmenden Faktor geworden sei. Eine kräftige Mannesnatur offenbare sich in ihm, und so atme auch seine dichterische Sprache seelische Wucht. „Das Leben ist ihm zuvörderst Bewegung, leidenschaftliches Ringen. Behagliches Ruhen ist ihm ein Zeichen geistiger Fäulnis oder geistiger Unreife. Die Harmonie, die durch viele seiner Naturstimmungen weht, ist nicht von vornherein in ihm gelegen; sie ist nicht das schlaffe bien être der Almanachslyrik. Sie ist errungen." — In einer Studie (49) über „Die moderne Weltanschauung in ihrem Einfluß auf die Dichtung" weist Prof. E. Leonhardt darauf hin, daß früher der philosophisch gewonnene Begriff menschlicher Willensfreiheit im Mittelpunkte jedes Dramas, jedes Romans gestanden habe, während allmählich der Einfluß der Philosophie gebrochen sei, um dem stärkeren der Naturwissenschaften Platz zu machen. Den kausalen Zusammenhang der Dinge aufzudecken, soziologische Ideen zu kultivieren, die Lehre von der Vererbung zu demonstrieren, das habe die „Kunst", die aufhörte, Kunst zu sein, als einziges neues Ziel begrüßt, so zunächst der Roman, dann das Drama. Im Anschluß an diese Thatsachen, die den Verfasser jede sittliche Wirkung der Dichtung fortan verneinen lassen, werden als positive Ratschläge die Forderungen erhoben: die Pflicht höher zu stellen als die Nerven, das Sollen höher als das Erkennen. „Sonst wird der Mensch zum Tiere erniedrigt, das auch ‚keine absoluten Werte' erkennt und erstrebt. Wenn Religion, Sittlichkeit und Kunst verloren gehen, dann sind wir das, wozu uns die Modernen so gerne machen möchten: das höchst entwickelte Tier! Dann sind wir vom Tiere nur mehr quantitativ verschieden." Also rückwärts!

Deutsche Revue. (Stuttgart.) XXVIII. Jahrgang. September. Rudolf von Gottschall, der in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, ist einer der Wenigen und Letzten, die noch von ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Heinrich Heine erzählen können. Vor mehr als einem halben Jahrhundert, im Jahre 1851, hat er den damals schon schwerkranken Dichter des eben erschienenen „Romanzero" in seiner Matratzengruft öfters besucht, die sich in einem stillen Hinterhause der Rue d'Amsterdam befand. Der kranke Heine war aufs äußerste abgemagert, nur Haut und Knochen, wie ein indischer Derwisch, und von den Rückenschmerzen, die mit seinem, von Jugend auf schwer ertragenen Kopfleiden zusammenhingen, heftig gequält. „Von seinen jungdeutschen Nachfolgern, mit denen ihn ein Bundestagsbeschluß zusammengesperrt hatte, war ihm nur Laube sympathisch; nach seinen ‚Reisenovellen' nannte man diesen ja Heinrich den Zweiten, und in der That war das Vorbild, dem er nachgeahmt, unverkennbar. Auch seine persönlichen Beziehungen zu dem pariser Aristophanes waren stets die freundlichsten. Dagegen hegte dieser gegen Karl Gutzkow einen leicht begreiflichen Haß. Hatte dieser doch ihm in seiner Schrift über Ludwig Börne übel mitgespielt." In ähnlichem Grade erfreute sich Meyerbeer seiner Abneigung. Seine Besuche bei dem kranken Heine stellt Gottschall in dem hier besprochenen Beitrag („Zwei kranke Dichter") in eine Art Parallele zu seinem Besuche bei Emanuel Geibel im Jahre 1872. Gleich Heine war bekanntlich auch dieser ihm im Wesen so entgegengesetzte, an Einfluß auf den deutschen Parnaß aber ähnliche Dichter lange Jahre vor seinem Tode durch schwere körperliche Leiden gemartert, die ihm nur wenige Stunden täglich Ruhe gönnten. Gottschall fand ihn von der Krankheit hart mitgenommen, aber nicht gebrochen und in seinem Wesen mehr von dem Sänger, der einst einen Herwegh in feurigen Versen zum Kampf herausgefordert hatte, als von dem Backfischlyriker, den manche Kritiker in ihm sehen wollten. Der Fehdebrief gegen Herwegh hatte s. Zt. auch Gottschall als dessen dichterischen Gesinnungsgenossen getroffen, doch hatte dieser später Geibels gedankenvolle Dichtung schätzen gelernt. „Immerhin stand er auf einem anderen geistigen Boden als ich. Er war in einem Pfarrhause geboren, und etwas wie theologisches Parfüm dufteten viele seiner Gedichte; ich war als ein Tornisterkind, Sohn eines preußischen Offiziers, der von Schlesien nach dem Rhein versetzt worden und nach seiner Pensionierung in sein Heimatland gezogen war, in der Welt herumgewandert, ohne alle patriarchalischen Erinnerungen, und meine Jugendzeit fiel in die Epoche der politischen Bewegung und der junghegelschen Freigeisterei." Als das Gespräch auf Heine kam, stellte es sich heraus, daß Geibel für den „gottlosen pariser Poeten" wärmste Bewunderung hegte und seine Gedichte großenteils auswendig kannte.

Deutsche Rundschau. XXIX, 12. Wie kommt es, daß Zolas Verurteiler ihn nicht völlig zu beschmutzen, daß seine Bewunderer ihn nicht völlig rein zu waschen vermögen? Diesem Problem nach seiner litterarisch-ästhetischen und nach seiner psychologisch-persönlichen Seite nachzugehen, unternimmt Eduard Platzhoff-Lejeune in einem umfänglichen Essai über den französischen Dichter. Nach einer raschen Skizzierung seines ersten Entwickelungsganges stellt er fest, daß wie für Flaubert, so auch für Zola die Verbindung des romantischen und des naturalistischen Elements das eigentliche Charakteristikum sei ... „Gewiß ist Zola Naturalist. Für ‚La Curée' besuchte er Wagenfabriken und Treibhäuser; für ‚Le Ventre de Paris' lief er zu allen Tageszeiten in den Markthallen umher. ‚La faute de l'Abbé Mouret' veranlaßte ihn zum Studium spanischer Jesuitenbücher und zum Besuche zahlloser Messen. Für ‚Germinal' fuhr er in die Bergwerke, für ‚Une page d'amour' verbrachte er mehrere Stunden auf dem Notredame-Turm im Gewitter. ‚La Bête humaine' zwang ihn zu Fahrten auf der Lokomotive, ‚Rome' zur Reise nach Italien, ‚Nana' zum Besuche der Bordelle, Theater und Wettrennen, ‚La Débâcle' zum Studium der Kriegsschauplätze, ‚Au bonheur des dames' zur Besichtigung der Modegeschäfte, ‚L'assommoir' zum Verweilen in Waschhäusern, Kneipen, Fabriken und Spitälern. Mit dem Notizbuch in der Hand fragte er die Polizisten und Wärter, die Geschäftsleute und Modistinnen, die Offiziere und Bergleute, die Maler und Sticker aus, notierte ihre Bemerkungen, ihre Klagen, ihre technischen Ausdrücke. Er zeichnete Situationspläne von Häusern und Feldern; er legte Personalakten für eine jede seiner Personen an mit endlosen Beschreibungen ihres Aeußeren und Inneren, ihrer ererbten und erworbenen Eigenschaften, ihrer wirklichen und möglichen Handlungen." Und dennoch war die Farbe nicht echt, die Beschreibung nicht wahr, die Handlung nicht möglich — warum? Zola selbst schreibt einmal: „Wir sind die widerwilligen Söhne der Romantik: keine noch so realistische Wäsche bringt diesen Flecken weg." Er hatte richtig empfunden, meint Platzhoff. „Das Tragische war nur, daß er nicht wußte, wo bei ihm die Romantik steckte, sonst hätte er sie mit Beelzebub und allen seinen Teufeln ausgetrieben. Eben diese Tragik war wiederum sein Glück, denn ein unromantischer, rein realistischer Zola wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Es hätte ihm jede Entschuldigung, jede Verteidigung gefehlt; er wäre nie der Held geworden, als der er uns seit dem Dreyfus-Prozesse bis zu seinem letzten Atemzuge erschien." Den Grundfehler in Zolas Schaffen aber erkennt sein Kritiker darin, daß er immer und überall übertrieben habe. „Man halte doch Zola nicht für einen großen Beobachter. Kleine Züge hier und da sind zweifellos erlebt und nachgezeichnet, große Geschehnisse aber sind bei ihm stets aus dem aufgeschichteten Material kombiniert und dann im Glutofen der Komposition zusammengeschweißt ... Nein, Zola ist kein gründlicher Beobachter, er ist in der Charakteristik schwach und oberflächlich. Schon Dickens pflegte seine Personen durch eine kleine lächerliche Aeußerlichkeit zu ‚charakterisieren', deren ständige, leitmotivartige Wiederholung ihn jeder gründlicheren Seelenschilderung überhob. Auch Zola begnügt sich mit der französisch sogenannten ‚Psychologie der besonderen Merkmale' und verzichtet auf jede Individualisierung. Seine Menschen sind schottenhaft und sehen einander ähnlich, weil sie alle

von den gleichen elementaren Mächten bewegt und auf die gleichen elementaren Aeußerungen reduziert sind... Sie sind heftig oder kalt, eitel oder schmutzig, brünstig oder kalt, schwärmerisch oder trocken. Da es sich meist um Menschen aus dem Volke oder um wenig individualisierte hohe Herrschaften handelt, fällt dieser Mangel nicht so sehr auf! Das stark entwickelte Triebleben, die heftigen Affekte entschädigen ein wenig für die Vernachlässigung aller feineren Regungen geistiger und seelischer Art... Daß Zola im Volke beliebt ist, verdankt er dieser Vereinfachung seiner Menschen, dieser Betonung des unbewußten Trieblebens, dieser Verherrlichung der Instinkte auf Kosten ihrer gewollten Zähmung und bewußten Vergeistigung." Aber — und darin liegt das Erstaunliche und das, was Zolas dichterische Größe ausmacht — „dieser Mann, der Personen so wenig lebendig zu machen wußte, verstand es meisterhaft, die leblosen Dinge zu gewaltigen persönlichen Mächten zu gestalten. Barbarenvölker, sowie Kulturmenschen auf der ersten Entwickelungsstufe, Kinder und ungebildete Menschen können sich die Naturkräfte nur personifiziert vorstellen. Das Volkskind Zola teilte diese Anschauung, war aber begabt und kultiviert genug, um diese personifizierte Natur zur Kunst werden zu lassen. Das Bergwerk, die Börse, das Modegeschäft, die Lokomotive, das Schlachtfeld, der Garten werden für ihn zu beseelten Organismen, die an dem menschlichen Geschick als gütige aber feindliche Götter teilnehmen, die mitjauchzen oder mitleiden, die dem Menschen gehorchen oder ihn zermalmen." In einem zweiten Teile seiner Abhandlung sucht Platzhoff auch Zolas menschliche Persönlichkeit psychologisch zu ergründen, und zusammenfassend sagt er von ihm: „Zola stellt ein Extrem dar, das einmal erreicht werden mußte, damit wir die Grenzen kennen lernen, die dichterischem Schaffen gesteckt sind. Wer so tief wie er eingetaucht ist in den Abgrund des Elends und der Sünde, wer von dieser Reise ins Totenland so menschheitsgläubig und siegesfreudig zurückkam, der hat dem Pessimismus einen schweren Stoß versetzt: wie sollten wir, deren Blick nur an der Oberfläche haftet, verzweifeln? Wenn das tiefe und feine Wort wahr ist, das Genie sei nur eine große Geduld, dann ist Emile Zola ein Genie gewesen; wenn nicht, so bleibt uns an dem gewaltigen Arbeiter, dem ehrenhaften, wahren Menschen noch genug zu bewundern." *)

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXII, 35. Die Auffassung, die in Shaksperes „Richard III." ein Scheusal, einen Teufel in Menschengestalt sieht, ist in Schauspielerkreisen so tief eingewurzelt und so zur Tradition erstarrt, daß es kein Wunder ist, wenn mehr und mehr aus Bühnenkreisen heraus selbst eine Revision jener extremen schablonenhaften Anschauung unternommen wird. Ein neues Beispiel bietet ein Aufsatz des Theaterdirektors Alfred Schmieden, der von vornherein für Richard III. Bewunderung und Mitleid mit seinem Ende fordert. Ihm ist dieser König „unleugbar Englands genialster und gewaltigster Herrscher, der eisernste Charakter, den überhaupt die Weltgeschichte kannte". Den Schlüssel zu seiner rätselvollen Natur gebe das Wort „dämonisch". Dämonisch sei Richards Rednergabe, „denn anders kann man sich das scheinbar Unmögliche, das einzig Dastehende, nicht erklären, daß er, der Mörder, die racheglühende Witwe seines hingeschlachteten Opfers an dessen Sarge bewegt, sich mit ihm zu verloben. Solch ein Weib läßt sich nicht durch einen sichtlich erkennbaren Schurken mit rollenden Augen und mephistophelisch vorgetragenen Redensarten am Leichnam ihres geliebten Gatten bereden, den Mörder heiraten zu wollen. Nein — aus diesem Richard spricht etwas ganz anderes: ein unheimlicher Dämon, dessen Glutauge das Opfer suggeriert, dessen Worte faszinierend, zwingend eindringen und sich eisern fest in Herz und Hirn setzen." Wie ferner, von der Kraft dieses dämonischen Elementes getragen, sich bei Richard III. Unnatur in Natur wandelt, wie ihm diese phänomenale Verstellungsgabe etwas Angeborenes, nichts willkürlich Komödiantenhaftes ist, erörtert Schmieden im Einzelnen, nachdem er zuvor den Entwicklungsgang des Menschen Richard verfolgt hat. — Die ersten epischen Werke Carl Hauptmanns, den Roman „Mathilde" und die Novellen „Aus Hütten am Hange", hält Eugen Kalkschmidt einer gesonderten Betrachtung für wert, scheint es ihm doch, als ringe sich für Hauptmann darin ein lebenskräftiger Keim zu fruchtbarer Entwicklung durch („Carl Hauptmann als Erzähler"). Vorzüglich am Roman falle ein straffer, fast übergerader Zug von Handlung auf. „In diesem zusammengedrängten Fluß des Geschehens aber zeigt sich meines Erachtens eine Fähigkeit, die unsere dichterische Produktion gar nötig braucht, um aus mehr oder minder formlosen anarchischen Dämmerungszuständen zur Klarheit, zur gesetzmäßigen Verdichtung des Wesentlichen zu gelangen. — Im 36. Heft giebt A. W. J. Kahle das „Entstehungsmotiv zu Schillers ‚Räubern'" an, aufgrund der Mitteilungen, die sich in dem bekannten „Theaterjournal für Deutschland" (10. Stück, 1779) und dem württembergischen Hofkalender vom Jahre 1782 finden.

Der Kunstwart. (München.) XVI, 22, 23. „Wollen und Können" betitelt sich ein sehr ins Einzelne gehender Aufsatz von Leopold Weber, worin das Gesamtschaffen Fritz Lienhards einer Kritik in vorwiegend ablehnender Tendenz unterzogen wird. Die Prüfung sämtlicher Werke Lienhards läuft darauf hinaus, ihn „als Woller, nicht als Könner" zu charakterisieren. Zwar seinen theoretischen Schriften („Die Vorherrschaft Berlins", „Neue Ideale") wird trotz mancher Einschränkung die Anerkennung vom speziellen Kunstwart-Standpunkt aus nicht versagt; von den poetischen Werken aber heißt es: „Es ist uns von Anfang an nicht möglich gewesen, in die Hochschätzung des Dichters Lienhard einzustimmen. Wir haben darüber nicht gesprochen, weil wir Lienhards Wirken nicht ohne Not stören mochten: schwiegen wir aber auf die Dauer, wir verdienten den Vorwurf, aus Gründen von Meinungsverwandtschaften eine Wahrheitsfälschung gefördert zu haben." In einer Analyse aller lienhardscher Dichtungen („Schildbürger", „Till Eulenspiegel", „König Arthur" und der lyrischen Gedichte) sucht Weber den Beweis zu erbringen, daß es Lienhard an der Gabe des dichterischen Schauens gebreche, daß seine Dichtung an einem „Ueberschuß an Absichtlichkeit" und papierenen Bestandteilen kranke, und faßt schließlich das Urteil über den Grundgehalt von Lienhards Wesen dahin zusammen: „Bei starker Heimats- und Vaterlandsliebe äußert er sich, mein' ich, vor allem in dem freudigen Glauben an die Güte der Welt und in dem daraus geborenen Streben nach einer großzügigen, warmherzigen Lebensauffassung. Doch zeigt sich dieser freudige Optimismus bei näherem Zusehen von sentimentalen Elementen stark durchsetzt, von Neigungen zu aufschönendem, also doch oberflächlicherem Idealismus beherrscht, von Phrasen überwuchert; seine Lebensauffassung aber schließt sich, sobald sie aus dem vagen Gebiet allgemeiner Ansichten ins schärfere Licht bestimmter Theorieen und Urteile tritt, häufig zu einer bedenklichen Enge zusammen, und das Gefühl, das diese Lebensauffassung durchpulst, ist zum großen Teil rettungslos im Herkömmlichen befangen." (Vgl. Lienhards Kritik am „Kunstwart" oben Sp. 37.) — Eine längere Studie „Die Entwicklung der Coulisse" von Ferdinand Gregori (Heft 21, 22) beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte unserer technischen Bühneneinrichtungen, speziell des Coulissenwesens.

*) Ungefähr dieser Ansicht scheint auch der Verfasser der „Jahresrundschau" im diesjährigen St. Paulus-Kalender zu sein, der den Tod des französischen Sittenschilderers mit den folgenden gewählten Worten seinen Lesern meldet: „Emil Zola, der litterarische Schmutzfink, der seinen Judenschnabel am Felsen Petri und auch an der lourder Grotte zu wetzen versuchte, erstickte im Oktober in Paris, wenn nicht an seinem eigenen Gestank, so doch an dem Kohlendampf und Schwefelwasserstoffgas, das seinem Heizofen entströmte, als er schlief. Man kann das einen sehr natürlichen Tod nennen." D. Red.

Die Nation. (Berlin.) XX, 49. In einem Nekrolog auf den unlängst in Paris gestorbenen Gustave Larroumet charakterisiert G. Ransohoff das Wesen dieses Mannes, der es, ohne zu den litterarisch Großen zu gehören, vom geringen Provinzschulmeister zum Ministerialdirektor, Professor an der Sorbonne und zum Theaterkritiker des „Temps" gebracht hatte. „Er besaß eine Art von Begabung, die niemandem lästig fiel, eben weil sie nichts Persönlich-Besonderes vorstellte. Das Irreduktible der Individualität ging ihm ab. Und das ist, praktisch genommen, manchmal ein Vorteil. Larroumet hatte ein leichtflüssiges Talent, eine gewandte Feder, eine glatte, nie versagende Diktion. Es gelang ihm immer, soweit es das Material betrifft, in den verschiedensten Dingen rasch au fait zu sein." Da konnte es denn nicht anders kommen, daß Larroumets Gelehrsamkeit an der Oberfläche sich hielt, daß er kein feinsinnig verweilender Geist war, kein innerlicher Schriftsteller. „Man darf sogar behaupten, daß er nicht geistreich oder nur witzig war. Aber dafür hatte er eine Intelligenz, die sehr ins Reelle gerichtet war, einen praktischen Verstand, den er mit Erfolg anzuwenden und, wenn das nicht zu herb klingt, für sich nutzbar zu machen wußte. Er war einer von denen, die lieber das Problem zaghaft anfassen, als daß sie sich selbst zu nahe träten; einer von denen, die es gern allen recht machen und, soweit es möglich ist, mit niemand verderben möchten, einer, der Litteratur möglichst ohne persönliches Risiko trieb . . ." — Auf Inhalt und Bedeutung von „G. Chr. Lichtenbergs Briefen aus England" weist in Nr. 49 noch Max Meyerfeld ausführlicher hin, während aus Nr. 48 ein psychologisch scharf zergliedernder, auf dem Grenzgebiet von Kunst und Litteratur sich bewegender Essai von Felix Poppenberg über „Ruskins Buch der Jugend" zu verzeichnen bleibt.

Die Zeit. (Wien.) Nr. 464. „Ein Goethe-Denkmal" nennt Jonas Fränkel einen Panegyrikus auf die Liebe Bettinas von Arnim zu Goethe, auf dieses wunderbare seltene Verhältnis, das, ohne durch neue Züge bereichert zu werden, hier in seinen Hauptwandlungen mit inniger Teilnahme gezeichnet wird, bis zu Goethes Todesjahr, zu jenen Tagen, als sie im Zustand fortwährender Ekstase die Konzeption ihres unvergänglichen Werkes erlebte. Im Jahre 1835 kam das Buch heraus. „Es ist die höchste Apotheose, die je einem großen Geiste zuteil wurde. Wie ein einziger herrlicher Hymnus klingt und rauscht es darin, wie ein jubelnder Päan auf die alles Irdische besiegende Gewalt eines Genius." Aber noch ein anderes Monument konnte sie, die Glückliche, vor ihrem Tode ihrem Gott errichten — das Goethedenkmal, das nach ihrem Entwurf in Rom ausgeführt war und nach Weimar gebracht wurde. „Wie bei Klingers ‚Beethoven' ist auch hier alles Zufällige abgestreift und nur gleichsam die Idee des goethischen Wesens versinnlicht. Als der thronende Geist sitzt er da, mit nackter Brust und nackten Armen, den Blick unmerklich nach den Wolken gerichtet, die eine Hand auf der Leier ruhend, die andere über die Lehne gesenkt und nachlässig den Lorbeerkranz haltend." Heut mache das Werk, an höchst ungünstigem Orte im Treppenhaus des weimarer Museums, nur einen wehmütigen Eindruck. „Aber das andere Denkmal lebt und atmet in seiner heißen Glut auch heute dasselbe Leben wie damals, da es aus der zitternden Seele der Dichterin den ersten Hauch empfangen. Ja, es wurde mit der Zeit zu einem Denkmal, das sie sich selbst neben dem Großen aufstellte. Wir hatten im verflossenen Jahrhundert viele, deren ganzes Leben Goethe ausfüllte, aber Bettina war die einzige, die sich nicht scheute, auch die tiefsten Geheimnisse ihrer Seele an seinem Altar zu opfern und mit der schwärmerischen Liebe und Hingebung, der nur sie fähig war, seinen Namen zu verkünden." — Als einen „Lebenskünstler", der stets sein Persönliches durchzusetzen wußte, charakterisiert Rudolf Fürst (465) Adolf Stahr, dessen Nachlaß jüngst Ludwig Geiger herausgegeben hat. „Die Lösung des Rätsels von Stahrs Persönlichkeit und seinen Erfolgen liegt in dem naiven, von keinem Zweifel moderner Menschen angekränkelten Selbstvertrauen, in der neidenswerten Zuversicht zu dem Wert und der Bedeutung der eigenen Person, der Richtigkeit des eigenen Handelns, zu dem Eindruck, den eine solche Persönlichkeit notwendig auf alle Welt machen muß. Diese Ueberzeugung erscheint nirgends geziert oder gemacht, wie eine Weihrauchwolke umduftet sie das Wesen des einstigen oldenburger Gymnasiallehrers. Früh von Freunden umgeben, die sich ihm ganz unterordneten, die in ihm den erst zu schonenden Hoffnungsreichen, dann den zu ehrenden Meister sahen, bei seinem bedeutungsvollen Schritt vom Wege derart vom Glück begünstigt, daß er selbst seinen verlassenen Kindern der geehrte und zärtlich sorgende Vater bleiben durfte, von dem Weibe seiner Neigung gehätschelt und mit einem Fetischkultus bedacht, mußte Stahr zu dem werden, was er war. Er gewöhnte sich schließlich in den beglückenden Glauben hinein, von allen Guten geehrt und geliebt zu sein, er nahm jedes freundliche Wort, jedes Kompliment, jeden Gunstbeweis von hoher Stelle wörtlich; er lebte in der herrlichen Ueberzeugung, seine und Fannys Werke wären die Blüte deutscher Nachklassik und Tausende seien ihnen zu Dank und Liebe verpflichtet, wie er denn auch in kindlichem Grimm bei dem Gedanken entbrannte, andere könnten von ihren Werken größeren materiellen Vorteil haben, als sie beide — das edle Künstlerpaar." — In der gleichen Nummer (465) findet sich aus der Feder Nina Hoffmanns ein Gedenkartikel zur zwanzigsten Wiederkehr von Iwan Turgenjews Todestage.

Euphorion. Bd. X, 1, 2. Johann Jakob Bodmers „Rache der Schwester", jene 1767 erschienene Modernisierung eines Teiles der alten Nibelungendichtung, wird gewöhnlich mehr um ihrer bloßen Existenz willen und als erstes Zeichen einer intimeren Beschäftigung mit dem mittelhochdeutschen Epos genannt, als daß man die künstlerische Fassung, den selbständigen Wert dieses Werkes eingehender untersucht hätte. Nicht als stil- und poesielos, sondern als „organisch kürzende Modernisierung mit konsequenter Beseitigung aller volkstümlichen und naiven Züge" betrachtet nun Robert Riemann die Leistung des alten Bodmer, die würdig am Anfang einer im letzten Jahrhundert zu glänzender Höhe gelangten Entwicklung stehe. — In dieselbe Zeit, in der des Zürichers Werk entstand, führt eine Untersuchung von O. Fischer über „Gerstenberg als Rezensenten der Hamburgischen Neuen Zeitung" (1767—1771). Von Kopenhagen aus beteiligte sich Gerstenberg mit durchweg anonym gehaltenen Artikeln an dem Blatte, berührte dabei weit auseinanderliegende Gebiete und scheute nie ein scharfes, verurteilendes Wort, bis er durch allerlei Unzufriedenheit auf seiten seiner kritischen Opfer seinen Austritt aus dem Verband der Mitarbeiter herbeiführte. Für ihn selbst war diese Rezensententhätigkeit von tieferer Bedeutung. Seine Anschauungen erhielten dadurch abschließende Formulierung, er selbst freilich spielte auch mit ihr seine führende Rolle aus. Indem er Herder als Mann der Zukunft erkannte, hatte er seine Mission erfüllt: „er war eine schwache Natur und erlebte, was schwachen Naturen ein Ende bereiten muß, die Verwirklichung seiner Ideale." — Chronologisch schließen sich an diesen Aufsatz eine Untersuchung von Bernhard Seuffert über „Wielands Pervonte", von Daniel Jacoby über „den Stifter des Illuminatenordens [Adam Weishaupt] und eine Briefstelle Schillers an Körner", sowie einige andere „Kleinigkeiten zu Schiller", die R. Schlösser beisteuert — sie betreffen den Hochverrat des Marquis Posa und Schillers Brief an Kotzebue über die „deutschen Kleinstädter". — Ihren Abschluß finden in dem vorliegenden Bande die „Fischart-Studien" von A. Hauffen, die Publikation zweier fragmentarischer Prosadichtungen Eduard Mörikes durch Harry Mayne, ferner die Parallele „Grillparzer und Byron", die Ludwig Wyplel zieht, sowie A. K. T. Tielos Untersuchungen über Moritz

von Strachwitzens episch-lyrisches „Nordland“ und „Romanzen und Historien“. — Den Vergleich eines deutschen und englischen Dichters wagt auch Josef Wihan, indem er „Franz Stelzhamer und Robert Burns“, den Oberösterreicher und den Schotten, auf ihr Verwandtschaftsverhältnis hin prüft. In beiden findet er dieselbe ungebändigte Lebenslust, denselben tollkühnen Wagemut, die zähe Leidenschaftlichkeit, die kecke Ungescheutheit in Wort und That, denselben angeborenen Stolz. — Zu erwähnen bleiben noch ein Aufsatz von Wilhelm Hans, der „die Quellen und historischen Grundlagen von Arnims ‚Kronenwächtern‘“ aufdeckt, sowie Paul Hofmanns Veröffentlichung eines alten vergilbten Manuskriptes, das den Titel trägt: „Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte.“ Weniger zur Biographie des Dichters selbst, als vielmehr zur schärferen Abgrenzung unseres Urteils über jenes seltene Mädchen bieten diese Mitteilungen eine willkommene Handhabe („Ulrike von Kleist über ihren Bruder Heinrich“).

„Ferdinand v. Saar.“ Von Karl Martin Brischar (Neue Bahnen, Wien; III, 17/18).

„Friedrich von Matthissons Aufenthalt in Göttingen im Februar 1794.“ Mitgeteilt von Erich Ebstein (Hannoversche Geschichtsblätter, Hannover; VI, 8).

„Antonie Haupt.“ Von E. M. Hamann (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVII, 12). Antonie Haupt, eine katholische Erzählerin, hat eine Anzahl von historischen Romanen geschrieben („Die Tochter des Alemannenkönigs“, „Hexe und Jesuit“ u. a.).

„Hugo Wolf.“ Von Albert Ritter (Hochland, Dresden; I, 5).

„Leo und Zola. Eine Begegnung im Himmel.“ Von Peter Rosegger (Heimgarten, Graz; 27, 12).

„Zur ästhetischen Beurteilung von Schillers ‚Braut von Messina‘.“ Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Gotthold Sachse (Zeitschrift für d. deutschen Unterricht, Leipzig; 17, 8).

„Dehmels ‚Zwei Menschen‘.“ Von Erich Schlaikjer (Die Zeit, Berlin; II, 47).

„Kölner Theaterzustände im 18. Jahrhundert.“ Von Otto Albert Schneider (Rhein. Musik- und Theater-Ztg., Cöln; IV, 36, 37).

„Clara Viebig.“ Von Ludwig Schröder (Der Tourist, Frankfurt a. M.; Festnummer, 5. u. 6. Sept.).

„Schlesische Dichter der Gegenwart.“ II. Von Dr. J. G. Wahner (Litt. Warte, München; IV, 12).

Echo des Auslandes

Westschweizerischer Brief.

Der Sommer ist die Zeit unserer großen Feste: die meisten und größten fanden zwischen dem 10. Juni und 10. Juli statt: in Basel das reichsdeutsche und gesamtschweizerische Musikfest, in Zürich (5. Juli) das Geßnerfest; vom 4. bis 6. Juli in Aarau und Lausanne die kantonalen Zentenarfeiern, von denen uns das letztere hier ausschließlich zu beschäftigen hat. Um eine Sommerfeier zu Nutzen und Genuß der Eidgenossen deutscher Zunge veranstalten zu können und doch zugleich dem historischen Datum (14. April) Rechnung zu tragen, begingen die Waadtländer ein doppeltes Fest und ermöglichten so eine ausgiebige Bethätigung unserer einheimischen künstlerischen Kräfte. Das „intime“, im strengeren Sinne litterarische und historische Drama hatte H. Warnéry für die Aprilfeier geschrieben; das populäre, im Freien aufgeführte Volksschauspiel verfaßte der waadtländer Dichterkomponist Emile Jaques-Dalcroze. Dort war die Musik die untergeordnete, hier ist sie die herrschende Kunst. An Stelle des Dramas treten lyrische Bilder, an Stelle der Volksszenen Chöre und Tänze. Allegorisches mischt sich mit Historischem, künstlerische mit patriotischen Effekten. Das Auge wird fast mehr als das Ohr zum aufnehmenden Organ; die Pracht der Kostüme und ihre historische Echtheit ist wichtiger als der dramatische Eindruck des Dialogs. Ein solcher Versuch mußte gemacht werden. Lieber auf den Anspruch eines historischen Dramas von vornherein verzichten, als ihn unberechtigter Weise erheben. Nur wäre dann auch eine Konsequenz zu ziehen, die der vielumjubelte „Gesamtkünstler“ leider übersehen hat; ein undramatisches Schaustück kann ohne den Vorzug der Kürze nicht bestehen: fünf und eine halbe Stunde (die Pausen miteingerechnet) im Julisonnenbrande geistig frisch und empfänglich auszuhalten, ist nahezu eine Unmöglichkeit.

Das Festspiel (Text mit Musik bei W. Sandoz in Neuenburg) zerfällt in fünf Akte: das Weinland, die Ebene (Moudon), die Stadt (Lausanne), der See (Rolle), die Berge. Von den allegorischen Akten hier zu reden — einer allzutreuen Kopie des jahrealten Winzerfestes in Vevey (1. Akt) und der patriotischen Apotheose (5. Akt), die man in der Schweiz schon ein dutzendmal gesehen hat — ist wohl nicht vonnöten. Der zweite Aufzug schildert in einem prächtigen Bilde das Fest des savoyischen Lehnsherrn und der Vasallen von Moudon, der dritte die Reformation in Lausanne unter Pierre Viret und das Studentenleben, der vierte das berühmte Schützenfest in Rolle, auf dem die Lossagung der Waadt von Bern und ihr kurzdauernder Anschluß an Frankreich sich vollzog. — Ausgezeichnet verstand sich unser Festspieldichter auf Massenwirkungen (man zählte 2500 Mitwirkende und 20 000 Zuschauer), Gesamteindrücke und Gruppenbilder. Immerhin fiel den kritischer gestimmten Zuschauern die zu enge Anlehnung an bekannte Vorbilder (Winzerfest im ersten, Warnérys Festspiel im vierten, Narzissenfest im fünften Akt) auf. Ebensowenig ist es möglich, in dem geschickt zusammengestellten Text ein litterarisches Meisterwerk zu sehen, was ja bei einem Musiker nichts eben Erstaunliches hat. Auf diese großen Schwächen des interessanten, mit heller Begeisterung aufgenommenen Werkes hinzuweisen, ist umsomehr Pflicht, als gewisse blindwütige Bewunderer Jaques selbst eine ernste und mäßige Kritik nicht aufkommen lassen wollten, während die Gegner entsprechend in ihrem Herunterreißen einer immerhin achtbaren künstlerischen Leistung entschieden zu weit gingen.

Einen Monat später (9. August) wurde im walliser Einfischthale (Val d'Anniviers), nahe der deutschen Sprachgrenze, ein dramatischer Versuch der Heimatkunst gewagt, der ebenfalls als nur halb gelungen bezeichnet werden kann. Der genfer Advokat Marcel Guinand gedachte die Bevölkerung des Dorfes Vissoye für die in ihrem Thal spielende „Légende d'Anniviers“ zu interessieren (Buchausgabe bei Müßler in Sion), die schon in den Büchern der pseudonymen Mario (Frl. Trolliet, eine Waadtländerin, einst im Wallis ansässig und dort als übergetretene Katholikin gestorben) zu finden ist. Es handelt sich da um den dramatisch schon ziemlich verbrauchten fremden Jüngling, den die heidnischen Eingeborenen als frechen Eindringling zu schlachten gedenken, bis dann seine christliche Liebesbotschaft die harten Herzen erweicht und der aus der Todesgefahr von einem natürlich wunderschönen Mädchen gerettete Held die Geliebte heiratet. — Von der künstlerisch immer noch genießbaren Trivialität des Stoffes abgesehen, verlor die Aufführung an künstlerischem Wert durch zwei Umstände: einmal waren die Hauptrollen des Stückes mit genfer Dilettanten statt mit Einheimischen besetzt, denen der Dichter nur die Nebenrollen und die Zuschauerbänke überließ; dann vollzog sich die Organisation und Inszenierung dieses lokalhistorischen Volksspiels unter dem thatkräftigen Beistand des Bischofs und der Geistlichkeit, was dem Ganzen weniger den Charakter einer spontan künstlerischen, als vielmehr den einer kommandierten klerikalen Manifestation verlieh.

Einen verwandten Eindruck hinterläßt das neue Buch Isabelle Kaisers „Vive le Roi!“ (Paris, Perrin), das um seiner Verherrlichung der königstreuen Bauernkrieger der Vendée willen als eine Verurteilung des

revolutionären Frankreich und eine Verherrlichung des monarchischen Katholizismus um jeden Preis aufgefaßt werden kann und auch thatsächlich aufgefaßt wurde. Ist es gefährlich, solche allzu aktuellen, politischen Streitfragen zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen, ist es vollends mißlich, ein so vielbehandeltes und „abgeweidetes" Thema noch einmal vorzunehmen, so darf doch nicht verkannt werden, daß die Einsiedlerin von Beckenried es mit machtvoller Poesie neu zu gestalten und dramatisch zu beleben verstanden hat. Es fehlt Isabelle Kaiser nie an Kraft, Feuer und Poesie; es kommt bei ihr vielmehr darauf an, diese Mächte mäßigend zu beherrschen und an geeigneten Stoffen künstlerisch und original zur Geltung kommen zu lassen.

Daß Paul Pochhammer seit langem in Lausanne, sei es durch freie Hochschulvorlesungen, sei es durch Hotel- und Schulvorträge, deutsch und im Notfall auch französisch für seinen Helden Dante als Prophet und Apostel ausgiebig in dem in Deutschland wohl genug bekannten Sinne wirkt, soll an dieser Stelle, wenn auch nur im Vorübergehen, einmal bemerkt werden. Es ist ihm gelungen, das sympathische Verständnis seines Publikums in um so höherem Grade zu erwerben, als es diesem an kritischer Schulung zur Würdigung cum grano salis der pochhammerschen Hypothesen gebricht.

Mancherlei Neues bringen die Zeitungen und Zeitschriften. Der lausanner Professor der deutschen Litteratur, Maurer, referiert über das Werk der Mrs. Byse (Elliot Stock, London), „Milton on the Continent", speziell über Miltons Reise durch die Schweiz („Gazette de Lausanne", 13. Juli). — Virgile Rossel zeigt in der „Tribune Libre" (34) die (französische) Geschichte der arabischen Litteratur von Clément Huart (in der cotinschen Sammlung) an. Das gleiche Blatt fährt in seinem Neudruck vergessener Litteraturdenkmäler („Ce que lisaient nos pères") mit Fritz Berthouds „Une journée en Angleterre" (Auszug aus „Sur la montagne", von 34 ab) fort, der auf desselben Verfassers „Souvenirs d'un Ecolier" folgte. — In der „Semaine littéraire" des letzten Vierteljahrs finden sich drei ausführliche Charakteristiken zeitgenössischer Schriftsteller: René Bazin von Henry Bordeaux (494), Joseph Conrad von H. D. Davray (500) und Paul Adam von Ernest Tissot (502 u. 503). Ernest Bovet analysiert die in Frau Compains Roman „L'Un vers l'Autre" niedergelegte Psychologie der Ehe (403), und Adolphe Ribaux, auf den Spuren Fogazzaros wandelnd, schildert seine Eindrücke von Oria und dessen im „Piccolo mondo antico" wie im „Mistero del Poëta" geschilderter Umgebung (503). — Die Familie des Tagebuchphilosophen H. F. Amiel hat, außer der „Revue bleue", auch der „Semaine littéraire" einige Briefe aus seiner Studienzeit in Deutschland anvertraut, die zu seiner schon bekannten Begeisterung für deutsche Spekulation und deutschen Fleiß einen Beitrag liefern. Auch von dem Zürcher Heinrich Meister, über dessen Beziehungen zu den Größen Genfs im achtzehnten Jahrhundert (Abauzit, Rousseau, Jacob Vernet) Eugène Ritter mit Unterstützung von Paul Usteri schon in der „Revue des deux mondes" berichtet hatte, bringt die „Semaine littéraire" aus der gleichen Quelle interessante Briefe (492, 498, 502). — Gaspard Vallette in seinen wertvollen und geistreichen Monatschroniken „La Vie en Suisse" kommt zweimal (August und September) auf die Sprache und die Litteraturdenkmäler der Rhätoromanen in ihrer doppelten dialektischen Ausprägung zu reden (500, 504). In Nummer 505 untersucht Virgile Rossel die geschichtlichen Einwirkungen der westschweizerischen auf die französische Litteratur. Henry Bordeaux teilt im gleichen Heft Erinnerungen und Eindrücke des verstorbenen Akademikers (Académie des Beaux-Arts!) G. Larroumet mit. Die Probensammlung aus der modernen belgischen Litteratur, in Nummer 501 mit einer Novelle Demolders, „Le Savetier et le Maçon", begonnen, wird mit Camille Lemonniers „Doigt de Dieu" (505) fortgesetzt.

Im Augenblick der Absendung dieses Briefes brüten die eidgenössischen Kommissionen des Stände- und Nationalrats über der Ausdehnung des jährlichen Kunstkredits von 100 000 Franken auf die musikalischen und litterarischen Schöpfungen und Bestrebungen. Daß es zu einem günstigen, von den eidgenössischen Räten noch zu ratifizierenden Vorbeschluß kommt, ist vorauszusehen; bei der Frage des Wie aber werden ernste Schwierigkeiten auftauchen und widersprechende Meinungen einen ungewissen Entscheidungskampf führen.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

Englischer Brief.

Der Theaterkritiker der „Times", Mr. Walkley, hat, wie verlautet, Bernard Shaw dazu angeregt, ein Stück über das Thema „Don Juan" zu schreiben. Das Resultat ist soeben zu Tage getreten: „Mensch und Uebermensch (Man and Superman), eine Komödie und eine Philosophie" ist der Titel des Buches (Constable). In einem köstlichen, witzfunkelnden Widmungsbrief giebt Shaw eine Geschichte des Don Juan vom philosophischen Standpunkt. Das Hauptproblem ist natürlich die Anziehungskraft der beiden Geschlechter aufeinander. Sie ist nach Shaw begründet in der Fürsorge der Natur um die Erhaltung der Gattung; aber paradox, wie er ist, will er in dem Drama zeigen, daß das weibliche Geschlecht der angreifende, das männliche aber der abwehrende Teil ist. Das Stück in seiner jetzigen Form würde eine Spielzeit von sechs oder sieben Stunden beanspruchen; es wird also schwerlich zur Aufführung bestimmt sein. Vielmehr dient es lediglich dazu, gewisse originelle und ungewöhnliche Ansichten des Verfassers zum Ausdruck zu bringen. Es strotzt von amüsanten Epigrammen, von denen wir zwei Beispiele geben: „Die Häuslichkeit ist das Gefängnis des jungen Mädchens und das Zwangsarbeitshaus der Frau". „Niemand ist ein wirklicher Spezialist, ohne im eigentlichen Sinne des Wortes Idiot zu sein."

Die Bescheidenheit der Autoren begegnet bisweilen Zweifeln. Aber der Verfasser des eben veröffentlichten Romans: „Die Handschrift im roten Kasten" hat es erfolgreich verstanden, seine Identität zu verhüllen, und das Manuskript seines Romans gelangte, sorgfältig in einem roten Kasten verpackt, in die Hände des Verlegers John Lane, ohne den Absender zu verraten. Lane gab sich alle erdenkliche Mühe, das Geheimnis aufzuklären, aber vergebens. Doch da sich die Handschrift als ein trefflicher historischer Roman erwies, entschloß er sich zu ihrer Veröffentlichung unter dem ebengenannten Titel. Das Thema, das nach unserer Kenntnis noch nie von Romanschriftstellern behandelt worden ist, ist die Entwässerung des cambridger Marschlandes durch Holländer unter Karl I., wodurch die Feindseligkeit der Bewohner dieses Gebietes aufs höchste erregt wurde. Die Geschichte wird in frischem Tone erzählt, und die historischen wie die erdichteten Charaktere sind voller Leben.

Der beste neuere Roman ist zweifellos Seton Merrimans „Barlasch of the Guard" (Smith Elder). Er spielt im napoleonischen Zeitalter, und der Zug des Kaisers nach Moskau, der Brand der Stadt und der Rückzug stehen im Mittelpunkt des Ganzen. Liebesepisoden und Abenteuer sind in die Intrigen hineingeflochten, deren Schauplatz die Grenzstädte Königsberg und Danzig sind. Napoleon selbst taucht nur flüchtig auf, aber sein Schatten liegt über dem Ganzen, und seine Persönlichkeit und seine Handlungen beeinflussen die Schicksale fast aller Charaktere. Ein Bräutigam wird in dem Moment verhaftet, wo der Hochzeitszug die Kirche verläßt; er wird mit unbekanntem Auftrag fortgesandt und kehrt nie zurück. Es stellt sich heraus, daß er ein Spion oder ein Verräter war, und die verlassene Braut heiratet seinen Vetter, dem ihre Liebe eigentlich immer gehört hatte. Die Geschichte ist einem Sergeanten von der alten Garde, Barlasch, in den Mund gelegt,

dessen Charakter mit Sicherheit und Wärme gezeichnet ist.

In derselben Art, wie er es mit der ersten Shakspearefolio gethan hat, beabsichtigt Sidney Lee einen „Census" der frühen Quartausgaben des „Perikles" (1609), von „Venus und Adonis" (1593), „Lucrezia" (1594), der „Sonette" (1609) und des „Passionate Pilgrim" (1599) zu veranstalten. Da möglicherweise in öffentlichen oder Privatbibliotheken Deutschlands Exemplare vorhanden sind, so wäre nähere Auskunft über diese sehr erwünscht und wird an die Adresse der Clarendon Press, Oxford, erbeten.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der eben verstorbene Lord Salisbury als junger Mann Mitarbeiter der „Quarterly" und Mitherausgeber von Bentleys „Quarterly Review" war, die 1859 begründet wurde, es aber nur auf wenige Nummern brachte. — Wir erwähnen den Tod von Mrs. Sutherland Orr, der Schwester des Malers Lord Leighton und der Freundin Robert Brownings. Sie verfaßte ein vortreffliches Handbuch über seine Werke und die einzige Biographie des Dichters, die autoritativen Wert hat.

Eine sehr gute Aufführung von Marlowes „Eduard II." wurde kürzlich in Oxford in Verbindung mit den Sommerferienkursen von der Elizabethan Stage Society veranstaltet. Es ist ein sehr wirksames Stück, und die Charaktere des Königs und seines Günstlings Piers Gaveston, in denen Marlowe fast die Höhe des shakespearischen Dramas erreicht, geben den Schauspielern vorzügliche Rollen. Der Charakter des jungen Mortimer ist vielleicht eine Vorstufe von Shakespeares Percy Heißsporn.

Von neuen Schauspielen darf Louis Parkers „Kardinal" am ehesten Anspruch auf ernste Betrachtung erheben. Es ist eine Beichtstuhlgeschichte. Der Kardinal ist Giovanni de'Medici (später Leo X.), Sohn Lorenzos des Prächtigen. Das Stück spielt um 1510. Der Bruder des Kardinals liebt die Tochter eines reichen Kaufmanns, und seine Neigung wird erwidert. Aber das Mädchen hat noch einen andern Bewerber, der, erzürnt über den Korb, den er erhalten, den Vater der Geliebten tötet und dann das Verbrechen dem Kardinal beichtet, dessen Bruder zu Unrecht in dem Verdacht steht, es begangen zu haben. Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses müßte der Kardinal schweigen und den Bruder seinem Lose überlassen, aber er stellt sich wahnsinnig und zwingt den Schuldigen, seine Schuld an einem Orte zu bekennen, wo er von der Behörde belauscht werden kann. Es ist wenig Leben und Leidenschaft in dem Stück, dessen Stoff so vielversprechend scheint. — H. V. Esmond hat seinen Ruhm durch sein neues Stück „Billys kleine Liebesgeschichte" nicht gerade erhöht. Es ist eine liebenswürdige Bagatelle ohne litterarische Bedeutung. — Clyde Fitchs „Kletterer" (The Climbers) ist ein heiteres Stück amerikanischen Ursprungs, aber es entbehrt echter dramatischer Lebenskraft.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Das Augustheft der „Nuova Parola" enthält einige kurze gedankenreiche Artikel über litterarische, philosophische und ästhetische Gegenstände. F. Momigliano spricht über „Giovanni Pascoli und die Moral seines Mitleidens", einen Gegenstand, der die Nietzscheaner interessieren muß. Er weist auf den hervorragenden Platz hin, den in der Lyrik des Verfassers der „Myricae" die Scheu vor den dunklen Tiefen und Geheimnissen des Lebens einnimmt, und auf die Uebereinstimmung seiner Schlußfolgerungen mit denen des Verfassers der „Ginestra": Verminderung des Schmerzes, der durch Haß und Anfeindung unter den Menschen hervorgerufen wird, brüderlicher, gemeinsamer Kampf gegen die Feindseligkeit der Natur. Brüderlichkeit, Menschenliebe, Wohlthun sind die einzigen Hilfsmittel gegen das Erliegen unter den Nöten und Schrecken des blinden Schicksals, der erbarmungslosen Natur. „Diese neue Moral, die dem Dichter aus der Versenkung in das Unfaßbare erwächst, ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen Platos und der großen Denker des Altertums, sowie des göttlichen Spinoza." Aber Pascolis Muse wird deshalb „weder große Popularität noch weite Verbreitung gewinnen. Die Dichter, die zur Konzentrierung und Sammlung nötigen, wie Foscolo, Leopardi, Carducci, um nur unsere neuesten zu nennen, werden zwar viel zitiert, sind aber nur für wenige intime Freunde". — In einem Artikel „Der Geschmack des Publikums" führt A. Foà den geringen materiellen Ertrag der geistigen Arbeit, speziell der litterarischen Produktion in Italien auf den geringen Wohlstand des Landes zurück, der den Absatz der geistigen Erzeugnisse einschränke und dadurch auch deren Niveau herabdrücke. Das geringe Interesse an der Wissenschaft und Litteratur habe eine zweite Ursache in den Mängeln des Unterrichtssystems, das kein Verständnis für den Wert der höheren Kultur und keine Liebe zum Studium zu erwecken imstande sei.

Eine rühmende Anzeige der von A. van Bever und E. Sansot-Orland herausgegebenen „Oeuvres galantes des conteurs italiens" (vgl. LE V, 1425) giebt G. Lipparini (Marzocco VIII, 32) Anlaß, in launiger Weise der Heuchelei und Prüderei der heutigen italienischen Gesellschaft den Prozeß zu machen, die nicht sittlicher sei als die von Boccaccio, Sacchetti, Bandello, Molza, Barberino, Fiorentino u. s. w. geschilderte, aber die frischen und offenen Erzählungen der alten Novellisten durch langweilige Verhüllungen und Umschreibungen ersetzt habe. Während das vom „Mercure de France" verlegte Buch in Frankreich auf umfassenden Absatz rechnen kann, würde sich, wie Lipparini behauptet, in Italien kein Verleger für ein ähnliches Werk gefunden haben. „Vergleicht man jene alten (und es kommen Dutzende in Betracht) mit der Mehrzahl der heutigen Novellenschreiber, so muß man zu dem Schluß kommen, daß jene Menschen von Fleisch und Blut mit ihren Fehlern und Tugenden waren, während diese Püppchen sind, genährt mit Milch, Honig und Mondschein, die, wenn sie die Eisenfresser spielen wollen, sich betrinken und zu taumeln anfangen."

Im Junihefte der „Rivista d'Italia" findet sich eine eingehende, sehr verständnisvolle Würdigung von Gustav Frenssens „Jörn Uhl" aus der Feder von P. Segato. Der italienische Rezensent erklärt sich die allgemeine Bewunderung für Frenssens Roman in Deutschland, wo „die Kritik so stark an Persönlichkeiten, Schulen, Tendenzen hängt und der Kritiker oft nur die eigene Ueberlegenheit darthun will", vornehmlich aus den augenblicklichen litterarischen Zuständen und aus der seltenen Vereinigung der verschiedensten künstlerischen Fähigkeiten in dem Dichter. Nach den ungeordneten und nur teilweise befriedigenden Versuchen mit dem litterarischen Umsturz, dem Naturalismus, Impressionismus, Mystizismus, Symbolismus, dem Goten- und Aesthetentum habe die ehrliche, kräftige, unbefangene Originalität, die gesunde Empfindung, der Idealismus und Optimismus, die echte Heimatliebe und Heimatkunst Frenssens, die tiefe Sittlichkeit seiner Weltanschauung und seine befreiende und erhebende Lehre vom Werte der Arbeit allgemeine Zustimmung gefunden.

Das Doppelheft Mai-Juni der „Bibliofilia" enthält einen „Essai de bibliographie" über die französischen Ausgaben des Amadis aus der Feder von Hugues Vaganay, ausgestattet mit Illustrationsproben aus den wertvollsten Ausgaben, ferner die Fortsetzung einer Abhandlung G. Fumagallis über den genuesischen Arzt und Bücherliebhaber Demetrius Canevari und derjenigen Faloci-Fulignanis über „die typographische Kunst in Foligno im 16. Jahrhundert".

Das ganze letzte Heft von „Natura ed Arte" ist dem Andenken Leos XIII. gewidmet, dessen schriftstellerische Bedeutung eine interessante Beleuchtung erfährt. — Die „Rivista Teatrale Italiana" (Nr. 6) enthält einen Einakter von C. Antona-Traversi

„L'assolto“ (Der Freigesprochene), die „Minerva“ (Nr. 34) u. a. eine Schilderung der litterarischen Entwickelung Kaliforniens.

Eine neue Halbmonatsschrift für Soziologie, Kunst und Litteratur erscheint seit dem 1. Juli in Rom unter dem Titel „Il pensiero“. In dem ersten Hefte spricht Peter Kropotkin über „die geistige Bewegung im 18. Jahrhundert“, Elisée Reclus behandelt das Thema: „Was in der Geschichte zu lesen ist“.

Baldassarre Labanca, der Nestor der Religionsforscher in Italien und Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte des Christentums in Rom, hat eine 436 Seiten starke Untersuchung über „Gesù Cristo nella letteratura contemporanea straniera ed italiana“ (Turin, Bocca 1903) herausgegeben, die wegen ihrer Gründlichkeit und Vollständigkeit gelobt wird.

Zwei längere Novellen von Fulvia, „Il dubbio“ und „Ciò che si tace“, (R. Sandron, 1903) bezeugen die lebhafte Phantasie und Empfindung dieser in der Form nicht immer korrekten Schriftstellerin. Viel Sentimentalität und Anmut ist auf die Zeichnung des jungen Mädchens in der ersten Novelle verwendet, das, von unbekannter Herkunft, lungenkrank in einem geistlichen Asyl dem Abschied vom heiß und sinnlich geliebten Leben entgegensieht und, in dem aristokratischen Komité-Präsidenten, einem alten Lebemann, den Zweifel erweckt, ob sie nicht seine Tochter sei. — In der zweiten Erzählung lehnt eine hochherzige Dame die Zuneigung eines jungen Edelmannes ab, nicht, weil sie ihn nicht liebte, sondern weil sie fürchtet, ihm auf seinem Lebenswege ein Hindernis zu werden. — Eine Geschichte à la Jules Verne aus dem vorletzten Jahrhundert des vierten Jahrtausends n. Chr. bietet Antonio de' Bersa in „Idillio Lunare“ (Mailand, Cogliati, 1903). Die Vereinigung gründlicher physischer und mathematischer Kenntnisse mit blühender Phantasie und humorvoller Darstellung sichern dem Verfasser eine große Gemeinde unter den Unterhaltungsbedürftigen.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russischer Brief.

Die litterarische Ausbeute der Sommermonate ist nie groß. Sie war es auch in diesem Sommer nicht. Die Weihrauchwolken, die an dem Sarge des neu entdeckten Heiligen Seraphim von Ssarow aufstiegen, und der macedonische Pulverdampf hüllten — wenigstens für uns in Rußland — die ganze Welt in ein eintöniges Grau. Inter arma silent artes. Und nur ab und zu drang ein vereinzelter Lichtstrahl durch den Nebel. So am 15. (28.) Juli, als Wladimir Korolenko seinen fünfzigsten Geburtstag beging. Aus den entlegensten Winkeln des russischen Reiches kamen Kundgebungen der wärmsten Sympathie für den hochbegabten Dichter und edlen Menschen. Die Vaterstadt Korolenkos, Shitomir, ehrte ihren berühmtesten Sohn durch Umbenennung einer Straße in Korolenko-Straße. In Poltawa, wo Korolenko sich gegenwärtig aufhält, veranstaltete man eine großartige Feier mit offiziell bestätigtem Programm. Der Dichter selbst war freilich nicht zugegen. Bescheiden und taktvoll, wie immer, hatte er die Stadt verlassen. Unter den zahlreichen Huldigungsartikeln der Zeitschriften verdient derjenige der „Russkaja Mysl“ (Augustheft) besondere Beachtung. Der pseudonyme Verfasser, J. Ald, entwirft ein sehr anschauliches Charakterbild des Dichters, in dem — was bei einem Jubiläumsartikel sehr hoch anzuschlagen ist — auch die Schattenseiten nicht verschwiegen werden. Ich hoffe, in meinem nächsten größeren Litteraturbrief noch mehr über Korolenko sagen zu können. Ein in diesem Jahre erschienener Novellenband des Dichters giebt ja willkommenen Anlaß dazu.

Auch am 22. August (4. September) brachten die Tagesblätter Jubiläumsartikel. An dem Tage starb nämlich vor 20 Jahren Iwan Ssergejewitsch Turgenjew. Bei dieser Gelegenheit kam man in der Geburtsstadt des Dichters, Orel, wieder darauf zu sprechen, daß es allmählich wohl Zeit werde, das längst geplante Turgenjew-Denkmal zu errichten. Aber das Reden allein hilft nicht viel. Man muß auch Geld haben. Turgenjew kann lange warten: die Summe, die in den zwanzig Jahren zusammengekommen ist, ist immer noch lächerlich klein.

Eines dritten Jubilars gedenkt im Juliheft der „Russkoje Bogatstwo“ P. Grinewitsch. Am 23. November 1803 wurde der Dichter F. Tjutschew geboren, und am 15. Juli 1873 ist er gestorben. Wir können also in diesem Jahre sowohl seinen 100. Geburtstag, wie seinen 30. Todestag begehen. Tjutschew, der fast sein ganzes Leben in verschiedenen diplomatischen Stellungen außerhalb Rußlands verbracht hat, stand politisch und religiös auf der äußersten Rechten. Von ihm stammt der berühmte Wahlspruch der Slawophilen, daß Rußland mit dem Verstande nicht zu begreifen sei, daß man an Rußland nur glauben könne. Aber die Bedeutung des Dichters Tjutschew liegt nicht in seiner patriotischen Lyrik, sondern ganz wo anders. Tjutschew versteht es ebenso, wie Fet, für die feinsten Regungen des menschlichen Empfindens den poetischen Ausdruck zu finden. Das Geheimnisvolle, Unerklärliche, das auf dem Grunde einer jeden menschlichen Seele schlummert, lockt ihn immer wieder. Deshalb ehren auch unsere so viel verspotteten und so wenig verstandenen „Dekadenten“ ihn als einen ihrer Meister und Wegweiser. Als zweite hervorstechende Eigenschaft Tjutschews rühmt der Kritiker sein überaus feines Naturgefühl. Die Herrlichkeit des Frühlings, des Morgens, des Waldes und des Meeres hat kaum ein zweiter russischer Dichter in so glänzenden Farben gemalt. Auffallend ist dabei der pessimistische Grundton, den wir zwar nicht immer, aber doch häufig genug heraushören. Hinter all der Pracht und Schönheit lauert das ewige, vorweltliche Chaos, das geherrscht hat und wieder herrschen wird. Und das Grauen vor diesem Chaos, die Angst des in der furchtbaren Unendlichkeit verlorenen winzigen Menschen bildet eines der Lieblingsthemata Tjutschews. Diese kosmisch-pessimistischen Gedichte kontrastieren ganz merkwürdig mit jenen andern, in denen der konservative Politiker die griechisch-katholische Kirche verherrlicht. Wo die wahre Ueberzeugung des Dichters zu suchen sei, errät man schon aus der gekünstelten Rhetorik seiner politisch-religiösen Poesieen.

Ueber ausländische Litteratur liegt wenig vor. Der londoner Korrespondent der „Russkoje Bogatstwo“, Dioneo (seine hochinteressanten „Englischen Skizzen“ sind kürzlich auch als Buch erschienen), beginnt im Juliheft eine Artikelserie über das moderne englische Theater. Der erste Artikel ist Arthur Pinero gewidmet. Der Verfasser der „Zweiten Frau“ wird der englische Scribe genannt und die philisterhafte Enge seiner Weltanschauung scharf gerügt. Pineros Stücke seien ganz kurzweilig, meint der Kritiker, sobald der „Dichter“ aber anfange zu philosophieren, komme das Eselsohr zum Vorschein. Unvergleichlich höher sei Bernard Shaw zu werten, von dem in einem zweiten Artikel die Rede sein soll.

Die Frage über eine litterarische Konvention mit dem Ausland wurde kürzlich lebhaft erörtert. Den Anlaß gab Octave Mirbeaus Drama „Les affaires sont les affaires.“ Mirbeau hatte einen in den weitesten Kreisen Rußlands unbekannten Herrn Eugen Ssemenow zur Uebersetzung autorisiert. Der moskauer Theaterdirektor Korsch kümmerte sich darum nicht, sondern kaufte sich in einer pariser Buchhandlung das Stück, übersetzte es und ließ es an seinem Theater aufführen. Die Folge davon war, daß Mirbeau einen sehr geharnischten Brief durch die russischen Blätter gehen ließ, in dem er Korsch schlankweg einen litterarischen Freibeuter nannte. Korsch antwortete nicht minder gereizt, und eine Zeitlang gab es im papierenen Walde sehr heftiges Blätterrauschen. Es war ein unverzeihlicher Fehler Mirbeaus, der ganzen Angelegenheit, die einer prinzipiellen Erörterung wert

gewesen wäre, von vornherein einen persönlichen Anstrich zu geben. Da keine gesetzlichen Bestimmungen über das Eigentumsrecht ausländischer Autoren in Rußland existieren, durfte Korsch ohne weiteres thun, was er that, umsomehr, als er den Text des Stückes auf ganz legalem Wege erworben hatte. Und wenn er wirklich schuldig wäre, so wäre er nicht der einzige, denn inzwischen ist das Stück noch in einem halben Dutzend anderer Uebertragungen erschienen. Der beste Witz bei der ganzen Geschichte ist aber der, daß die von Mirbeau autorisierte Uebersetzung die miserabelste von allen ist. Das Russisch des Herrn Ssemenow ist derartig, daß einem beim Lesen die Haare zu Berge stehen. Und dann hat sich der Herr noch die unerhörte Frechheit erlaubt, das dreiaktige Stück der größeren Tantième zuliebe in ein vieraktiges zu verwandeln! Wenn man so etwas liest, möchte man beinahe den Gegnern einer Konvention Recht geben. Und doch ist eine Konvention wünschenswert — nicht nur im Interesse der Ausländer, sondern auch in dem der Russen. Die Herren, die so eifrig gegen die Monopolisierung des geistigen Eigentums predigen — es sind zum größten Teil Verleger, Bühnenleiter und Redakteure — vergessen leicht, daß Maxim Gorki und Anton Tschechow in Deutschland und Frankreich ebenso schutzlos sind, wie Anatole France und Gerhart Hauptmann in Rußland.

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Von den Trägern der großen Umwälzungsperiode zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die, angeregt durch deutsche Vorbilder, der neuromantischen Strömung in Schweden zum Durchbruch verhalfen, sind bisher nur wenige in biographischen Einzelstudien behandelt worden. Wir besitzen einige Abhandlungen über Livijn und Hellborn und andere weniger bekannte Mitglieder des upsalenser Dichterkreises, dagegen läßt eine erschöpfende Darstellung gerade der hervorragendsten Gestalt aus jener Epoche — des Akademikers P. D. A. Atterbom — noch immer auf sich warten. Es muß deshalb freudig begrüßt werden, daß unsere jüngeren Litterarhistoriker anfangen, die vorhandenen Lücken auszufüllen. Einen besonders dankenswerten Beitrag zur Kenntnis der „Phosphoristen“-Periode haben wir in Knut Fredlunds jüngst erschienener Biographie des Neuromantikers Carl Johan Dahlgren erhalten, die ihrer Aufgabe vollkommen gerecht wird.

Dahlgrens litterarisches Debut fällt in das Jahr 1809, in dem wir seinem ersten im Druck erschienenen Gedicht begegnen. Von den veränderten, künstlerischen Anschauungen, die sich schon damals Bahn brachen, ist in diesem Gedicht indessen noch nichts zu entdecken; der achtzehnjährige Musenjüngling stand noch völlig unter dem Einflusse der gustavianischen Zeit mit ihrem schwülstigen, inhaltsleeren Pathos und ihrer sentimentalen Schäferpoesie gallischen Musters. Allerdings hatte Dahlgren nicht, wie sein Zeitgenosse Atterbom, Gelegenheit gehabt, sich schon während seiner Schulzeit mit den neuesten Erzeugnissen der norddeutschen Dichterschule vertraut zu machen. Dafür ließ seine Entwicklung aber mit um so größerer Entschiedenheit die spezifisch schwedischen Eigenschaften und Seiten seiner poetischen Natur in den Vordergrund treten, ein Umstand, der ihn sehr bald, wenn auch gewissermaßen wider eigenen Willen, in eine ausgesprochen oppositionelle Stellung zu den akademischen Leitern der neuen Litteraturströmung hineindrängte. Hierzu kam, daß Dahlgren seine Begabung hauptsächlich auf satirisch-humoristischem Gebiete entfaltete und somit seiner Schaffensrichtung von vornherein eine bestimmte Marschroute vorzeichnete. Dahlgrens förmliche Aufnahme in den Phosphoristen-Cirkel Upsalas fand im Jahre 1812 statt, nachdem er drei Jahre zuvor reichliche Gelegenheit gehabt hatte, mit den Trägern der neuen Bewegung persönliche Fühlung zu nehmen. Sein akademischer Aufenthalt war indessen nur von kurzer Dauer; ökonomische Schwierigkeiten zwangen ihn, sein Studium abzubrechen, und damit war auch die Verbindung mit dem Phosphoristenkreise aufgehoben.

Dahlgrens nächste Schöpfungen bestanden in der humoristischen Dichtung „Molnskyar“, in der er unter Ausfällen auf die Blasiertheit der heimischen Akademiker den von Deutschland heimkehrenden Atterbom willkommen heißt, sowie dem später erschienenen „Unpoetischen Kalender für poetische Leute“ und dem launigen Gedicht „Markens sömulösa nätter“ (Markens schlaflose Nächte). Auch in diesem Werk zieht der feinsinnige Spötter mit glänzendem Aufgebot von Witz und Satire gegen die Gegner der Neuromantik zu Felde.

Auf dem Büchermarkt haben wir vorläufig kaum eine Erscheinung von größerer Bedeutung zu registrieren. Von Hugo Falk, Henrik Wranér und anderen Durchschnittserzählern liegen zwar einige Neuheiten vor, die aber kaum die Titelangabe, geschweige denn eine inhaltliche Würdigung rechtfertigen. Eine Ausnahme macht August Bondesson mit seiner kleinen Skizzensammlung „Allmogehistorier“ (Bauerngeschichten). Die Typen, die der Verfasser aus dem Leben des schwedischen Bauernstandes vorführt, tragen ausnahmslos den Stempel echter Ursprünglichkeit.

Im übrigen konzentriert sich das Interesse der litterarischen Kreise im Augenblick auf die vielfältigen Angriffe, die in den letzten Monaten von Seiten gewisser „staatserhaltender“ Kreise gegen die neuesten Bücher unserer jungschwedischen Autoren gerichtet worden sind. Die angefochtenen Autoren haben sich nach langem Zuwarten endlich veranlaßt gesehen, diesen fortgesetzten Angriffen auf dem Wege einer öffentlichen Auseinandersetzung die Spitze zu bieten und ihren Antagonisten zugleich Gelegenheit zu geben, mit sachlichen Gründen auf dem Plan zu erscheinen. Das erste Renkontre ging auf einer vom akademischen Verein „Verdandi“ in Upsala veranstalteten Protestversammlung von statten, auf der insbesondere die abfälligen Urteile über G. af Geijerstams Verbrecher-Roman „Nils Thuvesons moder“ einer scharfen Gegenkritik unterzogen wurden. Einer der Hauptredner, der Litterarhistoriker R. G. Berg, machte mit berechtigter Entrüstung die Thatsache geltend, daß es für die litterarische Durchschnittsbildung im heutigen Schweden kein sonderlich ehrenvolles Zeugnis bedeute, wenn selbst anerkannt ernste Autoren gegen den Verdacht in Schutz genommen werden müßten, auf die niedrigen Instinkte der Masse stimulierend zu wirken. Soviel sich bis jetzt übersehen läßt, dürfte die ganze Bewegung mit der vorliegenden Gegenkundgebung noch keineswegs abgeflaut worden sein.

Auch der jüngst bekannt gemachte Entschluß der „Schwedischen Akademie“, den von Herrn v. Rosen verschmähten Platz als Nachfolger Carl v. Snoilskys wiederum mit einem außerhalb der schönen Litteratur stehenden Mitgliede zu besetzen, liefert einen anschaulichen Beleg für die in unserer hyper-orthodoxen Welt vorherrschenden Anschauungen über den Wert des modernen Strebens nach neuen Kunstbahnen. Wenn auch das neugewählte Mitglied in der Korona der 18 „Unsterblichen“ gegen den Verdacht eines allzu spießbürgerlichen Urteils in litterarischen Dingen vermöge seiner in gelegentlichen Zeitungsaufsätzen niedergelegten ästhetischen Ansichten geschützt ist, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß Prof. Hjärne lediglich als wissenschaftlicher Fachschriftsteller einen Ruf genießt, auf litterarischem Gebiet dagegen bisher noch jeden Beweis eines überlegenen Könnens schuldig geblieben ist, der allein seine Berufung in den schöngeistigen Nobel-Areopag rechtfertigen könnte.

Von unseren Revuen ist diesmal an erster Stelle „Ord och Bild“ zu nennen, das in seinem Augustheft außer einem abschließenden Beitrag über Jaques Callot, den ersten modernen Schilderer des Krieges, von Oscar Levertin eine interessante Darstellung über die Entwicklung des Bibliothekwesens in England und Amerika enthält. — „Varia“ (VIII) beschäftigt sich mit Victor

Hugos Versuchen auf malerischem Gebiet, die eine für den französischen Dichter höchst ehrenvolle Beurteilung finden. — „Dagny“ (12 u. 13) bringt an leitender Stelle eine Würdigung der unlängst verstorbenen Dichterin Lina Berg-Sandell und in der Litteraturschau eine ausführliche, anerkennend gehaltene Charakteristik des Dänen Carl Larsen unter besonderer Bezugnahme auf dessen jüngst erschienene Erzählung „Sexton år“ („Sechzehn Jahre“).

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen.

Berlin.

„Eine Frau ohne Bedeutung.“ Schauspiel in 4 Akten. Von Oscar Wilde. Deutsch von J. L. Pavia und H. von Teschenberg. (Neues Theater, 4. September).

Das neue Bühnenjahr hat in den ersten Wochen noch wenig Neues geboten. Eine Besprechung an dieser Stelle erfordert nur Oscar Wildes Schauspiel „Eine Frau ohne Bedeutung“, das im Neuen Theater aufgeführt wurde. Man ist jetzt in weiteren Kreisen auf Oscar Wilde neugierig geworden, weil die Zensur seine „Salome“ so lange verboten hatte. Man hatte deshalb mit großer Spannung einem anderen Werke von Wilde entgegengesehen. Man erlebte eine Enttäuschung. Die „Frau ohne Bedeutung“ hat, wie auch ein paar andere Stücke aus Wildes späterer Zeit, die in der englischen Gesellschaft spielen, dem Dichter großen Erfolg, d. h. viel Geld, eingebracht. Und dieser Erfolg ist erklärlich, denn einmal wird in diesen Stücken die englische Gesellschaft mit einer Reihe bissiger Paradoxen angegriffen, und wer hörte es nicht gern, wenn über seine Mitmenschen und zumal wenn über so bequeme Abstrakta wie Staat, Parlament, Gesellschaft, die Frau, die moderne Ehe u. s. w. gespottet wird! Man wagt nicht selbst, frivol zu sein, aber welch prickelnder Genuß, einem frivolen Spötter zuzuhören! Und einen solchen kapitalen Allerwelts-Skeptiker weist „A woman of No importance“ in dem eleganten Lebemann Lord Illingworth auf, der übrigens nur eine matte Kopie des Lord Henry aus Wildes großem Roman „Das Bildnis Dorian Grays“ darstellt. Das ist der eine allgemeine Grund, warum „Eine Frau ohne Bedeutung“ in England einen Publikumserfolg hatte. Der zweite ist die Handlung, — nach unserem Begriff zwar eine schlechte Kolportage-Handlung, dem englischen Durchschnittsgeschmacke aber, den man aus tausend „spannenden“ Feuilleton-Romanen kennt, offenbar angemessen. Die Handlung dieses Schauspiels würde sich nach deutschen Begriffen nur für ein Vorstadt-Theater eignen, in einem Stücke, das auf litterarischen Wert Anspruch macht, wäre sie unmöglich. Die Aufführung in einem Theater von litterarischem Charakter, wie es das Neue Theater unter seiner neuen Direktion doch sein will, würde sich auch garnicht rechtfertigen, wenn das Stück nicht über einen sehr eleganten und witzig polierten Dialog verfügte. Man ist zunächst verblüfft, daß die sentimentale Geschichte von dem reichen, cynischen Verführer und dem armen Mädchen, das mit ihrem Kinde verlassen ist, daß diese Geschichte mit ihren Aktschlüssen einer ganz ordinären Mache von demselben Manne herrühren soll, der diesen eleganten und überlegenen Dialog geschrieben hat: dort eine Verbeugung vor den Wünschen der breiten Masse, hier eine souveräne Verachtung der kompakten Majorität. Wie sich nun dieses Nebeneinander auch erklären mag, mir scheint doch, es lag kein Grund vor, dieses Stück, das seine Bühnenlaufbahn verdientermaßen abgeschlossen hat, wieder hervorzuholen. Zur Charakteristik des Dichters trägt es nur wenig bei. Wer ihn kennen lernen will, muß ihn lesen, — am besten englisch. Das große Publikum, auf das doch schließlich das Theater angewiesen ist, wird sich nie für Wilde, den Dichter, interessieren. Augenblicklich ist er ein Gegenstand der Neugier, die aber nie lange anhält. Wer Wilde kennt, wird ja freilich auch hier manches finden, was für ihn charakteristisch ist — nicht zu übersehen ist die Neigung des Lords für den hübschen jungen Gerald Arbuthnot, der sich dann später als sein natürlicher Sohn erweist —, so namentlich in den Philosophemen des Lords, aber andere Werke Wildes, die nicht für die Bühne bestimmt sind, geben ein treffenderes Bild. Künstlerisch bietet das Werk höchstens in der Gestalt einer alten Lady, die fort und fort liebenswürdig schwatzt und alles vergißt, einige Ausbeute. Alle übrigen Gestalten sind Schablonen.

Gustav Zieler.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Treulosen. Roman von Karl von Perfall. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. 314 S. M. 4,—.

Wie Karl von Perfall schon in seinen früher erschienenen Romanen immer wieder das Geheimnis der ehelichen Lebensgemeinschaft zu ergründen versuchte, so hat er auch in dieser neuesten Gabe seiner reifen Erzählungskunst seine ganze Künstlerkraft an die Lösung dieses erotischen Problems gesetzt. Der Titel deutet schon den Kern der Handlung an. Der Fabrikbesitzer Heinrich Maus in Bodenheim, ein häßlicher, aber kreuzbraver Mensch, hat ein schönes Weib aus heruntergekommenem Adel geheiratet. Sie betrügt ihn mit einem Angestellten der Firma, der zugleich der einzige Vertraute ihres Mannes ist; und Auermann geht aus Scham vor sich selbst in den Tod. Heinrich Maus läßt sich scheiden und führt seine Jugendfreundin Klara Lanzinetti als Gemahlin heim. Mit diesem Hauptvorgang verwebt sich eine Nebenhandlung: der sozialistisch veranlagte Volksschullehrer Brandstötter verliebt sich in eine Dirne, die Kellnerin Hedwig aus der anrüchigen „Rose“, die nicht die Lust am Sündigen, sondern die gemeine Lebensnot in den Schmutz niedergezwungen hat; ihr zuliebe giebt er seine Stellung auf, wird Parteiführer und Redakteur des bodenheimer Sozialistenorgans und heiratet seine Geliebte. Fortan wird für sie beide die Ehe zur Erzieherin, sie ringen und kämpfen sich aus dem zähen Kot der Vergangenheit empor und finden das Glück.

Großindustrie und Sozialismus bilden so den äußeren Rahmen, aus dem sich die zwei Gestalten der „Treulosen“ abheben; aber die beiden Handlungen greifen naturgemäß scharf ineinander. Kulturelle Gegensätze in den verschiedenen Lebenskreisen, ihre moralischen Anschauungen von Schuld und Ehre, der Fluch der Häßlichkeit und einer Schönheit ohne Seele, das keusche, hochsinnige Weib und der dreiste Lebemann, die heißblütige Fabrikarbeiterin und der stramme Herrschaftskutscher, der weitschauende Großindustrielle und der unzufriedene Sozialistenführer: es ist ein überaus wechselvolles und dramatisch bewegtes Zeitbild von zwingender Lebenswahrheit, das sich hier entrollt, ohne daß unter dem Reichtum der äußeren Begebenheiten die Gründlichkeit und Feinheit der psychologischen Motivierung leidet.

In jeder Menschenbrust schlummert die Sehnsucht nach sinnlicher Schönheit, oder wie sich ein Maler in Perfalls Meisternovelle „Vicomte Bossu“ ausdrückt: „Das Schöne, das Harmonische ist uns nicht bloß Genuß, sondern Notwendigkeit.“ Heinrich Maus hat

sich mit seinen Millionen die Schönheit erkauft, und der kleine häßliche Mensch erfreut sich an ihr; er genießt sie in vollen Zügen, aber in quälender Unrast und Sorge um seinen Besitz. Frau Luise hat sich niemals um die Rätsel der Menschenseele gekümmert; für sie existiert nur das rein Körperliche, sie vermag nicht in den Kern des Wesens einzudringen, den Geist zu erfassen, der lebendig macht. Deshalb sieht sie in ihrem Manne nur den unscheinbaren, häßlichen Gnom, der ihrer Leibesschönheit unwürdig ist; sein lauteres Herz, den geraden, tüchtigen Sinn, seine industrielle Schöpferkraft, mit einem Worte das Gute und Geniale seiner Natur erkennt und begreift sie nicht. Selbst für die eigenen Kinder ist kein Raum in ihrer Brust. Sie ist das schöne Weib schlechthin, ohne Seele und Geist. Ihr Leben hat keinen Inhalt, deshalb langweilt sie sich an der Seite des charaktervollen Mannes; das Spiel mit dem Ehebruch wird ihr erst ein pikanter Zeitvertreib und Nervenkitzel, dann aber, als der richtige Mann in ihren Kreis tritt, ein sündhafter Ernst. Luise Maus, die Millionärin, und die arme Kellnerin Hedwig, sie beide sind treulos geworden und haben das Sittengesetz nicht heilig gehalten; aber Beweggrund und Art ihres Vergehens sind durchaus verschieden. „Die Welt läßt sich leicht täuschen, und Sünde wird etwas nur, wenn man dabei ertappt wird"; dieser Gedanke Luisens kennzeichnet am schärfsten ihre Moral. Hedwig dagegen möchte vor Scham in den Boden sinken, wenn die Schatten der Vergangenheit wieder vor ihr auftauchen; denn sie ist aus einer Dirne eine ehrbare Frau geworden, die ebenso sittenstreng urteilt und empfindet wie die reine, starkmutige Klara Lanzinetti: „Einem geliebten Manne leben, das ist das eine große Ziel des Weibes, das nur die unterschätzen können, deren Herz eben nie zur Liebe aufgewacht ist."

Diese sittlich-ernste Auffassung von der unantastbaren Heiligkeit der ehelichen Lebensgemeinschaft drückt dem ganzen Roman den Stempel auf. Der straffe, geschlossene Aufbau, die glänzende Dialogführung, vor allem aber jene feinsinnige und feste Art der Charakteristik und Milieuzeichnung weisen dem Roman eine sehr hohe Stufe zu: jedenfalls gehört er zu dem Reifsten und Besten, was uns die letzten Jahre gebracht haben.

Unsere neueren Litteraturgeschichten haben sich bislang um Karl von Perfall herzlich wenig gekümmert, obwohl er der geistig bedeutendste Vertreter des ernsten deutschen Eheromans sein dürfte. Freilich lebt er auch nicht in Berlin, sondern „nur" in der Provinz und hält es unter seiner Würde, die Claque und Clique für sich arbeiten zu lassen. Auch Richard M. Meyers tausendseitige Litteraturgeschichte kennt ihn seltsamerweise nicht; und doch gehört der Name Karl von Perfall in jede Geschichte der neueren Litteratur, und wenn er auch nichts anderes geschrieben hätte, als „Die Treulosen".

Düsseldorf. *Theodor Herold.*

Allerhand Briefe. Novellen und Skizzen von Marie von Bunsen. Berlin, G. Grote. 247 S. M. 3,—.

Diese Skizzen sind zum größeren Teile in der „Deutschen Rundschau" erschienen und hier nur zu einem selbständigen Bändchen vereinigt worden. Ein solcher Wiederabdruck ist immer ein mißliches Experiment. Skizzen müssen schon allerersten Ranges sein, um eine zweite Lektüre zu vertragen. Dem liebenswürdigen Talent der Verfasserin sind enge Grenzen gesteckt. Sie besitzt die Gabe, uns Personen und Bücher, die sie gut kennt, in angenehmer Darstellung menschlich nahe zu bringen, aber die frei schaffende Phantasie ist ihr versagt. Am schärfsten tritt dies hervor in der ersten Skizze „Allerhand Briefe", die dem Buch seinen Namen giebt. In jedem dieser aus dem Zusammenhang gerissenen Briefe von Personen verschiedener Stände ist ein Reiseeindruck festgehalten oder eine Situation angedeutet, die der Leser dann nach Belieben weiterspinnen mag. Allein die Eindrücke und Situationen sind alltäglich, es fehlt das befruchtende Element, das sie aus der Banalität ins Künstlerische erhöbe. Eine sorgfältigere Arbeit ist „Elsa Lilienthals Entschluß". Wir erleben den inneren Kampf eines im Reichtum aufgewachsenen, verwöhnten jungen Mädchens jüdischer Konfession, die, um nicht zu verarmen, einem alternden Lebemann die Hand reicht. Ihr im Luxus erschlaffter Charakter, ihre überverfeinerten Instinkte, ihr vergebliches Suchen nach sittlichem Halt in dem Milieu, in das Geburt und Erziehung sie gestellt haben, sind gut beobachtet und tragen den Stempel innerer Wahrscheinlichkeit. Ein gewisser persönlicher Schimmer liegt über dem Stimmungsbilde „Der Väter Gut", in dem geschildert wird, wie der Sprößling eines altmärkischen Geschlechts den heimatlichen Stammsitz wieder aufsucht, der inzwischen in fremde Hände übergegangen ist. Die übrigen Skizzen verlohnen ein näheres Eingehen nicht.

Marie von Bunsen gehört durch ihre Familie dem preußischen Adel und durch ihre Familientraditionen der geistigen Aristokratie Deutschlands an. Frei von Standesvorurteilen, kosmopolitisch gebildet, steht sie auf einer ungewöhnlich hohen Warte, von der aus sie die Verhältnisse des Lebens übersieht und mit reifem Verständnis beurteilt. Ihre vorzüglichen litterarischen und biographischen Essais haben das oft bewiesen. Darum darf man viel von ihr fordern, mehr, als sie in diesem engbrüstigen Büchlein geboten hat.

Potsdam. *Estelle du Bois-Reymond.*

Die Kristallkugel. Eine altweimarische Geschichte von Helene Böhlau. Berlin, Egon Fleischel & Co., 135 S. M. 2,—.

Klar und glänzend wie eine Kristallkugel ist die Seele der jungen Beate Rauchsaß, die, das Kind einer zarten, frühem Tode geweihten Mutter und eines lebenshungrigen, genußfreudigen Haudegens, in ihrem ererbten Gute auf dem Ettersberg dem Leben entgegenreift. In sehnsuchtsvollem Drange nach Erkenntnis wendet sie sich allem Lebendigen zu, indes sie sich den guten Spießbürgern und Freiern, die sie allsonntäglich umringen, innerlich entfremdet. Da wird irgend einer von irgendwoher an einem stürmischen Abend zu ihr hereingeweht, der Kupferstecher Kosch, ein sonderbarer Kauz, der wunderliche Reden führt und die ganze weimarer Gesellschaft vor den Kopf stößt. Ausgezogen ist er, um sich einmal seinen „großen Bruder" anzusehen, der wie eine gewaltige Sonne aus dem kleinen Weimar über die Lande leuchtet. Beate entdeckt den Menschen in ihm, stark frei, ungebrochen, und ihre hungernde Seele kehrt sich diesem Offenbarer des lebendigen Lebens zu. Lebendig wie er möchte sie werden. Anfangs sieht der rücksichtslose Kosch nur ein verliebtes Mädel in ihr; er hält nicht viel von den Weibern. Doch schließlich berauscht ihn ihre Schönheit; sie klammert sich an ihn, von ihm Leben erhoffend, während er ihr Liebe verspricht . . . „Und sie führten ihre Ehe, wie eben eine Ehe geführt wird", Schmerz, Freude, Enttäuschung, Hoffnung wechseln mit einander, bis endlich Frau Beate als Greisin im Spätsonnenschein droben auf dem Ettersberg sitzt. „Ihre Seele ist voller Freude, rund, wie in erster Jugendzeit; sie gleicht zum zweiten Male einer sonnenklaren Kristallkugel." So besagt ein tiefer, gedankenreicher Epilog, mit dem die Erzählung unerwartet ihren Abschluß findet. Aber gerade jenes Leben, das nun Helene Böhlau in diesen Schlußworten so knapp zusammenfaßt, hätten wir gern miterlebt. Miterleben möchten wir, „wie Beate ihre Gedanken gebiert, wie ihre Kinder, jedes eine schwere Errungenschaft aus dem Kern der Dinge heraus", und wie sie das „schwere Doppeldasein des Weibes" doch endlich zu jener ruhigen Gelassenheit und Abgeklärtheit führt, die ihre Seele schließlich läßt „sonnenklar und durchsichtig wie eine helle Kugel im Raume schwebend, ohne Ecken und Risse, an denen die Sorge sich hätte einhaken oder in die sie hätte eindringen können." Welche Kraft wohnte in ihr, daß ihre Leidenschaftlichkeit, ihr heißer Lebenshunger sich auflösen durften in diese wunderbare Harmonie, wie sie nur den größten Lebenskünstlern beschieden ist?

Es ist gleichsam nur die Schwelle zu Beatens Lebenshaus, die uns Helene Böhlau betreten läßt. Durch die Räume selbst dürfen wir ihr nicht mehr folgen. Aber auch aus diesem Bruchstück spricht die reiche warme Seele der Dichterin, deren Kunst stets aus dem Vollen schöpft. Die Erzählung ist, wie all ihre weimarer Geschichten, frisch und herzhaft und voll von entzückender Kleinmalerei — wie prächtig ist z. B. die Gestalt der Kummerfelden! Oft blitzt es von verborgenen Lebensschätzen auf, die nur Dichter zu finden wissen. Und ob auch die Gestalt des „großen Bruders“ als Geheimrat und Exzellenz nur einmal am Horizont von Beatens Jugendtagen vorübergleitet, man fühlt doch oft seine tiefen Augen aus dem Buche herausleuchten.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Macht und Mächte. Novellen von Gustav Landauer. Berlin, Egon Fleischel & Co. 238 S. M. 3,—.

Jedem, der in und mit der Gegenwart lebt, ist der Name des Schriftstellers Gustav Landauer wohl bekannt. Aus verschiedenen Lagern. Denn Landauer gehört zu den Ehrlichen, die Phasen durchmachen, deren Persönlichkeit durch ihre Handlungen geformt wird, gerade so, wie Dehmel es in seinen „Zwei Menschen“ von Gott sagt, der am Schluß alles ansieht, was Ihn gemacht hat, und siehe da, es war sehr gut. Zum ersten Mal jetzt begegnet uns Gustav Landauer als Novellist. „Macht und Mächte“ nennt er sein Buch, und bezeichnet damit dasselbe Problem, das er früher als „Individuum und Welt“, „Absonderung und Gemeinschaft“ aufstellte. In dem Wort Erbmächte faßte er das damals zusammen. „Dreierlei Gemeinschaften unterscheide ich: erstens die Erbmacht, als die ich mich selbst finde, wenn ich tief genug in mich selbst hineinsteige, zweitens die andere Erbmacht, die von außen her mich umklammern, beengen und einschließen will, und schließlich drittens die freien momentanen Vereinigungen der Einzelnen.“

Um eine solche freie Gemeinschaft handelt es sich in „Arnold Himmelheber“, der ersten Novelle des Bandes. Um eine kleine Gemeinschaft Einzelner außerhalb der bürgerlichen Gesetze. Handlungen und Thaten der vier Menschen, deren Schicksal sich hier vor uns aufrollt, würde ihnen Verbannung gebracht haben aus eben dieser Welt, wenn sie sich nicht längst vorahnend daraus entfernt hätten und zu Einzelnen gemacht, die sich gesellen. Man kann nicht leugnen, daß eine befremdend jugendliche Freude am Ungesetzmäßigen, rein als solchem, der Novelle etwas fast unkünstlerisch Parteihaftes gibt.

Arnold Himmelheber, der Grauhaarige, ewig Junge, predigt seinem Pflegesohne Ludwig Prinz, dem Sechsundzwanzigjährigen, der, gläubig sich bewahrend, nach der großen Leidenschaft dürstet und doch die kleine nicht länger zu entbehren vermag: Wenn du sie nicht hast, die große durchschlagende Leidenschaft, so verschaffe dir die kleine. Du glaubst vielleicht damit dein Bestes zu verplempern, aber die Leidenschaft kann geübt werden. Wenn du so weiter machst wie bisher, du trüber plumper Deutscher, in Sehnsucht und Entbehrung, bist du zu nichts mehr imstande, zu nichts Großem und nichts Schönem, und zum Herrlichen erst recht nicht. Woher nehmen? Eben stehlen. Wenn man die Liebe vermißt und ein Liebchen braucht — ist das, was in den Häusern sitzt, gefesselt an einen Klotz, der sie vernachlässigt und mißhandelt, nicht besser und reiner, als was sich in den Straßen herumtreibt? —

In modernem Stile beginnt er und romantisch genug fällt er aus, der Versuch, den der junge Dr. Prinz nach dem Rate seines alten Freundes unternimmt. Die Frau, die mit ihm auf seine recht geistvolle Zeitungsannonce: „Eine Frau wird gesucht. Chiffre 1—2—3—frei“ — in Korrespondenz und schließlich in persönliche Verbindung tritt, ist seine große Leidenschaft, dieselbe, die als Kind den armen Dorfbankert und Ziegenhirten Ludwig Prinz viele Male geküßt hat und dann die Frau des Viehhändlers Wolf-Tilsiter wurde; eine feine, glühende Natur voll reicher Entwicklungsmöglichkeiten. Nach einem brutalen Streite mit ihrem Manne greift sie halb in der Sucht, sich selbst zu erniedrigen, halb in immer wieder hoffender Sehnsucht, nach der spöttisch ausgestreckten Hand des Unbekannten, und findet Besseres, Reineres als sie erträumte, ihr Kinderglück bei einem Menschen der heutigen weitgegrenztesten Welt. Ein Glück ohne Reu, Kampf mit der Niedrigkeit, die sie immer wieder herabzuziehen droht. Endlich stirbt Wolf-Tilsiter unter den Händen seines Arztes Arnold Himmelheber in der Chloroform-Narkose. „Ich habe eine schwere Arbeit gethan“ — und rasch, ohne sich noch einmal nach dem Leichnam umzublicken, verläßt der Richter und Befreier das Zimmer. Draußen im Garten hört man ihn dann singen:

> Und das Leben erwacht!
> Freinacht, Johannisnacht!
> Hinaus, Gespenster, hinaus
> Hier ist Himmelhebers lachendes Haus.

„Sie haben Bäume fällen müssen, damit ihre Freude gen Himmel dampft,“ sagt er im Anblick der Johannisfeuer rings. „Werden Zeiten kommen, wo wir nicht mehr die Axt bereit halten müssen, um zu stürzen, was uns im Wege steht?“ Jubelnd reißt er sich die Kleider ab, Tochter und Freunde folgen seinem Beispiel, und die Vier feiern Johannisnacht im phantastisch durchleuchteten Garten. Da erhebt sich die junge Lisa, und mit stammelnden Lippen bekennt sie: Meine Mutter ging dahin, an ihrer Stelle schickte sie mich zu ihm, ihrem Manne, meinem Vater. Ich gab ihm Liebe, Liebe. — Dann in einem seltsam eintönigen Liede singt sie sich in den Tod hinüber. Die leise Gestalt dieses herzkranken Mädchens mit dem mystischen Schuldgeheimnis über sich, beständig von den Gedanken an ihren frühen Tod durchzittert, erinnert an die blassen, geheimnisvoll lächelnden jungen Mädchen E. T. A. Hoffmanns, Jean Pauls, Goethes (im Wilhelm Meister). Sie ist ein echtes Kind der Romantik, und die Romantik ist es, die bei dieser ganzen Novelle Pathe gestanden hat, wo Menschen singen und dichten, wenn es ans Lieben und Sterben geht, wo keine Umwelt existiert, keine Nöte, als die der Liebe in allen Spielarten. Inmitten dieser Romantik aber realistische Greifbarkeit und heutige Anschauung. Wo die Wirklichkeit umgangen wird, geschieht es nicht aus Unvermögen, sondern aus Ueberdruß an den realistischen Verblüffungskunststücken zeitgenössischer Produktion. —

Als Ich-Erzählung giebt sich die zweite Geschichte. In ihr scheint sich der Konflikt Individuum und Welt-Macht und Mächte zu einem andern Ideale vorwärts entwickelt zu haben. An die Stelle des Uebermenschentums, das sich selbst Gesetz und Grenze aufstellt, ist der Mensch getreten, als den sich Landauer einst selbst bekannte: „Wie ein Selbstmörder sich ins Wasser stürzt, so stürze ich mich senkrecht in die Welt hinab, aber ich finde in ihr nicht den Tod, sondern das Leben.“

„Lebendig tot“ heißt die zweite Novelle und der Mann, der dem Arzte seine Beichte ablegt, im Begriff, dieses Leben von sich zu werfen, das ihm an eignem Leid und Glück nichts mehr zu bieten hat, rafft sich wieder auf zu einsamem gesellschaftlichem Thun. Bei einer ungewöhnlich verheerenden Ueberschwemmung, die fast die Hälfte der Stadt unter Wasser setzt, hört er staunend zu, wie von der Wassersnot des vorigen und des vorvorigen Jahres geplaudert wird, von Jahrgängen gleicher Vorkommnisse, so gleichgültig, als handle es sich nicht um ein gräßliches Unglück, sondern etwa um die Weinernte. Da überkommt den Zuhörenden, der einst davon geträumt hatte, der Ingenieur seines Volkes zu sein, ein großer Zorn: Wird denn dieser Blödsinn nie aufhören? Und in dieser Stunde kommt ihm der Gedanke zu einer großen Arbeit — die Abschaffung der Ueberschwemmungen, an der er nun viele Jahre hindurch in Studium und Ausarbeitung festhält und darüber das Sterben versäumt.

Die Erzählung ist voll Farbe und mitziehender Bewegung. Anna und Maria, die Frau seiner Sinne, seiner Schwäche und das Weib seines Geistes, seiner

Kraft, eignes Thun und der Tod rauben ihm sein Glück. Auch sein Knabe, mit dem er sich in erzieherischer Freundschaft verbündet fühlt, stirbt von ihm weg — aber der stillverhängte Totensonntag ohne Sonne, dem er sich weihen wollte, wird ihm unvermerkt noch einmal zum Werktage. Senkrecht hat er sich in die Welt hinabgestürzt. Aber nur mit seinem Wollen. Körperlich haust er droben im berner Oberlande, völlig einsam, um ihn herum erhabene Stille und Größe. Seinen mächtigen Bernhardinerhund hat er so abgerichtet, daß ihm seine Hülfe gewiß ist, wenn neugierige Reisende bis hier herauf dringen, um sich den verrückten Schreiber anzusehen. „Da kommen wieder ein paar aus der Welt." sagt er dann, und sowie der Hund das Wort „Welt" hört, heult er bedrohlich auf und macht sich zum Sprunge bereit. „Gehen Sie nur schnell weiter", ruft dann der Einsiedler ganz freundlich dem Fremden zu, „ich bin des Hundes nicht Meister." In stillem Frieden lebt der Tote droben weiter und schafft sein Werk.

Berlin. *Anselm Heine.*

Novellen. Von Ferdinand von Hornstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1903. 280 S.

Vier Arbeiten von ungleichem Wert. Die erste, „Die Petersinsel", so genannt, weil sie in der Einsamkeit der Rousseau-Insel am Genfersee niedergeschrieben wird, ist die umfangreichste, aber auch die ermüdendste. Ihren Kern bildet eine Liebesgeschichte, die nicht ohne Reiz ist, aber es ist doch ein unzulängliches Auskunftsmittel, die Spannung, die Irenens rätselhafter Charakter hervorruft, schließlich durch eine nach den Regeln der Kunst durchgeführte Sektion, eine briefliche Selbstanalyse, zu lösen. Ganz verunglückt ist der Rahmen dieses Seelengemäldes. Es muß schon ein sehr sanftmütiger Leser sein, dem während der schleppenden, vierzig Seiten langen Einleitung, die mit der Novelle gar keinen echten Stimmungsgehalt gemein hat, die Geduld nicht ausgeht. Auch die Randglossen von oft zweifelhaftem Witz wirken eher verstimmend als belebend. Um vieles reifer und echter ist „Die Gegnerin". Hier wird das Problem gleich ganz anders, knapp und packend aufgerollt, abgesehen davon, daß es überhaupt feiner ist. Die Gestalten sind klarer und lebensvoller gezeichnet, die Szenerie, das Ampezzaner Thal, tritt mit angenehmer Anschaulichkeit hervor. „Die Gegnerin" ist eine anziehend geschriebene Novelle, ohne gerade eine unvergeßliche Physiognomie zu zeigen. Von mehr oder minder derber Komik sind der „Christus von Mariahilf" und „Herrn Wimplingers romantische Genesung". Ein kräftiger, burschikoser Humor kleidet den Autor vielleicht am natürlichsten, doch sollte er sich vor dem Heinesieren in Acht nehmen.

Graz. *Dr. Emil Ertl*

Lyrisches.

Schwedische Lyrik. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München 1903, Dr. J. Marchlewski & Co. gr. 8°. 285 S. Geb. M. 6,—.

Die schwedische Lyrik hat, seitdem Tegnérs „Frithjofs Sage" zum erstenmal die schwedische Litteratur beachten lehrte, eine ganze Reihe von Interpreten gefunden, die oft recht Gutes boten, aber heute — das Loos aller Uebersetzer, die als selbstproduzierende Dichter nicht ebenso hervorragen — fast ganz vergessen sind. Den Besten unter ihnen reiht sich Hanns von Gumppenberg an, dem wir die vorliegende, mit viel Fleiß und Hingebung zusammengestellte Auslese verdanken. Für den Kenner bietet sie vielleicht zu wenig Namen. Nicht nur, daß die Häupter der Phosphoristen fehlen, auch Almquist, dieser „modernste schwedische Dichter", wie Ellen Key ihn dreißig Jahre nach seinem Tode nennen durfte — er lebte, schuf und litt 1793 bis 1866 —, zugleich der Ausgangspunkt der Moderne und Vorbild von Gösta Berling, fehlt. Geringen Ersatz bieten hierfür die Gedichte von König Oskar II., acht an der Zahl, und die ziemlich mitteleuropäischen Verse des Grafen Snoilsky, die vierzehn Seiten füllen. Strindberg und Levertin sind einem Geijer, Runeberg und Rydberg gegenüber zu karg bedacht, und auch die Stücke, die gewählt wurden, hätten durch bezeichnendere ersetzt werden können. Strindberg hat ein Loke-Gedicht geschrieben, „Lokes smädelser", das in der ganzen schwedischen Lyrik an prometheischer Glut und titanischem Trotz nicht seines gleichen hat, und Levertin dichtete mittelalterliche Stimmungsbilder von wunderbarem Wohllaut und Farbenschmelz. Die neuesten Lyriker nach Karlfeldt fehlen ganz und ebenso der feinsinnige Per Hallström und Axel Lundegård, die noch vor diesem auftraten, beide Vertreter der schwedischen Neuromantik, die auf Almquist zurückgeht. Bei Zacharias Topelius ist sein Todesjahr 1898 nachzutragen, ebenso bei Tavaststjerna, der 1896 starb. Daß Ulrik Bååth, seinerzeit mit Strindberg der Vorkämpfer des Naturalismus in Schweden, unberücksichtigt blieb, mag vielleicht in einem ästhetischen Urteil seinen Grund haben; auch ich halte dafür, daß Bååth überschätzt wurde. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen.

Der Wert der Anthologie von Hanns von Gumppenberg liegt hauptsächlich darin, daß sie von Bellmann, dem schwedischen Anakreon aus der Rokokozeit, und von seinen geistigen Anverwandten Gustaf Fröding und Axel Karlfeldt zahlreiche und gute Proben bringt. In dieser Beziehung ward hier thatsächlich eine Lücke in der Verdeutschung nordischer Litteratur ausgefüllt, wenn auch Fröding und Karfeldt gelegentlich schon von anderen übersetzt wurden (vgl. „Aus fremden Zungen", Jahrgang 1902). Hier galt es besonders, den neckischen Rhythmus der Vorbilder zu treffen, und im allgemeinen kann man die Schwierigkeiten als wohl gelöst bezeichnen. Hanns von Gumppenberg hat sich hier, entgegen seiner Behauptung, den Originalen in Rhythmus, Reim und Strophenbau mit absoluter Strenge zu folgen, einige Freiheiten erlaubt, wie er z. B. die überkünstlichen Zeilen Bellmanns:

Grinar
Mot solen
Pinar
Fiolen
Han sig förvillar,
Drillar
Ibland

zu den folgenden vereinfacht:

Grinst in die Sonne,
Kratzt dann mit Wonne,
Greift fehl und trillert sehr larmoyant!

Weniger zu entschuldigen ist es, wenn er in Frödings „Jäntebig" („Mädelgucken") gerade die reizvollen daktylischen Reime, auf die das ganze Gedicht gegründet ist, sowie die Binnenreime der letzten Strophenzeile übersieht. Die zweite Strophe z. B. lautet im Original:

Hon bligade at alla,
Hon bligade at mig,
Hon lofvade att följa mig
På lifvets tunga stig,
Men kom en ann och vinkade,
Hon neg och bleg och blinkade.

Hanns von Gumppenberg überträgt:

Sie guckte wohl nach allen,
Sie guckte auch nach mir,
Versprach zu folgen mir
Durchs rauhe Leben hier:
Da hat ein andrer ihr gewinkt,
Und sie geknixt, geguckt, gezwinkt!

Eine Anmerkung hier zur dritten Zeile beruht darauf, daß der Uebersetzer außer acht ließ, daß mig im Schwedischen gewöhnlich wie mäj ausgesprochen wird, während es als Reim auf stig wie dieses lautet. So reimte er auch die zweite, dritte und vierte Zeile, während der Text nur die zweite und vierte reimt. Die Uebersetzung in „Aus fremden Zungen" a. a. O. dürfte genauer dem Original entsprechen:

Sie blickte erst auf alle
Und blickte dann auf mich
Und schwor mir: Auf dem rauhsten Weg

Will ich begleiten dich!
Doch kam wer sonst und winkte dann,
Sie nickt' und blickt' und blinkte dann.

Abgesehen von solchen Stellen, denen die Kunst des Uebersetzers noch nicht ganz gewachsen war, wird man Gumppenbergs Nachdichtungen nur loben können. Sie schließen sich getreu an den Text an, ihre Sprache ist gewählt, wo es sein muß charakteristisch, die Reime natürlich und der Rhythmus fließend. Außer durch seinen inhaltlichen Wert empfiehlt sich das Buch auch durch eine sehr geschmackvolle und reiche Ausstattung.

Wien. *Otto Hauser.*

Dramatisches.

Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung von Carl Hauptmann. München 1902. Georg D. W. Callwey.

In Carl Hauptmanns „Bergschmiede" erinnern Züge an den Naturalismus, ist eine Gestalt, die schöne volle Verse spricht, „der frische Wanderer", deutlich den mystischen Figuren Ibsens nachgebildet. Der Verfasser scheut eine gedanklich scharfe Umrißzeichnung seiner Gestalten; er bringt sie nicht auf ihr Wesen, er hält uns in Außenmomenten; die trunkenen, großen Verse, die gelegentlich gesprochen werden, klingen nicht wie aus den Gestalten, sondern werden wie aus versenktem Orchester zwischen die Handlung geworfen. Unbestimmtheiten überall; und das Drama verträgt wie die Plastik keine Unbestimmtheiten. Es ist, als hinge alles in der Luft: dieser einsame mystische Bergschmied, der in die nächtlichen Gebirgsschründe steigt und die Stimmen im Sturm hört (und in ihnen vielleicht eine Erinnerung an Dauthendeys „Sun"), dieses seltsame, lieblich, doch ganz unklar gezeichnete Mädchen, überhaupt die ganze, im Grunde ergebnislose Handlung, die das Verhältnis des Schmieds zu der jungen Kathrina, das für unser Gefühl nie lebendig wird, mit seinen geheimnisvollen Wirkungsmomenten, seinen unbewußten Mächten darstellt. Ohne zwingenden Zusammenhang mit dieser Handlung werden in der Nachtszene des dritten Aktes klingende Gedanken über Einzelheit und Allheit, Individuation und Aufgehen im Pan laut — als wolle der Dichter im vorletzten Akte seine Hauptgestalt metaphysisch exponieren, was dramatisch-technisch ein Fehler wäre. — Ich habe mehrfach das Gefühl gehabt, als ob mich das Wort eines Dichters berühre, Gestalten eines Dramatikers glaube ich in der „Bergschmiede" nicht gesehen zu haben.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Wittkowski. Nr. 1—12. Leipzig, Max Hesses Verlag. Je 30 Pf.

Eine neue Klassiker-Ausgabe mit weiser Beschränkung auf das Gebiet des Dramas, in handlicher Form und besserem Druck als so manche der bestehenden volkstümlichen Unternehmungen, fast ebenso billig, doch mit dem Unterschiede, daß der Leser in jedes Werk von kundiger Hand eingeführt wird. Der Herausgeber will damit einen Plan Friedrich Schillers verwirklichen, der schon 1799 unter dem Titel „Deutsches Theater" die Herausgabe einer Folge von mustergiltigen deutschen Bühnenwerken plante, die sich das Bürgerrecht auf der Bühne erworben hätten. Und Goethe berichtet uns, daß Schiller, „damit das deutsche Theater auf echt deutschem Boden gegründet werden möge", Klopstocks „Hermannsschlacht" bearbeiten und an die Spitze seines Unternehmens stellen wollte. Er schrak aber vor dieser Aufgabe zurück, denn sein Plan war berechnet, auf das praktische Theater zu wirken, jenes Werk aber befriedigte ihn im Hinblick darauf nicht. Schon Schiller und Goethe hatten erkannt, daß das deutsche Theater ihrer Zeit nicht von den Neuheiten, die der Tag bringe, bestehen könne, und sie einigten sich darüber, daß, „indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden ist". Es sollte auf diese Art den Bühnen möglich sein, „den oft leichten Erzeugnissen des Tages" das Bleibende und Dauernde auf dem Theater entgegenzusetzen.

Schiller führte seinen Plan aber nicht aus, und was heute Herr Prof. Witkowski aus seiner Idee macht, ist etwas wesentlich anderes, denn Schiller scheint nach Goethes Bericht in erster Linie die Bearbeitung und Einrichtung jener wertvollen Bühnenwerke im Auge gehabt zu haben, die auf jeder Bühne in anderer Form zur Darstellung kommen. Davon ist hier keine Rede. Und das ist recht, denn es hätte ja die Hand Schillers gefehlt. Wir erhalten in den „Meisterwerken der deutschen Bühne" den Text der Dichter unverkürzt; es ist eine Ausgabe für den Leser, nicht für das Theater. Gleichwohl kann auch das Theater den größten Nutzen davon ziehen, denn jedes Stück ist mit einer gründlichen Einführung versehen, die die Entstehung, die historischen Grundlagen, die Charaktere, die Idee des Dramas, dessen Form und Bühnengeschichte in knappster Form darlegt. Mit der Einbürgerung dieser neuesten Klassiker-Ausgabe in unserem Bühnengetriebe würde viel Wissen in den Schauspielerstand getragen, und auch das Publikum würde, wenn diese kleine Klassikerausgabe überall Eingang fände, in einer Weise, wie es bisher noch nie geschah, zu einem Urteil über das auf dem Theater Dargebotene ausgerüstet.

Die ersten zwölf Hefte, die mir vorliegen, umfassen: Egmont, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Prinz von Homburg, Uhlands „Herzog von Schwaben", Grillparzers „Ahnfrau" und „Sappho", Grabbes „Napoleon" und Otto Ludwigs „Makkabäer". Die Einleitungen des Herausgebers und seiner gelehrten Mitarbeiter sind fast durchwegs einwandsfrei, und auch die Einbeziehung von zwei Werken („Herzog von Schwaben" und „Napoleon"), die sich das Bürgerrecht auf dem lebendigen Theater noch nicht erworben haben, kann nicht direkt mißbilligt werden. Das Unternehmen ist für die Lesewelt unbedingt auf das wärmste zu empfehlen; für die Bühne mit der Einschränkung, daß man ihr kein Stück als „Meisterwerk" aufnötigen kann, dem nicht das Theater selbst diesen Stempel gegeben hat. Uhlands Stücke sind keine Meisterwerke der „Bühne", Grabbes Dramen aber fehlt die geläuterte, edle Form, die weise Selbstbeschränkung des „Meisters".

Wien. *Adam Müller-Guttenbrunn.*

Litteraturwissenschaftliches.

Dramaturgie des Schauspiels. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg 1901, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 619 S. M. 6,— (7,—).

Heinrich Bulthaupt hat mit diesem Bande seine „Dramaturgie des Schauspiels" abgeschlossen. Wir besitzen nun in den vier Bänden seines Werkes eine Gesamterörterung dessen, was uns der Begriff deutsches Drama bedeutet, von einem künstlerisch feinen Kopf, einem in Welt, Leben und Menschen erfahrenen Mann, einem genauen Kenner des Theaters, einem hervorragenden Dramaturgen. Für ihn selbst bedeutet die nun beendigte Arbeit ein gutes Stück, ja wohl das beste Stück seiner eigenen Geschichte. Und die Bände erzählen ihm von manchen Wechselfällen seines Lebens und seiner öffentlichen Stellung. Anders war die Aufnahme des ersten Bandes, dem ein ziemlich unbestrittener, aber auch etwas kühler Respekt zu Teil geworden ist, — anders die dieses letzten, über den die Parteiführer der öffentlichen litterarischen Meinung scharf, ja verletzend abgesprochen haben.

Dies Buch ist eben nicht Partei. Man wird schon heute zugeben, daß es mit den Vorzügen der früheren Bände vollauf wetteifert und sie in manchem übertrifft. Bulthaupts Bücher sind keine Litteratur für Litteraten. Sie wenden sich an das Volk im besten Sinne des Wortes und werden ruhig wirken, wie es seine Vorträge thun, die, wohl erwogen und auf einem sicheren ästhetischen Urteil ruhend, viel gethan haben, um

die litterarische Bildung zu heben. Man merkt vielleicht, daß er von Natur zu den Dramatikern der Gegenwart nicht in dem Verhältnis der Intimität steht wie zu dem großen Drama der Vergangenheit. Kein Unbefangener aber wird die Gerechtigkeitsliebe seiner Darlegungen verkennen. Von dem Gebahren derer, denen das letzte Werk des Modepoeten immer das größte ist, was je dagewesen, bleibt er freilich weit entfernt. Er schreibt für eine Sache, deren Bedeutung über die der einzelnen Männer weit hinausgeht, — für ein Drama, das als große Dichtung zugleich theatergerecht und volkstümlich in dem Sinne sei, daß es zwingend und unmittelbar zu jedem Empfänglichen spricht. Und manche Seltsamkeiten seiner Entwicklung hängen mit dieser Grundidee zusammen. Mehr vielleicht, als manche Werke der Modernen vertragen, stellt er sie unter den Gesichtspunkt des Theaterstücks und übersieht dann wohl das dichterisch Anregende, Seherische, Entdeckende über dem theatralisch Verkümmerten. Aber mit dem bestimmtesten Sinn für ihre Individualität hebt er doch die vier Männer gegen einander ab. In scharfem Gericht deckt er die dichterischen Unmöglichkeiten Wildenbruchs auf. Er läßt uns die volle Größe fühlen des rastlosen Grüblers und mächtigen Gestalters Ibsen. Er verleugnet nicht die innerliche Sympathie für die theatralische Virtuosität Sudermanns, ohne die Mängel an Feinheit der Weltauffassung und des sittlichen Urteils zu übersehen. Er würdigt Hauptmanns außerordentliche Schärfe der Beobachtung und weist die eigentümliche Weichheit, Beweglichkeit, Nachgiebigkeit der künstlerischen Persönlichkeit nach.

Wir sehen in Bulthaupts Band und Werk ein Stück ästhetischer Volkserziehung. Es ist der Ernst zur Kunst, den er in seinen sorgfältigen, zuweilen umständlichen Analysen fördern wird. Wer dann sein persönliches Verhältnis zu den Erscheinungen gewinnen will, wird eigene Wege gehen, vielleicht oft weitabweichende. Hier ist der Ort nicht, sich für oder gegen Einzelheiten oder selbst Gesamtausführungen des Buchs zu erklären, sondern seine Richtung und Stellung in der litterarischen Arbeit der Gegenwart anzudeuten.

Bonn. *Eugen Kühnemann.*

Verschiedenes.

Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik. Von Gustav Landauer. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903. 154 S. M. 2,— (3,—).

In einem eigenartigen Kopfe hat Mauthners im „Litterarischen Echo“ (Heft 8 des vorigen Jahrganges) ausführlich besprochenes Werk Revolutionen hervorgerufen; oder vielmehr, es war wohl der Funke, der in ein Pulverfaß fiel. Das vorliegende Buch giebt in anregender Weise Kenntnis von den Gedankengängen dieses ersten Mauthnerianers. Mauthner wirft von seinem einsamen skeptischen Standpunkte aus zuweilen einen Blick hinüber ins Land der Mystik; Landauer ist hineingeflogen, hiermit aufs neue den tiefen Zusammenhang zwischen Skepsis und Mystik belegend. Die Reihe der Mystiker führt nach Landauer von Meister Eckhart über Angelus Silesius zu Johannes Wedde und Alfred Mombert. Johannes Wedde kenne ich nicht; Alfred Mombert muß ich, ohne ihm zu nahe treten zu wollen, leider für einen Menschen halten, der durch die Dreistigkeit seines Unsinns die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versucht; um seiner ganz gewöhnlichen Verliebtheit einen Stich ins Wahnsinnige zu verleihen, greift er nach Sonnen und anderen astronomischen Gegenständen und wirft zuweilen einen Handkäse und einen karlsruher Polizisten dazwischen. So haben es Meister Eckhart und Angelus Silesius nicht gemacht. Eine andere Sonderbarkeit von Landauer ist, daß er sich mit den philosophischen Anschauungen von Julius Hart auseinandersetzt. Ein so origineller Denker würde dies wohl nicht gethan haben, wenn er sein Buch hätte etwas länger ausreifen lassen; man erhält den Eindruck, daß er, als bester Kenner von Mauthners Werk, sich innerlich gedrängt fühlte, sein Buch rasch erscheinen zu lassen, sozusagen als Evangelist; aber auch als solcher wird er gewiß Eindruck machen; denn es wird immer Eindruck machen, wenn einer einen anderen für größer hält als sich.

München. *Paul Nikolaus Cossmann.*

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Zweite Auflage. Leipzig 1903, B. G. Teubner. gr. 8°. 265 S. M. 5,— (6,—).

Werke wie das vorliegende mögen einem Bedürfnis entgegenkommen; eine Notwendigkeit sind sie nicht. Sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie auf die bahnbrechenden Werke der Forschung hinweisen oder die Lust nach den Werken selbst erwecken, in denen die Kultur einer Epoche noch lebt und weiter wirkt. Der Verfasser kennt die ungeheure Litteratur über die italienische Renaissance und hat sie mit Fleiß und Umsicht benutzt. Nur die Werke des geistvollen Polen Julian Klaczko führt er nicht an, obwohl sie, da sie in französischer Sprache vorliegen, leicht zugänglich sind. Der Forscher muß sie kennen, schon wegen der Ausführungen über die raffaelischen Stanzen. Kennt der Verfasser die reizende Geschichte nicht, die dem Herausgeber des burckhardtschen „Cicerone“ bei einer der letzten Auflagen passiert ist? — Das Buch kann als erste Einführung in die Welt der italienischen Renaissance bestens empfohlen werden.

München. *Wilhelm Weigand.*

Notizen.

∾ **Ein apokryphes Gedicht von Theodor Fontane.** In A. Guntermanns „Badischer Kriegsgeschichte“ findet sich S. 272 in den Text eingeschaltet folgendes angeblich von Theodor Fontane herrührendes Gedicht:

O Erde, burgundische Erde, wovon bist du so rot?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden tot.

Was für ein dunkler Streifen die Schienen dort entlang?
Das Auge sieht es mit Grausen, der Fuß hemmt seinen Gang.

Da hat mit deutschem Mute die badische Garde gestürmt
Und Leichen über Leichen am Bahndamm aufgetürmt.

Da liegen die schwarzen Gesellen von des Südens Legion,
Da lieget Frankreichs Hoffnung, so mancher Mutter Sohn;

Da liegt die rote Schärpe, mit Schlamm und Blut bespritzt,
Die Schärpe, die noch gestern so manches Hirn erhitzt.

Die Augen starren gebrochen, die Stirnen stumm und bleich,
Ja, jetzt im kalten Tode sind alle „frei und gleich“. —

Da liegt auch der blonde Deutsche, das Haupt vom Helm beschwert,
Des dunkeln Schwarzwalds Tanne ihm nimmer Weihnacht beschert.

Nun bricht der Abend trübe über Dijon herein,
Da rückt mit klingendem Spiele die badische Garde ein,

Mit dumpfem Ton dazwischen schlagen die Trommeln an,
Gelichtet sind die Reihen, es fehlt der vierte Mann. —

O Erde, burgundische Erde, wovon bist du so rot?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden tot.

Einer unserer süddeutschen Leser, der Zweifel an der Echtheit der Ballade hegte und sie auch in Fontanes Werken nirgends fand, wandte sich an uns mit der Bitte um Auskunft, ob das Gedicht wirklich von Fontane herrühre. In Baden scheint es auch sonst unter Fontanes Namen bekannt geworden zu sein, wenigstens besitzt es der beste Kenner badischer Kriegslitteratur, Prof. Hermann Fischer-Karlsruhe, in einer Abschrift, deren Herkunft ihm nicht mehr erinnerlich ist, ebenfalls mit Fontanes Verfassernamen. Nach den Ermittelungen,

zu denen uns des Dichters Tochter, Frau Prof. Fritsch geb. Fontane in Waren, freundlichst verholfen hat, ist dieser thatsächlich nicht der Autor der Ballade. Der Irrtum ist vielmehr dadurch entstanden, daß das Gedicht in Theodor Fontanes Werk „Der Krieg gegen Frankreich 1870/71" (Teil II, S. 736) abgedruckt ist und zwar mit folgender Einleitung:

„In der badischen Heimat weckte das Bekanntwerden dieser Verluste (im Treffen bei Nuits am 18. Dezember 1870) gleiche Trauer, wie sie 14 Tage früher die Nachricht von Brie-Champigny in dem benachbarten Württemberg hervorgerufen hatte, und ein Lied, dem wir einige Strophen entnehmen, gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck."

Danach scheint das Gedicht, das Fontane vermutlich einer damaligen Zeitung entnommen hat, in Baden selbst entstanden zu sein. Dieser dreißigjährige Irrtum bedarf um so mehr der Berichtigung, als die Ballade ein ziemlich schwächliches Opus und Fontanes großer Balladenkunst in keiner Weise würdig ist.

Unveröffentlichtes in der Bibliothèque Nationale. Der „Mercure de France" führt folgende Manuskripte auf, die zur Zeit noch verschlossen in der Bibliothèque Nationale schlummern und deren Veröffentlichung erst in den nächsten Jahren resp. den nächsten Jahrzehnten erfolgen darf. Für das Jahr 1910 sind zur Herausgabe bestimmt: 1. Die Papiere Edgar Quinets; 2. die Briefe Mussets an eine unbekannte Dame, die sie durch Mr. Jules Troubat der Bibliothèque Nationale hat übergeben lassen; 3. die Memoiren von La Révellière-Lepaux, die aber nichts Unveröffentlichtes enthalten. Für 1916 kommen die Papiere der Goncourts, für 1920 die Renans, für 1930 die Manuskripte des Philosophen Jean Reynauld an die Reihe. Für die Papiere von Thiers kann noch kein Zeitpunkt bestimmt werden, da sie noch zehn Jahre nach dem Ableben von Mademoiselle Dosne ruhen müssen. Die Papiere der Goncourts bestehen aus zwei Partieen, mehreren versiegelten Paketen, die das Material ihres Tagebuches im ursprünglichen, nicht zurechtgemachten Zustande enthalten, und vierzig offenen Kartons mit Briefen. Auf einem Karton ist bemerkt: „Korrespondenzen der litterarischen Größen und Künstler meiner Zeit von dem Tage an, an dem mein Bruder und ich begonnen haben, uns mit Litteratur zu beschäftigen, bis zu meinem Todestage. Ich vermache sie der Manuskriptenabteilung der Bibliothèque Nationale, damit diese sie zwanzig Jahre nach meinem Tode erstmalig dem Publikum zur Verfügung stellt, gleichzeitig mit der dann erfolgenden Veröffentlichung des vollständigen Manuskripts des Tagebuchs der Goncourts. Januar 1891. Edmond de Goncourt."

Nachrichten

Todesfälle. In München † am 9. September der Rechtsanwalt und Schriftsteller Ferdinand Heigl nach längerem Leiden im 64. Lebensjahre. Er veröffentlichte u. a. einen Gedichtband („Aus Herz und Welt") und die weitverbreiteten „Spaziergänge eines Atheisten".

Die schweizerische Schriftstellerin Elise Ebersold, die eine Reihe von Volkserzählungen geschrieben hat, † in Bözingen im Alter von 66 Jahren.

Am 31. August † in Bonn nach langem Leiden der Verlagsbuchhändler Emil Strauß, 58 Jahre alt. In seinem Verlage erschienen u. a. die Werke von Carmen Sylva und in neuester Zeit Ernst Häckels vielbesprochene „Welträtsel".

* *

Persönliches. Rudolf von Gottschall feierte am 30. September seinen achtzigsten, Ferdinand von Saar an demselben Tage seinen siebzigsten Geburtstag, der in Wien schon im vorigen Jahre festlich begangen wurde (vergl. LE V, 214). — Ebenfalls sein siebzigstes Lebensjahr vollendete am 5. September der unter dem Namen Johannes Renatus bekannte, in Dresden lebende Schriftsteller Prof. a. D. Frhr. Johannes Andreas von Wagner, der einige historische Romane sowie eine Sammlung von Dialektdichtungen „Allerlee aus d'r Ueberlausitz" veröffentlicht hat. (Ueber ihn vergl. LE II, 1539). — Der Chefredakteur der „Weimarisch. Ztg.", Dr. Ernst Wachler, hat seine Stellung niedergelegt. Er gedenkt sich lediglich litterarischen Arbeiten zu widmen; Herausgeber der „Deutschen Zeitschrift" ist er geblieben. — Dem Redakteur des Berner „Bund", Dr. M. Bühler, wurde von der philosophischen Fakultät der Universität Bern die venia legendi für Zeitungswesen und journalistische Uebungen erteilt. — Als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Gustave Larroumet hat Adolphe Brisson, der Schwiegersohn Francisque Sarceys, die Theaterkritik des „Temps" übernommen.

* *

Von der Deutschen Schillerstiftung. Nach dem soeben ausgegebenen 43. Jahresbericht der Deutschen Schillerstiftung sind im verflossenen Jahre von dieser Stiftung im ganzen 53 587 M. ausgegeben worden, darunter an lebenslänglichen Pensionen 17 020 M.; an vorübergehenden, auf ein oder mehrere Jahre bewilligten Pensionen wurden 28 550 M. bewilligt, einmalige Bewilligungen wurden im Betrage von 6917 M. gewährt.

* *

Wolfgang Menzels Nachlaß. Die berliner Litteratur-Archiv-Gesellschaft hat den ganzen, zum größten Teil unbenutzten litterarischen Nachlaß Wolfgang Menzels angekauft. Er umfaßt gedruckte und ungedruckte Manuskripte Menzels und eine große Anzahl von Briefen; unter diesen befinden sich fünf Briefe von Heinrich Heine aus dem Jahre 1828, einer von 1832 (im wesentlichen gedruckt). Als Leiter des Cottaschen Morgenblattes stand Menzel mit der ganzen damaligen litterarischen Welt in Beziehungen: in seinem Nachlaß finden sich demgemäß Briefe von Anastasius Grün, Ernst Moritz Arndt, Ludwig Börne, A. E. Brachvogel, Karl Gutzkow, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike u. v. a. Briefe von Kant, Schiller u. a., die nicht an Menzel gerichtet sind, hat dieser offenbar als Handschriftensammler erworben.

* *

Eine Anti-Shakspere-Gesellschaft. In London hat eine Anzahl besonders eifriger Anhänger der Theorie, daß Lord Francis Bacon der Verfasser der seinem Zeitgenossen Shakspere zugeschriebenen Dichtungen gewesen sei, soeben eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck die Propaganda zugunsten der Bacon-Theorie ist. Mr. Harold Bayley, einer der Gründer des Vereins, erklärte kürzlich, die Gesellschaft werde alles aufbieten, um für Bacon einzutreten: „Gelehrte werden in unserem Auftrage in allen Büchereien nach Beweisen forschen, und Broschüren werden massenhaft verteilt und an sämtliche litterarische Institute der Welt versendet werden. Außerdem sollen Redner ausgeschickt werden, um das Publikum von der Richtigkeit unserer Idee zu überzeugen. Wir wollen mit einem Worte jeden Menschen zu der Ueberzeugung bringen, daß Bacon der Verfasser der berühmten Dramen ist." Die Gesellschaft verfügt über bedeutende Mittel.

* *

Allerlei. Clara Viebig hat einen neuen Roman beendet, der den Titel „Das schlafende Heer" führt und auf dem Boden der deutschen Ostmark spielt. Er bildet mit diesem Schauplatz eine Art Gegenstück zu ihrer „Wacht am Rhein". — Der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist von einem ihrer Freunde, der nicht genannt sein will, für die nächsten fünf Jahre ein Jahres-

beitrag von je 1000 Mark zur Verfügung gestellt worden; doch ist die Bedingung daran geknüpft, daß noch eine Anzahl gleich hoher Jahresbeiträge von anderer Seite gezeichnet wird. — Vom 15. September ab erscheint im Verlage von Bruno Cassirer in Berlin eine illustrierte Halbmonatschrift „Das Theater"; als Herausgeber zeichnet Christian Morgenstern. — Das Lessinghaus in Wolfenbüttel soll renoviert werden. — Anläßlich der Wiederkehr des 90. Todestages Theodor Körners fand am 26. August am Rosenberg zwischen Schwerin und Gadebusch, der Stätte, wo Körner fiel, eine Gedenkfeier statt. — Das Nietzsche-Archiv in Weimar, das kürzlich nach Entwürfen van der Veldes im Innern ausgebaut ist, soll am 15. Oktober feierlich eingeweiht werden. — Theaterdirektor Julius Hofmann schenkte bei seinem Scheiden aus Köln der kölner Stadtbibliothek 63 Bände Theaterzettel (Kölner Stadttheater 1881—1903, Bonner Stadttheater 1883—1903). — Der Lesezirkel Hottingen wird zur Jahrhundertfeier von Schillers „Tell" (1904) eine Jubiläumsschrift herausgeben, deren Abfassung Dr. Franz Heinemann in Luzern übernommen hat. — Die französische Frauenzeitung „La Fronde" ist eingegangen.

• • • Der Büchermarkt • • •

a) Romane und Novellen.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v. Trix. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun. 2 Tle. in 1 Bde. 256 u. 228 S. M. 4,— (5,—).

Bittrich, Max. Kämpfer. Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung. Berlin, Hermann Costenoble. 335 S. M. 4,— (5,—).

Böhme, Margarete. Im Irrlichtschein. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 289 S. M. 3,— (4,—).

Bülow, Frieda Freiin v. Allein ich will! Roman. Dresden, Carl Reißner. 2 Tle. in 1 Bde. gr. 8°. 286 u. 233 S. M. 6,— (7,—).

Burmester, Marie. Gottfried Rissoms Haus. Hanau, Clauß & Feddersen. 228 S. M. 3,— (4,—).

Dincklage-Campe, Fr. Frhr. v. Tänzerin u. Fürstin. — Wenn der Schuh drückt. 2 Erzhlgn. Illustr. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 363.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 108 S. M. —,20.

Dolorosa, Fräulein. Don Juan. Roman. (Die Chöre des Lebens. I.) Berlin, M. Lilienthal. 234 S. M. 4,— (5,—).

Enking, Ottomar. Familie P. C. Behm. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 324 S. M. 4,— (5,—).

Feddersen, F. A. Erzählungen eines Dorfpredigers. 2. Bd. Hanau, Clauß & Feddersen. gr. 8°. 151 S. M. 1,50 (2,50).

Fontane, Theodor. Der Stechlin. Roman. 10. Aufl. 517 S. M. 6,—. — Graf Petöfy. Roman. 4. Aufl. 338 S. M. 3,—. Berlin, F. Fontane & Co.

Frank, Ulr. Simon Eichelkatz u. anderes. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 269 S. M. 3,— (4,—).

Jacobowski, Ludwig. Loki. Roman eines Gottes. 2. Aufl. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 196 S. M. 2,50 (3,50).

Kluge, Otto. Auf der Eichsfelder Dorfpfarre. Zwanglose Geschichten. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 12°. 144 S. M. 1,80 (2,50).

Königsfeld, Klaus v. Beatrix v. Schwaben. Histor. Roman. Braunschweig, Richard Sattler. 200 u. 240 S. M. 6,— (7,50).

Küchler, Kurt. Der Roman eines Wahnsinnigen. Dresden. E. Pierson. 146 S. M. 2,—.

Mahn, Paul. Der kranke Fritz. Nov. Berlin, F. Fontane & Co. 116 S. M. 2,— (3,—).

Megede, M. zur. Sport. Nov. Berlin, F. Fontane & Co. 162 S. M. 2,— (3,—).

Poths-Wegner. Deutschlands Einigung u. Kaiser Wilhelm II. Eine geschichtl. Erzhlg. Leipzig, Paul List. gr. 8°. XII, 412 S. m. 15 Portr. M. 3,— (4,—).

Raabe, Wilhelm. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. Berlin, Otto Janke. 205 S. M. 3,—.

Rittland, Klaus. Anna Priszewska. Tagebuch eines Weltkindes. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 310 S. M. 3,50 (4,50).

Schäfer, Karl. Die Bachprinzessin. Erzhlg. aus Alt-Darmstadt und dem Mühlthale. Darmstadt, Eduard Bernin. gr. 8°. 94 S. M. 1,—.

Schoebel, A. Flitterwochen des Ruhms. Roman in zwei Büchern. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 2 Tle. in 1 Bde. 190 u. 224 S. M. 3,— (4,—).

Steinhage, Alb. Felice. Eine moderne Geschichte. Diessen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 30 S. M. 1,50.

Uxkull, Gräfin. Sonnenflug. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 462 S. M. 6,— (7,50).

Vely, E. Anker geworfen! Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 218 S. M. 3,—.

Alberti, F. Liebesgift. Roman a. d. Gesellschaft. Nach dem Franz. bearb. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 207 S. M. 2,—.

Björnson, Björnstjerne. Auf Gottes Wegen. Roman. Aut. Uebers. v. Cläre Greverus, Mjöen. München, Albert Langen. 433 S. M. 3,— (4,—).

Björnson, Björnstjerne. Auf Gottes Wegen. Roman. Deutsch von Emma Pastor-Normann. Berlin, Franz Wunder. 337 S. M. 3,— (4,—).

Borrel, Henri. Liliane. A. d. holländ. Manuskr. übertr. v. Else Otten. München, Dr. J. Marchlewsky & Co. 200 S. M. 1,50.

b) Lyrisches und Episches.

Bürgin, Carl A. Mädchengestalten. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. XI, 148 S. M. 1,50 (2,50).

Kerri, Fr. A. Siebeneichen. Poetische Erzhlg. aus der Zeit Friedrichs I. Barbarossa. Berlin, Karl Siegismund. 470 S. M. 4,— (5,—).

Lepler, Gust. Bilder u. Klänge. Neue Dichtungen. Dresden, E. Pierson. VII, 192 S. M. 2,— (3,—).

Linhardt, Adolphe. Paris. Moderne Gedichte. Diessen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 59 S. M. 1,50.

Linhardt, Adolphe u. Rud. Jul. Lehner. Zwei irre Wanderseelen. Moderne Gedichte. Diessen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 56 S. M. 1,25.

Sandor, P. Bei Licht u. Lampenschein. Gedichte. Dresden, E. Pierson. VII. 83 S. M. 1,50 (2,50).

Wurmb, Erwin. Pfiff und Rauch. Roman in Gedichten. Wien, Verlag Neuer Litteratur. 52 S. M. 1,—.

Arany, Joh. Toldi. Poetische Erzhlg. in 12 Gesängen. Aus dem Ungar. im Versmaße des Originals übertr. von Dr. Armin Lemberger. Leipzig, Jaegersche Verlagsbuchh. gr. 8°. 124 S. M. 2,50.

Gumppenberg, Hans v. Schwedische Lyrik. Deutsch v. G. München, Dr. J. Marchlewski & Co. gr. 8°. 285 S. Geb. M. 6,—.

c) Dramatisches.

Almus, Werner. Die Sünden der Väter. Drama. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,50.

Hödger, Rob. Eine Abrechnung. Schauspiel, Dresden, E. Pierson. 96 S. M. 1,80.

Idel, Wilh. Irmgard v. Berg. Dramat. Gedicht. Elberfeld, Baedekersche Buchh. gr. 16°. 108 S. M. 2,— (3,—).

Krueger, Ferd. Die Wahl. Schauspiel. Leipzig, Alwin Schmidt. gr. 8°. 104 S. M. 2.—.

Marbach, Hans. König u. Kaufmann. Historisches Drama. Dresden, Carl Reißner. VI. 182 S. M. 3,50.

Raimund, Ferd. Dramat. Werke in 3 Bdn. Mit Einleitg. von Leop. Rosner. Berlin, Th. Knaur Nachf. In 1 Leinw.-Bd. geb. M. 1,60.

Roquette, Henri. Cozaiba, die Tochter der Incas. Charakter-Tragödie. Dresden, E. Pierson. 200 S. M. 2,—.

Thorland, Georg. Der Fasching. Szenen a. d. münchner Leben. Berlin, Schuster & Loeffler. 165 S.

Werner, E. Kein Herz?! Soziales Sittenbild in 1 Aufz. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,50.

Wolff, Franz. Schattenrisse. 4 Einakter. Leipzig, Oswald Mutze. 92 S. M. 1,20.

Gorki, Maxim. Gesunkene Leute. Leben u. Treiben in e. Asyl f. Obdachlose. A. d. Russ. v. Stefania Goldenring. Berlin, Neufeld & Henius. 253 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Butchart, Dr. Stewart F. Sind die Gedichte „Poem on pastoral poetry" u. „Verses on the destruction of Drumlanrig Woods" von Robert Burns? (Marburger Studien zur engl. Philologie. 6. Heft.) Marburg, N. G. Elwert. gr. 8°. 60 S. M. 1,—.

Gaehtgens zu Ysentorff, Dr. Herm. Napoleon I. im deutschen Drama. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. gr. 8°. 149 S. M. 3.— (4,—).

Kohlrausch, Rob. Klassische Dramen u. ihre Stätten. Illustr. v. Peter Schnorr. Stuttgart, Robert Lutz. gr. 8°. 306 S. M. 5,— (6,—).

Pfeiffer, E. Die dichterische Persönlichkeit Reidharts v. Reuenthal. Eine Studie. Paderborn, Ferd. Schöningh. gr. 8°. 98 S. M. 1,50.
Rau, Hans. Franz Grillparzer u. sein Liebesleben. Mit zahlr. Porträts. Berlin W., H. Barsdorf. 256 S. M. 5,— (6,—).
Stauf v. der March, Ottokar. Litterarische Studien u. Schattenrisse. 1. Reihe. Mit 4 Bildn. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. VIII. 227 S. M. 3,— (4,—).

e) Verschiedenes.

Batka, R. Kranz. Gesammelte Blätter über Musik. Leipzig, Lauterbach & Kuhn. gr. 8°. VIII. 308 S. Kart. M. 4,—.
Beyer, Joh. Bilder aus der Geschichte Bremens im 19. Jahrh. Bremen, Carl Schünemann. gr. 8. VII. 231 S. M. 3,— (4,—).
Dürr, Priv.-Doz. Dr. Ernst. Ueber die Grenzen der Gewißheit. Leipzig, Dürrsche Buchh. gr. 8°. VII. 152 S. M. 3,50.
Grillparzers sämtl. Werke. Vollst. Ausg. in 16 Bdn. Herausg. u. m. Einleitgn. u. erläuternden Anmerkgn. versehen v. Moritz Necker. Leipzig, Max Hesse. 4 Bde. Geb. M. 6,—.
Nestroy, Joh. Werke. 19 Tle. in 2 Bdn. Eingeleitet von Leop. Rosner. Mit e. Anh.: Nestroy-Lexikon. Berlin, Th. Knaur Nachf. Geb. M. 3,50.
Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 4451—4453. Alexis, Wilib. (W. Häring). Der falsche Woldemar. Vaterländischer Roman. 2. Bd. 357 S. Geb. M. 1,—. — 4454. Tschechow, Ant. Der Bär. Groteske in 1 Aufzug. — Ein Heiratsantrag. Scherz in 1 Aufzug. Aus dem Russ. v. Luise Flachs-Fokschaneanu. 40 S. — 4455, 4456. Kricke-berg, E. Ohne Liebe. — Der tolle Graf. 2 Erzählgn. 215 S. — 4457. Torn, Leo v. Offiziersgeschichten. Humoresken. 3. Bdchn. 101 S. — 4458. Wichert, Ernst. Des Königs Dank. Schauspiel. 71 S. — 4459, 4460. Herder, Joh. Gottfr. Schulreden. Hrsg. v. Herm. Michaelis. 216 S. Geb. M. —,80.
Robert, Frdr. Frau Amanda u. ihre Kinder. Ein Buch f. das Intimste der Eltern. Berlin, Hugo Bermühler. 334 S. M. 3,— (4,—).
Sailschick, Rob. Menschen u. Kunst der italienischen Renaissance. Berlin, Ernst Hofmann & Co. X. 569 S. M. 12,— (14,—).
Schmidtke, Alfr. Das Klosterland des Athos. Leipzig, J. C. Hinrichs. 167 S. m. 16 Abbildgn. M. 2,20 (3,—).

Antworten.

Herrn J. Sch. in Hannover. An den preußischen Universitätsbibliotheken giebt es neuerdings (abgesehen von den Dienern) Suballernstellen für nichtwissenschaftliche Beamte, sog. Expedienten. Ueberhaupt ist Neigung vorhanden, eine mittlere Beamtenkategorie zwischen den akademisch gebildeten Bibliothekaren und den Dienern auszubilden (vgl. über die Frage Centralblatt f. Bibliothekswesen, 1903, Heft 6: Die Subalternbeamten im Bibliotheksdienst). Offene Stellen der Art werden durch Bewerbung bei den betr. Bibliotheksvorständen besetzt. Auch an Landes- und Stadtbibliotheken giebt es häufig sekretärartige Beamte, feste Regelung haben diese Verhältnisse aber nicht. Ein Mann mit Primanerreife und litterarischen Interessen wird vermutlich auch an Volksbibliotheken, soweit sie eigene Beamte anstellen, unterkommen können. Zu jedem Fall bleibt Ihnen aber eine Bewerbung von Fall zu Fall. Ein Handbuch zur Orientierung bietet: Graesel, Handbuch der Bibliothekslehre, 2. Aufl., Lpz. 1902 (Weber). Es ist jedoch ziemlich teuer. Die 1. Auflage „Grundzüge der Bibliothekslehre" ist bedeutend billiger und genügt für Sie schließlich auch. Ausbildungsinstitute giebt es nur für Damen.

Herrn E. K. in Lena (Deutsch-Ost-Afrika). Zu Ihren in Heft 23 (Sp. 1664) erledigten Anfragen teilt uns Herr Dr. Hans F. Helmolt noch mit, daß der Verfasser des Epos „Die Hohenstaufen" der Schriftsteller Arnold Schloenbach ist, der in Dresden im Kreise Schröder-Devrient lebte (er hatte eine Schwester von Wilhelmine Schröder-Devrient zur Frau) und in Koburg starb.

Notiz. Fritz Lienhard bittet uns, mitzuteilen, daß die mit F. L. unterzeichneten Artikel in der „Deutschen Welt" oder „Deutschen Zeitung" (Berlin), die man mehrfach schon ihm zugeschrieben, nicht von ihm verfaßt sind, sondern von Dr. Friedrich Lange, dem Herausgeber jener Blätter.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Dichtungen. 4. Afl. Jubil.-Ausg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
— Röm. Schlendertage. 10. Afl. 20 Vollbilder. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
— Marschenbuch. 4. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Bulthaupt, Dramaturgie. I Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Afl. M. 6,— II. Shakespeare. 8. Afl. M. 5,—. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 7. Afl. M. 5,—. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 3. Afl. M. 6,— (i. Orig.-Ebd. pro Bd. M. 1,— mehr).
Dalwigk, v., Briefe aus Rom und Athen. 2. Afl. M. 2,—, in Orig.-Ebd. M. 3,—.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Afl. M. 4,—, in Orig.-Ebd. M. 5,—.
— Winternächte. Gedichte. 4. Afl. M. 4,—, in Orig.-Ebd. M. 5,—.
Gardini, In der Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Geiger, L., Aus Adolf Stahrs Nachlaß. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Jansen, Großh. Nicol. Friedr. Peter von Oldenburg. M. 2,50, in Orig.-Ebd. M. 3,50.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Proelß, Deutsch-Capri. M. 3,—.
Roland, Emil (Emmi Lewald), Gedichte. 2. Afl. M. 2,—, in Orig.-Ebd. M. 3,—.
— Gedichte. Neue Folge. M. 1,60, in Orig.-Ebd. M. 2,50.
— Italien. Landschaftsbilder. M. 4,—.
Salomon, L., Gesch. d. dtsch. Zeitgswes. I. u. II. Bd. brosch. à M. 3,—.
Schwartz, R., Esther i. dtsch. u. neulat. Drama d. Reformat. Zeitalters. 2. Afl. M. 4,—, in Hlbfrz.-Bd. M. 6,—.
Sello, G., Alt Oldenburg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
Sienkiewicz, H., Briefe aus Afrika. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
(„Briefe aus Amerika", von demselben Verfasser erscheinen demnächst.)
Zabel, E., Zur mod. Dramaturgie. *Stud. u. Kritik. über d. dtsche. Theater. 2. Afl. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
— **Stud. u. Kritik. über d. ausländ. Theater. 2. Afl. M. 5,— in Orig.-Ebd. M. 6,—.
— ***Stud. u. Kritik. a. alter u. neuer Zeit. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—
— Europäische Fragen. 2 Bde. M. 10,—, in Orig.-Ebd. M. 12,—.

Hervorragende Geschenkwerke
bilden die Schriften von
Wilhelm von Polenz:
Novität! Novität!
Das Land der Zukunft
(Was können Amerika u. Deutschland von einander lernen)
Preis brosch. M. 6,—; geb. M. 7,50
Der Büttnerbauer
Preis brosch. M. 5,—; geb. M. 6,—
Der Pfarrer von Breitendorf
Wurzellocker
je 2 Bde. Preis br. M. 8,—; geb. M. 10,—
Der Grabenhäger
Thekla Lüdekind
je 2 Bde. Preis br. M. 10,—; geb M. 12,—
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Grunewald-Berlin.

Georg Brandes:
Das junge Deutschl. 1900. 6 M.
Ludw. Börne und Heinr. Heine. 2. Aufl. m. Ill. 1898. 2,50 M.
Ferd. Lassalle. 4. Aufl. 1900. 250 Seiten. 2,50 M.
Shelley u. Lord Byron. Elg br. 2 M.
Jul. Lange. E. Buch d. Freundsch. 270 S. 1899. 4 M. Geb. 5 M.
Medwin, Th. Lord Byron-Erinnerungen. Mit 5 Portr. 1900 303 Seit. 4 M. Geb. 5 M.
Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth. 2 Bde. 10. Aufl. 1899. *Interes. Lect.* 4 M. Geb. 5 M.
Ausf. Prosp. u. Verzeichnisse meines Verlages gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30.
Gossowstr. 1. II.
(Ecke Neue Winterfeldtstr.)

Miniaturen-Manuscripte,

Inkunabeln und andere kostbare alte Bücher und Stiche
in grosser Auswahl.
Cataloge auf Verlangen.
MÜNCHEN, 10 Karlstr. 10.
Jacques Rosenthal
Buch- und Kunstantiquariat.
Ankauf alter Bücher und Stiche zu hohen Preisen.

Schriftstellern,

die ihre Werke in Kommissionsverlag geben wollen, bietet kulanteste Bedingungen u. modernste Ausstattung
Modernes Verlagsbureau,
Leipzig, Thalstrasse 15.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übernimmt Druck u. energ. Vertrieb von Werken. Trägt einen Theil der Kosten. Offert. u. **W. 2607 C** an **Haasenstein & Vogler A.-G.**, Strassburg i. Els.

Litterarisches Bureau „Der Lotse"

Viel Zeit und Geld verschwenden Autoren dadurch, dass sie ihre Arbeiten oft an falsche Adressen senden. Materiellen und ideellen Erfolg haben die Autoren, vertrauen sie sich dem »Lotsen« an. **„Der Lotse" übernimmt die geschäftliche Vertretung von Autoren, Vermittlung von Abdrucken litterarischer Arbeiten,** Vervielfältigung von Manuscripten unter fachmännischer Aufsicht.

Schriftsteller

aus allen Teilen Deutschlands, welche Berichterstattungen, Kritiken, Rezensionen, Feuilletons, Aufsätze etc. für eine Zeitschrift liefern, werden um Angabe ihrer Adresse gebeten.
E. H. Friedrich Reisner, Verlag
LEIPZIG.

Kunstschriftsteller,

Dr. phil., ständiger Mitarbeiter erster wissenschaftlicher Zeitschriften, gewandter Stilist, vom Winter ab ständig in Rom lebend, sucht mit Tageszeitung ersten Ranges zur regelmässigen Einsendung von „Römischen Briefen" in Verbindung zu treten. — Gefl. Offerten erbeten unter „Rom" an die Exp. d. Blattes.

Berliner Korrespondenz

über THEATER, KUNST und LITTERATUR sucht für auswärtige Zeitung
Dr. phil., Mitarbeiter erster Zeitschriften
(auch vom Litterarischen Echo empfohlen) zu übernehmen.
Angebote unter E. O. L. an die Expedition des Litterarischen Echos

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Karl von Perfall

Die Treulosen
Roman
IV. Auflage

Loras Sommerfrische
Roman
II. Auflage

Der schöne Wahn
Roman
IV. Auflage

Preis jeden Bandes: geh. M. 4,—; geb. M. 5,50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir bitten beim Bezug von angezeigten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Der Gesamt-Auflage dieses Heftes liegt bei ein Prospekt der Verlagsfirma Max Hesse in Leipzig über ihre „Neuen Klassiker-Ausgaben",
der Abonnenten-Auflage ein Prospekt der Cigarren- und Tabak-Fabrik Heinrich Reesing in Vlotho i. W., auf die wir hiermit besonders aufmerksam machen.

Zweites Oktober-Heft.

VI. Jahr. No. 2. | 15. Oktober 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Samuel Cornut und zehn Abbildungen

Herausgeber:
Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag:
Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker Verlag in Stuttgart.

Soeben erschien:

Laurids Bruun, Der König aller Sünder. Roman

Preis 4,50 Mark geheftet, 5,50 Mark modern eleg. gebunden. Der berühmte dänische Schriftsteller Herman Bang schreibt hierüber: »Es ist stets eine reiche Freude, den Leser auf eines jener seltenen Werke hinzuweisen, die sich über die Menge der Bücher erheben, wie in Marmor gehauen oder in Bronze gegossen, die von dem ersten Tage ihres Entstehens das unauslöschliche Gepräge des Dauernden tragen . . .«

Gustav Wied, Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit

(via Berlin-Dresden). Preis 4 Mark geheftet, 5 Mark eleg. gebunden. Hamburger Fremdenblatt schreibt: ». . .Um so erfrischender und erfreuender wirkt die Bekanntschaft eines solchen seltenen Mannes, den man von Staatswegen subventionieren sollte, auf dass wieder Fröhlichkeit in die Welt ziehe und Freude und Heiterkeit. Gustav Wied heisst unser Mann . . .«

Soeben erschienen die zweite Auflage

Von reifen Früchten

Meiner Verse zweiter Teil von

Otto Erich Hartleben

In Leinwand gebunden 3 Mark

Von einer edlen, süßen Reife sind diese Gedichte, abgeklärte Gedanken und Gefühle in vollendeter Form, alles voll weiser Bändigung, voll von der Selbstbeschränkung, in der sich der Meister zeigt, rotes Leben keusch in weißem Marmor verschlossen, wie bei den griechischen Statuen der besten Zeit. Vornehmheit war von je die Signatur der Hartlebenschen Kunst, auch seiner übermütigsten Novellen. Er giebt sich in dem, was er schreibt, genau so, wie er ist, ungeniert und frei, und doch wirken seine Sachen so erquickend vornehm und keusch. Das ist das Geheimnis der Form, die er so wunderbar beherrscht. Goldene Früchte reicht er diesmal seinen Verehrern in kristallener Schale, und das wird ihm gedankt werden von allen, die wirklich künstlerischen Sinn haben und wissen, daß es in erster Linie die Form ist, die den Künstler vom Dilettanten unterscheidet.

Verlag von Albert Langen in München-Lc.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Dichtungen. 4. Afl. Jubil.-Ausg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
— Röm. Schlendertage. 10. Afl. 20 Vollbilder. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
— Marschenbuch. 4. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Bulthaupt, H., Dramaturgie. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Afl. M. 6,—. II. Shakespeare. 8. Afl. M. 5,—. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 7. Afl. M. 5,—. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 8. Afl. M. 6,— (i. Orig.-Ebd. pro Bd. M. 1,— mehr).
Gardini, C., In der Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Geiger, L., Aus Adolf Stahr's Nachlaß. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Proelß, Deutsch-Capri. M. 3,—.
Salomon, L., Gesch. d. dtsch. Zeitgswes. I. u. II. Bd. brosch. à M. 8,—.
Sello, G., Alt Oldenburg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
Sienkiewicz, H., Briefe aus Afrika. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
Zabel, E., Zur mod. Dramaturgie. *Stud. u. Kritik. über d. dtsche. Theater. 2. Afl. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—. **Stud. u. Kritik. über d. ausländ. Theater. 2. Afl. M. 5,— in Orig.-Ebd. M. 6,—. ***Stud. u. Kritik. a. alter u. neuer Zeit. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen Felix Dahns, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen
Mk. 3.— für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 3 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne" mit Mk. 2.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen" mit M. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue" mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harald und Theano" mit Mk. 1.—.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig,
am 1. Oktober 1903.

Breitkopf & Härtel.

Einband-Decken

(Nach einer Originalzeichnung des Herrn Professor E. Doepler d. J.)

zum **fünften** Jahrgang des

„Litterarischen Echos"

sind zum Preise von **Zwei Mark**

durch alle Buchhandlungen oder auch direkt vom Verlag:
Egon Fleischel & Co., Berlin W 35 (unter Beifügung von 20 Pfg. für Porto) zu beziehen.

„Die Zeit" verschmolzen mit der Wochenschrift

„Die Nation"

Preis vierteljährlich M. 3,75
= Probe-Nummern gratis =

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

DIE HILFE

Wochenschrift.

Herausgegeben von D. Fr. Naumann, Schöneberg-Berlin.

Erscheint auch nach dem 1. X. 03 in unveränderter Form wie bisher.

Preis vierteljährlich M. 1,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Einladung zur Subskription auf:

Dr. **P. Albert Kuhn**, O. S. B., Prof. der Aesthetik u. klassischen Literatur

Allgemeine Kunstgeschichte

Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der

Geschichte Technik Aesthetik

— Ca. 38 Lieferungen, Lex.-Oktav, à Mk. 3,—. —

Mit ca. 3600 Illustrationen, darunter ca. 220 ein- und zweiseitige Kunstbeilagen in Typographie, Lichtdruck und reicher polychromer Ausführung.

Man kann sich angesichts jeder neuen Lieferung des Prachtwerkes der Auffassung nicht verschliessen, dass dasselbe unter allen Erscheinungen auf diesem Gebiete eine erste Rangstelle einnimmt. Soviel ist sicher, dass weder die darin niedergelegte Vielseitigkeit der Wissenschaft, noch das scharfe und tiefe Urteil und die Eleganz der Darstellung irgendwie zu übertreffen wäre.

Büchermarkt, Crefeld.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

☛ **Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: vom Modern. Paedagogischen und Psychol. Verlag in Charlottenburg, von der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten, vom Verlag Eugen Diederichs**

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa. 11600

Sechster Jahrgang
Heft 2
15. Oktober 1903

Verlag
Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten
Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Volkstümliche Bibliotheken.

Von Dr. Ernst Schultze (Hamburg).

Es ist eines der interessantesten, wenn auch ein bisher leider noch größtenteils ungeschriebenes Kapitel der Kulturgeschichte der letzten hundert Jahre, welche Wandlungen das Verhältnis der ärmeren Bevölkerungsklassen zu Litteratur, Wissenschaft und Kunst durchgemacht hat, und welche Stellung die herrschenden Kreise ihm gegenüber eingenommen haben. Philanthropische Bestrebungen haben es nur selten vermocht, der Sache der Volksbildung dauernd einen günstigen Boden in der Meinung der herrschenden Klassen zu bereiten; politische Ereignisse erst haben ihr in vielen Fällen die Anerkennung verschafft, die ihr gebührt — sobald sich aber die Erinnerung an jene politischen Wetterstürme verflüchtigte, sank vielfach auch die Erkenntnis von dem Wert der Volksbildung wieder unter die Schwelle des öffentlichen Bewußtseins herab. Wo ein ganzer Staat von einem großen Unglück betroffen wurde, wie Rußland im Krimkriege, Dänemark 1864, Frankreich 1870/71, hatte das Aufflammen der besten nationalen Begeisterung oft zur Folge, daß man sich auch darauf besann, daß die dauernde Wohlfahrt eines Staates ohne einen gewissen geistigen Zusammenhang aller Volkskreise undenkbar ist, und daß sich schlagkräftige Heere nicht aus Idioten zusammensetzen lassen. Glücklich die Länder, in denen — wie in Dänemark — solche in der Zeit der Not errungene Erkenntnis nicht wieder verdrängt wurde, sondern, gespeist von den edelsten Ideen großer Menschenfreunde, fortdauernd wirksam geblieben ist, auch den großen Massen die Bedingungen geistigen Lebens zu schaffen. Elend die Völker, in denen sich nationale Begeisterung schließlich nur noch in patriotischen Festen und tönenden Reden kundgiebt, die Volksbildung aber offen oder heimlich angefeindet und bekämpft wird …

Man mag es mit Stolz betrachten, daß in Deutschland der Einfluß seiner politischen Schicksale auf die Entwicklung der Volksbildungsbestrebungen nicht so ausgeprägt in die Erscheinung getreten ist. Wenigstens fallen die Zeiträume, in denen sie von der Gunst der herrschenden Klassen emporgetragen wurden oder wieder sanken, nicht immer mit starken politischen oder nationalen Strömungen zusammen. Dennoch ist ihr Zusammenhang mit diesen Strömungen nicht zu verkennen: von ihrer

Free public library in Easton (Massachusetts)
(4500 Einwohner).

Free public library in Middleton (Massachusetts)
(850 Einwohner).

Zurückdämmung in der Zeit der karlsbader Beschlüsse bis zu ihrer allenthalben hervortretenden Kraft in den Vierzigerjahren, von ihrer abermaligen Unterdrückung in den Reaktionsjahren bis zu ihrer Hebung im letzten Jahrfünft der Sechziger- und in den Siebzigerjahren, von ihrem scheinbaren Stillstand in den Achtzigerjahren bis zu ihrer — hoffentlich nie mehr aufzuhaltenden — starken Vorwärtsbewegung seit nunmehr etwa zehn Jahren. Insbesondere die Geschichte der deutschen Volksbibliotheken zeigt dieses dreimalige Auf- und Niederschwanken greifbar deutlich: es ist geradezu auffallend, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die meisten deutschen Volksbibliotheken entweder in der Zeit von 1840 bis 1850 oder von 1865 bis 1880 oder nach 1890 begründet worden sind, und daß auch die schon vorhandenen in jenen drei Perioden des Niedergangs fast gänzlich stehen geblieben sind.

Die Periode des letzten Aufschwungs des deutschen Volksbibliothekswesens seit Anfang des vorigen Jahrzehnts, die hoffentlich von Dauer sein und zu einer machtvollen Entwicklung führen wird, hat bezeichnender Weise die stärksten Antriebe von den Leistungen zweier Völker auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens erhalten, die man so häufig als ideallos und kein anderes Interesse als das des Geldverdienens kennend ansieht: von den Engländern und den Amerikanern. Und zwar sind die Volksbibliotheken in einigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika noch großartiger entwickelt als in England, wenngleich gutdotierte und verwaltete öffentliche Bibliotheken („Public Libraries" ist die allgemein übliche Bezeichnung in England wie in Amerika) einstweilen noch in den englischen Städten mit größerer Regelmäßigkeit zu finden sind als in denen der Vereinigten Staaten, wenn man diese als Gesamtgebiet in Betracht zieht. Berücksichtigt man aber, daß die Besiedelung der Unionstaaten notwendig mit sich führen mußte, daß in den schwachbevölkerten Staaten des Westens alle Kulturaufgaben erst später in Angriff genommen werden konnten als in den stärker bevölkerten Oststaaten, und zieht man diese zu einem Vergleich mit England heran, so ergiebt sich, daß das englische Volksbibliothekswesen zum mindesten von einem der östlichen Unionstaaten, Massachusetts — der überhaupt in allem, was Bildungseinrichtungen betrifft, an allererster Stelle steht — noch übertroffen wird. Dieser kleine Staat, der an Flächeninhalt und Bevölkerungszahl wenig größer als Württemberg ist, besitzt für seine 2½ Millionen Einwohner (nach der Zählung von 1895) mehr Bibliotheksgebäude als das ganze deutsche Reich. Von seinen 349 städtischen und ländlichen Gemeinden oder Distrikten besaßen im Jahre 1899 342 eine öffentliche Bibliothek. In allen „Public Libraries" von Massachusetts zusammen waren im gleichen Jahre etwa 3,75 Millionen Bücher vorhanden, die jährlich beinahe 8 Millionen Benutzungen erzielten. Es entfielen also im Durchschnitt anderthalb Bände auf jeden Einwohner, während jährlich mehr als drei Bände von jedem Einwohner gelesen wurden*).

Free public library und Museum in Preston (England)
(111 000 Einwohner).

Seit die Freunde des Volks-

bibliothekswesens diese glanzvollen Verhältnisse in Deutschland bekannt gemacht haben, hat man ihren Eindruck durch die Behauptung abzuschwächen gesucht, Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, weise so gänzlich andersartige Verhältnisse auf als Deutschland, daß man einen Vergleich überhaupt nicht ziehen könne. Das mag zutreffen, wo es sich um eine in so riesigem Tempo wachsende und so enormen Reichtum aufweisende Stadt wie Chicago handelt. Betrachtet man aber einen ganzen Staat wie Massachusetts, und zieht man selbst den größeren Durchschnittsreichtum der Amerikaner in Rechnung, so bleibt doch immer noch ein so gewaltiger Vorsprung vor den deutschen Verhältnissen, daß er sich mit einer so kurz abweisenden Bemerkung nicht entfernt erklären läßt. In Wirklichkeit liegen die Dinge auch so, daß die öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten durchaus nicht immer oder auch nur zum größeren Teil aus den Millionen geschaffen und erhalten werden, die reiche Mitbürger — wie dies in Deutschland zuweilen dargestellt wird, gewissermaßen aus Sport — zur Verfügung stellen. Denn wenn auch die großartige Entwicklung der Volksbibliotheken in den Vereinigten Staaten durch die reichlichen Schenkungen begüterter Leute wesentlich gefördert ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß die so geschenkten Summen sehr häufig nur für die Aufführung von Bibliotheksgebäuden bestimmt waren und ganz und gar dafür verbraucht wurden. Von den 32 Millionen Mark, die bis zum Jahre 1899 an Geschenken oder Vermächtnissen den öffentlichen Bibliotheken in Massachusetts zufielen, ist der weitaus größere Teil für die Herstellung von Gebäuden verwendet worden, von denen ich als Beispiel zwei in einer Abbildung vorführe: das Bibliotheksgebäude von **Easton** (4500 Einwohner) [auf Sp. 81], bemerkenswert auch durch die sich immer mehr einbürgernde Verlegung der Fenster bis unter die Decke, sodaß das einfallende Licht oberlichtartig wirkt — für Lesen und Schreiben außerordentlich angenehm — während gleichzeitig große Wandflächen für die Aufstellung von Bücherregalen gewonnen werden; daß die außen entstehende Mauerfläche architektonisch sehr gut wirken kann, zeigt unser Bild in der mit Epheu bewachsenen Fläche. Die Abbildung des niedlichen kleinen Gebäudes von **Middleton** (838 Einwohner) [auf Sp. 83] möge veranschaulichen, daß Bibliotheksgebäude in den Vereinigten Staaten nicht selten selbst in den allerkleinsten Dorfgemeinden zu finden sind, wo sie den geistigen Mittelpunkt für die Bevölkerung der ganzen Umgegend darstellen. Man legt in Amerika mit Recht den größten Wert auf ein eigenes Bibliotheksgebäude, da eine Volksbibliothek so besondere Anforderungen an ihre Räumlichkeiten stellt, daß gemietete Räume ihnen fast nie gut entsprechen können.

Free public library (und Rathaus) in Reading (England)
(60 000 Einwohner).

Free public library in Newark am Trent (England)
(14 500 Einwohner).

Wenn es reiche Mitbürger als ihre Pflicht betrachten, ihrer Vaterstadt oder der Stadt, in der sie leben, die Mittel zur Aufführung eines Bibliotheksgebäudes zu schenken, so mag, wie ja die oben angeführten Beispiele zeigen, nicht vergessen werden,

*) Siehe das 2. Kapitel meines Buches „Freie öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen)" (Leipzig, Teubner, 1900), insbesondere S. 49 ff.

daß es sich keineswegs immer um Bauten handelt, die Millionen kosten, und daß die Stifter dieser Bibliotheksgebäude an die Schenkung der Geldsumme fast immer die sehr vernünftige Bedingung knüpfen, daß die Stadt oder Gemeinde selbst die Mittel zur Unterhaltung der Bibliothek dauernd zur Verfügung stellt. Diese Verpflichtung wird, wo sie von der Stadt nicht schon von selbst eingegangen wurde, fast ohne Ausnahme gern übernommen, und die großartige Entwicklung des amerikanischen Bibliothekswesens beruht mehr noch als auf den Schenkungen reicher Leute darauf, daß schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunders eifrig dafür agitiert wurde, daß jede Stadt die Bibliothekssteuer erheben sollte: eine solche besondere Steuer ist sowohl in Amerika wie in England erforderlich, wenn die Städte Volksbibliotheken gründen oder unterhalten wollen. Das hat den selbstverständlichen kleinen Nachteil, daß die Erhebung der Steuer, die durch ein Staatsgesetz auf einen halben oder einen Penny für jedes Pfund gezahlter Steuern (d. h. nur 0,2 oder 0,4 Prozent) festgesetzt zu sein pflegt, von der abstimmenden Körperschaft (Stadtverordnetenversammlung oder auch Gesamtheit der Bürgerschaft) abgelehnt werden kann — aber auch den großen Vorteil, daß, wenn die Erhebung der Steuer beschlossen ist, sogleich reichliche Mittel für die Zwecke der Volksbibliothek zur Verfügung stehen. Dem Engländer und Amerikaner würde die kümmerliche Unterhaltung unserer meisten Volksbibliotheken unerträglich sein.

Gelingt es, den in Deutschland noch fast allgemein verbreiteten Irrtum zu beseitigen, daß die amerikanischen Volksbibliotheken Entstehung und Leben nur den Schenkungen reicher Männer verdanken, so wird sicherlich das Gefühl der Beschämung darüber erwachen, daß Deutschland, das sich so lange für das gebildetste Land der Erde hielt, sich auf dem Gebiet des Volksbibliothekswesens so weit hat überflügeln lassen. Was die Stadtverwaltungen des Auslandes können, vermögen die deutschen Städte sicherlich auch; und wenn es auch nicht möglich und auch nicht nötig sein wird, daß eine deutsche Stadt, wie dies gegenwärtig Newyork thut, ein Gebäude für 8 Millionen Mark (aus städtischen Mitteln) baut, um verschiedene bisher zerstreut liegende Bibliotheken in einem Gebäude zu vereinigen*), so werden doch die Mittel, die die deutschen Städte für ihre Volksbibliotheken aufwenden, auf das Mehrfache ihres Betrages gebracht werden müssen, um dem Bildungseifer unseres Volkes gerecht werden zu können. Daß dies eine Aufgabe ist, die den Gemeinden in allererster Linie obliegt, scheint mir keines weiteren Beweises zu bedürfen. Haben es doch auch die deutschen Städte immer für ihre Pflicht angesehen, nicht nur für Straßenbahnen und Kanalisation, für Elektrizitätswerke und Markthallen das nötige Geld in Bereitschaft zu stellen, sondern auch für die Volksschulen in ausreichender und würdiger Weise Sorge zu tragen. Daß die Unterhaltung von über alle Stadtteile verbreiteten großen Volksbibliotheken, ohne die unser vielgerühmtes Bildungswesen ein Körper ohne Kopf ist, eine Aufgabe von höchster politischer und nationaler

Ein Teil des Zeitungslesesaals in Jena.

Vorhalle des Lesehallengebäudes in Jena.

*) Siehe darüber sowie überhaupt über die glanzvollen Verhältnisse der größten public libraries der nordamerikanischen Oststaaten die außerordentlich interessanten Reisestudien des Direktors des kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden A. B. Meyer: Ueber Museen des Ostens der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (in den Abhandlungen und Berichten des Museums. Bd. IX. 1900/01 ff.). Auch gesondert erschienen (bei R. Friedländer & Sohn, Berlin). Es ist auffallend, wie ein so ausgezeichnetes Buch von der gesamten Presse so wenig berücksichtigt werden konnte — kein Hahn hat danach gekräht.

Bedeutung ist, diese Erkenntnis ist vielleicht nur infolge des Zusammentreffens zufälliger Umstände, die den Blick von dieser Notwendigkeit abgezogen haben, verdunkelt worden. Es mag uns aber ein wichtiger Fingerzeig sein, daß die als ausschließlich „praktisch" und als Mammonsjäger verschrieenen Engländer und Amerikaner der Unterhaltung von Volksbibliotheken durch Städte und Gemeinden einmütig ganz besondere Wichtigkeit beimessen, und daß sie sich, wie erwähnt, nicht darauf verlassen, daß die Mittel dafür nur durch Schenkungen zusammenkommen.

Gebäude der Carl Zeiß-Stiftung in Jena
(20 700 Einwohner).

Auch in **England** ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Netz von Volksbibliotheken entstanden, sodaß es jenseits des Kanals heute kaum eine Stadt von Bedeutung giebt, die nicht ihre eigene public library besäße. Sehr häufig — und nicht nur in Kleinstädten, sondern auch in Großstädten, wie Liverpool — ist das Bibliotheksgebäude das schönste der ganzen Stadt. Die drei schönen englischen Bibliotheksgebäude, die ich im Bilde vorführe, mögen als Beweis dafür dienen: sowohl das von **Preston**, einer rußigen und schmutzigen Kohlenstadt von 111 000 Einwohnern (auf Sp. 83), als auch das von **Reading** (60 000 Einwohner [auf Sp. 85]), wo die Volksbibliothek in einem Flügel des Rathauses untergebracht ist, als endlich das von **Newark** (14 500 Einwohner [auf Sp. 85]), wo das Gebäude der public library mit Geschick dem Charakter einer benachbarten Ruine angepaßt ist.

Lesesaal der städtischen Volksbibliothek in Charlottenburg
(189 300 Einwohner).

Zur lebhaften Befriedigung aller Freunde der deutschen Volksbibliotheksbewegung ist nun ganz unverkennbar, daß die Antriebe, die diese durch die Schilderung der amerikanischen und englischen Verhältnisse erhalten hat, nicht wirkungslos geblieben sind. Der Typus dessen, was man bis vor 10 Jahren in Deutschland eine Volksbibliothek nannte, nämlich ein Bücherkonglomerat von einigen hundert, in wenigen Fällen von einigen tausend Bänden, schlecht gebunden, schmutzig, zum größeren Teil uralt, in irgend einem abgelegenen Nebenraum einer Schule oder sonst eines öffentlichen Gebäudes untergebracht, von einem Subalternbeamten mit mehr oder weniger Lust und Liebe, selten aber mit wirklichem Geschick verwaltet, von der Stadt ungenügend oder gar nicht unterstützt, zu einer unmöglichen Tageszeit geöffnet, von einem Verhau von Regeln und Bestimmungen (Bürgschaftsschein u. s. w.) umgeben — dieser Typus ist gegenwärtig im Aussterben begriffen. Jetzt finden wir schon in der Hälfte der deutschen Großstädte Volksbibliotheken ganz anderer Art, häufig „Bücherhallen" oder „Bücher- und Lesehallen" genannt, die mehrere tausend solide, zum Teil schon geschmackvoll gebundene Bände umfassen, eifrig auf Erneuerung und Ergänzung ihres Bücherbestandes bedacht, in einigen Fällen sogar schon in einem eigenen, schönen Gebäude untergebracht, vielfach von einem geschulten Bibliothekar oder einer Bibliothekarin im Hauptamt geleitet, immer aber von besser ausgebildeten und geschulten Beamten verwaltet, von der Stadt mit einigen tausend Mark jährlicher Unterstützung bedacht oder ganz aus städtischen Mitteln unterhalten, mit zureichender, insbesondere auf die Abendstunden ausgedehnter Oeffnungszeit, oft mit einem Lesezimmer oder Lesesaal verbunden, und mit einer Benutzungsordnung, die jede Erschwerung der Benutzung vermeidet und vielmehr von der Absicht ausgeht, möglichst viele Leser zu der Bibliothek heranzuziehen.

So reizvoll es wäre, die wichtigsten größeren deutschen Volksbibliotheken mit ihren charakteristischen Eigenheiten nun kurz vor dem Auge des Lesers vorüberziehen zu lassen, so sehr würde das doch die Ueberschreitung des Raumes eines Zeitschriftenaufsatzes nötig machen. Ich beschränke mich daher darauf, einige Beispiele im Bilde vorzuführen und im übrigen auf die in den Anmerkungen dieses Aufsatzes genannte Litteratur hinzuweisen. — Die Abbildungen zeigen, daß unsere Volksbibliotheken heute zum Teil bereits über wirklich schöne Räumlichkeiten verfügen, einige sogar schon über eigene Gebäude. Die „Oeffentliche Lesehalle" zu **Jena** (s. die Abbildungen auf Sp. 87, 89) ist Ende des Jahres

1902 in ein prächtiges, von der Carl Zeiß-Stiftung erbautes Gebäude übergesiedelt, das für sie und einige andere gemeinnützige Einrichtungen besonders erbaut ist. — Die charlottenburger „Städtische Volksbibliothek", die erste von einer deutschen Stadtverwaltung durchaus im modernen Sinne eingerichtete Anstalt dieser Art, zeichnet sich durch einen prächtigen Lesesaal aus (auf Sp. 89/90). — Das Gebäude der „Volksbücherei" zu Stuttgart endlich (auf Sp. 91) mag als Beispiel dafür dienen, daß auch von privater Seite unseren Volksbibliotheken größere Schenkungen zuzufließen beginnen; seine Errichtung ist der Munificenz des bekannten Verlagsbuchhändlers Kommerzienrat Engelhorn zu verdanken.

Volksbibliothek in Stuttgart
(176 300 Einwohner).

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Volksbibliotheken der genannten Städte und einer großen Zahl anderer — als weitere Beispiele seien genannt Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Elberfeld, Osnabrück, Hamburg, Bremen, Essen (kruppsche Bücherhalle), Straßburg — sich in erfreulichster Entwicklung befinden. Nicht zum kleinsten Teil ist das wohl dem Umstande zu verdanken, daß an die Spitze dieser Bibliotheken zum Teil akademisch gebildete Bibliothekare berufen wurden, unter denen sich namentlich Dr. Buchholtz, Dr. Nörrenberg, Dr. Jeep, Dr. Ladewig, Dr. Heidenhain, Dr. Fritz, Dr. Jaeschke, de la Vigne Verdienste erworben haben. — Ueber die Zahl der vorhandenen Bände und der jährlichen Entleihungen genauere Angaben zu machen, unterlasse ich mit Fleiß, weil diese Zahlen für den Nichtfachmann leicht etwas Ermüdendes an sich haben; es genüge die allgemeine Bemerkung, daß — wenn man die berliner und breslauer Volksbibliotheken ausnimmt, von denen jede im Durchschnitt 5—8000 Bände besitzen mag — der Bücherbestand der größeren deutschen Volksbibliotheken zwischen 10 000 und 35 000 Bänden schwankt, daß er also noch keineswegs als irgendwie bedeutend angesehen werden kann. Natürlich wird man nicht verlangen können, daß die Volksbibliotheken mit der Bücherzahl der Gelehrten-Bibliotheken wetteifern sollten (unsere Universitätsbibliotheken pflegen zwischen 150 000 und 400 000 Bände zu besitzen); daß aber der Bücherbesitz der deutschen Volksbibliotheken thatsächlich noch durchweg viel zu klein ist, lehren die außerordentlich hohen Benutzungsziffern, die damit erzielt werden. Wenn alle Bücher einer volkstümlichen Bibliothek durchschnittlich im Jahre sechsmal verliehen werden, so muß das als eine angemessene Benutzungsziffer bezeichnet werden; beträgt aber die durchschnittliche Entleihungszahl 10, 12 oder gar 15, wie das fast die Regel ist, so bedeutet das offenbar, daß der vorhandene Bücherbestand den Bedürfnissen nicht entfernt genügt und daß die Bibliotheksverwaltung es als dringende Aufgabe betrachten muß, ihn so schnell wie möglich zu vermehren — einesteils, um die große Zahl der Leser besser befriedigen, anderenteils auch, um die Bücher vor zu starker Abnutzung bewahren zu können. Allerdings freut sich jeder echte Volksbibliothekar darüber, wenn ein Buch schließlich so oft gelesen worden ist, daß es aus der Bibliothek ausgeschieden werden muß. Wenn die Zahl der Leser aber zu der Zahl der vorhandenen Bücher in einem zu großen Mißverhältnis steht, wenn sie die Hälfte des Bücherbestandes erreicht oder gar über die Gesamtzahl des Bücherbestandes hinausgeht, so ist die ganze Bibliothek in Gefahr, in einen Zustand zu geraten, daß in kürzester Zeit fast der gesamte Bücherbestand erneuert werden müßte. Ein größerer Bücherbestand ist daher einer der Hauptwünsche aller deutschen Volksbibliothekare ohne Unterschied, und man muß Herrn Dr. Fritz durchaus beistimmen, wenn er — in einem von dem verdienten Vorkämpfer der deutschen und der österreichischen Volksbibliotheksbewegung, Herrn Universitätsprofessor Dr. Eduard Reyer-Wien, kürzlich herausgegebenen Buche*) — die Ansicht ausspricht, daß die Bücherhallenbewegung in Deutschland mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen sei.

Vielleicht tragen die den Volksbibliotheken zufallenden Schenkungen dazu bei, diesem Uebelstande abzuhelfen; wie erwähnt, beginnen sie sich zu mehren. Als ich im Jahre 1900 die erste Zusammenstellung der den deutschen Volksbibliotheken zugefallenen Geldgeschenke versuchte, soweit sie den Betrag von 500 Mark übersteigen, ergab sich eine Gesamtsumme von noch nicht 3 Millionen Mark**). Eine Ergänzung dieser Liste, die ich demnächst zu veröffentlichen beabsichtige, wird wahrscheinlich ergeben, daß in den letzten drei Jahren in Deutschland für Volksbibliothekszwecke weitere 2 Millionen Mark geschenkt worden sind — zum Teil für eigene Gebäude, wie in Bremen, Stuttgart, Jena.

Eigene Gebäude oder für diesen Zweck gebaute Räume sind namentlich dort eine Notwendigkeit, wo ein Lesesaal mit der Bibliothek verbunden ist. Viele der neueren Bibliotheken besitzen einen solchen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die Benutzung der Lesezimmer, entgegen den ursprünglich gehegten Erwartungen, bei weitem nicht so stark ist wie die der Buchausgabe-Abteilungen, und daß deshalb und aus anderen Gründen von der Eröffnung eines Lesesaales abgeraten werden muß, wo nicht ganz besonders reichliche Mittel zur Verfügung stehen***).

(Schluß folgt.)

*) Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken. Von E. Reyer. Mit Beiträgen von Mary W. Plummer-Brooklyn, Dr. G. Fritz-Charlottenburg u. m. a. Leipzig 1903, W. Engelmann. 180 S. m. 4 Abb.

**) Siehe meinen Aufsatz „Schenkungen für deutsche Volksbibliotheken" in der „Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen". 8. Jahrg. 1901. Nr. 1 u. 2.

***) Siehe darüber in meinem Buche „Freie öffentliche Bibliotheken" S. 301 ff., und meinen in der „Volksbibliothek", 1901, Nr. 6, S. 146—151, abgedruckten Vortrag „Sind öffentliche Ausleihbibliotheken oder Lesehallen wichtiger?"

Samuel Cornut.

Von E. Platzhoff-Lejeune (La Tour-de-Peilz).

Außer Edouard Rod haben wir wohl keinen westschweizerischen Dichter, dessen Werk bei aller Reife und Fülle eine solche Geschlossenheit bietet, als Samuel Cornut. So berechtigt es sein mag, wenn sich ein junger Schriftsteller in allen Genres versucht, ehe er sich bei einem einzigen bescheidet, — es ist doch etwas Großes, wenn ein junger Mensch auf den ersten Blick sein Arbeitsfeld findet, um es in strenger Lebensarbeit zu bebauen und nie mehr zu verlassen. Doppelt hoch sei diese Einseitigkeit dem Autor angerechnet, wenn zu den von ihm gemiedenen Dichtgattungen die dramatische gehört. Auch bei mangelnder Begabung ist ja die Versuchung groß, mit dem Publikum einmal in persönliche Berührung zu treten und es um seinen Beifall und seinen Lorbeer zu bitten. Wer ihr widersteht und sich mit dem stillen Schaffen im Kämmerlein, mit der Saat auf Hoffnung begnügt, wer nur für den „idealen" Leser schreibt, unbekümmert um Erfolg und Widerspruch, der hat schon einen Anspruch mehr auf ernste und ausführliche Würdigung.

I.

Vom äußeren Leben Samuel Cornuts ist wenig zu erzählen. In Aigle 1861 geboren, besuchte er die Schulen seines waadtländischen Heimatstädtchens und seit 1880 das Gymnasium, sowie (1882) die Universität (bis 1891 nur Akademie) zu Lausanne, die er mit dem Grade eines licencié ès lettres, der in Deutschland etwa dem Gymnasiallehrerpatent entspricht, 1885 verließ. Statt gleich seinen Freunden das Lehramt zu ergreifen, in dem er gewiß bald eine hervorragende Stelle eingenommen hätte, zog er es vor, in Paris sein Auskommen zu finden. Seit 1886 weilt er dort, erst im Hauslehreramt, dann von der hachetteschen Verlagsanstalt zum Redakteur des „Tour du Monde" ernannt, und verwendet die ihm bleibende Muße auf seine schriftstellerischen Arbeiten. In einem „Que venons-nous faire à Paris?" betitelten Aufsatz des westschweizerischen Dichterjahrbuchs „Le Foyer Romand" für 1902 spricht er sich über die Aufgabe des schweizerischen Dichters in Paris ausführlicher aus. Strebender Wetteifer, Sammlung, Freiheit heiße sein dreifaches Ziel. Hier liegt zweifellos einer der großen Unterschiede zwischen Cornut und Rod, der während seines zehnjährigen pariser Aufenthalts sich mehr und mehr von schweizerischer Art, gewollt oder unbewußt, entfernt hat. Cornut war immer der Meinung, daß die dem Westschweizer eigentümliche Individualität gerade durch die Berührung mit der pariser Kultur am besten zur Geltung komme und am schärfsten sich auspräge. Zweifellos hat bei unserem Mangel eines geistigen Centrums in der Westschweiz das Verbleiben in der Heimat für den angehenden Schriftsteller auch dann seine Gefahren, wenn es durch eine, sein Talent fördernde, bei unseren kleinen Verhältnissen schwer zu findende Beschäftigung äußerlich möglich geworden ist. Der in unserer heimischen Kritik sich breitmachende Lokalpatriotismus verführt junge Autoren oft zu bedenklicher Selbstüberschätzung, vor der sie die notorische pariser Gleichgültigkeit für die französische „Provinz" aufs beste bewahrt. Dazu kommt, daß das westschweizerische Französisch nach Wortschatz und Aussprache eine Aufbesserung in Paris wohl verträgt, obschon es dem Provinzfranzösisch Frankreichs weit überlegen ist. Endlich ist unser kleinstädtisches Milieu von sittlicher Prüderie und religiöser Engherzigkeit keineswegs frei und pflegt von den großen Geisteskämpfen, die in den europäischen Kulturzentren ausgefochten werden, selten viel zu vernehmen.

So wird man es Cornut gerne zugeben, wenn er seinen jungen Landsleuten einen Aufenthalt in Paris entschieden anrät, wenn auch einzelne unter ihnen in der Heimat ihre Flügel zu entfalten verstehen und der immerhin nicht ungefährlichen pariser Anregungen entbehren können. Man schließt so leicht von sich auf andere: Cornut ist der pariser Aufenthalt jedenfalls sehr gut bekommen. Er hat keinen Augenblick die Fühlung mit der Heimat verloren, und doch hat der am Eingang des Ormontthales aufgewachsene Bauernsohn die reiche Fülle der Belehrung gründlich sich zu eigen gemacht, die seine zweite Heimat ihm bietet.

Wir haben bis jetzt sieben Bände von Cornut: „La Vallombreuse" (Paris, Ollendorff, 1891), „Mathilde Monastier" (Paris, Fischbacher, 1894), „Regards vers la Montagne" (Lausanne, Payot, 1895), „Miss" (Paris, Perrin, 1896), „Chair et Marbre" (Perrin, 1898), „L'Inquiet" (Perrin, 1900), „Le Testament de ma Jeunesse" (Payot, 1903). Von dem ersten Bande, einer Novellensammlung, abgesehen, lauter Romane in dem bei französischen Werken meist üblichen Umfang von knapp 300 Seiten.

Lassen wir die lange Reihe von Gestalten an uns vorüberziehen, die in diesen Blättern vor uns auftauchen und verschwinden; suchen wir das Gemeinsame dieser Menschen, die leiden und genießen, irren und bereuen, suchen und finden, so fällt uns auf, daß immer ein ethisches Problem im Vordergrunde der Gedankenwelt des Dichters steht.

Schon in der längeren Titelnovelle des ersten Bandes, „La Vallombreuse", findet sich diese Betonung des sittlichen Moments. Der Konflikt, der für die Söhne aus dem Verlassen des elterlichen Hauses sich ergiebt, ihr Uebergang in andere Gesellschaftsklassen, ihre Entfernung von den altgewohnten Anschauungen und Lebensgewohnheiten der Heimat ist zwar nach Anlage und Ausführung nicht sonderlich tief, aber doch interessant geschildert und gut erzählt. Die anderen Novellen des Bandes gestatten durch ihren engen Rahmen nicht recht die Entfaltung der Eigenart des Dichters, der wohl schon die Empfindung hatte, daß er seine Gedankengänge und Charakterentwicklungen nur in ausführlicherer Form darzubieten vermochte.

Das ist zum ersten Mal in der „Geschichte einer Seele" geschehen, die den Haupttitel „Mathilde Monastier" führt. Die Fabel ist dem heimatlichen Milieu des Dichters entnommen. Ein junges, wohlhabendes Mädchen wird in seinen Hoffnungen auf die Liebe seines Vetters getäuscht, von seinen Gespielen und sogenannten Freundinnen schadenfroh bekrittelt, von seinem, dem Trunke ergebenen Vater an den Abgrund der Armut und Verzweiflung geführt. Bis sie endlich zur Erkenntnis kommt, daß das Leben auch dann noch Wert hat, wenn das eigene Glück unmöglich geworden ist; bis sie mit letzter Kraft versucht, mit Hilfe der Freundin dem alternden,

willenlosen Vater eine Stütze zu sein. Diese Entwicklung von Stolz und der Stärke der Jugend durch schmerzliche Demütigungen, Enttäuschungen und Krankheit hindurch zur Selbstlosigkeit hingebender Nächstenliebe ist die psychologische Aufgabe des Dichters, die er in ihrem ganzen Umfang erfaßt, in ihren sämtlichen Phasen gründlich und ausführlich bearbeitet hat. Dabei ist leider die Analyse gar zu sehr in den Vordergrund gekommen. Der Dichter redet zu viel, statt seine Personen reden zu lassen. Die Handlung erlahmt über der Schilderung von Empfindungen und Eindrücken. Die Monologe des Dichters, die sich die „Geschichte einer Seele" zum Thema wählen, treten an die Stelle der Seele, die ihre Geschichte vor unseren Augen erleben soll. Der Verfasser zeigt sein Können, statt uns durch seinen Vorwurf so zu fesseln, daß wir ihn vergessen.

Ein Jahr später behandelte Cornut in ähnlichem Rahmen, doch weiter ausholend, ein verwandtes Problem. Wieder sind wir nahe bei der Ostecke des Genfersees. am Eingang des Rhonethals. Wieder spielt sich ein Familiendrama in einem friedlichen Landhaus bei wohlhabenden und gebildeten Leuten ab. Nur ist es diesmal nicht Vater und Tochter, sondern vier Schwestern, deren jüngste durch die Heirat mit dem geliebten, aber wenig weltklugen, bäuerischen und nachgiebigen Manne den Zorn der drei älteren erregt, die das große, vom Vater ererbte Gut ungeteilt besitzen möchten. Emilie kann weder zu ihrem Manne noch zu den drei Schwestern das richtige Verhältnis finden: hier fehlt es an der richtigen Entschlossenheit, dort am nötigen Vertrauen. Die Schwestern nehmen ihren Vorteil in der so geschaffenen Situation wahr und thun das Mögliche an gehässiger Verleumdung und verstecktem Aufhetzen. Von der sterbenden Mutter verflucht, von den Schwestern von der Schwelle gewiesen, lebt Emilie als eine Fremde im eigenen Heim, innerlich geschieden von ihrem Manne, unfähig zur Erziehung ihres Kindes. Die Krankheit der Kleinen, die nötige Operation, der an die Thür pochende Tod nähern die Gatten einander, und es kommt zur Aussprache. In der Tragik des Moments findet Jean die nötige Energie und drängt seine Frau zum Bekenntnis dessen, was er bisher, als über seine bäuerliche Intelligenz hinausgehend, nicht hatte berühren wollen. Von der Unterschätzung des Gatten kommt Emilie, von der Ueberschätzung Emilies kommt Jean zurück: sie lernen einander erst jetzt kennen und damit lieben. Das Kind, das beinahe ein Opfer dieser traurigen Ehe geworden wäre, lebt wieder auf unter der Sonne des neuen, elterlichen Glücks. Die Versöhnung mit den Schwestern, deren Angriffe den Stachel verloren haben, ist nur eine Frage der Zeit.

Ueber dieser den Gegensatz und die Ausgleichung von Charakterverschiedenheiten entwickelnden Handlung erhebt sich im Hintergrund ein zweiter, der ersten zum ergänzenden Relief dienender Gegensatz: der zwischen Bürger- und Bauerntum, zwischen Thal und Berg. Der Titel deutet es ja an: der Aufblick zu den Bergen bringt die rettende Lösung des Konflikts; von den Bergen kommt das Heil. Die Reinheit der Luft, die Weite des Umblicks, die Einfachheit des Lebens wird zum Symbol der Erhabenheit über die Kleinlichkeit des Tages, die Enge der Ueberzeugung, die unnötige Kompliziertheit der äußeren Lebensführung. So versteht es sich auch, daß gerade diesem Buche eine dreißig Seiten lange „Erklärung" vorausgeschickt ist, in der Cornut die Notwendigkeit und Möglichkeit eines schweizerischen Heimatromans verficht. Mögen die dabei vorgebrachten Argumente auch nicht stichhaltig sein: der Gedanke hat inzwischen nicht nur freundliche Sympathieen, sondern auch seine teilweise Verwirklichung gefunden. Ob es sich dabei um Romane oder Dramen, Lyrik oder Epik handle, ist nebensächlich. Vor allem kommt es darauf an, daß dieses Stück Heimatkunst ebensosehr dem Bereich der Kunst als dem der Heimat angehöre, daß es bedeutend und formell reif genug sei, um auch von dem stofflichen Interesse abgesehen bestehen zu können.

II.

Unser Dichter hat zwar den Gedanken der Heimatkunst bis heute festgehalten, ihn auch in seinem letzterschienenen Buche sowie den Arbeiten, die er gegenwärtig vorbereitet, praktisch durchzuführen versucht, ist aber doch in den drei der „Regards vers la montagne" folgenden Büchern andere Wege gegangen. „Miss", „Chair et Marbre", „L'Inquiet" bilden eine Gruppe für sich in Cornuts Schaffen: es sind seine p a r i s e r R o m a n e.

Nicht als ob sie ausschließlich in Paris spielten — die beiden ersten drängen vielmehr entschieden aus der Hauptstadt heraus —, aber die pariser Salondüfte wehen durch sie, und das pariser Leben mit seinen Reizen und Versuchungen hat auf ihre Helden einen Einfluß. Neben die Großstadttypen treten dann freilich Provinzmenschen, die in den zwei ersten Büchern von der Schweizergrenze kommen. Das ist kein Zufall, denn Cornut kennt naturgemäß die Grenznachbarn seiner Jugendjahre beinahe so gut, wie die eigenen Landsleute und jedenfalls besser als etwa die Bretonen oder Provençalen.

Mit „Miss" beginnt in dem Schaffen unseres Dichters das Neue: die Zeit der peinlichen und trockenen Analyse ist vorbei; die Handlung schleppt sich nicht mehr träge dahin; wir sehen nicht mehr ausschließlich schmerzvolle Kämpfe und mit letzter Kraft spät errungene Siege. Es kommt Leben und Farbe in die Entwickelung der Fabel. Wir denken und fühlen nicht nur beim Lesen, wir schauen und erleben auch etwas. Das Moment der Spannung spielt eine größere Rolle. Kurz, der Fortschritt gegen die früheren Bücher ist unverkennbar.

„Miss" ist die Lebensgeschichte — nicht nur Seelengeschichte — einer englischen, zum Teil in Frankreich aufgewachsenen Gouvernante. In einer pariser Stelle begegnet sie einem angehenden Schriftsteller aus Pontarlier, der sich als Hauslehrer in der gleichen Familie sein erstes Brot verdient. Sie verloben sich. Der junge Mensch hat Glück mit seiner Schriftstellerei, sein Selbstbewußtsein wächst entsprechend, die Eltern stacheln seinen Ehrgeiz, und er bricht mit Miß, die über die erste Jugend schon hinaus ist und durch ihr hartes Leben schneller den Reiz der Jugend verloren hat. Beide verlassen ihre Stelle: er ist zu gut dafür, sie zu schlecht. Das Tragische und das Rührende dieser beiden erst zusammenführenden und nun so schnell wieder auseinandergehenden Lebensläufe liegt in dem unverdienten Glück des Mannes, der gerade noch sympathisch genug ist, um uns nicht abzustoßen, und in dem unverdienten Unglück des Mädchens, das von Stufe zu Stufe sinkt. Ihr Los ist umso schwerer,

als das Glück so nahe schien. In einer einsamen Mansarde wohnend, ernährt sie sich kümmerlich mit Stundengeben; sie hungert und friert. Hie und da kreuzt sich ihr Weg mit dem des einstigen Geliebten, der nach einem höflichen Wort, von einem flüchtig bedauernden Blick begleitet, vorübergeht. Eine edle Frau, zudem eine Bekannte des Schriftstellers, scheint sie vor dem Schlimmsten zu bewahren, aber ihre Hilfe kommt zu spät: in einer eisigen Winternacht ist die Unglückliche einem Studenten zum Opfer gefallen, der ihre Schwäche und Verzweiflung sich zu Nutze zu machen verstand. — Hier tritt die entscheidende Wendung ein. Miß fühlt sich unwürdig, ihrer Wohlthäterin, die am nächsten Morgen an ihre verschlossene Thür klopft, je wieder unter die Augen zu treten. Sie kehrt nach England heim, um in ihrer Familie sich nützlich zu machen, über deren sozialen Rang sie sich früher erhoben hatte. Auf den einstigen Bräutigam aber, der sie zur Bahn begleitet, fällt ein Schimmer der Größe, zu der Miß sich nach dem Fall mühsam, aber sicher emporgerungen hat.

Samuel Cornut.

Man sieht: der Vorwurf ist interessant. Man hätte kaum mehr daraus machen können als Cornut, wohl aber hätte in der Motivierung und Charakteristik vieles besser sein dürfen. Cornut motiviert zu viel. Man empfindet zu deutlich die Anstrengung beim Erzeugen dieser und jener Situation; der Leser wird geradezu gezwungen, den Blick so oder so einzustellen, hier Halt zu machen, dort vorüberzugehen. Er empfindet peinlich diesen Mangel an Freiheit, und die Unmöglichkeit, selbstthätig zu genießen, läßt ihn einzelne Episoden als gemacht und darum als unnatürlich empfinden.

Dieser Eindruck verschwindet in dem folgenden Roman „Chair et Marbre“ — der Titel ist ein äußerst glücklicher Fund —, dem der gleiche Zug der Kraft und Größe innewohnt. Das Thema ist nicht neu, zum mindesten ist es seitdem mehrfach behandelt worden: der Konflikt zwischen Fleisch und Marmor, dem Modell und dem Kunstwerk. Der große, schwerfällige, kunstbegeisterte Savoyarde, den seine Arbeit nach Paris verschlagen hat, findet in einem Salon eine verwandte Seele aus der Heimat, von der ein unbeschreiblicher Zauber des Verständnisses und der Sympathie ausgeht. Sie ist die Gattin eines mittelmäßigen, kraftlosen und kränklichen Künstlers, an den sie durch eine nicht minder unsympathische Verwandte gekettet wurde. Der weitere Verlauf der Dinge läßt sich voraussehen. Aus dem Schwelgen in heimatlichen Erinnerungen mit der Freundin, aus der Bewunderung der herrlichen Begabung des Freundes erwächst eine je mehr und mehr gefährliche Zuneigung, die durch die Abwesenheit des zur Erholung im Süden weilenden Gatten zur Katastrophe führt. Wie in „Miss“ wird beim ersten Fall der Tiefpunkt erreicht; die sittliche Kraft ist zur Reaktion noch stark genug, ja sie wächst gerade durch die den Entschluß zur Umkehr reifende Reue. Als sich die beiden nach Jahren der Trennung wieder begegnen, ist vieles anders geworden. Der Bildhauer hat Erfolge errungen und Bewunderer gefunden. Zwischen ihn und die einstige Geliebte aber drängt sich ein Kind, das der Mutter Züge trägt; der Mutter, die nicht nur den sterbenden Gatten bis zum Tode pflegte, die auch selbst, von schleichender Krankheit befallen, ihm bald nachfolgen wird. So überträgt sich ganz natürlich die alte Liebe des Künstlers auf die Tochter, der Mutter treues, jugendlicheres Ebenbild. Und es beginnt im Herzen der Mutter ein Kampf zwischen Liebe und Eifersucht, den wir zuletzt in Maupassants „Plus fort que la Mort“ geschildert fanden, der wohl in der Litteratur jedes Volkes zu mehreren Malen periodisch auftaucht. Er endet mit einem schmerzvollen Frieden und sozusagen naturgemäß. Die fortschreitende Krankheit der Mutter entführt auch sie nach dem Süden, und aus der Ferne segnet sie den Bund des Geliebten mit der Tochter im Angesicht ihres eigenen Todes.

Das Buch arbeitet mit ungleich komplizierteren äußeren wie inneren Verhältnissen als die früheren. Zieht man das in Rechnung, so steht es höher als „Miss“. Vielleicht bedeutet es sogar einen Fortschritt nach der Seite der Natürlichkeit. Cornut ist trotz seiner realistischen Technik ein Idealist geblieben. Er konstruiert sich seine Gestalten; erst nachdem sie in seiner Phantasie wirklich sind, fragt er sich, ob sie in Wirklichkeit möglich seien. Er erfindet nicht in der Phantasie eine Verknüpfung zu einer größeren Anzahl beobachteter Einzelheiten und wahrgenommener Erlebnisse, sondern er fügt zu einer beinahe fertigen, erdichteten Handlung ein paar beobachtete Kleinigkeiten: er korrigiert die ideale durch die reale Wirklichkeit und harmonisiert beide, aber doch so, daß die realistischen Elemente gegen die idealistischen nicht recht aufkommen können. Wer eine starke und reiche Phantasie besitzt, mag immerhin so verfahren, er muß es vielleicht sogar. Wäre nur nicht ein Nachteil dabei: die Charakteristik bleibt ungenügend, die einzelnen Gestalten sehen einander zu ähnlich und heben sich nicht genügend als selbständige Persönlichkeiten ab. Ihre Verwandtschaft mit dem Dichter steht ihnen auf der Stirn geschrieben. Sie alle reden die gleiche Sprache. Man hat den Eindruck, als sei der Dialog zwischen ihnen verteilt, als könne zur Not jeder denken und sagen, was der andere sagt. Die Psychologie ist stark vereinfacht. Es giebt nur zwei Lager: die Guten und die Schlechten, die Schafe und die Böcke. Im gleichen Lager sind die Unterschiede zwischen den einzelnen verwischt und fließend. — Dazu kommt, daß der Dichter selbst zu viel hineinspricht. Es ist eine große Kunst, daß er schweigen lerne. Im Drama bringt er es leidlich fertig, seltener im

Roman; und doch wäre es hier ebenso angebracht, wenn auch der Zwang dazu geringer ist. Gewiß gehört viel Selbstlosigkeit dazu, eine größere Gruppe von Personen sich selbst zu überlassen, sie in ihrer Subjektivität sich entwickeln und auswirken zu lassen und mit gleicher Liebe den Sympathischen und Unsympathischen Zeit und Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte zu gönnen. Der Dichter hat ja noch Freiheit genug, in der ersten Anlage die Dinge nach seinem Willen zu fügen. Ist es nicht ein Beweis künstlerischer Ohnmacht, wenn er bis zuletzt an seinen Gestalten herumerklärt und bessert, flickt und verdeutlicht? Haben nicht Meister wie Flaubert und Maupassant in der Objektivität der Schilderung ihren Ruhm gesucht und gefunden? In der Lyrik und im Epos mag der Dichter beschreiben, im Roman und noch mehr im Drama interessieren uns nur seine Personen. Auch Cornut wird das mit der Zeit mehr und mehr einsehen; seiner großen Begabung fehlt es in dieser Beziehung noch an Reife und Ruhe.

Das gilt auch für sein sechstes Buch, „L'Inquiet", das einstweilen einen Höhepunkt seines Schaffens bedeutet. Hier ist die Handlung weniger gekünstelt als in „Miss", und sie klafft weniger in zwei Teile auseinander als in „Chair et Marbre". L'Inquiet, den man deutsch nicht wohl den „Unruhigen", als den „Unsicheren" nennen könnte, ist wieder ein Schriftsteller. Es gebricht ihm an Vertrauen in sein Können, an Gewißheit über die Art seiner Begabung. Immer scheitert er im letzten Augenblick, wenn der letzte Sprung zu wagen ist. So gelingt es ihm nicht bei der Agrégation, so kann er als Journalist nicht die ihm gebührende Stellung erringen, so wagt er es in seiner Mittellosigkeit nicht, die seiner harrende Braut heimzuführen. Das Verhältnis der beiden in seinen Schwankungen ist äußerst fein geschildert. Ebenso ihr Reifen und Fortschreiten durch die drängende Not. In einem Volksaufstand, bei dem ihm übel mitgespielt wird, lernt er, in einem Pensionat, dessen Lehrerin sie werden muß, lernt sie den Abgrund menschlichen Elends und menschlicher Ungerechtigkeit kennen. Hier finden sie die Kraft zum Widerstand gegen die ungünstigen Verhältnisse und zur Vergeltung des Bösen mit Gutem.

Die psychologische Entwicklung ist diesmal ausgezeichnet durchgeführt, die äußeren Anlässe dazu sind aber nicht immer glaubhaft. So vorzüglich die Darstellung des Pensionatslebens ist, so bedenklich scheint mir die Beschreibung des Volksaufstandes rein unter dem Gesichtspunkt der Wahrscheinlichkeit des Details. Cornut liebt es, Menschen zu schildern, die eine schwere Demütigung erfahren oder die eine große Schuld auf sich geladen haben; er liebt es vielmehr, die Befreiung von dieser Schuld, die Erhebung über diese Demütigung im einzelnen zu verfolgen und zum guten Ende zu führen. Der Vorwurf der Unsittlichkeit, den man gegen „Miss" und mehr noch gegen „Chair et Marbre" erhoben hat, fällt wirklich auf die Ankläger zurück, falls man nicht vorzieht, ihre Beschränktheit mit dem bekannten schillerschen Diktum von dem vergeblichen Kampf der Götter zu entschuldigen.

Das letzte Werk Samuel Cornuts ist so vollständig eine Besonderheit, so ganz unvergleichbar mit allem Früheren, daß es erstaunen mußte. Es ist zugleich durch sein Vorherrschen der Reflexion und Selbstanalyse, seine Vorliebe für das religiöse Problem und sein Zurückdrängen der Handlung typisch für eine bestimmte Geistesrichtung in der westschweizerischen Litteratur, die schon in H. F. Amiels „Journal intime" und in Warnérys „Chemin d'Espérance" wertvollen Ausdruck gefunden hat. Einen bekannten Untertitel Zolas ändernd, könnte man „Le Testament de ma Jeunesse" „die religiöse Geschichte einer westschweizerischen Familie an der Jahrhundertwende" nennen. Die Entwicklung vom griechischen Schönheitskult durch den pantheistischen Spinozismus hindurch zu einer unkirchlichen sozialethischen Religiosität wird in drei Teilen geschildert. Mehr episodisch läuft daneben die Weigerung des Sohnes, die Konfirmation zu empfangen, und sein tolles Leben in Paris, das als eine Frucht der theoretisch-haltlosen Moral betrachtet werden soll, von der der Familienvater Luc Monneron sich gerade losringt. Ob es nicht besser gewesen wäre, auf jede romanhafte Einkleidung überhaupt zu verzichten und das Problem rein wissenschaftlich darzustellen, wage ich nicht zu entscheiden. Den Dichtern fällt ja die völlige Abstraktion schwer, und in einem religiösen Roman recht konkret zu werden, geht auch nicht wohl. Nimmt man überhaupt das Genre des religiösen Romans als lebensfähig und daseinsberechtigt an, so muß man schließlich auch die von Cornut gewählte Form gutheißen. Daß sein Buch durch seinen geistigen Gehalt ungemein fesselt und uns auf die weitere Entwicklung des Dichters gespannt macht, wird niemand bestreiten.

Im übrigen hat sich Cornut je und dann in französischen Zeitschriften („Revue bleue", „Grande Revue", „Européen") und in unsern heimischen Blättern („Gazette de Lausanne", „Semaine Littéraire") journalistisch bethätigt. Hier vertritt er die Sache der Unterdrückten, verteidigt unschuldig Angegriffene und ergreift für die Verkannten das Wort. Erwähnt sei noch sein origineller Aufsatz „Jésus le Magnifique" in dem Bulletin der französischen Gesellschaft für ethische Kultur, in dem er eine neue Auffassung Christi vertritt, die er in einem besonderen Buche ausführlich und wissenschaftlich darlegen wird. Man braucht zu den Theorieen unseres Dichters einstweilen noch kein großes Vertrauen zu haben und wird doch nicht umhin können, neben der Bedeutung seines Talents die Reinheit seines Wollens und die Kraft seiner Ueberzeugungen zu bewundern. Mir scheint, seine Bahn gehe aufwärts, und wir haben noch viel von ihm zu erwarten. Wer große Aufgaben lösen will, kommt später zum Ziel als die ruhmbegierigen kleinen Geister, die schnell am Ende der Mühe sein wollen, um das Lorbeerblatt zu erhaschen. Dafür dauert der in heißem Kampf erstrittene Ruhm auch länger. Ehre allen, die solchen Kampf nicht scheuen!

Besprechungen

Anthologieen deutscher Lyrik.

Von A. K. T. Tielo (Tilsit).

1. **Wir Rheinländer.** Eine Sammlung neuerer rheinischer Dichtungen. Herausgegeben von **Emil Schultze-Malkowsky.** 1. Tausend. Krefeld und Leipzig 1903, Rheinische Verlagsanstalt G. A. Hohns Söhne. gr. 8°. 167 S. m. 1 Bildn. Geb. M. 3,—.
2. **Wir sind die Sehnsucht.** Liederlese moderner Sehnsucht. Ausgewählt von **Karl Ernst Knodt.** Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. gr. 8°. 324 S. Geb. M. 4,—.
3. **Liebeslieder moderner Frauen.** Eine Sammlung von **Paul Grabein.** Berlin 1902, Herm. Costenoble.
4. **Hausbuch deutscher Lyrik.** Gesammelt von **Ferdinand Avenarius.** Mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. 305 S. Geb. M. 3,—.

Mit jedem Jahr spezialisiert und raffiniert sich die Moderne stärker. Sie appelliert nicht wie die Antike hauptsächlich an die großen Massen; daneben leuchtet ihr freilich neuerdings das Ideal, mit ihren technischen und psychischen Errungenschaften auch ins Volk zu dringen. Das beweisen die Anthologieen neuer und neuester Lyrik. Ehedem sammelte man lyrische Blätter und Blüten für Kinder und für Frauen; man reihte, litterarhistorisch lehrreich, die Lyriker in ihren gediegensten Erzeugnissen aneinander; oder man begnügte sich damit, die „Perlen“ deutscher Lyrik in ganz eigenmächtiger Auslese zu einem bescheidenen Schatzkästlein zu verwerten. Jetzt stellt man, wie früher, Volkslieder zusammen, aber auch moderne Lieder fürs Volk. Kümmerte man sich früher um den Werdegang der politischen Poesie, so begeisterte sich neuerdings eine vom Zufall zusammengeführte Gemeinde für überseeische Politik (Flottenlieder). Verlangte man ehemals ein Deklamatorium mit heiteren und ernsten Stücken, so bedurfte man vor kurzem eines Opus mit „angewandter Lyrik“ von bestimmtem, modern erotischem, harmlosem oder pikant witzigem Gehalt („Deutsche Chansons“). Sollte es sonst das „ganze Deutschland“ auch in Versen sein, so kommen jetzt gelegentlich die Dichter einer deutschen Provinz unter einer Decke zusammen. In meinen Händen liegt gegenwärtig eine Anthologie rheinischer Poesie; ferner ein Buch der Sehnsucht, ein Buch der Liebe; endlich ein populäres Hausbuch.

Die „Sammlung neuerer rheinischer Dichtungen“, herausgegeben von **Emil Schultze-Malkowsky**, ist zum Ueberfluß mit der Aufschrift „**Wir Rheinländer**“ ausgestattet. Im Rheinland gebürtige oder doch dort lange ansässige Autoren sind in dem Bande teilweise mit trefflichen Proben vereinigt. Aber verhältnismäßig sehr wenige Dichter sind von dem Geiste Karl Simrocks, Gustav Pfarrius, Alexander Kaufmanns, Wolfgang Müllers von Königswinter beseelt; nur ein paar Gedichte, und zwar mit Ausnahme von Boelitz „Mein Wesel“ nicht die besten, fußen unmittelbar in der treuen Heimatsscholle. Wie war ich überrascht, unter den Rheinländern ausgemachten Großstadtkünstlern und Versgymnastikern zu begegnen, wie Peter Baum, Hans Heinz Ewers, Otto Falckenberg! — Rheinische Burgen, Dome, Reben, Redouten, Sagen — von alledem weht kaum ein Hauch durch diese „zukunftstarken Dichtungen“! Da erklingt ein berauschend melancholisches Lied aus Algier; da küssen sich Thyrsis und Lesbia; Meereswogen brausen rollend unter Palmen; gleich die Einleitung ist nicht eine Rheinland-, sondern eine „Erdenstimmung“. Die Beiträge von Peter Baum, Theodor Etzel, Emil Kaiser, Laurenz Kießgen, Friedrich Karl Kretzmann, Wilhelm Langewiesche, Karl Maria, besonders die von Martin Boelitz, dessen Bildnis den Band schmückt, repräsentieren die Elite des gegenwärtigen lyrischen Rheinlandes. —

Eine „Liederlese moderner Sehnsucht“ könnte ein Panorama in wunderherrlichen Lichtern und Schatten hervorzaubern. Die Sehnsucht umspannt das ganze ungeheure Dasein: Jugend und Liebe, Lust und Leid, Traum und Tod — nichts Menschliches liegt außerhalb ihrer Grenzen. Die Sehnsucht ist in letzter Zeit, namentlich nach dem Fiasko des „Ueberbrettls“, die bunte Modeware, ein Alltags-Bedarfsartikel unserer Zeitschriften geworden. Der Herausgeber des Sammelwerkes „**Wir sind die Sehnsucht**“, **Karl Ernst Knodt**, achtet und beachtet nur die *religiöse* Sehnsucht. Ein protestantischer Pfarrer, der Poet dazu ist, hat wohlmeinend ein Buch engerer und freierer Gläubigkeit geschaffen. Ist jede Anthologie ein Glaubensbekenntnis ihres Schöpfers, so ist es diese in höchstem Maße! Katholische Dichter kommen nur insofern zu Wort, als ihr Marien- und vollends ihr Heiligenkultus verhüllt bleibt oder kaum merklich hervorschimmert. Wohl verspürt man in dieser Dichtung bald den Einfluß der trüben Resignation Schopenhauers, bald des kühnen Zukunftswillens Nietzsches; wieder und wieder taucht aus dem schwankenden Chaos ein kräftiger protestantischer Pietismus hervor. Die „bewußt Religiösen“, die den „tiefsten Pessimismus“ und „höchsten Optimismus“ miteinander versöhnen, also die im Suchen und Sehnen Erfolgreichen, sind für Knodt die „Christusgläubigen“ . . . Seine Anthologie krankt an furchtbarer Einseitigkeit. Ihre Seele ist „tiefste Sternensehnsucht“, sie ist gedacht als „das heutige Heimweh nach Gott und ganz erlöster Ewigkeit“. Sie kann indessen weder als vollgültiges Zeitdokument noch als gründliche Charakteristik der berücksichtigten Dichter gelten. Auf der einen Seite fehlt es ihr an litterarhistorischer Vollständigkeit, auf der anderen Seite an ästhetisch-kritischer Schärfe. Nach Knodt sind die „besten modernen Dichter Sänger starker Sternensehnsucht“. Sein Werk enthält Gedichte, darunter viele Originalbeiträge, von 50 lebenden Autoren; Ludwig Jacobowski starb während der Redaktion. Diese Dichter sind thatsächlich überwiegend „Sänger starker Sternensehnsucht“; aber nicht alle zählen zu unseren besten; und die gar zu unseren allerbesten gehören, sind nicht „Sänger starker Sternensehnsucht“: so vermisse ich Liliencron, Dehmel, Spitteler, Bierbaum. Wenn z. B. Boelitz, der Verfasser der „Lieder des Lebens“, und B. v. Münchhausen, der mannhafte Balladenmeister, als Sternkünder und Sehnsüchtler paradieren konnten, warum wurden jene großen Lyriker, die wir mit Stolz unser nennen, ohne jede Entschuldigung ausgeschlossen? — Warum? Ihr mutiger Welt- und Wirklichkeitssinn paßte nicht in den Chor weltabgewandter Schönheits- und Himmelszeugen.

Aber das ist nur *eine* Erklärung . . . Knodt will überdies sein Kollaborat als „ein gewisses Anti-Bierbaum-Buch“ angesehen wissen. Ja, diese bösen, lebensfreudigen, kecken „Deutschen Chansons“! — Uebrigens widerstrebt dem mystisch-romantischen, asketischen Ausstieg des Waldpfarrers und der Seinen auch die männlich-romantische Heimatsbewegung, die sich im Diesseits, „kleiner Glücke“ froh, herzlich wohl fühlt. — Hätte sich's nun Knodt nicht in den Kopf gesetzt, für „starke Sternensehnsucht“ Propaganda zu machen, so hätte er wahrscheinlich feiner und sicherer nüanziert. Wie farblos und kühl erscheinen beispielsweise in seiner Auslese Arthur Holst und Schönaich-Carolath, wie wenig stechen beide von ihren Nachbarn ab! Immer und ewig freut er sich an den stets wiederkehrenden Bildern des Schiffers, des Pilgers, des Wanderers, des Verirrten, des Gottsuchers; die Sehnsucht nach dem Hafen, dem Tempel, dem Hause, der Heimat, dem Lichte, vor allem nach den Sternen, so echt sie ursprünglich emporgequollen sein mag, wirkt schließlich wie eine abgegriffene Phrase; ein Gedicht stört und gefährdet das andere. Meist: visionäres, zeitentrücktes Schauen, feierlich rauschender Höhenflug, träumerisch erhabene Verklärung, pantheistische Vergeistigung. Selten: ein paar Herbstgedichte und einige balladenmäßige Gestalten in konkreter Situation. Die Frauenfiguren sind fast nur blasse, duftige Seelen. Wie

eine Oase in der Wüste erquickte mich E. Bulckes greifbare Widmung „An Theodor Storm“. Höher als die Form stellte der Herausgeber, wie an seinen drei Seiten „rastlosen“, erstaunlich geschmacklosen „Reimen und Runen“ zu ersehen, offenbar Idee und Gesinnung. Und so vermag sein Werk nur einsiedlerische Schwärmer, die gottergebenen „Stillen im Lande“ dauernd zu befriedigen und zu erheben.

Um so mehr ist wenigstens als wertvolles Zeitdokument Paul Grabeins Anthologie „Liebeslieder moderner Frauen“ anzuerkennen, eine Ergänzung von Paul Remers entwickelungsgeschichtlichem „Buch der Sehnsucht“. Wie so anders spiegelt sich doch in diesen oft trüben Fluten „Frauenliebe und -leben“, den eigenen Geständnissen der Frauen, als etwa in Chamissos verklärender Zartheit! Das Weib hat sich zu entdecken begonnen, sich und sein Recht auf Freiheit, das Recht der Sinne. Des Weibes Empfinden als Geliebte und Gefährtin, Gattin und Mutter, des Weibes, das nicht mehr wie früher als Sklavin und Gebärerin, als Hausfrau und Köchin oder als Königin und Heilige genommen werden will, sondern als Mensch mit menschlichen Süchten, Leidenschaften und Schwächen — all dies bricht sich aus der Enge des Hauses in allen möglichen Variationen und Schattierungen, bald in philosophischer, mühsamer Reflexion, bald in unmittelbarem, feurigem Gefühlserguß Bahn in die reiche Welt. Des Weibes stolze Entsagung und Abwehr, des Weibes Haß und Hingebung, sein Sehnen nach der Mutterschaft, sein Kampf mit Sitte und Gesetz drängt hier in unerwarteter Offenheit, nicht selten zu dämonischer Glut und perverser Brunst gesteigert, mächtig hervor. Marie Madeleine dominiert fast unter den 27 Dichterinnen des Bandes, wenn es auch an reinen, stillklaren Weisen alten Genres keineswegs gebricht; ihr wollüstig sündiges Feuer, das in E. Galen-Gube, Eddy Beuth, sowie in ihrer bedeutendsten Nachfolgerin Dolorosa weiterglimmt: letztere ehrt in ihrer heilig-unheiligen Liebesraserei, nach Mord und Grauen dürstend, masochistische und sadistische Regungen; endlich die selbständigere Else Lasker-Schüler, deren erotische Phantasterei in bacchantisch verzehrenden, symphonisch verworrenen Orgien zuckt — die Dichtung dieser Art hat dem Buche den Vorwurf des „Dirnengeistes“ und eitler Schamlosigkeit eingetragen. Man sehe in diesen Auswüchsen einen natürlichen Rückschlag gegen die jahrtausendalte, unnatürliche, Kultur und Christentum höhnende Knechtschaft des Weibes! Manch eine von diesen Frauenrechtlerinnen erweist sich noch ziemlich abstrakt, unbeholfen, wortreich unklar — neue Gefühlsinhalte können nicht auf einmal die adäquate, glänzende Schale gewinnen! Und wieviel Gesundheit und schönes Maß ist in dem Reigen von hetärenhaften Flammen und rhetorischen Fanfaren anzutreffen, z. B. bei Agnes Miegel, Clara Müller, Anna Ritter, Marie Stona.

Wenn Grabeins Sammlung an unsere Gebildetsten appelliert, so ist Ferdinand Avenarius, des bekannten „Kunstwart“-Herausgebers „Hausbuch deutscher Lyrik“ für weiteste Kreise berechnet. Es soll ein Begleiter, Freund und Tröster werden „durch die Gotteswelt draußen vom Erblühen bis zum Verschneien, aber auch durch die Gotteswelt drinnen vom Reifen der Seele durch Liebesscherz und Liebesernst und Ehe, durch Freude und Trauer und Zweifel und Festigung bis zum Scheiden und bis zum Ausblick darüber hin auf das Bleibende“. Demgemäß hat Avenarius „organische Zyklen“ angelegt, deren einzelne Glieder sich erhellen und vertiefen. Jedes litterarhistorische Interesse lag abseits von seinem Wege. Aller ausgeklügelten, spielerigen, sensationellen Aber- und Ueberkunst abhold, bewahrte er, was als gute, einfache Hausmannskost, untermischt mit einigen würzigen, komplizierteren, aber nicht minder nahrhaften Gerichten, von jedermann genossen werden mag. Er kürzte weitschweifige und schwierige Poesie. Er wählte von seinen Lieblingen, Volksliedern, vereinzelt von Wernherr von Tegernsee und Walther von der Vogelweide, dann etwa von Klopstock, Hölty, Claudius an, was seinem Geschmack behagte, besonders von Goethe, Uhland, Lenau, Droste-Hülshoff, Hebbel, Mörike, Storm, Groth, Keller, Meyer, Heyse, Greif. Die Lyriker der Moderne beschäftigten ihn recht ungleichmäßig. So erfreulich es ist, daß er für den viel zu wenig geschätzten Spitteler eintritt, so wenig ist es angebracht, von Schönaich-Carolath nur acht Zeilen zu acceptieren. Aeltere, vergessene Poeten, wie Kröpelin, Holstein, Bopp, Senf hätte er noch viel weniger auszugraben brauchen. Unsere jüngste Gegenwart hat doch viel Schöneres und Reiferes hervorgebracht als jene veraltete Mittelmäßigkeit. Das Gute lag hier so nahe! Allzubescheiden hat Avenarius keines von seinen eigenen Gedichten seinem Hausbuche einverleibt. Fand er bei der jungen Generation wirklich so geringe „Lebenswerte“, so hätte er sie überhaupt ausschalten sollen. Solche willkürliche Zurückhaltung und Vorsicht verletzt. — Auch hätte er besser Verserzählungen, wie G. Schwabs „Gewitter“, der Droste „Gethsemane“ und „Des alten Pfarrers Woche“, Spittelers „Tote Erde“ u. s. w. für den 2. Band seines Werkes, der erzählende Dichtung bieten wird, aufgespart. Gewiß wird der Herausgeber in späteren Auflagen — eine 2. Auflage ist inzwischen erschienen — manche Mängel beseitigen. Alles in allem: ein weltliches, schlicht vornehmes Erbauungsbuch, das sich zur Förderung echter Herzensbildung und schönsinniger Vertiefung jede gutbürgerliche Familie zu eigen machen sollte.

Neuere Stendhal-Litteratur.

Von **Arthur Schurig** (Riesa).

1. Henry Beyle-Stendhal. Par Pierre Brun. Grenoble, Gratier, 1900.
2. Comment a vécu Stendhal. Par Casimir Stryienski. Paris, Villerelle, 1900.
3. Stendhal. Pages choisies. Par Hippolyte Parigot. Paris, Colin, 1901.
4. Aphorismen aus Stendhal. Von Benno Rüttenauer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1901.
5. Stendhal-Beyle. Par Arthur Chuquet. Paris, Plon-Nourrit, 1902.
6. Vingt jugements inédits sur Henry Beyle (Stendhal). Par Baron Alberto Lumbroso. Florence, Franceschini, 1902. [Nicht im Buchhandel erschienen.]
7. Stendhal et les femmes. Par Jean Mélia. Paris, Chamuel, 1902.
8. Les inspiratrices de Balzac, Stendhal et Mérimée. Par Hugues Rebell. Paris, Dujarric, 1902.
9. Un peu de tout sur Beyle-Stendhal. Par Emile Roux. Grenoble, Falque et Perrin, 1903.
10. Stendhal. Essai von Wilhelm Weigand. (Mod. Essais. 26. Heft.) Berlin, Gose und Tetzlaff, 1903.
11. Stendhal e Napoleone. Par Baron Alberto Lumbroso. Parte Ia. Roma, Bocca, 1903.
12. Ausgewählte Werke. Von Stendhal-Henry Beyle. Herausgegeben von F. von Oppeln-Bronikowski, Bd. 1 u. 2. „Rot und Schwarz“ (Le Rouge et le Noir), Bd. 3. „Ueber die Liebe“ (De l'Amour). Leipzig, Eugen Diederichs, 1901—1903.

Stendhal, der bei uns erst seit ganz kurzer Zeit einigermaßen als bekannt zu gelten anfängt, ist jenseits des Rheines längst der Mittelpunkt einer umfangreichen und kennenswerten Litteratur. Bei seiner merkwürdigen Stellung als Schriftsteller und seinem rätselvollen Charakter als Mensch ist es natürlich, daß außer seinen eigentlichen Biographen — Mérimée, Colomb, Rod, Stryienski, Chuquet u. a. — sich die hervorragendsten Köpfe des litterarischen Frankreichs, wie Balzac, Sainte-Beuve, Taine, Zola, Sarcey, Barrès, Bourget, eindringlich mit ihm beschäftigt und ihn in geistvollen Essais beurteilt haben. Neuerdings ist die Schar der „Stendhaliens“ kosmopolitischer geworden. Pater, Serao, Brandes und Tolstoi sind als Vertreter von vier Nationen hinzugekommen, und auch bei uns haben die Hinweise Goethes, Burckhardts, Heyses und des Grafen Schack endlich Beachtung gefunden, besonders seitdem der Stendhal-

bewunderer Nietzsche selbst populär geworden ist. Die oben aufgeführten Bücher bilden die Stendhal-Litteratur der letzten drei Jahre, auf die kurz eingegangen werden soll.

Als umfangreichste Arbeiten fallen zunächst die von Chuquet (5) und Lumbroso (11) in das Auge; sie fassen unter Beseitigung mancher traditionellen Irrtümer das Hauptsächlichste der älteren Biographieen und Essais übersichtlich zusammen und bringen vieles neue, sodaß nunmehr das äußere Leben des Dichterphilosophen ohne bedeutende Lücken klargelegt ist. Lumbroso giebt überdies eine mit liebevollem Fleiße zusammengestellte Bibliographie der gesamten Stendhal-Litteratur. Chuquet scheint mir mitunter ein etwas zu kühler Beurteiler zu sein; ein so vorzüglicher und gründlicher Forscher und Kenner der äußeren Lebensumstände und der Werke Stendhals er zweifellos ist, so hat er doch das wahrhaftige Seelengemälde jenes „melancholischen Epikuräers“ — wie ihn Bourget einmal nennt — nicht zu malen vermocht. Roux sagt in seiner kleinen Schrift (9): „Was in der Stendhal-Litteratur noch fehlt, das ist ein „livre concis et net, d'une sûre mise au point“, das uns von dem stupiden Lob unsinniger Enthusiasten und von dem Hasse ungerechter Feinde frei macht.“ Chuquet ist weder das eine noch das andere, er hält im allgemeinen parteilos die Mitte, nur stellt er gewisse, schwer deutbare bizarre Eigentümlichkeiten am Charakter Stendhals als Fehler hin. In dieser Beziehung bleibt nach wie vor das geistige Porträt des Dichters am gerechtesten, das Bourget in seinen „Essais de psychologie contemporaine“ gezeichnet hat, die neuerdings auch in einer guten deutschen Uebersetzung (Minden, J. C. C. Bruns) erschienen sind. Um noch einmal auf die bereits erwähnte Schrift von Roux (9) zurückzukommen, so enthält sie unter anderem eine gutgetroffene Auswahl von Aussprüchen und Auszügen aus Stendhals Werken, die seine scherzhaft von ihm selbst „Beylismus“ genannte Lebensanschauung sehr treffend charakterisieren.

Der tiefste Kenner von Stendhals äußerem Leben ist Stryienski, der sich in hohem Maße um die Stendhalforschung besonders durch die sorgfältigen Veröffentlichungen der nachgelassenen autobiographischen Werke verdient gemacht hat. Welcher mühseligen Arbeit sich Stryienski damit unterzog, begreift man erst, wenn man in der Bibliothek zu Grenoble die stattlichen Folianten in die Hände nimmt, in denen der geheimnisliebende und verschlossene Dichter in oft unleserlicher Schrift und hinter allerlei wunderlichen Abkürzungen und Hieroglyphen seine Lebenserinnerungen und Selbstschilderungen verborgen hat. Die oben genannte neueste Veröffentlichung (2) giebt überaus interessante Aufschlüsse über die finanzielle Lage Stendhals, über seine zeitweilige, verschämte Armut, die er mit gewohnter weltmännischer Eleganz würdevoll zu ertragen verstand. Auch hierfür bewahrheiten sich die Worte Chuquets, Stendhals Leben sei sein originellster und interessantester Roman.

Das hübsch ausgestattete Stendhalbuch von Brun (1) eignet sich hauptsächlich für Leser, die es als Ergänzung der älteren vorzüglichen Biographie von Edouard Rod zugleich mit diesem letzteren Buche in die Hand nehmen, um sich in Stendhals Ideen und Leben einzuführen. Es bringt ferner ein paar gute Porträts des Dichters und im Anhang eine allerdings durch Lumbroso (11) und Roux (9) übertroffene Bibliographie der Stendhal-Litteratur.

Unter 3 und 4 sind zwei einander ähnliche Arbeiten aufgezählt: die deutsche „Aphorismensammlung“ von Rüttenauer ist ein sehr verdienstliches Werk, das jeden Leser reizen muß, sich nunmehr an der Quelle selbst mit Stendhal enger zu befreunden. — Die Monographie Mélias (7) ist für intime Stendhalkenner geschrieben, das Buch Rebells (8) für den Litterarhistoriker, während sich die andere lumbrososche Arbeit (6) in der Hauptsache in dem zweiten bereits erwähnten größeren Werk „Stendhal e Napoleone“ (11) wiederholt. Der Essai Weigands (10), der bereits früher in der „Insel“ veröffentlicht worden ist, feiert Stendhal in enthusiastischen Worten und mit feinsinnigem Verständnis.

Zum Schluß verbleiben die unter 12 genannten deutschen Uebertragungen ausgewählter stendhalscher Werke. Ueber „Rot und Schwarz“ ist bereits in der Septembernummer 1901 von Leo Berg eingehend gesprochen worden. Es werden sich demnächst die Bände 4—6 mit den „Renaissancenovellen“ und dem Meisterroman „Die Kartause von Parma“ anreihen.

Memoirenlitteratur.

Von **Gustav Manz** (Berlin).

Die Ausbeute an deutscher und fremder Memoirenlitteratur war in den letzten Monaten wieder ebenso reichhaltig als — ungleichwertig. Die große Zeitspanne von zwei Jahrhunderten, innerhalb deren sich die geschilderten Lebensläufe abspielen, der oft wechselnde Schauplatz der Begebnisse und nicht zumindest die Verschiedenartigkeit der Charaktere und Lebensauffassung sorgen aber für eine Szenen- und Stimmungsbuntheit, die durch den Reiz des Gegenständlichen über gelegentlich hervortretende Mängel an innerem Gehalt hinwegtäuscht.

Die Werke, die in diesen Zeilen einer kurzen Würdigung unterzogen werden sollen, lassen sich unschwer in drei Gruppen teilen. Es handelt sich um geschichtliche Denkwürdigkeiten ausländischer Persönlichkeiten, um ebensolche Aufzeichnungen von Männern deutscher Herkunft und endlich um Lebenserinnerungen deutscher Landsleute männlichen und weiblichen Geschlechts, deren Beruf die litterarische Thätigkeit ist. Der Zufall will zudem, daß die erstgenannten Bücher dem 18. Jahrhundert und der Wende zum neunzehnten angehören, daß die mittlere Gruppe den deutschen Vormärz, Reaktion und Konfliktszeit umfaßt, während die rein litterarischen Denkwürdigkeiten zum Teil schon in das zwanzigste Säkulum hineinreichen. Es ergiebt sich also räumlich und zeitlich ein zwangloser Spaziergang aus der Fremde in die Heimat, aus dem Damals zum Heute. Dabei mag es, nebenbei bemerkt, als ein neuer Beweis der durch die Charaktere selbst oder die Verhältnisse bedingten Mannigfaltigkeit des geistigen Austausches gelten, daß die Ausländer-Memoiren uns so oft nach Deutschland, und die Denkwürdigkeiten Einheimischer so oft über die deutschen Grenzpfähle hinausführen . . .

Eine überaus kraftvolle Frauengestalt tritt uns in der Fürstin Orsini entgegen, wie sie uns Constance Hill schildert[1]). Wir befinden uns, ihren Spuren folgend, in der wetterwendischen Hofluft, in der Hochschule diplomatischer Intrigue zu Madrid, in den wechselvollen Zeitläuften des spanischen Erbfolgekriegs. Die Fürstin Orsini (Madame des Ursins), eine Meisterin oberhofmeisterlicher Herrschkunst, begleiten wir bei dem Auf und Nieder ihres ereignisreichen Lebens: sie stampft sozusagen Armeen aus der Erde, sie beweist sich in schlimmen Zeiten als Finanzgenie, sie bekämpft mit bewundernswerter Offenheit die Greuel der Inquisition. Von der Höhe gestürzt, aus der Nacht der Ungnade wieder auftauchend, dann abermals gestürzt, als ein Opfer der Inquisition, — so ist sie gleich Schillers Gräfin Terzky ein Mann im Frauengewand. Kraftvoll in ihren Thaten, ist sie geistreich in ihren Worten und macht, auf Grund der mitgeteilten brieflichen Bruchstücke, begierig auf die angekündigte Gesamtausgabe ihrer Briefe. Die Verfasserin hat die monographische Schilderung ihrer Heldin mit anerkennenswerter Gründlichkeit unternommen und weiß vor allem durch Heranziehung zeitgenössischer Quellen das biographische zu einem kulturgeschichtlichen Bild zu erweitern, aus dessen Rahmen die außergewöhnliche Persönlichkeit der „maîtresse-femme“ kraftvoll und plastisch heraustritt.

Aus dem Kriegsgetümmel des Erbfolgekriegs in die napoleonischen Wirren ist der Leser versetzt, der zu

[1]) Constance Hill, Die Fürstin Orsini, Camerera-Mayor am Hofe Philipps V. von Spanien. Mit einem Titelkupfer und 6 Porträts. Uebersetzt von Frida Arnold. Heidelberg, Carl Winter. M. 7,— (8,—).

den beiden folgenden Büchern greift, zwei neuen Veröffentlichungen des überaus rührigen leipziger „Napoleonverlags“ von Schmidt & Günther.

General Rapp[2]), der uns in dem einen Werk sein Leben selbst erzählt, ist schon äußerlich eine jener interessanten Feldherrngestalten der napoleonischen Zeit, die, aus der Tiefe des Volks aufgetaucht, die Stufenleiter des Ruhms und der Ehre bis zur höchsten Sprosse in fabelhaft kurzer Zeit erklimmen. Was ihn uns aber innerlich nahe bringt, ist an diesem über zwei dutzendmal verwundeten Haudegen neben seiner persönlichen Tapferkeit seine auch dem korsischen Gewalthaber gegenüber mehrfach gezeigte unerschrockene Offenheit: ohne Rücksicht auf Gnade oder Ungnade äußert er sich gegen die Scheidung von Josephine, gegen den russischen Feldzug. Daß er als Gouverneur von Danzig ein in jenen Zeiten ungekanntes Maß von Güte und Wohlwollen für die ausgesogene Einwohnerschaft zeigt, macht diesen Elsässer doppelt liebenswert. Im vorliegenden Lebenslauf, der in der Bearbeitung und mit Erläuterungen von O. Marschall v. Bieberstein erscheint, zieht das ganze bunte Leben Rapps am Leser vorüber, ein getreues Spiegelbild vom Auf- und Niedergang des napoleonischen Gestirns. Geradezu dramatisch packend sind dabei die Schilderungen vom Rückzug durch die Schneewüsten Rußlands sowie der denkwürdigen, heldenmütig ein Jahr lang ertragenen Belagerung Danzigs durch die Russen.

Zeigt dieser Lebensgang eines Soldaten, von ihm selbst ohne Schönrederei erzählt, eine erfreuliche Geschlossenheit, so merkt man den von Freifrau von Weinbach bearbeiteten Memoiren der Gattin Junots (Herzogin von Abrantès)[3]) in mancherlei Hinsicht an, daß sie aus einem 18bändigen Werk zu einem Einbänder von noch nicht 300 Seiten zusammengedrängt sind. Eingeschobene Anekdoten unterbrechen häufig die räumliche und zeitliche Einheit und damit den Fluß der Erzählung. Gleichwohl fesselt das Buch außerordentlich, indem es die Rückwirkungen der Kriegszüge auf das Familienleben und auf die Schicksale einer Frau anschaulich schildert und eine, man möchte sagen optisch und akustisch getreue Wiedergabe des „Napoléon intime“ anstrebt. Ergreifend spiegelt sich das tragische Verhängnis wieder, das den durch die kaiserliche Ungnade gebrochenen Gatten der Erzählerin in geistiger Umnachtung zum Selbstmord treibt . . .

Ein andres Bild! Nach dem Welttheater die deutsche Kleinstadt, — nach dem Rasseln der Kanonen das Humpeln der friedlichen deutschen Postchaise, nach Revolution und Kaisertum deutscher Vormärz und kleinstaatliche Enge. Ein Kurhesse, ein Hannoveraner und ein Schwabe erzählen uns halbvergessene Geschichten aus fröhlichen und schmählichen Zeiten: alle drei sind bei ihren entsprechenden Bundeskontingenten „Leutnants“ gewesen, und alle drei haben die Zeit noch erlebt, in denen die Präludien zur deutschen Einheit in das blutige dreiaktige Schauspiel übergingen, dessen rauschendes Finale sich am 18. Januar 1871 im versailler Kaiserschloß abspielte.

In Form kleiner novellistisch abgerundeter Bilder erzählt eine Dame, Frau Coester[4]), die kleinen und großen Erlebnisse des unter dem Namen Christian Freiherr von Adlerskopf eingeführten kurfürstlich-hessischen Leutnants im 3. Infanterieregiment. Man bedarf wirklich nicht der ausdrücklichen Versicherung des Vorworts, daß die Ereignisse auf Thatsachen beruhen und nur die Personennamen frei erfunden sind: aus jeder Zeile dieser Schilderungen, die sich anspruchslos geben, spricht die Lebenswirklichkeit, die sorglose Jugend, wie sie sich der treuen Erinnerung des besonnenen, aber vorurteilsfreien Alters darstellt. Garnisonerlebnisse, Manöverfreuden, Glück im Spiel und in der Liebe, Zusammentreffen mit braven Menschen in und außer dem Beruf, mit kuriosen Käuzen und schlimmen Galgenvögeln, — all das zieht kaleidoskopisch vorüber, ohne allzuviel weitere Perspektiven, aber mit unverhohlener Freude am Thatsächlichen, übergoldet mit einem gemütlichen Humor, aus dem uns, wie am hauptsächlichen Schauplatze der Begebenheiten, Hanau, schon die wärmere süddeutsche Luft entgegenweht.

Kommt es hier der Verfasserin, die den alten kurhessischen Leutnant sprechen läßt, vor allem darauf an, Kindern und Enkeln zu erzählen: „So war es einmal“, — so verfolgt die gleichen Zwecke seinen osnabrücker Landsleuten gegenüber der ehemals hannöversche Offizier, spätere preußische Generalleutnant von Dincklage-Campe, dessen reizendes Büchlein[5]) aus gelegentlichen Artikeln in einem heimatlichen Lokalblatt hervorgegangen ist. In leicht plaudernden Feuilletons läßt der Erzähler das alte Osnabrück der sechziger Jahre und seine schmucken „Kronprinz-Dragoner“ wieder lebendig werden. Auch hier ein gemütvoll wehmütiges „Weißt Du noch?“ als Grundton, das sich zunächst an die Jugendgenossen wendet. Auf dem heimelig vertrauten Grund der väterlichen Scholle, in den engen Straßen und ehrwürdigen Häusern der Vaterstadt erstehen dem Erzähler die alten Zeiten und die alten Leute: aber in den Ausgangskapiteln (1866, 1870) leitet dies hannöversche Sondergefühl sich ohne Beschwernis allmählich in preußisch-deutsche Empfindung über: gut osnabrückisch, aber auch gut deutsch.

Streifen diese beiden Bücher meist nur Oberflächen, so bringt Pfisters vortreffliches Werk[6]), das schon äußerlich mit seinen 350 Seiten gewichtiger auftritt, bewußt in Hinter- und Untergründe und wird mit seiner festen Stellungnahme auf einer breiten historischen Grundlage ein wertvolles Dokument der Zeitgeschichte. Der Verfasser, Generalmajor z. D. Dr. A. von Pfister (der uns schon als Vorläufer des hier angezeigten Buches die hübsche Jugendschilderung „Pfarrers Albert“ geschenkt hat), beginnt sein Stück Lebensbeichte eines zum Deutschen gewordenen Schwaben bedacht und bedeutsam mit der Schilderung der Schillernationalfeier von 1859 und führt uns in drei großen Abschnitten bis zur „Schwelle der Einheit“ (1869). Die reife Erfahrung eines historisch geschulten Kopfes giebt hier eine ganz vortreffliche und überraschend vorurteilsfreie Darstellung der in den Verhältnissen liegenden wirklichen und in schwäbischen Dickköpfen hausenden vermeintlichen Widerstände, die zu einem nur zögernden Ergreifen der bewaffneten Hand des Bruder „Preiß“ führten. Geradezu meisterhaft und überaus fesselnd ist in dieser Hinsicht die Schilderung des Mainfeldzugs 1866, wo für die fast nie aus ihren vier Pfählen herausgekommenen Offiziere und Soldaten an Stelle des mißachteten preußischen Hungerleiderphantoms das kraftvolle und zielbewußte Preußentum tritt, das der Weltgeschichte das Kapitel „Königgrätz“ liefert und den rauhen Wecker verschlafener Kleinstaaten spielt. Durch das ganze Buch, das diesseits und jenseits des Mains aufmerksame Leser verdient, klingt das anschwellende Summen einer zukunftsschwangeren Zeit. Der Verfasser selbst charakterisiert einmal jenes Jahrzehnt des Vorspiels sehr treffend mit den Worten: „Eine Ungeduld, ein Drängen ging durch alle Kreise der Denkenden in der deutschen

[2]) Memoiren des Generals Rapp (Adjutant Napoleons I.) Von ihm selbst erzählt. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. M. 6,— (7,50).

[3]) Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès. Herausgegeben von Freifrau von Weinbach geb. Kaulbach. Mit Porträt. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. M. 4,60 (5,60).

[4]) Leutnantserinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts erzählt von B. S. Coester geb. von Bischoffshausen. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 340 S. M. 2,— (3,—).

[5]) Aus alten und jungen Tagen. Erinnerungen von Friedr. Frhr. v. Dincklage-Campe, Generalleutnant z. D. Mit zahlreichen Abbildungen von R. Knötel. Osnabrück, Meinders & Elstermann. gr. 8°. 125 S.

[6]) Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Welt. Es war nicht anders, man saß im Theater; schon hörte man, wie die Instrumente gestimmt wurden; jeden Augenblick konnte der Vorhang emporgehen; — wer wird die erste Rolle spielen?" Aus der epischen Schilderung der damaligen Zeitströmungen (mit ihren spezifisch württembergischen Nebenläufen und hitzigen Strudeln) heben sich einzelne Erscheinungen plastisch hervor: so vor allem die interessante und einst so viel genannte Persönlichkeit des in Tübingen dozierenden Norddeutschen Reinhold Pauli, dem Pfister persönlich nahe stand: auch seine Erlebnisse ein neuer Beweis für die ererbten deutschen Stammesreibungen, für die Gegensätze zwischen Nord und Süd und auch heutzutage noch lehrreich. Die lessingsche Mahnung, „drum soll der Knorr den Knubben hübsch vertragen", klingt bei unsrer Freude an ausgeprägter Stammes-Individualität gar oft an taube Ohren.

Es sei von der hier behandelten Gruppe nicht Abschied genommen, ohne noch mit Anerkennung ein Buch zu nennen, das in sachlich ruhiger und warmer, jedenfalls nicht panegyrischer Form das Lebensbild eines deutschen Bundesfürsten zeichnet.

Was der ehemals oldenburgische Minister Jansen von seinem 1900 verstorbenen Gebieter Großherzog Friedrich Peter erzählt[7]), hat auch außerhalb der oldenburgischen Lande auf Teilnahme zu rechnen: es interessiert, von einem dem Großherzog nahestehenden Mann Zuverlässiges über persönliche und politische Dinge zu erfahren, die bei dieser so reservierten und für die Anekdotenschreibung ganz unergiebigen fürstlichen Persönlichkeit weiteren Kreisen ziemlich unbekannt geblieben sind. Die Stellungnahme des oldenburgischen Herrschers zu den bewegenden Zeitfragen, von der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bis zur inneren Politik Bismarcks im neuen Reich, wird gekennzeichnet und zum Teil durch Urkunden belegt. —

Der Ueberblick über die oben gekennzeichnete dritte Gruppe, die Denkwürdigkeiten litterarischer Art, erlaubt eine kürzere Fassung.

Die von ihrer Tochter Thea Ebersberger herausgegebenen Erinnerungsblätter der Luise Mühlbach[8]) wecken die Erinnerung an die einst so viel gepriesene Verfasserin auflagenreicher historischer Romane. Die Geselligkeit des alten berliner „Salons", die romantischen und interessanten Bekanntschaften und Freundschaften mit gekrönten und ungekrönten Häuptern, wie dem Koburger Ernst, dem Dichterprinz Georg, dem Napoleon III. aus seiner arenenberger Zeit, der Gräfin Hahn-Hahn, Coulissen- und Boudoirgeschichten einer verklungenen Epoche, all das wird in einer manchmal etwas breiten, sonst aber immer behaglichen Manier erzählt.

In derselben anspruchslosen, aber auch hier und da für Fernerstehende zuweit ausholenden Manier berichtet Maximilian Schmidt von seiner Wanderung durch 70 Jahre[9]) und läßt den Leser die Metamorphose aus einem bayrischen Offizier und Kadettenerzieher zu einem deutschen Schriftsteller gewahr werden. — Eine ähnliche Wandlung vom Oberlehrer und Jugendbildner zum Poeten, der als Lieder- und Märchendichter gewissermaßen seinen alten Beruf in idealisierter Form weiter ausübt, stellt Otto Weddigen in seinen „Erinnerungen"[10]) dar. Auch dieses Buch ist anspruchslos und gefällig, aber ohne weitere Hintergründe, es sei denn der Ausblick in die Entwickelung des höheren deutschen Unterrichts, an der der Verfasser lebhaften Anteil nimmt.

Litterar- und kulturgeschichtliche Plaudereien, vorwiegend anekdotischen Charakters, vereinigt Adolph Kohut[11]) in seinem Buch, das ausschließlich von den anmutigen, geistvollen und launenhaften Frauen handelt, die man, je nach ihrem Charakter und Beruf, als Jüngerinnen der Athene oder der Aphrodite bezeichnen kann: Fürstinnen, Dichterinnen und Bühnengrößen bilden diese Galerie der Schönheit oder Klugheit, in der man gerne umherschlendert, zumal der fleißige Sammler, als der der Verfasser bekannt ist, im Kleinen mancherlei Neues beisteuert.

Greift man nach M. Schmidt und O. Weddigen zu dem Buch von Schafheitlin[12]), einer durch drei umfängliche Bände sich hinziehenden Lebensbeichte in Tagebuchform, so ist das im Eindruck ein Unterschied wie zwischen deutscher Sommerluft, anmutiger Waldlandschaft und einer einsam-großartigen Felswüste, die der Sturm durchpfeift: dieser Vergleich paßt allerdings nur auf die Thatsache der völligen litterarischen Vereinsamung Schafheitlins und die ihn durchdringende, nie erlahmende Willensenergie, sich als „Verkannter" dennoch einmal bei seinem deutschen Volke durchzusetzen, das gegenwärtig anderen Zielen nachläuft und andere Götzen anbetet. Im übrigen aber wurzelt Schafheitlins Natur, der sich aus einer lästigen deutschen Beamtenstellung losgerungen hat, um in dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, seinem Dichterberuf zu leben, so völlig in der heiteren, farbenfrohen Anmut Großgriechenlands, am Golf und in Capri, daß er die beträchtliche Zahl deutscher Künstlernaturen, die sich dorthin aus dem „nordischen Nebel" flüchteten, um ein durchaus eigenartiges Glied vermehrt. Allerdings, es gehört Mut und Ausdauer dazu, diesen Werdeprozeß eines Menschen, der uns sein übervolles Herz ausschüttet, durch etwa 1200 Druckseiten zu verfolgen, in einer Darstellung, in der der Aphorismus, das Fragment, das Stimmungsbild durchaus überwiegt und die Einfälle über Höchstes und Tiefstes kunterbunt durcheinander wirbeln. Aber gleichwohl (ich muß und kann hier nur von mir persönlich sprechen), die unbekümmerte Subjektivität Schafheitlins, der die bisherige Ablehnung seines dichterischen Schaffens durch eine ziemlich glatte Ablehnung unserer neudeutschen politischen und litterarischen Zustände beantwortet — dieses aristokratische Ichgefühl eines Einsamen, in dem das „Glauben" so schwach, das „Schauen" dagegen so bewundernswert stark entwickelt ist — kurzum, diese merkwürdige, oft das Geniale streifende, oft recht schrullige Persönlichkeit hat mich immer wieder zu fesseln gewußt, obwohl ich oder gerade weil ich manche seiner Geistespfade für Irrwege halten muß. Er betet zur Schönheit und findet sie verkörpert im alten Griechentum; er betet zu Aeschylus, Dante, Raffael und Goethe; er steht dem Christentum innerlich fremd gegenüber; er haßt die weltpolitische Ausgestaltung des preußisch geführten Deutschland; er findet kein Organ in sich für alles Nordisch-Schwere, Wuchtige, Pathetische — darum verschließt er sich z. B. gegen Richard Wagner und bleibt bewußt bei Mozart stehen. „Preußen und der Verstand haben gesiegt," sagt er einmal; und an anderer Stelle: „Um die Deutschen von R. Wagner zu befreien, muß man ihnen ein Aequivalent bieten, ebenso mächtig oder mächtiger. Ich habe es gefunden in der Sonne des Südens. Aber auch die Malerei der Renaissance ist solch ein Heilmittel; die Griechen und Goethe sind es." Man könnte Dutzende von solchen Sätzen anführen, in denen sich die fein empfindende Psyche des Poeten immer wieder aus der militärisch-realistisch-industriellen Gegenwart in das

[7]) Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900. Von Günther Jansen, großherzoglich oldenburgischem Staatsminister a. D. Mit dem Porträt des Großherzogs. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). M. 2,50 (3,50).

[8]) Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Mit Porträt und Faksimile. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. M. 5,— (6,50).

[9]) Maximilian Schmidt, Meine Wanderung durch 70 Jahre. Band I. Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen. M. 1,50 (2,50).

[10]) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto Weddigen. Gotha, Richard Schmidts Verlag. M. 2,—.

[11]) Aphrodite und Athene. Plaudereien und Federzeichnungen von Adolph Kohut. Leipzig, Max Schreck. M. 4,—.

[12]) So ward ich. Tagebuchblätter von Adolf Schafheitlin. Berlin 1903, E. Rosenbaum Verlag. 3 Bände. M. 12,—.

Reich der Schönheit flüchtet, wie er es vor allem im Griechentum findet. Streicht man bei manchen Aeußerungen das Persönlich-Subjektive ab, so bleibt oft ein Kern Wahrheit zurück, dem man allerdings Triebkraft wünschen muß: der Hinweis auf Anmut, Grazie und Leichtigkeit, die der Deutsche so leicht vernachlässigt — die Warnung vor dem Verquicken des Moralischen mit dem Aesthetischen, in dem sich unser hohes und niederes Philistertum so wohl fühlt — das sind beherzigenswerte Winke, deren stetige Wiederholung nicht ermüdet, zumal Schafheitlin immer wieder neue Ausdrucksformen dafür findet. Daß bei einem so schwärmerischen Verehrer und intimen Kenner des Südens neben all dem Persönlichen die immer wiederkehrende Schilderung der unvergleichlichen Naturschönheit vor allem Capris ein Leitmotiv bildet, ist begreiflich: alle diese entzückenden Bildchen, diese feinen Beobachtungen der Luftstimmung, der Wolkenzüge, der Farben und Formen sind für den mitempfindenden Leser ein Hochgenuß. So steckt verstreut in dieser bunten Lebensbeichte auch ein wertvolles neues Stück Caprilitteratur.

Um so auffälliger berührt es, in einem sonst ebenso liebenswürdigen als gründlichen Büchlein von J. Proelß[13]) (soweit ich sehe) den Namen Schafheitlin garnicht erwähnt zu finden. Im übrigen ist diese reizende Monographie eine außerordentlich willkommene Zusammenfassung dessen, was man als „Deutschland in Capri" bezeichnen kann. Vor allem treten dabei natürlich jene unserer Landsleute hervor, die das Sireneneiland erforscht, geschildert, gemalt und besungen haben. Es ergiebt sich dabei, von allerlei Abschweifungen abgesehen, unschwer die stattliche Ahnenreihe: Goethe, Kopisch, Waiblinger, Platen, Preller, Scheffel, Gregorovius, Heyse. Die historischen Rückblicke auf das „homerische", tiberianische und hohenstaufische Capri sind hinwiederum umwoben von lyrischen Blüten und allerlei Arabesken aus dem Leben und Treiben des fröhlichen Künstlervölkchens. Ein reizendes Buch, wie es Capri, sozusagen unsere schönste deutsche Kolonie, schon längst verdient hat!

Zwei Zeitungsjubiläen.

Von **Ernst Consentius** (Berlin).

1. Die Geschichte der „St. Petersburger Zeitung", 1727 bis 1902. Von Carl Eichhorn. St. Petersburg, Buchdruckerei der St. Petersburger Zeitung 1902. 256 S.
2. Zur Geschichte der „Kaiserlichen Wiener Zeitung", 8. August 1703—1903. Wien, Selbstverlag der Wiener Zeitung 1903. 328 S.

Die „St. Petersburger Zeitung" feierte am 3. Januar 1902 ihr hundertfünfundsiebzigjähriges, die „Wiener Zeitung" am 8. August 1903 ihr zweihundertjähriges Bestehen. Beide Blätter haben aus diesem Anlaß ausführliche Festschriften veröffentlicht. Wo die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte des Journalismus noch nicht alt ist, sind Monographieen, die sich eingehend mit einzelnen Zeitungen beschäftigen, erwünscht. Ist auch der Versuch gemacht, einen Ueberblick über das gesamte Zeitungswesen in Deutschland zu geben, und hat ein solcher Versuch auch seine Berechtigung, so haben doch die Worte, die der Geschichte der „Wiener Zeitung" voranstehen, ihre Giltigkeit: „Eine umfassende Geschichte des deutschen Zeitungswesens wird dann erst möglich sein, wenn eine Reihe solcher monographischen Darstellungen vorliegen wird." In mancher Hinsicht ist die älteste Geschichte allen Zeitungen gemeinsam; der Journalist durfte früher keine eigene Meinung vertreten, hatte sich jedes kritischen Urteils zu enthalten, konnte nur thatsächliche Mitteilungen wiedergeben, und alle Zeitungen unterstanden in der ältesten Zeit der Censur.

Deshalb war die Entwicklung des Zeitungswesens aber noch keine durchaus gleichförmige. Die „Wiener Zeitung" ging z. B. aus Privatbesitz in die Verwaltung des Staates über, und die „St. Petersburger Zeitung", ursprünglich in engster Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, wurde an einen Privatmann, den Herausgeber, verpachtet.

Die Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" ist die Geschichte des Deutschtums in Rußland. Als die Petersburger Akademie gegründet wurde und bald darauf die deutsche Zeitung erschien, war das deutsche Element gern gesehen, es war der gebende Teil. Das ist lange her. Heute ist die „St. Petersburger Zeitung" ein Vereinigungspunkt der bedrängten Deutschen in den ganzen Ostseeprovinzen. Die Zeitung feierte ein 175jähriges Jubiläum. Ist es zweifelhaft, ob die deutsche Zeitung noch fünfundzwanzig Jahre weiter bestehen wird? Im Jahre 1727 wurden 500 Exemplare des Blattes gedruckt, im Jahre 1750 genügten etwa 200, während des siebenjähriges Krieges 300 oder etwas mehr, im Jahre 1840 wurden 720 Exemplare abgesetzt, im Jahre 1849 hatte die Zeitung nur 518 zahlende Abonnenten. Die Zahl hob sich; 1868 sollen es über 4000 gewesen sein, 1870 5—6000 und 1874 wieder über 4000. In diesen Zahlen liegt mehr als eine trockene Statistik. Ein Blatt, das nur zweihundert Abonnenten hatte, konnte in den europäischen Hauptstädten keine eigenen Korrespondenten besolden, wie es der „Hamburgische Correspondent", seinerzeit das gelesenste deutsche Blatt, wohl konnte. So hat sich denn die St. Petersburger Zeitung lange Jahre hindurch damit begnügt, ihre Meldungen anderen Blättern zu entlehnen. Es giebt eine Periode, in der sie nur den „Hamburgischen Correspondenten", die „Spenersche Zeitung" und die „Gazette de Leyde" bezog; allerdings haben sich die Redakteure nicht immer mit so wenigen Hilfsmitteln begnügt. Daß in der Zeitung selten oder niemals petersburger Neuigkeiten veröffentlicht wurden — so war es noch im Jahre 1756 — mußte ihren Kredit schädigen, zum mindesten dem Auslande gegenüber, das hamburger Nachrichten nicht auf dem Umwege über Petersburg zu erfahren suchte. Daß eine Zeitung sich im wesentlichen mit dem Nachdruck einiger fremden Blätter begnügen konnte, hat seine Erklärung in den Postverhältnissen des 18. Jahrhunderts. In Deutschland war z. B. der Vertrieb der Zeitungen ein Vorrecht der Postbedienten. Sie erhielten von den Zeitungsexpeditionen die gewünschten Blätter mit einem erheblichen Rabatt, und jeder Postbeamte, der aus dem Zeitungsversand eine Privat-Einnahme hatte, steigerte willkürlich den Preis, der also bei größerer Entfernung vom Erscheinungsorte des Blattes eine sehr ansehnliche Höhe gewann. Den „Hamburgischen Correspondenten" in Petersburg zu abonnieren, war weit teurer, als den Nachdruck aus dem hamburger Blatte in der „St. Petersburger Zeitung" zu lesen.

Die größere Hälfte von Eichhorns Buche, das einem gründlichen Studium der Archive seine Entstehung verdankt, bietet nicht allzuviel Fesselndes. Einen breiten Raum nehmen die wenig interessanten Lebensläufe der einzelnen Redakteure ein, die schnell einander ablösten. Für den, der mit Petersburg nicht vertraut ist, sind es zumeist nur Namen. Eine Glanzepoche der Zeitung und ein Glanzpunkt der Darstellung ist aber die Zeit der Redaktionsführung von Friedrich Meyer von Waldeck, der das Blatt in Pachtbesitz nahm und es in jeder Beziehung hob. Als er die Redaktion niederlegte (30. Mai 1874), um an die Universität Heidelberg zu gehen, hatte die „St. Petersburger Zeitung" eine Bedeutung, die ihr vordem fremd war. Auch die jüngste Zeit des Blattes unter der Herausgeberschaft von Paul von Kügelgen gewinnt frisches Leben und eine schöne Anschaulichkeit durch persönliche Erinnerungen des Ver-

[13]) Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben. Historischer Rückblick und poetische Blütenlese von Johannes Proelß. Mit Abbildungen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Geb. M. 3,—.

fassers, der selbst zu den Redakteuren der „St. Petersburger Zeitung“ zählt.

Von der „Wiener Zeitung“ erschien unter dem Titel „Wiennerisches Diarium“ das erste Blatt am 8. August 1703 in ungespaltenem Kleinquart-Format, das heißt in dem gleichen Format wie die berliner Zeitung, die seit 1655 im rungeschen Verlage herauskam. Ihr erster Verleger war Johann Baptist Schönwetter. Er verlor im Jahre 1721 sein Privileg, weil er sich weigerte, für die Zeitung einen jährlichen Pachtschilling zu zahlen, der ein Beitrag zum Bau der neuen Hofbibliothek sein sollte, und Johann Peter van Gehlen erhielt die Zeitung. Die berliner Verhältnisse waren ähnlich. Auch hier ist das Jahr 1721 ein entscheidendes Jahr. Für Johann Andreas Rüdiger wurde das Privileg ausgefertigt, weil er sich 1721 erbot, zur Rekrutenkasse einen jährlichen Canon zu zahlen. Aber sehr viel später als die berliner Zeitungen, erst im Jahre 1788, erschien die „Wiener Zeitung“ dreimal wöchentlich, und „gelehrte Nachrichten“ finden sich erst seit 1762 gelegentlich im „Wiener Diarium“, während sie in der „Spenerschen Zeitung“ vom ersten Tage ihres Erscheinens (30. Juni 1740) einen festen Platz haben. Nur in dem gelehrten Artikel oder den Bücherbesprechungen konnte der Redakteur oder seine Mitarbeiter ihre persönlichen Ansichten zum Ausdruck bringen; dadurch gewann die Zeitung eine subjektive Färbung und gab ihren lediglich referierenden Charakter auf. So war die „Wiener Zeitung“ in mancher Hinsicht rückständig. Der wiener Artikel trat erst endgiltig im Jahre 1782 an die Spitze des Blattes. Auch in dieser Anordnung dürfte man eine sehr verspätete Nachfolge hinter andern und den berliner Zeitungen sehen.

Entsprechend dem vielgegliederten Inhalt, den eine große Tageszeitung heute hat, stammen die einzelnen Kapitel der wiener Festschrift aus verschiedenen Federn, zum Vorteil des Buches. Ich hebe besonders den Abschnitt: „Die Kritik des Schauspiels der ‚Wiener Zeitung‘“, den Alexander von Weilen verfaßt hat, hervor, vermisse aber bei der Fülle des Gebotenen ein zusammenfassendes Kapitel, das die Censur-Verhältnisse eingehender beleuchtet. Hier und da möchte ich auch anderer Meinung sein. In dem Abschnitt über das „Anzeigewesen“ sagt Friedrich Sträßle sehr richtig: Inserate sind Anzeigen Privater an Private gegen Entgelt. Und doch sieht Sträßle in der Anzeige des Verlegers, die den Leser nur auf eine besondere, außerordentliche Beilage zur Zeitung aufmerksam macht, ein Inserat, und zwar „das erste Inserat“ der „Wiener Zeitung“. Mitteilungen, die diesem angeblichen Inserat vom 15. September 1703 entsprechen, finden sich schon im 17. Jahrhundert in der berliner Zeitung, waren noch lange im 18. Jahrhundert gebräuchlich. Reichte der Raum der Zeitung nicht aus, über einen wichtigen Staatsakt eingehend zu referieren, so fanden es die Verleger praktischer, unter besonderem Titel eine Beilage zu drucken und diese besonders zu berechnen. Die Anzeige solcher Beilagen war jedenfalls noch keine bezahlte Annonce, da sie der Verleger selbst veranlaßte.

In der von Egon v. Komorzynski stammenden Uebersicht über „die litterarischen Beiträge der ‚Wiener Zeitung‘ von 1849—1880“, die eine Fülle der Namen nennt, hat die „Wiener Zeitung“ ihren Mitarbeitern ein schönes Denkmal gesetzt und durch dies Register — Anzeigen über Auerbach, Bauernfeld, Dahn, Freytag, Grillparzer, Gutzkow, Hebbel, Heyse, Keller, Otto Ludwig und viele andere — die Möglichkeit zu praktischer Verwertung eines sonst unübersehbaren Stoffes gegeben.

Um die Geschichte der St. Petersburger wie der Wiener Zeitung kritisch zu würdigen, müßte man die Arbeit der Herausgeber selbst auf sich nehmen. Wer das nicht vermag, muß beide Bücher als wertvolle Erweiterungen unserer Kenntnis vom Zeitungswesen dankbar begrüßen.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Soviel auch über die Heimatkunst geschrieben worden ist, für und wider,“ bemerkt Adolf Bartels („Der Dichter und seine Heimat“, Deutsche Welt Nr. 50), „ich vermisse noch den grundlegenden Aufsatz, der untersucht, wie die Dichter überhaupt zu ihrer Heimat stehen.“ Es wird dann von Johann Christian Günther an verfolgt, ob und wie weit bei den einzelnen Dichtern Heimats- und Stammesgefühl zum Vorschein kommt, und festgestellt, daß dies während des ganzen weltbürgerlichen achtzehnten Jahrhunderts nur da und dort spuren- und ansatzweise der Fall war. Die Begründer der Heimatkunst — worunter nach Bartels „ganz allgemein alle Kunst, die mit Notwendigkeit an den Heimatboden gebunden ist“, verstanden sein will — waren Pestalozzi mit „Lienhart und Gertrud“ und Hebel mit den „Alemannischen Gedichten“. Mit ihnen begann das Zeitalter der dezentralisierten Dichtung. Nach den sechs Klassikern Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller folgen jetzt große Stammespoeten. „Zwar die Romantiker und auch die sogenannten Nachklassiker und Nachromantiker sind es noch nicht ausgeprägt, aber doch immerhin, wie schon bei Kleist nachgewiesen, in höherem Grade als die Klassiker. Von den jüngeren Romantikern verleugnet doch Eichendorff den Oberschlesier gewiß nicht, Uhland ist auch als Poet Schwabe, und die meisten anderen schwäbischen Dichter, Mörike an der Spitze, sind es auch, so sicher sie für ganz Deutschland Bedeutung haben.“ Auch Grillparzer ist in vieler Beziehung ausgesprochener Heimatdichter, ebenso Raimund, und selbst Lenau „verdankt sein Bestes dem Heimatboden“. Mit Karl Immermanns „Oberhof“ und ungefähr gleichzeitig mit Jeremias Gotthelf beginnt dann die „bewußte“ Heimatkunst; und von nun an ist fast jeder große deutsche Dichter Heimatdichter — Droste-Hülshoff, Alexis, Ludwig, Reuter, Groth, Storm, Keller, Scheffel, Raabe, bis zu einem gewissen Grade auch Hebbel und Freytag, von neueren Anzengruber, Fontane, Ebner-Eschenbach, v. Saar, Rosegger, Liliencron, Hauptmann. Gegenbewegungen verkörperten sich im Jungen Deutschland und der münchener Dichterschule. Auf den Einwurf, daß nach dieser Einteilung schließlich alle Dichter, die sich überhaupt auf dem Heimatboden bewegen, zu der „engen, beschränkten Heimatkunst“ gehörten, entgegnet Bartels seinen Kritikern: „Diese enge, beschränkte Heimatkunst hat immer nur in Ihren engen, beschränkten Schädeln existiert — wir, die Vorkämpfer der Heimatkunst, haben allezeit sehr deutlich erklärt, daß wir die Kunst Jeremias Gotthelfs und Otto Ludwigs, Ludwig Anzengrubers und Theodor Fontanes meinten, nur freilich diese Kunst noch ‚intimer‘ ausgestaltet, gemäß der durch die neueste Litteraturentwickelung noch stärker ausgebildeten Fähigkeit des Sehens und der ebenfalls durch sie reicher entwickelten Technik, die freilich keineswegs immer die schulmäßig naturalistische zu sein braucht.“ Zur Erläuterung dessen wird ausgeführt, daß im Leben der Dichtung immer zwei Tendenzen stecken, eine nach außen und eine nach innen gerichtete, eine erobern und eine sich versenken wollende. Die erste gestaltet ewige Probleme der Menschheit und ist „Menschheitskunst“ oder Problemkunst. Im Gegensatz hierzu ist die Heimatkunst „Kunst, die sich in das eigene Volkstum versenkt und sein Besonderes liebevoll herausholt, nicht, um es der Menschheit ‚darzubringen‘, sondern um das eigene Volk damit zu erfreuen . . . Man kann beide Gattungen begrifflich scharf scheiden, aber in Wirklichkeit sind sie natürlich selten rein entwickelt, und es giebt hundert Uebergänge . . . An Gehalt steht die Menschheitskunst nicht ohne weiteres über

der Heimatkunst, auch diese kann unendlich reich sein, aber jene gewinnt in der Regel höhere, typische Formen. Zuletzt sind beide, wie man zugeben wird, einander notwendige Ergänzung, und die Vergleichung beider, wie sie in unserer Zeit zu dem Gerede von der ‚engen‘ Heimatkunst geführt hat, ist ganz thöricht.“ Eine Entartung der Menschheitskunst sei die „internationale Kunst“, die nicht die großen Probleme der Menschheit selbständig-national behandle, sondern nur fremde Kunst nachahme. Wenn die Kunst derart zu stark international geworden sei, trete — wie in unseren Tagen — eine natürliche Gegenbewegung zur Heimatkunst ein. Daß sich bei uns, nachdem wir diese Periode durchlaufen hätten, wieder eine neue deutsche Menschheitskunst entwickle, sei zu hoffen.

* *

Einen solchen Wendepunkt scheint man, den lautgewordenen Stimmen nach, zunächst für das Drama zu erwarten oder schon für gekommen zu halten. Von diesem Gesichtspunkt aus hielt es der jüngst verstorbene Dr. Martin Berendt für an der Zeit, auf die eben abgelaufene Epoche des realistisch-naturalistischen Dramas einen historisch-kritischen Rückblick zu werfen („Naturalistisches Drama und deutsche Kunst“, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 38). Nach einer Parallele mit den beiden älteren verwandten Litteraturbewegungen des Sturms und Drangs und des Jungen Deutschlands wird das naturalistische Kunstprinzip in seiner Unhaltbarkeit dargelegt und die Hoffnung ausgesprochen, daß wie auf die Sturm- und Drangperiode das klassische Zeitalter und auf das Junge Deutschland das Werk Richard Wagners gefolgt sei, so auch das ringende Geschlecht des „jüngsten Deutschland“ durch Dichter von kraftvollem Schönheitsdrang abgelöst werden möge. — Mit zur Erreichung dieses Zieles soll nach Alfred Nossig „Die Rückkehr zum Versdrama“ (Der Zeitgeist 38) beitragen. Er setzt auseinander, daß und warum der Vers im Drama existenzberechtigt, ja im Grunde die einzig würdige Ausdrucksform ist, welche ästhetischen Vorteile er dem Dichter wie dem Hörer bietet, um wie viel stärker seine Wirkung ist, als die der Prosa, zumal sie durch den rein musikalischen Genuß des Hörens gehoben wird. Schließlich meint der Verfasser: „Die Rückkehr zur Versform würde gerade in unserer Epoche ein sehr wirksames Mittel zur Hebung des Dramas sein. Die Prosa, die durch den Roman die höhere epische Dichtung fast völlig aus der Welt geschafft, hat auch das künstlerische Niveau des Dramas herabgedrückt, indem sie es von den Schwierigkeiten des Verses befreite. Sie hat damit das Feld für alle eröffnet. Solange man Versdramen schrieb, war die Dichtung gewissermaßen mit einem Zaun umgeben. Nicht nur, weil die rhythmische Sprache an sich nicht jedem zugänglich ist, sondern auch darum, weil mit der künstlerischen Form selbst im Bewußtsein des Pseudodichters gewisse höhere Gesetze, gewisse schwierigere Erfordernisse der Kunst zusammenhängen. Wer die wahre Berufung in sich nicht fühlt, schreckt vor diesen Schwierigkeiten zurück. Die Prosa beseitigt diese heilsame Schranke. Mit der Form wird aber auch die ganze inhaltliche Gestaltung des Dramas von allen Kunstregeln emanzipiert. Nun kann jeder Beliebige Dramen schreiben. In der That, wer schreibt heute nicht fürs Theater? Was wird nicht auf die Bühne gebracht? Difficile est, non scribere: wir sind alle Dramatiker. Dies muß sich ändern, sobald das Drama zur Versform zurückkehrt. Der Vers ist ein trefflicher Probierstein für das dichterische Talent, . . . ein Gefäß aus reinem, durchsichtigem Kristall, worin das dargereichte Getränk klar sichtbar wird. Bringt der Inhalt dem Zuschauer weder tiefere Erregung noch konzentrierte Gedanken, wie sie der Vers seiner Bestimmung nach ausdrücken soll, so bleibt die rhythmische Form in krassem Gegensatz zu ihm. Nur kurze Zeit vermag uns der äußere Zauber der Form über ihre Gehaltlosigkeit hinwegzutäuschen; dies haben wir jetzt, beim Beginn der Renaissance des Versdramas, erfahren. Man verzeiht einem Autor schlechte Prosa, aber niemals marklose Verse. Der Vers wird eine reinliche Scheidung unter dem Volke der Bühnenschriftsteller bewirken: er wird das Szepter dem Stückefabrikanten entwinden und es in die Hand des legitimen Herrschers, des Dichters, legen.“

Dabei wird nur das eine vollständig außer Acht gelassen, daß die „Rückkehr zum Versdrama“ für unsere Bühnenschriftsteller zunächst eine Abkehr von modernen Stoffen zur Voraussetzung hat, denn für Stücke, die in der Gegenwart spielen, wird uns nun einmal die Versform trotz aller Sprachmeisterschaft fast ausnahmslos unerträglich klingen. Nossigs Mahnwort gilt also nicht so sehr der Rückkehr zum Vers-, als der zum Stildrama, zum Phantasie- oder historischen Drama, für das sich ja der Vers meistens von selbst ergiebt und auch von unseren modernen Dramatikern angewendet wird (Hauptmann, Schnitzler, Hofmannsthal). Dieser dramatischen Gattung redet in seiner Weise auch Karl Bleibtreu in einer längeren Veröffentlichung („Das historische Drama“, Wiener Deutsche Zeitung 11385, 11387, 11388, 11391, 11393) das Wort; doch handelt es sich hier weniger um einen sachlichen Beitrag zur Aesthetik des Geschichtsdramas, als um eine der nach Bleibtreus Art heftig hervorgesprudelten, persönlichen Philippiken wider die „litteraturunkundigen Handlungsgehilfen der Litteraturkritik“, die teils aus Böswilligkeit, teils aus nachplappernder Dummheit übersehen, daß alle historischen Tragödien Karl Bleibtreus längst die Forderungen erfüllten, die man heute nach Ueberwindung von Wildenbruchs Theatralik und Hauptmanns „Florian Geyer“-Fiasko an ein historisches Drama stellt. Wiederum hat Bleibtreu Ursache, mit einem Darsteller der jüngsten Litteraturepoche unzufrieden zu sein, soweit sein eigenes Schaffen in Betracht kommt. Diesmal ist es Karl Lamprecht mit seinem Ergänzungsband „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“ (s. LE IV, 959 ff.), über den sich dagegen Kurt Walter Goldschmidt im „Tag“ (437) eingehend und trotz mancher Einwände lebhaft anerkennend verbreitet. — Seine hier öfters angeführten persönlichen Erinnerungen an „Die Litteraturbewegung von 1880 bis 1900“ führt Heinrich Hart in demselben Blatte (427, 441) mit etwas abschüssiger Eile zu Ende. Er spricht noch von Garborg, Przybyszewski, Dehmel, erwähnt die Ueberbrettl-Bewegung und schließt mit dem Hinweis auf die im Streben nach einer neuen Weltanschauung und Ideenkunst begründeten Giordano Bruno-Vereinigungen, die die Bruno-Feier des Jahres 1900 ins Leben rief. — Eine Folge-Erscheinung dieser Feier waren wohl auch die verschiedenen Bruno-Dramen der letzten Jahre (Borngräber, Hilm, Kolbenheyer). Sie wurden an dieser Stelle vor kurzem (LE V, 1606 ff.) durch Wilhelm v. Scholz besprochen: einer neuen zusammenfassenden Würdigung von Otto Hauser („Giordano Bruno im Drama der jüngsten Zeit“) begegnen wir im „Hamburg. Corresp.“ (Ztg. f. Litt. 19). — Gedanken über „Schule und Dichtung“ im Anschluß an den zweiten deutschen Kunsterziehungstag in Weimar veröffentlicht Oberlehrer Otto Anthes-Lübeck in der „Tägl. Rundsch.“ (U.-Bl. 212), und in der „Köln. Volksztg.“ (Litt. Beil. 38) sekundiert ein Sortimentsbuchhändler kräftig den früheren Auslassungen Otto v. Leixners über die erotische Schand- und Schundlitteratur und die dabei „schlafende Zensur“ (vgl. LE V, 1127).

* *

Einen psychologischen Wendepunkt in Goethes Leben, die Abkehr von Frau von Stein und die damit für ihn anbrechende geistige Vereinsamung macht Fritz Lienhard („Goethes Einsamkeit“, Deutsche Welt 51) zum Gegenstand einer längeren Betrachtung. — Eine summarische Uebersicht über das Verhältnis der älteren deutschen Dichter zur Musik giebt Dr. Helene Stöcker in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 205). Ein intimeres Verhältnis zu der Tonkunst hatten nur Herder, Schubart, Heinse, Wackenroder. — Von Schubart handelt noch

ein anderer Beitrag desselben Blattes („Schubart und Posselt“ von Rudolf Krauß; Beil. 212), worin seine Beziehungen zu dem badischen Historiker Ernst Ludwig Posselt durch Briefmaterial beleuchtet werden, und zu Heinses Biographie steuert an anderer Stelle Heinrich Heinz einiges bei („Wilhelm Heinses Beziehungen zu Mannheim“, N. Bad. Landes-Ztg. 409). — „Anders, als zu Günthers oder Schubarts Zeit“ ein deutscher Dichter aussah, sah nach seinen eigenen Worten Heinrich Heine im Jahre 1839 aus, als ihn „im Zenith seines Fetts“ der junge Friedrich Pecht in Paris malen durfte. Ueber die Geschichte dieses Heine-Bildes und die Beziehungen des kürzlich verstorbenen münchner Kunstschriftstellers und Illustrators zu Heine teilt Gustav Karpeles (Allg. Ztg., Beil. 207) einiges mit. — Ueber Grabbe schreibt im Anschluß an Grisebachs neue kritische Ausgabe Hans Lambel (W. Abendp. 208); von seinem detmolder Landsmann Freiligrath und seiner um 10 Jahre älteren Jugendverlobten Karoline Schwollmann erzählt ein Artikel des Wiener Fremdenblatts („Eine Dichterliebe“; 233). — Grillparzers Tagebücher und Briefe in der neuen wohlfeilen Ausgabe des Verlages Cotta haben eine größere Studie von Alfred Klaar angeregt (Voss. Ztg. 425). — Mit Hebbels Nibelungen-Dramen beschäftigt sich O. Anwand (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 38). — Aus den ungedruckten Briefen Mörikes, deren Buchausgabe bevorsteht, spendet Rudolf Krauß einstweilen noch dies und das im voraus (Voss. Ztg. 435; Der Zeitgeist 37; Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 109). Das schon erwähnte Lebensbild Clara Mörikes von Harry Maync wird zu Ende geführt (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 37). — Julius Sahr greift die Frage von dem Verhältnis C. F. Meyers zum Deutschtum neuerdings auf („Das Deutschtum C. F. Meyers“, Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 111), um zu belegen, daß der schweizerische Dichter zwar in seiner ersten Lebenshälfte romanischem Wesen zuneigte, seit der Zeit der neuen Reichsgründung jedoch sich fest und fester zum Deutschtum bekannte. — Aus dem Nachlasse Hieronymus Lorms werden eine Anzahl Briefe, hauptsächlich solche von Ada Christen, in der „N. Fr. Presse“ (14018) erstmals mitgeteilt.

* *

Auf Ferdinand von Saars siebzigsten Geburtstag, der bei der Abfassung dieser Zeilen noch bevorstand, hatte vorläufig nur ein Feuilleton von Max Morold Bezug, das ausschließlich auf die dramatische Seite seines Schaffens eingeht („F. v. Saar als Dramatiker“, N. W. Tgbl. 249). — Ueber Maximilian Schmidt spricht im Anschluß an dessen zweibändige Selbstbiographie Moritz Necker (N. W. Tgbl. 252), der auch (ebenda 244) Wilhelmine von Hillerns neuen oberbayrischen Roman „Ein Sklave der Freiheit“ bespricht und dahin beurteilt: er komme um mindestens ein Menschenalter zu spät und könnte ebensogut auch von der im Alter fromm gewordenen Gräfin Hahn-Hahn geschrieben sein. — Im Gegensatze zu dieser zurückgebliebenen süddeutschen Erzählerin wird uns die Norddeutsche Hedwig Dohm, die kürzlich ihr siebzigstes Lebensjahr vollendet hat, von Anna Pappritz als ein durchaus moderner, noch immer kampffroher Geist gefeiert (W. Zeit 338). — Eine neue Lyrikerin, Luise Koch, deren kürzlich in Wien erschienene „Gedichte“ von dem Ringen und Kämpfen einer Mädchenseele erzählen, führt ein Feuilleton von Dr. Karl Huffnagl empfehlend ein (W. Dtsch. Ztg. 11379). — Einen Besuch bei dem vielbesuchten Gustav Frenssen schildert Dr. Ralph Meyer in den „Hamb. Nachr.“ (Litt.-Beil. 37, 38), und in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 212) rühmt ein Artikel von Sigmund Schott die „Briefe, die ihn nicht erreichten“.

* *

Zu den mancherlei litterarischen Streitfragen gehörte ehedem auch die Gil Blas-Frage. Nachdem zuerst Voltaire den Roman Lesages als ein Plagiat aus dem Spanischen bezeichnet und sich die spanische National-Eitelkeit der Sache im gleichen Sinne bemächtigt hatte, wurde viel Tinte im Laufe der Zeit dafür und dawider verschrieben, bis schließlich Lesage vollständig gerechtfertigt aus dem Streit hervorging. Das letzte Wort in der Angelegenheit hatte 1890 Jules Claretie mit seinem „Essai sur Lesage“ gesprochen: danach hat Lesage wohl für den Gil Blas, wie für seine anderen Werke gelegentliche Anleihen bei spanischen Erzählungen und Komödien gemacht, der Roman als Ganzes aber ist nach Form und Inhalt ein Erzeugnis seines Geistes und autochthoner Besitz der französischen Litteratur. Eine andere Frage ist die, wie weit Lesage seinen Vorgängern im eigenen Lande gegenüber auf Originalität Anspruch hat: an diesem Punkte setzt eine Studie von Dr. Fritz Friedrich ein („Gil Blas in litterarhistorischem Zusammenhang“, Allg. Ztg., Beil. 208, 209), die den Fortschritt Lesages über seine Vorgänger hinaus hauptsächlich in der größeren Anständigkeit der Sprache und Feinheit des Stils, nicht aber in der Komposition findet. — Von der greisen Vertreterin einer entschwundenen französischen Litteraturepoche, der kürzlich auf den Tod erkrankten Prinzessin Mathilde, giebt Georg Brandes im „Tag“ (443) ein interessantes Charakterbild. Die 1820 geborene Tochter König Jérômes und Cousine Napoleons III. war bekanntlich eine Freundin und Förderin zahlreicher Schriftsteller und Künstler, und ihr Salon vereinte lange Jahre die geistige Elite der Seinestadt. Sainte-Beuve war ihr intimer Freund, Alexander Dumas stand ihr nahe, Gautier berief sie zu ihrem Bibliothekar, als er in Not war, zu Flaubert und den Goncourts unterhielt sie freundschaftliche Beziehungen. In den Tagebüchern und Briefen dieser letzteren sowie Sainte-Beuves ist viel über sie zu lesen. „In den letzten vierzig Jahren,“ sagt Brandes, „hat keine Prinzessin, welchen Landes immer, es so verstanden, die ausgezeichneten Männer ihrer Zeit an sich zu fesseln, kameradschaftlich mit ihnen zu verkehren, ihnen nützlich zu sein und sie mit Menschen zusammenzuführen, die fördernd auf sie wirken konnten, wie diese letzte Große aus dem Geschlecht Napoleons.“ — Von Sainte-Beuve handelt auch ein Kapitel in Hans Lindaus Buch „Abende in Versailles“, über das sich S. Samosch (Nat.-Ztg. 500) rühmend äußert. — Rudolf Lothar schreibt über Willys neuesten, bereits durch einen Unsittlichkeitsprozeß berühmten Roman „La maitresse du Prince Jean“ (N. Fr. Pr. 14018). Er betitelt sein Feuilleton „Die Grenze“ und erläutert dies dahin: „Willy hat entschieden eine Grenze erreicht. Weiter geht es nicht. Nackter als nackt kann man schließlich nicht sein.“ Immerhin seien seine Romane weder laszív, noch lüstern, noch zweideutig; sie seien nicht unmoralisch, sondern amoralisch. — Ein Nachklang zur Emerson-Feier ist A. von Endes Aufsatz „Emerson und der Amerikaner der Gegenwart“ (Allg. Ztg., Beil. 207). — Das kleine Auslesebuch „Arbeiten und nicht verzweifeln“, das aus Carlyles Werken zusammengestellt und vom Verlag Langewiesche in Düsseldorf herausgegeben worden ist, wird in demselben Blatte (209) sehr warm empfohlen. — Auf Carlyles Eheschicksal werfen die kürzlich in London erschienenen zwei Briefbände von Jane Welsh Carlyle neues Licht: Frieda Strindberg, die diese Publikation in der „N. Fr. Pr.“ (14025) anzeigt, entnimmt ihr den Beweis, daß Carlyle an dem Unglück seiner Ehe durchaus schuldlos gewesen sei. — Von skandinavischen Büchern wurden Björnsons „Auf Gottes Wegen“ (N. Fr. Pr. 14025), Selma Lagerlöfs „Jerusalem II“ (Oskar Levertin; ebenda), die Romane „Das Kind“ von Karin Michaelis und Geijerstams „Buch vom Brüderchen“ („Zwei Dichtungen vom Kinde“; Paul Wiegler in der „N. Zür. Ztg.“ 258) besprochen. — Einen Essai über Multatuli aus Erich Schlaikjers Feder, der sich über den holländischen Dichterdenker bei aller Bewunderung seines Temperaments und seiner Phantasie kritischer äußert, als die meisten sonstigen Stimmen, enthielt die „Tgl. Rundsch.“ (U.-Beil. 219, 221); einen andern über

Georges Rodenbach von Paul Ernst das „Berl. Tagebl.“ (460), wobei über den „gefährlichen Alexandrinismus“ in Rodenbachs femininer Kunst ziemlich hart geurteilt wird (s. unten Sp. 137). — Günstiger spricht sich über das neueste Werk eines anderen modernen Alexandriners, über D'Annunzios „Laudi“, deren erster von sieben Bänden seit kurzem vorliegt (vgl. LE V, 1346), L'Italico in der wiener „Zeit“ (347) aus. — Die bevorstehende hundertste Wiederkehr von Alfieris Sterbetag hat eine historische Porträtskizze seiner langjährigen Freundin Gräfin Luise von Albany von Hermann Ludwig veranlaßt („Alfieris Muse“, Hannov. Cour., Sonnt.-Beil. 666). — Zwei Tolstoi-Beiträge mögen den Beschluß dieser Uebersicht bilden: „Tolstois Sozialismus“ von Dr. Adolf Heß (Kiel. Ztg. 21797) und „Leo Tolstois Einfluß in Frankreich“ von Edmond Jaloux (Prag. Tgbl. 250). Jaloux stellt u. a. fest, daß von den modernen französischen Autoren besonders Bourget, Eduard Rod, die Dramen Lemaitres, der Brüder Margueritte, Emile Zolas spätere Werke, manches von Paul Adam, Anatole France, J.-H. Rosny den Einfluß Tolstois erkennen lassen, der jedoch durch den immer stärker werdenden Einfluß von Nietzsches Anschauungen verdrängt zu werden drohe.

J. E.

„Briefe Heinrich v. Treitschkes an Wilhelm Hofmeister.“ Mitgeteilt von Heinz Abel (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 38).

„Indische Dramatik.“ [L. v. Schroeder, Kalidasa.] Von Richard Böhme (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 37).

„Japanisches Theater.“ Von Anna Grasmann Henle (Augsb. Abd.-Ztg., D. Sammler 109).

„Ist das Hildebrandslied deutsch oder englisch?“ Von Hermann Jantzen (Allg. Ztg., Beil. 209).

„Heinrich Theodor Rötscher.“ Gedenkblätter von E. Schröder (Voss. Ztg. 441). — „Heinrich Theodor Rötscher.“ Ein Gedenkblatt von Ernst Kreowski (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 220).

„Vergleichende Litteraturgeschichte.“ [Louis P. Betz, Studien.] Von J. Sittard (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 18).

„Der Traumpilger Ernest Renan.“ Von H. Wittmann (N. Fr. Presse 14029).

Echo der Zeitschriften

Freistatt. (München.) V, 37. Die kleine Philippika, die Karl Spitteler neulich gegen die angeblichen Goethefetischisten und Schillerverkleinerer gerichtet hatte (vgl. LE V, 1729 und im vorigen Heft Sp. 39), wird von Leo Feld („Der degradierte Schiller“) mit einigem Sarkasmus pariert und zur Rechtfertigung der zeitweiligen Zurücksetzung Schillers bemerkt: „Schiller ist wohl der größte Artist, den die deutsche Litteratur besitzt. Seine architektonische Kunst, seine Gewalt des Wortes und der Szene sind ohnegleichen in unserer Litteratur. Aber was hatte die Jugend um 1890 mit dieser künstlerischen Kultur zu schaffen? Sie wollte ja heraus aus den erstickenden Formen eines Litteraturmechanismus und wieder die frische Luft des Lebens spüren! Was konnte der Meister des deutschen Dramas denen sagen, die nach ‚Dokumenten des Lebens‘ suchten — der glanzvolle Künstler des Wortes denen, die nach den elementaren Lauten der Natur horchten, die für ein wurzelhaftes Wort des Dialektes empfindlicher waren, als für die höchste musikalische Pracht der dichterischen Rede? Wir wissen heute, wie wertvoll, wie unabweislich dieser unbedingte Naturalismus für unsere Kunst war. Er bedeutete die Wiedergeburt des litterarischen Geistes in Deutschland. Er brachte dem deutschen Drama neue Lebenswärme. Es war ein stürmischer, zerstörender Frühling — aber er hat den Boden wieder fruchtbar gemacht. Begreiflich, daß dieser bilderstürmerische Trotz zunächst gegen Schiller sich richten mußte. Was man am heißesten verlangte, das gab er am wenigsten: Unmittelbarkeit und Reichtum des Lebens. Was er geben konnte, in strömender Fülle geben konnte, das fand keine Freunde. Es war ja eine Zeit abenteuernder Barbarei, die Zeit der Auflösung aller Formen — was konnte ihr dieses Erbe einer strengen und hohen Kunstepoche bedeuten?“ Im weiteren wird dann ausgeführt, wie im Gegensatz hierzu gerade Goethe der Generation jener jüngsten Litteraturepoche näher und größer erscheinen und warum und wieso die Schätzung Schillers allmählich zurückkehren mußte. Aber Schiller bleibt uns immer nur der große Dichter, Goethe ist uns der große Mensch, in dessen Wesen die Dichtung nur eine Provinz bedeutet. — Gustav Falke in seiner Eigenschaft als Märchendichter behandelt eine Studie von A. K. T. Tielo (38). Die Märchenkomödie „Putzi“ und der neue Märchenband „Aus Muckimacks Reich“ (s. Sp. 20) haben neuerdings Falkes besondere Begabung für die Märchendichtung erwiesen. — Aus früheren Heften sind Charakteristiken Wilhelm Holzamers von Hans Benzmann (32), Ludwig Thomas von Wilhelm Michel (35) und Wilhelm Bölsches von Th. Achelis (36) nachzutragen. — In Nr. 28 nimmt Adolf Dannegger Arthur Schnitzlers „Reigen“ (aus dem drei Dialoge in München auf die Bühne gebracht worden waren) gegen die „moralseligen Rezensenten“ in Schutz, die das Buch als frivol angegriffen hatten. — Richard Schaukal („Eine Schloßgeschichte“, Nr. 31) begeistert sich für Graf Keyserlings „Beate und Mareile“ und nennt den Roman „das Buch, das wir Deutsche bisher noch nicht besaßen“, ein Buch, das „Stil“ habe, was man nur von ganz wenig neueren deutschen Büchern sagen könne. — Dem Gebiete des praktischen Theaters gehören Dr. Carl Hagemanns Aufsatz „Von den Ausdrucksmitteln des Schauspielers“ (30, 31) und J. Georg Stollbergs, des münchner Theaterdirektors Auslassungen über Regieführung an (34), die den Mangel an geschulten, modernen Regisseuren beklagen.

Magazin für Litteratur. (Leipzig.) LXXII, 2. Juliheft. Außer einem belanglosen, bisher unveröffentlichten Briefe Wielands (Weimar, den 6. May 1788) enthält das 2. Juliheft drei Aufsätze zur modernen Litteratur. Karl Friedrich Nowak schildert „Rudolf Lothar als Dramatiker“ und weist auf einen charakteristischen Zug von vornherein hin: so litterarisch sich Lothar in seinen Essais gebe, so wenig sei er es in seinen Büchern, so künstlerisch sei der Dichter. „Ueberhaupt diese Bücher! Wie Lothar sie geschrieben, ist meist grotesker Leichtsinn, häufig sind sie Versprechungen, Ergebnis einer plötzlichen Laune, eines geistreichen Einfalles, immer aber sind sie entstanden, weil Lothar etwas zu sagen hatte. Da war ihm die Form höchst gleichgültig: Strömungen haben ihn nie berührt . . . Will Lothar eine Idee bekleiden, achtet er keiner technischen Einwände. Er häuft Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, er erinnert sich des Monologs, konstruiert unerhörte Dialoge, und die Theaterdirektoren legen das Manuskript aus den Händen. Lothar aber lächelt: er wird es das nächste Mal nicht anders machen…“ — Die fünf abenteuerlichen Geschichten aus einem fernen Inselreich, die Franz Servaes unter dem Titel „Die Karraborrier“ geschrieben hat, analysiert J. Hegner. Sie gelten ihm als „Erzeugnis der stillen Kunst, die fern vom dreckigen Leben heilige Hallen und Gemächer baut“ . . . Da liegen „weiche Teppiche, auf denen zu ruhen ist wie auf kühlen Mädchenleibern. Und ein Dunkel haben sie, das die Seelen liebkost, wie dünne Mädchenfinger die Stirnen der Geliebten, ein Dunkel, das die Schleierfarben der Dämmerung in sich schließt, in dem aber auch dann und wann ein Farbenbündel der Lust und der tollen Freude aufbrennt, das Dunkel auffrißt und in strahlender Selbstherrlichkeit die Seelen aufstachelt. Da beginnen dann die Farben einen bedeutsamen Tanz zu drehen, einen Tanz der Behutsamkeit und Feierlichkeit

und ballen sich in zauberischer Anordnung zu biegsamen Gestalten, die in wiegendem Leben erzittern. Und Worte tönen auf. Perlen, Onyx, Goldbrokat ... Zuweilen hat die Melodie Anklänge an den lieben verrückten Paul Scheerbart. Doch würden Anklänge sein, wenn nicht die Saiten zu den Anklängen in Servaes wären? Sie würden nicht sein! Also ist doch alles ureigen." — „In Sachen Jörn Uhl" ergreift Richard Schaukal das Wort, in noch schärferer Tonart, als es an dieser Stelle Wilhelm Gittermann (LE V, 204 ff.) gethan hat. „Jörn Uhl ist das schwerfällige, umständliche, langweilige, mühsame Werk eines Talentes — sagen wir ‚zweiten' Grades ... Sind wir so achtlos an den ungeheuren technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte vorübergegangen, daß wir ein derartiges unbewegliches Monstrum als Non plus ultra der deutschen Erzählungskunst anzustaunen uns bemüßigt fühlen?" Wir lassen uns allzu leicht imponieren, darin faßt Schaukal unsern „litterarischen Jammer" zusammen. — Im zweiten Augustheft spricht Paul Wiegler von dem „Beispiel Stendhals", von dem jeder lernen müsse, der „heute in Stendhal — der Ermüdung, der Feigheit zum Trotz — nicht eine erfüllte, vergangene, abstruse, sondern eine zu erfüllende, kommende, lichte Aufgabe der Sittlichkeit erblickt." — Georg Nordensvan behandelt ebendort „Strindbergs drei Märchenspiele" (Die Kronbraut, Schwanenweiß und das Traumspiel), und J. Löwenberg beginnt einen Aufsatz über „Unsere Volksmärchen", der im ersten Septemberheft abgeschlossen wird. — Hier greift Ernst Schur wieder das Thema Strindberg auf, um das Wesen dieses Menschen zu ergründen, und Alexander Donibrowsky liefert eine längere günstige Besprechung von Ricarda Huchs letztem Roman: Vita somnium breve. — Zu notieren bleibt ferner eine längere persönliche Entgegnung Richard Schaukals auf die gegen ihn gerichteten Bemerkungen von Richard M. Meyer im „Litt. Echo" (s. „Schriftsteller und Kritiker" im zweiten Juliheft d. J.).

Nord und Süd. (Breslau.) Heft 319. Den „kühnsten und tiefsten Seelenanalytiker, den Deutschland gegenwärtig besitzt", nennt Oscar Wilda den Schlesier Hermann Stehr, dessen Schaffen er in einem zusammenfassenden Essai betrachtet. Von Stehr erschienen bisher die vier Prosa-Bände: „Auf Leben und Tod", „Der Schindelmacher", „Leonore Griebel" und neuestens „Das letzte Kind". Als einzige Vorläufer von Stehrs realistisch-psychologischer Erzählungskunst will Wilda Otto Ludwig mit der Novelle „Zwischen Himmel und Erde", ferner Dostojewski und den Deutsch-Polen Stanislas Przybyszewski angesehen wissen. Nach dem Erscheinen seiner Novelle „Der Graveur" (in dem ersten der vier Bände) soll sein Landsmann Gerhart Hauptmann gesagt haben: „Der hat uns schön in den Sand geworfen". Das immer wiederkehrende Grundmotiv aller Erzählungen Stehrs ist das Ringen um ein Loskommen von einer alten und um Gewinnung einer neuen inneren Existenz. Der Roman „Leonore Griebel" ist das ausgreifendste und reichste Werk Stehrs, das nur an einer stilistischen Ueberladung mit absonderlichen, malenden Beiworten, Bildern und Personifikationen leidet, wie denn auch sonst das Bestreben, Lebloses zu verlebendigen, die Dinge der Natur zu beseelen und zu personifizieren, für seine Darstellungsweise charakteristisch ist. „Etwas mühsam, hartnäckig Ringendes, ein verbissenes Keuchen unter schwerem Druck, eine nach Licht und Luft angstvoll drängende Beklommenheit, ein wildes Stoßen gegen enge, fühllose Kerkerwände, zuweilen ein wütendes Aufbäumen — das ist der Eindruck, den man aus Stehrs Schöpfungen empfängt ... Seine Werke predigen die Gebundenheit der Kreatur, die Unfreiheit des menschlichen Willens, der an seinen Ketten zerrt ... Das Ende ist stets physischer oder seelischer Tod, Selbstmord oder Wahnsinn." Diesen Winter soll ein großer schlesischer Roman und ein fünfaktiges Drama von Stehr erscheinen. Ueber seinen Lebensgang ist mitzuteilen, daß er 1864 als Kind eines Sattlers in Habelschwerdt geboren wurde und nach dem Besuch von Volksschule und Präparanden-Anstalt für vier Jahre auf das Lehrerseminar seiner Vaterstadt kam. Seit 1885 war er in verschiedenen Dörfern Schlesiens als Volksschullehrer thätig. — „Das Wesen des Genies nach der Auffassung Kants und Schillers" erläutert im selben Hefte Bruno Bauch (Freiburg i. B.).

Die Zeit. (Wien.) 467. In einem Essai über Ludwig Thoma, den Peter Schlemihl des Simplizissimus und Verfasser der Bauerngeschichten „Agricola" und „Die Hochzeit" spricht Wilhelm Michel über die derzeitige Wegunsicherheit und Stilwirrnis unserer litterarischen Kultur und behauptet: „daß heute in Wedekinds ‚Erdgeist' und der ‚Büchse der Pandora' tausendmal mehr Zeitinhalt steckt, als in Hauptmanns gesamtem Schaffen, und daß ein einziges Blatt von Th. Th. Heine im ‚Simplizissimus' ganze Schocks von pomadigen Leinwanden aufwiegt, die sich an den Wänden irgend eines königlichen Musentempels herumräkeln. Das heißt ferner, daß die Linie der Kulturentwicklung eher über eine Tageszeitung, als über manchen dickleibigen Roman führt, und daß die ‚Woche' vielleicht sicherer ins Heiligtum der Ewigkeit dringt als der ‚Pan' seligen Angedenkens. Das heißt zuguterletzt, daß sich in der anspruchslosen Mußestundenkunst Ludwig Thomas eine ganze Fülle von Gegenwart und zuckendem Leben zusammendrängt, für das die Kunst sogenannten großen Stils keine Unterkunft bietet." Peter Schlemihls Feindschaft gilt der Phrase in allen ihren Verwandlungen. „Sie gilt dem Widerspruch zwischen Worten und Werken, zwischen Schale und Kern, jenem Widerspruch zwischen äußerem Prunk und innerer Erbärmlichkeit, der uns aus tausend Erscheinungen unserer zwischen Nacht und Tag stehenden Kultur entgegengrinst... Die beiden Bändchen (‚Grobheiten' und ‚Neue Grobheiten') enthalten eine fast vollständige Phänomenologie der patentierten Verlogenheit, als deren bestgehaßten Träger Thoma auf Schritt und Tritt das Spießbürgertum festnagelt." — Robert Kohlrausch erzählt von einem Ausflug in die römische Campagna, wo er auf der Stätte des einst zerstörten Corioli den Spuren von Shaksperes „Coriolan" nachging. Diese und eine Reihe früherer ähnlicher Arbeiten, die sich mit den Schauplätzen von Shaksperes Dramen beschäftigen, sind soeben (bei Robert Lutz, Stuttgart) gesammelt erschienen. — Im vorhergehenden Heft (466) gilt ein Aufsatz von M. v. Berthof den „Briefen, die ihn nicht erreichten" und ein anderer von Mathias Acher Hermann Heijermans Schauspiel „Ghetto", das zwar für bühnenwirksam erklärt wird, sich aber mit seiner Schwarz-in-Schwarz-Malerei weit von jeder Wirklichkeit entfernt halte.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VII, 6. In einer Zusammenstellung von „Totentänzen neuerer Zeit" geht Dr. Leopold Hirschberg-Berlin auch auf die dichterischen Werke dieser Gattung ein. 1831 erschien Ludwig Bechsteins „Totentanz", ein Cyklus von 48 Gedichten zu ebenso vielen Kupferstichen nach Holbein. Zwei Jahre später veröffentlicht Bechsteins Freund, Eduard Duller, ein ähnliches Werk „Freund Hein, Grotesken und Phantasmagorieen" (Stuttgart, Hallberger, 1833), das heute eine gesuchte Rarität bildet, weil es mit Holzschnitten von Moritz v. Schwind aus dessen erster Zeit geziert ist. Der Text besteht aus einer Reihe lose an einander gefügter Gedichte, Intermezzos und Prosastücke. Auch Franz Kugler ließ in seinem, von ihm selbst illustrierten „Skizzenbuch" 1830 „Szenen eines Totentanzes" erscheinen. Gleich Kugler Dichter und Maler in einer Person war der bayrische Kinder- und Volksdichter Graf Pocci (1807—76), der Reisebegleiter und Hofmusikintendant der Könige Ludwig I. und Maximilian I. Seine „Totentänze" kamen 1857, ein reich illustrierter „Totentanz in Bildern und Sprüchen" 1862 heraus. Den

Text zu Rethels berühmten sechs Blättern „Auch ein Totentanz“ (Leipzig 1849), der eine ausgesprochene zeitpolitische Tendenz zeigt, hat Robert Reinick verfaßt. Ferner macht Hirschberg auf ein totentanzartiges Prosawerk aufmerksam: „Der Herr von Rumpelmeier“ von Karl Weisflog, einem der begabtesten, aber heute verschollenen Hoffmannianer. Es erschien 1827 in Hells Abendzeitung (Dresden) und später, elf Jahre nach Weisflogs Tode, in der Sammlung „Phantasiestücke und Historien“, Band IX (Dresden und Leipzig 1839). Auf die jüngsten Totentanzdichtungen von Hofmannsthal, Marx Möller, Eberhard König u. a. geht der Aufsatz nicht mehr ein, dagegen behandelt er in einem Anhange die dichterische Behandlung der Sage vom „Gevatter Tod“, wie sie Grimms und Bechsteins Hausmärchen erzählen. Bechstein hat den Stoff zu einer eigenen Novelle („Herr Gevatter“, 1835) und ferner zu einem größeren sechsteiligen Gedicht gestaltet, zu dem Pocci die Kunstblätter entwarf (s. Pocci, Geschichten und Lieder in Bildern, München 1843). Pocci selbst hat ihn in einem Volksschauspiele „Gevatter Tod“ (München 1855) behandelt, ebenso unter demselben Titel Otto Roquette (Stuttgart 1873). Zu nennen wäre auch Freiligraths Gedicht „Rotkäppchen“, zu dem ihn eine Silhouette Konewkas anregte (1873). Eine ganz vergessene Märchennovelle „Gevatter Tod“, die in zwei Bänden 1838 zu Hamburg erschien, hatte den f. Z. im Elend verkommenen Vetter Heinrich Heines Dr. Hermann Schiff, zum Verfasser (vgl. LE III, 1190). — Hans Müller-Brauel erzählt von der größten plattdeutschen Bücherei der Welt. Sie gehörte dem 1867 mit sechzehn Jahren nach Amerika ausgewanderten und im Februar d. J. in Hannover verstorbenen Maler Martin Börsmann und wurde von 1874 ab unter ständigem Beirat Klaus Groths, mit dem Börsmann Jahre lang korrespondierte, gesammelt. Bei Börsmanns Tode umfaßte sie über 3000 Nummern; jetzt ist die Stadt Hannover ihre Besitzerin. — Neues historisches Material über den berühmten Doktor Eisenbart, dessen Marktschreierei und Kurpfuscherei ihn sprichwörtlich gemacht hat, stellt Dr. Arthur Kopp zusammen. Johann Andreas Eisenbart lebte von 1661—1727 und war zuletzt „kgl. großbritannischer und kurfstl. braunschweigisch-lüneburgischer Landvogt, sowie kgl. preußischer Rat und Hofokulist“. Er war der erste Kurpfuscher, der die damals noch in ihren Anfängen stehenden Zeitungen zu Anpreisungen seiner Kuren und Heilmittel benutzte. Das Lied vom Doktor Eisenbart aber kam erst lange nach seinem Tode, anfangs des neunzehnten Jahrhunderts, in Umlauf.

Die Zukunft. (Berlin.) XI, 46. Von andauernder hypochondrischer Verstimmung gequält, hat Grillparzer in seiner Kunst nie die Befreiung von solcher Qual gefunden, hat nie aus gütiger Götterhand die Gabe empfangen, zu sagen, was er leiden mußte. Alles Subjektive verbannte er streng aus seiner wichtigsten, der dramatischen Kunstäußerung. Und so hatte er nur als Ablagerungsplätze für seine Leiden seine Gedichte und Epigramme, die, bei Lebzeiten nicht veröffentlicht, aus seiner stillen Junggesellenstube heraus, wie kurze Stoßseufzer, halb wehmütig, halb ironisch von seinem Gemütszustande berichten. „Grillparzers Epigramme“ — darauf weist Albert Geiger hin — geben uns so das Gesamtbild dieses Menschen, der sich in der Gegenwart nicht wohl fühlte und von der Zukunft nichts erhoffte, der ein „Gemisch von Vernunftwesen bis zur Pedanterie und Philistrosität und von Romantismus und Sensibilität“ war. Die Epigramme zeigen ihn in den Betrachtungen über Litteratur, Musik, Philosophie als reinen Aestheten, der für eine von sozialen und politischen Fragen erfüllte Zeit keinen Begriff und keine Wertung hat, der das Erfassen der Wirklichkeit, die Sättigung der Poesie mit gegenwärtigem, nicht idealisiertem Leben für die größte Gefahr hält. Da kommt sein „Widerwille gegen alles Demokratische, alles Demagogentum“ selbst darin zur Geltung, daß er vom Volkstümlichen in der Kunst nichts wissen will. Gegen alles, was ihm seine Poesie zerstören konnte, wandte sich Grillparzer in den Epigrammen. „So machte er denn auch gegen die Naturwissenschaft Front, ohne zu bedenken, daß sein großes Vorbild Goethe selbst sich in ihren Dienst gestellt hatte.“ Von ästhetischer Gesamtauffassung bedingt war auch Grillparzers Verhältnis zur Musik. Die Rhythmik der schönen Linie war ihm Ideal des Künstlers. „So läßt sich leicht erklären, daß er bei Beethovens ‚Neunter‘ nicht mehr recht mitkonnte ... und Wagners ‚Zukunftsmusik‘ gar war dem alten verdrießlichen Herrn ein wahrhaftes Monstrum, ein musikalisches Mondkalb, und in einer ganzen Reihe von pasquillenhaft bissigen Epigrammen hat er seinem Unmut über den neu auftauchenden Meister Luft gemacht.“ Ein wunderliches Gemisch vollends „von konservativem und fortschrittlichem Denken, Festhalten am Alten und Neuerungsbedürfnis“ bieten die politischen Epigramme, die deutlich zeigen, wie Grillparzer in alter und neuer Lage, vor und nach dem Jahre 48 gelitten hat. — Mit kurzen Strichen charakterisiert Renatus (51) „Die Schaubühne als industrielle Anstalt“ und fordert, daß man zwischen industriellem Drama und Kunstdrama scheide, jenes zugleich mit Verkehrsstörungen, Auktionen, Ueberschwemmungen und Selbstmorden ohne Mitleid, Rührung und Parteinahme auf den vierten Seiten der Tagesblätter anzeige und nur dieses kritisch würdige. „Der Kritiker aber wird nicht nur des ewigen Tadelns, Mäkelns und Schmähens, sondern auch eines erklecklichen Teiles seiner schweren Arbeit überhoben“ — und andrerseits: „Wenn ein Theaterunternehmer, ein Theaterschreiber und ein Publikum sich zu gemeinschaftlicher Geschäftsabwicklung vereinigen, warum muß damit a priori ein litterarischer Vorfall gegeben und litterarische Jurisdiktion zuständig sein?“

„Christiane Vulpius.“ Von Prof. Th. Achelis (Die Wage, Wien; VI, 39).

Carlot Gottfried Reuling.“ Von Alexander Burger (Hessenland, Kassel; XVII, 18).

„Hermann Hesse.“ Eine psychische Studie von Cesco Como (Deutsche Heimat, Berlin; VI, 50).

„Goethes Jugendsprache.“ [St. Waetzoldt, Die Jugendsprache Goethes, Goethe und die Romantik.] Von Max Grunwald (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXI, 51).

„Ein Wort für Theaterschulen.“ Von Paul Legband (Rheinische Musik- und Theater-Zeitung, Köln; IV, 38 u. 39).

„Jugendlitteratur und Sozialismus.“ Von Richard Levy (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXI, 50).

„Die Frau beim Theater.“ Von Nina Carnegie Mardon (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXI, 51). „Ich sehe drei Momente, die fortschritthemmend wirken und die soziale Stellung der Bühnenkünstlerin herabsetzen: die trostlosen Arbeitsbedingungen des Berufs, das Vorurteil der Menge, das die Person entwertet, und die übermäßig starke Konkurrenz auf diesem Arbeitsfeld. Aber von diesen drei Momenten ist keines vereinzelt, sie sind immer mit einander verbunden und korrelativ.“

„Horacker von Wilhelm Raabe.“ Studie von A. Schaab (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VII, 12).

„Goethes Sämtliche Werke.“ [Jubiläums-Ausgabe.] Angezeigt von Albert Warncke (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VII, 12).

„Kulturaufgaben.“ Zur Frage der deutschen Goethebünde. Von J. Wiegand (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; III, 12). Will die Oeffentlichkeit „einmal wieder auf die deutschen Goethebünde hinlenken, die uns — nachdem sie jetzt endlich willens sind, entschlossen und geschlossen in ihren Bestrebungen vorzugehen — durchaus als ein vertrauensvoller Faktor erscheinen, der kulturellen und künstlerischen Hebung der breiten Volksschichten zu dienen“.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die Festlichkeiten, die zu Ehren des Dichters Brizeux, bei Gelegenheit seines hundertsten Geburtstages, in seiner Vaterstadt Lorient stattgefunden haben, sind fast unbemerkt vorübergegangen. Das kam daher, weil an demselben Tage (13. September) und in derselben Gegend ein anderer Bretone gefeiert wurde, der den Vorteil der offiziellen Huldigungen für sich hatte, Ernest Renan. Brizeux ist der einzige große Versdichter der Bretagne, die so viele gute Prosa-Schriftsteller hervorgebracht hat — Abälard, Lamennais, Chateaubriand, Renan, um nur die wichtigsten zu nennen. In Brizeux Lyrik lebt die schlichte Einfachheit dieser Küstengegend. Sein lyrischer Roman „Marie“ war eines der Lieblingsbücher Renans, und als die Stadt Lorient 1888 ihrem großen Sohne ein Denkmal setzte, ließ es sich der damals schon kränkelnde Philosoph nicht nehmen, die Einweihungsrede zu halten.

Ueber Renan ist in den vergangenen Wochen viel geschrieben worden. Aus den entlegensten Winkeln seiner Werke sind Gedanken hervorgeholt worden, um diese oder jene Weltanschauung zu rechtfertigen. Am richtigsten werden jedenfalls die Urteile derjenigen sein, die ihn genau gekannt haben. So sucht Michel Bréal in seinen „Notes sur Ernest Renan“ in der „Revue de Paris“ (15. September) ein klares Bild von dem Gedankenkreis des großen Polemikers zu gewinnen. Renan war ein entschiedener Gegner der Gleichheitsidee, wie sie von den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts vertreten wurde. Die Ungleichheit, meinte er, sei unumgänglich notwendig, um zur Freiheit zu gelangen. Als Feind jeder Revolution behandelte er auch die Kirche mit zarten Händen, aber er war ihr deshalb nicht minder gefährlich. Trotz seiner antidemokratischen Denkweise, meint Bréal, gehört Renan zu den Verfechtern der modernen Idee, da zwei Ereignisse seines Lebens auf seine Entwicklung bestimmend wirkten: er trat aus der katholischen Kirche aus und wurde durch die Reaktion des zweiten Kaiserreichs aus seiner Lehrthätigkeit vertrieben. Um sein politisches Bekenntnis zu verstehen, müsse man sein Buch „La Réforme intellectuelle et morale“ lesen, das gleich nach dem siebziger Kriege entstanden ist. Längere Fragmente aus diesem Werke, die die „Action française“ (15. September) bringt, lassen noch viel deutlicher, als es Bréal eingestehen will, die durchaus aristokratische und royalistische Gesinnung Renans erkennen, sodaß eine populäre Huldigung auf jeden Fall befremden muß.

Im ersten Septemberheft der „Revue de Paris“ schreibt André Beaunier einen längeren Aufsatz über Paul Adam, dessen schriftstellerische Thätigkeit er in ihrer Mannigfaltigkeit zu charakterisieren sucht. Er verfolgt die Entwicklung des „Polygraphen“ vom krassesten Naturalismus durch die Unarten der Symbolisten hindurch bis zum historischen Rassen-Roman. — Leopold Lacour bespricht die verschiedenen Aufführungen, die dieses Jahr im antiken Theater zu Orange stattfanden. Drei verschiedene Unternehmungen haben sich diesmal um den Vorrang gestritten, und es wäre wünschenswert, daß eine einheitliche Direktion sich endlich der Bühne bemächtigte, um dort, mit erweitertem Programm, alljährliche Festspiele zu veranstalten. — Außer dem genannten Renan-Artikel bringt das zweite Septemberheft derselben Zeitschrift aus der Feder von Ernest Seillière eine längere Besprechung von F. A. Beyerleins Roman „Jena oder Sedan?“, die ähnliche französische Werke, wie Descaves „Sous-offs“ oder Abel Hermants „Cavalier Miserey“ zum Vergleiche heranzieht. — „Le Roman-Feuilleton et l'esprit populaire“ nennt sich eine Studie von Maurice Talmeyr in der „Revue des deux Mondes“ (1. September), der die Koryphäen dieses Genres Revue passieren läßt: Eugène Sue mit seinem „Juif errant“ und seinen „Mystères de Paris“, Alex Dumas père mit den „Mousquetaires“, Ponson du Terrail, Paul Féval. Der Verfasser zeigt, wie wenig in ihren Elaboraten eine allgemein menschliche, ideale Moral verteidigt wird. — A. Suarès versucht sich in einem psychologischen Essai über Ibsen (15. August und 15. September). Er untersucht die Hauptgedanken des großen Skandinaviers und folgt ihm dann „auf den Bollwerken der Intelligenz“. Eine Parallele mit Tolstoi ist besonders gut gelungen. — René Doumic behandelt die letzten Jahre Chateaubriands, nach einem Werke von Edmond Biré (Les dernières années de Chateaubriand; Paris, Garnier 1903).

Die „Revue (des Revues)“ (1. September) druckt einen Artikel von Manuel Ugarte ab, der den Einfluß der französischen Litteratur in Spanien zum Gegenstande hat. „Spanien atmet durch die Pyrenäen.“ Was ihm von ausländischem Schrifttum bekannt wird, kommt ihm auf dem Wege über Frankreich zu. — Vom Briefwechsel der Frau von Staël mit dem Herzog von Palmella werden neue Auszüge gegeben. — Ferner erzählt der Dichter Adolphe Retté seine Erinnerungen aus der Zeit des Symbolismus (15. September). Sehr hübsch schildert er die Gründung verschiedener totgeborener Zeitschriften wie „La Cravache“, „La Vogue“ u. a. und führt uns in die Kreise ihrer Mitarbeiter ein. Die ersten Regungen der neuen Schule stammen schon aus dem Anfang der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. — Die Gebrüder Marius und Ary Leblond versuchen aus den letzten Romanen der Rosny eine „épopée évolutionniste de l'énergie humaine“ zu entwickeln. Unter dem Einflusse angelsächsischer Anschauungen sind diese Schriftsteller zu einer Lebensphilosophie gekommen, die in Widerspruch zu dem herrschenden Epikureismus in Frankreich steht. — Dem russischen Dichter Wladimir Korolenko, der kürzlich seinen 50. Geburtstag feierte, widmet G. Savitch einen begeisterten Aufsatz. — Léon Séché giebt auch hier Fragmente aus seinen Beiträgen zur Kenntnis der französischen Romantik. Diesmal behandelt er das rein platonische Verhältnis zwischen Sainte-Beuve und Madame d'Arbouville. Fast zehn Jahre lang, von der Rückkehr des Essayisten aus Lausanne, bis zum Tode der Freundin (1850), wurde der Verkehr kaum unterbrochen. Sainte-Beuve schrieb darüber einen kleinen Roman: „Le Clou d'or“, der wenig bekannt ist. — Im „Mercure de France“ (September) fährt derselbe Verfasser fort, ungedruckte Dokumente über die Romantiker mitzuteilen. Die Briefe Alfred Tattets an U. Guttinguer führen uns Musset, Hugo, Vigny, Sainte-Beuve und andere im alltäglichen Leben vor. — Dem verstorbenen englischen Publizisten W. E. Henley widmet Henry D. Davray einen sehr warmen Nekrolog. Einen bleibenden Wert gewinne er hauptsächlich durch den großen Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausübte. „Henley a été essentiellement un fécondateur“ schreibt Marcel Schwob, der ihn sehr intim gekannt hat. „Er hat Stevenson und Kipling viele Ideen mitgeteilt, er war es, der Wells und Morrison entdeckte.“ Als er am 13. Juli starb, war er noch nicht vierundfünfzig Jahre alt. Rodin hat seine Büste modelliert. — „Le Réalité amoureuse“ betitelt sich ein neuer philosophischer Versuch von Jules de Gaultier, der hauptsächlich Charles Maurras „Amants de Venise“ zum Thema hat. — Léon Bloy greift mit bissigen Worten die „letzten Säulen der Kirche“ Coppée und Brunetière an und behauptet, als guter Katholik müsse er sie verwerfen.

Das zweite August-Heft der „Nouvelle Revue“ enthält Briefe von Villiers de l'Isle-Adam an Charles Baudelaire. Im folgenden schildert Jean Canora das „Apostolat“ des Positivisten Pierre Laffite, des Lieblingsschülers und Nachfolgers Auguste Comtes.

Gustave Kahn schreibt über Anthologieen, bei Gelegenheit einer Sammlung französischer Lyriker für die belgischen Schulen von Fonsny und Van Dooren. — Frédéric Loliée führt in der „Revue Bleue“ (5. September) seine „Portraits universitaires“ weiter und behandelt Octave Gréard, den typischen Vertreter der litterarischen Akademiker. Ihm verdankt Frankreich hauptsächlich die Neuschaffung der Universitäten, und deshalb wird ihn wohl die Académie française in ihre Reihen gewählt haben. — Ernest-Charles bespricht (12. September) eine Geschichte der hebräischen Litteratur, die wohl der zionistischen Bewegung ihr Entstehen verdankt (Nahum Slousch: „La Renaissance de la littérature hébraïque 1743—1885“).

Die Flut der Neuerscheinungen des französischen Buchhandels ist ins Stocken geraten. Genannt sei nur ein neuer Roman von André Theuriet: „Estève, amours et tribulations d'un jeune plumitif“, in der illustrierten Sammlung von Per Lamm. — Georges Bitoux veröffentlicht bei Schleicher ein Werk, das sich „Le Théâtre de l'Avenir“ betitelt (aménagement général mise en scène, trucs, machineries etc.“ steht als Untertitel auf dem Umschlage). — Als neunte Serie seiner Aufführungen im Volkstheater zu Bussang in den Vogesen hat Maurice Pottecher seine dreiaktige Komödie „A l'Ecu d'Argent“ dem Publikum vorgeführt. Das Stück erscheint in Buchform bei Ollendorff.

Paris. *Henri Albert.*

Belgischer Brief.

Das belgische Staatsblatt vom 21. August d. J. veröffentlicht den Bericht der Prüfungskommission für den dreijährigen Wettstreit belgischer dramatischer Litteratur in französischer Sprache (Periode 1900—1902). Mit vier gegen eine Stimme wurde der Preis Maurice Maeterlinck für seine „Monna Vanna“ zuerkannt. Eingehend wird in dem Berichte diese Auszeichnung begründet in einer eindringlichen, feinsinnigen Beurteilung des auch in Deutschland wohlbekannten Werkes. Auch die zwei dramatischen Märchen Maeterlincks: „Blaubart und Ariane“ und „Schwester Beatrice“, deren Veröffentlichung innerhalb des genannten Zeitraumes fällt, finden im Berichte ausführliche Berücksichtigung. Als das nächst „Monna Vanna“ zweitbeste Werk bezeichnet der Bericht das historische Drama „L'Imposteur magnanime“ von George Eekhoud, dessen Verdienste das „Litterarische Echo“ bereits hervorhob (vgl. V, 558 f.). Auch manche andere, bereits in dieser Zeitschrift besprochene Dramen von Picard, van Zype, Emile Verhaeren u. s. w. werden nach ihren Vorzügen und Schwächen abgewogen. Nur ein von der Kommission hochgeschätztes Werk — es wird ihm neben dem Drama von Eekhoud die zweite Rangstufe angewiesen — blieb bisher im „Litterarischen Echo“ unbesprochen, nämlich das nachgelassene Drama von Georges Rodenbach: „Le Mirage“. (Es wurde kürzlich unter dem Titel „Trugbild“ am berliner deutschen Theater aufgeführt und auf Sp. 137 dieses Heftes gewürdigt. D. Red.) In einer einleitenden, grundsätzlichen Auseinandersetzung über die Natur des Dramas wird in diesem amtlichen Bericht das rein Szenische, der rein dramatische Effekt als der fast ausschließliche Prüfstein für die Wertschätzung eines Dramas angegeben. Der Prüfungsrat, heißt es, befinde sich in der peinlichen Lage, ein Urteil über dramatische „Mumien“ abgeben zu müssen. Diesem Grundsatze entsprechend wird denn auch der Bühnenerfolg von „Monna Vanna“ als ein Hauptanlaß zur Preiskrönung angegeben. Ueber die Wandelbarkeit des Bühneneffektes, je nach dem Publikum, dem einzelnen Zuschauer und seiner augenblicklichen Stimmung, nach dem Ort und der Zeit, ja selbst nach dem Preise des Sitzes, den man im Theater einnimmt, wird etwas geistreichelnd geplaudert, und ganz dilettantisch läuft dieser dramaturgische Exkurs in den Satz aus: „Die unparteiischste und eindringendste Kritik hat immer als letzten Grund: ‚Ich liebe‘ oder ‚ich liebe nicht‘. Und weiß man, weshalb man ein Ding liebt oder nicht liebt?“ Immerhin steht dieser französische Bericht viel höher als der letzthin erschienene entsprechende vlämische, der, wie die Leser meiner Briefe wissen, an ästhetischem Blödsinn geradezu Unglaubliches leistete.

Maeterlinck hat bekanntlich schon einmal einen ihm zuerkannten staatlichen Litteraturpreis abgewiesen. Ob es angemessen war, ihm zum zweiten Male einen Preis anzubieten, darüber hatte die Prüfungskommission ebenfalls zu entscheiden. Ihr bejahendes Urteil ist ausführlich begründet. „Unser Auftrag“, heißt es da u. a., „geht dahin, das beste der innerhalb der gesetzten Periode erschienenen Stücke auszusuchen und ihm den ersten Platz anzuweisen. Der preisgekrönte Dichter kann eigentlich die ihm gewordene Auszeichnung gar nicht abweisen. Erteilt man sie ihm, so hat er sie. Sie ist seine Märtyrerkrone, wenn er nicht will, daß sie seine Ruhmeskrone sei. Er hat das beste Stück geschrieben, wir müssen es sagen; wir können nichts dafür. Alles was er thun kann, ist, die goldene Medaille nicht in Empfang zu nehmen und die Geldsumme nicht einzukassieren. Letzteres geht aber uns nichts an, sondern die Verwaltung der Finanzen.“

Seit „Monna Vanna“ hat Maeterlinck ein neues Märchendrama „Joyzelle“ (Paris, Charpentier und Fasquelle) veröffentlicht, das, meiner Ansicht nach, keinen Fortschritt auf der glorreichen, mit „Monna Vanna“ betretenen Bahn bedeutet, sondern eher als eine poetische Erholung des Dichters aufzufassen ist. Im „Théâtre du Parc“ wurde das Stück am 23. September zum ersten Male mit Erfolg aufgeführt.

Ich habe hier schon einmal von den interessanten und lobeswürdigen Bestrebungen des brüsseler Universitätsprofessors G. Dwelshauwers gesprochen, das klassische deutsche Drama in Belgien einzubürgern. Nach Goethes Iphigenie hat Dwelshauwers Schillers „Don Carlos“ in einer stark gekürzten Bearbeitung im „Théâtre du Parc“ in Brüssel aufführen lassen. Der Erfolg war mäßiger als bei der Iphigenie. Diesen Aufführungen geht jeweils ein Vortrag des Herrn Dwelshauwers voraus, in dem das Publikum über das aufzuführende Stück orientiert wird. Wie wäre es, wenn Herr Dwelshauwers es einmal mit „Egmont“ versuchte, der merkwürdigerweise gerade in Belgien ziemlich unbekannt geblieben ist?

Gegenüber dem sichtlichen Aufblühen unserer dramatischen Litteratur in französischer Sprache bleibt die vlämische bedeutungslos. An Versuchen fehlt es zwar nicht. Ein Preisausschreiben für dramatische Werke in vlämischer Sprache, das von der Stadt Antwerpen (gelegentlich des 50 jährigen Bestehens des dortigen vlämischen Theaters) erlassen wurde, hat die Einsendung von 102 Manuskripten zur Folge gehabt. Wir warten ab, was dabei herauskommen wird. Die vlämische Litteratur überhaupt, soweit sie die Aufmerksamkeit des Auslandes verdient, konzentriert sich fast zur Zeit in Stijns Streuvels, dem urwüchsigen, saft- und kraftvollen Dorfdichter Westflanderns. Er ist in der letzten Zeit ungemein produktiv gewesen. Sieben Bände Erzählungen sind bereits von ihm erschienen. Für eine eingehende Besprechung dieser aller fehlt hier der Raum; ich will nur bemerken, daß sich der Dichter bis jetzt auf gleicher Höhe hält, daß, wenn von keinem Sinken, doch auch von keinem Steigen seines Talentes die Rede sein kann und daß sich seine Dichtung stets in den anfänglichen Geleisen fortbewegt. Eine bequeme Auswahl seiner Dorfgeschichten, den verschiedenen bisher erschienenen Bänden entnommen, erschien in der Volksbibliothek betitelt „Duimpjesuitgave“ (Nr. 36. Victor Delille. Maldeghem. 267 S. 3.60 Fr.). In wohlverdientem, wenn auch etwas pausbackenem Lobe einigen sich die Alten wie die Jungen unter den Vlamen über die Namen Streuvels und Gezelle, als ihre größten Epiker und Lyriker. In letzter Zeit erfuhr aber Stijns Streuvels-

Angriffe wegen seiner mit westvlämischem Dialekt durchsäuerten Sprache; desgleichen wurde ja zu seiner Zeit auch der Lyriker Gezelle bezichtigt, der ebenfalls ein Westvlame war. Die mit der größten Mühe angestrebte und kaum erreichte Einigkeit der niederländischen Schriftsprache werde durch das Verfahren von Stijns Streuvels wieder rückgängig gemacht; je größer das Talent des Dichters, je größer sei die Gefahr, die er heraufbeschwöre, je schlimmer das Beispiel, das er gebe. Auf diese Angriffe antwortete A. Vermeylen eingehend und scharf in der Zeitschrift „Vlaanderen" (Juli- und Augustheft). Der Verfasser benutzt die sich ihm bietende Gelegenheit, um die Frage des Partikularismus in der niederländischen Litteratur im allgemeinen zu untersuchen, und er thut dies in sehr scharfsinniger Weise. In derselben Zeitschrift (Juniheft) schreibt Vermeylen in bissig-satirischer Weise über die Einweihung eines Brustbildes von Gezelle in Kortrijk, die in ein katholisches Familienfest auslief und auch von den Altvlamen zu einer Kundgebung gegen die Jungvlamen ausgenützt wurde. Die katholische Partei, die den priesterlichen Dichter Zeit seines Lebens unterdrückt und sogar verfolgt habe, wolle seinen Namen jetzt ausbeuten und in ihm nicht den dichterischen Offenbarer der vlämischen Seele, sondern nur den konfessionellen Dichter feiern.

Die eben genannte Zeitschrift, die mit Januar dieses Jahres ihr Erscheinen begonnen hat, ist das dichterische Organ der Jungvlamen. Rein dichterische Beiträge, darunter hauptsächlich die neuesten Produkte von Stijns Streuvels, machen größtenteils den Inhalt aus. „Vlaanderen, Maandschrift voor vlaamsche letterkunde" erscheint monatlich in sehr vornehmer Ausstattung im Verlage des „Nederlandschen Boekhandel" zu Antwerpen.

Die Frage der Einheitlichkeit der vlämischen Aussprache wird z. B. in vlämischen Kreisen lebhaft erörtert. Die „Zuid-Nederlandsche Maatschappij voor taalkunde" beschloß in ihrer letzten Sitzung, eine energische Propaganda zu diesem Zwecke zu unternehmen. Die Einsetzung einer Kommission mit dem Auftrage, die Aussprache des Vlämischen endgültig zu bestimmen, steht bevor. Die Beschlüsse dieser Kommission sollen dann von Staatswegen bindend gemacht werden.

Am 30. Juli verschied in der Abtei Tongerloo der Kanonikus Servatius Daems, einer der liebenswürdigsten Vertreter der vlämischen Sache und Litteratur. Daems hat in der modernen vlämischen Dichtung die Gattung der geistlichen Spiele mit ursprünglichem Talente erneuert und außerdem einige Bände einfacher, inniger lyrischer Gedichte veröffentlicht. Er war Mitglied der vlämischen Akademie.

Ueber den kürzlich verstorbenen Dichter J. Buylsteke erschienenen zwei Studien, eine vlämische von Prof. P. Fredericq bei Hoste in Gent und eine französische von P. Bergmanns bei van Goethem in Gent. Heft 11 u. 12 der Monatsschrift „Germania" bringen ebenfalls eine Abhandlung über ihn von van de Weghe.

Die „Vlaamsche Bibliographie", im Auftrage der vlämischen Akademie herausgegeben von Fr. de Potter, ist nunmehr vollendet. Dieses vollständige Verzeichnis aller vlämischen Bücher, Flug- und Zeitschriften, Musikwerke u. s. w., die in Belgien von 1830 bis 1890 erschienen, umfaßt vier starke Bände. Das Werk erschien von 1893 bis 1902 bei Siffer in Gent. (Pr. 20 Fr.) Es ist aber bei weitem nicht vollständig und zuverlässig. Der Verfasser gesteht dies selbst zu und entschuldigt sich dadurch, daß ihm die notwendigen Mittel nicht zur Verfügung gestellt worden seien.

Den deutschen Lesern, die sich für vlämische Sprache und Litteratur interessieren, möchte ich zwei Volksbibliotheken empfehlen, die ihnen für billigen Preis eine Auswahl moderner vlämischer Litteratur bieten. Die eine Sammlung: „Flandrias Novellen-Bibliotheek" (Gent, Plantijn) erreichte bisher 34 Nummern und kostet 15 Cent. die Nummer; die andere „Duimpjesuitgave" (B. Delille, Maldeghem) umfaßt bisher 36 Nummern; 6 Bände werden jährlich ausgegeben, die man zum jährlichen Abonnementspreise von 3,60 Fr. beziehen kann.

In der brüsseler „Germania" (7) schreibt Paul Pasig über Bismarck in der deutschen Dichtung, Otto Hauser (5 u. 6) über die klassische Periode in der niederländischen Litteratur, Dr. Reismann-Grone (7) über die Frage der deutschen Schrift, Dr. Simons (9) über den Verfasser des Waltharliedes und gelangt zu dem Schlusse, daß nicht Geraldus der Verfasser des Prologs, sondern Ekkehard I der Dichter des Epos ist. — „Dietsche Warande en Belfort" (6, 7, 8) bringt eine ausführliche, noch nicht abgeschlossene Arbeit von G. van Poppel über Heine, die den vlämischen Leser in das Werk des Dichters gut einführt. Den verstorbenen holländischen Dichter Schaepman behandelt A. Persijn ebenda (4, 6). Das Hauptwerk desselben Dichters, „Aya Sofia", bewundert L. Antheunis in der „Revue générale" (4). Ebenda (Juli) schreibt A. Counson über die Legende von Oberon. — Das „Jahrbuch des deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien" (Jahr 1903. Arel, A. Willems) enthält eine Abhandlung von A. Bertrang über die deutsch-katholische Romanlitteratur der Neuzeit, als deren bedeutendste Vertreter die Gräfin Hahn-Hahn, Ad. Stifter und H. Hansjakob genannt und ausführlich besprochen werden.

Lüttich. *Prof. Heinrich Bischoff.*

Holländischer Brief.

Das bedeutendste Ereignis der letzten Monate auf dem Gebiete geistigen Lebens in Holland ist die Einbringung eines Hochschul-Gesetzentwurfes durch den leitenden Minister Dr. Abraham Kuijper. In der Form eine Ergänzung der bestehenden Gesetzgebung, bezweckt er eine totale Umwälzung, die sich ohne allen Zweifel im Laufe der Zeit auch in der allgemeinen Litteratur geltend machen würde: die Gleichstellung der nichtöffentlichen Hochschulen mit den öffentlichen, falls sie gewissen Normativbedingungen entsprechen, sowie die Umgestaltung der öffentlichen Hochschulen durch Einfügung von Lehrkräften bezw. Lehrstühlen, die von Korporationen ernannt bezw. besetzt werden. Als Hochschule, der Universitätsrechte zu verleihen sind, kommt lediglich die auf streng kalvinistischer Grundlage errichtete sogenannte Freie Universität in Amsterdam in Betracht, und vorläufig dürften kaum andere als kirchliche Anstalten und religiöse Körperschaften die Mittel besitzen, um eine Professur an einer öffentlichen Universität zu dotieren. Es scheint übrigens, als habe es gute Wege, bis der Entwurf einmal Gesetz wird. — Holland ist im Begriff, dem von anderen Staaten gegebenen Vorbilde der Errichtung eines Instituts in Rom für geschichtliche, philologische und archäologische Studien zu folgen. Dr. G. Brom setzt die Notwendigkeit dieser Gründung auseinander und verspricht sich von dem Aufenthalt des nüchternen prosaischen Holländers jenseits der Berge manchen Gewinn für das Heimatland (Verslag van de Algem. Vergadering van het Historisch Genootschap, 1903, Amsterdam, Johannes Müller). Auf die Reformbedürftigkeit der holländischen Einrichtungen mit Bezug auf historische Studien wird von allen Seiten hingewiesen; sie spricht sich insbesondere darin aus, daß die allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit lediglich als Propädeutik für holländische Litteratur im Studiengange Anerkennung gefunden hat.

Hermine Baart de la Faille verbreitet sich über Gustav Frenssen und seinen „Jörn Uhl" („Stemmen voor Waarheid en Vrede", Sept.). — G. Hulsman, zur Zeit Prediger der reformierten Kirche in Groningen, versenkt sich liebevoll in „Tolstoi als Charakter" und steht nicht an, den Dichter, trotz aller seiner Verirrungen, als einen Großen zu bezeichnen (ebenda, Aug.). — Eine feine Studie über Balzac veröffentlicht van Deyßel („De XXe Eeuw", Sept.). — W. G. van Nouhuijs bespricht eine ganze Anzahl von Schriften vlämischer

Autoren, denen er das Recht gewahrt wissen will, den niederländischen Sprachschatz schöpferisch oder durch Entlehnungen aus dem Mittelalterlichen zu bereichern („Groot-Nederland“, Sept.). Länger verweilt er bei dem neuesten Werke von Herman Teirlinck („Het stille Gesterate“, Bussum, C. A. J. Dishoek), den er mit Stijn Streuvels vergleicht: erinnere dieser in der Vereinigung von Realismus mit überwältigender Naturpoesie an altholländische Maler, so gemahne Teirlinck, in dem der Mystiker lebe, an deutsche Meister des Mittelalters. — Eine lehrreiche Abhandlung von Prof. R. C. Boer ist zwei norwegischen Gedichten von der Ewigkeit gewidmet, der „Völuspa“ und dem „J Helheim“ betitelten Werke von Arne Garborg („De Gids“, Juli).

Anna de Savornin Lohman ergeht sich in „subjektiven Aufsätzen („Subiectieve Opstellen“) über allerlei Bücher und Autoren („Over boeken en schrijvers“, P. N. van Kampen & Zoon, Amsterdam, 1903). — W. Kloos konstatiert an einer Dorfgeschichte von J. Everts jr. („Klein Leven“, Erven F. Bohn, Haarlem, 1903) den großen Fortschritt, den die niederländische Litteratur der letzten Jahrzehnte, wie im allgemeinen, so auch auf dem Gebiete dieser Kunstgattung gemacht habe; der Schilderung des Volkes, wie es ist, habe die Manier, die Dinge unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu sehen, weichen müssen, eine Manier, die aber nur dann Berechtigung habe, wenn sie im Dienste einer wirklich bedeutenden Persönlichkeit stehe („Nieuwe Gids“, Aug.). — Ein neues Buch „Boefje“ („Kleiner Taugenichts“) von M. H. Brusse (L. J. Veen, Amsterdam, 1903) begleitet W. Kloos mit Aeußerungen höchster Anerkennung, die sich insbesondere auf die Schilderung des katholischen Gemütslebens beziehen („Nieuwe Gids“, Juli). Hierfür gebühre dem Autor um so mehr großer Dank, als durch die Schuld eines Teils der römischen Wortführer in der neuzeitlichen Produktion das eigentliche Wesen des katholischen Glaubens und der christlichen Kunst nicht zur Geltung komme und sich eine dem tiefsten Wesen des Katholizismus gerade widerstrebende oberflächliche und laute Rhetorik, wie sie in der Dichtung des kürzlich verstorbenen Priesters Schaepman gipfle, als der katholische Kunsttypus geben wolle. Und wie erst wieder Gezelles Lyrik auf niederländischem Boden die menschlich schöne und natürliche Seite des Katholizismus zum Vorschein bringe, so könne Brusses Buch vom jungen Taugenichts, der sich im Hause der Barmherzigen Brüder zu einem trefflichen Jüngling entwickelt, als ihr episches Seitenstück und als ein um nichts weniger erfreuliches Produkt katholischer Gemütsoffenbarung gelten.

W. G. van Nouhuijs legt den Litterarhistorikern den Gedanken nahe, eine Studie über das Volk in der neueren Litteratur zu schreiben, die die Wandlungen darzustellen habe, die das Verhältnis der Schriftsteller zum Volk im Laufe der Jahrhunderte erfahren habe, und giebt einige Fingerzeige mit Bezug auf Holland („Groot-Nederland“, Juli). Erst Naturalismus und Realismus haben dem sozialen Gefühl in der Litteratur Heimatrecht verschafft; immerhin sei bei aller Liebe für die Realität des Volkslebens, bei aller Entrüstung über Mißstände und bei allem Mitleid für die Unglücklichen und Elenden die Kunst keine proletarische gewesen (Heijermans, Roland Holst, C. S. Adama van Scheltema), mit Ausnahme derjenigen Queridos, die in dem Leben des Volkes selbst geboren sei. — W. Kloos legt dem Schriftsteller A. Verwey, dessen neuere Dichtungen einen Rückfall in die Periode rein verstandesmäßiger Versproduktion bedeuten, die Pflege der holländischen Litteraturgeschichte ans Herz, da die Wertung der früheren Autoren nach ihrem wirklichen und innerlichen Wert ein lebhaftes Bedürfnis sei („Nieuwe Gids“, Sept.). Seine Begabung für litterarhistorische Arbeit habe Verwey durch sein kürzlich erschienenes Buch über Potgieter („Het leven van Potgieter“, Haarlem, H. D. Tjeenk Willink, 1903; vgl. LE V, 1141) erwiesen. Verwey zeigt in seiner Schrift, einen wie bedeutenden Einfluß die fremden Litteraturen, darunter auch die deutsche, auf den Entwicklungsgang des Schriftstellers geübt haben. — In einer dem Dichter Jacques Perk gewidmeten Abhandlung wendet sich A. Verwey gegen die Neigung Neuerer, der Dichtung Perks, die in der von W. Kloos hergestellten Ueberlieferung bekannt geworden ist, gleichsam einen „Ur-Perk“ entgegenzusetzen und äußere Lebensschicksale des Dichters zur Erklärung seiner Poesieen (Mathildecyklus) zu verwerten („De XXe Eeuw“, Sept.). — Van Deyßel („De XXe Eeuw“, Sept.) giebt Aphorismen zu bekannten Werken holländischer Autoren (Bosboom Toussaint, van Lennep).

Der letzterschienenen Abteilung der unter dem Titel „Die Bücher der kleinen Seelen“ herausgegebenen Serie von Romanen von Louis Couperus (vgl. V, 1141), hat sich eine allerletzte angereiht („Het heilige weten“). — Frans Coenens neuestes Buch „In Düsternis“ (L. J. Veen, Amsterdam, 1903), schildert in der dem Schriftsteller eigenen Art (vgl. V, 773) die Vorgänge in der Seele eines Menschen, der nach einem lockeren Leben und nach mancherlei Enttäuschungen an dem Tage, an dem er sich vergeblich nach einem Posten umgeschaut hat, Hand an sich legt. Neben den genannten Schriften von Brusse und Everts hat insbesondere diese Arbeit eines offenbar noch im Aufsteigen begriffenen Schriftstellers fast einstimmig die höchste Schätzung gefunden.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Norwegischer Brief.

Unter den älteren Schriftstellern, die sich um die Annäherung norwegischen und schwedischen Geisteslebens in Litteratur und Kunst bemüht haben, nimmt L. Dietrichson einen bevorzugten Platz ein. Dietrichson, der in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Jubiläum als Akademiker feiern konnte, hat von Anfang an großen Wert auf die Erkenntnis gelegt, daß die spezifisch norwegische Wesensart auf einen lebhaften Kontakt mit den sprachlich und kulturell nahestehenden Nachbarvölkern angewiesen ist, um sich vor den Gefahren der Isolierung zu schützen. Seine äußeren Lebensumstände waren nicht immer günstig. Besonders in den Siebziger- und Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, als die politischen Schlagwellen unter Björnsons Aegide auch auf das neutrale Terrain der ost- und westskandinavischen Dichtung hinüberzugreifen anfingen, stand Dietrichson mit seinen Einigungsbestrebungen ziemlich vereinsamt da. Hinzukam, daß er in seiner Eigenschaft als ehemaliges Mitglied des upsalenser Lehrkörpers in denjenigen Kreisen, die Litteratur und Tagespolitik gewaltsam verbinden wollten, zu den großskandinavischen Ueberläufern gezählt wurde, deren Thätigkeit naturgemäß als im hohen Grade verdächtig galt. Erst in den letzten Jahren hat sich in diese animosen Stimmungen eine freundlichere Tonart gemischt. Man hat angefangen, die von Dietrichson und seinen Mitarbeitern entfaltete Wirksamkeit von künstlerischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen und seine gelegentliche Hinneigung für das schwedische Litteratur-Element als Ausfluß einer berechtigten ästhetischen Geschmacksrichtung aufzufassen. In diesem Sinne haben auch die vor einiger Zeit erschienenen Erinnerungen aus der stockholmer und upsalenser Periode allseitig eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Als besonders wertvoll bezeichnete die Kritik die ausführliche Schilderung des litterarisch-künstlerischen Kreises in der Umgebung des im Jahre 1872 verstorbenen Königs Carl XV., dem Dietrichson in seiner Eigenschaft als Litteraturlehrer der damaligen Prinzessin Luise (jetzigen Kronprinzessin von Dänemark) persönlich nahestand.

Die Bühnensaison hat bisher nur wenige Neuheiten von Belang gebracht. Auf die im Frühjahr dieses Jahres erfolgte Trennung des Nationaltheater-Ensembles in zwei verschiedene Gruppen, deren kleinere unter der Leitung Johan Fahlströms ihre Thätigkeit in dem neuerstandenen Zentraltheater fortsetzt, besitzen wir im Augen-

blick zwei litterarisch ernst zu nehmende Kunststätten, ein Zuwachs, der voraussichtlich nicht in letzter Linie unseren dramatischen Autoren zugute kommen wird. Bei aller Wertschätzung, die das junge „Nationaltheater" unter der Leitung Björn Björnsons für sich in Anspruch nehmen darf, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich schon jetzt — angesichts des Mangels jedweder Konkurrenz — die Gefahren einer gewissen Einseitigkeit und Stagnation in der Behandlung des Spielplans bemerkbar machten. Als eines der ersten Stücke, mit dem das neue Zentraltheater vor die Oeffentlichkeit trat, wurde eine Novität des Novellisten Thomas P. Krag geboten. Das Stück ist im Lustspielgenre gehalten, umfaßt vier Akte und führt den Titel „Hegtemaend og Lygtemaend" (etwa: Gatten und Strohwitwer). Die Handlung gründet sich auf den an sich nicht ungewöhnlichen Vorwurf des jungen Ehegatten, den die Junggesellen-Reminiszenzen mit übermächtigem Drange zu gelegentlichen Absprüngen vom rechten Wege verleiten. Der von einer solchen „Eheirrung" befallene Gatte ist im vorliegenden Falle ein junger Gelehrter, den die Macht der Verhältnisse zur Preisgabe seiner großstädtischen Wirkungssphäre und zur Weltflucht in eine spießbürgerlich-krähwinkelhafte Umgebung gezwungen haben. Die Sehnsucht nach der früheren Herrlichkeit treibt ihn zur Residenz zurück, wo er jedoch alles zum Nachteil verändert findet. Er selbst ist im Grunde seines Herzens der lüderlichen Bohème-Wirtschaft fremd geworden und kehrt zufrieden in die Enge der Kleinstadt zurück. Der Mangel an Originalität, der sich in der vorstehend kurz skizzierten Stoffwahl kundgiebt, ist erfreulicherweise nur ein wenig ins Auge fallender äußerer Fehler, der durch den gesunden Humor und die glänzende Exposition reichlich aufgewogen wird.

„Urd" veröffentlicht in Nr. 33 eine Abhandlung über Valdemar Rördam, einen der jüngsten Vertreter des jungen Dänemark. Rördam debutierte mit einer kleinen Erzählung „På höjskole" („Auf der Hochschule"), die das Leben auf den dänischen Fortbildungs-Anstalten schildert. Diese Arbeit wurde wenig beachtet; erst die folgende („Karen Kjoldsen") fand einen größeren Leserkreis und erregte die Aufmerksamkeit der Kritik. Glücklicher noch als Erzähler bethätigt sich Rördam auf lyrischem Gebiet, auf dem er sich durch mehrere treffliche Gedichtsammlungen („Dansk Tenge", „Gudrun Dyre" u. a.) einen geachteten Namen erworben hat. — Das gleiche Heft bringt eine kritische Würdigung von Troels Lund „Dagligt Liv i Norden i det 16de Aarhundrede", einer kulturhistorischen Arbeit von großem Wert. — „Kringsjaa" enthält (XXVI, 4) eine interessante Darstellung der Beziehungen Heinrich Heines zu Mathilde (Crescentia Eugenie Mirat).

Christiania. *Viggo Moe.*

Amerikanischer Brief.

Ein beachtenswerter Beitrag zur Emerson-Litteratur sind die Essais von Edwin D. Mead, Präsidenten der American Unitarian Association, die unter dem Titel „The Influence of Emerson" im Verlag der genannten Gesellschaft in Boston erschienen sind. Der Verfasser behandelt darin Emersons Philosophie und Emersons Beziehungen zu Theodore Parker und zu Carlyle. Der erste Essai bietet in knapper Form eine überaus klare und scharfe Darstellung des Transcendentalismus. In dem Essai über Parker werden die Wechselbeziehungen zwischen dem älteren Channing, Emerson und Parker beleuchtet. Mead nennt Parker den „Emerson auf der Kanzel". Diese beiden Jünger des älteren Denkers haben an Stelle der toten Theologie das lebendige Wort gesetzt. Auch Emersons Beziehungen zu Carlyle werden eingehend behandelt. Das Buch ist eine der bedeutendsten Gaben, die uns das Emersonjahr gebracht, und ich bedaure, es an dieser Stelle nicht mit der Ausführlichkeit besprechen zu können, die es verdient.

Von F. Hopkinson-Smith ist im Verlage von Charles Scribner's Sons, New York, ein sehr beachtenswerter Band kurzer Erzählungen erschienen: „The Under Dog". Das Buch ist den Armen gewidmet, den Stiefkindern des Glücks, und enthält Lebensbilder von stark sozialem Zug. Manche der Erzählungen stellen die Gesetzmäßigkeit der Gesetze in Frage, die gerade den Schwachen und Schutzbedürftigen so oft zum Fluche werden. Episoden aus dem Leben unlicensierter Branntweinbrenner in den Bergen der Südstaaten gestaltet der Verfasser zu Tragödien der Armut und Unwissenheit. „The Crime of Samanthy North" und „Bud Tilden, Mail Thief" sind Muster volkstümlicher Einfachheit voll erschütterndem Pathos. Dazwischen hat der Verfasser einige Erzählungen eingestreut, die in der Künstlerbohème spielen. „Marny's Shadow", die Geschichte eines einsamen, nach Gespräch und Verkehr mit anderen Menschen hungernden Reisenden, ist überaus stimmungsvoll. „A Procession of Umbrellas" atmet prickelndes pariser Parfüm. Aber der Faden, der sich durch das Buch zieht und selbst dem entzückenden Humor des Autors einen Untergrund von Ernst giebt, ist der schwarze Lebensfaden solcher Menschen, deren Schicksal es zu sein scheint, die Rolle des „under Dog" zu spielen.

Gertrude Atherton erzählt in „Mrs. Pendleton's Four-in-Hand", wie eine kokette junge Witwe mit einem Mal vier Heiratsanträge empfängt, ein Komplott vermutet, weil sich die Bewerber kennen, und jedem der vier durch dieselbe ermutigende, aber zu nichts verpflichtende Einladung antwortet. Das Zusammentreffen ist selbstverständlich sehr ergötzlich geschildert, und die Art und Weise, wie sie sich ihres Viergespanns entledigt, nicht minder. — Winston Churchill macht mit „Mr. Keegan's Elopement" auch kaum Ansprüche darauf, mehr als einen hübschen Beitrag zur Unterhaltungslitteratur zu liefern. Die Erzählung ist gut erfunden und hübsch geschrieben und zeichnet sich durch ihre Lokalfarbe aus.

Weshalb die ernsteren Revuen dem Bedürfnis nach unterhaltendem Lesestoff durch Veröffentlichung eines fortlaufenden Romans Rechnung tragen sollten, ist nicht recht ersichtlich. Bei litterarischen Magazinen, wie „Bookman", „Critic" und „Reader", habe ich immer die Empfindung, als müßte solche Novellistik dann wenigstens ein durchaus eigenartiges, rein litterarisches Gepräge haben, und das kann von den Erzählungen, die sie bringen, nicht behauptet werden. Die Leiter der „North American Review" aber thaten sehr wohl daran, als sie mit der Veröffentlichung eines Romans begannen, ein Werk von Henry James zu wählen. „The Ambassadors" wird alte Leser der Revue, denen dieser Schritt mit deren Würde und Gediegenheit unvereinbar schien, längst mit der Neuerung versöhnt haben. Die Septembernummer der Zeitschrift enthält mehrere interessante litterarische Arbeiten: Prof. Charles Waldstein schreibt über das Ideal einer Universität, und W. B. Yeats, einer der Führer der neuen celtischen Renaissance, steuert eine Moralität unter dem Titel „The Hour-Glass" bei. — „Atlantic Monthly" weist ebenfalls einen reichen Inhalt auf. Unter der Ueberschrift „Some Early Impressions" beginnt Sir Leslie Stephens seine Erinnerungen: zwanglose Aufzeichnungen, die sich in dieser Nummer auf seine Universitätsjahre in Cambridge beziehen. Der historisch-biographische Wert solcher Erinnerungen mag ja zweifelhaft sein. Aber bei einer Persönlichkeit wie Leslie Stephens kann es ihnen an Interesse nicht fehlen, und überdies sind sie in einem liebenswürdigen Tone gehalten, der ihnen einen gewissen intimen Reiz giebt. M. de Wolfe Howe schreibt über das „litterarische Zentrum" dieses Landes. Er rechtfertigt die Anwendung der Anführungszeichen durch die Bemerkung, der genannte Titel sei so oft von einer Stadt zur anderen gewandert, daß es ungewöhnlichen Mut erfordere, zu behaupten, diese oder jene Stadt sei oder würde das litterarische Zentrum Amerikas sein. Er begnügt sich mit einem Ueberblick der vergangenen Periode, da Boston mit Recht so genannt worden war, erinnert daran, daß Howells diese die unitarische Erntezeit der puritanischen

Saatperiode genannt habe, und führt hervorragende Persönlichkeiten an, die sich zur Anregung und geselligen Erholung im Atlantic, Saturday und Examiner Club versammelt und durchaus nicht ausschließlich den litterarischen Beruf repräsentiert hätten. — William Aspenwall Bradley bietet eine lesenswerte Charakteristik von Christopher North, dem geistreichen Kritiker von Blackwoods während der Zeit der Byron, Keats, Wordsworth, Scott, Coleridge und Shelley, dessen Pseudonym seinen wahren Namen (John Wilson) beinahe in Vergessenheit gebracht hat. — Bradford Torrey bespricht unter der Ueberschrift „Das Geheimnis Wordsworths" Prof. Raleighs jüngsterschienenen Band über den Dichter. — H. W. Boynton nimmt eine Bemerkung in der Vorrede zu den gesammelten Dichtungen des verstorbenen W. E. Henley zum Ausgangspunkt einer Betrachtung über des Dichters Stellung zum Journalismus und dessen Individualität überhaupt. Unter der Ueberschrift "New Lights on Browning" bespricht F. G. die Studie über Brownings Poesie von Stopford Brooke und G. K. Chestertons Charakteristik des Dichters. — „Reader" enthält neben einer Ueberfülle kleiner Feuilletons von zweifelhaftem Wert eine tüchtige Arbeit von Edward Hutton über Walter Pater. — „Booklover's" hat sich zu einem Artikel über einen deutschen Autor aufgeschwungen: Hermann Sudermann. — Im „Outlook" vom 5. September beginnt eine Artikelserie über „Tolstoi To-Day", in der Edward A. Steiner, der als Vertreter der Zeitschrift mehrere Monate lang in Rußland verweilt und mit Tolstoi verkehrt hat, seine Eindrücke niederlegt.

Als Vorspiel der beginnenden Theatersaison gab es in der ersten Septemberwoche mehrere Schwankpremièren mit obligater Musik. Das Genre „musical comedy" erfreut sich ungemeiner Beliebtheit bei amerikanischen Theaterbesuchern. Trägt man nichts anderes davon heim, so sind es wenigstens ein paar Takte, die man pfeifen oder singen kann. Gedanken werden von diesen Produkten nicht verlangt, und die Gefahr, daß sie geboten würden, ist gänzlich ausgeschlossen. Das Leben in Amerika ist „strenuous", und das Volk bedarf leichten Amüsements.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Berlin.

„Trugbild." Schauspiel in 3 Akten von Georges Rodenbach, deutsch von S. Trebitsch (Deutsches Theater, 12. September). — „Der Puppenspieler." Ein Akt von Arthur Schnitzler (ebenda).

Die erste Novität des Deutschen Theaters waren ein neuer Einakter von Arthur Schnitzler und ein nachgelassenes dreiaktiges Drama von Georges Rodenbach. Beide Stücke sind durchaus undramatisch. Schnitzler hätte seinen Vorwurf glücklicher in erzählender Form bearbeitet, und Rodenbach hat gar den Stoff zu seinem Drama seiner eigenen Novelle entnommen. Schnitzlers „Puppenspieler" ist eine Charakterstudie, die nichts enthält, was sie für die dramatische Form geeignet machte. Sie ist kaum mehr als ein Monolog. Der Held exponiert seinen eigenen Charakter, und aus den Worten der beiden anderen Personen fallen nur einige erklärende Lichter auf ihn. Er ist ein Schiffbrüchiger, einer aus der Familie der Ulrik Brendel, die nirgends im Leben festen Fuß zu fassen vermögen, weil sich das Gebundensein an den Beruf nicht mit ihrem Begriff von Freiheit verträgt. Schnitzlers Held fühlt sich als Künstler, als ein schaffender Geist, aber als ein Schöpfer in so großem Stile, daß ihm das Schalten mit Gestalten seiner Phantasie nicht genügt: er will wie der Weltenschöpfer lebendige Menschen als Material, er will in Wahrheit Menschenschicksale gestalten. Dichten dünkt ihn gemein. So geht er durchs Leben, wie er glaubt, als ein wahrhaft freier Mann, scheinbar nur Zuschauer, in Wahrheit überall die Rolle des Schicksals spielend: wie ein Puppenspieler zieht er im Verborgenen die Drähte, und nach außen hin scheint es, als bewegten sich alle die Puppen aus eigener Willkür. In dieser Illusion, ein Herrgott im Kleinen zu sein, ist er glücklich und achtet nicht des äußeren Mangels. Es verschlägt ihm auch nichts, wenn er einmal einen Blick hinter die Coulissen seiner Illusion thun und entdecken muß, daß auch er selbst nur Puppe ist und daß das vielgestaltige Leben sich nicht meistern läßt: er zuckt die Achseln und lebt weiter in seiner Illusion ... Die dramatische Form zwingt den Dichter zu lästiger Breite, wo der Erzähler mit ein paar Worten hätte exponieren können. Dazu kommt, daß ein so stark pathologisch infizierter Charakter als Mittelpunktsfigur eines Bühnenstücks sich nicht eignet.

Georges Rodenbach hat, als er den Stoff seiner Novelle „Bruges, la morte" zu dem Drama „Mirage" benutzte, auf den Hauptreiz seiner Novelle, die Schilderungen der „toten Stadt", verzichten müssen und damit ein Hauptmittel der Suggestion aufgegeben, durch das er uns an die Möglichkeit des seltsamen Konflikts glauben machen könnte, in den sein Held gerät. Wir brauchen die Atmosphäre dieser schweigenden, toten, ganz in der Erinnerung an die Vergangenheit aufgehenden Stadt, um zu verstehen oder wenigstens zu glauben, daß ein Mann diesen Kultus mit der Erinnerung an seine tote Gattin treiben kann. Auf der Bühne wirkt dieses Motiv teils peinlich, teils wohl gar — insbesondere die Verehrung der Haarflechte der Toten — lächerlich. Auch das eigentliche Hauptmotiv, daß Hugo in sinnlose Leidenschaft zu dem täuschenden Ebenbild seiner Frau verstrickt wird, die in ihrem ganzen Wesen der Toten so unähnlich wie möglich ist, kommt in der greifbaren Wirklichkeit der Bühne nicht zur Geltung. Die Suggestionskraft unserer Phantasie ist ungleich stärker als die Mittel der Bühne. Rodenbach war sein eigener Feind, als er dieses Drama schrieb; es war nur natürlich, daß man es im Deutschen Theater unzweideutig ablehnte.

Gustav Zieler.

Am 17. September ging im Großherzoglichen Hoftheater in Schwerin zum ersten Male das vieraktige Drama „Auf uferloser See" des Serben Branislav Gg. Nusic in Szene (übersetzt von Dr. Friedrich S. Krauß). Im Mittelpunkt des Stückes, das der ermordeten Königin Draga gewidmet war und eine höchst verwickelte, romanhaft anmutende Handlung hat, steht eine ehrgeizige Beamtengattin, die sich, um ihrem Manne zu hoher Stellung zu verhelfen, dem mächtigen Minister hingiebt, dadurch aber das Glück ihres rechtlich denkenden Mannes untergräbt, ihn auf „uferlose See" hinaustreibt.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

„Briefe, die ihn nicht erreichten". Berlin 1903, Verlag von Gebr. Paetel. 4. Aufl. 269 S.

Bei den Romantikern, als einer durchaus auf lebendigen Gedankenaustausch eingerichteten Genossenschaft, war es eine häufige Klage, wie wenig der Brief die Rede ersetzen könne, weil er immer zu spät komme. In den Briefen an ihre Söhne variiert Dorothea Schlegel wiederholt dies Motiv: Briefe zu schreiben, sei eigentlich sinnlos, weil sie den Adressaten nie mehr in den Ver-

hältnissen träfen, die sie voraussetzen — ja, weil sie ihn eigentlich überhaupt nicht mehr treffen, sondern einen anderen. Alle Schreiben seien also eigentlich „Briefe, die ihn nicht erreichten“.

Unsere Verkehrsverhältnisse haben sich seitdem gewaltig verändert, und die Verfasserin unserer „Briefe, die ihn nicht erreichten“, korrespondiert von einem Weltteil in den andern, wie Dorothea Schlegel von Wien nach Rom. Aber das Grundmotiv bleibt: kein Brief erreicht sein Ziel. Nur hat die Anonyma es ganz real gemacht: an einen deutschen Diplomaten in Peking sind die Briefe der Diplomatenfrau gerichtet, und beides vereint sich: zu späte Erkenntnis der Liebe und zu früher Tod des Geliebten, der als einziger bei dem großen Drama der Belagerung der Gesandtschaften fällt.

So kunstvoll dieser Parallelismus angelegt ist, geht er doch in der Ausführung fast verloren. Der Verfasserin sind geistreiche Bemerkungen über das große Problem: China und die Europäer, aus eigener Anschauung so wichtig geworden, daß das romanhafte Element nur anklingt und dann nachträglich etwas gewaltsam mit doppelter Schwere hereingetragen werden muß. Freilich fühlt man überall jenes Grundmotiv durch. Der Europäer, der mit dem Chinesen verhandelt; der Deutsche, der sich in der amerikanischen Kulturaristokratie bewegt; die Epigonen romantischer Vornehmheit, die sich in Berlin mit der Umwelt zu verständigen suchen (Herman Grimm und sein Freund Robert-tornow sind, liebevoll stilisiert, gezeichnet) — überall werden Briefe geschrieben, kunstvoll, geistreich, aus bewegtem Herzen — und nirgends erreichen sie die Adresse.

Voltaire meinte von einem Buch, das der Autor „der Nachwelt“ dediziert hatte, es sei zu fürchten, daß es seine Adresse nicht erreiche. Unser Buch hat zunächst viele Adressaten erreicht; es war „das“ Buch der Saison. Gierig verschlang man die elegante Geschichtsphilosophie einer vornehmen Dilettantin. Abgeschwächt wiederholte sich der ungeheure Erfolg von Fürst Pücklers Reisebriefen; den „Briefen eines Verstorbenen“ entsprachen diese Briefe an einen Verstorbenen durch den Salon-Ton, die Unbefangenheit der Anschauungen, den Reiz der Anonymität. Aber Fürst Pückler hatte mehr zu entdecken. Und eine andere, der Verfasserin noch näher stehende Briefdichterin, Bettina, hatte in ihrem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde mehr zu offenbaren. Vergleicht man den neuen Liebling unserer Lesewelt mit solchen Vorgängern, so mag das spezifische Gewicht doch etwas gering scheinen!

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Auf vulkanischer Erde. Roman von Emmi Elert. Berlin, F. Fontane & Co. 1903. 253 S. M. 3,—.

Eine entschiedene Talentprobe, zumal da es sich um ein Erstlingswerk zu handeln scheint (wenigstens ist der Berichterstatter den Spuren der Dichterin in der Litteratur noch nicht begegnet). In Klingig, der viel besuchten Eifel-Sommerfrische, wird das Lenche, eine Wirtschaftspächterin, ihrem Schatz, dem Kutscher Mathis, untreu, von elementarer Liebe zu einem Gendarmen erfaßt, der sie seinerseits betrügt. Der Mathis taumelt nun haltlos von einem Mädchen zum anderen und schlägt schließlich den Nebenbuhler tot, der ihm gegenüber seine dienstliche Gewalt mißbraucht. Mit der Verhaftung des Burschen endigt der Roman, und wir erfahren ebensowenig etwas über sein Schicksal wie über das Lenchens, die in Verzweiflung ihrer Niederkunft entgegenharrt. Das ist so recht im Geschmack der modernen Milieustudie, die einfach willkürlich abbricht, statt sich um einen Schluß zu mühen. Auch ist es der Dichterin nicht überall gelungen, ihre üppige Phantasie zu zügeln; manches erscheint zu grell, und im Streben nach naturalistischen Wirkungen geht sie selbst dem Widerlichen nicht aus dem Wege. Diesem Mangel an künstlerischer Zucht und Reife stehen jedoch bestechende Vorzüge gegenüber, die nicht bloß Gutes für die Zukunft verheißen, sondern auch schon das vorliegende Buch lesenswert machen. Die höchst eigenartigen Kulturzustände in jenem Eifelort, dessen Bewohner durch den Uebergang von ländlicher Beschäftigung zur Spekulation auf die Luftkurgäste demoralisiert erscheinen, sind mit nicht gewöhnlicher Beobachtungs- und Schilderungsgabe wiedergegeben. Das Treiben der Sommerfrischler, die sich mit ihrem berliner Jargon von den im gemütlichen Eifeldialekt redenden Eingeborenen charakteristisch abheben, der Aufzug der wandernden Zigeuner, denen die Mordthat vom Publikum frischweg in die Schuhe geschoben wird, die Lustbarkeiten des rheinischen Karnevals auf seiner niedrigsten bäuerlichen Stufe — das alles tritt mit plastischer Anschaulichkeit vor unsere Augen. Und auch das Psychologische, insbesondere das Gemälde von Mathis Seelenangst, nachdem er den Gendarmen getötet hat, ist wohl geglückt. Dabei sind die verschiedenen kulturgeschichtlichen Elemente, die in erster Linie dem Romane seinen Wert verleihen, mit Geschick in die Handlung verwoben, sodaß die Komposition einen durchaus einheitlichen Eindruck erweckt.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Der heiße Soldat und andere Geschichten von Gustav Meyrink. (Kleine Bibliothek Langen, 62. Bändchen.) München 1903, Albert Langen. 147 S. M. 1,—.

Amüsante, gepfefferte Unterhaltungslektüre, flott vorgetragen von einem verbitterten, hämisch grinsenden Lyriker; echte „Simplizissimus“-Skizzen neuester Observanz. Eine von ihnen führt den Titel „Bocksäure“ und handelt von einer beliebten Marke Malaga-Weines, die ihren Wohlgeschmack durch den Zusatz von abgenutzten Stiefeln erhält. Nach Bocksäure duftet das ganze Büchlein. Wer sich an Rosenöl überrochen hat, mag es zur Abwechslung flüchtig genießen; übrigens ist auch für Sentimentalität gesorgt. Weitere Bestandteile sind: indische Weltweisheit, ulkiger Stumpfsinn, Pikanterieen und Zötchen und — allen Ernstes — geistreich erfunden, vortrefflich durchgeführt eine grausige Phantastik, Spottgeburten irgend welcher naturwissenschaftlicher Hypothesen, wie sie E. A. Poe, freilich weit packender, weil wahrhaft grandios, zuerst erfand. Die Titelnovelle „Der heiße Soldat“ und „Petroleum, Petroleum“ zeichnen sich in dieser Art vor den übrigen vorteilhaft aus. Der Soldat Zavadil erreicht eine Fiebertemperatur von 80°, versengt infolgedessen seine Umgebung, bis er einen Asbest-Anzug erhält, dessen Knöpfe sofort in Rotglut erstrahlen, und kehrt schließlich mit 50° in seine Heimat zurück. Man nehme diese Anekdote, auch gegen den Willen des Verfassers, als Sinnbild für die Komik jener überhitzten Frechheit, die in unserer Litteratur auch bereits den Maximal-Grad überschreitet. Nachdem sie uns eine Weile belustigt hat, schicken wir sie nun schleunigst wieder heim.

München. *Kurt Martens.*

Die Kleinwelt unserer Väter. Roman von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. Mit einer biographischen Einleitung von E. Gagliardi und dem Bildnis Fogazzaros. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1903. 404 S.

Die Kleinwelt unserer Zeit. Roman von Antonio Fogazzaro. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Max von Weißenthurn. Albert Langen Verlag. München 1903. 387 S.

Eines näheren Eingehens auf die Bedeutung und den Inhalt des in Italien zu so schneller Berühmtheit und so außergewöhnlichem Erfolge gelangten Romans „Piccolo mondo antico“ bedarf es hier nicht, so wenig wie einer Darlegung seiner Stellung innerhalb der italienischen Belletristik, da das Werk im „Litterar. Echo“ schon wiederholt ausführlich besprochen wurde (vgl. LE I, 422 u. II, 624). Dem Autor ist hier die künstlerische Verschmelzung des religiösen Problems, dem sein innerstes Interesse vornehmlich gehört, mit den seelischen Entwicklungen des Helden und der Heldin und den äußeren Geschehnissen, die sich in der dumpfen, gewitterschwülen sozialen und politischen Atmosphäre

des österreichischen Italiens der fünfziger Jahre abspielen, besonders glücklich gelungen. Ganz eigenartige und doch keineswegs unrealistisch künstliche Lichter fallen auf jene symbolische Kleinwelt am Luganersee, auf die feindlichen Parteien der Unterdrücker und ihres Anhangs und der konspirierenden und beargwöhnten Patrioten, auf die turiner Emigrantenwelt, auf die langen, langen Jahre des Harrens und heimlichen Rüstens vor dem Sturm. Dazwischen schwingt und tönt, bald lyrisch anschwellend, bald leise in klassischen Perioden verhallend, ein farbenreicher Hymnus auf die Alpen- und Seenpracht jenes vom Dichter so geliebten, gesegneten Erdenflecks Valsolda. Alles endlich ausklingend in starke, von milder Wehmut verklärte Zukunftsgewißheit, in jener in Schönheit getauchten Abschiedsszene Luisas und Francos bei Ausbruch des Kampfes auf Isola Bella. — Die Uebertragung sucht der sprachlichen Kunst des Klassizisten unter den gegenwärtigen italienischen Romanciers nach Möglichkeit gerecht zu werden. Dankenswert ist die einleitende biographische Skizze mit ihrer warmen Würdigung des Autors.

Auch der in Italien seinerzeit mit Spannung erwartete und aufgenommene Roman „Piccolo mondo moderno", dessen Originalausgabe hier gleichfalls schon besprochen wurde (LE III, 1398 f.), liegt nunmehr in deutscher Uebertragung vor. Unserem Lesepublikum wird dadurch die Kenntnis einer der eigenartigsten und umstrittensten Schöpfungen der gegenwärtigen italienischen Belletristik und zugleich gewisser, nicht gerade auf der Oberfläche liegender Strömungen des italienischen Geisteslebens unserer Tage vermittelt. Freilich ist der berühmte Vicentiner nichts weniger als ein unbefangener und objektiver Beobachter und Darsteller jener politischen, sozialen und vor allem religiösen Entwicklungen und Kämpfe, die seinem Roman den spezifischen Gehalt verleihen. Vielmehr beruht in der Intensität des inneren Miterlebens die Stärke wie die Schwäche seiner Kunst. Die Stärke: machtvoll weiß er auch den widerstrebenden Leser zur Teilnahme zu zwingen an den Seelenkämpfen seines Helden, an Schwankungen und Krisen eines religiösen Bewußtsein, das bei seiner ausgeprägt romanisch-katholischen Veranlagung deutscher Gefühls- und Denkweise an sich recht fremdartig erscheint. Die große Schwäche des Romans aber liegt darin, daß dem geistreichen Autor jene sichere Ueberlegenheit den aufgeworfenen Problemen und heraufbeschworenen Gestalten gegenüber fehlt, ohne die nun einmal kein in sich vollendetes und befriedigendes, geschweige denn großes Kunstwerk möglich ist. So endet das interessante und bedeutende, auch mit vielerlei ergötzlichen und ernsten Realitäten gesättigte, aber innerlich unfertige Buch in einem alle äußere und psychologische Wahrscheinlichkeit und damit alles wahre Mitempfinden aufhebenden Mystizismus, mit einem willkürlichen und fast trotzigen Fragezeichen. — Die Uebersetzung liest sich, abgesehen von wenigen Flüchtigkeiten, angenehm.

München. *Rudolf Unger.*

Die Komödie der Ehe. Roman von Gustaf af Geijerstam. Uebersetzt von Francis Maro. Berlin 1903, S. Fischers Verlag. M. 3,50.

Tine. Roman von Herman Bang. Uebersetzt von E. Weise. Berlin 1903. S. Fischers Verlag. M. 3,—.

Zwei zarte, innige Bücher. Beides Romane, die fern sind von jener Kunst, die sich vom Leben absondert. Beides Romane, die vom Innerlichsten berichten, ans Innerlichste aber auch zu rühren vermögen. — An diese Bücher von Geijerstam, der jenes allertraurigste und wunderbare „Buch vom Brüderchen" geschrieben hat, und Bang, dessen Töne die mildesten und weichsten in der sanften dänischen Litteratur sind, geht man mit den schönsten Erwartungen, und diese Erwartungen werden nicht betrogen. Ich kann mir kräftigere Werke ersinnen, manchmal auch wünschen, Berichte des Daseins stärkerer Naturen, die einen mit fruchtbareren Gefühlen dann entlassen — sicherlich; doch wenige Europäer vermögen verklingende Stimmungen, nervöse Leiden so warm und doch so klug und gerecht abzuschildern. Denn diesen Dichtern ist zu ihren Leiden — immer ist ja eigener Schmerz der Urgrund solcher Dichtung — noch ein gutes Teil Ironie gegeben, das sie über Sentimentalität erhebt, darauf verzichten läßt, Menschen als Helden erscheinen zu lassen, die nur traurige Beobachter ihrer eigenen Schicksale sind, von ihren Trieben bald dahin, bald dorthin gelenkt.

Bei Geijerstam sind es „zwei einsame, schwermütige, nach Freundschaft hungernde Wesen". Ein Ehepaar, von dem der Mann so gut wie die Frau in sich „einen kranken Punkt hat, der nach innen blutet". Sie sind beide sehr glücklich und heiter, lächeln und werden vielleicht dick — bis die gewisse Stunde kommt. Da löst sich die große naive Harmonie dieser Ehe auf; was die beiden trennt, wird ihnen bewußt. Des Tändelns, des Friedens Zeit ist vorbei. Bob, der so traurig ist und den alle Menschen und auch seine Frau seiner Freudigkeit wegen lieben, begeht die Dummheit zu verraten, daß Gösta, der Freund des Ehepaares, die junge Frau früher einmal sehr geliebt hat. Nun steht Gösta zwischen beiden. Leise und allmählich hebt sich seine Gestalt. Und eines Tages geht Bobs Frau zu Gösta. Er ist allein mit seinem Knaben. Dieser süße Knabe, ernst und träumerisch und weich und zart und klug, bringt nun das Schicksal. (Um dieser Figur willen darf man das Buch zu den besten zählen.) Die Eheleute lernen an diesem Kinde sehen, was Ehe ist, lernen begreifen, daß die Frauen ihr größtes in ihren Kindern geben. Der Kleine stirbt. Der Schmerz aber führt die getrennten Eheleute wieder zu einander.

Noch zarter, weniger romanhaft, weniger kompliziert, weniger Litteratur ist Herman Bangs „Tine". Die Menschen kennen wir, auch die Stimmung und das weiße Haus, in dem sie leben, das Dorf, das unten liegt, den Glanz versonnener Tage, den Duft verträumter Abende. „Das weiße Haus", die Erzählung von des Dichters Mutter und Jugend, hat den Leser schon in diese Luft geführt. Kleine Lieder werden gesungen, und die Frauen haben gern thränenfeuchte Augen. Man ißt Eingemachtes und dehnt die müden Glieder in der Dämmerung. Es ist allezeit wie ein bißchen Weihnacht, steht im Buche. Leise und behutsam streichen die Gespräche dahin, oft von jener Naivetät beherrscht, die sich in traurigen Ahnungen gefällt, und die Gefühle sind verzagt.

In diese Stille dringt der mordende Krieg. Das große nationale Unglück des Dänenkampfes bekommt der Leser zu spüren, abgespiegelt in den Geschehnissen des weißen Hauses. Milde und versöhnlich ist der Ton, liebevoll sind die Augen und scharf die Blicke des Betrachters — das Gefühl vom Krieg, der den Frieden ablöst, alles verändert, umstürzt, aufrüttelt, dessen Spur nie mehr auszulöschen ist, geben wenige Bücher so eindringlich. Die persönliche Durchdringung ist es, die hier den Weg zum Gefühle schafft. Krieg — das ist Erwachen; Krieg — das ist Zeit der Männer. Die Frauen müssen sich in der Wirtschaft müde plagen. Das ist nun Tines Zeit. Sie sorgt für alles im Hause des Oberförsters, aus dem die müde Frau, ihre Freundin, sich geflüchtet hat. Und eines Nachts gehört sie dem Oberförster. Alles war müde, halbtot von den Strapazen, und in den Stunden, da der Wille gelähmt schlief, erwachten die Triebe. Als aber Tine erfahren muß, daß sie der Oberförster gar nicht geliebt hat, daß nur der Körper ihrer in einer flüchtigen Stunde der Unruhe begehrt hat, da geht sie in den Tod. Selbst die hochwürdigsten Herren, selbst der Bischof verzeihen der Selbstmörderin das unselige Ende — der Krieg ist die Zeit der Triebe.

Es wird interessieren, daß der eigentlichen Erzählung ein paar feine und tiefe Seiten vorausgehen, in denen über die Entstehungsgeschichte des Buches allerlei berichtet und reflektiert wird. Leider scheint durch die Uebersetzung die Klarheit dieser Andeutungen vermindert worden zu sein. Immerhin darf man sich freuen, auch

durch diese Bemerkungen wieder der lieben Persönlichkeit Herman Bangs näher zu kommen.

Berlin. *W. Fred.*

Lyrisches.

Gedichte von Emil Alfred Herrmann. Mit 3 Originalholzschnitten von Ludwig Bartning. Heidelberg, Otto Petters, 1902. M. —,25.

Dies kleine Buch enthält leider nur 18 Gedichte. Es sind die Weisen eines Dichters, der ein Träumer ist und ein Kind. Was er singt, sind entzückende kleine Verse von der Art unserer Volkslieder. Ganze Strophen sind einfach aus den Volksliedern herübergenommen — aber das schadet nicht, wir nehmen es diesem Kinde nicht übel, sondern wir freuen uns, freuen uns herzlich an diesen süßen, heimatlichen Klängen, in denen jenes Rauschen ist, das nur das Volkslied kennt und neben ihm Eichendorff. So singt Emil Alfred Herrmann:

Ueberm Berg.

Ueberm Berg,
über'm Berg gehn die stille Stern.
Mein Schatz is weit,
weit fern überm Berg.

Falle zwei Rösle in mein Schoß,
zwei Rösle: eins weiß, eins rot —
Weiß ich net, lebt mein Schatz
oder is er tot.

Wiegenlied.

Und was seh ich denn da oben im Himmel
in einem großen, blauen Saal?
O, viele, viele, weiße Englein.
Ja, und was machen die denn da?

Die einen putzen den Mond blank,
die andern putzen die Sternlein,
daß sie heut nacht schön blinkblank
in mei'm Kindle sein' Traum schein'.

Das Gefühl für Rhythmus ist hervorragend. Herrmann muß von einem sehr feinen musikalischen Empfinden sein. Musik tragen alle diese Gedichtlein in sich. Sie sind ebenso musikalisch wie dichterisch empfunden.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Dumpfe Gesänge. Dichtungen von Friedrich Albert Alsen. Berlin, Carl Messer & Cie. 110 S. M. 2,— (3,—).

Der Verfasser dieser Dichtungen ist eine grüblerische, wühlende, unruhige, ganz unausgeglichene Natur. Seine Worte haben zumeist etwas stark Pathetisches, wohinter es ziemlich leer aussieht. Wenn er gar unpathetische Verse macht, sind sie ganz schlimm. Was soll man zu einem Gedicht wie dem folgenden sagen:

Dir —

Dir
werfe ich
mich zu.

Fange mich auf,
Leben!

Ich weiß ja doch,
daß ich
nur
Dein Spielball
bin.

So einfach ist das Dichten nicht, verehrter Herr Alsen. Mit ein paar kleinen Bildern oder ein paar tobenden Gefühlen ist es nicht gethan. Jede künstlerische Durchbildung, jeder poetische Instinkt geht dem Verfasser ab. Er mag große Träume und gewisse große, gährende Vorstellungen haben: was er bildet, ist ohne Größe und ohne Bedeutung.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Dramatisches.

Die schiefmäulige Almuth. Lustspiel in 3 Akten von Friedrich Bartels. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 98 S.

Dieses frisch und lebendig gestaltete Verslustspiel gehört nicht zu den bühnenfertigen Stücken, die Aussicht oder Anspruch darauf hätten, einen Siegeszug über dreißig oder fünfzig Theater zu machen; dazu fehlt ihm auf der einen Seite das künstlerische Vollgewicht, auf der anderen die theatralische Gerissenheit, die etwa den Versfabrikaten der Firma Schönthan-Koppel-Ellfeld zum geschäftlichen Erfolg verhalf. Aber einige Direktoren gutgeleiteter Provinzbühnen, die von der berliner Theatrokratie unabhängig genug sind, bei dem Werke eines noch unbekannten Dramatikers Gevatter zu stehen, sollten sich seiner annehmen: es besitzt dichterische Qualitäten genug, um bei guter Darstellung die Probe zu lohnen. In Bremen etwa oder Oldenburg würde schon das lokalgeschichtliche Moment die Gewähr eines Erfolges verstärken, denn der Schauplatz der Vorgänge ist das alte Ostfriesland der Hansezeit, und es weht kräftige, niederdeutsche Heimatluft darin. Zwar wird nicht ganz klar, aus welchen Motiven, wenn nicht aus gemeiner Habsucht, der Jungherr Harold Lüning aus Bremen mit einem Rudel Knechten dem Strandvogt Bolko seine Ochsenherde wegrauben will: kaum daß flüchtig etwas von einer alten Feindschaft zwischen Bremern und Friesen angedeutet wird. Auch daß Bolko auf Drängen seines Weibes dem Junker, den er gefangen gesetzt und zum Gehängtwerden bestimmt hat, die Freiheit unter der Bedingung anbietet, daß dieser seine Tochter Almuth zur Frau nehme, will schlecht zu dem Friesentrotz des freien Marschensohnes passen. Und so ist auch sonst das Gefüge der Motivierung bei genauerer Prüfung etwas wackelig, und die Charaktere der Hauptpersonen, besonders der Titelfigur, schillern in einigen Widersprüchen. Aber der ganze Stoff ist so resolut angefaßt, die Sprache meist so volltönig und natürlich, die Szenenführung wirksam und dem Ganzen so viel gesunder Humor beigegeben, daß es schade wäre, sollte diese tüchtige Probe eines neuen Talentes dem Mauerblümchenschicksal des Buchdramas verfallen bleiben.

J. E.

Litteraturwissenschaftliches.

Litterarisches Jahrbuch. Jahres-Rundschau über die litterarischen Erzeugnisse deutscher Zunge auf schöngeistigem, dramatischem und musikdramatischem Gebiet, verbunden mit einem Lexikon der lebenden deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Unter Mitarbeit von Dr. Carl Busse, Paul Ehlers, Rudolf Friedemann, Dr. H. Handke, Dr. H. Mielke herausgegeben von Peter Thiel. I. Jahrgang. 1902. Mit 14 Porträts. Köln a. Rhein, 1903, Hoursch & Bechstedt. VIII und 302 S. M. 2,50.

Warum soll die schöne Litteratur ihre regelmäßigen kritischen Jahresberichte, wie sie sich bei den verschiedensten Wissenschaften längst schon erprobt haben, nicht auch besitzen? Kritisiert wird ja freilich auf diesem Gebiet ohnehin schon genug und übergenug. Aber die mehr oder weniger nach Willkür und Zufall aus der Flut der Erscheinungen ausgewählten Einzelbesprechungen unserer Zeitschriften und Zeitungen sind doch etwas ganz anderes als eine zusammenhängende, planvoll angeordnete und unter einheitliche ästhetische Gesichtspunkte gestellte Uebersicht über die dichterischen Leistungen eines Jahres. Daß trotz der Sechszahl der Verfasser des Jahrbuchs und ihrer gar verschiedenartigen kritischen Befähigung das Werk einen im wesentlichen einheitlichen Eindruck macht, bildet gerade seinen Hauptvorzug. Grundsätzlich ist überall der höchste litterarische Maßstab angelegt, an dem gemessen die Dichtung der Gegenwart recht klein erscheint: aber bei der Einzelbeurteilung waltet eine durch die allgemeine Ungunst der Schaffensbedingungen gerechtfertigte Nachsicht. Nicht mit allen kritischen Aeußerungen

der Mitarbeiter kann man sich einverstanden erklären; doch eine Antikritik würde an dieser Stelle zu weit führen. Am angenehmsten lesen sich Busses besonnene und anschauliche Ausführungen über eine Reihe lyrischer Sammlungen.

Betrachten wir nun den Inhalt im einzelnen. Der einleitende Aufsatz „Die deutsche Volksseele und die moderne Litteraturströmung“ aus der Feder von H. Handke bezeichnet von vornherein die höheren litterarischen Ansprüche des Jahrbuchs. Die erste Abteilung beschäftigt sich der Reihe nach mit der deutschen Lyrik (einschließlich der Vers-Epik), dem deutschen Roman, dem deutschen Drama und der dramatischen Musik. Ueberblicke über diese vier verschiedenen Kunstgattungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts eröffnen jeden Abschnitt, dann werden die wichtigsten Erscheinungen des Jahres (bei Drama und dramatischer Musik der Theatersaison 1901/02) im einzelnen besprochen, und daran schließt sich (außer bei der dramatischen Musik) ein alphabetisches Verzeichnis der im Buchhandel in der Zeit vom 1. Oktober 1901 bis 1. Oktober 1902 erschienenen Bücher an.

Diese Zweiteilung in Werke, die rezensiert, und solche, die nur summarisch namhaft gemacht werden, läßt natürlich dem subjektiven Ermessen weiten Spielraum. Sicher durften beispielsweise Emil Straußens ergreifende Lebensgeschichte „Freund Hein“ und Adolf Schmitthenners „Neue Novellen“ nicht in das alphabetische Verzeichnis verbannt werden, wenn „Uebersinnliche Liebe“ von A. Schoebel und ähnliches einer kritischen Würdigung wertgehalten wurde! Hier erhält man fast den Eindruck, daß nicht das Bedeutendere ausgehoben worden sei, sondern das, was der Verfasser dieses Abschnitts eben zufällig näher kannte. Im Bereiche des Dramas und der dramatischen Musik war durch theatralische Aufführung oder Nichtaufführung eine gewisse Grenzlinie von vornherein gegeben; da jedoch dies nicht der einzige Gradmesser für den Wert eines Stücks sein kann, so werden im folgenden Jahrgang wohl auch Buchdramen zur Beurteilung herausgegriffen werden müssen.

Absolute Vollständigkeit ist ja von einem derartigen weitschweifigen Unternehmen nicht zu verlangen, aber relative dürfte immerhin erreicht sein, insofern Wesentliches kaum übergangen ist. Wenn sich in die Verzeichnisse auch Bücher aus älteren Jahrgängen verirrt haben, so ist die leidige Buchhändlersitte, Publikationen garnicht oder um ein Jahr voraus zu datieren, mit dafür verantwortlich zu machen.

Die zweite Abteilung besteht aus einem Schriftstellerlexikon, d. h. aus einem „alphabetischen Verzeichnis der zu Beginn des Berichtsjahres lebenden deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die auf den vom Litterarischen Jahrbuch behandelten Gebieten Werke in Buchform veröffentlicht haben“. Hier lassen sich zahlreiche empfindliche Lücken nachweisen; besonders muß es auffallen, daß nicht einmal alle Dichter, deren Bücher in den vorhergehenden Verzeichnissen erwähnt sind, Aufnahme gefunden haben. Ueberhaupt läßt sich die Bedürfnisfrage für ein derartiges Lexikon (neben Kürschner und Brümmer!) nicht leicht bejahen. Jedenfalls ist dringend anzuraten, daß in den folgenden Jahrgängen dieses alphabetische Verzeichnis nicht wiederholt, sondern nur möglichst gewissenhaft ergänzt und fortgeführt wird. Der also gewonnene Raum wird dann der Erweiterung der ersten Abteilung sehr zu statten kommen.

Der Herausgeber ist sich, wie er im Vorwort erklärt, wohl bewußt, mit dem ersten Jahrgang das erstrebte Ziel noch nicht ganz erreicht zu haben. Das wird auch kein billig Denkender verlangen. Immerhin muß jedes neue litterarische Unternehmen so wohl vorbereitet an die Oeffentlichkeit treten, daß es die zuversichtliche Hoffnung erweckt: daraus kann im Laufe der Zeit etwas Tüchtiges werden. Sonst geschieht es leicht, daß der erste Jahrgang auch der letzte ist, wie man es neuerdings bei dem „Deutsche Thalia“ betitelten Jahrbuch für das Bühnenwesen erlebt hat. Der Schaden pflegt in solchen Fällen leider fortzuwuchern, weil unter dem entstandenen Mißtrauen auch bessere Nachfolger zu leiden haben. Dem vorliegenden Litterarischen Jahrbuche gegenüber wäre ein Pessimismus glücklicherweise nicht begründet. Es weist erfreuliche Ansätze auf, die der Weiterentwickelung fähig sind, wie auch der Grundgedanke, dem es seinen Ursprung verdankt, zu billigen ist. Sache der beteiligten Kreise ist es nun, das junge Unternehmen so kräftig zu unterstützen, daß Herausgeber und Mitarbeiter in weiteren Bänden noch deutlicher zu zeigen im stande sind, was sie wollen und was sie können.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 171 S. M. 2,40 (3,20).

Ein reiches, buntes Buch zum sinnigen Blättern und nachdenklichen Verweilen! Ein prächtiges Gedenkbuch für alle, die jemals Marburg, das „wunderliche, graue, alte, stille Städtchen am felsigen Hügelhang“, besucht oder sich dort studierenshalber aufgehalten haben. Was Dichter und Denker, Naturfreunde und Wanderer, Musensöhne und Professoren, Einheimische und Fremde, von dem Verfasser der Kaiserchronik um 1150 an bis zu den neuesten Heimatdichtern, Merkwürdiges und Eigentümliches über „die Perle des Hessenlandes“ in Vers und Prosa gesungen und gesagt haben, in deutscher und in fremden Zungen, das hat der um die hessische Dichtung und Litteraturgeschichte verdiente Wilhelm Schoof zu einem bunten, reichen Strauß zusammengestellt. Natürlich sind es nicht lauter Prachtblumen, auch manches farb- und duftlose Kräutchen ist darunter. Mancherlei bildliche Darstellungen von und aus Marburg dienen dem Buche zur Zierde. Die lateinischen Beiträge von Eobanus Hessus u. a. hätten ebensogut wie die der englischen und französischen Schriftsteller in unserer Muttersprache wiedergegeben werden können.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Verschiedenes.

Richard Wagner und das Christentum. Von Otto Hartwich. Leipzig, G. Wigand. 1903. 166 S. M. 2,—.

Ein evangelischer Geistlicher prüft Wagners Werk auf seinen ethischen und religiösen Gehalt: „es ging Wagner ähnlich so, wie einst Jesu, der auch der Welt ein Geheimnis offenbar machen wollte und von dem Unverstande seiner Zeit gekreuzigt wurde. Gesetzt nun den Fall, es wäre das Geheimnis beide Male das gleiche, so wäre es jedenfalls die höchste Zeit, es endlich zu begreifen“. Es handelt sich um den wichtigsten Teil in Christi Werk, um „das Reich Gottes auf Erden“, um die innere Befreiung und Erlösung. Hartwich geht von zwei gegensätzlichen Begriffen aus, von Naturrecht und Vertragsrecht. Als Naturrecht gilt ihm die Möglichkeit freier Entfaltung der Individualität, aber doch ohne schrankenlose Willkür und gewaltthätige Selbstsucht; Vertragsrecht ist dagegen das von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Joch des äußerlichen Formalismus, der auf den Daseinsbedingungen der Menschen in Staat, Kirche, Familie, Erwerb und Kunst lastet. Für Wagner handelt es sich um einen einzigen Punkt, „die Befreiung des Individuums vom Joche der menschlichen Gesellschaft, die Befreiung der Individualität von den Fesseln des Formalismus, den Sieg des Individualismus über das Vertragsrecht, d. h. also um die Erlösung“. Kunst und echte Religion haben dasselbe Ziel, Befreiung und Freiheit. Die Schrift sucht nun möglichst klar und gründlich diese beiden Gegensätze zu bestimmen und aus ihrem Verhältnis den Erlösungsgedanken zu gewinnen. Drei Abschnitte, das Erlösungsproblem, wie es in Wagners Schriften erscheint, das Erlösungsproblem in den Dramen, die Kritik des Erlösungsgedankens, erbringen den sorgfältigen Nachweis, daß Wagner als Denker und Dichter

wirklich diesem Ziele zustrebte. S. 132 bezieht Hartwich mit Recht gegenüber Bulthaupts in allen ernsten Wagnerfragen meist sehr flacher und falscher Auslegung die Schlußworte: „Erlösung dem Erlöser“ auf Parsifal. Aber Parsifal selbst ist ein Gleichnis und Abbild Christi und das Gralsreich in seiner Reinheit die Gemeinde der Gläubigen, d. h. nach Hartwich der vom Vertragsrecht Erlösten, in denen das Reich Gottes auf Erden lebendig ward. Die Worte weisen, wie ich glaube, noch weiter und tiefer auf ein Christentum ohne Kirche und Dogma, auf eine Erlösung der Urgestalt des Erlösers und seiner reinen Lehre aus aller geschichtlichen „vertragsrechtlichen“ Trübung und Fälschung.

Hartwichs Buch gründet sich durchweg auf die reinsten und reichsten Quellen, auf Wagners Schriften und Dichtungen, und daneben noch auf Chamberlains Meisterwerk über Richard Wagner. Der Verfasser bewährt tiefe Kenntnis, ernste und hohe Gesinnung und schreibt schlicht und eindrucksvoll ohne allen Schwarm und Ueberschwang. Wir begrüßen es mit besonderer Freude, daß ein Geistlicher zu solcher Auffassung Wagners sich erhob, daß er richtig erkannte: „Wagner war Christ in einem großen Sinne, wenn er auch nicht ein Mann der Kirche war.“ „Wagner muß anerkannt werden als ein ebenso mutiger wie seltener Vorkämpfer des praktischen Christentums.“ Wagner war kirchenfeindlich nur aus Religion. Der Verfasser glaubt, im Grunde sei das Ziel der liberalen, d. h. historisch-kritischen Theologie dasselbe wie das Wagners und bedauert, daß Wagner „die liberale Theologie nicht genügend kannte“ in der Meinung, „sie könne nur negierende Kritik üben und dem Judentum Vorspanndienste leisten“. Das Wörtlein „liberal“ ist eben sehr vieldeutig, und höher als „Partei“ und „Richtung“ steht immer die Persönlichkeit. Männer wie Hartwich gehören zur bayreuther Gemeinde, wie sie Wagner wollte und hoffte. Hartwich widmet sein Buch den Freunden der bayreuther Festspiele, die von dort eine tiefere Anregung mit heimnehmen, die nicht nur beim künstlerischen Genuß stehen bleiben, sondern über die sittlichen Grundlagen des Kunstwerks nachdenken. Auf das Kunstwerk selbst geht Hartwich nicht ein, aber er fragt nach Sinn und Bedeutung des verständnisvoll erfaßten künstlerischen Schaffens, überdenkt die Eigenart der religiösen Entwicklung Wagners und schildert sie im großen Zusammenhang. Dafür gebührt ihm unser Dank. Hat er doch aufs neue für sein Gebiet bewiesen, wie der bayreuther Gedanke alle hohen, grunddeutschen, geistigen Bestrebungen enthält und verklärt.

Rostock. *Wolfgang Golther.*

Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein. (Männer der Zeit. Bd. XIII.) Leipzig, Herm. Seemann Nachfl., 1903. gr. 8°. 472 S. M. 3,— (4,—).

Emil Frommel hat es verdient, unter den „Männern der Zeit“ auch dargestellt zu werden. Er ist der typische Vertreter einer Gruppe von Männern, in denen der Humanismus und die christliche Frömmigkeit sich in eigentümlicher Weise verschmolzen haben, und zwar, was das Auffallende ist, mit christlicher Frömmigkeit, die sich aus Ueberzeugung an die kirchliche Tradition gebunden weiß. Diese Gruppe ist nicht groß, aber von Einfluß gewesen, und gehört mit zur geistigen Signatur der letzten Vergangenheit. Frommels Persönlichkeit aber giebt ihm in dieser Gruppe wieder eine besondere Stellung, und so war er es vor allem, der unter die „Männer der Zeit“ gehörte.

Sehen wir von einigen Anstößen ab, die die kirchenpolitische Stimmung des Verfassers dem Leser nicht ersparen mochte, so muß man sagen, daß Kappstein der geeignete Mann war, diese Biographie zu schreiben. Er hat Frommel gekannt, wie er leibte und lebte, und hat auch mit vollem Bewußtsein ein persönliches Buch geschrieben. Dadurch hat die Darstellung eine schöne Frische bekommen und vermag bis zum letzten Augenblick zu fesseln. Eine Fülle von Einzelheiten, von Augenblicksäußerungen seines Helden, von besonderen Erlebnissen des Verfassers mit ihm, machen das Buch farbig und reich. Die Schilderung seiner Persönlichkeit ist treffend, und die eingehenden Ausführungen über Frommel als Jugendlehrer, am Altar und auf der Kanzel und als Seelsorger, als Wanderredner und Schriftsteller sind sehr förderlich. Das Buch verdient warme Empfehlung.

Aachen. *Walther Wolff.*

Geschichtliche Aufsätze. Von Max Jähns. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau. Nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller“ von Alfred Meyer. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck. Berlin, Gebr. Paetel, 1903. 541 S. M. 10,—.

Ein feines, durch und durch vornehmes Buch. Als Max Jähns, geb. am 18. April 1837 in Berlin aus friesischem Geschlecht, am 19. September 1900 zur ewigen Ruhe einging, da verlor ein großer Freundeskreis einen Mann, der mit vollstem Rechte zu den so seltenen Naturen einer harmonischen Persönlichkeit gezählt worden war. Von diesem anmutenden Eindruck ist ein wohlthuender Hauch auch auf dies Buch übergegangen, das nicht nur die charakteristischsten Abhandlungen des vielseitigen Majors, sondern auch seine mit warmem Anteil geschriebene und darum zu Herzen gehende Lebensbeschreibung aus der Feder des Direktors der herzoglichen Kunstsammlungen auf der Veste Koburg, Dr. Karl Koetschaus, und endlich eine sehr ansprechende Würdigung der militärischen Seite von Jähns Schriftstellertum durch den k. sächsischen Hauptmann Alfred Meyer enthält. Selbst wer das „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens“ (1880) oder das „Russische Reich in Europa“ (1884; „ein ganz außerordentliches Buch“: Moltke), die Schrift über „Heeresverfassungen und Völkerleben“ (1885) oder den „Feldmarschall Moltke“ (1894—1900) gelesen und studiert hat, wird gern auch einmal zu den kleineren Arbeiten dieses echten self made-Kulturhistorikers, wahren Kabinettsstücken, greifen; hier findet er vereint: „Die Kriegskunst als Kunst“ (1874), „Die Trilogie Karls des Kühnen“ (1876), „Die Schlacht von Pavia“ (1874), den „Großen Kurfürsten“ (1897 und 1899), „Kaiser Wilhelm“ (1888) und „Walther von der Vogelweide“ (1867). Er wird sich an der unverwelklichen Jugend dieser Aufsätze erquicken und nur bedauern, daß die Auswahl aus dem reichen Erbe des fleißigen Mannes so streng gehandhabt worden ist.

Leipzig. *Hans F. Helmolt.*

Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen. Von ***. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1902. 12°. VI, 171 S.

Salzmann hat seiner Zeit im Krebsbüchlein Beispiele schlechter Erziehung gegeben. Unser Verfasser, einer unserer ersten deutschen Gelehrten, wie die Ankündigung der Verlagsbuchhandlung mitteilt, nach unserem Eindruck ein Herr aus Wien, giebt auf den gegenüberliegenden Seiten eine Darlegung der richtigen und für den gleichen Fall ein Beispiel der verkehrten Erziehung. Die Grundsätze aber sind richtig und die Beispiele des Verkehrten aus dem wirklichen Leben geschöpft. So mag das kleine, natürlich geschriebene Buch auf gute Wirkung hoffen.

Karlsruhe. *E. von Sallwürk sen.*

Notizen.

Der Rosinante. J. V. Widmann schreibt im „Tag“: Darüber gebe ich mich zwar keiner Selbsttäuschung hin, daß ein Zeitungsartikel, auch in einem meist gelesenen Weltblatte, gegen irgendwelchen Sprachgebrauch siegreich aufkommen könnte, und hätte der Zeitungsartikel

hundert- oder tausendmal recht. Der tausendmaligen Rechthaberei steht die liebe Gewohnheit von Millionen Menschen mit unbesiegbarem passivem Widerstande gegenüber. Und so wird Deutschland fortfahren, das Roß Don Quixotes „die Rosinante" zu nennen und jeden recht kläglichen Klepper, der dem Rosse des Ritters von der traurigen Gestalt gleichsieht, als „eine Rosinante" zu bezeichnen, obschon es „der Rosinante" heißen müßte. Denn Don Quixotes Pferd war ein Hengst.

Die Thatsache ist schließlich nicht von großem Belang, denn von den Abenteuern im „Don Quixote" ist nur ein einziges, das im ersten Kapitel des dritten Buches erzählte, eine Geschichte, die allerdings die Männlichkeit des Pferdes zur unabweisbaren Bedingung und Voraussetzung hat. Bei den anderen Begebenheiten der Kreuz- und Querfahrten des edlen Ritters hätte Rosinante immerhin eine Stute oder ein Wallach sein mögen. Nun er aber beides nicht war — warum nennen wir ihn immerfort mit dem weiblichen Artikel? Weder konnte das spanische Original den Irrtum verschulden, noch die musterhafte Uebersetzung Ludwig Tiecks. Unsere deutschen Romantiker, und Tieck vor allen, haben zu den spanischen Dichtern und am meisten zu Cervantes, dessen souveränen Humor sie mit Recht als eine der köstlichsten Kundgebungen dichterischer Genialität verehrten, in einem zu herzlichen Pietätsverhältnisse gestanden, als daß sie bei der Uebersetzung auch am Nebensächlichen sich irgendeine willkürliche Aenderung gestattet hätten. Nach Tiecks Beispiel sind auch alle Novellen des Cervantes von F. M. Duttenhofer schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts vortrefflich übersetzt worden. Und wenn jetzt soeben in Frankreich eine französische Uebersetzung einiger der Novellen herausgekommen ist, die sich mit marktschreierischer Prahlerei „Cervantes inédit" nennt, so ist dieser Titel, wie natürlich nicht bloß gegenüber der spanischen Litteratur eine lächerliche Anmaßung, insofern als alle Werke des Cervantes selbstverständlicherweise in spanischer Sprache gedruckt vorhanden sind und zwar in mehrfachen Ausgaben, sondern auch in deutscher Sprache besitzen wir längst diese Novellen des angeblich „unedierten" Cervantes, z. B. auch die von der „vorgeblichen Tante", jene pikante Studentengeschichte aus Salamanka, auf die sich das französische Buch wohl besonders viel zugute thut, indem in dieser Geschichte erzählt wird, wie die Tante tagsüber die manchmal nächtlicherweile etwas flickbedürftig gewordene Ehre ihrer Nichte wieder ausbesserte. Tieck übersetzte also, dem Original getreu, überall „der Rosinante", so schon in dem kleinen Scherzgedichte, das Cervantes dem Roman vorangestellt hat, wo Rosinante seinen Stammbaum von dem edeln Streitrosse des Cid ableitet:

„Rosinant' bin ich, der hohe
Enkelsohn des Babieça;
Für die Sünden, dir geschehen,
Dient' ich einem Don Quixote,
Elend schien ich und verschroben,
Doch mein Pferdesinn war klar" u. s. w.

Tieck schrieb aber den Namen, gemäß dem spanischen Original, mit einem z, also „Rozinante". Und im ersten Kapitel des Romans heißt es, dieser Name sei nach langem Wählen von Don Quixote ausgesucht worden, als ein volltönender, bedeutungsvoller Name, der besage, das Pferd sei ein Klepper gewesen, ehe es seinen jetzigen Stand als Ritterpferd bekommen, auch „daß er der erste und fürnehmste von allen Kleppern der Welt sei". Ob ein ethymologischer Zusammenhang des Namens mit „roznars" besteht, einem spanischen Worte, das „knirschen", hier also vielleicht „ins Gebiß des Zügels knirschen" bedeutet, vermag ich nicht zu sagen. Wenn es nun später im Deutschen üblich wurde, nach dem Klang der Aussprache das Wort „Rosinante" zu schreiben, so dürfte vielleicht der hierdurch sich ergebende Anklang an den weiblichen Namen „Rosine", der übrigens auch bekanntlich eine weinbeerartige Frucht bedeutet, zu der Verweiblichung des Pferdenamens Veranlassung gegeben haben. Auch hat überhaupt der Ausgang „ante" im Deutschen etwas Feminines. Wir haben die „Tante" und in der Musik die „Dominante". Nach solchen durchs Ohr in die Vorstellung übergehenden Analogieen dürfte Don Quixotes Klepper, der eigentlich ein Pegasus war, um den jeder Dichter den großen Cervantes beneiden muß, seine Mannheit eingebüßt haben. Und er wird sie, wie schon gesagt, im Deutschen nicht wiedergewinnen; doch glaubte ich dieses vergängliche papierne Denkmal — eine Art posthumen litterarischen Tierschutzes — dem phantastischen Ritter- und Dichterrosse Rosinante schuldig zu sein.

Nachrichten

Todesfälle. Am 17. September † in Budapest nach langer, schwerer Krankheit die Schriftstellerin Frau Berta Katscher, die Gattin des Schriftstellers Leopold Katscher. Sie hat mehrere Romane geschrieben, eine Anzahl von Werken aus dem Englischen und Ungarischen übersetzt und war eine eifrige Vorkämpferin sozialreformatorischer Bestrebungen.

In Basel † Frau Emma Meyer-Brenner, die Tochter des Volksmannes Karl Brenner. Ihr Drama „Fatio" wurde seinerzeit hier kurz besprochen.

Im Alter von 74 Jahren † in Paris Jules Levallois, einer der ehemaligen Sekretäre Sainte-Beuves.

* *

Persönliches. Prof. Dr. Eugen Kühnemann, bisher an der Universität Bonn, wurde zum Rektor der neugegründeten königlichen Akademie zu Posen, der Privatdozent für englische Sprache und Litteratur an der Universität Berlin, Dr. Otto Dibelius, zum Professor an derselben Akademie ernannt. — An der Universität Freiburg i. Br. wurde ein Ordinariat für moderne Litteraturgeschichte errichtet und dem a. o. Prof. Dr. Roman Woerner übertragen. — Dr. Arthur Seidl, zuletzt Herausgeber der eingegangenen Zeitschrift „Die Gesellschaft", wurde als dramaturgischer Sekretär an das Hoftheater in Dessau berufen.

* *

Angekündigte Bücher. Die Hinstorffsche Hofbuchhandlung veranstaltet eine billige Lieferungsausgabe von Fritz Reuters sämtlichen Werken (50 Lieferungen zu 20 Pf.). — In Meyers Klassiker-Ausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint eine neue, von Prof. Dr. Theodor Matthias besorgte Ausgabe von Herders Werken (mit Herders Leben, Einleitungen und Anmerkungen), die 5 Bände umfaßt (Preis geb. 10 M.). — In der Sammlung „Geisteshelden" (Berlin, Ernst Hofmann & Co.) erscheinen im Oktober die Biographieen Herders (vom Superintendenten R. Bürkner) und Grillparzers (von Dr. Hans Sittenberger). — Eine illustrierte Monographie über Peter Rosegger aus der Feder von Theodor Kappstein stellt der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart für das Frühjahr 1904 in Aussicht. — Der Verlag von Otto Elsner in Berlin zeigt eine zweibändige Ausgabe von Eduard Mörikes ausgewählten Briefen an, deren erster Band gegen Ende dieses Monats erscheinen wird. Diese erste und einzige, von den Hinterbliebenen Mörikes autorisierte Gesamtausgabe wird von Prof. Dr. Karl Fischer und Dr. Rudolf Krauß besorgt. — Einen nachgelassenen Roman von Ferdinand Kürnberger („Das Schloß der Frevel") kündigt der Verlag von Hermann Seemann Nachfolger an. Das Buch könne, wie es heißt, erst jetzt erscheinen, da „ungünstige politische Umstände" die Veröffentlichung unmittelbar nach Kürnbergers Tode († 1879) verhindert hätten. — Von dem bekannten Werk „Das deutsche Volkstum" (herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer; Leipzig, Bibliographisches Institut) beginnt die zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage zu erscheinen;

sie wird 16 Lieferungen zu 1 M. umfassen und soll noch vor Weihnachten fertig vorliegen.

* *

Litterarische Prozesse. In der Privatklage Heinrich Sohnreys gegen Dr. Wilhelm v. Scholz, der Sohnrey durch eine im „Tag“ veröffentlichte Kritik der „Dorfmusikanten“ (vgl. LE V, 1071) öffentlich beleidigt haben sollte, sprach das Gericht den Beklagten der Beleidigung schuldig und verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von 100 Mark. — In dem Streit um Hans von Kahlenbergs Novelle „Nixchen“, der nun schon einige Jahre die Gerichte beschäftigt, ist kürzlich vom Landgericht I dahin entschieden worden, daß die Verfasserin und ihr Verleger freizusprechen, das Buch aber einzuziehen und zu vernichten sei, da objektiv eine unsittliche Schrift vorliege.

* *

Denkmäler. Einen Aufruf für ein Mörike-Denkmal erläßt der Litterarische Klub in Stuttgart. Es wird beabsichtigt, das Grabmal des Dichters auf dem Prag-Friedhof in Stuttgart, das zu verfallen droht, aus wetterbeständigem Material zu erneuern. — Am 15. September wurde in Viareggio ein Denkmal des englischen Dichters Shelley enthüllt, der dort einst seinen Tod in den Wellen gefunden hat.

* *

Allerlei. Eine neue Zeitschrift großen Stils wird demnächst in München ins Leben treten. Sie heißt „Süddeutsche Monatshefte“ und wird herausgegeben von Wilhelm Weigand unter Mitwirkung von Paul Nikolaus Coßmann, Josef Hofmiller, Paul Marsop, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner und Hans Thoma. — Abg. Dr. Weiskirchner und Genossen stellten im niederösterreichischen Landtag folgenden Antrag: Der Landtag setze einen Preis von 2000 Kronen fest, der alljährlich im Januar dem Verfasser eines aufgeführten oder der Aufführung würdigen, der österreichischen Geschichte entnommenen, in deutscher Sprache geschriebenen Schauspiels, dessen Schauplatz sich wenigstens zumteil auf niederösterreichischem Boden befindet, durch den Landesausschuß zu verleihen ist. — Der polnischen Volksdichterin Maria Konopnicka haben die Polen ein Nationalgeschenk in Form eines Landhauses in Zarnowiec in Galizien mit einem 5 Morgen umfassenden Park übergeben. — Die beiden größten dänischen Verlagsgesellschaften, die Gyldendalsche Buchhandlung und der Norddeutsche Verlag, haben sich zu einer Aktiengesellschaft vereinigt, an deren Spitze Aug. Bagge, Peter Nansen und der Buchhändler Ernst Bojesen stehen.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Bechtolsheimer, Heinr. Zwischen Rhein u. Donnersberg. Roman aus der Franzosenzeit. Gießen, Emil Roth. 310 S. M. 3,— (4,—).
Blankensee, Theo v. Gelöste Rätsel. Kriminalroman. Dresden, Moewig & Höffner. 198 S. M. 2,— (3,—).
Böhme, Margarete. Zum Glück. Roman. Dresden, Moewig & Höffner. 141 S. M. 1,50 (2,50).
Hegeler, Wilhelm. Pastor Klinghammer. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 494 S. M. 6,— (7,50).
Jaques, Herm. Münchens Ende. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 232 S. M. 3,— (4,—).
Kraze, Frieda H. Unter dem Dornenkranz. Roman. Illustr. — Römer, Alwin. Die Spree-Loreley. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 137 u. 54 S. Geb. M. 1,50.
Leitgeb, Otto v. Die stumme Mühle. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 381 S. M. 5,—.
Merk, Emma. Am Hochzeitstage. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. 109 S. M. —,50 (—,75).
Meyr, Melch. Erzählgn. aus dem Ries. Halle, Otto Hendel. VIII, 96, 143, 120 u. 98 S. Geb. M. 2,50.
Rievert, H. Was der Westwind erlebte. Skizzen. Halle, Herm. Gesenius Verlag. 122 S. M. 1,— (1,50).
Oestéren, Frdr. Werner van. Die Wallfahrt. Eine Erzhl. aus Galizien. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 176 S. M. 2,— (3,—).
Ortmann, Reinhold. Der Schmetterling. Nov. Berlin, Albert Goldschmidt. 110 S. M. —,50 (—,75).
Ostwald, Hans. Berliner Nachtbilder. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 155 S. M. 1,—.
Rosegger, Peter. Arme Sünder u. a. Geschichten. Illustr. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 365.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 108 S. M. —,20.
Rüttenauer, Benno. Larissa. Roman e. Tänzerin. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 218 S. M. 2,— (3,—).
Schmid-Hansen, Gerda. Mensch sein! Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. kl. 4°. 119 S. M. 1,—.
Telmann, Konrad. Tod u. Leben. Roman. Dresden, Carl Reißner. 271 S. M. 3,— (4,—).
Voß, Rich. Ein Königsdrama. Roman aus e. deutschen Herrscherhause. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. 183 u. 164 S. M. 1,— (1,50).
Zapp, Arth. Ueber die weibliche Kraft. Roman. Dresden, Carl Reißner. 263 S. M. 3,— (4,—).
Zobeltitz, F. v. Trude Alberti. Roman. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 257 S. M. 3,— (4,—).

Bandello, Matteo. Künstler-Novellen aus der Renaissance. A. d. Ital. v. Paul Seliger. Leipzig, Magazin-Verlag. kl. 4°. 144 S. M. 2,—.
Bunin, Iwan. Erzhlgn. Deutsch v. Georg Polonskij. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 12°. 255 S. M. 1,50.
Castelli, Cesare. Venedig. Aus dem Ital. v. E. Leroy. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 147 S. M. 1,50.
Coissonneau, Marguerite. Die goldene Stube. Stimmungen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 62 S. M. 1,— (2,—).
Harte, Bret. Eine vornehme Familie. Roman. Uebers. von Herm. Limbach. Illustr. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 364.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 110 S. M. —,20.
Huysmans, Joris K. Da unten! Roman. Leipzig, Magazin-Verlag. 2 Bde. kl. 4°. 258 u. 287 S. M. 6,—.
O'Monroy, Rich. Tolles Leben. Novellen. Uebers. v. J. v. Immendorf. Berlin, Iris-Verlag. 236 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Beust, Carl Frhr. v. Im Freilicht. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. VIII, 156 S. M. 2,— (3,—).
Blietz, Carl. Leben. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 39 S. M. —,75 (1,75).
Crone, W. Lütt un grot. Allerhand an Gedichten un Geschichten. Quakenbrück, Robert Kleinert. gr. 8°. 102 S. M. 1,—.
Döhler, Herm. Walburga. Ein Sang vom Mittelrhein. Dresden, E. Pierson. 106 S. M. 2,— (3,—).
Fischer, Eugen. Kinder stiller Stunden. Erstlingsblüten. Dresden, E. Pierson. 57 S. M. 1,50 (2,50).
Gedichte. Herausg. vom litterarischen Verein „Der Westen“. Elberfeld, Baedekersche Buchh. 79 S. M. 1,—.
Görg, Thor. Katerfrühling. Gedichte. Dresden, E. Pierson. XVI, 155 S. M. 2,— (3,—).
Hebel, Joh. Peter. Alemannische Gedichte. Mit hochdeutschen Uebertragungen v. Rob. Reinick u. Bildern v. Ludwig Richter. Ausgew. vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Georg Wigand. III, 96 u. III S. Kart. M. —,90.
Heil, G. F. Undine. Märchendichtg. in 3 Teilen. Dresden, E. Pierson. 119 S. M. 2,50.
Hollstein, Eman. Deutsches Eichenlaub. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 130 S. M. 2,— (3,—).
Ilmen, L. Lyrische Blätter. Dresden, E. Pierson. VIII, 187 S. M. 2,— (3,—).
Lintner, Ludw. Wildrosen. Gedichte. Mit e. Geleitwort v. Prof. Dr. S. M. Prem. Dresden, E. Pierson. VIII, 112 S. M. 1,50 (2,50).
Schorn, Hans Traug. Gesammelte Gedichte. Dresden, E. Pierson. 115 S. M. 2,— (3,—).
Volkart, M. Errungen. Lieder-Cyklus. Dresden, E. Pierson. VII, 81 S. M. 1,50 (2,50).
Waldenburg, Max. Bunte Blätter. Scherz u. Ernst in Vers u. Prosa. Schweidnitz, Georg Brieger. 118 S. M. 1,—.

Byron, Lord. Poetische Erzhlgn. Uebers. u. m. e. Vorw. versehen von Alex. Neidhardt. Halle, Otto Hendel. VIII, 74, 90, 58 u. 66 S. m. Bildn. Geb. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Aufhäuser, Dr. Dav. Lucindens Fluch. Ein Goethespiel frei nach „Dichtg. u. Wahrheit“. Dresden, E. Pierson. 136 S. M. 1,50.

August, Alb. Das Weib als Freundin. Drama. Dresden, E. Pierson. 64 S. M. 1,50.
Frey, Ludwig Ferd. Herzenswille. Komödie. Dresden, E. Pierson. 98 S. M. 2,—.
Raaben, Eug. Zwisch'n Gut u. Bös. Volksstück. (Nach Ludw. Anzengrubers Erzählg. „Der Hoisel-Loisel".) Dresden, E. Pierson. 123 S. M. 1,50.
Schmidt, Paul. Die Hexe. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 121 S. M. 2,—.
Schneider, Karl Camillo. Menschenspiel. Drama. Wien, C. W. Stern. schmal gr. 8°. 112 S. M. 2,—.
Sinoja, J. E. de. Im Beichtstuhl. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 43 S. M. 1,—.
Sittenfeld, Ludw. Eim alen Gleese. — 's Julerle vum Priezelte. — Neie Katuffeln. 3 Einakter in schles. Mundart. Breslau, Wilhelm Koebner. gr. 8°. 64 S. M. 1,20.
Wainstabl, Wilh. Der Stadtsee u. die heil'ge Kirche. Komödie. Dresden, E. Pierson. 80 S. M. 1,50.
Xaver, Frz. Ein Schauspiel. Handlung in 3 Aufzügen. Dresden, E. Pierson. VII, 67 S. M. 1,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bassiner, Osk. v. Wladimir Ssolowjew, e. russischer Dichtergenius. (Aus: „St. Petersburger Ztg.") Bonn, Friedrich Cohen. 34 S. M. —,50.
Dichter, deutsche, des 19. Jahrh. Aesthetische Erläutergn. f. Schule u. Haus. Herausg. v. Prof. Dr. Otto Lyon. 7. Petsch, Dr. Rob. Heinrich Kleist, Prinz Friedrich v. Homburg. 48 S. — 8. Fürst, Dr. Rud. Gottfried Keller, Martin Salander. 42 S. — 9. Wasserzieher, Dir. Dr. Ernst. Fr. W. Weber, Dreizehnlinden. 46 S. — 10. Petsch, Dr. Rob. Richard Wagner, Die Meistersinger. 48 S. Leipzig, B. G. Teubner. Je M. —,50.
Diederich, Dr. Benno. Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik u. ihrer Litteratur. Leipzig, Schmidt & Spring. gr. 8°. XII, 354 S. M. 4,— (5,—).
Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Mit besond. Unterstützg. v. Erich Schmidt herausg. v. Julius Elias, Max Osborn, Wilh. Fabian, Frdr. Gotthelf, Kurt Jahn. 10. Bd. (J. 1899.) 4. Abtlg. Berlin, B. Behr. Lex.-8°. VI, 158 S. M. 8,20.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. Halle, Otto Hendel. 1690—1696. Alexis, Willib. (W. Häring). Isegrimm. Vaterländischer Roman. Mit e. Vorbemerkg. v. H. Marshall u. dem Bilde des Verf. 598 S. Geb. M. 3,—. — 1697. Byron, Lord. Mazeppa. — Die Insel. Uebers. u. m. e. Vorwort versehen v. Alex. Neidhardt. Mit dem Bilde des Dichters. VIII, 66 S. — 1698. Shakspere, William. Der Kaufmann v. Venedig. Nach den Uebersetzgn. v. A. W. Schlegel u. K. Simrock f. die deutsche Bühne bearb. v. E. W. Schmidt. 88 S. m. Bildnis. — 1699. Meyr, Melch. Ende gut, alles gut. Erzählung aus dem Ries. 98 S. — 1700—1702. Gorki, Maxim. Mein Reisegefährte u. andere Novellen. Aus dem Russ. übertr. u. m. e. Vorbemerkg. versehen v. Theo. Kroczek. 181 S.
Bölsche, Wilhelm. Aus der Schneegrube. Gedanken zur Naturforschg. Dresden, Carl Reißner. VII, 346 S. M. 6,— (7,50).
Bolliger, Prof. Dr. Adf. Drei ewige Lichter. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als Gegenstände der Erkenntnis dargestellt. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. XI, 139 S. M. 2,—.
Brunnemann, Anna. Max Klingers Radierungen vom Schicksal des Weibes. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 37 S. M. —,60.
Bühne, bunte. Fröhliche Tonkunst. Gesammelt v. Rich. Batka. Herausg. vom Kunstwart. 7. Folge. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. VIII, 64 S. M. 1,—.
Christoterpe, neue. Ein Jahrbuch, begründet v. Rud. Kögel, Emil Frommel u. Wilh. Baur. Herausg. v. R. Mumm. XXV. Jahrg. Jubiläumsbd. Halle, C. Ed. Müller, VI, 410 S. M. 4,— (5,—).
Combe, Prof. Dr. A. Die Nervosität des Kindes. 4 Vorträge. Uebers. v. Dr. Herm. Faltin. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 194 S. M. 2,50.
Döll, Dr. Heinr. Goethe u. Schopenhauer. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Schopenhauerschen Philosophie. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. 73 S. M. 1,50.
Hoff, Joh. Friedr. Amt u. Muße, Ludwig Richter als Freund. Fortsetzg. u. Schluß v. „Aus e. Künstlerleben", „Ein Künstlerleben vor 70 Jahren" u. „Lehrjahre bei L. Richter u. in München". Frankfurt a. M., Joh. Alt. VIII, 246 S. mit 12 Bildern in Lichtdr. u. s. w. M. 6,— (8,— u. 9,—).

Judt, Dr. J. M. Die Juden als Rasse. Eine Analyse aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit 24 Abbildgn. u. 1 Karte u. s. w. Deutsche Ausg. Berlin, Jüdischer Verlag. gr. 8°. 243 S. M. 4,50 (5,70).
Knorrn, Sort.-Buchhdl. G. W. Der Nationalökonom Bücher u. der deutsche Sortimentsbuchhandel. Eine Antwort auf Büchers Schrift „Der deutsche Buchhandel u. die Wissenschaft". Waldenburg, E. Meltzer. gr. 8°. 56 S. M. —,60.
Kulturwelt, Die moderne, ein Narrenhaus. Von einem Optimisten. Europa 1903. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 191 S. M. 2,— (3,—).
Laube, Dr. Rich. Rudolf Hildebrand u. seine Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschsprachl. Unterrichts in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. Leipzig, Friedrich Brandstetter. gr. 8°. XV, 136 S. M. 1,80.
Lubinski, S. Die Entstehung des Judentums. Eine Skizze. Berlin, Jüdischer Verlag. 71 S. M. 1,—.
Otto, Mädchenschul-Dir. Dr. Eduard. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Mit 25 Abbildgn. im Text. (Aus Natur u. Geisteswelt. 45. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. VI, 154 S. M. 1,— (1,25).
Schoenaich, A. v. Lose Skizzen aus dem Zaren-Reiche. Berlin, Karl Siegismund. 319 S. M. 3,— (4,—).
Schultze-Naumburg, Paul. Kulturarbeiten. 3. Bd. Dörfer und Kolonieen. Herausg. v. Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. X, 250 S. m. Abbildgn. M. 4,— (5,—).
Stratz, Dr. C. H. Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropolog. Studie. Leipzig, G. Freytag. Lex.-8°. 30 S. m. 11 Abbildgn. M. 2,—.
Winkler, Heinr. Skizzen aus dem Völkerleben. I. Aus Osteuropa. — II. Aus dem Magyarenlande. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. V, 198 S. M. 3,—.
Zacher, Alb. Was die Campagna erzählt. 2. Tl. Albanergebirge. Lateinische Küste. Sabinergebirge. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. gr. 16°. 359 S. Geb. M. 4,—.

Carpenter, Edward. Die Civilisation, ihre Ursachen u. ihre Heilung. Aufsätze. Uebers. v. Dr. Karl Federn. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 306 S. M. 3,— (4,50).
Carpenter, Edward. Demokratie. Vorgesänge der Freiheit. Uebers. v. Lilly Nadler-Nuellens u. Ervin Batthyány. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 149 S. M. 2,—.
Firenzuola, Agnolo. Gespräche über die Schönheit der Frauen. A. d. Ital. v. Paul Seliger. Leipzig, Magazin-Verlag. kl. 4°. XII, 116 S. M. 2,—.
Roberts, Lord, of Kandahar, Feldmarschall. 41 Jahre in Indien, vom Subaltern-Offizier bis zum Ober-Befehlshaber. Uebers. v. Dr. Ritter v. Borosini. Mit Karten u. Plänen. Berlin, Karl Siegismund. 2 Bde. XII, 380 u. VIII, 384 S. M. 12,— (15,—).

Zuschrift.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich lese im Litt. Echo (2. September-Heft, Sp. 1734) eine Richtigstellung betr. „Donatienne" von René Bazin. Auch diese ist nicht ganz exakt. In dem 1894 erschienenen Buche Novellen: „Humble amour" von Bazin heißt die erste „Donatienne". Diese Novelle ist wörtlich wieder abgedruckt und bildet die ersten sieben Kapitel des neuen (im Februar erschienenen) Buches „Donatienne", der Rest von über 200 Seiten ist aber neu.

Paris. Th. J. Plange,
Librairie internationale.

Antworten.

Herrn E. S. in Cambridge. Eine ästhetische Programmschrift über die Theorie des l'art pour l'art als solche existiert nicht. Als ihre eigentlichen Urheber und Anpflanzer sind die Brüder Goncourt anzusehen. Lesen Sie deren „Idées et sensations", ferner Gustave Flauberts „Correspondance", Bourgets „Essais de psychologie contemporaine" und etwa noch Brunetières gegen das l'art pour l'art gerichtetes Werk „L'évolution de la poésie lyrique" (2 Bde.).

Herrn H. Frhrn. v. Z. in Prag. Die Deutsche Gobineau-Vereinigung bildete sich im Jahre 1894 auf Anregung und unter Vorsitz von Prof. Karl Ludwig Schemann in Freiburg i. Br., dem Uebersetzer von Gobineaus Werken, der auch jetzt noch an der Spitze der Vereinigung steht. Die Vereinigung hat sich die Aufgabe gestellt, für die Verbreitung der Schriften Gobineaus zu wirken.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes November-Heft.

VI. Jahr, No. 3. 1. November 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Vierteljahrspreis Mk. 4

Axel Juncker Verlag in Stuttgart.

Soeben erschien.

Laurids Bruun, Der König aller Sünder. Roman

Preis 4,50 Mark geheftet, 5,50 Mark modern eleg. gebunden. Der berühmte dänische Schriftsteller Herman Bang schreibt hierüber: »Es ist stets eine reiche Freude, den Leser auf eines jener seltenen Werke hinzuweisen, die sich über die Menge der Bücher erheben, wie in Marmor gehauen oder in Bronze gegossen, die von dem ersten Tage ihres Entstehens das unauslöschliche Gepräge des Dauernden tragen ...«

Gustav Wied, Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit

(via Berlin-Dresden). Preis 4 Mark geheftet, 5 Mark eleg. gebunden.

Hamburger Fremdenblatt schreibt: »...Um so erfrischender und erfreuender wirkt die Bekanntschaft eines solchen seltenen Mannes, den man von Staatswegen subventionieren sollte, auf dass wieder Fröhlichkeit in die Welt ziehe und Freude und Heiterkeit. Gustav Wied heisst unser Mann ...«

Von dem berühmten Verfasser des „Robinson Crusoe" erschien soeben im Verlag von Albert Langen in München

Daniel de Foe

Glück und Unglück der berühmten

Moll Flanders

Geheftet 4 Mark — In Leinen gebunden 5 Mark

Der vorliegende Roman, der der erste ist, der nach dem weltbekannten „Robinson" dem deutschen Publikum geboten wird, ist auch eine Robinsonade. Aber — welch' ein Unterschied — es ist eine Robinsonade der Großstadt. Man könnte dieses Buch sogar eigentlich den ersten Großstadtroman überhaupt nennen; denn kein Autor vor De Foe hat das Typische all der Elemente, die die Großstadt — in diesem Falle London um 1700 — zu allen Zeiten ausmachen, so knapp und klar herauszubringen und zusammenzufassen vermocht.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg

gegründet 1800.

Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Dichtungen. 4. Afl. Jubil.-Ausg. M. 3,—, in Orig.-Bdd. M. 4,—. — Röm. Schlendertage. 10. Afl. 20 Vollbilder. M. 6,—, in Orig.-Bdd. M. 7,—. — Marschenbuch. 4. Afl. M. 6,—, in Orig.-Bdd. M. 7,—.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 6,—, in Orig.-Bdd. M. 7,—.
Bulthaupt, H., Dramaturgie. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Afl. M. 6,—. II. Shakespeare. 8. Afl. M. 5,—. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 7. Afl. M. 5,—. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 8. Afl. M. 6,— (i. Orig.-Bdd. pro Bd. M. 1,— mehr).
Gardini, C., In der Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. M. 5,—, in Orig.-Bdd. M. 6,—.
Geiger, L., Aus Adolf Stahr's Nachlaß. M. 5,—, in Orig.-Bdd. M. 6,—.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Afl. M. 6,—, in Orig.-Bdd. M. 7,—.
Proelß, Deutsch-Capel. M. 3,—.
Salomon, L., Gesch. d. dtsch. Zeitgswes. I. u. II. Bd. brosch. à M. 3,—.
Sello, G., Alt Oldenburg. M. 3,—, in Orig.-Bdd. M. 4,—.
Sienkiewicz, H., Briefe aus Afrika. M. 3,—, in Orig.-Bdd. M. 4,—.
Zabel, E., Zur mod. Dramaturgie. *Stud. u. Kritik. über d. dt'che. Theater. 2. Afl. M. 5,—, in Orig.-Bdd. M. 6,—. **Stud. u. Kritik. über d. ausländ. Theater. 2. Afl. M. 5,— in Orig.-Bdd. M. 6,—. ***Stud. u. Kritik. a. alter u. neuer Zeit. M. 5,—, in Orig.-Bdd. M. 6,—.

Soeben erschien

im Verlage von Richard Sattler, Braunschweig

Bonaparte und Bourbon

Historisches Drama aus der Zeit Napoleons I.

von **Fritz Wichmann**

Preis 2 Mk. **Bedeutsame Neuerscheinung auf litterarischem Gebiete.** Preis 2 Mk.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

•• Neue Folge. ••

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Freistatt

Kritische Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst.

Schriftleitung Alexander Freiherr von Bernus und Adolf Dannegger.

Die »Freistatt« dient allen freiheitlichen, politischen, literarischen und künstlerischen Interessen Süddeutschlands, frei von allen einseitigen Parteistrebungen tritt sie freimütig für nationale Kräfteentfaltung und sozialen Fortschritt ein und sucht durch Essays aus ersten Federn über alle bemerkenswerten Ereignisse der Literatur, Kunst und Musikwelt zu unterrichten. Den belletristischen Teil bilden wertvolle Gedichte und Novellen der namhaftesten modernen Autoren.

Mitarbeiter u. a. sind: Peter Altenberg, Otto Julius Bierbaum, Emanuel v. Bodmann, Prof. Dr. Boethlingk-Karlsruhe, Prof. Dr. Lujo Brentano-München, Paul Busson, Richard Dehmel, Prof. Dr. A. Drews-Karlsruhe, Eduard Engel, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Arthur Holitscher, Korfiz Holm, Wilhelm Holzamer, E. Graf Keyserling, Detlev von Liliencron, Thomas Mann, Kurt Martens, Arthur Moeller-Bruck, Prof. Dr. Graf Du Moulin-Eckart, Dr. Hermann Popp-München, Roda-Roda, Benno Rüttenauer, Ludwig Scharf, Richard Schaukal, Wilhelm von Scholz, Edgar Steiger, Frank Wedekind.

Abonnementspreis M. 2,—, Ausland M. 2,50 pro Vierteljahr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Post (kgl. bayer. Post No. 340, Reichspost No. 2705 a) und den

„Freistatt-Verlag", München, Ohmstr. 7. (Telephon 2775.)

Gärungen — Klärungen

Wiener Roman von Franz Josef Gerhold.

Preis brosch. M. 4,20, geb. M. 5,—.

Mit ätzender Schärfe und grosser Kraft schildert der Verfasser die Gesellschaft des heutigen politisch und sozial zerklüfteten Wien. Ein Stück Kulturgeschichte.

—— Zu haben in allen Buchhandlungen. ——

Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien u. Leipzig.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Ein neues Werk von G. Baumberger.

Juhu-Juuhu. Appenzellerland und Appenzellerleut. — Skizzen und Novellen.

Illustriert von K. LINER und J. ABEGG.

256 Seiten. 130 × 205 mm.

Broschiert Mk. 3,20, elegant geb. Mk. 4,—.

Diesmal hat sich Baumberger einen kleinen Fleck Erde für seine Schilderungen auserkoren: das Appenzellerland. Um so mehr kann er sich in die Schönheiten und Eigenheiten von Land und Volk vertiefen. So verständnis- und liebevoll er Bilder von Berg und Tal und See zeichnet, so legt er doch das Hauptgewicht auf die Menschen, die dort leben. Der gesunde, urwüchsige, in seinen Lebensäusserungen so sympathische Volksschlag ist es, der ihn hauptsächlich beschäftigt. Da sieht man die witzigen Appenzellerbüblein, biderbe Alte mit Charakterköpfen, frische Appenzellerinnen in ihrer schmucken Tracht.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☛ Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: von der Josef Kösel'schen Buchhandlung in Kempten, ..n Herren Breitkopf & Härtel, Verlag in Leipzig und vom Verlage Georg Wigand in Leipzig, auf die wir

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 50, Schaperstr. 37, Telephon: VIa, 11600

Sechster Jahrgang — Heft 3 — 1. November 1903

Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2, Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Der Mäcen.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm (München).

Es muß noch schwerer sein, ein guter Mäcen als ein guter Dichter zu werden, denn wir begegnen in der Geschichte des Mäcenatentums außerordentlich wenig Männern, die Feingefühl und Geschmack zu einer glänzenden Rolle darin befähigten. Ein ganz besonderer Takt des Herzens muß dem Gönner der Dichter verliehen sein, ist doch der Pegasus ein eigenartiges, fast unheimliches Tier, dessen Reiter niemals wie reguläre Kavalleristen gemarschallt erscheinen. Die Leichtverwundbarkeit des Poeten, sein Mangel an praktischem Sinne machten das Gönnertum zu einer schweren, oftmals undankbaren Kunst, zu deren Ausübung meist Genie, fast immer Resignation gehörte.

Wie jede Kunst ist auch diese vielfach dilettantisch betrieben worden, sodaß verschwindend wenig Dichtern ein echtes Heimatsgefühl im Kreise ihrer Gönner zuteil wurde, und durch die ganze Poesie unserer Kulturnationen klingt immer wieder das qualvolle Seufzen, dem Schiller den Trost eines erträumten Wolkengottes gab:

> Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
> So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Das Wesen des Mäcens liegt tief begründet in der Art, wie sich die Dichtkunst im Laufe der Zeiten entwickelte. Griechenland kannte ihn nicht in den Jahren seiner Blüte, schmückte sich doch das freie Hellas auch mit einer freien Kunst, deren Erfolg darin bestand, die Menge in Begeisterung fortzureißen und nicht dem Lob oder der Unterhaltung eines Mächtigen zu dienen. Perikles war ein Freund der Künste, aber kein Gönner, er diente ihnen, ohne sie beherrschen zu wollen, und die Lustspieldichter verspotteten ihn sogar ob seines allzu großen Kopfes. Erst in Rom bildete sich jenes breite, wohlgefällige Beschützertum der schönen Künste, das Schmeicheleien in Form von Versen verlangte. Unter den vielen Klienten, mit denen sich ein reicher Mann zu Haus und auf dem Forum umgab, galt in dem letzten Jahrhundert der Republik der Hauspoet für unentbehrlich. Da es Mode war, wurden Griechen vorgezogen, solange hellenisches Wesen die römische Gesellschaft beherrschte. Hieraus entwickelte sich die Sitte, daß der Klang pomphafter Gedichte wie Gold und Purpur zu dem selbstverständlichen Luxus gehörte, mit dem die Großen und die Kleinen unter den Herrschern sich umgaben. Das Gelegenheitsgedicht entstand als notwendige Beigabe zu allen Festlichkeiten. Wie noch heute bei vornehmen italienischen Familien Hochzeiten und Begräbnisse prinzipiell besungen werden, oft von ärmeren Dichtern, die dafür Unterstützung finden, so verlangten im antiken Rom die Freunde schöner Worte bei dem geringsten äußeren Anlaß ihr Lob in gebundener Sprache zu hören. Aus dieser Gewohnheit entstand die glänzende „dedicatio", deren sich, vom Altertum beginnend, bis weit hinauf in die späteren Jahrhunderte die größten Dichter bedienten. Anfangs widmete man aus besonderem Anlaß, später auch ohne solchen ein poetisches Werk irgend einem reichen Mann, dessen Gönnertum der Verfasser erstrebte. So wurde im goldenen Zeitalter der römischen Litteratur Augustus und seine Umgebung besungen, aus der unter andern Mäcenas als freigebiger Liebhaber der Künste hervorleuchtete. Zum Dank dafür, daß er ihm in einer geschäftlichen Angelegenheit geholfen hatte, widmete Vergil seine Georgica diesem Vertrauten des Kaisers und machte den Namen Mäcenas bereits damals zu einem sprichwörtlichen Ausdruck des Gönnertums. Vergil, Properz, Horaz und die Plejade der kleinen Gestirne wanderten hinaus in die Albanerberge, um in der reichen Villa des Freundes zu dichten, zu philosophieren und zu — schmeicheln. Bei allen finden wir das Lob des Mannes, der offene Hand und offenes Herz für Dichter hatte und ihnen das Ohr des Kaisers verschaffte. Aber wir machen uns einen falschen Begriff, wenn wir den Geist heiterer Gleichheit und liebenswürdiger Aussprache in den Festen des Palatins und der Sommervillen vermuten. Noch immer war die Poesie, wie jede andere Kunst, Sklavenkunst, von der das Wort Philipps von Macedonien zu einem königlichen Prinzen galt:

„Schämst du dich nicht, daß du so schön singst? Es ist genug, wenn sich ein König Zeit nimmt, Sänger anzuhören, und er erweist den Musen viel Ehre, wenn er beim Wettstreit anderer den Zuschauer abgiebt."

Das Lesebedürfnis war noch nicht so groß, daß der Verkauf eines Werkes dem Dichter Brot verschaffen konnte. Gewinn brachte allein die Reklame, das heißt die Reklame, die aus Dichtermund dem mächtigen und reichen Schutzherrn zuteil wurde. Es entstand ein Geschäft, von beiden Seiten regelrecht und natürlich aufgefaßt, zu dem allerdings persönliche Freundschaft und lebendiges Interesse sich gesellten und das geschäftliche Verhältnis zwischen Mäcen und Poet idealisierten. Die schönsten und auch die traurigsten Blätter der Litteraturgeschichte erzählen von Mäcenen, unter denen Dichter lebten, genossen und litten. Ueber die Schattenseite dieses Verkehrs schrieb Macaulay in einem Essai „Mr. Robert Montgomery's poems": „Es ist melancholisch zu bedenken, wie viele der höchsten und vollkommensten menschlichen Geister dazu verurteilt waren, die Gemeinplätze der Schmeichelei in neue Formen zu gießen oder die alten Formen glänzend zu putzen. Horaz wendet sich an Augustus mit religiöser Inbrunst, Statius muß um ein Stück Brot einem Tyrannen und dem Liebling eines Tyrannen schmeicheln, Ariost setzt die ganze Genealogie der geizigen Este in Verse, und Tasso preist die hohe Tugend eines Fürsten, der ihn als Wahnsinnigen einkerkerte."

Im Grunde genommen war es aber ein praktisches Verhältnis zwischen den Parteien, aus Notwendigkeit entstanden und beibehalten. Seit dem Altertum blieb ihm dieser praktische Charakter bis zu den Zeiten, in denen sich das Lesepublikum derartig vergrößerte, daß der Bücherverkauf den Schriftsteller ernährte und das Werk den Beifall der Masse erringen mußte statt der Zustimmung eines einzelnen mächtigen Mannes. Auch lange nachdem die Gunst des wohlwollenden Gebieters für die litterarischen Produkte nicht mehr Lebensfrage war, behielt man die Gewohnheit der dedicatio bei. Der englische Dichter Pope gehörte zu den ersten, die eine Arbeit nicht mehr einer einflußreichen Persönlichkeit, einem Staatsmann oder einem reichen Edelmann widmeten, sondern einem befreundeten Schriftsteller. Er eignete seine Iliade dem Dichter Congreve zu in dem stolzen Bewußtsein, daß er ohne Mäcengeschenke reichen materiellen Vorteil aus dem Vertrieb seiner Arbeiten gezogen habe. Heute ist die dedicatio ein freundschaftlich gemeinter Zierat geworden, einfach und schmucklos, ein Beweis für die große Aenderung, die sich nach und nach zwischen Angebot und Nachfrage bei litterarischen Dingen gebildet hat.

Durch das Mäcenatentum trat der Begriff der „Eleganz" in die Welt der Dichtung. Die Griechen hatten ihn nicht, er verdankt in Europa der römischen Republik und dem Kaiserreich sein Entstehen. In den hellenischen Städten und an den Höfen hellenischer Fürsten arbeiteten Künstler und Dichter für ein Publikum, dessen sie sich sicher fühlten, in Rom dagegen saßen reiche Leute zusammen, deren Geschmack zweifelhaft war. Die Rücksicht auf diese verschieden gearteten Mäcene hat die Eleganz hervorgerufen, die für manche Zeiten zum bedeutendsten Merkmal der Kunstrichtung wurde. Sie fehlte dem deutschen Wesen, solange die freien Städte blühten, sie fehlte in Italien von Dante bis Michelangelo, aber sie glättete die Verse der Minnesänger, die Kaisern und Königen geweiht waren, und eroberte das Gebiet der französischen Litteratur, um von dort aus für den Geschmack der gebildeten Welt lange als unentbehrlichster Schmuck herrschend zu werden. Nicht durch frei empfundene, siegreich berauschende Schönheit galt es, den Gönner zu erfreuen, sondern durch bezaubernde, zugleich auch geldeinbringende Eleganz seine Gunst zu erzwingen. Das Liedchen Walters von der Vogelweide an den Hohenstaufen Friedrich den Zweiten:

„Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gerne möcht ich, könnt es sein, am eignen Herd erwarmen.
Hei, wie säng' ich von den Vöglein dann, den kleinen,
Von den Blumen auf der Heide, wie ich weiland sang"

gehört zu jener eleganten Mäcenatenkunst, wie sie während des Mittelalters unter den höfischen Poeten und den humanistischen Gelehrten heimisch war.

Doch das Verhältnis zwischen Dichter und Gönner beruhte nicht nur auf finanziellen Gründen. Der Einfluß des mächtigen Freundes mußte auch die Freiheit des ausgesprochenen Gedankens schützen und schirmen. Kirchliche und politische Zustände lasteten mit drückender Schwere und mit immer wachsender Bedeutung auf allen kühnen, freien Aeußerungen des Menschengeistes. Da mußte die weltliche Macht den Schild über Werk und Leben jener Männer breiten, die mutig geißelten, was andern für heilig galt, und mit begeisterter Ueberzeugung oder spitzer Satire an überkommenen Vorurteilen rüttelten. Ohne fürstliche Mäcene hätte das Mittelalter keinen originellen Einfall, keinen satirischen Mummenschanz geduldet! Wurde deshalb der Dichter zum Vasallen eines Lehnsherrn und einerseits vielleicht weniger unabhängig, als es seinem Herzensdrang entsprach, so fühlte er doch andererseits die Sicherheit des Burgfriedens, indem er seinen Garten ungestört bestellen konnte. Manche politische Kühnheit, die dem guten Staatsbürgerbegriff des heutigen Tages schier unglaublich dünkt, wird durch die gnädige Laune eines Mäcens erklärt. Des Gönners Gutdünken war die Censur, und diese Censur wurde mit skrupelloser Willkür gehandhabt, bald mit königlicher Freiheit, bald mit der Strenge eines Inquisitors. Ohne kaiserlichen Schutz hätte Ulrich von Hutten nie so scharf und kräftig kämpfen können, ohne die Sicherheit eines schirmenden Hofes hätten die Sänger vom Wartburgkreis der thüringer Landgrafen und von der Umgebung der Babenberger bis zum Jahrhundert der Reformation sich auf Liebeslieder und fromme Weisen beschränken müssen. Nicht nur die Eleganz der Form, auch die Freiheit des Wortes reifte im Mäcenatentum. Wie in den Klöstern nach dem Zusammenbruch der Antike Lebensweisheit und Wissenschaft während der mittelalterlichen Jahrhunderte überwinterten, so stärkte sich unter der Zucht gnädiger, wenn auch strenger Fürsten die dichterische Kraft der jungen Völker und wurde vorbereitet zu späterem geistigem Kampf.

Aber es war eine harte Schule, lebte doch der Dichter in einer Abhängigkeit, wie sie hochherzige Menschen als drückende Last empfinden müssen. Solchem Gefühl der Bitterkeit und Unlust hat Dante unsterbliche Worte verliehen in den berühmten Versen der Vita nuova:

„. . . . . . si come sa di sale
Lo pane altrui, e come è duro calle
Lo scendere e il salir per l'altrui scale".

Freilich mochte der verbitterte, verbannte Dichter an der Tafel des übermütigen, rohen und weibertollen Can Grande wie der steinerne Gast gesessen haben. Die Ueberlieferung erzählt von Demütigungen, die ihm geworden, und die er mit gezücktem, messerscharfem Wort zu erwidern wußte. Eines Tages ließ der Fürst seinen Hofnarren unter den Tisch kriechen und die Knochen, die vom Mahl übrig waren, zu Dantes Füßen aufeinander schichten. Dann brach er mit seinem Gefolge in wildes Gelächter aus über den Riesenhunger des sorgenschweren Dichters. Aber der Beleidigte blickte seinem unfreundlichen Gastfreund in die Augen und sprach: „Messere, voi non vedreste tant ossa se cane io fossi." Dante Gabriel Rossetti, der moderne englische Symbolist, apostrophiert deshalb den Fürsten von Verona mit den Worten: „Wasch dir die Hände, Can Grande, in Unschuld, denn du hast dem Verbannten Brot gegeben. Aber es war ein bitteres Brot. Als Wächterhund standest du an jener Treppe, die wegen deines Kläffens dem unsterblichen Wanderer schrecklicher und steiler schien als die Stufen zum Himmel und zur Hölle: du standest an der Treppe der Unfreiheit."

Diese schlimme Treppe hatte manch andrer hochherziger Mann im Dienst italienischer Kleinfürsten zu steigen. Ariostos hochtönende Verse, die den Stammbaum der Este besangen, sind bekannt, Tassos Märtyrertum lebt durch Goethe in der deutschen Dichtung. Manchmal kann man es freilich beinahe schmerzhaft empfinden, daß Goethe, der glückliche Dichter, dem Entbehrung und Not unbekannt geblieben sind, dessen gesundes Temperament ihn heiter durch das Leben führte, die tragische Gestalt des unglücklichen Poeten nicht mit wärmerem Mitleid bedachte. Tasso mußte die ganze Hölle der Abhängigkeit durchkosten, an ihm rächten sich alle Fehler des Gönnersystems so schwer, daß er den Inbegriff der Leiden darstellt, die je aus diesem System erwuchsen. Wenn sich auch Tassos Geist wirklich umnachtete, so hatte der Herzog doch kein Recht, außer der Person des Dichters auch das Werk gefangen zu halten.

Alle Fürsten hielten damals Hofpoeten in ihrer Umgebung. Die Wichtigkeit, die sie darin erkannten, angedichtet und mit tönenden Phrasen verherrlicht zu werden, lag daran, daß der Vers leicht ins Ohr fiel, im Gedächtnis haften blieb und Namen wie Ereignisse in die Welt trug, die, nur in Chroniken verschlossen, bald vergessen worden wären. Heute sorgen Zeitung und Photographie für jene Berühmtheit, die einst kunstvoller Strophen bedurfte. Doch nicht alle Mäcene hatten Glück mit ihren Dichtern. So wuchs Bacon — Shakspeares berühmter Zeitgenosse — im Schutze des Grafen Essex empor, der ihm nicht nur Muße und Reichtum verschaffte, unabhängig seinen Gedanken zu leben, sondern ihm auch ein uneigennütziger Freund war. Doch nach dem Sturz des Grafen sagte sich Bacon öffentlich von seinem Gönner los und machte sich sogar in einer glänzenden Rede zum Anwalt der Gegner, aus Furcht vor der Königin Elisabeth. Im Schloß des Herzogs von Buckingham mußte er diesen Undank bitter büßen. Der neue Mäcen ließ ihn im Vorzimmer unter Lakaien warten und streckte dem stolzen Philosophen beim Empfang den Fuß zum Kusse entgegen. Wenn sich in solchen Aeußerungen des Machtbewußtseins die tiefinnere Roheit eines Jahrhunderts offenbart, das allzuoft für beneidenswert, glänzend und civilisiert gehalten wird, so treten andererseits Gestalten hervor, die auch in den anspruchsvollsten Zeiten als Beispiele für Takt und Kunstverständnis gelten können. Lorenzo von Medici, einer der glänzendsten und liebenswürdigsten Mäcene, verkehrte mit den Dichtern seines Hofes in selbstloser Freundschaft, und Franz der Erste von Frankreich steht mit seiner Schwester, der Königin von Navarra, als Beschützer von Schönheit und Kunst in der Geschichte. Wenn wir nichts von ihm wüßten, als daß Lionardo in seinen Armen starb, und der König den Künstler, aus dessen Arbeit er nie persönlichen Vorteil gezogen, bitter beweinte, so müßten wir seinen Hochsinn bewundern! Franz der Erste sticht damit vorteilhaft von dem Egoismus anderer französischer Könige ab, die als sogenannte Gönner glänzen. So schrieb Voltaire: „Une disgrâce royale tua le premier en date des poètes tragiques de la France, comme elle tua plus tard le premier en génie." Heinrich der Zweite beschützte zuerst Jodelle, der im Jahre 1562 „Cléopâtre" — das erste klassizistische Drama — auf die Bühne brachte. Der Dichter mußte für die Unterhaltung des Königs sorgen und die Schaubühnen mit wandelbaren Dekorationen versehen. Bei einer Vorstellung mißlang ihm dies. Durch Versehen der Maschinisten erschienen beim Auftreten des Orpheus Kirchtürme statt Felsen. In tiefe Ungnade gefallen, starb Jodelle an Hunger und Kummer. Eine Ungeschicklichkeit anderer Art ließ sich Racine zu Schulden kommen. Er hatte es gewagt, Ludwig dem Fünfzehnten durch Frau von Maintenon ein Finanzprojekt unterbreiten zu lassen, das dem Volkselend steuern sollte. Der König zerriß unwillig das Papier mit dem Ausruf: „Parce qu'il sait faire parfaitement des vers, croit-il tout savoir? Parce qu'il est grand poète veut-il être ministre?" Auch Racine starb, von tiefer Melancholie ergriffen, im Schatten königlicher Ungnade.

Die Stellung des roi soleil als Mäcen war maßgebend für die kommende Zeit in Frankreich und in allen Ländern, die französische Kultur und Eleganz nachzuahmen beliebten. Solange seine Schützlinge sich fern hielten von den gefährlichen Dingen der Politik, konnten sie seiner Gnade und Nachsicht sicher sein. Die Künstler, die aus der Hand des Königs Lohn und Ehre empfingen, sollten nicht etwa den Anspruch erheben dürfen, sich über die Gedanken der Monarchie zu stellen, wie sich die hohen Geister eines Dante oder Shakspere über die Zustände ihrer Heimat erhaben fühlten, aber sie durften sich frei ausdrücken in allen Fragen der Kunst und des bürgerlichen Lebens. Boileau, der die Eleganz des höfischen Stils zur höchsten Glätte und Feinheit herausarbeitete und den König mit den Worten begrüßte:

„Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.
Tu sais bien que mon stile est né pour la Satire,
Mais mon esprit, contraint de la désavouer,
Sous ton règne étonnant ne veut plus que louer"

fand auch den Mut, den schlechten Geschmack seines Herrn in Bezug auf Dinge der Poesie zu tadeln. Und Molière beschränkte sich darauf, nachdem er

in seinen Stücken alle Schwächen des menschlichen Herzens gegeißelt hatte, den König bei den Aufführungen in einer schmeichelnden Apostrophe zu feiern. Wir belächeln diesen Tribut, den die Kunst der Macht darbringen mußte, und vergessen zu gern, daß heute noch ähnliche Dinge vorkommen. Zu Ehren des Landesherrn wurde noch vor wenig Jahren in einem Hoftheater die Oper „Hänsel und Gretel" mit der Nationalhymne geschlossen. Wenn der Unterschied auch äußerlich groß ist, innerlich entfernt er uns nicht weit von einer merkwürdigen Sitte, die zu Shakspeares Zeiten auf dem Theater üblich war. Nach dem Schlußwort der Tragödien oder Komödien mußten sich die Schauspieler wieder auf der Bühne versammeln und ein gemeinsames Gebet für die Königin Elisabeth sprechen.

Den Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts, ehe sie der Geist der Revolution erfaßte, scheint es nicht schwer geworden zu sein, die versailler Treppe auf und ab zu wandeln, oder in anderen Schlössern kleineren Potentaten zu huldigen. Sie waren zumeist geschmeidig in Form und Art. Erst Rousseau lehnte es ab, für ein Singspiel den Dank des Königs zu empfangen, kam nicht zur Audienz und wollte fern von jedem Mäcenatentum ein freier Schriftsteller bleiben. Die Zeit war vorüber, in der niemand als der hochstehende Gönner über den Erfolg in Kunst und Dichtung zu entscheiden hatte. An der Grenze dieser Zeiten steht Schillers Ausruf, mit dem er die Ankündigung der „Thalia" begleitete: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient." Eine seltsame Ironie des Schicksals fügte es aber, daß diese Zeitschrift den Namen eines Fürsten an der Stirne trug; Karl August von Weimar ließ dem Herausgeber seinen Schutz angedeihen und ernannte ihn zum herzoglichen Rat. Der Herzog von Weimar ist der einzige deutsche Mäcen, dessen uneingeschränktes Lob durch die Weltlitteratur klingt. Aber seine Mittel waren beschränkt, und er mußte den Ruhm, Schiller die Möglichkeit freien Schaffens zu gewähren, mit dem Prinzen von Holstein und dem Grafen Schimmelmann teilen, die ihr Geschenk mit den Worten begleiteten: „Wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, die Veränderung ihres Aufenthaltes zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Wie das persönliche Moment im 19. Jahrhundert mehr und mehr zurücktrat, zeigt auch die Entwicklung der Litteraturgeschichte. Gruppen bildeten sich zu gegenseitiger Unterstützung, die Organisation tritt in stets wachsendem Maß an die Stelle des Gönnertums, wenn auch von Zeit zu Zeit hochherzige Spenden seitens freier Städte und kunstfroher Fürsten an die einstige Bedeutung der Mäcene erinnern. Im allgemeinen stehen wir alle unter dem Zeichen des schillerschen Wortes, mit dem er am 12. Dezember 1784 die „Rheinische Thalia" ankündigte: „Das Publikum — hieß es hier unter anderem — ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei dieser Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appellieren als an die menschliche Seele."

Volkstümliche Bibliotheken.

Von Dr. Ernst Schultze (Hamburg).

(Schluß.)

Von höchster Bedeutung für die Zukunft ist es, ob auch in den kleinen Städten und auf dem Lande die Volksbibliotheken sich kräftig weiter entwickeln werden. Ein Eingreifen der privaten Gemeinnützigkeit wäre hier von noch unendlich größerer Bedeutung als für die städtischen Volksbibliotheken. Denn in den Städten kann man jetzt, nachdem die Anfänge der Entwickelung gegeben sind, wohl darauf rechnen, daß der große Bildungstrieb unseres Volkes auch die Blinden unter den Stadtvätern sehend machen wird; auf dem Lande aber giebt es zahllose Gemeinden, die für ihre Volksbibliotheken auch beim besten Willen nur so wenig aufwenden können, daß sie nicht zur rechten Entwickelung kommen würden — beträgt doch die jährliche Ausgabensumme, mit der der größte Teil unserer ländlichen Volksbibliotheken auskommen muß, etwa 6—20 Mark! Auch ist die Initiative zur Begründung einer Volksbibliothek einem ländlichen Gemeindevorstand viel weniger zuzutrauen wie der Verwaltung einer großen Stadt, und stoßen doch die bestgemeinten Anträge in ländlichen Gemeinden häufig der Neuheit der Sache wegen auf unbesiegbaren Widerstand.

Es ist aus diesem Grunde als ein glücklicher Griff der preußischen Staatsregierung zu bezeichnen, daß seit einigen Jahren — nachdem schon längere Zeit Sachsen jährlich 20000 Mark und verschiedene thüringische Staaten entsprechend kleinere Summen aufgewandt hatten — der größte deutsche Bundesstaat jährlich 70000 Mark zur Unterstützung von Volksbibliotheken verwendet, und daß ein großer Teil dieser Summe den national bedrohten östlichen Provinzen zu Gute kommt. In der That läßt sich kein wirksameres Mittel zur Förderung des Deutschtums erdenken, als die Unterstützung von Volksbibliotheken, die die Meisterwerke unseres Schrifttums der lesefrohen Bevölkerung darbieten, die doch bisher auf dem Lande außer der Zeitung und den nirgends fehlenden Schundromanen kaum Bildungsstoff zur Verfügung gehabt hat. Die Gründung deutscher Volksbibliotheken ist gerade in den östlichen Provinzen um so wichtiger, als der im Jahre 1880 begründete polnische Volksbibliotheksverein eine umfassende Wirksamkeit entwickelt. Ich habe die neueren Zahlen für diesen Verein im Augenblick nicht zur Hand, und führe deshalb nur an (was auch schon beweiskräftig genug ist), daß dem Verein bis zum Jahre 1898 eine Reihe von Schenkungen, die im einzelnen Falle bis zu 10000 Mark betragen haben, zugeflossen, und daß es ihm möglich gewesen ist, bis zum selben Jahre mehr als 200000 Mark aufzuwenden: er hat davon etwa 1400 Volksbibliotheken in allen Teilen Deutschlands, nicht etwa nur in den östlichen

Provinzen, errichtet. In Posen bestehen zwei polnische Volksbibliotheken, denen bis zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek eine deutsche Volksbibliothek nicht zur Seite stand, und es gab vor kurzer Zeit — traurig zu sagen — in einzelnen westfälischen Städten zwar eine polnische, aber keine deutsche Volksbibliothek*).

Die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen muß deshalb mit besonderer Freude begrüßt werden, zumal der Direktor, Herr Dr. R. Focke, sogleich in der Eröffnungsrede am 14. November 1902 betonte, daß nicht die Absicht bestände, der Bibliothek den Charakter einer nur wissenschaftlichen Bestrebungen dienenden Universitätsbibliothek zu geben: „vielmehr muß sie darüber hinaus auch diejenigen Kreise der Bevölkerung berücksichtigen, die im Kampfe um die wirtschaftliche Existenz auch ohne höhere Schulbildung einen Platz an der Sonne sich erstreiten wollen; sie muß, soweit eine solche Centralanstalt das vermag, in den Bereich ihrer Wirksamkeit auch jene Schichten einbegreifen, in denen nach des Tages harter, körperlicher Arbeit die Beschäftigung mit einem guten Buche als eine Erholung empfunden wird, sie soll sogar die Gleichgültigen, deren es in allen Ständen viele giebt, zu den Schätzen der Litteratur, zu litterarischer Bildung heranziehen“**). So bestimmt auch § 1 der Benutzungsordnung in wohlthuendem Gegensatz zu der Beschränkung mancher anderen Bibliotheken, daß „neben Behörden und Vereinen alle erwachsenen Einwohner der Stadt und Provinz Posen ohne weiteres zur Benutzung der Bibliothek berechtigt sind“.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir der Umstand, daß die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek sofort auch mit 3000 Bänden, über die schon ein gedruckter Katalog vorliegt, den Grundstock für eine Wanderbibliothek geschaffen hat, die bereits bestehenden Volksbibliotheken in der Provinz geeignete Bücher in größeren Abteilungen und auf längere Zeit leihweise überlassen soll. Auch von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und von einigen Kreisausschüssen ist seit einigen Jahren mit Erfolg der Versuch gemacht worden, die Zahl der den einzelnen ländlichen Volksbibliotheken zur Verfügung stehenden Bücher dadurch zu erweitern, daß Wanderbibliotheken mit verschiedenem Bücherbestande an einzelne Bibliotheken abgegeben und unter diesen ausgewechselt werden. Es ist ohne weiteres klar, daß der Nutzungswert zu den Kosten in einem wesentlich besseren Verhältnis steht, als wenn die einzelnen Bücher von den ländlichen Volksbibliotheken selbst angeschafft werden.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, die Comenius-Gesellschaft und die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur sind diejenigen großen Vereine, denen unser Volksbibliothekswesen am meisten Dank schuldet. Die Ethische Gesellschaft hat insbesondere in den großen Städten die Anregung zur Begründung von Lesehallen und zur Erweiterung der bestehenden Volksbibliotheken nach englisch-amerikanischem Muster gegeben und hat selbst nicht unbedeutende Summen dazu beigesteuert; so verdankt die treffliche „Freibibliothek und Lesehalle“ in Frankfurt a. M. Entstehung und Unterhalt größtenteils der dortigen Ortsgruppe der Gesellschaft. — Die Comenius-Gesellschaft (Vorsitzender Geh. Archivrat Dr. L. Keller-Charlottenburg) hat in zielbewußter Arbeit immer wieder die Notwendigkeit der Umgestaltung unseres Bibliothekswesens in Aufsätzen und Flugschriften betont und hat ihr insbesondere in akademischen und Staatsbeamten-Kreisen Anhänger und Freunde gewonnen. — Die großen Verdienste der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung endlich liegen hauptsächlich auf dem Gebiete des ländlichen Volksbibliothekswesens: bis zum Jahre 1902 hat sie 5067 Volksbibliotheken mit zusammen 200026 Büchern begründet oder unterstützt. Regelmäßig erscheinende Zeitungsnotizen berichten über diese Thätigkeit der Gesellschaft, der sie die Hälfte der ihr zur Verfügung stehenden nicht unbedeutenden Geldmittel (Ausgaben des letzten Jahres, über das Abrechnung vorliegt: 127939,08 Mark) zuwendet. Nur wäre es sehr erwünscht, wenn die Gesellschaft, ihrem Namen entsprechend, noch etwas größeren Wert auf die Auswahl des Bücherbestandes legen wollte — zumal bei der Begründung einer ländlichen Volksbibliothek nur selten litterarische Sachverständige mitwirken können. Doch haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren sehr wesentlich gebessert. Schade nur, daß die Gesellschaft sich nicht dazu entschließen kann, eine Neubearbeitung des „Musterkataloges“ vornehmen zu lassen, den sie früher einmal herausgegeben hat. Ein solcher ist für die kleinen deutschen Volksbibliotheken, deren Zahl heute gewiß auf das zehnfache gewachsen ist, eine dringende Notwendigkeit, zumal man mit Recht der Frage der Bücherauswahl erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet.

Eine andere hochwichtige, bisher leider noch kaum beachtete Frage ist die der Art des Bücherdrucks und des Bucheinbandes. Was letzteren betrifft, so hat sich der von der hamburger Bücherhalle eingeführte Dermatoïdeinband auf das glänzendste bewährt und ist bereits von vielen anderen Bibliotheken eingeführt worden: Dermatoïd ist ein kalikoartiger Stoff von angenehmem Aussehen, der in den verschiedensten Farben und Prägungen hergestellt wird, und der die gerade für Bibliothekseinbände besonders schätzenswerte Eigenschaft besitzt, daß er Schmutz fast garnicht annimmt und daß er durch bloßes Abwaschen mit Wasser gereinigt werden kann, ohne irgendwie zu leiden*). — Ueber die Frage, wie Bücher gedruckt werden müssen, um den Anforderungen der Augenhygiene Genüge zu leisten, hat der bekannte breslauer Augenarzt Universitätsprofessor Dr. Hermann Cohn soeben ein

*) Siehe über die polnischen Volksbibliotheken mein schon erwähntes Buch S. 259 f.

**) Siehe S. 186 der „Historischen Monatsblätter für die Provinz Posen“. 3. Jahrgang. 1902. Nr. 12.

*) Das Dermatoïd ist eine Erfindung der Firma Paul Meißner-Leipzig, von der Probemuster zu beziehen sind. Es ist ein Zeichen für die Langsamkeit, mit der derartige Fortschritte sich einbürgern, daß heute noch, mehr als 3 Jahre, nachdem das Dermatoïd in den Handel gebracht ist, die meisten Buchbinder in den großen Städten keine Ahnung davon haben. — Ueber die beste Art des Einbandes für Volksbibliotheksbücher berichten zwei Aufsätze, die Herr Gustav Eggert, Buchbindermeister der öffentlichen Bücherhalle zu Hamburg, in dem 3. und 4. Jahrgang (1901 und 1902) der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ veröffentlicht hat, sowie das — allerdings hauptsächlich für wertvollere Bucheinbände berechnete — vor kurzem ins Deutsche übertragene Buch von Douglas Cockerell „Der Bucheinband und die Pflege des Buches“ [aus dem Englischen übertragen von Felix Hübel] (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1902. 278 Seiten und 8 Tafeln).

Buch veröffentlicht, das diese Forderungen in gemeinverständlicher Weise klarlegt und das den Volksbibliothekaren und indirekt ihren Lesern manchen Vorteil bringen wird*).

Ist es doch von höchster Wichtigkeit, daß in den volkstümlichen Bibliotheken darauf geachtet wird, daß den Lesern, von denen ein großer Teil zu Hause bei schlechter Beleuchtung liest, Bücher mit gutem Druck in die Hand gegeben werden. Da viele der in den Volksbibliotheken besonders stark gelesenen und daher in mehreren Exemplaren gleichzeitig vorhandenen Bücher in verschiedenen, gut und schlecht gedruckten Ausgaben käuflich sind, kann der Bibliothekar beim Kauf sehr wohl nach augenhygienischen Gesichtspunkten wählen.

Der Nichtfachmann macht sich kaum eine Vorstellung davon, wie außerordentlich stark bestimmte Bücher in den Volksbibliotheken begehrt werden; und für den Bibliothekar ist es eine der schönsten Erfahrungen, daß gute Bücher, auch wenn sie dem Publikum zunächst ganz unbekannt sind, sobald sie erst einige Male von den Beamten empfohlen wurden, immer stärker begehrt werden. So ist der Bevölkerung der norddeutschen Tiefebene Rosegger ganz unbekannt gewesen; sobald aber einige seiner Werke angeschafft und einmal empfohlen werden, entwickelt sich eine so starke Nachfrage, daß ihr durch Anschaffung mehrerer weiterer Exemplare Rechnung getragen werden muß. Deshalb haben viele größere Volksbibliotheken sogleich nach ihrer Eröffnung manche der Meisterwerke der Litteratur noch in vielen Exemplaren anschaffen müssen, um der Nachfrage danach einigermaßen Genüge zu thun. Wo die Bibliotheksverwaltung finanziell nicht beschränkt ist, kann dies leicht zu Verhältnissen führen wie an der kruppschen Bücherhalle, unter deren 33 000 Bänden gut ein Drittel aus zweiten oder mehrfachen Exemplaren schon vorhandener Bücher besteht! Daß stark begehrte Bücher, wenn sie nur gut sind, in der That in so vielen Exemplaren wie möglich angeschafft werden, deckt sich ja auch durchaus mit dem Ziel, das sich unsere Volksbibliotheken stecken oder stecken sollten: wahre Bildung zu verbreiten.

Auch die von Professor Reyer im Jahre 1897 geschaffene Zentralbibliothek in Wien schafft stark begehrte Werke zuweilen in Dutzenden von Exemplaren an: von Nansens noch immer eifrig gelesenem Buche „In Nacht und Eis" besitzt sie hundert Exemplare. Diese Zentralbibliothek ist neben den Volksbibliotheken des wiener Volksbildungsvereins die großartigste Schöpfung des österreichischen Volksbibliothekswesens. Was dieses von dem deutschen unterscheidet, ist vor allen Dingen die bedauerliche Thatsache, daß viele der österreichischen Stadtverwaltungen gar kein Interesse für Volksbibliotheken besitzen oder daß sie sie nur unter politischen Parteigesichtspunkten betrachten. Als die gegenwärtige antisemitische Stadtverwaltung in Wien ans Ruder kam, war es — auf Antrag eines Lehrers*) — eine ihrer ersten Handlungen, die aus nur einigen tausend Gulden bestehende Subvention, die die frühere liberale Stadtverwaltung den Volksbibliotheken des Volksbildungsvereins bewilligt hatte, blindlings zu streichen. Es ist der Energie und dem Opfermut Reyers und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen zu danken, daß die wiener Volksbibliotheken dadurch nicht nur nicht den Todesstoß erhielten, sondern im Gegenteil gerade seit dieser Zeit die kräftigste Entwicklung zeigen, sodaß sie heute, wenn man die mit ihnen in Verbindung stehenden Bibliotheken hinzurechnet, über zusammen 340 000 Bände verfügen, 100 Beamte und Hilfskräfte beschäftigen, jährlich fast 200 000 Kronen ausgeben können und es im letzten Jahre auf etwa 3 Millionen Entleihungen gebracht haben.

Die Entwicklung der Volksbibliotheken des wiener Volksbildungsvereins und der mit ihnen eifrig zusammenarbeitenden achtzehn (mit der Zentrale neunzehn) Bibliotheken der reyerschen Zentralbibliothek wird von dem erwähnten reyerschen Buche nach den verschiedensten Richtungen hin anschaulich dargestellt. Auch über die größten deutschen Volksbibliotheken und über die einiger anderer Länder berichtet das Buch in besonderen Aufsätzen von Fachleuten. Erwähnt mag aus dem reichen Material des Buches nur noch sein, daß der Bücherbestand der etwa hundert Volksbibliotheken der Stadt Paris von Dr. Schwab auf etwa 500 000 Bände geschätzt wird, daß die Stadt dafür i. J. 1901 310 000 Franks ausgab — Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Gehalte der Zentralbeamten, sowie Subventionen an andere, von Vereinen unterhaltene Volksbibliotheken nicht gerechnet. Das reyersche Buch enthält auch einen kleinen Aufsatz über die tschechische Volksbibliothek in Prag, über die in Deutschland fast nichts bekannt ist: die Stadt gab dafür 1902 31 500 Kronen aus, für den Lesesaal 12 000 Kronen; die Bibliothek verlieh 94 000 Bände, während der Lesesaal von etwa 100 000 Besuchern benutzt wurde. Die tschechische Gemeindebehörde bewilligte also im vorigen Jahre 43 500 Kronen für Volksbibliothekszwecke, während die deutsche Gemeindebehörde der Reichshauptstadt Wien, wie Reyer mit Bitterkeit hervorhebt, für 35 namhafte und leistungsfähige Volksbibliotheken 2000 — sage und schreibe zweitausend — Kronen bewilligte.

Professor Reyer, der sich schon anfangs der Neunzigerjahre durch die Herausgabe eines Buches über Volksbibliotheken und eines „Handbuchs des Volksbildungswesens" verdient gemacht hat, gebührt das Verdienst, auch die Entwicklung der ländlichen Volksbibliotheken Oesterreichs energisch gefördert zu haben. Es ist bewundernswert, wie er, der durch einen Zufall der Sache der Volksbibliotheken näher gebracht wurde, seit Jahren den besten Teil seiner Kraft und einen großen Teil seines Vermögens für die Förderung der Volksbibliotheken seines Landes opfert.

Eine wertvolle Unterstützung der ländlichen Volksbibliotheken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz und eine sehr erwünschte Hebung ihres litterarischen Niveaus wird jetzt von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung erhofft, deren

*) Wie sollen Bücher und Zeitungen gedruckt werden? Für Hygieniker, Aerzte, Erzieher, Redakteure, Schriftsteller, Verleger, Schriftgießer und Buchdrucker vom augenärztlichen und technischen Standpunkt besprochen von Hermann Cohn, Dr. med. et phil., Universitätsprofessor in Breslau, und Robert Rübencamp, Dr. phil., techn. Direktor der Fabrik graphischer Farben von E. T. Gleitsmann in Dresden. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1903. 112 S. Mit Abbildungen im Text und 10 Druckprobetafeln. Preis 2,25 Mark.

*) Siehe darüber die launigen Bemerkungen Reyers in seinem bereits angeführten Buche. S. 85 f.

Zweck es ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen“. Die i. J. 1901 begründete Stiftung, deren Aufruf von mehreren hundert im deutschen Geistesleben führenden Männern, sowie von dem deutschen Reichskanzler und anderen Staatswürdenträgern unterschrieben worden ist, besitzt bisher erst ein sehr kleines Kapital, während ihr an festen jährlichen Beiträgen nur wenig über 4000 Mark zur Verfügung stehen — gewiß kein glänzendes Zeugnis für den deutschen Idealismus. Dennoch hat sie jetzt mit ihrer Thätigkeit begonnen, indem sie eine Anzahl von Werken in je 500 Exemplaren angekauft und drei Bücher selbst in der zehnfachen Auflage (5000 Exemplare) hergestellt hat. Diese drei Bücher*) werden in tadellosem, großem und schönem Druck, solide und geschmackvoll in das schon erwähnte Dermatoïd gebunden, in allen Buchhandlungen käuflich sein. Die von der Stiftung angekauften 32 Bücher sind ebenfalls in Dermatoïd (in 17 Bände) gebunden und werden zusammen mit diesen 3 Bänden an Volksbibliotheken auf dem Lande und in den kleinen Städten verschenkt, sodaß 500 Volksbibliotheken je 20 Bände, sämtlich Meisterwerke unserer Litteratur, erhalten; als Beispiele seien genannt Fontanes „Grete Minde“, Marie von Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind“, Roseggers „Als ich noch der Waldbauernbub war“, Gottfried Kellers „Die drei gerechten Kammacher“, eine Auswahl der „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, Lessings „Emilia Galotti“, Grillparzers „Goldenes Vließ“. 500 Volksbibliotheken erhalten diese Bücher umsonst, nur daß sie für jeden Einband 40 Pfennige Ersatz leisten müssen — weit weniger, als sie sonst dafür ausgeben müßten**).

Da die ländlichen Volksbibliotheken in ihrer Gesamtheit annähernd ebensoviel jährliche Buchentleihungen aufzuweisen haben, wie die großen städtischen Volksbibliotheken zusammen, so wird die Thätigkeit der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in wirksamster Weise dazu beitragen, den Sinn für das litterarisch Wertvolle zu heben und die minderwertige Litteratur zurückzudrängen. Man muß es wohl neben der Vermehrung des Bücherbestandes als wichtigste Aufgabe unserer Volksbibliotheken bezeichnen, ihr litterarisches Niveau zu heben — zumal durchschnittlich mindestens 80 pCt. der entliehenen Bücher der schönen Litteratur anzugehören pflegen, nur 20 pCt. dagegen der belehrenden und wissenschaftlichen. Glücklicherweise mißt man ja dem pedantischen Einwand, daß der bildende Wert der Volksbibliotheken deshalb nur gering anzuschlagen sei, kein Gewicht mehr bei; darf doch Bildung nicht mit Wissen verwechselt werden. Unsere großen Dichter wirken auf Geist und Gemüt des Lesers mit ungeheurer Kraft — nicht umsonst hat Aristophanes den Dichter „den Lehrer der Erwachsenen“ genannt. An Karl May allerdings und Nataly von Eschstruth wird man diese Vorzüge nicht rühmen können; und so sollte es keine Volksbibliothek, auch die kleinste nicht, vergessen, daß Verzichtleistung auf die Auswahl der Bücher nach litterarischen Gesichtspunkten den Zweck der Förderung der Volksbildung in Frage stellen würde, und daß die schönsten Dichterwerke unserer Litteratur und der Weltlitteratur, die doch an Zahl wahrlich nicht gering sind, dadurch Gefahr laufen würden, für den größten Teil unseres Volkes unter dem Flugsand des Minderwertigen verschüttet zu werden.

*) Kleists „Michael Kohlhaas“, illustriert von Ernst Liebermann. Preis geb. M. —,90. — Goethes „Götz von Berlichingen“ mit Vorrede von Dr. Wilhelm Bode. Preis geb. M. —,80 — und ein Band „Deutsche Humoristen“, enthaltend Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. Preis geb. M. 1,—.

**) Um ihre Thätigkeit im nächsten Jahre in gleicher Weise fortsetzen zu können, bedarf die Stiftung noch weiterer jährlicher Beiträge, die in jeder Höhe entgegengenommen werden: sie hat arme Volksschullehrer mit 2 Mark Jahresbeitrag als Mitglieder, dann eine Reihe von Jahresbeiträgen von 5 Mark, 10 Mark u. s. w. — bis zu 1000 Mark. Der Aufruf und sonstige Drucksachen werden von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel auf Wunsch gern übersandt.

Besprechungen

Ueber ein Volksbuch.

Von **Gerhart Hauptmann** (Schreiberhau).

Ich als ein Protestant habe es oft bedauern müssen, daß wir die Freiheit unserer Gewissen, also unsere individuelle Freiheit, allzu hoch und teuer bezahlt haben. Um Raum zu bekommen für ein kleines schüchternes Pflänzchen Eigenlebens, rissen wir und rodeten wir phantastische Gärten und Urwälder aus und gingen in der Raserei unserer Schwäche so weit, den fruchtbaren Humus der Jahrtausende aus dem neuen Wirtschaftsbezirk unserer Seelen hinauszuschaffen oder doch unter sterilen Kies zu pflügen.

So haben wir heute eine Verstandeskultur, abgezirkelte, kiesige Gartenflächen und Drahtzäune, aber innerhalb dieser Zäune nur meist kümmerliche Bäumchen und Pflänzchen, die ärmlichen Nachkommen großer Geschlechter. Wir haben Telegraphenstangen, Brücken und Eisenbahnlinien, aber es wachsen keine Dome und Kathedralen, höchstens Schilder- und Wärterhäuschen.

Wir brauchen Gärtner, die den rettungslosen Sterilitäts-, das heißt Ernüchterungsprozeß der Scholle aufhalten und dem Boden aufhelfen, und die Arbeit solcher Gärtner ist nicht hoffnungslos. Erstlich, wie wir ja alle wissen, ist Mutter Natur doch unerschöpflich in ihrer Bildkraft, und dann haben sich auf dem Neuland doch wieder schon einzelne Urwaldriesen entwickelt, die Myriaden gesunder Keime um sich gestreut haben. Diese Riesen jedoch mußten die Kiesschicht nach unten und oben durchwachsen, um mit den Zweigen ins Himmlische, Lichte, und mit den Saugwurzeln wieder in die alten Humusschichten zu gelangen, wo ihre Wurzelarme sich stärken konnten, sodaß sie wieder tief hinablangten, bis zu den Müttern.

In meinem Arbeitraum steht immer die Photographie des Sebaldus-Grabes. Dieses reiche deutsche Symbol ist noch in der üppigsten Wachstumsepoche aus dem Unsichtbaren emporgequollen. Es ist als formales Produkt noch schwerlich hinreichend gewürdigt; erscheint es mir doch als eines der wunderbarsten im Gebiete künstlerischer Morphologie. Der Geist aller Epochen schmilzt um einen silbernen Sarg zur edelsten Einheit zusammen und krönt auf dem Gipfel den Tod mit dem Leben durch ein Kind.

Das Sebaldus-Grab ist aber schon ein individuelles Bekenntnis, der Kristall einer einzigen Menschenseele wie Goethes Faust, mit dem es in sehr vielen Beziehungen eng verwandt ist. Allein wie im Ei das

Dotter zum göttlichen Leben, so konnte ein solches Werk nur in dem gesicherten Raume der alten Mutterkirche erwachsen, deren Schale es allerdings hernach gesprengt hat; auch dies nicht anders wie Goethes Faust.

Im Treibhaus der Mutterkirche ist meines Erachtens auch eben das Buch gewachsen, von dem ich hier reden will. Ein schlesischer Schulmeister hat es verfaßt, es trägt den Titel: „Das letzte Kind." Sein Dichter aber heißt Hermann Stehr*).

Stehr hat das Buch seiner Frau gewidmet. Die Verse, mit denen er es darbringt, bedeuten nichts im Vergleich zu der starken Kunst, deren Abdruck die dahinter liegenden einundfünfzig Seiten aufweisen. Sie sprechen in gewöhnlichen Reimen aus, daß der Dichter durch sein Werk ein Leid überwunden hat. Aber diese Verse in ihrer Einfalt stören den Gesamteindruck nicht, ebensowenig wie etwa das wächserne Händchen oder Füßchen, das der Dombaumeister in einer von ihm erbauten Kapelle, mit anderen frommen Pilgern zugleich, als ein Opfer der Gottesmutter darbringt.

Denn so ist es: man muß bis in die Zeiten der Gotik zurückgehen, um die Quellen von Stehrs Kunst zu finden. Von der Gotik hat sie den schweren Ernst. Sie hat von ihr das düster und machtvoll Aufstrebende. Es giebt einen breiten Hall in den Blättern des neuen Buches, wie zwischen Strebepfeilern und unter Gewölben. Es steigt etwas Narkotisches daraus, wie aus geschwungenen Weihrauchfässern, und des Dichters Seele hat die klare Verzückung des zerknirschten Beters, der durch die Gnade in Gott erhoben ist.

Es braust in dem stehrschen Buche wie von Seraphschwingen, Glockengeläut und Orgelklang, und die Stimmen seliger Knaben schlagen in himmlischer Ekstase gegen bestirnte Kreuzgewölbe.

Ich will von den subjektiven Erregungen und Bewegungen, die das Buch verursacht, absehen und mich zunächst seinem Gegenstand zuwenden.

Gott sendet aus dem Himmel zwei Engel zur Erde: den einen von ihnen, damit er sein kleines, eben im Todeskampfe liegendes Brüderchen erlöse und mit der schmerzgefolterten Mutter, die um das Leben des Kindes ringt, zugleich gen Himmel führe.

Es wird nun in starken Momenten dargestellt, wie das Himmlische sich mit dem Irdischen glanzvoll und schmerzvoll berührt, und wie durch den Engel der göttliche Auftrag nach und nach erst im Irdischen, dann im Himmlischen zur Vollstreckung gelangt.

In drei Sphären weben die einfachen und mächtigen Bilder des Buches. In einer mittleren Sphäre, aus der die großartigen und durchsichtigen Lichterscheinungen der Engel meteorhaft herabdringen — in einer platten, irdischen, deren Luft, vom Rauch der Fabrikschlote verdüstert, verunreinigt und verdorben ist —, und in einer dritten, durch deren Räume der Engel seinen verstorbenen Bruder und seine verstorbene Mutter hinangeleitet.

„,Kennst du deine Kinder nicht?' fragte glücklich der Totenengel.

Da wußte sie alles, und da sie sah, daß sie zur gleichen ringenden Schönheit wie ihr Kind verwandelt sei, faßte sie den Mut zu ihrer Verklärung."

Diese Worte entstammen der letzten Sphäre und auch die folgenden:

„So gingen die drei durch die Gefilde des Todes die sanfte Lehne hinab, die man den letzten Abhang des Lebens nennt. Der schimmernde Führer in der Mitte, die Mutter zur rechten, sein Bruder zur linken Seite.

Die Luft war still, und Erwarten erfüllte sie, wie jene Stunden es über die Erde bringen, die die Nacht vom Tage scheiden. Nirgends eine Lichtquelle, und dennoch schimmerte die Höhe über ihrem Scheitel in den matten Farbentönen der Perlmutterschalen. Leichtes Gewölk, wie seit Aeonen auf die gleiche Stelle gebannt, wuchs auf dieser blassen Helle, die nach dem Horizont hin in ein milchweißes Licht überging. Berge, fern und verschwommen wie Ahnungen der Menschenseele, ragten in sanften Linien herauf und nahmen im stummen Spiel seine, seltene Farben an: grau, blaßviolett, goldblond. Aber keinerlei Bewegung, keinerlei Geräusch überall in der weiten Entfaltung dieser Gefilde. Paradiesische Wehmut nach dem Ende der Zeiten."

Und weiter heißt es: „Nur Tausende von Blumen quellen in diese grüne Unendlichkeit aus dem Boden herauf. Hier in unzähligen Flöckchen an starren spirrigen Sträuchern gleich einer goldenen Woge heraufschlagend; dort gerade rot wie ein blutiger Pfeilschuß ins dämmernde Weiß des fernen Horizonts hinein; vereinzelt blaue Glocken auf stillen Stielen; große, wunderbare Blumen, Riesenschmetterlingen ähnlich, die in Ruhe ihre blitzenden Flügel dem regungslosen Lichte hinbreiten." Solche Zeilen sind eine schwere, leuchtende Poesie, und man kann keine Seite des Buches umblättern, ohne eine scharfe, zeichnerische Linie, die das Leben im Blitz erhascht, eine jähe divinatorische Beleuchtung, die eine plötzliche Enthüllung von etwas Gräßlichem oder Erhabenem sein kann, kurz, irgend einen Zauber großen ursprünglichen Kunstvermögens zu bewundern.

Durch die alte, eigentümlich deutsche bildende Kunst geht ein Zug, der auch in dem Buche Stehrs sich vorfindet: das Himmlische erhebt sich überall auf dem Boden irdischer Not. Aus dem Märtyrertum erblüht das paradiesische Reich. Die Leidensgeschichte Jesu ist die große Tragödie, die dem Volke fortwährend eingebildet wurde und es tief und mächtig ergriff. Das Leben im Mittelalter muß mehr Kraft besessen haben, sowohl zur glückseligen Ekstase als zur markausdörrenden Marter und zum physischen Schmerz. Entsprechend diesem Vermögen überwog die Kraft, den Schmerz zu begreifen und zu erfassen, die unsere weit. Es kam dazu die Angst der zwischen zwei eingebildeten Welten, Himmel und Hölle, schwebenden Seele, die den Leib ihres Wirtes wie ein lästiges, bleiernes Schneckenhaus jetzt stolpernd mit sich in die Abgründe der Verdammnis riß, dann unter Verzückungen sich winselnd und kriechend den paradiesischen Berggipfeln nahe glaubte: diese Angst und, wie wir meinen, anachronistische Bangigkeit ist in Stehrs Werk. Es ist darin die mittelalterliche, schmerzbegreifende Kraft. Und es ist in ihm die irdische, ganz reale Not und der konsistente Himmelsgrund.

Eine Stelle des Buches lautet so — sie ist von den ersten Seiten des Buches genommen —: „Also redete der Totenengel. Seine Stimme war immer erdenweher geworden, und seine Krankheit kam tiefer über ihn. Aus der Erde stieg der unreine Schatten seines Leibes, den sie umsonst ins Grab gebettet, und lagerte sich immer deutlicher in seine Glorie, daß die Verklärung nur noch wie eine furchtsame Hülle um ihn stand."

Der schmerz- und schmachvolle irdische Kern, die furchtsame Hülle der Verklärung, das ist vielleicht eine Formel des Buches! „Im selben Augenblicke," heißt es in den folgenden Zeilen, „wuchsen aus dem Dunst der Tiefe zwei Arme auf, mager und straff wie gespannte Seile, und schmerzvoll vertrocknete Hände griffen suchend nach dem Leibe, der in der blassen Glorie wie in einem schützenden Schreine lag." Mit diesem Bilde mag man sich das Symbol des Werkes vervollständigen. Man wird sich außerdem aber unschwer an die ausgestreckten Arme der Schmerzensmutter erinnert finden, wie sie in manchen Holzbildwerken des Mittelalters die Hände gegen den hoch ans Kreuz geschlagenen Heiland ringt. Dieselbe Kraft der Empfindung, dieselbe naiv brutale Ausdruckskraft.

* *

Stehr ist Katholik und einer der wenigen, die das Tiefste und Stärkste ihrer Konfession persönlich darstellen: deshalb hat man auch diesem Manne, der ein Stolz unseres Lehrerstandes sein sollte, die Berechtigung

*) Das Buch erschien, wie die bisherigen Werke Stehrs, bei S. Fischer in Berlin, die vorliegende Besprechung in der „Zeit", aus der wir sie mit frdl. Erlaubnis des Verfassers übernehmen. D. Red.

entzogen, den Kindern Religionsunterricht zu erteilen. So erlebt man es immer wieder, wie niedere Organe einer gewaltigen Institution mit plumpen und gemeinen Händen gerade ihre edelsten Gewächse aus dem göttlichen Grunde reißen, deren Früchte in den Kot treten und so ihren eigenen Garten verwüsten.

Und wieder fühlen wir uns daran gemahnt, daß die Kunst ihre Freiheit bewahren muß gegen die Kirche und gegen die Wissenschaft: sie ist beider Feindin nicht, aber sie ist in Gott, ohne Mittler, und verträgt die unreine Halfter der Dogmenkrämer aus beiden Lagern so wenig wie weiland Pegasus.

„Das letzte Kind" ist ein Volksbuch, ein schöner und edler deutscher Besitz. Stehr hat eine Reihe anderer Bücher geschrieben (unter Kämpfen mit den ihn umgebenden Finsterlingsmächten!), die vielleicht, ähnlich etwa den Werken der Droste-Hülshoff, nicht leicht ins Blut gehen und spröde sind. Der Grund ist eine ganz ungewöhnlich starke und sichere Kraft innerer Anschauung, die hinter alles Banale und Gewohnte dringt, und der eine seltsam wählerische Hand flüchtig und blitzschnell ihre Bilder abjagt. Allein diese eigentümliche Hieroglyphe des Genies zu entziffern, bietet den reinsten Genuß, zumal da sie allmählich mit magischer Kraft ins Tiefe und Hohe zu wirken beginnt und Gesichte vermittelt, die eine sonderbare Farbigkeit, geistreiche Umrisse und eine bewunderungswürdige Schärfe besitzen.

Die um Stefan George.

Von **Stefan Zweig** (Wien).

Eine große Ehrung ist dem deutschen Lesepublikum ganz unbemerkt vorübergegangen: Stefan George und die Seinen sind von ihrem weihrauchdunklen Kothurne zum Volke herabgestiegen. Für drei und vier Mark darf sich nun ein jeder die Werke kaufen, von denen man bisher nur in Aesthetenkreisen sich mit feierlich erhobener Stimme des Besitzes rühmte, manchmal auch nur des einmaligen Anblicks. Man hat sogar Rezensionsexemplare an Zeitschriften geschickt und jedem Philister das Recht gegeben, sich über die sakrodotale Art und die seltsame Druckform mehr oder minder geschmackvoll zu erdreisten. So heute die „Gesammelten Dichtungen" von Karl Wolfskehl*), von dem die geheimnisvollen Zungen zu künden wußten, er sei der Bedeutendste und Interessanteste dieses produktiven Aesthetenmandarinats.

Bleibt vor allem die Frage, ob Karl Wolfskehl bei mir an einen Philister und bösartigen Litteraturbourgeois geraten ist. Ich glaube nicht. Ein kurzes Glaubensbekenntnis soll das beweisen. Ich liebe viele Verse von Stéfane Mallarmé und insbesondere seine unvergleichliche „Hérodiade", ich liebe selbst die blassen, blutlosen Verse Maurice Maeterlincks in den „Serres chaudes" um ihres raffinierten morbiden Duftes willen, ich liebe die träumerische Musik bei Gabriele d'Annunzio und die steinernen rätselvollen Sonette des Dante Gabriel Rossetti. Und mehr noch: ich schätze viele Verse Stefan Georges ganz außerordentlich hoch und ehre in ihm einen jener souveränen Sprachschöpfer, die aus der willkürlichen Beherrschung aller Möglichkeiten eine neue Form geschaffen haben, einen Künstler, der die Wertung der Worte neu durchleuchtet und mit zauberischer Hand den Alltagskiesel zum Juwele krönt. Es ist also wohl keine tendenziöse Voreingenommenheit, die mich die oft so pompös verkündeten Gedichte Karl Wolfskehls als unbedeutend und uninteressant ablehnen läßt. Nicht der dunkle Weihrauchqualm, mit dem er das Simple geheimnisvoll zu umdämmern sucht, schreckt mich ab bei ihm, denn sicherlich ist Emersons weises Wort wahr: „a beauty not explicable is dearer than a beauty which we can see the end off"; aber diese Dunkelheit, dieses sanfte clair obscur soll nicht nur verschränkter Stellung seltener und mühsam geklaubter Worte entspringen und überdies noch vertieft werden durch die schon etwas antiquierten Scherze kleiner Anfangsbuchstaben und mangelnder Kommas. Es soll organisch sein. Es möge, wie in manchen sich verlierenden Versen Wilhelms von Scholz den Abglanz eines mystischen und noch chaotisch ringenden Weltbildes darstellen, es möge Verlockung musikalischer Reize sein, wie in Rainer Maria Rilkes jüngstem Buche, oder es möge — und dies scheint mir die höchste Stufe — klare Gestaltung jener schwankenden und knospenden Gefühle sein, die selbst noch blühendes Rätsel sind. Aber man lasse nicht die Worte gegeneinander taumeln, nur um des Taumelns willen.

Ich vermisse viel in den Versen von Karl Wolfskehl — ich vermisse alles, was die obligate Dunkelheit und Schummrigkeit seiner Gedichte entschulden könnte: Musik, Plastik und Tiefe. Vor allem aber eine Persönlichkeit. Man wird Karl Wolfskehl nie anders als mit Stefan George definieren können, ebenso wie die amüsanten Nachtreter Arno Holzens nur mit ihrem ästhetischen Papst und Diktator. Das Beste, was man von des begeisterten Jüngers Versen sagen kann, ist, daß sie einem wie die mittelmäßigen Verse Stefan Georges erscheinen, die ja in seinen Büchern nicht spärlich sind. Es ist stark gewässerter Wein in die alten Krüge gegossen, es ist ein quälerisches Nachthunwollen, das nur die Mätzchen abguckt und nicht den Zauber, den diese Abakadabragebärden verstecken. Daß immerhin ein hübsches Stück Sprachkunst und Ziselliervermögen dazu gehört, gerade Stefan Georges Mosaik nachzuarbeiten, sei nicht verschwiegen, und auch nicht geleugnet, daß Wolfskehl manche Gedichte gelungen, die man ohne den dumpfen und mystischen Tamtam derer um Stefan George vielleicht mit ungetrübtem Genusse hätte empfinden können. Eines, dessen erste und dritte Strophe mir schön dünkt, will ich zur Probe hersetzen: vielleicht, daß es manchen meinem herben Urteil gegenüber mißtrauisch macht.

An meine Laute.

Aus sternengold in heiliger nacht geschlagen,
Mit späten kränzen träumerisch geziert
Genezt mit tiefem duft betaut von klagen
Birgst du die wunder die der tag verliert.

In keuschem harren heimlich buntem spriessen
Ruht leben dort und tod in wirrem bund:
Die herrin träumt im rebengrünen grund
Verderbens blumen blaun im qualm der wiesen.

Erlösen darf ich deiner seele schwingen
Der unsre sonne glanz und klang verliehn
Hör ich nicht schon das leise liebe singen
Vom weissen säulenhof herüber ziehn?

Auch der zweite Dichter, von dem ich heute zu sprechen habe, ist von Stefan George ausgegangen. Aber nur eine Stufe sprachlicher Läuterung war ihm die symbolistische Wortkunst, nicht ein Ziel. Er hat sich an Stefan George — ebenso wie an anderen, und ich glaube da Hofmannsthal, Verlaine und Francis Vielé-Griffin zu erkennen — stilisiert und gebildet, ohne in die offizielle Gilde einzutreten. Schon äußerlich scheidet er sich durch normalen Druck und geschmackvolle Ausstattung von der Schule; als einzige absonderliche Koketterie empfinde ich die Art, wie er seinen Namen brüsk und unvermittelt über die Bücher stellt: Vollmöller sagt er — nicht mehr, gleichsam als wollte er jede biographische Neugierde von vornherein ablehnen.

Und dieser Vollmöller ist gerade ein Dichter, der lebendiges Interesse sowohl aus spontaner als auch aus überprüfender Bewunderung entzündet. Kein Weltfremder und doch kein Realist, ein Sucher und Deuter der Symbole, einer derer, die

„die Düfte vor den Früchten lieben
Und mehr den Rauch der Dinge denn die Dinge selbst."

*) Georg Bondi, Berlin 1903.

Aber darum kein Dekadent-Sensitiver, sondern ein Gestalter, der seine eigenen Träume in die verblichenen Falten ferner Schicksale hüllt.

Sein Gedichtband „Parcival. Die frühen Gärten"*) zeigt einen Lyriker, der aus der Enge eigenen Erlebens in die vieldeutige Welt fernen Schicksals und mythischen Geschehens strebt. In „Parcival", einem Cyklus reifer und kühlmarmorner Gedichte, kündet er das Suchertum derer, die über dem armen Alltagsleben die blühenden Reiche der Verkündungen sehen. Ein moderner Mensch steckt in Parcivals schimmernder Ritterrüstung, einer, der sehnsüchtig ist nach reicheren, leidenschaftlicheren Lebensformen, einer, der sich zurückbeugt in den halbverblichenen Spiegel der Vergangenheiten, um tiefer die Schönheit seiner Seele zu entdecken, als im Spiel der Tage. Das Seltsame hat ein wildes, hingebendes Vertrauen gefunden in diesem Dichter, und das Mystische eine sanfte Verklärung. Süße, verträumte Verse leuchten aus dieser dunklen Erkenntnis.

Oh, mein Gott, die Zeit ist Wunders voll:
Es fallen und steigen
Die Wasser uralter Liebe, und bald
Wird Altes zu Neuem und Neues alt,
Mich schläfert eigen.

Es spinnt sich ein dunkel verworrener Traum
Vom Unbekannten
Hinüber zum unbekannten Raum:
Dazwischen leb ich und hab es kaum
Einmal verstanden.

Eine blutwarme purpurne Welle des Lebens fließt durch die kunstvollen und technisch oft meisterhaften Formen, deren wechseltönige Fülle wohlthuend berührt gegenüber dem steifen Pompe der Jünger Stefan Georges. Die frühen Gedichte, die dem Parcivalcyklus sich anschließen, sind primitiver und bedeutungsloser, immerhin aber interessant. Denn bewußtes Reifen bringen die drei Jahre zwischen den beiden Abteilungen, im gewissen Sinne sogar Vollendung, denn die besten Gedichte des Cyklus, wie „Ich seh' den Helden durch die Städte reiten", „Ich bin ein Mann und bin ein Kind", „Oh, unser Bruder", sowie der pastose Ausklang sind schon Höhenkunst, und dies nicht bloß im sprachlichen Sinne. Meinem Empfinden nach steht Vollmöller als Dichter heute in erster Reihe.

Aber nicht nur als Lyriker. Gleichzeitig hat er ein anderes Buch uns gespendet, das Drama „Catharina von Armagnac und ihre beiden Liebhaber"**). Der gewohnte Passus vom Schutz des Aufführungsrechtes fehlt als überflüssig, denn dieses bedeutsame Werk ist thatsächlich viel zu feinsinnig, andererseits viel zu herbe, zu antik-tragisch für ein verweichlichtes, verflachtes Theaterpublikum. Jene seltsame Mischung hingebungsvoller Renaissancecharaktere in ihren ruchlosen Leidenschaften und ihrem milden, zarten, sensitiven Dialoge, die Gabriele d'Annunzio und auch Hofmannsthal in seiner „Frau am Fenster" verkörpert, entzündet das Grauenhafte zu einer flammenden und wahrhaft tragischen Schönheit. Mit Inhaltsangabe ist da wenig gedient, denn es klingt diabolisch, wenn die Gräfin von Armagnac, um ihren Geliebten vor den lauernden Armbrustschützen ihres eifersüchtigen Gemahls zu bewahren, einen Ritter, der ihr in Sehnsucht folgt, wie eine Dirne verlockt, damit er in die dem anderen gestellte Falle gehe. Im Drama aber, in der reineren und klareren Luft der Dichtung, im sanften Dufte umschmeichelnder Verse ist das Beginnen edel und seine Vollendung von fast frommer Schönheit. Viel einzelnes ist zu loben an Vollmöllers Werk, insbesondere die Sammetpracht des Zeitkolorits, die innere Gedanklichkeit, die Seele des Milieus, die nichts mit Koulissenzauber zu schaffen hat. Der zweite Akt gehört zum Schönsten, was ich in deutschen Versdramen gefunden; ich glaube selbst, unvermittelt und ohne Kostüme in verständnisvollem Kreise rezitiert, müßte er hinreißend wirken, weil schon in den Worten, die oft Gedichte und oft Balladen sind, sich Einzelwirkung mit stilistischer Umschließung paart. Das Buch darum dringend zu empfehlen, scheint mir nur angenehme Pflicht gegenüber dem Dichter und denen, die berufen sind, sein Werk künstlerisch zu genießen.

*) Berlin, S. Fischer. 1903.
**) Ebenda.

Eine neue Herder-Ausgabe.

Von **Th. Achelis** (Bremen).

Gerade zur rechten Zeit, wo sich die litterarische Welt anschickt, bei der Wiederkehr von Johann Gottfried Herders Todestage (18. Dezember 1803) der unvergänglichen Verdienste dieses großen Mannes und Künders echter Humanität sich zu erinnern, erscheint eine neue Ausgabe seiner Werke, ausgezeichnet, um es gleich vorwegzunehmen, durch alle jene bekannten Vorzüge der Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts, von denen hier nur eindringendes sachliches Verständnis und würdige, schöne Ausstattung bei mäßigen Preisen genannt sein mögen. Daß hier eine Auslese eintreten mußte, gegenüber dem großen Umfang der herderschen Schriften, war für jeden Kenner der Verhältnisse von vornherein klar, — die bei Cotta erschienene Ausgabe und die neuere kritische von Bernhard Suphan können lediglich für den Litterarhistoriker, nicht für die breiten Massen der Gebildeten in Betracht kommen.

Es handelt sich somit darum, durch das hier Gebotene das Bild des ja so ungemein vielseitigen Denkers der Nachwelt wieder lebendig vor die Seele zu führen, oder, wie sich der Herausgeber ausdrückt: „Durch mannigfaltigere Auswahl aus den hervorragendsten und erfolgreichsten Schriften aller seiner Wirkungsgebiete möchte die vorliegende Ausgabe den Gang und Reichtum der Geistesentfaltung Herders, dieses Anregers ohne gleichen, möglichst allseitig wiederspiegeln. Deshalb habe ich z. B. auf die ja wenig bedeutenden Dichtungen Herders fast ganz verzichtet, ihn dafür aber auch mit theologischen Schriften ebenso als religiösen Erwecker wie als den geistvollen Bibelkundigen und den gedankentiefen Christenlehrer zu Gehör gebracht. Der beide in Wechselwirkung zeigende Abriß seines Lebens und Schaffens, der den ersten Band einleitet, und die sämtlichen Einführungen in die Einzelschriften möchten die Anschauungen wieder gegenwärtig machen, aus denen diese Schriften einst entstanden sind, und etwas von der Begeisterung wieder lebendig werden lassen, mit der Herder selbst in alle geistigen Kämpfe und Bewegungen seiner Zeit fördernd und führend eingriff."

Die besondere Verteilung des gewaltigen Materials auf die verschiedenen Bände ist folgende: den Anfang macht Kritisches (Ueber die neuere deutsche Litteratur; Kritische Wälder; Schulreden u. s. w.), der zweite Band enthält die berühmten „Stimmen der Völker", der dritte Theologisches (Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, Vom Geiste der hebräischen Poesie, Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen u. a.), der vierte die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", der letzte Dichtungen (Paramythien, Parabeln, Der Cid u. a.), überall, wie bereits angedeutet, mit kurzen, die wesentlichsten Momente hervorhebenden Einleitungen. Dem Ganzen voraus geht eine ausführliche, liebevolle und doch streng objektiv gehaltene Würdigung seines Lebens und Schaffens, woran sich eine kurze Erörterung über die Sprache Herders schließt.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, in voller Ausführlichkeit eine psychologisch-ästhetische Charakteristik dieses großen Erweckers, wie wir ihn mit Matthias

*) Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Th. Matthias (5 Bde., in Leinw. geb. 10 Mk., Bibliogr. Institut, Leipzig und Wien 1903).

nennen wollen, zu versuchen; nur einige Hinweise und Bemerkungen mögen gestattet sein. Zunächst ist es fast wehmütig, zu beobachten, wie der aus schweren Sorgen und Nöten sich zu Freiheit und Licht emporringende Mann nie zum eigentlichen vollen Lebensgenuß kam, zu jener inneren Klärung und Versöhnung, die durchaus nicht den materiellen Verhältnissen zu entsprechen braucht — siehe Schiller! Gewiß war sein Streben echt, wahrhaft, edel — und doch verkümmerte er sich selbst die besten Früchte seiner humanen Gesinnung durch kleinliches Nörgeln an den sozial-politischen Zuständen (so in Weimar), und durch ebenso entwürdigenden Neid gegen die poetischen Dioskuren Goethe und Schiller, sodaß er geflissentlich die bornierte Mittelmäßigkeit, wie Zacharias Werner und andere, jenen vorzog, er, der sich sonst mit vollem Recht eines umfassenden, in die Höhe und Tiefe dringenden Blickes rühmen durfte! Es ist leider nur zu begründet, wenn der frühere Freund, der ihn ja nach der sächsischen Hauptstadt gerufen hatte, schließlich von seiner Undankbarkeit in Leben und Betragen sprechen mußte. So umfing den rastlosen Kämpfer schließlich immer mehr Vereinsamung, die eben mit der zunehmenden Verbitterung gleichen Schritt hielt; gesteigert wurde diese Verstimmung durch mannigfache häusliche Sorgen betreffs der Erziehung der zahlreichen Kinder, und endlich, wie bekannt, durch das überaus quälende Augenleiden, das den sensiblen Mann jahrelang verfolgte. Um so reiner und ungetrübter war das Familienglück, das ihm beschieden war, und hier entstellt auch nicht der leiseste Schatten den Charakter Herders. Hoch über allem erhebt sich in strahlendem Glanze das Bild des tiefen Denkers, der zu den Füßen Kants gesessen, des feinsinnigen Aesthetikers, der zum ersten Male wieder, dank der Anregungen des Magus des Nordens, in der Volkspoesie den ewig sprudelnden Born aller Dichtkunst erkannte und es verstand, in meisterhafter Um- und Nachbildung die Blüten dieser bis dahin so mißachteten Muse unserem Verständnis zu erschließen, des kulturgeschichtlichen Pfadfinders, der uns eine ganz neue Weltgeschichte schenkte, begründet auf der organischen Verknüpfung zwischen Geographie und Ethnographie einerseits und der eigentlichen Geschichte andererseits, und endlich des hochgebildeten Theologen und Humanitätsapostels, der das bisher recht mechanische, sklavische Studium der Theologie mit neuem Feuer durchglühte und das wahrhaft Menschliche in das Zentrum aller seiner weitverzweigten Studien stellte.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Unter der Aufschrift „Dichtung und Probleme“ wendet sich Wilhelm Hegeler (Der Tag 481) gegen das Ueberwuchern einer Problemkunst und gegen die zünftigen Verstandeskritiker, die allemal aus jeder Dichtung ein Problem herausschälen wollen, das künstlerische Wie und Wodurch dagegen als Bagatelle behandeln. Unsere moderne Litteratur, meint er, gleiche einem Auskunftsbureau für alle möglichen schwebenden Fragen. „Man braucht nur auf die Menschen von der Bühne herunter oder aus Romanen zu lauschen, so erstaunt man, wie oft sie nicht wirkliche Gestalten, sondern wandelnde Antworten auf alle die Dinge sind, worüber man sich im Parlament, in den Zeitungen, am Biertisch die Köpfe zerbricht. Und damit die Sache noch deutlicher werde, muß man die Kritiken lesen, die mit einem Wort den Inhalt mancher Dichtung wiedergeben: ‚behandelt die Frauenfrage‘; ‚interessante Lösung der Dienstbotenfrage‘; ‚ein Beitrag zur Duellfrage‘. Oder wenn es sich um ‚Ewigkeitsprobleme‘ handelt: ‚beleuchtet die Frage, wie eine Frau sich dazu stellen soll, wenn ihr Mann eine Geliebte hält?‘ Oder: ‚das Problem der Kraft ist wieder mal aufgerollt. Darf die Kraft selbstherrlich walten, macht das Gewissen Feiglinge aus uns allen?‘ Mit solchen Worten, die eher die Etikette einer Broschüre zu sein scheinen, ist, oft mit Recht, wenn auch nicht immer, der Inhalt eines Kunstwerks gekennzeichnet. Aber dies: eine Frage aufrollen und zu ihrer Erläuterung und zweifelhaften Lösung eine Anzahl Personen erfinden, scheint mir nicht viel besser als das Vorgehen jenes Schriftstellers, der zu einer Anzahl alter Bilderklischees, die er bekommen hatte, einen Roman dichtete.“ Wie wenig vielmehr das Schaffen des wirklichen Dichters mit verstandesmäßiger Konstruktion zu thun haben solle, wird dahin erläutert: „Hinschlendernd über die Straße des Lebens, ohne Ziel, ein Gaffer und Müßiggänger, wie es scheint, in der Ameisengeschäftigkeit der anderen, unterscheidet sich der Künstler von seinen Mitmenschen vor allem dadurch, daß sie alle bestimmte Zwecke verfolgen, nach ihren Interessen und Wünschen die Dinge werten, er aber nicht. Nicht weil sie weniger feine Augen und Ohren haben, sondern weil sie weniger selbstlos sind, sind sie die schlechteren Beobachter. Der Friseur beurteilt die Leute nach ihren Bärten, der Kellner nach den Trinkgeldern, die sie geben, der Schneider denkt, Kleider machen Leute, der Pastor schätzt die Naturwissenschafter nicht allzuhoch, der Gelehrte schwört aufs ‚Experiment‘ und zuckt die Achseln, wenn er vom Glauben hört. Sie alle tragen eine Brille und laufen, ohne daß sie es wissen, an einem Gängelband. Der Dichter aber — wenn man ihn auf seinem Wege verfolgt, leicht könnte man glauben, er wäre ein Narr oder ein charakterloser Schuft. Biegsam und eindrucksvoll, ein Echo für jede Stimme, eine Wetterfahne, die sich nach jedem Winde dreht, scheint er ganz das Werkzeug und Geschöpf dessen, der gerade mit ihm zu thun hat. Dem Zeloten, dem Lästerer, dem Dieb, dem Edelmann, der Dirne — allen giebt er recht, denn er lebt in allen. Nicht zwei, hundert Seelen wohnen in ihm. Alle Möglichkeiten trägt er in sich und ist selbst ein Nichts. Doch alles, was er gehört, gefühlt, geschaut hat, wächst und reift in seinem Innern, bis die verschiedenen Gestalten heraustreten, Geschöpfe von seinen Gnaden, die doch ein selbständiges Leben führen auf ihre Weise. Sind sie durch einen Nabelstrang auch mit ihm verbunden, bekommen Blut, Wärme, Leben durch ihn, so tragen sie doch auch Gestaltung, Züge und Eigenart von jenen Menschen draußen, die seiner Erinnerung sich eingegraben. Seine Kinder und doch oft stärker als er, kann er sie durchaus nicht immer zwingen, wohin er will; im Gegenteil, oft genug zwingen sie ihn, den Weg zu gehen, den sie wollen, und mag es ihm unbequem, ja, verhaßt sein — folgen muß er! Daher erklärt es sich, daß gerade den machtvollsten Kunstwerken oft der einheitliche Grundgedanke mangelt oder darin doch vielfach gebrochen ist, daß man so oft am Ende nicht des schlechtesten Buches sich sagt: im Grunde hatten alle recht, daß der Frage Lösung dunkel bleibt wie ein delphischer Orakelspruch: handele so oder so, du wirst es bereuen, und daß sich das reinliche quod erat demonstrandum viel seltener unter die Schöpfungen von Dichtern, in denen wirkliche Menschen handeln, als unter die Produkte geistreicher Macher setzen läßt, in denen Puppen auftreten.“

* *

Betrachtungen verwandter Art stellt Julius Hart in einem längeren Aufsatze über „Erziehung zur Kunst oder Erziehung zur Kunstkritik?“ an, den er kurz vor dem jüngsten Kunsterziehungstag (s. unten Sp. 212 f.) im „Tag“ (463, 475) veröffentlichte. Er geht von einer gelegentlichen Aeußerung Hanslicks aus: „Der Unterschied zwischen Publikum einerseits, Kennern und Kritikern andererseits besteht darin, daß das Publikum im Theater und im Konzert etwas fühlt, der Kritiker aber nichts fühlt,“ und bemerkt dazu: „Das ist weit mehr als ein Witz, das ist eine gründliche und sehr tiefgehende Wahrheit. Das Wort weist auf die beiden

einander entgegengesetzten Welten hin, aus denen die Kunst und die Aesthetik herkommen.“ Aehnlich wie Hegeler sich am Schlusse seines Artikels gegen die übersättigten Aesthetiker wendet, denen jedes Buch zu dick und jedes Theaterstück zu lang ist, beklagt auch Hart, daß dem Kunstkritiker über seinem wissenschaftlichen Bestreben der Inhalt des Kunstwerks selbst zur Gleichgültigkeit werde. „In kunstkritischen Kreisen stößt man überall auf dieses Gefühl der Kälte und der Teilnahmlosigkeit dem Kunstwerk gegenüber, auf eine eisige und starre Objektivität, die, weil sie gewohnt ist, über das Geschaffte und den Schaffenden nachzudenken, es verlernt, mit und in dem Werk zu empfinden, von ihm sich erregen und bewegen zu lassen.“ Unsere ganze Erziehung zur Kunst sei viel zu sehr eine Erziehung zur Kunstkritik, in unserer ganzen Kunstpflege stecke etwas, das uns das reine und innerliche Erleben der Kunst erschwere, in uns erstickе und fast unmöglich mache. „Je mehr ich darüber nachgedacht habe, desto mehr wurde es mir zur Gewißheit, daß all dieses Streben auf Aesthetik und Gelehrsamkeit hinausläuft, daß in dem, was wir heute Kunstpflege nennen, in der ganzen Art und Weise unserer künstlerischen Darbietungen, wie wir Bilder ausstellen, Theater spielen und Konzerte geben, ein Geist mächtig ist, der vor allem die kunstkritischen Instinkte in uns wecken, erregen und entwickeln will. Die Künstler sind am meisten dabei thätig, die Kunst auf diesen gefährlichen Bahnen fortzutreiben, wo sie vor allem ein Gegenstand der wissenschaftlichen und kritischen Betrachtung ist . . . Gefährliche Bahnen! Das Wesen aller Wissenschaft besteht darin, das einzunehmen, was man den objektiven Standpunkt nennt. Die Aesthetik kommt nie in das Reich des Dichters selbst hinein, sondern bleibt immer draußen vor dem Thor. Sie sucht ihren Ort nicht in der Seele des Künstlers, sondern schwebt beobachtend über ihr. Sie wehrt sich dagegen, an den Wallungen und Erregungen des schaffenden und zeugenden Geistes teilzunehmen. Mauern liegen zwischen der Welt der Kunst und der der Kunstwissenschaft, und beide haben ganz verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Die Wissenschaft muß das Lebendige töten, um es in ihre Gewalt zu bekommen. So liegt auch in aller Aesthetik und Kritik eine Macht und Kraft, die Kunst zu töten.“ Diese Macht wünscht der Verfasser bekämpft zu sehen, auf litterarischem wie auf künstlerischem Gebiete, wo er namentlich die Museen und großen Ausstellungen als eine „furchtbare Barbarei“ bezeichnet. Die Mittel jedoch, wie unserer Kunstpflege dies Akademisch-Objektive, dies Gezüchtete und Kommandierte zu nehmen und ihr mehr der Charakter des persönlichen Erlebens zu geben sei, weiß auch er nicht anzugeben.

* *

Auch sonst äußert sich allerhand Unzufriedenheit mit gewissen Erscheinungen unseres Litteraturlebens. Das Bestreben, Kunst in den Alltag zu bringen, uns die Schönheit zum Bedürfnis zu machen, wie es die „angewandte Kunst“ auf kunstgewerblichem Gebiet unternimmt, findet auch Arthur Rößler lobens- und wünschenswert, desto schlimmer erscheint es ihm, daß uns eine „angewandte Wortkunst“, ein angewandtes künstlerisches Schrifttum fehle. (Ostd. Rundsch., Wien; 273, 274.) „Mit angewandtem Schrifttum meine ich die Zeitungen; denn gute und schöne Bücher werden ja geschrieben. Doch kommt durch Bücher nur wenig Wortkunst ins Volk. Bücher lesen nur wenig Leute, Zeitungen jedoch lesen alle, die lesen können; die Nervösesten wie die Behäbigsten und selbst die mit der Zeit kargenden Menschen lesen sie. Just darum sollten die Zeitungen künstlerisch geschrieben werden. Es würde dies mit dazu beitragen, und gewiß nicht wenig, die von uns ersehnte Kultur in unseren Alltag zu bringen . . . Es ist ja wirklich schon widerlich, die meisten unserer Blätter zu lesen. In langweiliger Einförmigkeit zieht sich die Straße des Zeitungsdeutsch durch unsere Litteratur, mit einem Gewühl fauler Schriftpilger darauf, die im Gänsemarsch seit langen Jahren hintereinander denselben Weg gehen, unselbständig einer in des andern Fußstapfen tretend. Diese Leute benutzen alte, glattgeschliffene Worte, Bettelmünzen, die ihnen ihr jeweiliger Vordermann gab; sie benutzen Worte, deren Sinn ein ganz anderer ist als der, den man bei ungenauem Hinhören vernimmt, und immer gleiche Wendungen kehren wieder, gleichsam Wortrülpser geistiger Blähungen. Jeder, der in der Schule schreiben lernte, wähnt eben schreiben zu können und dem Dichter oder Schriftsteller ins Werk pfuschen zu dürfen. Und schreiben können doch nur jene, die die Sprache erlebt haben, die seine Ohren haben und hinzulauschen verstehen nach der sachten Musik des Wortes und dem verborgenen Sinn im Klang und Begriff.“ Sobald es jemand wage, statt der Klischeeworte seltene und auffällige Ausdrücke zu benutzen, werde er als Manierist oder „Neuwortbildner“ abgethan; es sei aber nicht einzusehen, weshalb „der Schriftsteller seinen Ausdruck nicht aus kostbaren, seltenen, unabgenutzten Worten bilden soll; warum nur aus den Worten aller, an denen soviel Schleim und übler Qualm kranker und böser Mäuler haftet.“ Robert L. Stevenson, J. P. Jacobsen, d'Annunzio, die Goncourts werden als Vorbilder sprachkünstlerischen Schaffens angeführt. Aehnliche Sprachgewaltige haben wir Deutsche zwar auch gehabt und haben sie noch, aber zumeist nur Buchdichter, die „angewandte Wortkunst des Tag- und Wochenblattes“ bethätigten nur wenige, und gerade diese „Tagesschreiberei“ müsse auf eine künstlerische Höhe gehoben werden, weil sie die stärkste und unmittelbarste Wirkung besitzt. — Ein Stückchen der hier befehdeten sprachlichen Sorg- und Gedankenlosigkeit behandelt an einer anderen Stelle auch Eduard Engel in einer Betrachtung über den Begriff „Milieu“ (Rhein.-Westf. Ztg. 852), den er als ein durchaus entbehrliches und leicht ersetzbares Modewort von ehrwürdigem Alter entlarvt.

* *

Eine scheinbar sehr unlitterarische Begebenheit, die in jüngster Zeit die breiteste Oeffentlichkeit beschäftigte, der Prozeß gegen den Kindermörder und Hauslehrer Dippold, muß hier Erwähnung finden, weil sie als Kulturerscheinung mehrfach mit Auswüchsen unseres Schrifttums in Verbindung gebracht wurde. In einem Leitartikel der „Täglichen Rundschau“ (477) schreibt deren Herausgeber Heinrich Rippler:

„Wie aber ist der Dippold zu seiner unmenschlichen Grausamkeit gekommen? Er wurde als ein Grausamer aus Wollust, als Sadist, schlimmer als ein Lustmörder, von den Sachverständigen bezeichnet. Das ist er zweifellos, und wenn in der Presse allgemein behauptet worden ist, solch ein Fall sei noch nicht dagewesen, so ist das irrig. Die englische Erziehungs- und Flagellantenlitteratur z. B. bietet ähnliche Beispiele in leider nicht allzu beschränkter Anzahl. Neu ist nur, daß wir in Deutschland ähnliches erleben, und da behaupte ich, daß der Fall Dippold ein erschreckendes Zeichen des durch eine freche, ungehindert sich ausbreitende Schandlitteratur geförderten Niedergangs der sexuellen Sitten ist. Otto v. Leixner hat in der ‚T. R.‘ zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß in den Schaufenstern unserer Buchhandlungen die pornographischen, wenn auch wissenschaftlich aufgeputzten Werke alle andere Litteratur verdrängen, und er hätte hinzusetzen können, daß die sadistische und masochistische Litteratur, die Flagellantenlitteratur hierbei den breitesten Raum einnimmt. Man mache doch nur einen Gang durch die Friedrichstraße oder besehe auch nur die Schaufenster der Buchhandlungen kleinerer Städte — sieht es nicht aus, als ob das deutsche Volk für nichts mehr Sinn hätte, als für Pornographie? Es ist schändlich, sagte mir jüngst ein Buchhändler der Friedrichstraße, ich würfe das Zeug lieber ins Feuer; aber es ist der einzige Artikel, der geht. Vor einigen Jahren war es eine dresdener Buchhandlung, die sich mit derartigen überteuerten Werken ein Vermögen erwarb, heute produzieren schon vier oder fünf deutsche Buchhandlungen nur solche Schandbücher,

und daß sie gekauft werden, daß der Sinn für diese Perversität vorhanden ist, beweist eben die Thatsache, daß die Buchhändler ihre Schaufenster mit ihnen beschmutzen. In einer mitteldeutschen Provinzialstadt fand ich jüngst unter den 30 ausgestellten Büchern 12 pornographische, und diese am Ehrenplatze. Wenn das Gift sich schon in Mittelstädten so eingefressen hat, darf man sich über Berlin nicht wundern, wo es Buchhandlungen giebt, die, nach ihrer Auslage zu schließen, nur solches Giftzeug verschleißen und wo halbwüchsige Bengel mit lüsternen Augen die ausgestellten Titelbilder besehen, die irgend einen Akt der Grausamkeit darstellen. Zeigt sich aber der Sinn für eine derartige Perversität, die eine tiefe Entartung der gesunden Sinnlichkeit darstellt, so wach im Volke, wie es die Buchhändler aufgrund ihrer geschäftlichen Erfahrungen bekunden, so ist nicht nur etwas, sondern vieles faul im Volke, und der Gesetzgeber hat auf Abhilfe zu denken. Zurzeit ist die Polizei, trotzdem sie den tiefen Schaden, wie wir wissen, ganz genau kennt, ohnmächtig."

* *

Ein solcher Vorwurf darf immerhin den größeren und besseren Teil unserer Sortimentsbuchhandlungen ungekränkt lassen. Was sie dagegen alle angeht, ist die erregte Diskussion, die Professor Karl Büchers Denkschrift „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft" in akademischen Kreisen einer- und in den Fachorganen des Buchhandels andererseits hervorgerufen und zu wechselseitigen scharfen „Erklärungen" gesteigert hat. Es handelt sich im Kernpunkt um einen Angriff auf die Gesamtorganisation des deutschen Buchhandels, die man speziell in akademischen Kreisen als eine Art Ringbildung anzusehen und der richtigen Verbreitung und dem Absatz wissenschaftlicher Werke durch Preistreibereien für hinderlich zu halten scheint. Wir haben von dieser Polemik schon mehrfach Notiz genommen und die bemerkenswerten Auslassungen des Verlegers Joh. Grunow kürzlich größtenteils zum Abdruck gebracht; aus den jüngsten Stimmen der Tagespresse — die sich fast durchgehends der buchhändlerischen Fachpresse gegenüber auf Büchers Seite stellt — seien Artikel von Prof. Ernst Reyer in Wien (Die Zeit, 357), dem Leiter der dortigen Centralbibliothek, und von Dr. Ch. W. Berghoeffer, dem Vorstand der frankfurter öffentlichen Bibliothek (Frkf. Ztg. 273) angeführt. Berghoeffer, der Büchers Kritik zwar „vorsichtiger, logischer und geschickter" gewünscht hätte, muß ihr im Kern doch beistimmen. Er beklagt namentlich die zunehmende Rücksichtslosigkeit des Buchhandels gegen die Bibliotheken (denen der bisherige Rabatt verkürzt werden soll) im Interesse der Volksbildung und bekämpft den Irrtum, daß durch die unentgeltliche Benutzung der Bibliotheken die Kauflust des Publikums eingeschränkt werde; in England habe man den Einfluß gerade dieser Anstalten auf die Kauflust des Publikums deutlich wahrnehmen und feststellen können, daß jedesmal da, wo eine neue Bibliothek gegründet ward, das latente Bedürfnis des Publikums derart geweckt wurde, daß mehrere Buchhandlungen sich neu etablieren konnten.

* *

Von litterarischen Tagesereignissen standen in den abgelaufenen Wochen Sudermanns neues Schauspiel „Der Sturmgeselle Sokrates", der 80. Geburtstag Rudolfs v. Gottschall und der siebzigste Ferdinands von Saar im Vordergrunde der Erörterungen. Mit Sudermann ging die Kritik, gegen die er im vorigen Winter einen Kreuzzug gepredigt hatte, schärfer denn je ins Gericht, nur vereinzelte Beurteiler, wie sein ostpreußischer Landsmann Eugen Zabel von der „Nat.-Ztg.", versuchten eine kritische Rettung der Komödie. Daß diese die alten Achtundvierziger zum Gespött zu machen sucht, wurde ihm auch im politischen Teil mancher Blätter, u. a. von der „Voss. Ztg.", übel genommen, wo ihm (467) in einem verweisenden Leitartikel die Leviten gelesen wurden*). — Einer der Letzten dieses Geschlechts von Achtundvierzig, Rudolf v. Gottschall, sah zu seinem Jubiläumstage am 30. September zahlreiche der üblichen Gratulationsartikel erscheinen. Die einzige Dissonanz in dem festlichen Geburtstagschor war ein kleiner Artikel von Gustav Morgenstern in der „Leipz. Volksztg." (226), der insbesondere an Treitschkes scharfe Kritik über Gottschalls „Deutsche Nationallitteratur" erinnert und sie bestätigt. „Was hat Gottschall für Hebbel gethan, für Keller, für Mörike? Hat er ihnen zu ihrem Rechte verholfen? Nein, und abermals nein. Und wie hat sich der Litterarhistoriker Gottschall, der einst für die Moderne (in seiner Jugend) eintrat, zu der modernen Litteratur gestellt, die in den Achziger- und Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts emporstrebte? Verständnisloser hat kaum einer sie beurteilt als er; das braucht ja in Leipzig kaum gesagt zu werden, wo die Wirkung seiner Tageblattkritiken allbekannt ist." — Ein Leitartikel der berliner „Volkszeitung" über „Schriftsteller-Almosen" (460), als dessen Verfasser man wohl den Chefredakteur Karl Vollrath, den Vorsitzenden des „Vereins Berliner Presse", ansehen darf, hält sich darüber auf, daß man für den Jubilar, nur weil er „keine Gelegenheit gehabt, Reichtümer zu sammeln", eine private Sammlung veranstaltet habe, wozu noch die Verleihung eines jährlichen Ehrengehalts von 1200 M. seitens der Stadt Leipzig kam. „Dotationen" solcher Art müßten einen höchst peinlichen Eindruck machen. Entweder sei ein alter Schriftsteller, der auf den Dank der Oeffentlichkeit Anspruch habe, ernstlich hilfsbedürftig, dann käme eine Subvention „in der Höhe eines Kutschereinkommens" einem Almosen gleich; oder aber die Ehrendotation solle den öffentlichen Dank für eine litterarische Lebensarbeit darstellen, dann sei eine Zuwendung der angegebenen Höhe so beschämend gering, daß sie den Empfänger in die Kategorie der verschämten Armen rücke. Dem Ansehen des Schriftstellerstandes seien solche gut gemeinte Aktionen in keinem Falle nützlich.

Der zweite Jubilar des 30. Septembers, Ferdinand von Saar, wurde besonders in der deutsch-österreichischen Presse gefeiert (Max Kalbeck, N. W. Tagbl. 268; Paul Wilhelm, W. Fremdenbl. 268; Max Morold, Ostd. Rdsch. 264; Felix Salten, Die Zeit 360; Richard Schaukal und Franz Himmelbauer, W. Abendpost 222 u. a.). Außerdem gab die „Ostd. Rdsch." ihrer Sonntagsnummer 264 eine Festbeilage: „Jung-Oesterreich seinem Meister Ferdinand v. Saar zum 70. Geburtstag" mit zahlreichen dichterischen Beiträgen. Nur vereinzelte Artikel erschienen dagegen in reichsdeutschen Blättern, wie denn auch Adolf Bartels in einem größeren Essai (Deutsche Welt VI, 1, 2) hervorhebt, daß von den vier bedeutenden Dichtern, die Oesterreich im letzten Menschenalter hervorgebracht habe — Ebner, Saar, Anzengruber, Rosegger — Ferdinand von Saar bis zur Stunde weiteren Kreisen am wenigsten bekannt geworden sei. „Es bestätigt sich da wieder einmal die Regel, daß es der ausgesprochene Künstler, der Poet, ist, der am schwersten durchdringt; denn wenn wir auch Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger und Marie von Ebner-Eschenbach die Künstlerschaft gewiß nicht absprechen wollen, bei ihnen allen ist doch ein ‚unkünstlerisches' Element mit wirksam, den Erfolg hervorzurufen (bei Anzengruber die starke Theatralik, bei Rosegger die volkstümliche Lehrhaftigkeit, bei Marie von Ebner-Eschenbach allerlei Tendenz und Satire), während etwas derartiges bei Saar vollkommen fehlt, mag er im übrigen auch mit seiner aristokratischen Landsmännin einige Berührungspunkte haben. Nach und nach hat sich der Dichter, zumal in Oesterreich, jedoch auch ein Stammpublikum errungen — kein Geringerer als Adolf Pichler war es, der mich zuerst auf Saar, von dem ich nur erst wenige Gedichte kannte, aufmerksam machte. Ich las die ‚Novellen aus Oesterreich' und stellte ihren Dichter sofort unserem Theodor Storm an die Seite. Sonst liebe ich Schlagworte nicht, aber dem des ‚öster-

*) Auf diesen Artikel erwiderte Sudermann in zwei Leitartikeln des „Tags", die während der Drucklegung dieses Heftes erschienen.

reichischen Storm', das, wie wir sehen werden, auch seinen ästhetischen Hintergrund hat, möchte ich die weiteste Verbreitung wünschen, damit Saar endlich auch bei uns im Norden sein Publikum fände."

* *

Den österreichischen Blättern boten sich auch noch andere gemeinsame Themen, so die fünfzigste Wiederkehr von Karl Meisls Todestage, eines heute fast vergessenen wiener Volksdichters (1775 bis 1853), in dessen zahlreichen Stücken dereinst Raimund und Nestroy sich ihre schauspielerischen Erfolge holten (Gust. Gugitz, Ostd. Rdsch. 278; Neuigkeits-Weltbl. 229; Fritz Lange, Dt. Volksbl. 5300). Von ihm stammte, beiläufig bemerkt, jenes Gelegenheitsstück „Die Weihe des Hauses", zu dem Beethoven die bekannte Ouvertüre schrieb. Er war auch die Veranlassung, daß sein größerer Zeitgenosse Raimund sein dichterisches Talent entdeckte. Zu einem Benefiz Raimunds sollte Meisl 1823 eine ihm von diesem gegebene Idee („Der Barometermacher auf der Zauberinsel") für ein Stück ausarbeiten; da er jedoch eines Krankheitsfalles wegen nicht über die ersten Bogen hinauskam, übernahm Raimund selbst die Arbeit, und da sie über Erwarten glückte, ließ er ihr weitere folgen. Seine Werke liegen uns bekanntlich seit kurzem in einer musterhaften wohlfeilen Ausgabe von Dr. Eduard Castle vor (Leipzig, Hesse), über die sich ein Feuilleton von Jonas Fränkel („Raimund"; N. Zür. Ztg. 271) sehr rühmend äußert. — Ein anderer österreichischer Volksdichter, der 1886 im Irrsinn verstorbene O. F. Berg (richtig Ottokar Franz Ebersberg) würde am 10. Oktober die Siebenzig vollendet haben, wenn die Parze es nicht anders gewollt hätte. An mehreren Stellen wurde aus diesem Anlaß seiner gedacht. Blasel, Girardi, die Geistinger und besonders die Gallmeyer glänzten in seinen Possen, von denen „Eine leichte Person" die volkstümlichste war. — Ein Stück österreichische Theatergeschichte enthalten auch die Memoiren des Schauspielers Dr. Rudolf Tyrolt, die kürzlich bei Braumüller erschienen sind und in den meisten wiener Blättern ausführlich besprochen wurden. — Der Beschluß des niederösterreichischen Landtags, einen jährlichen Autorenpreis von 2000 Kronen für dramatische Werke solcher niederösterreichischer Schriftsteller zu stiften, die „durch ihre arische Abkunft befähigt sind, unverfälschte heimische Kunstwerke zu schaffen und in keiner Weise mit dem Litteraturring gemeinsam vorgehen", hat in der Presse ein teilweise ziemlich ironisches Echo gefunden. Besonders gründlich ist die Kritik, die Adam Müller-Guttenbrunn an dem so täppisch formulierten Beschluß zu üben hat („Niederösterreichische Preisstücke", N. W. Tagbl. 269). — Anwartschaft auf den hier ausgesetzten Preis hätte wenigstens seiner Tendenz nach das Drama „Das Fremdvolk" von Albert Geßmann jun. (Wien, Braumüller), das den Kampf zwischen Ariern (Griechen) und Semiten (Phönikiern) an einer frei erfundenen Handlung darstellt und in der antisemitischen Parteipresse in diesen Wochen als ein vielversprechendes dichterisches Erstlingswerk mit Auszeichnung besprochen wurde. — Der Selbstmord eines anderen jugendlichen Autors, Dr. Otto Weininger, dessen im selben Verlag erschienenes Werk „Geschlecht und Charakter" bereits Aufsehen zu erregen begonnen hatte, wurde lebhaft erörtert, sein Buch „die furchtbarste, antifeministische Schrift, die es giebt", genannt. Persönliche Erinnerungen an den Verstorbenen teilt W. Fred im „Berl. Tagebl." (520) mit.

* *

Von den litterarhistorischen Beiträgen der Berichtszeit ist zunächst eine größere Studie über den „Weltschmerz in der Poesie" von Dr. R. Salinger zu vermerken (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 39, 40), die die Weltschmerzstimmung der verschiedenen Litteraturepochen historisch verfolgt. Man findet sie schon in den ältesten Zeiten, schon in den Psalmen, später besonders in der weltflüchtigen, lebensfeindlichen Epoche der mittelalterlichen Scholastik, während von der Reformation bis zur Revolution Aeußerungen des Weltschmerzes wieder seltener werden. Das eigentliche Weltschmerz-Zeitalter jedoch brach erst mit dem 19. Jahrhundert an, d. h. die Zeit, wo der Weltschmerz — das Wort rührt bekanntlich von Heine her — nicht mehr bloß als vorübergehende Stimmung, sondern als dauernde Gefühlsrichtung, ja als philosophische Weltanschauung auftritt. Und zwar sind es ganz vorzugsweise die germanischen Nationen, denen die Poesie des Weltschmerzes angehört (ein Musset oder Leopardi können nur als individuelle Ausnahmen gelten) und die sich in Hamlet und Faust die beiden großartigsten Problemgestalten geschaffen haben: — die dritte, Don Juan, ist zwar romanischer Erde entsprossen, aber auch erst von germanischem Geiste in seiner Tiefe erfaßt worden. Byron, Shelley, Heine, Grabbe, Lenau werden kurz als Vertreter des Weltschmerzes charakterisiert und von der Neuzeit bemerkt, daß bei ihr an Stelle des Weltschmerzes eine neue Gefühlsrichtung, der „Entrüstungs- oder Situationspessimismus" getreten sei, der nicht am Leben überhaupt, sondern nur an seiner Zeit und ihren augenblicklichen Zuständen verzweifelt. Die Vertreter dieses Pessimismus, als die in erster Linie Ibsen (in gewisser Beziehung auch Dühring und Nordau) in Betracht kommen, huldigen dem Weltganzen gegenüber eher einer optimistischen Anschauung, da sie einen Zustand der Zufriedenheit für realisierbar halten, und unterscheiden sich dadurch von dem philosophischen Pessimismus eines Schopenhauer oder Hartmann, der von der unvermeidbaren Notwendigkeit des Leidens überzeugt ist. — Von Schillers Beziehungen zu Mainz berichtet Hofrat Alfred Börckel in der „Frkf. Ztg." (280): es handelt sich hauptsächlich um die jahrelangen Hoffnungen und Bemühungen Schillers, mit Dalbergs Hülfe ein „Etablissement" als Geschichtsprofessor in Mainz zu erhalten, die in die Jahre 1789—93 fallen. — Vom schwäbischen Schillerverein spricht Ludwig Geiger (Voss. Ztg. 479) und wünscht, daß man in Ermangelung eines Schiller-Jahrbuchs — das der Schillerverein nicht herausgeben kann, weil der eigentliche Schiller-Nachlaß dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar gehört — ein Jahrbuch für allgemeine schwäbische Litteratur aus den Schätzen des marbacher Archivs ins Leben rufe. — An derselben Stelle berichtet Karl Blind („Ein Beitrag zum Lebensbilde Wilhelm Müllers") von einer neuen Veröffentlichung: „Unpublished Letters of Wilhelm Müller", die James Taft Hatfield herausgegeben hat (Baltimore 1903). Es ist ein Nachtrag zu dem anfangs d. J. von den Professoren Ph. Schuyler Allen und James Taft Hatfield in Chicago herausgegebenen Werke „Tagebuch und Briefe Wilhelm Müllers" und bringt 15 Briefe Müllers an Fr. A. Wolf, Helmine v. Chézy, Achim von Arnim, Varnhagen, Brockhaus, Fr. v. Raumer, Adolf Müllner und den Freiherrn von Meusebach. — Zur Heine-Forschung liegen zwei neue, nicht unwichtige Beiträge vor. Der eine von Gustav Karpeles („Heinrich Heine und Johann Peter Lyser", Voss. Ztg. 487) teilt einen verschollenen Aufsatz des Malers Johann Peter Lyser aus Lüneburg (1805—1859) im Wortlaut mit, der Heine im Jahre 1828 in Hamburg kennen lernte und seine Erinnerungen an ihn in Sigmund Engländers (vgl. LE V, 1698) Zeitschrift „Der Salon" 1847 veröffentlichte. Interessant und ausführlich wird darin der miterlebte Verlauf der Heine-Platen-Immermann-Fehde geschildert*). Der andere Heine-Beitrag rührt von Karl Emil Franzos her („H. und die Mutter Meyerbeers" Nr. Fr. Presse 14046) und behandelt im ersten Teil das Verhältnis Heines zu Michael Beer. Weiter teilt Franzos mit, daß eine größere Anzahl ungedruckter Briefe Heines an Meyerbeer existiere, die er habe lesen dürfen, deren Veröffent-

*) Von Lyser, der mit Robert Schumann und Felix Mendelssohn nahe befreundet und auch schriftstellerisch thätig war, teilt Karpeles an anderer Stelle (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 40) einen zweiten verschollenen Aufsatz „Zur Biographie Mendelssohn-Bartholdys" mit.

lichung jedoch ihr Besitzer aus Verehrung für Heine nicht wünsche, weil sie „Heines Charakter nicht durchweg in günstigem Lichte erscheinen ließen." Dafür wird hier ein aus anderer Quelle stammender Brief Heines an Amalie Beer, die Mutter des Komponisten, aus dem Jahre 1842 abgedruckt; ein Kondolenzschreiben zum Tode ihres Sohnes Heinrich Beer, eines mißratenen, beschränkten Menschen, der aber merkwürdigerweise eine Zeitlang den vertrauten Umgang des Philosophen Hegel genoß. — Ein großer und gehaltvoller Essai Friedrich Ratzels über „Lenau und die Natur" (Allg. Ztg., Beil. 218, 219, 220) untersucht eingehend Lenaus Verhältnis zur Natur, das sehr tief und innig war. Die Wolken, das Waldesdunkel, das Meer, die Heide sind die landschaftlichen Stimmungsgebiete, in die er sich mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft versenkte. — Zwei ungedruckte Gedichte Robert Hamerlings übergiebt Dr. Franz Zistler in der grazer „Tagespost" (266) der Oeffentlichkeit. — Einen Besuch im Hause Gustav Freytags zu Siebleben, das jetzt seine Witwe als Hüterin verwaltet, schildert Gotthilf Weisstein („Die gute Schmiede", Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 40).

* *

Nur schmal war der Raum neuerdings den lebenden Poeten zugemessen. Liliencrons neues Gedichtbuch „Bunte Beute" stand mit einem halben Dutzend ausführlicher Besprechungen an der Spitze. — Mehrfach war auch von Richard Dehmels Romanzen-Roman die Rede, den insbesondere Anselma Heine (Berl. Tgbl. 495) mit lebhafter Bewunderung analysiert. — Von den Beurteilungen, die Wilhelm Hegelers neuer Roman „Pastor Klinghammer" bisher gefunden hat, ist die ausführlichste Albert Geigers Studie in der „Allg. Ztg." (Beil. 231), der dem Buche einen sehr hohen Platz anweist. — Von Paul Ernsts siebzehn Novellen, die er unter dem Titel „Die Prinzessin des Ostens" hat erscheinen lassen, findet Alfred Kerr (Tag 451) nur eine ergreifender; doch auch in den anderen wirke ein Künstler. — Wilhelm Bölsches Persönlichkeit zu charakterisieren, versucht Karl Bienenstein (Rh.-Westf. Ztg. 861).

* *

In der Auslandslitteratur gab es einige Säkulartage zu berücksichtigen: Alfieris hundertsten Todes- und Prosper Mérimées hundertsten Geburtstag. Ueber Alfieri ließen sich insbesondere zwei genaue Kenner der älteren italienischen Litteratur, S. Münz (N. Fr. Pr. 14046) und Dr. Marcus Landau („Alfieri und Byron", Frankf. Ztg. 277, 278) vernehmen. Landaus Beitrag, der an E. Bertanas neue Alfieribiographie anknüpft (Turin 1902), ist eine durchgeführte Parallele zwischen dem italienischen und dem britischen Dichter, die in Lebenslauf und Dichtung mancherlei Aehnlichkeiten zeigen. Auch Münz weist auf diese Verwandtschaft hin. — Ueber Mérimée brachten die „N. Fr. Presse" (14040) und das „Berl. Tagebl." (Zeitgeist 39) ein und denselben Aufsatz von Eduard Engel. Er will Mérimées Novellenkunst gegenüber der deutschen nicht überschätzt wissen, obwohl er ihn als einen der besten französischen Erzähler anerkennt: seine Novellen haben zwar alle den von Heyse verlangten „Falken", aber es fehle ihnen die innere Wärme, und ein Zusatz von Ironie störe fast bei allen die Wirkung. Dafür seien seine Briefe das Meisterhafteste an Geist und Form, was die französische Briefschreibekunst hervorgebracht habe. (Weitere Artikel über Mérimée brachten W. Duschinsky in der Wien. Abdp. 219, Armin Friedmann im Wien. Fremdenbl. 265, Dr. Hans Trog in der N. Zür. Ztg. 269.) — „Deutsche Einflüsse im jungen Frankreich" sucht eine Studie von Camille Mauclair auf (Hamb. Corresp. 469), die hauptsächlich den Nietzsche- und Wagnerkultus heranzieht. — Eine Art Musenalmanach, den 18 jungfranzösische Lyriker samt einem „Manifest" als Vorwort kürzlich haben erscheinen lassen („La foi nouvelle", Paris, Charpentier), begrüßt Max Nordau („Der neue Glaube", N. Fr. Pr. 14038) als einen Umschwung im französischen Geistesleben, als eine Abkehr des talentierten Nachwuchses von dem ästhetischen Gigerltum der Dekadenten. — Gaston Deschamps widmet dem verstorbenen „Temps"-Kritiker Gustav Larroumet einen Nachruf (N. Fr. Pr. 14045), und Adolph Linhardt schildert (ebenda 14039) kurz die flüchtigen persönlichen Beziehungen Paul Verlaines zu Victor Hugo. — Eine kleine Charakteristik George Merediths giebt Alfred Hübl in der grazer „Tagespost" (282). — Ueber den 1900 verstorbenen dänischen Dichter Carit Etlar (Karl Brösböll) unterrichtet ein Feuilleton der „W. Arbeiterztg." (275), über Sören Kierkegaards „Tagebuch eines Verführers" (Insel-Verlag) ein Artikel der „Nat.-Ztg." (532), über Björnsons Roman „Auf Gottes Wegen" eine kritische Betrachtung von Oscar Bulle (Allg. Ztg., Beil. 222). Ueber Leo Tolstois Lebens- und Kunstanschauungen wird in der „Düna-Ztg." (206, 207) und der „Rh.-Westf. Ztg." (803) gesprochen; Bilder aus seiner Häuslichkeit in Jasnaja Poljana finden sich in der „Allg. Ztg." (266). — Dem früh verstorbenen russischen Novellisten W. Garschin, der sich 1888 durch einen Sprung aus dem zweiten Stock den Schädel zerschmetterte, weiht F. Norden ein Erinnerungsblatt (Tgl. Rundsch., U.-Beil. 236). — Interessant ist die Kritik, die Stammgäste eines russischen Nachtasyls an Gorkis vielgespieltem gleichnamigem Schauspiel und seinen Einzelheiten geübt haben; sie wird aus russischer Quelle im „Berl. Tgbl." (492) wiedergegeben und lautet für den Dichter nicht sehr günstig. — Einige moderne serbische Dramen (deren eines, „Auf uferloser See", kürzlich in Schwerin gespielt wurde) hat Dr. Friedrich S. Krauß kürzlich im Verlage von Adolph Schumann in Leipzig herausgegeben, worüber sich ein Artikel von Dr. M. Landau (Allg. Ztg., Beil. 228) ausläßt. — Mit dem persischen Spruchdichter Omar Chijam und den beiden neuerdings erschienenen Uebersetzungen (vgl. LE V, 616f.) beschäftigt sich eingehend Hans Eduard Müller im „Hannov. Courier" (Sonnt.-Bl. 667).

J. E.

„Der Kunstwart." Eine Antwort an Fritz Lienhard von Ferdinand Avenarius (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 228). Replik auf den neulich (Sp. 37) hier besprochenen Artikel über „Oberflächen-Kultur". Dem Vorwurf der „Oberflächen-Kultur" setzt Avenarius eine kurze Aufzählung dessen entgegen, was der Kunstwart in der Zeit seines Wirkens an Kulturarbeit geleistet habe, ohne je die Bedeutung des Persönlichen in der Kunst zu verkennen; nur daß er bisher diese Hochschätzung des Persönlichen für die ganz selbstverständliche Voraussetzung jeder ernsten Geistesarbeit an einer Verinnerlichung unserer Kultur angesehen habe. Das Bestreben des Kunstwarts sei es, diese Persönlichkeitskultur zu vermitteln; hier liege das Problem, und hier „muß jene Bildung der Organe einsetzen, der seelischen wie der körperlichen Organe, die zum Empfangen der höchsten Persönlichkeitswerte erst befähigt". Daß eine solche Erziehung des Publikums zum künstlerischen Sehen, Hören, Fühlen notwendig sei, aus dieser Erkenntnis sei der „Kunstwart" gegründet worden. — In einer kurzen Duplik erklärt Lienhard, sein dem „Kunstwart" gemachter Vorwurf, daß dort „die Organe nicht bescheidene Diener, sondern zu sehr Herren des Geistigen, Religiösen, Seelischen" seien, werde durch diese Ausführungen nicht erschüttert.

„Herzog Goethe." Von Wilhelm Arminius (Dtsch. Welt VI, 2). Bespricht in Anknüpfung an Zeitlers Buch „Thaten und Worte" das Problem Goethe-Bismarck, Thatmensch und Geistesmensch.

„Gyges und sein Ring." Von Alfred Frhrn. v. Berger (Hamb. Corresp. 468, 470).

„Reisen eines Deutschen in England." [K. Ph. Moritz; herausgg. v. O. z. Linde.] Von Rudolf Fürst (Nat.-Ztg. 538).

„Skepsis und Mystik?" [G. Landauer.] Von Prof. Dr. R. Meringer (Graz. Tagespost 265).

„Ein Verein für deutsche Litteratur in Wien." Von J. Minor (N. Fr. Pr. 14032). Vgl. LE V, 1080.

„Goethe in Eisenach." Von Dr. Gustav Adolf Müller (Eisenach. Tagesp. Sonnt.-Beil. 41).

„Die Theaterbaukunst einst und jetzt." Von Marie Retter (Frkf. Ztg. 281, 284).

„Neue Goethebriefe." Von Dr. Carl Schüddekopf (Frkf. Ztg. 272, 273).

„Pius Alexander Wolff." [Geb. in Augsburg 1. Okt. 1803.] Von Lorenz Werner (Augsb. Abendztg., D. Sammler 117, 118).

„Ein neues Buch über Jeremias Gotthelf.“ [Ad. Bartels.] Von E. J. (Basl. Nachr. 266).

„Die katholische Kritik in Vergangenheit und Gegenwart.“ (Köln. Volkszlg., Litt. Beil. 40.)

„Neu aufgefundene Zeitungen des 17. Jahrhunderts.“ Von Postrat Grimme (Köln. Ztg. 920, 925).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) V, 24. Richard Schaukal liefert eine Porträtskizze von Frank Wedekind. Seine äußere Erscheinung und Lebensart, sein Werk — „ein gehäufter Schatz von Bijouterien; ein Raritätenkabinett; Bruchstücke einer ironischen Konfession; spiegelnde Charlatanerien, vage Immoralitäten“ — werden beleuchtet, in ihrer Buntheit und ihrem Zusammenklang angedeutet, beschrieben, klargelegt. — Philipp Stein teilt längere Aeußerungen von „Hieronymus Lorm über ‚König Lear‘“ aus des Dichters Nachlaß mit: es sind zwei Briefe aus den Jahren 1866, an den kaiserlichen Rat Dr. Schweitzer, den damaligen Redakteur der „Wiener Zeitung“ gerichtet, Briefe von großer Feinheit, die Lorms Eigenart, die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten, ebenso zeigen wie sie den Schriftsteller charakterisieren. — Im gleichen Hefte beendet Marie Luise Becker eine größere Studie über „Maria Magdalena in der Kunst“ (23, 24), und Anton Schlossar entwirft ein Lebensbild Peter Roseggers, worin er u. a. die wenig bekannte Thatsache erzählt, daß Rosegger einst als junger Bursch auch die weltbedeutenden Bretter eines Dorftheaters einmal betreten hat, als „Unteroffizier“ in Holteis „Perlenschnur“, einer Komödie, die wandernde Mimen anno 1869 in einem „Dachbodentheater“ agierten. — Im ersten Oktoberheft knüpft Paul Legband an die auch an dieser Stelle (Sp. 40) zitierten Worte Karl Frenzels über einen Devrient-Aufsatz Hans Landsbergs an und sucht zu erweisen, daß das Urteil der heutigen Generation über Emil Devrient scharf und ungünstig lauten müsse, ohne daß damit der Bedeutung und dem in seiner Art unvergleichlichen Talente dieses großen weimarischen Epigonen im mindesten Abbruch und Unrecht geschähe. — Alexander Frhr. v. Gleichen-Rußwurm weist auf das Verdienst der münchener Hofbühne hin, die in diesem Jahre die Königsdramen dank der vielfach angegriffenen und vielfach verteidigten Shakspere-Bühne fast unbearbeitet aufgeführt hat, „typisch für die Art, wie sich in der Gegenwart Shakspere auffassen und sprechen läßt“ („Shaksperes Königsdramen und die moderne Bühne“). — Im zweiten Oktoberheft (VI, 2) veröffentlicht Eduard Engel ein irisches Drama in drei Aufzügen, „Gräfin Kathlin“, von William Yeats (spr. „Jetts“) und schickt einige Vorbemerkungen über den 1865 in Dublin geborenen Dichter voraus. Darnach ist Yeats „nicht nur der hervorragendste unter den irischen Poeten von der celtischen Bewegung“, sondern auch einer der am ernstesten zu nehmenden englischen Dichter. Er hat bisher aus irischem Sagenschatze Volks- und Feenmärchen geschöpft und zwei ganz phantastische kleine Dramen, „Das Land Herzbegehr“ (1889) und „Gräfin Kathlin“ (1892), geschrieben, zwei Dramen, die das Hineinragen der Geisterwelt in das Menschenleben in realistischer, zugleich aber durchaus poetischer Weise darstellen. — Rudolf Krauß schildert „Eduard Mörike in seinem Verhältnis zur Schaubühne“. Das Puppentheater eröffnet diese Beziehungen des Knaben zur dramatischen Kunst, es folgt das Mitspielen auf einem Liebhabertheater in der uracher Klosterschule, das Brüten und Pläneschmieden über dramatischen Stoffen, ein auffallend deklamatorisch-mimisches Talent, das der Poet ebenso verwendet wie die Fähigkeit, durch kleine Aufführungen und Kinderszenen die junge Welt zu beglücken.

Deutsche Arbeit. II, 10—12. III, 1. Die letzten Hefte des zweiten Jahrganges bringen verschiedene Beiträge zur Litteratur und Litteraturgeschichte. Im zehnten Heft giebt Erwin G. Kolbenheyer selbst Auszug und Proben aus dem Vorspiel zu seinem Drama „Giordano Bruno“ (s. LE V, 1606 ff.), während August Schneider über die diesjährigen Aufführungen des Höritzer Passionsspiels mit warmer Anerkennung berichtet. — Im elften Heft erschien Dr. Karl Hoffmanns Abhandlung „Zur deutschen Kulturbedeutung Böhmens im 14. Jahrhundert“ mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache und der Anfänge einer künstlerischen Behandlung der deutschen Prosa. — In Heft 12 veröffentlicht Alois John umfängliche und aufschlußreiche Mitteilungen zur Lebensgeschichte des 1883 verstorbenen Dichters und Historikers Adam Wolf. Nach seinen Briefen an einen Jugendfreund werden die prager und wiener Studentenzeit Wolfs, seine Beteiligung an der politischen Bewegung des Jahres 1848 in Wien und im Egerlande und schließlich die Anfänge seiner litterarischen Thätigkeit, die äußere Geschichte seiner Lieder, seiner Schilderungen und Erzählungen aus dem Egerlande anschaulich vorgeführt. — Die letzten Hefte bringen außerdem Würdigungen R. M. Rilkes als Kunstschriftsteller und Paul Leppins von Wilhelm von Scholz, Notizen über Goethes Besuch am egerer Gymnasium 1821 und über eine Zeichnung Goethes aus Zwodau in Böhmen, endlich Besprechungen neuer Dramen von Auguste Hauschner („Asyl für Obdachlose“), Wagh („Außer Dienst“), L. Weinert („Lorbeer“) u. a. — Mit dem Oktoberhefte beginnt der dritte Jahrgang der Zeitschrift, die nun mit neuem Buchschmuck von Fritz Hegenbart in München, mit farbigen Bildtafeln und Musikbeilagen versehen ist und von jetzt ab regelmäßig zusammenfassende Litteraturberichte bringen wird. Das erste Heft enthält neben größeren national-ökonomischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen einen Essai über den Herzog von Reichstadt von Prof. O. Weber, der auch auf die neueren, diesen Helden behandelnden Dramen von Rostand und Otto v. d. Pfordten eingeht, endlich von Dr. R. Fürst eine sorgfältige Charakteristik der dramatischen und epischen Dichtungen der Frau Auguste Hauschner.

Deutsche Rundschau. XXX, 1. Gottfried Kellers Briefe hat sein Biograph Jakob Baechtold 1894 in einer seither mehrfach neu aufgelegten Sammlung herausgegeben, doch blieb dort einer der wichtigsten Briefwechsel Kellers, der mit Theodor Storm, fast gänzlich ausgeschlossen. Erst jetzt haben sich „die Archive von Husum und Zürich“ geöffnet und den leipziger Universitätsprofessor Albert Köster in die Lage gesetzt, den ganzen wertvollen Briefwechsel der beiden in Stammes- und Schaffensart so verschiedenen Dichter mit Erläuterungen herauszugeben. Die Korrespondenz umfaßt nur ein einziges Jahrzehnt; sie begann erst im März 1877 und ist besonders für die Würdigung Storms aufschlußreich, von dem wir weniger schriftliche Kundgebungen besitzen, als von Keller. Persönlich kennen gelernt haben sich die beiden Freunde nie. Storm war es, der unter dem frischen Eindruck der „Züricher Novellen“ den ersten Brief an den längst von ihm verehrten Schweizer richtete. Der Inhalt des Gedankenaustausches ist überwiegend litterarischer Natur: Ratschläge, Fragen, Urteile über das beiderseitige Schaffen gehen herüber und hinüber. „Es ist mir übrigens,“ bemerkt Keller einmal launig in einem der ersten Briefe, „wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von litterarischen Dingen spräche, sondern eher, wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten.“ Ihm fehlte es sonst an Gelegenheit, sich über technische Fragen zu beraten oder auszusprechen. „Hier,“ schreibt er ein anderes Mal, „habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und

Litteraturmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu entlocken. Freilich versuche ich es auch nicht." Persönliches über andere enthalten die Briefe nur sehr wenig, oder es ist der diskreten Zensur des Herausgebers zum Opfer gefallen, der sich zur Wiedergabe mancher Aeußerungen mit Rücksicht auf Lebende nicht für befugt hielt. Nur ein recht unverhohlenes Urteil Storms über Wilhelm Jordan hat diese Zensur passiert. „Vor Weihnachten hatten wir auf besondere Veranlassung W. Jordan hier; er rhapsodierte genau $1\frac{1}{2}$ Stunden in unserer Aula von Siegfrieds Abschied (zur Jagd) bis inkl. zu seinem Tode; und ich hörte das an. Aber Gott stehe mir in Gnade bei! Was ist das für elendes Zeug! . . . Und diesen Mann nennen Litteraturgeschichten den ersten, einen gewaltigen Epiker! Das Gewaltige liegt nur im Stoff; was er dazu gethan, ist roh und doch sentimental, breit und kleinlich, und wo er eine Kraft einsetzen soll, da hat er keine; nur einmal schimmerte auf Hagens Lanzenspitze für einen Dreier Poesie. Der Mann schreitet übrigens ganz in dem Bewußtsein, daß reiche Hamburger ihre Säle mit Marmorreliefs aus seiner Dichtung zieren und seine Büste in Marmor hauen lassen." Aus Kellers Antwort geht hervor, daß er sich in dem Urteil über den „koketten Rhapsoden Jordan" durchaus mit dem holsteinischen Freunde begegnete. — Dasselbe Heft enthält eine rühmende Anzeige des Lebensbildes „Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar" von Eleonore von Bojanowski (Stuttgart, Cotta) von Erich Schmidt, der bei dieser Gelegenheit den Wunsch ausspricht, es möge nun endlich auch „Karl Augusts Urkraft den berufenen Biographen finden".

Die Frau. XI, 1. George Eliots und George Sands Frauenleben „unter dem Gesichtspunkte moderner Probleme" zu betrachten, unternimmt ein ausführlicher Essai von Adele Gerhard. Beide Dichterinnen haben in illegitimen Verbindungen gestanden und werden deshalb gerne gemeinsam als Vorkämpferinnen des Prinzips der freien Liebe angeführt: mit Unrecht, soweit George Eliot in Betracht kommt. Diese hat allerdings von ihrem 35. bis zu ihrem 60. Lebensjahre mit George Henry Lewes zusammengelebt, dem Goethebiographen, der ihr Dichtertalent erst entdeckte und sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit umgab; aber dieses Verhältnis blieb nicht deshalb illegitim, weil die Ehe sich mit der freieren Weltanschauung des Paares nicht vertragen hätte, sondern nur aus dem zufälligen äußeren Grunde, weil Lewes von seiner legitimen Frau, die er ihrer Untreue wegen verlassen hatte, sich nach englischem Gesetz nicht scheiden lassen konnte. George Eliot selbst hat unter der Ungesetzlichkeit ihres Verhältnisses empfindlich gelitten (vgl. LE III, 1493), und wie wenig sie die Ehe „überwunden" hatte, bewies sie dadurch, daß sie eine solche noch sechzigjährig, ganz kurz vor ihrem Tode mit dem um viele Jahre jüngeren Mr. Croß einging. Was ihrem Leben das Gepräge giebt, ist nach Adele Gerhards Ansicht das „spezifisch-weibliche Verhängnis", daß ihr die Mutterschaft versagt blieb; zu dem Problem der „freien Liebe" jedoch biete es ganz und gar kein Material. Um so mehr ist dies bei George Sand der Fall, die sowohl vor als nach der gerichtlichen Scheidung von dem rohen, geistig unbedeutenden Baron Dudevant zahlreiche längere und kürzere Liebesverhältnisse unterhielt, von denen die mit Jules Sandeau, Musset, Chopin und zuletzt dem italienischen Arzt Pagello die bekanntesten sind. Die Freuden der Mutterschaft, die ihrer englischen Namensschwester versagt blieben, hat sie mit bewußter Inbrunst genossen und blieb ihren beiden Kindern Maurice und Solange zeitlebens eine zärtliche Mutter. Auch liegt nach der Ansicht der Verfasserin kein Grund vor, sie, wie es meist geschieht, als männermordenden Vampyr zu betrachten, denn sie habe sowohl Chopin als Musset fraglos leidenschaftlich und aufrichtig geliebt, doch man müsse sich den Wechselfällen ihres Liebeslebens gegenüber vor Augen halten, daß sie in erster Linie als Künstlerin empfand und handelte. Selbst ihre Feinde gestanden ihr Güte und Herzenswärme zu, aber mit der großen Allmutter Natur hatte sie wohl wie das Mütterlich-Fruchtbare, so auch das Unbewußt-Grausame gemein. „In der Liebe giebt es nur Anfänge" — das Wort Frau v. Staëls galt ganz besonders von ihr, die einer dauernden Hingabe an einen Mann schlechthin nicht fähig war. „Aufrichtig und wahr, wie sie sich auch in all ihren Liebesverhältnissen zeigt, sieht sie die einzige Unsittlichkeit in dem Aufrechterhalten des Scheins der Liebe, wenn diese selbst hinweggeschwunden ist." Daher ihr glühender Haß gegen die Ehe, für deren berechtigten Kern sie, die zu früh und unglücklich Verheiratete, kein Verständnis besaß. — Aus dem weiteren Inhalt des Heftes ist eine Charakteristik Thomas Manns von Gertrud Bäumer sowie eine ausführliche Anzeige des Memoirenwerkes über Luise von Sachsen-Weimar (von Maria von Bredow) zu verzeichnen.

Die Gegenwart. XXXII, 40. Die Namen Nietzsche und Hölderlin sind schon des öfteren zusammen genannt worden, zumal Nietzsche selbst den Hyperion-Dichter als den Lieblingsdichter seiner Jugend bezeichnet hatte und auch das äußere Lebensschicksal beider Männer in seinem Schlußverlaufe eine tragische Aehnlichkeit aufweist. „Wenn ich," bemerkt Dr. H. Ilgenstein in der Einleitung einer Studie, „trotz manchem, was über Nietzsches Beziehung zu Hölderlin gesagt worden ist, auf diese Frage noch einmal genauer eingehe, so geschieht es, weil dieser Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung wert ist und dann, um manchen aus der großen Nietzschegemeinde einmal besonders auf den Mann aufmerksam zu machen, in dessen Werken schon längst die Grundzüge der nietzschischen Philosophie in überraschendem Maße enthalten waren und der auch dem Dichter Nietzsche in einem gewissen Grade verwandt ist, wie man es in der Kunstgeschichte selten findet." Beide haben von vornherein einen tief tragischen Zug in ihrem Wesen. „Es sind zwei Menschen, die über die Enttäuschung des Lebens nicht hinwegkommen, da sie das Paradies ihres Kindheitszustandes nicht vergessen können. Sie brauchen das Ewige, das dieser enthielt. Und das, was ihnen die Menschen in der Religion dafür bieten, hatten sie verloren, eh' sie es nutzen konnten. Sie hätten sich — Gottsucher, die sie stets waren — vielleicht wie andere doch schließlich den Glauben an das verheißene Jenseits zu eigen gemacht, wenn sie nicht gerade zwei Naturen gewesen wären, deren ganze künstlerische Kraft — Nietzsches Herrenphilosophie erscheint in diesem Zusammenhang wie ein Aufbäumen gegen das, was ihn verzehrt — im Leide lag." Ihr Jenseits ist die Erde selbst, die für sie aus dem Lande der Vergänglichkeit jetzt ein Sonnenland, ein Unsterbliches wird. „Dieser neuen Erde einen neuen Menschen zu schaffen, ist, nachdem sie einmal zu ihr gelangt sind, ganz naturgemäß das Ziel Nietzsches und Hölderlins. Die Suche nach ihm wird der Inhalt ihres Lebens . . . Der Idealmensch Hölderlins wäre der Uebermensch Nietzsches gewesen. Auch für ihn ist das einzelne wertlos geworden, auch er will die Massen geopfert sehen, um zu dem Menschen der Zukunft zu kommen. ‚Ich will,' so lesen wir im Hyperion, ‚die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit anderen, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen . . . Was? Vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehen und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein, nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man ja auch nicht bessern, denn es ist umsonst! Man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht! O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich

das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge!" — Im selben Hefte unterzieht Max Hoffmann („Des Vagabunden Wunderhorn") Hans Ostwalds kleine Bohème-Anthologie „Lieder aus dem Rinnstein" einer scharf ablehnenden Kritik; im folgenden (41) liefert Alfred Semerau den Säkularartikel über Prosper Merimée; im vorhergehenden (39) sucht Prof. J. Froitzheim („Goethes Flucht aus Frankfurt") aus allerhand Indizien, Briefstellen u. s. w. den Nachweis zu konstruieren, daß trotz seines Ableugnens Goethe und nicht H. L. Wagner der Verfasser des gegen Wieland gerichteten Pasquills „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" und daß dieser Streich der Grund gewesen sei, weshalb er im Unfrieden mit seinem Vater im Herbst 1775 aus Frankfurt „geflüchtet" sei. — In Nr. 38 feiert Th. Ebner („Ein schwäbischer Dichter") Karl Weitbrecht als „echten und wahren Poeten"; Dr. Arthur Obst berichtet von einem Poesie-Album des 18. Jahrhunderts (vgl. LE V, 1043), das aus Klopstocks Familienkreise stammt und u. a. zwei unbekannte Oden des Messias-Sängers enthält. — Einen ausführlichen Essai über Rudolf v. Gottschall steuert Paul Heinze bei (37, 38).

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXII, 39. Ein längerer Aufsatz beschäftigt sich mit den erzählenden Schriften Wilhelms von Polenz und kommt zu dem Ergebnis: „Man sieht, daß das Leben der Gegenwart in seinem Geist und in seinen Schöpfungen pulsiert, und daß er die Probleme, unter denen wir seufzen, mit gesundem, künstlerischem Realismus darstellt. Der Kreis seines Interesses ist weit gespannt; er kennt die Menschen, er kennt die Bücher, die mit Recht oder Unrecht auch bei uns viel Lärm machen und die Geister erregen. Er stellt keine Thesen auf, die er im Kunstwerk beweisen will, sondern charakterisiert gern auch indirekt dadurch, welche Schicksale er Personen mit ihren Gedanken erfahren läßt . . . Er hat eine gewisse Verwandtschaft mit Leo Tolstoi, insofern er aus seiner Kenntnis der Verhältnisse heraus und mit demselben Interesse die Bauern und ihr Verhältnis zum Gutsbesitzer darstellt („Der Grabenhäger"), den Gegensatz der ‚Arbeiter' zu den Besitzenden. Aber er hütet sich vor dem mitunter so breiten Realismus des großen Russen, und man kann nicht sagen, daß Polenz eine eigensinnige Vorliebe für einen bestimmten Stand habe." — In den folgenden Heften 40, 41 ist Schillers „Wallenstein" Gegenstand einer dramaturgischen Untersuchung mit besonderer Anknüpfung an die in Leipzig übliche Aufführung. Es wird gegen die Meiningerei im „Lager", gegen das störende Zuviel an Volksgruppenspiel und Massenbewegung geeifert und im übrigen die Charakteristik der einzelnen Hauptrollen vom Standpunkt einer denkenden Regie aus entwickelt und erläutert. — H. Sundermann spricht (40) über „Das Gold in der mythischen Vorstellung der Germanen".

Wartburgstimmen. (Eisenach.) Oktoberheft. Die Person des deutschen Kaisers, der mit seinen starken Willenskundgebungen auf alle Gebiete des deutschen Gesellschafts- und Geisteslebens im weitesten Sinne einwirkt, zieht eine Reihe von Mitarbeitern, auf Wunsch des Herausgebers „möglichst frei von wechselnden und zu starken Meinungsverschiedenheiten sich steigernden individuellen Anschauungen und Sympathien", in den Kreis der Betrachtung. Das schwierige Kapitel „Kaiser Wilhelm II. und die Litteratur" behandelt darunter Adolf Bartels, indem er von vornherein betont, daß dem Kaiser als Privatmann das Recht der eigenen Meinungsäußerung ebenso zustehe, wie jedem litterarisch Genießenden, und daß der Kaiser in seinem Urteil ebenso irren könne wie ein anderer, ohne deshalb gleich eines Verbrechens geziehen werden zu dürfen. Und nicht jede litterarische Aeußerung des Kaisers solle man von vornherein so wichtig nehmen. Die Empfehlung Ohnets, das Telegramm an Rudyard Kipling, die Annahme der Widmung eines Romans der Eschstruth — beweise das wirklich, daß der Kaiser kein ästhetisch sicheres Urteil habe? „Wir alle genießen wohl einmal leichte Ware; Bismarck, der Shakspeerianer, hat für Julius Stinde freundliche Worte gefunden; ja, Schiller hat — horribile dictu — einmal Blumauers ‚Ode an seinen Nachttopf' gelobt. Kipling ist übrigens in seiner Art nicht unbedeutend, ein sehr guter Spezialist; Ohnet mag als Familienunterhalter noch zur Not hingehen — freilich, die Eschstruth! Aber sie ist eine adlige Dame, Tochter eines Offiziers, Gattin eines Offiziers — ich weiß nicht, ob man nicht die Ursache der Annahme der Romanwidmung hier zu suchen hat." Etwas anderes sei es freilich, wenn der Kaiser als öffentliche Persönlichkeit offiziell zu Litteraturdingen Stellung nimmt. Eine Einwirkung auf die Litteraturentwickelung spricht Bartels ihm wie allen Herrschern — und sei es in Weimar ein Karl August — als unmöglich ab, wohl aber erkennt er den Nutzen einer solchen mächtigen Persönlichkeit für die Pflege und Verbreitung der Litteratur an. Mehr die Kultur als die Poesie des Volkes gewinne oder verliere durch kaiserliche Aeußerungen über Litteratur. Und hier sind es vor allem die Themen: Schillerpreis, Ernst von Wildenbruch, Josef Lauff, an denen Bartels des Kaisers Stellung erörtert. Soviel sei zweifellos sicher, daß das Fiasko des Schillerpreises zum größeren Teile nicht Schuld des Kaisers ist. Das liege an den Verhältnissen, schon „in der Bevorzugung der Modegrößen und jüdischen Talente durch das jüdische deutsche Theater begründet". Und nun weiter: ein kaiserlicher Hofpoet sei auch Ernst von Wildenbruch nie gewesen, auch wenn der Kaiser eine Zeitlang ihn begünstigt haben mochte. „Das sieht jeder litterarische Sachverständige sofort, daß Wildenbruch seine Dramen genau so schreiben würde, wie er sie schreibt, auch wenn er ewig ‚fern von Madrid' gelebt hätte, und alles, was radikale Blätter über seinen ‚Byzantinismus' geredet haben, ist reine Faselei. Um es ausdrücklich zu sagen, der Kaiser ist für Herrn v. Wildenbruch in keiner Weise verantwortlich. Eher für Joseph Lauff, aber auch die Opposition gegen diesen finde ich unberechtigt. Was, man sollte als ehemaliger Offizier sein Königshaus feiernde Stücke nicht bona fide schreiben können, man sollte da gleich eine Knechtsseele haben müssen? Geraten die Stücke schlecht, ei, da tadelt sie, aber tadelt sie nicht ihrer Tendenz wegen, da ihr Stücke mit radikalen Tendenzen ja doch zu loben pflegt als Mannesthaten und was weiß ich, obwohl sie in unserer demokratischen Zeit viel eher Spekulationen sind. Daß der Kaiser den Wunsch hat, die Großthaten seiner Vorfahren feiernde Stücke auf der Bühne zu sehen, begreift sich; als modernen Shakspere hat er Lauff noch nicht erklärt, ein Talent ist dieser aber, wie noch neuerdings sein Roman „Kärrekiek" erwiesen hat." Im einzelnen spricht Bartels dann noch über den Kaiser als Theaterherrn und weist darauf hin, daß unter ihm Kleist, Hebbel und Grillparzer an der Berliner Hofbühne eifriger gepflegt seien als zuvor, daß freilich auch der Kaiser nicht soviel Einfluß habe, um seine Bühnen zu wirklicher Blüte zu bringen. „In unseren Tagen übt der jüdische Agent mehr Einfluß auf die Hofbühnen als die Fürsten, aus deren Zivilliste ihre Unterhaltungskosten zum Teil bestritten werden."

„Werthers Lotte in ihren letzten zwanzig Lebensjahren." Eine biographische Skizze, nach ihren eigenhändigen Briefen an ihre Kinder August und Charlotte Kestner. Von Therese Deecke (Niedersachsen, Bremen; IX, 1.)

„Der Schatten Conrad Ferdinand Meyers." Von Karl Gruber (Erwinia, Straßburg i. E.; XI, 1).

„Mgr. Dr. H. J. A. M. Schaepman." Von Leo van Heemstede (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 1). Schaepman, Priester und Professor der Kirchengeschichte am erzbischöflichen Seminar zu Rysenburg (1844—1903), schrieb eine Anzahl von größeren Dichtungen, von denen „Aya Sofia" die bedeutendste ist.

„Dehmels ‚Zwei Menschen'." Von Karl Hoffmann (Die schöne Litteratur, Beilage zum Litt. Centralblatt, Leipzig; IV, 20).

„Hermann Hesse." Von Dr. Th. Klaiber (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 1).

„Zur Geschichte der Blume im deutschen Buchtitel." Von Egon v. Komorzynski (Zeitschrift f. Bücherfreunde, Leipzig; VII, 7).

„Peter Hille." Von Wilhelm Schäfer (Die Rheinlande, Düsseldorf; III, 11, 12).

„Die westfälische Dialektdichtung." Von Ludwig Schröder (Die Rheinlande, Düsseldorf; III, 11, 12).

„Ein Roman in Romanzen." [Dehmel, Zwei Menschen.] Von Willy Seibert (Rheinische Musik- und Theater-Zeitung, Köln; IV, 40).

„Hans Benzmann." Eine Charakteristik von A. K. T. Tielo (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 1).

„Gustav Falke." Von Kurt Warmuth (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Leipzig; 17, 9).

„Theodor Fontane." Von G. Witzmann (Deutsch-evangelische Blätter, Halle a. S.; 28, 9 u. 10).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Im September- und Oktoberheft der „National Review" schreibt Sir Leslie Stephen über seine „Jugendeindrücke". Er beschäftigt sich hauptsächlich mit Cambridge, wie er es in seiner Jugend kannte. Nach dem allgemeinen Urteil ließ diese Universität in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts manches zu wünschen übrig. Demgegenüber stellt Stephen fest, daß auch damals durchaus kein Mangel an wahrem geistigem Leben herrschte. Im Trinity College gab es sowohl unter den höheren Semestern, wie auch unter seinen Altersgenossen viele begabte Gelehrte. Er bespricht ferner die religiösen und politischen Fragen, unter deren Einfluß seine Anfänge standen. Es sind Reflexionen eines gedankenvollen Menschen, und als solche von außerordentlichem Wert. Ein kraft- und reizvoller Charakter offenbart sich uns in höchst anziehender Aufrichtigkeit. — Dieselbe Zeitschrift bringt in ihrer Septembernummer einen interessanten Aufsatz der Romanschriftstellerin Miß Jane Findlater: „Einige Bemerkungen über das moderne tragische Drama." Nach ihrer Ansicht liegt der Schwerpunkt der Litteratur in der Tragödie. Die großen tragischen Stoffe ändern sich nicht, aber jede neue Generation behandelt sie anders. Oedipus ist das typische Beispiel für die tragische Methode der Antike: das Schicksal wird hingestellt als eine Persönlichkeit, eine Macht, die die Figuren auf dem Schachbrett des Lebens nach Belieben hin- und herschiebt. Die moderne Anschauung kennt dagegen zwei unpersönliche Mächte: Milieu und Vererbung, denen niemand entrinnen kann. Auf ihnen beruht die moderne Tragödie, wie z. B. Ibsens „Gespenster". Wollten wir aus ihnen Stücke wie „Lear" oder „Antonius und Kleopatra" erklären, so kämen wir zu lächerlichen Resultaten. Die höchste Form der Tragödie, zu der diese beiden Stücke gehören, behandelt nicht solche Probleme; sie spiegelt lediglich die dunkelsten Seiten des Menschenlebens wieder, die Charaktere erklären sich und ihre Situation selber. Charaktertragödien sind in dieser Form wohl möglich, aber sie müssen wie bei Shakspere die großen Leidenschaften des Menschenherzens behandeln. Die Darstellungen alltäglichen Elends und kleinlicher Leiden, die den Dichtern unserer Tage so ans Herz gewachsen sind, verraten nur eine krankhafte Sucht, kleine Dinge groß zu machen. Die Milieutragödie wird in der Gegenwart vielleicht am besten durch Thomas Hardy vertreten; das Milieu spielt bei ihm die Rolle des Schicksals. — Im Oktoberheft schreibt Judge Webb über den „echten Shaksperetext". Dieser ist nur in der ersten Folio enthalten. Shakspere selbst hat die Quarto-Ausgaben, die während seines Lebens erschienen, korrigiert. Jede Aenderung, jeder Strich, den er machte, ist eine bedeutende Verbesserung. Erst die Herausgeber des 18. Jahrhunderts sind dafür verantwortlich zu machen, daß alles, was Shakspere ausgeschieden hatte, wieder in den Text aufgenommen wurde. Judge Webb fordert eine handliche Ausgabe des Foliotextes, mit ausgemerzten Druckfehlern und modernisierter Orthographie und Interpunktion, ohne willkürliche Aenderung, an Stelle des jetzt allgemein verbreiteten Textes.

In der „Fortnightly" (September) stehen ein paar Uebersetzungen von Liedern Heines von Laurie Magnus, eine Erzählung von Anton Tschechow und eine Würdigung des Roman- und Novellenschreibers R. L. Stevenson von Marriott Watson. — Zwei neue Revuen haben sich in diesem Monat aufgethan. Die „Independent Review" (Unwin) wird von einem Konsortium liberaler Politiker herausgegeben und soll, wie es scheint, die Anschauungen der liberalen Partei verbreiten, aber Bücheranzeigen und eine Erzählung in Fortsetzungen finden zwischen den politischen Artikeln Platz. „The Book Monthly" (Simpkin Marshall) will nur ein illustrierter Bericht über die Vorgänge in der englischen Bücherwelt sein. Das Blatt verschmäht litterarische Kritik und widmet sich lediglich der Beschreibung. Jedoch enthält es ein nützliches, klassifiziertes Verzeichnis der bemerkenswertesten Erscheinungen von Büchern, neuen Ausgaben und Neudrucken.

Unter den neuesten Büchern ist die Biographie stark vertreten. An erster Stelle steht John Morleys „Leben Gladstones" (Macmillan). Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, hier auf das ganze Werk einzugehen, doch gedenke ich später noch einmal auf Gladstones Beziehungen zur Litteratur zurückzukommen. Das Werk ist dreibändig und umfaßt zusammen zweitausend Seiten (Preis 42 Schillinge). Die Nachfrage wird von den Verlegern und Buchhändlern als beispiellos bezeichnet. Neuntausend Exemplare wurden in den ersten Stunden nach dem Erscheinen versandt. — Die Erinnerungen des famosen pariser Times-Korrespondenten von Blowitz (Arnold) bilden eine amüsante Lektüre und gewähren manchen Einblick in moderne Journalisten-Methoden. — Von Wilfrid Meynells „Benjamin Disraeli" (Hutchinson) läßt sich nicht viel Gutes sagen. Das Buch nennt sich eine „unkonventionelle" Lebensbeschreibung; es will uns Disraeli als einen Mann von Temperament darstellen. In Wahrheit besteht es aber nur aus aneinandergereihten Zitaten aus seinen Gesprächen und seinen Briefen, soweit sie Meynell zugänglich waren. Es ist kein grundlegendes Werk — ein solches erwarten wir von Lord Rowton, der das nötige Material dazu besitzt — und erweitert unsere Kenntnis von Disraelis Lebensgang und Persönlichkeit wenig oder garnicht. Dagegen möchte ich gern die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Arbeit eines unserer jüngeren oxforder Historiker lenken, auf die „Studien über napoleonische Politik: Deutschland" von Herbert A. L. Fisher. Sie verdienen in jeder Beziehung hohes Lob; Stil, Stoff, logische Schärfe, methodische Darstellung und gelehrtes Wissen sind von gleicher Güte.

Zu gleicher Zeit haben der Imperialist Kipling und der „Klein-Engländer" Watson Gedichtbücher veröffentlicht. Die Begeisterung für den Imperialismus mag ja vielleicht zu einer neuen lyrischen Blütezeit führen; ich gestehe aber, mir gefallen in Kiplings „Fünf Nationen" (Methuen) die Gedichte am besten, die nichts mit der Politik zu thun haben, z. B. der „Gesang des Diego Valdez", die schönen Verse mit der Ueberschrift „Sussex" und die Hymne „Recessional". Watson bringt zwar in seinen Versen „Für England" (Lane) die moralische Seite öffentlicher Angelegenheiten ehrlich und entschieden zum Ausdruck, ist aber für eine angenehme Lektüre zu stürmisch und zu deklamatorisch. Es fehlt eine gewisse heitere Kühle und Stille, die aller großen Poesie eigen ist.

Unter den neueren Romanen ist vielleicht der hübscheste Mary Findlaters „Rose of Joy" (Methuen).

Er entzückt, unterhält, quält und rührt uns die ganze Zeit hindurch. Im Mittelpunkt der Geschichte steht Susanne Crawford mit ihrer Sehnsucht nach dem Schönen, ihrer poetischen Begabung und ihrem Zeichentalent. Sie heiratet einen äußerlich anziehenden, aber charakterlosen Mann, nicht so sehr aus Liebe, als weil sie durch ihn aus einer ihr nicht behagenden Umgebung herauskommt. Die unglückliche Verbindung wird durch die Entdeckung aufgelöst, daß der Gatte schon früher eine heimliche Ehe mit einer Wäscherin seiner Mutter eingegangen war, die er längst verstorben glaubte. Die Haupt- und Nebencharaktere sind gut gezeichnet, die Verfasserin hat entschieden Talent für das Komische und fügt die einzelnen Teile zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

A. W. Pineros neues Stück „Letty" (Duke of York's-Theater) ist das theatralische Saisonereignis par excellence. Es ist ein Schauspiel in vier Akten und einem Epilog, ein kraftvolles, originelles Werk und die bedeutendste Erscheinung auf der englischen Bühne seit der „Iris" desselben Autors, die vor zwei Jahren gespielt wurde. Die Fabel ist hochinteressant, die Charakteristik von größter psychologischer Feinheit. Die Handlung der ersten vier Akte spielt in London an einem Junisonnabend-Nachmittag und -Abend, die des Epilogs zweieinhalb Jahre später. Letty, die Heldin (Irene Vanbrugh), ist Buchhalterin im Kontor eines Fondsmaklers. Sie hat die Bekanntschaft des reichen Lebemannes Letchmere (G. B. Irving) gemacht, der dem Anschein nach ein Junggesellenleben führt, in Wahrheit aber verheiratet ist und von seiner Frau „wegen beiderseitiger Abneigung" getrennt lebt. Letty ahnt in ihrer Harmlosigkeit nichts von diesem Umstand. Sie denkt, er will sie heiraten, und träumt von Reichtum, Glück und Freiheit. Mittlerweile hat ihr Chef, ein reicher, aber gewöhnlicher Mensch, den Entschluß gefaßt, sie zu seiner Frau zu machen, da er weiß, daß er sie nur unter dieser Bedingung besitzen kann. Er hat erfahren, daß Letchmere ihr Verehrer ist, und da er weiß, wie es mit diesem Herrn steht, giebt er ihm den Rat, ja seine Hände aus dem Spiel zu lassen. Letchmere gesteht dem Mädchen, daß er es nicht heiraten kann, und bei dem plötzlichen Umschlag ihrer Gefühle nimmt Letty Mandevilles Werbung an. Sie ist überdies krank und verschuldet. Zur Feier des Ereignisses führt Mandeville seine Braut, zwei Freundinnen von ihr, einen Kontor-Kollegen und ein Ladenfräulein mit ihren drei Freunden, einem Photographen, einem Geschäftsreisenden und einem Versicherungsagenten, in ein Variété und nachher zum Souper ins Café Régence. Am selben Orte diniert aber auch Letchmere mit seiner Schwester, Mrs. Crosbie, und ihrem Verehrer Drake. Sie hat ein Scheusal von Gatten, und Drake möchte gern mit ihr auf- und davongehen, aber sie will auf dem rechten Wege bleiben und bittet ihren Bruder, ihr darin zu helfen, indem er den ganzen Abend, an dem sie Drake den Abschied zu geben beabsichtigt, an ihrer Seite bleibe. Aber als Mandeville mit seiner Gesellschaft erscheint und Letchmere auffordert, sich dazu zu setzen, geht dieser darauf ein und läßt Drake seine Schwester nach Hause bringen. Mandeville benimmt sich als Gastgeber höchst frech und gemein und beleidigt schließlich den Wirt. Letty ist über dies Gebahren außer sich; Letchmere stellt ihr vor, daß sie mit solch einem Manne nicht leben könne, und überredet sie, sofort in seine Wohnung zu kommen. Die verzweifelte Letty giebt ihren Widerstand auf, und beide planen eine gemeinsame Zukunft. Während sie noch darüber reden, kommt die Nachricht, daß Mrs. Crosbie schließlich doch mit Drake entflohen ist. Letchmere fühlt Gewissensbisse, weil er seine Schwester im Stich gelassen hat, und vergißt scheinbar für einen Augenblick, was Lettys Anwesenheit in seiner Wohnung bedeutet. Die arme Letty ist ganz starr über den unerwarteten Umschwung der Dinge; sie hat bisher nie die ganze Armseligkeit Letchmeres durchschaut. Nun aber bittet sie: „So rette wenigstens jetzt ein Mädchen: sei gut und laß mich gehen!" Und er läßt sie gehen. Im Epilog sehen wir, was daraus geworden ist. Letty hat den Photographen geheiratet und hat ein Töchterchen. Mit Letchmere ist es bergab gegangen. Er trifft Letty, von der er in der Zwischenzeit nichts gesehen und gehört hat, am Vorabend seiner Abreise nach Nordrath, wohin er geht, um zu sterben. Ihr letztes Wort an ihn ist „Dank!" Sie dankt ihm, daß durch seine Handlungsweise sie in die Lage kam, einen Mann aus ihrer eigenen Lebenssphäre zu heiraten. Sie ist glücklich, aber sie kann nicht vergessen.

Es ist unmöglich, mit einer so kurzen Besprechung dem interessanten und lebenswahren Stück gerecht zu werden. Der Dialog verdient besonders erwähnt zu werden: er ist geistreich und gehaltvoll; jedes Wort zählt, keine Silbe möchten wir missen. Erfreulich ist auch, daß Pinero die Aristokratie verlassen hat, um einmal eine rechte Bourgeois-Sphäre zu zeichnen.

J. M. Barries neuer dramatischer Versuch „Klein Mary" (Wyndhams-Theater) — ein „unbehagliches Stück", wie er es nennt — trägt einen ganz anderen Charakter: man ist überhaupt im Zweifel, ob es ernst gemeint ist oder nicht. Englands Aristokratie geht an Ueberfütterung zu Grunde. Da macht sich Klein Mary auf, sie durch eine heilsame Reform zu retten: nur eine Mahlzeit soll es am Tage geben, zur Mittagszeit und aus ganz einfacher Kost bestehend. Dieser Satz wird in einer Fabel entwickelt, in der Mr. Barrie nach seiner bekannten Art modernes Leben mit phantastischen Motiven mischt. Das Mädchen — sozusagen eine Gesundbeterin — wird in die Häuser hoher Adelsfamilien eingeladen, damit sie dort ihre Heilkunst ausübe. Um aber die Annahme ihres einfachen und selbstverständlichen Mittels durchzusetzen, muß sie dieses sowie ihre eigene Person mit einem gewissen geheimnisvollen Zauber umkleiden. — Es läßt sich über das Stück nicht viel sagen; es gehört zu denen, die man sehen muß, denn die Schauspieler haben an dem Ganzen ebensoviel Anteil, wie der Dichter.

In Haddon Chambers „Schweigen ist Gold" (Garrick-Theater) haben wir wieder die alte, ewig neue Geschichte: zwei Frauen und ein Mann. Das Thema ist genießbar nur, wenn es mit Originalität ausgeführt wird, und die fehlt hier gänzlich. Warum sollte ein Mann, der ein Jahr lang mit einer Frau zusammengelebt hat, deren ganze Atmosphäre Liebe für ihn atmete, ihr Glauben schenken, als sie plötzlich, um der rechtmäßigen Gattin Platz zu machen, erklärt, sie liebe ihn nicht mehr? Das Stück enthält eine witzige Nebenhandlung; die Aufführung war gut. — Beerbohm-Trees „Richard II." ist eine sehr interessante Leistung, obwohl sie kaum unsere Idee von Shakspeares grübelndem, rhetorischem König verkörpert. Wir glauben nicht, daß Richard am Rande des Wahnsinns steht, wie Mr. Tree offenbar meint. Die Inszenierung ist großartig, und auch die Nebenrollen sind gut besetzt. Aber das Publikum geht mehr der Ausstattung als des Stückes oder des Spieles wegen hin, und dies feststellen zu müssen, wirkt bei einem shakspeareschen Stück betrübend.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Die italienischen Tageszeitungen, die bis vor wenigen Jahren der Litteratur völlig fremd gegenüberstanden, haben jetzt ihre Spalten der litterarischen Kritik geöffnet, und zwar ist es vorwiegend die lyrische Dichtung, die sich der Beachtung der Rezensenten erfreut. In einem Artikel des „Marzocco" (VIII, 37) folgert G. S. Gargàno aus jenem Umstande nicht sowohl, daß der Geschmack des Publikums eine Aenderung erfahren habe, als daß die Dichter selber, in deren Händen die Kritik liege, ihre Neigungen in erhöhtem Maße der Lyrik zugewendet haben; denn das italienische Publikum lese ebenso spärlich Gedichte, wie Romane und Dramen.

Die Ursache für das Ausblühen der Empfindungsdichtung findet Gargàno in den erweiterten Anschauungen von der Natur und dem Leben, wie sie sich beispielsweise bei Domenico Tumiati, dem Dichter der „Badia di Pomposa“, der „Morte di Bajardo“, der „Emigranti“ und der neuen „Poemi lirici“, und bei Giuseppe Lipparini, dem Autor der „Idilli“ und der „Nuove Poesie“ finden. — In der gleichen Nummer des „Marzocco“ bespricht D. Garoglio die neue Dantelitteratur, der er — nicht ohne ein leises Gruseln vor der immer steigenden Flut — die baldige Erschließung einiger neuer Gebiete vorhersagt, darunter desjenigen des litterarischen Verhältnisses der Söhne Dantes zu ihrem Erzeuger und seinen Werken. Einige neue Arbeiten, die dieses Gebiet betreffen (s. unten), werden von Garoglio gewürdigt. Auch die „Rivista d'Italia“ bringt neue Beiträge aus der Feder F. P. Luisos über das Verhältnis Jacopo Alighieris zur „Divina Commedia“.

Benedetto Croce, der Verfasser einer viel gelobten und scharf bekämpften neuen „Estetica“, veröffentlicht in der von ihm geleiteten neapeler Zeitschrift „Critica“ eine Reihe Essais über „die italienische Litteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Der fünfte davon ist der „Veristin“ Matilde Serao gewidmet, der der Kritiker „Vorliebe für das Determinierte und Konkrete, stets rege Phantasie, weiche, wohlwollende, mitleidige Empfindung“ zuschreibt, während er ihr „das reflektierende Element“ abspricht.

Mit liebevollem Verständnis dringt Angiolina Golfrè, eine Jüngerin Rencionis (in der „Rivista per le Signorine“; 1. September) in „die Seele Giovanni Pascolis“ ein, den sie „einen wahrhaft franziskanischen Dichter, durchströmt von Licht und Liebe“, nennt. — In zwei Artikeln der „Nuova Antologia“ (1. und 16. September) behandelt G. A. Borghese die „Opera poetica di Gabriele D'Annunzio“, vom „Canto nuovo“ bis zu den „Laudi“ die Ideen- und Kunstentwicklung des Dichters verfolgend. In Entgegnung auf hervorragende Kritiken führt er aus, daß D'Annunzio bei der Verherrlichung der antiken Mythen nicht durch die Absicht geleitet worden sei, eine untergegangene Gedanken- und Kulturwelt wieder zum Leben zu erwecken oder als Muster hinzustellen, sondern daß er ihr nur die Begriffe und Namen entlehnt habe, um seinen besonderen Empfindungen und Anschauungen einen sinnlich prächtigen und packenden Ausdruck zu geben. Den Berührungspunkt bildet sein Glaube an den „großen Pan“, an die Einheit des Lebens in allen Teilen und Dingen der Welt, sodaß „Belebtes“ und „Unbelebtes“ in ewigem Hin und Her mit einander webt und wechselt. Er fand für sein pantheistisches Glaubensbekenntnis keinen wirksameren Ausdruck als in den Vorstellungen und Gestalten des griechischen Mythus. Die „Lobgesänge auf den Himmel, die Erde, das Meer und die Heroen“ verherrlichen die Natur und das Leben in der Alldurchdringung und Allumfassung des Seienden. Die mythologischen Gestalten bewahren nur im Umriß ihre traditionelle Bedeutung; sie werden zu Trägern und Verkündern neuer, zum Teil ganz moderner Anschauungen und Aspirationen. Den „Lobgesang auf das Leben“ nennt Borghese „den Siegesgesang D'Annunzios und sein Augurium für den Sieg des Menschen“. „Die Schwäche, den Schmerz, die Scheu überwinden, um zur Selbstbeherrschung zu gelangen — dies ist die Schlußlehre der Dichterthätigkeit D'Annunzios . . . Haben wir die Prüfungen der Schwäche und der Schuld überstanden, so lehrt er, so werden wir Herren unser selbst und des Lebens sein. Und mit dem Leben wird von selber das Glück bei uns einkehren. Aber nicht das Glück ist unser Ziel, sondern nur unser Selbst und das Land der Zukunft, die Freiheit und die Seelengröße... Auch wenn der Schmerz nicht zu beseitigen wäre, müßten wir das reiche und harmonische Leben, die Göttlichkeit unseres Inneren lieben. Wir sind über die Griechen hinausgegangen . . . wir wissen, daß der Mensch sich selber vergöttlichen kann . . . Das Ideal der ‚Laus vitae‘ sind daher die heroischen Individuen, die das Vaterland mit neuer Größe kränzen werden.“

Nur als ein Beispiel für die zeremoniöse Art, mit der in Italien vielfach die litterarische Kritik gehandhabt wird, sei der Schluß einer dreispaltigen Besprechung mitgeteilt, die einer der ersten dramatischen Autoren, Giuseppe Giacosa, im „Corriere della Sera“ den recht schwachen Bühnenarbeiten Fogazzaros widmet. „Ich weiß nicht,“ schreibt der rücksichtsvolle Kritiker, „ob Fogazzaro jemals ex professo sich der Bühnenschriftstellerei widmen wird. Ich meinerseits möchte ihn nach den abgelegten Proben nicht dazu ermutigen; indessen dürften diese Proben ihn durchaus nicht davon abhalten, falls er sich gedrängt fühlte. Ich wage nicht zu behaupten, daß er alle Eigenschaften des Dramatikers besitze, aber ich könnte auch nicht sagen, welche ihm fehlt, und jedenfalls sind die zahlreichen, die er besitzt, allerersten Ranges. Andererseits sind die nicht aufführbaren Szenen von einer Flottheit und Weite der Anschauungen, die den aufführbaren fehlt. Es war Zeit, daß das Lesedrama auch bei uns die freie und jugendliche Bewegung des wahren Lustspiels erhielt, und gewiß sind die Einakter Fogazzaros (‚El garofalo rosso‘, ‚Il ritratto mascherato‘ und ‚Nadejde‘ sind gemeint) zu den unterhaltendsten Büchern zu zählen.“ Mehr und weniger auf einmal läßt sich kaum sagen.

Die Dantelitteratur ist, wie gesagt, im beständigen Anwachsen begriffen. Eine neue „Vita di Dante“ hat Zingarelli zu Ende geführt, während Giovanni Pascoli anscheinend noch nicht das „finis“ unter sein umfassendes Werk geschrieben hat. Der gelehrte F. Flamini hat soeben den ersten Band einer tiefgründigen Untersuchung über die „verborgenen Bedeutungen der Göttlichen Komödie“ (Livorno, Giusti 1903) veröffentlicht. Mit Piero, dem älteren Sohne Dantes, beschäftigt sich G. Crocioni in einem ansehnlichen Bande („Le Rime di Piero Alighieri“, Città di Castello, 1903; coll. Passerini), mit dem andern Sohne und Kommentator seines Vaters, Jacopo, ein tüchtiger jüngerer Gelehrter, F. P. Luiso. Einen wahren Aufruhr hat unter den Danteforschern sein im „Archivio Storico Italiano“ erschienener Artikel „Fra chiose e commenti antichi alla Divina Commedia“ erregt. Er will in jenen „alten Scholien“ einen Kern entdecken, der auf eine älteste lateinische Redaktion eigener Postillen Dantes zurückgehe, der (nach dem Zeugnisse Bartolommeos di Pietro de' Nerucci) in einer Handschrift den Auftrag für seinen Sohn vermerkt habe: „Jacobe facias declarationem!“ Luiso veröffentlicht (bei G. Carnesecchi in Florenz, 1903) diese in einem schönen alten Kodex enthaltenen, zum großen Teil unedierten „Chiose di Dante, le quali fece el figliuolo co le sue mani“. Kein Zweifel, daß die Veröffentlichung und die These des Autors eine erregte Debatte entfesseln werden. — „Cecco d'Ascoli und Dante“ ist eine (in Rom bei der „Società ed. Dante Alighieri“ erschienene) Abhandlung G. Castellis betitelt, der schon im vorigen Jahre eine Arbeit über das Leben und die Werke des gelehrten und tapferen Freidenkers von Ascoli veröffentlicht hat.

In den Dienst der Mäßigkeitslehre und der ethischen Hygiene stellt sich eine Roman-Trilogie von Raniero Gigliarelli, deren letzter Band „Venere“ (die beiden vorangehenden sind „Bacco“ und „Tabacco“). „Roman aus dem 14. Jahrhundert“, bei G. Donnini in Perugia erschienen ist. Dem Argwohn zum Trotz, den der Titel erwecken könnte, hat man es mit einem durchaus gesunden und unverfänglichen, dabei lehrreichen und unterhaltenden Buche zu thun.

Ein Ende September in Mailand abgehaltener Kongreß italienischer Bühnenschriftsteller hat gegen die der inländischen dramatischen Produktion höchst nachteilige Ueberschwemmung der Bühnen mit minderwertigen französischen Stücken Stellung genommen. Die Versammlung hat den Wunsch ausgesprochen, daß das Aufführungswesen in Italien nach dem Muster des franzö-

fischen organisiert und der „Società italiana degli autori“ dieselbe Befugnis und Stellung erobert werde, die die „Société des auteurs et compositeurs dramatiques“ besitzt. Ein Beschluß beauftragt den Vorstand, dahin zu wirken, daß mit Beginn der nächstjährigen Bühnensaison alle Theaterdirektoren boykottiert werden, die ausländische Stücke ohne die Vermittelung der „Società“ aufführen!

In Florenz hat eine neue Zeitschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft unter dem Titel „Florentia“ zu erscheinen begonnen. — Der Ausschuß für die Feier des Petrarca-Jubiläums zu Arezzo hat den Wettbewerb für ein daselbst zu errichtendes Standbild des Dichters ausgeschrieben. Die Entwürfe sind bis zum 20. November d. Js. einzusenden; das Denkmal, dessen Kosten 150 000 Lire nicht überschreiten dürfen, soll am 20. Juli 1904 eingeweiht werden.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Schwedischer Brief.

Der schwedische Autoren-Klub hat sich in der dritten September-Woche in einer Kollektiv-Eingabe an König Oskar gewandt, in der unter Hinweis auf die Rechtlosigkeit des schwedischen Schrifttums im internationalen Verkehr um die beschleunigte Vollziehung des Anschlusses an die berner Konvention petitioniert wird. In der sehr ausführlich gehaltenen Darlegung wird u. a. geltend gemacht, daß das von Norwegen und neuerdings auch von Dänemark gegebene Beispiel den handgreiflichen Beweis für die Unentbehrlichkeit des in der berner Akte gewährleisteten Urheberrechtes darbiete, und daß der von der schwedischen Regierung unternommene Versuch, den förmlichen Beitritt zur Litteratur-Konvention durch Errichtung litterarischer Spezialverträge mit einzelnen Nachbarstaaten zu umgehen, praktisch ohne allen Wert sei. Zum Schluß beschäftigt sich die Eingabe mit den einzelnen Argumenten, mit denen von interessierter Seite immer von neuem auf die angeblichen Wohlthaten des „freien“ Litteraturverkehrs hingewiesen wird. Der vornehmste Einwand, daß die schwedische Litteratur eine so geringfügige Ausbreitung im Auslande besitze, daß ein Rechtsschutz nur mit ganz geringen ökonomischen Vorteilen verknüpft sein würde, sei angesichts des Ansehens, dessen sich die moderne schwedische Belletristik im Auslande erfreue, ebenso absurd wie oberflächlich; allein der litterarische Verkehr mit Deutschland sei so groß, daß die Anerkennung der in der berner Konvention gegebenen Schutzgarantie für die beteiligten Autoren einen großen materiellen Gewinn bedeuten würde. Die Eingabe exemplifiziert in diesem Zusammenhange besonders auf die Dichtungen von Per Hallström, Selma Lagerlöf, Werner v. Heidenstam und Gustaf af Geijerstam, dessen vorletzter Roman („Boken om Lillebror“) nach statistischer Feststellung deutscher Organe*) zu den stärkstgelesenen Arbeiten der gesamten, ins Deutsche übertragenen Auslandslitteratur gehöre. Bekannt sei die Popularität, die Strindberg und Hedenstjerna, jener als Dramatiker, dieser als Novellist, im deutschen Publikum besitzen. Das Gleiche gelte von der wissenschaftlichen Litteratur, die besonders in Nordenskjöld und Sven Hedin zwei Namen aufzuweisen habe, die den breiten Schichten der gebildeten Deutschen mindestens ebenso geläufig seien wie denen der Schweden. Der Autoren-Klub faßt die Quintessenz seiner Ausführungen in dem Hinweis zusammen, daß Schwedens litterarische Wortführer bei fortdauernder Vorenthaltung ihres guten Rechtes künftighin ihre Werke im Auslande, vor allem in Kopenhagen, erscheinen zu lassen gedenken, um sich wenigstens auf indirektem Wege die Wohlthaten der berner Konvention zu sichern: eine Maßnahme, die der schwedischen Nationalehre indessen kaum zum Vorteil gereichen dürfte.

Die freimütige Sprache der offiziellen Eingabe hat inzwischen den erfreulichen Erfolg gehabt, daß der schwedische Buchhändler-Verband auf eine entsprechende Anfrage des Ministers des Innern die bindende Erklärung abgegeben hat, dem Anschlusse Schwedens an die berner Konvention unter den gegebenen Umständen sich nicht länger widersetzen zu wollen. Auch in der Tagespresse, wo die litterarische Freibeuterei an ausländischen und besonders deutschen Geisteserzeugnissen bisher mit einer geradezu klassischen Unverfrorenheit betrieben wurde, stellt man sich den Forderungen des Autoren-Klubs jetzt im allgemeinen wohlwollender gegenüber; nur thut man so, als ob es ausschließlich das schwedische Interesse sei, das durch die Anschluß-Erklärung gewahrt werde. Daß das deutsche Reich von Anfang an seinen und den fremden Autoren die Segnungen des litterarischen Eigentumsschutzes auf dem Boden der berner Konvention zugänglich gemacht hat — diese Thatsache reicht einstweilen noch über den Horizont unserer journalistischen Rechtsverbesserer hinaus.

Die neuerdings mit dankenswertem Eifer gepflegte Kenntnis des historischen Entwicklungsganges der nordischen Litteratur hat abermals eine schätzbare Bereicherung zu verzeichnen. Das jetzt vorliegende Werk von Otto Sylvan: „Svensk Litteratur vid 1800 talets midt“, umfaßt den Zeitraum zwischen 1830 bis 1860 und behandelt somit die Uebergangsperiode von der „aurea aetas“ der schwedischen Neuromantik bis zu den ersten Anläufen des „liberalen“ Durchbruchs unter besonderer Rücksichtnahme auf den Tendenzroman der Siebzigerjahre. Die Thaten und Meinungen der Tegnér-Epigonen, das machtvolle Eingreifen der beiden schöpferischen Neubildner Runeberg und Almquist und das von Friderika Bremer geschaffene Genre des Familienromans finden ausführliche, gerecht abwägende Behandlung. Der kritische Teil des Buches setzt mit einer Würdigung von Almquists vielumstrittener Persönlichkeit ein, läßt dann Runeberg, die Dichterinnen Knorring und Carlén (außer F. Bremer) und von den „dii minores“ Böttiger, Nybom, Talis Qualis, B. E. Malmström, Braun, Orvar Odd, Onkel Adam, Ridderstad, Crusenstolpe, Lars Hjerte Revue passieren und schließt mit August Blanche, dem scharfzügigen, stilgewandten Essayisten, der als charakteristischer Exponent der Wendezeit der Siebzigerjahre besondere Berücksichtigung findet. Aus der angedeuteten Inhaltsfolge ergiebt sich, daß der Verfasser in der vorliegenden Arbeit ein weites Stoffgebiet behandelt und es verstanden hat, den mannigfachen Strömungen der geschilderten Epoche mit unbefangenem Blicke Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Als Ergänzung zu Sprengels, Christensens und Bergholms Monographieen darf Sylvans Veröffentlichung ganz besonderen Anspruch auf die Anerkennung litterarhistorisch interessierter Kreise erheben.

„Varia“ widmet (im Septemberheft) dem jüngst verstorbenen französischen Kritiker Gustave Larroumet einen sympathisch gehaltenen Nachruf und beschäftigt sich in seiner Litteratur-Chronik u. a. in ausführlicher Weise mit Henning v. Melsteds an dieser Stelle bereits erwähnter Erzählung „Sturmzeiten“ und Fredrik Vetterlunds „Studier och Dikter“, denen beiden das Zeugnis reicher Innerlichkeit und Vielseitigkeit des Ausdrucks nachgerühmt wird. — In „Dagny“ (14) nimmt Clara Wahlström das Wort, um in längerer Abhandlung ein Bild von Goethes privater Lebensführung zu entwerfen, wobei Dr. W. Bodes bekannte Studie als Wegweiser herangezogen wird.

Stockholm. *Valfyr.*

*) Die Eingabe an den König citiert besonders das Ergebnis der vom „Litterarischen Echo“ veranstalteten vorjährigen Leihbibliotheken-Enquete. D. Verf.

Echo der Bühnen.

Berlin.

„Geschäft ist Geschäft." Komödie in drei Akten von Oktave Mirbeau. Deutsch von Max Schönau (Deutsches Theater, 2. Oktober). — „Der Sturmgeselle Sokrates". Komödie in vier Akten von Hermann Sudermann (Lessing-Theater, 3. Oktober.)

Mirbeaus Komödie ist typisch für die Entartung der dramatischen Form, der man heute überall begegnet. Nicht mehr die innere Notwendigkeit des Stoffes veranlaßt den Dichter, sich für diese Form zu entscheiden, sondern äußere Rücksichten. Die Bühne ist heute der Ort, von wo man seine Gedanken am wirksamsten verkünden kann. Deshalb der Reichtum an Thesenstücken. Die Schäden der Zeit aufzudecken, das ist der Zweck dieser Art von Bühnenschriftstellerei, die neuerdings namentlich in Frankreich wieder zu blühen beginnt, nicht schlechthin Menschen und Menschenschicksale in unmittelbarer Lebendigkeit hinzustellen. Nicht der Gestaltungsdrang, sondern der Drang, „die Menschen zu bessern und zu bekehren", treibt diese moderne Produktion hervor, von der uns Mirbeaus Stück ein besonders schlagendes Beispiel liefert. In dem Eifer, seine These zu beweisen, übersieht Mirbeau gänzlich — nicht die Forderungen des Theaters, denn diesen wird er bis zu einem gewissen Grade gerecht, sondern — die Forderungen des Dramas: wir sehen keine Entwicklung, kein Vorwärtsschreiten, sondern bleiben auf demselben Punkte stehen. Wir erleben keinen Konflikt, keine Katastrophe, keine Lösung, sondern der Verfasser geht nur darauf aus, seine These am Schluß noch einmal möglichst pointiert zu verkünden, ohne uns auf die ganz natürliche Frage: „Was nun?" eine endgültige und unzweideutige Antwort zu geben. Wenn wir sehen, wie der große Millionengauner Isidore Lechat in demselben Augenblicke, wo er unter der Nachricht von dem Tode seines Sohnes — des einzigen Menschen, an den ihn eine wärmeres Empfinden fesselt — zusammenbricht, sofort wieder zu voller Klarheit und Ruhe kommt, als ihn zwei andere Gauner betrügen wollen, so ist das die wirksame Pointe einer Anekdote, nicht der Schluß eines Dramas. Aber freilich, es wäre schwer zu sagen, wie Mirbeau bei der ganz verfehlten Anlage seines Dramas anders hätte schließen sollen. Man sieht in dem Stoff, so wie er vorliegt, überhaupt keinen entwicklungsfähigen Keim. Was an Handlung vorhanden ist, sind Ereignisse, die von außen kommen, und die Personen, die in diese Handlung verwickelt sind, tragen schablonenhafte Züge wie die Handlung selbst. Die Hauptkraft hat Mirbeau auf die Charakterstudie des Helden gelegt. Hier wird er nicht müde, von allen Seiten Material herbeizutragen. Aber die Gestalt steht von Anfang an fertig da, und um unsere Aufmerksamkeit rege zu erhalten, kann Mirbeau nichts anderes thun, als seine These von Szene zu Szene mit immer größerem Nachdruck verkünden. Das ist auf die Dauer ermüdend. Wir möchten auch etwas anderes hören, als immer wieder den Ruf: „Seht — für diesen Menschen hier gilt nur das eine Losungswort: ‚Geschäft ist Geschäft'. Er kennt nicht Menschenliebe, nicht Gattenliebe, nicht Kindesliebe, — er kennt nur das Geschäft!"

Dieses Stück hat etwas von jenen Plakaten, die man bei der Annäherung an moderne Großstädte trifft und die einem schon ganz weit draußen und, je näher man kommt, um so eindringlicher die Wahrheit verkünden: „Die X-Zeitung hat die größte Auflage!" An das Plakat erinnert auch die Pinselführung Mirbeaus in der Charakteristik seines Helden. Feinere menschliche Züge sind sehr spärlich, immerhin sind sie vorhanden. Im Ganzen aber kann man sein Erstaunen nicht verhehlen, daß dieses Stück gerade an zwei Theatern von so hohem litterarischem Range wie das Deutsche Theater in Berlin und das Hofburgtheater in Wien seine Laufbahn über die deutschen Bühnen beginnen konnte. Wien hat es denn auch abgelehnt, während sich das berliner Publikum durch einige hervorragende schauspielerische Leistungen bewegen ließ, dem Verfasser mehrfach lauten Beifall zu spenden.

Während Mirbeau dadurch Schiffbruch leidet, daß er uns gar zu deutlich und laut verkündet, was er will, liegt der verhängnisvolle Fehler Sudermanns gerade darin, daß wir nicht ins Klare kommen, was er eigentlich mit seinem „Sturmgesellen Sokrates"*) beabsichtigt. Die liberale Presse hat zum Teil in dieser „Komödie" eine Verspottung ihrer heiligsten Ideale, der Ideale von 1848, gesehen. Sie hat dem Dichter bittere Vorwürfe gemacht, daß er die Kämpfer der Revolution als halbe Idioten, als Schwachköpfe, als Phantasten hinstelle. Mit dem gleichen Rechte könnte man ihm vorwerfen, daß er die Generation von heute im Zerrbild zeige; denn die drei Personen, die gegenüber den altgewordenen 48 er Demokraten die Jugend des neuen Reiches vertreten, sind höchst unglückliche Gestalten: ein rüpelhafter Korpsfuchs, ein bissiger Judenjunge und ein junger Mann, der, wie es scheint, die nüchterne, moderne Tüchtigkeit darstellen soll, aber sehr unklar geblieben ist. Wenn diese drei die Herren von 1848 mit Pessimismus erfüllen über die Entwicklung, die das Zeitalter von Königgrätz und Sedan gebracht hat, so kann man es ihnen nicht übelnehmen. Aber Sudermann hat leider garnicht ernstlich versucht, das neue Zeitalter des thatkräftigen Wachseins dem alten Zeitalter der schönen Träume gegenüberzustellen. Er hat aus der neuen Zeit ein paar Typen herausgegriffen, die ihr Wesen nur verzerrt oder unscharf wiederspiegeln, ebenso wie er der Generation von 1848 nur ein paar nach einer bestimmten Richtung charakteristische Exemplare entnimmt.

Sicher hat Sudermann garnicht daran gedacht, das Jahr 1848 und die Bestrebungen der damaligen Demokraten ganz allgemein von der Warte der Zeit nach 1870 (das Stück spielt etwa 1875) zu verspotten. Vor diesem Vorwurf hätte ihn seine ganze Vergangenheit schützen sollen! Mir ist es gewiß, daß er gar keine Zeitsatire hat schreiben wollen, sondern daß sein Ziel ursprünglich eine allgemein menschliche Tragikomödie war. Sein Sturmgeselle Sokrates ist eine komische Figur, nicht weil er sich an seinen demokratisch-revolutionären Idealen von anno 1848 berauscht, sondern weil er nicht weiter gekommen ist, weil er ein Träumer geblieben ist, während die Zeit und ihre besten Männer erwacht sind zu Thaten und die Sonne schon längst die phantastischen Frühnebel von damals aufgelöst hat. Und diese Komik wirkt zugleich als Tragik, denn es ist eine tragisch stimmende Erfahrung, daß Empfindungen von solcher Tiefe und Ehrlichkeit bereits nach einem Menschenalter zum Gegenstand des Spottes werden können. Hierin liegt nach meiner Ansicht die Tragikomik des Stoffes, und wäre Sudermann diesem Plane gefolgt, wäre es ihm gelungen, die Figur seines Helden so herauszubringen, daß jedesmal, wenn wir über ihn lachen, leise ein tragischer Unterton mitschwingt, so hätte er einen neuen und wertvollen Typus geschaffen, der das Don Quixote-Thema in eigenartiger Weise variiert hätte.

Sudermann ist andere Wege gewandelt. Sein Sturmgeselle Sokrates wirkt rein als Narr. Er ist kein Charakter, dessen Handeln stets überzeugend wirkt, sondern ein Poseur, der den Tyrannenhasser und den Brutus spielt. Hier also liegt der Grundmangel des Stückes, der Grund, warum es so unerquicklich wirkt, denn mit einer so verfehlt angelegten Gestalt kann der Dichter natürlich nichts anfangen. So ist denn sein Auftreten in den Versammlungen der Sturmgesellen — d. h. der Mitglieder eines 1848 gegründeten revolutionären Geheimbundes, der noch immer besteht, aber längst zum

*) Die Buchausgabe erschien gleichzeitig mit der Première im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart. Preis M. 2,— (3,—).

Philister- und Kannegießer-Stammtisch herabgesunken ist — eine Farce. und wenn er zum Schluß sich trotz seines demokratischen Gebahrens einen Augenblick von einem Versöhnungsdusel hinreißen läßt, einen ihm (auf Grund einer übrigens sehr unwahrscheinlichen Verkettung von Umständen) verliehenen Orden anzulegen, um gleich darauf beschämt über seine Schwäche in Thränen auszubrechen, so ist das genau so ein Verlegenheitsschluß wie Mirbeaus Finale. Auch bei Sudermann fehlt eine eigentliche Entwicklung, ein eigentlicher Konflikt . . . Unbegreiflich ist die Oberflächlichkeit, mit der er die Vertreter der neuen Zeit gewählt hat, und höchst unsympathisch berührt die Apostrophe an das Publikum in der Unterredung zwischen Vater und Sohn Markuse, wo der Verfasser durch die Verkündigung des Nathan-Evangeliums ganz offen um den Beifall seiner Hörer buhlt. Daß das Stück einige gutgesehene Typen enthält, wie vor allem den Landrat, daß es auch nicht an treffenden Witzworten und wirksamen Szenen fehlt, sei nicht verschwiegen. Aber diese Stellen lassen es uns umsomehr bedauern, daß Sudermann den Gestalter in sich, der schafft, weil es ihm Freude macht, so wenig zu Worte kommen läßt.

Ich kann nicht einstimmen in die gehässige Beurteilung dieses Dichters, denn ich habe nicht den Eindruck eines unreinen Wollens bei ihm, aber ich bedaure es, daß ein so zweifellos starkes Gestaltungstalent durch den ihm angeborenen Hang zu äußerlicher Theatralik und zur Anpassung an den Geschmack des Publikums scheinbar für immer von seiner Bahn abgelenkt ist, und daß er sich selbst so wenig klar über die Art und die Grenzen seines Talentes ist.

Gustav Zieler.

Breslau.

„Stella und Antonie." Schauspiel in vier Akten von Otto Julius Bierbaum (Lobetheater, 24. September. — Buchausgabe bei Albert Langen, München).

Auch in seinem ersten Versuche mit dem großen Drama zeigt sich Bierbaum wieder als der Humorist, Lyriker und Ueberbrettler, als den wir ihn seit langem kennen. Ueber den Mangel an wirklich dramatischem Temperament hilft ihm eine gewisse theatralische Verve hinweg, die nicht allzu kritisch veranlagte Hörer von den starken, psychologischen Fehlern oder vielmehr Sorglosigkeiten des Stückes ablenkt. Der erste Akt giebt sich als verheißungsvolle Exposition zu einer Tragödie, der zweite qualifiziert sich als erotischer Schwank, der dritte als Litteraturposse mit Konzert-Einlagen, der vierte schließt zur allgemeinen Ueberraschung mit Mord und Selbstmord.

Eine kurze Inhaltsangabe möge erweisen, daß Bierbaums Phantasie diese tollen Sprünge thatsächlich macht. Johann Christian, Poet und Schmierendirektor, soll zur Verlobungsfeier der schönen Komtesse Antonie seine Künste zeigen. Ihm ist elend zu Mute, denn sein geliebtes Weib Stella ging ihm jüngst mit dem Souffleur seiner Truppe durch. Er zwingt sich zur Komödie, aber seine Sinne verwirren sich, und plötzlich springt er der gräflichen Braut in rasender Wut an den Hals. Er wird verhaftet und soll am nächsten Tage, nach dem brutalen Rechte der Zeit (18. Jahrhundert), über die Bank gelegt und geprügelt werden. Komtesse Antonie, eine Dame mit kapriciösen Emanzipations-Instinkten, hat jedoch zu dem Manne, der sie erdrosseln wollte, eine plötzliche Neigung gefaßt. Vom Bette aus verhindert sie die Züchtigung, schickt Bräutigam und Eltern aus dem Zimmer und läßt sich dafür den interessanten Fremdling kommen. Der ist erst trotzig und ungebärdig, fügt sich aber bald dem Reize des eigenwilligen Mädchens und läßt sich zu ihrem — Leiblakai anwerben. Die neue Stellung bringt ihm Qualen der Demütigung, aber auch die intimsten Erfolge bei der pikanten Gräfin. Diese veranstaltet gelegentlich ein kleines Weltdichten zwischen ihrem den Kaffee servierenden Leibpoeten und einigen gräflichen Vettern von ungewöhnlicher Stupidität. Im Sänger-Kampfe, bei dessen Ausgestaltung Bierbaum mehr als einmal vom Genius seines guten Geschmackes verlassen wird, bleibt begreiflicher Weise Johann Christian Sieger um ungezählte Versfüße. Da ertönen vor dem Schlosse Harfenklänge. Die Harfenistin ist Frau Stella, die den Souffleur satt bekommen hat und wieder brav werden will. Sie wird ins Grafenhaus befohlen und singt alsbald drei Lieder, zu denen ein Herr Lafite eine höchst mittelmäßige Musik gesetzt hat. Bei dem dritten Vortrag beginnt sie sogar zu tanzen, und nun kann Johann Christian nicht mehr widerstehen. Er reißt sich die Livrée vom Leibe, läßt die bestürzte Gräfin sitzen und eilt mit der liederreichen Stella zurück zu seiner Truppe. Dort gefällt es ihm aber nicht mehr, der unbeständige Jüngling sehnt sich nach der verlassenen Komtesse und ihren Kaffee-Töpfen. Antonie erscheint denn auch prompt, und er ist sofort bereit, zum Glück, ohne daß sie ihrerseits Lieder singt, nun wieder der Gräfin zu folgen. Frau Stella aber, die bisher so friedliche Tanz-Chansonnette, wird plötzlich wild, nimmt einen Dolch aus dem Gewande und sticht die hochgeborene Rivalin tot. Johann Christian begeht über der Leiche der Geliebten Selbstmord. Stella wirft einen Blick auf die Entseelten und hüpft auf die Bühne, den ungeduldigen Bauern ihre Künste zu zeigen. Das Spiel ist aus.

Eine litterarisch ernsthafte Kritik an diesem Gemisch von willkürlich neben einander gestellten blutrünstigen, lustigen und musikalischen Episoden dünkt mich unmögich. Sie müßte das stillose Sammelsurium einfach ablehnen. Das hieße aber doch den theatralischen Unterhaltungs-Qualitäten des Stückes Unrecht thun. Wie stark diese sind, bewies der frenetische Beifall, der trotz einer nicht an allen Stellen siegreichen Darstellung die Aufführung begleitete und erst nach dem dritten und vierten Akte auf eine kleine, aber heftige Opposition traf. Bierbaum war bei der Première anwesend und bezeugte in der üblichen Weise seinen Dank für das Wohlwollen des Publikums.

Erich Freund.

Köln.

„Es werde Recht." Drama in drei Akten von Walter Bloem (Altes Stadttheater, 5. Oktober).

Seitdem der neue Direktor Purschian über die vereinigten Stadttheater die Herrschaft führt, hat er innerhalb eines Monats das kölner Publikum mit einer Reihe anderwärts bereits gegebener Theaterstücke bekannt gemacht und außerdem durch Neueinstudierung älterer Werke den ernsten Willen gezeigt, bei seinen neuen Mitbürgern dasselbe Interesse für das gesprochene Wort zu wecken, wie diese es bisher in häufig zu hohem Maße für das gesungene besaßen. Nun hat er ihnen auch die erste Uraufführung beschert, die, was Wahl des Stückes, Darstellung und — last not least — Erfolg betrifft, zu den schönsten Hoffnungen für die laufende Spielzeit berechtigt. Der Verfasser des Schauspiels oder, wie es sich zu Unrecht nennt, Dramas in drei Akten „Es werde Recht" ist Walter Bloem, von dem im vorigen Winter die mittelalterlich-romantische Komödie „Schnapphähne" hier und dort einen hübschen Erfolg errungen hatte. Diesmal war der Verfasser noch glücklicher. Nach dem zweiten und dem dritten Akte hat man ihn in heller Begeisterung zu vielen Malen vor die Gardine gerufen, und alle Anzeichen eines erheblichen Erfolges traten äußerlich zu Tage.

So gerne nun auch die Kritik diesem von einem starken Bühnentalente zeugenden Stücke, das den Zuschauer in die lebhafteste Spannung und Anteilnahme bringt, ihre vollste Anerkennung zollen möchte, so wird sie doch offen aussprechen müssen, daß der Verfasser es leider in dem Hauptpunkte, in der dichterischen Verarbeitung seiner Idee, versehen hat. Aus der Anlage und Entwicklung der beiden ersten Akte durfte man

schließen, daß der Verfasser den Konflikt zwischen der Forderung der höheren sittlichen Gerechtigkeit und den in Paragraphen gebundenen Satzungen unserer modernen Rechtspflege zeichnen wolle, in den ein Vertreter der Justiz geraten kann, ein Konflikt, der entweder durch den Sieg der sittlichen Instinkte im Helden überwunden wird oder dessen Untergang herbeiführen muß. Aber von diesen beiden Lösungen bringt der dritte Akt weder die eine noch die andere, und aus dem Stücke, das alle Momente eines Dramas in sich trägt, wird das Schauspiel eines Rechtsfalles, dem ein theatralischer Bühnencoup zu einem Schluß ohne Ende verhilft.

Man höre den Gegenstand, um den es sich hier handelt. Ein junger Rechtsanwalt hat sich mit der Tochter eines Bankdirektors verlobt. Dieser steht im Begriffe, in einem großen Prozesse, in dem es sich um seine oder um die Existenz eines früheren Freundes handelt, einen Meineid zu schwören. Der Rechtsanwalt ist der juristische Vertreter seines Schwiegervaters und erfährt durch seine Braut, daß sein Schwiegervater ein unerhörtes Verbrechen begehen würde, wenn er den Eid leistete. Trotzdem findet er nicht den Mut und die Kraft, die Verteidigung niederzulegen, und läßt es aus Rücksicht auf seine Braut und deren Vater geschehen, daß der Prozeßgegner verurteilt wird. Bei der Verlobungsfeier bringt ein später eintreffender Gast die Kunde, daß der Unglückliche sich vor der Thür seines früheren Freundes erschossen hat. Diese That erst öffnet dem Rechtsanwalt den Mund, und von dem zur Feier miteingeladenen Staatsanwalt wird der Bankdirektor zur Haft geführt.

In dem Stücke, das von einer reichen Fülle prächtig geschauter Charakterfiguren speziell aus dem Advokatenstand belebt wird, bilden die Gewissensnöte des Rechtsanwalts den Mittelpunkt. Er weiß keinen Ausweg zu finden zwischen der allgemein menschlichen Pflicht, der sittlichen Gerechtigkeit in allen Teilen und Punkten zum Siege zu verhelfen, und seiner beruflichen Pflicht als Anwalt, ein auf seinem Bureau erfahrenes Geheimnis zu verschweigen. Lange schwankt er in seinen Entschlüssen hin und her, dann aber wird er schuldig, indem er den Meineid seines Schwiegervaters zuläßt und dadurch den Selbstmord des Prozeßgegners herbeiführt. An diesem Punkte hätte nun der Verfasser im Sinne des Dramas, im dichterischen Sinne uns zeigen müssen, wie der Schuld des Rechtsanwalts die Sühne gefolgt wäre. Das ist zum Schaden für das Stück unterblieben, und der Zuschauer wird entlassen, ohne Antwort auf die Frage zu erhalten: was wird aus dem Helden dieses Scheindramas? Wird er sich sittlich befreien können oder wird der seelisch schwache Mann schließlich doch den Gewissensbissen seiner Schuld erliegen?

Iwan Schleicher.

München.

„Peter Hawel." Drama in fünf Akten von Eduard von Keyserling (Schauspielhaus, 10. Oktober).

Am 10. Oktober brachte unser Schauspielhaus die Uraufführung des fünfaktigen Dramas „Peter Hawel", einer neuen Bühnendichtung des Grafen Eduard von Keyserling, der hier schon an gleicher Stelle mit seinem balladenartigen Drama „Ein Frühlingsopfer" zu Wort und Erfolg gekommen war. Wenn der sehr freundliche Erfolg, den auch sein jüngstes Werk errang, sich kaum ebenso dauerhaft erweisen wird, liegt die Schuld vor allem an der Wahl eines Stoffes, der sich recht wenig für eine dramatische, noch weniger für eine tragische Behandlung eignet. Der stämmige, tüchtige und strebsame junge Bauer Peter Hawel erwirbt ein Gut, dessen Besitzer, ein dekadenter Adeliger, als Bankrotteur Selbstmord begangen hat, und gewinnt obendrein die Hand Margas, der schönen, aber leichtfertig veranlagten Tochter des Selbstmörders. Die lockere Marga wird des schwerblütigen Bauern bald satt, sie hintergeht und verläßt ihn und vergnügt sich als Abenteurerin mit jungen Lebemännern in Berlin; als sie dann keinen Galan mehr findet und in Geldverlegenheit gerät, bittet sie ihren Gatten demütig um Wiederaufnahme. Sie erhofft sich, abgesehen von der materiellen Hülfe, die perverse Wollust einer Büßerin unter Peters strafenden Schlägen und Fußtritten. Aber Peter enttäuscht sie; er nimmt sie zwar auf, doch begegnet er ihr erst nur mit gezwungener Gleichgültigkeit und kalter Verachtung, um dann bald zu zeigen, daß er trotz Verachtung, Zorn und Scham gierig nach ihr verlangt und sie als sein „Eigentum" starrnackig und eifersüchtig festhalten will. Mit der prickelnden Furcht vor ihm schwindet nun auch Margas Interesse, sie verlacht ihn, ja sie wirft ihm offen ihre eigene Verachtung ins Gesicht und beginnt vor seinen Augen eine Liebschaft mit ihrem jungen Neffen, einem theatralischen Windbeutel aus der Großstadt, der bei Peter die Landwirtschaft lernen soll; sie verlacht auch das drohende Verbot des Gatten, zu einem zärtlichen Stelldichein mit dem neuen Galan in den Wald zu spazieren. Aber Peter, der „sein Leben nicht von ihr fressen lassen will", schleicht nach und stürzt sie von einer steilen Anhöhe in die Tiefe, zu Tode. Das Ende Margas wird einem Unglücksfall zugeschrieben, und Peter will nun in rastloser Arbeit weiterschaffen, um Ruhe zu finden: aber er fühlt alsbald, daß er sein wildes Verlangen nach Marga nicht mit ihr gemordet hat, und daß der Gedanke an die Blutschuld ihm das teuer bezahlte Leben zur ekeln und schweren Last machen wird. Trotzdem will er auch noch dieses Leben bauernzäh als seinen Besitz „festhalten". Da sucht ihn ein Maschinist auf, der als sozialistischer Agitator sich zum Wortführer der Gutsarbeiter machte, von Peter aber nur überlegene Zurückweisung und Diskreditierung erfuhr; er hat die Mordthat belauscht und will nur dann schweigen, wenn Peter alle seine Forderungen bewilligt und ihn glänzend in der Volksachtung rehabilitiert. Durch diese Freiheitsberaubung verliert das Leben endlich den hinreichenden Wert für Peter, und er erschießt sich, genau wie der dekadente Vater Margas, dessen Selbstmord er immer verurteilt hat.

Wie gesagt: die Darstellung dieses Lebensschicksals eignet sich nicht für das Theater. Ein Mann, der aus sinnlicher Schwäche und rohem Eigentumstrieb an einem Weibe festhält, das er verachtet und verflucht, kann der als Bühnenheld tragisch, kann er auch nur dramatisch wirken? Der Mord und Selbstmord dieses Helden ändert nichts an seiner Ungenießbarkeit, denn auch in diesen seinen einzigen Thaten bleibt er in Wahrheit passiv, er empfindet den Mord als die That „eines anderen", er sehnt sich noch nach der toten Dirne, und auch sich selbst tötet er nur, weil er dazu gezwungen wird. Keyserling hat wohl versucht, den rabiaten Gutsbesitzer in eine allgemeinere tragische Beleuchtung emporzuheben, ihn als Repräsentanten einer ganzen Gattung empfinden und reden zu lassen; etwas wie eine Tragödie des starren bäuerlichen Eigentumssinnes schwebte ihm vor, der nichts wieder loslassen will, was er einmal ergriffen hat. Aber diese idealistische Verallgemeinerung kann das Unsympathische der Gestalt nicht mildern, sie fügt nur noch den störenden Eindruck einer unnatürlichen Konstruktion hinzu. Auch in streng naturalistischer Individualisierung könnte der Krankheitsfall Peter Hawel höchstens als Gegenstand einer psychopathischen Novelle den Verstand beschäftigen; das Drama aber fordert individuelle Schicksale, die zum Mitgefühl der Allgemeinheit sprechen. Reintechnisch ist dem Stücke vorzuwerfen, daß der Versuch, die dramatisch unzureichende Haupthandlung durch allzu typisch gezeichnete und daher reizlose Arbeiterszenen zu verstärken, nur den Zusammenhang und die Stimmung zerreißt, und daß von den beiden Schlußakten nach vollbrachter Mordthat mindestens einer überflüssig ist.

Trotz all ihrer Mängel bleibt aber auch diese neue Schöpfung Keyserlings das achtenswerte Werk eines warmblütigen Dichters, der in einer Reihe kraftvoller

und seiner Züge wie auch in mehreren trefflich gezeichneten Nebengestalten sein Können bewährt. — Die Inszenierung durch Raabe ließ nichts zu wünschen übrig, und auch die Darstellung wurde der Dichtung durchaus gerecht, namentlich bot Herr Jessen in der ausnehmend gefährlichen Titelrolle eine schauspielerische Leistung von seltenem Takte. Das Publikum nahm die Novität im ganzen sehr beifällig auf.

Hanns von Gumppenberg.

Nürnberg.

„Der Meister." Tragödie in 5 Akten von Emanuel Max [Pseudonym für Max Schunk]. (Stadttheater, 8. Oktober.)

Die fünfaktige Tragödie, die hier in diesen Tagen ihre Uraufführung erlebte, hat ohne Zweifel Qualitäten aufzuweisen, die sie, besonders wenn man bedenkt, daß man es mit einem Erstlingswerk zu thun hat, wohl der Beachtung wert erscheinen lassen. Die Handlung ist im allgemeinen nicht übel erdacht und aufgebaut, wenn man auch insbesondere der Exposition noch größere Straffheit gewünscht haben würde, der Inhalt der beiden ersten Akte sich wohl in einen hätte zusammendrängen lassen. Der Hofschauspieler und Regisseur Friedrich Marten hat ein junges Mädchen, das sich vor Jahren unerquicklicher Familienverhältnisse halber zu ihm flüchtete, an Kindesstatt angenommen und zu einer tüchtigen Schauspielerin herangebildet. Allein Hedwig strebt in ihrer Kunst nach Selbständigkeit, sie leidet mehr und mehr unter dem überwiegenden Einfluß, den ihr hochverehrter Meister mit seiner Lehre auf sie ausübt; und als des Meisters Sohn, Regierungsassessor Arthur Marten, in das Haus des Vaters zurückkehrt, aus dem seine Mutter, kurz bevor er geboren worden, in herzbrechendem Kummer über den Flattersinn und die Untreue des Gatten geschieden war, da ist es jener Drang nach Freiheit, der ihre alsbald erwachte Liebe zu Arthur rasch zu mächtiger Flamme entfacht. Mit gleicher Glut erwidert Arthur diese Liebe. Als er aber vor den Vater tritt, um bei ihm um Hedwig zu werben, da erfährt er eine schroffe Abweisung. Der alte Marten hat mit Schrecken die wachsende Neigung der beiden wahrgenommen: er hat in des Sohnes ganzem Wesen und Charakter das nur allzu getreue Ebenbild der eigenen Jugend erkannt und sieht mit Bestimmtheit voraus, daß Arthur seine Hedel ebenso unglücklich machen wird, wie er selbst seine trotz allem geliebte Frau, Arthurs Mutter, unglücklich gemacht hat; denn „nichts ist tot und abgethan, alles Vergangene lebt und wirkt weiter". Vor diesem Schicksal aber möchte er die geliebte Pflegetochter bewahren. Und als nun in jener erregten Szene des dritten Aktes, die den Höhepunkt des Stückes bildet, Arthur sich mit der in seinen Augen ganz unmotivierten Abweisung nicht zufrieden giebt, sondern von Hedwig selbst sich die Entscheidung holen will, da sieht der Vater kein anderes Mittel mehr, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, als die Lüge: „Hedwig ist nicht meine Tochter, sie ist meine Geliebte," wodurch er Arthur von Hedwigs Thüre zurück- und zum Hause hinaustreibt. Allein geblieben, bricht er zusammen: „Das hast du gut gemacht, alter Komödiant. Mit dem Herzen gespielt! Mit dem Herzen gespielt!" — Die beiden letzten Akte flauen merklich ab. Im vierten erfährt Hedwig, die sich vor Sehnsucht und Leid verzehrt, schließlich, was den Geliebten von seiner Werbung zurückgehalten hat; im letzten haben sich Martens Befürchtungen erfüllt: in stürmischer Herbstnacht kehrt die von ihrem Gatten hintergangene und dadurch zu Tode verwundete junge Frau in das Haus des Pflegevaters zurück und benutzt hier, während alles in Sorge und Liebe um sie beschäftigt ist, den ersten unbewachten Augenblick, um sich mit Martens alter Pistole zu erschießen. Fast gleichzeitig mit dem Schuß fällt der Vorhang.

Wie schon der oben hervorgehobene Grundgedanke („Nichts ist tot und abgethan" u. s. w.), der wohl am richtigsten auch für die Wahl des Titels hätte bestimmend werden sollen, deutlich erkennen läßt, ist das Drama wesentlich unter dem Einfluß Ibsens entstanden, in dessen Werken eben jener Gedanke eine so große Rolle spielt. Und auch in der Diktion und der Führung des Dialogs mag der Verfasser manches von dem nordischen Meister gelernt haben. Aber wie Richard Wagner in der Musik ist Henrik Ibsen im Drama eine viel zu eigenartige Erscheinung, als daß er je eigentlich schulbildend werden könnte, und so hat denn auch die versuchte Nachfolge den Verfasser unserer Tragödie auf Abwege geführt, die seinem Stück zu nicht geringem Schaden gereichen. So zeigt sich der Einfluß Ibsens z. B. auch in dem allzu Konstruierten der auftretenden Personen, ihrer Motive, ihrer Handlungen. Aber das, was uns diese Manier bei Ibsen annehmbar macht, ja groß erscheinen läßt, die Folgerichtigkeit, die als ehernes Schicksal in seinen Dramen daherschreitet und von vornherein auf ein unverrückbar im Auge behaltenes Ziel lossteuert, der hellere oder dunklere Ton der Stimmung, die freilich nur der Genius so der Größe und Grausenhaftigkeit seiner Stoffe entsprechend zu verbreiten weiß, das Rätselhafte und Unausgesprochene, das „lockt und zieht", zum Nachdenken anregt, immer neue Perspektiven eröffnet, neue Möglichkeiten andeutet, alles das und so vieles andere vermißt man in der Tragödie „Der Meister" leider so gut wie völlig. Das schwerste Bedenken waltet dabei gegen die Einführung jenes zweiten Hauptmotivs vor, das den leitenden Grundgedanken mehrfach zum Nachteil des Stückes durchkreuzt und letzterem sogar den Namen gegeben hat. Denn was kommt eigentlich bei Hedwigs unbefriedigtem Sehnen nach selbständiger Künstlerschaft heraus? Wenn dieser Drang mit ein Grund war, Arthur Marten, der vom Dichter übrigens nur höchst skizzenhaft gezeichnet ist und durch das schlechte Spiel des mit der Rolle betrauten Schauspielers noch unverständlicher und uninteressanter wirkte, als sein Weib zu folgen, warum entsagt sie dann als Frau sogleich der Bühne, warum greift sie, als sie auf diesem Wege ihre Individualität nicht in gewünschter Weise hat ausleben können, ohne weiteres zur Pistole? Offenbar klafft hier ein Riß durch das ganze Stück, der seinem Wert schwerer Eintrag thut als die mehrfache Verwendung stark abgegriffener theatralischer Motive und Effekte. Gleichwohl aber ist, wie schon eingangs bemerkt, poetisches Talent und dramatisches Geschick keineswegs zu verkennen, und man darf nach dieser ersten Probe wohl hoffen, daß der Verfasser uns später einmal Reiferes und Ausgeglicheneres bieten werde.

Th. Hampe.

Stuttgart.

Grillparzers „Esther", ergänzt von Rudolf Krauß (Hoftheater, 8. Oktober). — Buchausgabe: Muthsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, 1903. Geb. M. 2,80.

Von jedem Torso eines Kunstwerks geht ein eigentümlicher Reiz aus; während sich die Phantasie des Betrachters in die Rätsel verliert, die das Bruchstück inbezug auf das Ganze aufgiebt, folgt sie unwillkürlich dem Drang, diese Rätsel zu lösen, im Gedanken das Fehlende nachzuschaffen. Ganz ebenso geht es dem Leser, wenn er im Genusse einer unvollendet gebliebenen bedeutenden Dichtung plötzlich am jähen Abbruch anlangt: indem er den fehlenden Schluß vermißt, fühlt er den Drang, sich diesen im Geiste auszumalen. Wenn aber einer es unternimmt, dieser Phantasiethätigkeit in allem Ernst mit den Mitteln der Kunst die That folgen zu lassen, so wird sein Thun in den meisten Fällen auf Widerspruch stoßen. Das haben auch die anerkannten Meister der neueren Plastik, die diesen und jenen Marmortorso aus antiker Zeit ergänzten, er-

fahren müssen, selbst dann, wenn sie das Original pietätvoll unberührt ließen. Und so ist es bisher auch allen Ergänzern dramatischer Fragmente ergangen. Stets wird die Forderung laut, der Fortsetzer des unvollendet gebliebenen Meisterwerks müsse als Dichter dem Autor des Torsos völlig gewachsen sein. Sattsam hat Heinrich Laube, als er sich an das Demetriusfragment wagte, zu hören bekommen, er sei kein zweiter Schiller, und so ist man bereits dem Versuch des in Stuttgart heimischen Litterarhistorikers Rudolf Krauß, Grillparzers Esther-Fragment zu ergänzen, mit dem Einwand begegnet, daß er kein Grillparzer sei.

Thatsächlich haben alle Versuche, derartige Herrlichkeiten aus dem Nachlaß unserer großen Dichter zu vervollständigen, nicht nur die angegebene innere Berechtigung, sondern einen Zweck, der im Fall des Gelingens sicher Förderung verdient. Gehen doch alle solche, aus Liebe zur Sache und mit dem gehörigen Rüstzeug unternommenen Versuche darauf aus, die Bruchstücke dem allgemeineren Verständnis näher zu bringen; die hinzugedichteten Szenen und Akte sollen dem Leser und Zuschauer ein annähernd richtiges Bild von dem Plan geben, der vom Ganzen dem Schöpfer vorschwebte. Gelingt ein solcher Versuch in dem Maße, daß das ergänzte Drama zur Aufführung kommt und wirklich einen fesselnden, leidlich harmonischen Eindruck hervorbringt, so wird das Interesse des ursprünglichen Dichters dadurch gewiß nicht beeinträchtigt, sondern gefördert. Was dieser schuf, kommt zur lebendigen Wirkung; dem Zuschauer bleibt es unbenommen, die Zusätze nur als Anregung aufzunehmen und an sie jene eigene Phantasiethätigkeit zu knüpfen, von der ich im Eingang sprach. Die Hauptsache bei solcher Ergänzungsarbeit ist und bleibt die Verdeutlichung der Absichten des Schöpfers, die über das von ihm Geschaffene hinaus auf das Ganze gingen, die Lösung der Rätsel, die das Bruchstück aufgiebt. Das poetisch-technische Können tritt in den Dienst der dramaturgischen Forschung, der produktiven Kritik; die künstlerische Arbeit wird nicht vom schöpferischen Schaffenstrieb des Genies, sondern von der Anempfindungs- und Nacherfindungskraft des poetisch begabten Dramaturgen getragen. Von diesem Standpunkt aus kann ich über „Grillparzers Esther, ergänzt von Rudolf Krauß" und über die erste Aufführung, die Intendant v. Putlitz dem Werke zu Teil werden ließ, im ganzen mit warmer Anerkennung berichten.

Krauß befand sich dem Esther-Fragment gegenüber in entschieden günstigerer Position als Laube bei der Ergänzung des Demetrius-Fragments. Seit wir durch Erich Schmidt erfahren haben, welchen kühnen Flug Schillers Phantasie beim Entwerfen des Plans zum „Demetrius" genommen hatte, ist über die Verfehltheit von Laubes Versuch kaum noch ein Wort zu verlieren. Von Grillparzers „Esther" liegen die zwei ersten Akte vollständig, vom dritten der Anfang der ersten Szene vor. Es ist somit vom Dichter nicht nur das feste Fundament fürs Ganze, sondern auch vom Aufbau so viel gegeben, daß man die Aufgänge deutlich sieht, die in die oberen Stockwerke führen sollten. Die biblische Erzählung von der Königin Esther ist fernerhin bereits so abgerundet und von so dramatischer Natur, daß für die Gestaltung zum wirklichen Drama ein festes Gerüst bis zum Schlusse gegeben ist. Daß Haman, der aus Haß gegen Mardochai die Judenverfolgung einleitet, im Hof seines Palastes für diesen einen Galgen errichten läßt, an dem er schließlich selbst gehenkt wird, ist ein so urwüchsiger dramatischer Effekt, daß er schon früh zu poetischer Gestaltung lockte. An den Bericht der Bibel hielten sich getreu die besten Estherdramen des Reformationszeitalters, wie Rudolf Schwartz in seiner aufschlußreichen Monographie gezeigt hat, hielten sich Lope de Vega und Racine. Auch Grillparzer ist bei seiner Gestaltung des Fragments nicht wesentlich von der biblischen Ueberlieferung des Esther-stoffs abgewichen. In der neuen, ihm ganz eigentümlichen Auffassung der altüberlieferten Charaktergestalten und Schicksalswechsel offenbarte sich sein Genie. Aus der Art und Weise, wie er dem biblischen Berichte das für seine Zwecke Taugliche entnahm — im Gegensatz zu Lope, Racine u. a. —, wie er Einzelheiten gewendet, vorhandene Motive erweitert und neue eingeführt hat, ergeben sich Fingerzeige für seine Auffassung des ganzen Stoffes.

Dies hat Krauß natürlich nicht übersehen. Er war durchdrungen von der besonderen poetischen Schönheit des Fragments, ehe er sich gedrängt fühlte, sich an die Fortsetzung zu wagen. In seinem Aufsatz „Grillparzers ‚Esther' und ihre Fortsetzung", den er vor einem Jahre in der Zeitschrift „Bühne und Welt" veröffentlichte, heißt es: „Grillparzer hat dem alten Stoff dadurch hohe frische Reize abgewonnen, daß er den bisher durchweg schablonenhaft und typisch gehaltenen Gestalten individuelles Gepräge, reales und modernes Leben geliehen, an Stelle des Pathos die psychologische Wahrheit gesetzt hat. Nicht zur Tugendheldin, zur Liebesheldin ist seine Esther bestimmt. Das von den älteren Dichtern, Lope und Racine nicht ausgenommen, konventionell behandelte Verhältnis zwischen ihr und dem König wird durch die feinste Kunst in die Sphäre des menschlich Eigenartigen gerückt. Haman ist nicht mehr der Typus eines Theaterbösewichts, vielmehr nach Grillparzers eigenen Worten ‚ein geistloser, aber dabei schlauer und berechnender Schranze', den er selbst ja nicht zum Idioten vergröbert wissen wollte, ‚so ein rechter versatiler Staatsmann, so eine Art Polonius'."

Der Fortsetzer des Fragments konnte aber auch Aeußerungen benutzen, die von Grillparzer selbst stammen, schriftliche Plannotizen, die sich in seinem Nachlaß fanden, und mündliche Angaben, die, kaum, nachdem er sie gemacht, von anderer Hand schriftlich fixiert wurden. Diese mündlichen Angaben, die dem greisen Dichter 1868 die ihm befreundete Frau Auguste von Littrow-Bischoff abfragte, sind bald nach seinem Tode in dem Buche „Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer von Auguste von Littrow-Bischoff" (Wien, 1873) veröffentlicht worden. Doch man bezweifelte vielfach die Glaubwürdigkeit dieser Mitteilungen. In jener Zeit wirkte gerade die dramatische Schönheit des Fragmentes, seine scheinbare Abgerundetheit, wie eine neue Entdeckung. Die Meininger feierten damit 1873 in ganz Deutschland Triumphe, nachdem schon vorher die Szenen im wiener Burgtheater, bei glänzender Verkörperung der Titelrolle durch Friederike Bognar, zum vielbewunderten Zugstück geworden waren. Die Aufführung bot das Fragment nicht ganz, nur bis zum Abschluß der Liebesszene. Daher die abgerundete Wirkung. Der keusche Reiz, mit dem Grillparzer das Erwachen der sinnlichen Liebe in Esther veranschaulicht hat, dies knospenduftige Erblühen der Leidenschaft, gehört ohne Frage zu den Perlen der gesamten dramatischen Poesie. Die reine Natürlichkeit der Esther entzückte allgemein. Und nun berichtete Frau von Littrow, auf ihre Frage nach der Charakterentwicklung der Esther habe der Dichter gesagt: „Durch den Zwiespalt ihrer Stellung wird sie demoralisiert." — „Sie muß sich zu einer Entstellung der Wahrheit, zur Verleugnung ihres Glaubens bequemen. Darin liegt der Keim des Verderbens von Anfang an." Um Esthers schließliches Schicksal befragt, erwiderte er: „Stirbt auch, stirbt auch, nachdem sie eine Kanaille geworden ist . . . Stirbt auch oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König, nachdem ihr selbst die Rolle des Haman zugefallen ist, den Launen des Gebieters zu fröhnen." Aus dem „oder" geht klar hervor, daß der greise Dichter, als er diese Aeußerungen that, sich selbst nicht klar war über den Schluß, den er dem Drama hatte geben wollen. Heinrich Laube, Wilhelm Scherer u. v. a. wiesen auf die Gedächtnisschwäche hin, an der Grillparzer im Alter gelitten; sie nahmen das Wort „Kanaille" des grämlich gewordenen Greises zu schwer und wollten nicht glauben, der Dichter habe in seiner Schaffenszeit wirklich eine solche Charakterentwicklung

der Esther im Auge gehabt. Der wiener Aesthetiker Robert Zimmermann ließ sich vernehmen, gegen ihn habe Grillparzer 1866 die Aeußerung gethan: „Der König sollte sich als ein schwacher, aber sehr edelmütiger Mann zeigen; die Esther und der Mardochai ganz nach der Bibel. Der Haman sollte durch seine Frau verleitet werden, auf die Partei der Königin Vasthi zu treten. Zuletzt sollte sich alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel. Niemand sollte umkommen, außer dem Haman."

Eine Quelle von unbedingter Zuverlässigkeit war dagegen die Reihe von Plannotizen zur „Esther", die sich in Grillparzers Nachlaß fand und 1887 durch August Sauer der cottaschen Gesamtausgabe von Grillparzers Werken eingefügt wurde. Sie stammen aus einer Zeit, da der Dichter noch mitten im Schaffen stand, und enthalten Weisungen für den Schluß des 2. Akts, den er selbst noch ausgeführt hat. Aus diesen Notizen ergaben sich für die Ergänzung des Fragments die folgenden Weisungen: Hauptcharakterzug des Königs ist Mißtrauen, des Haman Eitelkeit, des Mardochai Stolz. Den Hintergrund aller Intriguen am Hofe bildet die verstoßene Königin Vasthi, die aber nie erscheint. Dem Haman, dem von ihrer Seite immer neue Anträge gemacht werden, die er aber halb mürrisch zurückweist, sind sie nicht gleichgültig, aber er entscheidet sich nicht. Erst im fünften Akt, nach seiner eigener Demütigung durch Mardochai, läßt er die Anträge gleichsam über sich ergehen, indem er nur: Ja, ja! Gut, gut! darauf erwidert. Daß Mardochai das Haupt nicht vor ihm beugt liegt wie eine Krankheit auf ihm. Diese Geringschätzung läßt ihn nicht essen, nicht ruhen. — Noch wichtiger für die Gestaltung des Schlußakts war folgende Notiz: „Die Ursache des Mahls ist, daß Esther den König bitten will, sie nicht von seiner Seite zu vertreiben. — Und wer will das? — Du und Haman. — Ich? — Da Du das Volk der Juden auf Hamans Rat zu vertreiben beschlossen hast." Hiermit war der Kern der Hauptszene gegeben, der, im Zusammenhang mit dem Berichte der Bibel aufgefaßt, sichere Folgerungen auf weitere Szenen gestattete.

Inbezug auf die Charakterentwicklung und das schließliche Schicksal der Esther enthalten die Plannotizen jedoch nichts. Dagegen führte ihr Erscheinen zu einer höheren Bewertung des Berichtes der Frau von Littrow. Es zeigte sich, daß die von ihr übermittelten Aeußerungen inbezug auf die in den Plannotizen berührten Punkte im wesentlichen mit diesen übereinstimmten. Daraus ließ sich auf die Echtheit des Ganzen schließen. In diesem Vertrauen benutzte die Angaben zunächst Alfred von Berger bei dem geistvollen Rekonstruktionsversuch, der 1890 in seinen „Dramaturgischen Vorträgen" erschien. Auf diesem Rekonstruktionsversuch, auf Grillparzers Plannotizen und den Mitteilungen der Frau von Littrow fußt der Ergänzungsversuch, den dann Rudolf Krauß unternahm. Aus der oben zitierten Angabe Zimmermanns und dem „oder" in Grillparzers Aeußerung über das schließliche Schicksal der Esther entnahm er die Berechtigung zu einem „milden" Schluß: Haman wird zwar zum Tode verurteilt, Esther aber behält das Leben, um es trotz Mardochais sie beschwörender Mahnung, ihm zu folgen, der Liebe zu weihen, der Liebe, deren süße Schauer sie auch jetzt beseligen, wo ihr das immer rege Mißtrauen des Königs bittere Qualen bereitet, die sie selbst verschuldet.

So ist dem Ergänzer des Fragments das gewissenhafteste Studium der Absichten Grillparzers und nicht minder ein verständnisvolles Eingehen auf diese Absichten nachzurühmen. Wenn Krauß andererseits für sich eine gewisse Freiheit in Anspruch nahm, so konnte er sich mit Recht darauf berufen, daß wohl auch Grillparzer, wäre er selbst noch an die Verwirklichung seines Plans gegangen, im Laufe der Ausarbeitung manches geändert hätte. Aber in einer solchen Abweichung von Grillparzers Plan ist Krauß doch fehl gegangen. Grillparzer wollte von dem Mordbefehl zur Vernichtung der Juden absehen und nur die Unterdrückung des jüdischen Kultus anordnen lassen. Krauß hat den von Haman erwirkten Mordbefehl des Königs beibehalten, weil ihm die bloße Unterdrückung des Kultus die starken dramatischen Folgen nicht zu rechtfertigen schien. Er übersah aber dabei, daß der Mordbefehl gegen ein ganzes Volk, nur um einen zu treffen, dann ein stärkeres Motiv bedarf, als es die durch Mardochai bewirkte Verletzung der Eitelkeit Hamans ist. Im ganzen ist es Krauß gelungen, sich in Stil und Geist des Fragments so einzuleben, daß seinem Ergänzungswerk grelle Stilwidrigkeiten erspart blieben. Das ist schon viel erreicht, wo es sich um Grillparzers Stil und Geist handelt! Erfolgreich hat er sich bemüht, die von Grillparzer beabsichtigte und vorbereitete Entwicklung der Charaktere konsequent durchzuführen. Am besten gelungen ist es ihm beim Mardochai, einer lebenswarmen Gestalt, die der Schauspielkunst eine lohnende, interessante Aufgabe bietet. In Haman fehlt, wie gesagt, der volle Zusammenklang zwischen seinem Charakter und seinem Thun. Der burleske Zug, den Grillparzer selbst dieser Poloniusvariante gegeben hat, drängt sich in der Fortsetzung mehr als gut ist hervor. Für die kaum lösbare Aufgabe, die Gestalt der Esther im Geiste Grillparzers zu vollenden, reichte Krauß poetisches Können dagegen nicht hinreichend aus. Wohl bewegt sich die Charakterentwickelung in der richtigen Bahn, aber die Charakterzeichnung läßt eben jene wunderbare Grazie im Andeuten der Uebergänge vermissen, die der Esther des Fragments ihren unnachahmlichen Reiz giebt. In der Ergänzung fehlen die Uebergänge, oder sie treten zu stark hervor. Diese Esther hat doch zu wenig Gefühl für das furchtbare Geschick, das ihrem Volke droht, sie findet sich zu schnell in die Rolle der Königin. Ueber den wohllautsatten Schmelz grillparzerscher Verse verfügt Krauß nicht. Aber mit dramatischem Geschick ist die Rolle gestaltet.

Die Aufnahme, die das Stück fand, war sympathisch und äußerte sich nach den zwei letzten Akten in wiederholten Hervorrufen des Ergänzers.

Johannes Proelss.

Das Hoftheater in Karlsruhe brachte am 13. Oktober Shakspeares Schauspiel „Maß für Maß" zum ersten Male nach dem Original zur Aufführung. Bisher hatte man das Stück nur in den „Bearbeitungen" von Altmann, Gisbert v. Vincke u. a. gespielt. Die Aufführung, die der Initiative des Regisseurs und Dramaturgen Dr. Eugen Kilian zu danken war, hatte einen vollen künstlerischen Erfolg.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Kantor Schildköters Haus. Roman von Alfred Bock. Berlin W., Egon Fleischel & Co. 1903. M. 2,— (3,—).

In diesem Buche stecken alle Anlagen zu einem tüchtigen Roman; leider sind sie nicht ganz so entwickelt, wie man es gerne sehen möchte. Eine Ueberfülle von Stoff drängt sich in einem zu engen Rahmen, und man hat so zuweilen die Empfindung, als sähe man einen sehr starken Menschen in Kleidern, die ihm viel zu eng sind. Wenn manche unserer Autoren an einem Zuwenig der Handlung laborieren, so leidet Bock an einem Zuviel. Die straffe Führung des Ganzen, die dramatische Zuspitzung, die lebhafte und warme Charakteristik der Personen sei bereitwillig anerkannt. Allein in einem „Roman", und zudem noch dem einer kleinen Stadt, will man mit Liebe und Behaglichkeit sich in alles ver-

senken und neben den dramatischen auch spitzwegsche oder schwindsche Empfindungen liebevoller Kleinmalerei haben . . .

Der Stoff ist reizvoll genug. Ein hessisches Städtchen, in dessen friedlichem Geschäftsschlendrian plötzlich ein Warenhaus à la Tietz sich aufthut: der Hecht im Karpfenteich. Der Unternehmer dieses Bazars hat es auf ein Haus abgesehen, in dem bereits ein Geschäft sich befindet, das er herausdrängen will. Das Haus gehört des Ladeninhabers bestem Freund, dem ebenso selbstgerechten wie naiven Kantor Schildköter. An ihn schlängelt sich der schlaue Geschäftsmann heran, und er weiß ihn an seiner schwächsten Seite zu packen: an der Liebe zu seinem Sohne, der gleichfalls Musiker ist und dem eine große Zukunft bevorsteht, wenn er studieren kann. Dazu braucht der Alte aber Geld — und so vermietet er schließlich nach hartem Kampfe den Laden an die Warenhausfirma um einen hohen Preis und setzt den besten Freund heraus. Um des Sohnes willen, dessen Liebe er mit seiner rauhen Art sich nie hat gewinnen können, opfert er den Freund. Aber der Sohn dankt ihm dieses harte Opfer nicht. Er will nichts von dem Geld. Und des Vaters jähzornige Art stimmt ihn nicht gefügiger. Er geht auf eigene Faust nach Leipzig, wird dort aus Not Klavierspieler in einer Animierkneipe und ertränkt sich dann. Als der Alte diese Nachricht erhält, zündet er sein Haus an und verbrennt darin, nachdem er noch den Mietzins auf die Straße unter das gaffende Volk geworfen hat . . . Dieser Schluß erinnert etwas an Turgenjeffs „König Lear der Steppe".

Um diesen Kern der Handlung, der tragische Momente genug enthält, gruppieren sich allerlei Nebenhandlungen. Die Andachten einer Methodistengemeinde, die Schwindeleien ihres Vorstandes, eines Geschäftsagenten, das Innere der Kramläden und ihrer Bewohner, der Kampf zwischen Bazar und Kleinkaufmann, das Treiben des Bazars selbst . . . Aber alles ist leider nur angetippt. Wie die beiden Charaktere: Vater und Sohn, die, in alle Tiefen durchgearbeitet, prächtige Gestalten hätten geben können, zu skizzenhaft hingerissen sind, so auch das Uebrige . . . Möge Alfred Bock doch einmal bei Zola und seinen Romanen aus Plassans, z. B. der Eroberung von Plassans, sehen, wie echt kleinstädtisch langsam sich alles entwickelt; wie nichts vergessen ist; wie Motiv um Motiv sich vorschiebt; bis endlich mit um so elementarerer Gewalt der tragische Schluß kommt. Der Roman einer Kleinstadt bedingt ein anderes Tempo wie jener der Großstadt. Episches Ritardando kann darin nicht genug sein! Bock hat dies zu sehr außer Acht gelassen, und so hat man, alle sonstigen Trefflichkeiten des Buches von Herzen zugestanden, den Schlußeindruck: eine vielversprechende Skizze, aber nicht das Gemälde, das Buch selbst!

Karlsruhe. *Albert Geiger.*

Marie Verwahnen. Roman von Josef Lauff. 2. bis 6. Auflage. Köln, Albert Ahn, o. J. 426 S. M. 6,— (7,—).

Ein Kulturbild vom Niederrhein, mit der Eindringlichkeit, um nicht zu sagen Aufdringlichkeit geschrieben, die schon der letzte Roman Lauffs zeigte. Die Hauptmasse fanatische Katholiken, ihnen gegenüber das Haus des finster protestantischen Pfarrers und zwischen beiden sozusagen als milderndes und versöhnendes, halb humoristisches Element das Haus des Juden Herzlieb. Der Sohn dieses Pfarrers, Johannes van Melle, liebt unter dem heftigsten Protest seines Vaters die über alle Maßen schöne Marie Verwahnen, die Wachsmarie, die im Geruche steht, eine Heilige zu sein, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als ein hysterisches Weib mit verhaltener sinnlicher Glut. Zweimal thut sie Wunder: das eine Mal beim Eisgang, das andere Mal, vom protestantischen Pfarrer gerufen, indem sie den todkranken einzigen Sohn errettet. Dann geht sie in den Tod, und der Sohn lebt nun ein langes, verfehltes Leben. Das erste Wunder, den rechtzeitigen Abgang des Eises, mutet uns der Verfasser natürlich nicht zu glauben zu, das zweite aber sollen wir ganz ernsthaft als magnetisch-hypnotischen Einfluß der Heiligen nehmen. Lauff hat mit allerlei kleinen Tricks, mit geschickter Zuhilfenahme von Landschaft, Sommernächten, Weihrauch, einem jungen schönen Benediktinermönch und dergleichen versucht, uns diese ganze spukhafte Geschichte glaubhaft zu machen, und um uns in die Stimmung zu versetzen, führt er uns in das Haus des Doktors Johannes van Melle selbst, Jahre nach den Geschehnissen, und zwar gerade um jene Juninächte herum, da der Doktor, von der Erinnerung gepackt, halb verrückt zu sein pflegt und viel geigt und Wein trinkt. Ich finde aber nicht, daß das dazu beiträgt, die Stimmung bei uns festzuhalten; im Gegenteil. Man hat im Verlaufe des Romans öfters das Gefühl, wenn es nur dem Verfasser belieben würde, der Wachsmarie die Erfüllung ihres sinnlichen Drangs zu gewähren, so wäre sie wahrscheinlich bald kuriert; ob freil'ch Johannes van Melle ein glücklicher Ehemann geworden wäre, das ist eine andere Frage. Heilige eignen sich schlecht zu biederen Hausfrauen, und wenn ein junger Mensch so rein rabiat ist wegen des schönen Leibes einer Jungfrau, denn etwas anderes hat die Wachsmarie überhaupt nicht, da sie keinerlei geistige Eigenschaften besitzt, so pflegt die Ehe nicht übermäßig glücklich auszufallen. Der Verfasser deutet freilich an, daß auch die Verliebtheit des jungen van Melle etwas fast Uebernatürliches, Unbegreifliches sei, und wir ahnen von vornherein, daß ihm die Verwicklung in das Schicksal der Heiligen Unheil bringen wird. Im ganzen ist man froh, am Schlusse aus diesem niederrheinischen Hexenkessel glücklich entlassen zu sein; das ist aber eigentlich nicht die Stimmung, in der man einen immerhin nicht alltäglichen Roman aus der Hand legen soll.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Fränkisch. Ein Roman aus den Sechzigerjahren. Von H. Seewald. München, Eduard Koch.

Bei der Würdigung dieses Romans muß man sich mit der Anerkennung der nationalen Tendenz über seine mannigfachen technischen Schwächen hinweghelfen. Er spielt in jener bewegten Zeit, da die schleswig-holsteinsche Frage den Gegensatz zwischen Nord und Süd, also zwischen Preußen und Oesterreich, bis zum blutigen Kriege verschärfte und gerade in der jungen Generation viel Gährung hervorrief. Manche Bilder nnd Personen sind gut geschildert, andere wiederum verraten zu deutlich die Arbeit nach der Schablone, und besonders gefällt sich der Autor in einer Breite und Gemächlichkeit, die mehr als einmal ermüdend wirkt. Ein Roman aus stürmischer Zeit mit so vielen Fermaten, Haltestellen und so manchen überflüssigen Zwiesprachen — das will nicht so recht zusammenpassen. Talent läßt sich jedoch dem Verfasser oder der Verfasserin nicht absprechen; aber es muß erst reifen und sich selbst erziehen, um Vollgültiges zu schaffen.

Ulm. *Theodor Ebner.*

Litteraturwissenschaftliches.

Catharina Regina von Greiffenberg (1633—1694). Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert. Von Hermann Uhde-Bernays. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903. 115 S. M. 2,—.

Die „teutsche Clio des Isterstrandes" oder „teutsche Uranie", wie die Zeitgenossen die gelehrte und dichtende Frau nannten, der das oben genannte Büchlein gewidmet ist, gehört auch mit zu denen, die schon bald nach ihrem Tode gänzlicher Vergessenheit anheim fielen. Nur wenige größere Litteraturgeschichten erwähnen sie, die meisten davon noch ungenau und dürftig; eine rühmliche Ausnahme macht nur die deutsch-österreichische von Nagl und Zeidler, die sie recht ausführlich bespricht.

Das Leben der Dichterin, die auf Schloß Seissenegg in Niederösterreich geboren wurde, verfloß einförmig und arm an äußeren Ereignissen, fast völlig ausgefüllt von

gelehrten Studien und frommen Betrachtungen. Am bedeutungsvollsten für sie war ihre Verheiratung mit einem Oheim (1664) und ihre ungefähr gleichzeitig erfolgende Uebersiedelung nach Nürnberg, das schon Jahrzehnte lang österreichischen Glaubensflüchtigen sichere Zuflucht bot. Ihr Hauptwerk sind die „Geistlichen Sonnette, Lieder und Gedichte, zu gottseeligem Zeitvertreib erfunden und gesetzet", die ihr Onkel, Hans Rudolf von Greiffenberg, 1662 zu Nürnberg bei Endter herausgab. Ihre „Adler-Grotta" ist verloren gegangen. 1672 folgte die „Sieges-Säule der Buße und des Glaubens wider den Erbfeind christlichen Namens aufgestellt und mit des Herrn von Bartas geteutschtem Glaubens-Triumf gekrönet", ein Machwerk, das nach langen geistlichen Erörterungen eine trockene Geschichte Muhameds bringt und sich einzig und allein durch seinen Gehalt an deutschem Nationalbewußtsein auszeichnet, das in jener Zeit nur allzu selten zu finden ist. Endlich erschien in demselben Jahre ein Prosawerk „Nichts als Jesus", das 1683 außerordentlich erweitert mit dem Titel „Des allerheiligsten und allerheilsamsten Leidens und Sterbens Jesu Christi zwölf andächtige Betrachtungen" zum zweiten Male herauskam, ein weitschweifiges, für moderne Leser gänzlich ungenießbares Buch.

Uhde-Bernays hat seine Arbeit mit Verständnis und Geschick angefaßt; alles, was überhaupt seiner Heldin abzugewinnen war, hat er mit liebevollem Scharfblick herausgefunden. Besonders gut geraten ist der erste Abschnitt des Buches, der die Lebensgeschichte der Dichterin auf historischem Hintergrunde beschreibt; die Darlegung der Glaubenskämpfe in Oesterreich, die Schilderung der Litteraturzustände in Nürnberg um jene Zeit ist ebenso wichtig wie die Ergänzungen, die seine Ausführungen zu denen von Nagl und Zeidler bieten. Der zweite Abschnitt enthält eine auch philologisch wertvolle Würdigung der Dichtungen, besonders der Sonette, in denen der für seinen Stoff begeisterte Verfasser aus allem Schwulste und allen Künsteleien und Geschmacklosigkeiten, wie sie damals eben Mode waren, doch ein paar Fünkchen echter Poesie aufzuspüren vermeint; aber im allgemeinen überschätzt er sie doch wohl. So hoch Catharina thatsächlich unter ihren Zeitgenossen steht —, daß manche ihrer Verse „noch heute einen ernst teilnehmenden Freund finden sollten", erscheint uns ganz unwahrscheinlich. Das thut aber nicht viel zur Sache, und es bleibt ein wirkliches Verdienst der sorgfältigen, gewissenhaften und umsichtigen Arbeit, daß wir durch sie größere Klarheit über diese Persönlichkeit und ihre Stellung in der Litteraturgeschichte gewinnen.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Die kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von Goethes Werken, die Prof. Dr. Karl Heinemann im Verlage des leipziger Bibliographischen Instituts erscheinen läßt, liegt mit insgesamt zehn Bänden (zu je 2 M., gebunden) jetzt zur Hälfte vor. Die jüngsten Bände sind der neunte, der die ersten 6 Bücher von „Wilhelm Meister" enthält und von Dr. Victor Schweizer besorgt ist, und der fünfzehnte, der — von Dr. Robert Weber und Prof. Heinemann bearbeitet — den zweiten Teil der Italienischen Reise und die Campagne in Frankreich umfaßt. Die erläuternden Anmerkungen sind in diesem Bande besonders ausgiebig und dankenswert. * *

Ein neues Goethe-Bild. Die graphische Kunst- und Verlags-Anstalt G. Heuer & Kirmse in Berlin-Halensee hat ein neues Brustbild von Goethe in den Handel gebracht, eine vortrefflich scharf beleuchtete Profil-Aufnahme von Prof. Edmund Hellmers in Wien befindlichem Goethedenkmal. Die Wiedergabe ist in Kupferätzung (Photogravüre) mustergültig ausgeführt und kostet in Folioformat (Gravürfläche 21,4 cm hoch) 3 M., in größerem Format auf Chinapapier 10 M., gerahmte Exemplare jeweils das Doppelte. * *

Eine praktische Neuheit hat der Verlag von H. Kräuters Buchhandlung, Worms a. Rh., in den Handel gebracht: eine Serie von zwanzig kolorierten Universal-Exlibris, für die einzelnen Stände und Berufe berechnet, die der Zeichner Otto Hupp in kräftiger altdeutscher Holzschnittmanier entworfen hat. Da nur verhältnismäßig wenige Bücherfreunde die meist recht hohen Anschaffungskosten für ein eigenes Exlibris von Künstlerhand erschwingen können oder wollen, werden diese wohlfeilen Bücherzeichen voraussichtlich Anklang finden. Leider ist das Format allzu groß: der Verlag sollte auch kleinere Ausgaben herstellen. 500 Stück kosten im Buntdruck 80 M., in Schwarzdruck 35 M., ein Exemplar der ganzen Serie von 20 Stück (für Sammler) 4 M. (*)

Nachrichten

Vom zweiten Kunsterziehungstage.

Kunst, in jeder Form, gilt noch immer den meisten als ausschließlicher Vorteil der Begüterten, derer, die infolge von Geldüberfluß auch Zeit dafür übrig haben, als ein Luxus. Und in der That, sie war auch bisher nur durch Geld- und Zeitopfer zu erkaufen. Es ist aber immer mehr von feinfühligen Naturen erkannt worden, daß die Kunstdarbietungen jeder Art für alle Volksgenossen bestimmt sind. Denn die Kunst wird aus Mitteln gewonnen, die zum Gesamtbesitztum des ganzen Volkes gehören. Sie erwächst aus der dem ganzen Volke innewohnenden Begeisterung und Phantasie. Demgemäß hat man die Forderung aufgestellt, es sollen auch alle Volksgenossen an diesen Früchten einen möglichst gleichmäßig großen Anteil haben. Ein Mittel dazu, das zuerst angewandt wurde, ist das, die Kunst zu verbilligen und dadurch zu verallgemeinern. Zu diesem Zwecke sind bereits seit einiger Zeit billige Volksvorstellungen in Theatern, öffentliche Vorlese- und Vortragsabende u. s. w. veranstaltet, desgleichen billige Ausgaben von künstlerisch wertvollen Bildern und Büchern in den Handel gebracht worden. Das allein aber thut es nicht. Es muß, damit die Dinge auch recht verstanden werden, auch die Empfänglichkeit weiterer Kreise für echte Kunst, ihre Freude an solcher und ihre Kritik gegenüber der Talmi- und Scheinkunst verstärkt werden. Das Volk soll zum Kunstgenusse reif und fähig gemacht werden. Also noch ein Erziehungsgegenstand mehr, zu den schon viel zu vielen?! — Immer mehr will man unsere schon ohnedies abgemühte Schuljugend belasten?! — Mit nichten. Es wird sich darum handeln, aus der bisherigen Unterrichtsmaterie manches überflüssige oder gar verkehrte auszumerzen und dadurch für die Kunsterziehung Raum zu gewinnen. Kunsterziehung bedeutet aber nicht allein Erziehung zur Kunst, sondern auch Erziehung durch Kunst. Durch die Kunst will man Genuß und Freude in die Herzen und ins Dasein, selbst der bis jetzt Freudelosesten bringen. Die Kunst soll wie der Sonnenschein verdüsterte, vergrämte Sinne durchleuchten und die durch die Tagesarbeit Niedergedrückten erheben. Alle Volksgenossen sollen also, nachdem sie durch den Schulunterricht bislang zu so klugen, gescheiten, verständigen Menschen herangebildet wurden, nun durch die Kunst zu Freien, Frohen gemacht werden. Jedermann soll in der Kunst Mittel finden, um seine Feiertagsstunden schöner als bisher zu verbringen, und um Alltagsstunden zu Feiertagsstunden zu gestalten. Der I. Kunsterziehungstag beschäftigte sich deshalb vor zwei Jahren in Dresden mit der Frage: wie soll die bildende Kunst, Malerei und Plastik, der großen Menge nahe gebracht werden? Als geeignete Wege bezeichnete man in der Hauptsache das Formen und Zeichnen. Man wird da künftig mehr als bisher auf die naive Freude der Kinder, schon noch ehe sie schulpflichtig werden, acht haben, in einer Knetmasse oder zeichnend alles, was sie interessiert, nachzubilden. Man hat erkannt, daß die Kinder dabei mit echter Künstlerlaune walten, nach

freiem Gutdünken und oft mit erstaunlicher Kraft der Charakteristik. Natürlich entstehen dadurch keine Kunstwerke. Aber es sind unverfälschte Aeußerungen der Kinder, die ihre Zwecke erfüllen, wenn sie ihre Urheber befriedigen. Man soll die Kinder ermutigen, sich in solcher Weise schöpferisch zu bethätigen. Denn das ist das beste Mittel, um das Kind dazu zu veranlassen, daß es auf die Dinge ringsumher und auf ihre charakteristische Erscheinungsform überhaupt genauer achtet. Die Uebung aus reiner Lust und Liebe zur Sache macht dann den Meister. Keinesfalls aber werde ein Kind durch formale Vorschriften eingeschränkt und verängstigt. Sobald die größere Schönheit irgendwelcher reiner Formen von ihm erkannt wird, bedient es sich deren ganz von selber.

Ich erwähne dieses Moment vom I. Kunsterziehungstage deshalb so ausführlich, weil auch der II., der vom 9. bis 11. Oktober d. Js. in Weimar tagte, genau an diesem Punkte einsetzte. Er behandelte das Verhältnis der Jugend zur Sprache und Dichtung. Das Kind, ein geborener Künstler, ist auch ein geborener Poet. Immer beschäftigt es sich am liebsten und besten kraft seiner eigenen Phantasie. Und da es nicht stumm bei seinem Spiele ist, nennt es eben alle die primitiven Dinge, die es dabei heranzieht, mit allerlei phantastischen Namen, die nur ihm und seinen Altersgenossen verständlich sind. Es bekundet mit dieser Fabulistik zum ersten Male, aber doch in echter Form, Poesie. Auch dieses kindliche Vergnügen soll ihm nicht verreglementiert oder durch Spott vergällt werden. Wie mit dem Zeichenstifte soll man die Kinder auch in der Rede frei walten lassen, ihrer Offenheit sich freuen, und alles thun, sich ihr Vertrauen und ihnen selbst ihre Sprechfertigkeit zu erhalten. Denn durch das gesprochene Wort kann sich jedermann am besten mitteilen. Oder er sollte es wenigstens können. Ein besseres Mittel steht uns jedenfalls von Geburt an nicht zur Verfügung. Natürlich sollen die Kinder nicht zu Schwätzern erzogen werden, im Gegenteil! Sie sollen auch da das Charakteristische schätzen und betonen lernen, indem sie sich zugleich so knapp und so treffend als möglich äußern. Dies wird sie bald dazu führen, unter den einzelnen Bezeichnungen für verwandte Begriffe zu nuanzieren und endlich auch die Darbietungen anderer kritischer zu bewerten.

Ueber alle diese Fragen wurde nun ganze drei Tage lang im einzelnen debattiert: über die beste Art, in den Schulen dichterische Kunstwerke zu lesen, vorzulesen, zu besprechen, über die Möglichkeiten, den Kindern ihre angeborene Lust, sich auszusprechen, zu erhalten und ihnen auch gegenüber schwierigeren gedanklichen Problemen die Zunge zu lösen. Letzteres galt dann auch bezüglich der schriftlichen Aeußerung im Aufsatz. Und nachdem diese Prinzipien erwogen worden waren, galten die weiteren Erörterungen dann der besten Art der Annäherung der Jugend, und überhaupt weitester Volkskreise, an das fertig dargebotene, in Form und Inhalt vollendete Kunstwerk: Lyrik und Drama (auch mit Rücksicht auf die rechte Auswahl geeigneter Stoffe) im deutschen Unterricht, in der Buchform, im Gesang, im Theater. Es wurden dabei, namentlich von den Herren Dr. Wätzoldt-Berlin, Otto Ernst, Dr. Hackenberg, Heinrich Hart und Dir. Loewenfeld wertvolle, feinfühlige und feindurchdachte Vorträge gehalten. Einen fast noch reicheren Gewinn boten aber die zu jedem Verhandlungsgegenstand gehörenden Debatten. Denn alle diese 150 Herren, die zu diesem Kunsterziehungstage nach Weimar gekommen waren, waren an ihm persönlich irgendwie beteiligte Mithelfer und fast jeder hatte dazu etwas neues, eigenes und bedenkenswertes zu sagen. Wovon im Speziellen die Rede war, läßt sich im engen Rahmen eines so kurzen Berichtes nicht andeuten. Es ist auch nicht vonnöten. Denn wie nach dem 1. Kunsterziehungstage, wird auch nach diesem 2. alsbald ein handliches Bändchen zu wohlfeilem Preise in Voigtländers Verlag in Leipzig erscheinen und alle Vorträge der Tagung, und alles, was sonst wichtiges dort gesagt ward, weitesten Interessentenkreisen in zuverlässigster Form unterbreiten. Aus diesem Grunde dürften für heute die vorstehenden Andeutungen genügen.

Johannes Kleinpaul (Dresden).

Von der Association littéraire. In Weimar fand vom 24. bis 30. September der 25. Kongreß der Association littéraire et artistique internationale statt. Der Schutz jeglichen geistigen Eigentums in allen Ländern ist bekanntlich der Zweck dieser Vereinigung, und sie hat bereits sehr bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen. Auf dem diesjährigen Arbeitsprogramm standen meist Fragen, die uns hier nicht unmittelbar berühren: Schutz der Photographie, der Bauwerke, der technischen Erzeugnisse u. a. Daneben aber waren auch rein litterarische Themata vertreten. Dahin gehört der Schutz wissenschaftlicher Arbeiten, wie Text-Ausgaben mühselig rekonstruierter Texte, vor allem eine Reihe Fragen, die den Schutz dramatischer Werke betreffen. So einigte man sich, dafür zu wirken, daß in die Gesetze aller Länder die Bestimmung aufzunehmen sei, daß auch nach Ablauf der Schutzfrist für dramatische Werke gewisse Tantiemen an die Erben oder an Pensionskassen abzuführen seien. Auch wurde ein Antrag angenommen, daß unter keinen Umständen die bei der Aufführung mitwirkenden Direktoren, Regisseure, Dekorateure u. s. f. sich den Namen und die Rechte von Mitarbeitern beilegen dürften, während man andererseits die Gesetzgebung dahin ergänzen möchte, daß auch deren künstlerische Leistungen Schutz vor Nachahmung genießen. — Aeußerlich war dem Jubiläumskongreß großer Glanz verliehen. Die Erbgroßherzogin-Witwe und das junge großherzogliche Paar empfingen und bewirteten die Teilnehmer, jene auf Belvedere, diese auf der Wartburg. In Jena war ein Fest von spezifisch studentischem Gepräge gerichtet, dessen Mittelpunkt Ernst Häckel bildete, während auf dem Bankett in Weimar Ernst von Wildenbruch eine bedeutsame Rede hielt. So trug die Tagung in ihrer Weise auch zur Kräftigung freundlicher internationaler Beziehungen bei.

Erich Meyer.

Todesfälle. In Jugenheim † am 8. Oktober nach langem Leiden Dr. Daniel Saul, früher Redakteur und seit 1892 stuttgarter Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". Er war 1854 als Sohn eines Pfarrers in dem kurhessischen Dorfe Balhorn geboren und hatte Philologie und Philosophie studiert. Als Journalist war er Politiker und Feuilletonist, außerdem war er als Sprachforscher und nicht zuletzt als Dichter („Gedichte" 1894, das Lustspiel „Die Stoiker" 1889) thätig. Von seinen Büchern seien insbesondere die Schrift „Schiller im Volksmund" und „Beiträge zum hessischen Idiotikon" erwähnt.

In Stuttgart † Ende September Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian v. Steiner, ein auf wirtschaftlichem und finanzpolitischem Gebiete hervorragender Mann, der außerdem ein fleißiger und glücklicher Sammler litterarhistorischer Seltenheiten war. Er besaß u. a. eine in ihrer Reichhaltigkeit einzige Schillerbibliothek, die er in einzelnen Stiftungen dem schwäbischen Schiller-Verein überwies, wie auch sonst ein großer Teil des marbacher Archivs auf Schenkungen und Erwerbungen Steiners beruht.

In Wien hat sich der 24 Jahre alte Schriftsteller Dr. Otto Weininger erschossen, der vor kurzem ein Buch des Titels „Geschlecht und Charakter" veröffentlicht hat.

Am 11. Oktober † der zweite Bürgermeister von Breslau, Karl Jaenicke, im Alter von 53 Jahren. Er hat mehrere Novellen und Lustspiele geschrieben. Sein letztes Buch war der historische Roman „Herzog Heinrich IV. von Breslau".

Oberst Richard Henry Savage † in New-York, wo er am 12. Juni 1846 geboren war, an den Verletzungen, die er bei einem Straßenunfall (er wurde überfahren) erlitten hatte. Er schrieb eine große Anzahl von Romanen, die fast alle in deutscher Uebersetzung vorliegen. Seine Novelle „Meine offizielle Frau“ wurde von Jon Lehmann u. a. für die Bühne bearbeitet und hat in dieser Form großen Anklang gefunden. Savage hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich: er war Goldgräber in Kalifornien, Oberst, Diplomat, Weltreisender gewesen, ehe er sich der Schriftstellerei widmete.

In München † am 10. Oktober Herr Rudolf Oldenbourg, der zweiundneunzigjährige Chef der bekannten Verlagsfirma und Senior des deutschen Buchhandels. Er war in Leipzig 1811 geboren und noch mit Goethe in persönliche Berührung gekommen. Seine Verlagsfirma, die u. a. die Werke von H. v. Sybel, Friedrich Ratzel u. s. w. führt, begründete er 1858.

Albert Lacroix, der Verleger der Werke Victor Hugos, Lamartines, Michelets, Quinets und Zolas, † am 1. Oktober in Paris im Alter von 70 Jahren. Er hinterläßt über 3000 Briefe bedeutender Schriftsteller.

* *

Persönliches. Unser holländischer Mitarbeiter Prof. Dr. Max Conrat in Amsterdam feierte — wie wir der „Voss. Ztg.“ entnehmen — am 3. Oktober das 25jährige Jubiläum seiner akademischen Thätigkeit an der Universität Amsterdam, der er als Professor des römischen Rechts angehört. Prof. Conrat, der 1848 in Breslau geboren wurde, ist Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam und hat vor zwei Jahren das Rektorat der Universität bekleidet. — Am 8. Oktober beging der Geh. Medizinalrat Dr. Hermann Kestner in Mülhausen im Elsaß, ein Enkel von Goethes Lotte, seinen 80. Geburtstag. Er ist der Sohn des siebenten Sohnes von Charlotte Kestner, und diese hat ihn noch selbst über die Taufe gehalten. Der alte Herr ist gegenwärtig mit der Herausgabe von Familienbriefen beschäftigt. — Fritz Mauthner hat die Theaterkritik für das „Berliner Tageblatt“ wieder übernommen. — Ernst v. Wildenbruch gedenkt seinen ständigen Wohnsitz nach Weimar zu verlegen. — Dr. Paul Nathan ist aus der Redaktion der „Nation“ ausgeschieden.

* *

Gottschall-Feier. An seinem 80. Geburtstage war Rudolf v. Gottschall in Leipzig Gegenstand zahlreicher Auszeichnungen. Der König von Sachsen verlieh ihm einen Orden, der deutsche Schriftstellerverband ließ ihm eine Adresse überreichen, seine Vaterstadt Breslau gratulierte telegraphisch u. s. w. Im Centraltheater fand ein Festmahl statt, im Neuen Theater gab man als Festvorstellung „Mazeppa“, an zahlreichen auswärtigen Bühnen spielte man gottschallsche Stücke, zumeist „Pitt und Fox“. Der Kaiser setzte dem Jubilar eine Ehrenpension von 2000 M. jährlich aus, die städtischen Kollegien eine solche von 1200 M., die Deutsche Schillerstiftung eine solche von 1000 M. Der Festausschuß überreichte eine privatim gesammelte Ehrengabe von 13 000 M.

* *

Die Bibliophilen. In Weimar hielt im Anschluß an den zweiten Kunsterziehungstag die „Gesellschaft der Bibliophilen“ ihre Jahresversammlung ab. Zu den Publikationen, die die Gesellschaft verbreitet, gehört außer der Fortsetzung des auf vier Bände veranschlagten Anonymenlexikons von Holzmann und Bohatta ein zweibändiges Werk „Schillers Persönlichkeit“, das Prof. Albert Leitzmann vorbereitet und das nach Art von Biedermanns Goethegesprächen sämtliche Urteile von Zeitgenossen über Schiller zusammenstellen soll. Ferner wird Prof. Max Friedländer eine Monographie „Schiller in der Musik“ und Johannes Bolte einen Neudruck von Gottscheds „Nötigem Vorrat“ herausgeben. Sekretär der Gesellschaft, an den Anmeldungen zu richten sind, ist Dr. Karl Schüddekopf in Weimar.

* *

Neue Zeitschriften. Im Verlag von Bruno Cassirer in Berlin giebt Christian Morgenstern seit Ende September eine neue illustrierte kleine Halbmonatsschrift „Das Theater“ heraus, die besonders der künstlerischen Kultur unserer Bühnentechnik ihre Aufmerksamkeit zuwenden will. — Die bereits angekündigte neue Monatsschrift „Hochland“, die Karl Muth im Josef Köselschen Verlage in München herausgiebt, hat zu erscheinen begonnen. — Eine neue litterarisch-belletristische Halbwochenschrift unter dem Titel „Die Prophyläen“ hat Eduard Engels ins Leben gerufen; sie erscheint als Beilage für die Abonnenten der „Münchner Zeitung“ in deren Verlage. — Der Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn giebt vom Oktober ab die „Borromäus-Blätter“, eine Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen, heraus (Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln), die alle zwei Monate erscheint und jährlich 2 Mk. kostet.

* *

Leutnant und Schriftsteller. Der Leutnant Bilsen vom Trainbataillon Nr. 16 in Forbach ist verhaftet worden, weil er unter dem Titel „Aus einer kleinen Garnison“ einen Roman (unter dem Pseudonym Fritz von Kyrburg) veröffentlicht hat, der persönliche und dienstliche Verhältnisse seiner eigenen Garnison in bloßstellender Weise behandelt. Das Buch ist im Verlag von Richard Sattler in Braunschweig erschienen und litterarisch wertlos.

* *

Allerlei. Die wiener Zeitung „Die Zeit“ hat ein Preisausschreiben für ein Originalfeuilleton beliebigen Inhalts (im Umfang von 4—8 Feuilletonspalten) erlassen. Die Preise betragen 800, 400, 200 Kronen, Preisrichter sind die Herren Karl Glossy, Richard Muther, Ferd. v. Saar, Felix Salten, August Sauer, J. Singer. Einlieferungstermin ist der 15. November. — Die „Tageszeitung für Brauerei“ (Berlin N., Seestraße) schreibt drei Preise von 400, 250 und 150 Mark aus für Original-Erzählungen in Prosa oder Versen, die, in der Wahl und Behandlung des Stoffes im einzelnen unbeschränkt, dem Brauerleben und allem, was mit ihm zusammenhängt, entnommen sind. Arbeiten im Umfang eines Druckbogens (2700 Zeilen) sind bis zum 31. Dezember d. Js. einzureichen. — Wilhelm Hegelers Roman „Ingenieur Horstmann“ ist unter dem Titel „Simson en Delila“ in holländischer Uebersetzung erschienen. — Der kürzlich verstorbene Meteorologe Rudolf Falb hat ein nicht ganz vollendetes Werk über den Ursprung der Sprache hinterlassen, das demnächst veröffentlicht werden soll. — Am 5. Oktober fand in Halle a. S. die vierte Jahresversammlung deutscher Bibliothekare statt. — In Straßburg i. E. ist ein Verein zur Pflege moderner dramatischer Kunst ins Leben getreten, der jährlich vier neue dramatische Werke aufführen will, denen die öffentlichen Bühnen verschlossen sind. — Dickens Geburtshaus in der Commercial Road in Portsmouth wurde unlängst öffentlich versteigert und vom Lord-Mayor der Stadt für den Preis von 1125 Pfund Sterling erworben. Es soll erhalten bleiben und zu einem Dickens-Museum gemacht werden.

Vorlesungschronik.

Für das Winter-Semester 1903/04 sind die folgenden Hochschul-Vorlesungen zur neueren Litteratur angekündigt:

Basel: Socin, Deutsche Litteratur seit 1850. Reinle, John Ruskin. — Berlin: E. Schmidt, Goethe und Schiller; Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Geiger, Deutsche Litteratur von Goethes Tod bis 1870; Die Juden in der deutschen Litteratur. Roethe, Allg. Geschichte der deutschen Litteratur. R. M. Meyer, Einführung in die deutsche Philologie; Lessing. Herrmann, Deutsche Litteratur seit 1848. R. Lehmann, Goethes Dramen; Weltanschauung und Aesthetik der klassischen deutschen Dichter. Brandl, Shakspere. Brückner, Geschichte der russischen Litteratur; Geschichte der polnischen Litteratur seit 1820. — (Technische Hochschule): Lippstreu, Deutsche Litteratur seit Goethes Tode; Ibsens Leben und Werke. — Bern: Walzel, Deutsche Litteratur im 19. Jahrhundert; Neueste Dramen; Schweizer Dichter des 19. Jahr-

hunderts. Tumarkin, Die poetischen Gattungen. — Bonn: Litzmann, Deutsche Dichtung im Zeitalter Goethes und Schillers. Schultz, Geschichte der deutschen Romantik. Drescher, Richard Wagner. Gaufinez, Le drame français au XIXe siècle; Victor Hugo. Bülbring, Robert Burns. Solmsen, Die russische Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptvertretern. — Breslau: Max Koch, Deutsche Litteratur von Goethes Rückkehr aus Italien bis zu den Befreiungskriegen; Ausgewählte Gedichte und Briefe Schillers. Bobertag, Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller. — Cöln (Städt. Handels-Hochschule): A. Koch, Geschichte der öffentlichen Meinung, der Presse und des Journalismus in Deutschland Solmsen, Die russische Litteratur des 19. Jahrhunderts. — Czernowitz: Zingerle v. Summersberg, Der schwäbische Dichterkreis. — Darmstadt (Technische Hochschule): Harnack, Deutsche Litteraturgeschichte; Goethes Gedichte. Goldstein, Friedrich Nietzsche. — Dresden (Technische Hochschule): Stern, Goethe: Leben, Werke und Nachwirkung. — Frankfurt a. M. (Akad. f. Sozial- u. Handelswissenschaften): Morf, Französische Litteratur im 19. Jahrhundert; Ott, Corneille; Giacomo Leopardi. — Freiburg i. Br.: Woerner, Die deutsche Beredsamkeit von Luther bis auf Bismarck mit vergleichender Betrachtung der französischen und englischen; Ausgewählte Gedichte Goethes. Cohn, Goethe als Denker. Rickert, Nietzsche. Baist, Rabelais; Cervantes Don Quixote. — Genf: Bouvier, Histoire de la littérature française; L'oeuvre et la vie de Jean-Jacques Rousseau. Muret, L'épopée et le roman. Redard, Poètes et romanciers en Angleterre et en Allemagne depuis Shelley et Heine jusque vers le milieu du XIXe siècle; Grillparzers König Ottokar; Heines Buch der Lieder. Duproix, La littérature au XIXe siècle. Roget, La Dramaturgie de Shakspere. Méthode et procédés du théâtre dit d'Elisabeth. Ritter, Recherches sur les oeuvres de Voltaire et de Rousseau etc. — Gießen: Behaghel, Die deutsche Litteratur im 18. Jahrhundert; Deutsche Metrik. Collin, Geschichte der Romantik. Strack, Lessings hamburgische Dramaturgie. Goetschy, George Sand, sa vie, ses œuvres, son influence. Horn, Shakspere's Macbeth. — Göttingen: Heyne, Geschichte des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst bis zum 18. Jahrhundert. Schröder, Schillers Jugenddichtungen. — Graz: Seuffert, Deutsche Litteratur von der Mitte des 17. Jahrhunderts an. — Greifswald: Stosch, Goethes westöstlicher Divan. Heuckenkamp, J. J. Rousseau und seine Zeit. Guerrey, L'oeuvre poétique de Victor Hugo à partir de 1852. — Halle: Bremer, Die plattdeutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. Schultze, Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts; Deutsche Litteratur von Gottsched bis zum Sturm und Drang; Vergleichender Entwicklungsgang der deutschen Litteratur und Kunst (Malerei und Plastik) des 19. Jahrhunderts. Strauch, Entwicklungsgang der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf Goethes Tod. Saran, Lessings Leben und Werke. Medicus, Aesthetik. Counson, Histoire de la littérature française au XIXe siècle. — Hannover (Technische Hochschule): v. Hanstein, Geschichte der Weltlitteratur in der neueren Zeit; Aesthetik, die Lehre vom Schönen; Goethes Leben und Werke; Shaksperes Leben und Werke. — Heidelberg: Frhr. v. Waldberg, Deutsche Litteratur im klassischen Zeitalter; Poetik. A. Koch, Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung, der Presse und des Journalismus in Deutschland. Schneegans, Französische Litteratur des 19. Jahrhunderts; Der französische Roman im 18. Jahrhundert. — Jena: Schlösser, Lessings Leben und Werke. Dinger, Geschichte der Aesthetik; Aesthetik der dramatischen Kunst. — Innsbruck: Ueberhorst, Ueber Witz, Spott, Satire, Humor und Scherz. Wackernell, Lessings Leben und Werke; Herders Bedeutung in der deutschen Litteratur und Wissenschaft. Fischer, Shaksperes „Romeo und Julie". — Karlsruhe (Technische Hochschule): Böthlingk, Ueber Shakspere. — Kiel: Wolff, Deutsche Litteratur von 1781 bis 1805; Goethes Gedichte. — Königsberg: Baumgart, Bewegungen und charakteristische Erscheinungen auf dem Gebiete unserer zeitgenössischen deutschen Litteratur; Deutsche Litteraturgeschichte im Zeitalter der Sturm- und Drangperiode und der Romantik. Uhl, Deutsche Litteratur von 1848 bis 1870. Thurau, Die bedeutenderen Erscheinungen der romanischen Litteratur der Gegenwart. — Lausanne: Maurer, La littérature allemande de Lessing aux Romantiques. — Leipzig: Volkelt, Aesthetik des Tragischen und Komischen. Witkowski, Schillers Dramen: Goethes Faust; Die politischen und sozialen Bewegungen des 18. Jahrhunderts im Spiegelbilde der zeitgenössischen deutschen Dichtung. Köster, Deutsche Litteratur im 18. Jahrhundert; Goethes Gedichte. Westlake, Robert Burns. Weigand, Cervantes Don Quixote. — Marburg: Elster, Poetik und litterarhistorische Methodenlehre; Faustsage und Goethes Faust; Das deutsche Drama der Gegenwart. Scharff, Le roman français depuis Flaubert. — München: Muncker, Deutsche Litteratur zur Zeit der höchsten Blüte (seit etwa 1780); Richard Wagners Schriften und Dichtungen. Borinski, Das deutsche Volkslied. v. d. Leyen, Henrik Ibsen. — (Technische Hochschule): Sulger-Gebing, Goethes Leben und Werke. v. Reinhardstöttner, Shaksperes Tragödien. — Münster i. W.: Spicker, Die Weltanschauung unserer großen Dichter. Storck, Geschichte der neueren deutschen Litteratur. Schwering, Schillers Dramen; Die deutsche Litteratur seit 1870. Deiters, Molières Tartuffe; Shaksperes Hamlet; Silvio Pellicos Le mie prigioni; Cervantes Don Quixote. Jiriczek, Shaksperes Leben und Werke. — Neuchâtel: Domeier, Deutsche Litteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Der moderne schweizer Roman. Godet, Evolution du roman, du XVIe au XIXe siècle. Swallow, Tennyson. — Prag: Sauer, Deutsche Litteratur im Zeitalter der Romantik; Einführung in das Studium der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Hauffen, Shakspere in Deutschland. — Rostock: Golther, Deutsche Litteraturgeschichte in der Klassikerzeit; Tristan und Isolde in den französischen und deutschen Dichtungen des Mittelalters und der Neuzeit. — Straßburg: Ziegler, Schiller. Gillot, La littérature au XVIIIe siècle. Baeumker, Geschichte der Aesthethik. — Stuttgart (Technische Hochschule): Weitbrecht, Die deutsche Poesie im 19. Jahrhundert; Einführung in die Aesthetik. v. Westenholz, Shaksperes Lust- und Schauspiele. — Tübingen: v. Fischer, Lessings Leben und Werke. v. Lange, Geschichte der Aesthetik. Pfau, Le Misanthrope de Molière. — Wien: Heinzel, Geschichte der deutschen Litteratur. Minor, Goethe, 1775—1805; Grillparzers Leben und Werke. Weil v. Weilen, Grundriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Arnold, Die Entwicklung der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. Meyer-Lübke, Geschichte des französischen Dramas. Brotanek, Die englische Volksdichtung. Vondrák, Geschichte der böhmischen Litteratur (von ihrer Wiedergeburt an). — (Technische Hochschule): v. Weilen, Goethe, Schiller und ihre Zeitgenossen; Ausgewählte Dichtungen Goethes. — Würzburg: Rötteken, Deutsche Litteratur von Opitz bis zur Sturm- und Drangperiode; Deutsche Lyrik und Erzählungsstücke in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Petsch, Schiller als Dichter und Philosoph. Schneegans, Französische Litteratur vom 16. Jahrhundert an. Soulze, Le Misanthrope de Molière. — Zürich: Frey, Die Romantiker; Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Stiefel, Tragik, Komik und Humor; Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts; Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und H. Leuthold. Betz, Hauptepochen der neueren Litteratur; Internationale Strömung in der französischen Litteratur; Geschichte des deutschen Journalismus im 19. Jahrhundert; Litteraturvergleichende Uebersicht. Ehrenfeld, Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts; Anleitung zur litterarischen Kritik. — (Polytechnikum): Saitschick, Dostojewskis und Tolstois Ansichten über Litteratur, Kunst und Religion. Stiefel, Goethes Faust und die europäische Faustlitteratur; Von Uhland und Heine bis Scheffel und Spielhagen. Schweizerische Litteratur der Neuzeit; G. Keller, C. F. Meyer, Leuthold, Frey u. a. Vetter, Shaksperes Macbeth. Seippel, J. J. Rousseau et les précurseurs de la révolution française; Les grands prosateurs du XIXe siècle; Actualités littéraires.

Zuschriften.

Zu Grillparzers „Ahnfrau".

Die von Dr. M. Necker im „Litt. Echo" (15. Juli 1903) veröffentlichte, mir infolge längerer Abwesenheit von Wien erst Mitte September bekannt gewordene Rezension meines Werkes Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau" veranlaßt mich, in Kürze einige Bemerkungen des geschätzten Rezensenten richtig zu stellen. Necker schreibt unter anderem: „so muß er (sc. Kohm) doch selbst wiederholt zugestehen, daß die Veränderungen in den Aktschlüssen, in der Vorbereitung der Schärpenszene, in der Zerteilung des letzten Aktes in einen vierten und fünften u. dgl. m., die Schreyvogel veranlaßte, doch sehr vorteilhaft für das Stück waren". Derartige Zugeständnisse habe ich nirgends machen können und auch nicht gemacht. S. 66 meines Buches heißt es: „Zu den angegebenen Vorzügen des ersten Manuskriptes kommt noch der, daß in ihm die letzte Szene und damit auch der erste Akt zu einem natürlichen Abschluß gelangen." S. 69 schließe ich meine Untersuchung über den ersten Akt

mit den Worten: „Ein Rückblick auf die bisherige Untersuchung zeigt uns, daß der Einfluß Schreyvogels für die Tragödie nicht immer heilsam gewesen ist und daß der Dichter in seinen Bemühungen, in der Druckausgabe ein Kompromiß zwischen der ersten Gestalt der „Ahnfrau“ und der Ueberarbeitung zu schließen, sein Werk in eine schiefe Lage gebracht hat. Auf diese Weise lassen sich nicht nur die Widersprüche erklären, an denen die Druckausgabe leidet, sondern auch die Tatsache, daß unser Drama trotz der Streichungen, die das zweite Manuskript erfahren hat, den Geruch einer Schicksalstragödie nicht verloren hat.“ S. 119—127 wird von mir gezeigt, daß der von Schreyvogel verlangte ahnungsvolle Monolog der Berta am Schlusse des zweiten Aktes dem Jubelmonologe im ersten Akte und anderen Aeußerungen der Gräfin widerspricht und aus Teilen verschiedener Skizzen vom Dichter in Eile zusammengefaßt worden ist. Daher konnte ich S. 121 sagen: „Daß nicht nur dieser (sc. der Schlußmonolog), sondern überhaupt die Umarbeitung des Schlusses auf Rechnung Schreyvogels zu setzen ist, geht zur Genüge aus der oben angegebenen Randbemerkung dieses Dramaturgen hervor. Im ersten Manuskripte hat der Schluß eine viel einfachere Form.“ S. 127 schreibe ich: „Leider hat der Dichter in der zweiten Hälfte dieses Aufzuges den Wünschen Schreyvogels zu viel Gehör geschenkt“ und bemerke weiter unten, daß „diese Veränderungen nicht immer zum Vorteile der Tragödie ausgefallen sind“.

Daß die Aenderungen am Schlusse des letzten Aktes der ursprünglichen Idee und Tendenz des Dramas, nach der sich die letzte Szene als ein Ringen zwischen Jaromir und dem Gespenste darstellt, als ein Kampf zwischen Leben und Tod (vgl. S. 264), abträglich gewesen sind, ist von mir S. 264 f. nachwiesen worden. Daher heißt es S. 267: „Dieser Eindruck wird durch die Ueberarbeitung und Fassung des zweiten Manuskriptes zum großen Teile verwischt,“ und S. 268 und S. 269 lesen wir: „Die Ahnfrau des ersten Manuskriptes weiß nichts von einem derartigen Gedanken, der ihren Gefühlen nicht entspricht; nicht ihr Wohl, sondern Jaromirs Rettung kommt für sie zunächst in Frage.“ —

Von einer Vorbereitung der Schärpenszene habe ich nirgends gesprochen (vgl. S. 87 f.). Ebenso ist nicht der letzte, sondern der dritte Akt — und dies aus einem rein äußeren Grunde — in zwei Teile zerlegt worden (vgl. S. 170). „Leider ist diesen Veränderungen auch das Selbstgespräch der Berta zum Opfer gefallen“ (vgl. S. 170).

S. 315 habe ich das Resultat meiner Studien in dieser Richtung kurz in die Worte zusammengefaßt: „Einzelne vorteilhafte Aenderungen im Ausdrucke, die Einfügung der lieblichen, für die Entwicklung der Handlung jedoch belanglosen Schärpenszene im zweiten Aufzuge, die Teilung des dritten Aufzuges u. s. w. wiegen nicht den Schaden auf, den die Tragödie durch jene Umarbeitung in dem Ausbau, der Einheit der Idee, der Darstellung und Charakteristik der Personen erlitten hat.“ —

Ferner schreibt Necker: „nur vergißt er dabei, daß er selbst im besten Funde, den er machte, anführt, wie schon in Grillparzers Quelle, dem Volksmärchen von der ‚weißen Frau‘, Bertha von Neuhaus vom Grafen berichtet, er hätte seine drei Brüder verloren und das Geschlecht sei mit ihnen erloschen.“ Davon habe ich in der von mir gefundenen zweiten Quelle der „Ahnfrau“, dem von Madame Naubert erzählten Märchen der „weißen Frau“, nichts gelesen und auch in meinem Buche nichts gesagt. M. Necker scheint meinen Hinweis auf Büschings „Volkssagen“ (S. 285 f.) und Erasmus Francisci „höllischen Proteus“ (S. 274) in Eile gelesen und falsch gedeutet zu haben. —

Wien, den 24. September 1903.

Dr. Josef Kohm.

Erwiderung.

Ich habe die Besprechung des kohmschen Buches mit der Klage über die Verworrenheit seiner Darstellungsweise geschlossen, die es auch dem bestwilligen Leser — und ein solcher war ich, wie mein Artikel bezeugt, der so sachlich als nur möglich ist und auch Kohms kleine Verdienste nicht verschweigt — schwer macht, dem Autor zu folgen. Nun aber noch einmal mich an die Lektüre und Ueberprüfung dieses Buches zu machen — — nein! Auf jede Gefahr hin erkläre ich, es nicht thun zu können! Lieber lasse ich mich zur Lektüre von einigen Bänden alter Kirchenväter verurteilen. Im Ernst gesprochen: Die von Herrn Dr. Kohm hierselbst herausgehobenen Stellen seines Buches geben eine genügende Probe seiner Darstellungsweise. Mag es mit diesen Einzelheiten wie immer bestellt sein, so bleibt doch das Wesentliche meiner Kritik bestehen, was auch J. Minor und August Sauer in ihren noch viel fruchtbareren Besprechungen des kohmschen Buches in der „N. Fr. Pr.“ (7. Juni 1903) und in der Wochenschrift „Die Zeit“ (Wien) vom 10. Oktober 1903 dargethan haben, nämlich: Kohms Bemühungen, nachzuweisen, daß die „Ahnfrau“ keine Schicksalstragödie wäre, sind total verfehlt, und seine jetzt separat, ohne die Einleitung erschienene Ausgabe der ersten Fassung ist unbrauchbar. Wird Herr Dr. Kohm auch diesen Kritikern den Vorwurf der „Eilemachen?... Wen die Sache näher interessiert, verweise ich auf meine neue Einleitung zur „Ahnfrau“, die inzwischen in Witkowskis Sammlung der „Meisterdramen“ (Leipzig, Hesse) erschienen ist.

Wien, 16. Oktober 1903.

Dr. Moritz Necker.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Aue, Lucie v. der. Im Fuchswinkel. Roman. Berlin, Otto Janke. 486 S. M. 4,—.
Blank, Matth. Spiegelbilder. Kindelbrück, Naumburgiche Buchh. 128 S. M. 1,50.
Baudissin, Eva Gräfin v. Unsere Menagerie u. a. Humoresken. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 366.) Berlin, Herm. Hillger. 109 S. M. —,20.
Berend, Alice. Die weißen Mäuse und anderes. Skizzen. Berlin, Herm. Walther. kl. 4°. 95 S. M. 1,—.
Dahtmann, Ernst. Imme. Roman. Leipzig, Alwin Schmidt. 415 S. M. 3,— (4,—).
Duncker, Dora. Maria Magdalena. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 254 S. M. 2,— (3,—).
Eschelbach, Hans. Im Moor. Nov. Köln, Alb. Ahn. 151 S. M. 1,20.
Eschstruth, Nataly v. Am See. Erzhlg. Leipzig, Paul List. 112 S. M. 2,75 (3,75).
Fietz, Alois. Kreuziget ihn! Geschichten u. Typen irr. Menschen. Kindelbrück, Naumburgsche Buchh. 235 S. M. 1,50.
Gerstäcker, Frdr. Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken. Mit e. Einleitg. v. Kurt Holm. Leipzig, Max Hesse. 8 Bde. Geb. in 2 Leinw.-Bdn. M. 3,60.
Hirschberg-Jura, Rud. Ein unpraktischer Mensch. Roman. Goslar, F. A. Lattmann. 329 S. Geb. M. 3,—.
Johannsen, Johs. Die Amazone u. a. Geschichten. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).
Kirchbach, Wolfg. Die neue Religion. Erzhlg. Illustr. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 155 S. M. 1,— (1,50).
Krüger, Herm. Anders. Der Weg im Thal. Roman in 3 Büchern. Hamburg, Alfred Janssen. VII, 389 S. M. 4,— (5,—).
Meerheimb, Henriette v. Im Nebel. Roman. 2 Tle. in 1 Bd. Berlin, Otto Janke. 235 u. 169 S. M. 4,—.
Noë, Heinr. Gasteiner Novellen. Wien, A. Hartleben. 176 S. M. 2,—.
Palmé-Paysen, H. Nur eine Tänzerin. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 358 S. M. 3,— (4,—).
Perfall, Karl v. Die Treulosen. Roman. 4. Aufl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 314 S. M. 4,— (5,50).

Ruedebusch, Emil F. Die Eigenen. Ein Tendenzroman f. freie Geister. Mit Buchschmuck v. Fidus. Berlin, Johannes Räde. 369 S. M. 4,— (5,—).
Schmitz, Osc. A. H. Halbmaske. Stuttgart, Axel Juncker. gr. 8°. 242 S. M. 3,50.
Schulze-Smidt, B. Im finsteren Thal. Dresden, Carl Reißner. 330 S. M. 4,— (5,—).
Sylva, Carmen. In der Lunca. Rumänische Idylle. Regensburg, W. Wunderling. gr. 4°. 66 S. m. 2 Farbdr. Geb. M. 4,50.
Theden, Dietr. Leben um Leben. Roman. Berlin, Alfred Schall. 378 S. M. 4,— (5,—).
Viebig, C. Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel. 13. Aufl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 289 S. M. 3,50.
Vorbeck, Friedr. v. Ruhig, Philister! Lustige Geschichten. Berlin, Freund & Jeckel. 280 S. M. 3,— (4,—).
Wichert, Ernst. Geschichten im Schnee. Dresden, Carl Reißner. 249 S. M. 3,— (4,—).

Diderot, Denis. Im Kloster. Roman. Uebers. u. bearb. v. Dr. J. Max. Leipzig, Magazin-Verlag. 222 S. M. 4,—.
Jörgensen, Johs. Das heilige Feuer. Eine Legende aus dem alten Siena. A. d. Dän. v. Henriette Gräfin Halstein-Ledreborg. Mainz, Kirchheim & Co. 155 S. M. 2,— (3,—).
Lyall, Ed. Durch Stillesein u. Hoffen. Roman. Uebers. v. Ilse Charlot. Leipzig, Georg Wigand. 320 S. M. 4,— (5,—).
Sienkiewicz, Henryk. Mit Feuer u. Schwert. Histor. Roman. Nach d. illustr. Ausg. a. d. Poln. v. S. Horowitz. Berlin, Otto Janke. 296 S. M. 2,—.

b) Lyrisches und Episches.

Dohse, Dr. Rich. Mecklenburgisches Dichterbuch. Berlin, Wilhelm Süsserott. gr. 4°. XII, 338 S. Geb. M. 6,—.
Duren, Otto. Lieder u. Reime. München, Monachia-Verlag. kl. 4°. 56 S. M. 1,50.
Frendt, Therese. Thränen. Lieder u. Gedichte der Einsamkeit. Dresden, E. Pierson. 46 S. M. 1,— (2,—).
Geßner, Salomon. Idyllen. Auswahl aus der 1. Ausg. v. 1756. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen. 12°. 43 S. Kart. M. 1,—.
Gaoß, Roder. Sonettenkranz v. e. Südlandsfahrt. Dresden, E. Piersan. 25 S. M. 1,— (2,—).
Haan, Otto. Parnaßblüten. Lyrische Fiktionen. Dresden, E. Pierson. XX, 196 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).
Hahn, Ida. Gedichte. Dresden, E. Piersan. 70 S. m. Bildn. M. 1,50 (2,50).
Haller, Fred. Erste Verse. Dresden, E. Pierson. X, 104 S. M. 2,— (3,—).
Hensler, A. Die Hahenems. Eine Märe a. d. XII. Jahrh. Feldkirch, F. Unterberger. 12°. 112 S. M. 1,25 (1,70).
Hesse, Ferd. Jugend. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 2,— (3,—).
Holz, Arna. Aus Urgroßmutters Garten, e. Frühlingsstrauß aus dem Rokoko. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 238 S. Geb. M. 6,—.
Israel, Otto. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. VIII, 48 S. M. 1,— (2,—).
Klimmer, Otto. Särge u. Bräute. Neue Gedichte. Stuttgart, Axel Juncker. 82 S. M. 2,— (3,—).
Köstlin, Therese. Gieb acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. Stuttgart, Max Kielmann. 12°. X, 180 S. M. 2,— (3,—).
Krug, Wilh. Walth. Perspektiven. Dresden, E. Pierson. 168 S. M. 2,50 (3,50).
Wedde, Johs. Gedichte. Eine Auswahl aus den gesammelten Werken. Mit e. Einleitg. v. Walt. Hübbe. Hamburg, Alfred Janssen. 84 S. M. —,50.
Wildgans, Ant. Vom Wege. Gedichte. Dresden, E. Piersan. 47 S. M. 1,50 (2,50).
Walzogen, Ernst Ludw. v., u. Elsa Laura v. Wolzogen. Ehetiches Andichtbüchlein. Buchschmuck v. J. Martini. Berlin, F. Fontane & Co. VII, 80 S. M. 2,—.

Apulejus. Amor und Psyche. Ein Märchen. Uebertr. v. Prof. Dr. Eduard Norden. Leipzig, Magazin-Verlag. 85 S. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Alexander, Heinr. Der kritische Augenblick. Bluette in 2 Aufzügen. Dresden, E. Pierson. 34 S. M. 1,—.
Feldegg, F. Ritter v. Der Schleier der Maja. Drei ernste Szenen. Wien, Carl Konegen. 99 S. M. 2,— (3,—).
Grillparzer, Frz. Die Ahnfrau. Trauerspiel. Nach dem Orig.-Mskr. herausg. u. m. e. Vorworte versehen v. Dr. Josef Kohm. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 127 S. M. 1,—.
Hoffmann, Arth. Siegerinnen. 3 Einakter. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 79 S. M. 2,50.
Lohwag, Ernst. Uebergangsmenschen. Drama. Dresden, E. Pierson. 167 S. M. 2,—.
Rajmájer, Marie v. Kaiser Julian. Trauerspiel. Wien, Carl Konegen. 184 S. M. 1,70 (2,50).
Rebenzahl, Adf. Die Leibeigenen. Ein Bauerndrama. Dresden, E. Pierson. 109 S. M. 1,50.
Reubürger, Ferd. Der Meister in Wien. Eine Episode aus Richard Wagners Leben. Charakterbild in 3 Aufz. Berlin, Hugo Steinitz. XVI, 79 S. M. 2,— (3,—).
Paul, Adf. Die Dappelgänger-Kamödie. In 3 Akten. Hamburg, Alfred Janssen. 114 S. M. 2,—.
Piper, Karl Anton. Die Burschenschafter. Ein Drama a. d. Jahre 48. 4 Akte. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 168 S. M. 2,—.
Wichmann, Fritz. Bonaparte u. Bourbon. Historisches Drama aus der Zeit Napoleons I. Braunschweig, Richard Sattler. 114 S. M. 2,—.
Widmann, J. V. Festakt zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Bern 1903. Bern, A. Francke. gr. 8°. 18 S. M. 0,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bischoff, Prof. Heinr. Heinrich Hansjakob, der schwarzwälder Dorfdichter. Eine litterar. Studie. Kassel, Georg Weiß. 139 S. m. 1 Bildn. M. 1,60 (2,20).
Bloesch, Dr. Hans. Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich. (Untersuchungen zur neueren Sprach- u. Litteraturgesch. Herausg. v. Prof. Dr. Osk. F. Walzel. 1. Heft.) Bern, A. Francke. gr. 8°. 186 S. M. 2,40.
Goethe, Joh. Wolfg. v. Werke. (Sophien-Ausg.) I. Abt. 30. Bd. u. 41. Bd., 2. Abt. u. IV. Abt. 28. Bd. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. 304, 558, 462 S. M. 4,40, 8,—, 7,80.
Goethes sämtl. Werke. Jub.-Ausg. in 40 Bdn. 24. Bd. Dichtung u. Wahrheit. Mit Einltg. u. Anmerkgn. v. R. M. Meyer. 3. Tl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 310 S. Geb. M. 2,— u. 3,—.
Gschwind, Dr. Herm. Die ethischen Neuerungen der Früh-Romantik. (Untersuchungen. Herausg. v. Prof. Dr. Osk. F. Walzel. 2. Heft.) Bern, A. Francke. gr. 8°. 136 S. M. 2,40.
Heinse, Wilh. Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Erzhlgn. (Sämtl. Werke. Herausg. v. Carl Schüddekopf. 2. Bd.) Leipzig, Insel-Verlag. 370 S. M. 6,— (8,— u. 9,—).
Herders Werke. Herausg. v. Prof. Dr. Thdr. Matthias. Kritisch durchges. u. erläut. Ausg. 5 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 73, 471, 539, 495, 547 u. 372 S. m. Bildn. u. 1 Fksim. Geb. in Leinw. M. 10,—; in Saff. M. 15,—.
Krüger, Herm. Anders. Pseudoromantik. Friedrich Kind u. der Dresdner Liederkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Leipzig, H. Haessel. VII, 213 S. M. 4,— (5,—).
Krüger-Westend, Herm. Goethe u. der Orient. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. gr. 8°. 36 S. M. 1,20.
Oldenberg, Herm. Die Litteratur des alten Indien. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 299 S. M. 5,— (6,80).
Singer, Prof. Dr. S. Schweizer Märchen. Anfang e. Kommentars zu der veröffentlichten schweizer Märchenlitteratur. (Untersuchungen. Herausg. v. Prof. Dr. Oskar F. Walzel.) Bern, A. Francke. gr. 8°. 78 S. m. 1 Abbildg. M. 1,20.

e) Verschiedenes.

Arent-Denart, Max. Christus kein Welterlöser. Eine unkirchl. Studie. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 80 S. M. 1,—.
Bojanowski, P. v. Herzog Carl August u. der pariser Buchhändler Pougens. Ein Beitrag zur Geschichte der internationalen Beziehungen Weimars. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. gr. 4°. 26 S. M. 1,20.
Deninger, Dr. A. Die Araber in Spanien. 5 Bilder. Dresden, E. Piersan. 128 S. M. 1,50.
Dessoir, Prof. Max, u. Priv.-Doz. Paul Menzer. Philosophisches Lesebuch. Stuttgart, Ferdinand Enke. gr. 8°. VIII, 258 S. M. 4,80 (5,60).
Dieske, Max. Was muß man von Nietzsche wissen? Allgemeinverständl. Darstellg. seines Lebens u. seiner Lehren. Berlin, Hugo Steinitz. gr. 8°. 63 S. M. 1,—.
Drews, Praf. Dr. Arthur. Nietzsches Philosophie. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. X, 561 S. M. 10,—.
Faustus, Dr. Heinr. Aus dem Leben e. Arztes. I. Vertreterfreuden. II. Der Landarzt. III. Allg. Betrachtgn. über Ethik im Stande u. Handeln des Arztes. München, Seitz & Schauer. gr. 8°. 23 S. M. —,60.
Grazie, M. E. delle. Sämtl. Werke. (In 30 Lfgn.) 1. Lfg. 1. Bd. Robespierre. 2., vielfach verb. Aufl. 1. Tl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VII u. S. 1—112 m. Bildn. M. 1,—.
Heyck, Ed. Hans v. Bartels. Mit Bildn., 104 Abbildgn. im Text u. 10 Einschaltbildern. (Künstler-Monographieen. LXVII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 116 S. Kart. M. 4,—.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen m. besond. Berücksichtigung der Homosexualität. Herausg. v. Dr. Magnus Hirschfeld. 5. Jahrg. 2. Bd. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. III u. S. 707—1368 m. Abbildgn. u. Taf. M. 10,—.

Kohut, Dr. Adf. Justus v. Liebig, sein Leben und Wirken. Mit ungedruckten Briefen Liebigs, 2 Briefen Liebigs in Fksm. u. 34 Orig.-Illustr. Gießen, Emil Roth. gr. 8°. VIII, 394 S. M. 5,— (6,—).

Kralik, Rich. v. Die Weltgeschichte nach Menschenaltern. Eine universalhistor. Uebersicht. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 87 S. M. —,60.

Leist, Arth. Das georgische Volk. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. VII, 328 S. m. Abbildgn. M. 5,— (6,—).

Leuß, Hans. Aus dem Zuchthause. Verbrecher u. Strafrechtspflege. (Kulturprobleme der Gegenwart. Herausg. v. Leo Berg. 7. Bd.) Berlin, Johannes Räde. XII, 241 S. M. 2,50.

Liliencron, A. v. General der Infanterie Freiherr Karl v. Wrangel. Ein Lebensbild nach seinen eigenen Aufzeichngn. Gotha, F. A. Perthes. gr. 8°. V, 195 S. m. 2 Portr. M. 2,40 (3,40).

Loga, Valerian v. Francisco de Goya. Berlin, G. Grote. gr. 4°. 248 S. m. 126 Abbildgn. u. 1 Bildn. auf 86 Taf. Kart. M. 24,—.

Luther, Dr. Martin. Werke. Kritische Gesamtausg. 27. Bd. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. Lex.-8°. XXXI, 555 S. M. 16,60 (21,60).

Meyers Volksbücher. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Nr. 1359—61. Gerstäcker, Frdr. Mississippi-Bilder. 175 S. — 1362/63. Grillparzer, Frz. Ein treuer Diener seines Herrn. 83 S. — 1364/65. Grillparzer, Frz. Des Meeres u. der Liebe Wellen. 82 S. — 1366—68. Grillparzer, Frz. Das goldene Vlies. 168 S. — 1369/70. Grillparzer, Frz. König Ottokars Glück u. Ende. 111 S. — 1371. Grillparzer, Frz. Die Jüdin v. Toledo. 72 S. — 1372/73. Grillparzer, Frz. Ein Bruderzwist in Habsburg. 106 S. — 1374. Grillparzer, Frz. Der arme Spielmann. Nov. 56 S.

Reclams Universal-Bibliothek. 4461/62. Schöne, Herm. Aus den Lehr- u. Flegeljahren e. alten Schauspielers. Mit 3 Bildn. d. Verf. u. e. biogr. Vorwort v. H. Thimig. 143 S. Geb. M. —,80. — 4463. Feth, A. A. Gedichte. Autor. Verdeutschg. v. Frdr. Fiedler. 96 S. m. Bildn. Geb. M. —,60. — 4465/66. About, Edmond. Die Spielhölle in Baden-Baden. (Trente et Quarante.) A. d. Frz. v. Dr. Aug. Baumeister. 192 S. — 4468. Gerstäcker, Frdr. Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Erzhlg. 127 S. — 4469. Heijermans, Herm. Ghetto. Schauspiel. A. d. Holl. v. P. Raché. 72 S. — 4470. Lazarevic, Lazar K. Serb. Erzhlgn. Uebers. v. Jos. Beckmann. 109 S.

Antommarchi, Dr. F. Napoleon I. kurz vor seinem Tode. Nach dem Journal des A. Uebertr. v. Osc. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 2 Tle. gr. 8°. 225 u. V u. 192 u. III. S. m. 2 Taf. M. 7,20 (9,20).

Eckehart, Meister. Schriften u. Predigten. A. d. Mittelhochdeutschen übers. u. herausg. v. Herm. Büttner. 1. Bd. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. LVIII, 241 S. M. 4,— (5,50).

Hedenstjerna, Alfr. af. Lebensbilder. Nach dem Mskr. des Verf. übers. v. Ernst Brausewetter. Berlin, Ulrich Meyer. 160 S. M. 1,— (2,—).

Neera. Das galante Jahrhundert. Eine Studie über mehrere französ. Frauen des 18. Jahrh. A. d. Ital. v. M. v. Berthof. Dresden, Carl Reißner. V, 202 S. M. 3,— (4,—).

Riemann, Prof. Dr. Hugo. System der musikalischen Rhythmik u. Metrik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. XII, 316 S. Geb. M. 8,50 u. 9,—.

Tolstoi, Graf Leo N. Das Reich Gottes ist inwendig in euch. 2. Bd. (Sämtl. Werke. I. Serie, 7. Bd.) 350 S. M. 2,50 (3,50). — Die Kreutzersonate samt Nachwort. (III. Serie, 15. Bd.) 187 S. M. 1,20 (2,—). Leipzig, Eugen Diederichs.

Antworten.

Herrn Prof. **H. S.** in Lüttich. Das Buch von Albert Bielschowsky führt den Titel: „Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidharts v. Reuenthal." (Berlin 1891, Mayer & Müller. M. 9,50.)

Herrn Dr. **H. D** in Stockholm. Folgt wegen Raummangels im nächsten Heft.

Berichtigungen. Auf Sp. 104 des vorigen Heftes, Zeile 5 v. u. muß es Paton (statt Pater) heißen. — Der Verfasser des auf Sp. 119, Zeile 39 v. o. registrierten Artikels „Der Traumpilger Ernest Renan" ist nicht Wittmann, sondern Paul Wiegler.

Anfrage. Ich hatte jüngst Gelegenheit, ein Exemplar des ›Gamiani‹, geschmückt mit den Radierungen von Felicien Rops, zu durchblättern. Obwohl mit dem Namen Alfred de Mussets offenkundig gezeichnet, scheint es mir doch zweifelhaft, daß dieses nicht um der Pornographie, sondern um seines künstlerischen Unwerts willen häßliche Buch — das selbstverständlich nur unter der Hand verkauft wird — den französischen Lyriker thatsächlich zum Autor hat. Eine verläßliche Nachricht über die Entstehung würde vielleicht auch weitere Kreise interessieren. St. Z.

☛ *Diesem Heft liegt das Inhaltsverzeichnis für den 5. Jahrgang bei. Wir bitten, falls es fehlen sollte, bei der Buchhandlung bezw. dem Postamt zu reklamieren.*

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.

Zweites November-Heft.

VI. Jahr. No. 4. | 15. November 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

E. D. 03

Inhalt

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker Verlag in Stuttgart.

Von **Karin Michaëlis** erschien:

Das Kind. Novelle. 2 M., gebd. 3 M.

Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe. 3 M., gebd. 4 M.

Der Richter. Roman. 3 M., gebd. 4 M.

LEO BERG schreibt in einem längeren Aufsatz über die Verfasserin: Ein bedeutendes Talent und starkes Frauentemperament hat sich in ihnen angekündigt, das sicherlich bald unter den ersten Namen mitgenannt werden wird, die heute vom germanischen Norden aus über das litterarische Europa sich verbreiten. — Eine Frau, die etwas Besonderes zu sagen hat, was nur eine Frau sagen kann, die in die verschlossenen Gebiete der Frauenseele hineindringt und mit unmittelbarer Gewalt darstellt, was sie gesehen hat. — Die litterarische Kritik, die Psychologie und die Presse werden sich mit Karin Michaëlis noch viel zu beschäftigen haben.

Illustr. Verlagskatalog gratis und franko.

Soeben erschienen die zweite Auflage

Von reifen Früchten

Meiner Verse zweiter Teil von

Otto Erich Hartleben

In Leinwand gebunden 3 Mark

Von einer edlen, süßen Reife sind diese Gedichte, abgeklärte Gedanken und Gefühle in vollendeter Form, alles voll weiser Bändigung, voll von der Selbstbeschränkung, in der sich der Meister zeigt, rotes Leben keusch in weißem Marmor verschlossen, wie bei den griechischen Statuen der besten Zeit. Vornehmheit war von je die Signatur der Hartlebenschen Kunst, auch seiner übermütigsten Novellen. Er giebt sich in dem, was er schreibt, genau so, wie er ist, ungeniert und frei, und doch wirken seine Sachen so erquickend vornehm und keusch. Das ist das Geheimnis der Form, die er so wunderbar beherrscht. Goldene Früchte reicht er diesmal seinen Verehrern in kristallener Schale, und das wird ihm gedankt werden von allen, die wirklich künstlerischen Sinn haben und wissen, daß es in erster Linie die Form ist, die den Künstler vom Dilettanten unterscheidet.

Verlag von Albert Langen in München-Le.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Dichtungen. 4. Afl. Jubil.-Ausg. M. 3,—, in Orig.-Gbd. M. 4,—. — Röm. Schlendertage. 10. Afl. 20 Vollbilder. M. 6,—, in Orig.-Gbd. M. 7,—. — Marschenbuch. 4. Afl. M. 6,—, in Orig.-Gbd. M. 7,—.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 6,—, in Orig.-Gbd. M. 7,—.
Bulthaupt, H., Dramaturgie. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Afl. M. 6,—. II. Shakespeare. 8. Afl. M. 5,—. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 7. Afl. M. 5,—. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 8. Afl. M. 6,— (i. Orig.-Gbd. pro Bd. M. 1,— mehr).
Gardini, C., In der Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. M. 5,—, in Orig.-Gbd. M. 6,—.
Geiger, L., Aus Adolf Stahr's Nachlaß. M. 5,—, in Orig.-Gbd. M. 6,—.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Afl. M. 6,—, in Orig.-Gbd. M. 7,—.
Proelß, Deutsch-Capri. M. 3,—.
Salomon, L., Gesch. d. dtsch. Zeitgswes. I. u. II. Bd. brosch. à M. 8,—.
Sello, G., Alt Oldenburg. M. 3,—, in Orig.-Gbd. M. 4,—.
Sienkiewicz, H., Briefe aus Afrika. M. 3,—, in Orig.-Gbd. M. 4,—.
Zabel, E., Zur mod. Dramaturgie. *Stud. u. Kritik. über d. dtsche. Theater. 2. Afl. M. 5,—, in Orig.-Gbd. M. 6,—. **Stud. u. Kritik. über d. ausländ. Theater. 2. Afl. M. 5,— in Orig.-Gbd. M. 6,—. ***Stud. u. Kritik. a. alter u. neuer Zeit. M. 5,—, in Orig.-Gbd. M. 6,—.

Oesterreichische Verlagsanstalt

Wien I, Seilergasse 2.

Neue Bücher

Soeben erschienen:

Alraunenmären von **Guido List.** Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der bekannte Forscher und Germanist erzählt hier Sagen von Urzeit bis in die Neuzeit. Wer Guido List's farbenprächtigen Stil kennt, wird überzeugt sein, dass in dem Buch wahre Perlen der Erzählungskunst geboten werden.

* * *

Ahasver. Eine Tragödie von **Wolfgang Madjera.** Brosch. M. 1.50.

Der Autor ist als Bühnenschriftsteller gut eingeführt. Die Legende des Ahasver löst er, indem er den Helden als den Inbegriff der stets sich erneuernden Jugendkraft zeichnet.

* * *

Stunden und Sterne. Gedichte von **Bodo Wildberg.** Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ein wahres Kunstwerk durch die abgeklärte poetische Form und tiefe Gedanken.

* * *

In falschen Geleisen. Roman von **Anton Schott.** Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein Buch, in welchem der Rassenkampf geschildert wird, der Kampf eines urdeutschen erbgesessenen Bauerndorfes gegen die sich festsetzenden Böhmen.

* * *

Die Bücher sind vorrätig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen und vom Verlag

---

Das Suchen der Zeit

Herausgeber Fr. Daab u. H. Wegener. I. Bd vornehm cartoniert: 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.
Unveröffentlichte Originalbeiträge: Bonus. Daab. Gunkel. Lhotzky. Meyer-Zwickau. Niebergall. Prellwitz. Wegener. Weinel.

EDMUND OBST & Co.

Papier-Fabriklager · und Vertretung ·

— — — — Berlin SW. 48, Friedrichstr. 240/241. — — — —

Feine Briefpapiere · Schreib- und Konzept-Papiere
· · Bütten-Billetpost und Karten · ·
(Kartons à 50 Bogen und 50 Umschläge von M. 3.— an).
· · · · · · Haus in Leipzig: Seeburgstr. 53. · · · · · · ·

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

G. Baumbergers Reiseschilderungen.

Blaues Meer und schwarze Berge.

Volks- und Landschaftsbilder aus Krain, Istrien, Dalmatien, Montenegro. Mit 60 Illustr. 336 Seiten. 130 × 205 mm.
Broschiert Mk. 3,20. Elegant gebunden Mk. 4.—.

Grüess Gott. Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz. Illustriert. 320 Seiten. 130 × 205 mm.
Broschiert Mk. 3,20. Elegant gebunden Mk. 4.—.

Das ist wieder einmal der ganze Baumberger mit seinem blühenden Geist und seiner sonnigen Laune, mit dem scharfen Auge, der tief empfindenden Seele, dem tiefen Gemüt, dem lachenden Witz und zarten Humor. Wer das Buch liest, liest das Ganze und lernt es lieben, denn die Zaubermacht des Schönen hat hier die Hand des Schreibers geleitet. P. Sigisbert Meier, Prof. d. Aesthetik.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gärungen — Klärungen

Wiener Roman von Franz Josef Gerhold.

Preis brosch. M. 4,20, geb. M. 5,—.

Mit ätzender Schärfe und grosser Kraft schildert der Verfasser die Gesellschaft des heutigen politisch und sozial zerklüfteten Wien. Ein Stück Kulturgeschichte.

——— Zu haben in allen Buchhandlungen. ———

Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien u. Leipzig.

☛ Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: von Herren Ernst Hofmann & Co., Verlag in Berlin, (H)erren Schuster & Löffler, Verlag in Berlin, von Herrn Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 4	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	15. November 1903	Berlin W. 35. Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Der Dramaturg.

Studie von Alfred Klaar (Berlin).

Was ist ein Dramaturg? Die Frage klingt ein wenig kindlich; aber da verschiedene Menschen sie verschieden beantworten dürften, ist es wohl wert, sie aufzuwerfen. Nicht nur, weil wir im allgemeinen — zum Zwecke der Verständigung — mit den Worten möglichst gleiche Vorstellungen verbinden sollen, sondern weil hier insbesondere die verschiedenartige Worterklärung auf ein Schwanken in der Sache, in der Auffassung einer wichtigen Funktion deutet. Daß eine Funktion wichtig sein soll, über deren Inhalt man sich erst verständigen muß, könnte wiederum leicht dem Spotte ausgesetzt sein; aber auf die Gefahr dieses Spottes hin wage ich die Behauptung: seit etwa anderthalb Jahrhunderten fühlt das deutsche Theater das Bedürfnis nach einer dramaturgischen Hilfe, ohne daß es bisher gelungen wäre, von dieser ersehnten Stütze ein festes, einheitliches Bild zu geben.

Es ist dies durchaus nicht der einzige Fall, in dem das Gefühl der Ergänzungsbedürftigkeit an einer Anstalt ein Amt ins Leben ruft und doch noch die rechte Einsicht fehlt, die Vollmachten des Amtes, die Pflichten und Rechte deutlich zu bezeichnen und mit festen Bestimmungen zu umhegen. Seit den Tagen, in denen geplante Kriegszüge aufkamen, hat jeder beschließende und handelnde Feldherr das Bedürfnis empfunden, eine beratende Kraft, die für alle theoretischen Voraussetzungen des Beschlusses aufkommt, an seiner Seite zu haben. Aber viele Jahrhunderte hat es gedauert, ehe dieses notwendige Ineinandergreifen zweier Kräfte so klar durchgebildet und so fest organisiert war, wie es heute in dem Verhältnis des Generalstabchefs zum Feldmarschall der Fall ist. In einer Vereinssitzung wird immer die Phrase bejubelt: „Bevor wir ein Komitee wählen, müssen wir genau wissen, was wir wollen". Das ist eben das Feld erst zu erweckender Bedürfnisse und häufig auch der logischen Spielereien, wo man erst eine Aufgabe sucht, um sie dann auszuführen. Im natürlichen Leben, im Bereich der notwendigen Bedürfnisse entwickeln sich die Dinge anders. Es entsteht etwas, weil ein dunkler triebhafter Grund vorhanden ist, und aus dem Umgestalten bildet sich allmählich ein Organismus, den wir hinterher logisch zu bestimmen und zu erklären versuchen. In solchen Fällen des natürlichen Werdens ist das Logische immer das Letzte. Der Dramaturg ist aber etwas Natürliches beim Theater, wenigstens beim deutschen Theater, das ja, beiläufig bemerkt, überhaupt das einzige auf dem Erdenrund ist, das seit den Tagen der Antike wieder als eine wichtige Staats- und Volksangelegenheit, die sich organisch entwickelt, nicht bloß als eine Luxus- und Unterhaltungsstätte angelegt, wenn auch nicht ausgebildet ist. Bei uns, bei den Deutschen, ist das Wort „Dramaturg" so alt, wie überhaupt die Versuche, ein Nationaltheater zu schaffen. In der ganzen langen Zeit der Entwickelung aber hat sich das Verhältnis der Dramaturgen zum Theater nicht recht klären wollen. Immer wieder taucht der Mann im Amte auf, immer handelt es sich um einen Menschen litterarischer Herkunft, der sich von rein geistiger Seite dem Theater genähert hat und den dieses für seine praktische künstlerische Thätigkeit nutzen will — und immer wieder wechseln die Pflichten und Verrichtungen, in denen sich der Berufene erprobt oder an deren Ausführung er scheitert.

Nach altem, nicht immer gutem Brauch sollte hier zunächst eine sprachliche Worterklärung geboten und aus dem ursprünglichen Wortsinn eine Reihe von Schlüssen gezogen werden. Das hat aber nur dann einen gewissen begrenzten Wert, wenn ein volkstümlich entstandenes Wort von ursprünglicher Bildkraft unter dem Eindruck der Veränderungen, die die bezeichnete Sache selbst erlitt, allgemach seinen Ursinn geändert hat. Die Aufdeckung des Ursinns dient dann dazu, an den Entstehungskeim der Sache selbst, an die erste Vorstellung, die man mit dem ursprünglichen Wahrnehmen der Sache oder mit ihrer Begründung verband, zurückzuführen. Unwesentlich dagegen ist diese Wortanalyse bei Dingen und Einrichtungen, für die irgend ein Gelehrter zu Unterscheidungszwecken eine Bezeichnung

eingeführt hat. So ein technischer Ausdruck ist lediglich ein Name, ein angehefteter Zettel, ein Orientierungsbehelf, wie eine Hausnummer oder ein Hausschild, die mit der Natur des Hauses selbst nichts zu schaffen haben. So steht es mit Dramaturg und Dramaturgie. Von der Welt, in der δραματουργειν — ein spätgriechisches Wort — so viel wie ein Drama verfassen bedeutete, führt keine kontinuierliche Entwickelung lebendiger Anstalten zu der unseren herüber. Die Sprachkenntnis sagt uns, das Wort ist aus den Stämmen der Wörter Drama und Ergon, also Handlung (im Theatersinne) und Werk zusammengesetzt, der Dramaturg wäre sonach jemand, der ein Drama ins Werk setzt. Das kann der Unternehmer, der Leiter, der Dichter, der Regisseur u. s. w. sein, aus dieser allgemeinen weiten Bestimmung wäre auch dann nichts hervorzuholen, wenn das Wort aus dem Bedürfnis heraus sich volkstümlich gebildet hätte. Aber es ist wie gesagt ein Gelehrtenwort, und meines Wissens ist es als solches vor Lessing im Deutschen nicht gebraucht worden. Nach der Zeitmode wählte der bereits gefeierte Kritiker und Theaterdichter das griechische Wort „Dramaturgie“ für die so tief in unsere litterarische Entwicklung eingreifenden Ausführungen, mit denen er den von kunstfreudigen Bürgern ins Werk gesetzten Versuch eines Nationaltheaters in Hamburg begleitete. Erst nach seiner hamburger Dramaturgie nannte man ihn den hamburger Dramaturgen, und alle verschiedenen Bedeutungen, die man später dem Worte beilegte und noch heute beilegt, weisen auf Lessing, auf sein Verhältnis zu jenem Nationaltheater zurück. Lessing war einesteils Kritiker, wenigstens in der ersten Zeit Referent, der die Vorstellungen mit seinen Erklärungen, Schilderungen und Urteilen begleitete. Er war aber keineswegs, wie es heute die Regel ist, als Kritiker vom Theater abgelöst, der Anstalt gegenüberstehend, ein Richter, der eine fremde Sache aburteilt, sondern von der Anstalt selbst berufen, ihr offizieller Ratgeber, ihr eingesetzter litterarischer Förderer, der auf der einen Seite der Leitung und den Schauspielern von Amts wegen Richtung und Winke geben, auf der anderen dem Publikum Gefühl und Verständnis für das Gewollte und Geleistete erwecken sollte. Er war endlich auch angestellter Theaterdichter, wenigstens war, als man ihn berief, die Meinung, daß er die Bühne auch durch Zuwendung seiner Stücke fördern sollte. Es kam dann anders, er brachte nur seine fertige Meisterkomödie mit, und ehe er dazu gelangte, für das hamburger Theater neu zu produzieren, entsagte er aus litterargeschichtlich oft erörterten Gründen der fortgesetzten Kritik der Vorstellungen und bald darauf seinem ganzen amtlichen Verhältnis zum Theater. Wie er aber das Wort „Dramaturgie“ erst eingeführt hat, so hat sich der Begriff des Dramaturgen aus seiner damaligen Stellung, die bald zu einer historischen wurde, entwickelt. Er vereinigte in sich zwei Aemter, die damals — es soll davon noch ausführlicher die Rede sein — vereinbar schienen, und sollte auch noch ein drittes versehen, obgleich es praktisch nicht dazu kam. Er war zugleich Angestellter, litterarischer Berater der Kunstanstalt und öffentlicher Kritiker, und sollte auch Theaterdichter sein. Die Funktionen sind längst auseinandergefallen und mußten auseinanderfallen.

Man wollte damals ein Amt schaffen, von dem man sich viel versprach, und es entstand daraus etwas Größeres: ein Werk, das anderthalb Jahrhunderte seinen Wert für das Verständnis des Dramas und der Entwicklung des Theaters bewahrt hat. In der Art aber, wie die Einrichtung des Amts an den praktischen Lebensbedingungen scheiterte, ist dieser erste typische Dramaturgenversuch überaus lehrreich. Die Theaterfreunde von heute können es sich kaum vorstellen, was damals dem hamburger Komitee vorschwebte, als es Lessing als Dramaturgen berief. Diese trefflichen Männer, voran Abel Seyler, sagten sich sehr naiv: was können wir besseres für unser Theater thun, als den ausgezeichnetsten Kenner dieses Gebietes damit beauftragen, die Vorstellungen mit seinen lehrreichen Urteilen und Erklärungen zu begleiten? Lessing war also gewissermaßen der kritische Amtmann des Theaters, er war dazu beauftragt und dafür honoriert, seinen Auftraggebern über ihre Leistungen die Wahrheit zu sagen. Er ließ es auch daran nicht fehlen, er wertete ganz unbefangen — ohne Rücksicht darauf, ob die Eitelkeit der Unternehmer oder der materielle Vorteil der Anstalt darunter litt — die Stücke und die Aufführungen und beurteilte als freier Mann die Schauspieler ohne Rücksicht darauf, daß sie als integrierende Bestandteile zu dem Ganzen, dem auch er diente, gehörten. Binnen kurzem kam es so, wie es kommen mußte. Dieses so ideal gedachte Zusammenleben der Arbeit und ihrer öffentlichen Kritik unter einem Dache führte zu innerem Widerstreit. Es gab Reibungen, und die entzündbarste Seite geriet zunächst ins Feuer, nämlich die schauspielerische Empfindlichkeit. Der Fall lag obendrein — und das ist wiederum typisch — derart, daß die Schauspielerin, die sich den angestellten Kritiker nicht gefallen lassen wollte, nach obenhin Einfluß hatte und ihren Widerspruch amtlich zu bekräftigen wußte. Einem Mann, wie Lessing, mußte dies die ganze Thätigkeit verekeln; er ließ auch nach kurzer Zeit die Schauspielerkritik gänzlich fallen und bald darauf das aktuelle Kritikergeschäft überhaupt, indem er in seinen dramaturgischen Blättern allmählich von den Besprechungen der einzelnen Aufführungen absah und — jenseits der täglichen Kunstereignisse — den Faden der dramaturgischen Theorie philosophisch weiterspann. Das Theater hatte also einen ausgezeichneten litterarischen, mit dem Wesen seiner Aufgaben vertrauten Mann zu einem Amte berufen, das dieser just als Theaterbeamter unmöglich erfüllen konnte.

Heute würde man über den bloßen Versuch lächeln, einen Kritiker, der die Wahrheit verkünden soll, vom Theater anstellen und besolden zu lassen. Die Erfahrung hat längst gelehrt, daß nur der völlig Unabhängige der reizbaren und empfindlichen Theaterwelt den Spiegel ungestört entgegenhalten kann — ganz davon zu schweigen, daß Theater große geschäftliche Unternehmungen geworden sind, die — mit Einschluß der Hoftheater — sich mit Händen und Füßen gegen die Zumutung wehren würden, aus eigenen Mitteln einen Kunstrichter zu bestellen, der unter Umständen der Zerstörer ihrer Kassenerfolge wäre. Es ist indessen sehr charakteristisch, daß dieser auf kindlich idealen Voraussetzungen beruhende Gedanke, sich den litterarischen Kritiker von Amtswegen beizugesellen, auch später noch öfter wiederkehrte. Der Deutsche

läßt nicht leicht von schwärmerischen Vorstellungen praktischer Verhältnisse, die einen ungewöhnlichen Seelenadel aller Beteiligten zur Voraussetzung haben. Freilich springt die allzustraff gespannte Saite, und das Ergebnis der moralischen Ueberspannung fällt nur zu leicht in den stärksten Gegensatz der ursprünglichen Absicht. Von den Theaterdirektoren, die sich im Laufe langer Jahre einzelne Kritiker durch mehr oder minder versteckte Besoldungen zu gefügigen Beamten machten, soll hier weiter nicht die Rede sein; denn da ist die moralische Voraussetzung sicherlich auf einer Seite, oftmals aber auf beiden nichts als Heuchelei. Aber wenn Immermann z. B. Grabbe nach Düsseldorf berief, um ihn als Privatsekretär zu nutzen und ihn zugleich als Kritiker über das Theater schreiben zu lassen, so war er gewiß von der ehrlichen Meinung erfüllt, einesteils den jungen Litteraten zu fördern, andererseits in diesem einen Helfer seiner eigenen Intentionen und Leistungen, die er für gleich ausgezeichnet hielt, zu finden. Da lag nun freilich keine Heuchelei, aber ein höchst entwickeltes Selbstgefühl, das an Unfehlbarkeitsdünkel grenzte, zugrunde. Immermann hielt es für ganz selbstverständlich, daß Grabbe, dem er weit überlegen zu sein glaubte, seine beste Kraft daran setzen werde, die Großthaten des düsseldorfer Theaters im einzelnen zu beleuchten; Grabbes wilde Genialität dagegen tobte sich kühn und selbständig in diesen Theaterbesprechungen aus und schonte nicht nur keine Schwäche, sondern trat sogar mit radikaler Skepsis an die Größten der Weltlitteratur heran, so daß Immermann nur einer der Kleineren unter jenen war, denen er in seinen Kritiken den Respekt versagte. Natürlich kam es zu Entzweiung, Feindseligkeit und Trennung für immer. Also hier aus einem späteren Jahrhundert ein drastisches Beispiel dafür, daß kein für die Bühne oder für die Kritik haltbares Verhältnis sich daraus ergeben kann, wenn das Theater oder dessen Leiter sich den öffentlichen Referenten bestellt. Alle Versicherungen des einen Teils, von der Wahrheit und nur von dieser profitieren zu wollen, alle Behauptungen des anderen, sich wie ein angestellter Richter des Theaterstaates unabhängig zu fühlen, werden durch die lebendige Erfahrung widerlegt. Der Kritiker, der da fördern soll, muß dem Theater frei gegenüberstehen, das Theater, das die Förderung empfängt, in Haupt und Gliedern von dieser Freiheit überzeugt sein.

Die Gewohnheit, den Kritiker überhaupt als Dramaturgen zu bezeichnen — auch wenn er gar keine offizielle Beziehung zum Theater hat —, ist sprachlich seit Lessings Tagen erhalten geblieben. Aus unserer Betrachtung aber können wir den Kritiker getrost ausschalten; denn wir möchten uns ja ins Bewußtsein rufen, welche Entwicklung das Theateramt des Dramaturgen durchgemacht hat und welche festumgrenzten Aufgaben es allmählich an sich zieht. Diese Entwicklung ist merkwürdig genug, denn sie faßt, bei Lichte gesehen, nichts Geringeres in sich als den Kampf um den unmittelbaren litterarischen Einfluß auf die lebendige Bühne. Leicht war dieser Einfluß nicht zu gewinnen, denn während die Entwicklung dramatischer Dichtung in deutschen Landen nachweisbar im 18. Jahrhundert mit bewußten litterarischen Bestrebungen zusammenhing, während im Gegensatz zu Frankreich, Spanien und England das Werden unseres klassischen Dramas von den dramaturgischen Theorieen nicht zu trennen ist, hat sich das lebendige Theater in ganz anderen Regionen, in einer von der Litteratur nur oberflächlich gestreiften wilden Schauspielerpraxis entwickelt. Das ist auch etwas, das sich der Kulturmensch von heute nur schwer vorstellen kann, weil die Unterordnung des ganzen Schauspielapparates unter die jeweiligen Forderungen der Dichtung, also unter die Litteratur an allen ernstgenommenen Kunstanstalten heute so allgemein anerkannt wird, daß diese geistige Gliederung der Gewalten dem Theaterfreund längst in Fleisch und Blut übergegangen ist.

In Wahrheit aber ist dieser Zustand — die allgemeine theoretische Anerkennung des Uebergewichts, das der Litteratur auf der Bühne zukommt, und die praktische Verwirklichung dieser Rangordnung, die sich trotz allen Widerstreits heute schon in vielen Einrichtungen ausprägt — das Ergebnis einer langen Entwicklung. Geschaffen wurde die Bühne auch bei uns von fahrenden Schauspielern, die sich durchaus selbstherrlich fühlten und denen die Litteratur nur ein untergeordneter Behelf für ihre praktisch erprobten Wirkungen war. Nirgendwo in der Welt wurde von allem Anfang an der Thespiskarren von der Dichtung oder von der Litteratur gelenkt; überall war es die bewegliche leichtfertige Schauspielerei mit ihrem Hang zu unmittelbaren bunten sinnlichen Wirkungen, die das Fahrzeug zimmerte, es ins Rollen brachte und ihm die wechselnde Richtung gab. Auf einem langen Wege, dessen Stationen freie Zelte, Paläste und Spelunken waren, gelang es ganz allgemach, auf die Höhen der Poesie und der Litteratur zu gelangen. Das ist ein interessantes Stück Theatergeschichte, die ich hier nur streifen kann. Genug daran, daß uns das Theater, das den Keim des heutigen bildet, erst von fahrenden Truppen nach Deutschland gebracht wurde. An den Höfen waren es französische Schauspieler und italienische Sänger, die sich in den Haustheatern der Souveräne produzierten, an den Stätten volkstümlicher Komödie, in rasch aufgeschlagenen Bretterbuden und in Wirtshäusern die sogenannten englischen Komödianten, deren Geschichte erst in unseren Tagen geschrieben wurde. Die einen, die da und dort mit Gunst und Geld überschüttet wurden und die trotzdem nicht für bürgerlich ehrenhaft galten, und die anderen, die umherzigeunernden, die auf bürgerliche Gleichstellung nicht einmal den Anspruch erhoben und sich als Freigelassene der Gesellschaft wohlfühlten, waren mit wenigen verschwindenden Ausnahmen künstlerisch veranlagte, zum Teil geniale, aber durchaus unlitterarische Menschen; das Stück war ihnen nichts als Unterlage für ihr Theaterspiel, sie fragten garnicht danach, woher es komme, weder nach dem Autor, noch nach der nationalen Herkunft, geschweige denn nach dem Sinn und Wert des Ganzen; sie veränderten es beliebig, wie sie es für ihre Künste und Wirkungen brauchen konnten, sodaß oft in den Ueberlieferungen und Souffleurbüchern kaum ein Gerippe der ursprünglichen Gestalt übrig blieb, und sie hätten ihren ganzen Hohn über einen Kritiker ergossen, der als Apostel im Sinne unserer heutigen Auffassung aufgetreten wäre und ihnen gepredigt hätte, daß es ihre wahre Bestimmung sei, sich in den strengen Dienst der Dichtung zu stellen.

In der Uebergangszeit, in der von geistigen Tribunalen her die große künstlerische und kulturelle Bedeutung der deutschen Dichtkunst verkündet wurde,

gab es Annäherungen und Plänkeleien, Zärtlichkeitsausbrüche und Schmollepisoden zwischen der Selbstherrlichkeit, die den Schauspielertruppen noch in den Gliedern lag, und der Litteratur, die sich mit wirklicher Ueberlegenheit oder auch mit schulmeisterlicher Herrschsucht der Theater bemächtigen wollte. Wie die gewitzten Komödianten mit den Pedanten umsprangen, die seit jeher — aus einer inneren Reaktion heraus — eine gewisse Liebe zum Theater hatten und darum da und dort in deutschen Landen mit dem Schulbakel der Gelehrsamkeit das leichte und übermütig eitle Völklein regieren wollten, das gehört zu den lustigsten Abschnitten unserer Theatergeschichte, und das ergötzlichste Kapitel darin ist das Verhältnis der Neuberin zu dem hochmögenden Professor Gottsched, dem sie erst schmeichelte und hofierte und den sie später blutig verhöhnte, als er um seinen Einfluß gekommen war und sich noch immer lästig machen wollte. Es bedurfte einer großen kulturellen Entwickelung und vor allem großer dichterischer Erscheinungen, um den alten Kampf zwischen Schauspielerei und Litteratur um die Bühnenherrschaft, der übrigens heute noch in den Niederungen des Theaterlebens fortflackert und manchmal sogar an größeren Kunstanstalten noch wie eine Lohe aus der Tiefe emporschlägt — wenigstens auf den geistigen Höhen unseres nationalen Lebens zu beenden, und in der Bildungswelt den Grundsatz zum Siege zu bringen, daß die oberste und somit entscheidende Aufgabe des Theaters darin besteht, das Werk des Autors lebendig zu machen, also ihm in allen Teilen zu dienen.

Wenn wir aber Umschau halten, wo dieses Verhältnis zuerst seinen praktischen Ausdruck gefunden hat, wo die litterarisch gebildeten Individualitäten das Theater unmittelbar leiteten und derart in ihre Zucht nahmen, daß sich örtlich und zeitlich weit hinaus eine nationale Ueberlieferung für die Führung herausbildete, so treten uns geschichtlich zwei Zentren von ausschlaggebender Bedeutung vor Augen: Weimar und Wien. In dem thüringischen Zentrum, in der einstigen geistigen Hauptstadt Deutschlands, das ja so lange keine andere lebendige nationale Verbindung hatte als die geistige, und in der alten Kaiserstadt, die trotz ihres Phäakentums, ja in einem gewissen Betracht in Verbindung mit diesem, die künstlerische Kultur sehr hoch gebracht hat, sind am frühesten Litteraten mit lange nachwirkendem Erfolg an die Spitze von Theatern getreten. Wie die Zustände in der Zeit unserer festen Theatergründungen, um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, beschaffen waren, war ohne die Mitwirkung der Höfe an einen praktischen Ausbau des Theaters als litterarisch beherrschte Anstalt nicht zu denken. Andere Versuche dieser Art, wie der unschätzbare und denkwürdige von Hamburg, waren doch nur großartige Episoden. In Weimar fügte es sich, daß unsere größten Dichter durch Fürstenmacht zum entscheidenden Theatereinfluß gelangten, und in Wien war es die josephinische Aufklärungsepoche, die mit ihrem bewußten Respekt vor Bildung, ja mit ihrer leidenschaftlichen Neigung, eine litterarische Glanzperiode aus dem Boden zu stampfen, das Theater der litterarischen Leitung überantwortete.

Das Burgtheater war von seiner Gründung an durch den Einfluß Josephs II., der schon als Mitregent seiner Mutter die Richtung angab und bekanntlich Lessing berufen wollte, um ihm Gelegenheit zur praktischen Fortsetzung seines hamburger Werkes zu geben, eine litterarisch gemeinte Anstalt. Der erste Anstoß war da so mächtig, daß in der langen Reihe der Burgtheaterdirektoren fast nur ausgesprochene litterarische Persönlichkeiten zu finden sind. Das gilt von Sonnenfels, der im Anfang die Richtung zeigte, bis zu Schlenther. Die wenigen scheinbaren Ausnahmen durchbrachen kaum die Regel. Kurze Zeit stand um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts ein Kavalier an der Spitze, der sich mit Litteraten umgab. Es war die Zeit, in der das Wiener Nationaltheater verpachtet und eigentlich kein Hoftheater war. August Förster, der in unseren Tagen eine Weile Regent des Burgtheaters war, kam nicht als Schauspieler, sondern als litterarisch und akademisch gründlich gebildeter Mann, der fast sogar einen Zug ins Pedantische hatte, zu dieser Stellung. Das Interregium eines Regisseurs und das des berühmten Schauspielers Sonnenthal waren von vornherein nur als Provisorien für eine kurze Uebergangszeit gedacht. Sonst aber in der langen Reihe lauter litterarische Menschen, von verschiedenem Werte zwar, aber von verwandter Herkunft, Buchmenschen bis zu einem gewissen Grade, Leute, die sich nicht hinter den Coulissen, sondern in der Studierstube oder im Poetenheim entwickelt hatten. So der kluge Schreyvogel, West, der zwar nicht Direktor hieß, aber als Sekretär und Dramaturg das Theater leitete, Deinhardstein, Heinrich Laube, der demokratische Schriftsteller, der sich ganz gut in höfische Verhältnisse zu finden wußte, Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen), trotz aller Mode gewordenen Verkleinerung seiner Persönlichkeit nur Dichter und garnicht Kavalier, Franz Dingelstedt, Adolf Wilbrandt, der von poetisch-litterarischem Ehrgeiz erfüllte Hofrat und Professor Burckhard und der Kritiker Paul Schlenther. Die Gründe dieser österreichischen Ueberlieferung, die sich sogar durch lange Reaktionsperioden behauptete, liegen einesteils in der schon erwähnten josephinischen Ueberlieferung, andererseits darin, daß trotz aller spanischen Etikette des österreichischen Hofes die soziale Gliederung in Wien nie eine so strenge und einschneidende war wie in Norddeutschland, und endlich wohl auch in dem Umstande, daß es in Oesterreich im großen und ganzen keinen künstlerisch-litterarisch dilettierenden Adel gab, der den Litteraten in der Führung des ersten Theaters Konkurrenz machte. So kam es, daß dem höfischen Bedürfnis durch irgend einen Aristokraten oder emeritierten hohen Beamten, den man als Intendanten vermeintlich dekorativ an die Spitze stellte und der immer nur eine Repräsentationsfigur war, entsprochen wurde, während litterarische Persönlichkeiten das Burgtheater thatsächlich leiteten und dabei durch höfische Rücksichten nicht ganz so stark wie anderswo gehemmt wurden.

In Berlin lagen die Verhältnisse in allen Punkten anders. Die große Aufklärungszeit, die Periode der starken geistigen Initiative gab hier nicht den Anstoß zu einer litterarischen Leitung des Schauspiels, weil Friedrich der Große im Gegensatz zu Joseph II. den Bildungswert des deutschen Litteratentums nicht sehr hoch einschätzte. Andererseits brachte es hier der höhere Durchschnitt der Bildung mit sich, daß sich eine kunstfreundliche und künstlerisch dilettierende Beamten- und Militär-

aristokratie entwickelte, die sich gerne zum Theaterdienste meldete, und die man um so lieber heranzog, als man bei der steifen sozialen Scheidung der Stände aus dem Theaterdirektor, der nach obenhin mannigfache Berührungen hatte, gerne eine Hofcharge machte. Der Schauspieler und Theaterdichter Iffland ist vielleicht die einzige bemerkenswerte Ausnahme, die diese Ueberlieferung durchbricht. Aber eine Ausnahme zu Gunsten des Schauspielertums und nicht des Litteratentums. So viel auch Iffland für die Bühne geschrieben hat, so gern er in Mannheim und Berlin litterarische Allüren annahm, so ist er doch, kunstgeschichtlich betrachtet, durchaus großer Komödiant, nicht Litterat. Coulissenenthusiasmus, nicht dichterische Begeisterung oder gedankliche Vertiefung oder gar geschichtliches Verständnis dichterischer Erscheinungen spricht aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen. Sonst lag die Leitung des berliner Hoftheaters, das ja bis vor zwanzig Jahren Berlin auf seinem Gebiete künstlerisch repräsentierte, in den Händen mehr oder minder tüchtiger Beamten und Hofchargen. Im übrigen Deutschland war der Zustand ein geteilter. Immer wieder treten Versuche auf, die Bühne rein litterarisch oder litterarisch-künstlerisch zu leiten. Die denkwürdigsten sind die Episoden Immermann in Düsseldorf und Eduard Devrient in Karlsruhe. In Stuttgart hat eine Weile Feodor Wehl das leitende litterarische Element vertreten, in Mannheim später Julius von Werther. In Meiningen ereignete sich das Außerordentliche, daß ein Fürst unmittelbar an die Spitze des Hoftheaters trat und dadurch Epoche machte, daß er mit anderen künstlerischen Eigenschaften auch die eines strengen Dramaturgen vereinte.

Was wollen wir mit dieser lediglich angedeuteten historischen Rückschau? Nur aufzeigen, wie sich der Kampf um die Litteraturherrschaft im Theater entwickelt hat. Soviel springt dabei in die Augen: wo immer die Litteratur dauernd die Führung hatte, hat sich eine Ueberlieferung, die auf ganz Deutschland einwirkte, entwickelt, während die beamtenmäßig disziplinierte und die einseitig schauspielerische Leitung es immerhin zu einzelnen Episoden der Blüte, aber zu keinem stilbildenden Einfluß brachte. Der Gegensatz der Hoftheater von Berlin und Wien ist dabei sehr charakteristisch. Das wiener Burgtheater wurde tonangebend für das ganze Gebiet deutscher Zunge, ja, war bis vor einem Vierteljahrhundert die ausschließlich führende deutsche Kunstanstalt. Das berliner Schauspielhaus hat sehr glänzende Tage gesehen, hatte vorübergehend ein Ensemble ganz ausgezeichneter Kräfte, die sich innerlich verstanden und die sogar in den Sechziger- und Siebzigerjahren (man denke an Dessoir, die Frieb-Blumauer, Berndal, Döring u. s. w.) im Natürlichkeitskultus manches vorwegnahmen, was unsere Zeit als Neuheit ausgiebt, es hat noch heute, trotz der Mode gewordenen Unterschätzung, mehrere phantasiekräftige Schauspieler und einen großen Inszenierungsapparat, aber eine stilbildende und Impulse gebende Anstalt für Deutschland ist es nie gewesen, es hat vielmehr ehedem die entscheidenden Eindrücke von Weimar und im letzten Menschenalter von Meiningen empfangen, es ist weder im Spielplan noch in der Spielart vorangeschritten, und wenn Berlin in unserer Zeit neben dem burgtheaterstolzen Wien eine führende Stellung im deutschen Theaterleben errang, so dankt es dies nicht dem Schauspielhause, sondern neuen Theatern, die aus litterarischer Anregung heraus entstanden und litterarisch geleitet wurden.

Immerhin — trotz dieses geschichtlichen Ergebnisses ist der Kampf um den obersten litterarischen Einfluß auf die Bühne in Deutschland noch lange nicht entschieden. Ein Umblick über die Theater, die als Kunstanstalten überhaupt in Frage kommen, zeigt vielmehr eine merkwürdige Mischung der Elemente. Vier Typen von Theaterleitungen heben sich ziemlich deutlich heraus. Einmal der mehr oder minder litterarisch qualifizierte Hofmann, der noch immer in den kleinen deutschen Residenzstädten eine stehende Figur ist, dann der ehemalige Schauspieler oder Sänger, dann der praktische Unternehmer, der Theaterpächter, dann der ausgesprochene Litterat, der an die Spitze eines Theaters berufen wird. Jede dieser Gattungen kann sich auf einzelne vorzügliche oder glückliche Individuen berufen, wie ja zuletzt in jedem menschlichen Geschäft der Kern der Persönlichkeit und nicht Herkunft und Stand entscheidet. Auch fließen ja wohl die Qualitäten ineinander. Pollini in Hamburg, ein ausgesprochener Impresario, geschäftsmäßiger Unternehmer, galt immerhin als Theaterleiter von Belang. Possart in München, typisch für den bedeutenden Schauspieler auf dem Direktions- oder Intendantenposten, wird als tüchtiger Mann von glücklicher Hand gerühmt. Putlitz in Stuttgart, Litteratensohn und Kavalier, soll seine Intentionen haben, Angelo Neumann, ehemaliger Sänger und Impresario in einer Person, hat Erfolge auf dem schwierigen Boden des deutschen Theaters in Prag.

Unvergleichlich tiefergreifend sind die Wirkungen einiger Litteraten, die sich der Bühne bemächtigt haben, Brahms in Berlin und Schlenthers in Wien. Der eine hat einen Theaterkörper geschaffen, der stilbildend und vorbildlich für eine ganze Reihe von Anstalten geworden ist, der andere versucht mit Glück die stolze Burgtheaterüberlieferung mit neuen Richtungen und Tonarten zu verbinden. In die Reihe der litterarischen Menschen gehört auch Emil Claar in Frankfurt, der zwar kurze Zeit mit seinen bescheidenen physischen Mitteln ein geistvoller Schauspieler war, aber seine ganze Direktorlaufbahn, die übrigens auch einer berliner Bühne, dem Residenztheater, Stil und Richtung gab, der litterarischen Prägung seines Wesens verdankte. In Breslau, das trotz seiner halben Million Einwohner Jahrzehnte lang für die unglücklichste aller Theaterstädte galt, hat der Philosoph und Dichter Theodor Löwe, der mit seinen poetischen Werken, mit seinem Buche über die Vorstellung von den Dingen u. s. w. ganz über der Alltagswelt zu schweben schien, zuerst ein lebendiges Theater, das in litterarischer und künstlerischer Beziehung mitzählt, begründet.

So verteilen sich zur Zeit die Einflüsse und die Elemente in der Führung unserer deutschen Theater. Daß im Einzelfall der litterarische Zug dieser Führung nicht an irgend ein Universitätsexamen oder an die Beglaubigung durch so und so viel bedrucktes Papier eigener Provenienz gebunden ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Nie wird die Geltung und Wirkung auf diesem Feld an irgend einen Nachweis absolvierter Wissenschaft oder an irgend ein Maß gelieferter poetischer Arbeit gebunden sein. Im

Ausnahmefalle wird auch ein Schauspieler, der von der Pike auf gedient hat, sich zu streng litterarischer Anschauung des Theaters durchringen und diese als Bühnenleiter geltend machen können. Im großen und ganzen aber wird sich niemand bei der Ueberschau unserer deutschen Theaterverhältnisse dem Eindruck verschließen, daß die Menschen, die von der Litteratur herkommen und ihre innige Befreundung mit den Dichterwerken nicht dem Zufall bunter Eindrücke, sondern dem liebevollen Studium verdanken und denen die geschichtlichen Zusammenhänge der Dichtung mit dem gesamten Kultus- und Geistesleben vertraut sind, als Bühnenleiter einen ehedem ungeahnten, ausschlaggebenden Einfluß ausüben. Sie bilden noch lange nicht die Mehrheit der Direktoren, aber sie sind anerkanntermaßen ihre Elite, die thatsächlich führenden Männer der Bühnenentwickelung, und die von ihnen geleiteten Anstalten weisen unzähligen anderen die Richtung. Darin prägen sich eine Erkenntnis und ein Machtverhältnis aus, die nach menschlicher Voraussicht nicht wieder auszurotten sind: nämlich die Ueberordnung der Litteratur im Theaterwesen.

(Schluß folgt.)

Skandinavische Ueberproduktion.

Von **Cajus Moeller** (Berlin).

Nichts schlimmeres für ein Volk, als wenn es zur Sehenswürdigkeit wird". Der Ausspruch rührt von Staatsrat Sigurd Ibsen in Christiania her und richtet sich gegen die eignen Landsleute des Dichtersohnes. In der That soll die touristische Beliebtheit Norwegens für seine Bevölkerung keineswegs ausschließlich günstige Folgen gezeitigt haben. Das thut nun die sogenannte „Fremdenindustrie" nie und nirgends; aber in Norwegen kommt angeblich nicht einmal der materielle Ertrag dieser Industrie dem Volk selbst zu gute. Der Gasthof an einem besuchten Aussichtspunkt gehört Herrn Petterson aus Gothenburg oder Herrn Schulze aus Berlin; die Norweger selbst haben dazu meist weder Kapital noch Unternehmersinn; die große Bauspekulation in der Landeshauptstadt (1899) offenbarte zwar viel Neigung zum Humbug und zur Verschwendung, aber desto weniger wirklichen Geschäftssinn; sie hat auch mit einer in ihren Wirkungen noch immer fortdauernden Finanzkatastrophe geendet.

Wie Staatsrat Ibsen noch weiter ausführte, leidet Norwegen auch unter der ständigen Bezeichnung als „Zukunftsland". Nach seiner Ansicht sollte man lieber dafür sorgen, daß es einmal ein Gegenwartsland werde; es laufe sonst Gefahr, ein Vergangenheitsland zu werden, wie das stammverwandte Island. Die Norweger spiegeln sich viel zu gern in ihrer Vorzeit und verzetteln sich in politischem Kleinstreit und kleiner Belletristik. Drastisch hat das schon vor einem Menschenalter Henrik Ibsen dahin präzisiert, daß der Hersteller eines Brotlaibes seiner Nation mehr nütze als der Verfasser eines leidlichen Romans; der große Skeptiker wußte freilich recht gut, daß er in der Wüste predigte.

Die jetzt alt gewordenen norwegischen Litteraturkoryphäen sind in Europa nicht immer richtig beurteilt worden. Man muß das Land kennen, um sie zu verstehen; aber eine Touristenfahrt reicht da freilich nicht aus. Man kennt das Wort über Henrik Ibsens Figuren, sie seien zwar keine Menschen, aber Norweger. In der That beruht das Leben dieses Volkes auf ganz besonderen Voraussetzungen.

Man hat den norwegischen Charakter in seiner beliebtesten mythologischen Gestalt ausgeprägt finden wollen. Die „Huldre" ist die norwegische Elfe, ein Weib von berückender Schönheit und im Besitz einer bezaubernden Stimme, aber auf dem Rücken mit einem Kuhschweif geziert: in Ibsens Gestalten hat man mehrfach dieselbe Mischung von schön und abstoßend erkennen wollen. Nationaltypisch scheint auch wieder sein „Peer Gynt" in der Zusammensetzung aus Phantastik, Eitelkeit und Schelmentum.

Der Charakter der Norweger ist aus ihrer Geschichte zu erklären; auf ein heroisches, wenn auch unsagbar zerrissenes Mittelalter folgte eine Fremdherrschaft von fast 15 Generationen. Wie sich dieses Fischer- und Bauernvolk mit der auf ihm lagernden halbdeutschen Beamten- und Kaufherrnwelt abfindet und durchdringt, bildet im Grunde den Hauptgegenstand von Ibsens Dramen und Alexander Kiellands Romanen, denn Ibsens Städter sind Hanseaten-Nachkommen wie mütterlicherseits der Dichter selber.

Aus dieser Vergangenheit ist auch der Haß der parlamentarisch herrschenden Bauernschaft gegen den „deutschlateinischen Beamtenstaat" zu erklären; vor einigen Jahren hat das Großthing für den Gymnasialunterricht das Lateinische zum fakultativen Fach herabgesetzt. Trotzdem will die neuere Philologie nicht recht gedeihen; vielleicht weil aus politischer Sympathie das Französische vor dem Deutschen bevorzugt wird. Man weiß aber aus Ludwig Holbergs Selbstbiographie, wie sich die norwegische Zunge für die erstgenannte Sprache eignet. Obwohl er in der Heimat zwei Jahre vom französischen Sprachunterricht gelebt hatte, suchte er als geldloser Globetrotter in Paris „logis" statt „logement", sprach aber logis derart aus, daß die Angeredeten ihn stets versicherten, die von ihm gesuchte „Lucie" sei ihnen nicht bekannt. Einzuräumen ist übrigens, daß die jüngsten Großthingswahlen ein siegreiches Zusammenraffen der gebildeten Klassen gegen die Borniertheit und den groben Nepotismus der Bauernschaft gezeitigt haben.

Sehr mißlich ist auch das Verhältnis der norwegischen Schrift zu der Volkssprache. Ursprünglich ist die erstere dänisch, was freilich die Norweger nicht gerne hören. Man hat aus ihrer düsseldorfer Künstlerkolonie eine ältere Geschichte, wie sich diese Maler vor den deutschen Genossen mit ihrer Sprache brüsteten, bis die letzteren von einem Kundigen erfuhren, daß eine solche im philologischen Sinne garnicht existiere. Vor einem halben Jahrhundert war auch die Bühne in Norwegen dänisch, wogegen besonders Björnstjerne Björnson einen erbitterten Kampf geführt hat. Die norwegischen Dichter fanden zuerst Verleger und Publikum in Kopenhagen, was ihnen jetzt gelegentlich vorgehalten wird. Ibsen hat auch zeitlebens so gut wie rein schrift-dänisch geschrieben, während sich Björnson ein oft barockes Schrift-Norwegisch zurechtgemacht hat, zum Teil unter Benutzung der Bauerndialekte. Aus diesen aber ist wieder eine neue Verwirrung und Künstelei erwachsen. Das langgestreckte und bis vor kurzem im Innern durch Verkehrsschwierigkeiten getrennte Land hat natürlich sehr verschiedene Volks- oder, wie es dort heißt, „Thal"-dialekte. Mit dem Verfasser der „Bauernstudenten", Arne Garborg, an der Spitze haben sich jüngere Schriftsteller an die Komposition eines einheitlichen Bauernnorwegisch gemacht und veröffentlichen ihre Bücher in diesem Dialektgemisch; wie ein boshafter Kritiker einmal sagte: jene Sprache wird hier und da in Rom und Dresden oder im berliner „Schwarzen Ferkel" gesprochen, nämlich von der norwegischen Schriftstellerkolonie, aber nirgends auf norwegischer Erde. Durch eine merkwürdige Ironie kommt übrigens in den norwegischen Thaldialekten die deutsche Sprache wieder zum Vorschein, die nieder- und fast noch mehr die oberdeutsche; in den Anfängen sind einander die germanischen Sprachen eben ähnlicher gewesen als heutzutage. Besonders an das schwyzer Dütsch hat man viele Anklänge finden wollen, die freilich vielleicht durch eine ursprüngliche Stammesverwandtschaft zu erklären sind.

Die norwegische jüngere Belletristik ist übrigens im allgemeinen wenig fruchtbar; man trieb den Naturalismus bis auf die äußerste Spitze wie in Krohgs

„Albertine“ und Garborgs „Mannsleuten“ und bog dann zu dem ibsenschen Symbolismus hinüber, aber ohne rechten Erfolg. Die Parteipolitik hat dort die dichterische Produktion beeinträchtigt; wie in Bayern hat man übrigens im hohen Norden zu Wahlzeiten als Waffe das Schmähgedicht. Die mit Vorliebe satirische Skizze und eine ziemlich unfrisch philosophierende Lyrik drängen dort mehr und mehr die größere Produktion zurück. Auch will das dänische Publikum nicht mehr viel von norwegischer Litteratur wissen, zum Teil wegen der kränkenden Ueberhebung des jungen Norwegens gegenüber dem ehemaligen Bruderlande; Norwegen selbst aber ist zur materiellen Erhaltung einer großen litterarischen Produktion zu arm. Sogar für das Universitätsstudium werden vielfach deutsche Bücher gebraucht, besonders in der Medizin und in der Theologie.

Dafür herrscht eine wahrhafte litterarische Ueberproduktion in dem so nahe verwandten Dänemark. Dieses Volk liest und kauft mehr Bücher als das deutsche. Auch ist der kopenhagener Buchhandel seit Menschenaltern hoch entwickelt, zumeist in Firmen deutschen und italienischen Ursprungs. Das nordische Athen besitzt zu starker deutscher und niederländischer Blutmischung seit langem eine zahlreiche italienische Kolonie, während das französische Element dort nie hat gedeihen wollen, der früheren politischen Sympathie unbeschadet.

Die dänische Lust am Reden und Schreiben war früh entwickelt; im Mittelalter rühmte man die lateinische Sprachgewandtheit und die daraus erwachsende Disputierkunst des Volkes; Saxo Grammaticus um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts verfaßte dänische Geschichte ist in ausgezeichnetem Latein geschrieben; freilich war der gelehrte Mönch wohl von deutschem Stamm, da die damalige Reichshauptstadt Roeskilde eine „sächsische“ Kolonie besaß. Die dänischen Könige des späteren Mittelalters verfügten vielfach über klassische Bildung; der durch das stockholmer Blutbad von 1520 bekannte Christian II. eröffnete einen jütischen Herrentag mit der den Bischöfen geltenden liebevollen Anrede: „scortatores tonsi“, was hier nicht übersetzt werden soll; auch später haben sich diese meist an ihren Leidenschaften früh zugrunde gegangenen Herren durch Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnet, wie Friedrich V., der Mäcen Klopstocks. Die dänischen Studentenvereine sind Debattier- und Dichterklubs; auch für die Bühne wird dort vorgearbeitet; die besseren dänischen Schauspieler haben durchweg die Universität besucht. Auch die gelegentlich überschätzte dänische Schauspielkunst steht unter deutschem Einfluß, was man dort zwar nicht gern hört; Johanne Luise Heiberg z. B. war als Tochter eines Rheinländers und einer Hamburgerin bei deutscher Familiensprache in Kopenhagen aufgewachsen; dennoch ist sie die größte dänische Schauspielerin geworden. Als der in Norwegen als Sohn eines Holsteiners geborene Henrik Steffens den jungen Adam Oehlenschläger in Kopenhagen für die deutsche Romantik gewann, hatten sie annähernd 48 Stunden mit einander disputiert. Auch von jüngeren Dichtern erzählt man solche Parforcetouren der Beredsamkeit und des Gesprächs. Die Dänen sind Meister der Plauderei, doch wirft man ihnen vor, daß ihr geistiges Salz gelegentlich sehr verdünnt wird; seltener wird bei ihnen der blitzende satirische Witz der schwedischen Nachbarn angetroffen.

Diese nationale Neigung für das Breite und Wortreiche zeigt sich auch in der belletristischen Produktion. Sie ist mehr in die Hände der Frauen oder doch der effeminierten Männer übergegangen.

Herman Bang z. B. ist ein ausgezeichnetes Talent und ein vorzüglicher Stilist; aber seine Eigenart zeigt schon sein Erstlingsroman „Hoffnungslose Geschlechter“; seit J. P. Jacobsen (1847—1885) ist die dänische Novellistik grundaffektiert; der Verfasser von „Frau Marie Grubbe“ hat besonders in den kleinen Erzählungen wie „Frau Fönß“ und „Ein Schuß in den Nebel“ an die Genialität gestreift, aber wie stets reproduzierten seine Nachahmer nur seine Fehler. Es ist alles eigentümlich unfrisch, wie selbst Jacobsens kritischer Herold Georg Brandes über dessen Roman „Niels Lyhne“ gesagt hat. Im Vordergrunde steht die Ehebruchsnovelle und zwar in einer Weise, an der die Gegner noch mehr als die Roheit die Geistesöde auszusetzen finden. Oder aber man schreibt litterarische Schlüsselromane, wie in Norwegen und wie zeitweilig auf der Nachtseite der berliner jungen Litteratur; mit Sophus Schandorph ist vor bald drei Jahren der letzte echte dänische Humorist aus dem Leben geschieden: Gustav Wieds seeländische Kleinstadtsatire ist witzig, aber sehr geschraubt.

Aehnlich steht es mit der Lyrik. Holger Drachman war zeitweilig vielleicht der erste europäische Lyriker seit Storms Tod und Tennysons Verstummen; jetzt trägt der alternde Herr eine unleidliche „Teufelkerls“maske und ist mit ihr dem schonungslosen kopenhagener Spott verfallen.

Bleibt die Damennovellistik, und diese plätschert unerschöpflich dahin. Als J. L. Heibergs Mutter, Baronin Gyllenbourg, ihre „Alltagsgeschichten“ veröffentlichte, geschah das so anonym, daß ihr diese Novellen zum Druck befördernder Sohn offiziell ihre Autorschaft nicht kannte; sie empfing von ihm Abzüge und Honorar unter Chiffre durch die Post; erst ihr Tod lüftete den Schleier. Heutzutage weiß jedes 17 jährige Mädchen seine seelischen Erfahrungen dem Publikum zu unterbreiten. Was aber das schlimmste, diese Novellistik ist nicht einmal schlecht, sie ist absolut gleichgültig, halb gebildet, halb talentiert, halb verschroben. Wie neulich ein schwedischer Tourist spöttisch sagte: in Dänemark schreibt die eine Hälfte des Volkes Briefe, und die andere liest sie. Die Kritik aber seufzt und lobt, sie schilt auf das gesunkene allgemeine Niveau der Belletristik, aber sie lobt jedes einzelne Buch, und so plätschert das litterarische Theewasser weiter.

Welch ein Unterschied gegen Schweden, das in der jüngeren Generation zweifellos unter den skandinavischen Landen die dichterische Palme trägt. Dort sind noch Kraft und Feuer vorhanden, wie in Selma Lagerlöfs prachtvoller Wärmlandgeschichte „Gösta Berling“ oder in Werner von Heidenstams „Karolinen“, dem ergreifenden Novellencyklus aus den Tagen Karls XII., oder in der stockholmer Bohèmelyrik Gustav Frödings, in der Michael Bellmanns tollustig schwermütige Stimme aus dem Schlafe dreier Menschenalter erwacht scheint. Eine Poesie, wie jene schwedische Militärmusik, deren Melodie in ihrer Art ebensowenig etwas gleichkommt wie in ihrer Art der Kriegsgeschichte jenes Volkes. Georg Brandes nennt die Schweden die begabteste Nation der Erde. Wenn, was wohl die Ansicht des Verfassers ist, die Skandinaven das Salz der europäischen Völker sind, dann könnte er mit dieser Behauptung recht haben.

Besprechungen

Neues von Wilhelm Holzamer.

Die Sturmfrau. Eine Seenovelle von Wilhelm Holzamer. Leipzig 1902, H. Seemann Nachf. 131 S.

Inge. Ein Frauenleben von Wilhelm Holzamer. Leipzig 1903, H. Seemann Nachf. 367 S.

Von Holzamers neuesten beiden Büchern muß ich die Seenovelle „Die Sturmfrau“ für verunglückt erklären. Das phantastisch-dunkle Motiv hätte ein ganz

anderes Tempo des Vortrags, eine wirklich mitreißende Verve erfordert. Zur Suggestion fehlt vor allem ein wesentliches: dieses Meer und dieser Seemann bringen uns keinen echten Hauch aus ihrer salzigen Heimat. „Einer, der nie gehört hat, wie das Leben im Menschen schreien kann" u. s. w. (S. 26). „Das Leben bringt einem immer das wieder, was man ihm entgegenbringt" (S. 36) . . . . so spricht ein helgoländer Schiffer im Segelboot bei steifer Brise auf der nächtlichen Nordsee. Keine Zeile läßt uns vergessen, daß Holzamer diese ganze Welt nur mit den Augen des Reisenden, zwar des künstlerisch feinfühligen, aber immer denen des Fremden gesehen hat. Das ist das Gegenteil von Heimatkunst, das ist Sommerfrischenkunst.

Eine höchst anerkennenswerte und gehaltvolle Leistung bietet Holzamer dagegen in seinem Roman „Inge", der eine längere Auseinandersetzung verdient und fordert. Zwei Lebensläufe werden geschildert: der Inges und der Hans Sturms, der ihr Mann wird. Sie sind Nachbarskinder, und ihre ganze Kindheit zieht an uns vorüber. Inge Moltan stammt aus einem reichen, vornehm-schlichten und tüchtigen Patrizierhause, etwa in einer kleinen Mittelstadt der rheinischen Gegend, in dem man der Persönlichkeit völlig freien Spielraum läßt und lassen darf, weil alle Individuen, die aus ihm hervorgehen, jene gesunde Begrenztheit des Fühlens, jenes zuverlässig fungierende Instinktleben der sicher Geborgenen, der Bevorrechteten haben. Ihr Großvater, der alte, milde Justizrat, ist der Repräsentant dieser weisen und weiten Anschauung. So ist Inge ein einheitliches Geschöpf, hat Rasse, Adel, noch dazu rollt von ihrer Mutter her englisches Blut in ihren Adern. Hans Sturm dagegen ist der Sohn eines pensionierten Theatermusikers, der in sehr reifen Jahren eine noch nicht gerade alte Witwe geheiratet hatte. Er, ein Spätling, hat müdes Blut. Der Justizrat, früh aufmerksam geworden auf seine musikalische Begabung, betrachtet ihn wie einen Sohn, einen Bruder Inges. Dadurch gerät Hans Sturm schon als Knabe in ein quälendes Mißverhältnis zu der kleinbürgerlichen Umgebung, der er entstammt und die dem noch halb unbewußten Schönheitsverlangen des werdenden Künstlers nicht zu entsprechen vermag. So fehlt ihm — im Gegensatz zu Inge — die Wurzelständigkeit. Dank der Unterstützung des Justizrats wird er nach harten Lehrlingsjahren in der fernen Großstadt ein gefeierter Meister der Violine. — Inge, durch eine Liebesenttäuschung in ihrem tieferen Wesen geweckt, beschließt, das Abiturientenexamen zu machen, und wird durch ein Erlebnis, in dem sie sich als Samariterin bethätigt, auf das Studium der Medizin gelenkt. In der Heimat treffen sich die beiden wieder, nach dem Tode des Justizrats und nachdem auch Hans Sturm um eine bittere Herzenserfahrung reicher geworden ist. Hier finden sie sich oder sie finden sich wieder in der alten Umgebung, die die alte Kinderliebe, nur diesmal bewußter, wieder aufklingen läßt. Sie geloben sich ihre Liebe, bis sie reif zur Ehe sein würden, die ihnen ihre Erhöhung, die Befreiung ihres Besten bedeuten, und deren Untergrund das Geistige sein soll, nicht der Rausch unbedachter Jugend, dem die Ernüchterung folgt.

Mit dem Anfange des dritten Buches sind Hans und Inge verheiratet, die unterdessen eine beschäftigte Aerztin für Unbemittelte und Kinder geworden ist. Mit Leib und Seele ist sie bei ihrem Berufe. Sie hält nichts von dem herkömmlichen Glücksbegriffe. Sie fragt nicht nach ihrem Glück, sondern nur nach ihrem Wesen und Wert. Sie will das Leben mit seinem ganzen Reichtum, seinem ganzen Inhalt, auch wo er Schmerz ist. Sie will das Leben in die Hand nehmen, es soll sie nicht bezwingen, knebeln und nach seiner Laune formen. Sie fängt an, nicht mehr an Hans zu glauben; nicht mehr an ihn als Künstler. Er ist stehen geblieben, hat sich nicht erhöht, der Typus des femininen, formalen Künstlers. Sein Spiel bleibt immer zart und innig, immer voller Wärme, Schmelz und Schwärmerei, aber ohne harten Kern, ohne den großen Inhalt, den die großen Schmerzen geben. Inge lernt einen Redakteur, Gerhart Römer, kennen, am Bett seines kranken Kindes, neben seiner ihm offenbar nicht ebenbürtigen Frau, und faßt sofort ein lebhaftes Interesse für ihn. Doch diese beiden, Mann und Frau, so ungleich sie sein mögen, haben doch etwas, was sie eint: das Kind. Inges Ehe aber ist kinderlos . . . Weiter und weiter schreitet die Entfremdung vor. Inge fordert das Höchste von Hans: ganz großes, priesterliches Künstlertum, nicht den Glanz des Virtuosen. Sie ist hart, unerbittlich, vernichtet ihn, indem sie ihm schonungslos die Halbheit seines Wesens vorrückt; sie treibt, hetzt ihn in atemlose Arbeit hinein. Dagegen kommt ihr Gerhart Römer immer näher. Sie schreibt in seinem Blatte über die Frauenfrage. Hier steht ihr die Mädchenerziehung im Mittelpunkte, deren Ziel die innere Selbständigkeit der Frau sein müsse, die Befähigung zu wahlfreier Kräfteentfaltung, eine Richtung auf das Geistige. Bei Gelegenheit eines Ibsencyklus im Stadttheater schreibt Römer tiefgründige Abhandlungen, behandelt das ibsensche Hauptthema der „Lebenslüge" und singt ein hohes Lied auf den „ganzen" Menschen. „Von diesem Tage an war ihr Schaffen gemeinsam — auch wenn sie nicht beisammen waren." In Hans liebte sie in erster Linie den Mann, in Gerhart den Menschen, aber mehr und mehr wurde ihr Hans nur der Mann. Dessen letzte Konzerttourné, für die er alle Nerven angespannt hatte, nimmt einen unbefriedigenden Verlauf. Inge muß in einer kritischen Studie lesen, daß der geistige Gehalt der interpretierten Werke ihn erdrücke, daß alles bei ihm nur Spiel bleibe, nicht zum tiefsten Erlebnis werde. Dieses Zeitungsblatt findet ihr Mann, während ihrer Abwesenheit heimkehrend, auf ihrem Schreibtische. „Du hast mich zerbrochen, Inge!" stöhnt er und greift nach einem Gifte ihres Medikamentenschränkchens . . . Sie aber schreitet aufrechten Hauptes über die Leiche hinweg, dieser Mensch ist ihr nur eine Stufe gewesen. Höher, weiter! Den Sinn ihres Lebens erfüllen, das ist ihr Wunsch, ihre einzige Richtschnur. Und sie eint ihr Schicksal dem Gerhart Römers, den seine Frau freigiebt, weil sie ihm nicht zur Fessel werden will, im Heroismus echter, verstehender Liebe. Und Inge weiß ganz genau, daß auch in Gerhart ihr mit der Zeit der Mann erwachen, aber nicht das Uebergewicht über den Menschen erhalten wird . . .

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." Es fehlt nicht an tönendem Erze, noch an klingenden Schellen in dem Romane. Vom höchsten Gesetz des Lebens, unsere Lebensinstinkte nicht zu ersticken, wird gesprochen (S. 333), von Notwendigkeiten, die nach keiner Schuld fragen (S. 308), von Höhenmenschen, die dem Leben Werte schaffen (S. 284), von der lichtschaffenden Macht der Persönlichkeit (S. 297) — nun, ich finde, diese Frau benimmt sich im höchsten Grade lebensfeindlich, ich finde nicht, daß sie zu den Persönlichkeiten gehört, die die Erde licht machen. „Und hätte der Liebe nicht . . ." Sie bethätigt sich sozial, hilft Armen und Kranken — und jagt den Mann an ihrer Seite in den Tod. Was hat denn diese Frau groß zu leiden, daß sie so sprechen darf, wie sie spricht? Weil ihr Mann an der Grenze seiner künstlerischen Befähigung angelangt ist? Bleibt er deshalb nicht Künstler? Nicht ein liebenswerter Mensch? Nicht liebenswerter als Gerhart Römer, der sein Kind verläßt und seine Frau, vor deren schlichter Größe sich selbst Inge einen Augenblick lang beugt? Seit wann gründet sich die Ehe auf die Achtung vor dem beruflichen Können des Mannes? Wahre Liebe wird beim Geliebten immer etwas finden, worauf sie stolz ist, und sollte der Geliebte im Zuchthaus sitzen; auch wird sie den Dualismus Mann-Mensch lächerlich finden, denn wahre Liebe ist praktischer Monismus. Dies alles hindert nicht, daß Inge Moltan mit ihrer Auffassung der Frauenfrage als Mädchenerziehungs-

frage meiner Ueberzeugung nach vollkommen das Richtige trifft.

Holzamer hat eine solche Frau nie gesehen, es ist etwas Theoretisches, Konstruiertes in dieser Gestalt. Auf die ganz willkürliche Voraussetzung der Kinderlosigkeit baut sich das Ganze. Und ebenso willkürlich ist das plötzliche, unwiderstehliche Interesse Inges für Gerhart Römer. „Es war die Wirkung eines Menschen, der die natürliche Ergänzung zu dem anderen ist, die Wirkung jener feinen und unergründlichen Beziehungen, die von Seelen in einander übergehen, die, von vornherein für einander bestimmt, Teile von einander zu sein scheinen.“ (S. 342.) Das ist bequeme Mystik. Wir aber wollen sehen und verstehen. „Es ist nun einmal so“, kann jeder sagen. Vom Dichter verlangen wir ein „Das hängt so zusammen ....“ Der Versuch, der gemacht wird, die überragende Größe und Ganzheit des zweiten Mannes zu schildern, zu zeigen, daß der Gewinn wirklich des Einsatzes wert ist, genügt mir nicht. Hier fehlt dem Dichter Kraft und Fülle. Daran hängt aber alles. Sind wir nicht ganz und gar davon durchdrungen, daß Inge wirklich unter dem Zwange einer unwiderstehlichen Naturerscheinung handelt, so verstehen wir sie nicht, wenn sie davon spricht, „den Sinn ihres Lebens zu erfüllen.“ Wir können sie nicht verstehen und also ihr nicht verzeihen.

Trotz alledem sind die Vorzüge des Buches ganz bedeutende. Die Entwickelung Hans Sturms ist mustergültig. Seine Kinderjahre sind geradezu entzückend geschildert, liebevoll — eindringlich und zart, mit gewinnender volksliedhafter Deutschheit, psychologisch lückenlos und überzeugend. Wie im Knaben langsam der Künstler wird, wie er sich mit seiner Geige hinauf in den Kirschbaum flüchtet und von da in die Welt hinausträumt, bis sich das, was er empfindet, unbewußt in eigenen Klängen offenbart, wie die Neigung zur kleinen Inge keimt und er einmal, bei seiner sonderbaren Musik überrascht, auf die Frage: „Was spielst Du denn da?“ antwortet: „Ich spiele Inge“ — das ist ganz prächtig. Und weiterhin die Primanerjahre, diese sonderbare Zeit, wo man gemeinhin etwas von der unfreiwilligen Komik eines täppischen Löwenbabys hat, die ernste Zeit der künstlerischen Ausbildung mit ihren verzweiflungsvollen Kämpfen um die Anerkennung des sarkastischen Lehrers, für den Hans von Bülow Modell gestanden haben könnte, das dumpfe Erwachen der Manneskraft, der alte ehrliche Theatermusikus a. D. mit seiner mütterlich-eitlen Ehehälfte, das ganze Treiben und Schwatzen der Gasse, all' das ist Leben, ist echt.

Weniger kräftig, weniger aus dem Eigenen und Vollen geschöpft erscheinen mir die der Entwickelung Inges gewidmeten Seiten. Daß der Ausgang einer Backfischliebelei — „er“ tanzt auf der Réunion mit einer anderen — zum entscheidenden Ereignis ihres Lebens wird ...... ich glaube nicht recht daran.

Vielleicht hat das Buch nur einen Fehler: einen falschen Titel. Es hieße mit viel besserem Rechte: Hans Sturm, ein Künstlerleben. Den tragischen Typus des frühreifen, entwickelungsunfähigen, feminin-formal veranlagten Künstlers wie aus einem Gusse, eindringlich, erschütternd und bis ins Mark wahr dargestellt zu haben, ist das große Verdienst dieses Romans.

Berlin. *Franz Leppmann.*

Eine Lebensgeschichte.

Sebastian Hensel. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren, m. e. Vorw. v. Prof. Paul Hensel. B. Behrs Verlag, Berlin 1903. gr. 8°. 419 S.

Wer, wie der Unterzeichnete, den Zauber des henselschen Hauses selbst erfahren hat, der greift gewiß zu diesem Buche mit der größten Spannung; aber auch die vielen Tausende, die das Buch „Die Familie Mendelssohn“, das jetzt in der elften Auflage vorliegt, kennen und bei der Lektüre dieses ungemein liebenswürdigen Buches auch den Herausgeber lieb gewonnen haben, werden seine Autobiographie, die er 1890 bis 1893 — nur der Schluß gehört einer späteren Zeit an — zunächst für die Seinen niederschrieb, mit Begierde entgegennehmen.

Es ist eine Darstellung mit untermischten Briefen. Diese nehmen in der ersten Zeit bis 1858 einen viel größeren Raum ein als die Darstellung; dann tritt die Erzählung an Stelle der Briefe. Man könnte den ersten Teil eine Fortsetzung der „Familie Mendelssohn“ nennen: Rebekka Dirichlet tritt in den Vordergrund, auch der Bruder, Paul Mendelssohn, spielt eine Hauptrolle. Die ganze Kinderzeit Sebastians bis zum Tode der Mutter Fanny Hensel (1847) spielt sich im Hause Leipzigerstraße 3, dem jetzigen Herrenhause, ab; und der ganze Zauber dieser geist- und kunsterfüllten Räume umfängt den Leser. Ganz besonders anmutig ist die Schilderung der Reise nach Italien. Die Reisebriefe des Knaben sind ebenso interessant wie die Berichte der Eltern an die zu Hause gebliebenen Verwandten. Aber auch die ganze Jugendzeit des Verfassers, die von Fannys sorglicher Hand behütet wird, die Epoche der Privatknabenschule und des Gymnasiums treten uns in fesselnden Erzählungen vor Augen. Für den, der sich mit berliner Kulturgeschichte beschäftigt, ist das Buch in seiner Darstellung der Periode vor und unmittelbar nach 1848 ungemein unterhaltend und lehrreich.

Von 1847 bis 1858 ist dann die Tante Rebekka die Beraterin und Freundin des Jünglings, die mit munterer Laune, manchmal mit Schärfe, immer mit Geist, von Familien- und öffentlichen Verhältnissen in Berlin und Göttingen plaudert. Denn seit dem Tode Fannys ist das mendelssohnsche Haus verödet, mit dem Tode Rebekkas dann, wie man sagen könnte, auch der Zusammenhang der mendelssohnschen Familie zu Ende. So viel ihrer Glieder nun auch noch leben, sie leben für sich; von einem festen Band, das sie umschlingt, ist nicht mehr die Rede. Seitdem tritt der Held des Buches allein in den Vordergrund; seine praktische Ausbildung als Landwirt, seine Studien in Hohenheim, seine Erfahrungen als Gutsbesitzer und Politiker, seine Lebensereignisse und Schicksale als Direktor der deutschen Baugesellschaft, seine Thätigkeit zunächst für die Markthallen und den Kaiserhof wird ausführlich behandelt. Da der Mann, der erzählt, nicht uninteressante Schicksale hat, da er originell und witzig zu schildern weiß, so sind auch diese Abschnitte anregend und unterhaltend, wenn sie sich auch nicht mit dem Reize vergleichen lassen, den die ersten Partieen ausüben. Sie werden noch interessanter dadurch, daß auch die Entwicklung Berlins aus einer Kleinstadt, die sie um 1830 war, zu dem Riesen-Gemeinwesen, zu dem sie seit 1870 geworden ist, von dem Leser verfolgt werden kann und wenigstens Streiflichter auf Deutschlands Werdegang fallen. Wirklich nur Streiflichter; denn wenn etwas an dem Buche zu tadeln ist, so ist es der Titel: „Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren“. Er sagt denn doch ein bißchen zu viel: wie das ideale Stilleben der Dreißigerjahre sich in das industrielle Großstadtleben verwandelt, wie und warum auch die politische Anschauung sich geändert hat, das erfährt man nicht; man muß sich eben mit der Thatsache begnügen; der Erzähler war nämlich ein Demokrat und wird ein Bismarckschwärmer. Diese Thatsachen werden mit starker Selbstironie erzählt, die sich auch gegen die ehemalige Fortschrittspartei richtet (S. 320 f.), und die auf manche Leser ebenso unangenehm wirken wird, wie die nicht würdig genug gehaltenen Bemerkungen über Johann Jacoby (S. 234 f.).

Sieht man jedoch von diesem Tadel ab, so wird man seine helle Freude an der frischen, ungesuchten, durch und durch künstlerisch anmutenden Erzählungsweise des Verfassers haben, man wird mit ebensolchem Genuß die allerliebsten Geschichten lesen, wie die pietät-

volle Art, mit der der Verfasser von den letzten Jahren seines unglücklichen Vaters spricht, die Schilderung der berliner Revolutionszeit, die Darstellung des Zuges, den der Verfasser als Führer einer „Liebesgaben-Kolonne“ nach Frankreich machte, die einer Fußreise, die der Oekonomiker mit seinen Gefährten nach Italien unternahm, oder die des Besuches bei Uhland (ein Prachtstück echten Humors), des Verweilens bei einem Landwirt in der Nähe von Göttingen, wo der Besucher nach stundenlanger Besichtigung des Gutes mit hungerndem Magen warten mußte, während der Einladende sein Mittagsmahl verzehrte. Köstliche Humoristica sind die Geschichten vom königsberger Zoologen Müller, vom Gutsbesitzer Käsewurm oder die Anekdoten von den berühmten Mathematikern Dirichlet und Jacobi (S. 134 f., 321 ff.). Aber man müßte Seiten füllen, wollte man alle die hübschen Bemerkungen, alle lustigen Geschichten und witzigen Einfälle buchen. Und ebenso würde es vielen Raum in Anspruch nehmen, wenn man alle interessanten Begegnungen aufzählen wollte, die der Autor hatte, alle bedeutenden Personen, mit denen er in Berührung kam. Sehr hübsch ist das Zusammentreffen mit Mommsen, an dessen Vorlesungen über römische Kaisergeschichte der Erzähler sich erfreute, oder das Gespräch mit dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich in Königsberg, oder das Zusammensein mit Kaiser Wilhelm, den der neue Direktor im Kaiserhofe herumführen durfte; auch die Krönung in Königsberg hat er als Zuschauer mitgemacht, aber keine sonderliche Weihe dabei empfunden. Für den Litterarhistoriker sei eine vorzügliche Bemerkung über Jean Paul, eine seltsame Aeußerung über die Rahel und eine eigenartige Würdigung Auerbachs hervorgehoben (S. 80, 129, 185).

Die Redaktion des Buches, die von einem Sohn und einer Tochter des Selbstbiographen vorgenommen wurde, hätte an manchen Stellen sorgsamer sein können. die Stellen über Wolle und Landwirtschaft sind gar zu ausführlich, auch die Abschnitte über Markthallen und die deutsche Baugesellschaft würden Kürzungen vertragen; daß man zuerst die Soldatengeschichten bis 1874 erfährt und dann erst den Tod von Rebekka Dirichlet, der im Jahre 1858 eintrat, hätte vermieden werden können.

Im ganzen jedoch ist es ein Buch, das viel Anregendes enthält, das einen vielseitig, auch künstlerisch gebildeten, in einer idealen Welt lebenden und doch praktisch thätigen Mann, einen Menschen vorführt, der aus der Vergangenheit seine Kraft schöpft und doch durchaus nicht einseitig im Entschwundenen lebt, der friedlich und gutmütig, doch auch seinen Mann steht, wo es notthut. Ein einziger Zug zeigt dies am besten: Hensel, von Geburt Christ — sein Vater war ein Pastorensohn —, stand am Schlusse seiner militärischen Dienstzeit. An einem der letzten Tage kam der Leutnant, nachdem er aus der Instruktionsstunde herausgerufen worden, zurück und sagte: „Denken Sie sich, meine Herren, da sagt mir der Bursche, es wolle mich ein Mensch draußen sprechen, und es war gar kein Mensch, es war ein ganz gemeiner Jude.“ Und nun mag der Autor selbst erzählen: „Das boste mich. Das Unglück wollte, daß denselben Nachmittag der Wachtmeister mir sagte, ich müsse zum Examen mein ‚Coccolovitta‘, wie er das Curriculum vitae nannte, schreiben. Ich ging nach Hause und schrieb ein fulminantes Aktenstück zusammen, in dem ich zuerst meine Abstammung von Moses Mendelssohn und dem Judentum sehr betonte, dann erzählte, bei meiner Anwesenheit in Paris hätte mir (dem fünfjährigen Kinde!) das Attentat von Fieschi auf Ludwig Philipp einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und endlich erwähnte, in Italien habe ich die Bekanntschaft eines Leidensgefährten Silvio Pellicos gemacht, der ebenso wie dieser von Oesterreich nichtiger politischer Gründe wegen auf das grausamste eingekerkert worden sei.“ Natürlich verdarb sich Hensel durch diese Darlegung alle Chancen, Offizier zu werden, blieb Gemeiner, mußte dann in den Sechzigerjahren noch einmal als Gemeiner eine Uebung mitmachen, wurde dann freilich Offizier, um später infolge seiner freisinnigen Gesinnung und Thätigkeit doch bald aus diesem Stande zu scheiden.

Ein Memoirenwerk soll Beiträge zur Zeitgeschichte geben und seinen Autor in seiner Thätigkeit und seinem Wesen schildern; beide Aufgaben erfüllt das Werk in vollem Maße.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Meister Eckhart.

Von **Karl Wollf** (Karlsruhe).

Meister Eckharts mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. (Verschollene Meister der Litteratur, Bd. I.) Berlin, Karl Schnabel. 246 S. M. 5,— (6,50).

Meister Eckharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von Hermann Büttner. 1. Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 239 S. M. 4,— (5,50).

Es gab bisher keine einzige neuhochdeutsche Ausgabe von Meister Eckharts Schriften und Predigten. Nun erscheinen zwei Uebertragungen zu gleicher Zeit. Das ist ein erfreuliches und ein bedeutsames Zeichen. Denn dem deutschen Volke wird einer seiner wundervollsten Denker, genialsten Sprachschöpfer und hinreißendsten Prediger wiedergeschenkt, der seither nur für Philologen und Philosophen von Fach wirklich vorhanden war. Daß er gerade in der Gegenwart aufs neue lebendig wird, ist eines der vielen Symptome für den tiefen Drang nach innerlicher Neubegründung des Lebens, der unsere, durch die einstige Vorherrschaft der Technik und Naturwissenschaft veräußerlichte Zeit erschüttert und eine Neigung zu mystischen und theosophischen Ideen aller Art befördert hat.

Die „Ausgrabung“ Meister Eckharts hat also nicht etwa bloß antiquarisches Interesse. Er ist ein Lebendiger für uns. Vieles, ja das meiste, was er gesagt hat, ist durch die unvergleichliche Macht und Tiefe des seelischen Erlebnisses unvergänglich. Und dennoch ist auch Eckhart ganz und gar ein Sohn seiner Zeit. Er verschwimmt nicht in einem Nebel gestalt- und haltloser Gefühle (was der landläufigen Auffassung als das eigentliche Kennzeichen des „Mystikers“ gilt), sondern er denkt mit der gigantischen Logik der Scholastiker die Ideen seiner Vorgänger und Zeitgenossen auf seine Art zu Ende. Diese Vorgänger und Zeitgenossen, überhaupt die Grundlinien des Weltbildes, das Eckhart vorfand und über das er mächtig hinauswuchs, muß man einigermaßen kennen, um ihn ganz zu verstehen. Wer von dem Universalienstreit des Mittelalters, den Lehren des Augustinus, Scotus Erigena und Thomas von Aquino keine Ahnung hat, der wird vielleicht allerlei Tiefsinniges in Eckharts Worte hineinlegen, aber sie sicher nicht so, mit dem spezifischen Inhalt und der charakteristischen Färbung, auffassen können, wie sie gemeint waren. Auf der richtigen Würdigung dieser Thatsache beruht ein großer Vorzug von Büttners Ausgabe. Sie besitzt eine sorgfältige, gut geschriebene Einleitung, aus der der Laie alles Nötige über Eckharts Zeit, seine Lebensschicksale und Denkart erfährt. Eine solche Einleitung ist unentbehrlich. Die wenigen knappen Worte, die Landauer seiner Uebersetzung vorausschickt und die er in ebenso lakonischen Anmerkungen gelegentlich ergänzt, sind zur Erweckung des richtigen Verständnisses meines Erachtens nicht ausreichend.

Eckhart wurzelt, wie gesagt, trotz seiner überragenden Größe ganz im Boden seiner Zeit. Daher findet sich neben dem Ewigkeitsgehalt in seinen Schriften vieles, was nur durch das scholastisch-kirchliche Milieu, in dem er wirkte, bedingt wird und uns heute fremdartig, oft abgeschmackt, jedenfalls aber überflüssig erscheint. Hieraus

ergab sich für die Herausgeber die heikle Frage, was etwa aus Eckharts Werken als der unverwelkliche Kern herauszuschälen und was als vergängliches Beiwerk auszuscheiden sei.

Bei der Lösung dieser Aufgabe ist Landauer viel radikaler vorgegangen als Büttner. Er will mit dem „scholastischen Schutt" gründlich aufräumen und präzisiert gleich in der Vorrede seinen Standpunkt: „Mit der Freiheit, die Liebe und Verehrung giebt, habe ich in dieser Ausgabe der Mystischen Schriften Meister Eckharts alles weggelassen, was uns nichts sagt. Meister Eckhart ist zu gut für historische Würdigung; er muß als Lebendiger auferstehen." Büttner hingegen steht auf dem streng philologischen Standpunkt und läßt im allgemeinen keine größeren Stücke, sondern nur solche Stellen aus, bei denen der Text zweifelhaft oder unecht ist.

Obwohl ich die vortreffliche Absicht Landauers und sein sicheres Taktgefühl in der Trennung des Wesentlichen und Unwesentlichen vollkommen anerkenne, möchte ich doch der Methode Büttners den Vorzug geben. Denn man nimmt mit einem gewissen Mißtrauen eine Ausgabe zur Hand, die zugestandenermaßen nur Bruchstücke bietet. Ein weitgehender Subjektivismus ist bei Landauers Verfahren unvermeidlich, und als ernsthafter Leser muß ich fürchten, daß manche Partieen, die der Uebersetzer wegließ, weil sie ihm „nichts sagten", mir vielleicht desto mehr gesagt haben würden.

Dazu kommt noch etwas Besonderes. Eine Popularität im breitesten Sinne ist bei Eckhart von vornherein ausgeschlossen. Wer aber Kraft und Liebe genug hat, sich in den Tiefsinn des wundersamen Meisters zu versenken, der wird in der Regel auch den eigenartigen bestrickenden Reiz nicht entbehren wollen, der darin liegt, Eckhart als ganz individuelle geschichtliche Persönlichkeit vor sich zu sehen. Er wird ihn auch in seinen Schwächen und Wunderlichkeiten kennen wollen. Er wird empfinden, daß eine Ausgabe, die alle zeitgeschichtlichen Besonderheiten möglichst zugunsten des „dauernd Lebendigen" zu entfernen strebt, zugleich ein gutes Teil des feinsten Duftes und der lebendigen Anschaulichkeit des Bildes zerstört.

Und nun zu der Hauptsache, der Uebersetzung selbst. Eckharts Prosa gehört zum Schönsten und Gewaltigsten, was in deutscher Sprache geredet und geschrieben worden ist. Sie vereinigt wunderbare Ausdrucksfähigkeit für die feinsten und geistigsten Dinge mit der unverbrauchten Jugendkraft und naiven Bildlichkeit einer Zeit, die die sprachliche Form für ihr tiefbewegtes Innenleben erst schaffen muß. Diese köstliche Frische und Originalität auch im neuhochdeutschen Gewande zu bewahren, erscheint mir als die vornehmste Aufgabe des Uebersetzers. Und von diesem Gesichtspunkte aus trage ich kein Bedenken, die Uebertragung Landauers über die büttnersche zu stellen. Landauer behält nach Möglichkeit die Worte und syntaktischen Eigentümlichkeiten Eckharts bei; man spürt bei ihm noch, was im Urtext so tief ergreift, das mächtige Ringen der Gedanken mit dem ungefügen Material der Sprache, und das leidenschaftliche Pathos des Redners. Büttner sucht oft ohne ersichtlichen Grund zu glätten und auszugleichen; er ersetzt häufig die herbe Eigenart des Originals durch die saftlosere Ausdrucksweise der modernen Verkehrs- und Philosophensprache.

Ein paar Stichproben, die ich aufs Geratewohl dem wichtigen Traktat über die „Abgeschiedenheit" (Pfeiffers Ausgabe, S. 483; Landauer, S. 165; Büttner, S. 9) entnehme, werden das Gesagte anschaulich machen. Eckhart stellt die Tugend der „Abgeschiedenheit" noch über die Liebe, denn „daz beste an der minne ist, daz si mich twinget, daz ich got minne. Nû ist vil adelicher, daz ich got twinge zuo mir, dan daz ich mich twinge zuo gote". Landauer übersetzt einfach und prägnant: „Das Beste an der Liebe ist, daß sie mich zwingt, Gott zu lieben. Nun ist es viel mehr wert, daß ich Gott zu mir zwinge, als daß ich mich zu Gott zwinge." Dagegen Büttner: „Das Beste an der Liebe ist, daß sie mich Gott zu lieben nötigt. Nun aber ist es etwas weit Bedeutsameres, daß ich Gott zu mir her-, als daß ich mich zu Gott hinnötige." Also — Ersatz des kräftigen „zwingen" durch das farblosere „nötigen" und am Schlusse das greuliche Zeitungsdeutsch des „Her- und Hinnötigens".

Den Zustand der Abgeschiedenheit schildert Eckhart in dem charakteristischen Satz: „Und der mensche, der also stêt in ganzer abegescheidenheit, wird also gezuket in die ewikeit, daz in kein zergenclich dinc bewegen mac, daz er nihtes niht empfindet, daz lîplich ist unde heizet der welte tôt, wan im smecket niht, daz irdisch ist." Landauer sagt: „Und der Mensch, der so in ganzer Abgeschiedenheit steht, wird so in die Ewigkeit verzückt, daß ihn kein zergängliches Ding bewegen mag, daß er nichts empfindet, was körperlich ist, und der Welt tot heißt, denn er empfindet und schmeckt nichts, was irdisch ist." Bei Büttner werden alle Ausdrücke abstrakter, blasser, weitschweifiger. „Der Mensch, der völlig abgeschieden steht, wird so in die Ewigkeit entrückt, daß nichts Vergängliches ihn mehr dazu bringen kann, eine leibliche Regung zu empfinden; er heißt der Welt tot, weil nichts Irdisches ihm mehr zusagt."

Den bekannten Satz: „daz snelleste tier, daz iuch treit ze volkommenheit, daz ist liden", übersetzt Landauer wörtlich, während Büttner grundlos verändert: „Das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden." Und wenn am Schlusse Eckhart mit der unmittelbaren Lebhaftigkeit des Predigers seine Zuhörer aufrüttelt: „nû merket, alle vernünftige liute!", so klingt das bei Landauer entsprechend: „nun paßt auf, vernünftige Leute allesamt!" Büttner hingegen erfindet einen Satz mit Maeterlinck-Timbre: „Fürwahr, ich sage es für alle nachdenklichen Leute."

Man sieht, Landauers Uebertragung giebt ein frischeres, unverfälschteres Bild von der Sprachkraft und plastischen Knappheit des Originals. Sie ist mehr das Werk eines Künstlers, während Büttner sich oftmals überlegen zeigt, wo es auf wissenschaftliche Schulung, auf die Wahl eines zutreffenden philosophischen Kunstausdrucks oder auf die Sichtung widerstreitender Lesarten und Konjekturen ankommt. Hierfür nur ein Beispiel. Es heißt bei Eckhart: „Unde sô die abegescheidenheit kumet ûf daz hoehste, so wirt sie von erkennen kundelôs, unde von minne minnelôs unde von liehte finster." Landauer übersetzt: „Und wenn die Abgeschiedenheit aufs höchste kommt, so wird sie aus Bewußtsein bewußtlos und aus Liebe lieblos und vor Licht finster." Bei Büttner hingegen heißt es: „Wenn die Abgeschiedenheit eine vollkommene wird, so wird die Seele durch Erkennen kundelos, durch Liebe liebelos und durch Erleuchtung finster." Hier ist zweifellos „Erkennen" das richtige Wort, nicht „Bewußtsein". Denn Meister Eckhart fußte auf dem thomistischen Intellektualismus: Erkennen ist ihm unmittelbares Erfassen der Wirklichkeit. Und weiterhin war Eckhart extremer Realist (im Sinne der Scholastiker): nur die Allgemeinbegriffe (universalia) haben ihm wahre Wesenheit, umso höhere, je leerer, allgemeiner sie sind. Der höchste wesenhafteste Begriff (Gott) ist zugleich der allgemeinste, keinerlei positiver Bestimmung mehr fähig, ja unmittelbar gleich dem Nichts. Die Seele, die im Zustand der Abgeschiedenheit zur letzten Erkenntnis, zum Einswerden mit Gott bereit ist, muß jedes konkreten Erfahrungsinhalts entledigt sein. So fließt ihr aus höchstem Erkennen tiefstes Nichtwissen im empirisch-menschlichen Sinne, so wird sie durch „erkennen kundelôs".

Um es kurz zusammenzufassen: beide Ausgaben haben ihre Vorzüge und ihre Mängel. Die Vereinigung alles Wünschenswerten würde etwa ein Werk enthalten, das Landauers Text, revidiert und ergänzt mit Büttners philologisch-philosophischer Kritik, zu bieten vermöchte.

Die äußere Ausstattung ist bei dem Buche Landauers würdig und schlicht, bei der Ausgabe Büttners aber von jener feinen, stimmungsvollen Schönheit, durch die die

Verlagswerke der Firma Eugen Diederichs eine einzigartige Stellung unter den Erzeugnissen der deutschen Buchkunst einnehmen.

Marksteine der Weltlitteratur.

Von **Otto Grautoff** (München).

Vor mehreren Monaten erschien als eine nachträgliche, verspätete Festgabe zur Gutenbergfeier ein Monumentalwerk deutscher Druckkunst, das nicht nur rein buchtechnisches und buchgeschichtliches Interesse erheischt, sondern auch hohe litterarhistorische Qualitäten besitzt*). Die heidelberger Universität hat den Verleger, Drucker und Herausgeber dieses prunkvollen Werkes in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste anläßlich ihrer Jubelfeier mit dem Doktorhut honoris causa ausgezeichnet. Der Name der Offizin W. Drugulin in Leipzig ist in der deutschen Lesewelt wohlbekannt; Drugulin hat den „Pan" und die „Insel" gedruckt und druckt heute noch Eugen Diederichs und teilweise auch S. Fischers Verlagswerke mit seiner Sorgfalt und erlesenem Geschmack.

Gleichwertige Verdienste hat Johannes Baensch, der Inhaber dieser Offizin, sich auf einem anderen, nahe verwandten Gebiete erworben, den keine Kunstanstalt der ganzen Welt so mannigfaltig und reich ausgebaut hat: es ist das Gebiet der fremdsprachigen Typen. Baensch hat im Laufe von Jahrzehnten fast für alle, tote wie lebende Sprachidiome sich für seine Anstalt Typen schneiden lassen, sodaß diese Offizin heute über mehr als tausend Typenarten verfügt und damit in ihrer Art unübertroffen dasteht. Es giebt keine zweite Kunstanstalt, die wie Drugulin ebenso gut französisch, griechisch oder romanisch wie gotisch, deutsch oder Runen druckt.

Vor Jahren erregte die Prachtausgabe des „Koran" aus der drugulinschen Offizin berechtigtes Aufsehen; jetzt hat diese Kunstdruckerei sich mit der Herausgabe der „Marksteine der Weltlitteratur" ein neues, schönes Denkmal gesetzt. Das kostbare Werk enthält Marksteine aus 24 Sprachen in den den verschiedenen Idiomen entsprechenden Typen; die Texte wurden von Fachgelehrten ausgewählt, redigiert und mit Uebersetzungen und angefügten Erläuterungen versehen. Johannes Baensch stellte die einzelnen Beiträge zusammen und leitete im Verein mit dem Direktor des berliner Kunstgewerbemuseums, Dr. Peter Jessen, und dem berliner Maler Leopold Sütterlin die Ausstattung des Werkes. Es galt einer ungewöhnlich schwierigen Aufgabe eine geistreiche Lösung zu finden; vom dekorativen Standpunkt aus teilweise diametral entgegengesetzte Seitenbilder harmonisch zu einem Buchganzen zusammenzuschließen. Man muß gestehen, die schwere Aufgabe wurde mit Klugheit gelöst; die Art der Lösung aber bot dem Künstler neue, gewaltige Schwierigkeiten und legte dem Herausgeber sowohl wie dem Direktor Jessen eine außerordentliche Verantwortlichkeit auf. Es war sicher der schwierigste Weg, den Sütterlin beschritt, wenn er versuchte, seine Ornamentik den einzelnen Schriftgattungen anzupassen und die Motive für jedes Seitendekor dem Ornamentenschatz des jeweiligen Volkes zu entlehnen. Jessen übernahm die Pflicht, den Künstler in die Ornamentenschätze der mannigfaltigen Völker und Epochen einzuweihen und doch den Geist des Künstlers nicht mit Wissen und Erinnerungen zu überladen. Diese Aufgabe hat er glänzend gelöst; man kann den feinsinnigen berliner Gelehrten nicht genug für diese Berater- und Führerdienste loben, die er dem Künstler erwies. Auch für Sütterlin liegt in diesen Worten des Lobes eine Anerkennung einbegriffen; nicht im retrospektiven Sinne, protzend mit allerhand historischem Wissenskram, hat der Künstler gearbeitet. Wohl klingen bei verschiedenen Völkern architektonische, textile, keramische und andere Motive durch; immer aber sind diese Motive zu einem reinen Flachornament verarbeitet. Die Linien und Farben der einzelnen Seiten sind immer schön zusammengestimmt; nirgends ein Mißton, nirgends eine Brutalität. Die Seitenzahlen sind stets in einem lichtgrauen Felde, dem Außensteg nahe gerückt und weiß ausgespart; ihnen gegenüber, dem Bundsteg nahe, sind in gleicher Weise die Titel der Schriftgattungen ausgespart. Das uralte Hakenkreuz (Swastika), das den blauen, grobleinenen Einband ziert, ist ein Symbol des Glückes, das sich in der Ornamentik zahlreicher, alter Völker findet.

Da es viele Schriftarten giebt, die von rechts nach links gelesen werden, so hat das Buch zwei Anfänge und zwei Titel und endet in der Mitte. Vorne wird mit äthiopisch begonnen, dann folgt romanisch; daran schließt sich deutsch in einer stilechten, schönen und klaren Fraktur (hierzu erfand Sütterlin keinen befriedigenden Schmuck) mit der berühmten Stelle aus „Dichtung und Wahrheit", in der Goethe die Bedingungen seiner eigenen litterarischen Existenz aufzuweisen beginnt. An das Deutsche reiht sich das Englische, Zitate aus Shakspere, in einer reinen, ruhigen Antiqua. Es folgt Französisch in einer gotisierenden Antiqua im Geschmack der nachnapoleonischen Zeit mit Fragmenten aus Victor Hugos „Les Contemplations". Für das Gotische wählte Kaufmann in Kiel Vers 10—16 aus dem 6. Kapitel des Matthäievangeliums nach dem Texte des Codex Argenteus, einer oberitalienischen Handschrift des sechsten Jahrhunderts auf Purpurpergament mit Silber- und Goldtinte geschrieben. Daran reihen sich weiter Griechisch, Hieroglyphen, Italienisch, Keilschrift, Koptisch, Kyrillisch, Lateinisch, Mandschu, Neugriechisch, Runen, Russisch, Sanskrit, Siamesisch und Tibetisch.

Der hintere Teil des Buches beginnt mit Abschnitten aus dem Koran (arabisch). Dann folgt avetisch, mit einer Probe der Handschrift, entnommen dem Avesta, der heiligen Schrift der Perser in und um Bombay, ein kleiner Bruchteil einer ausgedehnten Litteratur der Zoroastrier. Als Vertreterin Chinas wählte Conrady in Leipzig die „Große Lehre" aus, weil sie bei einer Kürze, die den unveränderten Abdruck ermöglicht, doch mit die Hauptlehren des Confuzianismus, d. h. also der orthodoxen Religion Chinas, enthält. Für die in Estrangelo, als der ältesten Schrift der Syrer, zu gebende Probe bestimmte Nestle in Maulbronn das „Lied von der Seele", eines der ältesten Originalstücke der ganzen syrischen Litteratur, woran er höchst geistvolle, ausführliche Erläuterungen knüpft. Daran reihen sich dann Hebräisch, Japanisch, Malayisch, Neusyrisch, Persisch, Rabbinisch, Samaritanisch, Syrisch und Türkisch.

Es würde zu weit führen, auf jede Sprache und Schrift hier näher einzugehen. Schon aus dem, was hier gesagt wurde, läßt sich entnehmen, daß die Marksteine auch einen hohen wissenschaftlichen Wert besitzen und neben einem unvergleichlichen Material zu vergleichenden Schriftstudien einen ganz seltenen und merkwürdigen, litterarhistorischen und künstlerischen Genuß durch die Lektüre der Weltlitteraturproben bieten; es verlohnte sich schon allein, darüber sich ausführlich auszulassen, ohne daß man sich mit der Auswahl, die die verschiedenen Gelehrten trafen, etwa kritisch zu beschäftigen brauchte (was ja immer nur den jeweiligen Fachgelehrten möglich wäre). Sicherlich giebt es keine zweite Anthologie der Weltlitteratur, deren Lektüre so hohen Genuß bereitet, die unsern Blick, unsern Verstand und unser Empfinden so weitet und so klärt wie Drugulins Marksteine.

---

*) Marksteine aus der Weltlitteratur in Orig.-Schriften. Herausg. von Joh. Baensch-Drugulin. Buchschmuck von L. Sütterlin. Leipzig, W. Drugulin. 42 × 31 cm. XIV, 101 u. 100 S. Geb. M. 200,— (gedruckt in 300 Exemplaren, von denen schon weit über 200 abgesetzt sind).

Proben und Stücke.

Badische Lyrik.

I.*)

Blick vom Berge.

Ein Sturmwind trieb mit raschen Schlägen
Die Wetterwolken durch den Tag.
Fern donnern sie. Ein milder Regen
Begnadet Baum und Busch und Hag.
Die Sonne kommt. Mit weißen Händen
Trocknet sie Berg und Flußgefild,
Uns leuchtend neuverklärt zu spenden
Des Heimatlandes teures Bild.

O mütterliche Sommersonne,
Du Spiegelfluß im tiefen Thal,
Die Fluren weit voll Segenswonne,
Der Blick wie in den Himmelssaal.
Hier laß uns liegen, laß uns träumen,
Ins Herz der Heimat still versenkt,
Umsäuselt von des Abhangs Bäumen, —
So wie das Kind der Mutter denkt.

Wie hold beglückt hier Näh' und Ferne!
Das Aug' daheim und schweift doch fort.
Der Heimat und der Fremde Sterne
Verschwistern sich an diesem Ort.
Du folgst voll Wanderweh und Sehnen
In seinem Wechsellauf dem Fluß,
Siehst lockend fern die Au sich dehnen
Und weilst doch mit gebanntem Fuß.

Denn hier ergreift dich süß der Schauer
Der ältesten Erinnerung.
So manches war dir nicht von Dauer,
Doch dies Gefühl bleibt ewig jung.
So manche Kräfte, feingeschäftig,
Im Leben wirkend fort und fort,
Dir ohne Wissen schaffenskräftig
Entsaugtest du sie diesem Ort.

Es hebt der Wald mit allen Kronen
Sich rauschend in der Lüfte Raum.
Die Stürme und die Blitze wohnen
Zunächst dem stolzerhob'nen Baum.
Doch wird auch immer in ihm rauschen
Ein leiser Ton wie Dank und Lob
Davon, wie er in bangem Lauschen
Sich aus der Erde sehnend hob.

Und magst du auch in allen Weiten
Der Erde suchen That und Glück,
Zu diesen stillen Seligkeiten
Kehrst du doch immer gern zurück.

Wie hoch die Schwinge dir auch fliege,
Ob erdfremd oft dein Schaffen war,
Die Heimat bleibt die stille Wiege
Des Genius jetzt und immerdar.

Albert Geiger.

II.

Frühlingshymnus.

Siehe, der Frühling dehnte die goldenen Schwingen.
Wo er flog, da sproßten Blumen und Kräuter.
Rings am Hange locken die Schlüsselblumen,
Duften die Veilchen.

In dem Hain, vom jungen Lichte durchflossen,
Spielen kleine Häschen um Birkenstämme.
Auf dem Hügel weiden die braunen Ziegen
Zartgrüne Schosse.

Wenig Tage, so blühen die Pfirsichbäume
In der Vigne. Es mischt ihr zartes Rosa
Sich dem schneeigen Weiß der Mandelzweige
Farbigen Reizes.

Hügel locken, wo bräunlich die Wälder knospen.
Thäler, murmelnd von Quellen, die jüngst sich befreiten.
Wo im bläulich schillernden Wasser sich spiegelt
Pan, der Verjüngte.

O wie sind dann die Tage voll weichen Glückes!
Und die Nächte voll wunderversprechender Sterne!
Senkt euch herab in uns, ihr hehren, und werdet
Strahlende Stunden!

Albert Geiger.

III.

Das quält mich tief . . .

Das quält mich tief, daß ich nicht lieben kann.
Ist's wohl, weil meine Stunde so verrann
Und keine Seele war, die nach mir frug?
Ist's, weil ich gar so große Sehnsucht trug?
Ich weiß es nicht. Mein Herz ward still und leer.
Und nur des Nachts, wenn von den Gärten her
Akaziendüfte wehen, denk' ich still
An eine Sehnsucht, die nicht sterben will . . .

Maidy Koch.

IV.

Mich wundert nicht . . .

Mich wundert nicht, wenn du dich von mir wendest
Und müde nun die lange Marter endest.
Nur wie ein Leh'n empfing ich dieses Glück.
Die Zeit ist um — so nimm es denn zurück!
Nach Leben dürstest du mit allen Sinnen —
Ich steh' abseits und seh' den Tag verrinnen.
Ein Siegerlächeln spielt um deinen Mund —
Ich bin zertreten, müd' und fieberwund . . .
Und wenn du staunend stehst in lauter Licht —
Mir fallen Schatten übers Angesicht.
Was soll ich dir? Dein Weg führt steil empor,
Wenn meiner längst im Dunkel sich verlor.
Noch zögerst du, das letzte Wort zu sagen.
Ich weiß, was deine Augen scheu mich fragen . . .
O daß du tief in meine Seele sähst!
Mich wundert nicht, wenn du nun von mir gehst.

Maidy Koch.

*) Aus dem Jahrbuch „Badische Kunst 1903". (Zwanglose Veröffentlichungen der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege", Karlsruhe. Herausgegeben von Albert Geiger. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei. Lex.-Form. 95 S. Mit Illustrationen und Kunstbeilagen.)

V.

Einem Freunde.

In Büchern forschtest du aus alten Zeiten
Die ganze Nacht, und nun mit bleichen Wangen
Starrst du ins Grau, und ewig nachtumfangen
Scheint dir der Menschheit Denken, Thun und Streiten.

Doch sieh nach Osten! Purpurschimmernd prangen
Die Wolken dort, und alle Bäume breiten
Die Zweige aus, und ihre Kelche weiten
Die Blumen schon, den Frühtau zu empfangen.

Sie wußten alle, daß es Morgen werde,
Indessen dich die Nachtgespenster narrten.
Drum schau empor! Wirf von dir die Beschwerde.

Und lerne dankerfüllt von Wald und Garten
Die tiefste Weisheit dieser armen Erde:
Geduldig sein und auf die Sonne warten.

Karl Wolff.

VI.*)

Wertheim am Main.

O Wertheim, altertümlich prangend
Mit Zinnen, Turm und Burgrevier,
Du liegst vom Bergwald niederhangend,
Wie die Romantik selbst vor mir!
Fromm spiegelst du mit Rebenhängen
Dich in der Tauber und im Main,
Umbraust von Winzerlustgesängen —
O Wertheim, nie vergeß' ich dein!

Wie glänzt mir gold'nen Dufts entgegen
Manchmal auf fremden Pfaden drauß',
Dort an der Kirche dicht gelegen,
Altväterisch mein Giebelhaus;
Der alte Markt, der Engelsbronnen
Mit den Figuren rot aus Stein,
Von Jugendzauberglanz umronnen —
O Wertheim, nie vergeß' ich dein!

Auf Höhen, hell von Reif umwoben,
Schau' ich zuweilen nachts im Traum
Den Heidhof in der Ferne droben,
Den grauen Turm am Heidesaum;
Den Birkenweg, die Mühlensteige,
Den Halbrunn und den Kaffelstein,
Umstarrt vom Schlehendorngezweige —
O Wertheim, nie vergeß' ich dein!

Voll Andacht im Vorüberfahren
Grüß' ich dich laubgeschmückt vom Kahn,
Denn wieder hat es, wie vor Jahren,
Mir deine Schönheit angethan.
Für alles, was du je gegeben,
Hab Dank, für all den Sonnenschein,
Du bist ein Stück von meinem Leben —
O Wertheim, nie vergeß' ich dein!

Heinrich Vierordt.

*) Aus: Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben von Heinrich Vierordt. Heidelberg 1904, Carl Winter. 149 S.

Gedanken.

Von **Otto Ludwig** *).

Milde ohne Strenge ist Schwäche; das ist die Probe echter Liebe, ob sie streng sein kann.

*

Ihr verachtet und haßt den Verbrecher. Was thut ihr denn, um ihn zu verhindern, daß er es wird? Ein Pfennig, den ihr hinwerft, rettet keinen Menschen vom Verhungern. Das Gute und das Böse trennt kein unabsehlicher Abgrund; der sogenannte Gute und der Böse wandeln immer so nah beisammen, daß sie einander bei den Händen fassen können. So wenig ein Mensch ganz gut ist, so wenig ist ein Mensch ganz schlecht.

*

Unsere Zeit erschrickt vor dem Gedanken, daß ein Mensch eine eigne Schuld haben könne. Mißverstandene Humanität hat dem Publikum eingepredigt, und Nebensachen helfen dazu, wie z. B. politische und soziale Wühlerei, daß im Menschen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, sondern daß allerlei andre Agentien in ihm sündigen, z. B. der Staat, die Gesellschaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. s. w. Eine so bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderm Urteil über den Nebenmenschen führen sollte, zunächst den Menschen zu berechtigen schien, über sich selbst milder zu urteilen, also sich nicht mehr vor eigner Versündigung zu fürchten; denn versündigte man sich, so war man ja nicht mehr ein Beleidiger, sondern ein Beleidigter; also nicht einer, der Unwillen verdiente, nein, einer, der Mitleid verdiente. Es ist dies die unmoralischste Art von Sentimentalität, die es geben kann, seine eigne Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen schlechten Gelüsten nachgiebt, sich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, sich als einen Helden zu fühlen, um eine Entschuldigung, ja einen Sporn zu haben, sich selbst alles nachzusehen. Zu Shaksperes Zeiten lebte ein kräftigeres, stolzeres Geschlecht, das in der Entschuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu sein, nur einen Schimpf mehr sah, das lieber für böse als für schwach gelten wollte. Und dies mit Recht; denn der Starke ist doch etwas, selbst sein Verbrechen kann etwas Imposantes haben, es ist das Erfordernis zur Tugend, die Selbstbestimmung, wenn auch falsch angewandt, vorhanden; aber in der Gallert, die nichts aus sich selbst sein kann, die zur Tugend wie zum Laster verführt werden muß, ist gar nichts mehr von der ursprünglichen Hoheit des Menschen, von dem Adel, der selbst im gefallenen Engel noch imponiert. Ein Mensch, der stark genug ist, böse zu sein, kann selbst das Mitleid noch erregen. Und nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben.

*

Zweifeln führt zum Verzweifeln; wer alles so genau betrachten will, durch die Dinge hindurch, sieht zuletzt vom schönsten Weibe nichts mehr als das Skelett.

*

*) Aus: Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlaß ausgewählt und herausgegeben von Cordelia Ludwig. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, 1903. 174 S. Geb. M. 2,50.

Wir sind alle überlegen und geistvoll im ruhigen Urteile, naiv, sowie wir handelnd werden. Der Handelnde ist jederzeit borniert; ist er es nicht, so wird er nicht zum Handeln kommen.

*

Es kann garnicht genug gewarnt werden vor den gefährlichen Folgen des Lebens in der Einbildung. Weil man sich die Dinge schöner denken kann als sie uns vorkommen in der Wirklichkeit, so verweilt man gern in jenem Denken; die nie ermattende Phantasie läßt Sättigung nicht aufkommen, weil sie ihre Gerichte immer noch schmackhafter würzen kann. Neben diesem immer bunter strahlenden Bilde der Dinge in der Phantasie wird nun die Wirklichkeit immer farbloser oder mangelhafter und das Ungenügen daran immer stärker. Thatlustige Geister möchten nun die Wirklichkeit umformen nach ihrem Bilde in der Phantasie; sie bedenken aber nicht, daß der Unterschied zwischen der Wahrheit und der Dichtung — daraus kann man erkennen, daß diese Art der Dichtung nicht die rechte — ein nicht aufzuhebender ist, der eben auf der Freiheit der Phantasie von den Bedingungen der Welt, der Wirklichkeit beruht, und daß ihr Thun das Jagen nach ihrem Schatten ist. Wie diese über die Kluft zwischen beiden vergeblich, aber thätig hinausstreben, so bauen sie sich in ihr an und machen die Unzufriedenheit zur Substanz ihres Lebens. Das sind die von Welt und Menschen Verkannten, die ihrerseits nie sich bemühen, Welt und Menschen zu erkennen und in stetem innerem Unrecht gegen beide leben, indem sie ein trauriges Vergnügen darin finden, sich in immer neuen Vorstellungen als den Gegenstand des Unrechtes sich auszumalen, welches jene an ihnen begangen und welches in der That niemand als sie selber übte. Dieser Zustand krankhafter Eitelkeit führt zu den absurdesten Handlungen, weil Menschen und sittliche Verhältnisse ihnen allmählich zum bloßen Material für ihre Träume geworden sind. Die gleißende Seite, wo das Schöne in das Schillernde, innerlich Unsittliche übergeht, das Spiel mit den bedenklichsten Situationen wird ihnen zur Gewohnheit, und das Schlimmste ist, daß diese Menschen sich als die besseren fühlen und aus ihrer hohlen Eitelkeit noch eine sittliche Glorie machen.

*

Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.
So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest
Kein Leser mehr heraus, als er hineinliest.
Dem andern ist dasselbe Buch ein andres.
Macht ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeschaut.
Der Kluge weiß euch Dank; indem er sie
Durch euer Auge schaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die euerm Anschaun eigen ist,
Die wohn' in seinem Aug'. Er fühlt sich größer
In eurer größeren Persönlichkeit;
Das nennt er Kunstgenuß und dankt es euch.

*

Die Kritik kann an einem Kunstwerk eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künstler das gelungen ist, was er wollte.

*

Die Worte sind Heuchler und Schmeichler; sie wechseln mit der Laune des Lesers.

*

Der Verstand bückt den Kopf vor; die Phantasie legt ihn zurück. Die Begriffe, scheint's, müssen wir an der Erde suchen; die Poesie am Himmel.

*

Daß wir Deutschen kein plastisches Versmaß haben! Kein freies, den Stoff umfließendes, wie eine Flor schöne Formen: Diese Reime, dies abgemessene Klappen, worin die Gedanken sich fangen wie Mäuse in der Falle.

*

Jede Figur im Drama muß wie ein Weltkörper ihren besonderen Lauf haben, dessen Gesetz ihre innerste Natur vorschreibt, und indem sie nur diesem eigenen Gesetze für sich zu folgen scheint, mit den andern vereint der Absicht des Dichters dienen. Die Figuren müssen jede für sich nur ihre eigne Idee zu verwirklichen trachtend erscheinen, indem sie zusammen die Idee des Stückes, den Gedanken des Dichters verwirklichen.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Die Verhältnisse unseres Buchhandels beschäftigen noch immer weitere Kreise, seitdem die vielangefochtene Denkschrift Prof. Karl Büchers wie ein Steinwurf ins Wasser gewirkt hat. Diese ist inzwischen in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen, zugleich aber auch eine Gegenschrift aus den Reihen des Verlagsbuchhandels, die im Auftrage der deutschen Verlegerkammer von Dr. Karl Trübner bearbeitet und unter Mitwirkung des jenaischen Verlegers Dr. Gustav Fischer herausgegeben wurde („Wissenschaft und Buchhandel“, Jena, Gustav Fischer). Auch sie hat in der Tagespresse Beachtung gefunden, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie die Angriffsschrift Büchers. Während aber z. B. die „Nat.-Ztg.“ (564) anerkennt, daß die Gegenschrift der Verleger in der That geeignet scheine, viele Vorwürfe gegen den Verlagsbuchhandel zu zerstreuen und viele Mißverständnisse zwischen den Kreisen von Wissenschaft und Buchhandel zu beseitigen, ist die „Frankf. Ztg.“, die dem Buche einen Leitartikel widmet (292), nicht der Ansicht, daß Büchers Ausführungen in irgend einem wesentlichen Punkte widerlegt seien, und wendet sich von neuem und mit Schärfe gegen die „Kartellpolitik des Börsenvereins“, in dem zum Schaden des konsumierenden Publikums die Sortimenter neuerdings den entscheidenden Einfluß gewonnen hätten.

Daß der Buchhandel thatsächlich einer Krise zutreibt oder vielmehr sich schon darin befindet, darüber muß der Bericht der Leipziger Handelskammer auch den Unbefangensten belehren, der unlängst bekannt wurde und u. a. besagt: „Der Leipziger Verlagsbuchhandel stand auch im vergangenen Jahr unter dem Einflusse der Ueberproduktion. Der Jahresdurchschnittsertrag war nur ein bescheidener zu nennen, das Weihnachtsgeschäft war mäßig. Nachweislich hat sich in den letzten 50 Jahren die Bücherproduktion verdoppelt, und allein im vergangenen Jahre wieder mußten 25000 Bücher katalogisiert werden. Anzeichen, die auf einen Rückgang der Bücherproduktion und eine dadurch eintretende allgemeine Besserung der wirtschaftlichen Lage des Buchhandels schließen lassen könnten, waren am Schlusse des Berichtsjahres noch nicht vorhanden. Die große Ueber-

produktion des Verlagshandels mußte mehr oder weniger erschwerend auf den Sortimentsbuchhandel einwirken. Eine große Anzahl der Neu-Erscheinungen erlebte, streng wissenschaftliche Werke ausgenommen, nur eine kurze Nachfrage und verschwand schon nach Jahresfrist vom Büchermarkte. Prachtwerke waren fast gar nicht mehr abzusetzen. Die großen Tageszeitungen, die in zunehmendem Maße bestrebt sind, ihrem Leserkreise auch wissenschaftliche und schöngeistige Lektüre zu bieten, genügen dem Lesebedürfnis vieler und lenken vom Erwerb von Büchern mehr und mehr ab."

Dieses Grundübel der Ueberproduktion scheint bereits den meisten Kulturstaaten gemeinsam zu sein. An anderer Stelle dieses Heftes wird von der litterarischen Uebersättigung der skandinavischen Länder gesprochen. Von einer Bücherkrise in Frankreich konnte man allerhand in der deutschen Presse im Anschluß an eine Rundfrage lesen, die die „Revue" in Paris (2. Oktoberheft) bei den dortigen Verlegern und Zeitungsleitern veranstaltet hat. Auch hier, obwohl im übrigen die Meinungen über das Vorhandensein einer Krise auseinandergehen, herrscht über die erschreckende Ueberproduktion nur eine Stimme. Sie wird von den meisten für die „mévente" der letzten Jahre verantwortlich gemacht. Im Jahre 1899 betrug die Bücherausfuhr Frankreichs noch 14 Millionen Francs, 1901 nur 11 Millionen. Das Interesse des Auslandes an französischer Litteratur hat abgenommen, aber auch das des Inlandes. Eine Hauptschuld daran wird der Presse zugeschrieben, die fast gar keine Bücherbesprechungen außer den bezahlten Reklamen bringt. „Ist es nicht eine Schande," meint der Direktor des Verlagshauses Ollendorff, „daß man, wenn in Frankreich bedeutende Werke erscheinen, die Berichte darüber in der ‚Frankfurter Zeitung' oder anderen Blättern jenseits des Rheins suchen muß?" Dagegen erklären die Zeitungsleiter, daß die Unmasse der Neuerscheinungen von der Presse auch nicht zum kleinsten Teile kritisch bewältigt werden könne. Einer der Antwortenden meint (in Uebereinstimmung mit dem oben erwähnten Handelskammerbericht), die Tageszeitungen seien es, die durch ihre Konkurrenz das Buch erdrücken: das Publikum erfahre alles, was es interessiere, aus den Zeitungen und habe deshalb kein Bedürfnis mehr, Bücher zu kaufen. Ein anderer giebt — ohne Zweifel mit Recht — der Zunahme aller möglichen Sports die Schuld an dem Rückgang des Bücherverbrauchs; seitdem die Damen ihre Zeit verradeln, lesen sie nicht mehr.

* *

Das Erscheinen einer Jugendzeitung, die unter dem Titel „Deutsche Jugendpost" in Berlin als „richtige kleine Zeitung" für die Jugend von 12 bis 16 Jahren ihr Dasein begonnen hat, wird in einem Aufsatze „Die reifere Jugend und die Zeitungen" von Dr. Oskar Bulle (Allg. Ztg., Beil. 236) als ein Symptom ungesunder Erziehungsgrundsätze bekämpft. Mit Nachdruck wird betont, wie schon für die Erwachsenen das übertriebene und ausschließliche Zeitungslesen mehr und mehr eine Kulturgefahr geworden sei, und u. a. gesagt: „Trägt wirklich die Presse trotz der Fülle von Bildungselementen, die sie den breitesten Schichten des Volkes zuführt, zu einer Vertiefung unserer Kultur bei? Entspricht der schier maßlosen Verbreitung von Einzelkenntnissen aus allen Gebieten, die in der That heute durch die Zeitungen aller Art vermittelt wird, auch nur einigermaßen die innerliche Verarbeitung dieser Stoffzufuhr durch die Tausende von Zeitungslesern in Stadt und Land? Ich glaube, selbst die begeistertsten Schwärmer für die große Bildungsträgerin, die Presse, werden hierauf mit einem entschiedenen ‚Nein' antworten. Sie werden vielleicht hinzufügen: ‚Jetzt noch nicht, aber die Zeit wird schon noch kommen, in der die Assimilationsfähigkeit der Stoffzufuhr entspricht.' Diese Zeit wird niemals kommen! Die Ueberfütterung wird eher zu einer Katastrophe in unserem Kulturkörper führen. Die Zersplitterung der geistigen Interessen, wie sie durch die Zeitungsleserei in jedem nicht schon in seinem Bildungsstande gefestigten Menschen erzeugt wird, ist der Tod jeder intensiven Kulturentwicklung. Verflachung, gedankenloses Nachschwätzen, ungesunde, nur an den äußerlichsten Einzelheiten der Vorgänge haftende Neugier machen sich schon jetzt in fast beängstigender Weise unter dem Einflusse der tausendfach verzweigten Presse breit; Mangel an selbständigem Urteil, an jeder Selbstthätigkeit auf geistigem Gebiete, an eigenem Nachdenken und an individuellem Empfinden geht mit diesen gefährlichen geistigen Erscheinungen Hand in Hand. Aus diesem Sumpfe, der täglich tiefer und schlammiger wird, arbeitet sich so leicht nicht wieder ein Volk heraus, es sei denn, man gewöhne schon von früh an und systematisch die heranwachsende Generation an ein einfacheres Denken, an ein selbstthätigeres Verarbeiten des eigengewonnenen Beobachtungsmaterials, an eine zusammenfassende Lebensanschauung gegenüber den verwirrenden Einzelheiten in Wissenschaft und Leben. Kann man das aber, indem man ihr schon in der Zeit der geistigen Unreife und Unselbständigkeit eine ‚richtige' Zeitung in die Hand giebt?" Ebenfalls zum geistigen Schutze der Jugend, wenn auch nach einer anderen Richtung, tritt der lübecker Lehrer Johannes Siebert mit einer kritischen Studie über „das Grossobuch" (Deutsche Welt 4) in die Schranken, nachdem er als Anklagematerial etwa 250 Jugendschriften, die er sich von Gemeindeschülern aus ihrer Privatlektüre mitbringen ließ, durchgearbeitet hat. Grossobücher sind jene Jugendschriften, die als Massenartikel oft in Auflage von 100,000 und darüber durch Warenhäuser, Papierläden, Buchbindereien oder herumziehende Straßenbuchhändler zum Verschleiß gelangen, teils grober Schund im Abenteuer- und Indianergeschichtenstil, teils furchtbar zusammengestrichene „Bearbeitungen" von klassischen Märchen- oder Erzählungswerken und zumeist haarsträubend „illustriert". Man wird die Größe dieser ja übrigens schon öfters aufgedeckten Gefahr erst inne, wenn man erfährt, daß in Deutschland rund 500 Grossogeschäfte mit etwa 9000 Reisenden bestehen, die sich ausschließlich mit dem Vertrieb solcher Fabrik-Druckwaren befassen und daß überhaupt neun Zehntel aller Jugendschriften Grossobücher sind. — Mit der Frage der Jugendlektüre hat sich eingehend erst kürzlich auch der zweite deutsche Kunsterziehungstag beschäftigt; u. a. sprach dabei Otto Ernst, bekanntlich selbst ein früherer Lehrer, über die Art, wie in der Schule Gedichte vorzunehmen seien. Seine Ausführungen werden im „Hamb. Correspond." (501, 503) im Wortlaut abgedruckt („Vom mündlichen Vortrag").

Die sonstigen Beiträge allgemeineren Charakters sind der Bühne zugewandt. Alfred Rossig tritt (Berl. Ztg. 501, Sonnt.-Beil. 4), wie schon neulich an anderer Stelle für das Versdrama (s. Sp. 115), diesmal für den „Reim im Drama" ein. — Karl Strecker hält eine scharfe Abrechnung mit der Leitung des berliner königlichen Schauspielhauses („Herrn v. Hülsens Kreise", Tägl. Rdsch., U.-Beil. 250, 251) und wünscht sich in dem neuen Generalintendanten Herrn v. Hülsen eine Art Marquis Posa, der dem Kaiser gegenüber die Freiheit der Bühne ähnlich offen vertrete, wie Schillers Malteser die Gedankenfreiheit dem zweiten Philipp gegenüber. „Herr v. Hülsen ist, hört man, ein Jugendfreund des Kaisers und besitzt sein volles Vertrauen. Sollte es ihn da nicht reizen, sich dieses Vertrauens so würdig zu erweisen, wie es schon manchmal in ähnlichen Fällen vorgekommen sein soll: nämlich, daß der ‚treue Diener seines Herrn' selbstthätig in seinem Amt zu den höchsten Zielen emporzudringen sucht? Wäre ein Bismarck der deutschen Kunst nicht wenigstens dem guten Willen nach so wohl möglich, wie ein Bismarck der deutschen Politik möglich war? Unser Kaiser, von dem wir jüngst noch hörten, daß er ‚kein Philister' sei, hat ohne Frage nur darum in der Kunst so erstarrte Ansichten, weil die Art, in der man seine Entscheidungen aufnimmt, niemals geeignet war, ihn an der Sicherheit seines Geschmacks zweifeln zu lassen. Dieser thatfreudige Monarch sucht eben das, was nach seiner Ueberzeugung das Rechte ist, durchzusetzen.

Aber ist er denn ehrlichem Rat und triftigen Gründen unzugänglich? Hat er nicht schon oft bewiesen, daß er eine abweichende Meinung nicht nur zu ertragen, sondern auch zu befolgen versteht, sofern sie ihm einleuchtet? ... Soll denn das Wort Hoftheater bei uns für alle Zeiten von einem Fluch belastet sein? Soll ihm immer so etwas anhaften, wie Rumpelkammer und modriger Strohwisch und rindslederne Scheuklappe — eine Mischung von Stumpfheit und Impotenz? — Gehen doch andere Hofbühnen schon mit unbefangenem Blick an höhere, würdigere Aufgaben. Soll Berlin hinterdreinhinken? Was hat Graf Seebach in Dresden geleistet! Im letzten Spieljahr kamen an der königlich sächsischen Hofbühne zu Wort: Bahr, Björnson, Gjellerup, Gorki, Halbe, Hauptmann, Ibsen, Maeterlinck, Schlaikjer, Schnitzler, Wedekind, Wilde! Daneben blieb noch immer Raum für Freytag, Goethe, Grillparzer, Kleist, Lessing, Ludwig, Molière, Nestroy, Schiller, Shakspere — ja Shakspere sogar mit einem Cyklus sämtlicher Königsdramen. So arbeitet man in Dresden. Die stuttgarter Hofbühne hat für diese Spielzeit „Junker Kai“ von Holger Drachman, ‚Stella und Antonie‘ von Otto Julius Bierbaum erworben, das Theater des Großherzogs Friedrich Franz IV. nimmt sich der Königsdramen Strindbergs mit bestem Erfolge an, so zwar, daß die berliner und stockholmer Kritik sich in Schwerin ein Stelldichein giebt. Wo bleibt Berlin?“ Im übrigen wird als besonders wunder Punkt der berliner Hofbühne ihre Regie bezeichnet und in Beispielen angegriffen. — Allgemeines zur Regiefrage enthält auch ein Feuilleton von Willy Rath („Der Ueberregisseur“, Frankf. Gen.-Anz. 249), der in der modernen Regie die Fanatiker der Stimmung und die der naturalistischen Echtheit unterscheidet und vor Uebertreibungen nach beiden Richtungen warnt.

* *

Die einzige bemerkenswerte litterarhistorische Veröffentlichung der letzten Berichtszeit rührt von Reinhold Steig her und giebt von ungedruckten Dokumenten über Entstehung, Bedeutung und Absicht des Romans „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ von Achim von Arnim Kunde („Um die Gräfin Dolores“; Nat.-Ztg. 570, 574), Zeugnisse, die der vorbereitete dritte Band des Werkes „Archim v. Arnim und die ihm Nahestehenden“ endgültig verwerten wird. Arnims Roman erschien im Frühjahr 1810 und gab den Anlaß zu brieflichen Erörterungen zwischen dem Dichter und seinen Freunden Brentano, Jakob und Wilhelm Grimm, die nicht minder für das Werk wie für die Briefschreiber und ihr persönliches Verhältnis von charakteristischem Interesse sind. Jakob, der sich zuerst äußerte, konnte sich nicht recht für die Dichtung erwärmen und schrieb in seiner offenen Art u. a. an Arnim: „Einzelnes erkenne ich für herrlich an, das Drama von der Päpstin Johanna (von dem ein Stück in den Roman eingeschaltet ist) ist leicht das Trefflichste, was Du geschrieben. Aber das ganze Buch, wenn es z. B. ein Mädchen wäre, möchte ich nicht heiraten, weil ich daran nicht glauben könnte. So wie es Kinder giebt, die des Nachts nicht schlafen können, wenn ihnen die Mutter nicht die Hand in ihrer hält, so vermisse ich auch eine solche Hand in Deinem Buch, die Geschichte ist mir unwahr, wie auch fast allen von Jean Paul der Lebensstrick fehlt.“ Ueber diesen Vorwurf, den Jakob dann noch etwas näher begründet, war Arnim sehr niedergeschlagen und nahm in einem ausführlichen Schreiben sein Werk dagegen in Schutz, das er seit Jahren als einen Liebling in sich gehegt „und in Wehmut und Scherz mit aller ernsten Erfahrung der Zeit ausgestattet, zwar flüchtig aufgeschrieben, aber nicht flüchtig gedacht, ans Licht treten ließ, daß es vom Tau mancher harten Lebensstunde bald im Nebel graut, bald glänzt“. Auf diesen Brief antwortete Jakob mit einem ebenso ausführlichen, in dem er zwar seinen kritischen Standpunkt nicht verläßt, aber doch mit der ihm eigenen schlichten Bescheidenheit einleitend bemerkt: „Liebster Arnim, Dein Brief ‚hat mich sehr bewegt und traurig zu Mute gemacht, es liegt mir auf dem Herzen, daß ich Dir etwas abzubitten habe. Ich habe mir nicht gedacht, daß Du mein armes Urteil über Deine Dolores so nehmen würdest, ich stelle mir auch meine Unbefugnis vor, über Deine Poesie zu urteilen, die ich ehre und liebe, und weil ich an aller Erfahrung eines reichen, geistreichen Lebens so weit hinter Dir stehe. Dennoch wäre es mir unmöglich gewesen, über das Buch eine andere Meinung zu haben oder Dir etwas anderes zu sagen, als was ich zu fühlen glaube“. Günstiger urteilte Wilhelm Grimm über die „Dolores“, und seine Rezension, ein „Meisterstück liebevoll nachschaffender Entwicklung und Beurteilung einer in ihrer Art bedeutenden Dichtung“, wie Steig sie nennt, erschien zu Arnims Freude in den „Heidelberger Jahrbüchern“; später ging sie in Wilhelms „Kleinere Schriften“ über. Eine Abschrift sandte er vorher an Arnim nach Berlin, wo sie bei den übrigen Freunden Brentano, Savigny, Bettina u. a. von Hand zu Hand ging und zu neuen Aeußerungen und Aufschlüssen anregte. Briefe Arnims, Wilhelms und Brentanos werden hier im Wortlaut mitgeteilt, und es ist von hohem Interesse, an dieser fruchtbaren und vielseitigen Aussprache über ein einzelnes Dichterwerk die verschiedenen Urteile und ästhetischen Anschauungen so bedeutender Köpfe kennen zu lernen.

Von Wilhelm Grimms Sohn und Arnims Schwiegersohne, Herman Grimm, liegt eine größere Briefpublikation seit kurzem in der englisch erschienenen „Correspondence between R. W. Emerson and H. Grimm“ vor (Boston und New-York, 1903), die der selbst vor kurzem erst verstorbene Frederick W. Holls noch herausgegeben hat. Max Cornicelius erstattet darüber in der „Nat.-Ztg.“ (558, 560; „Emerson und Herman Grimm“) genaueren Bericht. Der erste der nicht zahlreichen Briefe rührt von Grimm her und datiert von 1856; Alexander Thaer, der Beethovenbiograph, ein geborener Bostoner, nahm ihn bei einem Besuche der Heimat mit hinüber, um dann auch, freilich erst nach zwei Jahren, die Antwort Emersons mit nach Berlin zu bringen. Grimms Verehrung für den Weisen von Concord war außerordentlich, ihm hat er 1859 seine erste Sammlung Essais gewidmet. Eine persönliche kurze Begegnung hatten die beiden Männer erst 1873 in Florenz. — Auch andere Brief- und Tagebuchschätze, die dem deutschen Litteraturbereiche zugehören, sind vor kurzem zuerst in einem amerikanischen Verlage englisch erschienen; es ist die bereits im vorigen Hefte (Sp. 180) erwähnte Veröffentlichung „Diary and Letters of Wilhelm Müller“, von Philipp Schuyler und James Taft Hatfield herausgegeben (Chicago 1903) und von Ludwig Geiger an der gleichen Stelle (Nat.-Ztg. 560) besprochen. Das Tagebuch, das des Dichters Sohn, Max Müller-Oxford, erst vor wenigen Jahren im Nachlaß seiner Mutter entdeckte, umfaßt das Wintersemester 1815/16, die Briefe reichen von da bis 1827 und sind zumeist an des Dichters Gattin, außerdem an Fouqué, Tieck, Meusebach und Karl Förster gerichtet. Sie sind von geringerem Wert als das Tagebuch, das der junge Student in Berlin führte und dem er seine leidenschaftliche Liebe für Louise Hensel, des Malers Wilhelm Hensel Schwester, anvertraute. — Von den Briefen Eduard Mörikes ist der erste Teil in der mehrfach erwähnten Sammlung von Krauß und Fischer vor kurzem erschienen (Berlin, Elsner). Eine eingehende Besprechung läßt ihnen in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 242) Oscar Bulle zu teil werden. — Von anderen noch „ungehobenen Briefschätzen“ berichtet Oscar Blumenthal in der „N. Fr. Presse“ (14059): einem Bündel Scheffelbriefe, die sich im Besitze Anton Breitners befinden. Sie sind an Scheffels Base und Jugendliebe, Emma Heim, gerichtet, das Urbild der Margaretha im „Trompeter“, die noch heute als Siebzigerin in Berlin lebt. Ihr, die die Braut eines andern wurde, während er im Sommer 1852 in Italien weilte und dort den Sang von Jung-Werner dichtete, galt auch das be-

rühmte „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen", das ihm nach seinen eigenen Worten „an einem regnerischen Sommersonntag eingefallen, nachdem er in Offenburg von seiner Base Abschied genommen und über die Berge nach Oberkirch gewandert" war.

* *

Der Tod Gustavs von Moser hat eine Reihe von Nekrologen und von persönlichen Erinnerungen an diesen für freundliche Unterhaltungsbedürfnisse ehedem erfolgreich thätigen Lustspielerfinder hervorgerufen, von denen die biographisch-anekdotischen Feuilletons von Robert Misch (N. Fr. Pr. 14068) und Paul Lindau (ebenda 14071) hervorgehoben seien. Misch berichtet, daß Moser schon 1892 die Einnahmen aus seinen Stücken auf 1½ bis 2 Millionen schätzte, die ihm dann freilich wieder unter den Fingern zerrannen. „Die Grazie, die Liebenswürdigkeit, die kavaliermäßige Oberflächlichkeit und der vergnügliche, etwas seichte Optimismus seines ‚Theaters' deckten sich gänzlich mit dem Menschen. Er brachte aber nach den vormärzlichen Philistertypen von Benedix und den vormärzlichen österreichischen Gesellschaftsstudien Bauernfelds als erster neue Typen, die norddeutsche Offizier- und Gutsbesitzerkaste, auf die Bühne, allerdings nur oberflächlich und äußerlich mit den Augen eines fidelen Lebemannes angeschaut." — Dem kurz vor Moser verstorbenen Bürgermeister und Schriftsteller Karl Jänicke wird in der „Bresl. Ztg." (733; „Karl Jänicke als Dichter") ein Nachruf gespendet. Er hat eine Reihe von dramatischen Dichtungen geschrieben, von denen aber nur wenige in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Wirklichen Erfolg hatte er nur mit dem derbkomischen Einakter „Die Witwe von Ephesus"; sein Lustspiel „Glück", das nach dem Deutschen Theater in Berlin auch einige andere Bühnen aufführten, drang nicht durch. Besser glückte es ihm mit seinen Novellen; seine eigentliche Stärke aber waren seine lyrischen Gedichte, die jedoch nur zerstreut da und dort, nie in Buchform erschienen. — Auf einige andere litterarische dei minorum gentium wurde anläßlich ihres 60. Geburtstags aufmerksam gemacht: Ludwig Schröder feiert (Rh.-Westf. Ztg. 898) den westfälischen Dialektdichter Ferdinand Krüger (vgl. LE V, 1461) und Ernst Kreowski den unterfränkischen Heimatsdichter Wilhelm Müller-Amorbach, den „Sänger des Spessart", der in Aschaffenburg lebt (Augsb. Abdztg., Sammler 126). — Derselbe Autor spricht sich an anderer Stelle (Vorwärts, U.-Beil. 208) ausführlich über den neuen Roman „Pastor Klinghammer" von Wilhelm Hegeler aus, in den sich „alle Erwartungen auf einen Epiker großen Stils zu erfüllen scheinen". — Franz Goltsch begeistert sich (Graz. Tagesp. 291) für die „Briefe, die ihn nicht erreichten". — Viel anerkennendes sagt Max Burckhard in einem Feuilleton der wiener „Zeit" (373) über Gustav Macasys naturalistische österreichische Dorfgeschichte „Die Chronik von Dirnau" (vgl. LE V, 1645), an die auch Hermann Bahr sechs Spalten des „N. Wien. Tagbl." (282) wendet. — Eine andere österreichische Provinzerzählung, Carl Hans Strobls Roman „Der Fenriswolf", wird in der „Ostd. Rdsch." (283) mit hyperbolischen Worten („es giebt keinen besseren modernen Roman") empfohlen. — Ein anderes „Meisterstück" wäre nach dem Urteil von Gustav Karpeles (Pester Lloyd 250) die Ghettogeschichte „Simon Eichelkatz" von Ulrich Frank (Breslau, Schottlaender). — Den Ewigen Juden hat neuerdings Wolfgang Madjera zum Helden einer Tragödie gemacht („Ahasver", Wien, Oesterr. Verlagsanstalt), für das ein Feuilleton des „Dtsch. Volksbl." in Wien (5309) Stimmung macht. — Der Kasernenroman „Aus einer kleinen Garnison" von Fritz v. d. Kyrburg (Leutnant Bilse), um dessenwillen sein Verfasser in militärischen Gewahrsam genommen worden ist, wird hier und da glossiert (W. Zeit 388, Hannov. Cour. 24663 u. a.). — Von Gustav Frenssens neuem Heim in Barlt, wo er sich diesen Sommer ein Bauernhaus erbaut hat, erzählt einer seiner Freunde im „Hamb. Corresp." (504) näheres.

* *

Falsche Ansichten, die bei uns noch immer über die moderne englische Belletristik und ihre Minderwertigkeit bestehen, möchte Dr. Max Meyerfeld („Litterarische Anglophobie", Frankf. Z. 291) berichtigen. Er stellt zunächst fest, wie viel oder wie wenig der gebildete Durchschnittsdeutsche von der modernen englischen Litteratur wisse, und findet nur die Namen Kipling, Jerome K. Jerome, Oscar Wilde, Bernard Shaw. An der Spitze der „Ungenannten oder Verkannten, die für die Deutschen nicht in Betracht kommen, wenn sie die litterarische Dürre in England bespötteln", nennt er Algernon Charles Swinburne, den fast schon Historischen, demnächst George Meredith, Thomas Hardy, George Gissing, George Moore, William Yeats u. a. — Von Shaws neuestem Drama „Man and Superman" berichtet derselbe Kritiker an anderem Orte („Der wahre Don Juan", Nat.-Ztg. 556) mit kritisch eingeschränkter Bewunderung für den geistvollen Schriftsteller Shaw, der „zur Hälfte Philosoph, zu einem Viertel Quacksalber, zum andern Hansnarr" genannt wird. — Als ein gutes Spiegelbild der oberen englischen Gesellschaft charakterisiert Leon Kellner Elinor Glyns Roman „The Visits of Elizabeth", der jetzt auch bei Tauchnitz erschienen ist („High life", N. W. Tagbl. 290). — Mit Wildes „Dorian Gray" beschäftigt sich R. Auernheimer (N. Fr. Pr. 14053). — In der Prager „Politik" (282) schreibt ein Ungenannter über „Die Dichter des Opiums", Gautier, Baudelaire, de Quincey und den neuesten: Jules Boissière („Fumeurs d'Opium"). — Auf einen anderen eigenartigen jungen Franzosen, Paul Claudel, der vor zwei Jahren einen Band mit fünf seltsam phantastischen Dramen veröffentlicht hat, macht Georg Brandes aufmerksam („Neue und eigenartige Poesie", W. Zeit 369). — Neue französische Romane von Abel Hermant, Louis Bertrand, Henri Ghéon, André Geiger, u. a. mustert Felix Vogt (Frkf. Z. 298). — Camille Mauclair spricht über „Fremde Litteraturen in Frankreich" (Hamb. Corresp. Ztg. f. Litt. 21) und Marcel Prévost stellt in der „N. Fr. Presse" (14052; „Die moderne Französin und die Poesie") den zunehmenden Anteil des weiblichen Geschlechtes an der französischen Litteraturentwickelung fest. — Einer frühen Vorläuferin der heutigen weiblichen Litteraturgeneration, der Dichterin Louise Labé gilt eine kleine Studie von Max Hochdorf in der „Nat.-Ztg." (Sonnt.-Beil. 42). Sie lebte ungefähr von 1525—65 und hat Sonette gedichtet, die eine für ihre Zeit überraschend geschlossene und individuelle Persönlichkeit verraten. — Ihr italienischer Zeitgenosse war der Novellist Calio Malespini (geb. 1531), der Verfasser einer Sammlung von 200 Novellen, dem vor einiger Zeit Dr. Emil Misteli eine Dissertation (Wohlen, Kasimir Meyer 1903) gewidmet hat. J. V. Widmann teilt daraus das Wesentliche in der „N. Fr. Presse" (14054 „Novellist und Wechselfälscher") mit. — In eine noch ältere italienische Litteraturepoche führt ein Beitrag Dr. Marcus Landaus über den Novellisten Franco Sacchetti (1335—1401), über den im vorigen Jahre in Pisa eine Monographie von Dr. Francia erschienen ist („Ein altitalienischer Erzähler"; W. Abendpost 232). — Zwei vielumstrittene Dante-Stellen (Inferno 7, 1 und 31, 67) sucht Dr. Ph. Kroner aufzuklären (Nordd. Allg. Z. 238, 247). — Tolstois inneren Entwicklungsgang legt an seinen Schriften von 1879—93 Dr. H. Meyer-Benfey dar (Basl. Nachr. 294). — Ueber Stijn Streuvels, den er mit Gorki vergleicht, schreibt Otto Hauser im Anschluß an den deutsch erschienenen Novellenband „Sonnenzeit" (Nat.-Z. 550). — „Einiges aus der slovenischen Litteratur" wird in der prager „Politik" (281) mitgeteilt, und über „Die ältesten Freiheitsdichter des Balkans", die bosnischen Franziskanerpatres Schunjitsch, Jukitsch und Martitsch, die im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts tätig waren, läßt sich Heinrich Renner vernehmen (Frankf. Z. 287).

J. E.

„Neue Bände der Weimarer Goethe-Ausgabe." Von Ludwig Geiger (Allg. Ztg., Beil. 239).

„Neues über O. J. B." [Eugen Schick, Otto Julius Bierbaum.] Von Fritz Grünbaum (Brünn. Tagesbote 485).

„Linné oder Goethe?" Von Prof. A. Hansen (Voss. Ztg. 497). Polemik gegen den norwegischen Prof. Wille, der dem Verfasser vorgeworfen hatte, daß er Linnés Bedeutung zu Gunsten Goethes und seiner Pflanzenlehre habe verkleinern wollen.

„Neues über Byron." [G. Koeppel.] Von Ed. Engel (Magdeb. Ztg. 533).

„Aus Shakspeares Leben." [Sidney Lee.] Von Ed. Engel (Magdeb. Ztg. 543).

„Eine neue Herder-Ausgabe." [Th. Matthias.] Von Hans Hofmann (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 246).

„Hohenzollernfürsten im Drama." [H. Stümcke.] Von Rudolf Krauß (Allg. Ztg., Beil. 241).

„Das alte Puppentheater in Bayern." Von H. Krauß (Augsb. Abdztg., Sammler 124, 125).

„Schlußbrief an den Kunstwart." Von Fritz Lienhard (Dtsch. Welt VI, 4). — Replik darauf von Ferdinand Avenarius in der „Dtsch. Welt" Nr. 5.

„Dichter und Trinker." Von Cajus Moeller (Berl. Lok.-Anz. 483).

„Die Sturmgesellen." Von Hermann Sudermann (Der Tag 491, 493). Eine Rechtfertigung des Verfassers gegen den Vorwurf, daß er in seinem neuen Stück die bürgerliche Demokratie habe lächerlich machen oder herabsetzen wollen.

„Shakspeares Heimat." Von Hermann Uhde-Bernays (Der Tag 485, 487).

„Zur Erinnerung an Kilian v. Steiner." Von Gotthilf Weisstein (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 42). Vgl. Sp. 214).

„Goethe-Zitate." Von D. D. (Voss. Ztg. 493). Rügt die falsche Anwendung mancher Goethe-Zitate, besonders des „Volk und Knecht und Ueberwinder u. s. w."

Echo der Zeitschriften

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Oktoberheft. Seit den Tagen, da Roscius von Volk und Diktator mit Gold und Ruhm überschüttet ward, da Caesar einen „Oedipus" schrieb und Augustus einen „Ajax" entwarf, ging griechisch-römische Bühnenkunst immer schneller abwärts, und es folgten Jahrhunderte voller Wirren und Kämpfe, in denen auf italienischem Boden von Spiel und Drama nur in didaktischen Uebungen geistlicher Dialoge spärliche Reste blieben. Das alte Theater war tot, bis mit dem gewaltigen Wiedererwachen antiker Kunst und Litteratur auch hier ein Wandel eintrat. Nach grichischem Vorbild ward im Cinquecento die Tragödie, nach altrömischem Zuschnitt die Komödie erneuert, und es floß aus diesen Elementen „der Ursprung der italienischen dramatischen Kunst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts", den Tommaso Salvini in kurzen Strichen schildert, ohne freilich neue Resultate zu bringen, noch neue Zusammenhänge aufzudecken. Er weist da vor allem auf Trissino hin, der als erster „In seinem Sang vom Tiber und Ilissus / Zum Arnostrande die Tragödie brachte", auf Giovanni Rucellai, sodann auf die Komödiendichter Ariost, Aretino, Bibiena, Machiavelli e tutti quanti, deren Werke, glänzende Spiegelbilder der Zeit, vornehmlich an Höfen, in Palästen und Akademieen geschrieben und aufgeführt wurden. „Bei dem Volke herrschte die bescheidenere, vielleicht moralischere, aber auch rohere Art vor. Die Schwänke, gewöhnlich cavajole genannt, ein altes, aber wenig seines Genre, waren beim Volke außerordentlich beliebt, weil sie sich hauptsächlich auf die Lebhaftigkeit der Scherze, den beißenden Wortwitz und das Naheliegende der Stoffe stützten, und wie die Liedervorträge und die Vorstellungen unterschiedlichen Inhalts das Vergnügen des Landmanns ausmachten, so ergötzte das Volk sich an den geistlichen Aufführungen und an diesen Schwänken. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen Frauen auf der Bühne, als die Stegreifkomödie, die sogenannte commedia dell' arte, aufkam. Als man mit der Handhabung dieses meiner Ansicht nach verwerflichen Systems begann, verschwand die gute regelmäßige Komödie und vor allem die Tragödie von der Bühne, zum Schaden der dadurch in ihrem Werte beeinträchtigten Kunst!"

Der Kunstwart. (München.) XVII, 2. Die Auseinandersetzung mit Fritz Lienhard (vgl. Sp. 37, 50, 182, 261) nimmt einen ziemlich breiten Raum in dem Hefte ein. Sie beginnt schon mit dem Leitartikel über „Höhendunst" von Avenarius, obwohl er allgemein gehalten ist, und verdichtet sich in der Sprechsaal-Rubrik zu längeren Aeußerungen von Adolf Bartels, Leopold Weber und nochmals Avenarius. Bartels fühlt sich verpflichtet, für Lienhard einzutreten, obwohl er Webers Kritik über dessen dichterisches Wirken in den meisten Einzelausführungen Recht geben zu müssen erklärt. Indessen sei in dieser Kritik über der mikroskopischen Untersuchung das Gesamtbild schief geraten, besonders so weit der Lyriker Lienhard in Frage komme. „Unsere Dichter müssen auch nach dem beurteilt werden, was sie haben, nicht bloß nach dem, was sie können, und Lienhard hat Neues, ist, wie ich glaube, eine jener aus Altem und Neuem gemischten Komplex-Erscheinungen schwärmerisch-unklaren, aber doch individuell-selbständigen Charakters, die zumal in Uebergangszeiten häufiger sind. Die Enge des Naturalismus und auch die Künstelei des Symbolismus haben ihn als Reaktionserscheinung hervorgerufen oder doch in seine verschwimmend-idealistische Richtung hineingetrieben, der gefährliche Einfluß der Angelsachsen Carlyle und Emerson hat ihn zu keiner ästhetischen Klarheit kommen lassen, auch eine gewisse Verhätschelung durch ‚idealistische' Kreise mag ihm geschadet haben. Aber eine starke lyrische Natur (ich wähle das Wort in einem bestimmten Gegensatz zu ‚Künstler') ist er unbedingt, es steckt auch mehr relativ Gelungenes in seinen Werken, als es nach Webers Aufsatz den Anschein hat, und unsere Zeit, die auch ihn braucht, hat ihn so weit gelten zu lassen, mag dann in Zukunft von ihm so viel oder so wenig bleiben, wie da will." — Hieran schließen sich eine Replik Webers mit der Front gegen Bartels, dem gegenüber er seinen Standpunkt aufrecht erhält, und einige Entgegnungen von Avenarius auf Lienhards Artikel in der „Tägl. Rdsch." und „Dtsch. Welt".

Die Nation. (Berlin.) XX, 50. Von einem jener großen, scharfsinnig klaren, mitleidlos wahren und dabei doch lächelnden Menschenkenner und Menschenschilderer, die unsere Thorheiten nicht durch rosig oder schwarz gefärbte Brillen betrachten, sondern ungetrübten Auges erkennen und verzeihen, von Jean de La Bruyère, erzählt Adalbert Meinhardt („Charakterstudien vor zweihundert Jahren"). Was man aus der Lektüre so eines alten Weisen zumeist lerne, sei eine gewisse lächelnde Nachsicht für die Schwächen der Zeit, für unsere eigenen. Der Schrei nach Echtheit, nach Erdgeruch und nach ländlicher Einfalt, den wir heute in Büchern und Zeitungen finden — vor zweihundert Jahren schon sei alles dagewesen, und man lerne von einem La Bruyère allmählich eine ruhigere, geschehen lassende Weltbetrachtung. — Im gleichen Hefte untersucht N. Wolschsky das Schaffen eines modernen Poeten, des Russen Leonid Andrejew, und in Nr. 51 fügt Arthur Fitger seinen Notizen über Byrons Astarte (vgl. früher Sp. 43 dieses Jahrgangs) einige ausführlichere Bemerkungen über das Astartetum in Schillers „Don Carlos" hinzu. „Sicher ist, daß eine Hinneigung zu der dunkelsten Seite der Liebe im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts weit verbreitet war. Und so war denn die kleine harmlose Astarte jener montesquieuschen Novelle doch thatsächlich wieder zu der großen, unheimlichen, an wahnsinnige Bethörung wie an Opferduft sich weidenden phönikischen Liebesgöttin Astarte geworden. Don Carlos ist eine der schönsten Hymnen, die in genialischem Halbbewußtsein zu ihren Ehren gedichtet worden sind. Freilich —

die Schönheit des Hymnus macht nicht auch zugleich eine Schönheit der Göttin aus." — In anderem Zusammenhange kehrt Schillers Name in einem Aufsatze von Alex. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm wieder: Neben Winckelmann und Rousseau hat vornehmlich Schiller den Dichter des „Hyperion" und des „Tod des Empedokles" begeistert, ein Sänger griechischer Schönheit und Natürlichkeit zu werden. Hinüber und herüber laufen die Fäden zwischen Hölderlin und der Gegenwart, seine Gedanken klingen wieder in den Werken der modernen ästhetischen wie auch der romantischen Richtung („Hölderlin und die modernen Aestheten"). Zunächst zeigte sich ja in den Elegieen Georg Herweghs schon der Einfluß von Hölderlins weichen, melodischen Versen — dann aber begegnen wir jenem antiken Geist erst wieder, als „der Kampf zwischen Freiheit und Beamtentum vorüber war und die schönheitsdurstigen Seelen von neuem ein stilles Land suchten, ihre Ideale zu pflanzen. Durch Robert Hamerlings kleinere Dichtungen, durch Leuthoids Strophen in antiker Form (‚welke Blüten, deren Duft berauscht'), und vor allem durch die Werke des jugendlichen Nietzsche zittert etwas von dem Geist jenes unglücklichen, ‚verfehlten Griechen' . . . Die Sehnsucht nach Schönheit, an der Hölderlin verbluten mußte, war vor allen andern Gefühlen in Nietzsche mächtig, wenn er auch als leidenschaftlicher Forscher die faustische Natur nicht verleugnen konnte". Unserer Zeit stehe Hölderlin darum so nahe, weil sie aus der Hast und dem Kampf übertriebener Arbeit sich nach einem lyrischen Ausklingen der Gefühle sehne. „In der Gegenwart versinken freilich die empfindsamen Seelen litterarisch und menschlich leicht in schale Empfindelei, wie es die lyrischen Ergüsse eines George, Wolfskehl, Vanselow und ähnlicher Talente zur Genüge beweisen." — Das erste Heft des neuen Jahrgangs (XXI) bringt einen Essai von Ola Hansson über „Barbey und den modernen Roman" im Anschluß an Barbey d'Aurevillys „Roman contemporain", im zweiten erinnert M. Gagliardi an den hundertsten Todestag Vittorio Alfieris, und in Heft 4 zeigt Sigmar Mehring die von Hans Ostwald gesammelten „Lieder aus dem Rinnstein" an, während Kurt Aram mit großer Auszeichnung den kleinen Roman „Beate und Mareile", eine Schloßgeschichte von E. v. Keyserling (vgl. LE V, 1582) bespricht.

Neue deutsche Rundschau. (Berlin.) XIV, 10. Grillparzers Tagebuchfragmente sind jetzt durch den Verlag Cotta der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Felix Poppenberg sieht in ihnen „Grillparzers Inferno", das Schauspiel eines aufreibenden unheimlichen Kampfes mit den „Trolls im eigenen Herzen und Hirn". Welch ein Abgrund klaffe zwischen diesem Reiche der Bekenntnisse und dem Reich der grillparzerschen Dramen! „Hier das düster starrende Inferno gehetzter, belasteter, von Dämonen gepeitschter Menschlichkeit, dort der still leuchtende Glanz der Regenbogenbrücke, auf der ein Dichter abgeklärt, weltweise, zum Meister jeglichen Geschickes wird. Und beide Reiche doch vereint in einem Menschen." Befremdend wirke zunächst die Vorstellung, daß dieser Verschlossenste der Verschlossenen, der Empfindlichste und Scheueste, dessen Lippen sich nie über sich selbst öffneten, der in seiner Autobiographie an Stellen, wo Intimitäten aus seinem Gefühlsleben zu berühren wären, mit gewundenen, verschachtelten Sätzen undurchdringliche Mauern aufrichtet, der in Briefen an die Nächsten nur Thatsächliches, halb widerwillig gebotene Tagesübersichten und nur selten ein karges Zeichen inneren Anteils giebt, daß dieser Verschlossene in solch leidenschaftlichem seelischem Exhibitionismus sich austobe. „Ein schonungsloses Niederreißen letzter Hüllen, ein Geißeln und Selbstzerfleischen stellt sich dar; ein Zuchtmeister seiner selbst heftet Grillparzer seine Seele an den Pranger und mustert ihre Blöße. Er geht mit sich ins Gericht, und mit raffinierten Folterwerkzeugen erpreßt er sich Geständnisse, die er später in Randbemerkungen, um sie gegen Unberufene unschädlich zu machen, als ‚erlogen' widerruft. Eine fürchterliche Inquisition ist dieses Buch. Und zu der inneren Verzweiflung, die aus ihm schreit, kontrastiert seltsam die äußere Kälte . . ."

— Die tiefere Bedeutung „romantischen und historischen Sinnes", ihre Gegensätzlichkeit und Bedingtheit, ihre Entwicklung und Wertung in unseren Tagen sucht eine gehaltvolle Studie von Erwin Kircher vielseitig darzulegen, um sodann als Dokumente einer neuen künstlerischen Begriffsbildung, als Zeugen der bedeutsamen Synthese, die der historische Sinn mit dem produktiven Vermögen moderner Philosophen und Künstler einzugehen im Begriff ist, zwei Bücher zu nennen und gebührend ihren Gehalt herauszuheben: R. Kaßners „Die Mystik, die Künstler und das Leben" und Ricarda Huchs Darstellung der deutschen Romantik. Es sind Bücher, in denen die Jünger des neuen Kunstidealismus schon ins Gebiet der Geistesgeschichte ausgreifen, Bücher, die mit geheimer oder offener Verachtung der Wissenschaften den neuen Geist für historische Probleme fruchtbar machen. Sie gehören zu den vielen Anzeichen, „daß ein neuromantischer Geist, als der Wille zu einer fast lithurgisch erfaßten Kunst, zu einer religiös gesteigerten Geschichtsfreude, zu einer mystisch erfaßten Wissenschaft sich zu einem Siegeszug weit hinaus über das artistische Gebiet rüstet, daß er Kräfte sammelt, um sich zu einer umfassenden Welt-Bildung und -Aneignung zu erweitern, um eine Epoche deutscher Kunst und Geisteslebens zu begründen. Ob das gelingen wird, steht noch ganz ungewiß in der Ferne, soviel bedeutende Menschen, nicht nur der Kunst, diesen geheimen Konventikeln auch schon angehören. Sicher aber wird es Zusammenstöße und Kämpfe geben zwischen dem Alten und dem Neuen. Und weil sich die Menschen, in der Zeit der historisch Neutralen, verständlicher geworden sind als vor einem Jahrhundert, werden die Kämpfe härter und tiefgreifender sein, und die Antithese wird nicht mehr Romantik und Aufklärung, Mystik und Rationalismus werden. Ein Schutzkind der alten Romantik selber ist inzwischen zum mächtigsten Feind romantischer Invasionen erwachsen: Romantik und Geschichte, mystischer und historischer Sinn stehen jetzt gegeneinander.

Die Zeit. (Wien.) XXXVII, 470. Zwei Jahre sind es her, seit unter dem Titel „Prostitution des Geistes" ein satirischer Roman von Erdmann Gottreich Christaller erschien, ein Werk, dem ein Artikel von Rudolf Krauß die bislang fehlende gebührende Beachtung zu verschaffen sich bemüht. Kritik und Publikum seien hier an einer wirklich bemerkenswerten Erscheinung gleichgültig vorübergegangen. „Das Buch führt mitten hinein in die religiösen Kämpfe der Gegenwart, in die Gewissenspein der Theologen, die aus dem Widerspruch entspringt, daß sie auf den Hochschulen mit modernster Wissenschaft gesättigt werden und dann in der Praxis dem zurückgebliebenen Volke die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Dogmen mundgerecht machen sollen." Nirgends seien diese Gegensätze so scharf zugespitzt wie in der evangelischen Landeskirche Württembergs, mit denen sich Christallers Kampfroman auseinandersetzt. Unbarmherzig und in durchaus echter, naturalistischer Milieukunst greife er Gestalten und Anschauungen heraus, in einer Sprache von ungewöhnlicher Kraft und Ausdrucksfähigkeit, die freilich allzu oft statt köstlicher Urwüchsigkeit Derbes und Rohes biete. Von ästhetischem Standpunkt aus gewähre überhaupt der Roman keinen ungetrübten Genuß: der tendenziöse Inhalt sprengt oft die Form, und ein gewisser Mangel an geläutertem Geschmack macht sich störend bemerkbar. Zum Ueberfluß hat übrigens Christaller einen Auszug seines Romans in einer Komödie erscheinen lassen und daneben ein Schauspiel geschrieben „Zwischen Altem und Neuem", das sich im gleichen Gedankenkreise bewegt. — Von Peter Hille, dem „großen genialen Kind von 50 Jahren", erzählt Johannes Schlaf (472): „Wenn wir einen Neuromantiker haben, der völlig modern und dabei frei ist von Dilettantismus und Artistentum — so ist das Peter Hille. Es ist ja fatal und ärgerlich, daß Hille so unausgeglichen ist, aber, wenn irgend ein feinsinniger Herausgeber aus dem Papier-

meer seiner Produktion eine Anzahl Aphorismen, Gedichte, zwei Novellen, den ‚Sohn des Platonikers‘ und den ‚Myrrdhin‘ nähme und zusammenthäte, so würde man etwa zwei Bändchen Hille haben, die getrost mir in der ersten Reihe stehen könnten, und die vor aller anderen sogenannten Neuromantik auf eine gute und verheißungsvolle verjüngte Zukunft einer solchen Richtung bahnweisend hindeuten würden.“ — Eine kurze Studie über „Zacharias Werner in Köln“ veröffentlicht Oskar Walzel in Nr. 473. — Aus früheren Nummern seien noch erwähnt ein Aufsatz von H. Brömse über Gobineaus Drama „Alexander“ (469), eine Studie über Hugo Salus von Leonhard Adelt und eine Besprechung der kürzlich erschienenen Sakuntala-Bearbeitungen von Marx Möller und Leopold v. Schröder (468).

„Daniel Saul †“ [vgl. Sp. 214]. Von W. B. (Hessenland, Kassel; XVII, 20).

„Aus Immermanns Jugend.“ Von Dr. Werner Deetjen (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Leipzig; XVII, 10). Teilt einen Schulaufsatz des jungen Immermann sowie einige Verse mit.

„Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“ [Karl Fischer]. Von W. Fred (Die Frau, Berlin; XI, 2).

„Aus einer kleinen Garnison“ [Fritz von der Kyrburg; vgl. Sp. 216]. Von Otto E. Lucius (Das Freie Wort, Frankfurt a. M.; III, 15).

„Der ästhetische Charfreitag.“ Von Wilhelm Michel (Neue Bahnen, Wien; III, 20). „Erst dann kann die Kunst wieder Blüte und Frucht des Lebens werden, wenn man das Leben eine Zeitlang ganz ruhig gewähren läßt. Es möge seine Fabriken und Barrikaden bauen, es möge die alten Postkutschen zertrampeln, es möge uns die nackte Brauchbarkeit überall einführen, wo noch ästhetische Parasiten herumdunkeln. Nur über einen ernstlich durchlittenen ästhetischen Charfreitag, bestehe er auch nur in einer gründlichen psychischen Katastrophe, kann man zu einem verdienten, unchimärischen Osterfest der Kunst gelangen.“

„Hans Benzmann.“ Von Ludwig Schröder (Niedersachsen, Bremen; IX, 2).

„Konrad Kümmel.“ Von Elise von Stuart (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 2). Kümmel (geb. 1848) schrieb eine Reihe von religiösen Erzählungen (gesammelt unter dem Titel „In Gottes Hand“).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die Theatersaison hat eigentlich erst in den letzten Oktobertagen angefangen. Vorher begnügten sich die meisten Theater, ihre Wiedereröffnung mit „Reprisen“ zu machen. Selbst der wenig gerechtfertigte Uebergang von „Blanchette“, einem der ersten Stücke von Eugène Brieux, aus dem „Théâtre Antoine“ in die „Comédie française“ (9. Oktober) war nichts weiter als eine Reprise. Das „Théâtre Sarah-Bernhardt“ übernahm die bereits in Orange aufgeführte „Légende du Coeur“ von Jean Aicard (28. September), und das „Théâtre Victor Hugo“ (früher Trianon) gab einige Stücke, die dieselbe Leitung schon im vorigen Jahr in der Bodinière gegeben hatte, unter anderen Max Halbes „Jugend“.

Nun aber folgen die Neuaufführungen unmittelbar aufeinander. Das „Théâtre du Vaudeville“ machte den Anfang mit „Antoinette Sabrier“, einem Dreiakter von Romain Coolus, in dem Frau Réjane die Titelrolle spielte (22. Oktober). Das Milieu des Stückes ist die pariser Geschäftswelt; Liebesszenen und Geldgeschichten sind ineinander verflochten, und der Entschluß der Ehefrau, ihren Mann, der sein ganzes Vermögen verloren hat, nicht zu verlassen, rief einen so starken dramatischen Eindruck hervor, daß das zu Anfang gefährdete Stück mit einem großen Erfolge endete. — Auch Alfred Capus hat wieder neue Triumphe gefeiert. Diesmal hat er sich Emmanuel Arène, den geistreichen Pariser und Abgeordneten von Corsica, zum Mitarbeiter genommen. „L'Adversaire“ wurde von Guitry und Frau Marthe Brandès im „Théâtre de la Renaissance“ (23. Oktober) aufgeführt. „C'est un enchantement“, meinte Catulle Mendès am Tage nach der Première. Die Gestalt des weichen, charakterlosen Helden ist echter Capus; der energische Streber, der bis jetzt bei Capus fehlte, ist dagegen voll auf Arène zurückzuführen. Das Schwanken der Heldin zwischen den beiden Männern ist jedoch psychologisch in keiner Weise begründet. — „L'Odéon“ gab am selben Abend drei Prosastücke, von denen sich wohl nur „L'Idiot“, ein zweiaktiges Drama von André de Lordes, halten wird (29. Oktober).

Im ersten Oktober-Heft der „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht Paul Gautier eine Studie über Chateaubriand und Frau von Staël nach ungedruckten Briefen Chateaubriands. Wir finden darin interessante Einzelheiten über die erste litterarische Thätigkeit Chateaubriands und über die Schwierigkeiten, die er bei dem ersten Konsul zu überwinden hatte, um sich von der Emigrantenliste streichen zu lassen. Frau von Staël, die er zuerst heftig angegriffen hatte, war ihm dabei in der freundlichsten Weise behilflich. — Im zweiten Oktober-Heft fährt Léon Séché in der Publikation von Briefen Sainte-Beuves fort, die er bereits in anderen Zeitschriften begonnen hatte. Diesmal kommen die Briefe Sainte-Beuves an seine schweizer Freunde Herrn und Frau Juste Olivier an die Reihe. — A. Bossert, der Verfasser der „Histoire de la littérature allemande“, bringt einen Essai über Schopenhauers Jugend, wobei die Arbeiten Gwinners, Grisebachs und Kuno Fischers reichlich verwendet werden. — Die „Revue de Paris“ (1. Oktober) wird eröffnet mit einer Studie von Gustave Simon über „Victor Hugo écolier“. Es werden Schulaufsätze und Zeichnungen des Dichters mitgeteilt. — Gabriel Monod giebt Fragmente eines unveröffentlicht gebliebenen Buches von Frau Jules Michelet über ihre Katzen („Mes Chats“) heraus (15. Oktober). Sie hatte Ende der Sechzigerjahre ihre Arbeit unterbrochen, da Champfleury ein Werk über denselben Gegenstand veröffentlicht hatte. — Keime zu Balzacs Romanen findet André Le Breton bei den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts, Pigault-Lebrun, Ducray-Dumiriel und Pixérécourt, aber auch bei Walter Scott und Fenimore Cooper.

Eine sehr interessante Enquete über die Krise im französischen Buchhandel veröffentlicht die „Revue (des Revues)“ (15. Oktober). Bei namhaften Buchhändlern und Zeitungsdirektoren wurde nach den Gründen gefragt, die den Niedergang des französischen Buchgewerbes hervorgerufen haben. Ueberproduktion und schlechter Vertrieb, war im allgemeinen die Antwort der Befragten. Die Verleger klagen die Zeitungsdirektoren an, die litterarische Kritik getötet zu haben; in den Zeitungen wird geantwortet, die Bücher müßten durch bezahlte Reklame vertrieben werden, wie jede andere Ware (s. auch oben Sp. 254). — Maurice Muret giebt einige Notizen über drei junge italienische Romanschriftsteller, Enrico Corradini, Adolfo Albertazzi und Ugo Ojetti, von denen der letztere ihm mit seinem Buche „Il Vecchio“ als der talentvollste erscheint. Georges Pellisier untersucht, inwieweit die Dreyfus-Affaire die französische Litteratur beeinflußt hat. — Die „Renaissance Latine“ (15. Oktober) druckt einen Aufsatz von Léon Blum über die Dramen des Gabriele d'Annunzio ab. Die drei letzten Stücke des großen Italieners sind neulich unter dem Titel „Les Victoires mutilées“ französisch erschienen. Blum findet darin die seltene Vereinigung des Dichters und des Dramatikers. — Ueber Alfieri plaudert Julien Luchaire bei Gelegenheit eines umfangreichen italienischen Buches über den Dichter, das Emilio Bertana zum Verfasser hat. — Casimir Stryenski, der bekannte Stendhal-Forscher, sucht im „Mercure de France“ (Oktober)

nach den Quellen des Verfassers der „Chartreuse“. Die zahlreichen Plagiate der ersten Bücher Stendhals sind bekannt. Seine „Vie de Haydn et de Mozart“ ist eine Zusammenstellung einer englischen und einer italienischen Biographie. Beyle verstand es übrigens, sich in der geschicktesten Weise gegen seine Angreifer, die ihn des Diebstahls beschuldigten, zu verteidigen. Aber auch die eigentlichen Romane des Verfassers sind teilweise aus alten italienischen Chroniken übertragen. Trotzdem gehören sie Stendhal zu eigen, weil er ihnen den Stempel seines Genies aufgedrückt hat. — Der Engländer Arthur Symons schreibt über die ungedruckten Manuskripte des Casanova, die sich in der herzoglichen Bibliothek zu Dux in Böhmen befinden. Einen Nekrolog des talentvollen Schriftstellers Bernard Lazare, dessen dichterische Thätigkeit wegen seiner Beteiligung in der Dreyfusaffaire ganz vergessen wurde, veröffentlicht André Fontaines.

Einem Vergleiche zwischen Nietzsche und Taine in der „Revue Bleue“ (19. Oktober) giebt Francis de Miomandre den Titel „Thomas Graindorge et Zarathoustra“. Zum Schlusse heißt es: „Thomas Graindorge (der Titelheld des einzigen Romans Taines) a été l'idéologue, Zarathoustra fut le prophète. Ce sont les prophètes qui l'importent“. — Paul Flat beendet eine Serie über das idealistische Theater mit einem Aufsatze über Edouard Schuré und Josephin Péladan. Seine jüngste „Vie littéraire“ widmet Ernest-Charles den jüngeren französischen Dichtern, die er, nicht ohne Ironie, der Reihe nach durchspricht. — Auch Emile Faguet widmet einen umfangreichen Kopfartikel der „Revue latine“ (25. Oktober) den französischen Musensöhnen, wobei er jedoch einige Jahre zurückgreift, um einen größeren Ueberblick zu gewinnen. Er nennt als Vertreter der jüngeren französischen Poesie Haraucourt (?), Charles Guérin und Henri de Régnier, denen er zwei neue Namen zugesellt: Henri Malteste und Louis Mercier.

Die „Critique internationale“, die in ihrer letzten Nummer einen Aufsatz von Paul Wiegler über Maximilian Harden abgedruckt hatte (15. Juli), erscheint jetzt in veränderter Form unter dem Titel „Anthologie-Revue“ und beginnt ihr Oktober-Heft mit einer Studie von Edmond Pilon, die sich „Les trois empreintes de M. Renan“ betitelt.

André Gide hat am 5. August dieses Jahres am großherzoglichen Hofe zu Weimar einen französischen Vortrag über das Thema „L'importance du public“ gehalten; der Vortrag erscheint nun im Oktober-Hefte von „L'Ermitage“.

Paris. *Henri Albert.*

Russischer Brief.

Einen interessanten Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte veröffentlicht im Oktoberheft des „Westnik Jewropy“ Prof. Th. Zielinsky. Er behandelt das „Motiv der Trennung“ mit besonderer Berücksichtigung von Ovid, Shakspere und Puschkin. Das Wort „Trennung“ wird in engerem Sinne als Auflösung eines Liebesbundes durch den freiwilligen oder erzwungenen Entschluß des einen Beteiligten — was für den andern Teil tragische Folgen hat — aufgefaßt. Zu den Urmotiven der Poesie kann das Trennungsmotiv, so verstanden, nicht gerechnet werden: da die Hauptperson immer eine Frau ist, konnte das Interesse dafür erst erwachen, als das Weib in der Poesie gleiche Rechte gewonnen hatte, wie der Mann. In den homerischen Epen finden wir das Trennungsmotiv nicht; „Briseis folgte ungern dem Agamemnon“ — weiter weiß die Ilias nichts zu sagen, und Kalypso und Kirke trösten sich sehr schnell über den Abschied des Odysseus. Erst bei den attischen Dramatikern gelangt das Motiv zu seiner vollen Entfaltung, und zwar am großartigsten in der „Medea“ des Euripides. In der Komödie des 3. und 4. Jahrhunderts wird es dann sehr häufig variiert und allmählich alles heroischen Nimbus entkleidet. Aus der römischen Dichtung kommt vor allen Dingen die Dido-Episode der „Aeneis“ in Betracht. Direkt von Vergil beeinflußt ist der 7. Brief der ovidischen „Heroiden“, in dem Dido ihrem Geliebten seine Treulosigkeit vorwirft. In diesem Brief der Dido sieht nun Zielinsky eines der Vorbilder zu der berühmten Abschiedsszene (I, 3) in Shaksperes „Antonius und Kleopatra“. Er weist auf eine ganze Reihe von Einzelheiten hin, die nur durch direkte Beeinflussung erklärt werden können. Bei dieser Gelegenheit werden einzelne dunkle Stellen der Szene neu gedeutet. So z. B. sieht Zielinsky in dem bekannten Vers „O my oblivion is a very Antony“ eine Anspielung auf das Kind des Antonius, das Kleopatra unter dem Herzen trägt. — Zuletzt stellt Zielinsky noch dieselbe Kleopatra-Szene mit einer Szene aus Puschkins „Russalka“ zusammen und will auch hier eine unmittelbare Einwirkung sehen, was ihm um so glaubhafter erscheint, als Puschkin anerkanntermaßen sehr starke Anregungen von Shakspere erhalten hat. „Wenn meine Vermutung richtig ist,“ schließt der Verfasser, „so ist die sich über fast zwei Jahrtausende erstreckende Kette, die Ovid mit Vergil und Shakspere vereinigt, wieder hergestellt.“

Ebenfalls auf das Gebiet der vergleichenden Litteraturgeschichte führt uns ein Artikel von Konstantin Balmont „Der Typus des Don Juan in der Weltlitteratur“. Die Abhandlung ist in Heft 5 u. 6 der Zeitschrift „Mir Iskusstwa“, dem Organ unserer Dekadenten, abgedruckt. Besprochen werden die Dichtungen von Tirso de Molina („El burlador de Sevilla“) und Jose Espronceda („El estudiante de Salamanca“), Merimées „Ames du Purgatoire“ und von modernen Dichtungen d'Annunzios „Piacere“ und Przybyszewskis „Homo Sapiens“. Zum Schluß versucht der Verfasser die Frage zu beantworten, worin der Zauber besteht, den die Gestalt des Verführers von Sevilla trotz so vieler abstoßender Eigenschaften immer noch ausübt. Er erinnert an E. T. A. Hoffmanns bekannte Deutung des Don Juan-Charakters, um dann fortzufahren: „Wenn ich so kühn und unvernünftig wäre, das zu definieren, was nicht zu definieren ist, so würde ich sagen, Liebe sei das Verlangen nach einer Schönheit, die geheimnisvoll mit unserer Seele zusammenstimmt. Wenn wir das Gewünschte erreicht haben, so verschwindet die Schönheit, nach der wir so verlangten, entweder ganz, wie Blütenstaub und Blumenduft, oder die graue Hülle der Alltäglichkeit entrückt sie unseren Blicken. Infolge eines sonderbaren psychologisch-optischen Gesetzes hören wir ganz auf, einen Gegenstand zu sehen, wenn unsere Augen zu lange auf ihn gerichtet waren. Wenn die Schönheit durch unsere Berührung auch nicht ganz vernichtet wird, so hört sie doch auf, für uns das zu sein, was sie war. Wir suchen in der Liebe das Himmlische, wenn unsere Wünsche auch noch so irdisch scheinen mögen. Wir suchen das Himmlische, erreichen aber immer nur das Irdische, weil das Himmlische vor unserer Berührung flieht. Deshalb verlangen wir ewig nach neuer Schönheit und neuer Liebe. In jedem von uns lebt in größerem oder geringerem Maße jene Unruhe, jenes ewige Unbefriedigtsein, das den Don Juan zum Ahasver der Liebe macht. Wir leugnen das vielleicht, es ist aber doch so. Wir hassen und pflegen den Don Juan in unserer Seele. Wir pflegen ihn, weil unsere Seele, so oft sie auch von der Liebe berührt wird, nie satt wird und immer nach neuer Liebe verlangt. Und wir hassen ihn, weil wir dunkel empfinden, daß in diesem Triebe, der die Grenzen des Irdischen niederwirft, eine tragische Gewalt verborgen ist und daß wir zugrunde gehen müssen, wenn wir uns ihm ganz hingeben.“

Mit einer russischen Don Juan-Dichtung beschäftigt sich in dem soeben erschienenen „Jahrbuch der kaiserlichen Theater“ (Beilage 1) Fürst D. Zertelew. Es ist das in den Sechzigerjahren geschriebene Drama von Graf Alexei Tolstoi. Außer E. T. A. Hoffmann, dem auch das Motto zur Dichtung entnommen ist, hat Goethes „Faust“ stark auf den russischen Dichter ein-

gewirkt. Don Juan trägt das Ideal der Schönheit im Herzen; immer wieder meint er es gefunden zu haben, aber immer wieder wird er enttäuscht, bis er zuletzt jeden Glauben an ein Ideal verliert. Gerade da tritt ihm aber in der Gestalt der Donna Anna das Ideal entgegen; doch er erkennt es nicht mehr und zertritt kaltblütig das Wesen, das ihn hätte retten können. Erst als es zu spät ist, gehen ihm die Augen auf... Tolstois Drama ist übrigens sehr bald nach seinem Erscheinen von der Deutschrussin Karoline v. Pawloff ins Deutsche übertragen worden, doch scheint die Uebersetzung verschollen zu sein, was jedenfalls sehr zu bedauern ist.

Auch sonst bringen die Zeitschriften mancherlei Interessantes. Im Septemberheft des „Westnik Jewropy" widmet Sinaida Wengerowa Emile Zola einen sehr gehaltvollen Gedächtnisartikel. „Zolas faculté maitresse, die die Einheit alles von ihm Geschaffenen bedingt, ist sein Temperament. Er ist Kämpfer und Zerstörer. Mit elementarer Gewalt empfand er die Schuld der modernen französischen Kultur vor dem Richterstuhl des Gewissens, erkannte er die innere Leere des prächtigen Gebäudes, das kein Tempel geworden war, weil die Erbauer nur auf die Ausschmückung der Wände bedacht waren und den Altar in der Mitte vergessen hatten." Die Verfasserin erinnert auch daran, daß Zola längere Zeit ständiger Mitarbeiter des „Westnik Jewropy" war. In den Jahren 1875—1880 erschienen hier seine „Briefe über französische Litteratur", die die Grundlage zu den Essaisammlungen „Le roman experimental" und „Les romanciers naturalistes" bildeten. „Rußland hat mich zum Kritiker gemacht," schrieb Zola, „und ich werde ihm dafür ewig dankbar sein."

Im Septemberheft der „Russkaje Myssl" wird Konst. Balmonts hier schon erwähnte Gedichtsammlung „Laßt uns sein wie die Sonne" von einem der letzten Mohikaner der alten „publizistischen" Kritikerschule, M. Protopopow, nach allen Regeln der Kunst „vermöbelt". Man darf das dem alten Herrn nicht übelnehmen. Interessant ist es, die begeisterte Besprechung desselben Buches, die Valer Brjussow in Heft 7—8 des „Mir Iskusstwa" veröffentlicht, daneben zu stellen. „Balmonts neues Buch," heißt es da, „stellt seinen Verfasser dicht neben Tjutschew und Fet. Er ist ihr nächster und einziger Erbe. Balmont ist unzweifelhaft der bedeutendste unter den modernen Dichtern — sowohl seiner elementaren Begabung nach, als durch seinen Einfluß auf die neuere Litteratur."

Die Theater haben bisher noch wenig Bemerkenswertes gebracht. Der Erfolg von Mirbeaus „Les affaires sont les affaires" rechtfertigte den großen Lärm, der um des Stückes willen gemacht worden (vgl. Sp. 60), in keiner Weise. Neue Stücke von Anton Tschechow („Der Kirschgarten"), Potapenko, Timkowski, Fürst Sumbatow („Verrat", ein historisches Drama, das in Georgien spielt) stehen in nächster Zeit bevor. Das moskauer künstlerische Theater eröffnete seine Saison am 15. Oktober mit einer Aufführung des „Julius Cäsar", die, was Glanz der Ausstattung betrifft, selbst die vielgerühmte Leistung der Meininger in Schatten stellt, aber Shakspeares Charaktertragödie ging in dem farbenprächtigen Kulturbild vollkommen unter.

Moskau. *Arthur Luther.*

Norwegischer Brief.

Ueber den Gesundheitszustand Henrik Ibsens sind in den letzten Wochen wieder einmal recht verschiedenartige und einander widersprechende Nachrichten durch die Tagespresse gegangen. Der Dichter ist aber weder ein „Sterbender", der den Rest seiner Tage in „dumpfem Hinbrüten" verbringt und die ehrfurchtsvollen Grüße seiner Freunde „apathisch ignoriert", noch jener „Rekonvaleszent", der zur Freude der christianiaer Boulevardiers alltäglich seine zweistündige Promenade im königlichen Lustwäldchen macht, zu dem ihm ein vom Monarchen überlassener Schlüssel zu jeder Tageszeit den Zugang eröffnet. Thatsächlich ist das Befinden des greisen Dichters derartig, daß auf absehbare Zeit mit ernstlichen Eventualitäten kaum gerechnet zu werden braucht. Ibsens peinliche Vorsicht in hygienischen Dingen hat ihn den gefährlichen Uebergang zur rauhen Jahreszeit ohne Zwischenfall überwinden lassen, und aus den Mitteilungen privater Besucher, die der Altmeister hin und wieder zu einem Plauderstündchen empfängt, gewinnt man den Eindruck, daß von einem Nachlassen der geistigen Regsamkeit und Anteilnahme nicht die Rede sein kann. Litterarische Pläne hegt Ibsen allerdings nicht mehr. Was an Aufzeichnungen vorhanden ist, darunter dem Vernehmen nach mehrere dramatische Entwürfe, lyrische Kleinigkeiten und Skizzen zu einer Selbstbiographie, befindet sich in den Händen seines einzigen Sohnes und litterarischen Generalerben Sigurd, dem inzwischen auch die Aufgabe zugefallen ist, den Verkehr mit fremden Bühnen, Verlegern und Agenturen aufrecht zu erhalten.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß man daran gedacht hat, Ibsen als Empfänger des Nobelpreises in Vorschlag zu bringen. Es verlautete anfangs, daß man den Plan einer Teilung des Preises zwischen Ibsen und Björnson ins Auge gefaßt habe. Diesem Gerücht folgte indessen sehr bald ein Dementi, das den Thatbestand dahin präzisierte, daß Björnson, der übrigens selbst beratendes Mitglied des Nobel-Kuratoriums ist (allerdings nur für den Friedens-Preis), vor einiger Zeit die bündige Erklärung an die Jury gerichtet habe, daß er nicht als Preisempfänger in Betracht gezogen zu werden wünsche. So neidlos man nun in allen litterarischen Kreisen die überragende Größe Ibsens anerkennt und ihm jede mögliche Ehrung wünscht, so vermag man doch nur schwer den schon früher ausgesprochenen Gedanken zu unterdrücken, daß die Verleihung einer so bedeutenden Summe, wie sie der Nobelpreis darstellt, an einen älteren, in günstigen materiellen Verhältnissen lebenden Dichter wenig angebracht ist, zumal der Stifter des Preises ausdrücklich bestimmt hat, daß in erster Linie aufstrebende Talente berücksichtigt werden sollen.

Die unlängst eröffnete Bühnensaison hat uns mit mehreren ausländischen Neuheiten bekannt gemacht. Das von Björn Björnson geleitete Nationaltheater bot in trefflicher Einstudierung eine norwegische Uebertragung von Wilhelm Meyer-Försters Schauspiel „Alt-Heidelberg" („Gamle Heidelberg"), das dank der vorzüglichen Wiedergabe der Fürstenrolle durch den hochbegabten Charakterdarsteller des stockholmer „Svenska-Theaters", Anders de Wahl (als Gast), und des gleichwertigen Gegenspiels Frau Berntsens („Käthe") einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Nicht minder wirksam gestaltete sich die erstmalige Aufführung von Gustaf af Geijerstams Märchenspiel „Stor Klas och Lill Klas", dessen urwüchsige, dramatisch belebte Handlung in einem sorgfältig abgeschliffenen Zusammenspiel glänzend zur Geltung kam. Nach streng künstlerischen Grundsätzen wird das von Fahlström ins Leben gerufene Zentraltheater geleitet. Seine neueste Darstellung bestand in Gorkis ergreifendem „Nachtasyl" („Natherberget"). Die Aufnahme des Stückes war ungemein sympathisch, obwohl sich bei der allgemeinen Geschmacksrichtung unseres Publikums kaum voraussetzen läßt, daß dem Drama ein längeres Bühnendasein beschieden sein wird.

„Urd" (Nr. 40) bringt eine Abhandlung über Victor Hugos Beziehungen zum Spiritismus. Im selben Hefte beginnt M. Rohrweger eine Skizzenfolge über das geistige Leben des modernen Island. Der vorliegende erste Artikel beschäftigt sich vorwiegend mit der Dichterin und Publizistin Briet Bjarnhedinsdottir, die als Mitarbeiterin der in Rejkjavik erscheinenden „Fjolekonau" und spätere Herausgeberin des „Kvennabladid" einen bedeutenden Einfluß auf die Emanzipationsbewegung der Isländerinnen ausgeübt hat.

Christiania. *Viggo Moe.*

Siebenbürgischer Brief.

„Ein siebenbürgisches Dichterleben“ betitelt sich eine liebenswürdige Autobiographie, die der greise heimische Poet Traugott Teutsch kürzlich (Kronstadt 1902) erscheinen ließ. Teutsch, dem das siebenbürgische Schrifttum eine stattliche Reihe von Erzählungen und so manches kerngesunde, urdeutsche Gedicht zu danken hat, bietet in seinem jüngsten Werke ein interessantes dichterisches Glaubensbekenntnis mit der Folie eines kulturhistorischen Rückblicks. Schlicht und eindringlich, wie sein ganzes Schaffen gewesen, in der alten kernigen Sprache der fruchtbaren jüngeren Jahre, entwickelt er der Reihenfolge nach seine dichterischen Ideen, weist auf die Quellen hin, aus denen er mit Vorliebe zu schöpfen pflegte, und findet sich schließlich recht wacker mit seinen verschiedenen Beurteilern ab. Sein hervorragendstes Werk, dem als kulturhistorisches Dokument aus der Vergangenheit der siebenbürger Sachsen ein bleibender Wert zukommt, ist der großangelegte Roman „Georg Hecht“. Teutsch ist auch der Verfasser des an dieser Stelle bereits erwähnten Honterusdramas.

Auch sonst fehlt es nicht an ernsthaften Bestrebungen, ein heimisches deutsches Schrifttum zu begründen. Während jedoch auf dem Gebiete der streng wissenschaftlichen Litteratur schon so manche schöne Frucht gezeitigt worden ist, liegt das weite Gebiet der Belletristik im allgemeinen immer noch ziemlich brach. Daher darf ein erneuter Versuch, dem Drama eines einheimischen Autors den Weg über die Bretter zu ebnen, keineswegs übersehen werden. Im jüngsten Spieljahre brachte nämlich das hermannstädter Stadttheater die Uraufführung eines vieraktigen Schauspiels moderner Richtung „Versuchung“, aus der Feder des pseudonymen Autors P. Gerhardt, wohinter sich ein Beamter der sogen. sächsischen Universität verbirgt. Die Fabel ist recht einfach, dem Alltag entlehnt: Rechtsanwalt Dr. Wolfram lebt in glücklicher Ehe mit seiner schlichten, häuslichen Gattin, bis ihm eines Tages ein anderes Weib, eine glänzendere Erscheinung, begegnet. Wolfram fühlt sich von jener dritten ganz besonders angezogen, ja, er erklärt, den ihm verwandten, ergänzenden Teil des eigenen Ich gefunden zu haben, und verfällt den dämonischen Verführungskünsten des leichtfertigen Weibes. Spät erst wird er sich seiner gefahrvollen Lage bewußt und hat nun alle Mühe, sich den ihn umgarnenden Fängen zu entwinden, um wieder in geordnete, normale Verhältnisse zu kommen. Dennoch willigt der schon Bekehrte unglaublicher Weise noch einmal ein, bei einem letzten Stelldichein zu erscheinen; und diese Unüberlegtheit wird ihm zum Verhängnis: der Bruder des Mädchens, ein Offizier, überrascht das Paar, es kommt zum Duell, worin den ungetreuen Gatten die Nemesis ereilt. — Das Stück besitzt noch alle Merkmale des Erstlingswerkes. Im allgemeinen nicht ungeschickt aufgebaut, läßt es doch in der logischen Entwicklung der Situationen einige weit klaffende Lücken offen. Das Milieu ist fast durchweg gut getroffen, während das psychologische Moment nur an einzelnen Stellen zu seinem Rechte kommt. Mag auch im übrigen diesem Erstlingsdrama Gerhardts etwas wie Schreibstubenluft anhaften, so erscheint doch gerade er, vor allen anderen Anfängern der jüngsten Jahre, dazu berufen, der heimischen Bühne noch Ersprießliches zu schenken.

An neuen Volksstücken in sächsischer Mundart, die vornehmlich für Theateraufführungen auf dem Lande bestimmt sind, fehlt es auch diesmal nicht. So hat Georg Meyndt, dem die sächsische Volksbühne so manche Bereicherung verdankt, kürzlich ein mehraktiges Singspiel „Santig äm Aeren“ verfaßt, das bereits wiederholt gegeben werden konnte. — Ein anderes beifällig aufgenommenes Volksstück „Der Regrut. En sakfesch Gebourekomedi an droi Afzigen“ (Hermannstadt 1902) hat M. Semp zum Verfasser. — Von neuer heimischer Lyrik sind zwei Bändchen zu verzeichnen. Roderich Gooß veröffentlichte einen „Sonettenkranz von einer Südlandsfahrt“ (Dresden 1903), der einige reizvolle Proben frischer Ursprünglichkeit enthält. Besonders gelungen sind jene Stücke, in denen die siebenbürgische Heimat idealisiert wird („Des Hochlands Sohn bin ich“ u. s. w.). — M. Grün-Leschkirch widmet seine „Lieder eines Einsamen (Documents humains)“, die erste Folge einer größeren Balladensammlung (Leipzig 1903), den Tschandalas der Liebe. Tief empfunden ist namentlich der Cyklus „Nachtbilder“, dessen Stücke jedoch teilweise stark von Lenau beeinflußt sind.

Die Frage der Begründung eines rumänischen Theaters in Siebenbürgen, deren definitive Regelung letzthin als nahe bevorstehend gemeldet werden konnte, hat nunmehr feste Formen angenommen. Die „Societate fondului de teatru român“, deren kulturelle Hauptthätigkeit bisher in der materiellen Unterstützung der rumänischen Liebhabertheater auf dem Lande bestand, hat nunmehr in ihrer jüngst stattgehabten, von mehreren tausend Rumänen besuchten Generalversammlung in Mühlbach, unter dem Vorsitz des verdienten Präsidenten Dr. Josef Vulcan den Beschluß gefaßt, ein rumänisches Wandertheater auf moderner Basis ins Leben zu rufen. Zu diesem Behufe wurden aus dem bereits 330000 Kronen betragenden Vereinsvermögen an Zacharias Barisean 3000 Kronen zum Zwecke des Studiums des modernen Theaterwesens in Berlin ausgesetzt. Barisean dürfte demnach die Leitung und Regie des neu zu gründenden Theaters übernehmen. Ueberdies hat die Versammlung beschlossen, jungen Rumänen beiderlei Geschlechts, die bereit sind, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen, Stipendien zukommen zu lassen, um sie in den Stand zu setzen, gute auswärtige Theaterschulen zu besuchen. Damit ist der erste Stein zur neuen Gründung gelegt und eine in breite Volkskreise tief einschneidende Kulturaktion angebahnt.

Nachdem im Vorjahre die trefflich redigierte „Tribuna literara“ (Sonntagsbeilage der „Tribuna“, Sibiiu) zu erscheinen aufgehört hat, erscheint im gleichen Verlage seit Jahresbeginn eine neue belletristisch-litterarische Halbmonatsschrift „Fomeia si Familia“ unter der Leitung des tüchtigen Silvestru Moldovan. Die Zeitschrift hat sich die Aufgabe gestellt, ein Spiegelbild der gesamten modernen Litteraturbestrebungen in Essais und Belletristik darzubieten. Unter der Rubrik „Moderne Schriftsteller“ bringt die erste Februarnummer eine vorzügliche Studie über Gregorie Alexandrescu, einen Roman von André Theuriet u. a. Kurze Abhandlungen über internationale Litteratur, Biographieen zeitgenössischer Autoren von Bedeutung, Uebersetzungen und Proben bilden den Hauptinhalt der folgenden Hefte.

Von rumänischen Uebertragungen aus dem Deutschen ist besonders zu erwähnen ein Band vermischter Lyrik aus Goethe und Heine von Joan Baila (Sibiiu 1903), in dem einzelne ausnehmend gut gelungene Stücke aus Heine den Uebertragungen St. O. Josifs würdig zur Seite gestellt werden können. — Ueber die vielumstrittene Frage der siebenbürgisch-deutschen Volkssprache ist ein neuer Beitrag E. Grigorovitzas, „Rumänische Elemente und Einflüsse in der Sprache der siebenbürger Deutschen“ (Heidelberg 1901), besonders zu vermerken.

Die in diesem Jahre in Hermannstadt veranstalteten volkstümlichen Vorträge über moderne deutsche Litteratur, in freien Einzelcharakteristiken dargeboten, haben ein über alles Erwarten schönes Resultat gezeitigt, sowohl in ideeller wie in materieller Hinsicht. Besonders hervorgehoben zu werden verdient eine liebevoll eingehende Darstellung der zeitgenössischen deutschen Lyrik. Würdigung fanden Arno Holz, Karl Henckell, Detlev von Liliencron und Richard Dehmel, sämtlich ihrer Bedeutung angemessen, dagegen wurden Hofmannsthal und Stefan George ungerechtfertigter Weise unterschätzt.

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

Echo der Bühnen.

Berlin.

„Biscotte." Komödie in vier Akten von Pierre Wolff. Deutsch von Benno Jacobson (Trianon-Theater, 13. Oktober). — „Lucifer." Drama in vier Akten von Enrico Annibale Butti. Deutsch von Ottomar Piltz und Otto Erich Hartleben (Berliner Theater, 16. Oktober). — „Das große Geheimnis." Lustspiel in drei Akten von Pierre Wolff. Deutsch von Max Schönau (Residenz-Theater, 17. Oktober). — „Im stillen Gäßchen." Lustspiel in vier Akten von J. M. Barrie. Deutsch von B. Pogson (Kgl. Schauspielhaus, 27. Oktober). — „Zapfenstreich." Drama in vier Akten von Franz Adam Beyerlein (Lessing-Theater, 29. Oktober).

Von fünf neuen Stücken vier, die vom Auslande her importiert sind: man könnte sich fast versucht fühlen, nach einem Schutzzoll für die heimische Dramen-Industrie zu rufen. Und der Zufall hat es sogar gewollt, daß unter diesen Ausländern einer, der Pariser Pierre Wolff, in einer Woche gleich an zwei berliner Bühnen zu Worte kam. Man braucht nicht Chauvinist zu sein, um unsern Bühnenleitern ein klein wenig mehr Nationalgefühl zu wünschen. Oder wäre jetzt vielleicht der Zeitpunkt gekommen, um ein Internationales Theater ins Leben zu rufen, an dem die ausländischen Werke jeweils in ihrer Muttersprache aufgeführt würden? Dem Gedanken der Weltlitteratur würde in einer für unsere Kultur förderlichen Weise sicher besser gedient, wenn wir alljährlich von guten ausländischen Truppen eine Auswahl der besten neuen Werke zu sehen bekämen, als durch Uebersetzungen und Bearbeitungen, die nicht selten das Original verhunzen, sodaß der deutsche Zuschauer den Erfolg im Ausland nicht begreifen kann.

Pierre Wolff ist ein liebenswürdiger und kluger Feuilletonist, der recht hübsch Anekdoten erzählt und garnicht selten einem Gedanken eine geistreiche Form zu geben versteht. Für die Bühne reicht aber weder in „Biscotte", noch in „Das große Geheimnis" seine Kraft aus, und ein Grund, warum gerade er so auffällig von den Uebersetzern umworben wird, ist nicht zu entdecken. Seine Stücke sind zu belanglos, um an dieser Stelle eine kritische Analyse zu rechtfertigen.

Dagegen muß man den Uebersetzern des italienischen Dramas immerhin dankbar sein, daß sie uns die Bekanntschaft eines ernsten und nachdenklichen Dichters vermittelt haben, wenn auch die dichterische Kraft Buttis in „Lucifer" nicht ausreichte, um den großen Stoff künstlerisch überzeugend zu bewältigen*). Die Aufgabe, die sich Butti gestellt hat, verlangt wohl mehr nach der langsam steigernden Kunst des Epikers, als nach den großen, kraftvollen Accenten des Dramatikers. Aehnlich wie in Jens Peter Jacobsens „Niels Lyhne" tritt uns bei Butti in der Person des jungen Guido Alberini ein überzeugter Freidenker entgegen, den das Gefühl der menschlichen Hülflosigkeit im Angesicht des Todes das Beten lehrt. Aber diese Szene verliert an eindringlicher Kraft und an nachhaltiger Wirkung dadurch, daß wir zu wenig in das Werden dieses jungen Freidenkers unmittelbaren Einblick gewinnen. Guido Alberini steht zu sehr abseits, wir hören allerlei über ihn und über seine Erziehung, aber wir lernen ihn selbst nicht genügend kennen. Daher gewinnen wir auch keinen überzeugenden Eindruck von der Bedeutung seines Gesinnungswechsels. Der Epiker hätte bei der eigenartigen und feinen Wendung, die Butti dem Thema giebt, viel besser Gelegenheit gehabt, die Bedingungen zu entwickeln, aus denen die Bekehrung des Sohnes nicht nur begreiflich wird, sondern sich notwendig ergiebt. Es ist nämlich nicht bloß das Gefühl der eigenen Ohnmacht gegenüber dem Tode und die Trostbedürftigkeit, was die Selbstsicherheit des jungen Naturwissenschaftlers auf die Kniee zwingt, sondern diese Selbstsicherheit ist im Grunde garnicht die eigenste Natur Guidos, denn von seinem ersten Tage an ist Guido Alberinis Seele nur Wachs in der Hand seines Vaters gewesen. Mit Stolz rühmt sich dieser, der abtrünnige Priester und jetzige Lyzealprofessor, daß Guido ganz sein eigenes Werk ist. In Guido regt sich also am Sterbebette seiner jungen Frau, die ihm der Tod nach dreimonatlicher glücklichster Ehe entreißt, zum ersten Male die eigene Natur, und deren Stimme — nach des Dichters Meinung die Stimme des Menschen überhaupt — ist es, die nach dem tröstenden Gotte und nach dem Mutterarme der Kirche verlangt.

Wir haben hier einen großen tragischen Stoff, aber die tragische Grundidee wird nicht klar durchgeführt. Die tragische Schuld des Vaters, der einer lebendigen Menschenseele in Verkennung der Menschennatur Zwang angethan hat, ist es, für die der Abfall des Sohnes von der Weltanschauung des Vaters die Sühne darstellt. Bei Butti gewinnt dieser Abfall zu sehr selbständige Bedeutung, sodaß der Schlußeindruck der Triumph der Kirche ist. Damit ist der Dichter über die Grenzen seiner Aufgabe hinausgegangen. Sein Drama hätte einen reineren Eindruck hinterlassen, wenn wir nur mit dem Gefühl schieden, daß sich hier die Natur gegen die Ueberhebung eines Menschen rächt, der da glaubt, wie der Schöpfer Menschenseelen nach seinem Bilde formen zu können. Das Drama durfte dann auch nicht mit der Hindeutung schließen, daß auch die Weltanschauung des Professors durch die seelische Erschütterung am Sterbebette der Gattin seines Sohnes ins Wanken gerät; denn so müssen wir doch wohl die Schlußszene des Dramas symbolisch deuten: der Gottesleugner, sich nur mühsam aufrecht erhaltend, von den ersten Strahlen der aufgehenden Ostersonne getroffen, während die Osterglocken wie in Goethes „Faust" langsam zu läuten beginnen. Die Rückkehr des Vaters Alberini zum früheren Glauben ist weder notwendig noch innerlich gerechtfertigt.

An dieser Vermischung von zwei Themen leidet das Drama. Auch die Charakteristik verliert durch diese Zwiespältigkeit an Schärfe und Anschaulichkeit. Eine Gestalt aus einem Guß ist die junge Gattin Guidos, ein reines und holdseliges Wesen, das nichts will als ihren Erwählten lieben. Die Schlußszene des dritten Aktes, wie sie ihn in der Nacht zu sich einläßt, aber nur, um noch einmal an seiner Liebe sich aufzurichten, ehe sie den Entschluß faßt, den alten Vater heimlich zu verlassen, ist von hoher und reinster Poesie erfüllt. Mit demselben Takte, den er hier beweist, hält sich Butti von der naheliegenden Versuchung fern, die Charaktere tendenziös zu färben. — Auf jeden Fall ein ernstgewolltes Werk, dessen Verfasser man Respekt zollen muß, auch wenn sein Können hinter seinen Absichten zurückbleibt. Die Uebersetzung ist sehr fließend und sozusagen ohne jeden Accent.

Auch der schottische Humorist J. M. Barrie, der Verfasser von „Quality street" — „Im stillen Gäßchen" — ist ein Autor, dessen Bekanntschaft man gern macht. Mir scheint, diesem feinen und liebenswürdigen Lustspiel ist von der Tageskritik Unrecht geschehen. Es hat seine Schwächen: für vier Akte ist der Inhalt zu dürftig, und für das Schwank-Motiv, das in der zweiten Hälfte auftaucht, ist die Technik des Verfassers nicht behende genug. Aber die feinhumoristische Art der Charakteristik und das sichere Stilgefühl, mit dem uns Barrie das stille Heim der beiden Schwestern in der Quality street (d. h. etwa die Honoratioren-Straße) in der kleinen englischen Stadt schildert, hätten mehr anerkannt werden sollen. Barrie ist kein Kotzebue und kein Benedix. Freilich, die Vorzüge seiner Schaffensart kann dieses Drama nicht so überzeugend enthüllen wie seine Romane, immerhin tritt uns auch hier eine feine und liebenswürdige Dichternatur von eigenem Gepräge entgegen. — Der greifbare Inhalt dieses Lust-

*) Die Buchausgabe des Stückes erschien bei S. Fischer, Verlag in Berlin.

spiels ist ja sehr alltäglich, und auch die einzelnen Gestalten der alten klatschenden Jungfern, des herzenbrechenden Liebhabers und des holdseligen Engels Phoebe sehen zuerst wie alte Bekannte aus, bei näherer Prüfung aber wird man eine Fülle humoristischer Besonderheiten entdecken und erkennen, daß Barrie ein feiner Kenner des menschlichen Herzens ist.

Franz Adam Beyerlein, der sich nach seinem Erfolge als Romanschriftsteller nun mit seinem Drama „Zapfenstreich"*) auch auf dem Theater einen lauten Erfolg errungen hat, giebt sich nicht mit so subtiler Arbeit ab. Sein Ziel — vielleicht mehr instinktiv als bewußt — ist Wirkung auf das Publikum. Mit festen Schritten geht er auf dieses Ziel los. Gleich in den ersten Szenen wissen wir, um was es sich handelt. Die Personen des Dramas sind schnell beisammen, und schon aus ihrer einfachen Gegenüberstellung gewinnt man eine ungefähre Vorstellung, was kommen wird. Wenn man nebeneinander gestellt sieht erstens einen alten Wachtmeister, zweitens dessen hübsche, beim Vater in der Kaserne wohnende Tochter, drittens einen jungen, verwöhnten Leutnant und viertens einen jungen Unterwachtmeister, der mit dem Mädchen verlobt war und nach zweijähriger Abkommandierung nun zurückkehrt, so müßte man mit Blindheit geschlagen sein, um den wahrscheinlichen Verlauf der Handlung nicht vorauszuahnen. Gerade diese Uebersichtlichkeit birgt aber die Elemente großer Spannungen in sich, denn Schritt für Schritt fragt sich der Zuschauer wieder: Wird es nun auch genau so kommen, wie ich es mir dachte? Oder er ist sogar seiner Sache ganz sicher und wartet nun erst recht mit Spannung auf das Eintreten der Situation, sowie man mit äußerster Spannung auf den Kanonenschuß wartet, wenn man alle Vorbereitungen zum Feuergeben beobachtet.

Die Handlung nimmt also ihren natürlichen Gang, das heißt, der Unter-Wachtmeister überrascht den Leutnant mit seiner ehemaligen Verlobten, und es kommt zu einem Rencontre, bei dem der Leutnant von seinem Säbel Gebrauch macht. Der Subalterne wird verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Ein Gerichtsverfahren auf der Bühne ist immer eine höchst spannende Sache, und nun gar ein Kriegsgericht! Das Verhör des Angeklagten und die Zeugenvernehmung werden mit aller Genauigkeit dargestellt. Der Akt ist mit sicherem Bühnensinn aufgebaut und war von stärkster Wirkung. Die Verhandlung wird durch das hartnäckige Schweigen des Angeklagten, der über die Motive seiner That nichts aussagen will, und durch die Erklärung des Leutnants, der ebenfalls kein Motiv zu wissen vorgiebt, zunächst aufs äußerste erschwert. Alle Anwesenden fühlen, daß ein Geheimnis in der Luft liegt und daß der Leutnant mehr weiß, als er sagt, aber er bleibt bei seiner Aussage, und so scheint es, als sei die Gefahr seiner Vereidigung nicht mehr abzuwenden. Da ändert sich die Lage mit einem Male; durch einen Zufall wird der Name des Mädchens in die Verhandlung gezogen, und nun kommt Licht in das Dunkel. Dem Antrag des Verteidigers, das Mädchen als Zeugin zu vernehmen, wird stattgegeben, sie hat schon längst draußen ungeduldig dieses Augenblicks geharrt, und nun legt sie Zeugnis ab. Damit ist das Dunkel geklärt, denn auch der Angeklagte und der Leutnant brechen jetzt ihr Schweigen. Der Vater des Mädchens kann bei der unerwarteten Enthüllung nur mit Mühe zurückgehalten werden, sich auf den Verführer zu stürzen. Damit schließt der Akt.

Aber die Steigerung der Effekte geht noch weiter. Der Schlußakt bringt das Zusammentreffen des Wachtmeisters und des Leutnants. Jener will Genugthuung mit der Waffe, die ihm der junge Offizier natürlich nicht gewähren kann. Lieber will er sich der Waffe des Wütenden freiwillig stellen, aber der Wachtmeister bringt es nicht fertig, seinen Vorgesetzten zu töten. Er hält die wortreichsten Reden, verflucht sich und seine Tochter und gerät in eine immer größere Exaltation. In diese Stimmung fällt das Bekenntnis seiner Tochter, nicht der Leutnant sei der Schuldige, sondern sie allein, denn sie habe sich ihm freiwillig an den Hals geworfen. Da läuft das Maß über, und in sinnloser Wut richtet der Vater die Waffe gegen die Tochter. Mit diesem Effekt schließt das Stück.

Ich habe mit Absicht die Einzelheiten der Handlung mit möglichster Treue wiedergegeben, um zu zeigen, wie wenig der Verfasser sich mit der Entwicklung der Charaktere und der psychologischen Vertiefung des Konfliktes abgiebt, und wie er ganz in der stofflichen Wirkung stecken bleibt. Eine scharfe Beobachtung soll ihm nicht abgesprochen werden. Die Kunst lebensvoller Gestaltung bewährt er nur in Nebenfiguren. Seine Hauptgestalten sind, wenn man sie des naturalistischen Aufputzes entkleidet, nichts als Schablonen. Er bemüht sich ehrlich, nicht einseitig-tendenziös zu werden und den Vorwurf der böswilligen Kritik zu vermeiden; aber in diesem Bemühen entfernt er sich von dem Standpunkt des nach rein künstlerischen Gesichtspunkten gestaltenden Dichters. Das Stück enthält in Wahrheit keinen Konflikt, und das Ende ist nicht ein organischer Abschluß, sondern eine Gewaltsamkeit. Eine Thür wird uns mit lautem Knall vor der Nase zugeschlagen: wir sind einen Augenblick verdutzt, aber wenn wir uns wieder besinnen, fragen wir uns vergeblich, was denn nun eigentlich der ganze Vorgang da drinnen zu bedeuten hatte. Ich fürchte, unsere Bühne hat zunächst weiter nichts als einen geschickten Theatraliker gewonnen.

Gustav Zieler.

Frankfurt a. M.

„Das Wunder des heiligen Antonius." Satirische Legende von Maurice Maeterlinck. (Erste deutsche Aufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 14. Oktober.)

Ein Teil der Hörerschaft klatschte, ein anderer größerer zischte. Im ganzen war die Aufnahme eine entschiedene und unzweideutige Ablehnung. Die Ursache dafür liegt zweifellos hauptsächlich an dem Stück, dessen Inhalt sich überhaupt für eine dramatische Behandlung nicht geeignet erweist.

In ein Trauerhaus tritt, während die Erben eifrig mit dem Leichenschmaus beschäftigt sind und die alte Hausbesorgerin Virginie das Vorzimmer säubert, ein Mann in Mönchstracht mit langem Barte und einem zeitweilig erscheinenden Lichtschimmer über dem Haupte. Er sei der heilige Antonius, käme aus dem Paradiese und wolle die Verstorbene, das siebenundsiebzigjährige Fräulein Hortense, vom Tod erwecken. Dabei beharrt er und läßt sich weder durch Zureden noch durch Gewalt aus dem Zimmer bringen, bis man ihm seinen Willen läßt und ihn zu der Leiche führt. Er redet eindringlich auf sie ein: plötzlich kommt Leben in sie, sie bewegt sich zum Staunen der Umgebung, zuckt, öffnet die Augen und ruft mit widerwärtiger Stimme, was denn der schmutzige Bettler in ihrem Zimmer zu thun habe. Wenige Minuten darauf verliert sie wieder die Sprache. Die Verwandten haben daraufhin die Polizei herbeigerufen, und diese führt den Wunderthäter ab. Er sei dem Irrenhaus entsprungen, sagt der Polizeileutnant. Alle verhöhnen ihn, nur die gläubige Virginie bringt ihm Schuhe und giebt ihm den schützenden Schirm ...

Die Aufgabe, die sich Maeterlinck gestellt hat, kommt nicht klar zum Ausdruck. Die Satire auf die Erben, die entsetzt sind, wenn der betrauerte, für tot gehaltene Verwandte wieder zum Leben erwacht, ist schon früher von anderen wirksamer durchgeführt worden. Im Grunde war es dem Verfasser wohl darum zu thun, an einem drastischen Beispiel zu zeigen, daß es bei Wundern auf den Glauben ankommt, und daß ein wirklicher Wunderthäter, ein Heiland, ein Erlöser heute von der blöden Masse verhöhnt, verlacht und verfolgt werden würde.

*) Buchausgabe Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Für die schlichte Virginie ist das Wunder wirklich vorhanden, alle anderen stehen etwas Unbegreiflichem gegenüber, das sie sich in mehr oder minder platter Weise zu erklären suchen. Aber die Vereinigung des Uebersinnlichen mit der nüchternen Wirklichkeit, die in epischer Behandlung möglich wäre, kann vor dem grellen Rampenlichte nicht bestehen. Wenn die Geisterwelt im Drama glaubhaft erscheinen soll, dann muß bei den handelnden Personen der Glaube und die Empfänglichkeit für sie vorhanden sein. In den Faust fügt sich der Mephistopheles, in den Hamlet der Geist harmonisch ein. In einem modernen Salonstück wären beide unmöglich. In der erzählenden Dichtung ist der ergänzenden Phantasie voller Spielraum gelassen, sie kann sich den „letzten Centauren" vorstellen, wie er gemächlich unter der Landbevölkerung einhertrabt, den Engel aus Tolstois Volkserzählung, wie er in der Schusterwerkstatt arbeitet. Auf die Bühne gebracht, wären beide ganz undenkbar.

Niemand vermochte beim Hören zu erkennen, ob der Heilige, der da erschien, ernst zu nehmen sei, oder ob er wirklich als dem Irrenhaus entsprungen betrachtet werden müsse. Und da man darüber das ganze Stück hindurch nicht zur Klarheit kommen konnte, hatten die Zuschauer vielfach das unbehagliche Gefühl, daß der Verfasser das Publikum foppen wolle. — Es fehlte ja nicht an Einzelheiten, die von einer starken dichterischen Kraft zeugen, im ganzen aber ist das Stück als mißlungen zu bezeichnen.

Sigmund Schott.

Hamburg.

„... so ich dir." Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. (Deutsches Schauspielhaus, 16. Oktober.)

Ein neues Stück von Paul Lindau kann für die Litteratur niemals eine Ueberraschung sein. Man weiß, was man zu erwarten hat: eine spannende Handlung, gute Rollen, geschickte Effekte, kurz, ein fein ausgeklügeltes Theaterstück in der bei Lindau bekannten Manier, ein Stück, das dem Zuschauer von vornherein einen „interessanten" Theaterabend verspricht. Nicht mehr und nicht weniger. Von dieser Art ist auch der neueste Lindau mit dem seltsamen Titel. Der Autor weiß sein Stück noch dadurch besonders interessant zu machen, daß er das in letzter Zeit so viel erörterte Thema der Offiziersehre zur öffentlichen Diskussion stellt. Lindau nimmt Felix Philippi zwar nicht direkt den Fall Hüssener vorweg, aber sein Stück erinnert stark an die bekannte kieler Affaire, wo ein junger Offizier sich das Leben genommen hat, weil er sich durch einen Schlag entehrt glaubte, den ihm hinterrücks ein Matrose versetzt hatte.

Die Frage, ob ein Kavalier durch die thätliche und nicht sofort gerächte Beleidigung eines nicht satisfaktionsfähigen Menschen ehrlos wird, bildet auch bei Lindau den Mittelpunkt der Handlung. Wir sind im zweiten Akt Zeugen einer Ehrenratssitzung, in der über das Schicksal eines Offiziers entschieden wird. In einem obskuren berliner Tanzlokal ist der Offizier von einem Rowdy ins Gesicht geschlagen worden. Einstimmig geht das Urteil des Ehrenrats dahin, daß der Bedauernswerte den Abschied nehmen müsse. Mitglied des Ehrenrats ist auch der Großkaufmann Fredrichs, Konsul, Vorstandsmitglied des Unionklubs, Reserveoffizier u. s. w. Dieser Konsul Fredrichs hat mehrere Herren zu einem Souper eingeladen, das am selben Abend in einem Separatzimmer bei Hiller stattfinden soll. Natürlich ein Souper mit Damen, Damen vom Ballet und dergleichen. Auch Fräulein Klara Bremer befindet sich unter den Teilnehmerinnen, ein anständiges Mädchen, das, den Verlockungen einer Freundin folgend, zum erstenmal auf einem solchen Herrenabend erscheint. Sie hat soeben ein Verlöbnis gelöst, das sie an einen ungeliebten Mann fesselte. Dieser Mann ist der Privatsekretär des Konsuls Fredrichs, ein armer Krüppel, verbittert, menschenscheu, dessen Werbungen Klara nur nachgegeben hatte, um aus den ärmlichen Verhältnissen herauszukommen. Fredrichs wußte nichts von dieser Verlobung, als er Klara einlud, und als am Abend, kurz vor Beginn des Soupers, sein Sekretär vor ihn hintritt mit dem Verlangen, Klara, seine bisherige Braut, nicht an der Gesellschaft teilnehmen zu lassen, weist er dieses Verlangen energisch zurück mit dem Hinweis, daß Klara ja selbst die Verlobung gelöst habe und daß er sich „vor seinen Freunden nicht blamieren wolle". Die Gesellschaft findet mit Klara statt, die Fröhlichkeit hat gerade den Gipfelpunkt erreicht, da stürzt der Krüppel ins Zimmer und schlägt Fredrichs ins Gesicht mit den Worten „Wie du mir alles genommen, so ... ich ... dir!" Als Fredrichs zur Besinnung kommt, ist der andere schon fort und — das Spiel ist zu Ende. Fredrichs bleibt nichts übrig, als sich zu erschießen. So will es der Ehrbegriff seiner Kaste, den er soeben selbst noch als bindend anerkannt hat.

Das ist der wesentliche Inhalt des Schauspiels, das noch mit allerhand romanhaftem Beiwerk ausgestattet ist, das mit der Handlung selbst nur lose zusammenhängt, aber angenehm unterhält. Die Menschen, die Lindau auf die Bühne stellt, sind ohne Ausnahme interessante Typen und täuschen über den Mangel an Charakterisierung und über die Unlogik der Handlung für den Augenblick hinweg. Auch darüber, daß der Autor das Thema des Ehrbegriffs eigentlich nur flüchtig gestreift hat, ohne tiefer darauf einzugehen. Die Aufnahme der Première war denn auch das, was man in der Theatersprache einen großen äußeren Erfolg nennt. Und mehr hat ja Lindau auch wohl kaum beabsichtigt.

Paul Raché.

Stuttgart.

„Junker Kai" (Brav-Karl). Schauspiel in 4 Akten mit einem Vorspiel und einer Schlußhandlung von Holger Drachman. Aus dem Dänischen übersetzt von Irene Forbes-Mosse.

Getreu seiner Vorliebe für die moderne nordische Litteratur, hat das hiesige Hoftheater den Versuch unternommen, Holger Drachmans bislang selbst in seiner dänischen Heimat noch nicht aufgeführtes romantisches Schauspiel „Junker Kai" (in der Buchausgabe „Brav-Karl"*) für die Bühne zu gewinnen. Es gehört zu der Gruppe von Dramen, die die ganze geistige Entwicklungsgeschichte eines Menschen zum Inhalt haben. Die Lösung dieser im Grunde mehr epischen als dramatischen Aufgabe bedroht eine doppelte Gefahr: einmal, daß sich die Handlung in notdürftig verbundene Einzelszenen auflöst, und dann, daß der Werdegang des Helden auf dem raschen dramatischen Wege schließlich doch nicht ganz überzeugend dargestellt werden kann. An diesen beiden Klippen ist auch die Kunst des dänischen Dichters gescheitert. Sein Schauspiel entbehrt des organischen Zusammenhanges, des festen dramatischen Kerns. Aber die einzelnen Bühnenbilder, die er uns zeigt, sind teilweise von hoher poetischer Schönheit und — fast möchte man sagen: malerischer Wirksamkeit. Zumal der zweite, „In der Peststadt" betitelte Akt mit seinem edlen Stimmungsgehalt; auch der dritte, „Vor und in der Schänke", hält sich fast auf gleicher Höhe, während der erste, „In der fremden Stadt", zu turbulent verläuft und im vierten, „Bei den Bänkelsängern", heterogene Elemente gar zu bunt aneinander gereiht sind. — Welche typische Bedeutung Junker Kai, der von seinem Herrenhaus in die Welt zieht, um das Leben kennen zu lernen, eigentlich haben soll, wird so recht nicht klar. In der Schlußhandlung läßt ihn Drachman einen völlig überraschenden Sprung aus dem Romantischen ins Moderne, aus dem Feudalen ins Sozialpolitische thun. Zum Glück hat der Dichter indessen in seinen Helden nur wenig hineingeheimnißt: frische

*) Vergl. LE V, Heft 21, Sp. 1469.

Thatenlust — das Stück spielt in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges — überwiegt bei Junker Kai den philosophischen Hang. Als Begleiterin auf seinen abenteuerlichen Fahrten steht ihm das Gänsemädel vom väterlichen Gut zur Seite, die treue Gerd, die, ein anderes Käthchen von Heilbronn, ihn schützend bewacht und seine Launen mit Demut erträgt, zum Lohn dafür am Ende aber auch zur Edelfrau erhoben wird. Diese schöne, reich mit Chansons ausgestattete Rolle hat der Dichter seiner Schwägerin, der bekannten Liedersängerin Bokken Lasson, auf den Leib geschrieben, und die Künstlerin hat sie auch wirklich in Stuttgart mit großem Glück verkörpert. Wo sich nicht eine Darstellerin der Gerd findet, die zugleich begabte Schauspielerin und geschulte Liedersängerin ist, wird die Aufführung des Stückes kaum zu wagen sein. Im ganzen erscheint uns „Junker Kai“ von der Bühne herab als das Werk eines echten Poeten, das als solches fesselt und anregt, aber unser Innerstes trotzdem unberührt läßt, weil es eben des spezifisch dramatischen Gehaltes entbehrt.

Rudolf Krauss.

Wien.

„Der Strom“, Drama in drei Aufzügen von Max Halbe (Hofburgtheater, 19. Oktober).

Max Halbes neues Drama*) bot eine freudige Ueberraschung für die Freunde des Dichters — wer möchte nicht dem Schöpfer der „Jugend“ freundliche Gesinnung bewahren —, die von Stück zu Stück auf den zweiten großen Erfolg warteten. Daß ihm dieser gerade in Wien beschieden war, mag für Halbe eine besondere Genugthuung bedeuten. Denn hier hat eine überängstliche Zensur sein bestes Werk jahrelang der Bühne vorenthalten, bis vor zwei Jahren das Deutsche Volkstheater ein wenig verspätet die „Jugend“ zur Aufführung bringen durfte. Aber Sturm und Drang der ersten Neunzigerjahre hatten sich inzwischen gelegt, kühleren Herzens und schärferen Blickes stand man Annchen und Hanschen gegenüber, und den strengeren dramaturgischen Anforderungen einer neueren Zeit war der Ausgang des Dramas nicht mehr gewachsen. Inzwischen hat Halbe viel und schmerzlich gelernt. Und nun tritt er mit dem „Strom“ vor uns hin, einem Drama, das den uralten Gesetzen des Dramas, die das „Milieustück“ wohl auszubauen, doch nicht zu stürzen vermocht hat, voll gerecht wird, einem Drama, das durchzittert ist von wuchtigen Klängen verhaltener und endlich wild losbrechender Leidenschaft. Dem Weichselstrom gleich sind die Menschen, die an seinen Mündungen wohnen: grollend tragen sie das Joch trüben Geschickes, bis die Eisdecke springt und die geborstenen Trümmer verheerend gegen die Dämme geschleudert werden. Wie ein dumpfhallender Unterton schwingt diese Symbolik durch die drei knappen Aufzüge. Der Deichhauptmann und Gutsbesitzer Peter Doorn steht im Mittelpunkte der Handlung. Er hat durch Testamentsunterschlagung seine beiden Brüder Heinrich und Jakob ums väterliche Erbe gebracht, und der schwere Schatten des Verbrechens lastet über seinen Geschicken. Zwei Söhne sind ihm in kindlichem Alter vom tückischen Strom weggerafft worden, vor den kleinen Leichen hat er seiner Frau Renate erschüttert die Unthat gestanden, und von da ab lebt die Gattin wie eine Fremde neben ihm dahin. Schweigend sieht sie zu, wie Peter den jüngsten Bruder zu niederem Dienste verwendet, der doch nach des Vaters Willen als Herr auf einem stattlichen Hof sitzen sollte. Da aber Heinrich, der zweite, aus der Ferne zurückkehrt und alte Liebesbande neu sich knüpfen, die Renate einst durch ihre Heirat mit Peter zerrissen, da sprengt heiße Leidenschaft das Eis ihres Schweigens, und sie verrät das Geheimnis. Aber auch Jakob liebt Renate, liebt sie mit der düsteren Glut des erwachenden Mannes und stürzt zum Damm, den er durchstechen will, um sich und die anderen zu verderben. Denn der Eisstoß wütet gegen die bröckelnden Ufermauern, die noch einmal vielleicht dem Ansturm Trotz bieten werden. Der Deichhauptmann eilt auf den Damm, entringt dem Wahnwitzigen den verderbenbringenden Spaten und findet nach kurzem Kampf mit ihm den Tod unter den donnernden Schollen. Peter Doorn sühnt sein Verbrechen, indem er den Ort vor sicherem Untergange bewahrt.

Richard Wengraf.

*) Buchausgabe bei Georg Bondi, Berlin.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Stephan Henlein. Roman von Lu Volbehr. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 293 S. M. 3,—.

Es giebt pessimistische und optimistische Künstlerromane. Die einen sind die erlebten, oft mit dem Herzblut geschriebenen, in denen alle Enttäuschungen eines ehrlichen Ringens, alle Zweifel an dem eigenen Können ihren Ausdruck finden. Die anderen dagegen, in denen das Genie von Sieg zu Sieg eilt, sind meist erträumt, oft verstandesmäßig konstruiert. So ein Schlaraffenleben des Ruhmes ist künstlerisch viel schwerer zu gestalten; die Genialität des Helden, der seine Siege erringt, will bewiesen sein; meist hören wir nur von ihr — allein es fehlt der Glaube.

So geht es uns auch mit der „Siegfriedsnatur“ Stephan Henlein. Von seinem künstlerischen Innenleben erfahren wir so gut wie nichts, und von dem entscheidenden Moment, als er am Dirigentenpult steht, um sein noch in der Dorfkirche entstandenes Werk vor die Menge zu bringen — heißt es: „Das Konzert brachte natürlich einen Riesenerfolg.“

Da möchte man beinahe glauben, das ganze Künstlertum Stephans sei hohl und nur von seinem Gönner in Szene gesetzt. Dem Grundgedanken des Romans nach soll der Held dagegen wirklich ein ursprüngliches Genie sein, das nur vorübergehend in der weichlichen Gesellschaftsatmosphäre eine Trübung erleidet und schließlich durch die Jugendfreundin, die ihm ihre eigene künstlerische Existenz verdankt, auf den rechten Weg zurückgeführt wird.

Die Urwüchsigkeit dieser beiden auf dem Dorf aufgewachsenen Künstlernaturen kommt nicht zum überzeugenden Ausdruck; überhaupt ist die ländliche Natur mehr als Kontrast hinzukonstruiert, während das Talent der Verfasserin in der Großstadt wurzelt. Dort ist das Leben viel schärfer beobachtet, und die Charaktere der raffinierten Weltdame und ihres berechnenden Gemahls sind viel feiner herausgearbeitet.

Die Vorzüge des Romans liegen vor allem in der äußerst geschickt geführten Handlung, die ohne Längen, aber auch ohne Gewaltsamkeiten den Leser in Spannung hält. In der ganzen Entwicklung wie in der Darstellung einzelner Szenen offenbart sich die dramatische Begabung der Verfasserin. Von Begabung darf wirklich die Rede sein, und dem Roman ist trotz der angedeuteten Schwächen ein guter Platz über dem Durchschnitt anzuweisen.

Stuttgart. *Julius Petersen.*

Der Kampf der Frau ums Recht. Roman von Käthe Lubowski. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 207 S.

Der etwas anspruchsvolle Titel läßt ganz anderes vermuten, als in Wirklichkeit dahintersteckt. Es handelt sich nicht um die Frauenfrage im modernen Sinn, mit ihren schwer lösbaren Konflikten, sondern um den Kampf, den ein junges Mädchen aus guter Familie zu bestehen hat, um Schauspielerin zu werden und dann später den in diesem Beruf an sie herantretenden ge-

fährlichen Versuchungen gegenüber die Ehre ihres Geschlechts zu wahren. Das ist von jeher ein Lieblingsthema der Romandichter gewesen, und Käthe Lubowski bringt nicht eben viel Neues hinzu.

Die Erzählung ist flott erfunden, ohne sich irgendwo zu vertiefen. Sie wirkt ungefähr wie ein untermaltes Bild, es ist alles an seinem Platz, in kecken Zügen hingeworfen, aber es fehlt die Abrundung einer liebevoll ausführenden, künstlerisch abstimmenden Hand. Dagegen helfen auch die Gedankenstriche und Punkte nicht, die in geradezu verschwenderischer Fülle zwischen den Text eingestreut sind. Ich will der Verfasserin nicht den Vorwurf der Flüchtigkeit machen; aber es scheint mir, als habe sie mit einer gewissen liebenswürdigen Naivetät darauflos fabuliert, ohne zu ahnen, daß sie die Kenntnisse und Erfahrungen nicht besitzt, die ein so breit angelegter Roman erfordert. Dabei passieren ihr dann solche Schnitzer, wie, daß sie von der Isola Bella als einer „kleinen, wenig gekannten Insel“ spricht, die „zum Meer absteigt“ und dort, wo bekanntlich Arzt und Apotheker nur mit dem Boot erreichbar sind, einen Schwerkranken unterbringen läßt. Ebensowig glaubt man ihr, daß es einem jungen Mädchen, das vom Lande nach Berlin entflieht, gelingen wird, seine Spur erfolgreich zu verwischen, indem es Hut und Mantel am Schloßteich liegen läßt. Auch mit den Gepflogenheiten der Bühne ist die Verfasserin allzu wenig vertraut.

Potsdam. *Estelle du Bois-Reymond.*

Die Fahrt um die Erde. Von Wilhelm Meyer-Förster. Mit Illustrationen von Adolf Wald. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. M. 3,—.

„Die Fahrt um die Erde“ ist ein harmloser Unterhaltungsroman. Ein Krösus ist der große Gnadenspender, ein armes Mädchen macht ein märchenhaftes Glück; die guten, treuen Herzen werden alle glücklich, und auch die Hybris der Sünder kommt mit einer gnädigen Strafe davon. Nachdem manche schöne Moral gezogen ist, löst sich alles in eitel Wohlgefallen und Freude auf. — Diese Art Romantik fürs Volk gehört — in den verschiedensten Formen — zu dem eisernen Bestand aller Litteraturen; sie ist ein Surrogat für die Märchen und findet ein großes Publikum an den großen Kindern, die die dankbarsten Leser sind. Ein freundlicher, durch die Illustrationen verstärkter Humor durchzieht die sich anspruchslos gebende Erzählung.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Neue Ausgabe. Leipzig, L. Staackmann. 1902. 226 S. M. 2,50 (3,50).

Fünf Geschichten bietet dieses Buch, sehr ungleich an Stimmung und ungleich an künstlerischem Wert. Aber die Physiognomie ihres Dichters prägen sie in ihrer Gesamtheit sehr deutlich aus. Otto Ernst ist geblieben, was er vor zehn und fünfzehn Jahren war. Damals ging der Kampf gegen litterarische und überhaupt geistige Philisterborniertheit, und Otto Ernst traf in erfrischender Geradheit den Ton, den das Ziel forderte. Die deutsche Dichtung steigt längst zu großen, künstlerischen Zielen an, und längst hat die litterarische Polemik die beherrschende Rolle, die sie in den Achtzigerjahren besaß, eingebüßt. Aber wenn man es genau betrachtet, ist Otto Ernst in der Sphäre der litterarischen Polemik stecken geblieben. Schätzt man seine Leistungen — auch dies Kartäuserbuch — nach den höchsten künstlerischen Möglichkeiten ab, die unsere Zeit zu sehen vermag, so werden sie im Gewühl der großen Zahl weit unterhalb des Gipfels bleibender Dichtungen verschwinden.

Aber dieses Maß kann und darf nicht das einzige sein. Es stellt nur fest, was für die oberen paar Tausend der ästhetisch Reifsten als Mittel geistigen Genusses und geistiger Anregung Gültigkeit hat. Von dieser Höhe leitet, der gesellschaftlichen Schichtung gemäß, eine ästhetische Stufung bis zur letzten Niederung hinab, wo von einem bewußten ästhetischen Bedürfnis nicht mehr oder noch nicht die Rede ist. Jede Stufe stellt ihre eigenen Ansprüche an Form und Stil und Stoff; d. h. für die Menschen jeder Stufe ist nur eine ganz bestimmte Litteratur verständlich. So leben also verschiedene Entwicklungsgrade der Litteratur neben einander hin. Darin spiegelt sich, was im Wesen menschheitlicher Geschichte in allen Einzelbewegungen herrschender Zustand ist. Allgemein anerkannter Grundsatz aber muß es noch werden, diesen Gesichtspunkt auch in der litterarischen Kritik niemals außer acht zu lassen.

Otto Ernst ist der Dichter des modernen Mittelstandes. Darüber hinaus besitzt er keinen geistigen Einfluß. Einen wesentlichen Teil der Intelligenz dieser Schicht, die drauf und dran ist, sich aus der alten Philisterenge herauszuarbeiten, bildet die Volksschullehrerschaft, deren Rolle gerade in Hamburg deutlich und interessant zu Tage tritt. Otto Ernst ist der dichterische Kopf dieser Intelligenz. Er ist gesegnet mit all ihren Stärken und Schwächen. Ein deutliches Kennzeichen dieser Art und Stellung ist eben die Thatsache, daß er im wesentlichen geblieben ist, was er vor anderthalb Jahrzehnten war. Der Hang zum Polemischen, die Lust an der Sentenz, die sich mit Vorliebe kritisch und belehrend im Tone giebt, die Freude an der breiten, farbigen Schilderung, die mit gefühlsreichem Pathos schwärmerisch, aber nicht weichlich vorgetragen wird, der gutgeschärfte Blick für die lächerlichen und bösartigen Seiten kleinbürgerlichen Spießertums — alle diese Züge sind so charakteristisch für die Psyche des Kulturkreises, in dem Otto Ernst bejubelt wird, und sie geben auch dem Buche der Kartäusergeschichten die Farbe.

Die beste der Geschichten — die satirisch-humoristische „Kunstreise nach Hümpelsdorf“ — baut sich in der ausgesprochensten Weise aus diesen Elementen auf. Die ersten beiden Geschichten — „Der Kartäuser“, ein Stück bürgerliches Eheelend, und „Anna Menzel“, ein Stück Dienstmädchenelend — fallen schwer dagegen ab. Weshalb? Weil Otto Ernst sich hier auf ein Gebiet wagt, für das er so wenig als Gebender wie sein Kulturkreis als Aufnehmender gewappnet ist. Der Schwerpunkt der künstlerischen Aufgabe dieser Geschichten liegt in der feinpsychischen Zeichnung. Aber hier zeigt sich unverkennbar: Otto Ernsts Blick dringt nicht tief. Alles, was an der Oberfläche vor sich geht, sieht er in den äußeren Linien mit naturalistischer Schärfe, aber seiner Deutkraft sind schnelle Grenzen gesetzt, weil er die Gesetze und Bedingungen der seelischen Zusammenhänge, des Innenlebens nur ganz unzulänglich zu verfolgen vermag. Dieser Mangel macht ihn langweilig, weil er der künstlerischen inneren Geschlossenheit seiner Novellen den Weg versperrt. Das ganze Kartäuser-Buch bedeutet, gegen die übrigen Schriften Ernsts gehalten, nichts, was den Dichter von einer neuen Seite zeigte. Auch die beiden Schlußstücke — die pulsjagend vorgetragene Schreckstimmung aus der hamburger Cholerazeit und der Hans von Bülow-Scherz — besagen in diesem Sinne nichts. Man hat oft genug sogar das böse Empfinden, Otto Ernst schreibe sich selber ab.

Dresden. *Franz Diederich.*

Lyrisches und Episches.

Bunte Beute. Von Detlev von Liliencron. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1903. 225 S.

Im nächsten Sommer wird Liliencron sechzig Jahre alt. Die Geburtstags-Feuilletonisten werden ihn trösten und ihm in artigen Worten ewige Jugend und erstaunliche Rüstigkeit bescheinigen. Er aber wird sie auslachen und einen grimmigen Poggfred-Cantus über ihre Possierlichkeit schreiben. Und doch — auch diesen Unverzagten beschleicht zuweilen Wehmut und Resignation. Im jüngsten Bande seiner Lieder findet sich hie und da ein Zeugnis solcher Stimmungen, ein Vorposten des heranrückenden Alters. Etwa das nachdenkliche Gedicht „An der Grenze“, das in die Verse ausklingt: „Was nähert sich, was schaukelt dort? Die Hadesfähre? Ankunft:

Wann?" Ausgiebiger noch schöpft die burschikose Stanzen-Vision „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch" diese Abschiedsstimmung aus. Aber hier folgt der tiefsten Intensität solcher Anwandlungen schnell die Ueberwindung. Ein frischer Wind bläst die trüben Träume fort. Dem Hörer bleibt als entscheidender Eindruck der abschließende Ruf, wie froher Fanfarenklang, im Ohr: Hurra das Leben!

Hurra das Leben! so klingt es nach wie vor aus allen Strophen Liliencrons. Ob er beim Ruf der Drossel dem Tageserwachen lauscht, ob er bei Sternenlicht an Sumpf und Moor entlang wandert, ob er durch verschneite Wiesen oder durch dampfende Aecker schreitet — stets die gleiche Freude, „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen" zu halten. Und stets die gleiche unversiegliche Kraft, Begriff in Anschauung umzusetzen, aus verdorrten Worten Blühen und Grünen hervorzuzaubern! Wer einen Band landläufiger Lyrik vom Tisch wirft, um dafür liliencronsche Lieder einzutauschen, der lernt die alte Jägerkunst des Sehens schätzen. Ihm ist, als ginge er plötzlich nicht mehr als ahnungsloser Stadtmensch durch den Wald, sondern als begleitete ihn ein alter Förster, dessen Helläugigkeit unsere Wahrnehmungskraft zugleich beschämt und schult. Dem Dichter, der diese „Bunte Beute" von allen Stegen heimbrachte, gelten Worte wie „Sommer" oder „Herbst" wenig. Damit weiß er nichts anzufangen. Er setzt dafür grüne Wiesen und kahle Koppeln, um sofort eine eindringliche, greifbare Realität zu gewinnen. Dieser kecke Impressionist kennt im Reich seiner Bilder und Vergleiche keine zeremonielle Rangordnung. Ohne viel Federlesen nennt er einen strahlenden Morgenhimmel: blau wie die Röcke der Dragoner. Daß er sich der Vorzüge solcher Darstellungsart vollauf bewußt ist, lehrt etwa eine Stelle aus dem Gedicht „Der Friedensengel". Von einem phantastischen Wolkensitz sieht der Poet die Erde tief unter sich liegen. Er sieht sie

„im System Merkators,
Doch besser, ja, als im ‚System Merkators',
Nenn ich's, ich sah sie wie 'nen Pfannekuchen,
Der glatt, mit kleinen Knubbeln, vor mir lag."

Hier mag die Absichtlichkeit, um jeden Preis prägnant zu wirken, ein wenig verstimmen. Aber auf dieser Prägnanz beruht nun einmal die ungeheure suggestive Gewalt, die Liliencrons Lyrik ausströmt. Diese Gewalt paart sich, im neuen Band wie früher, harmonisch mit einem staunenswerten inneren Reichtum, der jede Einseitigkeit ausschließt. Naturbilder aus Marsch und Geest, knappe Verserzählungen mit burlesken Motiven im Volksmärchenton glücken mit alter Frische. Darüber hinaus aber zielen die prächtigen Balladen aus nordischer Vorzeit, die in Wucht und Straffheit eine waffenklirrende Zeit lebendig emporsteigen lassen. Wie eine lustige Selbstparodie folgen solchen Versuchen drollige „Gänsehautballaden" im Bänkelsängerton. Grellere Töne eines forschen Freimuts, wie wir ihn vom „Simplizissimus" her gewöhnt sind, schlägt die Schnurre „Die alte Hure im Heimatsdorf" an. Neben solchen Schöpfungen, die auch in der Diktion meist ein saloppes Sichgehenlassen lieben, mahnen aber immer wieder Strophen um Strophen, daß der flotte „Vershusar" gleichzeitig zu unsern glänzendsten Formkünstlern zählt. Das beweist in der neuen Sammlung ein Gedicht wie die „Zwillingsgeschwister", das eine reife Meisterschaft des Tönens und Abstufens auf der Höhe zeigt. Das beweist jenes schon im Vortragssaal berühmt gewordene Kabinettstück „Der Blitzzug", aus dessen Schall und Tempo virtuos nachahmenden Klängen die zermalmende Macht der heranbrausenden Eisenbahn dröhnt.

Berlin. *Monty Jacobs.*

Fünf deutsche mittelalterliche Erzählungen in neuen Versen. Von Moritz Heyne. Mit Bildern von Otto Meves. Berlin, Meyer & Wunder (Heimatverlag).

Das Büchlein setzt mich einigermaßen in Verlegenheit. Sein Dasein füllt nirgends eine Lücke aus, trotzdem sein Verfasser einer unserer hervorragendsten Gelehrten ist. Aus den deutschen Volksbüchern zum Teil und zum Teil aus neueren Bearbeitungen mittelalterlicher Schwänke und Geschichten sind diese fünf Erzählungen schon lange bekannt, zum Teil sogar in glücklicherer Form und in lebhafterer Schilderung. Das Beste daran ist die Einleitung, die einen kurzen, aber erschöpfenden Blick über die mittelalterlichen Spielmannsgedichtet giebt. Auch ist es fraglich, ob die archaisierenden Illustraionen nach der Vorlage unserer Volksbücher nach jedermanns Geschmack sind.

Ulm. *Theodor Ebner.*

Litteraturwissenschaftliches.

Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Von Hans Rau. Berlin 1904, H. Barsdorf. 256 S. M. 5,—.

Ich habe mich eine Weile besonnen, ob ich diesem mir vom „Litterarischen Echo" zur Besprechung übersandten Buche auch nur ein Wort widmen sollte. Auf dem Umschlag der 16 Bogen starken Schrift sind gedruckte Aphrodisiaka und Kanthariden, „Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens", ausgeboten; außer masochistischen und sadistischen Romanen erscheint ein „Richard Wagner und die Homosexualität" betiteltes Opus angekündigt; der Verfasser der eingangs genannten Grillparzer-Schrift paradiert auch als Autor eines von demselben Verlag vertriebenen Werkes „Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren, mit 20 Illustrationen". Noch bevor man den Grillparzer-Band Raus aufblättert, kann man angesichts solcher Indizien beiläufig ahnen, welche Wege der Verfasser wandeln werde. Es kommt aber noch anders, als die bösartigsten Vermutungen voraussetzen lassen. Der Verfasser beschränkt sich nicht mit Reisen nach Cythera: Seite 119 wird ein medizinisches Gutachten über den „urnischen Menschen" angerufen, und Seite 136 wird erklärt: „Wir haben erst eine Seite seines Liebeslebens kennen gelernt. Seiner komplizierten Natur entsprechend war auch dieses vielgestaltiger als das der meisten Menschen. Neben der Liebe zum Weibe findet sich bei Grillparzer die Liebe zum Manne. Ueber diesen Gegenstand ist bisher nichts geschrieben worden. Die Ursache liegt wohl darin, daß die meisten Biographen des Dichters mit der gleichgeschlechtlichen Liebe und ihren Erscheinungsformen nicht vertraut waren. Sexual-Psychologie wird ja noch immer fast ausschließlich von Psychiatern getrieben."

Leser, die mir soweit gefolgt sind, fragen nun erst recht, weshalb ein Buch, über das nach derartigen Proben kein weiteres Wort nötig ist, im „Litterarischen Echo" überhaupt erörtert wird? Weil, meines Erachtens, Lessings Vorhaben, das Gute aus schlechten Büchern herauszuheben, viel zu wenig beherzigt, weil, in unserem Falle, das Thema höchsten Anteils wert, weil das Rätsel — Grillparzers Liebesleben — noch nicht von dem rechten Seelen-Kenner gelöst worden ist, vielleicht auch nicht gelöst werden konnte. Wichtige Briefwechsel des Dichters dürfen erst im Jahre 1920 entsiegelt werden. Ob selbst dann die tiefsten Geheimnisse dieser scheuen, stolzen Natur hüllenlos sich offenbaren dürften, bezweifle ich allerdings. Ein anderes aber wäre heute schon möglich: eine Charakteristik von Grillparzers Familie und Physis, wie sie Möbius von Goethe, Rousseau, kürzlich auch von Nietzsche zu geben versuchte. Wie weit das Recht vorurteilsloser Forschung in solchen Problemen geht, wäre besonderer, in die letzten Tiefen biographischer Kunst dringender Beantwortung wert. Bei Helden und Religionsstiftern ferner Vorzeit, Cäsar, Mohammed, besinnt sich kaum jemand, Laster oder Schäden ihres Organismus unbefangen zu bereden. Der erste französische Kritiker des vorigen Jahrhunderts, Sainte-Beuve, begnügte sich auch bei zeitgenössischen Autoren nicht mit handschriftlichen und gedruckten Texten: er ging ihren Lebens-Texten nach, er unterrichtete sich, wo immer und so weit es anging, über alle Besonderheiten ihrer Physis; seiner Spur folgte Taine, der ungescheut Flauberts

visionäre Zustände während seiner epileptischen Anfälle zur Sprache brachte. Was Möbius als die eigentliche Ursache der Geisteskrankheit Nietzsches rundheraus nennt, gehört in ein noch heikleres Kapitel. Einem kürzlich Geschiedenen so hart buchstäblich auf den Leib rücken, bleibt immerhin gewagt. Anders steht die Aufgabe bei dem vor einem Menschenalter geschiedenen Grillparzer. Daß der Schöpfer der „Hero“ und „Sappho“, des „Otto von Meran“ und des „Königs Alfons“ Dolmetsch der reinsten und der sinnlichsten Liebes-Empfindungen sein und werden konnte, ließe doch vermuten, daß er, der nie ein Keuschheits-Gelübde abgelegt, seine eigenen Herzensgeschichten durchlebt und durchlitten, Liebesglück, trotz aller Zweifel des Herrn Rau, voll genossen hat, auch wenn wir über seine Romane nicht genauer unterrichtet wären. Alles übrige, was ihm Herr Hans Rau sonst insinuiert, ist schon auf den ersten Blick — Marke Barsdorf.

Wien. *Anton Bettelheim.*

Peter Rosegger und die steirische Volksseele. Von Ernest Seillière. Autorisierte Uebersetzung von J. B. Semmig. Leipzig, L. Staackmann. 1900. IV, 144 S.

Mit diesem Buche, das zuerst als Artikel in der „Revue des deux Mondes“ erschienen ist, hat der Verfasser, der in Heidelberg studierte, einen doppelten Zweck verfolgt. Erstens wollte er das Schaffen Roseggers vom ethischen und religiösen Standpunkt aus würdigen und seinen Zusammenhang mit der steirischen Volksseele zeigen, zweitens wollte er den steirischen Dichter den Franzosen bekannt machen. Die Anlage verrät den wissenschaftlich geschulten Forscher. Im ersten Teile („Roseggers Waldheimat“) schildert er das Milieu, aus dem der Dichter hervorgegangen ist, dann läßt er die — hier im Buche einer vom staackmannschen Verlage vorbereiteten großen Biographie zuliebe weggelassene — Biographie folgen, betrachtet Art und Technik von Roseggers Dichten und geht schließlich besonders ausführlich auf dessen religiöse Anschauungen ein.

Das Buch ist mit großer Liebe geschrieben und basiert auf einer eingehenden Kenntnis von Roseggers Schriften. Man muß dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er alles ihm mögliche gethan hat, um dem Dichter gerecht zu werden. Wenn ihm dies trotzdem nicht voll gelungen ist, so liegt das daran, daß es ihm als Romanen nicht gegeben war, so ganz in die deutsche Gemütswelt Roseggers einzudringen, um sie in allen ihren Aeußerungen zu verstehen und zu würdigen.

Seillière ist französischer Katholik von Ueberzeugung und als solcher den katholischen Dogmen viel — man möchte sagen — blinder ergeben als Rosegger, der durch den starken protestantischen Einschlag in seiner Umgebung und vielleicht auch durch den aus der protestantischen Vergangenheit Steiermarks herauf vererbten Hang zu religiösen Grübeleien zu einer ganz selbständigen Deutung und Wertung der katholischen Dogmen gekommen ist. Darum kann er sich auch vielfach in den Standpunkt Roseggers nicht hineinfinden und weist manches zurück, was ihm gerade wir Deutsche zugute schreiben. Doch können wir an dieser Stelle nicht darauf eingehen, wer von beiden recht hat, denn das sind Glaubenssachen, die der Dichter und sein Kritiker schließlich allein unter sich auszumachen haben. Für uns handelt es sich darum, ob Rosegger und die steirische Volksseele nur allein vom religiösen Standpunkt aus zu fassen sind. Und das müssen wir verneinen. Gewiß, das Religiöse durchsetzt das ganze Volksleben, aber die Grundlage bilden doch die sozialen Verhältnisse und Anschauungen. Und die hat Seillière nur gestreift. Die Zeit seit Roseggers Jugend ist eine andere geworden, die Verhältnisse nennt er selbst „eine untergehende Welt“, das Volksleben hat sich gründlich gewandelt, und Rosegger hat gerade in seinen jüngeren Werken („Das ewige Licht“, „Erdsegen“) zu diesem Wandel immer wieder Stellung genommen. Von einer Betrachtung oder Kritik dieser Stellung lesen wir aber bei Seillière nichts, und das macht sein Buch trotz seiner sonstigen Vorzüge zu einem einseitigen.

St. Leonhard a. Forst. *Karl Bienenstein.*

Shakspere-Jahrbuch. 39. Bd. Herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. Mit einem Bildnisse Oechelhäusers. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1903. XLII und 455 S.

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen.“ Keinen besseren Anfang weiß sich der Referent, nachdem der Streit um die Revision von Schlegel-Tiecks Uebersetzung ausgetobt hat. Auf der Generalversammlung wurden „die in der Oeffentlichkeit vorgekommenen Mißverständnisse für vollkommen erledigt“ erklärt; im Titel der neuen Ausgabe wird es klipp und klar heißen: „Shakspeares dramatische Werke u. s. w., revidiert von Prof. Dr. H. Conrad auf Veranlassung des Herausgebers Dr. W. Oechelhäuser.“ Die Gesellschaft hat zwar „die Verbesserung des Textes durch ein Privatunternehmen als dankenswert bezeichnet, sich aber nicht dazu verstanden, die Arbeit eines einzelnen Revisors mit ihrem Namen zu decken; denn dies würde doch den Erfolg haben, daß das Publikum . . . die Revision als eine kaum zu übertreffende Musterleistung betrachten würde“. Die Gesellschaft muß natürlich „mit umsichtiger und unbefangener Erwägung vorgehen“; denn „das Vertrauen, das unserem Urteil entgegengebracht wird, giebt uns in gewisser Art den Rang einer Akademie“. Und Akademieen sind selbstverständlich unfehlbar wie der Papst. Nein, es war alles von vornherein in schönster Ordnung. Jeder hat zwar aus ihrem Beschluß vom vorigen Jahr etwas anderes herausgelesen; daraus wird aber mit meisterhafter Diplomatie der Schluß gezogen: „so wird denn doch wohl ihr Vorgehen das richtige gewesen sein.“ Wie konnte man nur zu den schiefen Auffassungen kommen! „Wahrhaftig, Horatio, ich habe seit diesen drei Jahren darauf geachtet: das Zeitalter ist so spitzfindig geworden, daß“ — ich muß Hamlets Worte umkehren — „der Hofmann dem Bauer auf die Fersen tritt.“

Ein Nachruf auf Wilhelm Oechelhäuser steht an erster Stelle. Dann folgt der Festvortrag von Dr. Eugen Kilian: „Der shaksperische Monolog und seine Spielweise.“ Der Monolog ist nach Kilians Definition das Selbstgespräch eines Einsamen — was erstens eine Tautologie ist und zweitens eine anfechtbare Verwendung des Wortes „einsam“ im Sinne von „allein“. Er bleibt das „intimste Offenbarungsmittel des Dramatikers, der Recht und Pflicht hat, in der Seele seiner Geschöpfe zu lesen“. Die neuere Aesthetik hat uns allerdings gelehrt, daß der Dialog ein viel intimeres Offenbarungsmittel des Dichters ist. Shakspere hat noch nicht die richtige dramaturgische Einsicht in das Wesen des Monologs besessen, weil er ihn oft aus bühnentechnischen Gründen benutzen mußte; doch finden sich bei ihm auch einige „Selbstgespräche eines Einsamen“. In den Komödien begeht er sogar wohl durchweg den Fehler, die Schauspieler direkt ad spectatores sprechen zu lassen. Selbst in seiner letzten Schaffensperiode „verschwinden aus den Monologen nicht völlig die Elemente, in denen wir eine Verkennung des Selbstgesprächs erkennen mußten“. Im Hamlet und Macbeth ist ihm sein Bestes in dieser Beziehung gelungen. Trotzdem will der Regisseur Dr. Kilian an dem von der heutigen Illusionsbühne untrennbaren Grundgesetze der Intimität festgehalten wissen. Er verlangt also moderne Spielweise für die Darstellung Shaksperes, aber nicht jene, „die den unendlich thörichten Irrtum begeht, den saloppen Konversationston des modernen Naturalismus, die Natürlichkeit der Gosse, auf die erhabenen dramatischen Gebilde unserer Geistesheroen übertragen zu wollen“. — Brandls Abhandlung über das berühmte Sendschreiben des Dichters der „Nachtgedanken“ an Richardson spürt dessen Quellen nach und findet inhaltlich nur mäßige Fortschritte. Ein Aufsatz von Rudolf Krauß beschäftigt sich mit Ludwig Schubart, dem Sohn des Gefangenen vom Hohenasperg, als Shakspere-Uebersetzer; eine weitere Abhandlung von Kilian mit Schreyvogels Shakspere-Bearbeitungen. Hermann Conrad endlich setzt seine Verbesserungsvorschläge des schlegelschen Shakspere-Textes fort. Kleinere Mitteilungen (darunter eine solche

über eine Bearbeitung des „Julius Cäsar" von Friedrich Hebbel), Nekrologe, eine Bücher-, Zeitschriften- und Theaterschau, sowie eine Bibliographie vervollständigen wie üblich den Inhalt des Bandes.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Verschiedenes.

Schopenhauer-Brevier. Von H. Siegfried. Berlin und Leipzig 1902, Schuster & Loeffler. gr. 16°. 211 S. M. 3,— (4,—).

Brauchen wir ein Schopenhauer-Brevier? Ich meine nicht: war es angebracht, Schopenhauers Pessimismus, in 362 Aphorismen zerschnitten, auf den Markt zu werfen, sondern: war es nötig, dem Publikum einen Auszug für einen Preis anzubieten, mit dem es in der grisebachschen Ausgabe das ganze System erstehen kann? Der Gelehrte und der ästhetische Bedürfnisse verfolgende Mensch wird immer nach dem ganzen Schopenhauer greifen, oder vielmehr, er wird auch die Fragmente des großen Frankfurters in der Vollständigkeit studieren wollen, die ihr Verfasser und ihre offiziellen Herausgeber ihnen verliehen haben. — Wer freilich bei Schopenhauer Erbauung sucht, wird nach einer Zusammenstellung wie der vorliegenden verlangen und mit dem wissenschaftlichen Apparat der großen Ausgaben nichts anfangen können. Nirgends wird deutlicher, wie stark Schopenhauers und Nietzsches Gedankenwelt einer Religion gleichkommt. Ihrer starken Wirkung auf den Willen, das Gefühl und die Phantasie verdanken beide Philosophen ihre große Gemeinde, besonders in der Frauenwelt, und ihre ungeminderte Aktualität. Oder beabsichtigt etwa der Verfasser des Schopenhauer-Breviers, uns ein Kant- oder Descartes-Brevier zu geben? Und spricht der Name Brevier nicht laut genug für den Zweck des Buches?

Sieht man die Dinge in dieser Beleuchtung, so wird man dem Bändchen sein Daseinsrecht nicht absprechen, ihm für seine, Chronologie und Zusammenhang wahrende Dreiteilung (Welt als Wille und Vorstellung. Parerga und Paralipomena. Neue Paralipomena) Dank wissen und die Auswahl nach Quantität und Qualität im einzelnen natürlich diskutabel, im ganzen richtig und gut finden.

Einem Wunsche darf bei dieser Gelegenheit vielleicht Ausdruck gegeben werden. Ein Schopenhauer-Brevier ist uns nicht so nötig, als eine pessimistische Anthologie. Wer je einmal dem Pessimismus in seiner Entwicklung nachzugehen versuchte, hat den Mangel einer solchen gewiß schmerzlich empfunden. Ich denke natürlich nicht an die modernen Pessimisten, sondern an die älteren Denker. Wie viele wertvolle Bekenntnisse des Weltschmerzes ließen sich aus den Schriften der Neuplatoniker, der dekadenten Römer, aus dem Nibelungenliede, dem Traktat Innocenz III. von der Weltverachtung, den Werken Montaignes, Pascals, Bayles, La Bruyères, Maupertuis, Voltaires, Chamforts zusammenstellen, von der Romantik, der deutschen Litteratur und der internationalen Moderne gar nicht zu reden*).

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

„Die Freude, ein deutscher Kalender für 1904", ist im Verlag von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen und kostet hübsch kartonniert 1,20 M. Das geschmackvolle Werkchen wurde schon bei seinem ersten Erscheinen im vorigen Jahre hier warm bewillkommnet. Der Herausgeber hatte diesmal den guten Einfall, das Buch mit Beiträgen zweier deutscher Künstler zu schmücken, deren beider hundertster Geburtstag in das Jahr 1904 fällt: Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Von Schwind sind außer einer Reihe noch wenig bekannter Zeichnungen einige der Illustrationen zu Mörikes „Schöner Lau", sowie eine Anzahl seiner Briefe an den schwäbischen Dichter wiedergegeben, von Mörike Gedichte und neue Briefe aus der inzwischen erschienenen Sammlung von Rudolf Krauß und Karl Fischer. Auch die Ausstattung des gediegenen kleinen Kalenderbuchs ist nur zu loben.

••

Notizen.

∾ **Vom Grimmschen Wörterbuch.** Es sind nun bald fünfzig Jahre her, daß der erste Band des grimmschen Wörterbuches erschien, und noch immer ist keine Aussicht vorhanden, daß das monumentale Werk in absehbarer Zeit vollendet sein wird. Dieser Umstand hat die jüngst in Halle tagende Philologenversammlung zu folgender Eingabe an den Reichskanzler veranlaßt: „Die Regierung möge durch Gewährung von ausreichenden Mitteln die bisherigen Mitarbeiter, soweit diese nicht schon, wie es in Göttingen geschieht, mit anderen gemeinsam thätig sind, in den Stand setzen, tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen, die sich nicht im Nebenberuf mit dem deutschen Wörterbuch zu beschäftigen, sondern ihm ihre ganze Kraft zu widmen hätten, damit in etwa zehn bis zwölf Jahren eine Vollendung des Ganzen erreicht werden könne; zugleich den durch Bibliotheksdienst neuerdings völlig in Anspruch genommenen Bearbeiter des umfangreichsten Buchstaben G (es ist Prof. Dr. Hermann Wunderlich) beruflich soweit freizumachen, daß seine Thätigkeit dem Wörterbuch ausschließlich zu gute kommen kann."

Noch steht die Antwort aus. Man kann nicht dringend genug wünschen, sie möge günstig lauten. Es bleibt noch viel zu thun. G und S sind zu Ende zu führen und die Buchstaben von T bis Z großenteils auszuarbeiten. Keineswegs die Philologen allein haben ein Interesse daran, daß das so lang verzögerte Unternehmen endlich zum Abschluß gelange. Freilich, ein Hausbuch, aus dem der Vater abends vorlesen könne, wie Jakob Grimm ursprünglich wollte, ist es nicht geworden. Aber für die Vertreter so mancher Berufsarten kommt die Gelegenheit, einen Blick in dieses reichste Wörterarsenal zu werfen, das nicht nur der Wissenschaft dient, sondern auch dem Leben. Die Juristen namentlich begreifen immer mehr, von welch ungeheurer Wichtigkeit die genaue Kenntnis des Sprachgebrauches ist; hängt doch nicht selten die richterliche Entscheidung davon ab, ob ein Wort dies oder jenes bedeute; wie aber will man das feststellen, ohne ein umfassendes Wörterbuch, das auch die leisesten Bedeutungsnuancen angiebt, zu Rate zu ziehen? — Es darf nicht verschwiegen werden, daß die ersten Bände, die noch von den Brüdern Grimm selbst herrühren, den heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen; es muß auch gesagt werden, daß die übrigen Bände ungleichmäßig und nicht immer völlig befriedigend gearbeitet sind; aber was thut das gegenüber der strömenden Fülle, die diese schweren Folianten trotz alledem umschließen? Kein Volk der Erde hat ein gleich großartig angelegtes Werk aufzuweisen. Man blättere einmal in den Bänden, die Rudolf Hildebrand in langsamer, doch peinlich sorgfältiger und wirklich in die Tiefe dringender Arbeit hergestellt hat (ein Teil des G und K); man lese die Abhandlungen über so vielgestaltige Wörter wie „Geist" und „Genie", um zu ermessen, wieviel aus Wortgeschichten zu lernen, aber auch wie schwer eine Wortgeschichte zu schreiben ist.

Berlin. *Hermann Michel.*

≡ **Die Kinder Anzengrubers.** Ludwig Anzengrubers einzige Tochter ist kürzlich Witwe geworden; ihr Gatte Wilhelm Mader hat sich das Leben genommen. Anläßlich dieses Ereignisses teilt das „N. Wien. Tgbl." über Anzengrubers Kinder folgendes mit: Als der

*) Erst nach Abfassung dieser Anzeige erfahre ich, daß das Schopenhauer-Brevier zweites Stück einer Breviersammlung ist, deren erste Nummer Goethe, die dritte Gottfried Keller gewidmet ist. Ihren Herausgeber H. Siegfried verwechsle man nicht mit dem im gleichen Verlag durch mehrere Bände vertretenen Schweizerdichter Walther Siegfried.

Dichter 1891 starb, hinterließ er drei Kinder, Karl, Marie und Hans. Aus seinem ältesten Sohne, dem damals 14jährigen Karl, wollte Anzengruber, wie er sich gelegentlich im Freundeskreise äußerte, einen „Normalmenschen" machen. Nach Absolvierung der Handelsschule gab er ihn in die Druckerei seines Freundes v. Waldheim, wo er zunächst zum Setzer ausgebildet wurde. Später wurde der strebsame Jüngling ins Kontor versetzt, wo er sich durch Fleiß und Verwendbarkeit zur Stelle eines Expeditors emporschwang. Seine Schwester Marie ist nur um vier Jahre jünger. Sie kam nach dem traurigen Ende der anzengruberschen Ehe zu dem jetzt verstorbenen Vizepräsidenten des wiener Landesgerichtes, Hofrat v. Holzinger, wo sie bis zum September 1890 verblieb, und dann zu den Schulschwestern in Amstetten. Als nach vier Jahren ihre Ausbildung beendet war, nahm sie ihr Vormund, der Schriftsteller Gründorf, ins Haus, doch war dort ihres Bleibens nicht lange, da Frau Gründorf bald zu kränkeln begann und dem Mädchen nicht die nötige Sorgfalt angedeihen lassen konnte. Ihre weitere Erziehung übernahm Frau Ritter, die Gattin eines Mitgliedes der wiener Hofburgkapelle, dem schon früher der jüngste Sohn Anzengrubers, Hans, anvertraut worden war. Im Hause Ritters lernte sie Mader kennen, der sie später als Gattin heimführte. Die glückliche Ehe war durch drei Kinder gesegnet. Hans Anzengruber bezog in diesem Jahr nach Absolvierung der forstlichen Lehranstalt in Mährisch-Weißkirchen die Hochschule für Bodenkultur. Er wurde kürzlich mit vollendetem 20. Lebensjahre für großjährig erklärt. Jedes der drei Kinder Anzengrubers bezog bisher an Tantiemen aus den Werken ihres verstorbenen Vaters mehr als 80000 Kronen.

Nachrichten

Todesfälle. In seiner Adoptivvaterstadt Görlitz ist am 22. Oktober Gustav v. Moser einem längeren Leiden erlegen. Er hat die Aera des von ihm vertretenen bürgerlichen Lustspielgeschmacks um fast zwei Jahrzehnte überlebt. Damals entstanden die besseren seiner zahllosen, teils allein, teils mit andern verfaßten Bühnenstücke, von denen sich einzelne, wie das „Stiftungsfest", „Ultimo", „Krieg im Frieden"' „Der Bibliothekar" und „Der Veilchenfresser" dank einem handfesten Humor und solider, bühnensicherer Bauart bis heute im Repertoire zahlreicher Bühnen erhalten haben. Moser war 1825 in Spandau als Offizierssohn geboren und selbst bis 1856 Offizier gewesen, ehe er sich auf sein Gut Holzkirch und später in das nahe Görlitz zurückzog, wo er ganz seinen Theaterarbeiten lebte.

In einer Irrenanstalt bei Paris † am 26. Oktober Maurice Rollinat im Alter von fünfzig Jahren. Seine Gedichtsammlung „Les Névroses" (1883) hatte ihm den Ruf eines zweiten Baudelaire verschafft. Seine grausigen Gedichte pflegte er selbst in Musik zu setzen und vorzutragen, lebte im übrigen sehr zurückgezogen auf dem Lande. Seine späteren Gedichtsammlungen betitelten sich „L'Abime", „La Nature", „Les Apparitons" und „Paysages et Paysans". Nervenleidend wie er war, hatte er sich vor kurzem über den plötzlichen Tod seiner Frau, die von einem tollwütigen Hunde gebissen worden war, derart aufgeregt, daß er einen Selbstmordversuch machte und in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte, wo er nach wenigen Tagen starb.

In Petersburg † im Oktober der Schriftsteller Wladimir Schtschiglew, Verfasser zahlreicher humoristischer Erzählungen und mehrerer Lustspiele.

Ebenfalls aus Petersburg wird der Tod Alexanders Dejanow gemeldet, eines talentvollen Feuilletonisten und Theaterkritikers, der ursprünglich Offizier war und zuerst mit Erzählungen aus dem Soldatenleben hervortrat. Er war für die meisten größeren russischen Zeitungen, zuletzt als Sonntags-Chroniqueur des „Petersburgski Listok" thätig. Seine humoristischen Skizzen, die noch nicht in Buchform gesammelt sind, werden denen Tschechows an die Seite gestellt.

* *

Eine Gesamtausgabe von Wielands Werken. Die Akademie der Wissenschaften hat in jüngster Zeit eine neue Einrichtung getroffen, die der Pflege der deutschen Litteraturgeschichte zu gute kommen soll. Sie hat aus der Mitte ihrer Mitglieder eine „deutsche Kommission" ernannt, der die Professoren Burdach, Roethe und Erich Schmidt angehören, und diese Kommission hat nun vorgeschlagen, als erste große Arbeit die Herstellung einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Wielands in Angriff zu nehmen, die aus den Mitteln der Akademie reichlich subventioniert werden wird. Der Plan wird in wissenschaftlichen Kreisen überall freudig begrüßt werden, denn es existiert bis jetzt in der That keine irgendwie genügende Ausgabe dieses Dichters, den wir doch gewöhnt sind, in der Reihe unserer Großen aufzuzählen. Zum ersten Male wird man, wenn das große und schwierige Werk der Akademie abgeschlossen sein wird, das Schaffen Wielands in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Vielseitigkeit übersehen können, die Jugendentwicklung des Dichters im Zusammenhang klar erkennen, seine Uebersetzungen vorfinden, vor allem seine Shakspere-Uebersetzung in Prosa, die allerdings später durch Schlegel-Tieck-Baudissin in den Schatten gestellt wurde, in der aber immerhin Deutschland Shakspere zuerst kennen lernte und Jahrzehnte hindurch las. Es werden schließlich in einer dritten Abteilung der Ausgabe Wielands sämtliche Briefe vorgelegt werden, darunter vieles Ungedruckte. Der seit langer Zeit als Wieland-Forscher bekannte Bernhard Seuffert in Graz ist dem Unternehmen als Mitarbeiter gewonnen worden. Es erweckt lebhafte Befriedigung, bemerkt hierzu die „Nat.-Ztg.", daß die Akademie der Wissenschaften ihre Sorgfalt nun auch der deutschen Litteraturgeschichte zuwenden will, die bisher im Gegensatz zu anderen Wissenschaftsgebieten von ihr ein wenig stiefmütterlich behandelt worden ist.

* *

Allerlei. Die Litterarische Gesellschaft in Köln fordert die deutschen Dichter und Dichterinnen auf, sich an den am 1. Mai 1904 in Köln stattfindenden Blumenspielen zu beteiligen. Die Einsendungen sind bis zum 15. Januar an den Stifter und Leiter der Kölner Blumenspiele, Hofrat Dr. Joh. Fastenrath, Neumarkt 3 in Köln, zu richten. — Peter Rosegger wurde zum Ehrenmitglied der Grillparzer-Gesellschaft ernannt, was Marie v. Ebner-Eschenbach und Ferdinand v. Saar bereits früher geworden sind. — Die wiener Zensur hat Gerhart Hauptmanns „Weber" endlich — elf Jahre nach ihrem Erscheinen — freigegeben. — Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" kommt in dieser Saison am Theater Antoine in Paris zur Aufführung. — Am Theater Sarah Bernhardt geht Felix Philippis „Dornenweg" unter dem Titel „Jane Wedekind" mit Sarah Bernhardt in der Mutterrolle in Szene. — In Oberplan hat sich ein Komitee zusammengethan, um dem Novellisten Adalbert Stifter zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auf dem Gutwasserberge ein Ehrenmal zu errichten. — Dem Pädagogen Campe, Verfasser von „Robinson der Jüngere" und anderen Jugendschriften, ist in Trittau bei Lübeck ein Denkmal errichtet und am 23. Oktober feierlich enthüllt worden. Campe leitete dort einige Jahre die Erziehungsanstalt. — Zum Andenken an den verstorbenen Akademiker Gaston Paris hat sich in Paris eine Gaston-Paris-Gesellschaft gebildet. Zum Vorsitzenden wurde der Direktor der Ecole deschartes, Paul Meyer, gewählt. Die Gesellschaft zählt 231 Mitglieder, darunter zahlreiche deutsche Gelehrte. — Die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt schreibt zwei Preise von 300 und 200 Kronen für lustige Volkserzählungen (im Umfange von höchstens 400 Druckzeilen) aus. Einsendungstermin ist

der 1. Dezember d. Js. — In Kopenhagen wurde eine Untersuchung darüber vorgenommen, welche Bücher aus der „Godthaabsvejens Bibliothek“, die mitten in einem großen Arbeiterviertel Kopenhagens liegt, am meisten gelesen werden. Unter den Verfassern weist der vor einigen Jahren verstorbene Carit Etlar weitaus die höchste Ziffer auf: 1642 Bände wurden ausgeliehen. Danach folgen: H. F. Ewald (750), Schandorph (662), Bergsöe (557), Sophus Bauditz (367), Holger Drachman (364), Ingemann, Zacharias Nielsen (beide 354), Carl Möller (327), Maglekilde-Petersen (287), Henrik Pontoppidan (266), Herman Bang (230), Gustav Wied (224), H. C. Andersen (185).

Zuschriften.

Schwedische Lyrik.

In der Besprechung von Gumppenbergs „Schwedischer Lyrik“ (Sp. 70) bemängelt Otto Hauser, daß Gumppenberg bei der Uebertragung frödingscher Gedichte sich gewisse metrische Freiheiten herausgenommen habe, die geeignet seien, den „reizvollen daktylischen Reimen“ Gewalt anzuthun. Der Referent stellt zum Beweise dessen eine Strophe des Urtextes neben die Uebersetzung und sucht aus dem Hinweise auf die Aussprache des Schlußreims „mig“ wie „mäj“ den Thatbestand der unkorrekten Uebertragung festzulegen.

Herr Hauser befindet sich im Irrtum. Die schwedische Sprache kennt und respektiert zwei verschiedene Ausdrucksformen: die Umgangssprache des alltäglichen Lebens und die feierliche Sprache der Rhetorik (z. B. auf der Kanzel). Beide werden von heterogenen linguistischen Gesetzen beherrscht, doch so, daß der sprachliche Ausdruck im festlichen Gewande sich stets dem phonetischen Charakter der Schriftsprache nähert. Ein im Hochschwedischen verfaßtes Gedicht erfordert hiernach, daß seine Reimgliederung ausschließlich nach dem für die Schriftsprache gültigen Lautgesetze beurteilt werde. Wollte ein Dichter im ernsten lyrischen Vortrage sich die Freiheit nehmen, um des bloßen Reimes willen für das eine oder andere Wort dessen alltägliche Ausdrucksweise zu verwenden, so würde genau derselbe Effekt entstehen, wie wenn ein norddeutscher Dichter in Anlehnung an einen bekannten berliner Sprach-Ausdruck auf das Wort „Markt“ (lies: „Marcht“) „schnarcht“ reimen wollte, eine poetische Licenz, zu der sich bisher selbst der Dichter der goldenen Hundertzehn kaum verstiegen haben dürfte.

Eine abweichende Stellung nimmt im Schwedischen das launige und im weiteren Sinne auch das Dialekt-Gedicht ein. Dichter, die im Dialekt schreiben, reimen und dichten allerdings, wie es gerade paßt, ohne sich um die akademische Sprachreinheit zu kümmern. Die künstlerische Berechtigung hierzu darf ihnen auch um so unbedenklicher zugestanden werden, als sie die vernünftige Regel befolgen, ihre dialektischen Absprünge im schriftlichen Ausdruck kenntlich zu machen. Der hier besonders herangezogene Fröding hat manche treffliche Dialekt-Arbeit in Reim und Prosa verfaßt, aber stets dafür Sorge getragen, daß seine värmländer, fryksdaler u. s. w. Volkstypen auch äußerlich in ihrer urwüchsigen Nationaltracht vor den Leser hintreten und nicht in dem erborgten Salonkleide der hochschwedischen Schriftsprache.

Mit der Feststellung dieser einfachen Thatsache soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß Gumppenbergs „Schwedische Lyrik“ überhaupt ohne Fehler wäre. Ich stimme mit Herrn Hauser völlig darin überein, daß bei der Auswahl der einzelnen Autoren der Kreis etwas weiter hätte gezogen werden können und daß auch in der stofflichen Gruppierung manches hätte bevorzugt werden dürfen, was jetzt gegen minder Hervorragendes hat zurückstehen müssen. Von diesen Details abgesehen, die aber leicht zu ergänzen sein werden, kann und muß jeder Freund der nordischen Litteratur, dem noch in frischer Erinnerung steht, welch geradezu jammervolle Behandlung die schwedische Lyrik während der letzten Dezennien unter den Händen unberufener Uebersetzer sich hat gefallen lassen müssen, dem Gefühl aufrichtiger Freude darüber Ausdruck geben, daß der skandinavischen Uebersetzungslitteratur endlich ein Talent erstanden ist, das auf lyrischem Gebiete das zu leisten verspricht, was unserer Prosa-Dichtung schon seit Menschengedenken zu Gute gekommen ist.

Stockholm. Dr. H. Hildebrandt.

Erwiderung.

Ob mig in Frödings Gedicht seine Unterhaltungsaussprache hat, oder trotz seines ganz volkstümlichen Charakters die kanzelschwedische, bleibt sich im Grunde genommen für den Bau der Strophen völlig gleich. Hätte Hanns von Gumppenberg die Möglichkeit der volkstümlichen Aussprache auch nur in Erwägung gezogen, so hätte ihn dies schon vor seinem Fehler bewahrt. Den Kenner jedoch mußte ein Vergleich dieser Strophe mit den anderen Strophen des Originals deutlich lehren, daß das metrische Schema das von mir aufgezeigte ist, während der Uebersetzer den Zufall zur Regel machte und es so zerstörte. Und nur um den Strophenbau handelte es sich. Aber entweder kennt Herr Dr. Hildebrandt das Original des Gedichtes nicht — in welchem Falle ich ihn bitte, es nachzusehen — oder er ist sich gleichfalls über seinen metrischen Bau nicht klar. In diesem Falle bin ich gerne bereit, ihm persönlich die nötigen Erläuterungen zu geben, wobei ich noch fünf bis sechs andere Stellen in diesem Gedichte werde nachweisen können, an denen der Uebersetzer das Versmaß des Originals entweder nicht erkennt oder nicht befolgt; für weitere Kreise wären diese Erörterungen ohne Interesse.

Wien. Otto Hauser.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bley, Fritz. Die Schwestern v. Mbusini. Geschichtlicher Roman. Dresden, E. Pierson. 237 S. M. 2,50 (3,50).

Boy-Ed, Ida. Die große Stimme. Novellen. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 196 S. M. 2,— (3,—).

Frei, Leonore. „Und sie bewegt sich doch!“ Nov. Leipzig, Verlag der „Frauen-Rundschau“. 87 S. M. —,75.

Gabriel, Hans (Hella Rehberg-Behrns). Stille Dönken. Berlin, Wilhelm Süsserott. 86 S. M. 1,50 (2,—).

Häffcke, Georg. Pöttenkieker. En lütt lustig Geschicht ut en lustig lütt Stadt. Lübeck, Gebr. Borchers. 74 S. M. 1,50.

Hausmann, B. B. Ländliche Silhouetten. Heitere Erzählgn. aus Stadt u. Dorf. Wien, Oesterr. Verlagsanst. gr. 8°. 185 S. M. 2,— (3,—).

Herzog, Rud. Die vom Niederrhein. Roman in 2 Büchern. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 460 S. M. 4,— (5,—).

Heyse, Paul. Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 408 S. M. 4,50 (5,50).

Kaisenberg, Mor. v. Der Roman e. Leutnants vom Husarenregiment Königin u. a. Geschichten. Illustr. Hannover, Berenbergsche Buchdr. u. Verlagsanst. XII, 213 u. 44 S. M. 3,50.

Keyserlingk, J. v. Reine Thoren. Roman aus Bayreuth. Leipzig, Verlag der „Frauen-Rundschau“. 269 S. M. 2,50.

Lohde, Clarissa. Flüchtiges Glück. Roman. Berlin, Richard Taendler. 226 S. M. 3,— (4,—).

Müller, Gust. Adf. Das Grab am Rhein. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 208 S. M. 3,— (4,—).

Oberdieck, Marie. Summer- und Wintersaat. Erzhlgn. u. Gedichte in schlesischer Mundart. Berlin, Ed. Trewendt. gr. 16°. VIII, 192 S. Geb. M. 2,—.
Paul, Adf. Die Madonna mit dem Rosenbusch. Eine altlübsche Geschichte. Hamburg, Alfred Janssen. 278 S. Geb. M. 5,—.
Rosegger, Peter. Das Sünderglöckel. Leipzig, L. Staackmann. gr. 8°. VIII, 404 S. M. 4,— (5,—).
Rosen, Frz. Jungfrau Königin. Roman. Dresden, E. Pierson. 402 S. M. 5,— (6,—).
Salus, Hugo. Novellen des Lyrikers. Berlin, Egon Fleischel & Co. 159 S. M. 2,— (3,—).
Schlicht, Frhr. v. Ein Ehrenwort. Erzählgn. a. d. Offiziersleben. Dresden, Heinrich Minden. 336 S. M. 4,— (5,—).
Schott, Ant. In falschen Geleisen. Roman. Wien, Oesterr. Verlagsanst. gr. 8°. 348 S. M. 3,— (4,—).
Schreibershofen, H. v. Mira. Roman. Berlin, Richard Taendler. 266 S. M. 4,— (5,—).
Seewald, H. Ephemeros. Ein Künstlerroman. München, Eduard Koch. 294 S. M. 3,— (4,—).
Spättgen, Doris Freiin v. Zwischen Unrecht u. Recht. Roman. Dresden, E. Pierson. 309 S. M. 3,— (4,—).
Strobl, Karl Hans. Der Fenriswolf. Ein Provinzroman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 403 S. M. 4,—.
Suttner, A. Gundaccar v. Die Nixe. Roman. Dresden, E. Pierson. 309 S. M. 3,50 (4,50).
Tyrol, Marie. Frau Antonie. Roman. Leipzig, Verlag der „Frauen-Rundschau". 186 S. M. 2,—.
Vetter, Max. Altrheinische Geschichten und Schwänke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 300 S. M. 2,50.
Wiedl, Ernst v. Es war einmal . . . Roman aus der Gegenwart. Dresden, E. Pierson. 204 S. M. 2,50 (3,50).
Wilbrandt, Adf. Familie Roland. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 339 S. M. 3,— (4,—).
Worms, Carl. Erdkinder. Roman. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 388 S. M. 3,50 (4,50).
Wothe, Anny. Irrendes Licht. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 281 S. M. 4,— (5,—).
Zapp, Arth. Mrs. Carry Redfield. Roman. Berlin, Richard Taendler. 126 S. M. 2,— (3,—).

Caine, Hall. Die ewige Stadt. Uebers. u. f. die deutsche Ausg. eingerichtet v. Fel. Heinemann. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. gr. 8°. 694 S. M. 5,— (6,50).
Melschin, L. In der Welt der Verstoßenen. Erzhlgn. A. d. Russ. v. G. Polonsky. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 285 S. M. 2,— (3,—).
Rocheflamme. Maria v. Magdala. Eine historisch-romant. Erzhlg. Uebers. v. M. Dietze. 3 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Verlag moderner Belletristik. 86, 169 u. 75 S. M. 4,— (5,50).
Vanzype, Gust. Claire Fantin. Roman. Uebers. v. Catharina Brenning. 2. Aufl. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 214 S. M. 2,—.

b) Lyrisches und Episches.

Anker, Fritz. Von stiller Ruderbank. Lieder, Leidenden gewidmet. Kassel, Ernst Röttger. 71 S. M. 1,— (2,—).
Behrbohm, Johs. Gedichte. Dresden, E. Pierson. V, 95 S. m. Bildn. M. 1,50 (2,50).
Birt, Thdr. (Beatus Rhenanus.) Gedichte. München, C. H. Beck. X, 161 S. M. 2,50 (3,50).
Busse-Palma, Georg. Die singende Sünde. Neue Gedichte. München, Albert Langen. 106 S. M. 2,— (3,—).
Constantin, Erich. Auf einsamen Wegen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 12°. VII, 74 S. M. 1,50 (2,50).
Dageför, Jul. Gedichte. Dresden, E. Pierson. VII, 158 S. M. 2,— (3,—).
Ebart, Dora. Gedichte. Bunzlau, G. Kreuschmer. VIII, 176 S. m. Bildn. M. 2,— (2,50).
Englert, Jos. Sinn-Sprüche für jeden Tag des Jahres. München, C. H. Beck. 109 S. M. 1,50 (2,—).
Ey, Adf. Gedichte e. Großvaters. Berlin, A. Hofmann & Comp. V, 96 S. Geb. M. 2,50.
Ferdinands, Carl. Ri-Ra-Rutsch! Kinderlieder. Bilder v. H. R. v. Volkmann. Berlin, B. Behr. qu. 4°. 44 S. Kart. M. 1,50.
Goßlar, Stefanie v. Muscheln am Strande. Spruchgedichte. Dresden, E. Pierson. VIII, 112 S. M. 1,50 (2,50).
Greif, Mart. Gedichte. Mit e. Bildn. des Dichters nach e. Gemälde v. Hans Thoma. 7., verb. u. verm. Aufl. Leipzig, C. F. Amelang. 12°. XII, 484 S. Geb. M. 5,—.
Hunnius, Carl. 2., verb. u. verm. Auflage. Leipzig, C. F. Amelang. 12°. X, 197 S. M. 3,— (3,50).
Israel, Otto. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. VIII, 48 S. M. 1,— (2,—).
Kachellek, Alb. Lose Blüten. Dresden, E. Pierson. XII, 136 S. M. 2,50 (3,50).
Lahmann, Joh. Frdr. Aegyptische Gedichte. München, C. H. Beck. 91 S. Kart. M. 2,50.
Lichatscheff, Elisab. Gedichte. Dresden, E. Pierson. VII, 71 S. M. 1,50 (2,50).
Liederbuch, das, des Jungbrunnen. Mit Bildern v. Hans v. Volkmann, Hans Heise, G. A. Stroedel, F. Staffen. (Jungbrunnen. 9. Bd.) Düsseldorf, Fischer & Franke. 4°. 179 S. M. 7,50.
List, Guido. Alraunenmären. Wien, Oesterr. Verlagsanstalt. 4°. 417 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).
Mannheimer, Thdr. In Lust und Leid. Gesammelte Gedichte. Dresden, E. Pierson. VII, 128 S. M. 2,— (3,—).
Michaelsen, Alfr. Atemzüge der Seele. Gedichte aus Natur u. Leben. Dresden, E. Pierson. gr. 16°. 127 S. M. 2,— (3,—).
Michaud, Hans. Liebesklage. Ein Cyklus lyr. Dichtgn. in 3 Tln. Dresden, E. Pierson, VII, 59 S. M. 1,— (2,—).
Müller, Bernh. Narreteien eines Kindes. Worte aus Liebe. Dresden, E. Pierson. IX, 140 S. M. 1,50 (2,50).
Nandsen, Frdr. Licht u. Wahrheit. Ein Sang für alle, auf welche das Ende der Welt gekommen ist. Berlin, Herm. Walther. 423 S. M. 5,—.
Neubauer, Carl. Gedichte. Dresden, E. Pierson. VIII, 120 S. M. 2,— (3,—).
Reichmann, E. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 142 S. M. 2,50 (3,50).
Reichmann, Hans. Rieselrauschen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. VIII, 76 S. M. 1,— (2,—).
Reto, Vict. A. Prinzessin Seele. Lyrische Studien. Stuttgart, Axel Juncker. 86 S. M. 2,—.
Rheno, Aemilius. Epische Dichtungen. (1. Caesar an der Rheingrenze. 2. Armin, der Retter des Vaterlandes.) Odenkirchen, Dr. Wilhelm Breitenbach. 195 S. M. 3,60 (4,20).
Rodenstein, Max. Gesammelte Gedichte. 1. Tl. Dresden, E. Pierson. VIII, 111 S. M. 2,— (3,—).
Rückblick u. Stimmung im Herbst. Gedichte eines Unzufriedenen. Dresden, E. Pierson. XV, 224 S. M. 2,50 (3,50).
Sammet, Rud. Nach Sonnenwende. Eine Gedichtsammlung. VII, 150 S. M. 2,50 (3,50). — Vor kleiner Gemeinde. Neue Gedichte. VII, 78 S. M. 1,50 (2,50). Dresden, E. Pierson.
Seidel, Heinr. Gedichte. Gesamtausg. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. XIV, 343 S. M. 3,— (4,—).
Seiffert, C. Aus Jugendtagen. Verse. Braunschweig, Richard Sattler. gr. 8°. XVI, 270 S. M. 4,— (5,50).
Towska, Kory. Litterarischer Karneval. Köln, Albert Ahn. 276 S. M. 3,—.
Tränkner, Helene. Ueber Thälern u. Tiefen. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. VIII, 153 S. M. 2,— (3,—).
Trojan, Johs. Neue Scherzgedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 12°. XII, 267 S. M. 2,50 (3,50).
Wahlström, Helene. Poetisches Kaleidoskop. Dresden, E. Pierson. VIII, 239 S. M. 3,50 (4,50).
Wildberg, Bodo. Stunden u. Sterne. Neue Gedichte. Wien, Oesterr. Verlagsanst. gr. 8°. 70 S. M. 2,— (3,—).

Shakspeares Sonette. Uebers. v. Max J. Wolff. Berlin, B. Behr. XIX, 162 S. M. 2,50 (3,50).
Soliman des Großen, Sultan, Divan. In e. Auswahl m. sachl. u. grammat. Einleitgn. u. Erläutergn. sowie e. vollständ. Glossar herausg. v. Prof. Dr. Georg Jacob. Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. VIII, 108 S. M. 4,—.

c) Dramatisches.

Bloem, Walter. Es werde Recht. Drama. Elberfeld, Baedekersche Buchh. gr. 8°. 100 S. M. 2,— (3,—).
Bodman, Eman. v. Die Krone. Schauspiel. München, Albert Langen. 131 S. M. 2,— (3,—).
Halbe, Max. Der Strom. Drama. Berlin, Georg Bondi. 114 S. M. 2,— (3,—).
Langen, Martin. v. Falkenburg-Cohn. Lustspiel. München, Albert Langen. 70 S. M. 1,— (2,—).
Madjera, Wolfg. Ahasver. Eine Tragödie. Wien, Oesterr. Verlagsanst. 157 S. M. 1,50.
Schaffheitlin, Adf. Ginevra. Dramat. Gedicht. gr. 8°. 89 S. M. 2,—. — Die Götterfarce. Ein reichsdeutscher Fastnachtstraum. gr. 8°. 31 S. Zürich, Verlags-Magazin.
Sudermann, Herm. Der Sturmgeselle Sokrates. Komödie. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 170 S. M. 2,— (3,—).

Björnson, Björnstjerne. Ein Fallissement. Schauspiel. Uebers. v. Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. V, 216 S. M. 2,— (3,—).

Hamsun, Knut. Munken Vendt. A. d. Norweg. v. Gertr. Ingeborg Klett. München, Albert Langen. gr. 8°. V, 322 S. M. 3,— (4,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bolle, Wilh. Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600. Ein Beitrag zur Geschichte der sangbaren Lyrik in der Zeit Shakspeares. (Palaestra. XXIX.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. VII, CXXVI, 284 S. M. 11,50.

Fest, Dr. Otto. Ueber Surreys Vergilübersetzung u. s. w. (Palaestra. XXXIV.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. X, 128 S. M. 3,60.

Florenz, Prof. Dr. K. Geschichte der japanischen Litteratur. 1. Abtlg. Leipzig, C. F. Amelang. S. 1—96. M. 1,50.

Hebbel, Frdr. Tagebücher. 3. Bd. 1845—1854. (Sämtl. Werke. Historisch-krit. Ausg., besorgt v. R. M. Werner. 2. Abtlg.) Berlin, B. Behr. gr. 8°. VI, 468 S. M. 3,— 4,—).

Houben, Dr. Heinr. Hub. Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Ein Gedenkbuch. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. XI, 493 S. m. 11 Taf. M. 9,— (10,—).

Litzmann, Berthold. Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Berlin, Egon Fleischel & Co. gr. 8°. 257 S. M. 3,50 (5,—).

Mörike, Eduard. Briefe. Ausgew. und herausg. v. Karl Fischer u. Rud. Krauß. (In 2 Bdn.) 1. Bd. 1816—1840. Von Rud. Krauß. Mit Mörikes Jugendbildn. nach J. G. Schreiner. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. VII, 340 S. m. 1 Fksm. M. 4,— (5,—).

Müller, Dr. Max. Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. (Palaestra. XIV.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 100 S. M. 2,60.

Schneiderreit, Max. Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. XI, 267 S. M. 4,50 (5,50).

Stümcke, Heinr. Hohenzollernfürsten im Drama. Ein Beitrag zur vergleich. Litteratur- u. Theatergeschichte. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XV, 306 S. M. 5,50 (7,—).

Tyrolt, Dr. Rud. Aus dem Tagebuche e. wiener Schauspielers 1848—1902. Erinnerungen u. Betrachtgn. Mit 1 Portr. u. 8 Kostümbildern. Wien, Wilh. Braumüller. gr. 8°. VII, 355 S. M. 6,80 (8,40).

Wiegand, J. Die Frau in der modernen deutschen Litteratur. Plaudereien. Bremen, Carl Schünemann. gr. 8°. 72 S. M. 1,—.

Wolf, Dr. Leo. Der groteske und hyperbolische Stil des mittelhochdeutschen Volksepos. (Palaestra. XXV.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 163 S. M. 4,50.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur (Halle, Otto Hendel). 1703/4. Björnson, B. Der König. Schauspiel. Uebers. v. A. H. Graf. VI, 104 S. — 1705. Aucassin u. Nicolete. Ein altfranzös. Roman a. d. 13. Jahrh. Uebers. v. P. Schäfenacker. 64 S. — 1706/7. Schiller, F. Die Räuber. F. d. deutsche Bühne bearbeitet v. C. W. Schmidt. 110 S. — 1708/9. Aurbacher, Ludw. Kleine Erzhlgn. u. Schwänke. A. d. Schriften u. dem Nachlaß des Autors herausg. v. Josef Sarreiter. VIII, 126 S. — 1710/11. Byron, Lord. Marino Faliero, Doge v. Venedig. Geschichtl. Tragödie. Uebers. u. m. e. Vorwort vers. v. A. Neidhardt. VIII, 106 S. — 1712. Schoeppl, Hugo. Mozart. Dramat. Charakterbild. 64 S. — 1713—15. Gorki, Maxim. Der Vagabund u. a. Nov. A. d. Russ. v. Th. Kroczek. 173 S.

Chamberlain, H. St. Worte Christi. Kleine Ausg. München, Verlagsanst. F. Bruckmann. gr. 16°. XI, 316 S. M. 2,— (3,50).

Dahlke, Paul. Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. 2 Tl. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. V, 137 S. M. 2,50.

Daun, Berth. Veit Stoß u. seine Schule in Deutschland, Polen u. Ungarn. Beiträge zur Stoß-Forschung. Leipzig, Karl W. Hiersemann. gr. 8°. VIII, 187 S. m. 89 Abbildungen. M. 10,— (12,—).

Dohm, Hedw. Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage. Berlin, S. Fischer. V, 224 S. M. 3,— (4,—).

Gerlach, Ernst Ludw. v. Aufzeichnungen aus seinem Leben u. Wirken (1795—1877). Herausg. v. Jak. v. Gerlach. Schwerin, Fr. Bahn. 2 Bde. gr. 8°. VI, 543 u. IV, 526 u. XVII S. m. 11 Taf. u. s. w. M. 17,50 (21,—).

Halpern, Dr. J. Schleiermachers Dialektik. Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. XXXVIII, 463 S. M. 6,—.

Hausegger, Frdr. v. Gedanken eines Schauenden. Gesammelte Aufsätze. Herausg. v. Siegm. v. Hausegger. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. gr. 8°. XI, 559 S. m. Bildn. M. 10,— (12,—).

Hensel, Sebastian. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. Mit e. Vorw. v. Prof. Paul Hensel. Berlin, B. Behr. gr. 8°. XV, 419 S. m. 1 Bildn. M. 6,— (7,—).

Höffding, Harald. Philosophische Probleme. Leipzig, O. R. Reisland. gr. 8°. VIII, 109 S. M. 2,40.

Kipper, Paul. Christentum und Religion. Berlin, S. Fischer. gr. 8°. 153 S. M. 3,— (4,—).

Laurent, Dr. E. Sexuelle Verirrungen. Sadismus u. Masochismus. Deutsch v. Dolorosa. Berlin, H. Barsdorf. gr. 8°. 272 S. M. 5,— (6,—).

Lipps, Thdr. Aesthetik. Psychologie des Schönen u. der Kunst. 1. Tl. Grundlegg. der Aesthetik. Hamburg, Leopold Voß. gr. 8°. VIII, 601 S. M. 10,— (12,—).

Lonke, Alwin. Königin Luise v. Preußen. Ein Lebensbild nach den Quellen. Mit 70 Abbildgn. u. 2 Beilagen. Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. XII, 335 S. M. 6,50 (8,—).

Montelius, Osc. Die älteren Kulturperioden im Orient u. in Europa. 1. Die Methode. Berlin, A. Asher & Co. gr. 4°. 110 u. XVI S. m. Abbildgn. M. 25,—.

Otto, Berth. Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. Leipzig, R. G. Th. Scheffer. gr. 8°. XIV, 342 S. M. 8,— (9,—).

Rosenberg, Adf. Eberlein. (Künstler-Monographieen. LXVI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 120 S. m. 106 Abbildgn. nach Gemälden u. Skulpturen. Kart. M. 3,—.

Stratz, Dr. C. H. Der Körper des Kindes. Für Eltern, Erzieher, Aerzte u. Künstler. Stuttgart, Ferdinand Enke. gr. 8°. XII, 250 S. m. 187 Abbildgn. u. 2 Taf. M. 10,— (11,40).

Strauß, Dav. Frdr. Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearb. 2 Tle. Volks-Ausg. in unverkürzter Form. gr. 8°. VIII, 164 u. IV, 162 S. M. 2,—. — Der alte u. der neue Glaube. Ein Bekenntnis. Volks-Ausg. in unverkürzter Form. gr. 8°. IV, 116 S. M. 1,—. Bonn, Emil Strauß.

Trojan, Johs. Berliner Bilder. 100 Momentaufnahmen. Berlin, G. Grote. VI, 286 S. M. 3,— (4,—).

Trübner, Dr. Karl. Wissenschaft u. Buchhandel. Zur Abwehr. Denkschrift der deutschen Verlegerkammer unter Mitwirkg. ihres derzeit. Vorsitzenden Dr. Gustav Fischer. Jena, Gustav Fischer. gr. 8°. 128 S. M. —,60.

Warsberg, Frhr. Alex. v. Dalmatien. Tagebuchblätter a. d. Nachlaß. Mit 72 Illustr. u. 1 Karte. Wien, Karl Konegen. gr. 8°. 125 S. M. 5,— (6,—).

Wille, Dr. Bruno. Die Christus-Mythe als monistische Weltanschauung. Ein Wort zur Verständigg. zwischen Religion u. Wissenschaft. Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus. schmal 16°. VIII, 120 S. Kart. M. 1,20.

Wolff, C. A. Herm. Die Elemente des deutschen Kunstgesanges. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. XVI, 351 S. Geb. M. 12,—.

Carlyle Thom. John Sterling. Ein Lebensbild. Uebers. u. m. Anmerkgn. versehen v. Adine Schmidt. gr. 8°. VIII, 285 S. M. 5,—. — Vergangenheit u. Gegenwart. In 4 Büchern. A. d. Engl. übers. u. m. Anmerkgn. versehen v. Thom. A. Fischer. gr. 8°. VIII, 348 S. M. 6,—. Leipzig, Otto Wigand.

De Foe, Dan. Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders. Eine Geschichte, aufgezeichnet nach ihren eigenhändig niedergeschriebenen Memoiren v. D., u. jetzt zum ersten Male in die deutsche Sprache übertr., u. dann herausg. v. Hedda u. Arth. Moeller-Bruck. München, Albert Langen. gr. 8°. 436 S. M. 4,— (5,—).

Lange, Jul. Die menschliche Gestalt in der Geschichte der Kunst von der zweiten Blütezeit der griechischen Kunst bis z. 19. Jahrh. Herausg. v. P. Köbke. A. d. Dän. v. Mathilde Mann. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. gr. Lex. 8°. XVIII, 451 S. u. XCVIII S. Abbildgn. M. 30,—.

Multatuli. Ideen. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Berlin, Egon Fleischel & Co. gr. 8°. 278 S. M. 4,— (5,50).

Rasi, Luigi. Die Duse. Uebertr. v. M. Gagliardi. Berlin, S. Fischer. 235 S. m. 43 Abbildgn. M. 3,— (3,—).

Somadewa aus Kaschmir. Bunte Geschichten vom Himalaja. Novellen, Schwänke u. Märchen. Deutsch v. Johs. Hertel. München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann. gr. 8°. XXI, 186 S. M. 4,— (5,—).

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Jeder, der sich für socialistische und sociale Literatur überhaupt interessiert, verlange vom unterzeichneten Verlage ein Verlag-Verzeichnis, sowie ein Probeheft der Zeitschrift »Socialistische Monatshefte«. Beides wird ihm kostenfrei übersandt werden.

Verlag der Socialistischen Monatshefte G. m. b. H.
Beuth Str. 2, Berlin SW. 19.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen
auch nach Diktat
Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Jenny Baer, Berlin W., Kurfürstenstr. 149, Gths. pt. lks.

WIENER TAGESZEITUNG

DIE ZEIT

HERAUSGEBER: PROF. DR. I. SINGER u. Dr. HEINR. KANNER
VIERTELJÄHRL. MK. 10.50 — PROBENUMMERN GRATIS

„Die Nation“

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft u. Literatur.

Herausgeber: Dr. Theodor Barth.
Wöchentlich eine Nummer von 16 Seiten.
Preis vierteljährlich M. 3,75.

VERLAG VON GEORG REIMER IN BERLIN W. 35.

Einband-Decken

(Nach einer Originalzeichnung des Herrn Professor E. Doepler d. J.)

zum **fünften** Jahrgang des

„Litterarischen Echos“

sind zum Preise von **Zwei Mark**

durch alle Buchhandlungen oder auch direkt vom Verlag: **Egon Fleischel & Co., Berlin W35** (unter Beifügung von **20 Pfg. für Porto**) zu beziehen.

Soeben erschienen:

Hugo Salus
Novellen des Lyrikers
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

George Horace Lorimer
Briefe eines Dollar-Königs an seinen Sohn

Diese Briefe schrieb der Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung Graham & Co. in Chicago, Herr John Graham, an der Börse und dem Spitznamen „Der Alte-Schweine-Graham“ bekannt, an seinen Sohn Pierrepont, in intimem Kreise „Ferkelchen“ genannt.

Einzige autorisierte Uebersetzung nach dem amerikanischen Original von

O. von Oppen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Berthold Litzmann
Goethes Lyrik
Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten.
geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Multatuli
Ideen
Uebertragen aus dem Holländischen von **Wilhelm Spohr**
geh. M. 4.—; geb. M. 5.50.

Herbert Eulenberg
Kassandra
Ein Drama in fünf Aufzügen
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Diese Neuheiten sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Unsern Verlagskatalog versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Egon Fleischel & Co., Berlin W., Lützowstraße

Erstes Dezember-Heft.

VI. Jahr. No. 5. 1. Dezember 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Ottomar Enking

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 50, Schaperstr. 37 Telephon: VIa, 11600

Sechster Jahrgang Heft 5 1. Dezember 1903

Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich; im Ausland 5 Mark vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Der Dramaturg.

Studie von Alfred Klaar (Berlin).

(Schluß.)

Geschichtlich ist der lebendige Apparat der Bühne mit seiner bunten Figurenwelt, die ursprünglich der Schauspielerkunst und der Improvisation gehorchte, gewiß nicht aus der Litteratur herausgewachsen, durch die Entwicklung aber ist die Bühne ebenso zweifellos in die Litteratur hineingewachsen. So verschiedene Ansichten das Theater umtoben, die eine begegnet kaum irgendwo heutzutage einem Zweifel: daß die Bühne keine höhere Aufgabe kennt, als eine für sie vorgedachte Dichtung lebendig zu machen, also der Litteratur im weitesten Sinne zu dienen. Diese Entscheidung in dem wohl ein Jahrhundert langen Kampfe um die Vorherrschaft der Litteratur im Theater prägt sich darin deutlich aus, daß die Führung unserer bedeutendsten Bühnen heute Litteraten anvertraut ist.

Aber nicht darin allein; höchst charakteristisch ist auch die veränderte Stellung des dramatischen Dichters zum Theater, wie sie sich ganz allgemach während eines halben Jahrhunderts in Deutschland herausgebildet hat und wie sie freilich in Frankreich schon seit längerer Zeit besteht. In der klassischen Zeit hat man nur gegenüber den Allergrößten das Bedürfnis empfunden, sie in irgend eine persönliche Verbindung mit den Erstaufführungen ihrer Stücke zu setzen. Schiller etwa wurde nach Berlin eingeladen, um die von Iffland ins Werk gesetzte Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans" zu sehen; aber der Dichter, der daheim in Weimar wohl einen bedeutenden dramaturgischen Einfluß ausübte, stand der Gestaltung seines Werkes in der Ferne, so bedeutend auch der Ort der Darbietung sein mochte, fremd gegenüber. In früheren Zeiten dachte kein Mensch daran, den Autor überhaupt bei solchen Anlässen heranzuziehen. Von Lessings Einsicht in das lebendige Theaterwesen hatte man in Wien eine so große Meinung, daß man ihn als Ratgeber an das Nationaltheater, das spätere Burgtheater, berufen wollte; aber ihn zu der Erstaufführung seiner Stücke einzuladen, war niemandem eingefallen. Die Aufführung war eben reine Theatersache, wie die Vorbereitung der Tafel eine Küchenangelegenheit, und wenn etwa später ein Autor, wie Schiller, ausnahmsweise zu Gaste gebeten wurde, so setzte man ihn eben an den gedeckten Tisch, an dem die nach seinem Rezept, aber selbstverständlich nur vom Küchenpersonal zubereitete Speise dargeboten wurde. Kleist hat, um eben nur von den Bedeutendsten zu reden, nie den geringsten Einfluß auf die spärlichen Aufführungen seiner Stücke, die zu seinen Lebzeiten stattfanden, geübt; sonst wäre auch die Vergewaltigung seines „Zerbrochenen Krugs" in Weimar, den Goethe bekanntlich in drei Akte auseinanderzerrte, gar nicht möglich gewesen. Grillparzer hat ab und zu den wiener Hofschauspielern in gelegentlichem Gespräch einen bedeutenden Wink über die Auffassung der Rollen gegeben, aber auf die Proben kaum eingewirkt; er wurde meist von den Aufführungen überrascht, auch zu Zeiten Laubes, der ihn doch verehrte, wenn auch nicht verstand; Hebbel konnte nur durch seine Frau, die Heroine Enghaus-Hebbel, auf das Burgtheater, so lange es überhaupt seine Stücke gab, hinüberwirken, obgleich er an Ort und Stelle lebte und seine wagnerähnliche Natur ihn stark genug zur Teilnahme am Werden des Kunstwerkes hindrängen mochte. Heute hat sich ganz von selbst der Brauch herausgebildet, jeden Autor einer Novität, auch den völlig bühnenfremden Neuling, zu den entscheidenden Proben einzuladen und seinem Worte und Rate — mit Zurückdrängung der verschiedenartigsten Empfindlichkeiten — autoritative Bedeutung beizulegen. Es ist der deutliche, auf kleinen Bühnen oft recht naiv geartete Ausdruck der Ueberzeugung, daß die dichterische Absicht die Richtschnur für die ganze Aufführung bedeutet.

Und mehr noch als diese Erscheinung spricht ein anderer Umstand für das gekennzeichnete Ergebnis der Entwickelung. Und mit der Erwähnung dieses Umstandes gelangen wir wieder an den Ausgangspunkt dieser Zeilen, von dem wir uns nur scheinbar entfernt haben. Jede große Bühne, die etwas auf sich hält, — gleichviel, welcher der vier erwähnten Gattungen der Direktor angehört — hat

heute ihren „Dramaturgen“. Von der Art seiner Verrichtungen, von Mißverständnis und vom inneren Widerspruch, die beim Gebrauch seiner Fähigkeiten und bei der Art seiner Funktionen oft genug vorkommen, wird im folgenden noch die Rede sein. Aber schon die bloße Thatsache, daß dieses Amt, mit dem ehedem nur einzelne, nicht allzu glückliche Versuche gemacht wurden, dessen Notwendigkeit man sehr frühe empfand, ohne es recht definieren und umgrenzen zu können, heute bei allen großen Theatern zur Regel geworden ist, hat etwas Bedeutsames. Sie ist an dem einen Orte die redliche Anerkennung, an einem anderen die notgedrungene äußerliche Respektierung des litterarischen Einflusses auf das Theatergetriebe. Wo etwa der Unternehmer, der Pächter das erste Wort führt und sich mit den Bühnenpraktikern rasch über die nächsten Forderungen des Momentes versteht, ist der Dramaturg gewissermaßen der Litteraturtribun, der Vertreter der vergeistigten Theateraufgaben und des Gedichtes, dem grundsätzlich eine starke Initiative und wohl auch ein Veto zusteht. Das ist nun freilich vielfach eine Organisation, die nur auf dem Papiere steht. Aber daß man selbst an Geschäftstheatern es notwendig findet, eine solche Gliederung grundsätzlich anzuerkennen, ein solches Amt zu schaffen und selbst wenn man es garnicht recht wirksam macht, zu honorieren, zeigt deutlich genug, wie mächtig die öffentliche Meinung in diese Richtung drängt.

Wenn es uns nun einleuchtet, daß jener dunkle Drang, der so früh den Dramaturgen forderte, der endlich sein Amt an den meisten großen Theatern geschaffen hat und der noch heute nicht vollständig geklärt ist, nichts anderes bedeutet, als die Empfindung, daß die Litteratur, der das Theater im künstlerischen Sinne dient, auch dessen Entwickelung rastlos mitleiten und überwachen müsse, so muß uns endlich die Frage beschäftigen, wie dieses Eingreifen sich in dem verzweigten Organismus der Bühnen praktisch ausgestalten und zu lebendiger Wirkung bringen läßt. Darüber herrschten und herrschen noch sehr dunkle Vorstellungen. Drei Funktionen, die man ehemals gern mit dem Amte des Dramaturgen begrifflich verband, fallen heute ganz von selbst aus. Den Versuch, den Dramaturgen mit der Führung der öffentlichen Kritik zu betrauen, haben wir bereits abgethan. Mehrfach hat man ihm in längst vergangener Zeit, aber auch in jüngeren Tagen, die Pflicht auferlegen wollen, das Theater alljährlich mit mindestens einem Stücke zu versorgen. Das erscheint uns heute aus äußeren und inneren Gründen veraltet, ja kindisch. Die Forderung, daß Autoren Jahr für Jahr ein Stück hervorbringen, ist eher schädlich als nützlich, und wenn gewisse Modedramatiker es trotzdem so halten, so brauchen sie dazu nicht den Ansporn eines besoldeten Dramaturgen-Amtes, sondern die wirtschaftlichen Vorteile, die ihnen dabei vorschweben, sind so groß, daß kein Theater sie dafür in Sold nehmen oder ihnen noch andere Verrichtungen auftragen kann. Die Verwertung des geistigen Eigentums in unseren Tagen, namentlich des Eigentums am dramatischen Produkt schließt eine derartige Auffassung des dramaturgischen Amtes vollständig aus. In den Lexicis kann man überdies lesen, daß es zu den wesentlichen Aufgaben des Dramaturgen gehört, Festspiele und Prologe abzufassen. Es kommt mir umsoweniger zu, diese Thätigkeit, di bei außerordentlichen Anlässen zur Stimmung de Publikums wesentlich beitragen kann, zu unterschätzen als ich selbst oft nach dieser Richtung thätig gewesen bin. Aber mit dem Dramaturgenamt ha das nicht das Geringste zu schaffen. Es ist durchaus Sache der persönlichen Anlage, ob man sich be solchen Anlässen angeregt fühlt, etwas, das über di herkömmlichen Prologreimereien hinausgeht, hervorzubringen — ein Geschäft, ein Amt läßt sich nich daraus machen und auch nicht damit ausfüllen.

Die große Aufgabe, die dem Dramaturger zufällt, der die litterarische Instanz am Theate bilden soll, liegt auf ganz anderem Gebiet. E hat vom ersten Entwurf der planmäßigen Bühnenthätigkeit bis zum letzten Striche der Ausführun als Wächter, als vorbereitender Rat und geistige Lenker das rein geistige, litterarisch-künstlerisch Element zu vertreten, das sich in allen Fragen vom technischen und schauspielerisch künstlerischen Element abhebt, aber sich in der letzten Wirkung mit diesen zur Einheit verschmelzen soll. Seine Thätigkei setzt also zunächst bei der Festsetzung des Spielplan ein. Soll dieser nicht dem wilden Zufall der Laune der Begünstigung von Lieblingsautoren, der sinnlosen Mode und dem Begehren spielwütiger Schauspieler preisgegeben sein, soll er nicht einseitig dem künstlerisch rücksichtslosen Geschäftsinteresse verfallen so muß ein litterarisch und künstlerisch gebildete Geist vorsichtig und nachdenklich über dem Entwurf walten. Freilich entfremden sich viele unsere größten deutschen Theater immer mehr unsere stolzesten Ueberlieferung, die sich in so edler Weis von den romanischen Gewohnheiten abhebt, nämlic von dem nur in Deutschland entstandenen und nu hier ausgebildeten Beruf der Bühnen, in abwechselungsreicher, nicht pedantischer, aber doc systematischer Folge dem Publikum allgemach ei Bild der Weltlitteratur zu bieten. Die weltstädtisch Dekadence, der Brauch, zwei, drei Theaterstücke i einem Winter zu Tode zu hetzen, hat sich leider mi seiner verführerischen wirtschaftlichen Gewalt einige unserer besten Schauspielkörper bemächtigt. Abe es giebt noch immer zwanzig bis dreißig Bühne in Deutschland, die es anders halten, und zulet wird auch bei den Novitätentheatern, wie ich si nennen möchte, die streng litterarische Auswahl ein Rettung vor dem geistigen Verfalle sein. Schon diese eine Funktion des Dramaturgen ist eine s große, daß sie nicht nur seine Bestallung allein z rechtfertigen vermöchte, sondern mitunter über di Kraft eines Mannes hinausgeht, sodaß er ohn Helfer, ohne auswärtige Lektoren schwerlich auskommen kann.

Man denke nur, was da zu bewältigen ist wenn anders wirklich die Verbindung zwische Litteratur und Theater gewissenhaft bewerkstellig werden soll. Die Produktion für die Bühne i enorm geworden, seit auf diesem Gebiete ei pekuniärer Vorteil winkt, der gar keiner andere Art geistiger Arbeit beschieden ist. Das Theater i die große Lotterie geworden, in die jedermann setz unzählige Unberufene, bei denen sich niemand — auch der Dramaturg nicht — lange aufzuhalte braucht, aber auch geistvolle Männer der ve schiedensten Berufe, die sich ehedem nie mit de Theater zu schaffen machten und jetzt durch gleißend Hoffnungen angelockt werden.

Welche ernsten Aufgaben, aus dieser Fülle von Einsendungen das künstlerisch Beachtenswerte herauszuheben und einer strengen Prüfung zu unterziehen! Man kann freilich einwenden, daß man mit alledem früher auch ohne Dramaturgen fertig geworden ist. Aber wie, das ist eine andere Frage. Welche Fülle von Modethorheit auf der einen Seite die Bühne beherrschte, welche köstlichen Dichtungen unerkannt und unaufgeführt blieben — ich erinnere nur an die Hauptwerke von Kleist —, darüber giebt ja die Litteraturgeschichte ausgiebige Auskunft.

Zu dieser Wahl der Neuheiten, die überhaupt in Betracht kommen, gesellt sich eine andere, nicht minder schwierige und wichtige Funktion: die Auswahl und Redaktion der Texte für die Stücke der Weltlitteratur, die längst der Bühne angehören. Diese Aufgabe ist so groß, daß dieser oder jener Dramaturg sie garnicht erfüllen kann, sondern nur alle zusammen im Laufe einer langen Zeit einen besseren Zustand schaffen können, als den heutigen. Das Bühnenbanausentum vergangener Tage, von dem ich leider Männer wie Holtei und Laube nicht ausnehmen kann, hat ja da geradezu schauderhaft gewirtschaftet. An Shakspere sind noch heute unzählige Sünden gut zu machen. Aber es handelt sich nicht darum allein, den Urtext von Verfälschung und Vergewaltigung zu befreien, sondern auch dort, wo thatsächlich ein morscher Teil von einem Meisterwerke notwendig abbröckelt, wo selbst das Genie der Zeit seinen Tribut gezollt und Vergängliches mit Dauerndem verquickt hat, wo einzelne Teile unsterblicher Werke rettungslos für uns abgewelkt sind, mit kühner und doch nicht dreister Hand, mit feinster Empfindung für das Wesentliche und schonender Rückhaltung Bearbeitungen zu verbessern und selbst zu versuchen.

Aber mit all dieser Arbeit ist der Dramaturg zuerst an das Buch, von dem er herkam, gefesselt. Er darf und muß aber einen Schritt weiter gehen. Er hat nicht nur die große Aufgabe, für den Text, der der ganzen Aufführung zugrunde liegt, zu sorgen, sondern auch dafür, daß der Geist des Textes in der Aufführung lebendig bleibt, gleichsam den Dichter selbst und seine Absichten zu vertreten. Von der innersten Angelegenheit des Theaters darf und soll er einige wichtige Schritte in das äußere Erscheinungsleben hinauswagen, nicht die letzten bis an jene äußerste Außenseite der Wirkung, vor der der Regisseur und an der der Schauspieler steht; denn sein aus der Tiefe geholter litterarischer Zuspruch könnte in diesem letzten Momente des künstlerischen Handelns und Vollendens nur hemmen und stören, wohl aber auf dem langen Wege, der vom fertiggestellten Buche zur fertiggestellten Aufführung durch das Studium der Einzelrollen und der ersten orientierenden Proben hindurchführt. Hier, wie bei der Auswahl der Stücke und bei der Feststellung der Texte vertritt er das künstlerisch angewendete Wissen, die in sinnliches Leben umgesetzte Erkenntnis, was freilich zur Voraussetzung hat, daß er mit allen Kenntnissen, die sich auf die litterarische Seite des Theaters beziehen, ein künstlerisches Naturell und die Einsicht in das Bühnenmögliche verbindet. Trifft dies zu, so ist er gleichsam der litterarisch-künstlerische Nachschöpfer des Dichters in demselben Maße, in dem Regisseur und Darsteller die schauspielerisch-künstlerischen Nachschöpfer sind.

Seine erste Funktion in dieser Richtung bestände darin, mit den Darstellern die Auffassung der Rolle zu besprechen, nicht etwa in abstrakten Darlegungen und rhetorisch ausgeschmückten Vorträgen, sondern intim, an der Hand des Textes, mit fortwährendem Ausblick auf das Bühnenwesentliche und Darstellbare. Diese Art von Verkehr hat einen ganz anderen Charakter als die, wie der Regisseur die Schauspieler leitet und unterweist. Dieser kann, wenn es einmal schon zu Proben gekommen ist, nur orientierend für das Ineinandergreifen aller sorgen und dem einzelnen höchstens im letzten praktischen, schauspielerischen Ausdruck helfen. Der Dramaturg hat eine ganz andere Aufgabe: den Sinn für die Psychologie des Charakters zu erschließen und die tiefsten und feinsten Zusammenhänge des Textes klar zu machen. Etwas Schauspielerisches vorzumachen, ist durchaus nicht seine Aufgabe und wird, wenn er alle anderen erforderlichen Eigenschaften besitzt, in der Regel auch garnicht in seinen Fähigkeiten liegen. Darauf kommt es auch nicht an, das ist eben Sache des Schauspielers selbst und des Regisseurs. Aber es ist garnicht zu sagen, wieviel gerade begabte und tüchtige Schauspieler, die ein „Vormachen" garnicht nötig haben, die aber andererseits alles Geistige flugs in Sinnliches umsetzen, durch eine solche Erklärung, die phrasenlos auf das Sachliche eingeht, gewinnen können. Ich spreche davon nicht etwa wie der Blinde von der Farbe. In Ausnahmefällen, aber doch in ziemlich zahlreichen, habe ich früher solchen dramaturgischen Verkehr mit Darstellern, darunter mit einigen, die heute zu unseren ersten zählen, gepflogen und mich persönlich davon überzeugt, wie ein klärendes und deutendes Wort über einen Charakter, über eine Textstelle, einen mit Absicht vom Dichter verhüllten Zusammenhang, einen leise angedeuteten Stimmungswechsel, auf die Phantasie des begabten und schaffenstüchtigen Schauspielers einwirkt und ganze Partien seiner Darstellung umgestaltet. Und wie oft begegnet im Theater das Aergernis, daß geniale Schauspieler — mir schweben geradezu Namen auf den Lippen — im entscheidenden Momente das Rechte verfehlen, weil eben niemand da war, der ihnen aus dem intimen Verkehr mit dem Dichter heraus wohlwollend und eindringlich den Sinn der Szene oder der Rede klar gemacht hat. Da fehlte eben der Dramaturg, oder wenn einer da war, so verfehlte er seinen Beruf.

Aber mit alledem ist die Thätigkeit des Dramaturgen nicht erschöpft. Er soll einen Schritt weiter ins Aeußere, ins Sinnliche hinaus gehen; sein litterarisch-künstlerischer Wächterdienst hat sich auch auf die Anlage, wenn auch nicht auf die Durchführung der Inszenierung zu erstrecken. In der Inszenierung wird im großen etwas Aehnliches geleistet wie in der schauspielerischen Darstellung im einzelnen: es werden Züge in das Bühnenbild hineingetragen, die der Dichter trotz der modernen Schilderungen in der Parenthese noch immer offen läßt, und die doch mit der feinsten Empfindung, aber auch mit einem beträchtlichen Aufwand von Wissen nicht anders ergänzt werden dürfen, als es den vorgezeichneten Grundzügen entspricht. Nun hat ja heute jedes größere Theater seinen kostümkundigen Helfer, seinen künstlerischen Dekorationsmaler, seinen praktisch erfahrenen Regisseur; aber sie alle zusammen bedürfen einer strengeren litterarischen

Kontrolle, da ihnen bei ihrer täglichen Berufsübung die wissenschaftliche Beschäftigung mit jedem neu auftauchenden Motiv nicht zuzumuten ist. Hier hat der Dramaturg einzutreten; seine Sache ist es, in die Dichtung, um die es sich gerade handelt, so tief einzudringen, daß die historische oder aktuelle Ausmalung der Bilder nach den Forderungen der Geschichte, der Landschaft, der sozialen und gewerblichen Voraussetzung und der Stimmung völlig dem Wesen der Dichtung, wie es im Worte gegeben ist, entspricht.

Das ist ein besonderes nachschöpferisches Studium, auf dessen Grundlage erst die Bühnenpraktiker erfolgreich walten können. In diesem Betrachte war der Herzog von Meiningen der Meisterdramaturg seiner eigenen Bühne. Mir ist selbstverständlich bekannt, daß vergangene Blütezeiten des Dramas solche Ansprüche nicht kannten, und es giebt kaum jemanden, der ehrlicher als ich die Schöpfungen einer Theaterzeit bewundert, in der die szenischen Hülfsmittel wenig oder nichts bedeuten. Aber in diesen Zustand können wir in unseren Tagen des erweckten und verbreiteten kulturgeschichtlichen Bewußtseins, in einer Zeit, die gleichsam das Archiv aller anderen geworden ist, nicht mehr zurück. Auch giebt es auf diesem Gebiete nur ein Entweder — Oder. Vielleicht ist immer noch eine Wirkung denkbar, die eine Bühne mit bloßen Tafeln, die den Ort bezeichnen, erreichen könnte. Vielleicht würde die Phantasie noch immer solchen Winken gehorchen, aber ganz unmöglich ist eine falsche irreführende danebengreifende Ausstattung, wie sie noch vor einem Menschenalter auf so und so vielen Bühnen gebräuchlich war. Dagegen wehrt sich nicht nur die Verwöhnung, sondern auch das ernsthafte kulturgeschichtliche Bewußtsein unseres Publikums. Dabei habe ich durchaus nicht die falsche Vorstellung, daß jedermann da unten im Parterre die Fehler gegen das Lokalkolorit in geschichtlicher, landschaftlicher oder gewerblicher Beziehung genau bezeichnen und die Verbesserungen deutlich machen kann. Aber es ist bereits durch reiche Erfahrung der allgemeine Eindruck bestimmter Kulturzustände ins Bewußtsein übergegangen, und etwa wie man bei einem schlechtgetroffenen Porträt in Entrüstungsrufe ausbricht, ohne gerade die verfehlten Züge im einzelnen bezeichnen zu können, so wehrt sich das Publikum heute bereits gegen falsche Geschichts- und Gegenwartsbilder auf der Szene. Der innere Widerspruch zwischen Wort und Bild, Szene und Kostüm u. s. w. wird sofort empfunden. Was der Einzelne nicht weiß, das wissen alle zusammen, und was alle zusammen wissen, das hat der Dramaturg als der litterarische Vertreter des Wissens bei der Bühne vorzusehen und vorzudichten, wo es der Dichter offen gelassen hat . . . .

Ich bin auf eine Einwendung, die nahe liegt, gefaßt. Wenn es Thatsache ist, daß die Ueberordnung der Litteratur über den Gesamtorganismus der Aufführungen bereits dadurch zum Ausdruck kommt, daß künstlerisch begabte Litteraten als Direktoren an der Spitze der Theater stehen, dann, so kann man mir einwerfen, ist das Amt des Dramaturgen, das man aus dunklem Drange heraus so oft zu schaffen gesucht hat, ohne seinen Inhalt genau zu bestimmen, durch die Entwickelung bereits überflüssig geworden. Aber dieser Einwurf ist leicht entkräftet. Der Dramaturg, der Direktor geworden ist, ist kein Dramaturg mehr — nicht eben deshalb, weil die Jakobiner, die Minister geworden sind, keine Jakobiner mehr sind, wenn auch leider dieses Gleichnis nur in zu vielen Fällen, in denen der litterarische Direktor zum Geschäftsmann ausartet, zutrifft — sondern wesentlich deshalb, weil jeder Theaterdirektor eine solche Fülle täglich erneuter Sorge und Verantwortung zu tragen hat, daß er bei solcher Fülle praktischer Verpflichtungen die umständlichen dramaturgischen Arbeiten, die ich gekennzeichnet habe, garnicht mehr leisten kann. Es giebt freilich auch Faulpelze unter den Direktoren, deren Thätigkeit weitaus überschätzt wird, und die Gott weiß was geleistet zu haben glauben, wenn sie täglich hundertmal auf die Telephonknöpfe drücken, und sich in so und so viel Gesprächen an ihrer Eitelkeit berauschen. Diese kommen bei unserer Ausführung garnicht in Anschlag. Der seiner Pflichten bewußte Direktor kann nicht zugleich die Geschäfte des Dramaturgen erfüllen. Wäre er als Litterat unter anderen Umständen dazu befähigt, um so besser. Dann wird er mit seinem Dramaturgen Hand in Hand gehen, wie der Feldmarschall mit dem Chef des Generalstabs.

Einen solchen Hauptvertreter des litterarischen Generalstabs aber kann, meiner Ueberzeugung nach, das Theater von heute nicht mehr entbehren. Nicht Willkür oder Pedanterie, eine lange natürliche Entwickelung hat die Notwendigkeit dieses Amtes geschaffen. Freilich geht die Anerkennung dieser Notwendigkeit noch immer nicht überall mit der Einsicht in ihr Wesen zusammen, an vielen Bühnen ist die Anstellung des Dramaturgen leere Thuerei, man braucht so ein Prunkstück, um sich nach außen den Anschein zu geben, daß man eine große Hochachtung vor Litteratur und Kunstwissenschaft empfindet, und benutzt den nach der Meinung der Bühnenpraktiker höchst überflüssigen Mann, der Tag für Tag seine Zeit im Bureau absitzt, dazu, die Reklamen für willfährige Zeitungen schreiben und die Schauspieler und Autoren, die man nicht empfangen will, durch leere Redensarten vertrösten zu lassen. Sich durch solche Mißverständnisse und Verfälschungen hindurchzuringen, ist indes das Schicksal jedes fortschrittlichen Gedankens, der unabweislich zur Erfüllung hindrängt. Die Konservativen und Reaktionären wehren sich, zuletzt, wenn sie nicht anders können, durch den bloßen Schein der Nachgiebigkeit, indem sie die hohle Form annehmen und das Wesen noch immer perhorreszieren. Aber schon die Annahme der Form ist ein höchst charakteristisches Zugeständnis; unwiderstehlich erfüllt sich die Form, wenn es sich um einen berechtigten hoffnungsvollen Gedanken handelt, zuletzt auch mit dem entsprechenden Inhalt. Wir haben zunächst in den meisten Bühnen nur erst die Dramaturgen-Form — nach dem ganzen Zuge der vorherrschenden Entwickelung aber glaube ich, daß die deutsche Bühne auch das gesetz- und regelmäßige Wesen und Wirken des Dramaturgen auf die Dauer nicht mehr entbehren kann.

Otto von Leitgeb.

Von Edmund Lange (Greifswald).

Wenn ein rechter Dichter der genannt werden muß, der reiches geistiges und seelisches Leben mit der Fähigkeit verbindet, von dem, was ihn innerlich bewegt, in künstlerischer Objektivierung Kunde zu geben, so verdient der Oesterreicher Otto von Leitgeb diesen Namen. Beim Lesen seiner Bücher — er hat bis jetzt sieben veröffentlicht*) — sagt sich der feiner Empfindende immer wieder: Hier haben wir die Schöpfungen eines Mannes von reichstem inneren Leben, von ungewöhnlicher geistiger Beweglichkeit und vielseitigen Interessen, eines Mannes, der viel mit sich selbst gerungen und viel Leid erfahren, manchmal wohl auch solches bereitet hat, dem aber auch freudige Stunden, hohe Genüsse beschert gewesen sind; hier spricht zu uns eine Persönlichkeit von keineswegs schroffer, aber doch ausgeprägter Individualität. Und alles, was ich — erst seit kurzem und ausschließlich durch die Freude an seinen Büchern zu dem Verlangen danach angeregt — über sein äußeres und inneres Leben und über dessen Verhältnis zu seinem dichterischen Schaffen weiß, hat mir die Richtigkeit solcher Empfindung überzeugend bestätigt.

Aber so viele Spuren persönlicher Eigenart und eigenen Erlebens seine Bücher aufweisen, so ist er doch weit davon entfernt, uns dieses Persönliche jemals gewissermaßen als Rohstoff darzubieten; nicht einmal eine selbstbiographische Dichtung etwa in der Art von Kellers „Grünem Heinrich" hat er geschrieben. Wohl keine seiner Gestalten ist eine dichterische Wiederspiegelung des ganzen Leitgeb, in vielen aber verwertet er eine oder auch mehrere Seiten seines Wesens, die er mit anderen freierfundenen Charakterzügen so verschmilzt, daß der überzeugende Eindruck in sich geschlossener Persönlichkeiten entsteht. Diese sind untereinander durchaus verschieden, jede aber interessiert uns, ganz abgesehen von ihrem Wirklichkeitsgehalt auch rein künstlerisch betrachtet aufs lebhafteste. Natürlich ist nicht jedes seiner Bücher in gleichem Maße ein Dokument über Wesen und Art des Dichters, aber wer diejenigen, von denen dies am meisten gilt (es wird später genauer davon zu reden sein), mit innerer Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird auch den andern gegenüber das deutliche Gefühl haben, daß mehr oder weniger Selbsterlebtes doch in ihnen steckt.

Unstreitig die Krone seiner bisherigen Schöpfungen ist der vor kurzem erschienene Roman „Die stumme Mühle", den ich nicht anstehe, ein ganz wundervolles Buch zu nennen. Ueber dem wohl Bedeutendsten, was er vorher geschrieben hat, der Novellensammlung „Psyche", steht diese neueste Schöpfung schon dadurch, daß sie neben den dort hervortretenden Vorzügen noch den einer großen von Anfang bis zum Schluß meisterhaft durchgeführten Konzeption aufweist. Doch genug einstweilen mit dieser kurzen Bemerkung, die ja zunächst nur eine beweislose Behauptung ist. Denn gerade bei einem Dichter, dessen Bücher so sehr wie die Leitgebs dem eigenen Leben entsprungen sind, ist es am Platze, sie nach der Reihenfolge ihrer Entstehung zu behandeln.

In dem Buche, mit dem Leitgeb 1896, als ein Sechsunddreißigjähriger, also verhältnismäßig spät, an die Oeffentlichkeit trat, in den beiden Novellen „Ausklang", zeigt er für den rückblickenden Betrachter schon deutliche Spuren der künftigen Meisterschaft. Eine gewisse Verwandtschaft mit Storm, die auch bei dem Leitgeb von heute — in der Technik, in der Art der bevorzugten Motive und in manchem andern — noch hervortritt, ist im „Ausklang" nicht zu verkennen. Der Grundgedanke des Reifens durch Leid, der für die „Stumme Mühle" so außerordentlich bedeutsam ist, tritt schon hier hervor in „Schwester Brigitte"; wirklich feine Gedanken und Einzelzüge, die später, oft erst bei wiederholtem Lesen in ihrem ganzen Werte erkennbar, immer häufiger sich finden, erfreuen uns schon in diesem Erstlingswerk nicht selten. Immerhin fehlt den beiden Novellen noch etwas an der vollen Reife und Ueberzeugungskraft.

Aber schon in dem der Zeit seiner Entstehung nach nächsten, wenn auch erst 1899 erschienenen Buche, im „Gänsemännlein", sind diese Vorzüge vollkommen erreicht. Er zeigt sich darin von einer ganz anderen Seite; diese einfache Erzählung ist von geradezu bezaubernder Liebenswürdigkeit. Eigene Erlebnisse liegen auch hier gewiß zugrunde, aber nicht solche, die das Herz in seinen Tiefen aufwühlen und unter Umständen ans Leben greifen, sondern nur solche, die uns innerlich erquicken und die wir als einen Schatz der Freude jahrelang im Herzen bewahren. Die Menschen aus dem alt-ehrwürdigen Nürnberg, die wir hier kennen lernen, sind mit der verblüffendsten Anschaulichkeit geschildert (man lese nur die Szene am kerzenbeleuchteten Stammtisch der sieben alten Herren, die zusammen fast 500 Jahre zählen!); sie gewinnen alle unser Verständnis und beinahe alle unser Herz. Gertrud, die am Schluß des liebenswürdigen, fein empfindenden Malers Heinz Röder glückliche und beglückende Hausfrau wird, ist in ihrer eigenartigen Zurückhaltung, die einen Moment wieder so reizvoll in die ihr einst als Backfisch eigen gewesene Keckheit umschlägt, ein Geschöpf von gewinnendem Reiz; die Charakterköpfe ihres Großonkels Sebald und von dessen Schwester Christine sind wahre Kabinettstücke, und zumal durch diese Gestalten, obgleich sie fast in die Gegenwart hereinreichen, steht das alte Nürnberg der Dürer, Hans Sachs und Veit Stoß leibhaftig vor unseren Augen. Wer des Pankraz Labenwolf „Gänsemännlein", das mehrfach reizvoll zur Handlung in Beziehung gesetzt wird, kennt, der wird sich ja gleich durch den Titel angeheimelt fühlen. Nimmt man zu allem anderen noch den liebenswürdigen Humor, der namentlich für Onkel Sebald und Heinz Röder, aber auch für Gertrud einen so wesentlichen Zug abgiebt, so kann man getrost sagen: wir haben viele bedeutendere, aber sehr wenig liebenswürdigere Bücher in der neuesten deutschen Litteratur, als Leitgebs „Gänsemännlein".

---

*) „Ausklang." Zwei Novellen. 1896. — „Psyche." Novellen. 1898. 2. Aufl. 1899. — „Das Gänsemännlein." Erzählung. 1899. — „Um Liebe." Vier Novellen. 1. und 2. Aufl. 1900. — „Sidera cordis." Roman aus Friaul 1901. — „Der verlassene Gott." Novellen. 1902. — „Die stumme Mühle." Roman. 1903. — „Ausklang" erschien im Verlag von H. Häffel in Leipzig, „Die stumme Mühle" bei Egon Fleischel & Co. in Berlin, die übrigen Bände bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeutet die zweite Novellensammlung „Psyche“ (zuerst 1898 erschienen); ja ich bin, wie schon gesagt, geneigt, sie für das Tiefste zu halten, was Leitgeb, abgesehen von der „Stummen Mühle“, geschaffen hat. Und der Hauptgrund, weshalb sie auf solcher Höhe steht, liegt, wenn mich nicht alles täuscht, darin, daß in ihr am meisten vom Eigenleben des Dichters steckt, während doch andererseits auch hier das rein Persönliche soweit ausgeschieden oder umgestaltet ist, daß diese Novellen auch lediglich als Kunstwerke betrachtet rein und schön wirken. In ganz besonderem Maße ist wohl die Eingangsnovelle „Eglantine“, deren Titel mit Bezug auf ein stoffverwandtes Gedicht Heinrich Leuthotds gewählt ist, der Niederschlag eigener Herzenskämpfe des Dichters. Ich will den Bedenken, die seiner Zeit Emil Ertl in dieser Zeitschrift (I, Sp. 714) bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge dagegen vorgebracht hat, eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten; für mein Gefühl aber ist der Zauber, der über dem Ganzen liegt, so stark, daß man solche Bedenken fast vergißt. Einen Charakter wie Regine (so ist der wirkliche Name der Heldin) zu gestalten, das vermag nur ein tiefempfindender Mensch und ein reifer Künstler; in ihrem Verhältnis zu dem jungen Jägerburschen Friedel ist das Rottraut-Motiv geradezu wundervoll verwandt, ja gesteigert. — Was ferner Ertl zur allgemeinen Charakteristik Leitgebs sagt, ist gewiß vielfach treffend; aber ein großer Irrtum steckt jedenfalls darin, ein Irrtum übrigens, dessen Möglichkeit auch bei einem feinsinnigen Kritiker deutlicher als alles andere für Leitgebs Objektivierungskunst spricht. Ertl meint nämlich, der Dichter sei ohne persönliche Leidenschaft, aber ich weiß, wie schon angedeutet, daß gerade für die Psyche-Novellen persönliches Erleben von entscheidendster Bedeutung gewesen ist, und finde wohl mit Recht in der dem Bande vorgesetzten Widmung „Der, die es weiß!“ einen beabsichtigten Hinweis darauf. In der Bewunderung für das zartgestimmte „In memoriam“ weiß ich mich mit Ertl völlig eins, ebenso in der Wertung einiger Stimmungsbilder von ungewöhnlicher Feinheit. Ueber die Skizzen im modern impressionistischen Stil will ich weiter unten noch ein Wort sagen.

Das nächste Buch, mit dem Leitgeb an die Oeffentlichkeit trat, die Novellensammlung „Um Liebe“ (1900), ist die einzige, wo ich gegen das eine Stück — ich meine das am Anfang stehende „Ninni“ — schwerere Bedenken hege. Ich leugne nicht, daß auch in ihm viele gute Einzelheiten stecken, ich will darauf, daß gewisse sprachliche Nachlässigkeiten, vor allem Austriazismen, die sich auch sonst gelegentlich bei Leitgeb finden, hier recht häufig sind, kein besonderes Gewicht legen. Aber ich finde, die Novelle als ganzes, vor allem die Charakterentwicklung Ninnis, wirkt nicht überzeugend; Leitgeb hat, so dünkt mich, modern im engeren Sinne sein wollen, und das ist ihm in diesem Falle nicht geglückt. Daß er sonst mit den Modernen auch auf ihrem eigensten Gebiet zu wetteifern vermag, dafür liefern neben „Jour fixe“ (in „Psyche“) einige Stücke aus der noch zu erwähnenden Sammlung „Der verlassene Gott“, vor allem das erstaunlich echte „Herrenabend“ und die vier kurzen Skizzen „Ein paar Striche“ glänzende Belege. — Die übrigen drei Novellen zeigen ihn wieder auf seinem eigensten Felde und im Vollbesitze aller seiner Vorzüge. Meisterhaft vor allem sind einmal das leicht einsetzende und dann in feiner, von aller Prinzipienreiterei ferner Weise einen Konflikt zwischen tiefer Liebe und religiöser Ueberzeugung behandelnde Stück „La Duchessina“ und dann die entzückende, die Mitte zwischen Riehls schalkhafter Würde und Boccaccios Keckheit haltende Novelle „Der arme Herr Moretti“, deren Titelheld, der Bürgermeister einer norditalischen Kleinstadt, eine mit souveränem Humor erfundene Prachtgestalt ist.

Ueber die beiden nächsten Bücher, den friauler Roman „Sidera cordis“ (1901) und die schon erwähnte Novellensammlung „Der verlassene Gott“ (1902), will ich hier kurz hinweggehen. Ich thue das keineswegs, weil sie eine nähere Behandlung nicht verdienten, sondern vor allem, weil sie hier erst vor kurzem besprochen worden sind. Dazu kommt, daß sie den Dichter von keiner ganz neuen Seite zeigen und daß sie, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, auch relativ wenig Persönlichkeitsgehalt haben. Erwähnt aber sei wenigstens einmal, daß „Sidera cordis“ das bisher einzige Buch ist, mit dem sich Leitgeb direkt an die Schilderung der Vergangenheit wagt — er bietet uns, sichtlich aufgrund eingehendster Studien, die aber der künstlerischen Gestaltungskraft keinerlei Eintrag gethan haben, einen ganz vortrefflichen Renaissanceroman —, und dann, daß er im „Verlassenen Gott“ in mehreren Stücken (man vergleiche z. B. „Phantasie“, „Ein Dichter“) mit Glück das Gebiet des Märchenhaft-Phantastischen betritt, das er sonst im wesentlichen doch nur streift.

Des Dichters neueste Schöpfung, der Roman „Die stumme Mühle“, war mir, so hoch ich Leitgeb schon vorher, aufgrund nur einiger von seinen früheren Büchern schätzte, eine große und freudige Ueberraschung; Leitgeb war immer stark als Seelenkündiger; aber was er als solcher vermag, zeigt ganz doch erst dieses Buch. Ich möchte es an Bedeutung neben Frenssens, übrigens ganz anders gearteten „Jörn Uhl“ stellen.

Die äußere Handlung des Romans ist gewiß nichts weniger als uninteressant, aber dem inneren Erleben dieser Menschen gegenüber erscheint sie als völlig nebensächlich. Leitgeb behandelt das Thema, das Goethes „Wahlverwandtschaften“ zugrunde liegt. Das war ein Wagnis, aber es ist völlig geglückt; er hat den verwandten Stoff so originell gestaltet, ihn so sehr mit seinen eigenen Gedanken und Empfindungen erfüllt, daß seinem Roman keine Spur von Epigonentum anhaftet.

Von den zwei männlichen und zwei weiblichen Hauptgestalten ist Wolf Fischmeister, der auf dem ererbten, in einer abgelegenen Gegend Bayerns zu suchenden Auhofe lebt, Junggeselle wie Goethes Hauptmann, im übrigen nicht nur beträchtlich jünger, sondern auch ganz anders geartet. Sein innerstes Verlangen geht von Anfang an auf ein freies litterarisches Schaffen; nur durch den Zwang der Verhältnisse hat er sich jahrelang auf seinem Gute festhalten lassen, und dessen Bewirtschaftung liegt denn auch der Hauptsache nach nicht in seinen Händen, sondern in denen seiner praktisch unendlich tüchtigen Schwester Klara. Die ganz nahe gelegene „Stumme Mühle“, deren Räume an Wintertagen fast nie von der Sonne erreicht werden und die schon so schwere

Geschehnisse gesehen hat, erwirbt Wolfs Jugendfreund, der gleichfalls hochgebildete, aber durchaus praktisch gerichtete Robert Willmut, ein Geschäftsmann großen Stils im besten Sinne, und führt bald darauf aus Neigung, wenn auch nicht aus tiefer Leidenschaft, die zarte und feingestimmte Marie Haber als Hausfrau in sein Heim. Indes die beiden finden mit einander nicht das Glück, das sie erhofft haben; Robert behandelt Marie mit zartester Rücksicht, aber es stört ihn doch halb unbewußt, daß sie für seine praktische Lebensarbeit so gar kein Verständnis hat. Marie achtet ihren Gatten aufs höchste; als eine weiche Natur versucht sie auch aufrichtig an seinen Interessen teilzunehmen, aber ihr Mühen bleibt vergeblich, zumal ihm die rechte Art, ihr entgegenzukommen, versagt ist. Dazu läßt er sie, mit vollem Eifer dem Geschäft lebend, sehr viel allein, und so hat sie allzuviel Zeit, sich ihren Träumereien hinzugeben. In ihr lebt, ohne daß sie sich dessen gleich anfangs voll bewußt wäre, ein intensives Verlangen nach seelisch-geistigen Anregungen tieferer Art. Wolf Fischmeister bietet ihr solche in reichstem Maße, und daß sie bei all dem Anregenden, das in ihrem Wesen liegt, eine lediglich rezeptive Natur ist, bedeutet für ihn nur einen neuen Vorzug. Schon bei der ersten Begegnung fühlen sich die beiden seltsam zu einander hingezogen. Diese gegenseitige Anziehungskraft steigert sich zuerst langsam, dann immer rascher. Marie wird mehr und mehr gewissermaßen das Gefäß, in das Wolf seine besten Gedanken überleitet, und steigert zugleich durch den Eindruck ihres Wesens seine schöpferische Kraft, dabei aber auch seine bisher mühsam unterdrückte Sehnsucht nach einer freien geistigen Thätigkeit. Und schon lange, ehe sie die wahre Natur ihrer Empfindungen für einander auch nur sich selbst gestehen, lieben sich diese wahlverwandten Naturen leidenschaftlich. Wenigstens nach einer Richtung die volle Freiheit dazu gewinnt Wolf, als er Hannah, die Pflegetochter des Müllerburschen Daniel, mit der er vor Jahren ein inniges Liebesverhältnis gehabt, die aber dann sich absichtlich seinen Augen entzogen hat, in einer meisterhaft durchgeführten Szene wiedergesehen und sich überzeugt hat, daß sie nach schweren Kämpfen sich durchgerungen und Aussicht auf ein bescheidenes, aber die Bürgschaft der Dauer bietendes neues Lebensglück gewonnen habe. Als sich bald darauf Wolf und Marie in einer herrlichen Szene (s. unten „Proben und Stücke") ihre Liebe gestehen, da ist die letztere, die kurz vorher ein totes Kind geboren hat, schon dem Tode geweiht, und bald darauf schwindet sie dahin wie ein langsam verlöschendes Licht. Bei ihrer Leichenfeier hat Wolf das deutliche Gefühl, daß er allein wirklich tiefes Leid über ihren Tod empfindet, und erst diese Empfindung macht ihn innerlich ganz frei; sie erlöst ihn von dem Druck schweren Schuldgefühls gegen Robert Willmut. Auch bricht ihn der Tod Mariens nicht (er fühlt sich innerlich noch mit ihr vereint), sondern beugt ihn zwar tief, bringt aber auch sein Verlangen nach einem freien Dichter- und Schriftstellerleben zum entscheidenden Durchbruch.

So ist er durch Leid gereift und hat seinen eigentlichen Beruf gefunden. Und als er vollends erfährt, daß in Robert und Klara, die ja gleichfalls wahlverwandt sind, eine im Keime schon in jungen Jahren vorhandene, im Laufe der Zeit aber wie verschüttete Liebe, in erster Linie durch all das, was diese beiden im schönsten Sinne praktisch gerichteten Menschen in so manchen schweren Stunden einander sein konnten, zumeist aber durch das, was Robert an Klara in einer furchtbaren geschäftlichen Krisis gehabt hat, wieder erwacht ist, und daß sie einig geworden, ihren weiteren Lebensweg als Gatten gemeinsam zu ziehen, da fühlt Wolf den letzten Rest peinlicher Empfindung aus seiner Seele schwinden. Den Knaben, der seinem Liebesbund mit Hannah entsprossen ist und der bis dahin bei ihm unter Klaras vortrefflicher Erziehung und in Mariens letztem Lebensjahr durch deren Unterricht aufs schönste gefördert, gelebt hat, hat er kurz vorher Hannah und ihrem Gatten überlassen; denn er weiß ihn dort am besten aufgehoben. So ist er äußerlich und innerlich frei geworden für die volle Entfaltung seiner Kräfte in litterarisch-künstlerischer Thätigkeit.

Man sieht, Leitgeb führt seine Menschen zu positiven Zielen; ihr inneres Reifen durch schwere Kämpfe ist das eigentliche Thema seines Romans. Mit welcher Feinheit er es durchführt, das habe ich nur andeuten können, und wenn die Entwicklung nach meiner Darstellung nicht in allen Einzelheiten überzeugend wirken sollte, so würde die Schuld lediglich an mir liegen.

Aber mit dem, was ich bis jetzt zum Lob der „Stummen Mühle" gesagt habe, sind die Vorzüge dieses Romans nicht erschöpft. Ebenso prächtig und lebenswahr wie die Hauptgestalten wirken einige Figuren, die in zweiter oder dritter Linie stehen. Eine, trotz der Vereinigung scheinbar sich widersprechender Züge, in ihrem Wesen durchaus glaubhaft wirkende, ganz wundervoll durchgeführte Gestalt ist vor allem Hannah. Und ebenso eigenartig, dabei aber völlig lebenswahr, muten uns eine Reihe anderer Menschen in diesem Roman an. Seltsam ergreifend, bei aller Einfachheit und Gebundenheit seines Wesens, wirkt Hannahs Pflegevater Daniel; außerordentlich glücklich erfunden ist die Gestalt von Wolfs originellem Freunde Schmidt mit seinem komplizierten, aber im Grunde doch durchaus edlen Wesen. Er spielt ein klein wenig die Rolle von Goethes Mittler, so wenig er im ganzen mit ihm gemein hat. Und ein wahres Musterbeispiel dafür, wie ein echter Dichter eigene Erlebnisse künstlerisch verwerten, Menschen, die ihm nahe gestanden haben, in seinen litterarischen Schöpfungen vorführen kann, ohne im mindesten takt- oder pietätlos zu werden, bieten die Szenen der „Stummen Mühle", die uns Wolf im Kreise münchner Künstler vorführen. Der weitaus bedeutendste unter ihnen hat nämlich in einem der größten, erst neuerdings verstorbenen Maler sein Urbild.

Ebenso hoch wie in der Charakteristik steht der Roman durch die innerlich erfaßten Naturschilderungen, die darein verwebt sind, durch die zahllosen feinsinnigen Bemerkungen und Einzelzüge, die er aufzuweisen hat. Wenigstens eine Stelle möchte ich als Beleg dafür anführen, zumal da gerade sie die bewußte Variierung des Grundgedankens der „Wahlverwandtschaften" durch Leitgeb beweist; sie findet sich unmittelbar nach der Schilderung von Mariens Leichenfeier, bei der, wie ich erwähnte, Wolf das Gefühl hat, „vielleicht bin es nur ich allein, der sie verloren hat". „Und trotz allem," sagt er sich mit feinstem Gerechtigkeitsgefühl, „fällt nicht der Schimmer

eines Vorwurfes auf Robert. Er gehört zu den Glücklichen, zu den Einzigen, deren Seele ganz frei davon sein kann. Er hat gewiß niemals, auch nur für einen Augenblick, die Empfindung gehabt, als hätte er ein Unrecht an ihr begangen, oder gar etwas an ihr verbrochen. Es war ja nicht seine Schuld, daß er sie nicht verstanden. Sie waren so verschiedene Menschen, was konnten sie beide dafür? Nein, niemals hat er eine Ahnung gehabt, und niemals wird er sie haben, wie ihr Herz sich an seiner Seite zu Tode hungern mußte. Mußte, — mit der Notwendigkeit der Naturgesetze, die alles regieren, auch die menschlichen Herzen. Wie sie jubeln, wie sie leiden, wie sie einander entgegenschlagen, ist ewiges Gesetz . . . auch wie sie einander entbehren, wie sie verzweifeln und stille stehen. . . ."

Diese Stelle bietet zugleich den besten Einblick in die echt humane, von Engherzigkeit wie von Leichtfertigkeit gleich freie Lebensanschauung, die „Die stumme Mühle" erfüllt, und auf der ein gut Teil von der tiefen Wirkung dieses Romans beruht.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß den Gesamteindruck von Leitgebs menschlich-dichterischer Eigenart, so müssen wir vor allem sagen: er ist, obgleich fern von jeder Eigenbrödelei und Schroffheit, doch zu sehr ein Eigener, als daß er zu irgend einer „Schule" gerechnet werden könnte. Insbesondere gehört er nicht zu den „Modernen" im engeren Sinne und hat keine Beziehungen zu deren wiener Vertretern, obgleich er gelegentlich, wie wir sahen, bewiesen hat, daß er auch den „modernen" Ton beherrscht; er ist zu sehr Weltmann und zu vielseitig angeregt, als daß er zu den „Heimatkünstlern" im engeren Sinne gezählt werden könnte; andererseits ist er in seiner süddeutschen Art durchaus bodenständig, nur daß er entsprechend seiner Heimatgegend auch in Norditalien, vor allem im Venetianischen und Lombardischen, sich von vornherein heimisch fühlt. Dieser innige Zusammenhang mit dem Heimatboden, trotz weiten Blicks und reicher Welterfahrung, kann übrigens bei einem Dichter, bei dem Leben und künstlerisches Schaffen so eng verknüpft sind, gewiß nicht wunder nehmen.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

XVI.

Otto von Leitgeb.

Insofern unter Erlebnissen **Ereignisse** gemeint sind, die für uns selbst Bedeutung erlangt haben und ein bißchen vielleicht auch für andere, habe ich nicht viel erlebt und wüßte kaum etwas zu erzählen. Denn das wirklich Aeußerliche hat niemals Macht über mich besessen, und ich bin mir bewußt, von Kindheit an nur dasjenige **erlebt** zu haben, was ich innerlich verarbeitet habe. Es wird wohl in allen Naturen, in denen sich die nötige Begabung dazugesellt, so sein, daß sie aus dieser Innenwelt wieder einen Weg suchen, der sie mit der äußern verbindet: das ist der Weg der Kunst. Im tiefsten Grunde kann niemand, der auf ihm schreitet, in anderer Weise mitteilen, was er erlebt hat, als durch das, was er zu schaffen strebt. Etwas derartiges habe ich in einer meiner kleinen Novellen einmal ausgesprochen. Gelegentlich hat ein Kritiker die betreffenden Sätze charakteristisch gefunden und hervorgehoben. Vielleicht darf ich darum hier daran erinnern: „Was einem wirklich zustößt, wie oft lebt man das garnicht mit! Aber was man erfindet, sich ausdenkt, aus allen Poren der Phantasie in einen Becher auffängt . . . wie muß man **das** leben, damit es wirklich ist!" Und ein Dichter sagt dort: „Das hab' ich erfunden, und **eben deshalb** erlebt! Dies ist die Quintessenz unserer Kunst . . ."

Geboren wurde ich in einer istrischen Küstenstadt, in einem Hause, das auf das Meer schaut. Meine Kindheit verfloß angesichts des weithinrauschenden Meeres, dessen Eindrücke unverlöschbar und gewiß die tiefsten sind, die ich aus der Natur empfangen habe. Erst als ich mit 19 Jahren auf die Hochschule kam, lernte ich eine andere Landschaft kennen als die Ebene und das Meer, und wie ich mich mit nie befriedigtem Interesse mit diesem vertraut gemacht, wurde ich es dann mit dem Hochgebirge, als leidenschaftlicher Berggänger und Kletterer. Uebrigens war ich in der Kindheit physisch so kümmerlich dran, daß ich von allen meinen Liebhabereien für körperlichen Sport damals nichts verraten konnte. Wie oft hat meine teure Mutter mir erzählt, wie bange den Eltern um mich gewesen! Eine Sorge, die ihnen desto unbegreiflicher war, je mehr man in den Familien beider nur an große, kraftstrotzende Menschenspezies gewöhnt war. Und als ich als grüner Junge dann unheimlich zu wachsen begann, vorerst dünn wie ein Spargeltrieb, vermehrte das bloß ihre Sorge, bis endlich auch ich das Normale der Familientradition erreichte.

Mein Vater war ein ernster, strenger und wohlwollender Mann, von vielseitigen Kenntnissen und gelehrter Vertiefung in den mathematischen Wissenschaften, in dessen Gemüt jedoch seltener Idealismus verborgen war, den ich erst rückblickend ganz erkenne. Er war Offizier, bekleidete verantwortungsvolle Posten, versäumte jedoch nie, mit allen Interessen, die das Geistesleben der Menschheit bewegen, in Fühlung zu bleiben. Meine Mutter war gütig, lebhaft, von beweglicher Phantasie und einer Art rührenden Optimismus, der selbst über die schwersten Schicksalsschläge hinweg immer wieder seine Flügel zu regen strebte. Beide Eltern besaßen feines Kunstgefühl. Dichtung und Musik standen besonders hoch in unserm Hause. Der durchaus deutsche Geist in ihm bildete einen starken Kontrast zu unserer Umgebung, die beinahe ganz italienisch war: Kameradschaften, Dienerschaft, Volksleben, italienisches Klima, italienischer Himmel. Auch gewaltige Ueberreste versunkener Zeiten, deren Schwelle wir betreten konnten, gehörten einem fremden Stamme an: die majestätische Arena; ein Tempel des Augustus; ein wohlerhaltener Triumphbogen des römischen Cäsaren!

Ganz früh regte sich meine Neugierde auf Bücher und meine Lust zum Schreiben. Gelesen habe ich in meiner Jugend sehr viel. Doch habe ich die Modernen und die Litteratur des Auslandes, von der Schullektüre abgesehen, erst spät kennen gelernt, in den Hoch-

schuljahren und als ich meine Kenntnisse im Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen vertiefte. Die Moderne nicht früher, als bis ich selbst Novellen zu schreiben begonnen hatte. Ich erinnere mich noch lebhaft des sonderlichen Gefühles, das es mir bereitete, als ich mich in einem Aufsatze Otto Julius Bierbaums unter den modernen Novellisten einer neuen Richtung aufgeführt fand, denn ich hatte damals, trotz allen lebhaften Wunsches, nicht die leiseste Berührung mit litterarischen Kreisen und kannte nicht einen einzigen meiner Kunstgenossen. Auch als ich dem Drange nach Schaffen zu folgen begann, verdankte ich meinen Eltern das liebevollste Verständnis, das sich niemals eindrängte, nichts hemmte und alles Mühen schützte.

Nachdem ich das Gymnasium absolviert hatte, stand ich, wie es unter solchen Umständen eigentlich kaum anders sein konnte, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen da. Wenigstens schwankte ich lange hin und her zwischen Diplomat, Rechtsanwalt, Forstmann, Verwaltungsbeamter und Soldat. Vorerst entschied ich mich für Jura und besuchte die Universitäten von Wien, Innsbruck und (als Hospitant und auf eine persönliche, liebenswürdige Aufforderung Bluntschlis) Heidelberg. Die Reise dahin und der Aufenthalt in der Neckarstadt vermittelten mir Eindrücke, denen ich einen für mich unermeßlichen Wert beilege. Ich kam zum ersten Male nach Deutschland und lernte wirklich deutsches Land kennen, wo sogar der arbeitende Bauer auf dem Felde mir in meiner Muttersprache Rede stand. Vom heidelberger Schlosse, von den Waldhöhen, die den Fluß begleiten, sieht man hinüber aufs Nibelungen-Land! Worms ist in nächster Nähe, der Spessart, der Odenwald, der Rhein! Ich konnte die alten Schlösser am Neckar besuchen, ich konnte, mit wahrhaft heiligem Schauer, im Dome zu Speier an den Kaisergräbern stehn, Götz von Berlichingens Burg betreten! Ich konnte durch die malerischen Städte, Städtchen und Dörfer der alten deutschen Reichslande wandern, deutsche Kunst, Gemälde, Kultur, die unfaßbare gotische Architektur, ihren ganzen Zauber im Gemüte, mit leibhaftigen Augen sehen. Warm und stark regte sich da das Stammesgefühl in meinem Blute. Mir war, als holte sich mir Herz und Sinn reifende Weihe unter dem Himmel der Heimat meiner Sippe. Erst viel später hatte ich einen gleichen, ich möchte beinahe sagen, leidenschaftlichen Eindruck germanischen Wesens: dies geschah in Skandinavien, beim Aufenthalte unter Dänen, Schweden und Norwegern, wo ich lauter Urtypen germanischen Stammes um mich zu sehen glaubte. —

Meinen belletristischen Anfängen waren natürlich lyrische Versuche vorausgegangen. Der alte Johannes Nordmann hatte, während ich noch auf dem Gymnasium war, Gedichte von mir in seiner Zeitung abgedruckt und mir manches aufmunternde Wort geschrieben. Dann ist es doch anders gekommen. Meine ersten Novellen erschienen, in verschiedenen Journalen verstreut. Daß ich keinen meinen akademischen Studien entsprechenden Beruf wählen könne, wurde mir bald klar. Dennoch überredete ich mich, nach deren Absolvierung zu promovieren, damit ich für das viele schöne Studiengeld doch wenigstens eine Art Quittung heimtrüge.

Mein erstes Buch sind die zwei unter dem Titel „Ausklang" 1896 bei Haessel herausgegebenen Novellen. Der soeben von Fleischel & Co. verlegte Roman „Die stumme Mühle" ist mein siebenter Band.

Ich lebe abwechselnd in Deutschland und in Oesterreich. Im Sommer pflege ich mehrere Wochen hindurch in einem Bauernstübchen in den tiroler Bergen zu hausen. Das ist die Zeit, wo die Tinte in meinem Schreibzeug trocknet und die Hand sich besser auf Bergstock und Pickel verstehen will, als auf die Feder. Doch treibt mich der Herbst wieder an die Arbeit, der ich in der Stille jener großen Natur obliege, bis mich die Kälte verjagt, die manchmal nur zu bald das hochgelegene Thal winterlich werden läßt. Dann komme ich nach Deutschland; manchmal führt mich mein Weg auch weiter, in Städte, die ich liebgewonnen, zu Menschen, nach deren Umgang mich verlangt, in deutsche und ausländische Kunststädte, in die Centren der Kultur, wo wir immer wieder nach Bewegung, Fülle und Neuheit ausschauen, deren Mitempfinden uns unserm Volke anschließt und dem Heergange der strebenden Menschheit.

Bei diesen Gelegenheiten habe ich viele bedeutende Menschen kennen gelernt, Bekanntschaften, Freundschaften geschlossen, deren Bestand mich in lebendiger Weise mit den Kunstströmungen unserer Zeit verbindet und mir immer wieder aus meiner sonstigen Einsamkeit heraus Anschluß gewährt. Im Winter ziehe ich wieder südwärts. Denn den italienischen Himmel, vielleicht auch die langgewohnte Art des Lebens dort unten und vor allem die Nähe des Meeres kann ich nicht missen. So bin ich in Görz heimisch geblieben, wohin ich, neun Jahre alt, gekommen, wo die Gräber meiner Eltern liegen und die Erinnerungsschätze der Jugend verstreut sind durch das Ländchen, dessen Kastell einst die Residenz seiner deutschen Herren gewesen. Von seiner Bastion aus erkennt man den bläulichen Silberhorizont des Meeres und, weit unten in der stimmungs- und rätselvollen Felderebene des Küstensaumes, den tausendjährigen Turm des römischen Aquileja; im Norden bilden die Ausläufer der Alpen einen weiten Bogen, im Schnee glitzernd, ein gewaltiges Diadem am Haupte der Natur. Dort Felsen, Nadelwald, Bergströme; der schönste von ihnen, der märchenfarbige Isonzo, fließt an der Stadt vorüber und nahe bei dem sagenhaften Timavus ins Meer, dessen Fluten die Argonauten nach mühseliger Landreise ihr Fahrzeug wieder anvertraut. Wein und Mais gedeihen im Lande; Feigen- und Olivenbäume sind heimisch, Palmen und Lorbeer zieren unsere Gärten. Schon vor Jahrhunderten war das Land ein Gebiet bedeutungsvoller Kolonisation durch deutsche Einwanderer. Zahlreiche deutsche Ritterburgen stehen heute noch im Friaul; unter den Adelsgeschlechtern tragen viele so urdeutsche Namen, daß sie sich nicht ganz entstellen ließen. So floß schon vor langer Zeit deutsche und romanische Kultur hier zusammen, und so ist es geblieben. In Görz verlebe ich die Zeit der strengsten Arbeit, die nichts unterbricht, als gelegentliche Studienwanderungen, Schlendertage an der Küste, in der Inselwelt der Lagune, ab und zu eine kleine Reise hinüber nach Italien, dessen Schwelle ich binnen wenigen

Minuten erreichen kann. Ich mag ja ein bißchen allzu wanderlustig sein, wie ich oft zu hören bekomme, oder gar „zigeunerhaft". Vielleicht gehört deshalb auch noch die Angabe hierher, daß es mir an der süßesten Fessel gebricht. Denn schließlich ist es dementgegen doch nur armselig bestellt um die Freizügigkeit des Junggesellen!

Proben und Stücke.

Wie Ferdinand Raimund starb.

Persönliche Erinnerungen von **Hermann Rollett** (Baden)*).

Vom unglücklichen und unvergeßlichen Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund wurde erzählt, daß er „ohne Kopf" begraben worden sei. In der That sank er, nachdem ihm die Schädeldecke abgenommen worden, ins Grab. Die Geschichte erregte damals vieles Aufsehen. Falsche und boshafte Gerüchte waren in Umlauf. Die Wahrheit zu erforschen, bemühte sich niemand. Nach den Aufzeichnungen meines verewigten, von einer Seite sogar als „Leichenräuber" bezeichneten Vaters und nach meinen eigenen Erinnerungen bin ich in der Lage, mit einer kurzen authentischen Darstellung des ganzen düsteren Ereignisses dieses Selbstmordes und des thatsächlich sich daran Knüpfenden in die Oeffentlichkeit zu treten, in der Ueberzeugung, daß dieselbe alle Freunde Raimunds und alle Freunde der Wahrheit gewiß interessieren wird. Zugleich wird aber auch ein Streiflicht über die vormärzlichen Zustände in Bezug auf die Stellung der damaligen Behörden zur Wissenschaft u. s. w. geworfen.

Raimund reiste gegen Ende August 1836 auf seine ländliche Besitzung bei Gutenstein, wo ihm sein Haushund zufällig an der linken Hand unbedeutend die Haut ritzte. Bald danach begab er sich mit seiner Freundin Antonie Wagner nach Mariazell, wo er einen Freund, den wiener Kaufmann Michael Neumayer, fand, in dessen Gesellschaft er die Rückreise nach Wien machen wollte. Sie blieben zusammen vom 28. auf den 29. August über Nacht in Lilienfeld und fuhren am 30. vormittags nach Pottenstein. Daselbst im „Hirschen"-Wirtshause angelangt, trennten sie sich. Neumayer fuhr nach Baden, Raimund aber von Pottenstein wieder zurück nach seinem Landhause bei Gutenstein, um nach dem Hunde zu sehen, welcher ihn gebissen hatte. Daselbst angelangt, fand Raimund den Hund erschlagen und bereits verscharrt, und es wurde ihm bedeutet, daß der dortige Hirt den Hund für tollwütig gehalten habe.

Dies setzte den unglücklichen Raimund in die bangste Besorgnis. Allsogleich kehrte er nach Pottenstein zurück und bestellte sich einen Wagen, um am 31. August, morgens um 5 Uhr, nach Wien zu fahren. Eine außerordentliche Aengstlichkeit vor einem möglichen Ausbruch der Wasserscheu ließ den Armen die ganze Nacht nicht ruhen. Morgens 4 Uhr stand er auf, öffnete die Fenster und klagte laut über ein ungewöhnliches Gefühl von Hitze, Angst und banger Furcht, das er nie empfunden habe. Seine Freundin, dadurch in Schrecken gesetzt, suchte ihn zu trösten, und sie nahm ein Glas, um ihm frisches Wasser zu bringen. Als sie aber, zurückkommend, in die Stube trat, sah sie Raimund, der sich inzwischen aufs Bett gesetzt hatte, sein Handterzerol nach dem Munde führen und einen Schuß abfeuern, worauf der Bejammernswerte lautlos zurücksank. Bestürzt lief sie zum offenen Fenster und zur Thüre und schrie um Hilfe. Der Wirt Schönbichler eilte herbei, sah den das Terzerol in der rechten Hand haltenden Raimund blutig auf dem Bette liegen, packte ihn und rief, ihn rüttelnd: „Raimund, was haben Sie gethan —?" Darauf setzte sich Raimund auf, schaute den Wirt groß an, rief mehrmals: „Ach Gott!" und andere undeutliche Worte aus und fiel wieder aufs Bett zurück — — —

Der Wirt brachte sogleich den im Wirtshause wohnenden Dr. Holzer herbei und schickte auch um den Ortswundarzt Kaibel. Beide Aerzte untersuchten den ausgestreckt Daliegenden, fanden den rechten Arm und Fuß gelähmt und trachteten vor allem, das gegen den Unterleib zu festgehaltene Terzerol von der gelähmten Hand loszulösen. Aus Nase und Mund floß Blut. Die Aerzte reinigten das Gesicht vom Blute und fanden, daß die Kugel hinter den Schneidezähnen durch die Mitte des harten Gaumens in den Kopf gedrungen war. Raimund machte mit der linken Hand automatische Bewegungen nach dem Kopfe und zeigte mit derselben auch an, daß er schreiben wolle. Sogleich gab man ihm eine Feder in die linke Hand und legte das nächste Stückchen Papier darunter. In schiefer Linie, von der linken zur rechten Seite herab, aber ganz deutlich, schrieb er die von gebrochenem Mut zeugenden Worte: „Gott anbeten."

Die beiden Aerzte verordneten kalte Umschläge auf den Kopf, erwarteten aber übrigens nichts anderes als das baldige Hinscheiden des tödtich Getroffenen.

Die Freundin Raimunds sendete gleich darauf einen Wagen zu meinem Vater nach Baden, wo dieser als weit und breit rühmlichst bekannter Arzt seit dem Anfang des Jahrhunderts (1778 geb.) wirkte, und erbat sich schriftlich dessen Kommen mit dem Bedeuten, daß der Zustand Raimunds äußerst gefährlich sei.

Mein Vater folgte so schnell als möglich der Aufforderung, und bereits mittags war er an Ort und Stelle. Er nahm mich, der ich damals 17 Jahre zählte und zum Arzt bestimmt war, mit.

Als wir in die Stube des Kranken traten, lag Raimund ausgestreckt im Bett, die Augen waren geschlossen, die Augenlider vom sugillierten Blut schwarzblau, aufgeschwollen. Aus beiden Nasenlöchern floß Blut, welches Raimund mit seiner linken Hand immer wegzuwischen suchte. Dabei atmete er röchelnd, hatte einen kleinen Puls, und die Haut war kalt. Die rechte Seite war lahm. Sprechen konnte er nichts, doch er hörte alles mit vollem Bewußtsein und machte auf Verlangen den Mund zur Untersuchung auf. Mein Vater nahm sofort die nötige ärztliche Hilfe vor, prognostizierte aber den baldigen Tod.

Als mein Vater auf neues Verlangen tags darauf, nachmittags, wieder nach Pottenstein kam, fanden wir (ich war wieder mitgefahren) erstaunlicherweise den Armen nicht nur noch am Leben, sondern sogar noch bei vollem Bewußtsein. Beim Hintreten meines Vaters ans Bett schlug Raimund die Augen auf (die Geschwulst war durch die kalten Umschläge ganz ausgeglichen), schaute ihn mehrmals mit bedeutendem Blick an, konnte aber kein Wort sprechen. Auf Befragen um sein Befinden zeigte er mit den Fingern der linken Hand in den Mund, machte ihn auf Wunsch gehörig auf, ließ sich ruhig untersuchen und recht gern einen noch vorhandenen störenden Knochensplitter wegnehmen. Die Ordination blieb mit wenig Abänderung dieselbe. Meinem Vater drückte Raimund darauf mit dankendem Blicke die Hand.

Obwohl die Anwesenden, besonders Raimunds Freundin, Antonie Wagner, alle Hoffnungen auf Wiedergenesung hatten, so mußte mein Vater leider bei seiner ersten traurigen Prognose bleiben.

Ich erinnere mich noch lebhaft, daß ich mich von dem schwer Leidenden — den ich auf der Bühne in allen seinen Werken, stets tief ergriffen von seinem

*) Aus dem Bande: „Begegnungen". Erinnerungsblätter von Hermann Rollett. Wien, L. Rosners Verlag (C. W. Stern). 212 S. gr. 8°.

eigentümlichen, in dieser Art wohl nie wiederkehrenden Gemütston, gesehen hatte — fast nicht trennen konnte, und daß er auch mich aufmerksam mit einem unbeschreiblichen Blick angeschaut, als ich, schon im Weggehen, nochmal an sein Lager getreten war.

Ich und mein Vater sahen nun Raimund lebend nicht mehr. Raimund wurde nämlich, nachdem wir ihn verlassen, von Tag zu Tag schwächer, bis ihn endlich am 5. September um 3/4 4 Uhr nachmittags der Tod von seinen qualvollen physischen und moralischen Leiden befreite.

Auf schriftliches Ansuchen des Landgerichts-Verwalters Glaser in Gainfarn fuhr mein Vater am 6. September nachmittags nach Pottenstein, um daselbst als Landgerichtsarzt die Obduktion der Leiche vorzunehmen. Auch ich befand mich mit dem Instrumenten-Kästchen in dem Wagen.

Im Beisein des Landgerichts-Verwalters, des Aktuars, des Dr. Holzer und Wundarztes Kaibel wurde die Obduktion vorgenommen und ein ausführlicher Bericht darüber verfaßt.

Es würde zu weit führen, wollte ich alles hier wiedergeben, was in diesem mir vorliegenden Berichte enthalten ist. Einiges jedoch ist von besonderem Interesse.

Nach Entblößung des Schädels fand sich am vorderen oberen Rande des linken Seitenwandbeines, nahe an dem Zacken der Kranznaht, ein vier Linien im Umfange großer schwarzblauer Fleck. Nach Abnahme der sehr festen Hirnschale zeigte sich innen an der Stelle des dunklen Fleckes, wo die Hirnhaut sehr schwer abzulösen war, ein bis an die äußere Knochentafel reichendes, bei fünf Linien im Umfange messendes splittriges, fast rundes Loch im erwähnten Seitenwandbein. An demselben Seitenwandbein fanden sich, einige Linien dahinter, an der Pfeilnaht ein fingerbreiter natürlicher Eindruck (Knochenvertiefung) und zwei bis an die äußere Tafel reichende kleine runde Löcher. Die feste Hirnhaut bildete an der Stelle der splittrigen Verletzung des Seitenwandbeines eine offene Wulst von der Größe einer halben Haselnuß, worin kleine Knochensplitter sich fanden. Uebrigens lag auf der obersten Hirnhaut kein Extravasat. — Nach Zurücklegung der festen Hirnhaut zeigte sich, daß alle sichtbaren Gefäße des Gehirns von Blut strotzten. Gerade unter der angeführten offenen Wulst der festen Hirnhaut fand sich durch den vorderen Teil des hinteren Lappens des großen Gehirns ein Loch, worein man bequem einen Finger stecken und in der Tiefe die bleierne Kugel fühlen konnte. Nach Herausnahme derselben, die auf einer Seite ganz rauh war, konnte man durch diesen Schußkanal bis auf die unteren Schädelknochen fühlen. Weiter war im Innern des Gehirns nichts Abnormes zu finden. Am Grunde des Schädels fand sich links bei drei Unzen extravasiertes geronnenes Blut. — Nach Wegnahme des Gehirns fand sich das unregelmäßig runde Schußloch gerade in der Mitte, drei Linien hinter dem Siebbeinstachel und zwei Linien vor dem Sattelhöcker, wodurch der hintere Teil der senkrechten Platte des Siebbeins, der Schnabel und die Hörner des Keilbeins und der mittlere Teil des Stirnbeins an beiden Seiten zerschmettert waren. — Bei dem senkrecht gemachten Durchschnitt der Schädel- und Gesichtsknochen fand sich, daß der drei Linien hinter den oberen Schneidezähnen in der Mitte des Gaumens beigebrachte Schuß mit einer Oeffnung von dreiviertel Zoll bei seinem Gange in die Schädelhöhle folgende Teile zertrümmert hatte: die beiden Oberkieferbeine, das Pflugscharbein, die Nasenmuscheln; auch das Sieb- und Keilbein waren zum großen Teil zerstört. Von allen diesen Knochenteilen lagen unzählige Splitter und Trümmer in dem gangränösen Schußkanale, daher kam es auch, daß man bei dem noch Lebenden mit dem Finger ganz bequem durch den Schußkanal des Gaumens bis an das Siebbein und in die hygmorischen Schleimhöhlen des Oberkiefers fühlen konnte, ohne die ins Gehirn gedrungene und dort liegen gebliebene Kugel zu finden.

Die Zähne standen fest, die Zunge und der hintere Gaumen waren unverletzt, daher auch das Schlucken und das Sprechen von Worten unmittelbar nach der Verwundung noch möglich war. Aus dem Gang der letzteren ist auch das unmöglich Scheinende zu erklären, daß (weil kein edler Teil des Gehirns verletzt war) der Unglückliche nicht nur sieben Tage leben, sondern auch sechs Tage bei fast vollem Bewußtsein bleiben, die Augen öffnen, sehen und, wie erwähnt, etwas sprechen und schreiben konnte.

Während der Obduktion hatte mein Vater mir den Auftrag gegeben, die abgesägte Schädeldecke etwas zu reinigen und, in Papier eingepackt, für ihn mit nach Hause zu nehmen, worüber auch im Obduktionsberichte wörtlich enthalten ist: „Der mitgefertigte Landgerichts-Wundarzt hat die Schädeldecke zur genauen Beschreibung des Obduktionsberichtes zu sich genommen und für seine reichhaltige Sammlung von Präparaten bestimmt."

Zu Hause angekommen, formte sich mein Vater die mitgenommene Schädeldecke in Gips ab und fand sie phrenologisch äußerst interessant. Er notierte sich darüber folgendes: „Nicht bald sah ich einen Schädel, an welchem mehrere Organe — nach Gall (der meinem Vater 1825 von Paris aus seine in Wien zurückgebliebenen vielen Schädel und Gipsbüsten für dessen Museum überlassen hatte) — entwickelter, ja sogar in beträchtlichen Erhöhungen, sich vorfanden. Das Organ der Einbildung, Nachahmung, Vergleichung, Ursächlichkeit, Umhersehung, Liebe zu Ereignissen, Beständigkeit und der Hoffnung fanden sich mehr oder weniger entwickelt." —

Am 8. September frühmorgens kamen zwei Herren (Herr Ignaz Wagner — der Bruder der Freundin Raimunds — und der Doktorand der Chirurgie Herr Schilling) zu meinem Vater in dessen Wohnung und forderten in gröblicher Weise die Schädeldecke zurück, mit dem Vorgeben, daß letztere mit dem Leichnam begraben werden solle, und mit dem Bedeuten, daß bei einer Weigerung eine Anklage eingeleitet werden würde. Mein Vater folgte diesen ihm ganz unbekannten Leuten natürlich das seltene Objekt nicht aus.

Raimunds Leiche wurde inzwischen von Pottenstein nach Gutenstein zur Beerdigung abgeführt, woselbst am 8. September das feierliche Leichenbegängnis stattfand. (Der Nachlaß Raimunds soll bei 60 000 fl. K.-M. betragen haben. Sein 1834 in München verfaßtes Testament setzte seine Freundin Antonia Wagner zur Universal-Erbin ein und bestimmte für seine von ihm getrennt lebende Gattin und einige andere Personen bloß kleine Legate.)

Am 13. September 1836 erhielt die Herrschaft Gutenbrunn bei Baden vom k. k. Kreisamte V. U. W. W. den Auftrag, den als Kläger gegen meinen Vater (in mehr als tendenziöser Weise) aufgetretenen Josef Ritter v. Chatarin, Sekretär des leopoldstädter Theaters (!), „durch allsogleiche, nötigenfalls sogar zwangsweise Verhaltung zur Rückstellung des fraglichen Objektes klaglos zu stellen".

Mein Vater, der über die ganze Sache gar nicht einmal vernommen worden war, verweigerte dem mit der Forderung auftretenden Herrschaftsverwalter durchaus die Herausgabe der Schädeldecke und gab zu Protokoll, daß die Klage verleumderisch, falsch und höchst beleidigend sei, und daß er es für nötig erachte, eine hohe Stelle über die Wahrheit in dieser Angelegenheit vollständig aufzuklären.

Von den Ausführungen meines Vaters seien hier nur kurz die Punkte erwähnt, daß er nicht zur Obduktion bloß „zugelassen", sondern als Landgerichtsarzt amtlich dazu aufgefordert worden sei; daß er die Schädeldecke sich nicht „heimlicherweise zugeeignet", sondern daß er selbe vor aller Augen mit sich genommen habe; ferner daß der Obduktionsarzt — besonders bei Selbstmördern — immer das Recht gehabt habe, interessante Objekte zur wissenschaftlichen Verwendung mitzunehmen; ferner daß kein berechtigter Verwandter vorhanden sei und überhaupt niemand Einsprache an Ort und Stelle erhoben

habe; endlich daß er am selben 8. September, an welchem er die Herausgabe an insultierende Fremde verweigerte, zum Landgerichts-Verwalter gefahren sei, um ihm (der ärgerlichen Sache ein Ende zu machen) die Schädeldecke zu seiner Verfügung zu stellen, daß derselbe jedoch das Objekt durchaus nicht annehmen wollte, mit dem Bemerken, das interessante Präparat sei in meines Vaters Sammlung am besten aufbewahrt, und überhaupt werde mittlerweile bereits das Leichenbegängnis stattgefunden haben. Zum Schluß war beigefügt: „Das Objekt steht dem Kreisamte, wenn ich nach Beherzigung dieser gegebenen Aufklärung kein Recht auf dessen Besitz haben sollte, zur Verfügung bereit, nur bitte ich, dem Herrn Kläger seine Verleumdung u. s. w. strenge zu verweisen."

Darauf erhielt mein Vater am 15. Oktober 1836 durch die Herrschaft Gutenbrunn die Bekanntmachung eines kreisamtlichen Dekrets, in dem die Herrschaft angewiesen wird, die fragliche Schädeldecke zurückzuverlangen, indem das Kreisamt gesonnen sei, selbe „der Direktion des allgemeinen Krankenhauses in Wien zur Aufnahme in das daselbst befindliche pathologische Museum abzutreten".

Da mein vielbeschäftigter Vater die Umständlichkeiten eines Rekurses vermeiden wollte und ihm die ganze Angelegenheit schon sehr lästig war, so sandte er die Schädeldecke, mit einem Protest gegen das ganze Verfahren, an die Behörde zur Uebergabe an „die Direktion des allgemeinen Krankenhauses" (wo er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Assistent des damaligen Primararztes Dr. Sartory und Schüler des berühmten Peter Frank gewesen) unverweilt ein.

Am 11. November erhielt mein Vater darauf den kreisämtlichen Bescheid: Das Kreisamt übergebe die Schädeldecke gleichzeitig den „Bevollmächtigten der Erbin" zur weiteren Verfügung!!

Ein schönes Exempel vormärzlichen Vorgehens der Behörden!

Und die merkwürdige Schädeldecke ist auch wirklich nicht an das bezeichnete Institut abgegeben worden.

Wenigstens versicherte mir der Verfasser des Romanes „Ferdinand Raimund", Adolf Bäuerle, der in letzterem (nach einer unrichtigen Mitteilung der „Allg. Ztg." vom Jahre 1836) die Sache so dargestellt hatte, als läge Raimund infolge eines „Leichenraubes" ganz ohne Kopf im Grab, — welche arge Verunstaltung des Thatsächlichen ich in der Theaterzeitung berichtigte —, wenigstens versicherte mir Bäuerle, daß er nachträglich gehört habe, die Schädeldecke sei damals in wagnerschem Besitz gewesen. —

Wo mag die interessante, von so sonderlichem Schicksal getroffene Knochenschale, die das wunderbare, von den eigentümlichsten Gedankenströmen durchzuckte Hirn des hochbedeutenden Volksdichters Oesterreichs umschloß, wo mag die heilige Gedankenschale Raimunds, die ich mit ernstem Sinnen einst in meinen Händen trug, wohl gegenwärtig sein?

* *

So schrieb ich damals, 1872 (im wiener Journal „Presse"). Jetzt (1886 am 50jährigen Gedenktage seines Todes) weiß ich, daß die Schädeldecke Raimunds nicht nur wirklich an die Antonia Wagner ausgefolgt worden war, sondern daß diese so sehr umstrittene, wehmütig-interessante Knochenreliquie des genialen dramatischen Gestalters, nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der letzteren, — mit allerlei Gerümpel (!) zum Trödler gewandert wäre (!!), wenn dieses Schicksal nicht durch die im letzten Augenblick stattgefundene Erwerbung für den wiener Stadtgemeinde-Bibliotheks- und Museums-Direktor Dr. Glossy (1903) entsprechende Abwendung erfahren hätte, der also Raimunds Schädeldecke gegenwärtig besitzen soll. (Ob diese, aus zweiter Hand in den jetzigen Besitz gekommene Schädeldecke wirklich die mir wohlbekannte des armen Raimund ist, konnte ich bis jetzt nicht konstatieren, da mir — trotz wiederholter Versuche, dieselbe zu sehen — dies nicht gelang.)

Der Gipsabguß aus dem Jahre 1836 befindet sich heute noch im Museum meines 1842 verstorbenen Vaters, das (seit 1867) — durch Schenkung —, als „Städtisches Rollett-Museum", Eigentum der Stadtgemeinde Baden bei Wien ist.

Der lebendig sprechende Kopf Raimunds ist uns durch Kriehubers Hand in einer seiner vortrefflichsten Steinzeichnungen erhalten.

Ein Frühlingstag.

Von Otto von Leitgeb (Görz)*).

Es mußten irgendwo schon Frühlingsblumen erwacht sein. Wolf ging auf die Suche, fand richtig welche und brachte sie Marie. Auch den ersten Fink hatte er im Gebüsche schlagen gehört und wahrhaftig die erste Schwalbe gesehen!

Und was für ein Frühlingsmorgen nun einmal! Was für ein Tag mußte es werden! Ueber Nacht schienen der Erde alle die zartesten Wunder beschert, damit kein einziges Herz mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß die gute Zeit gekommen war.

Davon erzählte ihr Wolf, und dann kamen sie überein; eine ganz weite Reise wollten sie heute mit dem Fahrsessel machen, eine schöne, lange Fahrt. Sie unterhielten sich, förmlich einen Reiseplan zusammenzustellen. Den ganzen Nachmittag wollten sie die Herrlichkeit genießen. Vielleicht sahen sie eine Schwalbe wieder, vielleicht konnte Marie selbst Blumen entdecken, vielleicht hörten sie einen Kuckuck rufen!

Gleich nach ihrem frühzeitigen Mahle brachen sie auf. Wolf wollte sie bis an den Fluß hinunterführen. Oder sogar bis zur Mühle. Möchte es sie unterhalten, zur Mühle zu fahren? Nein, dahin wollte sie nicht. Dort wäre es doch zu feucht und zu schattig. Aber bis zum Flusse, wenn es ihm nicht zu viel scheine. — Warum sollten sie nicht so weit kommen? Der Tag war unendlich ruhig und süß und still; voll Frieden lag er da, voller Sehnsucht, voll versöhnlicher, glücklicher Stimmung. Und sie fuhren durch die blaßgrüne Heide und an den Sträuchern vorbei, deren lange Ruten mit Kätzchenblüten geschmückt waren. Eine Vogelstimme klang von irgendwo herüber.

War es vielleicht ein Frühlingstag, so wie er sie meinte?

Auch dieses Wortes erinnerte sie sich? Ja, ja! Vielleicht war es wahrhaftig solch ein Frühlingstag. —

Es war so warm, daß sie die Decke von den Knieen fortschob. Und mit leuchtenden Augen sah sie um sich.

Auf einmal erinnerte auch er sich an etwas. Sie trug ein weißliches Lodenkleid und ihre blaue Jacke, und er sagte: „Heute sind Sie ganz genau so gekleidet, wie an dem Tage, wo ich Sie zuerst hier gesehen. Ich sah Ihr helles Kleid von weitem, als Sie auf dem Mühlenwege herankamen —"

Aber sie unterbrach ihn, denn sie klatschte in die Hände vor Freude, weil da, am Wege, ein ganzes Sträußchen von hellgelben Primeln stand, strotzend von jungem Leben. Wolf schob sie so nahe heran, daß sie selbst die Blumen pflücken konnte, ohne sich zu erheben. Sie that es so vorsichtig, als wären sie aus dem zartesten Gespinste, betrachtete sie wie etwas Wunderbares, legte sie in ihren Schoß und blieb eine ganze Weile stumm, als hätte es sie förmlich ergriffen, daß sie das Glück gehabt, diesen Blumen zu begegnen.

„Wirklich habe ich selbst sie gepflückt —!"

Dann hielt sie beide Hände um die kleinen Blüten, ohne sie zu berühren, bloß um sie zu schützen; so kostbar schienen sie ihr.

*) Aus dem Roman: „Die stumme Mühle". Berlin, Egon Fleischel & Co. 381 S. Preis M. 5.—, geb. M. 6,50. (Vgl. oben Sp. 308 ff.)

Endlich kamen sie an den Fluß. So weit kamen sie. Und es war seltsam, den Fluß wiederzusehen, sein Rauschen zu hören; so seltsam, als wäre es eine lange, lange Zeit, seit sie die Mühle verlassen. Als ob sie seither so vieles erlebt hätte, daß man die Kürze der Tage nicht begreifen konnte. Und doch war es vielleicht nichts, fast gar nichts. Was liegt bloß manchmal in wenigen Tagen, daß man meinen sollte, es sei ein ganz großes, bedeutsames Stück von unserem Leben? — Aber das Große, Bedeutsame, das liegt tief verborgen in deinem Herzen; du selber kannst keine Worte dafür finden. Vielleicht führt dein Herz auch eine andere Sprache, die du noch nicht verstehst; du horchst erst ihren Klängen, gespannt an deiner ganzen Seele. —

„Nun möchte ich ein wenig ruhen," sagte sie, als ob die Fahrt durch diese weiche, verträumte Luft sie ermüdet hätte. Er schob sie noch auf einen kleinen, von dichtem Rasen bedeckten Vorsprung hinaus. Dort blieben sie stehen.

„Sehen Sie, ich weiß jetzt," sagte er nach einer Pause ruhig, „ich weiß, daß wir dies alles ähnlich fühlen und denken, und daß Tausende und Tausende von Menschen an einem seligen Frühlingstag hier an unserer Stelle ebenso beisammen sein könnten, — vielleicht liegt sie auf ihrem gemeinsamen Wege, — und dennoch würden sie nicht den leisesten Eindruck mit einander zu teilen wissen. Wir aber thun es —"

Er hatte seine Hände rückwärts auf dem Sessel liegen lassen, und er fühlte ihren Kopf daran lehnen. Er fühlte die Weichheit ihres Haares an seinen Fingern. Es gab ihm eine Empfindung, fast als hielte er ihren Kopf zwischen seinen Händen. Dann hätte er seinen Fingern die zusammenströmende, der Zärtlichkeit volle Bewegung mitteilen wollen, in der er sich befand.

Marie sagte nach einer Pause: „Wir thun es —"

Diese Worte fielen wie eine leuchtende Lichtgarbe auf eine stille Welt, die er durch sein Herz hindurchziehen fühlte. Und ihre Stimme hatte so ruhig geklungen, wie früher die seine.

„Aber wenn wir es thun," fuhr er fort, „so geschieht es eben bloß, weil wir uns verstehen. Einmal habe ich Ihnen gesagt, was eine Frau nur uns geben, was nur sie von uns zu erfassen vermag. Es kehrt dann also jener Augenblick in Ihnen wieder . . . Das ist etwas, was die Menschen für Schönheit und Glück halten. So bezeichnen wir es. Und wir haben recht. — Ich empfinde ganz klar, wie gut Sie mich kennen . . . Es war manche dunkle Verzweiflung in meinem Herzen, zähfließende, stockende Verzweiflung. Seit wir uns kennen, löst sie sich. Ich fühle es, in köstlichen Augenblicken dieses meines Lebens, und es ist ein Gefühl voll Befreiung. Es hat mir etwas Gutes und Starkes ins Herz gegeben —"

Sie machte eine leise Bewegung mit dem Kopfe und entgegnete:

„Menschen geben sich immer etwas, wenn sie so denken. Ich habe also Ihre Auffassung verstanden. Ich habe ja auch empfunden, daß mir Ihre Freundschaft wie eine Hilfe, vielleicht wie eine Stütze geworden. Können Sie mich verstehen, Wolf, ohne daß Sie etwa glauben, daß die geringste Klage in mir tönt? — Wie schön ist es, wenn man einem Menschen in Freundschaft so etwas sagen kann!"

Ein Heer von beteuernden Worten wollte sich aus seinem Herzen ergießen. All das Gute und Starke, das er in ihm errungen, erobert, in Schmerzen erkämpft hatte, schien zu lebendigem Dasein emporgewachsen. Er dachte: es würde nichts als die heilige Wahrheit sein, was ich dir gestehen müßte, damit meine Seele nicht verdurstet. Vielleicht auch die deine —?! — Und die Wahrheit ist so groß und rein, daß kein Makel, kein einziges Fleckchen der Schuld an ihrem Gewande haftet. Ich bin überwältigt, ich bin fast willenlos in meinem grenzenlosen Glauben, daß sie immer eine Erlöserin ist, und daß sie allein unser Leben zu schlichten vermag. — Wir beide stehen uns so nahe —! Wir brauchten nichts mehr, als den Mut zur Wahrheit, damit sich unsere Hände berühren, wie unsere Herzen sich längst berührt haben. Dann sind wir befreite Wesen. Dann können wir frohe Menschen sein. Denn alles besiegt die Wahrheit —

Aber er zögerte, das Wort zu sagen. Er überlegte es noch. Es war der Augenblick noch nicht, in dem wie auf höheres Geheiß, wie ohne Wahl und Vorbedacht, die letzten Fesseln an unserer Seele sich sprengen, daß wir meinen, frei stehe sie nun da, fast wie ein Gott, der fremdes Joch von sich geschleudert — —

Marie unterbrach das Schweigen.

„Wollen Sie mich weiter bringen? Ist es Ihnen recht, wenn wir langsam zurückkehren?"

Er nickte, wandte den Rollstuhl, und sie fuhren zurück gegen den Hof, und nun plauderten sie von gleichgültigen Dingen. Aber Wolf fühlte, als geschähe es bloß, weil ihre Herzen Muße verlangten, alles nachzufühlen und zu verarbeiten, was in ihren Worten gelegen war. Er that es. Er dachte im Grunde an nichts, als an ein Wort der Erlösung, das groß, selig, merkwürdig sein müßte. Aber vielleicht würde das Herz dann ratlos nach Hunderten verlangen und immer glauben, es sei noch nicht das echteste, noch nicht das tiefste, noch nicht das wahrste.

Langsam war der Nachmittag über den Himmel gewachsen. Und da Wolf ihren Weg verlängerte und verzögerte, wie es nur anging, stand die Sonne des kurzen Tages schon tief, als sie heimkehrten. Sie fuhren über den Hof, und im Wohnzimmer wendete er den Stuhl so, daß Marie ins Freie zu sehen vermochte.

Sie legte ihren Hut ab, nahm die Blümchen aus ihrem Schoße, betrachtete sie wieder und ließ dann die Hand sinken, in der sie sie emporgehalten. Die weiche, zehrende Frühlingsluft, das Licht und auch die Weite draußen hatten sie müde gemacht. Sie lehnte sich zurück, ließ ihren Kopf träumend ruhen und blickte auf den Himmel hinaus.

„Wie wird der arme Robert seine Zeit herumbringen?"

„Ich will nach ihm sehen!" sagte Wolf.

Oben im Zimmer fand er Klara. Robert diktierte ihr einige Briefe und war guter Laune. —

Es schoben sich graublaue Wölkchen, dunkel und feuchtschmiegsam über den Himmel. Draußen im Garten zwitscherten noch ein paar Vögel. Ein lindes Lüftchen erhob sich und neigte die zaggrünenden Baumreiser spielend gegeneinander. Ein paar Schwalben kreisten schreiend um das Haus. Die zögernde Tageshelle draußen, das fortrückende Licht an den Zimmerwänden, die langsam sich neigende Dämmerung, — das alles spann eine träumerische, fast elegische Stimmung zusammen.

„Nun haben wir einen Frühlingstag erlebt, wie Sie ihn meinen," sagte Marie.

„Eben denke ich an ein altes Gedicht," sagte er. „Es hat die Stimmung dieses Abends. Sie kennen es gewiß: ‚Du schöner Frühlingsabend' —"

Sie machte eine fast abwehrende Bewegung mit der Hand.

„O, freilich kenne ich es! Ich liebte es in meinen Mädchenjahren. Aber es hat mich immer traurig gestimmt, so einfach es ist —"

„So einfach," sagte Wolf, „und wie schwingt dennoch unser Herz mit. Erinnern Sie sich, wie die andere Strophe lautet —

> Ich möcht' ein Lied ersinnen,
> Das diesem Abend gleich',
> Und kann den Ton nicht finden,
> So dunkel, mild und weich —"

Sie schwiegen.

Und dieses verdämmernde Licht, draußen der zu Träumen verblassende Himmel, die leise rufenden Vogelstimmen, das Gedicht, Maries Anblick, der Klang ihrer Stimme, der Klang seiner eigenen, — alles verwob und verstrickte sich zu einem seltsamen Geiste dieser Stunde. Er überwältigte Wolf, der sein Herz zum Ueberströmen

gefüllt in der Brust trug. Seine Seele irrte nach einem Auswege . . . Aber kein Leid, keine Schuld, keine Täuschung zeugt die heilige Wahrheit. Einzig sie. — Dann bist du befreit, gefeit, gestählt, gereift zu allem Wandel deines Lebens, unsäglich übervolles Herz! Dann kommet, Prüfungen, Einsamkeit, Entsagen auch! Du bist gut geworden und stark zu allem; dein Panzer ist gehärtet in der Flamme heiligen Feuers . . . . .

„Lassen Sie, daß ich Ihnen spreche, Marie! Hören Sie mich —!“

Jetzt fand er alle die Worte, die ihm gehorchen sollten. Er fand alles auszusprechen. Er mußte ihr sagen, was sie ihm geworden. Und alle seine Worte kamen aus dem Herzen, bereit zum Leben, aber auch bereit wie der letzte Siegesruf eines fallenden Kämpfers zu sterben. — Je länger er sprach, desto leichter und natürlicher schien ihm, was er ihr gestand, desto ruhiger wurde seine Stimme. Sein Dasein ist erst jetzt voller geworden und bewußter; erst jetzt will es reifen. Hoffnungen, Wünsche und Zuversicht sichtet er wieder, und alles hat er bloß ihr zu verdanken. — Ihr und dem Leben, dessen Beschluß es gewesen, sie zusammenzuführen. Im unüberwundenen Reiche des Schicksals besiehlt das Leben die hehrsten, die ergreifendsten Schauspiele. Es führt die Menschen zusammen, es drängt ihre Schicksale in eines, es erhebt sie in der Höhe offenbarter Klarheit weit über alle Angst, allen Trug, alles Blendwerk der Erde. Und immer wieder wird es zwei Seelen erlesen, daß sie sich so nahe stehen, weil sie für einander geschaffen worden. Und immer wieder wird die unabwendbare Kraft einer Stunde kommen, ihre bangenden Herzen zu lösen, daß sie sich ihre Fülle gestehen. Ob sie zu den Auserwählten des Glückes darüber werden oder ob sie darüber brechen sollen, — die ewigen Geister der Wahrheit wollen ihr Recht, das heilige Recht, sich zu erkennen. Aber die Wahrheit kann an ihrem Ende dennoch bloß Glück gewähren, nichts als Glück, wenn der Meister alles Erschaffenen sich nicht selbst verhöhnen will. —

Seine Stimme bebte in tiefster Bewegung.

„Ich beuge mein Knie,“ sagte er, „wie auf der Schwelle eines Tempels beuge ich es. Ich neige mich tief zu Boden und berühre die heilige Schwelle mit meiner demütigen Stirne . . . Und wenn mich das Schicksal fortweist, dann gehe ich, aber mit aufrechtem Nacken, mit starkem Herzen . . . Denn die Thore standen weit offen, und ich habe in den Tempelhallen die flackernde Glut des ewigen Feuers geschaut und bin durchströmt worden von seiner Wärme. Ich habe mein Gebet der Wahrheit verrichtet, als seine Strahlen auf meinem Scheitel lagen. Nie mehr kann mich sein Segen ganz verlassen —“

Marie hatte ihm stumm gelauscht. Als ob sie mit keiner kleinsten Regung das Wogen dieser fliehenden Minuten unterbrechen dürfte. Sie hatte den Kopf auf ihre Brust herabgesenkt, aber ihre Augen waren weit geöffnet und blickten brennend und unbeweglich geradeaus, als ob auch sie bloß beschäftigt gewesen wären, mitzuhelfen, um das zu fassen, was ihr Ohr vernahm. Die linke Hand hatte sie fest auf die Blumen in ihrem Schoße gedrückt; ihre Rechte hing schlaff über die Lehne des Sessels hinab. Ihre Schläfen pochten.

„Wolf! Wolf!“ rief sie zitternd, als er nun schwieg, aber sie rückte ihren Blick nicht von der Stelle, als starrte sie den enteilten Worten nach. „Wolf —! Was wollen Sie damit sagen?! — Mein Gott, was sprechen Sie! — Wollten Sie sagen, daß wir zwei uns gefunden und verstanden hätten, wenn wir uns hätten suchen dürfen! — Daß wir zwei vielleicht für einander gewesen wären —?! — Mein Gott, hilf mir! — Was sind dies alles für Gedanken —! Und Sie dürfen es nicht sagen! — Nein, Sie dürfen nicht! — Hören Sie auf mich! — Sie dürfen nicht, Sie dürfen nicht, Sie dürfen nicht —!“

Er trat nahe heran und blieb an ihrer Seite stehen. Er fühlte irgend etwas Unfaßbares um sich, irgend eine Bewegung in der Luft, in der Zeit, als ob ein Flügelschlag hindurchginge. Aber die Empfindung eines Aufschwunges, den nichts mehr hemmen durfte, einer Erlösung seiner selbst erfaßte ihn und trug ihn gleichsam über alles Irdische empor.

Und doch wiederholte auch er mit zerrissener, verzweifelnder Stimme: „Ich darf es nicht —!“

Er griff nach ihrer rechten Hand, die matt zu Boden hing, beugte sich darüber, zog die dünnen Finger an seine Lippen und bedeckte sie mit Küssen.

„Ich darf nicht . . . . ich darf nicht!“ rief er leise. Wie ein Wehlaut, wie ein Aechzen riß es sich von seinem Munde.

Aber zugleich sank er vor ihr in die Kniee. Er warf einen flehenden Blick in ihre Augen, sah sie groß und scheu, voll Angst und doch glühend an ihm hangen und breitete stumm die Arme aus.

Da streckte auch sie die ihrigen nach ihm, fast bewußtlos vor Erregung, und umschlang verzweifelt seinen Nacken.

Es war bloß ein Augenblick.

Dann sank sie wie zu Tode erschöpft zurück. Ihr Nacken fiel kraftlos auf die Lehne, und sie schloß die Augen.

Wolf sprang auf. Er preßte beide Hände auf die Brust, um sein stürmendes Herz zu halten. Ein Wirbel ging durch alle seine Sinne. Es sauste in seinen Ohren; das Blut brannte in seinen Augen. Und den fliegenden Atem hielt er an, als vermöchte er die Zeit dadurch stille zu halten, für diese Minute des Lebens.

Marie weinte; ohne einen Laut, ohne sich zu regen. Ihr Kopf lag ganz still, zurückgeneigt, und kein Zucken ging durch ihr Angesicht. Aber die Thränen schienen unerschöpflich unter den geschlossenen Lidern hervorzuquellen und strömten ungehemmt über ihre blassen Wangen herab. Die Blumen lagen wie früher auf ihren Knieen, und daneben lag ebenfalls regungslos ihre weiße Hand.

Wolf konnte seinen Blick nicht von ihr trennen; wie gebannt sah er sie an.

Aber er empfand es wie eine Qual, daß sie nicht die geringste Bewegung machte, sich von den Thränen zu befreien, daß die hellen Perlen von ihren Wangen, über ihr Kinn, auf den sammetnen Kragen ihrer Jacke fielen, unaufhaltsam daran hinabrieselten. Es lag darin so etwas furchtbar Hilfloses. — Wenn sie sich bloß etwas bewegen wollte, bloß den Kopf erheben würde, bloß die strömenden Thränen fortwischte! Wenn bloß irgend eine Regung ihren Körper durchliefe! Denn so schien es wie eine gänzlich willenlose, erloschene Versunkenheit, wie ein schweigendes, sprachloses Weh, wie ein ganz ohnmächtiges, getötetes Verlorensein, beinahe wie eine physische Vernichtung. Und darum erschütterte ihn der Anblick ihres thränengebadeten Antlitzes so tief, so unaussprechlich, daß eine Art von Starrheit davon in seine eigenen Glieder floß und er selbst es nicht wagte, sich zu regen oder zu sprechen.

Endlich wurde sie ruhiger. Die Thränen flossen stiller und versiegten endlich. Und dann lehnte sie ganz ruhig da, mit den geschlossen Augen. Kaum, daß er an ihrer stillen Brust den Atem wahrnehmen konnte.

Wolf trat leise an die offene Thür. Er verschränkte die Arme und blickte in den sinkenden Abend hinaus.

In lautlosem Schweigen verging eine geraume Weile. Nur ein paar Schwalben zwitscherten noch immer und jagten um das Haus. Der Tag war erloschen, der Himmel weich und dunkel, von Wolken verhangen.

Nach einiger Zeit empfand Wolf, es müsse Maries Blick auf ihn gerichtet sein. Er wandte sich um, und es war so. Und er sah einen unergründlichen, wachen, stillen und milden Ausdruck in ihren Augen.

Er näherte sich ihr.

„Nun will ich zu Robert gehen,“ sagte sie und streckte die Hand aus, als sollte er ihr behilflich sein, sich zu erheben. Sie nahm die Blumen, richtete sich auf, behielt seine Hand ohne Druck in der ihren, ließ sie wieder sinken und schritt auf die Thüre zu. Langsam,

vielleicht ein wenig zögernd. Mit den Fingern an der Klinke, wandte sie sich noch einmal halb gegen ihn um, und wieder sah er den unergründlichen Blick von früher. Jedes Wort schien er in ihm zurückzugebieten, und doch war es, als empfinge er daraus ein namenloses Zeichen von Verständnis und Gnade. Unwillkürlich senkte er seine Stirne tief, um sie zu grüßen. Dann zog sie leise die Thüre hinter sich zu. Er blieb davor stehen und hatte den sehnsüchtigen Wunsch, ihre Gestalt doch noch einmal zu sehen, die Thüre zu öffnen, ihr nachzublicken. — — Noch einmal, und ist es bloß für den kürzesten Moment, muß er sie sehen, mit einem Blicke noch sich ihre Erscheinung einprägen, so bekleidet, wie sie heute war. Jetzt ist es noch dieselbe Stunde. Noch trägt sie das Heute an sich, die Blumen, die sie heute gepflückt, in ihrer Hand . . . Und doch zögerte er.

Er wußte, nun ging sie langsam den Gang hinab, nun hat sie vielleicht schon die Treppe erreicht — dann konnte er sie nicht mehr sehen . . . Warum zögerte er bloß? — Nur ein Druck an der Klinke, dann siehst du sie ja noch; — dort ist sie . . . noch trägt sie das Heute an sich —!

Jetzt öffnete er leise die Thüre.

Da war sie verschwunden. —

Ihre Familie.

Von **Ottomar Enking** (Wismar)*).

Ach, haben Sie vielleicht einen Momang Zeit, Doktor?" fragte Bernhard am Nachmittag, nachdem er ins Stammlokal getreten war und die Herren, die mit Körting dasaßen, mit der Verbeugung eines etwas rheumatischen Generalleutnants z. D. begrüßt hatte. — „Bitte sehr, gern," sagte Körting und sprang höflich auf. Bernhard zog ihn geheim vertraulich in eine Ecke und lud ihn ein: „Wollen Sie uns nächsten Sonnabend die Ehre geben, zum Thee zu kommen? Aber selbstredend — Ansprüche dürfen Sie nicht machen. Ganz familiär." — Auf das letzte Wort legte er ein besonderes Gewicht. Es klang väterlich wohlwollend. Körting machte ein erstauntes Gesicht, als wollte er sagen: Wie komm' ich denn dazu? Das mußte mit Anna zusammenhängen. Ging vielleicht sogar von ihr aus? Folge mußte er also wohl leisten. Sein Erstaunen war immerhin so stark, daß er nichts mehr als „Sehr gütig" herausbringen konnte. — „Ja, wissen Sie," fuhr Bernhard fort, der sich überlegen vorkam als Vertreter der Familie P. C. Behm, „ein bißchen Anschluß, nicht? Danach haben Sie sich lange gesehnt, und ich meine, unsere Beziehungen . . ." — „Aber gewiß, gewiß," stotterte Körting. — Bernhard drückte ihm herzlich warm die Hand: „Denn so um acht herum, nicht wahr? Wird uns sehr angenehm sein."

Beide begaben sich an den Tisch zurück. Aber Körting hielt es nicht lange aus. Die Einladung hatte ihn betroffen gemacht. Er ging und suchte die Anlagen vor der Stadt auf. Was war das? Hatte Anna ihr Geheimnis vor der Familie offenbart? Sie hatte doch selbst solche Angst davor gehabt, daß die anderen etwas merkten. Aber sie mußten jetzt Bescheid wissen, sonst hätten sie ihn nicht eingeladen. Und die Einladung war ein deutlicher, im Grunde zu deutlicher Wink. Noch dazu, wo sie durch Bernhard kam. Das sah Annas seinem, zurückhaltendem Wesen gar nicht ähnlich. Steckte sie wirklich dahinter, dann hatte sie ihm eine große Enttäuschung bereitet. Dann war sie nicht die, für die er sie hielt. Aber er konnte sie der Plumpheit nicht für fähig halten. Er riß sich aus dem Grübeln los und sagte: klar will ich sehen. — Am selben Abend schrieb er zum ersten Mal an Anna und bat sie, daß er sie am gewohnten Platze treffen dürfe.

Anna kam verlegen. Die Begrüßung war ernst. Ein Schleier lag für ihn um Anna, etwas Fremdes. Aber er wollte es schon abstreifen. — „Also Sonnabend soll ich zu euch kommen," fing er frisch an. — „Ja," sagte Anna, und fast demütig fügte sie hinzu: „Willst du? Bitte." — Daß sie ihn fragte und bat in diesem leisen, bescheidenen Ton, das machte ihn unterwürfig. — „Anna! Wie kannst du nur bitten! Du weißt doch . . ." — Aber wahr mußte es zwischen ihnen sein. Deshalb zwang er sich zur Härte: „Ueberrascht hat mich die Einladung, aufrichtig gestanden." — „Sie haben alles erfahren. Daß wir in Goldau gewesen sind." — „Von dir?" — „O!" — Sie errötete. Sie sollte das preisgegeben haben? Er fühlte den Vorwurf in ihrem Ausruf und entschuldigte sich: „Ich meine natürlich, wir sind verklatscht, nicht wahr? Und dann mußtest du's eingestehen." — „Ja. Vorlügen kann ich meinen Eltern nichts. Warum auch?" — „Nein." Und langsam setzte er hinzu: „Das kannst du wohl nicht." — Er sah da wieder einen Zusammenhang zwischen Anna und ihrer Familie, den er eigentlich nicht begriff. Er hätte sich bei seinen Eltern unbedenklich mit irgend etwas herausgeredet. — „Dazu ist es doch wohl zu ernst," meinte Anna noch.

Das Wort brachte ihn zum Grübeln. Ernst. Bis heute hatte er sich von der anmutigen Liebe tragen lassen, ohne über die Zukunft groß nachzudenken. Jetzt sah er auf einmal die Pflicht vor sich stehen. Die blickte ihn durch eine strenge Brille an und fragte: Nun? Was wird nun?

Sie saßen auf einer Bank, ein wenig auseinander. Anna ließ die Spitze ihres Schirmes auf ihrem Schuh spielen. Er schaute vornübergebeugt zu Boden. Anna wartete auf etwas. Das wußte er, und er durfte sie nicht zu lange warten lassen auf das, worauf sie ein Recht besaß. Ein Recht.

„Ja," hub er an. „Siehst du. Das ist einem sonderbar, nicht? Wir zwei, wir verstehen uns, und nun sollen fremde Menschen kommen, und man soll davon sprechen." — „O nein, ja nicht. Ja nicht!" — Sie wollte sich ihr Bestes nicht entweihen lassen. Das wäre ihr schrecklich gewesen. Aber gleich kam der Zwiespalt wieder. Worüber wollten sie sonst reden? Der Zweck seines Besuches war eben, daß er in die Familie eingeführt wurde. Und mildernd meinte sie: „Meine Eltern werden sich freuen, wenn sie dich kennen lernen." — „Ja, es freut mich selbstverständlich auch." — Weil ihm das nicht recht aus dem Herzen kam, sagte er es übermäßig laut, und Anna empfand die gelinde Unwahrheit und trat ein wenig verletzt von ihm zurück auf die Seite ihrer Eltern. — „Wir brauchen meinen Eltern doch nicht zu verbergen, wie es mit uns steht." — Damit hatte sie gefordert: du mußt mich vor ihnen als die Deine anerkennen. Seine Ehrlichkeit tippte ihn aufs Herz und mahnte: du! — Ja, ich will, antwortete er mutig. Sein Entschluß war fertig, und er sagte fröhlich: „Ich komme, Anna."

Das hatte er auch laut gesagt. Aber es klang ganz anders als vorhin das Wort „selbstverständlich". Anna war freudeerfüllt. Sie vergaß, von ihrer Einfachheit daheim zu sprechen. Sie brauchte ihm nicht zu danken und blickte ihn nur hell an. Er küßte sie zart. So war alles zwischen ihnen im Reinen. Er scherzte: „Sage mal, muß ich vorher einen feierlichen Antrittsbesuch bei euch machen? Mit Zylinder und Glacéhandschuhen?" — Sie schenkte ihm das lachend: „So furchtbar will ich dich nicht peinigen, armer Paul." — „Ein Glück!"

Ein paar Minuten des Kosens, dann schlüpfte sie ihm weg. — Also seliger Bräutigam! dachte er, als er heimging. Wie kommt die Jungfer zum Kinde? — Er hob die Schulterblätter, als säße ihm da etwas.

* * *

*) Aus dem Roman: „Familie P. C. Behm". Dresden, Carl Reißner (Preis 4 M., geb. 5 M.).

Am Sonnabend abend um acht Uhr stieg Paul die Steinstufen hinauf und sah auf das Schild an der Thür. „P. C. Behm“ stand da. „Jawohl,“ murmelte er, „habe die Ehre.“ — Er öffnete die Hausthür mit starkem Druck, daß die Schelle viel kräftiger schwang als gewöhnlich. Der Empfang war feierlich. P. C. Behm im langen schwarzen Rock und Frau Bolette im Seidenen standen auf dem Flur. Die beiden kleinen Leute begrüßten den Ankömmling ehrfurchtsvoll. Dahinter leuchteten Bernhards goldene Extrauniformknöpfe. Bernhard war Weltmann, er drängte die Eltern beiseite und sagte: „Bitte, legen Sie ab, Herr Dokter. Sehr angenehm.“ — Dann gab Anna Paul die Hand und flüsterte: „Guten Abend.“ — Er voran, nach ihm Bernhard, dann Anna und zuletzt die Eltern, so ging die Schwiegersohnprozession die Treppe aufwärts. Man trat in die Wohnstube. Der Tisch war schon gedeckt, und die Bierflaschen blinkten. Es kam Körting vor, als wäre das Zimmer ganz voll von Menschen, von lauter Behms. Nur Anna sah er gar nicht, und seltsam: er vermißte sie hier auch nicht. Hier konnte sie ja überhaupt nicht sein.

„Bitte, nehmen Sie Platz auf dem Sofiſa,“ lud Bernhard jovial ein und räumte den Lehnstuhl fort, damit der Gast hindurch käme. Paul folgte der Einladung, und als er saß, rieb er sich die Hände, um etwas zu thun, und sagte, nur um etwas zu sagen: „Es ist wirklich ziemlich kalt.“ — Frau Behm sah besorgt nach dem Ofen: „Hätten wir auch einlegen sollen?“ — „O, hier, hier ist es ja wunderschön, — ich sprach von draußen,“ wehrte Paul ab. „Es ist ja dies ganze Jahr kühl.“ — „Na ja,“ fing Bernhard an, um die Unterhaltung endlich in richtigen Fluß zu bringen. „Aber so für die Aerzte ist es doch gut. Alle die Erkältungen, he? Den eenen sin Uhl is den annern sin Nachtigal. Bei uns auf der Post fehlen vier. Wissen Sie,“ und dabei trommelte er mit Messer und Gabel auf seinem Teller herum, „es ist zu zuchig am Schalter. Man reibt sich auf. Aber schließlich: wer reibt sich heutzutage nicht auf? Und ich muß sagen, ich denke wie Bismarck: im Dienste des Vaterlandes — nicht wahr?“ — „Sehr richtig,“ antwortete Paul höflich. — Anna stand schüchtern da. Frau Behm forschte auf dem Tisch herum. — „Wenn nun irgend etwas fehlt, Herr Dokter,“ bat sie, „so sein Sie so gut und sagen es. Wir haben lange keine Gesellschaft gehabt, und es ist ja auch man simpel bei uns. O, in Kopenhagen hatten wir oft so viele feine Gesellschaften. Mit Punsch.“ — „Ach, Sie sind aus Kopenhagen?“ fragte Paul, der froh war, einen Gesprächsstoff gefunden zu haben. „Da war ich im vorigen Sommer. Es ist schön da.“ — „Ja, wir wohnten dicht bei Tivoli. Abends konnten wir die Musik hören,“ erzählte Frau Behm mit glücklichem Lächeln. „Und der König fuhr oft an unserm Haus vorbei.“ — „Was Sie sagen,“ meinte Paul mit höflicher Bewunderung und Achtung.

P. C. Behm hatte sich gesetzt. Auch Anna kam allmählich an den Tisch heran. Frau Bolette bot das Brot an: „Nehmen Sie bitte von unten, Herr Dokter, da hält es sich frischer. Wir haben schon heute nachmittag geschnitten.“ — „Und wissen Sie, Dokter, diese Bismarckheringe lege ich Ihnen ganz besonders ans warme Herz,“ fing nun Bernhard gemütlich an und hielt Paul eine mächtige Schüssel vor, wobei er den Essig überlaufen ließ. „Macht meine Olitsche alles selber, freihändig.“ — „Ah, ausgezeichnet,“ tobte Paul, „ja darin hat meine Mutter auch ihre Forsche.“ — „O, in Hamburg sind sie gewiß viel besser,“ meinte die bescheidene Hausfrau. — „Aber bewahre — nein — wirklich ungeheuer zart!“ versicherte Paul und aß eifrig. P. C. Behm ersah bei der Heringsschüssel einen Uebergang zu seinem Lieblingsthema: „Ja, die Heringe werden bei uns wohl bald knapp werden.“ — Paul hielt inne mit Essen und sah auf: „Wieso?“ — „Wenn Roggenstedt erst Kriegshafen wird. Die vielen Panzerschiffe vertreiben die Fische. Sie haben so große Schrauben.“ — „Roggenstedt Kriegshafen? Ist das beschlossen?“ — „Ja. Das heißt, vorläufig bloß bei uns, in der Roggenstedtia.“ — Pauls Blick fragte weiter. — „Das ist unser Klub,“ erklärte der Alte und sprach das Wort weihevoll aus. „Wir wollen an den Kaiser schreiben. Ich habe schon mit dem Brief angefangen. Eine große, große Arbeit. Wenn ich Ihnen nachher mal ein bißchen vorlesen darf? Ich möchte gern wissen, was Sie als gebildeter Mann davon denken.“ — „Bitte sehr, wird mich lebhaft interessieren.“ — „Trinken Sie, Dokter, immer trinken,“ redete Bernhard zu, „der Fisch will schwimmen. Hier Salvator aus der Aktien.“ — Er schenkte ihm und sich selbst ein, mit viel Schaum.

P. C. Behm hatte seinen Hering gegessen, jetzt erhob er sich und sagte tiefernst: „Erlauben Sie mir Herr Dokter, daß ich Sie im Namen der Familie P. C. Behm herzlichst willkommen heiße. Wir sind nur einfache Leute, aber wir haben unsern Ehrenschild stets hoch gehalten und haben ein Herz in der Brust, ein Herz, Herr Dokter! Möge es Ihnen unter unserem schlichten Dache wohlgefallen, mögen Sie sich bei uns wie zu Hause fühlen. (Frau Behm wischte sich eine Thräne aus den Augen, Bernhard trank einen langen Zug, und Anna war rot.) Ich bin kein gelehrter Mann und kann meine Worte nicht so setzen, wie ich das am Ende müßte, aber nehmen Sie so fürlieb mit meinem Willkommengruß aus treuem Gemüt.“ — Er hielt Paul an der Seite der Lampe über der Heringsschüssel die Hand hin, in die der Gefeierte einschlagen mußte. Dann stießen sie an. Paul war der Hals wie zugeschnürt, er konnte nur sagen: „Danke, danke, Herr Behm, zu gütig, zu liebenswürdig.“ — Daraufhin stießen sie noch einmal an, auch Frau Behm schloß sich nicht aus. Sie kam mit ihrer Theetasse, und Paul machte ihr eine tiefe Verbeugung. God save the Schwiegermutter, dachte er. Anna blickte still auf ihren Teller, ihr war beklommen zu Mut. Paul wollte ihr zutrinken und sagte: „Fräulein?“ — Da schaute sie ihn, fast wehmütig, an und dankte mit langsamem Nicken.

Paul forschte in ihrem Gesicht. War das Anna, die er in Goldau geküßt hatte? War das jenes junge Geschöpf, das frei an seiner Seite schritt und mit ihm spottete über Philisterei und mit ihm schalt über Steifigkeit und Enge? War das das Wesen, mit dem er von allem sprechen konnte, was ihn bewegte? Sie kam ihm hier viel älter und gebunden vor, und als er sie mit der Mutter verglich, fand er, daß beide einander ähnelten. Jetzt schon. Und hier war sie aufgewachsen, in dieser kleinen Stube, unter solcherlei Gesprächen. Hier gehörte sie hin. Nein, das war ein ganz anderes Menschenkind, das er heute Abend sah. Anna ward von seinem Blick unruhig. Seine Gedanken zitterten in ihr. Sie mußte ihm zu erkennen geben, daß sie doch die Anna war. Munter mußte sie sein. So zwang sie sich und meinte: „Es ist wohl schrecklich für einen Junggesellen, Abendbrot in der Familie zu essen, wie?“ — Das sollte schelmisch klingen, aber es war mißglückt. Es hatte ganz frostig geklungen. Sie fühlte das deutlich, und er wußte wirklich nicht recht, ob sie gescherzt oder schroff zu ihm gesprochen hatte. — Deshalb erwiderte er mit einem Anflug von Aerger: „Weshalb denn? Wirtshausessen ist mir gräßlich. Ich halte mir mein Abendbrot immer zu Hause und kaufe beinahe alles selbst ein.“ — „So werden Sie ein guter Ehemann,“ bemerkte Frau Behm anerkennend. Schwiegermama macht schon Anspielungen, sagte Paul zu sich. Anna schoß eine neue rote Welle ins Gesicht. Paul nahm aus Verzweiflung schon den dritten Bismarckhering, denn Frau Behm sah immer auf seinen Teller und nötigte, sobald er halb leer war. Bernhard sorgte für Getränke. — „Ja,“ begann er wieder, indem er auf Schaum schenkte, „ich könnte auch nirgend anderswo essen als im Schoße der Familie. Gemütlicheres giebt es gar nicht. Das heißt, bisweilen speise ich gern mal in einem anständigen Hotel. So Kaisersgeburtsessen

oder sonst mal. Aber für gewöhnlich nicht in die la main mit dem Wirtshausfraß. Na, es wird wohl bald jemand anders für Sie einkaufen, Dokter. Profit." — „Profit, Herr Postassistent."

Die Verlegenheit wurde immer größer. Man hörte, wie Paul am Bier schluckte. Annas Messer kreischte auf dem Teller. — „Kommen Ihre lieben Eltern nicht und besuchen Sie, Herr Dokter?" fragte Frau Behm. — „Ach, die haben wenig Zeit. Ich fahre öfters hinüber, und dann bin ich meistens auf meine Schwestern angewiesen." — „Jawohl, Herr Dokter hat zwei Schwestern," erläuterte Bernhard. — „Gott, die lieben Mädchen," sagte Frau Behm mütterlich gerührt und schob Mies beiseite, die ihren Teil an Brot aufgezehrt hatte und sich miauend am Stuhl scheuerte. — „Wenn Sie schreiben, bitte, grüßen Sie freundlichst, Dokter," bat Bernhard. — „Danke sehr." — „Ich hatte auch zwei Schwestern," fing P. C. Behm an zu erzählen, „eine starb ganz jung. als sie beinah verlobt war. In deinem Alter, Anna. Sie bekam es auf der Brust. Na, das hat ja nun bei dir keine Not. Und die andere ist erst vor einem Jahr gestorben. Die bekam einen schlimmen Leib. Sie wollte immer keine wollene Unterwäsche tragen. Und das muß man." — „Ja, das ist sehr gesund, hauptsächlich im Winter," pflichtete Paul bei. — „Wir verkaufen viel diese Normalhemden mit doppeltem Achselverschluß," erzählte P. C. Behm weiter. „Neulich hat noch Frau Kanzleirat Rettich ihrem Mann vier Stück zu Geburtstag geschenkt." — „Das sind sehr feine Leute," ergänzte die kleine Frau Behm. — Paul verbeugte sich respektvoll. — Behm fuhr fort: „Wir tragen alle Wolle. Anna auch." — „Ich auch," sagte Paul. Er hätte Messer und Gabel auf den Teller schleudern und davonlaufen mögen. Was sollte er denn nur hier? Bei diesen Menschen? Zu denen sagte Anna „meine Familie"? Da wollte sie ihn hineinziehen? Nicht um die Welt.

„Na, Dokter, noch 'n Bismärcker, he?" lud ihn Bernhard ein und hielt ihm von neuem die riesige Schüssel unter die Augen. — „Und ein Stück Brot," bat Frau Behm. — Paul wehrte sich mit ablehnender Handbewegung, zu sprechen vermochte er gegen das ewige Nötigen nicht. — „Na, denn Käse, sehen Sie hier, echter Holsteiner!" rief der unermüdliche Bernhard, lüftete die Käseglocke und ließ den strengen Geruch, den er mit Wonne einsog, in die Stube dringen. „Der ist durch, sage ich Ihnen. Sind eigentlich Bazillen hier in diesem Rotten?" — „O ja, warum nicht?" meinte Paul und schnitt sich ein kleines Stück ab. — „Wir haben einen Kollegen," berichtete Bernhard, „der hat sich auf 'm Markt so 'n Mikroskop gekauft. Da kann er alles mit sehen. Neulich hielt er eine Käs'rinde unter. Das wimmelte von Biestern. Aber denn mag ich den Käs' eigentlich am liebsten." — „Na," entgegnete Paul und würgte, „das ist nun Geschmacksache." — „Aber diesen mögen Sie doch, Herr Dokter, nicht?" fragte Frau Behm ängstlich, „sonst kann Anna ja schnell noch hinüberlaufen und holen Tilsiter." — „O bewahre, bewahre! Liebe Frau Behm! Ausgezeichnet!" — „Na, prost Rest, Dokter." — „Wohlsein, Herr Postassistent."

Das Essen ging ja auch vorüber, wie lang es Paul dauern mochte. Und dann kam der Nachtisch. — „Laß uns abdecken, klein Anna," sagte die Mutter, „und bring' reine Teller. Wenn der Gelatinepudding bloß steif genug ist. Manchmal hat er es so unter sich, daß er nicht will und nicht will." — „Noch mehr?" fuhr Paul bestürzt auf, „was haben Sie nur meinethalb alles für Umstände gemacht!" — „Bitte, bitte, das gehört sich doch so, Herr Dokter. Wenn einer zum ersten Mal in unsre Familie zu Besuch ist," lächelte Frau Behm geschmeichelt.

Der Gelatinepudding war mächtig steif, und die rote Johannisbeersauce (denn dafür hatte sich Familie P. C. Behm schließlich entschieden) war mild und doch kräftig. Ja, das war wirklich ein herrliches Gericht, und alle lobten es und sagten: „Mm, ja, soll wohl sein, fein, fein, fft." — Frau Behm empfahl ihre Anna: „Die Johannisbeeren hat Anna eingemacht. Ja, Einmachen, das versteht sie." — „Prachtvoll! Natürlich. Ja. Delikat," schwärmte Paul und aß, was er konnte, um seine Wut zu meistern. — Selbst der Nachtisch war nicht ewig. Bernhard kam mit dem Zigarrenetui und setzte eine Menge Aschbecher auf den Tisch: „Also los! Eine braune Schönheit. Dr. Rauchs gesammelte Werke. Qualmtute. Extra muros!" — Er freute sich furchtbar über seine Witze, und auch der alte P. C. Behm nickte wohlgefällig. Geistreich waren sie doch in seiner Familie. Das hatten sie von ihm. Frau Behm war ebenfalls zufrieden, nur Anna wurde immer unsicherer. — „Ach, ich bin eigentlich kein Raucher," dankte Paul. — „Aber heute, Ausnahmen bestätigen die Regel," drängte Bernhard. Es wurde geraucht. Paul that der Dampf sogar wohl. Er beruhigte ihn etwas. — „Und nun noch etwas Oel paa Flasker, wie die Dänen sagen," ließ sich Bernhard wieder vernehmen und zog die Bierflaschen auf. Paul ließ sich alles, alles gefallen. Warum war er nur hergekommen? Und wann konnte er gehen? Gehen, um nie zurückzukehren!

„Wenn ich Ihnen nun vielleicht aus dem Brief an den Kaiser vorlesen dürfte," sagte Behm, bescheiden und stolz zugleich. Der Abend sollte seine Weihe erhalten. — „Ach, Vater," meinte Anna, „warte doch, bis du damit fertig bist." — „Sechs Seiten sind ja schon fertig, da steht schon viel auf," beharrte der Alte. Paul sagte: „Ja, bitte, bitte sehr." Bernhard murmelte etwas wie: „Immer ran an'n Baß und rin in's Vergnügen." und Frau Behm flüsterte: „Unser Pappa schreibt schön. Als er wär' ein Professor bei die Sjule." — P. C. Behm hatte sein Manuskript aus der Kommode geholt, setzte seine Brille auf, that noch einen Zigarrenzug, trank noch einen Schluck Bier, räusperte sich und las vor:

Ottomar Enking.

„Allerdurchlauchtigster Kaiser! Großmächtigster, erhabenster und gewaltigster Kaiser, König und Herr! Wie Eure Majestät vielleicht schon zu wissen geruhen werden, wurde die gute und getreue Stadt Koggenstedt am fünften Februar 1207 von dem hochgeborenen und vieledlen Ritter Carolus von Rantzau gegründet, als welcher damals über diesen Strich Landes das Regiment führte und eines Tages mit einer Kogge, so man damals die Kriegsschiffe genannt hat, von einem gräßlichen Sturm auf der Ostsee in unserer wunderschönen und für Kriegshafenzwecke sehr geeigneten Bucht Zuflucht gefunden hatte. Dieser legte den Grundstein zu dem ersten Hause, indem er die erhebenden Worte sprach: ‚Dysse Stede schall heeten Koggenstede van hüüt bet up ewige Tiden. So wohr uns Got helpe sampt alle sine Hilligen.‘ Ferner ist Eurer Majestät am Ende schon bekannt, daß die aufblühende Stadt bereits im Jahre 1309 von schwerem Verderben betroffen wurde. Denn im Juli des genannten Jahres hatte ein verwerflicher Mensch, namens Johann Klutenpedder, die jungfräuliche Tochter des wohlgeborenen Herrn Bürgermeisters schmählich entehret und sollte um solchen Frevels willen nach Recht und Gerechtigkeit gestäupt, enthauptet und verbrannt werden. Ist er aber aus dem Turmverließ, wozu der Schlüssel verloren gegangen und der Wächter gerade trunken war, entwichen und hat die Stadt mit etlichen Spießgesellen angezündet, wodurch er mit des Teufels Hilfe einen so großen Brand hervorrief, daß nicht ein Stein auf dem anderen behaften blieb. Im Jahre des Herrn 1311 aber ...“ O Gott, erst 1311, seufzte Paul tief bei sich.

„... kam der hochgeborene und vieledle Herr Graf von Reventlow, dem das Kloster zu Koggenstedt zinspflichtig war, und ließ die Stadt aus dem eigenen Säckel abermals erbauen.“ Er hielt einen Augenblick inne. Es war doch schön zu lesen! „Sehr interessant,“ sagte Paul, qualmte und trank Bier. — „Kolossal, was?“ meinte Bernhard. „So 'ne ganze Stadt. Aus freier Faust wieder aufbauen lassen. Das thäte heutzutage keiner! Ginge ja auch nicht. Unser Postgebäude allein kostet über vierzigtausend Mark.“ — „Ach, so viel?“ fragte Paul bewundernd. — „Ja, aber fünfzigtausend, ich weiß nicht. Das geht einen ja nichts an. Aber es ist lange zu klein. Wir müssen anbauen. Der Reichstag will bloß nichts hergeben. Diese Schusters. Was wissen die vom Postbetrieb? Keene Ahnung!“ — Paul bedauerte die Enge, in der Bernhard seine Kräfte aufreiben mußte: „Kann denn das die Verwaltung nicht selbst bestimmen, wenn angebaut werden soll?“ — „Ist möglich,“ lautete die Antwort, „aber wissen Sie: unser Obermeier, der ist viel zu zaghaft. Der kriecht vor'm Reichstag. Der hat Angst vor Bebel! Na, da sollte ich stehen. Was ich überhaupt alles reformieren würde, das glauben Sie gar nicht.“ — „O, gewiß,“ beruhigte ihn Paul über diesen Punkt.

„Ja, und nun weiter,“ schob sich P. C. Behm dazwischen. „Im Jahre 1314 ...“ — Aber Anna trat ihm entgegen: „Vater, das ist nun genug. Laß uns lieber noch ein bißchen was anderes erzählen.“ — Dabei blickte sie mit einer Art von Scheu zu Paul hinüber. Und es fiel ihr ein: sie kannte den Mann, der dort saß, heute Abend ja garnicht. Es war ihr eine Erlösung, als er sagte: „Ja, und ich muß nun bald aufbrechen. Ich habe noch einen Patienten.“ — „O Herr Dokter!“ bat Frau Behm. — „Ja, die Pflicht geht doch leider vor, verehrte Frau Behm.“ — Paul war s e h r pflichteifrig auf einmal. Bernhard stimmte ihm zu: „Thut sie, thut sie. Sag' ich auch immer. Was wissen die Frauen von unseren Pflichten, wie? Noch 'ne Flasche und 'n Glimmstengel, Dokter! Denn geht das Kurieren um so besser.“ — Paul lehnte jetzt entschieden, mit verzweifelter Entschlossenheit ab. — P. C. Behm sah ein, daß es mit dem Vorlesen nicht recht etwas würde, und legte sein Schriftstück ein wenig betrübt in die Kommode. Dann sprachen sie nach, während Paul auf dem Sprunge saß und nur darauf wartete, entschlüpfen zu können. Sie redeten vom Wetter, vom Postbetrieb, von den Telephonanschlüssen und von der neuen Gasleitung. Ob die röche. Dann über das Bier und den Reichstag und die Windpocken in Koggenstedt und die Pest in Indien. Kein Wort fiel zwischen Paul und Anna. Sie waren einander völlig fremd. Es wäre lächerlich gewesen, hätte hier einer von Verlobung fabeln wollen. — Da sah Paul, wie Frau Behm einnickte. Das war ein Grund, sich zu erheben, ein willkommener Grund! — „Ich muß wirklich, so gern ich noch hier bliebe.“ — „O, o, Herr Dokter.“ — „Ja, leider. Meinen allerherzlichsten Dank für den gemütlichen Abend.“ — Bernhard lud gleich von frischem ein: „Machen Sie's mal wieder so, ganz sans Scheene, taut unter na naus jungen Mädchen.“ — „Gewiß, gewiß, danke sehr!“ — P. C. Behm sprach den Abschiedssegen: „Es war mir eine große Freude und Ehre, Sie in meiner Familie begrüßen zu können.“ — „Wenn es Ihnen auch bloß bei uns geschmeckt hat,“ sagte die zaghafte kleine Frau Behm. — „Aber! Aber! Großartig, verehrte Frau, ungeheuer dankbar, riesig nett.“ — Schnell und hastig zog sich Paul an, schnell und hastig, mit einem Gesicht, das lächelnd sein sollte, verabschiedete er sich unter vielen Worten, drückte Anna nur obenhin die Hand und floh, raste davon. Die Thürglocke wimmerte hinter dem Flüchtling: lammel lammel lammel halt' ihn! — „Das? Das? Nie!“ rief Körting wild und ballte die Hände. — —

„Ich mein', wir haben es schön gehabt,“ sagte Frau Behm und räumte auf. „Ganz wie bei uns zu Hause in Kopenhagen, wenn wir hatten Gesellschaft.“ — „Sehr gemütlich, Mudding, feines Abendessen. Er ist ja noch 'n bißchen schüchtern, aber das giebt sich mit den Jahren,“ bemerkte Bernhard wohlwollend und trank sein Bier aus. „Wird schon warm werden, wenn er uns erst näher kennen lernt.“ — „Es ist wahrhaftig auch keine Kleinigkeit, in eine Familie einzutreten. Ich weiß, wie es mir ging. Er ist ein gesetzter Mann. Er müßte in den Klub kommen.“ Damit hatte ihm P. C. Behm das höchste Lob gespendet. Man ging wieder einmal friedlich froh zu Bett.

Nur Anna saß noch auf in ihrem Stübchen. Ihr war unklar zu Sinn. Weitenfern hatte er gethan, und sie selbst hatte nicht zu ihm hin können. Kein warmes Wort war gefallen, kein herzlicher Blick zwischen ihnen gewechselt. Es drückte ihr die Brust. Sie öffnete das Fenster. Der Hof lag vor ihr, eng und dunkel, und der Schornstein von der Waschküche stand nüchtern da. Ob Paul wohl hatte bei ihnen sein mögen? Ob er sie wohl lieb gehabt hatte heute Abend? Und das Herz, das da draußen an seiner Seite immer freudig ja, ja pochte, zog sich schmerzlich zusammen. Was hieß das? ... Lieber Gott, hieß das n e i n!? —

Gedichte.

Von **Bodo Wildberg** (Dresden)*).

Herbst.

Später Lenz ist auf dem Feld,
Warm und grau die ferne Welt.

Schwere blaue Müdigkeiten
Sinken her aus alten Zeiten,
Tote Kirchenglocken singen,
Leise wehn die weißen Schwingen ...

*) Aus: „S t u n d e n u n d S t e r n e“. Neue Gedichte. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. 70 S. (vgl. die Besprechung auf Sp. 369).

Bäume wegverloren ragen,
Und die sanften Träume schlagen
Ihren Schleier um die Welt.

Träumerei.

Durch einen weißen stummen Ort
Drängt mich's in weite Felder fort,
Wo roter Bohnenblüten Flammen
Auflodern hier und da und dort.

Komm, durch die Auen laß uns gehn —
Wie hell die Wolken niedersehn!
Der gelbe Teich erzittert leise
Im frohen Nachmittagswehn.

Im Wind auf schilfumrauschter Bahn
Gelassen wandle unser Kahn,
Und eine Lerche steige, steige
In fernem Jubel himmelan.

Beatus ille.

O, dreimal selig, wem aus Gartenbreiten
Die Tagviolen fromm entgegenschau'n,
Vor dessen Fenster sich die Wiesen weiten
Und ferner hin die sanften Hügel grau'n!

Es labt ihn tief und klar des Abends Kühle,
Ihn martert nicht der Gasse Höllenschrei . . .
Die ewigen, natürlichen Gefühle,
In freien Räumen regen sie sich frei.

Nichts wollten wir als holde Ruhe haben,
Vier Wände nur, von heiter'm Grün umrankt.
Dabei ein Gärtlein mit bescheid'nen Gaben,
Ein Feld, auf dem die volle Aehre schwankt.

Mein Engelsweib, das hieße für uns: Leben.
So wenig, und so viel doch. Stumpf und kalt
Sehn blasse Sterne auf mein fruchtlos Streben,
Und unter Lärm und Lasten werd' ich alt.

Traum.

Dort jenseits überm Strome lag's
Im linden Licht des Sommertags
Und ruht in grünem Frieden:
Ein waldummoostes Hügelland,
Ansteigend bis zur Bergeswand,
Von Lärm und Welt geschieden.

Durchs Waldgefäll im zarten Duft
Zog manche kühle, dunkle Schluft
Zum breiten Strom hernieder;
Kein Vogel sang in jenem Grün,
Doch all die waldige Weite schien
Ein Hort vergangner Lieder.

Ein Kahn am andern Ufer schlief
Im Spiel der Wasser gelb und tief —
Wie war mein Herz beklommen!
Und langsam zog ein Nebel her,
Und langsam schwand das grüne Meer . . .
Der Fährmann wollt nicht kommen.

Scherzgedichte.

Von **Adolf Ey** (Hannover)*).

Aus „Allsehend".

Der liebe Gott," sprach ich, „geht wie auf Zehen,
Ist überall, und alles kann er sehen,
Er sieht, wie Rolf an seinem Daumen lutscht,
Wie Richard das Geländer runterrutscht,
Sieht, wie im dunklen Gange unser Häschen
Ganz heimlich steckt den Finger in das Näschen,
Sieht durch die dicken Stubenwände, wie
Ihr drei mir sitzt auf Rücken, Arm und Knie,
Sieht hier in meiner Weste unterm Rocke
Welch' Zeit es ist an meiner Taschenglocke,
Sieht durch dein Jäckchen, Hemdchen, Fleisch und Bein
Dir, liebe Mausi, in das Herz hinein,
Und alles sieht er wie im Spiegel drinnen!"

Die Kleine saß und schien sich zu besinnen.
Zuletzt sprach sie bedächtig: „Weißt du was:
Am allerbesten sieht er doch durch Glas."

Der Hauptmann in Verlegenheit.

Sprach General von Lindequist
Zu Frankfurt an dem Maine:
„Kein Kanonier, kein Infantrist,
Kein Trainsoldat, kein Kavallrist
Soll singen oder summen
Ein Lied, das unanständig ist,
Sonst muß er dafür brummen!"

Der Hauptmann rief vom Gaul herab
Zu Frankfurt an dem Maine:
„Sonst lieft ihr Kerls bergauf, bergab
Die Kilometer wie im Trab
Und heute wollt ihr lahmen?
Die ganze Bande wird mir schlapp,
Kerls, singt in Teufelsnamen!"

Ein Musketier trat aus den Reih'n
Zu Frankfurt an dem Maine:
„Herr Hauptmann, was weiß unserein,
Ob so ein Lied ist sittlich rein,
Von uns kann's keiner wagen,
Herr Hauptmann woll'n so gütig sein,
Uns eines vorzuschlagen!"

Der Hauptmann sann wohl hin und her
Zu Frankfurt an dem Maine:
„Soldatenlieder giebt's auf Ehr'
So viele wie der Sand am Meer,
Doch ein ganz saubres, reines . . .?"
Der Hauptmann sann wohl hin und her,
Allein, er wußte keines.

*) Aus: „Gedichte eines Großvaters." Berlin, A. Hofmann & Co. 1903. V, 96 S. Geb. M. 2,50 (vgl. die Besprechung auf Sp. 370).

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Der Schillertag, der diesmal durch die Eröffnung des Schillerarchivs in Marbach wenigstens in der engeren Heimat des Dichters eine besondere Weihe erhielt, gab wie alljährlich da und dort den Anlaß zu nicht mehr ungewöhnlichen Betrachtungen über die Verkennung oder Degradierung Schillers durch unsere Zeit. „Ich bin nicht geneigt, auf Feierlichkeiten viel Gewicht zu legen,“ bemerkt L. Schönhoff in einem Leitartikel des „Tag“ (531; „Schillerfeier“). „Sie sind gerade in der jüngsten politischen Vergangenheit Dutzendgut geworden. Trotzdem hätte dem marbacher Fest mehr als der fast ausschließliche Heimatcharakter gewünscht werden mögen. Denn über allen Streit um naivere oder sentimentalischere Kunstübung gewiß ist es, daß Schiller für eine Seite im deutschen Volksleben in feiertäglicher Pracht Bürgschaft ablegt. Heute wie früher.“ Aehnlich, nur mit stärkeren Accenten, tritt B. Molden (Wiener Fremdenbl. 309) für „Schillers Wiederkehr“ ein und sehnt Schiller als Erzieher der Deutschen herbei. — „Eine nicht ‚versunkene‘ Glocke“ nennt Dr. Susanna Rubinstein (Voss. Z. 527) Schillers Glockengedicht, dem sie zum 10. November ein Gedenkblatt weiht, und auch Otto Ernst, dessen Ausführungen über das Thema „Der Deutsche und sein Dichter“ vom neulichen Kunsterziehungstag das „Berl. Tagebl.“ (Zeitgeist 44) zum Abdruck bringt, schließt diese mit dem Hinweis darauf, daß es ein „Lied von der Glocke“ nur einmal gebe, mögen auch andere Völker Größeres und Schöneres besitzen. Denn gegen den übertriebenen Kultus der Auslandslitteraturen bei uns richtet sich ein Teil von Ernsts Polemik ganz besonders, wobei er sich freilich selbst arger Uebertreibungen schuldig macht, wenn er u. a. behauptet: „Unsere Kritik rezensiert fremde Kunst mit dem Cylinder in der glacébeschuhten Hand, deutsche Kunst dagegen traktiert sie mit dem beschmutzten Stiefelabsatz,“ oder gleich darauf erklärt: „Wir machen (wer wir? wann? wo? D. Red.) seit Jahren für Mark Twain eine wüste Reklame, als wenn wir dafür bezahlt bekämen, eine Reklame, um deren zehnten Teil wir einen deutschen Autor steinigen würden,“ u. dgl. m. — Ein anderer Redner des Kunsterziehungstages (s. früher Sp. 212 ff.), Heinrich Hart, teilt seine Eindrücke und Ansichten mit (Der Tag 533, 535). Er verfehmt die Auswahl an Dichtungen, die in unseren Schullesebüchern zu finden sei, weil sie „nicht durch rein künstlerische Erwägungen bestimmt werde, sondern durch die Tendenz, den Patriotismus zu stärken, dem dynastischen Kultus zu dienen oder die moralischen Gefühle zu festigen. Jede Erziehung aber wird gelähmt, wenn sie mit Nebenzwecken belastet wird. Erziehung zur Kunst ist gleichbedeutend mit Belebung und Bereicherung der Phantasie, mit Verfeinerung und Vertiefung des Empfindens und nicht zum wenigsten mit der Ausbildung jener Fähigkeit, die auf ein Genießen hinausläuft, das, um mit Kant zu reden, ein Genießen an und für sich, mit keinerlei Zwecksetzung behaftet ist, ein Versinken und Versenken ohne Wollen und Begehren. Dieser Ausbildung hat die Poesie in der Schule zu dienen und nichts anderem. Ist es nötig, zur Stärkung von Patriotismus und Moral auch die Dichtung heranzuziehen, so mag man dafür besondere Stunden festsetzen, nur in die Erziehung zur Kunst gehören die Dinge nicht hinein; deren Wirkung wird durch jeden Nebenzweck gestört.“ In den sich anschließenden Andeutungen über eine bessere Auswahl des Lesestoffes wird vor allem eine reichlichere Berücksichtigung der jetzt fast ausgeschlossenen Humoristen empfohlen, besonders Jean Pauls, Reuters, sogar mancher Stücke von Busch. Wichtiger jedoch als die richtige Auswahl des Lesestoffes sei die richtige Behandlung: alles gezwungene Auswendiglernen, alle Philologie, Grammatik, Metrik und dergleichen müsse fernbleiben, wenn man den Schülern den Genuß einer Dichtung nicht verkümmern wolle. „Weg mit allem bloß Verstandesmäßigen, mit allem, was nicht ganz und gar auf Erregung von Phantasie und Empfinden abzielt. Kunsterziehung braucht in erster Reihe Stimmung; der Lehrer, der an irgend einem Abend auf der Heide ein einziges Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff in packender Weise vorträgt, wird Größeres an Kunsterziehung geleistet haben als der Lehrer, der in dumpfer Schulstube sämtliche Meisterwerke der Klassiker abhaspeln läßt.“

Eine andere oft behandelte Frage der Jugenderziehung, die der Jugendschriften, behandelt auch Julius Hart in seinem Feuilleton über Gustav Falkes Märchenbuch „Aus Muckimacks Reich“, das er als Kinderbuch für verfehlt hält (Der Tag, 521). Als Norm für die Auswahl der Kinderbücher stellt er den Satz auf: man gebe den Kindern nur solche Erzählungen in die Hand, die auch der Reife und Erwachsene mit Spannung und Interesse zu lesen vermag. „Soll man,“ fragt er weiter, „überhaupt eine ausschließlich für die Jugend bestimmte Erzählungslitteratur gelten lassen? Vielleicht verdient diese Frage doch Erörterung, und man schiebe sie nicht so leichter Hand beiseite. Was ist denn das Los dieser eigentlichen Jugendschriften? Sie verwehen wie Spreu im Winde, sie fassen gar keine Wurzeln. Aber dagegen halte man die wahrhaft großen, die unsterblichen Kinderbücher der letzten Jahrhunderte. Den Robinson. Gullivers Abenteuer. Den Münchhausen. Tausend und eine Nacht. Nehme man auch den Lederstrumpf hinzu. Walter Scott. Das sind doch alles keine Bücher gewesen, die für die Kinder geschrieben wurden. Darin stecken doch zum Teil ganze Kulturbewegungen, die einmal Europa erschüttert haben. Es sind das sehr ‚erwachsene Werke‘ . . . Wir schreiben für die Kinder und denken, wir könnten nicht naiv, nicht kindisch genug schreiben. Ein verwandelter Prinz und ein Zauberer, ein spaßiger König und eine mondscheinzarte Fee, sprechende Katzen und sonstige Geschöpfe aus dem Spielwarenlager von Bette & Bud scheinen für alle Bedürfnisse auszureichen. Die modernen Kinderkünstler unterscheiden sich darin von den alten herzlich gering. Aber schließlich ist's doch immer wieder das Genie, welches auch zur Kinderseele allein Zutritt findet. Das Kind will doch noch etwas mehr, als daß man ihm Gi-ga-gack vormacht.“ (Hier wird übrigens wieder einmal, wie so oft, von „dem“ Kind schlechtweg gesprochen. Als ob nicht für Kinder von vier Jahren und solche von dreizehn völlig verschiedene Rücksichten in Frage kämen!)

* *

Daß das Bedürfnis nach Reformen auf keinem anderen künstlerischen Gebiet so groß ist, wie auf dem des Theaters, ist zur Genüge bekannt und hat das hier wiedergegebene Echo der Zeitungen oft bestätigt. In einem besonderen Sinne kommt dies Bedürfnis wieder in einem Artikel zum Ausdruck, den Adolf Bartels in der „Deutschen Welt“ (VI, 6) unter dem Titel „Vom deutschen Theater jüdischer Nation“ veröffentlicht. Nachdem er festgestellt hat, daß ein „jüdischer Theater-Ring, aus Direktoren, Theaterschriftstellern, Regisseuren, Dramaturgen, Schauspielern, Journalisten, Agenten und, nicht zu vergessen, Geldleuten und Premierenpublikum bestehend“, das Theater unumschränkt beherrsche, geht er auf die Mittel und Wege ein, wie dem abzuhelfen sei. „Zunächst wäre es höchst wünschenswert, wenn das Theater — eine sehr alte Forderung! — endlich einmal dem Kultusministerium untergeordnet würde, unter das es gehört. Möglichst kein Jurist, ein litterarisch gebildeter Mann müßte die höchste Aufsicht über die deutschen Theater in die Hand bekommen und — mit Untergebenen bei den einzelnen Regierungen selbstverständlich — sowohl die Konzessionserteilung wie die Stückezensur handhaben. Ein großer Teil der jüdischen und judengenössischen Direktoren wäre dann

ohne Mühe fernzuhalten; denn ein bestimmter Teil von diesen würde weder die nötige geistige Durchbildung aufweisen, noch die sittliche Gewähr bieten können, die grundsätzlich zu fordern wären. Aber überhaupt könnte man Juden prinzipiell ablehnen, so gut man sie nicht oder doch nur ausnahmsweise als Küster und Lehrer nimmt — es stehen hier doch so ziemlich dieselben Interessen auf dem Spiele. Fallen die jüdischen Direktoren weg, so fallen zum großen Teil auch die jüdischen Regisseure und Dramaturgen; denn diese dienen doch alle mit dem Ehrgeiz, einmal selbst Direktoren zu werden. Die jüdischen Schauspieler möchte ich gar nicht verbannt sehen; denn ich bin nicht so blind, die jüdische Begabung für das Theater zu leugnen, ertrage auch — und es wird vielen wie mir gehen — den Juden in der Gestalt des Mimen am allerersten." Bei derartiger Staatsaufsicht würde auch den Agenten das Handwerk gelegt, durch deren Wirken die jüdischen Talente den deutschen gegenüber im Vorteil seien. Endlich tritt Bartels für die Anstellung von unabhängigen, richtig vorgebildeten Dramaturgen an den größeren Theatern ein, die das Institut nach der litterarisch-künstlerischen Seite hin zu vertreten hätten.

* *

Die Aufführungen von Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates" und Rosenows „Kater Lampe" in Berlin bieten Leo Berg den Anknüpfungspunkt für eine Betrachtung über die „politische Komödie", die wir in Deutschland noch so gut wie ganz entbehren (Die Propyläen, Beil. z. Münchn. Ztg. Nr. 10). Nach seiner Ansicht ist jetzt die Zeit gekommen, da die politische Komödie sich ans Licht drängen müsse, ohne daß sie wieder erstickt oder unterdrückt werden könne. „Die politische Komödie braucht heute nur zu erscheinen. Sie findet alles vor: die Stoffe, vor denen sie sich nicht zu lassen wissen wird, die Formen aus den Witzblättern und der naturalistischen Anklagelitteratur, die Durchsichtigkeit der Zustände, die Ziele ihrer Satire, das Verständnis, und das Volk, das sich in ihr Luft machen will und das schon auf versteckte Anspielungen reagiert. Erfolge, wie sie Dreyers ‚Probekandidat' mit dem Hinweis auf das Preußen erzielt hat, wo die freie Meinung jedem Bürger verfassungsgemäß verbürgt ist — diese einzige Bemerkung entfesselte den Beifallssturm und machte das Glück des Schauspiels —, aber auch die Erfolge ernster und tragischer Stücke, wie Gorkis ‚Nachtasyl'-Erfolge, die immer eine latente Tendenz gegen soziale Zustände und politische Machthaber zeigen, beweisen, wie die Stimmung für eine politische Satire vorbereitet ist."

* *

Der hier erwähnte Erfolg von Gorkis „Nachtasyl" hat der Gewohnheitsästhetik mancher Leute wieder einmal, wie vor zehn Jahren der der „Weber", dadurch einen Stoß versetzt, daß in dem Stücke so gut wie gar keine „Handlung" vorhanden ist, und Handlung soll ja nun einmal — nach einer pedantischen Etymologie des Wortes Drama — das Wesen des wahren Dramas sein. Dieser veralteten Maxime tritt aufs neue Erich Schlaikjer mit einer Studie über „Wort und That im Drama" (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 264) entgegen, worin er dieser „verdammten Phrase" durch den ausführlichen Beweis auf den Leib rückt, daß nicht auf Thaten und äußerer Handlung, sondern auf den inneren Erlebnissen der Helden der Wert und Zweck der dramatischen Dichtung beruhe, d. h. auf dem Wort, in dem sich diese inneren Erlebnisse kundgeben. Mit Molière ruft er aus: „Handlung? Was Handlung! Leben will ich sehen!" und meint, wenn ein Dichter nur ein Stück Leben biete, so sei es seine Sache, ob er äußere Geschehnisse viel oder wenig oder gar nicht verwerte. — Eine Replik und Ergänzung zu diesem Artikel liefert unter demselben Titel Karl Strecker (ebenda 268), der schon früher einmal an der gleichen Stelle den Grundsatz aufgestellt hatte, daß im Drama nicht Handlung, sondern Reden die Hauptsache sei. Es gebe für den Dichter keine Regel, außer der des guten Geschmacks. „Der Künstler hat das Recht zu allem, wozu er Geschick hat. Wir könnten uns aus Goethes ‚Tasso' und ‚Iphigenie', aus Grillparzers ‚Sappho', aus Ibsens ‚Gespenstern' das bißchen Handlung ganz fortdenken und würden doch den dichterischen Gehalt dieser Dramen damit nicht weggeben. Daß man viele Jahrhunderte lang einen Uebersetzungsschnitzer gemacht hat, wenn man δρᾶν, den Stamm des Wortes Drama, mit „Handeln" verdolmetschte, wurde von Nietzsche schon dargethan, der daran erinnerte, daß das Wort Drama dorischer Herkunft sei und nach dorischem Sprachgebrauch nichts anderes bedeute als ‚Geschichte', ‚Ereignis', beide Worte in hieratischem Sinn gebraucht. Das älteste Drama stellte die Ortslegende dar, die ‚heilige' Geschichte, auf der die Gründung des Kultus ruhte. Das antike Drama hatte ursprünglich große Pathosszenen im Auge, es schloß gerade die Handlung aus, verlegte sie vor den Anfang (wie später Ibsen) oder hinter die Szene."

* *

Zur Ergänzung von Grisebachs kritischer Grabbe-Ausgabe macht Arthur Ploch auf „Drei vergessene Briefe Grabbes" aufmerksam (Nat.-Ztg., Sonntags-Beil. 44), die dort nicht mit aufgenommen worden sind. Der eine an Goethe wurde 1884 im Goethe-Jahrbuch veröffentlicht: er begleitete die Einsendung von Grabbes Jugendwerken und ist nie beantwortet worden. Die beiden anderen Schreiben hat Gubitz 1868 im zweiten Band seiner „Erlebnisse" verwertet, allerdings unvollständig; sie sind beide an ihn selbst, den ehemaligen Herausgeber des „Gesellschafters", gerichtet. — „Ist Gotthelf Naturalist?" ist die Frage, die ein Aufsatz von Lilli Haller im berner „Bund" (Sonnt.-Bl. 43, 44) zu beantworten versucht. Man müsse, meint sie, Gotthelf ganz mit eigenem Maßstab messen: als einen Autodidakten, der von höheren ästhetischen Bedürfnissen nichts wußte und die ideale Bedeutung der Kunst nicht verstand: er schrieb schlechtweg für seine Landsleute und dachte nur daran, die Welt künstlerisch zu erobern. — Ueber Grillparzer „als Opernkritiker" spricht Alfred Beetschen in der „Allg. Z." (Beil. 251). Die Tagebuchäußerungen des Dichters über seine musikalischen Eindrücke werden zu diesem Zweck zusammengestellt. — Hebbels neu veröffentlichte Tagebücher in Richard Maria Werners Ausgabe wurden auch diesmal an mehreren Stellen eingehend besprochen (J. Sittard, Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 22; Roman Woerner, Allg. Z. Beil. 247) und von Ludwig Geiger zum Ausgangspunkt einer Studie über „Hebbel als Journalist" benutzt (W. Zeit 383). — „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter" schildert Louise Hackl (N. Fr. Presse 14067) des Dichters Heimat im Böhmerwald und die Stätten, die durch seine Dichtungen geweiht wurden. Sein Geburtshaus in Oberplan wird noch von seiner greisen Schwägerin bewohnt, die nach einem Käufer sucht: ein Appell an die Stiftergemeinde, der an der Erhaltung dieses Bauwerkes gelegen ist. — An derselben Stelle (14074) veröffentlicht Alexander v. Weilen nach handschriftlichen Quellen einen Beitrag „Der junge Halm und seine ersten lyrischen Versuche". Das Material dazu bot zum Teil die wiener Hofbibliothek, die Halms umfangreichen schriftlichen Nachlaß aufbewahrt. — „Verschollenes von Gottfried Keller" bringt Richard Bredenbrücker in den „Propyläen" (Beil. z. Münch. Ztg. Nr. 4) zum Vorschein: es sind Lyrika, die in den vor fünfzig Jahren erschienenen „Neueren Gedichten" Kellers enthalten waren, von ihm jedoch später in die Gesamtausgabe seiner Gedichte nicht mit aufgenommen wurden, ein Akt der Selbstkritik, dessen volle Berechtigung durch diesen Wiederabdruck nur vollauf bestätigt wird. — Der hundertsten Wiederkehr von Louise von Plönnies Geburtstag galt ein Gedenkartikel von Dr. Kurt Rudolf Kreuschner in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 45).

* *

Seine Reihe moderner litterarischer Dichterporträts setzt Alfred Klaar in der „Königsb. Allg. Ztg." (517, 519) mit einem Essai über Max Halbe fort. Halbe seinerseits nimmt im „Tag" (531) die Aufführung von

E. von Keyserlings Drama „Peter Hawel“ (s. früher Sp. 201 f.) als Gelegenheit, diesen in München lebenden Balten als hoffnungsvolles Talent zu feiern. — Ueber Wilhelm Weigand schreibt im Anschluß an dessen zuletzt erschienene Werke Oskar Bulle (Allg. Ztg., Beil. 248). Ohne ihren dichterischen Wert zu überschätzen, findet er in allen dieselbe innerlich wahrhafte und künstlerisch ernste Persönlichkeit. — Wie sein Roman „Pastor Klinghammer“ entstand, erzählt Wilhelm Hegeler im „Berl. Tagebl.“ (566), um zu zeigen, aus welchen Elementen und Anregungen sich die Iden zu einem großen Prosawerk kristallisieren können. — Ottomar Enkings neuer Roman „Familie P. C. Behm“, von dem unser vorliegendes Heft eine Probe giebt (Sp. 325 ff.), wird von Carl Busse in einem Feuilleton des „Tag“ (523) mit Enthusiasmus begrüßt. — Andere Feuilletons handeln von „Clara Viebigs Heimatkunst“ (Dr. A. Schröder, Leipz. N. Nachr., Mont.-Beil. 44), von Beyerleins „Jena oder Sedan“ (Wien. Freis. Ztg. 37), von Hans Benzmanns Gedichten (W. Popp., Hannov. Cour., Sonnt.-Bl. 673).

* *

Auch auf außerdeutschem Litteraturgebiet war die Ausbeute an Veröffentlichungen nicht reichlich. Die englische Litteratur war mit einem Artikel Hermann Bahrs über Adolf Gelbers Shakspere-Buch „An der Grenze zweier Zeiten“ (N. W. Tagbl. 291) und einem anderen von Richard M. Meyer über Swinburnes Drama „Atalante in Kalydon“, von dessen später Bekanntschaft er einen großen Eindruck empfangen zu haben bekennt (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 45), vertreten. — Der Briefwechsel Frau v. Staëls mit dem Züricher Heinrich Meister, der in Paris vor der Revolution dem Kreise der Enzyklopädisten nahe stand, ist jüngst bei Hachette erschienen und wird in der „N. Züricher Ztg.“ (305) besprochen. — Erinnerungen an Victor Hugo veröffentlicht Fréderic Lolliè nach neuem Material („Dichter und Geschäftsmann“, Voss. Ztg. 531). Es geht daraus hervor, daß Hugo in seinen dichtfreien Stunden ein vorzüglicher Rechner und Geschäftsmann war, als den ihn besonders seine Verleger kennen lernten. Er war der unermüdlichste Feilscher und besaß im Abfassen von Verlagsverträgen eine geradezu rabulistische Geriebenheit, was für die Verleger manchmal um so fühlbarer war, als er seinem Werke des größeren Bogenhonorars wegen manchmal unvorhergesehene Ausdehnungen gab. Der unglückliche Verleger, der „L'homme qui rit“ nach der Seitenzahl zu honorieren sich verpflichtet hatte, ohne dafür vorsichtigerweise eine Grenze festzulegen, hatte diese Unklugheit fast mit seinem Ruin zu bezahlen: das Buch schwoll derart an, daß er es mit 200000 Frcs. bezahlen mußte. Auch daß Hugo, der Anwalt der Armen und Enterbten, in der Praxis von beträchtlichem Geize war, geht aus Lolliés Darstellung hervor. — Der neue Roman „Histoire comique“ von Anatole France wird im Wiener Fremdenblatt (293) von K. Schirmacher angezeigt, die sich wenig befriedigt darüber ausspricht. — Dem „Dichter der toten Stadt“, Georges Rodenbach, widmet Arthur Roeßler ein Feuilleton (Münch. Ztg. 158). — Ueber Jonas Lies Heim in Paris berichtet zum 70. Geburtstag des norwegischen Dichters Henny Bock-Neumann (Voss. Ztg. 521). Man erfährt daraus besonders, welch großen Anteil an Jonas Lies Schaffen seine Frau Thomasine hat, die er selbst seine unentbehrliche Mitarbeiterin nennt. Sie ist eine Cousine ihres Mannes und seit über dreißig Jahren seine Lebensgefährtin. — Ueber die letzten drei deutsch erschienenen Bücher Gustaf af Geijerstams äußert sich Rudolf Holzer (W. Abendp. 244) mit hoher Bewunderung.

J. E.

„Vom neuentdeckten Yankee“. [Polenz, Das Land d. Zukunft.] Von Karl Berger (Deutsche Welt, Berlin; VI, 6).

„Grundzüge einer Theaterleitung“. Von Ferdinand Gregori (N. Fr. Presse 14067).

„Ueber Theaterkritik“. Von Stefan Großmann. (W. Arbeiter-Ztg. 295.) — „Theaterkritik und Theaterreportage“. Eine Erwiderung von Otto Pohl (ebenda 302).

„Rose Bernd — eine juristische Unmöglichkeit“. Von Dr. Jul. Lubszynski. (Berl. N. Nachr. 531.) Der 4. Akt ist juristisch unmöglich, weil es keinen Richter im Deutschen geben würde, der die Zeugin Rose Bernd unter den vorliegenden Umständen zum Eid zugelassen hätte. Auch andere Einzelheiten des Stückes muß der Jurist verwerfen.

„Goethe als Feinschmecker“. Von Mungo (Oesterr. V.-Ztg. 303).

„Heimatkunst“. Von Georg Jacob Wolf. (Münchener Ztg. 184.)

„Französische Schauspielkunst“. Von Karl Eugen Schmidt (W. Zeit 394).

„Goethe und die Geisteskranken“. [P. J. Möbius.] Von —r. (Die Post, 1. Nov., Sonnt.-Beil.)

„Zur Vorgeschichte der Allgemeinen Zeitung“. Von K. T. (Allg. Z. Beil. 250.)

„Volksbühnen“. Von F. S. (W. Arbeiter-Ztg. 296.)

Echo der Zeitschriften

Deutsche Heimat. (Berlin.) VII, 1, 2. Von der seligen Anna Luise Karschin, der schlesischen Schneidersfrau und preußischen Sappho, die einst das Vieh hütete und später, nach ihrer Uebersiedlung nach Berlin (1760), durch ihr dichterisches Talent Aufmerksamkeit erregte, plaudert Hermann Krüger. Er sieht in dieser Frau die großartigste Improvisatorin und eine der überraschendsten Naturerscheinungen in unserer Litteraturgeschichte. — Derselbe Autor läßt sich im 2. Hefte über Gustav Frenssens Lebensgang aus, während Ernst Ludwig Wulff „Ueber Hebbels Lyrik“ urteilt, daß gerade sie für Weiterentwicklung unserer lyrischen Poesie wichtig werden könne. Hebbels Kunst reife „über das Weib und die untere Welt“ hinaus, und nur eine solche Kunst habe die Macht, „die Wogen der niederen Leidenschaften, die die Menschheit in den Zustand der Barbarei und Wildheit abwärts ziehen, zu glätten“. — „Noch ein Wort zur Heimatkunst“ glaubt Kurt Küchler (3) sagen zu müssen, indem er das vielgebrauchte Wort nicht als Ortskunst, sondern als Nationalkunst gefaßt wissen möchte und von solcher Heimatkunst die Förderung einer „reicheren, tieferen, wärmeren deutschen Kultur“ erwartet. — Durch das 4. und 5. Heft zieht sich ein Aufsatz von K. Freye über „Siebenkäs und Abu Telfan“, die beiden Schöpfungen Jean Pauls und Wilhelm Raabes, die den tiefsten inneren Zusammenhang der beiden Dichter bezeichneten, auch wo sie von einander sich scheiden und Raabe weiter gekommen sei als sein Ahnherr. — Auf Gustav Pfarrius und seine Hauptwerke („Schein und Sein“, „Zwischen Soonwald und Westrich“) weist A. Ostheide in Nr. 5 und 6 mit besonderem Nachdruck hin.

Deutsche Rundschau. XXX, 2. Der bereits erwähnte Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, den Albert Köster herausgiebt, wird fortgesetzt. Unterm 20. Dezember schreibt Keller: „Paul Heyses Zustand ist mir rätselhaft; er hat in ungefähr Jahresfrist einen Band der schönsten Verse gemacht, und doch soll er fortwährend krank sein. Vielleicht bringt eben das angegriffene Nervenwesen eine solche selbstmörderische Fähigkeitssteigerung mit sich. In diesem Falle habe ich gute Nerven, bin dabei aber ein ungeschickter Kopf. Spaß bei Seite, glaub ich fast, es räche sich, daß Heyse seit bald 30 Jahren dichterisch thätig ist, ohne ein einziges Jahr Ableitung oder Abwechslung durch Amt, Lehrthätigkeit oder irgend eine andere profane Arbeitsweise genossen zu haben. Ein Mann wie er, der wirklich zu konsumieren hat, wird und muß hierbei selbst mit konsumiert werden; es ist nicht wie bei einem Drehorgelmann. Aber man darf ihm nichts sagen; es ist zu spät: er muß sich trotz alledem erholen oder aufbrauchen. Auch

Tieck und Gutzkow ist diese Lebensart nicht gut bekommen, ohne daß ich übrigens unseren idealen Paulus mit solchen idealen Erzpraktikern vergleichen will.“ Storm antwortet im nächsten Brief: „In betreff unseres Heyse haben Sie es ganz genau getroffen; eine Lebensart, die fortdauernd Phantasie und Empfindung in Anspruch nimmt, hält nur ein Riese von Gesundheit aus; wer weiß, ob auch Schiller andernfalls sein Leben nicht höher gebracht hätte!“ — Ein andermal spricht sich Storm sehr gereizt über eine angebliche, übrigens unbeglaubigte Aeußerung von Georg Ebers aus, der mit Bezug auf seine eigene Novelle „Eine Frage“ eine Novelle als ein Ding bezeichnet haben sollte, „das ein Dichter sich nach dem eigentlichen Kunstwerk, dem dreibändigen Roman, wohl einmal zur Erholung leisten dürfe“. Storm war über diese Herabwürdigung einer Kunstform in der er die strengste und geschlossenste Form der Prosadichtung, die Schwester des Dramas sah, empört und gab diesem Zorn in einem Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Werke Ausdruck, das er aber nachher nicht drucken ließ. „Es kann wohl fraglich sein,“ schreibt er an Keller (14. August 1881), „ob es richtig ist, selbst einmal ein Wort zur Sache zu sprechen, wenn ein von der Menge und seinen Stammgenossen, den Juden, auf den Thron Gehobener solche Dinge dem Publikum imprägniert; denn der Schaden dadurch ist ein sehr weitgreifender. Aber es spricht etwas dagegen, nicht die Sache durch sich selbst sprechen zu lassen, und so hab' ich mein Vorwort — ich sandte es an Heyse und Erich Schmidt — obgleich letzterer es freudig begrüßte, in Uebereinstimmung mit ersterem vom Druck zurückgezogen.“ In Kellers Antwort heißt es: „Die ebersſche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller. Es handelt sich also um eines jener Gedichtchen, die zu Almanachbildchen gemacht werden. Das, was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Uebrigens hat sein Judentum, was mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr v. Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, fing er zuletzt selbst an. . . Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein verständiger Mann ist, that um die Zeit, wo er seine ‚Ahnen‘ im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Thätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hierzu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.“

Hochland. (München und Kempten.) I, 1, 2. Ein Programmwort des Herausgebers Karl Muth leitet diese neue Monatsschrift, die sich in Form und äußerer Ausstattung den „Türmer“ zum Muster genommen hat, ein. Es wird darin der „Litteratenkunst und Litteratendichtung“ der Kampf erklärt und als erstrebenswertes Ideal die Entwicklung der Heimatkunst zur Höhenkunst oder „Hochland-Dichtung“ aufgestellt. Im besonderen will die Zeitschrift dem Mangel einer Revue großen Stils auf katholisch-christlicher Grundlage abhelfen, wofür der Name des durch seine Veremundusbroschüren bekannten Herausgebers schon allein ein Programm bedeutet. Aus den Beiträgen der ersten Hefte (1,2) sei an dieser Stelle ein Gedenkblatt auf Margarete Mörike von Eduard Eggert erwähnt („Eduard Mörikes Frau“), der beide, den Dichter sowohl, als seine seit 1872 von ihm geschiedene Gattin, persönlich nahe gekannt hat. Die Bekanntschaft Margaretens machte Mörike im Frühjahr 1845, nachdem er seiner leidenden Gesundheit wegen mit seiner Schwester Clara nach Mergentheim übergesiedelt war und dort eine Wohnung im Hause des pensionierten Oberstleutnants von Speth bezogen hatte. Aber die Geliebte heimführen konnte er erst 1851, nachdem ihm seine Berufung als Professor der Litteraturgeschichte an das Katharinenstift in Stuttgart die materielle Möglichkeit zur Gründung eines eigenen Herdes verschafft hatte. Einundzwanzig Jahre später trennten sich die Gatten, die sich erst in Mörikes Sterbestunde 1875 noch einmal wiedersahen, und um achtundzwanzig Jahre hat Margarete den Unvergessenen überlebt. In Neu-Ulm, wo ihre Tochter Fanny verheiratet lebt, beschloß sie anfangs dieses Jahres ihre Tage. „Als die neuesten Mörike-Biographieen erschienen, äußerte sie: ‚Das Wahre und das Beste von ihm weiß ich ja selbst, . . . ein verletzender Steinwurf ist es freilich, der mich noch treffen sollte, ehe ich austrete aus dem Leben! So ist aber die Welt. Wie anders wird es sein, wenn sie hinter uns zurückgesunken ist!‘ Sie fühlte, man hatte sich doch zu wenig die Mühe genommen, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ — „Bedenken wider Ibsen“ von einem Süddeutschen (Fritz Lienhard) enthält das 2. Heft. Er wirft die Frage auf: „Hat das deutsche Volk, in seinen gebildeten Köpfen und unverbildeten Herzen, zu Ibsen ein seelisches Verhältnis gefunden?“ und beantwortet sie mit einem runden Nein. Ibsens Dichtung fehle zu sehr die Wärme, Liebe und Seele, die verklärende Anteilnahme, die der Grundzug aller Dichtung sei. Sie sei überhaupt keine poetische Offenbarung, sondern „Gesellschaftskritik in Form eines säuberlich ausgebildeten bürgerlichen Dramas“. Kritik aber sei keine Poesie; und ein Skeptiker könne niemals Poet sein.

Magazin für Litteratur. (Leipzig.) LXXII, 12. Einen jener großen Schönheitssucher, die in einer nüchternen Zeit und Umgebung an ihrer Sehnsucht verbluten, die am Wege sterben, weil ihr Reich nicht von dieser Welt ist, nennt Hermann Wendel Edgar Allan Poe, der ihm Amerikas größter Dichter ist. „Man wird mit Phrasen von Décadence und Satanismus und ähnlichen Schablonebegriffen umherwerfen und entrüstet Longfellow ins Feld führen, der viel harmonischer, abgeklärter, solider sei — ecce magister! Trotzdem Poe der raffinierteste Vertreter einer extremen l'art pour l'art-, einer Tendenz-Kunst ist, die bestimmte, nur rein künstlerische Wirkungen zu erzielen sucht, gehört er zu den Dichtern, die eine ewige Wahrheit, eine Offenbarung des Weltgeistes sind.“ — Einem deutschen Poeten von ganz anderer Struktur, Wilhelm Holzamer, widmet im gleichen Hefte Paul Leppin einen knappen Essai. Ihm liegt in Holzamers Kunst etwas Mütterliches. Sie spreche brav und einfach zu uns, so daß wir Vertrauen zu ihr hegen und wissen, aus welch feinem treuen Herzen sie kommt. „Kein neuropathischer Zauber und nicht die Beklemmung der Halluzination wohnt in den schönen Herzens- und Schicksalsgeschichten, die Holzamer geschrieben hat; es ist viel Sonne und auch viel Resignation darin, eine große, siegreiche Kraft, viel Güte, viel Heiligkeit, viel Einfalt und sehr viel Glaube.“ — In deutscher Uebersetzung von Paul Adler soll binnen kurzem Camille Lemonniers Roman „L'homme en amour“ erscheinen; ein orientierendes Begleitwort von Stefan Zweig wird hier (Heft 13) vorläufig mitgeteilt. — Im gleichen Hefte schildert Adele Schreiber an der Hand von Ostwalds bekanntem Bohème-Liederbuch „die Poesie verlorener Leute“, spricht K. F. Nowak von Challemel-Lacour, dem französischen Pessimisten, und weist Paul Leppin auf einen neuen Dichter hin, auf Gustav Meyrink, der mit seinem Skizzenband „Der heiße Soldat“ (vgl. Sp. 138) ein starkes, sonderbares, geistreiches Buch geboten habe. „Eine energische, hartnäckige und großzügige Persönlichkeit ist mit Gustav Meyrink in unsere Litteratur gekommen, ein Fertiger und Ganzer, ein Eigener und Neuer, ein Phantast und ein Prophet.“ — Erwähnt sei noch aus dem elften Hefte ein Glückwunsch Karl M. Brischars zum 70. Geburtstage Ferdinands von Saar.

Die Nation. (Berlin.) XXI, 6. In den Achtzigerjahren, als die Litteratur große Fragen des Menschenlebens diskutieren und entscheiden wollte, trat Ibsen, der Denker, der radikale Individualist, als Gesellschaftskritiker, Björnson, der geborene Redner und Agitator, mit der Lust zu reformieren hervor: Jonas Lie nahm in anderer Weise an dieser Kampfdichtung teil. Nicht Anatomie schwatzen, sondern Menschen geben, war sein Programm. Nicht als Debattant selbst trat er auf, sondern wirkte im Stillen mit seinen Büchern. „Es gereicht seiner Dichtung," heißt es in einem Essai von Just Bing zu des Dichters 70. Geburtstage, „zu großem Lob, daß sie für die freie Entwicklung des Menschenlebens und gegen jede konventionelle Lüge zum Schwert griff, und Lie ist damals in die Reihen der Freiheitskämpfer getreten und darin geblieben; seine Art zu kämpfen aber war die, daß er zeigte, wie vordem gelitten und gestritten worden, wie gelitten und gestritten werden mußte. Er ließ ‚der Menschen Schicksale in Diskussion treten'." Und so deckten sich bei ihm seit jeher in merkwürdiger Weise die Umrisse seiner künstlerischen und ethischen Tendenzen. „Er ist Romantiker genug, um die Welt, die er schildert, in Bewegung setzen zu können, das weithin reichende Streben läßt die enge, alltägliche Wirklichkeit scharf hervortreten. Er ist künstlerischer Idealist genug, um für sein romantisches Grundmotiv die starke Wirkung des Thatsächlichen beim Leser zu erzielen. Er ist objektiver Künstler genug, um allen Charakteren des Gesamtspiels feste Umrisse zu geben, und er ist ein Impressionist, der immer im lebendigen Augenblick verweilt. So hat er seine Landsleute porträtiert, wie sie im tiefen Grunde ihrer Natur organisiert sind. Er hat die Art und Weise geschildert, in der sie denken und fühlen, in der ihre Natur unwillkürlich gegen alles, Kleines wie Großes, reagiert. Und dabei tritt als Schlußresultat eines jeden Buches Lies eigene Persönlichkeit hervor, und in seiner eigenen Natur giebt er das Beste, Gesundeste, Frischeste vom Leben und Streben des norwegischen Volkes." — Im 5. Hefte erzählt Max Meyerfeld von dem „alten Anglomanen" Karl Philipp Moritz, dessen „Reisen eines Deutschen in England" (1782) jüngst Otto zur Linde in den Deutschen Litteratur-Denkmalen neu herausgegeben hat, und Felix Poppenberg glossiert Houbens Buch über Emil Devrient.

Nord und Süd. (Breslau.) Bd. 107. Heft 320. Nach einem längeren Exkurs über das Wesen der Heimatkunst, als deren bedeutendster Vertreterinnen eine er Clara Viebig bezeichnet, bemerkt August Friedrich Krause in einem größeren Essai über diese Erzählerin: „Sie begnügt sich nicht mit ländlicher Milieuschilderung und nicht mit Oberflächen-Psychologie. Sie vergißt in den besten ihrer Werke nicht, ihre Menschen, die wahrhaftig Menschen mit Fleisch und Blut und starkem, ursprünglichem Empfinden sind, aus dem Kleinen und Alltäglichen heraus und hinauf zu heben ins Besondere und Allgemeinmenschliche, ohne ihnen dabei den Reiz des Individuellen zu rauben . . . Hart ist das Land, auf dem sie und ihre Eifelmenschen gewachsen sind, und herb ist die Luft. Sie ist eine Eigene und Freie auf freier Bergeshöh, der die Lüfte den Blick geklärt und das Herz fest und stark gemacht haben. Mit scharfem, prüfendem Auge sieht sie tief hinab in die Herzen der Menschen. Darum weiß sie nichts von Schuld und Sünde; sie sieht hinab in die Seelen und kennt die Zusammenhänge zwischen dem Thun der Menschen, das alle sehen, und ihrer innersten Natur, die ihr Dichterauge erkannt hat. Darum ist sie keine überweise Moralpredigerin. Sie zeichnet die Welt und die Menschen in ihr, wie sie sind, mit allen ihren ‚guten' und ‚bösen' Eigenschaften und enthält sich dabei jedes Urteils. Aber in der Durchführung der Handlung, in der Sicherheit, mit der sie aus den Charakteren und ihren aus dem Impuls geborenen Handlungen die notwendigen Konsequenzen zieht, in dem wohl abgewogenen Spiel und Gegenspiel der Menschen ihrer Erzählungen offenbart sich ein starkes ethisches Empfinden. Sie ist gerecht gegen ihre Menschen bis zur Grausamkeit — gerecht, wie das Leben gerecht ist. Aber sie ist auch von inniger Liebe zu ihnen beseelt, von jener Liebe der Schaffenden, die selbstlos ist und stark." Auffällig sei es, daß sie in keinem ihrer Werke die moderne Frauenbewegung behandle, ja, es scheine, als ginge sie diesem Thema mit einer gewissen Aengstlichkeit aus dem Wege, obwohl es ihr doch sonst nicht an starkem, anteilnehmendem Mitempfinden fehle. Den Grund dafür will der Verfasser einesteils darin finden, daß der Dichterin selbst der Kampf um Befreiung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit erspart geblieben und deshalb auch niemals zum Problem geworden sei; andererseits in der tendenziösen Verschärfung des Frauenrechtlertums, von dessen Gehaben „eine Natur wie Clara Viebig sich wohl abgestoßen und angewidert fühlen konnte"; endlich darin, daß nach seiner Meinung der moderne große Kulturroman unserer Zeit überhaupt nicht von einer Frau geschrieben werden dürfte, weil „das Empfinden des Weibes nicht universell genug ist", weil es sich großen typischen Erscheinungen und Erscheinungskomplexen niemals als sachlicher, objektiver Kritiker, sondern stets subjektiv und mit mehr oder minder leidenschaftlicher Parteinahme gegenüberstellt. Dieser Gefahr, der das starke Talent einer Böhlau erlegen sei, sei Clara Viebig mit sicherem Instinkt aus dem Wege gegangen. „Dem Impuls ihres weiblichen Herzens folgend, gestaltet sie die Geschicke von Individuen, denen zwar allgemein menschliche Zügen eignen, die aber keine tiefgehende typische Bedeutung beanspruchen können. Immer ist es das Einzelschicksal, das sie interessiert, nie das Geschick von Gesamtheiten. Die Helden und Heldinnen ihrer Romane interessieren wohl als Individuen, niemals jedoch sind sie Typen ihres Standes, ihrer Klasse oder ihres Geschlechts." In ihrem Schaffen unterscheidet der Verfasser zwei Perioden, eine solche des Suchens und Tastens, der langsam reifenden Entwickelung, die bis zu dem Roman „Es lebe die Kunst" reiche, und eine zweite, in der sie „eine Reihe wohlgelungener Meisterwerke, die frei sind von aller schwankenden Unsicherheit in der Technik", geschaffen habe: „Das Weiberdorf", das „Tägliche Brot", die „Wacht am Rhein" und den „Müllerhannes". — Hermann Jacobson („Zur Grammatik und Logik") beschäftigt sich mit Fritz Mauthners „Kritik der Sprache". — Ludwig Geiger („Eine Schwärmerin aus der Zeit der Romantik") teilt ungedruckte Briefe Karoline Schweighäusers (geb. Hering, † 1807) mit, einer Freundin Therese Hubers, an die ihre hier abgedruckten Briefe aus dem Jahre 1793 gerichtet sind. Sie handeln von der Liebe der Schreiberin zu einem zehn Jahre jüngeren Manne und sind als Dokumente der ganzen Zeitstimmung charakteristisch.

Wartburgstimmen. (Eisenach.) I, 8. Mit seinen großen vorwärts treibenden Ideen, mit seinen Anschauungen von Religion, Geschichte, Volkstum und den Aufgaben der Erziehung und Bildung ragt Herder noch immer jung, ja — nach Ansicht der „Wartburgstimmen" — noch immer Zukunftsziele weisend, in unsere Zeit hinein, so daß eine eingehende Würdigung seines Wesens und Wirkens sich wohl verlohne und zugleich manches Programmatische enthalte. Die religiöse Weltanschauung Herders würdigt W. v. Schnehen, indem er vornehmlich ihre große Einheitlichkeit betont, die Verbindung von göttlicher Vorsehung und naturgesetzlicher Notwendigkeit, die für Herder („wie noch heute für uns!") einzig und allein durch die von ihm zuerst auf die ganze Welt ausgedehnte Idee der Entwickelung ermöglicht worden sei. „Die Bedeutung der herderschen ‚Stimmen der Völker in Liedern'" hebt Thomas Achelis hervor, indem er Herders historische Stellung kennzeichnet, um dann in aller Kürze den Begriff der Volkspoesie festzulegen. In erster Linie sei es hier trotz allen nationalen Gehaltes der Ausschluß jedes politischen Gegensatzes, jeder parteipolitischen Färbung. Das Volkslied, wie es auch Herder im Sinne hatte,

stelle die untrennbare Einheit der ganzen Nation dar; nicht etwa niedere oder höhere Bildung, sondern lediglich ethnische Zusammengehörigkeit, lediglich die Rasse entscheide. Das unvergängliche Verdienst Herders bestehe nun darin, dieses deutsche Volkslied aus der Oede der Gelehrtenpoesie, der Lüge der Anakreontiker, aus völliger Vergessenheit und Mißachtung gerissen zu haben. „Auf Herders Schultern stehen die Romantiker, die ja das Studium der älteren deutschen Litteratur, der Märchen, der Volksdichtungen mit allem Eifer betrieben, und ihnen wieder folgen diejenigen unserer heutigen Dichter, die in all dem Wirrsal, das über unsere Litteratur hereingebrochen ist, noch Sinn und Verständnis für die eigentlich inneren Triebkräfte unseres geistigen Lebens und Schaffens sich bewahrt haben.“ — Auf dieses Wirrsal unserer Litteratur lenkt, nachdem Nora von Hartmann „Herder als Erzieher“ und Richard Brückner „Herders Deutschtum“ gepriesen hat, E. Clausen die Aufmerksamkeit seiner Leser. Er spricht über „Unser Sprachgefühl und die Uebersetzungswerke aus anderen Litteraturen“, wittert „charakterlose, äffische Liebhaberei“ des Ausländischen und sieht manche Stillosigkeit im Gebrauch unserer Muttersprache in dem ewigen Lesen und Anhören von Uebersetzungen begründet. Vor allem die großen Städte müssen da den Sündenbock spielen, an ihrer Spitze Berlin, „wo die Bühnen, wie es scheint, für Ausländer spielen oder für solche, die keine Inländer sein wollen und können, weil es ihnen nicht von der Natur ermöglicht wurde.“ Im Anschluß an diese Ausführungen empfiehlt Georg Baesecke eine geschichtliche Schulung unseres Sprachgefühls, zunächst an der Hand Martin Luthers.

Die Zukunft. XII, 3. Eine scharfe Abrechnung hält August Strindberg mit der schwedischen Akademie, der leider das Recht zugefallen ist, über die Verteilung des litterarischen Nobelpreises aus eigener Machtvollkommenheit zu bestimmen („Ein Gerichtshof über Weltlitteratur“). Er erinnert daran, daß Gustaf III. 1786 die schwedische Akademie mit der ausdrücklichen Bestimmung geschaffen habe, sie solle „eine Vereinigung von Schwedens hervorragendsten Dichtern sein, ohne Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung“. Wer aber sitze heute auf den 18 Sesseln der Akademie? Zwei Reichsarchivare, ein Reichsantiquar, ein Universitätsbibliothekar, Bischöfe, Professoren und ein Gesandter! Von der ganzen Gesellschaft seien nur vier — Mellin, Nyblom, Gellerstedt, Wirsén — in ihren Mußestunden „Dilettanten und Versschmiede“. Strindberg untersucht sodann die Qualifikation der einzelnen Akademiker und meint darauf: „Die Schwedische Akademie war um 1880 eine lächerliche Einrichtung, die man in litterarischen Kreisen nicht im geringsten beachtete. Als aber in den Neunzigerjahren diese Institution durch Nobels Stiftung zum Gerichtshof über moderne Weltlitteratur erhoben wurde, da war die Akademie Etwas. Aber da mußte sie selbst, wenn sie Ehre im Leibe hatte, sich für inkompetent erklären und sich als Forum ablehnen. Denn Richter dürfen nicht in unbekannter Sache und nicht nach Hörensagen richten. Wie viele von den Mitgliedern der Akademie lesen Litteratur? Wie viele besuchen Theater? Hat Professor Rudin oder Bischof Billing Zolas Romane gelesen oder Ibsens Stücke gesehen? Ich weiß es nicht — aber wagt der Professor und der Bischof in der Jury zu sitzen, ohne die Akten des Prozesses eingesehen zu haben, dann ist ihr Leichtsinn und ihre Unbedachtsamkeit strafbar. Das erste Urteil, das die Akademie zugunsten des nicht des großen Preises würdigen Sully-Prudhomme fällte, war eine Ungerechtigkeit; das zweite Urteil zugunsten Mommsens war eine Ungesetzlichkeit, denn Geschichte ist Wissenschaft und nicht Litteratur... Alfred Nobels Gedanke war schön, er wollte unserem unbemerkten Vaterlande eine Hegemonie in der Litteratur schaffen; aber er kannte weder die Litteratur noch die Akademie. Die Litteratur der Zeit ist der Roman und das Drama; doch unter den vier litterarischen Beisitzern der Akademie ist kein Romancier, kein Dramatiker. Achtzehn unlitterarische Räte und nicht Ein kompetenter Richter. Das ist kein Gerichtshof! Das ist nichts!“ — In Nr. 5 beschäftigt sich Herman Jacobson mit dem englisch-irischen Romanschriftsteller George Moore, dem hier früher (LE IV, Heft 1) eine Charakteristik gewidmet wurde.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen. (Braunschweig.) CXI, 1, 2. Mit einer kurzen, das Typische herausgreifenden Studie über „Das französische Volkslied“ erweist H. Morf den Liederreichtum des alten pays de France. „Heitere und ausgelassene, ernste und schwermütige Worte und Weisen schallen uns in vollen Akkorden entgegen. Es ist der vielstimmige Chor eines Friedensfestes. Den Reigen führt Amor. Und das Liebeslied, das er singt, ist nicht ein frivoles, es ist wesentlich ein Lied der Treue, der Sehnsucht mit dem ewigen Kehrreim:

> Ah, soleil, fonds ces rochers!
> Ah, lune, bois ces rivières!
> Que je puiss' regarder
> Mon amant qu'est derrière.“

Nur wenig Volksliedmäßiges ist in Frankreich auf dem Gebiete religiöser Lyrik vorhanden; wohl finden Weihnachten und Ostern Beachtung, und von Pilgern und Bettlern werden religiöse Balladen gesungen; wie aber hier bereits die robuste Gläubigkeit des Volkes oft weltliche Munterkeit im religiösen Liede zuließ, so wandte sich von jeher die Neigung des Volkes weit stärker zum Preis oder Tadel, zur Klage oder zum Spott in weltlichen Liedern. Historische Vorgänge, elementare Ereignisse oder Verbrechen, vor allem diese reizen zu balladenhafter, oft im Bänkelsängerton gehaltener Behandlung; daneben wird von Sommer und Winter, von Festen und zur Arbeit gesungen und über manches derb gespottet. Was da z. B. von Mönchen und Nonnen oder vom Curé und seiner Haushälterin, seiner Wäscherin und seinem Beichtkind gesungen wird, ist häufig derb und nicht immer unanstößig. Am meisten freilich lebt erst das Volkslied von der Liebe. Soldaten und Seeleute bieten hier in hohem Maße den Stoff jener volkstümlichen Romantik; neben ihnen erscheinen besonders die Müller als die vom Volkslied besungenen Liebsten. Von Braut- und Ehezeit sagen die Lieder viel, im letzteren Falle freilich zumeist von unglücklicher Liebe. Mit keiner Figur beschäftigt sich das französische Volkslied so häufig wie mit der Malmariée; sie wird beklagt und — häufiger — ihr Gatte toll verspottet; während andererseits in den Witwenliedern eitel Lust und Freude über den Tod des alten Schwächlings herrscht. Als charakteristisch hebt Morf zum Schluß seiner mit vielen Proben durchsetzten Studie hervor, was das französische Volkslied nicht besingt: es giebt keine aus dem Volk hervorgegangenen Kriegslieder, auch keine Trinklieder, und schließlich fehlt in ihm der Hofstaat des Märchens, Feen, Zwerge und Zauberer. — Kleine Mitteilungen giebt Otto Ritter u. a. „Zu Goethes Mädchen von Oberkirch“, A. Bertuch zu Fredert Mistrals „Lou Roucas de Sisife“. — Auch aus dem 110. Bande sei noch die Publikation einiger ungedruckter Briefe verzeichnet: R. Priebsch veröffentlicht solche von Schiller, F. H. Jacobi, A. W. Schlegel an Hufeland, sowie etliche aus Klopstocks Lebensabend.

Seit Anfang d. J. erscheint im Verlag der Alphonsusbuchhandlung in Münster i. W. eine „Monatsschrift für religiöse Dichtkunst“ unter dem Titel „Gottesminne“, herausgegeben von dem Benediktinerpater Ansgar Pöllmann. Außer religiöser Lyrik bringen die kleinen Hefte auch jeweils eine litterarische Charakteristik, so in Heft 1/2 „Papst Leo XIII. als Dichter“ von Richard von Kralik; „Etwas vom ‚Geistlichen Jahre‘ von Annette v. Droste“ von M. Herbert (Heft 2); „Franz Hülskamp“ von Ansgar Pöllmann (Heft 3); „Dante als Sänger der beseligenden Herrlichkeit und Liebe Gottes“ von B. A. Betzinger (4); „Franz Eichert als religiöser Lyriker“ von E. M. Hamann (7); „Ueber Tendenz in der Kunst“ von Franz Eichert (8); „Die religiöse Lyrik von gestern und morgen“ von Lorenz Krapp (9).

„Louise von Plönnies“. (Zum 100. Geburtstage der Dichterin.) Von W. Bennecke (Hessenland, Cassel; XVII, 21).

„Auf Schillers Spuren in Schwaben“. Von Karl Berger. (Der Türmer; V, 12.) Schildert Besuche in Marbach, in Lorch, wohin die Familie des Hauptmanns Schillers 1764 ihren Wohnsitz verlegte, in Ludwigsburg, auf der Solitude und in Stuttgart.

„Richard Schaukal“. Von Karl Gruber (Erwinia, Straßburg i. E.; XI, 2).

„Waßyl Stefanyk“. Von Bohdan Lepkyj (Ruthenische Revue, Wien; I, 11). Stefanyk, ein ruthenischer Dichter, veröffentlichte mehrere Novellen-Sammlungen: „Blaues Büchlein“, „Steinernes Kreuz“ u. a.

„Pastor Klinghammer“ [Wilhelm Hegeler]. Von G. Lorenz (Der alte Glaube, Leipzig; V, 4). „Die psychologische Wahrheit überrascht, noch mehr aber die sittliche Kraft und Tiefe. Man stelle sich einmal vor, was ein naturalistischer Dichter der alten Schule aus dem pikanten Stoff gemacht hätte! Die ungezügelten Naturtriebe wären wie ein angeschwollener Strom über die Ufer getreten, hätten alle Schranken vor sich niedergerissen und wären schließlich in einem Meere von Schmutz und Blut untergegangen . . . Hegeler nimmt dagegen sittliche Kräfte in Rechnung und weiß dadurch die Gegensätze nicht bloß zu verschärfen, sondern ihre heftigsten Zusammenstöße auch hinzuhalten und zu dämpfen . . . Hegeler hat sein ganzes künstlerisches Vermögen darauf verwendet, die innere Umwandlung durch das Feuer des Gewissens mit den stärksten Farben herauszuheben. Eine Menge feiner, psychologisch feiner Einzelzüge vollendet das tragische Bild.“

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Litteratur ist in der neuesten Nummer der „Quarterly Review“ (Oktober) durch drei nicht anonyme Artikel gut vertreten. T. Herbert Warren, der Präsident des Magdalen College in Oxford, schreibt über „Sophokles und den griechischen Genius“ im Anschluß an Sir Richard Jebbs vortreffliche Prosaübertragungen der Werke des großen Dramatikers. Warren zieht eine sehr interessante Parallele zwischen Sophokles und Goethe, der nach seiner Meinung unter den Modernen dem Griechen am nächsten verwandt ist. Beide entstammten dem Mittelstand, beide waren von auffallender Schönheit in der Jugend wie im Alter, waren gleich vertraut mit der Welt des Tages wie mit der Welt der Bücher, verfolgten die höchsten Ziele von Kunst, Kultur und Wissenschaft inmitten gewaltiger nationaler Kämpfe und Schlachten und bewiesen beide ihren Hochsinn gegenüber zeitgenössischen Künstlern und Dichtern. Nach einer schönen Würdigung des Dramatikers und seines Uebersetzers legt Warren ein nachdrückliches Wort für die Beibehaltung des griechischen Studiums ein, denn eine immer stärker werdende Partei auf der Universität Oxford will es beseitigt sehen. — Walter Sichel gründet einen Aufsatz über „den ‚Zeitgeist‘ in der deutschen Litteratur“ auf Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, mit denen aber der englische Kritiker nur wenig sympathisiert. Die deutsche moderne Litteratur verdankt nach Sichels Meinung den Einflüssen des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht viel, und auch die Einigung der Nation blieb ohne wesentliche Wirkung. Vieles entspringt aus der Sucht nach Aufregung, aus dem Bestreben, mit anderen Ländern zu konkurrieren; an Stelle des Willens trat die Stimmung, der Zweifel wich der Gleichgültigkeit: alles Folgen eines Zeitalters der unausgesetzten Eile und des Verkehrs. Trotzdem erkennt Sichel noch immer einen Hauch von Romantik und Mystik in der besseren deutschen Litteratur unserer Tage. Ich weiß nicht, wie weit und wie tief seine Bekanntschaft mit ihr geht. Er hält „Dämmerung“ für das Werk eines männlichen Verfassers, Hartlebens „Serényi“ ist ihm ein typischer deutscher Roman, und während er Ricarda Huchs Talent anerkennend streift, sieht er in dem Buch „Das tägliche Brot“ die Krone von Clara Viebigs Schaffen. — Oliver Elton würdigt die Romane von Henry James. Die Abhandlung ist eine gute Einleitung in James Werke besonders für solche, die sich unfähig glauben, ihn zu verstehen. Seine Vorzüge werden hervorgehoben, seine Schwächen als möglichst gering hingestellt, nach liebevoller Kritiker Art. Als einer der schönsten Romane, die wir von James empfangen haben, wird „The Wings of the Dove“ (Taubenfittiche) bezeichnet (vgl. LE V, 1241).

Der einzige litterarische Beitrag von Wichtigkeit in der „Edinburgh Review“ ist eine zusammenfassende Studie über William Watsons Dichtung. Der Verfasser meint, Watsons Kunst sei mehr ein Erzeugnis litterarischer Tradition als eigener Inspiration. Watson sieht die Erscheinungsformen von Welt und Leben durch die Augen anderer und vermag daher das höchste Ziel der Poesie, eine Neuschöpfung von Himmel und Erde, nicht zu erreichen. Ein sonderbarer Zufall fügt es, daß in der „Fortnightly Review“ (Oktober) G. K. Chesterton in einem Aufsatz über „Die politische Dichtung William Watsons“ auseinandersetzt, daß Watson die große Tradition der demokratisch-klassizistischen Dichtung fortführt. Er ist der Erbe von Milton und Wordsworth. — Im selben Heft findet sich ein Artikel über „Thackeray als Leser und Rezensent von Büchern“ von Lewis Melville. Thackeray war schwerlich ein bedeutender Kritiker. Er urteilte mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf, und die beiden stimmten nur gelegentlich überein. In der deutschen Litteratur war er wohlbewandert. Während seines weimarer Aufenthaltes las er Körner und fertigte Uebersetzungen seiner Gedichte an, die er seiner Mutter schickte. Er liebte Uhland und hatte unbegrenzte Bewunderung für Schiller, den er über Goethe stellte. Nach der Lektüre der deutschen Shakspere-Uebersetzung sagte er: „Könnte ich je für Schiller in England etwas ähnliches leisten, so würde ich stolz sein, meiner Heimat eine Wohlthat erweisen zu haben. Ich halte ihn nach Shakspere für den größten Dichter!“

In der „National Review“ findet sich der dritte Abschnitt der „Jugendeindrücke“ von Sir Leslie Stephen. Er handelt vom Journalismus und ist, abgesehen von dem persönlichen Interesse, das er bietet, wertvoll durch seine Schilderung der glorreichen Anfänge der „Saturday Review“ und ihres glänzenden Kreises von Mitarbeitern. — In der „Monthly Review“ (Okt.) bespricht Lord Iddesleigh die Romane von Lord Beaconsfield. „Tancred“ (1847) und „Lothair“ (1869) sind prachtvolle Bücher, die trotz des großen zeitlichen Zwischenraumes viele Aehnlichkeit mit einander haben. Beide bringen die tiefsten Gedanken eines Mannes zum Ausdruck, der durch sein religiöses Gefühl bis zum Grunde seines Wesens durchgedrungen ist. — „Ein Thema mit Variationen“ ist ein flotter und amüsanter Artikel Brander Matthews über unbewußte Plagiate. — „The Nineteenth Century“ bringt einen Essai von Walter Frewen Lord über Charles Dickens. Er ist nicht so absprechend wie Lords Kritiken sonst zu sein pflegen, aber er schont auch nicht die Schwächen des großen Dichters. Er erklärt zum Schluß, daß sich ja manches bei Dickens fände, das man der Vergessenheit überlassen könne, aber dafür auch vieles, das wir nicht vergessen können, wenn wir es auch wollten. Seine Schöpfungen bilden einen Teil der englischen Sprache und keinen unbeträchtlichen Teil des geistigen Erbes der Nation. — In einem Artikel in „The Author“, betitelt: „Die Gefahr der Shakspere-Forschung“, zerstört Sidney Lee die alte, von Steevens erfundene Mythe von der Entdeckung eines Briefes von Peele an Marlowe, worin die Hamletaufführung am Globetheater erwähnt wird. Daß solches Dokument je Glauben finden konnte, sei ein neuer Beweis für die sonderbaren Wege, die der Menschengeist bisweilen einschlägt.

Der dritte und vierte Band von Professor Courthopes „Geschichte der englischen Dichtung" (Macmillan) erregen Beachtung. Der dritte Band umfaßt das 17. Jahrhundert, und Milton und Dryden stehen natürlich im Mittelpunkt. Aber es ist dem Verfasser nicht so sehr um die Darstellung der dichterischen Individualitäten, als um die Entwicklung der englischen Dichtung im ganzen zu thun. Das Hauptinteresse des Buches liegt daher in der Gruppierung von Namen gewissermaßen zu einem litterarischen Stammbaum — z. B. wie sich der Einfluß Spensers auf verschiedenen Linien fortpflanzte — und in dem Nachweis der bedeutsamen Beziehungen zwischen der Dichtung und den politischen, religiösen und philosophischen Gedankengängen, die jedem Werk zu Grunde liegen. Der vierte Band behandelt die Entwicklung und den Verfall des poetischen Dramas und ist zur Hälfte Shakspere gewidmet. Das erste Kapitel erörtert das romantische Drama im allgemeinen mit Seitenblicken auf das griechische Theater. Wenn auch Courthope vielleicht nicht gerade ein genialer Forscher genannt werden kann, so sind doch seine Ansichten höchst interessant und lehrreich, und sein Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Litteraturgeschichte.

Die neuesten Bände der English Men of Letters Series (Macmillan) sind Canon Aingers „Crabbe" und Austin Dobsons „Fanny Burney". Ainger ist mit Recht der Ansicht, daß Crabbes Anwartschaft auf Ruhm in seiner Erkenntnis der Tiefen des menschlichen Charakters und in seiner tragischen Kraft, sie darzustellen, beruht. Nur wer für psychologische Kunst Verständnis hat, wird sich an Crabbes Dichtungen erfreuen. Im Jahre 1819 bezahlte der John Murray jener Tage 3000 Pfund Sterling an Crabbe für das Recht, die „Tales of the Hall" und die vorher erschienenen Gedichte zu drucken. Aber Crabbe hielt sich nicht auf dieser Höhe der Popularität. Immerhin fand er stets Leser und Bewunderer, darunter Walter Scott, Byron, Wordsworth und Tennyson, und gegenwärtig macht sich ein wiedererwachendes Interesse für ihn deutlich bemerkbar. Bei Fanny Burney ist das soziale Milieu, in dem sie sich bewegte, ebenso bedeutend, wie ihr Leben und ihre Romane. Sie kam mit allen Tagesberühmtheiten von Georg III. an abwärts in Berührung. Dobson entledigt sich seiner Aufgabe in der bekannten liebenswürdigen Art, und wir freuen uns, eine so würdige Darstellung des Lebens und der Werke unserer ersten Romanschriftstellerin zu besitzen.

„Adams Tod und andere Gedichte" von Laurence Binyon (Methuen) ist eine bemerkenswerte Leistung und ein ebenbürtiger Nachfolger der „Londoner Visionen" desselben Dichters. In dem Titelgedicht läßt er den sterbenden Adam nicht an die eigene Zukunft denken, sondern an die seines Geschlechts. Seine brechenden Augen blicken nicht nach Eden, sondern auf seine Söhne. Es ist eine ausgezeichnete Dichtung, klassisch in der Form, aber frisch und unmittelbar in der Diktion und voll wahren, tiefen, menschlichen Gefühls.

Beatrice Harradens neuer Roman „Katharina Frensham" (Blackwood) steht nicht auf gleicher Höhe mit früheren Werken der Verfasserin. Das Wort „temperamental" begegnet zu oft, die Leute, die von ihrer „Aura", ihrem geistigen Dunstkreis, reden, werden nicht recht lebendig, und die an sich ganz hübschen Schilderungen aus Norwegen passen mehr in ein Reisebuch als in einen Roman.

Der Tod des Historikers W. E. H. Lecky bedeutet einen schweren Verlust für die englische Litteratur. Er stammte aus einer anglo-irischen und schottischen Familie und wurde im März 1838 in Dublin geboren. Sein wichtigstes Werk, „Die Geschichte Englands und Irlands im 18. Jahrhundert", erschien in den Jahren 1878 bis 1890 und behauptet den ersten Platz unter den Darstellungen jenes wichtigen Zeitraums. Lecky war eine zurückhaltende Natur und trat nicht oft an die Oeffentlichkeit. Ich hatte den Vorzug, ihn zweimal über litterarische und pädagogische Fragen sprechen zu hören, und bekam einen tiefen Eindruck von dem Wert seiner Aeußerungen und von der geistigen Bedeutung, die sich darin offenbarte.

Das Deutsche Theater unter der Direktion Behrend und Andresen eröffnete seine Saison mit Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates". Das vortrefflich ausgeführte Stück ist seines Verfassers kaum würdig. Die englischen Zuschauer wußten damit nichts anzufangen, und den deutschen gefiel es auch nicht. Fuldas „Kaltwasser" folgte und erheiterte das Publikum, doch sollen wir erfreulicherweise Fulda noch in einem besseren Stück, der „Zwillingsschwester", kennen lernen, das binnen kurzem zur Aufführung kommt. Hauptmanns „College Crampton" ist auch angekündigt. In den englischen Theatern hat sich nichts neues ereignet. Einige Singspiele brauchen hier nicht besprochen zu werden.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Der am 8. Oktober begangene hundertste Gedenktag des Todes Alfieris hat eine äußerst reiche litteraturgeschichtliche Ernte gezeitigt. Keine schönwissenschaftliche Zeitschrift, kaum eine Tageszeitung, die nicht einen Beitrag zur Ehrung oder besseren Würdigung des „grande Astigiano" gebracht, einen Kranz an seinem Denkmal in Asti niedergelegt hätte. Die letzten Beiträge sind Artikel in der „Nuova Antologia" von A. Sassi über „die ‚würdige Liebe' Vittorio Alfieris" (1. Sept.), von E. Masi über „Vittorio Alfieri als Dichter", von V. Cian über „Vittorio Alfieri in Pisa" (16. Okt.) und von J. Del Lungo über „Vittorio Alfieri als Dichter und Bürger" (1. Nov.). — Im florentiner „Marzocco" (Nr. 42) teilt P. Papa aus dem, über die letzten Jahre der Gräfin Albany, der Freundin Alfieris, sehr viel Licht verbreitenden umfangreichen Schatze von Briefen, Quittungen, Inventaren und anderen Geschäftspapieren, die aus der Hinterlassenschaft des Notars F. Tassi in das florentiner Staatsarchiv gelangt sind, mehrere Briefe mit, die auf die Hinterlassenschaft Alfieris Bezug haben. — Im „Fanfulla della Domenica" (XXV, 34) beginnt P. Molmenti eine Schilderung der Musikbühne im alten Venedig, wo nach Francesco Sansovino die Musik recht zu Hause zu sein schien und die Staatsbehörde schon im 16. Jahrhundert nicht nur die Herstellung von Instrumenten, sondern auch die musikalischen Veröffentlichungen unter ihren Schutz nahm.

„Die Personen und die Vaterlandsliebe in Leopardis ‚Paralipomeni'" sind Gegenstand einer Untersuchung C. Maggis in der „Rivista d'Italia". Der Autor sieht in dem Gedicht eine Satire mehr allgemeinen Charakters, während sie bisher auf ganz bestimmte Personen und Ereignisse der neapeler Umwälzungsjahre von 1815 bis 1821 gedeutet worden war.

Olschkis „Bibliofilia" in Florenz, die sich schon wiederholt durch sachkundige Warnungen den Bücherfreunden nützlich gemacht hat, berichtet (im August-Septemberheft) über die durch Prof. A. Lefranc nachgewiesene Fälschung des in Prag entdeckten, im Jahre 1549 gedruckten angeblichen 5. Buches des „Pantagruel" (vgl. LE V, 1657). — Die „Nuova Antologia" vom 1. November enthält einen Artikel von A. Gotti über den am 23. Juni d. Js. verstorbenen Litterarhistoriker Giovanni Mestica und seine wertvollen „Studi leopardiani" sowie einige Proben aus dem noch nicht veröffentlichten 2. und 3. Buch der „Laudi" D'Annunzios.

In der „Nuova Antologia" vom 1. Okt. verteidigt Prof. G. A. Cesareo die Möglichkeit und Berechtigung der „ästhetischen Kritik" gegen die Behauptung, daß sie als eine durchaus subjektive und schwankende Aeußerung persönlichen Geschmacks regel- und wertlos sei. Er versichert: „Sie besitzt ihre Gesetze und Methoden; sie ist frei, festbegründet, rationell, allgemeingültig und bezweckt die, nicht subjektive und willkürliche, sondern allumfassende und unveränderliche (?) Wertung jedwedes Kunstwerkes, als strenge Erzieherin und Wächterin des Schönheits-

empfindens im Volke"; er setzt sich vor, „gradweise den Vorgang zu schildern, durch den man über jedwedes Kunstwerk sich ein genaues, weil experimentelles, und ein unveränderliches, weil objektives Urteil bilden kann". Die Sätze: „ein schöner Ausdruck ist für alle schön, ein häßlicher für alle häßlich" und: „die ästhetische Kritik ist eine experimentelle Wissenschaft" zeigen, daß der Autor weit von der Lösung seiner Aufgabe entfernt bleibt. — Dieselbe Zeitschrift (16. Okt.) enthält ein Charakterbild Detlevs v. Liliencron aus der Feder Barbara Allasons.

Das Septemberheft der „Nuova Parola" bringt einen Versuch A. Maris, das Urteil P. Cesareos, der in der „Rivista di filologia classica" den alexandrinischen Dichter Kallimachos als einen „Decadenten" im modernen Wortsinne bezeichnet, näher zu begründen. Er will in der alexandrinischen Zeit dieselbe physiologische Schwäche, Greisenhaftigkeit, Gefühlsarmut, Glaubenslosigkeit finden, worauf die moderne künstlerische und litterarische Décadence beruhe, und er findet bei Kallimachos die übertriebene Vorliebe für das Detail, die Kleinmalerei, die Aufbauschung des Unbedeutenden, die Sucht, das Mikroskopische nahezubringen, die geistlose Nachahmung, die Seltsamkeiten in Inhalt und Form, die den modernen Dekadenten charakterisieren, ja sogar den Symbolismus, der als ganz modern gelte und den die Alexandriner schon von den Aegyptern ererbt haben. — Im Oktoberheft der „Nuova Parola" finden sich zwei Artikel über Dante. Arturo Foà („La necessità di un esilio") vertritt die Notwendigkeit, Dante aus den Gymnasien zu verbannen oder wenigstens die Lektüre auf einige der packendsten Bruchstücke zu beschränken, damit die Knaben, die ihn noch nicht verstehen können, ihm nicht abgeneigt werden. „Man muß gelebt haben, um zu fühlen und zu verstehen" — und die Jugend hat noch nicht gelebt. — A. Lo Forte-Randi („Dante e l'uomo moderno") geht noch weiter und spricht unserer ganzen Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, den „göttlichen" Dichter zu verstehen, weil für den modernen Menschen das Göttliche nicht mehr existiere. „Für uns, die wir in die Strudel des Atheismus hineingerissen sind, ist die ‚Divina Commedia' ein Kunstwerk, das einer fremden Zeit angehört, also unserm Bewußtsein fernsteht; sie ist für uns ein prachtvolles, aber leeres Gefäß, eine Antike, die uns nicht mehr dient, die den Schrank eines Altertümerfreundes zieren, aber nicht auf unserem Tische Platz finden und einen Trunk spenden kann. Dem Rufe ‚Zurück zu Dante!' stelle ich deshalb den anderen: ‚Zurück zur Seele!' gegenüber, denn die Seele ist das einzige Verbindungsglied zwischen uns und dem göttlichen Seher, zwischen unserem Dasein und dem in der heiligen Dichtung dargestellten Leben des Universums."

Gabriele D'Annunzio hat in seinem sommerlichen Versteck zu Nettuno die letzte Hand an seine Tragödie „La figlia di Jorio" gelegt, zu der ihm das gleichnamige, von verhaltener Leidenschaft durchglühte Gemälde seines Freundes Michetti den Anstoß gegeben hat. Aus den spaltenlangen Posaunenstößen seiner journalistischen Herolde, die die Neugier des Publikums aufs höchste zu spannen suchen, ist nur zu entnehmen, daß die Handlung in den Abruzzen und in unbestimmter Zeit spielt, daß sie einen religiösen und fatalistischen Untergrund hat, und daß der Dichter in einer neuen und originellen Weise, nicht ohne ausgedehnte Verwendung der mundartlichen Poesie, der Lyrik einen breiten Raum im Drama angewiesen, die klagende, fragende, urteilende Teilnahme der Volksmenge zu einem wirksameren Hebel der Handlung gestaltet hat, als es der vorbildliche antike Chor gewesen ist.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Schwedischer Brief.

Von der an dieser Stelle bereits erwähnten Gesamtausgabe von Strindbergs Schriften liegen jetzt 3 Lieferungen vor. Der Verlag hat die verständige Anordnung getroffen, die einzelnen Werke nach ihrer Zugehörigkeit zum historischen bezw. romantischen Genre zu gruppieren und dementsprechend für die Ausgabe zwei gesonderte Serien vorgesehen. Unter den auf die romantische Abteilung entfallenden Arbeiten erweckt die aus dem Jahre 1869 herrührende Dichtung „Hermione" besonderes Interesse. „Hermione" ist ein Jugendwerk des Dichters und trägt alle Merkmale eines solchen. In dem 1871 veröffentlichten Werke „Den Fredlöse" begegnen wir bereits einer schärfer ausgeprägten Eigenart des Dialogs, der durch seine knappe und zugleich wuchtige Technik unverkennbar auf Einwirkungen Ibsens hindeutet. Die historische Serie der Sammelausgabe bringt in den bisher erschienenen Teilen den Abschluß der „Folkungersage" und Fragmente aus „Engelbrecht". Gleichzeitig beginnt in einer Parallelausgabe die Veröffentlichung der beiden „Master Olof"-Dichtungen (Prosa und versifizierte Ausgabe).

Großem Interesse begegnet auch die von anderer Seite in Angriff genommene Herausgabe von Carl v. Snoilskys gesammelten Werken. Laut Mitteilung des Verlags ist der allgemeine Plan der Veröffentlichung noch zu Lebzeiten des Dichters und unter dessen Mitwirkung festgesetzt worden. Die äußere Disposition des Planes geht darauf hinaus, die verschiedenen Zweige von Snoilskys Schaffen in fünf besondere Gruppen zusammenzuschließen. Der erste Band wird demnach die lyrischen Jugend-Versuche des Dichters, dessen Italienische Bilder und die in den Siebzigerjahren entstandenen Sonette umfassen. Der zweite und dritte Band bringen „Phantasieen" und „Wirklichkeitsschilderungen" („In Afrika", „Firenze", „Sorrento" etc.), der vierte dann das Hauptwerk des Dichters: die „Schwedischen Volksbilder", und der fünfte endlich kürzere Prosaarbeiten, vaterländische Gedenkschriften, sowie zum Schluß Snoilskys Versuche als Uebersetzer deutscher und anderer Meisterwerke.

Die Bühnensaison hatte in den letzten Wochen nur wenig Neues zu bieten. Ernst v. Wolzogens Unternehmen, sein in deutschen Landen seit langem schlafen gegangenes Ueberbrettl auf dem hiesigen Sveatheater zu neuem Dasein zu erwecken, hat nur einen sehr bedingten Beifall gefunden. Trotz persönlicher Sympathien für den deutschen Conférencier und dessen quasi-litterarische Schäkereien stand das schwedische Publikum dem von Wolzogen repräsentierten Genre der Cabaret-Kunst im ganzen ziemlich verständnislos gegenüber.

Von den Neuerscheinungen der Romanlitteratur ist vor allem Gustaf Jansons historischer Roman „Nils Dobblare" zu nennen. Der Roman spielt zur Zeit König Johans III., sein Schauplatz ist das mittelalterliche Deutschland und die Ostseeprovinzen. Der Held des Romans ist ein glücksuchender Desparado, der an der Spitze seines Fähnleins Lanzknechte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zieht, wie es der Laune des höchstkommandierenden „Obristen" gerade behagt. Schließlich keimt in dem Herzen des streitbaren Truppenführers der verräterische Gedanke an eigenen Ruhm und kriegerische Größe, er träumt von der flimmernden Königskrone, und um sein Ziel zu erreichen, wagt er Leben und Ehre, ohne freilich als Sieger zum Genusse der erstrebten Frucht zu gelangen. — In technischer Hinsicht steht Jansons Buch nicht auf der Höhe der voraufgegangenen Erzählungen „Paradiset" und „Abrahams Offer". Mit dem letzteren verknüpft es indessen die glänzende Bravour der stofflichen Gruppierung und die scharf ausgemeißelte Schilderung des Episodenhaften. Demgegenüber vermißt man psychologische Vertiefung; man wird beinahe an die bekannten „Erzählungen für die reifere Jugend" erinnert.

„Varia" (VI, 10) bringt eine Studie über neuere italienische Dichterinnen von Astrid Ahnfelt. Die Verfasserin gruppiert die Dichterinnen in die Vertreter der „vieille garde" und das Jungitalienertum im engeren Sinne. Zur erstgenannten Gruppe zählen Matilde Serao und Neera (Elena Radius), Bruno Sperani, Antonietta Giacomelli, Fulvia u. a., während die neue Generation

in den Namen Ada Negri, Vittoria Aganoor („Leggenda Eterna"), Térésah, Amalie Roselli und Grazia Deledda eine Fülle dichterischer Talente von großer Produktivität aufzuweisen habe. — „Dagny" bietet in Heft 15 neben anderen Besprechungen eine ausführliche Zergliederung des von Alvilde Prydz unlängst ins Schwedische übertragenen Romans „Det forlofvede landet" (Das gelobte Land). Die Referentin kommt zu einem entschieden ablehnenden Ergebnisse: „Det forlofvede landet" bedeute stofflich wie ästhetisch einen auffälligen Rückgang gegen den berühmten Nordlandsroman „Gunvos Thoredotter til Härö" der Dichterin. Dieser Vorwurf müsse um so schärfer ausgesprochen werden, als die Kritik das Recht habe, an jeden Autor, der jemals ein Meisterwerk geschaffen, die höchsten Anforderungen zu stellen.

Stockholm. *Valfyr.*

Lettischer Brief.

Im Vordergrunde des litterarischen Interesses steht bei uns augenblicklich die Lyrik. Vor ein paar Jahren wurden in dieser Gattung der Dichtkunst neuromantische Töne angeschlagen. Auch die Vertreter der früheren realistisch-sozialen Richtung schienen sich diesem Wechsel zu unterwerfen. Es wurde aber bei ihnen in der Hauptsache nur die Klangfarbe und nicht die Richtung geändert. Sie entkleideten ihre sozialen Ideale der naturalistischen Aeußerlichkeiten, vertieften sie und individualisierten sie gewissermaßen; auch unterdrückten sie nicht mehr die früher oft verpönten persönlichen Gefühle.

An der Spitze dieser Dichter steht Rainis, der kürzlich eine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben hat, von denen aber die meisten schon früher in der Monatsschrift „Mehneschraksts" erschienen waren. Er begann mit aphoristischen Versen, in denen philosophisch-soziale Probleme in konzentrierter Form zur poetischen Darstellung gelangten. Während einer unfreiwilligen Abwesenheit von seiner Heimat (im Gouvernement Wjatka) hatte er viel Zeit, sich litterarischen Arbeiten zu widmen. Er benutzte sie hauptsächlich dazu, klassische Dichtungen, die vorwiegend der deutschen Litteratur angehören, ins Lettische zu übertragen; mit Goethes „Faust" beginnend, übersetzte er eine Reihe der besten Werke von Schiller, Lessing, Heine, Hamerling, Gerhart Hauptmann. Schon durch diese Umdichtungen bewirkte er einen Umschwung der lettischen Dichtung ins Romantische. Auch in seinen späteren Original-Gedichten kam die romantisch-symbolistische Note zum Durchbruch, jedoch ohne daß der Dichter in seiner Stellung zu sozialen Fragen zum Indifferentismus gelangt wäre.

Eine mehr ausgesprochene Physiognomie eines sozial-realistischen Dichters hat Swahrgulu Edwards, der in seinem jüngst erschienenen Gedichtbande die zerstreuten poetischen Erzeugnisse seiner früheren Jahre gesammelt hot. Seine besten Verse sind dem entwurzelten Dasein des Proletariats gewidmet. Sein poetischer Stil hat die scharfen Konturen der Wirklichkeit und dient der bissigen Satire. — Zu derselben Gruppe ist auch der ebenfalls mit einer Sammlung früher zerstreut abgedruckter Gedichte vor die Oeffentlichkeit getretene Lihgoten Jehkabs zu zählen. Sein Gefühl für die Schäden der Gegenwart ist mehr verinnerlicht; auch bringt er zarte erotische Gefühle zum Ausdruck.

Die ausgesprochene Neuromantik mit ihrem Mysticismus und Ich-Kultus hat sich fürs erste nur in einigen Zeitschriften ans Licht gewagt. Ihre Vorbilder sind Nietzsche, Edgar Poe, Baudelaire, sowie einige russische Dekadenten. Sie gefällt sich in symbolistischen, rätselhaften Wendungen und hat bis jetzt nur Widerspruch herausgefordert.

Das Interesse für die lettische Volkslyrik wird durch die von Kr. Barons und H. Wissendorff herausgegebene große Volksliedersammlung „Latwju dainas" rege erhalten. Nachdem vor einigen Jahren der erste 970 Seiten umfassende Band erschienen war, übernahm die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg die Drucklegung des Werkes. In diesen Tagen verläßt die Typographie der Akademie der zweite Band, der nicht weniger als 1100 Seiten umfaßt. Er enthält die Lieder der Jugend und der Liebe. Barons arbeitet zur Zeit an der Anordnung des Stoffes für den dritten Band, in dem die Hochzeitslieder zum Abdruck gelangen werden. Voraussichtlich wird das Werk in fünf Bänden zum Abschluß kommen.

Die wissenschaftliche Kommission in Riga schreitet zur Herausgabe eines lettischen Konversationslexikons. Das Werk soll von 1904 an im Laufe von sechs Jahren erscheinen. Es soll monatlich ein Heft, drei Bogen stark, an die Abonnenten geliefert werden, das Ganze also etwa 70 Hefte umfassen. Als Vorbild hat man den kleinen Meyer ins Auge gefaßt, wobei aber der die Letten berührende Stoff einer eingehenderen Behandlung unterzogen werden soll.

Von dem Redakteur der klerikalen Zeitung „Latweeschu Awises", J. Weißmann, wird eine neue Monatsschrift „Wehrotajs" herausgegeben. Die Richtung dieser Zeitschrift wird durch den „Türmer" angedeutet. Die besten Schriftsteller sollen zur Mitarbeit herangezogen werden. — Die älteste lettische Monatsschrift „Austrums" ging in die Hände des bekannten Schriftstellers A. Needra über. Er hat hier sein Drama „Die Erde" (vgl. LE V, 1289), das auf der Bühne viel Beifall findet, zum Abdruck gebracht.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Amerikanischer Brief.

Brander Matthews, Professor an der Columbia-Universität und verdienstvoller Forscher auf dem Gebiete des Dramas, hat zehn Vorlesungen, die er im Laufe der letzten Jahre in London und New York gehalten, unter dem Titel „The Development of the Drama" (Charles Scribner's Sons) als Buch veröffentlicht. Er behandelt darin die Kunst des Dramatikers, die griechische Tragödie, griechische und römische Komödie, das mittelalterliche Drama, das Drama in Spanien, England und Frankreich, das Drama im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert, und das Drama der Zukunft. Das Buch zeugt von fleißiger Quellenforschung, ist klar und übersichtlich in der Darstellung, entbehrt aber jedes individuellen Tones und enttäuscht vor allem durch die nebensächliche Behandlung einer Erscheinung wie Ibsen, der in jeder Geschichte der Entwicklung des Dramas einen besonderen Platz und eingehende Betrachtung verdient. Einzeln gelesen hingegen machen die zehn Vorlesungen einen recht günstigen Eindruck. Anzuerkennen ist Prof. Matthews Würdigung der Verdienste Lessings. Er nennt ihn in dem Kapitel über das Drama des achtzehnten Jahrhunderts den bestgerüsteten und liberalsten Aesthetiker seit Aristoteles, von dessen Scharfsinn und gesundem Verstand er nicht wenig besessen. So original er gewesen, habe er doch von seinen Vorgängern gelernt, und es sei kein Grund vorhanden, zu leugnen, daß er Diderot direkt verpflichtet war. „Der französische Kritiker wies ihm den Weg, aber nur der deutsche Kritiker vermochte das Ziel zu erreichen. Was Diderot nur im Vorübergehen andeutete, konnte Lessing mit seiner umfassenden Kenntnis des Lebens, der Litteratur und der Kunst vollenden."

Einen Beitrag zur Tolstoi-Litteratur bietet Ernest Howard Crosby in einem kleinen Bändchen „Tolstoy and His Message" (Funk & Wagnalls). Der Verfasser hat sich mit Liebe in seinen Gegenstand versenkt und ist wie wenige fähig, das Verständnis für Tolstois Wesen und Wirken zu fördern. Besonders interessant ist die Interpretation des kleinen Schriftchens über den Sinn des Lebens, das vielfach zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat. Crosby gesteht, daß sich die darin aus-

gesprochenen Ideen als unverkennbarer Mysticismus präsentieren, aber Tolstois Mysticismus unterscheide sich stark von dem der christlichen Asketen, der persischen Sufis, der Buddhisten und der Theosophen. Es sei das entschieden praktische Wesen seines Mysticismus, durch das er sein Gleichgewicht wahre. Der Vergleich zwischen den Lehren Tolstois und denen Christi ist sehr beachtenswert; desgleichen das Kapitel über die Anwendbarkeit der Lehren des letzteren. Eine Charakteristik der Persönlichkeit Tolstois beschließt das Büchlein, das von dem ehrlichen Streben des amerikanischen Denkers Zeugnis ablegt, dem Meister, dessen Jünger er ist, Verständnis seiner Botschaft zu sichern.

Ein eigentümliches Buch ist C. Hanford Hendersons „John Percyfield“ (Houghton, Mifflin & Co.), eine Liebesgeschichte in der Ichform, die eigentlich nur den Rahmen bildet für zwanglose Betrachtungen über alle möglichen Gegenstände. Der Held ist eine Mischung alter Romantik und moderner Philosophie, ein Amerikaner, dessen Phantasie als Kind an altenglischen Familientraditionen gereift war und dessen Charakter Massachusetts, Pennsylvanien und Louisiana gebildet; ein Kosmopolit der Bildung, ein Patriot dem Empfinden nach — und ein Schüler Emersons. Damit ist alles erklärt: der starke Wille strenger Selbstzucht, der weite Horizont, die großherzige Toleranz. Nicht als Roman, sondern als ein Buch der Lebensweisheit liest sich der Band sehr fesselnd; bezeichnender Weise führt er den Untertitel „The Anatomy of Cheerfulness“.

In der Oktobernummer der „North American Review“ schreibt Mrs. Wharton über das Laster des Lesens. Das Lesen sei keine Tugend, aber gut zu lesen sei eine Kunst, die nur der geborene Leser erlernen könne. Die Schuld an dem üppigen Wuchern minderwertiger Litteratur schreibt die Verfasserin dem mechanischen Lesen der großen Masse zu, die sich verpflichtet fühle, alles zu lesen, und nach deren Geschmack sich nicht wenige Autoren richteten. — „Critic“ bringt eine fesselnde Plauderei über „Les Buissons“ in Versailles, wo zwei Amerikanerinnen, die Schauspielerin Elsie De Wolfe und die dramatische Agentin Elizabeth Marbury, einen echten Salon hätten. An Sonntag Nachmittagen könne man daselbst Sardou, Hervieu, Abel Hermant, Richepin, Lenôtre, de Vogüé, Robert de Montesquieu, Gyp, Cardinal Matthieu, Jane Hading, de Nolhac, Helene Vacaresco, und von englischen und amerikanischen Gästen Beerbohm Tree, Mme. Melba, Clyde Fitch u. a. begegnen.

In der „Literary World“ schreibt Bliß Carman über die Journalistenschule, die durch Joseph Pulitzers Schenkung an der Columbia-Universität ins Leben treten soll. Er sagt u. a.: „Es ist zu leicht, Zeitungsschreiber zu werden. Wenn es viele Riegel und Schranken giebt, die es erschweren, Advokat oder Arzt zu werden, so sollte es deren nicht weniger geben, um Journalist zu werden. Die Verantwortlichkeit ist ebenso groß; der Vorsichtsmaßregeln sollten nicht weniger sein. Man kann sich den Journalismus in einer Demokratie ebenso hohen Ranges vorstellen, wie die Gerichtsbarkeit oder die Gesetzgebung einer Nation oder die Hierarchieen verschiedener Glaubensbekenntnisse, und in Wirklichkeit ist er ebenso nützlich.“

Die Theatersaison hat vielversprechend begonnen. Im „Garden Theatre“ wird Stephen Phillips „Ulysses“ seit vier Wochen vor vollen Häusern gespielt. Mrs. Fiske hat im „Manhattan Theatre“ auf „Maria von Magdala“ Ibsens „Hedda Gabler“ folgen lassen und gleichfalls warme Anerkennung gefunden. Nur der dramatische Kritiker der „Tribune“, William Winter, hat sich bewogen gefühlt, seiner Abneigung gegen das moderne Drama freien Lauf zu lassen, und die Tirade, die der Erstaufführung des Werkes folgte, war einzig in ihrer Borniertheit und Grobheit. Im „Irving Place Theatre“ kam Sudermanns „Es lebe das Leben“! zum ersten Mal in New York im Original zur Aufführung, doch erwiesen sich die Kräfte der Gesellschaft kaum im stande, dem Stücke gerecht zu werden, besonders die Beate des Frl. Dalberg blieb hinter der der Mrs. Patrick Campbell weit zurück.

New York. *A. von Ende.*

Japanischer Brief.

Seit etwa zehn Jahren herrscht in Japan eine mächtige Bewegung zu Gunsten der Einführung der lateinischen Schrift. An der Spitze der Strömung steht die Gesellschaft Prômanjikai, und eine besondere Zeitschrift stützt diese in ihren Bestrebungen. Nunmehr hat eine Unterabteilung der Kaiserlichen Erziehungs-Gesellschaft, die sich speziell mit den Schreibschrifttypen befaßt, sich der Sache angenommen und der Regierung den Vorschlag unterbreitet, unter die Unterrichtsgegenstände der höheren Elementarschulen die Romanisierung der japanischen Sprache aufnehmen zu lassen. Unter Romanisierung aber ist die Uebertragung in römische Buchstaben zu verstehen. Wenn diese Bewegung von Erfolg ist, so wird die nächste Generation in Japan der europäischen Kultur um einen gewaltigen Schritt näherrücken.

Seit 1871 existiert in Japan ein Unterrichts-Ministerium. Es sind Elementar- und Mittelschulen eingerichtet, der Schulbesuch ist obligatorisch geworden. Freilich wird die Schulpflicht noch nicht allzustreng beobachtet, denn 1891 noch besuchte nur etwa die Hälfte der Schulpflichtigen eine Schule. In den gewöhnlichen Elementarschulen werden die Kinder vom sechsten bis zum zehnten Jahre unterrichtet, dann gehen sie in die höheren Elementarschulen über, wo u. a. Naturgeschichte, Englisch, Ackerbau und Handel gelehrt werden. Alle Elementarschulen werden von den Gemeinden erhalten. Außerdem existierten 1891 in Japan etwa 1300 Privatschulen. Mittelschulen werden fast in jeder Präfektur unterhalten. Dagegen ist an Mädchenschulen Mangel; es gab deren 1891 nur 31 mit 3120 Schülerinnen. An Gymnasien waren sieben vorhanden mit 300 Lehrern und 4000 Schülern, außerdem 102 technische Schulen und 106 Mittelschulen.

Eine Universität besteht seit 1894 in Tôkyô; sie zählt 150 Dozenten, 6 Fakultäten und 1400 Studierende. Die deutschen, französischen und englischen Professoren lehren in ihrer Muttersprache. In der medizinischen Fakultät sind Vorbildung der Studenten, Unterrichtsmethode und Lehrmittel deutsch. Alle Studenten müssen vor ihrem Eintritt in die Universität vier Jahre Unterricht auf einer höheren Mittelschule genossen haben. Bibliotheken existieren in verschiedenen Städten, die größte, mit 295000 Bänden, wurde 1890 von 60000 Personen benutzt. Die erste Tageszeitung erschien 1872; schon 1890 betrug die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften 716 mit 188300000 Exemplaren Gesamtauflage, darunter die „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens“. Nominell ist Preßfreiheit gewährleistet, indes erfolgt die Aufhebung einer mißliebigen Zeitung ohne viele Umstände. Von sonstigen Druckwerken erschienen 1890: 18720, davon 7476 selbständige Werke, 10580 Sammelwerke und 223 Uebersetzungen.

Seitdem aber hat die Litteratur-Produktion einen gewaltigen Aufschwung genommen. Von 1895—1899 sollen durchschnittlich jährlich etwa 23450 Werke erschienen sein. Die vielen Tausende, die im letzten Jahrzehnt im Lande selbst und in den Hauptstädten Europas, vor allem Deutschlands, hohe Schulen besucht haben, bilden bereits ein starkes Kontingent, das nach wissenschaftlicher Bethätigung drängt. Die Tagespresse hat eine großartige Entwicklung erlangt. Magazine und Revuen mehren sich derart, daß man fürchten muß, die Buchlitteratur werde völlig in den Hintergrund gedrängt werden. Die Auslagen der Buchhändler sind voll von Zeitschriften der verschiedensten Wissenschaftsgebiete, fast jede Woche erscheint eine neue. Die am 15. März 1902 erschienene Nummer des „Bungeikai“ („Die

litterarische Welt*) umfaßte 360 enggedruckte Seiten japanischen Text! Die Einzelnummer kostet nur 30 Sen (= 60 Pfennig). Bekanntlich sind Arbeitslöhne und Papierpreise in Japan sehr niedrig. Auch die Büchererzeugung ist bedeutend. Vorherrschend sind Romane, Unterrichts- und Schulbücher. Die gelehrten Japaner studieren gegenwärtig die ganze Vergangenheit ihres Landes und Volkes durch und veröffentlichen die Resultate in bändereichen Encyklopädieen. Die Universität Tôkyô giebt eine Geschichts-Materialien-Sammlung heraus, die auf Hunderte von Bänden berechnet ist. Die Buddhisten veröffentlichen den chinesischen „Tripitaka" in 360 Oktavbänden, und in Tôkyô ist eine Anzahl von Gelehrten emsig damit beschäftigt, ein sanskrit-chinesisches Wörterbuch herauszugeben, das dem berühmten eitelschen überlegen sein soll. Die Zahl der kleineren Erscheinungen ist Legion.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die japanische Litteratur noch viel bedeutender werden würde, wenn noch und nach die eigenartigen japanischen Schriftzeichen aus dem internationalen Verkehr verschwinden würden und an ihre Stelle die lateinische Schrift (Antiqua) träte. Die japanische Schrift und Umgangssprache ist aus dem einheimischen Idiom Yamato und aus dem Chinesischen hervorgegangen. Sie verfügt über 72 Silbenzeichen für Yamato und die Wortsymbole für Chinesisch. Die im Verkehr am meisten übliche Schrift ist das Firakana oder Hiragana, daneben existiert, meist in zweisprachigen Texten angewendet, das Katakana, eine Kürzung der chinesischen Silbenschrift. Der japanische Setzer hat mit 3–4000 Wortzeichen zu arbeiten. Es sind ihm daher eine Anzahl Gehilfen als Handlanger untergeordnet, von denen jeder eine bestimmte Abteilung versieht. Der Setzer ruft ihm die benötigten Zeichen zu, worauf sie ihm gebracht werden. (Das muß ein munteres Gerenne sein!)

Die Uebertragung der japanischen Schriftzeichen in römische Buchstaben als obligatorischer Unterrichts-Gegenstand bedeutet, daß noch einem Menschenalter die jungen Japaner mit dem lateinischen Alphabet vertraut sein werden. Die Regierung soll bereits ihre Zustimmung gegeben haben; daher wird voraussichtlich im Anfang eines der nächsten Schuljahre mit dem Unterricht begonnen werden. Man wird den Schülern wahrscheinlich das romanisierte japanische neben dem römischen Alphabet beibringen und in die Lesebücher romanisierte Stellen aus dem Japanischen aufnehmen, somit die Schüler im Romanisieren von japanischen Worten und Sätzen anleiten und üben.

Verständigung und Verkehr zwischen den europäischen Ländern und Japan würden durch die Einführung der unscheinbaren lateinischen Schriftzeichen in Japan enorm gewinnen; zunächst dürften wohl die Schriftgießereien, die Buchdruckereien und der Buchhandel davon Vorteil verspüren, mehr und mehr aber auch die gesamte Gütererzeugung und der Reiseverkehr.

Paul Henning.

Echo der Bühnen.

Berlin.

„Elektra." Tragödie in einem Akte von Hugo von Hofmannsthal, frei nach Sophokles (Kleines Theater, 30. Oktober). — „Rose Bernd." Schauspiel in 5 Aufzügen von Gerhart Hauptmann (Deutsches Theater, 31. Oktober). — „Neigung." Schauspiel in 4 Aufzügen von J. J. David (Neue Freie Volksbühne im Neuen Theater, 1. November).

Hugo von Hofmannsthal gehört zu den stärksten Talenten der gegenwärtigen Epoche. In der Beherrschung der sprachlichen Form hat er zur Zeit keinen, der den Platz neben ihm beanspruchen dürfte, und seine klangvollen, eurhythmischen Verse sind keineswegs, wie oft bei den Meistern der Form, leer an Empfindung, sondern im Gegenteil gerade ihre reiche Beseelung giebt ihnen ihren eigentümlichen Charakter. Seine Phantasie bringt nicht nur Bilder in tropisch-üppigem Reichtum hervor, sondern auch lebendige Gestalten. In seiner „Elektra*") aber, die er in unbegreiflicher Verkennung eine Tragödie „frei nach Sophokles" nennt, sind diese reichen Gaben an eine Karikatur verschwendet. Aus der leidenschaftlichen Schwester des Orest, die heiliger Haß beseelt gegen die Tempelschänder ihrer Liebe, in deren Innern aber darum die heilige Flamme der Liebe nicht erloschen ist, hat er ein Wesen des modernsten Weibtypus gemacht, die nur noch in der Vorstellung kommenden Blutvergießens zu leben vermag und ihre Phantasie an dem Blide der rauchenden Opfer ihrer Rache zu wilder Brunst erhitzt. Elektras Sexualempfinden, das noch von keinem Manne geweckt ist, holt wollüstige Schauer heraus aus der Vorstellung des grausigen Totenopfers, das einst dem Andenken ihres schmählich gemordeten Vaters fallen soll. Wenn andere Frauen sich von ihrer Phantasie in eine rosenfarbene Wolke weiblicher Glücksträume hüllen, so hat die Wolke, in der Elektra lebt, die Farbe des Blutes. Die Rache ist für sie das Endziel. Nicht um die Versöhnung des verletzten Rechtsbewußtseins handelt es sich daher in Hofmannsthals Tragödie, sondern um die Befriedigung von Elektras Rache. Der Augenblick, in dem sich endlich die jahrelange Spannung ihrer Nerven löst und sie die beiden Mörder tot zu ihren Füßen liegen sieht, ist der Höhepunkt ihres Lebens. Mitten in dem rasenden Tanze, in dem sich ihr wildes Triumphgefühl ausjauchzt, bricht Elektra tot zusammen.

Was wohl die Bürger von Athen gesagt haben würden, wenn die Elektra, die ihnen Mythos und Drama überliefert hatten, am Ende des Stückes tot zusammengebrochen wäre? Völlig ohne Verständnis hätten sie diesem Ende gegenübergestanden, denn Elektras Befreiung, nicht ihr Tod ist das Ziel des antiken Elektra-Dramas. Auch die Elektra des Sophokles ist ein Weib voll wilder Leidenschaft. Auch sie schrickt vor der grausen Thot Orests nicht zurück. Das „Triff noch einmal", das die Elektra Hofmannsthals dem Rächer zuruft, als Klytämnestras Wehgeschrei zu ihr hinausdringt, ist die Uebersetzung des sophokleischen Rufes: „παῖσον εἰ σθένεις διπλῆν!" Aber aus wie verschiedenen Seelen dringt dieser gleiche Ruf! Elektras Haß ist auf heiligem Boden gewachsen, und daher wächst ihre Gestalt zur Erhabenheit: in ihr wirkt göttliches Gebot. Hofmannsthals Elektra, die in ihrem äußeren Handeln in allen wesentlichen Zügen der sophokleischen gleicht, rächt sich aus wollüstiger Gier nach Blut, und daher wird sie zu einer abstoßenden Gestalt, ein Eindruck, der sich noch durch ihre Stellung zur Schwester Chrysothemis verstärkt. Hofmannsthal geht wie ein moderner Psychiater vor. Elektra, die Manneslieb verschmäht, labt ihre Sinne an der blühenden Schönheit der Schwester! Pervers ist ja jetzt Trumpf. Natürlich wird bei dem modernen Dichter auch Chrysothemis gänzlich verwandelt. Das herzliche Verlangen nach Gatten und Kindern wird zu einer Art von Geschlechtskoller, in dem die Sinne der reifenden Frau nach Befriedigung schreien. Klytämnestra endlich zeigt sich desgleichen als ein Demonstrationsobjekt für Psychopathia sexualis, indem ihre Wut gegen Elektra zum Teil einer sadistischen Lust am Quälen zu entspringen scheint. Und über der Eingangspforte zu dieser Versammlung von schwerbelasteten Individuen stehen die Worte „Frei nach Sophokles!" ... Wenn man sich überlegt, wie der Dichter dazu kam, ein solches Elektra-Drama zu schreiben, so stellt sich keine andere Erklärung ein, als daß ihn der Gedanke an die Salome des „Kleinen Theaters", Gertrud Eysoldt, geleitet hat, in der er das Urbild seiner modernen Elektra

---

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin. 95 S.

erblickt haben mag. Für ihre Individualität ist die Rolle zunächst gedacht.

Gerhart Hauptmanns neues Drama „Rose Bernd*) ist eine Schöpfung des großen Mitleids mit den armen Menschenkindern. Es gehört nicht zu den Tragödien mit Schuld und Sühne, obgleich auch in ihm eine Schuld gesühnt wird. Aber diese Sühne bedeutet keine innere Umwandlung, sondern nur die Buße, die das Gesetz auferlegt, und schuldig wird Rose Bernd, die ihr Kind erwürgt hat, auch nur vor dem Gesetz. Wo ihre subjektive moralische Schuld liegt, untersucht Hauptmann garnicht. Er zeigt, wie es gekommen ist und wie es wieder kommen kann, und er hebt keinen Stein auf, sondern findet als Schlußakkord nur den schönen Satz: „Das Mädel —, was muß die gelitten han!“ Alle diese Menschen, aus deren Handeln schließlich diese grausige That der einen erwächst, sind schuldig und nichtschuldig. Hauptmanns Weltanschauung kennt nicht Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Er sieht nur arme beladene Menschenkinder. Er lehrt uns, wie sie fühlen, und er sagt zuletzt — aus einer gleichen Stimmung wie der alte König Arkel in „Pelleas und Melisande —: „Was muß die gelitten han!“

Ihr Leiden also, nicht ihr Handeln geht ihn dichterisch an. Das eigentliche Geschehen wird hinter die Bühne verlegt, wodurch Rose noch mehr als ein armes Opfer erscheint. Aber man hat doch auch zugleich das Gefühl, daß Hauptmanns Kraft nicht ausreicht, um das Drama selbst zu gestalten, und daß er sich deshalb bemüht, gewissermaßen nur den Schatten, den die Handlungen in die Seelen der Handelnden werfen, aufzufangen. Leider wird aber durch diese Art, den Stoff zu bearbeiten, zugleich die Klarheit der Entwicklung getrübt. Wir gewinnen kein Bild, was für eine Art Prozeß es denn eigentlich ist, in dem Rose Bernd einen doppelten Meineid schwört, worauf sie dann in ihrer Herzensangst dem Kinde, das sie infolge dieser Aufregungen draußen auf dem Felde zur Welt bringt, das Leben wieder nimmt. Ein Jurist hat kürzlich mit Recht auf die thatsächliche Unmöglichkeit dieser Situation hingewiesen, da Rose Bernd juristisch überhaupt in diesem Prozesse nicht in die Lage kommen kann, einen Meineid zu leisten. Hauptmann hat sich aber mit solchen Kleinigkeiten nicht abgegeben, sondern sich nur um die psychologische Entwicklung gekümmert, und die Erklärung, die Rose über ihren Meineid giebt, ist allerdings eine echt dichterische Eingebung: auf alle Einwendungen und Vorhaltungen findet Rose nur immer die eine Entgegnung: „Ich habe mich geschaamt, ich habe mich geschaamt.“ Dieses kurze Wort öffnet uns das ganze Innere des armen Mädchens, das, von allen Seiten gehetzt, endlich mit diesem gequälten Aufschrei zu Boden sinkt. Nicht die gleiche Höhe aber erreicht der Dichter im Schlußakt, wo Roses Auftreten an entscheidenden Stellen nicht mehr echt, sondern theatermäßig-effektvoll wirkt und die Kraft der Darstellung nicht unseren Erwartungen entspricht. Daß im übrigen jede einzelne Gestalt mit aller Liebe durchgearbeitet und zu vollem Leben erweckt ist, bedarf kaum der Hervorhebung. Nur die Kunst der Gruppierung bewährt auch hier wieder Hauptmann nicht, sondern arbeitet jede Einzelheit, ob wesentlich oder unwesentlich, mit demselben Eifer heraus. Dadurch verliert das ganze Werk an Einheitlichkeit und Lebendigkeit. Es erzielte denn auch bei der Première keineswegs einen großen Erfolg, der sich nun freilich nachträglich doch einzustellen scheint.

Zu wohlverdientem, wenn auch verspätetem Erfolge hat am 1. November die Neue Freie Volksbühne im Neuen Theater dem schon vor einer Reihe von Jahren am Lessingtheater ohne nachhaltige Wirkung aufgeführten wiener Schauspiel „Neigung“ von J. J. David verholfen. Das Werk ist ein gutgesehener Ausschnitt aus dem wiener Leben. Seine Gestalten sind fast durchweg lebendig und anschaulich wiedergegeben. Es ist ein Volksstück im guten Sinne des Wortes, aus Lachen und Weinen, Trauer und Freude gemischt, wie das Leben selbst. Bei guter Darstellung muß „Neigung“ auf ein unbefangenes Publikum überall von starker, unmittelbarer Wirkung sein, wie das Beispiel der Aufführung im Neuen Theater bewies. Die Theater sollten sich das Werk nicht entgehen lassen.

Gustav Zieler.

*) Die Buchausgabe erscheint bei S. Fischer in Berlin. Preis M. 2,50.

Hamburg.

„Das heilige Leben“. Schauspiel in 3 Akten von Hennie Raché. — „Wann wir altern.“ Lustspiel in 1 Akt von Oskar Blumenthal (Deutsches Schauspiel, 9. November).

Das neue Schauspiel von Hennie Raché behandelt ein interessantes Problem. Die Verfasserin wirft die Frage auf, ob ein für das Leben unnützer Krüppel noch ein Recht auf das Leben hat. Sie bejaht diese Frage und will eine Ausnahme nur dann gemacht wissen, wenn etwas in das Leben hineintritt, das noch größer, noch heiliger ist als das Leben selber. In einer Familie wird in dem verarmten und zum Krüppel gewordenen Bruder des Hausherrn der einstige Wohlthäter des Hauses gepflegt, obgleich die Familie sich nur mit Mühe und Not durchs Leben schlägt. Der Sohn ist gezwungen, sein Studium aufzugeben, die Tochter will dem Geliebten entsagen, weil sie dem Hause und dem hülflosen Oheim unentbehrlich zu sein glaubt. Der Oheim erfährt von dieser Entsagung, und um dem von ihm zärtlich geliebten Mädchen nicht hinderlich zu sein auf ihrem Wege zum Glück, scheidet er freiwillig aus dem Leben ... Die Verfasserin verficht ihre Theorie mit einer unerbittlichen Konsequenz, die auf den Zuschauer anfangs befremdlich wirkte. Die Charaktere machten zu sehr einen konstruierten Eindruck, um unmittelbar wirken zu können, und ließen die dichterische Stimmung, die über manchen Scenen liegt, nicht rein hervortreten. Das Publikum, das sich nach dem ersten Akt noch ablehnend verhielt, spendete nach dem zweiten und besonders nach dem dritten Akte der Verfasserin freundlichen Beifall.

Ph. Berges.

Das Lustspiel von Oskar Blumenthal ist eine kleine dramatische Nippsache aus der Rokokozeit, eine zierliche, graziöse Versplauderei über das im Titel angedeutete Thema. Der Marquis von Fargueuil ist der Vertraute und Freund der jungen verwitweten Gräfin Blandine, die in Liebe zu dem jugendlichen Grafen Gaston entbrannt ist. Diese Liebe soll dem älteren verehrten Freund schonend mitgeteilt werden. Im entscheidenden Augenblick bringt es aber die Gräfin nicht übers Herz, sich von dem langjährigen Freund ganz zu trennen und seine geistreiche Unterhaltung zu missen. Sie nimmt ihrem Verlobten deshalb das Versprechen ab, dem Freunde sein altes Plätzchen am Kamin und sein tägliches Plauderstündchen zu lassen, denn — er ist ja ungefährlich. Und mit wehmütiger Resignation nimmt der Marquis das Anerbieten an, das den „Totenschein für seine Jugend“ darstellt.

„Nicht der ist alt, der mitleidlos verbannt wird. —
Man altert erst, wenn man zum Freund ernannt wird.“

Mit dieser Erkenntnis des Marquis schließt die kleine Plauderei, die in ihrer Art zu dem besten gehört, was Blumenthal geschrieben. Sie hat Stimmung und Stil und ist nicht ohne poetischen Reiz. Die Aufnahme beim Publikum war sehr freundlich.

P. R.

Weimar.

„Heinrich von Ofterdingen.“ Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard (Großh. Hoftheater; 29. Oktober). — Buchausgabe bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der erste Teil von Lienhards „Wartburg“-Trilogie hat bei seiner hiesigen Uraufführung sehr freundliche Aufnahme gefunden, die durch die Vorzüge des Werkes selbst, durch die im ganzen wohlgelungene Aufführung

und wohl auch — durch die laute Anteilnahme einer, wie es heißt, nicht geringen Zahl künstlerischer Parteigenossen des Dichters veranlaßt worden ist. Denn eine Art Parteistück — keineswegs im übeln oder anfechtbaren Sinne — ist wohl dieser „Heinrich von Ofterdingen“. Von authentischer Seite hörte man nach der Aufführung wenigstens die Aeußerung, der Held des neuen Stückes sei Lienhard selber. Dagegen läßt sich nun nichts sagen, wenn der Dichter nicht mit verstimmender Absichtlichkeit seine Trommel rührt. Die Tendenz, die Heinrich von Ofterdingen den nach französischen Mustern arbeitenden Dichtern seiner Zeit, wie vor allem Wolfram von Eschenbach, als Vertreter der „Heimatkunst“ entgegenstellt, kann man wohl verstehen. Denn der Parzival so wenig als der Willehalm konnten je in der Tiefe der Seele des deutschen Volkes Wurzel fassen; ja für Parzival, wie für die Liebe Tristans und Isoldens würde sich selbst heute unser Volk kaum mehr erwärmen, wenn es nicht durch Richard Wagners suggestive Macht gewonnen worden wäre. So versteht man es, wenn Lienhard das echtgermanische Nibelungenlied, dessen Redaktion und Umdichtung er nach alter Tradition dem Ofterdinger zuschreibt, als Trumpf gegen die wälschen Mären ausspielt, gegen die bekannte Neigung des Deutschen, fremde Dichtung der gleichwertigen heimischen vorzuziehen. Zu den Axiomen des Dichters gehört die Behauptung, nur der Held könne auch ein Sänger sein. Darum verleiht Lienhard seinem Heinrich fast faustische Züge, den Mut, „sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen“ u. s. w. Voller Unruh, voll gährender Ahnung von einer Größe, die er, der „dörperhafte“ Sänger, bisher noch nicht gefunden, so tritt er uns entgegen beim Meister Klingsor im Ungarland, wo ihm Walter von der Vogelweide, dessen überragende Bedeutung die gebührende Anerkennung im Stücke leider nicht zuteil wird, die Einladung des milden Landgrafen Hermann von der Wartburg überbringt. Nur ungern nimmt Heinrich die Ladung zum Wettstreit im Gesange an, da er fühlt, er passe nicht auf die Wartburg, „in den heil'gen Hain, d'rin die Worte in Samt und Seide gingen, Sonntagsworte“, während er bisher nur den derben Werkeltag gekannt habe. Er achtet nur das Wort, das wahr und unvermischt aussprudelt aus des Herzens heißem Blut, im Gegensatze zu der kühlbemessenden, reflektierenden Poesie der Schönheitsdichter, die immer nur „die mâze“ verherrlichen, die „Tarnkappe aller Mittelmäßigkeit, der schönen, tugendsamen Mittelmäßigkeit, die hold verhüllt die mangelnde Begier“.

Mit ungebändigten Trieben, „des Hasses Kraft, die Macht der Liebe“ in der heißen Brust, zieht nun Heinrich in Begleitung seines ihm heimlich angetrauten Schatzes, der leidenschaftlich liebenden Gotelinde, nach der Wartburg. Am Fuße des Berges trifft er mit einem alten Kampfgenossen, dem er im Kreuzzug das Leben gerettet und der jetzt als fahrender Sänger durch die Lande zieht, zusammen und findet in ihm, dem Vertreter des Volksgesanges, einen treuen Bundesgenossen. Von ihm, der in einer meisterhaften Ballade Hagens Blutrausch schildert, erhält er erneute Anregung, auf seiner Bahn fortzuschreiten. Im Wartburgsaale erliegt aber nach dem Urteile des Landgrafen, dessen exotischen Geschmack und dessen laue deutsche Politik er, wie Dunois dem Schäferkönig gegenüber, heftig angreift, der kühne Sänger in einer großangelegten, an das Finale vom zweiten Akte des „Tannhäuser“ erinnernden Szene, die trotz mächtigen Anlaufes gegen Ende leider auseinanderflattert. Des, wie aus der Sage bekannt, zum Tode durch Henkers Hand verurteilten Dichters nehmen sich, ihr freies Vorrecht wahrend, die edeln Frauen des Hofes, die liebliche Landgräfin und die schöne, nach ehelichem Glücke, das sie an der Seite eines alternden Gemahls nie gekannt, sehnlich begehrende Witwe Mechthild, freundlich an. Auf ihre Fürbitte wird Heinrich begnadigt unter der Bedingung, daß er nach Jahresfrist wiederkomme und einen dem „Parzival“ Wolframs ebenbürtigen Sang zu bieten imstande sei. So finden wir den Dichter wiederum in Klingsors Turm, wie er das mächtige Lied von den Nibelungen seinem Schreiber Diethelm in die Feder diktiert. Mit diesem Sang erscheint er wieder auf der Wartburg, wo nunmehr das frühere verdammende Urteil in jubelnd Lob und Anerkennung umgewandelt wird. Während am Schlusse Wolframs Haupt der goldene Lorbeer krönt, wird, ähnlich wie dem Ariost in Goethes „Tasso“, dem Künder deutscher Mären ein von Kindeshand gewundener Kranz aus wilden Blumen zugesprochen.

Das ist in großen Zügen der Inhalt des interessanten Schauspiels, das in folgerechter Architektonik sehr geschickt aufgebaut, aber durch allerlei Zierat und Floskelwerk zum Schaden der Wirkung vielfach überladen ist. Manches Nebensächliche scheint zu breit ausgesponnen, so die an sich ja recht wirksame Volksszene, die für eine momentane Wandlung im Charakter des Helden unter dem Eindruck, den die feinsinnige Mechthild auf ihn macht, allerdings nicht ohne Bedeutung ist; aber gekürzt und mehr pointiert würde sie den beabsichtigten Zweck viel eher erreichen. Auch plätschert der lyrische Quell — allerdings des Dichters Lienhard bestes Teil — oft allzu geschwätzig und im Verhältnis zu der nicht eben reichen äußeren Handlung doch zu anspruchsvoll. Gewiß ist die innere Handlung außerordentlich fesselnd, jede Wendung ist fein motiviert, wenn auch die Prüfung der Charaktere hie und da noch ein Fragezeichen setzen muß. Dieser oder jener Zug erscheint etwas problematisch; freilich ist das ja des echten Dichters Art und Recht, wenn er nur offenbare Widersprüche meidet. Doch scheint es, um nur ein Beispiel zu erwähnen, unbegreiflich, wie ein so gesund empfindendes Wesen, wie die Mechthild, je in die konventionelle Ehe mit einem siechen Manne gewilligt haben soll; eher versteht man es, wenn sie gleich der Aebtissin, der Maria in Goethes „Götz“, ihre unbefriedigte Sehnsucht im Kloster vergessen will. Schade um das entzückende Weib, das in mancher Hinsicht an die Prinzessin Leonore erinnert. Doch genug; jedenfalls vermag Lienhards an feinen Einzelheiten reiches Drama allerlei Gedanken und Empfindungen auszulösen und lebhaft zur Diskussion über die höchsten Fragen dramatischer Dichtkunst anzuregen, und das ist in unserer Zeit, wo so mancher Besuch von „Novitäten“ im Theater einen verlorenen Abend bedeutet, immerhin ein beträchtlicher Gewinn!

Otto Francke.

Wien.

„Waldherrschaft.“ Volksdrama in 4 Aufzügen von Otto Fischer (Raimundtheater, 29. Okt.). — „Wenn die Flocken fallen.“ Komödie in 1 Akt von C. Eyselt-Kilburger. — „Die Lügenbrücke.“ Lustspiel in 1 Akt von Raoul Auernheimer. — „Die Empfehlung.“ Satire in 1 Akt von Max Maurey. (Theater i. d. Josefstadt, Litter. Abend, 6. November).

„Waldherrschaft“ ist das Erstlingswerk eines dramatischen Talents, das freilich den Einfluß Hauptmanns und Anzengrubers nicht ganz verleugnen kann, aber soviel eigene Züge an sich trägt, daß es wohl eingehenderer Betrachtung wert ist. — Der Dichter führt uns in den nordmährischen Walddistrikt — etwa der Erzdiözese Olmütz, — wo Hand in Hand mit der Befreiung der Bauern vom Frohndienste die Enteignung ursprünglich bäuerlicher Güter zu Gunsten der „Herrschaft“ sich vollzogen hat. An die Stelle der patriarchalischen Wirtschaft ist die kapitalistische getreten, die zwar den Waldbauern von der politischen Hörigkeit befreit, ihn aber in den Stand wirtschaftlicher Unfreiheit versetzt hat. Löhne, die einer gewerkschaftlich nicht organisierten Menge ungelernter Arbeiter nicht einmal des Lebens Notdurft sichern, zwingen die Holzhauer, zu allerhand Unredlichkeiten und Betrügereien, zu Wild- und Holzdiebstahl ihre Zuflucht zu nehmen. So lockern sich die Begriffe bürgerlicher Ehre, und nicht ungern erhält die Herrschaft mit ihrem Gefolge überscharfer Beamter die

Holzmacher in steter Furcht vor dem Strafgerichte. Zeitweilig aber bricht sich die verhaltene Leidenschaftlichkeit der Waldleute Bahn, um Opfer aus der Reihe der Forstbeamten zu fordern — Opfer der „Waldherrschaft", wie die verzweifelten Thäter es selber waren. — Einen solchen Fall, der bei aller Furchtbarkeit des Typischen nicht entbehrt, berichtet Otto Fischers Drama. Echte Tragik liegt darin, denn der Dichter hat es vermocht, ein fremdartiges Milieu, fremde Menschen und entlegene Schicksale unserem Mitgefühl in greifbare Nähe zu rücken. Eine gelungene Wirtshausszene, die nur ein wenig als Einlage wirkt, weil sie nicht organisch genug dem Bau des Dramas eingegliedert ist, zeigt Fischer als seinen Humoristen und scharfen Satiriker.

Von den Einaktern, die das Theater in der Josefstadt brachte, ist der gelungenste — Tschechows Groteske „Der Bär" — keine Uraufführung. Das erste Stück, C. Eysell-Kilburgers Komödie „Wenn die Flocken fallen", erwies sich als Prämie für die Zuspätgekommenen, denen der große Genuß zuteil wurde, eine dramatisierte Gartenlaubengeschichte zu versäumen ... Es giebt Stücke, die wie Flocken fallen — sanft und kühl, unschuldsweiß und vergänglich. — Raoul Auernheimers Lustspiel „Die Lügenbrücke" zeigt, wie der Böse belohnt und der Gute, wenn er ein Ehemann ist, betrogen wird. Der Dialogkunst des Dichters gelang es, ein anmutiges Zwischenspiel zu schaffen. Leider hielt die Darstellung nicht gleichen Schritt mit dem Autor und brachte ihn so um einen Teil des verdienten Erfolges. — Besserer Interpreten durfte des Franzosen Maurey Satire „Die Empfehlung" sich erfreuen. Man lernt einen eitlen Bankdirektor kennen, der seit langer Zeit einen vertrauenswürdigen Chef für Personalangelegenheiten sucht, aber nicht wagt, den Posten auszuschreiben, weil ihm sonst empfehlungsbewaffnete Bewerber, die nach seinen Erfahrungen unbrauchbar sind, die Thüren einrennen würden. Da ist der halbverhungerte Stellensucher Minel, der seine Empfehlung durch glücklichen Zufall nicht zur Hand hat, sein Mann. Es schmeichelt dem Selbstbewußtsein des kleinen Banktyrannen, daß man ihn für einen unabhängigen Menschen hält, der Psycholog genug ist, um nach flüchtiger Begegnung sich ein reifes Urteil bilden zu können. Köstlich ist es, den nun glücklich Angestellten zu sehen, der sich im Handumdrehen aus einem geknickten demütigen Jammergesellen in einen brutalen Leuteschinder verwandelt. Die Darstellung brachte der gelungenen Satire, die mit der Rolle des Minel steht und fällt, stürmischen Beifall.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

„Allein ich will!" Roman von Frieda Freiin von Bülow. Dresden und Leipzig, Carl Reißners Verlag. 1903. 2 Tle. in 1 Bde. 286 u. 233 S. M. 6,— (7,—).

Frieda von Bülow gehört, wo man ihr immer begegnet, zu den erfreulichen Erscheinungen unter den guten Erzählerinnen. Die Natur, die ihre Gaben ungleich und blindlings über uns Sterbliche ausschüttet, hat ihr zwar nicht jene ursprüngliche Kraft verliehen, die da mit geheimnisvoller Intuition neue Tiefen des Lebens schaut, und ohne zu wissen, was sie thut, Menschen mit farbig-plastischer Kunst hinstellt, daß man ihr innerstes Wesen zu kennen glaubt. Die Natur gab das alles der jungen Schwester, Margarethe von Bülow — und sie opferte in genialer Unbekümmertheit und warm aufquellender Menschenliebe das eigene reiche, vielversprechende Dasein für ein anderes bedeutungsloses, für das Leben eines armen Dorfjungen.

„... Es geht ja gewiß nichts verloren auf Gottes Erde — nicht eine Thräne! ..." sagt Frieda von Bülow an einer bedeutungsvollen Stelle ihres neuesten Werkes. Und so mag jenes tragische Jugenderlebnis in der Schwester der Toten manches entwickelt haben an Ernst der Weltbetrachtung, an zähem Willen, auch in ihrer Art etwas treffliches zu leisten. Aus den Werken der Frieda von Bülow blickt uns ein reifer, harmonisch geklärter, ein vornehmer und dabei gesunder, frischer Geist entgegen. So auch aus dem neuen Roman mit dem etwas anspruchsvollen Titel, der mir übrigens im Ton nicht ganz zum Stil des Buches zu passen scheint. Er hat etwas Absichtliches, fast Sensationelles. Doch die Verfasserin ist in ihrer Schreibweise fern von Absichtlichkeit und Sensationslust. Sie schildert in einem guten, einfachen Deutsch breit und behaglich ihre Personen. Ohne daß wir gerade sonderlich erschüttert oder hingerissen werden, überkommt uns beim Lesen ein angenehmes Wohlgefühl. Man befindet sich in guter Gesellschaft. Das Buch erweckt mir die Erinnerung an manche englischen Romane. Es waltet hier wie dort eine diskrete Selbstverständlichkeit, vielleicht mit ein wenig Nüchternheit gepaart. Niemals wird der Geschmack durch schiefe Bilder, aufgebauschte Gefühle und falsche romantische Beleuchtungen verletzt. Im Sinne einer guten Selbstzucht kann Frieda von Bülow geradezu als Vorbild für manche junge Kollegin aufgestellt werden.

Der Roman beschäftigt sich mit einer adligen Gutsbesitzersfamilie in dem Grenzwinkel zwischen Thüringen und Bayern. Ihr Leben und Treiben ist mit intimster Kenntnis und Liebe geschildert. Das Verhältnis des gütig-kraftvollen Freiherrn von Höllen zu seiner wehleidigen Frau, seiner prachtvollen Kinderschar, ihr Verkehr mit den großartigeren Verwandten, den Dorfleuten, den verschiedenen Pfarrern und mit der rührenden und doch so humorvoll gezeichneten Gemeindediakonissin ist voll von menschlich-liebenswürdigen und klugen Beobachtungen. Dieser Kreis bildet auch so recht eigentlich den Inhalt des Buches. Wie der eigensinnig überspannte Pfarrer Bacha als ein Fremder zwischen sie tritt und trotz der leidenschaftlichen Liebe der reizenden Gunne Höllen zu ihm und einer übereilten Verlobung wieder als ein Fremder von ihnen scheidet, bleibt er auch dem Leser ein Fremder. Ich möchte die Vermutung aussprechen: er ist der Autorin selbst unsympathisch. Und das ist beinahe schade. Der Psychologie dieses egoistischen Idealisten und grausamen Willensmenschen, der dann so bemitleidenswert zugrunde geht, könnte manche Seite des Buches gewidmet sein, die mit allzuviel Kleinmalerei ausgefüllt wurde. Es ist ein interessanter Typus, dieser moderne, geistig verfeinerte Priester, der den Dogmen der Kirche nicht mehr zu glauben vermag und sich dennoch durch Selbstkasteiung ein Recht auf das Christentum erzwingen will, weil er einmal zu jenen Fanatikern und Asketen gehört, die mit gering veränderten Zügen in allen Kulturphasen und bei allen Völkern immer wieder auftauchen. Ein Beweis, daß einige wenige Arten von Individualitäten ein unverlierbarer Besitz der Menschheit sind — ob zu ihrem Schaden oder ihrem Nutzen, wird der Betrachter nach seinem persönlichen Standpunkt verschieden beurteilen. So etwas deutet die Autorin gegen den Schluß hin wohl an. Aber hier wären doch einige wuchtigere und bedeutungsvollere Töne am Platze gewesen.

Berlin. *Gabriele Reuter.*

Familie P. C. Behm. Roman von Ottomar Enking. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner, 1903. 324 S. Preis M. 4,— (5,—).

Enkings bisher erschienene Bücher waren mehr oder weniger alle nur Versprechungen eines nicht gewöhnlichen Erzählertalents gewesen: dieses neue bedeutet endlich eine Erfüllung, der ein warmer Willkomm bei einem

großen Lesepublikum sicher nicht fehlen wird. Was ihm seinen Wert vor allem giebt, ist die große und fühlbare Liebe des Verfassers zu seinen Menschen: so nahe sie ihm selber stehen, so nahe bringt er sie dem Leser, und es entsteht hier der seltene Fall, daß man sich zu jeder der wenigen Hauptfiguren in ein persönliches Verhältnis gebracht findet. So eng die Welt ist, die der Roman schildert, so echt und treu ist sie beobachtet, und für die Kunst ist kein Winkel zu klein, wenn ein paar Dichteraugen hineinsehen. Auch in Roggenstedt, dem kleinen Stadtnest an der holsteinischen Wasserkante, schlagen die Herzen so jung und so alt, wie anderwärts zwischen Asphaltpflaster und Telephondrähten. Auch dort zieht das Leben seine Wellenkreise, spinnt es seine Fäden und verstrickt in ihnen hoffende und suchende Menschenkinder, die um ihr Glück in die Irre gehen. . .

Nur klein ist das Haus, in dessen Kramladen unten die alte kleine Frau Volette Behm Strickwolle und Strumpfbänder verkauft, indeß droben ihr „klein Pappa", der alte Herr P. C. Behm, an einem langen Brief für den Kaiser schreibt, damit der Roggenstedt zum Kriegshafen machen soll; nur klein das Mädchenstübchen, in dem Anna Behm erst ihre verlorene Liebe, dann ihre verpfuschte erste Ehe beweint und schließlich ihren letzten Glückstraum begräbt: aber es hat eine ganze Lebenstragödie samt den zugehörigen Satyrspielen in diesen engen Räumen Platz, und der Reichtum und die Fülle der Beobachtung läßt ganz vergessen, wie wenig darin vorgeht und daß sich alles, was wir miterleben, fast ohne Szenenwechsel abspielt. Eigentlich nur zweimal im Laufe der Erzählung liegt der Schauplatz der Begebenheiten außerhalb des Hauses Behm: das eine Mal, als Anna Behm mit dem jungen Arzt des Städtchens, Dr. Körting, einen heimlichen Dampferausflug nach Goldau macht (— eine der reizvollsten Episoden des Buches, von der Art, mit der Theodor Fontane solche Ausflüge „ins Grüne" zu schildern pflegte —); das andere Mal, als sie kurz nach der gescheiterten Verlobung mit Körting in Gesellschaft ihrer Eltern und des Bruders Postassistenten einen Lichtbilderabend im Jünglingsverein besucht und hier die verhängnisvolle Bekanntschaft des gleißnerischen Herrn Schelius macht, der dann ihr Gatte wird und sie nach Ruinierung des P. C. Behmschen Geschäfts als Amerikafahrer sitzen läßt. Alles übrige außer diesen beiden entscheidenden Erlebnissen geht innerhalb der vier Wände des Hauses Behm vor sich: hier spielt sich das rührende innige Familienleben der beiden Alten mit ihren beiden erwachsenen Kindern ab, hier wird die Weihnachtsgans ein tiefempfundenes Ereignis, hier erleidet am ersten und letzten Gastabend, zu dem man den etwas widerwilligen Dr. Körting eingeladen hat, Annas junge Liebe den tötlichen Stich; hier findet die denkwürdige Gründung des Klubs „Roggenstedtia" statt, den Pappa Behm mit vier einheimischen Pickwickiern ins Leben gerufen hat; hier, in derselben engen Wohnstube, wird das kleine Hochzeitsmahl für Anna ausgerichtet, als sie der zähen Werbung des spekulativen Schelius endlich erlegen ist; hier drückt der Gerichtsvollzieher seine Stempel auf den liebgewordenen alten Hausrat, nachdem der entflohene Schwiegersohn des Hauses dieses dem Konkurs überantwortet hat; und hier blüht für Anna, die nach Verwindung des zweiten Schicksalsschlags in tapferer Erwerbsarbeit den inneren Frieden sucht, noch ein flüchtiger später Glückstraum an der Seite eines zweiten Gatten auf, bis sie wieder allein, vereinsamt, verbittert und körperlich verkrüppelt in dem alten Kaufladen sitzt, in dem früher schon Frau Volette Strickwolle und Strumpfbänder an die danach bedürftige Nachbarschaft verkauft hat.

An dichterischem Wert steht das erste Buch, das mit Annas erster Enttäuschung schließt, entschieden über dem größeren zweiten. Es ist ein geschlossener, kleiner Roman für sich, von einer unmittelbaren Frische der Wiedergabe, einer Echtheit und Schlichtheit, die unwiderstehlich wirkt. Der verunglückte Verlobungsabend, der sich an anderer Stelle dieses Heftes als Probe abgedruckt findet, mag zeigen, mit welch einfachen Mitteln Menschen und Stimmungen geschildert werden: man versteht jedes Einzelnen Empfinden vollkommen und versteht doch ohne weiteres, daß hier eben nur Dissonanzen möglich sind, bei aller Liebe und Güte auf der einen und bei allen guten Absichten auf der anderen Seite. Im zweiten Buch mischt sich ein bischen Theater und Arrangement in die Entwicklung der Dinge. Der frömmelnde Tartüff Schelius hat einige fatale Züge aus dem Vorstadtdrama: es gehört ein wenig Mut dazu, an die Rolle in allen Einzelheiten zu glauben, die ihn der Verfasser spielen läßt. Auch der letzte Abschnitt, in dem sich Anna nach des alten P. C. Behm Tode mit dem um neun Jahre jüngeren Mietsherrn, einem jungen Schwindsuchtskandidaten und heimlichen Alkoholiker, ziemlich übereilt verheiratet, wirkt einigermaßen problematisch, und sein halbtragischer Abschluß entbehrt der rechten inneren Notwendigkeit. Er fällt zu steil ab, und man hat den Eindruck, als habe der Verfasser ihn unter einem äußeren Zwange etwas eilfertig hergestellt. Aber trotz diesem Nachlassen enthält auch das zweite Buch gute Seiten genug, besonders in der Psychologie der jungen Frau und dem Wechsel von Schatten nnd Licht in ihrer Seele. Das Beste aber vielleicht sind die beiden alten Behms, die in ihrer Kleinwelt so ganz mitsammen als „Mamma" und „Pappa" verwachsen sind, so rührend in ihrer Genügsamkeit und ihrer Weltfremdheit: Philemon und Baucis ins Plattdeutsche übertragen. Man vergißt sie so wenig, als habe man sie persönlich gekannt.

Große Probleme wirft dieser Roman, wie man sieht, nicht auf; an der Menschheit große Gegenstände rührt er nicht. Aber er gehört zu den seltenen Büchern, die man samt ihren Schwächen lieb haben muß, weil sie mit so viel Liebe geschrieben sind.

J. E.

Novellen des Lyrikers. Von Hugo Salus. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. 159 S. M. 2,— (3,—).

Der Lyriker, der uns diesmal Novellen darbietet, hat einmal in seinem ersten Versbuche ein sehr sinniges und schönes Sonett geschrieben, das nunmehr verleugnet ist. Damals sagte er:

Zu schmal ist meines Dichterhauses Schwelle,
Die Thür zu niedrig. Des Gewandes Falten
Muß selbst die Lyrik eng zusammenhalten
Will sie besuchen mich, die sonnighelle.

Doch für mein Ideal, für die Novelle,
Ist schon die Thür zu eng. — — —

Nun hat sie dennoch Eingang gefunden. Wenn man will, durch ein Hinterpförtchen, denn unter den schematischen Begriff der Epik lassen sich die zarten, duftigen Geschichten nicht so leicht einfügen, weil sie Bilder und Träume, spinnwebfeine Fabeleien und verlockende Plaudereien sind — Novellen des Lyrikers und nicht Novellen schlechthin. Der epische Kothurn fehlt; Salus sitzt nicht am Vorlesetisch, sondern näher, viel näher. Ein anheimelndes Gefühl, eine liebliche und vertrauliche Art liegt in der persönlichen Diktion — gleichsam als säße man freundschaftlich mit zusammengerückten Stühlen um einen Tisch, und einer, irgend einer, aber ein Kluger und Feiner, begänne mit einem Male eine Geschichte zu erzählen mitten in eine Plauderei hinein oder in ein Schweigen.

Jene schöne Mühelosigkeit, die das leichte und doch so geschickt gesponnene Gefüge von Salus Weisen uns lieb und wert macht, verleiht diesen Geschichten eine unlitterarische würzige Frische, eine Lebendigkeit und Beweglichkeit, die das Absichtsvolle, das ja in jeder belletristischen Schöpfung fühlbar wird, möglichst unterdrückt. Wie oft in seinen Gedichten, so führt uns Salus auch hier in der einleitenden Novelle in das dichterische Laboratorium und zeigt den Hokuspokus der Produktion mit zutraulichem Eifer; er versteckt überhaupt nichts, aber auch garnichts und plaudert Geschehnisse und Sehnsucht aus Jugend, Studientagen und Ehe ganz fröhlich aus. Er ist auch in den Novellen subjektiv, in den meisten sogar Lyriker. Und in diesen ist er uns am liebsten. Giebt er sich episch-tragisch und beginnt volltönig: „Als die Männer den

Sarg die Treppe hinuntertrugen, war Balduin Allburg, der Gatte der Verstorbenen, wie vom tiefsten Schmerz erschüttert, in der Wohnung zurückgeblieben" — so wird man gleich anfangs mißtrauisch und hat auch seinen Grund dazu, denn diese Geschichten sind zwar immer noch zu geschickt gearbeitet, um schlecht genannt zu werden, aber sie sind bedeutungslos und minderwertig. Es fehlt ihnen der zauberische Märchenduft jener phantasievollen und großgedachten Legende „Der Becher der Mansana", es mangelt der schelmische und fesselnde Putz persönlichen Geschickes, wie in dem reizenden Geschichtchen „Wo kommen die Kinder her?" (abgedruckt in Heft 1 d. Jahrg.), es entgeht der prickelnde Reiz biographischer Neugierde, wie in den subjektiven Geschichten. Nur eine möchte ich von den ersteren ausnehmen, nämlich „Das Register", das so charmant und entzückend erzählt ist, daß man das Gefühl irgend etwas Süßlieblichen, Moussierenden und Capriciösen hat, wie es eben nur zwei neugierig-zärtlich-sehnsüchtige Mädchenseelen sind.

Nicht einen Neuen gewinnt man mit diesem Buche lieb, sondern den lyrischen Fabulanten, den klugen, geschmackvollen und feinsinnigen Dichter des Lebens Hugo Salus, der selbst in der kleinsten Facette das Bild der großen Kräfte zu spiegeln weiß.

Ein kleines Bedenken habe ich noch, aber eines, das sich hoffentlich mehr und mehr verflüchtigt. Auch in diesem Buche hat Salus die — durchaus nicht stolze, aber gefällige Art, nicht von sich zu erzählen, sondern von sich, dem Dichter. Für uns, die wir ihn kennen, scheint sie berechtigt, eher noch zu bescheiden, als zu laut. Wie sie aber einen berührt, der mit diesem Buche Salus zum ersten Male nennen hört, vermag ich nicht zu beurteilen, aber ich fürchte, ein Unbehagen wird ihm den ästhetischen Genuß ein wenig schmälern. Das ist mein Bedenken. Aber hoffentlich wird es dadurch bedeutungslos, daß die Wenigen immer weniger werden, die noch nicht die Bekanntschaft mit den Versen dieses reichen und schöpferischen Dichters gemacht haben.

Wien. *Stefan Zweig.*

Der kranke Fritz. Von Paul Mahn. Berlin 1903, F. Fontane & Co. M. 2,—.

„Der kranke Fritz" ist, was den Stoff anbelangt, ein Beweis für den Wandel der Zeiten, den nicht zuletzt die Aufklärungsarbeit der Litteratur herbeigeführt hat. Daß ein Autor unbefangen das Problem der Geschlechtskrankheit in ein Liebesidyll verflicht und daß er es sogar zum Ausgangspunkt für die Poesie eines Mädchencharakters nehmen darf — wie sticht das ab von jenen Zeiten, wo man so vielen Erzeugnissen der schöngeistigen Litteratur als Motto hätte vorsetzen können: Ueber Thema darf nicht gesprochen werden.

Mahn behandelt das heikle Gebiet frei und ohne Verhüllung. Allerdings ist der Fall nur fingiert und dient dem Dichter bloß als Mittel zum Zweck der Charakteristik und Handlung, als „ein Problema", das den Prüfstein für das Herz eines liebenden jungen Mädchens bildet. Durch die Verleumdung eines tückischen Intriganten wird Alice Bornstedt in den Glauben versetzt, Fritz Asmus — mit dem sie eine tiefe, gegenseitig uneingestandene Liebe verbindet — leide an einer geheimen Krankheit, der schlimmsten ihrer Art. Sie unterrichtet sich aus dem Konversationslexikon und thut dann „das Wunderbare". Sie ergreift die Initiative und besucht Fritz auf seinem Zimmer, um ihre Liebe zu erklären. Das Arme Heinrich-Motiv erscheint hier in sehr eingeschränktem Umfang, in die Tiefe des Gemüts verlegt; ein freundlicheres Schicksal erläßt der Liebenden alle weiteren Konsequenzen. Der idealistische Geist der Jugend feiert einen etwas leichten Sieg.

Jedenfalls berührt die freie und ernste Auffassung in dem vorliegenden Werk sehr sympathisch, und die Idee ist hübsch durchgeführt.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Dilemmas. Von Ernest Dowson. Autor. Uebertr. v. F. P. Grebe. Insel-Verlag, Leipzig 1903. 128 S. M. 5,—.

Fünf mehr oder weniger gut geschriebene Novellen aus dem Englischen giebt der sonst so exklusive Insel-Verlag hier ohne zureichenden Grund heraus. Er stellt uns den sympathischen, aber keineswegs bedeutenden Mr. Dowson sogar mit umständlichen Reverenzen vor: „. . . . gedruckt in einer Auflage von 1100 Exemplaren, die handschriftlich numeriert sind, davon dieses Nr. 467." Preis für 128 Seiten normaler Ausstattung 5 M.! Weshalb so vornehm? Bloß weil Mr. Dowson zum „Kreise" Oskar Wildes gehörte? Man sollte doch an dem Grundsatze festhalten, nur solche Werke ins Deutsche zu übersetzen, die entweder durch hohen dichterischen oder kulturellen Wert oder wenigstens durch nationale Eigenart das besondere Interesse der deutschen Leser verdienen. Ehe man zu den Novellen von Ernest Dowson greift, sollte man lieber die von Thomas Mann oder Wassermann, von Schnitzler oder Ompteda zum zweiten und dritten Male lesen. Dowson erzählt gewandt, geschmackvoll und diskret von einigen inneren Kämpfen gebildeter Männer. Aber ihm selbst wie seinen Gestalten fehlt es an jedem unmittelbaren Gefühls-Ausdruck; sie empfinden, denken und reden künstlich und nach Vorbildern. Mühsam moralisch, blasiert aus Schwäche, begehen sie Thorheiten, an denen wir wenig Anteil nehmen. Ernest Dowson möchte, wie auch aus eingestreuten französischen Floskeln hervorgeht, gern für einen Weltmann gelten; er führt uns bald in diesen, bald in jenen Winkel des Erdballs, erreicht zwar, daß seine Geschichten durchaus nichts Englisches an sich haben, aber ebensowenig etwas International-Weltläufiges. Nicht einmal den erfahrenen Globetrotter glaubt man ihm. Doch sei zugestanden, daß wir in Dowson einen ernsten, nachdenklichen Menschen, einen feinsinnigen Psychologen kennen lernen, dem namentlich in Stimmungsbildern von verhaltener Schwermut und in den Einfällen sensitiver Lebensweisheit manch hübscher Satz gelingt.

München. *Kurt Martens.*

Lyrisches.

Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben von Heinrich Vierordt. Heidelberg 1904, Carl Winter. 149 S.

Seine neueste Poesie, nicht zuletzt sein altertümliches „Wertheim a. M.", will Heinrich Vierordt vor allem als Stück seines Lebens gewürdigt wissen. Zum Ueberfluß hat er die einzelnen Partieen direkt mit den Daten der Entstehung, beziehungsweise der Empfängnis versehen. Thatsächlich ist's auch nicht vage Litteraturlyrik, die er produziert. Man mag seine Dichtung mit Lokalverwandten, mit Scheffel, Kerner und Lenau hie und da in Verbindung bringen; schließlich fällt der Blick doch immer wieder allein auf den rührigen Autor unserer Tage.

„Aus dem Leben!" Vierordts Leben fehlt es nicht an sinnigen Lichtpunkten und unterhaltenden, interessanten Ansichten; bedeutsam und packend gestaltet es sich selten. Seiner liebenswürdigen Persönlichkeit ist eine eigenartige, bedeutsame Struktur versagt. Er pflegt das Absonderliche, insofern es das Gepräge des Altmodischen und Altväterischen besitzt; nicht aber das besondere, diffizile, komplizierte, problematische Wesen, das den modernen Litteraturfortschrittler reizt. Zweifel und Weltschmerz „und derlei modisch wuchernd Zeug" quälen ihn nicht. Ein biederer Patriot und Bürger, ein treuer Gatte und Familienvater, ein braver Christenmensch, gesund, tüchtig, kernhaft, mit herzhaftem Humor gesegnet, so stellt er sich zunächst seinen Lesern vor.

Ueber das Durchschnittsniveau erhebt ihn angeborener Schönheitssinn. In dem „Stilleben um Mitternacht" beobachtet er eine goldbekränzte Hermesbüste, beschattet von einem schwarzen Kruzifix — hellenisch-christliche, hellenisch-germanische Weltbetrachtung ist sein Ideal. Mit der plastischen Klarheit der Antike sucht er Gegenwart

und Alltag zu erhöhen und zu verklären. Der schönen, monumental prächtigen Form und Figur sucht er sich in dem Bann der Weltgeschichte und unermüdlicher, weiter Wanderfahrten zu nähern. Aber wie er einen gefeierten guten alten Onkel „etwas philisterhaft im Gang“ findet, so steckt auch in ihm etwas Philiströses. Nach den Freuden und Leiden der Fremde, besonders Italiens, rastet er um so lieber am heimatlichen Herde; nach dem feurigen Schwung der Ballade ergiebt er sich um so lieber der „süßen Weltverschollenheit“ eines gelassenen Idylls.... In den „Meilensteinen“ speziell hat er statt straff komponierter Balladen nur historische Reminiszenzen gegeben, weil er sich direkt geschauten Dingen anschließen wollte. Er beschränkt sich da auf seine Jugend- und Einjährigenzeit, seine Familie und Freunde, auf frische und träumerische Touren zumeist in deutschen Landen, wenn auch nicht ausschließlich wie in den älteren „Vaterlandsgesängen“.

Daheim beginnt für ihn ein „Erinnerungsspiel“. Daheim erzählt er also von fernen Gegenden und Großen, richtiger, er gedenkt dieser Wirklichkeits- und Geschichtserlebnisse in Bildern: „Denn der Dichter sei Gedankenbildner!“ Sein Ich erfaßt er immer auf Umwegen, in objektiver Verhüllung. Da dieses Ich dem eines feingebildeten, künstlerisch empfindenden Normalmenschen, typischen Qualitäten entspricht, so wirkt es am kräftigsten, wenn es der Dichter in realer, mannigfach gefärbter Materie untergehen läßt, oder wenn er wenigstens in seine Begebenheit antike oder modern-historische Anschauungen hineinwebt („Kartoffelblüte“). Er dichtet weniger mit dem Ohr als mit dem Auge. Er singt nicht — er schildert, malt, verkörpert. Manchmal bleibt er mitten in bunter Beschreibung stecken, zumal in einer sentimentalen Reise durch Frankreich; da häuft er meist schöne und charakteristische Eindrücke, bar persönlicher Würze und erwärmender Einheit. . .

Vierordt glänzt in malenden Beiwörtern und Neubildungen; nicht empfehlenswert scheinen mir das Silbenungetüm „Odenwäldermädchenantlitz“ oder das Attribut eines Poeten „des Kopfes Hänger“, schwerfällige Wendungen wie „zur Hand fallen“, „noch denkt es mir“. In Einzelheiten zieht der Dichter überall an; triviale, abgebrauchte Ausdrücke verschmäht er indessen nicht; auf den stimmungsvollen „silberblauen Nebelduft“ des „Sonnenaufgangs“ folgt beispielsweise die leere Floskel „dieses unvergleichlich schöne Land“, wie überhaupt das einleitende Poem virtuos gearbeitetes Flick- und Stückwerk repräsentiert. Er ergeht sich zu verstandesmäßig ausführlich; Gefühlserguß und Schilderung setzt er nicht immer in ein organisches Verhältnis; er zerstört die Illusion durch unzeitige Reflexion („Weihnachtsidylle“). So mangelt seinem Gedicht häufig jener magische Duftkreis, der wie still leuchtende Glorie einen Sieger umschwebt. Seine Poesie ist ehrlich erworbenes Gut, nicht oberflächlicher Glanz, aber auch nicht schwer errungene, erschütternde Seelentiefe. Jedenfalls nicht reine, voll verinnerlichte Lyrik!

Einen aparten Schein erhalten die „Meilensteine“ dadurch, daß sich des Lebens „Schattentanz und Puppenspiel“ zuweilen verdüsternd in die blühende Heiterkeit des Genusses drängt. Kühl haucht den Dichter zuweilen das vorrückende Alter an.... Ueber das sympathische Mittelmaß ragen folgende Nummern hinaus: „Eros' Rüstzeug“, „Kartoffelblüte“ „Wallfahrer“, „Felseninschrift in Weinsberg“, „Der Handkoffer“, „Die kurzen, dunkeln Tage“, „Das unbekannte Bild“, „Der goldene Wagen“, „Allerseelennacht“.

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Stunden und Sterne. Neue Gedichte von Bodo Wildberg. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. 70 S.

Man muß diese Gedichte, um ihren Stimmungsgehalt ganz ausschöpfen zu können, öfter lesen, aber man thue es nicht hintereinander, nur hin und wieder nehme man ein einzelnes Stück heraus; im Zusammenhang ermüden sie. Nicht immer glückt es Wildberg, für seine Bilder einen besonderen Ausdruck zu finden, die Sucht nach Neuem verleitet ihn manchmal zur Unklarheit. Auch berauscht er sich oft an klingenden Worten, die in gedrängter Häufung dann durchaus nicht die Wirkung hervorzubringen vermögen, die der Dichter beabsichtigte:

> Pfingstrosenpurpurpracht besiegelt
> Der Juniseele Glück und Ruh . . .

Mir sagen solche Verse nur sehr wenig. Daneben finden sich aber erfreulicherweise auch feine, tiefe Strophen, die den echten Poeten verraten.

Viel Sehnsucht steckt in dem kleinen Büchlein, die Sehnsucht einer nervösen, überzarten Seele, die sich gerne aus der harten Wirklichkeit in ein erträumtes Wunderland rettet. Dort singt sie ihre Lieder an „eibendunklen Quellen“ im „feldumschwiegenen Park“, wo „fromm und todbereit die vollen Heliotropen b'auen“. „Weiße, welkende Petunen und die Glut der Dahlia“ blühen in diesem Garten, „fern von der Welt, dem Frieden nah“. Ich führe diese Proben an, weil sie für Wildberg charakteristisch sind. Solange die üppige Bildersprache nicht zur Phrase wird, wollen wir sie uns gerne gefallen lassen, aber sie ist ein gefährliches Handwerkszeug, das dürfen wir uns nicht verschweigen.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Gedichte eines Großvaters. Von Adolf Ey. Berlin, A. Hofmann & Co., 1903. V, 96 S. Geb. M. 2,50.

Wie ich das Büchlein, das in Lettern und Vignetten entzückend großväterlich ausgestattet ist, aufschlage, taucht eine liebe Gestalt vor mir auf. Fröhliche Kinderaugen hinter den goldgerandeten Brillengläsern, graue Locken um die Schläfen und ein Mund mit den „schöngereimten Lippen, die man nur bei Dichtern findet“. Und ihm gegenüber ein langschläfriger Primaner, der absolut sicher in der „Athalie“ stecken blieb mangels genügender Präparation. Ich darf nicht verschweigen, daß an dieser ungenügenden Vorbereitung unser lieber alter Lehrer selbst ein wenig schuld war. Er war milde, und wir wußten das. Und doch haben wir alle aus seinen Stunden im Städtischen Lyceum II zu Hannover mehr mitgenommen, als aus denen vieler anderer, denn er hatte unsere Herzen. Er war jung in weißen Haaren, und wenn er, vom Thema abschweifend, uns von 70/71 erzählte, uns vor Pedanterie und Enge warnte, oder uns von dem Leben auf der Universität erzählte, dann glänzten seine Augen, dann saß er so keck auf dem Tische der untersten Bank (neben mir) wie ein Student. So haben wir doch eigentlich viel bei ihm gelernt, wenn wir's auch erst später gemerkt haben, Lebensfreudigkeit im Ernste des Lebens, freie, gesunde Weltanschauung, die nach Harzluft schmeckte!

Das ist Adolf Eys Lebenswerk gewesen und Lebensaufgabe. Wahrlich, er hat Samen ausgestreut, der in vielen, vielen Herzen stark und fröhlich aufgegangen ist. Diese Weltanschauung liegt auch in seinen Gedichten, den köstlichen „Primanerliedern“, ebenso wie in den Großvatergedichten, die er uns dieses Jahr beschert hat, dieser Grundton ist es, der ihren Wert ausmacht. Eine liebenswürdige freie Seele, anspruchsloser Humor, der sich bis zur Satire steigern kann, der aber mit Vorliebe zu den schlichten Dingen dieser Welt zurückkehrt. Er ist kein Formkünstler, kein Ziseleur der Sprache, aber man vermißt das nicht bei ihm. Seine Gedichte sind frisch und natürlich wie das Wasser seiner Harzbäche, wie der herbe Ruch seiner heimatlichen Fichtenwälder.

Möchten sie in unserer Zeit, die so viel Müdes, Schmutziges, Raffiniertes hervorbringt, recht viele Leser finden!

Schloss Windischleuba. *Börries Frhr. v. Münchhausen.*

Verschiedenes.

Schauspielkunst und Schauspielkünstler. Beiträge zur Aesthetik des Theaters. Von Carl Hagemann. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 244 S.

Wieder ein Buch für die Bücherei und nicht fürs

Leben. Es strotzt von guten Gedanken und feinen Worten, die am stillen Lesetisch des Aesthheten freundliche Stimmung und Zustimmung wecken. Wer schon genießen gelernt hat, genießt hier. Roetschers erster Band seiner „Kunst der dramatischen Darstellung“, ohne die eine Theorie der Schauspielkunst nicht auskommen kann, klingt vernehmlich heraus. Aber der alte steifbeinige Herr Professor, der dem Onkel Spener aufwartete, hat sich verjüngt und ist gelenkiger geworden. Freilich auch mutwilliger, denn Hagemann leitet seine Sätze nicht immer aus dem Parkett unserer größten Theater her. Und die allein dürften Ausgangspunkte für den Gesetzgeber sein. Dafür setzt er sich mit Dramaturgen wie Lessing, Tieck und Laube in Verbindung, auch einmal mit Gottfried Keller, von dem er aus einem Briefe an Hettner zitiert: „Ich verlange, daß die Schauspieler originell und selbständig seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam in einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann.“ Mir geht's bei diesem Worte, wie es einem immer geht, wenn ein großer Mann eine Wahrnehmung, die Tausende vor ihm gemacht haben, in seiner Weise ausspricht: er zuerst und allein hat Recht! Das neue Leben, die zweite Natur, die Selbständigkeit — das ist's, was die Bühne geben soll. Diese herrliche, dreifältig ausgedrückte Einheit läßt sich freilich nicht lehren, und Hagemann versucht sich auch nicht daran. Aber sie umschließt beinahe alles, was über unsere Kunst gesagt werden kann.

Nicht nur die gedrängte „Uebersicht“ des Buches hat den Stichwortcharakter, überall auf den dritthalbhundert Seiten springen uns Aphorismen entgegen, und vielleicht laden sie den lesefeindlichen Schauspieler ein, sich darin umzuthun. Es wird ihn freuen, daß er bei der Verkörperung von Episodenrollen und Chargen auf Wilhelm Busch schauen soll; die Anekdote von dem wirklich schnarchenden Coquelin, dem das Publikum dann eine starke Uebertreibung vorwarf, mag ihm zeigen, daß er sich an der Natur schulen, sie aber nie zu kopieren trachten soll; die Gestalt des Nickelmann und dessen — wenn ich von Aristophanes absehe — ganz vorbildlose animalische Interjektionen werden ihn stolz machen auf das mitdichtende, miterfindende Moment in der Schauspielkunst; aber an dem eigentlichen Inhalte dieses Buches wird er gelangweilt vorbeisehen. Es sagt uns nämlich, wie eine Rolle entsteht; und zwar verzichtet Hagemann dabei auf die realistischen Details, die dem hastigen Leser nun einmal Bedürfnis sind. Aber er verzichtet nicht etwa darauf, weil er sie unterschätzt, sondern weil er theoretisieren und weil er das Buch nicht bis zur Unhandlichkeit anwachsen lassen will. Ganz hübsch lebendig wird diese Theorie, wenn sie eine molièrische Komödie im $^3/_4$ Takt und im Vivace, Shakspeares Tragödien im $^4/_4$ Takt und im Moderato empfindet; wenn sie weiter die Geschmacklosigkeit der übertrieben malenden Gebärde des Sprechers geißelt. Und bis zur Kränkung des ganzen Schauspielerstandes hat der Verfasser Recht, wenn er die Mehrzahl der Darsteller unter die Artisten einreiht. Ja, man könnte weiter gehen und viele Lieblinge des Theaterpublikums noch tiefer stellen; denn einem tüchtigen Artisten eignet doch eine ganz besondere Gabe, und er vervollkommnet sie durch rastloses Mühen; was aber bringt der Durchschnittsliebhaber mit? Nicht viel mehr als Keckheit! Daneben spricht er schlecht, betont falsch, hat üble Manieren und belügt seine Hörer durch den Dichter! Kein Wunder, daß ihm noch heute die Thüren der bürgerlichen Häuser verschlossen bleiben. Es wird von Jahr zu Jahr besser, gewiß, aber noch immer sehen Hunderte von leichtfertigen jungen Leuten ihr Heil im Bühnenberufe, weil ihnen dort ein liederlicher Lebenswandel oft als Genialität ausgelegt wird. Woher die Reinigung kommen soll und wie sie zu betreiben ist, läßt sich nicht beantworten; daß sie aber nötig ist, wird keiner leugnen, der den Schauspieler als den Gehilfen der Klassiker ansieht; einem Shakspere aber kann nur helfen, wer etwas von seiner Sittlichkeit und seiner Weltanschauung in sich trägt. Das ist wohl auch Hagemanns Meinung, und dafür sei er besonders belobt.

Wien. *Ferdinand Gregori.*

Das Geschlechtliche im Unterricht und in der Jugendlektüre. Ein Vortrag von Herm. L. Koester. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903. 64 S. M. —,60.

Im ersten Teil dieses anregenden und verständigen Vortrags verficht der Verfasser den Satz: „Wir müssen die Jugend lehren, über natürliche Dinge natürlich zu denken.“ Da wir die Kinder nicht bis zu den Reifejahren völlig naiv bewahren können, müßten sie über die wichtigsten geschlechtlichen Vorgänge rechtzeitig aufgeklärt werden; versage das Haus, das in erster Linie dazu berufen sei, so müsse eben die Schule eingreifen, was im naturgeschichtlichen Unterricht mit gutem Erfolg und ohne jeden moralischen Schaden möglich sei. Der zweite Teil behandelt die Frage, ob und inwieweit Kindern Bücher erotischen Inhalts in die Hand gegeben werden dürfen, und kommt nach Anführung zahlreicher, anscheinend verfänglicher, nach Kösters Meinung aber ganz ungefährlicher Stellen aus unsern bekanntesten Märchen und Volksbüchern zu dem Ergebnis: „Die Kinder dürfen alles hören und lesen, was in der Form keusch ist und was nicht über ihr Auffassungsvermögen hinausgeht.“

Wenn der Verfasser in seinen Forderungen auch hie und da zu weit geht, so wird man ihm doch im wesentlichen beistimmen müssen; besonders verdienstlich ist seine Verurteilung der sogenannten Backfischgeschichten, die „zwar überfließen von äußerlicher Wohlanständigkeit“, bei denen aber „in der Darstellung der Liebe eine Unnatürlichkeit erreicht wird, die ihresgleichen sucht, und die nur von den allerschädlichsten Folgen sein kann“.

Hannover. *Max Ewert.*

Nachrichten

Wilhelm von Polenz †. Unerwartet früh wurde am 13. November Wilhelm von Polenz auf seinem Gute Cunewalde in der Lausitz dem Leben und einem fruchtbaren und vielseitigen Schaffen entrissen. Erst vor wenigen Wochen war sein letztes Buch „Das Land der Zukunft“ erschienen, in dem er die Eindrücke einer halbjährigen Studienreise durch Nordamerika in einzelnen Essais niedergelegt hatte. Dieses erste, nicht belletristische Buch sollte zugleich sein letztes sein. Sein trotz der kurzen Dauer reiches litterarisches Lebenswerk umfaßt fünf Novellenbände, sieben Romane und vier Dramen. Von den Romanen ließ er den ersten, „Sühne“ betitelt (2 Bde., 1890), als ein unreifes Erstlingswerk später fallen. Seinen Ruf begründeten die drei großen Landromane „Der Pfarrer von Breitendorf“ (1893), „Der Büttnerbauer“ (1895), „Der Grabenhäger“ (1897). Diesen folgten „Thekla Lüdekind“ (1899), „Liebe ist ewig“ (1900), „Wurzellocker“ (1902). Dazwischen erschienen die Novellensammlungen „Karline“ (1894), „Reinheit“ (1896) und „Luginsland“ (1901). Die Novellen „Versuchung“ und „Unschuld“, die 1891 und 1892 vorangingen, waren noch teilweise unausgereifte Versuche; auch die Dramen „Preußische Männer“ (1891), „Heinrich von Kleist“ (1891), „Andreas Bockholdt“ (1898) und „Junker und Fröhner“ (1901) hinterließen keinen stärkeren Eindruck. — Das litterarische Porträt des so früh heimgegangenen Dichters hat früher (LE III, Heft 1) an dieser Stelle Heinrich Hart gezeichnet; ebendort findet sich auch seine autobiographische Selbstcharakteristik.

* *

Todesfälle. Richard Schmidt-Cabanis, der bekannte berliner Humorist, † am 11. November in

Berlin, wo er 1838 zur Welt gekommen war. Ursprünglich zum Buchhändler bestimmt, ging er, ein Schüler Berndals, zur Bühne, bis ihn 1865 eine Lähmung des rechten Armes nötigte, diesem Beruf zu entsagen. 1869 trat er in die Redaktion der von Adolf Glaßbrenner herausgegebenen „Berliner Montagszeitung" ein, später in die des „Berliner Tageblatts", dessen humoristische Beilage „Ulk" er zwanzig Jahre lang redigierte. Seine zahlreichen humoristischen Beiträge für dieses Blatt ließ er in mehreren Sammlungen auch als Bücher erscheinen.

In Moskau † am 2. November der russische Romanschriftsteller Wssewolod Ssergejewitsch Ssolowjew im Alter von 54 Jahren. Er war der älteste Sohn des Historikers S. M. Ssolowjew, besuchte in Moskau eine deutsche Schule, studierte Rechtswissenschaft, siedelte später nach Petersburg über und wurde dort erst Beamter im Hofministerium, dann Zensor für dramatische Werke bei der Oberpreßverwaltung. Ssolowjew hat eine große Anzahl von historischen Romanen geschrieben, von denen der erste, „Die Fürstin Ostroshskaja", der den jungen Schriftsteller mit einem Schlage bekannt machte, „Der junge Kaiser", der die kurze Regierungszeit Peters II. behandelte, und „Der große Rosenkreuzer" hervorgehoben seien.

Der polnische Schriftsteller Anton Pietkiewicz (Pseudonym: Adam Plug) † in Warschau im hohen Alter von 80 Jahren. Er schrieb u. a. den dreibändigen Roman „Der Offizialist" und die Erzählung „Blut und Geist" und hat Shakspere ins Polnische übersetzt.

* *

Persönliches. Dr. Max Herrmann, Privatdozent der Germanistik an der berliner Universität, ist zum Professor, Dr. Heinrich Kraeger (Berlin) zum ordentlichen Lehrer für Kunstgeschichte und Litteratur an der Kunstakademie in Düsseldorf ernannt worden. — Martin Greif hat vom Prinz-Regenten den Titel Hofrat erhalten. — Hermann Sudermann unternimmt demnächst eine längere Reise nach Japan. — Der bekannte dänische Erzähler Jonas Lie feierte am 6. November seinen 70. Geburtstag.

* *

Jahrhundertfeier für Eduard Mörike. Am 7. November veranstaltete der Litterarische Klub Stuttgart eine um beinahe ein Jahr verfrühte Jahrhundertfeier für Eduard Mörike (geb. 8. September 1804), an der auch der König teilnahm. Man wählte diesen frühen Zeitpunkt, um bis zum eigentlichen Jubiläum die Mittel zur Erneuerung des Grabdenkmals Mörikes auf dem Pragfriedhof aufzubringen. Die Festrede (abgedruckt in der Schwäbischen Kronik, Beibl. zum Schwäb. Merkur 521) hielt Prof. Otto Güntter.

* *

Ein neues Heine-Porträt. In dem Nachlasse eines Fräulein Amalie von Waldenburg in Potsdam hat der Verlagsbuchhändler Eugen Marquardt ein neues Heine-Porträt aufgefunden, über das sich Gustav Karpeles in der „Illustr. Zeitg." (Nr. 3149) verbreitet. Das Bild ist ein jugendlich heiteres, mit Eleganz gemaltes, kokett ausgeführtes Dichterbild aus den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Die Vermutung, daß es das Bild sei, das der ältere Tischbein in Hamburg in seinen letzten Lebensjahren von Heine gemacht hat, ist nicht ganz abzuweisen. Viele individuelle Züge stimmen mit den aus den anderen Bildern bekannten überein. — Wir haben jetzt von Heine mehr als dreißig Bilder. Das neue schließt sich diesen würdig an. Es hat am meisten Aehnlichkeit mit den Bildern von Pecht und Kugler.

* *

Vereinsnachrichten. In Lübeck hat sich Ende Oktober d. J. eine „Litterarische Gesellschaft" gebildet. Der neue Verein will nach dem Muster anderer Städte, wie z. B. Berlin und Hamburg, für die alte Hansestadt einen Mittelpunkt aller litterarischen Bestrebungen schaffen und nicht nur mit der lübecker „Schillerstiftung", dem Journalismus, dem Theater und dem öffentlichen Vortragswesen in enge Fühlung treten, sondern auch selbständig die führenden Geister der deutschsprachlichen Litteratur zu Vorträgen berufen und den eigenen Mitgliedern Gelegenheit zu produktiver Bethätigung bieten. Zu dem Vorstande der „Litterarischen Gesellschaft" gehören Frau Ida Boy-Ed, sowie als Vorsitzender Herr Oberlehrer Dr. Benno Diederich, der Verfasser des kürzlich erschienenen Werkes „Von Gespenstergeschichten".

* *

Allerlei. Die illustrierte „Geschichte der deutschen Litteratur" von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch, die vor fünf Jahren vom Bibliographischen Institut in Leipzig herausgebracht wurde, beginnt soeben in zweiter, neubearbeiteter Auflage (16 Lieferungen zu je 1 Mk.) zu erscheinen. — In Weimar hat kürzlich die Grundsteinlegung zu dem Shakspere-Denkmal, das von Professor Otto Lessing-Berlin entworfen ist, stattgefunden. Die Aufstellung der Statue erfolgt erst nächstes Jahr, die Enthüllung jedenfalls gelegentlich des nächstjährigen Shakspere-Tages. — Zur Feier des 100. Todestages Johann Gottfried Herders (18. Dezember) wird in Weimar eine große kirchliche Feier an der Stätte geplant, an der Herder als Prediger wirkte (in der Stadtkirche, vor der sein Denkmal errichtet ist). — Der von den vereinigten Goethe-Bünden gestiftete Volks-Schillerpreis wird am 9. Mai 1905, Schillers 100. Todestage, zum ersten Mal vergeben werden. — Zur Belebung der deutsch-amerikanischen Dichtung hat der Verein „Germania" in Baltimore beschlossen, im Jahre 1904 eine ähnliche Veranstaltung wie die Kölner Blumenspiele ins Leben zu rufen, die sich, wenn ihr Erfolg günstig ist, regelmäßig wiederholen soll.

Notizen.

∾ **Ein Brief Theodor Mommsens.** Als vor sechs Jahren der erste deutsche Reichstagspräsident Eduard v. Simson seinen 85. Geburtstag zu begehen im Begriff stand, wandte sich eine berliner Redaktion an Theodor Mommsen mit der Bitte um einen Artikel über den greisen Jubilar. Die Antwort lautete:

Geehrter Herr!

Dem Wunsch, durch den Sie mich ehren, eine Biographie des trefflichen Simson zum 10. November für Ihr Blatt von mir zu erhalten, bedauere ich, nicht entsprechen zu können. Von Simsons praktischer Thätigkeit ist mir zu wenig bekannt, als daß ich darüber öffentlich sprechen dürfte, und diese bildet doch den Hauptinhalt seines Lebens. Seiner politischen würde ich eher gerecht werden können; aber ich wage es nicht bei meiner Auffassung der tiefen Fäulnis unserer öffentlichen Zustände, über einen der Wenigen, die aus einer reineren Epoche übrig geblieben sind, das Wort zu nehmen. Wenn ich schriebe, wie ich denke, würden Sie es wohl nicht drucken dürfen; und anders schreiben kann und will ich nicht. Also sehen Sie, bitte ich, von mir ab.

Ihr ergebenster

Ch., 27. 9. 95. Mommsen.

Zuschriften.

I.

Sehr geehrte Redaktion!

Bisher habe ich geglaubt, ein anständiger Mensch brauche sich gegen den Vorwurf, silberne Löffel gestohlen zu haben, nicht zu verteidigen und ein Schriftsteller mit gutem Gewissen denjenigen, ein Plagiat begangen zu haben, nicht zurückzuweisen. Also hatte ich auch nicht die Absicht, der Behauptung des Herrn Dr. Herm. Jacobson in der „Zukunft“ (Nr. 5, 1903, S. 185), mein Roman ‚Das tägliche Brot‘ sei „ohne die Kenntnis des Romans ‚Esther Waters‘ von George Moore nicht denkbar und enthalte ganze Auftritte aus diesem Werk“, öffentlich zu widersprechen.

Da man mich aber von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht hat, daß mein Schweigen in diesem Fall als Beweis für die Richtigkeit der dort behaupteten Thatsache angesehen werden würde, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, hierdurch im Litter. Echo zu erklären, daß ich bis heute weder den Roman Esther Waters noch überhaupt den Schriftsteller George Moore kenne.

Berlin. Clara Viebig.

II.

Bezüglich meines Zwistes mit dem „Kunstwart“ teile ich hierdurch mit, daß für mich seit meinem „Schlußbrief“ in der „Deutschen Welt“ die unerquickliche Sache erledigt ist, was auch jene Zeitschrift weiterhin äußern mag. Ich frage mich vergeblich, womit ich durch mein bisheriges Verhalten in der offenen Arena der Litteratur jene Tonart verdient habe.

Gräfenroda. Fritz Lienhard.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

André, Martha. Wie das so ist —. Novellen. Dresden, E. Pierson. 234 S. M. 2,50 (3,50).

Andrea, Ant. Durch die enge Pforte. Roman. Dresden, E. Pierson. 343 S. M. 3,— (4,—).

Arminius, Wilh. Heimatsucher. Roman vom Thüringer Walde. Leipzig, Eduard Avenarius. 12°. 295 S. M. 3,50 (4,50).

Baer, Berth. A. Nette Geschichten. Amerikan. Humoresken u. Nov. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 115 S. M. 1,—.

Beaulieu, Heloise v. Höhenluft. Novellen. Dresden, Heinrich Minden. 278 S. M. 3,— (4,—).

Berdau, Emil. Uncle Sams Nichte. 5. Bd. Yankeedoodle-Dolly als Roustabout. Ill. v. Arno Grimm. Leipzig, Jacobi & Zocher. Schmal 8°. 230 S. M. 1,— (1,50).

Bernstein, Max. Narrische Leut'. Berlin, S. Fischer. 179 S. M. 2,— (3,—).

Bibliothek, grüne. (Wien, Leopold Weiß.) 1. Grillparzer, Frz. Der arme Spielmann. Nov. 96 S. — 2. Stifter, Adalb. Brigitte. Erzhlg. 127 S. — 3. Kopisch, Aug. Entdeckung der blauen Grotte auf Capri. 88 S. gr. 16°. Je M. —,20.

Biendl, Hans. Licht und Schatten. Skizzen u. Erzhlgn. Dresden, E. Pierson. 102 S. M. 1,50 (2,50).

Breda, Frz. Im Frey-Haus u. a. Novellen. Berlin, G. Grote. 12°. 239 S. M. 2,— (2,60).

Bredenbrücker, Rich. Die Flucht ins Paradies. Erzhlg. aus Südtirol. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 214 S. M. 2,40 (3,60).

Czebeczauer, Edith Olga. . . . aut nihil. Dresden, E. Pierson. 113 S. M. 2,— (3,—).

Cronbach, Siegm. Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken a. d. jüd. Leben. Prachtausg., illustr. v. L. Bechstein. Berlin, Siegfried Cronbach. gr. 4°. V, 126 S. Geb. M. 12,—.

Dahlmann, Ernst. Imme. Roman. Leipzig, Alwin Schmidt. 414 S. M. 3,— (4,—).

Eckstein, Ernst. Der schwarze Engel. Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. V, 265 S. M. 2,40 (3,60).

Gerhold, Frz. Jos. Gärungen — Klärungen. Wiener Roman. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. 304 S. M. 4,20 (5,—).

Haidheim, L. Zwei Herzoginnen. Historischer Roman. Berlin, Otto Janke. 379 S. M. 4,—.

Hamkens, Emilie. Wenke Freje. Roman aus Alt-Husum u. dem Wattenmeer. Dresden, E. Pierson. 230 S. M. 3,50 (4,50).

Hauptmann, Hans. Gigantomachie. Roman. 588 S. M. 6,— (7,50). — Steinigt ihn! Ein Liebesroman. 367 S. M. 4,— (5,50). Braunschweig, Richard Sattler.

Hauser, Otto. Ein abgesetzter Pfarrer. Erzhlg. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. VII, 369 S. M. 3,60 (4,80).

Heiberg, Herm. Seelenregungen. München, Eduard Koch. 293 S. M. 3,— (4,—).

Jensen, Wilh. Mutterrecht. Im Thalgang des Kaiserstuhls. Eine Nov. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. gr. 8°. 251 S. M. 4,— (4,80).

Koester, Walth. Mit dem Schläger in der Rechten. Roman a. d. korpsstudent. Leben. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 175 S. M. 1,50.

Krauß, Gust. Johs. Hexenkünste. Roman. Illustr. Berlin, W. Bobach & Co. 189 S. Geb. M. 1,50.

Küchler, Kurt. Der Roman eines Wahnsinnigen. Dresden, E. Pierson. VII, 146 S. M. 2,— (3,—).

Lahm, Carl. Paris tanzt. Lose Bilder m. rotem Faden. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 167 S. M. 1,50.

Lauff, Jos. Pittje Pittjewitt. Ein Roman vom Niederrhein. Berlin, G. Grote. 530 S. M. 4,— (5,—).

Mensch, Ella. Auf Vorposten. Roman aus meiner züricher Studentenzeit. Leipzig, Verlag d. Frauen-Rundschau. 298 S. M. 3,— (4,—).

Niemann, Aug. Gwendolin. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 288 S. M. 3,— (4,—).

Oertzen, E. v. Meine Kuh u. a. hinterpommersche Geschichten. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 292 S. M. 2,— (3,—).

Ott, Adf. Die Hexe v. Garmisch. Roman a. d. Werdenfelser Land. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 491 S. M. 4,— (5,—).

Perfall, Ant. Fhr. v. Kraft u. Liebe. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 436 S. M. 4,50 (5,60).

Pfordten, Otto v. der. Das offene Fenster. Roman. Heidelberg, C. Winter. gr. 8°. 358 S. M. 4,— (5,—).

Popper, W. Fratres sumus. Novellen. Dresden, E. Pierson. 148 S. M. 2,— (3,—).

Poritzky, J. E. Skizzen. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 12°. 187 S. M. 1,50.

Proelß, Johs. Die schönste Frau. Novellen. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 97 S. M. 1,50 (2,50).

Reuter, Gabriele. Liselotte v. Reckling. Roman in 2 Tln. Berlin, S. Fischer. 324 S. M. 4,— (5,—).

Rittweger, Betty. 's Oberstüble u. a. Erzhlgn. u. Skizzen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 238 S. M. 2,— (3,—).

Schanz, Frida. Huberta Sollacher. Eine Waldgeschichte f. Jung u. Alt. Mit 1 Titelbild u. 41 Illustr. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 358 S. Geb. M. 5,50.

Scharrelmann, H. Aus Heimat u. Kindheit u. glücklicher Zeit. Geschichten aus der Stadt Bremen. 1. Bd. Mit 4 Bildern u. Buchschmuck vom Verf. Hamburg, Alfred Janssen. gr. 8°. 91 S. Geb. M. 1,50.

Schirokauer, Fred. Ilse Jensee. Roman. Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann. 298 S. M. 3,— (4,—).

Schubin, Ossip. Maximum. Roman aus Monte Carlo. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. 152 u. 144 S. M. 1,— (1,50).

Schwabe, Toni. Die Stadt mit lichten Türmen. Roman. Berlin, S. Fischer. 192 S. M. 2,50 (3,50).

Siengalewicz, Zeno v. Donaufluten. Roman. Dresden, E. Pierson. 244 S. M. 3,— (4,—).

Vögtlin, Adf. Liebesdienste. Novellen u. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 322 S. M. 2,60 (3,60).

Voß, Rich. Samum. Roman a. d. modernen Rom in 2 Tln. Stuttgart, J. Engelhorn. 495 S. M. 5,— (6,—).

Wette, Herm. Krauskopf. Roman. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 392 S. M. 3,50 (4,50).

Wit, A. de. Feindschaft. Das höchste Gesetz. Erzhlgn. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 92 S. M. 1,—.

Wolf, Karl. Sixt u. Hartl. Innsbruck, A. Edlinger. gr. 8°. 139 S. m. Titelbild. M. 2,— (3,—).

Bruun, Laurids. Der König aller Sünder. Roman. A. d. Dän. v. Pauline Klaiber. Stuttgart, Axel Juncker. VIII, 339 S. M. 4,50 (5,50).

Crebillon der Jüngere. Das Sofa. Moralische Erzhlg. Uebers. u. bearb. v. Dr. J. Max. Leipzig, Magazin-Verlag. 12°. 242 S. M. 5,—.

Dygasinski, Adf. Lebensfreuden. Deutsch v. Sutram. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 4°. 119 S. Geb. M. 4,—.

Flaubert, Gust. Herodias. St. Julian der Jäger. Ein schlichtes Herz. Erzhlgn. Deutsch v. Dr. Paul Adler. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 172 S. M. 1,—.

Gastyne, Jules de. Verscherztes Glück. Roman. A. d. Franz. v. Arthur Stern. Dresden, E. Pierson. 179 S. M. 2,— (3,—).

Geijerstam, Gust. af. Nils Tufvesson u. seine Mutter. Bauernroman. Uebers. v. Gertr. Ingeborg Klett. Berlin, S. Fischer. 331 S. M. 3,50 (4,50).

Neuwert-Nowaczynski, A. Affenspiegel. Satirische Erzhlgn. Uebers. v. Jul. Tenner. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 12°. 123 S. M. 1,50

Sienkiewicz, Heinr. Mit Feuer u. Schwert. Histor. Roman. Nach d. Poln. v. E. u. R. Ettlinger. Mit Illustr. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. 2 Bde. gr. 8°. 534 u. 502 S. M. 10,— (12,—).

Zeyer, J. Geschichten u. Legenden. München, Dr. J. Marchlewski & Co. XII, 246 S. M. 1,50.

b) Lyrisches und Episches.

Diehm, Fritz. Schneeflocke. Neue humoristische Gedichte in mittelbod. Mundart. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. VIII, 107 S. M. 1,20 (2,—).

Hadwiger, Victor. Ich bin. Berlin, G. H. Meyer. 61 S.

Saar, Ferd. v. Oesterreichische Festdichtungen. Wien, Theodor Taberkow. 46 S. m. Bildn. Geb. M. 1,—.

Strasburger, Egon H., u. J. Trojan. Guck in die Welt! Gedichte u. Erzhln. f. die Kleinen. Mit farb. u. schwarzen Bildern. Eßlingen, J. F. Schreiber. 4°. 50 S. M. 1,—.

Vierordt, Heinr. Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Heidelberg, C. Winter. 12°. VI, 149 S. M. 2,— (3,—).

Meyer, Joh. Jak. Kavayaiamgraha. Erotische u. esoter. Lieder. Metrische Uebersetzgn. aus ind. u. anderen Sprachen. Leipzig, Lotus-Verlag. gr. 8°. VII, 223 S. M. 4,— (5,—).

Petrarca, Frz. Poetische Briefe. In Versen übers. u. m. Anmerkgn. herausg. v. F. Friedersdorff. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 272 S. M. 6,—.

Schäfer, Heinr. Die Lieder e. ägyptischen Bauern. Gesammelt u. übers. Leipzig, J. C. Hinrichs. XV, 149 S. m. 13 Abbildgn. M. 2,20 (3,—).

Thoreau, Henry D. Walden. Deutsch von Emma Emmerich. 2. Aufl. München, Verlag Concord. 269 S. Geb. M. 6,60.

Verlaine, Paul. Ausgew. Gedichte. Uebers. v. Otto Haendler. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 117 S. Geb. M. 3,—.

c) Dramatisches.

Eulenberg, Herbert. Kassandra. Ein Drama. Berlin, Egon Fleischel & Co. 124 S. M. 2,—.

Geßmann d. J., Alb. Das Fremdvolk. Drama. Wien, Wilhelm Braumüller. gr. 8°. 143 S. M. 2,—.

Hauptmann, Gerh. Rose Bernd. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 154 S. M. 2,50 (3,50).

Keyserling, E. v. Peter Hawel. Drama. Berlin, S. Fischer. 176 S. M. 2,— (3,—).

Lienhard, Fritz. Ahasver. Tragödie. 63 S. M. 1,50 (2,50). — Wartburg. Dramatische Dichtg. in 3 Tln. I. Heinrich v. Ofterdingen. Drama. 121 S. M. 2,— (3.—). Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Lilienfein, Heinr. Die Heilandsbraut. Drama. V, 72 S. M. 1,60. — Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens. Aus Bruchstücken e. Bruchstück. 220 S. M. 3,60. Heidelberg, C. Winter.

Pfordten, Otto v. der. Die Osterlinge. Histor. Drama. Heidelberg, C. Winter. gr. 8°. VII, 138 S. M. 2,—.

Preczang, Ernst. Im Hinterhause. Drama. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 128 S. M. 1,50.

Schneider, Karl Camillo. Prochoroff. Drama. Wien, C. W. Stern. 118 S. m. 1 Abbildg. M. 2,—.

Butti, Enrico Annibale. Lucifer. Drama. Deutsch v. O. E. Hartleben u. Ottom. Pitz. Berlin, S. Fischer. 187 S. M. 2,— (3,—).

Maeterlinck, Maurice. Joyzelle. Schauspiel. Deutsch v. Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs. 80 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bahr, Herm. Dialog vom Tragischen. Berlin, S. Fischer. 12°. 151 S. Kart. M. 2,50.

Berger, Arnold E. Der junge Herder u. Winckelmann. Halle, Max Niemeyer. 86 S. M. 2,—.

Bielschowsky, Dr. Alb. Goethe. Sein Leben u. seine Werke. (In 2 Bdn.) 2. Band. München, C. H. Beck. gr. 8°. V, 737 S. m. e. Photograv. M. 7,— (8,— u. 10,50).

Bischoff, Prof. Heinr. Richard Bredenbrücker, der südtiroliсhe Dorfdichter. Eine litterar. Studie. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 87 S. M. 1,—.

Brandes, Georg. Gestalten u. Gedanken. Essais. München, Albert Langen. gr. 8°. VI, 527 S. M. 10,— (11,50).

Busse, Carl. Annette v. Droste-Hülshoff. Mit 5 Kunstdr. Bielefeld, Velhagen & Klasing. VI, 193 S. Geb. M. 3,—.

Eichhoff, Dr. Thdr. Unser Shakspere. Beiträge zu e. wissenschaftl. Shakspere-Kritik. II. 1. Shakspeares Sonette u. ihr Wert. 2 Die Sonettensatire. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. VII, 181 S. M. 3 60.

Forster, Georg. Frische teutsche Liedlein in 5 Tln. Abdr. nach d. ersten Ausgaben m. den Abweichungen d. späteren Drucke. Herausg. v. M. Elizab. Marriage. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. u. XVII. Jahrh. Nr. 203 bis 206.) Halle, Max Niemeyer. XX, 278 S. M. 2,40.

Geiger, Dr. Eugen. Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtspielen im Verhältnis zu seinen Quellen betrachtet. Eine litterarhistor. Untersuchg. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. XII, 388 S. M. 9,—.

Genée, Rud. A. W. Schlegel u. Shakspere. Ein Beitrag zur Würdigg. der schlegelschen Uebersetz. Mit 3 faks. Seiten. Berlin, Georg Reimer. Lex. 8°. 43 S. M. 1,50.

Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausg. in 40 Bdn. 13. Bd. Faust. Mit Einleitgn. u. Anmerkgn. v. Erich Schmidt. I. Tl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. gr. 8°. XXXII, 346 S. Geb. M. 2,— u. 3,—.

Goethes Werke. Herausg. v. Prof. Dr. Karl Heinemann. 4. Bd. Bearb. v. Georg Ellinger u. Ghold. Klee. Leipzig, Bibliogr. Institut. Geb. M. 2,— u. 3,—.

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester. Berlin, Gebr. Paetel. 246 S. M. 4,—.

Morf, Heinr. Aus Dichtung u. Sprache der Romanen. Vorträge u. Skizzen. Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. XI, 540 S. M. 6,— (7,—).

Piur, Paul. Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 112 S. M. 2,80.

Rachel, Joach. Satirische Gedichte. Nach den Ausgaben von 1664 u. 1677 herausg. v. Karl Drescher (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. u. XVII. Jahrh. Nr. 200 bis 202.) Halle, Max Niemeyer. XL, 147 S. M. 1,80.

Saran, Frz. Melodik u. Rhythmik der „Zueignung" Goethes. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 71 S. M. 2,—.

Schick, Eugen. Otto Julius Bierbaum. Berlin, Schuster & Loeffler. 68 S. M. 1,—.

Schutz, Otto. Die Darstellg. psychologischer Vorgänge in den Romanen des Kristian v. Troyes. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. VI, XL, 156 S. M. 4,—.

Spitzer, Prof. Dr. Hugo. Hermann Hettners kunstphilosophische Anfänge u. Litterarästhetik. Untersuchungen zur Theorie u. Geschichte der Aesthetik. 1. Bd. Graz, Leuschner & Lubensky. gr. 8°. XVII, 507 S. M. 12,—.

Suchier, Herm. Molières Kämpfe um das Aufführungsrecht des Tartuffe. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 23 S. M. 1,—.

Villon, Maistre François. Werke. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. herausg. v. Dr. Wolfg. v. Wurzbach. Erlangen, Fr. Junge. gr. 8°. 186 S. M. 3,—.

e) Verschiedenes.

Biedenkapp, Dr. Georg. Was erzähle ich meinem Sechsjährigen? Aus Urzeit u. Gegenwart. Berlin, Herm. Costenoble. gr. 8°. XII, 123 S. m. 10 Abbildgn. Geb. M. 3,—.

Blennerhassett, Charlotte Lady. Marie Antoinette, Königin v. Frankreich. Mit 5 Kunstdr. Bielefeld, Velhagen & Klasing. V, 180 S. Geb. M. 3,—.

Der Mutter Gedenkbuch. Ein Buch für wichtige Aufzeichnungen a. d. Familienleben, mit Sprüchen u. Aussprüchen für jeden Tag, gesammelt v. e. Mutter. Bern, Eugen Sutermeister. Mit 1 Dokumententasche. Geb. M. 4,—.

Deussen, Paul. Erinnerungen an Indien. Kiel, Lipsius & Tischer. gr. 8°. 256 S. M. 5,— (6,—).

Deutsch-German, Alfr. Wiener Porträts. Wien, C. W. Stern. gr. 8°. 187 S. M. 2,50.

Dittrich, Dr. Ottmar. Grundzüge der Sprachpsychologie. 1. Bd.: Einleitg. u. allgemein-psycholog. Grundlegg. 1. Abtlg. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. VIII, 400 S. Mit e. Bilderatlas. (64 S.) M. 12,—.

Dreßler, Max. Die Welt als Wille zum Selbst. Eine philosophische Studie. Heidelberg, C. Winter. gr. 8°. 112 S. M. 3,—.

Engels, Eduard. Angelika Kauffmann. Mit 5 Kunstdr. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 175 S. Geb. M. 3,—.

Fercher v. Steinwands sämtl. Werke in 3 Bdn. Herausg. v. Jos. Fachbach, E. v. Lohnbach. Mit 2 Einleitgn. v. Frz. Christel u. Wolfg. Madjera. Wien, Theodor Daberkow. 450, 443 u. 456 S. m. Bildn. Geb. M. 9,—.

Goldberger, Ludw. Max. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, F. Fontane & Co. gr. 8°. 299 S. M. 5,— (6,50).

Guhlen, Frhr. v. Sine ira et studio. Militär. Betrachtungen (1900 bis 1903). Dresden, Heinrich Minden. 287 S. M. 3,—.

Hagemann, Dr. Carl. Schauspielkunst u. Schauspielkünstler. Beiträge zur Aesthetik des Theaters. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 4°. 244 S. M. 3,— (4,—).

Harnack, Adf. Reden u. Aufsätze. 2 Bde. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchh. gr. 8°. IX, 349 u. VII, 379 S. M. 10,— (12,—).

Holländer, Dr. Eugen. Die Medizin in der klassischen Malerei. Stuttgart, Ferd. Enke. Hoch 4°. XII, 276 S. m. 165 Abbildgn. Geb. M. 18,—.

Jüdische Künstler. Herausg. von Martin Buber. Berlin, Jüdischer Verlag. gr. 4°. 170 S. Geb. M. 10,—.

Kirchner, Jos. Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Stuttgart, Ferd. Enke. gr. 8°. XVI, 284 S. m. 105 Abbildgn. M. 10,60 (12,—).

Kretschman, weil. General Hans v. Kriegsbriefe a. d. Jahre 1870/71. Herausg. v. Lily Braun, geb. v. Kretschman. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. V, LVII, 315 S. m. Bildn. M. 7,— (9,—).

Kürschners Jahrbuch. 1904. Kalender, Merk- u. Nachschlagebuch f. jedermann. Begründet v. J. Kürschner. Herausg. v. H. Hillger. Berlin, Herm. Hillger. VIII S. u. 954 Sp. m. Abbildgn. M. 1,— (1,50).

Lamprecht, Karl. Deutsche Geschichte. 2. Ergänzungsbd. 2. Hälfte. Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. II. Bd. 2. Hälfte. Innere Politik. — Aeußere Politik. Freiburg i. Br., Herm. Heyfelder. gr. 8°. XVIII, 761 S. M. 9.— (10,—).

Lippe, Fürstin Pauline zur, u. Herzog Friedrich Christian v. Augustenburg. Briefe a. d. Jahren 1790 bis 1812. Herausg. v. Paul Rachel. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 8°. VII, 268 S. m. 6 Abbildgn. M. 6,— (7,50).

Luther, Dr. Paul. Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. 2., verm. u. verb. Aufl. Berlin, Alexander Duncker. gr. 8°. 336 S. M. 3,— (4,—).

Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlg. Aus e. Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek herausg. v. Biblioth. Ernst Kroker. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. XXII, 472 S. M. 12,—.

Passarge, L. Ein ostpreußisches Jugendleben. Erinnerungen u. Kulturbilder. Leipzig, B. Elischer Nachf. gr. 8°. 235 S. M. 3,—.

Petersdorff, Archiv. Dr. Herm. v. Königin Luise. Mit 5 Kunstdr. Bielefeld, Velhagen & Klasing. V, 181 S. Geb. M. 3,—.

Pfalz, Dr. Frz. Fritz Spalteholz, der junge Volksschullehrer. Plaudereien aus der Sturm- u. Drangzeit, gesammelt u. geordnet. Leipzig, Richard Wöpke. VII, 316 S. M. 3,— (4,—).

Richter, Ludwig, an Georg Wigand. Ausgew. Briefe aus den Jahren 1836 bis 1858. Herausg. v. Eug. Kalkschmidt. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XV, 203 S. M. 3,50 (4,50).

Romundt, Dr. Heinr. Kirchen u. Kirche nach Kants philosophischer Religionslehre. Gotha, E. F. Thienemann. gr. 8°. IX, 199 S. M. 4,—.

Spemanns goldenes Buch der Gesundheit. Eine Hauskunde f. jedermann. Stuttgart, W. Spemann. VIII, 760 S. m. Bildnissen. Geb. M. 6,—.

Stilgebauer, Dr. Edward. Klassischer Humor der Weltlitteratur. Ausgew. u. eingeleitet. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. gr. 8°. VIII, 448 S. m. Abbildgn. Geb. M. 4,—.

Storck, Dr. Karl. Geschichte der Musik. Mit Buchschmuck v. Frz. Staffen. (In 4 Abtlgn.) 1. Abtlg. Stuttgart, Muthsche Verlagsh. gr. 8°. VIII u. S. 1 bis 144 m. 1 Bildn. M. 2,—.

Stosch, General Admiral erster Chef der Admiralität Albr. v. Denkwürdigkeiten. Briefe u. Tagebuchblätter. Herausg. v. Hauptm. a. D. Ulr. v. Stosch. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. gr. 8°. 275 S. M. 6,— (7,—).

Sudermann, Herm. Die Sturmgesellen. Ein Wort zur Abwehr. Berlin, F. Fontane & Co. gr. 8°. 27 S. M. —,50.

Sverdrup, Kapit. O. Neues Land. 4 Jahre in arkt. Gebieten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Bde. XX, 576 u. X, 542 S. Mit 225 Abbildgn., darunter 69 Sep.-Bilder u. 9 Karten. M. 18,— (20,—).

Thiele, Dr. Adf. Zur Philosophie der neuen Frauentracht. Mit Bildmaterial u. Umschlag v. Fidus. 2. Aufl. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 48 S. m. Abbildgn. u. 11 Taf. M. 1,—.

Türmer-Jahrbuch. Herausg.: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. gr. 8°. VII, 464 S. m. Abbildgn. u. 14 Taf. Geb. M. 6,—.

Weber, Heinr. Hamann u. Kant. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Aufklärung. München, C. H. Beck. 238 S. M. 4,— (4,80).

Wolff-Thüring, Thdr. Philosophie der Gesellschaft. 1. Tl. Individualismus u. Sozialismus. Berlin, Richard Schröder. gr. 8°. VII, 231 S. M. 4,—.

Castiglione, Graf Baldassare. Frauenspiegel der Renaissance. A. d. Italien. übers. u. eingeleitet v. Paul Seliger. Leipzig, Magazin-Verlag. 12°. 192 S. M. 2,—.

Lorimer, George Horace. Briefe eines Dollar-Königs an seinen Sohn. Einzige autoris. deutsche Uebersetzung von O. v. Oppen. Berlin, Egon Fleischel & Co. 299 S. M. 3,50.

Antworten.

Frau v. P. in Straßburg i. E. Diese Autorschaft war für engere litterarische Kreise schon lange kein Geheimnis und ist es auch für weitere heute nicht mehr. Baronin Elisabeth von Heyking, die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten", ist eine geborene Gräfin Flemming und kam 1861 in Karlsruhe zur Welt, wo ihr Vater unseres Wissens preußischer Gesandter war. Ihre Mutter war eine Tochter Achims von Arnim, somit die Schwägerin Herman Grimms, der ja auch in den „Briefen" als „Onkel aus der Matthäikirchstraße" gelegentlich vorkommt. Frau v. H. war in erster Ehe mit dem früh verstorbenen Professor der Staatswissenschaften in Halle Dr. Stephan zu Putlitz vermählt, einem Sohn des Dichters Gustav zu Putlitz und Bruder des gegenwärtigen stuttgarter Intendanten; in zweiter Ehe verheiratete sie sich mit dem jetzigen deutschen Gesandten in Mexiko, Frhrn. Edmund von Heyking, der früher in gleicher Eigenschaft in Peking thätig war. Sie gilt als sehr begabte Malerin und hat vor Jahren in Berlin mit einer Sonderausstellung ihrer in Ostasien geschaffenen Bilder Interesse erregt. Ein Band französischer Gedichte von ihr erschien im Jahre 1900 unter dem Titel »Fleurs de Lassitude«. — Auch ihre jüngere Schwester Irene, die in erster Ehe mit ihrem Vetter Grafen Oriola (ebenfalls einem Enkel Achim v. Arnims) vermählt war und später den englischen Obersten a. D. Forbes-Mosse geheiratet hat, ist unter diesem letzteren Namen schriftstellerisch hervorgetreten: ihr sehr beachtenswerter lyrischer Erstlingsband „Mezza voce" wurde im LE (IV, 971) besprochen.

Berichtigung. In der Notiz über die Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts auf Sp. 211 ist zu lesen statt „zur Hälfte" „zu einem Drittel", da, wie uns der Verlag mitteilt, die ganze Ausgabe 30 Bände umfaßt.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 7 am 12. Dezember, für Heft 8 am 2. Januar, für Heft 9 am 16. Januar, für Heft 10 am 30. Januar, für Heft 11 am 13. Februar, für Heft 12 am 27. Februar.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Weihnachts-Neuigkeiten 1903

Georg Brandes, Gestalten und Gedanken — Essays

Inhalt: Kritische Abhandlungen — Betrachtungen — Politik — Porträts — Reise-Eindrücke — Plaudereien
Geheftet 10 Mark, in Halbfranz gebunden Mk. 11.50

Was seinem neuesten Werke noch einen besonderen, beinahe aktuellen Reiz gibt, ist der Umstand, daß er darin meist von Dingen handelt, die uns noch in frischem Gedächtnis sind. Die literarischen Erfolge der letzten Jahre sind es, an die er seinen Maßstab legt. Genannt seien hier aus der reichen Fülle der Aufsätze nur die über Friedrich Nietzsche, Heinrich Heine, Napoleon, D'Annunzio, Julius Lange, Arthur Schnitzler, Frank Wedekind, Georg Reicke, Jakob Wassermann, Ludwig Jacobowski, Gabriele Reuter, Herses Maria von Magdala usw.

Daniel De Foe, Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders

Eine Geschichte aufgezeichnet nach ihren eigenhändig niedergeschriebenen Memoiren
Geheftet 4 Mark, in Ganzpergament gebunden 5 Mark

Der vorliegende Roman, der der erste ist, der nach dem weltbekannten „Robinson" dem deutschen Publikum geboten wird, ist auch eine Robinsonade. Aber — welch' ein Unterschied — es ist eine Robinsonade der Großstadt. Man könnte dieses Buch sogar eigentlich den ersten Großstadtroman überhaupt nennen; denn kein Autor vor De Foe hat das Typische all der Elemente, die die Großstadt — in diesem Falle London um 1700 — zu allen Zeiten ausmachen, so knapp und klar herauszubringen und zusammenzufassen vermocht.

Otto Erich Hartleben, Von reifen Früchten Meiner Verse 2. Teil

Zweite Auflage In Leinwand gebunden 3 Mark

Die Woche: Otto Erich Hartleben, der Rosenmontag-Dichter, hat seine neuen Verse „Von reifen Früchten" benannt. Es ist der lyrische Ertrag von fast einem Jahrzehnt, spärlich aber auserlesen; da ist kein Vers, der nicht von reifster und klarster Künstlerschaft zeugte. In feingeschliffenem Glas kredenzt Otto Erich den Wein seines Lebens, an der Sonne Goethes gereift.

Auguste Hauschner, Kunst Roman

Geheftet 4 Mark, in Leinwand gebunden 5 Mark

Auguste Hauschners Namen ist in kurzer Frist in den weitesten Kreisen so bekannt geworden, als der einer Dichterin, der es wie wenigen gegeben ist, die Rätsel namentlich der modernen Frauenpsyche zu ergründen und zu erklären. Der neue Roman „Kunst", Auguste Hauschners erste große Arbeit, wird daher dem lebhaftesten Interesse begegnen, namentlich bei den deutschen Frauen. Es ist die Geschichte einer jungen Malerin, Marianne Bruckner, die uns zuerst in das Treiben der jungen Pariser Künstlerkreise und nachher in die Berliner Kunstwelt einführt.

Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe Roman

Umschlag-Zeichnung von Th. Th. Heine
Geheftet 5 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark

„Die Jagd nach Liebe" ist ein Münchner Roman, und der junge Liebhaber des Buches ist der Sohn eines jener Helden der Bauspekulation, die zu einer Münchner Spezialität geworden ist. Es drängen sich in diesem Roman hinreißende Szenen. Die vielen, im höchsten Maße zeitgemäßen Charaktere sind stark und knapp hingestellt. Die Frauen unter ihnen haben alle den sinnlichen Zauber, den ihnen die Grundstimmung der „Jagd nach Liebe" gibt. Im Gegensatz zu den „Göttinnen", dem vorigen Werk von Heinrich Mann, das bis in die Bacchanale hinein eine gewisse ästhetisierende Kühle bewahrte, strotzt die „Jagd nach Liebe" von unmittelbarem Leben.

Marcel Prévost, Brautnacht und andere Novellen

Umschlag-Zeichnung von E. Heilemann
Geheftet 2 Mark, in Leinen gebunden 3 Mark

Daß Prévost gerade in seinen kurzen Novellen unter den lebenden Franzosen ohne Nebenbuhler dasteht, hat er auch dem deutschen Publikum schon durch so manchen Sammelband von solchen kleineren Geschichten bewiesen. Diese Novellen sind nicht nur amüsant zu lesen, sondern haben auch ihren entschiedenen, literarischen Wert, der besonders in der feinen und sachkundigen Schilderung der darin vorkommenden Frauen liegt, in der feinfühligen Zergliederung ihrer Psyche und ihres Liebeslebens. Wenn einer die moderne Frau durch und durch kennt und versteht, so ist es Prévost, und gerade deshalb wird auch dieses neue Werk von ihm gerade von Frauen mit besonderem Interesse gelesen werden. Und jede Frau kann es ruhig in die Hand nehmen, da selbst recht heikle Stoffe in der künstlerisch feinen Behandlung, die der Verfasser ihnen zu teil werden läßt, alles peinliche verlieren.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen — Verlag von Albert Langen in München-Le.

VI. Jahr. No. 6. | 15. Dezember 1903.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Grazia Deledda

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker Verlag in Stuttgart.

Hervorragende Weihnachtsgeschenke:

Karin Michaëlis

Das Kind. Novelle. 2 M., gebd. 3 M.
Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe. 3 M., gebd. 4 M.
Der Richter. Roman. 3 M., gebd. 4 M.

LEO BERG schreibt in einem längeren Aufsatz über die Verfasserin: Ein bedeutendes Talent und starkes Frauentemperament hat sich in ihnen angekündigt, das sicherlich bald unter den ersten Namen mitgenannt werden wird, die heute vom germanischen Norden aus über das litterarische Europa sich verbreiten. —

Gustav Wied, Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit.

(via Berlin-Dresden). Humorist. Roman. Preis 4 M. geheftet, 5 M. eleg. gebunden.
Hamburger Fremdenblatt schreibt: „... Um so erfrischender und erfreuender wirkt die Bekanntschaft eines solchen seltenen Mannes, den man von Staatswegen subventionieren sollte, auf dass wieder Fröhlichkeit in die Welt ziehe und Freude und Heiterkeit. Gustav Wied heisst unser Mann . . ."

Laurids Bruun, Der König aller Sünder. Roman.

Preis 4,50 M. geheftet, 5,50 M. modern eleg. gebunden.
Der berühmte dänische Schriftsteller HERMAN BANG schreibt hierüber: „Es ist stets eine reiche Freude, den Leser auf eines jener seltenen Werke hinzuweisen, die sich über die Menge der Bücher erheben, wie in Marmor gehauen oder in Bronze gegossen, die von dem ersten Tage ihres Entstehens das unauslöschliche Gepräge des Dauernden tragen ..."

J. Blicher-Clausen, Kjeld. Roman. Preis 2,50 M. geheftet, 4 M. gebunden.

Börsenblatt f. d. d. Buchhandel schreibt am 4. 11. 03: „Am meisten von allen werden Frau Blicher-Clausens Bücher gekauft. Sie hat ein gewaltig grosses Publikum unter den norwegischen jungen Mädchen, auf die sie einen starken Einfluss ausübt."

Die Einbände sind hoch modern im besten Sinne!

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Allmers, H., Dichtungen. 4. Afl. Jubil.-Ausg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—. — Röm. Schlendertage. 10. Afl. 20 Vollbilder. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—. — Marschenbuch. 4. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Berg, Leo, Neue Essays. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Bulthaupt, H., Dramaturgie. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 9. Afl. M. 6,—. II. Shakespeare. 8. Afl. M. 5,—. III. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 7. Afl. M. 5,—. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 3. Afl. M. 6,— (i. Orig.-Ebd. pro Bd. M. 1,— mehr).
Gardini, C., In der Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Geiger, L., Aus Adolf Stahr's Nachlaß. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. 2. Afl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.
Proelß, Deutsch-Capri. M. 3,—.
Salomon, L., Gesch. d. dtsch. Zeitgswes. I. u. II. Bd. brosch. à M. 3,—.
Sello, G., Alt Oldenburg. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
Sienkiewicz, H., Briefe aus Afrika. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.
Zabel, E., Zur mod. Dramaturgie. *Stud. u. Kritik. über d. dtsche. Theater. 3. Afl. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—. **Stud. u. Kritik. über d. ausländ. Theater. 2. Afl. M. 5,— in Orig.-Ebd. M. 6,—. ***Stud. u. Kritik. a. alter u. neuer Zeit. M. 5,—, in Orig.-Ebd. M. 6,—.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4,
Telephon Nr. 12801,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema. Prospekte gratis und franko.

Soeben erschien ein neuer Roman von

Heinrich Mann
Die Jagd nach Liebe

Umschlag-Zeichnung von Th. Th. Heine
Geheftet 5 Mark, in Leinen geb. 6 Mark

„Die Jagd nach Liebe" ist ein Münchner Roman, und der junge Liebhaber des Buches ist der Sohn eines jener Helden der Bauspekulation, die zu einer Münchner Spezialität geworden ist. Es drängen sich in diesem Roman hinreißende Szenen. Die vielen im höchsten Maße zeitgemäßen Charaktere sind stark und knapp hingestellt, die Frauen unter ihnen haben alle den sinnlichen Zauber, den ihnen die Grundstimmung der „Jagd nach Liebe" gibt. Im Gegensatz zu den „Göttinnen", dem vorigen Werk von Heinrich Mann, das bis in die Bacchanale hinein eine gewisse ästhetisierende Kühle bewahrte, strotzt die „Jagd nach Liebe" von unmittelbarem Leben.

Verlag von Albert Langen in München-Ke.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

Tanhäuser in Rom

von

Eduard Grisebach

Neunte durchgesehene und vermehrte Auflage

Geheftet M. 3,— In Leinenband M. 4,—

—— **Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen** ——

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn
Meine wälschen Ahnen.

Kleine Erzählungen. 1. bis 3. Auflage. 77 S. 8°.
Geheftet 1,50 M., gebunden in Leinwand 2,50 Mk.

Der Verfasser sagt im Vorwort: Der Vater meiner Mutter war Franzose: Monsieur le Gay hieß er und war Kapellmeister am Hofe des Königs Jerome zu Kassel; mit dessen Sturz verlor er seine Stellung; sonst weiß ich nichts von ihm und gar nichts von seinen Vorfahren. Ich habe aber oft in meinem langen Leben den Einfluß jener Tropfen — 25 vom Hundert — romanischen, französischen — Blutes auf meine Gedanken und Gefühle, zumal auf die Art ihrer Aeußerung, zu verspüren geglaubt. Und gar manche Nacht hab' ich mich vor dem Einschlafen mit den Vorstellungen beschäftigt, was wohl alles der meine wälschen Ahnen in Gallien und anderwärts möchten erlebt, was sie an guten oder auch schlimmen Anlagen und Neigungen seit etwa zwei Jahrtausenden auf mich möchten vererbt haben. Schlief ich dann unter solchen Phantasien ein, so pflanzten sie sich oft in meine Träume fort, nicht ohne Einwirkung meiner jeweiligen geschichtlichen Forschungen und meiner Dichtungen. Einiges von diesen Träumen über jene Ahnen im schönen Westland und aus seiner reichen Geschichte will ich hier erzählen.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

M. von Oertzens Romane:

Die Republik der Menschen. Roman. 304 Seiten. 120 × 187 mm.
Broschiert Mk. 3,20. Elegant gebunden Mk. 4,—.

Der Zauber romantischer Stimmung liegt wie ein feiner Duft über diesem eigenartigen Roman, der bald in das schlichte Leben eines Schwarzwaldes, dann wieder in akademische Studentenkreise führt.
Schweiz. kath. Frauenzeitung, Solothurn.

Die Insel des Friedens. Roman. 361 Seiten. 120 × 187 mm.
Broschiert Mk. 3,20. Elegant gebunden Mk. 4,—.

Mit grosser Natürlichkeit spielen sich hier die Vorgänge ab, die Personen treten scharf charakterisiert hervor und handeln konsequent ihrer Eigenart gemäss. M. v. Oertzen ist eine Heimatkünstlerin, die den „Erdgeruch" des Tirolerlebens in richtiger Weise zur Geltung zu bringen versteht.
Kölnische Volkszeitung

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 50, Schaperstr. 37, Telephon: VIa, 11600

Sechster Jahrgang — Heft 6 — 15. Dezember 1903

Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2, Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Vorlesbare Bücher.

Von **Max Meyerfeld** (Berlin).

Ich weiß nicht, von wem der ketzerische Ausspruch stammt: alle Litteratur lasse sich in zwei Gruppen einteilen, in die lesbaren und die unlesbaren Bücher. Für den Laien hat er jedenfalls etwas ungemein Bestechendes. Von seinem Genießerstandpunkt aus sind die lesbaren Bücher die guten, die unlesbaren die schlechten. Aber auch der Kritiker wird, wenn er sich als gewerbsmäßigen Genießer und nicht als professionellen Nörgler betrachten wollte, dieses Prinzip gelegentlich zu Ehren kommen lassen. Nur muß er sein Urteil dahin erweitern: ein gutes Buch ist allemal lesbar, doch giebt es gute Bücher, die unlesbar sind; ein schlechtes Buch kann unter Umständen sehr lesbar sein, obwohl in den meisten Fällen ein schlechtes Buch zugleich ein unlesbares ist. Mit anderen Worten: er wird die Grenze zwischen Form und Inhalt schärfer ziehen.

Was ein lesbares Buch ist, darüber werden die Meinungen der stilistischen Abc-Schützen stets so weit auseinandergehen, wie über den subjektivsten aller künstlerischen Begriffe: die Langeweile. Schnitzlers Leutnant Gustl findet eine beethovensche Symphonie, der die Kenner mit Entzücken lauschen, einfach langweilig. Frau Kommerzienrätin, die mit der Litteratur auf dem Modefuß steht, wird regelmäßig von einem Gähnkrampf befallen, wenn sie die fünfhundertfünfunddreißig Seiten des „Jörn Uhl“ aufs neue mit Todesverachtung zur Hand nimmt. Und im Dogenpalast in Venedig hörte ich eine junge Amerikanerin angesichts der größten Meisterwerke zu ihrem vermutlich flitterwöchigen Begleiter sprechen: „Let us go, it's awfully dull“. In dem Punkt ist keine Verständigung möglich. Jeder Mensch hat, wie seine eigene Nase, seinen eigenen Geschmack. Ebensowenig werden sich die litterarischen Analphabeten mit uns über Stilfragen einigen können. Ricarda Huch mit den krystallklaren, schimmernden Sätzen ihres „Ludolf Urslen“ ist immer noch kaum über einen Kreis von Adepten hinausgedrungen, und stilistische Ramschware, die wir nicht in die Finger nehmen, braucht nicht lange um ein Publikum zu werben. Das allerdings dürfen wir mit Genugthuung feststellen, daß die stilistische Verwahrlosung, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eingerissen war, zum Glück überstanden ist. Einen Augiasstall, wie er sich etwa in Gutzkows Romanen aufthut, kann sich heute der schlechtest bezahlte commis voyageur des Journalismus nicht mehr leisten. Ja, die Besserung ist schon so weit gediehen, daß sie an das Extrem streift; denn vielfach wird der Vorwurf erhoben, wir hätten bereits ein Stilgeckentum gezüchtet. Obwohl manchem vielleicht der Geck lieber ist, als der ungewaschene Knote . . .

Das steht fest: ein lesbares Buch wird die Probe auf seine Vorlesbarkeit bestehen.

Im allgemeinen wird bei uns viel zu wenig vorgelesen. Eigentlich nur am Krankenbett, am Lager des Rekonvaleszenten, am Lehnstuhl alter, siecher Leute und solcher, die ihre Augen schonen müssen. In England und in Amerika ist das Vorlesen zu reicherer Blüte gelangt. Da bildet es einen Beruf. Wohlhabende Kulturmenschen halten sich einen Vorleser oder, was noch empfehlenswerter scheint, eine Vorleserin. Das weibliche Geschlecht mag sich für die Aufgabe besser eignen: Damen haben ein weicheres Organ, sprechen meist deutlicher aus und verfügen — was nicht unwichtig ist — über eine größere Portion Geduld. Wieviele englische Romane sind mir in den letzten Jahren zu Gesicht gekommen, in denen die Heldin eine Vorleserin war; dagegen kann ich mich nicht erinnern, dieser Figur je in deutschen Erzählungen begegnet zu sein.

Man könnte sagen, das Vorlesen sei für ein Buch, was die Aufführung für ein Theaterstück. In beiden Fällen handelt es sich um eine Versinnlichung; die auftretenden Personen erhalten Klangfarbe, wenden sich nicht mehr ausschließlich an das Auge, sondern in gleichem Maße an das Ohr. Ein guter Vorleser wird die Figuren eines Romans verschieden charakterisieren, durch den Tonfall auseinander zu halten suchen. Der schwarze

Intrigant spricht natürlich ganz anders als die schmachtende Liebhaberin; der forsche Offizier anders als der geduckte Lumpensammler; die naseweise Göhre anders als der bedächtige Greis. Man braucht deshalb nicht gleich in die Allüren des Podiumrezitators zu verfallen, wenn man Charaktere je nach Stand und Alter leise von einander abhebt. Der Vorleser wäre also eine Art Universalschauspieler, verkörperte einen prääschyleischen Zustand der Bühne.

Trotzdem hinkt der Vergleich. Denn der wahre Dramatiker arbeitet, einem höheren Drange folgend, unter der Leitung seines Naturtriebs im Hinblick auf das Theater, auf die szenische Wirkung. Er besitzt eine eigene Optik und Akustik. Ihm steht das Bühnenbild vor Augen, er hat die Stimme eines Künstlers oder — was häufiger vorkommen mag — einer Künstlerin im Ohr, schreibt, wie es im Theaterslang heißt, einem Schauspieler eine Rolle auf den Leib, was übrigens ja auch Shakspere für seinen Burbadge that. Die Konzeption des Nicht-Dramatikers ist unbefleckter. Für ihn existiert bloß ein imaginäres Publikum. Zugeständnisse darf er nicht machen, Rücksichten nicht kennen. Darum sind die exekutiven Kräfte — dort der Schauspieler, hier der Vorleser — in ihren Wirkungen so verschieden. Der Histrione ist des Bühnenschriftstellers Diener und Werkzeug, er erfüllt seine „Intentionen" (der Zwitter Lesedrama sei außer Acht gelassen); der Vorleser hingegen steht in keinerlei Beziehung zu dem Schaffenden und wird für ihn oft zu einem unbequemen Kontrolleur. Er überträgt das Werk aus der Planimetrie in die Stereometrie.

Der wesentlichste Unterschied hierbei liegt in der Zeit. Zum Vorlesen braucht man, meiner ziemlich willkürlichen Schätzung nach, mindestens dreimal so viel Zeit wie zum stillen Vorsichhinlesen. In der Praxis gestaltet sich das Verhältnis aber noch anders. Ein Buch, das man mühelos an einem Abend auslieſt, wird man nur mit großer Mühe an einem Abend vorlesen können. Denn nach kurzer Zeit stellt sich, zumal bei dem ungeübten Leser, die Ermüdung ein. Die Stimme hält nicht so viel aus wie die Augen. Diese haben den Vorteil, daß sie über die Zeilen hinfliegen können, Unwichtigeres kursorisch lesen. Das entsprechende Verfahren beim Vorlesen ist das Ueberspringen. Der Leser schafft sich, fast schon automatisch, Höhepunkte, die der Vorleser erst sorgsam auswählen muß. Will er nicht ermüden, so wird er notgedrungen zu dem Auskunftsmittel des Streichens seine Zuflucht nehmen. Eine Schilderung von mehreren Seiten, über die das Auge lässig hinliest und die es nach einer bewegten Darstellung als angenehme Erholung empfinden mag, erscheint breitspurig und voll Wiederholungen, sobald der aufhorchende Verstand mit dem körperlichen Auge diese Schilderung in die Wirklichkeit projiziert. Das ist der springende Punkt: beim Lesen ist das geistige Auge hauptsächlich thätig, beim Vorlesen das körperliche Auge des Hörers und das Ohr beider Teile.

Jeder Schriftsteller hat die Beobachtung gemacht, daß das Ohr ein kritischerer Stilrichter ist als das Auge. Ein Satz, der ihm tadellos auf dem Papier zu stehen schien, enthüllte, wenn er laut gelesen wurde, noch irgend eine Schwäche. Auf diese Weise läßt sich der unschöne Gleichklang der Worte, der Fehler, dasselbe Wort mehrmals in kurzen Zwischenräumen zu gebrauchen, am leichtesten vermeiden. Der lyrische Dichter, in dessen Versen das musikalische Element eine so bedeutende Rolle spielt, ist zu der Aufgabe des Vorlesens verpflichtet; das Ohr wird erst seine Prosodie zu vollkommener Harmonie abstimmen. Der Romanschreiber, der sich mit Vorliebe in kunstvollen Perioden ausdrückt, wird gleichfalls der Notwendigkeit nicht entgehen, die höhere Instanz des Ohrs anzurufen. Es wird ihn vor der Schachtelung der Sätze bewahren und erbarmungslos die Schwächen eines unnatürlichen, gespreizten Dialogs aufdecken. Kurz: wer etwas geschrieben hat und auf stilistischen Schliff hält, sollte nicht versäumen, seine Arbeit zum Schluß laut zu lesen.

Damit sind die Dienste des Ohrs noch nicht erschöpft. Wie es im einzelnen unerbittlich Wiederholungen nachweist, Klangrepetitionen und Stammrepetitionen, lenkt es die Aufmerksamkeit nicht minder auf Wiederholungen des Gedankens. Ein vorgelesener Satz haftet länger in der Erinnerung. Sobald daher ein inhaltlich verwandter, wenn auch formell ganz anderer Satz wiederkehrt, wird man stutzig, liest die beiden Spiegelungen des Gedankens mit Auslassung des Dazwischenliegenden unmittelbar hinter einander und entschließt sich nach erneuter Durchsicht, wenn auch schweren Herzens, da die meisten Menschen, Helden der Feder sowohl wie Statisten, an dem Hochmut des Pilatus „Quod scripsi, scripsi" leiden, am Ende doch zu einer Streichung. Und nicht nur ein überflüssiger einzelner Satz kann so der Kritik des Hörorgans zum Opfer fallen, sondern ein ganzer Absatz, der seine Existenzberechtigung nicht über jeden Zweifel erheben kann, ein ausgewachsener Abschnitt, der sich der Oekonomie des Werkes nicht recht einfügen will. Vor dem Areopag des Ohrs giebt es keine Gnade; aber die Strenge wird zugleich zur Wohlthat, denn wer sich seinem Richterspruch unterwirft, schärft seinen Sinn für die Proportion der einzelnen Teile.

Und nun sei es noch einmal gesagt: im allgemeinen wird bei uns viel zu wenig vorgelesen. Hier soll der Vorwurf aber eine andere Stelle treffen. Stilistisch verlotterte Bücher scheiden von vornherein aus der Zahl der vorlesbaren aus, denn sie lassen keinen wahren Genuß aufkommen, wirken wie Falstaffs Soldaten in einer Gardetruppe. Welche Bücher aber eignen sich denn überhaupt zum Vorlesen? Wenn sie entsprechend hergerichtet werden, alle (mit Ausnahme der oben erwähnten Krüppel); ohne irgendwelche Modifikationen nur sehr wenige. Ich hätte nie geglaubt, daß es so wenige seien: die Erfahrungen eines Vierteljahrs, in dem ich mehr als fünfzig Bücher vorgelesen, haben mich darüber belehrt.

Wissenschaftliche Werke, werden zum Glück wenig als Lektüre begehrt und taugen auch nicht dazu. Es ist sehr mißlich, einen Satz, dessen Verständnis sich einem nicht bei einmaligem Anhören erschließt, in seine Bestandteile aufzulösen, bis der Sinn herausdestilliert ist. Ein derartiges Studieren besorgt man besser allein, wie man ja auch Fingerübungen nicht vorspielt. Hat man endlich „die Teile in seiner Hand, fehlt, leider! nur das geistige Band". Wer Kants „Kritik der reinen Vernunft" vorlesen könnte, verdiente den Schwarzen Adlerorden. Schopenhauer und Nietzsche dürften die einzigen Philosophen sein, die man zum Symphilosophieren

gebrauchen kann. Das liegt nicht an der Materie, sondern am Stil. — Von den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen eignen sich historische Werke wohl am ehesten zum Vorlesen, weil da ein starker stofflicher Reiz besteht. Mommsens Beschreibung der Schlacht bei Cannä z. B. wirkt wie ein spannendes Romankapitel. Derselbe Mommsen aber hat im ersten Band seiner römischen Geschichte Partien, in denen seine Darstellung erfolgreich mit Ciceros vertracktesten Perioden wetteifert, Satzungeheuer, die den Vorleser außer Atem bringen und ihm die Zunge verstauchen. Dagegen muß Herman Grimm bei jedem Vorleser persona gratissima sein: nähert sich doch sein Stil beträchtlich der Sprechweise, und an seinen knappen, pointenreichen Sätzen läßt sich die freundliche Hilfe eines feinen Gehörs erweisen.

Im Bereich der Dichtung ist die Lyrik das Aschenbrödel des Vorlesers. Sie verlangt weit mehr Kunstfertigkeit als ihre beiden Schwestern. Wieviel Menschen können denn ein Gedicht vorlesen? Vorlesen, meine ich, und nicht vortragen. Etwa Goethes „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz“ oder Theodor Storms wehmütig-stille Stimmungslyrik? Wenn Schauspieler Gedichte interpretieren, fahren sie gleich schweres dramatisches Geschütz auf, wie es höchstens die Balladen vertragen. Damit erdrückt man die arpeggierte Musik der Sprache. Gedichte soll man ferner immer nur in geringer Anzahl vorlesen, weil sie die denkbar größte Konzentration erheischen. Ein halbes Dutzend von ihnen kann man als Dessert servieren; mehr sind entschieden vom Uebel. Mit diesem Kosthäppchen ist aber dem, der sich vorlesen läßt, nicht gedient, da ihm daran gelegen ist, möglichst viel Zeit totzuschlagen. Und somit erfüllt die Lyrik weder bei ihm ihren Zweck, noch erfreut sie sich der Gunst des Vorlesers.

Da ist er auf die Dramatik besser zu sprechen — vorausgesetzt, daß seine Stimmbänder ihr gewachsen sind. Man kann ein Drama nicht genußreich zu Gehör bringen, ohne die einzelnen Personen zu markieren. Aber eben das Markieren genügt schon. Auch hier soll der Vorleser nicht nach dem Lorbeer des Rezitators oder gar des Bühnenkünstlers langen. Das wäre unnütze Kraftvergeudung und doch vergebliches Bemühen, denn im besten Fall verhält sich das gesprochene zum aufgeführten Drama wie der Klavierauszug zur Partitur. Trotzdem sollte, scheint mir, ein Bühnenwerk nicht wie ein epischer Bericht vorgelesen werden. Die Hauptfiguren wenigstens müssen so voneinander abgehoben werden, daß man es sich ersparen kann, sie bei jeder Wechselrede wieder zu nennen: Egmont — Clärchen — Egmont — Clärchen u. s. f. Dieses mit verteilten Rollen Lesen eines einzelnen ist natürlich anstrengender als die Stimme stets in der gleichen Lage behalten. Aber die höchste Kunstgattung (ich sage: die höchste, wenn auch das Drama neuerdings infolge der Kompromisse, die es schließen muß, als Afterkunst verschrieen wird) darf einen Mehraufwand von stimmlichen Mitteln beanspruchen. Hat sich der Vorleser damit ausgesöhnt, so bietet ihm das Bühnenwerk die dankbarste Lektüre. Es ist straffer komponiert als der Roman, führt schneller medias in res, kann, sobald der Knoten geschürzt ist, sich nicht mehr langwierige Abschweifungen leisten, sondern geht auf schnurgerader Straße seinem Ziele entgegen.

Gleichwohl wird der Roman, das moderne Epos, zweifellos zum Vorlesen am meisten verwandt. Lesekränzchen, ein Tummelplatz der Talentlosigkeit, sind nicht mit Unrecht in Mißkredit gelangt; Tennisspielen ist unbedingt gesunder. Das Vorlesen überhaupt hat an Gönnern eingebüßt. Wenn sich in der guten alten Zeit die Hausbewohner „um des Lichts gesellige Flamme“ versammelten, las ein stimmbegabtes Familienmitglied einen möglichst unaufregenden Roman (vielleicht von Jean Paul) vor, und dabei gediehen Sticken und Stricken nach Herzenslust; eine ältliche Tante nickte wohl gelegentlich auf dem Sofa ein, das that der Freude indes keinen Abbruch. Heutzutage huldigt man anderen Göttern, aber das Vorlesen — zumal in der kleinen Stadt — gilt noch als gebildetste Unterhaltung. Der Roman ist das vorlesbare Buch par excellence. Zunächst seines Umfangs wegen. Er läßt sich nicht auf einmal beenden und beschäftigt dadurch die Phantasie. Er bietet Handlung dar, ohne wie das Drama die Gemüter in fieberhafte Spannung zu versetzen. Er kargt nicht mit allgemeineren Betrachtungen, aus denen sich heilsame Lehre fürs Leben ziehen läßt. Anno dazumal mögen das lauter empfehlenswerte Eigenschaften gewesen sein. Unsere heutige Nervosität empfindet sie nicht mehr durchweg als Vorzüge. Lies einen Roman vor, und du durchleuchtest seine Schwächen wie mit Röntgenstrahlen. Du erkennst, wie die Komposition im Argen liegt, wie die allzu dünne Fabel in der Attrappe klappert, wie es von Wiederholungen wimmelt, wie papieren die Menschen reden. Ich könnte mit Beispielen aufwarten; — nein, keine Namen. Ich will nur die Thatsache mit allem Nachdruck aussprechen, daß mancher Roman, der beim Lesen einen tiefen Eindruck machte, mir durch das Vorlesen verleidet wurde. Gewonnen hat keiner dabei.

Und das legt eine doppelte Vermutung nahe: einmal, daß die Autoren ihre Romane nicht vorlesen; zum andern, daß diese zum Vorlesen garnicht bestimmt sind.

Italienische Belletristik.

Von Reinhold Schoener (Rom).

Paul Bourget, der die erstaunliche Entwicklung der französischen Romanlitteratur einerseits aus der Vermehrung und Verbreitung des Wohlstandes, andererseits aus der durch die Revolution veranlaßten geistigen Gährung erklärt, stellt die Behauptung auf, daß beide Schulen, in die sich seit sechzig Jahren die französischen Romanciers teilen, die psychologische und die soziale, ihrer Erschöpfung nahe seien und das Auftreten einer neuen Romanform erwartet werden müsse.

Für Italien hat diese These entschieden keine Geltung. Sowohl der psychologische wie der soziale Roman, die diese Namen verdienen, befinden sich hier noch in ihren Anfängen, und die große Masse der epischen Prosa ist nichts anderes als zuweilen recht anmutig zubereitetes, schmackhaftes und leicht verdauliches, aber mit wenig Ernst und Mühe, mit

noch weniger gründlicher Erfahrung und Kenntnis zubereitetes und deshalb der Nährkraft entbehrendes Unterhaltungsfutter.

Es würde leicht sein, mehrere Spalten dieser Zeitschrift mit der, wenn auch gedrängten Würdigung der erzählenden Produkte weiblichen Schaffensdranges, Mitteilungsbedürfnisses, Erwerbssinnes und Ehrgeizes zu füllen, wenn nur das Ergebnis aller dieser ehrenwerten Motive stets das Interesse weiterer Kreise, die andere Bedürfnisse haben, in Anspruch nehmen dürfte. Mit dem Reif und den Scirocco-Wolken des verflossenen Winters, mit den Regenschauern und den Blüten des Frühlings, mit den sommerlichen Lüften und den üppigen Gaben des Herbstes sind uns freigebig die Geschenke der Priesterinnen der erzählenden Muse zuteil geworden. Die Damen, die unter den Namen Fulvia, Neera, Sfinge, Thérésah schreiben, ferner Matilde Serao, Grazia Deledda, Antonietta Giacomelli, Maria Savi-Lopez, Grazia Pierantoni, Regina di Luanto u. a. haben neue Proben von Erfindungsgabe, Fleiß, Talent, wetteiferndem Streben nach der Gunst des Publikums abgelegt, das ihnen im allgemeinen weniger entgegenkommt als die Kritik, obgleich einer der mildesten Kritiker ausgerufen hat (wahrscheinlich, weil er am Redaktionstische sitzen mußte, während andere in den blauen Fluten plätscherten): „Wer erlöst uns von den Büchern der Damen — wenigstens im Sommer?" —

Zu den Erzählerinnen von ausgesprochener litterarischer Eigenart gehören neben Matilde Serao und Dora Melegari die zu großer Beliebtheit gelangte Sardinierin Grazia Deledda und die Mailänderin Nene Zuccari-Radius (Neera).

Zwar nicht der neueste, aber einer der charakteristischsten Romane Grazia Deleddas ist der im vorigen Jahre (bei Roux und Viarengo in Turin) erschienene „Dopo il divorzio". Sein Schauplatz ist, wie sich beinahe von selber versteht, das Heimatland der Verfasserin, dessen schöne, schwermütige Landschaften, urwüchsige und fremdartige gesellschaftliche Zustände und halbwildes Volksleben sie mit verblüffender Sicherheit zeichnet. Die Handlung spielt in der Zukunft: nach Einführung der in Italien noch unbekannten Ehescheidung. Die frappante Unwahrscheinlichkeit des Ausgangspunktes der Erzählung vermag der packenden Wirkung und der Bewunderung für das starke Talent der Schriftstellerin ebensowenig Abbruch zu thun wie die gegen den Schluß sich aufdrängende Erkenntnis, daß es auf eine „Moral der Geschichte" abgesehen sei; die Geschichte selber sprüht von Wirklichkeit und Leben. Costantino Ledda, als Waise von einem harten und habgierigen Oheim, dem Bauern Basilio, auferzogen, hat sich durch seine Verheiratung mit Giovanna Era dessen Haß zugezogen und wird, als man den Alten eines Tages ermordet auffindet, der That bezichtigt. Alle Umstände sprechen gegen ihn, und die Geschworenen verurteilen ihn zu 27 Jahren Zuchthaus. Das junge, schöne, leidenschaftliche Weib ist untröstlich und will dem bürgerlich Gestorbenen die Treue halten. Vielleicht würde sie dem Drängen der eigennützigen Mutter und den erneuten heftigen Werbungen eines früheren Liebhabers, des reichen, trunksüchtigen Brontu Dejas, widerstanden haben, wenn sie für ihr Kind hätte arbeiten, sorgen, den Namen des Vaters bewahren müssen. Aber das Kind stirbt, und Giovanna macht mit einem Schlage ihrem Kummer, der Armut und dem Gerede der Leute ein Ende. Das neue Ehescheidungsgesetz gewährt ihr die Möglichkeit, Brontu Dejas Frau zu werden. Auch dessen Mutter ist damit sehr zufrieden; denn sie ist geizig und weiß, daß sie an der anspruchslosen, arbeitgewohnten Schwiegertochter ein genügsames Lasttier haben wird. Giovanna arbeitet; aber sie leidet auch, und die ganze Ungeheuerlichkeit ihres Schrittes geht ihr auf, als Costantino Ledda nach wenigen Jahren aus dem Bagno von Procida nach Nuoro zurückkommt. Ein Verwandter Brontus, Giacobbe Dejas, hat auf dem Totenbette bekannt, daß er den Mord am alten „Geier" begangen. Der entlassene Unschuldige weiß, daß er daheim weder ein eigenes Dach, noch eine Familie finden wird. Der alte Blutegelfänger Isidoro Pane, der ihn gutmütig und vorsichtig in seiner Hütte beherbergt und das Unheil kommen sieht, rät ihm, auszuwandern. Aber der Heimatlose kann die Stätte seines Glücks und Unheils nicht meiden. Eines Abends in Abwesenheit Brontus und der Zi'Maria steht er vor dessen Hause. Auf der Schwelle unter dem Portikus sitzt Giovanna. „Auch sie erkannte ihn sofort und sprang auf, starr vor Schrecken; aber seine sehnsame und bewegte Stimme beruhigte sie. — ‚Hab' keine Furcht! Bist Du allein?' — ‚Ja.' — Im nächsten Augenblick lagen sie sich in den Armen."

Ich kann nicht finden, daß man der Verfasserin mit Recht einen Vorwurf daraus gemacht habe, hier die Erzählung abgebrochen zu haben. Ob jetzt ein heimliches Verhältnis unentdeckt fortdauert oder eine Entführung vor sich geht oder eine Ueberraschung zu einer blutigen Katastrophe führt, ist unerheblich. Die tragische Folge der Ehescheidung und Wiederverheiratung unter solchen Umständen ist da, und somit ist die These der Verfasserin bewiesen. Ob sie wohl daran gethan hat, diese die Ehescheidung verwerfende These durchblicken zu lassen, ist eine andere Frage. Sie kann einwenden, daß auch dies unerheblich sei, und daß sie nicht diskutiere, sondern erzähle. Und die Erzählung ist in ihrer erbarmungslosen Objektivität, ihrer rauhen Einfachheit, ihrer blendenden Lokalfarbe unübertrefflich. Man atmet die Luft der granitenen Berge von Orthobene und den Duft der Heiden von Orlei; man sehnt sich nach den Wundern des Aufgangs und Untergangs der Sonne und den Sternennächten in den wilden Gebirgen und weiten Ebenen, und man staunt wie über Bilder aus entlegenen Zeiten und fernen Weltteilen über die Beschwörung des von der Tarantel gebissenen Giacobbe Dejas durch sieben Mädchen, sieben Ehefrauen und sieben Witwen. Die an sich tiefe und an Tönen reiche Naturempfindung und Ausdrucksweise ist vielleicht nicht immer den Personen angepaßt, denen sie untergelegt wird, aber dieser Mangel verschwindet wie die Unbestimmtheit der Tendenz der Geschichte vor ihren großen epischen Vorzügen.

Auch der Roman „Elias Portolu" derselben Schriftstellerin führt uns in die duftenden „tancas" mit ihren weiten Horizonten, in die armen, steinigen Dörfer, unter die Bauern und Hirten Sardiniens. Auch in ihm weht die Luft wilder, düsterer, gesetzloser Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit. Auch Elias Portolu kommt aus dem Gefängnisse zurück, das vielen seiner mit dem verhaßten Gesetz im ewigen Kampfe liegenden Landsleute ein vertrauter

Aufenthalt ist. Die Verlobte seines Bruders liebt diesen nicht; sie empfindet Zuneigung zu Elias, und er meidet sie nach Möglichkeit, um seine Leidenschaft niederzukämpfen. Vergebens; vergebens auch rät der verständige Martinu, es nicht zu der Heirat kommen zu lassen, die alle unglücklich machen muß. Als Maddalena Pietros Frau geworden ist und von diesem, der ihrer bald überdrüssig geworden, mißhandelt wird, ist Elias wieder an ihrer Seite, und nun schlägt die Lohe der Leidenschaft über beiden zusammen. Was folgt, ist befremdend: nicht, daß Elias von Gewissensbissen gemartert wird, das geschändete Haus des Bruders flieht, den ferneren Versuchungen widersteht und zur Buße Priester werden will, sondern daß er nach dem plötzlichen Tode Pietros sich weigert, den Rock des Seminaristen wieder auszuziehen und dem Kinde seiner Schuld seinen Namen zu geben. Er opfert die Geliebte und den Sohn, um dem Gelübde der Buße und Weltentsagung treu zu bleiben.

Was in der Geschichte auffällt und dem Kritiker besonders zu denken giebt, ist die ungleich vollkommenere psychologische Zeichnung, die dem Ehebrecher im Vergleich mit seiner Mitschuldigen zuteil geworden ist. Was Elias zu dem Vergehen getrieben und zur Buße veranlaßt hat, liegt vollkommen klar vor uns; wie und warum Maddalena gefallen ist und nach dem Falle sich ganz anders als ihr Buhle verhält, bringt Grazia Deledda uns weit weniger nahe. Man möchte glauben, daß sie die Seele ihrer männlichen Landsleute mit mehr Interesse und Gründlichkeit studiert habe als die ihrer Geschlechtsgenossinnen.

Uebrigens macht man eine ähnliche Wahrnehmung — die bekanntlich nicht für die Romanschriftstellerinnen der fortgeschritteneren Kulturnationen Geltung hat — auch bei anderen italienischen Erzählerinnen. Das Liebespaar, dessen unbefriedigende Geschichte Neera uns in „Una passione“ (Mailand, Sandron) erzählt, wird durch keine gesetzlichen Schranken von einander ferngehalten. Ippolito ist ein schlecht bezahlter Organist und Musiklehrer in der Erziehungsanstalt eines Provinzstädtchens, voll Kunstbegeisterung und Begabung und auch voll Heroismus; er rettet bei einem Brande eine Anzahl Zöglinge des Instituts, nicht ohne Wunden davonzutragen. Eine schöne, reiche, unabhängige, von Verehrern umschwärmte und nicht gerade unerbittliche Kunstfreundin, Lilia, hört von dem mutigen und leidenden Maëstro erzählen. Mitleid, Laune und Emotionslust führen sie zu dem um mehrere Jahre Jüngeren, und bald befindet er, dessen unerfahrenes, nach Glück verlangendes Herz nicht lange widersteht, sich nicht nur in dem prächtigen, verschwiegenen Landhause, sondern auch in den Armen der Heißgeliebten und Angebeteten. Das berauschende Idyll dauert eine gute Weile. Ippolito, den die „bis zur Erstickung, bis zum Schmerze“ ausgedehnten Umarmungen immer fester an die Schöne schmieden, will die Fesseln zu dauernden machen. Ihre Welterfahrung und ihr Wankelmut schrecken davor zurück, und ihre Klugheit und Beredsamkeit wissen ihn zur Trennung willig zu machen, bevor das Feuer erlösche und das Andenken an das Glück getrübt werde. Unter Thränen und Klagen nehmen sie Abschied von einander, und ohne Klagen folgt Lilia einem amerikanischen Millionär zu neuen Erregungen. — Wenn man auch nicht sagen kann, daß „Una passione“ uns viel Neues über das Menschenherz und das

Menschenleben lehre, so muß doch anerkannt werden, daß nicht häufig so farbenprächtige und berauschende Bilder des Liebesrausches einer weiblichen Feder entflossen sind. Der männliche Charakter wird auch von Neera überzeugender und durchsichtiger dargestellt als der weibliche.

Beinahe dasselbe läßt sich von dem Gemälde einer energisch niedergekämpften Leidenschaft sagen, das Sfinge in „Dopo la vittoria“ (Mailand, Treves) mit ungewöhnlicher Verve, Belesenheit, Stilbeherrschung und — Naivetät entrollt. Die geheimnisvolle Verfasserin, der es weder an Scharfblick für die Schwächen der sie umgebenden Welt, noch an Humor fehlt, besitzt einen beneidenswerten Optimismus. Sie glaubt an das ewig Gute und Wahre, die soziale Gerechtigkeit, die Tugend, ja sogar an den Sieg der Tugend und was noch mehr ist, an die Macht der Frau, einen nicht erhörten Liebhaber in den Dienst der Tugend und sozialen Gerechtigkeit zu stellen. Der „Sieg“, von dem Sfinge uns erzählt, ist der durch die verheiratete Gräfin Alidosi von Geraci und ihren Anbeter, den Fürsten Partanna (man befindet sich ganz innerhalb der sizilianischen Aristokratie), nicht ohne Enttäuschungen errungene Triumph der Seele über den Körper, der Freundschaft über die Liebe, der Pflicht über das Vergnügen, der Humanität über die Selbstsucht. Die Gegenüberstellung des aristokratischen Elegants, Schöngeistes und kaltherzigen Genußmenschen und des sittenstrengen Sozial-Apostels ist nicht neu. Der eitle, eingebildete, einem Abgeordneten-Mandat nachjagende Graf von Geraci hat weder Achtung noch Verständnis für seine empfindsame, hochstrebende, von Idealen erfüllte Frau, die die Mission des Adels in der Erlösung und Erhebung der Niedrigen sieht. Der Fürst Partanna versteht sie, und die Sympathie wird in ihr zur Gegenliebe. Aber sie bezwingt sich, verzichtet aus Pflichtgefühl und Hochsinnigkeit und weiß ihn zu entfernen. Die Entfernung kann aber ihre Glut nicht löschen, und die Gräfin fühlt ihre Zuneigung nur wachsen, als Partanna, ihren Bestrebungen gemäß, auf seinen Gütern durch Einführung der Halbpacht das Elend der Bauern mildert. Eifersucht kommt hinzu: Die Marchesa Franceschetta Cybo, ihre Freundin, die nicht übel den Typus der verführerischen, leichtsinnigen, aus einem Arme in den anderen fliegenden Kreatur vertritt, verdreht dem Fürsten den Kopf. Die Gräfin begreift, daß er ein Anrecht auf die Art von Befriedigung habe, die sie nach unsäglich hartem Kampfe mit sich selber ihm versagt hat; aber sie ist tief verwundet und verzehrt sich in Stolz und Eifersucht, in Reue und Sehnsucht. Als jedoch die unbeständige Verführerin wieder abgereist ist und Partanna in die alten Bande, ihren höheren Wert schätzend, zurückkehrt, trachtet sie nur danach, auch jetzt nicht ihm und dem eigenen Herzen zu unterliegen. Die Ereignisse kommen ihr zu Hilfe. Die Bauern des Fürsten, argwöhnisch gemacht gegen die eingeführten Reformen, empören sich und zünden den Gutshof an. Mit Gefahr des Lebens rettet Partanna eins der Tagelöhnerkinder. Die Heldenthat, die dem Maëstro Ippolito in Neeras „Passione“ das Schloß und das Schlafgemach der schönen Lilia öffnet, bringt dem Fürsten Partanna einen Blick und ein bewegtes Wort des Dankes von der Geliebten ein. Er fühlt sich reich belohnt und verzichtet auf anderes Verlangen. Beide wollen Seite an Seite für die materielle und moralische Hebung der sizilianischen Bauern kämpfen.

Wir haben keinerlei Gewähr dafür, daß nicht doch der andere Kampf noch einmal beginnen und die Gräfin schließlich unterliegen könne, da der Feind in ihrer eigenen Brust nicht wehrlos ist. Bleibt er besiegt, so wundern wir uns nicht mehr über die Beharrlichkeit, mit der sie dem sozialen Apostolat unter den unverständigen und undankbaren Bauern obliegt. Aber das Apostolat verliert viel von seiner Verdienstlichkeit, denn es erscheint vornehmlich als das Mittel, die Leere im Herzen der Frau auszufüllen, die wahrscheinlich den sozialen Problemen fern geblieben wäre, wenn sie mit ihrem Gatten glücklich gelebt oder ihrem Geliebten gegenüber weniger Skrupel besessen hätte.

Auch Mina und Gualtiero, die Helden eines seltsamen Liebesromans von Regina di Luanto (Turin, Roux und Viarengo), versagen sich die letzte Konsequenz ihrer an Wünschen, Erregungen und Entzückungen reichen Zuneigung, aber sie thun es nicht im Dienste einer höheren Idee, nicht aus Pflichtgefühl, sondern weil ihr Zusammenleben so, wie es ist, einen ganz eigenen und seltenen Reiz hat und ihnen ganz neue, weil stets mit einem Tropfen Wermut gemischte und durch den Stachel einer Entsagung beeinträchtigte Genüsse bietet. Die Verfasserin durfte deshalb ihrer halb verwegenen, halb sentimentalen Geschichte den Titel „Il nuovissimo amore“ geben.

In einem Punkte ist die Signora Mina Argenti mit der Gräfin von Geraci verwandt. Auch sie ist hochgesinnt und hegt blindes Zutrauen zu der grenzenlosen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts. Die Probe will sie an sich und den Vertretern des anderen Geschlechts machen. Mit dem Liebhaber Nr. 1 (sie hat natürlich Mann und Kinder) benimmt sie sich more solito, um nachher angeekelt zu empfinden, daß es nicht der Mühe, noch eines hochstrebenden Gemütes wert sei, auf dem Wege der Verfehlung nichts anderes als die sinnliche Befriedigung zu erlangen, die auch im ehelichen Gemach zu haben sei. Nr. 1 erhält den Laufpaß und ist so naiv, einen guten Freund abzusenden, der seine Sache bei Mina führen soll. Gualtiero Sesi ist der erwartete Uebermensch, der sich über seinen Auftrag erhaben weiß und alsbald für würdig erkannt wird, Nr. 2 zu werden. Er ist der scharfsinnige und beredte Anwalt der vollkommeneren, erhabeneren, unsinnlichen Liebe, nach der Minas Vervollkommnungsbedürfnis trachtet. Die neue Liebe lebt von geistigem und Gefühlsaustausch, von gemeinsamem Fluge ins Land der Ideale und Träume, von Versenkung in die Tiefen der Seelen, von Zärtlichkeiten und Phantastereien. Sie schrickt auch nicht vor schmachtenden und brennenden Blicken, vor Händedrücken und raschen Küssen zurück — aber Mina wandelt lächelnd und ruhigen Gewissens unter den Augen ihres Gatten umher, denn sie geht über die Küsse nicht hinaus. Die Frage, ob die dauernde Hingabe der Seele und der innersten Gefühlswelt nicht vielleicht eine schwerere Untreue sei als die vorübergehende, unüberlegte Hingabe des Körpers, wirft die Verfasserin nicht auf. Sie überzeugt uns auch nicht davon, daß die Liebesverhältnisse in der „vervollkommneten“ Zukunftsmenschheit ästhetischer, moralischer, ansprechender, befriedigender seien als in der

von den Zukunftsliebhabern mißachteten, geschmähten, abgelehnten und — betrogenen heutigen Welt. Um so mehr, da sie nicht verschmähen, ihr einige nicht ganz unwesentliche Dinge zu entlehnen: für ihre platonischen Verhältnisse die reale Zuthat der Küsse und für die außerplatonischen Bedürfnisse ein Ehebett. Denn Gualtiero Sesi nimmt trotz Mina Argenti eine Frau! —

Wenn ich die Besprechung einiger Neuheiten aus männlicher Feder den obigen folgen lasse, so soll dies keine Wertordnung anzeigen. Als in sich geschlossene, harmonische Komposition sowohl wie durch die geradlinige Führung der Handlung und konsequente psychologische Entwicklung nimmt Luciano Zùccolis „Maleficio occulto“ (Mailand, R. Sandron) unter den Romanen des letzten Jahres einen hervorragenden Platz ein. Der Verfasser hat, bevor er sich an diese Arbeit machte, mehrere Jahre ausschließlich der Tagesschriftstellerei gelebt und sich als unerbittlichen Vertreter einer pessimistischen, negativen Kritik gezeigt. Ironische Weltbetrachtung, unbarmherzige Zergliederung der menschlichen Motive und herbe Beurteilung des Weltlaufes machen sich auch in dem Roman, der auf die „Lussuriosi“, „Il Designato“ und „Roberta“ gefolgt ist, bemerkbar; als Thema könnte man mit einem anderen Rezensenten den Satz herauslesen: Wer sich unentbehrlich zu machen weiß, gewinnt das Spiel, auch wenn er ein Schurke ist.

Es handelt sich um eine Geschichte in der Geschichte. Der sie uns erzählt, ist ein Optimist voll Gefühl und Vertrauen in die Vorsehung und die Macht des Guten und Vernünftigen, einem Vertrauen, das kläglich Schiffbruch leiden muß. Donna Clara ist seine Geliebte gewesen; er hat noch Wohlwollen und selbst Zuneigung für sie und will sie davor bewahren, die Frau des Barons Lorenzo Scavolino zu werden, den er für einen Schurken hält. Mit Scharfsinn, Geduld und Beharrlichkeit spürt er seiner Vergangenheit nach und bringt eine Menge von indirekten Beweisen dafür zusammen, daß der Baron in raffinierter Weise — ohne in die Schlingen des Gesetzes fallen zu können — seine erste Frau in den Tod getrieben hat. Er knüpft das Verhältnis zu der Gefährdeten wieder an, hofft, daß sie seinen Argwohn als wohlbegründet erkennen wird, muß sich aber überzeugen, daß der andere ihm an Künsten und Macht über das weibliche Gemüt überlegen ist. Die Heirat wird trotz seinen Warnungen geschlossen, und er glaubt einen Augenblick keinen anderen Ausweg vor sich zu sehen als die Vernichtung des verführerischen Verbrechers und die eigene Opferung. Alsbald aber durchfährt ihn die Erkenntnis, die seinem Optimismus ein Ende macht: „Warum diese alberne Verzweiflung? Weil ein Weib, das nicht mehr Deine Geliebte ist, das Dir nicht glaubt, Dich verachtet — weil dieses Weib einen anderen heiratet, willst Du Mörder und Selbstmörder werden?“ Er wird es nicht und läßt der Thorheit, der Schlechtigkeit und dem blinden Schicksal seinen Lauf.

Durch die Einführung des Erzählers hat Zùccoli sich den großen Vorteil gesichert, für die Undeutlichkeiten, Dunkelheiten, Geheimnisse, die der Erzählung anhaften, nicht verantwortlich gemacht werden zu können. An dem Baron, an Donna Clara und auch an anderen Personen bleibt manches rätselhaft. Aber wir dürfen über sie nicht mehr Aufklärung verlangen, als der Erzähler uns zu geben vermag. Ueber sich selber verschweigt er nichts, sein eigenes Wesen und Thun wird uns völlig durchsichtig; was die anderen vor ihm zu verbergen wissen, können auch wir nicht erfahren. Es breitet sich hierdurch ein gewisser Schleier des Geheimnisvollen über die Vorgänge, der die Spannung des Lesers erhöhen muß.

Tief in das Volksleben Neapels, nicht nur in das äußerliche der Straßen, das sich jedem Fremdlinge darbietet, sondern in das häusliche Leben, die Beschäftigungen, Gewohnheiten, Sitten, Leidenschaften, Freuden und Schmerzen der kleinen Leute Neapels werden wir eingeführt durch einen ergreifenden Sittenroman Pasquale De Lucas: „Alle porte della felicità“ (Turin, Streglio), was man am besten mit „Zwischen Lipp' und Bechersrand . . .“ übersetzen würde. Der seinen Gegenstand vorzüglich beherrschende Autor, gegenwärtig Herausgeber der Zeitschrift „Natura ed arte“ in Mailand, hat sich nicht gescheut, die Liebes- und Heiratsgeschichte eines Schwindsüchtigen zum Vorwurf zu nehmen. Der Glanz der neapolitanischen Natur, die lärmende Heiterkeit des Volkslebens der bezaubernden Parthenope bilden wirksame Gegensätze zu dem von Todesschatten bedrohten Liebesidyll des schwärmerischen und humorvollen Barbiers Ciccillo, der so schwach auf den Füßen steht und den Beinamen „spaccamonti“ (der Bergespalter) führt. Eine bunte laterna magica der Lustbarkeiten des leichtsinnigen, lärm- und farbenfrohen, Wein, Weib und Gesang liebenden Völkchens zieht vor uns vorüber; es fehlen nicht die grotesken und lächerlichen Gestalten des Lazzaronitums, die originellen Straßenszenen, die liebenswürdigen und die abstoßenden Züge des Volkscharakters, das Elend und die Spitzbüberei, der Lottospielteufel und das sentimentale Liebesgirren. De Luca kennt seine Stadt und giebt uns, was er gesehen hat, ohne Schönfärberei und ohne Ueberladung, mit offenbarer Freude an der Wiedergabe der aller Phantasie überlegenen Wirklichkeit. Unser Barbiergehülfe ist zugleich eine gutmütige Haut und ein Hitzkopf, geschwätzig, prahlerisch, von unverstandenen sozialistischen Ideen, aber auch von dem heißen Wunsche, ein eigenes Geschäft zu besitzen, erfüllt, also eine Verkörperung des Neapolitanertums — bis auf seine, von dem garibaldinischen Vater herstammende Aufklärerei und Priesterfeindschaft, die ihm verbietet, in die Beichte zu gehen. Auch Don Nicola Scoppola, der skrupellose Pfaffe, bei dem, wenn es sich um seine Bequemlichkeit und eine gute Mahlzeit handelt, „die Heuchelei einen akuten und krankhaften Grad erreichte, sodaß er sich selber etwas vorlog“, und seine bigotte, sittenlose Nichte Orsolina sind echt parthenopäische Gestalten, während der Advokat Borgiotti, von dem Ciccillo Carduccis „Hymnus an den Satan“ und das radikale Meetingphrasen-Repertoire auswendig lernt, seine Verwandten in ganz Italien hat.

Man muß sagen, daß der Rahmen oft mehr ergötzt als das Bild, oder wenigstens, daß die Umgebung heiterer ist, als die Mittelfiguren, obgleich Ciccillo in aller seiner Tragik — vielleicht gegen den Willen des Verfassers — bis zum traurigen Ende etwas lächerlich erscheint. Der kirchlichen Trauung mit seiner geliebten Marinella Parroco, der schönen Büglerin, unterwirft er sich nur ihr und ihrer Mutter zuliebe. Den erforderlichen Beicht-

zettel hat er der Orsolina halb abgelistet, halb abgepreßt. Aber vor dem Altar hat er einen Anfall von Bluthusten. Das abendliche Hochzeitsmahl im Freien, dann der Tanz im Hause Parroco verschlimmern seinen Zustand, sodaß auf Rat des Arztes und dank der schlauen Machination des Studenten und „Genossen“ Ribolla der Abend anders schließt als die Neuvermählten wünschen mußten und Marinella mit echt neapolitanischer Keckheit der Mutter und Schwiegermutter angekündigt hatte, damit die beiden alten Frauen nach dem Fortgange der Gäste den Rosenkranz beteten! Ciccillo gelangt nur bis „an die Schwelle des Glücks“; denn er stirbt in den Armen der jungen Frau, als er eben glaubt, nachholen zu können, was er am Hochzeitsabend versäumen mußte. — Zu rügen sind an der Erzählung De Lucas gewisse Cruditäten, die Anstoß erregen, ohne den Lokalton zu verstärken, und ebenso unnötige Neologismen und Neapolitanismen. Auch würde man das sehr unterhaltende Buch mit größerer Befriedigung aus der Hand legen, wenn der Realismus und Materialismus nicht ganz ohne das Gegengewicht einer edleren Gestalt oder höheren Idee geblieben wäre.

Mit sardinischer Heimatkunst hat unsere Uebersicht begonnen; mit sizilischer möge sie schließen. Luigi Pirandello, der Dichter, Novellist und Romanschriftsteller, hat schon sympathischere Sachen geschrieben als den kurzen Roman oder die lange Novelle „Il turno“ (Catania, Giannotta); aber man findet die gewohnte Lebendigkeit, elegante Darstellung, witzige Schreibweise, humoristische Lebensauffassung, die den merkwürdig fruchtbaren Autor rasch zu einem der gelesensten gemacht haben. Die vorgeführten Personen des sizilianischen Mittelstandes bewahren noch, wie die Bauern Grazia Deleddas, viel von der typischen Originalität ihres rückständigen Landstriches. Die schöne, in landesüblicher Abgeschlossenheit und Unterwerfung unter die Eltern auferzogene Tochter Don Marcantonio Ravis ist in Verlegenheit, welchem von den zahlreichen flotten und girrenden Liebhabern sie die Hand reichen soll. Der Vater will von ihnen allen nichts wissen und führt den, zuerst ihn auslachenden Gevattern ein Dutzend guter Gründe dafür vor, daß der beste Freier der 72jährige Don Diego Alcozèr sei, der schon vier Lebensgefährtinnen aufrichtig beweint hat. Er hat Geld, will in seinem großen Hause, in dem es umgeht, nicht allein bleiben und ist bereit, aus den Anbetern seiner Frau seine guten Freunde und Gesellschafter zu machen, da er an der Tugend der schönen Stella nicht zweifelt. Natürlich kommt es unter den Anbetern, denen der zähe Alte viel zu lange lebt, zu Eifersucht und Streit. Pepè Alletto kommt mit seinem Schwager, dem hitzköpfigen, bramarbasierenden Advokaten Coppa, hart aneinander und sieht ein Duell vor sich. Aber Coppa sucht und findet eine andere Genugthuung. Er weiß die Nichtigkeits-Erklärung der Ehe durchzusetzen und — heiratet die Befreite, die er mit fortwährenden Eifersuchtsszenen verfolgt. Eines Tages bringt ihn eine Gerichtsverhandlung in solche Aufregung, daß er vom Schlage gerührt wird, nachdem er dem Vorsitzenden das Tintenfaß an den Kopf geworfen. So kommt „die Reihe“ doch noch an Don Pepè, der als Gatte Stellas nun auch Vaterstelle an den Waisen seiner Schwester vertreten kann. Don Diego hat sich getröstet und eine Freundin Stellas als sechste Frau heimgeführt.

Man sieht, auch dies ist leichte Kost, deren Hauptreiz man in der Zubereitung und den Zuthaten suchen muß. Das sizilianische Provinzleben ist aus gründlicher Erfahrung heraus geschildert. Die Personen bewegen sich bei aller Verschiedenheit und Originalität mit großer Natürlichkeit; ihre komische Färbung wird nie zur Karikatur; gesunder Humor wirft sein milderndes Licht über große Schwächen und kleine Bosheiten, und die Kunst des Autors weiß in allen heikeln Situationen eine sichere Grenze zu ziehen.

Immerhin fragt man nach alledem mit einiger Ungeduld, ob denn nicht wieder einmal eine Erzählung auf der Bildfläche erscheinen werde, die in vollkommenerer und packenderer Weise die großen sozialen und geistigen Bewegungen im neuen Italien widerspiegelt.

Besprechungen

Bücher aus der Schweiz.

Von **Oskar F. Walzel** (Bern).

Eine bunte Gesellschaft von Dichtungen sollen die folgenden Zeilen in raschem Ueberblick zusammenfassen. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie etwa seit Jahresfrist von Schriftstellern der deutschen Schweiz veröffentlicht worden sind. An Vollständigkeit ist nicht gedacht; ist ja doch manches Werk, das gleichzeitig aus der Schweiz auf dem Büchertische dieser Zeitschrift sich einfand, schon an anderer Stelle des „Litterarischen Echos“ besprochen. Bedingt mithin der Zufall mehr als irgendwelche Absicht die Auswahl, so sei doch das Bindende und das Trennende, das unter diesen Novellen, Gedichten und Dramen waltet, in erster Linie herausgehoben. Heißt es doch nicht den Dichter vergewaltigen, wenn man ihn als Glied in ein größeres Ganzes einfügt; vielmehr tritt das Individuelle seines Könnens am besten heraus, wenn seine Leistungen neben verwandte gestellt werden. Der berechtigte Wunsch jeder schöpferischen Begabung, als Individualität gefaßt und gewürdigt zu werden, kommt in solcher zusammenfassenden Kritik mindestens so gut zu seinem Rechte, als in einer vereinzelnden Rezension.

Zwei liebe alte Bekannte seien zunächst freudig begrüßt. Widmanns Novelle „Die Patrizierin“[1]) und Tavels putzige Humoreske „Jä gäll, so geit's!“[2]). Beide liegen in zweiter Auflage, die eine in neuem Gewande vor. Beide geben einen Ausschnitt aus dem Leben der berner Patrizier, und so himmelweit stofflich die ins Tragische schweifende, der Gegenwart entnommene Erzählung Widmanns von Tavels 1798 spielender berndeutscher Dichtung absteht, die sich selbst „e luschtige Gschicht us truuriger Zyt“ nennt: aus demselben Boden sind beide erwachsen, und an Berührungspunkten fehlt es nicht. Das bernische Patriziat hat sich im ganzen während der letzten hundert Jahre wenig verändert.

---

[1]) Die Patrizierin. Novelle von J. V. Widmann. Zweite, vom Verfasser durchgesehene Auflage. Bern, A. Francke. 1903. 280 S. M. 3,50.

[2]) Jä gäll, so geit's! E luschtige Gschicht us truuriger Zyt von Rudolf von Tavel. Zweite Auflage. Bern, A. Francke. 1902. 214 S.

ja es hält mit ängstlicher Sorgfalt die Bräuche seiner längstentschwundenen Glanzzeit fest, vor allem die französische Umgangssprache oder besser gesagt ein Gemenge von Berndeutsch und Bernfranzösisch. Otto von Greyerz wirkt in seiner amüsanten Komödie „Der Napolitaner“ nicht zum wenigsten durch die porträtgetreue Wiedergabe dieses Jargons. Wie graziös und leichtbeschwingt klingt er aus dem Munde einer berner Patrizierin! Und so muß man, um Tavels Humoreske richtig zu genießen, von einer Patrizierin sie sich vorlesen lassen. Stehen doch die schweizerdeutschen Dialekte außerhalb und innerhalb der Schweiz sonst nicht im Rufe des Wohlklangs. Wer vollends die ungefügen Lautbilder Tavels unvorbereitet vor Augen bekommt, der ahnt nicht den Zauber, den sie auf ein empfängliches Ohr ausüben können. Wie die Sprache sich gleich geblieben ist, so auch der Menschenschlag. Tavel brauchte nur seine Standesgenossen und -genossinnen ins Direktoirekostüm zu hüllen. Und wenn auch das Schlößchen Oberried, in dem ein guter Teil der Handlung sich abspielt, heute eine Pension mit Restauration geworden ist, die stimmungsvollen Bildchen Gustav von Steigers, die dem Buche beigegeben sind, brauchten hier wie in der Wiedergabe der Straßen und Plätze des alten Bern nur wenig von dem heutigen Zustand abzugehen. Dennoch entschwindet dem Leser nie das sichere Gefühl, unmittelbar vor der großen Katastrophe von 1798 zu stehen. Nicht nur spielen Invasion und Sieg der französischen Armee eine wichtige Rolle; das Schicksal des Liebespaares wird immer wieder bestimmt von den Gegensätzen, die durch die französische Revolution in Bern selbst wachgerufen worden sind. Allein nicht in dem historischen Rahmen liegt die Bedeutung der Novelle, vielmehr in dem behaglichen Humor, der Hoch und Niedrig, hochmögende Ratsherren und einflußreiche Tanten wie derbe Kutscher- und Bedientenseelen gleich glücklich verlebendigt, das Komische im herrschaftlichen Tanzsaal wie in der Spelunke der „classes inférieures“ herausfühlt und doch auch das Groteske menschlich begreiflich macht. Tavel ist ein köstlicher Erzähler, dessen behagliches Geplauder zum stillen Lächeln wie zum lauten Lachen reizt. Es steckt etwas von einem berndeutschen Fritz Reuter in ihm.

Tiefer gräbt ja Widmann. Nicht bloß das im alten Brauche beharrende, auch das der Zeit sich anpassende, energisch fortschreitende Patriziat stellt er uns vor und bringt es mit der demokratischen Welt des neuen Bern in Beziehung. Seine Novelle erweitert sich zu einem fesselnden Kulturbild. Je länger man in Bern lebt, desto mehr staunt man über die Fülle typischer Züge, die Widmanns Büchlein enthält. Die Stadt Bern und ihre Umgebung bis zu den villenumkränzten Ufern des Thunersees, ja bis an die Grenze des Hochgebirges ist unverkennbar gezeichnet, ohne daß ein Name genannt würde. Das Leben des Patriziats und des Bürgertums, der Universitätslehrer, ihrer Gehülfen und Schüler, das politische Treiben des demokratischen Kantons — alles kommt zur Geltung. Die eigentliche Handlung aber, die Geschichte von der stolzen Patrizierstochter, die den heißgeliebten Unebenbürtigen um eines Unwürdigen, eines deutschen Hochstaplers willen von sich stößt, ist heute ebenso möglich wie vor fünfzehn Jahren, da die Novelle geschrieben wurde. Aufmerksame Leser deutscher Zeitungen wissen aus jüngster Vergangenheit, daß hochtrabende Betrüger nach wie vor von Deutschland nach Bern pilgern und hier in besten Kreisen sich Zutritt verschaffen, bis die Herrlichkeit eines Tages mit einem Schlage zusammenbricht.

Vor fünfzehn Jahren, 1888, ist Widmanns Novelle zum ersten Mal hervorgetreten. Unnötigerweise — da es doch selbstverständlich ist — hoben einzelne Kritiker der neuen Auflage hervor, daß Sprache und Technik der „Patrizierin“ einen etwas veralteten Eindruck machen. Gewiß würde Widmann, hätte er das Werkchen heute zu schreiben, manches anders formen, auch die „litterarische Stelle“ des Buches, die Unterredung über deutsches und französisches Bühnendrama, umgestalten. Wir sind doch seit 1888 wesentlich weiter gekommen und brauchen dem deutschen Theater nicht mehr vorzuwerfen, daß es über Sardou, Dumas, Ohnet, Augier die heimischen Dichter vernachlässige, von Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig keine Notiz nehme. Allein seit wann darf man fordern, daß ein Dichtwerk, das wegen seiner inneren Bedeutung nach Jahren eine neue Auflage erlebt, im Interesse einer fortgeschrittenen Zeit umgeschweißt werden muß?

Ein dichterisch geschautes Kulturbild aus dem Leben der deutschen Schweiz, kommt Widmanns „Patrizierin“, ebenso wie Tavels weit jüngere Novelle einer Forderung der Gegenwart gewiß entgegen: Heimatkunst wird da geboten. Ja, die „Patrizierin“ bezeugt, gleich manch anderem, wie wenig neu der Gedanke der Heimatkunst ist. Die litterarischen Schlagworte Naturalismus, Symbolismus, Décadence, so unersprießlich es ist, mit ihnen theoretisch oder praktisch zu hantieren, hatten ihrer Zeit doch das Verdienst, in einem Zeitalter stark bewegten dichterischen Lebens eine rasche Entwicklung zu fördern. Jetzt sind sie abgethan; und jeder Kundige weiß, daß er lebendiges Schaffen in ihre starren Formeln nicht bannen, eine Dichternatur wie Ibsen, Hauptmann, Hofmannsthal mit ihrer Hilfe nicht ausschöpfen kann. Allein das neueste Kampfwort, die „Heimatkunst“, ist doch ein gar zu dürftiger Notbehelf, eine Schöpfung des Epigonentums, eine kritische Rubrik, die nur scheinbar neue Werte schafft. War es wirklich den kritischen Vertretern der „Heimatkunst“ vorbehalten, die Keller und Anzengruber und Rosegger zu „retten“? Und machen sie den Kritikern der jüngstvergangenen Zeit zum Vorwurf, daß sie ausländischen Größen mehr gehuldigt hätten, als diesen deutschen Meistern, so verfallen auch sie wieder in den Fehler fast aller Tageskritik, das Gestern über dem Heute zu unterschätzen.

Die älteren deutschen Dichter, die durch das Schlagwort „Heimatkunst“ zur rechten Würdigung gekommen sein sollen, sind uns schon in den Achtziger- und Neunzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts von der Kritik jener litterarischen Revolutionszeit nahegebracht worden; und die schöpferischen Leistungen der Herolde neuester Heimatkunst haben sicherlich die Entwicklung der deutschen Dichtung nicht so gefördert, nicht so viel Neues und Fortschreitendes gebracht, wie die Werke der genannten Epoche.

Vielleicht indes ist es dem neuen Kampfwort zuzuschreiben, wenn reger als je Dichtungen aus den engeren Kreisen deutscher Lande hervortreten, wenn in einem Jahre die drei großen deutschschweizerischen Städte ihre Novellisten finden. Ermatinger, Hügli und Mory legen jeder eine Reihe Novellen vor, die aus dem gegenwärtigen Leben einer dieser Städte geschöpft sind, und unschwer lassen sich an diesen Gaben die Eigenheiten Basels, Berns und Zürichs erkennen.

Am unzweideutigsten legt Mory seine Geschichten[3]) fest. Er vergißt nie, zu erinnern, daß es sich um Basel handelt, gern ist von St. Jakob an der Birs die Rede; Margarethenhügel und alte Rheinbrücke, Albanquartier und St. Johannthor und eine Menge anderer Straßen- und Quartiernamen verstärken das Lokalkolorit, sprechen indes wohl mehr den Einheimischen an. Wer da nicht zuhause ist, kann sich wenig bei den Namen denken, während Ermatinger[4]) und Hügli[5]), die wie Widmann keine Namen nennen, dafür umso einläßlichere Bilder uns vors Auge zaubern. Freudig erkennt der Kundige die fein beobachteten, klar geschauten Landschaftsbilder, während dem Fernerstehenden aus den Andeutungen des Dichters die Umgebung erwächst, in die er die erzählten Vorgänge hineinversetzen kann. Hübsch zeichnet Hügli

[3]) Der Vortrinker und andere Basler Novellen von Eugen Mory. Zürich, Th. Schröter. 1902. 159 S.

[4]) Weggefährten. Erzählungen von Emil Ermatinger, Frauenfeld, Huber & Co. o. J. 245 S.

[5]) Um der Liebe willen. Drei Novellen von Emil Hügli. Bern, Neukomm & Zimmermann. 1903. 169 S.

einmal Bern im Festschmuck; wie da die lustigen Fahnen im leisen Sommerwind taumeln, wie jedes Fenster, jeder Balkon mit frischem Grün, mit Tannenreisern, Moos und Blumen geziert ist und die altertümlichen Brunnen, mit den schönsten Sträuchern und Pflanzen ausstaffiert, kleinen Gärten gleich prangen. Das ist so scharf umrissen, wie das Bild des Genfersees, das Ermatinger in der Novelle „Nausikaa" hinzaubert! Den berauschenden Ausblick auf den See, der dem von Nordosten, aus toter und einförmiger Landschaft Kommenden plötzlich sich eröffnet, wird jeder, der das unvergeßliche Schauspiel erlebt hat, in Ermatingers Worten wiederfinden; wer's nicht gesehen hat, dem strömt aus ihnen die Stimmung des einzigen Augenblicks reich und voll entgegen.

Mory bleibt auch stofflich und gedanklich in einer mittleren Sphäre, der Konzeptionen von tieferer Bedeutung nicht abzugewinnen sind. Seine vier Erzählungen sind behagliche Philistergeschichten, die über das Alltägliche nicht hinausgehen, mit bescheidenem Humor vorgetragen, mit einem Tropfen Ironie versetzt. Ein von seinen Ersparnissen lebender alter Buchbinder wird durch seine kluge Frau vom übermäßigen Biergenuß abgebracht; seinen Ehrgeiz, in eine „Kommission" zu gelangen, nützt sie aus und verschafft dem Armen im Geiste das Scheinamt eines „Vortrinkers" in den Milchkuranstalten Basels. Ein versteckter Wohlthäter, der nach außen das unbarmherzige Rauhbein spielt, wird von seinen dankbaren Schützlingen entlarvt. Ein junger Arzt liebt eine Patientin, die einen anderen heiratet, merkt nicht, daß ihre Schwester ihn gern zum Manne hätte, und wird endlich mit einer dritten glücklich; ein Hut mit einem gelben „Lätsch" („Schleife" auf Hochdeutsch), gemeinsames Eigentum der beiden Schwestern, spielt in dieser Komödie der Irrungen seine Rolle. Das ist alles ganz nett zu lesen; es fehlt auch nicht an humorvoller Verwertung des Gegensatzes von deutschem und schweizerischem Wesen. Der Vortrinker schwäbelt zum Amüsement der Kinder, denen er „vortrinkt", die Frau des jungen Arztes, eine Elberfelderin, entsetzt sich, daß in Basel die Akelei „Schweizerhosen" genannt wird ... Nur einmal geht Mory ins Tragische über und erzählt die Geschichte von dem verwöhnten Töchterchen, das immer „Nein" sagt, das aus Eigensinn seinen Mann hindert, seinem Geschäfte nachzugehen und aus Eigensinn schließlich seinen Tod findet. Gewiß greift Mory hier, wo menschlicher Egoismus und menschliche Aufopferungsfähigkeit gelegentlich fein beobachtet sind, tiefer als sonst; aber man erschrickt beinahe, in dem Büchlein so Ernstem zu begegnen.

Gleich ins Tragische hinein führen Ermatinger und Hügli, und sie halten den angeschlagenen Ton fest. In Ermatingers „Nausikaa" und in „Konrads Tagebuch" von Hügli wird beseligende Liebe durch das Schicksal getroffen. Da wie dort verfällt das Liebespaar dem Tode. Beidemal ist die Form der Rahmenerzählung gewählt. Allein während Ermatinger den ruhigen Bericht eines Resignierten giebt, in dessen Herzen es nach schwerem Leid still geworden ist, zeigt Hügli seinen Helden mitten im Kampf der Leidenschaft; ein Tagebuch, bald aphoristisch andeutend, bald von heißer Glut zu lyrischem Schwunge angefacht, hie und da eine referierende Zwischenbemerkung des Herausgebers, zuletzt eine knappe Erzählung des Ausgangs — mit Erfolg hat Hügli von Goethes „Werther" gelernt. Pathologisches spielt bei ihm eine große Rolle; auch die beiden folgenden Erzählungen sind auf Krankheitsmotiven aufgebaut. Aber in dieser Atmosphäre zeichnet Hügli mit psychologischem Feingefühl folgerichtig die Seelenstürme eines Jünglings, der mit Tristan durch fremdes Lieb von seinem Lieb genesen will; dem's nicht glückt und der glückerfüllt zum wahren Lieb zurückkehrt, um zuletzt der Todkranken gegenüber sich plötzlich bewußt zu werden, daß ihm sein Gefühl zu nichte geworden ist. „Und liebte ich nicht von ganzem Herzen! Hatte ich nicht Kraft und Mut, die zur Liebe befähigen ... Habe ich nicht alles hingegeben, damit die Liebe jede Faser meines Seins, jeden Gedanken, jedes Gefühl, jeden Pulsschlag meines Lebens erfülle ..." So klagt er und ruft: „O, daß ich nur die Liebe noch hätte, die ich verlor! Wie wollte ich mich aufrecht halten und vorwärts schreiten!" Unfähig, der Leidenschaft, die ihn einst zum Gott erhoben hat, Lug und Trug zu Thronfolgern zu machen, gesteht er der Sterbenden, und sie stirbt. Er folgt ihr nach, denn sein Leben soll nicht über ihre Leiche schreiten ... Unter den ungezählten Dichtungen, die von Liebe erzählen, haben in neuerer Zeit wenige (einzelnes etwa von D'Annunzio) mit gleicher Kraft der Leidenschaft nur von Liebe, von Liebeslust und Liebesleid erzählt. Der seelische Prozeß ist hier alles, der äußere Vorgang, wie in Goethes „Werther", nur zart angedeutete Folie; wie in „Werther" weist dem Helden das Schicksal eines anderen seinen Weg: ein Bauernbursche tötet sein Mädchen und sucht den Tod in denselben Wellen, die später den Helden aufnehmen. So dient die Außenwelt lediglich der Symbolik.

Neben diesem hohen Lied der Liebe verblaßt, so fein sie gemacht ist, Ermatingers „Nausikaa". Auch hier verschuldet der Held den Tod der Geliebten. Allein wenn bei Hügli strenge Konsequenz der inneren Entwicklung vorliegt, spielt bei Ermatinger der Zufall seine Rolle und hindert den Eindruck des Notwendigen. Verwandt indes sind beide Novellen in der stimmungsvollen Verwertung alter Dichtung: Gottfrieds Tristan dort, hier die Odyssee! Ermatinger hat eine Sammlung „Antike Lyrik im modernen Gewande" gemeinsam mit Rudolf Hunziker (Frauenfeld 1898) uns geschenkt. Daß er die Alten nicht hinter sich gelassen hat, die Schule zu hüten, beweist die kunstvolle Verschlingung des Nausikaamotivs mit seiner Erfindung; neben den Versen Homers dient der Vertiefung des Hintergrundes auch bildende Kunst. Ein Gemälde, das Nausikaa und ihre ballspielenden Gefährtinnen zeigt, greift symbolisch dem Schicksal vor. Storm liebt solche Verbindung von bildender Kunst und Dichtung.

Auch als Deuter der weiblichen Seele bewährt sich so Hügli wie Ermatinger. Hügli erzählt von dem Mädchen, dessen erstes Lieben bitter enttäuscht wird und das in verzweifelter Entschlossenheit sich selbst des Augenlichts beraubt, von dem Kinde, das in liebloser Umgebung unschuldig genug den Vorwurf heilloser Unnatur auf sich lädt und wie ein totgehetztes Vögelchen dem Schicksal erliegt; Ermatinger stellt eine Mutter vor uns, die das Kind, das ihr ein Ungeliebter geschenkt hat, nicht lieben kann, bis in einer Nacht, dem sterbenden Kleinen gegenüber, die Mutterliebe jählings erwacht und die Frau dem Toten nachführt; dann die mutige Frau, die in kühner aufopfernder That die Schuld sühnt, die ein ihr Nahestehender in frivolem Leichtsinn auf sich geladen hat — ein Weib voll Thatkraft und Mannesmut, wie Keller sie gern zeichnet. An Keller gemahnt auch das Charakterbild eines unglücklichen, unjugendlichen Knaben, eines Sonderlings und Sinnierers, das „Ohreule" überschrieben ist. Und wie bei all diesen Erzählungen reizt das Psychologische Ermatingers nachfühlendes Interesse auch in der Studie von dem Verbrecher, der im Tode ein verfehltes Leben und eine schlimme That gut macht.

Haben aber wirklich diese drei Sammlungen etwas so eigentümlich Schweizerisches, daß sie in anderen Ländern unmöglich wären? Zieht man die obenerwähnten örtlichen Momente ab, die obendrein etwa in „Konrads Tagebuch" oder in der „Ohreule" stark in den Hintergrund treten, streicht man ein paar schweizerische Idiotismen, deren sich übrigens Hügli fast ganz enthält, so bleibt nicht viel. Ermatinger verwertet einmal die traurigen geschäftlichen Zustände, die Zürich vor kurzem durchlebt hat, ein anderes mal Eigenheiten des schweizer Militärwesens. Wohl spielt bei ihm auch das politische Leben des Landes eine Rolle, aber in einer Form, die auch anderswo anzutreffen wäre. Eher ist Morys „Vortrinker" eine Eigenart der Schweiz: der

Eingewanderte, der seit Jahren eingebürgert ist und doch das Bewußtsein hat, nicht für voll zu gelten; seine Eitelkeit möchte, wenn schon nicht in politischen Fragen, doch in einem Vereine eine Rolle ihn spielen lassen. Gewiß hängt ja das reichausgebildete Vereinsleben der Schweiz mit dem regen politischen Treiben enge zusammen, und wer nicht in einer eidgenössischen, kantonalen oder städtischen Kommission sitzen kann, der möchte doch wenigstens von Vereins wegen amtieren. Allein auch hier zeigt sich wieder, wie ängstlich die deutschen Dichter der Schweiz, seitdem Kellers großer politischer Roman „Martin Salander“, dieser überscharfe Herzenserguß eines verstimmten Vaterlandsfreundes, so böses Blut gemacht hat, dem politischen Thema aus dem Wege gehen. In neuerer Zeit hat Heer es in „Felix Notvest“ gestreift. Anders die Wälschen: Virgile Rossel[6] schenkte seinem Volke vor kurzem ein feines, aus dem Vollen geschöpftes Bild des politischen Lebens eines westschweizerischen Kantons. Seit Jahren Mitglied des Nationalrats, der einen eidgenössischen Kammer, hat er nach allen Seiten seinen Stoff beleuchtet, Erfreuliches und Unerfreuliches mit einheitlicher Objektivität nebeneinander gestellt, in einer Form, die gute Schulung an nachahmenswerten französischen Mustern zeigt. Auch da ist Verstimmung nicht ausgeblieben. Das sollte aber Rossels deutsche Dichtergenossen nicht hindern, einmal dieses so reichbewegte und doch so würdevolle und gehaltene politische Wirken der heutigen Schweiz in künstlerischer Form festzulegen. Wird spätere Zeit sich nicht wundern, wenn sie vergebens in der Litteratur unserer Epoche nach einem Wiederklang dieses eigentümlichsten Phänomens der Schweiz sucht? Hier könnte das Schlagwort Heimatkunst seine Kraft bewähren. Weil jeder Schweizer heute sich tief bewußt ist, am Bau des Ganzen seinen Anteil zu haben, deshalb fühlt er so stark im Sinne seiner Heimat. Dieses kraftvolle, politischem Boden entkeimende Heimatsgefühl sollte der Dichtung nicht verloren gehen.

Heimatkunst! Wie wenig mit dem Schlagworte gesagt ist, hat sich an den besprochenen Novellensammlungen bewährt. Und darum sei Heers „Joggeli“[7] nicht mit dem inhaltsarmen Worte charakterisiert, obwohl dieser autobiographische Roman weit stärker ins Engere führt, als jene Erzählungen. Ein autobiographischer Roman, warum nicht eine Autobiographie? Merken wir doch sofort, wer der Held Jakob Sturm ist, und daß Krug an der Krug Heers Geburtsort Töß an der Töß bedeute. Vor kurzem wurde der Kritik vorgeworfen, daß sie alle neuen schweizer Dichter entweder auf Keller oder auf Meyer zurückleite; seien eben doch „viele Bestandteile der saft- und kraftvollen Schreibart, die man spezifisch kellerisch nennt, allgemein schweizerisch.“ Hier sei mit diesem Vorwurf nicht gerechtet, nicht die Frage aufgeworfen, ob diese „allgemein schweizerischen“ Eigenheiten nicht erst durch Keller in die Litteratur eingeführt und nur dank seiner Vermittlung von Jüngeren verwertet worden seien. Recht hat jener Einwand gewiß den Kritikern gegenüber, die mangels klügerer Einfälle von schweizer Dichtern, von der Schweiz überhaupt nicht reden können, ohne die Namen Keller und Meyer hinten und vorn anzubringen; wohlgemerkt nur die Namen! Allein der den Einwand erhoben hat, stellte selbst Heers „Joggeli“ neben den „Grünen Heinrich“, und nicht im günstigen Sinne. An Berührungspunkten fehlt es nicht; und gerade daß ein autobiographischer Roman und nicht eine Autobiographie erstand, mag auf Kellers Vorbild zurückzuführen sein. Dann findet Joggeli so schwer wie der Grüne Heinrich ein Verhältnis zum Leben, und an beiden sündigt die staatliche Pädagogik. Wie ferner in Kellers Werk das Leben eines Knaben zu einer Kette tiefeindringender Erlebnisse von überraschendem Reichtum des Gefühlsgehalts wird, so eröffnet auch Heer tiefe Einblicke in das Herz eines Kindes, das ratlos und unberatbar der Welt gegenübersteht und an seiner Selbsterziehung schwer leidet. Ein Poetengemüt bildet sich endlich da wie dort. Dennoch thut man dem „Joggeli“ durch die Zusammenstellung mit Kellers Heinrich leicht Unrecht. Zu verschieden ist der Standpunkt, den der Dichter seinem eigenen jugendlichen Ich gegenüber einnimmt. Keller ist da sehr scharf ins Gericht gegangen. Mit schonungsloser Härte hat er auch die unschönen Seiten seines Ichs wiedergegeben und wohl nicht bloß im ersten Anlauf, auch in der zweiten Bearbeitung dem Lebensdilettanten Heinrich das Urteil gesprochen, daß er für dieses Leben überhaupt nicht tauge. Ganz anders Heer: ihm ist vielmehr darum zu thun, mit einem Ton des Vorwurfs denen, die einst ihn verkannt und gequält hatten, zu zeigen, was trotz allem aus ihm geworden ist. Dieses Töß, wo ein träumendes Dichtertalent von Anfang an als verlorener Posten im Leben gilt, muß ja ein sonderbarer Erdenfleck sein; und das in der Schweiz, wo Jung und Alt so gern seinen Pegasus reitet! Einen Stich ins Weichmütige bekommt das Buch durch die Schilderung der vielen Leiden des armen Kleinen; das bleibt ja selten aus, wenn traurige Kindererlebnisse zum Gegenstand der Dichtung werden. Eine Mutter hält ihr Kind für rettungslos verloren und unbrauchbar und ruft ihm zu: „Du armer Bub, wenn Du nur sterben könntest. Wie herzlich möchte ich es Dir gönnen“ — giebt es Tragischeres im Leben? Anders wirkt das in einem autobiographischen Roman. Begreiflich ist ja das Hochgefühl des Mannes, der aus solchen Tiefen sich emporgekämpft hat. Und doch wäre manchem Schätzer Heers lieber gewesen, wenn er diese intimen Konfessionen erst im hohen Alter der Welt vorgelegt hätte, er wäre Mißdeutungen weniger ausgesetzt gewesen. Ist da noch ein Rest der Weltunläufigkeit Joggelis zu spüren? Sicher konnte eine spätere Ausarbeitung dem Buche einen stärkeren Ausklang leihen.

Nach solchen Einwänden sei aber gern die humorvolle Frische anerkannt, mit der die ersten Schritte des kleinen Joggeli berichtet werden, die prächtigen und plastischen Charakterbilder seiner Eltern, seiner Großmutter, des Vetter „Teigaff“ (so mußte Joggeli den Großonkel nennen), dann jener Lehrer, die in die traurige Lehrzeit einen Lichtblick fallen ließen. Und Joggelis Friedli, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, die wie des Grünen Heinrich Anna frühem Tode verfällt, ist wirklich von einem Hauch der poesievollen Gestalt Kellers umwittert. Dann aber die Hauptsache: Das Buch erzählt thatsächlich das Werden eines Dichters. All die Kämpfe, die Joggeli mit der ihn umgebenden Welt zu führen hat, ruhen auf dem Widerstreit einer schaffensfreudigen Phantasie mit dem kalten Lichte des Alltagslebens. Nicht nur wird da erzählt, wie ein alter schwäbischer Samenhändler, ein „volkstümlicher Geschichtenerzähler, wie er im Buche steht“, das Dichtertalent des Jungen entdeckt, nicht nur lesen wir den klangvollen Eingang eines epischen Jugendversuches und erfahren die Geschichte des Erstlingswerkes, des Romans „An heiligen Wassern“; einem Leitmotiv gleich zieht sich vielmehr als wertvollste Eigenheit des Buches durch all diese idyllischen und tragischen Erlebnisse das Bewußtsein, wie durch die harte Schale einer unbegabt scheinenden Seeleneinfalt die Kraft des künftigen Poeten durchbricht.

Heer hat in letzter Zeit technisch glänzende Romane geschrieben, reich an starken Effekten. Im „Joggeli“ hat seine Kunst etwas Diskreteres, Intimeres gewonnen. Das ist ein unverkennbarer Fortschritt! Ja, wenn ich den „Joggeli“ betrachte, wie Heer ihn selber charakterisiert, so möchte ich sagen: Heer hat jetzt erst den Ton gefunden, der seinem Wesen entspricht. Seine blendende Technik hat er sich leicht erobert; daß er über sie hinaus zu höheren künstlerischen Zielen strebt, bezeugt dies neueste Buch.

In eine Welt, die weitab liegt von den bisher besprochenen Dichtungen, führen Zieglers zwei historische

[6] Clément Rochard. Roman de mœurs politiques Suisses. Lausanne, Payot & Co. 1903. 355 p. 3 fr. 50.

[7] Joggeli. Die Geschichte einer Jugend von J. C. Heer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. 1902. 336 S. M. 3,50.

Novellen [8]). Trotz der erwähnten Warnung muß hier C. F. Meyer genannt werden, mindestens bei der ersten: „Amalei. Eine Geschichte aus St. Gallens Vergangenheit" entstammt Meyers Schule, berührt sich stofflich mit dem „Amulet". Die Bartholomäusnacht ist auch hier eng mit dem Schicksal der Handelnden verknüpft, und, wie Meyer es gern hält, spiegelt sich ein großes Ereignis der Weltgeschichte in einem fernabliegenden Winkel der Schweiz. Daß ein Lieblingsmotiv des Dichters von „Jürg Jenatsch", der Zusammenstoß von Reformation und Gegenreformation, nicht fehlt, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Amalei selbst, dies tolle Ding mit den Manieren eines frischen Buben, gehört an die Seite des Pagen Leubelfing. Die Parallele wäre leicht bei den anderen Gestalten weiterzuziehen. Ihr „Mädchenschicksal" ist, durch ein unbedachtes, übermütiges Schweigen in dem guten, ernsten, verschlossenen Geliebten Eifersucht zu entfesseln, so daß er, Katholik im Dienste des französischen Hofes, beim Angriff auf das Haus Colignys seinen einstigen Busenfreund und vermeinten Nebenbuhler niederstößt. Die aber, die jahrelang treu des Fernen geharrt, flieht jetzt in dem Bewußtsein, durch kindische Geheimnisthuerei den Geliebten zum Mörder gemacht zu haben, ins Kloster. Das ist psychologisch viel feiner entwickelt, als es aus solch kurzer Inhaltsangabe erhellt. Und mit energischer Hand ist die Geschichte, die anfangs nur schrittweise weitergeht, zuletzt zu wirksamer Höhe emporgehoben. Auch der resignierte Ausklang gemahnt an Meyer.

Weit weniger die zweite Geschichte. Solch prickelnde Lebendigkeit hat Meyer nie angestrebt. Französische Muster dürften hier vorschweben. Ausgangspunkt mehr als Inhalt ist die unverbürgte Nachricht, daß Marie Antoinette sich für den schönen Gardeoffizier Gaudenz von Salis-Seewis interessiert habe, den liebenswürdigen Sänger des Liedes „Bunt sind schon die Wälder". Ueber Salis pariser Aufenthalt sind wir nicht genau unterrichtet; um so mehr muß es locken, die leeren Blätter seiner Biographie mit freier Erfindung zu füllen. Bei Ziegler verliebt sich Suzon, die niedliche kleine Blumenmacherin, rettungslos in den schweizer Offizier. Und wie sie keine Gegenliebe findet, wie man ihr klatscht, sein Herz gehöre der Königin, erwacht in ihrem Herzen glühender Haß gegen Marie Antoinette, die sie einst abgöttisch verehrt hatte. Nach Jahren fordert sie zum Entgelt für ihre Gunst von einem der Mächtigen von 1793 den Kopf der Witwe Capet; in das Blut der Gerichteten taucht sie ihr Taschentuch, wird, weil sie vorgiebt, es als Reliquie aufbewahren zu wollen, zum Tode verurteilt und vergiftet sich im Gefängnis. Vorher rettet sie noch Salis das bedrohte Leben . . . Man sieht: eine nicht im guten Sinne romanhafte Erfindung, der es nicht einmal glückt, die Hauptgestalt uns sympathisch zu machen. Sichtlich ist auch das Beiwerk dem Dichter lieber geworden, als das „Mädchenschicksal", das es umschließt. Geistreich skizzierte Hofszenen, ausführliche Stimmungsbilder des vorrevolutionären und des revolutionären Paris drängen in eleganter, etwas unruhiger Linienführung sich vor. Das Café Procope mit seinen künftigen Größen Danton, Robespierre, Bonaparte, mit David und Chénier, im Glanze einer größeren Vergangenheit, da Voltaire, Diderot und Rousseau hier verkehrt hatten, dann das Café Procope im Oktober 1793, wo man mit zierlichen kleinen Guillotinchen aus Mahagoni- oder Ebenholz allerliebste Persönchen in Papier- oder Tuchkleidchen um ihres Häuptleins Länge verkürzte, das Restaurant an der Place de la Revolution, von dem aus man den Hinrichtungen so bequem zusehen kann und dessen Speisezettel auf der einen Seite mit roter Tinte die Liste der Todeskandidaten stehen hat — das sind die Orte, die Ziegler mit lebendigem Leben erfüllt. Victor Hugo giebt in „Quatrevingt-Treize" ähnliche Genrebilder; und hier wie dort reizt es, Träger großer Namen im Hausrock oder wenigstens im täglichen Leben zu sehen. Dann aber bemüht Ziegler, um seine überlebendigen Skizzen noch zu bereichern, die Chansons des Tages herbei, ferner Lieder von Salis, wie seine „Berenice" und das volkstümlich gewordene „Traute Heimat meiner Lieben", eine Ode Chéniers („La jeune Captive"), kurz, er hat den Boden, auf dem seine Erzählung daherschreitet, gründlichst studiert, leider nur in diese fesselnde Milieuschilderung eine unerquickliche Geschichte eingefügt.

Von Heimatkunst sind wir durch die letztgenannte Erzählung weit abgekommen; auch zwei symbolische Dramen, „Sälde" von Viktor Hardung [9]) und „Der Arzt" von Ernst Zahn [10]) leiten nicht zu ihr zurück. Shakspeares Technik nimmt Hardung auf und mischt komische Prosaszenen mit ernsten Auftritten in fünffüßigen Jamben, Zahn benutzt gereimte jambische Fünffüßler. Noch enger an Shakspere schließt sich Hardung an, wenn er einen weisen Narren einführt, die komischen Partieen seines Stückes zu Rüpelszenen in der Art des „Sommernachtstraums" ausgestaltet und von poesiefremden Philistern, die er auf die Namen Grisegrimm, Pleckopp, Zottelbuck, Schmerschwanz, Busenbein tauft, ein selbstgedichtetes Spiel aufführen läßt. Ein romantisches Drama also, und ganz im Sinne der Romantik Tiecks fehlt es in diesen Rüpelszenen nicht an Anspielungen auf neueste Vorgänge, vor allem im litterarischen Leben. Der Ort der Handlung ist eine vorgestreckte Halbinsel im Südmeer, von einer Wikingersippe beherrscht. Gruppen kleinerer Inseln, worauf noch das Stammvolk der Mauren haust, umlagern das Eiland! In dieser romantischen Welt jammert Grisegrimm über die „grundverdorbene, gefräßige Jugend von heute". „Ach, es ist zu viel Naseweisheit in der Welt — da hat einer seine Windeln noch nicht trocken gelegen und giebt schon seiner Jugend Quark für geläutert Gold aus . . . Um Schritt mit diesen vertrockneten Schnellläufern zu halten, muß sich unsereins die Zunge zum Hals hinausrennen . . . Es ist männiglich ein Elend, in die schönen Künste geraten zu sein, indem man im Alter nicht mehr heraußen kann!" Und Busenbein, heißt es, versteht sich auf die Stimmung, wie der Frosch aufs Wetter: Nord-Nordwest, Westost-Südnord, melancholisch, pietistisch, quietistisch, koloristisch, impressionistisch . . . Eng verbunden aber ist das Rüpelspiel mit dem ernsten Teil des Dramas, da es in derbster Fassung das Thema der Rahmen-Dichtung behandelt, die Liebe des Alternden zur Jungen, die's wieder zur Jugend zieht. Der graue König, der nach heißleidenschaftlichem Ringen Verzicht leistet, erzählt zuletzt ein „altes Märchen", das ihn belehrt hat und das uns über den Sinn der Dichtung belehren soll:

Ein Zelter trug ein Mädchen edlen Bluts
Von ferner Burg dem grauen König zu:
Ein Flämmlein für den Schnee auf seinem Haupt,
Ein Fünklein in des Alters dunkle Kammer,
Und eine Fackel in der kalten Nacht
Der Einsamkeit, sie trüber noch zu hellen.
Es zog der Hengst dem goldnen Abend zu:
Doch als vom Weg ein grünes Pfädlein sprang,
Da rief der Kuckuck, und der Zelter stand,
Schnob in den Thau und witterte und senkte
Den Silberhuf in den smaragden Sammt
Und trug dem müßigen Knaben, der
Am Waldrand eines thörichten Traumes pflog,
Das holde, liebe Leben in den Schoß.

Ein Märchen deutet da das andere; denn ein romantisches Märchenspiel ist das Ganze, dessen Verspartieen auch an neuste romantische Dichtung, Hauptmann und Hofmannsthal, gemahnen. Zumal der

[8]) Mädchenschicksal. Zwei Novellen von Eugen Ziegler. Zürich, Schultheß & Co. 1903. 245 S. M. 3,20.

[9]) Sälde. Eine dramatische Dichtung von Victor Hardung. Frauenfeld, Huber & Co. 1903. 106 S. (Vgl. unten Sp. 441 den Bericht über die kürzlich stattgefundene Erstaufführung.)

[10]) Der Jodelbub und anderes. Von Ernst Zahn. Mit Buchschmuck von Ellen Vetter. Erstes bis drittes Tausend. Frauenfeld, Huber & Co. 1902. 115.

weise und doch menschlich irrende König ist in seiner reflektierenden, sentenzenreichen Sprache Hofmannsthals Figuren verwandt. Das Schattenhafte der magischen Gestalten stimmt zu dem romantischen Märchencharakter.

An Hofmannsthal, an Schnitzlers „Schleier der Beatrice“, aber auch an Maeterlinck erinnert Zahns einaktiges Stück. Wie in Maeterlincks „Intruse“ naht der Tod, und in banger Angst blickt man dem Unabwendbaren entgegen. In Renaissanceluft aber ist die Handlung getaucht, wie bei den genannten Wienern, deren einschmeichelnden Wohlklang auch Zahns Vers hat. Das Ideelle der Dichtung bleibt freilich etwas an der Oberfläche haften. Daß der Tod, den der Mensch als Fürchterlichstes bekämpft und dem gegenüber alle Mittel des Weisesten versagen, als Segen- und Heilbringer sich erweist, ist schon recht oft in allen möglichen Formen erzählt worden. Weit weniger schematisch und abstrakt als Zahn hat René Morax in seinem nervenaufwühlenden, mit allen Mitteln der Stimmungskunst auf den Leser einstürmenden Drama „La Nuit des quatre Temps“ das Thema dichterisch geformt. Durch Jakob Boßharts Uebertragung[11]) ist es jetzt der deutschen Litteratur einverleibt worden. Das ist Heimatkunst im schönsten Sinne des Wortes, da eröffnen sich Tiefblicke in die Seele des wälschschweizerischen Bauern, in seinen Glauben und in seinen Aberglauben, ins Leben und ins Sterben. Da ist ein Poet nicht umsonst ins Engste seiner Heimat gegangen; was er geholt hat, gehört zu dem Eigenartigsten neuerer Dichtung.

Wie Morax bringt auch Zahn im „Jodelbub“ seinen Helden mit der Geisterwelt des Volksglaubens zusammen. Die weitverbreitete Sage von dem Sennen, dem böse Geister drei Multen mit roter, grüner und weißer Milch anbieten und der zu seinem Glück mit der weißen sich bescheidet, ist hier in einer Fassung der goeschener Gegend mit einer Mär verwoben, die an der Kapelle zu St. Niklausen haftet. Allein diese Erzählung in gewandten Reimversen, ebenso wie die andere, „Veronika“ betitelt, steigt nicht über das Niveau graziöser Salondichtung empor. Merkwürdig, wie ein starkes Talent von Zahns Art, dem es gegeben ist, echtes Leben und echte Menschen in kräftigen Zügen zu zeichnen, sich zu solchem Versgetändel verlockt fühlen kann. Es ist ja immerhin ein achtungswertes Wagnis, den Gegensatz des geschulten Arztes und der kurpfuschenden Schmiedin tragisch auszumünzen, wie es in „Veronika“ geschieht. Allein tragische Wirkung läßt Zahns Behandlung nicht aufkommen. Die glatten Verse gleiten leicht über alle Untiefen des Problems hin. Unter der Devise der Heimatkunst ist uns jüngst schon einiges geboten worden, das den Stempel der Schule Julius Wolffs auf der Stirn trägt. Will jetzt auch Zahn diese Bahnen wandeln? „Jodelbub“ und „Veronika“ reichen allerdings an die besseren Sachen Wolffs nicht heran.

Gespenstergeschichten.

Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik u. ihrer Litteratur. Von Dr. Benno Diederich. Leipzig, Schmidt & Spring. 1903. XII, 354 S. M. 4,–.

Das Schaudern ist der Menschheit bester Teil“ — und, so möchte man hinzufügen, ihr ältester. Es wäre eine der dankbarsten, freilich auch der gewaltigsten Aufgaben der Weltlitteratur, sich darüber klar zu werden, wie das transcendentale Bedürfnis auch in der Litteratur zum Ausdruck kam und wie Zeit, Kultur, Rasse, Zweck das Eindringen des Metaphysischen in gewisse Zweige der Dichtung förderte oder behinderte.

Von selbst würden sich unverrückbare Gesichtspunkte zur Würdigung und zur Einteilung ergeben: es ist ein anderes um die Geisterwelt, wenn draußen der Rationalismus anklopft oder wenn die Kirche die Zügel fest in der Hand hält und der Occultismus rumort; ein anderes, ob der Slave, der Germane, der Romane Gespenster schaut, ob es auf der Segelbarke, ob es im grünen Wald oder im alten Stadthaus spukt, ob der Volksmund naiv das Gruseln lehrt, ob ein Poet seine Stellung zu der vierten Dimension zu finden sucht, ein strenger Didaktiker seinen Lesern ein mahnendes „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen“ zuruft oder ein raffinierter Erzähler seine Kunden mit neuen Sensationen zu bedienen bestrebt ist. Von selbst gelangt man dann auch zu der Stellung, die der Erzähler zu den Wundern, die er berichtet, einnimmt: er kann gläubig und überzeugt sein oder scheinen, er kann durch eiserne Objektivität seine besten Wirkungen erzielen, oder er kann schließlich dem Leser ein Schnippchen schlagen, ein plumpes oder ein graziöses, und ihn nach einer natürlichen Lösung des scheinbar Uebernatürlichen tüchtig auslachen. Dabei kommt es ja auch auf das Wunder, seine Art und seinen Grad an: es ist nicht dasselbe, ob uns der Autor tollen Geisterspuk zumutet, wie dem Hans, der das Gruseln lernen wollte, ob er uns nur einige Schauer über den Nacken jagen will, ohne zum Unirdischen seine Zuflucht zu nehmen, oder ob es sich ihm lediglich um die Erzeugung einer für die Aufnahme eines etwaigen Transcendentalen geeigneten Stimmung handelt. Schließlich fehlt es ja auch nicht am Unheimlichen für jene, die der Erde treu bleiben.

Ich habe selbst einmal Rechenschaft über einen winzigen Ausschnitt des unermeßlichen Gebietes gegeben und auf die Räuber- und Gespensterromane des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts aufmerksam gemacht. Im Zeitalter der geheimen Orden, der Illuminaten, der neuen Rosenkreuzer (vgl. Nicolai, Goethe im Wilhelm Meister u. s. w.) war die geheimnisvolle, allmächtige, allgegenwärtige Gesellschaft, der „Bund“, das wichtigste und beliebteste Ingrediens dieser Spukromantik. Da ist es nun lehrreich, zu verfolgen, wie die alten Schläuche, die anfangs zur Aufnahme „wirklicher“, d. h. also der vierten Dimension entstammender Geister bestimmt waren, sich allgemach mit neuem Wein füllten: wie sich geheime Gesellschaften, sei es von Räubern, Staatsverbrechern, Staatsrettern oder einfach von solchen aufthaten, die wie Ormuzd und Ahriman um das zeitliche und ewige Wohl irgend eines jungen Edelmannes kämpften und die nun den Ruf überirdischen Wesens, der ihnen anhaftete, für ihre sehr irdischen Zwecke ausnützten; wie diese Zwecke wirklich immer irdischer wurden und einen pikanten und schmutzig-lüsternen Charakter annahmen und wie endlich die Form des geheimnisvollen Geisterbundes zu allerlei harmlosem rationalistischem Ulk mißbraucht wurde.

Kommt man also angesichts der Gewaltigkeit des Stoffes nicht weiter als zu schüchternen Andeutungen, wie das Thema angefaßt werden könnte, so zeigt uns Benno Diederich in seinem mit fabelhafter Papierverschwendung angefertigten Buch, wie die Sache nicht gemacht werden darf. Dieses von jedem System und jeder Methode freie Werk birgt als Kern eine Anzahl verschwenderisch gedruckter Gespenstergeschichten von Mérimée, Kipling, Immermann, Dickens, Mordtmann, Gogol, Lie, Bulwer, Turgenjew und einigen anderen, die zum größeren Teil so primären Quellen wie Reclams Universalbibliothek entnommen sind. Obgleich dem beifelnen Autor die oben kurz angedeuteten Grundsätze durchaus nicht fremd sind und er sich namentlich über die Stellung der Dichter zu der Glaubwürdigkeit ihrer Stoffe Gedanken macht, versäumt er es durchweg, seine Gedanken auch zu Ende zu führen. Anstatt, wie gesagt, den Ver-

[11]) Die Quatembernacht. Drama aus dem schweizerischen Hochgebirge von René Morax. Autorisierte Uebersetzung von Jakob Boßhart. Zürich, Lesezirkel Hottingen. 1903. 146 S. (Vgl. LE V, Sp. 161.)

such zu machen, seinen Spuk mit der Zeit und den einzelnen Volksstämmen in Einklang zu bringen, wendet er sich nach einem geschichtlichen Ueberblick von kaum zu überbietender Flüchtigkeit der (hier ganz überflüssigen) Frage nach der „Wahrheit von Gespenstergeschichten“ zu, die ungefähr mit der Tiefe des Satzes „Gewisses weiß man nicht“ beantwortet wird. Der Verfasser betont selbst, daß er auf diesem Gebiet Laie ist, und daß „die Frage nach der Existenz von Gespenstern eigentlich aus dem Rahmen dieses Buches herausfällt“. Aber „weil man gelegentlich der Vorträge des Verfassers eine derartige Erörterung lebhaft gewünscht hat“, schreibt er doch ein paar Dutzend Seiten über die Frage und spart nicht mit Beispielen „bezeugter“ Gespenstererscheinungen, die weder etwas beweisen, noch etwas beweisen sollen, zumal ein Abriß über die Entwicklung des Gespensterglaubens nicht einmal versucht wird.

Auch dort, wo der Verfasser daran geht, die Erzähler von Spukgeschichten nach der Stellung zu ihrem Stoff zu gruppieren, kommt er bestenfalls über eine beispielmäßige Aufzählung nicht hinaus, und es wirkt ganz seltsam, wenn er sich mit der auch von ihm bemerkten Verschiedenheit der Rassen dadurch abzufinden sucht, daß er ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ und Erzählungen von Gogol, Turgenjew, Lie, Kipling, die im Motiv oberflächlich verwandt sind, in extenso hinter einander abdruckt.

Ganz verunglückt ist aber der Gedanke, den Gespensterspuk nach Dichtungsarten einzuteilen und nun dem Leser nacheinander die Gespenster im Drama, im Roman, in der Novelle, in der Versdichtung aufzutischen. Ganz abgesehen davon, daß sich der Verfasser bei aller Belesenheit doch auf ein unzulängliches Material stützt und wichtige Gebiete, wie die oben erwähnte Spuklitteratur des 18. Jahrhunderts, die Romantik, die Litteratur, die sich an gewisse Formen des Volksglaubens (z. B. an die irisch-schottische Ueberlieferung vom zweiten Gesicht), an die einzelnen Landschaften und Berufskreise (Klabautermann, Bergmann von Falun) knüpft, nicht oder unzureichend berücksichtigt, daß er die Geschichte der Motive zu wenig heranzieht und selbst Erscheinungen wie E. T. A. Hoffmann und E. A. Poe nicht in ihrer vollen Bedeutung würdigt: so führt er gleich in der Darstellung des Gespenstischen im Drama seine eigene Methode ad absurdum. Indem er nämlich, das antike Drama musternd, die Götter auf der Maschine, mythologische Figuren, Symbole und Allegorieen (S. 128 wird behauptet, Bios sei das griechische Wort für Kraft!) in sein Thema einbezieht, legt er seinen Lesern selbst die Frage in den Mund: Und wie steht es mit dem Uebernatürlichen in den anderen Dichtungsarten? Wie vor allem im Märchen, im Volksmärchen und in der bunten Welt der Conts de Fées? Auf solche Fragen aber bleibt das Buch trotz seiner Fettleibigkeit die Antwort schuldig, und auch die Umschau über die Gespensterromane und -novellen ist viel zu flüchtig, um trotz der überreichlichen Kostproben wesentlichen Nutzen zu stiften.

Der wertvollste Abschnitt ist jedenfalls jener, der sich mit der Technik der Gespenstergeschichte beschäftigt, worüber schon früher S. 150 ff. brauchbare Bemerkungen notiert worden waren. Spannung ist nach Diederich das notwendige Erfordernis einer Gespenstergeschichte. Diese Spannung wird nun durch gewisse Erreger oder Stimmungsmomente herbeigeführt. Solche Momente können örtlicher Natur sein (unbewohntes Haus, Kirchhof, verrufene Waldstelle, einsame Schlucht u. s. w.), zeitlicher (Mitternacht, dann Allerseelen-, Silvestertag, Johannisnacht u. s. w.), sie können durch atmosphärische Erscheinungen (Sturm, Gewitter), durch gewisse Associationen, die sich an Tod und Sterben oder an verschiedene, dem Glauben oder Aberglauben geläufige Begriffe (Springwurzel) knüpfen, gefördert werden. Hierzu kommen Erreger, die sich auf „Ausbeutung des Zufälligen“ stützen, also jene, die man als Omina oder Vorbedeutungen zu bezeichnen pflegt, und solche, die Spukhaftes nicht erst ankündigen, sondern die es schon als vorhanden zu bekunden scheinen. Solche Momente können nun auf Auge, Ohr, Gefühl oder auf jeden anderen Sinn wirken, sie können jedes Tier, jegliches Gerät, darunter einzelne mit Vorliebe, für ihre Zwecke dienstbar machen. Haben solche Momente die Stimmung des Lesers genugsam vorbereitet, so soll dann eins von ihnen als eigentliches Schreckmoment dem Leser das Blut in den Adern gefrieren machen, und — die Gespenstergeschichte ist fertig. Eine besondere Lösung braucht's nicht.

Schade, daß der Verfasser, der es so gut versteht, auf analytisch-induktivem Weg das Rezept für ein wirksames Gespensterhistörchen zu Wege zu bringen, nicht auch einen Kanon für ein gutes Werk über Gespensterlitteratur gefunden hat! Was ihm zu leisten vergönnt war, hätte in einem Vortrag „Zur Technik der Gespenstergeschichte“ Raum gehabt, und dieser hätte dann die eingestreuten reichen Proben aus der neuesten Spuklitteratur ebenso wohl verwerten können, wie die gediegene Ausstattung, für die man dem munificenten Verlag zu Dank verpflichtet ist. Nun wird es Sache unserer jüngeren Forscher sein, die Anregungen, die dem Buch Diederichs immerhin zu danken sind, aufzugreifen und mit sorgfältiger Berücksichtigung der einzelnen Epochen, Volksstämme, Berufskreise und, nicht zu vergessen, der Motive und ihrer Geschichte (für die es ja reiche Vorarbeiten giebt) eine Darstellung von dem Eindringen des Gespensterspuks in die Dichtung der Völker zu geben.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Für Schule und Haus.

Von **Max Ewert** (Hannover).

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902/03. Jedes Heft M. —,50.

1. Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. Von Prof. Dr. Paul Vogel.
2. Otto Ludwig, Die Makkabäer. Von Dr. Robert Petsch.
3. Hermann Sudermann, Frau Sorge. Von Prof. Dr. G. Boetticher.
4. Theodor Storm, Immensee und Ein grünes Blatt. Von Dr. Otto Ladendorf.
5. Wilhelm Heinrich v. Riehl, Novellen: Der Fluch der Schönheit, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes. Von Dr. Th. Matthias.
6. Gustav Frenssen, der Dichter des Jörn Uhl. Von Prof. Dr. Karl Kinzel.
7. Heinrich v. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Von Dr. Robert Petsch.
8. Gottfried Keller, Martin Salander. Von Dr. Rudolf Fürst.
9. Fr. W. Weber, Dreizehnlinden. Von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher.
10. Richard Wagner, Die Meistersinger. Von Dr. Robert Petsch.

Während die Dichtungen unserer Klassiker aus dem 18. Jahrhundert bereits zahlreiche Ausleger gefunden haben und immer wieder neue finden, fehlte es bisher fast ganz an Schriften, die auch die Werke der neueren und neuesten Zeit einem nicht litterarisch gebildeten, aber litteraturfreundlichen Leserkreise und besonders der reiferen Schuljugend nahebringen und erklären. Diese Lücke will die neue Sammlung des rührigen dresdener Stadtschulrats Otto Lyon ausfüllen. Nach der knappen Ankündigung sollen die einzelnen Bändchen „in sachkundiger und lebendiger Weise zu einem liebevollen Verständnis der Dichtung des 19. Jahrhunderts hinführen“. Sie sollen helfen, „das Kunstwerk als Ganzes zu erfassen“, sowohl „als Zeugnis der sich entwickelnden Persönlichkeit“, wie der Zeit- und Litteraturgeschichte gegenüber. Die Erläuterung einzelner Stellen soll nicht vernachlässigt, aber dabei immer ihre Be-

deutung für das Ganze berücksichtigt werden; sachliche und sprachliche Schwierigkeiten sollen kurz erklärt, das Stoffgeschichtliche und rein Biographische auf das Notwendige beschränkt werden.

Man sollte nun meinen, daß bei Beobachtung dieser allgemeinen Grundsätze, die man durchaus billigen kann, die „Erläuterungen“ eine gewisse Einheitlichkeit in der Anlage zeigen müßten, von der Individualität ihrer Verfasser und der behandelten Dichter natürlich abgesehen. Aber das, was bei der Lektüre der bisher erschienenen 10 Bändchen am meisten ins Auge fällt, ist gerade die Buntscheckigkeit ihrer Anlage. Zunächst scheint noch nicht festzustehen, für welche Kreise die Sammlung berechnet ist; der Ausdruck „Für Schule und Haus“ sagt zu viel oder zu wenig. Nur ein Teil dieser Erläuterungen kann Schülern, selbst Primanern, mit Aussicht auf selbständige geistige Verarbeitung des Dargebotenen in die Hand gegeben werden; gerade einige der inhaltlich wertvollsten unter ihnen, wie z. B. die der „Meistersinger“ durch R. Petsch oder die von „Martin Salander“ durch R. Fürst, sind für diese Kreise und damit für einfache Leute aus dem Volke viel zu schwer, bedürften für diese erst selbst wieder der Erläuterung. Ebensowenig ist die Frage einheitlich behandelt, ob beim Leser die Kenntnis des Buches vorausgesetzt wird, also eine eingehende Inhaltsangabe überflüssig ist, oder nicht. Während z. B. Fürst in dem eben erwähnten Hefte dem Inhalt des Romans nur gerade eine Seite widmet, braucht Wasserzieher den größten Teil des ihm zur Verfügung stehenden Raumes zur ausführlichen Nacherzählung von „Dreizehnlinden“. Wort- und Sacherklärungen werden in den meisten Bändchen nur selten gegeben und sollten mehr berücksichtigt werden. Die Auswahl der bisher erklärten Dichtungen ist anscheinend lediglich dem Zufall oder der Laune der Mitarbeiter zuzuschreiben, sonst würde man sie teilweise nicht begreifen; jedenfalls muß erst das Erscheinen weiterer Bändchen abgewartet werden, ehe man den Plan der ganzen Sammlung erkennen und beurteilen kann. Abgesehen von diesen Ausstellungen, die mehr Wünsche für das zu Erwartende als Tadel an dem Vorliegenden sein sollen, ist die Herausgabe der Sammlung lebhaft willkommen zu heißen und als ein weiterer bedeutsamer Schritt zur Verbreitung der neueren Litteratur warm zu begrüßen.

Ueber die einzelnen Hefte sei in Kürze Folgendes gesagt: Vogels Schrift über „Stromtid“ (Nr. 1) ist in ihrem ersten Teile wenig geschickt, da die Bemerkungen, die hier zu jedem einzelnen Kapitel des Romans gemacht werden, teils überflüssig sind, teils nachher noch einmal wiederholt werden; dagegen sind Komposition, Charakteristik, technische Vorzüge und Tendenz der Dichtung treffend beleuchtet. Die Anführung der Bilder und Vergleiche hätte zugunsten einer jetzt ganz fehlenden Betrachtung des Werkes vom litterarhistorischen Standpunkt aus erheblich knapper gefaßt werden können.

Robert Petsch hat in allen drei Arbeiten (2, 7 und 10) Wertvolles geleistet. Er bietet nicht nackte Inhaltsangaben, sondern stellt mit seiner Nachempfindung die Handlungen der von ihm betrachteten Dichtungen in großen Zügen dar, hebt überall das Wesentliche heraus und sucht die Absichten der Dichter in das rechte Licht zu stellen. Am besten ist ihm das in der Schrift über die „Meistersinger“ gelungen, die freilich aus dem oben angeführten Grunde nicht ganz in den Rahmen der Sammlung hineinpaßt. In Nr. 2 durfte „das Nötigste über die litterarhistorische Stellung und die Kunstanschauung des Dichters, sowie über sein Verhältnis zu den biblischen Quellen“ nicht fehlen, da man doch außer diesen „Erläuterungen“ nicht noch bestimmte Schulausgaben studieren will, um ein Werk zu verstehen.

Auch Boetticher (Nr. 3) hätte die eigentliche Inhaltsangabe kürzer fassen müssen; ein Leser, der Sudermanns Roman noch nicht kennt, würde ihn aus diesem Hefte doch nicht kennen lernen. Feinsinnig und wertvoll sind die Charakterschilderungen des alten Meyhöfer und Pauls, dagegen vermißt man ein paar Worte über die Erzählungstechnik und über die Stellung, die das Werk im gesamten Schaffen Sudermanns einnimmt. Bedauerlich ist es, daß das Schlußurteil Boettichers über „Frau Sorge“ nicht etwas freundlicher und anerkennender ausgefallen ist.

Eine eigentliche „Erläuterung“ brauchen die beiden in Nr. 4 betrachteten Perlen stormscher Erzählungskunst nicht; daher hat sich Ladendorf auch hauptsächlich auf ästhetische Hinweise und Betrachtungen beschränkt und die Schönheiten dieser Novellen an sich und ihre Bedeutung für die künstlerische Entwicklung Storms hervorgehoben, wobei ihm der Vergleich mit den früheren Fassungen gute Dienste geleistet hat. — Die breite Nacherzählung von Riehls Novellen (Nr. 5) ermüdet und schwächt die Wirkung, die die Lektüre der Dichtungen selbst ausgeübt hat, nur ab; wertvoller sind die Ausführungen über die Gedankengänge und die Verwertung der Motive, die Riehl in diesen Novellen verarbeitet hat, sowie die historischen Einleitungen.

Kinzels Aufsatz (Nr. 6) ist eine neue Verherrlichung Frenssens, gegen dessen Schwächen er zwar nicht ganz blind ist, dessen Vorzüge er dafür aber in den Himmel hebt. Nach ihm ist „Jörn Uhl“ das Buch, an dem wir wieder gesunden können von der nervösen Hast des Daseins; die Litteratur vor ihm bot uns lediglich das Bild des animalischen Lebens — „die Moderne hat uns den Geschmack verdorben mit ihrem Heringssalat“ —, erst bei Frenssen finden wir wieder „Nahrung für unseren Geist nach allen seinen Lebensbethätigungen“! Das heißt denn doch die Bedeutung von „Jörn Uhl“ gar zu sehr überschätzen und ihm gegenüber ein Werk wie „Frau Sorge“, von vielen anderen ganz abgesehen, ungerechterweise in den Hintergrund stellen. Die ästhetischen Betrachtungen und die Hervorhebung von Frenssens feinem Natursinn sind ebenso verdienstvoll, wie die Würdigung des Gedankeninhalts, aber man hüte sich, Kinzels Schrift, die neben diesem einen Werke die ganze zeitgenössische Litteratur grau und öde erscheinen läßt, Schülern und Laien in die Hand zu geben.

Fürst (Nr. 8) widmet die ganze erste Hälfte seiner Arbeit Kellers schweizerischen Vorgängern von Bodmer und Breitinger an — Pestalozzi und Gotthelf sind viel zu breit dargestellt —, charakterisiert Keller als Mensch, Dichter und Pädagogen und kommt dann erst, in der zweiten Hälfte, auf „Martin Salander“ zu sprechen, berührt zwar nur ganz flüchtig dessen Inhalt, beleuchtet dafür aber um so heller den geplanten Schluß, die pädagogische und volkserzieherische Bedeutung und die Technik des Romans. Diese Anlage der Schrift kann man nicht gutheißen, dennoch wird man sich an den gediegenen, auf gründlichste Kenntnis Kellers gestützten und von warmer Liebe zu dessen Dichtungen zeugenden Ausführungen erfreuen. — Wasserzieher (9) wollte einen „Führer“ durch Webers Epos schreiben, der „viele Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen anregen soll, Webers wundervolle Dichtung zu lesen oder wiederzulesen“. Er giebt daher neben einer kurzen Biographie eine sehr eingehende Inhaltsangabe, in die gelegentlich Betrachtungen über Stoff und Aufbau der Handlung, die Zeichnung der Charaktere und einige technische Angaben verflochten sind. Die Darstellung ist schlicht und klar und wird ihren Zweck, dem Epos neue Freunde zu gewinnen, wohl erfüllen; doch hätten eine tiefergehende Würdigung des Grundgedankens, eine Beleuchtung der litterarhistorischen Stellung des Werkes und vor allem auch ein Blick auf dessen Schwächen, die für Wasserzieher garnicht vorhanden zu sein scheinen, diesen Zweck sicher nicht vereitelt.

Proben und Stücke.

Junge Ehe.

Von **Wilhelm Hegeler** (Groß-Lichterfelde)*).

Das Pfarrhaus von Ascherode an der Schwalm war ein mächtiges altes Gebäude, die Grundmauern aus rotem Sandstein vom nahen Kerstenberg, der obere Teil war aus Fachwerk. Zwei Linden beschatteten die Vorderseite mit den vielen kleinen grünladigen Fenstern. Eine breite, von Regentonnen flankierte Steintreppe führte zur steilen Dorfstraße hinunter, eine seitliche kleinere ging auf den Hof. Die plumpen Thüren hingen windschief in den Angeln und hatten wahrhaft mittelalterliche Schlösser, deren Schlüssel Marianne nur drehen konnte, indem sie den Eichenstock ihres Mannes als Hebel benutzte. Gewaltige Scheunen, Holzschuppen und Viehställe überragten den Hof, an den der ziemlich verwilderte Pfarrgarten grenzte.

Das junge Paar kam sich zuerst ganz verloren in diesem Riesenbau vor. Sie richteten sich im oberen Stock einige Zimmer ein, sozusagen ein Häuschen im Haus. Seltsam genug nahmen Mariannens elegante, von Neuheit blitzende Möbel sich in den altersgefurchten Räumen aus. Der Smyrnateppich lag auf ausgeplissenen, Berg und Thal bildenden Eichenbohlen, der venetianische Glaskronleuchter hing an einem daumdicken rostigen Haken unter der weißgekalkten, von sich krümmenden Tragbalken gestützten Decke, der geschweifte Schreibtisch lehnte sich an eine Wand, hinter deren Tapete es raschelte von herunterrollendem Kalk und Lehm. Dinge von gestern, Dinge von weither waren in dies Haus eingezogen, das vor anderthalb Jahrhunderten errichtet, gewissermaßen aus dem Boden selbst hervorgewachsen war, aus den Steinen, dem Lehm, den Bauhölzern der nächsten Umgebung. Und wie die Sachen, so die Menschen. Seit undenklichen Zeiten hatte sich das Aeußere des Dorfes kaum verändert. Wohl waren statt der alten neue Häuser errichtet, aber in der Art der alten: hohe Fachwerkbauten, die manchmal mit Holzschindeln verkleidet waren, manchmal den nackten Lehm und die gestrichenen Balken sehen ließen. Unten waren die Ställe für das Vieh, darüber die Wohnungen der Menschen. Unter dem Dachfirst leuchteten in buntesten Farben naiv gemalte Tiere und Sprüche, die den frommen oder humorvollen Sinn des Erbauers bekundeten. Wohl durchschnitt jetzt die Eisenbahn das Dorf, aber die Züge rasten vorbei wie Zugvögel aus fremden Zonen und hielten erst in dem zwei Stunden entfernten Treysa. Die Bauern hatten eine Abneigung gegen das Eisenbahnfahren, wie gegen alles, was in die Fremde führte oder aus der Fremde kam. Sie lebten, wie ihre Vorväter gelebt, und hielten fest an allen guten und bösen Sitten.

Unter diese Menschen war das junge Paar eingezogen. Hier sollte Daniel wirken. Und wenn kein besonderes Ereignis den regelrechten Lauf ihres Lebens durchbrach, würden sie hier alt und grau und einstmals auf dem stillen Friedhof hinter der Kirche bestattet werden. Daniel, der den schwälmer Schlag von seiner Jugend her kannte, fühlte sich sogleich herzlich wohl unter den Leuten. Und die Bauern ihrerseits waren mit dem neuen Pfarrer sehr zufrieden. Der Vorgänger war ein zittriges Herrlein gewesen, das seine Nase kaum je aus dem Wollshawl hervorsteckte, und dessen dünnes Stimmchen in der Kirche verklang. Nun hatten sie einen jungen, geradegewachsenen Pfarrer, der auf dem Feld und vor der Hausthür freundlich mit ihnen sprach, dessen sonore Stimme von der Kanzel bis zur Orgel vernehmbar und dessen Ausdrucksweise verständlich war. Die Frauen meinten, was für sie das größte Lob bedeutete, daß man seine Predigten in der Schürze nach Hause tragen könnte.

Es war ein Herbst ohnegleichen. Aus ihrem wolkenlosen Bett stieg die Sonne jeden Morgen empor, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und leuchtete, ohne zu blenden, wärmte, ohne zu glühen. Die Luft war klar und von stählerner Frische, daß nach jedem Atemzug das Blut freudiger tanzte. Die duftumflossenen, fernen Hügel erhoben sich in so wundervollen Formen, die Wälder prangten in solcher Buntheit, die Obstbäume bogen sich so fruchtbeschwert, die Wiesen schimmerten unter tauigen Spinnweben so saftig grün, die Chausseen flogen dahin so glatt und staubfrei, daß die Erde ein großer Lustgarten zu sein schien, geschaffen für Kinder des Glücks.

Für Kinder des Glücks hielten sich auch Daniel und Marianne. In ihm war, seitdem er diese blühende Geliebte in seinen Armen hielt, ein neuer Mensch erstanden. Es war, als wenn zugleich mit dem Schoß des jungen Weibes die Erde selbst ihren Schoß geöffnet, ihn an sich gezogen und ihn mit ihrer Kraft, ihrem Hunger, ihrem starken Lebenssaft gefüllt hätte, daß aus dem blassen, gedankengenährten Träumer ein that- und genußfroher Teilhaber der Wirklichkeit geworden war. Es war eine Revolution seines innersten Wesens, seines Fühlens und auch seines Glaubens. Verblaßt wie seine Furcht vor dem Leben, vor den Menschen, wie seine Qualen und Zweifel war auch der Gedanke an den am Kreuz verbluteten Heiland, der für die Sünden der Welt gelitten hatte. Er betete zu einem neuen Gott und sang dem ein neues Lied, der die Welt so schön, ihn selbst so glücklich und sein junges Weib so köstlich geschaffen hatte.

Und dieses Herbstes Herrlichkeit schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Des Morgens, wenn die beiden aufstanden und aus dem Fenster sahen, lag alles in milchigem Nebeldampf, und die Bäume starrten von weißem Reif, aber mit den ersten goldenen Strahlen zerflossen die Dünste, schmolz das Eis, und vor ihren Augen erstand in wenigen Stunden aus fahlem Grau die bunteste Farbenpracht.

So gingen die Monate wie im Fluge dahin. Nachdem die Flitterwochen vorbei waren, bekam das junge Paar allerlei Besuch. Zuerst tauchte zu ihrem großen Erstaunen Kandidat Schrill auf, jetzt Kollaborator eines altersschwachen Pfarrers in Gilsersheim. Er hatte den Weg zur Theologie zurückgefunden, und wenn auch sein Wissen noch Stückwerk war, so nahm sein Glaube doch zusehends zu. Von ihm hörte Daniel wieder etwas über seinen Bruder. Nachdem Fritz zur Witwe Zellien gezogen war, hatte er ein unsinniges Leben geführt, als wenn er sich mit Absicht ruinieren wollte. Schließlich war er auf Drängen seiner Freunde in eine Kaltwasserheilanstalt gegangen und hatte dort einen etwas geistesschwachen Baron kennen gelernt. Mit diesem befand er sich jetzt auf Reisen.

Außer dem Hülfspfarrer Schrill verkehrten noch andere Pfarrer mit ihren Frauen bei Klinghammers, lauter gute, harmlose Menschen, die für Daniel in seiner augenblicklichen Verfassung gerade der Verkehr waren, der ihm am wohlsten that. Ihr Gespräch trübte nicht die heitere Grundstimmung seiner Seele, und wenn er sich in ihrer Gegenwart manchmal etwas langweilte, so war nachher das Glück, mit Marianne allein zu sein, desto größer. Mitte Januar setzte der Winter mit aller seiner Macht ein. Heulender Nordoststurm umtoste das Haus, dann fing es an zu schneien, Tag für Tag, Woche für Woche. Mit dieser trägen Langsamkeit, in der große Massen sich bewegen, sanken die Flocken und türmten sich zu schweren Lasten, durch die jeden Morgen der Schneepflug den Weg bahnen mußte. Bald waren die beiden von aller Welt abgeschnitten und ganz auf sich angewiesen.

*) Abschnitt aus dem zweiten Buche des Romans „Pastor Klinghammer" (Berlin W., Egon Fleischel & Co. Preis M. 6,—, geb. M. 7,50).

Marianne saß den ganzen Tag in Daniels Zimmer. Auf dem Ledersofa, das, wie die ganze Einrichtung seines Studierzimmers noch aus seinem Elternhaus stammte, hatte sie sich aus ihren buntseidenen Kissen ein förmliches Nest gebaut. Da hockte sie in ihrem lockeren, warmen Kaschmirgewand, in das sie sich einzuhüllen liebte, wie eine Japanerin. Ein Haufen Journale, halbaufgeschnittene Bücher waren um sie zerstreut. Sie las selten etwas zu Ende. Seit ihrer Ehe war sie ganz dumm geworden, behauptete sie. Und wirklich hatte alles andere für sie an Interesse verloren. Alles Leben, alle Anregungen wollte sie nur von ihm haben.

Was ihn am meisten erstaunte, war ihre Freude am Tändeln. Es schien, als verlange ihr Wesen in dieser tiefen Stille, die sie jetzt umgab, nach Bewegung, nach Unruhe. Sie neckte ihn gerne und verletzte ihn wohl auch durch ihre naive Offenherzigkeit. Manchmal dachte er, sie sähe in ihm nur den Spielkameraden und wäre selbst noch ein rechtes Kind. Dann aber konnte sie im nächsten Moment in ganz unmotivierte Traurigkeit verfallen. Mit ernstem, fast verhärmtem Gesicht saß sie da und erzählte ihm von ihrem furchtbaren Verlassenheitsgefühl, das sie während ihrer ganzen Jugend nicht los geworden war, von ihren religiösen Kämpfen, die besonders heftig in der davoser Zeit gewesen waren, als sie ihre lungenkranke Tante gepflegt hatte. Und dann traten bei ihr Empfindungen zutage, die ihn durch ihre schmerzliche Bitterkeit überraschten, und sie entwickelte Ansichten, die er ihr in dieser Reife nicht zugetraut hätte.

So schüttete sie ihm ihr ganzes Herz aus und ließ ihn ihre Vergangenheit miterleben. Er lernte sie gewissermaßen aus ihren Wurzeln kennen. Manchmal aber, wenn sie sich auf diese Weise unterhalten hatten, konnte sie sich mitten im Erzählen unterbrechen:

„Jetzt ist aber die Reihe an dir! — Eigentlich bist du ein unheimlicher Mensch, Daniel. Du hörst und hörst, machst manchmal Hm, aber wie's in dir aussieht, weiß man nie. Jetzt beichte du auch mal!"

Sie fragte ihn dann aus, nach seiner Kindheit, nach seinen Eltern, seinen Freunden, seiner Studienzeit. Aber er war ein schlechter Erzähler und gab nur abgebrochene Antworten. Gewöhnlich versank er nach kurzem Anlauf in schweigendes Sinnen. Es war, als wenn eine Scheu, ein letztes Mißtrauen auch vor seinem Weib ihn daran hinderte, sein Inneres bloßzulegen. Und immer, wenn er von der Vergangenheit sprach, wachte der Gedanke an seinen Bruder auf. Wie aus dem Boden gewachsen stand dieser vor ihm, und etwas wie Unbehagen, eine unbestimmte Empfindung ergriff ihn, als wenn ihm von dessen Seite noch mal Unheil drohte.

Diese abergläubische Furcht ärgerte ihn. Sie kam ihm wie Feigheit vor, wie eine Unredlichkeit gegen seine Frau. Oft nahm er sich vor, ihr zu erzählen, was zwischen ihnen beiden vorgegangen war und eine Aussöhnung unmöglich machte. Aber über allgemeine Bemerkungen, daß sie zu entgegengesetzte Naturen seien und sich nie vertragen hätten, brachte er es nicht hinaus. Schließlich tröstete er sich immer damit, daß die Vergangenheit tot war, und daß nach menschlichem Ermessen Fritz wohl nie wieder in ihren Gesichtskreis treten würde.

Der Winter war lang. Oft verging eine Woche, ohne daß die beiden ein fremdes Gesicht sahen. Die paar Zimmer waren ihre Welt. Marianne empfand das als ein Glück, da sie jetzt mit niemandem mehr ihren Mann zu teilen brauchte. Nachdem sie einmal Weib geworden, wuchs ihre Liebe und ihr Zärtlichkeitsbedürfnis immer mehr. In ihrer glücklichen Blindheit merkte sie nicht, wie in ihm allmählich eine gewisse Unruhe entstand. Ganz allmählich war das gekommen, dies Gefühl der Leere, diese leise Angst vor irgend etwas, dies Raunen von Stimmen in seinem Innern, die ihm selbst nicht verständlich waren. Zuerst dachte er, es sei nur der Wunsch, sein Glück einmal in der Phantasie zu genießen, sich gewissermaßen ganz im Stillen darüber klar zu werden. Doch bald vereinfachte sich dieser Wunsch zum Verlangen nach bloßer Einsamkeit. Er war zu plötzlich dem gewohnten Alleinsein entrissen. Marianne hatte zu sehr all sein Denken und Fühlen in Anspruch genommen. Jetzt war seine Kraft gänzlich erschöpft. Er mußte zu sich selbst zurückkehren. Mit rapider Schnelligkeit nahm dies Verlangen eine wahnsinnige Heftigkeit an.

Eines Tages, als sie ihn wieder mit ihrer gewöhnlichen Frage „Woran denkst du jetzt?" aufscheuchte, zuckte er zusammen, als wenn ihre Finger in eine blutende Wunde griffen. Seinem blassen Gesicht ein mühsames Lächeln abzwingend, ging er auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Mein liebes Herz, sei nicht böse! Mißversteh' mich nicht! Aber thu' mir den einzigen Gefallen und laß mich allein. Ein paar Stunden wenigstens. Stör' mich nicht fortwährend! Ich will gewiß gern alles mit dir teilen. Aber Gedanken wollen doch erst gedacht sein, ehe man sie ausspricht. Sie wollen reifen und geboren werden. Halbfertige Gedanken einem Menschen aus dem Kopf reißen, ist die entsetzlichste Quälerei. Hast du denn gar nichts zu thun? Warum beschäftigst du dich nicht im Haushalt? Du kannst doch nicht immer bloß von mir leben. Du mußt doch deine eigenen Aufgaben haben."

Sie sah ihn an, zu Tode erschrocken, als wollte er mit einem Mal ihre ganze Gemeinschaft zerbrechen. Ohne ein Wort der Erwiderung ging sie hinaus. Daniel blieb allein. Noch einmal hörte er ihre Schritte auf dem Gang und blickte voller Angst nach der Thür. Aber sie ging vorbei; sie ließ ihn wirklich allein. Kein Laut störte die Stille. Er schloß die Augen halb und horchte gespannt auf die Stimmen seines Inneren, mit verhaltenem Atem, wie jemand, der auf eine wichtige, lang erwartete Botschaft horcht. Und in der Tiefe seines Innern fand er den alten Menschen wieder, der lange geschwiegen, lange gedarbt, lange erstickt gewesen war, nun aber hervorkroch, scheu wie ein Wesen, das selbst nicht mehr recht an sein Leben glaubt, das aber schnell zu Kräften kam, wuchs, anschwoll zu riesenhafter Größe, das seine Knochen auseinander- und sein Herz zusammenpreßte. Angst befiel ihn, namenloses, furchtbares Grauen. Die Angst des Wanderers, der plötzlich nicht mehr weiter kann und sieht, daß er sich meilenweit verirrt hat.

Er nahm die Bibel zur Hand und begann zu lesen. All die alten Worte, die bekannten Sprüche und Gleichnisse bekamen jetzt einen neuen Sinn. Vor sein erschrockenes Auge trat wie ein blutendes Gespenst die Gestalt Christi, auf dessen Namen er sich eingeschworen, den er täglich im Munde führte, und dessen Erscheinung allein der größte Hohn auf sein bisheriges Leben war.

Sein von Lachen, Glück und Liebesgenuß übersattes Herz befiel ein wahnsinniges Verlangen nach tiefstem Leid, nach Selbstzerfleischung, eine an Angst grenzende Scheu vor seinem Weibe, vor ihrem Tändeln, ihren Liebkosungen, und ein Haß gegen sich selbst, Scham und Entsetzen vor dem fremdartigen Wesen, das er seit Monaten gewesen, vor seiner Sorglosigkeit, seinem Uebermut, seiner Selbstzufriedenheit. Der alte wilde Priesterzorn der Klinghammer regte sich in ihm, der heilige Eifer seines Vaters, dessen Leben ein steter Kampf gewesen war, ein tägliches Sichlosreißen aus den irdischen Banden und eine Flucht ins überirdische Gottesreich.

Aber wie immer, wenn starke Impulse ihn aufwärtshoben, stellten sich auch gleich die Zweifel ein, die wie Ratten an seiner Seele nagten, ob nicht alles Lug und Trug sei, was da geschrieben stand.

Mit gramvollem Blick starrte er nach draußen in das Flockengewoge. Seine Seele lechzte nach Glauben, nach dem starken, lebendigen Glauben, der das innere Feuer in ihm entzündete, der die Verzweiflung brach, ihn führte und hielt.

Er sann und sann. Alles versank um ihn her. Alles, was bisher geleuchtet, getönt, geduftet, wurde kalt, von Todesfrost erstarrt. Alles wurde zu Salzgeschmack auf seiner durstigen Zunge, was ihn bisher

gelabt. Alles wurde ekelerregend vor der einen brennenden Sehnsucht. Er hätte sich selbst gern hingegeben in diesem Augenblick, wenn er hätte rufen können: „Herr Gott, ich habe deines Geistes einen Hauch verspürt!“

* *

Marianne grämte sich, als sie die Veränderung bemerkte, die mit ihrem Manne vorgegangen war. Ihr Zorn hatte sich bald gelegt. Zuerst war sie sich wie ausgestoßen vorgekommen. Ohne daß sie die geringste Schuld trug, hatte er sie schlecht behandelt. Aber als sie sich seines verstörten Ausdrucks erinnerte, der seltsamen Angst in seinen Augen, wurde ihr klar, daß ein unwiderstehliches Bedürfnis ihn getrieben hatte. Sie fand sich ab. Sie wollte nicht beim ersten Schmerz gleich verzagen. Von nun ab ließ sie ihn nicht mehr allein, nahm, um sich zu beschäftigen, ihre Mädchenarbeiten wieder auf; sie las, malte und brannte. Aber die innere Unruhe ließ sie nicht lange still sitzen. Am wohlsten war ihr noch, wenn sie in der Küche hantieren konnte in Gesellschaft der alten Magd, einem Küchendragoner voll Souveränitätsgefühl, die sie nachsichtig wie ein großes Kind behandelte.

Aber was sie auch angreifen mochte, in Gedanken war sie doch immer bei ihm. Und ihre glücklichsten, freilich oft auch ihre peinvollsten Stunden waren die nach dem Abendessen, wenn sie bei ihm sitzen konnte. Er gab sich alle Mühe, gesprächig zu sein. Nach dieser Periode tiefster Schwermut war eine verhältnismäßig glückliche Zeit gekommen. Daniel hatte ihr den „Faust“ vorgelesen, und nie, so oft sie im Theater gewesen war, hatte sie eine so tiefe Ergriffenheit gefühlt, wie nach diesen Abenden. Während sie wach im Bett lag und die wunderbaren Verse in ihr nachklangen, war wieder diese anbetende, verehrungsvolle Liebe über sie gekommen, und sie hatte sich geschworen, durch alle Schroffheiten seines Charakters sich nicht irre machen zu lassen, sondern alles von ihm zu dulden, um eines Tages ganz in seinem Wesen aufzugehen.

Eines Abends saßen sie wieder beisammen. Am Nachmittag war Daniel bei einer Kranken gewesen. Marianne hatte ihm beim Umkleiden geholfen und war voll zärtlicher Aufmerksamkeit für ihn gewesen. Nun saß sie ihm erwartungsvoll gegenüber. Er rauchte und starrte finster in die Lampe. Die Uhr schlug halb neun. Genau dreiviertel Stunden waren verstrichen, und in dieser Zeit hatte er kaum zwei Sätze gesagt.

„Gott, Mann, sei nicht so tranig!“ stieß sie plötzlich hervor.

Er fuhr zusammen.

„Was willst du?“

„Nun, sei nur nicht bös! Ich meine, du sollst nicht so bodenlos langweilig sein.“

„Hätt'st dir eben 'nen interessanteren Mann nehmen sollen.“

„Geschieht vielleicht auch noch!“ meinte sie spitz.

„Ach, Herz, mach über so was keine Scherze!“

Sie sprang auf und nahm stürmisch seinen Kopf in ihre Hände.

„Ach, mein Dani, du bist ja der liebste, beste Mensch von der Welt. Wenn du bloß nicht so gräßlich verstockt sein möchtest. Ach, das macht mich rasend, furios!“ Sie ballte die Hände und schüttelte den Kopf, um ihm ihr innerliches Toben recht verständlich zu machen. „Ich geb' dir noch mal was ein! 'n Gehirnabführungsmittel, damit du 'nen offenen Kopf kriegst. Was denkst du bloß? Ich bin doch deine Frau! Ich hab' doch 'n Recht auf deine Gedanken. Paß auf, eines Tages hab' ich auch meine Geheimnisse. Da verlieb' ich mich in jemand anders und sag dir kein Sterbenswort. In — na, ich weiß noch nicht, in wen —“

„Kind, wenn du wüßtest, wie mich das alles quält!“

Sie streichelte sanft seine Wange.

„Ich will dich nicht quälen. Aber sag mir, was du hast!“

Sie hatte sich ganz klein gemacht, sodaß ihr Kopf an seiner Schulter lag. Eine so inbrünstige Teilnahme klang aus ihrer Stimme, daß er in tiefer Ergriffenheit sie ansah.

„Du liebes, liebes Weib! Wenn ich dich nur glücklich mache! Manchmal denke ich, ich bin deiner gar nicht wert.“

„Genau das denke ich auch. Also werden wir schon einander wert sein. — Aber das quält dich doch nicht. Ich will wissen, was dich quält.“

„Was mich quält?“

„Sag's mir, Dani.“

Er sah sie zweifelnd und fragend an, mit sich selbst uneins. Dann schöpfte er tief Atem und sagte hastig:

„Mich quält der Gedanke, daß — daß ich ein total verkehrtes Leben führe.“

„Wieso denn?“ fragte sie erschrocken.

„Ja, wie leb' ich denn? In der Hauptsache meinem Vergnügen und nebenher meinem Beruf.“

„Aber, Dani, kann jemand treuer seinen Beruf erfüllen als du? Frag doch mal in deiner Gemeinde nach. So eifrig wie du —“

„Ach Gott, Kind, man kann alles bis auf den I-Punkt erfüllen und doch seinem Beruf nicht treu sein. Darüber entscheidet allein mein inneres Gefühl. Nur ich allein kann sagen, ob mein Beruf mich beherrscht, mich erhebt, ob ich von dem einen Gedanken aus alles sehe: Gott zu dienen —“

Sie schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„Man kann doch Gott dienen und außerdem noch Mensch sein — ich meine —“

Er schüttelte den Kopf.

„Niemand kann zween Herrn dienen. Siehst du, wenn ich's wirklich ernst nähme, dann wäre ich nicht hier, säße nicht in diesem bequemen Haus, führte nicht dies angenehme Leben eines Menschen, der sich nichts abgehen läßt. Dann predigte ich irgendwo den Aermsten und Verlassenen das Evangelium, denen, die es wahrhaft bedürfen, den Verkommenen. — Dann lebte ich da, wo das Leben ein Druck ist, ein wirklicher Kampf, nicht wie hier ein angenehmes Ausruhen. — Ach, aber das ist es nicht, was mich quält. Das ist noch viel schwerer.“

„Sag's mir!“

Er sah sie wieder an, als müßte er die Riegel, die sich vor seine Seele legten, zurückschieben.

„Was mich im Innersten quält, das ist das eine: daß ich nicht glauben kann. — Ich habe nicht den starken, unerschütterlichen Glauben, der allein den Frieden giebt. Nicht diesen Glauben, der Berge versetzen kann. Ach, Berge versetzen! Nicht mal meine Seele kann er aus der Verzweiflung erheben. Es giebt Augenblicke, da zweifle ich an allem. An Gott! Nicht an diesem dreieinigen Gott unserer Theologie, das würde mich wenig kränken. Aber am Göttlichen überhaupt. Ich sage mir, daß es keine Vermittlung giebt zwischen dieser Welt und jener. Wir Menschen sind zu ewiger Blindheit verdammt. Wir müssen unser Leben vollenden wie das Gras, wie alles, was seinen natürlichen Prozeß durchmacht, ohne Ziel, ohne Sinn. Alles, was wir erhoffen, sind Illusionen. Spiegelbilder unseres eigenen Seins werfen wir in das All und halten diese Schatten für Realitäten. — Und dann sage ich mir, daß die Religion nur eine Erfindung menschlicher Dummheit ist. Ein Schuft, der sie nicht bekämpft, der die Menschen noch darin bestärkt —“

„Das glaubst du wirklich?“ fragte Marianne.

„Es giebt Augenblicke, wo ich es glaube. Und das ist furchtbar! Furchtbar! — Zum Verzweifeln!“ Er preßte die Hand gegen die Stirn und sagte: „Dann möchte man lieber lebendig begraben sein als auf der Kanzel stehen. Mit jedem Wort speit man sich an. — Ach, furchtbar!“

Marianne litt mit ihm. Aber zugleich erschreckte und befremdete sie seine Heftigkeit.

„Das alles wirst du überwinden,“ sagte sie.

Er lachte bitter.

„Wenn ich alt bin, was?“

„Ja, vielleicht wenn du älter bist.“

„Wenn ich grau und alt bin und fünf gerade sein lasse, dann vielleicht. — Aber jetzt will ich's wissen. Jetzt! Jetzt! Ich will zur Klarheit kommen oder kaputt gehen. Ich bin's satt, dies ewige Schwanken. Ich komme dabei zu nichts. Ich möchte meine Kräfte brauchen und kann's nicht, weil ich's nicht wage. Ach, diese erbärmliche Ohnmacht!"

Er stützte den Kopf auf, und den Finger erhebend, wie jemand, der eindringlich zu einem anderen spricht, fuhr er fort mit heiserer Stimme:

„Siehst du, im tiefsten, innersten Herzen sage ich mir ja, daß all diese Zweifel Nonsens sind. Da weiß ich ganz genau: hinter allem giebt's noch etwas! Hinter dem Zeitlichen ein Göttliches. Das weiß ich ganz genau. — Aber warum sind meine Zweifel so mächtig? Warum schreit's immer in mir: das Leben ist ja doch ohne Sinn und Ziel. Iß und amüsier dich! Warum? — Weil ich so lebe, als wenn's so wäre. Ich selbst ersticke das Göttliche in mir. — Nur wer sich frei macht, fühlt sich befreit. Ich hänge am tierischen Behagen, am Amüsement, am stumpfsinnigen Vegetieren. Das ist es! Das ist es! Ich habe tausend Nichtigkeiten im Kopf, deshalb kommt mir der Gedanke an die Nichtigkeit des Lebens. Es heißt: ‚Wer nicht sein Leben verliert, kann es nicht gewinnen. Wer nicht hasset Weib, Eltern, Kinder, kann nicht mein Jünger sein'."

Marianne sah ihn erschrocken an; in diesem Augenblick war dieser Mann ihr wie ein Fremder.

„Es ist ja gerade, als ob es dich auch reut, daß du mich liebst."

Er legte die Hand auf ihre Schulter und, seine Augen in ihre bohrend, sagte er:

„Ja, Marianne, manchmal reut's mich auch."

Sie zuckte zusammen und wurde ganz blaß. Mit kleinen, zwinkernden Augen, während ihre Zähne an der Lippe nagten, ließ sie den Blick über ihn hingleiten, von oben bis unten. Dann fragte sie:

„Ist das wahr, Daniel?"

„Mein Herz, mißversteh mich nicht! Wie könnte es mich reuen, daß ich dich liebe?! Du bist mir das Liebste auf der Welt. Aber das reut mich, daß — ich sage mir: vielleicht liebe ich dich nicht richtig — — Mißversteh' mich nicht! Ich bitte dich — —" Er zog sie näher zu sich: „Du bist so schön, Marianne, so schön! — Als ich dich sah, da hätte ich knieen mögen vor deiner Schönheit. Aber ich möchte, daß einmal der Augenblick kommt, wo deine körperliche Schönheit nur der Abglanz deiner seelischen ist. — Verstehst du, was ich sagen will? Wir müssen uns lieben, Marianne, daß wir uns erheben, statt uns zu erniedrigen, daß wir uns befreien, nicht uns knechten. — Als du mein wurdest, Marianne, da war meine Liebe kein klärendes Feuer, nur Glut, die immer neue Glut entzündet. — Verstehst du, Marianne? So reut's mich, dich geliebt zu haben."

Sie hatte den Blick gesenkt, furchtsam und in Nachdenken versunken. Sie fühlte, wie sich etwas Trennendes zwischen sie geschoben hatte, wie aus der Tiefe seines Wesens eine Welt aufgestiegen war, die der ihren fremd, in die einzutreten sie sich sträubte. Und etwas hatte in seinen Worten gelegen, was das Weib in ihr verletzte, als wollte er einen Raub an ihr begehen und ihr natürlichstes Gefühl knechten.

Er war nach seiner Erregung in brütende Schweigsamkeit verfallen. Als sie später zu Bett gingen, waren sie beide wie beschämt und sich entfremdet. Während sie sich entkleideten, nahmen sie sich in acht, einander nahe zu kommen. Als er dann aber an ihr Bett trat, um ihr den Gute-Nacht-Kuß zu geben, löschte sie plötzlich das Licht, schlang ihre bloßen Arme, von denen die weiten Spitzenärmel herunterfielen, um seinen Hals und preßte ihn an ihren weichen, unter dem dünnen Battist so warmen Körper, und mit heißeren Küssen als je zuvor seine Lippen bedeckend, flüsterte sie:

„Du mußt mich lieben, wie ich bin! Wie ich bin! — Hörst du, wie ich bin!"

Briefe.

Von Eduard Mörike*).

An Wilhelm Waiblinger in Stuttgart.

[Stuttgart, Mitte August 1824.]

Lieber Getreuer! Wieder bin ich im Waldhäusle am frühen Morgen, alle meine Fenster laß ich offen, damit ich dem frischen Regen, der immer kernhafter auf meine Bäume tröpfelt, fein behaglich zuhören kann. Nicht wahr? wir kennen uns sogar bis auf den Punkt von der Witterung — von der guten wie von der bösen (!— Nein!), und daß es zuweilen höchst angenehm ist, wenn so der Tag recht früh mit Flößerstiefeln naß und melancholisch angerückt kommt. Dieser und dadurch gewissermaßen unser eigenes Wesen scheint dann einen bestimmten, geruhigen Charakter zu bekommen, das Leben selber scheint, wie das Grün von Bergen und Bäumen, auf diesem sanften, aschgrauen Grund erst recht beachtenswert und innig. Unser Innerliches fühlt sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungestüm draußen versteckt, mit hellen Augen durchs Vorhängel, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen. O lieber Wilhelm (weil Du ja den Namen schon lang nicht mehr wirst gehört haben, brauch ich ihn, jedoch halb mit Scheu und Zaudern), wenn Du jetzt hier bei mir auf dem Sopha meines Gartenhäuschens säßest und sähest die freundliche Dämmerung drin, die leeren Stühle so etwas geistermäßig umherstehen und den Regen hart neben uns — überall Ruhe und fast Wehmut! Dann, denke ich, müßt es Dir auch so sein wie mir, wohl nämlich, halb weinerlich und lustig . . .

Ich möchte jetzt doppelt so gerne um Dich sein, da Dir — ohne Vorwurf — ein zweiter mehr sein muß als je und Du ihm ebenso viel willkommener — warum sag ich nicht: edler auch? wenigstens denk ich mirs. — Vorhin — plötzlich und unerwartet ändert sich die Landschaft draußen: so ist's nur ein leichter Sommerregen gewesen, und die helle Sonne liegt wieder auf Baum und Busch. Sogar mit **meiner** Stimmung ists dadurch schnell anders geworden: statt daß ich Euch herbeiwünschte, möcht ich eher Flügel bekommen, um unter Euch treten zu können; Ihr habt Freude und Leid droben, mit dem ich in mehr als **einem** Bezug so verwachsen bin, daß mich oft eine Angst befällt, wie wenn Ihr mit einem von mir losgerissenen Teil, mit einem Substrat von mir magnetische Versuche triebet. Als ich gestern einen sehr inhaltsreichen Brief von Flad bekam, überlief mich beim Oeffnen ein fühlbares Zittern; aber was die Nachrichten für einen Eindruck in mir hervorbrachten, kann ich Dir nicht beschreiben. — Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonders peinlicher Zug, daß alles, auch das Kleinste, Unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt, irgend eine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines inneren Wesens herausstört und zwingt. Mit meiner älteren Schwester besonders und mit Klärchen treib ich mich um. Du begreifst nicht, welchen Einfluß jene auf mich ausübt, und wie wir uns von ferne verstehen; ja sie hilft mir oft, ohne es nur zu wissen, dem Verständnis meiner selbst auf die Spur, wovon ich Dir jetzt absichtlich nur ein höchst unbedeutendes Beispiel geben will. Tret ich mit ihr in ein Zimmer, dessen Tapete und sonstiger Ausdruck mir neu und unterhaltend ist, und antworte ich auf ihre Frage, wie mir

*) Aus: Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. 1. Band (1816—1840). Herausg. v. Rud. Krauß. Mit Mörikes Jugendbildn. nach J. G. Schreiner. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. 340 S. M. 4,—.

das alles gefiele, fast mit Entzücken über einen solchen anmutigen Aufenthalt, so kann mich zwar ihre ganz entgegengesetzte Ansicht sehr frappieren; dennoch aber, während sie die einzelnen Gründe dagegen schnell und leicht anführt, wird mir die ganze Herrlichkeit auf einmal zu nichts, und ich finde, daß auch bei mir im Hintergrund eine Stimme ganz dunkel schon dagegen gewesen ist, die vielleicht nur durch das Bestechende irgend eines zufälligen Reizes unterdrückt ward; und von jetzt an scheide ich mit lebhaftem Mißfallen von dem Zimmer, das um seiner sonderbaren, geheimnisvollen Einsamkeit, ja sogar um des darin verbreiteten Geruches willen meiner gegenwärtigen Stimmung so sehr entsprochen hatte. Ich sehe nun auch wirklich das ein, daß selbst dieses Behagen an der mystischen Abgeschiedenheit bloß Selbsttäuschung war, kein reiner, bleibender Genuß, nicht ein lauterer, sondern ein höchst unfreundlicher Eindruck.

Und so gehts durchweg — in den bedeutendsten Lebensbeziehungen, so daß dieses oder jenes schöne Verhältnis, wie ich es bisher mit einem eigenen Gemisch von Lust und Unlust und darum nach meiner Art mit einem Uebergewicht der letztern betrachtete, nun, nachdem die Schwester mirs unwillkürlich von einer andern Seite gezeigt und mit treffenden Worten klar ausgesprochen hat, eine unbegreiflich günstige Aenderung für mich erlitten zu haben scheint, einen überaus liebreichen, herzlichen Bezug für mich gewonnen hat. — Auf eine andere Art steh ich mit Klärchen: da ist die Bewunderung auf ihrer, die Wirkung oder vielmehr der Betrug geht von meiner Seite aus. Ich mache ihr tausend (jedoch unschädliche) Sachen und hohle Nüsse vor, wodurch sie außer sich selbst gesetzt wird und mich mit großen Augen ansieht, bis wohl auch zuweilen diese Bewunderung in ein lautes Schreien, Weinen und Hilferufen gegen das zitierte Geisterreich ausschlägt . . .

* *

An Ludwig Bauer in Ernsbach.

Stuttgart, den 9. Dezember 1828.

Vor ein paar Minuten hab ich Deinen Brief vom 1. Dezember erhalten (nach einem langen Umweg, den er mit Nach- und Wiederzurückschicken machte, weil ich in der Zeit verreist war). Ich möchte nur Wunderworte haben und eine Adlersfeder vom Halpfelberg, daß ich Dir sagte, wie freudig er durch meine Seele tobt. Das hat auch seine besondere Bewandtnis. Ich will Dir sagen. Schon den ganzen Sommer her, den ich teils in Scheer, teils in Buchau, dann mit ewigem Reisen in Gesellschaft meines durch Familiengeschichten bedrängten Onkels Prokurator M[örike], z. B. nach München, aber nicht nach Augsburg, und zuletzt hier in seinem Haus hinbrachte, kamen der Augenblicke genug, wo die alte Liebe zu Dir wie mit hundert Messern in mir wühlte. Das hat seine Richtigkeit, unbeschworen, oder ich bin ein Hundsfott. Nun ging ich hier einen Handel mit Franckh, Du weißt schon, mit seiner Damenzeitung, ein; ich machte aber die Präliminarien schon so halb und halb mit Bangen, wie die Katze, die im Regen ihre Pfote nicht naß machen will. Ich sah — oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den E. Möricke besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungenschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. Das ließ ich aber dem guten Kerl nicht gelten, oder vielmehr ich hörte ihn gar nicht an und wies ihm — die 50 fl. monatliche Vorausbezahlung, die mir der Buchhändler ungefordert gab, eh er fast einen Buchstaben von mir hatte; die erste Wurst aber, so ich von dem Gelde aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh vierzehn Tage vergingen, hatte ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe u. s. f. — Höre, Bruder! Du wirst bei diesen Zeilen bereits ein verdrießlich Gesicht gemacht haben; bevor Du aber ausrufst: „Der Teufel soll ihn holen! Es ist ihm nichts recht. Es will nirgend voran mit ihm, und ich ziehe meine Hand von ihm ab", so bedenke, was für eine bemitleidenswerte Sache es ist, wenn einer das Miserere kriegen will! . . . Bevor Du es soweit mit Deinem Freund kommen lässest, gieb ihm Deinen Rat! Du bist sein bester Doktor, denn Du kennst seine Natur am gründlichsten. Sieh! Da war ich neulich bei meiner Mutter in N[ürtingen], sagte ihr den ganzen Krangel so offen, wie [ich] ihn da Dir sagte. Sie erschrak und betrübte sich nicht wenig; sie meinte, ich würde nun morgenden Tags den ganzen Plunder über den Haufen werfen, den Kontrakt mit den Zähnen in Stücke reißen, das Logis, das ich mir seit etwa sechs Wochen gemietet, in Brand stecken und dem Satan und seiner Großmutter durchs Kamin nachfliegen. So arg wars freilich noch nicht. Ein kleiner Revolutionsplan war im Hintergrund meines Kopfs aber schon angelegt: ich dachte mir so eine artige und manierliche Piano-Auflösung, und die Haut juckte mir tüchtig. Einige Einwendungen konnte ich meiner Mutter nicht bestreiten, andere hätt ich einem Freund, wie Du, wohl widerlegt. Zu den erstern gehört z. B. einige Blamage bei meinen Verwandten und sonst Leuten, die gerne lachen und Impotenz dahinter suchen. Doch das ließe sich machen; zur andern Hälfte gehört die Frage, warum ich mich wenigstens nicht ein Halbjahr zwingen könne. Sieh! dies alles ging und kreuzte und trommelte und zischte durch mein Inneres, ich stand düster am Fenster und fraß an meiner Faust — da flog es mit einmal wie ein Licht in mir auf: der Gedanke an Dich wars. Ich rief plötzlich meiner Mutter zu: „Wenn nur jetzt der Bauer da wär!" — „Ja, das ist wahr," sagte sie ganz aufgeheitert. „Wenn er doch gleich zur Thür rein spräng!" — Bei Gott! ein paar Sekunden lang beging mein Geist die sonderbare Thorheit, mir zuzuflünern, Du werdest kommen. Ich lauschte wie ein Wild, wenn es plötzlich stillestehend die Oehrlein reckt, weil der Jäger pfiff. O wie zog ich an Deinem Herzen! Aerger kann der Bube nicht am Glockenstrang sich verzappeln, wenn es in seines Vaters Haus brennt. — Bauer, Bauer! und heut bekomm ich Deinen Brief. Was ist das? Hast Du mich läuten hören? Ich glaub es, wenn zehn Stock-Professores sagen: „Was! Sympathie!" Ich muß Dir, eh ich auf Deinen Brief zu sprechen komme, doch noch bemerken, daß ich eine Reise zu Dir so hudel- und rudelschnell projektierte, als ein Feuerrad im Kopf nur laufen kann. Bei besserem Verstand sah ich aber gleich die Haken, oder vielmehr meine Mutter zeigte sie mir, ließ mich aber doch drauf denken, Dich bald zu sehen.

Wie ich Deinen Brief nach dem ersten flüchtigen oder fliegenden Lesen niederlegte, rief ich überlaut: „Lieber, herrlicher Kerl!" sodaß mein Ofen im Eck nicht wußte, mit wem ich denn rede, und meinte, es ging ihn an; doch sagt' er nichts. Daß mir die hellen Tropfen vorm Aug standen, sah hingegen der Esel nicht.

Jetzt bin ich in einer munteren Stimmung und könnte tanzen. Du brennst mir durch alle Adern. Sinn ein Orakel aus! bring mir's mit! heut lieber als morgen, und ich will es befolgen, wär's auch, daß man mir einen glühenden Pfahl . . . die Gurgel herauftreiben müsse.

Noch eins, damit Du mich doch einigermaßen begreifst, was meine Aversion vor der Zeitungsschreiberei betrifft. Das, was ungefähr von Poesie in mir steckt, kann ich nicht so tagelöhnermäßig zu Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich zu so einer Arbeit hinsetze, auch schlechterdings nicht imstande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freiern, unbefangenen Zug der Begeisterung zu bekommen, wie es doch sonst bei mir ist oder war, wenn ich für mich oder gleichsam für gar niemand etwas unternahm. Gleich verkleinert und schwächt sich alles, was eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an, wo ich fühle, daß ich's für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet. Dann zupft es auch immer an mir, ich solle und müsse Gegenstände von höherem Wert, größerer Ausdehnung und in bedeutenderer Form vornehmen. Damit meine ich die dramatische, deren Wesen

in Verbindung mit einem mächtigen Stoff mich auch (nächst dem Lyrischen) fast einzig in die rechte Wärme kommen läßt, während ich bei jeder prosaischen Erzählung bald ungeduldig und laß werde, besonders unter Umständen, wie sie mir der Gang der Zeitung und das ganze Manufakturwesen mit sich bringt. Ich denke oft mit tiefer Sehnsucht an meine früheren Plane, und zwar immer noch mit Hinsicht auf Dich . . .*) Seit einiger Zeit aber schwebt mir mit heller Deutlichkeit eine Gattung von tragischen und komischen Schauspielen phantastischer Natur vor, welche meiner eigenen vielleicht auch näher steht, als das Historische. Ich habe eine Erfindung dieser Art im Kopf zur Probe angesponnen, die ich, je eher, je lieber, zur Ausführung bringen möchte. Aber so etwas, was ich wie einen goldnen Schatz nach Herzenslust und ungestört haben möchte, darf mir in meiner gegenwärtigen Lage nicht einfallen; sonst möcht ich gar aus der Haut fahren . . .*)

* *

An Wilhelm Hartlaub in Wermutshausen.

[Cleversulzbach,] den 7. November 1837.

Etwas Nettes hab ich erlebt, das muß ich Dir gleich frischweg mitteilen. Ich ging heute Morgen etwa um halb elf bei ziemlichem Wind, aber sehr schöner Sonne am Bach hinunter spazieren. Wir beide, glaub' ich, haben den Weg nie zusammen gemacht. Er ist auf der rechten Seite des Bachs hart am Börrenberg hin, und man sieht durch das Erlengebüsch über die Wiesen weg auf die nahe Chaussee (die Neustadter nämlich), mit der man lang in gleicher Linie bleibt. Auf einmal höre ich Mädchengesang, mehrere Stimmen, vom Städtchen her, und ich bleibe stehen. Es dauert kurze Zeit, so kommen ihrer drei hinter dem Vorsprung jener hohen Wand herum, an der Du mit Konstanze schon vorübergingst. Die eine, die schlankste des Kleeblatts, lief in der Mitte und sang besonders klar und keck im rüstigen Daherschreiten, die andern wenigstens nicht falsch. Die Melodie schön, eigentümlich, was man nur sagen kann! Vom Text verstand ich nur von Zeit zu Zeit ein Wort: „Wir Schwestern — wir schönen.“ Dies kehrte immer wieder. Endlich hörten sie auf. Im Heimgehn sann ich nach, wie ich den Text am schicklichsten bekomme. Und sieh! in weniger als zehn Minuten hatte ich ihn. Ich gehe nämlich durch den Garten und finde die ledige Johanne B., die uns gewöhnlich arbeitet, mit Schoren beschäftigt. — „Hanne, kann Sie nicht ein Lied? Es kommen die und die Worte drin vor.“ Sie besann sich ein wenig. „Jawohl kann ich's, Herr Pfarr.“ — „So sag Sie's her! Nur ohne Anstand!“

Wir Schwestern zwei, wir schönen u. s. w.**)

Was sagst Du zu diesem Geschichtchen?

Und nun, was weiter? Ich habe Dir so kurz erst geschrieben, daß ich fürwahr nichts weiß. Klarissa***) liegt im Bett. Die l. Mutter sitzt vor einem Korb mit dürren Bohnen und macht sie aus. Und draußen schwingt der Wind die gelben Bäume. In einer halben Stunde ist es Nacht . . . Apropos, Herr Vikar hat uns gestanden, daß er wirklich alle Nacht sich nur im Schlafrock auf den bloßen Boden am Ofen niederlegt, um ein unheimliches Wesen in möglichster Nähe zu behorchen. Erst um zwei Uhr legt er sich ordentlich nieder.

Das ist nun die Wahrheit. Was aber das Liedchen von vorhin betrifft, da hab ich Dir einen kleinen Bären aufgebunden. Es ist von mir und hat sich neulich morgens im Bett unmittelbar nach dem Erwachen wie von selbst gemacht. Ich wollte nur, daß Du es unbefangen lesen sollst (was nun geschehen ist) und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volksliedes auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht. Du zeigst es nicht weiter.

Leb wohl! Tausend Grüße

Dein Eduard.

*) Ein Stück des Briefes ist abgerissen.
**) „Die Schwestern“ (Gedichte, S. 64).
***) Klara Mörike.

Echo der Zeitungen

Wie ein Roman entstand.

Von **Wilhelm Hegeler** (Groß-Lichterfelde).

An einem nassen, frostigen Sommerabend hatten sich einige Bekannte bei mir zusammengefunden. Ich war gerade im Umzug begriffen, und das Zimmer starrte von Ungemütlichkeit, mit seinen nackten Fenstern, den halb gefüllten Bücherkisten und dem zusammengerollten Teppich, der den Eindruck erweckte, als wäre dem Fußboden die Haut abgezogen. Unsere Stimmung war ziemlich kläglich; woran wir im einzelnen litten, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur, daß sich ein Maler unter uns befand, der soeben Vaterfreuden erlebt hatte, und eine Schauspielerin, die in das Fach der Mütter übergehen sollte. Als einer nach dem anderen verstummt war, sagte die Schauspielerin schließlich: „Kinder, da ihr alle so vor Vergnügen berstet, will ich euch eine Schauergeschichte erzählen, dann wißt ihr wenigstens, warum ihr so mieße Gesichter macht.“ Und was ich nun in trockener Kürze berichte, erzählte sie lebendig und wahr.

In einem Fischerdorf liebten zwei Männer dasselbe Mädchen, der eine war riesenstark und wild, der andere sanft und schwächlich. Das Mädchen wählte diesen. Als nun der Starke eines Tages die Beiden traf, nahm er seinen Nebenbuhler beiseite und sagte zu ihm: „Wenn du das Frauenzimmer heiratest, dann schwöre ich dir, daß ich sechs Wochen nach der Hochzeit wiederkomme und euch beiden das Genick umdrehe.“ Darauf stach er mit seinem Fischerboot in See, und der Sanfte heiratete seine Braut. Aber er wurde seiner Tage und Nächte nicht froh, sondern wartete immer und wartete. Tags über stand er am Ufer und starrte auf die auftauchenden Segel. Vom vielen in die Ferne Schauen bekamen seine Augen etwas Fremdes und Fernes, und seiner Frau kam er manchmal ganz geistesabwesend vor. Als sechs Wochen um waren, erblickte er wirklich das erwartete Boot. Bei anbrechender Nacht mußte es mit der Flut ans Land kommen. Nun saß er bebend vor Angst in seinem Bett, und jeder Windstoß, der am Hause rüttelte, jagte ihm Frostschauer durch die Glieder. Der Mond ging auf. Da hörte er an der Hausthür Geräusch, als wenn einer bohrte oder sägte. Die plötzliche Nähe der Gefahr, der Anblick seiner ruhig und fest schlafenden Frau gaben dem Schwächling tückische Schlauheit und wilden Mut. Er schlüpfte aus dem Bett, holte Hammer sowie einen langen rostigen Nagel und schlich hinunter. Von draußen schnitt jemand eine kleine Oeffnung durch die Thür. Es dauerte lange, bis das viereckige Stück herausfiel. Als dann aber zusammengepreßte Finger sich durch das Loch schoben, als eine Handfläche nachfolgte, da packte er den Hammer, und mit zwei, drei wuchtigen Schlägen nagelte er die Hand am Holze fest. Als morgens das Weib ihren Mann nicht in der Kammer bemerkte, ging sie hinunter, ihn zu suchen. Sie fand aber einen Fremden, einen Menschen mit eisgrauem Haar, mit blödem Lächeln auf dem gänzlich veränderten Gesicht, einen Narren. Die Furcht hatte dem armen Teufel den Verstand geraubt. Im leeren Thürholz steckte der rostige Nagel. —

Mir wollte diese Geschichte nicht aus dem Kopf. Sie tauchte immer wieder auf, nahm immer wieder neue Züge an. Dieser furchtsame Phantasiemensch, dies Gefäß der Angst und Einbildung, den ein Nichts, ein dummes Wort um Ruhe und Verstand brachte, beschäftigte mich ohne Unterlaß. Nun war ich seit langem mit zwei Brüdern bekannt, die wegen ihres ähnlichen und doch verschiedenen Charakters und infolge der Verschiedenheit ihrer Lebensstellung — der eine war Offizier,

Pastor der andere — sich fortwährend in den Haaren lagen. Unwillkürlich wurden aus den fremden Fischern diese beiden mir nah stehenden Menschen. Doch hatte die Sache einen Haken. Wohl konnte ein armseliger Strandeinsiedler, ein Schwacher im Geist mit seiner wühlenden, durch nichts abgelenkten Einbildungskraft dies Sandkorn so riesenhaft anschwellen lassen. Aber ein gebildeter Mensch, ein Mensch, der in der Welt lebte, ein Pastor! Und doch war es gerade dieser Pfarrer, dieser sich zernagende, an allen Satzungen des Himmels und der Menschheit feindselig zweifelnde Mann, der mich am meisten lockte. Ihm aber mußte zum Fürchten und Hassen ein triftigerer Grund gegeben sein. So stieg mir ganz allmählich das Weib auf, zwischen den Brüdern stehend, unwissentlich anfangs das Gift der Eifersucht in beide gießend, wie sie in ihrem Wesenszwiespalt, mit ihrer feineren Geistigkeit und der sinnlichen Schwachheit bald dem einen, bald dem anderen sich zuneigte, bis sie schließlich des Pastors Frau wurde. Nun war es nicht mehr die bloße Drohung, die seinem Argwohn neue Nahrung gab, nicht mehr die platte Furcht fürs Leben. Das Liebste, was er besaß, das Weib selbst, war der Gegenstand seiner Angst.

Aber auch so war der Kreis noch nicht geschlossen. Alles schien gegeben. Das Kain- und Abel-Verhältnis der Brüder, die Frau, die den Konflikt auf die Spitze trieb. Aber das Resultat! das Resultat! Sollte das alles wirklich auf einen rostigen Nagel, auf über Nacht gekommenen Wahnsinn und ergraute Haare hinauslaufen? Je länger ich mir das ausmalte, desto unmöglicher schien es mir. Aber Rat wußte ich keinen. So wurde ich, um aus der Narrheit herauszukommen, selbst zum Narren. Nichts schrecklicher, als diese durchwachten Nächte, wenn man im Morgengrauen schlafen geht und tausend Möglichkeiten die aufgeregte Phantasie umkreisen und doch die eine Notwendigkeit ihr nebelfern bleibt. Schließlich verreiste ich. In ein verlorenes kleines Landnest. Hier grübelte ich weiter, ging tags spazieren, sprach mit keiner Menschenseele außer meiner Gastwirtin, die, ob ich wollte oder nicht, mir immer wieder von einem kürzlich in der Gegend geschehenen Raubanfall erzählte. So ging ich eines Nachmittags wieder meinen Weg und geriet auf eine Chaussee in tiefem Wald. Ein kolossaler Sturm brach Aeste und Zweige und rauschte, heulte, sauste wie ein Konzert vieler Stimmen. Da sah ich aus der Ferne zwei Männer auftauchen, kotbespritzt, mit dicken Knotenstöcken und fatalen Gesichtern, Gestalten, für die man sich vielleicht auf der Bühne begeistert, aber kaum auf einsamer Straße. Und überhitzt, genährt mit selbstbereiteten Aengsten, wie ich war, fiel mir gleich der Raubanfall ein. Und wie jetzt der eine die Straße überschritt, als suchte er mir den Weg abzuschneiden, so daß ich zwischen ihnen beiden durchgehen mußte, nahm ich meinen Spazierstock und sagte mir: Sobald der Kerl drei Schritte nahe ist, schlägst du ihn nieder! Du schlägst ihn nieder! Ganz einfach. Besser der, als du. Haust ihn einfach nieder! . . . So gingen wir aufeinander zu. Da, knapp drei Schritte vor mir — mochte eine Lache am Wege oder ein herabfallender Ast ihn stören — biegt er ab und geht auf die Seite seines Gefährten. Ich aber, weitergehend, fühle, wie mir immerfort kalte Schauer den Rücken hinunterlaufen, als wenn mir jemand von hinten einen Eimer Wasser nach dem anderen übergießt. Ich denke nicht an meine kapitale Dummheit, an die möglichen Folgen meiner hasenherzhaften Tollkühnheit. Ich denke nur: niederschlagen muß der Pastor seinen Bruder. Er schlägt ihn nieder. Ganz einfach! Niederschlägt er ihn! — Und im selben Augenblick sehe ich auch den Pastor auf der Kanzel stehen, wie er zu seiner Gemeinde sich heruntergebeugt und spricht: Ein unehrlicher und verlorener Mensch bin ich. Ein Gefäß voller Haß, Verzweiflung und Lüge. Von Gott erzähle ich euch, an den ich nicht glaube. Das Evangelium der Liebe predige ich euch und habe doch meinen Bruder erschlagen. Ja, ja, ich, euer Pastor, habe ihn mit diesen meinen Händen umgebracht!

Dieser Augenblick war die Krisis gewesen. Plötzlich beruhigt, ging ich nach Hause und reiste ab. Mit der Arbeit ging's nun wie im Sturm. Alles, was schon dastand, hatte jetzt einen tieferen und stärkeren Sinn bekommen, als wenn ich es schon auf das mir unbekannte Ziel geschrieben hätte. —

So hat sich der armselige Fischersknecht in den mit Himmel und Menschheit hadernden Pastor Klinghammer verwandelt, der erst Frieden findet, nachdem er eine Blutthat begangen, und aus der kurzweiligen Schauergeschichte eines frostigen Sommerabends ist ein dickleibiger Roman geworden, an dem ich manche Winternacht geschrieben. Freilich, ob's nicht vielleicht besser bei dem Fischer, beim Loch in der Thür und dem rostigen Nagel geblieben wäre, vermag ich nicht zu entscheiden. *(Berl. Tageblatt.)*

Auszüge.

Ein Seitenstück zu dem hiervor abgedruckten Beitrag Hegelers ist das ähnliche Selbstbekenntnis Gustav Frenssens, das der diesjährige Weihnachtsalmanach der Groteschen Verlagsbuchhandlung enthält. Es ist nach dem Erscheinen der „Drei Getreuen", also vor dem „Jörn Uhl" geschrieben worden und war ursprünglich ein Vortrag für einen engeren Kreis von Hörern. — „Eigentümlich ist es," heißt es in dieser Schilderung, „und es hat fast etwas Lächerliches zu erzählen, wie das Werk anhebt zu entstehen. Ich habe einmal von einer Dame, die dabei gewesen ist, gehört, daß Theodor Storm und Paul Heyse eines Abends in Hademarschen von Ideen gesprochen hatten, ob diese geeignet wären, und warum jene nicht brauchbar wäre, und Hermann Heiberg hat mir einmal erzählt, daß Theodor Storm ihm gegenüber über den Mangel an Ideen zuweilen lebhaft geklagt hätte. Diese beiden Dichter gingen also von Ideen aus. Eine Idee ergriff sie.

„Wenn ich nun von mir reden darf, ich erlebe es anders. Ich gehe eines Tages über die Heide — einerlei, ob wirklich oder in Gedanken — ein trüber Tag, Regen und Westwind, in der Ferne Gehöfte und Nebel. Oder ich gehe — meistens wieder im Regen und bei bewölktem Himmel, wie wir ihn ja so häufig haben — den Deich entlang, der unsere Gemeinde gegen die See schützt; dann kommt es: es erscheinen wie in der Ferne, in dieser Landschaft, die Gestalten von Männern und Frauen, erst einzeln, dann mehrere, undeutlich, in Nebel zurücktretend und wieder hervorkommend. Sie haben Gesichter ohne Bewegung und Ausdruck. Der Gang ist schwer, als hätten sie alte rostige Eisenschienen an den Beinen. Sie sehen aus, wie Adam ausgesehen haben mag, als der liebe Gott ihn im Rohguß fertig hatte und eine Pause machte. Und dennoch kann man von diesen Erscheinungen, die da so gleichgültig und faul im Nebel gehen, die Augen und Gedanken nicht abwenden. Sie haben etwas an sich, als sagten sie: ‚Sieh uns näher an, du wirst sehen, wie interessant wir sind. In uns ist eine ganze Welt. Mach du uns fertig!' Je länger man dann hinsieht; immer wieder, durch ein halbes Jahr oder ein ganzes, immer deutlicher werden sie, man erkennt die Augen, dann ihren wechselnden Ausdruck. Die Bewegungen werden leichter, die Gestalten kommen näher, sie gehen neben einem auf allen Wegen. Sie erzählen immer deutlicher und klarer von all dem, was sie erlebt, gedacht, erfahren haben. Die Gestalten werden immer mehr Persönlichkeiten. Man verkehrt die ganzen Tage mit ihnen, und sie stehen, bis der Schlaf kommt, neben dem Bett. Ja, es ist nicht unmöglich, daß sie auch noch im Schlaf zu uns reden.

„Am allermeisten bin ich gefragt worden, ob vorher so etwas wie ein Plan oder ein Gerippe des ganzen Romans fertiggestellt wird. Es ist nach dem eben Ge-

sagten klar, daß man zuerst Erscheinungen, Gesichte gehabt haben muß. Darnach, wenn sich bestimmte Persönlichkeiten, so deutlich wie leibhaftig, und mit einem so interessanten Wesen und Leben, daß es erzählenswert ist, vorgestellt haben: dann mögen wir immer daran denken, einen Plan zu entwerfen. Man braucht ihn aber kaum niederzuschreiben. Man hat auch nicht recht Zeit und Ruhe dazu. Man hat den brennenden Eifer, andern zu erzählen, was man gesehen hat. . . Man fängt also an zu erzählen, was man gesehen hat. Man schreibt das nieder; natürlich ganz mechanisch, roh, große Buchstaben, ausgestrichen, wieder hingestrichen. So eine Manuskriptseite sieht sehr bunt aus, doch glaube ich, nicht häßlich. Man sieht ihr an, daß der Schreiber mit seinem Geist irgendwo anders war, nur nicht beim Schönschreiben. Es liegt aber doch etwas von der Freude des Erzählers auf dem Papier und von der Wärme der Seele dessen, der die Buchstaben malte.

„Man kann nicht alles gebrauchen, was die Erscheinungen erzählen. Es ist viel mehr da, als man braucht. Man muß dann zu den Erscheinungen am Schreibtisch sagen: ‚Das nicht! Anderes!‘ Oder sie erzählen zu rasch: dann muß man sagen: ‚Warte, ich kann nicht mitkommen.‘ Oder: ‚Vergiß dein Wort nicht: ich muß mir eine andere Feder nehmen.‘ Man ist bei dieser Unterhaltung, so sich zwischen dem Protokollführer und dem Delinquenten des Menschenschicksals vollzieht, nicht durchaus höflich. Man sagt einander die Wahrheit. Die Unterhaltung bleibt freilich in leidlich guten Formen; doch werden die Frauen des Hauses zuweilen durch laute Ausrufe erschreckt, die bis in ihr Revier dringen. Diese Ausrufe sind meist plattdeutsch, denn sowohl der Autor, wie seine Gesellschaft sprechen fast immer plattdeutsch. Das Hochdeutsche ist ihnen beiden eine fremde angelernte Sprache.

„Aber das sind erst die Anfänge. Ich hause in meinem Pastorat in einem großen Zimmer, Boden nicht allzu hoch, schwere Balken scheinen von oben her schwer aufzuliegen, als pressen sie die Luft zusammen und machen sie schwerer. Niedrige Thüren mit altem Schnörkelwerk, in der Mitte ein großer Tisch, rund umher Altväter Hausrat. In dem Zimmer wird es immer lebendiger. . . Am schlimmsten geht es her, wenn es zu großen erschütternden Ereignissen kommt. Dann treten alle andern zurück und sehen mit großen Augen auf den, der in der schwersten Stunde, im sauersten Kampf seines Lebens steht. Man möchte dann gern helfen; aber man ist machtlos, ganz und gar. Man ist ein armseliger Zuschauer. Man darf nicht einmal ein einzig Wörtlein dazwischen reden. Denn man ist stumm. Ein stummer Protokollführer ist man. Und man führt das Protokoll um so besser, je kälter und ruhiger Blut man sich in solcher Stunde zu bewahren weiß.

„Wenn dann so in vielen stillen, fleißigen, heißen Stunden die erste Niederschrift gemacht, mit fliegender Feder: während dann und wann neue Gedanken für die zweite Niederschrift nebenbei notiert werden, dann geht es an diese zweite Niederschrift, welche etwa um ein Drittel umfangreicher wird. Da werden die Szenen ausgemalt, Uebergänge angebracht, vielleicht noch ganz neue Kapitel eingefügt. Das Ganze wird ruhiger, deutlicher, epischer. Endlich wird eine dritte Niederschrift gemacht, welche keine Reinschrift ist; denn noch immer wird geändert, namentlich vieles ausgestrichen. Aber es genügt, daß der Verleger zufrieden ist und, nachdem er das Paket zugeschickt bekam, nach wenigen Tagen schreibt: Zum Verlage nicht abgeneigt; bitte Bedingungen stellen.“

* *

Noch an anderer Stelle wurde das Problem des dichterischen Schaffens erörtert. In einem Feuilleton „Der Dichter und seine Gestalten“ (Frankf. Ztg. 323) sucht Hermann Faber zu zeigen, daß im Gegensatz zum bildenden Künstler der Dichter seine Gestalten nicht gesehen, d. h. erlebt, sondern daß er sie nur mit dem inneren Auge gesehen haben, sie — mit Goethe zu reden — „durch Antezipation“ besitzen müsse, um sie gestalten zu können. In Uebereinstimmung mit dem, was neulich Wilhelm Hegeler anderwärts (s. Sp. 174) ausgeführt hatte, wird vom Dichter hier gesagt: „Nicht einfach wie andere, sondern hundertfach, tausendfach lebt er sein eigenes Leben. Im bunten Wechsel seiner Stimmungen, seiner auf- und niederwogenden Sehnsucht keimen, wachsen und lösen sich von ihm zahllose Menschenkinder: Herrscher und Heiliger, Uebermensch und Asket, Grandseigneur und Proletarier. Keine Seelenregung, die er nicht erleben könnte: Haß und Liebe, Großmut und Habgier, Ehrgeiz und Entsagung, Weltverachtung und Erobererlust, Geiz und Verschwendung; er vermag offenherzig und mißtrauisch zu sein, intrigant und harmlos, kindlich und raffiniert, eifersüchtig, neidisch, rachsüchtig, voll Menschenliebe und voll Menschenhaß. Ein Freund der Frauen, liebt er nicht wie andere einen bestimmten Typus, sondern schwärmt bald für die Käthchen und Gretchen, bald für eine Madonna, bald für eine Messalina und hat doch wieder Stunden, wo er sie alle miteinander hassen und verachten kann. Zu den edelsten Handlungen und zu allen Verbrechen fühlt er die Anlagen in sich. . . . Daher finden sich auch bei ihm, wenn seine Natur nicht vom Charakter beherrscht wird, so viele Widersprüche der Anschauungen als Stimmungen, als Menschen in ihm leben, daher erscheint er dann häufig unzuverlässig, wird ein Schrecken der guten Staatsbürger und eine Gefahr der armen Frauen. Aber ehe die Welt ihn darob lästert, sollte sie verstehen, daß er oft gerade um den Preis der Bürgertugend zum Dichter wird, und diesen Dichter braucht die Welt nötiger, als er sie; denn die Wirklichkeit giebt nicht ihm ihre Gestalten, sondern er beschenkt sie mit seinen, und sie kann ihm nicht viel mehr dazu leisten, als etwa Geburtshilfe; sie kann ihm nicht mehr reichen, als den Schlüssel, mit dem entfliehend er in das unergründliche Zauberdunkel seiner Seele hinabsteigt, ins Reich der Mütter, um dort die Ideen zu schauen, ‚umschwebt von den Bildern aller Kreatur‘, und Helena, die Schöne, ans Tageslicht zu bringen. Was er noch der Beobachtung der Außenwelt entnimmt, an charakteristischen Zügen, das wird wohl dazu dienen können, die Menschen seiner Innenwelt anschaulicher zu machen, in eine schärfere, oft nur zu grelle Beleuchtung zu rücken, aber für das, was Wesen und Wert seines Werkes ausmacht, ist es doch immer von zweiter und nur heute vom Naturalismus sehr übertriebener Bedeutung.“

* *

Das Thema der litterarischen Ueberproduktion war in letzter Zeit durch die bekannte Denkschrift Prof. Karl Büchers über den deutschen Buchhandel auf die Tagesordnung gestellt worden: in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 266) nimmt Dr. Oscar Bulle nochmals das Wort, um die Entstehungsursachen dieser Ueberproduktion zu untersuchen, die nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch auf dem der schöngeistigen Produktion bis zur Unerträglichkeit gediehen sei.

„Auch sie ist zur krankhaften Ueberproduktion geworden, weil die ängstliche Hast des Hervorbringens von druckbaren Werken jede ruhige Entwicklung der Persönlichkeit in den Hintergrund drängt. Nichts gilt in diesen neulitterarischen Kreisen der Mensch dem Menschen mehr, wenn er nicht rasch, sobald er ins schreibfähige Alter getreten, vor der Allgemeinheit seine Visitenkarte in Gestalt einer oft nur unter Mühen und Kosten dem Betriebe des Buchhandels einverleibten Leistung abgegeben hat. Kaum fühlt ein eben der Schule entsprungener junger Bursche den Widerhall des lauten öffentlichen Meinungsaustausches unserer Tage in seinem Innern lebendig werden, so meint er auch schon, es seien eigene, ihm selbst geborene Töne, die er der Welt nicht vorenthalten dürfe, und schreibt ein Buch oder ein Büchlein. Weil die reiche Schatzgeberin, die deutsche Muttersprache, für ihn dichtet, glaubt sich der dritte Mensch heutigen Tags zum Dichter geboren und

macht ein dummes Gesicht, wenn einer es ihm nicht glaubt. Er findet ja so viele, die es ihm glauben, und vielleicht auch manchen darunter, der es sofort als Neuigkeit in einer besonderen Broschüre der Welt verkündet. Denn auf jeden Dichterling kommen heute immer gleich zwei Essayisten, die seine biographischen Herolde sind, und ist der Welt gar das Glück beschert, daß ein wirklicher Dichter in sie hineintritt, so steigt die Zahl dieser Herolde in die Hunderte. So schwillt auch auf diesem Gebiete die litterarische Produktion ins Ungemessene und wird zur Ueberproduktion. Kein neuer Gedanke wird aufgeworfen, ohne nicht rasch von Tausenden ergriffen zu werden, die ihn in Romanen, Dichtungen oder philosophischen Erörterungen nach allen Seiten hin und her wenden, ihn von hier und dort her beleuchten, an ihm herumdeuteln und herummodeln, bis er endlich ausgequetscht ist wie eine gebrauchte Zitrone. Das giebt dann immer wieder Bücher, Bücher und Bücher, bis kein Mensch mehr aus Ekel vor dem Getriebe von dem ursprünglichen, so schönen und frischen Gedanken etwas hören und wissen will. Und immer etwas Neues muß dann wieder auftauchen, um der schreibenden Menge den Stoff zu geben, über den sie heißhungrig herfällt, den sie auseinanderzerrt und breit tritt nach allen Richtungen der litterarischen Produktion hin.

„Wie viele schöne und stille Werke, die aus dem langsamen Werden einer wahren Persönlichkeit heraus geboren sind, fallen bei diesem hastigen Treiben der ins Uebermaß getriebenen litterarischen Produktion zu Boden und verschwinden unbeachtet im Schlamme mit den übrigen! Denn das ist das Traurige, aber auch das Charakteristische an dieser Ueberproduktion, daß die geistigen Erzeugnisse, mögen sie nun wirkliche Werte darstellen oder nicht, wie im Fluge an uns vorüberrauschen und so rasch, wie sie gekommen, wieder im Nichts verschwinden. Auch das zur Dauer Berechtigte verfällt, einem unwillkürlichen Assoziationstriebe gehorchend, nur zu häufig dem Schicksal, das dem Werke des flüchtigen Tages mit Recht beschieden ist. Im Sturme wird es mit den übrigen dahingerissen, ehe es noch Wurzel in dem Gemüte und im Herzen des Volkes fassen konnte. Und hierin liegt die Gefahr der Ueberproduktion für unsere Litteratur. Die Werte werden nicht mehr sicher erkannt, weil zur genaueren Betrachtung des einzelnen Werkes inmitten der Fülle der flüchtigen Erscheinungen kaum Zeit und Raum bleibt."

Die einzige Möglichkeit einer Besserung sieht Bulle darin, daß bei dem Bücher kaufenden und lesenden Publikum der persönliche Geschmack in der Auswahl der Lektüre stärker entwickelt und erzogen werde, damit es sich nicht durch die auf dem Büchermarkt jeweilig herrschende Tagesmode übertölpeln lasse. „Nur durch eine Reaktion des persönlichen Elements, des natürlichen, durch keine Reklame machende Kritik beeinflußten Geschmacks wird der Ueberproduktion Einhalt gethan werden können. Schon regt sich allenthalben ein skeptischer Zug gegenüber den lauten Anpreisungen des Neuen und Neuesten, die vom Büchermarkte täglich in das Getriebe des öffentlichen Lebens hineinschallen; man sucht wieder mehr und mehr einen selbständigen Standpunkt zu gewinnen gegenüber den Beeinflussungen durch ein vorlautes Litteratentum, man greift wieder gern auf das Alte zurück, das sich als wertvoll schon durch seine Dauer bewährt hat. Möge dieses Bestreben sich immer mehr vertiefen! Nur durch Pflege auch eines ästhetischen Selbständigkeitsgefühls in der Gesamtheit wie im Einzelnen, nur durch die Erweckung der Persönlichkeit können wir die litterarischen Ausartungen unseres tintenklecksenden Säkulums überwinden."

Die eben genannte Denkschrift Büchers über Mißstände im deutschen Buchhandel hat mittlerweile noch eine ausführliche und — wie alle Aeußerungen aus akademischen Kreisen — zustimmende Besprechung durch Prof. Dr. Otto von Zwiedineck (Karlsruhe) in der „Wien. Abendpost" (258) gefunden.

* *

Ziemlich brach lag in der letzten Berichtsepoche das Gebiet des Litterarhistorischen. Ein kleiner Beitrag von Johannes Proelß („Lenau im Schwarzspanierhaus", Frkf. Ztg. 325) erinnert daran, daß in dem jetzt zum Abbruch bestimmten Sterbehause Beethovens auch Nikolaus Lenau im Jahre 1830 und später noch gewohnt habe und zwar in „Zimmer 200", denn das weitläufige alte Haus, das „ehemals ein Kloster für aus Spanien gekommene, schwarzbekuttete Mönche" war und daher seinen Namen trug, hatte mehrere hundert Wohnräume. Es bot lange Jahre Lenaus Schwager Anton Schurz Wohnung, dadurch kam es, daß auch der Dichter mehrfach hier Quartier nahm. — An Paul Nerrlichs Ausgabe von Jean Pauls Briefen (Berlin, Weidmann; vgl. LE V, 106 ff.) spinnt Felix Poppenberg ein längeres Feuilleton an („Jean Paul Friedrich Richters Liebe und Ehestand", Voss. Ztg. 535). Zur Charakteristik des damaligen „Gefühlsklimas" sagt er u. a.: „Die ‚langen Flügel' sehnsüchtiger Weiberseelen schwingen. Aber diese Liebe ist nicht fortreißende Leidenschaft, die zwei Menschen umstrickt und in einander aufgehen läßt. Es ist kein unbewußter Bann, der von einem zum andern wirkt. Diese Menschen suchen bewußt die Stimulanz der großen Erregungen, sie hungern nach den Emotionen, sie wollen hingerissen sein: ‚Empfinden will ich mich und sei's an Wunden . . .' Es ist keine Liebe zum Geliebten, die hier treibt, sondern eine rein egoistische Liebe zu den eigenen gesteigerten Zuständen, zu der multiplication de l'individualité, die man in der Spannungsatmosphäre des Verhältnisses genießt. Diese Menschen sehen im Partner eigentlich nur das Mittel zum Zweck, selbst in Schwingung zu kommen, die Temperatur des Wesens zu erhöhen, in ein ‚Trance' der inneren Existenz zu gleiten." — Ein Protest in Feuilletonform, den Otto Julius Bierbaum gegen die Komposition von Uhlands Ballade „Taillefer" durch Richard Strauß erhebt, findet sich in der „Allgem. Ztg." (321). „Bei allen Pauken und Trompeten! Was hat dieser musikalische Ehrendoktor und Ueberkoch aus dem schönen saftigen Stück Balladenfleisch für ein Donnerwetterragout gemacht!" Bierbaum bekennt sich als musikalischen Laien, hält sich aber gleichwohl für berechtigt, in diesem Falle von der „Vergewaltigung einer Kunst durch die andere" zu sprechen. — Eine kleine Betrachtung über Hermann von Gilms bekanntes Gedicht „Allerseelen" und die ihm zu Grunde liegenden biographischen Thatsachen — Gilms unglückliche Liebe für Theodolinde von Gasteiger — veröffentlicht E. von Sallwürk jun. in der „Tgl. Rundsch." (U.-Beil. 273). — Dem verschollenen Volksstückdichter Karl Haffner, dessen Geburtstag am 8. November zum 100. Male wiederkehrte, wird im „N. W. Tagbl." (306) ein Gedenkblatt gewidmet. Haffner, dessen „Therese Krones" über alle Bühnen Oesterreichs und viele Deutschlands ging, war geborener Ostpreuße, kam aber als dem Elternhaus entlaufener Wanderkomödiant früh nach Oesterreich, dessen Bürgerrecht er später erwarb. Als ein „Stiefkind des Glückes" ist er 1876 in Wien gestorben.

* *

Mehrere größere Nachrufartikel galten dem frühverschiedenen Wilhelm von Polenz (Prof. Dr. Gotthold Klee, Bautz. Nachr. 266; Dr. A. D. in d. W. Ostd. Rundsch. 318; Jos. Ettlinger in d. Frankf. Ztg. 320). Aus dem letztgenannten Aufsatz seien die zusammenfassenden Worte angeführt: „Im Grunde war es überhaupt weniger der Dichter, als der Ethiker in Polenz, der ihn zum Schaffen trieb. Als Jünger Egidys war er an allen sozialen Fragen stark interessiert, und das Streben nach sozialer ‚Versöhnung', nach gegenseitigem Verständnis der Klassen und Geschlechter, gab seinem ganzen Lebenswerk den Unterton. Eine poetisch stark und originell veranlagte Natur war er nicht, wohl aber ein aufgeklärter, heller, moderner Kopf mit ausgeprägt praktischem Empfinden, dem sich die angeborene schriftstellerische Begabung als ein Mittel aufdrängte, ethisch zu wirken. Es ist kein Zufall, daß

er, dem die Kunst nicht Selbstzweck war, das besondere Interesse und den Beifall Leo Tolstois fand, der den „Büttnerbauer“ für den besten modernen deutschen Roman überhaupt erklärte. Gerade in Tolstois Auffassung von der Kunst und ihren Zwecken paßte eine Erscheinung wie Polenz direkt hinein. Was ihm an eigener poetischer Quellkraft gebrach, ersetzte er durch natürlichen Geschmack und ästhetisches Taktgefühl, eine gereifte geistige Kultur, die auch in seiner stets sorgfältigen und gepflegten Sprache zum Ausdruck kommt. Leidenschaft und Phantasie waren ihm versagt, auch die Gabe des Humors besaß er nicht, nur eine gewisse Fähigkeit zu überlegener Satire, die er gelegentlich verwandte; dafür waren unbestechliche Ehrlichkeit, scharfe Beobachtungsgabe, praktischer Weitblick in der Beurteilung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Fragen und eine ernste, sittlich hochstehende Lebensauffassung seine nicht genug zu schätzenden Vorzüge. Ein Feind aller Heuchelei, behandelt er namentlich auch geschlechtliche Dinge mit gelassenem Freimut und brach mehr als eine Lanze gegen jüngferliche Prüderei in jeder Form. Seine Auffassung der Ehe war ein Produkt seiner aufgeklärten Weltanschauung und seines ritterlich-ehrerbietigen Empfindens für das Weib als Trägerin der Mutterschaft . . . So hat vielleicht die Kunst, die Litteratur im engeren Sinne mit dem Tode dieses Schriftstellers keinen eigentlichen Verlust zu beklagen, weil alle Anzeichen dafür sprechen, daß er sein Bestes bereits ausgegeben hatte, sicher aber waren auf sein allgemein-publizistisches Wirken in volkserzieherischer Richtung noch große Hoffnungen zu setzen, die nun leider allzufrüh begraben worden sind.“

* *

Was sonst über die zeitgenössische Dichtung geschrieben wurde, bezog sich auf einzelne Büchererscheinungen der letzten Monate: Hegelers „Klinghammer“ (Rud. Herzog, Berl. N. Nachr. 537), „Briefe, die ihn nicht erreichten“ (Kamilla Theimer, N. W. Tagbl. 317), Roseggers „Sündenglöckl“ (Dr. Ernst Gnad, Graz. Tagesp. 315), das „Oesterreichische Novellenbuch“ (Karl Bienenstein, Nordd. Allg. Ztg. 269), Schnitzlers „Reigen“ (Felix Salten, W. Zeit 398), Marie v. Najmajers Trauerspiel „Kaiser Julian“ (R. v. Thaler, N. Fr. Pr. 14081), Martin Greifs „Gedichte“ (Wilhelm Kosch, W. Reichspost 260, 261), Liliencrons „Bunte Beute“ (Willy Rath, Frkf. Gen.-Anz. 273), Hans Ostwalds „Lieder aus dem Rinnstein“ (Rud. Presber, ebenda 269), Richard Dehmels „Zwei Menschen“ (Dr. Konrad Schmidt; Vorwärts, U.-Beil 226). — Dr. Karl Hans Strobl bespricht und vergleicht unter der Marke „Familien-Romane“ Manns „Buddenbrooks“, Davids „Uebergang“ und Enkings „Familie P. C. Behm“ (Brünn. Tagesb. 545). — Dem fünfzigsten Geburtstag Gustav Schwarzkopfs widmet Theodor v. Sosnosky ein längeres Feuilleton („Ein Satiriker“, N. W. Tgbl. 306). Er findet es „auffallend“, daß die böse Mitwelt von diesem Jubiläum „auch nur die geringste Notiz nimmt“. (Bis jetzt war es Gottseidank noch nicht üblich, auch schon fünfzigjährige Schriftsteller als Jubilare zu bekränzen; jetzt wird das schon auffallend gefunden! D. Red.) Schwarzkopf sei „eine der eigenartigsten Gestalten der deutschen Litteratur unserer Tage“, ja man dürfe getrost behaupten, daß er „in seiner Art ganz einzig“ dastehe. Seine Domäne ist das Gebiet der Satire. Er war früher Schauspieler und entnimmt deshalb seine Stoffe vorzugsweise der Bühnenwelt. Aber er ist eben „bloß Satiriker und kein Poet“. Seine Novellen („Schlimme Geschichten“, „Durch scharfe Gläser“, „Die Bilanz der Ehe“, „Lebenskünstler“ u. a.) kranken an einer gewissen einseitig-pessimistischen Lebensauffassung und sind schon deshalb nicht geeignet, sich einen großen Freundeskreis zu schaffen.

* *

Eine Scarron-Studie, die Heinrich Pechtl in der prager „Politik“ (305) veröffentlicht, beschränkt sich ausschließlich auf eine Zusammenstellung biographischer Thatsachen. — Ueber Rousseaus Liebesleben läßt sich ein Feuilleton des „Pester Ll.“ (277) nach Henri Beaudouins zweibändiger Rousseau-Biographie näher aus. — „Rousseau im Lichte der Pathologie“, betitelt sich ein Aufsatz Professor Friedrich Jodls (N. Fr. Pr. 14088), der sich auf das Buch von Möbius bezieht und es scharf bekämpft. — Daß Paul Bourget litterarisch „ausgerungen“ habe, erweist Th. Herzl durch eine ironische Besprechung seines neuesten Bandes „L'eau profonde“ (N. Fr. Pr. 14085). — An derselben Stelle (14084) giebt Gaston Deschamps eine Charakteristik des jüngst verstorbenen Maurice Rollinat, des exzentrischen Dichters der „Névroses“, den einst Sarah Bernhardt und der Figaro-Kritiker Albert Wolff „entdeckten“. — Ueber neue französische Humoristen spricht Karl Eugen Schmidt in der wiener „Zeit“ (403), insbesondere über Pierre Veber, der neuerdings gleich allen talentvollen jüngeren Humoristen — Tristan Bernard, Jules Renard, Courteline, Gavault, Capus — ganz zur Bühnenschriftstellerei übergegangen ist. — In das englische Litteraturgebiet führt zunächst eine geharnischte Kritik, die Dr. Ernst Traumann Josef Kohlers Schrift „Verbrechertypen aus Shakspeares Dramen“ widerfahren läßt („Kollege Shakspere“; Frkf. Ztg. 327). Er nennt das Buch ungeheuerlich, oberflächlich, roh und wünscht einen Friedrich Theodor Vischer herbei, um „diese Zerrbilder“ zu geißeln. — Von zeitgenössischen Engländern kamen Kipling („K.'s neue Gedichte“ von G. A. Crüwell; N. Fr. Pr. 14088), Wilde (Dorian Gray; Otto Hauser: Nat.-Ztg. 612, Editha Durieux: W. Fremdenbl. 307) und Shaw (Der wahre Don Juan; Max Meyerfeld: Die Woche [Wien] 48, 49) aufs Tapet. — Edgar Allan Poe ist Gegenstand eines Essais von J. E. Poritzky (D. Zeitgeist 47). — Eine Maeterlinck-Studie von Alfred Böhme brachte die „Magdeb. Ztg.“ (Mont.-Beil. 45, 46). — Zu Jonas Lies siebzigstem Geburtstag erschien noch ein größerer Aufsatz „Jonas Lie und seine Leser“ von Paul Levin (Hamb. Korresp., Ztg. f. Litt. 23, 24). — Hanns v. Gumppenbergs Anthologie „Schwedische Lyrik“ bespricht und empfiehlt Adolf Dannegger in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 265). — Wilhelm Kosch sucht im wiener „Vaterland“ (314) weitere Kreise für den tschechischen Romantiker Julius Zeyer (geb. 1841) zu interessieren, von dem eine Auswahl „Geschichten und Legenden“ kürzlich deutsch erschien (München, Marchlewski). — An derselben Stelle (293) findet sich ein Aufsatz über Pietro Metastasio, den zur Zeit Maria Theresias vielvergötterten „Hofdichter“, der augenblicklich übrigens durch Schönthans Spektakelstück „Maria Theresia“ zu einem flüchtigen Bühnendasein wieder erweckt worden ist.

J. E.

„Der Offizier auf der Bühne und im Roman.“ Von A. von Boguslawski (Tgl. Rundschau, U.-Beil. 272). Glossen zu „Rosenmontag“, „Jena oder Sedan“, „Zapfenstreich“ und „Aus einer kleinen Garnison“.

„Ein realistisches Buch.“ [Paul Hertz, Unser Elternhaus.] Von Marie v. Bunsen (N. Fr. Pr. 14081). Vgl. unten Sp. 449.

„Der erste Plan zu einer Tageszeitung in Berlin.“ Von Ernst Consentius (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 46, 47).

„Die Publizistik in Bayern vor 100 Jahren.“ Von M. Döberl. (Allg. Ztg., Beil. 262.) Zur 100. Wiederkehr des Tages, an dem die ursprünglich in Stuttgart erscheinende „Allgem. Ztg.“ auf bayrischem Boden zu erscheinen begann, nachdem ein Zensurverbot sie aus Württemberg vertrieben hatte.

„Der Buddhismus in Deutschland.“ Von Robert Falke (Frkf. Gen.-Anz. 268).

„Volkskunst.“ Von Otto Falkenberg (Die Propyläen, München, 1, 13).

„Wieland als Sprachreiniger.“ Von Dr. Wilh. Feldmann (Allg. Ztg., Beil. 256).

„Eine Episode aus Hallers Familienleben.“ Nach ungedruckten Briefen von Dr. Rudolf Ischer (Berner Bund, Sonnt.-Beil. 45).

„Geschlecht und Charakter.“ [O. Weininger.] Von Dr. Franz Oppenheimer (W. Zeit 397).

„Der Schicksalsglaube in alter und neuer Zeit.“ Von Dr. R. Satinger (Voss. Ztg., Sonnt. Beil. 46, 47).

„Zwei ungedruckte Briefe Lavaters.“ Mitgeteilt von Dr. Augusta Steinberg (N. Zür. Ztg. 309).

„Eine Roman-Frage.“ (Köln. V.-Ztg. 981.) Verteidigung der Redaktion gegen engherzige Leser, die auch in der Auswahl der Feuilletonromane den katholischen Blättern immer noch den alten „Inferioritäts“-Standpunkt zumuten.

„Alte Einbände.“ Von einem alten Bibliophilen (N. Fr. Pr. 14081).

Echo der Zeitschriften

Die Gegenwart. (Berlin) XXXII, 44. Eine alte Klage läßt A. W. J. Kahle einmal wieder laut werden. Ihn dünkt etwas faul in unserer Litteratur, ihm zeigt eine Prüfung des belletristischen Teiles unserer Journale und Unterhaltungsblätter, daß die Liebhaberei der großen Masse in „geschmacklosester“ und frivolster Weise nach Sinnenkitzel, nach nackten Thatsachen im allerärgsten Sinne verlange, und daß dieses Verlangen leider zu willfährig erfüllt werde. „Der Ehebruch wird zur Zeit in der verschiedensten Färbung und fast unglaublichen Möglichkeit (!) und raffiniertester Art verherrlicht . . . Und wenn immer wieder unsere Töchter beim Lesen das schleichende Gift des Ehebruches in sich aufnehmen, so erhalten sie eine ganz falsche Vorstellung, welche sich schließlich zur Sehnsucht auswächst.“ Dem gegenüber appelliert der Verfasser an Autoren und Verleger, solchem unsittlichen Wandel Einhalt zu thun und „alle die schönen, herrlichen Motive zu wählen, welche im Stande sind, an der Charakterbildung weiter zu arbeiten“! Es folgen allerlei „Soll“ und „Muß“, nach denen die Dichtung sich zu verhalten habe. — In Heft 46 zeigt Heinrich Meyer-Benfey Dehmels Roman in Romanzen „Zwei Menschen“ an, während Max Hoffmann als einen „Roman aus der neuen Völkerwanderung“ Max Bittrichs „Kämpfer“ charakterisiert. Meyer-Benfey sieht starke Schatten in dem Lichtbilde Dehmel: „auf einen ersten Platz unter den lebenden Lyrikern hat er Anspruch. Aber die centripetalen, aufbauenden, formschaffenden Kräfte, die aus der Menge von Einzelheiten ein Ganzes und Eines schaffen, sind nur schwach und rudimentär ausgebildet. So liegen die Materialien zu einer großen Kunst massenweise am Wege; aber das Gebotene ist keineswegs ein Kunstwerk großen Stiles. Es ist wie ein Trümmerhaufen, worin allerlei edles Metall unter Schlacken und Schutt vergraben liegt. Bei Dehmel ist dies um so auffälliger, da er es an Anspannung und Selbstzucht nicht fehlen läßt. Aber sein Streben scheint nicht unbedingt auf Klarheit und Reinheit zu gehen; er scheint vielmehr eine eigensinnige Liebe zum Unverständlichen und Abstrusen zu haben und dem Einfachen mit Fleiß aus dem Wege zu gehen.“ — Mit Heinrich Vierordt, dem badischen Balladendichter, beschäftigt sich (47) Eugen Reichel näher. „Gleich den meisten süddeutschen Dichtern ist Vierordt kein Sänger, sondern ein Schauer, ein Betrachter und Gestalter. Insbesondere das Gestalten ist ihm künstlerisches Lebensbedürfnis. Er ist ein Plastiker, wie wir deren in Deutschland unter den Dichtern nur wenige besitzen.“ — Aus dem 43. Hefte bleibt eine Analyse und Würdigung von Hebbels „Mutter und Kind“ aus der Feder Otto Wentorfs zu verzeichnen.

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXII, 43. Vor fünfundzwanzig Jahren hatten die alten Bücher gute Zeiten, meint B. Wülcker in einem Aufsatz („Von alten Büchern“), der mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Mode-Geschmack an alten Schriften und Büchern anhebt. Als die Renaissance an der Mode war, habe man Folianten aus dem 16. Jahrhundert mit festen, lederüberzogenen Holzdeckeln und abgegriffenen Metallschließen zwischen Zinnhumpen und Steinkrüge gelegt; als dann Rokoko und Empirestil wieder Gnade fanden, habe man sich der alten zierlichen, zartfarbenen Almanache und Taschenbücher aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, erinnert. Stiefmütterlich sei von jeher das Buch des 18. Jahrhunderts behandelt. Seine schlichte Einkleidung in gelbbraunes Leder oder gar in buntgemasertes Papier habe keine solche Liebe in unserer Zeit gefunden, daß es Mode geworden wäre, Bücher aus jenen Tagen sich hinzustellen. Und doch sei das Aeußere gerade jener Bücher so oft der treuliche Spiegel des Innern, und immer rede der Autor in der Originalausgabe seiner Zeit am heimlichsten zu uns. Als eines dieser Bücher, das von der Litteraturgeschichte stets mit höchsten Ehren genannt, aber nur selten aus dem beschaulichen Ruhedasein in öffentlichen Bibliotheken gefordert werde, greift Wülcker die Patriotischen Phantasien von Justus Möser heraus, um auf den Reichtum an großen und fruchtbaren Ideen hinzuweisen, der in diesen vier schlichten Bänden liegt. — Im 44. Heft rühmt Karl Jentsch den Roman „Krauskopf“ (s. unten Sp. 446) von Hermann Wette vornehmlich deshalb, weil Wette wie kein anderer so tief in das Geheimnis der Entwicklung der Kindesseele eingedrungen sei. Bisher war der Autor nur mit Gedichten und Dramen an die Oeffentlichkeit getreten. — Durch die beiden folgenden Hefte (46, 47) zieht sich ein Aufsatz von J. R. Haarhaus, der über die Biographie der Luise von Sachsen-Weimar aus der Feder Eleonorens von Bojanowsky referiert.

Nord und Süd. (Breslau.) Dezember-Heft. Seit im Jahre 1851 Henry Murgers „Scènes de la vie de Bohème“ erschienen, sind die Bezeichnungen Bohème und Bohémien für gewisse künstlerische Kreise stereotyp geworden. Murger selbst faßte freilich den Begriff anders, als wir es heute gewohnt sind. Er definierte ihn als die Probezeit des Künstlers, er nannte die Bohème die „Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue“. Daß diese Auslegung mit unserer Definition der Bohème als einer sozialen Erscheinung nichts zu thun hat, daß wir unter der Bohème heut „jene Kreise von Künstlern verstehen, die, gleichviel ob jung oder alt, ob arm oder reich, sich in Lebenswandel und Lebensanschauung auf Grund eines mißverstandenen, romantisch rückständigen Freiheitsbegriffs in bewußten, äußeren Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft stellen“, sucht Paul Bornstein im Eingang einer Studie zu beweisen, die sich „der Darstellung der Künstlerbohème in der modernen Litteratur“ zuwendet. Die gewaltigsten Schilderungen der Bohème seien Zolas „L'oeuvre“ und Knut Hamsuns „Neue Erde“, Werke, die einen weiten sozialen Horizont eröffnen und mit finsterer Kraft bezw. herber Satire aus der jüngeren Kunstgeneration Frankreichs und Norwegens scharf gesehene Bilder herausheben. Versuche, im Bilde der Bohème einen Zeitroman größeren Stiles zu schaffen, sind nun freilich hie und da auch bei uns gemacht worden, aber „sie sind wenig gelungen, und nichts wirkt trauriger, als wenn in großangelegter Form der Inhalt klappert oder wenn bei völliger Formlosigkeit der Inhalt nach allen Seiten auseinanderläuft“. Jenes sei der Fall bei Conrad Albertis sozialem Roman „Die Alten und die Jungen“, dieses bei Bleibtreus pathologischem Roman „Größenwahn“. Von andern Darstellungen dieses Stoffes behandelt Bornstein sodann noch die „Sozialaristokraten“ von Arno Holz, ein Werk „voll persönlicher Gehässigkeiten“, Otto Ernsts „Jugend von heute“, Leo Hirschfelds wienerische Komödie „Die Lumpen“, Hauptmanns „College Crampton“, Wolzogens „Lumpengesindel“, Bierbaums „Stilpe“ und Sudermanns Tragödie vom Lumpenbohémien im Frack, „Sodoms Ende“. — Den Gedenkartikel zu Herders Todestage steuert Hans Lindau bei; eine Charakteristik Wassermanns zu geben, unternimmt Kurt Walter Goldschmidt. — Auf Grund unveröffentlichter Akten aus dem dresdener Ratsarchiv schildert R. Göhler „Karl

Gutzkow und die dresdener Montagsgesellschaft", wobei zwei längere Gelegenheitsgedichte Gutzkows zum Abdruck gelangen. — Eine stoffgeschichtliche Studie von Alfred Friedmann behandelt den „Baum in der alten und neuen Welt" in Sage, Legende und Geschichte. — Schließlich sei noch ein liebenswürdiger Brief erwähnt, den einst Oskar von Redwitz an einen Studenten schrieb, und in dem sich der Dichter des „Amaranth" mit gutem Geschick und in aller Freundlichkeit der undankbaren Aufgabe entledigt, einem angehenden sehnsuchtsvollen Lyriker von der holden Poesie abzuraten.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVII, 11. Den zweiten deutschen Kunsterziehungstag in Weimar rückt Otto Lyon vom Standpunkt des Schulmannes aus in das klare Licht einer offenen Kritik. Auch er steht prinzipiell durchaus auf dem Boden der großen neuen Kunsterziehungsbewegung, in der Erkenntnis, daß unsere Schule bisher zu einseitig die intellektualistische Seite betont und das Künstlerische nur insoweit ernstlich gepflegt hat, als es durch das Ohr erfaßbar ist, d. h. also im Gesang und in der Poesie. Sorgfältig-gründliche Entwicklung der Kunst des Sehens und des körperlichen Schaffens mit der Hand seien die Grundlage, auf der eine systematische große Erziehungspolitik sich aufbauen müsse. Um diese aber zur That werden zu lassen, um aus alter Stubenpädagogik eine wahrhafte Weltpädagogik zu machen, bedürfe es vor allem der freudigen Mitarbeit des Laien, einer Mitarbeit, die auf beiden Seiten ohne Mißtrauen und gegenseitige Vorurteile geleistet werden müsse. Hier liegt jedoch der wunde Punkt, auf den Lyon mit Nachdruck hinzuweisen sucht. Auf der einen Seite mahnt er die Lehrer, sich den Meinungen der Künstler nicht zu verschließen, auf der anderen scheint es ihm bedenklich, daß man die Kunst als das Höhere und die Erziehung als das Niedere betrachte. „Kunst und Litteratur sind doch nur eine Provinz in dem großen Reiche der Erziehung. Höher als die Kunst stehen drei andere Mächte und Gewalten: die Natur, der Mensch, Gott. Zu diesen soll uns eine gesunde Erziehung hinführen, und nur soweit die Kunst mit dazu dienen kann, uns zu diesem alle Erziehung für immer und ewig beherrschenden Dreigestirn zu führen, ist sie für die Erziehung zu verwenden." Heut aber sehe es auf den Kunsterziehungstagen so aus, als ob Künstler und Kunstgelehrte die Einladenden wären und die Lehrer die Gäste, die sich glücklich fühlen sollen, von den Künstlern und Kunstgelehrten so hohen Verkehrs gewürdigt zu werden. „Die Gäste harren der Belehrung über die Kunst. Aber mit diesen mehr oder weniger aphoristischen Belehrungen der Kunst beginnt zugleich ein fortgesetztes Losschlagen auf Schule, Lehrer und Schulbehörden. Mit der gröblichsten Sachunkenntnis, mit einer Oberflächlichkeit ohnegleichen werden gegen die Schule Vorwürfe erhoben, die sich kein anderer Stand als der ewig objektiv denkende Lehrerstand ruhig gefallen lassen würde. Bilder sollen in die Schulen kommen, aber der Lehrer darf sie um Gottes willen nicht behandeln oder besprechen. Denn alles, was der öde Schulmeister antastet, das verdirbt er. Die Religion hat er schon verdorben, den Gesang, die Poesie auch, kurz, alles, was er mit seinen groben, plumpen Händen anfaßt." Solchen absprechenden, meist aus Vorurteil gefällten Aeußerungen gegenüber weist Lyon aus eigener reicher Erfahrung darauf hin, daß in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte in der Behandlung des Stoffes bereits gemacht seien, und daß mit gutem Gewissen den Lehrern die moderne Erziehungspolitik weiter anvertraut werden könne. — Neben diesen Ausführungen enthält das Heft noch ein Referat von K. Warmuth über „Paul Heyses Wintertagebuch", eine Studie von Th. Klaiber über „Friedrich Th. Vischers Sprache und Stil", sowie u. a. von R. Pappritz einen Aufsatz über „Karl VII. und seinen Hofstaat in der Geschichte und im Drama".

Von den „Süddeutschen Monatsheften", die Wilhelm Weigand in München mit Beginn des neuen Jahres herausgiebt, ist das erste Heft bereits erschienen. Es wird durch einen Artikel Friedrich Naumanns über den „deutschen Süden" eingeleitet und bringt neben wissenschaftlichen und kunstästhetischen Beiträgen den ersten Teil einer Studie Josef Hofmillers über den derzeitigen Stand des deutschen Theaters, die insbesondere darthun will, daß allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz niemals der Einfluß der Franzosen auf unser Theater größer gewesen sei, als gerade jetzt. — Ueber den Inhalt der weiteren Hefte, so weit er hierher gehört, werden wir an dieser Stelle regelmäßig berichten.

„Jugendlitteratur und Erziehung zum Sozialismus." Von K. Bl. (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXII, 5). Ein Protest gegen die sogenannte „Parteikunst", die ebenso lächerlich wirke wie „die süßen Süppchen in den Feuilletons der bürgerlichen Presse".

„Die Anonymität in der Presse." Von Dr. Robert Trill (Das Freie Wort, Frankfurt a. M.; III, 16). Tritt im allgemeinen für die Namensunterschrift ein.

„Die Wissenschaft und die Bacon-Frage." Von Eduard Engel (Freistatt, München; V, 39).

„Franz Stelzhamer, der süddeutsche Reuter." Versuch kritischer Parallelen von Ludwig Fernbach (Heimgarten, Graz; 28, 3).

„Blaubart." Von Prof. Frantz Funck-Brentano (Deutsche Revue, Stuttgart; November- und Dezemberheft). Eine Studie über den historischen Blaubart, den Baron Gilles de Rais, der im 15. Jahrhundert lebte.

„Etwas über Luise Hensels geistliche Lieder." Von L. v. Haber (Gottesminne, Münster i. W.; I, 11).

„Dr. Wilhelm Sterneberg." Von L. van Heemstede (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 3). Sterneberg (1807—1888), Sanitätsrat in Bocholt, hinterließ eine Reihe von Gedichten, die kürzlich erschienen sind.

„Friedrich Nietzsches Einfluß auf Frankreich." Von Edmond Jaloux (Die Wage, Wien; VI, 49).

„Rahel [von Ense] im Lichte unserer Zeit." Von Franziska Mann (Freistatt, München; V, 39).

„Henri Beyle-Stendhal in Deutschland." Von Arthur Schurig (Neue Bahnen, Wien; III, 21).

„Ueber Schauspielerei und Rezitation." Von Rudolf Strauß (Die Wage, Wien; VI, 47).

Echo des Auslandes

Holländischer Brief.

Mehrere Zeitschriften-Artikel beschäftigen sich mit deutschen Dichtern und deutschen Werken. J. D. Berens de Haan (Onze Eeuw, Nov.) behandelt Fausts Wort: „Ich merke, daß wir nichts wissen können", und sieht in ihm nichts anderes als die Verzweiflungsklage über ein falsches Lebensziel; denn wenn seine ganze Wissensarbeit zu dem Zwecke unternommen sei, alles mit dem Verstande zu begreifen, so erkenne er nun, daß der Fortschritt alles Wissens lediglich in der Annäherung an das Unbegreifliche bestehe. — M. G. L. van Loghem (Nederland, Sept.) bringt kritische Betrachtungen über Maria Stuart und ihre Dichter, von denen er, neben Vondel, Alfieri und Swinburne, Schiller seine besondere Aufmerksamkeit widmet. — W. Macalester Loup will in der Fortsetzung seiner Betrachtungen über „moderne deutsche Dichtkunst" (vgl. LE V, 1116 u. 1347) vom Witz, vom Epigramm und der Parodie handeln (Nederland, Okt.). — E. J. Jansen behandelt sehr ausführlich Leben und Werke des Dichters F. W. Weber (De Katholiek, Okt.). — Eine liebevolle Studie, die der Schriftstellerin die Herzen der holländischen Leser gewinnen wird, widmet J. N. van Hall Ricarda Huch: freilich stehe ihr Roman „Vita somnium breve" nicht auf der Höhe der früheren, die das Romantische und das Reale zu einem ab-

geschlossenen künstlerischen Bilde zu vereinigen wissen (Gids, Okt.). — R. P. J. Tutein Nolthenius bespricht das Buch von Theobald Ziegler „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts", dem er ein entsprechendes amerikanisches Werk (James H. Canfield, L. L. D., The College Student and his problems. New York, Macmillan. 1903) gegenüberstellt, was zu interessanten Vergleichen der Bücher, aber auch der schriftstellerischen Individualität der Verfasser Anlaß giebt (Gids, Okt.). — Gertrude Carelsen skizziert das litterarische Porträt Georgs Frhrn. von Ompteda (Onze Eeuw, Okt.).

Anna Polak widmet anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Todestages den Dramen Vittorio Alfieris eine begeisterte Studie (Onze Eeuw, Okt.). — Interessante Angaben über die äußeren Lebensschicksale des Dichters Th. F. M. Botrel, des gefeierten Sängers der Bretagne, der trotz seinem besonderen bretonischen Wesen doch auch den echten Franzosen verrate, macht L. B. M. Lammers (De Katholiek, Nov.). — Paul Fredericq empfiehlt nordniederländischen Lesern, sich an einer Blumenlese aus vlämischen Studentenalmanachen (Gent, J. Vuijlsteke, 1903) — an jeder niederländischen Universität, die holländische einbegriffen, pflegt von den Studenten ein Jahrbuch herausgegeben zu werden, das auch einen litterarischen Teil enthält — über die Stellung zu unterrichten, die der vlämische Student in der Litteratur bezw. der Nationalitätsbewegung seines Volkes einnimmt (Gids, Okt.). — Ueberaus sympathisch spricht sich Victor de Meijere über den belgischen Dichter Georges Eekhoud aus: der Aufsatz ist in einer im ersten Jahrgang stehenden Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Musik erschienen (Lief. 8 u. 9), die den Titel „Nieuwe Arbeid" (H. van Romburgh, Utrecht) führt und ihren Leserkreis in „Großniederland", d. h. in Holland und dem vlämischen Belgien, werben will.

W. Kloos untersucht die Frage, ob Wortreihen wahrhafte Poesie sein können, wenn sie nicht in Rhythmus und Reim gefaßt sind, und bejaht sie (Nieuwe Gids, Okt.). — W. G. van Nouhuijs streift bei Besprechung einer Gedichtsammlung, die sich „Japanische Verse" nennt, den Einzug des Japanismus in die Litteratur, der sich, nachdem Frankreich vorangegangen, nunmehr auch in Holland vollziehe; während aber die Franzosen dem Osten lediglich seine Kunstformen entlehnen wollen, ist dem holländischen Autor, J. K. Rensburg, unter den Japanern ein neues Gesellschaftsideal aufgegangen (Groot-Nederland, Okt.). — Die Auseinandersetzung über die litterarische Entwicklung seit dem Jahre 1880 bildet nach wie vor das wichtigste Anliegen der Kritiker. Darüber schreibt insbesondere G. F. Haspels unter der Ueberschrift „Sprachvirtuose oder Apostel", die den Gegensatz zwischen van Deyssel und van Eeden, anläßlich ihres Streites über Wortkunst (vgl. LE V, 194, 489, 772) zeichnen soll (Handelingen en mededeelingen van de Maatsch. der Nederl. Letterk. te Leiden. 1903). Haspels sieht die Bedeutung und das Verdienst der Nieuwe-Gids-Richtung darin, für das selbsterschaute, lebende Wort in die Schranken getreten zu sein, hingegen das Wort, das nichts weiter sein wolle, als Vehikel des Gedankens, in den Bann gethan zu haben. Während aber das durch das neue Kunstprinzip erwachte Anpassungsvermögen an die Natur nur allzuleicht zu einem nichts weiter als analysierenden Realismus geführt habe und andererseits, dessen überdrüssig, Schriftsteller, wie Gorter und Roland Holst, den Wortdienst einem Apostolate für die Wahrheit opfern wollten, haben die Urheber der neuen Richtung das neue Wort im Dienste der neuen Idee, der neuen Lebensanschauung nicht gegeben, ja als kühle, aristokratische Sprachvirtuosen gar nicht geben wollen, sodaß ihren Schöpfungen gerade dasjenige fehlte, worauf es in der Kunst am meisten ankomme: das Persönliche. In ähnlichen Gedankenreihen bewegt sich W. G. van Nouhuijs (Groot-Nederland, Nov.) anläßlich einer Besprechung des letzten Romans von Is. Querido, „Menschenweh" (De Erven F. Bohn, Haarlem, 1903). Auch er meint, daß die von der neuen Richtung und insbesondere von van Deyssel, ihrem bedeutendsten Wortführer, erwartete Erneuerung der Litteratur und insbesondere der epischen Prosa ausgeblieben, andererseits aber ihre That der — sozusagen — Erschaffung des Wortes nicht vergeblich gewesen sei: ein Werk, das, wie „Menschenweh", mit größter epischer Kunst eine meisterhafte Worttechnik vereinige, wäre ohne jene Vorläufer gar nicht möglich gewesen. W. G. van Nouhuijs sieht in Queridos Buch geradezu ein litterarisches Ereignis, das langersehnte Epos, und zwar das Epos von der Arbeit des nordholländischen Bauern.

P. D. Chantepie de la Saussaye spricht mit Schätzung von A. Verweys Lebensbeschreibung Potgieters (vgl. LE V, 131), die in der Erfassung der Aufgabe biographischer Arbeit, in der Komposition und in der Form allen Ansprüchen genüge (Onze Eeuw, Sept.). In dem letzterschienenen Bande von Potgieters Briefen an Busken Huet (vgl. LE V, 773) sieht W. Kloos ein Dokument ersten Ranges für die Vorgeschichte der Bewegung vom Jahre 1880, da es zeige, wie Potgieter in den letzten Jahren seines Lebens an der Lebenskraft der ihn umgebenden litterarischen Mächte verzweifelte (Nieuwe Gids, Nov.). A. Verwey vollendet seine Betrachtungen über den Dichter Jacques Perk (Onze Eeuw, Okt. u. Nov., vgl. LE V, 132).

Ueber Nicolaas Beets ist jüngst von J. Dyserinck ein Buch erschienen, das den Schriftsteller als Dichter Prosaist, Prediger und Professor, Christ und Patriot zeichnen will, auch manches Neue bringt und als Vorstudie einer künftigen kritischen Biographie gute Dienste leisten dürfte (De Erven F. Bohn, 1903, Haarlem). — Feuilletonistisch, anziehend und belehrend schreibt Frans Netscher über K. J. L. Alberdingk Thijm, der als Schriftsteller unter dem Namen L. van Deyssel bekannt ist: über seine Familie, von der bereits sein Vater in der holländischen Litteratur eine Rolle gespielt hat, seinen Lebenslauf und seine Kunstanschauungen (Holl. Revue, Okt.). — J. van den Oude sammelt unter dem Titel „Uit de poppenkraam onzer Romantiek" (S. C. van Doesburgh, 1903, Leiden) — was etwa den Puppenschrank der Romanlitteratur bedeutet — seine immer anregenden und liebenswürdigen Besprechungen von nicht weniger als 54 holländischen Romanen und Novellenbüchern. — In der Zeitschrift De Gids ist die dreimonatliche Uebersicht der holländischen Litteratur aus den Händen von W. G. van Nouhuijs an die Schriftsteller C. Soharten und M. Soharten Autink übergegangen, deren Revuen (April, Juli, Oktober) eine sehr persönliche Anschauung zu Tage fördern.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Norwegischer Brief.

Jonas Lie, der am 6. November seinen 70. Geburtstag beging, dürfte trotz seines langen Fernseins von der nordischen Heimat kaum Veranlassung gehabt haben, sich über Mangel an Teilnahme von Seiten seiner skandinavischen Landsleute zu beklagen. Norwegische, schwedische, dänische und finische Zeitschriften haben miteinander gewetteifert, den betagten Erzähler zu ehren und hierdurch das Band zwischen der nordischen Lesewelt und dem bevorzugtesten Interpreten „westländischen" Kulturlebens enger und fester zu knüpfen.

Jonas Lie repräsentiert in der Eigenart seines künstlerischen Schaffens ein gutes Stück norwegischer Entwicklungsgeschichte seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; sein Anschluß an die Kreise der Jungen und Emporstrebenden, die erstaunliche Frische seiner Gestaltungskraft und nicht zum letzten seine wurzelechte Heimatkunst haben ihm eine Volkstümlichkeit im besten Sinne gesichert, die selbst den Wettstreit mit der klassischen Autorität der beiden größten unter seinen engeren Landsleuten nicht zu scheuen braucht.

Unter den Essais, die sich mit Lies Dichterpersönlichkeit beschäftigen, erhebt eine Abhandlung von Carl Naerup im „Folkebladet“ (22, XXIV) Anspruch auf besondere Beachtung. Als des Dichters Erstlingswerk wird hier eine kleine Sammlung Gedichte bezeichnet, die im Jahre 1866 erschien, mithin um volle vier Jahre früher als der Roman „Den Fremsynte“, der in der Regel für Lies erste Arbeit gehalten wird. Fast gleichzeitig mit dem „Geisterseher“ veröffentlichte eine dänische Zeitschrift eine kleine phantastische Bluette, betitelt „Ved Enare sjöen“, die später in die „Acht Erzählungen“ aufgenommen wurde. Auf den Roman „Den Fremsynte“, der sowohl in seiner poetischen Diktion wie hinsichtlich der Stoffgestaltung einen besonderen Platz unter Lies Werken einnimmt, folgten in kurzen Zwischenräumen „Fortaellinger og Skildringer fra Norge“, „Tremasteren Fremtiden“ und „Lodsen og hans Hustru“. Aeußerlich angesehen, konnte sich nur die letztgenannte Arbeit mit dem allerdings phänomenalen Erfolge von „Den Fremsynte“ messen. Gleichwohl folgte auf den „Lodsen“ eine zweite Periode des Stillstandes, tiefer und schmerzlicher für den Dichter, als alle bisherigen Prüfungen auf seinem phasenreichen Entwicklungsgange. Lie, offenbar verleitet durch den rauschenden Beifall, den die Behandlung des Ehe-Motivs im „Lodsen“ erweckt hatte, wandte sich der Gesellschaftsstudie zu: ein verfängliches Gebiet, auf dem der in ländlicher Abgeschiedenheit groß gewordene Dichter bei weitem nicht jene Sicherheit entfaltete, die ihm in seinen bürgerlichen Milieuschilderungen zu Gebote stand. Ein Absprung auf das dramatische Feld („Grabows Kat“ und „Faustina Strozzi“) konnte den Mißerfolg der Romane „Thomas Roß“ und „Adam Schrader“ nicht ausgleichen, und erst mit der Rückkehr zu den heimatlichen Fjorden und Fjelden stellte sich von neuem litterarischer Erfolg ein: zu Weihnachten 1880 erscheint sein „Rutland“, ein stilistisches Meisterwerk von urwüchsiger Frische und Erfindung.

Auf „Rutland“ folgen „Gaa paa“, „Lifslaven“, „Familjen paa Gilje“, „Kommandörens Dötre“ und „Et Samliv“ — alles Erzählungen, die Lie auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens zeigen. Im „Lifslaven“ zeigt sich Lie von einer neuen Seite: er tritt als Ankläger auf und wendet sich gegen jede Art von Unterdrückung. Auch durch „Majsa Jons“ und „Onde Magter“ (1890) geht ein anklägerischer Zug, der das „Recht auf Glück“ der Schwachen verficht. In seiner Erzählung „Trold“ kehrt Lie zu seiner alten Lieblingsdomäne, der mystisch-romantischen Naturstudie, zurück, diesmal mit der vollendeten Technik des gereiften Künstlers. Die folgenden Arbeiten („Niobe“, „Naar Solen gaar ned“, „Dyre Rein“, „Faste Forland“) behandeln teils historische, teils modern-gesellschaftliche Stoffe. Zwischendurch entstanden ein paar Dramen („Lystige Koner“ und „Lindelin“), von denen indessen nur das letztere einigermaßen auf der Höhe der Prosaschöpfungen steht. Lies letztes Buch führt den Titel „Naar Jerntaeppet folder“ (Wenn der Vorhang fällt) und bildet mit seiner an Bord eines großen Emigrantendampfers verlegten Handlung eine fast erdrückende Fülle von originalen Gestalten und Gedanken.

Mit Lie beschäftigt sich noch eine andere Studie (Kringsjaa 8), die allerlei Wissenswertes aus dem Privatleben des Meisters mitteilt. — Das gleiche Heft bringt die Fortsetzung einer lesenswerten Artikelfolge über das jütische Element in der neuen dänischen Litteratur. Der Verfasser, Hjalmar Christensen, führt als charakteristischen Vertreter des jungen Jütland den Verfasser der Erzählungen „Danskere“ und „Ejnar Elkaar“, Johannes V. Jensen (geb. 1873 in Himmerland), vor. Er beleuchtet den tiefgehenden Gegensatz zwischen inseldänischer und jütischer Kunstauffassung, der namentlich bei dem ersten Auftreten Jensens in schroffer Form zu Tage trat, und beschäftigt sich des weiteren mit den neuesten Erscheinungen aus Jensens Feder: „Himmerlandsfolk“, „Kongensfald“ und „Intermezzo“, die von großer Phantasie und kühner Darstellungskraft zeugten. Nebenher berührt Christensen die Gestalten Johan Skjoldborgs („Gyldholm“) und Jeppe Aakjaers, die die von Jensen verfolgte Richtung spezifisch jütischer Heimatkunst in selbständiger Weise ergänzen.

Einen sehr anerkennenswerten Beitrag zur Kenntnis der im jungen Norwegen aufkeimenden geistigen Strömungen liefert Dore Lavik in einem „Die nationale Jugendbewegung“ überschriebenen Aufsatz (Kringsjaa 7 und 8). Der Verfasser schildert zunächst das Milieu der Siebzigerjahre, wo die Bewegung noch in ihren Anfängen steckte, um sich später — insbesondere unter dem Einflusse Björnsons und Garborgs — immer mehr auszubreiten und künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen in sich aufzunehmen. Im gegenwärtigen Augenblicke repräsentieren die Jugendvereinigungen eine Sammlung von 365 Lokalgruppen mit einer Gefolgschaft von über 30000 Mitgliedern. — In „Urd“ (VII, 43) widmet Ole Bang an leitender Stelle dem Dänen Sigurd Trier eine Charakteristik, unter spezieller Berücksichtigung von Triers letzter Studie „Thorwaldsen“ und der beiden vorausgegangenen Arbeiten „En Koindprofil“ (Ein Frauenprofil) und „Jesus fra Nazaret set med Nutidöine“ (Jesus von Nazareth im Lichte unserer Zeit).

Christiania. *Viggo Moe.*

Amerikanischer Brief.

In der Novembernummer der „North American Review“ giebt Vernon Lee einen Nachtrag zur Ruskin-Litteratur, in dem es als eines der Hauptverdienste Ruskins bezeichnet wird, daß er die Herrschaft des kleinlichen Dilettantismus der Winckelmann und Reynolds gestürzt und gezeigt habe, daß die Kunst dem täglichen Leben entspringe und für des täglichen Lebens Gebrauch bestimmt sei. — Die Aufgaben des amerikanischen Historikers behandelt Wm. Garrott Brown in „Atlantic Monthly“. Er vergleicht Woodrow Wilsons „History of the American People“, den 7. Band der „Cambridge Modern History“, der die Vereinigten Staaten umfaßt, und die Essais John Fiskes und kommt zu der Ueberzeugung, daß die beste Geschichte nicht auf dem Kooperationswege geschrieben werden könnte, auf dem die Cambridge-Serie entstanden ist. — Charles M. Skinner giebt in derselben Nummer einige interessante Erinnerungen an Walt Whitmans journalistische Laufbahn in Brooklyn zum besten. Er habe seiner Zeit in der brooklyner „Times“ wie im „Eagle“ in harmlosem Plauderton über alles Mögliche geschrieben: Phrenologie, Gottesdienst, ästhetischen Hausschmuck, Sklaverei, Gewerkschaften u. s. w. Die Abolitionssache entlockte ihm kühne Worte zu einer Zeit, da niemand den Mut hatte, sich offen über sie zu äußern. — Im „Bookman“ ergreift Prof. Harry Thurston Peck warm für Kipling Partei, dessen neueste Leistung „The Five Nations“ von der Presse geringschätzig behandelt worden ist. Er sagt u. a.: „Was kümmert es einen, ob Kiplings Ansicht richtig oder falsch, ob seine Vorurteile gerecht oder ungerecht, ob er in seinem Lieben und in seinem Hassen vernünftig, ob er Imperialist ist? Was haben diese Dinge mit der Beurteilung seiner Poesie zu thun? . . . Was die ganze Welt anerkennt, ist die Gewalt der Empfindung, die Macht, der Schwung, die Leidenschaft und der Glanz einer poetischen Individualität, die aufs tiefste empfindet und dem, was sie empfindet, Stimme zu verleihen vermag, wie kein anderer Lebender.“

Die amerikanischen Theaterverhältnisse befinden sich diesen Winter in einem Zustand der Gährung. Die Schwenkung in der Richtung eines gediegeneren Repertoires, die sich in der vorigen Saison bemerkbar gemacht, hat in der That schon manche Früchte gezeitigt. Stephen Phillips „Ulysses“ kann auf eine mehrwöchentliche

Spieldauer zurückblicken; desgleichen Justin Mc Carthys wunderlich aus religiösen, romantischen und realistischen Ingredienzien zusammengebrauter „Proud Prince". Irving hat mit Sardous „Dante" nur einen persönlichen Erfolg erzielt; die Kritik lehnte das Werk nahezu einstimmig ab. Nat Goodwin ließ im Knickerbocker-Theater den „Sommernachtstraum" neu erstehen und zog einige Wochen lang volle Häuser. Im „Vaudeville Theatre" entzückt Charlotte Wiehe mit ihrer französischen Gesellschaft ein elegantes Publikum durch „L'Homme aux Poupées", „Souper Adieu", „Colombine" und andere Kleinigkeiten, die ihre graziöse und geistreiche Kunst vorteilhaft zur Geltung brachten.

Für das geplante Nationaltheater wird aufs neue eifrig agitiert. Am 8. November fand im „Herald Square Theatre" eine Massenversammlung statt, an der über zweitausend Personen teilnahmen, darunter die hervorragendsten Schriftsteller, Dramatiker und Schauspieler, die sich zur Zeit in der Stadt befanden. Eine der bemerkenswertesten Ansprachen hielt Bronson Howard, der die amerikanische Bühne vor etwa zwanzig Jahren mit recht annehmbaren Werken versorgte. Er wagte eine matte Verteidigung der Unternehmer, was scharfen Protest erweckte; in Bezug auf die Vorteile, die den Dramatikern durch ein Unternehmen, wie das in Aussicht stehende, erwachsen würden, meinte er, ihre Leistungen würden in Zukunft nach ihrem Verdienst geschätzt werden und nicht von dem Standpunkt der Kasseneinnahme.

Im deutschen Theater an Irving Place wurde am 10. November Schillers Geburtstag durch eine Aufführung von „Kabale und Liebe" gefeiert. — Bei der Eröffnung der deutschen Theatersaison in Chicago ging „Monna Vanna" über die Bühne. — Sargents Theaterschule, die sich wiederholt durch Inszenierung interessanter ausländischer Novitäten Verdienste erworben, hat unlängst Hervieus „L'Enigme" aufgeführt.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen.

Dresden.

„Candida." Schauspiel in drei Aufzügen von Bernard Shaw. Uebertragen von Siegfried Trebitsch. (Königl. Schauspielhaus, 19. November.) — Buchausgabe im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Unser königliches Schauspiel, das uns im Anfang der Spielzeit mit der Erstaufführung von Hebbels „Herodes und Mariamne" den Genuß einer großen Tragödie, sich aber einen der bedeutendsten litterarischen Erfolge in den letzten Jahren, mit immer vollen Häusern seit Wochen, verschaffte, hat in dieser Saison mit seinen Neuheiten noch nicht das Glück gehabt, das seine glänzenden Darstellungen und sein künstlerischer Ernst verdienen. Auch des englischen Nationalökonomen und Publizisten Bernard Shaw dreiaktiges Schauspiel „Candida" war kein voller Erfolg und wird sich kaum auf der Bühne halten, obwohl es dem Nachdenklichen vieles gab, dem Publikum, wenn auch ohne Absicht, einen vergnügten Abend bereitete.

Shaws Werk ist eines von den Dramen, die man nicht ohne weiteres verurteilen oder billigen kann, über die man sich streiten muß mit berechtigtem Für, mit nicht weniger berechtigtem Wider. Nichts Glattes und Sinnenfälliges ist an ihm; trotz eines ganz menschlichen, ganz allgemeinen Konfliktes erscheint alles raffiniert ausgeklügelt, auf das Nervenleben höchster psychischer Kultur berechnet, und im Gegensatze dazu tritt wiederum etwas so Einfaches und Klares heraus, wirkt die Erfindung so naiv, ist so ungeschickt und deutlich zugleich, daß man sich fragen muß: Wie vermag sich diese psychologisch-meisterhafte Charakterisierungskunst, diese bruchlos sichere Führung einer inneren Handlung mit einer solchen Ungeschicklichkeit im Ausbau, mit einer derartigen Unwahrscheinlichkeit des äußeren Geschehens zu einen?

Die Fabel ist ungemein einfach und ungemein kompliziert. In Hochwürden Jakob Mavor Morells, eines klugen, selbstsicheren, in reicher sozialer Thätigkeit aufgehenden Pastors glückliche Ehe ist ein Störenfried eingedrungen. Keiner von den brutalen Lüstlingen, die das Weib mit geheimer Gewalt zu sich zwingen, ein Knabe von achtzehn Jahren, ein Dichter, den Morells Gattin Candida zu heißer Liebe entflammt hat, weil sie die erste ist, die seiner Herzenseinsamkeit ein mütterlich-liebevolles, warmes Verstehen entgegengebracht hat. Der junge Marchbanks ist ein Charakter von seltener Gradlinigkeit, von ungebrochener, scharf auf ihr Ziel gehender Energie. Er stellt sich den Pastor, er sagt dem „Prediger", dem „Wortemacher", wie wenig wert er seines Weibes sei und daß er mit ihm um Candida kämpfen müsse. Der Pastor wirft den Jüngling nicht hinaus, wie man erwarten sollte. Obwohl er ihn von seiner glück- und erfolggesättigten Daseinsanschauung aus nicht verstehen kann, zwingt ihn ein dumpfes Gefühl und der Glaube an seine Gattin, den Konflikt seinem Höhepunkte zutreiben zu lassen. Das geschieht, aber leider erst nach langen Gesprächen, die zwar voll ungewöhnlicher psychologischer Feinheit und dichterischer Kraft sind, denen aber nur eine die Exposition erweiternde, keine handlungstreibende Kraft innewohnt. Der Pfarrer wird stutzig, als ihm sein Weib erklärt, sie erwarte, daß Marchbanks sich in sie verlieben werde, ja, sie würde sich ihm sogar ganz hingeben, um ihn für immer den schlechten Weibern, die ihm einst Liebe lehren könnten, zu entreißen, wenn sie nicht ihre Neigung zu Morell davon abhielte. Für dessen Phrasen über ihre Reinheit und Güte hat die prachtvolle Frau nur ein Lächeln des Bedauerns; solche Tugenden könnten sie nie hindern, einem ihr notwendig dünkenden Triebe zu folgen. Morell will ein Ende seiner Qual. Er giebt Marchbanks die Gelegenheit zu einer Aussprache mit Candida, in der alles Begehren des Jünglings vor der hohen, reinen Frau verstummt. Sie weiß nun von seiner Liebe und würde ihn mütterlich beraten und trösten, wenn nicht Morell, der sie immer weniger verstehen kann, sie zwischen sich und den Jüngling stellte. Er bietet ihr „seine Kraft zu ihrem Schutze, seine Ehrenhaftigkeit für ihre Sicherheit"; der Dichter hat nichts weiter als „seine Schwäche, seine Trostlosigkeit und seine Herzensnot", und sie entscheidet sich für den Gatten. Er ist der „Schwächere"; ohne ihr sorgsames Walten wäre sein Leben verpfuscht. Marchbanks, das weiß sie, wird seinen Weg finden auch in der dunkelsten Nacht.

Um diese rein innerliche Handlung rankt sich nun noch allerlei humoristisches Episodenwerk, das an und für sich scharf und sicher beobachtet und glücklich hingestellt ist, aber auf das seelische Geschehen in den Drei eigentlich nur lähmend wirkt. Giebt man zu, daß der Pastor sich überhaupt auf einen Kampf um sein Weib mit Marchbanks einläßt, so vollzieht sich das Drama zwischen diesen drei Menschen mit einer großartigen Folgerichtigkeit. Keine Person zeigt einen Bruch in ihrer Entwicklung, höchstens Candidas anfängliche Blindheit gegen Marchbanks Liebe ist bei der klarblickenden Frau nicht ganz wahrscheinlich. Der Dialog ist glänzend, von messerscharfer Logik und schlagendem Witz, und die Dialektik des jugendlichen Aestheten von einer beinahe paradoxen Sicherheit. Seit dem grünen Heinrich ist die Liebe phantastischer Jugend zur reifen Frau und die Tragik, die in diesem Verhältnisse liegt, wohl kaum künstlerisch wieder so zart und duftig, nie vorher unseres Wissens so bis aufs Letzte gehend be-

handelt worden. Das Verwirrende an Shaws Dichtung ist die nicht organisch aus dem Ganzen wachsende Vermischung von Witz, Satire und Tragik; in ihrem Kerne schneidet sie ewige Fragen an, richtet eine verlogene Moral und geht auf das Tiefste im Herzen der Menschen. Darin aber liegt ein Wert, der ihr Dauer verleiht.

Christian Gaehde.

St. Gallen.

„Sälde“. Drama von Viktor Hardung. (13. November.) — Buchausgabe bei Huber & Co. in Frauenfeld (s. auch oben Sp. 404).

Am 13. November erlebte Viktor Hardungs Drama „Sälde“ seine Erstaufführung. Man hat hier wieder einmal erleben können, wieviel unter Umständen auf den Brettern verloren geht, wie unberechenbar gewisse Wirkungen sind, wie manches bei dem Eindruck auf den Zuschauer vom Zufall abhängt. Die feine Stimmungspoesie unseres St. Galler Schriftstellers, der Wohllaut seiner farben- und bildergesättigten Sprache werden dem Leser sofort klar, der Hörer nimmt sie durch das brechende Medium der Spieler in sich auf, und das schien, nach der Haltung des Publikums zu urteilen, kein Gewinn. Nicht als ob das Stück durchgefallen wäre; es hat an Kränzen und Beifall nicht gefehlt; mit einem Mißerfolg wäre es auch keineswegs gerichtet. Aber die Aufnahme war doch nicht so freundlich, daß sie anwesende Direktoren fremder Theater zur Erwerbung des Stückes hätte begeistern können.

Sälde, die losgekaufte Sklavin, gefällt dem alternden König und dem bald seine Stelle einnehmenden Prinzen. Aus dem Wohlgefallen wird Liebe und Leidenschaft: der Konflikt ist gegeben. Sälde wird von Unbekannten geraubt, der Prinz befreit sie, kehrt mit der Geliebten heim und tritt vor den König. Wie könnte der alternde Mann nun dem siegreichen und geliebten Sohn die Braut versagen?

Das Ganze ist typisch gehalten, etwa wie Goethes „Natürliche Tochter“. So bleibt manche Einzelheit unaufgeklärt und manches Rätsel ungelöst. Hardung liebt das Unbestimmte und Geheimnisvolle; die Welt der dunkeln Andeutungen und verschleierten Symbole ist seiner Muse vertrauter, als die des Wirklichen. — Doch nein, er hat ja ein Gegenspiel erdacht, das an Shakspeares Rüpel in der Sommernacht notwendig erinnert. An sich kein Unglück, wäre nur das Gegenspiel motiviert und der dadurch mögliche Zusammenstoß mit der Haupthandlung gewagt worden. Eine Nebenhandlung, die mit der Hauptaktion nur dramatisch-technisch kontrastiert, ohne zugleich sie zu fördern, ist kein glücklicher Gedanke. Andererseits wäre ohne sie das Drama vielleicht, nicht nur quantitativ, zu mager ausgefallen.

J. V. Widmann war es, glaube ich, der unsere schweizerischen Dichter ermunterte, mindestens ein Drama zu schreiben und aufführen zu lassen. Außer ihm haben Ernst Zahn, Vögtlin, Stegemann, Greyerz und andere den Versuch mit mehr oder weniger Glück gemacht. Hardung dagegen scheint sich sozusagen zum Berufsdramatiker entwickeln zu wollen, wie seine neuen Dramen „Daphne“ und „Lydippe“ beweisen können. Was er als Bühnendichter leisten wird, läßt sich heute noch nicht übersehen: als Poet hat er mit „Sälde“ und seinem Beitrag „Trauer“ im „schweizerischen Dichterbuch“ (Huber) Proben eines ebenso originalen, als feinen und innerlichen Talents gegeben.

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Wien.

„Novella d'Andrea.“ Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda (Hofburgtheater, 21. November). — „Crainquebille.“ Schauspiel in 3 Bildern von Anatole France. Deutsch von Theodor Wolff (Theater in der Josefstadt. Litterarischer Abend, 24. November). — „Liebessünden“. Ländliches Drama in 4 Aufzügen von Josef Werkmann (Raimundtheater, 17. November).

Ludwig Fulda, der Uebersetzer Molières und schmiegsame Interpret Rostands, nähert sich mit einem Renaissancedrama*) der Frage des Frauenstudiums. Novella, Tochter des Gelehrten Giovanni d'Andrea, der an der Universität Bologna das römische und kanonische Recht tradiert, liebt San Giorgio, einen jungen Kollegen ihres Vaters. Dem Mädchen kaum bewußt, ist diese Neigung emporgekeimt; sie macht den Beruf San Giorgios zu dem ihren und widmet ihm zu Liebe ihr Leben der Rechtsgelehrtheit. Novella liest an ihres Vaters Stelle ein Probekolleg vor einer Horde ausgelassener Scholaren und deckt ihr liebliches Gesicht mit einem dichten Schleier:

„Ihr jungen Herr'n, hier bin ich wieder,
Und dennoch bin ich's nicht. Denn was vorhin
Euch für mein Wesen galt, hab' ich verborgen,
Damit, was ihr verkanntet, sich enthüllt.
Ich bin kein Antlitz mehr, das euch verwirrt,
Kein Bild, das eurer Absicht euch entfremdet,
Nur eine Stimme noch, nur noch ein Wort,
Das aus den toten Büchern aufersteht,
Um lebend eure Seelen zu befruchten.“

Unangefochten liest der seltsame Dozent sein Kolleg zu Ende . . . Der Erbprinz von Cypern, als Hörer Giovanni d'Andreas ihr wohlvertraut, wirbt um Novellas Hand — sie schlägt Cyperns Königskrone aus, um der Wissenschaft, das heißt: um San Giorgios willen. Und der Tag erscheint, an dem die erste Frau zu Bologna den Doktorhut ins seidige Gelock drücken darf. Rektor und Senat geleiten den jüngsten Doktor in feierlichem Zuge von der Promotion heim. Selig leuchtet Novellas Antlitz, doch nicht im Widerscheine strahlender Weisheitssonne; nein, San Giorgio will ihr Geheimes anvertrauen, ihn erwartet sie in freudiger Ungeduld, und rasch wirft sie die Insignien ihrer jungen Würde ab, um dem Geliebten als Weib und nur als Weib zu erscheinen. Der kommt und enthüllt ihr das Geheimnis seiner Liebe, seiner heißen Liebe zu — Bettina, Novellas hübschem, doch herzlich unbedeutendem Schwesterlein. Und mit dem blinden Egoismus des Verliebten bittet er die Enttäuschte, für ihn zu werben:

„Ich meine, was mir zum Geleite frommt,
Ist Einfalt unverkünstelter Natur,
Ein schlichter Sinn, ein kindliches Gemüt,
Das nur den Ehrgeiz hegt, in sanfter Demut
Sich anzuschmiegen, nur den Willensdrang,
Im stärk'ren Willen aufzugehn . . .“

Und Novella wirbt. Das Gänschen Bettina sagt beglückt ja. Sie darf sich ihrer jungen, dummen Liebe freuen. — Novella darf weiter studieren und dozieren . . . Ein Zwischenakt vergeht — mit ihm ein Jahrzehnt. Aus Padua kehrt San Giorgio zurück, ein durchaus verheirateter und enttäuschter Professor; was ihn einst so an Bettina gefesselt, ihre lieblich-beschränkte Hausbackenheit, das ist ihm nun gründlich zuwider geworden. Jetzt meint er wehmütig, daß Novella — sie doziert immer noch — eigentlich die Rechte gewesen wäre . . . Und der Zuhörer ist enttäuscht wie San Giorgio, denn er wird mit Betrübnis gewahr, daß Ludwig Fulda, wiederum und nur in diesem einen Punkt mit San Giorgio vergleichbar, auch nicht gewußt, was er wollte. Ein guter, wenngleich nicht ganz origineller Lustspielstoff lag in der historisch beglaubigten Geschichte vom ersten Fräulein Doktor. Aber Fulda hat um jeden

*) Buchausgabe im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf.

Preis eine Seelentragödie daraus machen wollen. Man hätte, wie schon so oft, gern über die Niederlage der verliebten gelehrten Frau gelacht; aber der Dichter versetzt uns hinterrücks ein Drama einsamer Renaissancemenschen. Manche hübsche Szene, ein oder das andere geistreiche Wort unterhalten leicht und angenehm. Aber am Ende wird man doch ärgerlich gewahr, daß ein anmutiges Formtalent seine Kompetenz allzu stark überschritten hat. —

Crainquebille ist ein alter Gemüsemann, der seit vierzig Jahren seinen Karren durch das Quartier Montmartre zieht, allen Bewohnern wohlbekannt und wegen seiner biederen Gutmütigkeit allgemein geschätzt. Eines Tages erreicht ihn das Geschick in Gestalt des Schutzmanns Nr. 64. Nr. 64 befiehlt Crainquebille, weiterzufahren, Crainquebille zögert; in der engen Gasse bildet der Karren bald ein Verkehrshindernis. Menschen stauen sich, ein Radfahrer fällt zu Boden. Straßenlärm, aus dem Nr. 64 die Worte „verfluchter Polyp" herauszuhören glaubt. Crainquebille soll das Schimpfwort gebraucht haben. Alle Beteuerungen sind vergebens, Nr. 64 schleppt den „Verbrecher" auf die Polizeistube. Der zweite Akt führt uns in den Gerichtssaal, wo ein schläfriger Präsident seines Amtes waltet. Crainquebilles Verantwortung, die Zeugenschaft eines dekorierten Herrn sind vergebens. Nr. 64 hat das Schimpfwort gehört, und — ein Schutzmann irrt nie. Der Gerichtshof verkündet das Urteil: vierzehn Tage Arrest und fünfzig Franks Geldbuße. Crainquebille sitzt seine Strafe ab. Aber nun gilt er im Quartier Montmartre nicht mehr für unbescholten, sein Karren, das einzige Vermögensstück, kommt erst nach Wochen zum Vorschein. Er hungert; da war's doch im Gefängnis besser. Und er versucht wieder hineinzukommen, indem er dem nächsten Schutzmann „verfluchter Polyp" zuruft. Aber dieser verweist ihm milde das ungehörige Benehmen und arretiert ihn nicht. Nun ist Crainquebille verzweifelt. Er geht fort, wohl in die Seine ...

Anatole France hat ein flammendes „J'accuse" gegen die französische (oder nicht nur gegen die französische?) Justiz geschleudert, weit mächtiger und wirksamer als Brieux „Rote Robe". Denn gerade das Alltägliche an Crainquebilles Delikt ist es, was uns so erschüttert. Morde geschehen ja nicht alle Tage, aber solche kleine Tragödien des Alltags mag ein jeder erleben. Die Kunst des Dichters liegt in der Individualisierung eines durchaus typischen Falles. Dies gilt nur für das erste und zweite Bild (Straßenszene und Gerichtssaal); der letzte Akt, der den verfehmten Crainquebille zeigt, ist unwahr. Bei der weitgehenden Unbeliebtheit, der sich die Polizei in Crainquebilles Kreisen erfreut, darf man eher annehmen, daß des wackeren Gemüsemanns Heimkehr aus dem Arreste mit einer solennen Kneiperei gefeiert worden wäre. Die Uebersetzung ist in einem übeln berliner Jargon abgefaßt.

Josef Werkmann hat im Vorjahre mit seinem „Kreuzwegstürmer" einen starken Erfolg gehabt. Der Dichter ist ein Tischlermeister in Steyr und ein Onkel der Hofschauspielerin Medelsky. Diese beiden persönlichen Momente haben den „Kreuzwegstürmer" auf seinem Bühnenwege erheblich gefördert. Sodann die antiklerikale Tendenz: je seltener heutzutage freiheitliche Gesinnung in den österreichischen Erblanden geworden, um so höher wird sie gewertet und am höchsten, wenn einmal ein Tischler dichtet, wie sonst nur die Theaterdichter zu leimen pflegen. Die „Liebessünden" genießen die persönlichen und politischen Vorzüge des Kreuzwegstürmers Werkmann, der leider allzu eifrig den Weisungen der ins Theaterreferat verirrten Leitartikler folgt. So bringt er neben starken Proben echt dichterischer Beobachtung viel, allzuviel rein Theatralisches; man merkt die Absicht, ein Tendenzstück zu schaffen, aber man weiß nicht, welcher Tendenz Werkmann das Wort reden will: der Priesterehe oder der Lösbarkeit des katholischen Ehebandes oder gar der freien Liebe. Eine Tendenz erschlägt die andere, alle zusammen das Drama. Dem Theaterstück wurde durch die vorzügliche Darstellung ein Erfolg zu teil, der in den künstlerischen Qualitäten des Werkes nicht begründet war.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Pastor Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. 494 S. M. 6,— (7,50).

Wie im „Sturm und Drang" ist der erbitterte Kampf zwischen dem bevorzugten und dem zurückgesetzten Bruder, ist sogar der Brudermord wieder ein Lieblingsmotiv der neueren Dichtung geworden; ich erinnere nur an Halbes „Strom". Hegeler hat mit seiner mächtigen Energie das Thema gepackt und mit einer anderen Liebhaberei unserer Zeit verquickt: mit der Berufspsychologie. „Ingenieur Horstmann" hieß sein erstes großes Werk, und der Brückenbauer ward hier zum Typus der leidenschaftlich im Werk lebenden Technik; „Pastor Klinghammer" heißt das neue, das die Verzweiflung des unsicheren Herzens durch den zwischen Glauben und Unglauben, sozialem Thätigkeitsdrang und Egoismus hin und her schwankenden Pfarrer vertreten läßt. Neben ihm steht der geliebtere Bruder, mit nicht ganz fester Hand gezeichnet: bald erscheint er als der frivole Don Juan, bald als der mit dem Recht der Stärke begehrende Held, wie denn zwei Seiten des Offizierstypus in ihm sich abbilden. So steht die weibliche Hauptfigur wie in mittelalterlichen Streitgedichten zwischen „clericus" und „miles"; damals freilich siegte der Kleriker!

Der Kampf spielt sich auf einem Boden ab, den Hegeler kennt wie kein anderer. Im „Ingenieur Horstmann" war die Stadt Elberfeld der Schauplatz; hier sind es mehr die kleinen Landgemeinden des Wupperthals, in dessen Zentrum der Pfarrer erst zuletzt versetzt wird. Mit grimmigem Behagen schildert Hegeler das dumpfe religiös-wollüstige Sensationsbedürfnis dieser verspäteten Puritaner, die in der Kirche in entzücktem Grauen die wilde Predigt der Gewissensangst anhören; und es bezeichnet den Höhepunkt des Romans, wie den scheuen, gedrückten, des Selbstvertrauens ermangelnden Pastor die Reue und die Furcht beredt machen. Seine Gestalt überhaupt steht in greifbarer Wirklichkeit vor unseren Augen: der unglückliche Mann trägt, wie Goethe über Herder urteilte, überall sein Klima mit sich, eine dumpfe Atmosphäre, in der wie seine eigene aufflackernde Berufsfreude so auch die Liebe seiner Gattin erstickt. Die Wandlung aber in Mariannens Herz zu zeichnen, ist dem Verfasser nicht so gut gelungen: zu spezifisch ist ihre Hinneigung zu Daniel motiviert, als daß wir ihr nun die zu Fritz zutrauen könnten. Die Antipathie gegen die Philister — deren schmutziges Behagen glänzend geschildert ist — hat ihr den Einsamen verklärt; auch nach der Enttäuschung durfte der Bruder Leutnant nicht erben, der doch nur ein etwas begehrlicherer Spießgeselle jener Gruppe ist.

Auch im Stil zeigen sich gewisse Unsicherheiten. Es stört, wenn Marianne in einer packenden Szene wie ein Korpsbursche ausruft: „Das ist ein krasser Irrtum!" oder wenn sie in dem aufregendsten Moment den Lieblingsausdruck der Handlungsreisenden „Ausgeschlossen!" gebraucht. Auch ist es bedenklich, von der „Photographie eines musizierenden Engels" zu reden. Dagegen ist der weitgehende Realismus der Entbindungsszene am rechten Ort; in diese wilde Landschaft gehört die Wild-

heit auch des physischen Schmerzes und gerade dieses Schmerzes. Vielleicht hat hier Zolas "Joie de vivre" eingewirkt, wie am Schluß Dostojewskis „Raskolnikow". Aber wir haben ein Buch vor uns, dessen ernste Kraft sich solcher Lehrer wahrlich nicht zu schämen braucht.

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Liselotte von Reckling. Roman von Gabriele Reuter. Berlin 1904, S. Fischer Verlag. 324 S. M. 4,— (5,—).

Dieser Roman gehört weder zum litterarisch Besten, noch zum inhaltlich Interessantesten, was Gabriele Reuter geschrieben hat. Das Buch verdient zwar, daß man es liest, und man wird auf manche Passage stoßen, die heute nur diese vorzügliche Frau so schreiben kann — aber wir sind doch im ganzen an Feineres von dieser Verfasserin gewöhnt, und eine Bereicherung will ihr neuer Roman, wenn man einen höheren Maßstab anlegt, kaum bedeuten. „Ellen von der Weiden", der Roman, der diesem vorausging, war um vieles bedeutsamer, und man darf ihn als das bisher wertvollste Buch der Verfasserin bezeichnen. „Liselotte von Reckling" ist kein Fortschritt. Wir wollen glauben, daß es nur ein Ausruhen ist.

Im Mittelpunkt des Romans steht eigentlich nicht Liselotte, sondern Graf Lorenz Altenhagen; dieser, früher Offizier, wächst zum Führer einer neuen sozialen und religiösen Bewegung, des „Bundes der Erneuerten", heran. Nachdem in den letzten Jahren, besonders in Berlin, mehrfach derartige ideale Vereinigungen, die das Leben auf eine höhere Stufe heben wollen, aufgetaucht sind, finden wir sie in Büchern mit Vorliebe als — sagen wir Saatfelder, auf denen die Geschehnisse erdichteter Handlungen erblühen. Der Bund der Erneuerten, dem das Schicksal wird, das am letzten Ende jede derartige Vereinigung ereilt, nämlich Spaltung und Verfall, bildet den breiten Hintergrund des Romans. Altenhagen also ist der Führer. Er ist der große, schöne Mann mit den flammenden Augen guter Begeisterung, und — wie könnte es anders sein — alle Frauen liegen ihm zu Füßen. Liselotte, ein liebes Geschöpf, Tochter eines Freiherrn und einer Schauspielerin, mischt sich auch unter die ihn verehrende Schar, bricht mit ihrer feudalen Familie deshalb und wird schließlich des angebeteten Apostels Gattin. Sie sind lange Zeit glücklich, dann aber läuft dem Grafen eines Tages ein überspanntes Weib, das sich Daja Mistrel nennt, in Wirklichkeit aber Meyer heißt, über den Weg, weiß ihn durch allerhand romantische Finessen in ihre Arme zu zwingen, und die arme, treue Liselotte steht allein. Sie zieht sich in eine tiefe Einsamkeit auf das Gut ihrer Familie zurück, sucht dort die letzten Tage ihrer allzu leichtlebigen Mutter durch eine liebevolle Pflege zu vergolden und macht in der Verlassenheit ein um vieles größeres inneres Wachstum durch, als der Bund der Erneuerten ihr je zu schenken vermochte. Altenhagen, des Fräulein Meyer überdrüssig, kehrt zu ihr zurück. Es kommt zu einer Aussprache, in der sich zeigt, daß jetzt Liselotte schon über dem Grafen steht. Sie nimmt ihn nicht wieder auf. Sie traut ihm noch nicht. Er soll sich erst bewähren. So geht er wieder ins Leben zurück, allein, und es bleibt die Hoffnung, daß er einst wiederkehren wird zu dauernder Vereinigung mit der Wartenden.

Ist dieser Altenhagen nun eigentlich sympathisch oder nicht? Die Geschichte mit der überspannten Daja ist in der That so bedenklich, daß damit die Figur dieses Führers der Erneuerten nach unserem Geschmack einfach fällt — was sicherlich nicht im Sinne der Verfasserin war. Ein besonders starkes Interesse für Altenhagen weiß uns die Reuter überhaupt nicht einzuflößen, obwohl er im Mittelpunkt steht. Aehnlich ist es mit Liselotte. Wir werden nicht warm bei diesen Gestalten, es bleibt ein hinderlicher Zwischenraum zwischen uns und ihnen, und es macht den Eindruck, als ob auch die Verfasserin ihnen ziemlich kühl gegenüberstände. Die Fabel des Buches ist nicht besonders originell, und in der Art der Sprache vermissen wir die Persönlichkeit.

Dennoch hat das Buch Abschnitte, die fesseln. Zum Beispiel dort, wo es sich um eine Person handelt, die die Verfasserin nachher leider fallen läßt: um einen gelähmten jungen Amerikaner, der von einer leidenschaftlichen Liebe zu Liselotte ergriffen wird.

Steglitz. *Hans Bethge.*

Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1903. 392 S. Geb. M. 4,50.

Diese Geschichte, die im wesentlichen aus einer Reihe von Bildern aus dem westfälischen Dorfleben besteht, als einen Roman zu bezeichnen, scheint mir etwas wunderbar, und ich kann mir auch kaum denken, daß der Autor selbst darauf verfallen ist, sie so zu nennen. Als Roman-Fragment könnte er sie allenfalls hinstellen. Er sagt in der Einleitung: „Ich will die Lebensgeschichte eines Mannes erzählen, den ich von früh auf gekannt habe, gut gekannt habe, fast so gut wie mich selber. Denn ich habe alles, was er erlebt hat, mit ihm erlebt und erlitten." Die Lebensgeschichte, die in diesem Buch erzählt wird, reicht aber nur bis zum zehnten Jahr des kleinen Helden. Es giebt ja auch in sich abgeschlossene Kindertragödien und Kinderromane, ich erinnere nur an Wildenbruch, Szczepanski, Emil Strauß; aber in diese Kategorie gehört die Geschichte vom „Krauskopf" keineswegs, in ihr ist vielmehr alles nur Vorbereitung und Anfang. Die Wurzeln werden gezeigt, durch die eine junge Menschenpflanze seine erste Geistesnahrung sog, und das fruchtbare Erdreich, in dem sie ruhten und wuchsen.

Mit einer prächtigen Schilderung westfälischer Stammesart setzt die Erzählung ein; der Leser wird mit der besonderen Heimat Krauskopfs bekannt gemacht, der Dorfschaft Biedstedie im Münsterländischen. Das ist das erste „Hauptstück", dem dreizehn weitere folgen. In einer Reihe köstlicher Charakterbilder führt der Verfasser allerlei Personen vor, die in der Kindheitsentwicklung des Detmar Weding, genannt Krauskopf, eine Rolle gespielt haben. Den Anfang machen die Eltern: der wißbegierige und feine Tuchhändler Hermann Weding, der den Advokaten der Gegend das Handwerk verdirbt, indem er jeden Streit klüglich zu schlichten versteht, — und Mutter Nettchen, ein schönes, wackeres Weib, aber heftig wie das Donnerwetter und abergläubisch wie ein Kohlenbrenner. Ferner: der geniale Pat-Ohm, Krauskopfs „Schutzgeist", der am rechten und unrechten Ort seine philosophischen Gedanken auskramt und in dem Patenkind ein Genie wittert, wie er auch selbst eines zu sein glaubt; der rührend gute Seelenhirt Pfarrer Wiemer und sein andersgearteter Hund „Herr Strumpel", dessen Unthaten die Gemeinde um seines Herrn willen nachsichtig übersieht; Stöfferken, die Schullehrerin der Jüngsten, das allerliebste appetitliche Persönchen, die „der leibhafte Lachtriller" heißt, die Schülerlein trefflich zu nehmen weiß, auch dem „Jungfrauen-Verein" vorsteht, dann aber mal aus Versehen ein ganz kleines Kind bekommt; der ungetreue Küster Benedictus, der den Kirchenwein entwendet und sein Bäuchlein mästet; der zelotische, mit den Höllenstrafen ganz absonderlich vertraute Magister Roß u. s. w. Leider verlieren sich die letzten Hauptstücke in religions-pädagogische Fragen, deren Erörterung die Erzählung fast erdrückt.

Der Verfasser hat das Buch seinen Kindern gewidmet, und es soll wohl in erster Linie die Erzieher zum Nachdenken anregen. Nichtsdestoweniger ist es schade, daß gegen den Schluß hin der Pädagog den Künstler verdrängt, denn das Fabulieren ist Wettes starke Seite, nicht das Darlegen seiner Ansichten. Er gehört zu den geborenen Erzählern: in behaglichem Volkston, launig, kräftig und frisch, hier und da auch mal saftig und derb, immer durchsonnt von echtem Humor, weiß er uns seine münsterländische Heimat gar lebendig und vertraut zu machen. Und, gleich den Kindern, die sich bei der hinten angehängten „Moral von der Geschichte" zu langweilen anfangen, möchte man bitten: „Erzähl doch lieber noch so lustig weiter!"

Bärenfels. *Frieda Freiin v. Bülow.*

Walter Eichstädt. Roman von Georg Wasner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 262 S. M. 3,—.

Georg Wasners neuer Roman gehört zu den nützlichen Büchern, die sonderlich geeignet sind, das große Publikum der schlechten Unterhaltungslitteratur zu entwöhnen und allmählich in die Gebiete vornehmster Erzählungskunst hinüberzuführen. Denn der Roman enthält an stofflichen Reizen genug, um auch einen weiteren Leserkreis anzulocken; das Stoffliche aber hat wiederum eine durchaus künstlerische Form erhalten und ist so stark mit Gedanklichem durchwebt, daß sich das Buch weit von den unzähligen, keiner Beachtung werten Dutzendromanen scheidet. Ohne gerade ein überragender Geist oder eine stark ausgeprägte dichterische Individualität zu sein, versteht Wasner in geschickt komponierter, kunstvoll gerundeter und geschmackvoller Form Lebensschicksale zu erzählen, die mehr sind als eine Sammlung äußerer Geschehnisse, aus denen allerlei Weisheit von Dasein und Menschen herausleuchtet.

Der Held des Romans ist ein junger Lehrer, dem sein leicht entflammbares Herz und der Mangel an Energie und Zielbewußtsein ein tragisches Los bereiten. Völlig unbedacht verlobt sich Walter Eichstädt mit der Tochter eines Geheimen Rechnungsrates, um bald zu erkennen, daß sie beide garnicht zu einander passen. Kaum weniger unbesonnen wendet er sich dann mit seiner Liebe einer verheirateten Frau zu; aber schon, während er hier noch gebunden ist, verliebt er sich in ein frisches junges Mädchen und begehrt es zur Gattin. In diesem Augenblick rächt sich all sein Verschulden an ihm: das erhoffte Glück sinkt in Trümmer, und, ein Gebrochener und Verzichtender, fährt er nach Transvaal, um dort ein Kämpfer für die Buren und für sich ein Büßer zu werden.

Eichstädts erste Verlobung bleibt dem Leser ziemlich unbegreiflich; in allem Folgenden aber hat der Verfasser die Schicksale seines Helden mit feinem psychologischem Empfinden aus dem Charakter Eichstädts entwickelt.

Berlin. *Eduard Höber.*

Ein sanftes Männchen. Roman von Tristan Bernard. Aus dem Französ. von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 192 S.

Wenn man eben von einem tiefernsten deutschen Buch herkommt, in dem alles heißes Ringen und schmerzliches Erleben ist, dann kann man sich schwer in den trocken-kühlen, oft sarkastischen Ton dieses nicht unbegabten pariser Schriftstellers finden. Es fehlt, trotz der Schärfe und Deutlichkeit, mit der Charaktere und Situationen gezeichnet sind, an einem Pulsschlag warmen Lebens, der zur inneren Teilnahme zwingt.

Das „sanfte Männchen“ ist ein haltloser, gutmütiger, aber korrekter Sohn pariser Spießbürger — und es giebt in dem an erschütternden Kontrasten reichen Babel noch des Spießbürgertums übergenug, besonders im kleinen Beamtenstande. Daniel heiratet eine kleine, bildhübsche, verzogene Frau, ladet unvorsichtigerweise den unvermeidlichen Hausfreund ein und quält sich nun mit verzehrender Eifersucht mondelang herum, bis er endlich geschickt herausbringt, daß ihn Bertha nach kaum einjähriger Ehe mit Eric hintergeht. Von dem Augenblick an, da er es ihr auf den Kopf zusagt und sie alles eingesteht, fühlt er sich von einer großen Last befreit; er gefällt sich darin, den Großmütigen zu spielen und schlägt selbst die Scheidung behufs Vereinigung der Liebenden vor. Nur eine kurze Prüfungszeit legt er ihnen auf. Beide willigen ein, und Eric zieht nach Norden, sie nach Süden ans Meeresgestade, wo Daniel in bestem Einvernehmen mit ihr lebt. Fleißig werden Liebesbriefe gewechselt; Daniel behütet eifrig das Kleinod des Freundes! Da kommt ihm zu Ohren, daß Eric in der Fremde ein neues Verhältnis eingegangen sei. Er stellt ihn bei einer Zusammenkunft in Paris zur Rede, und der treulose Liebhaber gesteht, daß er nun nähere Verpflichtungen gegen eine junge Frau habe, die Gatten und Kinder seinetwegen verlassen, während Bertha doch noch geschützt im Hause ihrer Familie weile. Und nun bleibt dem guten Gatten nur noch die traurige Mission, Bertha die Nachricht, die sie niederschmettern muß, zu überbringen. Er thut es so schonend wie möglich. Die kleine, herz- und temperamentlose Frau nimmt es jedoch nicht so tragisch; sie beruhigt sich bald, fährt fort, ihren Mann mit ihren Launen zu quälen und beide leben nicht gut und nicht schlecht dahin in gelangweilter, seelenloser Spießbürgerehe.

Es ist etwas trostlos Ernüchterndes um diese Geschichte. Wären nicht ein paar fein sarkastische Stellen, wir würden ihre Uebertragung kaum berechtigt finden. Die französischen Schriftsteller zweiten und dritten Ranges befleißigen sich oft einer so absichtlichen Ausschließung aller höheren Daseinswerte; für sie bedeutet das Leben mit seinen tiefsten Problemen nur einen erschreckend einfachen Mechanismus, daß wir nach einer solch absichtlich trockenen Darstellung versucht sind, zu fragen: Rien que ça? Est-ce que cela vaut la peine de vivre après tout?

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat von Gregor Samarows Zeitroman „Um Zepter und Kronen“, dem bekanntesten Buche des kürzlich verstorbenen Autors, eine neue einbändige Ausgabe — 17. Tausend — erscheinen lassen (674 S., Preis 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.).

Lyrisches.

Eheliches Andachtbüchlein. Von Ernst Ludwig und Elsa Laura von Wolzogen. Buchschmuck von Joh. Martini. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Preis M. 2,—.

Freiherr und Freifrau von Wolzogen haben dem Glück ihrer jungen Ehe mit diesem Büchlein ein hübsches Denkmal gesetzt. Da ein hochwohllöbliches, teuere Eintrittspreise zahlendes Publikum den Geschmack am Ueberbrettl verloren hat, haben sie ein solches zwischen ihren eigenen vier Wänden etabliert, und die Lustigkeit ist offenbar nicht geringer. Tag aus, Tag ein, könnte man meinen, sitzt das verliebte Ehepaar auf der Ottomane, singt und tanzt zur Laute und sieht sich und der Welt lachend in die Augen. Alle Einfälle, die kleinen und großen Leiden und Freuden des Tages werden zu Liedern verwandelt und in die Luft hinausgeträllert. Außerdem wird das Repertoire der dichtenden Gatten durch immerwährende Versicherungen gegenseitigen Verliebt- und Glücklichseins ausgefüllt. Wolzogens Gedichte sind stürmischer, kräftiger, die von Frau Elsa Laura weicher und leichter. Sie findet sich übrigens mit Glück in verschiedene Stilarten hinein (so einmal in die Stephan Georges in „Priesterin der Aphrodite“), doch bleibt bei ihr und ihrem Gatten der Ueberbrettlton der herrschende.

Ob diese Klingklanggloribusch-Poesie für die Kunst in betracht kommt, das ist eine andere Frage. Ich glaube sie verneinen zu müssen, denn persönliche, zu persönliche Schäkereien interessieren auf die Dauer nur wenig, und die Form — nun, die haben Bierbaum u. a. zur Genüge ausprobiert. So graziös übrigens die meisten der Verse einhertänzeln, so kokett sie sich drehen und wenden: es wäre nicht zu wünschen, daß derartige Publikationen in Mode kämen. Also: pereant sequentes!

München. *Adolf Dannegger.*

Verschiedenes.

Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1903. VIII. 246 S. M. 3,— (4,—).

Die Frage, was das Entscheidende sei: das Werk oder die Persönlichkeit, die es hervorgebracht, diese Frage hätte früheren Zeiten vielleicht so müßig geschienen wie die berühmte, ob die Eiche älter sei oder die Eichel. Für

unsere Zeit hat sie aber, wie der Verfasser hervorhebt, eine aktuelle Bedeutung. Von hier aus will er den überall erhobenen Ruf nach „Persönlichkeiten“ deuten, den er als eine Reaktion gegen das Unpersönlich-Intellektuelle auffaßt.

Er schafft sich nun (wie es in gleicher Absicht einst schon Daniel Jenisch in seinem Lehrbuche der Biographie that) Rubriken der großen Persönlichkeiten und untersucht, was bei dem Entdecker, dem Eroberer, dem Staatsmann, Fürsten, Gelehrten, dem Philosophen und vor allem dem Künstler das Thun und der Thäter zu bedeuten habe. Die oft durch seine Bemerkungen (etwa über „erlebt“ und „anempfunden“) erfreuende Untersuchung scheint uns doch an dem großen Fehler zu leiden, daß sie mit ganz abstrakten Typen arbeitet und die historische Fülle der Erscheinungen ganz vergißt. Es giebt eben doch Epochen, in denen z. B. beim Dichter nur die „energeia“, die Kraft des Schaffens und Genießens, geschätzt wird, so die Romantik; und solche, in denen nur das „ergon“ gilt, das fertige Produkt; so in den klassischen Epochen. Der „Gelehrte“ ist bald der höchst persönliche Mann neuer Kombinationen, bald der weiterspinnende Arbeiter. So kommt denn auch Platzhoff zu so befremdenden Urteilen, wie daß der Heilige kein Wirkender sei, — als ob ein musterhaft vorgeführtes Leben nicht unzähligemal als abgeschlossenes Werk gewirkt hätte; oder daß die Eroberer heut unmöglich seien — in der Zeit des Cecil Rhodes! — oder daß der Staatsmann heut nach möglichster Objektivität strebe — in der Epoche der Bismarck, Gambetta, Chamberlain!

Aus einer zu äußerlichen Auffassung des „Werkes“ scheint uns auch der interessanteste Abschnitt verfehlt: der über den Fürsten. Ganz richtig deutet der Verfasser an, daß der Fürst als der typische „Mensch“ gelten soll; daher eben auch jenes naive Interesse für die Aeußerlichkeiten seiner Haltung, seines Privatlebens u. dgl., wie ähnlich bei dem zweiten typischen „Menschen“: dem Künstler. Das Werk des Fürsten ist aber gerade wie das des Heiligen ein konkreter Niederschlag seiner ganzen Persönlichkeit: seine sämtlichen Einzelhandlungen summieren sich zu dem, was wir seine „Regierung“ nennen. Die Regierung etwa Friedrichs des Großen aber hat durchaus als ein Werk, gewissermaßen als eine Partitur für eine große Symphonie, gewirkt, deren Ausführung nur nachschaffenden Virtuosen, wie Josef II., mißlang.

Sucht schließlich der Verfasser aus seinen Erörterungen über die verschiedene Bedeutung von Werk und Persönlichkeit Grundlinien einer „Biographik“ zu ziehen, so vermögen wir nicht zuzugeben, daß die Biographie der Kunst irgend etwas anderes sei als ein Spezialfall der historischen Darstellung. Das Objekt muß analysiert werden, ob es nun ein Volk, eine Zeit oder eine Individualität ist; was wichtig und nebensächlich, was eigen und geliehen ist, müssen wir prüfen; und daraus muß eine neue Synthese entstehen. Eine Biographie ist ein Stück Leben, angeschaut durch ein Temperament. Aber für die Erwägung jener Einzelfragen mag Platzhoffs Buch gelegentlich gute Dienste thun.

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Unser Elternhaus. Von Paul Hertz. (Hamburg. Hausbibliothek, herausg. im Auftrage der Gesellschaft hamburger Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft u. der Lehrervereinigung für die Pflege der künstler. Bildung.) Hamburg 1902, Alfred Janssen. 98 S.

Die Schilderung des alten hamburger Patrizierhauses war von dem Verfasser ursprünglich nur für die Angehörigen und Freunde des Hauses bestimmt und als Manuskript gedruckt worden; es sollte diesen eine bleibende Erinnerung an die trauten Stätten ihrer Kindheit oder wenigstens einiger dort verlebter Stunden sein. Da Hertz vielfach auch das Leben und Treiben Alt-Hamburgs in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, so verdient diese billige Ausgabe mindestens den Dank aller Hamburger. Der litterarische Wert des Büchleins ist allerdings nicht gerade groß, da die Darstellung meist zu unkünstlerisch und schmucklos ist und sich viel zu lange bei Einzelheiten aufhält, die nur die Nächstbeteiligten und allenfalls einen Hamburger erwärmen können. Immerhin sind einige Kapitel auch von allgemeinem Interesse, so die Plaudereien über die Kinderspiele, über den eigentümlichen Anfangsunterricht in der Privatschule, über eine Hochwassergefahr und auch die eine oder andere Familienszene. Schließlich ist es dem Verfasser doch gelungen, auch dem fernstehenden Leser eine gewisse Anteilnahme für das Geschick dieser alten, ehrenwerten und liebenswürdigen hamburger Kaufmannsfamilie einzuflößen.

Hannover. *Max Ewert.*

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. 7. Jahrgang. Berlin, Martin Warneck. 1904. 404 S. Geb. M. 4,—.

Das Jahrbuch, das ich seit seinem ersten Auftreten verfolgt habe, scheint nun endgültig seine bestimmte Eigenart ausgeprägt zu haben. Man darf vermuten, daß es sie nicht mehr wesentlich ändern wird. Es hat seinen bestimmten Leserkreis gefunden, der mit ihm zufrieden ist, und in dieser Situation wird die entscheidende Instanz Gründe genug haben, die Wahrheit des quieta non movere zu betonen. Wir registrieren das Wiedererscheinen des Jahrbuchs deshalb nur und bemerken, daß der Inhalt wie immer eine erfreuliche Mannigfaltigkeit bietet. Eine innere Begründung für ihr Dasein werden schwerlich alle Artikel aufweisen können. Man muß sich bei diesem und jenem doch fragen, warum er erschienen ist. Die belletristischen Beiträge sind von verschiedenem Wert. Einer — „Dennoch!“ — ist ein schlimmes Machwerk. Carl Beyer, ein mit Recht geschätzter Autor, hat ein Märchen beigesteuert: „Die versunkene Stadt“. Die Erzählung „Geschwister“ von L. Algenstaedt hält nicht ganz, was man von der Verfasserin erwarten sollte, aber immerhin zeigt sie die feine Charakterisierungskunst der Skizze im besten Sinne. Die litteraturgeschichtlichen Beiträge sind von Kinzel („Klopstocks Liebeslyrik“) und Eugen Wolff („Der Leumund der Jesuiten bei den Dichtern“).

Eine Frage noch: Läßt sich der Inhalt des Jahrbuchs nicht etwas aktueller gestalten, damit es dadurch sein regelmäßiges Erscheinen etwas mehr rechtfertige? Es giebt doch auf litterarischem Gebiet Jahr für Jahr bestimmte charakteristische Erscheinungen, und gegenüber dem Leserkreis, wie er nun einmal ist, braucht man wohl nicht zu fürchten, daß er durch seine Tagespresse mit der Behandlung dieser Dinge überfüttert worden ist. Wie wäre es z. B. für den Jahrgang 1904 mit M. von Schwind und Mörike gewesen oder, wenn man zurückschauen wollte, mit wenig Ludwig Richter?

Aachen. *Walther Wolff.*

Litterarischer Carneval. Von Kory Towska. Köln 1903, Verlag von Albert Ahn. 276 S. Mk. 3,—.

Die witzbegabte Mitarbeiterin der „Lustigen Blätter“ und der „Jugend“ hat hier mit etwas zu viel Sammeleifer die Galläpfel und Stachelbeeren, die sie da und dort früher ausgestreut hatte, zu einer Buch-Konserve hergerichtet. Von ihren Ein- und Ausfällen sind einige treffend, manche gelungen, sehr viele trivial, die meisten aus Kalau bezogen, fast alle aber mit großer Sprach- und Reimgewandtheit formuliert. Man findet neben den ewigen brombeerbilligen Arno Holz- oder Dehmel-Parodieen, die einem nachgerade zum Halse herauswachsen, ein paar ganz hübsche Verulkungen moderner Geschmacksauswüchse, ein Dutzend blanker Epigramme und daneben noch manches Scherzhafte, wie z. B. das Frag- und Antwortspiel: „Was ist ein Roman? Wenn man keine Dramen schreiben kann . . . Was ist eine Militärhumoreske? Wenn man Hauptmann a. D. ist . . . Was ist ein Prolog? Wenn man hundert Jahre tot ist . . . Was ist ein Epos? Wenn man konfirmiert wird . . .“ u. s. w. Aber der überwiegende Teil des beleibten Büchleins steht im Zeichen des seligen Moritz Saphir: es ist alles mehr

Witzelei als Witz, obendrein vielfach schon Witz von gestern und vorgestern, und mit allzuwenig Selbstkritik auf fast dreihundert Seiten ausgebreitet. Für diesen „Carneval" hätte der Aschermittwoch etwas zeitiger anbrechen dürfen.

J. E.

Charles Baudelaires Werke in deutscher Ausgabe von Max Bruns. III. Band: Poes Leben und Werke, Richard Wagner in Paris u. a. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 266 S. M. 2,50.

Die vorliegende Abteilung des Unternehmens, das ich sonst nicht kenne und nach hier gegebenen Hinweisen als unvollständige Auswahl betrachten muß, zeigt, bei sichtlichem Fleiß, Gebrechen, die nicht geleugnet werden können. Herr Bruns, wenn ich nicht irre, ein Lyriker von Ruf, begeht vor allem den Fehler, Baudelaire, anstatt seine Prägnanz zu schonen, durch einen Hymnus auf den „Dichter der Sehnsucht" in falschestes Licht zu rücken; und sehr viele Irrungen zweiten und dritten Ranges sind notwendige Folge. Sein Bemühen ist eines jener „Mißverständnisse in der Geschichte des ästhetischen Geschmackes", an die er, nach S. XXII, nicht glaubt. Unentbehrlich war für das Erstrebte eine Heranbildung in der hellen, mit wundervollem Kausalsinn begabten Geistigkeit der Franzosen, die ein Satz Taines darbietet, und hier zumal Sainte-Beuve, der Argwöhnische, geliefert haben würde. Herr Bruns ist — ich spreche von Einleitungen und Fußnoten — von solchen Mustern durchaus entfernt. Pedantenwust steht für Kulturwitterung. Hegels Phänomenologie soll — „ein gefährliches Thema"! — Baudelaires Mentalität erläutern, Selbst, Subjekt, absolutes Ich und verschrobene Psychologika führen einen langweiligen Tanz auf. „Diese Stelle darf nicht falsch aufgefaßt werden", doziert S. 163. Es wirkt beinahe komisch, wenn Herr Bruns von einer „hübschen" (!) Skizze Nietzsches redet. Auch die litterarhistorischen Sprünge sind nicht gutzuheißen. Hugos dynamische Wortrhetorik wird flott durch ein Wilde-Paradoxon illustriert, als schriee nicht des einen „Schönheit" gegen die des anderen, Hugo, Flaubert, Multatuli sollen auf gleiche Art für das Typische zeugen, und wenn Baudelaire, der Franzose und Romantiker, den Protestantismus verächtlich behandelt, so fügt Herr Bruns, der Rabelais für „nicht wesentlich" französisch hält, eine Note über D. Fr. Strauß hinzu. Es ist schließlich zu erwähnen, daß er in dieser selben Baudelaire-Ausgabe, worin er die Hoffnung ausspricht, er werde für seine Person an Richard Wagner noch lange „meine Genüsse" haben, auf den Lyriker Herrn Evers und das Ueberbrettl verweist.

Der Band enthält, in minderem Deutsch (die Barbey-Nachdichterin des brunsschen Verlages wäre viel kompetenter gewesen), des Poeten leidenschaftliche Wagnerartikel, seine Biographie Poes, seinen veralteten Essai über Hugo, seine kluge Verteidigung Flauberts u. a. Aber Baudelaire ist doch wohl kein Autor, den man „rezensiert"?

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Die Reihe seiner „goldenen Bücher" hat der Verlag von W. Spemann in Stuttgart neuerdings durch „Das goldene Buch der Gesundheit" vermehrt, das unter Mitwirkung einer Reihe bewährter Fachkräfte, besonders aus den Reihen der Hygieniker, entstanden ist. Auch diese „Hauskunde für jedermann" zeichnet sich durch die leichtfaßliche und übersichtliche Anordnung des überreichen Stoffes aus. Der größte Teil der Beiträge rührt von Dr. Robert Hessen her, den man bisher nur auf dem Gebiet der Dramaturgie als Fachmann kannte, dessen frische, eindringliche Schreibweise jedoch auch hier zur Geltung kommt. Der starke Band, dem zahlreiche Porträts bekannter Aerzte beigegeben sind, kostet in dem üblichen goldgepreßten Einband 6 Mark.

**

Ein hübsches Sammelwerk bringt der Verlag von W. Spemann in Stuttgart soeben zum dritten Mal auf den Weihnachtsbüchermarkt. Es nennt sich „Das große Weltpanorama" und behandelt in der Form eines reich illustrierten, 600 Seiten starken Jahrbuchs die Reisen, Entdeckungen, Kulturerrungenschaften der Technik u. s. w., die das Jahr gebracht hat. In unserer Zeit des Weltverkehrs und des Welthandels darf ein solches matter of fact-Buch vielen ein Gegengewicht gegen die einseitig ästhetisch-litterarische Beschäftigung des Geistes sein, zumal es das schwere Rüstzeug der Wissenschaftlichkeit vermeidet. Der Preis des von Viktor Ottmann geschickt redigierten Bandes beträgt 7,50 M.

Nachrichten

Todesfälle. Oberlehrer Josef Nassen, der sich als Heine-Forscher einen Namen gemacht hat, † in Jülich im Alter von 42 Jahren. Die Resultate seiner Studien legte er in den beiden Schriften „Heines Familienleben" (1895) und „Neue Heine-Funde" (1897) nieder. Außerdem veröffentlichte er eine Arbeit über „Die deutsche Flotte und die deutsche Dichtung" (1898).

In Hamburg † Prof. Josef Sittard, einer der angesehensten Musikkritiker. Er war am 4. Juni 1846 in Aachen geboren, hatte in Stuttgart Musik studiert und wirkte seit 1886 als Feuilletonredakteur des „Hamburgischen Korrespondenten", in dessen litterarischer Sonntagsbeilage er zahlreiche feinsinnige Rezensionen ästhetischer, philosophischer und litterarischer Werke veröffentlichte. Außerdem gab er eine Reihe von musikhistorischen und ästhetischen Büchern heraus, so eine zweibändige „Geschichte des Theaters und der Musik am württembergischen Hofe" (1890/91), „Kritische Briefe über die wiener internationale Musik- und Theaterausstellung" (1892) und „Musik und Theater in Hamburg um die Jahrhundertwende 1800" (1900).

Aus Kassel wird der Tod des deutsch-mexikanischen Schriftstellers Otto Engelbert Frhrn. v. Brackel gemeldet, der ursprünglich preußischer Offizier war, dann in päpstliche, später in mexikanische Dienste trat. Nach 33jährigem Aufenthalt in Mexiko, wo er Redakteur der „Deutschen Zeitung" war, kehrte Brackel nach der Heimat zurück und ließ sich in Kassel nieder, wo er bis zu seinem Tode Mitarbeiter verschiedener deutscher Zeitschriften war.

* *

Persönliches. Der in Weimar lebende Schriftsteller und Dichter Franz Sandvoß, bekannt unter dem Pseudonym Xanthippus, feierte am 20. November seinen 70. Geburtstag. Seine Studien, die er in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht, galten in den letzten Jahren vornehmlich Goethe und Luther. — Der holsteinische Dichter Johann Heinrich Fehrs (geb. 1838), der bisher Direktor und Inhaber der höheren Töchterschule in Itzehoe war, hat diese jetzt der Stadt übergeben und sich zur Ruhe gesetzt. Dies nahmen frühere Schülerinnen von ihm zum Anlaß, ihm eine Ehrung zu erweisen: sie übergaben eine nicht unbeträchtliche Summe der Deutschen Dichtergedächtnis-Stiftung mit der Bitte, Werke des holsteinischen Dichters anzukaufen und an Volksbibliotheken zu verteilen. Man hat zu diesem Zweck die beiden Bände „Allerhand Slag Lüd" und „Ettgrön" in Aussicht genommen. — Der Verwaltungsrat der augsburger Schiller-Stiftung hat den diesjährigen Preis dem Schriftsteller Dr. Wilhelm Ruland für seine Gedichtsammlung „Friedhofrosen" zuerteilt.

* *

Allerlei. Die im Verlag von S. Fischer in Berlin erscheinende Monatsschrift „Neue deutsche Rundschau" wird vom 1. Januar ab den Titel „Die neue Rundschau" führen und in neuer künstlerischer Ausstattung erscheinen. Der Bezugspreis erhöht sich auf M. 6,— vierteljährlich. — Mit seinem neuen Stücke „Sturmgeselle Sokrates" hat Sudermann nicht nur bei den Liberalen Anstoß erregt, gekränkt fühlt sich auch der pegnesische Blumenorden in Nürnberg: in dem Stück wird-

nämlich ein etwas schlafmütziger Student gefragt, ob er etwa zum „pegnesischen Blumenorden" gehöre. Die Entrüstung des Blumenordens ist um so größer, als Sudermann vor nicht langer Zeit die Ehrenmitgliedschaft dieser altehrwürdigen Vereinigung angenommen hat.

Vortragschronik.

Prag. „Ellen Key." Von Frau Marie Winterstein-Hanus (Bohemia, Prag; 309).

Schwerin. „Die neuniederdeutsche Litteratur in Mecklenburg." Von Dr. Schröder (Mecklenburgische Ztg., Schwerin; 551, 552).

Wien. „Friedrich Hebbel und die moderne Bühne." Von Alfred Frhrn. v. Berger (Neue Freie Presse 14087).

Zürich. „Der Droste Dichterpersönlichkeit." Von Frau Björnason-Rittershaus (Neue Zürcher Ztg. 327).

— „Die Tagespresse in unserer Kultur." Von Dr. O. Wettstein (Züricher Post 259, 261, 263, 265, 268).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Achleitner, Arth. Die Luftschiffer. Roman. Berlin, Otto Janke. 378 S. M. 4,—.

Althof, Paul. Der Wintergarten. Wien, C. W. Stern (L. Rosner). 80 S.

Anders, Fritz. Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. 3. Sammlg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 361 S. Geb. M. 4,—.

Andreas, Alex. Feuer! Erinnerung aus dem russ. Polizeileben. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 506 S. Geb. M. 6,—.

Arnold, Hans. Perücke. Neue Novellen. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. VII, 162 S. M. 1,60 (2,60).

Aschenbach, Hanna. Fräulein Chef. Roman. Dresden, E. Pierson. 442 S. M. 4,— (5,—).

Berdau, Emil. Uncle Sams Nichte. 6. Bd. Yankee-Doodle-Dolly als Housewife. Illustr. Leipzig, Jacobi & Zocher. schmal 8°. 204 S. M. 1,— (1,50).

Bittenfeld, Agnes Herwarth v. Sie muß heiraten. Roman. Dresden, E. Pierson. 277 S. M. 2,50.

Boy-Ed, Ida. Die Ketten. Roman. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 421 S. Geb. M. 6,—.

Dahl, Herm. Der Göttliche. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 462 S. M. 6,— (7,50).

Dahn, Felix. Meine wälschen Ahnen. Kleine Erzhlgn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 78 S. M. 1,50.

Deva-Roman-Sammlung. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.) 36. Voß, Rich. Juliane. Roman. 2. Aufl. 146 S. — 37. Régnier, Henri de. Seltsame Liebschaften. Eingeleitet u. übers. von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. 147 S. m. Bildnis. — 38. Harder, Agnes. Unter goldenem Joch. Roman aus der Gesellschaft. 159 S. — 39. Höcker, Paul Osk. Närrische Käuze. Novelletten u. Skizzen. 144 S. — 40. Gubalke, Lotte. Von seltsamen Leuten. Novellen. 156 S. — 41. Szymanski, Adam. Sibirische Novellen. Aus dem Poln. v. S. Lopuszanski. 132 S. — 42. Herold, Karl. Die Orden des Prinzen Riza. Fatum. 2 Erzhlgn. 146 S. — 43. Konopnicka, Marya. Leben u. Leiden. Novellen. Aus dem Poln. v. S. Lopuszanski. 142 S. — 44. Torn, Teo v. Der Garnisonschreck u. andere Militär-Humoresken. 139 S. — 45. Weise, Paul. Rotes Haar. Kriminalroman. 149 S. Je M. —,50 (—,75).

Eck, Miriam. Der klingende Berg. Nov. Stuttgart, Axel Junker. 99 S. M. 2,— (3,—).

Elbe, A. v. der. Frau Leonies Geheimnis. Roman. Dresden, E. Pierson. 310 S. M. 3,50 (4,50).

Elster, O. Familie. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 231 S. M. 3,—.

Engl, Alex. Protektion. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 229 S. M. 2,40 (3,60).

Fischer, Wilh. Ich straf'! Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 250 S. M. 3,—.

Franke-Schievelbein, Gertr. Die Sehnsüchtigen. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 342 S. M. 5,— (6,50).

Ganghofer, Ludw. Gewitter im Mai. Nov. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 252 S. M. 3,— (4,20).

Gotthelf, Jerem. Kurt v. Koppigen. Mit Bildern u. anderem Buchschmuck v. R. Münger. Bern, Neukomm & Zimmermann. gr. 4°. IX, 130 S. M. 6,— (7,50).

Gradein, Paul. Im Wechsel der Zeit. (Vivat Academia! Romane a. d. Universitätsleben. 3. Bd.) Berlin, Rich. Bong. 315 S. M. 2,— (3,—).

Grazie, M. E. delle. Vom Wege. Geschichten u. Märchen. (Sämtl. Werke. 3. Bd.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. V, 250 S. M. 2,— (3,—).

Haarhaus, Jul. R. Der Marquis v. Marigny. Eine Emigrantengeschichte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 305 S. Geb. M. 4,50.

Hansjacob, Heinr. Stille Stunden. Tagebuchblätter. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. VI, 375 S. M. 3,80 (4,80).

Hauschner, Auguste. Kunst. Roman. München, Albert Langen. 424 S. M. 4,— (5,—).

Huch, Ricarda. Von den Königen u. der Krone. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 344 S. M. 4,— (5,—).

Jacobsen, Frdr. Riflheim. Eine Romandichtg. a. d. fries. Marsch. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 331 S. Geb. M. 5,—.

Ischer-Bringold, R. Bärndütschi Gschichte. Buchschmuck v. Clara Ischer. Bern, Eugen Sutermeister. 343 S. M. 3,20.

Kinderwelt. Erzhlgn. u. Skizzen. Aus neueren deutschen Dichtern ausgew. vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Ernst Wunderlich. gr. 8°. 116 S. Kart. M. —,60.

Klinckowstroem, A. v. Zum andern Ufer. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun. 328 S. M. 3,— (4,—).

Kümmel, Konr. Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzhlgn. 1. Bdchn. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsh. 12°. XII, 316 S. Geb. M. 2,30.

Lohde, Cl., u. F. Ehrhardt. Die Geschwister. Roman in Briefen. Mannheim, J. Bensheimer. 192 S. M. 2,—.

Mann, Heinr. Die Jagd nach Liebe. Roman. München, Albert Langen. 601 S. M. 5,— (6,—).

Milbach, Carl. Moderne Gladiatoren. Roman. Dresden, H. R. Dohrn. gr. 8°. 425 S. m. Titelbild. M. 3,—.

Mordtmann, A. J. Sonnige Tage u. anderes. Illustr. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 372.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 108 S. M. —,20.

Müller, Gust. Adf. Töchter der Sünde. Geschichten a. d. dunkelsten Leben. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 132 S. M. 1,—.

Oldenburg, Ludw. Nu man to, Jan! Erzählungen a. d. niedersächs. u. oldenburg. Volksleben. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 273 S. M. 3,50 (4,50).

Ompteda, Georg Frhr. v. Denise de Montmidi. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 338 S. M. 5,— (6,50).

Pötzl, Eduard. Wiener Skizzen a. d. Vaterstadt. gr. 16°. 148 S. — Das weltliche Kloster. 4. Aufl. gr. 16°. 138 S. Wien, Robert Mohr. Je M. 1,50 (2,—).

Primer, Fred W. Der Pulsschlag e. Großstadt. Amerikanisches Sittenbild. Dresden, E. Pierson. 166 S. M. 2,— (3,—).

Raché, Hennie. Die Scham. Geschichte zweier Ehen. Berlin, Schuster & Loeffler. 216 S. M. 3,— (4,—).

Redy, F. Wohlthäter. Roman. Wien, Carl Konegen. 222 S. M. 2,50 (3,50).

Reuß, Zoë v. Grobbrot u. Feinbrot. Erzhlgn. Berlin, Wilhelm Möller. VIII, 327 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).

Saracini-Belfort, Luisa Gräfin. Kein Roman. — Der Freiplatz. 2 Erzhlgn. Wien, Carl Konegen. VII, 187 S. M. 2,— (3,—).

Scheffel, Jos. Vict. v. Ekkehard. Eine Geschichte a. d. 10. Jahrh. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. gr. 8°. XV, 480 S. Geb. M. 12,—.

Sohnrey, Heinr. Im grünen Klee im weißen Schnee. Dorfgeschichten aus Hannoverland. Berlin, Martin Warneck. III, 314 S. M. 3,— (4,—).

Stahr, Margarete. Unvereinbar. Roman. Berlin, Eduard Trewendt. 299 S. M. 4,— (5,—).

Stüben, Lor. Sein Sohn —? u. andere Geschichten. Berlin, Carl Freund. 92 S. M. 1,—.

Tann-Bergler, Ottokar. „O du lieber Augustin!" Aus der Wienerstadt. Wien, Robert Mohr. gr. 16°. 162 S. M. 1,50 (2,—).

Tavel, Rud. v. Der Houpme Lombach. Berndeutsche Nov. Bern, A. Francke. 335 S. M. 3,20 (4,—).

Villinger, Hermine. Der Weg der Schmerzen. Erzhlg. Illustr. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. 178 S. M. 2,— (3,—).

Wildenradt, Joh. v. Herzensrechte. Nov. Berlin, Otto Janke. 226 S. M. 3,—.

Wolters, Wilh. Siebenschön. Erzhlg. Dresden, E. Pierson. 248 S. M. 2,50 (3,50).

Zahn, Ernst. Schattenhalb. 3 Erzhlgn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 368 S. M. 4,50 (5,50).

Heijermans, Herm. Ausgew. Falkland-Skizzen. 1. Bd. Uebers. u. zusammengest. v. R. Ruben. Pößneck, Bruno Feigenspan. VIII, 289 S. M. 2,— (2,80).
Hornung, E. W. Ein Einbrecher aus Passion. (The amateur cracksman.) A. d. Engl. v. F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).
Liebesbriefe e. englischen Mädchens. Autoris. Uebertragg. Leipzig, Insel-Verlag. 272 S. M. 4,— (6,—).
Murray, Dav. Chr. Glänzende Laufbahn. Roman. Uebers. v. A. Schultze. Köln, J. P. Bachem. 382 S. M. 3,50 (5,—).
Sick, Ingeborg Maria. Der Hochlandspfarrer. A. d. Dän. v. Pauline Klaiber. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 256 S. M. 3,— (4,—).
Willy. Die Geliebte des Prinzen Jean. Roman. Illustr. Uebers. v. Thdr. Wolfgang. Budapest, Gustav Grimm. XXIX, 352 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bernus, Alex. v. Aus Rauch u. Raum. Ein Gedichtbuch. Berlin, Schuster & Loeffler. 99 S. M. 2,—.
Bruchmüller, W. Märkische Lieder. Crossen a. O., Richard Zeidler. 15 S. M. —,50.
Bulthaupt, Heinr. Durch Frost u. Gluten. Gedichte. 4. verm. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. XI, 285 S. M. 4,—.
Dähnhardt, Osk. Deutsches Märchenbuch. 2. Bdchn. Mit vielen Zeichngn. u. farb. Orig.-Lith. v. Erich Kuithan. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 156 S. Geb. M. 2,20.
Diesener, Helene. Gedichte. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. IV, 64 S. M. 1,50 (2,50).
Geißler, Carl Wilh. Dichtungen. Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr). 256 S. M. 3,— (4,—).
Giese, Hans. Im Garten der Rosen. Lieder u. Gedichte. Dießen, Jos. C. Huber. gr. 8°. 50 S. m. Bildn. M. 2,50.
Großstadtlyrik. Herausg. v. Heinz Möller. Buchschmuck v. Ludw. Sütterlin. Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. M. —,80.
Grünewald, Dr. Max. Aus der Mappe e. Reimers. Dichtungen. München, J. Lindauer. 12°. 143 S. Geb. M. 2,—.
Heimat. Ein Buch heimischer Dichtung. Herausg. v. Ludw. Aichinger. Linz, Oberösterr. Buchdruckerei u. Verlagsgesellsch.
Hermann, Th. Neue Lieder. Elberfeld, Baedekersche Buchh. VI, 133 S. Kart. M. 2,—.
Jens, Cl. A. Gedichte. Berlin, Franz Wunder. 174 S. M. 2,50 (4,—).
Klein, Tim. Er und wir. Eine Rhapsodie. Augsburg, Theodor Lampart. 68 S. M. —,75.
Ohorn, Ant. Rubland. Gedichte. (5. Folge.) Leipzig, Theodor Leibing. VII, 152 S. M. 2,— (2,80).
Ostini, Fritz v. Biedermeier mit ei. Lieder e. Zeitgenossen. Mit Buchschmuck. v. J. Diez. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. XII, 156 S. Geb. M. 3,60.
Poesie fürs Haus. Eine Auswahl von Gedichten, besonders a. d. neueren Zeit. Von J. J. Liessem. Köln, J. P. Bachem. 517 S.
Reiss, Aug. Ros'nstock, Holderblüet! Schwäbische Gedichte. Stuttgart, Robert Lutz. 110 S. m. 10 Vollbildern. Kart. M. 1,60.
Schadek, Mor. Funkelnagelneuch! Gedichte in niederösterr. Mundart. Wien, Carl Konegen. 96 S. M. 1,20 (2,—).
Spitteler, Carl. Olympischer Frühling. Epos. III. Die hohe Zeit. Leipzig, Eugen Diederichs. 143 S. M. 2,50 (3,50).
Theiß, Anna. Höhen u. Tiefen. Eine Sammlg. ausgew. Lyrik. Darmstadt, J. Waitz. 52 S.
Unterwegs. Gedichte. Wien, Carl Konegen. VII, 272 S. M. 2,50 (3,50).
Walden, Arno. v. Christus. Gedichte Mainz, Kirchheim & Co. XII, 135 S. M. 2,— (3,—).
Wolfgang. Lose Lieder. Leipzig, Oswald Mutze. 52 S. M. 1,—.

Browning, Elisab. Barrett. Sonette nach dem Portugiesischen. A. d. Engl. v. Marie Gothein. Mit Buchschmuck v. Fritz Hellmut Ehmcke. Leipzig, Eugen Diederichs. 4°. XI, XLIV S. M. 5,— (7,50).

c) Dramatisches.

Benda, Margarete. Die drei Rosen. Ein Zaubermärchen. Leipzig, R. G. Th. Scheffer. 64 S. M. —,50.
Berg, M. St. (Mathilde Gräfin Stubenberg.) Der arme Wenzl. Drama. Kassel, Georg Weiß. 112 S. M. 1,80.
Dannemann, Adf. Strandrecht. Trauerspiel. Darmstadt, G. Jonghaussche Hofbuchh. gr. 8°. 132 S. M. 2,—.
Greber, Jul. D'r lätz Bardessü. Lustspiel. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 39 S. M. 1,—.
Hilm, Carl. Hypatia. Drama. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance". 172 S. M. 2,—.
Hofmannsthal, Hugo v. Elektra. Tragödie frei nach Sophokles. Berlin, S. Fischer. 94 S. M. 2,— (3,—).
Morold, Max. Der Totentanz. Ein Tanz- u. Singspiel in 3 Aufz. Nach e. schles. Sage. Wien, Carl Fromme. 68 S. M. 1,—.
Streckenbach, Joh. Civilis. Ein Bataverfürst im Kampfe mit Rom. Drama. Breslau, Schlettersche Buchh. 4°. 140 S. M. 3,—.
Strecker, Karl. Letzte Stunden. Schauspiel. Nach e. Motiv Ernest Renans. Berlin, Schuster & Loeffler. 87 S. M. 2,—.

Brieux, Eugène. Die Schiffbrüchigen. (Les avariés.) Ein Theaterstück. Mit e. Vorrede v. Prof. Dr. Max Flesch. Köln, Albert Ahn. gr. 8°. III, XII, 77 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Brodmeier, Dr. Cecil. Die Shakspere-Bühne nach den alten Bühnenanweisungen. Weimar, Alexander Huschke Nachf. gr. 8°. 121 S. m. 2 Abbildgn. M. 3,60.
Bürkner, Rich. Herder. Sein Leben u. Wirken. (Geisteshelden. 45. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. VIII, 287 S. m. Bildn. M. 3,60 (4,80).
Fischer, Prof. Dr. Karl. Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen u. dichterische Schöpfungen. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. VII, 202 S. M. 3,— (4,—).
Gaehtgens-zu Ysentorff, Dr. Herm. Napoleon I. im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Technik des histor. Dramas. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. gr. 8°. VIII, 149 S. M. 3,— (4,—).
Georgy, Ernst Aug. Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Leipzig, Eduard Avenarius. gr. 8°. XII, 334 S. M. 3,75 (4,50).
Gercke, Dr. Alfred. Griechische Litteraturgeschichte. 2., umgearb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen. 190 S. Geb. M. —,80.
Glossy, Karl. Josef Schreyvogel. Eine biogr. Skizze als Einleitg. zu dessen Tagebüchern. (Aus: „Schriften d. Gesellsch. f. Theatergesch.") Wien, Carl Konegen. gr. 8°. 77 S. m. 1 Bilde. M. 2,50.
Grein, Dr. Heinr. Studien über den Reim bei Théodore de Banville. Ein Beitrag zur Geschichte der französ. Verstechnik. Kiel, Robert Cordes. gr. 8°. 72 S. u. 4 S. in Fol. M. 2,—.
Hessen, Rob. Leben Shaksperes. Stuttgart, W. Spemann. gr. 8°. XII, 411 S. m. 16 Lichtdr.-Taf. M. 7,— (9,—).
Holzmann, Dr. Mich. Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit e. Anh.: Ungedrucktes von u. an Börne. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Herausg. v. Aug. Sauer. Nr. 129.) Berlin, B. Behr. 224 S. M. 3,50.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausg. v. Karl Glossy. 13. Jahrg. Wien, Carl Konegen. gr. 8°. V, 337 S. Geb. M. 10,—.
Jantzen, Herm. Litteraturdenkmäler des 14. u. 15. Jahrh. Ausgew. u. erläutert. (Sammlung Göschen. Nr. 181.) Leipzig, G. J. Göschen. 12°. 151 S. Geb. M. —,80.
Jung, Dr. Hugo. Das Verhältnis Thomas Middletons zu Shakspere. (Münch. Beiträge zur roman. u. engl. Philologie. 29. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. gr. 8°. VIII, 99 S. M. 2,80.
Kleist, Heinr. v. Meisterwerke m. Erläutergn. v. Prof. Dr. Eugen Wolff. IV. Die Hermannsschlacht. Kritische Ausg. Minden, J. C. C. Bruns. 154 S. Kart. M. 1,30.
Langguth, Adf. Christian Hieronymus Esmarch u. der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftl. Nachlaß. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarchs Sammlg. u. seinem Bilde. Berlin, Herm. Paetel. gr. 8°. VI, 372 S. M. 10,— (11,50).
Langheim, Otto. De Visé, sein Leben u. seine Dramen. Diss. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Lex.-8°. 110 S. M. 3,—.
Leykauff, Dr. Aug. François Habert u. seine Uebersetzung der Metamorphosen Ovids. (Münch. Beiträge zur roman. u. engl. Philologie. 30. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. gr. 8°. XI, 123 S. M. 3,25.
Möbius, Hermine, u. Hugo Möbius. Peter Rosegger. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens u. Schaffens. Mit zahlreichen Illustr. u. s. w. Leipzig, L. Staackmann. Lex.-8°. III, 155 S. Kart. M. 3,50.
Möbius, P. J. Goethe. 2 Bände. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. gr. 8°. 264 u. 260 S. Je M. 3,— (4,50).
Nußberger, Dr. Max. „Der Landvogt v. Greifensee" u. seine Quellen. Eine Studie zu Gottfried Kellers dichter. Schaffen. Frauenfeld, Huber & Co. gr. 8°. VII, 226 S. M. 3,—.
Poestion, J. C. Zur Geschichte des isländischen Dramas u. Theaterwesens. Wien, Mayer & Co. gr. 8°. 79 S. M. 1,50.
Poppenberg, Felix. Maeterlinck. (Moderne Essais. 30. Heft.) Berlin, Gose & Tetzlaff. gr. 8°. 47 S. M. —,50.

Weddigen, Dr. Otto. Die Ruhestätten u. Denkmäler unserer deutschen Dichter. Halle, Herm. Gesenius. gr. 8°. XII, 208 S. m. 69 Abbildgn. u. 4 Photogr. M. 5,50 (7,—).

Zachariä, Frdr. Wilh. Zwei polemische Gedichte. (1754 bis 1755.) Herausg. v. Otto Ladendorf. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Herausg. v. Aug. Sauer. Nr. 127.) Berlin, B. Behr. XVI, 20 S. M. —,80.

e) Verschiedenes.

Barnay, Ludwig. Erinnerungen. 2 Bände. Berlin, Egon Fleischel & Co. gr. 8°. VII, 345 u. VIII, 378 S. m. 9 Taf. M. 10,— (12,—).

Vetter, F. Bildung. Berlin, Martin Warneck. 91 S. Kart. M. 1,50.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. (Halle, Otto Hendel.) 1716—1720. Scott, Walt. Der Abt. Roman. Neu bearb. v. Thdr. Bergfeldt. VI, 469 S. Geb. M. 2,50. — 1721. Byron, Lord. Kain. Ein Mysterium. Uebers. v. Alex. Neidhardt. VIII, 60 S. — 1722—1733. Dickens, Charles (Boz). Bleakhaus. 2 Bde. Aus dem Engl. 480 u. 482 S. Geb. M. 4,—.

Bielenstein, Past. D. Dr. A. Ein glückliches Leben. Selbstbiographie. Riga, Jonck & Poliewsky. gr. 8°. VIII, 468 S. M. 6,— (7,50).

Brieger-Wasservogel, Loth. Deutsche Maler. 6 Porträts. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 111 S. M. 2,—.

Brinckman, John. Sämtliche Werke in 5 Bdn. Mit Einleitgn. u. Anmerkgn. hrsg. v. Otto Weltzien. Mit des Dichters Bildnis, e. Nachbildg. seiner Handschrift, sowie e. niederdeutschen Wörterverzeichnis. Leipzig, Max Hesse. XXX, 112; 184, 139, 172 u. 92 S. In 1 Bd. geb. M. 2,—; feine Ausg. in Halbfrz. M. 3,—; Luxus-Ausg. in Liebhaber-Halbfrz. M. 4,—.

Dorthe, F. Kiki u. Lucie. Eine Plauderei m. denjenigen, die dazu aufgelegt sind. 1. Tl. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 167 S. M. 2,50.

Eichendorff, Jos. v. Ausgewählte Werke in 2 Bdn. Mit des Dichters Bildnis u. Fksm., sowie e. biograph. Einleitg. v. Gust. Karpeles. Leipzig, Max Hesse. 224 u. 262 S. In 1 Leinw.-Bd. geb. M. 1,25.

Eisler, Dr. Rud. Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearb. 2. völlig neu bearb. Aufl. (In 9—10 Lfgn.) 1 Lfg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. gr. 8°. VII, S. 1—160. M. 2,50.

Frey, Adf. Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner zürcher Freunde. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 272 S. M. 4,50.

Friedrich, Paul. Der Kampf um den neuen Menschen. Neue Reden an das deutsche Volk. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. XV, 314 S. M. 4,—.

Gregori, Ferd. Schauspieler-Sehnsucht. Gesammelte Aufsätze. München, Georg D. W. Callwey. 261 S. M. 3,50.

Haek, D. Deutscher Citatenschatz, e. Sammlg. deutscher Citate, Redensarten, Schlagwörter u. s. w. Halle, Otto Hendel. 229 S. Geb. M. 1,50.

Hebbels Ausgew. Werke. In 6 Bdn. Herausg. u. m. Einleitgn. versehen v. Rich. Specht. 3. Bd. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 372 S. Geb. M. 1,—.

Hedin, Sven v. Im Herzen von Asien. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Bde. gr. 8°. XIV, 559 u. X, 570 S. mit Abbildgn. M. 18,— (20,—).

Heer, J. C. Freiluft. Bilder vom Bodensee. Konstanz, Ernst Ackermann. VIII, 210 S. Geb. M. 3,50.

Klimt, Gegen. Vorwort v. Herm. Bahr. Historisches. Philosophie. Medizin. Goldfische. Fries. Wien, J. Eisenstein & Co. 4°. 75 S. M. 1,50.

Kuhlenbeck, Ludw. Im Hochland der Gedankenwelt. Grundzüge e. heroisch-ästhetischen Weltanschauung. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 151 S. M. 3,— (4,—).

Liszt, Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz L. Nach den Handschriften herausg. v. La Mara. 3. Bd.: 1836 bis 1886. Neue Folge. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 415 S. M. 6,—.

Loewenthal, Eduard. Geschichte der Friedensbewegung. Nebst Anhang. Berlin, E. Ebering. 102 S.

Naumann, Frdr. Briefe über Religion. Schöneberg-Berlin, Buchverlag der „Hilfe“. gr. 8°. 55 S. Kart. M. 1,20.

Novalis ausgewählte Werke in 3 Bdn. Hrsg. u. m. Einleitgn. versehen v. Wilh. Bölsche. Mit 2 Bildnissen u. 1 Briefe als Handschriftenprobe. Leipzig, Max Hesse. XLVIII, 168, 159 u. 216 S. In 1 Bd. geb. M. 2,—; feine Ausg. in Halbfrz. M. 3,—; Luxus-Ausg. in Liebhaber-Halbfrz. M. 4,—.

Otto, Berthold. Ein innerer Feind. Vom Kampf gegen die Tuberkulose. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 85 S. M. —,60.

Reclams Universal-Bibliothek. 4471—4476. Gottfried v. Straßburg. Tristan u. Isolde. Höfisches Epos. Aus dem Mittelhochdeutschen übers. v. Karl Pannier. 2 Bde. 381 u. 295 S. m. Titelbild. In 1 Bd. geb. M. 1,75. — 4477. Meyr, Melch. Der Sieg des Schwachen. Erzählung aus dem Ries. 152 S. — 4478. Köhler, Bruno. Antje. Schauspiel. 31 S. — 4479. Björnson, Bj. Der König. Drama. Uebers. v. Emma Klingenfeld. 114 S. — 4480. Andrejew, Leonid. Novellen. Aus dem Russ. von A. v. Krusenstjerna. 107 S.

Reinecke, Prof. Dr. Carl. Meister der Tonkunst. Mozart. Beethoven. Haydn. Weber. Schumann. Mendelssohn. Stuttgart, W. Spemann. gr. 8°. VIII, 480 S. M. 7,— (9,—).

Schreyer, Joh. Von Bach bis Wagner. Beiträge zur Psychologie des Musikhörens. Mit ausführl. Analysen vollständ. Kompositionen u. s. w. Dresden, Holze & Pahl. gr. 8°. 86 u. 37 S. M. 4,— (5,—).

Smidt, Dr. H. Ein Jahrhundert römischen Lebens. Von Winckelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltl. Papstherrschaft. Berichte deutscher Augenzeugen. Leipzig, Dyksche Buchh. gr. 8°. XV, 295 S. M. 6,— (7,50).

Spielhagen, Frdr. Am Wege. Vermischte Schriften. Leipzig, L. Staackmann. 278 S. M. 3,50 (4,50).

Stein, Prof. Dr. Ludw. Der Sinn des Daseins. Streifzüge e. Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. XI, 430 S. M. 8,— (9,50).

Stettenheim, Jul. Wippchens sämtl. Berichte. 16. Bd. Berlin, Herm. Paetel. 12°. 159 S. M. 1,50 (2,25).

Theorie und Praxis. Antwort auf Dr. Karl Büchers Denkschrift „Der deutsche Buchhandel u. die Wissenschaft“, bearbeitet vom Vorstande des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. Leipzig, L. Staackmann. gr. 8°. 171 S. M. 1,—.

Tieck, Ludw. Ausgewählte Werke in 4 Bdn. Hrsg. v. Georg Witkowski. Mit 2 Bildnissen Tiecks, e. Handschriftenprobe u. e. Einleitg.: Tiecks Leben u. Werke. Leipzig, Max Hesse; XCIII, 136, 397, 245 u. 144 S. In 1 Bd. geb. M. 2,—. feine Ausg. in Halbfrz. M. 3,—; Luxus-Ausg. M. 4,—.

Wilm, Bernh. Der Weg zum Ewig-Lebendigen. Leipzig, Eugen Diederichs. 4°. 95 S. M. 3,— (4,50).

Berlioz, Hector. Litterarische Werke. Erste Gesamtausg. 1. Bd. Memoiren. A. d. Franz. v. Elly Ellès. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 304 S. M. 5,—.

Damodaragupta's Kuttanimatam (Lehren e. Kupplerin). Deutsch v. Prof. Joh. Jac. Meyer. Leipzig, Lotus-Verlag. gr. 8°. 156 S. M. 6,— (7,—).

Dante Alighieri. Das neue Leben. Uebers. u. m. e. kurzen Laut- u. Formenlehre versehen v. Frdr. Beck. München, Piloty & Loehle. gr. 8°. VIII, 79 S. M. 2,50.

Kjölenson, Dr. Hjalmar. Vom Glück u. dem neuen Menschen. Grundzüge für neue Lebensführung. Leipzig, Richard Wöpke. 387 S. M. 3,— (4,—).

Antworten.

Herrn H. G. in Prag. Dänische Bücher sind jetzt, nach dem Beitritt Dänemarks zur berner Litteraturkonvention, nicht mehr für die Uebersetzung frei. — Die genannten Werke von Peter Nansen sind in autorisierten Uebersetzungen bei S. Fischer erschienen. Vor den obskuren Ausgaben, die Sie nennen, möchten wir warnen.

Frl. E. G. in Wien. Königsberger Allgemeine Zeitung, Breslauer Morgenzeitung, Rhein.-Westf. Ztg. (Essen), Hannoverscher Courier, Saale-Ztg. (Halle), Frankfurter General-Anzeiger (Frkf. a. M.), Neue Hamburger Zeitung u. a. — Wegen Ihrer anderen Anfrage werden wir Erkundigungen einziehen.

Zur frdl. Beachtung.

Unser Redaktionslokal befindet sich jetzt im Hause unseres Verlags

W. 35, Lützowstraße 2,

wohin wir alle Briefe, Manuskript- und Büchersendungen fortan zu richten bitten.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes Januar-Heft.

VI. Jahr. No. 7. 1. Januar 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Paul Adam

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 50, Schaperstr. 37, Telephon: VIa, 11600

Sechster Jahrgang. Heft 7. 1. Januar 1904

Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2, Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands (Postzeitungspreisliste No. 4760), Oesterreichs, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Revolution der Kritik.

Von Julius Hart (Schlachtensee).

Und wieder einmal liegt ein Heft auf meinem Tisch, ein eben gedrucktes. „Ein Weckruf an den neuen Geist, an Künstler, Kritiker und Publikum." Und wiederum steht auf dem Titelblatt: „Das Elend der Kritik". Da geht in dampfenden Wortnebeln die Jugend um, mit vielen Begeisterungen und in hellem Zorn. Das Elend der Kritik aber besteht darin, daß in Deutschland, und wohl auch in der übrigen Welt, täglich so und so viel 5 Pfennig-Rezensionen erscheinen, die angeblich allerhand Dummes und Unsinniges über Kunst und Künstler schwätzen. Die Kritik verdirbt die Litteratur, weil nicht jedem Kreisblättchen ein Lessing, ein Sainte-Beuve, ein Taine, ein Ruskin zur Verfügung steht. Ja, wenn diese elende Kritik nicht wäre, dann wäre die Welt wahrscheinlich — — kurz und gut: die große Reformation an Haupt und Gliedern geschieht, die bessere Welt wird damit heraufgeführt, daß der weckende Rufer vom 1. Januar 1904 an kritische Flugblätter je in zwanzigtausend Exemplaren umsonst verteilen lassen will. Was wir dazu sagen, fragt der Verfasser. Wir sollen ihm öffentlich oder brieflich unsere Meinung darüber kundgeben.

Ist das wirklich so nötig? — Wenn Fr. Dietert aus Zoppot zehn Jahre lang seine Blätter umsonst verteilt hat, dann wird er schon wissen, wie weit es ihm gelang, das Elend der Kritik vom Erdboden zu vertilgen. Zehn Jahre Arbeit ist eine Antwort immerhin wert — zehn Jahre lang sollte man wenigstens auf eine Antwort warten können. Das sind immer die besten Antworten, die uns das Leben erteilt: die allein öffnen uns die Augen und nützen uns.

*

„In litterarischen Kreisen ist man sich schon lange der Machtlosigkeit der Kritik auf das bücherkaufende Publikum bewußt." Und das sagst Du in so bekümmertem Tone, Fr. Dietert aus Zoppot? Du rufst nicht: halleluja — halleluja — das neue Reich ist erstanden — sie ist wirklich da, die neue Erde und die neue Menschheit?! Gedanke, gewaltig und groß, Gedanke, unerschöpflich tief, der alle Freiheiten in sich schließt: machtlos ist der Kritiker geworden, machtlos der Führer. Keine blinde, stumpfe, tote Herde trottet mehr hinter ihm drein, die sich an seinen Stricken leiten und gängeln läßt. Eine Weihnachtsbotschaft aus den Himmeln: Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen. Selig lächelnd blicken wir in die Wolken hinauf. Aber ach, die Engel, die da oben in den Lüften schwimmen und uns die Wunderworte zurufen — sie sind von allen Geschöpfen die unglücklichsten und dümmsten unter den lebendigen Wesen. Sie wissen nicht einmal, daß sie Engel sind und uns fröhliche Botschaft verkündigen.

Wir sollen vielmehr darüber seufzen und jammern, als über einer Trauer- und Todesanzeige. Seht, Ihr Kritiker, so weit habt Ihr's gebracht, das ist Eure Schuld und Sünde. Das Schwert Eurer Macht liegt zerbrochen. Eure Gewalt über das Publikum gilt nicht länger. Die Throne dieser Erde sind gestürzt.

Und darüber sollen wir Kritiker weinen?!

*

Doch ich kenne diese litterarischen Kreise, in denen man sich schon lange der Machtlosigkeit der Kritik auf das bücherkaufende Publikum bewußt ist. Gewiß, dieses Bewußtsein äußert sich des öfteren an Bier- und Kaffeetischen. Schauspieler, Sänger, Maler, Musiker und Poeten wissen es mit einer Gebärde unendlicher göttlicher Verachtung zu sagen: Ach was, so ein Rezensent! Auf den hört ja doch kein Mensch! Leider sagen sie's nur immer so dahin, ohne zu wissen, was sie sagen. Wie es die Stunde und der Augenblick gerade mit sich bringt, sprechen sie auch ganz umgekehrt. Da ereifern sie sich in Wut und Zorn über das Elend der Kritik. Da klagen und jammern sie über den, der ihnen weh gethan hat. Und wie die ewige Welt der Thoren immer nach einem Messias ruft, so rufen sie nach einer Reform der Kritik.

Da sage ich denn wohl: warum so viel Worte über so Nichtiges? Ihr überschätzt den Einfluß

und die Bedeutung ihrer Zeitungsaufsätze und Zeitungsnotizen. Unser Lob und Tadel besitzt garnicht den Wert und die Bedeutung, die Ihr dem beilegt. Sprecht doch von uns Kritikern nicht, als wenn wir eine Rolle spielten. Wir wissen am besten, wie beschränkt wir sind. Aber da klingelt es auf einmal an unser Ohr, daß uns vor unserer Gottähnlichkeit bange wird: So thu doch nicht so, als wenn Du von ihrer Macht nichts wüßtest. Das Publikum hört nur auf sie. Von der Kritik hängt das Schicksal von so und so viel Künstlern ab, das Glück und Unglück von so und so viel Menschen liegt in Eurer Hand . . .

Nun dann schlagt das Loch dort in die Wand, wo es geschlagen werden muß. Brecht ihren Einfluß, entwaffnet sie. Zertrümmert ihre Throne! Laßt sie nicht mächtig unter Euch werden . . .

*

Doch dieses Große wird Euch nicht gelingen, dieser Sieg fällt Euch nicht zu, Ihr, die Ihr ewig nach einer Reform der Kritik ruft. Geht nach dem kritischen Messias, nach kritischen Cäsaren Euer Verlangen? Euch werden sie umsomehr in Fesseln schlagen. Ob Ihr über die Macht der Kritik jammert oder ob Ihr jammert über ihre Machtlosigkeit, Euer Unglück und Wehe ist nur, daß Ihr immer Knechte der Kritik seid. Sie hat die Gewalt über Euch, weil Ihr nicht die Gewalt über sie habt. Aber vergebens wartet Ihr auf den anderen, der die Last dieses Unglücks von Euch nimmt. Könnt Ihr es nicht selber — nun, die Welt ist erbarmungslos gegen die, die alles nicht können.

Sie ereifern sich gegen die Kritik und reden über sie voller Wut und Ingrimm. In unseren Tagen ist der Haß wider sie von neuem wie ein Geschwür aufgebrochen. Aber als große, ewige Krankheit steckt dieser Haß von jeher in der Menschheit. Doch nur darum wird die Kritik für alle zu einer Tyrannei, wird als ein Uebel, als ein Schmerz und Leiden empfunden. Aller Haß ist ein Ausdruck gefesselter Geister. Die knirschen nur, die in Ketten liegen. Sklaven sind es, die in Wut und Ingrimm gegen die Kritik anlaufen; aber weil ihr Aufstand nur ein Sklavenaufstand ist, darum zerbricht er in sich selbst und zerfließt wieder wie aufgewirbelter Sand. Denn diese Zürnenden und Wütenden machen aus der Kritik erst eine Göttin der Tyrannei, ein Wesen der Wut und des Giftes. Eben dieselben, die sich über die jämmerlichen Rezensenten entrüsten, wenn sich die Kritik gegen sie wendet, genießen es mit behaglicher Freude, wenn diese Kritik den anderen schlägt. Mit wildem Grimm reiten die Sudermänner gegen die elenden Kritikbuben an und stellen zugleich mit liebender Sorgfalt all das Giftigste und Böseste zusammen, was die Buben über ihre dramatischen Nebenbuhler gesagt haben. Und wenn es den Sklaven der Kritik gelänge, die verhaßte Herrin mundtot zu machen, in der nächsten Stunde würden sie sie wieder um Gotteswillen zu reden bitten.

Aber dennoch kann uns nur dieses helfen, darin müssen wir alle zusammenstehen: Revolution gegen die Kritik! Brecht ihren Einfluß, entwaffnet sie. Nehmt ihr die Macht aus den Händen und duldet nicht länger, daß sie Euch unterdrückt. Doch diesen Kreuzzug sollen nicht Sklaven unternehmen. Nur der Geist der höchsten Freiheit kann einen solchen Krieg führen. Dieser Geist der höchsten Freiheit aber ist nichts anderes als die Kritik selber.

*

Alles, was wir als Elend der Kritik empfinden, im Großen und Kleinen, im Bleibenden und Alltäglichen, kann durch keinerlei Reform der Kritik ausgelöscht werden. Was uns notwendig dünkt, ist allein eine Reform und Umwälzung unserer Anschauungen von der Kritik. Nur eine solche Revolution der Ideen, die wir über sie besitzen, würde eine wahre und große Geistesbewegung bilden, könnte uns von all den Vorurteilen und Anschauungen befreien, durch die die Kritik, ganz gegen ihr wirkliches Wesen, zu einer „Macht" emporgehoben wird, durch die ihr Herrschaftsrechte zugestanden, richterliche Befugnisse eingeräumt werden. Daß wir kritisieren, ist ja doch eine urelementare Bethätigung, und das ganze Wesen unserer Welt muß schließlich auf einen Akt der Kritik zurückgeführt werden, auf eine Scheidung und Unterscheidung, auf eine Zerlegung in Stoff und Kraft, Materie und Geist, in Welt und Ich, Bewußt und Unbewußt. Unablässig kritisieren unsere Sinne, alles Denken ist Kritik, und auch zwischen künstlerischem und kritischem Schaffen bestehen keineswegs irgendwelche unüberwindliche Gegensätze. Jede künstlerische That ist wieder eine That der Kritik und jede Kritik eine Kunst. Eine Bewegung gegen die Kritik kann deshalb natürlich nie eine Freiheit von der Kritik, sondern nur eine Freiheit über die Kritik zum Ziele haben, und die alte Zwietracht zwischen den Künstlern und ihren Rezensenten würde nur dann enden, wenn beide Teile sich zu dieser Freiheit über die Kritik emporhöben. Da liegen allerdings wohl die letzten und tiefsten Menschheitsprobleme vor uns ausgebreitet, und der Streit um die Grundlagen der Kritik, um ihr Wesen und ihren Wert, ihre Ausgangspunkte und ihre Ziele, ihre Rechte und Pflichten ist der gewaltigste und ernsteste Streit der Gegenwart. Die unendliche Bedeutung und Größe dieses Kampfes aber dürfen wir nicht dadurch herabdrücken und jämmerlich verflachen, daß wir mit Uebergehung aller eigentlichen Probleme uns in ganz alltäglich-kleinlichem und persönlichem Gezänk verlieren, daß wir es ein Elend und einen Jammer der Kritik nennen, weil sich allerhand unreife und unfertige Geister an der Arbeit befinden, weil dabei Bosheiten und grobe Worte gehört werden. Ob ein Lessing oder ein Pustkuchen, ein Saphir oder ein Ruskin kritisiert, darauf kommt es garnicht so sehr an, als auf das Ganze der Anschauungen, die wir von dem Wesen und den Aufgaben der Kritik besitzen.

*

Was sollen diese naiven Klagen über die Machtlosigkeit der Kritik auf das bücherkaufende Publikum? Oder die anderen Klagen über ihre Macht, ihren verderblichen Einfluß, ihre Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten? Viel wichtiger ist, daß sich ein gründlicheres Verständnis des eigentlichen Problems unserer Zeit ausbreitet, daß wir in seinen ganzen Tiefen begreifen, um was es sich heute vor allem handelt. Die Kritik ist es ja gerade selber, die auf ihre alten Macht- und Herrschaftstitel Verzicht leistet, sich entwaffnet, alles Autoritätsgelüste von sich abthut, von ihrem Richterstuhl herabsteigt und gegen

den Glauben an ihre unfehlbaren Entscheidungen ankämpft. Ob wir nun mit Taine die Kritik als einen reinen Erkenntnisprozeß ansehen, als eine Wissenschaft, die jede Wertschätzung, Anerkennung und Verurteilung, Lob oder Tadel von sich ausschließt — oder ob wir unser ästhetisches Ignoramus aufwerfen und uns umsonst nach der absoluten Kunst, nach dem höchsten Ideal umsehen, die den eigentlichen Wertmesser in der Hand tragen: jene Kritik, die über alle Geister Autorität ausüben wollte, höchste Gültigkeit für sich beanspruchte, hat sich in unserer Zeit gegen sich selbst gewandt und Selbstmord begangen. Die Kritik von heute tritt der Kunst weder als Herrin und Gebieterin, noch als Lehrerin und Richterin entgegen. Da scheint es uns allerdings zur Zeit noch, als wenn wir damit allen Boden unter den Füßen verloren hätten, als wenn wir in vollkommener Finsternis tappten, als wenn damit die kritische Bethätigung selber aufgehoben wäre. Vielleicht aber kommen wir auch dazu, diesen Akt der Selbstaufhebung der Kritik als ihr eigentlichstes lebendigstes Wesen zu verstehen — und weder ein reines Erkennen, noch die Aufstellung von bindenden Gesetzen und Normen, die Wertung nur ist ihre Aufgabe, — sondern diese Selbstauflösung und Selbstzersetzung, dieses Hinauskommen über sich selbst ist ihre wahrste Natur, ist der Wille der unendlichen Freiheit in ihr.

*

Die Kritik besitzt keine Macht mehr auf das bücherkaufende Publikum. Ob es den Thatsachen entspricht oder nicht, bleibt sich gleich. In dieser ganz naiven Klage aber kommt doch das ganze Publikumsbewußtsein zum Ausdruck, spricht sich aus, was die weitaus meisten eigentlich von der Kritik denken, was sie von ihr wollen und beanspruchen, worin sie deren Ziele und Aufgaben sehen. Doch diese allgemeinen Auffassungen machen eben das Wirre und Thörichte aus, aus ihnen erwächst gerade das Elend der Kritik.

Diese Leute wollen eine Kritik, an die sie glauben können, auf die sie schwören, wollen ein richterliches Urteil, eine unumstößliche Entscheidung, dies ist gut und dies ist schlecht, sie wollen Lob und Tadel vernehmen. Sie wollen vom Kritiker wissen, was sie von dem Buche, das sie gelesen haben, denken und halten sollen, ob es ihnen gefallen hat und gefallen darf oder nicht — sie möchten sogar über ein Kunstwerk, das sie garnicht kennen, mitsprechen, indem sie die Meinung eines anderen zu ihrer eigenen erheben. Sie halten den Kritiker für einen Sortimenter, der ihnen beim Buchkauf Rat und Auskunft erteilt. Aber das alles sind Anschauungen einer dumpfen, toten Masse, die gar keine eigenen, persönlichen und innerlichen Beziehungen zur Kunst besitzt, die nur deshalb nach Urteilen verlangt, weil sie sich selber der Mühe des Urteilens entziehen will.

Doch auch die, die den Anspruch an die Kritik erheben, daß sie in irgend welcher Hinsicht „Wahrheit" geben soll, werden stets Enttäuschungen erleiden und gerade finden, daß die Urteile der feinsten und tiefsten Köpfe immer am weitesten auseinandergehen. Wenn ein und dasselbe Kunstwerk ganz verschiedenfache Beurteilung erfährt und die Meinungen darüber sich vollkommen widersprechen, dann stellen wir noch immer mit fröhlichem Spott die „guten" und die „schlechten" Kritiken nebeneinander und glauben, daß damit die Kritik selber in ihrer Wert- und Bedeutungslosigkeit nachgewiesen wurde. Aber wertlos ist nur die Voraussetzung, mit der wir dabei an sie herantraten, wertlos die Idee, daß die Kritiken übereinstimmen müßten. Diese einzige Thatsache schon muß uns die Frage nahelegen, ob unsere Anschauungen vom Wesen der Kritik auch wirklich die richtigen sind, ob wir nicht Anforderungen an sie stellen, die sie garnicht erfüllen will und kann. Wohl trat die alte Kritik stets mit der herrschenden Geberde auf, mit dem Bewußtsein, einen unumstößlichen Richterspruch zu thun, eine unfehlbare Entscheidung zu fällen, und sie verlangte die Unterwerfung unter ihre Ansichten. Aber was sie damit erzielen wollte, war eben Nichtkritik. Sie stand mit sich selbst im Widerspruch. Sie kam als Kritik, um die Kritik auszumerzen. Unmöglich kann es ihre Aufgabe sein, Glauben und Autorität zu verkündigen, Wahrheiten und Gesetze aufzustellen, zu loben und zu tadeln, dem Kunstwerk zu nützen oder zu schaden — sondern der Wille der Kritik kann immer nur Kritik sein. Menschen zeugen Menschen, Pflanzen zeugen Pflanzen, und so vermag auch Kritik immer nur Kritik zu zeugen. Glaube mir nicht! schreibt die neue Kritik als Motto über jede ihrer Ausführungen. Sie will nicht dem Leser Urteile diktieren, ihn zu denselben Meinungen nötigen — sondern sie kämpft gerade einen großen Kampf gegen die Trägheitsideen der Welt, gegen die dumpfen Instinkte der Masse, die eben nur der Mühe des Urteilens sich entziehen will — aber auch in dem Verlangen nach Normen und Regeln nur ein Bedürfnis nach bequemen, äußerlichen Formeln und nach Schablonen äußert. Diese Kritik will nur in allen Seelen die kritischen Fähigkeiten entzünden und entfesseln, jeden anregen, daß er sich sein eigenes Urteil bildet, eine Welt von Kritikern schaffen. Wert besitzt nur diese selbsteigene Kritik und kann durch keine andere ersetzt werden.

*

Was sollen wir aber nun eigentlich unter Kritik verstehen? Ihr Wesen besteht nicht nur in einem reinen Erkennen und auch nicht nur in einem Werten. Ihr Wesen soll vielmehr als ein Selbstauflösungs- und als ein Zeugungsprozeß angesehen werden; Kritik vernichtet sich selbst, Kritik gebiert Kritik. Ist das nicht ein Widerspruch? Aber doch auch wieder dasselbe. Wie es bei der Pflanze dasselbe ist, daß sie abwelkt und scheinbar zu existieren aufhört und zugleich als Saat neuer Pflanzen zu Boden fällt. Ihre Selbstauflösung ist die Auflösung eines Samenkorns in viele Samenkörner. So aber will auch das Wesen der Kritik als ein elementarer Lebensvorgang aufgefaßt werden. Aesthetische Kritik bedeutet eine innige Anteilnahme an dem Kunstwerk, ein leidenschaftliches Verhältnis zu ihm, eine Verschmelzung, eine Verwebung und Verwachsung mit der Kunst. Wie sich unser Körper mit der ihm von außen zugeführten Nahrung verbindet und aus dieser Nahrung sich immer wieder neu aufbaut, so verarbeitet und verdaut unser Geist in der Kritik die Werke der Kunst. Die Kritik wird an der Kunst immer stärker und reicher und die Kunst an der Kritik. Jede Kunst und Kritik wächst damit über sich selbst hinaus, und ihre unendliche Freiheit beruht gerade darin, daß sie aus der einen Form

immer neue andere Formen entstehen lassen kann, daß sich stets neue Kunst und neue Kritik gebiert. Unsere Idee von der absoluten Wahrheit, von dem absoluten Ideal ist aber nichts anderes, als die Idee, diese Schöpfungsvorgänge zum Stillstand zu bringen, der Glaube an eine Welt ohne Bewegung. Solche Wahrheit jedoch kann und will die Kritik nicht suchen, sondern ihr Ziel ist eben, ihr unendliches Leben, ihr schöpferisches Wesen zu entfalten und in immer neuen Formen zu offenbaren.

Paul Adam.

Von Felix Vogt (Paris).

Ueber keinen Schriftsteller sind wohl so viel widersprechende Urteile gefällt worden wie über Paul Adam. Die einen betrachten ihn als den größten Erneuerer des französischen Romans seit Zola, die anderen als seinen Totengräber. Viele sehen in ihm einen zügellosen Anarchisten und viele einen kaltherzigen Verteidiger des Kapitalismus. Als mystisch veranlagter Katholik erscheint er den einen, als letzte Säule der Freimaurerei den andern. Manche werfen ihm grimmigen Weiberhaß vor, und manche tadeln seinen Hang zu üppiger Sinnlichkeit. Seine Stellung gegenüber historischen Ereignissen ist für die einen eigenmächtige Ruchlosigkeit und für die anderen geniale Intuition. Selbst seinen Stil erklären die einen für unverständlich und ungenießbar, während er nach andern an Kraft und Schwung des Ausdrucks von niemandem übertroffen wird.

Alle diese widersprechenden Urteile haben oder hatten im Laufe der Zeit eine gewisse Berechtigung, weil Paul Adam, der in den achtzehn Jahren von 1885 bis 1903 nicht weniger denn dreißig, meist sehr umfängliche Bände hervorgebracht hat, weder in seinen Anschauungen noch in seiner Art der Darstellung derselbe geblieben ist. Es kommt aber noch hinzu, daß sein Geist von jeher von zuviel Ideen und Bildern bestürmt wurde, um auch in einem und demselben Buche eine Tendenz oder einen Gedankengang konsequent zu verfolgen. Da er aber weder Philosoph noch Theologe, weder Historiker noch Naturforscher geworden ist, sondern Romanschriftsteller und Journalist, so ist das kein Fehler. Man muß vielmehr anerkennen, daß er gerade das Schaffensgebiet gewählt hat, wo ihm seine Mängel keinen wesentlichen Nachteil und manchen Vorteil gebracht haben.

Die historische Methode wird auch hier am leichtesten einiges Licht in das Dunkel bringen. Adam ist zugleich ein sehr unabhängiger Geist und ein Mann, der tief in seiner nationalen und noch tiefer in seiner Familientradition steckt. Diese Tradition hat sogar seine letzten Werke stärker beeinflußt als seine ersten, denn die Familie Héricourt, deren Geschichte die vier letzten Bände Adams erzählen, ist im Grunde seine eigene. Es ist daher unumgänglich, ein Wort von seiner Herkunft zu sagen.

Paul Adam wurde am 7. Dezember 1862 als Sohn eines kaiserlichen Postdirektors in Paris geboren, aber Artois darf ihn mit größerem Recht in Anspruch nehmen, als Isle de France. Dort liegen nämlich die Moulins Sainte-Catherine, woher die Familie Adam stammt. Der Urgroßvater des Schriftstellers verließ, genau wie Bernard Héricourt, der Held von „La Force“, die väterliche Müllerei, um als Dragoneroffizier dem General Moreau als Adjutant zu folgen und im Jahre 1803 an dessen Verschwörung gegen Napoleon teilzunehmen. Er wurde aber nach einiger Zeit wieder zu Gnaden angenommen und fiel bei Wagram. Seine Tochter heiratete zwanzig Jahre später seinen jüngeren Kameraden, den Hauptmann Adam, der erst im Jahre 1860 starb. Sein Sohn, der Postdirektor, erhielt von diesem Augenzeugen der großen Kriege die ausführlichsten mündlichen Ueberlieferungen und übertrug sie getreulich auf den Enkel, der in der napoleonischen Legende aufwuchs und auf der Schule nur an den Offiziersberuf dachte. Er eignete sich aber körperlich wenig dazu, denn er blieb klein und kurzhalsig und neigte zur Fettleibigkeit. Adams Eltern bekämpften daher den militärischen Ehrgeiz ihres einzigen Sprößlings. Sie gaben dabei auch ihrer persönlichen Neigung nach, denn trotz aller kriegerischen Familientradition waren sie noch mehr von litterarischem, als von militärischem Ehrgeiz beseelt. Adam erzählt in seinen autobiographischen „Images Sentimentales“, daß seine Mutter vollständig im Romanlesen aufging, und daß sein Vater, der ein Fanatiker des klassischen Stils war, den Knaben nötigte, ihm die in der französischen Akademie gesprochenen Lobreden vorzulesen, die ihn zu Tode langweilten, weil er sie nicht verstand. Vielleicht hat der Postdirektor des kaiserlichen Hauses, der in seinen vier Pfählen übrigens ein strammer Republikaner war, dadurch die Schuld auf sich geladen, daß sich der Stil seines Sohnes, so sehr er sich auch mit der Zeit geklärt hat, auch heute noch sehr weit von akademischen Mustern entfernt.

Trotz aller kriegerischen Erinnerungen und Traditionen war Paul Adams erstes Werk nur von der im Jahre 1885 herrschenden litterarischen Strömung beeinflußt. Es war die Zeit, da Zolas Hauptwerke erschienen waren, die Zeit, wo er auf „Assommoir“, „Nana“ und „Pot-Bouille“ den Bergwerkroman „Germinal“ folgen ließ. Er galt damals allen Jüngeren als Vorbild, und ihre einzige Sorge war, die anstößige Seite seines Naturalismus zu überbieten. Paul Adam that das gleiche, obwohl er, in bester bürgerlicher Familie aufgewachsen, kaum Gelegenheit gefunden hatte, die „tieferen Schichten der menschlichen Gesellschaft“ zu erforschen. Schon der Titel seines Erstlings, „Chair Molle“, verrät eine Vergröberung von Zolas „Nana“. Obwohl das Buch in Brüssel erschienen war, wurde ihm in Paris auf Betreiben des konservativen Kritikers Sarcey ein Prozeß wegen Unsittlichkeit gemacht. Adam wurde zu vierzehn Tagen Haft und tausend Franken Buße verurteilt, und nur die Haft wurde ihm auf dem Gnadenwege erlassen.

Schon im folgenden Jahre machte sich aber bei Adam neben dem Naturalismus, in den ihn persönlich der Verfasser der „Fille à Soldat“, Robert Caze, eingeführt hatte, eine andere Strömung geltend. Er verband sich zu gemeinsamer Arbeit mit dem Dichter Jean Moréas, einem der Begründer der symbolistischen Poesie. „Le Thé chez Miranda“ und „Les Demoiselles Goubert“, die auf diese

Art entstanden, sind freilich bloß ein unklares Gemenge von wilder Phantasterei und naturalistischen Einzelheiten. Was Adam in dieser Zeit allein verfaßte, war immerhin etwas besser. Es war der durchaus naturalistische Bauernroman „La Glèbe“, worin er manches vorausnahm, was Zola zwei Jahre später in seiner „Terre“ mit größerer Wucht ausführte, und der psychologische Roman „Soi“ (1887). Dieses „Selbst“, das dem Roman seinen eigentümlichen Namen gegeben hat, ist zwar weiblichen Geschlechts — Marthe Gresloup wird durch stolzes Selbstgefühl von der Liebe zurückgehalten und trennt sich von ihrem Pflegesohn, da er sich einem zärtlicheren Gefühle nicht verschließt —, aber dieses Selbst kann auch auf das des Verfassers bezogen werden, denn hier ist schon etwas von einer starken litterarischen Eigenart zu verspüren. Würde es jemals Zola oder einem anderen wahren Naturalisten eingefallen sein, einem Roman einen so abstrakt philosophischen Titel zu geben? Sicher nicht! Auch das Motiv, daß die Liebe denn doch nicht immer die Hauptsache im Leben sei, werden wir in den späteren Werken wiederkehren und zu einem charakteristischen Merkmal Adams werden sehn.

Wieder eine neue Errungenschaft war der Roman „Etre“, der im Jahre 1888 erschien, denn hier versetzte Adam zum ersten Male seine Romanfiguren in die Vergangenheit und zwar in das französische Mittelalter. Mahaud de Horps ist aber der Heldin von „Soi“ nahe verwandt, denn auch diese Schloßherrin, die Hexenkünste treibt, aber nur zum allgemeinen Besten anwendet, ist ein überaus stolzer Frauencharakter. Die Behandlung des Historischen zeigt schon hier ein seltsames Gemisch zahlloser genauester Einzelheiten mit ungereimter Phantastik der Handlung. Zum Schlusse wird z. B. Mahauds Schloß von einem historisch unmöglichen Negervolke erobert. Diese Neger haben aber einen symbolischen Charakter. Sie bilden den Kontrast zu der Heldin, deren blendend weiße Erscheinung immer wieder hervorgehoben wird.

Zu dieser Zeit wandte sich Adam nicht nur mit Bewußtsein vom Naturalismus ab, sondern warf sich sogar zum Theoretiker des Symbolismus auf, den er von der Poesie auf die Prosa zu übertragen bemüht war. Die ihn umgebende schriftstellerische Jugend, die mit seiner Hilfe eine kurzlebige Zeitschrift nach der andern gründete, bewunderte, wie ein neues Evangelium, Paul Adams Definition: „Die Kunst besteht darin, ein Dogma in ein Symbol einzuschreiben“ (L'Art est l'oeuvre d'inscrire un dogme dans un symbole). Das Beste, was man diesem orakelhaften Satze nachsagen kann, ist, daß er anerkennt, daß die Kunst nicht in der einfachen

Paul Adam.

Abmalung der Wirklichkeit besteht, aber einen positiven Sinn kann man ihm nicht beilegen. Mit Dogmen hat die Kunst überhaupt nichts zu thun, und ein Dogma in ein Symbol einzuschreiben, ist nicht einmal in der Religion gebräuchlich, wo die Dogmen und die Gleichnisse (Symbole) nebeneinander hergehen. Adam ist übrigens selbst der wenigst dogmatische, unberechenbarste aller Schriftsteller, und sein Symbolismus beschränkt sich darauf, daß er gerne eine menschliche Figur zum stellvertretenden Symbol einer Gesamtheit, einer Stadt, eines Volkes, eines Standes oder einer Rasse macht. Diese Uebung teilt er aber mit den meisten Dichtern aller Zeiten und Völker. Er unterscheidet sich höchstens darin von ihnen, daß er zu oft die Wahrheit der Charakterzeichnung dieser symbolistischen Repräsentationspflicht aufopfert.

Davon lieferte gleich der nächste, mit autobiographischem Material versetzte Roman „En Décor“ (geschrieben 1888, erschienen 1890) ein schlagendes Beispiel. Die unbegreifliche Heldin stellt das vor 300 Jahren in Flandern eingeführte spanische Blut dar, der Held, der sich mit allerlei Illusionen, wie mit einer Theaterdekoration, umgiebt (daher der Titel), die autochthone vlämische Rasse. Als Menschen sind beide unmöglich, weil sie ganz zu Symbolen geworden sind.

Das Jahr 1889 („En Décor“ ist zwar erst 1890 als Buch erschienen, durchlief aber schon 1888 die „Revue Indépendante“) bedeutet einen wichtigen Abschnitt in Adams Leben, der auch auf seine Schriftstellerei stark eingewirkt hat. Durch seinen Freund Barrès ließ er sich in den Kreis und in die Politik des Generals Boulanger hineinziehen, in dem beide nichts geringeres sahen, als den Begründer einer wahrhaft athenischen, liberalen und allen neuen künstlerischen Bestrebungen entgegenkommenden Republik. Barrès zog Adam mit sich in seine lothringische Heimat, ließ durch ihn ein Parteiblatt in Nancy herausgeben, und Adam kandidierte selbst in einem Wahlkreise dieser Stadt. Barrès errang für vier Jahre ein Kammermandat, aber Adam fiel durch. Sein Los war das glücklichere, denn während Barrès ein unbefriedigter Politiker blieb, der nach der Auflösung des Boulangismus dem Nationalismus verfiel, ließ sich Adam den Irrtum über den moralischen Wert und die Absichten Boulangers zur Lehre dienen, verzichtete auf jeden politischen Ehrgeiz und kehrte zu den republikanischen Grundsätzen seines Vaters zurück. Sein Wahlfeldzug in Lothringen hatte immerhin seinen Blick erweitert und auf die großen Probleme des sozialen Lebens sowohl in der Gegenwart, als in der Vergangenheit hingelenkt.

In „L'Essence de Soleil“ (1890) suchte er die Rolle des Geldes in der Politik zu bestimmen, gehorchte aber noch zu sehr dem Grolle des besiegten Kandidaten, der sich gerne einbildet, daß seine Gegner Millionen aufgewendet haben, um ihn zu Falle zu bringen. „Les Robes Rouges“ (1891) waren eine herbe Satire gegen den Richterstand, voll der ungerechtesten Uebertreibung, aber im Stil weniger symbolistisch und überschwänglich, so daß die damals sehr verbreitete „Vie Populaire“ dieses Werk ihren Lesern vorzusetzen wagte. „Le Vice filial“ (1892) ist insofern interessant, als Paul Adam hier mit einer in der französischen Litteratur seltenen Unerbittlichkeit einen widerwärtigen Mädchencharakter zu zeichnen wagte. Die traurige Heldin verliebt sich in ihren eigenen Vater, wie die antike Myrrha, und bringt sich deswegen um. Als Gegenstück ließ aber Adam sofort „Les Coeurs Utiles“ (1892) folgen, wo sich ein Mädchen für ihre Familie opfert.

Von unglaublicher Fruchtbarkeit war das Jahr 1893. Nach einem Ausfluge in die abgelegenste Vergangenheit, in einer Serie von Novellen, „Princesses Byzantines“, nach den selbstbiographischen „Images Sentimentales“, vereinigte er in zwei Bänden, „Critique des moeurs“ und „Le Conte futur“, allerlei kleinere Aufsätze und Novellen und schrieb mit Mourey das unklare soziale Tendenzdrama „L'Automne“. Im folgenden Jahre ruhte er sich nur scheinbar aus, indem er bloß die Skizzenfolge der „Parade Amoureuse“ herausgab, denn für 1895 bereitete er die zwei Bände von „Le Mystère des Foules“ vor. Er kehrte hier zu seinen Erinnerungen von Nancy zurück und nahm von den Verlockungen der aktiven Politik endgültig Abschied, war aber wieder mehr Symbolist, als in den vorhergehenden Werken. In einer theoretischen Vorrede machte er sogar den waghalsigen Versuch, das Vorbild des modernen realistischen Romans, Flauberts „Madame Bovary“, symbolistisch auszulegen und, darauf gestützt, noch einmal die nebelhafte Losung auszugeben: „L'art est l'oeuvre d'inscrire un dogme dans un symbole“.

Die Geschichte eines Arztes, der gegen die Cholera kämpft, erzählte „La Force du Mal“ (1896), und „Les Coeurs Nouveaux“ schilderten die unglücklichen Versuche eines Fabrikanten, seine Arbeiter durch die Mittel der Aesthetik zu moralisieren. Auch das gegen die Spekulation gerichtete, nur einmal gespielte Drama „Le Cuivre“ gehört ins Jahr 1896. Ins Jahr 1897 fallen endlich zwei Werke, die die Reife des Talents bedeuten. „L'Année de Clarisse“ ist die Geschichte einer Schauspielerin, die alles und namentlich auch die Liebe ihrer Kunst unterordnet. Sie ist deswegen durchaus keine Vestalin, denn sie weiß, daß eine Künstlerin sich aller Mittel bedienen muß, um zu gefallen, aber sie quält sich gewissermaßen männliche Grundsätze über das Geschlechtsleben an, ohne sich freilich dabei glücklich zu fühlen. „La Bataille d'Uhde“ ist von einem analogen Gedanken durchzogen. Hier ist es aber ein im Felde stehender General, der sich durch sein häusliches Unglück, die Untreue seiner Frau, nicht in seiner Strategie stören läßt. Diese in einem bei Adam ungewöhnlichen knappen Soldatenstil geschriebene Erzählung spielt im italienischen Feldzuge von 1859 und ist mit allerlei militärischen Familienerinnerungen durchwoben. Nicht minder originell sind die „Lettres de Malaisie“ von 1898, eine moderne Utopie von anarchistischem Charakter, wo namentlich die Freiheit der geschlechtlichen Verbindung mit schonungsloser und, man darf wohl sagen, schamloser Breite behandelt wird. Der Entstehungszeit, wenn auch nicht dem Erscheinen, nach folgte hierauf der große byzantinische Roman „Basile et Sophia“ (1900), wo Paul Adam den Byzantinern eine Lust und eine Ausdauer in sexuellen Exzessen zuschreibt, die ans Wahnsinnige streift. Durch Glanz und Mannigfaltigkeit der Schilderungen und durch stilistischen Prunk nimmt aber das Buch dennoch einen bedeutenden Rang ein unter den zahlreichen — wir dürfen wohl sagen, allzu zahlreichen Werken des Verfassers.

So gelangen wir endlich zu Adams Hauptwerk, zu den vier äußerst kompakten Bänden der Familiengeschichte Héricourt. Einen Gesamttitel führen sie nicht. Mit Unrecht giebt Adams Biograph Batilliat „Le Temps et la Vie“ dafür an, denn in diese Rubrik hat Adam nachträglich alle seine historischen und diejenigen modernen Romane eingereiht, in denen er an seine eigene Familiengeschichte angeknüpft hat. „Basile et Sophia“ steht an der Spitze, und das mit einer Zukunftsschlacht endigende „Mystère de la Foule“ am Ende. Als Untertitel, der ebenfalls nachträglich hinzukam, lesen wir: „Histoire d'un Idéal à travers des siècles“. Welches Ideal damit gemeint ist, hat Adam meines Wissens nie verkündigt. Am wenigsten dürfte man wohl irregehen, wenn man als den roten Faden, der diese vierzehn sehr disparaten Bände durchzieht, den Gedanken der individuellen Freiheit in Anspruch nimmt. In den vier zuletzt erschienenen Bänden, „La Force“ (1899), „L'Enfant d'Austerlitz“ (1902), „La Ruse“ (1903) und „Au Soleil de Juillet“ (1903), ist dieses Ideal allerdings besser zu erkennen. Hier ist es offenbar das durch die große Revolution geschaffene Ideal der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, dessen Geschichte uns von 1799 bis 1830 entrollt wird.

Bernard Héricourt, der Held von „La Force“, der bei Wagram fallende Dragonerhauptmann, dessen Sohn Omer als „Enfant d'Austerlitz“ den drei folgenden Bänden zum Mittelpunkt dient, ist zugleich ein feuriger Krieger und ein Schwärmer für die Republik. Er teilt daher General Moreaus Haß gegen Napoleon und bekehrt sich nur aus Liebe zu seinem Offiziersberufe zum Konsulat und zum Kaiserreich. Sein Sohn, in dessen Seele die väterliche Tapferkeit nur noch als schwacher Instinkt vorhanden ist, zeichnet sich durch Intelligenz und Redetalent aus. Er unterliegt beinahe den mannigfachen reaktionären und klerikalen Einflüssen, von denen er umgeben ist, wird aber von einem Onkel, der die revolutionäre Tradition, und von einer Tante, die das liberale Bürgertum vertritt, herausgerissen, wird Advokat, statt auf die Bischofswürde loszusteuern, und beteiligt sich im Jahre 1830 als nicht ganz freiwilliger Kämpfer am Sturze der Bourbonen. So eng diese Familiengeschichte durch die Wiederkehr der gleichen Personen verkettet ist, so läßt sich doch in ihr eine große Verschiedenheit der Behandlung wahrnehmen. Adam beginnt „La Force“ als epischer Dichter und beendigt „Au Soleil de Juillet“ beinahe als nüchterner Historiker. Im letzten Roman hat die „Revue de Paris“ ohne

Mühe die historischen Kapitel von denen der Familiengeschichte ablösen und ihren Lesern allein darbieten können. Die gleiche Operation wäre für „La Force“ kaum möglich gewesen.

Adams Methode der Geschichte gegenüber besteht auch hier namentlich darin, charakteristische Einzelzüge, die sich mehr auf die Sitten, als auf die Ereignisse beziehen, mit Bienenfleiß zu sammeln und aufzuhäufen. Er verliert dabei zwar sehr oft die Pflichten einer klaren Disposition aus den Augen und erzeugt das Gefühl der Uebersättigung, aber wenn man sich einmal an seine Art gewöhnt hat, fühlt man sich wie fasziniert von seiner Kunst, bewegte Massenbilder von hundert und aberhundert Figuren mit ausgeprägter Plastik vor die Augen des Lesers zu bringen. In der Geschichte der Familie Héricourt hat er wohl noch mehr als Zola die Theorie Taines vom Einflusse des Milieus zu Ehren gebracht. Das gilt namentlich von dem sehr biegsamen und leicht zu beeinflussenden Charakter Omers. Sein Urgroßvater ist ein Freimaurer, für den die ganze Welt von diesem Geheimbund abhängt. Seine Mutter ist in den Händen der Geistlichen. Ihr Bruder ist ein unversöhnlicher Revolutionär. Eine Schwester seines Vaters ist eine praktische Geschäftsfrau, die andere eine romantische Schwärmerin, deren Mann als ehrgeiziger Diplomat zuerst dem Kaiser und dann den Bourbonen dient. Ein Vetter ist Jesuit, ein anderer Chemiker und Atheist, eine Cousine Nonne. Omers Schwester heiratet aus Habsucht ihren eigenen Onkel, einen gewissenlosen General. Sehr verschieden ist auch die Liebesgeschichte im Epos des Vaters und in der Prosa-Existenz des Sohnes. Bernard liebt eigentlich seine schwärmerisch angelegte Schwester, die Gattin des Diplomaten. Im Kriege hat er aber ein deutsches Mädchen entehrt und kann dessen Augen nicht vergessen. Er heiratet nach seiner Rückkehr die Schwester eines Kameraden nur deswegen, weil sie die gleichen Augen hat, wie jenes Mädchen, mit dem er kein Wort gewechselt hat. Wenn das nicht alles sehr symbolisch wäre, so wäre es ziemlich anstößig. Menschlicher und wahrer ist Omers Schwanken zwischen der feurigen Spanierin und der etwas kühlen Tochter eines Kampfgenossen des Vaters, der eine Engländerin geheiratet hat. Neigung und Berechnung gehen bei dem jungen Advokaten nebeneinander her. Heiratet er Elvire Gresloup mehr wegen ihrer persönlichen Eigenschaften oder mehr, weil ihre Mitgift seine Laufbahn als Advokat fördert? In diesem Roman bleibt das ebenso unentschieden, wie in neun Zehnteln der Fälle im Leben, und das ist als ein besonderes Verdienst Adams anzusehen. Er will die hergebrachte scharfe Trennung zwischen dem jämmerlichen Mitgiftjäger und dem höchst idealen uneigennützigen Liebhaber nicht mehr kennen und kommt auf diese Art der Wirklichkeit um ein gutes Stück näher.

Es ist eine alte Sitte und ein wenig eine Unsitte, jeden neuen Romandichter Frankreichs mit Balzac zu vergleichen. Wie oft hat man Zola schwere Vorwürfe gemacht, weil seine Charaktere nicht die scharfe Ausprägung derjenigen Balzacs besitzen! Man vergaß darüber, daß Zola eine Kunst der Disposition und eine Kraft der Massendarstellung besaß, von der Balzac weit entfernt war. Adam kehrt nun insofern zu Balzac zurück, als auch seine Romane allen Gesetzen kunstgemäßer Disposition des Stoffes spotten. Ein gewisses fieberhaftes Element, eine beständige Aufgeregtheit ist ihnen ebenfalls gemeinsam. Immerhin überwacht Adam seinen Stil besser. Er gefällt sich zwar auch in neuen Bildern und kühnen Wendungen, aber er wird sehr selten unkorrekt oder geschmacklos. Adam besitzt übrigens eine so große Verehrung für Balzac, daß er in seinen letzten Büchern dessen bekannteste Gestalten als Nebenfiguren den eigenen Geschöpfen und den historischen Persönlichkeiten an die Seite stellt. Zum Lobe Adams darf gesagt werden, daß die Kinder seiner eigenen Phantasie die gefährliche Nachbarschaft ohne Hinfälligkeit ertragen. Mit Zola verbindet ihn dagegen die Vorliebe für die Darstellung bewegter Volksmassen. Der große Krieg in „La Force“, der Kleinkrieg und die Verschwörungen der Geheimbünde in den zwei folgenden Bänden und der Ausbruch der Revolution im letzten liefern dafür glänzende Beweise. Was endlich Paul Adam sowohl von Balzac als von Zola unterscheidet, ist seine Fähigkeit, auch historischen Stoffen die gleiche Anschaulichkeit und Lebensfülle zu verleihen, wie den der heutigen Menschheit entnommenen. Für das große Publikum haben sogar „La Force“ und ihre Fortsetzung mehr Anziehungskraft gezeigt, als die nicht minder originellen modernen Romane. In dieser Beziehung kann man Adam auch als Fortsetzer des älteren Dumas bezeichnen, von dem er freilich in Auffassung und Darstellungsart möglichst weit entfernt ist, denn Dumas ist vor allem eine leichte Lektüre, während Paul Adam auch für seine gebildetsten Landsleute wohl immer zu den „schwierigeren Autoren“ gehören wird.

Besprechungen

Skandinavische Bücher.

Von Albert Geiger (Karlsruhe).

Es ist gerade ein Dutzend Bücher, das im folgenden zu würdigen ist, und in diesem Dutzend steckt die ganze gährende, suchende, noch immer zu keiner inneren Festigkeit und Reife kommende Seele des Nordens. Ein merkwürdiges und oft nicht sehr erfreuliches Bild besonders der nordischen Jugend erhalten wir in einigen dieser Bücher. Wir sehen da diese Jugend sich selbst mit dem Seciermesser der bittersten ätzendsten Selbstkritik untersuchen, bis jedes Gefühl, jede Energie, jeder Wunsch, jede Fähigkeit zum Guten, Schönen, Großen zu Tode viviseciert sind. Es ist eigentlich eine trostlose Gesellschaft, manche dieser Jung-Skandinavier mit ihrer zerfetzten Seele, ihrem durchlöcherten Enthusiasmus, ihrer nervösen Impressionskraft und ihrem Wollen und — Nichtkönnen. Sie sind am Ende, am grauen Ende, wo die zwei Sackgassen, Wahnsinn und Selbstmord oder Selbstverhöhnung und Cynismus, beginnen. Sie stehen und starren und zermartern ihr Gehirn: was kann helfen? Rückkehr zur Natur. Aber die kann nicht zur Arznei werden, da sie von diesen Raffineurs der Stimmung zu einer pointillistischen nervenzerstörenden Mosaik umgebildet wird. Rückkehr zu Gott? Ja, und mit der Energie des Verzweifelten gleich zum Gott des

katholischen Dogmas! Oder stumpfer Quietismus, müdes Sichabfinden mit dem Schicksal? — Hin- und hergetrieben, bald von dem, bald von jenem, so bieten die meisten dieser „fahrenden Ritter“, wie Jacobsen seinen Niels Lyhne einmal nennt, ein bemitleidenswertes Bild, um so bemitleidenswerter, als wir auch die weibliche Jugend in diesen Reihen sehen, zermürbt von diesem Kampfe zwischen Skepsis und Lebenskraft . . .

Ein wahres Kulturdokument für diesen Seelenzustand ist des Schweden Per Hallström „Frühling“[1]). Mit genialerer Schärfe und Treffsicherheit ist eine ganze Gruppe strebender oder dekadenter Bohémiens nicht leicht geschildert worden. Dabei eine außerordentliche Fähigkeit, auch die intimsten Uebergangswerte und -reize des männlichen und weiblichen Seelenlebens darzustellen. „Das brechend Feine“, wie Hallström einmal sagt, ist hier in seltener Weise zum Ausdruck gekommen. Auch in der Komposition, die bei den nordischen Sachen nicht immer einwandfrei ist, muß das Buch gut genannt werden. Stockholm und eine Gesellschaft von Litteraten, Künstlern und Kunstfreunden ist der grau in grau getönte Rahmen, in dem eine Frühlings- und Liebesgeschichte eines Malers um so duftiger mit ihren zarten gebrochenen Farben steht. Die Darstellungsart des Ganzen wird gleich beim Eingang klar präzisiert: „ . . . Sie verweilten nicht bei dem flachen Spiegel der Erfahrung, sie gingen tiefer, sie ahnten sich zu dem rein Mechanischen und Hypnotischen, das hinter diesem liegen konnte.“ Wir begreifen, daß bei einem solchen Verfahren ein fortwährendes Zerlegen der ohne weiteres in die Augen fallenden Erscheinungen notwendig ist, daß das nicht zu Sagende und das wirklich Gesagte in einem steten inneren Widerstreit sich befinden, daß ein unser ganzes Nervensystem bis in die feinsten Fasern anstrengendes Gesamtbild sich ergeben muß; und wir freuen uns, daß es Hallström gelungen ist, trotz dieser die Wirkung leicht zerreißenden Ausdrucksart eine gewisse Einheit in sein Buch zu bringen. Womit er es gekonnt hat, das offenbaren die folgenden Worte: „Der Stil, das war das eigentliche Ziel für eines Mannes Leben, die Einheit, die er der so leicht verwirrten Außenwelt gab, die er in beherrschter und kühler Analyse durchschaut . . .“ So macht Hallström auch das Wortspiel: „‚Stil‘ ist sprachlich mit ‚Stilett‘ verwandt, es gilt, gut zu führen und zuzustoßen . . .“ In der That, in der Schärfe der Charakteristik treffen seine Worte wie ein Stilett. In den verschiedenen Zusammenkünften des stockholmer Freundeskreises, die in dem Buche geschildert werden, ist so eine Art kritische Abhandlung über einen Teil der skandinavischen schaffenden Jugend gegeben, wie sie feiner, kürzer und intimer kein Brandes geben könnte. Mit einem leichten Spott, einer tragisch vom Mitgefühl angehauchten Ironie wird sie geschildert; und unaufhörlich fallen uns verwandte Typen auch bei uns ein. Z. B. „Richard Holm, der Dichter, der sein krankes Talent stets wie ein Kind in den Armen hielt, mit der Aengstlichkeit einer Mutter darüber wachend und horchend. Er war zu Größerem bestimmt, doch sein Ich hatte sich unter Krisen ästhetischen Fanatismus entzweigespalten und sich abgenutzt, wie der Gläubige, der jeden Augenblick das Instrument seiner Verzückung stimmt und prüft. So kam es nur zu Präludien und sprödem Klang, während sein tiefer, scharfer Blick nach Größe und Echtheit hungerte . . .“ Oder der Maler Paulus, der es „zu einer anspruchslosen Handwerksfreude gebracht hätte, hätte er sich Frieden vor Gedanken und Ideen verschaffen können; nun nahm er sich jedoch selbst ernst, worin er allein dastand, und rang mit seinem Können wie mit einem Mannequin, der steif und haltlos nachgiebt . . .“ Oder der kleine Heinzchen, „dieser gepflegte Gewohnheitsmensch, auf der Jagd nach Phänomenen und Fällen, dieser Systematisierer von Unruhe, die er nie empfunden . . .“ „Da waren all die anderen, kleine gute Kameraden mit unbestimmtem, kurzlebigem Enthusiasmus oder kleine Witzköpfe, kleine Skeptiker, die all das Allgemeine mit klarer Kühle beurteilten, mit einer sehr schätzbaren, stets lebendigen Selbstbeherrschung, die über nichts zu herrschen hatte, während sie bei der allergeringsten, winzigsten persönlichen Angelegenheit, um einen Zehnkronenschein bloß, unmittelbar naiv und menschlich werden konnten . . .“ „Ein Haufen Bettler waren sie, mit Sinnen, geschärft für ein reicheres Dasein als das gewöhnliche, mit Nerven, deren Sensibilität zu blitzschneller Reaktion gegen Schön und Häßlich gesteigert war — Saiteninstrumente, auf denen alle und niemand gespielt hatte, denn sie waren niemals an ein klopfendes Herz gepreßt worden, hatten nie in einer erhöhten Stimmung schmerzvoller Freude ihren Ton gefunden . . .“ „Alle ihre recht unzusammenhängenden Gedanken, zu einer einzigen Stimmung des Ueberdrusses gesammelt, durchdrangen zuweilen die Luft des Ateliers; man diskutierte sie nicht, applaudierte nur jeden Sarkasmus und war darüber einig, daß draußen (im Leben und Handeln) keine Rettung zu finden war. Die mußte anderswo gesucht werden, natürlich in der Kunst. Da konnte man noch loben und Enthusiast sein; denn wenn Gut und Böse vielleicht nur relativ sein mochten, so waren Schön und Häßlich greifbar absolute Begriffe, über die man streiten und sich erbittern konnte; durch sie konnte alles von neuem aufgebaut werden und System und Stil bekommen. Sie versuchten das in kleinen Gedichten und Bildern zu thun, die ersteren vergaß man, und die letzteren hängte man an die Wand“, ohne ihrer froh zu werden, wie wir ergänzen dürfen. Dann theoretisiert diese Epigonenschaft Björnsons, Ibsens und Jacobsens über die Ursache ihres Nichtkönnens; sie fühlen instinktiv, daß das wirkliche Schaffen Impulse vom Leben haben muß, und daß sie in ihrer l'art pour l'art-Manie, in ihrer Isolierung vom Leben erschauernd, zu klug sind, um naiv sein, d. h. handeln zu können. Und was ist das Ende aller Zusammenkünfte, ja ihres ganzen Lebens? „Was hatte man gethan? Geschwätzt und geschwätzt, einander müde geschwätzt, gegangen und gegangen, bis die Zeit in Leere lastete. So verrann die Jugend wie das Wasser eines Baches zwischen müden Fingern; alle dürsteten, keiner konnte den Trunk zum Munde führen. Aber Worte hatte man stets auf seinen trockenen Lippen, abgegriffene und bleiche Worte, die niemals gelebt hatten . . .“ Schneidender ist „die Melancholie des Unvermögens“ selten geschildert worden.

Die Hauptgestalt des Romans, der junge Maler Herbert, sucht sich der tödlichen Wirkung dieser Melancholie zu entziehen: ihn dürstet nach einem wirklichen vollen Erleben, nach der Liebe und nach der Natur. Ihn friert unter diesen Menschen, die ewig den Spruch im Munde führen „vom Lande der großen Anlagen, die in ihrer Knospe erfrieren . . .“ Er will den Frühling; er will ihn erleben, den der Erde und den des Weibes, und erlebend will er ihn gestalten; zwar auch hier der schwermütige Zusatz: „Nicht Glück war es, was er begehrte, nur seine Tragödie reicher zu gestalten, nur nicht mit leeren Händen dazustehen.“ Und beides wird ihm, Frühling und Liebe, und beides verschmelzt er zu einem Bilde, das den ersten großen Erfolg nach langer Zeit bedeutet. Die Schilderung des erwachenden Liebeslebens in dem Mädchen, das er oder vielmehr dessen Wesen ihn gewählt hat, der Natur hoch in Skandinavien, dieses nordischen Frühlings mit seiner seltsamen Schönheit und, um mit dem Maler zu reden, seinen tausendfachen valeurs, ist oft von wunderbarer Feinheit, mit dem subtilsten Auge gesehen, dem des Malers und Dichters zugleich. Seele und Natur sind überall am Innersten gefaßt. Zuweilen wirkt dieses mit der Pincette Erfassen peinlich und erkältend; der Schilderer ringt nach dem Unmeßbaren und Unwägbaren, und dann muß der Leser diesen Kampf mitmachen. Einfache Dinge gewinnen

[1]) Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Leipzig 1903, Insel-Verlag.

dann ein seltsames fremdartiges Aussehen, und selbstverständliche Vorgänge werden seltsam verwickelt dargestellt; man sieht den Mechanismus, und dann hört die Kunst auf. — Der Schluß des Ganzen ist von Wehmut überschattet. Das Weib, das dem Maler den Frühling gab, stirbt an der Geburt eines Kindes, in dem gewissermaßen die Hoffnung auf eine reichere Zukunft symbolisiert wird. Der Maler aber nimmt für sein künftiges Leben und Schaffen die Bereicherung des Schmerzes mit. Er kann hinfort nicht mehr in das unfruchtbare Theoretisieren und Aesthetisieren der anderen verfallen . . .

Ein Gegenstück zu diesem interessanten Buch ist der Roman eines jungen Mädchens: „Maja Engell" von Edith Rebelong[*]). Die jugendliche Verfasserin, deren Bild, ein graziöser schwermütiger Mädchenkopf, mit sehnenden, wissenden Augen, das Buch ziert, hat in diesen Geschichten nichts verhüllt, sondern überall mit Freimut und doch mit weiblicher Delikatesse — einer Gabe, deren sich nicht alle ihre schreibenden Schwestern erfreuen — das Denken und Sehnen eines Mädchens entschleiert, das kein Kind mehr und doch Weib noch nicht geworden ist. Sie hat wohl selbst im Auge gehabt, eine Art verfeinerten nordischen Demi-Vierge-Typus zu schaffen, denn sie läßt dieses Wort einmal über ihre Maja sagen. Das Kompliziert-Rätselvolle mancher Skandinavierinnen, wie wir es aus ihren Schriftstellern zur Genüge kennen, ihr unbegreifliches Verhalten gegenüber dem Manne, ihr Wesen, wechselnd zwischen Blasiertheit bis zum Cynismus und bebendster Sehnsucht, hat Edith Rebelong wundersam zum Ausdruck gebracht. Scheu und eingekapselt und wiederum vorlaut und frühreif, mit heimlich glimmender Sinnlichkeit und doch mit der Angst der schon Eingeweihten vor der Hingabe, erfüllt von den Idealen der Emanzipation und mit dem Gefühl, wie unendlich viel das Weib noch zu lernen hat, voller Thatendrang und dabei einem Etwas in ihr, das sie lähmt, ohne daß sie über dieses Etwas sich Rechenschaft geben könnte, scheinbar geschaffen, einen Mann zu beglücken, und doch nicht reif genug oder zu reif zur Ehe, mit echt mädchenhaften Reizen und in all dieser Anmut ein gewisses Etwas, das abstößt — Mädchen und Knabe zu gleicher Zeit — gewillt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und endlich doch in der großen Schar derer, die mit ihm paktiert haben und in dem Hafen einer unbefriedigenden Ehe gelandet sind, den Traum der großen Liebe im Herzen begrabend — so steht Maja Engell vor uns, eine mit dem Silberstift und doch allem Realismus ins Intimste ausgezeichnete Studie.

Im tiefsten Kern ist sie bei aller scharf in ihr ausgeprägten Gegenwart eine romantische Natur. Es ist wahr, was jemand in diesem Buche von ihr sagt: Nur das Abwesende existiert für sie, — und als sie sich ihrer Liebe zu dem fröhlich-starken Baumeister Seippel so recht in glühender Sehnsucht bewußt wird, philosophiert sie über die Art, wie sie ihre Liebe nicht zur Gewohnheit werden lassen will, wie sie es gestalten kann, daß sie ihr immer ein Märchen bleibt; sie ersinnt romantische Situationen, um sich und ihren Geliebten hineinzustellen. Und andererseits lebt in ihr noch etwas von der oft geschilderten Art der Brunhilde, die sich dem Manne nicht unterthan machen will und ihn zurückstößt; Siegfried, den sie liebt, um sich einem zahmen Gunther zu geben . . . Man wird an Hilde Wangel und Baumeister Solneß denken — doch ist das Verhältnis anders und das Mädchen unendlich weiblich feiner gegeben.

Mit derselben Sicherheit und Feinheit sind die Maja Engell umgebenden Mädchen- und Weibtypen geschildert; besser kann man sagen: gelebt . . . Die Diktion ist von größter Subtilität, weiblicher Grazie und Weichheit, und weiß doch zuzugreifen. Kurz, ein feines, ehrliches, sympathisches Buch, eine interessante Variation des Themas von dem sich emanzipierenden Weibe, seinen Gefahren, seinen Kämpfen und seinen Leiden. Zugleich eine eindringliche Mahnung für die Erziehung in der Großstadt, die nur zu leicht das Mädchen frühreif werden läßt, es mit einem Ballast schwerverdaulicher Erfahrungen belädt, die einem späteren Alter vorbehalten sein sollten und so die vor der Zeit alte Demi-Vierge großzieht. —

Ein allgemeines Charakteristikum dieser beiden wie so mancher anderer skandinavischer Bücher aus den letzten Jahren ist der Wandel der Lebensanschauung. Die beiden Freunde in dem Künstlerroman Hallströms „hatten sich beide direkt von der Schulbank in den positivistischen Naturalismus gestürzt, aber jetzt lag dieser tief unter ihnen . . ." In „Maja Engell" sagt deren Schwester: „Aufrichtig gesagt ist in meiner Brust dort ein leerer Raum, wo bei meinen Vorvätern der Glaube wohnte." Wir sehen dieses Frontmachen gegen den Materialismus ja häufig unter den neueren Schriftstellern, nicht nur in der Ausdrucksweise, sondern allgemein in der Lebenserfassung. Es ist, genau betrachtet, dieselbe Reaktion des Gefühls gegen eine Periode der reinen Vernunft, wie sie in den Romantikern zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts an den Tag trat. Und wir sehen auch dieselben wenig erfreulichen Erscheinungen wie dort. Zwischen der echten Frömmigkeit eines Novalis und der gemachten eines Friedrich Schlegel ist ein weltenweiter Unterschied, und so auch hier. Eine Selma Lagerlöf ist bei all ihrem prononzierten Katholizismus ein Ganzes, ein Wesen. Ein Strindberg oder Ola Hansson, die als eine neue Wandlungsphase den Katholizismus als letztes Heilmittel preisen, um ihn bald darauf wieder zu verlassen — sind nur symptomatisch für das ruhelose Suchen der nordischen Litteratur nach Erlösung; und für ihre romantische Unstätigkeit, die zwischen zwei Seelen unablässig hin- und hergeschleudert wird: hier wildeste Lebensbejahung und Diesseitigkeit, dort nach der überhetzten Individualitätsduselei „das müde Zusammenbrechen am Kreuze" . . . Doch ist selbst bei Strindberg und Hansson in alledem noch Persönlichkeit.

Was aber soll man zu Machwerken sagen, wie sie Johannes Joergensen, ein neuester Proselyt aus der skandinavischen camera obscura, in seinen beiden Büchern „Eva"[3]) und „Lebenslüge und Lebenswahrheit"[4]) sich geleistet hat? Ich habe hier nur von dem ersteren zu sprechen, da das andere durchweg philosophischen Charakters ist. Wir haben hier den Roman eines dänischen Schriftstellers, der von Darwin ausgegangen und schließlich bei dem extremsten Katholizismus gelandet ist. Er gehört nach Joergensen zu jenem oftgeschilderten Klüngel skandinavischer Künstler und Schriftsteller, die ihre Nächte bei Punsch, Toddy und wie alle die alkoholischen Spezialitäten Nordlands heißen mögen, verbringen, geistreich plaudern, die für den Uebermenschen in sich nichts anderes wissen als endloses Trinken, Rauchen und in venere Exzedieren, die Braut oder die Frau ihres Freundes hinter seinem Rücken zu verführen. Der Dichter Hans Bjerre handelt genau nach diesem Programm. Seine Frau verläßt ihn, weil er sie vernachlässigt. Und er geht mit der Frau des Freundes durch. Dahinter steckt, wohlgemerkt, kein großes Gefühl, sondern nur der Versuch, den vom Nachtbummeln und ausschweifenden Leben zerrütteten Nerven ein neues stimulans zu schaffen. Es mißglückt. Beide öden sich an. Und in einer Nacht in Luzern erfolgt die Bekehrung des Dichters Hans Bjerre in folgender Situation. Die beiden Flüchtlinge finden überall überfüllte Gasthöfe. Endlich nimmt sie ein zweifelhaftes Quartier auf. Mit der Angst überreizter Nervenmenschen denken sie in dem prekären Zimmer sogleich an Ueberfall und Totschlag. Sie wird

*) Autorisierte Uebersetzung von Helene Klepetar. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.

[3]) und [4]) Mainz, Franz Kirchheim & Cie., 1903. Uebersetzt aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg.

wütend, daß er sie in diese Räuberherberge geführt hat, und überreizt, wie sie ist, haut sie ihm nach einer cynischen Strafpredigt über sein jämmerliches Uebermenschentum zum Schlusse mit einem Damenspazierstock über das Gesicht, worauf sie sofort in einen tiefen Schlaf verfällt. Er betrachtet sein von Striemen bedecktes Gesicht im Spiegel unter bittern Reflexionen. Da plötzlich — außen tobt ein furchtbares Gewitter — poltert es an die Thüre. Räuber, Mörder! Und da sinkt er vor dem Marienbild in der Stube nieder und schreit: „Erlöse mich, errette mich!“ Die Angst vor dem Tode treibt ihn der alleinseligmachenden Kirche in die Arme, nachdem ihn das Weib, um dessentwillen er seine Mannesehre geopfert, gezüchtigt hat wie einen Schuljungen ... Und er geht heim und findet seine erste Frau wieder, zeugt mit ihr Kinder und lebt fröhlich als überzeugungstreuer Katholik ... Derartige Bekehrungen machen um so weniger Eindruck, je billiger sie sind. Aus haltlosen Schwächlingen, deren Nervensystem ruiniert ist, Proselyten zu machen oder solche werden zu sehen, das ist kein Triumph; auch keiner über den Darwinismus, so sehr die katholische Presse und die ihr zur Verfügung stehende Verlegerschaft sich bemüht, solche Bekehrungen urbi et orbi bekannt zu machen ...

Wie verrannt Joergensen in seine neugewonnene Ansicht ist, zeigt folgendes: Als sein Dichter noch „Heide“, d. i. nicht Katholik, war, starb ihm ein ungetauftes Kind. In jener Schreckensnacht in Luzern glaubt er in den Augen des Christuskindes auf dem Madonnenbild die Augen seines sterbendes Kindes zu sehen, und es ist ihm, als höre er eine Stimme: „Dein Kind starb als Heide. Dein Kind bittet um Befreiung von der Hölle.“ Also die Kinderhölle! Die Hölle für schuldlose, kaum geborene Wesen! Bis zu diesem Extrem schlägt der daseinsfreudige Leichtsinn des Skandinaviers um. Auf der einen Seite ein schrankenloser Sinnenkult, auf der anderen ein überspanntes Verantwortlichkeitsgefühl und der Blödsinn scholastischer Theoreme! — Nein, wir halten den Darwinismus nicht für der Weisheit letzten Schluß; aber dieser Katholizismus wird es noch viel weniger sein! — In derselben Erzählung kommt ein Darwinianer, weil er mit Hilfe des Systems und der exakten Forschung sich nicht alles zu erklären vermag, kurz und gut zu dem Spruche Verlaines: Le seul savant, c'est encore Moïse — d. h. er kehrt zu dem Glauben zurück: Gott hat die Welt erschaffen, wie es in der Bibel steht. Die Entwicklungsgeschichte ist ein fundamentaler Irrtum. Also zurück ins alte Dunkel! —

Ich habe diesen drei Büchern eine eingehendere Betrachtung gewidmet, weil sie mir für die Geistesentwicklung der jungskandinavischen Litteratur typisch erschienen; bei den folgenden kann ich mich kürzer fassen. Das Thema des gestörten und zerstörten Nervenlebens, das einen so breiten Raum in der nordischen Erzählung einnimmt, setzt die scharfe Beobachterin und zuweilen auch gemütvolle Erzählerin Amalie Skram mit ihrem „Professor Hieronymus“[5]) fort. Eine junge Malerin, die, überanstrengt vom Suchen nach etwas ganz Besonderem, Unerhörtem, das „so eine herrliche Erbitterung bei diesen ‚Korrekten‘ im Publikum hervorrufen sollte“, — auch dieser Zug ist sehr bezeichnend — diese Malerin wird von ihrem Mann in die Nervenheilanstalt des Professors Hieronymus gebracht. Es ist ihr tragisches Schicksal, daß sie da zu einem Psychiater kommt, der, ähnlich wie manche Staatsanwälte und Untersuchungsrichter jeden Angeklagten für einen Verbrecher, jeden Nervenkranken für geistesgestört hält. Die arme Frau führt jenen schon oft geführten furchtbaren Kampf gegen diese oberflächliche Methode; sie sucht vergeblich zu beweisen, daß sie nur nervenkrank nicht aber verrückt ist. Und das Ende ist, daß man sie in die Landesirrenanstalt überführt. Die Gestalt des Professors Hieronymus ist plastisch herausgearbeitet: der richtige beschränkte, kalte Theoretikerkopf, der von der Psyche, zumal eines Weibes nicht das geringste versteht und eine psychiatrische Klinik hat ... Die ganze Geschichte ist eine in ihrer objektiven Ruhe flammende Anklageschrift gegen den Unfug mancher Privatirrenkliniken. In allen Detailschilderungen beweist Amalie Skram von neuem ihre virtuose Schilderungskunst.

Von den zwei Erzählungen des alten Björnstjerne Björnson: „Ein Tag“ und „Ivar Bye“[6]) ist besonders die eine einfach, frisch und dabei doch mit allem meisterhaften Können des großen Dichters hingeschrieben. Das Ganze ist intime Kleinkunst, die sich ohne alle Gebärde zur tragischen Größe erhebt. Ein Tag soll im Leben eines jungen Weibes ihre Erlösung und Erhebung bedeuten. Und er geht dahin ohne diese Erhebung und läßt sie noch tiefer in ihrer Verzweiflung. Dieses Weib ist an einen Schiffskapitän verheiratet, der sich in der Hochzeitsnacht betrinkt und sie in brutaler Weise zum Weibe macht. Sie lebt im brennenden Gefühl dieser Schändung dahin, bis ihr gleichfalls alkoholsüchtiger Jugendgeliebter zurückkommt, der indessen vom Alkohol geheilt sein soll: der schöne, bleiche, schwermütig blickende Sänger Axel Agrö mit seiner unergründlichen Stimme. In seinen Armen will sie in Liebe ihre Reinigung erfahren, und sie fühlt dazu ein heiliges, höheres Recht als das geschriebene. Aber in der widrigsten Weise wird sie enttäuscht. Axel, der das Geschenk ihrer Liebe genießen soll, betrinkt sich an diesem Tag in Gesellschaft eines Freundes; — zu beschämenderer Knechtschaft denn je verurteilt, schleppt sie sich von dem Gasthause draußen im Wald, das die Stätte ihres Glückes werden sollte, in ihr Heim und weint sich in den Schlaf ... Ein Frauenschicksal, in eine kleine Erzählung, ein paar Worte zusammengepreßt — nur ein Björnson kann das so schlicht, ehrlich und poetisch gestalten.

Auch die Erzählung „Eine Kindersage“ von August Strindberg[7]) offenbart die Handschrift eines Meisters der Prosa. Auch hier hat der Dämon Alkohol viel auf dem Gewissen. Die Gegensätze des skandinavischen Lebens: Daseinsfreude in phäakischer Ueppigkeit und harte Arbeit, durch den Schnapsgenuß gewürzt — Leben der Stadt mit ihrem Komfort und der Schäre und ihrer armen Bewohner —: Strindberg hat sie in den beiden Schauplätzen seiner Erzählung „Schmachsund und Heiterbucht“ symbolisiert. Auf diesem Hintergrund steht die Geschichte einer Kindheit, die in frischen und zarten Farben mit ungesuchter Einfachheit geschildert ist. Nichts redet hier von dem Experimentator und Romantiker Strindberg, sondern alles ist große, stille Form.

Ebenso erfreulich ist die ungemein feingetönte und poesievolle Barockerzählung von Per Hallström: „Eine alte Geschichte“[8]). Das alte Lied von dem armen schüchternen Magister, der in die Tochter seines Brotherrn, bei dem er Hauslehrer, bis über die Ohren verliebt ist und ebenso heiß wiedergeliebt wird, und der mit ansehen muß, wie die Geliebte von einer das ganze Haus tyrannisierenden Großmutter, einer Prachtgestalt Hallströms, dem philiströsen Apotheker des Städtchens ins Brautbett gelegt wird. Das Ganze ist mit äußerster Grazie und Finesse geschrieben, in der intimen Stilempfindung der guten alten Zeit etwas an die Delikatesse erinnernd, mit der Jacobsen seine „Marie Grubbe“ empfunden hat. Es duftet aus diesem Buche wie Lindenduft in alten Großvatersgärten und wie Lavendel aus alten kühlen Zimmern mit großen Empireschränken, über die Sonnenstrahlen und grüne Lichter aus dem Garten gleiten ... Aber es ist noch etwas Tieferes, das eigentlich Tragische, hinter diesen duftigen Schilderungen:

---

[5]) Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. 2. Auflage. Albert Langen, München 1903.

[6]) Kleine Bibliothek Langen, Bd. 58. Aus dem Norwegischen von Maria von Borch und G. J. Klett. München 1903. (Das innere Titelblatt ist abscheulich geschmacklos, was mich bei Langens sonst feiner Ausstattung wundert!)

[7]) Schriften, deutsche Gesamtausgabe, II. Abtlg., 8. Bd. Unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst herausgegeben. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 1902.

[8]) Deutsch von Francis Maro. Inselverlag, Leipzig 1903.

die Eisenfaust einer Zeit dräut dahinter, in der es noch keine Menschenrechte gab, sondern nur Standesrechte, und in der es Ducken und Gehorchen ohne weiteres hieß. Und so liegt über dieser stillen, feinen Geschichte ein Hauch großer Tragik.

Noch tiefer ins Historische führen uns die kraftvollen, im Stil freilich zuweilen etwas manieriert-naiven Geschichten von Selma Lagerlöf: „Die Königinnen von Kungahälla“[9]). Von diesen Erzählungen oder besser Legenden ist die schönste „Astrid“, die wie ein altes Epos anmutet; schön ist auch „Sigrid Storrada“. Nur ist hier das wilde Heidentum in einen gar zu schroffen Gegensatz zum milden Christentum gestellt; es liegt zuweilen bewußte Tendenz in diesen naiven Bildern, und das berührt doch mit leisem Mißklang. Jedenfalls zeigt sich auch hier Lagerlöf als die vielbewunderte Meisterin der Darstellung, die jede Farbe auf ihrer Palette hat, von den gebrochenen Tönen der Dämmerung, der Heide und Küste bis zu den satten Farben sagenhaften vormittelalterlichen Lebens, glühend wie alte, gemalte, romanische Glasfenster. — Zuweilen aber mußt' ich bei diesen Legenden an Gottfried Kellers Legenden denken, und mit aufrichtigem Stolz ward es mir doch bewußt, wie ungleich feiner das ist, was der schweizer Poet uns zu erzählen weiß.

Die Erzählung „Eine Herrenhofsage“, gleichfalls von Selma Lagerlöf[10]), ist eine sehr feine Geschichte von einem Wahnsinnigen, der durch eine wahrhafte tiefe Liebe geheilt wird. In der Schilderung der Interieurs und der Landschaft, in der Darstellung der psychologischen Vorgänge gehört ja Lagerlöf längst zu den ersten in Skandinavien. Was aber neben diesem bei der Dichterin uns so sehr erfreut, das ist der gemütstiefe Optimismus, der in ihren Werken lebt und der auch hier wieder so schön und überzeugend zum Durchbruch kommt. Ja, es thut wohl, wenn man durch die Unfruchtbarkeit der Vererbung und des Alkoholismus, das Distelfeld des Nervenmenschentums und das Schneeland des Pessimismus gewandert ist, an einem grünen Rasenfleck mit Frühlingsblumen zu verweilen. . .

Karin Michaëlis „Der Richter“[11]) zeigt jene Wildheit und Schwermut und zugleich jene zitternde Zartheit, die wir in der skandinavischen Historienerzählung manchmal finden. Sie hat etwas von Thomas Krag und noch mehr von Sophus Michaëlis. Brennend düstere Farben, die sich im Ausmalen beklemmender Situationen nicht genug thun können. Wie alte dunkle Volkslieder klingt dieses Prosalied von Haß und Liebe alter Zeit, von Tyrannei und Sklaverei, von äußerem Herrentum und innerer Feigheit und der Sehnsucht, die mit großen Augen durch die Thaten dieses wilden Geschlechts hindurchgeht; aber — diese Volkslieder hat eine doch immerhin moderne Pianistin mit Variationen versehen. So hat man denn manchmal die Empfindung virtuosenhafter Passagen . . . Aber es ist Brandung des Menschenherzens im ganzen! Leidenschaft! Lebenswille!

Am wenigsten befriedigt hat mich „Onkel Franz“, Roman von J. Blicher-Clausen[12]). Zwar ist auch hier Leben- und Thatendrang. Der Verfasser — oder ist es eine „Die“? mir scheint es fast! — hat ihrem Roman ein Motto vorgesetzt:

> Schreibe, o Welt,
> Was dir gefällt!
> Rief ich mit feurigem Beben.
> Schlecht oder gut!
> Schwer oder leicht!
> Groß oder klein!
> Was es mag sein!
> Sturm oder Wetter! (?)
> Nur nicht die leeren
> Weißen Blätter!

Diesem Wortgeklingel entspricht auch der Roman, der wässerig und sentimental ist und sehr scharf absticht gegen die vorausgehenden Bücher, die, mehr oder minder gut, stets eine künstlerische Handschrift zeigten. Hier fängt der Dilettant an, der geschickt etwas nachpfeifen gelernt hat . . . Warum hat Pauline Klaiber dieses Buch übersetzt, und warum hat Langen es verlegt? —

* *

Betrachtet man die besprochenen Bücher auf ihre Form und Machart, so wird der Leser und Kenner immer wieder erstaunt sein, welch subtile und gereifte Technik diese Autoren ihr eigen nennen. Es ist erstaunlich, wie sicher hier alles gegriffen ist! Oft mit einem Raffinement, wie die feinsten schottischen oder französischen Maler es zeigen . . . Wir Deutsche können noch immer lernen davon. — Was den Geist und die Tendenz angeht, so sehen wir den Kampf zwischen Pessimismus und Vererbung, ausgetiftelter Psychologie und unfruchtbarem Aesthetentum — und Leben, Thatendrang, Ringen nach Erlösung; den Kampf zwischen den finsteren und den sonnigen Mächten, wie er sich schon in Ibsen und Björnson angekündigt hat, in der hier nachfolgenden Generation in vollstem Gange. Das Unerfreuliche und düster Beklemmende überwiegt noch sehr — aber man darf hoffen — und das ist viel!

[9]) Aus dem Schwedischen von Francis Maro. München, Albert Langen. 1903.

[10]) Deutsch von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 1903.

[11]) Stuttgart, Axel Junckers Verlag. 1903.

[12]) Aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 1903.

Zur Geschichte des Theaters.

Von **Paul Legband** (Berlin).

1. Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im sechzehnten Jahrhundert. (Gekrönte Preisschrift.) Von P. Expeditus Schmidt O. F. M. (Heft 24 der Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausg. von Franz Muncker.) Berlin, A. Duncker, 1903. M. 5,—.
2. Das alte frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte. Mit d. Abbildung des alten Schauspielhauses u. zwanzig Porträts. Von Elisabeth Mentzel. Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt Rütten & Löning, 1902. gr. 8°. 202 S.
3. Die Bühnenleitung August Klingemanns in Braunschweig. Mit einem Anhang: Die Repertoire des braunschweiger Nationaltheaters. Von Heinrich Kopp. (Heft 17 der Theatergeschichtlichen Forschungen, herausg. von Berthold Litzmann.) Hamburg u. Leipzig, L. Voß, 1901. gr. 8°. 105 S. M. 3,—.
4. Josef Schreyvogels Tagebücher (1810—1823). Herausgegeben von Karl Glossy. (Band 2 u. 3 der Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte.) Berlin 1903. 2 Bde. (Nur für Mitglieder der Gesellschaft erhältlich. Jährl. M. 12,—.)
5. Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Ein Gedenkbuch von H. H. Houben. Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt Rütten & Löning, 1903. gr. 8°. 493 S. m. 11 Taf. M. 9,— (10,—).
6. Erinnerungen. Von Ludwig Barnay. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1903. 2 Bde. VII, 345 u. VIII, 378 S. m. 9 Taf. M. 10,— (12,—).
7. Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. Von Hermann Schöne. Mit einem Vorwort von Hugo Thimig. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Univ.-Bibliothek, Nr. 4461/2).
8. Aus dem Tagebuche eines wiener Schauspielers (1848—1902). Erinnerungen und Betrachtungen von Rudolf Tyrolt. Mit Portr. u. 8 Kostümbildern. Wien u. Leipzig, W. Braumüller, 1904. gr. 8°. 355 S. M. 6,80.
9. Intime Plaudereien aus der Vergangenheit des königl. Hoftheaters zu Hannover. Von Eduard Noack. Hannover, M. u. H. Schaper, 1903.
10. Lina Fuhr. Von Sorgen und Sonne. Erinnerungen aus Kunst und Leben. Bearbeitet von H. H. Houben. Berlin, B. Behrs Verlag, 1904. 322 S. M. 3,50 (4,50).

11. Die Duse. Von Luigi Rasi. Autorisierte Uebersetzung von M. Gagliardi. Berlin, S. Fischer, 1904. 235 S. M. 3,— (4,—).

Die aufgezählten Schriften, die sich in wenigen Monaten zur Besprechung angesammelt haben, scheinen die Behauptung Lügen zu strafen, daß die Theatergeschichte von der Forschung noch immer etwas stiefmütterlich behandelt werde. Und dennoch ist es so. Weite Strecken dieses ausgedehnten Arbeitsfeldes liegen wild und wirr da und harren dringender der Bestellung als manch winziges Fleckchen auf den Nachbargebieten der Kultur- und Litteraturgeschichte. Hier wird in philologischem Sport und um der Schulung willen schon oft nach Kleinem und Kleinstem gegraben, mag auch hinterdrein der Ertrag in lächerlichem Gegensatz zur aufgewandten Mühe stehen. Dort aber fehlt es an der Bearbeitung wichtiger historischer Thatsachen, an der Sichtung des umfangreichen Materials, an künstlerischer Darstellung wissenschaftlich gewonnener Ergebnisse. An der Qualität des Gebotenen vor allem, nicht an der Quantität mangelt es auf unserm Gebiete. Das gilt für die Bühnengeschichte der meisten Städte und Zeiten, für die schwierige einen Psychologen und Historiker verlangende Darstellung schauspielerischer Individualitäten, das gilt für eine Geschichte der Kritik, für eine Schilderung der sozialen Entwicklung des Schauspielerstandes, für ein Buch über Stilarten und Stilwandlungen, für eine Untersuchung über Rasse und schauspielerisches Vermögen, das gilt für eine dringend nötige Bibliographie des Theaters, für ein brauchbares Bühnenlexikon und für vieles andere.

Nicht eher aber werden wir über Eduard Devrients schönen Versuch und über die unzulänglichen Arbeiten von Proelß u. a. hinaus eine wirklich wertvolle Geschichte zunächst unserer deutschen Schauspielkunst erhalten können, ehe solche Arbeiten nicht geleistet worden sind. Und eher werden wir erst recht nicht daran gehen dürfen, den tieferen Strömungen nachzuspüren, die den Zusammenhang des Theaters mit dem ganzen westeuropäischen Geistesleben darthun.

Bleiben solche Ziele einstweilen also noch ein frommer Wunsch, so läßt sich nicht verhehlen, daß sich über die allzu eifrige Tagesbeschäftigung mit dem Theater immer häufiger Werke erheben, die das flüchtige Interesse zu vertiefen und zu erweitern suchen. Litteraten und Künstler reichen sich hierbei die Hand. Es ist nichts Seltenes mehr — nachdem Bolte, Creizenach, Litzmann und Alexander v. Weilen der Theatergeschichte wissenschaftlichen Kredit verschafft haben — daß junge Doktoranden in ihrer Dissertation ein Kapitel der Bühnenentwicklung behandeln, daß theatergeschichtliche Vorlesungen im Lehrplan unserer Universitäten erscheinen. Und häufiger als sonst nehmen erfahrene Bühnenpraktiker zur Geschichte ihrer eigenen Kunst Stellung, mehr oder minder in der bewußten Absicht, ihren Memoiren neben novellistischem Reiz auch historischen Wert zu sichern.

Für diese erfreuliche Thatsache liefern die vorliegenden Bücher den besten Beweis. Fast jedes von ihnen — und das charakterisiert den Zustand der theatergeschichtlichen Forschung — füllt eine Lücke aus und regt zahlreiche neue Fragen an, mag sonst auch eine wunderliche Welt von Gegensätzen sie von einander trennen. Gemeinsam ist ihnen schließlich noch das eine, daß sie mit wenigen Ausnahmen geschickt zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern wissen, hier trockene Wissenschaftlichkeit, die dem Theater so schlecht ansteht, vermeiden, dort öder Anekdotenkrämerei aus dem Wege gehen.

Den schwersten Stand gegenüber jener Gefahr hatte der münchner Franziskanerpater Expeditus Schmidt (1) mit der Behandlung eines spröden, ästhetisch unerfreulichen Stoffes. Es galt, eine reiche, aus lateinischen und deutschen Schuldramen des 16. Jahrhunderts bestehende Litteratur zusammenzufassen und daraus sichere Aufschlüsse über die damaligen Bühnenverhältnisse zu gewinnen. Das konnte nur geschehen, indem zunächst der pädagogisch-didaktische Zweck der Schulaufführungen stark betont und die daraus sich ergebenden Folgerungen gezogen wurden.

Nur dürftig und einfach war die Inszenierung und die gesamte Bühnenkonstruktion, solange der deklamatorische Grundcharakter der Spiele gewahrt wurde. Dem Hauptzweck der Uebung im Rezitieren ordneten sich Spiel und Ausstattung willig unter. Ohne Szene, ohne Probe studierte der Schulmeister seinen Buben die Dialoge ein, um sie dann auf freier Bühne in freiem Vortrage aufsagen zu lassen („ut discant pueri coram plebe audacter loqui“). Mit der Schilderung dieser Grundgedanken, von denen die damaligen Spielleiter ausgingen, gewinnt der Verfasser die historische Unterlage, um an der Hand einzelner oft gespielter Dramen bühnentechnische Spezial-Untersuchungen anzustellen. Es kann mit Freuden konstatiert werden, daß gerade hier seinem Fleiß und der umsichtigen Erörterung manch schönes Resultat zu verdanken ist, manche wertvolle Ergänzung zu Creizenachs Studien. Klar baut sich der in letzter Hinsicht ja stets rührend einfache, auf Terenz fußende Bühnenapparat vor uns auf, und wo es infolge mangelnden Materials nicht ganz gelingen will, das Dunkel der Bühneneinrichtung zu lichten, plädiert der Verfasser mit gutem Recht für möglichste Einfachheit. So führt er, nachdem er noch mit manchem humorvollen Wort lebende und tote Requisiten, Musik und Komparserie erörtert hat, die Entwicklung bis zu jenem Punkte, wo das Drama aus der Schule an das Volk überging, wo sich Keime eines besseren Verständnisses zeigten. Keime freilich, die jäh vernichtet wurden, als die engelländischen Komödianten nach Deutschland hineinpolterten und als der große Krieg die Pflege nationaler Kunstübung unmöglich machte.

Die Ablösung der lateinischen Schulkomödie und der bürgerlichen Spiele durch die Aufführungen wandernder Berufsschauspieler, also jene buntbewegte Zeit, die der Konsolidierung stehender Bühnen voranging, nimmt im Hinblick auf frankfurter Verhältnisse Elisabeth Mentzel (2) zum Ausgangspunkt ihrer Schilderung. Schon 1882 hatte sie die Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. erzählt und zwar von den Anfängen bis zum September 1782, bis zur Gründung des „Neuen Komödienhauses“. Damit begann ein neuer Abschnitt für Frankfurts Theaterleben, die Geschichte der Bühne, die allmählich zum „Alten Schauspielhaus“ geworden, nun auch seit Jahresfrist ihre Pforten geschlossen hat, und deren Schicksale das vorliegende Buch erzählt. Mit alter Treue und Sorgfalt spürt E. Mentzel den Ereignissen nach, freilich mehr im Sinne des umsichtigen Chronisten als eines Geschichtsschreibers, dem an größeren Zusammenhängen und plastischer Darstellung liegt. Wohl weisen hier und da kurze Striche auf die Stellung dieser wichtigen Bühne im geistigen Leben Frankfurts hin, zumeist aber fehlt bei der knappen Anlage des Büchleins die Gelegenheit zu schärferem Herausarbeiten des Einzelnen. Es fehlt die Zeit zum Verweilen, die sich Frau Mentzel in ihrem ersten trefflichen Buche gegönnt hatte.

Verweilen und dem Einzelnen nachspüren ist im Gegensatz zu diesem als Materialsammlung wertvollen Büchlein das Charakteristikum einer Dissertation von Heinrich Kopp (3). Sie beschäftigt sich mit dem zumeist aus der Bühnenlaufbahn des „Faust“ bekannten Theaterleiter August Klingemann und liefert endlich einmal aus der bislang vernachlässigten Theatergeschichte Braunschweigs ein interessantes Kapitel. Mit organisatorischem Talent begabt, als Dramaturg feinfühlig und scharfblickend, so tritt uns Klingemann entgegen. Durch seine Frau, eine Schauspielerin, kommt er 1810 zuerst in nähere Berührung mit der Coulissenwelt. Er wird Dramaturg und Mitdirektor ihrer Truppe, gründet mit Hilfe eines Aktienvereins den Braunschweigern ein Nationaltheater (1818), das zwölf Jahre später unter seiner Leitung zur Hofbühne sich entwickelt. Auf Goethes Andeutungen im „Wilhelm Meister“ sich stützend, richtet

er 1815 den „Hamlet" in Schlegels Uebertragung für die Bühne ein und krönt seine dramaturgischen Leistungen 1829 mit der Inszenierung und Aufführung des „Faust". Vor allem auf diese beiden Ereignisse geht der Verfasser mit Verwendung neuen Materials näher ein, um dann den theoretischen Ansichten Klingemanns gerecht zu werden. Hier proklamiert er ihn hinsichtlich der Inszenierungsgrundsätze als Vorläufer der Meininger, ja, er läßt durchblicken, daß von Klingemann über Rötscher und Heinrich Marr bis zu den Meiningern vielleicht gar eine lebendige Tradition gewirkt habe. Viel mehr als eine hübsche Theorie ist solcher Zirkel ja nun freilich nicht; den Beweis würde eine gründliche Untersuchung über die Entwicklung des Meiningertums erst zu liefern haben. —

Im selben Jahre, als Klingemann die Reform des braunschweigischen Bühnenwesens begann, übernahm in Wien ein ungleich bedeutenderer Dramaturg die Theatergeschäfte: Josef Schreyvogel. Auch er hatte vorher sich litterarische Sporen verdient, auch er kam aus einem anderen Berufe schließlich zur Bühne, aber wie er überhaupt am Leben schwerer trug, so war auch sein Mühen und Ringen um die Rettung und Festigung des Burgtheaters mühseliger und heißer, als die unter glücklicheren Auspicien sich vollziehende Bühnenreform Klingemanns. In der Welfenstadt galt es keinen alten Ruhm zu wahren, da ließ sich mit williger Zustimmung der Bürger Neues schaffen. In Wien mußte das alte Nationaltheater, einst der Glanzpunkt josefinischer Kunstpflege, mit energischer Hand aus finanzieller Not und künstlerischer Verwilderung gerissen werden. Daß Schreyvogel der rechte Mann dazu war, daß er der geistige Führer anderer werden konnte, er, der unablässig und leidenschaftlich über seine eigene Vervollkommnung wachte, zeigen auf Schritt und Tritt seine Tagebücher, die jetzt Karl Glossy (4) als Doppel-Publikation der Gesellschaft für Theatergeschichte herausgegeben hat. Von 1810 bis 1823 finden wir in den zwei Bänden Aufzeichnungen, die das Wesen dieses selbstlosen, nach sittlicher und geistiger Größe strebenden, durch schwere Selbstanklagen sich hindurchringenden Mannes scharf beleuchten. In seiner dramaturgischen Eigenschaft zeigt ihn der zweite Band rastlos tätig; auch hier spürt man, wie eigene Fortschritte sofort der ihm anvertrauten Bühne zugute kommen; Repertoire, Schauspielerbildung und Darstellung reifen zusehends; das Burgtheater übernimmt die Führung in allen Landen deutscher Zunge.

Zusammenfassend weist hierauf Karl Glossy in der schönen, warm geschriebenen Einleitung hin, in der er den Lebenslauf des Holzhändlersohnes schildert, diesen aufwärts steigenden Lebenslauf mit seinem Schwanken zwischen Weisheit und Thorheit, dem allmählichen Erkennen und Reifen. Sie sind nicht Unterhaltungslektüre, diese Aufzeichnungen, sie plaudern nicht von großen Künstlern und schönen Frauen, sie entbehren jenes Reizes, den gerade Selbstbekenntnisse von Schauspielern und Litteraten meistens haben. Fast will es scheinen, als ob vieles darin überhaupt mit Theatergeschichte nicht das Geringste zu thun habe, dann aber wird man wieder Zug für Zug daran erinnert, daß dieser Mensch mit seinem lauteren Streben nur um der andern willen schaffte und auf die dramatische Kunst in ihren verschiedensten Aeußerungen tiefen Einfluß ausübte.

In das Coulissengetriebe, in die Theaterwelt mit ihren auf- und untertauchenden Gestalten führen weit eher die anderen Werke hinein, die Biographieen und Memoiren. Da zeichnet H. H. Houben (5) das Bild eines idealen Künstlers, eines Virtuosen, der nicht von solchen wilden innerlichen Kämpfen hin- und hergeworfen wird, sondern der früh zur Höhe hinaufgelangt, der nicht den andern dient, sondern sich huldigen läßt, huldigen von Dichtern, von Künstlern, vom Publikum: es ist Emil Devrient, der gefeierte Marquis Posa, der edle Egmont, der weiche Hamlet. Seinem Lebenslauf geht Houben mit aller Sorgfalt nach. Er beherrscht wie kein anderer die Litteratur um Gutzkow herum und holt Urteil um Urteil herbei, damit das Bild möglichst genau ausfalle. Und dennoch will es mir scheinen, als ob weniger mehr geworden wäre. Es ist nicht ganz leicht, um etlicher Gedanken willen seitenlange Ausführungen in Kauf zu nehmen — das verwischt feststehende Linien allzuleicht. Und so ist gerade das dritte Kapitel, das dem Verfasser besonders am Herzen liegt, zu schwer und zu weit geraten. Um zu beweisen, daß in Emil Devrient Litteratur- und Theatergeschichte seiner Zeit sich vereinigten, daß er den Dramatikern auf die Bühne verhalf (sofern für ihn eine Glanzrolle dabei abfiel!), schreibt Houben die Geschichte der Dramen Gutzkows, Laubes, Freytags, Robert Prutz' und einiger anderer auf annähernd einem halbhundert Seiten! Daß diese Darstellung ihm gut gelingt, ist eine Sache für sich; in diesem Buche wäre aber wohl ein schärferer Hinweis auf das unkünstlerische Element am Platze gewesen, das in dem Hinaustreten des Schauspielers über den engen Kreis seiner Pflicht liegt. Oder sollte wirklich der Schauspieler dem Dichter gegenüber eine souveräne Stellung einnehmen und durch seine Protektion eine dramatische Litteratur züchten, die nicht einen Ausschnitt aus dem Leben bietet, sondern eine Rolle für diesen oder jenen Persönlichkeitsspieler? Daß Devrient ein glänzender, von der Natur verschwenderisch ausgestatteter Virtuose war, giebt Houben ja auch an anderer Stelle zu, wie denn überhaupt die historische Bestimmung und Erläuterung von Devrients stilisierender Spielart zu den besten Partieen des Buches gehört. Da tritt der größte Erbe und Vollender weimarischer Schauspielkunst mit großer Geste vor uns hin, um des Publikums willen auf der Bühne, durchaus ein Jünger goethischer Grundsätze. Und aus dem ernsten erbitterten Wettkampf zwischen ihm und Dawison, aus manchem Urteil härter denkender Zuschauer blitzt es uns deutlich entgegen, daß Devrients Kunst einseitiger, zeitlich begrenzter war als Ekhofs*), Schröders und seines großen Oheims Talent. In diesen steckte ein Ewigkeitszug.

Seiner eigenen Darstellung von Devrients Leben, das sei noch besonders hervorgehoben, fügt Houben einen wertvollen Anhang hinzu, der annähernd dreihundert Briefe von Künstlern, Dichtern und anderen Persönlichkeiten aus der Zeit von 1821—1871 enthält, eine reiche Fundgrube, an sich schon ein interessantes Buch über den gefeierten Schauspieler. Durch eine Reihe guter Illustrationen ist schließlich auch die Anschaulichkeit des historischen Bildes erhöht worden.

Das Gleiche gilt von den Erinnerungen, die Ludwig Barnay (6) jetzt in zwei umfangreichen Bänden herausgegeben hat. In doppelter Hinsicht beweisen diese Memoiren, mit welch gutem Gelingen sich selbst zweien Herren dienen läßt: der gefeierte Schauspieler Barnay darf der gewandten, formsicheren Erzählungskunst, die er als Schriftsteller entfaltet, froh sein und andererseits: er spendet in seiner Lust am Plaudern eine Fülle interessanter Unterhaltung denen, die gern von dem bunten, abwechslungsreichen Komödienspielen lesen, dann aber sorgt er auch dafür, daß die Theatergeschichte, die ernste Forschung aus seinem Buche Kapital schlagen kann. Welch lustige Abenteuer der jugendliche Barnay auf langen Wanderfahrten erlebt hat, wie er in London mit den Meiningern gefeiert und geehrt wurde, welch märchenhafte Feste ihm die petersburger Aristokratie bereitete, wie sich in Amerika die Dollars, der Blizzard und Reklamevergiftungen pünktlich einstellten, welche fünfzig Fürstlichkeiten das „Berliner Theater" unter Barnays Leitung besuchten, das mag man in einer behaglichen Stunde lesen und vergessen, wie viele Plaudereien. Wenn es sich aber um die Geschichte der Meininger, um die mühevolle Gründung der Genossenschaft deutscher

*) Houben u. a. schreiben Ekhofs Namen noch immer fälschlich mit ck, obwohl in neueren theatergeschichtlichen Schriften der Irrtum oft berichtigt worden ist. Er scheint in seiner zähen Lebensdauer mit der „Verbrennung" des Hans Wurst zu konkurrieren.

Bühnenangehöriger, um die Entwicklung des Deutschen und des Berliner Theaters handelt, dann müssen Barnays Erinnerungen stets berücksichtigt werden. Der amüsante Plauderer, der nicht ohne das Erbteil aller Schauspieler schmunzelnd von seinen Erlebnissen erzählt, wird hier ein anderer, wird persönlicher, bestimmter und scheut vor offener Meinungsäußerung nicht zurück. Dabei klingt natürlich mancherlei anders, als man es sonst vernommen hatte — ich erinnere nur an die Gründung des Deutschen Theaters, die z. B. von Adolf L'Arronge in seiner kleinen, 1896 erschienenen Broschüre in manchen Punkten anders dargestellt war, als es hier Barnay thut. Der Gesamteindruck, den man von den wichtigeren ernsten Erörterungen davonträgt, ist jedenfalls der, daß Barnay als bedachter, rücksichtsloser Kämpfer für das eintritt, was ihm am Herzen liegt. Und solche persönliche Sicherheit und Selbständigkeit bleibt immer auch dann erfreulich, wenn aus dem Uebrigen minder vorteilhafte Züge hervorspringen, wenn eben aus der fast naiven Offenheit auch die menschlichen Schwächen stärker zu erkennen sind. Auf jeden Fall bleibt diesen Erinnerungen aber der Reiz einer sich offen aussprechenden Persönlichkeit und der in den Thatsachen niedergelegte historische Wert. —

Die übrigen Memoiren, schon an Umfang weit geringer und nicht Bekenntnisse so gesondert dastehender Personen, atmen ruhigere Luft. Da sind zwei Wiener: der Burgschauspieler Hermann Schöne (7) und Rudolf Tyrolt (8), dessen Thätigkeit am wiener Stadttheater und am Deutschen Volkstheater durch ein vierjähriges Engagement an der Burg unterbrochen war. Seit Jahresfrist sind beide von der Bühne abgetreten, Hermann Schöne nach langen Qualen von der Bühne des Lebens, während Rudolf Tyrolt sich nach Niederösterreich in ein stilles Waldnest zurückzog. Die humorvollen Schilderungen Hermann Schönes hat Hugo Thimig mit einem pietätvollen Vorwort eingeleitet. Er schildert den Freund als warmherzigen, erfahrenen Mann, als stillen Wohlthäter und als fanatischen und sinnigen Beschenker seiner Freunde. Besonders kennzeichnete ihn, den unverheirateten „einschichtigen" Mann, eine tiefe Liebe zur Natur, und es will uns scheinen, als ob von all der Güte und dem warmen Herzen in den schlichten Erinnerungen noch ein Hauch zu spüren wäre.

Die Liebe zur Natur, zur Gebirgswelt draußen klingt auch in Tyrolts Aufzeichnungen immer und immer wieder durch. Mit bemerkenswerter Kunst schildert er seine Wanderfahrten und Hochtouren, eine Reise durch Galizien nach Czernowitz, dann aber kehrt mit der jährlichen Rückkehr in die Stadt auch die Liebe zur Bühne wieder. Weit öfter als Schöne streift Tyrolt dann prinzipielle Fragen: er tritt für Städtebundtheater, für Bildung des Schauspielers, für Theaterschulen u. a. ein. Mit besonderer Dankbarkeit gedenkt er Heinrich Laubes, seines Lehrers und Freundes, und läßt vor allem in den letzten Kapiteln manche Unzufriedenheit mit den modernen wiener Theaterverhältnissen durchblicken. —

Eine Sammlung von Coulissen-Abenteuern, die Anekdote auf Anekdote häuft und nur hier und da näher interessiert, hat Eduard Noack (9) aus dem hannoverschen Hoftheater zu Tage gefördert, ohne selbst für diese Harmlosigkeiten irgendwelchen litterarischen Ehrgeiz zu hegen.

Und so blieben denn zum Schlusse zwei Bücher zu betrachten, die vom Leben und Schaffen zweier Schauspielerinnen berichten. Mehr als vierzig Jahre sind es her, seit eine berliner Künstlerin als Isabella in der „Braut von Messina" ihre kurze Bühnenlaufbahn beschloß: Lina Fuhr (10), damals die gefeierte Heroine und Liebhaberin am Königlichen Schauspielhaus, heut Frau Geheimrat Waldau. Ihre Erinnerungen tragen den Stempel einer frohen, heiteren Natur; sie erzählen weit weniger von Sorgen als von Sonne und führen den modernen Leser in eine Welt, die in vielen Dingen anheimelt. Daß besonders charakteristische Streiflichter ie kulturellen und die Theaterzustände der Fünfzigerjahre durch diese Memoiren fielen, läßt sich nicht gerade sagen. Aber doch fühlt man der Frau nach, daß ihre Erzählung einen besonderen Reiz besitzt, daß ihr ein still wirkender Zauber innewohnt. Sind kulturgeschichtlich die Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens in der preußischen Hauptstadt interessant, so sind auf theatergeschichtlichem Gebiete vornehmlich die Beziehungen zu Herrn von Hülsen und die Künstlerfahrten nach London und Pest glücklich dargestellt. Worin die auf dem Titelblatt verheißene Bearbeitung durch H. H. Houben besteht, kann der Leser des Büchleins leider nicht entscheiden. Man ist da auf Vermutungen angewiesen und wird u. a. auf die Kolumnen-Titel raten.

Ein besonderes Interesse erweckt auf den ersten Blick das letzte Büchlein (11), das vom Schaffen und Leben Eleonore Duses berichtet: auf dem Umschlag eine Zeichnung Galvanis, die Duse auf der Probe darstellend, im schwarzen Straßenkostüm, mit schwarzem Federhut und weißem Schleier. Dann gegenüber dem Titelblatt eine Reproduktion des Gemäldes von Gordigiani und so durch das ganze Buch verstreut etwa fünfzig Bilder, Eleonore Duse in den verschiedensten Lebensaltern und Rollen, mit dem verschiedensten Ausdruck des müden Gesichtes. Man blättert langsam durch; das sind die Augen, die Hände, die Züge, deren Sprache unvergeßlich ist. Die größten Momente tauchen vor der Seele auf — trotz der häßlichen Reproduktion der Bilder. Und dann beginnt man die Lektüre: Luigi Rasi erzählt von den Eltern und dem Großvater Eleonorens, einem venetianischen Dialektschauspieler aus Gioggia, er erzählt von der Dürftigkeit und Freudlosigkeit, in der das Komödiantenkind aufwuchs, von den ersten Schritten und Erfolgen auf der Bühne. Als Julia nimmt sie zu stummem Spiel frische Rosen in den zartesten Nuancen — ein dominierendes Motiv, das Spiel mit Blumen, ist gefunden. Als Therese Raquin ist sie zum ersten Male Eleonore Duse. Und so erzählt er weiter, nur hier und da geschwätzig werdend, sich selbst in den Vordergrund stellend, und über novellistischen, für uns höchst gleichgültigen Erzählungen vergessend, daß auf dem Titelblatte steht: „Die Duse". Ihr Wesen und ihre Art würde uns das Buch nicht offenbaren, wenn sie uns fremd wären. In einzelnen Zügen und Beobachtungen allein besteht der relative Wert dieses wahllos und phantastisch hingeschriebenen Büchleins, das weniger auf psychologischer Erkenntnis als romantischer Lust am Fabulieren beruht.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Unleugbar beschäftigt man sich in den letzten Jahren mehr als jemals früher mit Beobachtungen dessen, was gelesen wird. An anderer Stelle dieses Heftes befindet sich unsere alljährliche Aufstellung der meistgelesenen oder — was in Deutschland noch immer ziemlich dasselbe bedeutet — der meistgeliehenen Bücher des abgelaufenen Jahres. Damit wird das Thema der „Büchererfolge" wieder aktuell, das im Anschluß an unsere vorjährige Enquête Wilhelm Michel in der wiener „Zeit" (412; „Die meistgelesenen Bücher") abermals vornimmt, um darzuthun, wie wenig die großen Tageserfolge eines Buches mit seinem bleibenden Wert zu thun hätten und wie „inkommensurabel" diese beiden Begriffe überhaupt seien. — „Was die Großstadt liest", bespricht ein berliner Feuilletonist der „Köln. Ztg." (1151) und stellt dabei für Berlin und zwar gerade für die Buchhandlungen der ärmeren, volkreichen Viertel das Ueberwiegen zweideutiger Sexual-Litteratur fest. „Man braucht das nicht allzu schwer zu nehmen; derbe Nerven

und derbe Muskeln vertragen allerhand. Nur soll man auch auf diesem Gebiet die Legende von der Sittenreinheit des Volkes einmal fallen lassen. Das Volk liest schlüpfrige Sachen nicht minder gern wie eine große Zahl von Gebildeten. Andererseits ist sein Wissensdrang mitunter viel echter. . . . So sehr diese Unterhaltungslektüre zu wünschen übrig läßt, so ernsthaft und so eifrig suchen die meisten wissenschaftliche Lektüre auf. Hierin übertrifft der Berliner die Süddeutschen und die meisten Mitteldeutschen bei weitem. Der Wissensdrang, der ihn beseelt, ist echt, zunächst ohne Berücksichtigung des praktischen Nutzens, und hängt mit der kritischen Ader des Volkes zusammen. Die wissenschaftliche Lektüre ist daher das Gebiet, auf dem sich Volk und Gebildete in Berlin immer treffen. Davon legt ein Blick in die Bibliotheken und öffentlichen Lesehallen der Hauptstadt genugsam Zeugnis ab." Es wird dann der Verkehr in der großen Königlichen Bibliothek und von den Volksbibliotheken besonders das musterhafte Institut von Charlottenburg, aus dem wir neulich (Sp. 90) eine Abbildung brachten, beschrieben und dann das Leben und Treiben in der „Modeleihbibliothek von Berlin", der alten Nicolaischen Buchhandlung (jetzt Borstell und Reimarus) geschildert: „. . . Hier verkehrt das geistig anspruchvollste, das reizbarste Publikum, das immer das Beste und Neueste verlangt. Hier hat die Leihbibliothek, dies Schmerzenskind der deutschen Kultur, einen eleganten, ja, ich möchte sagen, weltmännischen Anstrich bekommen. Große, helle Räume, die mit künstlerischem Geschmack ausgestattet sind, stattliche Reihen von Goldschnittbänden in Nußbaumschränken, die modernsten Revuen in bunten Farbentönen aufliegend — ah! das macht einen andern Eindruck als die dunkeln Hinterstuben unserer Provinz-Leihbibliotheken. Man kann hier Englisch, Französisch, Italienisch lesen, was man will. Das Froufrou eleganter Damen begegnet sich hier mit dem leisen Klirren von Offiziersäbeln; eine stattliche Reihe von Burschen und Livree-Dienern steht immer wartend an der Treppenwand, um eingetauschte Bücher in Empfang zu nehmen oder einzutauschende zu bringen. Und um den freundlichen, fabelhaft litteraturkundigen Geschäftsführer gebt stets das Summen und das Geschwätz dieser geistigen Lebensmittelbörse. ‚Gnädige Frau haben Jena oder Sedan noch nicht bekommen?!' — ‚Nein, und ich habe es schon vor vier Wochen bestellt.' — ‚Bedaure unendlich, aber alle unsere Exemplare sind immer auswärts. Vielleicht etwas neues von Marie Madeleine gefällig —? Hochinteressant!' — Die Gnädige vertieft sich in die neuesten Geistesthaten von Marie Madeleine. Ein Backfisch erscheint und fragt mit dem ganzen Selbstvertrauen des modernen Weibes nach Hans v. Kahlenbergs ‚Nixchen'. Ja, das kann man ihr leider nicht verschaffen; es ist beschlagnahmt. — Ein älterer Gelehrter erkundigt sich nach Harnacks ‚Mission des Christentums'. — Mit nervöser Hast naschen Damen an den ausliegenden Neuheiten, nehmen die lichtblaue Rundschau, die braune Zukunft, die rote Nouvelle Revue zur Hand, mustern die Schriften über Frauenfragen, sehen vielleicht naserümpfend eine neue Schrift von Paul Möbius da liegen. . . Ja, auf dieser Börse wird alles gehandelt, was Kurs hat! So manches Papier sinkt ja von heute auf morgen schmählich, und so mancher Geistesfürst, der sich in Gedanken schon mit Schiller und Goethe duzte, erweckt morgen nur das geringschätzige Mitleid der Straßenbuchhändler, die ihn für 75 Pfg. an den Ecken verkaufen. Die Leihbibliothek ist in Wahrheit das Kapitol für den deutschen Autor, aber auch hier ist der tarpejische Fels nicht weit. . ."

Seinen früher begonnenen Feldzug „gegen das Schmutzige in Wort und Bild", das der Verfasser des eben zitierten Aufsatzes nur nachsichtig streift, setzt inzwischen Otto von Leixner in der „Tägl. Rundschau" (Unt.-Beil. 280) mit neuen Beweisstücken fort. — „Vom wahren Volksbuch" spricht Willy Rath (Frkf. Gen.-Anz. 278) und zieht nach Feststellung des Mangels an guten Volksbüchern gegen die Kolportage-Litteratur, die „Heftchen-Romane" vom Leder, die noch immer ungestraft weiterwuchern dürfen. Als Grundsatz für eine volkstümliche Litteraturpflege stellt er diesen auf: „Man gebe dem Volke nicht grundsätzlich Altes, was den Vorreitern der Intelligenz zum guten Teile schon als veraltet gelten mag; man erschließe ihm unverweilt die Bekanntschaft auch mit der besten zeitgenössischen Dichtung, jedoch nur insoweit es sich um Persönlichkeiten, Werke, Stilarten handelt, über die kein Streit der Meinungen mehr besteht. Also Anregung, so frisch wie möglich, aber keine Verwirrung durch Nachjagen an Modesensationen!" Nach diesem Grundsatz verfährt auf einem speziellen Gebiete bereits mit Erfolg Dr. Paul Luther mit seinem praktischen Sammelwerke „Deutsche Volksabende, ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende" (Berlin, Alex. Duncker), dessen eben erschienene zweite Auflage Richard Weitbrecht in der berliner „Deutschen Ztg." (286) zum Gegenstande einer Betrachtung über „Die Kunst im Leben des Volkes" macht. — In demselben Blatte (Deutsche Welt, 9) sucht Johannes Siebert, dessen Artikel über das „Grossobuch" jüngst hier erwähnt wurde (Sp. 256), die Frage „Was sollen unsere Kinder lesen?" durch Aufstellung einer Liste von rund hundert empfehlenswerten Jugendbüchern zu beantworten. — Eine ähnliche Aufstellung bringt Fanny Marcus in der „N. Fr. Presse" (14116; „Prinzipien der Jugendlektüre"), und unter dem gleichen Titel wie Siebert behandelt die Frage Paul G. A. Sydow in den „Hamb. Nachr." (Litt. Beil. 50).

* *

Das Kapitel Goethe, das in diesen Auszügen fast Heft für Heft seit Jahren wenigstens zu streifen war, blieb in den letzten Monaten merkwürdig wenig berührt. Auch diesmal sind mit einer Ausnahme nur einige größere Rezensionen neuer Goethelitteratur zu verzeichnen: so eine größere Anzeige von Möbius „Goethe", in der J. Minor Stellung gegen diesen Litteraturpathologen nimmt (N. Fr. Pr. 14095), mehrere Besprechungen von Bielschowskys jetzt vollendeter Goethe-Biographie (O. Busse; Allg. Z., Beil. 272; H. Trog, N. Zür. Ztg. 346; G. K., Düna-Ztg. 268) und eine eingehende Würdigung von Berthold Litzmanns soeben erschienener Untersuchung „Goethes Lyrik" (Kurt Scheele, Bonner Z. 288). — Eine neue Interpretation der Faust-Stelle „Was willst du armer Teufel geben?" samt den folgenden Versen unternimmt Alfred Hahn in der „Allg. Z." (Beil. 280; „Eine Faust-Stelle"). — Das historische Bild des Götz von Berlichingen ist jüngst von dem züricher Professor Paul Schweizer in einer Weise nach neuen Geschichtsquellen gezeichnet worden (Mitt. d. Instit. f. österr. Geschichtsforschung, V. Ergänzungsband, Innsbruck 1903), daß von Goethes Helden kein sympathischer Zug mehr übrig bleibt (N. Zür. Ztg. 341). Dagegen weist eine Studie von W. von Janko in der „Wien. Ztg." (275; „Josef Silvio Graf Piccolomini, genannt Max") nach, daß das historische Urbild von Schillers Max in der That „derselbe edle und seinem kaiserlichen Herrn bis in den Tod getreue Held" war, als den ihn Schiller verewigt hat, wenn auch die Liebe zu Wallensteins Tochter nicht historisch (Thekla war beim Tode ihres Vaters erst 14 Jahre alt) und der junge Piccolomini nicht der Sohn, sondern der Neffe des alten Oktavio war. — An den „Vater des Ritterstücks", den Grafen J. A. Törring, zu erinnern, gab Gustav Gugitz die 150. Wiederkehr seines Geburtstags den äußeren Anlaß (Ostd. Rundschau, Wien, 329). Törring, der selbst nur ein Amateur auf dem Parnaß und von Beruf ein hoher bayrischer Staatsbeamter war, entfesselte mit seiner „Agnes Bernauerin" (1780) jene Flut von Ritterstücken, die jahrzehntelang die deutsche Bühne überschwemmte und der in neuerer Zeit Otto Brahm eine besondere Monographie gewidmet hat. — Den neulich gemeldeten Plan der Berliner Akademie, eine textkritische Gesamtausgabe von Wielands Werken zu besorgen, erläutert Prof. Dr. Bernhard Seuffert, von dem man seit langem die noch immer fehlende Wieland-Biographie erwartet, in der „N. Fr. Presse" (14095). Er verweist darauf, daß Goethe schon 1795 in den „Horen" eine kritische

Wieland-Ausgabe gefordert habe, da sich „allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmackes würde entwickeln können". — Zum Herder-Tage lagen bei Abschluß dieses Heftes erst vereinzelte Stimmen vor: sie werden des Zusammenhanges halber dem nächsten Bericht vorbehalten.

* *

Die nachklassische Zeit war in den Beiträgen der letzten Wochen nur mit einer Würdigung von Richard M. Werners kritischer Hebbel-Ausgabe (Franz Servaes; N. Fr. Pr. 14 102) und einigen Besprechungen des neuen Briefbandes von Eduard Mörike vertreten (Adolf Frey: „Poetenbriefe", Neue Zür. Ztg. 332, 333; Felix Poppenberg: „Bilder aus der Mörike-Welt", Nat.-Ztg. 654). — Ein größerer Aufsatz von Dr. Alex. Ehrenfeld behandelt „Mommsen als Lyriker" (N. Zür. Ztg. 328, 329) nach dem einzigen gedruckten Zeugnis, dem 1843 von Th. Storm und den Brüdern Mommsen herausgegebenen „Liederbuch dreier Freunde", dessen weitaus größter Teil allerdings von Theodor Mommsen herrührt. — Eine Reihe Aphorismen und Sentenzen aus dem ungedruckten Nachlasse Hieronymus Lorms werden in der „Voss. Ztg." (565) mitgeteilt. — Weitere Nekrologe auf den heimgegangenen Wilhelm von Polenz brachten die „New-Yorker Staats-Ztg." (Sonnt.-Bl. 47; A. von Ende), die „St. Petersb. Ztg." (Mont.-Bl. 5, 6; Alexander Eggers) und die „Rh.-Westf. Ztg." (1034; Eugen Kalkschmidt). — Von sonstigen Charakteristiken einzelner Autoren fanden sich solche über die Lyriker Karl Hunnius (St. Petersb. Z. 332) und Martin Boelitz (Friedr. Wiegershaus; Elberf. Tägl. Anz. 286). — „Ein Dichter-Denkmal" nennt Walter Bormann (Allg. Z., Beil. 273) die neue, siebente Auflage von Martin Greifs Gedichten. — Auf die Proletarier-Lyrik des sächsischen Maurersohnes Otto Krille („Aus engen Gassen", Berlin, Joh. Sassenbach) macht Franz Diederich in der dresdener „Arbeiter-Ztg." (278) aufmerksam. — Dasselbe Blatt bringt gegenwärtig in seinem Romanfeuilleton Carl Hauptmanns „Mathilde" zum Abdruck: eine längere Einführung in dieses Werk giebt (in Nr. 280) ebenfalls Franz Diederich. — Ausführlicher besprochen wurden von belletristischen Büchern sonst noch der Diakonissen-Roman „Frei zum Dienst" von L. Algenstaedt (Allg. Z., Beil. 271), Josef Lauffs „Pittje Pittjewitt" (Dr. E. Mensch, Frkf. Gen.-Anz. 286) und Rosa Fischers „Oststeirisches Bauernleben", von dem sich Otto Kernstock (Graz. Tagesp. 338) sehr entzückt zeigt. — Eine größere Reihe „Schweizerischer Novitäten" mustert Fritz Marti in der „N. Zür. Z." (335, 336). — Die neueren dramatischen Bearbeitungen des Widukind-Stoffes — von Oscar Reichardt, Hermann Wette, Hedwig Müffelmann — stellt eine Studie von Dr. Ernst Wachler („Widukind"; Rh.-Westf. Z. 997) zusammen.

* *

Unsere unheimlich ins Kraut schießende Uebersetzungslitteratur giebt den Unter- und Hintergrund einer pessimistischen Betrachtung über „Uebersetzer-Elend", die Dr. Max Meyerfeld in der „Frankf. Ztg." (342) anstellt. Nachdem er die Gründe für das Anwachsen dieses Litteraturzweiges untersucht hat, bespricht er die Forderungen, die ein guter Uebersetzer zu erfüllen habe, und stellt den Grundsatz auf: es könne „überhaupt nicht wörtlich genug" übersetzt werden — jedoch mit aller Berücksichtigung der Verschiedenheiten des Sprachgeistes, wörtlich, ohne der eigenen Sprache Gewalt anzuthun. — Von neuen Erzeugnissen dieser Art wurden mehrfach die kürzlich erstmals deutsch erschienenen „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn", eine Art von amerikanisch modernisiertem Chesterfield, von G. H. Lorimer in größeren Feuilletons besprochen (Frida v. Bülow, W. Zeit 425; J. Lorm, Der Tag 572; Max Meyerfeld, N. Zür. Ztg. 340). — Im „Wiener Fremdenblatt" (328; „Englische Dramatiker") wird für einen neuen englischen Bühnendichter Stimmung gemacht. Es ist William Heinemann, der bekannte londoner Verleger, der auch selbst Stücke geschrieben hat, bisher jedoch, angeblich weil er jede Reklame für sich verschmähe, in dieser Eigenschaft so gut wie ungekannt geblieben ist. — „Das deutsche Drama in Paris" betitelt sich eine Studie Sigmund Feldmanns (Berl. Lok.-Anz. 547, 570), die an die französischen Aufführungen von Philippis „Dornenweg" und Schnitzlers „Grünem Kakadu" anknüpft (s. unten Sp. 500) und einen Rückblick auf frühere Aufführungen deutscher Schauspiele in Paris gewährt. Er erinnert an die Aufführungen von Lessings „Minna von Barnhelm" im Théâtre français (1779); an die zahlreichen — mehr als zwanzig — Bearbeitungen, in denen Schillers „Räuber" in Paris erschienen und ein Menschenalter lang fast das populärste Stück des französischen Repertoires waren, während merkwürdigerweise die „Jungfrau von Orleans" dort nie heimisch werden konnte; an den ungeheuren Erfolg, den „Kabale und Liebe" noch lange nach Schillers Tode fand und der das Stück 1826 mehrere Monate lang ununterbrochen auf dem Zettel des Théâtre français und des Odéon gleichzeitig figurieren ließ. Auch „Maria Stuart" erlebte mehrere hundert Aufführungen, und ihr Uebersetzer Lebrun wurde nur dieser Arbeit wegen in die Akademie aufgenommen. „Fiesco" und „Wallenstein" tauchten nur vorübergehend (1829) auf der französischen Staatsbühne auf; dagegen wurde „Don Carlos", den schon André Chénier übersetzt hatte, in verschiedenen Bearbeitungen, zuletzt noch 1895 im Odéon (von Charles Raymond übertragen) gespielt. Mit Schiller teilt sich Kotzebue in die Ehre, im 19. Jahrhundert der in Frankreich meist aufgeführte deutsche Dramatiker gewesen zu sein: noch in den allerletzten Jahren kehrte „Menschenhaß und Reue" im Spielplan des Odéon wieder. Sonst war allerdings der Austausch deutscher Bühnenwerke nur recht schwach: Zacharias Werners „24. Februar", den der ältere Dumas, ohne deutsch zu können, zurechtmachte (1850), und Halms „Fechter von Ravenna" (1870) wären noch vor dem Kriege zu nennen: von da ab blieb das Pariser Theater dem Deutschtum versperrt, bis in unserer Zeit Hauptmann und Sudermann wieder Bresche in die Umwallung legten, nach ihnen Halbe mit der „Jugend". Im neuen Jahr erwartet man „Alt-Heidelberg". — Das Urteil, das Karl Eugen Schmidt (Magd. Ztg. 622) über die französische Kritik fällt, ist recht vernichtend. Die Theaterkritik sei im großen und ganzen eine einzige Lobhudelei, weil die Zeitungen sonst die hochbezahlten Annoncen der Direktoren verlieren würden. Ausnahmen, wie sie etwa der altehrwürdige „Temps" bilde, seien verschwindend. Aehnlich steht es mit der litterarischen Kritik, die eigentlich gar nicht existiere, weil die meisten Blätter — ausgenommen „Temps" und „Journal des Débats" — überhaupt nur bezahlte Reklame-Besprechungen aufnähmen. — Eine Parallele zwischen den „Dichterforschern" Maeterlinck und Wilhelm Bölsche im Hinblick auf des ersteren Bienen-Buch zieht Dr. Karl Hagemann in der „Münch. Ztg." (Die Propyläen 15). — Ueber seine schwedisch-historischen Dramen läßt sich im „Berl. Tagebl." (614) anläßlich der berliner Erstaufführung des „Gustaf Adolf" August Strindberg selbst vernehmen. Mit „Meister Olof" (1872) hatte er kein Glück gehabt: erst ein Vierteljahrhundert später kehrte er zum historischen Drama zurück und schrieb „Die Folkungersage", „Engelbrecht", „Gustaf Wasa", „Erich XIV.", „Gustaf Adolf", „Christian", „Karl XII." und „Gustaf III." — Einen halbvergessenen deutsch-ungarischen Dramatiker, den 1877 in Mailand verstorbenen Karl Hugo (Bernstein) brachte kürzlich das Budapester Nationaltheater durch eine Neuaufführung seines Trauerspiels „Der Kaufmann von Marseille" wieder zu Ehren: aus diesem Anlaß frischt ein Feuilleton des „Pester Lloyd" (283) die Erinnerung an den unglücklichen Dichter auf. Er war als armer Leute Kind in Pest geboren, studierte Medizin und nahm an den polnischen Freiheitskämpfen teil. Dank der fördernden Unterstützung Dr. Max Falks, des jetzt noch thätigen Chefredakteurs vom „Pester Lloyd", der Hugos

Stücke ins Ungarische übersetzte, brachte das Nationaltheater drei Dramen des — stark exzentrischen und größenwahnsinnigen — Dichters mit großem Erfolg zur Aufführung, darunter den jetzt wiederbelebten „Kaufmann von Marseille". Kurz vor dem Jahre 1848 kam Hugo nach Paris, wo sich Jules Janin für ihn interessierte, schrieb noch einige Stücke und kehrte 1858 nach Pest zurück, ohne Ruhe oder Erfolg zu finden. Das Jahr 1861 fand ihn in Berlin, wo er in weißer, wallender Toga öffentlich seine Gedichte rezitierte und dafür ausgezischt wurde: sein Größenwahn war damals schon pathologisch, und ein Verfahren, das man gegen ihn wegen eines preußenfeindlichen Pamphlets einleitete, wurde mit Rücksicht auf seinen Geisteszustand niedergeschlagen. Nach längeren unstäten Wanderjahren und fortgesetzter materieller Bedrängnis starb er 1877. — Als ein litterarisches Ereignis möchte ein Mitarbeiter der „Wien. Abdp."(268) das neueste Drama des tschechischen Dramatikers Alois Jirášek angesehen wissen. Es nennt sich „Jan Ziska" und behandelt die Ereignisse aus den drei letzten Lebensjahren des großen Hussitenführers.

J. E.

„Das Kind in der Litteratur." Von Heinz Abel (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 49). Summarisch-kurze Studie über das öfters behandelte Thema.

„Regiekunst." Von André Antoine (D. Zeitgeist 49).

„Schauspielkunst." [C. Hagemann.] Von O. Anwand (D. Post, 559).

„Kultur und Presse." [Emil Löbl.] Von O. Bulle (Allg. Ztg., Beil. 278). Ferner: Dr. J. H. Tauber (W. Reichswehr 3538); Dr. G. K. (N. Fr. Presse 14116).

„Barnays Erinnerungen." Von Norbert Falk. (Berl. Morgenpost 287). — „Die Memoiren eines Schauspielers." Von H. Wittmann (N. Fr. Pr. 14108). — „Ludwig Barnays Erinnerungen." Von Eugen Zabel (Nat.-Ztg. 626).

„Schreyvogels Tagebücher." Von Dr. Rudolf Fürst (Allg. Ztg., Beil. 279) und von Heinrich Stümcke (W. Fremdenbl. 334).

„Hermann Bahr und das Ende der Tragödie." [Bahr, Dialog v. Tragischen.] Von Julius Hart (Der Tag 577).

„Mutter Birch und die hamburger Theater." Von Dr. H. H. Houben (Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 49). Brief Charlotte Birchs an die Schauspielerin Lina Fuhr.

„Poeten als Vorleser." Von Eugen Isolani (Rh.-Westf. Ztg. 1001).

„Ideal und Mode in der Sprache des 17. Jahrhunderts." Von Prof. Fr. Kluge (Allg. Ztg., Beil 279—81).

„Schimpf und Lob des Büchernachdrucks." Von Dr. Wolfgang Madjera (Dtsch. Volksbl., Wien, 5350).

„Das litterarische Berlin um 1780." Von Emil Möbis (Voss. Ztg. 575). Auszug aus den 1783 anonym erschienenen „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland" (von Kaspar Riesbeck), das u. a. Aeußerungen über Mendelssohn, Remler, Nicolai und die Karschin enthält.

„Topographisches zu Tassos Befreiung Jerusalems." Von Dr. Franz Maleček (Prager Politik 316, 317).

„Wort und That im Drama." Replik und Duplik von Erich Schlaikjer und Karl Strecker (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 275). Vgl. früher Sp. 337 f.

„John Ruskin." Von Dr. Richard Wengraf (W. Abendp. 267).

„Der deutsche Buchhandel." (W. Abendp. 272.) Bespricht die Gegenschriften auf Büchers Denkschrift. Vgl. Sp. 254 f.

„Schauspielkunst." [F. Gregori.] (Dtsch. Volksbl., Wien, 5355.)

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 3. Einen Stiefbruder Grillparzers, einen Vetter Nestroys, den Ahnherrn Anzengrubers und des früh verschiedenen Karlweis nennt Rudolf Fürst Ferdinand Raimund, dessen Leben und Wesen er an der Hand von Eduard Castles neuester Biographie aus dem Milieu herausarbeitet. „Raimund war ein Produkt des alten Oesterreichs, nicht wie Grillparzer und Stifter aus dem Beamtentum, sondern aus der Bühnenwelt, nicht wie jene der Gesellschaft, sondern der Bohème entstammend. So begann er sein poetisches Schaffen nicht wie ein Dichter, sondern wie ein Komödiant." — Ins nachbarliche Ungarn führt im gleichen Hefte Marcel Arpad mit einer Revue über „das moderne ungarische Drama", das, soweit es litterarisch bedeutsam und bühnenfähig ist, sich bestenfalls ein halbes Jahrhundert zurückverfolgen läßt. „Erst mit der für Ungarn verhängnisvollen Niederwerfung der 48er Revolution, deren Ausgang eine tiefe Wunde in der Volksseele hinterließ, verlegten sich die heimischen Schöngeister, die soeben selbst eine grausige Tragödie miterlebt hatten, auf das tragische Gebiet. Damals schenkte Emerich Madách der Nation sein großes Meisterwerk, ‚Die Tragödie des Menschen', das eine neue Epoche im ungarischen Dramenschrifttum einleiten sollte." Von deutschem und französischem Einfluß vollends befreite Ludwig Dóczi das ungarische, nun erst wirklich nationale Drama; neben ihn traten Anton Váradi, Ludwig Bartók, A. Berczik und Franz Herczeg, die zum größten Teil der lebenden Generation angehören. Auf dem Gebiet der Volksdramatik stehen Eugen Remecsey und Desider Malonyay, sowie Nikolaus Rozsa und Géza Gárdonyi. Indessen sagt dem modernen ungarischen Geschmack das historische Drama doch mehr zu, und so finden sich hier auch die dichterisch stärksten Talente wie etwa Eugen Rákosi und S. Fényes. Das biblische Drama ist mit einer Kain-Tragödie von Georg Böró vertreten. — Nach den „Keimen für ein deutsches National-Lustspiel" spürt Eugen Wolff (4), zugleich die Forderungen formulierend, von deren Erfüllung die Zukunft dieses deutschen Lustspiels abhängt. „Den Gebrechen des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen, diese versöhnliche Weltanschauung erwächst am organischesten einer Epoche politischen Kraftgefühls und sozialen Aufstiegs. Wer uns nicht zu Parteizwecken ärmer lügen will, als wir sind, wird unsern nationalen und wirtschaftlichen Aufschwung nicht leugnen können. So gebe uns der Dichter, wonach die Zeit hungert, den ‚Spiegel und die abgekürzte Chronik' unserer Zeit: das Lustspiel!" — Mit einer historischen Untersuchung über das Geschlecht der „Piccolomini" setzt Robert Kohlrausch in Heft 4 ein, um sie im nächsten Heft abzuschließen. — Ebenda findet sich aus der Feder Alfred Klaars eine ausführliche Analyse der Selbstbekenntnisse Grillparzers und Schreyvogels, jener „Tagebücher und Briefe Grillparzers", die August Sauer bei Cotta erscheinen ließ, und der von Glossy herausgegebenen „Tagebücher Schreyvogels", mit denen die Gesellschaft für Theatergeschichte ihre Mitglieder erfreut hat.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXX, 3. Die von Albert Köster besorgte Veröffentlichung des „Briefwechsels zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller" ist bei der dritten Fortsetzung angelangt und umfaßt die Jahre 1881 bis 1884. Wiederum ist es hauptsächlich die dichterische Thätigkeit der beiden Männer, die den Hauptanlaß zu ihrem gegenseitigen Gedankenaustausch giebt, und dazwischen finden sich dann feine Bemerkungen über Freunde und Fremde, Bemerkungen, die den Briefschreiber wie den Geschilderten charakterisieren. Vor allem sind es Paul Heyse, Erich Schmidt, C. F. Meyer, die häufiger erwähnt werden. Daneben finden sich Urteile über Mörike und andere Lyriker. Mit Recht weist Köster bei dieser Gelegenheit darauf hin, wie engbegrenzt und rigoros die Forderungen gerade Theodor Storms hinsichtlich der Lyrik waren. „Was über den Kreis des Volksliedes und über die Grenzlinien hinausging, die etwa Uhland, Eichendorff und Mörike sich gesteckt hatten, verdammte er eigenwillig." So ist es denn nicht zu verwundern, daß Storm vollends die Bemühungen der neuen Generation nicht gelten ließ, sondern, indem er sie nicht verstand, scharf verspottete. Er nimmt sich z. B. im Briefe vom 20. Mai 1882 als Vertreter der damaligen Jüngsten die Brüder Hart aufs Korn und

meint in seiner ergötzlichen Uebertreibung: „Bitte, lesen Sie doch, wenn Sie dieser Bettelchronik [es war der heinzische Musenalmanach für 1882] habhaft werden können, die Gedichte von dem berühmten Heinrich Hart an seinen Bruder, an sein Lied und an seinen Leib, beiläufig auch an oder über Gott. Man sieht den jungen Dichter rollenden Auges und gesträubten Haares mit weiten Schritten in seinem Zimmer auf und nieder dichten. Mir und meinem guten Ferdinand Tönnies hat die unfreiwillige Komik dieses Dichterfürsten einen heiteren Abend gemacht; als ich vorlesend an die ungeborenen Kinder kam, sagte er ganz wehmütig: ‚Ach, nun kann er die armen Stackels auch nicht mal in Frieden lassen‘!" — Mit der Veröffentlichung gleichfalls unbekannter Briefe feiert G. Jansen den hundertsten Todestag Herders. Es sind Briefe aus den Jahren 1775 und 1777, geschrieben von Herder und seiner Gattin, die beide sich herzlich bemühten, die Zustimmung des darmstädter Geheimrats Hesse zur Verlobung seiner Tochter mit dem Justizrat Georg zu erwirken. Wie namentlich Herder die Bewerbung seines Freundes vertrat, zeigt ihn durchaus als bereitwilligen, hilfreichen Freund. Außerdem können die Briefe als ein abgerundetes Bild der Entwicklung einer Herzensangelegenheit im Zeitalter der Empfindsamkeit mit gelegentlichen Ausblicken auf die eigentümlichen sozialen und politischen Verhältnisse der Zeit einiges Interesse in Anspruch nehmen. — Aufgrund historischer Forschung weist schließlich Robert Davidsohn nach, daß die von Shakspere uns eingeimpfte Vorstellung einer „Feindschaft der Montecchi und Cappelletti ein Irrtum" sei, daß aber gleichwohl dieser Familienhaß in der shakspereschen Tragödie mit historischer Wahrscheinlichkeit gezeichnet sei.

Hochland. (München.) I, 3. Mit der Beantwortung der Fragen nach „Herders Bedeutung für das deutsche Bildungswesen" und „Wie Herder die Dichtkunst begriff" suchen Otto Willmann und Karl Muth in diesem katholischen Organ die Persönlichkeit Herders zu würdigen. Jener betont vor allem, daß Herder für die Würdigung der neuen Bildungsmittel gewirkt habe und zugleich als Schulmann für deren Aufnahme in den Lehrbetrieb. Wiederholt und nachdrücklich habe er auf das Griechentum als die ursprünglichste und unerschöpfliche Quelle aller Bildung hingewiesen, habe lichtvoll und schlagend die Argumente für den Lehrbetrieb der alten Sprachen und Litteraturen als eines für jeden Beruf vorbereitenden Studiums ausgesprochen. Die historische Grundstimmung hebe ihn über die ungeschichtliche Auffassung der Aufklärungsperiode hinaus. „Zu dem Bildungselemente freilich, das als das eigentlich historische anzusehen ist, da es unsere Schulen ins Leben gerufen hat: dem Christentum, hat Herder nicht die Stellung, die man bei seinem weiten und tiefen Blicke erwarten sollte. Seine christliche Erziehung und der Einfluß Hamanns und Claudius' wirkten günstig auf ihn, die heilige Schrift verehrte er stets als ‚die älteste Urkunde des Menschengeschlechts‘, aber in dem Werke: ‚Geist der hebräischen Poesie‘, 1782, giebt er, so geistreich er die Seiten der Bibel behandelt, deren dogmatischen Gehalt preis. Dem Einflusse Spinozas, der so viele Zeitgenossen verwirrte, wußte er nicht so tapfer Stand zu halten, wie dem Kants; seine Theologie und Philosophie sind pantheistisch-monistisch angekränkelt." — Karl Muth betont in seinem Aufsatz, daß für Herder alle Poesie Ausstrahlung von Kraft war. Und zwei Citate aus Herder bringt er als Beleg für Herders Auffassung der Poesie: „Ein Dichter ist Schöpfer eines Volkes um sich, . . . er wird weder Weichling sein noch Kitzler noch Sittenverderber, nicht aus Gesetzen von außen, sondern weil er edleres Feuer, höheren Beruf in sich fühlt." Und: „Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, neblichte Namen, so wird auch jede edle Harfe dumpf und im Nebel tönen." — Aus seiner Autographensammlung teilt in demselben Hefte Georg Frhr. von Hertling allerlei Ungedrucktes von Franz La Roche, Wieland und Clemens Brentano mit.

Die Kultur. (Wien.) IV, 8. Die Sonderbesprechung einiger in der Oeffentlichkeit vielgenannter Bücher schließt Anton E. Schönbach in einem neuen Essai über das „Was wir lesen" mit allgemeineren charakteristischen Bemerkungen über eine immer stärker zu Tage tretende Erscheinung. „Seit längerer Zeit mühen sich begabte Schriftsteller und tüchtige Buchhändler, eine katholische Romanlitteratur hervorzubringen. Das Unternehmen ist gewiß sehr löblich, aber auch nicht leicht, und ich habe den Eindruck, als ob die Nächstbeteiligten sich über die besonderen Schwierigkeiten nicht ganz klar geworden wären. Die Bände dieser Romane sind immer vortrefflich ausgestattet, oft sehr gut illustriert (mit Vorliebe in der Art Ludwig Richters), die Darstellungen sind von der besten Tendenz erfüllt, die Werke eignen sich für den Familientisch und die Schülerbibliotheken. Wenn aber die Absicht gilt, das große Publikum der Lesenden für eine katholische Litteratur zu erobern, dann werden diese Romane ihr Ziel schwerlich erreichen. Denn sie sind beinahe ausnahmslos (selbst das eigenartige Talent Enrikas von Handel-Mazzetti in „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" verfällt diesem Vorwurf) mit einer unbehilflichen und ganz veralteten Technik gearbeitet. In den dreißiger bis fünfziger Jahren des vorigen Säkulums schrieb man so, wie diese neuen katholischen Romane geschrieben sind. Ihr Ausbau ist von einer fast platten Schlichtheit, die Charaktere werden nach längst abgebrauchten Modellen gestaltet, die Stimmung ist undeutlich, Gespräch und Handlung bewegen sich schwerfällig, bisweilen durch gute Einzelheiten gehoben — nichts ist preiswürdig daran als die Moral. Nun, die Sittlichkeit ist gewiß eine Sache allerersten Ranges, und wenn sie durch irgend jemandes Wirken gefördert werden kann, so gilt mir das mehr als ein ganzer Stapel vorzüglicher Dichtwerke. Allein, will man durch die Kunst an die Menschen herantreten, so muß das auch mit Kunst geschehen. Die gute Gesinnung hilft dabei gar nichts: man kann alle Haupttugenden großer Vollkommenheit besitzen und dabei ein elender Schriftsteller sein. Allerdings läßt sich kein katholischer Goethe aus der Erde stampfen, auch katholische Spielhagen oder Raabe wachsen nicht auf der flachen Hand. Aber wissen muß man, was fehlt, und daß man durch Studium der Kunst dem künstlerischen Vermögen nachzuhelfen hat. Wer sich heute als Erzähler vorzustellen wünscht, der muß sich die Technik seiner Kunst aneignen, er muß von den Meistern lernen, und zwar von den modernen Meistern, nicht allein von Christoph von Schmid, so vortrefflich dieser Kinderlehrer gewirkt hat. Man blicke um unter Gemälden und Statuen katholischen Ursprungs, ob ihre Schöpfer die Kunst von Faßmalern und Kirchweihschnitzern lernen! Soll der Mitbewerb mit der modernen Kunst aufgenommen werden, die nichts von Religion weiß, so muß, wer das wagt, erst so viel können wie jene anderen, sonst schadet er durch sein Wirken seinem Zwecke mehr, als er ihn fördert."

Die Nation. (Berlin.) XXI, 8. Jüngst erst, beim Heimgange Clara Mörikes, trat es wieder einmal deutlich zu Tage, welch bedeutsame Stellung in der Geschichte der Litteratur die Schwestern unserer Dichter einnehmen. An Cornelie Goethe, Bettina Brentano und Ulrike v. Kleist erinnert Harry Mayne vor allem. Und nun ist's Betsy Meyer, die Schwester Conrad Ferdinands, durch deren Erinnerungen uns wieder ein solches Dokument geschwisterlicher Einheit gegeben wurde. Betsy Meyer war ihrem Bruder „nicht nur das stets empfängliche und durch dankbare Aufnahme anregende ideale Publikum, sondern sie durfte ihn wirklich beratend fördern. Eine hochgebildete Aristokratin, die auch von des Bruders Historikerbegabung etwas verspüren läßt, selbst als Malerin mit der Kunst vertraut und, wie auch wir jetzt sehen, der Wortdarstellung in hohem Grade mächtig, konnte sie Conrad Ferdinand um so mehr sein, als sie (nach eigenem Bekenntnis) eine von dem Dichter unabhängige und vielfach andere Wege

einschlagende Natur ist. Sie hat ihn stets verstanden, aber nie kritiklos angeschwärmt wie Emma von Niendorf den unglücklichen Lenau. Ja, ihr Buch atmet sogar eine objektive Kühle, wie man sie, Emma Uhland und Marianne Immermann etwa ausgenommen, in den Aufzeichnungen von Dichterfrauen sonst nicht findet". — Den Dichter-Ingenieur Heinrich Seidel betrachtet Sigmar Mehring (9) als Lyriker und sieht seine Vorzüge wesentlich in einem unmodernen Zuge. Seidels Lyrik sei nicht angekränkelt von der nervösen Unruhe, die unsere Jugend durch alle Leidenschaften des Lebens jage. Ihr fehle die Mannigfaltigkeit und Tiefe der modernen Weltanschauung, dafür durfte sie aber in ihrem friedlichen, engabgeschlossenen Raume wie eine Schwester jener schmucklosen Kiefern, von denen Seidel sich nicht zu trennen vermag. — Die von Karl Fischer und Rudolf Krauß herausgegebenen Mörike-Briefe nimmt J. J. David (10) zum Anlaß einer kurzen psychologischen Analyse des Dichters, und — das sei aus dem 7. Hefte noch nachgetragen — die neuesten Bücher Selma Lagerlöfs bespricht Anselm Heine, hauptsächlich in den „Königinnen von Kungahälla" einen Zug moderner nervöser „Pessimistik" witternd. Ebendort läßt sich Rudolf Lothar über ThrStates Schauspielermemoiren (vgl. Sp. 485) aus.

Die Zeit. (Wien.) Heft 477. Als echter österreichischer Barockkünstler hat Hugo von Hofmannsthal die sophokleische „Elektra" neu gedichtet: verlebendigend, das Detail üppig und schwungvoll ausbildend und zu den kühnsten selbständigsten Wirkungen erhebend, die stärksten Kontraste zusammenstellend, die Empfindung so hochspannend, daß sie wie eine allzu stark gestraffte Sehne schrill zerreißt. Und darin liegt — so konstatiert Hermann Ubell weiter — das Besondere, Wertvolle: „mit modernen Mitteln ist der Stoff so lebendig gemacht, daß von ihm erst jetzt wieder die ungeheure Wirkung ausgeht, die er in den (für uns, seien wir doch ehrlich, halb toten) Tragödien des Aischylos, Euripides und Sophokles gehabt hat, als diese, wohlverstanden in dem ganzen Reichtum ihrer Voraussetzungen, stark unterstützt von Musik und Gesang, getragen von einer Schauspielkunst, von deren Wucht, monumentaler Größe und dekorativem Effekt wir uns kaum eine Vorstellung machen, überspannt vom funkelnden griechischen Aether, im Angesicht des juwelengleich strahlenden Hymettos und des weich schimmernden blauen Meeres zum ersten Male in Szene gingen". — Einen kurzen, herzlichen Nachruf widmet M. G. Conrad dem dahingeschiedenen Wilhelm von Polenz, dem „Helden der Feder, dem Charakter von ungetrübter Lauterkeit, dem Gemüt von schlichter Innigkeit und Größe". Vor allem ist's das von einem „yankisierten Allesbesserwisser" jüngst angefochtene Buch „Das Land der Zukunft", um dessentwillen Conrad den Toten rühmt. Was hier dieser sächsische Dichter-Junker als Amerikafahrer und Amerikabeschreiber gegeben habe, als einer, der Mut — nicht Uebermut, der Festigkeit — nicht provokantes Wesen, der Stolz — nicht Hoffart besessen, das sei sein Lebenswerk. — Es bleiben noch aus dem gleichen Hefte ein Nachruf auf Ida Schuselka-Brüning von Olga Wohlbrück und aus Heft 479 zwei Aufsätze von S. Saenger und Johannes Schlaf zu erwähnen: dieser empfiehlt Paula Dehmels „Rumpumpel" als das beste und deutscheste Kinderbuch seit Jahren, jener feiert „Carlyles Vermächtnis", seine meisterhafte Bekenntnisschrift „Sartor resartus", die in Thomas Fischers Uebersetzung nunmehr zum zweiten Male erschienen ist.

Deutsche Litteraturzeitung. (Berlin.) XXIV, 44. Ein ausführliches Referat von Hermann Reich giebt weiteren Kreisen von einem Funde Nachricht, den zwei hochverdiente englische Gelehrte, Bernard P. Grenfell und Arthur S. Hunt, in ihrer dritten Publikation aufgestöberter Papyrus-Funde („The Oxyrhynchus Papyri, Part III, London, Offices of the Egypt Exploration Fund, 1903) mitteilen. Es handelt sich um die Auffindung des ersten und bisher einzigen großen Fragmentes eines mimischen Dramas, an dem sich einst die biederen Bürger von Oxyrhynchus ergötzten. Das Bedeutsame dieses Fundes besteht nun nicht etwa in seinem litterarischen Werte, sondern darin, daß mit ihm völlig neues Licht auf die Erkenntnis der alten Poesie und der Universalgeschichte des Dramas überhaupt fällt. Von diesem großen mimischen Drama, das sich im lateinischen Westen und griechischen Osten fand, das bis nach Indien hin seine Wurzeln schlug und in späteren Jahrhunderten in der italienischen commedia dell' arte neu auflebte, um schließlich als modernes, komisch-romantisches Drama zu erscheinen, waren bisher älteste Zeugnisse nicht vorhanden. Hatte bisher die Urform des mimischen Dramas rekonstruiert werden müssen, so ist nun durch den glücklichen Fund das mimische Drama aus einer bloßen Konstruktion, aus einem Postulat zu einem Faktum, einer Realität geworden.

„Thomas und Jane Carlyle." Von Lady Blennerhasset (Die Zukunft, Berlin; XII, 9, 10).

„Lesja Ukrainka." Von W. Czapelskyj (Ruthenische Revue, Wien; I, 14, 15). Lyrikerin, Tochter der bekannten Dichterin Olena Pczilka.

„Nietzsche und die Landschaft." Von Karl Dallago (Freistatt, München; V, 48).

„Lieder aus dem Rinnstein." Von Franz Diederich (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXII, 10). „. . . Vor anderthalb Jahrzehnten wäre ein Büchlein wie das von Hans Ostwald ausgezeichnete Markbändchen sicher mit einem bürgerlichen Empörungsschrei dazu benutzt worden, den naturalistischen Stürmern und Drängern einen Sauhieb zu versetzen."

„Jerusalem" [Selma Lagerlöf]. Von Hedwig Dohm (Die Zukunft, Berlin; XII, 7).

„Das Buch eines Arbeiters" [K. Fischer]. Von Paul Ernst (ebenda; XII, 9).

„Nietzsche und die Frauen." Von Oskar Ewald (Die Wage, Wien; VI, 50).

„Zu Herders Gedächtnis." Von Ludwig Gurlitt (Der Türmer, Stuttgart; VI, 3).

„Der junge Herder und die Sprachkunst." Von Helene Herrmann (Die Frau, Berlin; XI, 3).

„Joh. Gottfried von Herder." Von B. Höffner (Daheim; XL, 10, 11).

„Christian Brentanos Weg zur Kirche." Auf Grund ungedruckter Briefschaften. Von O. Pfülf, S. J. (Stimmen aus Maria Laach, Freiburg i. Br.; LXV, 4, 5). Christian war der jüngere Bruder von Clemens Brentano (1784—1851) und der Vater des münchner Nationalökonomen Lujo Brentano. Er hatte noch mit 34 Jahren in Landshut Theologie zu studieren begonnen und wurde ein eifriger Diener der Kirche.

„Der Heilskönig." [Drama von Karl Bleibtreu.] Von Ottokar Stauf von der March (Neue Bahnen, Wien; III, 23). „Wohl nie hat die erhabene Spekulative buddhistischer Religionsphilosophie einen schöneren und dabei doch so beredten und zugleich allgemein faßlichen Ausdruck gefunden."

„Von Brinckmans Lyrik und anderem." Von O. Weltzien (Niedersachsen, Bremen; IX, 5).

„Eugène Pottier, ein Jünger des Proletariats." Von Manfred Wittich (Neue Bahnen, Wien; III, 22). Pottier, der von 1816—1887 lebte, war ein revolutionärer Lyriker, der besonders die Ereignisse des Jahres 48 und die Kommune von 1871 mit leidenschaftlichen Chansons begleitete.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Dezembernummern der führenden Zeitschriften bringen in der Mehrzahl Artikel über Theodor Mommsen. J. S. Mann schreibt in der „Fortnightly Review" lediglich über den Politiker, während Sidney Whitman in der „Contemporary Review" einige hübsche persönliche Erinnerungen an den großen Historiker erzählt und in der „Monthly Review" Dr. Emil Reich einige Seiten mit ablehnender Kritik ausfüllt. Ob es freilich

dann überhaupt einen Historiker giebt, der nach Reichs Geschmack ist, bleibt fraglich. — In dem neuen liberalen Organ, der „Independent Review", bekämpft ein Aufsatz von G. M. Trevelyan über „Die neueste Geschichtsauffassung" die Ansichten des Professors Bury in Cambridge, der dafür eintritt, daß Geschichte völlig Naturwissenschaft sein und in Zukunft alles Geisteswissenschaftliche, wie Litteratur, spekulative Philosophie u. s. w. davon abgetrennt werden müsse. Trevelyan erklärt, neben der Aufgabe, die Grundgesetze politischer Weisheit zu lehren und die Kenntnis von großen Männern und von früheren Idealen zu verbreiten, habe die Geschichte die weitere Funktion, uns in Momenten geweihter Einsamkeit die Poesie der Zeiten empfinden zu lassen. — Sir Leslie Stephen setzt in der „National Review" seine Jugenderinnerungen fort und bespricht diesmal seine Herausgeberthätigkeit, wobei er seine Erfahrungen bei der Leitung des „Cornhill-Magazins" und „Dictionary of National Biography" mitteilt. Zum Schluß preist er das Leben des Schriftstellers, gerade er, der sein ganzes Leben mit der Feder in der Hand zugebracht hat, zu einer Zeit, wo das Leben eines „beruflosen" Litteraten so oft als elend und jammervoll geschildert wird. — Miß Godleys „Aufruf zum Schutze Shaksperes" in derselben Zeitschrift ist eine vorzügliche Arbeit, die durch Trees „Richard II." veranlaßt wurde. Sie regt die Gründung eines englischen Konservatoriums an, damit solche mißverständlichen Auffassungen, wie die von Richards Charakter, in Zukunft von unsern Schauspielern vermieden werden, und wünscht ferner die Gründung einer Gesellschaft „zum Schutz unsterblicher Werke".

Eine Sammlung anziehender Essais von Vernon Lee unter dem Titel „Hortus Vitae" (Lane) kann allen Liebhabern dieser Litteraturgattung warm empfohlen werden. Die Aufsätze sind anregend und voll echten Gefühls, denn, wie die Verfasserin fein bemerkt, es sind Stimmungen, die treffen, und nicht Worte. Die Gegenstände, über die sie schreibt, sind mannigfach, und wenn nicht neu, so doch originell behandelt. In dem Essai über „Freundschaft" beispielsweise legt sie dar, wie wesentlich neue Freunde für unser wirkliches Selbst und unsere gesunde Entwicklung sind, und wie Gesellschaft, Wohlthätigkeit, Freundschaft nur dann Wert haben, wenn eine menschliche Note mitklingt.

Eine nützliche Kompilation für solche, die sich für die Shakspere-Wissenschaft interessieren (und wer thut das nicht?) ist die Sammlung von „Essais über Shakspere aus dem achtzehnten Jahrhundert", herausgegeben von Nicol Smith (Mac Lehose), worin die Essais und Vorreden der Kritiker jenes Zeitalters, darunter Rowe, Pope, Theobald und Dr. Johnson vereinigt sind. — Erwähnt zu werden verdient auch die entzückende Miniaturausgabe von Shaksperes Dramen und Gedichten, die bei Methuen, versehen mit knappen Einleitungen und kurzen, aber hinreichenden Anmerkungen von W. J. Craig, herauskommt. Die Ausgabe wird vierzig Bändchen umfassen, jedes in Leder gebunden, zum Preise von 1 Schilling. Obwohl sie mit Leichtigkeit in die Westentasche gesteckt werden können, sind sie wegen ihres guten Druckes doch leicht lesbar.

Auch eine dreibändige Ausgabe mit Anmerkungen von Macaulays „Kritischen und historischen Essais" hat F. C. Montagu, Geschichtsprofessor an der londoner Universität, im gleichen Verlag jetzt erscheinen lassen. Kein großer Schriftsteller ist beziehungsreicher als Macaulay: sein enormes Gedächtnis gab ihm volle Gewalt über seine ausgedehnte Belesenheit und befähigte ihn, wie ein geschickter General mit einer gut geschulten Armee, alle seine Kräfte auf den Punkt zu konzentrieren, der gerade für den Moment der wichtigste war. Das Werk ist eine vorzügliche Leistung, das Resultat einer eingehenden Forschung. Augenblicklich am meisten die Rede ist freilich von einem anderen Buche: „Ein Soldatenleben" vom Feldmarschall Viscount Wolseley (Constable). Die beiden Bände beginnen mit den Erlebnissen Wolseleys als Fähnrich im birmanischen Kriege (1852—53) und schließen mit dem Ende des Aschanti-Feldzuges (1874).

Zwei Essai-Sammlungen des verstorbenen J. R. Green, aus seinen Zeitschriftenbeiträgen — hauptsächlich in der „Saturday Review" — zusammengestellt, erscheinen bei Macmillan. Der erste Band, „Historische Studien", umfaßt die Zeit von der Bekehrung Englands bis zu Eduard III. und enthält auch einige Abhandlungen von litterarischem Interesse, z. B. über die Dichter Vaughan und Cowper, der zweite, „Vermischte Studien", behandelt namentlich soziale Fragen.

Unter den Romanen ist nichts sehr hervorragendes. Marion Crawfords „Herz von Rom" (Macmillan) enthält eine interessante Handlung, und die Atmosphäre des modernen Rom mit seinem verblichenen Glanze und seinen vergänglichen Zuständen wird glücklich veranschaulicht. Der Niedergang des Hauses Conti und die vermodernde Pracht des alten Palastes sind mit großem Geschick gezeichnet, während ein jugendlich frischer Hauch und vorzügliche Charakterschilderung der Erzählung Lebendigkeit verleihen. — „Die Königin kann nicht unrecht thun" von Herbert Compton (Chatto und Windus) ist ein historischer Roman, dessen Heldin Karoline von Braunschweig, die Gemahlin Georgs IV., ist. Der Verfasser steht ganz auf Seiten der Königin, deren Geschick er wirklich tragisch und dramatisch dargestellt hat. Der Roman ist eine beträchtliche Leistung und gemahnt bisweilen an Thackerays „Esmond" und an Scotts historische Romanzen.

Mr. James Knowles, der Gründer, Besitzer und Herausgeber des „Nineteenth Century", ist in den Ritterstand erhoben worden. Ursprünglich Architekt (er entwarf unter anderem Tennysons Haus in Surrey), war er von 1870 bis 1877 Herausgeber der „Contemporary Review", ehe er seine eigene Zeitschrift gründete, die sich unter den ernsteren Monatsschriften der weitesten Verbreitung erfreut.

Ferner muß ich den Tod des Romandichters melden, der unter dem Pseudonym Henry Seton Merriman schrieb. Sein richtiger Name war Hugh Stowell Scott. Das populärste Buch, das ihm gelungen ist, „Die Säer", eine in Rußland spielende Geschichte, erschien 1896 und erlebte in demselben Jahre sieben Auflagen. Seinen letzten Roman „Barlasch von der Garde" erwähnte ich in einem meiner letzten Briefe (vgl. unten Sp. 522).

Das Theater beherrschen Weihnachtsstücke, und es bedarf kaum der Versicherung, daß sie keinen litterarischen Wert beanspruchen. Die Stage-Society führte Gorkis „Nachtasyl" auf. Es wurde gut gespielt und erfreute sich des Regiebeistandes des Herrn Behrend vom Deutschen Theater in London; aber Stücke, die mehr oder weniger Predigten sind, sagen dem Geschmack des londoner Publikums nicht zu. Es will nicht denken und fühlen, wenn es abends im Theater sitzt, sondern sich amüsieren. — Eine Reihe vorzüglicher Aufführungen des „Sturms" ist mit Erfolg über die Bretter gegangen und gerade abgeschlossen worden. Spiel und Inszenierung waren gleich gut, und Sir Arthur Sullivans Musik erhöhte den Reiz der unvergänglichen Schönheit des shaksperischen Schwanengesanges. — Die interessantesten Vorstellungen des Deutschen Theaters brachten Fuldas „Zwillingsschwester" und Sudermanns „Heimat". In beiden Stücken erfreuten wir uns an der sympathischen Kunst und der vollendeten Sprechweise von Louise Haubrich-Willig vom Königlichen Hoftheater in Wiesbaden. Mr. Alexander führte in Edinburg Hartlebens „Rosenmontag" (übersetzt von Rudolph Bleichmann) auf, unter dem nicht sehr glücklichen Titel „Love's Carnival". Die Aufnahme war freundlich, und das Stück soll nächstes Jahr in London gespielt werden.

London. *Elizabeth Lee.*

Französischer Brief.

Unter den belletristischen Novitäten der letzten Wochen sind hauptsächlich zwei zu erwähnen, die bereits durch die litterarische Presse in gebührender Weise beurteilt wurden. Wir nennen zuerst „Les Vacances d'un jeune homme sage“ von Henri de Régnier (Edition du Mercure de France) und dann „L'Enfant à la balustrade“ von René Boylèsve (Calman Lévy). Beide Bücher sind fast Kindererzählungen, so sehr haben sich die Verfasser bemüht, in schlichter Einfachheit die Jugendeindrücke zweier fast erwachsener Knaben zu schildern. Régnier besitzt mehr Finesse und Geschmeidigkeit im Stil, Boylèsve mehr Weichheit und Humor. — Außerdem müssen noch genannt werden: „Myriam de Magdala“ von Théodore Chèze (bei Plon-Nourrit), eine Christus-Geschichte im „Aphrodite“-Stil; „Le nouvelle Sodome“ von Edmond Fazy (bei Ambert), wo Skandalgeschichten aus dem modernen Konstantinopel enthüllt werden (der Verfasser hat bekanntlich dort lange Jahre verbracht); „Julia ou les relations amoureuses“ von Saint-Georges de Bouhélier (bei Fasquelle), ein Gegenstück zu der „Fille perdue et criminel“ aus dem vorigen Jahre. — Jules Hoche hat in „La Carrière de Lucette“ ein Gegenstück zu der berüchtigten „Claudine“ schreiben wollen, es ist ihm aber nur halb gelungen (Librairie illustrée). Auch Champsaurs Ausflug in die römische Welt mit seinem Messalina-Roman „L'Orgie Romaine“ (bei Fasquelle) muß, trotz aller Reklame, als wertloses Machwerk bezeichnet werden.

Joseph Bédier, der kürzlich als Nachfolger des verstorbenen Gaston Paris auf den Lehrstuhl des Collège de France berufen worden ist, vereinigt seine kritischen Studien aus den letzten Jahren zu einem Bande („Etudes Critiques“; bei Arman Colin). Emile Faguet veröffentlicht einen Sammelband unter dem Titel „Propos littéraires“ (Lecène & Oudin). In sehr verdienstvoller Weise haben sich G. Hanotaux, der frühere Minister, und Georges Vicaire um die Lebensgeschichte des Dichters der „Comédie humaine“ bemüht. Ihre „Jeunesse de Balzac“ (bei Ferrond) enthält zahlreiche, bis jetzt unbekannte Dokumente. — In recht lebhafter Weise erzählt Paul Acker seine Besuche bei verschiedenen pariser Berühmtheiten unserer Tage („Petites Confessions“; bei Fontemoing). — Auch das verdienstvolle Buch von A. Bossert: „Schopenhauer, l'homme et le philosophe“ (bei Hachette) sei an dieser Stelle wenigstens erwähnt.

In der kleinen Sammlung der „Célébrités d'Aujourd'hui“ sind zwei neue Bändchen erschienen: „Maurice Donnay“ von Roger Le Brun und „Jules Lemaitre“ von E. Sansot-Orland. Der gleiche Verlag beginnt seine Sammlung ausländischer Studien (Collection d'Etudes étrangères) mit „La Roumaine littéraire d'aujourd'hui“ von Th. Cornel. Ein Bändchen über die deutsche Litteratur, aus der Feder von Paul Wiegler, soll demnächst erscheinen.

Léonce Brigand bespricht im ersten Dezember-Heft der „Revue de Paris“ das Verhältnis der Frau von Staël zum Herzog von Rovigo. — Die neue Regelung der „Ecole Normale“, dieser früher autonomen Hochschule, in der Männer wie Taine, Sarcey, About, Challemel-Lacour, Jules Simon, aber auch Lemaitre und J. Jaurès ausgebildet wurden, hat zu lebhaftem Meinungsaustausch geführt. Sie ist jetzt zu einem pädagogischen Praktikum neben der Sorbonne herabgesunken. Gustave Lanson verbreitet sich über den Wert dieser „Réorganisation“. — Louis Maigron veröffentlicht den ersten Teil einer Studie über: „George Sand et les Moeurs“, in der ihre sozialen Bestrebungen untersucht werden. Ueber das Exil eines ihrer „Lehrer“, Pierre Leroux, berichtet gleichzeitig P. Felix Thomas. — In der „Renaissance latine“ (15. November) teilt Dauphin-Meunier Briefe Mirabeaus an seinen „bon ange“ mit, der nicht ein Weib, sondern Gabriel Boucher war.

Das Dezember-Heft des „Mercure de France“ bringt ungedruckte Briefe von Chateaubriand. Es sind verschiedene Schreiben aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich in losem Zusammenhang aneinander reihen. — Henri Magel erzählt von den heroischen Zeiten des Symbolismus bei Gelegenheit des anekdotischen Buches von Adolphe Retté („Le Symbolisme“; Librairie Vanier). — Die „Revue biblio-iconographique“ untersucht in einem längeren Aufsatz (Oktober-November) den Wert der Original-Ausgaben moderner Bücher. Es giebt sehr wenig Druckwerke, deren erste Drucke einen außerordentlichen Wert erreicht haben. Rostands „Samaritaine“ (auf Luxuspapier) stieg bis 125 Franks. Die ersten Gedichtsammlungen des Anatole France („Poèmes dorés“ und „Noces Corinthiennes“) erreichten in gewöhnlicher Ausgabe einen Preis von 150 Franks; die „Aphrodite“ von Pierre Louys stieg acht Tage nach dem Erscheinen auf 30 Franks (es waren bloß 550 Exemplare gedruckt worden). — Gustave Mouravite giebt neue Dokumente über Napoleons Bibliothek.

L'Ermitage“ (November) publiziert eine Studie von Henry D. Davray über François Villon und seine Biographie, wobei das große Verdienst Marcel Schwobs um deren Kenntnis hervorgehoben wird. Der poetische Teil dieser Zeitschrift ist jetzt der interessanteste aller jungen Organe. — In der „Anthologie Revue“ (früher „Critique internationale“; November) läßt sich Thiléas Lebègue über das Verhältnis Nietzsches zum Hellenismus vernehmen, ohne Neues zu bringen. — Edmund Pilon steuert einen Aufsatz bei, der sich „Trois empreintes de M. Renan“ betitelt. In seiner Serie „Poèts d'autrefois“ bringt Ad. van Bever Joachim Blanchon und im folgenden Hefte Guillaume du Peyrat; beide gute Lyriker des sechzehnten Jahrhunders (Dezember). Fr. Gaeta schreibt über „L'Italie littéraire d'aujourd'hui“ und Alphonse Séché über den Kritiker Emile Faguet. — Die „Chronique des Livres“ (25. November) druckt einen Nekrolog Theodor Mommsens aus der Feder von Charles Simond ab. — Ad. van Bever beginnt einen längeren Essai über Choderlos de Laclos, den Verfasser des Romans „Liaisons dangereuses“, von dem kürzlich im Verlage des „Mercure de France“ eine neue Auflage erschienen ist. — Eine neue Monatsschrift nennt sich „Le Festin d'Esope“ und wird von Guillaume Apollinaire herausgegeben. Das zweite Heft (Dezember) enthält einen Artikel von Jean de Gourmont über Nietzsche in Sorrent.

Zum Schluß noch einige Worte über die Theater. Viel wird von dem antisemitischen Stücke von Maurice Donnay „Le Retour de Jérusalem“ im „Théâtre du Gymnase“ gesprochen (4. Dezember), in dem Frau Mégard und Frau Simone Lebargy die Hauptrollen spielten. Der Erfolg war hauptsächlich ein Skandalerfolg. — Eine einmalige Aufführung der „Iphigénie“ von Jean Moréas veranstaltete die „Association de la Presse“ im „Odéon“ mit Schauspielern dieses Theaters und der „Comédie française“. Es war reine, klassische Schönheit (10. Dezember). — Zu erwähnen ist noch der Erfolg des „Perroquet Vert“ (Grünen Kakadu) von Arthur Schnitzler im „Théâtre Antoine“ (7. November). — „Johanna Wedekind“ (Der Dornenweg) konnte sich im „Théâtre Sarah Bernhardt“ nicht halten (6. November). Wäre dieses Stück des Herrn Philippi um vier Jahre früher gekommen, als alles sich noch um „Wahrheit und Gerechtigkeit“ kümmerte, so hätte es ohne Zweifel, wenigstens in gewissen Milieus, Triumphe gefeiert.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

Wenn man einer beliebten und erfolgreichen italienischen Schriftstellerin, die sich auf umfassende eigene Erfahrung beruft, glauben darf, so sind die Frauen von der Feder im Lande der Myrten und des Lorbeers noch schlimmer daran als anderswo, sodaß ihnen nur zu raten ist, sich lieber nach der Myrte als nach dem Lorbeer umzuthun. Was laut einem „La donna scrittrice“

betitelten Warnungsrufe der Frau Rene Zuccari-Radius („Neera") in der „Nuova Antologia" (16. Nov.) bis auf wenige begünstigte Ausnahmen die Landsmänninnen erwartet, wenn sie unter die Bücherverfertiger gehen, ist im besten Falle ein über die Maßen saurer Broterwerb. Da die Bücher wenig gekauft und schlecht bezahlt werden, so ist es stets eine verfehlte Spekulation, wenn jemand des Broterwerbes halber zur Feder greift. Noch mehr Enttäuschungen hat die Schriftstellerin zu erwarten, die eine Mission zu erfüllen glaubt, einer Stimme in ihrem Busen folgt und wähnt, „daß dieser Stimme die Mitwelt lauschen müsse und werde. Die Mitwelt erfährt kaum etwas von der Mission; die Kritik ist gleichgültig, oberflächlich, feindselig. Mit fünf Zeilen wird ein Werk langen Nachdenkens, gewissenhaften Studiums, begeisterter Wahrheits- und Schönheitsliebe abgethan. Man glaubt ersticken zu müssen, und man möchte rufen: Räuber und Mörder! Es ist nicht erlaubt, mit fremdem Gute so frevelhaft umzuspringen! Man weint oder flucht oder zetert, oder man ist stumm vor Entrüstung und Ingrimm". Wenn das mit so inbrünstigen Hoffnungen hinausgesandte Buch in „tragischer, leichenhafter Unbeweglichkeit" beim Buchhändler liegen bleibt, so „schrumpft die Berufung, die nur Selbstbetrug war, rasch in sich zusammen; aber Zeit und Gesundheit, manchmal auch Geld, fast immer die Illusionen, sind verloren. Der Erfolg für Einen unter Tausend". Aber auch die wahren Berufenen, die Begeisterten, die Unermüdlichen, die dem Gipfel nahe sind, haben auf den letzten Stufen noch unmenschliche Kämpfe zu bestehen, grausame Enttäuschungen zu erleiden. Der Kampf um die Palme wird hier immer wilder, der Widerstand der ebenso leidenschaftlichen Konkurrenten immer rücksichtsloser, und die weibliche Kraft wird nach Neera hier auf die härtesten Proben gestellt, weil alle männlichen Schriftsteller sich gegen sie verschwören. „Sie machen der Genossin Komplimente, solange sie in ihr ein unterhaltsames Pärpchen sehen. Dies wird ganz anders, wenn die Frau eine Rivalin wird, wenn es zum ernsten Ringen kommt. Die Verschiedenheit des Geschlechts wird dann Anlaß zu um so größerer Erbitterung. Die Schriftstellerin fühlt sich dann als Fremde unter den erbitterten Männern, die die Maske der Galanterie abgeworfen haben und wieder der atavistischen Brutalität des kämpfenden Tieres verfallen. — Wenn Ihre Kräfte, o Signora, Sie bis hierher aufrecht gehalten, wenn Demütigung, Pein, Entmutigung, Skepsis, Haß Sie nicht zu Falle gebracht haben auf der verhängnisvollen Stufe, auf der es keine Wiedererhebung giebt — werden Sie den Streichen Ihrer Confratres widerstehen? . . . . Ich denke, man wird auf die Frage eines jungen Mädchens, ob es sich der Schriftstellerei widmen solle, zum mindesten mit der Gegenfrage antworten müssen, ob sie auch die Möglichkeit des Märtyrertums ins Auge gefaßt habe." — Sollte es wirklich so schlimm stehen, wie Neera meint? Die wachsende Zahl weiblicher Namen, die uns im italienischen Schrifttum begegnet, spricht zum mindesten gegen die Neigung, obigen Warnungen Gehör zu geben.

In einer Plauderei „Tutti a teatro" im „Marzocco" (VIII, 48) stellt Luciano Zùccoli das Mißverhältnis zwischen der neueren erzählenden und der dramatischen Produktion in Italien fest, das er auf die weit größeren Schwierigkeiten jener und die größeren Verlockungen dieser zurückführt. „In der litterarischen Abrechnung des laufenden Jahres wird der Roman durch drei bis vier Bände, die Bühne mit vier Dutzend Arbeiten vertreten sein. Hoffen wir, daß Ende 1904 ein gewisses Gleichgewicht hergestellt sein werde." — Das Autoren-Gedränge an den Pforten der Theater würde unbegreiflich sein, wenn Edoardo Boutet mit der Schilderung Recht hätte, die er vom „italienischen Bühnenschriftsteller" (Fanfulla della Domenica" XXV, 45) entwirft. Nach ihm giebt es kaum eine Demütigung, die dem Theaterdichter seitens der Direktoren, der Regisseure, der Schauspieler erspart bliebe, wogegen freilich eine dramatische Schriftstellerin, Carice Tartasari, im gleichen Wochenblatte (XXV, 46) entschiedene Einwendungen erhebt. — An gleicher Stelle berichtet R. Renier ausführlich über die Ergebnisse neuer, sehr gewissenhafter und unparteiischer Untersuchungen Maria Romanos, die eine Ehrenrettung der Gräfin Costanzi Perticari, der Tochter Vincenzo Montis und Gattin des 1822 gestorbenen Grafen Giulio Perticari, enthalten. — Weiterhin steuert Gino Galletti noch etliche „Variazioni sulla d'Albany" (die Freundin Alfieris) bei, die sich namentlich mit dem Einflusse der Gräfin auf die dichterische Thätigkeit des Tragikers und Lyrikers beschäftigen. Er ist gering gewesen; „aber ein Lob gebührt der Gräfin; wenn sie nicht in Santa Croce dem italienischen Dichter ein Denkmal errichtet hätte, wer weiß, ob ein Canova ihn in Marmor verewigt, ob Italien ihm die Weihe verliehen haben würde."

In der „Nuova Parola" (November) bricht der Herausgeber Arnaldo Cervesato eine Lanze für die Errichtung eines Heine-Denkmals in Deutschland. Er hält den nahen fünfzigsten Jahrestag seines Todes für eine passende Gelegenheit und tadelt das „offizielle, das pseudoklassische Deutschland, das — man möchte sagen — an Heine alles außer seinem Genius verstanden hat", weil es sich noch immer der Ehrung des Dichters widersetzt. — Das Heer der Dante-Forscher und -Erklärer warnt Diego Garoglio („La pregiudiziale Dantesca") im „Marzocco" (VIII, 48) vor der Ueberschätzung und Ueberkultivierung des gelehrten Apparates und der litteraturgeschichtlichen Kommentierung auf Kosten der ästhetischen Würdigung der „Vita Nuova" und der „Commedia". „Vor allem," schreibt er, „ist Dante ein Dichter, der größte Dichter unseres Volkes und vielleicht der Menschheit — nicht sowohl wegen seiner großartigen theologischen, philosophischen, moralischen und geschichtlichen Lehren, als wegen der unvergleichlichen, außerordentlichen Originalität und persönlichen Kraft ihrer formellen Darstellung, trotz seinen religiösen, moralischen und ästhetischen Theorieen . . . . Die Auslegung eines lebendigen Werkes muß ebenfalls lebendiges Werk sein, namentlich wenn man darauf ausgeht, nicht mit Gelehrsamkeit zu prunken, sondern in allen nach Schönheit lechzenden Seelen ‚den Durst des inneren Wesens, der unlöschbar' ist, zu stillen . . . . Die eindringendste und vollkommenste poetische Offenbarung muß immer und immer im Dichtwerke selber, nicht in seinen anscheinenden äußeren Bestimmungen gesucht werden." — Eine neue Zeitschrift, „Sicilia Illustrata", wird demnächst in Palermo (Casa Maraffa Abbate) zu erscheinen beginnen. Sie will die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Insel, aber auch ihre moderne Litteratur- und Kunstentwicklung, ihr gewerbliches und wirtschaftliches Leben mehr als bisher bekannt machen. In italienischer, französischer, englischer und deutscher Sprache redigiert und mit vielen Abbildungen versehen, wird sie unter der Leitung der Herzogin Mara di Villagloria, des Fürsten Lanza di Scalea del Drago und Leo d'Albas erscheinen.

Die drei für den engeren Wettbewerb um den 50 000 Fr.-Preis Sonzognos ausgewählten dramatischen Arbeiten: „Domino Azzarro" von Franco da Venezia, „La Cabrera" von Gabriele Dupont und „Manuel Menendez" von Lorenzo Filasi, sollen im Mai im „Teatro Lirico" zu Mailand in Szene gehen. Der Generalprobe werden nur die Preisrichter beiwohnen. — Laut einer Meldung des „Verde e Azzarro" ist Gabriele D'Annunzio entschlossen, alle in seiner Villa „Cappuccina" gesammelten Kunstwerke zu veräußern. Wie er angiebt, hat er es satt, „beständig dieselben Dinge vor Augen zu haben, die immer die gleiche Haltung und Geberde zeigen und immer dasselbe sagen".

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russischer Brief.

Am 2. Dezember gelangte an der moskauer Hofbühne (dem sogenannten „Kleinen Theater“) Fürst Alexander Sumbatows neues Drama „Der Verrat“ zur ersten Aufführung und wurde mit einem Beifall aufgenommen, der sich stellenweise, wie nach dem prachtvollen dritten Akt, bis zur Begeisterung steigerte. Dieser Erfolg ist um so bemerkenswerter, als es sich weder um ein sogenanntes „Stimmungsdrama“ handelt, dessen Helden über ihren wehmütigen Herzensergießungen des Handelns vergessen, noch um eines jener Proletarierstücke, die seit dem großen Erfolg von Gorkis „Nachtasyl“ wie Pilze aus dem Boden aufschießen, noch um eine verzwickte Problemdichtung. Fürst Sumbatow knüpft mit seiner „Dramatischen Legende aus Georgiens Vergangenheit“, wie der etwas prätentiöse Untertitel lautet, mit vollem Bewußtsein an die Traditionen Schillers und Victor Hugos an. Als Dichter kann er sich mit seinen großen Vorgängern freilich nicht messen; in seiner Freude am szenisch unmittelbar Packenden, das oft auf Kosten der Logik und Wahrscheinlichkeit gewonnen wird, erinnert er an Wildenbruch. Aber das schadet garnichts. In Deutschland mag der Quitzow-Dichter vielleicht schon als überwundener Standpunkt gelten; unseren Dramatikern jedoch wäre es sehr zu wünschen, daß sie sich etwas von seinem Schwung und Feuer aneigneten; die russische Melpomene kleidet sich in letzter Zeit gar zu gerne grau, und das wird auf die Dauer unerträglich.

„Der Verrat“ spielt um das Jahr 1500 herum im Kaukasus; die Kämpfe der christlichen Georgier gegen die Perser bilden den historischen Hintergrund, auf dem sich die ganz frei erfundene Handlung bewegt. Seit zwanzig Jahren lastet die Hand des Eroberers Soleiman-Chan auf dem geknechteten Georgien; der letzte christliche König Teimuraz ist gefallen, seinen zweijährigen Sohn Georg haben die Hufe der Perserrosse zermalmt, seine Witwe Tamara ist zum Islam übergetreten und thront als Königin Zeynab an der Seite des furchtbaren Soleiman in Tiflis. Sie ist ihm scheinbar eine treue und liebende Gattin, aber tief auf dem Grunde ihrer Seele glüht noch die alte Liebe für das Vaterland und die alte Sehnsucht nach Freiheit und Rache. Alle Schmach, alle Erniedrigung, den Haß des eigenen Volkes, von dem sie als Abtrünnige verflucht wird, hat sie stillschweigend ertragen, in sehnsüchtiger Erwartung der Stunde, da Gott sich seines Volkes erbarmen werde. Diese Stunde muß kommen, denn schon wächst der Rächer Georgiens heran! Der Knabe, über den einst der schneeweiße Hengst Soleimans hinwegging, war nicht der Königssohn, der treue Knecht Anania hatte seinen eigenen Sohn statt des Prinzen untergeschoben, Georg aber lebt als vermeintlicher Bauernsohn in einem fünf Tagereisen von Tiflis entfernten Dörflein, ohne um seine königliche Herkunft zu wissen. Wie nun der Aufruhr vorbereitet wird, wie Oftar-Beg, der „Löwe Georgiens“, einst der treueste Diener des Teimuraz, jetzt ein feiger Renegat, von der Königin für die große Sache gewonnen wird und der alte Heldentrotz neu in ihm erwacht, wie die Mutter sich dem Sohn zu erkennen giebt, wie der Sohn, bethört von der Liebe zu einer schönen Favoritin des Soleiman, zum Verräter wird und alle feingesponnenen Pläne der Verschwörer dadurch beinahe — aber auch nur beinahe — vereitelt, wie er dann seine Schuld durch einen Heldentod sühnt, wie die Königin, angesichts ihres befreiten Volkes, dem sie einen König zu geben hoffte, an der Leiche ihres Sohnes, der sie so bitter enttäuscht und auf den sie doch so stolz ist, sich den Dolch des Teimuraz in das Herz bohrt — das wird uns in einer Reihe Szenen geschildert, die auf der Bühne zum Teil hinreißend wirken. — Maria Jermolowa bewährte sich in der Rolle der Königin wieder einmal als die größte russische Schauspielerin, als Künstlerin, die es verdiente, auch außerhalb ihrer Heimat gekannt zu werden.

Fürst Sumbatow ist in seinem Drama durch und durch Romantiker. Das kaukasische Milieu ist kaum mehr als ein bloßer dekorativer Effekt. Man brauchte nur die Namen zu ändern, und das Stück könnte in Spanien zur Maurenzeit oder in England während der Normanneninvasion spielen. Dem Verfasser war es nicht um das Nationale, sondern um das Allgemeinmenschliche zu thun. Aber gerade dieses Menschliche wirkt nach all den kleinen Gefühlen und Gefühlchen der Werkeltagsdramatik erhebend und erfrischend. Man ist froh, einmal schöne, starke und vor allem gesunde Menschen zu sehen, die schlicht und wahr zu empfinden wissen.

In eine ganz andere Welt führt uns Anton Tschechows neues Drama „Der Kirschgarten“, dessen Erstaufführung im moskauer künstlerischen Theater wohl schon stattgefunden haben wird, wenn dieser Brief im Druck erscheint. Es ist das alte beliebte Milieu, die alten Typen des Dichters: ein alter Herrensitz, der immer mehr verfällt und der endlich unter Hammerschlag verkauft werden soll, einsame, lebensmüde Menschen, die mit sich und der Welt hadern. Ob es dem Dichter gelungen ist, dem alten, von ihm so oft schon variierten Thema neue Reize abzugewinnen? Die Aufführung wird es zeigen.

Ein junger Dramatiker, der seit dem märchenhaften Erfolg seines Erstlings verstummt war, ist kürzlich wieder mit einer größeren Schöpfung hervorgetreten. Vor zwei Jahren (vgl. LE IV, 705) berichtete ich über das Drama „Wanjuschins Kinder“ von S. Naidenow, einem bisher ganz unbekannten jungen Manne. Das Stück rief in ganz Rußland wahre Begeisterungsstürme hervor, und sein Verfasser war, wie Byron nach dem Erscheinen des „Childe Harold“, über Nacht zur Berühmtheit geworden. Mit großer Spannung sah man dem zweiten Drama Naidenows entgegen, denn nun mußte es sich entscheiden, ob wir es mit einem wirklichen Stern, wenn auch vielleicht nicht erster Größe, zu thun haben, oder bloß mit einem funkelnden Meteor. Am 20. November brachte eine moskauer Privatbühne Naidenows neues Drama „Der reiche Mann“. Der äußere Erfolg stand dem der „Kinder Wanjuschins“ nach, und auch die Tageskritik hatte an dem Stück mancherlei auszusetzen, dennoch aber kann nun kein Zweifel mehr darüber sein, daß wir es mit einem großen Talent zu thun haben, von dem wir noch vieles erwarten dürfen. Was in dem ersten Stück so gewaltig ergriff, war das starke persönliche Empfinden, das in jeder einzelnen Szene pulsierte; zu objektiver Menschendarstellung waren nur erst Ansätze, allerdings sehr viel versprechende vorhanden. Diese Ansätze haben sich nun in dem neuen Drama fortentwickelt. Die Hauptperson ist ein reicher Kaufmann, ein begabter und gebildeter Mensch, aus dem viel hätte werden können, wenn er unter anderen Verhältnissen aufgewachsen wäre, wenn er nicht immer die Möglichkeit gehabt hätte, aus dem Vollen zu schöpfen. Das Geld paralysiert seine ganze Thatkraft, und so dilettiert er auf allen Gebieten, als Geschäftsmann wie als Künstler, als Liebhaber wie als Wohlthäter seiner Untergebenen. Um diesen „Helden“ gruppiert sich eine ganze Reihe überaus lebensvoller Gestalten aus der Geschäftswelt, die alle, vom Prokuristen bis zum Laufjungen, ihre Kräfte in der Jagd nach dem Mammon aufreiben.

Auch die dii minores der russischen Dramatik haben bereits ihre Visitenkarten abgegeben. Aber weder Timkowskis „Lebenswerk“ noch Potapenkos „Hohe Schule“ haben es zu einem dauernden Erfolg bringen können. — Von ausländischen Dramen haben wir „Die Lokalbahn“ von Ludwig Thoma, den „Star“ von Hermann Bahr, „Wohlthäter der Menschheit“ und „Das dunkle Thor“ von Felix Philippi gesehen; alle diese Stücke fanden eine mehr oder weniger freundliche Aufnahme. Nach harten Kämpfen mit der Zensurbehörde gelang es den russischen Bühnenleitern, auch noch Schnitzlers „Freiwild“ zur Aufführung zu bringen. In Moskau wurde das Stück fast gleichzeitig in einem der ständigen Theater und von zwei Dilettantenvereinen gegeben — überall mit gutem Erfolg. Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd“ soll in allernächster Zeit über die Bretter gehen.

Man spricht auch von Schnitzlers „Schleier der Beatrice“ und Bahrs „Apostel“. — In Petersburg hat das dort gastierende „Theater der Modernen“ (Direktion Berent und Bretschneider) den kühnen Versuch gemacht, Gorkis „Nachtasyl“ in deutscher Sprache darzustellen; wenn man den petersburger deutschen Blättern trauen darf, die leicht etwas zu nachsichtig urteilen, ist das Experiment glänzend gelungen. Die russische Aufführung des Werkes durch das Ensemble des moskauer Künstlerischen Theaters fand in Petersburg bekanntlich keinen Beifall (vgl. LE V, 1207).

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Von August Strindberg liegen zwei neue Bände vor, die den Dichter wieder von seiner liebenswürdigen und anziehenden Seite, nämlich als Schilderer nordischer Naturschönheit und des beschaulichen Idylls zeigen. „Sagor“ (Sagen) ist eine Sammlung kleinerer Skizzen, deren technischer Charakter sich dem vor einigen Jahren erschienenen „Traumspiel“ nähert. Ein leise ironisierender Grundton zieht sich durch einzelne Teile des Buches, namentlich dort, wo der Verfasser durch den Mund des im Innern des Allebergs zu festlichem Gelage vereinten „Gullhjälmar“, worunter die alten Fürsten aus Schwedens Großmachtzeit zu verstehen sind, den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt verkünden läßt, oder auch in dem drastischen Märchen von dem ins Meer versenkten Spinett, dessen wimmernde „Wehweis“ die beschuppten Bewohner der Tiefe zu allerlei philosophischen Betrachtungen anregt. — Der zweite Band, „Ensam“ (Einsam), enthält eine zusammenhängende Stimmungsschilderung, die als eine Fortsetzung der in „Tjenste kvinnans son“ niedergelegten Selbstbekenntnisse bezeichnet werden darf. Der Dichter schildert seine Heimkehr nach Stockholm nach jahrzehntelangem Fernsein, das Wiedersehen mit alten Freunden und Zunftgenossen und die Entfremdung, die zwischen ihm und jenen eingetreten ist.

Eine gelinde Enttäuschung bringt die Lektüre des neuesten Buches von Gustaf af Geijerstam („Skogen och sjön“). Zwar bewährt sich Geijerstam auch hier als der vortreffliche Erzähler, als den wir ihn längst kennen, und in ihren rein novellistischen Qualitäten steht die neue Sammlung von Dorfgeschichten sicher auf gleicher Höhe wie alle früheren Leistungen des Dichters. Was den Leser indessen schon beim ersten Ueberblick unsympathisch berührt, ist die falsche Diagnose, die der Dichter dem Seelenleben der geschilderten Allmoge-Vertreter stellt. Das Rosenrot der vom Dichter skizzierten Verhältnisse wirkt unecht und gekünstelt, ebenso wie der Schein von innerer Harmonie, den der Autor trotz aller schreienden Dissonanzen in den grundlegenden Abschnitten zu Gunsten eines „versöhnenden“ Ausgangs über die beiden Gestalten seiner Fischersleute verbreitet. Eine fatale Aehnlichkeit mit den rührseligen Beleuchtungseffekten gewisser Vorstadt-Dramen findet sich in der Hinterwaldsskizze „Skogens hemlighet“ (Das Geheimnis des Waldes): — ein braver Farmer, der aus innigem Mitgefühl zu seinem alternden Weibe, dem er, der körperlich Gelähmte, zur Last fallen muß, sich dazu entschließt, freiwillig aus dem Leben zu scheiden und seiner liebenden Ehegenossin das Versprechen abnimmt, daß sie ihn nächtlicher Weile mit eigenen Händen in den an der Hütte vorbeifließenden Sturzbach werfe!

Großzügig und künstlerisch bis ins feinste Detail durchgeführt ist das neueste Werk aus Per Hallströms Feder. „Gustaf Sparfverts roman“ ist die Seelengeschichte eines jungen Lehrers, der in kindlicher Hilflosigkeit in der Tretmühle des Lebens zugrunde zu gehen droht, bis ihn im Moment der Krise, die über sein geistiges und körperliches Schicksal entscheidet, die starke Hand eines Weibes, der an seinem Krankenlager weilenden „Schwester“ den Weg zur Lebensenergie und Lebensfreudigkeit zurückfinden läßt. Hallströms Buch ist keine Liebesgeschichte im herkömmlichen Sinne; von erotischen Motiven ist in der ganzen Erzählung kaum ein Hauch zu verspüren, und selbst die beiden Hauptgestalten, die sich in innigster Seelengemeinschaft nähern, scheiden am Schlusse als gute Kameraden, deren jeder künftig seine eigenen Pfade verfolgen wird.

Unter den übrigen Neuerscheinungen sei noch eine treffliche Novellen-Sammlung Henning Bergers, die den gemeinsamen Titel „Ridå“ führt, erwähnt. Berger trat vor zwei Jahren mit einer Skizzensammlung „Där ute“ hervor, die gelungene Silhouetten aus dem amerikanischen Großstadtleben bot und ein günstiges Prognostikon für die weiteren Gaben des jungen Erzählers rechtfertigte. Berger hat diese Erwartungen in vollem Maße erfüllt. Seine jüngste Arbeit verrät eine haarscharfe Beobachtungsgabe, die den Freuden und Leiden jener großstädtischen Zwitterklasse, die unter glänzendem Aeußern den heroischen Kampf der Entbehrung zu führen gezwungen ist, mit objektiver Treue gerecht zu werden weiß.

„Varia“ bringt (in Heft 11) eine Würdigung Jonas Lies anläßlich des 70. Geburtstages des norwegischen Dichters. — Eine längere biographisch-kritische Betrachtung ist Ricarda Huch gewidmet, von der es heißt, daß sie neben Gustav Frenssen als eines der stärksten Talente des jungen Deutschland angesehen werden müsse. (Man sollte im Ausland mit solchen allgemeinen Urteilen vorsichtiger sein. Behauptungen, wie diese, sind doch nur bei ganz mangelhafter Kenntnis der modernen deutschen Produktion möglich. D. Red.) — In der Litteraturchronik des gleichen Heftes kommt Hellen Lindgren noch einmal auf die deutsche Dichterin zurück, deren Roman „Ludolf Ursleu“ als eine großartiges Gemälde deutscher Mittelalters-Poesie in modernem Gewande rühmende Anerkennung findet. — Der übrige Teil der Chronik enthält eine scharfe Abrechnung mit dem unlängst erschienenen Tendenzroman „De osynliga vögarne“ (Die unsichtbaren Wege) von Matilde Roos, worin gegen die tendenziöse Vermengung konfessioneller Streitfragen mit künstlerischen Problemen Stellung genommen wird. — „Dagny“ (17) nimmt an gleicher Stelle auf Grund desselben Romans mit warmen Worten das Recht des Autors in Schutz, seine Stoffwahl nach eigenem Ermessen und Gutdünken zu treffen, solange der streng künstlerische Gesichtspunkt als leitendes Motiv in Geltung verbleibe; doch kann auch hier der Referent nicht bestreiten, daß der Roman zahlreiche Schwächen erkennen lasse, die einen ungestörten Genuß nicht aufkommen lassen. — „Nordisk Tidskrift“ endlich bringt an leitender Stelle eine Charakteristik Maeterlincks aus der Feder H. Nybloms.

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen.

Breslau.

„Außerhalb des Lebens.“ Episode aus dem Alltagsleben in 4 Akten von W. W. Protopopoff. (Lobe-Theater, 28. November.)

Die neueste, russische Importe, die sich die Direktion Löwe zur Uraufführung sicherte, hat ebensowenig mit der Litteratur, wie mit dem Theater irgend etwas zu thun. „Außerhalb des Lebens“ ist ein kindisches Machwerk, grob in der Tendenz, ungeschickt in der Menschengestaltung, ahnungslos in allem Technischen. Ist es schon verwundersam, daß eine Schüler-Arbeit, wie diese, in der Heimat Gorkis auf die Bühne gelangen konnte, so ist es noch viel verwundersamer, daß

es ein deutsches Theater giebt, das sich nicht nur nicht geniert, die merkwürdige „Episode aus dem Alltagsleben" in Deutschland einzuführen, sondern sich sogar noch ein Verdienst daraus macht. Wie tief muß jegliches litterarische Verständnis bei allen vor solch einer Uraufführung in Betracht kommenden Faktoren gesunken sein, wenn sie nicht nach der Lektüre der ersten zehn Seiten wußten, daß wir dieses Stück ruhig den Russen überlassen durften.

„Außerhalb des Lebens" stehen die braven Dienstboten, die von ihren hundsföttischen Herrschaften elend getreten und verhöhnt werden. Die Gemeinheit dieser Herrschaften (eine fürstliche Familie übrigens) geht soweit, daß sie einen armen alten Koch mitten in der Nacht wecken lassen, damit er einem vivisektorisch angeschnittenen Hunde (auch diese Frage läßt sich der Dilettantismus des russischen Autors nicht entgehen) Milch zubereite, und daß sie eine eigentlich höchst tugendhafte Kammerzofe direkt zum Ehebruch zwingen, weil nämlich ihr „Legitimer" sie nicht oft genug besuchen darf. Die Selbstgefälligkeit, Redseligkeit, Bühnenwidrigkeit, mit der diese interessanten Vorgänge entwickelt werden, ist enorm. Als Hilfsmittel zur Herbeiführung „dramatischer" Szenen verwendet Protopopoff mit rührender Offenherzigkeit den nicht ganz unbekannten, älteren Trick, daß gerade immer derjenige, der eine Unterredung eigentlich nicht hören darf, diese durch das Fenster oder hinter der Thür belauscht und im geeigneten Moment die Bühne betritt mit den bei solcher Gelegenheit traditionellen Worten: „Ich habe alles gehört".

Das Publikum wußte erst nicht recht, was es mit dem jämmerlichen, entsprechend übersetzten Zeug anfangen sollte, dann aber, als die armen Dienstboten, die während der ganzen, langen vier Akte nur spazieren gehen, schimpfen, schnapsen, intriguieren, liebeln, Liedchen singen u. s. w., immer heftigere, aber ganz ernst gemeinte Anklagen gegen die Brutalität der Herrschaften erhoben, begriff es allmählich die unfreiwillige Komik der Situation und lachte die Protopopoffiade gründlich aus. Das grimmige Zischen am Schlusse war danach eigentlich vom Ueberfluß. In wiener Blättern aber las ich dieser Tage: Protopopoffs Uraufführung .... unbestreitbares Verdienst der Direktion .... hochinteressantes Werk .... tiefer Eindruck .... glänzende Darstellung. So wird heutzutage Theatergeschichte gemacht oder wenigstens zu machen versucht!

Erich Freund.

Brünn.

„Leben." Schauspiel in drei Aufzügen von Helene Hirsch. (Stadttheater, 7. November.)

Fräulein Helene Hirsch ist Lehrerin an der Volksschule in der „Quergasse". Das ist eine gar traurige Vorstadtgasse, und alldort hat Frl. Hirsch schon so manches Jahr ein halbes Hundert blasser Proletarierkinder in die Geheimnisse des A-B-C, und was drum und dran hängt, eingeführt. Aus diesem Milieu heraus mochte eine starke Liebe für die Glücks-Enterbten ihre Wurzeln in der Lehrerin Herz geschlagen und sie zur Dichterin gemacht haben. Das erste Stück von Helene Hirsch hieß „Ein Auserwählter" und war ein Einakter, der bei der von „Bühne und Welt" vor Jahr und Tag ausgeschriebenen Konkurrenz unter so und soviel hundert Einsendungen den ersten Preis erhielt. Eine kraftvoll dramatisierte Novelle aus Philipp Langmanns erster Schaffenszeit etwa, nicht ohne Längen (wie es sich ja bei einem Erstling versteht), aber spannend, gut geschaut, die Personen knapp und ganz ausgezeichnet charakterisiert, bühnenwirksam.

Diese Vorzüge lassen sich dem neuen Schauspiel nur in beschränktem Maße nachrühmen. Das Stück ist ein etwas absonderliches Gemenge von Märchendrama und Schiffertragödie, irgendwo „am mittelländischen Meere" spielend. Die Handlung ist bald erzählt. Der Schiffer Lionard findet auf einer Grotteninsel Isbe, ein junges, daseinsfrohes Ding. Mit Einwilligung seines Weibes Petra nimmt Lionard Isbe in seinen Haushalt. Bald aber mag Petra Isbe nicht um sich sehen. Isbe wird aus dem Hause gejagt, und mit ihr geht Lionard von Weib und Kind. Lionard giebt sich dann einen freiwilligen Tod (hinter der Coulisse Nr. 3!), Isbe jedoch ruft der über dem Meere aufgehenden Sonne ein jauchzendes „Ich lebe! Ich lebe!" entgegen — und der Vorhang fällt.

Trotz einer tönenden, stellenweise rhythmischen Sprache sind die Begebenheiten nicht hinlänglich motiviert, um im Gemüte des Zuschauers nachhaltige Wirkung auslösen zu können; zumal das Tempo der Handlung durch Verwendung eines Lyrismus à la Maeterlinck wie eines Symbolismus, der an Gerhart Hauptmann erinnert, zu einem getragenen, bisweilen schleppenden Ritardando wird. Trotzdem ist „Leben", das einen starken äußeren Erfolg hatte, als das Werk einer ehrlich strebenden Schriftstellerin in dem Sinne sympathisch zu begrüßen, als es das breitere Publikum in bequemer Weise mit vielen klugen, wissenswerten und schönen Gedanken bekanntmacht. Denn, angefangen von dem „Sich-mit-dem-Leben-auseinandersetzen", wie es an den Marmortischchen der wiener Litteraturcafés in Schwang war, bis zu der auf Forschung und philosophischer Erkenntnis fußenden Anbetung jeglichen Lebens, wie sie ein Wilhelm Bölsche und Bruno Wille predigen — von alledem findet man etwas in dem neuen Schauspiel von Helene Hirsch. Und so wird man vor dem Stück immerhin sein respektvolles Kompliment machen dürfen, insbesondere, wenn man nicht vergißt, wie lange die Wellen moderner Geisteskultur brauchen, ehe sie an und in unsere österreichischen Provinzstädte gelangen.

Eugen Schick.

Nürnberg.

„Wedekind-Cyklus" (Der Erdgeist, Der Liebestrank, Marquis von Keith). — „Der Dreikampf". Eine burleske Komödie aus dem Eheleben in 3 Vorgängen von Richard Manz (Intimes Theater, 5. Dezember).

Vor allem möchte ich heute das Verdienst hervorheben, das sich Direktor Emil Meßthaler in dieser Saison bereits durch die mustergültige Vorführung einer ganzen Reihe modernster dramatischer Werke um das nürnberger Kunstleben unstreitig erworben hat. Dabei braucht die Frage, ob es sich in jedem Falle auch um ein litterarisch wertvolles Werk handelte, nicht einmal so sehr in den Vordergrund gerückt zu werden; denn einmal wird ja die Beurteilung des Wertes stets eine subjektive bleiben müssen — hier hat eben nicht der Lebende, sondern erst eine spätere Zeit recht —, und dann ist überhaupt die Bildung eines begründeten Urteils über ein Drama vielfach erst möglich, wenn eine vorzügliche Aufführung die richtige Interpretation dargeboten hat. So gingen denn unter anderem im Oktober und November auch die drei obengenannten Stücke Frank Wedekinds im Intimen Theater in Szene, und den Litteratur- und Theaterfreunden Nürnbergs war dadurch Gelegenheit gegeben, den heute vielgenannten Autor als Dramatiker, wie auch als Schauspieler — denn die Rolle des Marquis von Keith hatte Wedekind selbst übernommen — kennen zu lernen, ja besser kennen zu lernen, als es selbst in den großen Zentren unserer geistigen Kultur bisher möglich gewesen ist. Man begriff nun erst, daß ein Stück wie „Erdgeist" in München niedergelacht werden und ein Jahr darauf in Frankfurt a. M. Triumphe feiern konnte. Denn jedes der drei Stücke erneuerte den Zweifel, ob man es hier mit einer sich originell gebärdenden Impotenz oder mit einem gärenden Talente zu thun habe. Ich meinerseits bin zwar schließlich zu der letzteren Ansicht durchgedrungen, fürchte aber gleichwohl, daß die „Elf Scharfrichter" das Talent Frank Wedekinds in zu feste Bande geschlagen haben, als daß es ihm so bald gelingen werde, ein wirkliches Kunstwerk

zu schaffen, Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne zu stellen. Vorderhand gemahnen seine Gestalten noch viel zu sehr an das Variété- oder Marionettentheater, und die zahlreich unterlaufenden Todesfälle, Morde und Selbstmorde ergreifen uns nicht erheblich mehr, als wenn Kasperl oder Hännesche den Bestevadder und andere mit seiner Pritsche in das bessere Jenseits befördert. Trotzdem läßt sich bereits die Wirkung dieser merkwürdigen Eigenart in unserer Litteratur verspüren, nicht nur bei Wedekinds begeistertem Lobredner Otto Julius Bierbaum, der mit seinem freilich viel graziöseren Schauspiel „Stella und Antonie" ähnliche Bahnen wandelt, sondern z. B. auch in der oben genannten burlesken Ehekomödie von Richard Manz, die letzthin im Intimen Theater ihre Uraufführung erlebte und nach der bisherigen Terminologie anstatt der „Dreikampf" richtiger das fortwährend sich verschiebende Dreieck heißen sollte. Wie schon diese Andeutung zeigt, behandelt das Stück im wesentlichen den gleichen Gegenstand wie Wedekinds „Erdgeist". Was sich aber in diesem Drama nicht ohne ernsten Hintergedanken und hin und wieder sogar mit einem leisen Zug ins Dämonisch-Große giebt, das ist im „Dreikampf" alles ins Tändelnde, was bei einem solchen Thema ziemlich gleichbedeutend ist mit dem Frivolen, übertragen. Dennoch verhalfen die lustige Diktion und die vortreffliche Aufführung der burlesken Komödie zu einem nicht ganz unberechtigten Heiterkeitserfolge. Aber ist es nicht eigentlich traurig, daß eine Richtung, die sich ursprünglich zum Ziel setzte, das Variété und seine Darbietungen zu veredeln, nunmehr, nachdem dieser Versuch wohl als gescheitert gelten kann, auf das Theater hinübergreifend, dieses auf das Niveau des besseren Variétés herabzuziehen sucht? Wie lange wird es bei solcher Weiterentwicklung noch dauern, bis auch das deutsche Theater auf dem tiefen Stande der englischen Bühne angelangt sein wird?

Th. Hampe.

Aus Elberfeld wird uns geschrieben: Die dritte litterarische Matinée dieses Winters vermittelte uns am 6. Dezember die Bekanntschaft mit einem Werke, das uns ins blutigste Mittelalter, in jene gewaltthätige Zeit zurückversetzt, da Graf Bernhard von Armagnac unter dem unglücklichen König Karl VI. Kronfeldherr von Frankreich war. Die Buchausgabe von Karl Vollmoellers Schauspiel „Catharina, Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber", ist bereits kürzlich an dieser Stelle (vergl. Sp. 171) besprochen worden. Wenn Stefan Zweig dort u. a. sagt: „Vollmoeller ist ein Gestalter, der seine eigenen Träume in die verblichenen Falten ferner Schicksale hüllt," so ist damit Vollmoellers Schauspiel treffend charakterisiert. Die Handlung ist, wenn sie auch etwas verstaubt anmutet, großartig und kühn nach einem Stoffe der „Contes drolatiques" von Balzac gestaltet. Die dramatische Bearbeitung läßt, wenn auch keinen großen Dichter, doch einen feinsinnigen Künstler erkennen, der sich in die mittelalterliche Romantik mit ihrer Mischung von zarter Schwärmerei und brutaler Grausamkeit verständnisvoll versenkt hat. Eigenartige sprachliche Schönheiten weist Vollmoellers Arbeit zahlreich auf, besonders im zweiten Akt und bei Tristans Werbung. Aber nicht immer steht die Sprache auf gleicher Höhe, auch ist die Handlung nicht überall genügend motiviert. So will mir z. B. Tristans Entschluß, in den Tod zu gehen, etwas unvermittelt erscheinen. Man glaubt wohl, daß Tristan, ohne sich zu bedenken, für Catharina in den Tod zu gehen vermag; ob aber auch für ihren Buhlen, und zwar aus dem einen Grunde, weil sie zu diesem eine sündige Liebe unterhält? Auch in jener Zeit, wo man freilich das Leben nicht allzu hoch einzuschätzen pflegte, konnten einige zärtliche Blicke oder ein gewährter Handkuß den leidenschaftlichsten Schwärmer zu einem so verhängnisvollen Gang nicht leichthin verpflichten. So läßt Vollmoellers Schauspiel trotz künstlerischer Vorzüge, die es zweifellos aufweist, die Herzen der Hörer ziemlich kalt, zumal auch der dritte Akt ermüdende Längen aufweist, was den Eindruck wesentlich herabstimmte.

Friedrich Wiegershaus.

In Innsbruck wurde in den ersten Dezembertagen Franz Kranewitters Schauspiel „Andre Hofer" aufgeführt, das im vorigen Jahr bereits am Deutschen Volkstheater in Wien gespielt worden war (s. LE V, 277). Bei der ersten Vorstellung kam es zu lärmenden Demonstrationen seitens der klerikalen Kreise. Infolgedessen wurde die Wiederholung des Stückes in letzter Stunde von der Statthalterei verboten, und das bereits versammelte Publikum mußte das Theater wieder verlassen.

Um die Aufführung einer neugriechischen Bearbeitung der Orestie des Aeschylus ist in Athen ein leidenschaftlicher Kampf entbrannt. Während das königliche Theater die in neugriechischer Schrift- und Litteratursprache abgefaßte Uebersetzung der alten Tragödie durch Professor Sotiriadis vorbereitete, wandten sich Studenten unter Führung eines anderen Universitätsprofessors gegen diese Versündigung an einem der heiligsten Güter der Nation. Sie versuchen mit allen Mitteln die weiteren Aufführungen des antiken Meisterwerkes bei moderner Uebertragung zu verhindern und erfreuen sich bei ihren Bestrebungen nicht nur der Unterstützung eines Teiles der Presse, sondern angeblich auch des greisen Ministers Delyannis, der sich für einen prinzipiellen Gegner derartiger Uebertragungen erklärt haben soll.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien von Friedrich Werner van Oestéren. Dresden, Verlag von Carl Reißner. 1903. 176 S.

Vier Bände hat Oestéren bis jetzt veröffentlicht; sämtlich enthalten sie Versdichtungen. Die überraschende Gewandtheit und ungezwungene Kraft, mit der er Rhythmus und Reim beherrscht, ließen ihn wohl an Prosa-Arbeiten überhaupt nicht denken. Vielleicht war er auch der noch immer verbreiteten Ansicht, daß groß angelegte, symbolschwere Gedankendichtungen der gebundenen Rede würdiger seien. Jetzt, wo er mit seiner ersten Novelle hervortritt, macht er den Eindruck des geborenen Erzählers. Mag er auch selbst keinen besonderen Wert auf diese einfache Geschichte legen, als Kunstwerk ist sie das reifste, was ihm bisher gelungen.

Im Gegensatz zu seinen übrigen Werken giebt „Die Wallfahrt" mit einer fast demonstrativen Schlichtheit — durchaus nicht allegorisch, sondern ganz äußerlich, klar und spannend — nackte Thatsachen wieder, ein Stück höchst kläglicher Wirklichkeit aus dem polnisch-klerikalen Galizien, gesehen durch das Temperament eines ironischen und doch warm empfindenden Kulturmenschen.

Fromme Dörfler wallfahren zu einem wunderthätigen Madonnenbild und enthüllen dabei, schamloser als dies sonst möglich wäre, ihre ganze viehische Natur. Die Männer raufen, saufen, stehlen, morden; die Weiber ergehen sich in schmutzigem Klatsch, in Lästerungen, Unzucht und Schwindeleien. Nachdem sie vor dem durchtriebenen Pfarrer ihre Opfergaben abgeladen, feiern sie Orgien der Andacht und der Völlerei und treffen endlich, verlumpter denn zuvor, mit obligatem Katzenjammer, in ihrem Dorfe wieder ein.

Jeder einzelne Vorgang hat die unmittelbare Gegenwart, wie sie nur ein Teilnehmer mit scharfem Blick oder die Intuition des echten Epikers zu schaffen vermag, die uns selbst mitten hineinstellt in das Getümmel. Jede einzelne der zahlreichen Figuren ist mit den sparsamsten Mitteln körperlich greifbar wiedergegeben. Der ewig vergnügte Gauner Michal, der nur der Weiber wegen mitzieht, die alte boshafte Betschwester Poldzia, die Bettlerin Bronska, die mit dem Andenken an ihren gehenkten Gatten hausieren geht, die schlaue Dirne Józia gehören zu den Personen, die man in Erinnerung behält, als hätte man sie leibhaftig kennen gelernt. Die habgierigen Priester und die Handelsjuden, die wie Aasgeier den Zug begleiten, tragen trefflich dazu bei, das Alltags-Ereignis in die dumpfe Atmosphäre dieses galizischen Winkels zu rücken. Dabei hat sich der Verfasser jeder tendenziösen Wendung enthalten. Mit einem stolzen Ranggefühl, das in unserer Armeleute-Poesie nur zu oft demokratisch ertötet ist, blickt er hinab auf das ekle Gewimmel, achselzuckend, ein wenig belustigt, ein wenig angewidert, insgeheim jedoch von der Menschheit ganzem Jammer überwältigt — wie eben ein Dichter, der in sich selbst die Schicksale des Zauberers Merlin erlebte, solch ein Volksfest in einer müßigen Stunde sich betrachtet.

München. *Kurt Martens.*

Der Limauer Kollege. Roman von Ferdinand Gruner. Hamburg 1903, Alfred Janssen. 153 S. M. 2,— (3,—).

Auf einer sommerlichen Erholungsreise rastet ein abgearbeiteter wiener Schriftsteller in irgend einem Krähwinkel Böhmens, wird mit dem Redakteur des „Limauer Anzeigers" bekannt und übernimmt aus Freundlichkeit die Vertretung für den unglücklichen „Limauer Kollegen". Was der Wiener da in der Redaktionsstube an Gevatterschaftspolitik und Spießbürgerei, was er aus der Lebens- und Leidensgeschichte eines armen, geschundenen Winkeljournalisten erfahren hat, das erzählt er uns schlicht und anspruchslos, — nur die Bezeichnung „Roman" scheint mir für die „Geschichte" nicht recht zu passen. Der „Limauer Kollege", von Haus aus nicht unbegabt, ist in der Tretmühle eines erbärmlichen Abschriftstellerdaseins verkommen; so oft er einen Anflug zu Höherem nehmen wollte, mußte er merken, daß ihm die Flügel erlahmt waren. Illusionen und Ideale sind dahin, neben einem aufrechten Sinn und inniger Liebe zu seinen beiden Kindern hat er sich nur noch eine Neigung zu Kalbsnierenbraten und Gurkensalat bewahrt. Aber diesen Genüssen zu fröhnen, gestattet ihm sein Gehalt nicht, und seiner väterlichen Liebe ist nach dem Entlaufen der Tochter nur noch der krüppelhafte, aber sehr talentvolle Sohn geblieben. Das kleinliche Menschengetriebe wird uns in Ernst und Scherz geschildert, — für humoristische Behandlung hätten die Kleinstadtgestalten, wie die brutal sinnliche Prinzipalin u. a. wohl noch reicheren Anlaß geboten. Die Schilderungen der Situationen und des Seelenlebens von Vater und Sohn sind vortrefflich, aber in der Erfindung und Ausspinnung der Fabel zeigt Gruner wenig Glück und Geschick. Da ist ein braver Schriftsetzer und Liebhaber, der sich in einen treulosen Lumpen verwandelt; da kehrt die leichtsinnig durchgebrannte Tochter als berühmte Sängerin und unschuldsreiner, hilfreicher Engel wieder heim, — aber wie das alles gekommen ist, warum es so kommen mußte, das wird dem Leser nicht recht klar. Kurz: im einzelnen hat das Buch gemütvolle, lebensfrohe Schilderungen, ergreifende Stellen, aber als Ganzes kann es nicht voll befriedigen.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Lyrisches.

Gedichte. Von Martin Greif. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Preis geb. M. 5,—.

Es gehört in Deutschland jedenfalls nicht zu den alltäglichen Erscheinungen, daß von einem Gedichtbuch noch bei Lebzeiten des Autors eine siebente Auflage ausgegeben werden kann. Doppelt seltsam, wenn der Dichter dem Publikum so wenig entgegenkommt, wie Martin Greif es thut. Stürmische Erfolge sind ihm deshalb auch nie beschieden gewesen, seine Lyrik hat ja auf den ersten Anblick so wenig Bestechendes, fast will es manchmal scheinen, als ob er mit Absicht jedem lauten Effekt ängstlich aus dem Wege ginge. Ganz allmählich haben sich die Menschen an ihn gewöhnt und ihn liebgewonnen, denn wer sich einmal in diese Gedichte vertiefte, den lassen sie nicht wieder los. Es sind keine Prunkstücke; schlicht wie alte Volksweisen muten sie manchmal an, voll süßer Schwermut oder schalkhafter Munterkeit. Seine Naturbilder sind oft nicht mehr als ein in knappen Umrissen festgehaltenes Motiv, aber wie weiß er dieses Wenige mit Duft zu füllen! Greif versteht es meisterhaft, durch ein flüchtiges Andeuten, einen nur leise angeschlagenen Akkord die Seele des Lesers in Schwingung zu versetzen, ihn zur dichterischen Mitarbeit anzuregen. Eine eingehende Würdigung des Buches soll hier aus Anlaß der neuen Auflage nicht versucht werden, doch möchte ich es nicht unterlassen, den vom Verlag sehr würdig ausgestatteten Band dringend zu empfehlen.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Dramatisches.

Reigen. Zehn Dialoge von Arthur Schnitzler. Wien und Leipzig 1903, Wiener Verlag. 251 S. M. 3,50 (5,—).

Hetärengespräche. Nur daß sie hier immer von einem männlichen und einem weiblichen Wesen geführt werden, während es bei Lucian sehr oft Weiber unter sich sind. Das Thema ist das gleiche wie bei dem griechischen Erzähler. Nur daß in den zehn Dialogen Schnitzlers an einer bestimmten Stelle die Worte schweigen, weil dann Thaten reden. Nach den Thaten wird der Dialog zu Ende geführt und zeigt dann jedes Mal den Revers zu den ersten Gesprächen. Der Mann, der vorher nicht genug schmeicheln konnte, ist jetzt mürrisch, zugeknöpft, brutal; und das Weib, das vorher sich sträubte, wird nun anhänglich, weich, beredt. Darin liegt wohl der Hauptwitz der Dialoge. Nur weist er so wenige Varianten auf, daß er mit der Zeit langweilig werden würde, gäbe es nicht immer wieder überall viel neue, witzige, geistreiche und treffende Einzelheiten in den Dialogen. So sind denn diese zehn Variationen auf der einen Saite in der That etwas Besonderes und zeugen vor allem von der hohen Sprachmeisterschaft Schnitzlers. Die Sprache ist das künstlerisch Wertvollste an dem Werk. Es fällt uns wieder Lucian ein, dessen künstlerischer Hauptreiz ebenfalls in seinem vortrefflichen Griechisch besteht.

Man sagte bisher gerne der deutschen Sprache nach, sie sei zu keusch, um über geschlechtliche Dinge anders als brutal und ungeschlacht sich äußern zu können. Zum Vergleich zog man gerne das Französische heran, wo sich auch bei den unanständigsten Dingen im Wort durchaus der Anstand wahren läßt. Nun, Schnitzler hat dasselbe in deutscher Sprache vermocht. Er kann in ihr das Unanständigste anständig sagen. Das konnte nicht einmal Lucian mit seiner Sprache. Denn als er wirklich einmal eine erotische Szene en détail schildern wollte, nannte er die weibliche Hauptfigur bezeichnender Weise Palästra und entlieh den nötigen Wortschatz den terminis technicis des griechischen Ringkampfes. Erst Longus verstand sein Griechisch wirklich so zu handhaben, daß er alles sagen konnte, ohne ernstlich Anstoß zu erregen. Denselben Weg hat das Deutsche unter Schnitzlers Hand genommen. Die Sprachforscher finden in derlei ein Symptom des Verfalls einer Sprache. Der Kulturhistoriker meint, darin offenbare sich die Dekadenz eines Volkes. Ich glaube, beide sind im Irrtum, denn so wenig die Zeitgenossen des Longus sein Griechisch sprachen, so wenig wird sich nun jeder unserer Zeitgenossen der

Sprache Schnitzlers befleißigen können. So sehe ich denn in ihr nicht ein Zeichen des Verfalls, sondern einer hohen persönlichen Kultur. Und da sich unsere Kultur hauptsächlich in verdrehten Möbeln auslebt, die kein Mensch am Alltag benutzen kann, freut es mich ganz besonders, daß ein Poet von Geschmack sich seiner Muttersprache annimmt, sie vornehm handhabt und zugleich noch um Ausdrucksmittel bereichert. Im „Reigen“ haben wir ein wichtiges Kulturdokument unserer Epoche, weil es unverfälscht die besondere Art eines ihrer fortgeschrittensten Glieder zeigt.

Ferner erscheint mir diese Arbeit des Dichters besonders wertvoll wegen der subtilen Psychologie, die hier so überaus sicher gehandhabt wird, und wegen des leisebitteren Nachgeschmacks, den sie hinterläßt. Kein großes, starkes Werk, wohl aber ein außerordentlich feines, leichtes, wie wir es lange nicht sahen.

München. *Kurt Aram.*

Die Pantheon-Ausgaben des Verlages S. Fischer in Berlin haben sich neuerdings um zwei weitere Bändchen in der üblichen reizenden Ausstattung dieser Sammlung von Liebhaber-Drucken bereichert: Goethes „Faust“, II. Teil (Preis M. 3,—) und Grillparzers Schauspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (M. 2,50). Den zweiten Teil des „Faust“ hat gleich dem ersten Otto Pniower mit einer gründlichen und fein durchdachten Einleitung versehen. Grillparzers Liebestragödie leitet ein Vorwort von Hugo von Hofmannsthal ein, das mehr ein Gedicht in Prosa ist und wohl auch sein will, als eine litterarische Studie.

**

Verschiedenes.

Von Marokko nach Lappland. Von Victor Ottmann. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. M. 3,— (4,—).

Als lebensfreudiger Weltmann mit warmem Herzen und offenen Augen für die Schönheiten der Erde, als feiner, anmutiger Stilist, der das Instrument der Sprache in allen Tonarten meisterlich beherrscht, tritt [illegible] Ottmann in seinem neuesten Reisebuch entg[illegible] ist ein Genuß, an seiner Hand den langen [illegible] durch Spanien zum marokkanischen Wüstens[illegible] Algerien, Tunesien und quer durch Europa [illegible] das Land der Lappen mitzumachen. Ottma[illegible] geistvoller Erzähler und weiß jeden Geger[illegible] Betrachtung in ein interessantes Licht zu rück[illegible] Schilderungen vom marokkanischen Aufstand [illegible] von dramatischem Leben, seine Beobachtungen [illegible] und Leuten sind großzügig und wirken du[illegible] geschichtliche Rückblicke und Vergleiche besonde[illegible] Was das Buch aber über so viele andere [illegible] ist der goldige Humor des Verfassers, dem o[illegible] Note von Sarkasmus beigemischt ist. Die in[illegible] zumeist nach Aufnahmen des Verfassers [illegible] Illustrationen erhöhen den Reiz des Buches, [illegible] besten der neueren Reiselitteratur gehört.

Berlin. *Willy [illegible]*

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildun[illegible] lehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. [illegible] Berlin, B. G. Teubner, 1903. VI, 14[illegible] M. 1,40.

Achtundvierzig Stücke aus deutscher Litteratur von Goethe bis in unsere Gegenwart, mit Rücksicht auf ihren Inhalt ausgewählt und mit knappen Hinweisungen auf ihre stilistischen Eigentümlichkeiten versehen, füllen dieses kleine Buch, dem man viele vernünftige Benutzer wünschen muß. Aehnliches ist schon da, so Sanders Stilmusterbuch, das der Verfasser (nach Vorrede S. III) nicht zu kennen scheint; aber das Didaktische ist darin zu umständlich und zu aufdringlich. Der stilistische Gewinn, den die deutschen Lesebücher unseren Schulen bringen, ist nicht groß; aber eine bescheidene Sammlung wie die vorliegende, die durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch kurze Hindeutungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einladet, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht.

Karlsruhe. *E. v. Sallwürk sen.*

Die meistgelesenen Bücher.

(Herbst 1902 bis Herbst 1903.)

Unsere diesjährige Umfrage nach den meistgelesenen belletristischen Werken des abgelaufenen Jahres wurde von 107 größeren Leihbibliotheken und Lesezirkeln beantwortet. Wir haben diesmal auch die bedeutenderen Volksbibliotheken und Lesehallen um Auskunft gebeten und sie von solchen aus Berlin, Charlottenburg, Gießen, Jena, Magdeburg, Straßburg, Stuttgart, Wien erhalten. Unsere Frage lautete wie früher nach den 5 bis 6 meistgelesenen Büchern des Jahres. Wo uns mehr Werke genannt wurden, mußten wir natürlich die ganze Liste aufnehmen, jedoch mit der auch früher regelmäßig getroffenen Einschränkung, daß wir Autoren, die unter den 107 Antworten nicht mehr als dreimal vorkamen, wegfallen ließen, um das Bild nicht unnötig zu verwirren. (Zu den Autoren, die deshalb in unserer Aufstellung nicht figurieren, gehören u. a. Heer, Megede, Tovote, Wildenbruch, Polenz, Marriot, Boy-Ed.) Die einzelnen Antworten ergaben folgende Liste:

Aachen (J. A. Mayersche Buchh.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe, die ihn nicht erreichten.
Mann, Buddenbrooks.
Viebig, Vom Müllerhannes.

— (Otto Müller):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Ompteda, alles.
Viebig, alles.

— (M. Jacobis Nachf., Schurp & Schumacher):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Strauß, Freund Hein.

Aarau (A. J. Christen [Emil Wirz]):
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Rosegger, Weltgift.
Zahn, Albin Indergand.

Allenstein (W. E. Harich):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Kahlenberg, Nixchen.
Reicke, Das grüne Huhn.
Schnitzler, Reigen.

Altona (Altonaer Leihbibliothek):
Adlersfeld-Ballestrem, Trix.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, alles.
Ganghofer, Schloß Hubertus; Der Dorfapostel.
Heyking, Briefe 2c.
Meyer-Förster, Heidenstamm; Karl Heinrich; Lena S.
Ompteda, Sylvester v. Geyer; Cäcilie von Sarryn.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Rheinlandstöchter; Die Wacht am Rhein.

Baden-Baden (Otto Hühn Nachf.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die Sandgräfin.
Heyking, Briefe 2c.
Meyer-Förster, Karl Heinrich.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Bamberg (Carl Hübscher):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Heyking, Briefe 2c.
Heyse, Novellen vom Gardasee.
Rosegger, Weltgift.

Bayreuth (Rud. Bechtold):
Frenssen, Jörn Uhl.
Rosegger, alles.

Berlin (Th. Berge, C., Burgstr. 30):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Vom Müllerhannes.

— (Wilhelm Buchholz, S., Kommandantenstr. 42):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Gradein, Du mein Jena!
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

— (Otto Freund, W., Kleiststr. 21):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Schnitzler, Reigen.

— (Franz Grunert, W., Markgrafenstr. 89):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Nordmann, Ein Komtessenroman.
Ompteda, Aus großen Höhen.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, Vom Müllerhannes.

— (H. Rosenberg, W., Potsdamerstraße 20a):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen; Komödie der Ehe.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Schnitzler, Reigen.

— (Max Schildberger, W., Schillstraße 3):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bertsch, Die Geschwister.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Schnitzler, Reigen.

— (Schweitzer & Mohr, W., Potsdamerstr. 42):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

— (Hermann Woyte, W., Potsdamerstr. 13):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

— (Oeffentl. Bibliothek u. Lesehalle, SW., Alexandrinenstr. 26):
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Ompteda, Sylvester v. Geyer.
Raabe, alles.
Sudermann, Frau Sorge.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

— (Gesellsch. f. ethische Kultur):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Gorki, Drei Menschen.
Heyking, Briefe 2c.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Bielitz (Otto Beigel):
Adlersfeld-Ballestrem, alles.
Frenssen, alles.
Schnitzler, Reigen.

Bonn (Habichts Buchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Viebig, Vom Müllerhannes.

— (Röhrscheid & Ebbecke):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bilse, Aus e. kleinen Garnison.
Ganghofer, alles.
Heyking, Briefe 2c.
Huch, Vita somnium breve; Aus der Triumphgasse.
Ompteda, alles.
Viebig, alles.

Brandenburg (Havel) (M. Evenius):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Ebner-Eschenbach, Agave.
Frenssen, alles.
Grabein, Du mein Jena; In der Philister Land.
Heyking, Briefe 2c.
Ompteda, alles.
Raabe, alles.
Rosegger, alles.

Bremen (W. B. Hollmann Nachf.):
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Meyer-Förster, Heidenstamm.

Breslau (Blal, Freund & Co.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Schnitzler, Reigen.
Strauß, Freund Hein.

— (J. Max & Comp.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Heyking, Briefe 2c.
Huch, Vita somnium breve.
Mann, Buddenbrooks.

— (E. Morgenstern Buchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Ebner-Eschenbach, Agave.
Grabein, Du mein Jena; In der Philister Land.
Heyking, Briefe 2c.
Ompteda, Nerven.
Schnitzler, Reigen.

— (Schlettersche Buchh.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

— H. Scholtz [E. Pinnow]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

Brünn (G. & Karafiat):
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Nordmann, Ein Komtessenroman.
Schnitzler, Reigen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.
Wolff, Hohkönigsburg.

Charlottenburg (Städt. Volksb.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Frenssen, Jörn Uhl.
Ganghofer, Sünden der Väter.
Heyking, Briefe 2c.
Ompteda, Cäcilie von Sarryn.

— (H. Golde):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Strauß, Freund Hein.

Chemnitz (Fockesche Buchh.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bilse, Aus e. kleinen Garnison.
Gorki, Nachtasyl.
Gradein, Du mein Jena; In der Philister Land.
Mann, Buddenbrooks.
Ompteda, Aus großen Höhen; Nerven.
Schnitzler, Reigen.

Cöln (M. Lengfeldsche Buchh. [A. Ganz]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Gorki, Nachtasyl.
Heyking, Briefe 2c.
Heyse, Maria v. Magdala.
Mann, Buddenbrooks.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, Vom Müllerhannes.

— (Paul Neubner):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Constantinopel (Otto Keil):
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Grabein, Du mein Jena.
Heyking, Briefe 2c.
Wolff, Hohkönigsburg.

Dessau (Wilhelm Presting):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.
Reicke, Das grüne Huhn.
Rosegger, Das ewige Licht.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Dortmund (Ed. Mende Nachf.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Nordmann, Ein Komtessenroman.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Dresden (Ernst Beutelspacher & Co.):
Adlersfeld-Ballestrem, Trix.
Ebner-Eschenbach, alles.
Eschstruth, alles.
Frenssen, Jörn Uhl.
May, alles.
Ompteda, alles.

— (A. Dressel, vorm. E. Hoffmann Akadem. Buchhdlg.):
Algenstaedt, Frei zum Dienst.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Heyking, Briefe 2c.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, alles.

— (Schmidtsche Leihbibliothek):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe 2c.
Schnitzler, Reigen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

— (Theodor Schuberth):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Ganghofer, alles.
Heyking, Briefe 2c.
Rosegger, alles.

— (v. Zahn & Jaensch):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Heyking, Briefe 2c.
Mann, Buddenbrooks.

Düsseldorf (Schmitz & Olbertz):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe 2c.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Eisenach (Baereckesche Hofbuchhdlg. [Ludw. Pistor]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Grabein, Du mein Jena.
Heyking, Briefe rc.
Huch, Aus der Triumphgasse.
Meyer-Förster, Lena S.
Viebig, Vom Müllerhannes.
— (H. Jacobis Hofbuchhdlg. [H. Hartmann]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Kahlenberg, Nixchen.
Reicke, Das grüne Huhn.
Schnitzler, Reigen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Elbing (H. O. Krause):
Algenstaedt, Frei zum Dienst.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp; Am See.
Frenssen, Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe rc.
Heyse, Maria von Magdala.

Frankfurt a. M. (A. & G. Müller):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe rc.
Reicke, Das grüne Huhn.

Friedberg i. H. (Carl Bindernagel):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Gorki, Nachtasyl.
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Viebig, Rheinlandstöchter.

Friedrichroda (Carl Mittag, Hofbuchhdlg., vorm. Brückner & Renner):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe rc.
Huch, Ludolf Ursleu.
Kahlenberg, Nixchen.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Vom Müllerhannes.
Zahn, Albin Indergand.

Fürth (A. Schmittner):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Die Sandgräfin.
Heyking, Briefe rc.
Ompteda, Philister über dir!
Viebig, Dilettanten des Lebens.

Gera (Fr. Brendel):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bertsch, Die Geschwister.
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Grabein, Du mein Jena; In der Philister Land.
Heyking, Briefe rc.

Giessen (August Frees, Hofbuchh.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, verschiedenes.
Frenssen, alles.
Grabein, Du mein Jena; In der Philister Land.
May, Reiseerzählungen.
Ompteda, Die Radlerin; Sünde; Eysen.
Raabe, Chronik; Der Hungerpastor.
Rosegger, mehreres.
Viebig, Die Wacht am Rhein; Vom Müllerhannes; Das Weiberdorf; Rheinlandstöchter.
— (Oeffentliche Lesehalle).
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Rosegger, alles.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Das tägliche Brot.

Gleiwitz (B. Mittmann):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Jörn Uhl.

Görlitz (Rich. Rother):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Grabein, Du mein Jena.
Heyking, Briefe rc.
May, Reiseromane.

Graz (Adam Cieslar):
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Jörn Uhl.
Gorki, Verlorene Leute.
Rosegger, Weltgift.
Viebig, Das tägliche Brot; Die Wacht am Rhein.

Halle (Albert Neubert):
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Hamburg (Erie & Boß):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
— (Ad. Ettler [R. Mübe]):
Algenstaedt, Frei zum Dienst.
Heyking, Briefe rc.
Mann, Buddenbrooks.
Reicke, Das grüne Huhn.
— (A. E. Groenevelb):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe rc.
Mann, Buddenbrooks.
Viebig, Vom Müllerhannes.
— (A. B. Laeisz):
Bertsch, Die Geschwister.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
Huch, Vita somnium breve.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Hannover (J. H. Nordmeyersche Leihbibliothek [R. Kollmann]):
Bertsch, Die Geschwister.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe rc.
Huch, Vita somnium breve.
Mann, Buddenbrooks.
Reicke, Das grüne Huhn.

Jena (Oeffentliche Lesehalle):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
Raabe, Der Hungerpastor.
Sudermann, Frau Sorge.
Viebig, alles.

Kiel (Lipsius & Tischer):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Gorki, Nachtasyl.
Heyking, Briefe rc.
Kahlenberg, Nixchen.
Ompteda, Eysen.
Sudermann, Frau Sorge.

Bad Kissingen (Fr. Weinberger, Hofbuchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Ganghofer, Das neue Wesen.
Heyking, Briefe rc.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Königsberg (Bons Buchhlg. [Br. Gutzeit]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bilse, Aus e. kleinen Garnison.
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe rc.
— (R. Hübner):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe rc.
Mann, Buddenbrooks.
Ompteda, Aus großen Höhen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Konstanz (Wilh. Mecks Buchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe rc.
Ompteda, Nerven.
Rosegger, Weltgift.
Strauß, Freund Hein.

Lausanne (P. Benda):
Bertsch, Die Geschwister.
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
Kahlenberg, Sembritzkys.
Mann, Buddenbrooks.
Nordmann, Ein Komtessenroman.
Ompteda, Aus großen Höhen.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Liegnitz (Ewald Scholz Nachf.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe rc.
Mann, Buddenbrooks.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Mehreres von: Dahn, Ompteda, Raabe.

London (Mudie's Library):
Ebner-Eschenbach, Agave.
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Magdeburg (Heinrichshofensche Buchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe rc.
Heyse, Maria von Magdala.
Meyer-Förster, Karl Heinrich.
Zahn, Albin Indergand.
— (Städtische Nordfrontbücherei):
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Frenssen, Jörn Uhl.
Meistverlangte Autoren sonst: Ganghofer, G. Hauptmann, Heimburg, Karl May.
— (Stadtbibliothek):
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Frenssen, alles.
Ganghofer, Die Martinsklause; Schloß Hubertus.
Heyse, alles.
Raabe, alles.
Rosegger, Peter Mayr.

Mannheim (Brockhoff & Schwalbe):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe rc.
Ompteda, Cäcilie v. Sarryn.
Reicke, Das grüne Huhn.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Marienbad (E. A. Götz):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe rc.
Ompteda, Nerven.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Meiningen (Brückner & Renner):
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe rc.
Viebig, Vom Müllerhannes.
Wolff, Hohkönigsburg.

Meran (S. Pötzelberger):
Frenssen, alles.
Mann, Buddenbrooks.
Ompteda, Aus großen Höhen.

Moskau (Großmann & Knoebel):
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.
Viebig, Das tägliche Brot; Die Wacht am Rhein.

— (Gutthoffs Buchhdlg.):
Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esp.
Frenssen, Jörn Uhl.
Ompteda, verschiedenes.
Viebig, alles.

München (J. Lindauer):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe ꝛc.
Heyse, Maria von Magdala.
Ompteda, Nerven.
Viebig, Wen die Götter lieben.

Naumburg a. S. (Jul. Domrich):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
May, Romane.

— (Ernst Schöler):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Gorki, Nachtasyl.
Rosegger, Waldschulmeister.

Nürnberg (Jacob Zeiser):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe ꝛc.
Ompteda, Aus großen Höhen.
Reicke, Das grüne Huhn.

Oldenburg (Bültmann & Gerriets):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Wolff, Hohkönigsburg.

Paris (Haar & Steinert):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Sudermann, Frau Sorge; Der Katzensteg.
Viebig, Das tägliche Brot.

Plauen i. V. (Adolf Lohmann):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Mann, Buddenbrooks.
Zahn, Albin Indergand.

Posen (Friedrich Ebbecke):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe ꝛc.
Huch, Vita somnium breve.
Mann, Buddenbrooks.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

— (E. Rehfeldsche Buchh. [Curt Boettger]):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.
Reicke, Das grüne Huhn.

Prag (A. Andréische Buchhdlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.
Heyse, Maria von Magdala.
Ompteda, Aus großen Höhen.
Schnitzler, Reigen.

Pressburg (Sigm. Steiner):
Eschstruth, Der Majoratsherr.
Frenssen, Jörn Uhl.
Ganghofer, Der Klosterjäger; Das Schweigen im Walde.
May, alles.
Viebig, Das tägliche Brot.

Riga (C. J. Sichmann):
Meyer-Förster, Jena S.
Rosegger, Weltgift.

Stettin (Friedrich Nagel):
Heyking, Briefe ꝛc.
Meyer-Förster, Karl Heinrich.

Strassburg i. E. (Alfred Hoffmann):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bilse, Aus e. kleinen Garnison.
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.

— (Volksbibliothek):
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Ebner-Eschenbach, Lotti die Uhrmacherin.

Stuttgart (Volksbibliothek):
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Frenssen, Jörn Uhl.
Ganghofer, Der Klosterjäger.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Thorn (Justus Wallis):
Adlersfeld-Ballestrem, Pension Malepartus.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Reicke, Das grüne Huhn; Im Spinnenwinkel.

Trier (Heinrich Stephanus):
Adlersfeld-Ballestrem, Trix.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, alles.
Ompteda, Nerven.
Viebig, Vom Müllerhannes.

Weimar (Alexander Huschke Nachf.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.

Wien (Central-Bibliothek):
Frenssen, Jörn Uhl.
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.
Nordmann, Ein Komtessenroman.

— (Ehrenberg & Cie.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.
Schnitzler, Reigen.

— (L. & A. Lait):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Bilse, Aus e. kleinen Garnison.
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.
Nordmann, Ein Komtessenroman.
Geijerstam, Komödie der Ehe.

— (Josef Sáfár):
Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen.
Gorki, Drei Menschen.
Heyking, Briefe ꝛc.
Ompteda, Sylvester von Geyer; Eysen; Cäcilie v. Sarryn.
Viebig, Das Weiberdorf.

Wiesbaden (Feller & Gecks):
Altgenstaedt, Frei zum Dienst.
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Gorki, Nachtasyl.
Grabein, Du mein Jena!
Grad, Die Overbecks-Mädchen.
Heyking, Briefe ꝛc.
Ompteda, Nerven.
Reicke, Das grüne Huhn.

— (Moritz & Münzel):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.
Mann, Buddenbrooks.
Ompteda, Cäcilie v. Sarryn.
Zahn, Albin Indergand.

Würzburg (J. Franks Buchhandlg.):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe ꝛc.
Viebig, Das tägliche Brot.

Danach wurden als die meistgelesenen Bücher des Jahres unter 107 Antworten genannt:

81 mal: Beyerlein, Jena oder Sedan?
78 mal: Heyking, Briefe, die ihn nicht erreichten;
69 mal: Frenssen, Jörn Uhl;
35 mal: { Frenssen, Die drei Getreuen; Thomas Mann, Buddenbrooks;
23 mal: { Frenssen, Die Sandgräfin; Viebig, Vom Müllerhannes.

Als meistgelesene Autoren ergaben sich:

Franz Adam Beyerlein (81);
Elisabeth v. Heyking (78);
Gustav Frenssen (73);
Clara Viebig (45);
Thomas Mann (35);
Georg Frhr. v. Ompteda (27).

Dieses Ergebnis bringt keine wesentliche Ueberraschung. Daß die Bücher von Beyerlein und Frau v. Heyking die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigen würden, war ebenso sicher zu erwarten, wie es im vorigen Jahre für „Jörn Uhl" auch ohne Umfrage als ausgemacht gelten konnte. Diesem ist der Erfolg auch im vergangenen Jahre mit kaum verminderter Stärke treugeblieben: zugleich hat er die beiden früheren Romane Frenssens nachträglich mit in den Vordergrund gezogen, so daß in der Plejade der meistbegünstigten Bücher Frenssen allein mit drei Werken vertreten ist.

Erfreulich an diesem Gesamtresultat ist zweierlei: einmal, daß unter diesen von einem nach hunderttausenden zählenden Lesepublikum bevorzugten Büchern sich kein einziges litterarisch und künstlerisch bedeutungsloses findet; und ferner, daß kein einziger Autor des Auslandes darunter vertreten ist. Bei unserem ersten, noch eng begrenzten statistischen Versuch vor drei Jahren waren die sechs meistverlangten Autoren: Ompteda, Ganghofer, Eschstruth, Zola, Tolstoi, Wolzogen. Im Jahre 1901: Viebig, Ompteda, Sienkiewicz, Georgy, Wassermann, Ganghofer. Im Jahre 1902: Frenssen, Viebig, Ompteda, Meyer-Förster, Eschstruth, Sienkiewicz. Es ist also in diesem Jahre zum ersten Male kein Ausländer mehr unter den Meistgelesenen, und auch sonst ergiebt der Vergleich der Listen einige vorteilhafte Folgerungen für eine gewisse Hebung des litterarischen Geschmacks, wenn man auch darin nicht zu optimistisch sein und die Faktoren Zufall und Mode nicht außer acht lassen darf.

Außer den oben genannten Autoren erhielten größere Stimmenzahlen (über 10) nur noch Reicke (16), Eschstruth (15), Schnitzler (13), Rosegger (12). Das Ausland war — trotz der Klagen über die viel zu vielen Uebersetzungen — nur mit Gorki, Geijerstam und Sienkiewicz (wie im vorigen Jahre) vertreten.

Die Volksbibliotheken und öffentlichen Lesehallen meldeten als bevorzugte Bücher durchschnittlich ziemlich dieselben wie die privaten Leihbibliotheken und Lesezirkel. Wenn im übrigen diese letzteren gewöhnlich als Hindernisse für den Absatz der Bücher zu gelten pflegen, weil man annimmt, daß durch sie zahlreiche Leute vom Bücherkaufen abgehalten werden, so scheint dem unsere Statistik zu widersprechen, denn gerade die meistgeliehenen Bücher waren auch die meistgekauften, d. h. diejenigen mit den hohen Auflagezahlen.

Im Anschluß an die Statistik über die meistgelesenen Bücher des letzten Jahres wird eine manch überraschendes Ergebnis bringende Statistik deutscher Bühnenaufführungen an dieser Stelle interessieren. Die größte Aufführungsziffer unter den lebenden deutschen Autoren erzielte Franz von Schönthan mit 1366 Aufführungen, ihm folgen Blumenthal und Kadelburg mit 1337 und W. Meyer-Förster mit 1255 Aufführungen seines „Alt-Heidelberg". Auch Sudermanns Werke haben die ansehnliche Zahl von 1050 Wiederholungen erreicht. Während im übrigen die lebenden deutschen Dramatiker mit den Aufführungen erfolgreicher Repertoirestücke etwa die Mitte zwischen 300 und 600 Aufführungen halten, weisen die Spielpläne eine immerhin gering zu nennende Wiederholungs-Ziffer für die Dramen ausländischer Schriftsteller auf. Sieht man von Maeterlinck ab, dessen „Monna Vanna" als Modestück 835mal über deutsche Bühnen ging, so bleiben für Ibsen 323, für Björnson 248, ja selbst für die „unsittlichen" Franzosen nur niedrige Wiederholungs-Ziffern. Die höchsten Zahlen erreichten der pariser Schwank „Lutti" mit 393, „Seine Kammerzofe" mit 317, „Einquartierung" mit 233 und „Die Liebesschaukel" mit 205 Aufführungen. Aus solchen Ziffern läßt sich freilich über die Beeinflussung des gesamten deutschen Spielplans durch die Ausländer kein rechtes Bild gewinnen, wenn man nicht die exceptionelle Stellung einiger großstädtischer Bühnen in Rechnung bringt. Was hier von den Franzosen gilt, muß vor allem bei Gorki beachtet werden, dessen „Nachtasyl" 123 (?) Aufführungen zum größten Teil nur auf berliner Boden erreichte. Interessant und zugleich erfreulich sind schließlich die Ziffern der klassischen Dramen. Da ist vor allem der „degradierte" Schiller 1111mal, ferner Shakspere 658mal, Goethe 347mal, Grillparzer 338mal, Lessing 212mal, Molière 208mal und endlich Kleist 178mal vertreten.

Nachrichten

Todesfälle. In Weimar † im 85. Lebensjahre Frau Karoline Peucer geb. Wieland, die letzte Enkelin des Dichters Wieland. In ihr ist abermals eine Zeugin der klassischen Zeit Weimars geschieden. Bis zu den letzten Lebenstagen erfreute sich die Verstorbene großer geistiger Regsamkeit.

Frau Laura von Maupassant, Guy de Maupassants Mutter, † siebzigjährig am 8. Dezember in Nizza. Sie war des Dichters litterarische Beraterin gewesen, eine Jugendfreundin Gustave Flauberts. Von ihrem Gatten, Gustav de Maupassant, hatte sie sich schon zu Lebzeiten des Sohnes getrennt. Ein jüngerer Sohn, Hervé, war schon einige Jahre vor Guy gestorben.

Henry Seton Merriman (eigentlich Hugh Stowell Scott) † in Melton bei Ipswich (Suffolk) Ende November im Alter von 40 Jahren. Er gehörte zu den in Amerika beliebtesten Erzählern. Als seine besten Romane gelten „With edged tools" (1894), „The Sowers" (1896) und „Barlash of the Guard", der zur Zeit der napoleonischen Kriege in Ostdeutschland spielt. Merriman lebte sehr zurückgezogen und war seiner Kränklichkeit halber viel auf Reisen (s. auch oben Sp. 498).

* *

Herder-Feiern. Zur Feier von Herders hundertstem Todestage fand in Weimar im großen Erholungssaale ein Gedenkakt statt, bei dem Bernhard Suphan die Weiherede hielt. Im Hoftheater wurde „Der entfesselte Prometheus" in Franz Liszts Komposition aufgeführt. Außerdem wurde eine kirchliche Gedenkfeier und eine Ausstellung von Handschriften und Bildnissen Herders im Goethe-Schiller-Archiv veranstaltet. — In Berlin ging die öffentliche Herder-Feier vom Giordano Bruno-Bund aus: Bruno Wille und Otto Pfleiderer waren die Redner. In engerem Fachkreise vollzog sich der Gedenkakt der Gesellschaft für deutsche Litteratur, bei dem Prof. Dr. Rich. M. Meyer den Vortrag hielt. — In Hamburg hatte die Litterarische Gesellschaft eine Gedächtnisfeier vorbereitet, bei der ein Vortrag Berthold Litzmanns Herders Leben und Wirken beleuchtete. — Der Hessische Goethebund in Darmstadt hielt eine Herderfeier am 10. Dezember in der Aula der Technischen Hochschule ab. Lic. Preuschen hielt die Gedächtnisrede, Otto Harnack rezitierte herdersche Dichtungen. — Eine gleiche Feier veranstaltete die Loge „Zur Wahrheit und Treue" in Heidelberg. Dr. Arnold Sack sprach über Herders Beziehungen zur Freimaurerei, Prof. Paul Hensel aus Erlangen über „Herders Humanitätsbegriff". — In Zürich übernahm der Lesezirkel Hottingen die Ehrenpflicht, Herders Gedächtnis durch eine eigene Feier zu ehren. Die Rede hielt hier Adolf Frey. — Weitere Feiern veranstalteten die Universität Königsberg (Redner: Prof. Hermann Baumgart), die Litterarische Gesellschaft in Göttingen (Dr. Heinrich Meyer-Benfey), die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau (Prof. Max Koch und Prof. Cornill), das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M., die Technische Hochschule in Karlsruhe (Prof. Arthur Böhtlingk) u. s. w. Auch in Herders ostpreußischer Vaterstadt Mohrungen fand eine mehrteilige Gedenkfeier statt. — Zum Ehrengedächtnis von Herder hat Prof. Dr. Walter Simon in Königsberg i. Pr. eine der großherzoglich sächsischen Regierung unterstellte Stiftung von 15000 Mk. errichtet, die dazu bestimmt ist, im Großherzogtum Sachsen-Weimar Arbeiten zu fördern, die im Ideenkreise Herders lagen, und zwar sollen geistig und sittlich tüchtige Geistliche und Lehrer — insbesondere Volksschullehrer — Stipendien zu ihrer weiteren Fortbildung erhalten.

* *

Münchener Vereinsnachrichten. Die Universitätsbehörde in München hat es für nötig erachtet, den Akademisch-Dramatischen Verein wegen der Aufführung einiger Szenen aus Arthur Schnitzlers „Reigen" (s. oben Sp. 512 f. und früher LE V, 1433) aufzulösen, nachdem er fünfzehn Jahre bestanden und sich manches litterarische Verdienst erworben hatte. Dieser Hydra wäre also glücklich der Kopf abgeschlagen, aber wie es mit Hydren zu gehen pflegt: es sind gleich zwei neue Köpfe nachgewachsen. Eine „Dramatische Gesellschaft" hat sich gebildet, die nach Art der Freien Bühnen unbekannte dramatische Autoren durch Aufführungen zu fördern oder solche Stücke auf die Bühne zu bringen beabsichtigt, denen die öffentlichen Theater verschlossen bleiben. Erster Vorsitzender der Gesellschaft ist Dr. Fritz Braumüller, Regisseur am Schauspielhaus, zweiter Edgar Steiger, Beisitzer sind u. a. die Schriftsteller Kurt Aram und M. G. Conrad, die Verleger Georg Hirth und Albert Langen, der Hofkapellmeister Stavenhagen und der Regisseur Basil vom Hoftheater. — Gleichzeitig wird die Bildung einer zweiten Vereinigung gemeldet, die unter dem Namen „Der Neue Verein" unmittelbar

an die Stelle des aufgelösten akademischen Vereins tritt und dessen Besitz und Traditionen übernimmt. An der Spitze dieser Gründung stehen die Schriftsteller Otto Falckenberg, Joseph Ruederer und Philipp Witkop.

• •

Aus Dichterwerkstätten. Einer Umfrage, die das „Berl. Tagebl." bei einer Anzahl von Autoren veranstaltet hat, ist zu entnehmen, daß Wilhelm Raabe seit 1899 einen Roman „Altershausen" begonnen, aber noch nicht zu Ende geführt hat. Sudermann, der nach Japan unterwegs ist, schreibt an einem Roman, der im nächsten Jahr erscheinen soll. Mit einem Roman ist auch Otto Ernst beschäftigt: er soll in Hamburg spielen und zu Ostern herauskommen. Richard Dehmel kündigt zwei Kinderbücher an und widmet sich im übrigen der Vorbereitung einer zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Werke. Otto Julius Bierbaum will zwei neue Operndichtungen zu Ende führen und hat einen Roman „Der geblümte Schlafrock" in Arbeit. Von Max Dreyer werden zwei neue Dramen „Venus Amathusia" und „Stöller Hildebrand" angemeldet, außerdem ein plattdeutscher Gedichtband. Lou Andreas-Salomé hat zwei größere Erzählungen „Russischer Frühling" und Rodinka" vollendet. Seinem „Pastor Klinghammer" gedenkt Wilhelm Hegeler einen neuen modernen Eheroman folgen zu lassen. Hugo von Hofmannsthal, der Nachdichter von Sophokles „Elektra", hat sich als nächste Aufgabe wieder eine Art Nachdichtung gestellt: er will das verschollene Drama „Das gerettete Venedig" von Thomas Otway (1651—1685), das zuletzt in einer deutschen Bearbeitung unter Goethes Theaterleitung in Weimar gespielt wurde, einer ganz freien Neubearbeitung unterziehen.

• •

Der litterarische Nobelpreis. Bei der diesjährigen Verteilung der fünf Nobelpreise von je 150 000 Mark wurde der litterarische Preis Björnstjerne Björnson zugesprochen, der das Diplom persönlich in Stockholm aus den Händen König Oskars in Empfang nahm. — Für den Friedenspreis war Bertha von Suttner vorgeschlagen: wider alles Erwarten wurde sie zugunsten des englischen Parlamentariers Cremer übergangen.

• •

Allerlei. Ein Denkmal für Adalbert Stifter soll bei seinem Geburtsort Oberplan, im Böhmerwald, errichtet werden. Spenden nimmt der dortige Denkmalsausschuß (Obmann: Dr. med. Moritz Herrle) entgegen. — Königin Elisabeth von Rumänien, als Carmen Sylva litteraturbekannt, vollendete am 29. Dezember ihr 60. Lebensjahr. — Der Senat der Universität Heidelberg hat beschlossen, sämtlichen Dozenten zu gestatten, außer ihren akademischen Vorlesungen auch Vorlesungen für das Gesamtpublikum zu halten, die jedem Erwachsenen gegen Einzeichnung beim Dozenten zugänglich sein werden. Diese Einrichtung, die noch an keiner anderen deutschen Universität besteht, ist ein weiterer Sieg der Volkshochschulbestrebungen, die von Anfang an bei der Ruperto Carola weitgehende Pflege gefunden haben. — Am 1. Januar 1904 werden die Werke von Hermann Kurz für den Buchverlag frei. — Die dänischen Schriftsteller Herman Bang in Kopenhagen und Karl Gjellerup in Dresden feierten im Dezember ihr 25 jähriges Schriftstellerjubiläum. — Eine Marmorbüste für Chaucer, den „Vater der englischen Dichtkunst", wurde am 9. Dezember in der Guildhall Library in London enthüllt.

Notizen.

∼ **Ernst Moritz Arndt und Theodor Mommsen.** Zu seinem achtzigsten Geburtstag erhielt Ernst Moritz Arndt von einigen leipziger Freunden und Verehrern einen goldenen Becher zugesandt mit folgender schönen Widmung, die er, ohne den Verfasser zu nennen, den er vielleicht selbst nicht kannte, in der letzten Ausgabe seiner „Gedichte"*) veröffentlichte und die er mit einem poetischen Gruß „Unsre heilige Allianz"**) erwiderte. Das Gedicht, zu dessen Verständnis man sich vergegenwärtigen muß, daß es die Hoffnungen und Befürchtungen der Patrioten kurz nach dem Zusammenbruch des frankfurter Parlaments widerspiegelt, lautet:

An E. M. Arndt zum 26. Christmonds 1849.

Den Samen, den du streutest,
Verwehte nicht der Wind
Die Glocken, die du läutest,
Hört Kind und Kindeskind;
Die jungen Herzen schlagen,
O Vater Arndt, dir zu,
Die weißen Locken zu tragen
Mit Ehren so wie du.

Wie sich die Geschicke wenden,
Wie auch das Glück uns log,
Es wehte in deinen Händen
Das deutsche Banner hoch;
Es scholl in böser Stunde,
Wo alles schien vorbei,
Die Losung aus deinem Munde,
Das deutsche Feldgeschrei.

Als alle Sterne sanken,
Als jedes Herz verzagt,
Dein Glaube mochte nicht wanken,
Daß doch ein Morgen tagt;
Nach Trübsal und nach Sorgen,
Nach Not und schwerer Zeit,
Da sah der schöne Morgen
Das deutsche Land befreit.

Die Sterne steigen nieder,
Verzagt steht mancher Mann.
Steh, Vater Arndt, uns wieder
Im Silberhaar voran.
So viele steh'n betroffen,
Kleinmütig schau'n sie zu —
O Vater, lehr' uns hoffen,
Ja hoffen so wie du.

Vielleicht, daß wir's erringen, —
Das Schicksal eilt zum Spruch,
Des deutschen Adlers Schwingen,
Schon rüsten sie zum Flug;
Wir harren und wir lauschen —
Wagt er den Siegeslauf?
Wann seine Fittiche rauschen,
Da wacht der Kaiser auf.

Vielleicht geht wieder verloren
Des heißen Kampfes Kranz,
Und siegt der Schurken und Thoren
Unheilige Allianz;
Vielleicht sind nah die Tage,
Wo nur im goldenen Lied
Und in heiliger Kindersage
Noch deutsche Hoffnung blüht.

Ob wir die Schlacht verlieren —
Es ist nicht die letzte Schlacht.
Sie muß ja triumphieren,
Des Volkes ewige Macht.
Von der Weichsel bis zum Rheine,
Vom Meer zum Donaustrand
Wir glauben an das Eine,
Das deutsche Vaterland.

Will Kleinmut uns umnachten,
Du bist es, der uns warnt,
Du Kämpfer in beiden Schlachten,
Du, Deutschlands Eckart, Arndt.
Sollst du es selbst nicht schauen,
Das vielverheiß'ne Land,
Da magst du's uns vertrauen,
Einlösen wir das Pfand.

Der bisher unbekannte Verfasser dieser begeisterten Verse ist Theodor Mommsen, damals Professor in Leipzig, wo er zu einem Kreise von Gelehrten und Buchhändlern gehörte, der sich, abgesehen von ihm selbst, aus Karl Reimer, Salomon Hirzel, Georg Wigand, Moritz Haupt, Theodor Danzel, Otto Jahn und Gustav Freytag zusammensetzte, die, durch gemeinsame wissenschaftliche und politische Interessen verbunden, häufig zusammenkamen. In einem kleinen Aufsatz über Arndts Beziehungen zu Leipzig, den ich im Feuilleton des „Leipziger Tageblatts" vom 2. Februar 1899 veröffentlichte (vgl. LE I, 622), hatte ich die Vermutung ausgesprochen, daß es dieser Kreis gewesen sein möge, der dem greisen

*) Berlin 1860. S. 568.
**) Ebenda. S. 570.

Dichter die schöne Ehrung erwiesen habe, und auf Anregung von Professor Erich Marcks, der mir Mommsen als den wahrscheinlichen Verfasser des Widmungsgedichtes bezeichnete, sandte ich diesem einen Abzug meiner Arbeit.

Ich erhielt darauf folgende Antwort:

Geehrter Herr!

Daß die von Ihnen ausgegrabenen Verse von mir sind, habe ich keinen Grund zu verschweigen. Auf eine Jugendthorheit mehr oder weniger kommt es weiter nicht an. Uebrigens scheint mir jetzt, wo ich in dem Alter stehe, wie damals Arndt, das Hoffen nicht gerade leichter zu sein, als es uns damals war. Grüße an meinen Freund Marcks, der in dieser Hinsicht mehr leistet als ich.

Ergebenst

Charlottenburg, 21. 2. 99. Mommsen.

Leipzig. *Dr. Robert Geerds.*

Zuschriften.

I.

Sehr geehrte Redaktion!

Erst recht verspätet kam mir das Referat des Herrn Dr. Franz Schultz in Bonn über meine Arbeit „Heines Charakter und die moderne Seele“ (1. Februarheft) zu Gesicht; ich erwidere kurz, daß mir die Reproduktion des verschollenen heinischen Jugendgedichtes „Deutschland 1815“ aus den „Unterhaltungsblättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen“ von anno 1829 durch Herrn Professor Elster in der „Deutschen Dichtung“ bei Abfassung meines Werkes unbekannt gewesen ist und ich daher nur auf die erstgenannte Publikation hinweisen konnte. Auf den Vorwurf des Referenten, daß ich die von mir zitierten Briefe Heines für „neu“ ausgegeben habe, bemerke ich, daß ich Seite 98 meiner Studie wörtlich schrieb: „In der Deutschen Revue (Jahrgang 1897) veröffentlichte Ernst Elster einige neue Briefe Heines, die geeignet sind, sein Charakterbild zu ergänzen“ u. s. w.

In den mir zur Last gelegten Fällen habe ich also bona fide gehandelt.

Hochachtungsvoll

Zürich, 20. November 03.

Max Kaufmann.

II.

Erwiderung.

Um die Zuschrift des Herrn Max Kaufmann als überflüssig und gewagt darzuthun, würde es genügen, die Worte meines Referats hierherzusetzen. Die Thatsache, auf die ich hinweisen zu müssen glaubte, ist diese: Die Schrift des Herrn Max Kaufmann trägt auf dem Titelblatt in fettem Druck den Vermerk: „Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht ‚Deutschland 1815‘“. Wer das Buch aufschlägt, findet aber keine einzige neue Urkunde, sondern nur S. 72 f. den Abdruck eines Briefes von Heine an Christiani, Göttingen, 7. März 1824, veröffentlicht von Ernst Elster in der Deutschen Rundschau, Mai 1901, und S. 100 ff. drei Schreiben Heinrichs an Max Heine vom 3. Mai 1849, 9. Januar, 22. März 1850, alle drei gleichfalls von Elster publiziert in der Deutschen Rundschau, 1897. Ich habe also Herrn Kaufmann nicht „zum Vorwurf gemacht“ oder „zur Last gelegt“, er habe Briefe für „neu“ — d. h. im wissenschaftlichen Sprachgebrauch für bisher unbekannt — ausgegeben, die es nicht waren, sondern er hat dies in Wirklichkeit auf dem Umschlage seiner Schrift gethan.

Daß Herr Kaufmann S. 98, ohne die Beziehung zu den folgenden Abdrücken herzustellen, schrieb: „In der Deutschen Revue (soll heißen ‚Rundschau‘) veröffentlichte Ernst Elster einige neue Briefe Heines u. s. w.“, ist mir nicht entgangen, ja ich habe daraufhin sogar pflichtgemäß betont, daß im Text der kaufmannschen Schrift der Name des Herausgebers der Briefe wenigstens erwähnt wird. Die Zweideutigkeit, der Wunsch, sich vor Laien mit fremden Federn zu schmücken, ist aber auch hier offensichtlich. Zum Beweise füge ich heute noch hinzu, daß Herr Kaufmann S. 41 in einer Anmerkung unauffällig Hermann Hüffers Buch „Aus dem Leben Heinrich Heines“ citiert, im Text aber dreist behauptet, Heines Briefe an Christian Sethe — sie bilden den Kern und die Zierde der verdienten und glänzenden bekannten hüfferschen Schrift — seien „vollständig veröffentlicht“ in seinem, Herrn Kaufmanns, Werke „Heines Liebesleben“ (Zürich, Albert Müllers Verlag, 1897); das Wörtchen „zuerst“ ist fein vermieden.

Und nun zu dem Jugendgedicht „Deutschland“. Welch merkwürdiges Zusammentreffen! Professor Schwering in Münster stößt auf ein Exemplar der ebendort 1829 erschienenen, fast verschollenen Zeitschrift „Allgemeine Unterhaltungsblätter zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen“; er findet darin das heinische Gedicht, macht seinen Kollegen Elster darauf aufmerksam, dieser, dem Hinweise dankbar folgend, veröffentlicht es und führt vor allem den Beweis der Echtheit. Und nun kommt der in Zürich wohnende Herr Kaufmann, hat keine Ahnung von dem Neudruck des Gedichtes, sondern will es — er, dessen „unbedeutendes Machwerk“ (vgl. Elster, Deutsche Rundschau 1903, September, S. 469) nicht eine Zeile selbständiger Forschung enthält — ebenfalls aus dem vergessenen münsterischen Journal kennen gelernt haben! Ich überlasse das Urteil denen, die in solchen Dingen einige Erfahrung haben.

In meiner Anzeige gab ich verhältnismäßig schonend der Meinung Ausdruck, Herrn Kaufmanns Verfahren werde gar manchem nicht einwandfrei erscheinen. Jetzt empfehle ich ihm, der in einer zu seinen Prätensionen wenig stimmenden litterarischen Abgeschlossenheit zu leben scheint, wie allen, die an seiner Arbeitsweise noch Interesse haben, die nach der meinigen erschienene Rezension Harry Maynes in der Deutschen Litteraturzeitung 1903, Nr. 7. Dort wird mit Recht das „größere Publikum vor dieser Pseudo-Wissenschaft gewarnt“ und dem Verfasser das Urteil gesprochen, „daß er sich durch seine im ehrlichen wissenschaftlichen Betriebe nicht üblichen Gepflogenheiten selbst richte“.

Bonn, 29. November 1903. Franz Schultz.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Albert, Adam. Die Dorfrebellen. Roman. Dresden, E. Pierson. 350 S. M. 3,50 (4,50).

Bernhard, Marie. Das Teufelchen. Roman. Dresden, E. Pierson. 285 S. M. 4,— (5,—).

Bessemer, Herm. Der Mann m. dem Spiegel. Geschichte e. Niedergangs. Leipzig, Magazin-Verlag. 339 S. M. 4,—.

Bobertag, Bianca. Die Kentaurin. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 2 Bde. 196 u. 180 S. M. 6,—.

Braune-Rosla, Rud. Krimskrams. Humoresken. Breslau, S. Schottlaender. 223 S. M. 2,— (3,—).

Brinkmann, Max. Genosse Tuleweit. Eine moderne Apostelgeschichte. Mit vielen Zeichngn. Berlin, A. Hofmann & Comp. gr. 8°. 78 S. M. 1,50.

Busse, Carl. Federspiel. Westliche u. östliche Geschichten. Berlin, Albert Goldschmidt. 359 S. M. 5,— (6,—).

Dirks, Joh. Fr. Strunkwark. Riemels u. Vertellsels. Norden, Diedr. Soltau. VIII, 181 S. M. 2,— (3,—).

Ebenstein, Erich (Annie Hruschka). Königin Liebe. Novellen. Breslau, S. Schottlaender. 315 S. M. 3,— (4,—).

Ebner-Eschenbach, Marie v. Die arme Kleine. Erzhlg. Berlin, Gebr. Paetel. 387 S. m. 3 Farbendr.-Bildern u. 22 Textillustr. M. 7,— (8,—).

Ewers, Hanns Heinz. Die verkaufte Großmutter. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 4°. 76 S. m. Abbildgn. Geb. M. 2,50.

Fischer, Rosa. Oststeirisches Bauernleben. Mit e. Vorrede v. Peter Rosegger. Illustr. Wien, Oesterr. Verlags-Anst. 280 S. M. 3,50 (4,50).

Frank, Ulr. Beim Patriarchen. — Die Toten. Breslau, S. Schottlaender. 296 S. M. 3,— (4,—).

Friedmann, Fritz. Eine Gefallene. Artisten-Roman. Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann. 170 S. M. 2,— (3,—).

Frimberger, J. G. Der Binder v. Rheinthal. Eine Geschichte a. d. niederösterr. Weinland. Wien, Oesterr. Verlags-Anst. gr. 8°. 300 S. M. 2,— (3,—).

Gostl, Bertha. Lilli. Roman in 2 Bdn. Dresden, E. Pierson. 301 u. 429 S. M. 6,— (8,—).

Hoechstetter, S. Der Pfeifer. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 406 S. M. 5,— (6,—).

Ivoy, Alex. v. Die Geschichten des Jager-Franzl. Ernstes u. Heiteres a. d. Wäldern Oesterreichs. Wien, C. W. Stern. 125 S. M. 2,—.

Karlsen, Hans. Die Starken. Roman. Dresden, E. Pierson. 312 S. M. 3,50 (4,50).

Kürnberger, Ferd. Das Schloß der Frevel. Roman. Herausg. u. m. e. Vorw. vers. v. Karl Rosner. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 2 Bde. 313 u. 250 S. M. 5,—.

Tholens, Past. Herm. Lotte Wilkens, die Lehrerstochter v. Borkum. Roman. Emden, W. Haynel. 220 S. m. Titelbild. Geb. M. 3,—.

Urban, Henry F. Just Zwölf. Yankee-Schnurren u. a. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 160 S. M. 2,—.

Viebig, C. Rheinlandstöchter. Roman. 5. Aufl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 548 S. M. 6,— (7,50).

Wiedmer, Jak. Um neue Zeiten. Frauenfeld, Huber & Co. 196 S. M. 2,40.

Bauditz, Sophus. Die Komödie auf Kronborg. Erzhlg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 161 S. M. 2,50.

Boutet, Frederic. Der wilde Mann vom Tintenholzquai. Kapitän Fettgans. Uebers. v. With. Thal. Minden, J. C. C. Bruns. 244 S. M. 2,50 (3,50).

Drachman, Holger. Verschrieben. Roman. Auf Wunsch des Verf. in neuer autor. Uebersetzg. v. Julia Koppel u. Gust. Falke (Gedichte). Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 2 Bde. 376 u. 202 S. M. 5,—.

Hornung, E. W. Die schwarze Maske. A. d. Engl. v. Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Lemonnier, Camille. Die Liebe im Menschen. A. d. Franz. v. Dr. Paul Adler. Eingeleitet v. Stef. Zweig. Leipzig, Magazin-Verlag. 12°. VIII, 202 S. M. 5,—.

Pontoppidan, Henrik. Rotkäppchen. Uebers. v. Mathilde Mann. Breslau, S. Schottlaender. 215 S. M. 2,— (3,—).

Strindberg, Aug. Schweizer Novellen. A. d. Schwed. v. Emil Schering. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 214 S. M. 2,50.

Wilde, Oscar. Das Granatapfelhaus. Deutsch v. F. P. Greve. Leipzig, Insel-Verlag. gr. 8°. 103 S. M. 5,— (6,50).

b) Lyrisches und Episches.

Apelt, Willib. Leben, träumen. Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8°. VII, 118 S. M. 2,— (3,—).

Au, E. L. in der (Emma Marschall). Laub u. Blüten. Pfaffendorf a. Rh., Emma Marschall. gr. 8°. 95 S. M. 2,—.

Badische Kunst 1903. Herausg. von Albert Geiger. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. Lex.-8°. 95 S. mit Illustrationen u. Kunstbeil.

Barbo, Max Graf. Märchen. Graz, Paul Cieslar. gr. 8°. 95 S. M. 2,—.

Baumgartner, Heinr. Lieder u. Gesänge v. der Isar. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 88 S. M. 2,50.

Blätter f. die Kunst. Eine Auslese a. d. Jahren 1898—1904. (Begründet v. Stef. George. Herausg. v. Carl Aug. Klein.) 2. Bd. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. 176 S. M. 3,— (4,50).

Dransfeld, Hedw. Erwachen. Neue Gedichte. Köln, J. P. Bachem. gr. 8°. 152 S. Geb. M. 3,—.

Falke, Konr. Dichtungen. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. gr. 8°. VII, 142 S. Geb. M. 3,—.

Fogar, Heinr. Gedichte. Wien, Alfred Hölder. 89 S. M. —,70.

Galen-Gube, Else. Aus dem Leben u. den Träumen e. Weibes. Gedichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 140 S. m. Bildn. M. 4,—.

Grisebach, Eduard. Tannhäuser in Rom. 9., durchgeseh. u. verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 139 S. M. 3,— (4,—).

Hartleben, Otto Erich. Der Halkyonier. Ein Buch Schlußreime. Berlin, S. Fischer. 12°. 103 S. M. 2,50 (3,75).

Herbert, M. Einsamkeiten. Gedichte. Köln, J. P. Bachem. gr. 8. 148 S. Geb. M. 3,—.

Herzog, Aug. Empfundenes u. Nachempfundenes. Verse. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 12°. 168 S. Geb. M. 3,—.

Köhler-Haußen. Galgenstricks Lieder. Illustr. Dresden, E. Pierson. breit 8°. 41 S. M. 1,50 (2,50).

Krämer, Th. Herrgotts Sängerlein. Buntes a. d. Lande der Poesie. Neiße, Oswald Huß Nachf. 98 S. M. 1,75.

Kyber, Carl Manfr. Drei Waldmärchen. Mit Zeichngn. v. Paul Haase. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 28 S. M. —,60.

Michaeli, Otto. Scherz u. Schmerz. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anst. 12°. 227 S. M. 3,— (4,—).

Müller-Mittler, A. Jucunda Juventus. Gedichte. Stuttgart, Friedrich Stahl. VI, 111 S. Geb. M. 2,—.

Münchhausen, Börries Frhr. v. Ritterliches Liederbuch. Goslar, F. A. Lattmann. gr. 8°. VII, 107 S. Geb. M. 4,—.

Musenalmanach, Leipziger, 1904. Herausg. v. d. leipz. Abteilg. der freien Studentenschaft. Göttingen, Lüder Horstmann. gr. 8°. 74 S. M. 2,50 (3,50).

Wichert, Ernst. Gedichte u. Sprüche. Dresden, Carl Reißner. VI, 122 S. M. 2,— (3,—).

Wiener, Oskar. Balladen u. Schwänke. Mit Bildern v. Rich. Teschner. Minden, J. C. C. Bruns. 4°. VII, 83 S. M. 3,—.

Petrarca. Aus Petrarcas Sonettenschatz. 2. Sammlg. Freie Nachdichtgn. v. J. Kohler. Berlin, Georg Reimer. IX, 148 S. Geb. M. 3,—.

Rossetti, Dante Gabriel. 12 Sonette. Nach d. Engl. v. Alfr. v. Ehrmann. Wien, Oesterr. Verlags-Anst. gr. 8°. 15 S. M. —,50.

c) Dramatisches.

Bauer, Ludw. Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. Minden, J. C. C. Bruns. 12°. 163 S. M. 1,50 (2,—).

Birt, Thdr. (Beatus Rhenanus). Der Musikdirektor. Lustspiel. Marburg, N. G. Elwert. 104 S. M. 1,50.

Christ, L. Jean. Ein Rasttag im Manöver. Lustspiel. Coburg, E. Riemannsche Hofbuchh. gr. 8°. 79 S. M. 1,—.

Duo-Scenen im Dampfbad. Ringel-Reigen-Rosenkranz nach berühmtem Muster v. e. Wienerin. Leipzig, Magazin-Verlag. 87 S. M. 2,—.

Goethe. Faust. Eine Tragödie. 2. Tl. (Pantheon-Ausg.) Textrevision, Einleitg. u. Erläutergn. v. Otto Pniower. Berlin, S. Fischer. gr. 16°. XLIV, 333 S. m. Bildn. Geb. M. 3,—.

Greyerz, Otto v. Herz ist Trumpf! Lustspiel. Bern, A. Francke. 43 S. M. 1,20.

Grillparzer, Frz. Des Meeres u. der Liebe Wellen. Trauerspiel. (Pantheon-Ausg.) Textrevision v. Otto Pniower, Einleitg. v. Hugo v. Hofmannsthal. Berlin, S. Fischer. gr. 16°. VIII, 126 S. m. Bildn. Geb. M. 2,50.

Hauptmann, Carl. Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel. München, Georg D. W. Callwey. gr. 8°. 159 S. M. 3,—.

Reicke, Georg. Märtyrer. 3 Einakter. Berlin, Schuster & Loeffler. 128 S. M. 2,— (3,—).

Werkmann, Jos. Liebessünden. Ein ländl. Drama. Wien, J. Eisenstein & Co. gr. 8°. 86 S. M. 2,—.

D'Annunzio, Gabriele. Francesca da Rimini. Eine Tragödie in Versen. Deutsch v. Vollmöller. Berlin, S. Fischer. 4°. VI, 179 S. M. 5,— (6,50).

Bibbiena, Kardinal. Die Calandria. Komödie. A. d. Ital. übers. u. eingeleitet v. Paul Seliger. Leipzig, Magazin-Verlag. 12°. 165 S. M. 2,—.

Paul, Adf. Harpagos Schauspiel. Neue deutsche Orig.-Ausg. 90 S. M. 3,— (4,—). — Königin Kristina II. Schauspiel. Neue vervollständ. deutsche Orig.-Ausg. gr. 8°. 132 S. M. 3,— (4,—). — Karin Månstochter. Schauspiel. Deutsche Orig.-Ausg. gr. 8°. 87 S. M. 2,— (3,—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Tolstoi, Leo. Früchte der Bildung. Schauspiel. Deutsch v. Aug. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 153 S. M. 1,20.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bornstein, Dr. Paul. Hebbels „Herodes u. Mariamne“. Vortrag. Hamburg, Leopold Voß. gr. 8°. 45 S. M. —,60.

Brandt, Karsten. Der Schauplatz in Frenssens Dichtungen. Hamburg, Heroldsche Buchh. qu. gr. 8°. 64 S. mit 14 Autotyp. u. s. w. Kart. M. 3,—.

Fischer, Kuno. Goethes „Faust“. 4. Bd. Die Erklärg. des goethischen „Faust“. 2. Tl. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 367 S. M. 7,— (8,—).

Gerstenberg, Dr. H. Henriette v. Schwachenberg u. Hoffmann v. Fallersleben. Unter Benutzg. v. bisher ungedr. Nachlaßbriefen. Mit 5 Vollbildern. Berlin, F. Fontane & Co. VII, 120 S. M. 3,— (4,—).

Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausg. in 40 Bdn. 33. Bd. Schriften zur Kunst. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. W. v. Oettingen. 1. Tl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. gr. 8°. XVI, 331 S. M. 1,20 (2,— u. 3,—).

Göhring, Ludw. Die Anfänge der deutschen Jugendlitteratur im 18. Jahrh. Ein Beitr. zur Geschichte der deutschen Jugendlitt. Mit e. Anh. Nürnberg, Friedr. Korn. gr. 8°. V, 140 S. M. 1,60.

Laué, Walt. Gedanken zu Goethes „Faust". — Schiller u. die Farbenlehre. Breslau, S. Schottlaender. 210 S. M. 3,— (4,—).

Muschner-Niedenführ, Georg. Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Litteratur. Berlin, Egon Fleischel & Co. gr. 8°. 188 S. M. 3,—.

Reinhart, Hans. Alfred Mombert, der Denker. Eine Studie mit Portr. Leipzig, Magazin-Verlag. 36 S. M. —,50.

Sittenberger, Hans. Grillparzer. Sein Leben u. Wirken. (Geisteshelden. 46. Bd.) Mit Bildn. u. Handschrift. Berlin, Ernst Hofmann & Co. VII, 299 S. M. 2,40 (3,20).

Voßler, Karl. Die philosophischen Grundlagen zum „süßen neuen Stil" des Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti u. Dante Alighieri. Eine Studie. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. VIII, 110 S. M. 3,60.

Wasielewski, Waldem. v. Goethe u. die Descendenzlehre. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. VII, 61 S. M. 1,80.

Byrons Tagebücher u. Briefe. Von Ed. Engel. 4. Aufl. Neue völlig umgearb. u. verdoppelte Ausg. Berlin, Leonhard Simion Nachf. VI, 196 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).

Sherard, Robert Harborough. Oscar Wilde. Die Geschichte e. unglücklichen Freundschaft. Deutsch v. Herm. Frhrn. v. Teschenberg. Minden, J. C. C. Bruns. VI, 223 S. m. 6 Portr. u. 2 Fksms. M. 3,— (4,—).

c) Verschiedenes.

Becker, Aug. Wasganbilder. Kaiserslautern, Thiemesche Druckereien. Lex.-8°. VII, 205 S. mit dem Bildn. u. e. Fksm. d. Verf. M. 2,— (2,50).

Feuerbach, Ludw. Erläuterungen u. Ergänzungen zum Wesen des Christentums. Durchges. u. neu herausg. v. Wilh. Bolin. (Sämtl. Werke. 7. Bd.) Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. XII, 521 S. M. 4,— (5,—).

Finck., Frz. Nik. Lehrbuch des Dialekts der deutschen Zigeuner. Marburg, N. G. Elwert. gr. 8°. XVI, 96 S. M. 1,50.

Fischer, Wilh. Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. München, Georg Müller. 364 S. M. 5,— (6,—).

Frimmel, Th. v. Modernste Kunst. Eine Skizze. München, Georg Müller. 109 S. M. 2,—.

Fuhr, Lina. Von Sorgen u. Sonne. Erinnerungen aus Kunst u. Leben. Bearb. v. Dr. H. H. Houben. Berlin, B. Behr. VIII, 322 S. m. 5 Bildn. M. 3,50 (4,50).

Gottl, Frdr. Die Grenzen der Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot. gr. 8°. IX, 142 S. M. 3,—.

Groos, Prof. Dr. Karl. Das Seelenleben des Kindes. Ausgew. Vorlesgn. Berlin, Reuther & Reichard. gr. 8°. V, 229 S. M. 3,— (4,—).

Gutheil, Arth. Eine Frühlingsfahrt nach Süden. Reisebriefe. Leipzig, Friedrich Luckhardt. gr. 8°. V, 81 S. M. 2,— (3,—).

Hirth, Georg. Wege zur Freiheit. München, G. Hirths Kunstverlag. gr. 8°. XXX, 546 S. M. 4,— (5,—).

Humboldt, Wilh. v. Gesammelte Schriften. XI. Bd. Politische Denkschriften. Herausg. v. Bruno Gebhardt. 2. Bd. 1810—1813. Berlin, B. Behr. gr. 8°. V, 331 S. M. 6,— (8,—).

Jahrbuch, biographisches, u. deutscher Nekrolog. Herausg. v. Ant. Bettelheim. V. Bd. Mit dem Bildn. v. Nietzsche in Heliograv. Berlin, Georg Reimer. gr. 8°. VII S., 128 Sp. u. 450 S. M. 12,— (14,—).

Landau, Paul. Giorgione. (Die Kunst. 20. Bdchn.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 67 S. m. e. Photograv. u. 10 Vollbitdern in Tonätzg. Kart. M. 1,25.

Lienhard, Fritz. Thüringer Tagebuch. Buchschmuck v. Ernst Liebermann. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 199 S. M. 3,— (4,—).

Lilien, E. M. Sein Werk. Mit e. Einleitg. v. Stef. Zweig. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 4°. 349 S. m. Abbildgn. Geb. M. 10,—.

Lipps, Thdr. Leitfaden der Psychologie. Leipzig, Wilh. Engelmann. gr. 8°. IX, 349 S. M. 8,— (9,—).

Löbl, Dr. Emil. Kultur u. Presse. Leipzig, Duncker & Humblot. gr. 8°. VIII, 291 S. M. 5,60.

Luise, Herzogin v. Sachsen-Coburg-Saalfeld. Ein Lebensbild nach Briefen. Herausg. v. Paul v. Ebart. Minden, J. C. C. Bruns. XII, 244 S. mit 2 Bildn. M. 4,50 (5,25).

Möbius, Dr. P. J. Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 6., veränd. Aufl. Halle, Carl Marhold. gr. 8°. 131 S. M. 1,50.

Moser, Heinr., u. Ulr. Kollbrunner. Jugendland. Ein Buch f. d. junge Welt u. ihre Freunde. 3. Bd. Für die reifere Jugend bestimmt. Zürich, Gebr. Künzli. gr. 4°. 64 S. m. Abbildgn. Geb. M. 5,—.

Muther, Rich. Die belgische Malerei im 19. Jahrh. Berlin, S. Fischer. 109 S. mit 32 Abbildgn. Kart. M. 6,—.

Muther, Rich. J. F. Millet. (Die Kunst. 17. Bdchn.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 72 S. m. 2 Photograv. u. 10 Vollbild. in Tonätzg. Kart. M. 1,25.

Ottmann, Vict. Von Marokko nach Lappland. Stuttgart, W. Spemann. VI, 256 S. m. 32 Taf. M. 3,— (4,—).

Pudor, Dr. Heinr. Die bildende Kunst i. d. skandinavischen Ländern. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 117 S. M. 1,50.

Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildgn. Mit e. biograph. Einleitg. v. Adf. Rosenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. Lex.-8°. XXXVI, 153 S. M. 5,—.

Rudolph, Heinr. Der Ausdruck der Gemütsbewegungen des Menschen. Dargestellt u. erklärt auf Grund der Urformen u. der Gesetze des Ausdrucks u. der Erregungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. gr. 8°. XIV, 228 S. m. 44 Abbildgn. Hierzu e. Atlas m. 680 Köpfen auf 183 Taf. Geb. M. 48,—.

Saitschick, Rob. Menschen u. Kunst der italien. Renaissance. Ergänzungsbd. Berlin, Ernst Hofmann & Co. XI, 296 S. M. 7,60 (9,60).

Scheffler, Karl. Constantin Meunier. (Die Kunst. 25. Bdchn.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 67 S. m. e. Heliograv. u. 9 Vollbild. in Tonätzg. Kart. M. 1,25.

Schmidt, Karl Eugen. Französische Skutptur u. Architektur des 19. Jahrh. Leipzig, E. A. Seenann. Lex.-8°. 108 S. m. 100 Abbildgn. Kart. M. 3,—.

Schubart, Arth. Erinnerungen aus meiner Heimat. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 12°. V, 205 S. M. 2,60 (3,60).

Schubring, Paul. Urbano da Cortona. Ein Beitrag zur Kenntnis der Schule Donatellos u. der Sieneser Plastik im Quattrocento. Nebst e. Anh.: Andrea Guardi. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Lex.-8°. 92 S. m. 30 Abbildgn. M. 6,—.

Schuler, Dr. Fridolin. Erinnerungen e. Siebzigjährigen. Mit Schulers Porträt u. dem Verzeichnis seiner Veröffentlichgn. Frauenfeld, Huber & Co. gr. 8°. 160 S. Geb. M. 2,40.

Siebert, Dr. Otto. Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. gr. 8°. VIII, 72 S. M. 1,20.

Stelter, Karl. Erlebnisse eines Achtzigjährigen. Elberfeld, Baedekersche Buchh. 259 S. m. Bildn. M. 4,— (5,—).

Stettenheim, Julius. Der moderne Knigge. IV. Leitfaden f. d. Verkehr mit Zeitgenossen. Berlin, A. Hofmann & Comp. gr. 8°. 117 S. M. 1,50 (2,—).

Störring, Prof. Dr. Gustav. Moralphilosophische Streitfragen. 1. Tl. Die Entstehung des sittl. Bewußtseins. Leipzig, Wilhelm Engelmann. gr. 8°. VII, 152 S. M. 4,—.

Berlioz, Hector. Litterarische Werke. 1. Gesamtausg. 1. Bd. Memoiren. 1803—65. I. A. d. Franz. v. Elly Ellès. gr. °. X, 304 S. — 5. Bd. Ideale Freundschaft u. romantische Liebe. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein u. Frau Estelle Fornier. A. d. Franz. v. Gertr. Savić. 178 S. m. 1 Bilde. — 9. Bd. Die Musiker u. die Musik. Deutsch v. Gertr. Savić. V, 225 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Je M. 5,— (6,—).

Kropotkin, Pet. Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Autoris. deutsche Ausg., besorgt v. Gust. Landauer. Leipzig, Theod. Thomas. gr. 8°. XXIV, 338 S. M. 8,— (10,—).

Ribot, Prof. Th. Psychologie der Gefühle. A. d. Franz. v. Chr. Ufer. Altenburg, Oskar Bonde. gr. 8°. VIII, 548 S. M. 10,— (12,—).

Antworten.

Herrn L. N. in Orléans. Mit dem Einfluß Nietzsches auf das deutsche Drama bezw. die deutsche Litteratur überhaupt beschäftigen sich u. a. folgende Bücher: Edgar Steiger, Das Werden des neuen Dramas (2 Bände; Berlin 1898); Leo Berg, Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Litteratur (1892); und: Der Uebermensch in der modernen Litteratur (München 1897); Hans Landsberg, Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur (Leipzig 1902).

Herrn A. H. in Mansfeld. Die Skizze „Der Klingeljunge" findet sich in C. Viebigs Novellenbande „Die Rosenkranzjungfer" (Berlin, Egon Fleischel & Co.), Roseggers Dialektgeschichten „Der Regenschirm" und „Der Stiefelknecht" in „Stoansteirisch. Lustige Vorlesungen im Dialekt" (2. Aufl. Graz, Leykam 1896). — Leihbibliotheken, die im Abonnement Bücher verleihen, giebt es in fast allen größeren Städten, wie Ihnen Spalte 513 ff. dieses Heftes beweist.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Zweites Januar-Heft.

VI. Jahrg. No. 8. | 15. Januar 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Herausgeber:
Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag:
Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 8	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37		Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600	15. Januar 1904	Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Die Tragik der Lady Macbeth.

Von J. J. David (Wien).

Eine gelehrte Untersuchung geben zu wollen, liegt mir ferne, und ich maße mir nicht an, Wahres gefunden zu haben. Seit Jahren aber beschäftigen mich die folgenden Gedanken über den „Macbeth“, die mindestens meines Wissens ganz mein sind, und deren ich mich entledigen möchte.

Eigentlich wird ein Kunstwerk doch erst im Geiste dessen vollendet, der es genießt. Die Eindrücke, die es im Empfangenden erzeugt, sind wichtig, besonders wenn sie so stark sind, daß sie keiner Reflexion weichen wollen.

Ich habe „Macbeth“ zuerst in Schillers Uebersetzung kennen gelernt; noch so jung, daß ich ihn für das Eigentum des Uebertragenden hielt und mich nicht wenig über die wilde Großheit dieses einen Werkes verwunderte, die so ganz außer Verhältnis zu allem stand, was ich sonst bei Schiller gefunden. Seither ist die Bewunderung des „Macbeth“ nach Oekonomie und Kraft mit mir erwachsen und verwachsen.

Niemals war Shakspere so ganz Herr seiner Kunstmittel, so ganz einheitlich. Keine Episode lenkt ab; mit einem unbarmherzigen Fluß strömt das Ganze dem Ende zu. Die Handlung ist so unendlich einfach, wie nur in den köstlichsten Werken der Antike. Alles entspringt den Charakteren, fließt aus ihnen; nur daraus entsteht jene schöne Fülle dieser Dichtung.

Es ist eine unglaubliche Gewalt der Stimmung darin. Selbst Symbolik der Namen. Nicht umsonst heißt das Schloß des Thans „Inverneß“, das Höllenschloß. Mein Freund, der prager Professor Ferdinand Detter, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Pförtnergespräche erst ihren rechten Sinn gewinnen, wenn man diese Bedeutung von „Inverneß“ sich vor Augen hält. Und alle Kunst von Maeterlinck, den ich, trotzdem mir „Monna Vanna“ immer ein Greuel war, in seinen Puppenspielen sehr hoch schätze, hat ihren Ursprung in den Hexenszenen. Die Stimmen des Windes, des Nebels, der Heide klingen hier mit den inneren Stimmen in einem Ton von unentrinnbarer Gewalt zusammen. Man vergleiche den „Eindringling“, vielleicht Maeterlincks Reinstes, mit der Eröffnung des „Macbeth“.

Allenthalben aber meint man, wie nur noch im „Hamlet“, im „Sturm“ und vielleicht noch im „Lear“, die persönliche Note des Erlebnisses mitschwingen zu hören. Ich habe das einmal frevelhaft genug so auszudrücken vermeint: Der mäßige Schauspieler, der sich von seinem Direktor niedergehalten glaubt, der sich denkt: wenn ich den Kerl nur umbringen könnte! Ich wäre doch ein viel besserer Direktor! — der dann in solcher Gemütsverfassung heimkehrt und im Holinshed die Historia vom allzu milden Duncan und dem trutzigen Than Macbeth las — der mußte dies Trauerspiel schreiben, wenn er Shakspere war.

Zwischen zwei Menschen vollzieht sich die Tragik des Macbeth, umspannt nur zwei Geschicke — des Lord und der Lady. Was dazwischen steht und geschieht, ist Nebenwerk. Auf ihnen allein ruht so sehr alles Licht, daß selbst die Charakteristik der übrigen Personen daneben vernachlässigt erscheint.

Von ihnen tragen wir das bestimmteste Bild in der Seele. So scharf umrissen, daß die vollkommenste Vorstellung es ebensowenig zu vertiefen, wie die schwächste es zu verwirren vermag, obzwar ich mich allerdings im Burgtheater einer gastierenden, fettleibigen und kurzatmigen Lady entsinne, die ziemlich lächerlich wirkte. Selbst in der Schloßhofszene, in der sonst, wenn die Wolter draußen stand, ein unentrinnbares Grauen lähmte, gab es einiges Gekicher.

Lord und Lady umfassen einander mit einer heißen, einer unauslöschlichen Liebe. Er schlägt seine Schlachten, in die sie ihm nur in Gedanken zu folgen vermag. Es ist eine rauhe und rauflustige Zeit: erfüllt von wilden und trüben Gährungen, während die Ordnung und Entwirrung noch sehr ferne scheint. Nacht, durchblitzt von ewigen Gewittern. Der König ist alt und schwach; ein Spielball der Großen. Ueberschwänglich im Belohnen, weil der

Unbefriedigte zum Ueberläufer und also zum gefährlichsten Feind werden kann.

In solchen Zeiten mag der Kräftigste nur zu leicht für den Stärksten gehalten sein. Die Grenzlinie zwischen dem Raufbold, dem Mann des physischen Mutes, und dem Helden, der einer ganz anderen und höheren Reihe angehört, verwischt sich.

Und nun, durch die Macht seines Armes, ein dreister und unverzagter Losgänger, ist Macbeth so hoch gestiegen, daß er zu den Größten der Großen zählt. Er besitzt keinerlei Anrecht auf die Herrschaft. Aber er steht dem Throne so nahe, daß er nach dem Diadem dessen langen kann, der darauf sitzt. Eine gefährliche und verführerische Position!

Die Jahre der ersten unauslöschlichen Sinnlichkeit sind für Lord und Lady vorbei, die Jugend liegt hinter ihnen. Sie haben Kinder gehabt, und sie sind ihnen weggestorben — ausgelöscht vielleicht vor dem traurigen Wehen, das unablässig, niemals schweigend und von Unheimlichem beschwert, durch die Gänge des Höllenschlosses streicht. Einmal spricht er den Wunsch aus, sie möcht' ihm nur Knaben gebären. Sie verstummt darauf. Sie hat längst keine Hoffnung auf Nachkommenschaft mehr, wenn Macbeth noch mit dem Gedanken daran spielt.

Damit aber entfällt für sie der Hauptanreiz zur That, zu der sie dennoch, seine körperlich gewordene innere Stimme, den Gatten drängt. Viel mehr als der Mann lebt das Weib dem kommenden Geschlecht und ihm allein. Selbst der Besitz der Krone hat hier keinen rechten Wert; weder kann sie vom Haupt einer verhaßten Nebenbuhlerin gerissen werden — Duncans Weib scheint längst tot — noch dem Geschlechte vererbt, das dem Schoße der Lady entsprungen ist.

Es müssen also andere Beweggründe walten, daß sie sich so weit vorwagt, andere auch, daß sie hernach auf jener schwindeligen Höhe nicht zu stehen vermag, dahin sie sich so dreist und im Vertrauen auf die eigene Kraft vermessen hat. Und sie müssen notwendig aus dem Verhältnis dieser beiden zu einander bedingt sein.

Schon die erste Weissagung der Hexen erschüttert Macbeth in einer Weise, die bezeugt, es ward ihm nichts zugerufen, was nicht lange vorher in ihm schon gerufen hatte. Unser Geheimstes, das wir uns kaum selber zu bekennen wagen, erschreckt uns heftig, erklingt es von fremden Zungen.

Sein Brief an die Lady ist erfüllt von einer großen Zärtlichkeit und einem unbedingten Vertrauen, das „dem geliebtesten Widerpart der eigenen Hoheit" nichts vorenthalten will. Und ihr Monolog offenbart mit aller wünschenswerten Bestimmtheit, wie der Gatte ihr erscheint, den sie beherrscht.

Jedes Weib sucht im geliebten Mann mehr, als eigentlich in ihm steckt, sucht es aber in ihm nach den eigenen Begriffen. Kann er denen nicht gerecht werden oder genügen, so beginnt die Enttäuschung. Dies erklärt mehr von der Tragik der Liebesheiraten, als man glaubt.

Ist dieser Mann nun der höchster Verantwortung so nahe gestellt, wie Macbeth, während schwache und zitterige Hände diese Verantwortung hüten, fordert die Zeit eine starke That und eine heftige und erbarmungslose Faust, damit sie in die Richte gebracht werde, so kehren sich die Erwartungen der Gattin dem Gatten gegenüber natürlich dahin.

Nicht durch Feldherrngaben: durch die Einsetzung des eigenen Lebens, durch den höchsten, persönlichen Mut hat Macbeth jenen entscheidenden Sieg über die Rebellen davongetragen. Er ist dadurch so hoch gekommen, daß ihm kaum mehr etwas zu wünschen, gewiß, wenn er innerhalb der Schranken von Pflicht und Unterthanentreue bleibt, garnichts mehr zu erreichen übrig bleibt. Dies ist ein höchst entscheidender Augenblick im Leben eines Thatenmenschen, dem keine Kinder Ausblick in eine weitere Ferne gewähren.

Und nun betrachte man den ersten, kurzen Monolog der Lady, ob sich nur ein Wort, eine versteckte Andeutung darin findet, welche Rolle sie sich wünscht oder träumt, wenn die Weissagung der Hexen in Erfüllung gegangen sei. Was sie thut und plant, bezieht sich auf ihn. Sein Wesen analysiert sie sich: „Du möchtest groß sein, bist ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß." Eigenschaften der höchsten Art sieht sie in ihm; nur allzu mild, zu menschenfreundlich und zu schwankend ist er ihr. Ein solcher Mann darf wie immer zum Thron gelangen — er trägt in sich die Gaben, es vergessen zu machen, daß er den Stirnreif der Könige aus Blut heraus sich aufs Haupt gehoben hat.

So handelt es sich um eines: ihn dahin zu bringen, von wo er keinen Rückweg mehr hat. Es muß geschehen, was ihm für alle Zukunft Schwanken und Zaudern unmöglich macht, und dafür ist kein Preis zu hoch. Das Schicksal selbst will es: Duncan kommt zu Gast. Alle Schauder und Schrecknisse der Mordnacht durchlebt die Lady schon bei der Nachricht vom Nahen des königlichen Besuchs und Schlachtopfers. Mit den gräßlichsten Verschwörungen verfestigt sie sich, reißt sie den Mann hin zu dem, was ihr als notwendig erscheint, soll er das erlangen, das werden, was ihm ziemt. „Entweibt mich!" Ihre eigenste Natur muß die Lady abthun, um jenes Zieles willen, das sie dem Gatten gesteckt hat.

Und so geschieht denn das Unerhörte: Königsmord. An sich nichts so Seltenes in jenen Tagen und Ländern; aber verübt unter Umständen, die ganz ausnehmend entsetzlich sind. Nur den Stoß thut Macbeth: ihn lenkt und regiert aber die Lady; sie versperrt dem Schwankenden jede Umkehr; und, wie sie stark genug dafür gewesen war, so muß sie die Kraft in sich glauben, ihn zu halten, wenn hernach die Reue sein Herz, „zu voll von Milde und Menschlichkeit", anfallen sollte.

Macbeth ist König; aber um nichts wird es besser, als es unter dem schwachen Duncan gewesen. Nicht einmal ein Versuch wird unternommen, dies Chaos zu entwirren, in einander geknüllt wie die trägen Nebel eines Spätherbsttages über der schottischen Heide. Die Mittel, mit denen die Gewalt errungen ward, müssen verschärft und immer gesteigert werden, sich in ihrem Besitz zu erhalten. Greuel folgen dem Greuel: notwendige, wie die Schlachtung Banquos, überflüssige, wenn nicht für den Zweck, Entsetzen in die Gemüter zu tragen, wie das Schreckliche an Macduffs Kindern.

Ihn aber, um den sie dies alles auf sich genommen, alle Schranken der Natur durchbrochen, ihn verläßt auch das, was sie so lange verblendet: der physische Mut. Eine gekrönte Memme, von innen heraus unterwühlt, geberdet sich der König an Duncans Stelle. Er hat — das sicherste Zeichen einer

nahenden Geistesstörung — Hallucinationen. Banquos Geist ist eine klare Hallucination, sonst müßte ihn, allem Gespensterglauben nach, wenn sonst schon niemand aus der Tafelrunde, doch mindestens die Lady als Mitwissende und Mitschuldige erblicken. Es ist ein Unfug und eine Denkfaulheit, zerstört die Stimmung, statt sie zu erhöhen, daß man ihn auf deutschen Bühnen immer noch leibhaftig, wenn dies Wort von einer Vision zulässig ist, in seinem blutigen Hemd aus der Versenkung aufschweben läßt.

Nicht, was sie gethan, nicht, wozu sie gedrängt — das Zwecklose des Geschehenen zerstört die Lady recht im Gegensatz zu ihrem Mann, der an den Thaten selber zugrunde geht. Es ist nicht Shaksperes Gewohnheit, über zwei Menschen dasselbe Geschick zu verhängen. Im Gegenteil: er liebt zu zeigen, wie das gleiche Ereignis immer anders wirkt, je nach der Persönlichkeit, auf die es bezogen wird.

Die Lady hatte gehofft, der Welt einen König, sich aber jenen Helden zu geben, zu dem sie aufblicken dürfe, wie in den ersten fernen Tagen der jungen Liebe.

Darin ist sie betrogen. Und dies bricht sie völlig, die sich länger stark erhalten und behauptet als der Gatte. Er hat sie im Stiche gelassen: allein zu stehen und dies zu überstehen, ist sie aber nicht Ueberweib genug. Darum, weil ihr die gedoppelte Bürde auferlegt ward, ist denn auch ihr Zusammensturz so gänzlich und so unheilbar.

Man erinnere sich der Nachtwandelszene. Es sind Zwangsvorstellungen, die ihr immer wieder ihre Thaten vor die Seele rücken. Sie kann nicht los davon. Aber ein tiefer Kummer, die Erkenntnis eines verlorenen, schrecklichen Entschlusses, eines großen und verthanen Wollens spricht weit eher aus ihrem Stöhnen als Reue, für die Shakspere doch auch die Worte hatte, wenn er's für nötig hielt.

So stirbt sie, stirbt, während um ihn alles einstürzt. Und nun geschieht das Unerhörte, das Kühnste: mindestens in einem Sinn wird Macbeth das, was sie aus ihm machen gewollt — der Unverzagte, der dem Teufel in den Bart speit und sich nicht bangt, mit ihm zu raufen.

Es hatte sich das Geschick der beiden längst getrennt. Nicht mit einem Laut gedenkt die Schlafwandlerin des Gatten, es sei denn mit verspäteten Mahnungen.

Man meldet ihm ihren Tod. „Sie konnte später sterben. Es war noch Zeit genug für solch ein Wort."

Die Höllengeister narren ihn. Weissagungen, die ihn in Sicherheit gewiegt, kehren sich gegen ihn. Der Birnamwald rückt auf Dunsinan zu. Aber — den Harnisch auf dem Rücken will er sterben.

Und noch eine große Enttäuschung. Macduff begegnet ihm. Sein will er schonen, einzig sein, dem er zu vieles Leid gethan. Und nun erfährt er, dem mindestens der volle Schlachtenmut der Jugend wiedergekehrt, der nicht den römischen Thoren spielen will: der Mann, der vom Geschick zu seinem Sieger bestimmt ist, der nicht vom Weibe geboren ward, stehe vor ihm.

Ein kurzes Stutzen; dann:

„Ich geb' mich nicht,
Den Staub zu küssen vor dem Knaben Malcolm,
Gehetzt zu werden von des Pöbels Fluch —
Kam auch nach Dunsinan der Birnamwald,
Dräust du mir auch, ein nicht vom Weib Gebor'ner,
Doch wag' ich noch das letzte. Vor die Brust
Werf' ich den Hünenschild. Triff, daß es schallt!
Und fahr' zur Hölle, wer zuerst ruft: Halt!"

Man sollte meinen, der unter solchen Verhältnissen eines solchen Aufstieges fähig ist, in dem müssen denn doch die Keime jener großen Thaten mindestens geschlummert haben, deren sich die Lady von ihm versah. Und also vollendet, ja erhöht sein Ende ihre Tragik. Denn, im Kampf um ein großes Ziel erliegen, wiewohl es erreichbar war, nur weil man sich in den Mitteln dazu vergriffen, weil man im anderen nicht zu viel, aber mehr gesucht hat, als er augenblicklich zu leisten vermochte, dies scheint mir eine große und echte Tragik.

Besprechungen

Pastorenromane.

Von **Walther Wolff** (Aachen).

1. Auf Gottes Wegen. Roman von Björnstjerne Björnson. Einzig autorisierte Uebersetzung von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. 1903. 433 S. M. 3,— (4,—).
2. Auf Gottes Wegen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Emma Pastor-Normann. Berlin, Franz Wunder. 1903. 337 S. M. 3,— (4,—).
3. Lukas Delmege. Ein moderner Seelsorger-Roman von Patrick A. Sheehan. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von A. Lohr. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. o. J. 372 S. M. 4,—.
4. Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden, H. Minden. 121 S. M. 2,—.
5. Zwei Pfarrer und andere Bilder aus dem Erwerbsleben. Von Josef Rieder. Leipzig, G. Hedeler.

Kaum einer der neueren Dichter hat sich so intensiv mit den Problemen befaßt, die unsere geistige Entwicklung den Angehörigen des Pfarrerstandes gestellt hat, wie Björnson. Interessanter noch als die dramatische Verwertung, die leicht ins Effektsuchen gerät, wird die eingehendere Behandlung dieser Probleme sein, wie sie in einem umfangreichen Roman möglich ist. Der Roman „Auf Gottes Wegen", der zu gleicher Zeit in zwei deutschen Uebersetzungen herausgekommen ist, datiert aus den Jahren, in denen Björnson dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft zuschritt.

Natürlich verfolgt er bei seiner Erzählung eine Tendenz. Es handelt sich um die Auseinandersetzung mit dem überkommenen Kirchenglauben, und wohin der Dichter will, auf welcher Seite er das Recht sieht, das sagt — fast ein bißchen allzu deutlich — der Schlußsatz des Pastors: „Wo gute Menschen gehen, da sind Gottes Wege." Lange hat der Pastor sich gegen diese Erkenntnis gesträubt. Es sind schwere Schicksale nötig gewesen, um ihn dahin zu bringen. Sie führen ihn schließlich nicht aus seinem Glauben vollständig heraus, aber sie erwecken in ihm das Verständnis für einen ganz anders denkenden Jugendfreund, der Arzt geworden ist, und zu dem er lange in scharfem Gegensatz gestanden hat. Dabei ist nun dieser Pastor garnicht als ein abstoßender orthodoxer Eiferer geschildert. Für solch ein leicht herzustellendes Machwerk ist sich Björnson zu gut. Man freut sich doch immer und immer wieder herzlich darüber, wie seine dichterische Kraft und seine künstlerische Gewissenhaftigkeit zu groß ist, als daß er sich begnügte, Schemen zu bilden, die Programme aufsagen. Er schafft Menschen. Dahin gehören auch die beiden

prächtigen Frauengestalten: Ragni, die Frau des Arztes, und Josefine, seine Schwester und nachher die Frau des Pastors. Schon der Gegensatz zwischen diesen beiden Naturen ist prachtvoll gesehen und mit erfrischender Kraft herausgearbeitet. Ueberhaupt aber steckt ein ganz außerordentlicher Reichtum in dem Roman. Wenn er auch hier und da beinahe zu groß scheint, so hat man doch seine helle Freude an der schöpferischen Kraft; prächtig ist gleich die machtvolle Schilderung zum Eingang. Eine Erzählung der Fabel wäre zwecklos. Das Interessante sind eben die Schilderungen der seelischen Vorgänge. Hier und da ist auch ein Ansatz, das Problem der Stellung zum Dogma zu vertiefen. Es drängt sich dem Pfarrer eine gewichtigere Frage auf, die ihn eigentlich viel gründlicher durchrütteln sollte. Einmal sagt er: „Ich lebe hier bei dir in Wohlsein und Genuß und draußen unter der Gemeinde in stiller Verehrung. Aber bei solchem Leben gelangt der Gottesmensch nicht zu seiner natürlichen Entwicklung. Kürzlich ward ich gemessen und verworfen." Da recken sich nicht nur die asketischen Ideale des Urchristentums auf gegen den Pfarrer, der in Amt, Brot und Würden sitzt; sie sind zugleich im Grunde auch seine Ideale, und er kommt sich als Abtrünniger vor, der „anderen predigt und selbst verwerflich wird". Leider bleibt es bei diesem Ansatz.

Die Uebersetzungen, die nebeneinander erschienen sind, zu vergleichen, bietet viel Interesse. Welche treuer im besten Sinne ist, vermag ich nicht zu sagen. Sie lesen sich beide glatt und gut.

Alle die Fragen, die Björnson angerührt hat, sind recht eigentlich nur im protestantischen Milieu möglich. In der katholischen Kirche treten sie zurück. Lange hat man uns aus dieser Sphäre heraus mit Geschichten heimgesucht, die sich im Grunde immer ums Cölibat drehten. Davon ist aber in dem neuen Buch von P. A. Sheehan, dessen Roman „Der neue Kaplan" früher in diesen Blättern besprochen wurde, nichts zu merken. Es bezeichnet sich selbst als einen modernen Seelsorger-Roman. Es schildert die Entwicklung eines römisch-katholischen Weltgeistlichen von seinem Austritt aus dem Seminar und Eintritt ins Amt bis zu seinem Ende. Man darf kühnlich voraussagen, daß weniger vielleicht die Entwicklung des Helden, sicher aber das Milieu, in dem er sich bewegt, höchstes Interesse erregen wird, und zwar eben deshalb, weil es mit einer bei einem Katholiken auffälligen und besonders achtenswerten Unbefangenheit geschildert ist: es ist der irische und englische Katholizismus. Man kann sich diese Unbefangenheit doch auch erklären, wenn man merkt, daß der Verfasser begeisterter Ire ist, ohne für die Schwächen seines Volkes blind zu sein; im Grunde hängt er sogar an seinem Vaterland mehr als an der Mutter Kirche. Die Schilderungen aus dem irischen Volksleben sind ganz vorzüglich; das fühlt auch der, der das Volk garnicht kennt, und für religiöse Volkskunde überhaupt bieten sie schätzbares Material. Fast noch interessanter dünken mich die Einblicke in den englischen Katholizismus, bezw. in die Propaganda Roms in England. Wie weit der Engländer im Grunde über die Möglichkeit hinausgewachsen ist, ihr zu erliegen, wird treffend und mit löblicher Offenheit zugegeben. Eine Fülle von Typen aus der römischen Kirche, Pfarrer und Ordensleute, bereichern das Buch, und fast wundert man sich, daß in dieser uniformierten Schar sich noch Individualitäten behaupten können. Mit ihnen allen setzt sich der Held im Laufe seines Lebens auseinander. Aus all seinen redlichen Bemühungen, den Glauben seiner Kirche sieghaft mit der modernen Welt auseinanderzusetzen, aus den Reibungen mit den Schwierigkeiten in Gemeinden, die ihn nicht verstehen oder mißverstehen, erwächst ihm die Weisheit, die sein Grabstein an ihm preist: Amavit, laboravit, requiescit. — Der Geist, der durch das Buch weht, ist durch und durch katholisch. Es ist kein politischer Katholizismus. Und doch merkt man gerade gegenüber diesem religiösen Katholizismus, wie er Ideale vertritt, die unserer Welt absolut fremd geworden sind: als ein Hohes wird z. B. gepriesen, daß für die Seele eines ausschweifenden Bruders ein reines Mädchen sich in die Schar der Büßerinnen in einem Magdalenenasyl einreiht! Und das ist nur eins. — Tritt man mit den Anforderungen der Aesthetik an den Roman heran und fragt nach einer künstlerischen Bewältigung des großen Stoffes, dann stößt doch die mangelhafte Komposition ab. Das ganze Buch fällt in eine Reihe von Skizzen auseinander.

Nur ungern stellt man neben diese beiden beachtenswerten Romane die „fast wahre Geschichte" von Stenglin. Man möchte wetten, daß das Rätsel des Titels von jedem aufmerksamen Zeitungsleser gelöst werden könnte. Natürlich handelt es sich um die lex Heinze, zu der eine Synode einen Beschluß fassen will, und natürlich verfällt der Synodale, den man mit dem Referat betraut, auf die unglückliche Idee, gewissenhafter Weise erst einmal die Mißstände zu studieren, über die er reden soll. „Natürlich" gehen ihm bei seiner Studienreise durch Spezialitätentheater, Cafés chantants, Animierkneipen und noch intimere Gelasse allerlei Lichter auf, und er erlebt Dinge, die ohne Zweifel für einen versierten Berliner ergötzlich zu lesen sind, wenn der Synodale sie treuherzig erzählt. Der Hauptspaß aber — ein wirklich „unbezahlbarer" Spaß — kommt am Schluß, wo sich herausstellt, daß der gute Mann „alles vergessen hat", was er gesehen, und „nichts gelernt hat", was er nicht ohne seine tragikomischen Erlebnisse schon vorher gewußt hätte. Auch wenn man die Resolutionen von Synoden zu so schwierigen Fragen, wie die lex Heinzesache, für Donquixoterieen hält, hat man ein Recht, diesen Kampfgenossen mit seiner fast wahren Geschichte rundweg abzulehnen.

Zum Schluß ein Wort über die Kleinigkeit von Josef Rieder. Ebenso sorgfältig, wie der Titel, ist auch der Inhalt des Buches gearbeitet. Auch der Pfarrer bezieht ja sein Gehalt, und schon im Urchristentum ist das mit dem Spruch begründet worden: Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden! Aber darum hat man sich doch bisher nicht berechtigt geglaubt, den Pfarrer für einen Mann aus dem Erwerbsleben zu halten. Bei dem einen Pfarrer zumal kommt es Rieder ausdrücklich darauf an, daß er sein Amt nicht unter dem Gesichtspunkt des Erwerbs ansieht. Warum das Buch erschienen ist, das werden wohl nur Verfasser und Verleger wissen.

Maistre François Villon.

Die Werke von Maistre François **Villon**. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. herausg. v. Dr. W. v. Wurzbach. Erlangen, Fr. Junge. gr. 8°. 186 S. M. 3,—.

Vor zwei Jahren erklärte Gaston Paris, der Verfasser der besten Biographie Villons (im XXX. Band der Romania), die von August Longnon im Jahre 1892 besorgte Ausgabe von dessen Werken für die beste, die von einer späteren nur im Falle der Auffindung neuer Manuskripte übertroffen werden könnte. Manuskripte sind seitdem nicht aufgefunden worden; da aber Paris an der erwähnten Stelle einige Zusätze und Berichtigungen zur Ausgabe Longnons gegeben hat, so durfte ein deutscher Philolog es wagen, zehn Jahre nach dieser eine neue, vorzüglich für Deutsche bestimmte Ausgabe zu veranstalten.

Dies hat nun Dr. Wolfgang von Wurzbach gethan, und seine mit einer biographischen Einleitung, vollständiger Bibliographie und zahlreichen Anmerkungen in deutscher Sprache ausgestattete Ausgabe liegt uns in einem schön ausgestatteten Bande von 186 Seiten vor.

Dem Beispiele Longnons folgend, hat Wurzbach seiner Ausgabe ein sehr gutes Register beigegeben; die Ratschläge Paris in Bezug auf Anordnung des Textes und Orthographie hat er treu befolgt und auch von

textkritischen und sonstigen Vorarbeiten anderer gewissenhaft und mit zufriedenstellendem Resultat Gebrauch gemacht. Eine eingehendere Beurteilung des philologischen Teils seiner Arbeit muß einem Fachblatte überlassen bleiben. Auf manches, was ein solches vielleicht einwenden könnte, hat Wurzbach in seiner Einleitung im voraus die Antwort gegeben und sich dabei mitunter auf die Autorität von Gaston Paris berufen.

Hier aber möchten wir nur eine Frage stellen: Wenn schon dem Text Villons Apostrophe und Accente beigegeben, zwischen u und v unterschieden wurde u. dgl., warum hat der Herausgeber nicht den Mut gehabt, die moderne Orthographie anzunehmen? Seine Ausgabe ist doch, wie er sagt, für das größere Publikum bestimmt, und diesem bietet schon die Sprache Villons genug Schwierigkeiten, wozu sie noch durch die veraltete Orthographie vermehren?

Das große Publikum, das nur zu seiner Unterhaltung liest, wird dem Herausgeber für die reichlich beigegebenen Erklärungen alter Sitten und Gebräuche, für die biographischen Angaben über die von Villon erwähnten Personen, für die Aufklärung über dessen Anspielungen gewiß sehr dankbar sein; sind doch viele von ihnen selbst dem, der die Zeit Villons einigermaßen kennt, höchst willkommen. Aber das Lesen der Anmerkungen beeinträchtigt doch wieder den Genuß der Lektüre Villons, und deren Zahl wäre bedeutend verringert worden, wenn man die bloß zur Erklärung der veralteten Orthographie dienenden weggelassen hätte.

Nun wird aber das mehrerwähnte „große Publikum" vielleicht fragen: welchen Genuß bieten denn überhaupt die Gedichte Villons, und warum wurden sie, nach langer Vernachlässigung, im neunzehnten Jahrhundert wieder hervorgesucht, sodaß im Laufe von sechzig Jahren zehn neue Ausgaben erschienen sind, während das achtzehnte Jahrhundert nur zwei lieferte? Des Dichters Worte umstellend, könnten wir darauf antworten: „Du begreifst den Geist, dem du gleichst!" Es ist etwas im Geist und in der Stimmung unserer Zeit, das mit Villon verwandt ist. — Im Jahre, da die Engländer die Jungfrau von Orleans verbrannten, in Paris geboren, macht er doch auf uns den Eindruck eines modernen pariser Bohémien: der höfischen gezierten Dichtung, deren Hauptrepräsentant der um vierzig Jahre ältere Alain Chartier war, stellte er seine durchaus originelle volkstümliche Lyrik in feinziselierten wohlklingenden Versen entgegen. Sie ist keine schmachtende Liebeslyrik, sondern gedankenreich, didaktisch, moralisch, häufiger unmoralisch, vor allem aber realistisch, von derber, oft cynischer Offenheit und Ungeniertheit. Er zeigt sich uns darin mit allen seinen Schwächen und Fehlern, seinem Sehnen und Gelüsten, seinem materiellen und geistigen Elend, seiner Reue und seinen nie ausgeführten Vorsätzen zur Besserung.

Er ist nicht, wie mancher moderne Verist, mit Bleistift und Notizbuch unter das Volk gegangen, um es zu studieren, sondern ist aus dem Volke hervorgekommen und ist stets zu ihm, ja zu noch tieferen Schichten als die, aus der er stammte, herabgestiegen. Kaum ist er etwas emporgekommen, so ergreift ihn schon die nostalgie de la boue, und wie er wieder in den Schlamm sinkt, sehnt er sich wieder heraus.

Er hat studiert und es bis zum maitre ès arts gebracht, wozu man zu jener Zeit kaum soviel Kenntnis der alten Sprachen und der Philosophie brauchte als jetzt zur Erlangung des Reifezeugnisses für die Universität. Dann hat er vielleicht noch einige Vorlesungen an der theologischen oder juristischen Fakultät gehört und ist zeitlebens ein verdorbener Student geblieben. Und das war noch nicht das schlimmste. Er hatte ja etwas vom Goliarden und fahrenden Schüler an sich, aber was ihn von diesen unterscheidet, das ist die gewaltige, mitunter schauerliche Tragik, zu der er sich manchmal erhebt, wie z. B. in der „In Erwartung des Gehängtwerdens" überschriebenen Ballade. Hier erinnert er mit seinem

Jamais nul temps, nous ne sommes assis;
Puis çà, puis là, comme le vent varie,
A son plaisir sans cesser nous charie

schon an Dantes

Di qua, di là, di giu di sù gli mena u. s. w.

Tiefführenden Inhalts sind seine Klagen über die verlorene Jugend sowie das für seine Mutter gedichtete Gebet an die heilige Jungfrau.

Aber seine Tragik wechselt wieder mit dem keckſten Humor ab, den man freilich, nicht bloß im figürlichen Sinne, Galgenhumor nennen kann; denn Villon ist mehr als einmal dem nach damaligem Gesetze wohlverdienten Galgen knapp entgangen. Einmal hat ihn sogar König Ludwig XI., der so viele seiner Unterthanen aufhängen ließ, begnadigt. Der Dichter nennt ihn dafür le bon roy de France, eine Bezeichnung, über die der König sich wohl am meisten gewundert haben dürfte. Villon hat auch sonst manchmal höfische Töne angeschlagen, sei es, um hochstehenden Personen zu danken, sei es, was häufiger vorkam, um etwas zu erbitten.

In einem einzigen Vers erwähnt er „Jehanne la bonne Lorraine", sonst scheint er von den Zuständen und Vorgängen in seinem Vaterlande keine Notiz genommen zu haben. Aber es scheint nur so. Das ganze Elend des von hundertjährigem Kriege erschöpften, von den Engländern verwüsteten, von Parteikämpfen zerrissenen Frankreich giebt seiner Dichtung den Ton, und wohl durfte er, der einen englischen Statthalter in Paris residieren, hungrige Wölfe Kinder aus der Hauptstadt wegschleppen sehen konnte, einen nationalen König, der Friede und Wohlstand herstellte, und wäre es auch Ludwig XI., le bon roy nennen.

Villon hat keine patriotischen Töne angeschlagen, keine Klagen wie Jeremias gedichtet; aber in den Ruhmes- und Siegeszeiten Frankreichs, da es sich mit Recht la grande nation nannte, wären Dichtungen wie die seinigen nicht entstanden. Und die Zustände Frankreichs geben ihnen nicht bloß Ton und Charakter, sondern waren auch für ihr Schicksal von wahrnehmbarem Einfluß. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, da sie noch ganz der Zeitstimmung entsprachen und die Renaissancedichtung noch nicht ins Volk gedrungen war, sind 31 Ausgaben erschienen, die letzte 1542; während der Religionswirren unter Heinrich IV. und unter dem Sonnenkönig erschien keine einzige. Villon war ganz vergessen. Boileau gedenkt seiner in der Art poétique mit einem Verse, der den Verdacht erregt, daß er seine Werke garnicht gelesen habe. Unter Ludwig XV. sind zwei Ausgaben erschienen. Dann folgte wieder eine Pause von neunzig Jahren. Die Romantiker mit ihrer Vorliebe für alles Mittelalterliche und Anteklassizistische brachten Villon wieder Interesse entgegen, und noch mehr davon haben für ihn die Realisten. Auch Litterarhistoriker und Philologen begannen sich mit ihm, seinen Werken und Schicksalen ernsthaft zu beschäftigen und förderten in fleißigem, gründlichem Forschen viel neues über ihn zutage. So sind im neunzehnten Jahrhundert weitere neun Ausgaben seiner Werke und anderthalb Dutzend Schriften über ihn sowie eine englische Uebersetzung seiner Gedichte erschienen. In England hat sich eine Villon-Society gebildet, und Robert Louis Stevenson hat den Dichter zum Helden einer grotesken Erzählung in seinen New arabian nights gemacht.

Eine deutsche Uebersetzung fehlt noch. Dafür haben wir in Wurzbachs Publikation nicht bloß die erste deutsche, sondern auch eine der besten Ausgaben der Gedichte, und die vorausgeschickte, wenn auch nur dreißig Seiten starke Einleitung kann für diejenigen, die Villons Dichtungen nur genießen wollen, Gaston Paris vor zwei Jahren erschienenes Werk über ihn vollkommen ersetzen. Für gründlichere Studien über ihn giebt Wurzbachs Bibliographie genügende Anleitung und Nachweise.

Wien. *M. Landau.*

Von und über Oscar Wilde.

Von **Max Meyerfeld** (Berlin).

1. Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Von Robert Harborough Sherard. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. Mit Porträts und Faksimiles. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. o. J. VI u. 222 S.
2. Oscar Wilde. Von Felix Paul Greve. (Moderne Essais, Heft 29.) Berlin 1903, Gose & Tetzlaff. 46 S. M. —,50.
3. Das Bildnis Dorian Grays. (The Picture of Dorian Gray.) Von Oscar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 367 S. M. 3,50 (4,50).
4. Fingerzeige. (Intentions.) Von Oscar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebda. 268 S. M. 3,— (4,—).
5. Bunbury. (The Importance of being Earnest.) Eine Komödie von Oscar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebda.
6. Das Granatapfelhaus. (A House of Pomegranates.) Von Oscar Wilde. Deutsch von F. P. Greve. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Leipzig 1904, Insel-Verlag. 100 S. M. 5,— (7,—).
7. Der glückliche Prinz. Moderne Märchen. (The Happy Prince and other Stories.) Von Oscar Wilde. Deutsch von E. Otten. (Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek.) Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachf.
8. Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. (The Ballad of Reading Gaol.) Von C. 3. 3. Nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Leipzig 1903, Insel-Verlag. 43 S. M. 3,—.

Seitdem ich hier (LE V, 458 ff.) über „Oscar Wilde in Deutschland“ berichtet habe, ist der tote Dichter zu reichem Nachleben erwacht. Hätte er diese Renaissance erlebt, wer weiß, wie sich sein Schicksal gewandt hätte! Es ist doch ein bloßer Zufall oder vielmehr die grausige Tragik des Zuspät, daß er jetzt erst, drei Jahre nach seinem Tode, von den Uebersetzern und Theaterdirektoren ans Licht gezogen wird. Warum hat man seine „Salome“ nicht schon vor fünf Jahren aufgeführt? Ganz abgesehen von den Tantiemen, die ihm dann zugeflossen wären und die man nun seinen beiden, ohnedies hart und ungerecht genug bestraften Söhnen nicht vorenthalten sollte, hätte den entlassenen Zuchthaussträfling, der mehr als je zuvor nach Ruhm lechzte, nichts so sehr vor geistigem Marasmus bewahren können wie die Anerkennung. Er verschmachtete ja vor Durst nach Erfolg. Er konnte ohne den Beifall der Menge ja nicht leben. Daran ging er zugrunde und seine Kunst am Mitleid. Daß er noch imstande war, zu schaffen, beweist der fulminante Aufsatz, den er wenige Tage nach seiner Befreiung im „Daily Chronicle“ veröffentlichte: ein Protest gegen die Grausamkeit der Gefangenenbehandlung, der künstlerisch und menschlich das jüngst erschienene Buch von Hans Leuß aufwiegt; beweist die ungeheure „Zuchthausballade“, sein Schwanengesang. —

Ueber Robert Harborough Sherards Freundschaftsdenkmal mit der kolportagehaften Aufschrift habe ich mich bald nach der Herausgabe des Originals an anderer Stelle ausgesprochen (vgl. LE V, 1050). Als ich das Buch zum ersten Male las, hat mich sein Inhalt menschlich tief erschüttert, und es bleibt als Materialsammlung so lange von Wert, bis sich die besser unterrichteten Freunde zum Worte melden. Inzwischen habe ich nämlich erfahren, daß auch Sherards Thatsachen — namentlich was die letzte pariser Zeit betrifft — vielfach nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Künstlerisch ist die Ausbeute sehr gering. Der Dichter mußte hinter dem Freunde zurückstehen. — Die Uebersetzung des Buches sollte eigentlich mit Grabesschweigen übergangen werden, denn sie versündigt sich an der deutschen Sprache; aber es scheint mir doch Pflicht, dies dem Freiherrn v. Teschenberg nachdrücklich zu sagen, umsomehr, als der Dramaturg des „Neuen Theaters“ es offenbar unter seiner Würde fand, den Text der „Frau ohne Bedeutung“, von ergötzlichen Verstößen gegen den Sinn zu geschweigen, auch nur sprachlich zu säubern.

Felix Paul Greve war theoretisch auf dem richtigen Wege, als er den Satz vertrat, Oscar Wilde (so schreibt sich übrigens der Vorname und nicht Oskar) gehöre zu den Menschen, deren man nur durch die Biographie habhaft werden könne. In der Praxis treibt er aber damit schnöden Mißbrauch. Alles Thatsächliche behandelt er mit souveräner Verachtung. Ist das so Sitte in modernen Essais? Indes auch rein essayistisch gefällt er sich in verworrenen und verwirrenden Redensarten, die weder den Menschen noch den Dichter zu deuten vermögen. Kläglich scheitert er in dem Beginnen, Wilde aus der ästhetischen Bewegung in England zu erklären. Wie ein Zugeständnis der eigenen Unzulänglichkeit klingt es, wenn der Essayist zu guterletzt seinen Haupttrumpf ausspielt: „Wenn wir von Oscar Wilde reden, meinen wir meist jenen Menschen, der nie existierte, wir meinen einen Typus, von dem Wilde nur ein unvollkommener Vertreter war.“

Etwas eingehender muß ich mich mit dem Uebersetzer Felix Paul Greve beschäftigen. Die Erbitterung hat ihm die Feder in die Hand gedrückt, der gerechte Zorn über Herrn Johannes Gaulke, der mit seiner Verschimpfierung des „Dorian Gray“ einen Rekord in der Unkenntnis des Englischen und der Mißhandlung des Deutschen aufgestellt hat. Also entschloß sich Greve zu einer neuen, pietätvolleren Uebertragung des Romans „Das Bildnis Dorian Grays“. Wäre lediglich der deutsche Stil für die Beurteilung eines Uebersetzers maßgebend — dieser Ansicht huldigen leider viele mit dem Wort rasch fertige Kritiker —, so brauchte man Greve nicht gerade zu tadeln. Er schreibt zwar Sätze wie den: „vor zwei Monaten ging ich auf eine Gesellschaft bei Lady Brandon“ (S. 13), oder den: „brutale Vernunft trifft unter dem Intellekt“ (S. 66); spricht von China-Porzellan (China), dem Studium (studio) eines Malers, wenn er das Atelier meint, den fein gemeißelten Nüstern (nostrils) eines Menschen; klebt gelegentlich allzusehr am Ausdruck der Vorlage, wenn er Plattform (platform) für Podium, Stichwort (cue) für Anhaltspunkt, rot-weiße (pink) Unschuld u. dgl. einfach übernimmt — die Flüssigkeit seiner Diktion leidet darunter kaum. Aber es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß man das, was als stillschweigende Voraussetzung gelten sollte, überhaupt erwähnen muß und da zu kritisieren aufhört, wo man früher anfing.

Fühlt man Greves englischen Kenntnissen auf den Zahn, so erlebt man teilweise eine sehr böse Enttäuschung. Um keinen Sprachzweig kann es augenblicklich so schlimm bestellt sein, wie um das Englische, denn die Uebersetzer, die wenig mehr als das Rüstzeug eines Schulknaben mitbringen, sind durchaus mangelhaft vorgebildet. Mit Fug und Recht schrieb kürzlich Leon Kellner: „Die heutigen Uebersetzungen aus dem Englischen sind — von Ausnahmen abgesehen — ein schreiender Skandal.“

Zunächst hat sich Greve bei den „Intentions“ (warum übrigens „Fingerzeige“?, aus Scheu vor dem Fremdwort Motive?) die Sache ziemlich bequem gemacht, indem er alle „zufälligen Bezüge und Anspielungen auf zeitgenössische Personen und Verhältnisse“ unter den Tisch fallen ließ. Sonst hätte er sie „mit mehreren Bänden Anmerkungen“ beschweren müssen, versichert er in der Vorrede. Das mag er einem anderen vorreden. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er sich nach Kräften an den Schwierigkeiten vorbeidrückte. Aber vielleicht ist es ganz gut so. Denn schon der erste Aufsatz reizt nicht gerade unseren Appetit, ihm auch noch in der Rolle des Kommentators zu begegnen. Da wird aus dem bekannten Amerikaner Henry James ein James Henry, aus der bekannteren Mrs. Oliphant ein Mr. Oliphant; sind einem die Namen nicht böhmische Dörfer, so giebt es für derartige Oberflächlichkeiten keine Entschuldigung. Doch ich will das noch dem Setzer und nicht dem Uebersetzer in die Schuhe schieben. Bedenklicher zu dessen Ungunsten spricht es schon, daß er auch die Druckfehler des Originals fidel mitschleppt.

Der Raum ist kostbar, meine Zeit kostbarer. Zwei Beispiele müssen mir hier genügen, um Greves Lücken

im Englischen aufzudecken. In der genialen Würdigung Robert Brownings — an Verwegenheit der Paradoxie übertrifft sie noch den jüngsten Biographen K. G. Chesterton — heißt es bei dem Uebersetzer: „Ja, Browning war groß. Und wie wird er im Gedächtnis der Menschen leben? Als Dichter? O nein, nicht als Dichter! Man wird von ihm reden, als von einem, der Dichtung schrieb.“ Was für ein haarspaltender Unterschied! Man kann also Dichtungen schreiben, ohne ein Dichter zu sein. Ein Blick in die „Intentions“ lehrt uns, daß solcher Unsinn nicht auf Oscar Wildes Beet gewachsen ist. Der unterscheidet zwischen „poet“ und „writer of fiction“, was nichts anderes als Romanschreiber bedeutet. So löst sich das Rätsel von selbst auf. — Der zweite Fall ist womöglich noch krasser. Bulwer verurteilt die übertrieben archäologische Genauigkeit bei der Ausstattung shaksperischer Dramen und nennt sie „eine der abgeschmacktesten Pedanterieen eines Jahrhunderts des Borgens“ (nach Greve). Wer sich darunter etwas denken kann, verdient eine Schaubude auf dem Jahrmarkt! Im Original lautet die Stelle: „one of the stupidest pedantries of an age of prigs.“ Da das Wörterbuch für to prig „dingen, feilschen“ angiebt, wird schleunigst aus dem Verb ein sinnverwandtes Substantiv gemacht, und der Blödsinn siegt. Der „prig“ — ein ganz gewöhnliches Modewort heutzutage — ist der Vetter des Snob; George Eliot definiert ihn in „Middlemarch“ als einen „Gesellen, der zeigen möchte, daß er eigene Ansichten hat, aber einer, der einem mit seinen Ansichten stets ein Geschenk macht“. Greves „Jahrhundert des Borgens“ verwandelt sich also, da wir keinen Sonderbegriff für „prig“ haben, in ein snobistisches Zeitalter. Und damit ist die Ehre Lord Lyttons wiederhergestellt, Herrn Greves Sündenregister jedoch noch lange nicht erschöpft.

Der Raum ist kostbar, meine Zeit kostbarer. Ich muß mich daher auch bei „Bunbury (vgl. zum Titel LE V, 459) auf zwei eklatante Beispiele beschränken. Der Bunburist teilt da mit, sein Bruder sei an einer ernsten Erkältung gestorben — keine sehr wahrscheinliche Todesursache, die der gute Pastor aber für bare Münze hinnimmt, denn er fügt erläuternd bei: „I myself am particularly susceptible to draughts“ (ich selbst bin für Zug besonders empfänglich). Was legt ihm Greve in den Mund? „Ich selber bin fürs Brettspiel besonders empfänglich.“ Warum nicht gleich: der Himmel hängt voller Baßgeigen oder das Leben ist eine Rutschbahn? Der Ursprung des kindlichen Schnitzers liegt auf der Hand: das Lexikon bucht the draughts „das Brettspiel“; folglich wird es ja wohl stimmen. Aus derselben trüben Quelle stammt die seltsame Angabe, daß Liebende einen Knotenstock tragen. Sind im kultivierten England so exotische Sitten zu Hause? Nein, es handelt sich bloß um einen Armreif; das Verhängnis will es aber, daß bangle sowohl das eine wie das andere bedeuten kann. Im übrigen kann ich noch mit einem „wohlassortierten Lager“ aufwarten, „und lade ich die geehrten Interessenten zu einer Besichtigung desselben ein“. Trotz alledem ist Felix Paul Greve noch lange nicht der schlimmsten einer. —

Else Otten hat mit der Geschicklichkeit, die sie durch ihre Uebertragungen aus dem Holländischen erworben, den entzückenden „Glücklichen Prinzen“ recht und schlecht aus dem Aermel geschüttelt. Ohne Liebe sind die Märchen eingedeutscht, ohne Witterung für Nüancen des Ausdrucks, mit einem schlechten oder schlecht benutzten Wörterbuch, durchweg zu hart im Ton.

Mit desto freudigerer Genugthuung darf man Wilhelm Schölermann für seine Umdichtung der Zuchthausballade rühmen. Er weiß selbst am besten, daß sich bei einem so schwierigen Werk die Meisterschaft nicht gleich auf den ersten Wurf gewinnen läßt, daß hie und da noch größere Wörtlichkeit anzustreben, manche Fessel des Reims abzustreifen sein wird. Doch schon jetzt ist der Balladenrhythmus ausgezeichnet getroffen, nichts wesentliches im Inhalt verfehlt. Umsomehr nimmt es wunder, daß der Insel-Verlag von dieser schönen Arbeit nur zweihundert Exemplare gedruckt hat. Steigt etwa das Gute im Wert durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit?

Zur okkultistischen Litteratur.

Von **Ch. Thomassin** (München).

Seit mehreren Dezennien besteht in London eine „Gesellschaft für psychische Forschung“, die „Society for Psychical Research“, die in fast allen Ländern Zweigvereine gegründet und sich um die internationale experimental-psychologische Litteratur bedeutende Verdienste erworben hat. Sie verdankt ihre Entstehung hauptsächlich dem vor kurzem verstorbenen berühmten englischen Schriftsteller Prof. Myers, der sie auch bis zu seinem Tode geleitet und sich bemüht hat, das wichtigste Material aus seinen eigenen und den Forschungen anderer hervorragender Mitglieder der Gesellschaft für den Fortschritt der psychologischen Wissenschaften zu verwerten.

Der Wirkungskreis der Gesellschaft war namentlich auf das umfangreiche Gebiet gerichtet, das in den letzten Jahren als „Okkultismus“ die weitesten Kreise beschäftigt hat. Es galt, darüber Klarheit zu schaffen, inwieweit die Behauptungen der sogenannten Okkultisten vom Standpunkte der wissenschaftlichen psychologischen Forschung aus einer Berücksichtigung wert erachtet werden können. Zu diesem Zwecke wurden die genauesten Experimente veranstaltet und bis zur Gegenwart fortgesetzt. Das Resultat ist dann in den zahlreichen Publikationen der Gesellschaft und in den von ihr herausgegebenen „Proceedings of the Society for Psychical Research“ eingehend dargelegt worden.

Myers hat nun sein Lebenswerk damit abgeschlossen, daß er das Wichtigste aus dieser großartigen psychologischen Materialiensammlung zusammenfaßte, um darauf eine neue Lehre über das Wesen der menschlichen Persönlichkeit und deren angebliches Fortleben nach dem Tode zu gründen. Leider ist ihm die Publikation seiner größten Arbeit zu Lebzeiten nicht mehr möglich gewesen. Sie ist vielmehr erst jetzt durch zwei Mitglieder der „Society for Psychical Research“, Dr. Richard Hodgson und Miß Alice Johnson, besorgt worden. Das Werk ist betitelt „Human Personality and its Survival after Bodily Death“ (London, Longmans, Green & Co., 2 voll., 1200 p.).

Der Kritiker, der die zwei Bände durcharbeiten und beurteilen soll, fühlt sich zu dem Ausrufe veranlaßt: „Inopem me copia fecit“. Es ist selbstverständlich ganz unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen, obschon gar manche, für weitere Kreise interessante Punkte herauszugreifen wären. Man muß sich vielmehr darauf beschränken, einen allgemeinen Ueberblick über die Anordnung des Stoffes und die Folgerungen, die Myers als Endergebnis der psychischen Forschung der letzten Jahrzehnte feststellen zu können glaubt, zu bieten.

Zunächst ist es zum Verständnis des Ganzen notwendig, den Begriff des Subliminalbewußtseins (Unterschwellenbewußtseins) klarzulegen, da auf dieses die Experimentalpsychologie der letzten Jahre immer wieder zur Erklärung der beobachteten Phänomene zurückgegriffen hat. Unter Subliminal selbst versteht die neuere Psychologie das Zentrum der psychischen Kräfte und Fähigkeiten, die für das empirische Ich gewöhnlich unbewußt, jenseits seiner Empfindungsschwelle potentiell bleiben, um nur in gewissen Zuständen hervorzutreten.

Myers verfolgt nun in seiner Beweisführung die Methode, die Offenbarung des subliminalen Wesenskernes des Menschen vom niedrigsten bis zum höchsten Grade darzulegen. Er untersucht vorerst die Thätigkeit der psychischen

Kräfte im Wach- und Schlafzustande. Sehr eingehend erörtert er die Spaltung der Persönlichkeit, die sich in Krankheitszuständen wie Hysterie zeigt, in hypnotischen Zuständen oft gesteigert wird und durch hypnotische und Selbstsuggestion wieder beseitigt werden kann.

Die Behandlung des viel besprochenen Gebietes des Hypnotismus und Suggestionismus durch Myers wird in Fachkreisen um so eingehendere Würdigung finden, als der Gelehrte auch in ärztlichen Kreisen als eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete betrachtet wurde. Er definiert die Suggestion als wirksamen Appell an das unbewußte Selbst, der eben am leichtesten im hypnotischen Schlaf gelingt, da in diesem das Hindernis des Wachbewußtseins unterdrückt wird.

In den Erörterungen über Okkultismus sind bekanntlich in den letzten Jahren auch die Berichte über die Möglichkeit des Fernwirkens, der Teleenergie und ihr entsprechenden Telepathie, ebenso wie die des Fernfühlens (Telästhesie) und Fernsehens (Teleskopie) u. s. w. vielfach besprochen und umstritten worden. Myers bietet hierüber ein umfassendes Thatsachenmaterial, wozu er, wie zu den sonstigen Teilen seines Werkes, namentlich die Berichte in den „Proceedings of the Society for Psychical Research" benutzt. Für die Telepathie hat er übrigens bereits in dem Werke „Phantasms of the Living" in Verbindung mit Gurney und Podmore eine Sammlung der beweiskräftigsten Berichte geboten. Er sucht einen Teil der Fälle, bei dem andere Erklärungen nicht mehr zuzutreffen scheinen, durch die Annahme zu erklären, daß das unbewußte Selbst in gewissen Zuständen von der Beschränkung der Materie frei und zu höheren Wirkungen mehr oder weniger fähig wird. Selbstverständlich wird diese Annahme nicht ohne Widerspruch bleiben.

Um so mehr wird dies bei der Folgerung der Fall sein, die er am Schlusse seiner ausführlichen Darlegung des auf den modernen Mediumismus bezüglichen Materials zieht. Er glaubt nämlich, namentlich in Anbetracht der sorgfältigen, jahrelang unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln fortgesetzten Experimente einzelner Mitglieder der „Society for Psychical Research" mit dem Medium Mrs. Piper die Annahme als bewiesen erachten zu können, daß außer den unbewußten Kräften des Mediums selbst noch andere psychische Kräfte in Betracht kommen könnten. Jedenfalls ist die Thatsache beachtenswert, daß auch verschiedene andere hervorragende Forscher, wie Prof. James, Sir Oliver Lodge, Lombroso, de Amicis, Richet und Rochas, mehr oder minder ihre skeptische Zurückhaltung in der mediumistischen Frage aufgegeben haben. Was die Zugeständnisse des verstorbenen Präsidenten der „Society for Psychical Research" anbelangt, so werden sie zwar befremden; man wird aber andererseits wieder anerkennen müssen, daß Myers trotzdem sehr energisch sich gegen die schädlichen Folgen unwissenschaftlich geleiteter mediumistischer Experimente, sowie gegen die Thorheiten des populären Spiritismus im allgemeinen wendet.

Das Verhältnis des Spiritismus zum Animismus (okkultes Wirken des Mediums selbst und der lebenden Menschen überhaupt) findet in dem Kapitel über sensorischen Automatismus eingehende Berücksichtigung. Gewisse „Spukphänomene" werden in dem Kapitel über motorischen Automatismus eingehend behandelt. Was die Dämonologie anbelangt, so glaubt sich Myers in diesem Werke mehr auf eine summarische Behandlung gewisser Teufeleien beschränken zu müssen.

Das Wesen der Genialität sucht Myers bereits im dritten Kapitel von seinem Gesichtspunkte aus auf Grund einer interessanten Sammlung von Thatsachenmaterial zu beleuchten. Für ihn ist alles geniale Schaffen auf Aeußerungen des Subliminalbewußtseins, auf einen „subliminal uprush" zurückzuführen, weshalb es sich, ebenso wie andere Aeußerungen desselben, spontan, unwillkürlich und unglaublich schnell vollzieht und mit gewissen abnormen Prädispositionen sowohl in somatischer wie psychischer Hinsicht, die Lombroso zu einseitig aufgefaßt hat, zusammenhängt. Myers hält den genialen Menschen für den Typus des Menschen einer höheren Evolutionsperiode. Bekanntlich hat auch Lombroso nunmehr im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht das Phänomen der Genialität vom Standpunkte der höheren Evolution aus in Betracht gezogen. Beachtenswert ist, daß Myers schon durch das Phänomen der Genialität die Realität und gesonderte Existenz des Subliminalbewußtseins für evident bewiesen hält.

In den religionsphilosophischen Folgerungen, die er im Schlußkapitel aus dem Unsterblichkeitsglauben der psychischen Forschung zieht, vertritt er die Annahme einer allmählichen Entwicklung vom Kleinsten zum Größten, vom Mikrokosmus zum Makrokosmus, und einer schließlichen Vereinigung der Individualität mit dem Allgeist. Er bezeichnet sein System als eine Art von Buddhismus, wohl fälschlich, da, wie auch Max Müller erklärt hat, der Buddhismus am metaphysischen Nihilismus bezw. am indifferentistischen Atheismus festhält.

Im allgemeinen wird man wohl trotz aller naheliegenden Opposition anerkennen müssen, daß der Gelehrte die Litteratur um ein Werk bereichert hat, das bei allen einschlägigen Forschungen immer wieder als „standard work" in Betracht gezogen werden muß.

Proben und Stücke.

Mutter Landstrasse.

Von **Wilhelm Schmidt-Bonn***).

II. Aufzug.

Eine altmodische, in Wohlhabenheit sich spiegelnde tyroler Wohnstube. Alles darin trägt den eigentümlichen Stil: Rahmen, Tischbeine, Stuhllehnen, alle Linien zeigen geschweifte Form, und fast komisch ist das Verhältnis der wirklichen Größe eines jeden Stückes zu der erforderlichen: alles ist zu groß, sodaß der Tisch zur Tafel, die Stühle zu Sesseln, das Sofa zum Prunklager wird. Geradeaus führt eine Thür in den Flur, rechts und links je eine in Nebenzimmer. Neben der Flurthür buchtet die Stube in einen geräumigen Erker mit erhöhtem Fußboden aus, dessen Fenster aus kleinen, bleigefaßten Scheiben zusammengesetzt sind. In der Ecke ein mächtiger Kachelkamin, in grüner Farbe, mit Engelsköpfen an allen Ecken, wunderbar wie ein Thron.

1. Auftritt.

Trude, Sophie (stehen sich beide gegenüber, haben die Köpfe gesenkt, machen keine Bewegung und sprechen kein Wort; Trude steht an der Thür, Sophie ganz entgegengesetzt im Zimmer).

Hans (kommt nach einiger Zeit, mit dem Kind, schnellen Schrittes durch die rechte Seitenthür). Ist denn kein Mensch im ganzen Haus? (Er erblickt Sophie.) Sieh da! (Er jubelt plötzlich auf.) Liebe Sophie, dich suchte ich.

Sophie (läßt die Arme herunterhängen und legt den Kopf wie in duldender Ergebung ganz in den Nacken zurück).

Hans. Erschrick nicht, ich bin's, du irrst dich nicht. Hans. (Er legt den schlafenden Knaben sorgsam aufs Sofa.) Grüß dich Gott, Sophie! (Er nimmt ihre beiden Hände.) Mit tausend jubelnden Herzen, Sophie! Wie du voll und schön geworden bist. (Er merkt, daß sie stumm ist, wartet eine Weile, läßt ihre Hände fahren, legt den Hut auf den Tisch. Er streicht sich das Haar aus der Stirn und sieht sich um.) Alles ist bei euch, wie's war, kein Stuhl steht anders.

Trude. Gieb mir deinen Mantel.

Hans. Wozu?

Trude. Ich will das Kind zudecken damit.

---

*) Berlin, Egon Fleischel & Co. (vgl. die Besprechung auf Sp. 588).

Hans. Wir kommen dir da wie der Schnee im Juli ins Haus, Sophie, was?

Sophie (sieht immerfort seine Frau an).

Hans. Es war ein Einfall, wie sie so kommen, weißt du? Weshalb sollte ich euch nicht einmal aufsuchen, euch meine Frau da und meinen Jungen zeigen? Du!

Sophie (sieht ihn an).

Hans. Nun siehst du mich wenigstens an. Sag, ist mein Vater nicht da?

Sophie. Nein.

Hans. Wo ist er denn?

Sophie. Auf dem Feld.

Hans. So werde ich einen Jungen draußen nach ihm schicken. Ich will ihn bitten, daß er kommt. (Er geht.)

Sophie }
Trude } (sehen sich an).

Hans (kommt zurück). Was seht ihr euch so stumm an, wie ein Wunder das andere? Das, Trude, ist unsere Base Sophie. Die hat noch rote Backen und helle Augen, siehst du? Wir haben das alles in der großen Stadt verloren, Sophie. Setz dich endlich, Frau, steh nicht lang, du bist zu Haus hier.

Trude. Nein, laß doch, ich bin ja nicht müd.

Hans (drückt sie in einen Stuhl). Nun gebt euch die Hand, frisch jetzt! Wollt ihr euch fürchten voreinander? Küsse sie, Sophie! (Er führt Sophie zu ihr hin.)

Sophie (giebt ihr langsam die Hand).

Trude. Sei mir nicht böse, Sophie.

Sophie. Wollen Sie nicht bitte ablegen?

Hans. Was habt ihr? Was thut ihr so fremd? Ihr beide sollt mir Schwestern werden, lachende, singende. Schnell, küßt euch.

Sophie }
Trude } (lassen ihre Hände los).

Sophie. Darf ich den Knaben sehen?

Hans. Geh zu ihm, nimm ihn nur, habe ihn lieb, er gehört dir.

Sophie. Wie lieb er schläft unter seinem Mantel.

Trude. Küsse ihn nicht auf den Mund, er ist krank innen und möchte dich anstecken.

Sophie. Er hat ja so hübsche Zähne. (Sie küßt ihn.)

Hans. Krank? Er schnarcht ja, der braune Kerl; er ist müd, das ist alles. Komm, leg deinen Hut ab und deinen Kragen.

Trude. Nein, mein Kleid darunter ist so schlecht.

Hans. Was ist das mit deinem Nein! Du bist zu Haus hier, begreifst du das immer noch nicht? (Er legt ihre Sachen beiseite.)

Sophie (mit einem Glas Wein). Nehmen Sie nicht bitte ein wenig Wein?

Hans. Das ist Recht, das thut ihr gut. Du bist immer die Gute.

Sophie. Willst du nicht auch ein Glas?

Hans. Ich nicht, danke! Nachher vielleicht, mit meinem Vater zusammen.

Sophie (kommt leise zu ihm heran). Weißt du, Hans, dein Junge ist so warm, er atmet so schnell.

Trude (steht auf). Er wird mir krank, er muß zu Bett.

Hans. Bleib sitzen, laß ihn nur schlafen da, der Mantel ist ihm zu heiß. Denk dir, Sophie, wir sind elf Stunden unterwegs heute.

Sophie. Zu Fuß?

Hans. Alles zu Fuß, all die Berge.

Sophie. War keine Post da?

Hans. Die Post, weißt du, ist so teuer bei euch. Ist's auch zu Fuß nicht schöner?

Trude. Er hat Fieber; sage mir, wo ein Bett für ihn ist, liebe Sophie.

Sophie. Ich will ihn in mein Bett tragen. (Sie geht mit ihm in das linke Zimmer.)

Hans. Gut, thu das. Und du setz dich nieder; siehst du nicht, wie sie glücklich ist, daß sie sorgen kann. (Er starrt lange vor sich hin. Dann streicht er mit seiner gewöhnlichen Bewegung das Haar fort.)

Trude (schweigt und sitzt in sich zusammengesunken da.)

(Man hört eine Thür ins Schloß fallen.)

Trude (steht auf). Wer ist das?

Hans (ist zusammengefahren).

Trude. Dein Vater ist da.

Hans (leise). Er kettet die Hunde an, es ist alles, wie früher. Was hast du?

Trude. Ich muß zu meinem Kind.

Hans. Fängst du wieder mit deiner Furcht an?

Trude. Rufe mich, wenn ich kommen soll.

Hans. Geh, mach schnell, du liebe Närrin du.

Trude (geht einfach, den Kopf zur Erde geneigt).

Sophie (kommt zugleich zurück, hält die Thür in der Hand). Willst du nicht auch ein wenig in dies Zimmer gehen?

Hans. Warum?

Sophie. Wenn du dir vielleicht die Hände waschen willst.

Hans. Laß nur, danke.

Sophie. Ich will nun schnell das Feuer anmachen; verzeihe, daß ich an all das so spät denke.

Hans. Laß nur, wir werden bald zu Bett gehen. Mein Vater ist draußen.

Sophie. Nein, das waren die Knechte. (Sie beginnt den Tisch zu decken, mit einem frischen Tuch, das sie aus dem Schrank nimmt.)

Hans (atmet wie erleichtert auf). Weißt du noch, liebe Sophie, wir waren einmal sehr verliebt in einander. Sogar einen Eid haben wir uns geschworen: ich wollte wieder kommen und dich zu meiner Frau machen, was?

Sophie. Ich weiß es nicht, das alles ist so lang her.

Hans. Was ist das? Zeig deine Hand her: du trägst meinen Ring noch an deinem Finger! Jetzt frag mich nicht nach dem meinen: ich könnte dir nicht sagen, wo er ist.

Sophie. Soll ich das Licht nicht anzünden?

Hans. Nein, laß bitte. Es spricht sich besser im Dunkeln, so die ersten Worte, weißt du? Es ist so lange her, daß ich Abschied von euch genommen. Und darum, du siehst es ja, war es mir kein leichter Gang zu euch her. Du siehst mir ja wohl auch an, warum ich komme. Ich habe kein Glück gehabt, weißt du, in der Welt draußen. Aber das soll nun alles anders werden! Ich will dir sagen: es ist wie ein Traum um mich, es singt alles in mir, es leuchtet alles in mir, ich fühle meine Beine nicht mehr — (er faßt sie plötzlich um den Leib). Sag, spricht mein Vater oft von mir?

Sophie. Sei gewiß, Hans, er ist glücklich wie ein Kind, wenn er dich sieht. Er wartet auf dich.

Wilhelm Schmidt-Bonn.

Hans. Du willst mir Mut machen, so leicht wird es mir nicht werden. Ich bitte dich, auf meine Schuhe darfst du nicht so sehen; glaube nicht, daß sie immer so zerrissen sind.

Sophie. Still.

2. Auftritt.

(Die Thür geht auf, im Flur ist es dunkel; man sieht nur zwei weiße Hände und hoch darüber ein weißes Gesicht.)

Der Vater (spricht ins Haus). Kommen Sie ins Haus, Mann.

Spielmann. Nicht für Geld.

Vater. Das ist doch zu kalt auf dem Stein da. Kommen Sie zu den Knechten auf die warme Bank.

Spielmann. Laß die Knechte zu mir kommen.

Vater. So bleib, wo du bist, Dummkopf! (Er tritt ein: ein hoher Mann mit gesundem, schönem Gesicht und langem, weißem Bart. Er hat Stiefel an den Füßen und auf dem Kopf einen spitzen Tyrolerhut mit Federn; in der Hand hält er eine Hundepeitsche.)

Hans (bürstet sich mit der Hand über den Rock, steckt die Hände in die Taschen, nimmt sie wieder heraus und tritt dann unwillkürlich in die Ecke zurück).

Sophie (geht zu dem Kommenden hin und hält ihn in beiden Armen).

Vater. Grüß Gott, Mädel! (Er küßt sie auf die Stirn.) Heute kann man deine warme Stube gebrauchen, auf den Wiesen kommt der Winter, gieb Acht: noch zum Abendbrot haben wir den Sturm an der Thür.

Sophie. Hast du Hunger mitgebracht?

Vater. Sieh dir nachher meinen Teller an. Was auch? Soll ich nicht einmal Hunger haben, wenn ich schaffe wie ein Pferd? Geh, laß mich hinein, es bläst einem an den Leib hier. (Er nimmt seinen Hut ab und ordnet Haar und Bart mit der Hand, leise.) Wer ist denn gekommen?

Sophie (nimmt ihm Hut und Peitsche ab). Sei froh, dein Glück wartet im Zimmer auf dich.

Vater. Wer wartet? Ich sehe keinen. (Er schiebt sie beiseite, laut. Willkommen, wenn's keiner ist, der in die Ecke vor mir kriecht. (Er steht im Zimmer, sieht sich um und sieht Hans.) Wer ist denn da? (Er verstummt, dann zieht er, als wäre nichts gewesen, seinen Rock aus und vertauscht ihn mit einem andern. Er schneuzt sich umständlich.)

Hans (thut einen Schritt, kräftig). Grüß Gott, Vater.

Vater (geht zur rechten Seitenthür und ruft). He!

Die Stimme einer Magd (während ein Lärm von Geschirr und Kesseln plötzlich aufhört, frech). Ja!

Vater. Gebt den Hunden zu fressen! Und nehmt sie ins Haus, wenn der Sturm kommt. (Er sieht sich nach Sophie um.) Und du sieh zu, daß die Fenster alle geschlossen sind.

Sophie (bringt ihm seine Filzschuhe und zieht ihm seine Stiefel aus, während er mit dem Rücken an dem Tisch steht).

Vater. Was hast du mit deinem Haar da gemacht? Das glänzt ja, wie zum Fest.

Sophie. Es ist nur gewaschen, weil morgen Sonntag ist.

Hans (fröhlich und heiter). Grüß dich Gott, Vater.

Vater. Die Knechte haben geschafft heute, jeder für drei. Der Schweiß ist ihnen zum Aermel herausgelaufen. Sieh zu, daß sie ihren Wein haben auf die Nacht und laß sie lärmen. Zünde das Licht an.

Sophie (stellt die Lampe auf den Tisch).

Vater (auf und ab gehend). Ich habe da einen jungen Hasen mitgebracht, in den Weiden lag er mit seinem Blei im Rücken. Wasch ihm seine Wunde aus und gieb dem armen Burschen ein wenig Milch und Grün.

Sophie (geht mit den Stiefeln rechts ab).

Hans. Grüß dich Gott, lieber Vater.

Vater (zündet das Licht an). So sieh, daß Gott dich wiedergrüßt.

Hans. Laß mich dir helfen, deine Hände zittern.

Vater. Ich hab dich noch nie um Hilfe angerufen. (Er geht zum Fenster und läßt die Vorhänge herab.)

Hans. Vater, ich bins: Hans.

Vater. Ich kenne dich wohl.

Hans. Wenn es dir recht ist, so bin ich gekommen, dich ein wenig zu besuchen.

Vater (legt ein wollenes Tuch um den Hals, das für ihn bereit liegt).

Hans. Vielleicht komme ich dir ein wenig unerwartet.

Vater. Das kommst du.

Hans. Aber ich hoffe, daß ich dir deshalb nicht ungelegen komme.

Vater (sieht nach dem Feuer, ruft dann nach rechts). He!

Die Magd. Ja!

Vater. Bring doch einer Holz herein, ihr laßt ja alles ausbrennen. (Er nimmt eine lange Pfeife von der Wand, stopft sie und brennt sie an.) Ja.

Hans. Was meinst du, lieber Vater?

Vater. Du kommst unerwartet. Und damit wir von vornherein klar sind, will ich dir sagen: es wäre mir lieber, du wärst nicht gekommen. (Er geht auf und ab.) Aber du bist ja nun da. Es ist daher wohl anständig, daß wir miteinander sprechen. Irgend etwas; vielleicht reden wir über den Krieg, der da irgendwo sein soll. Oder erzähle mir, was in deiner Stadt da draußen vorgeht. Rede nur, du sagst ja nichts. Sprechen wir irgend etwas, was man so zusammen spricht. Was? Entschuldige: mir war, als wenn du den Mund aufgethan hättest.

Hans. Ja. Ich möchte etwas mit dir reden. Sollen wir uns nicht setzen dazu?

Vater. Was? Soll es so lang dauern?

Hans. Es ist etwas Ernstes, Vater.

Vater. Nein, dazu habe ich keine Lust. Schlage etwas anderes vor; ich bin müd, ich will meine Ruhe haben auf den Abend.

Hans. Ich bin heute einen Weg von elf Stunden gekommen, um es dir zu sagen.

Vater. Der Abend ist nicht die Zeit, wo man Besuche macht.

Hans. Ich habe Frau und Kind bei mir, möchtest du uns für Leute ansehen, die dir einen Zwölfuhrbesuch machen?

Vater. Frau und Kind hast du? Du bringst wenigstens Neuigkeiten mit. Aber ich bin gewohnt, den Abend mit meiner Sophie zu sitzen, weshalb soll das heute anders sein? Ich mag keine fremden Leute um mich.

Hans. Vater, sei gut, gieb mir deine Hand, daß wir uns nicht so fremd sind. Was sind das alles für Reden?

Vater (steht und betrachtet ihn, lange, von oben bis unten).

Hans (hält ihm die Hand hin). Ich bin's ja, dein Sohn Hans, ich bin wieder da.

Vater (sieht auf seine Schuhe und nickt mit dem Kopf).

Hans. Ich möchte dir die Hand geben, sage mir, daß ich dir willkommen bin.

Vater. Rühre mich nicht an. (Er sieht ihm ins Gesicht und lacht auf.) Ja, du bist da, mein Sohn Hans, ich erkenne dich, so schwer du zu erkennen bist. Thu deine Hand weg, ich mag deine Hand nicht. Du willst meine Hand haben? Sieh dir meine Hand an: es ist eine Hand voll Horn und Schwielen und darum eine ehrliche Hand. — Ich bin ein alter Mann, ein einsamer Mann. Es ist nicht oft im Jahr, daß einer kommt, der meine Hand will; darum bin ich sparsam damit und sehe mir den an. Und so kommst du, und so sehe ich dich an. Du hast dich verändert in den langen Jahren, so frage ich also erst: Wer bist du? Was bist du für einer?

Hans. Keinen solchen Willkomm', was ich auch bin, ich bin dein Kind.

Vater. Nichts bist du! Der Bauernknecht, der auf der Straße seine Mütze vor mir zieht, der ist mir nicht so fremd wie du. Ich habe einen Sohn gehabt. Vor vielen Jahren ist er hinausgegangen in die große Welt, mit roten Backen und schlichtem Haar, mit hellen, ehrlichen Augen. Mit den Sonntagmorgenglocken ist er weg, es war eine Lust, zu stehen und hinter ihm her zu schauen, bis die Zweige über seinem Lied zusammenschlugen. Sag, bist du der? Will das, was da steht und die Augen an der Erde hat, will das dieser Sohn sein? Nein, sag nein! Das ist ein anderer, seine Kleider da sind billig und abgetragen, der Schuh da ist

zerrissen, sein Haar ist lang, als wenn er keine zwanzig Pfennige hätte, es schneiden zu lassen. Und sein Gesicht hat Backenknochen wie der Hunger. Sag mir, bist du's?

Hans. Ich sehe dich ruhig an: ich bin's.

Vater. Du machst Spaß, du bist irgendwer, von der Straße einer. Oder sag — der Offizier, der junge, der schöne, der zukunftsfröhliche, trotzäugige Kerl — bist du der wirklich?

Hans. Nein, der bin ich nicht.

Vater. Du siehst auch nicht so aus. Aber so sprich doch, wer bist du denn? Was ist aus dir geworden in deinen zehn lebendigen Jahren da? Rede, lege Zeugnis ab von dir.

Hans. Laß mir Zeit, dir darauf zu antworten.

Vater. Was Zeit? Ich will keine Rede von dir, ein Wort ist gut und genug.

Die Magd (kommt laut und bringt Holz, das sie lärmend in den Kasten wirft. Sie sieht den Besuch an und geht dann auf den Zehen hinaus, indem sie sich in der Thür neugierig umdreht).

Hans. Was aus mir geworden ist? So will ich dir's sagen: nichts. So viel, wie da auf meiner leeren Hand ist, arm, krank, das ist alles.

Vater (hängt seine Pfeife hin, leise, indem er ihm den Rücken zukehrt). Und du willst meine Hand haben? Da, sieh, das geb ich dir, du siehst wohl selber, daß du nicht mehr wert bist. (Er steckt beide Hände in die Rocktaschen.)

Hans
Vater } (schweigen lange).

Vater. Und was verschafft mir nun die Ehre deines Besuches?

Hans. Fragst du? Du siehst es mir an: ich komme, weil du mein Glück bist.

Vater. Rede deutsch, was willst du von mir?

Hans (steht auf, freudiger). Vater, ich will ein neuer Mensch werden, ich will ein neues Leben anfangen, ich will Sonne haben, ich will blauen Himmel, ich will Freude um mich haben. Auch meiner Frau und meinem Knaben möchte ich die Backen wieder färben und ihre Augen froh machen. Ich möchte, daß sie das Lachen wieder lernen. Darum sind wir zu dir gekommen, ich will es dir offen sagen. (Er tritt näher.) Laß uns bei dir froh werden, an deinem Tisch sitzt das Glück, laß uns mit in eurer Reihe sitzen, nimm mich mit Frau und Kind auf bei dir.

Vater. Weshalb hast du Frau und Kind? Mußte das sein? Ich will dir was sagen, wundere dich nicht darüber. Weißt du? ich habe keinen Platz für euch.

Hans. O wir drei! wir sind mit einer Ecke zufrieden.

Vater. Kurz gesagt: ihr müßt ein Haus weitergehn.

Hans (nach einer Weile). Du hast mich nicht verstanden. Siehst du mich hier stehen? So gieb Acht: ich, dein Sohn Hans, ich stehe hier, habe Frau und Kind bei mir und bitte dich, dich da, meinen Vater, um ein Bett zum Schlafen und ein wenig Brot für den Hunger. Denn Vater — erschrick nicht — denke dir, so lächerlich es ist: ich habe nicht die Pfennige für ein Glas Bier mehr in der Tasche.

Vater. Was redest du noch? Das wußte ich, als ich dich sah. Du bist der, der nicht versteht.

Hans. Verzeihe, wenn mir ein Lächeln kommt. Du kannst mich ja nicht verstehen. Darum will ich nun mein ganzes Innere wie ein weißes Leintuch vor dir ausbreiten.

Vater. Ich bitte dich, thu es nicht.

Hans. Vater!

Vater. Was willst du?

Hans. Eines will ich zuerst von dir: ein wenig Liebe gieb mir! Denke an die alten Tage, denke daran, wie da die schöne Liebe über uns beide gebreitet war; rufe dir die Liebe zurück, die ich, der Knabe und der Jüngling, dir gegeben. Gieb mir, als Dank, jetzt ein wenig davon wieder. Sieh, wie du da stehst, so möchte ich auf dich zu, mich an deine Brust legen und meine Stirn deinem Kuß hinhalten! Wie lang hab ich dein liebes Gesicht nicht gesehen! Hör doch, habe mich ein wenig lieb!

Vater. Die Liebe nur laß aus dem Spiel.

Hans. In den Rippen ist es mir so voll davon. Darum stehe du nicht so kalt da, wie ein Fremder.

Vater. Du hast die Liebe, du hast deine Sonne und deinen Himmel und dein Lachen — alles hast du gehabt. Alles hast du von dir geworfen, wie man einen Stein von der Straße nimmt und ins Gras wirft. Was kommst du nun und willst es von mir wieder haben?

Hans. Hör, was ich dir sagen will.

Vater. Ich habe keine Zeit mehr. Was überhaupt? Du kommst und störst mir meinen ganzen Abend. Alles geht durcheinander: das Feuer ist zu spät angelegt, es ist kalt im Zimmer; ich muß mir meine Pfeife vor dem Essen anstecken, und das Essen selber kommt nicht.

Hans. Du mußt mir doch Gelegenheit geben, mich zu rechtfertigen vor dir.

Vater. Laß mich hinaus! Rechtfertige dich vor den Wänden hier, du bist ihnen nicht gleichgültiger als mir.

Hans. Ich lasse dich nicht. (Er vertritt ihm die Thür.)

Vater. Ich lasse dich.

Hans. Ich hänge mich an deinen Rock, wie ein Kind.

Vater. So zieh ich den Rock aus und leg ihn über den Stuhl.

Hans. Ich gehe wie dein Schatten mit dir, wohin du gehst.

Vater. Was soll das alles? Was willst du mir zu hören geben, als ein Leben voll Leichtsinn, voll Genußsucht und Ekelhaftigkeit? Laß mich in Ruhe mit dem allen. Du bist mir vergessen wie ein Fisch, dem man im Wasser zusieht, darum hole tote Zeiten nicht aus dem Grab.

Hans. Sie sind nicht tot, du hast sie lebendig begraben.

Vater. Genug, ich bin hungrig, ich möchte mein Abendbrot haben.

Hans. O, jetzt hast du mich in dein Herz sehen lassen. Sieh mich nur einmal an, mein Gesicht, meine Augen, meine Backen: sagt dir denn nicht mein Alles hier, wohin es mit mir gekommen ist? Rührt dich das nicht an, daß einer, der in gutem Rock und gescheiteltem Haar wegging, daß der nun in diesen Kleidern da, in diesen Schuhen da vor dir steht, wie ein Bettelmann vor dir steht?

Vater. Rede nur weiter. Bilde dir ein, daß die Wände und Stühle dir zuhören. (Er nimmt ein mächtiges, ledergebundenes, wappengeziertes Buch von einem Wandbrett, geht auf die andere Seite des Tisches und setzt sich breit und bequem.)

Hans. Du willst nicht, daß ich dir mein Herz aufthue, du schnürst mir die Kehle zu. Wenn du die Armut kenntest wie ich, du säßest nicht so da. Du hast die strahlenden Wände um dich, den gedeckten Tisch vor dir und das warme Feuer neben dir. Ich habe kein Geld für ein Abendbrot und ein warmes Bett, ich habe kein Geld für ein ganzes Paar Schuhe, ich kann meine Frau und mein Kind nicht mehr satt machen. O Vater, sieh mich stehen mit bittenden Händen, noch sind meine Rippen gewölbt, noch sind meine Arme und Beine stark, noch steckt junge Hoffnung in mir. Gieb mir den Boden, den ich brauche, um aufzugehen. Hilf du mir, ich selber kann mir nicht mehr helfen. O halte nicht dein großes Buch wie einen Schild zwischen dich und mich! Laß die Chronik unserer toten Väter da, und höre deinen lebendigen Sohn an. Mach das Buch zu, heb deinen Kopf auf zu mir. Verstelle dich nicht: ich sehe wohl die zwei Thränen da an deinen Augen. Sage, bin ich denn deiner Liebe so unwert?

Vater. Gemach, willst du mich nun mein Abendbrot essen lassen?

Hans. Nein, nicht gemach, nur nicht gemach! Sieh, alles jauchzt in mir! Ich sehe dich weich, ich sehe dich gut. Nur jetzt nach diesen zwei Thränen nicht mehr so kalt, so fremd. Laß mich nun deine Hand nehmen.

Vater. Bleibe genau da, wo du stehst. (Spöttisch.) Sag doch: ist das nun dein Stolz? ist das nun deine Scham? von denen du damals so schön geredet hast?

Hans. Scham und Stolz, das sind zwei Dinge, die ich von mir gelegt wie einen Festtagsrock. Ich habe sie beide in den Schrank gehangen, denn sie machen einen nicht satt. Sag überhaupt: was will ich denn mehr von dir, als das Wenige, als das Nichts, worüber du so spöttisch den Mund verziehst? Was will ich denn mehr, als ein Bauer werden, ein Ackerer, wie du und ihr alle, mehr, als auf deinen Feldern umhergehen und die Arme rühren, mehr, als in deiner blauen Luft mit dem Vogelsang gesund werden?

Vater. Du hast nun so überviele Worte gemacht von deinem Elend und deiner Liebe. Aber was ist das? Zwei Worte sind, die ich noch nicht gehört habe.

Hans. Welche zwei Worte?

Vater. Es ist bezeichnend, daß du darnach fragst. Sie sollten dir zu allererst eingefallen sein. Ich meine die zwei Worte: Vergieb mir.

Hans (schweigt).

Vater. Nun, wo bleiben die? Du, der du soviel Reue fühlen willst?

Hans. Deine zwei Worte da —

Vater. Was ist mit ihnen?

Hans. Ich habe noch nicht nachgedacht darüber.

Vater. Das ist's, was ich dir zeigen wollte. Es ist mir gleichgültig, ob du sie aussprichst oder nicht, aber du siehst nun selber, daß es nicht deine Reue ist, dein Mitleid mit dem, was du gethan, was du mit deinen zehn langen Jahren da an Kostbarkeiten verschwendet hast, nicht dein Wunsch, das alles gut zu machen, an andern gut zu machen —

Hans. Was soll es sein, wenn es das nicht ist?

Vater. Du hast Hunger. Der Hunger ist's, der dich hertreibt. Ganz wie das Wild, das im Winter ans Haus herankommt und zahm thut. Du willst dich sättigen bei mir, das ist alles.

Hans. Was soll ich darauf sagen? Mein Wollen ist zu rein, als daß ich daran gedacht und eine Antwort darauf bereit hätte.

Vater. Du bist der Trotzkopf, der du warst, und bist kein andrer, bei all deinem Jammer da. Was willst Du? soll ich ein andrer sein?

Hans. Ueber all das, bitte ich dich, wollen wir morgen sprechen.

Vater. Morgen? Ist es deine Absicht, morgen wiederzukommen?

Hans. Wir bleiben doch die Nacht bei dir?

Vater. Bei mir?

Hans. Bei-wem anders, als bei dir?

Vater. Nein, bei mir nicht. Ist mein Haus ein Wirtshaus, das jedem offen steht, der von der Straße herein will? Hast du ein Schild über meiner Thür gesehen?

Hans (schreit auf). Nicht einmal für eine Nacht willst du uns aufnehmen?

Vater. Schrei nicht so, du bist in einem anständigen Haus hier.

Hans (atmet tief auf, streicht sich das Haar aus der Stirn). Meine Frau ist müd zum Umfallen.

Vater. So hättest du früher Rast machen sollen.

Hans. Mein Junge liegt im Fieber.

Vater. Ein Haus weiter kommst du immer noch mit ihm.

Hans. Auch meine Kraft ist zu Ende.

Vater. Die ist freilich zu Ende: so siehst du aus.

Hans. Draußen ist die Nacht, der Sturm, hör nur. Wo sollen wir hin?

Vater. Habe ich euch gerufen? Habe ich euch gesagt: kommt zu mir? eßt euch satt bei mir?

Hans. Meine Frau wird in wenigen Wochen ein Kind haben.

Vater. Ich bin keine Wehefrau, ich kann ihr nicht helfen.

Hans (nach einer Weile). Es ist noch eines möglich: vielleicht glaubst du mir das alles nicht?

Vater. Ich sehe es.

Hans. Bist du denn kein Mensch wie andere? So siehst du doch auch die elf Stunden, die wir heute auf dem Wege sind? Die ganze Woche, die wir durch Staub und Stein und Sonne und Regen zu dir hergewandert sind?

Vater. Du hast es weit gebracht. Mich wundert, daß du nicht im Karren mit ihnen fährst wie die Kesselflicker.

Hans (packt sich an die Brust). Sieh, jetzt steht mir mein Herzschlag still.

Vater. Worüber wunderst du dich eigentlich? Du weißt doch, was man mit den Leuten thut, die auf der Straße liegen?

Hans. Was thut man?

Vater. Man hat noch nie etwas anderes gethan, als die Thür vor ihnen zugemacht. Also mache ich meine Thüre zu vor euch.

Hans. Jetzt lache ich.

Vater. Das ist das beste, was du thun kannst.

Hans. Das alles ist ein Märchen, da geschehen solche Dinge, da sind die Väter so. (Plötzlich.) Ich rufe die Stimme des Blutes in dir an.

Vater. Wo war die Stimme deines Blutes so lang?

Hans. Ich rufe dich an beim Gedächtnis der Mutter!

Vater. Wo war dein Gedächtnis an sie die zehn Jahre lang?

Hans. Ich packe mich an die Stirn: hast du nicht deine Hunde ins Haus nehmen lassen?

Vater. Meine Hunde! Bist du einer meiner Hunde?

Hans. Du willst deine Rache haben; du frohlockst, indem du das sagst; du bist der Triumphierende: was kann ich thun?

Vater (steht auf, legt Holz aufs Feuer, setzt sich wieder an den Tisch und fängt an, in einem Notizbuch zu schreiben und zu rechnen).

3. Auftritt.

Sophie (tritt ein). Da bin ich. (Sie stellt das dampfende Abendbrot auf den Tisch.)

Vater. Du kommst spät. Was hast du Gutes heute!

Sophie. Verzeih, ich habe nur ein Abendbrot wie immer. Wir haben ja nicht gewußt, daß ihr kamt, Hans. Nur Kartoffeln hab' ich dir noch schnell in die Pfanne gethan, weil ich weiß, daß du das gern magst. (Sie erschrickt, als sie Hans düster, mit gesenktem Haupt stehen sieht.)

Vater. Mir soll's heute schmecken, dafür wenigstens ist das lange Warten gut. Was soll denn das? Für wen, zum Kuckuck, stellst du die Unmenge Teller dahin? Was sollen diese Schüsseln voll für uns zwei Leutchen?

Sophie. Wo hast du deine Augen? Siehst du unsre Gäste nicht?

Vater. Nimm die Teller weg, die zu viel sind, liebes Kind. Zwei Teller laß, für dich einen und für mich einen.

Sophie. Will Hans nicht essen?

Hans (steht regungslos da).

Sophie. Hans, wollt ihr nicht mit uns essen? Ich will deine Frau und dein Kind holen gehn.

Hans (giebt keine Antwort).

Vater. Willst du mich selber aufstehn lassen und die Teller wegsetzen?

Sophie (schüttelt den Kopf und nimmt sie fort).

Vater. Löffel, Messer, Gabel — thu mir alles weg, was da mehr ist als sonst. (Er schöpft zweimal Suppe aus.)

Sophie. Hans, bitte, willst du nicht ein wenig mit uns essen?

Hans. Laß, ich bitte dich, laß.

Vater. Dein Essen wird kalt, Kind.

Sophie (steht unentschlossen).

Vater (steht auf und faltet die Hände).

Sophie (geht mit gesenktem Kopf an ihren Platz und thut wie er). Willst du nicht mitbeten, Hans?

Hans (zum Vater). Um eines bitte ich: bete nicht, nur bete nicht.

Vater. Fang an, Sophie.

Hans. Fühlst du nicht, daß du spottest, wenn du stehst und die Hände faltest und betest?

Vater. Bete doch, Sophie, oder ich bete.

Hans (steckt die Hände in die Taschen).

Sophie. Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden. Unser tägliches Brot gieb uns heute. Und vergieb uns —

Hans. Sei still, Sophie.

Vater. Bete nur weiter, Sophie.

Hans. Daß die Wände nicht lachen um uns! Du willst von Vergeben sprechen? Ja, spotte weiter, Sophie.

Vater (mit kräftiger Stimme). Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns —

Hans (lacht auf und pfeift ein Lied).

Vater. — uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Vater, **Sophie** (bekreuzigen sich fromm).

Vater (setzt sich und bindet sein Mundtuch um mit einem altmodischen Knoten hinten, recht breit, sodaß er alles bis über die Knie bedeckt, nach Art eines, der vor hat, sich so recht satt zu essen).

Sophie (steht ratlos).

Vater. Setz dich doch, iß. Laß es dir schmecken. (Er giebt ihr auf den Teller.)

Sophie (schüttelt traurig den Kopf, setzt sich und ißt langsam).

Hans. Also wirklich, es ist dir Ernst mit dem allen. Du nimmst keinen Anstand, dir dein Mundtuch vorzubinden und breit vor deinem Teller zu sitzen? Noch ein Mal, Vater: tu es nicht! Iß nicht, während wir hungern! Du nimmst mir das schöne Bild, das ich in mir trage, von dem gütigen, edlen und liebeüberreichen. Warte Vater, einen Augenblick warte noch! Ich will dir die zeigen, die du so stehen lassen willst und nicht miteſſen. Ich will dir meine Frau holen, mein Kind holen.

4. Aufzug.

Trude (kommt müd, den Knaben im kurzen Hemd auf dem Arm, mit seinen Kleidern).

Hans. Da bist du schon.

Trude. Ich habe dich gehört.

Hans. Nun sag meinem Vater einen guten Abend, komm.

Trude. Ich nicht; wir wollen gehen, Hans.

Hans. Oho! so weit sind wir noch nicht.

Trude. Doch Hans! Aber laß es dich nicht kümmern, sei fröhlich! Hilf mir den Jungen anziehn, sieh! er hat die Augen auf.

Hans. Gieb ihn her, er ist gerade recht so in seinem Hemd. Sieh Vater! da steht meine Frau und wartet, daß du sie ansiehst, und da, sieh! da habe ich dir meinen Jungen mitgebracht. Vier Jahr wird er in einigen Wochen. Ist es nicht ein brauner, verwegener Kerl? Er sieht zwar anders aus, als sonst! er hat ein wenig Fieber. Und auch die kleinen Arme darfst du nicht ansehn und die kleinen Beine da: das alles ist schwach und ohne Fleisch; darauf kann ich nicht stolz sein. Aber sieh, hier hat er mit der Mutter ein paar letzte Herbstblumen aus dem Gras geholt, den ganzen Tag trägt er sie in seiner kleinen Faust: für wen glaubst du wohl? Komm, mein Junge, mach deine Finger los: da ist dein Großvater, der Mann da, siehst du wohl? mit dem guten Gesicht und den schönen blauen Augen? Gieb ihm deine Blumen.

Vater (ißt weiter, ohne aufzusehen).

Das Kind (ganz klar). Da, lieber Großvater.

Hans. Da, seine drei ersten Worte! (Er küßt das Kind). Nun nimm ihn auf deinen Schoß, Vater; willst du so stumm sein, diesem jungen Menschenglück gegenüber, das die Hände nach dir ausstreckt? Sieh, da stell ich den kleinen Mann vor dich hin, in seinem kurzen Hemd, auf seine nackten Füße —

Trude. Mir gieb das Kind. (Sie nimmt es und kleidet es an; das Kind hustet.) Junge, mein Junge, stirb mir nicht, nur stirb mir nicht.

Hans (steht düster da).

Trude. Da, setz deinen Hut auf, wir wollen gehen.

Hans (heftig). Thu mir den Hut vom Kopf. Wer spricht vom Gehen? Ich sage eins: es gärt in mir. In meinen Armen klopft das Blut; sieh, wie meine Adern geschwollen sind auf meinen Händen, wie meine Hände zittern. Es will zwei Fäuste machen da unten. Ich rate im Guten: sprich mir jetzt keiner vom Gehen. Wer will, daß ich mit diesem Kind in die Nacht hinaus soll? Ich bin der Sohn in diesem Haus; ich habe ein Recht in diesem Haus, ich habe ein Recht, in diesem Haus zu sein! Woher hat er, der da am Tisch sitzt und beide Backen voll hat, woher hat er seine Stühle und seine Teppiche und seine Bilder und seine ganzen Wände da, wenn nicht von seinem Vater? Bin ich kein Vater, so gut wie er?

Trude. Mir ist unwohl.

Hans. Was hast du? (Er hält sie in seinen Armen.) Seht her, da bricht schon die erste zusammen.

Sophie. Was ist ihr?

Hans. Sie hat sich den Magen überladen. Oder der Dampf, der gute Dampf da aus euren Schüsseln, ist ihr zu hoch gestiegen, das ist sie nicht gewohnt.

Sophie. Laß mich ihr das Kleid öffnen.

Hans. Weg da! komm ihr keiner zu nah! Nichts hab ich, aber das hab ich, meine Frau und meinen Jungen, und daran rührt mir keiner. Sitzt ihr und eßt! Wir drei wollen uns auch setzen, und da ihr uns keinen Stuhl gönnt, wollen wir uns an die Erde setzen. Da, Frau, da laß dich nieder, lehn dich mit dem Rücken an die Wand. Ich und das Kind, wir setzen uns neben dich. Hier wollen wir sitzen und dem Mann zusehen, wie er ißt. Wir wollen warten und nicht aufstehen von diesem Fleck, bis er seinen Stuhl rückt und sagt: „Kommet her, ihr dummen Kerle, was soll das alles? Setzt euch an den Tisch und eßt!“

Vater. Schenk mir noch ein Glas ein, der Wein ist gut.

Sophie. Nein, ich schenke dir nicht ein. Ich gehe und breite zwei Betten aus, wenn auch das Haus dein ist.

Vater. So schenk ich mir selber ein, Schelm du.

Hans. Siehst du, Frau, wir müssen ja da sein, um Wohl bekomm's! dazu zu sagen. (Er zieht sie ganz an sich, sie legen beide die Köpfe zusammen, still und traurig.)

Echo der Zeitungen

Der sechste Klassiker.

Mit einer Vielstimmigkeit, die immerhin etwas Ueberraschendes hatte, ist am 18. Dezember die hundertste Wiederkehr von Johann Gottfried **Herders** Todestag von der deutschen Publizistik gefeiert worden. Es war kein Auferstehungsfest, so wenig wie vor dreiviertel Jahren die Klopstock-Feier; dennoch gewann man den Eindruck, daß dem heute lebenden Geschlecht, so weit es sich zu den Trägern höherer Bildung zählt, Herders Name und Persönlichkeit immer noch näher und höher steht, als der Schatten des Messiasdichters, trotzdem oder vielleicht gerade weil wir in diesem sechsten Klassiker nicht den schöpferischen Dichter, sondern den Denker und Ideensäemann verehren. Wenn es gleichwohl heute fast nur

noch der Name des großen Mannes ist, der im Gedächtnis der Nation fortlebt, während seine Werke für die Allgemeinheit verschollen sind und nur in den großen öffentlichen und den besseren Privatbibliotheken ein selten gestörtes Dasein führen, so kann man dafür allerorts dieselbe plausible Erklärung finden, die schon Goethe dafür gegeben hat: daß eben Herders mächtige Einwirkungen auf seine Zeit sich sofort durchgesetzt hatten, daß schon zu seinen Lebzeiten sein Bestes und Eigenstes geistiges Gemeingut geworden und im Allgemeinbewußtsein aufgegangen war. „Weil Goethe lebt, ist Herder tot," drückt Heinrich Hart diesen Gedanken aus. „Alles, was er gewollt, gesehnt, um was er gekämpft hat, in Goethe hat es sich vollendet, schöner, reicher vollendet, als Herders Ahnen und Planen war. Herder war der Johannes, der dem Messias Goethe vorausging. Sein Weckruf machte die Geister empfänglich für die Saat, die der Größere auszustreuen hatte . . . Wir haben Weihnachten, da kann uns die Adventszeit nichts mehr sein als eine Erinnerung von gestern. Jeder Goethetag, den wir feiern, weist noch immer in die Zukunft hinein. Eine Herderfeier aber kann nur noch eine Erinnerungsfeier sein, an der wir dankbar dessen gedenken, was der Johannes der Litteratur für die geistige Entwicklung einst bedeutet hat."

Es ist selbstverständlich, daß demgemäß die Frage nach Herders Bedeutung für *unsere* Zeit fast in allen Gedenkartikeln wiederkehrt, manchen überhaupt ausschließlich zugrunde liegt. Von Jean Paul hatte Börne in seiner berühmten Denkrede gesagt: „. . . erst späte Enkel heißen freudig willkommen, wovon trauernde Väter einst weinend geschieden." Ist dies auch bei Herder der Fall? Hat er in dem Jahrhundert, das seit seinem Tode verflossen ist, noch einmal irgendwie eingewirkt auf die lebendige Kulturbewegung der Zeit? „Man wird diese Fragen," bemerkt Dr. M. Kronenberg*), „mit einem *runden Nein* beantworten dürfen. Herder war im verflossenen Jahrhundert und ist vor allem auch in der unmittelbaren Gegenwart kein Lebendiger mehr, von dem irgendwie deutlich sichtbare, unmittelbare Wirkungen zutage träten. Und doch ist er einer der bahnbrechenden Geister nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze moderne Kulturentwicklung gewesen, und nicht nur auf einem Gebiete, sondern beinahe auf allen. Es gab im achtzehnten Jahrhundert eine Zeit, wo Herder vielen als der Atlas erschien, der die ganze Ideenwelt einer neuen und einer großen Epoche — die Werke Kants und Goethes bereiteten sich vor — allein zu tragen hatte. Herder war nicht nur Dichter und Philosoph, er war nicht nur der Führer der Sturm- und Dranglitteratur und ferner auch der Führer Goethes, in dessen Geist er recht eigentlich zuerst den zündenden Prometheusfunken geworfen hat, sondern er war ebenso auch Naturforscher und Theologe, Anthropologe und Pädagoge, Archäologe und moderner Kunsthistoriker, Geograph und Geologe, Biologe und Psychologe, Litterarhistoriker, Litterarkritiker und Historiker, der in allen Zeiten und Zonen und bei allen Völkern heimisch war. Und auf allen diesen Gebieten hat er bahnbrechend gewirkt oder doch zum mindesten neue Ideen in verschwenderischer Fülle ausgestreut, von denen viele erst nach Jahrzehnten in ihrer Bedeutsamkeit erkannt wurden, als sie Frucht trugen. So ist Herder, um nur einige Beispiele anzuführen, einer der ersten Begründer der vergleichenden Sprachforschung und der Sprachphilosophie, der historisch-kritischen und vergleichenden Litteratur- und Kunstbetrachtung, die uns allen heute als etwas Selbstverständliches geläufig ist; auf naturwissenschaftlichem Gebiete hat man ihn mit gutem Grunde als einen der wichtigsten Vorläufer des Darwinismus und der modernen Entwicklungslehre in Anspruch genommen; er hat entscheidend eingewirkt auf die Entwicklung der neuen Aesthetik, der Bibelkritik und Bibelforschung und anderer Gebiete der Theologie, er wurde der Begründer der Philosophie der Geschichte u. s. w." Aber eben dieser erstaunliche *Universalismus* war auch eine der wesentlichen Ursachen dafür, daß Herder für unsere Zeit nur noch ein dankbar ausgesprochener Name ist. Denn gleichwie Leibniz, der den selben Zug zum Universellen hatte, brachte es auch bei ihm diese Veranlagung mit sich, daß er „das Einzelne unverarbeitet liegen ließ, daß er zwar Ideen in üppiger Fülle nach allen Seiten hin ausstreute, aber ihnen nicht mit Ausdauer und konsequenter Hingebung nachging". Daher sind fast alle Schriften Herders gleichwie die von Leibniz *Fragment* geblieben, und dieser fragmentarische Charakter von Herders Schriften wird noch durch die besondere, rhapsodische Art seiner Darstellung verstärkt.

Caroline Herder.

(Nach e. Oelgemälde aus dem Besitz ihres Enkels, des früheren Staatsministers v. Stichling in Weimar.)

Was dann noch weiter dazu beigetragen hat, Herder von der Popularität, die Goethe, Schiller, Lessing und in bedingtem Grade auch noch Klopstock und Wieland besitzen oder besessen haben, auszuschließen, ist der Umstand, daß dieser sechste Klassiker kein „Schulautor" ist. Für die lernende Jugend existiert er nur als Sammler der Volkslieder und als Dolmetsch der Cid-Romanzen. „Die Schule," meint J. Minor, der auf diesen Punkt besonders hinweist, „kann für seine weitausgreifende Thätigkeit keinen Rahmen, für seine zwiespältige Persönlichkeit keine Gestalt finden. Und darum gehört auch Herder heute nicht zu den Klassikern, die den Deutschen ins Leben begleiten. Er ist für die große Welt heute wirklich ein bloßer Name." Aber die Unsterblichkeit in unserem Gedächtnis ist ihm gleichwohl verbürgt, in jenem Sinne verbürgt, von dem ein Epigramm Schillers sagt:

> Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest ewig zu leben?
> Leb' im *Ganzen*! Wenn du lange dahin bist, es bleibt!

In welchem Grade Herder allerhand künstlerische, wissenschaftliche und humanitäre Ideen unserer Zeit bereits zu eigen waren, sucht besonders ein Aufsatz von Dr. Leo Langer in der „N. Fr. Presse" (s. unten) zu erweisen. Hatte an derselben Stelle schon Minor darauf aufmerksam gemacht, daß einer der führenden Geister des 19. Jahrhunderts, daß Hippolyte Taine für herdersche Gedanken nur eine andere Formel gefunden habe, so

*) Das vollständige Verzeichnis der Herder-Aufsätze, so weit sie für uns feststellbar waren, findet sich weiter unten. D. Red.

wird hier an Belegstellen gezeigt, wie in Herders Ideenschatze schon fast so ziemlich alles wenigstens im Keime vorhanden war, was die neuere Zeit als Tagesfragen beschäftigt hat, von der darwinschen Entwicklungstheorie und der Weltfriedensidee bis zu Wagners Gesamtkunstwerk, von Miß Duncans Balletreform bis zur Kunst im Leben des Kindes. Gleichzeitig wird von sozialistischer Seite Herder als Vorläufer von Lassalle und Marx in Anspruch genommen; so vom „Vorwärts“, der seinen Leitartikel vom 18. Dezember („Revolutionäre Humanität“) dem Gedächtnis Herders widmet und ihn als Gegner des Absolutismus, der Klassenprivilegien, des Erbrechts und des Krieges darstellt; so von Franz Mehring, der in der „Leipz. Volksztg.“ Herder zu jenen universalen Geistern des Bürgertums zählt, „denen es vergönnt gewesen ist, mit einem Hauch ihres Geistes den proletarischen Emanzipationskampf zu beseelen. Wir arbeiten jeden Tag daran, das Ideal der Humanität zu verwirklichen, das Herder mit leuchtenden Lettern auf sein Banner geschrieben hatte, und wenn er dies Ideal noch nicht verwirklichen konnte, so hat er doch schon die Waffen zu hämmern begonnen, mit denen wir es verwirklichen werden“.

Daß zu den unvergänglichen Verdiensten Herders auch der Einfluß gehört, den er auf den jungen Goethe übte, fand an zahlreichen Stellen die gebührende Betonung. Herder speziell als das Urbild zu Goethes „Faust“ darzustellen, unternimmt ein Aufsatz von Moritz Necker. — Ungedrucktes Briefmaterial veröffentlichte Eleonore von Bojanowski in der „Allgem. Ztg.“: Briefe Herders an Herzog Karl August und dessen Gemahlin über Erziehungsfragen, die den Erbprinzen Karl Friedrich betrafen. — Ein längeres Schreiben Herders an die Gräfin Luise Schlitz geb. Görtz — eine Tochter von Karl Augusts Erzieher Grafen Görtz — gab Reinhold Steig in der „Nat.-Zeitung“ heraus. — Ein paar andere Briefe, von Adelheid von Schorn und Heinrich von Poschinger mitgeteilt, brachte die „Tägliche Rundschau“ zum Abdruck. — Auch an einigen Gedichten zum Herder-Tage hat es nicht gefehlt. — Von den Gedenkfeiern, die zu seiner Weihe veranstaltet wurden, wurde im vorigen Heft (Sp. 522) bereits berichtet.

„Johann Gottfried Herder.“ Von Prof. Dr. Th. Achelis (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 50).
„Gottfried Herder.“ Von O. Anwand (Die Post, Berlin; 583, Sonnt.-Bl.).
„Zu Herders hundertstem Todestage.“ Von Prof. Dr. Paul Barth-Leipzig (Die Zeit, Wien; 439).
„Herder über Prinzenerziehung.“ Von Eleonore v. Bojanowski (Allg. Ztg., Beil. 273, 274, 275). S. oben.
„Herder.“ Gedicht von Anna Dix (Tgl. Rdsch., Unterh.-Beil. 295).
„Herder.“ Von Friedrich Düsel (Dtsch. Ztg., Berlin; 296).
„Zum Herder-Tage.“ Von Jonas Fränkel (N. Zür. Ztg. 350, 351).
„Herder in Riga.“ Festspiel in 1 Aufzug zu H.'s 100. Todestag. Von Alexander Freytag-Loringhoven (Düna-Ztg. 279, 280).
„Zu Herders hundertstem Todestage.“ Von Otto Franz Gensichen (Dtsch. Warte 346).
„Herders Bedeutung für unsere Zeit.“ Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (Nat.-Ztg. 664).
„Zu Herders hundertstem Todestage.“ Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (N. Wien. Tgbl. 315).
„Zu Herders 100. Todestag.“ Von Alexander Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm (Magdeb. Ztg. 641).
„Herders ästhetische Anschauungen.“ Von Dr. Adalbert v. Hanstein (Hannov. Cour. 24745).
„Herder.“ Aphoristisches zum 18. Dezember. Von Heinrich Hart (Der Tag 591, 593).
„Herders Humanitätsbegriff in seinem Verhältnis zur Methodenlehre der Geschichte.“ Von Prof. Dr. Paul Hensel-Erlangen (Voss. Ztg. 591).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Dr. Theodor Herold (Köln. Ztg. 1196).
„J. G. Herder.“ Von Hans Hofmann (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 295).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Dr. Th. Klaiber-Grafenberg (N. Tagbl., Stuttgart; 294).
„J. G. von Herder als Bräutigam und Gatte.“ Von Dr. Adolf Kohut (Münch. N. Nachr. 589).
„Herder und die Gegenwart.“ Von Dr. M. Kronenberg (Berl. Tgbl. 638).
„J. G. Herder.“ Von Hans Lambel (Bohemia 345).
„Herder und unsere Zeit.“ Von Dr. Lea Langer (N. Fr. Pr. 14116).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Karl Leuthner (W. Arb.-Ztg. 347).
„Herder.“ Von Hans Lindau (Königsb. Allg. Ztg. 591).
„Zu Herders Gedächtnis.“ Von Berthold Litzmann (Bonn. Ztg. 300).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Franz Mehring (Lpz. Volksztg. 291).
„Herder.“ Von Univ.-Prof. Dr. J. Minor (N. Fr. Pr. 14123).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Franz Muncker-München (Frankf. Ztg. 349).
„Das Urbild von Goethes Faust.“ Von Moritz Necker (N. Wien. Tgbl. 347).
„Ein unveröffentlichter Brief Herders.“ Mitgeteilt von Heinrich v. Poschinger (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 295). Brief an den Bergrat v. Einsiedel vom Juni 1780.
„Herders Leben.“ Von Willy Rath (Frkf. Gen.-Anz. 296).
„Zur hundertjährigen Wiederkehr des Todestages von Johann Gottfried Herder.“ Von Heinrich Rinn (Hamb. Nachr., Litt. Beil. 49, 50).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Dr. Konrad Schmidt (Vorwärts 294, 295).
„Sophie Mereau und die weimarer Klassiker.“ Von Adelheid v. Schorn (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 295). Die schöngeistige Gattin des Justizamtmanns Mereau in Jena hat außer mehreren Romanen auch Gedichte veröffentlicht, über die Herder eine Rezension schrieb. Das Begleitschreiben zu dieser Kritik wird hier erstmals mitgeteilt.
„Herder.“ Von Paul Seliger (Nordd. Allg. Ztg. 296).
„Herder.“ Von Dr. Alfred Semerau (Bresl. Ztg. 886).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Dr. Leo Smolle (Oest. Volks-Ztg. 349).
„Herder und die Gräfin Schlitz.“ Ein ungedruckter Brief, mitgeteilt von Reinhold Steig (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 51).
„Joh. G. Herder und unsere Zeit.“ Von Arno v. Walden [Lorenz Krapp] (Köln. Volksztg. 1061).
„Johann Gottfried Herder.“ Von Friedrich Wiegershaus (Elberf. Tgl. Anz. 295).
„Johann Gottfried von Herder.“ Von Paul Wittko (Gieß. Anz. 296).
„Herder und die bildende Kunst.“ Von Georg Jacob Wolf (Die Propyläen, München; 21).
„Zu Herders Todes-Centenarium.“ Gedicht von Karl Zettel (D. Sammler, Augsbg.; 150).
„Herder als Individualist und Universalist.“ Von Dr. Hans Zimmer (Lpz. Ztg., Wiss. Beil. 149).
„Zu Herders hundertstem Todestage.“ Von Franz Zweybrück (W. Fremdenbl. 346).

„Zur hundertsten Wiederkehr von Herders Todestage." Von E. (Allg. Ztg., Beil. 288).

„Johann Gottfried Herder." (Kieler Ztg. 21961, 21963.)

„Herder." Von T. L. (Reichswehr, Wien; 3537).

„Johann Gottfried Herder." Von Dr. F. H. (Dtsch. Volksbl., Wien; 5371).

„Zum Gedächtnis Herders." Von Dr. F. T. (Wien. Deutsche Ztg. 11479).

„Herder als Apostel der Humanität." (Die Propyläen, München; 21.)

„Herder und die Tierseele." Von Dr. L. L. (W. Abendpost 288).

„Zu Herders hundertstem Todestage." (St. Petersb. Ztg., Mont.-Bl. 8.)

„Revolutionäre Humanität." Leitartikel des Vorwärts (295).

[„Herder."] Leitartikel des W. Fremdenblatts 347.

Auszüge.

Weimarische Erinnerungen rief nicht nur der Herder-Gedenktag wach; auch der neulich ausgefochtene Schildbürgerstreit um die Niederlegung von Goethes Gartenmauer, von dem in diesen Blättern nicht erst Notiz genommen worden war, gab Veranlassung dazu. „Aus dem Hinterlande der Erinnerung" läßt Alfred Klaar (Voss. Ztg. 583) einen Besuch in Goethes Haus und Garten vor fünfundzwanzig Jahren wieder aufsteigen, aus der Zeit, da noch Goethes Enkel Walther und Wolfgang als Erben die geweihten Stätten verwalteten . . . „In einem Vorraum in der Nähe des engen, aber immerhin vornehmen Treppenhauses empfingen uns die beiden Kammerherren Goethe, denkwürdige Erscheinungen, die sich mir unvergeßlich eingeprägt haben. Der eine hoch, breitschultrig, das kräftig durchgebildete, von schwarzem Bart umrahmte, melancholische Antlitz wie von der Schwere des Kopfes niedergezogen, der andere klein, schlank, fein gebaut, einen krankhaft sensiblen Ausdruck in dem schmalen, mit spärlichem Bartwuchs bedeckten Gesicht — beide wie Menschen aus einer anderen Zeit, von altfränkischer Vornehmheit in Kleidung und Haltung, aber dabei halb verwittert im Wesen, wie auferstanden aus Grabeshaft. Die Familienähnlichkeit mit Goethe war unverkennbar, aber es war eine Verwandtschaft wie die von Ruinen mit stolzen Burgen, die uns noch im Bilde erhalten sind. So traten sie uns entgegen, wunderlich, altväterisch, fast linkisch und doch ehrfurchterweckend, mit einer Art leidvoller Freundlichkeit, wohlwollend und zurückhaltend; ihre Sprache war leise, aber jedes Wort wohl erwogen, ihre Gebärde karg, aber würdig in jeder Regung; wie Herren und Kastellane zugleich benahmen sie sich gegen die Schar der litterarischen Gäste." — Andere Goethestätten schildern ihren Lesern August Trinius („Ilmenau einst und jetzt"; Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 52) und Otto Teich („Eine vergessene Goethestätte"; Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 52). Beide Beiträge stehen noch dadurch in zufälligem Zusammenhang, daß sie die Oertlichkeiten schildern, die Goethe mit dem Bergbau in Beziehung gebracht haben. Otto Teich erzählt von dem „brennenden Berg" bei Saarbrücken, dem Goethe 1770 von Straßburg aus einen Besuch abgestattet und von dem er noch Jahrzehnte später ein anschaulich lebendiges Bild in „Wahrheit und Dichtung" entworfen hat. „Dort hat er zum ersten Male die Industrie kennen gelernt und die ersten Lehren für die Wiedereröffnung der Ilmenauer Gruben erhalten, aufgrund deren er 1783 in seinem Gedichte ‚Ilmenau' sagen konnte: ‚Seil und Kübel wird in läng'rer Ruh nicht am verbrochnen Schachte stocken'". An diese Versuche Goethes, den ilmenauer Bergbau neu zu beleben, erinnert auch die Ilmenau-Studie von Trinius. — Von neuer Goethelitteratur fand sich besonders der neue zweite Band von Bielschowskys Goethe-Biographie öfters besprochen (M. Necker, N. Wien. Tagbl. 343; C. Krug, Nordd. Allg. Ztg. 300; Eugen Wolff, Hamb. Corresp., Litt.-Ztg. 26; Wilh. Michel, Münch. Ztg. 294). — Berthold Litzmanns Erläuterungen zu „Goethes Lyrik" empfiehlt ein Feuilleton von Dr. H. H. Houben („Goethe in der Schule", Nat.-Ztg. 672) als fesselnden Versuch eines künstlerischen Kommentars. — Ausführlich wird an anderer Stelle Dr. Michael Holzmanns Schrift „Aus dem Lager der Goethe-Gegner" von Prof. Dr. Josef Baß analysiert („Der verurteilte Goethe", Bohemia, Prag 340). — Weimarische Kunde bringt auch noch eine größere Publikation „Aus Charlotte Kestners Schreibtisch", die O. Ulrich der „Tägl. Rundsch." (U.-Beil. 300, 301, 302) übergeben hat. Es sind Briefe von Lottens Schwager Johann Ridel, der durch Goethes Vermittlung von 1787—1799 als Erzieher des jungen Erbprinzen Karl Friedrich und dann als Kammerdirektor in Weimar wirkte, wo er 1821 starb. (Seine Frau war das „kleine Malchen", das als Lottes Schwester im „Werther" vorkommt.) Auch ein Brief der sechzigjährigen Charlotte an ihre Schwester aus dem Jahre 1810 hat hier seine Stelle gefunden. — Ueber einen Zeitgenossen Ridels, der eine ähnliche Laufbahn durchmachte und nach zehnjähriger Hofmeisterthätigkeit in Kopenhagen Verwaltungsbeamter wurde, über Chr. H. Esmarch, der durch Boie in den göttinger Dichterbund eingeführt wurde und ihm zwei Jahre angehörte, liegt seit kurzem eine ausführliche Biographie von Adolf Langguth vor (Berlin, H. Paetel), aus der ein Aufsatz der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 51) das Wesentliche entnimmt. — Die Neuaufführung von Schillers „Fiesco" im Burgtheater gibt Alexander v. Weilen den Anlaß, über „Fiesco-Aufführungen im alten Burgtheater" zu sprechen (N. Fr. Presse (14109). — Ein ähnlicher theatergeschichtlicher Rückblick findet sich in der „W. Allg. Ztg." (7732).

* *

Das Gutzkow-Füllhorn H. H. Houbens will sich nimmer erschöpfen und leeren. Die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr von Gutzkows Todestage gab gleich zu vier verschiedenen Erinnerungsspenden Anlaß. Seine kurze Thätigkeit in Frankfurt a. M. als Redakteur des 1836 gegründeten „Telegraph", mit dem er fünfviertel Jahre später nach Hamburg übersiedelte, schildert ein Gedenkblatt in der „Frankf. Ztg." (346; „Ein Frankfurter Litteraturkapitel"). Von den Beziehungen Gutzkows zu Adolf Glaßbrenner, seinem einstigen berliner Schulkameraden, erfährt man aus dem „Zeitgeist" (51: „Zwei Berliner Freunde") näheres. In der „Nat.-Ztg." (Sonnt.-Beil. 50) liest man „Erinnerungen an Karl Gutzkow", die ebenfalls Beziehungen zu einem berliner Humoristen und zeitweiligen Redaktionskollegen Glaßbrenners, dem jüngst verstorbenen Richard Schmidt-Cabanis, behandeln. Als „eine politische Episode Karl Gutzkows" endlich wird ein Brief an Ludmilla Assing bezeichnet (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 50), der aus dem Oktober 1870 aus Berlin datiert ist und einen den bewegten Zeitereignissen angemessenen patriotischen Geist atmet. — Die Erinnerung an Karl Immermann und seine Egeria, die Gräfin Elise von Lützow-Ahlefeldt, ruft ein umfangreicher Beitrag von Carola Belmonte im wiener „Fremdenblatt" (359) wach, ohne etwas Neues darüber zu sagen. — „Vergessenes von Blum und Auerbach" teilt Alfred Klaar in der „Voss. Ztg." (606, 608) mit: ein paar verschollene, politisch-programmatische Aufsätze der beiden aus der im Mai 1848 erschienenen Probenummer des kurzlebigen „Deutschen Reichstagsblattes". — In jene schwarz-rot-goldene Zeit schweift auch eine Plauderei von Friedrich Dernburg zurück, die der Errichtung eines Denkmals für Fritz Reuter auf dem berliner Hausvogteiplatz das Wort redet („Fritz Reuter auf dem Hausvogteiplatz", Berl. Tagebl. 654). Den Anstoß zu diesem Aufruf gab das fünfzigjährige Jubiläum der „Läuschen und Rimels", die kurz vor Weihnachten 1853 erschienen. Dr. A. Römer, der gleichfalls dieses Jubiläums gedenkt („Fritz Reuter als Jubilar"; Zeitgeist 52) bringt gleichzeitig drei unbekannte „Läuschens" zum Wiederabdruck, die in jener ersten Ausgabe enthalten, später aber von der Gesamtausgabe ausgeschlossen worden waren. — Seine persönlichen Erinnerungen an Friedrich Hebbel fördert Franz Keim, der Dichter der „Spinnerin am Kreuz", im „Dtsch. Volksblatt" (5378) zutage — sie enthalten nichts von Belang —; andere an die beiden

Steirer Hans Grasberger und Robert Hamerling veröffentlicht der Bildhauer Prof. Hans Brandstetter in Graz in der dortigen „Tagespost“ (350).

* *

Der Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist für die Werke von Hermann Kurz (1. Januar) und der fünfzigste Geburtstag von Isolde Kurz (21. Dezember) boten Rudolf Krauß den Anlaß, über Vater und Tochter eine gemeinsame litterarische Studie zu schreiben (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 49 und über Isolde Kurz allein in d. Rhein.-Westf. Ztg. 1068). Von besonderem Interesse ist die Entstehungs- und Schicksalsgeschichte des großen kulturhistorischen Romans „Schillers Heimatjahre“ von Hermann Kurz, der eine wahre Odyssee durch zahlreiche Verlagskontore durchmachen mußte, nachdem ihn Cotta aus Rücksicht auf den württembergischen Hof abgelehnt hatte, bis er schließlich 1843 bei Franckh in Stuttgart, dem einstigen Verleger Hauffs, erscheinen konnte. Krauß stellt nicht nur diesen Roman, sondern auch Kurzens sonstiges novellistisches Schaffen sehr hoch und fragt, ohne eine ausreichende Antwort zu finden: wie es geschehen konnte, daß einem solchen Dichter weder die Mit-, noch die Nachwelt gerecht geworden sei? Glücklicher in dieser Hinsicht war seine Tochter Isolde, obwohl auch ihr schwere Kämpfe nicht erspart geblieben sind. (Welcher Art diese waren, hat sie im 1. Maiheft des „Litt. Echos“ vom Jahre 1902 selbst erzählt.) — Eine andere Dichterin, Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, hat um dieselbe Zeit ihr sechzigstes Lebensjahr vollendet (Dr. C. R. Kreuschner; Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 52, u. a.), und denselben Lebensabschnitt erreichte Ludwig Hevesi, dem Arthur Rößler in der „Münch. Ztg.“ (292) ein huldigendes Feuilleton widmet. — Von größeren Essais über einzelne Dichter unserer Zeit ist eine Charakteristik Richard Dehmels von Dr. Heinrich Meyer-Benfey in Naumanns „Hilfe“ (IX, 50, 51, 52 und X, 1), sowie eine Studie über Ricarda Huch von Oscar Bulle („Neue Romantik“, Allg. Ztg., Beil. 283) zu erwähnen, die sich vorzugsweise mit den beiden letzten Romanen dieser Verfasserin beschäftigt. — Eingehend besprochen wurden Marie Ebner-Eschenbachs neuer Roman „Die arme Kleine“ von Monty Jacobs (B. Börs.-Cour. 595), die „Novellen des Lyrikers“ von Hugo Salus (Jos. Adolf Bondy, Bohemia 347), Detlev v. Liliencrons Gedichtband „Bunte Beute“ von Paul Wiegler (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 294), Martin Greifs „Gedichte“ von Dr. S. M. Prem (Grazer Tagespost, 22. Dez.), Carl Spittelers Epos „Die hohe Zeit“, der dritte Teil des „Olympischen Frühlings“ („Neue Göttermärchen“ von J. V. Widmann, N. Fr. Presse 14119), F. A. Beyerleins Roman „Das graue Leben“ (Karl Eugen Schmidt, D. Zeit 438) und die beiden wiener Zeitromane „Gärungen — Klärungen“ von Franz Josef Gerhold („Die wiener Nomaden“, Deutsche Ztg., Wien, 11474) und „Protektion“ von Alexander Engel („Ein wiener Schlüsselroman“ [W. Morgen-Ztg. 347]). — Franz Kranewitter, dessen Andreas Hofer-Drama kürzlich in Innsbruck zu politischen Demonstrationen Anlaß gab (vgl. Sp. 510), erzählt in der „Zeit“ (444): „Wie ich zum Andre Hofer kam.“ — Vorstudien zu einer größeren Arbeit über das Landschaftliche bei Ferdinand v. Saar veröffentlicht Paul Josef Harmuth („Mähren in Saars Novellen aus Oesterreich“, Brünn. Tagesb. 600). — Eine junge elsässische Dichterin, Marguerite Wolf, deren lyrischer Erstlingsband „Frühlenz“ kürzlich erschien, führt Karl Gruber (Straßb. Ztg. 297) mit warmer Empfehlung ein.

* *

Aus katholischen Kreisen liegen wieder ein paar Kundgebungen aus der jüngsten Zeit vor, die erkennen lassen, daß man auch dort des litterarisch rückständigen Geistes immer überdrüssiger wird, dem die katholische Belletristik ihre neuerdings so oft getadelte Inferiorität zu danken hat. Die „Köln. Volkszeitung“ hatte sich unlängst (vgl. Sp. 431) gegen Zuschriften aus ihrem Leserkreise zu wehren, die ihr vorwarfen, in ihrem Romanfeuilleton zu freien Anschauungen zu huldigen. Diese Apologie der Redaktion fand in der weiteren Leserschaft ein offenbar sehr lebhaft zustimmendes Echo, wie aus einer Anzahl in Nr. 1061 mitgeteilten Briefen hervorgeht. Es wird hier geradezu als ein Fortschritt und eine Erlösung bezeichnet, daß auch katholische Blätter in ihren Romanen den „mutigen Griff ins praktische, moderne Leben“ nicht mehr scheuten; die bisherige Aengstlichkeit in dieser Hinsicht habe es vornehmlich verschuldet, daß die katholische Erzählungslitteratur so ins Hintertreffen habe geraten können. — Von einer anderen erfreulichen Publikation ähnlicher Richtung wird in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 292) unter dem Titel „Ein katholischer Prälat über zelotische Litteratur-Inquisition“ berichtet. Der als Lyriker bekannte steirische Chorherr und Pfarrer Otto Kernstock veröffentlichte im „Correspondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs“ (XXII, 10) eine ebenso kräftige, als witzige Abwehr gegen einen der ultramontanen Hetzkapläne, der neulich wider die „Baalspfaffen der deutschen Litteratur von Lessing bis auf Frenssen“ in einer hitzigen Broschüre vom Leder gezogen hatte.

* *

Das litterarische Rußland beging am 7. Dezember den hundertsten Geburtstag von Feodor Iwanowitsch Tjutschew. Ein größerer Essai über diesen „Dichter chaotischer Abgründe“ aus der Feder Edgar Meschings findet sich in der „St. Petersb. Ztg.“ (332, 333, 334). Tjutschews Beziehungen zu Heinrich Heine, der ihn in München kennen lernte und von dem der russische Dichter als Lyriker stark beeinflußt wurde, behandelt ein Feuilleton von Gustav Karpeles (Nat.-Ztg. 651). Tjutschew, der in Moskau als Sohn eines Edelmanns geboren und dort erzogen wurde, trat in den diplomatischen Dienst und kam 1824 zur russischen Gesandtschaft nach München, wo er in der kunstfreundlichen Sphäre Ludwigs I. seinen litterarischen Passionen lebte. Er hatte sich sehr jung mit einer verwitweten Frau von Peterson, geborenen Gräfin Bothmer, einer Deutschen, verheiratet und machte in München ein großes Haus, in dem auch Heine 1828 ein häufiger Gast war: dieser scheint sich in die jüngere Gräfin Bothmer, Tjutschews schöne Schwägerin, verliebt und ihr den Gedichtzyklus „Neuer Frühling“ gewidmet zu haben. 1837 wurde Tjutschew als Gesandtschaftssekretär nach Turin versetzt. Kurz vorher, 1836, waren seine ersten Gedichte von Puschkin in dessen „Zeitgenossen“ veröffentlicht worden, doch fanden sie wenig Beachtung. In Turin war seines Bleibens nicht lange: er wurde wegen eines disziplinaren Vergehens gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, ging wieder nach München, wo er sich mit einer geborenen Baronin Pfeffel, einer elsässischen Französin, zum zweiten Male verheiratete, und siedelte 1844 nach Petersburg über, wo er im Auswärtigen Amt eine hohe Zensorenstelle bekleidete und 1878 starb. Die erste kleine Sammlung seiner Gedichte erschien auf Turgenjews Betreiben, der ihre Bedeutung erkannte, 1854; seitdem erschienen 6 weitere Ausgaben, die letzte, vollständigste im Jahre 1900.

Von einem anderen Säkulartage der Auslandslitteratur nimmt ein Aufsatz über den spanischen Dichter Garcilasso de la Vega Notiz (Dr. Marcus Landau; Wien. Abendp. 280), dessen Geburtstag sich zum 400. Male jährte. Er lebte von 1503 bis 1536 und wird für einen der größten Lyriker Spaniens gehalten. Siebzehnjährig kam er an den Hof Karls V., den er auf seinen Kriegs- und Staatsreisen begleitete und in dessen Dienst er auf französischem Boden den Soldatentod starb. Sein ganzes litterarisches Gepäck, soweit es erhalten ist, besteht aus drei Dutzend Sonetten, fünf Oden, zwei Elegien, drei Eklogen und einer Epistel. Die erste Ausgabe seiner Dichtungen erschien 1549, etwa anderthalb Dutzend weitere folgten später bis 1854. Seine Lyrik ist noch frei vom Schwulste der Gongoristen, aber auch weniger spanisch als diese; sie ist mehr an der Italiens, besonders an Petrarca gebildet und klingt fast modern.

Von moderner ausländischer Litteratur war nur wenig die Rede. Ueber Arno Garborgs „Paulus“,

der schon deutsch aufgeführt und bei Reclam erschienen ist, spricht sich Erich Schlaikjer aus („Ein religiöses Drama“; Die Hilfe 52), über den „letzten Bourget, den Roman „L'eau profonde“, Frieda Strindberg (W. Fremdenbl. 354), über Guy de Maupassant im Anschluß an Ompteдas jetzt fertig vorliegende deutsche Gesamt-Uebersetzung Max Ludwig (Die Welt am Montag 51), über Robert Sherards Wilde-Buch endlich Felix Salten in der „Zeit“ (433).

E.

„Johann Georg Hamann und der Beginn d. Aufklärungszeitalters in Altlivland.“ Von F. Amelung (Düna-Ztg., Riga, 272—276.)

„Zum Bilde Conrad Ferdinand Meyers.“ [Betsy Meyer.] Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 595). — Ueber dasselbe Buch: Fritz Marti in der „N. Zürich. Ztg.“ (353) und H. B. in d. „Basl. Nachr.“ (349).

„Shakspeares Leben.“ [Rob. Hessen.] Von Ed. Engel (Magdeb. Ztg. 652).

„Poetenphilosophie.“ [Wilh. Fischer-Graz, Poetenphilosophie.] Von Karl W. Gawalowski (Graz. Tagesp. 350).

„Aus Hebbels Briefen.“ [R. M. Werners Ausgabe.] Von Kurt W. Goldschmidt (Voss. Ztg. 581).

„Zur modernen Bühnenkunst.“ [Hagemann, Regie; Schauspielkunst] Von Prof. Dr. Wolfgang Golther (Rh.-Westf. Ztg. 1093). — „Schauspielkunst und Schauspielkünstler.“ [Hagemann.] Von Dr. Eugen Holzner (Frankf. Ztg. 345).

„Ein altwiener Buchdrucker und Dichter.“ Zu Fr. A. Schrämbls 100. Todestage. Von Gustav Gugitz (Ostd. Rdsch. 341). Franz Anton Schrämbl (1751—1803) war gleich Blumauer zugleich Buchhändler und Autor. Er hat u. a. ein am wiener Hoftheater öfter aufgeführtes Sturm- und Drangstück „Edwin und Emma“ geschrieben und die Henriade Voltaires übersetzt. Als Buchdrucker machte er sich durch seine „Sammlung der vorzüglichsten Werke deutscher Dichter und Prosaisten“ verdient.

„Theaterfortschritt.“ [Gregori, Schauspielersehnsucht.] Von Hanns von Gumppenberg (N. W. Tagbl. 344).

„Das Frauenideal der Moderne.“ Von Julius Hart (Der Tag 603).

„Zur modernen Litteratur der Türken.“ [Paul Horn, Gesch. d. türk. Litt.] Von Max Hochdorf (Nat.-Ztg. 662).

„Heinrich Heine und Napoleon I.“ [Holzhausen.] Von Dr. Hans Hofmann-Solingen (Elberf. Tgl. Anz. 293).

„Napoleon als dramatischer Held.“ [Gaethgens von Ysentorff.] Von Paul Holzhausen (Nat.-Ztg. 668, 670).

„Das Dichterische in der Kindersprache.“ Von Fritz Mauthner (Voss. Ztg. 603).

„Wirkliches und sogenanntes Volkslied.“ Von Dr. Josef Pommer (Ostd. Rdsch., Wien, 343).

„Ludwig Barnays Erinnerungen.“ Von Dr. Rudolf Presber (Die Post, 20. Dez.). — „Ludwig Barnays Erinnerungen.“ Von Dr. Heinrich Stümcke (Rh.-Westf. Ztg. 1093). — „Ein deutsches Schauspielerleben.“ Von Martin Berger (Bad. Landesztg. 589, 591).

„Unsere Volksbüchereien.“ Von Willy Rath (Frkf. Gen.-Anz. 292).

„Der deutsche Michel und die deutsche Litteratur.“ Von Dr. Paul Raché (Frkf. Ztg. 352). Weist — u. a. an den Statistiken des „L. E.“ — nach, daß die Behauptung von der „Ausländerei“ des deutschen Lesepublikums, wie sie noch neulich Otto Ernst öffentlich unter Anklage gestellt hatte (vgl. Sp. 335), eine „haltlose Phrase“ sei.

„Alte Bücher.“ Von Otto Stößl (Hannov. Cour. 24761). Einiges über Bücherliebhaberei und die Liebhaber-Ausgaben des Insel- und Magazin-Verlags.

„Eduard Mörikes Briefe.“ Von Karl Strecker (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 296, 297).

„Die Weltsprache.“ Von B. L. Wietis (Allg. Ztg., Beil. 294).

„Chinesische Theatervorstellungen.“ Von E. Zabel (Nat.-Ztg. 676).

„Pfarrergestalten in neueren Dichtwerken.“ (Magdeb. Ztg. 643) Betrachtet werden Romane von Gabriele Schulz (Der Pf. v. St. Jürgen), Georg Mengs (Auf Bergeshöh'n), Fr. v. Bülow (Allein ich will!), W. Hegeler (Klinghammer), v. Salburg (Priesterstrafhaus) und das Drama „Kapellenberg“ von Thomalla.

Echo der Zeitschriften

Deutsche Heimat. (Berlin.) VII, 8. An der düsteren Gestalt Ahasvers, an der ein Goethe, Klingemann, Mosen, Hamerling, Zedlitz und S. Haller, ein Schubert, Lenau, A. W. Schlegel und Eugen Sue ihre Schaffenskraft erprobt haben, hat sich nun auch Fritz Lienhard versucht, dessen Tragödie „Ahasver“ Ernst Neckarsulmer näher betrachtet. Im Grunde sei es ein fremdes Land, das Lienhard da betreten habe, aber gleichwohl sei Lienhards Eigenart auch auf diesem ihm nicht vertrauten Gebiet durchgebrochen. „Er hat einen Ahasver gestaltet, der weitab liegt von dem, wie ihn seine Vorgänger aufgefaßt haben. Er gab ihm nur zu Beginn seiner Tragödie das Aeußere, den Namen und die Züge Ahasvers, während im zweiten Teile des Werkes nur Ahasvers Gedankenwelt wiederkehrt und eine Auferstehung feiert in der Gestalt eines deutschen Professors unserer Tage. Der unselige, ruhelose Geist Ahasvers ist's, der diesen Mann erfüllt, und in diesem Seelenwanderungs-Motiv nähert sich Lienhards Drama Werken wie Wilbrandts ‚Meister von Palmyra‘ oder des Ungarn Emmerich von Madachs ‚Tragödie des Menschen‘.“ — Im 9. Hefte untersucht Edgar Alfred Regener das künstlerische Schaffen Albertas von Puttkamer und kommt zu dem Ergebnis, daß ihre Kunst eine Zwitterstellung zwischen abstrakter Lehrdichtung und Lyrik einnehme. In den seltensten Fällen komme eine reine Scheidung dieser Dichtungsarten vor; die Didaktik überwiege. „Aus dieser unglückseligen Verknüpfung hätte sich ein starkes Talent zu bedeutungsvoller Klarheit durchgerungen. Alberta von Puttkamer kennt die Arbeit an eigener Vollendung nicht. Das ist weibliche Schwäche, die sich vollkommen dünkt und doch dabei so viel an sich zu thun hat. Gestalten wie die Puttkamer sind dem Urteil schädlich, das an das Künstlertum der Frau, an die Frauenlitteratur unserer Zeit glaubt und dafür einzutreten bereit ist. Das Schwanken und unsichere Tasten in den Höhenzeilen (?) reiner Kunst, das Ungleichmäßige in der Produktion, das Gequälte und Gezerrte in der Ausführung des Vorwurfs und das allzu große Zutrauen zu der eigenen Kunst sind mir sichere Beweise für meine Wertmessung. Die Poesie der Puttkamer ist bis auf einiges, das im Verhältnis des Geschaffenen blutwenig ist, nüchtern, poesielos. So krankt ihr Können an der Unausgeglichenheit ihres Talentes und wird ihr zum Verhängnis.“ — „Neue Strömungen in der deutschen Lyrik“ sieht Ernst Neckarsulmer (10) vorüberrauschen, so flüchtig, wie sie gekommen sind. Gleich der Ueberbrettl-Lyrik würden die Vagantenlieder bald verklingen, ohne der Menschheit auch nur ein einziges Lied von bleibendem Wert zu hinterlassen. — Die Vaterlandsgesänge des karlsruher Heinrich Vierordt zeigt im gleichen Hefte A. K. T. Tielo an, Hans Benzmanns Gedichtsammlung „Meine Heide“ im 11. Hefte H. v. Lepel, Cäcilie Meyers „Leuchtender Mohn“ A. Osthelde, sodann im 13. Hefte Fritz Lienhards Gedichte Ernst Neckarsulmer. — Ueber Herder hat Hermann v. Blomberg einen knappen Essai (12) beigesteuert.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXX, 4. Kein Shakspere-Forscher scheint bislang auf den Gedanken gekommen zu sein, die Werke des großen Briten unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie weit auf sein Geistesleben die mächtige koloniale Entwicklung Englands im Zeitalter der Königin Elisabeth von Einfluß gewesen ist. Alfred Zimmermann stellt deshalb diese Untersuchung an, die ein reiches Resultat ergiebt („Shakspere und die Anfänge der englischen Kolonialpolitik“). „Vor allem hat der Kampf mit Spanien und die glorreiche Vernichtung der Armada

Shakspere nicht minder als seine Zeitgenossen in eine patriotische Erregung versetzt, die sich in verschiedenen seiner Dramen widerspiegelt." Eine Stelle aus dem „König Johann", „Cymbeline" und etliche Worte Johns of Gaunt in „Richard II." seien dafür ein deutliches Zeugnis. „An nicht weniger als achtzehn Stellen erwähnt sodann Shakspere, ohne Rücksicht auf chronologische Treue, oft bei recht seltsamen Veranlassungen, Indien — meist Ostindien. Er spricht von der gewürzduftenden indischen Luft, die so viele Reisende gepriesen haben, von sonnenanbetenden Indern, von indischen Edelsteinen und Diamanten." Die Vorstellungen seiner Zeitgenossen von Indiens Schätzen habe auch er sich zu eigen gemacht. Neben Indien sei von Indianern die Rede — 1585 hatte Sir Walter Raleigh zum ersten Male Indianer nach England gebracht — sodann häufig von überseeischen Tieren und Pflanzen, wie z. B. Kartoffeln, Gummibäumen, Ebenholz, indischer Nessel, Chamäleons, Guineahennen, Perlhühnern, Alligatoren. Walter Raleighs Thaten vor allem hätten dem Dichter großes Interesse eingeflößt, ja Othello zitiere geradezu Worte aus Raleighs phantastischer Beschreibung seiner Guianareise. Zum Propheten vollends sei Shakspere in „Heinrich VIII." geworden: mit den Schlußworten des Erzbischofs Cranmer hat er den ungeheuren Erfolg vorausgeahnt, den die damals so bescheidenen ersten Niederlassungen Englands in Nordamerika finden sollten. — Ein echtes Kapitel Romantik: „Achim und Bettina von Arnims Verheiratung", erzählt Reinhold Steig, der dabei aus den Originalen ungedruckte Briefe veröffentlicht. — Gleichzeitig bringt das Heft den Abschluß des von A. Köster herausgegebenen „Briefwechsels zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller".

Freistatt. (München.) V, 48. Ein achtloses Vorüberschweifen an den schönen und hohen Aussichtswarten, die Nietzsche da und dort, auf seinen verwegenen Pfaden sich ausruhend, errichtet hat, glaubt Karl Dallago („Nietzsche und die Landschaft") bei denen konstatieren zu müssen, die sich allzu gierigen Auges in des Meisters Fußspuren festbohren. Nietzsches Verhältnis zur Landschaft scheint ihm solche Aussichtswarte, auf der der Sänger des Zarathustra noch eben so groß und herrlich vor uns stehe wie der, der die „Geburt der Tragödie" schrieb. Das völlige Ausreifen des Ueberwindens und des großen Stiles sei bei Nietzsche eine Frucht der Landschaft, des Südens im weitesten Sinne. Solche Stellen, an denen der Künstler in trunkener Stunde sich vernehmen lasse, trunken vom Zauber des Daseins, fänden sich in jedem seiner Bücher. Immer kräftiger, immer üppiger, immer heller. Der ganze Zarathustra sei ein Landschaftsbuch. „Wer nun genau zusieht und hinhorcht auf die geheimen Klänge, die durch die reife Linienpracht des Stiles zittern, wird sich eingestehen müssen, daß dieser Richtung die Seele des Meisters mit vollen Segeln der Sehnsucht zutrieb." Als Landschaft im hellsten und durchsichtigsten Stile habe der Süden auf Nietzsche eine ungeheure Macht ausgeübt. Giovanni Segantini sei ihm hier schaffensverwandt. „Daß gerade diese beiden immer wieder ihre erlauchtesten Schaffensstunden im Engadin fanden, hat etwas zu Auffälliges an sich. Die schönsten Stellen Nietzsches tragen die Helligkeit und durchsichtige Tiefe der oberen Partieen von Segantinis Bildern an sich. Ja, meines Erachtens kann dieser größte Meister der Landschaft in der Moderne nicht viel anders empfunden haben als der Künstler und Ueberwinder Nietzsche." — Einer kühl verneinenden Rezension (49) über Frank Wedekinds Schauspiel „So ist das Leben" schickt Leo Berg einige allgemeine Bemerkungen über Wedekind voraus: „er hat wohl die Keckheit und Originalität, aber ihm fehlt Frische und Fülle des Lebens, das man zwar in der Satire überwinden kann und zuweilen überwinden muß, aber das man nicht überspringen darf. Eine gähnende Blasiertheit zeichnet seine Dramen von Anbeginn aus. Der Karikaturenzeichner verlernt ja immer bald das Sehen der Dinge; ein höheres künstlerisches Ziel, wenn er es gehabt hat, hat dieser Dichter jedenfalls schnell genug aufgegeben oder vergessen. Er scheint sich früh überreizt und jeden Nerv seiner Kunst bis zum letzten Faden ausgenutzt zu haben." — Einer scharfen Kritik unterzieht Adolf Dannegger Heinrich Manns münchener Roman „Die Jagd nach Liebe" (50), und eine kritische Inhaltsangabe von Arthur Drews Werk über Nietzsches Philosophie giebt Leopold Ziegler (51). Aus dem 46. Hefte bleibt noch eine Anzeige von Ostwalds Rinnstein-Liedern durch Otto Julius Bierbaum („Wegerich") zu verzeichnen.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXII, 48. Einen Nachruf widmet Heinrich Ilgenstein dem jüngst verstorbenen Wilhelm von Polenz, der ihm vornehmlich als Dichter des „Büttnerbauer" gilt und in dessen Erzählungskunst er etwas ausgesprochen Germanisches erblickt, gleichsam eine Bestätigung für Otto Ludwigs Worte: „Jedem anderen ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr." — Aus dem Nachlaß eines anderen, auch vor kurzem verschiedenen Schriftstellers, dessen kühnes Erstlingswerk „Geschlecht und Charakter" große Hoffnungen erweckte, aus Otto Weiningers Hinterlassenschaft, gelangen zwei interessante Studien über Schiller und R. Wagner zum Abdruck (50); ebendort zeigt Th. Achelis die neue von Th. Matthias besorgte Herder-Ausgabe des Bibliographischen Instituts an. — Daß unsere Zeit in manchen Punkten durchaus der Minnesängerzeit ähnelt und daß bei dieser politischen Aehnlichkeit der Wartburg-Stoff aktuellen Reiz besitzt, führt Wilhelm Arminius aus, um daraufhin eine erneute Behandlung des „Wartburg-Romans" zu empfehlen (51). Nicht das Philologisch-Litterarische dürfe aus dem Stoffe herausgeklaubt werden, wie es frühere Bearbeiter gethan haben, sondern als Haupthandlung müsse eine menschlich rührende, herzergreifende Fabel ersonnen werden, an der die übrigen Figuren, die historischen Fürsten und Sänger, sich menschlich beteiligen können. — Für eine in weiteren Kreisen noch unbekannte Schriftstellerin, Heloise von Beaulieu, deren erste Veröffentlichung in Buchform jetzt mit der Novellensammlung „Höhenluft" erschienen ist, legt Heinrich Ilgenstein sich ins Zeug (52). Ihm fällt vor allem die künstlerische Selbständigkeit, die Schlichtheit und Natürlichkeit der Dichterin auf. Neben dem Vorwiegen des Landschaftlichen sei es noch ein „ideelles Moment", das ihren Erzählungen Charakter verleihe.

Nord und Süd. (Breslau.) Januar-Heft. Dem im Oktober vorigen Jahres in Breslau verstorbenen Bürgermeister und Schriftsteller Karl Jaenicke widmet Oskar Wilda einen Artikel. Jaenicke stammte aus Kopojno, einem Dorfe Russisch-Polens, studierte in Breslau Philologie, wollte erst Schauspieler werden, ergriff dann aber auf Wunsch seiner Eltern den solideren Beruf eines Juristen. Verhältnismäßig spät erst trat er als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit — es war im Jahre 1886, als er in „Nord und Süd" mit der Novelle „Justine Dankmar" debütierte, die ihn sofort auf der Höhe seiner Leistungskraft zeigte. Karl Jaenicke war „eine sich offen allem Schönen und Begeisternden hingebende und andererseits sich vornehm zurückhaltende Natur, die sich gern in vertrauter Stunde einer gleichgestimmten Seele erschloß, aber sich vor dem Lärm des Marktes scheu zurückzog. Er war im Grunde eine aristokratische Natur in des Wortes bestem und reinstem Sinne, die im Einklang mit seiner, ein Idealbild vornehm schöner Männlichkeit repräsentierenden äußeren Erscheinung sich im Leben wie in der Dichtung nur im Banne der schönen Form wohl fühlte und die Liebe zur Wahrheit und zur ehrlichen Erfassung des Lebens mit dem Streben nach einer diskreten Dämpfung ihrer Aeußerung und ihrer Erscheinungen verband". Geht hieraus schon das nach rückwärts schauende Kunst-Ideal Jaenickes zur Genüge hervor, so zeigt Wilda an einzelnen Schriften des Verstorbenen, wie abhold er aller „naturalistischen Rücksichts-

losigkeit" war, wie er dem Schönheitsideal des apollinischen Goethe huldigte und in Technik und Stil Heyses Vorbild nachstrebte, wie er durch Einkleidung, Darstellung und sprachliche Form eine verschönernde Milderung der in dem Stoffe liegenden Wirkung und der krassen Momente erzielte. — Neben seiner novellistischen Thätigkeit hat sich Jaenicke mit minderem Erfolg auf dramatischem Gebiete und auch als Lyriker bethätigt.

Velhagen und Klasings Monatshefte. (Berlin.) XVIII, 4. Die „Gedanken eines Romanschriftstellers über seine Kunst", die Georg Freiherr von Ompteda im Dezemberhefte niederschreibt, enthalten neben autobiographischen Mitteilungen mancherlei Beiträge zur Psychologie des künstlerischen Schaffens. Ompteda gesteht, daß auch er sich anfangs für einen Lyriker gehalten und als Leutnant zwischen Patrouillenritten und auf der Jagd allerhand Gedichte verbrochen habe, bis ihn einst Conrad Ferdinand Meyer mahnte: „Versäumen und verspäten Sie sich nicht bei der Lyrik!" Er habe sich dann der novellistischen Thätigkeit zugewandt, hege aber die stärkste Sehnsucht zum Theater, auch wenn ihm bisher dramatische Erfolge nicht beschieden gewesen seien. Hinsichtlich seiner erzählenden Kunst deckt er die einzelnen Phasen der Entstehung eines Werkes Schritt für Schritt auf und weist jedesmal auf die verschiedenen Möglichkeiten der Behandlung hin. So werden erste Eindrücke, Stimmungen, die sich zu Vorgängen und Handlung verdichten, so wird die unendliche Mannigfaltigkeit der Stoffe, das verschiedene Verhältnis zwischen epischer und dramatischer Behandlung wie überhaupt verschiedener Darstellungsart im einzelnen berührt. Daß der geborene Erzähler je in Stoffverlegenheit kommen könne, hält Ompteda für vollkommen ausgeschlossen. „Die Fülle der Stoffe erdrückt fast. Stoff ist alles. Alle Menschen. Alle Handlungen. Alle Ereignisse. Das ganze Dasein. Ich kann mir nichts auf der ganzen Erde vorstellen, was sich nicht als Stoff eignete. Nur müssen wir eben versuchen, dem Spröden Biegsamkeit abzugewinnen, dem Reinen mit reinen Händen zu nahen, groß zu fühlen mit dem Erhabenen, das Zierliche nicht mit plumper Faust anzupacken, am Gewaltigen nicht witzeln zu wollen — kurz, die Natur nicht verbessern, nicht ändern zu wollen." So frei der Erzähler hinsichtlich des Stoffes schalten könne, der ihm ganz behagt, so gebunden sei er in der Behandlungsweise, die für jeden Stoff eine andere sei. Diese aber zu treffen, sei Sache des Stilgefühls. Und Stilgefühl äußere sich vor allem in der Wahl der Form. Wie häufig hier Mißgriffe vorkommen, wie sicher aber andererseits von großen Dichtern die einzig mögliche Form getroffen werde, erläutert Ompteda an verschiedenen Beispielen, deren eines von besonderem Interesse ist. Ueber Gottfried Keller nämlich äußert Ompteda, selbst auf die Gefahr hin, für einen Böotier gehalten zu werden: „Ich spreche diesem großen, würdevollen Dichter, der er ja deswegen bleibt, den großen epischen Erzähler ab. Für mich ist er Novellist, reiner Novellist, kein Romancier. Trotz des ‚Grünen Heinrich' sage ich das, der nach meinem Urteil entweder ist: mehrere Novellen oder ein romanhaftes Ungetüm, das zu lang ist und — langweilig, eben deshalb, trotz seiner einzelnen unglaublichen Tiefen und unerhörten Schönheit." Erzähler, die den großen Atem des echten Romanciers besäßen, seien Zola, Tolstoi, Dostojewski, Flaubert, Gustav Freytag und Walter Scott. Die letzte Frage: wie man erzählt, führt Ompteda dann zu einer knappen Definition: Erzählen sei die Kunst, nur einzelnes herauszugreifen, dabei aber dennoch den Anschein zu erwecken, als wäre alles gesagt. Die Unterschiede von Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit werden dabei gestreift. Wenn das Seelische in einer Handlung dem Leser vorenthalten bleibe, erscheine uns oft etwas unwahrscheinlich, das vielleicht wirklich vorgefallen sei. „Man hört manchmal bei einem abenteuerlichen Vorkommnisse sagen: ‚Herr Gott, das ist ja der reine Roman!' Es liegt für den Erzähler etwas Kränkendes darin, denn das klingt ja so, als ob eben im Roman gewisse phantastische Verknüpfungen möglich wären, die eigentlich im Leben nicht vorkommen. Wir wollen aber gerade die Bescheidenheit der Natur nicht verletzen, wir wollen bis ins Treuste den Schein des Lebens geben. Und wenn wir auch Dinge schreiben, die sich nie und nirgends begeben, so sollen sie sich doch überall haben begeben können." Zum Schlusse weist Ompteda, indem er auf die Entwicklung, auf das Werden als das Wichtigste im Romane hindeutet, darauf hin, wie unendlich stark ein solcher Roman den Lebensinhalt jedes Menschen zu bereichern vermöge. — Aus der Feder Karl Heinemanns findet sich in dem gleichen Hefte ein Aufsatz über J. G. Herder.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VII, 9. Auf „Vergessene satirische Romane des neunzehnten Jahrhunderts" richtet Ludwig Geiger sein Augenmerk, auf Fanny Lewalds „Diogena" (1847), auf „Hans Ibeles" (1860) von Johanna Kinkel und auf C. L. Werthers „Klein-Deutschland oder Magnus der XCIX. von Thoren", einen zweibändigen Roman, der 1861 in Berlin herauskam. Die Satire des ältesten dieser Werke richtet sich gegen eine Rivalin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Sprache und Anschauungen höchst durchsichtig karikiert werden. „Das Ganze ist eine persönliche Rache, die Fanny an ihrer Nebenbuhlerin nahm, so empfindlich, wie eben nur eine Frau sie ersinnen und ausführen kann." Im zweiten Romane zieht Johanna Kinkel die „ganze Bedeutung der deutschen Revolution, die ganze Würde der Flüchtlinge, das ganze Martyrium ihres Mannes ins Lächerliche herab und stellt nebenbei Hans Ibeles (der ganz unverkennbar Kinkel ist) als einen Waschlappen dar, der an jedem Frauenzimmer hängen bleibt". Mit Hilfe dieser einem Briefe der Fanny Lewald entnommenen Andeutung spürt Geiger im einzelnen den Personen und Verhältnissen nach, die dem Roman als reale Grundlage dienten und die sich mehr oder minder deutlich dem aufmerksam Prüfenden enthüllen. — Der letzte Roman zielt weniger auf einzelne Persönlichkeiten als vielmehr auf die Kleinstaaterei ab, auf die zerfahrenen politischen Zustände Deutschlands. Hofzeremoniell und Hofschranzen werden verspottet, Staats- und Stadtwesen scharf aufs Korn genommen, während auf religiösem Gebiete große Zahmheit überrascht. Der Verfasser, C. L. Werther, Stadtgerichtsrat in Berlin, war unter anderem auch dramatisch thätig, verfaßte ein Trauerspiel „Brutus" (1849) und ein anderes „Liebe und Staatskunst", das den Essexstoff behandelte. — „Die Goethe-Sammlung in Budapest", die neben zahlreichen Handschriften und Porträts eine außergewöhnlich reiche Folge von Gesamt- und Einzelausgaben, sowie Werke der weiteren Goethe-Litteratur enthält, schildert Adolf Kohut. Er zieht aus der Thatsache, daß im Palaste der Kgl. ungarischen Akademie der Wissenschaften (die vom Grafen Stephan Széchényi ausschließlich für magyarisch-nationale Kulturzwecke gegründet worden ist) der Goethesammlung ein eigenes Zimmer eingeräumt worden ist, den Schluß, daß von einem Chauvinismus in Bezug auf die Geistesheroen des deutschen Volkes keine Rede sein könne. — Eine bibliographische Studie von L. P. Betz stellt unter dem Titel „Goethes Werther in Frankreich" die Uebersetzungen, freien Bearbeitungen, Nachbildungen, Travestieen und Dramatisierungen von Goethes Jugendwerk zusammen. — Im 8. Hefte berichtet H. Heidenheimer „Von Zeitungen und Zeitschriften in älterer und neuerer Zeit", und Ernst Rowe spießt „Drei litterarische Eintagsfliegen aus dem Jahre 1786" auf: es handelt sich um einen Theaterskandal der döbbelinschen Truppe in Berlin, der die üblichen Broschüren hervorrief.

„Wiener Volksdichter." Von Ludwig Bauer (Don Quixote, Wien; II, 71).

„Tausend Jahre Salome-Litteratur." Von Marie Luise Becker (Intern. Litt.- u. Musik-Berichte, Berlin; X, 24).

„Bücher für Kinder." Von Martin Boelitz (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 2).

„Henning von Melsted." Von Georg Brandes (Die Zukunft, Berlin; XII, 14). „In den meisten Litteraturen giebt es Schriftsteller, deren Bücher ausschließlich von Erotik handeln, und wieder andere, die sich zwar nicht minder eifrig mit der Geschlechterliebe beschäftigen, zugleich aber dagegen kämpfen, daß die Verbindung von Mann und Weib nach dem Schema gesellschaftlicher Vorstellungen gestattet oder verboten sein soll. In der norwegischen Litteratur ist Hans Jaeger der Typus eines solchen Schriftstellers, in der schwedischen ist es Henning von Melsted: ein Revolutionär der Erotik." Er veröffentlichte bis jetzt u. a. folgende Werke: „Georg Dahna", „Leo Dahna", „Novellen in Gesprächsform", „Die Fahrt der Liebe", „Sturmzeiten".

„Friedrich Hebbel." Von K. M. Brischar (Neue Bahnen, Wien; III, 24).

„Wilhelm von Polenz †." Von H. Driesmans (Ernstes Wollen, Berlin; Nr. 101).

„Hauptmanns ‚Rose Bernd'." Von W. Fred (Das Magazin für Litteratur, Leipzig; 72, 15).

„Josef Wichner, ein Volksschriftsteller." Von Gusti Hackel (Heimgarten, Graz; 28, 4). Wichner, geb. 1852, Gymnasiallehrer in Krems in Nieder-Oesterreich, schrieb die autobiographischen Romane „Im Schneckenhause", „Im Studierstädtlein" und „An der Hochschule", ferner „Aus der Mappe eines Volksfreundes", „Nimm und lies!" „Jahresringe" u. a.

„Heine in Rußland." Von Gustav Karpeles (Die Musik, III, 1). Verzeichnis aller Gedichte Heines, die von russischen Komponisten in Musik gesetzt worden sind. Es sind 81 russische und 8 im deutschen Originaltext komponierte Lieder, viele davon mehrfach in Musik gesetzt, so das bekannte „Ein Fichtenbaum steht einsam" 23 mal, „Aus meinen Thränen sprießen" 12 mal u. s. w. Eine Oper „Ratcliff" von Cäsar Cui wurde 1869 aufgeführt.

„Zwei unvollendete Singspiele von E. T. A. Hoffmann." Herausgegeben von Hans von Müller (Die Musik, III, 1). Im Nachlaß des verstorbenen Joseph Kürschner befand sich eine sogenannte Kladde E. T. A. Hoffmanns mit Eintragungen aus den Jahren 1803—1808, die H. von Müller für seine Hoffmann-Studien erworben hat. Sie enthält außer einem Tagebuch aus dem Winter 1803—1804 die ersten fünf Szenen eines Singspiels „Der Renegat" und das Fragment eines anderen, „Faustine" betitelt. Es sind die einzigen Versuche Hoffmanns, zu seinen Kompositionen sich selbst einen Text zu schreiben.

„Zu Herders 100. Todestage." Von Max Reifenberg (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; III, 18).

„Heinrich Smidt als berliner Lokalschriftsteller." Von Dr. Ernst Rowe (Der Roland, Berlin; II, 1). Smidt (1798 bis 1867), ein geborener Holsteiner, war Redakteur der preußischen Staatszeitung und seit 1848 Bibliothekar des Kriegsministeriums. Theodor Fontane, der von 1844 bis 1854 in seinem Hause verkehrte, nennt ihn mehrfach in seinen Erinnerungen. Er schrieb außer zahlreichen See- und historischen Romanen auch den „komischen" berliner Roman „Herr Rentier Rosenzipfel und seine beiden Neffen" (Berlin, 1859).

„Hans Benzmann." Von Ludwig Schröder (Zeitstimmen, Cöln-Bayenthal; Jan.).

„Goethes Romantechnik" [Robert Riemann]. Von Paul Seliger (Das Magazin für Litteratur, Leipzig; 72, 14).

„Noch einmal unsere Jugendlitteratur." Von Ekonkje Troelstra (Die neue Zeit, Stuttgart; XXII, 11).

„Johann Gottfried Herder." Von Fiedrich Wiegershaus (Niedersachsen, Bremen; IX, 6).

Echo des Auslandes

Westschweizerischer Brief.

Die Vergangenheit hat in dem verflossenen Vierteljahr mehr als sonst die produzierende und reproduzierende Gegenwart beschäftigt. Am 1. November, im fahlen Schein der Sonne des Herbstsonntags, wurde auf dem Champelplatz bei Genf das Sühnedenkmal des an eben dieser Stelle vor 350 Jahren auf Calvins Betreiben verbrannten spanischen Arztes Miguel Servede (Michael Servet) eingeweiht. Reden des Comité-Vorstandes wechselten mit einer Ansprache des Calvinbiographen Doumergue aus Montauban. Der Bericht der erhebenden Feier, über deren weltgeschichtliche Bedeutung sich die Veranstalter freilich Illusionen machten, wird vermutlich demnächst im Druck erscheinen.

Einer weniger fernliegenden Vergangenheit wandte der verdiente lausanner Bürgermeister Berthold van Muyden, Verfasser einer ausgezeichneten dreibändigen „Histoire de la Nation suisse", sein Interesse zu: es handelt sich um die Herausgabe von César de Saussures „Lettres et Voyages en Allemagne, en Hollande et en Angleterre, 1725—1729" (Lausanne, Bridel; Paris, Fischbacher. 15 Frks.) in einer prächtigen Bibliophilenausgabe, die nach Druck und Papier eine getreue Rekonstruktion der vor zweihundert Jahren beliebten Bücherausgaben ist. Die außerordentlich unterhaltenden Briefe, „in denen man findet: die Beschreibung der hauptsächlichsten Städte, die er gesehen, und der Sitten, Gewohnheiten und Lebensart der verschiedenen Nationen, bei denen er einigen Aufenthalt gemacht hat, das Ganze mit kuriosen und unterhaltenden Thatsachen untermischt und mit verschiedenen Abenteuern, so dem Verfasser zugestoßen sind", werden die Historiker und Bibliophilen sich nicht entgehen lassen. Die Deutschland betreffenden Briefe beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Rheingegend, da der Verfasser von Lausanne bis Dordrecht die Wasserstraße wählte.

Nicht weit von dieser Zeit entfernt uns das beinahe gleichzeitig erschienene Buch Conrad de Mandachs „Le Comte Guillaume de Portes, un gentilhomme suisse au service de la Hollande et de la France (1750—1823) d'après des lettres et des documents inédits" (Lausanne, Payot, 7½ Frks.). Litterarisch von besonderem Interesse sind das zweite und neunte Kapitel, in denen die Beziehungen de Portes zum Salon der Frau Necker in Paris (1783) und später zu Frau von Staël zur Zeit der Revolution erörtert werden. Das in einem Augenblick, der uns einen ganzen Band unveröffentlichter Briefe der letzteren an den Zürcher Heinrich Meister, den Nachfolger Grimms in der Herausgabe der „Correspondance littéraire", geschenkt hat (herausgegeben von Eugen Ritter und Paul Usteri, Paris, Hachette, 3½ Frks.). — Aus der Geschichte ganz in die Litteratur zurück führt uns endlich die dritte Neuauflage der „Chants du Pays" (Payot, 500 S., 6 Frks.), einer von Philippe Godet besorgten Anthologie westschweizerischer Lyrik, nach Kantonen und chronologisch geordnet, von Rousseau bis zu den Lebenden — gewiß das empfehlenswerteste Buch für alle, die sich über die lyrische Produktion der romanischen Schweiz unterrichten wollen. — Eine jährliche Uebersicht über unsere litterarischen Größen und — Kleinheiten bietet das schon neunzehn Winter zählende westschweizerische Dichterbuch „Le Foyer Romand" (Payot, 3½ Frks.), ebenfalls von Philippe Godet zusammengestellt: gutes Mittelgut mit gelegentlichen Abstechern ins Bedeutende und ins Triviale!

In die unmittelbare Gegenwart führt uns die Theaterchronik, zunächst der heimischen und populären Novitäten. Aus dem vorletzten Roman Edouard Rods „L'Eau Courante" (Charpentier) wird der Verfasser ein Drama gestalten, das in Nyon am Genfersee von der Bevölkerung schon geprobt und nächsten Sommer unter der musikalischen und schauspielerischen Mitwirkung des Komponisten Jaques-Dalcroze in Szene gehen wird. Am anderen See-Ende, in Vevey, soll das altehrwürdige Winzerfest im Jahre der Eröffnung des Simplontunnels unter der poetischen Mitwirkung von René Morax und Daniel Baud-Bovy seine Auferstehung feiern. — Zwei Dilettantentruppen führten in mehreren Vorstellungen bei großem Zulauf unserem Publikum neue Stücke vor: „La Muse" in Lausanne Sudermanns von Paris kommende „Ehre" (von Rémon und Valentin übersetzt); die „Volkstheater"-Truppe Richepins „Chemineau", einen erfreulichen Nachzügler der Romantik

Außer der „Ehre“ brachte „La Muse“ noch einen bei der Aufführung des waadtländischen Aprilfestspiels weggefallenen Akt Warnérys (von dem auch „letzte Gedichte“ „Aux vents de la vie“ [Payot] erschienen sind) zur Aufführung, „La Légion fidèle“ (Payot, 50 Cts.), der den Widerstand einiger den Bernern treuen Waadtländer gegen die Franzoseneroberung in einem lebendigen Bilde schildert.

Pariser Truppen haben uns mit den Neuheiten und alten Zugstücken der letzten Saison beglückt: die Tournee Baret unter Mounet-Sullys Beistand mit H. deBorniers „Fille de Roland“, die Tournee Alb. Chartier mit einer stark pathetischen Dramatisierung von Tolstois „Auferstehung“ (Henri Bataille), die Tournee Albert Lambert Sohn mit dem unvermeidlichen „Hernani“.

Die Vortragschronik verzeichnet einen selbst aus dem Elsaß und den Nachbardepartementen Frankreichs besuchten Vortrag F. Brunetières in Pruntut-Porrentruy (Bern) über die „Vereinigung der Kirchen“ (1. Dezember), kein übles Echo von der Nordgrenze auf die Versöhnungsredner am Calvindenkmal im Süden unseres Landes! — René Morax sprach in Vevey, Lausanne und Zürich über die Geschichte, die Schwächen und die Hoffnungen des „schweizerischen Dramas“, während Isabelle Kaiser in Morges, Vevey, Zürich, Schwyz, Rapperswyl, Aarau mit dem gewohnten Erfolge eigene Werke in beiden Sprachen vorlas. Jeanne Cornuz, eine junge Rezitatorin, beginnt ihre Laufbahn glücklich mit einer Serie „westschweizerischer Abende“, in denen nur heimische Dichter zu Worte kommen.

Die Zeitungsschau registriert zwei Aufsätze über die Beziehungen des waadtländer Dichters Just Olivier zu Ste. Beuve, besonders während seines Aufenthaltes in Lausanne, nach einem Interview des noch in Paris lebenden Sekretärs Troubat durch Samuel Cornut („Gazette de Lausanne“ 239, 10. Okt., Supplement); ebenda (251, Supplement) einen Artikel von X. über Olivier als pariser Reporter der „Revue Suisse“, nunmehr mit der „Bibliothèque Universelle“ vereinigt. Aus letzterer nennen wir noch nachträglich eine im wesentlichen zustimmende Auseinandersetzung Edouard de Morsiers (Maiheft) mit Eduard Engels Schrift über Shakspeares Aufenthalt in (Nord-)Italien und zwei längere Memoirenartikel Louis Légers (März-April: „Souvenirs d'un slavophile“) über seine Beziehungen zu den österreichisch-ungarischen Slaven. — Der monatliche Mitarbeiter der „Gazette de Lausanne“, Oberst Picquart, bespricht vergleichend mit edler Unparteilichkeit „Deux romans militaires“ (1. Dez.), Beyerleins ins Französische übersetztes „Jena oder Sedan?“, und „La Race“ von Fernand Dacre.

Auch die „Semaine littéraire“ (Genf) bringt allerlei Interessantes: Der russische Ministerresident in Weimar, Graf Prozor, bespricht die Kunst des Malers Gay und seine Beziehungen zu den großen russischen Dichtern (506); Philippe Monnier zeichnet aus eigener Anschauung ein Bild des Salons Perruzzi, in dem sich die ersten Größen Italiens und des Auslandes begegneten (507); Maurice Muret faßt die Lehrzeit Frau von Staëls in Weimar nach dem Buche Bojanowskis zusammen, Virgile Rossel zeigt die dritte Auflage der 1868 erschienenen „Geschichte des Liedes“ (Perrin, „Histoire du Lied“) des mystischen Pantheisten und Theosophen Edouard Schuré an (513), während er in der „Tribune Libre“ (45) die Memoiren des Negers Booker T. Washington (französisch bei Plon-Nourrit) kommentiert; der lausanner Philosoph Maurice Millioud versucht in zwei Aufsätzen über das System seines Kollegen Ch. Renouvier ein Bild des Verstorbenen zu geben (514—515); Henri D. Davray, der Vermittler englischer Litteratur in Frankreich, erzählt von Edmund Gosses kritischem Schaffen (516); Maurice Muret ergreift gelegentlich des neuen Romans von Vogüé („Le Maître de la Mer“) noch einmal das Wort (515), und Michel Salomon wirkt für den Ruhm des Beaumarchaisbiographen André Hallays, Verfassers dreier Reiseskizzenbücher; Philippe Godet endlich widmet dem wenig bekannten Orientalisten und Historiker Felix Bovet den wohlverdienten, warm bewundernden Nachruf.

In Genf erscheint seit dem 1. Oktober (Administration: 7 Boulevard du Théâtre, Redaktion: L. Séché in Lausanne) eine „La Russie“ betitelte, illustrierte Monatsschrift, die von der geistigen, politischen und materiellen Entwicklung Rußlands Zeugnis ablegen und Informationen bieten will. Während wir so von allen Seiten mit Anregungen überschüttet werden, fehlt es in Lausanne am Nötigsten: an einem Universitätsprofessor für französische Litteratur! Nachdem Edouard Rod sich weder zur Ablehnung noch zur Annahme dieses Rufes entschließen konnte, nachdem auch andere Kandidaten, V. Rossel in Bern, P. Seippel in Zürich, Wyzewa in Paris, erfolglos sondiert worden waren, bleibt die Stelle einstweilen unbesetzt, und die Verteilung des Lehrauftrags unter drei Kollegen der Nachbargebiete kann niemanden befriedigen. Leider ist auch keine Aussicht auf baldige, definitive Lösung der Frage, deren Beantwortung doch wirklich längst nicht so schwierig ist, als die Beteiligten zu glauben scheinen. — Bei der Korrektur dieses Briefes erfahren wir die Demission Philippe Godets als Litteraturprofessor der neuenburger Akademie. Hoffentlich schreiten die dortigen Behörden schneller als in Lausanne zum Ersatz.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

Belgischer Brief.

Die belgische Regierung setzt bekanntlich vier Staatspreise für Litteratur aus, zwei französische und zwei vlämische. Einer von ihnen, im Betrage von 8000 Fr., ist dem Drama vorbehalten und wird alle drei Jahre vergeben, der andere, im Betrage von 5000 Fr., gilt der Litteratur im allgemeinen mit Ausnahme der dramatischen und kommt alle fünf Jahre zur Verteilung. Er wird gewöhnlich dem Gesamtwerk eines Dichters während der abgelaufenen fünf Jahre zuerkannt. In seiner Sitzung vom 19. Dezember d. J. hat der Prüfungsrat für den fünfjährigen Wettstreit französischer Litteratur dem Lyriker E. Verhaeren den Preis zugesprochen. Die Entscheidung wird allgemein mit freudiger Zustimmung begrüßt, da Verhaeren unbestritten als unser bedeutendster Lyriker französischer Zunge gilt.

Mit starker Verspätung, verursacht durch den Tod des Berichterstatters, der durch einen anderen ersetzt werden mußte, ist soeben der Bericht über den letzten fünfjährigen Wettstreit für vlämische Litteratur erschienen. (10. Periode. 1895—1899.) Dem Prüfungsrate lagen 112 innerhalb dieser Zeit erschienene Werke vor, lyrische Gedichte, Epen, Novellen und Romane. Die kritische Sichtung ergab, daß sechs Werke für den Preis in Betracht gezogen werden konnten, drei Novellenbände von Stijn Streuvels, C. Buysse und M. Sabbe, ein Roman von V. Loveling und zwei Bände lyrischer Gedichte von A. Cuppens und Guido Gezelle. Des letzteren Gedichtsammlung „Rijmsnoer“ erhielt den Preis. Die Novellensammlung von M. Sabbe „Aan't Minnewater“ ist das Erstlingswerk eines jugendlichen Schriftstellers, das zum Schauplatz die Stadt Brügge hat, deren Leben in frischen, feinbeobachteten Skizzen geschildert wird. Virginie Loveling hatte im vorigen Wettstreit den Preis erhalten aufgrund ihres Dorfromans „De dure eed“. Diesmal kam sie auch von den sechs Genannten zunächst neben G. Gezelle für den Preis in Betracht mit ihrem Roman aus dem höheren vlämischen Bürgertume „Mijnheer Connehaye“. Virginie Loveling ist eine sehr fruchtbare und talentvolle Dichterin freisinniger Richtung; ihr Gebiet ist vorzugsweise die Dorfgeschichte, auf dem sie lange als die einzig bedeutende berichte, bis sie in Stijn Streuvels und Cyrill Buysse ebenbürtige Nebenbuhler fand. Ihr Stil ist gemäßigt realistisch und kommt innerhalb der Dorflitteratur dem

Roseggers am nächsten. Cyrill Buysse hingegen vertritt ganz ausgesprochen den Naturalismus in dieser Gattung. Ueber seinen Novellenband „Uit Vlaanderen" äußert sich der Berichterstatter, Universitätsprofessor De Ceuleneer in Gent, folgendermaßen: „Man kommt zu der Vermutung, daß Buysse danach gestrebt hat, die tierische Seite in Zolas Werken zu übertrumpfen. Seine Personen handeln wie Bestien, und er spricht von ihnen wie von Tieren . . . Sein ‚Schoppenboer' namentlich ist nichts als eine Aneinanderreihung von Flüchen, Verwünschungen, Notzüchtigungen und Greuelthaten. Man fragt sich, wo Buysse solche Bestienmenschen angetroffen hat. Unsere Sprache besitzt eigentlich kein Wort, um die Richtung von Buysse mit Genauigkeit zu bezeichnen. Wir müssen uns damit begnügen, Buysses eigene gekünstelte Worte zu gebrauchen und seinen ‚Schoppenboer' betrachten als eine ‚instinctmatige impulsie van eene abnormale en lamentabele geestesaberratie'. Sollte den Schreiber gelüsten, noch mehr derartigen Schmutz in die Welt zu schicken, so wollen wir hoffen, daß ein vaterländisches Gefühl von Ehrbarkeit ihn bewegen wird, seine Werke in einer anderen Sprache zu schreiben, denn sein ‚Schoppenboer' entehrt unsere Litteratur." Die große Kunst des Verfassers, namentlich seine mächtige Einbildungskraft, die den Prüfungsrat gezwungen hat, sein Werk so hoch zu stellen, werden dann nur beiläufig erwähnt. — Von Stijn Streuvels lag dem Prüfungsrate nur sein erstes Werk „Lenteleven" vor; auch dessen „grober Naturalismus" behagt der Kommission wenig, und sie giebt dem Dichter den Rat, seine „groben, rauhen Figuren" hübsch auszumeißeln.

Der eben genannte Cyrill Buysse hat auch ein Drama sozialistischer Tendenz geschrieben: „Het gezin Van Paemel", das Universitätsprofessor P. Frédéricq (Gent) in einer Uebersicht über die neueste vlämische Litteratur im londoner „Athenaeum" (1. Juliheft) als das bedeutendste bezeichnet. Es zeigt kleine vlämische Bauern im Kampf mit dem Baron des Dorfes, dem Pfarrer, den Waldhütern und Gendarmen, die alles ins Werk setzen, um sie zu vernichten und zur Verzweiflung zu bringen.

Das neueste Werk auf dem Gebiete der vlämischen Dorflitteratur ist der Roman von Hermann Teirlinck: „Het stille Gesternte" (Nederlandsche Boekhandel, Antwerpen und Gent). Der Verfasser, der schon mehrere Werke dieser Art geschrieben, hat mit Virginie Loveling die freisinnige Richtung und den Realismus gemein, der aber hier etwas schärfer ausgeprägt ist, wenn auch lange nicht so scharf wie bei Streuvels und Buysse. Seine Eigenart liegt in einer Kleinschilderung, die an Adalbert Stifter gemahnt. Er zaubert nicht wie Streuvels mit einigen Strichen ein mächtiges Bild hervor, sondern sieht den Dingen alle ihre Einzelheiten ab und gefällt sich in deren Wiedergabe. Sein Roman besteht eigentlich aus vier ausführlichen Schilderungen, die ziemlich lose aneinanderhängen.

Den dichterischen Nachlaß von Hilda Ram, die den Lesern meiner Briefe wohl bekannt ist, hat E. Vliebergh herausgegeben (bei J. de Meester in Roeselaere). Das von ihr eröffnete Gebiet der Dorfidylle in Versen wird weitergepflegt von René De Clercq, der in seinem „Vlasgaart" die Dorfidylle viel realistischer behandelte, in seinem letzten Werke aber, „Terwe" (Nr. 37 der „Dnimpjesuitgave", V. Delille, Maldeghem), wieder in die Art seiner Vorgängerin zurücklenkt.

Bei dem Preisausschreiben der Stadt Antwerpen für dramatische Werke in vlämischer Sprache ist der erste Preis verteilt worden zwischen dem Drama „Rina" von Scheltjens und dem Drama „Een herder" von Bruylants. L. Scheltjens, ein junger Lehrer in Rupelmonde, hatte schon durch sein Drama „Vischerseer", das bereits eine bedeutende Begabung in der packenden Wiedergabe der Wirklichkeit kundgab, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; sein folgendes Werk, das ergreifende Drama „Rivierschuimers", steigerte die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Das preisgekrönte Werk liegt mir noch nicht vor. — Bruylants ist ein Neuling in der vlämischen Litteratur. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Verfasser von „Een herder" unbeeinflußt wäre von Halbes „Jugend". Es werden in dem Drama zwei Priester einander gegenübergestellt, ein alter toleranter Pfarrer und ein junger fanatischer Vikar, der sich schließlich durch die Entführung eines seiner Pfarrkinder selbst entlarvt. Das Stück hat, wegen seiner antikatholischen Tendenz, bei seiner Erstaufführung in Antwerpen viel Skandal gemacht.

In der vom Davidsfonds herausgegebenen Bibliothek ist kürzlich eine vlämische Uebersetzung von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts" erschienen. — Ein groß angelegtes Werk von De Cock und Teirlinck, das von der vlämischen Akademie herausgegeben wird, behandelt ausführlich das Kinderlied und das Kinderspiel in Flanderen: „Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland" (Gent, Siffer). Drei Bände sind erschienen. In ihnen werden nur die fünf ersten von den achtzehn Kategorien, in die das Thema eingeteilt ist, behandelt, was auf einen ungeheuren Umfang des Werkes schließen läßt.

Das große Wörterbuch der niederländischen Sprache, ein Seitenstück zu Grimms Wörterbuch, ist in seiner Fortsetzung bedroht durch den Wegfall der jährlichen Beihilfe von 3000 Fr., die die südafrikanische Republik gewährte. Der Leitungsrat des Unternehmens richtet deshalb an alle Freunde der niederländischen Sprache einen dringenden Aufruf um Unterstützung. Es ist höchst wünschenswert, daß dieser Aufruf auch in Deutschland ein Echo finde. Eine private Unterstützung von Seiten Deutschlands würde, bei den eben angebahnten besseren Beziehungen zwischen Deutschen und Niederländern, von segensreichen Folgen begleitet sein.

Die französische Litteratur in Belgien hat der äußerst fruchtbare Camille Lemonnier mit einem neuen Werke bereichert, dem Dorfroman: „Comme va le ruisseau" (Paris, Ollendorff). Lemonnier ist unser nationaler Romanschreiber in des Wortes eigenster Bedeutung, weil er allein in seiner dichterischen Darstellung die beiden Stämme, aus denen sich unsere Nationalität zusammensetzt, umfaßt. Nachdem er sich in seinen beiden vorhergehenden Romanen, die hier besprochen worden sind, in die vlämische Volksseele und Landschaft versenkt hatte, vertieft er sich hier in die wallonische Volksseele. Der Roman spielt in einem kleinen Dorfe an der Maas des wallonischen Belgiens. Ein so jugendliches, frisches, idyllisches und poetisch durchtränktes Buch ist mir lange nicht mehr zu Gesicht gekommen. In Bezug auf den Kunststil, in dem es gehalten, kehrt Lemonnier zu den Anfängen der Dorflitteratur zurück, zu der Behandlungsweise der Georges Sand, deren Vorzüge er beibehält und deren Fehler er vermeidet. Trotz aller poetischen Ausgestaltung verläßt er nie um Fingersbreite den Boden des Reellen. Der Eindruck der idyllenhaften Frische wird auch hervorgerufen durch die Landschaftsschilderung, die, wie immer bei Lemonnier, einen breiten Raum einnimmt, köstliche Funde aufweist in Bezug auf poetische Belebung und tiefe malerische Einsicht, mitunter aber auch etwas erzwungen erscheint. — Seine ganz einzige Gabe der Naturschilderung bekundet Lemonnier auch in dem großen illustrierten Prachtwerk: „La Belgique" (Brüssel, Castaigne), das bis zur 40. Lieferung fortgeschritten und bald mit der 50. vollständig sein wird.

Seine ergötzlichen Schilderungen des brüsseler Kleinbürgertums mit seinem eigentümlichen französisch-vlämischen Doppelcharakter und seiner Mischsprache setzt L. Courouble fort in seinem neuen Werke: „Les cadets du Brabant" (Brüssel, Lacomblez). Die Helden seiner vorigen Romane, die Herren Kaekebroeck und Mosselmann, sind beide Präsidenten rivalisierender Musikkapellen geworden, deren possierliche Streitigkeiten lang und breit erzählt werden. Charakter und Sittenschilderung sind ganz vortrefflich, wenn nur die Handlung etwas mehr Rückgrat böte.

Eine andere Spezialität in der belgischen Litteratur vertritt Edmond Picard, die des reinen Tendenzstückes. Sein letztes Werk dieser Art: „Psukè“ (Brüssel, Lacomblez) ist ein philosophisches Drama, in dem ausschließlich über die Unsterblichkeit der Seele diskutiert wird. Verschiedene Personen, von denen jeder eine besondere Tendenz des modernen Geistes darstellt und deren originellster ein isländischer Dramendichter ist, sitzen schmausend um einen Tisch und erörtern das Thema. Der Dialog ist sehr lebhaft und malerisch.

Die Zeitschrift „Dietsche Warande en Belfort“ bringt einen ausführlichen Aufsatz von G. von Poppel über Heine (Nr. 6, 7, 8, 10, 11). Es ist ein gut gelungener ästhetischer Kommentar des „Buches der Lieder“. — In der „Germania“ (Novemberheft) schreibt Dr. U. Hammern über den belgischen Dichter Georges Eekhoud, in der „Revue générale“ (November- und Dezemberheft) Fr. Carez über Sully Prudhomme. — Die zweite Lieferung des V. Jahrganges der „Leuvensche Bijdragen op het gebied der germaansche philologie“ umfaßt eine eingehende Studie von J. de Cock über die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Lüttich. *Heinrich Bischoff.*

Dänischer Brief.

Vor zehn Jahren stand die dänische Litteratur fast ausschließlich unter der geistigen Vormundschaft von Georg Brandes; in der letzten Zeit werden die gegen seine Autorität aufrührerischen Tendenzen immer deutlicher. Und diese Tendenzen werden nicht nur von den Schriftstellern bekundet, sondern, was viel mehr Bedeutung hat, auch vom Publikum, vor dessen Richterspruch Verleger wie Verfasser bekanntlich den größten Respekt haben.

Wenn das alte Wort Vox populi, vox dei zur Richtschnur genommen werden soll, müssen diesmal zuerst die Namen zweier Damen genannt werden, die die größten Erfolge gehabt haben. Der Frau Blicher-Clausen hat das Publikum sich auf Gnade und Ungnade ergeben; alles, was sie schreibt, erlebt eine Auflage nach der anderen. Frau Blicher-Clausen ist kein tiefer Geist; sie hat aber Geschmack, dichterische Empfindungsgabe, schreibt gute Verse und ist nicht ganz frei von Sentimentalität, und die gehörige Mischung dieser Eigenschaften hat wohl ihren großen Erfolg gezeitigt; auf den heurigen Büchermarkt hat sie einen Roman in Prosa, „Kjeld“ (Name der Hauptfigur), und eine größere Dichtung „Den sidste Hauge“ („Der letzte Hauge“) gebracht; letztere bildet eine Fortsetzung des früher erschienenen „Violin“ („Die Geige“).

Neben Frau Blicher-Clausen muß Fräulein Ingeborg Sick als Günstling des Publikums genannt werden. Sie debutierte voriges Jahr mit einem Roman „Höjfjeldsprest“ („Der Prediger im Hochgebirge“) und hat dieses Jahr einen neuen Band „Helligt Aegteskab“ („Heilige Ehe“) veröffentlicht; ein tiefehrlicher, religiöser Geist weht durch diese Bücher, und hauptsächlich diesem verdankt sie die Sympathie der Leser. Das Publikum will unterhalten oder erbaut werden, am liebsten beides zugleich, nicht aber beunruhigt und in Zweifel versetzt.

Der bedeutendste dänische Lyriker der Gegenwart nächst dem greisen Holger Drachman ist Valdemar Rördam; es war ja überhaupt von jeher die Lyrik das Gebiet, auf dem in der dänischen Litteratur das Höchste geleistet wurde; die eigentümliche, wie zerflossene und eben deshalb so weiche und wehmütige dänische Sprache ist ja für die Lyrik wie prädestiniert. Leider sind die Produkte zum größten Teil unübersetzbar, um so mehr, je vortrefflicher sie sind, und die schönsten Perlen der dänischen Litteratur werden deshalb leider jedem verschlossen bleiben, der sie nicht in der Originalsprache lesen kann. — Die gute Tradition der dänischen Lyrik wird, wie gesagt, in unserer Zeit von Rördam fortgesetzt; Jugendfrische und Manneserfahrung bilden die Hauptzüge seiner Dichtung; seine Verse sind in formeller Beziehung bezaubernd. Das bisher Höchste hat er in seinem voriges Jahr erschienenen, versifizierten Roman „Gudrun Dyre“ geleistet, der wundervolle Schilderungen dänischer landschaftlicher Schönheit enthält; auch sein neuestes Buch, „Karneval“, ist eine hervorragende Leistung.

Im Prosaroman sind zuerst zwei bedeutende Namen zu verzeichnen, Laurids Bruun und Harald Kidde. Der erstere tauchte vor ein paar Jahren als ein eigentümliches, urkräftiges Talent plötzlich empor; sein letztes Buch, „Alle Synderes Konge“ („Der König aller Sünder“)*) schildert in kraftvoller Darstellung eine Epoche aus der Geschichte des dänischen Mittelalters, den unglücklichen Versuch des Prinzen Otto, Sohnes Christophers des Zweiten, die dänische Krone gegen den holsteinischen Grafen Gerhard zu behaupten. — Harald Kidde hat in „Aage og Else“ eine vortreffliche Schilderung modernen Gefühlslebens geliefert; seine Darstellung ist ernsthaft und doch auf einer beinahe spöttischen Verwunderung über die Verkehrtheiten der Menschen aufgebaut.

Ins Bereich der politischen Kämpfe begiebt sich Isted-Möller mit seinem Roman „Vera Rank“, einem ehrlich gemeinten, obwohl nicht sehr tief greifenden Beitrag zur Verteidigung konservativer Lebensanschauung. Das Buch hat übrigens einen akademischen Streit hervorgerufen: der Ausschuß des hiesigen Studentenvereins, dem der Ankauf neu erschienener Bücher obliegt, hat das Buch nicht kaufen wollen, wohl nur, um die konservativen Kommilitonen zu ärgern, und diese haben dagegen lebhaft protestiert.

Auf derselben Seite wie Isted-Möller steht K. G. Bröndsted, der dieses Jahr mit einem kleinen polemischen Gedicht „Digteren og Döden“ („Der Dichter und der Tod“) hervorgetreten ist. Bröndsted war übrigens der einzige Autor, der Protest einlegte, als vor ein paar Monaten der große Nordische Verlag sich mit der alten Buchhandlung Gyldendal vereinigte; in den letzten Jahren war Gyldendal hauptsächlich eine Heimstelle der radikalen Richtung geworden, der Name des Verlages hatte einen gewissen parteipolitischen Beiklang bekommen, und von diesem wollte Bröndsted, dessen Bücher früher im Nordischen Verlag erschienen, nichts wissen. Die meisten seiner Parteigenossen haben diesen Protest für ziemlich überflüssig gehalten.

Ich muß, bevor ich diesen Brief schließe, noch einen Verfasser erwähnen, der zwar nicht buchstäblich zur dänischen Litteratur gehört, dessen Werke aber im dänischen Verlag erscheinen und bei dem dänischen Publikum schon längst volles Bürgerrecht erworben haben, nämlich den alten Norweger Jonas Lie. Lie hat kürzlich seinen 70. Geburtstag gefeiert; sein letzter Roman „Ulvungerne“ (Die Wolfsjungen) ist dennoch so jugendkräftig, so packend in seiner Darstellung, so tiefsinnig in seiner Auffassung, wie kaum eines seiner früheren Werke. Das Buch hat einen großen und verdienten Erfolg gehabt.

Kopenhagen. *J. Oestrup.*

Amerikanischer Brief.

Die Weihnachtszeit pflegt den litterarischen Inhalt der Magazine stets stark zu beeinträchtigen; in keinem Jahre aber ist es in so hohem Maße der Fall gewesen, wie in diesem und zwar gerade, was die litterarischen Zeitschriften betrifft. „Critic“, der eine überaus reichhaltige Novembernummer hatte — sie enthielt u. a. einen Artikel über deutsche Romanschriftstellerinnen der neuen Richtung, in dem ganz besonders auf Clara Viebig hingewiesen wurde —, bietet außer einem Parsifalartikel und einer Würdigung Fantin-Latours und Eguisquizas als den Geist der Musik

*) Die deutsche Uebersetzung erschien im Verlag von Axel Junder in Stuttgart. Preis M. 4,50, geb. M. 5,50.

interpretierende Maler, keinen sonderlich interessierenden Lesestoff. — Im „Atlantic Monthly" findet sich eine Charakteristik Mallarmés von Francis Grierson, in der es u. a. heißt: „Er war ein intellektueller Aristokrat. Seine ruhige Würde, sein seelisches Gleichgewicht, seine jeder Scheinheiligkeit und Affektation bare Höflichkeit, seine absolute Freiheit von all den Gemeinheiten einer in der Kunst der Sensation und der Reklame geschickten Gesellschaft machten ihn zu einer Einzelerscheinung. Aber es war Methode in seiner sich im Verborgenen haltenden Lebensweise. Er hatte einen Zweck dabei, und der Zweck war, die Menge von seiner Schwelle fernzuhalten. Auch dem Kritiker, der gerade Mode war, mochte er Brunetière oder Lemaître heißen, machte er es unmöglich, die Grenzen seines poetischen Reiches zu überschreiten." — Im „North-American-Review" sagt William Dean Howells in einer Besprechung des soeben erschienenen Buches von Julian Hawthorne „Hawthorne and his Circle" folgendes: „Hawthorne war ein entschiedenes Produkt unserer Zivilisation, mochte er außerhalb derselben stehen oder innerhalb. Er sah viel von der Welt, aber wohin er ging und wo immer er weilte, trug er das verhaßte Salem vom Jahre 1850 mit sich und behielt es um sich ... Als er die alte Welt besuchte, bediente er sich zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung der Maßstäbe und der Gesichtspunkte, gegen die er sonst protestierte." Am Schluß seines Artikels macht Howells darauf aufmerksam, daß Hawthorne der einzige Autor seiner Zeit gewesen, der mitten in einer Periode politischer Aufregung sich seine künstlerische Atmosphäre durch nichts, was dem Außenleben angehörte, trüben ließ.

An der Spitze der neuesten Erscheinungen des Büchermarktes steht der Band Studien zur Geschichte der deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts („Studies in German Literature in the Nineteenth Century") von Prof. John Firman Coar, der im Verlag der Macmillan Company erschienen ist. Das Buch ist merkwürdig unabhängig in der Auffassung und wohlthuend frei von akademischer Steifheit und jedenfalls das interessanteste Buch über deutsches Schrifttum, das Amerika bis jetzt gezeitigt hat. Tonangebend ist des Autors freimütige Erklärung in der Vorrede, diese Studien seien keine Geschichte der Litteratur dieser Periode, sondern ein Versuch, die Grundzüge des Gedankens der Demokratie in den charakteristischen Erscheinungen dieser Litteratur zu verfolgen. „Der Autor gesteht ohne Zögern, daß das vorliegende Buch von einem entschiedenen Parteistandpunkt aus verfaßt worden. Es war seine Absicht, die Entwicklung des deutschen Volkes an den Idealen der amerikanischen Demokratie zu messen, wenn auch nicht nach dem Maßstab amerikanischen Lebens." Prof. Coar beleuchtet in der Einleitung den Zwiespalt zwischen provinziellem Partikularismus und vagem Kosmopolitismus, der der Entwicklung nationalen Geisteslebens zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinderlich gewesen, sieht aber auch in dem bis aufs äußerste entwickelten, beinahe einer patriarchalischen Auffassung gleichkommenden Familiensinn einen Hemmschuh für das Wachstum nationalen Bewußtseins, denn die patriarchalische Familie habe ihren Widerpart in dem Absolutismus der Regierung gefunden. Neben dem Provinzialismus und dem Partikularismus muß man diesen „Familiarismus" als wesentlichen Faktor in Betracht ziehen, will man die Ursache der Schwäche und der Ohnmacht Deutschlands in der napoleonischen Periode verstehen. Als eine Reaktion gegen die Beschränktheit dieser Lebensanschauung betrachtet Coar die kosmopolitischen Neigungen der Sturm- und Drang-Periode, die später in der Romantik ihren Gipfelpunkt erreichten. Der Mann, der diesen Kosmopolitismus am auffallendsten verkörpere, sei das bête noire der deutschen Litteraturgeschichte — Zacharias Werner. Der Verfasser schildert nun das Ringen der Poesie nach Ausdruck nationaler Lebensideale, wie es sich in Kleists Schaffen darstellt, das Erwachen nationalen Bewußtseins in den Liedern der Arndt, Schenkendorf und Körner, und greift aus der Metternich-Periode als charakteristische Erscheinungen Hölderlin, Chamisso, Platen und — Raimund heraus. In des letzteren Volksstücken finde das halbbewußte Sehnen des Proletariats nach Anerkennung seiner Menschenwürde zum ersten Mal künstlerischen Ausdruck. In den Kapiteln, die die 48er Periode und den ihr folgenden Sieg der Demokratie über den Parteigeist behandeln, würdigt Coar besonders die Verdienste Georg Büchners und Otto Ludwigs. Das Buch schließt mit einem Kapitel: „Das neunzehnte Jahrhundert im Licht und Schatten des goethischen Genius."

Von der Serie „Contemporary Men of Letters", die im Verlag von Mc Clure, Phillips & Co. in New-York erscheint, liegt bis jetzt nur ein kleiner Band über Bret Harte vor, der H. W. Boynton zum Verfasser hat. Leben, Persönlichkeit und Schaffen des Dichters, der sich im Ausland fast größerer Beliebtheit erfreut, als in der Heimat, finden darin eine merkwürdig objektive, manchmal fast zu kühl anmutende Darstellung. Es ist, als ob man geneigt wäre, in der Beurteilung des bei seinem Erscheinen sicherlich überschätzten Schöpfers des „Luck of Roaring Camp" nun in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Aber Boyntons Darstellung hat nichtsdestoweniger etwas sehr Ueberzeugendes.

Von der Säkular-Ausgabe der Schriften Emersons sind der vierte und fünfte Band erschienen: „Representative Men" und „English Traits". Der letztere enthält ein neues und wenig günstiges Porträt Emersons. Die von seinem Sohne, Edward Emerson, beigesteuerten Kommentare sind außerordentlich interessant. Emersons Tagebuch erweist sich als eine unschätzbare Quelle, aber auch seine eigenen Erinnerungen beleuchten das Wesen Emersons und sein Verhältnis zu Carlyle und Froude, und seine Haltung während der politisch heftig bewegten Zeit, in der das letztgenannte Buch entstanden ist.

Wilhelm von Polenz Ableben hat hier in weitesten Kreisen Bedauern erregt. Sein „Land der Zukunft" hatte bei der Minderheit des Deutschamerikanertums, die sich einen offenen Blick gewahrt und sich nicht so auf ihr Deutschtum versteift, daß sie blind geworden wäre für die Vorzüge ihrer angloamerikanischen Mitbürger, warmen Beifall gefunden und auch im Angloamerikanertum selbst Aufmerksamkeit erregt. Die einzige Besprechung aber, die dem Buche in einer angloamerikanischen Zeitung zu teil wurde, brachte meines Wissens die „Pittsburgh Gazette" vom 22. November.

Die Eröffnung des germanistischen Museums in der Harvard-Universität, am 9. November, gab Veranlassung zu einer Feier, der nicht nur Vertreter der deutschen Fakultät der hervorragendsten Universitäten des Landes beiwohnten, sondern auch das diplomatische Korps. Die Redner waren Prof. Jagemann, Präsident Eliot, Baron Busche-Haddenhausen, Prof. Francke, Karl Schurz u. a.

Die Bühnensaison ist in Bezug auf das, was sie bisher geboten, befriedigend zu nennen. Von den Novitäten haben einen wirklich schwachen Erfolg zwei Dramatisierungen von Romanen gehabt, „Lady Rose's Daughter" von Mrs. Humphrey Ward und Kiplings „The light that Failed", woraus man vielleicht schließen kann, daß das Publikum ihrer müde wird. Zu bedauern war, daß eine so vortreffliche Kraft wie Forbes Robertson durch die verfehlte Wahl des letzteren Stückes einen Mißerfolg erlebte; es war ein gar zu trostloses Machwerk. — Im „Savoy-Theater" behauptet die neueste Leistung des unermüdlichen Clyde Fitch seit mehreren Wochen die Bühne: „Her own Way". Im „New Empire" erntet Maude Adams in Mrs. Burnetts „The Pretty Sister of Jose" warmen Beifall; im „Lyceum" spielt Gillette Barries „Admirable Crichton". Eines besonderen Erfolges erfreut sich zur

Zeit Henry Arthur Jones „Whitewashing Julia", das von der Kritik seinen besten Leistungen zur Seite gestellt wird. In einer der dramatischen Schulen wurde unlängst wieder Björnsons „Fallissement" gegeben. — Eine Vorstellung, die kein allzu großes, aber lebhaft interessiertes und zum Teil sehr verständiges Publikum am 8. Dezember in das „Princess-Theater" zog, war die als amerikanische Première angekündigte Aufführung von George Bernard Shaws „Candida" (vgl. Sp. 439 f.). Sie war von Arnold Daly inszeniert, der den Dichter Marchbanks spielte und sich mit der Darstellerin der Titelrolle, Dorothy Donnelly, in den reichlich gespendeten Beifall teilte. Letztere, eine noch junge, aber überaus strebsame Kraft, bot in der ein fein durchdachtes Spiel erfordernden Rolle eine vortreffliche Leistung. — Eine interessante dramatische Kuriosität wurde unlängst einem eingeladenen Publikum im „Thalia-Theater" dargeboten. Es war die Aufführung von Jacob Gordins „Gott, Mensch und Teufel", einem den Fluch des Goldes behandelnden Drama, das trotz manchen Anleihen bei Faust und anderen Vorbildern nicht ohne Eigenart ist. Gordin ist der Dramatiker des newyorker Ghetto, der den Bühnen, auf denen „yiddish" gesprochen wird, eine unabsehbare Reihe von Dramen geliefert hat. — Im deutschen Theater löste eine zweimalige Aufführung von Halbes „Strom" Stücke leichteren Kalibers ab.

Der irische Dichter W. B. Yeats hält zur Zeit unter den Auspicien der irischen litterarischen Gesellschaft Vorträge über „Die geistige Renaissance Irlands", „Das Theater und was es sein könnte", „Die heroische Litteratur Irlands", „Poesie in der alten und neuen Zeit". Die bevorstehenden Parsifal-Aufführungen haben uns eine wahre Flut von Vorträgen gebracht, die sich mit Musik und Dichtung des Werkes beschäftigen.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Gustav Adolf." Schauspiel in fünf Akten von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering (Berliner Theater, 4. Dezember). — „Der Meister." Schauspiel in drei Akten von Hermann Bahr (Deutsches Theater, 12. Dezember).

Strindbergs „Gustav Adolf" aufzuführen, war eine That, die dem künstlerischen Wollen des Direktors Halm alle Ehre macht, über deren Ergebnis man aber von vornherein nicht im Zweifel sein konnte. Strindberg selbst hat in dem richtigen Empfinden, daß sein Werk in der ursprünglichen Gestalt nicht für die Bühne geeignet war, eine Bühnenbearbeitung vorgenommen, aber auch diese mußte erst noch einmal für die thatsächliche Aufführung stark überarbeitet werden. Und das schließliche Ergebnis von so viel Arbeit und Mühe war ein Theaterabend, der bis Mitternacht währte, der die Zuhörer in die peinliche Lage versetzte, sich bei der Schöpfung eines außerordentlichen Geistes zu langweilen und der denen, die nicht das unverkürzte Drama kannten, einen ganz unzulänglichen Begriff von der Bedeutung dieses Dramas gab. Dieses Ergebnis hätte sich auch kaum ändern lassen, wenn nicht nur mittelmäßige Darsteller und eine Durchschnittsausstattung, wie sie das Berliner Theater leider nur liefern kann, zur Verfügung gestanden hätten. Ein historisches Drama, das mehr will, als ein bedeutendes und menschlich ergreifendes Einzelschicksal geben und das Historische nur als Staffage benutzen, ein historisches Drama, bei dem das Historische Eigenwert haben soll, verlangt eine Zuhörerschaft, in der die Darstellung der geschichtlichen Vorgänge unmittelbare, lebendige, innerste Anteilnahme erweckt. Diese Voraussetzung trifft aber in unserem Falle aus zwei Gründen nicht zu: einmal hat unser großstädtisches Theaterpublikum — oder können wir schlechthin behaupten das deutsche von heute? — nur ein verschwindend geringes Interesse an der Historie, sogar unser Empfinden für unsere nationale Geschichte ist nur schwach und weit davon entfernt, eine starke, lebendige Macht zu sein, wie sie etwa in Shakspeares Zeitgenossen lebte. Dann aber ist naturgemäß dieser „Gustav Adolf", so sehr auch Strindberg nach Objektivität strebt und so sehr seine Auffassung des großen Nationalkönigs auch von der seiner Landsleute abweichen mag, immerhin das Werk eines Schweden, und es setzt nicht nur eine eingehende Kenntnis der verwickelten allgemeinen politischen Verhältnisse zur Zeit des dreißigjährigen Krieges voraus, sondern auch eine lebendige Anteilnahme für die schwedische Geschichte. Denn in Gustav Adolfs Schicksal greifen nicht nur seine persönlichen Thaten — wenn wir wollen: Verschuldungen — bestimmend ein, — sein Geschick erscheint auch zugleich als Folge oder Sühne von Vorgängen der speziellen schwedischen Geschichte. Gustav Adolf wird auf seiner Bahn vorwärts — und abwärts! — gedrängt zwar in erster Linie durch die unglückselige Veranlagung, die ihn mit seinem idealen, aber unpraktischen Gerechtigkeitssinn in Verhältnisse verwickelt, zu deren Bewältigung ein klarer, nüchterner Verstand und entschlossenes Parteiergreifen unumgänglich notwendig waren: aber seine Tragödie besteht auch darin, daß er seine besten schwedischen Freunde und seine nationalen Aufgaben nicht versteht und daß er schwer am Erbteil seines Vaters und an der Schuld seiner Vorfahren zu tragen hat. Man muß die schwedische Geschichte mit ihren blutigen Familienzwisten des Adels kennen, um ein lebendiges Empfinden für Gustav Adolfs Stellung und das richtige menschliche Empfinden für die Tragödie seines Lebens zu haben, deren düstere Schwingen ihn mit ihrem Schatten schon treffen, als er den Fuß auf deutschen Boden setzt.

Wer diese Kenntnisse nicht hat, für den bleibt der größte Teil der Menschen und Geschehnisse dieses mächtigen Dramas tot; denn — und hier liegt die Schwäche des Werkes — Strindberg giebt sehr viel bare Geschichte und geschichtsphilosophische Auseinandersetzungen. Was er leisten wollte, übersteigt wohl menschliche Kräfte, aber wenn je, so gilt von diesem Werke: „In magnis voluisse sat est." Ist auch bei weitem nicht alles lebendig geworden, was in des Dichters Phantasie lebte, so empfängt man doch aus diesem Drama, wenn man es in seiner Ganzheit auf sich wirken läßt, einen außerordentlich starken und bleibenden Eindruck. Das Verworrene und Sinnlose dieses entsetzlichen Krieges, die Unversöhnbarkeit der Gegensätze zwischen diesen jungen, naiven Nordlandsöhnen und der raffinierten und vermorschten Kultur ihrer Feinde, die Trostlosigkeit und das Chaos, das die Kämpfe eines halben Menschenalters in dem unglücklichen Deutschland hervorgebracht haben, — alle diese Züge zeigt das Drama in lapidarer Schrift, und trotz seines Reichtums an einzelnen Bildern fehlt doch nicht die Einheit, die durch das persönliche Schicksal des Königs gegeben wird. Im einzelnen sieht man dann freilich oft die Kräfte des Dichters versagen und hört nur die Stimme des geschichtsphilosophischen Forschers.

Man muß das Werk nehmen, wie es ist: als ein Mittelding zwischen Drama und Geschichtsschreibung. Es ist keine vollendete Schöpfung, aber sicherlich ein Werk von bewundernswerter Konzeption. Daß es ein historisch richtigeres Bild von Gustav Adolf giebt, als die bisherigen Biographieen, glaube ich freilich nicht, und wer Strindbergs persönliche Entwicklung kennt, wird in diesem König, hinter dessen religiöser Unparteilichkeit wir mehr verborgene Sympathie für die Mystik des Katholizismus entdecken, als er Wort haben will, sehr viele für Strindberg — für den Strindberg von damals — charakteristische Züge finden und be-

greifen, warum ihn gerade Gustav Adolf und warum er ihn von dieser Seite seines Wesens her angezogen hat.

Wenn wir uns von diesem Werk eines Großen zu dem Drama eines Autors wenden, der gern groß scheinen möchte, zu Hermann Bahrs Schauspiel „Der Meister“*), so müssen wir fast fürchten, diesem Unrecht zu thun. Aber wir erkennen doch, ohne ihn irgendwie mit einem falschen Maßstabe zu messen, gerade bei diesem Nebeneinanderstellen um so deutlicher, was an dem wiener Publizisten Pose ist, und die geringen Vorzüge seiner Art festzustellen, hindert uns die Nachbarschaft eines Großen nicht. Um mit diesen Vorzügen zu beginnen, so erkenne ich gern an, daß der Dialog des „Meisters“ stellenweise sehr gewandt und geistreich ist. Mehr vermag ich aber bei größtem Wohlwollen nicht herauszufinden. Unbegreiflich, daß dieses so durch und durch unechte Stück auf einer unserer vornehmsten Bühnen aufgeführt wurde. Unecht nenne ich es nicht nur, weil sein Stil teils von dem gangbaren Philippi-Drama, teils von Ibsen geborgt ist, sondern weil Bahr, der nur ein gewandter, ästhetisch feinspüriger, belesener Feuilletonist ist, tiefgreifende seelische Kämpfe darstellen will, die er nie innerlich durchlebt hat. Wir glauben Hermann Bahr die Miene des Lebensernstes nicht, dazu hat er sich in seinem Leben allzu wandlungslustig gezeigt. Daß seine Menschen keine überzeugende Lebenswahrheit besitzen und daß sein „Meister“ mit seinen Uebermensch-Allüren eine innerlich hohle Gestalt ist, ist bei dieser Grundlage nur natürlich. So können wir es denn auch nicht tragisch nehmen, wenn der „Meister“ mit seiner Kraft-Theorie und seiner Leugnung der Gefühlswelt in seinem eigenen Leben durch eine trübe Ehe-Erfahrung am Ende Schiffbruch erleidet, wir werden nicht überzeugt, daß dieser hohle Renommist auf irgend einen Menschen einen bezwingenden Einfluß übt und daß er das Köstlichste erntet, was Menschen ernten können: Liebe. Und darum glauben wir nicht, daß irgend ein Mensch über den Zusammenbruch seines Lebensgebäudes Trauer empfindet, wie es der kleine japanische Doktor thut, — übrigens eine sehr wirksame und äußerst „moderne“ (dies ist die Hauptsache) Theaterfigur.

Gustav Zieler.

Im Dezember führte die „Freie Volksbühne“ am Metropoltheater in Berlin mit gutem Erfolg H. de Balzacs Komödie „Mercadet“ auf; das Stück ist von den zahlreichen dramatischen Versuchen des großen Romanciers der einzige, der auf der Bühne Anklang gefunden hat.

Bern.

„Der Julblock“ (La bûche de Noël). Drama von René Morax. Aus dem Französischen. (27. Dezember.) — „Herz ist Trumpf!“ Lustspiel von Otto von Greyerz. Buchausgabe bei A. Francke, Bern.

Der beliebte waadtländische Bühnendichter René Morax, der Verfasser des Hochgebirgsdramas „Die Quatembernacht“ (vgl. Sp. 405), hat sich mit seinem jüngsten Stücke auch die heimische deutsche Bühne erobert. Die deutsche Uraufführung des erst vor Jahresfrist vollendeten einaktigen Dramas „La bûche de Noël“ (Der Julblock) gestaltete sich zu einer lebhaften Beifallskundgebung für den Dichter.

Im Mittelpunkt des Dramas steht der wunderwirkende Julblock, jenes sagenumwobene Weihnachtsscheit, das heidnischen Ursprungs ist und bis zur Christnacht Licht und Wärme spendend bei Arm und Reich im Kamin seinen Platz findet. Mit einem solchen Julblock hängt das wunderbar lange Leben des greisen Grafen Ebal von Grandson, Schloßherrn auf La Sarra, zusammen, den bereits zwei heranblühende Urenkel umgeben. Sein Enkel, der Vater der Kinder, der unter den Augen des Greises bis vor kurzem als Schloßherr auf La Sarra gewaltet hat, ist tot; seine zweite Gattin aber, die Stiefmutter Haimons und Jordanes, hält diese mit dem Ahnherrn des Hauses zusammen im abgelegenen Turmzimmer gefangen, um ungehindert nach eigener Willkür im Schlosse schalten und walten zu können. — Es ist Weihnachtsabend. Draußen herrscht strenger Winter, und die grimmige Kälte peinigt die in den Turm Eingeschlossenen, die bereits Tuche und Schemel in den Kamin geworfen haben und nun schutzlos dem Erfrierungstode preisgegeben sind. Kein Spänchen Holz mehr ist aufzutreiben, und wenn auch durch die Hilfe eines treuen Dieners nahe Rettung winkt, so ist doch das zarte Leben der kränkelnden Jordane aufs äußerste bedroht. Da opfert der Greis sein eigenes Leben für das des Kindes. Er weiß in der Dachstube verborgen noch ein Holzscheit, eben jenen Julblock, von dem einst bei seiner Geburt die Zeichendeuter erklärt hatten, daß sein Leben so lange vor dem Tode gefeit sein würde, als das Holz vom Feuer verschont bliebe. Um aber das Mädchen zu retten, reißt der Greis den uralten Julblock aus der nur ihm bekannten Mauernische, in der er jahrelang verborgen gewesen, und wirft ihn in die schon verlöschende Glut. Diese prasselt wieder auf, und während so die Urenkelin von der sich verbreitenden Wärme neu belebt wird, schwindet dem Alten mit jedem zuckenden Flämmchen ein Teil seiner Lebenskräfte, und friedlich schlummert er hinüber, eben als aus der Ferne der Schall des Hifthorns das Nahen der Retter verkündet. —

Ende Oktober brachte das berner Stadttheater ein anderes heimisches Werk, das einaktige Lustspiel „Herz ist Trumpf!“ von dem berner Autor Otto von Greyerz zur Uraufführung. Auch Greyerz hat dem schweizer Schrifttum schon manches dramatische Werk geschenkt. Seine beste und bekannteste Arbeit ist das berndeutsche Lustspiel „Der Napolitaner“, das ungeachtet seiner trefflichen künstlerischen Qualitäten zum Buchdrama verdammt ist, nachdem der bernische Adel in dem Werke eine Persiflage entdeckt haben will. Glücklicherweise scheint gegen die Aufführung des jüngsten Lustspiels von keiner Seite ein Veto eingelegt worden zu sein, wiewohl Greyerz auch hier keineswegs schonend verfährt; diesmal ist es das moderne Frauentum, das er aufs Korn nimmt. Er behandelt das Eifersuchtsproblem, jedoch von einem ganz originellen Gesichtspunkte aus, und versteht es, diesem Thema manchen hübschen und neuen Zug abzugewinnen. Das mit Geist gewürzte und von feinem Witz erfüllte Lustspiel hatte denn auch eine warme Aufnahme zu verzeichnen.

Marcel Arpad.

Nürnberg.

„Die kleine Residenz“. Komödie in 3 Akten von Alois Wohlmuth (Intimes Theater, 12. Dezember). — „Von der Käthe“. Schwank in einem Aufzuge, aus dem Polnischen nach M. Balucki frei bearbeitet von J. L. Wallner (Stadttheater, 17. Dezember).

Von den beiden Stücken, die hier vor kurzem zum ersten Male in Szene gingen, kann nur das Drama des münchener Hofschauspielers Alois Wohlmuth Anspruch auf Beachtung erheben; der einaktige Schwank „Von der Käthe“, der sich übrigens durchaus anspruchslos giebt, ist zu unbedeutend, als daß sich ein Eingehen auf seinen wenig originellen Inhalt oder seine ziemlich plumpe Diktion verlohnte. Die deutsche Litteratur hat durch diese Uebertragung keine Bereicherung erfahren. Dagegen möchte man der „Kleinen Residenz“ Wohlmuths wohl ein längeres Fortleben auf der Bühne wünschen, denn nicht nur als Satire, sondern auch durch seine geschickt aufgebaute Handlung und gute Charakterzeichnung, die nur etwas zu sehr ins Typische geht, ist das Stück von starker Bühnenwirkung. Der Hofkapellmeister Werkmeister steht dicht vor Ablauf seines Probejahres bei der herzoglichen Oper und vor der sicher zu erwartenden festen An-

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.

stellung. Da wächst nun auch in ihm, der in der Unstäte seines bisherigen Lebens vierzig Jahre alt geworden ist, übermächtig die Sehnsucht nach einem liebenden Weibe und dem Behagen eigener Häuslichkeit. Doch seine etwas hastige Wahl fällt auf die Unrechte, denn bei der schönen und stattlichen, aber schon ältlichen Helene von Zedlow, bei deren Mutter, einer Offizierswitwe, Werkmeister zur Miete wohnt, ist von eigentlicher Gegenliebe keine Rede. Nur um eine Versorgung und die Befreiung von drückender Schuldenlast ist es den beiden Frauen zu thun. Als Werkmeister das wahre Wesen seiner Braut erkennt, als er erfährt, daß Mutter und Tochter sogar seine kaum dem Kindesalter entwachsene Schwester Hildegard von ihm entfernen und bei einer adligen Familie ihrer Bekanntschaft als „Stütze der Hausfrau" unterbringen wollen, löst er in einem höchst erregten Austritt, einer sehr wirkungsvollen Szene, seine Verlobung mit Helene von Zedlow. Nun aber folgt, im 3. Akt, der Gegenschlag der durch diesen Affront auf das tiefste erbitterten Frauen. Ihre vornehmen Verbindungen benutzend und selbst Verleumdungen nicht scheuend, wissen sie Werkmeisters Anstellung zu hintertreiben. Er erhält seinen Abschied und muß aufs neue seinen Stab weitersetzen.

Mit diesem Hergang, der, wie man sieht, wenig von einer Komödie an sich hat, ist mancherlei satirisches und sogar an den Schwank erinnerndes Beiwerk amalgamiert, das sich im wesentlichen auf die Verhältnisse in der kleinen Residenz, dem Schauplatz jenes Herganges, bezieht. Mehrere Hofchargen und Werkmeisters Freund, der Konzertmeister Brendel, spielen dabei die Hauptrollen. Die zuweilen übertrieben tendenziösen und an die Karikatur streifenden allgemeineren Schilderungen bilden gewissermaßen den Hintergrund, von dem sich der das eigentliche Drama ausmachende einzelne Fall scharf und bedeutungsvoll abhebt. An einer guten Beobachtungsgabe und dem ausgesprochenen Talent des Verfassers zur Satire wird man nach der dargebotenen Probe nicht zweifeln können.

Th. Hampe.

Der akademische Hebbel-Verein in Heidelberg brachte am 17. Dezember Marlowes „Doktor Faustus" zur Aufführung. Bei den einfachsten szenischen Mitteln — die Oertlichkeiten waren durch Tafeln bezeichnet — erzielten die jugendlichen Mitglieder des Vereins eine große Wirkung.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Ein Sklave der Freiheit. Roman in sechs Büchern von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 544 S. M. 5,—.

Ein junger, vollkommen lebensunkundiger Mönch entweicht kurz vor der Priesterweihe der Klosterunfreiheit und geht in die Welt hinaus, um die Freiheit zu finden — ein Stoff, der von vornherein unsere Teilnahme fesselt und dazu technisch äußerst geschickt liegt, denn er gäbe dem Schriftsteller Gelegenheit, unsere heutigen Zustände in dem Gemüt eines völlig Unbefangenen sich spiegeln zu lassen, während wir doch alle befangen sind und jeder seine Brille auf der Nase hat. Wer das nicht nur mit umfassender Bildung, sondern auch mit großzügiger Auffassung und überlegenem Humor schilderte, der würde einen bedeutenden Roman schaffen. Und was hat W. v. Hillern daraus gemacht? Einen Gartenlauberoman älterer Schablone, obwohl sich natürlich ihre bedeutende Darstellungskunst auch hier nicht verleugnet.

Ich rede hier nicht von Aeußerlichkeiten dieses verflossenen Romanstils: hohles Theaterpathos zwischen wackligen Coulissen, sentimentale Reden und sentimentale Szenen, Romanübertreibungen, wie man sie in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts endlich als Geschmacklosigkeiten zu empfinden begann u. dgl. Ich rede auch nicht von der bekannten Liebe des Hauslehrers zu dem Fürstenkind, der ungleichen Verteilung des Edelsinns, der nur den Aristokraten zukommt, während alle unter ihnen das Gegenteil sind: eine Ausnahme macht nur der Held, Beatus Gebwander, denn der ist noch edelsinniger, und die polnische Gräfin Janitschka, die eine sozialdemokratische Theaterintrigantin ist. Natürlich sind alle Edlen auch wahre Wunder von Schönheit: der Prinz, der die Fürstentochter heimführt, kommt einfach „wie ein junger Gott", Beatus freilich ist noch mehr: er ist „allein ein ganzes Museum" von Antoniussen und Apollen! Daß die Schwester des Sozialdemokraten, ein modernes Weib mit freier Liebe und „Ausleben", auch eine Schönheit ist, wird wohl als eine Ausnahme zu betrachten sein. Die ganze Liebe der Verfasserin gehört dem Kloster und der Aristokratie, ihr ganzer Haß der Sozialdemokratie, der sie allerdings manchmal überraschend scharf sehen läßt, aber doch auch wieder die Wirklichkeit verzerrt.

Aber nicht das ist's, was dem Roman seinen Knacks giebt. Es ist die geradezu kindliche Auffassung dessen, was man Freiheit heißt. Ungeschickter konnte die Verfasserin gar nicht operieren, als den Helden zwischen Klerikalismus und Sozialdemokratie hineinzustellen, um hier die Freiheit zu suchen, da diese bekanntlich bei dem einen so wenig zu finden ist wie bei dem andern. Wie wenig sie versteht, was Freiheit ist, zeigt die Thatsache, daß der Held, den offenbar die mönchische Erziehung für die Freiheit vollkommen untauglich gemacht hat, erst wieder im Kloster sich frei fühlt, das heißt in der Unfreiheit. Wenn einer schon über Unfreiheit klagt, weil man in der Eisenbahn den Kopf nicht zum Fenster hinausstrecken darf oder weil er im Aristokratenhause zur bestimmten Zeit und im Gesellschaftsanzuge zu Tisch kommen muß, so ist er ein ärmliches Gewächs. Und wenn einer um deswillen die ganze Gesellschaftsordnung umkrempeln will und Sozialdemokrat wird, weil der Standesunterschied die Verheiratung mit der Fürstentochter, die er liebt, erschwert, so ist er ein egoistischer Narr. Die Verfasserin hat das Problem der individuellen Freiheit und ihre Beschränkung rein äußerlich und mit bloßer Gefühlsseligkeit, statt mit starker Hand und innerlicher Vertiefung angefaßt, darum zerflattert es ihr unter der Feder, und aller Aufwand der geschicktesten Romantechnik mit allen Finessen, die der Verfasserin noch heute wie ehemals zu Gebote stehen, vermag nicht, es zu lösen.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

„Juhu—Juuhu!" Appenzellerland und Appenzellerleut. Skizzen und Novellen von Georg Baumberger. Verlagsanstalt Benziger, Einsiedeln 1903.

Unter diesem eigenartigen Titel bietet der Verfasser eine Gruppe kleiner Erzählungen, teils Reiseerlebnisse, teils Novellen. Die Motive — das reiche Bauernmädchen, das aus Liebe zu einem armen Burschen in Schande fällt; die brave Tochter, die selbstlos nur dem Vater und den Geschwistern lebt und ihren ehemaligen Bräutigam der jüngeren Schwester zuführt u. a. — sind wohl schon oft von anderer Seite, zum Teil mit mehr Poesie und Geschick behandelt worden; was aber den Schöpfungen Baumbergers Reiz verleiht, ist der kräftige Lokalton, die lebendige, anschauliche Schilderung des witzigen appenzeller Völkleins.

In den Novellen ist jedes Alter und Geschlecht durch geschickt ausgewählte, scharf gezeichnete Exemplare vertreten. Neben dem wehmütigen Ernst kommt auch der übersprudelnde, echte appenzeller Humor vollauf zu seinem Rechte. Unter den Skizzen (Landschaftsbildern) seien als besonders gelungen erwähnt: „Ein Sommermorgen im Brülltobel" und „Die drei Seelein".

Tadel scheint mir dagegen der Verfasser, von Einzelheiten abgesehen, namentlich in zwei Punkten zu verdienen. Er läßt sich allzuoft zum Idealisieren verleiten. Die braven Appenzeller werden den blasierten Städtern möglichst vorteilhaft gegenübergestellt, ihre Vorzüge betont, ihre Fehler, wenn auch nicht gerade verschwiegen, so doch möglichst schonend und nebenbei erwähnt. Manchem Landbewohner (z. B. dem Trineli) dürfen wir all die weisen Reden nicht zutrauen, die er im Munde führt. Unangenehmer als diese lokalpatriotische Parteinahme berührt das allzu häufige und nachdrückliche Hervorkehren eines extrem katholischen Standpunkts, der den Verfasser oft in förmlichen Predigerton verfallen läßt. Niemand verwehrt es ihm, die stark ausgeprägte Religiosität der Appenzeller zu kennzeichnen und sein Wohlgefallen daran kundzugeben; er verletzt aber auch durch schroffe Ausfälle andersgesinnte Leser, die sonst jedenfalls an dem anmutigen, flüssig geschriebenen Werkchen ungetrübten Genuß finden würden.

Luzern. *Oskar Greulich.*

Liebesbriefe eines englischen Mädchens. Autoris. Uebertragung. Insel-Verlag, Leipzig. 272 S. M. 4,—.

Der große Jean-Jacques gestand gern, daß Julie d'Etange (La nouvelle Heloïse) nur in seiner Phantasie lebte. Heute müssen die Autoren von Briefbüchern ein Märchen von Toten erzählen, die die „Briefe, die ihn nicht erreichten", die „Liebesbriefe eines englischen Mädchens" geschrieben haben. Warum das? Sind die Leser so neugierig geworden? Haben die Genießer eines guten Buches nicht selbst soviel Phantasie, soviel Diskretion, soviel Verständnis, daß man ihnen derartige Bücher kommentarlos anvertrauen dürfte? Nein, sie müssen von einer Toten sein — und doch: wer würde solche Briefe einer solchen Toten in den Buchhandel geben und somit jedem Lümmel erlauben, darüber vielleicht zu sagen, sie seien überspannt und sentimental? Ich glaube, niemand als der Autor selbst schreitet zur Veröffentlichung derartiger Briefe, weil sie eben — eine Dichtung sind.

Ich wünschte an den Liebesbriefen des englischen Mädchens nichts anders, als den Titel. Vielleicht liegt er am Uebersetzer. Love-lettres, lettres-d'amour dürfte man wohl in Briefe einer Liebenden übertragen. Diese kleine Ausstellung ist aber auch die einzige, die man der im übrigen ausgezeichneten Uebersetzung machen kann.

Die Fabel des Romans weckt eine verlorene Erinnerung an das Schicksal der Corinna Madame de Staëls. Dort ein Vaterwille, dessen wahnsinnige Erfüllung eine Frauenseele zerstört, hier wohl die Mutter des Mannes, eine stolze, harte, starke Frau, die den überzarten, überfeinen letzten Sproß einer degenerierten Familie instinktiv verachtet.

Die Briefe des englischen Mädchens sind schön. Sie sind mehr als das: strahlend und unbesonnen, thöricht und weise. Eine zarte, sanfte, fröhliche und tiefe Seele hat sie geschaffen. Ein Geist von feiner Kultur lebt darin. Ihr Stil ist persönlich und rein — und mit reinen und persönlichen Worten wird manches Unvergeßliche gesagt. Die Wesensart der Verfasserin charakterisiert ein einziger Satz des Romans besser, als lange Erklärungen. Es ist eines der ersten Worte, die sie an den Geliebten schreibt: „Kann es etwas Ernsteres geben, als — daß ich dich lange schon liebte, ehe du mich liebtest?" Die ganze Natur der Briefschreiberin — hinter der aller Geiz des Herzens, alles Kleinliche, alles Schlecht-Ewigweibliche im wesenlosen Scheine liegt, spricht daraus. Und ihre Tragödie liegt schon in dem Wort, denn es ist an einen gerichtet, der geringer ist als sie.

Die „Briefe, die ihn nicht erreichten", verblassen wie Schatten neben dieser lebensvollen und starken Dichtung. Ich möchte die „Liebesbriefe eines englischen Mädchens", wenn sie schon mit einem ähnlichen Werk verglichen werden, neben die von St. Preux und Julie stellen, obwohl sie nicht Rousseaus Schwung und nichts von Phrase haben.

Ein Modebuch wird dieser Liebesroman nicht werden, denn es ist nichts Unfreiwilliges darin. Aber es wäre ein schwerwiegendes Zeugnis zu Gunsten der persönlichen, erotischen und seelischen Kultur unseres Volkes, wenn diese Briefe bekannt und gelesen würden.

Jena. *Sophie Hoechstetter.*

Dramatisches.

Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend. Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Schmidt-Bonn. Berlin W., Verlag von Egon Fleischel & Co. Preis M. 1,—.

Als ich dies Buch in die Hand nahm, dachte ich: hier bringt dir einer das deutsche Gegenstück zum russischen „Nachtasyl". Nicht die dumpfe, schnapsige Kellerpoesie, nicht die lebensleide Weltschwere und Lebensfinsternis wird kraß aufeinandergehäuft werden, sondern hier wird dir ein deutscher Kerl entgegentreten, der so deutsch ist, wie der große alte Landstreicher Simplicius Simplicissimus, der sich nicht vom Leben meistern läßt, sondern es selbstherrlich aus eigenem meistert. So ein Werk, wie es Hebbel vom Aufeinanderprall zweier Welten, der seßhaften und der unseßhaften, zustande gebracht hätte — die Gesteinstrümmer und verschlackten Metallmassen zu einem ewigen Gebirge aufeinander getürmt — so etwas erwartete ich. Aber ich wurde enttäuscht.

Das, was mich der Titel erwarten ließ, bringt Schmidt-Bonn uns nicht. Trotzdem zwingt er uns durch wunderbar süße Melodieen, ihm zuzuhören, ihm zu folgen, ihm nachzuwandeln, wie man wohl in stillen Stunden draußen im Freien, in Berg und Wald einem jungen Burschen andächtig folgt, der ein einfaches Volkslied vor sich hinsingt. Ja, es kann einem bei diesem Schauspiel wohl so gehen, wie wenn man des Abends in einem Gebirgsdorf da draußen eingekehrt ist und nun vor dem Fenster drei, vier Mädel vorbeiziehen mit irgend einer schlichten, wehmütigen Weise, die sie in die dunkelnde Luft hinaus mehr hauchen als singen und der man plötzlich, bis ins Innerste ergriffen, lauscht und lauscht und endlich, wenn die Finsternis und die Ferne alle Töne verschlungen haben, wünscht, sie noch einmal zu hören. Und man möchte weinen. Man fühlt sich so fremd in dieser Welt. So heimatlos. Und man summt die schlichte, wehmütige Weise wehmütig immer wieder nach.

So wundervoll mit ganz ungekünstelten Empfindungen ist „Mutter Landstraße" erfüllt. Allerdings: es ist nicht nur das Ende einer Jugend. Es ist auch noch das Werk einer Jugend. Die Sprache, die so voller Schönheiten ist, wie ein frisch aufgeblühter Apfelbaum, ist doch hier und da nicht ohne Künstelei. Und auch in der Führung des Dialogs, der oft überraschend dramatisch ist, finden sich lange Stellen, wo der Dichter den Dramatiker vergessen hat — und wo der Dichter an Stelle der Personen spricht. Aber gerade hier ist der Dichter oft stark. Wie in der prächtigen Szene, wo der heimgeflüchtete Sohn dem starren Vater ans Herz will und wo der ihm nichts weiter sagen kann als: „Der Hunger ist's, der Dich hertreibt." Viel anders würde dieser Satz wohl auch im alltäglichen Leben nicht ausgesprochen werden. Aber die Gespräche, die voraufgehen und die folgen, die sind das Entscheidende. Da geht der Dichter über das Naturalistische hinaus und läßt seine Personen alles, was sie fühlen, auch dichterisch aussprechen. Nicht nur die dürftigen Worte, die wir im Alltag stammeln, kommen heraus; sondern dem innersten Verlangen und Empfinden giebt Schmidt schöne Worte. Und das ist das, was uns notthut. Darum müssen und können wir die großen Schwächen und Fehler des Stückes in den Kauf nehmen: den Mangel an dramatischer und psychologischer Entwicklung und den Mangel an Differenziertheit. Die balladenhafte Art des Stückes ist so dichterisch, daß sie den großen Mangel an Geschehnis verdeckt. Das

nämlich ist alles: ein verlorener Sohn kehrt heim ins Vaterhaus; aber sein Vater nimmt ihn nicht auf.

Ganz prächtig sind die weiblichen Gestalten. Ich wüßte kaum eine solche Mädchenfigur in unserer modernen Bühnenlitteratur, wie sie dieses Schauspiel bringt. Es sei denn das Ännchen der „Jugend“. Zwar bringt das Stück nicht so einen herrlichen Menschen wie den Pfarrer Hoppe. Aber der Spielmann ist auch eine prächtige Gabe.

Ganz gewiß hat Schmidt-Bonn die Gewalt und die Tragik der Landstraße nicht herbeigebracht. Er bringt eigentlich nur einen einzelnen traurigen Fall. Wie einer gern herunter möchte von der Landstraße, aber von den anderen Menschen nicht aufgenommen wird und nun zur „Mutter“ heimkehrt. Aber das ist ihm sicher gelungen: ein Stück Poesie der Straße für die Bühne lebendig zu machen, gute, deutsche Poesie — wie sie Eichendorff einst ähnlich klingen ließ. Die große Persönlichkeit, den Herrscher der Straße, ist er schuldig geblieben.

Gr.-Lichterfelde. *Hans Ostwald.*

Litteraturwissenschaftliches.

Herder. Sein Leben und Wirken. Von Richard Bürkner. Berlin, Ernst Hofmann & Co. (Band 45 der Biographieensammlung Geisteshelden.) 1903. 287 S. M. 3,60.

Jean Pauls treffendes Wort über Herder, er sei nicht ein Stern erster Größe gewesen, aber ein ganzes Bündel von Sternen, macht einem dies in jeder Hinsicht erfreuliche Buch lebendig. Es steht unter der recht geringen Ausbeute des 100. Todestages des klassischen deutschen Anregers obenan. Vielleicht mit deshalb, weil es ein Theologe geschrieben hat. Denn wie tausendfach auch Herder die Litterarhistoriker angeht, die Philologen und die Philosophen — ganz wird ihn doch nur der würdigen können, der dem Theologen und Prediger in ihm gerecht zu werden vermag. Der Verfasser, ein ausgezeichneter Kenner der kirchlichen Kunst, führte sich vor drei Jahren mit seinem, ein bißchen trockenen Buch über Karl Hase, den jenenser Kirchenhistoriker, bei uns ein. Um so frischer ist ihm der Herder geraten. Die Quellenwerke von Rud. Haym und Lautenbacher sind umsichtig benützt, Bernhard Suphans einzigartige Herderausgabe trägt das Buch des Superintendenten vom Rhöngebirge. Auch aus den Briefschätzen und aus Karoline Herders „Erinnerungen“ schöpft er. Und aus alledem hat ein spürsamer, reger und frischer Geist, der vornehm und freundlich auf das Gewordene blickt, ein anziehendes Buch geschaffen.

Man kann es mit Recht beklagen, daß uns von Herders jahrzehntelanger Kanzelthätigkeit vor Weimar und in Weimar im ganzen nur 26 Predigten erhalten geblieben sind; denn in seinem Elemente war dieser Humanist doch recht eigentlich auf der Kanzel und am Altar. Dabei war er der verständigen Ansicht, eine Predigt sei eine Rede und kein Aufsatz; er beließ es daher bei einer schriftlichen Skizze seiner Hauptgedanken und führte diese in lebendiger, schlichter und herzlicher Sprache auf der Kanzel aus. Jeder Schablone feind, ließ er die Dogmen bei Seite und hielt eine glückliche Mitte inne zwischen aufklärender Verständigkeit und überlieferter Christlichkeit, das rein Menschliche preisend, wie es aus der Religion der Bibel hervorleuchtete. Alle Stände sammelte er um seine Kanzel in der Stadtkirche, niemand ließ sich eine Predigt von Herder entgehen. Herders kirchliche Stellung in Weimar als Oberhofprediger erinnert in manchen Punkten an Emil Frommels religiöse Wirksamkeit in Berlin; beide Männer tragen überhaupt den einen und anderen verwandten Zug, z. B. den ihnen gemeinsamen Haß auf die kirchlichen Akten und Konferenzen; vor allem aber die Erfassung des Christentums als die Krone alles echten Menschentums. Daß jedoch Herder beim Sprechen keine Geste machte, sondern die Hände während der ganzen Rede zusammengefaltet in seinem Priesterrock hielt, hätte meinen quecksilberigen Südländer in der Garnisonkirche vom bloßen Sehen nervös gemacht. Wahr hat Herder gesagt: „Theologie ist ein liberales Studium und verlangt keine Sklavenseele.“ Dieser freie und hohe Sinn imponierte selbst dem radikalen Schiller so, daß er von seiner These abkam, eine gute Predigt sei ein unmögliches Ding, nachdem er einmal in Herders Predigt verschlagen worden war.

Berlin. *Theodor Kappstein.*

Die ethischen Neuerungen der Früh-Romantik. Von Dr. Hermann Gschwind. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Litteratur-Geschichte. Herausg. von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. 2. Heft.) Bern, A. Francke. 1903. 136 S. M. 2,40.

Als eine der nicht eben zahlreichen Vorarbeiten zu einer Geschichte der ethischen Anschauungen in Deutschland mag man dies kleine Buch betrachten. Es schildert anmutig und einleuchtend, wie bereits zur Zeit des Sturms und Drangs freiere ethische Ansichten, namentlich über das Verhältnis der Geschlechter, Platz greifen, die dann (zum Teil durch Vermittlung Heinses und F. H. Jacobis) von den Romantikern übernommen, weiter ausgestaltet und schärfer geprägt werden. Viel Neues erfährt man dabei nicht; aber das Alte wird ohne aufklärerischen Verstandesdünkel und ohne den neuerdings üblichen Enthusiasmus für die Romantik mit sehr gesundem Urteil zusammengestellt, — leider in sachlich kaum zu rechtfertigender Gliederung; denn für einen Zeitraum, der doch nur wenige Jahre umspannt, wäre meines Erachtens eine Anordnung, die die ethischen Anschauungen selbst zu klassifizieren unternähme, weit instruktiver gewesen als die von dem Verfasser gewählte chronologisch-biographische. Auf diese Weise hätte sich besser zeigen lassen, wie gerade durch das unausstehliche Moralisieren der selbstgerechten Rationalisten die Romantiker zum Widerspruch gereizt wurden, der dann gelegentlich viel schroffer ausfiel, als er eigentlich gemeint war. Jetzt kommt die Gegenpartei fast garnicht zu Wort, und wir erhalten ein Bild, dem die Schatten fehlen. Auch Auswahl und Abgrenzung des Stoffes wecken Bedenken. Daß unter den Stürmern und Drängern einige (z. B. Leisewitz, H. L. Wagner, Schubart) überhaupt nicht, andere (namentlich Goethe und Schiller) viel zu kurz behandelt werden, mag noch hingehen. Weshalb aber schweigt der Verfasser von manchen, vornehmlich für seinen Zweck sehr ergiebigen Romantikern? Mindestens die Irrungen-Wirrungen Karolines hätten erwähnt werden müssen; mag man über den Charakter der merkwürdigen Frau, in die sich noch heute die meisten Litterarhistoriker verlieben, urteilen wie man will: das Leben, das sie bis zur kirchlich approbierten Ehe mit Schelling geführt hat, liefert einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Geschichte der ethischen Anschauungen im Zeitalter der Romantik. Daß von Jean Paul mit keiner Silbe die Rede ist, nimmt freilich nicht Wunder; ist es doch bisher niemandem gelungen, diesen in mancher Beziehung einflußreichsten aller Romantiker in die Entwicklung der Romantik wirklich einzureihen; aber wie unendlich viel böten gerade die Werke dieses widerspruchsvollen Mannes zur Geschichte der ethischen Anschauungen!

Ein schwerer Mangel des Buches liegt ferner in dem gänzlichen Außerachtlassen der zünftigen Philosophie; selbst Fichte wird nur beiläufig gestreift (S. 48 f., 66), und der Verfasser hat sich dabei nicht die Frage vorgelegt, wie es denn komme, daß die gar so sehr für die freie Liebe schwärmenden Romantiker, Friedrich Schlegel an der Spitze, einen Philosophen auf den Schild hoben, der oft überstreng, fast puritanerhaft ideale Forderungen stellt und dem die geflissentliche Betonung des Animalischen in der romantischen Ethik schwerlich zugesagt hat. Endlich: ist es in der That ratsam, die ältere Romantik noch einmal zu scheiden und eine bis etwa 1800 reichende Epoche der „Früh-Romantik“ anzunehmen? Jedenfalls

müßte das erst bewiesen werden; diesen Beweis aber ist uns der Verfasser schuldig geblieben. Seine Arbeit schließt mit einer (an sich ganz hübschen) Analyse der „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ sang- und klanglos ab. Keine Zusammenfassung, kein Ausblick auf die bedeutsame Weiterentwicklung von Schleiermachers Ethik, kein Ausblick auf das junge Deutschland, das, so unromantisch es sonst ist, unmittelbar an die Romantik anknüpfend die sattsam bekannten Theorieen von der Emanzipation des Fleisches wieder auftischt. Bei Heinse wird daran erinnert (S. 27), daß er zur Zeit des jungen Deutschlands seine Auferstehung gefeiert und in Laube einen Herausgeber gefunden hat; der Hinweis auf Gutzkows tendenziöse und wenig rühmliche Erneuerung der Lucindebriefe hätte näher gelegen.

Berlin. *Hermann Michel.*

* Aus der Praxis *

Zur Anthologieenfrage.

Von sachkundiger Seite wird uns geschrieben: Die respektlose Art, mit der sich die Herausgeber von Schullesebüchern nicht selten an dem Sinn und Wortlaut der benutzten Dichtungen vergreifen, droht ihre geschmacksverderbliche und gesinnungsschädliche Wirkung schon weit über die Schulkreise hinaus zu erstrecken. Es hängt dies mit dem neuen Urheberschutzgesetz zusammen, das seltsamerweise gerade Gedichtsammlungen zum Schulgebrauch fast bedingungslos der Willkür der Herausgeber preisgegeben hat. Bei allen übrigen Sammelwerken müssen entweder die Autoren oder deren Rechtsvertreter (Verleger, Erben u. s. w.) um die Nachdruckserlaubnis ersucht werden; nur den Herren Schulmeistern ist die Sache bequemer gemacht worden, und die Autoren können da meist erst nachträglich kontrollieren, ob etwa Unfug an ihrem geistigen Eigentum verübt wird. Das Heikelste aber ist: die betreffenden Gesetzesbestimmungen sind so unbestimmt abgefaßt, daß eigentlich niemand sagen kann, durch welche Merkmale sich eine Gedichtsammlung, die „ihrer Beschaffenheit nach zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt“ ist, von irgend einer belletristischen Anthologie unterscheidet. Diese dehnbare Fassung des Gesetzes benutzen nun findige Verleger, um ohne Vorwissen der Autoren Anthologieen auf den Markt zu bringen, die durch ein kleines Untertitelchen, ein nicht zu langes Vorwort oder dergl. zum Unterrichtsgebrauch „bestimmt“ werden, sich aber im übrigen durch nichts vor anderen Anthologieen auszeichnen, höchstens durch die „pädagogischen“ Uebergriffe der Herausgeber. Und so wird denn — natürlich unter obligater Anpreisung der „geschmackvollen“ oder „volkstümlichen“, jedenfalls durchaus nicht schulbuchmäßigen Ausstattung — dieser ungeniert zusammengeplünderte Kram den bekannten „weitesten Kreisen“ auf den Weihnachtstisch geschmuggelt.

Es scheint, daß vorläufig gegen solche Geschäftsmacherei kein behördlicher Schutz zu schaffen ist. Ein Versuch des Kartells lyrischer Autoren, wenigstens eine Klarstellung der fraglichen Gesetzesvorschriften durch das Reichsgericht herbeizuführen, hat von vornherein kein Gehör bei der Staatsgewalt gefunden. Das Kartell hatte gegen eine bei R. Voigtländer in Leipzig erschienene Gedichtsammlung „Von allen Zweigen“, die gewisse Kennzeichen des Schulbuches vermissen ließ und deren eigenmächtige Textverstümmelungen in der „Frankf. Ztg.“ gebührend gerügt worden sind, Strafanträge veranlaßt; sie waren u. a. von Detlev v. Liliencron, Prinz Schönaich-Carolath, Ernst v. Wildenbruch unterzeichnet, sind aber trotzdem abgelehnt worden. Um so mehr ist es erforderlich, den Unwillen des litterarischen Publikums gegen solche Machwerke zu wecken und die auf Selbsthilfe gerichteten Bestrebungen der Dichter zu unterstützen, bis eine Aenderung der unzulänglichen Gesetzesbestimmungen erreicht ist. Auch anfängliche Gegner des Kartells müssen allmählich zugestehen, daß diese Vereinigung der lebenden Dichter einfach ein notgedrungenes Zeitbedürfnis war, um gegen die Ueberflutung des Büchermarktes mit allen möglichen oberflächlichen Sammelsurien endlich einen Damm zu bauen. Die bisherige, anderthalbjährige Wirksamkeit der Vereinigung beweist, daß sie das materielle Zwangsmittel einer beträchtlichen Honorarforderung für die Nachdruckserlaubnis, worüber anfangs viel gespöttelt wurde, vor allem zur Durchsetzung ihrer ideellen Zwecke benutzt; leider ist dies Mittel ja das einzig erfolgreiche, um unberufenen Bücherfabrikanten und den Redaktionen poetisch angehauchter Winkelblätter ein bißchen das Geschäft zu legen. Wo dem Kartell die ernsthafte Absicht und Fähigkeit entgegentrat, ästhetische Werte zu popularisieren, hat es sich stets bereit finden lassen, die Herausgeber solcher Auswahlwerke zu fördern und die Verleger durch eine dem Verkaufspreis entsprechende Ermäßigung der Bedingungen zu begünstigen. Das Kartellorgan („Die Feder“) hat darüber regelmäßig berichtet; unter den Verlagsanstalten, mit denen das Kartell Verträge abgeschlossen hat, befinden sich so renommierte Firmen wie Philipp Reclam und Alexander Duncker, in zwei Fällen auch der Voigtländersche Verlag, und wie loyal es in seinen Forderungen ist, geht daraus hervor, daß die Verleger sich meist bereit erklärten, auch den nicht zum Kartell gehörenden Autoren die gleichen Bedingungen zu bewilligen. Die Vereinigung ist infolgedessen noch in fortwährendem Wachstum begriffen; sie zählt zur Zeit an die 80 Mitglieder, darunter die besten Namen der sonst verschiedensten „Richtungen“, ältere wie jüngere, Dichter jeder „Gattung“, sofern sie nur irgend in Verszeilen dichten.

Wie nötig ein solches Schutzbündnis nicht bloß für unser Schrifttum, sondern noch mehr für die Geschmacksbildung des Volkes ist, läßt sich am besten aus der gewaltigen Nachfrage des Publikums nach Anthologieen jeder Art und jeden Preises ermessen. Man hat im allgemeinen keine rechte Vorstellung von den geradezu ungeheueren Massen poetischen Sammelwerks, die immer wieder auf den deutschen Büchermarkt geworfen und also wohl auch abgesetzt werden, besonders neuerdings, seit immer weitere Kreise die Nötigung empfinden, sich auch in der „modernen“ Poesie nicht bloß durch Hörensagen zu orientieren. Einen kleinen Begriff davon bekommt man, wenn man die Auflageziffern liest, um die sich die Verhandlungen des Kartells mit den Verlegern zu drehen pflegen; diese Anthologieen, die fast ausschließlich aus neueren Dichtern zusammengesucht sind, erscheinen in Auflagen von 5000, 6000, 10000, 12000, 20000, 25000, ja — in einem Falle — 50000 Exemplaren, und sie bilden vorläufig höchstens den zehnten Teil aller sonst noch im Umlauf befindlichen Auswahlwerke. Da ist es wohl selbstverständlich, daß sich die Dichter unserer Zeit, d. i. einer Zeit der stetig zunehmenden Volksvermehrung und daher der stetig wachsenden Nachfrage nach Volksbildungs- und Unterhaltungsmitteln, nicht mehr geduldig rupfen lassen wollen; das Honorar, wenn man es nationalökonomisch betrachtet, ist eben nicht bloß ein privater Ehrenlohn, sondern zugleich ein Ausdruck der sozialen Wertschätzung. Vor allem aber haben die Dichter ein natürliches Recht, gewissermaßen sogar die moralische Pflicht, eine Aufsicht darüber auszuüben, daß ihr geistiges Eigentum nicht mißbraucht wird zu Sünden wider den eigenen Geist, sei es durch ungeschickte Auswahl, sei es durch allzu geschickte „Bearbeitung“ zu irgend einem usus delphini; sonst wird das Volk nicht — wie die beliebte pädagogische Phrase lautet — „hingeführt zu den Quellen der Bildung“, sondern immer mehr hinters Licht geführt. Wenn erst die lebenden Dichter es durchgesetzt haben, daß man ihr Schaffen nicht mehr als

vogelfreies Gemeingut im gemeinsten Sinne des Wortes behandelt, wird man allmählich auch nicht mehr wagen, mindestens nicht mehr für „angemessen“ halten, sich an den toten so ehrfurchtlos zu vergreifen, wie schon oftmals gerügt werden mußte.

In Summa: die ganze Bewegung hat den Zweck, das Verhältnis des Dichters zum Verleger und dadurch indirekt zum Publikum auf ein respektableres Niveau zu heben, als es leider bisher in Deutschland bestanden hat. Einsichtige Verleger haben von jeher begriffen, daß sie dabei auch geschäftlich besser fahren, als wenn sie sich von unberufenen, d. h. unkünstlerisch gesinnten Ratgebern zu allerlei Mißgriffen verleiten lassen; auf die Dauer rächt sich jede falsche Gesinnung. Und deshalb ist es durchaus begründet, wenn das Kartellorgan in einem seiner Berichte bemerkt: „Jedenfalls ist schon jetzt ersichtlich, daß bei einer Revision des Urheberschutzgesetzes, die ja auch von anderen Interessenten immer dringender gewünscht wird, energisch darauf hingewirkt werden muß, die Nachdrucksbefugnis auch bei Unterrichtsbüchern — wenigstens in ideeller Hinsicht — von der Einwilligung der Autoren abhängig zu machen.“

Ein Nachdrucks-Prozeß.

Eine litterarische Streitfrage hatte am 19. Dezember eine größere Anzahl hervorragender Schriftsteller nach Moabit geführt. Es handelte sich um eine vor der achten Strafkammer des Landgerichts I verhandelte Anklage wegen Nachdrucks, die sich gegen den Schriftsteller Dr. Bruno Wille zu Friedrichshagen und den Verleger Eugen Diederichs in Leipzig richtete. Unter den vorgeladenen Sachverständigen befanden sich Ernst v. Wildenbruch, Otto v. Leixner, Prof. Dr. Erich Schmidt, Wolfgang Kirchbach, Wilh. Bölsche, Dr. Osterrieth, Dr. Berthold. Es handelte sich um folgendes:

Im Jahre 1801 ist Friedrich v. Hardenberg (Novalis) verstorben. Er hinterließ einen umfangreichen litterarischen Nachlaß, der sich im Besitze der v. Hardenbergschen Familie befindet und erst allmählich der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. So erschienen 1805 und 1837 hier Ausgaben der novalisschen Werke, die von Tieck, Schlegel und v. Bülow herausgegeben waren. 1873 erschien bei Perthes in Gotha eine von einem Mitgliede der Familie herausgegebene Nachlese. Im Jahre 1898 waren von Karl Meißner herausgegebene Novalis-Bände im Verlage des Angeklagten Diederichs erschienen, und diese Ausgabe war von Dr. Bruno Wille eingeleitet worden. Im Jahre 1901 erschien bei Georg Reimer in Berlin eine von Dr. Ernst Heilborn herausgegebene kritische Neuausgabe der novalisschen Werke auf Grund des Handschriftenmaterials. Dr. Heilborn war dies durch die Freiin Karoline v. Hardenberg zugänglich gemacht worden, und er hatte aus einem sehr umfangreichen Handschriften-Material nach langen Studien dasjenige ausgewählt und chronologisch und logisch zusammengestellt, was aus dem Chaos von Ideen und einem Chaos von Gedanken in der von Dr. Heilborn gegebenen Anordnung als ein Bild von der philosophischen Denkweise Novalis sich präsentieren kann. Insbesondere hat er in einem „Aus philosophischen Studienheften“ betitelten Kapitel in selbständiger Anordnung die vorgefundenen Aphorismen in acht Abteilungen zu einem Ganzen zusammengefügt. Da diese heilbornsche Ausgabe verschiedenes neue enthielt, was in der 1898 von Diederich herausgegebenen („Novalis sämtliche Werke“) naturgemäß nicht enthalten sein konnte, so ließ Dr. Wille im diederichsschen Verlage einen „Ergänzungsband aufgrund des litterarischen Nachlasses, herausgegeben von Bruno Wille“ erscheinen. In dem Vorwort wurde darauf hingewiesen, daß diesem Ergänzungsbande lediglich die Arbeit Heilborns zugrunde gelegt worden sei. Dr. Wille habe versucht, auch sich die Handschriften zugänglich zu machen; er habe jedoch von der hardenbergschen Familie den Rat erhalten, einfach die von Heilborn veranstaltete kritische Neuausgabe zu benutzen, da darin alles mitgeteilt sei, was der Veröffentlichung würdig sein könne. Dr. Wille hat darauf in sein kritisches Werk die 62 Seiten umfassende Abteilung „Aus philosophischen Studienheften“ übernommen. Darin erblickte Dr. Heilborn einen strafbaren Nachdruck. Auch der litterarische Sachverständigen-Verein hatte sich dahin entschieden, daß ein beiden Angeklagten zur Last zu legender vorsätzlicher Nachdruck vorliege, da das heilbornsche Werk ein auf eigener arbeitsreicher Methode beruhendes neues Werk sei, das der eigenen philosophisch-kritischen Thätigkeit des Dr. Heilborn in Anordnung, Auswahl, Form und Gestaltung seine Entstehung verdanke.

Die Angeklagten bestritten, sich strafbar gemacht zu haben. Von den Sachverständigen erklärten sich Prof. Dr. Erich Schmidt und Geh.-Rat Wildenbruch dahin, daß Dr. Heilborn in seinem Werk eine urhebertische Thätigkeit entwickelt und einen selbständigen litterarischen Körper geschaffen habe, der schutzberechtigt sei. Ernst v. Wildenbruch führte als Analogie das Beispiel an, daß eine Menge bunt durcheinander liegender Perlen und Pretiosen einem Juwelier gegeben werde, der daraus erst ein einheitliches Ganzes gestalte. — Diesen Gutachten traten die Sachverständigen Dr. Osterrieth, Kirchbach und Otto v. Leixner, die bei den Vorarbeiten zum Zustandekommen des Urhebergesetzes mitgewirkt haben, entschieden entgegen. Sie waren darüber einig, daß es sich bei dem heilbornschen Werk um eine wissenschaftliche, geistige, tüchtige Arbeit eines Textkritikers, aber nicht um eine Selbstschöpfung handele. Der Staatsanwalt hielt das Gutachten der litterarischen Sachverständigen-Kammer sowohl in objektiver als subjektiver Beziehung für maßgebend und beantragte, indem er den Angeklagten zubilligte, daß sie sich in einem strafrechtlichen Irrtum über den Begriff des „Werkes“ befänden, je 100 Mark Geldstrafe eventuell je 10 Tage Haft. Der Gerichtshof kam zu einem freisprechenden Urteil beider Angeklagten, weil diese sich, ob nun ein objektiver Nachdruck vorliege oder nicht, was jedenfalls zweifelhaft sei, im guten Glauben befunden hätten.

Nachrichten

Todesfälle. In Riga † nach längerem Leiden am 20. Dezember Ernst Freiherr v. d. Brüggen, ein geborener Kurländer, der von 1870 bis 1872 die „Baltische Monatsschrift“ geleitet und von 1875 bis 1879 der „National-Zeitung“ als Redakteur angehört hatte. Später war er hauptsächlich als Mitarbeiter der „Grenzboten“, der „Preuß. Jahrb.“ und der „Deutschen Rundschau“ thätig. Seine letzte größere Arbeit war das 1902 erschienene Werk „Das heutige Rußland“.

In Cannstatt † wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag Theodor Souchay, der sich als Lyriker bekannt gemacht hatte. Er war als Sproß einer französischen Emigrantenfamilie in Lübeck am 30. Dezember 1833 geboren und gehörte seinerzeit zum Freundeskreise Emanuel Geibels. Auf der Akademie Hohenheim bei Stuttgart studierte er Landwirtschaft und war eine Zeitlang praktischer Landwirt, dann ließ er sich dauernd in Stuttgart, später in Cannstatt als unabhängiger Schriftsteller nieder. Außer verschiedenen Oratorientexten veröffentlichte er mehrere Gedichtsammlungen (zuletzt die „Elegien“, 1902).

In San Remo † im Dezember Emil v. Quanten, ein finländischer Dichter und Schriftsteller und ehemaliger Privatbibliothekar des Königs Karl XV. Er war 1837 in Björneborg in Finland geboren, ließ sich 1853 in Stockholm nieder und lebte seit einer Reihe von Jahren

vorwiegend in San Remo. Schon frühzeitig gab er verschiedene Gedichtsammlungen heraus; auch ist er der Verfasser des Nationalliedes „Suomis Sang“ (Sang an Finland).

In dem südfranzösischen Badeorte Jean-de-Luz † am 28. Dezember der englische Schriftsteller George Gissing, den man in England wegen seines herben Realismus den englischen Zola zu nennen pflegte. Er war in Wakefield geboren und erhielt seine Erziehung auf dem Owens College in Manchester. Von seinen Werken seien genannt: die Novellen „Im Exil geboren“, „Unser Freund, der Charlatan“ und der Roman „Henry Ryecrofts Privatpapiere“, die letzte Arbeit des Verfassers (vgl. LE V, 771).

Im Dezember † in Hannover der Geh. Kommerzienrat Georg Jänecke, der Begründer und Verleger des „Hannov. Courier“ (früher „Zeitung für Norddeutschland“ und als solche eine Zeitlang von Friedrich Spielhagen geleitet) und Chef der Verlagsfirma Gebr. Jänecke.

* *

Persönliches. Den 80. Geburtstag feierte am 25. Dezember der in Wiesbaden lebende Lyriker Karl Stieler, ein geborener Elberfelder, der dem Wupperthaler Dichterkreise zugerechnet wird. — Das sechzigste Lebensjahr vollendete am 20. Dezember Ludwig Hevesi in Wien und am 4. Januar Viktor Blüthgen in Berlin. — Dr. Adalbert v. Hanstein, Dozent für Litteraturgeschichte an der Technischen Hochschule in Hannover, hat den Professortitel erhalten. — Der Kandidat des höheren Schulamts Dr. Emil Hartmann aus Hannover ist als Lektor der deutschen Sprache in die philosophische Fakultät der Universität Paris berufen worden. — Verlagsbuchhändler Ernst Vollert, Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, ist von der philosophischen Fakultät in Halle zum Ehrendoktor ernannt worden. — Die gleiche Auszeichnung wurde dem kommandierenden General des I. Armeekorps in Königsberg, Frhrn. v. d. Goltz, seitens der dortigen philosophischen Fakultät zuteil. General Colmar v. d. Goltz, der frühere türkische Marschall, hat außer militärischen Schriften auch einen Band Reisebilder und einen Roman „Angelina“ veröffentlicht. — Dem Schriftsteller Anton von Perfall ist von dem bayrischen Prinzregenten der Hofratstitel verliehen worden. — Auf Dr. Max Nordau in Paris wurde von einem fanatisierten russischen Zionisten, der mit Nordaus Haltung in der Ansiedlungsfrage nicht einverstanden war, ein Revolverattentat verübt, bei dem Nordau leicht verwundet wurde.

* *

Preiserteilungen. Bei dem von der wiener Zeitung „Die Zeit“ veranstalteten Wettbewerb für das beste kurze Feuilleton haben zwei unserer Mitarbeiter, die Herren Dr. Karl Wolff-Karlsruhe und Dr. Camillo B. Susan-Wien den ersten bezw. zweiten Preis (800 und 400 Kronen) davongetragen. Den dritten Preis (200 Kronen) erhielt Frau Andro. — Die von Edmond de Goncourt gegründete Goncourt-Akademie hat am 21. Dezember zum ersten Male den Goncourt-Preis im Betrage von 5000 Fr. verliehen und zwar an John Philippe Nau, den Verfasser des Romans „Forces ennemies“, einen etwa 30 Jahre alten Schriftsteller, der lange Zeit in den Kolonieen gelebt hat und gegenwärtig Kritiker der „Revue Blanche“ ist. — Der fünfjährige Staatspreis der belgischen Regierung im Betrage von 5000 Fr. für die beste Dichtung in französischer Sprache wurde zum zweiten Male an Emile Verhaeren, diesmal für seinen Versband „Les visages de la vie“ (Brüssel, Demau) verliehen (s. oben Sp. 574). Eine deutsche Auslese seiner Gedichte in autorisierter Nachdichtung von Stefan Zweig wird zu Ostern erscheinen.

* *

Preisausschreiben. Der Verlag August Scherl G. m. b. H. in Berlin schreibt drei Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark für die besten frei erfundenen Märchen aus. — Der Verlag der „Hamburger Nachrichten“ schreibt einen Preis von 3000 Mark für die beste im niedersächsischen Boden wurzelnde Erzählung aus. Preisrichter sind außer der Redaktion der „Hamb. Nachr.“ Gustav Falke, Detlev v. Liliencron, Fedor v. Zobeltitz; Termin der Einsendung ist der 1. Juli. — Der Germania-Club der Stadt Baltimore ladet alle in den Vereinigten Staaten lebenden deutschen Dichter und solche amerikanische Bürger, die im Auslande weilen, ein, sich an den im April d. J. in Baltimore stattfindenden Blumenspielen zu beteiligen. Die Arbeiten (Gedichte, Novellen in Versen, Balladen u. s. w.) sind bis zum 15. Februar an den Sekretär der baltimorer Blumenspiele, Dr. Ernst Henrici (Baltimore, Md., 705 Portland-Str.) einzusenden. — Die Gesellschaft der Bibliophilen schreibt einen Wettbewerb aus für eine Schrift über „Das deutsche Buch im Zeitalter des Barock und Rokoko“. Gewünscht wird in erster Linie eine historische Darstellung der Buchausstattung in dem genannten Zeitraum und der Wirksamkeit der wichtigsten Persönlichkeiten unter den Künstlern, Verlegern und Druckern, die auf dem Gebiete des Buchhandels etwa von 1600 bis 1750 thätig gewesen sind. Der Verfasser derjenigen Arbeit, die des Preises wert erkannt wird, erhält die Summe von 1000 Mark. Nähere Auskunft erteilt der Sekretär Dr. C. Schüddekopf in Weimar.

* *

Allerlei. Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, die dereinst auch Goethe zu ihren Ehrenmitgliedern zählte, feierte am 17. Dezember das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. — Zwei neue Gesellschaften, die die Namen zweier Bahnbrecher der Aufklärung tragen, sind im Entstehen begriffen: in Berlin hat sich unter dem Vorsitz des Kultusministers Dr. Studt eine Herder-Gesellschaft gebildet, die sich der Goethe-Gesellschaft angliedern will, und in Halle soll am 12. Februar, Kants 100. Todestage, eine Kant-Gesellschaft zum ersten Male zusammentreten, deren Errichtung Prof. Vaihinger, der bekannte Kant-Forscher, anregt. — Weitere größere Herder-Feiern außer den bereits auf Sp. 522 notierten werden uns noch aus Kiel, wo Prof. Eugen Wolff, und aus Straßburg, wo Prof. Ernst Martin den Festvortrag hielt, gemeldet. Außerdem berichtet man uns aus Ithaca (N. Y.) über einen großen Herder-Gedächtnisakt, an dem sich die dortigen Universitätsprofessoren J. E. Creighton, W. T. Hewett, G. E. Karsten und Ch. M. Tyler beteiligten. — Eine Litterarische Gesellschaft für Plauen und Umgegend ist gegründet worden. Zum Vorsitzenden wurde Chefredakteur Leisner gewählt. — Die wiener Verlagsfirma A. Hartleben beging am 13. Dezember das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens. Gründer des Hauses war Konrad Adolf Hartleben, ein geborener Mainzer. Das Geschäft befand sich erst in Pest, seit 1844 in Wien. Seit 1892 ist alleiniger Inhaber des Verlags Herr Eugen Marx. — Am 1. Januar konnte der Herausgeber und Verleger der „Grenzboten“, Johannes Grunow, auf eine fünfundzwanzigjährige Redaktionsthätigkeit zurückblicken. — Der Verlag von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig und der Verlag der Frauen-Rundschau Schweizer & Co. haben sich in Gesellschaften mit beschränkter Haftung umgewandelt und ihren Sitz nach Berlin verlegt. — Prof. Zaniboni, Redakteur des neapeler Blattes „Pungalo“, hat zum ersten Male Goethes „Italienische Reise“ ins Italienische übersetzt (schon!). — Prof. Hermann Fischer-Tübingen bereitet eine neue Ausgabe von Hermann Kurz Werken vor, die in Max Hesses Klassiker-Ausgaben erscheinen wird.

Die meistgelesenen Bücher. Als Nachtrag zu den Bücherlisten, die im vorigen Hefte mitgeteilt wurden, lassen wir noch eine uns verspätet zugegangene Aufstellung der Freibibliothek und Lesehalle in Frankfurt a. M. folgen, die an dem Gesamtergebnis nichts verschiebt:

Beyerlein, Jena oder Sedan?
Dahn, Ein Kampf um Rom.
Heyking, Briefe ꝛc.

Zuschriften

I.

Sehr geehrte Redaktion!

Frau Clara Viebig wirft mir im 1. Dezemberheft des „Litterarischen Echos“ vor, ich hätte sie ungerechtfertigt des Plagiats beschuldigt. Dies entspricht nicht den Thatsachen. Ich muß mich dagegen verwahren, daß ich leichtsinnig unbeweisbare Behauptungen aufstelle.

Das, was ich behauptet habe, kann jeder leicht nachprüfen*); das ist die Uebereinstimmung des Grundgedankens und verschiedener Auftritte in „Esther Waters“ von George Moore und in dem „Täglichen Brot“ von Frau Viebig. Zur Beurteilung dieser Frage ist es ganz gleichgültig, ob Frau Clara Viebig jenes Werk kennt. Sie kann recht wohl ihren Roman, den ich ausdrücklich „bedeutend“ genannt habe, unter der Einwirkung moorischer Gedanken geschaffen haben, nur daß ihr diese anstatt direkt von dritter oder vierter Seite zugetragen sein mögen. Das würde nur die Bedeutung Moores bestätigen, und diese festzustellen, war meine Aufgabe und Zweck meiner von Frau Viebig unvollständig wiedergegebenen Worte — nicht eine kaum beweisbare Anklage gegen Frau Viebig.

Hochachtungsvoll

Dresden. Dr. Herman Jacobson.

II.

In seinem Artikel „Zur Geschichte des Theaters“ (Nr. 7 vom 1. Januar) stellt Herr Dr. P. Legband Vermutungen darüber an, worin meine Bearbeitung der Erinnerungen von Lina Fuhr „Von Sorgen und Sonne“ (Berlin, B. Behr) bestanden haben könne, und kommt zu dem Schluß, daß mir wohl die „Kolumnentitel u. a.“ zuzuschreiben seien. Unter diesen „u. a.“ versteht Herr Dr. Legband jedenfalls das Register.

Wäre der Herr Referent, ebenso wie die bisherige Kritik über das genannte Buch, stillschweigend an diesem mich nennenden Titelzusatz vorübergegangen, so hätte ich nichts zu sagen, da ich dieses Uebersehenwerden durch freiwilligen Verzicht auf eine erläuternde Vorrede wohlgemut herausgefordert habe. Da aber eine derartige Bemerkung des Herrn Dr. Legband nur den Erfolg haben kann, meine Teilnahme an dem Buche auf ein lächerliches Minimum herabzuschrauben, so dürfte eine nachträgliche Aufklärung über das Zustandekommen jenes Erinnerungswerkes berechtigt sein.

Zugrunde liegen dem Buche Aufzeichnungen Lina Fuhrs, die ausschließlich für die Familie bestimmt waren. Als mir dann der Antrag gemacht wurde, diesen Aufzeichnungen Material für eine Publikation zu entnehmen, entschied ich mich, nachdem ich mich mit dem Stoff vertraut gemacht, für die autobiographische Form, weil diese mir für eine noch lebende Künstlerin die angemessenste schien, mancherlei auch zu sagen erlaubte, was in einer objektiv darstellenden Form hätte beseitigt werden müssen, und schließlich mir persönlich eine solche Arbeit einen besonderen Reiz versprach, den sie auch in vollstem Maße ausgeübt hat. Hinzu kamen nun mancherlei Briefe und vor allem die mündlichen Unterhaltungen mit der Heldin meines Buches, die neben einem vortrefflichen Gedächtnis eine liebenswürdige Erzählergabe besitzt. Die Stunden, in denen wir beide die Konturen zu den stofflich von mir gruppierten und pointierten Kapiteln gemeinsam entwarfen, gehören zu den reizvollsten, die mir je aus einem Verkehr mit darstellenden Künstlern erwuchsen. Darauf schrieb ich jedes einzelne Kapitel selbständig nieder. Vieles wurde natürlich aus den ursprünglichen Aufzeichnungen mit übernommen — an die Thatsachen war ich ja gebunden — und dem von mir geprägten Stil des Buches angepaßt, der sich einigermaßen von den üblichen Schauspielermemoiren unterscheiden dürfte. So fallen mir natürlich auch die „Kolumnentitel“ zu, die aber, was Herr Dr. Legband übersah, in jedem Kapitel und auf jeder Seite sorgfältig herausgearbeitet sind. Was ich im einzelnen hinzuthat, dies darzulegen, halte ich für müßig; im Notfalle wäre das bis auf jedes Wort leicht nachzuweisen. Aber dieser Notfall liegt nicht vor, da Lina Fuhr und ich uns unseres gemeinsamen Werkes und der erzielten Einheitlichkeit desselben freuen und jeder sich seines Anteils bewußt sein darf.

Nur der Umstand, daß das „Litterarische Echo“ späterhin als handliches Nachschlagewerk in erster Linie in Betracht kommt, nötigt mir diese Erklärung ab, die nie erfolgt wäre, wenn nicht meine Beziehung zu dem Buche in der oben erwähnten Art ausgebeutet worden wäre.

Berlin. Dr. H. H. Houben.

Erwiderung.

Die Memoiren der Lina Fuhr, in der ersten Person erzählt, ihren Kindern gewidmet, tragen auf Umschlag und Titelblatt den Zusatz: Bearbeitet von Dr. H. H. Houben. Weder ein Vorwort noch sonst die geringste Andeutung verrät dem Leser, mit welchem Recht dieser Zusatz dort steht, noch wie weit die Thätigkeit des Bearbeiters sich erstreckt. Derlei war bisher nicht üblich. Es hat mir völlig ferngelegen, Herrn Dr. Houbens Teilnahme deshalb auf ein „lächerliches Minimum“ herabzusetzen. Denn ich halte es für keine lächerliche Thatsache, wenn ein Litterarhistoriker einer Dame, die liebenswürdig zu plaudern versteht, bei der Herausgabe ihrer Memoiren behilflich ist, wenn er die stilistische Durchsicht übernimmt, hier und da streicht, für Kapiteleinteilung und Register sorgt und schließlich die mühevolle Drucklegung überwacht. Darin hatte ich die Thätigkeit des Herrn Dr. Houben vermutet und — wie wohl jeder Leser — den Titelzusatz in diesem Sinne aufgefaßt. Nun erzählt Herr Dr. Houben plötzlich die mindestens eigenartige Entstehungsgeschichte des Buches, die sich als Vorwort weit besser als bei dieser Gelegenheit ausgenommen hätte, denn der Leser und Käufer des Buches hat ein Anrecht darauf, diese Entstehungsgeschichte zu erfahren. Houben bestätigt darin auch meine Vermutung, daß von ihm u. a. die leider in ihrem — amerikanischen Stil oft reichlich geschmacklosen Kolumnentitel herrühren. Weiter habe ich nichts über ihn gesagt, auch nichts irgendwie „ausgebeutet“. Ich habe ferner nicht das geringste „übersehen“, sondern die Dissonanz zwischen diesen Seitentiteln und dem Ton des Buches auf Schritt und Tritt unangenehm empfunden. Das Buch trägt den Stempel einer schlichten, liebenswürdigen Frau, die Titel trompeten Reklame und widerstreben dem Geiste des Ganzen. Man liest da: „Eine Freuden-Bombe“, „Lauter Schmachtlappen“, „Fuhr-Hans im Glück (!)“, „Der Autor in Filzparisern“, „Noblesse oblige oder Ein teures Logis“, „Mutter Birch ihr (!) Nest“ u. s. w. Vielleicht werden diese Proben für genügend befunden.

Berlin. Dr. Paul Legband.

*) Mit der „Leichtigkeit“ dieser Prüfung wird es einstweilen nicht so weit her sein, da englische Romane im Urtext bei uns nicht allzu viele Leser finden. Dagegen wird der Vergleich zwischen dem deutschen und dem englischen Dienstbotenroman vom kommenden Frühjahr ab auch deutschen Lesern ermöglicht sein, da eine deutsche Ausgabe von »Esther Waters« vom Verlage Egon Fleischel & Co., bei dem auch das „Tägliche Brot“ erschien, zur Zeit vorbereitet wird, der sich Moores andere beiden Romane »Evelyn Innes« und »Sister Teresa« anschließen werden. D. Red.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bandlow, Heinr. Ut de Hiringslak. Ne plattdütsch Schöttel ut Vörpommern. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchh. VII, 240 S. M. 3,— (4,—).
Böhme, Margarete. Wenn der Frühling kommt ... Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 285 S. M. 3,— (4,—).
Clausen, Ernst. Zwischen Lachen u. Weinen. Novellen. Eisenach, Thüringische Verlags-Anstalt. gr. 8°. 207 S. M. 2,— (3,—).
Dietzi-Bion, Hedw. Dr Hus-Tyrann. E Bärnergschicht. Bern, Neukomm & Zimmermann. 115 S. M. 2,— (3,—).
Dolliner, Frz. Frau Hitt. Roman m. Benutzg. der Sagen. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. 12°. 269 S. M. 2,80 (3,60).
Ebers, Georg. Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Mit Bildern v. Rich. Mahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 2 Bde. XI, 330 u. 328 S. Geb. M. 12,—.
Ernst, Paul. Der schmale Weg zum Glück. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 367 S. M. 6,—.
Gabert, Adf. Der Kleine u. ich. Studenten-Geschichten, wie sie e. Aktiver erzählt. Weimar, Herm. Grosse. 80 S. M. —,80.
Gerstäcker, Frdr. Unter den Pehuenchen. Chilenischer Roman. Berlin, Herm. Costenoble. 510 S. Geb. M. 3,—.
Gotthelf, Jerem. Uli der Knecht. (Hamburgische Hausbibliothek.) Hamburg, Alfred Janssen. VIII, 390 S. Geb. M. 1,30.
Marie-Madeleine. „Frivol." Aus dem Leben e. Pferdes. Roman. Charlottenburg, Verlag Continent, Thea Gutmann. 200 S. M. 3,—.
Mayrhofer, Johs., S. J. Der Mutter Vermächtnis. Nov. Heiligenstadt, F. W. Cordier. 177 S. M. 2,— (2,75).
Nabor, Fel. Der Vogt v. Lorch. Roman a. d. großen Bauernkrieg. Regensburg, Verlagsanst. vorm. G. J. Manz. gr. 8°. 309 S. M. 3,— (4,—).
Pozsony, A. C. v. Franz Liszt u. Hans v. Bülow. Ein Künstlerroman. München, Friedrich Rothbarth. gr. 8°. V, 431 S. m. Bildn. M. 4,20 (5,40).
Reichenbach, Mor. v. (Valeska Gräfin Bethusy-Huc). Nach stillen Inseln. Roman. Berlin, Otto Janke. 229 S. M. 3,—.
Reventlow, F. Gräfin. Ellen Olestjerne. Eine Lebensgeschichte. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 327 S. M. 4,—.
Riedberg, Erika. Allerleirauh. Lustiges und Trauriges. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanst. u. Druckerei. 12°. 154 S. M. 3,— (4,—).
Rose, Felicitas. Provinzmädel. 7. Bd. Liebesgeschichten. Berlin, Rich. Bong. schmal 8°. 188 S. M. 1,— (1,50).
Scheerbart, Paul. Machtspäße. Arabische Novellen m. Federzeichngn. Groß-Lichterfelde bei Berlin, E. Eisselt. gr. 16°. 55 S. M. 1,—.
Schlicht, Frhr. v. (Wolf Graf v. Baudissin). Der kleine Gerd. Humorisch-militär. Erzhlg. Berlin, Otto Janke. 329 S. M. 5,—.
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil v. Der Freiherr. — Regulus. — Der Heiland der Tiere. 3 Novellen. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen. 181 S. M. 3,— (4,—).
Schoepp, Meta. Auf roter Erde. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 399 S. M. 4,— (5,—).
Stahl, Marie. Höhenluft. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 215 u. 152 S. M. 4,— (5,—).
Stegemann, Herm. Söhne des Reichslands. Erzhlg. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 314 S. M. 3,— (4,—).
Uhde, Wilh. Jung Heidelberg. Aus dem Leben e. Heidelberger Korpsstudenten. 197 S. M. 2,50. — Ich bin e. Subalternbeamter u. a. humorist. Geschichten. 133 S. M. 1,—. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.
Uxkull, Gräfin. Friedliche Eroberungen. Sittenroman a. d. modernen Aegypten. Berlin, F. Fontane & Co. 452 S. M. 6,— (7,50).
Wäschke, Herm. Anhältische Dorfgeschichten. 5. Bdchn. Patschlewwer Geschichten. III. Cöthen, Paul Schettlers Erben. V, 124 S. M. 1,50 (2,—).

Björnson, Björnstjerne. Arnljot Gelline. A. d. Norweg. v. Max Bamberger. München, Albert Langen. gr. 8°. 87 S. Geb. M. 4,—.
Hamsun, Knut. Königin Tamara. A. d. Norweg. v. Gertr. Ingeborg Klett. München, Albert Langen. VII, 181 S. M. 2,— (3,—).
Prévost, Marcel. Brautnacht u. a. Novellen. A. d. Franz. München, Albert Langen. V, 155 S. M. 2,— (3,—).
v. Stendhal-Henry Beyle. Ausgew. Werke. Herausg. v. Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. 4. Bd. Renaissance-Novellen. Uebertr. von M. v. Münchhausen. Leipzig, Eugen Diederichs. 300 S. M. 3,— (4,—).
Weressajeff, W. Die Kolossows. Uebers. v. Geo. Polonsky. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 12°. 310 S. M. 1,50.

b) Lyrisches und Episches.

Allmers, Herm. Dichtungen. 5. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. VIII, 267 S. M. 3,— (4,—).
Bierbaum, Otto Jul. Das seidene Buch. Eine lyr. Damenspende. Geschmückt mit 12 Bildern v. Hans Thoma u. Ornamenten v. Peter Behrens. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 12°. 264 S. Geb. M. 6,—.
Dehmel, Rich. Zwei Menschen. Roman in Romanzen. 2. Ausg. Berlin, Schuster & Löffler. kl. 4°. 237 S. Geb. M. 5,—.
Dichterbuch, schweizerisches. Herausg. v. Emil Ermatinger u. Eduard Haug. Frauenfeld, Huber & Co. 275 S. Geb. M. 4,—.
Eggert-Windegg, Walth. Tage u. Nächte. Prosagedichte u. Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter. Stuttgart, Strecker & Schröder. VIII, 78 S. M. 1,20 (1,80).
Falk, Felix. Die Priesterin. Ein Gedichtbuch. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 79 S. M. 2,—.
Hebbel, Frdr. Meine Kindheit. Gedichte. Auswahl v. Gust. Falke. (Hamburgische Hausbibliothek.) Hamburg, Alfred Janssen. 94 S. Geb. M. —,50.
Henckell, Karl. Mein Liederbuch. Ausgewählte Gedichte. I. X, 200 S. m. Bildn. — Neuland. Ausgew. Gedichte. II. VII, 161 S. Leipzig, Karl Henckell & Co. Je M. 1,— (2,—).
Hugdietrichs Brautfahrt. Eine romantische Liebesgeschichte in 7 Gesängen v. Rideamus. Illustr. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. 4°. 67 S. M. 2,— (3,—).
Krebs, Jak. Dornblüten. Gedichte. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. VII, 212 S. m. Bildn. Geb. M. 3,—.
Krille, Otto. Aus engen Gassen. Gedichte. Berlin, Joh. Sassenbach. 54 S. M. —,60.
Lampmann, Conr. Reflexlichter. Ein Bilderbuch f. alte Kinder. Humorist. Dichtungen. Illustr. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 111 S. M. 2,— (3,—).
Lucka, Emil. Gea. Das Leben der Erde. Eine Dichtg. 112 S. — Sternennächte. Dichtungen. 138 S. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. Je M. 2,50.
Lyrik, jungdeutsche. Eine Anthologie. Dießen, Jos. C. Huber. 162 S. M. 2,50 (3,50).
Mentz, Luise v. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 56 S. M. 1,50.
Müller, Hans. Die lockende Geige. Ein Gedichtbuch. München, Albert Langen. 109 S. M. 2,— (3,—).
Preuschen, Hermione v. Flammenmal. Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann. gr. 8°. 154 S. mit 7 Taf. u. Bildn. Geb. M. 4,—.
Reimérdes, Edg. Schicksalskampf. Gedichte u. Aphorismen. Dresden, E. Pierson. VIII, 130 S. M. 2,— (3,—).
Schmidt, Max Berth. Vineta. Ein Sang aus Deutschlands Vorzeit. Leipzig, Amthorsche Verlagsbuchh. 261 S. M. 3,— (4,50).
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil v. Gedichte. 198 S. — Dichtungen. 7. Aufl. V, 296 S. Leipzig, G. J. Göschen. Je M. 3,— (4,—).
Schulz-Euler, Sofia. Leben. Ein Band Gedichte. Frankfurt a. M., Carl Jügel. gr. 8°. VII, 224 S. m. Bildn. M. 4,50 (5,50).
Seidel, Heinr. Kinderlieder u. Geschichten. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsges. 4°. V, 190 S. Geb. M. 3,50.
Vandersee, Leon. Heimatlicht. Gedichte. Berlin, W. Vobach & Co. gr. 8°. 141 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).
Verse, letzte, vom armen Kurti. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. VI, 112 S. M. 2,50.
Weber, Ernst. Jugendträume. Gedichte. 2. Tl. Der Troubadour. Welt- u. Liebeslyrik. München, Carl Haushalter. 147 S. Geb. M. 2,—.
Weichberger, Konrad. Schorlemorle. Studentengedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 62 S. M. 1,—.
Weigand, Wilh. Gedichte. Auswahl. München, Georg Müller. 140 S. M. 1,50 (2,50).
Weinrich, Dora. Märchen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 95 S. M. 2,—.

Werner, Siegm. Ruth u. andere moderne Gedichte. Wien, Administration „Die Welt". 90 S. u. Musikbeilage 3 S. in 4°. M. 2,10 (3,—).

Wernicke, Marie. Poesie u. Prosa. Dichtgn. Dresden, E. Pierson. 142 S. M. 1,— (2,—).

———

Verdaguer, Mossen Jacinto. Blumen vom Kalvarienberge. Ein Buch des Trostes f. viele. A. d. Catalan. v. F. v. B. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 12°. VII, 183 S. m. Bildn. Geb. M. 3,—.

c) Dramatisches.

Bahr, Herm. Der Meister. Komödie. Berlin, S. Fischer. 108 S. M. 2,—.

Benziger, P. Augustin, O. S. B. König Saul. Dramat. Schauspiel. Einsiedeln, Verlagsanst. Benziger & Co. schmal 12°. 98 S. M. 1,50.

Eysler, Rob. Die Hochzeit. Komödie. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. 80 S. M. 2,— (3,—).

Frankhauser, K. Die Emanzipierten. Lustspiel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 90 S. M. 2,—.

Hebbels ausgew. Werke. (In 6 Bdn.) Herausg. u. m. Einleitgn. versehen v. Rich. Specht. 3. Bd.: Herodes u. Mariamne. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges u. s. Ring. 372 S. — 4. Bd.: Die Nibelungen. — Moloch. 345 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. Je geb. M. 1,—.

Heeremann, Th. Pastor Wagner. Drama. Hamburg, Grefe & Tiedemann. 130 S. M. 2,—.

Schamann, G. F. Passion. In 4 Akten. Leipzig, Julius Werner. VII, 262 S. M. 2,—.

Schneideck, Gust. Heinr. Heinrich von Ofterdingen. Ein deutsches Spiel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 168 S. M. 2,—.

Stavenhagen, Karl. Johann Walthuß v. Herse. Eine Tragödie. (Aus: „Balt. Monatsschr.") Riga, Jonck & Poliewsky. gr. 8°. 106 S. M. 3,—.

Weiß, Aug. Schweigen. Schauspiel. München, Albert Langen. 143 S. M. 2,— (3,—).

Wendenburg, Alex. Früchte der Tugend. Drama. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 76 S. M. 2,—.

Glišić, Milovan Gj. Ein Geniestreich. Volksstück. Deutsch v. Dr. Frdr. S. Krauß. Leipzig, Bibliogr. Anstalt Adolph Schumann. XXII, 192 S. m. 2 Bildn. M. 1,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Engel, Eduard. Psychologie der französischen Litteratur. 3., durchgeseh. Aufl. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 243 S. M. 3,50 (4,50).

Goethe-Briefe. Mit Einleitgn. u. Erläutergn. herausg. v. Philipp Stein. 5. Bd. Im neuen Jahrhundert. 1801 bis 1807. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. XIV, 317 S. m. e. Bildn. M. 3,— (4,— u. 5,—).

Keller, Geh. Archiv-R. Dr. Ludw. Johann Gottfried Herder u. die Kultgesellschaften des Humanismus. gr. 8°. 106 S. M. 1,50. — Die Sozietät der Maurer und die älteren Sozietäten. Eine geschichtl. Betrachtg. im Anschluß an Herders Freimaurergespräche. gr. 8°. 23 S. M. 1,—. (Vorträge u. Aufsätze a. d. Comenius-Gesellschaft. XII. Jahrg, 1. u. 2. Stück.) Berlin, Weidmannsche Buchh.

Krebs, Dr. Maria. Henzi u. Lessing. Eine historisch-litterar. Studie. (Neujahrsblatt der litterar. Gesellschaft Bern auf d. J. 1904.) Bern, K. J. Wyß. gr. 4°. 57 S. m. 1 Taf. M. 2,—.

Kremnitz, Mite. Carmen Sylva. Eine Biographie. Leipzig, E. Haberland. gr. 8°. 322 S. m. Abbildgn. u. Taf. M. 6,50 (8,—).

Rahel. Ein Buch des Andenkens f. ihre Freunde. Bearb. u. eingeleitet v. Dr. Hans Landsberg. Berlin, Leonhard Simion Nachf. XII, 256 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).

e) Verschiedenes.

Bastian, Adf. Die Lehre vom Denken. Zur Ergänzung der naturwissenschaftl. Psychologie für Ueberleitg. auf die Geisteswissenschaften. II. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. X, 192 S. M. 5,—.

Bauer, Max. Der deutsche Durst. Methylogische Skizzen a. d. deutschen Kulturgeschichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 409 S. M. 4,—.

Beloch, Jul. Griechische Geschichte. 3. Bd. Die griech. Weltherrschaft. 1. Abtlg. Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. XIV, 759 S. M. 9,— (11,50).

Freytag, Gustav. Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausg. v. Ernst Elster. 2. Bd. Leipzig, S. Hirzel. gr. 8°. XIII, 456 S. M. 6,— (8,—).

Gietmann, Gerh., S. J. Aesthetik der Baukunst. (Kunstlehre in 5 Tln. 5. Tl.) Mit 26 Taf. u. 100 Abbildgn. im Text nebst e. Sach- u. Namenregister zu allen fünf Bdn. der Kunstlehre. Freiburg i. Br., Herder. X, 390 S. M. 6,— (8,—).

Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1. Kleist, Heinr. v. Michael Kohlhaas. Mit e. Bildnis Kleists, Vollbildern v. Ernst Liebermann u. Einleitg. v. Dr. Ernst Schultze. 170 S. M. —,90. — 2. Goethe, J. W. v. Götz v. Berlichingen m. der eisernen Hand. 178 S. M. —,80. — 3. Humoristen, deutsche. Eine Auswahl humorist. Erzählgn. 1. Bd. 221 S. M. 1,—. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Hebbel, Friedr. Tagebücher. 4. Bd. 1854—1863. Berlin, B. Behr. gr. 8°. XXVI, 472 S. M. 3,— (4,—).

Jedlicska, Joh. Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies u. die angebliche Sintflut. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 460 S. M. 4,50

Joël, Prof. Karl. Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Progr. Basel, Karl Beck. gr. 4°. 94 S. M. 2,50.

Kalthoff, Alb. Die Entstehung des Christentums. Neue Beiträge zum Christusproblem. Leipzig, Eugen Diederichs gr. 8°. 155 S. M. 3,— (4,—).

Kautzsch, Rud. Die deutsche Illustration. Mit 35 Abbildgn. im Text. (Aus Natur u. Geisteswelt. 44. Bdchn.) VI, 120 S. M. 1,— (1,25).

Knorr-Schmidt, Marie. Evoë! Ein Schritt zur Lichtg. des Seelenlebens. Dießen, Jos. C. Huber, gr. 8°. 124 S. M. 2,50.

Krab, Karl Maria. Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 96 S. m. e. Portr. M. 2,— (3,—).

Kotze, Stef. v. Ein afrikanischer Küstenbummel. Berlin, F. Fontane & Co. 286 S. M. 4,— (5,—).

Levy, Gust. Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. gr. 8°. 64 S. M. 1,—.

Luther, Martin. Werke. Kritische Gesamtausg. 28. Bd. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. gr. Lex.-8°. IX, 775 S. M. 22,— (27,—).

Muther, Rich. Velasquez. Mit 2 Photograv. u. 10 Vollbildern in Tonätzg. (Die Kunst. 23. Bd.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 78 S. Kart. M. 1,25.

Oloff, Rob. Die Religionen der Völker u. Gelehrten aller Zeiten. Ein Laien-Brevier. 2 Tle. Berlin, Herm. Walther. VI, 318 S. M. 3,— (4,—).

Reclams Universal-Bibliothek. 4481—4486. Sienkiewicz, Henryk. Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros. Aus dem Poln. übers. v. Paul Seliger. 2 Bde. 376 u. 339 S. In 1 Bd. geb. M. 1,75. — 4487. Giers, J. H. Unterm Weihnachtsbaum. Charakterbild. 22 S. — 4488. Lortzing, Alb. Hans Sachs. Komische Oper. Textb. 104 S. — 4489. Wagh. Außer Dienst. Schauspiel. 87 S. — 4490. Tann-Bergler, Ottokar. An der schönen blauen Donau. Ein wiener Bilderbuch. 111 S.

Carletta. Ernst Graf Napoleon Buonaparte, angeblicher Sohn Napoleons I. und der Gräfin Kielmannsegge-Schönberg. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. gr. 8°. 80 S. m. Illustr. u. e. Faksm.-Urkunde des Prinzen. M. 1,50 (2,30).

Sienkiewicz, Henryk. Briefe aus Amerika. A. d. Poln. v. J. v. Immendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. V, 443 S. M. 4,— (5,—).

Spencer, Herb. Erfahrungen u. Betrachtungen aus der Zeit. Vermischte Aufsätze. Deutsche Ausg. Uebers. u. herausg. v. J. Vict. Carus u. Walth. Wichmann. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagsh. gr. 8°. VI, 322 S. M. 6,—.

Tolstoi, Leo N. Kritik der dogmatischen Theologie. Uebers. v. Carl Ritter. 1. Bd. (Sämtl. Werke. II. Serie. Theolog. Schriften. 1. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. X, 211 S. M. 3,— (4,—).

Tolstoi, Graf Leo. Drei Legenden. Uebers. aus dem Mskr. v. Aug. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 43 S. m. Bildn. M. —,80.

Antworten.

Frl. E. G. in Wien. Einen Schriftsteller Sabatini-Lopez konnten wir nicht ermitteln. Vielleicht ist Paolo Savi-Lopez gemeint, Professor für vergleichende Litteraturgeschichte an der Universität Catania. Oder die Schriftstellerin Maria Savi-Lopez, Lehrerin in Neapel, Verfasserin von Romanen, Novellen und Jugendschriften.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes Februar-Heft.

VI. Jahr. No. 9. | 1. Februar 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von George Gissing und Timm Kröger

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger | Berlin | Verlag: Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker, Verlag in Stuttgart.

Soeben erschien:

Oscar A. H. Schmitz, Halbmaske

Preis 3 M. 50 Pf.

Aus dem Inhalt: Die Erziehung des Bacchus. — Wie Pannychis, die Hetäre in den Himmel kam. — Die Geliebte des Teufels. — Weibliche Kultur etc.

Aus den Urteilen der Presse: Ein seltsames Buch, sicherlich eines der apartesten und auch stilistisch hervorragendsten Novellenbücher der letzten Jahre. — Ein nachgeborenes Kind jener satanistischen Literatur in Frankreich ist dieses Buch, das sich, so schwungvoll und geradezu genial seine Phantasie auch ist, mit Treue an den raffiniert kühlen Stil Poes, Hoffmanns, Baudelaires und Barbey d'Aurevillys anpasst, sowie die Dichtung des Oscar A. H. Schmitz sich ganz in der Form Stephan Georges auslebt — und dieser Ueberzeugung, dass man in Oscar A. H. Schmitz einen ernsten und bewussten Künstler zu sehen habe, bleibt keine einzige Seite dieses seltsamen Werkes den Beweis schuldig.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg

gegründet 1800.

Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. m. Karte 18 M., Orig.-Ebd. 20 M. Karte apart 2 M.
Allmers, H., Röm. Schlendertage. 10 Afl., ill. 6 M., Orig.-Ebd. 7 M.
Barth, Italien. Schenkenführer. 5. Tausend. 1 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2. Afl. 2 M., Orig.-Ebd. 3 M.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Afl. 4 M., Orig.-Ebd. 5 M.
Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. 2 Bde. 13 M., 50 Pf.
Proelß, Deutsch-Capri. Illustr. i. Orig.-Ebd. 3 M.
Roland, Emil., Italien. Landschaftsbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustr. 3 M., Orig.-Ebd. 4 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 5 Tle. 4. Afl. 15 M., Orig.-Ebd. 18 M.
— Herbstmonate i. Oberitalien. 6 M., i. Orig.-Ebd. 7 M. 50 Pf.
Zacher, Dr. A., Röm. Augenblicksbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Bardini, E., Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. 5 M., i. Orig.-Ebd. 6 M.
Sienkiewicz, H., Briefe a. Amerika. 4 M., i. Orig.-Ebd. 5 M.
— Briefe a. Afrika. 3 M. i. Orig.-Ebd. 4 M.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Vorträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Jenny Baer, Berlin W., Kurfürstenstr. 149, Gths. pt. lks.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W35.

Wilhelm Schmidt-Bonn

Mutter Landstrasse

Das Ende einer Jugend
Schauspiel in 3 Aufzügen

Gelangt demnächst am „Neuen Theater, Berlin" zur Aufführung

Preis geh. M. 1,—

Uferleute

Geschichten vom untern Rhein

geh. M. 5,—; geb. M. 6,50

Für den Weihnachtstisch

Gestalten und Gedanken

Essays von Georg Brandes

Inhalt: Kritische Abhandlungen, Betrachtungen, Politik, Porträts, Reiseeindrücke, Plaudereien

Geheftet 10 M., in Halbfranz gebunden M. 11.50

Was seinem neuen Werke noch einen besonderen, beinahe aktuellen Reiz gibt, ist der Umstand, daß er darin meist von Dingen handelt, die uns noch in frischem Gedächtnis sind. Die literarischen Erfolge der letzten Jahre sind es, an die er seinen Maßstab legt. Genannt seien hier aus der reichen Fülle der Aufsätze nur die über Fr. Nietzsche, H. Heine und Napoleon, Julius Lange, Gabriele D'Annunzio, Arthur Schnitzler, Frank Wedekind, Georg Reicke, Jakob Wassermann, Ludwig Jacobowski, Gabriele Reuter, Herses Maria von Magdala usw.

Georg Brandes, Gesammelte Schriften

Deutsche Original-Ausgabe

Es erschienen bisher 4 Bände:

Erster Band: Deutsche Persönlichkeiten
Geheftet 7 Mark, in Halbfranz gebunden M. 8.50

Zweiter Band: Skandinavische Persönlichkeiten
Geheftet 10 Mark, in Halbfranz gebunden M. 11.50

Dritter Band: Skandinavische Persönlichkeiten 2. Teil
Geheftet 12 Mark, in Halbfranz gebunden M. 13.50

Vierter Band: Skandinavische Persönlichkeiten 3. Teil und Französische Persönlichkeiten
Geheftet 10 Mark, in Halbfranz gebunden M. 11.50

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Ein deutscher Verleger benutzte den Mangel eines literarischen Vertrages zwischen Deutschland und Dänemark, um zwei Jahrzehnte lang, alle Einsprachen des Verfassers mißachtend, seine Werke herauszugeben und mit willkürlichen Titeln, Zusätzen oder Anhängen zu versehen. Um so willkommener muß es uns sein, in einer echten Ausgabe den bedeutendsten Kritiker unserer Zeit kennen zu lernen, der einerseits bekennt, daß er der deutschen Kultur unendlich viel zu verdanken und insbesondere die Weihe seines Geisteslebens von Goethe empfangen habe, und der andererseits sich rühmen darf, einer der ersten gewesen zu sein, die auf Klinger und Nietzsche die Aufmerksamkeit hinlenkten.

Illustr. Kataloge gratis — Vorrätig in allen Buchhandlungen

Verlag von Albert Langen in München-Le.

Schütte-Schreibmaschinen-Band

Aus einem Gutachten: Das Band erscheint dadurch besonders wertvoll dass es selbst nach längerem Gebrauch noch gut lesbare Presscopien giebt.

Reform-Copir-Apparat (D.R.G.M. [illegible]) Prospecte gratis

Carl Schütte, Berlin W.66. Leipzigerstr. 13.

Fabrik für Clichés, Holzschnitte, Galvanos, Lichtdruck.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

A. Schotts Erzählungen.

Bescholten Volk und andere Novellen. 400 Seiten. 120×187 mm. Broschiert. M. 3,20. Eleg. gebunden M. 4,—.

Es ist eine gesunde Kost, die uns hier geboten wird, kleine Kabinettstücke mit dem Stempel der Lebenswahrheit. Jede Erzählung enthüllt uns ein Lebensschicksal, bald dunkel und grauenhaft, wie das Moor, bald mild und weich, wie das Säuseln der Tannen im Böhmerwald.

Schweizerische kath. Frauenzeitung, Solothurn.

Die Seeberger. Erzählungen aus dem Walde. 216 Seiten. 120×187 mm. Broschiert. M. 2,20. Elegant gebunden M. 3,—.

Ein spannender Roman, der uns in die Höhen und Täler des Böhmerwaldes führt. Keine Salonmenschen treten uns hier entgegen, es sind alles echte Kinder der Scholle, derbe, ausgeprägte Bauernnaturen, die nur die Arbeit kennen. Aber auch sie finden hie und da noch Zeit für idealere Gefühle, sie können lieben.

Schweizerische kath. Frauenzeitung, Solothurn.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir bitten beim Bezug von annoncierten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 50, Schaperstr. 37 Telephon: VIa, 11600	Sechster Jahrgang Heft 9 1. Februar 1904	Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Die Optik der Frau.

Von Sophie Hochstetter (Jena).

Es ist mir anheimgestellt worden, über die Frau als Psychologin zu schreiben — des näheren über die Frage, ob sie fähig sei, den Mann intuitiv zu verstehen, aus seiner Optik heraus Dinge und Menschen betrachten zu können. Wenn ich den Versuch mache, das Thema zu behandeln, muß ich vorausschicken, daß ich nicht mehr als meine subjektive Auffassung geben will und kann. Vielleicht äußert sich eine oder die andere Schriftstellerin in ihrem Sinn zu meinen Ausführungen.

I.

Die Erfahrung zeigt, daß unsere Schriftstellerinnen meist weibliche Helden wählen und von ihrer Optik aus die Dinge und Zustände betrachten. Daß die Frau mit ihrem breiteren Eintritt in die Litteratur zunächst das brennende Verlangen hatte, ihr eigenes Geschlecht und seine Schmerzen, Nöte, Hoffnungen, seine befreiende Arbeit zu schildern, ist so begreiflich, daß es keiner weiteren Worte darüber bedarf.

Nun aber hat die Welt schon reichlich viel aus Frauenmund von „guten Familien" (G. Reuter), evangelischer Diakonie (A. Gemberg), meysenbugschem Idealismus und „Arbeit" (J. Frapan) gehört, und es wäre nicht mehr so nötig, diese Gebiete ausschließlich zu betreten.

Doch auch die Damen, die dieser Richtung fernstehen, Helene Böhlau, Toni Schwabe, Ernst Rosmer, Anselm Heine blieben dabei, aus weiblicher Optik heraus zu schildern. Sie zeigen uns wohl ein ausgeprägteres Bild des — etwa bei Gabriele Reuter arg vernachlässigten — Mannes, aber sie versetzen sich nicht in ihn, sondern sehen ihn, ich meine insbesondere Helene Böhlau und Toni Schwabe (s. unten Sp. 657. D. Red.), mit guten und reinen Frauenaugen.

Ich halte Helene Böhlau für unsere reifste Schriftstellerin und für eine Persönlichkeit von großer, warmherziger Begabung, mit weitem und gerechtem Blick. Ich halte Toni Schwabes Kunst für die seelisch vertiefteste und ästhetischste, die wir von Frauen besitzen. Diese beiden Frauen haben durchaus nicht den Wunsch, etwas anderes vertieft und erschöpfend zu geben, als die weibliche Seele. Die Gründe dafür werden wir später zu finden suchen.

Diesen Schriftstellerinnen gegenüber steht eine Gruppe von solchen, die beide Geschlechter annähernd gleichmäßig behandeln wollen, die in weiblicher und männlicher Optik zu sehen versuchen. Ich nenne die Namen Ricarda Huch, Clara Viebig, Adalbert Meinhardt, Leo Hildeck, Frau von Ebner, Isolde Kurz, Lou Andreas-Salomé. Sehen wir zu, wie es ihnen gelang — nach einer Forderung Julius Harts — „auch Mann zu werden".

Ricarda Huch — ich lasse sie die Repräsentantin der anderen sein — schildert Michael Unger und giebt den Chronisten Ludolf Ursleu. Die beiden haben mir unter allen weiblichen Männergestalten dieser Richtung den bleibendsten Eindruck gemacht. Leider ist mir kein männliches Urteil über sie bekannt. Ich, als Frau, hätte große Einwände gegen sie: es scheint mir mehr als ewig-weiblich, einen Mann von heute in ein Kloster gehen zu lassen — und ich finde, Michael Unger endet wie nur je ein Philister, worauf es aber doch gewiß nicht abgesehen war. Bei einer großen Achtung vor Frau Huchs Schaffen kann ich doch nur urteilen, daß Ludolf Ursleu mehr der Träger schöner Worte, als eine lebendige Gestalt ist, und daß Michael Unger wie eine gewaltsame Zusammenstellung von Zuständen wirkt.

Es scheint mir durch Ricarda Huch nichts Bereicherndes gewonnen; es sei denn, daß in „Ludolf Ursleu" bewiesen wäre, daß ein wildes Jugendleben endlich noch eine schöne Seele aus dem Lande der Romantik zeitigt.

Ricarda Huch ist wohl die bedeutendste Schriftstellerin unter denen, die in doppelter Weise zu sehen versuchen. Ihre Galeide, ihre Rose sind ihr unendlich viel besser gelungen, als die Männer. Von Clara Viebig und den anderen Genannten dieser Gruppe, denen in einem betonten Abstand noch Emil Marriot, Klaus Rittland, Ida Boy-Ed u. a. m. anzufügen

sind, haben wir die durchschnittliche Romanfigur vom Mann. Auch bei ihnen sind die Frauen eigenartiger und persönlicher.

Wir kommen also wohl zu dem bekannten Ergebnis, daß der Frau, die neben ihrer eigenen auch die Optik des Mannes zu haben sucht, eine völlig tiefgreifende Schilderung der männlichen Psyche nicht wohl gelingt.

Doch sehen wir einmal zu, wie die Vorstellung der Frau vom Mann überhaupt ist. Die Schriftstellerinnen als Vertreterinnen ihres Geschlechts müssen diese wohl berücksichtigen. Unter welchen Voraussetzungen lassen sie das junge Mädchen sich ein Bild vom Mann machen?

Ich will nur einen speziellen Punkt berühren: das junge Mädchen von heute ist beeinflußt in seiner Auffassung des Mannes durch das Litteraturbild, das Männer entworfen, Frauen mehr oder minder nachgezeichnet haben.

O dieses Litteraturbild! Der edle Arzt oder Oberlehrer mit dem blonden Vollbart ist ja außer Mode gekommen. Der blasse Künstler mit der Wagnerkappe findet sich seltener. Jetzt sind wir beim Offizier, der außer Schulden auch Gedichte macht und, obwohl es nicht so scheint, dennoch wieder sehr edel ist. Oder schlicht — um nicht zu sagen einfältig.

Oder eben nur ein Mann, ein Mann! Wo begegneten wir dem nicht, der eben ganz ein Mann ist! Heißt er Willy Janikow, ist er der Held der „Liebelei", der Graf Traft, der Jüngling aus dem „Katzensteg", ist er der Herr, den wir als „Tyrann Ich" erblickten, oder Gudstikker in „Renate Fuchs" oder der Leutnant bei Torresani oder Thomas Truck? Ein Mann — immer ein ganzer Mann!

Der Mann ist der schreckliche Kraftmensch. Wo winkt die blonde Bestie?

Er ist so schrecklich interessant, er hat Liebschaften gehabt. Welch entsetzliches Bild der Zeit, er ist nicht rein . . . .

Der Mann, der Mann — o der Selige, der wählen kann, o der Unselige, der sich in einer Gans vermählt — der Mann, der aufregende Mann hat seit der Prima nichts zu thun gehabt, als Liebschaften anzufangen und sie brutal zu endigen. Nichts sonst hat er zu thun gehabt!

Eine Frau, die schreibt, die doch Leben und Menschen kennen muß, wie dürfte die es sich erlauben, einen Mann, einen ganzen Mann zu schildern, der so uninteressant ist, daß er nicht einmal eine Demimondaine aushielt, nicht einmal jemand, ach! verführte oder nicht wenigstens genügsam die Dienstmädchen küßt. Die Dame wäre ja prüde, sie wüßte nichts von „such is life", sie wäre ja ein Birchpfeifferin oder noch was ärgeres.

Ein Heer von schreibenden Frauen, die auch männliche Optik haben wollen (sie brauchen nicht alle gerade Janitschek zu heißen!), hat sich mit fürchterlicher Phantasie dieser Gestalt bemächtigt und sie weiter ausgebaut. Diese „Damen" machen einen Aufwand, der Schauder erregen kann. Ich glaube, ich muß nicht deutlicher sein. — Wer gar je einen Blick in die Litteratur der „Frauenrundschau" gethan hat, kennt noch ein Litteraturbild, den „reinen" Mann, der auch eine „in Schmutz zerronnene" Seele wieder heil auflesen kann und beträchtlich schrecklicher ist, als der Ungebrochene. Mit anderen Worten: viele Frauen, die in männlicher Optik sehen wollen, glauben, die Psyche des Mannes verfolgen, heißt die Chronik seiner Liebeleien aufdecken. Und je ärger, heftiger und — unerschrockener sie damit zu Wege gehen, desto besser ist die Mannesnatur verstanden.

Es würde not thun, dieses Litteraturbild vom Mann einmal zu stürzen. Ich glaube, der Mann der Arbeit, der Mann der Wirklichkeit ist anders, als der Mann solcher Romane. Die Jugend, die heute jung ist, beginnt in der Liebe etwas Ernsteres zu sehen, als die Jugend vor zehn oder zwanzig Jahren. Wir haben dafür viele Beweise aus jungen Arbeiten.

Und so denke ich wohl, wenn die Frau den Mut hätte, den Jüngling ohne ein Erröten des Abscheus durch sein Leben zu begleiten, müßte noch nicht ein Tugendbold oder ein Homunkulus entstehen. Ich glaube allen Ernstes, die Mode, den Mann nicht anders wie als Männchen aufzufassen, erklärt es, warum wir in vielen guten Frauenbüchern den Mann nur als Schatten zu sehen bekommen.

Andererseits vielleicht auch ein Mangel an gründlicherem Studium seiner Psychologie auf wissenschaftlichem Wege. (Von Schopenhauer wäre viel zu erfahren.)

Die vornehme Frau verwirft es, Wüstlinge zu „verewigen", wie etwa die mimikrynende Maria Janitschek. Wer aber den Mann darstellen will, muß seinen Drang, Schöpfer zu werden, empirisch, historisch auffassen lernen. Diese Erkenntnis ist vielleicht noch etwas ungleich bei unseren Schriftstellerinnen ausgebildet.

II.

Die Anführung dieser Gründe sollte ein Versuch sein, aufzudecken, warum wir einer Effi Briest, einer Hedda Gabler noch keine männlichen Gegenstücke aus weiblicher Feder entgegenstellen können. Nun aber — ich habe bisher stillschweigend als Voraussetzung genommen, das, was der Frau zu fehlen scheint, sei die Gabe des männlichen Autors, das andere Geschlecht intuitiv zu erfassen, seine Optik annehmen zu können. Sehen wir einmal näher zu, wie es damit beschaffen ist.

Ich will nicht alle modernen Schriftsteller, denen diese Fähigkeit zugesprochen wird, hier aufzählen. Ich denke, es wird keinen der Autoren beleidigen, wenn ich Goethe ihren Gesamtrepräsentanten sein lasse. Denn die goethischen Frauengestalten waren doch allezeit der Triumph seiner intuitiven Seelenkunst. Gut.

Gretchen ist Friedrike, Lotte ist Lotte, Mignon wohl Bettina, die schöne Seele wurde sogar von Fräulein v. Klettenberg selbst verfaßt, Dorothea ist Lili (Bielschowsky, II. Bd.), die Natalie, die Prinzessin Leonore und Charlotte aus den Wahlverwandtschaften sind dreieinig in Frau von Stein u. s. w. Sie alle mögen erhöht aus dem Zuständlichen, vertieft, ausgesprochener in die sämtlichen Werke gekommen sein. Sie alle aber waren erlebt, geliebt, hingebend, vertrauend sich ganz dem Dichter erschließend, Körper und Seele erschließend.

Wo bleibt die Intuition?

Ich kenne alle Gegeneinwände. Gewiß, was Goethe von der Frau erfuhr, das hat erst seine Dichterkraft zu unsterblichen Worten und Gestalten geformt. Aber das setzt man wohl als Be-

dingung für jeden Dichter voraus, daß er Erlebtes und Erfahrenes erhöht geben kann — und niemand wird den für einen Dichter halten, der eine menschliche Erfahrung nur wiedergeben könnte, wie etwa ein Schutzmann den Thatbestand. Jeder Denkende sucht und unterscheidet das Typische und das Originelle in einer Erfahrung. Jeder Gebildete geht den Motiven eines Geschehnisses nach. Und es wird wohl niemand meinen, daß auch, wenn Goethe als Einsiedler gelebt hätte, er eine andere weibliche Gestalt wie etwa die körperlose dantische Beatrice geschaffen haben könnte. Man zeige uns doch den Mann, der, ohne eine Geliebte zu haben, ein offenbarendes Wort von der Liebe schrieb. Man zeige uns doch den Künstler, der etwas Bedeutungsvolles aus weiblicher Seele sagen konnte, ohne daß er es von Mund zu Mund erfuhr. Goethe, der ebenbürtige neben dem „Stern der höchsten Höhe" (Shakspere) hat nichts von Frauen zu sagen gehabt, als was er erfuhr und erlebte.

Wir kämen also zu dem Schlusse: die Frauen haben weniger erfahren — oder sie sind schweigsamer. Vielleicht bleibt den Zurückhaltenden unter ihnen der Stolz, es nicht gemacht zu haben, wie nach Nietzsche „die Dichter" — nicht schamlos ausbeutend gegen ihre Erlebnisse gewesen zu sein —, somit weniger „intuitive" Kraft zu besitzen. (Daß ich etwa den Tasso nicht für eine „Schamlosigkeit" halte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Das ist ein Thema für sich.)

Ich sagte, die vornehme Frau ist vielleicht litterarisch schweigsamer als der Mann. Es liegt mir aber am fernsten, nun etwa gar zu denken, eine Frau, die wirklich eine bedeutungsvolle Mannesdarstellung brächte, müsse damit ihren Friedrich oder Carlot ausplaudern. Ich glaube vielmehr, die Frau kann ebensogut einen Mann schildern, als der Mann eine Frau.

Helene Böhlaus Männer sind doch wahrhaftig nicht schlechter als die Frauen unserer zeitgenössischen Schriftsteller. Sie sind so scharf und liebevoll gesehen, wie eben die Seele etwas Fremdes aufnehmen kann. Sie sind keine Offenbarungen über den Mann, aber ich halte auch Agnes Jordan, Cäcilie von Sarryn, die Frauen bei Halbe, Sudermann, Frenssen nicht für Offenbarungen über die Frau, sondern für nahe geschaute Bilder. Henrik Ibsens Frauen scheinen mir goethische zu sein in dem Sinne, daß sie gekannt und erlebt sind.

Eine Ausnahme ragt auf in der männlichen Litteratur: die Salome von Oscar Wilde. Wir wissen aber genug von Dorian Gray-Wilde, um ihre Existenz zu begreifen. Nun aber müssen nicht alle, die als Oscar eine Salome schaffen konnten, pathologisch sein. Niemand wird darauf kommen, G. Hauptmann für anormal zu halten. Sein Bild aber trägt weibliche Züge. Seine Seele ist eine sehnsüchtige, nervöse, erwartende, rezeptive: eine weibliche. Dies führt uns zu folgender Thatsache:

Es giebt sowohl im Leben als in der Kunst Naturen, Charaktere, die auf die thätige Wirksamkeit, das gewaltsame Handeln, das rasche Zugreifen gestellt sind (männliche), und solche, deren Hauptgepräge die Rezeptivität, Nervosität, das Erwarten, das Sehnsüchtige bilden (weibliche). Gerhart Hauptmann hat eine weibliche Seele. Sollte nun nicht auch eine Frau möglich sein, in der die Aggressivität viel stärker ist als die spezifisch weiblichen Eigenschaften? — Sehen wir doch in die Reihen der Frauenrechtlerinnen — es springt ja geradezu ins Auge, wie sehr sich dort der thätigere Charakter, die angreifende Natur ausgebildet findet. Ich möchte es nicht mehr als einen äußeren Zufall, etwas Wandelbares nennen, daß unter diesen Damen keine Künstler sind. Vergessen wir auch nicht, daß diese Frauen ihre Lebenspflicht darin sehen, für die Frau zu wirken. Vergessen wir nicht: in unserer Zeit hat man sich als weiblicher Autor, der männliche Gefühle schildert, davor zu hüten, als pathologisch genommen zu werden. Denn es ist noch keineswegs allgemein geglaubt oder bekannt, daß eine männliche Auffassung, eine männliche Seele in der Frau und umgekehrt die weibliche Seele im Mann etwas absolut Normales sein kann. Die alte rousseausche Frage, die hier anklingt, „l'âme a-t-elle un sexe?" werden wir wohl dahin beantworten: die Künstlerseele hat ohne Zweifel ein Geschlecht, das ist: eine Naturbasis.

Eine Frauennatur (man nennt sie den guten Kameraden), deren ganze Beanlagung nach Bethätigung, nach Raschheit, nach Angriff auf die Dinge strebt, wird immer leichter einen Mann schildern, als eine Frau, also männliche Optik haben. Ein Mann wie Hauptmann wird sich auf Frauenschilderung besser verstehen und „feminine Männer" hervorbringen. Und so ist die Frau, die die Optik des Mannes hat, wohl möglich, wenn auch vielleicht noch nicht an Beispielen zu beweisen.

Könnte diese Frau in ihrer Kunst nun Mann und Weib zugleich sein? Gewiß nicht. Ihre Neigung wird dahin gehen, sich in männlichen Helden auszusprechen, weil ihre Natur sie prädestiniert, den gewaltsamen Charakter auszuprägen. Ihre Frauen werden herb und stolz sein, und sie ist unfähig, ein offenbarendes Gretchen aus sich zu schaffen, wenn sie auch eine neue Gretchennüance nach dem Leben zeichnen kann. Ihr Held wird weniger ein „kraftgenialischer" Karl August sein, als ein intellektueller Charakter. Wenn sie vielleicht den Don Juan bei Seite läßt, so liegen doch Gestalten wie der Maler Nolten, der Hamlet, Charaktere, wie sie Thomas Mann, Jacobsen, Dickens, Alphonse Daudet schufen, durchaus in ihrer Linie. Denn sie sind ihr seelisch homogen.

Man sage doch nicht, die Seele des Künstlers solle männlich und weiblich — doppelsehend — sein. Eine Seele, die nicht eine ganz bestimmte Ausprägung (Optik) hat, wird niemals etwas Ewiges zu sagen haben. Im höchsten und im letzten, was eine Persönlichkeit, Mann oder Frau, zu sagen hat, wird der Mann oder die Frau sprechen, nicht ein Doppelwesen — nicht verschwommenes Allmenschentum.

Nur aus der eigenen Seele (Optik) heraus kann der Künstler im letzten und höchsten Sinn offenbarend, schöpferisch, genial, wahrhaftig sein.

Unsere reifste Autorin, Helene Böhlau, ist nie in den Irrtum verfallen (man entschuldige, wenn ich ein heiliges Goethephilologengesetz so nenne), daß sie auch die Optik des anderen Geschlechts haben sollte. Dafür gab sie Unnachahmliches aus sich selbst. Die Aufgabe des Künstlers wird es sein, das andere Geschlecht zu verstehen, nicht aber in ihm aufzugehen.

Und so kann es nicht unser Wunsch sein, daß, wie Julius Hart verlangt*), die „Frau auch Mann werde", so wenig als wohl jemals jemand sagen wollte, Goethe sei auch Frau gewesen. Nicht in Verwandlungen liegt die Kraft des Dichters, sondern in der Persönlichkeit, in der Subjektivität seiner Psyche. Denn wer etwas Unvergeßliches zu sagen hat, der thut es aus eigener Seele.

Neue englische Bücher.

Von Max Meyerfeld (Berlin).

Kürzlich war in einer londoner Wochenschrift zu lesen, die Wurzel alles Uebels sei die Ueberproduktion; Ehrgeiz und Erwerbssinn trieben den Schriftsteller zu einer wilden Jagd auf Erfolg; und je mehr er um Vermehrung seiner Einnahmen bemüht sei, umso unaufhaltsamer gehe es mit seinem Renommee bergab. — Das trifft zweifellos für die Belletristik in England zu. Sie schwillt immer bedrohlicher an, mit der elementaren Gewalt einer Hochflut. Die Nachfrage des lesegierigen Publikums muß sich von Jahr zu Jahr steigern. Und da es um den Nachwuchs recht kümmerlich bestellt ist oder vielmehr die Neulinge sich nicht durchzusetzen vermögen, weil sie im Kampf gegen den Windmühlenfeind Vorurteil den kürzeren ziehen, so sind die im Sattel der Volksgunst Sitzenden zu immer rascherer Gangart gezwungen. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß Roß und Reiter mit der Zeit ihres wohlgepflegten Aussehens verlustig gehen, an Ansehen einbüßen. Längst haben sie keine Lust mehr zu einem Ritt ins romantische Land; schlecht gelaunt und mürrisch, traben sie ihre vorgezeichnete Straße dahin, die stracks auf den Markt führt. Der Reiter, der früh seine Kräfte verbraucht hat, hängt eigentlich nur noch im Sattel, und einzig die Gewohnheit hält ihn noch aufrecht. Aber eines Tages stutzen die Zuschauer doch und wollen ihren Augen nicht trauen, wenn sie auf die erbarmungswürdige Figur aufmerksam gemacht werden. Und, undankbar wie sie sind, schreien sie hinter dem Manne, der einst so stattlich auszog, ihr vernichtendes „John Gilpin" her . . .

Wie auf „Rotten Row" des Romans eine schier erdrückende Fülle herrscht, die dem ausländischen Beobachter jede Uebersicht versperrt, ist in den Seitenalleen der englischen Lyrik und Dramatik eine sehr schwache Beteiligung an der Tagesordnung. Die Gründe liegen auf der Hand: Gedichte und unaufgeführte Theaterstücke gehören nicht zur gangbaren Ware. Die Menge will wenig davon wissen, folglich sind die Verleger nicht darauf erpicht, und wenn zwei — noch dazu die beiden ausschlaggebenden Faktoren — so ein Herz und eine Seele sind, kann der dritte nichts klügeres thun, als gute Miene dazu zu machen. Die Autoren entsagen also; mit allem Recht: denn das Mißtrauen gegen Anfänger nimmt hier geradezu die Formen eines panischen Schreckens an. Während nicht genug Pracht- und immer prächtigere Ausgaben der toten Dichter veranstaltet werden können, läßt man die lebenden darben oder nötigt sie, sich dem belletristischen Zug der Zeit anzuschließen.

Es wird jetzt in England reichlich geklagt über das doppellebige Wesen Litteratur: sie sollte ein Beruf sein, für die Berufenen bestimmt, und sie entfaltet sich mit wachsender Dreistigkeit zu einem üppigen Erwerbszweig, zu einem manuellen Gewerbe, zu technischer Fertigkeit, zu einem Handwerk mit goldenem Boden. Sind auch die Klagen einstweilen noch das einzige Symptom der Besserung, so darf man sich doch schon der Unzufriedenheit freuen: denn sie weht wie ein frischer Windstoß in das Gewölk der Ueberlieferung hinein. Es beginnt sich auf den lange vernachlässigten Gebieten verheißungsvoll zu regen, und der Chronist braucht diesmal Lyrik und Dramatik nicht völlig mit Mißachtung zu strafen.

Freilich, für Rudyard Kiplings neusten Sammelband mit dem ungemein bezeichnenden Titel „The Five Nations"[1]) fehlt mir beinahe jedes Organ. Dieser erste Kosmopolit umspannt den Erdball und ist in allen fünf Weltteilen gleich heimisch, obwohl sein stürmisches Herz natürlich Großbritannien oder eher noch: dem größeren Britannien ganz gehört. Seine Leier hat bloß eine Saite, die mit der Wucht der Orgel die Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse hinausbraust. Zum Glück hat Kipling diesmal auf politische Anspielungen, auf polemische Ausfälle und allergröbste Wurfgeschosse verzichtet, trotzdem er in kriegerischen Tönen schwelgt. Als modernen Tyrtäus muß man Rudyard Kipling dereinst in der Westminster-Abtei darstellen. Denn das beste an seinen patriotischen Liedern ist ihre Marschmäßigkeit, ihr gehackter, ohrenfälliger Rhythmus (meistens Anapäste). Formell verdient auch die Mannigfaltigkeit in der Handhabung des Refrains entschiedene Anerkennung. Aber damit bin ich leider mit den Vorzügen zu Ende. Ich habe oft die quälende Empfindung gehabt, als ob jemand mit einem Beil auf der Sprache herumhacke und sie in rasender Wut kurz und klein schlage. Dabei kann er es doch nicht verhindern, daß ihm melodiöse Fetzen, im pizzicato gleichsam, aufflattern. Alle Musik der Sprache ist erdrosselt. Dazu kommt das rüde Cockney, das zu poetischem Ausdruck denkbar ungeeignet ist. Ihm entspricht die bare Prosafassung der Gedanken, die nur zufällig in Strophen und Zeilen gegliedert scheinen. Und trotzdem giebt es Leute, die für den Lyriker Kipling schwärmen; es mögen gute Menschen sein, aber es sind schlechte Musikanten. Wer Verse nicht bloß mit dem Auge, sondern mit dem Ohr liest, wird die meisten Gedichte der Sammlung als einen Silbenschwall empfinden und einen unerquicklichen Eindruck von ihnen empfangen. Nirgends wird der Stimmung oder landschaftlichem Beiwerk Raum gewährt; in gleichmäßigem Verstandestrott geht es dahin. Ausgenommen seien die innige Schlußhymne „Recessional" und das schöne Gedicht zum Preise von Sussex.

Wenn man von Kipling zu William Watsons schmächtigem Bändlein „For England — Poems written during Estrangement"[2]) kommt, ist es einem zu Mute, wie wenn man nach modernstem Tongestammel wieder eine schumannsche

*) „Das Frauenideal der Moderne" (Der Tag, 25. Dezember 1903).

[1]) London, Methuen; Tauchnitz.
[2]) London u. New York, John Lane.

Melodie hört. Die vierundzwanzig Gedichte sind dazu bestimmt, ihren Verfasser von dem Vorwurf antipatriotischer Gesinnung zu reinigen. Watson, am bekanntesten durch „Wordsworth's Grave“, wendet auf sich den Satz an, den Hazlitt dem Staatsmann Fox widmete: „Seine Vaterlandsliebe bestand nicht darin, daß er die übrige Menschheit haßte.“ Patriotismus, lehrt er, ist nichts andres als die edle Sorge um unsers eignen Landes Ehre in den Augen der Welt. England hat sich im Krieg gegen die Buren vergessen; seine angebliche Milde hat es dahin gebracht, daß es noch die Kindeskinder mit dem Haß der Hölle verfolgen werden. Mit gemordeten Säuglingen haben die Briten ihren Pfad gepflastert, und als „Baumeister des Verderbens“ stehen sie einzig da. Aber die große Errungenschaft des Menschengeists, die Gerechtigkeitsidee, mußten sie mit Füßen treten. Darum sind ihre Siege eitel. Der wahre Imperialismus verlangte von ihnen, den Feind in ihrer Mitte niederzuwerfen und im Menschenherzen ein Reich zu errichten, das besteht. — Diese nicht erschütternd neuen Gedanken werden in rhetorischer Sprache, die dem Banalen geschickt ausweicht, mit heiligem Zorne vorgetragen. Hier hat sich die Erbitterung, von dem Talent gebändigt, im Vers ein Ventil geschaffen. In England wird man heute die Gedichte mit kühler Gelassenheit hinnehmen; in Deutschland haben sie den Anschluß an die Burenbegeisterung versäumt. Vor zwei Jahren noch hätten sie in beiden Ländern Unheil stiften können. So schnell sichtet und schlichtet die Zeit.

* * *

Anspruchsvoller denn je giebt sich Bernard Shaw in seiner neuen Komödie „Man and Superman“[3]), die im Untertitel beherzt ein philosophisches System heißt. War es dem hypertrophischen Grabbe vorbehalten, Faust und Don Juan in einem Drama zusammenzukoppeln und als Nebenbuhler der Liebe vorzuführen, so hat der groteskere Ire den Deutschen noch übertrumpft, indem er den verwegenen erotischen Abenteurer auf den Kopf stellte: aus dem Angreifer ist der Ueberfallene, aus dem Schürzenjäger das gehetzte Wild, aus dem Opferpriester das Opferlamm geworden. So sieht Shaws Uebermensch in der Maske Don Juans aus: ein armes Fischlein, dem rettungslos das Netz über den Kopf gezogen wird; ein willenloses Ding, das der Zauberin Circe nicht zu entgehen vermag. Denn in Liebeshändeln ist das Weib die treibende Macht, eine Boa constrictor, die sich hinterlistig um den zappelnden Mann ringelt. Die ganze Welt hat sie für ihn mit Gruben, Schlingen, Fallen besät: es giebt kein Entrinnen. Mag es auch oft den Anschein haben, als ob die Frau regungslos die Hände in den Schoß lege und ihres Freiers harre — in Wirklichkeit lauert sie nur wie die Spinne auf die Fliege. Das Weib geht allemal aus dem Duell der Geschlechter als Siegerin hervor; der Mann haftet noch an Faustens altem Irrtum: er glaubt zu schieben, und er wird geschoben. Bedarf diese in ihrer Verallgemeinerung das Lächerliche bedenklich streifende, originalitätssüchtige Theorie einer ernsthaften Widerlegung? Das hieße den Schalk Shaw arg verkennen. Er rückt ja nicht mit dem Schwergepäck eines griesgrämigen Philosophieprofessors an, sondern mit der Frohlaune und dem geharnischten Witz eines belesenen Komödiendichters, in dem überdies ein gut Teil vom Komödianten steckt. Er will garnicht überzeugen, Anhänger für seine verschrobene Lehre werben, sondern durch Paradoxe verblüffen, uns ein wenig „frozzeln“, der Lachlust Vorschub leisten. Und das gelingt ihm streckenweise ganz ausgezeichnet.

Der erste Akt seiner tollen Posse gipfelt in einer glänzenden Verspottung der englischen Prüderie, die in ihrem harlekinartigen Uebermut wirklich ihres gleichen sucht. Scherz, Satire, Ironie werden zu einem würzigen Gemisch zusammengerührt. Damit ist die Handlung aber auch fast erschöpft. Nun muß die tiefere Bedeutung allmählich in Szene gehen. Zu diesem Zweck wird eine unorganische, weit über den Rahmen hinausstrebende, doch darum nicht minder amüsante Eintage geboten: Shaws Don Juan. Die Sierra Nevada, das Ziel einer Automobilfahrt, an der sämtliche Personen teilnehmen, wandelt sich aus einem zerklüfteten Gebirge, in dem romantisches Räubergesindel unter Führung des ritterlichen Juden Mendoza haust, zu einer Vorkammer der Hölle. In diesem Inferno versammeln sich die Hauptfiguren zu einem Bacchanal shawschen Witzes und zeigen ihr wahres Gesicht. John Tanner, der verfolgte Held, taucht als spanischer Kavalier Juan Tenorio auf; seine Jägerin Annie als racheschnaubende Doña Ana de Ulloa; ihr sittenstrenger Vormund als die Statue des Komthurs; der hebräische Räuberhauptmann als ein Teufel gounodscher Provenienz. Es geht sehr gemütlich bei ihnen zu: denn die Hölle ist das Vergnügungslokal der Lasterhaften, während die Tugend sich im Himmel anständig langweilt. Das seltsame Quartett läßt seiner Redseligkeit die Zügel schießen. Vornehmlich wird die Geschlechtsfrage erörtert. Don Juan, ein neunmal Weiser in dieser Gefühlszone, vertritt den zynisch-materialistischen Standpunkt, der Mann sei der Frau nur ein Mittel zum Zweck, Kinder zu bekommen und aufzuziehen. Erst im Laufe der Entwicklung habe er sich aus diesem unwürdigen Frondienst emporgearbeitet, indem er die Zivilisation schuf. Sie bedeute den Versuch, aus sich etwas mehr zu machen als ein bloßes Fortpflanzungsinstrument. Einstweilen hat er die höchste Staffel der Vollendung in dem Philosophen erreicht. Was in früheren Jahrhunderten der Kriegsheld war, ist heute der künstlerische Philosoph oder der philosophische Künstler, „the artist-philosopher“: der wahre Uebermensch. Aber noch hat die Frau die Waffen nicht gestreckt; ihr Einfluß dehnt sich weiter auf die Ehe aus. „Sie ist die ausschweifendste menschliche Einrichtung: das ist das Geheimnis ihrer Volkstümlichkeit. Und eine Frau auf der Suche nach einem Mann ist das skrupelloseste aller Raubtiere. Die Vermengung der Ehe mit der Moral hat mehr dazu beigetragen, das Gewissen des Menschengeschlechts zu vernichten als irgend ein anderer Irrtum.“ Im günstigsten Falle sind die Ehen äußerst bequem, „sensible people make the best of one another“.

Mit dieser umfänglichen Disputation hat sich der vielseitige Shaw noch lange nicht alles von der Leber geredet. Er benutzt dazu außerdem die Widmungsepistel an den Times-Kritiker Walkley

[3]) Westminster, Archibald Constable & Co.

und einen Anhang, der „das Handbuch des Revolutionärs in der Westentasche" enthält, verfaßt von John Tanner, M. d. r. F. (Mitglied der reichen Faulenzer): echtester Bernard Shaw in seiner wahrhaft beängstigenden Fülle von blendendem Geist. Aber je mehr er spricht, statt zu bilden, desto weniger entkräftet er Walkleys berechtigten Einwand, er gebe Erklärung und kein Drama. Und so ist sein neustes Stück bei allem Ideenreichtum für die Bühne ein verlorener Schatz; als Ulk zu philosophisch, als Philosophie zu ulkig. Doch wer weiß, welche Ueberraschungen uns noch von diesem eminenten Kopf bevorstehen, sobald er aufhört, sich gar so absurd zu gebärden? —

Eine Hoffnung des englischen Theaters war auch einmal und ist vielleicht noch John Davidson, der Dichter der „Fleet Street Eclogues", dessen Name wenigstens durch die Beardsley-Ausstellung jetzt nach Deutschland gedrungen ist. In seiner jüngsten Komödie „The Knight of the Maypole"[4]) bietet er ein ziemlich bühnenwirksames, harmlos-gefälliges Pastoralspiel, halb im Blankvers, halb in Prosa, mit ernsten und heiteren Motiven in buntem Wechsel. Man fühlt sich an Paul Heyse erinnert. Auch Davidsons Stärke ist der leichtbeschwingte, anmutige Vers, der sich nicht selten zu gangbaren Sentenzen zuspitzt. Wie Heyse lehnt sich der Schotte in der Erfindung der Fabel gern an bewährte Muster an. Hier hat er von der reichbesetzten Tafel der shakspeɾischen Komödien nach Gutdünken seine Brosamen aufgepickt: den Bösewicht und den Tugendbold, die dummen, schwatzhaften Konstabler, den bittren Narren. Schade, daß sie in eine allzu durchsichtige Handlung hineingestellt sind. Der edle Gabriel Ashe, den man bei einem Schiffbruch umgekommen wähnt, kehrt plötzlich heim, macht seine Testamentsansprüche geltend und wird von seinem habgierigen Vetter nicht anerkannt. Seine ritterliche Art und seine franke Rede gefallen aber dem jugendlich romantischen König Karl II. so gut, daß er den zerlumpten Landstreicher zu seinem Kollegen erhebt, zum Maikönig. Er selbst darf sich seine Königin küren. Wen anders sollt' er wählen als seine Jugendliebe Agnes Grey? Beim Schmause nach dem Fest lockt sie der König in sein Schlafgemach, und da er den einzigen Ausgang verschließt, befindet sich die heiß umworbene Schöne in einer heiklen Lage. Ein lauter Streit im Vorzimmer, der zu blutigem Handel führt, läßt den König aus seinem Versteck hervortreten. Gabriel, der längst Agnes Grey vermißt hat, sprengt die Thür und nimmt „im Sturm sein häuslich Glück". Großmütig verzeiht er allen, sogar dem schuftigen Vetter. — Wie gesagt, die Begebenheiten bestechen nicht durch unverbrauchte Reize; auch werden keine seelischen Probleme gewälzt noch komplizierte Charaktere enträtselt. Aber das alles wären (von den positiven Vorzügen abgesehen) Eigenschaften, die dieses dem Auge ebenso wie dem Ohre schmeichelnde Schauspiel einem erholungsbedürftigen londoner Publikum empfehlen sollten. Um so unergründlicher ist es, daß ein Dichter wie John Davidson, dessen Tragikomödie „Selbst ist der Mann" sich in Ehren neben dem gefeierten Stephen Phillips behaupten würde, umsonst an die Bühnenpforten anklopft. Dem Narrenkönig, scheint's, wird in alle Ewigkeit die englische Bretterwelt gehören.

* *

... Ja, rätselvoll sind die Wege des britischen Kunstmobs. Wer nicht nach seiner Pfeife tanzt, kommt in Verruf. Wer ihm nicht Zuckersteine, sondern Brot reicht, wird totgeschwiegen. Keiner hat das mehr am eignen Leibe erfahren, als George Gissing, der im Alter von sechsundvierzig Jahren in dem südfranzösischen Badeort St. Jean-de-Luz der Lungenschwindsucht erlag. Er ist nie populär gewesen wie die Unterhaltungslieferanten, kaum jenseits des litterarischen Zirkels bekannt. Seine Kunst stand auf zu einsamer Höhe und erniedrigte sich niemals zu ködernden Zugeständnissen. Je mehr ihn die Masse mißachtete, umso weniger ließ er sich beirren, beharrte auf seinem steilen Pfad. Zweierlei mußte diesen Intransigenten dem Gros der Lesezaungäste entfremden: seine Abneigung gegen alle Schönfärberei und sein Bekenntnisdrang. Ihn leitete eine rücksichtslose Offenheit, die ihm von der Menge als offene Rücksichtslosigkeit ausgelegt wurde, als der Wunsch, den satten Bürger vor den Kopf zu stoßen. Er wich den Schattenseiten des Lebens nicht geflissentlich aus, schreckte auch vor dem Unerquicklichen nicht zurück, ohne jedoch irgendwie einen krankhaften Hang zum Pathologischen der Menschennatur oder zu den Geschwülsten des Staatskörpers zu bekunden. Temperament und Veranlagung ließen ihn eben die Welt nicht durch eine rosige Brille, in farbigem Abglanz sehen, sondern er gewahrte ebensosehr die grauen Töne, das Elend, das Unglück und die Ungerechtigkeit, die kein Unbefangener zu leugnen vermag. Eigenes Mißgeschick mag ihn in solchen Neigungen bestärkt haben. Von jeher gehörten seine Sympathieen den Mühseligen und Beladenen, denen kein Gott zu sagen gab, was sie leiden. Ihn zog es zu dem unteren Mittelstand, dessen bester Kenner er allmählich wurde. Den Künstler haben Charles Dickens und Zola hauptsächlich befruchtet. Berührt er sich mit dem großen Engländer in der Stoffwahl, so war ihm dessen köstlichste Gabe, der Humor, versagt, und er entfernte sich bewußt von ihm, indem er jede moralische Lehrhaftigkeit ausschaltete. Seine Technik hat am meisten von dem großen Franzosen gelernt. Wie Zola strebte er nach Totalität und eiferte ihm in der Darstellung von Freskogemälden nach. Aber auch hier war er kein sklavischer Nachahmer, denn er verschmähte die heroischen Situationen seines Meisters, den imaginären Anstrich, der seine Gestalten über das realistische Einerlei erhebt. Nie hat George Gissing seine Persönlichkeit aus dem Kunstwerk hinausgedrängt. Ihre Ausstrahlungen begegnen in seinen sämtlichen Büchern.

Rasch waren seine Landsleute, die sich gewöhnt haben, die Litteratur als eine Erbauungsstätte zu betrachten, bei der Hand, George Gissing als konsequenten Vertreter des Realismus und Apostel des Pessimismus zu verschreien. Damit war dem Erfolg seiner Romane bei den beneidenswert optimistischen Zeitgenossen ein Riegel vorgeschoben. Jeder Dutzendfabrikant konnte ihn bequem überflügeln. George Gissing, den das Leben nie auf Rosen gebettet hatte, sah sich hier einer undurchdringlichen Dornenhecke gegenüber. Er litt unter seinem Rufe, allein er war zu ehrlich, als daß er seine Ueberzeugungen verraten hätte. Das Leben

[4]) London, Grant Richards.

mußte ihn bekehren. Und diese Umkehr begrüßte man mit erleichtertem Aufatmen in seinem letzten Werk: „The Private Papers of Henry Ryecroft“[5]).

Es ist ein Bekenntnisbuch, ein bewegter Abschied vom Leben. Die romanhafte, ein wenig abgenutzte Einkleidung, einen Strohmann als Gefühlsträger vorzuschieben und seine unveröffentlichten Papiere erst nach seinem Tode herauszugeben, raubt den Blättern nichts von ihrem autobiographischen Werte. Ein Veteran der Feder, der durch die Gnade eines Freundes plötzlich zu mäßigem Wohlstand gelangt und aus dem Großstadttrubel in ländliche Abgeschiedenheit flüchtet, blickt in die qualvolle Vergangenheit zurück und genießt der holden Gegenwart. Alle Bitterkeit, die er bis zur Neige kosten mußte, ist ausgelöscht; süßer Friede, im Verkehr mit der Natur genährt, schwellt ihm die Brust. Noch einmal läßt er das Labyrinth des Lebens — gewiß kein Kaleidoskop, aber auch kein trostloses Jammerthal — vorüberschweben. Zu dieser in den verschiedensten Variationen behandelten Oberstimme geben Todesgedanken den Baß her. Es ist keine selbstgenügsame Glück im Winkel-Poesie, keine behagliche Philistrosität, die sich da breitmacht, sondern die schwer erstrittene Resignation ist ein letztes Resultat. „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein“: so tönt uns die wehmütig verklärte Weise entgegen.

Ein Weltenferner, Sturmgefriedeter spricht. Seine Seele hat in der Kirchhofstille Muße, sich auf sich selbst zu besinnen. Nichts stört mehr das Gleichgewicht seines Gemüts, seine stoische Unerschütterlichkeit; nicht die Ereignisse da draußen, kein ungelegener Besucher — nur die tragische Erkenntnis des Zuspät. Wieviel reicher können alle Daseinsbedingungen entwickelt werden, wenn ihnen bescheidener Besitz zu Hilfe kommt. Unter dem Albdruck materieller Sorge wird das höchste Gut, die Möglichkeit, schlummernde Kräfte zu erwecken, kläglich verthan.

Und doch bedeutet dieses Vale George Gissings keinen Bruch mit seiner Lebensmelodie, bei Henry Ryecroft mündet vielmehr alles, was er geschaffen. Es ist nur der gesteigerte Ausdruck seiner Sehnsucht. Anknüpfungspunkte ergiebt schon der frühe Sozialistenroman „Demos“. In anderer Tonart bloß kehrt das Thema in „New Grub Street“ wieder, einem journalistischen „Vanity Fair“, das vielleicht am ehesten dazu berufen scheint, George Gissings Namen der Nachwelt zu vermitteln. Sie wird ihm den Platz in der Litteraturgeschichte anweisen, den ihm seine Zeitgenossen aus blinder Verehrung für Modegötzen verweigert haben.

Vorläufig ging ihnen der Tod Henry Seton Merrimans näher. Das war eine Pflicht der Vaterlandsliebe: ergötzte sich doch die alte Königin Viktoria an seinem Roman „The Sowers“, der demnächst seine Bühnenurständ erleben wird. Die erfolggekrönte Laufbahn dieses kurzweiligen Schriftstellers schloß mit „Barlasch of the Guard“[6]), einer spannenden Intriguengeschichte, die sich von einem „bedeutsamen“ politischen Hintergrund abhebt. Unnötig zu sagen, daß es an einer Liebesaffäre nicht fehlt. Zeit der Handlung: 1812 — Napoleons Zug nach Rußland und das fürchterliche Gottesgericht an den heimkehrenden Truppen. Ort der Handlung: Danzig, Königsberg und der ostpreußische Küstenstrich. Hauptpersonen: der Kaiser als unsichtbarer Lenker des Geschicks und der Sergeant Barlasch von der Garde, der sichtbar die Fäden in der Hand hat. Seine schlichte Herzensintelligenz triumphiert über alle Ränke des Verstandes. Er thut einfach, was er für recht hält, und vereitelt die Schliche eines Geheimspions, der sich unter der Larve des Liebhabers eingeschmuggelt hat. Er geht für die blonden Locken der freundlichen filia hospitalis durch Schnee und Eis. In dem Augenblick, wo sich die Liebenden in die Arme schließen, ist seine Aufgabe erfüllt, und der Autor hat zum Dank für seine hündisch-treue Anhänglichkeit eine russische Kugel bereit. So stirbt der Alte von der Garde „als Soldat und brav“. Der Charaktertypus des wackern Faktotums mit seiner anheimelnden Bonhomie ist nicht übel geraten. Sein Bestes giebt Merriman in der Zeichnung des Milieus, das anfänglich wie ein preußisches Quality-Street anmutet. Die Ereignisse des russischen Feldzugs behandelt er aber gar zu sehr als kritischer Beobachter aus dem Jahre 1903 und entfernt sich dadurch zum Schaden der Illusion vom

Phot. Elliott & Fry.

George Gissing.

[5]) Westminster, Archibald Constable & Co.

[6]) London, Smith, Elder & Co.; Tauchnitz.

Boden der historischen Novelle. Wie wenn ein Schauspieler mitten in der Vorstellung an die Rampe treten, die Perrücke abnehmen und sprechen wollte: „Mein Name ist Haase, ich mache Ihnen jetzt einen französischen Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert vor . . .“

Und nun müßte eigentlich ein dicker Strich gezogen werden zum Zeichen, daß die Litteratur hier an der Grenze angelangt ist. Doch auch den Lebenden werde ihr Recht! Aus dem Gewimmel der Unterhaltungsproduzenten können nur die klangvolleren Namen herausgegriffen werden — was zwar ein Akt reiner Willkür ist, aber aus Notwehr ein Gebot der Nächstenliebe erscheint.

Da wäre also zuvörderst E. F. Benson, der Verfasser der gleißenden Gesellschaftssatire „Dodo“. Sein jüngstes Machwerk nennt sich „The Valkyries“[7]: eine Kuriosität ersten Ranges. Hielt es Charles Lamb nicht unter seiner Würde, im Verein mit seiner Schwester Mary den Inhalt der shakspeṙischen Dramen nachzuerzählen und dadurch, mehr als alle Biographen und Kommentatoren, des Dichters Popularität zu fördern, so dünkt sich Benson nicht zu schade, dasselbe für Richard Wagners Operntexte zu unternehmen. Die Walküre eröffnet den Zyklus. Aus dem Libretto, dessen Deutsch der Engländer ja doch nicht versteht, ist ein Prosaroman von 259 Seiten geworden mit möglichst engem Anschluß an den Wortlaut der Vorlage. Die Wagnerianer werden ob solcher Tempelschändung entsetzt die Hände ringen oder — weniger pathetisch — die Sache einfach lächerlich finden. Trotzdem muß anerkannt werden, daß sich Benson mit Geschick aus der Affäre zu ziehen wußte. Es hätte noch viel schlimmer werden können. Immerhin (im Auftrag der Kunst): pereant sequentes!

Da ist ferner Henry Harland, ehedem Herausgeber der esoterischen Kunstzeitschrift „The Yellow Book“, mit einer Töchterpensionat-Liebesgeschichte „The Cardinal's Snuff-Box“[8]. Auf Seite 10 bereits muß blödester Durchschnittsverstand erraten, daß die Duchessa Beatrice di Santangiolo, jung, schön, katholisch, Witwe, Engländerin von Geburt, und Peter Marchdale ein Paar werden trotz der Glaubensschranken. Der Trick nun ist der: Onkel Kardinal läßt seine Schnupftabaksdose absichtlich in Peters Behausung liegen, damit der redliche Finder seinen Liebeslohn einstreiche, und verdient sich so ein Kuppelpelzchen. In diesem sanft plätschernden Bächlein giebt es eine tückische Stelle: das angelsächsische Publikum muß sich tüchtig die Leviten lesen lassen. „Es hat fünfzig Religionen — nur eine Sauce — und überhaupt keinen Sinn für Schönheit. Es kann den Splitter in seines Nächsten Auge sehen; kann sehen, wann ein Geschäft gut, ein Krieg dienlich ist. Aber das eine, was es nie sehen kann, ist Schönheit . . . Dafür hat es gar kein Gefühl, so wenig ein blinder Wurm die Farben des Regenbogens fühlt.“ Und die andere Backe haut und streichelt Harland zugleich durch den Satz: „Es ist der Ruhm der Engländer, unlogisch zu sein.“ Unlogisch zum mindesten nimmt sich so scharfe Abkanzlung in einer harmlos heiteren Erzählung aus. Oder wollte Henry Harland damit den eignen Ruhm retten? —

[7] London u. Leipzig, Unwin's Library.
[8] London u. New York, John Lane; Tauchnitz.

Da ist zuguterletzt Leonard Merrick mit dem Capriccio „Conrad in Quest of his Youth“[9]. Ein hübscher Märchenvorwurf, einen Mann auf die Suche nach seiner Jugend zu schicken, wird hübsch in der Wirklichkeit ausgesponnen. In drei Stadien wird das Ziel durchmessen. Ohne in elegische Schwärmerei zu verfallen, wozu die „Erinnerungseselei“ des Helden leicht verführen könnte, vermeidet Merrick gewandt die Gefahr des Läppischen. Nach manchen Irrungen und Wirrungen findet Conrad Warrener, der sich längst davon überzeugt hat, daß man ein Vierteljahrhundert so wenig wie seinen eignen Schatten überspringen kann, seiner Weisheit letzten Schluß: ein Mann ist jung, so oft er sich verliebt. Und das trifft auch auf die englischen Romanschreiber zu: sie hören nicht auf, der Verliebtheit zu huldigen, und machen dadurch einen bestechend jugendlichen Eindruck.

Nichts liegt mir ferner, als die Daseinsberechtigung solcher Lektüre anzufechten oder sie mit litterarischen Waffen in den Grund zu bohren. Es giebt so viele Migränegeplagte, von Zahnschmerz und Stockschnupfen Heimgesuchte, nach Zerstreuung Lechzende. An feuchten Sonntag-Nachmittagen, wenn der Nebel draußen auf den Gassen braut, lesen sich so liebenswürdige Bücher sehr angenehm in der behaglichen Wärme des kosigen drawing-room, um am Montag Morgen, wenn das business ruft, schon wieder vergessen zu sein.

Besprechungen

Neue Novellenbände.

Von **Rudolf Krauß** (Stuttgart).

1. Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 408 S. M. 4,50.
2. Nerven. Novellen von Georg Freiherrn v. Ompteda. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. 391 S. M. 5,—.
3. Die große Stimme. Novellen von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 195 S. M. 2,—.
4. Der Sonntagsmann und andere Novellen von Marianne Mewis. Berlin 1903, F. Fontane & Co. 359 S. M. 3,—.
5. Geschichten im Schnee. Von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 249 S. M. 3,—.
6. Die Amazone und andere Geschichten von Johannes Johannsen. Stuttgart 1903, J. Engelhorn (Engelhorns Allg. Roman-Bibliothek. 20. Jahrg. 3. Bd.). 160 S. M. —,50.

Diese sechsbändige Auslese aus der letzten novellistischen Ernte giebt in ihrer Gesamtheit einen guten Begriff von dem gegenwärtigen Stand dieser Kunstgattung. Aeltere und jüngere Autoren, Dichter und Dichterinnen, berühmte, bekannte und kaum je genannte Namen haben sich da zusammengefunden in friedlichem Vereine: aber alle weisen sie ein beträchtliches Können auf, das zur Achtung zwingt. Die kleinere und feinere Form der Novelle ist von jeher weniger als Roman oder Drama geeignet gewesen, schroffe litterarische Gegensätze zur Anschauung und zum Austrag zu bringen. Auch in den sechs vorliegenden Sammlungen herrscht eine gewisse, die Extreme vermeidende Gleichmäßigkeit, unbeschadet der individuellen Besonderheiten der verschiedenen Verfasser.

[9] London, Grant Richards; Tauchnitz.

Nur eines dieser sechs Bücher, das Wicherts, trägt ein streng einheitliches Gepräge, und die einzelnen Geschichten sind da sogar durch eine etwas altmodisch anmutende Rahmenerzählung zusammengehalten. Die fünf anderen Bände haben nach einer mehr bequemen als künstlerisch berechtigten Methode ihre Ueberschriften von der an erster Stelle stehenden Novelle erhalten, die nicht einmal immer, wie bei Heyse, das umfangreichste oder, wie bei Ompteda, das bedeutendste Stück der Sammlung ist. In vier Fällen sind die Erzählungen anscheinend lediglich nach der Folge ihrer Entstehung ohne rechten Zusammenklang der darin angeschlagenen Stimmungen bunt aneinandergereiht; nur aus den vier Geschichten, die uns Heyse vorträgt, läßt sich ein einheitlicher Grundton heraushören.

In der ersten Novelle erzählt Heyse, wie ein edler junger Mann seine liebenswürdige Braut aufgiebt, weil es ihm eine moralische Unmöglichkeit ist, mit einem ihm feindlich gesinnten heuchlerischen Kandidaten der Theologie, den seine herrsch- und selbstsüchtige Schwiegermutter zum Patronatspfarrer bestimmt hat, in der Gutsgemeinschaft zusammen zu leben und zu wirken. Von moralischen Unmöglichkeiten handeln aber auch die drei übrigen Nummern, die den Band füllen. Oder ist es nicht eine moralische Unmöglichkeit, wenn „Er selbst", ein parador geistreicher Sonderling, trotz seiner Weiberverachtung schließlich aus reiner Neugier, was eigentlich hinter so einer Sphinx stecke, doch noch heiratet, um nach vier Wochen seinem Frauchen durch Teilnahme an einer Nordpolexpedition zu entfliehen? In dasselbe Kapitel gehört die Lebensgeschichte der einen von „Zwei Witwen", die mit einem Epileptiker eine geistig vertiefte Ehe führt, ohne daß dabei die in ihr verborgen glühende Sinnlichkeit zu ihrem Rechte kommen kann. Etwas von „moralischer Unmöglichkeit" haftet auch dem Helden der letzten Geschichte an, der vom Dichter als „ein Idealist" bezeichnet wird. Es ist ein angejahrter Maler, „Fanatiker der Linie", der ein reizendes Mädchen als Modell für sein Lebenswerk, Homer-Verbildlichungen, durch einen seltsamen Vertrag an sich kettet, um sie schließlich nach einem nicht minder seltsamen Duell an den Mann ihrer Wahl zu verlieren.

Die Probleme, die sich Heyse gestellt hat, sind nach seiner Neigung etwas scharf zugespitzt, und manches mutet bei ihm wie ein geistreiches Spiel an, das nicht recht überzeugend wirkt. Aber immer wieder bewundert man an ihm die Zartheit der Linienführung, die Klarheit der Stilisierung, Eigenschaften, die sich mitunter auf eine wahrhaft goethische Höhe erheben. Die Ueberlegenheit seiner Bildung und die Sicherheit seiner Weltanschauung erzeugen auch beim Leser ein wohlthuendes Gefühl der Ruhe. Gerne läßt man sich aus solchem Munde belehren und läßt es sich auch gefallen, daß manchmal ein Wort gesagt wird, mehr um gesagt zu sein, als um die redende Person zu charakterisieren. Einen auserlesenen Genuß gewährt namentlich die ungemein feine und lebenswahre Zeichnung der vier Hauptgestalten in der Novelle „Moralische Unmöglichkeiten", des Liebespaares, des Vaters und vor allem der unangenehm spitzen Mama, die ihr Gatte etwas euphemistisch seinen kleinen Napoleon zu nennen pflegt. Nur der heuchlerische Kandidat der Theologie ist eine ziemlich verbrauchte Figur. Uebrigens endet die sonst so schöne Geschichte leider mit einer Inkonsequenz, indem die letzte Entscheidung über das Schicksal des Helden nicht seinem freien Entschlusse, sondern einem — obendrein recht unwahrscheinlichen — Zufall übertragen wird.

Omptedas Kunst ist nicht so vornehm und wählerisch wie die Heyses, dafür aber kräftiger und mehr aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens herausgewachsen. Seine neun recht bunt zusammengewürfelten Erzählungen sind dem inneren Wert nach sehr ungleich. Die erste, „Nerven", ist eine psychologische Studie, die des Verfassers des „Sylvester von Geyer" durchaus würdig ist. Sie spielt in Offiziers- und Adelskreisen, die Ompteda mit einer Sachkenntnis und zugleich mit einer vorurteilsfreien Unbefangenheit, wie kaum ein zweiter, zu schildern versteht. Der Held ist mit äußerst zarten Nerven, ja sogar mit physischer Feigheit behaftet, aber es gelingt ihm, durch Willensstärke die angeborene Schwäche zu überwinden. Er wendet seine letzte sittliche Kraft auf, um ein, wie er wohl weiß, für ihn todbringendes Duell in Ehren zu bestehen. Der Dichter versteht dem Leser das Gefühl beizubringen, daß wirklich ein unentrinnbares Verhängnis über dem Haupte des Unglücklichen schwebt, und diese eiserne Notwendigkeit wirkt besonders ergreifend. Von den zwei anderen längeren, innerlich verwandten Erzählungen des Bandes, „Lili" und „Frieden", gebührt jener der Vorzug. Sie behandelt Schuld und Sühne einer Frau, die einem Greise die Hand reicht, um der Frucht verbotener Liebe, der sie entgegensieht, einen ehrlichen Namen zu geben. Bei allen Schönheiten im einzelnen macht dieses Stück mehr den Eindruck eines nicht ganz ausgeführten Romans als einer abgerundeten Novelle. Noch sprung- und lückenhafter ist die Handlung in „Frieden"; doch ist das häusliche Milieu hier stellenweise vorzüglich getroffen. Eine stimmungsvolle Skizze, „Vorfrühlingstag", und fünf Humoresken beanspruchen den Rest des Raumes. Warum soll sich ein vorwiegend ernst gestimmter Autor nicht auch einmal, sozusagen zur Erholung, in Schnurren und Grotesken ergehen dürfen? Einige dieser Sächelchen sind auch ganz annehmbar, namentlich „Das Automobil", wobei der Verfasser zugleich die Gelegenheit aufgreift, seine intime Vertrautheit mit der Technik dieses Sports zu verraten. Aber im ganzen stehen die mit behaglicher Breite ausgesponnenen Handlungen nicht im richtigen Verhältnis zu den etwas matten Pointen. Jedenfalls wäre „Der Storch" besser weggeblieben.

Das Novellenbuch der Boy-Ed verdient es, unmittelbar hinter die beiden vorher besprochenen gestellt zu werden. Es besteht aus zehn knappen Skizzen, in denen meist bedeutungsvolle Stoffe in konzentrierter und pointierter Form behandelt sind. Die temperamentvolle Verfasserin weiß starke Wirkungen zu erzielen, wenn sie auch die Farben mitunter etwas grell aufträgt und die Moral gar zu dick unterstreicht. Eigenartige Tagebuchaufzeichnungen eines Tauben eröffnen die Sammlung; packend sind die Qualen eines Menschen geschildert, der sein Gehör und damit „das Eigentumsrecht an seine Worte" verloren hat, und der durch dieses Unglück von seinen bisherigen menschlichen Beziehungen losgelöst wird. Da flüchtet er sich in die Einsamkeit des Gebirges und hört — hört, überglücklich — „die große Stimme" der Natur. Würdig beschließt „Ein Handel" den Band: plötzlicher Deichbruch und Ueberschwemmung des Gutshauses; die lahme Gutsfrau ist verloren, wenn sie der Großknecht nicht auf seinen starken Schultern zum Speicher hinaufträgt. Der unheimliche Geselle, der das Töchterchen in sich verliebt gemacht hat, aber von der Mutter als Freier standhaft zurückgewiesen worden ist, benutzt die entsetzliche Lage zu einem schnöden Handel: er will die Frau retten, wenn sie ihm die Hand der Tochter zusagt. Es geschieht. Die Bewohner des Hofes sind der Not entronnen. Aber das Mädchen hat nun gegen den Geliebten einen unüberwindlichen Abscheu gefaßt, und beschämt muß er abziehen. Zwischen diesen beiden Glanzstücken liegen einige Erzählungen, in denen die Verfasserin den Kampf gegen die moralische Heuchelei der Gesellschaft tapfer aufnimmt. „Eine Brutalität" läßt sich der fanatische Seelsorger, der eine arme Schwindsüchtige über die ihr nahe bevorstehende Auflösung in seinem harten Glaubenseifer unterrichtet, wirklich zu schulden kommen: hätte doch die trügerische Hoffnung auf Genesung der Kranken die letzten Leidenstage und den Todeskampf erleichtert und verklärt! Noch tiefer ist eine andere Sterbeszene, „Das letzte Wort", aus den seelischen Abgründen des Lebens geschöpft. Eine edle Frau, die ihren Mann verachtet, hat ihre Gefühle sorgsam dreißig Jahre verborgen, um den Vater nicht der Mißachtung der Kinder preiszugeben; aber im Augenblick des Todes reicht ihre Kraft zur Lüge

nicht mehr aus, und sie schleudert dem Gatten vor den Kindern die Wahrheit ins Gesicht. Die Wirkung ist die, daß die Kinder ihr nicht glauben, den geschmähten Vater bemitleiden und der toten Mutter mit Groll gedenken. Die bittere Satire, die in diesen und einigen weiteren Geschichten waltet, ist in zwei anderen zum milderen Humor abgedämpft. „Der Dorfdiplomat" und „A." sind Kabinettsstückchen fein komischer Erzählungskunst. In der zuerst genannten Humoreske wird berichtet, wie das Dorfkreuz, eine liederliche Weibsperson mit sieben außerehelichen Rangen dank der Schlauheit des Gemeindedieners nach dem benachbarten Lübeck abgeschoben wird, während im zweiten Falle der frisch in Berlin angezogene Rentner Aarenberg durch die Anfangsbuchstaben seines Namens an die Spitze öffentlicher Geberlisten gebracht und so in den Wohltätigkeitsstrudel hineingerissen wird, bis er endlich, um einen beträchtlichen Teil seines Vermögens ärmer, die gefährliche Großstadt verläßt.

Auch die sechs Novellen von Marianne Mewis sind Kundgebungen eines reichen Erzählertalents, wenn auch mehr eines werdenden als eines schon fertigen. Die Verfasserin verfügt über starke Phantasie mit einem leichten Stich ins Romantische und besitzt insbesondere eine schöne Gabe, Natur und Naturvorgänge stimmungsvoll, ja groß zu schildern. Sie arbeitet sehr sorgsam und genau, mit viel, nur gar zu viel Kunstaufwand. Alles ist wohl ausgedacht und klug aneinandergereiht, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb fehlt der Eindruck der vollen Lebenswahrheit. Wohl versteht uns die Verfasserin mit ihren geistreichen Geschichten in den Zustand angenehmer Neugier zu versetzen, nicht aber immer, uns herzliche Teilnahme mit den Geschicken ihrer Phantasiegeschöpfe abzugewinnen. Meist schildert sie eigenartige Milieus, in die sie sich liebevoll versenkt hat. Zwei Erzählungen kulturhistorischer Art, „Der Sonntagsmann" und „Der Cicisbeo", machen uns mit merkwürdigen gesellschaftlichen Erscheinungen aus der italienischen Vergangenheit bekannt. Der Sonntagsmann ist ein armer junger Maler, der sich von einer hübschen, aber etwas hochnasigen florentiner Witwe dingen läßt, bei ihren sonntäglichen Kirchgängen und Ausflügen ihren Beschützer zu spielen. In den Gefahren der Pest, die Florenz heimsucht, schmilzt die harte Rinde von dem Herzen der Madonna Bianca, sodaß sie endlich ihren vielgetreuen „Domenichino" beglückt. Nicht minder treu ist der Cicisbeo seiner stolzen Herrin ergeben, aber als er ihre Nichte Laura sicher in ihr Haus geleiten soll, verliebt er sich bei diesem Auftrag in das reizende Mädchen. Auf der Reise, deren abenteuerlicher Verlauf mit zart romantischen Farben sehr hübsch ausgemalt ist, holt sich Laura ein todbringendes Fieber; der Cicisbeo fährt fort, mit unwandelbarem Pflichteifer der Gebieterin zu dienen, aber fortan mit erkältetem, mit ertötetem Herzen. Todbringende Dürre und Wassernot in einem lothringischen Dörfchen, wodurch die Menschen zu Bestien werden, ist die Atmosphäre, in der die zarte Liebe des armen „L'Hommelette" zu einer armen Hirtin aufkeimt; eine grausige Katastrophe setzt seinem bißchen Glück und seinem Leben ein jähes Ziel. Ein freundlicheres Bild gewährt „Madonna im Schnee": eine herzige Witwe und ihr Bübchen bekehren einen düsteren jungen Mennoniten droben im Norden Preußens zu einer helleren Auffassung des Menschendaseins. In „Schweigen" tritt uns ein verzogenes Frauchen entgegen, die sich dem Laster des Trinkens ergeben hat und durch eine Radikalkur ihres Gatten nicht nur geheilt wird, sondern auch zum willensstarken Weib heranreift. Am schwächsten ist die Novelle „Der Weg nach Damaskus", in der die Seelenpein eines jungen Geistlichen zu seiner unbedeutenden Verschuldung außer Verhältnis steht.

Ernst Wichert läßt eine Reisegesellschaft auf der Höhe eines Alpenpasses eingeschneit und so gezwungen werden, in dem kleinen Gebirgsgasthaus ein paar Tage gemeinsam zu verbringen. Jemand verfällt auf den Gedanken, jeder möge der Reihe nach zur Verkürzung der langen Abendstunden irgend etwas Selbsterlebtes zum besten geben, und der Vorschlag wird mit Begierde aufgegriffen: so entstehen die „Geschichten im Schnee". Wichert hält, der von ihm erdichteten Situation entsprechend, den Stil kunstlos mündlicher Erzählung fest und trägt in frischem und natürlichem Ton acht kleine Novellen leichterer Art vor, die angenehm unterhalten, ohne irgendwie einen tieferen Eindruck zu hinterlassen.

Von den fünf Erzählungen Johannes Johannsens füllt die erste, „Die Amazone", fast den halben Band. Es ist die ganz hübsch durchgeführte Geschichte einer Künstlerehe; aber um einen so abgenutzten Stoff noch genießbar zu machen, bedarf es doch anderer Qualitäten. Mehr Originalität verraten einige von den kleineren Stücken. Das forsche Edelfräulein (in „Hohe Jagd"), das sich bei nächtlicher Weile aufs Wildern verlegt, dabei ertappt wird und statt der Strafe einen Bräutigam bekommt, ist eine sonderlich anmutende Erscheinung. Auch mit der widerborstigen Dirne, die ihrem „Daniel in der Löwengrube" zuläuft, weil er der einzige Mann ist, der sie einmal hart angefaßt hat, kann man sich wohl befreunden.

Heimatliche Kunstpflege.

Von **Paul H. Hartwig.**

Jeder Deutsche hat eine doppelte Heimat, das Reich, wie es nach dem großen Kriege erblühte, und eins der kleinen Vaterländer, aus denen jenes mosaikartig zusammengeschweißt wurde. Wer den großen Reichsbegriff mit aller Liebe pflegt und es als stolzeste Freude empfindet, einem gewaltigen Ganzen anzugehören, in seinem Herzen thut sich doch eine Ecke auf, in der mit breitestem Behagen die engere Landsmannschaft herrscht, wo sich bei gegebener Gelegenheit der Bayer, der Brandenburger, der Schwabe, der Thüringer und Mecklenburger recht energisch bemerkbar macht. Uraltes, überkommenes Vätererbe ist der Begriff dieser engeren Landsmannschaft, der heute seine Macht übt wie ehedem. Ein gemeinsames Band umschließt die Rappelköpfe der einzelnen Stämme, aber von seiner Besonderheit giebt keiner etwas auf. Nicht für alle Vorgänge des öffentlichen Lebens mag das energische Festhalten bequem sein — die Basis einer der wertvollsten Empfindungen, der Liebe zum angestammten Boden, ist es. Dieser Liebe entsprießt die holde, duftreiche Blüte, die unter dem Namen „Heimatkunst" in unseren Tagen die sorgfältigste Pflege und Förderung erfährt. Man betrachtet sie mit vollem Recht als wesentlichen Faktor zur weiteren gedeihlichen Kunstentwicklung.

Mit Sympathie sind Sammelwerke zu begrüßen, in denen die Herausgeber von der Idee ausgehen, künstlerische und litterarische Persönlichkeiten, die ein bestimmter Kreis vaterländischen Bodens geboren hat, mit Proben ihrer Kunst der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Die Sammlungen, die ideelle Ziele verfolgen, haben nebenbei den praktischen Wert, daß nach den Proben in manchem Leser vielleicht der Wunsch rege wird, den ganzen Mann in seinen Leistungen kennen zu lernen.

Sehr stattlich nimmt sich das mecklenburgische Dichterbuch (Geb. M. 6,—) aus, das von Dr. Richard Dohse herausgegeben ist. Die Verlagsbuchhandlung W. Süsserott in Berlin hat für ein sehr schmuckes Gewand gesorgt, das Mecklenburg auch äußerlich empfiehlt. Die Anthologie ist dem jungen Großherzog gewidmet, der über die Fülle von Dichtern und Dichterinnen, die Mecklenburg der Gegenwart schenkte, sicherlich erstaunt sein wird.

Das Obotritenland mit seinen tiefen Wäldern, den weiten blauen Seen und bronzefarbenen Weizenfeldern hat fruchtbaren Boden, er nährt seinen Mann und macht ihn stark für die Fährden des Lebens. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat sich seit Reuters und John Brinckmans Tagen, der klassischen Vertreter der plattdeutschen Sprache, für die Litteratur recht günstig erwiesen. Auch auf diesem Weizenfeld sind viele Halme

mit vollwertigen Aehren. Es ist ein ziemlich ungetrübtes Vergnügen, den starken Band zu durchblättern und sich der eigenartigen Proben mecklenburgischer Dichtkunst zu erfreuen.

Was Heinrich Seidel der deutschen Litteratur ist, muß bei dieser Gelegenheit nicht erst gesagt werden, er hat zum Eingang einen warm empfundenen „Gruß aus der Fremde“ gesandt:

„Wie schön bist du, mein Heimatland,
Von Wald und See umzogen,
Wo fern bis an des Himmels Rand
Die goldnen Saaten wogen,
Wo stille Ströme sänftiglich
Durch Wiesenthäler gleiten
Und weite blaue Seen sich
Um Buchenhügel breiten.“

Der Proben seiner herzinnigen, von liebenswürdigem Humor getränkten Lyrik werden sich seine Verehrer besonders freuen. Innerlich mit Seidel verwandt ist Paul Remer — er übt eine feine, echt lyrische Kunst, die der Tiefe niemals entbehrt. Seine Dichtungen sind oft von mimosenhafter Zartheit, sie führen den Leser aus dem Lande der Wirklichkeiten in ein schöneres, das von jenem weltenfern ist. Seine Träume sind die Träume eines echten Poeten, und aus seinen Märchen tönt das Klopfen eines tief empfindenden Herzens. Er ist ein Meister der Stimmungskunst, die Andersen und Jacobsen nahe steht.

Kraftvoller, positiver ist Max Dreyer — er liebt das Leben, und das Leben liebt ihn. Seine Art ist niederdeutsch. Wenn er auf der Bank der Spötter sitzt, sagt ein Zwinkern der fröhlichen Augen, daß die Scherze, die er übt, nicht bös gemeint sind. Die abgedruckte Probe aus dem vieraktigen Schauspiel „Möller Hildebrandt“ verrät den scharfen Charakteristiker, der mit wenigen Strichen plastische Wirkungen zu erzielen weiß. Die plattdeutschen Gedichte, die er beisteuert, offenbaren eine weitere, liebenswürdige Seite seines Talents, dessen reifste Früchte noch zu erwarten sind. Ernst Ziel, der ehemalige Redakteur der „Gartenlaube“, zeigt in zahlreichen lyrischen Beiträgen ein Naturempfinden, das dem Eichendorffs verwandt ist. Adolf Wilbrandt, der im stillen rostocker Poetenwinkel haust, hat ein warm empfundenes Gelegenheitsgedicht „Beim Hochzeitsmahl“ beigesteuert. Von seiner Art verrät der Beitrag allerdings nicht viel mehr, als daß Wilbrandt ein zärtlicher Vater ist. Abgeklärte Ruhe findet sich in den liebenswürdigen Werken des Erzählers Felix Stillfried (Adolf Brandt), die einem gemütvollen, warmen Herzen entstammen und das Zeug zu echten Familienbüchern haben. Die lyrischen Proben des mecklenburgischen Dichterbuchs empfehlen den Poeten aufs beste. Charlotte Regenstein (Alexander Römer) hat sich durch ihre Romane eine geachtete Stellung im deutschen Lesepublikum erworben. Ihre Skizze „En mecklenburgischen Buer sin Leiw“ zeigt das auf materiellen, wie auf innerlichen Vorzügen beruhende Talent der Verfasserin von vorteilhafter Seite. Der trefflichen Johanna Klemm begegnet man gern. Ihre Art wird am besten durch ein paar Worte charakterisiert, die Mutter Reuter in der reizvollen Novellette „Muttersprache“ sagt: „dat ‚von‘ gellt mi wider nix an, Schmidtsch, von Horten, von Gemäut sall se dägen, dat anner ‚von‘ bedüdt mi nix.“ Ein wahrer Mensch mit klar blickenden Augen tritt uns in dieser Schriftstellerin entgegen. Paul Warncke ist ein Mecklenburger, der seiner schönen Heimat mit einer wahren Begeisterung anhängt, er hat sich durch seine Reuterstudien bekannt gemacht. Von seiner tiefen lyrischen Begabung mag folgendes Gedicht eine kleine Probe geben:

De Rosen bläuhn.[1]

Ganz still is't. Blot min Hart, Marie,
Dat schreckt und tockt so lud.
Dat kümmt, wil't schummern ward, Marie,
Un wil du büst min Brut.

Ach kumm doch! Kumm! De Rosen bläuhn,
De Luft is weik un warm;
De Gorenlauw ist dicht und gräun,
Un ut is Last und Larm.

Dat is de olle Stell', Marie,
Von dei din Hart so weit.
Dor lücht't din Og so hell, Marie,
Dor gläuht din Hart so heit.

Dor liggt de lude Welt so wid,
Un wi sünd ganz allein —
Ach kumm doch, kumm! 't is Frühjohrstid,
Kumm mit! de Rosen bläuhn.

Es findet sich in dieser Anthologie noch manches Wertvolle; das Lyrische, von starkem, innigem Heimatgefühl durchdrungen, überwiegt. Es ist eine Lektüre, die man in Dosen zu sich nehmen soll, da anders vielleicht eine gewisse Monotonie hervorgerufen wird. Des Herausgebers Richard Dohse wäre noch als Dichter zu gedenken, er hat eine hübsche, gefällige Begabung. In dem Schlußvers seines Gedichts „Min Weg“ zeigt sich etwas von echter mecklenburgischer Art:

Hurrah! — wenn ünner minen Faut
De Aest und Telgen knacken. —
Ick bahn mi sülben minen Weg,
Kopp hoch und stiw den Nacken!

* *

Vom Norden führt ein weiter Sprung nach der südwestlichen Ecke des Vaterlands, nach Baden, dem „Musterländle“, das die Natur so reich mit Fülle und Schönheit gesegnet hat. „Badische Kunst“ nennt sich das vornehm ausgestattete Werk, das im Auftrage des Vereins „Heimatliche Kunstpflege“ in Karlsruhe von Albert Geiger herausgegeben ist (Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdr. Lex.-8°. 95 S.) Poesie und Malerei haben sich schwesterlich die Hände gereicht und repräsentieren mit reizvollen Leistungen ihr Heimatland aufs beste. Namentlich geben die karlsruher Künstler in stimmungsvollen Proben einen Begriff von der hohen Entwicklung ihrer Kunst. Das Werk ist mit prächtigen Vollbildern und graziösen Vignetten und Bildern im Text geschmückt; die angewandten Reproduktionsverfahren stehen auf künstlerischer Höhe. Hans Thoma hat das Titelblatt, das die Fülle seines künstlerischen Schaffens wenigstens ahnen läßt, beigesteuert. Die besten Namen sind weiter in der Sammlung zu finden. Thoma ist noch mit dem wunderbaren, von unendlich harmonischer Ruhe erfüllten „Blick ins Thal“ vertreten. Gustav Schönlebers getönte Zeichnung „Alt-Breisach“ zeigt ein pittoreskes Stück des alten Städtchens in hellem Frühlicht. In dem Reichtum des Gebotenen fesselt noch besonders die duftige, von Ludwig Richterscher Seele erfüllte Federzeichnung Gustav Kampmanns: „Frühling“ — das ist wirklich Frühling in seiner keuschen Jugend, seinem Sprossen, seinem Kinderglück. Die Namen Dill, Fehr, Schmidt-Reuter, Eichrodt, Conz bürgen für die künstlerische Gediegenheit der übrigen Beiträge. — Auch der Text des Buches bietet manches Erfreuliche. Freilich will sich eins, was die Lektüre des mecklenburgischen Dichterbuchs so reizvoll macht, nicht einstellen, die Ueberzeugung, daß man es mit Vertretern eines bestimmten kleinen Vaterlands im großen Vaterland zu thun hat. Wenn man von der charakteristischen kleinen Geschichte „Der Bläsibauer“ von Max Bittrich, Pauline Wörners „Kameraden“ und den allemannischen Gedichten Otto Rauppss absieht, fehlt der Charakter des Bodenständigen völlig. Emanuel von Bodmans innige, weiche Liebeslyrik ist überall gleich zu Haus. Maidy Koch ist eine feine, tiefe Natur. Ihr wunderbares Lied „Das quält mich tief“ (abgedruckt LE VI, 250) mag in vielen Frauenherzen einen Widerhall finden. Adolf Schmitthenner zeigt in einer romantischen Skizze „Der erste Reiter“ Phantasie und Kraft. Von Wilhelm Jensen (wie kommt der Holsteiner nach Baden?) findet sich ein stimmungsvolles Gedicht „Mittag“. Heinrich Vierordts „Sommernachtstraum“ und „Kirchlein zu Rüppur“ hat nichts von der prachtvollen, urwüchsigen Kraft, die dem Poeten sonst eigentümlich ist. Auf die Entwicklung des fein-

sinnigen Mannheimers Karl Wolff darf man gespannt sein — „Tanz“ und „Einem Freunde“ zeigen starke Empfindung. Die Skizzen von Johanna Wolf-Friedberg „Eine anständige Frau“ und „Jugend“ sind sichtlich durch Maupassant beeinflußt. Der Entwicklung der schönen badischen Residenz widmet Karl Widmer ein umfangreiches Feuilleton, die Gedankensplitter von Otto Kemmich (Peter Sirius) sind geistreich und wirklich der Absplitterung wert. Dichtungen des Herausgebers Albert Geiger, sowie solche von Otto Frommel, Albert Roßhack, Benno Rüttenauer und Albert Herzog vervollständigen den Band, der nicht nur badische Leser erfreuen wird.

* *

Vom schönen badischen Land ist eine Reise in die Schweiz eine Kleinigkeit. Das „Schweizerische Dichterbuch“, ein 270 Seiten starker Band (Frauenfeld, Huber & Co. Geb. M. 4,—), ist aus den gleichen Absichten heraus entstanden, wie das „Mecklenburgische Dichterbuch“. Die Herausgeber Emil Ermatinger und Eduard Haug wollten eine Uebersicht des Schaffens moderner, deutsch-schweizerischer Dichter geben. Dem ersten Bande, der natürlich in sich abgeschlossen ist, sollen später neue Veröffentlichungen folgen. Das Dichterbuch soll gewissermaßen ein ständiges Organ für schweizerische Litteratur der Gegenwart bilden. Die Idee hat entschieden etwas für sich, zumal der erste Band sich recht verheißungsvoll anläßt. Im Reich erfreut sich J. C. Heer als geschmackvoller Erzähler einer besonderen Wertschätzung. Er ist mit einer liebenswürdigen Novelle, „Rezensentenliebe“, vorteilhaft vertreten. Absolut bodenständig ist die Kunst Ernst Zahns, sie ist von der grandiosen Natur, die ihn umgiebt, tief beeinflußt. Roseggersche Klänge tönen aus seinen Arbeiten, man fühlt, er liebt das Volk um seiner selbst willen, und das Echte einer starken Empfindung verleiht seinen Werken Würde. Von Alfred Beetschen, dem warmherzigen Lyriker und gewandten Erzähler, hätte man gern etwas mehr gefunden, wie das belanglose kleine „Momentbild aus dem Zoologischen“. Isabelle Kaisers Dorfbild „Ein blühender Apfelbaum“ übt in seinem gesunden Realismus plastische Wirkung aus. Meinrad Lienerts volkstümliches Talent verdient auch in Deutschland die Anerkennung, die ihm in seinem Vaterland zu teil wird. Eine Ballade „Johann Chaldar“ von Adolf Vögtlin macht auf die übrigen Werke dieses Autors neugierig. Carl Spitteler ist mit drei kleinen Aufsätzen vertreten, in denen er sich als der geistreiche Aesthet zeigt, als den man ihn schätzt. J. V. Widmann, der für uns im Reich als der bedeutendste Vertreter neuschweizerischer Litteratur gilt, fehlt mit einem Beitrag seiner Feder. Es finden sich in der Sammlung noch manche Namen, deren Träger nach den Talentproben, die sie geben, noch zu Persönlichkeiten auswachsen können. Victor Hardung, der ein Märchen, „Trauer“, voll Stimmung und Schönheit veröffentlicht, sei noch besonders genannt.

Um Darwin.

Von F. Ernst (Berlin).

1. Aus der Schneegrube. Gedanken zur Naturforschung. Von Wilhelm Bölsche. Dresden 1903, Carl Reißner. gr. 8°. 346 S. M. 6,—.
2. Lebensgeschichte der Erde. Ein Ueberblick über die Metamorphosen des Erdsternes. Von Willy Pastor. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 261 S. M. 4,—.

In der naturwissenschaftlichen Fachlitteratur erschallt schon seit einigen Jahren der Kampfruf „Los von Darwin!“, und es giebt junge Heißsporne und ergraute Arbeiter in den botanischen und zoologischen Laboratorien, die dem Darwinismus eine Großvatermütze überziehen und ihn zum Einschlafen bewegen möchten. Doch liegt dieser Meinungsstreit den Absichten dieser Zeitschrift so fern, daß für sich genommen ein Eingehen darauf nicht gerechtfertigt erscheinen würde. Aber diesmal haben sich zwei Schriftsteller in diese Gedankenkreise begeben, deren Name auch eine Wertung von litterarischer Seite verlangt: Wilhelm Bölsche und Willy Pastor. Beide suchen in volkstümlicher Darstellung die Summe des Für und Wider zu ziehen. Beide Bücher sind in ihrer Art typisch, womit jedoch noch nicht gesagt sein soll, daß sie an Wert gleich seien.

Wilhelm Bölsche ist in seinem Wesen als naturwissenschaftlicher Schriftsteller so bekannt, daß es nicht nötig ist, nochmals eingehend auf seine Bedeutung hinzuweisen. Wenn er auch bei seinem neuen Buche: „Aus der Schneegrube“ im Gegensatz zu seinen früheren Essaibänden keine ganz neuen Wege findet, so bewährt er doch seine bekannten Vorzüge wieder. Es muß z. B. sogar den Fachmann, der selbst vielleicht schon in die Lage gekommen ist, über die Versuche von Hugo de Vries vor Laien zu sprechen, in Erstaunen setzen, wie anschaulich, lebendig und greifbar Bölsche die entscheidenden Beobachtungen und Experimente des amsterdamer Botanikers an den Nachtkerzen wiederzugeben weiß. Oder er schildert die Entdeckungen, die man bisher über die künstlerischen Schöpfungen des Urmenschen gemacht hat. Die berühmten und zum Teil auch berüchtigten Tierbilder, die man seinerzeit im Keßlerloch in der Schweiz fand, geben ihm Anlaß, von jener neuesten Entdeckung zu erzählen, von den Tierfriesen in den Höhlen des Vezerethales im Trüffellande Périgord. Ich könnte mir denken, daß ein eingefleischter Fachmann an der leichten und graziösen Art, diese Dinge wie Erlebnisse vor dem Leser zu entwickeln, ein wenig Anstoß nehmen könnte. Jedenfalls aber hat man die Empfindung, daß hier jemand zu uns spricht, der lange Jahre in und mit der Naturwissenschaft gelebt hat, ihre Methode selbst übte und den Wert jahrelanger methodischer Arbeit achten und verehren gelernt hat. Die Phantasie Bölsches steht auf festen Füßen, sie bekleidet die Thatsachen, die bisher vielleicht nur im grauen Gewande des wissenschaftlichen Jargons dastanden, mit reichen Gewändern und mit Blumen ... Es wird nicht verwundern, daß Bölsche, dem wir Biographieen Darwins und Haeckels verdanken, fest zu Darwin steht und in den mannigfachen Angriffen gegen ihn von einer höheren Warte aus nur Fortbildungen und ein Weiterwachsen seiner Lehren sieht.

Anders Willy Pastor. Seine Lebensgeschichte der Erde, ein Ueberblick über die Metamorphosen des Erdsternes, möchte ich auch im übertragenen Sinne ein Planetenbuch, sogar ein Trabantenbuch nennen: es giebt Naturwissenschaft aus zweiter Hand. Pastor schreibt den Namen Fechners auf seine Fahne. Das thut auch Wilhelm Bölsche, dessen Aufsatz über Fechner wohl die beste Würdigung dieses großen und vorbildlichen Denkerlebens ist. Aber Pastor vergißt, daß Bücher wie die „Tagansicht“ und „Zend-Avesta“ bei einem Manne gewachsen sind, der schon Jahrzehnte lang als ein Meister die naturwissenschaftlichen Methoden handhabte und selbst neue erfand, und der seiner Wissenschaft die „Elemente der Psychophysik“ hinterließ. Nicht als ob man ihm deswegen seine Träumerbücher verziehe — es wäre ketzerisch, so etwas zu denken —, nein, man weiß nur, daß man sich solch strengem Arbeiter auch auf luftigem Gebiet getrost anvertrauen kann. Und das ist für mein Gefühl gerade bei einer volkstümlichen Naturkunde und Naturphilosophie das erste Erfordernis. Wenn man sich als ein Sinnierer und Träumer in die Wälder der Naturthatsachen begeben will, so muß man zuerst die Topographie dieser Wälder, den Umfang und Inhalt der Thatsachen als sicheres Wissen besitzen. Und das kann man sich nicht in einigen Jahren anlesen, sondern das durch Lesen Gelernte wird erst in Wahrheit verfügbar werden, wenn man irgend eine naturwissenschaftliche Methode praktisch geübt hat. So wird man das scharfe Urteil H. St. Chamberlains über Darwin und seine Theorie bedeutsam und wenigstens sehr beachtenswert finden, denn es stammt von einem Manne, der,

mit allen Feinheiten der botanischen Arbeitsweise vertraut, langjährige Untersuchungen über den Saftstrom in den Pflanzen angestellt hat. Diese praktische Erfahrung, die den Theorieen erst Farbe, Wärme und inneres Leben giebt, hat vielleicht dem Verfasser der „Lebensgeschichte der Erde" gefehlt. Ich weiß es nicht, jedenfalls möchte ich zwei Eigentümlichkeiten, die Pastors Buch auffällig machen, darauf beziehen.

Einmal fehlt ihm wissenschaftliche Vorsicht und Perspektive. Man kann über die Meinungen von Schröns, daß die Kristallisation ein organischer Vorgang sei, verschiedener Ansicht sein, unter allen Umständen wäre aber bei einer Darstellung dieser Theorieen, die für Laien bestimmt ist, in erster Linie hervorzuheben, daß es sich hierbei um einen gewiß sehr geistreichen Versuch handelt, der, von einer ausreichenden Nachprüfung noch weit entfernt, keineswegs geeignet erscheint, jetzt schon den Grundstein einer „Weltanschauung" abzugeben. Aehnlich liegt die Sache, wenn Pastor Wilhelm Preyer nennt; Preyer stellt die Theorie auf, daß die lebendige Substanz zuerst dagewesen und das Leblose eine Ausscheidung des Lebendigen sei. Auch von Preyers Gedanken redet Pastor nicht wie von einem Erklärungsversuch, sondern wie von einer Thatsache. Dazu ist eine volkstümliche Darstellung wohl nicht berechtigt; wenigstens könnte man mit demselben Rechte an die Stelle Wilhelm Preyers den Namen E. F. W. Pflügers setzen, dessen geniale Cyan-Hypothese mindestens ebenso viel Tiefsinn und Möglichkeiten enthält, wie die Anschauungen Preyers. Derartiges findet sich aber noch an anderen Stellen bei Pastor, nur daß man noch tiefer ins fachmäßige Detail eintauchen müßte.

Die zweite Eigentümlichkeit, die sein Buch in ein seltsames Zwielicht senkt, läßt sich schlecht in Worte fassen. Wenn er auch in der Vorrede versichert, daß er „inzwischen gelernt habe, in vielem bescheidener zu denken", so ist doch gerade diese Bescheidenheit etwas, das man in der „Lebensgeschichte der Erde" hier und da allzu sehr vermißt. Seine Gewohnheit, andere Anschauungen, besonders darwinistische, als Phantastereien hinzustellen, berührt bei dem vollständigen Mangel eines Gegenbeweises peinlich, sein gutmütig herablassendes Achselzucken über Männer, die wie Darwin ihr ganzes Leben einer strengen Naturerkenntnis gewidmet haben, noch peinlicher. Man möchte sagen, wer Lebensarbeit so einschätzt, hat noch wenig Erfahrung, was Lebensarbeit heißt und ist.

Proben und Stücke.

In alten Geleisen.

Von **Timm Kröger** (Kiel)*).

> Guter — es ist alles anders,
> Selbst der Weiber bunte Mieder,
> Und die lieben Burschen singen
> Ihren Schätzen andre Lieder.
>
> Ach, der Jahre rasche Reihe
> Machte kühl die Feuerköpfe,
> Wandelte zu grauen Strähnen
> Deines Mädchens blanke Zöpfe!
>
> Sie allein, — die Heimaterde,
> Ist die alte, allerwegen,
> Und auf ihren kühlen Rasen
> Magst getrost Dein Haupt Du legen.

Als ich ein kleiner Knabe war und die Sonne noch lustig in unser Dorf schien — nach meiner Erinnerung war es meistens Sommer und immer lustiger Sonnenschein — pflegte sich vor der Thür von Nachbar Leinenweber ein schöner, silbergrauer Hauskater zu sonnen, der den Namen Nickel führte und uns in lauen Mainächten durch seinen lieblichen Gesang erfreute. Nachdem die Annäherungsversuche — sanftes Streicheln des weichen Pelzes, Teilen meines Frühstücks — von dem aus falschen Augen schläfrig blinzelnden Kerl gut aufgenommen worden waren, kam es zu einer Art Freundschaft zwischen uns, wobei ich ihm den Kopf und den geschmeidigen Rücken nach Herzenslust krauen durfte. Ja, wenn er sehr gut gelaunt war, schnurrte er mit aufgerichteter Rute um meine Füße und rieb sich an meinen vielgeprüften Hosen.

Leider ist in der argen Welt nichts von Bestand, und meinem Verhältnis zu Nickel drohte ein rasches Ende. Der Leinenweber hatte sein Haus verkauft und verzog in ein fremdes Kirchspiel. Ich stand dabei, als der arme Kerl in einen Sack gesteckt, der Sack zugebunden und auf den Wagen neben ein wackeliges Spinnrad unter den Küchentisch gelegt wurde, und kann bezeugen, daß er in seinem leinenen Gefängnis arg kratzte und fauchte. Das half ihm aber nichts, denn der Weber setzte sich auf den Bock, peitschte auf den Fuchs, und fort wanderten der Leinenweber, der Fuchs, der Küchentisch, Spinnrad und Nickel in die wilde, weite Fremde.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als der graue Freund nach wenigen Tagen wieder vor der Hausthür saß und spann, als habe sich nichts der Rede wert ereignet? Die Liebe zur Heimat hatte ihn zurückgeführt, sie hatte ihn Weg und Steg finden lassen. Und bei den neuen Bewohnern, die von dem alten Haustiger nichts wußten und wissen wollten, hatte er sich eingenistet und blieb trotz Stöße und Fußtritte dort, wo zu sein er ein Recht zu haben vermeinte.

Mir geht es wie dem alten Nickel. In dem stillen Erdenwinkel, dessen treuer Sohn zu sein ich mich rühme, hat sich viel verändert. Das alte Geschlecht ist dahingegangen, ein neues bricht die Schollen der heimatlichen Fluren, ein Geschlecht mit neuen Liedern, neuen Gewohnheiten und neuen Bedürfnissen. Aber noch immer verbindet mich ein unbesiegbares Heimatsgefühl mit dem Landstrich, dessen Kind zu sein ich mich — weiß ich selbst nicht genau, weshalb — so herzlich freue.

Weite Ebenen, grüne Wiesen, farbenfrohe Herden, düstere Moore, die im Herbst die Heide rötet, ein waldreiches Hochland, das sich als blauer, buchtenreicher Saum um die Niederung des Eiderstroms legt.

Ich selbst bin Zeuge gewesen, daß nach nicht gar langer Zeit der Silbergraue seiner neuen Hausmutter ebenso gut im Schoße lag, wie er es bei der alten gethan hatte. Und auch ich sitze schon lange wohlgelitten bei dem jungen Geschlecht am Herd.

Von Zeit zu Zeit fahre ich die alten Geleise. So auch im prächtigen Spätsommer dieses Jahres, als er seinen melancholischen Reiz um Knick und Hecke spann.

* *

Es gab eine Zeit, wo die Eider mir das rechte Vorbild eines Flusses war. Alle Niederschläge, womit der Himmel trotz aller sonnigen Erinnerungen in meiner Heimat nicht kargt, flossen ihr zu. Sie nahm in den weiten Maschen ihres Quellennetzes als eine echte Flußmutter jeden Murmelbach auf, der hinter Hecken und im Waldgebüsch sein stilles Wesen trieb. Zu ihr zogen an warmen Sommertagen alle Holz-, Torf- und Heuewer hinab, die sich an unserer Au befrachteten. Zuweilen sahen wir vom Dorfe her am fernen Horizont die Rauchwolken wirklicher Dampfschiffe.

Der alten Frau Eider schuldete ich den ersten Besuch; um ihre Stimmung war ich ernsthaft besorgt. Denn kaum einem anderen Anlieger war durch die Erbauung des großen Kanals so mitgespielt worden, wie ihr.

Wehe! — Meine schlimmsten Befürchtungen wurden übertroffen. In welcher Gemütsverfassung traf ich meine alte Freundin! Das war nicht Schwermut, das war düsterste Hoffnungslosigkeit. Das war nicht verletzte Eigenliebe, sondern der Haß der Verzweiflung.

---

*) Aus dem Novellenbuch „Die Wohnung des Glücks." Von Timm Kröger. Kiel, Lipsius & Tischer. 273 S. (Vgl. Liliencrons Skizze auf Sp. 631 f. und die Besprechung von Krögers Erstlingswerk auf Sp. 659.)

„Was war ich doch früher für ein prächtiger Strom!“ rief sie. „Denke ich daran, so werde ich weinerlich und sentimental. Maß auch meine Länge nur wenige Meilen; unterhalb Rendsburgs erlangte ich das Ansehen und die Breite eines großen Flusses. Auf meinem Rücken trug ich spielend eine bunt bewimpelte Handelsflotte, bei Tönning konnte ich mich mit dem Rhein an Mächtigkeit messen. Die Schönheit der Windungen meines schlangenweichen Laufes suchte ihresgleichen. Wenn ich meine frommen, murmelnden Gewässer der wilden Nordsee zuführte, rauschte der Uferschilf dazu stille, geheimnisvolle Melodieen.

Das alles ist jetzt vorüber; ich arbeite nur noch mit halber Kraft. Matt und müde schleiche ich im eingeengten Bett daher. Woher sollte mir jetzt auch Kraft und Mut kommen? Ich schöpfte sie aus meinen wasserreichen Quellen, der Giesel-, Haaler-, Luhn- und Jevenau. Weh' mir! Der große Graben, der sich jetzt durch die cimbrische Halbinsel zieht, der überall die weißen, nüchternen Sandberge durch die qualmenden Ungetüme seiner Bagger aufwühlt, hat sie aufgefangen; die arme Giselau hat er vollends verschluckt. Spielt sich als Weltwunder auf und ist nichts als ein Sohn der dürren Mathematik, — man sieht's ja gleich den glatten Ufern an. Der Lehrsatz des Euklid, daß die gerade Linie die kürzeste Verbindung zweier Punkte im Raume darstellt, ist seiner Weisheit Schluß und Anfang.“

Ich konnte der Alten nicht unrecht geben. Ihr gerechter Schmerz rührte mich. Ein zweckloses Mitgefühl, das ich noch immer als Jugendthorheit hege, machte mich traurig. Ich zog die Ruder ein und ließ mich sacht den Strom hinabtreiben.

Am rechten Ufer erschien das Dorf Rübel, grün und schattig. Als ich noch jung war, erklangen dort die Axt und der Hammer lustiger Schiffszimmerleute. Jetzt war der Helgen leer und still, still wie der Strom. Nur ein kleiner, mit Heu beladener Ewer versuchte vor dem Winde zu treiben. „Das erste Segel in dieser Woche,“ schluchzte die alte Dame. „Es ist zum Verzweifeln! Wäre ich nicht zu gescheit, zu alt und zu erfahren — und wüßte ich's nur anzufangen: ich suchte das Ende in meiner eigenen Flut.“

* *

„Sie ist eine alte Frau,“ sagte der junge Flutengott des Nordostseekanals, als ich ihm den Kummer der Eider mitteilte. „Weiber, besonders alte Weiber, klagen gern. Da muß man Geduld haben. Uebrigens: sie hat Grund zur Klage, sie leidet schwer unter meiner Konkurrenz.“

„Wie finden Sie übrigens die Gegend?“ unterbrach er sich.

Ich hatte ihn an Bord der „Mignon“ am Vorderdeck auf einem Kranz von Schiffstauen hingelagert gefunden, ein kleines rundbäuchiges Kerlchen. Eben fuhren wir von Rösterbergen über Schachtholm und Hamweddel in die große Ebene der Haalerau-Niederung ein.

„Ich erinnere mich,“ erwiderte ich, „bei Gelegenheit der Einweihung Ihres viel gelobten Kanals gelesen zu haben, daß hier herum ungefähr die ödeste Gegend sei, die Gott in seinem Zorn geschaffen habe. Ich bin nicht dieser Ansicht. Ich empfinde sogar etwas wie Herzentlastung bei dem Anblick dieser großen, eigenartigen Natur.“

„Nicht wahr?“ fiel er lebhaft ein. „Dürfte ich reden, wäre ich nicht noch so furchtbar jung, ich würde es in alle Welt hinausrufen.“

„Und doch,“ fuhr er fort, „seien wir gegen die Zeitungsschreiber gerecht. Die Sorte Gegend ist nicht für jedes Auge. Ich begreife die Urteile der Herren sehr wohl. Fragen Sie zum Beispiel die stahlgraue Dame dort, was sie über Ihr geliebtes Haalerauthal denkt. Diese düsteren Einsamkeiten und Wildnisse — wo triffst du Menschen, die sie schön nennen? — Die Meisten finden sie öde — entsetzlich öde sogar. Die breiten Wiesenflächen mit ihren hartnäckig geraden Linien: sie sagen ihnen nichts. — Uns freilich verklingt die Flucht ihrer weiten Ebenen wie der Gedanke an selige Ewigkeiten.“

Wir hatten uns der Fähre von Hamweddel genähert. Dort tauchte der junge Gott in seine Salzflut zurück. Es winkt noch mit der Hand, es glänzt der feiste, weiße Nacken, der Blondkopf taucht noch einmal aus der Flut — nun ist er hinüber, nun ist er weg, — zu seinen Flundern hinab.

Bald war ich im Gespräch mit der Stahlgrauen. „Wiesen und immer Wiesen“ — hörte ich — „und nicht einmal ein frisches Grün, nein, das matte Blaugrün, das auf Moorgrund wächst. Ja, wenn es noch Waldwiesen wären, mit hübschen Promenaden und gelben Kieswegen, und wenn lustige Konditoreien drin wären mit Mohrenkopf und solchen Sachen! Und nun gar diese ewigen schwarz und rotgefleckten Rinder, die doch nur den Zweck haben, dem faulen Bauern das Schneiden der Nachmahd zu ersparen.“

„Aber Gnädige belieben! Sagt Ihnen denn das weite Landschaftsbild nichts — nichts der entzückende Rahmen dieser Niederung, das blau verdämmernde Schattenbild der wald- und buchtenreichen Hochfläche, zerfließend im flimmernden Glanz der Sonne? Das alles, ist es nicht köstlich?“

Ich weiß nicht, was die Gnädige antwortete, und es ist mir auch ganz gleich. Was weiß ein Stadtkind von der wunderbaren Elegie dieser Landschaft? Ich aber, der Sohn dieser Erde, fühle: sie ist schön, meine Heimat, sie ist eine Welt des Friedens, eine Welt keuscher, reiner Natur . . .

Ich war am Ziel meiner Fahrt. Das Boot stieß von Bord und setzte mich an der Ausweichstelle ab. Am Horizont war der Schattenriß einer bewaldeten Anhöhe aufgetaucht. Da lag mein Heimatdorf.

* * *

Als ich noch die Füße sorgenlos unter den Tisch der Eltern streckte, pflegten wir — das heißt, das heranwachsende Geschlecht — uns an warmen Tagen in den Fluten des großen, klaren Binsen- und Entenpfuhls, den die Karte in guter Laune als „See“ bezeichnet, zu tummeln oder halbnackt in der Heide zu lagern, bis die Sonne sank. Damals waren die hohen abschüssigen Moorufer von den unbändigen Gewässern des Winters wunderbar zerklüftet und zernagt, schroff und jäh fielen sie zum See hinab. Im Sommer flog ein Heer behender Moorschwalben in den Erdgängen zu ihren Nestern zwitschernd aus und ein.

Jetzt wandelte ich auf dem verdickten Schlamm der Spitzbagger. Der weiße Sand bedeckte alles: die Schwalbennester, die Ufer, die Binsen. Vom See ist kaum mehr übrig geblieben, als das geräumige, peinlich regelmäßige Rechteck der Ausweichstelle. Der Wind summte und surrte in den Metalldrähten des kaiserlichen Kanalamts; die Glasgehäuse der elektrischen Lampen warfen den Wiederschein des hellen Sonnenlichts in die ohnehin von Sonne, von Licht und Farbe so satte Welt. Eine Hütte von grauem Metallblech glitzerte im heißen Mittag.

Und tiefste Einsamkeit rings umher.

Die Natur hielt eine regelrechte Siesta — ich hörte ihre gesunden Atemzüge — und in dem Häuschen schien sie zu schlummern. Ein Blick durch das offene Fenster belehrte mich, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Es waren prächtige Vertreter der Natur, die vier Blusenmänner, die am Boden hingestreckt ihre Mittagsruhe verschnarchten.

Dreißig Jahre und drüber waren verflossen, seitdem mein Fuß diese Wildnis betreten hatte. Aber noch immer kannte ich Weg und Steg. Und andachtsvoll, stimmungslüstern schritt ich über das flimmernde Moor. Ueber blühende Heide, an unheimlichen Gruben, an glucksenden, quirlenden Sümpfen vorüber, wo die prächtige Keule der Schilfgarbe sich im Röhricht auf unzulänglichem Grunde wiegt, die wilde Weide graue Zweige aus schwarzen Tümpeln streckt.

Hier und da schlief ein vergessener Torfhaufen im Sonnenglanz. Ein Storch watete in nasser, verwachsener Torfkuhle, blinzelte mich mit schiefem Kopf verwundert und unwillig an und überlegte, ob es sich der Mühe

lohne, sich durch mich in seiner Jagd stören zu lassen. Der Ausfall seiner Erwägungen deutete darauf hin, daß ich einen sehr vorsichtigen Familienvater vor mir sah. Er entfaltete bedächtig seine Schwingen, gewann mit einiger Mühe den Aufstieg, dann flog er im ruhigsten Segelflug siegreich über die unwegsamsten Sümpfe meinem Dorfe zu.

Rechts vom Weg, in der Ferne, da ist etwas. Ein Mensch. Durch mein Glas seh' ich's genau. Es ist eine Frau, eine alte Frau, sie arbeitet — sie harkt — sicherlich spärliche Binsenstreu — den Winterbedarf für ihren Ziegenstall. Sie wird vom anderen Ufer über die Fähre daher gekommen sein.

Sonst bin ich allein, — ganz allein. Mein Weg führt mich tiefer hinein in die Einsamkeit, in das unwirtliche Moor.

Eine verfallene Hütte liegt am Wege, zum Wetterschutz gegen Sonne, Sturm und Regen, von Torfbauern aus rohen Holzpfählen gefügt, ein unförmlicher, von blühenden Heidsoden bedeckter Giebelbau.

Heil Dir, Erbauer, Heil!

Mir wurde sie zum Palast, ja zum Tempel wurde sie mir! In ihrem würzigen Schatten habe ich eine wunderbare Stunde verträumt — verträumt in Gesichten und Gedanken, woran nichts mehr irdisch war, als der Duft der Heide, der sie gebar.

Eine ganze Stunde keine Sorgen, eine ganze Stunde frei, der tausend- und abertausendfältigen Verschnürungen des Lebens, der Gesetze, der Gesellschaft ledig. Ich war König; ja, ich wurde zum Gott. Meine allmächtige Rechte wog den Erdball, aber mein Herz floß über vor Liebe.

Und ich streckte meine Allmacht über Moor und Wald und Wiese und Heimat. Und meine Liebe segnete sie.

Echo der Zeitungen

Timm Kröger.

Von **Detlev von Liliencron** (Alt-Rahlstedt).

In diesen Zeilen will ich von einem Dichter schreiben, den die Litteratur, aber das Volk noch nicht kennt.

An der Ostgrenze der Dithmarschen, dieser „Athener des Nordens“, in einer Landschaft, die noch, möchte ich sagen, eine gewisse Keuschheit gegenüber unserer Kultur und jedenfalls ungebrochenes Volkstum bewahrt hat, ist er geboren — Timm Kröger.

Timm Kröger ist kein junger Mann, er steht im sechzigsten Lebensjahr. Als seine erste Novellensammlung erschien, war er fünfundvierzig Jahre alt. Als Rechtsanwalt und Notar hat er sich so lange in den Sielen wundgerieben, bis er sich endlich vor Jahresfrist entschlossen hat, nur sich selbst und seinem Talent zu leben.

Ich weiß, daß Timm Kröger in litterarischen Kreisen geschätzt wird; er hat auch eine begeisterte Gemeinde bei „nicht litterarischen“ Menschen gefunden. Aber diese Gemeinde ist klein, denn das deutsche Volk weiß noch wenig von ihm. Und doch bin ich fest überzeugt, daß die Zeit kommen muß und wird, wo es auch diesen Namen nennt, wenn man die Storm, Stifter u. s. w. und die, die aus ihrer „Schule“ hervorgegangen sind, aufzählt.

Alle Kritiker stimmen darin überein, daß Timm Kröger in seinen Novellen — seine Erzählungen sind hier und da zu langgezogen — den feinsten Humor und die feinste „Stimmungsmalerei“ besitzt.

Seit 1899 hat Timm Kröger in Buchform nichts mehr veröffentlicht. Er hat aber in seinen Dichtungen, die inzwischen in Zeitschriften erschienen sind, gezeigt, daß er jetzt dem Stoff mehr Gewicht als bisher beilegt, und daß er große Menschenschicksale mit großer Wucht darzustellen versteht.

Timm Kröger.

Timm Kröger hat bis jetzt folgende Bücher erscheinen lassen: 1. „Eine stille Welt“, 2. „Schuld?“ (früher „Schulmeister von Handewitt“ betitelt), 3. „Die Wohnung des Glückes“. Alle drei sind bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienen oder von dieser Verlagsbuchhandlung übernommen worden. 4. „Hein Wieck und andere Geschichten“ (F. W. Grunow in Leipzig).

Timm Kröger hat uns die Bauernnovelle gegeben. Bis zu seinem 19. Lebensjahr war er selbst Bauer. Zuerst in der Dorfschule unterrichtet, begann er erst spät mit „gelehrten Studien“. Aber sein Herz hat sich nie von der Scholle gelöst. In diesem Sinne ist er ein Bauer geblieben. Seine Heimat liegt in meinem Schleswig-Holstein, mitten im Moor, in Heide und Wald. Er taucht heute noch oft in diesen Jungbrunnen hinab. Dort ist noch alles ursprünglich; da sitzen noch der Tischler, Schäfer, Pferdehändler, der „Pütter“ (Töpfer), und was sonst „vom Lande“ ist, zusammen in den Weg- und Waldkneipen. Und sagen lange nichts, bis endlich ein trockener Witz das Schweigen löst. Und dann lachen sie. Und das Lachen klingt bis auf die Landstraße hinaus, daß der Hausknecht, der draußen die Pferde hält, mit an zu lachen fängt. Timm Kröger kennt alle und ist von allen gekannt. Gehört doch „der Herr Justizrat“ zu ihnen.

Und seine stille Landschaft kennt er mit allen ihren Reizen; zu ihr hat er ein kameradschaftliches Verhältnis. Die wolkenschwere Melancholie Schleswig-Holsteins, die mit so tiefem Humor vereinigt sein kann, liegt über seinen Dichtungen. Und eine feine, nicht aufdringliche Philosophie und Weltanschauung glimmt wie Feuer unter der Asche.

Das habe ich über Timm Kröger erzählen wollen.

(Berl. Tageblatt.)

Auszüge.

Eine längere Polemik entspann sich in der „Frankf. Ztg.“ um Wortlaut und Entstehungszeit von Goethes „Ueber allen Gipfeln“. Dr. J. Röll (352) warf den Bearbeitern von Bielschowskys Goethebiographie vor, im Schlußkapitel das Gedicht falsch zitiert zu haben; es habe nach der im 1870 abgebrannten Goethehäuschen bei Ilmenau von ihm selbst noch kontrollierten Fassung geheißen: „In allen Wäldern hörest Du Keinen Laut! Die Vöglein schlafen im Walde, Warte nur! balde, balde Schläfst auch Du!“ Als Bearbeiter des erwähnten Schlußkapitels meldete sich alsbald Prof. Theobald Ziegler (357), der die Gründe anführte, weshalb er das Gedicht in der später von Goethe in die Gesamtausgabe aufgenommenen Fassung

zitiert habe, ohne übrigens die Richtigkeit der von Röll angeführten „Urschrift“ zu bestreiten. Dies that dafür um so nachdrücklicher Dr. Eduard von der Hellen (359), der den Nachweis erbrachte, daß jene Fassung gar nicht von Goethe, sondern von Joh. Daniel Falk stammt, der das Gedicht auf drei Strophen „erweiterte“ und dabei die verschiedenen oben zitierten Aenderungen vornahm. Dieses dreistrophige Gedicht von Falk, das 1819 entstand, hat Friedrich Kuhlau für Männerquartett komponiert und ihm so zu großer Verbreitung verholfen. Ein weiterer Beitrag zu dieser Streitfrage von Prof. Rudolf Henning (Frankf. Ztg. 361) beschäftigt sich hauptsächlich mit der Entstehungszeit des Gedichtes, das nach einer offenbar irrtümlichen Angabe des alten Goethe fälschlich noch öfters vom Jahre 1783 datiert wird, während es — was längst feststeht — nur 1780 entstanden sein kann. — Einen anderen, sehr viel schärferen und gründlicher dokumentierten Angriff mußte sich Ziegler als Mitarbeiter von Bielschowskys Nachlaß-Band von Prof. Eugen Wolff gefallen lassen („Theobald Zieglers Faust-Kritik“, Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt., Nr. 1). — Die Goethebiographieen Bielschowskys und Heinemanns werden gemeinsam von Dr. Ernst Gnad (Graz. Tagespost 7), Siebecks Buch „Goethe als Denker“ von Georg Schneiderreit (Nat.-Ztg. 3) ausführlich besprochen. — Max Seiling untersucht in den „Hamb. Nachr.“ (Litt. Beil. 2) die Frage, wie Goethe über die Unsterblichkeit der Seele dachte, und stellt eine Reihe von Beweisstücken dafür zusammen, daß er von dieser Unsterblichkeit unbedingt überzeugt gewesen sei.

* *

Von diesen Goethe-Beiträgen abgesehen, lag das deutsche litterarhistorische Gebiet in der verflossenen Berichtszeit vollständig brach. Auch die zeitgenössische Produktion fand verhältnismäßig wenig Berücksichtigung. Außer einigen kleineren Geburtstagsartikeln für den sechzigjährigen Viktor Blüthgen (H. v. Blomberg, Tgl. Rundsch., U.-Beil 2; A. Harder, Magdeb. Ztg. 1) und einer „Rettung“ des zu Unrecht lebendig begrabenen Rudolf Baumbach von Karl Bienenstein (W. Ostdtsch. Rundsch. 353) war ein Essai über den verstorbenen Wilhelm von Polenz von Marie v. Bunsen (Nat.-Ztg. 5, 7), dem handschriftliche autobiographische Mitteilungen zugrunde liegen, die einzige Arbeit größeren Stiles. Was sonst vorkam, bestand in größeren Besprechungen neuer Bücher, so besonders von Hegelers Roman „Pastor Klinghammer“ (J. Wiegand, Brem. Nachr. 353; G. E. Hügli, Berner Bund 359; G. Zieler, Bonn. Ztg. 8), von Marie Ebners Kinderroman „Die arme Kleine“ (S. Schott, Allg. Ztg., Beil. 296), dem „Mecklenburgischen Dichterbuch“ (Dr. E. Holzner, Frkf. Ztg. 13; vgl. oben Sp. 622), Betsy Meyers Erinnerungen an C. F. Meyer (Felix Poppenberg, Nat.-Ztg. 1). — Ueber Herbert Eulenberg, besonders über sein Drama „Leidenschaft“, spricht sich ein Aufsatz Erich Schlaikjers in der „Hilfe“ (2) verheißungsvoll aus. — Ein junger katholischer Lyriker Lorenz Krapp, der unter dem Pseudonym Arno vom Walde schon mehrere Gedichtbände („Kreuzesblüten“, „Christus“) veröffentlicht hat, wird von Rudolf Presber („Christliche Dichter“, Frankf. Gen.-Anz. 6) und einem Kritiker des wiener „Vaterland“ (3546) als ein großzügiges Talent begrüßt. — Hans Ostwald, der Herausgeber der kleinen Anthologie „Lieder aus dem Rinnstein“, erzählt von den Erfahrungen, die er mit den ihm ins Haus gesandten Gedichten gemacht hat („Wenn man Verse haben will . . .“, Frankf. Ztg. 1).

* *

Eine größere Anzahl von Arbeiten erging sich auf französischem Litteraturgebiet. Eine umfängliche Studie Paul Wieglers giebt einen Ueberblick über die „Phasen des französischen Romantizismus“ von Benjamin Constant bis Flaubert (Allg. Ztg., Beil. 8). — Georg Brandes (Frankf. Ztg. 13) und W. v. Wurzbach (D. Zeit 458) beschäftigen sich mit einer neuen Publikation über Victor Hugo, die von Madame Richard Lesclide, der Witwe von Hugos langjährigem Sekretär, unlängst herausgegeben wurde („V. H. intime“, Paris, Juven, 1903). — Der schwedische Litteraturkritiker Oscar Levertin skizziert in der „N. Fr. Presse“ (14135) die Entwicklung des „künstlerischen Sensualisten“ J. K. Huysmans, nicht ohne sie mit derjenigen seines Landsmannes Strindberg in Parallele zu setzen. — Ziemlich niedrig schätzt Käthe Schirmacher den Akademiker und Dramatiker Paul Hervieu ein, dem sie im wiener „Fremdenblatt“ (9) eine Studie widmet. — Auch was Karl Eugen Schmidt über die Akademie Goncourt schreibt („Der erste Preis der Akademie Goncourt“, D. Zeit 456), klingt nicht sehr schmeichelhaft für dieses Institut. — Von „neuen französischen Romanen“ bespricht Felix Vogt (Frkf. Ztg. 5) u. a. der Brüder Margueritte „kleine Zette“, das Gegenstück zu der Jungensgeschichte „Poum“ von denselben Verfassern, ferner Werke von Formont, Magre, Roanne, de Mourville, Boissière, Beaubourg, Yvette Guilbert (Les Demi-Vieilles) und Paul Adam (Au Soleil de Juillet). — In der „N. Zür. Ztg.“ (360, 361) schreibt Adolf Keller über „Maeterlinck als Philosoph“ und Eduard Platzhoff (362) über den Westschweizer Philippe Monnier. — Ein Essai über die englische Romanschriftstellerin Aphra Behn (1640—1689) von Sil Vara findet sich in der „N. Fr. Presse“ (14136). Die durch ihre Schönheit und Liebensabenteuer ebenso wie durch ihre stark frivolen Dramen berühmte Engländerin war die erste Frau, die „erwiesenermaßen ihren ganzen Lebensunterhalt durch schriftstellerische Arbeiten bestritt“. — Nachträglich registriert sei ein Feuilleton Max Meyerfelds über den kürzlich bei Albert Langen deutsch erschienenen Verbrecherroman „Moll Flanders“ von Daniel Defoe, dem Robinson-Verfasser (Voss. Ztg. 541). — Vom selben Verfasser erschien an der gleichen Stelle (599) ein Beitrag „Aus Aubrey Bardsleys Leben“, der diesen mit fünfundzwanzig Jahren 1898 verstorbenen Maler-Phantasten auch von der litterarischen Seite — er schrieb u. a. eine romantische Novelle „Unter dem Hügel“ — behandelt. — „Das Buch der Saison“ in London wird nach Leon Kellners Ansicht (N. Wien. Tagbl. 357) Conan Doyles „Adventures of Gerard“ werden, das die selbsterzählten Abenteuer eines schwadronierenden Brigadiers aus dem Burenkriege im Tartarin-Stile wiedergiebt. — Von anderen Neuheiten wurden noch Lorimers „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn“ mehrfach besprochen (Georg Hermann, Berl. Ztg. 606; Eugen Schick, Brünn. Tagesp. 3). — Ueber „das sterbende Sibirien in der Dichtkunst“ (Szymanskis „Sibirische Novellen“ und L. Melschins „Im Lande der Verstoßenen“, beide deutsch bei der stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt) äußert sich ein Mitarbeiter der prager „Politik“ (2). — „Gorki-Mythen“ biographisch-anekdotischer Natur teilt der Gorki-Uebersetzer August Scholz in der „Welt am Montag“ (1) mit. — Ueber den Russen Semjon Juschkowitsch und dessen Erzählung „Ghetto“, die im Wiener Verlage schon an zehn Auflagen erlebt haben soll, schreibt Hermann Menkes einiges im „N. Wien. Journal“ (3662). — Eine Tolstoi-Studie von Dr. Conrad Schmidt enthält die „Neue Welt“ (1), das illustrierte Sonntagsblatt des „Vorwärts“. — Ueber die Aeschylus-Revolte in Athen (vgl. Sp. 510) unterrichtet ausführlich ein Beitrag von Karl Krumbacher in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 7), und einen Besuch am Grabe Petrarcas, den ein Herzog von Sachsen-Weimar 1613 unternahm, schildert nach einem im Hausarchiv zu Gotha existierenden Reisetagebuche Kunhardt v. Schmidt in den „Hamb. Nachr.“ (Belletr. Beil. 1).

E.

„Das deutsche Buchhandels-Kartell.“ Von Prof. Gustav Cohn-Göttingen (Der Tag 11, 13).

„Aus Ludwig Barnays Erinnerungen.“ Von Rudolf Etcho (Berl. Volksztg. 7, 9). — „Ludwig Barnays Erinnerungen.“ Von Dr. G. Zieler (Allg. Ztg. 21). — „Lebensführungen.“ [Barnay, Fuhr.] Von Ernst Kreowski (Vorwärts, U.-Bl. 10).

„Josef Schreyvogel.“ Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 2). — „Josef Schreyvogel.“ Von Rudolf Holzer (Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 1).

„Die Entwicklungstendenzen der Theaterkunst.“ Von Julius Hart (Der Tag 7, 11).

„Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe und Sophie von Schardt, zwei Freundinnen Johann Gottfried Herders.“ Von Karl Theodor Gaedertz (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 1).

„Das Buch und seine Leser.“ Von Georg Hermann (Berl. Ztg. 1). Anmerkungen über die Kunst, richtig und mit Nutzen zu lesen.

„Das Schiller-Museum in Marbach.“ Von Dr. Ernst Müller (N. Fr. Pr. 14136).

„Gustav Falke und die Kunst im Leben des Kindes.“ Von Gustav Falke (Der Tag 15). Erwiderung an Julius Hart, vgl. Sp. 336.

„Die Nichte des Kaisers.“ [Prinzessin Mathilde.] Von Paul Holzhausen (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 2).

„Jakob Balde und das Elsaß.“ Zu des Dichters 300. Geburtstag. Von Dr. L. Pfleger (D. Elsässer, Straßburg, 451 u. 2).

„Helene Freiin v. Feuchtersleben und ihr Stammbuch.“ Von Ludwig Speidel (N. Freie Presse 14128). Das Stammbuch von Ernst v. Feuchterslebens Gattin im Besitze Ludwig Bösendorfers enthält Beiträge von Grillparzer, Bauernfeld, Moritz v. Schwind u. a.

„Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte.“ [Louis P. Betz.] Von Dr. Hans Trog (N. Zür. Ztg. 362).

„Vom Tragischen und Dramatischen.“ [Bahr, Dialog vom Tragischen.] (Düna-Ztg. 286.)

Echo der Zeitschriften

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXII, 52, LXIII, 1. Der Geschichte und Bedeutung der „Grenzboten“ sind zwei Aufsätze gewidmet, die Johannes Grunow (52) und A. Philippi (1) zum Abschluß des 62. und zum Beginn des 63. Jahrganges dieser Zeitschrift beisteuern. „Es hat eine große Summe von Arbeit geleistet werden müssen,“ meint Grunow selbst („Meine Grünen und ich“) „Sieben Jahre, vom Oktober 1841 bis zum Juli 1848 hatte Kuranda die Zeitschrift herausgegeben, zuletzt mit Julian Schmidt als Gehilfen; vom Juli 1848 an hatte sie dann dieser bis 1861 mit Freytag zusammen geleitet, von da Freytag allein mit wechselnden Hilfskräften bis Ende 1870, also dreiundzwanzig Jahre, und ihm folgte bis Ende 1878 Hans Blum. Seit 1879 giebt sie nun ihr Verleger selbst heraus.“ Die Grenzboten blieben Grunows Lebensarbeit. „Der alte Freund meines Vaters, Julian Schmidt, hatte mich, als ich noch jung war, einmal darauf hingewiesen, wie ein Verleger führend und lenkend auf das geistige Leben des Kreises, in den er gestellt sei, einwirken könne, und daß das seine vornehmste Aufgabe sei. Er hatte damit einen Stachel in mein Herz geführt, denn den Mann, den er mir als Beispiel vorgehalten hatte, glaubte ich hassen zu müssen. Damals spornte mich das eine leidenschaftliche Gefühl: du darfst nicht unterliegen! Es handelte sich bald darum, daß die Grenzboten um ihr Leben zu kämpfen hatten — sie durften nicht zugrunde gehen. Von solchen Gefühlen wurde ich anfänglich vorwärts getrieben, und dazu gesellte sich nach und nach die Erkenntnis, welche Aufgabe die grünen Hefte erfüllen könnten, und daß sie eine Sache seien, die wert wäre, für sie zu leben.“ — Diese kurzen Aeußerungen führt A. Philippi mit einer von Dank und Anerkennung zeugenden Erwiderung, „Grunow und seine Grünen“, zu Ende. Er weist darauf hin, mit welchem Geschick Redakteur und Verleger in Grunow sich einen und welche Besonderheiten die grünen Blätter mit gutem Rechte für sich in Anspruch nehmen. Hinsichtlich der formellen Seite seien die Grenzboten stolz darauf, daß in ihnen gutes und geschmackvolles Deutsch geschrieben werde, den Charakter und Inhalt suche der Verleger dadurch zu wahren, daß nur Ganzes in ihnen zu Worte komme, daß über Parteirichtung und Schulmeinung stets die Person gestellt werde. — Ueber die Gräfin von Genlis (1746—1830), eine der schreiblustigsten Autorinnen ihrer Zeit, die während der großen Revolution aus Frankreich floh und jahrelang in Norddeutschland lebte, plaudert Charlotte Niese (49), die jüngst in ihrer Emigrantengeschichte „Vergangenheit“ die Gestalt der französischen Gräfin dichterisch verwertet hat. — In demselben Heft wird der Vortrag abgedruckt, den die germanistische Sektion auf der letzten Philologenversammlung „Zur Geschichte des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm“ hat halten lassen (vgl. Sp. 288).

Kunstwart. (München.) XVII, 6. Die Feier, die wir Herder an seinem hundertsten Todestage bereitet haben, nennt Eugen Kühnemann „kein Opfer für einen Toten“ („Herder und das deutsche Wesen“). „Die Geschichte der Bildung einer Nation ist eine fortschreitende Verarbeitung ihrer schöpferischen Persönlichkeiten. Der Genius Herder lebt! Wie das deutsche Wesen in ihm nach seiner Weise eine Stimme bekam, so entfaltet es sich weiter in den Bahnen, die er wies. In uns selber und unserem besten Schaffen lebt Herder fort als der Mann des deutschen Glaubens, der deutschen Liebe.“ Der herdersche Gedanke der brüderlich um die reichste Entfaltung ihrer Menschheit ringenden Völker — er lebe noch als die Sehnsucht nach dem Reich der vollendeten Bildung, das aus dem Kampf der rohen Kräfte einmal hervorgehen soll. Herder könne uns noch etwas sein. „Was physische Kraft entwickelt, gilt jetzt und wird geachtet. Der Wirklichkeitssinn verlangt seine Rechte, und der Geist erscheint dann wohl nur als der tote Spiegel und Diener der Dinge. Der Kampf um den Erdball ist nicht ein holder Wettstreit brüderlich Mitstrebender um den Kranz der Humanität, sondern eine blutige Konkurrenz erbitterter Feinde. Und überall wird stark, was den Menschen vom Menschen trennt. Aber wir wollen doch die Erde nicht nur besitzen, sondern sie auch mit unserm besten Wesen erfüllen. Schon sprechen uns die Werke unserer großen Dichtung in einer neuen Sprache. Wir fangen an zu begreifen, daß sie nicht hinter uns liegen, sondern daß sie wieder neu werden als die schönste Blüte unseres Wesens. Wir sehnen uns wieder nach dem unmittelbaren Glück, das uns aus dem Herzen quillt, nach einer Kunst, in der die Tiefen der Menschheit sich offenbaren, nach einem eigenen Leben der Persönlichkeit für sich selbst. Manche grelle Erscheinung der Zeit ist nur ein paradoxer Ausdruck dafür. Wieder zittert zu uns herüber der herdersche Sehnsuchtsruf, der uns in uns selber hineinführen und uns die Schätze entdecken will, die wir in uns tragen. Das aber bedeutet zugleich die Sehnsucht nach dem Menschen.“

Die Nation. (Berlin.) XXI, 14, 15. Um die Eigenart und Bedeutung „des modernen Frauenromans“ darzulegen, giebt R. M. Meyer eine historische, die verschiedenen Entwicklungsstufen scharf unterscheidende Uebersicht über die Werke weiblicher Erzählungskunst. Zwei Unterschiede gewahrt er seit jeher, zwei typische Merkmale, die er am Beispiel der Frau Rat erörtert: „die Mutter erfindet, die Großmutter berichtet; Wolf hört Märchen, Bettina biographische Anekdoten. Das ist typisch. Nicht, daß die Phantasie nicht auch in der Greisin noch lebendig war; nicht, daß vermutlich nicht auch bei der jungen Mutter schon der Kaiser Karl VI. und der Stadtschultheiß und vielleicht Vincenz Fettmilch in den Märchen mitgespielt haben möchten! Aber eine Zeit, die ganz im Märchenhaften lebt, wird doch abgelöst von einer andern, der die Wirklichkeit märchenhaft und poetisch genug ist. Es ist kein Zufall, daß in bestimmten Perioden die Romanschriftstellerinnen so gern

auch Geschichtswerke und Biographien schreiben: Caroline v. Wolzogen, Johanna Schopenhauer, Fanny Lewald und Luise v. François, Ilse Frapan und Ricarda Huch. Es ist noch weniger Zufall, daß auf den Höhen der Kunst der Frauenroman Biographie und Dichtung verschmilzt: bei Bettina, bei Marie v. Ebner, bei Helene Böhlau." Die nähere Betrachtung der historischen Entwicklung des Frauenromans setzt R. M. Meyer sodann mit der ersten namhaften Romandichterin Deutschlands ein: mit Sophie La Roche, der Jugendgeliebten Wielands, die in Rousseau und Richardson sich einlebte und als unselbständige Nachahmerin ihre Schwestern in Apoll noch bei weitem überragte. Eine neue Epoche des Frauenromans beginne dann mit Bettina v. Arnim. „Bis dahin hatte die Frau geschrieben, als wenn sie ein Mann wäre. Plötzlich fiel es den Dichterinnen ein, sich ihrer abweichenden geistigen Organisation zu erinnern und sie sich zu nutze zu machen. Nicht durch mechanische Gleichstellung der Geschlechter, sondern durch tiefbegründete Arbeitsteilung war hier wie überall die wahre Emanzipation der Frau zu erreichen." Und was hier die Romantiker anbahnten, riefen die Jungdeutschen stürmisch in die Welt hinaus. „Bettina ist so recht ein Bindeglied zwischen der Romantik und dem jungen Deutschland. Die stürmische Vordringlichkeit teilt sie mit beiden Richtungen; das Schwelgen im poetischen Moment, die Verachtung der gemeinen Vorurteile mit der Romantik; die sozialpolitische Tendenz mit den Jungdeutschen." Romantisch und jungdeutsch zugleich war die zweite Bahnbrecherin des modernen Frauenromans: Ida Gräfin Hahn-Hahn. Sie „schuf den weiblichen Problemroman, und (lange vor Maria Janitschek und Helene Böhlau) den Roman als Mittel, sich den Geliebten zu erschaffen, den Roman als Experiment der sehnsüchtigen Phantasie". In den Tendenzroman sei die Schriftstellerei Bettinas und der Gräfin Hahn schließlich hinausgelaufen, tendenziös seien auch die Romane der späteren liberalen Frauen geraten, vor allem der beiden berühmtesten: Fanny Lewald und Luise von François. Die letztere übernahm sodann mit ihrer Freundin Marie v. Ebner eine Anregung des Auslandes: wie George Eliot schrieben sie Erziehungsromane, „beide erfüllt von dem Geiste einer neuen Zeit", beide selbständiger als „gerade die lautesten Romanschriftstellerinnen der nächsten Generation". Unter den lebenden Dichterinnen nennt R. M. Meyer vor allem Clara Viebig, Isolde Kurz, Helene Böhlau und Ricarda Huch. — Erwähnt seien aus Heft 11 noch ein Referat von H. Wolgast über „Neue Kinderbücher", eine Studie von G. Ransohoff über Octave Mirbeau, aus Heft 12 ein Aufsatz von R. Pissin über Grillparzer („Von einem Knechte der Poesie") und aus Heft 15 ein Nekrolog von Max Meyerfeld auf den kürzlich verstorbenen George Gissing (vgl. oben Sp. 614ff.).

Die Wage. (Wien.) VII, 1. Unter der Seele eines Menschen versteht Marie Chateauminois seine Persönlichkeit, das Recht, sich selbst zu leiten, selbständig zu urteilen, ohne jede Vormundschaft zu handeln, und knüpft hieran eine historische Untersuchung über die Frage: „Hat das Weib eine Seele?" Sie plädiert mit allem Eifer für das Anrecht der Frauen auf ungeschmälerte Entwicklung ihrer Fähigkeiten und beweist durch eine stattliche Reihe von litterarischen Citaten, daß die Ansicht von der Seelenlosigkeit, der Unpersönlichkeit des Weibes einer vergangenen Periode der Geschichte angehöre. Die seligen Kirchenväter, späterhin Molière, Fénélon, Rousseau und andere, müssen als Kronzeugen für die allgemeine Billigung von Molières Worten austreten: „Die Allmacht ist auf Seiten nur des Bartes." — Mit der Versicherung, weder an klassische noch an moderne Dogmen blind zu glauben, gesteht Heinrich Bulthaupt in einer Studie über „Goethes ‚Tasso' auf der Bühne" ein, daß dieses Werk „nicht nur ein schwach begründetes, an einem inneren Zwiespalt unheilbar versiechtes Drama sei, sondern auch eins der anfechtbarsten Theaterstücke und als Ganzes nur durch künstliche Hülfen zu retten". Grausam sei es, sich sagen zu müssen, daß in diesem goldenen Strom der Sprache und Weisheit „die disjecta membra, die zerstückten Glieder eines Dramas schwimmen, das die Bedingnisse zum Allerhöchsten in sich trug, und das doch unter den Händen seines Schöpfers, desselben Genius, der als Lyriker im ‚Tasso' seine höchsten Triumphe feiert, durch Widerspüche aller Art ins Verderben und schließlich in den Tod getrieben wurde". Um aber gleichwohl für die Aufführung das Drama zu retten, um seinen goldenen Glanz und den Zug des Ewigen zu wahren, „sorge man auf der Bühne, daß dieser Geist Raum für seinen Flügelschlag behalte, und daß er, wo es nicht im Interesse des Dramas geschehen muß, nicht aus dieser Weite in die irdische und persönliche Enge herabgezogen werde. Ein Garten, und freie weite Säle. Keine Inszenierung, wie wir sie für das moderne Drama verlangen, keine Zimmer, die mit allerlei Gerät vollgestopft sind. Kein unablässiges Wandern während des Dialogs, ein Platzwechsel hier, ein Platzwechsel dort. Solche Dinge wirken, statt ‚natürlich' zu scheinen, gerade hier unnatürlich, theatralisch, und über ihnen kommt der Geist der Dichtung zu Fall. Große Linien überall! Drinnen das kochende Leben, aber draußen die hoheitsvolle Form!" — Das 2. Heft erhält einen aus dem Schwedischen übertragenen Essai von Oskar Levertin über Viktor Hugo.

Die Zeit. (Wien.) XXXVII, Heft 481. Eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der modernen tschechischen Litteratur, den Mystiker Josef K. Slejhar, charakterisiert F. V. Krejci als einen „phantastischen Maler des Bösen, des Entsetzens und des Elends". Freilich sei die Natur seines Talents mit solchen Worten noch lange nicht erschöpft. „In Slejhars Erzählungen berühren sich die fremdartigsten Elemente, krasser Naturalismus mit den tiefen Mysterien des Schmerzes, der mitleidsvollste Altruismus mit der Freude am Grausamen, die sich in episch breiter Schilderung der gräßlichsten Abscheulichkeiten ergeht; platte Alltäglichkeit mit Delirien, ausbrechendem Wahnsinn und schaurig komischen Visionen." Slejhar, nicht im mindesten Litterat im üblichen Sinne, nacheinander Landmann, Unternehmer, Beamter und Lehrer, erinnere am ehesten noch an Poë, Dostojewski und Garschin. — Emil Ermatinger (478) schreibt über die „deutsche Schweiz im litterarischen Leben der Gegenwart" und zählt dabei die wichtigsten deutsch-schweizerischen Schriftsteller auf (vgl. LE V, 1569 f.). — Die bedeutenden künstlerischen Qualitäten in Hermann Stehrs Dichtungen hebt Hans Landsberg im gleichen Hefte hervor; einen Gedenkartikel zu Herders 100. Todestage hat Ludwig Geiger (480) beigesteuert; ebendort rühmt Helene Riesz Per Hallströms Novellenbücher. — Hans Ostwalds „Lieder aus dem Rinnstein" werden von Otto Stoeßl („Vagabunden", 482) eingehender gewürdigt. — Neue „Quellen für Heinrich v. Kleist", vor allem für den „Zerbrochenen Krug" und für die Novellen hat Eugen Wolff aufgespürt (484). Teils unbewußt, teils durch Vermittlung seines Ideenmagazins oder ähnlicher Aufzeichnungen habe Kleist manche Lesefrüchte zur Ausmalung der ländlichen Szene in seiner Dorfrichter-Komödie verwertet. „Obgleich die Handlung in einem niederländischen Dorfe spielt und gelegentlich auch wohl an niederländische Verhältnisse erinnert wird, sind zahlreiche Wendungen der märkischen Volkssprache entnommen; ja, auch in der Charakteristik finde ich als spezieller Landsmann Kleists Züge aus dem märkischen Bauernleben unverkennbar." Wie hier „die Musen und Grazien in der Mark" als Patinnen zitiert werden, so führte in den Novellen zu wiederholter Nachwirkung der starke Eindruck, den Kleist aus Richardsons „Clarissa" empfing, ein Eindruck, der sich aus manchen analogen Szenen heraus nachträglich feststellen läßt, den aber Eugen Wolff auch durch einen bisher unbekannten Brief Ludwig Wielands an seine Schwester Lotte Geßner erhärtet.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVII, 12. Auf Grund eines mehrjährigen Studiums an einer amerikanischen Universität und im Anschluß an rhetorische Vorlesungen des berliner Professors Dessoir unternimmt Florence M. Sylvester den Versuch, den amerikanischen Begriff der Rhetorik mit dem deutschen zu vergleichen und über ein in Amerika jetzt vielverbreitetes Studium, den „litterarischen Kritizismus“ zu sprechen („Rhetorik und Litterarische Kritik auf amerikanischen Universitäten“). Während der ersten zwei Jahre des allgemeinen Universitätskurses ist drüben für jeden Hörer Rhetorik obligatorisch. Dabei wird „ihre formale Seite möglichst übergangen, von strengen Regeln und von den Fesseln der Antike ist sie schon zum größten Teil befreit, und das Hauptgewicht wird auf eine leichte und natürliche Ausdrucksweise gelegt, bei der zuerst Genauigkeit stark betont werden muß“. Schon hieraus geht hervor, daß praktische Beweggründe stark das eifrige, systematische Studium der Rhetorik beeinflussen. „Auf amerikanischen Schulen ist die Rhetorik ein Vorbereitungsstudium sowohl für litterarische Ausarbeitungen wie für Streitreden. Sie ist dort mehr mit sprachlichen und litterarischen Studien verbunden, während sie in Deutschland mehr zum philosophischen oder auch klassischen Studium gehört. Bezeichnend dafür ist die Thatsache, daß in Amerika, anders als hier, die Rhetorik immer der Logik vorangeht, während man doch meinen sollte, das Denken sei vor dem Sprechen zu erlernen. Dadurch, daß nun der Unterricht der Rhetorik sich so fern hält von klassischer Formenstrenge, wird neben andern Vorteilen auch das Interesse und das Verständnis des Publikums für die Rhetorik leichter gewonnen. Auf diese Art kommt sie auch immer in den Dienst des praktischen Lebens, das in Amerika ja mehr Gelegenheit für die Ausübung dieser Kunst bietet als bei uns.“ Nicht nur auf Beweisführungen und Ueberzeugungsreden beschränke sich dort das Feld der Rhetorik, sondern sie erstrecke sich auch auf jede andere litterarische Abhandlung — so daß also Stilistik mit einbegriffen ist. „Der litterarische Kritizismus endlich, der im eigentlichen Sinne nicht zur Rhetorik gehört, da er nur auf Beurteilung und nicht auf Produktion ausgeht, ist eine kritische Erläuterung litterarischer Werke, sowohl zum Verständnis ihres Inhalts als auch zur Wertschätzung der Mittel und Wege, durch die der Autor seine Wirkungen erreicht“ — und auch hier bieten die amerikanischen Universitäten ständig eine Reihe einführender Vorlesungen. — „Die Folgerichtigkeit der letzten Schritte des Marquis Posa in Schillers ‚Don Carlos‘“ untersucht im gleichen Hefte F. Stürmer, die „Behandlung deutscher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poesie im geographischen Unterricht“ heißt Hanno Bohnstedt mit etlichen Wenn und Aber willkommen. — Im 1. Hefte des neuen Jahrgangs (XVIII, 1) schildert Reinhard Dietel die „Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft“, und K. Schladebach veröffentlicht eine amüsante Sammlung von Ausdrücken aus der „Dresdener Pennälersprache“.

Ueber die „Dichterische Behandlung wirklicher Begebenheiten und Personen“, ein Thema, das durch den Bilse-Prozeß wieder einmal zeitgemäß geworden ist, verbreitet sich in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ (Berlin; IX, 1) der münchener Geh. Justizrat Prof. Dr. Gareis. „Wie sich jedermann die künstlerische Aufnahme seines Abbildes gefallen lassen muß (?), so muß er sich auch die schriftstellerische gefallen lassen; es giebt keinen Rechtsschutz hiergegen, so wenig wie gegen jene, auch nicht einen Anspruch auf Schutz gegen schriftstellerisches Eindringen in das Privatleben eines anderen, soweit nicht eine Verletzung eines anderen, eines besonders geschätzten Rechtsgutes, nämlich das der Ehre, den Schriftsteller zum Delinquenten macht.“ Ob dieses Rechtsgut der Ehre nun verletzt sei, ob dem Schriftsteller das Bewußtsein oder gar die Absicht der Ehrverletzung zuzurechnen sei, bleibe bei dem Mangel einer gesetzlichen Definition der Beleidigung rein Sache des richterlichen Ermessens. „Es giebt keinen absoluten Maßstab, sondern nur relative Maßstäbe für die Ermessung, ob ein Ausdruck die vom Gesetze beim Delikte der Ehrverletzung vorausgesetzte Nichtachtung bedeutet oder nicht; über den Sinn des Ausdruckes entscheidet allein die Auffassung des Kreises von Menschen, für den die Aeußerung bestimmt ist.“ Ob der Schriftsteller dabei den Namen des Geschilderten nenne oder statt des Namens eine ähnliche oder unähnliche Bezeichnung setze, sei insofern völlig gleichgültig, als „allein entscheidend ist, ob der Beleidigte, wenn auch nicht von jedermann, so doch von seinen Standesgenossen oder seinem Bekanntenkreise unter dem Geschilderten erkannt wird oder nicht.“ Aber nicht nur um bloße Personenbeschreibung handle es sich in dieser Frage, sondern auch um Verknüpfung von Personen mit bestimmten Begebenheiten. Kriminalgeschichten à la Pitaval, ‚causes célèbres et intéressantes‘, Zeitungsberichte über Gerichtsverhandlungen seien keine Schriftstücke im Sinne des Urheberrechtsgesetzes. „Der Dichter soll dichten, die Aneinanderreihung von einzelnen wahren oder unwahren Ereignissen ist aber nur dann eine Dichtung, wenn sie einer Idee dient, die sich in einer Entwicklung von bestimmten Anfängen an zu einer motivierten Katastrophe ausbaut. Dazu gehören natürlich auch bestimmt geeigenschaftete Menschen, deren Eigenschaften eben zu den Motiven gehören und zu dem Ensemble beitragen, das eine ästhetische Wirkung hat. Ich weiß, daß dies heutzutage, wo man Studienbilder und Skizzen für vollendete Kunstwerke ausgiebt und Szenen für Dramen, nicht allgemein angenommen wird; aber in unserer Frage muß der Jurist sich an den älteren Aesthetiker halten, und wenn es keinen solchen mehr geben sollte, selbst Aesthetiker werden; sonst kommt er zu keiner befriedigenden Antwort auf die vorangestellte Frage. Unter der Voraussetzung nämlich, daß es sich um ein wirkliches Dichterwerk von selbständiger epischer Bedeutung handelt, ist es dem Schriftsteller gestattet, Personen, die gelebt haben oder noch leben, in Schilderungen von Begebenheiten auftreten zu lassen, die sich in dem historischen oder epischen Zusammenhange mit den geschilderten Personen zugetragen haben. Die angegebene Voraussetzung schließt aber sowohl die Fälle aus, in denen der Verfasser das Bewußtsein der Ehrverletzung bestimmter, durch seine Schilderung erkennbarer Personen hat, als auch die Fälle des bloßen Aneinanderreihens von Skandalgeschichten u. dgl. ohne jenen, durch eine ästhetisch verwertbare Idee geschaffenen Zusammenhang.“

„Jena oder Sedan?“ Von Karl Bleibtreu (Neue Bahnen, Wien; IV, 1).

„Jakob Balde.“ Zum dritten Zentenar (4. Januar 1904). Von G. Gietmann S. J. (Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. Br.; LXVI, 1).

„Joseph Schreyvogels Tagebücher aus den Jahren 1810 bis 1823.“ [Vgl. Sp. 483] Von Rud. A. Th. Krause (Internat. Litt.- u. Musikberichte, Berlin; XI, 1).

„Sprachkritik.“ [Fritz Mauthner.] Von Paul Mongré (Neue deutsche Rundschau, Berlin; XIV, 12).

„Johann Gottfried Herder und die religiöse Dichtkunst.“ Von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. (Gottesminne, Münster i. W.; I, 12).

„J. K. Huysmans.“ Studie von René Prévôt (Das Magazin für Litteratur, Leipzig-Reudnitz; 72, 16).

„Daniel Chodowiecki und Moses Mendelssohn.“ Von Albert Wolf (Ost und West, Berlin; III, 12).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Der wichtigste litterarische Beitrag in den Januarzeitschriften ist wohl der Aufsatz über „Tennyson und Dante" in der „Monthly Review" von T. Herbert Warren, dem Präsidenten des oxforder Magdalen-College. Tennysons Liebe für Dante erwachte frühzeitig, aber zu einem ernsten Studium des italienischen Dichters kam er erst in Cambridge unter dem Einfluß Arthur Hallams. Seit der Zeit war Dante beständig in Tennysons Händen, und noch mehr in seinem Herzen. Beide Dichter haben gewisse gemeinsame Züge: sie sind beide Künstler und zwar mit Bewußtsein Künstler, beide sind Idealisten und Realisten zugleich. Beide hielten auf Genauigkeit, beide waren philosophisch angelegte Naturen und in der Physik, Ethik und Metaphysik wohl bewandert; beide liebten und verehrten Vergil. — Die „Contemporary Review" veröffentlicht einen interessanten Essai von George Barlow über „die höhere Liebe"; er verteidigt die moderne Idee Shelleys, Rossettis und Maeterlincks, daß für den, der sie richtig deutet, in der menschlichen Liebe der Schlüssel zu allen esoterischen und himmlischen Geheimnissen zu finden sei. — In der „National Review" druckt unser poeta laureatus Alfred Austin einen Abschnitt aus „Des Dichters Tagebuch" von Lamia ab. Es ist Prosa mit eingestreuten Versen; der Dichter schreibt aus Rom und schildert seine Eindrücke von der ewigen Stadt, die er nach langen Jahren wieder besucht hat.

Gilbert Murray behandelt in der „Independent Review" die „Elektra" des Euripides. Er giebt eine gute, ausführliche Analyse der Tragödie und übersetzt die wichtigsten Stellen daraus. — „Ibsens Lehrzeit" bildet das Thema eines Artikels von William Archer in der „Fortnightly Review". Nach Archers Ansicht verdankt Ibsen seine technische Meisterschaft Scribe und seinen Nachfolgern; von ihnen lernte er die Kunst des dramatischen Aufbaus. Französischer Einfluß ist noch in den ersten Akten der „Nora" sichtbar. Dann machte sich Ibsen aber davon frei. — In derselben Nummer eröffnet der Herausgeber eine Reihe kurzer Anzeigen von zeitgenössischer kontinentaler Litteratur. Die Auswahl der Bücher scheint uns zwar nicht durchweg sehr glücklich zu sein, aber die Zeitschrift ist doch auf dem rechten Wege. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß die Wochenschrift „Academy and Literature" unter ihrem neuen Leiter W. Teignmouth Shore der Litteratur und dem Theater des Auslands viel Platz einräumt. — Außerdem ist das Erscheinen eines neuen Jahrbuches für Kunst und Litteratur zu melden. Es führt den Titel „The Venture" und wird von Laurence Housman und Somerset Maughan herausgegeben. Die Holzschnitte sind ganz vorzüglich, der litterarische Teil und der Textdruck stehen nicht ganz auf der gleichen Höhe; aber das Ganze ist doch beachtenswert und legt Zeugnis von dem Talent und der Originalität unserer jungen Künstler und Schriftsteller ab.

Endlich beginnt jetzt die neue Ausgabe von Horace Walpoles Briefen, herausgegeben von Mrs. Paget Toynbee und verlegt bei der Oxford University Press, zu erscheinen. Von den sechzehn Bänden, aus denen das Werk bestehen wird, sind Band I bis IV vor kurzem herausgekommen; Band V bis X werden im November 1904, und Band XI bis XVI im November 1905 ausgegeben werden. Die neue Sammlung umfaßt vierhundert Briefe mehr als die letzte, von denen hundert bisher noch nicht gedruckt waren. Der Text ist, soweit es möglich war, sorgfältig mit den Originalhandschriften verglichen und mit neuen Anmerkungen — nur Walpoles eigene sind geblieben — versehen worden. Walpole war, wie bekannt, ein unvergleichlicher Briefschreiber: niemals sind lesens- und empfangenswertere Briefe geschrieben worden. Außer ihrem rein litterarischen Wert haben diese Briefe noch den, daß sie ein vollständiges Bild der sozialen und politischen Geschichte ihrer Zeit geben. — Unter dem Titel „Die Psalmen im menschlichen Leben" hat Rowland E. Prothero ein bemerkenswertes, schönes Buch geschrieben. Er untersucht darin den Anteil, den die Psalmen Davids an dem Gang der Geschichte und an der Lebens- und Charakterbildung großer Männer und Frauen gehabt haben.

Der Tod Herbert Spencers hat eine große Zahl Artikel über sein Werk und seine Persönlichkeit zur Folge gehabt, doch hat in der kurzen Zeit noch nichts von größerer Bedeutung über den hervorragendsten englischen Philosophen des viktorianischen Zeitalters geschrieben werden können. Spencers schwache Gesundheit während seiner letzten Lebensjahre hat ihn an der Beendigung seines großen Werkes, des „Systems der synthetischen Philosophie" gehindert. Selbst wenn ich es vermöchte, wäre es nicht meine Aufgabe, den Wert von Spencers Lebensarbeit hier zu erörtern, aber er wird, glaube ich, stets als einer der wenigen modernen Denker angesehen werden, die den Versuch, das Universum in seiner Totalität in ein System zu bringen, zur Ausführung gebracht haben. — Wir haben ferner den Verlust eines Mannes von ganz anderer Art zu beklagen: des Dichters George Gissing. Er ist 1857 geboren und in Owens College zu Manchester erzogen. Sein erstes Werk war „Workers in the Dawn" (1880). Zwischen diesem Jahr und 1903 veröffentlichte er zwanzig Romane, ein Buch mit Reiseschilderungen und seinen Schwanengesang „The private papers of Henry Ryecroft", in dem er sich selbst und seine Lebensphilosophie zeichnete (s. oben Sp. 615). Wenn Gissing die trüben Seiten des Lebens zu schildern vorzog, so geschah es, weil er sah, daß die Tragödie über die Komödie siegte, und weil er das beschreiben wollte, was er am besten kannte. Einiges verdankte er Dickens, einiges Zola. Die englische Litteratur ist durch seinen Tod um vieles ärmer geworden.

„Hetty Wesley" von A. T. Quiller Couch (Harper) ist der beste unter den neuesten Romanen. Der Verfasser zeichnet mit gewohnter Kraft ein abstoßendes Bild von der Häuslichkeit John und Charles Wesleys, der Gründer des Methodismus. Beide treten in dem Roman auf; aber das Hauptinteresse konzentriert sich auf ihre Schwester, die die Seelengröße, aber nicht die Frömmigkeit ihrer Brüder besaß. Sie ließ sich von einem unwürdigen Liebhaber entführen, kehrte aber schon am folgenden Tage nach Hause zurück. Um ihres Vaters Zorn zu besänftigen und in der Hoffnung, ihren Fehltritt wieder gut machen zu können, heiratete sie einen Bleigießer, einen gewöhnlichen Arbeiter, der sich als Trunkenbold erwies. Ihr Unglück rührt uns tief, und die Zurückhaltung, mit der mehr angedeutet, als beschrieben wird, zeugt von wahrer Kunst.

Das „japanische" Stück „Der Götterliebling" von David Belasco und John Luther Long, das in New-York einen Riesenerfolg erlebt hatte, ist jetzt von Beerbohm Tree mit aller Pracht der Ausstattung in His Majesty's Theatre aufgeführt worden. Zur Litteratur gehört das Stück nicht. Es ist ein rechtes und schlechtes Melodram in japanischem Kostüm, und nie hat man auf einer englischen Bühne etwas gesehen, das sich an Schönheit mit diesen Bildern aus dem alten Japan vergleichen ließe. Die Leistungen der Schauspieler waren angemessen. — Das Deutsche Theater hat endlich etwas Interessantes gebracht. Bisher war das Repertoire sehr leichter Natur gewesen, wenn es uns auch mit Bewunderung für die Vielseitigkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen erfüllte, die sich in der ernsten Tragödie wie in der heitersten Komödie oder Farce gleichmäßig zu Hause zu fühlen scheinen. Das neue Stück ist Beyerleins „Zapfenstreich", der das Publikum im Sturm erobert hat. Das Bild des deutschen Militärlebens erregt hohes Interesse, und obwohl das Stück eigentlich nicht gut

sind die Situationen doch geschickt angelegt, die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. Kipling hat in der Novelle „His private honour“ ein ähnliches Thema auf andere Weise behandelt. — Einen lebhaften und verdienten Erfolg holte sich auch am selben Theater Paul Oskar Höckers wirkungsvolles Schauspiel „Die Lappenhänse“, das anläßlich seiner hamburger Uraufführung hier schon besprochen wurde. — „Pastor Ehrm“ von Alfred Schirokauer erlebte hier seine Uraufführung am Deutschen Theater. Es ist das Stück eines jungen Mannes und erweckt Hoffnungen für die Zukunft. Die Hauptidee ist der Abfall eines protestantischen Geistlichen und seine Bekehrung zum Atheismus. Er ... it für seine Ueberzeugung.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

... einem manches voreilige und ungünstige Urteil berichtigenden Aufsatze von A. Sassi („Nuova Antologia“, 16. Dezember) über „Die Witwenschaft der Freundin Alfieris“ werden u. a. Briefstellen aus unveröffentlichten Zuschriften der Gräfin Albany an ihren ...ten Luigi Farnesi in Rom mitgeteilt, die von ihrem ... und anhaltenden Schmerze um den Verlust des ...ters Zeugnis ablegen. Die Veröffentlichung weiterer ...fe an den Genannten, die jetzt im Besitze des Marchese ...andro Ferrajoli sind, wird in Aussicht gestellt. — ... der „Critica“ (November) behandelt B. Croce den ...olitanischen Schriftsteller Salvatore Di Giacomo, ...n seinen Erzählungen, Dialektpoesieen und Bühnen...n mit Vorliebe die seltsame Mischung des Elends ... der Lebenslust, der Sentimentalität und Brutalität, ...omik und Tragik schildert, die dem neapeler Leben ... Volke eigen ist. Croce, der sich als Aesthetiker ... Namen gemacht hat, will nichts davon wissen, ...ie mundartliche Dichtung als besondere Litteratur...ng betrachtet werde, noch auch davon, daß man ...Bedeutung des Dialektdichters nach der Fähigkeit ...treuen Wiedergabe des Wesens, der Sitten, der ...rucksweise, der sozialen Zustände eines Volksstammes ...ile. Die historische Wahrheit könne nur den ...chtsschreiber und Soziologen, nicht den Litterar...ker interessieren. Für die Kunst sei nur die Per...keit des Dichters und seine Art, die Dinge anzu...n und zu verarbeiten, von Belang. — Salvatore ...a erhebt in der „Nuova Parola“ (Dezember) gegen ...eitgenössische italienische Litteratur den ...urf, daß sie nicht aufrichtig sei, daß „neben einer ... Zahl von Schriftstellern, die von naiver Liebe ...Schönen und Wahren, zur einfachen und doch mit ...t umkleideten Form erfüllt sind, eine Kohorte von ...n, geriebenen Burschen“ vorhanden sei, die „im ...t den Erfolg erringen und Furore machen wollen“. ...e, daß die wenigen Seiten, die der gemütliche ...er seiner These widmet, zu einer Beweisführung ...usreichen. — Im Dezemberhefte derselben, „den Idealen in Kunst, Wissenschaft und Leben“ ge...ten, spiritistisch angehauchten Zeitschrift finden wir ...Brief M. G. Conrads an den Herausgeber Arnaldo ...ato, der mittels Rundschreibens die Mitwirkung ...ragender Künstler, Schriftsteller, Gelehrter u. a. ...ndgiltigen Ersetzung des Naturalismus und ...ismus durch einen neuen Idealismus angerufen ...Unser allen Dunkelmännern wie allen Schwäch... feindlicher Landsmann sieht den Idealismus ...im Stoff, noch in der Technik, nicht im Ja oder ...ondern in der Größe der Idee, in der Kraft der ...ng, in der gewaltigen Suggestion, die von ihm ...t“, und erwartet deshalb nur von neuen ...tischen Genien eine Erneuerung des Idealismus. ...atilde Serao hat in einer römischen Tageszeitung ...ne triumphierender Befriedigung auf die zahl... abenteuerlichen Verbrechen und anderen geheimnis... Vorkommnisse hingewiesen, die in den letzten ...n die öffentliche Aufmerksamkeit in Italien erregt und vielen Tausenden eine Gänsehaut verursacht haben. Sie beweisen nach Ansicht der Serao, daß es ein völlig ungerechter Vorwurf ist, den man gewöhnlich gegen die Romanschriftsteller richtet: unmögliche Charaktere zu erfinden, unwahrscheinliche Erlebnisse, phantastische Begebenheiten aufzubauen und das wirkliche Leben durch Romanhaftigkeit überbieten zu wollen. „Wir sind gerächt,“ ruft die Schriftstellerin aus, „ihr seht, daß das wirkliche Leben unendlich paradoxer, ungeheuerlicher, tragischer, geheimnisvoller, verwickelter, romanhafter ist!“ Ein Mitarbeiter des „Marzocco“ (IX 1) fragt dagegen: Könnte nicht die auf die niedrigen Instinkte spekulierende, schönheit- und sittlichkeitfeindliche Romanlitteratur an der Sittenverderbnis, der Nährung der schlechten Leidenschaften und der Zunahme der Uebelthaten mit die Schuld tragen? — Im Dezemberheft der „Minerva“ wird versucht, nachzuweisen, daß „die Legende von Romeo und Julia“ thatsächlich eine reine Erfindung sei und eine Familie Cappelletti, der Julia angehört haben soll, in Verona nie existiert habe, während eine Partei dieses Namens in den inneren Kämpfen Cremonas im Mittelalter auftrete.

Professor Vittorio Cian beginnt im „Fanfulla della Domenica“ (10. Januar) einen Bericht über die immer zahlreicher werdenden Zeitschriften und Werke, die der Erforschung der italienischen Renaissance gewidmet sind. Als hochverdienten Vater dieser Erdforschung, „der mit einem beinahe hellseherischen unprophetischen kritischen Blick“ das Gesamtbild der großen Zeit gezeichnet hat, noch bevor die Einzelforschung ihm zu Hilfe eilte, erkennt er Jakob Burckhardt an. — In derselben Nummer erscheint der Anfang eines Lebensbildes von Giovanni Giraud aus der Feder E. Celanis.

Die neueste Biographie Alfieris, „Vittorio Alfieri e la tragedia“ (Mailand, bei Höpli, 1904), hat den Untertitel: „sein Leben, seine Selbstbiographie, seine Trauerspiele, seine tragische Theorie und Kunst, der sittliche und bürgerliche Wert des Menschen und des Künstlers“ und hat zum Verfasser Manfredi Porena, der sich selber offen als Bewunderer des Dichters bezeichnet. Was er — als Italiener — zur Begründung der Bewunderung anführt, kann nur Zustimmung finden: „Ungeachtet kleiner Störungen des Gleichgewichts in seinem Charakter,“ sagt der Autor, „und ungeachtet der Mängel in seinen Werken, besaß er wahre geistige und sittliche Größe, die nicht verkannt werden kann und willig anerkannt werden muß. Manche glauben, es sei Ehrenpflicht der Kritik, die Großen oder doch einzelne unter ihnen so klein wie möglich zu machen, und sie scheut sich deshalb nicht, aus den Splittern Balken zu machen, kleinlich und boshaft vorzugehen. Aber der wahren Kritik wird damit nur wenig gedient; denn wenn sie gerecht und maßvoll auch den Großen gegenüber auftreten soll, so muß sie doch vor allem sich von deren Größe Rechenschaft geben. Was Alfieri betrifft, so kommt es darauf an, zu erklären, wie er nicht nur die fast allgemeine Bewunderung der Italiener erregen, sondern auch dasselbe Gefühl im höchsten Grade bei den auserlesensten Geistern und edelsten Seelen erwecken konnte, wie bei Parini, Foscolo, Manzoni, Pellico, Leopardi, D'Azeglio, Balbo, De Sanctis, Carducci u. s. w. Ihn verkleinern heißt, sich das Verständnis für ihn, seine Zeit und seine Bewunderer unmöglich machen . . “ Diese Urteile aus dem Vorworte des Buonaventura Zumbini gewidmeten inhaltreichen Buches durften angeführt werden, weil sie Wahrheiten von allgemeiner Geltung enthalten.

In einem Bande von 569 Seiten „Il processo Pellico-Maroncelli secondo gli atti officiali segreti“ (Mailand, L. F. Cogliati, 1903) rekonstruiert Alessandro Luzi, der Verfasser einer von versöhnlichen Patrioten viel angefochtenen, ausgiebig dokumentierten Untersuchung über „Antonio Salvotti und die Prozesse von 1821“, gleichfalls aufgrund umfangreichen Aktenmaterials, das Verhalten der gleichzeitig verhafteten Freunde Silvio Pellico und Piero Maroncelli in dem

Hochverratsprozeß von 1821. Es wird bestätigt, daß keine wahrhaft heroische Gestalt vor den österreichischen Tribunalen jener Zeit erschienen ist, und daß auch Pellico und Maroncelli, wie andere, die bewußt und entschlossen in die Carbonari-Bewegung eintraten, es nicht mit dem nötigen Ernste und Opfermute gethan, sondern zum Teil den Verführungen der jugendlichen Eitelkeit und Unruhe nachgegeben haben. Daher die Schwäche, die auch der unglückliche und liebenswürdige Verfasser der „Prigioni“ im Prozesse bewiesen hat, so daß, wie ein Rezensent unseres Werkes im „Marzocco“ (VIII, 46) sagt, „der wahre Heldenmut der Verurteilten von 1821 sich erst hinter den düsteren Mauern des Spielbergs offenbart — in der wilden und leidenschaftslosen Festigkeit, mit der sie lange Jahre die schlimmsten Leiden aller Art ertrugen.“

Ettore Verga hat unter dem Titel „Il primo esilio di Niccolò Tommaseo“ (bei L. F. Cogliati in Mailand, 1904) großenteils unveröffentlichte Briefe des italienischen Patrioten aus Sebenico an seinen Freund C. Cantù aus den dreißiger Jahren herausgegeben, die viel Material zu seiner Lebensgeschichte neben prägnanten, lebhaften, witzigen Bemerkungen zur Zeitgeschichte und über eine Menge Zeitgenossen enthalten. — L. Franco veröffentlicht eine umfangreiche Alfieri-Bibliographie unter dem Titel „Degli scritti su Vittorio Alfieri, bibliografia e critica“ (Rom, 1903), Rosolino Guastalla den ersten Band eines, viele unedierte Dokumente enthaltenden Werkes „La vita e le opere di F. D. Guerrazzi“ (Rocca S. Casciano 1903).

Von keinem Geringeren als Giosuè Carducci ist die Anthologie zusammengestellt, die unter dem Titel „Primavera e fiore della lirica italiana“ bei G. C. Sansoni in Florenz erschienen ist. Mit Friedrich II. beginnend, reicht die Auswahl bis zu Goffredo Mameli, und sie zeigt wirklich, wie der Herausgeber sagt, „das charakteristische Wesen der italienischen Rasse in den Jahrhunderten“. Ein italienischer Kritiker urteilt: „Es ist eine Sammlung des Besten, was die Italiener in der Lyrik hervorgebracht haben, und enthält einen großen Teil unserer bürgerlichen und politischen Geschichte, der Kultur, der Tendenzen und Bestrebungen der Nation.“

Im 2. Bande der „Laudi del cielo, della terra, del mare e degli eroi“ (Mailand bei Treves) hat G. D'Annunzio seine dichterischen Produktionen der letzten drei Jahre gesammelt und um einige noch unveröffentlichte vermehrt. Die beiden Bücher sind nach den Plejaden Elektra und Alkyone benannt; das erste enthält die „Canzone di Garibaldi“, die „Odi civili“ und die Sonette auf die „Città del silenzio“, das zweite die Dichtungen mehr lyrisch-persönlichen Charakters: die Naturschilderungen, Idyllen, Dithyramben und Georgica, die hie und da didaskalischen Ton annehmen. Die Meisterschaft der Sprache und Versbehandlung ist wiederum über alles Lob erhaben. Als beschreibender Dichter, als Künstler des Worttones und Sprachrhythmus, als Schöpfer des feinsten und reinsten Ausdrucks steht D'Annunzio hier kaum Petrarca nach. Einzelne der Oden auf die berühmten Städte Italiens, dann die „Versilia“, „L'Otre“, „La morte del cervo“ haben in der beschreibenden Poesie kaum ihresgleichen. In anderen Gedichten dieses Bandes macht sich das preziöse Alexandrinertum und das hohle Pathos, in allzuvielen der maßlose Ich-Kultus des Wunderkindes von Francavilla breit und der Mangel an wahrem Gefühl störend bemerkbar.

Grazia Deleddas neuer Roman „Cenere“ (bei der „Nuova Antologia“, Rom, o. J.) ist ein neuer Beweis für die außerordentliche Erfindungs- und Darstellungsgabe der sardinischen Schriftstellerin, die dem Leben ihrer Heimatinsel immer neue Seiten abzugewinnen weiß und die Gabe besitzt, den anscheinend romantischen Geschehnissen durch eine im besten Sinne veristische Darstellung den Anschein des Erlebten und Naturnotwendigen zu geben. „Cenere“ ist die Geschichte eines unehelichen Sohnes einer heißblütigen sardinischen Bauerndirne, der, von der verstoßenen und notleidenden Mutter als Knabe verlassen, mit Hülfe des (verheirateten) Vaters und einiger Wohlthäter die Möglichkeit des Universitätsstudiums erhält und dann auf die Suche nach der verschollenen Mutter geht. Er findet sie im Elend und der Verworfenheit und zwingt sie, mit ihm in die Heimat zu gehen, um durch ihre Erhaltung und Rehabilitierung seine Sohnespflicht zu erfüllen, obwohl dies seine Vereinigung mit der Jugendgeliebten unmöglich macht. Der freiwillige Tod der Mutter kann nichts mehr daran ändern, daß alle Glücksträume zerstört, alle Anstrengungen, Leiden, Opfer, Hoffnungen zu „Asche“ geworden sind.

Der humorvolle Verfasser des Romans „Come presi moglie“ (vgl. LE V, 1521), Carlo Dadone, zeigt sich als ein — wennschon nach Originalität strebender — Nachahmer E. A. Poes und Liebhaber grausiger Situationen in einer Reihe kurzer Novellen, die unter dem Titel der letzten: „La torbice di legno“, bei R. Streglio & Co. (Turin, 1904) erschienen sind.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Spanischer Brief.

Meinen letzten Brief hatte ich mit einer Würdigung von Perez Galdos „Episodios Nacionales“ und mit einer Schilderung seiner Bedeutung für das litterarische Leben in Spanien im allgemeinen begonnen. Mein heutiger soll durch Erwähnung seines neuesten fünfaktigen Schauspiels „Mariucha“ eingeleitet werden, das im „Teatro Español“ in Szene ging, nachdem es bereits in den Provinzen lebhaften Beifall gefunden hatte. Das Werk interessiert mehr durch den Inhalt als durch die Form, mehr durch die ihm zu Grunde liegende Idee als durch seine szenische Entwicklung. Galdos gehört nicht zu jenen Bühnendichtern, die sich einfach vornehmen, das Publikum während einiger Stunden zu unterhalten; er glaubt vielmehr, daß das Theater, abgesehen von seinen rein künstlerischen Zielen, auch einen sozialen Zweck zu erfüllen hat. So suchte er in „Die von San Quintin“ für einen Ausgleich der Klassengegensätze zu wirken und in „Electra“ den Uebergriffen der religiösen Orden entgegenzutreten; in „Mariucha“ tritt er für die Tugend der Arbeit ein und nimmt sich vor, auf den Willen des Volkes in dieser Richtung stimulierend zu wirken. Er will ihm sagen, daß eine Wiedergeburt nicht durch ein Wunder, sondern nur durch zähe Ausdauer und treue Arbeit zu erreichen ist. Das Symbol dieses Gedankens ist Leon, ein Mitglied der jeunesse dorée, das sich, als es sich plötzlich durch seinen lästerlichen Lebenswandel der Schande und dem Elend preisgegeben sieht, durch eine letzte äußerste Willensanstrengung allmählich aus dem Sumpf herausarbeitet, in dem er beinahe umgekommen wäre, um ein neues Leben zu beginnen, denn — und das ist „die Moral von der Geschichte“ — so tief einer fallen mag, stets finden sich Mittel und Wege, sich wieder aufzurichten, vorausgesetzt, daß es an der nötigen Energie nicht fehlt. Das Beispiel Leons zeigt Mariucha, der Tochter des ruinierten Marquis de Alto-Rey — einer Geistesverwandten ibsenscher Frauengestalten — den Weg zum wahren Glück. Angesichts dieser Willensstärke begreift sie, daß die Freude am Leben nicht in der Lüge einer mehr oder weniger glänzenden äußeren Stellung zu suchen ist, sondern darin, daß wir unser Schicksal schmieden durch eigene Kraft. Und Leon und Mariucha kämpfen nun gemeinsam gegen Ungerechtigkeit und soziale Vorurteile, und ihre Jugend und Liebe gehen schließlich aus diesem Kampf siegreich hervor. Die Idee ist einfach und nicht gerade neu, aber gut und schön; die theatralische Ausführung ist es aber weniger, denn Galdos ist nun einmal nicht so sehr Dramatiker als epischer Dichter. Das Publikum begriff den Symbolismus vollständig, aber es wurde nicht recht warm, weil dem

Werk einige Tropfen Leidenschaft fehlen, die diesen Symbolen Blut einflößen und dem Schein Wirklichkeit verleihen. Was den Szenen an Wahrscheinlichkeit abgeht, das soll die Wahrheit des Gedankens an sich, der, wie gesagt, ein Hymnus auf die Arbeit ist, ersetzen. So hat das Stück, wenigstens für das spanische Volk, einen unleugbaren erzieherischen Wert.

Eröffnet wurde das „Teatro Español“ durch Lope de Vegas Tragödie „Fuente Ovejuna“ in einer Neubearbeitung der Schriftsteller Ramon del Valle Inclan und Manuel Bueno. Während es sich in „Peribañez“ und „Der beste Alcalde ist der König“ um persönliche Strafakte handelt, wohnen wir in „Fuente Ovejuna“ der Rache eines ganzen Volkes bei. Es ist das am meisten demokratische Stück des spanischen Theaters, in dem sich nicht die patriarchalische Demokratie der „Richter von Kastilien“ wiederspiegelt, sondern die überschäumende Furie der anarchistischen Tumulte, die mit ihrem Feuerschein den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der neueren Zeit beleuchteten, der „jacqueries“ in Frankreich, der „pagesos de remensa“ in Katalonien, der „forenses“ in Mallorca, der „agermanadas“ in Valencia, der Bauernkriege in Deutschland. Das sonst so sanfte und friedliche Genie Lopes identifiziert sich hier in wunderbarer Weise mit den rohen Leidenschaften einer wild aufgeregten Menge, sodaß ein Drama von einer ziemlich kühnen Poesie entsteht, ohne Rhetorik und szenische Künsteleien, ein Drama von brutaler Wirklichkeit, das in seiner aufrührerischen Sprache gegen die Tyrannen, wenn es modern wäre, mancherorts die öffentliche Ruhe stören könnte. Und es bleibt nicht bei der Sprache, sondern in den lebhaftesten Farben wird die Orgie der Volksrache dargestellt, in der Männer und Weiber in grausamer Wut miteinander rivalisieren. Und während Lope sich sonst häufig nur von flüchtiger Improvisation leiten läßt, befolgt er hier eine streng dramatische Logik, die ihn sicher zu dem gewollten künstlerischen Ziel, zur Katastrophe, führt. Die Charaktere der handelnden Personen sind gut, aber nur leicht angedeutet, denn mehr als auf die individuelle Psychologie kam es dem Dichter offenbar auf die der Menge an, die unmittelbar an Shakspere erinnert.

Es handelt sich um die Empörung des Ortes Fuente Ovejuna gegen die Ausschreitungen des feudalen Komthurs des Calatrava-Ordens Fernan Gomez de Guzman, der sich darin gefällt, Frauen und Mädchen zu schänden, der Justiz in den Arm zu fallen, den Gemeinderat zu verhöhnen, die menschliche Persönlichkeit systematisch herabzusetzen, kurz, alle Verbrechen eines verabscheuungswürdigen Despotismus zu begehen. Es ist ein schreckhaft wahres Bild der Zügellosigkeit der Sitten, die unter der unseligen Herrschaft Heinrichs IV. in Kastilien gang und gäbe war und erst unter der Regierung der „Katholischen Könige“ allmählich verschwand. Lope markiert hier mit jener historischen Intuition, die ein wesentlicher Bestandteil seines Geistes war, den Kulminationspunkt dieses Kampfes in der zwar an sich nebensächlichen, aber durchaus bezeichnenden Episode von Fuente Ovejuna, worin sich Monarch und Volk gegen die Feudalherrschaft verbinden und allen Vorrechten ein Ende machen. Gewisse Berührungspunkte mit dem auch in Deutschland bekannten „Alcalden von Zalamea“ sind in die Augen springend. Die Neubearbeitung, die eine Kondensierung der etwas lose aneinander gereihten Bilder bezweckte, hätte in dieser Hinsicht noch getrost etwas weiter gehen können.

Auch das „Teatro de la Comedia“ hatte sich diesmal an Lope, den „fenix de los ingenios“, wie der Spanier sagt, gewandt, um seine Wintersaison würdig einzuweihen, und zu dem Zweck die Komödie „La discreta enamorada“ („Die kluge Verliebte“) in einer Neubearbeitung von Tomas Luceño gewählt, die leider manches zu wünschen übrig ließ. Lope zeigt sich uns darin wieder in seiner allgemeiner bekannten Art, nämlich voll Grazie, Witz und Poesie; es ist technisch genommen vielleicht eines seiner schwächsten Werke, aber auch eines der lustigsten. Welche erstaunliche Wandlungsfähigkeit dieses Genies! Man sollte nicht glauben, daß es derselbe Dichter ist, der „Fuente Ovejuna“ oder „Der Stern von Sevilla“ und „Strafe ohne Rache“ geschrieben! Es ist in der Hauptsache eine Studie der weiblichen Seele und der Intriguen und Schliche, deren sich die Señoras der damaligen Zeit bedienten, um an das Ziel ihrer Liebeswünsche zu gelangen, die schließlich nicht viel anders sind als die, deren sie sich heute bedienen und voraussichtlich morgen bedienen werden.

Jacinto Benavente ließ einen hübschen Einakter aufführen: „Porque se ama“ („Weshalb man liebt“), eine geistreiche, altruistisch angehauchte Plauderei, worin der als charmeur bekannte Verfasser nachzuweisen sucht, daß man nicht liebt, um selbst glücklich zu werden, sondern um andere glücklich zu machen. Derselbe Autor trug mit der zweiaktigen Komödie „Al natural“ („Natürlich“), die den Gegensatz zwischen Stadt und Land behandelt, im Teatro Lara einen großen Erfolg davon.

Auch José Echegaray hat vor Jahresschluß noch ein neues vieraktiges Drama „La desequilibrada“ („Die geistig aus dem Gleichgewicht Gebrachte“) im „Teatro Español“ aufführen lassen, das bis zu dem sehr wirkungsvollen Schluß des dritten Aktes mit steigendem Beifall aufgenommen wurde, im vierten Akt aber stark abfiel. Das Stück führt den Gedanken aus, wie an sich gute Menschen, die sich von ihren Leidenschaften und ihrem Temperament in kritischen Augenblicken des Lebens fortreißen lassen, der sich unter glänzenden äußeren Formen verbergenden kaltblütigen List und Verschlagenheit minderwertiger Charaktere, die sie umgeben, zum Opfer zu fallen pflegen. Teresina, die Tochter eines reichen Bankiers, und Mauricio de Vargas lieben sich und stehen unmittelbar vor der Hochzeit, die aber der intrigante, kaltberechnende Roberto zu hintertreiben weiß. Ja, es gelingt ihm sogar durch allerhand Machenschaften, die Hand der reichen Erbin für sich selbst zu erlangen. Teresina liebt ihn aber nicht und ermordet ihn schließlich heimlich nach einigen Jahren unglücklicher Ehe. Ihr Kind übergiebt sie aber dem ehemaligen Geliebten, der sich wieder einfindet, damit er es in seinen ehrenhaften Grundsätzen erziehe.

Auf dem Gebiet der Novelle verdienen erwähnt zu werden: „La tristeza errante“ („Die herumirrende Traurigkeit“) von Wenceslao E. Retana mit dem berühmten Pyrenäenbad Panticosa als Hintergrund und einer scharfen Kritik des dekadenten Teiles der Aristokratie und des Klerikalismus in seiner gehässigen, heuchlerischen und schädlichen Form. In gewisser Hinsicht ist das Buch ein Pendant zu „Pequeñeces“ von P. Coloma; die Tendenz ist allerdings verschieden. Der Naturalismus des Anfangs verwandelt sich später leider in einen Sentimentalismus, der dem der „Kameliendame“ nicht unähnlich ist. — In „Villa Venus“ schildert Vicente Sanchiz das heitere Leben in Biarritz. — „Odios“ betiteln sich zwölf kurze Novellen von Alfonso Danvila, in denen sich das madrider Leben widerspiegelt. Endlich sei noch „La catedral“ von Blasco Ibañez, dem spanischen Zola, genannt. Es handelt sich im wesentlichen um die Reden und Erlebnisse eines Anarchisten, der, an Leib und Seele gebrochen, nach Toledo zurückkehrt und dort in der berühmten Kathedrale von Gesinnungsgenossen, die seine idealistische Denkart mißverstehen, erschlagen wird. Das Buch des litterarisch auf einem stark naturalistischen, politisch auf einem radikalen und antiklerikalen Standpunkt stehenden Verfassers ist Gegenstand lebhafter Kontroverse. Es steht vielleicht nicht ganz auf der Höhe seiner früheren Novellen, wie „La barraca“ (vgl. LE V, 1494), „Cañas y barro“, „Arroz y tartana“ u. s. w., wo das ihm vertraute Milieu seiner valencianischen Heimat seiner künstlerischen Inspiration zu Hilfe kommt, aber es liest sich nicht übel, namentlich auch wegen der Schilderungen der Kathedrale und des toledaner Lebens. Es ist der erste Band einer Novellenreihe, die — nach Zolas Vorbild — mit einer Studie

der andalusischen Agrarfrage in „La bodega“ und des sozialen Problems in „La Fabrica“ eine Fortsetzung erfahren soll.

In den letzten Tagen ist in der madrider Zeitung „El Imparcial“ der Vorschlag aufgetaucht, im Frühjahr 1905 die dreihundertjährige Wiederkehr des Erscheinens des „Don Quijote“ festlich zu begehen. Es werden zu dem Zweck alle möglichen und unmöglichen Festlichkeiten in Anregung gebracht, auf die wir zurückkommen werden, sobald der Gedanke feste Gestalt annimmt. Unter anderem sollen Denkmäler von Cervantes in den verschiedenen von ihm bewohnten oder besungenen Orten aufgestellt, sein Bild in allen spanischen Schulen angebracht, eine Neuausgabe seines Werkes für das Volk, Festzüge mit Bildern aus „Don Quijote“, Ausstellungen von auf „Don Quijote“ bezüglichen Gegenständen, Theatervorstellungen u. s. w. veranstaltet werden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß, wenn sich diese schönen Pläne verwirklichen sollten, auch das gebildete, den großen spanischen Dichter verehrende Ausland sich an der Feier beteiligen und ihr damit einen universellen Charakter geben würde.

Madrid. *F. M. Garcia.*

Ueber die moderne portugiesische Litteratur wird der „Voss. Ztg.“ aus Lissabon geschrieben: Ein erfreulich reger Aufschwung macht sich in der modernen portugiesischen Litteratur sowohl diesseits als auch jenseits des Ozeans in Brasilien bemerkbar. Wenn es in anderen Ländern heißt: „Bücher werden nicht mehr gekauft“, so ist hier das Umgekehrte der Fall: „Bücher werden wieder gekauft“, und zwar sehr schöne Bücher, die wirklich für jeden, der des Portugiesischen mächtig ist, des Kaufens wert sind. In erster Linie liegt ein neuer Band von Henrique de Vasconcellos, „Contos novos“ vor, neue Erzählungen, die seltsam erotische Bilder an uns vorüberziehen lassen; ihnen fehlt die künstlerische Ruhe der Empfindung, aber unsere Nerven werden stark erregt, wenn wir uns in die wunderliche Gedankenwelt des Dichters versetzen lassen. Joao Grave veröffentlicht einen Roman „Os famintos“ (Die Hungrigen), ein lissaboner Sittenbild, das den Armen und Bedürftigen warm das Wort redet. „Es giebt keinen moralischen Tod ohne Auferstehung“ ist in kurzen Worten die Sentenz des Buches, und so findet denn auch die Heldin, trotz ihres tiefen Falles, ihre geistige Erlösung in der unwandelbaren Liebe ihres früheren Bräutigams. Ferner erregt ein Band von Coelho „Sertoes“, einem brasilianischen Dichter, in Lissabon Aufsehen. Es sind Geschichten aus jener wunderbaren Tropenwelt, herrliche Naturbeschreibungen, die uns bezaubern und den Traum jener geheimnisvollen Urwälder, jener gewaltigen Ströme mitträumen lassen. Die Beschreibung ist alles, — da die Geschichten selbst nur einen künstlichen Rahmen dafür bilden. Das Buch Coelhos beweist aber leider, daß sich die portugiesische und brasilianische Litteratursprache allmählich zu unterscheiden beginnen, es kommen manche Ausdrücke in dem Werke vor, die dem Portugiesischen fremd sind, anderen Ausdrücken wieder ist ein anderer Sinn beigelegt, kurz, es steht zu befürchten, daß etwa in einem Jahrhundert Portugiesisch und Brasilianisch nicht mehr dieselbe Sprache sein wird, wenn sich die Litteraten beider Länder nicht große Mühe geben, diese Unterschiede im Keime zu ersticken. Die brasilianische Aussprache unterscheidet sich heute bereits vom Portugiesischen etwa wie das Nordamerikanische vom Englischen, die Litteratursprache aber galt bisher hier wie dort als dieselbe.

Schwedischer Brief.

Die am 10. Dezember, dem Todestage Alfred Nobels, erfolgte Verleihung des internationalen Litteraturpreises an Björnstjerne Björnson wird in allen Kreisen als ein erfreulicher Beweis für die aufdämmernde Selbsterkenntnis unter den Mitgliedern der schwedischen Akademie angesehen, die trotz ihrer für einen Kunstareopag befremdlichen Zusammensetzung diesmal wenigstens das ehrliche Bemühen hat erkennen lassen, das ihr anvertraute Mandat in Uebereinstimmung mit dem Willen des Testators und der litterarischen Fachwelt zu verwalten. Björnson selbst hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die ihm dargebrachten Huldigungen mit einer temperamentvollen Darlegung seines dichterischen Glaubensbekenntnisses zu beantworten, dessen Schlußsätze sich zu einem Angriff auf das l'art pour l'art-Prinzip in der modernen Litteratur erweiterten.

Lebhafte Beunruhigung macht sich in den hauptstädtischen Litteraturkreisen geltend im Hinblick auf die künftige Gestaltung unseres Bühnenwesens. Das königl. dramatische Theater, das nach einer alten Tradition als das vornehmste dramatische Institut des Reiches respektiert zu werden wünscht, befindet sich seit geraumer Zeit in vollständiger Auflösung. Mangelnde Disziplin und ungeschickte Direktiven in administrativer Hinsicht haben das einstmals vorzüglich geleitete Institut trotz weitgehender Unterstützung durch die Regierung künstlerisch und finanziell heruntergebracht und die besten Mitglieder des Ensembles dutzendweise in die Arme einer nicht immer ganz einwandfreien Konkurrenz getrieben. Man hat daher den Plan erwogen, durch eine vollständige Umgestaltung des technischen Betriebes, vor allem durch Beseitigung des bisherigen Assoziationssystems, ferner durch Heranziehung einer litterarisch zuständigen Oberleitung die Bühne wieder zu heben. An einem Erfolge dieser Bestrebungen wird indessen vorderhand so lange gezweifelt werden müssen, als von höherer Stelle aus allen Versuchen, den Verwaltungsapparat des Theaters in die Hände eines einzelnen und vertrauenswürdigen Generalbevollmächtigten zu legen (der dann auch in künstlerischer Hinsicht höfischen Einflüssen die erforderliche Autorität entgegenzusetzen hätte), beharrlicher Widerstand entgegengebracht wird. —

Von Oscar Levertin, dem feinsinnigen und belesenen Essayisten, liegt eine Sammlung von Studien bemerkenswerter Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts vor („Svenska gestalter“). Das Buch ist in gewissem Sinne eine Fortsetzung der beiden früheren Skizzensammlungen („Fråu Gustaf III. dajar“ und „Diktere och Drömmare“) und beginnt mit einer Studie über Hedwig Charlotte v. Nordenflycht. Mehr als zwei Drittel des ganzen Buches sind den litterarischen Erscheinungen und Strömungen des 18. Jahrhunderts gewidmet, in deren intimer Schilderung sich Levertin auch bei anderer Gelegenheit als Meister bewährt hat. Auf Hedwig v. Nordenflycht, die typische Repräsentantin der gustavianischen Aufklärungsperiode, folgt Gustaf Philipp v. Creutz, der Verfasser des hervorragendsten schwedischen Hirtengedichtes („Atis och Camilla“) und die beiden kontrastierenden Gestalten C. v. Gyllenborgs und C. M. Bellmans: jener im Gewande des stets moralisierenden Stoikers, dieser als der klassische Vertreter leichtlebigen „Epikuräertums“. Der Bellman gewidmete Abschnitt, der sich besonders mit den unter dem Pseudonym Fredman erschienenen „Episteln“ des Rokoko-Dichters befaßt, macht einen etwas unausgeglichenen Eindruck und wirkt stellenweise in seinen Schlußfolgerungen gekünstelt. Vorzüglich gelungen sind dagegen die Lebensschilderungen der Gebrüder Cederhjelm und die Studie über Esajas Tegnérs, ebenso die Ausblicke auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die mit einer stimmungsvollen Würdigung Selma Lagerlöfs abschließen.

Auf dem Gebiete der erzählenden Litteratur entfällt der größte Prozentsatz der erschienenen Bücher auf den Frauen-Roman. Als bessere Erscheinungen auf diesem Gebiete dürfen Märta Sternbergs moderner Roman „Mariane Roeder“ und Anna Roos „Valands Saga“ gelten. Der Roman der Sternberg behandelt den Typus der unstäten und genußsüchtigen Gesellschaftsdame, die von dem feinfühlig und tiefer veranlagten Gatten schließlich zu ihrer häuslichen und ehelichen Pflicht zurückgeführt

[W]ird. Die Fabel ist in der Hauptsache dieselbe wie in [E]rnst Ahlgrens bekanntem Roman „Frau Marianne“. — [A]nna Roos Buch hat einen altisländischen Märchen[st]off — die Baland-Sage — zum Vorwurf. Die Ver[fa]sserin führt den uralten Heldenbericht dem Leser in [v]ersifizierter Form vor. Die Strophen des archaisierenden Versmaßes fließen glatt aus ihrer Feder, doch mangelt [d]em Werke im ganzen der Charakter unmittelbarer [I]ndividualität, und die lebendige Wirkung auf den [L]eser bleibt schließlich aus.

Von den Neuerscheinungen der Uebersetzungslitteratur [h]at H. v. Gumppenbergs „Schwedische Lyrik“ sowohl in [d]er Tagespresse wie in den Zeitschriften vielfältige Be[a]chtung und Anerkennung gefunden. Ein namhafter [K]unsthistoriker in der „Dagens Nytur“ hebt u. a. rühmend [h]ervor, daß der deutsche Verfasser seiner Aufgabe mit [e]iner glänzenden Sprachkunst, die von einem geradezu wissenschaftlich zu nennenden Verantwortlichkeitsbewußtsein getragen werde, gerecht geworden sei.

In „Dagny“ (18) findet sich eine längere Besprechung des unlängst erschienenen Romans „I Pogodernas Land“ von Jane Gernandt-Claine. Der Referent lobt die glänzenden stilistischen Qualitäten der Erzählung, die schöpferische Phantasie und das scharfe Beobachtungstalent der Verfasserin, bedauert aber das Zurücktreten der eigentlichen Handlung zugunsten des äußeren Beiwerks, das dem Ganzen mehr den Stempel eines kulturhistorischen Kunstwerks als eines Romans im streng litterarischen Sinne aufdrücke. — Das gleiche Heft bringt eine zustimmend gehaltene Besprechung der von dem norwegischen Schriftsteller und Pfarrer Th. Claveneß herausgegebenen Schrift „Drift, forelskelse, kaerlighed“ („Trieb, Zuneigung und Liebe“), die die Aufklärung der Jugend in sexuellen Dingen auf dem Wege litterarischer Darstellung befürwortet.

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Der grüne Zweig“, Schauspiel in drei Akten von Felix Philippi (Kgl. Schauspielhaus, 9. Januar.) — „Ein Sonnenstrahl“, Schauspiel in einem Akt von Robert Wach. — „Ein Duell“, Schauspiel in drei Akten von Franz Wolff. (Beide im Schiller-Theater O., 13. Januar.)

Felix Philippi hat es gelegentlich seines neuesten Schauspiels „Der grüne Zweig“ von allen Seiten wieder zu hören bekommen, daß er ein raffinierter Spekulant sei, der kaltlächelnd die Effekte zusammenzimmert, die eine naive Zuhörerschaft packen können. Mir scheint, dieser Vorwurf ist unhaltbar: ein raffinierter Spekulant hätte niemals ein so naives Stück geschrieben wie diesen „grünen Zweig“, das besser „Die grüne Guirlande“ hieße, so vielfach wird die Symbolik des grünen Zweiges variiert. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Felix Philippi stets ehrlich bemüht ist, sein Bestes zu geben, und daß er ganz besonders in diesem Falle bestrebt gewesen ist, ohne krasse Effektmittel, wie Tunnelexplosion, und pikante Zeitanspielungen ein schlichtes und ernstes bürgerliches Drama zu schreiben. Wenn man einen Vorwurf erheben will, so darf er nicht den Verfasser treffen, sondern die Direktion, die das minderwertige Stück für das Königliche Schauspielhaus annahm; das allerdings verdient herben Tadel. Man muß verlangen, daß der Dramaturg des Königlichen Schauspielhauses genügend scharfe Augen hätte, um die wahrhaftig nicht tief liegenden Schwächen dieses Stückes zu entdecken. Er mußte sehen, wie äußerlich das Ganze angelegt ist, wie wenig echt die Sprache dieser Menschen, wie bar eines organisch herv[or]wachsenden Konfliktes und wie platt die Lösung. Es liegt nicht der geringste Grund vor, warum ein Stück wie dieses aufgeführt werden soll. Der mittlere Akt allein hat geschickt aufgebaute Szenen und eine wirkungsvolle Gestalt, einen skrupellosen Großindustriellen, der sogar besser gegeben ist als Mirbeaus großer Gauner Lechat in „Les affaires sont les affaires“. Im übrigen hat Philippis Stück mit dem des Franzosen freilich nichts gemein. Es ist ein Familiendrama voll Rührseligkeit und Empfindelei, in dessen Mittelpunkt nicht der Großindustrielle, sondern sein Gegenspiel, der übergewissenhafte arme Buchhalter steht, der in seiner bedrängten Lage, müde gehetzt durch Schicksalsschläge aller Art, sich beinahe verleiten läßt, ein Geschäftsgeheimnis zu verraten, dann aber im letzten Augenblick durch den Anblick seiner Tochter von dem Verbrechen zurückgehalten wird. Bei der Première endete das Stück so, daß das Schicksal durch diese That des armen Kerls endlich versöhnt wird und in das Elend einen Sonnenstrahl entsendet, indem das erste große Bild des Sohnes in Paris Erfolg hat und man so wenigstens in der Ferne eine Hoffnung sieht, wenn auch im Augenblick der Gerichtsvollzieher sich kaum umgehen lassen wird. Bei den Wiederholungen soll Philippi diesen gar zu platten Schluß, der bei der Première laute ironische Heiterkeit erregte, weggelassen haben. Das Stück würde also jetzt ganz grau in grau gemalt sein. Nur die zahlreichen grünen Zweige — der, auf den die Familie nie kommt, ferner der Lorbeer, die Myrte und die Pfingstmaie, die alle als Symbole aufmarschieren — bringen ein wenig Farbe. Aber diese Gesamtcouleur ist doch wenig verlockend, und so kann man nur hoffen, daß „Der grüne Zweig“ nicht lange Zeit zum Wachsen habe. Bei der Première brachte, wie gesagt, der Schlußakt das Stück zu Fall.

Aus dem Stoff, den der Wiener Franz Wolff in seinem Schauspiel „Ein Duell“ verwendet, war wohl kaum ein dichterisch starkes Werk zu gewinnen, denn Franz Wolff hat von vornherein fehlgegriffen; er will von der Bühne aus das Duell bekämpfen, indem er seine Widersinnigkeit an einem besonders eindrucksvollen Fall darthut. Aber gerade in dem Bestreben, diesen Fall so eindrucksvoll wie möglich zu gestalten, verfehlt er sein Ziel, denn das Ergebnis ist ein auf lauter unwahrscheinlichen, weil allzu absichtlich herangezogenen Voraussetzungen beruhender Fall, der nunmehr garnichts beweist. Es hat keinen Zweck, das Stück einer näheren litterarischen Kritik zu unterziehen. Es wurde übrigens mit lautem Beifall aufgenommen, denn der Kampf gegen das Duell ist z. Zt. immer noch sehr populär. — Vorauf ging dem Stück der unbedeutende kleine Einakter „Ein Sonnenstrahl“ von Robert Wach, der hier gelegentlich seiner Uraufführung in Karlsruhe schon besprochen wurde (vgl. LE IV, 416)

Gustav Zieler.

Elberfeld.

„Vor den Wahlen.“ (La vie publique.) Komödie in vier Akten von F. Fabre. Deutsch von Prosper Müllendorf. (Stadttheater, 3. Januar.)

Wir besitzen in unserer eigenen zeitgenössischen Litteratur verschwindend wenige Werke politisch-satirischen Charakters. Die Direktion hat daher recht daran gethan, uns in der vierten litterarischen Matinée das Werk des französischen Autors vorzuführen. Fabres Komödie versetzt uns in das Wahlgetriebe der französischen Provinzialstadt Salente, wo die Bürgermeister- und Magistratswahl durch allgemeines Wahlrecht vollzogen wird. Sonderinteressen, wie sie wohl bei jeder Wahl hervortreten, werden von allen 43 Personen bis auf geringe Ausnahmen gleich kampfwütig verteidigt. Selbst der Bürgermeister Ferrier, der anfangs alles mit Entschiedenheit von sich weist, was mit seinen Ansichten nicht in Einklang zu bringen ist, wird von der Bewegung ergriffen und entpuppt sich später als ein Mensch,

der ebenfalls persönliche Vorteile erstrebt, d. h. sein Mandat unter Aufgabe seiner wohlerwogenen Ueberzeugung unter allen Umständen wiederzuerhalten sucht. Diese Gestalt hätte zweifellos dramatisch besser verwertet werden können. Ein wirklicher Dichter würde die Motive deutlicher gemacht haben, die diesen Idealisten zum Nachgeben bewegen. Um über diesen Mangel hinwegzutäuschen, entwickelt Fabre eine Reihe geschickt aufgebauter Massenszenen, die besonders im dritten Akte sehr drastisch wirken und auf ein starkes satirisches Talent schließen lassen. Einen weiteren Fehler sehe ich darin, daß der Verfasser nur eine Partei auf die Bühne gestellt hat, die Gegenpartei also hinter den Coulissen agieren läßt. Immerhin steckt viel von einer echten Komödie in dem Werk, das bei vielen die Erinnerung an die hinter uns liegenden Wahlen wachgerufen haben wird.

Wenn das Publikum mit dem Beifall zurückhielt, so war das lediglich auf den Wirrwarr von Namen und Parteien zurückzuführen, deren Absichten man sich nicht immer einzuprägen vermochte, weil ein ständiges hastiges Kommen und Gehen immer neue Störungen verursachte und einen Ruhepunkt nicht ermöglichte.

Friedrich Wiegershaus.

Hamburg.

„Die Redactrice". Komödie in drei Akten von Hanns Bauer. (Thalia-Theater, 26. Dezember.) — „Die Markomannen". Studentenstück in vier Aufzügen von Arnold Straßmann. (Altonaer Stadttheater, 2. Januar.) — „Im Hafen". Drama in drei Akten von Georg Engel. (Thalia-Theater, 7. Januar.)

Ueber die beiden ersten Stücke kann ich mich kurz fassen. Es sind Milieustücke, die weniger durch die dramatische Handlung Interesse erwecken, als durch die Personen, die die Verfasser auf die Bühne stellen. Ein wie dankbares Sujet das Studentenleben für den Dramatiker ist, das zeigt uns der beispiellose Erfolg von „Alt-Heidelberg". Und daß der moderne Journalismus nicht minder dankbare Typen bietet, das beweist der große äußere Beifall, den die Aufführung der „Redactrice" fand.

Die Komödie von Hanns Bauer, so unterhaltend sie ist, ist eigentlich nur ein neuer Beweis dafür, daß das moderne Journalistenstück, das Freytags Lustspiel an die Seite gestellt werden kann, noch geschrieben werden muß. Was Otto Ernst in seinem dramatisierten Pamphlet „Die Gerechtigkeit" geliefert hat, wird dem dankbaren Stoff ja ebenfalls nicht entfernt gerecht. Bei Hanns Bauer giebt der Journalismus und speziell das redaktionelle Milieu nur den äußeren Rahmen ab für eine Verwechslungs-Komödie, in die auch noch die Frauenfrage hineinspielt. Immerhin verdient die mit unleugbarem Geschick gearbeitete Komödie als ein neuer erfolgreicher Versuch, den Journalismus auf der Bühne heimisch zu machen, die ihr gebührende litterarische Beachtung.

„Die Markomannen" von Straßmann weisen als Schauspiel ebenfalls viele Schwächen auf, sind aber deswegen beachtenswert, weil hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, uns die soziale Seite des Studentenlebens näherzubringen. Straßmann will mehr geben als einige harmlose Kneip- und Burschenherrlichkeitsszenen in sentimentaler Liebestunke. Er führt uns nach Bonn, in das Corpshaus der feudalen „Markomannia", deren Mitglieder das sichtliche Bestreben zeigen, durch möglichst patentes Auftreten, durch eine außergewöhnliche Schneidigkeit die Zeiten vergessen zu machen, wo die Markomannen noch eine einfache Burschenschaft waren. Er geißelt die Schäden, die unserem modernen Corpswesen anhaften: die Ueberhebung anderen Studentenverbindungen gegenüber, die Nachäffung militärischer Formen, das übertriebene Wertlegen auf Aeußerlichkeiten, das ausgeprägte Strebertum. Er stellt mitten hinein in diese feudale Gesellschaft einen Landratssohn, der mit seinen phantastischen, idealen Anschauungen, seinen künstlerischen Neigungen, seinem Widerwillen gegen jeden Zwang allerdings schlecht in das Corps hineinpaßt. Es entstehen selbstverständlich Konflikte, die zum Duell führen und für die nötige dramatische Spannung sorgen. Auch bei Straßmann läuft vieles auf Uebertreibung hinaus, und vor einer strengen dramatischen Kritik kann sein Stück nicht bestehen. Das hindert aber nicht, die Absicht, die ihn bei der Abfassung der „Markomannen" leitete, lobend anzuerkennen. Das Verdienst, zum ersten Male das Studentenstück von der ernsteren Seite angepackt zu haben, bleibt ihm unbenommen.

Litterarisch unvergleichlich höher, als die beiden genannten Novitäten steht „Im Hafen" von Georg Engel, obgleich wohl selten die Meinung der Tageskritik so sehr über ein Stück auseinandergegangen ist, wie in diesem Falle. Hier hieß es, „Im Hafen" sei eine in allen Teilen mißlungene Arbeit, deren Wirkung lediglich auf groben Theatereffekten beruhe. Dort wurde gesagt, das Drama sei eine tief angelegte, künstlerisch durchgeführte Dichtung, die gerade durch die Einfachheit ihrer Mittel wirke, durch das Verschmähen aller Theatralik.

Ich muß mich ganz dieser letzten Meinung anschließen. Bei dem neuen Werk Engels überwiegen die großen, starken Vorzüge die wenigen Mängel derart, daß man eine fast ungetrübte Freude an dem Drama haben kann. Was Engel giebt, ist eine äußerlich harmlose Fischergeschichte, die in irgend einem Hafendorf an der Ostsee spielt. Dort lebt der Fischer Drühs, ein guter, einfältig frommer Mann, seit sechs Jahren mit seiner Frau Hedwig, der Pflegetochter des Dorfschulmeisters. Im Dorfe munkelt man allerlei von einer Liebschaft, die Hedwig in jungen Jahren mit Heinrich, dem Lehrerssohn, gehabt haben soll. Auch Drühs weiß von diesem Gerücht, und gespenstisch verfolgt ihn die Angst, daß etwas wahres daran sein könne. Da kehrt Heinrich nach bestandenem Ingenieurexamen in das Dorf zurück, und ihm, dem sieghaft Jugendfrischen, dem einst heiß Geliebten, fliegt auch das Herz der in der Ehe mit dem braven Drühs verkümmernden Frau zu. Trotzdem sie bei dem Heilandsbilde, das in der Wohnung steht, und bei dem Leben ihres Kindes Drühs geschworen hat, daß sie nie eine „Gemeinschaft" mit Heinrich gehabt hat, noch jemals haben wolle, unterliegt sie der Macht seiner Persönlichkeit, als Heinrich ihr sagt, daß sie sich in dieser Umgebung unglücklich fühlen müsse, und daß sie ihn ja genau so liebe, wie er sie. Und als am Morgen Drühs von dem Fischfang nach Hause zurückkehrt, erfährt er aus ihrem und dann aus Heinrichs Munde alles. Er will sich mit der Axt auf Heinrich stürzen, als sein Blick auf das Heilandsbild fällt. Bei dem hatte sie doch geschworen? Wie war es möglich, daß der das zulassen konnte, daß die Welt nicht zusammenstürzte über diesem Treubruch? Sein Glaube ist erschüttert. In seiner Verzweiflung wendet er sich an den Pastor. Der soll ihm auf Ehre und Gewissen sagen, ob es einen Gott giebt, ob er ihn auf der Kanzel fleht. „Wer Gott sehen will, der muß sterben," antwortet ihm ausweichend der Geistliche. Ueber Drühs aber kommt es wie eine Erleuchtung. Er will Gott sehen; mit seinem Kinde, dessen Leben ja durch den Treubruch seiner Frau verwirkt ist, stürzt er sich in das Meer. — Das ist in großen Zügen der Inhalt des Dramas, dessen Gedankengehalt sich auf kurzem Raum nicht erschöpfen läßt und das auf den Zuschauer einen ins Innerste gehenden Eindruck hinterläßt. Klar und greifbar treten die Figuren vor uns hin, und in logischer Konsequenz geht die Handlung ihrem Ende zu. Es ist die ernste Arbeit eines ernst Strebenden. Und das verdient Anerkennung, selbst wenn das Stück weniger gut wäre, als es wirklich ist.

Paul Raché.

Karlsruhe.

„Die schiefmäulige Atmuth". Lustspiel in 3 Akten von Friedrich Bartels. (Großherzogl. Hoftheater, 8. Januar.)

Kurz nachdem dieses Verslustspiel vorigen Sommer im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschien, widmete ihm das „Litterarische Echo" eine freundliche Besprechung (Sp. 142 des laufenden Jahrgangs). Die Kritik erkannte das dichterische und dramatische Talent des Verfassers trotz mancher Mängel der Motivierung und Charakteristik an und glaubte, ihm auch einen Bühnenerfolg versprechen zu dürfen. „Einige Direktoren gutgeleiteter Provinzbühnen," war dort u. a. gesagt worden, „die von der berliner Theatrokratie unabhängig genug sind, bei dem Werke eines noch unbekannten Dramatikers Gevatter zu stehen, sollten sich seiner annehmen: es besitzt dichterische Qualitäten genug, um bei guter Darstellung die Probe zu lohnen." Dieser Appell ist nicht ungehört verhallt, und die damals verlangte Bühnenprobe hat das Stück am 8. Januar am hiesigen Hoftheater bestanden, wo unter der Leitung des Generalintendanten Dr. Bürklin und des Regisseurs Dr. Kilian wieder etwas von dem vornehm-litterarischen Geiste zu spüren ist, den einst Eduard Devrient geweckt und gepflegt hat. Zwar ist auch unser Publikum nicht mehr unabhängig genug, um sich gegenüber einer Erscheinung wie diesem Lustspiel, das der Theatermode so gar keine Konzessionen macht, gleich zurechtzufinden. Zudem leidet der erste Akt besonders unter der auch schon in der Besprechung der Buchausgabe gerügten Breite. Jedoch schon nach dem zweiten Aufzug war der freundliche Erfolg gesichert, der am Schluß noch wärmer wurde. Der herzerfrischende Humor, der in den einfachen, naiven Charakteren und Vorgängen liegt, that immer mehr seine Wirkung, und auch die schlichte Handlung und frische Milieu-Schilderung wurden als wohlthätige Abwechslung empfunden gegenüber der komplizierten Psychologie, den sensationellen Vorgängen und dumpfen Stimmungen, die wir sonst auf der Schaubühne der Gegenwart gewöhnt sind. Daß dieses Erzeugnis gesunder Heimatkunst sich freihält von aller patriotischen oder partikularistischen Phrase und doch durchdrungen ist von der Liebe des Dichters zu Land und Leuten, hat nicht zum wenigsten an dem Erfolg Anteil in einer Landschaft, die doch wahrlich fern genug von dem niederdeutschen Ort der Handlung abliegt. Die Aufführung unter Dr. Kilians Leitung atmete dieselbe frische Freudigkeit wie das Stück. Mehr noch als beim Lesen zeigte sich bei der Aufführung wieviel wirkungsvolle Rollen das Stück enthält, die den Darstellern bei aller Einfachheit der Charakteristik Gelegenheit zu dankbaren und lebendigen Szenen geben.

Karl Friess.

Luzern.

„Die Toten von Lustenau." Drama von Franz Heinemann. (Stadttheater, 6. Jan.)

Am 6. Januar fand im hiesigen Stadttheater die Uraufführung des dreiaktigen Dramas „Die Toten von Lustenau" von Franz Heinemann statt. Das Motiv ist der von Uhland in seinen Beiträgen zu Pfeiffers Germania unter demselben Titel mitgeteilten schwäbischen Sage entnommen. Die Handlung spielt in der Gegenwart. Sie führt den Inhalt der Sage als Aberglauben in das moderne Leben ein. In der durchaus glaubhaften Durchführung des uralten Motives in modernem Gewande liegt die Hauptstärke des Dramas. Wenn auch die Handlung an sich Anklänge an Grillparzers „Ahnfrau" bietet, so unterscheidet sich die dichterische Darstellung doch wesentlich dadurch von Grillparzer, daß das übernatürliche Geschehen seine Erklärung in der überreizten Phantasie kranker Menschen findet, die dann auch die übrigen Beteiligten, je nach der Stärke ihres Charakters, in Beziehung setzen zu dem Glauben an die „Toten von Lustenau", sei es als Ungläubige oder als Zweifelnde. Das Drama ist das Werk eines Psychologen und Aesthetikers, nicht das eines Ethikers. Schuld wird gesühnt, aber wieder durch Schuld, und die Sühne kennt keine Abstufungen, sondern nur ein Mittel: den unbarmherzigen Tod. Das Stück fand bei der Uraufführung lebhaften Beifall, der teilweise der Persönlichkeit des Dichters galt*). Für die Dauer vermochte es das Kleinstadtpublikum nicht zu fesseln; die Probe auf eine dauernde Bühnenfähigkeit müßte es vor dem litterarischen Publikum eines größeren Theaters bestehen.

Otto Wicke.

Wien.

„Nachtmar." Drama in einem Aufzuge von Erich Korn (Deutsches Volkstheater, 12. Dezember). — „Das Krippenspiel." Von Rudolf Greinz (Kaiser-Jubiläums-Stadttheater, 22. Dezember).

Erich Korn, der Dichter der entzückenden „Colombine", hat schwer enttäuscht. Er brachte das Tabarinmotiv in wenig ansprechender Form noch einmal auf die Bühne, ließ eine dämonische Schauspielerin den ungetreuen Geliebten, mit dem sie die Rolle des „Nachtmar" probt, erdolchen und so den Ton echter Leidenschaft finden, der ihr bisher versagt gewesen. Das Drama ist von jener überflüssigen Grausamkeit, die sonst intime Kenner der Bühne, wie Herr Korn zweifellos einer ist, selten an den Tag legen. Das Stück, das als lever de rideau zu Wildes „Salome" gegeben wurde, fand gleichwohl, dank der Darstellerin, der die „Bombenrolle" zugefallen war, gute Aufnahme.

Rudolf Greinz „Krippenspiel" ist nach dem Muster tirolischer Vorbilder mit geschmackvoller Einfachheit für die Stadtbühne geschaffen worden. Das Volk spricht tiroler Dialekt, die Engel ein pathetisches, doch nicht überladenes Hochdeutsch. Das Krippenspiel wirkte mit echt weihnachtlicher Stimmung und hätte dauernden Erfolg erzielen können, wenn die Regie das richtige Verständnis für die altertümelnde Holzschnittmanier gezeigt und nicht ein unangebrachtes Meiningertum mit echten orientalischen Kostümen angestrebt hätte.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Kunst. Roman von Auguste Hauschner. München, Albert Langen. 1904. 424 S. M. 4.— (5,—).

Ich glaube nicht, daß Auguste Hauschner in dem vorliegenden Roman ihr Meisterwerkchen „Daatjes Hochzeit" erreicht hat. So zutiefst in die verborgenen Falten der Primitivsten unter den Menschenseelen leuchten, so restlos ein fernes fremdes Milieu nachfühlen und nachgestalten, wie ihr dies in der ausgezeichneten Novelle aus dem holländischen Fischerdorf gelungen ist — dies trifft sich nicht so ohne weiteres zum zweitenmal. Zudem kämpft die Verfasserin diesmal mit Erinnerungen, zwar mit solchen, die ihr nicht gefährlich werden können, die aber doch beim Leser nicht die volle Freude wie bei der Entdeckung von Neuland aufkommen lassen. Die dunstige, schwül parfümierte Welt der Kunstbohème in der Fremde mit dem verflogenen deutschen Vögelchen mitten drin, haben schon andere vorgeführt: die Schubin für Paris,

*) Dr. Franz Heinemann ist Bibliothekar der luzerner Bürgerbibliothek. Von seinen wissenschaftlichen Werken wurden „Der Richter und die Rechtspflege in d. deutschen Vergangenheit" im LE IV, 357, „Das Dreikönigsspiel von Lungern" im LE V, 427 besprochen. D. Red.

Richard Voß für Rom, von anderen zu schweigen. Frau Hauschner braucht an Ehrlichkeit und Stärke des Empfindens wahrhaftig den Vergleich mit keinem anderen zu scheuen, aber sie ist diesmal doch nur eine neben anderen, sei es auch vor anderen. Als Meisterin zeigt sie sich aber im zweiten Teil des Buches, da sie sich ganz auf das Seelenleben Mariannens, ihrer armen zertretenen, weil in ihrem Heiligsten, ihrer Kunst und ihrer Liebe, getäuschten Heldin konzentriert. In der Psychologie der Frau, zumal der schwachen, getäuschten, rat- und führerlosen, also des Weibes, wie es nun einmal für unsere Zeit noch typisch ist, entfaltet die unbestochene Beobachterin der „Frauen unter sich" nun einmal ihre beste Kraft. So ist auch die Gegenspielerin der gedanken- und gemütvollen Marianne, die leichtlebige, gutmütige Malersfrau Tini, ein prächtiger Typus und doch eine fein gezeichnete Individualität.

Auguste Hauschner ist aber nicht nur die Malerin ihrer Geschlechtsgenossinnen, sie hat auch den richtigen Blick für den Mann. Der geniale einsame Maler Staiger ist nicht durch Frauenaugen gesehen, die tiefen Wehen seines Schaffens, die Wunden und Risse seiner Künstlerseele, das Sprunghafte seiner Gefühle und Empfindungen — das alles ist schön und redlich mitempfunden. Auch all die einzelnen Gestalten, die sich um die Helden sammeln, das ganze Weltbildchen, das sie einschließt, deutet auf eine Künstlerin von ernstem Wollen und weitem Können. Viele, vielleicht zu viele kluge Worte sind über Kunst, besonders über Malerei und ihre Technik, gesagt; man fühlt sich da bisweilen an die Schulgespräche unserer Romantiker und ihrer Nachfahren gemahnt. Hier ist der Punkt, wo die Verfasserin Gedachtes noch in Anschauung umsetzen müßte, wo ihrer Kunst noch ein ungestalteter Gedankenrest zu tragen peinlich ist. Kein Zweifel, daß ihr auch dieser letzte Schritt noch gelingen wird.

Prag. *Rudolf Fürst.*

Die Stadt mit lichten Türmen. Roman von Toni Schwabe. Berlin, S. Fischer Verlag. 192 S.

Schon Toni Schwabes erstes Buch, „Die Hochzeit der Esther Franzenius", erregte Aufsehen und bei den Kennern Bewunderung. Ihr neuer Roman berichtet von heimlichen Geschehnissen in der Seele einer Frau, die wohl den Instinkt hatte, sich zu bewahren für das Einzige, die aber, von der großen Sehnsucht irregeführt, Glück gab und empfand beim Minderen; zuletzt zufällig dem begegnet, der ihr eigentlichstes Leben längst durch ein Buch beherrschte, das sie einst von ihm gelesen, dem sie ihr eigenes Buch gleichsam entgegenschrieb und dem sie dann lautlos wieder entweicht in die Müdigkeit ihres schon jetzt abgenutzten Lebens . . .

Trotz der Dämmerstimmung, die über allem Erleben liegt, ist der Faden der inneren Erlebnisse doch fest ergriffen und geführt. Jacobsen hat Pate gestanden bei diesem Buche, ohne ihm doch ganz die Intensität seiner Sprache, vor allem, ohne ihm die vollendete Wirklichkeit in der Charakteristik der Personen zu verleihen. Dafür aber baut Toni Schwabe klarer auf, als der im Reichtum hilflos sich verstrickende Däne. Jede kleine Szene ist ein inneres Geschehnis. Durch ihre Liebesszenen, die man nicht vergißt, tönen die Stimmen der Natur und der Weisheit unmerklich hindurch — hindurchfließend wie ein Bach durch dämmerige Blumenwiesen. Ein stilles, ganz von Schönheit erfülltes Buch.

Berlin. *Anselma Heine.*

Die Karraborrier. Fünf abenteuerliche Geschichten aus einem fernen Inselreich. Von Franz Servaes. Leipzig 1903, Verlag von H. Seemann Nachfolger. 343 S.

Franz Servaes, der zu unsern vorzüglichsten Kritikern zählt und seine schöne Exaltation am besten in einer Auseinandersetzung über das Heldentum, gegenüber einzelnen Saphir-Pinnemann-Klängen in der berliner Tagesschriftstellerei, zur Wirkung brachte, ringt um den Poetenlorbeer. Seine dramatischen Versuche begannen mit der „Stickluft", dem allerdings sehr bösen Schauspiel vom „modernen Stimmungsmenschen" Rolf, der, von seinem Frauchen Emmy, von seinem Freunde Rappo betrogen, sich mit einer Portièreschnur erhängt, um dem Liebesangebot seiner Wirtschafterin und Exkonkubine, des „alten Daniel", zu entgehen. Der Prosadichter Servaes hat einen Roman „Gährungen" geschrieben, der, obgleich er Kunst aus zweiter Hand ist, den vorliegenden Band übertrifft.

Die „Karraborrier" sind als eine „Anti-Utopie" bezeichnet, und ein Vorwort des Autors teilt seiner Gattin mit, daß Herr Scheerbart der Inspirator sei. Man wird bei dieser Ankündigung ein Bedauern nicht unterdrücken können; denn wenn sich schon gegen den „grimmen Anti-Erotiker" selbst, gegen seine kompositorische Fähigkeit, seinen Geschmack, seinen Geist das Urteil nicht selten aufbäumt, wie viel mehr gegen manieristische Wiederholungen, die das rechtfertigende Einzelmoment, die bizarre Naturanlage, die Konvergläser, nicht haben. Unter den vier Geschichten — die im herkömmlichen Stile der Utopie gegebene Einleitung sollte nicht zählen — entbehren „Fukuruschu Bimbaó", Erzählung der Liebschaft des Tanzmeisters Düppl-ö-Dottr mit der Landesmutter, die „Freite" dreier Handwerksburschen um die scheußliche Tochter eines Statthalters, und die „Affären des Karacko-Krucki", eines Karraborriergenerals, dichterischer Notwendigkeit. Hier und da, so in der Schilderung des Tanzes der Litaipu, gaukelt der bunt nachschaffende Fabulierdrang eines für allerhand Poesie sehr empfänglichen Menschen zu absichtlich, zu sehr dem üblen Cliché der (inzwischen bereits erledigten) „Variétékunst" gemäß. „Buro und Ollolai", eines Priesterzöglings Liebestod, scheint gesammelter, die Geschichte vom buckligen Geiger „Holunderboom" hat soviel stilistische Anmut, daß dieses Bierbaumgenre den Band aufs liebenswürdigste abschließt, ohne ihn zu retten.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Das Sünderglöckel. Von Peter Rosegger. Leipzig. L. Staackmann, 1904. 404 S. M. 4,— (5,—).

Vor einiger Zeit fiel mir ein Büchlein aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Hand, „Neues Narrennest oder Ausbündige Officin und Werkstatt unterschiedlicher Narren und Närrinnen", dessen unbekannter österreichischer Verfasser seine Leser in der Vorrede u. a. also apostrophiert: „Der hoch- und wohlgeneigte Leser wolle sich keineswegs einfallen lassen, als hätte ich meine Feder an gewisser Leute Thun und Lassen gewetzet und Solche in gegenwärtiger Schrift Satyrisch durchgezogen. Nein, ich hab' nur die Narrheit dieser Welt mit neuen Farben entworfen, derowegen aber nicht zu bestraffen, wann diese Vorbildung einem oder aber dem andern gantz ähnlich beikommt und mit seiner Lebensart übereins stimmet; dafern dieses geschehen solle und ich etwan einigen zu nahe auf das Gewissen geschrieben, so bitte keineswegs darüber zu zürnen, dann ich werde mich darumen nicht bessern, giebe nur allein diesen Rath, die zutreffende Wahrheit in der Still und Gedult zu lesen, weilen demjenigen, so dieses Curieuse Narren-Nest mit Behutsamkeit ausnehmen will, meine Feder also zuruffet: Lege, abi et tace!" Es ist ungefähr das gleiche, wenn Rosegger im Vorworte des hier zu besprechenden Buches von seinem „Sünderglöckelein" meint: „Nicht immer wird es zart sein. Wahrheit ist ein gar lauteres Metall und hat einen hellen Klang. Wem sie aber zu hell und grell ins Ohr klingen sollte, der denke daran, daß der Mann, der so eifrig das Glöcklein schwingt, — auch für sich selber läutet." Aber da ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen dem Zeitgenossen und dem Epigonen des Abraham a Santa Clara. Was der — offenbar geistliche — Verfasser des eingangs erwähnten Büchleins „Narrheit" nennt, das ist für Rosegger „Sünde", und was der eine mit urwüchsigem Humor abthut, das bekämpft sein zweihundert Jahre jüngerer Kollege mit Klagen und Jammern.

Derselbe Autor, der die zuweilen fast übermütigen Geschichten der „Waldheimat" und den sonnigen „Wald-

schulmeister" geschrieben hat, hält es jetzt in seinem Alter für nötig, in einer Reihe von Aufsätzen gegen den Alkoholgenuß aufzutreten, gegen das Rauchen, Schnupfen, Prozeßführen, gegen Tierquälerei und allerlei andere Roheiten, Intoleranz, Größenwahn, anonymes Briefschreiben, Hochmut und geschäftliche Unzuverlässigkeit. Alle diese Laster werden in ihren praktischen Folgen anschaulich gemacht, oft durch überaus krasse Beispiele und Beweise. Gegen derartige Artikel ist nichts zu sagen, sie sind gewiß wohlgemeint und verdienstlich, wenn sie auch mit der Litteratur nichts zu thun haben. Aber zuweilen werden die Ratschläge und Warnungen des Tolstoi en miniature etwas bedenklich, so seine Lehre, Geld dürfe man nur auf die Sparkasse tragen, bei Leibe nicht auf eine Bank, weil alle Banken verkrachten, oder seine sonderbare Vorschrift, wie ein jungverheirateter Mann seine Frau behandeln soll. Wer in solchen Fällen nach den Worten Roseggers handelt, der kann recht unangenehme Dinge erleben.

Wir haben in unserer deutschen Litteratur ein köstliches Buch, das nichts thut als praktische Moral predigen und zwar auf die deutlichste Art, ich meine das „Schatzkästlein" des wackeren J. P. Hebel. Aber wie macht Hebel dem Leser seine „Moral" mundgerecht! Poltert er? Zankt er? Schimpft er? Nein, er erzählt ganz kleine Geschichten, sehr spaßhafter und zum Lachen reizender Natur, die aber bei all ihrer Lustigkeit regelmäßig auf eine bündige Belehrung und Nutzanwendung hinauslaufen, etwa in der Art: „Merke: Man soll keine silbernen Löffel stehlen. Merke: Das Recht findet seinen Knecht." Peter Rosegger aber glaubt, daß er die Leute dadurch bessert, daß er sie in ernsthaften Bußpredigten auszankt. Dabei ist seine Hauptwaffe nicht die Satire, sondern die Ironie, von der Börne einmal meint, daß sie „Beschränktheit — oder Beschränkung" sei.

Es steht viel Richtiges in dem Buch, manche Dummheiten und Geschmacklosigkeiten werden zutreffend gegeißelt. Aber die Warte, von der herab der Verfasser spricht, ist nicht sehr hoch, und die Uebersicht, die er hat, nicht sehr weit. So macht das Werk einen kleinlichen und darum zwiespältigen Eindruck, der über seinen Mängeln die Freude an seinen Vorzügen nicht recht aufkommen läßt.

München. *Adolf Dannegger.*

Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide von Timm Kröger. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Kiel und Leipzig, 1902. Lipsius & Tischer. 312 S.

Ein Buch, das von der Kritik in seinem einzigen Werte anerkannt ist und nun zum drittenmale aufgelegt wird, macht viele Worte überflüssig, zumal wenn sie dem vor Jahren Gesagten nichts Neues hinzufügen würden. Kröger, 1844 geboren, besann sich auf seine schriftstellerischen Neigungen und Talente erst spät, als er Ende der Achzigerjahre von dem damaligen Amtsanwalt zu Kellinghusen, Detlev von Liliencron, angeregt wurde. Seitdem hat er nur vier Bücher veröffentlicht: „Eine stille Welt" ist sein Erstlingsbuch. Gewissenhaft und sorgfältig hat der nach innerer Vollendung strebende Dichter seinen Erstling „revidiert": zwei kleine Skizzen („Träume", „Der kluge Hektor und der dumme Johann") hat er als ungeeignet ausgemerzt, zwei größere und zwar wohlgelungene Stücke seines feinen satirischen Humors („Mein Amulett", „Steffen Fürchtegotts Hypothek") hinzugefügt. Kleine stilistische Unbeholfenheiten des Anfängers sind beseitigt, und namentlich ein Kompositionsfehler im ersten Stück, „Auf der Heide", glücklich abgeändert. So „vermehrt und verbessert" empfiehlt sich diese „stille Welt" allen, die Verständnis und Gefühl haben für echte Poesie, erwachsen aus Traum und Erlebnis, innerem Schauen und scharfem Sehen, feinstem Natursinn und tiefer Menschenkenntnis. Wahrheit und Schönheit liegen in dieser „stillen Welt" des Dichters beschlossen.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Schweigen. Vergilbte Blätter aus der Truhe meiner Urgroßtante. Von Marie Itzerott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. 86 S. M. 1,50.

Die Heldin, eine nach schmerzlichen Eheerfahrungen geschiedene Frau, sucht sich in Paris innerlich zu befreien und ein neuer, thatenfroher Mensch zu werden, indem sie ihre reiche Begabung als Malerin mit innerer Hingabe pflegt. Da führt ihr das Schicksal den Bräutigam ihrer besten Freundin in den Weg, die ihr sogar einst das Leben rettete. Professor Ulrich, der in Paris wissenschaftlich zu arbeiten hat, ist ein ritterlicher Mann, der Frauenseelen zu verstehen weiß. Er findet, daß Ruths zarte Hände zu etwas anderem geschaffen sind, als in harter künstlerischer Arbeit ums Brot zu ringen, und widmet der vergeistigten Schönheit der jungen Frau eine für einen Bräutigam gar seltsame Aufmerksamkeit. Zwei Wahlverwandte finden sich, und heiße Liebe flammt in beiden auf. Nach der Erklärung jedoch ist Ulrich taktvoll genug, abzureisen, beginnt aber bald darauf schriftlich in die Geliebte zu dringen: er sei bereit, alle Bande zu lösen, wenn sie einwillige, sein Weib zu werden. Ruth kämpft verzweifelt und findet in ihrer Verzweiflung keine Worte zu schreiben, doch „Gott gab ihr Hände, um ihre Seele zu offenbaren", und sie malt einen Frauenkopf „Das Schweigen", der im Pariser Salon aller Augen auf sich zieht. Das Bild aber hat ihre Lebenskraft aufgezehrt; durch Seelenkämpfe gebrochen, verfällt sie in schwere Krankheit, und als der Geliebte, der das Schweigen nicht mehr ertragen kann, zu ihr eilt, hat sie bereits ein Blutsturz dem Ende nahe gebracht.

Es ist unleugbar manch tief empfundene, innerlich erlebte Seite unter diesen Tagebuchblättern, doch sind sie im ganzen gar zu aphoristisch gehalten, um uns ein klares Bild vom Charakter der Heldin zu geben und ihr Verhalten innerlich zu rechtfertigen. Ihre so unvermittelt auflodernde Liebe sollen wir durchaus als elementare Kraft empfinden; das zerfahrene Stammeln aber der Aufzeichnungen offenbart uns oftmals nur eine Frau von ungesunder Schwärmerei. Recht wenig glaubwürdig ist auch der Professor gezeichnet.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Dramatisches.

Der neue Tag. Drama in drei Akten von Franz Servaes. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Franz Servaes hat vor kurzem ein Buch über Kleist veröffentlicht, das als germanistische Forschung nicht gerade bahnbrechend erscheint, aber als Schöpfung eines warmherzigen, feinfühligen Verständnisses bleibenden Wert besitzt. Bei der Lösung eines wissenschaftlichen Problems hat solchermaßen der Künstler in Servaes den entscheidenden Ausschlag gegeben. Kein Wunder, daß es ihn nun zu freierem Schaffen drängt: der Kleistbiographie folgt ein Kleist-Drama. Es schildert das Wiederaufleben des Zusammengebrochenen nach dem unheilvollen pariser Aufenthalt, dessen Qualen in der Verbrennung des Guiscard-Manuskripts gipfelten. Nicht der verzweifelnde Kleist, der zur Pistole greift, sondern der Rekonvaleszent, der zu Mainz von schwerer Krankheit genesen ist, steht auf der Bühne. Das giebt der ganzen Schöpfung einen befreienden Ausklang, ein aufwärts weisendes Finale. Eine Begegnung mit Karoline von Günderode, ein hastig abgebrochenes Liebesintermezzo mit einer Pfarrerstochter füllen das Stück aus.

Sympathisch berührt der Verzicht auf alle Knalleffekte, die das Künstlerdrama melodisch abzuschließen pflegen. Früher mußte der Held einer solchen Litteraturtragödie eben auf offener Szene drauf losdichten, wenn das Publikum auf seine Kosten kommen sollte. Da führte etwa der wackere Mosenthal seinen Wienern den historischen Moment vor, in dem Bürgers „Lenore" entstand. Erst erzählt Molly ihrem Bürger eine Gespenstergeschichte: „Mir war's, als trabte ein Pferd hinter mir her, so hurre, hurre, hopp, hopp, hopp." Dann bleibt der Dichter allein und murmelt bekannte Verse, nicht ohne

zu beteuern: „Ja, ja, sie springt gewappnet aus meinem Gehirn, die gewaltige, herzerschütternde Ballade."

Solche Geschmackssünden können einem in moderner Diskretion geschulten Talent wie Servaes nicht zustoßen. Aber aller Takt und alle Diskretion vermag der unfruchtbaren Gattung des Litteraturdramas keine lebendige Wirkung abzuringen. Was ist denn im Grunde Poesie anders als die Kunst, das Stumme zum Reden zu erwecken? Dichter aber sind nicht stumm, sie sprechen ohne Nachhülfe von selbst, und ihre Worte klingen mit unverändertem Wohllaut durch die Jahrhunderte. Nun gar Kleist, das gewaltigste Bühnengenie der Deutschen, auf die Bühne zu bringen — das will mir absurd erscheinen. Servaes hat sich mit vollgültigen Beweisen als liebevoller Verehrer des Guiscard-Dichters erprobt. Desto unverständlicher scheint mir sein Drang, einem Meister Worte zu leihen, der seine Worte wahrlich allein zu finden wußte. Was in Kleists Leben zur poetischen Gestaltung drängte, Lust und Qual, das jauchzt und gellt aus Kleists Schöpfungen vernehmbar genug heraus. Wer hier Nachlese halten will, wirkt so unentbehrlich wie ein Gutmütiger, der den Klang der Weltgerichtsposaunen mit einer Kindertrompete zu verstärken trachtet.

Solche Bedenken gegen die Gattung des Künstlerdramas können auch die Vorzüge des vorliegenden Schauspiels nicht verscheuchen. Schwung der Diktion und der Versuch, kleistische Stimmungen getreu anzudeuten (etwa im Gespräch mit der Günderode) können dem „neuen Tag" nicht abgesprochen werden. Aber, streicht man aus der Seele des Zuschauers alle Voraussetzungen fort, die der Name Kleist mit sich bringt, so bleibt von dem dramatisch völlig unwirksamen Stück nicht viel übrig. Möglicherweise blüht dem feinfühligen Essayisten Servaes an einem minder spröden Thema der Lorbeer des Dramatikers. Wenn Kleists Genius aber den Weg zur Bühne findet — auch heute noch allzu selten —, dann möge er in Kleists Versen, nicht in fremder Prosa zu uns sprechen.

Berlin. *Monty Jacobs.*

Litteraturwissenschaftliches.

Beiträge zur Geschichte und Kritik des Naturalismus. Von Aloys Rob. Schlismann. Mit einer Einleitung: Ueber das Prinzip der künstlerischen Nachahmung. Kiel, Lipsius & Tischer. 1903. 193 S. M. 4,—.

Diese Schrift erscheint reichlich zehn Jahre zu spät. Wenigstens, soweit sie den Versuch macht, dem Naturalismus kritisch gegenüberzutreten. Denn sie wendet sich an einen Lebenden und schlägt doch nur, wie Falstaff, Leichen tot. In ihrem allzu stattlichen Litteraturverzeichnis prangt auch Hermann Bahrs Buch „Die Ueberwindung des Naturalismus". Es trägt das Datum 1891. So flink wie dieser hurtige Ueberwinder von Beruf braucht ein gelehrter Aesthetiker nun ja gerade nicht zu sein. Aber ein Blick in unsere Bühnenspielpläne und Kunstausstellungen genügt zur Feststellung, daß Schlismann der Entwicklung nachhinkt, wenn er die Zeitbestimmungen „jetzt" und „heute" auf die Vorherrschaft naturalistischer Kunst anwendet. Seine Darstellung hätte nur gewonnen, wenn er auf eine solche falsche Aktualität verzichtet, wenn er einfach als Historiker eine abgeschlossene Epoche untersucht hätte. Zu dieser Aufgabe bringt er eine hübsche Belesenheit und eine klare, von falschen Prätensionen freie Schreibart mit. Deshalb ist der Teil seiner Schrift der wertvollste, der den Aufbau der naturalistischen Doktrin, zumeist aus französischen Quellen, übersichtlich zusammenstellt. Der Einfluß der Naturwissenschaft und der Soziologie, Zolas Einschnürung der Kunst in die Fesseln des wissenschaftlichen Experiments und seine Inkonsequenz, die Grundlage seines Ruhms, — das alles wird breit, aber anschaulich dargethan. Sowie der Verfasser aber über ein derartiges Gruppieren und Belegen bekannter Thatsachen hinausschweift, wird sein Buch ungenießbar. Einerseits durch die Unselbständigkeit seines Urteils, das fortwährend der bequemen Krücke des Citats bedarf. Andererseits durch den Rückfall in die Manier der alten, legislatorischen Schulmeister-Aesthetik, die sich etwa immer noch über die Zulässigkeit des Häßlichen im Drama aufregt oder die Bevorzugung des „Niedrigen" verbieten will. Schlismann ist freilich kein Fanatiker. Aber seine vermittelnde Weisheit, die meist in der Mahnung „Keine Uebertreibung!" gipfelt, hilft uns auch nicht weiter. Um so weniger, als die praktische Erprobung seiner Theorie am lebendigen Beispiel zumeist eine schnurrige Kritiklosigkeit verrät. Etwa, wenn auf dem Gebiet des Romans den bösen Jüngsten gegenüber auf die wurzelfesten Meister hingewiesen wird und zwar auf Keller, Fontane, — Spielhagen und — Sudermann! Dieser Mangel an Kritik ist auch am eigenen Werk ersichtlich. Ueberflüssige Exkurse lassen überall den Umfang der Kapitel maßlos anschwellen. Vor allem aber verrät sich allerorten die Neigung, mit unschuldiger Naivetät offene Thüren einzurennen. Sie feiert besonders im Schlußkapitel, „Der Naturalismus in der Schauspielkunst", wahre Orgien. Denn hier wird aus der historisch-kritischen Darstellung plötzlich ein Leitfaden für Bühnenleiter, der für Dekoration, Massen- und Soloszenen, Maske, Kostüm, Komparserie seine Regeln aufstellt. Wohlgemeinte Regeln, die freilich dem Regisseur der geringsten Provinzbühne schwerlich neue Geheimnisse verraten.

Berlin. *Monty Jacobs.*

Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakspeares in Deutschland. Von Dr. E. Herz. Mit fünf Karten (Litzmanns Theatergesch. Forschungen. XVIII). Hamburg, Leopold Voß. 1903. 143 S.

Eine tüchtige wissenschaftliche Arbeit, durch die wir eine dankenswerte Ergänzung erhalten zu den grundlegenden Studien Creizenachs in dessen „Schauspielen der englischen Komödianten" (1889). Auf Grund des umfangreichen neuen Materials, das die archivalische Forschung seit dem Erscheinen des creizenachschen Buches zu Tage gefördert hat, unternimmt Herz eine neue umfassende Sichtung und Bearbeitung des gesamten Stoffes, die der Spezialforschung viele neue und wertvolle Resultate bringt. Der Ueberblick über die neuen Ergebnisse wird dadurch erleichtert, daß der Verfasser sich in der äußeren Anordnung im wesentlichen an die Darstellung Creizenachs anschließt. Dem ersten Teile, der sich mit den Wanderfahrten der einzelnen englischen Truppen beschäftigt und neben der chronologischen Darstellung, soweit als thunlich, eine Charakteristik der wichtigsten Gesellschaften und ihrer Führer zu geben sucht, folgt im zweiten Abschnitt die Entwickelung des Repertoires der englischen Komödianten, geordnet nach dem Vorbilde Creizenachs, mit eingehender Berücksichtigung der geschichtlichen Zusammenhänge nach rückwärts und nach vorne. Von besonderem Interesse sind die Resultate, die sich für die Bühnengeschichte der im Repertoire der Engländer nachgewiesenen elf Dramen Shakspeares in Deutschland ergeben. Für das Gesamtbild bestätigt sich mit Gewißheit die Thatsache, daß die entsetzliche Verballhornung, worin uns die Dramen Shakspeares und anderer englischer Autoren auf der deutschen Bühne des 17. Jahrhunderts begegnen, keineswegs immer, wie man früher wohl annahm, auf Rechnung der deutschen Bearbeiter zu setzen ist, daß vielmehr die englischen Komödianten selbst, vielfach auf bloßen Gelderwerb und momentane Wirkung bedacht, bei Bearbeitung der Stücke jede Rücksicht auf deren künstlerischen Wert außer Acht ließen. — Fünf erklärende Karten, die eine chronologische und geographische Uebersicht geben über die Wanderzüge der bedeutendsten Truppen, bilden eine willkommene Zugabe des Buches, das in seiner gediegenen Sachlichkeit eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Behandlung des Gegenstandes bietet, ohne deshalb die anregende und weiter ausholende Darstellung des älteren Buches von Creizenach entbehrlich zu machen.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Verschiedenes.

ne vie d'ambassadrice au siècle dernier. La Princesse de Lieven. Par Ernest Daudet. Paris, Plon. 1903. pag. 394. 7,50 frs.

Die plonsche historische Sammlung — eine Samm-ng, der wir in Deutschland leider nichts Ebenbürtiges ı die Seite zu stellen haben — erweitert ihre Kreise ›rtwährend. Das zeigt wieder einmal das Erscheinen :s daudetschen Werkes über die geistreiche Fürstin)orothea Lieven, die nicht bloß eine Königin der 5alons, sondern auch eine durchaus ernst zu nehmende 3olitikerin gewesen ist und der Männer wie Metternich, Bellington, Lord Grey, Palmerston, Molé, Thiers und er Herzog von Morny gehuldigt haben, während 3uizot zu ihr in einem höchst eigentümlichen Seelen-ınd Freundschaftsverhältnisse stand, dessen Schleier ›ier zum ersten Male gelüftet werden. Ein reicher Briefwechsel — 400 an ihren Bruder Alexander ›on Benckendorff, 250 an die Gräfin Apponyi ge-ichtete Briefe, alle bisher unveröffentlicht — haben dem Herausgeber zur Verfügung gestanden, und die guizot-schen Erben haben diesem eine Einsicht in den Nachlaß ihres Ahnen gestattet, von der Daudet allerdings nur beschränkten Gebrauch machen durfte. Immerhin genügenden, um das einzigartige Verhältnis der russischen Fürstin zu dem Staatsmanne der Louis Philippschen Zeit gründlich aufzuhellen. Das etwa noch Fehlende hat Daudets glänzende Feder geschickt ergänzt, sodaß heute die Fürstin Lieven, die Chateaubriand in genialer Borniertheit als eine „Puppe" bezeichnen konnte, während ihr der kluge Talleyrand in seinen Memoiren weit mehr gerecht wird, vor uns steht als eine der klügsten unter den Frauen, die Balzacs Pinsel gemalt, als eine Politikerin nicht gemeinen Schlages, die während ihres langen Aufenthalts in England die Fäden der russischen Staatskunst in den Händen hielt und später in Paris unter den Diplomaten der Zeit des Bürgerkönigtums und des zweiten Kaiserreichs als eine Sibylle galt, deren Orakelhain aufzusuchen auch die junge Gräfin Montijo, die nachmalige Kaiserin Eugenie, für geraten fand. Hinter diesem Bilde einer vollendeten Weltdame aber versteckte sich, wie schon angedeutet, ein anderes, das den Allereingeweihtesten von Ferne sichtbar wurde und nur dem Herzensfreunde Guizot entschleiert offen lag: eine Seele von großer Tiefe und ein Herz von solcher Wärme, daß es den kühlen Schnee des Greisenalters in die rosigen Farben einer fast jugendlichen Liebe zu tauchen wußte.

Die Lösung des schwierigen Problems, dieses aparte Wesen in seiner Eigenart zu erfassen und wiederzugeben, ist in eine geübte Hand gefallen. Ernest Daudet, der Bruder des großen Alphonse, hat für derlei Dinge eine anerkannte Begabung. Seinen Monographieen über die Zeiten Ludwigs XIV., XVIII. u. s. w. reiht sich die Studie über die Fürstin Lieven ebenbürtig an. Wir haben in ihr ein Buch kennen gelernt, das unseres Erachtens den Geschichtsfreund und den Psychologen in gleicher Stärke anziehen wird. Vielleicht sogar den letzteren noch mehr als den ersten.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Aus der Praxis

Litterarischer Verein in Wien.

Das „Litt. Echo" hat der Gründung des L. V. in Wien, Palmsonntag 1903, unter dem Ehren-Präsidium des Unterrichts-Ministers von Hartel gedacht. Zu Weihnachten 1903 gab der geschäftsführende Ausschuß Rechenschaft über die bisherigen Vorarbeiten. In den Detailvorschlägen ist aus praktischen Gründen vorläufig über die Zeit Maria Theresias nicht zurückgegangen worden. Was die Art der Vereinspublikationen betrifft, so besteht die Absicht, nach Muster der „Schriften der Goethegesellschaft" handliche Bände (gebunden) im durchschnittlichen Gesamtumfang von 25 Bogen als „Schriften des litterarischen Vereins in Wien" in zwangloser Folge auszugeben. Dem jeweiligen Text sollen eine leicht faßliche Einleitung und überall, wo es notwendig ist, Anmerkungen erläuternder und textkritischer Art in entsprechendem Umfang beigegeben werden.

Am dringendsten bedarf der Fürsorge die Geschichte der wiener Volksbühne, weil es hier an brauchbaren Vorarbeiten und bequem zugänglichem Material fast vollständig fehlt. Zum Ausgangspunkt wäre das Manuskript von Kurz-Bernardons Arien im Besitz der wiener Hofbibliothek zu nehmen, deren mit den nötigen Quellennachweisen versehene Ausgabe ein unabweisliches wissenschaftliches Bedürfnis ist. Eine Neuausgabe der längst vergriffenen Dramen Philipp Hafners hätte sich anzuschließen. Die durch Prof. Werner in den „Wiener Neudrucken" seinerzeit begonnene Ausgabe von Stranitzkys Werken wäre fortzuführen und zu ergänzen. Von der vorraimundischen wiener Volksdramatik wäre eine nicht zu kärglich bemessene Auswahl zu geben, die alles litterarhistorisch und kulturhistorisch Bedeutsame zu enthalten hätte (Perinet, Hensler, Huber, Schikaneder, Meisl, Gleich, Bäuerle 2c.), was bisher größtenteils nur im Manuskript bekannt ist. Auch die spätere Zeit der wiener Volksbühne von Nestroys Auftreten bis zu dem Anzengrubers verdient Berücksichtigung.

Für die bedeutenderen Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts wird durch kritische Gesamtausgaben oder durch Sammlung ihrer zerstreuten Schriften Vorsorge zu treffen sein. Am dringendsten ist eine Sammlung der Schriften Schreyvogels. Die vierbändige Ausgabe seiner Schriften, die übrigens ganz unvollständig war, ist zu einer großen Seltenheit geworden, das Sonntagsblatt desgleichen. Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller und Friedrich von Gentz dürfen, obgleich sie nicht in Oesterreich geboren sind, in unser Programm sicherlich Aufnahme finden. Von Zacharias Werner wäre am nötigsten eine kritische Ausgabe der Gedichte, wofür wertvolles Material im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar erhalten ist (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. XIV). Die Dramen hätten sich später anzuschließen. Die alten Ausgaben der Werke von Gentz durch Weick und Schlesier sind durch eine neue zu ersetzen. Der Verein könnte ferner die Fortsetzung der vor Jahren abgebrochenen Ausgabe der Schriften Friedrich Schlegels durch Prof. Minor anregen und dadurch die Geschichte der deutschen Romantik wesentlich fördern. Ein lang vernachlässigter kostbarer Schatz ist in den Werken Michael Enks von der Burg zu heben. Eine Neuausgabe verlangen ferner die Werke von E. v. Feuchtersleben, da die alte von Hebbel besorgte Gesamtausgabe heute nicht mehr genügt. Gelänge es, die noch vorhandenen Manuskripte Lenaus zur Benutzung zu erhalten, so wäre es Aufgabe des Vereins, sowie er das höhere Ziel einer kritischen Ausgabe der Werke Grillparzers nicht aus den Augen verlieren wird, die noch immer fehlende kritische Ausgabe von Lenaus Werken zu veranstalten. Von Zedlitz sind wenigstens die Gedichte in einer kritischen Ausgabe vorzulegen; daneben würde sich eine Auswahl aus seinen Berichten an die Augsburger Allgemeine Zeitung empfehlen. Für Friedrich Halm stellt sich nicht bloß eine neue Ausgabe seiner bekannten Dichtungen als eine reizvolle Aufgabe heraus, sondern es ist auch, womöglich unverzüglich, an die Hebung seines in der Hofbibliothek verwahrten dramatischen Nachlasses zu schreiten. Die alte Gesamtausgabe von Bauernfelds Werken wird mit der Zeit durch eine andere Auswahl zu ersetzen sein; zunächst verdienen seine zerstreut gedruckten kritischen, politischen und autobiographischen Aufsätze, soweit sie nicht in die Werke übergegangen

sind, ebenso eine Sammlung, wie die litterar- und kulturhistorischen Feuilletons L. A. Frankls. (In der Sammlung der zerstreuten Aufsätze H. Laubes ist uns leider die Gesellschaft für Theatergeschichte zuvorgekommen.) Aehnliche Aufgaben wie die hier skizzierten werden mit der Zeit für die Werke von A. Grün, Leitner, Beck, Gilm, Seidl, Kürnberger, Anzengruber, Pichler, Hamerling u. a. erwachsen.

Aus der großen Zahl derjenigen Schriftsteller, von denen wenigstens das eine oder andere Werk zu erneuern wäre, seien hier zunächst hervorgehoben: Scheyb, Ayrenhoff mit dem Postzug und dem (von Bernays, Schriften 1, 251 zum Neudruck empfohlenen) Neuen Theater der Deutschen in seinen Drei neuen Originallustspielen 1807, Gebler, Steigentesch, Matth. Collin mit seinen zerstreuten Kritiken und Abhandlungen, sowie mit seinem ungedruckten Drama: „Agnes von Meran", der von Hettner und Gottfried Keller geförderte Bachmayr, der von Hebbel hochgeschätzte Landsknecht Friedr. von Schwarzenberg, dessen als Handschrift gedruckte Werke ebenso hoch im Preis stehen, wie die des Kaisers Max von Mexiko, Friedrich Witthauer mit seinen Novellen. Der Masse der weniger bedeutenden österreichischen Dichter, die aber doch eine Berücksichtigung erheischen, müßte man in Sammelbänden gerecht werden, wie sie oben für das Volksdrama vorgeschlagen wurden; so ließe sich eine Anthologie österreichischer Lyriker denken (auf alle Kronländer ausgedehnt), eine Sammlung der zahlreichen Balladen aus der österreichischen Geschichte, wie sie besonders in Hormayrs Zeitschriften enthalten sind, eine Auswahl der bedeutendsten Gedichte aus den wiener Musenalmanachen, aus dem Taschenbuch Aglaja und vielleicht auch aus anderen vielbändigen Almanachen, eine Auswahl politischer, religiöser Dichtungen, eine Sammlung repräsentativer Novellen und Erzählungen, Dramen (z. B. der österreichischen Künstlerdramen), Satiren; eine Sammlung der Gedichte auf Rudolf von Habsburg, auf Kaiser Josef, auf Erzherzog Karl, auf Radetzky; eine Sammlung österreichischer Soldatenlieder; eine Anthologie niederösterreichischer Dialektgedichte oder eine solche Dialekt-Anthologie auf alle Kronländer ausgedehnt. Wichtig wären Sammlungen wie „Wien im Liede" und „Wien in der (prosaischen) Schilderung hervorragender Besucher". Wichtige Flugschriften aus historisch bedeutsamen Epochen ließen sich in einem Bande vereinigen. Auch die Uebersetzungen und Bearbeitungen Gozzis verdienten gewiß eine Sammlung.

Drei litterarische Gattungen erheischen besondere Berücksichtigung, weil sich die österreichische Litteratur in ihnen hervorragend ausgezeichnet hat oder weil sich darin ein allzugroßer Mangel bei uns geltend macht: die Parodie, die Kritik und die Memoirenlitteratur. Einen Ueberblick über die in Oesterreich seit 1½ Jahrhunderten hervorstechende dramatische Parodie und Travestie in bedeutsamen Probestücken zu geben, wäre keine üble Aufgabe. Man wird die Parodieen auf unsere Klassiker, auf Shakspere, auf Grillparzer, auf Raimund zu sammeln haben; desgleichen auf die Schicksalstragödien, auf einzelne Moderichtungen und Modestücke, auf berühmte Opern. Die Fortsetzungen, Nachahmungen und Parodieen der „Zauberflöte" ergäben z. B. einen interessanten Band. — Was die Kritik betrifft, so liegt darin seit langem die Stärke des österreichischen Schrifttums. Schon in Schreyvogel, Enk und Feuchtersleben werden hervorragende Kritiker auferstehen. Die wiener Zeitschriften und Zeitungen seit 120 Jahren enthalten vieles wichtige litterarische Material. Die Zeitschriften Schinks, Weckherlins, Clemens Brentanos geniale Beiträge zu Bernards dramaturgischem Beobachter (vgl. Euphorion, Ergänzungsheft zum 2. Bd., S. 64 ff.) oder zu den Friedensblättern (nach Weilens Vermutung) verdienen Berücksichtigung; die neben dem Sonntagsblatt bedeutsamste wiener Zeitschrift aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts: Prometheus (herausgegeben von Stoll und Seckendorff) bedarf eines Neudruckes. Von neueren Kritikern, deren bedeutendste Leistungen in Proben vorzulegen wären, seien Betty Paoli, Baldek, L. Speidel hervorgehoben; für E. Kuhs zerstreute kritische Aufsätze hat Bächtold in seiner Kellerbiographie eine solche Sammlung längst verlangt. Karl Werners Aufsätze (besonders seine grundlegenden Hebbelartikel) wären gleichfalls zu sammeln, Czartoriskys „Rezensionen" nicht zu übersehen. Eine kritische Anthologie aus Oesterreich wäre eine ebenso dankbare Aufgabe, wie eine Blumenlese aus den berühmtesten Predigten, Parlamentsreden und akademischen Reden im Umkreise der Monarchie. Die bestehenden Sammlungen von Kritiken über Lessing, Goethe und Schiller wären inbezug auf Oesterreich zu ergänzen, die wichtigsten kritischen Urteile der Zeitgenossen über Grillparzer zu sammeln und zu erläutern. Ein ähnliches Sammelwerk wäre für Hebbel zu wünschen, da litterarhistorisch entscheidende Kritiken über seine Werke, wie die von Rötscher, Fr. Vischer, Bamberg u. a. kaum noch aufzutreiben sind.

Was österreichische Memoirenwerke betrifft, so wäre freilich die Auffindung ungedruckten Materials aufs sehnlichste zu wünschen, nachzuforschen wäre besonders den von Frankl gelegentlich erwähnten Memoiren Hammer-Purgstalls, den von Guhrauer (Deutsches Museum von Prutz 1852, 2, 15 ff.) benutzten Memoiren von Peter und Josef Frank (früher im Besitz der karlsbader Arztes De Caro). Aber auch die bereits gedruckten Werke von Bäuerle, Castelli, Schönholz, der Karoline Pichler verdienten eine Neuausgabe mit guten Registern; von den Denkwürdigkeiten der Pichler soll ein vom Druck abweichendes Manuskript vorhanden sein, das zu erwerben wäre. Litterarhistorisch und kulturgeschichtlich wichtige Tagebücher, Quellenschriften zur Geschichte einzelner Theater, besonders des Burgtheaters, Selbstbiographieen hervorragender Schauspieler reihen sich hier zwanglos an. In diesem Zusammenhang darf auch die geplante Sammlung von Grillparzers Gesprächen genannt werden, die vielleicht eine ähnliche Sammlung für Hebbel nach sich zöge. Da die auf der königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Konversationshefte Beethovens für die Kulturgeschichte Oesterreichs und Wiens viel wichtiger sind als für die Musikgeschichte, könnte auch die vollständige Herausgabe dieses einzig dastehenden Denkmales erwogen werden.

Dies leitet zur Sammlung brieflichen und aktenmäßigen Materials zur österreichischen Litteratur- und Geistesgeschichte über, wofür dem Verein ein weites Arbeitsfeld offen liegt. Für fast alle der oben namhaft gemachten Schriftsteller und für viele andere, für Meyern, Schreyvogel, Gentz, Z. Werner, Fr. Schlegel, Lenau, Grün, Beck, Duller, Hormayr, Zedlitz, Hammer-Purgstall, Bauernfeld, Halm, Raimund, Sealsfield, Laube werden sich Briefsammlungen anlegen lassen. Da die alte schurzische Ausgabe der Briefe Lenaus vergriffen ist und seit deren Erscheinen reiche Ergänzungen dazu veröffentlicht worden sind, wäre am besten mit Lenau zu beginnen. Hier empfiehlt sich aber eine systematische Ausforschung und Sammlung des in Bibliotheken und Archiven weitzerstreuten Materials. Zunächst wäre festzustellen, was die Bibliotheken und Archive Oesterreich-Ungarns an Dichternachlässen und insbesondere an Briefen besitzen, und deren Ausnutzung bewährten Händen anzuvertrauen. So hat sich z. B. in Pest der Nachlaß Karl von Rumis mit 3916 Briefen an diesen Schriftsteller erhalten, der eine Durchforschung gewiß lohnte (vergl. Goedekes Grundriß, 7, 105). Es wären dann alle Bibliotheken und Archive des Auslandes, die Briefsammlungen aus unserem Zeitraum besitzen, zu bereisen, und es wären alle darin enthaltenen Briefe von österreichischen Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten zu sammeln; unter anderem käme in Betracht: der Nachlaß Gottscheds in Leipzig, Hallers in Bern und Mailand, Joh. von Müllers in Schaffhausen, A. Müllners in Gotha, Bodmers, Lavaters, Gottfried Kellers in Zürich, Gleims in Halberstadt, Böttigers und A. W. Schlegels in Dresden, Nicolais, Varnhagens, Tiecks, Jean Pauls

der königlichen Bibliothek in Berlin, Heerens, ;nes, Kästners, Michaelis, Schlözers in Göttingen, :ners, Uhlands in Marbach, Mörikes in Stuttgart o Weimar, Immermanns in Weimar, der Nachlaß ı Helmine von Chezy, Menzel und vielen anderen Litteraturarchiv in Berlin: eine Liste, die sich bei ematischer Nachforschung leicht vervollständigen lassen ·d.

Für die Jahre 1903 bis 1905 sind zunächst in Aus- t genommen: 1. Grillparzers Gespräche und die arakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeit- ıossen, gesammelt von August Sauer. 2. Die Selbst- graphie des vorarlberger Volksdichters Felder, her- sgegeben von Anton Schönbach. 3. Die Zeitschrift ·ometheus, herausgegeben von Jakob Minor. — rner sind für die Sammlung der zerstreuten Aufsätze ıuernfelds, der Werke von Michael Enk und Josef hreyvogel die Vorarbeiten bereits begonnen worden.

Der geschäftsführende Ausschuß
des
Litterarischen Vereins in Wien.

Notizen.

Ein dreister Plagiator vor 50 Jahren. Im ıhre 1842 erschienen bei Carl Gerold in Wien die ten poetischen Schöpfungen eines damals 23 Jahre en Oesterreichers, des späterhin bekannten Freiheits- ıgers Hermann Rollett, der heute in ungeminderter ische und Rüstigkeit auf seine sechzigjährige Dichter- ıfbahn zurückblickt. „Liederkränze" hatte er das dünne :ftchen getauft, das eines jener Wetterwölkchen des ımärz bedeutete, die sich, als man 1848 schrieb, zur ıderbenschwangeren Gewitterwolke zusammenballten. ıchdem sich Rollett vor dem drohend geschwungenen ıtstift der Tyrannin Censur nach Deutschland zurück- ıogen hatte, folgten seinen vielgelesenen „Lieder- ınzen" Schlag auf Schlag kecke, frisch herausgeschmetterte ınge, die in den Bändchen „Frische Lieder", „Frühlings- ten aus Oesterreich" u. a. gesammelt wurden.

Man schrieb 1848! Mächtig regte es sich im Blätter- ılde; unter den Hunderten von pilzartig empor- wucherten Zeitschriften, Tagesblättern und sicherlich ch Auswüchsen der Publizistik befand sich ein in Wien cheinendes, gleich dem „Wanderer", dem „Zuschauer" v. a. allgemein verbreitetes „politisch-litterarisches ıgblatt" unter dem Titel „Die Gegenwart", das n Andreas Schumacher redigiert wurde. Sie hatte) trotz ihres nur kurzen Bestandes großer Beliebtheit erfreuen und brachte neben dem täglichen politischen d zeitgeschichtlichen Ragout auch den üblichen Theater- d Litteraturklatsch, wobei natürlich das schöngeistige uilleton und ein poetisches Produkt nicht fehlen durften. ben Gedichten hervorragender österreichischer und ıtscher Poeten, wie Freiligraths, Carlopago-Ziegiers, ıkar Falkes u. a. taucht immer wieder der geheimnis- lle Name A. J. Renga mit schönen, formvollendeten d tiefempfundenen Liedern auf, Erzeugnissen eines ıtschiedenen Talentes, verbunden mit höherem poetischem uge einer nach Licht und Freiheit dürstenden Seele. ımtliche in den Nummern der „Gegenwart" vom ıhre 1848 unter dem obskuren Namen A. J. Renga chienenen Gedichte (mit Ausnahme des einzigen, „An nma" betitelten) sind nun nichts anderes als wörtliche, keinem Punkte auch nur im geringsten abweichende ıschriften von Gedichten Hermann Rolletts aus seiner en erwähnten Sammlung „Liederkränze".

Das wäre der Thatbestand dieses ohne Gleichen stehenden Raubes. Es scheint unbegreiflich, daß es dieser auch sonst in der „Gegenwart" fast jeden Monat mit Prosaaufsätzen vertreten gewesene Litterat wagen konnte, die Abwesenheit Rolletts zu benutzen, um seine Leserwelt so schändlich zu hintergehen. J. A. Renga, den übrigens Helfert in seinem äußerst wertvollen „Wiener Parnaß des Jahres 1848" zweifelnd für Aigner (durch eine Umdrehung des Namens) hält, gab folgende Gedichte Rolletts für seine eigenen aus: „Rose und Nachtigall", „Auferstehung", „Wechsel", „Der 15. März" (bei Rollett „Gruß" betitelt), „Erwachen am 15. März" (bei Rollett „Erwachen"), „Gebet" und „Geheimnis". Hätte man nicht die authentischen Belege dafür — es hielte schwer, an ein so detailliertes, bei hellem Tageslicht begangenes Plagiat zu glauben.

Als krönendes Ende zu dieser merkwürdigen Kleptomanie, die der Bestohlene kurz und treffend „eine unglaubliche Gaunerei" genannt, seien hier einige sehr charakteristische Worte aus einem Essai zitiert, den Renga in Nummer 34 der „Gegenwart" vom 12. Februar 1848 über den damals entbrannten Streit zwischen Auerbach und Frau Birch-Pfeiffer (wegen einer durch die letztere vorgenommenen Dramatisierung einer auerbachschen Novelle) zur Warnung und Abschreckung für alle Plagiatoren und solche, die es werden wollen, veröffentlichte; da heißt es im Ausbruche sittlicher Entrüstung:

„. . . Madame Birch-Pfeiffer hat die Novelle Auerbachs, „Die Frau Professorin", dramatisiert und das auf eine, ich wähle den schonendsten Ausdruck, für den Verfasser der Erzählung sehr unangenehme Art; abgesehen davon, daß sie die Handlung ganz so, wie sie in der Novelle spielt, im Drama beibehalten hat, so hat sie überdies ganze Stellen der Erzählung abgeschrieben und sie dem Drama einverleibt; dies berücksichtiget, hat ihr Schauspiel nicht den mindesten Anspruch auf den Namen eines Originalwerkes, und dennoch erhält Madame Birch-Pfeiffer die Tantième, die doch nur für Originalwerke bestimmt ist . . ."

und gegen Schluß seines Artikels:

„. . . Der Gedanke ist frei, das ist gewiß, aber die Gedankenform, die künstlerische Erfindung: das, was eigentlich den Menschen zum Dichter stempelt, das sind individuelle heilige Rechte, und niemand hat ein Recht darauf, als nur der Dichter selbst . . ."

Während Renga dies mit der rechten Hand schrieb, griff er mit der linken nach den Gedichten eines schon damals über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannten jungen Poeten. Es war eine traurige Zeit für die Schriftsteller. Was man mit Mühe vor der Zerstückelung durch den Censor rettete, ward vom Nachbar gestohlen!

Wien. *Paul Tausig.*

Nachrichten

Todesnachrichten. In Hamburg † im Januar der Schriftsteller Otto Rüdiger. Er hatte sich speziell mit hamburgischer Geschichte beschäftigt; eine Frucht dieses Studiums war der historische Roman „Siegfried Bunstorffs Meisterstück".

In Berlin † am 15. Januar Prof. Dr. Ferdinand Ascherson, Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek, im Alter von 71 Jahren. Er war weiteren Kreisen besonders durch den von ihm seit 1872 herausgegebenen „Deutschen Universitätskalender" bekannt.

Prinzessin Mathilde Bonaparte, die letzte über- lebende Nichte Napoleons I. und Tochter des einstigen König Jérôme, † am 2. Januar vierundachzigjährig in Paris, wo ihr Salon noch bis zuletzt ein Treffpunkt auserlesener litterarischer und künstlerischer Persönlich- keiten war. Seine Blütezeit hatte dieser Salon be- kanntlich unter dem zweiten Kaiserreich und in den Siebzigerjahren, wo Gautier, Sainte-Beuve, Flaubert,

Mérimée, Taine, Augier, Feuillet, die Goncourts, Dumas u. v. a. bei ihr regelmäßig zu verkehren pflegten.

* *

Eine Volkslieder-Sammlung. Die vom Kaiser beim vorjährigen frankfurter Gesangswettstreit angekündigte neue umfassende Sammlung deutscher Volkslieder wird jetzt von zwei dazu berufenen Kommissionen vorbereitet, einer Arbeitskommission und einer größeren beratenden Kommission. An der Spitze beider steht der Nestor der deutschen Volksliederforschung Exzellenz Dr. Rochus Freiherr v. Liliencron in Schleswig, der Arbeitskommission gehören u. a. Prof. Dr. Max Friedlaender und Prof. Dr. Johannes Bolte an.

* *

Buchhandel und Schutzverein. Der „Akademische Schutzverein“ in Leipzig erläßt eine Erklärung gegen die mißverstandene Auffassung, die seine Gründung und die in seinem Auftrag verfaßte Denkschrift des Professor Bücher „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft“ in buchhändlerischen Kreisen gefunden, als sei dieser Zusammenschluß wissenschaftlicher Interessen ein Akt der Feindseligkeit gegen den Buchhandel. Man habe dem Ausdruck gegeben in heftigen Angriffen, in Sperrdrohungen, selbst in gesetzwidrigen Verfolgungen. Der „Schutzverein“ sei aber nichts anderes als die natürliche Aeußerung des nämlichen Koalitionsbedürfnisses, das die Buchhändler seit langer Zeit in ihrem „Börsenverein“ nachdrücklich bethätigt haben. Der Schutzverein bekämpfe lediglich Maßnahmen und Zustände, die, aus einseitiger Pflege buchhändlerischer Interessen erwachsen, zur Gefahr für die Pflege der Wissenschaft geworden seien; er richte sich gegen eine Entwickelung des Buchgewerbes, die durch übermäßige Zumutung an die Kaufkraft gleichmäßig wissenschaftliche Produktion wie Konsumtion beeinträchtige, und erstrebe somit nur den Schutz berechtigter Interessen, keineswegs eine Schädigung des Buchhandels.

* *

Allerlei. Auf Veranlassung der münchener Staatsanwaltschaft wurde in Leipzig die Gesamtauflage des Romans „Die Liebe im Menschen“ von Camille Lemonnier in der vom Magazin-Verlag veranstalteten deutschen Ausgabe beschlagnahmt. — Unter dem Titel „Charon“ geben Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde seit Januar eine neue Monatsschrift heraus, die hauptsächlich poetische Beiträge bringt. (Jahrespreis 5 Mk., Charonverlag, Berlin-Westend.) — Ein „Verein zur Pflege moderner dramatischer Kunst“ hat sich in Straßburg i. E. gebildet und zählt bereits über tausend Mitglieder. Zweck der Vereinigung, an deren Spitze Universitätsprofessor Dr. Theobald Ziegler steht, ist besonders die Aufführung von Stücken, die die Zensur nicht freigiebt. Als erste Vorstellung wurde Schnitzlers „Grüner Kakadu“ und Wildes „Salome“ gegeben. — Für die beste feuilletonistische Arbeit über Wien veranstaltet das wiener „Fremdenblatt“ ein Preisausschreiben. Es handelt sich um einen feuilletonistischen Artikel, in dem die Vorzüge der österreichischen Kaiserstadt, ihre Bedeutung als Pflanzstätte der Wissenschaft, als Theater-, Kunst- und Musikzentrum liebevolle Schilderung finden soll. Der erste Preis (für die allerbeste Arbeit) beträgt 300 Kronen, der zweite 200, der dritte 150 Kronen. Näheres im „Fremdenbl.“ vom 13. Dezember. — Hundert Mark für das beste lyrische Gedicht setzt der „Deutsche Kunstverein“ in Berlin in einem Preisausschreiben aus, dessen Bedingungen von der Geschäftsstelle dieses Vereins (Berlin W., Schöneberger Ufer 32) auf Verlangen versandt werden. — Auch im fernsten Westen hat man des Herdertages gedacht. In San Francisco fand, wie uns von dort berichtet wird, am 18. Dezember ein Herder-Abend statt, bei dem die Gedächtnisrede über „Herder als Forscher und Philosoph“ Prof. Dr. Julius Goebel von der dortigen Stanford-Universität hielt. Dr. Carl Schilling von der Staats-Universität sprach über „Herder und das Volkslied“.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bethusy-Huc, Valeska Gräfin (Mor. v. Reichenbach). Oberschlesische Geschichten. Berlin, Alfred Schall. 240 S. M. 3,— (4,—).

Bibliothek Langen, kleine. 66. Bierbaum, Otto Jul. Die Haare der hl. Fringilla u. andere Geschichten. 121 S. — 67. Zola, Emile. Lili u. andere Novellen. Aus dem Franz. 111 S. — 68. Tolstoi, Leo. 40 Jahre. Eine kleinruss. Legende. Deutsch v. Korfiz Holm. 142 S. — 69. Maupassant, Guy de. Mondschein u. andere Novellen. Aus dem Franz. 125 S. — 70. Thoma, Ludw. Die Wilderer. 89 S. Je M. 1,—.

Bleibtreu, Karl. Aus Norwegens Hochlanden. Wie's im Liede heißt. — Unter den Gletschern. Zwei Nov. (Kürschners Bücherschatz, Nr. 379). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 108 S. M. —,20.

Clasen-Schmid, Mathilde (C. v. Wildenfels). Schicksalswege. Roman. Leipzig, P. Ehrlich. gr. 8°. 192 S. M. 2,—.

Ewers, Hanns Heinz. C. 33 und anderes. Großlichterfelde-Berlin, E. Eißelt. 194 S. M. 2,—.

Eynatten, Carola v. Kandidat Brälling. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 298 S. M. 4,— (5,—).

Feigl, Leo. Vom Lieben u. Sterben. Skizzen. Straßburg, Josef Singer. 135 S. M. 2,50.

Grelle, Frido. Es wird e. Dolch durch deine Seele gehen! Roman. Berlin, Wilhelm Ißleib. gr. 8°. 214 S. m. Bildn. M. 2,—.

Grimme, Frdr. Wilh. Auf heimischer Scholle. Geschichten aus Westfalen. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 12°. 455 S. M. 3,20 (4,—).

Gutekunst, Wilh. Der Liebesgockel. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 221 S. M. 3,—.

Hartleben, Otto Erich. Liebe kleine Mama. München, Alb. Langen. 188 S. M. 2,50 (3,50).

Hellinden, Mart. v. Der Stern v. Halalat. Roman. München, Allg. Verlags-Gesellschaft m. b. H. 486 S. M. 4,— (5,—).

Jantschge, Georg. Liebe? Novellen und Skizzen. Wien, Litteratur-Anstalt Austria. gr. 8°. 204 S. M. 2,50.

Kahlenberg, Hans v. Die starke Frau v. Gernheim. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 206 S. M. 3,— (4,50).

Keller, Paul. Die Heimat. Roman a. d. schles. Bergen. München, Allg. Verlags-Gesellschaft. 337 S. M. 4,— (5,—).

Kellermann, Bernh. Jester u. Li. Die Geschichte e. Sehnsucht. Leipzig, Magazin-Verlag. 324 S. M. 4,—.

Kieser, Thilo. Genio huius loci. Eine Erzhlg. a. d. alten Weimar. Weimar, Herm. Grosse. 144 S. M. 1,60 (2,—).

Klein, Otto. Abgründe. Erzhlg. Straßburg, Josef Singer. gr. 8°. 167 S. M. 2,—.

Klinck-Lütetsburg, F. Die Erbtochter v. Geroldseck. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 377 S. M. 5,— (6,—).

Kretzer, Max. Treibende Kräfte. Roman. Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann. gr. 8°. 467 S. M. 5,— (6,—).

Kretzer, Max. Sonderbare Schwärmer. Roman. Illustr. 2 Bde. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 380 u. 381.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 126 u. 123 S. M. —,40.

Langenscheidt, Paul. Um Nichts. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 221 S. M. 3,— (4,—).

Lohde, Clarissa. Einsam im Purpur. Roman. Nürnberg, Carl Koch. gr. 8°. 411 S. Geb. M. 4,—.

Lowag, Alois F. Gobler Geschichtla. 20 humor. Erzhlgn. a. d. Altvatergebirge in schles. u. nordmähr. Mundart. Freudenthal, W. Krommer. gr. 8°. VII, 268 S. M. 1,70.

Ludow, M. Ein Vagabund der Liebe. Erzählg. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 192 S. M. 2,— (3,—).

Malden, Alb. Irrwege. Novellen. Berlin, Wilh. Möller. V, 272 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).

Nast, Karl. Schnorrerschnurren. Plaudereien a. d. Lande der Annedinne. Straßburg, Josef Singer. 104 S. M. 2,—.

Raabe, Ed. Geschichte van diär Stadt Hamm. Pläsierlik vertallt. 1. Deil. Leipzig, Otto Lenz. VI, 196 S. m. Abbildgn. M. 3,— (4,—).

Schullerus, Anna. Himwih. Kleine sächs. Erzhlgn. Mit Lichtdr.-Bildern nach Gemälden des Malers Fritz Schullerus. Hermannstadt, W. Krafft. VII, 79 S. M. 1,20 (1,70).

Sil Vara. Babys Liebesgeschichte. Erzhlgn. Straßburg, Jos. Singer. 230 S. M. 2,50.
Wallner, Eust. Linzer Skizzen. Linz, Vinzenz Fink. 152 S. M. 2,40 (3,—).
Withalm, Hans. Ecce homines! Skizzen. Straßburg, Josef Singer. 147 S. M. 2,50.
Wolzogen, Ernst v. Was Onkel Oskar m. seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Erzählt von ihm selbst und mitget. von v. W. Berlin, F. Fontane & Co. Schmal gr. 8°. 93 S. M. 1,— (2,—).
Wothe, Anny. Verfemt. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 279 S. m. Bildn. M. 4,— (5,—).

Boccaccio, Giovanni di. Das Dekameron. Neue vollständ. Taschenausg. Aus dem Ital. übers. v. Schaum. Durchgesehen und vielfach ergänzt v. Dr. K. Mehring. Leipzig, Insel-Verlag. 3 Bde. 12°. 416, 395 u. 375 S. M. 10,— (15,—).
Champol. Goldene Blumen. Roman in 2 Bdn. A. d. Franz. v. Alwina Vischer. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 u. 142 S. M. 1,— (1,50).
Coloma, P. Luis. Gottes Hand. A. d. Span. v. Else Otten. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. 335 S. m. Bildn. M. 4,—.
France, Anatole. Crainquebille. Erzhlg. Uebers. v. Gertr. Savić. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 12°. 87 S. M. 1,—.
Gautier, Théophile. Mademoiselle de Maupin. 233 S. — Der Roman der Mumie. 164 S. Je M. 3,—. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. Leipzig, Magazin-Verlag.
Kipling, Rudyard. Unheimliche Geschichten. A. d. Engl. v. Seb. Harms. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. 175 S. M. 1,—.
Lindberg, Elsa. Ann-Lis. Ein Buch v. Menschenkindern. A. d. Schwed. v. E. Stine. Leipzig, Verlag der „Frauen-Rundschau". 268 S. M. 2,50 (3,50).
Margueritte, Paul, u. Vict. Margueritte. Der große Krieg. (Une époque.) Ein Romancyklus üb. den Krieg 1870/71. 3. Tl. Brave Kerle. Deutsch v. U. Fricke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 2 Bde. 431 u. 283 S. M. 5,—.
Vogt, Nils Collett. Harriet Blich. Roman. A. d. Norweg. v. Luise Wolf. Leipzig, Verlag der „Frauen-Rundschau". 267 S. M. 2,50 (3,50).

b) Lyrisches und Episches.

Fordes-Mosse, Irene. Peregrinas Sommerabende. Lieder f. e. Dämmerstunde, sowie 30 Uebersetzgn. a. d. Franz., Engl. u. Dän. Leipzig, Insel-Verlag. gr. 8°. 218 S. M. 5,—.
Jüngst, Hugo E. Flammenzeichen. Ausgew. Zeitgedichte. Dresden-Blasewitz, Verlag der Deutschen Litteratur- und Kunstzeitung. 30 S. M. —,60.
Kahler, Erich. Syrinx. Gedichte. Leipzig, Magazin-Verlag. 4°. 33 S. M. 2,—.
Kinkel, Walt. Gedichte. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchh. 96 S. M. 2,— (2,60).
Lohmeyer, Jul. Gesammelte Dichtungen. Berlin, W. Vobach & Co. gr. 8°. 207 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).
Mühsam, Erich. Die Wüste. Gedichte. Groß-Lichterfelde-Berlin, E. Gißelt. gr. 16°. 99 S. M. 2,40.
Pezold, Woldem. v. Wenn man jung ist. Gedichte. Straßburg, Josef Singer. 12°. 100 S. M. 2,—.
Spielmann, der deutsche. Eine Auswahl a. d. Schatz deutscher Dichtg. f. Jugend u. Volk. Herausg. v. Ernst Weber. Mit Bildern v. deutschen Künstlern. 4. Hochland. Ein Ausflug ins Land der Berge voll Alpenzauber u. Höhenluft. Bildschmuck v. Frz. Hoch. 4°. 68 S. — 7. Schalk. Der deutsche Humor, wie er sich zu geben pflegt, wenn er weint und wenn er lacht. Bildschmuck v. Jul. Diez. 4°. 70 S. München, Verlag des deutschen Spielmanns. Je M. 1,—.
Steffen, E. Die alten deutschen Könige. Historische Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. gr. 8°. VI, 243 S. M. 3,— (4,—).
Stern, Maurice Reinhold v. Sonnen-Wolken. Neue Strophen. Wien, Oesterr. Verlagsanst. gr. 8°. 106 S. Geb. M. 3,—.
Stubenberg, Mathilde Gräfin. Eisblumen. Neue Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12°. X, 160 S. M. 2,— (3,—).
Storck, Wilh. Die Psalmen in stabreimenden Langzeilen. Münster, Aschendorffsche Buchh. 258 S. Geb. M. 3,—.
Waldeck, Herm. Bunn dr Lewwer weg. Humorist. Gedichte u. Humoresken in pfälzer (mannheimer) Mundart. Mannheim, Ernst Aletter. VIII, 125 S. M. 2,— (2,80).
Walter, Ellen. Passionen. Leipzig, Magazin-Verlag. gr. 8°. 95 S. M. 2,—.
Withalm, Hans. Verbrochenes. Gedichte. Straßburg, Josef Singer. 12°. 58 S. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Bischoff, Alph. Moderni Lieb' od. D'r Herr Apotheker. Schwank in elsäss. Mundart. Straßburg, Josef Singer. 12°. 31 S. M. —,80.
Castelain. L. v. „Veraltet". Charakterbild a. d. modernen Leben. Straßburg, Josef Singer. 12°. 76 S. M. 1,50.
Falke, Konr. Francesca da Rimini. Tragödie. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. gr. 8°. 31 S. M. 1,—.
Meisterwerke, die, der deutschen Bühne. (Leipzig, Max Hesse.) Herausg. v. Prof. Dr. Geo. Witkowski. 14/15. Grillparzer, Frz. Das goldene Vließ. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Dr. Mor. Necker. XXX, 146 S. — 16. Halm, Frdr. Griseldis. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Dr. Ant. Schlossar. XVI, 67 S. — 17. Hebbel, Frdr. Agnes Bernauer. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. R. M. Werner. XVI, 72 S. — 19. Kleist, Heinr. v. Das Käthchen v. Heilbronn od. Die Feuerprobe. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Anna Ettlinger. XVI, 84 S. — 23. Schiller. Die Braut v. Messina od. Die feindl. Brüder. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Alb. Leitzmann. XIV, 74 S. — 25. Shakspere, William. Der Widerspenstigen Zähmung (The taming of the shrew). Für die deutsche Bühne bearb. v. Dr. Karl Zeiß. XXXII, 58 S. — 26. Körner, Thdr. Zriny. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Dir. Dr. Ernst Wasserzieher. XIV, 73 S. — 27. Goethe. Die Laune des Verliebten. Die Geschwister. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. J. Minor. XXVI, 38 S. Jede Nr. M. —,30.
Pferhofer, Arth. Die Diplomatin. Lustspiel. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litt. u. Kunst. 64 S. M. 2,— (3,—).

Browning, Rob. Auf e. Balkon. In e. Gondel. Deutsch v. F. E. Gerden. 68 S. M. 3,— (4,50). — Paracelsus. Dramat. Dichtg. Deutsch v. F. P. Greve. 12°. 260 S. M. 4,— (5,—). — Pippa geht vorüber. Deutsch v. H. Heiseler. 102 S. M. 3,— (4,50). — Die Tragödie einer Seele. Deutsch v. F. E. Gerden. 67 S. M. 3,— (4,50). Leipzig, Insel-Verlag.
Musset, Alfr. de. II. Tl. Schauspiele. Deutsch v. Mart. Hahn. Goslar, F. A. Lattmann. VIII, 363 S. M. 4,50 (5,—).
Wilde, Osc. Salome. Tragödie. Uebertrag. v. Hedw. Lachmann. Leipzig, Insel-Verlag. 75 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Goedeke, Karl. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtg. 2. ganz neu bearb. Aufl. Nach d. Tode des Verf. in Verbindg. m. Fachgelehrten fortgeführt v. Edm. Goetze. 23. Heft. (8. Bd. S. 49—400.) Dresden, L. Ehlermann. M. 9,—.
Goethe. Das Tagebuch (1810). — Vier unterdrückte römische Elegien. — Nicolai auf Werthers Grab. Wortgetreue Neudrucke. Mit e. litterarhistor. Einleitg. unter Benutzg. e. bisher noch unbekannten Briefwechsels hrsg. v. Dr. Max Mendheim. 47 S. M. 1,50. — Most, rheinischer. Erster Herbst. O. O. 1775. (J. J. Hottinger.) Menschen, Tiere u. Goethe. Eine Farce. 1775. (Hch. Leop. Wagner.) Confiskable Erzählungen. 1774. Wien bey der Bücher-Censur. Wortgetreue Neudrucke der seltenen Orig.-Ausg. Mit e. litterarhistor. Einleitg. v. M. Desceltes. 24, 8, 185, 24 u. 45 S. M. 6,—. (Bibliothek litterarischer u. kulturhistor. Seltenheiten. Nr. 3b, 4/5.) Leipzig, Adolf Weigel.
Goethes Werke. Herausg. v. Karl Heinemann. 2. Bd. Beard. v. Karl Heinemann. Leipzig, Bibliogr. Institut. 492 S. Geb. M. 2,— u. 3,—.
Grillparzers Werke. Herausg. v. Rud. Franz. 2. Bd. Leipzig, Bibliogr. Institut. 375 S. Geb. M. 2,— u. 3,—.
Lippmann, Jak. Die Liebe in der dramatischen Litteratur. Ein Streifzug durch das Drama der Weltlitteratur. Berlin, Ernst Hahn. gr. 8°. 160 S. Geb. M. 6,—.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. (Halle, Otto Hendel.) 1734. Heijermanns jr., Herm. Das siebente Gebot. Bürgerliche Sittenkomödie in 4 Akten. Uebers. v. Egd. Soltau. 87 S. — 1735. 1736. Goethe, Joh. Wolfg. v. Märchen u. kleinere Erzählungen. Ausgewählt v. Hans Marshall. IV, 180 S. Geb. M. 1,50. — 1737. 1738. Shakspere, William. Hamlet, Prinz v. Dänemark. Nach den Uebersetzgn. von A. W. v. Schlegel u. L. Seeger. Beard. v. C. W. Schmidt. 131 S. m. Bildn. — 1739—1747. Alexis, Willib. (W. Häring.) Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Vaterländischer Roman. 827 S. Geb. M. 3,50.
Bierbaum, Otto Jul. Eine empfindsame Reise im Automobil. Von Berlin nach Sorrent u. zurück an den Rhein, in Briefen an Freunde geschildert. Berlin, Julius Bard. XII, 273 S. m. 40 Abbildgn. Geb. M. 6,—.

Cottasche Handbibliothek. 66. Anzengruber, Ludw. Der ledige Hof. Schauspiel. 90 S. M. —,30. — 67. Bürger, Gottfr. Aug. Gedichte. Mit e. biograph. Einleitg. v. Rich. Maria Werner. 283 S. m. Bildnis. M. —,70. — 68. Ebner-Eschenbach, Marie v. Ein Spätgeborener. Erzählung. 85 S. M. —,40. — 69. Göring, Hugo. Lessings Leben. 184 S. m. Titelbild. M. —,60. — 70. Goethes Briefe. Ausgewählt u. in chronolog. Folge m. Anmerkgn. herausg. v. Eduard v. der Hellen. 3. Bd. (1788—1797.) 284 S. M. —,70. — 71. Hebbel, Frdr. Genoveva. Tragödie. 168 S. M. —,40. — 72. Stimmen der Völker in Liedern. Gesammelt v. Herder. 324 S. M. —,75. — 73. Jean Paul. Doktor Katzenbergers Badereise. 260 S. M. —,60. — 74. Kurz, Herm. Der Sonnenwirt. 1. Bd. 239 S. M. —,60. — 75. Dasselbe. 2. Bd. 280 S. M. —,70. — 76. Lessing. Miß Sara Sampson. 86 S. M. —,20. — 77. Kissel, Frz. Ein Nachtlager Corvins. Historisches Lustspiel. 102 S. M. —,40. — 78. Roquette, Otto. Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit. 102 S. M. —,50. — 79. Schiller, Frdr. v. Kabale u. Liebe. 98 S. M. —,25. — 80. Shakspere. Julius Cäsar. Uebers. v. Aug. Wilh. v. Schlegel. Mit e. Einleitg. v. Max Koch. 104 S. M. —,25. — 81. Shakspere. Wie es euch gefällt. Lustspiel. Uebers. v. Aug. Wilh. v. Schlegel. Mit e. Einleitg. v. Max Koch. 90 S. M. —,25. — 82. Wolzogen, Karoline v. Schillers Leben. 279 S. m. Titelbild. M. —,70.

Deutsch, L. G. 16 Jahre in Sibirien. Erinnerungen e. russ. Revolutionärs. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. VII, 336 S. m. 7 Bildn. u. 6 Abbildgn. M. 3,— (3,50).

Kienzl, Wilh. Richard Wagner. Mit 1 Beilage u. 91 Abbildgn. München, Kirchheimsche Verlagsbuchh. Lex. 8°. 144 S. Kart. M. 4,—.

Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher u. Poet. Nach d. veröffentl. Handschriften. Auswahl, Uebersetzg., Einleitg. v. Marie Herzfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. CXXXII, 281 S. m. 1 Taf. M. 8,— (10,—).

Reclams Universal-Bibliothek. 4491. Benedix, Rober. Das bemooste Haupt od. Der lange Israel. Schauspiel. 79 S. — 4492. Benedix, Rober. Eigensinn. Lustspiel. 30 S. — 4493. Benedix, Rober. Die zärtlichen Verwandten. Lustspiel. 95 S. — 4494. 4495. Lenk, Dr. Heinr. Die Geschichte Transvaals unter der Präsidentschaft Paul Krügers bis zum Ausbruch des großen Krieges. 1884—1899. 165 S. — 4496. Olden, Grete. Eine brillante Idee. — Die Versöhnug. Zwei heitere Novellen. 95 S. — 4497. Wilde, Osk. Salome. Drama. Deutsch v. Dr. Kiefer. 40 S. — 4498. Dürow, Joachim v. Zwei arme Junker. Erzählung. 96 S. — 4499. Lehmann-Haupt, Therese. Warum der Frühling kommen mußt'! Dramat. Ostermärchen. 55 S. — 4500. Muellenbach, Ernst. Waldmann u. Zampa u. a. Nov. 87 S.

Reinhardt, Aug. v. Die Pflege des reinen Menschentums. Berlin, Alfred Unger. gr. 8°. VII, VI, 95 S. M. 2,— (3,—).

Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildgn. Mit e. biogr. Einleitg. v. Adf. Rosenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8. XXXVIII, 278 S. Geb. M. 8,— u. 30,—.

Schaeffer, Emil. Das florentiner Bildnis. München, Verlagsanst. F. Bruckmann. gr. 8°. 237 S. m. Abbildgn. M. 7,— (9,—).

Smolle, Schulr. Dr. Leo. Elisabeth, Kaiserin v. Oesterreich u. Königin v. Ungarn. Ein Lebensbild. Wien, Adolph W. Künast. gr. 8°. VIII, 128 S. m. 1 Bildn. M. 3,—.

Staub, J. B. Ein Edelmensch im schlichtesten Gewande. Briefe e. philosoph. Schuhmachers, bearb u. herausg. v. Helene Morsch. Berlin, Verlag v. „Der Volkserzieher". gr. 8°. LXIX, 485 S. m. Bildn. M. 4,— (5,—).

Steffen, H. Vom Köhlerbub zum fürstl. Theaterdirektor. Erinnergn. aus meinem 40jähr. Bühnenleben. Braunschweig, Benno Goeritz. VIII, 128 S. M. 2,— (2,80).

Taschenbuch, zürcher, auf d. J. 1904. Herausg. v. e. Gesellschaft zürcher Geschichtsfreunde. Neue Folge. 27. Jahrg. Zürich, Fäsi & Beer. gr. 8°. 318 S. m. 2 Taf. M. 5,— (6,—).

Thode, Henry. Michelangelo u. das Ende der Renaissance. 2. Bd. Der Dichter und die Ideen der Renaissance. Berlin, G. Grote. gr. 8°. VIII, 487 S. m. 1 Bilde. M. 9,— (11,—).

Thor, Fritz. Hammer-Schläge. Sozial-eth. Aphorismen. Leipzig, Theod. Fritsch. 79 S. M. 1,— (1,50).

Trinius, Aug. Thüringer Stimmungsbilder. A. d. Skizzenbuch des Thüringer Wandersmannes. München, Georg Müller. 176 S. M. 2,— (3,—).

Uhde-Bernays, H. Nürnberg. Mit 2 kolor. Kunstbeilagen, 10 Vollbildern in Tonätzg. u. Buchschmuck v. Albr. Dürer. (Die Kunst. 24. Bd.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 79 S. Kart. M. 1,25.

Valentiner, Thdr. Kant u. die platonische Philosophie. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. VII, 94 S. M. 2,40.

Volkmann, Ludw. Grenzen der Künste. Auch e. Stillehre. Dresden, Gerhard Kühtmann. Lex.-8°. 256 S. m. Abbildungen. M. 6,— (8,—).

Weininger, Otto. Geschlecht u. Charakter. Eine prinzipielle Untersuchg. 2., mehrf. verb. Aufl. gr. 8°. XXIV, 608 S. M. 8,— (9,40). — Ueber die letzten Dinge. Mit e. biograph. Vorwort v. Mor. Rappaport. gr. 8°. XXVII, 183 S. M. 5,— (6,50). Wien, Wilhelm Braumüller.

Wettstein, Priv.-Doz. Dr. O. Die Tagespresse in unserer Kultur. Antrittsvorlesg. Zürich, Albert Müller. gr. 8°. 34 S. M. —,60.

Widmann, J. V. Calabrien, Apulien u. Streifereien an den oberitalien. Seen. Frauenfeld, Huber & Co. 272 S. Geb. M. 3,60.

Willgeroth, Gustav. Bilder aus Wismars Vergangenheit. Mit 6 Abbildgn. u. e. Register. Wismar, Willgeroth & Menzel. gr. 8°. VI, 365 S. M. 4,—.

Wirth, Dr. Albr. Weltgeschichte der Gegenwart. Mit 6 geograph. Karten. Berlin, Gose & Tetzlaff. gr. 8°. 351 S. M. 6,— (7,—).

Witt, Dr. Otto N. Narthekion. Nachdenkliche Betrachtgn. e. Naturforschers. Neue Folge. Berlin, Rudolf Mückenberger. gr. 8°. VII, 262 S. M. 4,40 (5,—).

Witting, Walth. Künstlerisches aus den Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. gr. 8°. X, 88 S. M. 2,40 (3,60).

Wüst, Fritz. Ideale Erziehung. Ein Buch f. höhere Menschen. gr. 8°. 46 S. M. 2,— (3,—). — Die neue Kunst. 64 S. M. 1,— (1,60). — Die neue Weltanschauung. 89 S. M. 1,60 (2,20). Steglitz-Berlin, Hans Priebe & Co.

Zacher, Alb. Rom als Kunststätte. (Die Kunst. 18. Bdchn.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 12°. 68 S. m. 12 Vollbildern u. 2 Vignetten in Tonätzg. Kart. M. 1,25.

Zehnder, Prof. Dr. Ludw. Das Leben im Weltall. Tübingen, J. C. B. Mohr. 125 S. m. 1 Taf. M. 2,50.

Zur Westen, Walt. v. Reklamekunst. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. VII, 148 S. Kart. M. 4,—.

Ruskin, John. Moderne Maler. 5. Bd. Die Schönheit des Blattes. Ueber Wolkenschönheit. Ueber Beziehungsbegriffe. A. d. Engl. v. W. Schölermann. (Ausgew. Werke. 15. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 477 S. m. Abbildgn. M. 10,— (11,—).

Antworten.

Herrn **N. N.** in Dießen. Wir nennen die illustrierte Monatsschrift „Mir Iskusstwa" (Die Kunstwelt). Redakteure: Sergei Diagilew und Alexander Benois. Geschäftsstelle: St. Petersburg, Gostinny Dwor, 22. Hofbuchhandlung M. O. Wolff. Die Zeitschrift steht auf durchaus modernem Standpunkt und zählt Balmont, Brjussow, Mereschkowski, Minski, Sollogub zu ihren ständigen Mitarbeitern.

Frau **v. E.** in New York; Herrn **H. W.** in Metz. Verbindlichen Dank, aber wir bringen grundsätzlich keine Säkular-Aufsätze, wie überhaupt keine Essais über andere, als zeitgenössische Autoren.

Frau **E. Sch.** in Graz. Von Walt Whitman ist schon verschiedenes deutsch erschienen. Die „Leaves of grass" hat Karl Knortz übersetzt. Die Prosaskizzen („Pieces of early youth") erschienen unter dem Titel „Novellen" (deutsch von Th. Ettlinger) vor einigen Jahren im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden. In der Einleitung zu diesem Bändchen, die Johannes Schlaf geschrieben hat, finden Sie alles, was über das Thema „Whitman in Deutschland" zu sagen ist. — Außer den schon von Ihnen genannten Zeitschriften kämen für Ihren besonderen Zweck noch in Betracht „Die Zukunft" in Berlin und „Nord und Süd" in Breslau.

Herrn **K. M.** in Basel. Es existieren zwei derartige Bücher von Dr. E. Mensch: „Konversationslexikon der Romanlitteratur" und „Konv.-Lex. der Theaterlitteratur". Aus eigener Kenntnis können wir ihnen nichts darüber sagen; eingeführt scheinen sie sich jedenfalls nicht zu haben. Ein anderes, neueres Nachschlagebuch ist das „Goldene Buch der Weltlitteratur" (Stuttgart, Spemann, 6 Mk.). Sie müssen aber zunächst erst etwas deutlicher sagen, was Sie in diesen Werken suchen bezw. wofür sie Ihnen nützen sollen, ehe wir uns über ihre Empfehlenswürdigkeit äußern können. — Für Philosophie existiert ein großes „Wörterbuch der philosophischen Begriffe" von Dr. Rud. Eisler, das eben in neuer, 2. Auflage zu erscheinen begonnen hat (Berlin, Mittler; 10 Lieferungen à 2,50 M.).

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Zweites Februar-Heft.

VI. Jahr. No. 10. 15. Februar 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Wir bitten beim Bezug von angezeigten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 10	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	15. Februar 1904	Berlin W. 35, [illegible]
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 h. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Haben wir eine Buchkunst?

Von **Georg Hermann** (Friedenau).

Es mag verfrüht erscheinen, wenn ich es wage, aus dem Schaffen und den Bestrebungen weniger Jahre das Facit zu ziehen; eine Antwort zu geben, wo man noch zögernd abwarten sollte. Aber die Bewegung ist in Deutschland in noch nicht einem Dezennium zu einer derartigen Breite angewachsen, und der Bücherstrom, der über Deutschland hinflutet, führt so reiches Wasser, daß es eigentlich keiner Entschuldigung bedarf, wenn man bescheiden einmal anklopft: Nun, wie ist es denn mit dem, was ihr versprochen habt, mit dem, was ihr erreichen wolltet? Auch kann ich für diese Frage als Eideshelfer das Buch von Otto Grautoff*) nennen, daß sich in eingehender und übersichtlicher Weise mit der „Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland" befaßt, also sogar der jungen Buchkunst einen ganzen Band widmet; das Material, das in Hülle und Fülle vorliegt, wird darin geordnet und kritisch beleuchtet, eine Geschichte der jüngsten ästhetischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Buchausstattung wird gegeben. Aber die Kardinalfrage, die ich gestellt habe, auf sie bleibt eigentlich das Buch die Antwort schuldig. Wenn es auch in einem echt deutschen Idealismus erklärt, daß wir auf dem richtigen Wege seien und daß sich den Nachkommenden der Traum einer deutschen Volkskunst erfüllen werde, so scheint mir eigentlich der Beweis dafür nicht erbracht, so lückenlos auch die Zusammenstellung des Materials sein mag. Und so ist meine ganz bescheidene Anfrage: Haben wir denn eine Buchkunst? keineswegs müßig, hinfällig oder einfach zu bejahen. Ja, man könnte sogar vorerst einmal ketzerisch fragen: **Brauchen** wir denn überhaupt eine Buchkunst?

Ich erinnere nur an einen Artikel an gleicher Stelle, dessen Verfasser sein Herz ausschüttete und neben vielem anderen auch gegen die junge Buchkunst und den Verleger, bei dem sie in Deutschland ihre beste Pflegstätte hat, Pfeile des Spottes schleuderte. Also es giebt auch Ketzer und Skeptiker. Aber die Entwicklung giebt ihnen Unrecht, denn im Anschluß an die Litteraturen hat sich überall, ganz und gar getrennt von einander, eine Buchkunst entwickelt, hat es überall eine Gruppe von Menschen gegeben, denen daran gelegen war, ihre litterarischen Lieblinge oder sakrale Schriftwerke in vornehmer und würdiger Ausstattung zu besitzen. In dem abgeschlossenen Japan von einst gab es Volksausgaben und Liebhaberausgaben für die Aristokratie, und zu einer Zeit, als der Buchdruck schon allgemein war, ließ sich ein Mediceer ein geschriebenes Exemplar der „Göttlichen Komödie" herstellen und legte den illustrativen Teil des Manuskripts in die Hände Botticellis. Von persischen Herrschern wird erzählt, daß sie in königlichen Farben, in Purpur und Gold die Werke ihrer Lieblingsdichter abschreiben ließen. Den Mönchen des Mittelalters war ihre künstlerische Schreibarbeit — ob sie nun heilige oder heidnische Bücher betraf — eine sakrale Handlung. Aus der Buchkunst — dem Buchschmuck — hat sich erst das Tafelbild entwickelt, sie ist ein **primäres** Element. Und das Bedürfnis nach einer Buchkunst, die Sehnsucht, die zwingenden Worte der Dichter und Denker, die starken Wahrheiten, die süßen Wohllaute als tote Zeichen schön einzubetten, muß wohl in der menschlichen Natur begründet sein und ist zuletzt ebenso rätselhaft, wie eben jene Worte und Wahrheiten.

Dieses Gefühl, daß beides zusammengehört, geht so weit, daß wir daran zweifeln, ob ein Goethe in Groschenheftchen auf vergilbtem Holzpapier noch ganz ein Goethe ist, sowie man sagt, daß ein schönes Gemälde an Wert verliert, wenn sein Abbild Nähmädchen auf ihren Broschen tragen. Wenn ich von mir selbst urteilen soll, so habe ich als junger Bursche, wo mir jede Buchkunst gleich und egal war, viel Goethe, Heine und Börne gelesen, einzig, weil wir die in einfachen und würdigen Ausgaben besaßen, weil der Goethe einen Lederrücken hatte, schönen großen Druck und breiten

*) Leipzig, Hermann Seemann Nachf.; in anderem Zusammenhang in diesen Blättern (IV, 968) bereits besprochen.

weißen Seitenrand aufwies, weil seine vielen Bände nicht so kleine dicke Untiere waren, wie die Schillers, die einem alle Minute aus der Hand fielen, und weil bei Goethe so nett immer nur ein Gedicht auf einer Seite stand. Und da alle diese Eigenschaften Schiller, Lessing, Jean Paul nicht besaßen, habe ich mich niemals mit ihnen befreunden können. Ich habe — noch halb ein Kind — das „Balladenbuch“ mit seinen starken Contourzeichnungen so sehr geliebt, wie mir der „Echtermeyer“ stets unsympathisch war, weil er gleichsam ohne Punkt und Komma auf die Bürgschaft sofort den Handschuh herunterrasselte und dann, sowie der Ritter Delorges den Dank nicht begehrt hatte, schon der „Wanderbursche und die Müllerin“ hinzugelaufen kamen. Später muß mich dieses ästhetische Empfinden verlassen haben, denn ich habe manches Reclambändchen bis zur unglaublichsten Zerfledderung geliebt.

„Aber,“ meint der Ketzer, „ich bin gewiß der letzte, der gegen ein gut gedrucktes Buch spricht; doch diese jüngsten Errungenschaften: der Buchschmuck, die Blättchen und Ranken, das Linienspiel die Seite hinauf und hinab, die Seitenziffer links unten, die Schlußstücke und geblümten Vorsatzpapiere, die Bilderdeckel — all das, was man uns jetzt aufdrängen will — das ist doch nicht nötig?!“

Wenn so etwas von Vernünftigen geäußert werden kann, so liegt die Schuld an ihnen so gut, wie an der jungen Buchkunst. Auch sind es Leute von ganz geringem ästhetischen Bedürfnis und solche von ganz starkem und differenziertem Bedürfnis, die lieber hungern, als an einer schlecht besetzten Tafel schmausen, die hierin zusammentreffen. Denn jede Zeit hat die Buchkunst, die sie verdient. Und auf der Gegenwart lastet schon eine Dekadenz von vierhundertfünfzig Jahren; das gedruckte Buch bedeutete einen Rückgang gegen die geschriebenen, und das beste gedruckte Buch ist zugleich das erste oder mit das erste, die Gutenberg-Bibel um 1455. Die gewaltigen Summen, die von einem kunstliebenden Adel vor der Druckkunst für Manuskripte gezahlt wurden, sie wurden keineswegs vom Inhalt bestimmt, der oftmals durchaus minderwertig war, sondern kostbare Miniaturen, prachtvolle Einbände entschieden über den Wert der Bücher. Also das rein künstlerische Motiv, die Freude am schönen Buch — genau wie sie noch heute die Sammelwut manches Bibliophilen neben dem Briefmarkenmotiv der Seltenheit lenkt —, sie war schon von je ein Sporn, um sich in Bücherbesitz zu setzen. Natürlich ist es eine höhere Stufe, wenn man seinen Hofstaat nicht aus Pfennigseelen in goldenen Gewändern zusammensetzt, sondern Inhalt und Form zusammengehören, wie Kern und Schale, wie Griff und Klinge. Und deshalb ist es falsch, anzunehmen, daß die Buchseite nichts anderes sein dürfe, als ein Blatt, das mit einer Anzahl von Druckzeilen bedeckt ist, und daß ein Buch eben zu stande kommt, wenn man einen Konvolut von Seiten miteinander verbindet. Es ist hundertmal ausgesprochen worden, daß die Buchseite oder die beiden Buchseiten ein zu dekorierendes Ganzes sind, in dem Weiß und Schwarz im Verhältnis stehen müssen, in dem der Druckspiegel, so gut wie der Schmuck, die Illustration ein Teil des Dekors bilden; daß ein Buch ein Ding von eigener Aesthetik, eigenem Stil ist, der, wenn das Buch ein Ganzes sein soll, von dem Charakter der Type abhängig ist, ebenso wie er abhängig ist von einer Reihe von Kulturforderungen der jeweiligen Epoche.

Jede Zeit, sagte ich, hat die Buchkunst, die sie verdient, und vor allem die, die zu ihr paßt. Vor den Folianten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sehen wir die Menschen, die in ernstem Wissenseifer diese Bände wälzten, gelehrte Herren, von einer gewissen Umständlichkeit, die sich auch in der Anordnung des Buches oft bemerkbar macht. In der schweren, wuchtigen Letter, die nicht an Druckerschwärze spart, liegt etwas von der wuchtigen Pracht, mit der die Sätze eines Luther oder Fischart daherrollen, und auch wieder ein wenig von dem „Abenteuerlichen, Naupengeheuerlichen“; und wer sähe nicht bei den reizenden Almanachen, den feinen ersten Drucken unserer Klassiker, die Rokokowelt vor sich, vor allem bei den Werken der Sentimentalitätsperiode, die noch nach dem Boudoir der Damen zu duften scheinen, die über diesen weichen und lyrisch rührseligen Stücken träumten. Und wenn wir unsere Romane oder wissenschaftliche Werke betrachten, die auf schlechtem Papier in marklosen Lettern — vielleicht sogar in Maschinensatz — in die Welt hinausgestoßen werden, die für niemanden mehr als Besitztum gedacht sind, sondern einzig als Leihgabe auf kurze Zeit in seinen Händen sein sollen, so ist es keine bestimmte Gruppe mehr, für die sie bestimmt sind, sondern die Hast einer alles nivellierenden Zeit — der gebärende und verschlingende Tag — spricht aus ihnen, und Leute mögen sie lesen, von denen dreizehn auf das Dutzend gehen.

Jede Zeit hat die Buchkunst — und sei es selbst die negative Buchkunst —, die sie verdient. Und wir wollen uns doch nicht darüber täuschen, daß wir in Deutschland noch keine Buchkunst, sondern einzig eine Reihe von Künstlern haben, die mit mehr oder weniger Glück sich an diesen Aufgaben versuchen, und ein paar Verleger, die mit wechselndem Gelingen ihre Veröffentlichungen machen, daß aber gegen das Aufkommen einer Buchkunst eine Unsumme von Faktoren des sozialen Lebens, der Volkserziehung und des buchhändlerischen Geschäftsganges sprechen. Eigentlich kommt es ja garnicht darauf an, daß eine oder zehn besonders gelungene Publikationen, an denen alles — Papier, Einband, Letter, Schmuck, Seitenbild — eine gesunde und starke Freudigkeit atmet, auf den Markt gebracht werden, daß einer oder fünf Künstler die Aufgaben wirklich erfassen, vor die sie gestellt werden, sondern daß all die schreienden Geschmacklosigkeiten unmöglich werden, daß die Buchkunst einen Zusammenhang mit der Kultur hat und alles durchtränkt, was in ihrem Gebiet sich abspielt. Und davon sind wir weit entfernt. „Der nichtssagendste Prospekt, der heute in England gedruckt wird, ist vornehm und geschmackvoll arrangiert und mit breiten und festen Typen auf feinstem Papier gedruckt, so daß man sich jedesmal scheut, ihn in den Papierkorb zu werfen,“ schreibt Grautoff. Und erst jetzt haben Morris und Beardsley, Crane und Burne Jones nicht umsonst gelebt. Und bei minderwertigen Druckwerken der Renaissance sehen wir das gleiche. „Die rechte Verbindung der Letter mit Bildern und anderem Schmuck war von den alten Druckern durchaus verstanden worden, so daß sogar, wenn die Holzschnitte sehr roh sind, die Verhältnisse der Seite noch durch den Reichtum,

den Schnitte und Lettern einander mitteilen, Vergnügen machen," so urteilt Morris und stellt dann die Forderung auf, daß unter dem Vorbehalt einer gutgezeichneten Type, gehörigen Spatiums der Zeilen und Wörter und einer ordentlichen Stellung der Seite auf dem Papier alle Bücher zum mindesten anständig und gut aussehen könnten. Treten zu diesen guten Qualitäten — fährt Morris fort — wirklich schöner Schmuck und Bilder, so könnten gedruckte Bücher noch einmal die Stellung unserer Gesellschaft illustrieren, daß ein Werk des Nutzens auch ein Kunstwerk sein kann, wenn wir dafür Sorge tragen, es dazu zu machen!

Wenn wir mit diesen Ansprüchen an die jüngste deutsche Buchkunst herantreten, garnicht erst fragen: Was stellt denn dieser Buchschmuck dar? Was sind die Grenzen dieser oder jener Persönlichkeit? — sondern vom Stil der Arbeit, von der dekorativen Stärke der Schöpfungen, von der Einheitlichkeit des Buches sprechen, von seinem Material, seiner Type, so wird doch unser Urteil bei weitem nicht so günstig ausfallen, wie es Grautoff in seinem Buche fällt. Und wenn wir gar uns zu fragen erkühnen: Welcher Art ist denn der Stil des neuen deutschen Buches? Was sind seine Merkmale, seine Noten? — so werden wir ganz ratlos stehen, denn unsere moderne Buchkunst ist ein Rattenkönig, der nach allen Seiten auseinanderlaufen will. Und das ist bei keiner der bedeutsamen Buchkunstbestrebungen des Auslandes der Fall, weder in der englischen, die genau weiß, was sie will, noch in der holländischen oder gar in der dänischen. Und dann ist bei uns meist der Künstler nur der Handlanger des Verlegers und hat auf den eigentlichen Ausfall des Buches gar keinen Einfluß. Die Druckereien und die Verleger, die Künstler von Takt und Geschmack zu ihren festen Beratern haben, sind wohl zu zählen, wenn sie nicht überhaupt in das Fabelreich gehören. Wir haben eine Menge guten Buchschmucks in den letzten Jahren gesehen; aber macht er denn allein das gute Buch aus? Ist er nicht meist ein König ohne sein Königreich geblieben? Die Künstler zeichnen, wie vielleicht für den Langenschen Verlag, farbige Umschlagdecken, und dann werden irgendwelche kleineren Klischees in den Druckspiegel zwischen die marklosen Lettern eingefügt, ob sie an diese Stelle passen oder nicht. Diese Bücher sind wie die Thaler aus den schlesischen Kriegen, von außen schön, von innen schlimm. Thomas Theodor Heine zeichnete geniale Federspiele von berückender Liniensprache für Lindners „Barrisons", und das Buch bleibt als Druckwerk ein stilloses, schlechtes Sammelsurium. Die paar Bücher, die ganz aus der Hand eines Künstlers hervorgingen, wie die Buchschöpfungen Lechters, sind zu zählen, und von Zeitschriften, die Anspruch darauf machen können, als Druckwerke für einheitlich und sinnvoll zu gelten, kommen der „Pan" und dann die „Insel" in Betracht und etwas abseits davon die „Zeitschrift für Bücherfreunde". Vor allem die „Insel" betonte zielbewußt das rein dekorative Element der Buchkunst und gab die Ausstattung einzelner Hefte ganz in eine Hand. In den Hauptfehler unserer heutigen Buchkunst, das Litterarische dem Dekorativen überzuordnen, ist die „Insel" nie verfallen. Denn das „Was" ist auch in der Buchkunst ziemlich gleichgültig, und ebenso wie in der Malerei — ja mehr noch — sprechen in der Buchkunst dekorative Qualitäten, die von der Macht und Eigenart des Temperaments abhängig sind, von der bildnerischen Potenz des Schaffenden. Aber wenn sich auch in der neuen deutschen Buchkunst nur zuviel billige litterarische Eigenschaften und eine Geistreichelei mit handgreiflichen Bezüglichkeiten breit machen, so zählen in ihr doch nur die Persönlichkeiten, die Temperamente, die künstlerischen Stärken, nicht die Erfinder litterarischer Spitzfindigkeiten. Die Empfindungsnote, die jeder Persönlichkeit eigen, kommt ihrem Können gegenüber erst in zweiter und dritter Linie. Ob der sentimentale Lyrismus eines Eckmann, die heiße und zugleich wehmütige Naturliebe eines Schwindsüchtigen, deine Persönlichkeit berührt oder nicht, ist ganz irrelevant gegen seine Gabe dekorativer Anordnung und Linienführung, gegenüber der seltenen Fähigkeit, aus der Naturform die Dominante herauszulesen und ins Ornamentale zu übersetzen, ohne dabei die Naturform zu vergewaltigen.

Das Undeutsche, das in Th. Th. Heine liegt, dessen zersetzende Satire etwas im letzten Grund Anarchistisches bergen mag — Heine bleibt trotzdem eines der echtesten Kinder der Gegenwart! — kommt nicht in Betracht der Stärke seiner Ausdrucksmittel gegenüber, der Grazie und dem Geschmack gegenüber, die den unscheinbarsten Schnörkel von seiner Hand zu einer Freude für die Augen machen. Man kann an Vogeler manches auszusetzen haben: sein Sinn für eine dekorative Wirkung steht außer Frage. Und auf der anderen Seite wieder, so litterarisch interessant Fidus auch sein mag, so sinngemäß sich auch sein Buchschmuck dem Inhalt anschmiegt, so zeichnerisch schlecht, schlapp in der Linie und vor allem so langweilig und undekorativ ist er. Und das Gleiche gilt von manchem der Jugendkünstler, von denen eigentlich nur Pankok und Jank, vielleicht noch Erler starke Begabung für Buchkunst aufweisen, ohne daß nun deswegen die zeichnerische Bedeutung anderer verkannt werden soll. Die Sehnsucht nach einer „deutschen" Kunst, die eine Jungbrunnengruppe auszeichnet, söhnt uns nicht damit aus, daß sich keine starken, zielbewußten Begabungen in ihr befinden und einzig in Wenig oder vielleicht in Ernst Liebermann ein Sinn für Buchdekoration steckt. Und das liegt keineswegs in ihrer Tendenz, sondern Thomas „Federspiele" — die vor der Bewegung entstanden und diese Tendenz in ihrer reinsten und schönsten Form zeigen — zählen zu dem Besten, was deutsche Buchkunst hervorbrachte. Der rein lineare Seitenschmuck eines Peter Behrens und van de Velde ist — mag er auch als undeutsch abgelehnt werden — als Buchkunst von Sinn und Schönheit. Man mag sich gegen die Archaisten wenden, die sich in die Kunst ferner Jahrhunderte versenken und so dem Tag untreu werden, ihm nichts bieten oder ihm Empfindungen aufnötigen wollen, die ihm ganz und gar fernliegen, aber das wird nicht verhindern, in Melchior Lechter eine unserer stärksten Begabungen für Buchkunst zu sehen, einen Otto Hupp stets mit Interesse zu verfolgen und einen Sattler abzulehnen.

Diese kurzen Andeutungen mögen zeigen, nach wieviel Seiten der Rattenkönig der deutschen Buchkunst auseinanderlaufen will, aber zugleich möchten sie davon Kunde geben, daß es nicht auf Richtungen und Strömungen in der Buchkunst ankommt, sondern daß das Temperament, der Geschmack und das Können bestimmen. Ob wir Figürliches als

Buchschmuck gelten lassen oder Pflanzliches; oder ob wir einzig mit Flächen und Linien zu wirken bestrebt sind; wie weit wir der Illustration des Inhalts, wie weit seiner symbolischen Umdeutung ein Recht geben wollen, wie weit wir die farbige Wirkung in der Buchkunst mitsprechen lassen wollen, — das sind alles Fragen, für die es nur die Norm des Geschmacks und des Könnens giebt, und die von Fall zu Fall entschieden werden müssen.

Jedenfalls werden sich für das moderne Buch ungefähr folgende Grundsätze ergeben. Zuerst eine lesbare Type. Und zwar wäre es gut, wenn die heutige Fraktur, die „deutsche" Type, die ganz zu Unrecht diesen Namen trägt und wohl die schlechteste und unlesbarste Type ist, endlich von ihrem Herrschersitz gestoßen würde. Von den jüngsten Schriften kämen die Versuche Hupps, Eckmanns und Peter Behrens in Frage, wenn man nicht eine einfache Antiqua all dem vorziehen will. Die Eckmannschrift — keineswegs vollendet — kommt doch dem alten Ideal einer Druckschrift, nämlich die Züge der Schreibschrift in sich zu tragen, am nächsten und scheint mir so von allen Druckschriften einzig auf dem rechten Wege zu sein. Vor allem wirken ihre Majuskeln, während sie in kleineren Typen einen weniger günstigen Eindruck macht. Auch die Behrensletter ist klar, ernst und fein abgewogen, nur enthält sie nichts vom Charakter der Schrift. In ihr gedruckte Bücher, wie manche Publikationen des Hermann Seemannschen Verlages, wirken auch ohne jeden Schmuck vornehm.

Für das Papier ist es gut, wenn es etwas von der Zubereitung an sich trägt, überhaupt berührt es uns angenehm, wenn das ganze Buch nach Arbeit und Handwerk schmeckt. „Das Papier sei nicht glatt, glänzend und satiniert, sondern stumpf, leicht rauh, sanft, gerippt — und natürlich holzfrei" — diese goldenen Worte stehen im Buch Grautoffs auf glattem, glänzendem und satiniertem Papier. Die Forderung betreffs des Papieres wird heute schon von vielen Verlegern beherzigt, so haben wir von Diederichs, von Seemann, vor allem aber vom Inselverlag, in Fischers Pantheon-Ausgaben, um nur einige zu nennen, in den letzten Jahren Bücher erhalten, die uns erfreuen, sowie wir sie aufschlagen. Nicht ohne Behagen denke ich an das schöne, feste, leicht graue Papier mit den kleinen, rauhen Flöckchen in Diederichs Emerson-Ausgabe, ein Papier, auf dem Schmuck und Schrift prächtig stehen, nicht ohne Behagen an das weiche Büttenpapier der Inselpublikationen, so vor allem der „Gedichte in Prosa" von Turgenjew. Und die Einbanddecken in rauhen, grauen oder braunen Papieren oder in festen Pappdeckeln, in weichen Lederumschlägen (wie die Pantheon-Ausgabe), oder die einfachen Leinenbände — all die Einbanddecken, an denen wir eine einfache Materialfreude haben —, sind es, denen die Zukunft gehört. Einer der schönsten Einbände, der mir begegnete, ist der des Marc Aurel bei Diederichs, der einzig durch das Material wirkt; die Verbindung eines grauen Packpapierdeckels mit starkem, gelblichem Pergamentrücken ist von einer wunderbar vornehmen Wirkung. Die jeder ornamentalen Buchkunst abholden Veröffentlichungen des cassirerschen Verlages: Lichtwark, Van de Velde, Bode gehören doch durch die ruhige Vornehmheit, die von ihnen bei aller anspruchslosen Schlichtheit der Materialien ausstrahlt, mit zu den guten Büchern; man möchte sie vielleicht etwas liebenswürdiger sehen, aber keinesfalls kann man ihnen Stillosigkeit vorwerfen. Im allgemeinen geht die letzte Tendenz heute dahin, ein Uebermaß von Buchschmuck, das bei der ersten Entdeckerfreude den Text förmlich überwucherte, in sein natürliches Abhängigkeitsverhältnis zurückzuführen und mit wenigem hauszuhalten. Die letzten Veröffentlichungen der Insel und des diederichsschen Verlages sind mustergültig in der Dezenz.

Wenn ich zum Schluß noch einige besonders glücklich ausgestattete deutsche Bücher nennen soll, so seien in bunter Reihe aufgezählt: der bei Holten gedruckte „Schatz der Armen" (Eugen Diederichs), Keßlers „Mexiko" (Egon Fleischel & Co.), Bleis „Prinz Hypolit" (Insel), die, englischem Vorbild nachgeahmten Pantheonbändchen (Fischer), der „Bunte Vogel" Bierbaums (Schuster & Löffler), Salus „Ehefrühling", der deutsche Katalog der pariser Weltausstellung 1900 mit dem Schmuck Pankoks, der Buchgewerbekatalog von gleicher Stelle von dem nicht starken, aber berückend graziösen und geschmackvollen Cissarz. Und wenn ich dem noch zehn, zwanzig, selbst dreißig Bücher zufügte, die man in all ihren Teilen als gelungen betrachten könnte, so Keyserlings „Beate und Mareile", von Christophe geschmückt (Fischer), so einige Veröffentlichungen des bardschen Verlages, von Tippel dekoriert; wenn wir von den farbenschönen Vorsatzpapieren Walter Leistikows sprechen wollten, das sind alles ja nur Tropfen in dem Meer von Unkultur und Geschmacklosigkeit, das noch heute mit breiten Wellen über den deutschen Büchermarkt hinrollt. Wir Deutschen sind stolz auf unsere Klassiker, unsere Geisteshelden, aber vergeblich suchen wir wirklich schöne Ausgaben von ihnen. Wer sich nicht den Luxus früherer Drucke leisten kann, dem muß das Herz bluten, wenn er sie in ihrem bettelhaften verputzten Kleid zur Hand nehmen muß. Die Gleichgültigkeit, mit der wissenschaftliche Werke ausgestattet werden, ist schier noch trauriger; Baedecker ist dagegen noch ein Muster von Schönheit und Geschmack.

„Haben wir eine Buchkunst?" wurde eingangs gefragt. Und wie soll nun die Antwort ausfallen? Ja oder nein? Wir schwanken. Keines können wir mit gutem Gewissen aussprechen. Wir haben bedeutsame Künstler, aber keinen Morris, der auf eigene Faust mit primitiven Pressen und primitiven Mitteln einer Welt zum Trotz seinen Gedanken Greifbarkeit und Wahrheit verliehe. Unsere feinsten Buchkünstler herrschen noch heute in partibus infidelium. Und was sie gutes stiften, wird durch schlechte Nachtreter ins Gegenteil verkehrt; wie es „Wasserrosen-Sezession" und „Jugendstil" giebt, so giebt es auch eine „moderne" Buchkunst, von der uns Gott in Gnaden erlösen möge. Und das ist die böse Kehrseite der Medaille. Denn das charakterloseste Schulbüchlein ist immer noch besser, als dieses Mitläuferwerk.

Und so will ich zum Schluß noch einmal daran erinnern, daß nicht alles, was in flächigem oder linearem Stil gedacht ist, schlichtweg als Buchkunst zu betrachten ist, und daß wir keineswegs angehalten sind, über jeden Pflüger, der in harter doppelter Kontur und unmöglicher Verzeichnung gegen eine mit Zirkel und Lineal symbolisierte deutsche Sonne steht, in Verzückung zu geraten

ob der Eigenart und Höhe unserer deutschen Buchkunst. In der Buchkunst herrschen — wie in der bildenden Kunst überhaupt — einzig die Temperamente, und das Litterarische bedeutet in ihr nichts, wenn es nicht Wert und Kraft durch das Temperament erhalten kann.

Karl Henckell.

Von **Franz Diederich** (Dresden).

Den Dingen, die Menschenwerk sind, merkt man es an, wenn die Freude sie ins Leben hob. Denn Freude teilt sich mit, und wenn sie höchstes Glück der Erdenkinder war, so fällt ihr Abglanz weit. Ein tiefer Reiz von dieser Art geht von den beiden kleinen Büchern aus, die eben aus Karl Henckells Hand gekommen sind*). In neuer Form geben sie eine Auslese seines dichterischen Schaffens, eine Auslese aus den zwanzig entscheidenden Jahren seines Lebens. Im April schließt das vierte Jahrzehnt seinen Ring, die Höhezeit des Lebens beginnt, und sie wird, am Werdegewinn des Vergangenen gemessen, eine Zeit der Höhe sein. Ueber den Anteil, den das dichterische Werk, die künstlerische Kraft der Zukunft am Inhalt solcher Voraussage haben mag, muß das Werk selbst entscheiden. Nur von dem Dichter und seinem Genuß am Leben will die Voraussage gelten, von seiner Kraft, im Leben zu stehen und von ihm zu nehmen, und davon hängen dann freilich die künstlerischen Werkmöglichkeiten ab.

Es ist das Wesen des neuen Liederbuchs, das Henckell aus seinen Gedichtbänden gewoben und aufgezeltet hat, daß es von dieser Kraft zeugt. Die große Sammelausgabe, in der Henckell vor fünf Jahren den dichterischen Ertrag seiner fünfunddreißig Lebensjahre ästhetisch gesichtet und gesiebt aufspeicherte, gewährte einen Einblick in die flutende Schaffensfülle und umschauende Regsamkeit seiner Natur. Helles Licht ließ sie auf die Spurlinie des Lebensweges fallen, und dem Licht entgegen lief dieser Weg. Nun sind von diesem Wege nur da und dort einzelne Blumen aufgenommen, dunkelfarbene und seliglichte, und alles ist eng zum Beete nebeneinander gerückt.

Wie sind die Farben mannigfaltig! Aber alle Buntheit hat doch nichts Grelles: eine Grundfarbe herrscht, und das Verschiedene ist nur Abtönung des Einen: Weltwonne ist sein Name. Sie schuf diese Lieder, ergriff diese Rhythmen. Auch wo dunkle Wolken jagen — aber wie selten legen sie sich verhüllend vor das Licht! — ist diese Weltwonne am Werke. Was das Gedicht fühlen läßt, ist ihre Klage, ihr Zorn. Sie aber hat auch die Form des neuen Liederbuchs bestimmt, und sie mußte bestimmende Kraft in dem Augenblicke werden, wo den Dichter Gefühl und Gedanke gefangen nahm, sich so zu geben, daß seines Wesens tiefster Empfindungskern in klarster Reine sichtbar werden konnte. Der Nachdruck liegt auf der Tiefe, und diese ist dort, wo die dichterische Seele als eigene, sicher abgegrenzte Welt erscheint, wo sie allem Erscheinen und Geschehen gegenüber, das jenseits dieser Grenze liegt, als in sich selbst bestehender Wert Ausdruck gewinnt und in solcher Eigengebundenheit ihren Laut in entschleierter Deutlichkeit des persönlichen Gehalts ausströmen läßt. Die greifbare Außenwelt tritt hinter die seelische Wirkung, die sie auslöst, zurück. Die Bedeutung fällt ganz in den Vorgang der Dichterseele. Und so gab die Auslese alles, was dem äußeren Bilde und Vorgange und der eng-zeitlichen Beziehung die überwiegende Bedeutung zumaß, an ein besonderes, das Liederbuch ergänzend begleitendes Auswahlbändchen ab. Der Wert dieser Trennung ist groß, und diesmal ist er größer, als ein vor etlichen Jahren unternommener ähnlicher Versuch ihn herauszuholen vermochte.

Das Liederbuch in seiner sichtenden, vor herbgewaltsamem Laut sichernden Feinarbeit läßt den Klang der Quellen von Henckells Wesen wie nie zuvor vernehmbar werden; es schafft eine Stimmungseinheit, die nicht vornehmlich in der Art rhythmischen Schreitens begründet liegt, denn aller Rhythmus ist ein Abgeleitetes, das Ursprüngliche aber ist der dichterische Sinn. Man liebte, Victor Hugo einen feierlichen Dichter zu nennen. Deutlich genug unterscheidet sich Henckells ganze Art von dem ruhmüberhäuften Franzosen, aber ein feierlich schimmernder Stirnschmuck paßte auch für den deutschen Dichter. Er hat die Feierlichkeit, die von innen quillt. Die Welt, mit der er sich abgerungen, hat ihm den Weg aus nebelbrodelndem Thaldunkel zu lichten Höhen freigeben müssen. Der kleinen Erdenfreude ist die große Weltseligkeit gefolgt, und alles ist erkämpft — „das Große — das Kleine, das All und das Eine". Der Dichter ist sich selbst eine Welt geworden, und er konnte es werden, weil er das Gefühl inneren Reichtums erwarb. Größe und Weite hat sein Empfinden gewonnen, und immer ist es doch dieselbe blickleuchtende Weltwonne, die aus neuen und wieder neuen kristallgeformten Gläsern ihr geläutertes Entzücken kündet. Das Bewußtsein einer großen Sicherheit lebt in diesem Entzücken. Sein Liederbuch der Freude ist ein Zeugnis des Glaubens, den er, mit den finsteren Schatten der Gegenwart ringend, als beste Beute eingeheimst. Er weiß, denn gläubig fühlt und sieht sein Dichtergemüt:

> leise, mit heiter-hoher Geberde
> geht ein Festzug über die Welt.

* * *

Zu den ersten Stürmern und Drängern, die um die Mitte der Achtzigerjahre Träger der neuen deutschen, realistisch gefärbten Dichterbewegung wurden, hat Henckell gehört. Zwanzigjährig war er damals, und er hielt zu dem um die Brüder Hart gescharten Kreise. In den vor schweizer Zuhörern geplauderten Vorträgen, die 1895 als „Moderne Dichterabende" in Buchform erschienen, erzählt Henckell launig, wie er damals eines schönen Sommertages im Odenwalde die Idee ausheckte, „die lyrische Sammeltrompete für die jungen Geister zu blasen, die mit der bestehenden Ordnung in der herrschenden teutschen Litteratur unzufrieden waren und, so oder so, neues anzubahnen begehrten". Was sich da im Odenwald geregt, wuchs sich alsbald zum lyrischen Dokument des jüngsten Deutschland aus. Mit Hermann Conradi, dem Frühvollendeten, gab Henckell den „Modernen Dichter-

---

*) „Mein Liederbuch" Ausgewählte Gedichte. I. 200 S. — „Neuland." Ausgewählte Gedichte. II. 161 S. Leipzig und Berlin, K. Henckell & Co.

charakteren" ein Vorwort. Das blitzte von jungem Ernst und Wollen: wir wollen direkt in die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik eingreifen; wir wollen, daß die Poesie wiederum ein Heiligtum werde, zu dessen geweihter Stätte das Volk wallfahrtet; wir wollen, mit einem Worte, dahin streben, Charaktere zu sein! Man muß das Programm-Vorwort, dem diese Kernsätze angehören, lesen und wird die beste Charakteristik der ganzen Reihe der ersten Versbücher Henckells finden. Zunächst überwogen die lyrischen Stoffe, die für frühe Jugendjahre typisch sind, aber sie mieden fast durchaus alles Schwächliche in Ton und Auffassung. Neben sie trat aber ein neu wirkendes Element: das soziale Gedicht. Düster und wild, mit wachsender Wildheit geberdete es sich. Man merkt es dieser Lyrik heute sofort an: sie stammt von einem, dem plötzlich die Augen für das Großstadtelend aufgingen. Jäher Gegensatz übt seine Wirkung. Und nun ist es wiederum garnicht das Wesentliche, ob die dichterisch gezeichneten Bilder die Wirklichkeit der äußeren Form oder dem inneren Werte nach trafen, — das ist vielmehr das herzzuckende, aus innerstem Miterleben und Miterdulden des Erschauten geborene Interesse für das soziale Stoffgebiet und der ohne jede Verschleierung hervorgekehrte Wille, gerade diese sozialen Stoffe der dichterischen Gestaltung als überhaupt wichtige und in jener Gegenwart allernotwendigste Aufgabe zu erobern. Es galt, die epigonische Anschauung zu überwinden, das Stoffgebiet der Dichtkunst sei um des Poetischen willen beschränkt. Der Beschränkung wurde die schrankenloseste Freiheit der Stoffwahl als Forderung gegenübergesetzt: Welt und Leben, alle Wirklichkeit gehöre der Kunst, „das Große — das Kleine, das All und das Eine", wie ein Motto Henckells von 1886 lautete.

Dieser Kardinalgedanke jener Zeit hat Henckells ganzes Fühlen und Dichten auf das tiefste beeinflußt. Er hat die Lust am Erleben, am Erfassen aller Weltwirklichkeit gleichsam zum Mittelpunkt seiner Psyche, von dem aus sich alles in ihm bewegt, werden lassen. Es ist diese unendliche Lust, die über alle geschilderte Wirklichkeit empor, uns mit sich tragend, ihre Schwingen erhebt, nicht um uns über die Wirklichkeit irgendwann hinwegzutäuschen, aber wir vergessen sie fast und dürfen nur noch in dem Gefühl leben, das sie dem Dichter schenkte. Will man des Dichters Wesen verstehen, so muß man diesen mächtigsten Zug seiner dichterischen Gaben in den wilden Sturmbüchern der Achtzigerjahre aufspüren und im Werden bis heute herauf verfolgen.

Es war ganz logisch, wenn der Kampf um Charakter, den Henckell programmhaft als sein und seiner Gefährten Ziel angekündigt hatte, bald gegen alles Charakterschwache wütete. Nicht bloß gegen das saftlose litterarische Epigonentum. Das überwand man durch litterarische Thaten besser als durch persönlich gemünzten Spott. Heftiger zog man vom Leder gegen alles, was ein Hemmnis gesunder gesellschaftlicher Entwicklung schien. Den politischen Druck des Sozialistengesetzes mußte natürlich eine Litteratur, wie sie den jüngstdeutschen lyrischen Radikalen vorschwebte, am ehesten empfinden. Wo war die Presse, wo die Verleger, die gerade jene Arbeiten drucken mochten, auf die es einem Henckell ankommen mußte! Zu Gründen der Ueberzeugung fügten strafgesetzliche Gründe ihre hemmende Macht. Es blieb nichts übrig, als im Auslande Unterkunft für die Versbuchmanuskripte zu suchen, und der Züricher Schabelitz, der alte Achtundvierziger, der am badischen Aufstande beteiligt gewesen, hatte längst mit Conradi Verbindung.

In Henckells ersten Buchveröffentlichungen — „Poetisches Skizzenbuch" (1885) und „Quartett" [mit Hartleben u. a.] (1886) — lief das soziale Element gleichsam nur erst nebenher. Im ersten züricher Buch — „Strophen" (1887) — ist das Verhältnis sofort umgekehrt. Mit grellem Hohn — Pessimismus darf man nicht sagen, wenn auch die pessimistischen Jugendkopfhängereien bei Henckell nicht gefehlt haben — verkündet das Motto: „Die Welt, vom eudämonistischen, vom Glücksstandpunkt aus betrachtet, ist Kot; die Welt, vom ethischen, sittlichen Standpunkt aus betrachtet, ist Kot; und nur die Welt, vom poetisch-illusionären, dichterisch-eingebildeten Standpunkt aus betrachtet, ist nicht Kot, ist Rose, Veilchen, Maßlieb, Immergrün und was dergleichen schöne und ansprechende Pflanzen mehr sind." Aber das Buch setzt doch mit einem begeistert weckenden Sturmruf an die deutsche Jugend ein. Gleich in diesem, von keiner düsteren Ungläubigkeit bedrückten Liede werden Gedanken laut, wie sie das sozialistische Proletariat bewegten. Das nächste Buch — „Amselrufe" (1888) — überfluten diese Gedanken bereits in allen Teilen. Natürlich wurde es in Deutschland sofort verboten, und dem Verbot verfiel auch der Band „Diorama" von 1889. In beiden Büchern schlägt das gesellschaftskritische Element schließlich bis in Liebeslieder hinein ins Politische um. Das war nur eine Steigerung des Tempos auf dem einmal beschrittenen Wege, alle Erscheinungen des Lebens in den Bereich dichterischer Behandlung zu ziehen und zugleich ein Kämpfer der Kultur zu sein. Das riß den Dichter mitten in die mächtig ins Rollen geratene Bewegung der Zeit.

Stimmung einer nahenden neuen Aera durchzog die Luft. Man träumte vom kommenden Jahrhundert. Aus den proletarischen Schichten schlug Zusammenbruchsstimmung, aber mit Erlösungsschauern, in Henckells Lyrik hinüber. Man glaubte an den nächsten Tag, und der Optimismus löste der Rücksichtslosigkeit wie der Hoffnungsfreude des Dichters vollends die Zunge. Auch in dem Buche „Trutznachtigall", das 1891 nach dem Fall des Sozialistengesetzes wieder in Deutschland erschien, indes für politische Flugblätter, wie die „Deutschen Sträuße vom Zürichsee" (1892), weislich auch jetzt noch die Schweiz als Ausgangsgebiet gewählt ward, — in Trutznachtigall bis in den Band „Zwischenspiel" (1894) hinein spielten die Stimmungsstrahlen jener Zeit. Das gerade giebt dieser Gruppe von Versbüchern ihren Wert. Wie weit sie echtgeprägte Kunst gaben, darüber hat Henckell selbst zu Gericht gesessen. Die Sammelausgabe seiner Gedichte, die 1898 erschien, enthält sein ästhetisches Selbsturteil. Er hat tüchtig aufgeräumt, sein „weitläufiges lyrisches Mobiliar gesäubert", aber die Urausgaben behalten nebenher ihren besonderen Wert: der liegt im Zeitgeschichtlichen, denn sie spiegeln das Werden einer neuen Generation, ihre Freuden, Leiden, ihr Wollen in der Seele eines überaus Empfänglichen, der mit seinem von jedem scheuen Vorurteil freien Begehren und Finden unzähliger Berührungen alles

Lebens eine solche Fülle von Wirkungen in sich auslöste, daß die individuelle Bedeutung seiner tagebuchartigen Lyrik fast zum Typischen für eine breite Menschenschicht jener Zeit ansteigt.

* *

Einmal hat Henckell von seinen Versbüchern gesagt: „Meine Dichtungen spiegeln gelegentlich bis zu einem hohen Grade die einzelnen Phasen meiner Existenz wieder. Wenn ich sie aufschlage, durchblättere ich das Opus meines Daseins vom sechzehnten Jahre bis zum laufenden sechsunddreißigsten. Im Alter werde ich einmal rhythmische, laut oder leise tönende Wegweiser der Erinnerung besitzen, lyrische Telegraphenstangen an der Straße des Lebens, die mit seltsamem Klanggeräusch das Ohr des Wanderers berühren ...“ Noch steht Henckell dem Alter fern, er hofft ja in froher Laune so alt wie Methusalem zu werden. Aber kommt ihm das seltsame Klanggeräusch nicht heute schon?

Karl Henckell. Phot. Hedwig Schüßler.

In der Schweiz wandelten sich ihm die aufgeregten politischen Jahre — war doch das Grenzasylland ein Sammelherd Unzufriedener und Verfolgter geworden — in Jahre ländlich zurückgezogener Stille. Ohne dieses gesegnete Mittel tiefen Schaffens wären dem Dichter kaum die hundert anthologischen Feinsinnigkeiten der „Sonnenblumen“, des „Buches der Freiheit“ und selbst seiner gesichteten Gedichtausgabe und der zahlreichen echt künstlerisch nachgestalteten Gedichte fremder Zunge aus Herz und Hand gegangen. In diese Zeit fallen auch die Gedichte, die Henckell als Gruppe „Wandlungen“ der großen Gedichtausgabe anfügte.

Wandlungen? Und der Vers: „Ich glaube fast: der Tambour fiel.“ Wie falsch ist all das gedeutet worden! Ohne Verständnis für die Psyche dieser dichterischen Individualität. Man sprach vom Hinwerfen der Jugendideale. Aber die hießen doch: Hinein ins volle, reiche Leben! Das All und das Eine! Ein Charakter werden! Neuland suchen! Aber wie? Von welchem Punkte aus und in welcher Richtung? Zwei Worte Henckells von 1892 klären. Das eine: „Von mir muß ich ausgehen, wenn ich meine Umgebung beurteilen will und beeinflussen soll.“ Und das andere spricht davon, daß man den zwingenden Impuls der eigenen Persönlichkeit zum Zielweiser in das Neuland setzen muß. Die Befreiung des Menschen von jedem Druck ersehnen, der Sehnsucht Gipfel im schönheitsfrohen Entfalten der befreiten Einzelnen erkennen und im eigenen Ich die Sehnsucht aller fühlen, das ist's. Der Nachdruck fällt also bewußt auf die eigene Persönlichkeit. Der Glaube an die wirkende Macht seiner im dichterischen Wort ihr Stärkstes gebenden Persönlichkeit war auch das Geheimnis seines mit unerhört-ursprünglicher Wucht strömenden Liedes, das, aus der gleichen Stimmung geboren, die das Proletariat beseelte, auch die rhythmische Wortfügung wunderbar traf, für die das Empfinden dieser Klasse reif ist. Solcher Glaube an eine Liedallmacht war jung, und die Zeit mußte ihn beseitigen. Im Zwischenspiel steht der Vers:

Kein Sehnsuchtslied mehr mag ich geigen,
Denn nicht aus Liedern wächst die That.

Ein unscheinbares Wort, und doch nicht weniger als ein wichtiges Bekenntnis! Es bedeutet aber kein verzichtendes, pessimistisches Schweigen, sondern durch neues Kämpfen ein Richten neuer Fragen an das tiefste Selbst, an das Wohin und Wozu der gefühlten Innenkraft. Die Periode der Wandlungen giebt die neue Klarheit:

Meine Genien sind Lebensklänge
Innerlich ergriffener Natur,
Und sie rufen mich aus dem Gedränge.

Dem gezeichneten Entwicklungsgange entspricht durchaus, daß das politische Lied vom Klange der ersten Jahre in Henckells letztem Buche „Neues Leben“ (1900) gänzlich fehlt. In den symphonischen Stanzen giebt es politische Sprünge und Verwandtes genug, aber all das beweist eben nur, daß der Dichter garnicht anders kann, als den Blick offen rundum ins Leben zu richten und sich zu allem erschauten Geschehen zu stellen, was, wie die groß ausrollenden Knechtschaftstanzen lehren, immer noch beißenden Sarkasmus und siedendes Pathos in kräftigster Mischung auszulösen vermag.

Aber die eigentliche Bedeutung dichterischen Gebens liegt in der zweiten Hälfte dieses Versbuchs.

Sie ist erfüllt von lyrischen Kostbarkeiten. Ein Gefühl kommt immer über mich: diese Lieder seien schlanke, kunstfeine Pflanzensäulen von stiller, fast kristallzarter Zierlichkeit oft, und über ihnen wölbe sich in großgeschwungenen Bogen, zum mächtigen Wipfeldach geschlossen, die Stanzen-Symphonie, denn diese ist durchaus Leben vom Leben jener Lieder. Das Buch ist von großer Einheitlichkeit und muß es sein, weil es eine einzige Jahresspanne dichterischen Lebens umschließt. Es birgt Blätter, deren Worte wie mit Unschuldsaugen um sich staunen und in selig-leuchtendem Glanze den Augenblick ersten Bewußtwerdens festhalten, daß es neues Leben ist, das den Dichter von Vergangenem trennt. Errungen ist eine heilige Stille. Wie in Liedern, die Arnold Böcklin aus Henckells Hand als Geburtstagsgruß empfing, schimmert eine wundersame lichte Reinheit über diesen Bekenntnissen seltenen Glücks im Lebensgelingen. Es ist Poesie der Höhe! Ein Mensch faltet seine Seele auf, und ein Glanz strömt feierlich über uns hin. Tempelstimmung. Und nicht Rhythmus und Reim an sich, so vollendet sie sind, sondern die Offenbarung eines Lebens durch jene Kunstmittel zwingt zur lauschenden Hingabe.

Henckells dichterisches Sinnen vertieft sich in ein fühlendes Naturdurchdringen. In einem biographischen Vermerk sagte er vor wenigen Jahren: „Mehr von meiner Weltempfindung, als von meiner Weltanschauung dürfte ich bis heute reden. Allmählich aber, im Schmelzherd von allerlei Erfahrungsschlüssen, kristallisiert sich etwas in mir zusammen, woraus sich vielleicht einmal — ich möchte wirklich mit dem bedeutenden Wort nicht leichthin Mißbrauch treiben — eine Weltanschauung ergiebt." Auch dieses vorsichtige Zögern läßt einen echten Zug henckellschen Seelenlebens erkennen: bei dem Worte, dem er so ehrfurchtsvoll-scheu fast nur von ferne zu nahen wagt, steigt ein Großes, Uebermächtiges vor seinen Sinnen auf. Und es ist auch das Größte, das seine Dichtung kennen kann. In den Stanzen blitzte der Vers auf: „Sei Du — das ist das Donnerwort der Dinge — und geh' im All auf!" Es giebt keine Weltanschauung, die umfassender sein könnte, als der Monismus dieses Wortes. In ihm löst sich auch aller Zwiespalt, den ein Bekenntnis der letzten Innenkämpfe mit der Zeit verrät: „Ich seh' die Welt, die anders ist als ich." Im anderen zeigt sich das Geheimnis, in dem das Verbindende verborgen liegt. Der Dichter muß es erschließen —

Urgeheimnis Ich und All,
Sinn des Schönen, Form und Schall,
Rätselhaft des Lebens Reise,
Reimes-Runen, Bild und Weise.
Rhythmenschwung und Rhythmenfall —
Urgeheimnis überall.

Das ist der Henckell von heute. Tief ist der monistische Gedanke durch seine Künstlerseele gegangen. Er ist dieses Gedankens Dichter, aber im Sinne seiner Ich- und Gegenwartsnatur, denn

Das Geheimnis bleibt die Stunde,
Drin der Puls des Lebens schlägt.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

XVII.

Karl Henckell.

Ich soll von mir selbst sprechen. Das habe ich, besonders in Versen, schon häufig gethan. Also einer mir nicht unbekannten Angewohnheit soll ich fröhnen. Um mich jedoch nicht zu langweilen, berufe ich mich bezüglich der äußeren Lebensdaten auf den Bildungsnothelfer Brockhaus. Eine möglichst gediegene Selbstbiographie hoffe ich in 30 bis 40 Jahren zu „liefern". Dann bin ich, wenn ich nicht vorher sterbe, wahrhaft litterarischer Mummelgreis und ganz „abgeklärtes" Semester. Dem „Litterarischen Echo" verspreche ich die Aushängebogen noch feucht von der Walze.

Einstweilen wollen wir leben. Ich habe ja auch schon gelebt. Eine ganze Menge sogar. Aber die Hauptportion soll doch noch kommen. Denn — wenn es ein Axiom für mich giebt — zum Geschlecht der Dekadenten gehöre ich nicht. Ich bin schon manchmal und sehr müde gewesen, doch ein Müdigkeitstyp ist eine völlige Kontrasterscheinung zu mir. Ich komme wahrscheinlich so ganz von selbst auf dies Faktum, weil es genug sonderbare Käuze giebt, die mit der Schrulle herumlaufen, wenn man mit 20 Jahren oder schon vorher in die Litteratur sprengt, müsse man anstandshalber mit 40 — ich bin noch nicht ganz so weit — ein abgetriebener Karrengaul sein, reif für den Schindanger, Pferdemetzger oder — litterarhistorischen Totengräber. Chacun à son goût. Ich habe weder etwas mit Hautgoût noch mit Dégoût zu schaffen. Ich bin für den frischen Gusto der guten Natur und huldige dem alten Huttenruf: „Es ist eine Lust, zu leben!"

Am Zürichersee war es doch auch schön. Trotz allem, was ich an seinen Ufern zwischendurch gelitten habe. Ich möchte das Leiden meines Lebens, selbst das ärgste, nicht missen. Es macht mein Sein so viel voller an Sinn und Süßigkeit. Ich bin ein durchgerüttelter Mensch. Ohne daß ich äußerlich je Not und Elend zu ertragen gehabt hätte. Aber drinnen ging es zuweilen um so toller zu. Was mich vor Desorganisation bewahrte, danke ich wesentlich meiner standhaften körperlich-geistigen Grundbeschaffenheit. Meinen Eltern. Ich habe einen harten Niedersachsenschädel. Da das „Mit dem Kopf durch die Wand rennen" von jeher ein Lieblingssport von mir war, so kam mir mein Dickkopp höllisch zu statten.

Ich gab so mit Zwanzig Vaterland und reguläre Laufbahn auf. Ich mußte das „Reich", dessen Frühmorgenglanz mit seinen Wächtern und Hütern meine Knabenseele stürmisch begrüßt hatte, hassen lernen. Daß es in unserm Volke Aussätzige geben sollte, darum aussätzig, weil ein neuer Glaube, ein neues gesellschaftliches Ideal in ihnen lebte und webte, daß Männer der Arbeit gebrandmarkt und gebannt wurden, weil sie über die herrschende Ordnung der Dinge anders dachten als die gewohnheitsgläubige Mehrheit, das nahm mich seelisch unbeschreiblich mit. Ich hatte Momente, wo ich darüber schier hätte wahnsinnig werden können. Und ich „hatte es doch gar nicht nötig". Niemand verlangte das von

mir. War ich nicht ein Bürgersöhnchen wie andere mit den besten Aussichten und Verbindungen? Also komplett närrisch. „Wie man sich so seine Karriere verderben kann!" Die Antwort auf meine Empörung über Ausnahmegesetz und Verwandtes — ich wusch den Pelz nicht, ohne ihn naß zu machen — war das Verbot meiner Bücher. Der moderne Scheiterhaufen brannte. Ich muß aber etwas Vogel Phönix-artiges an mir haben, denn ich erhob mich mit meinen Liedern stets wieder aus Asche und Glut in die freien Lüfte.

Ich galt lange Zeit vorwiegend als politischer „Sänger", infolge der unmittelbar stärkeren Resonanz derartiger Erzeugnisse. Das kritische Cliché wurde geprägt und hundert Galvanos angefertigt. Mir war's recht. „Wenn des Liedes Stimmen schweigen von dem überwundnen Mann, so will ich für Hektorn zeugen" — Hektor hier das politisch verfehmte Proletariat Deutschlands. —

Man wird — bezüglich meiner litterarischen Physiognomie — das bequeme Schlagwort vom „Tendenzdichter" doch mit der Zeit zum alten Eisen werfen müssen, es ist zu plump, um auf die Dauer zu ziehen. Meine Quellen fließen von zu vielen Seiten. Meine Gesamt„tendenz" ist das poetische Bild der Welt in mir und um mich. Freiheitsgefühl im sozialen und politischen Sinne gehört sehr dazu. „Aesthetischen" Kunstfürkunstphilistern und Hauspostillenpoeten fehlt dafür natürlich das Organ. Es hat aber immer noch andere Leute gegeben, die das Herz auf dem rechten Fleck haben und die sich zu dem Sprüchlein bekennen: das Ganze macht den Mann, auch den der Kunst. —

Ich bin, mit Professor Lamprecht zu reden, „reizsam" nach den verschiedensten Richtungen. Warum soll man nicht eine Sammetrose unter allen Umständen schön und einen Polizeikommissar unter gewissen Umständen auch „schön", lächerlich schön finden? Der beim Herrgott selber mit Musterschutz patentierte ästhetische „Ewigkeits"-anwalt erklärt nun das lyrische Resultat, das sich aus dem Zusammentreffen des ersten Objekts mit meinem poetischen Riechorgan ergiebt, für „dauernd wertvoll", während er das Ergebnis des Rencontres zwischen meinem satirischen Menschenfühler und besagtem ehrenwerten Wächter der Sicherheit zur tendenziös vorübergehenden Erscheinung stempelt. Dabei vergeht der Duft der Rose im Augenblick, und die Dauerhaftigkeit des überwachenden Staatshüters ist oft von tückischer Ewigkeit. Für derlei Relativitäten des Daseins, für das kaleidoskopartig Wechselnde der Begriffe von „Zeit" und „Ewigkeit" haben die Schulfüchse meist keinen Sinn. Sie wühlen in ihren staubigen Schubfächern herum, zwischen denen sich natürlich jedesmal eine Holzwand befindet, und sehen nicht, daß das wahre Leben — in natura und in der Umschaffung des Künstlers — keine getrennten Schubfächer, sondern nur ein unablässig mannigfaltiges Herüber- und Hinüberfluten der geistigen Verknüpfungen und seelischen Beziehungen kennt, alles zusammenschwellend in den einen Riesenstrom des unergründlichen Werdeganges der Welt. Natürlich giebt es für uns Wertunterschiede.

Ich wollte nur sagen, daß die Qualifizierung der Kategorieen auch im Künstlerischen keine so leichte Sache ist, wie sie gewöhnlich vom litteraturkritischen Journalismus gehandhabt wird. Thut alles erst das „geistige Band".

Wenn ich von mir sprechen darf — ich soll es ja sogar — so bin ich auch nicht aus einem einzigen Faden gesponnen. Aber ein Gespinnst bin ich doch, das man nur gewaltsam mit grober Faust in Stücke zerreißt. Alle meine Gedichte sind schließlich doch ein Gedicht. Man muß es nur zu lesen verstehen.

Einer meiner jugendlichen Wünsche war:

„Ich wollte einen Vers in deutscher Sprache singen
und finde meine Kunst konventionell verhunzt.
Was ich gebracht, ist nichts. O könnt' ich, könnt' ich bringen
Erlösung des Gedichts von Patschuli und Backfischdunst!"

Habe ich im Laufe der Jahre nur etwas zur Erfüllung dieses Wunsches mitgewirkt, so brauche ich meiner Jugend keine Krokodilsthräne der Reue nachzuweinen.

Jedenfalls stand ich redlich — auch aus meiner Isolierung heraus — mit an der Schmiedeesse der modernen Dichtung. Wenn ich selbst kein Eisen im Feuer hatte, griff ich auch zum Blasebalg, um anderen die Glut zu schüren.

Ich habe durch Vorträge und Publikationen, auch durch verlegerische Unternehmungen, die für den Kenner der Verhältnisse ebensoviel opferfreudige Wagnisse bedeuten, unter schwierigen Verhältnissen zum allmählichen Durchbruch des neuen Geistes und Tones in der deutschen Litteratur mein Teil mitgeholfen. Die reinste Freude habe ich auch am Erfolge anderer, es muß sich nur um solide Flaggen handeln. Sobald man den Blick auf die Kunst und das schöpferisch Lebendige gerichtet hält, wird man jeder echten Leistung innig froh, gleichviel von wem sie kommt. Ein besonderes Vergnügen bereitet mir Witterung unerkannter Kunstkräfte. Wer oben ist, braucht keinen Helfer mehr. Aber dem ersten, heimlichen Auftauchen des ungewöhnlichen Talentes gegenüber sind die Blicke fast immer stumpf, die Hände schlaff-feige . . . Meines Erfolges aber will ich froh werden, wenn er dazu dient, den geistig einfachen, wie den verwöhnteren Menschen möglichst zahlreich Erquickung und Aufschwung der Seele zu verschaffen, und wenn er mir selbst Mut zu neuen, schönen und größeren Dichterthaten giebt.

Besprechungen

Geschichts-Dramen.

Von **Adam Müller-Guttenbrunn** (Wien).

Die Flut der dramatischen Produktion schwillt mit jedem Tag höher an, für keinen anderen Zweig der Litteratur herrscht ein solcher Eifer, eine solche Leidenschaft, und doch sehen wir, daß diese Hochflut an den Pforten unserer Schauspielerhäuser vorbeitreibt. Wohin? Ein Gegensatz zwischen dem Alltags-Spielplan der deutschen Bühnen und der litterarischen Produktion bestand ja immer, aber so grell war er nie wie heute. Kotzebue

war im Spielplan des deutschen Theaters der mächtigste Rivale von Schiller und Goethe; Iffland und Raupach haben ganze Geschlechter von Theaterbesuchern ergötzt, während die Dichter jener Zeiten einsam darbten. Frau Birch-Pfeiffer hat mehr Aufführungen erzielt, als Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig zusammen. Sie aber ist tot und diese leben! Das mag ein Trost sein für so manchen, der vergeblich nach dem dramatischen Lorbeer ringt, obwohl er zu den Berufenen gehört.

Der Fülle der dramatischen Produktion steht auch eine ganz entsprechende Vermehrung der Bühnen gegenüber, der Verbrauch an Stücken ist heute ein enormer. Aber die Thatsache ist nicht zu bestreiten, daß unter hundert aufgeführten Bühnenwerken mindestens achtzig dem tiefsten Niveau des dramatischen Handwerks angehören, daß der Dilettantismus sich immer mehr auf dem deutschen Theater breit macht. Die Gründe dieser Erscheinung sind so vielfältiger Natur, daß sie an dieser Stelle nicht erörtert werden können. Wir haben es hier bloß mit Büchern zu thun, die dem Leser vorgelegt wurden; aber da in all diesen Büchern die Sehnsucht nach dem praktischen Theater lebt, so sollen sie daraufhin angesehen werden, ob sie dort möglich sind oder nicht.

Vor mir liegen die Stücke von Berufenen und Unberufenen. Ein „Kaiser Julian", Trauerspiel in fünf Akten von Marie von Najmajer[1]), der bekannten Dichterin, fordert zu lebhafter Teilnahme heraus. Die Gestalt des Apostata gehört zu den interessantesten unter jener Gruppe von Cäsaren, die das Christentum vernichten wollten. Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt auch sein Charakterbild in der Geschichte. Wie war er? Die Kirchengeschichte behandelt ihn als Scheusal, die Gegner dieser Auffassung haben einen Heros aus ihm gemacht. Die Dichterin aber bekennt sich zu keiner dieser Auffassungen, sie schildert einen kühn strebenden, irrenden Menschen. Sie idealisiert ihren Helden und läßt ihn reinen Herzens untergehen, aber sie weicht keiner Konsequenz aus und entwickelt in einer großzügigen Handlung eine volle, runde Persönlichkeit, an der sich Liebe und Haß in gleichem Maße entzünden können. Das Stück als solches, in kräftiger, gedrungener Prosa geschrieben, ist gut gebaut und wirkungsvoll gesteigert, wenn es auch viel Ballast enthält, der über Bord müßte gelegentlich einer Aufführung. Aber dazu dürfte es wohl kaum kommen. Obwohl das Drama in augenfälliger Weise den Triumph des Galiläers über die alten Götter schildert, ist es der Zensurbehörde doch verdächtig vorgekommen, und sie hat das Stück, wenigstens in Oesterreich, durch Striche, die es dichterisch vernichten, für das Theater geradezu unmöglich gemacht. Ein Bühnenerfolg des nicht zensurierten Stückes wäre bei genialer Darstellung der Titelrolle und in guter „Einrichtung" durch eine berufene Hand sicher zu erwarten.

Das gleiche kann man von dem fünfaktigen dramatischen Gedicht „Jeremia" von Johannes Arthur[2]) nicht sagen. Ein Versdrama ohne jeglichen Anspruch auf die lebendige Bühne. Eine endlose Reihe von Duoszenen und Monologen. Alle Vorgänge sind hinter die Szene verlegt, Meldungen und Botenberichte sollen die Handlung ersetzen. Warum der Verfasser, der in gebildeter Sprache redet und dem gedanklichen Inhalt der Gestalt des Jeremias nicht fremd gegenübersteht, gerade die dramatische Form, die er am wenigsten beherrscht, gewählt, ist ein Rätsel. Der innere Drang zum Drama fehlt, und die äußere Verlockung, heutzutage altbiblische Stoffe für das Theater zu bearbeiten, ist wahrhaftig gering.

Ein zweites Drama aus der Geschichte der altrömischen Welt führt den Titel „Civilis. Ein Bataverfürst im Kampf mit Rom". Drama in fünf Akten von Johann Streckenbach[3]). Ein Titel

[1]) Wien, Karl Konegen. 134 S. M. 1,70 (2,50).
[2]) Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. 75 S. M. 1,50.
[3]) Breslau, Schletterſche Buchhandlg. 4°. 140 S. M. 3,—.

muß kein Küchenzettel sein, meint Lessing, aber dieser ist einer, und doch hätte „Claudius Civilis" dem Wissenden mehr gesagt. In mehr als dreitausend Versen hat der Verfasser den Aufstand der Bataver unter Führung des Claudius Civilis dramatisch zu bearbeiten gesucht, aber es ist ihm nicht gelungen, seinen Gestalten soviel Leben einzuhauchen, als die Bühne fordert. Der Titelheld allein führt ein theatralisches Scheinleben, weil die Historie ihn trägt. Alle anderen Figuren sind nur Puppen. Und doch steckt viel liebevolles Studium in den Vorarbeiten zu diesem Drama, und man ahnt, was der Verfasser will. Das äußerliche Kriegsgeschrei und das Waffengetöse, die in solchen Stücken unvermeidlich sind und leicht zur Hauptsache werden, hat er gedämpft durch einen unendlichen Redestrom, der uns Perspektiven eröffnen soll in dem beginnenden Kampf zwischen der germanischen Götterwelt und dem Christentum. Noch sind Wodan und Loki im Besitze ihrer Macht auf die Gemüter der Germanen. Im zweiten Akt noch ficht Civilis ein Rededuell aus mit der Veleda, der Wodanspriesterin, die die Ermordung aller römischen Gefangenen als ein Gebot der Götter hinstellt, obwohl es dem menschlich empfindenden Heiden schwer fällt, zu glauben, daß die Götter „Mordbuben" sind. Aber im vierten Akt finden wir Civilis schon in den Katakomben von Köln, wo die Christen sich versammeln, Kirchenlieder singen und der Predigt des Bischofs Theodikt lauschen. Im Jahre 69 nach Christi Geburt? Wir müssen die Verantwortung dafür dem Verfasser überlassen, der ausdrücklich dieses Jahr, das die Geschichte für den Aufstand der Bataver ansetzt, als die Zeitbestimmung für sein Stück angiebt. Civilis wird äußerlich von den Römern besiegt und auf die Insel der Bataver zurückgedrängt, innerlich aber besiegt ihn das Christentum. Weil er dieses im Herzen trägt und den Seinigen feig und unmännlich erscheint, wird er ermordet. Seine Schlußrede auf das Christentum greift der Entwicklung der Zeit weit voraus und erscheint mir auch sprachlich höchst unglücklich, obwohl ein Sterbender spricht.

> Es müssen alle Schulden weichen,
> Wenn Christusliebe uns die Hand will reichen.
>
> Ich schau die Völker, zu dem Heiland eilend, — —
> So licht! — der Wahrheit näher! — lichte Leiber! —
> Es weicht das Irdene dem Geist der Liebe. —
> Schließt dichter euch zusammen unterm Kreuze!

Diese Worte sind keine Dichterworte. Man könnte sie ins Lächerliche ziehen, wenn man sie nicht als Flüchtigkeiten erkennen würde. Und an ähnlichen Plattheiten und Schleuderhaftigkeiten ist das Drama leider nicht arm. Daß daneben auch wörtliche Anlehnungen an klassische Vorbilder mitlaufen, ist ganz selbstverständlich. Ich meine Wendungen wie: „Der Güter edelstes ist nicht das Leben" („Das Leben ist der Güter höchstes nicht", Schiller) und ähnliche. Aber das alles könnte hingehen, wenn nur ein Tropfen Blut in der gelehrten Arbeit zu spüren wäre, und wäre es auch nur Theaterblut. Aber daran fehlt es.

Wie ein Programmstück kündigt Fritz Wichmann[4]) sein fünfaktiges historisches Drama „Bonaparte und Bourbon" in einem Vorwort an. Er fordert die deutsche Dichtkunst auf, sich loszusagen von dem engen Kreis der Milieuschilderung, des „Nur-Naturalismus", des Märchenzaubers und der Heimatsromantik und hinauszustreben auf das freie Gebiet der weltumspannenden Persönlichkeit. „Heraus aus der zierlichen Arabeskenkunst und Detailmalerei! Große Gesichtspunkte brauchen wir, große Menschen, große Leidenschaften, ein großes Schicksal!" ruft er aus, und es hört sich ganz gut an. Man ist um so gespannter auf das, was er uns in seinem Drama zu sagen haben wird. Nun, er schildert uns recht drastisch die perfide Handlungsweise Napoleons des Ersten an Spanien, zeigt uns den verkommenen Hof Karls des Vierten und seiner galanten Gemahlin

[4]) Braunschweig, Richard Sattler. 114 S. M. 2,—.

Maria Luise zu Madrid und zeichnet auf diesen dunklen Hintergrund den Sohn der beiden, den Prinzen Ferdinand von Asturien, als einen idealen Don Carlos. Nicht ohne theatralisches Talent. Aber noch roh und unreif; und sprachlich unfrei, sobald der Verfasser zum Verse greift. Die Charakteristik einzelner Personen ist nicht übel, so diejenige Napoleons. Daß der Autor dem praktischen Theater noch ganz fern steht, ist an hundert Stellen seines Dramas ersichtlich. Z. B.: Napoleon wünscht seine Nichte Charlotte Marie zu sprechen. Und ehe der Kammerdiener einen Schritt gethan haben kann, sie zu holen, tritt sie ein. Dasselbe geschieht ein paar Seiten später mit einem Gesandten. Und wenn einer sein Sprüchlein aufgesagt hat, tritt er automatisch wieder ab. So geht es nicht im Leben, und so wirkt eine Sache nicht auf der Bühne, wo alles vorbereitet sein und ausklingen muß. Auch dürfte selbst ein Talleyrand nicht unangemeldet bei Napoleon eingetreten sein, wie der Verfasser dies geschehen läßt. Diese Nichtachtung der Lebensformen hält den Autor des Dramas aber nicht ab, in sprachlicher Hinsicht Formen zu wählen, die bisher im höheren Drama als unstatthaft galten. Daß Napoleon den Prinzen Ferdinand in einem Monolog als „Kretin" bezeichnet, mag hingehen, daß aber Talleyrand vom „bornierten König" spricht, ist schon schlimm, und geradezu geschmacklos ist es, wenn Napoleon sagt: „Der Prinz hat mich um die Hand der Prinzessin Charlotte Marie," sein erster Minister darauf antwortet: „Der Lausbub ist verrückt!" Nein, Herr Wichmann, auf dieses sprachliche Niveau wollen wir das stilisierte historische Drama denn doch nicht sinken lassen! Da bleiben wir lieber bei den Milieustücken, wo derartige sprachliche Invektiven natürlich wirken.

Das Stück als Ganzes ist eine Talentprobe, kann aber zur Aufführung nicht empfohlen werden, weil der Erfolg höchst zweifelhaft sein müßte. Es fehlt der Mittelpunkt, der Zuschauer weiß nie, an wen er sein Herz hängen soll, denn auch der ideale Prinz Ferdinand ist unsympathisch, und er wird es noch mehr durch die unnötigen Verunglimpfungen, denen ihn der Verfasser selbst preisgiebt. Die einzige Mädchengestalt des Stückes, die einmal einen Anlauf zur Entwicklung nimmt, wird im Augenblick, wo sie Charakter beweisen könnte, vom Autor plötzlich in eine leblose Puppe verwandelt und vom Schauplatz fortgeführt. Die aufständischen Bürger, die ihren Prinzen suchen und ihn zum König ausrufen, reden trockenstes Leitartikeldeutsch, und der Prinz selbst tobt sich nur in hochtrabenden Versen aus. Man hat beim Lesen stets das Gefühl, daß diese Menschen in zwei verschiedenen Sprachen reden. Die Prosa steht zu tief, der Vers fliegt zu hoch, es fehlt jegliches Stilgefühl. Aber der Verfasser ist nicht ohne Begabung für das Theater.

Ein überkräftiges, aber wirkungsvolles Bühnenstück hat Guido List[1]) aus einer Anekdote gestaltet, die das Zeitalter der Renaissance zum Hintergrund hat. Er nennt es: „Das Goldstück, Liebesdrama in fünf Aufzügen." Die reiche, romanhaft verschlungene Handlung zu erzählen, die sich immer wieder zu kräftigen dramatisch-bewegten Szenen zusammenschließt, ist nicht meine Absicht. Aber den Kern des Stückes anzudeuten, mag von Interesse sein. Es beginnt an dem Hofe von Ferrara und führt uns durch den gesellschaftlichen Sündenpfuhl jener Zeiten bis in ein Camaldulenserkloster strengster Observanz. Ein wüster Don Juan, Conte di Spinola, der auch der Günstling der Dogaressa von Ferrara ist, erbittet sich vom Dogen eine Sendung an den Marchese di Salvi, dessen jugendlich schöne und überaus tugendhafte Gattin ihn schon lange reizt. Und sein Vorhaben gelingt. Er überrumpelt die schöne Frau durch List und Leidenschaft, vergewaltigt sie halb wider ihren Willen, wird aber vom Gemahl ertappt. Der Marchese kann den Schändlichen nicht töten, denn er ist der Gesandte des Fürsten von Ferrara. In seiner grenzenlosen Wut aber verlangt er, daß der Graf seine Dirne bezahle. Und dieser wirft der vernichteten Frau ein Goldstück hin und verschwindet. Dieses Goldstück trägt der Marchese di Salvi nun zeitlebens an einer Kette um den Hals, damit er stets an seine Schmach, die er vor der Welt verheimlicht, gemahnt wird, damit er niemals verzeihen kann. Immer spielt er mit diesem Goldstück und hält seiner Frau ihre Schande vor. So quält er sie langsam zu Tode. Und als sie, die er trotz alledem so unendlich geliebt hat, gestorben ist, da macht er sich auf, den feigen Don Juan zu suchen, der seit jener Schandthat aus Ferrara verschwunden ist. Sein Rachedurst ist maßlos. Aber er findet den Verführer nicht und flüchtet sich nach jahrelangem Herumirren todwund in ein Camaldulenserkloster, um dort sein Leben zu beschließen. Die strengen Ordensregeln werden ihm vorgehalten, er nimmt sie an. Er thut seine Waffen von sich und jeden Wertgegenstand — nur eines, jenes Goldstück will er behalten. Er darf nicht. Aber er kann sich nicht davon trennen. Da beauftragt der gestrenge Abt den Frater Pietro, es ihm abzunehmen. Und in diesem Frater erkennt der Marchese den Schänder seiner Ehre. Ohne Bedenken erwürgt er ihn vor dem Altar. Und wieder wird er hinausgestoßen ins Leben. Als Büßer mag er zum heiligen Vater nach Rom pilgern und dort seinen Schicksalsspruch vernehmen für den ungeheuren Frevel, den er begangen.

Das Stück ist kraß. Aber es ist doch ein dichterischer Wurf voll Kraft und Leidenschaft. Und das entschuldigt manches. Es bietet eine ganze Anzahl schauspielerischer Aufgaben ersten Ranges und kann seine Wirkung auf dem Theater nicht verfehlen. Aber es muß glanzvoll ausgestattet und sorgfältig inszeniert, es muß auf den Ton des michelangelesken Zeitalters gestimmt werden, sonst wirkt vieles grotesk.

[1]) Wien, Litteratur-Anstalt „Austria". 125 S. M. 2,—.

Zur Psychologie der Liebe.

Ueber die Liebe. Von Stendhal-Henry Beyle. Uebertragen von Arthur Schurig. Leipzig, Eugen Diederichs. 389 S.

Lebten wir in romantischeren Zeiten, könnte man sich vorstellen, daß die jungen Poeten jeden Tag einen Abschnitt aus Stendhals Buch „Ueber die Liebe" läsen, wie der Kleriker sein Brevier liest. Das Buch ist ein Brevier der Liebe wie kein zweites, und seiner ganzen Art nach dazu angethan, wie ein solches behandelt und zu eigen gemacht zu werden. Da es zugleich das Buch einer aristokratischen Natur ist, könnte seine Lektüre nur von Vorteil werden für unser nivelliertes, platt gewalztes Gemütsleben, dem auch aller Reiz wahrhaft guter Manieren fehlt, wo immer es sich äußert. Wie das Brevierlesen dem Kleriker eine besondere Welt in dieser Welt schafft, ihn also bereichert, so könnte es auch den Poeten mit diesem Buch geschehn. Und der Poet kann gewiß garnicht reich genug werden in dieser Gegenwart der Gefühlsverpöbelung alias Gefühlsverarmung. Und was dem Poeten recht ist, ist jeder feineren Natur billig. Daß keine Gefühlsduselei dabei herauskommt, dafür sorgt ja Stendhal selbst, der ein vortreffliches Gegengift gegen alles Plebejertum, mithin auch gegen jeden Dusel bedeutet.

Aber wir leben in keiner romantischen Zeit, und deshalb müßte Stendhals Auffassung und Schilderung der Liebe aus Leidenschaft ein allgemeines Gelächter hervorrufen, wenn Henry Beyle zur Zeit nicht Mode wäre. Das ist vielleicht der erfreulichste Kulturwert der Mode, daß sie dem Durchschnitt in einem solchen Fall wirklich einmal den Mund stopft. Wie weit und laut müßte er ihn sonst diesem Don Quichote der Liebe

gegenüber aufreißen! Thut er es doch unentwegt über jeden jungen Menschen, den die Dressur der Schule und des Berufs noch nicht um sich selbst und die Fähigkeit zu solcher Liebe brachte. Stendhal aber ist ein „erwachsener“ Mensch, in vielen Wassern gewaschen, und doch noch so ein Frauenlob. Er stellt sogar noch als Erwachsener Werther über Don Juan. Nicht aus irgendwelchen muffigen Gründen der Durchschnittsmoral, sondern aus der sehr einfachen Erkenntnis, daß die Werthernatur viel mehr von ihrer Liebe „hat“, als Don Juan, der um so mehr verarmt, je älter er wird, während Werther immer reicher wird in allen Gaben des Lebens.

Im Umgang mit einem starken Geist macht man immer wieder die tröstliche Erfahrung, daß ihm alles zur Stärke wird, von wo aus er auch sich und die Welt betrachtet. Stendhal sieht sich und das Leben hier völlig sub specie amoris. Was schwachen, unfeinen, also auch zügellosen Naturen zum Verhängnis wird, dient ihm zur Vervollkommnung. Für ihn wirkt seine „Philosophie der Liebe“ nicht anders als irgend eine „geistigere“ Philosophie: sie klärt ihn, verfeinert ihn, hebt ihn über sich selbst und festigt zugleich sein Mittelpunktsbewußtsein, ohne das der Mensch zum Tier wird, soviel man auch gerade heute gegen dies Mittelpunktsbewußtsein spotten und lästern mag. Stirners: „Mir geht nichts über mich“ wird wohl auch einmal wieder Würdigung und Verständnis finden, und nicht nur billiges Gelächter.

Um nur noch auf eins aufmerksam zu machen, was in diesen Zusammenhang gehört: Stendhals Meinung über die Erziehung der Frau. Den Ausdruck Frauenfrage vermeide ich absichtlich, denn es klebt gar zu viel Geschrei, Gezänk und Gestank des Tages daran. Stendhal ersehnt für das weibliche Geschlecht denselben Bildungsgang wie für das männliche. Und zwar aus den für einen Mann wirklich und allein einleuchtenden Gründen. Zwei Sätze seien zitiert: „Mag sich unsere Geliebte den Vormittag, während wir auf dem Exerzierplatz oder im Parlament waren, mit Blumenmalen oder mit dem Lesen eines shaksperirischen Dramas vertrieben haben: in beiden Fällen waren ihre Vergnügungen unschuldig; nur wird sie uns nach unserer Heimkehr langweilen, wenn sie uns ihre Gedanken beim Malen ihrer Rose erzählt, und obendrein wird sie abends ausgehen wollen, um in der Geselligkeit etwas lebhaftere Eindrücke zu finden. Wenn sie dagegen Shakspere mit Verstand gelesen hat, dann ist sie müde wie wir, und ein einsamer Spaziergang an unserem Arm im Bois de Vincennes wird sie glücklicher machen als der Besuch der größten Gesellschaft. Die Freuden der großen Gesellschaft sind glücklichen Frauen nichts.“ Noch ein Zitat: „Nicht die Gesellschaft und Unterhaltung eines Mann-Weibes, sicherlich aber die einer wohlunterrichteten Frau, falls sie ihren Ideenkreis ohne Verlust der weiblichen Anmut erweitert hat, wird unter den hervorragendsten Männern ihres Jahrhunderts eine Beachtung finden, die an Begeisterung streift.“ Stendhal wünscht die Gleichstellung der Frau im Interesse des Mannes, im Interesse der Liebe. Eine gebildete Frau ist differenzierter als eine ungebildete, mithin auch der „Kristallbildung“ zugänglicher. Darauf kommt es Stendhal an. Darauf sollte es, meines Erachtens, bei der ganzen Frage überhaupt ankommen. Stendhal dachte an die Bildung, wie sie Frauen der Renaissance zu teil wurde. Mir scheint, sein Ideal steht weit höher als das, was die Frauenbewegung von heute gemeinhin erstrebt. Und wenn man sieht, was selbst aus kleinen deutschen Prinzessinnen an den Fürstenhöfen der Renaissance wurde — ich denke z. B. an Barbara von Brandenburg als Markgräfin von Mantua —, so macht man sich Stendhals Ideal gern zu eigen und empfindet in aller Stärke den Gegensatz zwischen diesem und dem landläufigen Bildungsideal für die Frau. Nur die Ehe mit der Frau, wie er sie ersehnt, hält Stendhal für sittlich. Mit Recht. Denn nur in einer solchen Ehe bleibt Raum für die Liebe. Kein Wunder, daß er über die Ehe seiner Zeit nicht anders dachte wie alle feineren Naturen auch noch über die Durchschnittsehe von heute denken. Die zweite Hälfte des zweiten Teiles unseres Buches gäbe ein recht heilsames Brevier für unsere modernen Frauen ab.

Vielhundert Federn haben sich gemüht, das Phänomen Stendhal auf eine Formel zu bringen. Die Mühe dürfte vergeblich sein, denn er ist eine viel zu moderne komplizierte Natur, um nicht jeder Formel zu spotten. Als das Phänomenalste an ihr erscheint mir immer wieder dies seltsame Ineinander von kühler Intelligenz und glühendem Gefühlsleben. Nur ein Mensch so reichen Gefühls bedarf einiger Gesetzesparagraphen als vorbereitende Lektüre, wenn er sich ans Schreiben begiebt. Die anderen haben des trockenen Tons in sich selbst genug. Hätte er außerdem noch die Gabe der gestaltenden Phantasie besessen, wäre aus ihm ein großer Dichter geworden. So, wie er ist, erscheint er mir als Essayist am schätzenswertesten. Als solcher der wertvollsten einer. Um so wertvoller, weil er seinen Faden nicht aus der Geschichte, nicht aus den Werken anderer, nicht aus dem eigenen Hirn, sondern aus dem Leben selbst spann. Er war der erste Europäer im Sinne Nietzsches, über die Grenzen seiner Rasse hinausgewachsen. Wie sehr, zeigt vielleicht nichts so schlagend wie seine ganz unfranzösische Stellung zu Racine und andererseits zu Shakspere. Daß er auch als Autor immer ein Mann von Welt blieb, nie ein Skribent wurde, ist zwar selbstverständlich, aber immer wieder des Hervorhebens wert.

München. *Kurt Aram.*

Proben und Stücke.

Gedichte.

Von Karl Henckell (Charlottenburg).

Vorklang.

Vor der Hüterin der Lieder
fand ich mich am frischen Quell;
weiße Schleier stäubten nieder
von dem sprudelnden Gefäll.

Tönend hört' ich sich vermischen
Schmerz und Lust im Silbertau . . .
Inne hielt im zauberischen
Spiel die lenzumblühte Frau.

Und sie hob zu mir die leichte
Hand aufs kaumgesenkte Haupt:
„Freuen mag sich deiner Beichte,
wer an Sturm und Sonne glaubt!

Dem auf starken Strahlenschwingen
Liebe sorglos vorgeschwebt,
ließest unbekümmert klingen,
was du kindlich-treu durchlebt.

Süße Wonnen, bittre Wunden,
gabst mir alles heiß dahin —
Dornen haben dich geschunden,
Rose sei die Siegerin!

Aber wem die schönste blühte,
neuen Höhen winkt sie zu:
Gold'nen Aether im Gemüte,
hebe deine Wanderschuh!"

Meines Herzens freudig Klopfen
gab dem Segen kühn Bescheid;
aus den Wassern spürt' ich tropfen
mir ein blitzend Taugeschmeid.

Gesang des Wandrers.

Fort über Schlünde zu Geländen
schlafwandelnd, für Gefahren blind,
ward ich geführt von Geisterhänden,
die nicht vom Weib geboren sind.

Ich ging dahin durch Nacht und Grauen,
und die Dämonen dräuten dicht,
nach meinen Schritten mußte schauen
erschreckt der Pilger Angesicht.

Was will der Männer und der Frauen
verwundert Fragen nach dem Ziel?
Mein Stern und Stab ist mein Vertrauen
durchs ungeheuer dunkle Spiel.

Kein fremdes Irrlicht soll mich blenden,
die eigene Krone sucht das Kind.
Mag jeder Wandrer so vollenden
den Weg, den ihm die Norne spinnt!

Durchs Frühlicht.

Gedenke der dunkleren Tage,
gedenk' ihrer nimmer zu sehr,
geh' weiter im Frühlicht und wage
noch Vieles, Vieles mehr!

Als du in grausiger Kammer
gefoltert am Boden rangst,
schlug der Verzweiflung Hammer
dein Haupt mit wirbelnder Angst.

Und Tage krochen und Nächte
und Monde trostlos vorbei . . .
Daß etwas Hülfe brächte,
klang deiner Seele Schrei.

Der Todespokal ist gesunken
aus deiner zuckenden Hand,
des Lebens rettender Funken
langsam emporgebrannt . . .

Nun denke der dunkleren Tage,
doch denk' ihrer nimmer zu sehr!
Geh' weiter im Frühlicht und wage
noch Vieles, Vieles mehr!

Schwertblüte.

Hochragende Gladiolus,
rot wie ein römischer Kardinal,
wie steigt dein Farbenüberfluß
empor — ein Blütenfeuerstrahl!

So stolz, so glühend und so kühn
möcht' ich auch blüh'n
nach so viel Qual
nun noch einmal . . .
ich spür's, mich färbt der Sonne Kuß.

Rasch rollt mein Blut,
nun schützt mich gut,
ihr Blätter, gegen Feindeswut,
wie Schwerterstahl
scharfzugespitzt!
Wer weiß, wie's wettert noch und blitzt! . . .

Wie ich dich liebend anschau'n muß,
hochragende Gladiolus!

Farbige Fluten.

Vom See frischlabende Lüfte wehn,
es plätschert so morgenmunter,
in kräftigen Farbenzügen gehn
die Wellen herauf und hinunter.
Grasgrüne Streifen und da tiefblau,
hier milchweiße, dort violette.
„Wer kann das malen?" Mit ewigem Tau
Himmel und Erd' um die Wette!

Nur Erd' und Himmel in Lust und Licht
und flutentrunkenen Küssen,
frohlockend leuchtet ihr Angesicht,
schwelgend in Farbengüssen.
Ich fühle den nächtlichen Hochzeitstraum
nachzittern im Jubel der Frühe,
mein Herz ist leicht wie ein Wolkenflaum,
wie die Gemse hoch auf der Flühe!

Und ob mit finsteren Lettern schrieb
mir der Gram manch Fehdezeichen,
ich habe das Leben viel zu lieb,
vor ihm die Segel zu streichen.
Ich weiß nicht, was so verwegen lacht
durch Thäler und Höhen der Seele,
heut bad' ich in feuchter Farbenpracht
mich frei von Furcht und von Fehle.

Geläutet der Welt einen erzenen Gruß
mit Glocken, in Schmerzen gegossen!
Auf der Gemeinheit Nacken den Fuß
und um uns den Panzer geschlossen!
Sieh, Weib, wie Stahl glänzt vorne die Flut,
drein will ich heute mich tauchen,
mir ist so morgenwonnig zu Mut
wie den Wassern, die Bergluft hauchen.

Echo der Zeitungen

Münchener Romane.

Von **Max Haushofer** (München).

Jede größere Stadt hat heutzutage eine Reihe von Büchern aufzuweisen, die sich mit ihrem Leben und Treiben beschäftigen. Es wäre wohl eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn die städtischen Verwaltungen in ihren Archiven oder Bibliotheken einen Raum bereitstellten für diese Bücher. Unter letzteren würden die Romane keinen geringen Raum einnehmen. Paris zum Beispiel würde für die Romane, die in seinen Mauern spielen, ein paar sehr ansehnliche Säle brauchen; auch Berlin, London und Wien hätten schon stattliche Romanbibliotheken voll eigensten Inhalts aufzuweisen.

München ist darin viel bescheidener. Aber als ich mir unlängst die Frage vorlegte, was ich als treuer, selbst mit Isarwasser getaufter Münchener an münchener Romanen bisher gelesen hatte, kam ich doch zu einer ansehnlichen Reihe. Und merkwürdig — was ich vor 15 und vor 25 Jahren gelesen hatte, war mir besser im Gedächtnis haften geblieben, als das, was ich in den letzten Jahren zu mir genommen hatte.

Waren die alten besser? Oder kam das von der größeren Eindrucksfähigkeit jugendlichen Leseeifers? Oder lag es daran, daß München vor zwanzig und mehr Jahren eine wohlschmeckendere Rahmschicht besaß, die jene Aelteren abschöpfen durften?

Mit hoher Freude erinnerte ich mich an Paul Heyses „Im Paradiese"; und dann an Adolf Wilbrandts „Hermann Ifinger". Beide sind ausgesprochene Künstlerromane, beiden merkt man es an, daß sie aus norddeutschen Federn geflossen sind; daß ihre Urheber nicht selber im münchener Boden wurzelten und weniger Ohr für jene tiefen Untertöne hatten, die durch das Kiesbett der bayerischen Hochebene als Grundwasser flüstern und raunen, als vielmehr für jene klangvolleren Akkorde, die aus dem Aneinandertönen altmünchnerischer und zugewanderter Gesellschaftselemente sich gestalten. Es sind die rauschenden Wipfel und die bunten Blüten des münchener Wesens, mit denen diese beiden Romane sich befassen, nicht die Wurzeln und die Erde und das Gestein in den Tiefen. Aber welche Fülle von Geist und Poesie ist in den beiden Büchern niedergelegt! Wie vornehm muten sie uns an gegenüber dem, was das Alltagsleben der Gegenwart und was jene Wirklichkeitsromane uns bringen, die aus den Gerichtsverhandlungen, aus den Unglücksfällen der Zeitungsberichte und aus der nie rastenden Skandalchronik uns entgegentreten!

Dann fiel mir auch Hans v. Hopfens Roman „Der alte Praktikant" ein; und manche andere schöne Erzählung desselben Verfassers — eine Reihe von Geschichten, die in München und seiner Umgebung spielen. Geschichten aus allen Kreisen der Gesellschaft, aus hochgebildeten, halbgebildeten und ungebildeten Kreisen; aber alle voll von scharfer Beobachtung des Lebens, von treffender Zeichnung der Charaktere und geschrieben von einer Meisterfeder. Auf dem Fechtboden des alten Studenten-Fechtmeisters Gruber, wie in den Auen der blaugrünen Isar, in den bierduftenden Hallen des Hofbräuhauses und im Schattendämmer der Frauenkirche, in den lauschigen Winkeln altmünchnerischer Kaffeehäuser und in den Hörsälen der Universität: überall die gleiche volle Naturwahrheit!

Dann sah ich mich weiter um. Ich dachte an Conrads „Was die Isar rauscht". Zwar — die Gesellschaft, in die uns Conrad mit diesem Roman bringt, gefiel mir nicht ganz; aber echt war sie; und was der Verfasser aus Eigenem hinzuthat, oder was er vollends in einer kleinen münchener Erzählung „Die goldene Schmiede" gab: das war auch schwer erreichbar.

Hernach dachte ich auch an unseren längstverstorbenen Herman v. Schmid und seinen Roman „Mein Eden". Etwas hausbacken, nicht so modern und feurig wie Hopfen oder Conrad, aber wie reich dafür an treuem Fleiße, an liebevollem Versenken in eine Vergangenheit, von der uns Lebenden nur mehr altersgraue Häuser, mehrhundertjährige Bäume und Straßennamen übrig geblieben sind! Und alles andere, was diese Häuser und Straßen und Bäume belebt, legt bloß der Dichter in sie hinein: jene flüsternden, klagenden oder lächelnden Schattengestalten, die er aus verflossenen Tagen wieder zurückzaubert.

Noch manches andere Buch kam mir in den Sinn. So der prächtige „Kastl vom Hollerbräu" des Herrn v. Seydlitz, wo die münchener Bierindustrie zum beherrschenden Milieu gemacht ist. Und der köstliche „Rangierbahnhof" von Helene Böhlau; und E. Merks „Drei Frauen" mit ihrem vormärzlichen und modernen Münchnertum.

Auch ein paar vielbesprochene Schlüsselromane fielen mir ein. Der arme August Becker hatte sich einmal, vergrämt von widrigen Schicksalen, hinreißen lassen, einen mehrbändigen Roman „Verfehmt" zu schreiben, in dem eine Reihe wohlbekannter münchener Persönlichkeiten allzu deutlich und in keineswegs schmeichelhafter Weise vorgestellt wurden. Es war ein verfehltes Werk, eine Drachensaat für den Urheber. Geistreiche blasierte Menschen fanden sich in dem Roman „Sibylle Dalmar" von Frau Hedwig Dohm zusammen: Künstler- und Gelehrtenkreise und Hochfinanz. Auch da hielt das feine münchener Lesepublikum einzelne Gestalten für allzu photographisch dargestellt; es gab großes Aergernis. Viel gröber hätte das Aergernis sein müssen, als Frhr. v. Wolzogen seine Geschichte „Das dritte Geschlecht" schrieb. Aber das arme dritte Geschlecht war nicht einflußreich genug, um eine Verurteilung dieses Buches mit genügendem Nachdruck zu verbreiten; und so konnte Wolzogens schlampiges Werk binnen kurzem in 40 000 Exemplaren (sogar 120 000. D. Red.) auf dem deutschen Lesemarkte einherschwimmen.

Ein wirbelnder Reigen von Gestalten tanzte schon in meinen Roman-Erinnerungen, als ich diese weiterspann. Fast hätte ich Eisele und Beisele, Wühlhuber und Heulmaier und den Staatshämorrhoidarius auch für Romanfiguren gehalten, als mir noch rechtzeitig klar ward, daß diese doch aus den Fliegenden Blättern stammten. Aber immer neue Geschichten drängten sich in meine Gedanken: Leo Hildecks „Töchter der Zeit"*) und Kohlrauschs „Mein Ich". Und noch manches andere, bis Hermann Jaques mit seinem Untergang von München dem Schwarme ein jähes Ende bereiten zu wollen schien.

Aber es lebt noch und wird weiter leben und Romanfiguren erzeugen. Und ich sah ein, daß ich mich unmöglich mit allen einzelnen abfinden konnte, sondern mit einem nebelhaften Totaleindruck zufriedengeben mußte.

Daß Münchens Landschaft und Stadtbild in den meisten münchener Romanen zu ihrem Rechte kommen, ist begreiflich. Es war der größere Teil dieser Romane, der es vermochte, die münchener Landschaft mit malerischen Augen und dichterischer Gedankentiefe zu erfassen. Wer etwa am rechten Isarufer von der Prinz-Regenten-Brücke bis zu den oberen Ueberfällen hinauf und dann am linken Ufer wieder herab wandert, findet eine solche Fülle reicher und mannigfaltiger Stadtlandschaft, daß man sich wundern mag, wenn in einem münchener Roman nicht

*) Auch Leo Hildecks Roman „Wollen und Werden" spielt in München. Zu nennen wären u. a. noch „Melusine" und „Renate Fuchs" von Jakob Wassermann, „Liebe ist ewig" von Wilhelm v. Polenz, Carry Brachvogels Theaterroman „Die große Pagode", dann aus jüngster Zeit Heinrich Manns „Die Jagd nach Liebe" und Otto v. d. Pfordtens Roman „Das offene Fenster". D. Red.

eher ein Ueberfluß als ein Mangel an Landschaftsmalerei zu finden ist. Ein Städtebild richtig und treu zu schildern, fordert freilich nicht bloß Naturverständnis, sondern auch historischen Sinn, ein wenig kunstgeschichtlichen Ueberblick und etwas Einsicht in die Zustände jener Gesellschaftskreise, die den lebendigen Inhalt des Städtebildes liefern.

Und mit dem Stadtbild ist bloß die Dekoration geschaffen für das lebendige Schicksal des Menschen, das innerhalb der Mauern und Gärten sich abspielt. Der erfinderische Geist, der einen Roman erfinnen will und dabei zartfühlend genug ist, nicht die Eigenart und die Geschicke jener Menschen, in deren Kreis er lebt, kennbar zu verwerten: der findet in jedem gesellschaftlichen Gebiete, das er beobachtend berührt, immer bloß einzelne bunte Fadenstücke aus einem riesigen Teppichgewebe, das die Wirklichkeit gewebt hat. Seine Aufgabe ist es dann, diese Fadenstückchen nach vorwärts und nach rückwärts zu ergänzen und aus ihnen auf eigene Faust Schicksale zu weben.

Daß der Künstler für den Roman der Gegenwart die Berufsklasse ist, aus der man hauptsächlich Helden für Romane schnitzt, liegt in seiner Lebensstellung begründet. Künstlerische Ideale und nackte Lebenswirklichkeit geben ja immer schon von selber Konflikte, aus denen packendes Erlebnis sich entspinnen muß. Daß aber vollends ein münchener Roman ohne Künstler kaum gedacht werden kann, liegt auf der Hand. Ebensowenig, als er ohne das Rauschen der Isar gedacht werden kann. Demnach waren unter allen münchener Romanen, die je geschrieben wurden, mehr als die Hälfte zugleich Künstlerromane. Paul Heyse und Wilbrandt machten den Anfang; die anderen folgten. Und was für Künstler kann man in all diesen Romanen kennen lernen! Künstler, die ein Jahrhundert mit ihren Ideen ernähren könnten, und solche, die sich von Kellnerinnen im Café Luitpold ernähren lassen; Künstler, die Unmögliches malen und solche, die das Allermöglichste nicht malen können. Wenn alle diese Künstler miteinander einen Verein gründen würden, müßten die münchener Künstlergenossenschaft, die Sezession, die Luitpold-Gruppe und die Scholle hoffnungslos die Segel streichen gegenüber dieser niederschmetternden Summe von Talenten! Und die Atelierluft ist eine so nährende Luft für alle Stimmungen des Daseins! Für den Rausch des Uebermenschentums und den Katzenjammer der Talentlosigkeit; für Träume von den Inseln der Seligen und für den Ekel an allem Dasein. Ueber die zerschlissenen Teppiche der Ateliers schreiten außer Geisterfüßen auch die Seidenschuhe von Prinzessinnen, die nackten Zehlein von Modellen und die bestaubten Stiefel des Gerichtsvollziehers.

Im münchener Roman sind meistens alle anderen Kreise der Gesellschaft bloß Folie für den Künstler. Der Minister hängt ihm Orden an; die Gattin des Millionärs huscht zur Dämmerstunde in sein Atelier; der Offizier droht ihm mit der gezogenen Pistole; das Modell kocht ihm seinen Kaffee; der Kommerzienrat beeilt sich, ihm die Palette mit Hundertmarkscheinen abzuwischen. Und so fort. Nur schüchtern wagt sich in neuerer Zeit auch die Künstlerin, die Malheureuse, auf den unsicheren Boden des Romans.

Daß die anderen Menschenklassen dem Künstler gegenüber zu kurz kommen, ist, wenn schon eine Kunststadt zum Boden des Romans gewählt ist, nur zu natürlich. Der münchener Oberlandesgerichtsrat schöpft ja aus dem Bürgerlichen Gesetzbuche keine anderen Anregungen als sein Kollege in Danzig oder Bielefeld; der münchener Offizier gebraucht dieselben Kommandoworte wie sein Kamerad in Königsberg oder Metz. Und der münchener Sozialdemokrat, wenn er auch besser ist als der berliner, ist doch auch auf das erfurter Programm eingeschworen. Diese und alle anderen vorkommenden Menschenklassen so kennen zu lernen, daß man ihren münchener Typus vom kottbuser oder pforzheimer unterscheiden kann: darin besteht ein Teil der Romankunst. Aber nur ein Teil, nicht einmal der schwerste. Man muß indessen doch hübsch lang mit Münchnern zusammengelebt haben, um unterscheiden zu können, was als echt münchnerisch bezeichnet werden darf. Mit ein paar Dialektwendungen ist es nicht abgethan. Je höher man auf der sozialen Stufenleiter die Menschen sucht, die man schildern will, um so mehr sind die lokal ausgeprägten Charakterzüge durch Weltkultur abgeschliffen, ohne sich ganz zu verlieren. Einen münchener Bierfahrer so zu zeichnen, daß er sich von einem hamburger unterscheidet, ist nicht schwer; aber bei einem Senatspräsidenten oder Brigadegeneral gehört schon ein schärferer Stift dazu.

Es wäre eine höchst interessante Aufgabe für einen münchener Litterarhistoriker, eine eingehendere Studie über den münchener Roman zu schreiben. Selbst wenn er sich auf das beschränken wollte, was die Romanschriftsteller über Leben und Schicksale ihrer Zeitgenossen berichten; wenn er also den historischen Roman ganz unberücksichtigt lassen wollte. Allzuweit brauchte er in der schönen Litteratur nicht zurückzugreifen. Denn im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden in München bloß Gebet- und Schulbücher gekauft; höchstens noch das Kochbuch der braven Regensburgerin Katharina Daisenberger. Bei solchen litterarischen Bedürfnissen brauchten natürlich auch keine münchener Romane geschrieben zu werden. Jetzt steht die Sache anders; und in einer künftigen Geographie des Romans wird auch der münchener eine achtbare Stellung einnehmen.

Man kann in einer Stadt wie München überall Romanstudien machen: auf der lustigen Höhe des Franziskanerkellers und im lärmenden Gedränge der Trambahnwagen; in der Isarluft und zu Füßen der Bavaria. Und an hundert anderen Plätzen, von denen jeder seine Eigenart hat.

Man muß zur Terrasse am Ende der Prinz-Regenten-Straße hinaufsteigen, an einem Tage, wo der ganze Himmel grau ist und nur im Süden und Westen ein breiter Streifen goldhellen Aethers aufklafft. Lehnt man sich bei solcher Witterung an die Balustrade der Terrasse, dort, wo die nördliche Laterne steht, so sieht man im Süden dunkelblau das Hochgebirge gegen den Goldhimmel sich abzeichnen. Der prachtvolle Steilabsturz der Zugspitze steht gerade zwischen der schlanken Turmspitze der Mariahilfkirche und dem gemütlichen dicken Turme des Volksbades. Und rechts davon schweift das Auge weit ins Isarthal hinauf, wo rätselhafte Wald- und Berglinien hinter den Schleiern großstädtischen Dunstes erscheinen.

Da oben atmet man tief und frei. Ist man auch nur wenige Stufen gestiegen, so meint man doch turmhoch über der Stadt zu stehen, über ihrem Lärm und Leben. Auf den beiden Bänken zur Rechten und zur Linken des Terrassenausganges sitzen ein paar Menschen; auch solche, die sich für ein paar Augenblicke, aus dem Alltagsleben heraus, hierher in das Reich der Träume geflüchtet haben. Laß deinen Blick flüchtig über diese Menschen hingleiten. Nur flüchtig, damit sie nicht merken, daß du etwa über den Lebensroman nachdenkst, in dem sie gerade stehen, der sich an ihre Vergangenheit kettet und über ihrer Zukunft hängt. Ein Blick auf die Gesichter, auf die Kleidung und Haltung dieser Menschen entfesselt dir eine Kette von Gedanken darüber, was sie erlebt haben mögen und erleben werden. Und wenn dann der eine oder der andere sich erhebt, um müden oder elastischen Schrittes die Treppen hinabzusteigen: folge ihnen mit dem Auge, wie sie wieder über die Brücke, unter der die Isar durchrauscht, ihren Schicksalen entgegenwandern, im Häusermeer verschwindend. Schwarzbraun und ernst schauen die Frauentürme über dieses Häusermeer herein, in dem vierhunderttausend Lebensromane sich abspielen. Stoff genug für eine lange, lange Reihe von Geschichten froher und trauriger, sonnenheller und nachtdunkler Art.

(Münch. Allg. Ztg.)

Auszüge.

Reinhold Steig, der gewissenhafte Nachlaßverwalter des Hauses Grimm, hat in jüngster Zeit aus den vorhandenen Briefschätzen dieses Kreises verschiedenes an die Oeffentlichkeit gegeben. Die erste dieser Publikationen erschien in der Weihnachtsfestbeilage der „Tägl. Rundschau“ („Goethe und die Brüder Grimm“) und bringt ein Stück Briefwechsel zwischen Achim v. Arnim und den Grimms aus dem Herbst 1811, der Zeit, da die ersten Teile von Goethes Selbstbiographie erschienen. Arnim hatte im September Goethe in Weimar besucht und ihm dabei, auf Wilhelm Grimms Bitte, eine Probe von dessen Uebersetzung der Edda übergeben. Darüber schreibt er dem Freunde: „Deinen Auftrag an Goethe habe ich ausgerichtet; ich habe ihm die Uebersetzung gegeben, ihn um sein Urteil gefragt und wie gewöhnlich nichts gehört. Du weißt, daß zu Michaeli schon zwei Bände seiner Lebensgeschichte erscheinen; es scheint nun, daß diese Erinnerung seiner Jugend ihn in seinen Gedanken plötzlich mit Absicht alt macht; während er sonst mit einer Art Absicht alles mitzuumfassen strebte, so thut er jetzt, als ob er alles von sich hielte, und es war oft bis zum Lächerlichen, wie er bei allem Neuen in der Kunst, wovon ich ihm sprach, immer sagte: ‚Ja, das sind nun recht gute Späße, aber sie gehen mich nichts mehr an.‘ Einmal kam er darin so weit, daß er mir weismachen wollte, er kümmere sich um weiter nichts, als um die alten griechischen und römischen Pasten. Es scheint aber seine Arbeitsmethode, daß er sich in einem Studio isoliert. In Hinsicht Deiner Uebersetzungen (aus dem Altdänischen) habe ich nie ein anderes Urteil herausgebracht, als daß es gut sei, daß wir sie nun hätten, nicht, ob er sie sich irgend anders wünschte.“ Und im weiteren Verlaufe des Briefes äußert er sich: „Ich komme immer wieder in meinen Gedanken auf Goethe zurück; Du glaubst nicht, in welcher kuriosen Umgebung er lebt. Durch die Frau von allen rechtlichen Menschen in Weimar abgeschnitten, die nun alle Schuld auf ihn werfen, ihn herzlos und charakterlos nennen, scheint in ihm ein künstlicher Stolz und eine tiefe Zerknirschung abzuwechseln. Denk Dir, daß er vor vier Wochen in Jena heimlich kommuniziert hat und gegen mich mit einem Spott vom Christentum sprach, als von etwas Abgethanem. Seine älteste Geliebte, eine Frau von Stein, schwört darauf, er werde Herrenhuter. Sonderbar ist's, daß ich in Berlin, als die Nachricht kam, ein berühmter Gelehrter sei katholisch geworden, gegen Steffens behauptete: wenn Goethe auch nicht katholisch würde, er würde gewiß fromm.“ — In ihren Antwortbriefen vom 1. November sprechen sich sowohl Jakob als Wilhelm, jener schwärmerisch, dieser mit ruhiger Bewunderung über den inzwischen erschienenen Teil von „Dichtung und Wahrheit“ aus, ebenso über Goethes von Arnim geschildertes Wesen und Verhalten. Jakob findet es „kurios“, sucht es aber liebevoll zu entschuldigen, Wilhelm nennt es „unbegreiflich“. Er verübelte Goethe auch die Freundschaft mit dem Grafen Reinhardt, dem damaligen französischen Gesandten in Cassel, der in seinen Augen nur ein abtrünniger Deutscher und ihm sowohl wie Jakob persönlich unsympathisch war. — Von gleichem Interesse sind die beiden anderen Grimm-Publikationen Steigs. Die eine („In Wiepersdorf 1816“, Nat.-Ztg. 52) behandelt Wilhelm Grimms Besuch bei dem eben von schwerer Krankheit genesenen Arnim auf seinem Landgut Wiepersdorf in Sachsen mit den vorausgehenden und nachfolgenden Briefen, namentlich einem umfangreichen Brief Wilhelms über den Verlauf seiner Rückreise, die ihn auch nach Weimar und zu Goethe führte. Dieser empfing ihn, obwohl erst wenige Tage vorher Christiane gestorben war, und sprach äußerst freundlich und wohlwollend über vielerlei mit ihm. — Im vorhergehenden Sommer hatte Wilhelm Grimm mit Jakob und Savigny eine Rheinreise gemacht und einen ähnlich ausführlichen Bericht darüber an Arnim gesandt, den Steig in der „Tägl. Rundschau“ (Unt.-Beil. 21; „Wilhelm Grimms Rheinfahrt 1815“) gleichfalls zum ersten Male veröffentlicht.

* *

Eine interessante Streitfrage, die auch in die Sphäre der deutschen Romantik gehört, wird in einem Aufsatze Hermann Michels über „Schelling und Bonaventura“ (Nat.-Ztg. 20, 26) erörtert. Im Herbst 1804 erschien unter dem Pseudonym Bonaventura der kleine Roman „Nachtwachen“, dessen Verfasser nach einer nicht leicht zu verfolgenden Kette von Ueberlieferungen kein geringerer als der Philosoph Schelling gewesen sein soll. Das Buch war im Buchhandel nahezu verschwunden, als 1877 Alfred Meißner in seiner „Bibliothek deutscher Kuriosa“ einen Neudruck davon veranstaltete. Neuestens hat nun Richard M. Meyer im „Euphorion“ (s. unten Sp. 714) die Hypothese aufgestellt und verfochten, daß nicht Schelling, sondern E. T. A. Hoffmann der Verfasser des Buches sei. Michel geht an dieser Hypothese zunächst vorüber, sucht sie aber indirekt dadurch zu entkräften, daß er das gesamte von ihm zum Teil in mühsamen Vorarbeiten aufgetriebene Beweismaterial, das für Schellings Verfasserschaft spricht, zusammenstellt. Diese Beweise sind durchweg im einzelnen nicht zwingend, aber doch in ihrer Vereinigung stark genug, daß man an der bisherigen Annahme von Schellings Autorschaft wohl wird festhalten müssen. Von besonderer Wichtigkeit ist ein Brief Varnhagens, den der münchener Philosoph Hugo Beckers, ein Schüler und langjähriger Freund Schellings, in seiner Festschrift zu dessen hundertstem Geburtstag (1875) mitteilte: danach soll Schelling, der sich damals in Würzburg in starker Geldverlegenheit befand, den Roman auf die Aufforderung des Verlegers (Dienemann in Penig) binnen weniger Wochen geschrieben haben. Außer Beckers, der Schelling sehr nahe gestanden hat, und manchem anderen waren auch Schellings Söhne von der Verfasserschaft ihres Vaters überzeugt. — Ein Aufsatz über Rahel (Varnhagen), den Gustav Karpeles in der „N. Fr. Presse“ (14153) veröffentlicht, schließt sich an Hans Landsbergs jüngst erschienene, abgekürzte Neubearbeitung der Briefsammlung „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ an.

* *

Die letzte, hochbetagte Cousine Franz Grillparzers ist im vorigen Frühjahr in Graz mit der Forstratswitwe Pauline Grabner, geborenen von Sonnleithner aus dem Leben geschieden. Wie ihr Großneffe Dr. Rudolf von Schwarzbek erzählt („Aus den Jugendtagen meiner Großtante“, N. Fr. Pr. 14149), war sie als Tochter des Advokaten Dr. Ignaz von Sonnleithner 1809 in Wien geboren. In dem musikfreundlichen Hause ihres Vaters verkehrten u. a. Grillparzer, Joh. G. Seidl, Moritz von Schwind und Franz Schubert, von dessen Werken viele hier ihre ersten Hörer fanden, so beispielsweise der „Erlkönig“. Mit ihrem Vetter Grillparzer war Pauline namentlich in ihren Mädchenjahren viel zusammengekommen. — Das Thema „Grillparzer als Politiker“ behandelt Dr. Wilhelm Fritsch (Dtsch. Tagbl., Wien, 15), nicht ohne Grillparzers bekannte Zurückhaltung von der Volksbewegung des Jahres 1848 als eine Pflichtvergessenheit des Dichters zu tadeln. — Das neue (13.) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft würdigt in seinen einzelnen Beiträgen Dr. Ernst Gnad (W. Abendp. 6). — Den dort veröffentlichten Briefen des Malers Moritz von Schwind läßt der Bauernfeld-Biograph Dr. Emil Horner einige ungedruckte Briefe Bauernfelds an Schwind folgen („Schwind und Bauernfeld“, N. Fr. Pr. 14150). — Ein anderer Freund Schwinds, Eduard Mörike, wird an der Hand seines jüngst erschienenen Briefwechsels von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 27) charakterisiert. — Der Mitherausgeber dieses Briefwechsels, Dr. Rudolf Krauß, lenkt gleichzeitig (Frankf. Ztg. 22) schon jetzt die Aufmerksamkeit der litterarischen Welt auf Mörikes frühverstorbenen Landsmann Wilhelm Waiblinger (1804 bis 1830), dessen Geburtstag sich im Herbst zum hundertsten Male jährt. Eine Neuausgabe seiner Werke mit Biographie hat kürzlich Dr. Karl Frey

veranstaltet (Aarau, Sauerländer, 1904). — Ueber Gustav Freytag als Journalisten spricht Wilhelm Goldbaum im Anschluß an die jetzt vollendete zweibändige, von Ernst Elster besorgte Ausgabe der „Vermischten Aufsätze“ (N. Fr. Pr. 14150).

• •

Ein Besuch bei Hermann Lingg in München, den Alfred Beetschen zu des Dichters 84. Geburtstag in der „Allg. Ztg.“ (31) kürzlich schilderte, leitet zum Geschlecht der Lebenden über. Den vor zwei Jahren erschienenen Roman „Der Weg des Thomas Truck“ von Felix Hollaender macht Oskar Bulle (ebenda, Beil. 12) zum Gegenstand einer allgemeinen kritischen Betrachtung über „Ueberkultur“, für die er in dem genannten Roman ein besonders charakteristisches Symptom findet. — Hermann Stegemann skizziert (Basl. Nachr. 24) das litterarische Porträt Clara Viebigs, die er für „die stärkste Individualität unter den dichtenden Frauen“ erklärt. — Als einen „Naturalisten des Innenlebens“ feiert W. Lentrodt den Schlesier Hermann Stehr (Rhein.-Westf. Ztg. 56), ein Aufsatz, aus dem u. a. die Mitteilung interessieren dürfte, daß die Schulbehörde dem Lehrer Hermann Stehr auf sein letztes Buch hin die Erteilung des Religionsunterrichts entzogen hat. — Franz Adam Beyerlein hat unlängst in Prag eigene Werke vorgelesen, was den dortigen Blättern (Bohemia 26; Prag. Tagbl. 20) den Anlaß zu längeren Artikeln über diesen so rasch aufgekommenen Autor gab. — Seine merkwürdigen Eindrücke von Peter Hille, die er beim Besuche eines kleinen berliner Cabarets empfangen hat, giebt Alfred Klaar in einigen Feuilletons wieder („Dichterherbergen“, Königsb. Allg. Ztg. 21; „Unterirdische Litteratur in Berlin“, N. Wien. Tagbl. 26). — Hilles Landsmann, Hermann Wette, erfährt für seinen westfälischen Roman „Krauskopf“ (vgl. Sp. 446) in einem Feuilleton der „Kieler Ztg.“ (22021) reiches Lob. — Toni Schwabes schon mehrfach erwähnter Roman „Die Stadt mit lichten Türmen (vgl. Sp. 657) wird an zwei Stellen eingehender besprochen: im wiener Fremdenblatt (17) von Editha Du Rieux, die in dem Buche alle Vorzüge und alle Fehler der Jugend findet, und in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 18) in Form eines anonymen Briefes an den Herausgeber, in dem eine ältere Frau und Mutter sich kopfschüttelnd und mit gelinder Skepsis über das „sublimere Fühlen“ und die „fortschreitende Differenzierung“ ausspricht, die die jetzige junge Frauengeneration vor der früheren vorauszuhaben wähne.

• •

Vor hundert Jahren, am 26. Januar 1804, wurde Delphine Gay, die nachmalige Gattin Emile de Girardins, geboren („Madame de Girardin“, von Tony Kellen, Frankf. Ztg. 26), der ihre galanten Zeitgenossen das Prädikat der „zehnten Muse“ zuerkannten. Wie sie ihren Vornamen nach einer Romanheldin der Frau von Staël empfing, so schien sie im Leben deren „Corinna“ verkörpern zu sollen: gleich dieser war sie schon als junges Mädchen eine ihrer Schönheit und ihres Talentes wegen gefeierte Dichterin; gleich der „Corinna“ des Romans wurde sie auf dem römischen Kapitol mit dem Dichterlorbeer öffentlich gekrönt. 1831 heiratete sie den zwei Jahre älteren Emile de Girardin, den bekannten Wegweiser des modernen französischen Zeitungswesens, Begründer der ersten billigen Tageszeitung (La Presse) und „Erfinder“ des Romanfeuilletons. In seinem Blatte erschien die erste „Chronique“, die seither zu den ständigen Rubriken der pariser Presse gehört: sie trug den Titel „Lettres parisiennes“ und hatte — unter dem Pseudonym Vicomte de Launay — Delphine Girardin zur Verfasserin. Sie schrieb diese berühmten Plaudereien von 1836 bis 1848. Ihre Romane sind heute verschollen, dagegen kennt man noch ihr wirksames Theaterstück „Lady Tartufe“, einst eine Glanzrolle der Rachel, und den hübsch erfundenen Einakter „Der Hut des Uhrmachers“. — Einiges persönliches über Catulle Mendès und seine litterarischen Ansichten erfährt man aus einem Feuilleton der wiener „Zeit“ (467). — Den in Leipzig beschlagnahmten Roman „Die Liebe im Menschen“ von Camille Lemonnier (deutsch von Dr. Paul Adler, Magazin-Verlag) feiert Karl Hans Strobl (Brünn. Tagesbote 26) als ein sittlich ernstes Anklagebuch von erschütternder Wirkung und dichterischer Kraft. — Das Werk der pseudonymen Genferin Noëlle Roger, Gattin eines dortigen Anthropologen, deren Bücher besonders Probleme der Kinderseele und der Frauenfrage angreifen, skizziert E. Platzhoff-Lejeune in der „N. Zür. Ztg.“ (15). — Einen Essai über Walt Whitman von W. Lentrodt brachte die „Voss. Ztg.“ (19). Er nennt ihn „den“ Dichter Amerikas, einen „unausgeschöpften Brunnen“, der noch immer in Europa zu wenig geschätzt werde. — Andere Feuilletons behandelten Marie Gotheins Uebertragung der „Sonette nach dem Portugiesischen“ von Elizabeth Barrett Browning (Otto Hauser, Nat.-Ztg. 87), die neu aufgelegte Ausgabe der Tagebücher Byrons von Eduard Engel (Georg Hermann: „Ein letztes Renaissance-Drama“, Berl. Ztg. 10), Hall Caines Roman „Die ewige Stadt“ in Felix Heinemanns Bearbeitung (Willy Rath: „Wie man einen Musterroman bereitet“, Frankf. Gen.-Anz. 20). — „Ein höchst moderner Erzähler“ ist nach Dr. Raoul Auernheimer (N. Fr. Pr. 14 150) der italienische Novellist Matteo Bandello (1490 bis 1561), dessen Künstlernovellen kürzlich der Magazin-Verlag in deutscher Ausgabe herausgebracht hat. — Einem andern Renaissance-Autor, dem sonst als Schriftsteller bei uns wenig bekannten Lionardo da Vinci, hat neuerdings der Verlag Eugen Diederichs Gastfreundschaft gewährt: über diese von Marie Herzfeld veranstaltete Neuausgabe, deren erster Band vorliegt, berichtet Dr. Hermann Uhde-Bernays in der „Frankf. Ztg.“ (23). — Von den Litteraturen des europäischen Ostens war einzig die kroatische mit einer Charakteristik des Lyrikers Jovan Dučić, eines begabten Verlaine-Schülers, vertreten (Luna-Eek in der „Agram. Ztg.“ 18).

———

E.

„Paracelsus.“ Von Hans Benzmann (W. Abendp. 6)

„Geflügelte Worte.“ [Büchmann, 21. Auflage.] Von Eduard Engel (Königsb. Allg. Ztg. 23).

„Ein Schauspieler Alt-Wiens“ (Joh. B. Bergobzoom, 1742—1804). Von Gustav Gugitz (Dtsch. Tagbl., Wien 13).

„Aufraffung oder Niedergang?“ Von Hanns v. Gumppenberg (Münch. N. Nachr. 39). „Die münchner Hofbühne steht auf dem Punkte, aus der Reihe jener deutschen Schauspielbühnen zu verschwinden, die Anspruch auf Kulturbedeutung erheben können.“

„Ein schweizerisches Nationaltheater.“ Von Eduard Haug (N. Zür. Ztg. 17, 18).

„Zur Goethe-Litteratur.“ [Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner.] Von Paul Klobucar (Graz. Tagesp. 23).

„Zum Kampf gegen das Schmutzige in Wort und Bild.“ III. Von Otto von Leixner (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 19). Vgl. LE V, 1127.

„Die Weltsprache.“ Von Prof. Dr. Wilhelm Ostwald (Frankf. Ztg. 15). Ostwald, Professor der Physiochemie an der Universität Leipzig, spricht sich sehr dringend für Schaffung einer internationalen Hilfssprache aus.

„Eine trübselige Litteratur.“ Von Prof. Julius von Pflugk-Harttung (Der Tag 39). Ueber und gegen die grassierende Seuche der Masochisten-, Sadisten-, Flagellantenlitteratur u. s. w.

„Goethe und die Abstammungslehre.“ Von L. G. Ricek-Gerolding (Dtsch. Tagbl., Wien 5).

„Schlußbemerkungen zu Goethes ‚Nachtlied‘.“ Von Dr. J. Nölt (Frkf. Ztg. 17). Vgl. Sp. 632.

„Ueber Anregungen, die Schiller, Uhland und Zacharias Werner aus den Schriften des P. Abraham a Sancta Clara empfangen haben.“ Von Hans Strigl (Dtsch. Volksblatt 5391). Verfasser des Artikels ist Herausgeber einer neuen Ausgabe von Abraham a Sancta Claras Werken, deren erster Band soeben erschienen ist (Wien, Heinrich Kirsch).

„Amerika, du hast es besser!“ Von Georg Witkowski (Nat.-Ztg. 49). Klage darüber, daß neuerdings so viele wertvolle Privat-Bibliotheken und -Sammlungen ins Ausland verkauft werden, besonders nach Amerika, dessen Universitäten vor den unsrigen die bessere Dotierung und die reichen Gönner voraus haben.

„Paul v. Bojanowski.“ Zum siebzigsten Geburtstage. (Ebenda.)

„Eine Geschichte der chinesischen Litteratur.“ [Carl W. Grube.] (Hamb. Corresp., Litt.-Ztg. 2.)

Echo der Zeitschriften

Deutschland. (Berlin.) II, 2. Das k. k. Hof- und Staatsarchiv in Wien besitzt einige staatspolizeiliche Noten, die sich mit Ludwig Börne und anderen Vertretern der deutschen Freiheitsbewegung, mit Arndt, Görres und Schubart, sehr gründlich befassen, wenn auch nicht vom litterarischen Standpunkt aus. Nichtsdestoweniger interessieren diese Akten, denen Ernst Viktor Zenker allerlei „Aus Börnes Leben“ entnimmt, heute mehr den Litteraturfreund als die Polizei. Die fraglichen Schriftstücke stammen aus dem Jahre 1819, aus einer Zeit also, in der Ludwig Börne „als besonders ‚suspect‘ galt, wo er die ‚Wage‘, die ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt‘ und die ‚Zeitschwingen‘ herausgab und die deutschen Regierungen in höchst unehrerbietiger Weise angriff“. Damals wurden die „Zeitschwingen“ gerade von der hessischen Regierung unterdrückt, und Börne begab sich nach diesem ersten Abschnitt seiner publizistischen Laufbahn nach Paris, von wo er für Cotta korrespondieren sollte. Die pariser Polizei erfuhr alsbald von seiner Uebersiedlung und meldete — in dem ersten von Zenker publizierten Schriftstück vom 18. Oktober —: „à son arrivée ici, il sera surveillé avec soin“. Von Paris kehrte Börne noch im November nach Frankfurt zurück, wo er bereits von der Polizei empfangen wurde. Nach seiner Verhaftung unterzog man ihn einer hochnotpeinlichen Untersuchung, um „den Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu enthüllen“. Mit dieser Verhaftung steht das zweite Schriftstück in unmittelbarem Zusammenhange: es ist ein sorglicher Bericht über Börnes Leben in Paris, über Briefe, die er empfangen und abgeschickt, über Personen, die er gesprochen hat. „Börne wurde nach vierzehntägiger Haft entlassen; er that den Freunden Metternichs und seines Systems nicht den Gefallen, sich als Carbonaro zu bekennen, dafür wies er aber auch später die Ehre zurück, unter demselben Regime ‚kaiserlicher Rat‘ zu werden.“ — „Aus Karl Gutzkows Briefwechsel“ veröffentlicht H. H. Houben (3, 4) eine Reihe von Briefen an Levin Schücking, Feodor Wehl, Fr. Zabel, M. Carrière, Titus Ullrich, L. A. Frankl u. a. — Theodor Kappstein (4) macht auf „Ein vergessenes Kleinod der Weltdichtung“ aufmerksam — es ist Ibsens „Peer Gynt“, und Hermann L. Köster schreibt (3) über „Jugendschriften“. — Erwähnt sei noch eine längere Studie von Professor Theodor Lipps „Zur Psychologie der Dekadenz“ (4).

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXIII, 1. Das „Militärthema in der modernen Litteratur“ ist aktuell geworden. Von Otto Erich Hartleben („Rosenmontag“) bis zu Beyerlein und Bilse haben sich mancherlei Autoren mit diesem Stoffe befaßt, für dessen plötzliches Auftauchen in unserem Schrifttum R. W. Martens verschiedene Gründe findet. „Zunächst mag die lange Friedenszeit die Notwendigkeit des Krieges und somit der Armee aus vieler Menschen Gesichtskreis gerückt haben. Ferner hat sich unzweifelhaft das persönliche Ehrgefühl der Leute verfeinert, sodaß wörtliche oder gar thätliche Beleidigung, die früher als etwas Unabänderliches hingenommen wäre, heute einen ganz gewaltigen Protest hervorruft. Zugleich hat sich das Solidaritätsgefühl der Menschen verstärkt, durch das die öffentliche Meinung immer auf Seite des Gekränkten stehen wird.“ Nicht die Litteratur, die entrüstete Offiziere jetzt „heeresfeindlich“ nennen, sondern die Zustände, die sie veranlassen, findet der Verfasser beklagenswert. In den Ausführungen, die im Anschluß daran ein als „Miles“ verkappter Anonymus giebt, werden die „Elaborate von Beyerlein und Bilse“ wesentlich anders beleuchtet. Die Armee vertrage nun einmal in ihren inneren Einrichtungen die Oeffentlichkeit schlecht, und nur die Einführung der öffentlichen Militärgerichtsbarkeit habe „diese Sorte von Litteratur“ auf dem Gewissen. — Im ersten Hefte schreibt Karl Fries noch über „Homers Objektivität“; im zweiten spricht Gustav Thurau „Vom modernen Geist in Frankreich“, wesentlich im Anschluß an Emile Pierrets „L'Esprit moderne“ (Paris, Perrin. 1903). — Das dritte Heft enthält einen wiederum anonymen Aufsatz über „Eduard Mörikes Briefwechsel“, das vierte eine Studie von Heinrich Driesmans über „Friedrich Hebbels Philosophie des Dramas“. In ein Ja-Sagen zum Leben klinge diese dramatische Philosophie überall aus, zu einem „Leben, das der Schuld nicht mehr sklavisch-feige erliegt, sondern sie stolz und zukunftsfreudig trägt, in dem erhebenden Gefühle, Stufe zu sein, über die des Menschen Sohn zu reineren, heiteren Lebensformen emporsteigt. Nicht der Tod erlöst fürder vom Leben, sondern das Leben“. — Den Titel von Otto Weiningers nachgelassener Schrift, „Ueber die letzten Dinge“, setzt Max Kempff vor einen Essai, der die Bedeutung dieses von M. Rappaport herausgegebenen Buches ins rechte Licht stellt. Reicher an Anregungen, an Blitzlichtern und kostbaren Goldfunden sei keine Schrift unserer Tage. Weiningers Universalität sei echt. „Die Studien und Spekulationen über die Einsinnigkeit der Zeit, über Raum und Wille, die Versuche über Tierpsychologie, die Wertung von Kunst und Wissenschaft stellen ihn als Beobachter und Erkenner gleich hoch. Ihm ist die Kunst Friedrich Nietzsches eigen, Probleme zu stellen und mit fein geschliffenen Epigrammen zu lösen. Wie Nietzsche ist er Herr des Aphorismus. Unbändige Kraft verleitet ihn dann zu Sataneskeн, besonders seiner theoretischen Nichtleidenschaft, dem Weibe, gegenüber: ‚das Innenleben der Frau dauert immer höchstens neun Monate‘.“ — Eine hohe sittliche Forderung und die Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit hört Johannes Gaulke (5) aus Camille Lemonniers Roman „Die Liebe im Menschen“ herausklingen und versteht um so weniger die Handlungsweise des leipziger Staatsanwalts, der das Buch als sittenverderblich einziehen ließ. „Wenn nun einmal ein Roman eine Tendenz haben muß, so kann man diesem Werke eher eine moralisierende zusprechen. Es ist wichtiger und zweckentsprechender, die Ursachen einer Erscheinung zu ergründen als sie zu verdecken.“

Janus. Blätter für Litteraturfreunde. (Jauer.) I, 8—11. Das Leben und Schaffen einzelner dichterischer Individualitäten suchen die vorliegenden Hefte von verschiedenem Standpunkt aus zu beleuchten. K. J. Hentschel zeichnet den Lebenslauf der Marie Ebner-Eschenbach, und Moritz Necker erörtert ihr Verhältnis zur Kunst, wobei er hauptsächlich auf den Künstlerroman „Agave“ eingeht. Otto Nafe schildert an gleicher Stelle die Heimat und die Naturbilder Adalbert Stifters. — Im neunten Hefte rührt der biographische Teil über Eduard Mörike von A. K. T. Tielo her, während Rudolf Krauß das Sonderkapitel „Mörike und die Münchener“ behandelt. In den Dichter- und Künstlerkreisen der bairischen Hauptstadt war man längst von Mörikes Größe überzeugt, als dieser noch keineswegs zu den litterarhistorischen Dogmen gehörte. Von den Männern, die dort das Talent des Schwaben bewunderten und als wesensverwandt sich ihm nahe fühlten, traten vor allem Paul Heyse, Emanuel Geibel, Lingg, Hertz, Bodenstedt und sonderlich Moritz von Schwind zu ihm in ein freundschaftliches Verhältnis. — Zu dem Bacon-Schwindel nimmt Eduard Engel abermals Stellung, um darzuthun, daß das Gerede von angeblich ungeheurer Gelehrsamkeit und geistiger Größe Bacons eitle Legende sei. „Gedankenloses Nachsprechen

unbewiesener, beim ersten scharfen Zusehen in nichts zerstiebender Gemeinplätze hat im Falle Shakspere-Bacon ein scheinbar unlösbares Netz von Irrtum über eine Frage ausgebreitet, die nie eine Frage hätte werden dürfen, wenn man sich zum Grundsatz gemacht hätte, zu prüfen statt zu glauben. Ich habe mich der Arbeit der Prüfung unterzogen und muß bekennen, daß ich kaum je im Leben solche Qualen geistiger Oede, einschläfernder Langeweile, litterarischer Nichtigkeit erlitten habe wie bei dieser Prüfung, die darin bestanden hat, die vierzehn dicken Bände in Wörterbuch-Oktav von Francis Bacons sämtlichen Werken und Briefen durchzulesen. Welch ein litterarischer Hochgenuß ist Klopstocks Messias mit all seinen 20 Gesängen gegen die nahezu über menschliches Vermögen hinausgehende geistige Folter der gewissenhaften Durchlesung der großen Gesamtausgabe von Bacons Werken und Briefen!" Und dieser Bacon solle ein geistiges Doppelleben geführt, solle die 37 Dramen Shakspeares geschrieben haben? — Den Inhalt des 10. Heftes bilden ein Lebensabriß des Prinzen Emil v. Schönaich-Carolath aus der Feder G. Schülers, eine Skizze von H. Zuchhold über Martin Bölitz, ein Aufsatz von K. Fuchs über „Klopstock und seinen Einfluß auf die österreichische Litteratur", sowie eine knappe Studie von Viator über „Goethe und die Engländer". — Reiches bibliographisches Material über das Bekanntwerden „Adams Mickiewicz und der polnischen Litteratur in Deutschland" steuert A. Weiß (11) bei. Ebendort charakterisiert H. Tardel „Die Frau in der Lyrik Chamissos", und K. Thumser betrachtet „Anzengruber als Volkserzieher".

Nord und Süd. (Breslau.) Februar-Heft. Ein großer Zwiespalt geht durch die moderne griechische Litteratur, der Kampf um die Frage, ob die Volksdialekte oder das Hochgriechische das wahre echte Griechisch seien. Erst vor kurzem führte dieser Streit zu handgreiflichen Protesten, als athenische Studenten die Aufführung der äschyleischen Orestie in dialektischer Mischsprache zu verhindern wußten und damit bezeugten, daß sie im „Hochgriechischen" das nationale Heiligtum ihrer Sprache erblicken. Der Hauptvertreter dieser hochsprachlichen Richtung auf dem Gebiete der Dichtkunst ist Kléon Rangabé, dessen Leben und Schaffen hier Karl Macke schildert. 1842 in Athen geboren als Sprößling eines alten byzantinischen Geschlechtes, besuchte Kléon Rizo Rangabé in seiner Vaterstadt die Schulen, studierte in Berlin und Heidelberg Jurisprudenz, um dann die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Als griechischer Geschäftsträger in Washington heiratete er die Tochter des damaligen deutschen Gesandten, Freiherrn von Gerolt, ging 1871 nach Petersburg, dann nach Wien, Bukarest und machte als diplomatischer Agent in Aegypten die Schreckenszeit von Arabi Paschas Aufstand mit durch. Schließlich kam er als Bevollmächtigter 1891 nach Berlin, wo er noch heute verweilt. „Rangabé ist bedeutend als Dramatiker und Lyriker. Unter seinen Dramen ragen hervor ‚Julian, der Abtrünnige', ‚Theodora', ‚Die Ikonoklasten', ‚Kaiser Heraklius', ‚Die Herzogin von Athen', Dramen, deren Stoffe meist der byzantinischen Geschichte entnommen sind. Von Lustspielen sind zu nennen: ‚Die Freier der Penelope', während ‚Harald, Fürst der Waranghier' ein byzantinischer Roman ist; als Lyriker zeigt sich Rangabé in seinen ‚Algi' (Ἄλγη, Leiden), erschienen in illustrierter Prachtausgabe bei Drugulin in Leipzig. Die Dichtungen sind in glänzender Sprache geschrieben, — schwermütig, ein Stück Weltschmerz ist in ihnen zu lesen. Bisweilen erheben sie sich aber doch zu heiterer Laune, und auch die Dialektdichtung ist darin, allerdings nur beschränkt, vertreten. So hat Rangabé als letzte Dialektdichtung im armatolischen Dialekt Körners Schwertlied übersetzt, genau dem Metrum und der Melodie entsprechend." Die erste Strophe nimmt sich da folgendermaßen aus:

Πῶς λάμπεις στὸ πλευρό μου,
σπαθί μου φλογερό μου;
τί με γλυκοκυτᾶς,
καὶ χαίρεις καὶ πετᾶς;
Ζήτω!

— Im gleichen Hefte zeigt Helene Zimpel, wie uns „Heinrich v. Kleist aus Nietzsches Geburt der Tragödie grüßt, er, der ein Deutscher war und zugleich ein Grieche, ein christlicher Junker und doch ein Bekenner des Antichrist, der kein Musiker war und doch ein Musischer durch und durch, er, der viel gelitten hat, um so schön zu werden: ‚Kleist der Dionysische'". — Ein kurzer Aufsatz von Friedrich Uhl behandelt „Ida Brüning (geb. Wohlbrück, später verehelichte Schuselka) und das Wiener Theater".

Süddeutsche Monatshefte. (München.) I, 2. Die Tagebücher von Alban Stolz nennt Josef Hofmiller bedeutsame Dokumente einer durch und durch religiösen Natur, zugleich die wertvollsten Werke dieses nun schon seit zwanzig Jahren verstorbenen katholischen Priesters. „Geboren am 8. Februar 1808 als das sechzehnte Kind einer ältlichen Mutter, war Stolz acht Jahre Lyceist in Rastatt, drei Jahre Theologe in Freiburg, dann in Heidelberg, wo er zugleich Philologie und Jurisprudenz studierte, wurde 1833 zum Priester geweiht, ward Vikar zu Rothenfels im Murgthale, dann in Neusalz, Lehrer für Religion, Latein, Französisch und Griechisch am Gymnasium zu Bruchsal, von hier wegdenunziert und weggeekelt, 1843—1847 Repetent am freiburger Priesterseminar, von hier wegdenunziert und weggeekelt, 1847 bis 1883 Professor der Pastoraltheologie an der Universität Freiburg, von wo ihn wegzudenunzieren und wegzuekeln viele, jedoch erfolglose Versuche unternommen wurden." Seine gesammelten Werke (Freiburg, Herder) füllen 19 Bände; daneben existiert eine Volksausgabe von zehn Bänden. Seine bekanntesten Bücher sind „Spanisches für die gebildete Welt" und „Besuch bei Cham, Sem und Japhet", die freilich nicht so bedeutend sind wie die drei Bände seiner Tagebücher: „Witterungen der Seele", „Wilder Honig", „Dürre Kräuter". Daß diese Tagebücher von einem katholischen Priester und Theologen geschrieben seien, erhöhe ihre Originalität und ihr psychologisches Interesse. „Der katholische Priester ist gegenwärtig nicht sehr beliebt; man läßt den Stand die Fehler einzelner Vertreter entgelten. Kaum ein Stand aber ist so vogelfrei und wehrlos den Angriffen gewisser Witzblätter ausgesetzt, die aus den geschmacklosesten Beleidigungen des katholischen Priesterstandes eine stehende Rubrik gemacht haben . . . Man mag über manche Priester denken, wie man will, mag in vielem ihr Gegner sein und ihr Auftreten in der Oeffentlichkeit nicht immer billigen, aber darüber muß jeder anständige Mensch empört sein, daß gegen keinen Stand solch ehrenrührige und kränkende Witze seit Jahr und Tag systematisch fabriziert werden, wie gegen den des katholischen Priesters. Ich hebe als Gegenbeispiel einer ungeschmeichelten und künstlerischen Behandlung des Problems das priesterliche Milieu von Max Halbes ‚Jugend' mit Auszeichnung hervor." Die Gestalt eines Alban Stolz hebe sich harmlosen Spießbürgern gegenüber scharf und unversöhnlich ab — und „Reinrassigkeit scheint mir nicht nur bei Rennpferden und Jagdhunden, sondern auch bei Menschen die unumgängliche Voraussetzung, daß man sie schätze".

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Berlin.) VII, 10. Hans Landsberg setzt die Geschichte der „Deutschen litterarischen Zeitgemälde, Parodieen und Travestieen" (vgl. LE V, 767) mit der Betrachtung der Litteraturkomödie des neunzehnten Jahrhunderts fort. Die Romantik führte auf diesem Gebiete den Höhepunkt herauf, ohne freilich „vollwertige, an sich verständliche Kunstwerke zu schaffen, ohne je bis zur Geistesfreiheit und Größe der aristophanischen Dichtung aufzusteigen". Gegen Kotzebue und Iffland wandten sich die Schlegel, Tieck, Brentano, Mahlmann, Bäuerle, Bernhardi und andere. Es war eine langwierige Fehde, dieser „Kampf der Romantik

gegen das Philisterium“, ein Kampf, der sich noch einmal in den Intermezzis aus der Nathan-Parodie von Julius v. Voß überschauen läßt. Es ist bekannt, daß Goethe mit in diesen Streit hineingezogen wurde. Auf dem Boden Weimars wuchs dichtes satirisches Unkraut, das hinlänglich zeigt, wie es um die Stille und Vornehmheit des thüringischen Musensitzes in Wahrheit stand. „Thatsächlich war Weimar ein unglaubliches Klatschnest. Die Litteratur stand unter der Protektion der Hofdamen, die sich doch mehr für den Menschen als für den Dichter interessierten und voll Neugier nach seinen kleinen Schwächen und intimen Geheimnissen fahndeten. Goethe mochte in diesem Getriebe, umgeben von oberflächlichen, prüden und koketten Frauen, oft an das Schicksal Irions denken und sich nach den freien, offenen Genossen seiner Jugendzeit zurücksehnen.“ Den Höhepunkt fand das litterarisch-polemische Drama — nachdem inzwischen Baggesen und Eichendorff aufgetreten waren — in Platens Litteratursatiren, die, zum ersten Male „klassische Kunstgebilde, mit Litteratur und Kultur durchsättigt waren und ein ideales Programm der Dichtkunst aufstellten“. In dieselbe Zeit fallen Grabbes groteske Satiren, Grillparzers Litteraturkomödien, bis dann allmählich die Satire auf politisches und philosophisches Gebiet überspringt. „So ruft der Schelling- und Hegel-Kultus eine beträchtliche Anzahl solcher Dramen hervor: Rückert schreibt seinen ‚Napoleon‘, Grillparzer ‚der Zauberflöte zweiten Teil‘, Bauernfeld ‚Die Vögel‘, die freilich durch das Auftreten Richard Wagners auch zur Musik in Beziehung treten. Der Schwerpunkt der litterarischen Satire fällt jetzt nach Oesterreich, wo auch in der Dichtung Zustände fortdauerten, die in Deutschland einen entschiedenen Umschwung erfahren hatten. Wien war, dank der mehr persönlichen als künstlerischen Anteilnahme, die es seinem Liebling, dem Theater, von jeher entgegenbrachte, ein besonders fruchtbarer Boden für derartige Produkte.“ Neben Bauernfeld ist vor allem Nestroy hier zu nennen. Späterhin hüllt die litterarische Satire sich wieder in das Gewand des Romans oder der Novelle (Scheffel, „Ein Tag in Vaucluse“, Heyse, „Merlin“, Ebner-Eschenbach, „Bertram Vogelweid“). „Erst in der Gegenwart rufen wieder bedeutende und erfolgreiche Dramatiker Litteraturkomödien hervor. So wird Ibsen ausgezeichnet parodiert in Hartlebens ‚Ipse: der Frosch‘ . . . Aus einem ganz anderen Geiste geboren ist Wildenbruchs frostig-allegorischer Märchenschwank ‚Das heilige Lachen‘ . . . Darf man diese Satire unverständig nennen, so berühren andere peinlich durch ihre rein persönliche Spitze. Dahin gehört Else von Schabelskys ‚Der berühmte Mann‘, wo Paul Lindaus Irrungen und Wirrungen dramatisiert werden, oder Arno Holzens ‚Sozialaristokraten‘, die mit Mackay, Przybyszewsky, Bruno Wille und andern mehr ihr Spiel treiben und überall über das, was litterarischer Anstand gebietet, hinausgehen.“ Von modernen Satiren nennt Landsberg weiterhin noch die Parodieen auf G. Hauptmann von Leopold Wulff, F. Ostini und O. E. Hartleben, und, als „ziemlich unerfreulichen Abschluß“, Otto Ernsts „Jugend von heute“. — Im gleichen Hefte veröffentlicht Erich Ebstein eine Nachlese zu seinem Aufsatz über „Bürger-Bilder“ (vgl. LXIII, 1489).

Euphorion. (Leipzig.) X, 3. Die „Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert“, die Ernst Consentius veröffentlicht, rühren von Christlob Mylius, dem Freunde Lessings, her. Sie fallen in die Jahre 1751—1753 und zeigen, wie willig Mylius für Hallers Interesse eingetreten ist, als La Mettrie seine Schmähungen gegen den göttinger Gelehrten richtete. Nicht minder beweisen sie, wie Mylius in dem berüchtigten Streit zwischen der Akademie und Samuel König auf des letzteren Seite stand und mit cynischer Freude seinen Haß gegen den Präsidenten Maupertuis, den auch Voltaire befehdete, aussprach. Sie enthalten schließlich auch bislang unbekannte Thatsachen, die Friedrich des Großen Stellungnahme gegenüber Lessing in neuem Lichte erscheinen lassen. — Nach einigen Mitteilungen Albert Leitzmanns „Zu Johannes Falks Bericht über seine ersten Reisen nach Jena und Weimar“ (Juli 1792) und nach einer Studie Constantin Ritters über die „Sprachstatistik in Anwendung auf Goethes Prosa“ ergreift R. M. Meyer das Wort zu der Autorschaftsfrage der „Nachtwachen von Bonaventura“. Das 1805 in einem kleinen sächsischen Städtchen erschienene Werk hatte man bisher meist für eine Arbeit Schellings gehalten. Hatte zwar schon Rudolf Haym mit guten Gründen diese Autorschaft angezweifelt, so war bislang eine eingehende Prüfung dieser Frage unterblieben. R. M. Meyer wägt die verschiedenen Gründe und Gegengründe ab, die für Schelling und für E. T. A. Hoffmann sprechen, und kommt zu dem Ergebnis, daß Schelling wohl endlich vom Verdacht der Autorschaft zu befreien sei (vgl. dagegen oben Sp. 706). In den „Nachtwachen“ liege wahrscheinlich einer jener Romane vor, mit denen Hoffmann sich seit 1790 beschäftigt habe. Zu dieser Annahme führen eine Reihe innerer und äußerer Merkmale, unter denen die Aehnlichkeit der Beziehungen zwischen Hoffmanns frühsten Werken und diesem problematischen Buche vor allem zu nennen sei. Hoffmanns „Schreiben eines Klostergeistlichen“ stehe diesen „Nachtwachen“ auffallend näher als seine späteren Schriften. Eine Verhöhnung von Schillers „Braut von Messina“ sei in beiden Werken die merkwürdigste Uebereinstimmung. Habe Hoffmann in seinem „Schreiben“ vor allem gegen die Chorpoesie geeifert, ohne damit alles sich vom Herzen zu schreiben, so sei der Rest in den „Nachtwachen“ nachgeholt. Ihr viertes Kapitel enthält eine beispiellos kecke Verspottung der „Feindlichen Brüder“, eine echt romantische, grausame Parodie dieses Dramas. — „Nachträgliches zu E. T. A. Hoffmann“ steuert ferner Hans von Müller bei. — J. Nassen liefert einige Bemerkungen zu „Heinrich Heines ‚Salon‘“ und zu seinem Gedichtzyklus „Katharina“, und Josef Wihan beendet seine Parallele zwischen „Franz Stelzhamer und Robert Burns“. — Die Entstehungsweise von Grillparzers „Sappho“ stellt O. E. Lessing folgendermaßen dar („Sappho-Probleme“): Der Dichter begann eine Künstlertragödie zu schreiben. „Er hat aber das Problem von Anfang an nicht tief genug gefaßt. Er überhastet die Ausarbeitung; und dazu noch durch Krankheit im Schaffen ernstlich gestört. Als er die Arbeit wieder aufnimmt, hat sich die Künstlertragödie unversehens zur bloßen Liebesintrigue verwandelt. Auch dieser neue Plan wird nicht konsequent durchgeführt, sondern mündet in den Schluß des alten Plans ein, der im Gedächtnis des Dichters haften geblieben war. Liebesdrama und Künstlerdrama erscheinen somit nicht zu organischer Einheit verbunden.“ — Aus dem „Wiener Conversationsblatt“ von 1821 endlich teilt Robert F. Arnold eine ergötzliche Goethe-Polemik mit, jenen Feldzug Martin Spans, des Mannes, dem unter allen Goethe-Gegnern der Preis gebührt, daß er den Gipfel unfreiwilliger Komik erreicht hat.

„Mathilde Serao.“ Von Anna Brunnemann (Aus fremden Zungen, Berlin; XIV, 1).

„Anatole France.“ Von Anna Brunnemann (ebenda, XIV, 1).

„Die Bedeutung Kotlarewskyjs für die nationale Wiederbelebung Ukrainas.“ Von Dr. J. Bryk (Ruthenische Revue, Wien; II, 1). Iwan Kotlarewskyj, geboren 1769 in Poltawa, ließ 1798 sein Hauptwerk, eine Travestie der klassischen Aeneis, und 1819 ein Melodrama „Natalka Poltawka“ erscheinen. Zeigte das — noch heut gespielte — Drama zum ersten Male den ukrainischen Bauer in wahrem Lichte, so illustrierte die „Aeneis“ spöttisch die Lage des ruthenischen Volkes.

„Bei Ludwig Ganghofer.“ (I.) Von Vincenz Chiavacci (Heimgarten, Graz; XXVIII, 5).

„Seefahrt und Dichtung.“ Von Reinhold Fuchs (Die Flotte, Berlin; VII, 1).

„P. Joseph Staub O. S. B.“ Von Ed. K. (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 5). P. Staub, Geschichtsprofessor in Einsiedeln, hat eine Sammlung lyrischer Gedichte erscheinen lassen.

„J. G. Herder und die alte deutsche Dichtung.“ Von Dr. Reinke (ebda., XVIII, 5).

„Arbeiterlitteratur.“ Von Matthieu Schwann (Neue Bahnen, Wien; IV, 2). Wünscht, daß auch andere Stimmen aus Arbeiterkreisen, sowie Fischers „Denkwürdigkeiten“, offenbar werden, eine „naive Arbeiterlitteratur“, „Arbeit der Volksseele“.

„Dante in der konfessionellen Polemik des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts.“ Von Adolf Schmitthenner (Die Grenzboten, Leipzig; LXIII, 2).

„Carl Friedrich Abbt, ein fahrender Schauspieler i. 18. Jahrhundert.“ Von Dr. O. Beeck (Niedersachsen, Bremen; IX, 7).

„Gedanken über das Wesen der Poesie.“ Von Dr. Ph. Witkop (Hochland, München; I, 4).

Echo des Auslandes

Holländischer Brief.

Aus der Zahl der Beiträge zur außerholländischen Litteratur ist eine Skizze über Hermann Sudermann zu erwähnen, die J. Kalff jr. für die von ihm unter dem Titel „Männer und Frauen von Bedeutung“ herausgegebene Sammlung geschrieben hat (1903). In seiner Wertung des Autors dürfte J. Kalff jr. der üblichen Einschätzung sehr nahe kommen. Auch das der Technik des Dramatikers gewidmete Lob ist nicht unbedingt; die Hauptbedenken Kalffs aber sind gegen das Gemachte in der Entwicklung und gegen die bald unsichere, bald krasse Zeichnung der Charaktere gerichtet. In dem „Glück im Winkel“ sieht Kalff das gelungenste Werk des Autors. — Dr. J. de Jong liefert eine Studie über Berlioz als Kritiker („Onze Eeuw“, Jan.) anläßlich einer vor kurzem erschienenen Sammlung bezw. Auslese von Kritiken des Komponisten („Les Musiciens et la Musique“, Paris, Calman-Levy). Nach de Jong fehlten Berlioz gerade die wesentlichsten Eigenschaften des Kritikers: Selbstbeherrschung und Charakterfestigkeit; überdies thue jeder Komponist gut daran, sich vom kritischen Beruf fernzuhalten. — Dem Schriftsteller Emile Faguet, wie Berlioz Kritiker des „Journal des Débats“, und zwar Theaterkritiker, widmet Maurice Wilmotte, Professor an der Universität Lüttich, eine gründliche Darstellung („Gids“, Dez. 1903). — P. J. van Eldik Thieme erzählt lebhaft und unterhaltend von Leben und Werken des älteren Dumas („Tijdspiegel“, Dez. 1903). — Dr. A. S. Kok veröffentlicht einen Aufsatz über neue Dantestudien, deren wesentlichsten Fortschritt er in der Erkenntnis erblickt, daß für das Verständnis des Dichters seine göttliche Komödie, wenn auch an erster Stelle, so doch nicht ausschließlich in Betracht komme, vielmehr auch die weiteren Offenbarungen seines Genius Beachtung verdienen („Onze Eeuw“, Dez.).

Die durchaus zweckentsprechend geleitete Monatsschrift für Bücherfreunde in Groß-Niederland „Den Gulden Winckel“ bringt neben Mitteilungen über die deutsche Shakspere-Gesellschaft und das Shakspere-Jahrbuch Daten über die Verbreitung Shakspeares in Holland aus der Feder von J. H. Rössing (Jan.). Hollands Schlegel ist L. A. J. Burgersdijk und sein Werk, das nicht ohne die Anregung der deutschen Schauspielkunst (Meininger, Possart u. s. w.) entstanden sein mag, ganz jungen Datums. Immerhin lasse sich in der holländischen Litteratur frühzeitig Schätzung und Nachahmung des britischen Dichters erkennen. — L. Simons vermittelt in einer eindringenden Studie seinen Lesern die Bekanntschaft mit dem irischen Schauspieldichter George Bernard Shaw, schildert die Entwicklung des Dichters vom Sozialisten zum Bekenner Nietzsches und giebt eine eingehende Analyse und Wertung seiner Stücke, die sich stellenweise wie ein Panegyrikus liest („Gids“, Jan.).

Franz Deckers stellt sich die Aufgabe, zu schildern, wie sich im Belgien französischen Idioms die Kunst schrittweise zu hoher Blüte entwickelt habe („Nieuwe Arbeid“, Lief. 10). W. Kloos zeichnet in großen Zügen den Entwicklungsgang der vlämischen Litteratur von jenem Klassizismus ab, der, ein Ableger der holländischen Rhetorik vor dem Aufkommen der Nieuwe Gids-Richtung, immerhin das Verdienst besaß, der Tendenz der Zeit, im Französischen aufzugehen, Widerstand geleistet zu haben („Nieuwe Gids“, Jan.). Freilich leuchtete schon damals, von den Zeitgenossen unbeachtet, in Guido Gezelles Dichtung das stille reine Licht ewiger Schönheit. Es ist die Poesie eines jungen vlämischen Dichters, Karel van de Woestijne („Eerste verzen“, L. J. Veen, 1903, Amsterdam), von dem W. Kloos schöne Erwartungen hegt, die ihn von neuem zu Bemerkungen über Gezelle veranlaßt. Das Erscheinen einer vollständigen Ausgabe seiner Dichtungen in zehn Bänden (L. J. Veen, 1903, Amsterdam) giebt A. M. C. Cooth den Anlaß zu einer Würdigung des Dichters vom Standpunkte des Katholiken („De Katholiek“, Jan.), die sich aber zugleich mit einem lebhaften Proteste gegen die gelegentlich von W. Kloos vorgetragene Auffassung verknüpft, daß lediglich dichterische Persönlichkeiten, wie Gezelle, als Repräsentanten der wahren katholischen Kunst zu betrachten seien, und Schriftsteller, wie der gefeierte Schaepman, dem tiefsten Wesen des Katholizismus ferner stehen (vgl. Sp. 131); Gezelles Beschaulichkeit sei in nicht höherem Grade echter Katholizismus, als das streitbare Wesen Schaepmans. — Frans Coenen schreibt anregend wie immer über die Theatermäßigkeit von Maeterlincks älteren Dramen („Groot-Nederl.“, Jan.). Ihm scheinen diese Stücke zu Spieldramen durchaus ungeeignet, solange nicht das Theater völlig verändert sei. — Cyrill Buijsse hat an Stijn Streuvels neuestem Buche („Minnehandel“, 2 Bände, L. J. Veen, 1903, Amsterdam) auszusetzen, daß das allgemein Menschliche, das doch auch den schlichten vlämischen Bauern nicht fehle, und seine innersten Triebfedern und Leidenschaften dem Wahrnehmungs- und Darstellungsvermögen des Schriftstellers nach wie vor entgehe („Groot-Nederl.“, Jan.). — Aus der nicht kleinen Zahl von Beiträgen zur älteren holländischen Litteraturgeschichte mag auf eine Abhandlung von J. A. Worp hingewiesen werden, die das Verhältnis von Vondels „Maria Stuart“ zu einem Geschichtswerk von William Camden („Rerum Anglicarum et Hibernicarum Annales“, 1625) untersucht („Tijdschr. voor Ned. Letterk.“, XXI. N. R. 241 ff.)

Dem seeländischen Dichter Jac. Bellamy (1757 bis 1786), einem Schriftsteller, der stark unter dem Einfluß der vorklassischen deutschen Lyrik stand, hat J. Hoeksma eine Monographie gewidmet (Amst. Doktor-Dissertation, 1903). — „Multatuliana“ benennt sich ein Buch, das neben einer sehr nützlichen bibliographischen Uebersicht der Schriften Multatulis (im Original oder in Uebersetzungen) allerlei, zumeist wirklich mitteilenswertes, über den Dichter enthält („Hollandia“, 1903, Baarn). Es stammt aus der Feder von A. S. Kok, der dem Leser mit dieser Auswahl von allerdings zum größten Teil bereits gedruckten, aber schwer zugänglichen Stücken, zumeist von Douwes Dekkers eigener Hand, und Mitteilungen über Erlebtes und Geschautes, einen Einblick in seine Sammlung „Multatuliana“ gewährt. An Beziehungen zu Deutschland fehlt es nicht, und für die Differenzen des deutschen und des holländischen Sprachschatzes zeigt Douwes Dekker feines Gefühl; Goethe ist ihm nicht sympathisch und die Aussicht einer Verewigung im Konversations-Lexikon Spamers ohne jeden Reiz, Spamer wolle denn ein Buch mit dem Namen derer herausgeben, die sich für ihre Pflicht opfern und darum von dem profanum vulgus totgedrückt werden.

R. D. Doedes plaudert über Begegnungen mit Nicolaas Beets („Tijdspiegel", Jan.). W. Kloos würdigt Beets als Dichter und sieht in ihm eine Persönlichkeit, deren hohe Anlagen die Neigung, die Gunst der breiten Masse zu erwerben, erstickt habe („Nieuwe Gids", Dez. 1903). R. A. Hugenholtz unternimmt, Herm. Gorters „Mai", eine der gefeiertsten Dichtungen der neueren Schule, als Einheit eines künstlerischen Ganzen zu erweisen, gegenüber der herrschenden Auffassung, die in dem Gedicht eine Reihe von Naturschilderungen erblickt („Groot-Nederl.", Dez. 1903). Gorters jüngste Poesie („Verzen") predigt, wie seine Prosa, den Sozialismus. W. G. van Nouhuijs konstatiert bei den holländischen Romanciers einen Gegensatz in ihrem Verhältnis zu Insulinde — das Wort stammt von Multatuli — und seiner Bevölkerung. Denn Natur und Volk des Ostens, für die Borel ein intimes Gefühl besitzt, seien für Schriftsteller, wie Couperus und Augusta de Wit, ein Rätsel und ein Geheimnis geblieben, wie auch nach ihrer Anschauung zwischen der europäischen Rasse und den Eingeborenen des holländischen Indiens eine Kluft bestehe, die sich nicht überbrücken lasse („Groot-Nederl.", Dez. 1903).

Amsterdam. *Max Conrat.*

Russischer Brief.

Während das moskauer Künstlerische Theater immer noch zögert, Anton Tschechows „Kirschgarten" herauszubringen, ist der Dichter nach langer Zeit wieder einmal als Erzähler an die Oeffentlichkeit getreten. Sein neuestes Werk betitelt sich „Die Braut" und ist im Dezemberheft des vortrefflich geleiteten „Journal Mja wsech" abgedruckt. Bemerkenswert ist der frische, lebens- und zukunftsfreudige Ton, der durch die kleine Erzählung geht. Es ist das alte Milieu, mit der alten Meisterschaft dargestellt: eine kleine langweilige Provinzstadt, eine tadellos korrekte Philisterfamilie. Aber diesmal bleibt die Heldin nicht im Sumpfe stecken, sondern findet noch im letzten Augenblick die Kraft, die Fesseln abzuschütteln. Nadja läßt Elternhaus und Bräutigam wenige Tage vor ihrer Hochzeit kurz entschlossen im Stich und geht nach Petersburg, um dort ein neues selbständiges Leben zu beginnen.

Von den Januarheften der Zeitschriften sind mir noch wenige zu Gesicht gekommen, da die meisten erst in der Mitte oder gar am Ende des Monats erscheinen. Zwei neue Revuen sind angekündigt: „Prawda" (Die Wahrheit), deren Mitarbeiterverzeichnis die altbekannten Namen Tschechow, Bunin, Weressajew, Teleschow u. s. w. aufzählt, und „Wjessy" (Die Wage), herausgegeben von der Verlagsgesellschaft „Skorpion" — also ein neues Organ unserer „Dekadenten", wie die armen Leute nun einmal heißen. Eine andere, schon seit mehreren Jahren bestehende Zeitschrift derselben Richtung, „Nowy Putj", bringt als belletristische pièce de resistance Mereschkowskis historischen Roman „Zar Peter und Zarewitsch Alexei", das Schlußglied der großen Romantrilogie, deren zwei erste Teile „Julian Apostata" und „Lionardo da Vinci" — zu unserer Schande sei's gesagt — im Auslande mehr gekannt und geschätzt sind, als in Rußland. Wenn man nach der Skizze, die im vorigen Jahre im Almanach „Blumen des Nordens" erschien, auf das Ganze schließen darf, so haben wir es bei Mereschkowskis Peter-Roman mit einer hochbedeutsamen Dichtung zu thun. Was unsere Belletristen im kommenden Jahre sonst noch leisten werden, wird die Zukunft lehren. Zwischendurch behelfen sich die Zeitschriften mit Uebersetzungen. Der „Mir Boshij" bringt in seinem Januarheft die Anfangskapitel von „Jena oder Sedan", dessen Verfasser hier übrigens Adam von Beyerlein heißt.

Ein paar Zeitschriftenbeiträge aus den November- und Dezemberheften verdienen nachgetragen zu werden. Interessante statistische Daten bringt ein Artikel von K. Lewin: „Was liest und wofür interessiert sich unsere lernende Jugend?" (Mir Boshij 11, 12). Der Verfasser hat auf seine Rundfrage über tausend Antworten von Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten (Gymnasium, Realschule, geistl. Seminar, Töchterschule u. s. w.) erhalten. Unter den Lieblingsschriftstellern der Jugend steht an der Spitze Leo Tolstoi mit 691 Stimmen — „Auferstehung" wird als Lieblingsbuch 296 Mal genannt —, dann kommt Gorki mit 586 Stimmen, weiter Dostojewski (494), Turgenjew (470), Tschechow (458); über 100 Mal werden noch 15 Schriftsteller genannt. Zu denen, die weniger als 100 Stimmen erhalten haben, gehören u. a. Puschkin, Lermontow, Gogol, Alexei Tolstoi und — Leonid Andrejew. Von nichtrussischen Schriftstellern hat es keiner auf 100 Stimmen gebracht; mehr als 50 haben nur dreizehn bekommen. An erster Stelle steht Maupassant mit 86 Stimmen, dann folgen Erckmann-Chatrian, Zola, Dickens, Hugo und ganz zuletzt Goethe und Schiller mit je 52 Stimmen. Unter 50 Stimmen haben u. a. Shakspere, Ibsen, Daudet, Cervantes.

In die Glanzzeit der russischen Litteratur führt in derselben Zeitschrift (Januarheft) ein Artikel von S. Aschewski: „Belinski und Dostojewski". Der große Kritiker war anfangs ein begeisterter Verehrer Dostojewskis, dessen „Arme Leute" er über Gogols Romane stellte, mit der Zeit aber ließ die Begeisterung nach, und das konnte der empfindliche Dostojewski lange nicht verzeihen. Noch nach Belinskis Tode ließ er sich zu schroffen und ungerechten Urteilen über ihn hinreißen, was zum Teil auch durch seinen eigentümlichen politischen und religiösen Standpunkt zu erklären ist, und erst in den Siebzigerjahren wich die Erbitterung einer ruhigeren und weniger parteiischen Anschauung. Dieselbe Epoche behandeln auch die aufschlußreichen Nekrassow-Studien von A. Pypin im „Westnik Jewropy" (Heft 11, 12). Beachtenswert sind ferner einige Artikel im Dezemberheft der Zeitschrift „Obrasowanije". J. Johnson bespricht hier die kürzlich zum Abschluß gelangte Gesamtausgabe von Anton Tschechows Werken — wie, zeigt der Titel: „Auf der Suche nach Wahrheit und dem Sinne des Lebens." A. Lunatscharski beschließt seine Betrachtungen über das Wesen der Tragödie („Im Kampfe gegen das Schicksal") mit einer Reihe geistvoller Bemerkungen zu Goethes „Faust", die leider durch ein paar ungerechtfertigte Ausfälle gegen die deutschen Faust-Erklärer und durch die mangelhafte Uebersetzung mehrerer wichtiger Citate verunziert werden.

Zum Schluß sei mir im Anschluß an die in Heft 7 (Sp. 506) veröffentlichte Besprechung von Protopopows Drama „Außerhalb des Lebens" durch Ihren breslauer Theaterkorrespondenten ein Wort zur Orientierung gestattet. Wie Herrn Protopopows Stück zu der Ehre gekommen ist, auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu werden, während eine ganze Reihe wirklich wertvoller russischer Dramen entweder garnicht übersetzt oder von den Direktoren abgelehnt werden, ist mir ein Rätsel. Traurig wäre es nur, wenn die mit der russischen Litteratur und Bühne wenig vertraute deutsche Kritik aufgrund dieses Machwerks irgendwelche allgemeine Betrachtungen anstellen würde. Hier in Rußland zählt man Herrn Protopopow zu jenen Leuten, mit denen sich die ernste Kritik überhaupt nicht befaßt. Seine sogenannte litterarische Thätigkeit ist nichts als wüste Sensationsmacherei. Schon die Titel seiner Stücke geben über deren Inhalt Aufschluß: „Sklavinnen der Lust", „Die Gefallenen", „Jeunesse dorée" u. s. w. Nach dem Rezept: „Malet die Wollust, allein malt auch den Teufel dazu" bietet er Szenen aus dem Leben von Hochstaplern, Halbweltdamen, Chantant-Sängerinnen u. s. w., alles unter dem Vorwand, ein abschreckendes Beispiel zu statuieren, aber mit der geheimen Absicht, den biederen Spießbürgern Einblick in eine Welt zu verschaffen, die ihnen so unerreichbar und doch so interessant ist.

Moskau. *Arthur Luther.*

Norwegischer Brief.

Unter den Neuerscheinungen der erzählenden Litteratur steht der neueste Roman von Jonas Lie unbestritten an erster Stelle. Der greise Erzähler zeigt sich in seinem jüngsten Werke, das den Titel „Ulfungerne“ führt, noch im vollen Besitze seiner dichterischen Mittel. Der Roman führt uns in die aus Lies früheren Erzählungen wohlbekannten Kreise der südnorwegischen Fjord- und Küstenstadt. Konsul Ulfung ist der unbeschränkte Herrscher dieses weltabgeschiedenen Ortes, dem das einförmige Leben des norwegischen Pfahlbürgers vom echten Schrot und Korn seine charakteristischen Züge ausdrückt. Der Roman, der den Untertitel „Ein Blatt aus dem Buche menschlicher Leidenschaft“ führt, erzählt nun von den Dämonen ehrgeiziger Herrschsucht, die von dem Herzen des stolzen Großkaufmanns Besitz genommen haben. Tausend Fäden laufen in den Händen des einsam auf seinem Waldschlosse außerhalb der Stadt thronenden Geldmannes zusammen. Kein Projekt, keine Neuerung, die ohne seinen Willen Aussicht auf Verwirklichung hätte; die städtische Wohlfahrt ist seine Spezialdomäne, mit der er nach eigenem Belieben schaltet und waltet, ohne daß ihm einer von den rückgratlosen Kreaturen der städtischen Administration je mit einem Worte des Widerspruchs entgegenzutreten gewagt hätte . . . Zwei von Ulfungs Töchtern haben sich dem Willen des Vaters gebeugt und reichen Dummköpfen, deren passive Mitwirkung dem ränkesüchtigen Kaufmann bei der Durchführung eines städtischen Coups ersprießlich erscheint, die Hand gereicht. Die dritte macht die Pläne ihres Vaters zu schanden, indem sie nach dem Verlust ihres durch ihren eigenen Vater in die Ferne getriebenen Geliebten das Band zwischen sich und der Familie zerreißt und fortan ihre eigenen Wege geht. Dies trifft den Kleinstadtdespoten an der empfindlichsten Stelle; er verliert Zuversicht und Vertrauen zu seiner eigenen Machtvollkommenheit; die Erkenntnis, das Lebensglück seines Kindes zertreten zu haben, zehrt an seinem Lebensmark, und als gebrochener Greis beschließt er den Rest seiner Tage. — Bei einem Vergleich mit Lies früheren Werken drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an die Hauptfiguren in den „Onde Magter“ auf. Hier wie dort behandelt der Dichter das Motiv kleinlicher Herrschsucht und kaltherziger Kabale in seinen abstoßendsten Formen, ohne in dem älteren Buche bis zu jenen letzten Konsequenzen zu gelangen, die er in seinem jüngsten Roman gezogen hat.

Von Johan Bojer, einem jüngeren Verfasser, dessen Name durch zwei frühere Bücher, „Moder Lea“ und „En Pilgrimsgang“, in den letzten Jahren Beachtung gefunden hat (auch durch das in Deutschland neuerdings da und dort aufgeführte Schauspiel „Theodora“. D. Red.), liegt eine neue Erzählung vor, die in manchen Stücken an den Stoff des eben besprochenen Romans erinnert. „Troens Magt“ („Des Glaubens Macht“) schildert eine dramatische Episode aus dem nördlichen Norwegen, in deren Mittelpunkt ein intriganter Großgrundbesitzer steht, der einen verstorbenen Freund mit der Schmach des Wechselfälschers belastet, um sich der Verpflichtung zu entziehen, eine bei Lebzeiten des Verstorbenen eingegangene Bürgschaft einzulösen. Der Vorwurf der Erzählung ist mit schlichten Mitteln plastisch und künstlerisch herausgearbeitet. Die Gestalten atmen frisches, gesundes Leben, und die Milieuschilderung ist vorzüglich. Die ganze Arbeit liefert einen Beweis für die erfreuliche Entwicklung des Autors, dessen Begabung schon in den beiden Erstlingsbüchern zu Tage trat.

Auf Bernt Lies erfolgreichen Roman „Schwester Judith“ ist ein zweites Buch („Ett soersyn“) gefolgt, in dem der Leser die in der älteren Erzählung geschlossene Bekanntschaft mit den beiden trefflich skizzierten Hauptfiguren Judith und Elias Waage in veränderter Umgebung erneuert. Exposition, Sprache und Kolorit der Erzählung belehren diesmal noch eindringlicher als bei der Lektüre von „Söster Judith“ darüber, daß Bernt Lies eigentliche Schaffenssphäre im Rahmen des kleinen Idylls liegt.

„Kringsjaa“ (XXII, 9) bringt einen abschließenden Artikel über die Stellung des jütischen Elements in der modernen Dichtung Dänemarks und beschäftigt sich im besonderen mit dem jungen viborger Lyriker Jeppe Aakjaer. Dasselbe Heft enthält eine biographisch-kritische Betrachtung über Arthur Schopenhauer von Richard Erichsen. — Einen beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis von Holbergs Auftreten als „litterarischer Komödiant, Selbstbiograph und Zeitungsreferent“ liefert Viljam Olswig in Heft 10 der gleichen Zeitschrift. — „Folkebladet“ (Heft 1) leitet seinen neuen Jahrgang mit einer gehaltvollen Würdigung von Jeeb B. Bulls unlängst erschienener Kulturskizze: „Folkslivsbilleder“ ein, in der dem aufstrebenden Verfasser das Zeugnis ausgestellt wird, das Leben, Fühlen und Denken der österdaler Allmoge-Bevölkerung mit der Meisterschaft eines Björnson geschildert zu haben. — Aus „Urd“ (49) ist eine Charakteristik der Dichterin Ingeborg M. Sick, deren Roman „Höjfjeldsprest“ vor einiger Zeit Aufsehen erregte, zu erwähnen.

Christiania. *Viggo Moe.*

Amerikanischer Brief.

Ein reiches stilles Dichterleben offenbaren die Erinnerungen Richard Henry Stoddards, die, unlängst mit einem Vorwort von Edmund Clarence Stedman und mit Anmerkungen von Ripley Hitchcock versehen, unter dem Titel „Recollections, Personal and Literary“ im Verlag von A. S. Barnes & Co. in New York erschienen sind. Ein typischer selfmade man, wie es deren in der amerikanischen Litteratur seiner Zeit nicht wenige gegeben, hatte er sich in einer an Entbehrungen und schwerer körperlicher Arbeit reichen Jugend zu einem Charakter entwickelt, den jedermann lieben mußte, und war während des halben Jahrhunderts, da er berufsmäßig als Litterat tätig war, wohl mit allen nennenswerten litterarischen Erscheinungen jener Periode in Berührung gekommen. Manche von ihnen zählten in der Folge zu seinen nächsten Freunden, und bis zu seinem Tode im Mai vergangenen Jahres blieb er mit ihnen in Verbindung. Die Aufzeichnungen geben ein lebendiges und warmes Bild von dem litterarischen Leben New Yorks vor dem Bürgerkriege. Das Buch enthält mehrere Portraits des Verfassers, Faksimiles von Handschriften Burns, Poes und Thackerays und eine Bibliographie. Für Bibliophilen und Verehrer Stoddards ist eine Luxusausgabe hergestellt worden, die sich den litterarischen Schätzen, die er dem Authors Club in New York vermacht hat, würdig anschließt.

Mrs. Wharton erzählt in ihrem neuesten Buche „Sanctuary“ (Charles Scribner's Sons, New York) die Tragödie zweier Seelen. Ein Mädchen, dessen Liebe zu dem Bräutigam erstirbt, als sie seine sittliche Schwäche kennen lernt, löst trotzdem ihr Wort ihm gegenüber ein, um ihn vor sich selbst zu retten. Er aber wird kein anderer und bringt es zu nichts, stirbt und läßt sie mit einem sechsjährigen Knaben zurück. Diesen zu einem anderen Menschen zu erziehen, als der Vater gewesen, ist nun ihr Lebensziel; sie opfert sich ihm mit bedingungsloser Selbstverleugnung. Er aber ist ebenso schwachen Willens und schwankenden Wesens, wie jener, und sich dabei seiner Schwächen im Inneren bewußt. Der tragische Konflikt in beider Seelen beginnt mit dem Augenblick, da er sich an einem Preisausschreiben beteiligt, in dem sein bester Freund sein Rivale, und von dessen Ausgang das Mädchen, das er liebt, ihr Jawort abhängig macht. Die Sache ist einigermaßen kompliziert; aber die Verfasserin hält die Fäden fest in der Hand und zeigt mit unfehlbarer Folgerichtigkeit, wie er an seinem Ehrgeiz erstarkt und wächst, im entscheidenden Augenblick aber erlahmt. Ueberaus packend ist die Szene zwischen Mutter und Sohn am Schluß, da er ihr gesteht, daß sie allein es gewesen, die ihn so lange

emporgehalten hat. Untrennbar mit einander verbunden durch das Bewußtsein seiner Untüchtigkeit, gehören beide zusammen; das kluge, ehrgeizige Mädchen aber, das ihm wohl kaum mehr als ein neugieriges Interesse geschenkt, wäre trotz der merkwürdigen Einsicht in seinen Charakter, die sie verrät, ihm zeitlebens eine Fremde geblieben. Die Verfasserin hat auf knapp zweihundert Seiten ungeheuer viel zusammengedrängt. Von dem Augenblick, da Kate Peyton die Kluft zu ahnen beginnt, die zwischen ihren sittlichen Anschauungen und denen ihrer Familie gähnt, bis zu der Krise, die ihre eigenen Rechtsbegriffe bestehen, als sich dem Sohne Gelegenheit bietet, durch Betrug zu siegen, ist das Buch eine leidenschaftslose, aber beredte Anklage gegen die Verlogenheit der Gesellschaft, der der Schein der Tugend mehr gilt, als die Tugend selbst. Die drei Träger der Handlung sind vortrefflich charakterisiert und die psychologischen Pointen fein angedeutet.

Robert Herrick hat nach zweijährigem Schweigen eine Novelle in die Welt geschickt, die ihn kaum populär machen dürfte. Denn wenn schon erbliche Belastung an sich ein Thema ist, das der Amerikaner in der schönen Litteratur ungern behandelt sieht, so ist dies in noch höherem Grade der Fall, wenn diese Behandlung eine realistische ist. Herrick hat von allem Anfang an den seltenen Mut gezeigt, in seinen Romanen verpönte Themata zu behandeln, aber sein Können blieb noch immer beträchtlich hinter seinem künstlerischen Wollen zurück. So auch in „Their Child“ (Macmillan Co., New York), wo der schon in früher Kindheit auftretende Trieb zu töten mit einer wirkungsvollen, aber erschreckenden Nüchternheit dargestellt ist. Die Entdeckung der abnormen Neigung bei ihrem Kinde bringt die Mutter an den Rand der Verzweiflung; sie grübelt und forscht, bis sie die Ueberzeugung gewinnt, daß der Knabe das unselige Erbe von des Gatten Vater übernommen, über den jener stets nur ausweichende Mitteilungen gemacht. Der Konflikt, zu dem sich infolgedessen das Verhältnis der beiden Gatten zuspitzt, ist vortrefflich herausgearbeitet; in der Verschiedenheit der Wirkung, die die Entdeckung auf die beiden ausübt, liegt die eigentliche Tragik der Erzählung. Die beiden Charaktere sind gut gezeichnet, der Mann noch besser als die Frau; auch der Freund und Arzt ist eine gelungene Gestalt. Aber es fehlt dem Buche bei allen Vorzügen die Stimmung, die feinere Beseelung des Stoffes.

John Fox jr. gehört auch nicht zu den Vielschreibern; aber obgleich er nur alle zwei bis drei Jahre ein neues Buch veröffentlicht, entwickelt er sich kaum weiter, und seine Werke erhalten sich so ziemlich auf der gleichen Höhe wie sein Erstlingswerk, „A Mountain Europa“. Nichtsdestoweniger sind sie einzig in ihrer Art; den kentuckier Gebirgsbewohner versteht Fox wie niemand sonst — er hat diesen rauhen Menschenschlag, der in seiner Weltabgeschiedenheit nach eigenen Satzungen liebt und haßt, „litteraturfähig“ gemacht, und seine eigene Kraft wurzelt in diesem Boden. Sobald er ihn verläßt, wie im letzten Teil seines neuesten Opus, „The little Shepherd of Kingdom Come“ (Charles Scribner's Sons, New York), büßt seine Darstellung an individueller Färbung ein. Einzelne Szenen und Schilderungen in dem Buche, wie die Flößerfahrt stromabwärts der Staatshauptstadt zu, sind sehr beträchtliche Leistungen.

„The Heart of Rome“ von Marion Crawford (Macmillan Co., New York) ist ein Buch, wie man es gewohnt ist, alle Jahre von dem Autor zu erwarten: ein Roman von spannender, gut aufgebauter Handlung, fließend erzählt, ohne besondere Ansprüche auf Tiefe zu erheben. Es ist die Geschichte des finanziellen Ruins einer alten römischen Familie, in die sehr geschickt die Sage von dem „verlorenen Wasser“ hineingewebt ist, das in unterirdischen Kanälen unter dem Weichbild Roms fließt und durch sein Steigen und Fallen die Fachmänner verwirrt. Von diesem wirkungsvollen Hintergrunde hebt sich eine Liebesepisode ab; die Schilderung der Nacht, die Sabina Conti und der Archäologe Malipieri in dem geheimen Gewölbe zubringen, wo er die kostbare Statue entdeckt, deren Besitz er dem Mädchen sichern möchte — während ringsumher in den Kanälen das Wasser gestiegen ist und ihnen den Rückweg zur Oberfläche abschneidet — ist packend dramatisch und nicht ohne einen vornehm maßvollen Realismus dargestellt. Crawford liebt die Grandezza seiner verarmten römischen Nobili; er rechtfertigt ihren Stolz auf das, was sie gewesen, indem er an einer Stelle sagt: „Niemand kann den Toten ihre Vergangenheit rauben, als ein moderner deutscher Historiker.“

In den Magazinen fährt das künstlerische Ereignis des Jahres, die Aufführung von „Parsifal“ in New-York, die Federn zu beschäftigen fort. „Pearson's“ enthält einen Artikel von Charles Henry Meltzer mit Illustrationen nach Conrieds Kostümbildern. Hunekers Angriffe auf Wagner im „Metropolitan“ wurden von August Spanuth im Sonntagsblatt der „New Yorker Staatszeitung“ vom 3. Jan. gebührend zurückgewiesen. Er hatte sich u. a. zu der Behauptung verstiegen, die seitdem durch den fortdauernden riesigen Besuch und die warme Aufnahme widerlegt worden sind, daß Amerika die Entsagungsideale des alternden Wagner ablehne. Die Botschaft des „heiligen“ Parsifal sei künstlerisch unmoralisch. Sie sei weder religiös, noch irreligiös, sondern einfach eine Verneinung des Lebens. Im „Independent“ der ersten Januarwoche protestiert Edward Irenäus Stevenson, der sich zur Zeit in Europa aufhält, mit Aufgebot seiner bedeutenden Kenntnisse und zündenden Beredsamkeit gegen jede Aufführung des Werkes außerhalb Bayreuths. Einer der interessantesten Beiträge zur Parsifalfrage ist ein Artikel von Lawrence Gilman in der „North American Review“. — In „The Lamp“ schreibt Elizabeth Luther Cary über die beiden Irländer, die des „neuen“ Dramas Apostel geworden: William Butler Yeats und George Bernard Shaw. — Im „Critic“ behandelt George Haven Putnam das Copyright-Gesetz in seiner Bedeutung für ausländische Autoren, ohne daß dieses dem Leser dadurch irgendwie klarer würde. Das ist um so bedauerlicher, als die Frage durch den wachsenden internationalen Austausch litterarischer Produkte gradezu brennend geworden ist. Erst vor einigen Monaten stellte es sich heraus, daß Johannes Wiegands Drama „Macht“ durch irgend ein Versehen bei Erlangung des amerikanischen Copyrights nicht genügend „geschützt“ worden, und zur Zeit wird das Aufführungsrecht von „Monna Vanna“ für Amerika von Heinrich Conried und von Harrison Grey Fiske zugleich beansprucht.

Den Vorwurf, das amerikanische Theaterpublikum verdiene nichts Besseres, als der Theatertrust ihm seit Jahren geboten, indem es gediegene dramatische Werke nicht zu würdigen wisse, scheinen die jüngsten Erfahrungen zu entkräften. Den vereinzelten Matineevorstellungen von Shaws „Candida“ folgt jetzt eine regelmäßige, Abend- wie Nachmittagsvorstellungen umfassende zweiwöchentliche Spieldauer des Stückes, und wenn der Erfolg von Dauer ist, wird der begabte Arnold Daly, der die Seele des Unternehmens ist und den Dichter so vorzüglich spielt, eine Serie von Shaws „Pleasant Plays“ veranstalten, also außer „Candida“ die übrigen im zweiten Bande der Dramen enthaltenen Stücke, „You never can tell“, „Arms and the Man“ und „The Man of Destiny“ aufführen. Von anderer Seite verlautet die Botschaft von einer bevorstehenden Serie von Ibsenvorstellungen. Ueber die Aufführung von „Monna Vanna“ im deutschen Theater läßt sich leider nichts Gutes sagen. Die Darsteller hatten für den ethischen Kernpunkt des Stückes und die psychologischen Feinheiten, die es mehr andeutet als zur Darstellung bringt, offenbar kein Verständnis. Sie faßten es philiströs verständig auf und bemühten sich gewissenhaft, ihm nach dem Maße ihres Könnens gerecht zu werden, das von einer mehr robusten, als raffinierten Eigenart ist, und den wundervollen Duft von Dichtungen wie die Maeterlincks, nicht zu übermitteln vermag.

Auch sonst hat der vergangene Monat in den Theatern manche bemerkenswerte Novitäten gebracht: Israel Zangwills „Merely Mary Ann“, Barries „Little Mary“, Clyde Fitchs „Glad of it“, worin er das Milieu der Salons verlassen und ein wirkungsvolles Bild aus dem Leben der Ladenmädchen bietet, und endlich eine Dramatisierung von Owen Wisters prächtigem „Virginian“.

Der 100. Todestag Herders wurde auch in der Northwestern-Universität in Evanston, Illinois, durch eine von dem (unter der Leitung des Professors Hatfield stehenden) deutschen Departement veranstaltete Feier begangen. Die Vorträge würdigten Herders Verdienste als Lehrer, als Schriftsteller und als Freimaurer.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen

Hannover.

„Das Wunderkind.“ Künstler-Komödie in vier Bildern von Annie Neumann-Hofer (Residenz-Theater, 1. Januar).

Am Neujahrstage fand im Residenz-Theater die Uraufführung der Künstler-Komödie „Das Wunderkind“ von Annie Neumann-Hofer statt. Wenn der Direktor einer der ersten berliner Bühnen, auf der das moderne Lustspiel durchaus kein seltener Gast ist, ein Drama seiner Gattin nicht an seiner eigenen Bühne, sondern an einem, wenn auch vornehmem, Provinz-Theater zum ersten Male aufführen läßt, so muß es damit seine eigene Bewandtnis haben; in diesem Falle hat er sicher angenommen, daß das Stück in Berlin durchfallen würde, und gehofft, in der Provinz mildere Beurteiler zu finden. In dieser Erwartung hat er sich nicht getäuscht: es fand eine freundliche Aufnahme, die Verfasserin konnte mehrmals persönlich für den Beifall danken, der allerdings weniger ihr, als der guten Darstellung galt.

Fast das einzig Brauchbare an dem Werkchen ist sein Stoff. Die junge Tochter Milly des einst bedeutenden, aber schon lange stark heruntergekommenen, in Berlin lebenden Sängers Rizzoni ist Meisterin auf der Geige. Aber sie soll möglichst schnell Geld verdienen und wird daher, noch bevor ihre Ausbildung ganz vollendet ist, einem gewissenlosen Impresario übergeben, der sie in nichtsnutzigster Weise ausbeutet und sie von Stadt zu Stadt, von Konzert zu Konzert schleppt, sodaß sie zum Studieren keine Zeit findet und bei beständig steigendem Beifall ihre Kunst immer mehr vernachlässigt, bis sie nach mehreren Jahren von dem ganzen Treiben angewidert wird und sich nach reinem Herzensglück sehnt, das sie dann auch an der Seite eines wackeren Mannes findet. Die Ausführung dieses Stoffes leidet vor allem an dem nachlässigen Aufbau und an dem Mangel an Stileinheit. Der Titelzusatz „in vier Bildern“ ist vielsagend und treffend genug, es sind eben nur vier bildartige Abschnitte aus dem Leben dieses „Wunderkindes“, ohne inneren dramatischen Zusammenhang und folgerichtige Entwicklung. Das erste Bild, das noch am besten gelungen ist, wenn es sich auch ziemlich eng an mancherlei Vorbilder anlehnt, zeigt das Bohème-Leben im Hause des alten Sängers und den Pakt mit dem Impresario, das zweite einige Szenen bei diesem von meist rein possenhafter Färbung und Wirkung, das dritte auf den äußeren Effekt zugespitzte Zänkereien zwischen Milly mit Mutter, Schwester und dem Impresario, sowie zwischen diesem und dem alten Rizzoni, und das vierte Bild fällt in seinem Ton ganz aus dem Rahmen des Ganzen heraus, es ist rein sentimental. Ein gewisses Talent für Milieuschilderung und Ausmalung einzelner theatralisch wirksamer Szenen ist der Verfasserin nicht abzusprechen, die Kunst zum Aufbau eines Dramas und zu tieferer Charakteristik scheint ihr vorläufig noch zu fehlen.

Max Ewert.

Leipzig.

„Die Doppelgänger-Komödie“. Von Adolf Paul (Schauspielhaus, 15. Januar).

Die Zensur hatte anfangs die Aufführung dieses Stückes verboten, für Berlin wenigstens. Hernach ist das Verbot zurückgenommen worden. Beides wohl kaum ohne die gehörigen Gründe, denn es handelt sich um eine Behörde. Vielleicht nimmt sich die „Doppelgänger-Komödie“ gelesen hochverräterischer aus; wenn der Zensor sie auf der Bühne gesehen hätte, er würde sie nicht verboten haben. Es ist aber auch möglich, daß nun manche von diesem Theaterabend enttäuscht nach Hause gegangen sind.

Denn die Doppelgänger-Komödie, die einzige, größte, nach der es keine weitere mehr geben wird, die Doppelgänger-Komödie kat' exochen hat Adolf Paul nicht geschrieben, er hat vielmehr eine von vielen geschrieben, und zwar eine erfreulich kurzweilige, aber spätere Dichter brauchen den Stoff nicht als von vornherein außer Wettbewerb stehend aus ihren Plänen zu entfernen. Nämlich Adolf Paul setzt sich zwar ganz prächtig in Positur, er nimmt auch einen wunderhübschen Anlauf, und es hat allen Anschein, als ob ihm der Sprung gelingen würde, aber — hernach springt er garnicht. Er ist zu schwerblütig, dieser mehrsprachige Dichter, der, ein geborener Finländer, seine Werke zuerst in schwedischer und später erst in deutscher Sprache schrieb. Seine Satire hat nicht die sorglose Unverzagtheit des Genies, und wenn er seiner Laune die Zügel schießen läßt, passiert es ihm zuweilen, daß er von der Burleske zum Schwank abirrt.

Der Doppelgänger entthront den König. Der Entthronte war eine mit Purpur behangene Null; nun kommt es darauf an: wen setzt Adolf Paul an die Stelle des Königs? Man möchte sich einen Vollmenschen wünschen, so ähnlich dem König an Gestalt, so unähnlich an Geist. Aber dieser Usurpator ist ein Durchschnittsmensch, dessen Bestes sein Geigenspiel ist, im übrigen einer, der nicht weiß, was er will, und ein etwas skeptisch angehauchter, sehr schönrednerischer, ein wenig genialer und ein wenig verkommener Komödiant dazu. Damit hat das „barbarische Königtum“ zwar einen neuen König, aber keinen besseren. Statt eines machen sich nun zwei kleine Menschen über sich selbst lustig, nach dem souveränen Willen des Dichters der eine, der König, unbewußt, der andere, der Geiger, bewußt. Dabei kommt nicht viel heraus. So verlieren denn auch die Strafpredigten, die der neue König seinen Ministern hält, an Bedeutung, zumal diese Minister gut und gern bei der Großherzogin von Gerolstein amtieren könnten. Und klein ist auch die Art, wie der Konflikt gelöst wird. Der Geiger kehrt zu seiner Kunst zurück, um in ihr König zu sein, nicht aus Ueberdruß vor der nur äußerlich glänzenden Macht und der trotzdem unabänderlichen Ohnmacht der Gekrönten, sondern im Katzenjammer greift er zu seinem Instrument, um sich zu dieser Erkenntnis durchzuspielen. Denn den ersten Abend seines Königtums feiert er durch ein Champagnerfest, verschönt durch holde Damen! Der Hauptkampf der Komödie wird also mit stumpfen, hölzernen Waffen ausgetragen, während man sich darauf gefreut hatte, Degen klirren und blitzen zu sehen. Ernsthafter und interessanter, geistreich und lustig zugleich wird dagegen das minder wichtige Gefecht ausgefochten, das der Usurpator gegen die Frauen zu führen hat. Der Geiger hat nämlich eine Frau, und der König auch, und als der Geiger König wird, hat er gar zwei. Und er ist in einer besonders delikaten Lage,

denn die Frau Königin wurde von ihrem Gemahl bitter vernachlässigt, sodaß das Land vergebens nach einem Thronerben schreit. Aber Adolf Paul widersteht der Versuchung, und wie er das allgemein Erwartete verhindert und verschränkt, das geschieht auf eine höchst anmutige und witzige Manier. Nebenbei erreicht er damit seinen Zweck, daß der geigende Majestätsverbrecher am Ende frei und ledig seines Weges gehen darf, während der wiedereingesetzte König die überstandenen Leiden als Prüfung des Himmels auf sich nimmt und „geläutert" sein Amt weiterversieht.

Daß der Autor mit der deutschen Sprache nicht ganz so verwachsen ist wie ein geborener Deutscher, bewiesen im Dialog manche allzuderbe Ausdrücke, die über die Gefühlswerte, die sie kennzeichnen sollten, weit hinausgehen. Im übrigen konnte man an der flüssigen, artig zugespitzten Rede und Gegenrede seine helle Freude haben. Das Stück hatte hier einen großen Erfolg. Nach dem zweiten und dritten Akt wurde Adolf Paul vielmals gerufen. Die Darstellung im Schauspielhause war wohlvorbereitet, in der Doppelrolle des Geigers und Königs zeichnete sich Lotar Mehnert aus.*)

Franz Adam Beyerlein.

Wien.

„Die Jakobsleiter." Lustspiel in 3 Aufzügen von Gustav Davis. (Hofburgtheater. 18. Januar.) — „Die Politiker." Komödie in 5 Aufzügen von Rudolf Hawel (Raimundtheater, 14. Januar.)

Es giebt zwei Gattungen von Militärstücken: schlimme und brave. Die schlimmen versuchen es, die Seele des modernen Kriegsmannes zu ergründen, ihn als Menschen zu zeigen, der durch den Drill der Kadettenschule, den Zwang des Korpsgeistes im Regiment eine bestimmte Denkart gewonnen hat, dessen gute und schlechte Charakterlinien durch das Bewußtsein, einer privilegierten Kaste anzugehören, eine eigenartige Krümmung erfahren haben. Daß diese Privilegien auch privilegia odiosa, lästige Vorrechte sind, kommt gelegentlich zum Ausdruck. Die braven Militärstücke, fast durchweg Lustspiele und Schwänke, geben sich nicht mit psychologischen Finessen ab. Da stehen die Charaktere unverrückbar fest, vom schneidigen, herzenknickenden Leutnant bis zum bärbeißigen, weiberfeindlichen Obersten, nicht zu vergessen des radebrechenden polnischen Offiziersburschen und des Feldwebels, der eßbaren Zuwendungen nicht widerstehen kann. Personen des Mannschaftsstandes dürfen nur komische Rollen spielen, sie müssen täppische Gesellen sein, von denen sich die vornehme Eleganz des Leutnants in leuchtenden Farben abhebt. Es sind Offiziers-, nicht Soldatenstücke, und die Offiziere kommen nur in Paradekleidern auf die Bühne: der Bürger mag sich am bunten Rocke erfreuen, unter dem ein leichtes, aber tapferes Herz schlägt. Das schlimme Militärstück erstrebt tieferes Eindringen in die Soldatenseele: nicht jeder Leutnant ist ein toller Schwerenöter, mancher ist unter den bunten Herren, den die blitzblanken Fesseln drücken, und der in dem Widerstreit zugrunde geht, den reglementmäßige und reglementwidrige Ideen und Empfindungen miteinander auszufechten haben. Sudermanns „Fritzchen", Hartlebens „Rosenmontag", Omptedas „Nach dem Manöver", Saltens „Der Gemeine" gehören hierher, und das beste Werk der Gattung, Beyerleins „Zapfenstreich", ist auf seinem Triumphzuge über Deutschlands Bühnen endlich auch bei uns angelangt.

Zwei Tage nach der Première dieses erschütternden Militärdramas aber spielte das Burgtheater Gustav Davis „Jakobsleiter", ein braves Militärstück voll ledernster Langweile. Davis ergeht sich in einer heute völlig deplacierten Verherrlichung des ungebildeten Frontoffiziers und spöttelt über den fleißigen Generalstäbler, dessen Fähigkeiten nicht ausschließlich „auf dem Rücken der Pferde" sitzen. Er zeigt mit derbem Schmunzeln wie sich Offiziere die Langeweile des verantwortungsvollen Wachdienstes auf einsamer Heide zu vertreiben wissen. Da giebt's ein Geheimkabinett, wo Weiber, Champagnerkörbe und andere „einer Wache nicht zukommende Bequemlichkeiten" (vgl. Dienstreglement, I. Teil, Vorschriften für den Wachdienst) rasch verborgen werden können, wenn ein mit dem Posten verabredetes Signal (!) das Nahen eines Vorgesetzten anzeigt. In Wirklichkeit würde jeder Offizier, der sich eines derartigen Vergehens schuldig macht, kriegsrechtlich abgeurteilt und infam kassiert werden. Aber Herr Davis hat es verstanden, die arge Pflichtverletzung mit dem lichten Zuckerguß üblichen Kasernenhumors zu überziehen, und der naive Leiter des Burgtheaters hat offenbar die — sagen wir kühne — Herabwürdigung unseres tüchtigen Offizierkorps für eine Verherrlichung der Leutnantsschneidigkeit genommen. An diesem Beispiel kann man ein neues Detail des braven Militärstückes konstatieren: der Offizier schwindelt sich flott und skrupellos um die Gesetze seines Standes herum, während der Leutnant des „schlimmen" Stückes, Hans Rudorff oder Lauffen, eben diesen Gesetzen zum Opfer fällt .... Der tadellose Sitz der Uniformen konnte in den gelangweilten Besuchern des witzlosen Stückes das schmerzliche Gefühl nicht unterdrücken, daß mit der Aufführung der „Jakobsleiter" das Burgtheater seinen künstlerischen Tiefstand erreicht hat.

Rudolf Hawels „Politiker"**) sind ein Lehrerstück. Eine gewisse äußere Aehnlichkeit mit Dreyers „Probekandidat" ist nicht zu verkennen, denn auch die Komödie des wiener Autors schildert den Konflikt eines fortschrittlichen Lehrers mit rückschrittlichen Vorgesetzten. Doch faßt Hawel das Problem tiefer und stellt dem jugendlich-feurigen Idealisten Ziegler den mürben Opportunisten Hartner gegenüber, der zwanzig Jahre Parteigänger der Liberalen war und dann verschämt ins gegnerische Lager schleicht, als die Wahlen zu ungunsten seiner ehemaligen politischen Freunde ausgefallen sind. Der dritte Akt, der in Hartners Wohnung spielt, trägt ibsensche Züge und ist von ibsenscher Größe. Mit wunderbar feinen Zügen schildert der Dichter den Abfall des Lehrers, dem um sein Avancement bangt und nun, eine Hjalmarnatur, vor Frau und Tochter den Schein wahren möchte, als bringe er um ihretwillen das Opfer an Gesinnung. Ebenso gelungen ist der zweite Akt, der ein Siegesfest der christlich-sozialen Partei bringt; da ist jede Figur aus dem Leben gegriffen, und zwar aus dem echtesten wiener Leben. Zum Schlusse fällt die Komödie ab. Der Dichter hat seinen Idealisten ums Brot kommen lassen und weiß nun kein anderes Ende, als den Hinweis auf eine aufkeimende Liebe, die den jungen Mann liberale und christlich-soziale Parteipolitik vergessen läßt. Indes liegt in dem ganzen Stücke soviel Kraft und sichere Gestaltungsgabe, daß weder der schwache Schluß noch ein schwächlich motivierter Selbstmord im vierten Akte den großen Erfolg des Dichters beeinträchtigen konnte.

Richard Wengraf.

---

*) In Berlin ging die Komödie einen Tag nach der leipziger Uraufführung am Kleinen Theater mit Reicher in der Doppelrolle in Szene. Der Erfolg erreichte hier nur eine mittlere Höhe. D. Red.

**) Die Buchausgabe ist im „Wiener Verlag" erschienen.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Refugium peccatorum. Roman von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel. 1903. 378 S. M. 6,—.

Fräulein Schubin-Kirschner war früher berühmt als Frau v. Ebner. Vor zwanzig Jahren machten ihre Romane aus der österreichischen Adelswelt Aufsehen, sie zählt zu den ersten Schriftstellerinnen aus Oesterreich, vollends aus Böhmen, die in ganz Deutschland gelesen wurden. Man verschlang die in einem eigentümlich böhmelnden Jargon, in einer seltsam gedunsenen Schreibart verfaßten Romane, die ein bißchen nach Pferdestall, ein bißchen nach Patchouli dufteten, die mit einem schonungslosen Realismus liebäugelten und doch nicht unrühmlich die erprobte marlittsche Tradition weiterspannen. Im Backfischalter hatte Fräulein Kirschner unter ihrem seither berühmt gewordenen männlichen Pseudonym in einem deutschböhmischen Provinzblatt eine Novelle veröffentlicht, in der so starker Tabak geraucht wurde, daß den vergnügt schmunzelnden Lesern darob die zwinkernden Aeuglein übergingen. Seither wurde die Dame immer berühmter, bis mit einemmal der Umschwung kam. Die Stimmen, die sich gegen sie erhoben, kamen vorwiegend aus der Heimat, und sie machten zum Teil wohl einem privaten Aerger Luft. Fräulein Schubin ließ sich zwar die Ehren und Vorteile einer deutschen Schriftstellerin gern gefallen, aber sie vermied es, sich auf dem unbehoglichen böhmischen Boden als Deutsche zu bekennen. In Berlin mag sie Lula Kirschner gewesen sein, in Prag kehrte sie den slavischen Ossip Schubin heraus. Das verstimmte einen Teil der Kritik, und so kam es, daß sie zuerst im Vaterland aufhörte, Prophetin zu sein. Man wurde ungerecht gegen das Schoßkind von einst, man wollte auch das nicht mehr anerkennen, was ihr gelang: eine nicht unbedeutende Kunst, einen Ausschnitt des Lebens zu beobachten, ein Milieu zu gestalten, eine Lust zu fabulieren, der sich doch auch die erforderliche Kraft gesellt.

Durchblättert man Ossip Schubins neuestes Buch, so findet man freilich nicht ohne Wehmut die herben Urteile gerechtfertigt. So geziert und unwahr wie diese Heldin Marinja Zewuska, so geziert und unwahr ist das ganze Buch. Verbildete, theatralische Naturempfindung; die alte Geschichte von der edlen Jungfrau, die den Geliebten dafür büßen läßt, daß sie selbst eine Sünde begangen, das heißt, sich mit unkindlicher Härte gegen ihre verkommene Mutter benommen hat. Marinja hat das vierte Gebot verletzt, und so kann es ihr nicht wohlergehen auf Erden. Das ist die These. Dazu das bekannte böhmisch-aristokratische Milieu und ein wenig römische Schlußstimmung mit dem Kloster im Hintergrund und Glockengeläute in den Lüften . . .

„Refugium peccatorum“ hat Fräulein Schubin dieses letzte Buch genannt. Hätte sie aus ihren älteren Werken keinen für ihr Schaffen signifikanteren Titel finden können, etwa: „Gebrochene Flügel“ oder gar „Thorschlußpanik“?

Prag. *Rudolf Fürst.*

Der letzte Schritt. Roman von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1903. 213 S. M. 2,50.

Eine Ich-Erzählung, mehr Novelle denn Roman, aus dem Dämmerreich halbbewußten erotischen Trieblebens, der Lieblingsprovinz tovotischer Stimmungskunst. Der eigentümliche Reiz und die charakteristische Note des Buches ergiebt sich hier vornehmlich daraus, daß diese größtenteils unter oder doch nahe der Bewußtseinsschwelle ablaufenden, blut- und nervenentstammten Seelenvorgänge in die scharfe Beleuchtung rückschauenden Sichbewußtwerdens gerückt und zugleich mit der leidenschaftlichen Gefühlsbetonung eines dem Banne furchtbaren seelischen Druckes kaum entronnenen Gemütes vorgetragen werden. — Ein grausiger Mord ist verübt, ein Weib in ihrem Heim listig gefesselt, erwürgt und verbrannt worden. Doch schon scheint der Thäter entdeckt, alle Verdachtsmomente belasten ihn: da kommt der Staatsanwaltschaft ein Schriftstück zu Händen, das alles aufklärt, die Selbstbeichte des wirklichen Mörders, zugleich die psychologische Erklärung und moralische Rechtfertigung des Unerhörten. Und indem wir aus diesen memoirenartigen Blättern mit dem Verfasser der düsteren Bekenntnisse, dem Helden der unheimlichen Gemütstragödie, die Geschichte seiner äußeren und inneren Erfahrungen mit jenem dämonischen Weibe im drängenden Flusse gewaltsam zuströmender, in seltsamem Schillern noch liebebefangener und haßdurchbebter Erinnerungen neu erleben, werden uns zugleich die dem Handelnden, selbst noch dem rückschauend Reflektierenden verborgenen oder von ihm mißdeuteten psychischen Motive und Zusammenhänge klar. Fast müssen wir zuletzt die wahnwitzige Katastrophe als logisch notwendige Folgerung aus der Natur jener Beziehungen anerkennen, ja als befreienden Ausweg aus dem dumpfen Banne lebenniederwuchtenden Verhängnisses begrüßen. — Darin liegt freilich auch bereits das Bedenken ausgesprochen, das sich gegen solche Art schriftstellerischer Wirkung erhebt: die Befriedigung an der Logik der Handlungsführung, an der Konsequenz der psychologischen Entwicklung, die das Unglaubhafteste an die Kette des Notwendigen reiht, wird erkauft durch das ästhetische Unbehagen an der mitleidlosen Bloßlegung und Zergliederung der nur in Akten der Sinnlosigkeit sich entladenden untermenschlichen Elementartriebe der Seele. Doch wird dieser peinliche Eindruck hier gemildert dadurch, daß das Entsetzliche in die Schleier traumhafter Halberinnerung gehüllt und als That unzurechnungsfähiger Nervenanarchie motiviert wird. — Die Steigerung der Spannungseffekte wie die Behandlung der erotischen Motivsphäre verraten die technische Virtuosität des Spezialisten.

Jena. *Rudolf Unger.*

Auf der Schicksalsfährte. Mehr oder minder humoristische Lebensreise. Von Rudolf von Koschützki. Dresden, Carl Reißner, 1903. 228 S.

Es sind nicht drei unvollendete Novellen, und es ist kein fertiger Roman, aber es ist ein gutes Buch, weil eine frische, gesunde Persönlichkeit dahinter steckt. Ich habe es mit wahrem Vergnügen gelesen. Aeußerlich giebt es sich als eine Art Lebensabriß, der darstellt, wie ein junger norddeutscher Landwirt sein Liebchen kennen lernt („Titen“), dann durch ein schreckliches Eisenbahnunglück zu seinem Beruf untauglich wird („Eine lange Nacht“) und schließlich nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, wieder zu einer gesunden Thätigkeit zu gelangen, zum Schriftstellerberuf geführt wird („Vom Pflug zur Feder“). Beim zweiten Stück („Eisenbahnunglück“) wird durch eine unkünstlerisch wirkende Fußnote festgestellt, daß „die Schilderung in der Darstellung des Thatsächlichen und der seelischen Zustände bis in jede Einzelheit der Wahrheit entspricht“. Da die Schilderung in der That von eindringlicher Kraft ist, wie sie nur ein dichterisch reichbegabter Schriftsteller leisten konnte, so braucht uns diese Fußnote nicht weiter zu stören. Auch im Vorausgehenden und im Nachfolgenden steckt offenbar viel Erlebtes, und so kraus und knapp es gegeben wird, es ist doch mit so viel ursprünglicher Kunst vorgetragen, daß es ganz kunstlos und natürlich wirkt. Das nicht umfangreiche Buch, das im ganzen die recht deutsche Tendenz zu formlosem Zerflattern zeigt, ist im einzelnen angefüllt mit poetischer Schönheit. Gerne verweilt der Leser bald bei einer knappen Naturschilderung, bald bei einer humor- und seelenvollen Lebensbetrachtung, bald bei einer scharf umrissenen Charakterskizze. Ueberall die größte Lebendigkeit, die zutreffendste Sachlichkeit und Anschaulichkeit, in den

schildernden Teilen oft die feinste lyrische Gestaltungskraft bei ganz schlichter, ungezwungener Sprache. Es ist ein glücklicher Griff in die reiche Welt und in die eigene Brust, ein Werk, das in fröhlichem Lebensmut ein tiefes Gemüt — verschweigt. Wir können dem „lächerlich kleinen, spitzen Ding", der Stahlfeder, die sich der Autor aus der für ihn unbrauchbar gewordenen Pflugschar geschmiedet hat, nur Glück wünschen auf ihren weiteren Wegen!

Graz. *Dr. Emil Ertl.*

Ein Bruder und eine Schwester. Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt von Bernhardine Schulze-Smidt. Dresden 1903, Carl Reißner. 465 S.

In eigenartiger Gestaltung stellt uns Bernhardine Schulze-Smidt in dieser Geschichte einen Kampf zwischen Geschwister- und Geschlechtsliebe dar: „ein Bruder und eine Schwester" sind in ihrem niedersächsischen „Winkel", auf einem Bauerngute, etwa zwischen Verden und Bremen, treu verbunden durch die Mahnung ihrer verstorbenen Mutter und innige Liebe, zusammen aufgewachsen. Stärker und stärker regt sich in der Jungfrau die Ahnung, daß eine andere Liebe zwischen sie und den acht Jahre älteren Bruder treten könne. Und das Gefürchtete trifft ein, aber anders, als das Mädchen es erwartet hat. Auf einer wundervollen Sommerreise über München in die tiroler Berge, dem ersten Schritte der Schwester in die „Welt", erfüllt sich beiden ihr Schicksal: sie lernen einen Bildhauer und seine Tochter kennen, der Bruder liebt und gewinnt diese, die Schwester liebt jenen und muß entsagen. Die herbe Kraft, die sie im stillen Heimatwinkel gewonnen, muß sich nun im seelischen Kampfe bewähren, im Kampfe zwischen Liebe zum Bruder und Eifersucht, zwischen Glücksbegehren und brennender Scham.

Diesen Konflikt hat die Verfasserin in seiner Entstehung und seinem Verlauf mit überzeugender Kraft und Wahrheit dargestellt. Vortrefflich ist auch die Gegenüberstellung norddeutsch-zäher Art und süddeutsch-warmblütigen Wesens; ebenso lebendig und wahr die Schilderung des „Winkels" wie der „Welt", der niederdeutschen Natur und Landschaft und des oberdeutschen Hochgebirges als Hintergrund der Menschen. Echt weiblich sind die Frauengestalten geraten, jede besonders in ihrer Art, und (was bei einer Frau noch mehr heißen will) männlich sind auch die Männer. Aus echtem Empfinden und lebendiger Anschauung ist diese „Geschichte" hervorgegangen, darum wirkt sie auch wahr und warm.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Ein Brandstifter und andere Erzählungen. Von Karl Rosner. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Linde), 1902. 204 S. M. 2,—.

Wir haben zwei Formen der kurzen Skizze, die nach Ursprung und Charakter verschieden und beide ausländischer Herkunft sind: die spezifisch romanische Form des „conte", die ihre Meister schon im Mittelalter hatte, und die moderne short story, die mit der Entwicklung des kurzen Zeitungsfeuilletons aufkam und ihren Wurzelboden in England und Amerika hat. Beide Gattungen lassen sich heute bei der massenhaften Produktion, die der Tagesbedarf auf diesem Gebiete gezeitigt hat, nicht mehr scharf unterscheiden, doch steht so viel fest, daß wir eine Menge handwerksmäßiger short story-Schreiber, aber nur sehr wenige Autoren haben, die für die Kunstform des conte begabt sind. Was Paul Nicolaus Coßmann einmal vom Aphorismus gesagt hat: er sei ein kleines Haus mit weitem Fernblick, läßt sich auch auf diese Art der künstlerischen Prosaskizze anwenden. Wie der kleine Tautropfen ein ganzes, großes, buntes Stück Welt zu spiegeln vermag, so muß die Skizze, die auf litterarischen Wert Anspruch machen will, im engen Rahmen einer kleinen Begebenheit einen Durchblick in die Weiten des großen Lebens geben, am Pulsschlag einer Minute die Ewigkeit des Schicksals fühlen lassen.

Zu den wenigen, denen diese aphoristische Erzählergabe verliehen zu sein scheint, gehört Karl Rosner, ein Maupassantschüler, der hier zwölf Erzählungen von ganz verschiedener Prägung zu einem Bande vereinigt hat. Zwölf Erzählungen, deren jede ihr eigenes Gesicht hat, jede im Leser einen bestimmten Nachklang weckt, in reinem, sorgfältigem Deutsch geschrieben und ohne allen Aufputz nervöser Stimmungsfloskeln: das ist wohl etwas, was sich der Beachtung von selbst empfiehlt. Von einer einzigen argen Geschmacklosigkeit abgesehen („Ich bin die Liebe"), ist keine der Erzählungen uninteressant oder im Stoff verbraucht, keine ohne jene höhere Lebensperspektive, die den Einzelfall ins Typisch-Menschliche erweitert, wenn auch nicht jede gleich gelungen. Es wäre jedenfalls schade, wenn der Band mit der Hekatombe unreifer und wertloser Werke, die der Verlag Pierson alljährlich auf den Büchermarkt schüttet, ein verfrühtes Massengrab finden sollte: er hat besseres verdient.

J. E.

Sonnenzeit. Novellen von Stijn Streuvels. Autorisierte Uebersetzung von Martha Sommer. Berlin, S. Fischer.

Unter den vlämischen Poeten nimmt Streuvels die erste Stelle ein. In der Bewunderung des Dichters sind sich seine Landsleute einig. Sein erster Novellenband hatte einen sensationellen Erfolg, und seine späteren Werke bestätigen, daß wir in Streuvels eine dichterische Vollblutnatur von außerordentlicher Kraft haben. Mit solcher Wahrheit und Charakterschärfe und zugleich solch poetischer Zartheit war bisher das vlämische Landleben noch nicht geschildert worden. Würziger Heimatsduft strömt aus Streuvels Dichtungen hervor, eine frische Ursprünglichkeit liegt über allem, was er schreibt. Man merkt, wie innig verwachsen der Dichter mit dem ist, was er schildert, daß er selber ein Mann aus dem Volke ist. Uebte doch Streuvels, mit seinem bürgerlichen Namen Lateur geheißen, noch bis vor kurzem in dem kleinen flandrischen Ort Avelghem den Beruf eines Brotbäckers aus. Aber er ist wie Gorki der geborene Dichter, und seine Novellen sind durchaus reif, künstlerisch abgeklärt. Der vorliegende Band enthält einige seiner besten Arbeiten. Novellen, wie „Ernte" und die tieftragische Fischergeschichte „Im Wasser" bieten einen reinen ungetrübten Genuß. Die Uebersetzung ist vorzüglich und wird den Originalen durchaus gerecht.

Hamburg. *Paul Raché.*

Lyrisches.

Balladen und Lieder. Von Georg Edward. 2. vermehrte Aufl. Berlin 1903, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Die „Balladen und Lieder" Georg Edwards würden eine große und nachhaltige Wirkung ausüben, wenn der Autor eine stark ausgeprägte, vollgültige Persönlichkeit wäre. Er erlaubt sich farblose Gattungstitel, wie „Nocturne", „Ballade", „Lied"; sein Können zeigt sich weniger an einer wirklich geschauten „Perdita", als an den allgemein gefaßten, mitleidsvoll verklärten „Gefallenen Frauen". Er arbeitet vielfach mit veralteten Requisiten; trivialen Wendungen und abgeblaßten Reimen gewährt er nicht selten Einlaß; zumal in der breiten „Hunnenschlacht" zerfließt die gestaltenreiche Handlung und geht hie und da in ein oberflächliches, theatralisches Pathos über. In dieser Ballade, vollends in dem unmöglichen „letzten Gebet", einer durchaus gemachten Armeleute-Deklamation, ganz zu schweigen von der langweilig geschwätzigen „Ballade" — überkommt den Leser das Gefühl, daß Edward nicht aus dem Vollen reinsten Wein einschenke. Er lehnt sich denn auch an ältere Lyriker an, u. a. an solche, von denen er einzelne Stücke in schmiegsamen Uebersetzungen mitgeteilt hat. „Die Jagd im Ettrickforst", eine echte, rechte, feurig bewegte, wuchtig pointierte Douglas-Katastrophe, erinnert an die berühmte „Chevychase", beziehungsweise an ihre deutschen Wiedererwecker,

den Grafen M. Strachwitz und Th. Fontane. Vor allem glaubt man bei dem Cyklus frischer, innig-schlichter „Vagantenlieder" ähnliches vom Kosen und Küssen schon irgendwo und irgendwie gehört zu haben. Scheffel und Baumbach, Heine, Burns und das Volkslied scheinen da bei manchem Sprößling seiner Muse Gevatter gestanden zu haben. Heine, Burns und das Volkslied haben ihm wohl auch in anderen Partieen seiner Sammlung vorgeschwebt. Nicht überraschen wird es, wenn ich in dem Zusammenhang mit Heine auf Byron und endlich nachdrücklich auf den Prinzen Emil Schönaich-Carolath hinweise. Wie Schönaich-Carolath in der „Wanderfahrt", giebt er sich namentlich in „Liebe" und „Heimat und Fremde" als einer, der die Heimat und die heilige, einzige Jugendliebe verlor, der, weil von wilden Stürmen umhergetrieben, die müde Stirne aufrichtet zu den hellen Pforten eines ewigen Vaterlandes. Da verfügt er wie jener neben volksliedermäßiger, treuherziger Einfachheit über eine prächtige, bilderreich flutende Sprache, gesättigt mit dem Hauch finsterflammender Schwermut.

Es hieße zu weit gehen, wollte man seinem Schaffen direkte Nachahmung vorhalten. Es mischt sich in seiner Kunst Ueberliefertes und Eigenes; es braust in ihm nicht überschäumende, dichterische Schöpfungsmacht, sondern ihm gehorcht technisch ergiebige Formgewalt; er ist weniger Künstler als kühner Virtuose. Er spielt bisweilen mit strophischen Schwierigkeiten — sein Feinblick für effektvolle Vers- und Strophengebilde und reizvolle refrainartige Wiederholungen wird nicht leicht von einem Gegenwartspoeten überboten. Und wie bereits betont: die „Balladen und Lieder" berühren sich zwar mit bekannterer Dichtung, sie wurzeln aber auf selbständig angebauten Rainen. So mögen die Rosen und Nachtigall der „Mittagsrast" schwerlich neu anmuten — und doch, wer vermag sich der Süße und klangvollen Melodie dieses Liedes zu entziehen? Das „Requiem" klingt wie ein weiches, dunkles Regengeflüster in herbstlichem Laube. Der Accent eines heißen Herzschlages ruht erhebend und ergreifend noch auf vielen andern Rhythmen. Ich nenne: „Die Klage Gelimers" und „Hans Huttens Ende" („Balladen"); ferner: „Uebers grüne Feld geht der Weg hinaus", „Heimgefunden", „Lied" (in „Liebe"), „Fallendes Laub", „Frühling", „Elegie", „Eine Begegnung".

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Ich bin. Von Victor Hadwiger. Berlin 1903, Georg Heinrich Meyer. 61 S.

Victor Hadwiger schwört noch immer zum krassen Naturalismus, seine Epistel von dem „zehrenden Ungeziefer" hätte vor zwanzig Jahren vielleicht begeisterte Freunde gefunden, heute kommt sie uns ein wenig unappetitlich vor. Aber auch abgesehen von solchen groben Geschmacklosigkeiten finde ich in dem Buch nichts, was irgendwie beachtenswert wäre. Es fehlt Hadwiger jeder künstlerische Instinkt; selbst wo er einmal ein gutes Bild trifft, geht es rettungslos in einem Schwall von unklaren, nichtssagenden Phrasen unter.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Von Adolf Langguth. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarchs Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Herm. Paetel. 1903. gr. 8°. 372 S. M. 10,—.

Das stattliche Buch soll den wenig beachteten Hainbündler Esmarch als Menschen und Dichter zu Ehren bringen. Das erste Ziel hat der Verfasser erreicht. Das zweite nicht, weil es nicht zu erreichen war. Zwar teilt er einige unbekannte Poesieen Esmarchs als Belege mit, aber sie sind so spärlich und erheben sich so wenig über das Durchschnittsmaß reiner Gelegenheitsdichtung, daß sie als poetischer Befähigungsnachweis gar nicht recht in Frage kommen können. Man wird also nach wie vor Voßens Aeußerung, daß Esmarch ein „bloßer Dilettant" sei, kaum als unbillige Aburteilung zu schelten haben. Willkommener ist die Belehrung, die Esmarchs Stammbuch über den litterarischen Zeitgeschmack gewährt. Sie bestätigt vor allem Klopstocks dominierende Stellung aufs neue. Sogar Lessing verschwindet fast hinter ihm. Uebrigens wird der Widerstand, den der Klopstockkultus anfangs in Göttingen zu überwinden hatte, vom Verfasser überschätzt. Denn schon aus den Fünfzigerjahren gehen z. B. Gottsched recht bezeichnende Stimmungsberichte aus dieser Stadt zu, die Wedekinds Zeugnis aufheben.

Reichlich gelohnt hat sich der nachspürende Fleiß des Verfassers für die biographische Würdigung Esmarchs. Freilich ist auch hier der Ton der „Rettung" nirgends zu verkennen. Der Verfasser selbst bekennt offen die Sympathie für seinen Helden. Aber er bemüht sich doch, dabei möglichst objektiv zu bleiben. Vielleicht datiert aus diesem Bestreben der Grundmangel seines Buches: die viel zu ausführliche Darbietung rein quellenmäßigen Materials, und zwar selbst dann, wenn weder Wortlaut noch Inhalt die Breite genügend rechtfertigt. Das gilt u. a. auch für den getreuen Abdruck der ersten 59 Seiten aus Esmarchs Tagebuch. Um die Eigenart dieser schlichten, oft aber doch recht inhaltsarmen Aufzeichnungen zu illustrieren, hätte eine weit kürzere Probe vollauf genügt. Das Buch hätte durch ein straffes Zugreifen und Verarbeiten des Stoffes nur gewonnen. Dann wären auch die störenden Wiederholungen ganzer Abschnitte (S. 99 ff. = S. 129 ff.) vermieden worden. Ebenso ist der Verfasser in der Wiedergabe wohlbekannter Citate nicht sparsam genug.

Von dieser unangebrachten Aufschwellung abgesehen, ist sein Buch als eine vielfach förderliche Arbeit zu bezeichnen. Die Persönlichkeit Esmarchs wird zum ersten Male in ihrem Werden und Streben lebensvoll und warmherzig geschildert. Wo wir auch den holsteinischen Pastorssohn auf seinem Entwicklungsgange beobachten, bei den Genossen des göttinger Hains, bei seiner Erzieherthätigkeit in Kopenhagen, bei dem Uebergang vom Theologen zum Zollverwalter und seiner späteren Beamtenlaufbahn — immer finden wir in ihm einen lauteren und bescheidenen Menschen, dem nichts so ansteht, als Lieb zu erweisen und Freundschaft zu halten. Darüber unterrichtet besonders anziehend das Kapitel über seine Beziehungen zu dem berühmten Koptologen Georg Zoega, wobei zugleich fünf bisher unveröffentlichte Briefe Esmarchs aus der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen mitgeteilt werden.

Der litterarhistorische Gewinn des Buches besteht nicht nur in einer vertiefenden und erweiternden Charakteristik des Göttinger Dichterbundes, sondern es spendet auch mannigfache Belehrung über die Beziehungen Dänemarks zur deutschen Litteratur und bringt eine ganze Reihe dankenswerter Urteile über zeitgenössische Dichter und ihre Werke, unter denen die über Goethe (S. 97 f. u. S. 142) und Lessing (S. 143 u. S. 170) besondere Hervorhebung verdienen. Ebenso sind manche kulturgeschichtliche Beobachtungen und Schilderungen von Wert. Nicht zu vergessen die reichhaltige Silhouettensammlung, die die aufeinanderfolgenden Dichtergenerationen aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anschaulich vorführt.

Leipzig. *Otto Ladendorf.*

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte der neueren Zeit. Von Louis P. Betz. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening. 1902. gr. 8°. 364 S.

Auch außerhalb des Kreises zünftiger Litterarhistoriker ist Betz, ein derzeit in Zürich lebender*) und lehrender Deutsch-Amerikaner, sowohl durch selbständige Publi-

*) Während der Drucklegung dieser Anzeige erhalten wir aus Zürich die Nachricht von dem Tode des verdienten Litterarhistorikers (s. unten Sp. 741). D. Red.

kationen (über „Heine in Frankreich" 1895, über „Bayles Journalistik" 1896, „Heine und Alfred de Musset" 1897, „La littérature comparée" 1900), als auch durch manchen gemeinverständlich und hübsch geschriebenen Zeitschriftenaufsatz bekannt. Zwölf solcher populärer Essais, zur Hälfte bereits an verschiedenen Orten veröffentlicht, bilden den vorliegenden stattlichen Band, der sich demnach in erster Linie nicht an die Fachleute, sondern an litterarisch interessierte Gebildete schlechthin zu wenden scheint und doch wohl nur unter diesem Gesichtswinkel betrachtet werden will, sodaß wir hier gerne darauf verzichten, kleine Versehen oder vereinzelte Differenzen zwischen den Anschauungen des Verfassers und denen des Referenten zur Sprache zu bringen, und uns darauf beschränken, das Buch im allgemeinen zu charakterisieren.

Von den zwölf Essais beschäftigen sich zehn nicht eigentlich mit „vergleichender Litteraturgeschichte", wenigstens nicht mit dem, was **wir** darunter verstehen, sondern mit interessanten Einzelfällen schriftstellerischer Fernwirkung z. B. eines Amerikaners auf einen Franzosen oder auf Frankreich überhaupt, eines Deutschen auf die Dichtung verschiedener Nationen, eines Franzosen oder eines deutschen Schweizers, die übersetzend oder kritisierend ihres Orts an dem internationalen geistigen Verkehr mitgewirkt haben; nur der erste und der letzte Aufsatz rechtfertigen für sich die dem ganzen Buche verliehene Ueberschrift insofern, als jener (seinerzeit im „Litt. Echo", 3. Jahrgang, Heft 10 abgedruckt) über Theorie und Methode der „Litteraturvergleichung" wertvolle Untersuchungen anstellt und erkennen läßt, wie klar und vornehm der Verfasser über seine Disziplin denkt — und dieser, als Epilog der Sammlung, die vergleichende Litteraturgeschichte auf eine Reihe dankbarer Themen hinweist. — Von den übrigen durchweg anziehenden und lehrreichen, wenn auch nicht gleichmäßig wichtigen und wertvollen Einzelstudien sei hier bloß noch gesagt, daß sie mit einer einzigen Ausnahme (S. 159 ff.: „J. J. Bodmer und die französische Litteratur") sämtlich dem 19. Jahrhundert und zum größeren Teile den Franzosen, sei es als Anregern, sei es als Angeregten, gelten. Die kritische Ader des Verfassers strömt nicht eben reichlich, und er ist sehr geneigt, mit dem Autor, auf den seine Augen gerade eingestellt sind, das zu treiben, was Max Müller Henotheismus genannt hat. So dürfte z. B. sein Heine-Kultus kaum minder ansechtbar sein, als der weit verbreitete Heine-Koller, und Untertitel wie „Ein Weltdichter und ein Dichter der Welt" (= Heine), „Ein Phänomen der Weltlitteratur" (ad Poe und Baudelaire) kommen uns doch zu amerikanisch vor. Aber andererseits ist's doch erfreulich, zu sehen, mit welcher Verve der Verfasser für seine Lieblinge und seine Wissenschaft ins Zeug geht, umsomehr, da der belesene und eifrige Gelehrte zugleich als gewandter Stilist und überhaupt als ungewöhnlich begabter Causeur (vgl. S. 228 ff.: „Gottfried Keller in der Sorbonne") Anerkennung verdient.

Wien. *Robert F. Arnold.*

Typen und Gestalten moderner Belletristik und Philosophie. Von Maurice Reinhold von Stern. (In Darstellungen ausgewählter Werke und persönlicher Erinnerungen.) Oesterreichische Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig, 1902. 302 S.

Wir hören sehr gern Dichter über Dichter sprechen. Das siebente Buch von „Dichtung und Wahrheit", Schillers Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", Otto Ludwigs „Shakspere-Studien", um nur einiges herauszugreifen, sind vorbildliche litterarhistorische Leistungen. Ihnen glaubt es Maurice Reinhold von Stern nachthun zu können. Die Vorrede seines Sammelbandes setzt zwar recht bescheiden ein und entschuldigt, was sehr nötig ist, die Uneinheitlichkeit und Systemlosigkeit des Buches. Aber das ist schriftstellerische Toilette; der letzte Passus zeigt seine wirkliche Selbsteinschätzung: „Wenn ich einen Verlag wüßte, der es mit einem Folianten wagen wollte, so würde es mir eine Freude und ein Hochgenuß sein, die ganze moderne deutsche Belletristik der letzten zwanzig Jahre in dieser Weise zu bearbeiten. Ich gestehe sogar offen, daß das vorliegende Werk u. a. auch die Aufgabe hat, mir in diesem Sinne Pionierdienste zu leisten. Es sind, wenn man will, wenn auch nicht die ersten Bausteine, so doch die ersten Terrain- und Materialstudien*) zu einer modernen deutschen Litteraturgeschichte." Das genügt wohl. Und wenn wir dankend abwinken, so ist es nicht der Neid, der uns dazu veranlaßt, wie Stern von vornherein annimmt, sondern die Ueberzeugung, daß dieser zum Litterarhistoriker nicht geschaffen ist. Freilich gehen seine und unsere Ansichten über das Wesen des Litterarhistorikers recht beträchtlich auseinander, wenn er Jacob Bächtold, den verdienten Geschichtsschreiber der schweizer Litteratur, den Herold Gottfried Kellers und Eduard Mörikes, als fixen „Kompilator" abzuthun und der „litterarischen Inkompetenz" zu zeihen beliebt; und es heißt demgemäß wohl nicht den Zunftstandpunkt übertreiben, wenn wir uns von Schriftstellern dieser „Kompetenz" nicht ins Handwerk pfuschen lassen wollen. Kurzum, jene Personalunion von Dichter und Kritiker vermögen wir in Stern nicht zu erkennen, sondern müssen vielmehr feststellen, daß er in dem vorliegenden Bande (Lexikonformat!) fast ebenso viel Ansprüche schuldig bleibt, als er erhebt. Was in dem Buche einigen Wert hat, ist zum mindesten nicht Litteraturgeschichte.

Stern hat Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, von denen seine Hauptaufsätze und zugleich die einzigen von einigem Belang handeln (wenn auch nur sehr flüchtig), selbst gekannt, und wir legen darum die paar Gespräche, die er mit ihnen geführt hat und reportermäßig wiedergiebt, willig zu dem übrigen. Sie bilden den Kern der beiden bezeichneten Aufsätze, aber was sich um diesen Kern gruppiert, ist leider mehr als dürftig. Da jene Unterhaltungen nur leichte Plaudereien und keine wertvollen Gedankenfolgen bieten, so hätten sie aus Gründen wissenschaftlich-schriftstellerischer Oekonomie sehr stark zusammengezogen werden müssen; aber litterarhistorische Abrundung darf man bei Stern eben nicht suchen. Seine Aufsätze, die weder Anfang noch Ende haben, schildern nicht ganze Menschen und abgeschlossene Entwicklungen, sondern bestehen aus Interjektionen, im besten Falle aus Aphorismen eines höchst einseitigen Enthusiasten, der u. a. in Sacher-Masoch einen „genialen Dichter" sieht. Daß dabei auch ein paar gute Formulierungen mit unterlaufen, sei gern zugestanden. Der einleitende C. F. Meyer-Aufsatz ist weit davon entfernt, ein Gesamtbild des Dichters zu geben und sein Schaffen genetisch vorzuführen; er hebt von seinem Wesen nur Einzelheiten hervor und bespricht von seinen Werken fast ausschließlich die „Angela Borgia", in der Meyer „über alle seine früheren Schöpfungen" hinausgekommen sei, während sie doch in Wahrheit die sinkende Kraft schon stark verrät und hie und da sehr nahe an die Manier streift. Beiläufig sei angemerkt, daß Meyer den „vornehm stolpernden" (!?) Gang von Goethe haben soll.

Noch sehr viel tiefer stehen die übrigen Artikel dieses Buches, dem jede Berechtigung zu selbständigem Auftreten fehlt. Was Stern bringt, sind, trotz der Verwahrung im Vorwort, verkappte Tageskritiken über einzelne Bücher, die unter volltönenden Titeln als geschlossene Leistungen eingeschmuggelt werden sollen. Da hat Stern z. B. eine alte Gelegenheitskritik über Rudolf Stratz Roman „Unter den Linden" liegen; flugs flickt er am Schluß wohlgezählt fünf Zeilen an, die dieses Schriftstellers sonstige Werke rein bibliographisch aufführen, und glaubt nun einen Essai „Rudolf Stratz" geschrieben zu haben. Die „Essais" (vulgo handwerksmäßige Buchanzeigen) über Karl Ernst Knodt, Gustav Renner, Hans Bethge, Ludwig v. Ficker (?) umfassen gar überhaupt nur nicht volle 17, 11, 10 und 8 Zeilen, die breitspurig inmitten je einer Folioseite herumschwimmen, aber das hindert Stern nicht im entferntesten, auf die Litterarhistoriker zu wettern, die aus

*) Diese Worte sind von Stern gesperrt gedruckt.

den Papieren großer Dichter Fragmente herausgeben, und Gottfried Kellers „Nachgelassene Schriften“ zu allen Teufeln zu wünschen.

Der Beachtung empfohlen sei wenigstens ein Aufsatz über Gerhart Hauptmann, mit dem Stern auch einmal persönlich zusammengetroffen ist.

Leipzig. *Harry Maync.*

Christoph Köler, ein schlesischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Sein Leben und eine Auswahl seiner deutschen Gedichte. Von Max Hippe (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau. 5. Heft). Breslau, E. Morgenstern. 1902. VIII u. 244 S.

Der erste Biograph Martin Opitzens, Christoph Köler, bekannter unter seiner lateinischen Namensform Colerus, ist einer aus der reichen Zahl schlesischer Versemacher, die sich begeistert um den Fürsten und Phönix der teutschen Poeten scharten und seinen neuen Lehren voller Eifer folgten. Nach modernem Geschmack ist ja freilich an der ganzen Dichterei jener Zeit nicht viel, selbst bei Opitz sind die wirklich frischen und guten Lieder selten genug, und gar seinen Nachahmern ist nur sehr wenig gelungen, das verdiente, mit Recht der Vergessenheit entrissen zu werden. Köler ist nun unzweifelhaft eines der besten unter diesen in der Litteraturgeschichte nicht gerade hochgeachteten Musenkindern; merkwürdigerweise aber war er bisher nur einem engen Kreise von Gelehrten durch ein paar Hinweise in Zeitschriften bekannt. Hippe hat sich jetzt der mühsamen, aber auch dankbaren Aufgabe unterzogen, unter Benutzung der reichen Schätze unserer Stadtbibliothek die Lebensgeschichte dieses Mannes zu schreiben und eine Auswahl seiner Gedichte herauszugeben.

Köler wurde 1602 zu Bunzlau geboren, studierte in Straßburg und hatte sich redlich mit den Nöten des Lebens herumzuschlagen, bis er 1634 Professor am Elisabetgymnasium und ein paar Jahre später auch Verwalter der Bibliothek des Magdalenengymnasiums zu Breslau wurde. Er starb daselbst im Jahre 1658. Er war ein tüchtiger Beamter, ein fleißiger Gelehrter und ein gewandter Versemacher; ja unter den Gedichten aus seiner Studentenzeit sind einige recht hübsche und lebensvolle Liebes- und Trinkliedchen zu finden, und andere wieder zeichnen sich durch ein gesundes nationales Empfinden aus. Die Hauptmasse seiner Dichtungen besteht allerdings aus den zu seiner Zeit unentbehrlichen Hochzeits- und Begräbnisliedern, deren er eine gewaltige Masse zusammengeschrieben hat.

Die Ausgabe ist sorgfältig und umsichtig angelegt. Die Biographie ist sehr eingehend und bringt auch neue Beiträge zur Kenntnis Opitzens und seines Freundeskreises; in zahlreichen Anmerkungen wird die Darstellung durch Abdruck von Briefen und anderen Urkunden quellenmäßig belegt. Eine 134 Nummern umfassende Bibliographie verzeichnet die Einzeldrucke deutscher Gedichte Kölers, der trotz wiederholter Vorbereitungen doch nie selbst eine Sammlung seiner Werke veranstaltet hat. Die abgedruckten Gedichte sind mit großem Geschick ausgewählt, sodaß man durch sie eine völlig ausreichende Anschauung von der Eigenart und Begabung ihres Verfassers erhält.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Verschiedenes.

Der Kampf um den neuen Menschen. Neue Reden an das deutsche Volk. (Achtzehn Kapitel zu einer Geschichtsphilosophie der Gegenwart.) Von Paul Friedrich. Straßburg i. E., 1904. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 314 S. Preis 4 Mk.

Noch selten ist die sprichwörtliche Behauptung von der Geduld des Druckpapiers erschöpfender bewiesen worden, wie durch dieses übie Buch mit dem geschwollenen Titel und dem herausfordernd anmaßenden Untertitel. Der Verfasser dieses neuesten Kulturspiegels, der so unvorsichtig den Schatten Fichtes heraufbeschwört und so kecklich einen klassischen Namen als Vorspann vor sein höchst unklassisches Opus schirrt, wollte mit taciteischer Geberde die Zerrissenheit und Entartung, die sittliche, ethische, politische, künstlerische, wissenschaftliche Wirrnis unserer deutschen Kulturzustände öffentlich entblößen und anklagen. Zu diesem Zwecke zieht er so ziemlich alles durch seine Hechel, was die letzten Jahrzehnte seit dem großen Kriege an Erscheinungen und Entwicklungen auf den verschiedensten Gebieten zutage gefördert haben. Nach dem Vorbilde seines Namensbruders aus dem Struwwelpeter, der wenigstens nur die Stühl' und Vögel totschlug, läßt er, dem Knaben gleich, der Disteln köpft, seine Geißel auf alles herniedersausen, was die Bezeichnung „modern“ zu verdienen hinreichend verdächtig erscheint, wobei natürlich die Litteratur vor allem als Prügelknabe herhalten muß.

Das Urteil Friedrichs des Großen über die deutsche Litteratur seiner Zeit war noch hochachtungsvoll und schmeichelhaft im Vergleich zu dem Friedrichs des Kleinen über seine litterarischen Zeitgenossen. Wir hören da von Hauptmann, daß seine „leider noch immer nicht versunkene Glocke“ ein „Ausstattungsunsinn“ ist, das „lächerlichste, albernste Zeug von der Welt“, sein „Schluck und Jau“ ein „nach Shakspere greulich gezimmertes, nahezu blödsinniges“ Schelmenspiel. Die Einsamen Menschen „rochen nach Ibsen“, der Biberpelz „schielt nach Kleist“. Sudermanns Morituri waren „totaler Unsinn“, der „Johannes“ ist ein „Armseligkeitskram“; Hofmannsthal schreibt Sachen, die „kein Schwein — pardon, kein Mensch“ versteht; Maupassant ist ein „an der Liebe und dem vanity fair zugrunde gegangener Meister der Zote“, Ibsen ist „weit überschätzt“, für Maeterlincks Dramen müßte „ein Bayreuth in Dalldorf erbaut werden“. Gnade finden einzig bis zu einem gewissen Grade Wildenbruch, Liliencron und Kretzer, dieser, trotzdem Herr Friedrich den Roman als Kunstform „für eine durchaus niedrigstehende und wertlose, eher schädliche als nützliche Abart der Dichtung“ erklärt. Auch die moderne Musik, wie sie sich seit dem ebenfalls „weit überschätzten“ Richard Wagner entwickelt hat, vermag nicht, der Zufriedenheit dieses Kunstrichters froh zu werden: die Wagnerschüler sind „ein unfähiges Chor“ (er meint Corps), das „mit unverschämter Frechheit in Wagner das A und O aller Kunst erblickt“, Richard Strauß und Gustav Mahler werden einer „völligen Verflachung des künstlerischen Gefühlswerts“ schuldig gesprochen. Glimpflicher kommt die Malerei davon, Klinger erhält gar ein halbes Kapitel von zwanzig Seiten allein. Ein ganzes Kapitel entfällt auf Nietzsche, und ihrer zwei sogar beschäftigen sich schließlich mit John Ruskin.

Den Rest des Bandes füllt eine flüchtige und konfuse Klitterung unserer Zustände auf politischem, sittlichem, sozialem, religiösem und naturwissenschaftlichem Gebiet, bei der die Menge der Schiefheiten und Gemeinplätze ebenso imponierend ist wie der Mangel an Disposition und Distanz. Es kann einem da faktisch passieren, daß man über politische Offenbarungen stolpert, wie diese: „Wenn sie (die Sozialdemokratie) auch durch Widerspruch gegen jedes rücksichtsvolle Benehmen von höherer Seite existieren muß, weil sie nur so leben kann, so ist doch noch dazu durch das kolossale Anwachsen der Zentrumspartei, mit der sich die Demokraten nicht, wir dürfen wohl sagen, nie finden werden, eine momentane Gefahr beseitigt, und wir glauben, daß das drohende Gespenst der sozialen Frage bald ganz auf friedlichem Wege verschwunden sein wird.“ Auf der selben Höhe etwa stehen die Abschnitte, in denen der Verfasser die Frauen- und die öffentliche Sittlichkeitsfrage traktiert. „Was nun die sexuelle Frage anlangt,“ bemerkt er ganz ernsthaft, „so ist von dem Verkehr mit Dirnen so viel als möglich abzuraten.“ Der junge Mann hat in der Großstadt andere Mittel und Wege. „Er suche sich, wenn möglich, ein immer noch anständiges Verhältnis, die es auch in Berlin auf meine Versicherung giebt, und er suche zu ihr auch ein Gemütsverhältnis zu ge-

winnen." (Ich widerstehe der Verlockung, diesem Satz durch Sperrdruck oder eingeschaltete Ausrufungszeichen seinen Stilblütenstaub abzustreifen.) Und er fährt in direkter Ansprache weiter: „Möchtet ihr doch bedenken, junge Männer, daß das, was ihr in den ersten 25 Jahren gethan habt, der Boden sein wird" u. s. w., ein Appell, der besonders eindringlich wirkt, wenn man aus dem Kürschner ersieht, daß dieser Mann der reifen Lebenserfahrung wenige Monate, ehe er sein Buch abschloß, selbst gerade den fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Man muß sich das gegenwärtig halten, um den richtigen Gradmesser für die stupende Anmaßung zu finden, mit der dieser süperbe Welt- und Lebenskenner etwa den siebzigjährigen Haeckel herunterzukanzeln die Stirn hat und sich Ausdrücke wie „doktrinäre Null", „Armseligkeitshypothese", „einfach kindisch" u. dgl. von dem Lebenswerk eines Mannes erlaubt, dem er selbst geistig nicht bis zum Fußknöchel reicht. Unfähig, aus eigenen Mitteln an Haeckels Monismus auch nur ein Wort positiver Kritik zu üben, druckt er zwölf Seiten aus einem polemischen Aufsatze Fritz Lienhards nach, (an dessen Tonart Haeckel gegenüber er sich beiläufig bemerkt ein Beispiel hätte nehmen können). Dafür wagt er sich an den Haeckel-Schüler Wilhelm Bölsche tapfer in eigener Person heran, derart nämlich, daß er einen Abschnitt aus dessen Essais im Wortlaut mit reichlicher Einschaltung von ??? und !!! nebst einigen vollendet thörichten Parenthesenbemerkungen wiedergiebt. Und das Ganze nennt die Kapitelüberschrift frisch-fromm-fröhlich „Kritik des Darwinismus und materialistischen Monismus". Wie eingehend sich Herr Friedrich mit Haeckel beschäftigt hat, zeigt u. a. die Thatsache, daß er konstant von dem „piceeanthropus" redet — vielleicht hat er einen jüngeren Bruder in Tertia, der ihm sagt, was ein Affe auf griechisch heißt.

Dieses kleine Symptom gründlicher Bildung ist übrigens nur eines von vielen, die das Buch enthält. Ich will nicht von der falschen Schreibweise mancher Eigennamen, wie Lamenais, D'Annuncio, Herconier, Grimmelhausen u. a. reden, nicht von der häßlichen Anwendung französisch geschriebener Fremdworte, wie ingoûtabel (mehrfach!), dégoût, amusements, der sculpteur (!) Bartholomé u. dgl. (Einmal „plaidoyiert" sogar jemand.) Schlimmer sind die zahlreichen Mießnick-Verstöße gegen Grammatik und Stil, deren einige schon in den oben zitierten Sätzen enthalten waren. Ihrer noch mehr aufzuzählen, erspare ich mir, aber ein Mann, der ohne Gewissensbisse die Satzkonstruktion fertig bringt: „Das halte ich nun für nicht der Fall" (S. 97), sollte erst im stillen Kämmerlein bußfertig deutsche Grammatik betreiben, ehe er als zweiter Fichte sogenannte Reden an das deutsche Volk in die Welt schickt.

Das Verdrießlichste an diesem geschwätzigen und penetrant überflüssigen Buche und zugleich das, was diese etwas über Gebühr ausführliche Ablehnung veranlaßt hat, ist der Umstand, daß ein angesehener und ernster Verlag sich nicht für zu gut gehalten hat, so schlechter Ware seine gute Flagge zu leihen: für einen Verlag, dem wir u. a. deutsche Ausgaben von Ruskin, Stendhal, Montaigne und die vortreffliche Sammlung „Studien zur Kunstgeschichte" verdanken, ein Zeichen bedauerlicher Kritiklosigkeit.

J. E.

Das Judentum in der deutschen Vergangenheit. Von Georg Liebe. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Herausg. von Georg Steinhausen. 11. Band.) Leipzig, Eugen Diederichs. 1903. M. 4,— (5,50).

Es ist bekannt, welchen Einfluß und welche Bedeutung die Juden schon seit dem 12. Jahrhundert, ja noch früher in Deutschland erlangt haben, und es war ein guter Gedanke des Herausgebers der vorliegenden Monographiensammlung, eine ausführliche Darstellung darüber diesen Bänden einzuverleiben. Georg Liebe bietet in ihr eine vollständige Kulturgeschichte des Judentums, so weit es sich auf die Verhältnisse der deutschen Vergangenheit bis in das 18. Jahrhundert bezieht. Er weist nach, wie sich in den Händen der Angehörigen dieses Stammes das Kapital angesammelt, wie die von Fürsten und anderen angesehenen Persönlichkeiten begehrten Geldsummen den Juden die Veranlassung zur Forderung hoher Zinsen boten und die Gewinnsucht bei ihnen förderten. Ursprünglich war der israelitische Stamm im Lande auch durchaus nicht so verachtet und verfehmt wie in den späteren Jahrhunderten; namentlich bei den Großen des Reiches waren die jüdischen Gelddarleiher oft sehr beliebt. Die Volksanschauung über wucherisches Gebahren und daraus entstehende Gehässigkeit bildete sich allerdings schon im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert aus, und die Abgeschlossenheit sowie das geheimnisvolle Treiben der jüdischen Familien, die in altorientalischer Weise Brauch und Sitte pflegten, bot gar bald Gelegenheit zu Verdächtigungen und Verfolgungen, wie sie in den Zeiten des Mittelalters und der unmittelbar daran sich schließenden Jahrhunderte ja auch anderen Persönlichkeiten gegenüber zu Tage traten. Der Verfasser stellt in dieser Beziehung ein reiches und zum Teil grauenhaftes Material zur Verfügung, er macht uns mit Spottschriften und bildlichen Darstellungen bekannt, die sich gegen das Gebahren der Juden richten und gegen deren Auftreten den Christen gegenüber, wobei insbesondere die Ansicht des Volkes, daß sie zu rituellen Zwecken Christenblut gebrauchen, immer mehr hervortritt. Uebrigens wird die Darstellung auch solchen Angehörigen des jüdischen Stammes gerecht, die sich besondere Verdienste, z. B. als Aerzte erworben haben, und unter den zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen finden wir auch die Porträts solcher jüdischen Männer. Die Darstellung reicht zeitlich bis in die Tage der französischen Revolution und somit bis zur Emanzipation der Juden, die freilich auch in den späteren Zeiten noch nicht ganz durchgeführt wurde.

Da es ein besonderer Zweck dieser Sammlung von Monographieen ist, auch den illustrativen Teil zu pflegen und Abbildungen nach den besten zeitgenössischen Vorlagen vorzuführen, so ist auch dieser Band durch eine große Zahl solcher Illustrationen ausgezeichnet. Diese bieten entweder im Text oder auf eigenen Tafeln kulturgeschichtlich bemerkenswerte Darstellungen aus dem jüdischen Leben, Bildnisse, wie z. B. das Porträt des berüchtigten Juden Süß, des gelehrten Mendelssohn u. a., Trachtenbilder nach H. Burgkmaiers Holzschnitten, aus Tyroffs Trachtenbuch u. s. w., Flugblätter, Spottschriften und Abbildungen, Titelblätter von Edikten gegen die Juden und als eine der ältesten Darstellungen ein Blatt aus der manessischen Handschrift, den Minnesänger Süßkind von Trimberg darstellend. Text und Illustrationen auch dieses Bandes sind ein wertvoller Beitrag zur Sittengeschichte.

Graz. *Anton Schlossar.*

Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung von Privatdozent Dr. Emil Reich. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung, 1901. 248 S. 4,40 Mk.

Der Rezensent gesteht, mit einem Vorurteil an das Buch herangetreten zu sein. Die Art, wie der Verfasser in seinem, nun vor der 5. Auflage stehenden Ibsenbuche den norwegischen Individualisten nach der sozialethischen Pfeife tanzen lehren wollte, die Einzwängung des alten Aristokraten in das Prokrustesbett der Gemeinschaftsethik verriet nicht eben einen unabhängigen, fremdem Denken verständnisvoll sich anpassenden Geist. Wie angenehm war zunächst die Enttäuschung bei dem vorliegenden Werke, einer gründlich wissenschaftlichen Leistung, die sich leicht und ohne zu schnelle Ermüdung liest.

Auf 150 Seiten werden uns nach längerer Einleitung etwa 70 verschiedene Urteile über die Mission der Kunst und ihr Verhältnis zur Moral vorgeführt. Daß es dabei ohne Längen und Wiederholungen nicht abgeht, liegt in der Natur der Sache; der Verfasser hat jedenfalls das Mögliche gethan, das für jeden Denker Charakteristische in Zitaten oder Zusammenfassungen kurz mitzuteilen. Auch ist bei dieser internationalen

Uebersicht eine gewisse Vollständigkeit in erfreulicher Weise erreicht. Leider hält sich aber die auf kaum 80 Seiten mitgeteilte, eigene Meinung des Verfassers nicht auf gleicher Höhe. Es fehlt vor allem an einer scharfen Fragestellung. Wir verstehen ja schon, daß für Reich die Kunst „sich der moralischen Beurteilung nicht entziehen kann“ (S. 247), daß die ethischen und ästhetischen Urteile von der Weltanschauung als dem primären Moment bestimmt werden, daß Kunst und Moral in Wechselwirkung stehen u. s. w. Aber das alles ist nicht logisch entwickelt und zusammenhängend dargestellt. Wo kein Ausgangspunkt vorhanden ist, läßt sich auch das Ziel nicht absehen. Man kann hier nur vom Schaffen des Künstlers selbst ausgehen, schon in ihm die ästhetischen und ethischen Momente unterscheiden, dann zu der (gewollten und ungewollten) Wirkung des Kunstwerks nach der ethischen und ästhetischen Seite übergehen, um schließlich die „Tendenz“ im engern Sinne als das Bessernwollen mit Hilfe (oder auf Kosten?) künstlerischer Wirkungen allein ins Auge zu fassen. Von dem allen findet man etwas bei Reich, nur findet man es nicht im Zusammenhang, was schon ein Blick auf das Register lehrt.

Für das Unbestimmte von Reichs Auffassung nur zwei Proben: „Die Kunst braucht nicht (alles von mir gesperrt) direkt Moral zu predigen; wo sie dies versucht, wird sie leicht aufhören, Kunst zu sein.“ (S. 215.) Oder was soll es heißen, daß es zumeist jüngere Leute sind, die als thätige Künstler wirken, weshalb in ihren Schöpfungen das Alter gewöhnlich nicht zu seinem vollen Recht kommt. (S. 221.) Wir erfahren ferner (S. 204), daß Landschaftsmalerei, Architektur und Instrumentalmusik der „Tendenzkunst naturgemäß entrückt sind“, um auf der folgenden Seite zu lesen, daß diese Entrückung nur „scheinbar“ ist und „überall fließende Grenzen“ sind. Was soll man endlich zu der „scharfen“ Unterscheidung (S. 203) von „tendenziöser“ Kunst und „Tendenzkunst“ sagen? Jenes sei die Entartungsform dieser, wie der Individualismus die Entartungsform der Individualität. Meine heilige Einfalt war immer der Meinung, daß Individualismus eine Weltanschauung, Individualität aber eine Person sei und daß zwischen tendenziöser und Tendenzkunst durchaus kein Unterschied bestehe. Dann wäre am Ende auch das „Stück für Klavier“ eine Entartungsform des „Klavierstücks“ und das „Lied zu Zweien“ eine Uebertreibung des „Duetts“? Auch die Beispiele Reichs lösen mir das Rätsel nicht: Hauptmanns Weber sind für ihn teilweise tendenziös auf dem Gebiet des sozialen Zwiespalts (S. 237), Björnsons „Ueber die Kraft“ aber ist nur tendenzvoll. Als wenn sich das Gegenteil nicht ebensogut behaupten ließe: mir wenigstens erschien die Arbeitgeberkonferenz bei Björnson immer als eine Versammlung auserlesener Schurken.

Man sieht, so geht es nicht. Die von Reich vertretene enge Verwandtschaft von Kunst und Moral wird immer mehr ein Gemeingut aller Denkenden werden, aber Reichs zu kurze und wieder zu lange Darstellung ist dafür noch nicht überzeugend genug. So schöne Exkurse wie der über die künstlerische Empfänglichkeit der Jugend (S. 216—222) entschädigen nicht für den Mangel einer straffen Argumentation, die dem Problem in seinem ganzen Umfang und seinem inneren Zusammenhang gerecht wird. Vielleicht baut ein anderer auf dem von Reich so gewissenhaft und solid gelegten (das leidlich ausgestattete Buch ist übrigens um die Hälfte zu teuer) historischen Fundament analytisch und kritisch mit gleicher Sachkenntnis und schärferer Gedankenstrenge weiter.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

Ein Knabenleben vor sechzig Jahren. Pädagogische Betrachtung eigener Erlebnisse von Prof. Dr. Franz Pfalz, Realschuldirektor a. D. II. Teil. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig. 1902. 112 S. M. 1,50 (2,25).

Dem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (Bd. V, Sp. 138) angezeigten ersten Bändchen hat Pfalz schnell eine Fortsetzung folgen lassen, in der er die Zeit seiner Vorbereitung auf das Seminar schildert. Die gänzlich ungeregelte, unmethodische und planlose Art der geistigen Ausbildung, die er bei einem Dorfschulmeister erhielt, ist ergötzlich dargestellt, und auch manches, was er uns sonst von seinen Erlebnissen aus jener Zeit erzählt, ist nicht ohne Interesse, zumal, da er vielfach und nicht ohne Erfolg versucht hat, aus persönlichen Erfahrungen allgemein giltige Schlüsse zu ziehen. Aber auch diesem Bändchen ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß in ihm vieles geschildert und breit ausgemalt wird, was wohl den Verfasser, aber nicht im geringsten die Oeffentlichkeit interessieren kann. Stil und Darstellung, deren schlichte Natürlichkeit im allgemeinen angenehm berührt, lassen doch nicht selten die glättende Feile und eine künstlerische Abrundung vermissen.

Hannover. *Max Ewert.*

Die deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel ist kürzlich mit den ersten Bänden ihrer „Hausbücherei“ auf den Plan getreten, die einen vorzüglichen Eindruck machen. Zweck der Stiftung ist es bekanntlich, durch Verbreitung hervorragender Werke deren Dichtern ein Denkmal — nicht auf öffentlichen Plätzen in Erz oder Stein, sondern im Herzen des Volkes zu setzen. Im abgelaufenen Jahr hat sie zunächst an 500 Volksbibliotheken je 20 Bände verteilt, darunter Werke von Fontane, Ebner-Eschenbach, Rosegger, die Märchen der Brüder Grimm und die vorliegenden ersten Bände ihrer selbst herausgegebenen „Hausbücherei“. Es sind dies: Kleists „Michael Kohlhaas“ (eingeleitet von Dr. Ernst Schultze, vortrefflich illustriert von Ernst Liebermann), Goethes „Götz“ und ein Auswahlband „Deutsche Humoristen“ mit Beiträgen von Fr. Th. Vischer, Rosegger, Raabe, Reuter, Alb. Roderich. Diese Bände sind auch im Buchhandel zu haben und kosten gebunden 90 bezw. 80 Pf. bezw. 1 Mk. Die Ausstattung ist schlechthin mustergiltig: starkes, gutes Papier, schöne, sehr große Fraktur, ein abwaschbarer, unverwüstlicher Dermatoïd-Einband (dem sogen. Chagrin-Papier ähnlich) und handliches Format. Obwohl die genannten Werke, wenigstens Band 1 und 2, auch schon viel billiger zu kaufen sind, verdienen diese schönen Einzelausgaben auch in vielen Privatbüchereien Eingang zu finden. ••

Notizen.

Humboldt als Vorleser. Das Vorlesen, dem im Leitartikel des zweiten Dezemberheftes als einer zu wenig geübten Kunst das Wort geredet wurde, hat manchmal auch die Eigentümlichkeit, die Wilhelm Busch der Musik zuschreibt, d. h. es wird oft nicht schön gefunden, weil es stets mit Geräusch verbunden. Als Beleg dafür mag ein etwas boshaft gefärbter Bericht dienen, den Ernst Curtius in einem Briefe an seine Eltern von einem Theeabend bei Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam entwirft. „Soeben,“ schreibt er am 26. Dezember 1848, „komme ich vom Theeabend bei der Königin. Es war engster Zirkel. Die Königin auf dem Sofa, der König daneben, vor dem Kupferwerke aufgeschichtet lagen. Neben ihm Humboldt, der aus dem ‚Journal des Débats‘ referierte und dann in der Lektüre von Chateaubriands ‚Mémoires d'outre-tombe‘ fortfuhr. Für Humboldt ist das Lesen eine zur Natur gewordene Kinnbackenmuskelbewegung, er ist unglücklich, wenn ein anderer, z. B. der Schauspieler Schneider, liest. Er ist überhaupt ein Despot und will immer den Cirkel beherrschen. Schon das längere Sprechen eines anderen macht ihn nervös und veranlaßt ihn, sich über den Mann laut zu beschweren. Schon während des Thees griff er mehrmals zum Schrecken der umherlauernden Hofdamen nach dem verhängnisvollen Buche, der König bittet noch um eine kurze Frist, nach kurzer Zeit ist es doch in

seinen Händen und zugleich das Lesen mit solcher Geschwindigkeit begonnen, daß kein neuer Aufschub dazwischen kommen kann. Chateaubriand erzählt mit unglaublicher Umständlichkeit und Eitelkeit seine Abenteuer und beschreibt eine Seereise, als wenn vor ihm und nach ihm niemand auf dem Wasser gewesen wäre. Die Phrasen rauschten unaufhaltsam von Humboldts Lippen, er liest sehr monoton und, da er zunächst nur den Zweck der Muskelbewegung verfolgt, oft selbst ohne zu denken, sodaß er sich verliest, ohne es zu merken. Der König stößt oft laute Weherufe aus, die Hofdamen stecken zischelnd die Lockenköpfe zusammen, die Kammerherren sehen sich mit maliziösem Lächeln an, und ein summendes Geplauder übertönt oft fast die Vorlesung. Der König paßt am Ende allein noch genau auf und interpelliert den Vorleser. Im Nebenzimmer zwitschert der fröhliche Uhrkolibri. Jede Unterbrechung wird vom Publikum mit dankbarem Lächeln und tiefen Atemzügen begrüßt. Das Souper wird aufgetragen, man erholt sich. Doch kaum sind die letzten Teller hinaus, so ist Humboldt schon wieder beim Lesen und läßt trotz mehrfacher Aufforderungen der Majestäten nicht eher ab, als bis der von ihm bezeichnete Absatz erreicht ist. Es hat fast etwas Trauriges, Humboldts Altersschwäche dabei zu bemerken und ihn von den frivolen Jungen des Hofgesindes bespötteln zu sehen. Doch fehlt es natürlich nicht an vielen interessanten Bemerkungen, die er während des Lesens ausstreut."

Nachrichten

Todesnachrichten. In Berlin † am 28. Januar Karl Emil **Franzos** im Alter von 55 Jahren. Er war am 25. Oktober 1848 als Sohn eines Arztes in Czortkow an der russisch-österreichischen Grenze geboren, besuchte das Gymnasium in Czernowitz und bezog 1867 die Universität Wien, um die Rechte zu studieren. Nachdem er zuerst als Lyriker hervorgetreten war, machte er sich durch seine vorzüglich beobachteten Skizzen „Aus Halb-Asien", die anfangs der Siebzigerjahre zuerst in der „Neuen Freien Presse" erschienen, rasch einen geachteten Namen in der litterarischen Welt. Diese Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien wurden in die meisten lebenden Sprachen übersetzt. Es folgten 1877 die Novellen „Die Juden von Barnow", 1882 der Roman „Ein Kampf ums Recht", der das Kohlhaas-Motiv behandelt, 1890 die Erzählung „Judith Trachtenberg". Diese bekanntesten von Franzos Büchern spielen alle auf dem ihm nächstvertrauten östlichen Boden, in ihnen und den meisten seiner anderen Bücher spielt auch die in Südosteuropa besonders geartete Judenfrage eine beherrschende Rolle. Von 1877 bis 1886 redigierte Franzos in Wien die „Neue illustrierte Zeitung", 1887 siedelte er nach Berlin über, wo er die von ihm gegründete Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" herausgab. Vor etwa zehn Jahren rief er den Verlag „Concordia Deutsche Verlagsanstalt" ins Leben. Von verschiedenen Sammelwerken, deren Urheber er war, ist besonders „Die Geschichte des Erstlingswerkes" (1895) hervorzuheben.

Aus Zürich erhalten wir die schmerzliche Nachricht, daß dort am 29. Januar unser Mitarbeiter Louis P. **Betz**, außerordentlicher Professor für vergleichende Litteraturgeschichte an der dortigen Universität, nach schweren Leiden verstorben ist. Betz war am 13. Dezember 1861 in New York geboren, erhielt aber seine Schulbildung in Zürich. Dann studierte er in Straßburg und Freiburg Rechtswissenschaft, ging aber kurz vor dem Referendarexamen nach Amerika zurück. Dort hat er zuerst als Inhaber eines Tuchgeschäftes, dann in einer Lederhandlung und endlich als Gerbereibesitzer die ganzen Vereinigten Staaten durchreist. 1890 zog er sich von den Geschäften zurück und ging nach Zürich, um als Dreißigjähriger an der Universität zu studieren, und zwar romanische, deutsche und englische Philologie. Drei Jahre darauf promovierte er mit dem Buche „Heine in Frankreich". 1896 habilitierte er sich mit der Schrift über Pierre Bayle für französische und vergleichende Litteraturgeschichte. Seit dem 1. April 1902 war er daselbst außerordentlicher Professor. Betz war einer der ersten, der der vergleichenden Litteraturgeschichte eine Stelle im Lehrplan der Universitäten erobert hat. Sein letztes Buch wird an anderer Stelle dieses Heftes (Sp. 732) gewürdigt.

In Paris † Ende Januar fünfundachtzigjährig Emile **Deschanel**, Professor der neueren Litteraturgeschichte am Collège de France. Er war 1842 zum Professor der Rhetorik an der Ecole normale in Paris ernannt worden, wurde 1851 wegen eines freigeistigen Artikels über „Katholizismus und Sozialismus" diszipliniert und ausgewiesen und lebte bis 1859 als Verbannter in Brüssel, wo er namentlich zu Victor Hugo in vertraute Beziehungen trat. 1859 trat er in die Redaktion des Journal des Débats ein und wurde 1881 zum Universitätsprofessor ernannt. Seine Vorlesungen gab er unter dem Titel „Le Romantisme des Classiques" heraus. Früher veröffentlichte er u. a. „Les Courtisanes de la Grèce" (1854), „La Vie des Comédiens" (1860), „Etudes sur Aristophane" (1867) u. a.

In Petersburg † am 12. Januar der Dichter und Journalist Wassili **Welitschko**, ein geborener Kleinrusse, mit 43 Jahren. Als Neunzehnjähriger veröffentlichte er seine ersten Gedichte in der „Nowoje Wremja". 1890 gab er die Gedichtsammlung „Orientalische Motive" heraus. Mehrere Jahre wirkte er in Tiflis als Chefredakteur des offiziösen „Kawkas"; seit 1900 leitete er die konservative Monatsschrift „Russki Westnik". Eine Biographie des verstorbenen Lyrikers und Philosophen Wladimir Ssolowjew (1902) war seine letzte größere Arbeit.

* *

Der Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben. Der Landschaftsmaler Franz Hoffmann von Fallersleben in Berlin hat den gesamten handschriftlichen Nachlaß seines Vaters der königlichen Bibliothek überwiesen. (Des Dichters reiche Privatbibliothek befindet sich schon seit 1850, wo er sie zu verkaufen genötigt war, im Besitze desselben Instituts.) Der Nachlaß umfaßt 70 Packete bezw. Bände von Schriftstücken, hauptsächlich Volksliedersammlungen, und den aus 365 Heften bestehenden Briefwechsel des Dichters mit Freunden und Zeitgenossen.

* *

Von der berliner Akademie. Die königliche Akademie der Wissenschaften umfaßt zur Zeit an ordentlichen Mitgliedern 26 in der physikalisch-mathematischen, 27 in der philosophisch-historischen Klasse. Senior ist jetzt der Philologe Adolf Kirchhoff, der am 7. März 1860 in die Akademie eintrat; das nächstälteste Mitglied ist der Astronom Auwers (1866). Auswärtige Mitglieder sind 15 vorhanden, 6 in der physikalisch-mathematischen, 9 in der philosophisch-historischen Klasse, Ehrenmitglieder 10, unter ihnen König Oskar von Schweden und Norwegen und eine Dame, Frau Elise Wentzel-Heckmann. An korrespondierenden Mitgliedern zählt die Akademie zur Zeit 156; 84 in der physikalisch-mathematischen, 72 in der philosophisch-historischen Klasse. Es ergiebt sich also ein Gesamtbestand von 234 Mitgliedern aller Art. Die Akademie hat ferner einen Bibliothekar und Archivar und 6 wissenschaftliche Beamte.

* *

Allerlei. In Breslau beging am 9. Februar Felix **Dahn**, in Weimar Paul von **Bojanowski**, der Leiter der dortigen großherzogl. Bibliothek, den 70. Geburtstag. — Zu Detlev v. **Liliencrons** 60. Geburtstag (3. Juni d. J.)

bereitet der Verlag Schuster & Loeffler eine neue Gesamtausgabe der Werke des Dichters vor, die 14 Bände umfaßt und in Lieferungen demnächst zu erscheinen beginnt. — Das Theater der „Elf Scharfrichter“ in München, das sich von allen Gründungen der Ueberbrettl-Zeit am längsten und erfolgreichsten behauptet hat, ist infolge einer finanziellen Krise geschlossen worden. — Die illustrierte Wochenschrift „Unser Anhaltland“ (Dessau, C. Dünnhaupt) hat nach dreijährigem Bestehen ihr Erscheinen eingestellt. — Die Oesterreichische Verlagsanstalt in Wien kündigt eine neue satirische Zeitschrift an, die den Titel „Der liebe Augustin“ führt und von Adam Müller-Guttenbrunn herausgegeben wird (monatlich 3 Hefte). — Eine neue katholische Wochenschrift für Politik und Kultur erscheint vom 1. April ab unter dem Titel „Allgemeine Rundschau“ in München (Verlag und Redaktion von Dr. Armin Kausen). — Die diesjährigen rheinischen Festspiele in Düsseldorf werden wiederum unter der Leitung des Oberregisseurs Max Grube stehen. Die Aufführungen finden in der Zeit vom 1. bis 15. Juli statt. Zur Darstellung gelangt ein Cyklus von klassischen Lustspielen. — Ein Denkmal für Victor von Scheffel wird in diesem Jahre in Staffelstein, am Fuße des von dem Dichter besungenen Staffelberges, errichtet werden. — Gottfried Kinkel soll in seinem Heimatsort Oberkassel ein Denkmal gesetzt werden. — In Paris hat sich ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Henri Becque gebildet.

Bilse und Walter Scott. Wir lesen in berliner Blättern: „Der Erste Staatsanwalt beim Landgericht I macht bekannt, daß das zu beschlagnahmende Buch ‚Bilse, Aus einer kleinen Garnison‘ von einem wiener Verlag in gelbem Umschlag unter dem Titel: ‚Ivanhoe, historischer Roman von Walter Scott‘, nach Deutschland eingeführt wird. Der Staatsanwalt ersucht deshalb die betreffenden Behörden, bei eventuellen Nachforschungen hierauf besonders zu achten.“ — Es wäre von Interesse zu erfahren, welcher „Wiener Verlag“ sich diesen dreisten Schwindel erlaubt hat. Wir möchten es für ausgeschlossen halten, daß damit etwa der „Wiener Verlag“ selbst gemeint ist, der bekanntlich das prozeßberühmte Machwerk des Herrn Bilse unter seine Fittiche genommen und dieser veredelnden Lektüre zu einer Auflage von über hunderttausend Exemplaren verholfen hat.

Modernste Kritik. Im ersten Januarheft des „Magazin für Litteratur“ hebt ein „Favete linguis!“ überschriebener Artikel von Jacques Hegner also an:

> „Lebte ein Mann in Schweinfurt. Der hieß Bernhard Kellermann. Da er etwa dreißig Jahre alt war, hatte er einen Roman vollendet. Den nannte er Yester und Li. Die Geschichte einer Sehnsucht. Und es kam ein Morgen, da ein Buch vor uns lag. Auf schwarzgrauem Grund schwammen silberne Buchstaben, und die besagten: Yester und Li. Die Geschichte einer Sehnsucht. Und wir lasen mit glänzenden Augen, ließen uns liebkosen von Stunden, die uns lieb waren wie geliebte Finger, wie einer süßen Wange schimmerndes Gold, wie ein blauer Himmel irgendwo in fernen Landen, wie ein Edelgeschmeid, das den Elfenbeinknöchel der fröhlichschönsten Prinzessin umspannt hat, wie einer stolzen Kirche heilige Kuppel, in der die Gebete ruhen, ehe sie zum Himmel steigen. Wir lasen mit glänzenden Augen. Wir schlossen das Buch. Wir gingen sinnend. Und trugen einen Dichter im Herzen. Und tragen einen Dichter im Herzen. Und der heißt Bernhard Kellermann. Wollen wir nicht das Haupt entblößen?“ u. s. w.

Man kann sich ungefähr ausmalen, welch freudige Ueberraschung den Kritiker Jacques Hegner ergriffen haben muß, als er mit glänzenden Augen das Buch mit dem silbernen Titel auf schwarzgrauem Grunde eines Morgens aufschlug und las, wenn man aus dem Anzeigenteil des selben Heftes ersieht, daß auch der Verleger dieses schwarzgrau-silbernen Buches ... Jacques Hegner heißt. — O Jacques! O Schäker!

Zuschriften

I.

Verehrliche Redaktion!

Frau oder Fräulein Grace M. Fox-Davies (Coalbrookdale, Shropshire) macht mich darauf aufmerksam, daß die Deutung Detters von „Inverneß“ (vgl. Sp. 531) nicht stichhaltig ist. Der Name hängt nicht mit „Inferno“ zusammen, wie ich belehrt wurde, sondern sei rein gälisch, werde Subhearnasiso geschrieben und bedeute: „Die Mündung Neß“, denn an ihr liege die Stadt samt dem Schloß, an das die Sage den Königsmord knüpft.

Ich danke der Dame für ihre freundliche Mitteilung, die mir einleuchtend ist. Meinem Freunde Ferdinand Detter kann ich nicht mehr Kenntnis davon geben. Seine Autorität mußte mir wohl genügen. Denn er war ein ernster Gelehrter aus der strengen Schule Richard Heinzels und dem großen Meister innerlich und äußerlich wohl am meisten angeähnelt; ein Kenner der altgermanischen Dialekte, wie wenige. Er war: denn während ich diese Zeilen schreibe, erfahr' ich seinen vorzeitigen Tod. Er stand im vierzigsten Lebensjahr und war nach einer harten Jugend und schweren Kämpfen zu verdienter Geltung gekommen, die sein Riesenwerk der Edda-Ausgabe — gemeinsam mit seinem Lehrer unternommen — wohl noch gesteigert hätte. Ich weiß nicht, ob das vollendet ist. Ich bitte Sie, von diesen Zeilen Kenntnis zu nehmen und bin

Ihr sehr ergebener

Wien. J. J. David.

II*).

In der neuesten Nummer des „Litterarischen Echos“ steht ein kleiner, mit Marcel Arpad gezeichneter Aufsatz, der die „Julblock“- und die „Herz ist Trumpf“-Aufführungen im berner Stadttheater wohlwollend bespricht. Weiter heißt es aber darin, über den „Napolitaner“ von Otto v. Greyerz, diese beste und bekannteste Arbeit des Verfassers, sein berndeutsches Lustspiel, sei, „ungeachtet seiner trefflichen, künstlerischen Qualitäten zum Buchdrama verdammt, nachdem der bernische Adel in dem Werke eine Persiflage entdeckt haben will“. — Ich glaube, hierin irrt sich der Verfasser der Korrespondenz. Durch den berndeutschen Dialekt ist das Lustspiel „Der Napolitaner“ zunächst von der Aufführung auf Bühnen des deutschen Reiches natürlich ausgeschlossen. Und auch am bernischen Stadttheater kann es von unsern deutschen Schauspielern, ebenfalls der Mundart wegen, nicht gesprochen werden. Aber wenn sich Liebhaber fänden, die — etwa nach Schluß der Saison — dieses Lustspiel im berner Theater aufführen wollten, so würde dies gewiß durch keinen Einspruch des „bernischen Adels“ verhindert werden. Erstens würde ein solcher wohl überhaupt nicht stattfinden, da gerade die unserm Stadttheater nahestehenden Vertreter dieser Schicht der bernischen Gesellschaft vorurteilsfrei genug sind, eine Dichtung nach andern als solchen kleinlichen Gesichtspunkten zu beurteilen, wobei wir denn doch auch erwähnen wollen, daß Dr. v. Greyerz, als er sein Lustspiel im bernischen Großratssaale so oft und mit immer steigendem Erfolge las, sehr viele Zuhörer und Zuhörerinnen aus dem Patriziat vor sich hatte, die das Vergnügen, das ihnen das Stück verschaffte, keineswegs verbargen; zweitens aber würde „dem bernischen Adel“ auch rechtlich die Befugnis nicht zustehen, eine solche Aufführung zu verhindern. — Wir würden uns hier freuen, wenn der dramatische Verein in Bern, angeregt durch diese berner Korrespondenz in einem berliner

*) Diese kleine Richtigstellung war vorher bereits im „Bund“ erschienen. Red.

Blatte, nun gerade eine Ehrensache daraus machen wollte, zu beweisen, daß der „Napolitaner“ wenigstens für Bern nicht Buchdrama zu bleiben braucht.

Bern. J. V. Widmann.

• • • Der Büchermarkt • • •

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Blüthgen, Viktor. Der Rezensent. Erzählung. (Kürschners Bücherschatz.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 104 S. M. —,20.
Böttger, Ernst. Sonnenwende. Eine soziale Novelle der Gegenwart. Weimar, Herm. Große. 48 S. M. 1,—.
Eschelbach, Hans. Der Wasserkopf. Leidensgeschichte e. Kindes. Köln, Albert Ahn. 100 S. m. Bildnis. M. 1,—.
Georgy, Ernst. Anonyme Briefe. Roman. Berlin-Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann. 254 S. M. 2,— (3,—).
Hünten, Alyda. Juanita. Erzählung. Quedlinburg, Paul Peter. 89 S. M. 2,—.
Kretzer, Max. Sonderbare Schwärmer. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 381.) Berlin, Hermann Hillger. Mit Illustrationen von W. Roegge. 12°. 94 S. M. —,20.
Manteuffel, Ursula Zöge v. Hellmuth v. Loyssen. Roman. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 656 S. M. 6,— (8,—).
Michaely, Paul. Wann wird es tagen? Ein wiener Roman. 2. Aufl. 2 Tle. i. 1 Bd. Wien, Carl Konegen. 274 u. 281 S. M. 4,—.
Neumann, E. In der Marmorvilla. Novelle. Prenzlau, C. Vincent. 196 S. M. 3,—.
Reginal, Anselm. Schlesische Dorfgeschichten. Schweidnitz, L. Heege. 224 S. M. 2,— (3,—).
Steffens, Vict. Luv u. Lee. Bilder aus Westerland-Sylt und Helgoland. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 127 S. M. 3,— (4,—).
Terburg, Friedr. Die Amerikanerin und andere Novellen. Berlin, Carl Freund. 248 S. M. 3,—.
Zeyer, Jul. Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil. Slavische Romanbibl. Lf. 1. Prag, J. Otto. 32 S. mit Bildn. M. —,30.

Gane, N. Novellen. Aus d. Rumän. v. Jfs. [Aus: Bukowinaer Journal.] Czernowitz, Heinr. Pardini. 240 S. m. 1 Abbild. u. Bildnis. M. 1,80.
Staipoole, Henry de Vere. Der Bourgeois. Aus dem Engl. von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).

b) Lyrisches und Episches.

Becker-Lemke, Rud. Skizzen in Versen. Berlin, Gustav Schuhr. 30 S. M. 1,75.
Blumenthal, Osk. Klingende Pfeile. Buchschmuck v. Joh. Martini. Berlin, F. Fontane & Co. 198 S. M. 3,— (4,—).
Dietz, Paul. Mosaik. Wachen und Träumen, meiner Gedichte 2. Tl. Leipzig, B. Elischer. 172 S. M. 2,— (2,50).
Draeger, Herm. Freie Berge. Ein Sang aus alter Zeit. Berlin, Gustav Schuhr. 92 S. M. 3,50.
Kalben, Maria v. Frau Saga. Eine Dichtung in 9 Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 90 S. M. 2,— (3,—).
Much, Hans. Gedichte. Würzburg, Stahelsche V.-A. 56 S. M. 1,50.
Roberti, Arth. „Was in mir war verborgen.“ Gedichte u. Aphorismen. Braunschweig, Richard Sattler. 160 S. M. 3,— (4,—).
Schmuckh, Fritz Sigm. v. Wendlstoaner G'spaß'l. Gedichte in oberbayer. Mundart. Mit Illustr. von Frz. Blöd. München, Heinr. Hugendubel. 75 S. M. 1,50.
Schulze-Smidt, Bernhardine. Dein und Mein, Weihnachtslieder. Bremen, Johs Storm. 29 S. M. —,75.
Sterneberg, Dr. Wilh. Von des Lebens Pilgerfahrt. Gedichte aus dem Nachlasse hrsg. v. Leo Tepe van Heemstede. Limburg, Kongregation der Pallottiner. 126 S. m. Bildn. M. 2,70.
Weber, A. O. Mixed pickles. Gereimte Satiren. Berlin, Carl Freund. 152 S. M. 2,—.
Weiser, Karl. Weiber, Helden u. Narren. Verse. Weimar, Herm. Große. VI, 120 S. M. 1,60.

c) Dramatisches.

Geißler, Max. Frau Holde. Bühnenspiel. Mit teilweiser Zugrundelegg. e. v. R. Baumbach im Anschluß an die Ueberlieferg. behandelten Fabel. Musik v. Thdr. Gerlach. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 80 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Abraham a Sancta Claras Werke. In Auslese. Herausg. u. m. Einleitg. u. Anmerkgn. versehen v. Doz. Hans Strigl. 1. Bd. Mit e. Bildn. Wien, Heinrich Kirsch. 190 S. M. 3,— (4,—).
Almanach, Wiener. Jahrbuch f. Litteratur, Kunst u. öffentl. Leben 1904. Herausg. v. Jacques Jaeger. Mit 1 Titelbild, 5 Kunstbeilagen u. 91 Illustr. Wien, Georg Szelinski. 388 S. M. 5,—.
Brandt, M. v. Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn, Kipling, Gorki. Essais. Stuttgart Strecker & Schröder. 128 S. M. 2,50 (3,20).
Briefwechsel zwischen August Kestner u. seiner Schwester Charlotte. Herausg. v. Dr. Herm. Kestner-Köchlin. Mit 2 Portr. in Kpfätzg. u. e. Anh. Straßburg, Karl J. Trübner. 387 S. M. 9,— (10,—).
Consentius, Ernst. Die berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen. Berlin, Haude & Spener. 127 S. M. 3,—.
Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausg. in 40 Bdn. Herausg. von Eduard v. d. Hellen. Bd. 21: Die Wahlverwandtschaften. Mit Einleitg. und Anmerkgn. v. Frz. Muncker. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 317 S. M. 1,20 (2,— u. 3,—).
Muthesius, Karl. Herders Familienleben. M. einem Bildnisse u. e. Handschriftennachbildg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 179 S. M. 1,25 (2,25).
Weber, Emilie. Jugenderinnerungen. 1836 bis 1851. Hamburg, Otto Meißner. 112 S. m. Abbildgn. M. 3,—.

e) Verschiedenes.

Brach, Dr. Alb. Nicola u. Giovanni Pisano und die Plastik des XIV. Jahrh. in Siena. Mit 28 Abbildgn. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 123 S. M. 8,—.
Bube, Wilh. Die ländl. Volksbibliothek. Ein krit. Wegweiser und Musterkatalog nebst Heimatbibliotheken u. Winken zur Einrichtung u. Leitung. 3. umgearb. u. verm. Aufl. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 143 S. M. 1,80 (2,25).
Dreßler, Friedr. Aug. Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit 20 Illustr., darunter 3 Skizzen nach moltkeschen Originalen u. 2 Faksim.-Reproduktionen. Berlin, F. Fontane & Co. 157 S. M. 3,50.
Fechheimer, S. Donatello und die Reliefkunst. Eine kunstwissenschaftl. Studie. Mit 16 Lichtdr.-Tafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 96 S. M. 6,—.
Huber, Geo. Benedikt Stattler u. sein Anti-Kant. Ein Beitrag zur Geschichte der kant. Philosophie u. zur hundertjähr. Gedächtnisfeier des Todestages Kants. 1. Tl.: Stattler und seine Kritik der transcendentalen Aesthetik und Kategorienlehre Kants. München, J. J. Lentner. 109 S. M. 2,—.
Kitzler, Otto. Musikalische Erinnerungen m. Briefen v. Wagner, Brahms, Bruckner u. Rich. Pohl. Brünn, Carl Winiker. 39 S. m. 1 Fksm. M. 1,20.
Kraemer, Hans. Weltall u. Menschheit. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 4. Bd. 458 S. m. Abbildgn. u. z. Tl. farb. Karten u. Taf. M. 12,— (16,—).
Materna, Hedwig H. Richard Wagners Frauengestalten. Leipzig, Verlag d. Frauen-Rundschau. 138 S. m. Abbildgn. M. 2,—.
Möbius, Dr. P. J. Geschlecht und Unbescheidenheit. Halle, Carl Marhold. 30 S. M. 1,—.
Schmidt, Prof. Dr. Wilh. Der Kampf der Weltanschauungen. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 281 S. M. 3,60 (4,50).
Schwind, Mor. v. Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester. 6 Bl. m. 2 Bl. Text. 4°. M. 1,50. — Die schöne Melusine. Herausg. v. Kunstwart. 4°. 12 S. m. Abbildgn. u. 4 S. Text. München, Georg D. W. Callwey. M. 2,—.
Simmel, Georg. Kant. 16 Vorlesgn. Leipzig, Duncker & Humblot. VI, 181 S. M. 3,— (3,80).

Antworten.

Herrn R. Kt. in Hamburg. Als beste Zeitschrift dieser Art empfehlen wir Ihnen die illustrierte Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ (Bremen, C. Schünemann).

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Amberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

1. von Herren Schuster & Löffler, Verlag in Berlin
2. „ Herren K. Henckell & Co., Verlag in Leipzig
3. „ Herrn Max Hesse's Verlag in Leipzig
4. „ der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München

Erstes März-Heft.

VI. Jahr. No. 11. | 1. März 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von Louis P. Betz und Valer Brjussow

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger | Berlin | Verlag: Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker Verlag in Stuttgart.

Soeben erschien und schon nach 6 Wochen in **2ter Aufl.:**

J. Blicher-Clausen, Kjeld

Gesch. eines Strassenmalers

Preis brosch. 2,50 Mk., gebd. 4 Mk.

Wiener Abendpost schreibt: . . . das Buch ist dem Autor vollständig gelungen, und das Wunderliche wird hier zum Wunderbaren. . . . So ist dieses schöne Buch nicht nur traurig, es ist wirklich tragisch — — —

Von **Peter Hille, Des Platonikers Sohn** Preis 1 Mk.

sind nur noch wenige Exemplare vorhanden! S. Lublinski nennt dieses Buch (Litterar. Echo) »die vielleicht grösste Dichtung der deutschen Neuromantik«.

Ill. Verlagskatalog gratis und franko!

Otto Erich Hartleben
Liebe kleine Mama

Novellen Geheftet M. 2,50, gebunden M. 3,50

Drittes und viertes Tausend

Verlag von Albert Langen in München-Le.

Berliner Börsen-Courier: Nach jahrelanger Pause erscheint wieder einmal ein Novellenband von Otto Erich Hartleben. Daß das deutsche Lesepublikum weiß, was es an Hartleben für einen Novellisten besitzt, beweist der große Erfolg seiner früheren Novellenbände, die wohl zu den populärsten neueren Büchern gehören. Auch dieses Buch weist alle die Vorzüge Hartleben'scher Kunst auf, die den Dichter berühmt gemacht haben; den glücklichen feinen Humor, die vollendete Kunstform des Stils, die diskrete Vornehmheit der Weltanschauung, die sich nie in allgemeinen gescheiten Redensarten äußert, aber einen hinter jeder Zeile die klugen und sicheren Augen des Dichters sehen läßt. Diesem zugleich liebenswürdigen und bedeutenden Buche ist ein großer Erfolg sicher.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. m. Karte. 18 M., Orig.-Ebd. 20 M. Karte apart 2 M.
Allmers, H., Röm. Schlendertage. 10. Afl., ill., 6 M., Orig.-Ebd. 7 M.
Barth, Italien. Schenkenführer. 5. Tausend 1 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2. Afl. 2 M., Orig.-Ebd. 3 M.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Afl. 4 M., Orig.-Ebd. 5 M.
Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. 2 Bde. 13 M., 50 Pf.
Proelß, Deutsch-Capri. Illustr. i. Orig.-Ebd. 3 M.
Roland, Emil., Italien. Landschaftsbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustr. 3 M., Orig.-Ebd. 4 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 5 Tle. 4. Afl. 15 M., Orig.-Ebd. 18 M.
— Herbstmonate i. Oberitalien. 6 M., i. Orig.-Ebd. 7 M. 50 Pf.
Zacher, Dr. A., Röm. Augenblicksbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Gardini, C., Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. 5 M., i. Orig.-Ebd. 6 M.
Sienkiewicz, H., Briefe a. Amerika. 4 M., i. Orig.-Ebd. 5 M.
— Briefe a. Afrika. 3 M. i. Orig.-Ebd. 4 M.

Verlag der Literarischen Anstalt, Rütten & Loening in Frankfurt a. M.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte der neueren Zeit

von **Louis P. Betz.**

8°. VIII und 365 Seiten.

Preis: Geheftet Mk. 4.50. Elegant gebunden in Leinwand Mk. 5.50.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Rudolf Lindau
Aus China und Japan

Reise-Erinnerungen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zeitungs-Nachrichten

• • • • in Original-Ausschnitten • • • •

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

J. Edhors Romane:

Goldene Herzen. Roman aus der Gegenwart. Illustr. 3. Auflage. 336 Seiten. 120 × 187 mm.
Broschiert Mk. 3,20, elegant gebunden Mk. 4,—.

Die Liebe, die alles beseligende Liebe steht hier im Vordergrund. Wir haben das Buch aus der Hand gelegt mit dem Gefühl, einige genussreiche Stunden verlebt zu haben.
Fischers Mitteilungen, Leipzig.

Opfer der Ehre. Roman. Illustriert. 3. Auflage. 230 Seiten. 120 × 187 mm.
Broschiert Mk. 3,20, elegant gebunden Mk. 4,—.

Zu den besten Darbietungen der modernen Belletristik gehören die Romane von J. Edhor, denen der Benzigersche Verlag eine sehr vornehme Ausstattung angedeihen liess. „Opfer der Ehre" erzählt eine tief ergreifende Geschichte mit tragischem aber versöhnendem Schluss: Ehrentraut sühnt die Schuld der Mutter mit ihrem Leben.
Reichszeitung, Bonn.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir bitten beim Bezug von angezeigten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang Heft 11 1. März 1904

Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Der Essai.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm (München).

Als Montaigne während der Uebergangszeit vom feudalen in den modernen Staat, während der Kämpfe zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Scholastik und Altertumswissenschaft erkannte, wie jeder Streitende von seinem Standpunkt aus recht hatte, warf er die Frage auf „Que sais-je?“ und gewöhnte sich daran, alles im Gesichtswinkel der eigenen Individualität zu prüfen. So steht er selbst im Mittelpunkt seiner berühmten Essais. Sie sind Denkwürdigkeiten des inneren Lebens, seines eigenen wie seiner Nation, deren Geist er zuerst in der Weltlitteratur verkörperte. Nicht für die Gelehrtenstube noch für die Schule, sondern für die gebildete Gesellschaft von einem gebildeten Weltmann geschrieben, belehren und unterhalten sie zugleich durch anregende Gedanken und frisch erzählte Anekdoten. Sie sind noch heute ein glänzendes Vorbild für jene Art litterarischer Arbeit, die, aus den Quellenstudien der Fachgelehrten emporgewachsen, ihren Vorwurf nicht ergründen soll, nur von verschiedenen Seiten beleuchten. Was Herder über Lessings Schreibart gesagt hat, kann auch für Montaigne gelten: „Sie ist der Stil des Poeten, das heißt des Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da macht, nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenkt.“ Darin liegt hauptsächlich das Anregende und Fesselnde des Essais. Anmutiges Gleiten über schwere Probleme, kühne, überraschende Ideen, die ebensogut Widerspruch wie Beifall erwecken dürfen, schillernde Funken eines selbständig urteilenden Geistes nehmen ihm das unverdauliche Gewicht gelehrter Arbeiten und bilden so einen der schönsten Edelsteine im Kronschatz der Litteratur. Was ein Essai auch behandeln mag, er ist immer der Ausdruck einer Persönlichkeit.

Namentlich in Deutschland wird der Essai vielfach mit einer gelehrten Abhandlung verwechselt, aber er unterscheidet sich von dieser wie das geistvolle Gespräch im Salon von einer Dissertation in der Universitätsaula. Als Goethe Diderots „Versuch über die Malerei“ übersetzte, schrieb er: „Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sei. Schon in der Ueberschrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.“ Die reiche, geistvolle Litteratur Frankreichs im 18. Jahrhundert besteht größtenteils aus den beiden verwandten Darstellungsarten: Briefen und Essais. Wie Montaigne nannten Voltaire und Diderot, Holbach und d'Alembert ihre Werke „Versuche“. Sie wollten kein letztes, unwiderlegliches Wort veröffentlichen, sondern in schöner Form ihre Ansichten über die tiefsten und heiligsten Dinge verkünden. Dies widersprach in gewisser Beziehung dem deutschen Wesen, besonders da unsere Schriftsteller mehr aus geistlichen und gelehrten Kreisen hervorgingen, als aus der eleganten Welt. Man verachtete das leichte Geplauder, das der erschöpfenden Gründlichkeit entbehrte, und drängte mit der Zeit in immer wachsendem Maß zu dem strengwissenschaftlichen Aufsatz, der nicht bildet, sondern lehrt. Durchblättert man die deutschen Zeitschriften vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, so zeigt sich, daß die Kunst, Essais zu schreiben, schon damals beinahe in Mode kam. Manche litterarische Arbeit von Lessing, mancher gedankenreiche Aufsatz Herders, verschiedene Beiträge von dem Aesthetiker Sulzer, vom Vater Körner, von dem Dichter Hagedorn und einige der historischen wie philosophischen Schriften Schillers können zu den Versuchen gerechnet werden, die neue Form einzuführen. Daß weder Montaigne noch seine Nachfolger unter den Encyklopädisten in ihrer frischen Ursprünglichkeit und beinahe leichtsinnigen Grazie der Darstellung bei uns erreicht wurden, lag entweder daran, daß die deutschen Schriftsteller, mit allzu viel Weisheit behaftet, das Unterhaltende nicht vom Langweiligen zu trennen vermochten oder ihre Arbeit zu deutlich in den Dienst einer Tendenz stellten. Im Essai will der Autor nicht lehren und überzeugen, er will erzählen wie im Salon unter gebildeten Menschen. Diesen Ton trifft selten

jemand, der gewohnt ist, auf der Kanzel oder dem Katheder zu sprechen. Die Kunst der leichten, zierlichen Darstellung hat damals Frankreichs Geistesarbeit zur Lebensansicht Europas gemacht auf Kosten mancher tiefen und gründlichen Wissenschaft anderer Völker. Denn seine Schriftsteller wußten den Ideen die klarverständliche, weltbürgerliche Form zu geben.

Diese Form ist dem Essai seit den Tagen Montaignes geblieben. Der tiefklaffende Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Art im Denken und Urteilen, das Fehlen einer tonangebenden, kosmopolitisch gebildeten Gesellschaft und vor allem die große Verbreitung der französischen Litteratur in den führenden Kreisen stellten sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dem Mischling aus Gelehrsamkeit und geselliger Grazie entgegen. Erst englischem Einfluß gelang es, bei deutschen Schriftstellern auf diesem Gebiet eine eigenartige Meisterschaft zu entwickeln. Otto Gildemeister, der Vater des deutschen Essais, bildete sich vor allem an dem Beispiel Macaulays.

Der seltsame Weg, den die englische Litteratur nahm zwischen wildester Phantastik und strengstem Realismus, zwischen übertriebener Empfindsamkeit und starrer, akademischer Glätte, mußte zu dem Aufsatz führen, der das Wesen der Dinge kritisch erfaßt, ohne ihre Daseinsberechtigung mühsam nachzuweisen. Am Anfang der Reihe englischer Essayisten steht Shaksperes Zeitgenosse, der Philosoph Bacon von Verulam, dessen Wort: „Ein Geheimnis ist um so göttlicher, je seltsamer und unglaublicher es dem menschlichen Auge dünkt“ bezeichnend für seine Auffassung und seine Schreibart ist. Neubelebt durch die berühmten Wochenschriften, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Epoche der Aufklärung eigentlich einleiteten, diente der Essai in der Folgezeit fast allen bedeutenden englischen Schriftstellern dazu, ihre Meinung in den verschiedensten Fragen zum Ausdruck zu bringen. Dem Volkscharakter und der Individualität des einzelnen entsprechend, wurde er ernster und schwerer als der französische. Eher Plutarch als Montaigne kann als klassisches Urbild gelten. So wurde es den Deutschen, die so gern nach Paris schielen, ohne den Reiz der zarten französischen Anmut zu erfassen, leichter, bei Macaulay, Carlyle, Stanhope, Forster in die Schule zu gehen, und erst seit dem wachsenden englischen Einfluß können wir von einer Entwicklung des Essais sprechen. Sie beginnt in den Fünfzigerjahren mit Herman Grimm, Karl Frenzel und Otto Gildemeister, die mit historischen, ästhetischen und kritischen Arbeiten auf den Kampfplatz traten. Ueberall fühlt man bei ihnen die Sprache einer geistreichen Persönlichkeit, die im Vollbesitz ihrer Kräfte, großer Belesenheit, fesselnder Diktion und virtuoser Schlagfertigkeit sich niemals scheut, ein Urteil auszusprechen, mag es auch parador klingen und im Gegensatz zur herrschenden Meinung stehen. Langsam hat sich das Publikum mit ihrer Kunst befreundet und begriffen, daß gerade der Essai einer Litteratur die vornehme Note giebt, den Schmelz von Geist und Liebenswürdigkeit, den die gute Gesellschaft verlangt.

Nur das Schrifttum der reifen Völker kennt den Essai. Freilich steht die schöpferische Kraft über der urteilenden, und ein dichterisches Werk freier Erfindung ist höher einzuschätzen, als die geistreichste Arbeit, in der ein feinsinniger Mensch die aufgespeicherten Schätze anderer zu ordnen und dem Auge gefällig aufzureihen sucht. Der Wunsch, die Kritik künstlerisch auszugestalten und so dem Werk ebenbürtig an die Seite zu stellen, hat bei uns vielfach die Besprechung zum Essai erhoben, sobald der Kritiker kein Pedant, sondern eine Persönlichkeit war. Oscar Wilde sagt in dem Buch „Fingerzeige“: „Der kritische Geist ist es, der neue Formen schafft. Das Schaffen neigt dazu, sich zu wiederholen . . . Die höchste Kritik giebt die reinste Form des persönlichen Eindrucks und ist also in ihrer Art schöpferischer als das Schaffen selbst.“ In diesen Worten liegt der wahre Wert des Essais für die Gegenwart. Ein nervöses Zeitalter, dessen Menschen ihre Kräfte auf das höchste anspannen und keine Muße mehr finden zu ruhigem Verweilen oder Genießen, bedarf vor allem der Anregung. Im Leben, in der Kunst, in der Litteratur. Montaigne suchte sich selbst über die Erscheinungsformen des Daseins klar zu werden, die großen englischen Essayisten wollten ihre Ansicht über die Dinge verbreiten, nachdem sie sich selbst klar geworden, der moderne Essai löst seine Aufgabe, wenn er den Leser anregt, nachzudenken und sich selbst ein Urteil über die Sache zu bilden. Er bringt das Anziehende und Amüsante, er weist auf das Ernste hin und weckt in der Vorstellung des Publikums ein Bild, ohne den allgemeinen Eindruck durch Zahlenangaben oder sonstige Steckbriefbezeichnungen zu verwischen. Voltaire schrieb: „Les livres sont la peinture de la vie humaine; il en faut de solides, et on en doit permettre d'agréables.“ Es ist ein Hauptverdienst guter Essais, den letzteren anzugehören. Wir haben nicht mehr die Zeit, über alle Fragen, die uns interessieren, dicke Bände zu lesen, uns in Quellenwerke zu vertiefen über Personen und Kulturzustände, deren Bedeutung wir erkennen, aber wir freuen uns, das Urteil eines bewanderten Freundes zu vernehmen, wenn es, in glänzender Form und mit geistvollen Gedanken geschmückt, den Stoff beleuchtet.

Ich habe „Freund“ gesagt, indem ich wieder an einen Ausspruch Voltaires dachte, der über die allzugroße Menge neuer Bücher klagte: „Un lecteur en use avec les livres, comme un citoyen avec les hommes. On ne vit pas avec tous ses contemporains, on choisit quelques amis. Il ne faut pas plus s'effaroucher de voir 150000 volumes à la bibliothèque du roi, que de ce qu'il y a 700000 âmes dans Paris.“ Der Essai führt zu einer geistigen, intimen Verbindung zwischen Autor und Leser. „Ich las Emersons Essai über die Natur, und wie ich Satz für Satz weiter schritt, ward mir zu Mute, als sei ich dem einfachsten, wahrsten Menschen begegnet und hörte ihm zu, wie er mit mir spräche“ — begann Herman Grimm ein Lob über solche lebendige Wechselwirkung.

Es giebt eine Kunst, über dem zu stehen, was man gelernt hat. Kenntnisse sind nur die Leiter zu Ansichten, die sich nicht erlernen und nicht auf erlernte Weise weiter mitteilen lassen. In den Arbeiten bedeutender Essayisten herrschte von Anfang an diese Freiheit. Sie legten ihre eigene Natur als Maßstab an, und ihre Bemerkungen klangen, als gehöre nur gesunder Menschenverstand dazu, sie auszusprechen. Wenn Männer wie Frenzel,

Gildemeister und Grimm nach dem Muster der berühmten, fremdländischen Autoren im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Gelehrten ihre Meinung im anmutvollen Gewand des Essais verkündeten, hoben sie den Leser liebevoll auf die Höhe ihrer Wissenschaft, unbemerkt seine Unwissenheit bemäntelnd. Das Schwierige schien leichte Arbeit, und alles Unklare, Verwickelte entwirrte sich, als sei es immer klar gewesen und nur durch andere künstlich in Verwirrung gebracht worden. Weil der Verfasser in einem Essai von jedem Ding die direkte Linie ausgehen lassen muß, die es mit dem Zentrum des Lebens in Verbindung setzt — wie Grimm an Emersons Werken nachwies —, ist er zu einer Klarheit genötigt, die namentlich in Deutschland bei den verschiedensten Zweigen des Schrifttums gar zu gerne fehlt. Paradox, von einem Gedanken leichtfüßig zum anderen kletternd, darf sich der Autor zeigen, doch niemals dunkel oder unklar, Widerspruch darf er erwecken, soviel er will, doch niemals Zweifel oder Langeweile. Darin liegt das Geheimnis der Essayisten, darin ihre größte Bedeutung für die gegenwärtige Litteratur, in der ein mystischer Zauber schöner Worte soviel Hohles und nicht Verstandenes umhüllt.

Ein wahrhaft moderner Mensch läßt die Erscheinungen zuerst unbefangen an sich herantreten, und wenn ihn etwas interessiert, hält er still und betrachtet es. Nur so lange es ihn fesselt, verweilt er. Neugierig schreitet er vom Genuß zur Kenntnis, indem er das Ding von allen Seiten beleuchtet. So gleicht das Leben des modernen Menschen einem Essai. Er ist die ureigene Kunstart unserer Zeit und birgt, wie die glitzernde, durchsichtige Kristallkugel den Homunculus umschloß, den leitenden Gedanken der Gegenwart, alles mit flüchtiger Eile klar zu erkennen, nicht nur im Umriß, sondern auch im Kern.

Daß die junge Litteratur der Amerikaner in Emerson den bedeutendsten Essayisten des neunzehnten Jahrhunderts aufweist, ist bezeichnend für den Wert, den die moderne Welt dieser Kunstgattung beilegt. In Karl Frenzels Arbeiten herrscht die französische Note vor, sein Geist ist angeregt von Montaigne und den Encyklopädisten, Otto Gildemeister kann mit Recht der deutsche Macaulay genannt werden, und Herman Grimm brachte uns etwas von Emersons sprunghafter, schillernder Art zu schreiben. Seit den bahnbrechenden Werken dieser Autoren haben wir einen deutschen Essai, dessen Entwicklung sich auf dem Wege des Fortschritts befindet. Mir stehen die Werke Karl Hillebrands bereits höher als die Aufsätze Herman Grimms. Der florentiner Lebenskünstler, dessen Aufgabe darin bestand, „in Kunstwerke einzudringen und sie lieb zu gewinnen“, hat seine litterarische Laufbahn als Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“ in französischer Sprache begonnen. Daher seine Leichtigkeit, seine Grazie. Er versuchte theoretisch die Grenze des Essais abzustecken, von dessen Gebiet er mit Recht die methodisch angelegten, nicht nach künstlerischen Gesichtspunkten geordneten Arbeiten trennen wollte. Was heute unter dem Titel „Essai“ in deutschen Monatsschriften — wie z. B. in Rodenbergs Rundschau — veröffentlicht wird, ist meistens nur eine populärwissenschaftliche Abhandlung, bei der mehr Wert auf „ungedrucktes Material“, als auf reizvolle, geistreiche Darstellung gelegt wird. Dagegen flimmern und glitzern in den Wochenschriften und in den Feuilletons der ersten Tageszeitungen oft kleine Edelsteine, die als Essais bleibenden Wert beanspruchen. Ihre Bedeutung wächst von Tag zu Tag, sie tragen Bildung und Geschmack in weite Kreise und geben der Zeitung das vornehme litterarische Gepräge, dessen sie in der kulturell so hochstehenden Gegenwart bedarf. Seit Bambergers geistreichen kleinen Aufsätzen giebt es immer Feuilletons, die Macaulays und Emersons reine Kunstform erreichen. Beim Essai gleicht nichts der Gesetzmäßigkeit eines Spalierbaums, bei dem der Gärtner die Zweige bindet und schneidet, sondern er ähnelt dem Wuchs einer freistehenden Buche, deren Aeste sich scheinbar regellos teilen und ausbreiten, aber dennoch die klassische Form der schönen Baumkrone bilden. Spielhagen meinte mit Unrecht, er sei ein unschätzbares Kampfmittel, aber kein volles Kunstwerk. Weil der Verfasser der „Problematischen Naturen“ selbst diese Form nur als Agitator verwandte, erscheinen uns Jungen seine Arbeiten so unendlich veraltet.

In England wurden die bedeutenden Historiker, in Frankreich fast alle maßgebenden Philosophen und Romanciers notgedrungen Essayisten. Unter den hervorragenden Geschichtsschreibern hat bei uns nur Heinrich von Treitschke Essais im wahren Sinne des Worts geschrieben. Seine prachtvollen historischen und politischen Aufsätze gehören hierher. Unter den Philosophen: Nietzsche, der modernste von allen. Der geniale Auftakt seiner Laufbahn: „Die Geburt der Tragödie“ ist ein Essai, ebenso wie manche seiner späteren Schriften. Aber die größten Anreger auf dem fortschreitenden Pfad sind wieder Fremde, der Däne Brandes, die Engländer Pater und Oscar Wilde. Georg Brandes schrieb von den jungen Schriftstellern Dänemarks um 1870: „Sie ersetzten gewissenhaft die abstrakten oder philosophischen Ausdrücke, bei denen niemand mehr etwas empfand noch dachte, durch frische Vorstellungsbezeichnungen, die Bilder hervorriefen, Erinnerungen heraufbeschworen. Man wandte sich mittels des Auges und des Ohres an den Gedanken und versäumte nicht, die Sinne des Lesers zu unterhalten, sich seines Nervensystems zu bemächtigen, wenn es galt, auf seinen Verstand Eindruck zu machen.“

Dies ist ungefähr der Zweck und der Wunsch der modernen Essayisten geblieben. Die Sprache hat nicht nur Töne, die lieblich klingen wie das Spiel der Musik, Farben, reich und lebendig, wie sie von der Palette eines Böcklin kamen, plastische Formen, wie sie Michelangelo offenbarte, sie hat auch Gedanken, Leidenschaften und Geist. Deshalb ist sie das schwerste und zarteste Instrument für den, der wirkliche Stücke mit ihr spielen will, wenn es auch leicht ist, Uebungen und Gassenhauer darauf zu klimpern. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird die deutsche Sprache geschliffener und eleganter. Die Lust guter Autoren, Essais zu schreiben, hat viel dazu beigetragen. Ich sage „die Lust“, weil es immer noch wenigen gelingt, als Meister in dieser anmutigen Kunstform sich auszuzeichnen. Unsere Ansprüche wachsen, wir müssen immer mehr von den Zeitgenossen verlangen an Schönheit der Form, an Geist und an Reife des Urteils. Und so sind wir darauf gekommen, ein höchstes Beispiel in einem uralten Essai zu erkennen, das durch

Jahrhunderte eine ganz andere Stelle in der Litteratur einnahm. Wir verdanken alle Formen der Kunst dem kritischen Geist der Griechen, ihm verdanken wir nicht nur das Epos und das lyrische Gedicht, wie das Drama, sondern auch das Idyll, den Roman, den Dialog und den Essai. Denn was ist Platos Gastmahl anderes als einer der geistvollsten und anmutigsten Essais aller Zeiten? Ein Schimmer der wunderbarsten Kultur liegt auf diesem Gemälde. Niemand, selbst nicht der strengste Sittenrichter, verdenkt es dem großen Plato, aus dem Mund betrunkener Wüstlinge göttliche Worte ausströmen zu lassen. Die Bildung der Griechen gestattete eine Freiheit, die uns heute noch verschlossen ist, aber als Kulturideal der Zukunft vorschwebt. Was man kaum zu denken wagt, weil es allzu kühn erscheint, kann im Essai so klar und ruhig vorgebracht werden, als wären es alltägliche Gedanken, die sich von selbst verstehen. Grimm nannte Emerson „einen perfekten Schwimmer im Elemente des modernen Lebens“ und prägte damit einen allgemein gültigen Ausdruck für die Schriftsteller, die genug Weitläufigkeit, Charakter und Kenntnisse haben, sich mit Erfolg auf dem Gebiet des Essais zu versuchen.

Louis P. Betz.

Ein Nachruf.

Von Prof. Dr. **W. Wetz** (Freiburg i. Br.).

In Professor Louis P. Betz, den in voller Schaffenskraft im Alter von 42 Jahren am 29. Januar ein tückisches Leiden dahinraffte, verliert die junge Wissenschaft der vergleichenden Litteraturgeschichte einen ihrer tüchtigsten Vertreter. An Kenntnis außerdeutschen Volkslebens, an Belesenheit in fremden Litteraturen, namentlich des neunzehnten Jahrhunderts, kam ihm unter den deutschen Litterarhistorikern keiner gleich.

In New York am 13. Dezember 1861 als Sohn elsässischer Eltern geboren, nach dem Tode des Vaters 1869 nach Zürich verpflanzt, wo er seine Schulbildung empfing, während er die Ferien meist bei französisch redenden Verwandten im Elsaß verbrachte, konnte er sich in jungen Jahren drei Sprachen aneignen, die er in Rede und Schrift mit der Sicherheit des Eingeborenen beherrschte. Von 1881 an studierte er an den Universitäten Straßburg und Freiburg Jurisprudenz. Der flotte Corpsstudent wird kaum tief in seine Wissenschaft eingedrungen gewesen sein, als ihn nach vier Semestern die Verhältnisse zwangen, in das väterliche Geschäft in New York einzutreten. 1886 gründete er eine eigene Fabrik. In dieser Zeit war er vielfach als Schriftsteller thätig; zu seiner Fachschriftstellerei bediente er sich der englischen, zu seinen Feuilletons der deutschen Sprache. Gegen Ende der Achtzigerjahre trat ihm ein Einfluß nahe, der für seine Zukunft bestimmend werden sollte. Eines Tages sah Betz in einem Buchladen eine Sammlung Essais von Georg Brandes ausliegen, deren Titel sein Interesse ·dten. Er kaufte das Buch und fühlte sich bei der ·e aufs stärkste gefesselt. So wurde der erfolgreiche junge Kaufmann für die Litteratur gewonnen. Betz ist nicht müde geworden, die Anregungen, die er von Brandes empfangen hat, dankbar anzuerkennen. Die Probleme, denen der dänische Schriftsteller mit Vorliebe nachging, wie auch seine Behandlung derselben haben für Betz immer einen besonderen Reiz besessen.

Im Jahre 1890 gab er sein Geschäft auf und siedelte mit Frau und Kindern nach Zürich über, um hier neuere Philologie, speziell die Sprache und Litteratur Frankreichs, zu studieren. Es war, wie uns Morf berichtet, der ihm in der „Frankfurter Zeitung“ einen warmempfundenen Nachruf widmete, für seine Lehrer ein seltsames Schauspiel, den weltkundigen Mann um die Wette mit jungen, eben flügge gewordenen Studenten arbeiten zu sehen, die er an Sprachbeherrschung und Lebenskenntnis, an Reife des Urteils und Belesenheit weit überragte. Nach sieben Semestern promovierte er aufgrund der Abhandlung „Heinrich Heine in Frankreich“ (Zürich 1894). Diese über vierhundert Seiten starke Erstlingsschrift, die manche Mängel einer solchen, wie Weitschweifigkeit der Darstellung, zeigt, lehrte uns zuerst Heines Bedeutung für die französische Litteratur ganz kennen. Daß Betz das gesammelte Material uns selber darbot, statt bloß Resultate daraus zu ziehen, war unseres Erachtens durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Beweis für die Wertschätzung Heines in Frankreich und für die Wirkungen, die von ihm ausgegangen, ließ sich nur dadurch erbringen, daß uns die Zeugnisse dafür selber vorgelegt wurden, zumal sie in Deutschland großenteils unerreichbar sind. Und diese Zeugnisse hat Betz mit einer Vollständigkeit zusammengebracht, die seinem Fleiß und seiner Belesenheit alle Ehre machen. Wertvoll ist namentlich der Abschnitt über Heines Einfluß. Daß Heine so stark auf Parnassiens, Symbolisten, Dekadenten und die jüngste Strömung eingewirkt, deren „vers libres“ an die poetische Prosa Gérard de Nervals in seinen Heineübersetzungen anknüpfen, hätte vor Betzens Nachweis niemand zu vermuten gewagt.

Dem Gebiete, das er hiermit betreten hatte, blieb Betz auch in der Folge treu: im Mittelpunkt seiner Studien steht die französische Litteratur der Neuzeit und die Wirkungen, die sie von auswärts erfahren, oder die sie auf das Ausland ausgeübt. Die nächste Schrift, mit der er sich in Zürich habilitierte, war betitelt: „Pierre Bayle und die Nouvelles de la République des Lettres 1684—87“ (1896). Zu Heine kehrte er nochmals in zwei Arbeiten zurück: „Heine und Musset“ (1897) und „Die französische Litteratur im Urteil Heines“ (1897). Neben seinem Wirken an der Universität ging eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit in Zeitschriften einher. Die wichtigsten der hier erschienenen Aufsätze vereinigte er in dem Bande: „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte der neueren Zeit“ (Frankfurt, Litterarische Anstalt 1902). Vor zwei Jahren wurde ihm eine außerordentliche Professur für vergleichende Litteraturgeschichte übertragen — die erste, meines Wissens, die an einer Universität deutscher Zunge errichtet wurde.

Betz hatte sich als Fach die vergleichende Litteraturgeschichte gewählt, rastlos kämpfte er für ihre Anerkennung als wissenschaftliche Disziplin, und in ihren

Louis P. Betz †.

Dienst stellte er sein Wissen und seine Energie. Ueber den Begriff und die Aufgabe dieser Wissenschaft gehen die Ansichten weit auseinander. In Frankreich, England und Amerika besteht der losere Sprachgebrauch, daß man eine Litteraturbetrachtung, die sich mit der Litteratur des Auslandes beschäftigt und dadurch oft Anlaß zu Vergleichen mit der einheimischen oder zur Feststellung von Wechselwirkungen hat, als littérature comparée oder comparative literature bezeichnet. Andere wieder legen den Nachdruck auf die eigentliche Vergleichung und sehen Muster einer vergleichenden Betrachtung in Schillers Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" und in Goethes „Shakspere und kein Ende", oder, um einen Neueren zu nennen, in Taines Gegenüberstellung französischer und englischer Schriftsteller in seiner Geschichte der englischen Litteratur. Das Wesen dieser Vergleichung besteht nicht darin, daß sie die Verschiedenheiten zwischen den Dichtern zweier Epochen oder Länder aufzählt, sondern die Eigenheiten eines Dichters oder einer Gruppe von Dichtern als unter sich zusammenhängend und sich gegenseitig bedingend aufweist, sie bis zur Wurzel, aus der sie entspringen, verfolgt und zeigt, daß, wenn bei einem anderen Dichter oder einer Gruppe von Dichtern sich an diesem Punkte eine Uebereinstimmung oder Verschiedenheit findet, damit auch zahlreiche andere Aehnlichkeiten oder Abweichungen gegeben sind. Sie kann hierbei zu gewissen primären Thatsachen herabsteigen, etwa der Auffassung eines Tragikers vom Menschen, aus der sich gewisse Eigenheiten seines Schaffens, die Konflikte, die er bevorzugt, die Situationen, in die er seine Menschen stellt, überhaupt seine ganze Form des Tragischen ebenso notwendig ergeben, wie aus der Thatsache, daß ein Tier ein Fleisch- oder Pflanzenfresser ist, für den Biologen eine bestimmte Form des Knochenbaus, der Zähne und des Muskel- und Verdauungsapparates folgt.

Naturgemäß sind bei einer erst in der Bildung begriffenen Disziplin Neigung und Fähigkeit noch mehr als sonst dafür bestimmend, welche Seite seines Faches der einzelne besonders pflegen wird. Bei Betz deuteten sie entschieden nach der vergleichenden Litteraturgeschichte im Sinne der Franzosen hin, und in dieser Richtung wirkte auch das Beispiel Georg Brandes und französischer Gelehrter, namentlich des mit Betz befreundeten frühverstorbenen Texte, des Verfassers von „Rousseau et le Cosmopolitisme littéraire". Die Stärke von Betz liegt entschieden hier, während er in der im engeren Sinne vergleichenden Betrachtung, die ich kurz die tainische nennen möchte, mir nicht gleich glücklich scheint. Hier fehlt es ihm bisweilen an Schärfe und Bestimmtheit. In seiner Studie über Heine und Musset z. B. ist er mehr bestrebt, vermittelst der Vergleichung alle wichtigen Besonderheiten der beiden Menschen und Dichter, wenn auch in zufälliger Ordnung, zur Sprache zu bringen, als daß er sich in das Zentrum der einzelnen Dichterpersönlichkeit zu versetzen, die Einheit in allen ihren Aeußerungen aufzuweisen, ihr Leben und künstlerisches Schaffen von innen heraus zu entwickeln suchte. Er weiß wohl viel Interessantes, Treffendes und dabei auch Neues über Heine und Musset als Menschen und Dichter zu sagen — am meisten aber ist Betz er selbst, wo er die fremden Einflüsse auf beide darlegt. Der Nachweis solcher internationaler Beeinflussungen bildet nach ihm das Hauptarbeitsgebiet der vergleichenden Litteraturgeschichte, und den hier liegenden Aufgaben hat er sich vor allem zugewandt. Auch kamen ihm hier außer Fleiß, Belesenheit, Leichtigkeit der Auffassung und Raschheit des Ueberblicks namentlich die Eigenschaften zu statten, die er seinem eigentümlichen Lebens- und Bildungsgang verdankt: Welt- und Menschenkenntnis, Vertrautheit mit verschiedenen Ländern und Gesellschaftskreisen. Dichter, Künstler, Kaufleute, Schauspieler, Gelehrte zählte er zu seinen Freunden; er verkehrte im Salon und in der Künstlerkneipe, in Paris, München, Wien, New York war er zu Hause. Für seine unbefangene Auffassung von Menschen und Dingen war dies von unschätzbarem Vorteil — für ihn persönlich brachte es den Nachteil mit sich, daß er nie in die Vorurteile seiner Umgebung gegen das Ausland einstimmen konnte und Verdruß und Ungeduld empfand, wenn er in Europa über Amerika, in Amerika über Europa, in der Schweiz über Deutschland, in Deutschland über die Schweiz oder Frankreich unverständig aburteilen hörte.

Betz besaß dazu einen weiteren Vorzug: die Fähigkeit der Sympathie, die sich an die Stelle einer anderen Person setzen und ihre Empfindungen und Leidenschaften nachfühlen kann. Diese Eigenschaft ist für den Litterarhistoriker nicht bloß wichtig, weil das Seelenleben der Schriftsteller manches schwierige Problem darbietet. Die Thatsache der Entlehnung selbst, namentlich, wenn sie zu einer nachhaltigen Umgestaltung unter dem Einfluß des Vorbildes wird, hat immer eine tiefere psychologische Ursache.

der der Litterarhistoriker nachfragen muß. Für einen jungen Dichter, der mit dem Althergebrachten unzufrieden ist, weil es seiner Natur nicht entspricht, der etwas Neues sucht, aber seinen Weg nicht weiß, ist es wie eine Erleuchtung, wenn er bei einem Dichter eines fremden Volkes oder einer früheren Zeit das, was ihm vorschwebt, oder wenigstens etwas ihm Gemäßeres findet. Der Einfluß der germanischen Völker auf die französische Lyrik im 19. Jahrhundert ist darum so groß. Die nüchterne, verstandesmäßige, prächtig-kalte Dichtung einer früheren Epoche genügt dem neuen Geschlecht nicht mehr. Das Ausland zeigt ihm nun, daß das, was es ersehnt, möglich ist, es ermutigt die Neuerer, die Aehnliches versuchen möchten, und rechtfertigt durch sein Beispiel ihr Unternehmen. Es wiederholt sich hier immer, wenn auch in kleinerem Maßstabe, was Baudelaire, wohl unbewußt übertreibend, über sein Verhältnis zu Poe an einen Freund schreibt: „Sie mögen es mir glauben oder nicht: ich fand dort Gedichte und Novellen, die mir vorgeschwebt hatten, nur unbestimmt verschwommen und verworren; Poe hat meine eigenen Gedanken bis zur Vollendung verkörpert."

Betz zeigt immer feines psychologisches Verständnis, sei es, daß er die Lebensverhältnisse eines Autors darlegt, sei es, daß er den Geisteszustand des einzelnen oder einer ganzen Generation betrachtet, durch den die gewaltige Wirkung eines Schriftstellers in der Fremde, z. B. Poes auf Baudelaire und Frankreich überhaupt, zu Stande kam. Die Mehrzahl der von ihm behandelten Erscheinungen: Poe, Baudelaire, Gérard de Nerval, Benjamin Constants „Adolphe", Leuthold, Scheffel in der Schweiz, Heinrich Heine boten nach beiden Seiten fesselnde, wenn auch nicht leichte Aufgaben, an denen er seine Begabung schön zeigen konnte. Aber Betz beschränkte sich selbstverständlich nicht auf die Voraussetzung der Beeinflussung, den Geisteszustand, der gewissermaßen den günstigen Boden für die fremde Saat bot: er zeigt auch, wie diese aufging und welche Früchte sie trug. Bemerkenswert ist es, welche Umwege einzelne Gedanken machen mußten, ehe sie an einem bestimmten Platze ihre Wirkung thaten. Gewisse Anschauungen Goethes mußten erst Carlyle ergreifen, von diesem Emerson übermittelt und aus Emerson wieder nach Frankreich eingeführt werden, um hier Beachtung zu finden. Betz ist kein Freund der „belanglosen Entlehnungen", der „litterarisch unwichtigen Quellenforschungen", von denen in Deutschland oft zu viel Wesens gemacht wird. Jeder Unbefangene wird ihm zugestehen, daß sie an Bedeutung nicht heranreichen an die höheren Abhängigkeitsfragen, an die Einwirkungen, die tiefe Spuren in einer ganzen Gattung hinterlassen, an die Umbildungen, die ein litterarischer Typus außerhalb seiner Heimat, etwa der Werther in Frankreich, erfährt. Und doch fehlen für diese Probleme, deren Wichtigkeit man in Frankreich und in Amerika in steigendem Maße anerkennt, in Deutschland die Bearbeiter beinahe ganz. Betz war einer der wenigen, die sie in Angriff nahmen. Das von ihm bebaute Feld wird nun in absehbarer Zeit in Deutschland völlig brach liegen.

Betzens Arbeiten zeigen ein stetes Fortschreiten in Reife des Urteils, in Beherrschung des Materials und nicht zuletzt auch in der Kunst der Darstellung. Wie fesselnd liest sich der auch wissenschaftlich sehr bedeutsame Aufsatz über „Bodmer und die französische Litteratur", in dem Bodmers Ruhm, im Gegensatz zu dem Franzosenfreund Gottsched der unabhängige, von England beeinflußte Kritiker zu sein, grausam zerstört wird. Die „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte" werden das Andenken ihres Verfassers bei gebildeten Männern und Frauen wie bei den Fachgenossen noch lange lebendig erhalten.

Mit Teilnahme verfolgte Betz die Thätigkeit auf seinem Gebiet und berichtete in letzter Zeit regelmäßig über neue Erscheinungen im „Litterarischen Echo". Wie ihn hier die Absicht leitete, weiteren Kreisen und namentlich seinen Mitforschern nützlich zu sein, so auch, als er seine bibliographischen Sammlungen in der Broschüre „Littérature comparée" (Straßburg 1900) zugänglich machte. Im letzten Herbst war er mit der Ausarbeitung einer neuen Auflage beschäftigt, die er wohl druckfertig hinterlassen hat.

Bedenkt man, daß die Thätigkeit von Betz sich auf knapp zehn Jahre erstreckte, die eine stetig aufsteigende Entwicklung zeigen, so darf man getrost sagen, daß er uns bei längerem Leben noch manche wertvolle Gabe geschenkt hätte.

Valer Brjussow.

Von **Arthur Luther** (Moskau).

Der russische Roman hat im Laufe der Jahrzehnte die Welt erobert. Turgenjew und Tolstoi, Tschechow und Gorki sind dem Westeuropäer liebe, vertraute Freunde. Ab und zu macht auch ein russisches Drama seinen Weg über die Bühnen Deutschlands und Frankreichs. Nur von der russischen Lyrik weiß man außerhalb des Zarenreiches so gut wie garnichts. Und doch versteht es sich eigentlich von selbst, daß das Vaterland eines Turgenjew und Tschaikowski auch seine großen Lyriker haben muß. Von Hörensagen kennt man ja wohl die Namen Puschkin und Lermontow, aber damit hat es auch sein Bewenden. Wer ist Baratynski? Tjutschew? Fet? Mey? Maikow? Wenn sie wenigstens noch alle im Konversations-Lexikon ständen, aber auch das ist nicht der Fall.

Das Warum ist sehr leicht zu finden. Im Original können wir die russischen Dichter nicht lesen, und wer soll sie übersetzen? Geibels „Unübersetzbar dünkt mir das Lyrische" ist zwar gerade von deutschen Dichtern oft genug praktisch widerlegt worden, nicht zum geringsten von Geibel selbst; aber wer von unseren wirklich berufenen Nachdichtern ist des Russischen mächtig? Ein Prosawerk zu übersetzen, ist nicht schwer: man setzt einfach an Stelle jedes russischen Wortes ein deutsches; was dabei herauskommt, ist oft genug schaudervoll, höchst schaudervoll. An eine metrische Uebersetzung wagt man sich schon nicht so leichten Herzens. Und so erfährt eben das deutsche Publikum von der russischen Lyrik nichts.

Freilich, der unermüdliche Friedrich Fiedler läßt bei Reclam ein Heftchen nach dem anderen erscheinen. Aber ich glaube, die russische Kritik befaßt sich mit seinen Arbeiten viel mehr als die deutsche. Und doch müssen wir ihm dankbar sein. Einzelnes von Lermontow, Alexei Tolstoi, Kolzow hat er wunderschön übersetzt. Aber um all den verschiedenen Individualitäten, die er z. B. in seinem „Russischen Parnaß" vereinigt hat, gerecht zu werden, reicht seine Kraft nicht aus, wie sollte sie auch? Hinter all den Nekrassow, Fofanow, Nadson schaut denn doch am Ende derselbe Friedrich Fiedler hervor.

Und doch verdiente gerade die neuere russische Lyrik viel mehr gekannt zu werden, als sie es thatsächlich ist, nicht nur im Auslande, sondern auch in Rußland selbst. Ich habe hier schon öfter von jener Gruppe jüngerer Künstler gesprochen, die der schnellfertige Reporterwitz „Dekadenten" getauft hat, weil die ersten Versuche der jungen Leute stark von ausländischen Vorbildern beeinflußt waren. Und wie man sie vor zehn Jahren nannte, so nennt man sie heute noch. Daß sich unter ihnen eine ganz beträchtliche Anzahl starker, eigenartiger Talente befindet, davon ahnt kaum jemand etwas. Jedes neue Buch von Balmont, Brjussow, Mereshkowski wird mit dem stereotypen Hohngelächter begrüßt. Und wer etwa zu behaupten wagt, die russische Lyrik sehe nicht nur einer neuen Blüte entgegen, sondern stehe schon mitten drin in dieser Blüte, der hat sich blamiert für alle Zeiten.

Valer Brjussow.

Man weiß wirklich nicht, ob das nur Unverstand oder auch böser Wille ist. Von einem rechtschaffenen Zeitungsmenschen kann man natürlich nicht verlangen, daß er alles das *versteht*, worüber er schreibt. Aber auch das Publikum denkt ebenso, nicht nur der Janhagel, sondern selbst Leute, die von rechtswegen im stande sein müßten, künstlerisch zu empfinden. Die Ursachen dieser auf den ersten Blick so sonderbaren Erscheinung liegen tiefer, als man gewöhnlich annimmt. Die russische Kultur ist auch heute, nachdem schon zwei Jahrhunderte seit der Gründung Petersburgs, des „Fensters nach Europa", verflossen sind, immer noch eine Halbkultur. Immer noch stößt man bei halbwegs energischem Kratzen zwar nicht auf den sprichwörtlichen Tataren, wohl aber auf den Barbaren. Dieser Barbar hat den mystischen Schauer vor dem Buche als solchem noch nicht überwunden. Bei einem Volke, dessen größere Hälfte aus Analphabeten besteht, ist das Lesen- und Schreibenkönnen immer noch eine Art schwarze Kunst. Von dem Buch verlangt der Russe vor allem *Belehrung*. Das wäre an sich nun kein Fehler. Ich habe schon früher einmal in diesem Blatte den Gedanken ausgesprochen, daß der Triumph des l'art pour l'art für Rußland ein nationales Unglück wäre. Gerade in dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem die russischen Schriftsteller für Ideale und Prinzipien kämpfen, die dem Westeuropäer schon so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß er sie kaum beachtet, liegt das Geheimnis ihrer großen internationalen Wirkung.

Es ist nur leider auch ein Aber bei der Sache. Wer unten steht, sieht nur die Dinge neben sich, alles Höhere verschwindet in grauem Nebel. Das Wort „Belehrung" wird in Rußland durchweg zu einseitig, zu buchstäblich genommen. „Alles *Große* bildet, sobald wir es gewahr werden," sagte Goethe, als sein Eckermann an Byron herumzunörgeln wagte. Wie Tolstoi über Byron denkt, weiß ich nicht, aber seine Urteile über Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Arnold Böcklin, Henrik Ibsen sind weltbekannt. Tolstoi ist Russe durch und durch, wenn er Hugos „Misérables" und „Onkel Toms Hütte" zur höchsten Kunst rechnet und Shakspere, Michelangelo und Goethe zur „schlechten".

Daß jedes echte Kunstwerk vor allem die Offenbarung einer großen Persönlichkeit ist und daß darin allein schon ein gewaltiger Bildungswert liegt, das hat man in Rußland noch nicht begriffen. Darunter aber hat keiner so zu leiden, wie der lyrische Dichter. Der populärste Lyriker Rußlands ist immer noch Nekrassow; man begeistert sich aber nicht für seine wahrhaft schönen, empfindungstiefen und stimmungsvollen Strophen, deren Zahl allerdings nicht groß ist, sondern für seine ganz unkünstlerischen versifizierten Leitartikel. In den Achtzigerjahren wurde dann der jung verstorbene Nadson mit seinen gut gemeinten, aber phrasenhaft verschwommenen Predigten von Menschenliebe und Völkerfreiheit auf den Schild gehoben. Gegen wirklich große Dichter aber, wie Tjutschew und Fet, war man (und ist es auch heute noch) beleidigend ungerecht, weil sie als Politiker zu sehr rechts standen. Daß sie für die letztere Eigenschaft in sogenannten „konservativen" Kreisen um so eifriger herausgestrichen wurden, versteht sich von selbst. Aber ob man nun lobte oder tadelte, der Streit drehte und dreht sich fast ausschließlich um jene Schöpfungen, die der Zeit angehören und mit der Zeit vergehen werden; die Werke aber, die

Ewigkeitswert besitzen, ließ und läßt man unbeachtet liegen.

Auch in Deutschland hat es eine Zeit gegeben, wo man Herwegh und Freiligrath für größere Dichter hielt, als Storm und Mörike. Heute wird wohl keiner, der über die Untersekunda hinaus ist, eine ähnliche Behauptung wagen. Der ästhetisch gebildete (richtiger gebildet sein wollende) Russe steckt aber noch in Obertertia, und bis er sein Abiturium macht, wird wohl manches Jahr vorübergehen.

Von Steinwürfen und Hohngelächter begleitet, machen Rußlands junge Dichter ihren Weg über Felsen und Gestrüpp. Aber sie sind stark, denn sie wissen, daß die Zukunft ihnen gehört. Langsam ringen sie sich durch zu den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen. Keiner von ihnen hat wohl so wunderbare Wandlungen durchgemacht wie Valer Brjussow, dem diese Zeilen vor allem gewidmet sind. Er begann vor etwa neun Jahren mit kindischen Nachahmungen der französischen und deutschen Ultramodernen; kein geringerer als Wladimir Ssolowjow, der Denker und Dichter, der in seinen eigenen Versen viel moderner war, als er selbst vielleicht zugeben wollte, goß die ganze Schale seines geistreichen Spottes über das Haupt des „grünen Jungen", und seitdem war Brjussow scheinbar für alle Zeiten als „Dekadent" festgenagelt. Aus jedem neuen Buch fischte man ein paar allzugewagte, ungeschickte oder unverständliche Verse heraus, hängte etliche hämische Glossen daran, und die „Kritik" war fertig, der „anmaßende" Dichter „vernichtet". Man sah nicht, wollte nicht sehen, daß jedes neue Buch Brjussows ein Schritt vorwärts war, daß der Dichter zusehends wuchs, „nicht nach Tagen, sondern nach Stunden", wie es im russischen Volksmärchen heißt.

Auch Brjussows letzte lyrische Sammlung*) ist mit dem üblichen Halloh begrüßt worden. Ein paar unheimlich schwüle Liebesgedichte genügten zur Aufstellung der Behauptung, das ganze, fast 200 Seiten starke Buch enthalte „nichts als Schmutz". Das wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Wer ohne jedes vorgefaßte Urteil an die Lektüre des Buches geht, der kann keinen anderen Eindruck gewinnen, als den einer großen dichterischen Kraft. Der reife Mann hat unendlich viel mehr gehalten, als der Knabe einst versprach.

Das Buch ist Konstantin Balmont gewidmet, dem „Dichter und Bruder". Wie Balmont (vgl. LE V, 1502), ist auch Brjussow ein Meister der Form. Aber das Spielerische, rein Artistische des Freundes liegt ihm fern. Er hat keine Freude an allerlei künstlichen Reimverschlingungen und pittoresken Strophengebäuden. Er bevorzugt die allerschlichtesten Versmaße: kreuzweis gereimte trochäische oder jambische Vierfüßler. Aber es schlummert eine geheime, wunderbare Melodie in diesen einfachen Strophen.

In seinem Vorwort sagt Brjussow: „Ein Gedichtbuch soll keine zufällige Sammlung verschiedener Gedichte sein, sondern ein Buch, d. h. ein abgeschlossenes Ganzes, durchdrungen von einem Gedanken. Wie im Roman, wie im Traktat soll auch im Gedichtbuche eines aus dem anderen folgerichtig hervorgehen. Ein Gedicht, das aus dem Zusammenhang herausgerissen wird, muß ebenso verlieren, wie eine einzelne Seite aus einer größeren Abhandlung. Die einzelnen Teile einer lyrischen Sammlung sind nicht mehr als Kapitel, die sich gegenseitig ergänzen und die nicht willkürlich umgestellt werden dürfen."

Ich weiß nicht, ob es nötig war, das noch besonders zu betonen. Für jeden, der das „Buch der Lieder" kennt, versteht sich das eigentlich von selbst. Aber freilich, wer kennt das „Buch der Lieder" als einheitliches, in sich vollendetes Kunstwerk? „Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht! Das Publikum wird es euch doch zerpflücken."

„Ahnungen" betitelt sich der erste Abschnitt von Brjussows Buche. So hätte das ganze Buch heißen müssen, „Urbi et orbi" klingt denn doch etwas zu prätentiös. Lieder der Sehnsucht sind sie fast alle, diese Gedichte. Unaufhaltsam flutet der Strom des Lebens dahin, immer neue Bilder spiegeln sich in seinen Gewässern, und der Mensch läßt sich tragen von den Fluten, ohne zu wissen, wohin, nur vorwärts, vorwärts! Eine mächtige steinerne Treppe steigt vor dem Dichter auf, unermüdlich klimmt er empor, von Stufe zu Stufe; und nun wirft er einen Blick zurück: er glaubt ins Bodenlose zu schauen, Stein reiht sich an Stein, — ist's möglich, daß sein Fuß sie alle berührt hat? Und wohin führt ihn der steile Pfad? Immer noch sind die Höhen in Nebel gehüllt . . . Da packt den einsamen Wandrer ein Grausen, — wie, wenn er einen Fehltritt thut und hinunterstürzt in die Tiefe, ein flammendes Meteor? Aber vorwärts muß er! . . . Eine schwüle, berauschende Luft durchzittert die Finsternis des Alkovens; weiche, weiße Arme schlingen sich um den Hals des verirrten Träumers, leise verhallt draußen der Lärm des Lebens. Ob Jahre, ob Jahrhunderte so vergangen sind, — wer wüßt' es zu sagen? Da, plötzlich — wie kommt es nur? — jenes ferne Rauschen draußen — — es schwillt an zum mächtigen Brausen, verdichtet sich zum Schrei, zum wilden Ruf. Und der Träumer entreißt sich der berauschenden Umarmung, er zieht den schweren Vorhang zurück, und sieghaft strömt das Sonnenlicht ins Zimmer. Hinaus, hinaus in die Welt, in die wogende, tobende Menge! Und dann weiter in den Wald, immer tiefer hinein ins Dickicht, wo noch keines Menschen Fuß geschritten, wo seltsame Vögel sich auf seltsamen Blütenbäumen schaukeln. Wo und wie wird die Wanderschaft enden? „Wird die grüne Wildnis mich verschlingen? Werd' ich als ihr Sohn ewig bei ihr bleiben, um den Atem der glühenden Gräser zu saugen? Oder werde ich ermattet zu Boden sinken und sterben? . . . Wie aber, wenn ich auf rechtem Pfade bin, wenn das Unmögliche möglich wird — wenn der Wald plötzlich hinter mir liegt und das Meer aus Millionen Augen in meine Augen blickt?"

Wenn das Unmögliche möglich wird! Mit dem Knäuel der Ariadne in der Hand betrat der Dichter das finstere Labyrinth, froh, der Mittagshitze entronnen zu sein. Lange irrte er umher, bis er müde ward und zurück wollte an die freie Luft, ans helle Tageslicht. Und hoffnungsfreudig ging er längs dem Faden, aber siehe! immer schwüler ward die

*) „Urbi et orbi." Gedichte aus den Jahren 1900 bis [illegible]. Moskau, Verlagsgesellschaft „Skorpion".

Luft, immer dichter die Finsternis. Und plötzlich hat der Faden ein Ende. Totenstill ist's im Saal. Die Fackel ist niedergebrannt, schon versengt sie die Finger des Tragenden, und schreiend läßt er sie fallen . . .

Und sehnsüchtig blickt der Verirrte zurück nach dem Paradies seiner Kindheit. Wie der verlorene Sohn hat er sein Erbe vergeudet. Er wirft sich auf die Erde und küßt sie, er fleht zur Allmutter um ein Leben ohne verzehrende Sehnsüchte, ohne quälende Gedanken . . . Er glaubt an keine unumstößliche Wahrheit mehr, Ozean und Hafen sind ihm gleich lieb, Ormuzd und Ahriman*) verschmelzen ihm zu einer höhern Einheit, er will nur noch ruhen, thatenlos träumen von all den Höhen und Tiefen, durch die sein Weg einst führte . . .

Aber er ist eine zu thatkräftige Natur, um lange in diesem Zustande verharren zu können. Die Sonne steht erst im Mittag; bis zum Abend ist es noch weit. Und der rüstige Pflüger treibt seinen Stier von neuem an, tief bohrt er das Eisen in die harte Erde. Ein Höherer hat ihn zu dieser Arbeit gerufen, und sie muß vollendet werden, ehe die Sonne sich gesenkt hat . . .

Schwer ist die Arbeit, und allein muß er sie vollbringen. Aber gerade die Einsamkeit macht ihn stark. Da ziehen sie an ihm vorüber, die Schatten der Weiber, die er einst betrogen. Doch er sieht ihnen ruhig und stolz in die bleichen Gesichter. Er hat sie alle geliebt, jeder hat er seine ganze Seele hingegeben, jede hätte ihm ein Paradies schaffen können, aber für die freie Seele ist auch das Paradies ein Gefängnis. „Vorwärts! Vorwärts! du mußt!" rief ihm die Stimme von oben zu, und er folgte ihr, weil er nicht anders konnte. Die Erinnerung an jene Liebesnächte, wo er ganz hingegeben war und doch keiner gehörte, erfüllt ihn mit wollüstigem Schauder. Aber was er damals empfand, empfand er nicht allein; die irren Worte, die er sprach, sind von andern gehört und wiederholt, seine heimlichen Träume sind belauscht worden; der Tempel der Leidenschaft in seinem Herzen ist geschändet.

Und doch lebt auch in ihm, dem Einsamen, das Verlangen, restlos aufzugehen in einem andern, sein Ich ganz zu vergessen. Durch die dunkeln, menschenleeren Gassen irrt er und betet um ein Wunder: er will sie wieder haben, die Entfernte, Verlorene . . . Als er sie noch hatte — wie in einem Märchen, wie in einem Kinderbuch ging ihr Leben dahin. In der Tarnkappe schlich er an ihr Lager, hob sie auf seinen Zauberteppich und ließ sich durch die Lüfte tragen . . . Aber das ist vorbei! vorbei für immer. Noch erinnert er sich aller Einzelheiten jenes letzten denkwürdigen Abends. Draußen war es noch hell, aber die Gardinen im Salon waren schon heruntergelassen. Unhörbar glitten seine Füße über den weichen Teppich. Die Bilder an den Wänden verschwammen in der Dämmerung mit der Tapete. Matt glänzten die Glasverzierungen des Kronleuchters; sie hingen unbeweglich, klirrten nicht. Kalt und ausdruckslos blickte die stehen gebliebene Uhr den Gast an. Er sah in *ihr* Zimmer hinein. Die Flamme im Kamin war im Erlöschen. Nur noch matt glühte die Asche verbrannter Briefe. Sanfter Jasminduft erfüllte das Zimmer. Ein schwacher Widerschein der verglimmenden Kohlen fiel auf ihr weißes Kleid. Mit gesenktem Haupte saß sie da. Und stumm, wie er gekommen war, ging er wieder. In seinem Herzen war es ganz still: weder Freude noch Schmerz empfand er. Und als er durch den Salon schritt, traf abschiednehmend ihn aufs neue der Blick der stehen gebliebenen Uhr . . . Und seitdem ist er ganz einsam.

Ja, einsam sind wir alle. Jeder sitzt eingesperrt in seiner Zelle, und seltsam entstellt zeigen sich ihm die Dinge der Außenwelt durch die trüben Scheiben seiner schmalen Fenster. Wir lügen, wenn wir vorgeben, daß wir einander verstehen . . . Selbst bei der innigsten Liebesvereinigung schmiegt sich nur Körper an Körper, die Seelen bleiben getrennt. Aber unstillbar ist der Drang nach Vereinigung mit einem andern Wesen, wie ein gefangener Vogel schlägt der Geist mit seinen Flügeln an das eiserne Gewölbe — bis er erlahmt . . .

Ich weiß nicht, ob meine Absicht mir wirklich gelungen ist: dem Leser zu zeigen, wie die einzelnen Gedichte sich zu einer Seelengeschichte zusammenschließen, einer Seelengeschichte, die ganz subjektiv empfunden und doch von tiefer, allgemein menschlicher Bedeutung ist. Zwischen die Abschnitte „Ahnungen", „Der Suchende", „Elegien", die dieser Seelengeschichte gewidmet sind, schieben sich intermezzoartig Kapitel, wie „Lieder", Balladen", „Auf der Straße", „Episteln", die objektiver gehalten sind, in denen der Dichter sein Verhältnis zur realen Welt klarlegt. Auch den Alltag sieht er im Glanze der Ewigkeit. Er geht durch die lärmenden Gassen und studiert die Gesichter der Vorübergehenden, in stiller Hoffnung, endlich einmal das Antlitz Gottes aus der Menge hervorleuchten zu sehen; er blättert im Katalog einer großen Bibliothek, und die endlosen Reihen von Büchertiteln werden ihm zum Skelett alles dessen, was jahrtausendelang Leben hieß; in einem wunderbaren Gedicht von echt dehmelscher Kühnheit, „Habet illa in alvo", begrüßt er eine Schwangere und grübelt über das Geheimnis der Zeugung und Menschwerdung: „Im Vorhof jeder Nacht der Sünden wachen stumm zwei Engel mit Schwertern." Und seit Lermontows erzgegossenen Napoleon-Versen ist mir — wenigstens in der russischen Lyrik — keine einzige Verherrlichung des Imperators bekannt, die sich mit Brjussows sieben Strophen messen könnte. Mit schweren Schritten ging der Gewaltige über die Erde; was Jahrhunderte geschaffen, warf der bloße Hauch seines Mundes zu Boden; da endlich ward der Erde die Last zu schwer, und tief holte sie Atem. Und wie ein dürres Blatt wurde der Gigant emporgewirbelt, und dann sank er nieder auf den einsamen Felsen im Weltmeer, der seit dem ersten Schöpfungstage auf den Augenblick gewartet hatte, da der Einzige in ihm sein würdiges Piedestal finden werde.

Den Schluß des Bandes bilden einige größere epische Fragmente. Das bedeutendste davon, „Die Eingeschlossenen", war bereits im Almanach „Blumen des Nordens" für 1901 abgedruckt. Die Sehnsucht der freien Seele nach Licht, nach Luft, heraus aus den Fesseln der Konvenienz, der veralteten Staats- und Gesellschaftsordnung findet hier ihren mächtig ergreifenden Ausdruck. Prophetisch blickt der Dichter

*) Brjussow sagt „Gott und Teufel". Für gewisse Kritiker ist das schon ein vollkommen genügender Anlaß zu einer unabsehbaren Menge trivialer Witze.

in die Zukunft: Unsere Kultur hat sich überlebt, der Zusammenbruch ist unausbleiblich. Furchtbare Kämpfe werden dann kommen, wie reife Aehren unter der Sense werden die Städte zusammensinken, an den verödeten Ufern der Seine werden die Wölfe heulen, und die mächtigen Mauern des Tower werden spurlos verschwunden sein. Und die alten längst vergessenen Schauer, die alten Wonnen des Lebens werden neu erstehen, die Menschen werden wieder lachen wie Kinder, wüten wie Tiger und stechen wie Schlangen. Und alles, was uns drückte, wird im Winde verwehen — all die krankhaften Empfindungen, all die tötenden Worte; ein neues Geschlecht wird die Erde regieren, und wie einst wird die Welt voll geheimnisvoller Schönheit sein. Wie fröhlich wird das Schreien spielender Kinder in den Ruinen ertönen, die einst Parlamentsgebäude hießen, und welch eine Wonne wird es sein, Standbilder und Statuen zu zertrümmern und Tausende von Büchern zu mächtigen Scheiterhaufen zusammenzustapeln . . .

In den Augen jedes gesinnungstüchtigen Journalisten hat sich der „Dekadent" durch diese Verse ein für allemal diskreditiert. Wie? er träumt von der Zeit, wo die Parlamente in Trümmer zerfallen sein werden, während wir doch keinen sehnlicheren Wunsch haben, als in Petersburg ein Parlament zu bekommen? So wird im heiligen Rußland „Kunstkritik" geübt. Daß der Dichter auf einer höheren Warte steht, daß er infolgedessen auch weiter sieht und solche Dinge, wie Parlamentarismus, Absolutismus u. s. w., ihm notwendigerweise als etwas sehr Unbedeutendes erscheinen müssen, werden die Herren nie begreifen können. Sie schlagen gleich mit Worten, wie Reaktion, Indifferentismus u. dergl. um sich.

Man wirft den jungen Dichtern so häufig Eitelkeit, Selbstüberhebung, Größenwahn vor und — das muß rückhaltlos zugestanden werden — durchaus nicht immer mit Unrecht. Aber sind wir nicht selbst schuld, daß sie so geworden sind? Ewig verkannt, verspottet, geschmäht werden, — ja, lieber Gott, da muß man ja schließlich aus der Haut fahren. Wann wird sie endlich kommen, die Zeit, wo unsere Kritiker und Leser außer ihrer gewiß sehr lobenswerten Gesinnungstüchtigkeit auch ein kleines Quantum künstlerischen Empfindens besitzen werden, und wo unsere Künstler sich nicht mehr an einen kleinen Kreis von Freunden wenden werden, sondern an die ganze Welt — „Urbi et orbi"?

Ich nehme zurück, was ich oben gegen den Titel von Brjussows Buch sagte. Es ist ein Buch der Sehnsucht, und da mag es die lateinischen Worte getrost auf seinem Umschlag tragen. Denn auch sie reden von einem schönen, schönen, vorläufig noch in goldiger Ferne verlorenen Zukunftstraum . . .

Besprechungen

Goethe-Schriften.

Von **Georg Witkowski** (Leipzig).

I.

Wie alle edlen Kulturgewächse hat auch die Goethe-Litteratur ihre Jahrgänge, unterschieden durch besondere Eigenart. Das Jahr 1903 versprach einen reichen Herbst. Es spendete die ersten Bände einer neuen Gesamt-Ausgabe[1]), die alles Mühen um eine vollkommen den Absichten des Meisters entsprechende Gestalt seiner Werke und ihr Verständnis für die Allgemeinheit der Leser fruchtbar machen sollte. Und weiter brachte uns dieses Jahr des Heils den Abschluß jener Schilderung seines äußeren und inneren Lebens, deren erster Teil höheren Preis als alle früheren Versuche gleicher Art errungen hatte[2]). Mit einer Spannung, wie sie nicht häufig einem wissenschaftlichen Werke gilt, war dieser Schlußband der Goethe-Biographie Bielschowskys erwartet worden.

Als der Verfasser am 21. Oktober 1902 das Zeitliche segnete, da mischte sich in die Klage um seinen Verlust allenthalben die Befürchtung, sein Lebenswerk werde unvollendet geblieben sein. Nun liegt es äußerlich abgeschlossen vor uns. Freundeshände haben pietätvoll den Kranz gerundet, den der edle Verfasser unter schweren Leiden mit Aufgebot seiner letzten Kraft dem hohen Genius flocht und der nun sein eigenes Grabdenkmal schmückt. Das schöne Kapitel über Goethe als Naturforscher hat S. Kalischer eingefügt, von Theobald Ziegler stammt neben anderem der größte Teil des umfangreichen Faustkapitels, den gesamten Inhalt haben Imelmann und Roethe durchgesehen.

So kann man wohl sagen, daß die Erben alles gethan haben, was in ihren Kräften stand, um dem Schicksal zum Trotz die innere und äußere Vollendung herbeizuführen und den zweiten Band dem ersten würdig anzureihen. Aber freilich ist dadurch der Abschluß dem Beginn doch nicht gleichwertig geworden. Was diesen auszeichnete, war die Anmut der Darstellung, die feine architektonische Gliederung, die sichere Auswahl aus der Fülle des Materials, gelenkt durch einen bewundernswerten Blick für das innerlich Bedeutsame. Dieselbe Fähigkeit, scheinbar gleichgiltigen Aeußerungen eine Bedeutung für die Erkenntnis von Goethes Wesenheit abzugewinnen, bewährt Bielschowsky auch jetzt wieder und zeigt sich dadurch als einer der wenigen berufenen Mittler zwischen Goethe und der Nachwelt. Aber vergeblich suchen wir hier jenen festen Grundriß zu entdecken, nach dem der erste Teil des großen Baues errichtet war. An vielen Stellen erscheint die Anordnung willkürlich, namentlich im 8. Kapitel „Von 1797 bis 1806".

Schillers Tod, unbedingt nach der italienischen Reise das einschneidendste Ereignis in Goethes äußerem und innerem Leben, wird in diesem Kapitel unter die übrigen, äußerlich aneinander gefügten Thatsachen ohne stärkere Betonung eingereiht. Dasselbe Verfahren sondert dann

[1]) Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Band 1, 6, 8, 12, 13, 21 bis 24, 28, 30 bis 33.

[2]) Dr. Albert Bielschowsky. Goethe. Sein Leben und seine Werke. Zweiter Band. Erste bis dritte Auflage. München 1904, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

in Kapitel 12, 16 und 17 das Erlebte von der daraus entsprießenden poetischen und wissenschaftlichen Produktion.

Es ist ja klar, daß die Darstellung der zweiten Hälfte von Goethes Leben mit ihrem scheinbaren Verweilen auf der gleichen Höhe des Daseins der künstlerischen Darstellung eine besonders schwierige Aufgabe bietet. Das Geschehen ist, an jedem objektiven Maßstab gemessen, unbedeutend, von wenigen starken Erschütterungen abgesehen ruhig und unbewegt. Diese vier Jahrzehnte empfangen ihren Lebenswert eben erst von der aufs höchste gesteigerten und unendlich erweiterten Empfänglichkeit des vollendeten Goethe.

Gerade von Bielschowsky war zu erwarten, daß er uns die Dinge so vorführen würde, wie sie hundertfach gesteigert aus dem Innern Goethes in Dichtungen, wissenschaftlichen Arbeiten, Briefen und Gesprächen zurückstrahlen. Diese Hoffnung ist nur zum Teil erfüllt worden; offenbar fehlt gerade den im eigentlichen Sinne biographischen Abschnitten die letzte Hand. Wie wäre es sonst erklärlich, daß das Kapitelchen „Der Krieg“ so skizzenhaft dürr aus seiner Umgebung heraussticht, daß die Beziehungen zu den Romantikern, zu Grillparzer, Heinrich Heine, dem jungen Frankreich, Walter Scott, Carlyle, Oehlenschläger, Manzoni kaum mit einem Worte erwähnt werden, sodaß der Leser von der Weite des litterarischen Gesichtskreises Goethes um so weniger eine Vorstellung erhält, da auch von den Aufsätzen zur Litteratur ebensowenig wie von denen zur bildenden Kunst gesprochen wird.

Die Forderungen, die auf diese Weise unerfüllt bleiben, entspringen nicht aus dem pedantischen Verlangen nach äußerer Vollständigkeit. Es handelt sich hier um wichtige stützende Glieder für den Gesamtaufbau von Goethes geistiger Existenz. Noch empfindlichere Lücken als die erwähnten empfinden wir, wenn „Dichtung und Wahrheit“, „Achilleis“, „Winckelmann“ mit je acht Zeilen bedacht werden, wenn wir kein Wort von den gemeinsamen ästhetischen Untersuchungen Goethes mit Schiller erfahren, und „Reineke Fuchs“ und die „Novelle“ kaum genannt werden. Wir glauben, an solchen Stellen herauszufühlen, wie die ermattende Kraft resigniert vor Schwierigkeiten zurückwich, hoffend, daß günstigere Stunden die Lücken füllen sollten.

Andererseits liegt auch in der Breite, mit der einzelne Hauptwerke behandelt sind, ein Symptom der versagenden Energie, die den Strom des aufschwellenden Stoffes nicht mehr zurückzudrängen vermochte. Von den 681 Seiten dieses Bandes nimmt der „Wilhelm Meister“ 114, „Hermann und Dorothea“ 40 in Anspruch. War es rätlich und nötig, den Inhalt der zuletztgenannten Novelle in Versen so breit wiederzugeben und an die Lieblingshypothese, Lili Schönemann habe zu Dorothea Modell gestanden, soviel Raum zu verschwenden? Blieb doch so nicht einmal die Möglichkeit, das in dem Gedichte waltende Formprinzip zu erörtern. Wie Lili ist auch Friederike Brion Bielschowsky besonders ans Herz gewachsen. Er zieht von Sesenheim lange Fäden bis zu dem Bunde Fausts mit Helena, die ebenso zerreißbar erscheinen, wie die Verbindungslinien zwischen Charlotte von Stein und der Natalie und Makarie der „Wanderjahre“.

Was wohl von alledem stehen geblieben wäre, wenn der Verfasser die letzte Hand hätte anlegen können? Denn auch in seiner vorliegenden unvollkommenen Gestalt lehrt der Band, daß Bielschowsky zu jenen seltenen Künstlern zählte, die dem Spruche Otto Ludwigs huldigen: „Das Schöne wird nie fertig, immer könnt' es noch schöner sein.“

Eine Fülle von großen und feinen Gedanken läßt die Lektüre dieser Schilderung von Goethes Alter trotz allen Mängeln höchst genußreich erscheinen, weil sie eben allenthalben, wo Bielschowsky selbst spricht, den Stempel künstlerischen, wenn auch unabgeschlossenen Bildens trägt. Die Höhepunkte sind die Ausführungen über die „Wahlverwandtschaften“, über Goethes Stellung im Befreiungskampfe gegen Napoleon (so vorurteilsfrei und groß wie nie zuvor) und der Anfang des Faustkapitels, in dem Aperçu von dem Gottsucher Faust zugleich die Einheit der Dichtung und ihre Wandlungen aus dem tiefen Untergrund von Goethes Hinaufsehnen zum Göttlichen erschließend.

Das Weitere, was Ziegler hinzugefügt hat, kann in jedem Sinne nur ein Notdach heißen. Man darf es wahrlich einem klugen, selbständigen Mann nicht verdenken, wenn er nicht erst durch das verschlungene Dickicht der Faustforschung sich den Weg zu dem ewigen Gedichte bahnt, sondern ihm gleich Auge in Auge seine Rätsel abfragt. Dann muß er aber auch die Fähigkeit besitzen, dem Geiste, der dort waltet, tief in die Seele zu blicken. Er darf uns den Gehalt der Hauptszenen nicht erschließen wollen, indem er mit kläglichem Aufreihen herausgerissener Verse den Anschein einer Wiedergabe des Inhaltes hervorruft. Er muß sich hüten, die Gedanken der Leser auf falsche Bahnen zu lenken, indem er das gefangene Gretchen mit Sokrates im Kerker vergleicht und bei ihrem Verschwinden die Frage aufwirft, ob Faust jetzt dem Teufel verfallen sei. Er muß, auch wenn er keinen Blick in Goethes Faustwerkstatt gethan hat, herausfühlen, daß der Urfaust und nicht das Fragment den Ausgangspunkt der Betrachtung zu bilden hat, und daß die zwiefache Wiederaufnahme der Arbeit, in Rom und dann unter Schillers Einfluß, die Schichten scheidet. Dann wird er auch nicht zu der Behauptung kommen, der Monolog in Wald und Höhle passe nicht in den „Faust“ hinein, oder die Thätigkeit Goethes in den ersten weimarer Jahren habe für Fausts letztes Bemühen, einem thätigen Volke auf freiem Grunde ein würdiges Dasein zu schaffen, den Lebenssaft hergegeben. Unvollkommen wird der Inhalt des zweiten Teiles bezeichnet, wenn es heißt, die ersten drei Akte hätten es mit der Verbindung Fausts mit Helena, die beiden letzten mit dem Ende des inzwischen zum Strandfürsten gewordenen Faust zu thun. Es kann uns nach alledem nicht wunder nehmen, wenn Ziegler den mit reklamehafter Anpreisung in die Welt gesetzten, das große Werk aufs tiefste erniedrigenden Einfall Türcks eine „seltsame, aber geistreiche und fruchtbare Deutung“ nennt. Versteigt er sich doch bis zu dem höchsten Widersinn: „Der sittlich gewordene Faust wird erlöst.“ Als ob es sich nicht von Anfang bis zum Ende darum handelte, daß Faust der bleibt, der er ist, ein strebender und im Streben notwendig irrender Mensch. Wie kann Ziegler dann noch das Faust-Drama ein tief sittliches Werk nennen?

Jede Detailkritik dieser Fausterklärung ist nach dem Angeführten überflüssig. Im Ganzen und in Einzelheiten muß ich vor diesem Führer ins Reich unserer größten Dichtung warnen. Und ich bin überzeugt, daß Bielschowsky selbst ihn verworfen hätte.

Diese nachträgliche Ergänzung raubt mehr als alles Vorhergehende dem Bande die Berechtigung, den früheren Darstellungen von Goethes Alter, zumal derjenigen von Richard M. Meyer, ebenso vorgezogen zu werden, wie es der erste für die Jugend des Dichters verdiente.

Unter den unzähligen Thoren, die in das Innere von Goethes Existenz führen, sind die Dichtungen und die Biographie die breitesten. Die Straßen, die durch sie hinleiten, sind von der emsigen Forschung förmlich mit Wegweisern eingezäunt worden. Aber wenige geben dem Suchenden die feste Richtung, nach der er verlangt; nur zu viele locken auf Um- und Abwege, in reizvolle Schluchten oder auf dürre Heide, zum Blick in dunkle Abgründe der Detailkritik oder unübersehbare Weiten litterarischer, philosophischer und künstlerischer Zusammenhänge.

Die neue Ausgabe und die neue Biographie wollen dem Leser die Richtung auf das Wesentliche geben. Das ist ihr gemeinsames Ziel. Die Jubiläumsausgabe des altberühmten cottaschen Verlags soll 1906 vollständig vorliegen, hundert Jahre nachdem Goethe durch Johann Friedrich Cotta zum erstenmale seine, früher bei Göschen

und Unger erschienenen Schriften dem deutschen Volke dargeboten hat. Die alte Firma hat allen Grund, dieses Ereignis zu feiern. Damals wurde der Grundstein zu ihrem Ruhme und ihrem Reichtum gelegt. Würdig entspricht sie nun, wenn auch spät, der Forderung: Noblesse (et richesse) oblige. Nachdem die Enkel lange genug ohne eigenes Verdienst von den Früchten gezehrt haben, die ihnen der große und tüchtige Sinn des Vorfahren in den Schoß warf, erfüllen die Nachfolger nun die Pflicht gegen ihr Volk und die Welt.

Die Werke des größten Dichters, dessen geistiges Gut ihnen allein sechs Jahrzehnte hindurch zur Pflege anvertraut war, bieten sie nach wieder vierzig Jahren zum erstenmale in würdiger äußerer und innerer Form so dar, daß ihr Besitz nicht durch unverhältnismäßige Geldopfer erkauft zu werden braucht. Es ist eine Freude, diese Bände aufzuschlagen. Der schöne Druck in seiner kräftigen Eigenart thut auf dem guten Papier dem Auge wohl, und der Eindruck wird durch die kokett von dem Sternenhimmel herablächelnde süßliche Sphinx des Einbandes (gezeichnet von Doepler dem Jüngeren) nicht wesentlich geschädigt, wenn es auch zu bedauern ist, daß diese „Buchkunst“ aus dem Zeitalter der Prachtwerke für den Salontisch hier ihr Unwesen treiben darf.

Als Herausgeber zeichnet Eduard von der Hellen. Mit klugem Sinne für das Nötige und Nützliche hat er die Grundlinien gezogen; mit vollem Recht aus der ungeheuren Masse der hinterlassenen ungedruckten Bruchstücke und Vorarbeiten nur dasjenige einschließend, was als selbständige Ergänzung des vom Dichter selbst Dargebotenen einen wirklichen Genußwert besitzt. Ebenso müssen wir es billigen, hier die heute übliche Rechtschreibung und Zeichensetzung angewandt zu sehen, damit nichts fremdartig anmutendes sich zwischen den Dichter und die unbefangene Hingabe seiner Leser einschiebe.

Der erste Band der Gedichte, von dem Herausgeber selbst besorgt, entspricht nicht vollkommen den Erwartungen, die wir einem berufenen Deuter der goethischen Lyrik, des Unmittelbarsten, was aus seiner Seele geflossen ist, entgegenbringen. Die Einleitung verschwendet den ihr knapp zugemessenen Raum an emphatische Betrachtung. Sie kann ihre Abstammung von einem Festvortrag nicht verleugnen. Wie das Erlebnis Goethe zum Liede wird, wie sich die Formen des Selbstbekenntnisses vom leipziger Liederbuch bis zur marienbader Elegie wandeln und gemäß den Veränderungen des Fühlens notwendig wandeln müssen, das wäre die Einführung gewesen, die den Genuß zum Verständnis vertiefen konnte.

Will man erkennen, wie das gemeint ist, so lese man in Bielschowskys Biographie das Kapitel über Goethes Lyrik. Er geht aus von Goethes eigener Erklärung der geheimnisvoll in ihm wirkenden Kraft, die Dinge in ihrer Klarheit und Zusammenstimmung zu sehen. Das Einzelne wird typisch und symbolisch. Das ist ihm die Wahrheit, aus deren Hand er den Schleier der Dichtung empfängt. Das Normale seines Wesens tritt unter der ausgleichenden Macht der Muse, geklärt von allem Krankhaft-Subjektiven zu Tage.

Der Anlaß, der bei ihm das Werden des Kunstwerks bedingt, ist immer das individuelle Erlebnis. Deshalb fordert Bielschowsky mit Recht, daß man sich die Geschichte eines goethischen Gedichtes vergegenwärtige, um sich seines Sinnes und Gehaltes zu bemächtigen. In der knappsten Form zeigt er das an einer Anzahl besonders wertvoller Beispiele, die er dem Kreise der im höchsten Sinne erlebten Gedichte entnimmt. Zugleich empfängt die langsam durch eine Reihe von Jahren fortschreitende innere Entstehung der einen, das explosive, unter der Gewalt des Augenblicks sich vollziehende Werden der andern seine Erklärung, und die nachträglichen Umgestaltungen werden zu bedeutsamen Dokumenten tiefer Seelenvorgänge. Wie die unentdeckten Abgründe des Fühlens sich von selbst in Goethes Gedichten auftun, das weist der Biograph mit einer wundersamen Fähigkeit des Einfühlens an einigen winzigen Liedern nach. Er findet für die Gesellschaftslieder die glückliche Formel des „anregenden Ernstes“, ohne daß er doch ihnen allzu bedeutungsvolle Schwere zu verleihen suchte. Nur möchten wir in dem Bildchen, das am Schlusse des „Ergo bibamus“ aus den Wolken auftaucht, nicht die Gottheit sehen, sondern im Sinne des ursprünglichen Anlasses, des Geburtstages der Königin Luise, das Bild der von jedem einzelnen am meisten Geliebten, Verehrten. Der Gedankengehalt jener großen Dichtungen, in denen sich historisch oder symbolisch die Beziehung des Menschen zu den ewigen Mächten abspiegelt (Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere, Der Paria), erschließt sich auf ähnlichem Wege, wie ihn zuerst Baumgart beschritten hat. Aber ganz selbständig geht dann aus dem Prinzip der Erklärungsart die Deutung der übrigen Balladen hervor, und höchstens beim „Erlkönig“ scheint doch die dem Dichter untergelegte Absicht, die erregbare Phantasie des Durchschnittsmenschen mit ihren eingebildeten Qualen zu schildern, gar zu abstrakt.

Von dem erlebten und erfühlten Gehalt bedingt ist auch die Form; zunächst die innere mit ihren Kontrasten, dann die äußere in ihrer Harmonie, die nicht einem Streben nach ausgleichender Schönheitswirkung entstammt, sondern Ergebnis jener höchsten dichterischen Fähigkeit ist: eine Mannigfaltigkeit von Eindrücken durch das gemeinsame Band der Stimmung zu verknüpfen und das einzelne zur allgemeinen Weihe zu rufen. Diese Harmonie wird getragen von der Musik des goethischen Verses, dessen Wesen Bielschowsky fein und zutreffend nicht in die Zusammenhäufung von Klangwerten, sondern in den einzigen Reichtum an die musikalische Phantasie erregenden Bestandteilen setzt. Der Anteil des Rhythmischen kommt dabei freilich zu kurz. Doch diese Reize sind zu augenfällig, als daß erst mit den Fingern auf sie hingewiesen zu werden brauchte. Höchstens bedarf es der Warnung, Vers und Sprachmelodie nicht miteinander gleichzusetzen, und der Erinnerung an den unendlichen melodischen Gehalt der Prosa Goethes.

Die Kraft des Gestaltens in ihm war ohne Grenzen, aber niemals entwürdigte er sie zu virtuosenhaftem Mißbrauch. Und weil der Kreis seiner Stimmungen ein begrenzter war, fehlen in dem Akkord seiner Dichtungen einige Töne: der Aufschwung patriotisch-begeisterter Kampffreudigkeit erklingt nur ein einziges mal, in dem Kriegsliede des Festspiels „Des Epimenides Erwachen“, und für das Behagen des märkischen Landpastors hat er nur Spott.

Diese aggressive Seite der Lyrik Goethes, dem Umfange und der Bedeutung nach eine der wichtigsten, hat Bielschowsky vernachlässigt, ebenso die Spruchdichtung und die Versuche der letzten Jahrzehnte, die eigentümlichen Seelenlaute fremder Völker aufzufangen, alles das, was Goethe „nationelle Dichtung“ nannte. Doch dem Biographen kam es ja lediglich darauf an, den eigentlichen Kern von Goethes Dichten aufzuzeigen, und zu ihm verhält sich das, was unbesprochen bleibt, nur als Schale.

Eine ganz andere Betrachtungsweise herrscht in dem Buche, das Berthold Litzmann[3]) der Lyrik Goethes gewidmet hat. Er will, wie er sagt, die Grundelemente goethischer Lyrik dem Leser so lebendig wie möglich zur Anschauung bringen. Er hofft, die Unarten, die Pedanterie und Oede der landläufigen Goethe-Kommentare zu vermeiden.

Das mag in erster Linie gegen die Manier Düntzers zielen. Schon Viehoffs verständnisvolle, wenn auch etwas pedantische Ausdeutung wird nicht davon getroffen, und Loepers kenntnisreiche und tiefeindringende Erläuterungen stehen vollends ganz außer Schußweite dieses Angriffs.

---

[3]) Berthold Litzmann, Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Egon Fleischel & Co. Berlin 1903.

Litzmann führt seine Zuhörer (das Buch ist, gleich seinen beiden Vorgängern, in der Hauptsache Abdruck einer Reihe von Universitätsvorlesungen) auf eine blumige Wiese zu frohem, leichtem Genuß. Es entspricht dem, was man im Universitätsjargon ein Rekreationskolleg zu nennen pflegt. Nur soviel Material bringt er für das Verständnis herbei, wie seiner Ansicht nach zum ungestörten und vollen Genießen erforderlich ist, und als ein besonderes brauchbares Mittel weiß er die gegenseitige Beleuchtung eines Gedichtes durch das andere zu verwenden. Wenn er die „Zueignung" erklärt, so stellt er die übrige Lyrik desselben Zeitraumes um sie herum, und die Strahlen der Liebe zu Charlotte von Stein fallen von allen Seiten erleuchtend auf die göttliche Gestalt, die dem Dichter den Schleier reicht. Allzu kühn scheint nur die weitere Anwendung, daß sie, die Goethe selbst die „Wahrheit" genannt hat, mit der Geliebten identisch sein soll, und die daraus gezogene Folgerung, daß die Anrede der letzten Strophe an die Freunde ursprünglich der Freundin gegolten habe. Litzmann nennt das „eine Konjektur, diesmal nicht des Philologen sondern des Psychologen". Aber er irrt. Die Konjektur stammt von dem Philologen à outrance, von — Düntzer. Noch dazu hat dieser sie weit sicherer durch die ursprüngliche Zugehörigkeit der Zueignung zu den „Geheimnissen" begründet. Diese frühere Bestimmung des Gedichts hätte Litzmann berühren sollen, weil sie auch für den unmittelbaren verständnisvollen Genuß des Gedichtes von hoher Bedeutung ist.

Feinsinnig weist er, den Spuren Scherers folgend, die künstlerische Anordnung der ersten von Goethe selbst 1789 veranstalteten Sammlung der Gedichte nach, die Hauptstücke wörtlich anführend und ihren Stimmungsgehalt mit knappen Worten umschreibend, so wenn „Rastlose Liebe" das männliche Gegenstück zu Gretchens „Meine Ruhe ist hin" heißt. Eine völlig befriedigende Erklärung des höchsten dieser Stimmungsgedichte, des Liedes „An den Mond", weiß er so wenig wie Bielschowsky und von der Hellen zu geben. Es bleibt bei allen dreien, was die Deutung der Einzelheiten betrifft, in der ersten wie in der letzten Gestalt des wundervollen Gedichtes etwas problematisches, wenn auch die Annahme, daß die Urform an die friedenbringende Geliebte gerichtet, die Umarbeitung der Vereinsamten in den Mund gelegt sei, die zutreffendste sein dürfte. Die Natursymbolik des „Fischers" ist etwas gar zu abstrakt aufgefaßt, der „Erlkönig" dagegen wieder zu realistisch aus den Vorlagen abgeleitet. Am besten bewährt sich die Art dieses nachempfindenden Erklärers an den Naturgedichten: „Harzreise im Winter", „Ganymed", „An Schwager Kronos". Dunkelheiten, wie etwa in dem letzten Gedicht die Worte „Entzahnte Kiefer schnattern", werden keiner Erläuterung gewürdigt. Ein so dankbares Objekt, wie die „Harzreise im Winter" reizt Litzmann zu besonders langem Verweilen.

Man erwartet, daß im Anschluß daran nun der Faden der Ausgabe von 1789 fortgesponnen, zumal der Gruppe der Kunstgedichte und den an den Schluß gestellten großen Höhepunkten realistischer Lyrik, den Gedichten auf Hans Sachs und Mieding, besondere Beachtung zu teil werde. Die neue, in Italien gewonnene Kunstanschauung, die in der ersten Sammlung nur in wenigen Zeugnissen sich bereits darstellte, hätte entsprechend der ursprünglichen Anlage des Buches dann an den Gedichten des siebenten Bandes der neuen Schriften von 1800 ihre Eigenart offenbart, und so wäre weiter an den drei cottaschen Ausgaben vorüber unser Blick diesem steten Wandel von leidenschaftlichem Brausen und majestätischer Ruhe, von ursprünglichem dumpfem Gefühl und heller Klarheit bis zum letzten Ziele gefolgt, wo der Dichter und der Denker unlösbar sich miteinander verbinden.

Das mag die ursprüngliche Intention Litzmanns gewesen sein; doch das allzukurze akademische Semester eilte seinem Ende zu, und so war ihm nur noch ein flüchtiger Blick auf die „Trilogie der Leidenschaft", das größte Erzeugnis der goethischen Alterslyrik, gestattet. Hoffen wir, daß bald einmal eine neue Gelegenheit — es braucht ja nicht gerade der Kronprinz des deutschen Reiches unter den Hörern zu sein — Litzmann zum Ausfüllen der großen Lücke seines Versuchs befeuert. Denn die Anleitung zum künstlerischen Genuß, die er bisher den Goethe-Lesern gegeben hat, wird ihnen für große Gebiete der Lyrik des Meisters noch keine Hülfen gewähren.

Die garnicht erwähnten „Römischen Elegieen" z. B. sind auf dem besonderen Boden durch höchste Kunst veredelter Erotik erwachsen, aus dem auch „Das Tagebuch" in seiner unschuldigen Nacktheit aufstieg. Wer diese Gedichte im rechten Sinne genießen will, muß zum Griechen oder Renaissance-Menschen geworden sein. Vor allen anderen sind sie im Sinne des Dichters zu „sekretieren", zumal diejenigen Elegieen, die der Meister selbst vom Drucke ausgeschlossen hat. Wenn gerade diese, noch dazu nur fragmentarisch bekannt gewordenen Elegieen, zusammen mit dem „Tagebuch" und der ganz anders gearteten Invektive „Nicolai auf Werthers Grab" in einem besonderen Heftchen mit einer wertlosen Einleitung gedruckt werden[4]), so ist die deutlich erkennbare Absicht aufs schärfste zu verurteilen.

Gleichzeitig hat aber derselbe Verlag sich durch einen anderen Neudruck ein Recht auf Dankbarkeit erworben[5]). In sorgfältiger Wiedergabe bietet er den „Rheinischen Most", jene überaus selten gewordene Sammlung von 1775, in der die mit Goethes Fastnachtspielen verwandten Dichtungen Mercks und Wagners samt Reitzensteins Elegie „Lotte bei Werthers Grabe" vereinigt sind.

Der Herausgeber des Heftes voll gährendem Aufbrausen war Friedrich Rudolf Salzmann, ein Verwandter von Goethes straßburger Mentor, die Anregung gab Heinrich Leopold Wagner. Die gut geschriebene Einleitung kann aus einer bisher unbenutzten Quelle, den Erinnerungen von Ramond de Carbonnières, schöpfen und zeigt sich auch sonst in diesem Litteraturkreis wohl bewandert, in den auch Hottingers Nachahmung der goethischen und wagnerischen Farcen „Menschen, Tiere und Goethe" hineingehört. Insofern war es richtig, dieses zweite kleinere Kuriosum mit dem „Rheinischen Most" zu vereinigen.

Aber das dritte Stück, die „Confiskablen Erzählungen" Heinrich Leopold Wagners, eine wertlose zahme Litteratenspekulation im Stile der französischen „Contes", berührt sich damit nur durch den Namen des Verfassers und verdiente die Erneuerung nicht.

Der streitbare Ton der Sturm- und Drangzeit, den wir in den beiden ersten Stücken des zuletzt erwähnten Neudrucks vernehmen, verstummte bei Goethe niemals völlig; aber als Rufer im Streit der litterarischen Parteien trat er erst wieder hervor, als er, mit Schiller verbündet, auf Freunde und Feinde im Herbst 1796 die Geschosse der Xenien schleuderte. Sind auch die Gegengaben, mit denen die Angegriffenen sich revanchierten, durchweg salz- und kraftlos, so geben sie doch ein Hintergrundsbild für die gemeinsame Arbeit der beiden Großen, das in seiner erschreckenden Dunkelheit sie mit den wenigen nächsten Freunden in einsamem Lichte wandelnd zeigt. Insofern ist die neue Sammlung der Antixenien von Wert, als deren erstes Heft uns die „Trogalien zur Verdauung der Xenien" von Fürchtegott

[4]) Goethe, Das Tagebuch (1810). Vier unterdrückte römische Elegieen. Nicolai auf Werthers Grab. Wortgetreue Neudrucke. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. (Bibliothek litterarischer und kulturhistorischer Seltenheiten Nr. 3b.) Leipzig, Adolf Weigel, 1904.

[5]) Rheinischer Most. Erster Herbst. O. O. 1775. — (J. J. Hottinger), Menschen, Tiere und Goethe. Eine Farce. 1775. — H. L. Wagner, Confiskable Erzählungen. 1774. Mit einer litterarhistorischen Einleitung von M. Desceltes. (Dieselbe Sammlung Nr. 4 5.) Leipzig, Adolf Weigel, 1904.

Christian Fulda vorliegen.[6]) Schade nur, daß der Titelkupfer, das Witzigste in dem Heftchen, nicht wiedergegeben ist, wenn er auch schon durch frühere Nachbildungen leicht zugänglich wurde.

Der bittere Haß dieser Epigramme wird noch überboten durch jene berüchtigten „Expektorationen“, die im Herbst 1803 gegen Goethe und die Führer der romantischen Schule geschleudert wurden. Von jeher galt Kotzebue mit hoher Wahrscheinlichkeit als ihr Verfasser, eine Annahme, die jetzt von Adalbert Silbermann[7]) durch die Heranziehung der gleichzeitigen kotzebueschen Aeußerungen in seiner Zeitschrift „Der Freimütige“ zur Gewißheit erhoben wird.

Goethes Verhältnis zur Romantik ist unter allen seinen litterarischen Beziehungen die am schwersten zu ergründende. Für Bielschowsky, der in seiner Biographie überall ins Tiefe schürft, war hier eine lockende Aufgabe gegeben; aber das Kapitel „Goethe und die Romantik“ suchen wir vergebens. Die Grundlinien dazu zog Stephan Waetzoldt in einem Vortrag, der jetzt mit zwei anderen unverändert von neuem erscheint.[8]) Im Jahre 1887 war dieser Darstellung vollständige und einsichtige Ausnutzung des Materials nachzurühmen; inzwischen ist aber so viel neues, namentlich durch Minor, die weimarer Ausgabe der Briefe und die Schriften der Goethe-Gesellschaft, zu Tage gefördert worden, daß sich wohl eine Ueberarbeitung und Ergänzung des formschönen Vortrags empfohlen hätte. Das persönliche Verhältnis des Meisters zu Tieck stellt sich nun doch wesentlich freundlicher dar, als früher, der arnim-brentano-grimmsche Kreis tritt mehr ins Zwielicht mühsam bekämpfter Abneigung, und die rührenden Versuche Goethes, Heinrich von Kleists schroffe Selbständigkeit zu erfassen, verdienten aufgrund der neuen Dokumente noch in höherem Maße Erwähnung.

Viel weniger hat sich die Forschung mit dem Thema des ersten Vortrags befaßt; über Goethes Jugendsprache erwarten wir seit der dessauer Philologenversammlung von 1885 vergebens von Konrad Burdach, dem Berufensten, das grundlegende Werk. Wann wird er es uns geben?

Der dritte Vortrag Waetzoldts ist als veraltet zu bezeichnen, da ihm die Vorarbeiten zum „Löwenstuhl“, der ersten Entwicklungsstufe des Balladenstoffs und die gründlichen Ausführungen Redlichs über den Gegenstand nicht zugute gekommen sind.

Neue Lyrik.

Von **Camill Hoffmann** (Wien).

Aufs Geratewohl darf man nicht hineingreifen in den Wust der täglich erscheinenden Lyrikbücher. Mit Mühe kann man nur die Spreu vom Weizen sondern; einiges Glück gehört auch dazu, daß es sich überhaupt der Mühe lohnt. Das gilt natürlich vor allem von den Erstlingsbüchern. Leider kann man sich längst nicht mehr auf die Verleger verlassen, die das erste Sieb aller litterarischen Produktion darstellen. Das Sieb hat allzu große Löcher bekommen, seitdem ganz angesehene Firmen sich nicht scheuen, gegen einen „Druckkostenbeitrag“ dem Dilettantismus Vorschub zu leisten. Man muß sich also schon die Arbeit machen und zwanzig Bücher lesen, um auf eines zu stoßen, über das sich etwas sagen läßt. Zur Aufbesserung der Kritikerlaune trägt das gewiß nicht bei; aber ein wenig Aerger dem wüsten Bücherhaufen gegenüber schadet garnicht, man wird nur etwas resoluter, schärfer, faßt sich eher ein Herz, die Talmipoeterei unter den Tisch zu werfen und freut sich desto mehr, das Goldkorn aus dem Schutt zu heben. Besser etwas peinlicher säubern, als das wahre Kunstwerk von der Hochflut der Scheinkunst und Stümperei versanden lassen. Wohin würde die Sentimentalität führen, die erwägen wollte, wieviel Hoffnung und Schmerz und Ueberschwang auch in dem nachempfundenen und unvollkommenen Gedicht des Dilettanten enthalten sind! — Bunt und wirr steht die Bücherreihe vor mir, und es wäre vergebliche Liebesmüh, Zusammenhänge konstruieren, Verwandtschaften feststellen und ein geistreiches Mosaikbild aufbauen zu wollen. Mögen die Lücken klaffen, die Stimmen leis und laut dissonieren: darin wird sich nur die Zerfahrenheit und Mißhelligkeit der gegenwärtigen Produktion spiegeln.

Ein kleines, schlicht ausgestattetes Buch fische ich heraus, das den anspruchslosen Titel „Stundenreigen“ führt. Es ist von Hermann Ubell (Wien 1903, C. W. Stern), den wir in Oesterreich schon lange als einen feinen Aesthetiker schätzen. Seine Gedichte sind nicht hervorragend durch eine rühmliche Originalität, eine überquellende Phantasie, eine ungewöhnliche Darstellung, sondern einzig durch die reife persönliche Kultur, deren Zeugnis sie sind. Sie haben alle etwas streng Artistisches an sich, ohne doch in der Empfindung temperiert zu sein wie etwa die Schöpfungen derer um Stefan George. Ich spüre den Atem der bildenden Künste in den Versen Ubells, einen Geist, der das Gestalten an edlen Plastiken und schönen Gemälden geübt hat. Wie bei diesen ist in den Gedichten Ubells zumeist ein ruhender Moment festgehalten, ein Beschauen, ein Ausklingen und ein Ausgenießen. Der blasse Ton und die stilisierte Form der primitiven Künstler oder vielmehr derer, die aus Raffinement zu der Primitivität zurückkehren, eignen Ubells „Stundenreigen“. Die stillen und die trüben Stunden, den Frühling und den Herbst, die Stimmungen, die wie Düfte verwehen und voll Melancholie sind, liebt dieser Poet. Aber die Formel, in die er sie einfängt, ist nicht so schleierhaft und lose, sondern mit Sorgfalt geschliffen und blank geprägt. In dieser Umsetzung verblassender Nüancen und unsagbarer Dinge in gewählte Worte liegt viel Bewußtheit. Nicht so sehr ein eigenartiger Dichter ist Hermann Ubell, als ein vornehmer Künstler, ein „Schatzmeister der Schönheit“. Ueberreich besetzt mit Juwelen sind seine Verse, und es ist nicht überraschend, daß man in seinem Buche gelungenen Uebersetzungen von D'Annunzio begegnet. Teilt er mit dem Italiener die Vorliebe für die bildenden Künste, so haftet ihm doch nichts Virtuosenhaftes an, und nichts hat ihn dem reinen Menschentum und der Natur entfremdet.

Nicht wenig bizarr lautet der Titel der neuen Gedichte von Otto Klimmer: „Särge und Bräute“ (Stuttgart 1904, Axel Junckers Verlag). Einerseits ist er bezeichnend für die grassierende Sucht, durch paradoxe Aeußerlichkeiten aufzufallen, andererseits erinnert er an die Mittelchen der französischen Dekadenz, die auf Baudelaire und Poë folgte. Das genialische Gehaben wäre mir an dem Buche von Klimmer nur wenig sympathisch, wenn ich dahinter nicht in der That ein Talent vermutete. Ein tolles, kopfscheues, gährendes, scheinbar blutjunges Talent freilich. Das Phantasieren gleichsam in einem chronischen Fieber gemahnt an Mombert; fast vermisse ich diesen Namen in der sonderbaren Reihe der „Gekreuzigten“, die da bei Klimmer heißen: Nietzsche, Leopardi, Schlaf, Tolstoi, Klinger, Dehmel, Busse-Palma — ohne weitere Differenzierung!

[6]) Antixenien. 1. Heft. Trogalien zur Verdauung der Xenien (1797) von F. C. Fulda. Herausgegeben von Ludwig Grimm. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von A. Sauer. Nr. 125.) Berlin, B. Behrs Verlag 1903.

[7]) Dr. Adalbert Silbermann. Ueber den Verfasser einer gegen Goethe und die Schlegels gerichteten Schmähschrift aus dem Jahre 1803. (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Kaiser Franz Josef-Handelsakademie in Brünn.)

[8]) Stephan Waetzoldt. Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik. — Goethes Ballade. Drei Vorträge. Zweite vermehrte Auflage. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Leipzig 1903.

Aehnlich wie bei Mombert vermählt sich die nackte, düstere Wirklichkeit mit einem Spiritualismus, der von heiligen Symbolen wimmelt. Mit einer seltsamen Gehässigkeit steht Klimmer dem Leben gegenüber, von dessen „schwarzen, aus Gräbern erblühten Rosen“ er spricht; von der unberührten Natur des Landes ist kein Hauch in seinen Versen und immer nur die Rede von der Verderbtheit und Gefährlichkeit der Großstadt. Banalität und verzerrte, harte Worte umschließen hell ausblitzende Gedanken und verwegen schöne Bilder. Immer ist ein Ueberhasten, ein Hochdruck in den Gedichten; Rausch und Katzenjammer zugleich, eine Dissonanz, ein Notschrei. Possenhaft berührt der dick aufgetragene Farbenwahnsinn: „schwarze Sonne“, „dunkles Feuer“, „rote Wonne“ steht in einer Strophe! Es ist recht schwer, in dieser Treibhausschwüle Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Wie ein reißender, dumpf gurgelnder, trüber Fluß, der an fremdartigen Inseln vorüberflutet, kommt mir dieses Buch von Otto Klimmer vor. Natürlich hat der Dichter unter seiner Zügellosigkeit und Unfertigkeit am meisten selbst zu leiden. Eines seiner echten Gedichte erzählt davon:

Das Leben, der Schmied.

Das Leben ist ein Schmied . . .
Das Leid sein Knecht,
Glüht ihm die Menschenherzen zurecht.
Nun kann der Schmied den Hammer schwingen. —
Und hat er hundert Schläge gethan,
Hebt plötzlich ein goldenes Klingen,
Als seien die schweren Schläge kein Schmerz . . .
— Da traf der Hammer ein Dichterherz.

Aus demselben Verlag wie „Särge und Bräute“ kommt Hugo Philipps „Ver sacrum“, über das sich nur wenig sagen läßt. Um ein paar wirklich schöner, ruhiger Naturstimmungen wie „Nacht im Mai“, „Abendfrieden“, „Im Heidekraut“ mag das kleine Buch empfohlen sein. Leider fehlt es Hugo Philipp sehr an ehrlicher Selbstkritik, denn sonst wäre sein Buch noch kleiner geworden. Ein netter, jugendlicher Ueberschwang trutzt aus seinen Versen, kokettiert auch ein wenig mit dem Zigeunertum, stumpft sich aber an hergebrachten Formen, Worten und Bildern ab. Nebenbei gesagt, halte ich die Ausstattung des Büchleins für eine böse Geschmacklosigkeit; das einseitig bedruckte Papier durchzieht diagonal ein Streifen von mattfarbigen Schmetterlingen! Das sollte es wirklich nicht mehr geben.

Nach der dünntönigen, zerflatternden Poesie Philipps lobe ich mir Heinrich Spieros „Kranz und Krähen“ (Hamburg 1903, Verlagsanstalt und Druckerei Akt.-Ges. vormals J. F. Richter). Wieder solch ein paradoxer Titel! Diesmal ist es der Alliteration wegen geschehen, die eben auch hoch in Mode steht. Den Gedichten selbst sieht man diese Mache glücklicherweise nicht an. Ernst und Ehrlichkeit sind die Hauptmerkmale von Spieros Poesie. Es ist begreiflich, daß er von seinem Landsmann Liliencron gelernt hat, besonders die gewisse Gedrängtheit und Knappheit der Diktion und die impressionistische Freilichtmalerei, die mit wenigen Farbentupfen Bewegung und Leben, Luft und Stimmung schaffen kann. Nur seines Meisters großartiges Temperament und sein aus dem Vollen schaffender Lebensdurst mangelt Spiero. Er nimmt die Dinge schwerer als Liliencron und zieht einen engern Kreis um sich, um die nötige Wärme zusammenzuhalten. „Zu Hause“ halte ich für das schönste Gedicht seines Buches; Frau und Kind und trauliches Dämmern am Herd umspinnen darin den liebenden Mann, der nach des Tages Lärm und Last heimgekehrt ist. Es muß nicht erst gesagt werden, daß in Spieros Versen die Poesie der Marsch und des Meeres atmet, und daß er, ein Freund Liliencrons, einige Balladen geschrieben hat.

Hanns Holzschuher hat seine Gedichte (Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger) „Maria, Traum einer Liebe“ genannt und ihnen mehrere Illustrationen von A. Weisgerber beigegeben. Hoffentlich ist Holzschuher aus seinem Traum schon erwacht; es war ein ganz unfruchtbarer Traum. Holzschuhers Buch bringt nichts anderes als hundert sehr uninteressante Paraphrasen des „Ich liebe Dich“; laute, werbende Liebe, stille, träumende Liebe, Glücksrausch in Gegenwart der Geliebten, bangende Sehnsucht, wenn sie fern weilt — wie unsterblich sind diese Motive, wie oft sind sie die Motive herrlicher Dichtungen gewesen und werden es noch sein! Aber sie sind schal und langweilig, wenn sie ein so dünn rieselnder Quell wie das Talentchen Holzschuhers beleben soll. Seinen Versen fehlt es auch an jedem musikalischen Gehalt, sodaß „Maria“ ein Traum in ziemlich kurzatmiger, verwaschener Prosa ist. Philistern, die in Gesellschaft von ihresgleichen über „die Moderne“ witzeln wollen, empfehle ich Holzschuhers Verse zum Citieren. So fände man zum Beispiel auf Heines „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ thatsächlich keine geistlosere „moderne Parodie“ als Holzschuhers „Reif“:

In der Mittsommernacht
Fiel ein Reif
Auf meinen, meinen Sommer —
Da fiel er auf meine Blumen und Blüten,
Die dem Herbst entgegenjubelten
In seligem Empfangen,
In sehnender Reife,
Und fiel auf mein Herz.
Da ward es Winter
Mitten im Sommer.

Gehen wir aber weiter. Auch in Georg Stolzenbergs schmächtigem Bändchen „Neues Leben“ (Drittes Heft; Berlin 1903, Johann Sassenbach) steckt viel Parodistisches, aber es ist beabsichtigt, sozusagen vom Justamentstandpunkt aus, und mit Humor gewürzt. Es liegt schon darin Humor, daß Stolzenberg konsequenter Mittelaxler geblieben ist, während der Erfinder dieser von der Typographie so sehr abhängigen Kunst in dem Singsang früherer Jahrhunderte neue Raffinements sucht. Alle Achtung vor Stolzenbergs Wortschatz; er könnte mit seinen Mitteln wirklich feine Stimmungen meistern, besonders das arg vernachlässigte, auf Kosten des Adjektivs ignorierte Zeitwort prägt er mannigfaltig und originell. Aber er benutzt sein Können leider zu Allotria. Er schreibt Gedichte, in denen die Großmutter in traulicher Stube schnarcht und der Dichter langsam in die Tasche — nach den Knallerbsen langt! Oder: ein König stellt neben ein blaues Blumenglöckchen eine Schildwache! — Eigentlich macht jedes Gedicht den Eindruck, als ob es aus zufällig zusammengeratenen Sätzen entstanden wäre. Keine Streichung vermag den Sinn zu stören, weil ein solcher offenbar nicht da ist. In der Regel fangen die Gedichte Stolzenbergs poetisch an, erwecken ein gewisses Vertrauen, aber schon kichert oder „plumpt“ ein ironischer Einfall hinein, und sofort überschlägt sich der Poet. Seine malerische Stimmungsmache mit den stark realistischen Intermezzis geben eine eigentümliche Mischung. In allem steckt teilweise Selbstironie, teilweise die Angst, altmodisch sentimental zu werden, wozu Stolzenberg ja gewiß neigt. Reine Lyrik findet im „Neuen Leben“ nur derjenige, der sich durch so bescheidene Tupfen in eine tiefere Stimmung bringen läßt wie etwa durch die „Verse“:

Regen
gluckst durch die Gosse.
Der meergrüne Vogel
singt.
In meine verdämmernden Träume
quellen
seine Glockenlieder.

Folgt einige Frauenlyrik. „Aus dem Leben und den Träumen eines Weibes“ von Else Galen-Gube (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) macht schon durch die äußere Ausstattung — tiefroter Umschlag mit Golddruck — einen verdächtigen Eindruck. Der Inhalt bestätigt das Vorurteil. Else Galen-Gube gehört zu der Schar von Mänaden, die ernstlich daran sind, den unsterblichen Apoll zu schinden. Sie bringt die neue Nüance, daß sie nicht ein Mädchen ist, das nach Leidenschaft und Erfüllung geträumter Lüste lechzt, sondern, eine junge Witwe, von verlorenen Paradiesen und wonnevollen

Möglichkeiten singt. Ich will sofort hinzufügen, nicht ohne Begabung. Aber immer diese heißen Nächte, verzehrenden Gluten, schmachtenden Lippen, sündhaften Begierden, Symphonieen in Rot, dieses ewige Wühlen auf schwülen Pfühlen — es wird auf die Dauer wirklich zu viel! Es würde zu viel werden, selbst wenn es echt wäre, wenn sich ein zügelloses Temperament darin ausleben wollte. Ich finde es auch gar zu stark, wenn man seinen indiskreten Bekenntnissen sein eigenes Porträt beifügt!*)

Neben Else Galen-Gube nimmt sich Madeleine Marót, die ihr Gedichtbuch „Χαῖρε Ἀφροδίτη“ (Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer) nennt, geradezu infantil aus. Auch sie hat ihr Lied der Göttin von Kypros geweiht, ohne daß diese davon sehr entzückt sein dürfte. Madeleine war rasch dabei, inhaltlich mit der hypermodernen Weiblichkeit Schritt zu halten, formal blieb sie unglücklicherweise zurück, trotz der Versicherung: „Nein, mit dem Adler muß ich kreisen und atmen Sonnenflammenluft! Ich kenne nicht ein zahmes Singen“ . . .; das junge, siedende Blut vermochte nicht die Schablone zu sprengen. Jede Fiber beb„e“t, die Leidenschaft glüht ungestill„e“t u. s. w.; das geht ja heutzutage doch auch nicht mehr. — Entschieden besser steht es mit den „Primitien“ (Berlin-Charlottenburg, Verlag Continent, Theo Gutmann) von Julia-Virginia. Die Verfasserin ist eine junge Bildhauerin, und Göttin Liebe steht bei ihr nicht mehr in so ganz hohem Ansehen wie Göttin Kunst. Es wird die Kunstschwärmerei, die grenzenlose Hingabe an den „Genius“ fast zu stark betont. Akademische Luft und ein pathetischer Hauch streichen durch die Verse Julia-Virginias. Sehr bezeichnend erscheint mir das Gedicht an Maria Bashkirtseff, mit der sich die Dichterin wesenseins fühlt. Sie teilt mit ihr der „Sinne Lebensfieber“, die wilde Ruhmbegierde, das Martyrium der „Höhensucht“, der Seele Wahrheitsdrang und den „Zauber ihrer Mädchenschaft“. Nicht in Else Galen-Gube, sondern in Julia-Virginia finde ich den Freimut moderner Frauen, die Leidenschaft der Jugend, den Drang zur erotischen Freiheit in reinen und echt empfundenen Formen. Julia-Virginia bekennt, durch die Liebe des Mannes zum bewußten Leben erwacht zu sein, und sie erkennt die schöpferische Kraft der Liebe. — Luise Hitz gerät da in eine fremdartige Gesellschaft neben diesen entfesselten Damen. In ihren Dichtungen „Vor Sonnenaufgang“ (München, Verlag von Herm. Lukaschik, G. Franzsche Hofbuchhandlung) offenbart sie die Milde und die schlichte Klugheit einer feinfühligen Frau, die auf ein still genossenes Leben zurückblickt. Die Stürme sind ausgerauscht, der Glanz ist geblieben. Eine Dilettantin im besten Sinne des Wortes. Sie weiß wundervoll nachzuempfinden, hat ein hochentwickeltes Kunstgefühl und versteht ein zartes Naturgedicht tadellos niederzuschreiben. Ein reiches Innenleben bewahrt sie vor Banalität. Wahrscheinlich gehört sie zu dem schöngeistigen Kreise der Frauen, dem es gegönnt war, Wagners Genie aus der Nähe aufgehen zu sehen.

Um des günstigen Abschlusses willen habe ich mir den neuen Gedichtband „Fallende Blätter“ (Kassel 1903, Georg Weiß) von Stephan Milow zurückgelegt. Bei uns in Wien zählt der greise Dichter nicht wenige aufrichtige Verehrer. Ich gehörte immer nur sehr bedingt zu ihnen. Von Milow sah man in letzter Zeit wiederholt Gelegenheitsgedichte in den Blättern, die einen irrezuführen vermögen. Leider hat er ein paar davon auch in sein Buch aufgenommen. Gewisse Andichtereien sind schon lange diskreditiert in ihrer Art; die ehrliche Empfindung Milows darf ja als über jeden Zweifel erhaben gelten, doch es bestehen eben Stoffgebiete, die ein distinguierter Geschmack von heute lieber meidet. Es ist ein altmodischer Zug von Milow, vielleicht ein Zug des Epigonen, der sich rasch in den modern — wieder schon — gewesenen Realismus fügen wollte, daß er wahllos und bunt allerlei Motive in Verse bringt. Dagegen haben mich viele kurze, einfache Lieder aus den „Fallenden Blättern“ belehrt, daß Stephan Milow trotz alledem noch ein warmblütiges Dichterherz behalten hat. Es ist der Schimmer des Herbstes, der über diesen Liedern schwebt und köstliche Erinnerungen an Frühling, Jugend und Frohsinn aufleuchten läßt. Viel Melancholie klingt aus den sorgfältig gefeilten Versen und verklärt sie mit einer sanften, verzichtenden Weisheit. Hie und da flackert noch die fortglimmende Liebesschelmerei hinein, und in Gegenwart von Jugend und Schönheit wird der Alte auch wieder rosig und wohlgemut, daß er dann selbst ironisch lächeln muß. Die schlichte Menschlichkeit dieser Poesieen läßt es begreiflich erscheinen, daß Stephan Milows Gemeinde recht ansehnlich geworden ist.

*) Vgl. hierzu unten die Notiz auf Sp. 814 f. D. Red.

Echo der Zeitungen

Die Kunst des Uebersetzers.

Wertvolle Anmerkungen über die viel verkannte, viel mißachtete und verstümperte Kunst des Uebersetzens macht Ludwig Fulda, der auf diesem Gebiet wohl zur Zeit als der sachkundigste Sprecher gelten darf, in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ (14161, 14162). Nachdem er festgestellt hat, daß gerade wir Deutschen als Konsumenten und Produzenten von Uebersetzungen an der Spitze aller Nationen stehen, beklagt er auf das schwerste die Verwilderung und Verwahrlosung unserer geschäftigen Uebersetzungslitteratur, deren durchschnittliche Leistungen einen geradezu beschämenden Tiefstand erreicht haben. „Ganz davon abgesehen, daß zahllose Uebersetzer nicht einmal dem Wortsinn des Originals, geschweige denn seinem Geist Genüge thun, sie erweisen sich auch als elende Stümper auf ihrem eigentlichsten Instrument: der deutschen Sprache. Es wäre eine Aufgabe für sich, aus vielgelesenen Büchern und oftgespielten Stücken eine Blütenlese von dem Kauderwelsch solcher Interpreten, von ihren haarsträubenden Versündigungen gegen Grammatik und Stilistik zusammenzustellen. Man braucht nur in verbreitete Kollektionen ausländischer Litteratur einen Blick zu werfen, um sich erstaunt zu fragen, ob diese Leute sich zu Vermittlern zwischen zwei Sprachen nur deshalb auserkoren wähnen, weil sie weder die eine noch die andere verstehen. Und man fragt sich weiter, ob unserem Publikum denn jedes Sprachgefühl so gänzlich abhanden gekommen ist, daß es dieses sogenannte Uebersetzerdeutsch im Buch und auf der Bühne geduldig über sich ergehen läßt, ja sogar durch kräftigen Konsum ihm Vorschub leistet. Man fragt sich, ob es erlaubt ist, einem fremden Geistesfürsten sein legitimes Gewand auszuziehen, um ihn in armselige, geflickte Lumpen zu hüllen; ob der erste beste Stotterer sich erdreisten darf, uns vormachen zu wollen, wie ein Redegewaltiger zu seinem Volke spricht.

„Auf keinem anderen Kunstgebiete kann die Pfuscherei so viel Unheil anrichten wie hier. Denn während sonst das völlig Minderwertige zumeist schon durch die Nichtbeachtung unschädlich gemacht wird, hier schreitet es unter der leuchtenden Aegide eines angesehenen oder gar gefeierten Namens einher. Der Uebersetzer verschwindet bescheiden im Glanze des Autors, um desto unverschämter diesen Glanz durch seine Unfähigkeit beeinträchtigen zu dürfen. Die allgemeine Neugier, einen berühmten Schriftsteller, ein erfolgreiches Werk kennen zu lernen, läßt die klägliche Verstümmelung übersehen, in der dieser Schriftsteller, dieses Werk uns vorgesetzt

wird. Das Zerrbild wird ohne weiteres mit dem Urbild identifiziert. Je höher der so mißhandelte Künstler steht, desto größer auch der Schaden, der nicht nur ihm selbst, sondern der ganzen Kunst zugefügt wird. Denn für diese kann nichts verderblicher sein als die Abstumpfung des Feingefühls der Genießenden".

Fulda geht dann in längerem Exkurs auf das innere Wesen der wahren Uebersetzungskunst ein und auf die Voraussetzungen, die ein Uebersetzer erfüllen muß, wenn er zu seiner Arbeit befähigt und berechtigt sein soll, und kommt dann auf die Technik des Uebersetzens zu sprechen, zunächst — da die metrische Form ohnehin eine besondere Begabung erfordert und deshalb Mißbräuchen weit weniger ausgesetzt ist — auf die der Uebersetzungen in Prosa. „Die Technik des Uebersetzens," führt er aus, „trägt naturgemäß ein Doppelantlitz; denn sowohl der Sprache, aus der übersetzt wird, als auch der Sprache, in die übersetzt wird, kehrt sie ihre aufmerksamen Blicke zu. Inwieweit muß also der Uebersetzer beide Sprachen beherrschen? Und auf welcher von beiden liegt für ihn das Hauptgewicht? Hier begegnen wir einer sehr verbreiteten irrigen Ansicht, ohne die schwerlich jene zuvor gekennzeichnete Verwahrlosung so verheerend hätte um sich greifen können, und die man deshalb nicht nachdrücklich genug bekämpfen kann. Es wird nämlich allgemein angenommen, daß wesentlichste Erfordernis für den Uebersetzer sei die Kenntnis der fremden Sprache; aber diese Annahme fehlt weit vom Ziel. Wie oft haben Leute, die mir betreffs meiner Uebertragungen aus dem Französischen eine Artigkeit sagen wollten, dies mit den Worten gethan: ‚Sie müssen doch ausgezeichnet Französisch können'. Und jedesmal mußte ich ihnen die Beichte ablegen, daß meine Kenntnis des Französischen nicht das Mittelmaß überragt. Wenn darauf gewöhnlich meine nachsichtigen Gönner mit der Frage fortfuhren: ‚Aber wie können Sie dann so übersetzen?' so erwiderte ich: ‚Vielleicht, weil ich einigermaßen Deutsch kann'. Man verstehe mich recht! Nie und nimmer wird der Uebersetzer seine Arbeit beginnen dürfen, bevor der Wortsinn des Originals ihm nicht die geringste Unklarheit mehr bietet, und auch für den kleinsten Schnitzer, der ihm infolge unrichtiger Auslegung einer Vokabel, einer sprichwörtlichen Wendung, einer grammatikalischen oder stilistischen Eigentümlichkeit unterläuft, giebt es für ihn keine Entschuldigung. Aber man erwäge doch, daß diese elementare Vorarbeit des buchstäblichen Entzifferns, deren Bewältigung schon beim Sprachunterricht dem gut präparierten Schüler zugemutet werden darf, lediglich eine Sache des Fleißes ist; daß hier erlaubte und bequeme Hülfsmittel zu Gebote stehen. Selbst bei Dichtern, die unsere Muttersprache schreiben, stoßen wir hie und da auf Worte, Namen, Ausdrücke, die uns nicht ohne weiteres geläufig sind; und das gleiche, was wir in diesem Falle zu thun pflegen, ist uns auch einem fremdsprachigen Text gegenüber unverwehrt: wir schlagen nach, oder wir erkundigen uns an kompetenter Stelle. Wir bitten jemanden um Auskunft, der die betreffende Sprache gründlicher meistert als wir; also wenn irgend möglich, einen Landsmann des Autors, oder am allerbesten, falls der Autor noch unter den Lebenden weilt, diesen selbst. Ich bestreite nicht, daß solche Erkundigungen oft recht viel Mühe verursachen können, zumal wenn der Uebersetzer von der Pflicht äußerster Gewissenhaftigkeit durchdrungen ist. Deshalb wird ihm die völlige Beherrschung des fremden Idioms sehr nützlich sein, wird ihm sein Amt wesentlich erleichtern; daß sie ihm aber unentbehrlich, ja, als integrierender Bestandteil dieses Amtes zu betrachten sei, ist eine falsche Meinung, und diese konnte nur entstehen, weil man zwei grundverschiedene Thätigkeiten miteinander verwechselte oder vermengte: das Uebersetzen und das Dolmetschen. Wer den Wortsinn eines Textes ohne Rücksicht auf die Form mit unfreier Genauigkeit aus einer Sprache in die andere überträgt, der ist noch kein Uebersetzer, sondern nur ein Dolmetsch. Er verrichtet auf niederer Stufe eine halb und halb mechanische, auf höherer eine wissenschaftliche Arbeit, niemals aber eine künstlerische. Die Arbeit des Uebersetzers dagegen beginnt erst da, wo die des Dolmetsch aufhört. Sind beide in einer Person verbunden, um so besser; aber es ist auch sehr wohl denkbar, daß sie zwei verschiedene Personen sind, daß der Uebersetzer das Dolmetschen von einer Hilfskraft sich abnehmen oder wenigstens vereinfachen läßt. Und darum ist es ferner denkbar — so paradox das vielen klingen mag — daß ein tüchtiger Uebersetzer, wenn er über die geeignete, zuverlässige Hülfskraft verfügt, aus einer Sprache übersetzen kann, von der er nicht ein einziges Wort versteht. Thatsächlich sind auf diesem Wege schon sehr achtbare Nachdichtungen zu stande gekommen. Bekanntlich hat Schiller die ‚Iphigenie in Aulis' des Euripides und Szenen aus den ‚Phönizierinnen' desselben Dichters verdeutscht, obwohl er des Griechischen so gut wie gar nicht mächtig war. Als Hülfskräfte dienten ihm lateinische und französische Versionen; und wenn seine Uebersetzungen auch nicht einwandfrei sind, künstlerisch sind sie ganz gewiß. Wer wird sie in ihrer Kongenialität mit dem Geiste des Originals, in ihrem sprachlichen Glanz und Reichtum nicht ohne Besinnen den gänzlich leblosen und darum gänzlich wertlosen Uebertragungen mancher wackeren Philologen vorziehen, die sehr viel besser Griechisch konnten als Schiller, aber lange nicht so gut Deutsch?

„... Ich wiederhole: das Instrument, das der deutsche Uebersetzer mit möglichster technischer Vollendung zu meistern hat, ist einzig und allein die deutsche Sprache. Sprachtechnik aber will geübt und erlernt sein; sie ist kein Allgemeingut der Bildung; sie wird auch der Begabung nicht in den Schoß geschüttet. Was Goethe vom Leben sagt: ‚Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt', das läßt sich auch auf die Muttersprache anwenden. Ein jeder spricht sie, nicht vielen ist sie bekannt. Unsere durchschnittmäßige Uebersetzungsmarktware liefert den betrüblichen Beleg dafür. Zum mindesten sollte man doch den Befähigungsnachweis verlangen, daß jemand im stande ist, seine eigenen Gedanken und Empfindungen tadellos auszudrücken, bevor man ihm gestattet, die eines andern wiederzugeben; noch dazu eines andern, der auf diesem Gebiet ein Virtuos oder gar ein Meister ist. Kurzum, der Uebersetzer mag dem Dichter in allen sonstigen Gaben nachstehen; sprachtechnisch aber muß er ihm ebenbürtig sein. Der Dolmetsch thut genug, wenn er sich fragt: Wie heißt das auf Deutsch? Der Uebersetzer aber muß sich fragen: Wie würde der Dichter das ausgedrückt haben, wenn er ein Deutscher wäre? Und nur die freie Verfügung über alle Sprachmittel kann ihm von Fall zu Fall die rechte Antwort lehren. Mit der gleichen Sorfalt und Gewandtheit wie der Autor muß er die Pointen schleifen; er muß für jede sprichwörtliche, jede volkstümliche Wendung, für jede uns unverständliche Anspielung das heimische Aequivalent ausfindig machen; er muß unter völlig verschobenen Bedingungen das Wortspiel nachbilden, den Wohllaut nachahmen. Aller Uebersetzungskunst voran sollte daher die prinzipielle Vorschrift stehen, daß man die Form, in der man sich abhängig zu bewegen hat, zunächst unabhängig beherrsche. Nur wer selbständig deutsche Prosa schreiben kann, dürfte ein fremdes Prosawerk übersetzen; nur wer selbständig deutsche Verse machen kann, eine Versdichtung."

Der Rest des Aufsatzes geht dann auf die besonderen Anforderungen der metrischen Uebersetzungen und auf die Frage ein, inwieweit die Uebersetzung treu sein soll, ob und wann sie „uns in die Heimat des Dichters zu entrücken oder den Dichter an unserem Herde anzusiedeln" habe.

Auszüge.

Die hundertste Wiederkehr von Kants Todestage gab Kurd Laßwitz den Anlaß zu einer Betrachtung über „Kant und Goethe", worin er die neuerdings vielfach gehegte Meinung zu widerlegen wünscht, daß die beiden

großen Männer geistige Antipoden seien und daß ein Gegensatz in ihrer Weltanschauung bestehe. Dieser scheinbare Gegensatz sei nur ein Gegensatz der Methode, nicht der Anschauung; es handle sich — wie im einzelnen gezeigt wird — nur um zwei getrennte Wege, die beide zur Höhe der Kultur führen: hier Wissenschaft, dort Kunst, hier das erkennende, dort das ästhetische Bewußtsein (D. Zeitgeist 6). — Ueber diesen letzteren Begriff bei Goethe spricht sich an anderer Stelle und im besonderen Sinne der tübinger Aesthetiker Prof. Dr. Konrad Lange aus („Goethes ‚selbstbewußte Illusion'", Allg. Ztg., Beil. 15—17). Die von ihm in seinem Buche „Das Wesen der Kunst" aufgestellte Theorie, daß jeder Kunstgenuß auf einer ästhetischen Illusion beruhe — d. h. auf einer bewußten Selbsttäuschung, die sich aus zwei fortwährend wechselnden Vorstellungsreihen, der Vorstellung „Kunstwerk" und der Vorstellung „Natur", zusammensetze — war von den meisten Psychologen rundweg abgelehnt und dagegen behauptet worden, daß der Kunstgenuß etwas vollkommen einheitliches sei. Lange sucht nun an zwei Aeußerungen Goethes nachzuweisen, daß dieser bereits derselben Illusionstheorie gehuldigt und von der „bewußten Selbsttäuschung" des Kunstgenießenden überzeugt gewesen sei. — Außer einigen ausführlichen Besprechungen neuerer, hier schon öfters erwähnter Goetheschriften von Litzmann (Julius Hart, Tag 51), Bielschowsky (Felix, W. Allg. Ztg. 7760), Holzmann (Fr. Schütz, N. Fr. Pr. 14 164), Sauer („Goethe und Oesterreich"; Jonas Fränkel, Zeit 474), machte die hundertste Wiederkehr von Ulrike von Levetzows Geburtstag Goethes Gedächtnis lebendig: die darüber erschienenen Artikel waren größtenteils der noch an anderer Stelle zu erwähnenden Publikation der prager Zeitschrift „Deutsche Arbeit" entnommen. Einige persönliche Erinnerungen von einer Nichte Ulrikens" (B. v. Z.) enthielt die prager „Bohemia" (35). — Ueber Chr. M. Wieland im Urteil von Zeitgenossen und Nachwelt veröffentlicht in der „N. Züricher Ztg." (27—31) Emil Ermatinger eine größere Studie. — „Schiller und die neue Generation" ist der Titel eines Vortrags, den Ludwig Fulda jüngst bei Cotta hat erscheinen lassen: Alfred Klaar, der selbst das gleiche Thema schon öfters angeschlagen hat, widmet dieser Broschüre — die vermutlich identisch mit Fuldas LE III, 395 f. besprochenem Schilleraufsatz in der „N. Fr. Pr." ist — eine acht Spalten lange Besprechung (Voss. Z. 63), worin er die von Fulda vorgebrachten Argumente gegen die Verkleinerer Schillers in eine schärfere Tonart zu übertragen strebt. — Eines vergessenen Weimaraners und Goethe-Zeitgenossen, des Schriftstellers und Dichters Dr. Johann Stephan Schütze (1771—1839), der von 1804 ab in Weimar lebte und 1834 sein Lebensgeschichte in zwei Bänden herausgegeben hat, wird von H. Holstein in der „Magd. Ztg." (Mont.-Bl. 4, 5) gedacht. Er schrieb kleine Erzählungen und Novellen, die zu ihrer Zeit vielen Anklang fanden, auch einen dreibändigen Roman, einen „Versuch der Theorie des Komischen" und mehrere Lustspiele, von denen das am häufigsten aufgeführte kurioser Weise schon den Titel des später berühmtesten deutschen Lustspiels trug: „Die Journalisten" (1806). — Einiges Material „Zur Geschichte des göttinger Dichterbundes" enthalten die Mitteilungen, die im „Hannov. Courier" (24 815) nach handschriftlichen Quellen über einen gewissen Wilhelm Christian Müller (1752—1831) gemacht werden, der nicht selbst dem Hainbund angehörte, aber mit mehreren seiner Mitglieder befreundet war und dessen Erinnerungen allerhand Nachrichten über jenen Dichterkreis enthalten. — Von Wilhelm Heinses Werken, die Karl Schüddekopf im Insel-Verlag neu herausgiebt, ist jüngst der zweite Band erschienen, der die Uebersetzung der „Begebenheiten des Enkolp" von Petron enthält: ein Feuilleton von J. V. Widmann („Der Roman des Petronius", Frankf. Z. 31) rühmt dieses Kulturdokument römischen Sittenverfalles als ein vollsaftiges Werk, von dem u. a. auch Nietzsche durch die „gesunde, übermütige, selbstgewisse und boshafte Geistigkeit" entzückt war. — Mit Grillparzers „Medea" beschäftigt sich Jakob Engel in einer Studie („Medea im antiken und grillparzerschen Drama", Magdeb. Z. 68), die das deutsche Meisterwerk mit den Medeadramen des Euripides und Seneca im einzelnen vergleicht. — Unter dem gemeinsamen Titel „Dichtung des Hasses" betrachtet O. Anwand (Die Post, Sonnt.-Beil. 6) drei Dramen, die einen Akt der Rache, der Vergeltung behandeln: Shaksperes „Hamlet", Hebbels „Nibelungen" und Hofmannsthals „Elektra"; besonders wird die Parallele Hamlet-Elektra näher ausgeführt. — Einen größeren Beitrag zur Biographie und Psychologie Friedrich Hebbels danken wir seinem Herausgeber Prof. Dr. Richard Maria Werner („Hebbels münchner Leidenszeit", Allg. Ztg., Beil. 20—22). Ende September 1836 kam der junge Holsteiner nach der bayrischen Residenz, wo sich der bitter Darbende — sein Monatsverbrauch betrug 20 Gulden — eine Existenz zu schaffen suchte. Welche Qualen ungestillten Schaffensdranges in Verbindung mit Nahrungssorgen erbärmlichster Art er hier zu durchleben hatte, spiegeln seine tagebuchartigen Briefe an Elise Lensing wieder: trotzdem hatte er sich zu „Selbständigkeit und Unabhängigkeit" durchgerungen, als er im März 1839 die Fußreise nach Hamburg zurück antrat. — „Neues über Hebbel" hat Karl Behrens, der Verfasser einer jüngst erschienenen dänischen Grabbe-Biographie, im Reichsarchiv zu Kopenhagen entdeckt (Die Zeit, 492). Es handelt sich in der Hauptsache um die Bittschrift, die Hebbel 1842 an König Christian VIII. wegen eines Reisestipendiums richtete. Der Erfolg war die Verleihung von 600 Rthlr. auf 2 Jahre: ein Verlängerungsgesuch, das Hebbel im Dezember 1844 von Rom aus an den König richtete und das gleichfalls hier im Wortlaut abgedruckt wird, hatte nur die Bewilligung von 200 Thalern für die Rückreise zur Folge. — Ein kleiner Aufsatz H. Houbens über „Das Junge Deutschland und Frankreich" (Voss. Z., Sonnt. Beil. 6) will im Anschluß an die gleichnamige Monographie von Hans Bloesch darthun, daß jene Bewegung auf deutschem Literaturgebiet keineswegs ihrem inneren Kerne nach aus Frankreich importiert, sondern „ein Stadium unserer ureigensten Entwicklung" war, das nichts als den äußeren Anstoß, eben die „Bewegung" von Frankreich her empfing. — Ein paar ungedruckte Briefe Gustav Freytags an Hoffmann von Fallersleben giebt aus des letzteren neulich (Sp. 742) erwähntem Nachlaß Gustav Manz in der „Tägl. Rundsch." (U.-Beil. 25, 26) heraus. — Karl von Thaler äußert sich in einem Feuilleton der „N. Fr. P." (14 157) über Johann Kleinfercher, der sich als Dichter Fercher von Steinwand nannte, dahin, daß er zwar zu Lebzeiten (1878—1902) entschieden unterschätzt worden sei, aber auch die Bedeutung nicht besitze, die ihm die Herausgeber seiner jüngst erschienenen sämtlichen Werke (3 Bde., Wien, Daberkow) anhängen wollen. „Er war ein Poet, der den Sternen zufliegen wollte, aber auf halbem Wege flügellahm ward".

* *

Dem kürzlich verstorbenen Karl Emil Franzos wurde in mehreren größeren Nachrufen die letzte Ehre erwiesen: in der „N. Fr. Presse", die vor dreißig Jahren die Wiege seines schriftstellerischen Ruhmes war, durch Wilhelm Goldbaum (14164), in der „Voss. Ztg." (47) durch Alfred Klaar, in der „Bresl. Ztg." (73) durch Hermann Hamburger. — Von den Lebenden hatte Felix Dahn diesmal den Vortritt, der am 9. Februar das kanonische Alter der Siebzig erreichte. Die zahlreichen Festartikel, die ihm gewidmet wurden, sind weiter unten verzeichnet; es sind meist die üblichen litterarischen Würdigungen, persönliche Noten haben nur die Feuilletons von Hopfen, M. G. Conrad und Eugen Zabel. — Auch des alten Barden Wilhelm Jordan, der am Tage vor Dahns siebzigstem seinen fünfundachtzigsten Geburtstag feierte, wurde aus diesem Anlasse gedacht („Persönliches

von Wilhelm Jordan" von Sophie Görsch, Hamb. Corresp. 63). Man erfährt u. a., daß er von den gegenwärtig schaffenden Dichtern für Otto Ernst eine besondere Schwäche hat. — Das einzige litterarische Porträt aus der jüngeren Generation, das diesmal vorlag, galt dem dramatischen Schaffen Herbert Eulenbergs (Fritz Kroti, Rh.-Westf. Ztg. 79, 92). — Auf zwei noch wenig bekannte Volkserzähler, Johannes Dose und Carl Beyer, die beide den Beruf protestantischer Theologen gemein haben, macht Wilhelm Lobsien in der „Deutschen Welt" (19) aufmerksam. Dose ist Holsteiner, Beyer Mecklenburger; beider poetisches Arbeitsfeld ist hauptsächlich der historische Heimatroman. — Einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns biblischem Dramenfragment „Das Hirtenlied", das kürzlich die „Neue Rundschau" zum Abdruck brachte, redet Max Burckhard in der „Zeit" (489) das Wort. — Der neulich (Sp. 707) erwähnte „Frauenbrief", der sich mit Toni Schwabes Roman „Die Stadt mit lichten Türmen" und im Anschluß daran mit der modernen Frauenbewegung polemisch auseinandersetzte, hat mehrere Entgegnungen hervorgerufen, darunter auch eine von der eben genannten Verfasserin selbst (Allg. Ztg., Beil. 24), die sich dagegen verwahrt, daß ihr Roman irgendwelche Tendenz im Sinne der Frauenrechtlerinnen enthalte, und im übrigen für die junge Kunst und den an ihr getadelten „Ueberschwang" jener Vertreterin der alten Generation gegenüber eintritt. Diese wiederum verteidigt ihren Standpunkt in der Frauenfrage in einer zweiten Epistel („Nochmals ein Frauenbrief", Allg. Ztg., Beil. 30). — Von neuen Büchern wurden in eigenen Artikeln besprochen: Oscar Blumenthals Sinngedichte „Klingende Pfeile" von H. Wittmann (N. Fr. Presse 14168), das „Schweizerische Dichterbuch" von F. Rlffert (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 16) und Karl Hans Strobls Roman „Der Fenriswolf" von Richard Schaukal (W. Abendp. 24). — Der Erwähnung bedarf auch in unserer Zeit der Militärromane und -dramen eine ungewöhnlich scharfe Ablehnung, die Gen.-Lt. v. Boguslawski, der bekannte Militärschriftsteller, in der „Tägl. Rundsch." (U.-Beil. 32) dem Romane „Erstklassige Menschen" von Freiherrn von Schlicht zuteil werden läßt. Sie gipfelt in dem gesperrt gedruckten Satze: „Niemals ist mehr Schande auf das gesamte Offizierkorps gehäuft, als in diesem Roman; niemals sind aber auch mehr Unmöglichkeiten und Unwahrheiten auseinander gepackt als hier." — Demgegenüber betont Walter Turszinsky (Bresl. Ztg. 112), daß dieser Roman, so gewiß er manches unterstreiche und übertreibe, doch nicht ohne weiteres als Pamphlet abgethan werden könne. Er sei ein unerschrockenes, impulsives Anklagedokument und treffe gewisse, zu streng „exklusive Gesinnungen und recht bedenkliche Thaten des ersten Standes in Deutschland".

* *

Zu einer umfänglichen Studie über Byron hat sich Karl Strecker durch Eduard Engels Neuausgabe der Tagebücher und Briefe anregen lassen („Gedanken von und über Lord Byron", Tägl. Rdsch., U.-Beil. 17, 18, 21, 22). Er erklärt es besonders für nötig, das harte Urteil, das Hebbel über den englischen Dichterlord gefällt habe, auf seine Berechtigung zu prüfen, und nimmt es zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Charakteristik von Byrons bewunderter Persönlichkeit. — Auch an einigen Shakspere-Beiträgen fehlte es nicht: Richard Hamel widmet eine längere Untersuchung („Mann und Weib bei Shakspere", Oldenb. Nachr. f. Stadt u. L. 24, 25, 28) der Frage, welche Rolle die Liebe und die Ehe in Shaksperes Dramen spielen; W. Wetz weist auf Rochus v. Liliencrons im vorigen Jahr neu aufgelegte Novelle „Die sieben Todsünden" hin, die auf kulturhistorischem Hintergrunde die Entstehung von Shaksperes „Hamlet" sich abspielen und in neuer Beleuchtung erscheinen läßt („Rochus von Liliencron über Hamlet", Allg. Ztg., Beil. 25); und Eduard Engel bespricht als „ein Meisterwerk zur Shakspere-Kunde" die von der Shakspere-Gesellschaft preisgekrönte Schrift „Shaksperes Belesenheit" von H. R. D. Anders (Magdeb.-Ztg. 68). — Eine kritische Abhandlung Walther Küchlers in der „Allg. Ztg." (Beil. 27) beschäftigt sich mit Omptedas Maupassant-Uebersetzung. Er findet, daß kaum einer den Voraussetzungen nach so geeignet war, der deutsche Vermittler Maupassants zu sein, wie Ompteda, und rühmt die künstlerische Selbständigkeit, mit der der deutsche Autor den französischen erfaßt und übertragen habe, tadelt aber, daß Ompteda sich häufig mehr an den Sinn, als an die Nüance halte. Sein glücklicher Instinkt bewahre ihn zwar vor Fehlern, seine Gewandtheit des Ausdrucks mache die Uebersetzungen flüssig und gefällig, aber diese Eigenschaften verhinderten nicht, daß ihm eine ganze Anzahl von kleinen Verstößen, Verrenkungen, Verbiegungen unterlaufen seien, „die bei einem Manne wie Ompteda natürlich schwerer ins Gewicht fallen, als bei einem anonymen Dutzend-Uebersetzer". Im ganzen jedoch habe die Uebersetzung den Geist des Originals bewahrt und mit Großzügigkeit wiedergegeben. Ompteda hat durch diese respektable zwanzigbändige Gesamtausgabe aus Maupassant „einen Klassiker gemacht". — Gleich an zwei Stellen wird uns plötzlich ein französischer Autor als ein bedeutender Dichter empfohlen, von dem man bisher in weiteren Kreisen noch nicht einmal den Namen gekannt hat. Elemir Bourges (Georg Brandes: N. Fr. Pr. 14157; Vera v. Demelics: W. Fremdenbl. 41) ist trotz seiner fünfundvierzig Jahre in Frankreich selbst erst einem kleinen sachkundigen Kreise bekannt. Er stammt, nach Brandes, geistig in gerader Linie von Gustave Flaubert ab und dürfte dessen einziger legitimer Erbfolger sein. Seine Arbeits- und Schreibweise soll einigermaßen an J. P. Jacobsen erinnern. Veröffentlicht hat er bisher nur zwei Bücher: den Roman „Le Crépuscule des Dieux" (1884), der 1866 zur Zeit des österreichisch-preußischen Krieges spielt und in der Person des Herzogs Karl von Blankenburg das legendäre Lebensschicksal des braunschweigischen „Diamantenherzogs" frei gestaltend verwertet; und einen Roman mit dem seltsamen Titel „Die Vögel fliegen fort, die Blumen fallen ab" (1893), ein zerstreut komponierter Abenteurer-Roman, der zur Zeit der Belagerung von Paris durch die Deutschen einsetzt und dann in Dalmatien weiterspielt. Beide Bücher sind „mit außerordentlicher Intensität der Einbildungskraft entworfen und mit nicht minder außerordentlicher Liebe zu Klangfülle und Wohllaut des Sprachtones ausgeführt; sie kommen im Französischen ungefähr dem gleich, was Marie Grubbe und Niels Lyhne im Dänischen bedeuten, doch mit der Schmälerung der Bedeutung, daß ein Flaubert in Frankreich vorausging". — Den „Rops des Romans" nennt Franz Servaes den Belgier Camille Lemonnier, für dessen jüngst in der deutschen Ausgabe verbotenen Roman „Die Liebe im Menschen" er eine Lanze einlegt (Bresl. Ztg. 94). — Interessante Erinnerungen an „Das litterarische New York" von den Tagen Jakob Steendams, des „ersten Dichters von Mannahatta", bis zu denen Walt Whitmans veröffentlicht A. von Ende in der „N. Y. Staatsztg." (Sonnt.-Bl. 3). — Mit einigen Vertretern moderner ungarischer Lyrik, namentlich mit dem neuesten Bande ihres vornehmsten Vertreters Emil Abranyi, macht uns Max Rothauser im „Pest. Ll." (28) bekannt. — Dasselbe Blatt (24) berichtet über ein kleines Sammelwerk von Dr. Wolfgang Gyalui, der eine Anzahl ungarischer Notabilitäten nach ihren Lieblingsbüchern befragt und die Ergebnisse dieser Umfrage — 34 Antworten — in Buchform veröffentlicht hat. Zu den Antwortenden gehören u. a. Jokai, Max Falk, Franz Herczeg, Alexius Benedek, Abranyi, Mikszáth. — Den Säkulartag von Johann Ludwig Runebergs Geburt, des finländischen Nationalpoeten (s. unten Sp. 798), feierten auch bei uns eine Anzahl von Artikeln (Mathilde von Leinburg, Allg. Ztg., Beil. 28; Felix Riedner, Nat.-Ztg. 77; Dr. Kurt Rudolf Kreuschner, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 5). — An Holbergs 150. Todestag erinnerte ein Beitrag von Eugen Isolani („Der nordische Molière", Hamb.

Corresp. 45), und der fünfzigsten Wiederkehr von Silvio Pellicos Sterbetag weihte Dr. Marcus Landau in der „Frankf. Ztg." (30) ein Gedenkblatt.

E.

„Dialekt und Rhythmus im Drama." Von Paul Berghof (Hamb. Nachr., Belletr.-litt. Beil. 5). Nach Anführung der landläufigen Einwände gegen den Dialekt auf der Bühne wird verlangt, daß das Drama sich, anstatt nur in Prosa oder nur in Blankversen dahinzulaufen, einer rhythmisch gesteigerten Sprache bedienen solle, je nach den Erfordernissen der Charakteristik, wie es ansatzweise bei Maeterlinck oder Wilde („Salome") der Fall ist.

„Felix Dahn." Von Michael Georg Conrad (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 32). Fernere Artikel von Dr. Rudolf Curtius (St. Petersb. Ztg., Mont.-Beil. 15); Dr. A. Dreyer (Augsb. Abendztg., Sammler 17); Fr. Düsel (Dtsch. Ztg., Berlin, 33); Dr. H. Hamburger (Bresl. Ztg. 97); Dr. Eugen Holzner (Frkf. Ztg. 40); Eugen Isolani (Hamb. Correspond. 65); Hans v. Hopfen (Berl. Lok.-Anz. 63); Ernst Kreowski (Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 6); Graf Richard du Moulin-Eckart (Münch. N. Nachr. 63); Karl Fr. Nowak (Leipz. Ztg., Wiss. Beilage 17); Willy Rath (Frkf. Gen.-Anz. 34); Leo Smolle (N. Fr. Pr. 14171); A. Semerau (Dtsch. Tagbl., Wien, 40); Hermann Stegemann (Basl. Nachr. 38); Eugen Zabel (Königsb. Allg. Ztg. 65); E. S. (Allg. Ztg., Beil. 31). Ferner ein Gedicht „An Felix Dahn" von Max Haushofer (ebenda).

„Das erste Ueberbrettl." Von Buko (Oest. Volksztg. 27). Ein Vorläufer der pariser Cabarets war der Engländer Charles Dibdin mit seinem litterarisch-musikalischen Variété, das er »Readings and Musics« nannte und um das Jahr 1780 in London etablierte.

„Graf Gobineau." Von Irene Fuhrmann (W. Fremdenblatt 33).

„Hermann Bahrs ‚Dialog vom Tragischen'." Von Eugen Guglia (W. Abendpost 18).

„Wo stehen wir?" Von Leo Greiner (Münch. Ztg., Propyläen 32). Eine litteraturpsychologische Betrachtung über die augenblickliche Konstellation. Ergebnis: alle „Richtungen" haben abgewirtschaftet, abgesehen etwa von der programmgemäß betriebenen Heimatkunst und denen um Stefan George. Seit einigen Jahren beginnt die Kritik „voraussetzungslos Kern und Wesen im Werke selbst zu suchen", anstatt es von vorgefaßten Standpunkten aus „einzureihen" und in „große Zusammenhänge" zu rubrizieren.

„Herder und die Rechtswissenschaft." Von Heinrich Heinz (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 5).

„Theodor Fontane als Genealoge." Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz (Berl. N. Nachr. 47, 51).

„Josef Schreyvogel als Leiter des wiener Burgtheaters." Von Dr. Eugen Kilian (Frankf. Ztg. 35). — „Schlenther als Leiter des Burgtheaters]." Von Felix Salten (W. Zeit 484).

„Harlekin." [Dr. Otto Driesen.] Von Dr. Paul Legband (Nordd. Allg. Ztg. 24).

„Adam Olearius, ein Orientfahrer des 17. Jahrhunderts." Von Georg Müller (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 15). Olearius (1603—1671) führte in den Jahren 1633—1639 eine handelspolitischen Zwecken dienende Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorp durch Rußland nach Persien, an der auch der Kirchenlieddichter Paul Fleming teilnahm. Er hat über diese Reise eine seinerzeit vielgelesene Reisebeschreibung veröffentlicht und war auch als Uebersetzer persischer Dichtung und selbst als Dichter thätig. Er hieß eigentlich Oelschlegel und soll ein Ahnherr des dänischen Dichters Adam Oehlenschläger sein.

„Napoleon I. und die deutschen Dichter." [Gaethgens zu Ysentorff.] Von Rudolf Presber (Die Post 51).

„Ludwig Barnays Erinnerungen." Von A. Pulvermacher (N. Y. Staatsztg. v. 3. I.). — „Barnays Erinnerungen." Von H. St. (W. Fremdenbl. 28). — „Lina Fuhr." (W. Abendpost 23.)

„Das Kind auf der Bühne." Von Dr. Wilhelm Stekel (N. W. Tagbl. 33). Bekämpft den Mißbrauch, Kinder auf dem Theater, in Opern, Operetten, Dramen, Balletten u. s. w. zu verwenden.

„Von Liebe und Ehe." [Balzac, Stendhal.] Von Karl Hans Strobl.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 6. Zur Erinnerung an Hebbels vierzigsten Todestag liefert Richard Maria Werner eine Studie über „Friedrich Hebbel und den Schillerpreis", wobei aus unveröffentlichten Akten des preußischen Kultusministeriums „alle den Dichter Hebbel betreffenden Vorgänge" mitgeteilt werden. Es handelt sich um die erste Verleihung des Schillerpreises im Jahre 1863, und zwar um die Verleihung der doppelten Summe, da drei Jahre zuvor die Verteilung unterblieben war. Ausführlich berichten die preußischen Akten von der entscheidenden Schlußsitzung der Prüfungskommission am 6. Oktober 1863. Der Intendant von Hülsen, die Professoren Boeckh, Mommsen, Hotho und Curtius, sowie Gustav Freytag und ein Regierungsrat — im ganzen also sieben Herren — nahmen daran teil und stellten „nach mannigfachen Debatten zuvörderst durch fünf gegen drei Stimmen [das achte, schriftlich abgegebene Urteil stammte von Eduard Devrient] fest, daß unter den dramatischen Werken ‚Die Nibelungen' von Friedrich Hebbel des Preises würdig zu erachten seien. Mit Rücksicht auf die Möglichkeit, in diesem Jahre zwei Werke mit einem Preise zu belohnen, kam ferner zur Abstimmung, ob neben den Nibelungen auch ‚König Alboin' von Consentius zu krönen sei. Die Frage wurde mit sechs Stimmen gegen zwei verneint". Hinsichtlich des im Jahre 1860 nicht verteilten Preises beschloß die Kommission mit sieben gegen eine Stimme, dem „von schwerer Krankheit heimgesuchten Dichter Otto Ludwig in Dresden als Anerkennung seiner bisherigen Verdienste um die neueste dramatische Litteratur die Geldsumme zuzusprechen". — Ein Gedenkblatt zu Herders hundertjährigem Todestage hat Adolf Winds entworfen (6); die Memoiren der Lina Fuhr zeigt im 7. Hefte Ludwig Geiger und Barnays Erinnerungen im 9. Hefte Heinrich Stümcke ausführlicher an. — Auf Grund der kulturgeschichtlichen Studie von Otto Driesen zeichnet Paul Legband (10) in den wesentlichen Zügen die Entwicklung des Harlekins aus Mythus, Kirche und Drama.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) Februar-Heft. Bei der Gedächtnisfeier, die die Goethegesellschaft im Dezember zu Ehren Johann Gottfried Herders in Weimar veranstaltete, hielt Bernhard Suphan die Festrede, deren Wortlaut er nun veröffentlicht („Unser Herder"). Merkwürdig lange habe der nun Gefeierte im Schatten gestanden, und es werde vielen ein Wunder sein, wie er jetzt auf einmal im Lichte des Tages dastehe. Konnte Wilhelm Grimm im Jahre 1812 davon sprechen, daß Herders Geist noch lebe, thätig und wirkend, so seien Jahrzehnte gefolgt, in denen von jener geistigen Gegenwart zu sprechen nicht mehr gut möglich war. „Zeitalter, die im Politischen nach neuer Gestaltung ringen, sind rücksichtslos gegen ältere litterarische Großmächte. Herder aber hatte zumal an der fortgehenden Feindschaft der Philosophen und überdies der philosophischen Schule zu leiden, mit denen er im letzten Jahrzehnt seines Lebens und länger verfehdet gewesen war . . . . Eine stille, anhaltsame Thätigkeit für Herder setzte zu Ende der Sechziger des vorigen Jahrhunderts ein." Rudolf Haym, Julius Zacher und Eduard Simson nennt Suphan da vor allem als geistige und thätige Förderer der Wiedererweckung Herders. „Ein edler Mann, Verleiher vieles Guten", das habe für immer die Gesamtvorstellung seines Wesens ausgemacht. Freisprechen müsse man ihn, den Apostel der Humanität, von dem Vorwurf, als habe seine Humanität dem Nationalgefühl und dem Thatengeist Eintrag gethan. „Es steckt in Herder etwas Lebenskräftiges, das uns neuzeitlich anmutet. Er eifer gegen das allzu Künstliche, allzu viele Spekulieren seiner Zeitgenossen. Auf das Thun, ruft er, kommt es an,

Er entrüstet sich über das schöngeistige, schreib- und reimselige Geschlecht, das um ihn aufwächst und in ereignisschweren Tagen sein nichtiges Wesen treibt. In einer Vorlesung über Benjamin Franklin äußert er den Wunsch, daß auch wir Deutsche unsern großen thätigen Humanisten bekommen möchten." — Otto Frommel hebt in einem Nachruf auf Wilhelm von Polenz hervor, daß die Tendenzen seiner schriftstellerischen Lebensarbeit mehr fortbildender, klärender, erzieherischer Art waren, als daß in ihnen ein dunkles Ringen, ästhetischer Spürsinn und geniale Intuition zum Ausdruck gekommen wären. „Diese in sich gegründete, harmonische, reichgebildete Natur wird auch dort aufrichtige Verehrer und Bewunderer finden, wo kritisches Urteil an manchen Arbeiten starke Phantasie und künstlerische Durchdringung des Stoffes bis ins kleinste vermißt. Polenz wollte mit seinen Schriften in erster Linie Ideen und Idealen dienen."

Freistatt. (München.) VI, 1. Nur mit einigem Bedenken — gesteht Otto Julius Bierbaum — habe er den neuen Gedichtband „Die singende Sünde" von Georg Busse-Palma in die Hand genommen. Einmal des Titels wegen, sodann um des Autornamens willen. „Der Name Busse machte mich bedenklich, da man mir berichtet hatte, dieser Georg sei der Bruder jenes Karl, der der deutschen lyrischen Muse so fürchterlich geworden ist. ‚Noch einer?', dachte ich mir. ‚Deckt Karl den Bedarf an fauler Innigthuerei, geschwätziger Liebesrenommage, hohler Hochgefühlsdeklamation, schlechter und billiger Marktware in Lyrik nicht vollkommen?' Ich habe dem Georg Unrecht gethan. Er ist kein lyrischer Doppelgänger seines Bruders und hat mit ihm als Dichter nicht viel mehr als den Namen gemein. Ja, er kann eher als dessen lyrischer Widerpart gelten. Fühlt sich wohl auch als solcher und macht kein Hehl daraus. Lyrischer Bruderzwist im Hause Busse." Die beste Eigenschaft nun des „besseren Busse" sei seine echte, unverstellte Jugendlichkeit. Nichts Welkes sei an ihm, keine Spur von jener Müdigkeit nach der Mode, die dazu geführt hat, als Typus des modernen Lyrikers den frühen Greis zu prägen. „Seine Sinne sind wach und stark, ja ungebärdig, sodaß er manchem manchmal frech erscheinen mag und es nicht an solchen fehlen wird, die sagen werden: Alles, was recht ist, aber . . ." Echte Äußerungen eines jungen Mannes von heute seien seine Gedichte, auch wenn man ihnen manchmal ansehe, woher ihre Form stammt — kurzum, Busse-Palma sei ein aufrichtiger Poet von heiterer, frischer Art, anmutig und sicher in der Form, gefühlstüchtig und geistvoll im Gehalte, eine sehr willkommene Erscheinung in den besseren Quartieren des deutschen Lyrikerviertels. — Mit etlichen anderen Insassen dieses Viertels beschäftigt sich Stephan Zweig: er prüft die Neue Lyrik (3) von Hans Müller, Börries von Münchhausen, Oskar Wiener, Viktor A. Reko, Wilhelm Weigand und Bodo Wildberg. — Im 6. Hefte fügt er diesen Genossen in Apoll einen französischen Kameraden hinzu: er erzählt vom Chansonnier des Quartier Latin, von F. A. Cazal, dem Freunde Paul Verlaines, der jüngst eine Auswahl seiner Chansons unter dem Titel „Le Jardin des Ronces" herausgegeben hat. Von ihm, dem glänzenden Zeichner und Poeten, hatte einst Verlaine selbst eine Charakteristik mit kurzen Worten gegeben, als er ihn einen Chansonnier nannte, der es sein will, einen „Chansonnier nach eigener Façon, der den Rangierten viel vorgeben kann, weil er eigene Melodieen pfeift, der die Ironie eines guten Kindes und ziselierte Fertigkeit, Argot und Jargon in einem guten, spruchreifen und geraden Französisch vereint, der mit sicherer Absicht erschreckend trocken sein kann und, sagen wir es frei, durch Instinkt eine Art Voltaire der kleinen Verse ist." — „Zur weimarer Bühnenfrage" ergreift Wilhelm von Scholz in zustimmendem Sinne das Wort (5); ebenda findet sich ein Essai von Benno Rüttenauer über Wilhelm Heinse.

Die Nation. (Berlin.) XXI, 18. „Bielschowskys Goethe-Biographie" nennt J. J. David ein Lebenswerk, aus großer und ehrfürchtiger Liebe heraus geboren, in musterhafter Klarheit und schönem Fluß der Darstellung geschrieben, das neben manch weiterem Vorzug das große Verdienst trage, die „bequeme Legende vom glücklichen Goethe" für immer und endgültig zerstört zu haben. „Ich konnte nie so recht daran glauben. Denn Stärke der Empfindung fast allein unterscheidet im letzten Grunde den Schaffenden von dem, der empfängt und die Dinge hinnimmt. Er ist leichter und inniger zu beseligen als die andern. Ebenso ist er aber im ganz gleichen Grad allen Schmerzen zugänglicher, allen Enttäuschungen gegenüber wehrloser, ist's desto sicherer, wenn er durchaus hilfreich und selbstlos ist, wie es Goethe gewesen. Alle Schmerzen, die er erlitten, bleiben dem Schaffenden unvergänglich. Er mag sie längst verwunden wähnen — mit eins melden sie sich wieder, schieben sich, schattenhaft und grau, zwischen ihn und die hellste Sonne, daran er sich erfreuen wollte, und verstören ihm den besten Tag. Dazu kommt manche Schuld, deren Erinnern nicht zu tilgen ist. Der sich selber behaupten und erhalten will, der muß manch einem und wohl gar mit vollem Bewußtsein wehe thun. Fremde Leiden, denen man gern steuern möchte, ohne es zu können, weil doch der Einfluß des Mächtigsten begrenzt wird, gesellen sich und sprechen unheiligen Zauber über das Herz aus, das sich an sie verloren hat. Und die Schmerzen der Produktion, die immer den Urgrund des Wesens aufrührt, immer, auch wenn sie befreit von dem, was anderes zerstören müßte, wie ein abgestorbener Fötus die Mutter tötet, die ihn trägt, unendlich erschöpft, sind noch keinem erspart geblieben. Ihm aber war nichts von allem geschenkt, das Menschenschicksal bedeutet." — Eugen Holzner zeigt das Werk eines pommerschen Sprachforschers, Albert Heintzes Buch über „Die deutschen Familiennamen", an (18) und R. M. Meyer (17) das von Paul Hensel herausgegebene Lebensbild seines Vaters Sebastian Hensel („Ein Epigone der Familie Mendelssohn"). — Eben derselbe steuert einen Nekrolog auf Karl Emil Franzos (19) bei.

Die Zeit. (Wien.) Heft 487. In derselben Woche, in der Karl Emil Franzos starb, jedoch zuvor geschrieben und in Druck gegeben, erschien ein scharf polemischer Aufsatz von Professor R. F. Kaindl über „Karl Emil Franzos und die ethnographische Forschung". Seit drei Jahrzehnten etwa sei diese von ihm irregeführt worden. „Er hat es verstanden, den Anschein zu erregen, daß er mit den Verhältnissen der Ostkarpathenländer vertraut sei und diese wahrheitsgemäß schildere. Die Bezeichnung einiger seiner Werke als ‚Kulturbilder', die Polemik des Verfassers gegen zweifelnde Bemerkungen von Rezensenten und der Hinweis auf seine Vertrautheit mit Land und Leuten erregten den Glauben, daß man wissenschaftlich verwendbare Berichte vor sich habe; dazu kam der Umstand, daß Franzos die ethnographischen Schilderungen mitunter in besondere, aus dem Rahmen der Erzählung herausgehobene Abschnitte faßte. So geschah es, daß selbst ernste Forscher sich von ihm irreführen ließen." Demgegenüber weist Kaindl an zwei bekannten Werken, dem „Kampf ums Recht" und „Aus Halbasien" nach, daß der ethnographische und historische Wert von Franzos Schriften recht fragwürdiger Natur sei, und daß ihrem Verfasser entweder der Sinn für derartige Studien gefehlt oder daß er willkürlich oder unwillkürlich aus Sensationsgelüst die wahren Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit entstellt habe. — „Das Buch einer Schwester", Betsy Meyers Aufzeichnungen über ihren Bruder Conrad Ferdinand, zeigt Emil Ermatinger an (487). — Nachdem eine von Otto Julius Bierbaum veranstaltete Umfrage über den „französischen Einfluß" von einer Reihe bekannter Schriftsteller und Künstler in den Heften 483—485 eine Antwort gebracht hatte, untersucht Wolfgang Kirchbach in Nr. 488 diesen „Französischen Einfluß auf Deutschland" in einer längeren Ausführung. „Das können und müssen wir zugeben, daß die eigentümlichen Geistesschöpfungen der ‚echten' Franzosen, der

Gallier, die wir an ihrem keltisierten Geist erkennen, an ihrem Esprit, nicht nur auf Friedrich den Großen und Goethe, sondern auch auf viel kleinere Geister einen mindestens sehr anregenden Eindruck gemacht haben. Die starken Geister bei allen Nationen, bei den Russen oder Engländern oder Deutschen haben aber stets verstanden, diese Anregungen zu verarbeiten und aus dem Ihrigen weiterzugestalten, insbesondere ihren ‚Stil' wieder auf ihre nationale Verbindungsweise zu führen. Die kleinen Geister haben den französischen Stil unbesehen übernommen und den Kontrapunkt eines Maupassant, Zola, Augier, Verlaine oder — Voltaire mechanisch nachgeäfft; sie sind damit unlitterarisch geblieben und haben im Leben ihrer Nation niemals eine Rolle gespielt, so wenig wie die Kokotten von Paris im Leben der französischen Gesellschaft irgendwie die Rolle spielen, die einige Spezialitätenschriftsteller sie spielen lassen. Ibsen ist zweifellos durch Augier angeregt gewesen vor fünfundzwanzig Jahren, aber was für ein anderes Ding ist daraus geworden! In diesem Sinne hat das neugeborene Keltenvolk durch seine Geister, seine Kunstwerke, seine politischen Thaten als eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte auch auf Deutschland einen unendlich heilsamen Einfluß ausgeübt." — Ueber **Hanns von Gumppenberg** — das bleibt noch aus Nr. 485 nachzutragen — schreibt Ferdinand Gregori einen kurzen Aufsatz, in dem er ihn den „deutschesten unter den deutschen Dichtern", die heute leben, nennt.

„Ueber Ricarda Huch." Von Dr. Hedwig **Bleuler-Waser** (Frauen-Rundschau, Leipzig; IV, 19 u. 20).

„Ein Märtyrer und Heros." [Hieronymus Lorm.] Von Dr. Susanna **Rubinstein** (Internat. Litt.- u. Musik-Berichte, Berlin; XI, 3).

„Daniel Hirtz." Zu seinem 100. Geburtstage. Von Georg **Süß** (Erwinia, Straßburg i. E.; XI, 5). Der Elsässer Daniel Hirtz (1804—1893) veröffentlichte Gedichte und eine Reihe von Erzählungen („Der Flüchtling", „Der Odilienberg", „Der Bauernkrieg" u. a.).

„Felix Dahn." Von Ottokar **Stauf von der March** (Neue Bahnen, Wien; IV, 3).

„Sprache und Schrift." Ein Wort über die Bedeutung orthographischer Reformen von Wilhelm **Streitberg** (Hochland, München; I, 5).

„Ernest Renan als Schriftsteller und seine Geschichte des Volkes Israel." Von Maurice **Vernes** (Deutsche Revue, Stuttgart; Februarheft).

„Katholisches in Goethes Faust." Von Hofrat Dr. O. **Willmann** (Gottesminne, Münster i. W.; 2. Heft).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Vierteljahrsschriften brachten kaum irgend einen litterarischen Artikel von allgemeinerem Interesse. Ziemlich sachmännisch gehalten ist ein Aufsatz in der „Quarterly Review" über die neuesten Beiträge zur **homerischen Frage**, dem die Iliasausgabe von Walter Leaf und D. B. Monros Ausgabe des zweiten Teils der Odyssee zugrunde liegen. — Ein guter Artikel über den jacobitischen Dichter **Robert Herrick** in der „Edinburgh Review" verrät besonnenes und unparteiisches Urteil. Herrick ist danach „nicht nur ein Natur-Dichter, sondern auch ein vollendeter Künstler, der nach Vollkommenheit strebt, ebenso gelehrt und gewählt wie natürlich, nach seinem Reichtum an Phantasie, seiner Fülle des Ausdrucks und der Musik seiner Sprache wohl würdig, zum Kreise der ersten englischen Dichter gezählt zu werden." — Noch immer erscheinen neue Würdigungen von **George Gissings** Lebenswerk. R. Webb schreibt über ihn in der „Independent Review", Arthur Waugh in der „Fortnightly". Die zuletzt genannte Zeitschrift bringt in ihrer Februarnummer überhaupt viel interessantes. Der Dichter **William Watson** schreibt über „die öffentliche Entmutigung der Litteratur". Er beklagt die allgemeine Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit, die in unserem Lande gegen die Litteratur herrscht. Die Litteratur wird unterschätzt und der litterarische Stand mißachtet. Das, meint Watson, ist ein merkwürdiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß die Litteratur die allgemeinste Eingangspforte zum Hause des Wissens ist. Er legt dar, welche schlimmen Folgen die Unbekanntschaft mit dem Gedankenleben der Welt schließlich für England haben muß. — Ein anderer Artikel ist überschrieben: „Wie läßt sich der britischen Bühne helfen? — ein Aufruf". Er fordert eine dramatische Schule und ein subventioniertes Theater. Zugunsten solcher Institutionen werden von dem Herausgeber der Review W. L. Courtney, dem Schauspieler John Hare und von Frederic Harrison schlagende Argumente ins Feld geführt. Unterzeichnet ist der Aufruf von einer großen Zahl bekannter Männer und Frauen, die zum Teil im Berufe stehen.

In der „Contemporary Review" schreibt Graf S. C. de Soissons über den **modernen deutschen Roman**. Der Aufsatz ist kein ins einzelne gehender Ueberblick über das ganze Gebiet, sondern er handelt nur von gewissen Erscheinungen. Die Stärke des neueren deutschen Romans liegt nach der Ansicht dieses Kritikers in der Gepflogenheit der Autoren, nur über Leute zu schreiben, mit denen sie im wirklichen Leben in enge Berührung kommen. Großes Lob wird Theodor Fontane gezollt als dem Repräsentanten einer höheren Art Realismus: alles, was gut, wahr, schön und wichtig im deutschen realistischen Roman sei, komme von Fontane. Auch Clara Viebig wird gerühmt. Im ganzen aber bringt die Abhandlung nicht viel gutes und neues; sie entbehrt des litterarischen Zusammenhanges. Der Verfasser scheint über die allerneueste Entwicklung des deutschen Romans nicht unterrichtet zu sein. — Einige interessante Erinnerungen an den verstorbenen Mr. **Lecky** veröffentlicht Emily Lawleß in der „Monthly Review". — Herbert Paul steuert einen ziemlich langweiligen Aufsatz über „Die Religion der Griechen" im „Nineteenth Century" bei. Dagegen ist Sir Edward Sullivans Artikel über „ein vergessenes Buch aus Shakspeares Bibliothek" interessant, wenn er sich auch nur auf Vermutungen stützt. Das fragliche Buch ist „The Civile Conversation of M. Guazzo", von Pettie übersetzt und 1581 erschienen. Parallelen werden nachgewiesen im Hamlet, Wie es euch gefällt, der Zähmung der Widerspenstigen, und Othello. Guazzos Buch wird von Anders in seinem soeben erschienenen Werke über „Shakspeares Belesenheit" (Schriften der deutschen Shakspearegesellschaft, Band I) nicht erwähnt. — Der beste Artikel über **Mommsen**, der in einer englischen Zeitschrift erschienen ist, stammt aus der Feder des Professors der Geschichte an Owen's College in Manchester. T. F. Tout (Cornhill Mag., Februar).

Das bemerkenswerteste Buch, das seit meinem letzten Brief herausgekommen ist, ist zweifellos der erste Teil von Thomas Hardys „The Dynasts" (Drama aus den napoleonischen Kriegen, in drei Teilen, neunzehn Akten und hundertunddreißig Szenen; Macmillan). Es ist eine Dichtung in Blankversen und offenbar zur Lektüre, nicht für die Bühne bestimmt. Die Absicht des Dichters war, ein Chronikenstück zu machen oder ein dramatisches Panorama einer Zeit und von Ereignissen zu geben, die jedermann vertraut sind. Das Personenverzeichnis umfaßt einige hundert Namen, abgesehen von den Volksmengen und Heeren, und verschiedene gespensterhafte Intelligenzen, wie der Geist der Jahre, der Geist des Mitleids, Geister des Unheils und des Spottes und der Geist des Gerüchts, werden als Zuschauer des irdischen Dramas eingeführt. Alle führenden Gestalten jener stürmischen Zeit treten auf in dieser Darstellung des, wie der Verfasser sagt, „großen historischen Unglücks oder Zusammenpralls der Völker, vor ungefähr hundert

Jahren künstlich herbeigeführt". Ein so ungeheures Unternehmen in wenigen Worten zu kritisieren, ist unmöglich. Wir haben hier ein groß konzipiertes Werk, eine epische Idee, aber nur ein Dichter von der höchsten Kraft, ein Shakspere oder Dante, könnte den Entwurf erfolgreich ausführen. Wir beklagen die Zeit, die auf solch ein Werk verwandt wird und die uns mehr Romane wie „Far from the madding crowd" oder mehr „Wessex Tales" hätte schenken können.

Freude macht es, einem Roman zu begegnen, der nichts will als gut unterhalten, einem Roman ohne Tendenz. Henry Harlands „Mein Freund Prospero" (Lane) gehört zu dieser Gattung. Nur vier Charaktere werden darin gezeigt — ein armer adliger junger Engländer, ein schönes junges Mädchen, das sich schließlich als österreichische Prinzessin erweist, eine ältere englische Edelfrau und ein kleines italienisches Kind. Die Handlung spielt in Italien. Die beiden jungen Leute verlieben sich, halten einander aber für zu arm und niedriggeboren, um an Heiraten denken zu können. Jedoch noch rechtzeitig entdecken sie ihren wahren Stand. Das kleine italienische Mädchen ist entzückend in seinen orthodoxen religiösen Anschauungen, die mit heidnischen Bildern und Vorstellungen eng verflochten sind. Das ganze Werk ist voll Sonnenscheln, Phantasie, Harmonie und Stil.

Wer sich für Memoirenwerke interessiert, dem seien „The Creevey Papers", herausgegeben von Sir Herbert Maxwell (Murray) aufs wärmste empfohlen. Es ist eine Auswahl aus dem Briefwechsel und den Tagebüchern von Thomas Creevey, M. P., die sich über die Zeit von 1793 bis 1838 erstrecken. Creevey gehörte zu den untergeordneten Menschen, die in ihrer Korrespondenz und ihren täglichen Aufzeichnungen ihr Inneres so rückhaltlos darlegen, daß man eine sehr lebhafte Vorstellung von ihrer Persönlichkeit bekommt. Er war fast sein ganzes Leben lang sehr arm, besaß aber soziale und gesellschaftliche Gaben in solchem Grade, daß er die Gastfreundschaft der wichtigsten und berühmtesten Männer seiner Zeit genoß, natürlich ohne im Stande zu sein, sie seinerseits zu erwidern.

Das neue Stück von Henry Arthur Jones „Joseph Entangled" (Joseph in Schwierigkeiten, Haymarket-Theater) gehört nicht zu seinen besseren Werken. Viel Lärm um Nichts! Ein Paar aus der guten Gesellschaft kommt in eine kompromittierende Lage, die leicht hätte vermieden werden können. Wie es sich aus dieser Lage befreit, interessiert uns nur wenig. Die Handlung ist weder ernst noch komisch genug. Die Charaktere sind die bekannten Gesellschaftstypen, die nichts zu thun haben, als sich zu amüsieren und zu flirten. — Kapitän Marshalls „Duke of Killiecrankie" (Criterion-Theater) ist eine viel erfreulichere Arbeit, geschmackvoll, witzig, originell und durchweg amüsant. Der Herzog liebt ein reizendes junges Mädchen, das ihn aber nicht will. In sehr moderner Art entführt er es auf sein Schloß im schottischen Hochland, wobei er nicht vergißt, in der Person einer reichen Leimfabrikantenwittwe für eine dame d'honneur zu sorgen. Sein bester Freund, ein unbemitteltes Parlamentsmitglied, wünscht dringend, mit dieser reichen Witwe in eheliche Beziehungen zu treten. Der Herzog beabsichtigt, das Mädchen so lange in Gefangenschaft zu halten, bis es „ja" sagt. Die Situation giebt viel Anlaß zu lustigen Szenen, und der Dramatiker nutzt sie voll aus. Natürlich weigert sich das Mädchen, nachzugeben, und erst, als der Herzog es freigiebt, zieht es vor, zu bleiben. Der Dialog ist vorzüglich, immer natürlich, witzig und amüsant und reich ausgestattet mit Anspielungen auf Zeitverhältnisse. Weedon Grossmith als das Parlamentsmitglied in Geldnöten spielte vorzüglich. — Das deutsche Theater hat seit dem „Zapfenstreich" nichts interessantes gebracht. „Die beiden Leonoren" von Lindau und Niemanns „Wie die Alten sungen" geben dem nicht viel, der die besten Erzeugnisse des modernen deutschen Dramas kennen zu lernen wünscht.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Da die italienischen Tageszeitungen fast ausschließlich der Politik und den Tagesereignissen gewidmet sind, so sehen die Zeitschriften ihren Raum durch vielerlei Stoffe in Anspruch genommen, die das ästhetische Gebiet immer mehr beschränken. Litteratur und Kunst werden gegenüber der Philosophie, Geschichte, Volkswirtschaft, Technik, den Reiseschilderungen und dem Sport immer stiefmütterlicher behandelt. Wenn ich heute die Besprechung des Zeitschrifteninhaltes ausfallen lasse, so ist der Grund der völlige Mangel an geeignetem Stoff, abgesehen von einigen Erzeugnissen der erstaunlich anwachsenden Dante-Litteratur.

Die mit Spannung erwartete und aufgrund fragmentarischer Veröffentlichungen in der Tagespresse schon lebhaft besprochene lyrische Dichtung „Dante" von Giuseppe Aurelio Costanzo ist (bei Roux & Viarengo in Turin) erschienen und wird zweifellos als ein verwegener Angriff auf das ganze Gebäude der dantischen Philosophie und Theologie die Kritik und das Interesse der Danteforscher und -liebhaber stark herausfordern. Die dreihundert Sonette Costanzos enthalten eine große Menge befremdeter und mißbilligender Fragen an den „autoritären" Dichter der „Göttlichen Komödie" nach den Gründen der zahlreichen seltsamen und unbegreiflichen Urteilssprüche, die er über Welt und Menschen, Vernunft und Glauben gefällt hat. Es zeigt sich darin, wie G. S. Gargàno im „Marzocco" (VIII, 46) sagt, „die ganze Pein eines glutvollen Gemütes des 20. Jahrhunderts angesichts der religiösen und sittlichen Ideen eines großen Geistes des 13. Jahrhunderts, eine Pein, für die es kein Linderungsmittel giebt. Denn Dante Alighieri kann auf die Fragen Costanzos nicht antworten .... und die ‚Göttliche Komödie' ist nun einmal so, wie sie ist. Wir müssen uns damit aussöhnen, daß wir Francesca da Rimini in der Hölle und Cunizza da Romano im Paradiese sehen .... Dante hat eine Menge Leute, die es nicht verdienten, in den Himmel versetzt; dafür werden wir Menschen des 20. Säkulums alle die Rebellen besingen und unsterblich machen, die sich gegen jene, durch Beatrice symbolisierte göttliche Wissenschaft auflehnen, werden die Heroen feiern, welcher Klasse sie auch angehören, und werden sie der ‚Göttlichen Komödie' und allen darin sanktionierten Ungerechtigkeiten entgegenstellen." — Noch unumwundener und die ganze, im klerikalen und reaktionären Dienste stehende Klasse der Danteverehrer (und sie ist zahlreicher als man glaubt) herausfordernder ist, was L. Pirandello in der „Nuova Antologia" (16. Januar) über den Angriff Costanzos sagt. Er betont, daß dessen Fragen natürlich nur dank der poetischen Fiktion an Dante gerichtet sind, in Wahrheit aber alle die zum Nachdenken und zur Selbstbesinnung anspornen sollen, „die nicht begreifen wollen, daß unser größter Dichter eine Säule der römischen Kirche ist, und die sich darauf versteifen, in ihm einen Parteigänger der Trennung von Kirche und Staat zu sehen: gewissermaßen einen Vorkämpfer Luthers, einen Propheten der italienischen Einheit und nahezu einen Apostel der Denkfreiheit". Dante, aus seiner Zeit heraus betrachtet und begriffen, erscheint dem modernen Dichter verehrungs- und bewunderungswürdig; aber die moderne Menschheit kann ihn nicht als Führer und Wegweiser zu ihren Idealen brauchen, die ganz andere sind als die seinigen. Nicht die sich ihres Selbst entäußernden, die Natur verwerfenden, das Erdenleben hassenden und schmähenden Frömmler und Dulder, die Dante in das Paradies versetzt, haben die Sympathie Costanzos, sondern die kraftvollen, sich selber treuen, sich nicht beugenden und nicht um Gnade flehenden, auch in den Qualen ihres Erdenlebens mit Stolz gedenkenden Thatmenschen, die die Hölle bevölkern, weil eine durch die Kirche zur Entartung gebrachte Weltanschauung es so wollte. „Los von dieser Weltanschauung, die auch heute in der Dante-Verherrlichung eine Stütze sucht!" ist der Grundgedanke von Costanzos Werk. Seine Aufnahme seitens der Danteforscher wird als Prüfstein

für deren Stellung zu den Fragen der Geistesfreiheit dienen können.

„L'incarto d'un processo" (Die Akten eines Prozesses) nennt A. G. Bianchi mit anzuerkennender Aufrichtigkeit einen Roman (Mailand, Libreria ed. naz., 1903), der in der Wiedergabe einer Prozeßverhandlung samt den Verhören, Zeugenaussagen, amtlichen Berichten u. s. w. besteht. Auch die Briefe sind wiedergegeben, die der des Mordes angeklagte, aber von den Geschworenen freigesprochene Dorfmaurer mit seiner Geliebten gewechselt hat, die wegen des Widerstandes der Verwandten gegen die Heirat fortwährend in ihn drang, gemeinsam zu sterben, bis sie eines Tages nach einer Eifersuchtsszene ein Messer hervorzog und von ihm, der sich instinktiv verteidigte, erwürgt wurde. Wenn es an Kunst in der Erzählung völlig fehlt, so hat man dafür ein „document humain" ganz unverfälschter Art vor sich.

Wenn der Roman „Avventure di Paolo Sylva" von dem Piemontesen Bernardo Chiara weniger trocken und pädagogisch, mit etwas mehr Phantasie und Leichtigkeit des — übrigens wohlgepflegten — Stiles geschrieben wäre, so könnte man ihm großes Lob spenden. Er schildert mit Verzicht auf alle Erzählerkunstgriffe wie auf alle Sentimentalität und Effekthascherei die Schicksale eines armen piemontesischen Bauernsohnes, der dank seiner gesunden Natur, angeborenen Intelligenz und Willenskraft und anerzogenen Arbeitslust nach vielen Mühen und Entbehrungen, auch seltsamen Erlebnissen, es zum Lehrer und geachteten Schriftsteller bringt. Das (bei S. Lattes & Co. in Turin 1903 erschienene) Buch dürfte viel Selbstbiographisches enthalten. — Man muß hoffen, daß dies trotz der hervorragenden Lebenswahrheit der Schilderungen nicht der Fall sei bei der traurigen Geschichte eines Lungenkranken, die uns Luigi di San Giusto (Luisa Macina-Gervasio) in „Un reduce" (Casa ed. naz., Rom 1903) erzählt. Pepi Guarneri kommt arm und krank aus Amerika zurück, wo er das Glück gesucht hat. Niemand will ihn beherbergen, bis ein armes Mädchen zweideutigen Rufes sich des Fiebernden und Hungernden erbarmt und sich seiner Pflege widmet.

Unter den zahlreichen Novellenschreibern, die den Rezensenten bald erheitern, bald betrüben, ist einer der witzigsten und liebenswürdigsten Alfredo Panzini. Die sieben kurzen Erzählungen „Trionfi di donne", die er soeben (bei der „Poligrafica" in Mailand) veröffentlicht hat, werden nicht als schulgerecht anerkannt werden; sie lassen straffe Komposition, Harmonie der Teile, ebenmäßigen Fortgang der Handlung vermissen und sind zum Teil mit Reflexionen und Abschweifungen überladen; aber fast immer folgt man dem geistreichen, sarkastischen, aber nicht skeptischen Erzähler gern auf den verschlungenen Pfaden seiner wohlwollenden und lebensfreudigen Muse. Meisterhaft ist das Geschichtchen „Der Triumph der Reiherfeder", in dem von einem alten Studenten, einem jungen Professor und einer noch jüngeren Studentin die Rede ist. Sie, deren einziger und beharrlicher Schmuck eine Reiherfeder auf dem Hute ist, verliebt sich in einen Kommilitonen, dem sie ihre freidenkerischen und frauenrechtlerischen Anschauungen opfert, was ihn nicht hindert, ihr eines Tages zu sagen: „Meine Liebe, wir zwei würden nur Misère mit Misère vereinigen; es ist besser, ich heirate ein reiches Gänschen, und Du suchst Dein Glück anderswo." Unter den akademischen Lehrern, deren Vorlesungen Regina hört, ist ein stiller, ernster Privatdozent, den sie noch als Studenten gekannt, aber nicht beachtet hat, weil karge Mittel und Abneigung gegen Liebeleien ihn veranlaßten, sehr zurückgezogen zu leben. Durch seine Vorlesungen lernt sie ihn jetzt kennen und hochachten, und sie sucht seinen persönlichen Umgang. Eine heftige Philippika gegen die herrschende Gesellschaftsordnung führt zu einer näheren Aussprache; was sie von seiner Jugend und seinen Verhältnissen erfährt, rührt und erwärmt sie so, daß sie sich ihm an die Brust wirft. Er weist sie zurecht; aber am übernächsten Morgen ist er bei ihr und — die „Reiherfeder" hat gesiegt. — Den Freunden sehr ausgelassener Novellen nach dem Muster Armand Silvestres können „Le burlette della vita" von Cini Rosano empfohlen werden; prüde Leser müssen freilich die Finger davon lassen.

Die bekannten Gaben Salvatore Farinas: scherzhafte Ironie, zuweilen gesunden Humor und leichten Sarkasmus, dazu kräftige, lebendige Charakterzeichnung, findet man in seinem neuen Novellenbande „Le tre commedie della vita" (Mailand, Libreria ed. naz., 1903), die an Evidenz der Milieu-Schilderung und der landschaftlichen Beschreibung wie auch an Farbenreichtum und Kraft der Leidenschaften sich nicht mit anderen Erzählungen Farinas messen können, es wohl auch nicht sollten. Die drei Lebenskomödien ruhen auf dem Grunde des Lachens, des Weinens und der Vereinigung von beidem. Farina giebt uns aber in seinen leicht hingeworfenen, oft nur episodenhaften, wenig verwickelten Erzählungen, die von tiefer und scharfer Beobachtung zeugen, mehr Gelegenheit zum Lachen als zu Thränen.

Amelia Rosselli, die piemontesische Schriftstellerin, die vor zwei Jahren mit einem Erstlingsdrama „Anima" einen ungewöhnlichen Erfolg errungen hat, ist soeben mit einem Bande Novellen: „Genta oscura" (Turin bei Roux) hervorgetreten. Sie lassen in der gleichen Weise die charakteristischen und seltenen Eigenschaften der Verfasserin: unbedingte Aufrichtigkeit und Natürlichkeit, Abneigung gegen jede Pose, Vorliebe für kühne und Anstoß erregende, manchmal paradoxe, fast immer beachtenswerte Thesen erkennen, die sie mit Mut und Geschicklichkeit verficht. Mutig, aufrichtig, warmherzig und ohne alle Deklamation und Rhetorik vertritt sie in den Novellen einen Standpunkt menschlicher Nachsicht gegenüber den Fehltritten und wahren Mitgefühls mit den Leiden, die die naturnotwendige Folge der Zustände in den „dunkeln Gesellschaftsschichten" sind. Ohne den Anschein zu haben, erfüllen die Erzählungen eine Mission sozialer Belehrung, Rüge und Erweckung, wobei es selbstredend auch nicht ohne Geißelhiebe auf die soziale Tyrannei, Ungerechtigkeit und Piraterie abgeht.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Tschechischer Brief.

Ein wenig historische Atmosphäre weht uns an. Vor ein paar Monaten hat man in Prag die Grundsteinlegung zum Hus-Denkmal gefeiert, und die Erinnerung an den großen Märtyrer mag über dem ganzen Jahre liegen. Doch es muß dies nicht unbedingt der Grund dafür sein, daß wieder einige historische Dramen geschrieben wurden. Bei den Tschechen ist die altnationale Geschichte lebendiger, als bei einem anderen Volke, was sie übrigens noch nicht befähigt, auch in der Neuzeit Geschichte zu machen. Unmittelbar gezeitigt hat jene Husfeier die Herausgabe der gesammelten Werke von Johannes Hus; eine ganze Reihe seiner denkwürdigen lateinischen Schriften war nämlich bisher noch nicht ins Tschechische übersetzt. Auch bestand bisher nicht eine rechte umfassende Biographie des Nationalheros. Wohl fand man in den historischen Werken von Palacky und Tomek vortreffliche Porträts des „Meisters" innerhalb der Schilderungen des Hussitenkrieges, aber an selbständigen Biographieen waren nur Umarbeitungen der deutschen Lebensbeschreibungen Hussens von Zitte, Helfert und Lechler verbreitet. Der tschechische Professor Flajšhans hat sich nun an eine groß angelegte Biographie des Reformators Hus gemacht; sein Buch, das kürzlich erschienen ist, begegnet allerdings bei der maßgebenden Kritik keinem ungeteilten Beifall. Professor Flajšhans hat zwar viel wertvolles Material kompiliert, die Originalquellen, die Legenden und die bereits vorhandene internationale Litteratur benutzt, allein er vermochte die Züge seines Helden und seiner Zeitgeschichte nicht synthetisch und mit großen markanten Strichen zusammenzufassen. Sein Buch ist eine Vermehrung der Gelehrtenlitteratur, dem Volke vermag es seinen Jan Hus nicht nahe zu

bringen, was gewiß sein erster und vornehmster Zweck hätte sein sollen. Das vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert sind der Stolz und der Schmerz der tschechischen Patrioten. Sie haben seit jeher Forscher und Dichter angezogen. Jüngst hat auch die Böhmische Akademie beschlossen, eine Sammlung der Quellen zur religiösen Bewegung der beiden Jahrhunderte in Böhmen anzulegen, und gründete dazu einen eigenen Fonds, dem sogar vom prager Stadtrat eine Unterstützung zufloß.

Den Verfechter der Husideen, den wilden Führer des Hussitenkrieges, Jan Ziska, hat sich Alois Jirasek zum Helden seines gleichnamigen „historischen Spiels“ erwählt. Jirasek nennt sein Stück nicht Drama, offenbar im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeiten. Denn Jirasek ist Romancier, ein gediegener Epiker und unvergleichlicher Kenner der tschechischen Geschichte, und sein Stück entspricht nur bedingt den Anforderungen der Bühne. Ihm fehlt die dramatische Dynamik, der kunstvolle Aufbau der Handlung, die tragische Lösung; dafür zeichnet Jirasek mit wenigen kräftigen Linien historisch echte Gestalten und bietet ausgezeichnete Kleinmalereien. Das Leben Ziskas, das er vom brünner Landtag bis zu seiner Ermordung schildert, entbehrt der dramatischen Steigerung; die ewigen Zwistigkeiten im böhmischen Adel, das zersplitterte Dasein zwischen den Schlachten üben auf dem Theater keinen Reiz aus. — Ein anderes historisches Stück, Jaroslav Hilberts „Falkenstein“, erweckte viel Interesse. Der Autor kam im prager Nationaltheater schon wiederholt mit modernen Schauspielen zu Worte. Sein neues Drama besitzt einige Szenen von großem Zug und theatralischer Gewalt, konnte aber als Ganzes ebenfalls keine nachhaltige Wirkung erzielen. Ueberdies hatte Hilbert im Gegensatz zu Jirasek darauf verzichtet, an das Nationalgefühl des Publikums zu appellieren. „Falkenstein“ spielt nach dem Tode Otakar Premysls und hat Zavis von Falkenstein, den böhmischen Reichsverweser, König Wenzel II. und die Königin-Mutter Kunhut zu Hauptgestalten. Das Stück ist eine Tragödie des Ehrgeizes. Die Macht Falkensteins, der sich vom Königsgedanken tragen läßt, sein geheimes Liebesverhältnis zu Kunhut und sein Sturz werden psychologisch zu begründen versucht. Leider schließt das Drama nicht nach Falkensteins Gefangennahme und wird durch einen überflüssigen letzten Akt verdunkelt. Selbst die Kritik, die dem jungen Autor nicht von vornherein günstig gesinnt war, mußte einzelne stark poetische Stellen des „Falkenstein“ hervorheben und das Drama als eine verheißungsvolle Talentprobe anerkennen. — Auch Jaroslav Vrchlicky hat ein historisches Drama „Die Fürsten“ aufführen lassen; auch er geht auf die Premysliden zurück und schildert deren Kämpfe mit dem mächtigen einheimischen Adelsgeschlecht der Wrschowetz. Vrchlicky, dessen Ruhm immer nur in der Meisterung der Sprache, insbesondere des Verses bestand, konnte die Bühne niemals endgültig erobern, und es ist seinem letzten Versuch weniger gelungen, denn je. — Von den anderen Premièren seien erwähnt: Fr. Ad. Schuberts „Ein Drama vier armer Wände“, das satirische Kleinstadtlustspiel „Im Reiche der Gigerln“ von Ružena Svobodova und das lyrisch überladene Schauspielerinnenstück „Die Wolken“ von Jaroslav Kvapil. Das erstgenannte Stück, wie der Titel vermuten läßt, ein schon etwas überholtes Armeleutedrama, erwies sich als das szenisch wirksamste.

Verhältnismäßig war genug Leben und Anregung im Theater des verflossenen Jahres. Es ist zu bedenken, daß das prager Nationaltheater erst zwanzig Jahre besteht und daß die tschechische dramatische Kunst vordem keinen ständigen Unterschlupf besaß. Man feierte ja auch die Erinnerung an die Gründung des Nationaltheaters und gab einen Cyklus einheimischer Dramen, die einen interessanten Einblick in die Entwicklung des tschechischen Theaters gewährten. Freilich konnte dabei gleichzeitig die Thatsache festgestellt werden, daß die Tschechen in den letzten Jahrzehnten kein Drama von mehr als lokaler Bedeutung hervorgebracht haben, was ein Beweis dafür sein mag, daß das Drama eine Kunstform von älterer Kulturentwicklung ist. Soeben hat das Nationaltheater einen Preis für das beste Lustspiel ausgeschrieben. Wenn das nicht hilft!

Dafür haben die Tschechen, wie bekannt, glänzende Musikanten und somit auch — Lyriker. Groß ist die Flut der Lyrikbücher, die jedes Jahr hervorbringt; die alten Schriftsteller geben das Verseschreiben nicht auf, die jungen und jüngsten drängen nach. Es giebt nur wenige Romanciers und nur wenige Dramatiker in Böhmen, die nicht zugleich Gedichte schreiben; nicht wie es anderswo eine gewöhnliche Erscheinung ist, daß sie mit Gedichten anfingen, um sich dann einem anderen Genre zuzuwenden; sie bleiben bei der Lyrik ihr Leben lang. Vrchlicky hat unlängst neue Verse „Mimose Seele“ als fünfzigsten Band seiner gesammelten Werke (Prag, J. Otto) herausgegeben. Freilich geben sie zu keinen weiteren Bemerkungen Anlaß; man kennt Vrchlickys eklektische, akademische Art in Deutschland. Durch die mit der Zeit erworbene Routine wird sie nicht besser. — Antonin Sova, einer der beachtenswertesten prager Dichter, veröffentlichte „Die Ballade von einem Menschen und seinen Freuden“ (Prag, Hejda & Tucek). Nach alter Sagen Art stellt er einen Menschen an den Scheideweg: hie geht es über Dornen und Mühsal zur Tugend, hie durch Lust und Rausch zum kläglichen Ende. Sova läßt seinen Mann den zweiten Weg wählen und stellt ihm einen dämonischen Narren als Führer an die Seite. Erleuchtete Szenerien der Städte und der Länder ziehen vorüber, Reflexionen voll symbolischer und ironischer Bedeutsamkeit unterbrechen die wirbelnde Irrfahrt. Einsam und schal ist das Ende, pessimistisch die Erkenntnis. Antonin Sova ist ein Künstler vom Schlage Dehmels, hochentwickelte Technik, poetische Phantasie, originelle Gestaltungsgabe vereinigen sich in seinem Talent, werden jedoch durch quälende Analysen und abstrakte Gedankengänge beeinträchtigt. Uebrigens schreitet die Entwicklung Sovas noch fort; jedem seiner neuen Bücher merkt man an, wie der Dichter an sich arbeitet. Im letzten Jahre ist er besonders fleißig gewesen. Er hat einen Band kurzer Prosanovellen herausgebracht, die, zum größeren Teil älteren Datums, sein Werden aus den Anfängen des unbedingten Naturalisten empor kennzeichnen. Nach dem lyrisch feinen „Ivos Roman“, in dem nur von Liebe die Rede war, hat er sich an einen sozialen Roman „Die Schicksale der Armen“ (Prag, Hejda & Tucek) gemacht, der, ohne Zweifel durch einen aufsehenerregenden Fall aus der Wirklichkeit inspiriert, in dem Zusammenbruch einer Sparkasse gipfelt, hinter der der harte, tyrannische Kaufmann Lubich steht, der den Bezirk wie ein Moloch auf thönernen Füßen aussaugt.

Um bei der Prosa zu bleiben, sei auf den Roman „Bei uns“ von Alois Jirasek (Prag, J. Otto) hingewiesen. Der Verfasser des Husdramas, sonst im Rokoko am heimischesten sich fühlend, zeigt, wie er zu allen Zeitläuften intime Beziehungen findet. Sein Roman ist diesmal eine Chronik aus der nationalen Wiedergeburt, also aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und spielt im nordöstlichen Böhmen. Schloß und Dorf, Bauernhaus und Schulhaus, Pfarrhaus und Forsthaus, kurz, alle Volksschichten kommen darin durch typische Vertreter zu Worte. Wie dem Ziskadrama Jiraseks fehlt es leider auch seinem Roman an Einheitlichkeit; die Handlung ist Nebensache, und die epische Schilderung, die Zeitatmosphäre, der Milieuzauber, die fein skizzierten Profile heimatlicher Charaktere bilden den Reiz dieses Buches. — Aus dem Lager der vielgelesenen Autoren stammt auch K. V. Rais, dessen neuestes Buch „Die Waise“ (Prag, Verlag des „Maj“) heißt. Rais gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern Böhmens, und seine schlichten Geschichten vom Lande, die niemals an die in Deutschland bekannte typische „Großmutter“ von Božena Nemcova heranreichen, stehen in hohem Ansehen. Allen ist ein etwas sentimentales Eingehen auf die Detailschilderung, ein enger, traulicher

Horizont, in dem sich immer die gleichen Dorffigürchen bewegen, eigen. Eine Erwähnung verdient der Verlag, in dem das genannte Buch von Rais erschien. Er ist eine Gründung des alten publikum-offiziösen Schriftstellervereins „Maj" und wird von diesem auch erhalten. Die Mitglieder des Vereins sind durch diese Gründung unabhängig von den Verlegern geworden. Das ist gewiß sehr hübsch, zumal es sich die Herren leisten können. Die Sache hat aber auch noch einen andern Vorteil. Die Werke nicht weniger renommierter Autoren gingen auf diese Weise den Verlegern verloren, und diese mußten sich nach neuen, jungen Talenten umsehen. Also brachte der „Maj" etwas freie Luft für den Nachwuchs.

Ein vielversprechendes Buch hat K. Sezima herausgegeben, den Roman „Passiflora" (Prag, R. Vilimek). Ich glaube, daß sich die tschechische Prosa jetzt zu einer immer strengeren Eleganz, Stilvollkommenheit und Prägnanz durchbildet und daß die Jungen daran viel Anteil haben. Sezimas „Passiflora" ist von beachtenswerter stilistischer Feinheit wenn auch nicht der ganzen Komposition, so doch des Satzes. Wohlgesetzt und abgewogen auf Klang und Plastik sind die Worte, ciseliert und erlesen. Mit einer gewissen sachlichen Objektivität ist der Erzählerton eingehalten. „Passiflora" ist die enttäuschte Witwe eines brutalen, wüsten Gesellen, der ein junger Mann wieder in beseelter Liebe naht, die aber ihre Gebärde der Desillusion, des Schmerzes und der Vereinsamung über alles liebt, bei ihr beharrt und an ihr zugrunde geht. Das Problem von der asexuell gewordenen Frau ist hier in origineller Weise erörtert. — Um die schöne, wohlgefügte Prosa bemüht sich unter andern Otakar Theer, dessen Buch „Unter dem Baume der Liebe" (Prag, J. Otto) Novellen enthält. Hat Sezima wahrscheinlich von deutschen Stilbildnern, wie Hebbel, gelernt, so ist Theer bei den französischen Parnassiens in die Schule gegangen. Seine Novellen lesen sich wie die Geschichten eines slavischen Paul Adam; die Motive sind psycho- und soziologisch überdacht, enthalten geistreiche Pointen, zeugen von einem ästhetisch empfindenden, expansiven Temperament, sind aber im Grunde nur geschickte Kombinationen. Ich liebe Otakar Theer vor allem wegen seines gedrängten, plastischen und schön abgerundeten Stils. Entzückend ist in seinem neuen Buche das spekulative Märchen von der „verzauberten Stadt", in die die Liebe in der Gestalt dreier geheimnisvoller Schönen eingezogen ist und sie zu plötzlicher Blüte bringt. — Zarte und feine Geschichten hat Ružena Svobodova in ihrem Bändchen „Auf den Wegen des Herzens" (Prag, J. Otto) gesammelt. Diese Schriftstellerin, die im vorigen Jahre mit einem großen Roman, „Die Geliebten", einen bedeutenden Erfolg errungen hat, nimmt es in künstlerischer Hinsicht mit allen männlichen, geschweige denn weiblichen Autoren Böhmens auf. Ihre primitiven, knappen Sätzchen sind durchdrungen von einem echt frauenhaften, kultivierten Empfinden und von einer lieblichen Delikatesse getragen. Viele leise Farben und Bilder machen ihr Buch reich an Impressionen und nervösem Reiz. Immer ist von Liebe und Güte und Herzensromantik die Rede und von süßem und schmerzlichem Erleben. — Kräftiger und bunter, leidenschaftlicher und bewegter, doch ohne die künstlerische Abgetöntheit der Svobodova sind die Erzählungen „Mohn im Korn" von Gabriele Preiß (Prag, Verlag des „Maj"); die Verfasserin ist eine ausgezeichnete Kennerin des kroatischen Milieus und packt das Leben mit dem frischen, kühnen Griff, der an Clara Viebig erinnert.

Unter den zahllosen jungen Lyrikern ist diesmal Fr. Gelner aufgefallen, dessen „Freuden des Lebens" (Prag, Verlag Sphinx) viele brave Leute entsetzt haben. Diesem Dichter ist nämlich „nichts mehr heilig", er ist ein Cyniker und Ironiker, der bei Heine in die Lehre ging und dessen Lieder aus Hohn und Schmerz gemischt sind. Mit rauher Geste entblößt er seine wunde Brust, Frivolität, Lebensleichtsinn und Sarkasmus singen in seinen Versen; die Luft öder Spelunken und trostloser Krankenhäuser atmet aus ihnen. Vieles mag an dem verspäteten Bohemien Gelner Pose sein, aber er findet doch auch kräftige, ja ergreifende Accente in seiner Poesie. — Aus dem vieltönigen Singsang der älteren Generation, der Schablonenpoeten Mužik, Prochazka, Klasterský, Kaminský und wie sie alle heißen, die so sehr an die deutschen Epigonen erinnern, hebe ich Jaroslav Kvapil hervor, der nach Jahren wieder mit einem Gedichtbuch hervorgetreten ist, das sich „Andante, ein Buch der Trauer und des Sieges" (Prag, Hejda & Tucek) betitelt. Nicht umsonst gedenkt darin Kvapil mit der Sehnsucht des gereiften Mannes jüngerer Tage, denn als ein formales Talent von Anmut und Gewandtheit hat er ehedem mehr versprochen, als er zu halten vermochte. Der glatte Weg, den er vorfand, machte ihn zum oberflächlichen, gefälligen Salonlyriker. Nur einzelne Verse, in denen die Erkenntnis der Nichtigkeit des Erfolges und der Lebenskämpfe dämmert, üben einen erwärmenden dichterischen Eindruck.

Doch genug der Namen und Titel für heute. Vollständig ist die Reihe ohnedies nicht und soll es auch nicht sein; sie mag nur in ihrer bunten, charakteristischen Zusammensetzung von der Regsamkeit und Mannigfaltigkeit der Bestrebungen in der tschechischen Litteratur nach längerer Pause wieder Kunde bringen.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Schwedischer Brief.

Der 100. Geburtstag Johan Ludwig Runebergs (5. Februar) hat eine Menge von litterarhistorischen und biographischen Studien auf den Büchermarkt geworfen, die im Verein mit zahlreichen älteren Arbeiten (es sei nur an die umfangreichen Monographieen von C. R. Nyblom, G. H. Ljunggren und O. Sylvan, sowie auf finischer Seite an die Veröffentlichungen C. G. Estlanders und vor allem F. C. Strömborgs erinnert) das Leben und Wirken des finisch-schwedischen Nationaldichters nach allen Seiten erschließen.

Von einer ruhigen und abgeklärten Auffassung getragen ist Werner Söderhjelms große Runeberg-Biographie, die, auf spezielle Veranstaltung der „Svenska litteratursällskap" in Helsingfors herausgegeben, gewissermaßen die offizielle Huldigung der nordischen Litteraturwelt zur Centenarfeier darstellt. Lesenswert ist besonders die in der Einleitung gegebene Schilderung von Runebergs Geburtsstadt Jakobsstadt, aus der wir ersehen, daß die allgemeine Volksstimmung in den kritischen Tagen vor und nach dem Nationalkonvent in Borgå keineswegs so antirussisch war, wie sie in Runebergs späterem Epos „Fanrik Ståls Sägner" wiederklingt. Ton und Tendenz der ganzen Dichtung geben im Lichte der vorliegenden Milieuschilderung vielmehr an die Hand, daß Runeberg als Schilderer seiner Zeit ausschließlich aus dem Herzen der schwedischen Minorität unter seinen Landsleuten sprach und dichtete.

Eine andere Arbeit, die Runeberg vorwiegend vom rein ästhetischen Standpunkte aus gerecht zu werden sucht, verdanken wir der Feder des inzwischen verstorbenen Essayisten Hellen Lindgren. Der Verfasser macht einen scharfen Unterschied zwischen Runebergs lyrischer und epischer Begabung und konstatiert, daß der packende Zug genialer Ursprünglichkeit, der allen Werken des letztgenannten Genres, in erster Reihe jedoch den „Elgskyttarne", „Kung Fjalar" und „Fanrik Stål" zu eigen ist, zu einer starken Ueberschätzung von Runebergs lyrischen Qualitäten Veranlassung gegeben habe. Abgesehen davon, daß Runebergs allezeit verschlossene und intimen Selbstbekenntnissen abgeneigte Wesensart an und für sich ein natürliches Hemmnis gegen eine ungezwungene Bethätigung lyrischer Empfindungen und Stimmungseindrücke bildete, lasse sich in den meisten seiner lyrischen Gaben ein unverkennbarer Einfluß fremder Vorbilder, hauptsächlich der schwedischen Neuromantiker, sowie des weimarer Dichterkreises nachweisen.

„Dagny" leitet seinen neuen Jahrgang mit einer temperamentvollen Auseinandersetzung mit Ellen Keys jüngster Arbeit „Lifslinjer" ein. Die beständige Hervorhebung des erotischen Elementes als der eigentlichen Grundlage der Gesellschaft habe die Verfasserin nach und nach um alles gesunde Unterscheidungsvermögen über die Kardinalwerte ethischen Fortschrittes gebracht. Mit Schärfe wird am Schlusse der langen Darstellung der Gegensatz hervorgehoben, in den sich Ellen Key durch ihr neuestes Moralsystem zu ihren früheren panegyrischen Auslassungen über den sittlichen und erzieherischen Wert des Familienbegriffs gesetzt habe. — Das gleiche Heft bietet eine gehaltvolle Würdigung der Norwegerin Helene Dickmar (Hanna Butenschön) aus der Feder L. Dahlgrens. Helene Dickmar debutierte in den Tagen der sogenannten „Handschuh"-Fehde, in deren Mittelpunkt Björnsons vielumstrittene Forderung von der sittlichen Reinheit beider Geschlechter vor der Ehe stand. Wie erinnerlich, erfolgte der Hauptangriff auf das von Björnson verfochtene Dogma nicht von Litteraten, sondern von Seiten der hauptstädtischen Geistlichkeit, die sich bei diesem Anlasse zur Wortführerin einer nachsichtig urteilenden Gesellschaftsmoral machte. Helene Dickmar stand in dem von beiden Parteien mit gleicher Heftigkeit geführten Kampfe auf der Seite des angegriffenen Dichters; ihr Essai „En Kvinderöst i Handske spörsmaalet" weckte hüben und drüben den lebhaftesten Widerhall. Auch ihre nächsten Veröffentlichungen waren vorwiegend polemischen Charakters, u. a. ihre Essais über Ibsens Problemdramen, die wie die erste Schrift anonym erschienen. Ihre erste selbständige Arbeit, der Roman „Ud i livet", ließ ein starkes Erfassen sozialer Strömungen erkennen, dem sich ein eindringendes Menschenstudium und bewußte Herrschaft über die künstlerischen Ausdrucksmittel zur Seite stellte. In der nächsten Erzählung („Ellen", 1893) sehen wir die Dichterin als mannhafte Streiterin auf dem Felde der Frauenrechtler-Bewegung. Sie strebt einem neuen, im besten Sinne modernen Frauen-Ideal zu, dessen Mission sie gleichermaßen auf sozialem wie ethischem Gebiete erblickt. Auf den Tendenzroman „Ellen" folgt eine längere Pause. Die polemische Ader der Dichterin macht sich in ein paar kürzeren Abhandlungen litterarischen Charakters („To literäre Studier" und „Den moderne literatur og Henrik Ibsens Byggmester Solness") bemerklich. Im Jahre 1901 erschien „Korsvej", ein dramatischer Versuch, den alten Konflikt zwischen Liebe und Mutterpflicht zum Austrag zu bringen. Das Stück wurde vom „Nationaltheater" zur Aufführung angenommen, vermochte sich jedoch nur kurze Zeit auf dem Spielplan zu behaupten. Die letzte Veröffentlichung von Helene Dickmars Hand, das Schauspiel „September", behandelt ein verwandtes Thema, nämlich den verfehlten Glücksanspruch der alternden Frau, die sich beim Herannahen des Lebensabends mit dem Gedanken an stille Resignation abzufinden hat. Das Buch ist von einem Tone stiller, herbstlich-müder Entsagung getragen und ist unzweifelhaft das Tiefgründigste und Harmonischste von allem, was die Dichterin überhaupt geschaffen hat.

„Varia" (12) beschäftigt sich in seiner Litteraturchronik vorwiegend mit neueren dänischen Büchern und stellt es in diesem Zusammenhange als ein bemerkenswertes Phänomen hin, daß in nicht weniger als drei verschiedenen Gaben angesehener Autoren die Themenwahl auf soziale Stoffe gefallen ist, während das religiöse und erotische Element, das bisher die dänische Litteratur fast ausschließlich beherrschte, mehr und mehr in den Hintergrund zu treten scheine. Das gleiche Heft bietet eine Analyse von Gustaf af Geijerstams an dieser Stelle bereits mehrfach erwähnter Erzählung „Skogen och sjön".

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Der Schlachtenlenker." Komödie in einem Aufzug von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch. (Neues Theater, 10. Februar.) — „Schwester Beatrix." Nach einer alten Klosterlegende. Singspiel in drei Aufzügen von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski. (Neues Theater, 10. Februar.)

Bernard Shaws kleine Komödie „Der Schlachtenlenker"*) war vielleicht nicht das bestgeeignete Werk dieses eigenartigen Kopfes, um dem berliner Publikum die rechte Vorstellung von seinem Wesen zu geben, zumal die Aufführung eine Reihe von Stellen gestrichen hatte, die der Bühnenwirkung vielleicht hinderlich, für das Verständnis des kleinen Stückes, vor allem aber für das Verständnis des Autors unentbehrlich sind. So wie das Stück uns auf der Bühne des Neuen Theaters entgegentrat, wirkte es ausschießlich als eine groteske Satire auf den Heroenkultus und als ein geistreiches Scharmützel zwischen Napoleon und der fremden Dame, die ihn mit allen Künsten weiblicher Schlauheit und Koketterie zu überlisten sucht. Aber, so parador es vielleicht auch klingen mag, in diesem Napoleonstück ist nicht Napoleon die Hauptgestalt, sondern der junge Aristokrat, der als Leutnant unter ihm dient, sich aber mit der Selbstverständlichkeit des geborenen grandseigneur über den Emporkömmling innerlich überlegen fühlt. In diesem Stück ist alles so sehr ironisch verzerrt, daß wir lebhafter noch als in den anderen Stücken des englischen Autors nach einem ernsthaften Worte ausschauen. Etwas Positives muß er doch mit seiner Satire im Sinne haben, und wenn er auch in der eigentümlichen Keuschheit seines Empfindens nur immer für kurze Zeit die Fühlhörner seiner Herzensmeinung ausstreckt, so muß sie doch auch im „Schlachtenlenker" so gut wie in „Helden" und in „Ein Teufelskerl" zu erkennen sein. Und diese seine Herzensmeinung ist doch schließlich die Hauptsache, und weil sie in der Gestalt und in den Reden des Leutnants zum Durchbruch kommt — so sehr auch dieser selbst noch karikiert ist —, deshalb nannte ich ihn die Hauptperson. Folgende Worte, die bei der Aufführung nicht gesprochen wurden, sind in diesem Sinne vielleicht die charakteristischste Stelle der ganzen Komödie: „Es mag ja sein," so führt der Leutnant in seinem köstlichen legeren Tone aus, „daß die Revolution ganz gut für Zivilisten paßt, aber für die Armee taugt sie nichts. Sie wissen, wie Soldaten sind, Herr General: sie wollen Männer von Rang zu ihren Offizieren haben. Ein Subalterner muß ein Edelmann sein, weil er mit den Leuten so viel in Berührung kommt; aber ein General oder selbst ein Oberst kann jede Art Kerl sein, wenn er sein Geschäft gut genug versteht. Ein Leutnant ist ein Edelmann, alles andere ist Zufall." Aus diesen Worten klingt deutlich die starke Antipathie Shaws gegen alles Emporkömmlingswesen, und die Note des Parvenüs in Bonapartes Wesen ist es hauptsächlich, die den corsischen Abenteurer seinem Spotte preisgiebt. Und noch eine zweite wichtige Stelle wurde bei der Aufführung fortgelassen, die Rede Bonapartes über das Wesen des Engländers. Ich zweifle, ob nicht diese ungemein witzige Charakteristik auch von der Bühne herab stark gewirkt hätte. Auf jeden Fall hätte sie das ganze Stück in eine andere Beleuchtung gerückt und es vor dem Mißverständnis bewahrt, das es auf eine Stufe mit Hermann Bahrs „Josephine" stellte. Die Rede Bonapartes fällt zweifellos aus dem Rahmen heraus und ist eine Rede Shaws, wie auch Napoleon während dieser Rede bald genug den Stil Talmas fallen läßt

*) Buchausgabe bei S. Fischer Verlag, Berlin.

und ganz Napoleon ist. Aber, wie schon bemerkt, ist uns in diesem Stück gerade der unverhüllte Anblick des Dichters nur willkommen. Desgleichen ist es ein wichtiges Element, daß der Ire Shaw seine Dame als die Enkelin einer irischen Großmutter hinstellt: wer die Iren kennt, wird in der Freude am Witzgefecht und Versteckspiel markante Wesenszüge dieser Nationalität in der fremden Dame entdecken und wird überhaupt dem Verständnis von Bernard Shaws nicht leicht zu beurteilender Persönlichkeit von diesem Gesichtspunkte aus näher kommen. In jedem fremdländischen Autor von Eigenart bleibt ja ein Rest, der vom Standpunkt der anderen Nation nicht zu erklären ist und als Mitgift seiner eigenen Nation hingenommen werden muß. Wir Deutschen vermissen am „Schlachtenlenker“ den klar erkennbaren Plan und ein festes Ziel, der Ire aber hat gerade eine ausgesprochene Vorliebe für das ballspielartige Hin und Her, das ihm Selbstzweck ist. Es giebt kaum noch eine zweite Nation, die so stark im Phantasieleben wurzelt wie die irische. Alle diese Momente wollen bei der Beurteilung von Bernard Shaw und insbesondere von seinem „Schlachtenlenker“ mit erwogen werden.

Auch Maeterlincks „Schwester Beatrix“*) ist nicht ohne weiteres richtig zu verstehen, wenn man das kleine Werk nicht im Zusammenhang mit seinem übrigen Schaffen betrachtet. Die schlichte Klosterlegende von der barmherzigen Gottesmutter, die von ihrem Sockel niedersteigt und jahrelang die Pflichten einer entflohenen Nonne versieht, ist für Maeterlinck nur das Symbol um jenes Evangelium von der bedingungslosen Kraft der Güte und Liebe zu verkünden, das schon in „Aglavaine und Selysette“ anklingt und mit voller Kraft in „Joyzelle“ zum Ausdruck gelangt. Wer Maeterlincks philosophische Schriften kennt, weiß, daß er fort und fort diese Macht der Güte und Liebe, die jenseits des Kausalgesetzes steht, als die Aeußerung der Seele des Menschen kennzeichnet, die ihn mit seinem göttlichen Ursprung verknüpft. In „Schwester Beatrix“ nun ist es nicht die göttliche Kraft im Menschen, die wir handeln sehen, sondern die Gottheit selbst tritt handelnd auf und zeigt gewissermaßen den Menschen das Idealbild, nach dem sie in unablässigem Streben ihr eigenes Handeln einzurichten haben. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Maeterlinck davon spricht, daß sein kleines Singspiel — er bezeichnet es als einen simple canevas pour musique, und die Musik (von Max Marschalk) nimmt denn auch eine selbständige Rolle ein — „im besten Falle die ersten tastenden Schritte zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Thränen“ darstelle. Die Liebe verzeiht alles, ohne Gründe, nur kraft ihrer angeborenen Art, und so erhebt die heilige Jungfrau die Schwester Beatrix zur Heiligen, und die Aebtissin und die Schwestern hören nicht auf ihre Beichte und ihre wilden Selbstanklagen, denn vor dem Throne der Güte giebt es keine Schuld. Auf der Bühne freilich treten diese philosophischen Grundlinien des Werkes nicht deutlich hervor, zumal wenn es mit so großer Pracht der Ausstattung gegeben wird wie im Neuen Theater.

Gustav Zieler.

*) Buchausgabe bei Eugen Diederichs, Leipzig.

Dresden.

„König Saul.“ Trauerspiel von Eberhard König. (Königl. Schauspielhaus, 4. Februar.) — Buchausgabe im Verlag von Hermann Costenoble. Berlin 1903.

Eberhard Königs fünfaktiges Trauerspiel „König Saul“, dem ein starker Achtungserfolg beschieden war, ist im Grunde die Tragödie der harten, zielbewußten, ehrlichen Arbeit des Mittelmäßigen, der im Kampf gegen das alles vor sich niederwerfende, gottgesandte Genie zertreten wird. Saul ist der derbe, sieggewohnte Bauernkönig, der seinem Volke mit harter Faust und ehernem Willen Frieden und Glück errungen hat, David der lächelnde, verträumte Knabe, über den es zuweilen wie Erleuchtung, wie Segensfülle ungekannter Fernen kommt, um ihn, seiner selbst kaum bewußt, von Erfolg zu Erfolg zu treiben. Auch in Sauls tiefster Brust schlummert eine Sehnsucht nach diesem Unwirklichen, eine anbetende Verehrung vor der Mystik des Daseins überhaupt, die um so tiefer ist, als sein wirklichkeitsgewohntes Wesen aller genialen Fülle entbehrt. Darum liebt er David mit weicher Zärtlichkeit wie eine Erfüllung seiner eigensten, stillen Wünsche, darum giebt er ihm sein Lieblingskind Michal zum Weibe, um ihn für immer an sich zu fesseln. Aber aus diesem Gefühle seiner seelischen Geringerwertigkeit resultiert auch der heiße Haß, der fressende Neid, der in ihm emporwächst, als seine Großen den Keim des Argwohns gegen David ihm in die Brust senken, als der alte Samuel den Jüngling zum König weiht. Mannhaft kämpft er zuerst gegen das Unwürdige, das sich zwischen ihn und den Freund stellt, aber die dunklen Gewalten werden stärker und stärker, und in rasender Wut schleudert er bei Davids Psalm seinen Speer nach dem Haupte des Sängers. David entkommt und erringt im Kampfe für seinen König Sieg auf Sieg. Das Volk jubelt ihm zu, wo er sich zeigt, und dem einsamen, um die Arbeit seines Lebens bangenden Saul wird es zur herben Notwendigkeit, David in Acht und Bann zu thun. Trotzdem wagt es der Geächtete, sich zu seinem Weibe Michal zu stehlen; er wird entdeckt, und hinter dem Flüchtenden jagt die Meute seiner Verfolger, Saul an ihrer Spitze, einher. In einer Felsenhöhle sucht der müde König vor Gewitter und Sturm, vor seinen eignen quälenden Gedanken Ruhe. David, dessen Anhänger am liebsten den verhaßten Fürsten ermorden möchten, naht sich dem Schlafenden. In einem wundervollen, in weicher, lyrischer Schönheit überfließenden Zwiegespräch nimmt er Abschied von dem Träumenden. Schnell kommt es nun zur Entscheidung. Die Philister sind ins Land eingefallen, haben David freien Abzug gewährt und Saul umstellt. Wie an eine letzte Hoffnung klammert sich des Königs Haß an den Gedanken, David könne sich mit den Philistern vereinigen und so endlich einen thatsächlichen Grund zu seiner Bekämpfung und Vernichtung bieten. Als er Davids Botschaft, mit ihm gemeinsam gegen den Feind zu ziehen, vernimmt, bricht er zusammen. Irre geworden an seiner Königsherrlichkeit, geht er zum Weibe von Endor, um von ihr das Ende zu erfahren. Das lautet: David wird König sein! Da schwindet mit einem Male aller Haß, aller Neid aus seiner Seele, ganz König und Held in seiner großen Resignation vor dem Gottgesandten, ruft er dem kommenden Tage, der ihm den Tod bringen soll, zu:

> Morgen — morgen! ein voller Tag voll That
> Vom Frührot, bis er sanft mit mir verblutet!
> Einmal noch trink ich heißes, sel'ges Leben,
> Und trink es Dir zu, bis die trunkne Hand
> Herniedersinkt, den edlen Wein verschüttend,
> Dir, König David! Berge von Gilboa,
> Die ihr mein Blut empfaht, bewahrt mir treulich
> Den Seufzer meines Sterbens, bis Er komme,
> Der größer ist denn ich — den letzten Seufzer,
> Der Liebe ist für dich, David, mein Sohn.

Nicht vollkommen hat sich der gewaltige Stoff von der Hand des Dichters meistern lassen. Eine beinahe epische Breite, oft ein Zerflattern der Spannung in wunderschöne, sinnumschmeichelnde Lyrik und der Mangel an dramatischer Konzentration erschweren, auch bei bedeutenden Kürzungen, ein volles Genießen der Aufführung. Inbezug auf die Charakteristik ist Saul wohl die rundeste und gelungenste Gestalt des Dramas. Er macht eine, wenn auch meist nur in den lyrischen Ruhepunkten zutage tretende Entwicklung durch, während David, von Anfang bis zu Ende, als gottgesandter Genius, derselbe bleiben muß. Sein Weib Michal scheint im Anfange der Handlung eine dramatische Hauptperson werden zu sollen, aber sie sinkt ganz und gar zur Episodenfigur herab. Im Szenischen täuscht

die wahrhaft künstlerische, stimmungschaffende Sprache des Dichters über manches beinahe Unmögliche, so die Traumszene im vierten Akt, hinweg, und der Schluß ist ein in tiefen Glockenklängen der Empfindung austönendes Epos, nicht aber das Ende einer Tragödie. Doch was bedeuten alle diese Ausstellungen gegen die eine sichere Erkenntnis, daß in Eberhard König ein Poet steckt und daß wir von seiner ausgereiften Kunst noch reiche Früchte erwarten dürfen, weil ihn die Natur mit dem begnadet hat, was sie nur ihren Besten giebt, mit einer vollen, künstlerischen Persönlichkeit!

Christian Gaehde.

München.

„Die Mama." Komödie in 3 Akten von Felix Dörmann (Schauspielhaus). — „Die Krone." Schauspiel von Emanuel von Bodman (Münchener dramat. Gesellschaft).

Felix Dörmann wohnte hier Ende Januar der Erstaufführung zweier von seinen Bühnendichtungen bei, des „Herrn von Abadessa" im Hoftheater und der dreiaktigen Komödie „Die Mama" im Schauspielhause; aber wiewohl er auch hier als Autor der „Ledigen Leute" gut angeschrieben war, erlebte er in beiden Schlachten eine Niederlage. Den „Herrn von Abadessa" zog die unglückliche Stilmischung aus Heldenpose und Trivialität, namentlich aber die kindliche Mystik des „blauen Schwertes" ins Komische; andererseits erwies sich unser Publikum als noch nicht dekadent genug, um über die reinbrutale „Komödie" zu lachen, die hier zum allerersten Male das Lampenlicht erblickte. Dörmanns „Mama" ist die bürgerlich geborene schöne Witwe eines Aristokraten, die durch Verschwendung und Schuldenmachen ihre Familie an den Rand des materiellen und moralischen Ruins bringt, aber den Schaden durch allerlei skrupellose, mit resoluter Schauspielerei durchgeführte Manöver wieder gut macht. Besagte Manöver lassen an Gemeinheit nichts zu wünschen übrig; Mama sucht ihre brave Tochter, obschon sie von deren Herzensneigung weiß, mit Hülfe ihres verbummelten jüngeren Sohns und einer lügnerischen Wortverdrehung zur Heirat mit einem reichen Trottel zu zwingen, und als diese Finanzoperation an dem Widerstand des Mädchens scheitert, verkauft sie sie zum Schein als bloße Geliebte an einen lüsternen Kapitalisten, um mit dem pränumerando ausbezahlten Kuppelgeld in Monte Carlo zu spielen; zuvor begeht sie aber noch eine Wechselfälschung und bezeichnet ihren ahnungslosen und grundehrlichen älteren Sohn als den pflichtvergessenen Thäter, um in der Maske der verzweifelten Mutter den Geschädigten zur Anerkennung der Unterschrift bewegen zu können. Bei dieser „amüsanten" Entehrung des Sohns durch die eigene Mutter ging eine elementare Entrüstung durch das Haus; soviel Geschmacklosigkeit und Unnatur konnten auch die gewiß nicht vorurteilsvollen Habitués unseres Schauspielhauses nicht vertragen: und der Mißerfolg auch dieses Abends war — trotz der im ganzen recht guten Darstellung — entschieden.

An den „Herrn von Abadessa" erinnerte durch gleiche Unfähigkeit, den großen Stil einheitlich festzuhalten, und ähnliche Hinneigung zu einem kindlich-mystischen Fetischismus, Emanuel von Bodmans märchenhaftes Erstlingsdrama „Die Krone"*), mit dessen Uraufführung die neugegründete „Münchener dramatische Gesellschaft" im Schauspielhause die Reihe ihrer Vorstellungen eröffnete. Herr von Bodman hat als einer der formgewandtesten und ursprünglichsten unserer jüngeren Lyriker bereits verdiente Würdigung erfahren, auch ein gesunder und eigenartiger Humorist scheint in ihm zu stecken, aber gewiß kein Dramatiker, am wenigsten einer großen Stils. „Die Krone" schildert in drei sehr redseligen Akten die innere Entwicklung eines menschenfreundlich und grüblerisch veranlagten Thronfolgers, der, wie Buddha in Weltunkenntnis aufgewachsen, beim ersten Anblick schuldlosen Unterthanenelends an seinem Herrscherrecht irre wird, die Krönung aufschiebt und inkognito nach der Methode forscht, allen begründeten Wünschen und Meinungen gerecht zu werden, bald aber erkennen muß, daß nur die Zuversicht zu dem eigenen guten Willen praktisch fruchtbar ist: worauf er eben noch rechtzeitig einem im Trüben fischenden Usurpator die Krone entreißt. Abgesehen von einigen hübschen lyrischen Einzelheiten schwankt der Dialog fortwährend zwischen anempfundenem Theaterpathos und banalen Alltagsredensarten hin und her, dabei sind alle Gestalten bloße Typen primitivster und zum Teil sehr moderner Art, obwohl das Schauspiel „in einer alten Zeit" spielen will; ideell bietet das Stück nichts neues, zudem ist die Nutzanwendung des Schlusses nicht klar herausgearbeitet. Die Wiedergabe der vielen Rollen durch ein buntzusammengesetztes Personal war — unter der Leitung Dr. Fritz Braumüllers — zum Teil mangelhaft, gab aber im ganzen doch ein deutliches Bild der Dichtung. Für die Ausstattung war alles mögliche geschehen; neue Dekorationen sorgten für einen stimmungskräftigen Rahmen, ein hiesiger Kunstmaler hatte die — freilich viel zu absonderlichen — Kostüme entworfen, Hermann Bischoff obendrein mehrere originelle Trompetenfanfaren geliefert. Nach freundlicher Aufnahme der beiden ersten Akte endete auch diese Uraufführung mit einer fast einmütigen Ablehnung.

*) Buchausgabe bei Albert Langen, München 1904.

Hanns von Gumppenberg.

Nürnberg.

„Sirenenschtingen". Schauspiel in 4 Aufzügen. (Mit teilweiser Benutzung einer turgenjewschen Novelle). Von Karl Böttcher (Stadttheater, 21. Januar). — „Oberst Chabert". Schauspiel in 3 Akten und 4 Aufzügen von Louis Forest. Deutsch von Willy Ganske (Stadttheater, 22. Januar). — „Lulu". Dramatische Dichtung in 2 Teilen von Frank Wedekind. II. Teil: „Die Büchse der Pandora". Tragödie in 3 Akten (Intimes Theater, 1. Februar: Subskriptions-Vorstellung).

Die letzten Wochen dieses an Premièren reichen Winters haben uns wiederum drei Erstaufführungen gebracht, von denen insbesondere die des letztgenannten Stückes von Frank Wedekind als ein litterarisches Ereignis bezeichnet werden darf. Von den anderen beiden Werken war Forests „Oberst Chabert" schon zuvor in Paris erfolgreich in Szene gegangen, erlebte also am 22. Januar nur seine Erstaufführung auf deutschem Boden und in deutscher Uebersetzung. Das Stück — dessen Stoff einem Roman von Balzac entnommen ist — spielt wenige Jahre nach der zweiten bourbonischen Restauration. Der bei Eylau schwer verwundete und nach der Schlacht totgesagte napoleonische Oberst Chabert ist, von langem Krankenlager erstanden, wieder in Paris aufgetaucht und hat sich schon seit lange, doch vergeblich alle erdenkliche Mühe gegeben, aufs neue als der, der er ist, und in seinem vormaligen Besitze anerkannt zu werden. Endlich findet er in dem jungen und gewandten Advokaten Derville den Mann, der den Willen mit der Fähigkeit vereinigt, ihm zu helfen. Allein gleich die erste von Derville vermittelte Zusammenkunft und Aussprache, die der Oberst Chabert mit seiner einstigen Frau, der nunmehrigen Gräfin Ferrand, hat, zeigt die Widerstands- und Willenskraft des Obersten gebrochen. Er gerät völlig in das Netz der selbstsüchtigen und intriganten Gräfin, die ihn schließlich sogar zu dem Entschluß bestimmt, alle seine Ansprüche aufzugeben, sich aufs neue lebendig zu den Toten zu legen. So begegnen wir ihm denn in dem zwanzig Jahre später spielenden letzten Aufzuge als einem der Insassen eines Altmännerhauses, in das die Gräfin ihn eingekauft hat, wieder. Er hat keine Vergangenheit mehr und keine Zukunft; er ist und will nur noch sein „Nr. 364". Spannung ist den ersten Akten nicht abzusprechen, und ohne Zweifel erwecken das Schicksal und der Charakter der Hauptperson anfangs unser Interesse. Doch diese Vorzüge — es sind die

einzigen, die das Stück aufweist — werden durch den matten, enttäuschenden Schluß wieder aufgehoben. — R. Böttchers Schauspiel „Sirenenschlingen", das einzelne Motive Turgenjews „Dunst" entlehnt, handelt gleichfalls von der dämonischen Macht eines schönen frivolen Weibes, durch die hier ein junger Bildhauer seiner Braut entfremdet und schließlich zum Selbstmord getrieben wird, verrät indessen einen solchen Mangel nicht nur an dramatischem, sondern überhaupt an jeglichem poetischem Talent, daß wir hier nicht weiter auf das Stück einzugehen brauchen.

Und ebendasselbe Thema hatte auch in bis zur Unnatur gesteigerten, schauderhaften Weisen Frank Wedekind in seinem Drama „Erdgeist" erklingen lassen, dessen Fortsetzung und Schluß seine Tragödie „Die Büchse der Pandora"*) bildet. Diese schließt sich also als letztes den früher (Sp. 508 d. J.) erwähnten Stücken des von Direktor Meßthaler veranstalteten Wedekind-Cyklus an. Lulu, die Heldin des Ganzen, die Verkörperung der Fleischeslust, war, nachdem sie ihren dritten Gatten, den Vater eines ihrer Liebhaber, erschossen, zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt worden, und in der „Büchse der Pandora" sehen wir zunächst ihre verschiedenen Liebhaber beiderlei Geschlechts sich mit Plänen zu ihrer Befreiung abmühen. Erfolg hat nur die homosexuell geartete Gräfin Geschwitz, die in der abenteuerlichsten Weise unter Zuhülfenahme der Cholera, die sie in das Zuchthaus einzuschleppen weiß, die Befreiung bewerkstelligt. Lulu erscheint und beginnt sogleich wieder ihre Orgien mit Alwa Schön, ihrem Stiefsohn, der die Zwischenzeit dazu benutzt hat, über das mit ihr Erlebte ein Drama, „Erdgeist" betitelt, zu verfassen. Mit Lulus Frage: „Ist das noch derselbe Divan, auf dem sich Dein Vater verblutet hat?" und Alwas: „Schweig, schweig!" schließt der erste Akt. Der zweite spielt in Paris in einem Hause niedrigster Art, in dem alle Laster freies Spiel haben. Der Kreis von Lulus Liebhabern hat sich noch vergrößert, aber zwei von ihnen möchten sich doch auch den auf ihre Auffindung und Auslieferung gesetzten Preis von 1000 Mark verdienen. Den einen weiß sie sich durch Mord vom Halse zu schaffen, vor dem andern aber flieht sie mit zweien ihrer „Getreuen", denen sich nachträglich noch die Gräfin Geschwitz zugesellt, nach London, um hier schließlich im dritten Akt, zur gemeinen Gassendirne herabgesunken, Jack dem Aufschlitzer in die Hände zu fallen. So entströmen dieser Pandorabüchse alle nur erdenklichen Gestänke, und namentlich die Szene, in der nach vollbrachter That der Lustmörder sich auf der halbdunkeln Bühne die blutigen Hände wäscht, „die hat mir aber Arbeit gemacht", „was bin ich doch für'n Glückspilz" und andere Scheußlichkeiten vor sich hinmurmelnd, erweckte denn auch bei einem kleinen, ästhetischer empfindenden Teile des Publikums eine hartnäckige Opposition, die sich durch Pfeifen und Zwischenrufe („Pfui!", „So etwas gehört nicht auf die Bühne!", „Vorhang!", „Schluß!" u. s. w.) kundthat, aber durch die große Majorität der Beifallspendenden übertäubt wurde.

Der Kritiker wird den rein ästhetischen Standpunkt in diesem Falle um so weniger einnehmen dürfen, als es sich nicht eigentlich um eine öffentliche, sondern um eine — der Censur nicht unterworfene — Subskriptionsvorstellung, also mehr um ein Experiment vor einem litterarisch interessierten Publikum handelte. Die zahlreichen, allerdings mehr genialischen als von echter Genialität eingegebenen Züge, die das Stück aufweist, der große Realismus mancher Szenen, der von einer tiefen Kenntnis der Nachtseiten des Lebens und zugleich von gereifterem dramatischem Geschick zeugt und, teilweise von packender Kraft, auch abgestumpfte Theaterbesucher hin und wieder zu vollkommener Illusion führt, dazu die auf das sorgfältigste durchgearbeitete, vollendete Wiedergabe, ließen das Experiment ohne Zweifel als gerechtfertigt und dankenswert erscheinen. Der Gedanke, daß in Frank Wedekind eine Art moderner Grabbe — freilich aus der alkoholischen in die erotische Atmosphäre übertragen — stecken möge, drängte sich mir angesichts dieses Stückes, dieser Aufführung unwillkürlich auf. Dabei ist der Grundzug des Dramas trotz der abscheulichen Aeußerlichkeiten, die vielleicht das stärkste darstellen, das seit den Tagen der römischen Imperatoren auf der Bühne gewagt worden ist, ohne Zweifel ein moralischer. Findet sich doch der Gedanke, daß die erwachte Fleischeslust mit allen ihren Ausartungen die Strafe für den Sündenfall oder der Stachel ist, der den Menschen immer wieder unter das Joch des Animalischen zwingt, daß sie der schlimmste, der zerstörendste Feind des aufwärts strebenden Menschengeschlechts ist, schon bei einem der tiefsten Denker des christlichen Altertums, dem heiligen Augustinus. Aesthetisch freilich bleibt gleichwohl viel, sehr viel gegen das Stück einzuwenden. Einen irgendwie veredelten Geschmack bezeugt es in keiner Weise, und immer wieder fragt man sich: ja, hat denn nicht Zola in „Nana" solcherlei Vorgänge und selbst den Grundgedanken schon ungleich künstlerischer abgewandelt? oder: soll der Dramatiker wirklich an Schwurgerichtsverhandlungen sich zu bilden, ihren Ergebnissen mit seiner Kunst nachzueifern trachten? Ohne die Stoff-Frage im übrigen weiter aufrollen zu wollen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß in dieser Hinsicht die allerschwersten Bedenken gegen das Stück obwalten. Als ein Kunstwerk im höheren Sinne kann es trotz der angedeuteten Vorzüge so wenig bezeichnet werden, wie die früher besprochenen Werke Wedekinds.

Th. Hampe.

*) Buchausgabe bei Bruno Cassirer in Berlin.

Weimar.

„Der unsterbliche Felix". Hauskomödie in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch. (Hoftheater, 4. Febr.).

Mit seinem neuesten Bühnenwerk hat der Dichter den Versuch gemacht, in dramatischer Form u. a. ein Pasquill zu schreiben auf allerlei von den Hütern des guten Geschmacks bitter empfundene und schon oft bekämpfte Auswüchse des modernen litterarischen Lebens in — Deutschland und wohl auch anderswo. Das Milieu, in dem sich die Dinge — von einer festgefügten Handlung kann kaum die Rede sein — in buntem Wechsel und doch ewigem Einerlei abspielen, ist in den drei ersten Akten das Arbeitszimmer des Professors Felix Mannhardt, der, zu jung, um ohne Wunsch zu sein, doch alt genug sein sollte, um dem thörichten Gethue hundsföttischen Sansculottismus in Kunst und Litteratur von seiten alberner oder verkommener Leute, die ihm aus selbstsüchtiger Absicht schmeicheln, ein Ende zu machen, wenn ihn nicht der Teufel der Eitelkeit zu allerlei die Grenze des litterarischen Anstandes fast verletzenden Streichen verleitet hätte und immer von neuem wieder verleitete. In diesem Kreise, der von einem ausgefeimten Lüderjahn ohnegleichen beherrscht wird, erfährt der naive Laie unter anderm, daß in Deutschland Theaterdirektoren Stücke zur Aufführung annehmen sollen, wenn ihnen von gefürchteten Kritikern ein empfehlendes Geleitwort gegeben wird; daß es Leute giebt, die die Interna im gastlichen Hause des Freundes beobachten, um sie dann im Roman zur Erhöhung des realistischen Interesses mehr oder weniger geschickt zu verwenden, und was dergleichen mehr ist.

Von solchem Strudel ergriffen und beherrscht ist, wie gesagt, auch der in seinem Kreise immer nur „Meister" genannte Professor Felix, der indessen bei seiner Gutmütigkeit naiv genug ist, nicht zu merken, daß man schnöden Spott mit ihm treibt, und daß er dereinst von seinem „Sekretär" im Roman „unsterblich" gemacht werden soll. So ausgeprägt nun auch der typische Charakter des alten Narren ist, so ist doch der absolute Wert der Figur selbst so gering, daß wir ihrem Dasein und ihrem endlichen Wandel, der Bekehrung zur besseren Einsicht, kein genügendes Interesse entgegenzubringen vermögen

Denn nicht, weil der unglückliche Professor die Tollheit und das Lächerliche seines Gebarens und dessen seines litterarischen Spießgesellen im Spiegel allgemeiner absoluter Wahrheit einsieht, sondern weil ihn die Wucht des Wortes: „De te fabula narratur“ persönlich zur Einkehr zwingt, giebt er die eiteln Narrenspossen der Selbstberäucherung auf und verbannt den Schein der angenommenen Jugendlichkeit, freilich nur um den Fluch des impotenten Alters dafür einzuhandeln. Der Umschwung erfolgt am Schlusse des zweiten Aktes, wo der alte Narr, der gelegentlich an den Grazioso der italienischen Komödie erinnert, es merkt, daß er der Gefoppte ist. Obwohl der dritte Akt nur einen Tag nach dem zweiten spielt, hat der alte Professor doch die Empfindung, als läge für ihn zwischen gestern und heute ein Jahrhundert. Aus diesem Schiffbruch seines Daseins rettet der verunglückte „Meister“ nur seine durch alle Auswüchse gelegentlich doch hindurchschimmernde Gutmütigkeit, mit der der Dichter gegen Ende ein paar allerdings sehr hübsche, von deutschem Gemüt zeugende Episoden zu bestreiten vermag. „Das Ewigkindliche“ giebt dabei den wirklichen Ausschlag.

Otto Francke.

In Posen wurde Karl Bleibtreus Drama „Der Heilskönig“ zum ersten Male aufgeführt und erzielte nach den Berichten der Tagespresse einen großen Erfolg.

Goethes Lustspiel „Der Großkophta“, das seit den Lebzeiten des Dichters nicht wieder aufgeführt worden ist, wurde am 4. Februar im Stadttheater in Dortmund unter großem Beifall gegeben.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die vom Niederrhein. Roman in zwei Büchern von Rudolf Herzog. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. Mk. 4.—.

Rudolf Herzog ist eine liebenswürdige, warmherzige Poetennatur, die mit Vorliebe verwandte Naturen aus seiner engeren Heimat, den weinfrohen, kunstsinnigen Rheinlanden, schildert. Prächtige Menschen erstehen vor uns, voll Gemütswärme, mit allerlei chevaleresken Tugenden ausgerüstet, Menschen, die, leidenschaftlich zum Guten drängend, sieghaft gegen das Böse zu Felde ziehen. Denn das Böse muß sich ihnen doch irgendwo entgegenstellen, sonst gäb' es keinen rechtschaffenen Konflikt. Wir sehen, wie sie sich an Andersgearteten stoßen und sich an ihnen reiben — sich aber niemals an ihnen zerreiben — nein, beileibe nicht! Der Verfasser ist viel zu warmherzig und mitleidig, als daß er einen seiner prächtigen Menschen untergehen lassen könnte. Es läuft alles zum Schluß auf das beste ab.

Herzogs neuester Roman hat etwas sehr Ungleichmäßiges. Der wirklich trefflich gelungenen Zeichnung einzelner lebensfrischer Figuren hält die Schilderung ihrer Antipoden nicht die Wage, denn diese ist zum Teil sehr konventionell ausgefallen. So ergiebt sich ein Gemisch von liebenswürdigen, naturfrischen Einzelszenen und stark nach dem Dutzendroman schmeckenden Kapiteln. Auf seinem Heimatboden ist Herzog ein wirklicher Poet; wagt er sich aber, wie hier im zweiten Teil seines Romans, nach Berlin, und sogar ins „High-life“, so versagt seine warmblütige, lebendige Kunst, und er wird konventionell und im schlechten Sinne romanhaft. Der Schluß läutert und hebt das Ganze wieder, indem er das freundliche Anfangsmotiv in frohen Akkorden ausklingen läßt.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Anna Priszewska. Roman von Klaus Rittland. Dresden 1903, Carl Reißner. gr. 8°. 310 S.

Ein schönes, stimmungsvolles Buch. Wir lernen Anna Priszewska, die Heldin des Romans, als 24jähriges Mädchen kennen; mit 28 Jahren stirbt sie an der Schwindsucht. In den vier Jahren, die dazwischen liegen, lebt sie ihr Leben aus: Unruhe und Sehnsucht ihrer Triebe, Erfüllung ihrer Bestimmung und das Abschiednehmenmüssen von allem. Der Höhepunkt und der Niedergang des Lebens drängen sich für sie auf eine kurze Spanne zusammen und fallen in die Blütezeit ihrer Empfindungen. Der Glanz der Jugend und der Liebe und die Schatten des Todes durchdringen sich. Der „Zug in die Tiefe“, der das Wesen ihrer Natur ausmacht, wird gestillt durch die Bethätigung ihrer Weibesgefühle und -funktionen; andererseits wird ihr Empfinden von einem zweiten Faktor bestimmt — ihrer schwächlichen Konstitution. So ist ihre Seele geteilt zwischen den großen, schönen Gewalten des Daseins und den trüben Instinkten der Kranken. Sie führt nicht nur ein Tagebuch, sie ist in Wahrheit eine einsame Natur, die dem Leben und den Menschen gegenüber eine andere Distanz hat als der Durchschnitt. Ihre Medisance entquillt der Anschauungsweise einer innerlichen, vornehmen, durch ihr Geschick verfeinerten und vertieften Natur.

Alle diese Voraussetzungen geben der Verfasserin Gelegenheit zur Durchhaltung einer wundervollen, stillbewegten Grundstimmung und zur Aufstellung von sehr interessanten geistigen und körperlichen Kontrasten. Die Behandlung der Krankheit ist realistisch mit großer Kunst durchgeführt. Der objektive Verlauf der Krankheit in seinen erbarmungslosen Fortschritten und Wirkungen tritt in der Tagebuchdarstellung klar zu Tage; daneben her gehen die Selbsttäuschung und die Illusionen der Kranken, ihr Hoffen und Zweifeln zu gleicher Zeit, bis sie endlich durch die hoffnungslose Erkenntnis zur Resignation geführt wird. — Es fehlt nicht an konventionellen Elementen in dem Werk, aber alles in allem ist es eine Freude, dieses vom Geist des Lebens durchströmte Buch zu lesen, das sich den besten Schöpfungen der Moderne an die Seite stellen kann.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Kantor Grobe und andere Leute. Von Fr. Polack, Kgl. Schulrat. Gesammelte Erinnerungen aus der Zeitschrift „Pädagogische Brosamen“. Wittenberg 1902, R. Herrosés Verlag. 136 S.

„Schau in Dich und erkenne, was Dir fehlt! Schau um Dich und lerne, was Dir frommt! Du bist von Musterbildern umgeben, die Dich locken, und von Warnbildern, die Dich schrecken. Laß Dich locken zur Wahrheit und Liebe! Laß Dich warnen vor Irrtum und Thorheit!“ Mit diesen einleitenden Worten bezeichnet der vor kurzem aus dem Amte geschiedene, wohlverdiente Kreisschulinspektor von Worbis im Eichsfelde den Zweck seiner Lebens- und Charakterbilder. Was er in seinem Amte an Lebensweisheit und Lebenserfahrung gesammelt hat; was er an stillem Heldentum und guten und schlimmen Originalen gesehen, davon erzählt dieses Büchlein in schlichter, herzgewinnender Weise. Wege werden gewiesen und Winke gegeben für alle, die zu lehren berufen sind und lernen wollen. Wer ein Herz so voll Liebe und Milde hat, wer so klar und verständig sieht und so freundlich sachkundigen Rat giebt, der darf auch auf verständnisinnige Leser rechnen. Ich wünsche dem lieben Büchlein deren recht viele!

Darmstadt. *Karl Berger.*

Dramatisches.

Bei sinkendem Licht. Dialoge von Hans Bethge. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 102 S.

Wir erkennen den Dichter der „Stillen Inseln“ in diesen Gesprächen wieder und den deutschen Schwärmer, der „Die Feste der Jugend“ erlebte. Und er wird mir wohl nicht böse sein, wenn ich sage, daß mir diese seine beiden Bücher viel lieber sind als sein neues. Ich sage

ja auch zugleich, daß dennoch ein feiner und empfindsamer Zauber über den Geschichten und Träumen liegt, die er bei „sinkendem Licht" erdachte. Wie ein blasser, figurenreicher Rauch, der alle Menschen und alle Worte zart verschleiert. Darum nehmen wir so seltsam viel Resignation aus dem Buche Bethges mit, und darum ist der Frühling darin so melancholisch und alle Freude beinahe schmerzlich. Das ist der feine Reiz, den alle Bücher dieses Dichters haben. Trotzdem ist vieles in seinen neuen Dialogen verfärbt und von einer gewissen mühsamen Grazie, die seine Verse niemals bedrückte. Auch scheint es mir, daß es wohl alte und ältere Arbeiten sind, die der Autor in dem von Leo Prochownik mit guter Kunst geschmückten Bändchen vereinigt hat, und daß sie deshalb für die Entwicklung des Lyrikers nicht bedeutsam sein mögen. So hell und silbern und sehnsüchtig wie seine schönsten Lieder ist keines von den Prosastücken, und doch habe ich so manche heimliche Glut, manche Traurigkeit, manche verschwiegene Nacht in ihnen wiedergefunden.

Prag. *Paul Leppin.*

Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit von Ludwig Bauer. Minden i. Westf., C. C. Bruns. 163 S. M. 1,50.

Auf der zweiten Seite des Buches steht der Vermerk: Bühnen gegenüber Manuskript. Es liegt ein Stück Prätention in dieser geschäftsmäßigen Formel. Ich glaube kaum, daß ein so kluger, energischer und witziger Publizist wie Ludwig Bauer im Ernste das „Aufführungsrecht" seiner Szenen präzisieren wollte. Seine durchweg tendenzhaltigen Dialoge haben überaus wenig Gemeinsames mit Kunst und Künstlerischem. Aber sie umschließen eine Reihe feiner und tapferer Gedanken, die, ohne großzügig zu sein, weite und klare Perspektiven haben. Ganz und gar unbrauchbar für das Theater wirken sie keineswegs durch ihre Art und ihre technische Architektur (Dinge, die der Autor beinahe absichtlich vernachlässigt hat), sondern einzig und allein durch die Kraft und die Ehrlichkeit der Ideen, die sie propagieren sollen. Es sind temperamentvolle, gediegene Feuilletons, die mit einer bescheidenen journalistischen Bravour geschrieben sind, mit heftigen und eindeutigen Pointen, das Resultat guter Bücher und einer soliden, gesunden Nachdenklichkeit. Nichts Revolutionäres ist in dem Buche Bauers enthalten, das nicht bereits durch die Bekenntnisse großer und einzigartiger Persönlichkeiten (Nietzsche, Lassalle) sozusagen offiziell geworden wäre. Der Wert und die Berechtigung seiner kleinen Sammlung soll deswegen nicht herabgesetzt werden. Es ist Geist und Herz darin, Logik und Tüchtigkeit, hie und da ein bißchen Litteratur und nicht gerade immer die beste. Wer zu Ehe und Prostitution, zu Liebe und Kapitalismus ein richtiges Urteilsverhältnis bisher noch nicht gefunden hat, kann wirklich manches aus den „Besiegten" lernen.

Prag. *Paul Leppin.*

Litteraturwissenschaftliches.

Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen von Heinrich Morf. Straßburg, Karl J. Trübner. 1903. XII und 540 S. M. 6,— (7,—).

Die Aufsätze, die Morf in dem vorliegenden stattlichen Bande vereinigt, waren sämtlich bereits früher selbständig oder in wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen, die meisten in der „Deutschen Rundschau" und in der „Nation", zu deren geschätztesten Mitarbeitern der Verfasser seit einer Reihe von Jahren zählt. Sie umfassen die verschiedensten Zweige des großen Gebietes, das die moderne Wissenschaft unter dem Namen der romanischen Philologie zusammenfaßt und das wenige Gelehrte sich so ganz zu eigen gemacht haben wie Morf. Man liest seine, in einem außerordentlich lebhaften, plastischen Stile geschriebenen Abhandlungen stets mit demselben Interesse und Vergnügen, wie verschiedenartige Materien er auch behandeln mag. Morf ist in den Litteraturen aller romanischen Länder gleich vortrefflich bewandert. Seine kritischen Bemerkungen über die alten Chansons de geste sind ebenso wertvoll wie die Würdigung des noch lebenden Frédéri Mistral und der neuprovençalischen Poesie, und wenn er die wandernden Spielleute auf ihren Fahrten begleitet oder Petrarca in seiner Bücherei belauscht, weiß er den Leser ebenso zu fesseln, wie wenn er die Tendenzen des Verfassers von „Paul et Virginie" darlegt oder Shakspeares und Voltaires dramatische Kunst an dem Stoffe von Julius Cäsar vergleicht. Seine Entstehungsgeschichte des französischen Dramas ist nicht minder interessant als seine Charakteristik der Madame de Staël als Schriftstellerin und Frau. Auch über Gestalten wie Molière, Diderot, Voltaire, Rousseau hat Morf immer noch etwas Neues zu sagen. Sein Aufsatz über den Sprachenstreit in der rätischen Schweiz (1888) weiß den Laien für ein rein philologisches Problem zu interessieren, und der warmempfundene Nekrolog, den er Gaston Paris widmet, gehört gewiß zu dem Treffendsten, was über diesen vielverehrten Gelehrten in Deutschland geschrieben wurde. Der größte Vorzug von Morfs Buche liegt jedoch darin, daß es sich, bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit, nicht an ein Publikum von gelehrten Fachgenossen, sondern an den gebildeten Leser aller Stände wendet und daher nicht bloß zur Vertiefung, sondern auch zur Ausbreitung der Wissenschaft beiträgt.

Wien. *Dr. Wolfgang v. Wurzbach.*

Charakterköpfe aus der antiken Litteratur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Leipzig, B. G. Teubner 1903. gr. 8°. 120 S. M. 2,— (2,60).

Die Tendenz des Buches geht dahin, an einigen hervorragenden Vertretern der alten Litteratur, an Hesiod und Pindar, Thukydides und Euripides, Sokrates und Plato, Polybios und Poseidonios, endlich an Cicero die Unhaltbarkeit der in weiten Kreisen noch verbreiteten Ansicht darzulegen, als seien die Meisterwerke antiker Dichtung und Wissenschaft mühelos erzeugte Produkte bevorzugter Wesen; der Verfasser will zeigen, daß „Menschen, sterbliche, leidende und strebende, kämpfende und irrende Menschen sie geschaffen haben". An die Stelle des Idealtypus soll der „Charakterkopf" treten, soweit es möglich ist, bei der Lückenhaftigkeit des überlieferten biographischen Materials die Rätsel zu lösen, die sich uns hier nur allzuoft darbieten. Da sich das Buch an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet (die Vorträge sind im Winter 1901/02 am Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten worden), so beschränkt es sich auf die Herausarbeitung der großen Züge. Aber die Schrift ist gerade in ihrer Knappheit ganz vortrefflich; namentlich der Abschnitt über Euripides wird dem vielgeschmähten Manne in überraschender Weise gerecht, und die Ausführungen über Sokrates gehören zu dem Besten und Durchdachtesten, was sich über den Reformator der griechischen Ethik auf so wenig Seiten sagen läßt.

Leipzig. *Paul Seliger.*

Verschiedenes.

Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß. 2., durchgesehene Aufl. Berlin, Johannes Räde. 243 S. M. 2,50.

Das Schicksal des früheren Reichstagsabgeordneten Hans Leuß war in weitesten Kreisen bekannt, als er der Oeffentlichkeit seine Anklageschrift „aus dem Zuchthause" übergab, und so mag dieses Schicksal bei dem Erfolge des Buches ebenso mitgesprochen haben, wie der Gegenstand selbst und seine Darstellung. Es ist hier nicht die Stelle, den Anschauungen und Urteilen nachzugehen, die der Verfasser in seiner Schrift niedergelegt hat und verteidigt. Die kriminalistischen und moralphilosophischen Gedanken, die er ausspricht, sind zum Teil schon Gemeingut gewesen, zum Teil wird man ihnen freudig zustimmen, zum Teil werden sie einer mehr oder minder scharfen Kritik benötigen. Um

nur eins hervorzuheben: dem Beispiel, daß Leuß anführt, um seine Behauptung, die Kost der Gefangenen sei zu sattarm, zu stützen, fehlt die Beweiskraft, da es sich um einen Fall von Geisteskrankheit handelt und nicht um einen maßlosen Fetthunger eines Gesunden.

Hier interessiert das Werk als künstlerische Leistung. Man sieht, wenn man das Buch durchliest, immer den großen Schatten Dostojewskis hinter den Zeilen. Nur daß der Verfasser der „Memoiren aus dem Totenhause“ das ganze Leben in seiner fürchterlichen Größe giebt, Leuß aber nur eine ernste Episode, einen läuternden Zwischenfall, ein bedrückendes und aufrüttelndes Erlebnis. Um es im Vergleich zu sagen: Karl Fischers „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“ erzählen in einer Reihe von Abschnitten das ganze Leben eines Menschen auf der Walze, Hans Ostwalds „Vagabunden“ beleuchten es mehr journalistisch, geistreich, im Vorübergehen; wenn auch im übrigen die Beziehung zwischen Hans Leuß und Hans Ostwald eine sehr geringe ist.

Jedenfalls ist das Buch von Leuß sehr lesenswert.

Berlin. *Dr. F. Ernst.*

Menschen. Zwei Charakterstudien von Ellen Key. Uebers. von Francis Maro. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1903. 330 S. M. 4,— (5,—).

„Warum benutzest Du Scheuersand? Nimm doch ein paar schöne Worte, die machen ja die Menschen so rein; sie müssen wohl auch einen Eimer rein machen können.“ Die Worte sind von Almquist, und Ellen Key zitiert sie im ersten Essai vorliegenden Buches, der uns mit diesem interessanten Dichter soweit bekannt macht, als es durch beschreibende und sehr allgemein bleibende Worte geschehen kann. Ich halte es für nötig, die Ironie dieser trefflichen Bemerkung auf Ellen Key selbst anzuwenden. Sie ist eine Frau mit recht viel Geist, ziemlicher Sprachkraft und herzlich gutem, vorwärtsweisendem Willen; aber sie ist in Gefahr, den Schacht, aus dem sie mit viel Schnelligkeit ihre Essais herausholt, in der Allgemeinheit und der „schönen Sprache“ zu ersäufen. Noch ist sie nicht soweit, daß man im allgemeinen von Phrase sprechen darf; aber viel fehlt nicht mehr. Schon atmet man auf, wenn man in ihren Studien auf thatsächliche Mitteilungen von Zeitgenossen der Menschen, die sie behandelt, stößt. Schon fängt manchmal die Allgemeinheit an, zum oberflächlichen Gerede zu werden. So zum Beispiel, wenn sie davon spricht, daß Almquist von der „Lebensanschauung der Zukunft“, dem unvermeidlichen „Monismus“ durchdrungen gewesen sei, und dann fortfährt: „Einheit und Ganzheit waren seine Ziele, vor allem zwischen Leben und Dichtung.“ Es ist oberflächlich und beinahe salonmäßig, den Monismus der Erkenntnistheorie mit solchen individuellen Moralbedürfnissen zu verquicken. Auf derlei „Einheit und Ganzheit“ kann auch ein Dualist oder ein Dreieinigkeitsgläubiger aus sein. Ich könnte noch viel anführen, was hierher gehörte, beschränke mich aber darauf, auf S. 82 zu verweisen, wo sie den Tod, „den großen Ausgleicher“, einen „demokratischen Pantheisten“ nennt. Man versuche einmal, sich diese blühende Sprache bildmäßig auszugestalten; man wird merken, wohin es führt, wenn jeder Satz gefühlvoll und weise sein will. Diese Bildschnitzerei der Sprache führte auch Carlyle, Emerson und Maeterlinck oft zur Geziertheit und schönen Unwahrheit; Ellen Key setzt mehr aufs Spiel, weil sie zwar viel schöne Empfindung und Anempfindung, aber weniger Ursprünglichkeit und Geist hat.

Die zweite Studie handelt von Mr. und Mrs. Browning; für mich bleibt dieses respektable und dichterisch reich begabte Ehepaar Mr. und Mrs.; Ellen Key findet, sie hätten eine überwältigend neue Form der Liebe geübt und besungen; ich finde nur das ewig Alte sehr ehrbar und behandschuht vorgebracht und in fast immer kalter Rhetorik, manchmal aber doch in erwärmender Lyrik behandelt; Ellen Key stellt den Briefwechsel der beiden, der mich maßlos langweilt, an die Seite des Evangeliums Jesu Christi (S. 314); da kann ich nun nicht mehr mit, füge aber hinzu, daß die Studie viel objektive Information enthält, sodaß man kontrollieren kann, wie weit einem Ellen Keys allgemeine Betrachtungen begründet scheinen.

Hermsdorf (Mark). *Gustav Landauer.*

Ehe-Irrung Napoleons I. in Dresden. Ernst Graf Napoleon Buonaparte, angeblicher Sohn Napoleons I. und der Gräfin Kielmannsegge-Schönberg. Ein ungelöstes Rätsel des Königreichs Sachsen. Mit Illustrationen und einer Faksimile-Urkunde des Prinzen. Von Carletto. Leipzig, Napoleonverlag von Schmidt & Günther. 1904. 80 S.

Ein sonderbares Schriftchen mit seinem langatmigen Titel und der Bezeichnung des Verlages „Napoleonverlag“! Wer von uns, der noch 1870 miterlebte, hätte sich träumen lassen, daß wir anno 1904 in der Stadt an der Pleiße, wo der große Imperator in den Oktobertagen von 1813 mit einer Galavorstellung von der deutschen Bühne Abschied nahm, einen — Napoleonverlag haben würden! Und doch ist dem so, wie es auch seit längerer Zeit eine ganze Reihe deutscher Antiquare giebt, deren Spezialität derselbe eine Mann ist, dessen Geschichte die Firma Schmidt & Günther in der Querstraße zu Leipzig nun schon über 100 000 Bände gewidmet hat. Eine beachtenswerte Kulturerscheinung, die sich der Historiker späterer Tage ad notam nehmen mag.

Neben den bändereichen und zum Teil mit ausgiebiger Anwendung des Senkbleis arbeitenden Werken von Masson, Dayot, Turquan u. a. nimmt sich nun das neue schmale Bändchen als ein Kuriosum aus. Eine Kaspar-Hausergeschichte in zweiter verbesserter Auflage! Da ist mal vor vielen Jahren in Dresden ein Mann aufgetaucht, mit Namen Ernst Graf, der sich Napoleon Buonaparte nannte und der Sohn des nach Rußlands Eisfeldern ziehenden Kaisers und der schönen Gräfin Kielmannsegge sein wollte, die 1863 in einem halb verfallenen und von Wasser, Busch und Baumwerk umgebenen Schlößchen zu Reisewitz bei Dresden einsam und verlassen, weltvergessen und menschenfeindlich gestorben ist. Dieser angebliche Kaisersohn, der als Knabe einmal von der Königin Hortense abgeküßt wurde, in seiner Jugend als Bereiter mit herumziehenden Tierbudenbesitzern die Welt durchstreifte, wie sein „Vater“ an der Spitze stattlicher Heere, dann im Polizeistaate vormärzlicher Zeiten auf Pritschen und Prügelbänken logierte, den Prinzen Louis Napoleon, seinen lieben „Vetter“, mit Bittgesuchen bestürmte, hat schließlich im Jahre 1866 als blutarmer Teufel in der schönen Elbstadt Dresden durch Selbstmord geendet.

Der sächsische Schriftsteller Eduard Maria Oettinger hat die angeblichen Beziehungen des Franzosenkaisers zu der schönen Kielmannsegge in einem 1864 erschienenen Roman dargestellt; aber hier handelt es sich nicht um einen Roman, sondern um Wirklichkeit. War jener unglückliche Ernst Graf thatsächlich ein Sohn des die Gemüter unserer Gegenwart wieder so lebhaft bewegenden Korsen? Das ist eine Frage, die den nüchternen Sancho Pansa recht kalt lassen würde, aber jeden, der eine Ader voll Don Quixotischen Blutes in sich verspürt, auf die Folter der Erwartung spannt. Der Herausgeber läßt die Beantwortung dieser Frage einstweilen dahingestellt; man muß gestehen, daß eine Menge von Umständen, die hier nicht einzeln auseinandergesetzt werden können, u. a. auch eine auffallende physiognomische Aehnlichkeit, die Abstammung von dem berühmten Ahnen nicht so ganz unwahrscheinlich machen. Ernst Graf soll Memoiren hinterlassen haben, einen starken, 400 Seiten umfassenden Band, auf den gefahndet wird. Auch bittet die Verlagsbuchhandlung, die das Schriftchen in splendider Weise mit hübschen Illustrationen, Autographen u. s. w. ausgestattet hat, jeden, „der noch etwas über das Verhältnis Napoleons zu der Gräfin Kielmannsegge weiß, dieses dem Verlage mitzuteilen, damit bei einer Neuauflage das ev. Material zur weiteren Ergänzung noch verwertet werden könnte.“

Auf jeden Fall ein interessanter und dabei recht kurzweiliger Beitrag zur Kuriositätenlitteratur, der Liebhabern solcher Dinge gern empfohlen werden kann.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Aus der Praxis

Nochmals „Zur Anthologieenfrage“.

Zu dem ungemein interessanten Artikel „Zur Anthologieenfrage“, den „Das litterarische Echo“ (Nr. 8 vom 15. Januar 1904, Sp. 591—593) unter der Rubrik „Aus der Praxis“ brachte, möge auf die allerjüngsten deutlichen Belege für die außerordentliche Wichtigkeit hingewiesen sein, die die poetischen Anthologieen in der litterarischen Jugend- und Volksbildung beanspruchen müssen. Die eine Gattung solcher Hilfsmittel repräsentiert ganz neuartig und ausgezeichnet das Werk „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. M. Consbruch und Dr. Fr. Klincksieck, Oberlehrern am Stadtgymnasium zu Halle a. S.“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1903. X und 310 Seiten), mit Hölderlin einsetzend und von „Jüngsten“ Wildenbruch, Nietzsche, D. v. Liliencron, Arno Holz, Dehmel, Falke berücksichtigend: mit einem, keineswegs bloß pädagogisch einsichtsvollen Vorworte. Der andern Absicht der Anthologieen, der popularisierenden, kommt ein neues Unternehmen in origineller Weise nach, das sich „Münchs Hausschatz“ (Charlottenburg, 1903 bezw. 1904, Verlag von Richard Münch) betitelt und bis dato mit zwei Bänden anrückt: 1. „Deutsche Dichtung der Neuzeit. Gedichte, durch die Dichter (101) selbst ausgewählt“ (320 Seiten), unter denen die allerersten Namen und die verschiedensten Richtungen vertreten sind, 2. „Deutsches Skizzenbuch. Skizzen und Erzählungen durch die Verfasser (39) ausgewählt“ (320 Seiten), eine Lese kurzer, guter Geschichten zeitgenössischer Autoren, die dem schlechten Kolportagebetrieb entgegenarbeiten soll. Jedes der Bändchen dieser Sammlung kostet 50 Pfg. ungebunden (85 Pfg. schön gebunden), in Partieen (denn auf weiteste Verbreitung sind sie berechnet) ca. 25 Pfg. Anlage und Inhalt dieser Novitäten scheinen mir nicht nur für die Beurteilung der Anthologieenfrage vom geschäftlich- und juristisch-litterarischen Standpunkte, sondern auch vom ästhetischen, sozialen, pädagogischen im „Litterarischen Echo“ genauere Rücksicht- und Kenntnisnahme zu heischen. Für die ausgedehnteste Verbreitung des zweitgenannten Unternehmens, „Münchs Bücherschatz“, hat sich soeben, Februar 1904, unter dem Vorsitze des Dichters Prinz Emil v. Schönaich-Carolath, ein vielgliedriger Ausschuß aus ganz Deutschland konstituiert, dem außer vielen angesehenen offiziellen Persönlichkeiten hervorragende Gelehrte und viele litterarische Persönlichkeiten angehören (insgesamt 68). Unter letzteren sind: Frdr. Adler, V. Blüthgen, H. Bulthaupt, F. Dahn, M. Greif, M. Haushofer, H. Hoffmann, W. Jensen, M. Kalbeck, Ad. Stern, J. Trojan E. v. Wildenbruch u. a. „Das Ziel ist die Veredlung der Volksseele“ schließt der seitens des Komitees versandte einsichtige Aufruf, und um der schönen Tendenz der Volksbildung willen werden auch die grundsätzlichen Gegner der Anthologieen diese überaus wohlgelungene, gemeinnützige Leistung nach Gebühr anerkennen, nachdem sie solche Koryphäen der Poesie unter ihre Fittiche nehmen.

München. Ludwig Fränkel.

Nachrichten

Todesnachrichten. In Berlin † am 8. Februar der Schriftsteller Emil Rosenow im Alter von 33 Jahren. Weiteren Kreisen bekannt wurde der Verstorbene, der seit 1898 dem deutschen Reichstage als Mitglied der sozialdemokratischen Partei angehörte, durch seine Komödie „Kater Lampe“, die anläßlich ihrer breslauer Uraufführung in diesen Blättern besprochen wurde (vgl. LE IV, 1644 f.). Vorher hatte Rosenow die Romane „Frühlingsstürme“ und „Die Lüge“ veröffentlicht.

Adolf Socin, Professor der deutschen Litteratur und Erfinder der socinschen Stenographie, † in Basel, 45 Jahre alt. Von seinen Publikationen seien genannt: „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen“ (1888) und „Basler Mundart und basler Dichter“ (1896).

In Rom † am 6. Februar Frau Bertha Cornelius, die Witwe des Dichterkomponisten Peter Cornelius, im 70. Lebensjahre.

Der Verlagsbuchhändler Robert Lutz † am 7. Februar in Stuttgart im Alter von 54 Jahren. In seinem Verlage erschien u. a. die deutsche Ausgabe von Mark Twains Schriften und die bekannte Memoirenbibliothek.

* *

Allerlei. Der Verfasser des Romans „Die Madonna mit dem Rosenbusch“, Adolf Paul, hat gegen den Vorstand des Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit in Hamburg die Beleidigungsklage erhoben. Die Beleidigung ist in einem Rundschreiben des Vorstandes enthalten. — Die Aufführung des Dramas „Kapellenberg“ von Robert Thomalla wurde auf Betreiben der Ultramontanen in Colmar verboten. — Die Tellspiel-Gesellschaft in Altdorf beschloß, zur Jubelfeier von Schillers „Tell“ einen Baufonds für ein neues, massives Tellspielhaus anzulegen. Einstweilen wird die Gesellschaft dies Jahr in dem alten, leichtgefugten Haus noch zehn Tellaufführungen geben. — In Pöchlarn wird für das nächste Jahr die Aufführung des Nibelungenspiels durch die einheimische Bevölkerung vorbereitet. — Pierpont Morgan hat die Manuskripte von Lord Byrons „Korsar“ und von Bulwer-Lyttons „Letzte Tage von Pompeji“ für 40 000 Mk. angekauft.

In der „Neuen Freien Presse“ bespricht R. St. den Gedichtband einer unserer modernen, erotisch dichtenden Damen mit folgenden Worten:

> „Eine reizende, junge Dame, elegant, verführerisch, sucht mit ihrem Bilde, das sie ihren Versen voranstellt, den Hund von Rezensenten zu bestechen. Sie hat es nicht nötig. Ihre Gedichte wirken auch an sich. Gleichwohl möchte man die Photographie nicht missen, so fein und vornehm mutet sie an. Im übrigen giebt sie auch eine Erklärung, einen bildlichen Kommentar sozusagen, zu der ganzen lyrischen Art der Poetin. Wer so aussieht wie sie, wahrhaftig: dem glauben wir die glühenden Ekstasen raffinierter Erotik, die durchgeistigte Sinnlichkeit, die diese Verse atmen. Und dem glauben wir auch, wie die leidenschaftliche Lust an dem lebenden, die leidenschaftliche Trauer um den toten Geliebten. Dieses große, glänzende Auge, von blauen Schatten dunkel umrissen: es ist eine Bestätigung all der Gefühle, Sensationen und Gedanken, die in dem Buch zum Ausdruck kommen. Die Lyrik ist die persönlichste Kunst; das Wesen, die Seele des Dichters soll sie bieten. Es wäre darum gut, wenn alle Lyriker ihren Versen auch ihr Bild voranstellten; denn aus nichts wird man klarer erkennen, ob eine Lyrik wahr oder falsch, Natur oder Pose ist, als aus einem Vergleich der Verse mit dem Bild des Dichters, einem Vergleich der Seele so-

zusagen mit dem Körper, des Innern mit dem Aeußeren."

Ausgezeichnet. Es fehlt dann nur noch, daß die Bücher dieser Damen mit ihrem jeweiligen Lieblingsparfüm parfümiert werden. In geeigneten Fällen empfiehlt sich vielleicht auch noch die Angabe des Wohnorts einschließlich der Straße, Hausnummer und Etage.

Derselbe Kritiker des genannten wiener Blattes widmet unmittelbar darauf dem Roman eines Franzosen, den ein durch den Verschleiß „masochistischer" Bücherware berüchtigter deutscher Verlag herausgegeben hat, die nachstehende Kritik:

„Die Vorrede giebt von dem Inhalt des Romans schon einen klaren Begriff. Kriegsgreuel werden dargestellt, Folterqualen, Martern: die ganze Skala bestialischer Grausamkeit, wie sie im Laufe der abgeflossenen Jahrhunderte blutige Historie uns aufgezeichnet hat. Heldin des Buches ist eine blonde Engländerin. Was die Vorrede aus der Vergangenheit sorglich zusammenträgt, all die Scheußlichkeiten entsetzlicher Wildheit, all die Verruchtheiten vom Blutdunst umdunkelter Hirne, von Wollust der Grausamkeit aufgestachelter Sinne: Grace erlebt es um sich, erlebt es zum Teile sogar an sich. Wir sind im Sudan. Chartum ist in Gefahr, und Gordon kommt, es vor dem Mahdi zu retten. Aber er rettet nicht, er fällt nur mit. Und Grace gerät da in die Macht der Schwarzen. Einem edlen ‚Emir' wird sie zugeteilt, der — hier wird die wilde Sache etwas kindisch — in Liebe zu ihr erglüht und der spöttischen Weißen hilfloses Spielzeug ist. Bis der Mahdi in Person wider solche Geschmacklosigkeit einschreitet und der lockenden Lady zwanzig, sage zwanzig wohlgezählte Hiebe applizieren läßt, daß ihr rosiges Fleisch in Fetzen reißt und eine schluchzende Sinnlichkeit ihre Nerven dem edlen, bisher verschmähten Emir rauschend entgegentreibt. In dieser Tonart schreit und braust der ganze Roman, die Melodieen der Grausamkeit und Wollust wild verschlingend. Man denkt an die naiven Chroniken aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, und man denkt an die raffinierten Schilderungen des Sacher-Masoch. Ist es bei diesem ein Mann, dem maßlose Schläge die Sinne maßlos erregen, so ist es hier ein Weib. Da hat man übrigens den ganzen Charakter des Buches: es ist kein Funken Originalität darin, und die Wirkung, die es allenfalls üben kann und jedenfalls üben soll, ist die eines Aphrodisiakums, einer spanischen Fliege."

Schön. Aber wenn der Kritiker, der recht bezeichnender Weise an dieser Art Litteratur garnichts als den Mangel an Originalität auszustellen findet, diese „Wirkung" des Buches denn schon einmal erkannt hat, weshalb giebt eine große, angesehene Tageszeitung sich dazu her, durch liebevolle Inhaltsangaben solcher Pornographika für deren Verbreitung zu wirken?

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Biller, Arth. Drei Begegnungen. — Das Licht im Korridor. Erzählungen aus dem schweizer. Volksleben. Biel, Ernst Kuhn. 168 S. M. 1,20 (1,60).

Bormann, Edwin. Der Hoteldieb u. andere Humoresken. Leipzig, Edwin Bormann. 48 S. M. 1,—.

Buß, Georg. Das ist Dank. — Das Wunderkind. 2 Novellen. (Kürschners Bücherschatz.) Berlin, Herm. Hillger. 108 S. M. —,20.

Butow, A. Lulu. Erzählung. (Kürschners Bücherschatz.) Berlin, Herm. Hillger. 107 S. M. —,20.

Giorg, Kara. Skanderbeg. Cincinnati, Gus. Muchler. 212 S. M. 4,—.

Glahn, Thom. Heiratsstifter. Ein Novellen-Kleeblatt. Stuttgart, J. Engelhorn. 159 S. M. —,50 (—,75).

Harder, Agnes. Thönerne Füße. Die Geschichte e. Enttäuschung. Dresden, Carl Reißner. 267 S. M. 3,— (4,—).

Hardt, Ernst. An den Thoren des Lebens. Novelle. Leipzig, Insel-Verlag. 80 S. M. 2,—.

Heller, O. Gertruds Freund. — Künstlerblut. 2 Novellen, Berlin, Albert Goldschmidt. 101 S. M. —,50 (—,75).

Hopfen, Hans. Zwei Dorfgeschichten. — Zwischen Dorf u. Stadt. — Aus den Akten, aus der Welt. (Kürschners Bücherschatz.) Berlin, Herm. Hillger. 109 S. M. —,20.

Jerschke, Marie. Ein Buch ohne Titel. Straßburg, Ludolf Beust. 147 S. M. 2,40 (3,—).

Misch, Rob. Die drei Freunde. Roman. Berlin, Carl Duncker. 362 S. M. 3,50.

Müller, Rob. Heinrich Eberhardt. Roman. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 578 S. M. 5,—.

Robischung, F. A. Der Köhler aus dem Blumenthal. Eine Erzählung aus den Vogesen. Straßburg, Friedr. Bull. 148 S. M. 1,80 (2,20).

Romang, J. J. Die Windegghofbauern. — Die Spinnerin. — Die Eisenbahn. Biel, Ernst Kuhn. 168 S. M. 1,20 (1,60).

Suttner, A. Gundaccar v. Gestrandet. Roman. Berlin, Carl Duncker. 316 S. M. 3,—.

Tanera, Karl. Frau Jzuna. Japanischer Roman. Berlin, Carl Duncker. 479 S. M. 5,—.

Volbehr, Lu. Die Bäuerin v. Vorbach. Roman. Leipzig, Frauen-Rundschau. 129 S. M. 2,50 (3,50).

Zitelmann, Kath. Die berühmte Frau. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 109 S. M. —,50 (—,75).

Zobeltitz, Hanns v. Gräfin Langeweile. Ihr Bild. Stuttgart, Carl Krabbe. 153 S. M. 2,— (3,—).

Blicher-Clausen, J. Kjeld. Die Geschichte e. Straßenmalers. Stuttgart, Axel Juncker. 172 S. M. 2,50.

Billiol, Jean de. Ihr Herr. Historischer Roman. Mit e. Vorrede von Jacques Descroix. Uebersetzt von Dolorosa. Dresden, H. R. Dohrn. 188 S. M. 5,—.

b) Lyrisches und Episches.

Abel, Hans Karl. In Halm und Feder. Idylle. Straßburg, Ludolf Beust. 72 S. M. 2,—.

Armstrong, B. L. Gedichte und Aphorismen. Wien, Carl Fromme. 84 S. M. —,80.

Bethge, Hans. Totenspiele in Versen. Stuttgart, Axel Juncker. 85 S. M. 3,—.

Bewer, Max. Lieder aus Norwegen. Laubegast-Dresden, Goethe-Verlag. 63 S. M. 3,—.

Neumann, Herm. Kunibert. Gedichte. Dresden, Heinrich Minden. 238 S. M. 3,— (4,—).

c) Dramatisches.

Herbst, Guido. Herr Amtsbruder. Schauspiel. 94 S. M. 2,—. — Springflut. Ein Meerdrama. 50 S. M. 1,—. Bremen, Carl Schünemann.

König, Eberh. Klytaimnestra. Tragödie. 54 S. M. 1,—. — König Saul. Trauerspiel. 166 S. M. 2,—. Berlin, Hermann Costenoble.

Lothar, Rud. Glück in der Liebe. Komödie. München, Georg Müller. 169 S. M. 2,—.

Weigand, Wilh. Lolo. Eine Künstler-Komödie. München, Georg Müller. 94 S. M. 2,—.

Wagner, Mart. Bühnenzauber. Schauspiel. Straßburg, W. Heinrich. 138 S. M. 1,50.

Wedekind, Frank. Die Büchse der Pandora. Tragödie. Berlin, Bruno Cassirer. 87 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Baumgartner, Andreas. Ein vergessener Dichter. Beitrag zur Geschichte der Dreißigerjahre. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 58 S. M. 1,—.

Engel, Eduard. Shakspere-Rätsel. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 178 S. M. 2,—.

Frey, Dr. Karl. Wilhelm Waiblinger. Sein Leben und seine Werke. Aarau, H. R. Sauerländer. 153 S. M. 6,80 (8,—).

Fulda, Ludw. Schiller u. die neue Generation. Ein Vortrag. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 44 S. M. —,75.

Greve, Fel. Paul. Randarabesken zu Oscar Wilde. Minden, J. C. C. Bruns. 50 S. M. 1,—.

Hartleben, Otto Erich. Angelus Silesius. 2. Aufl. Berlin, Georg Bondi. 80 S. M. 2,— (3,—).

Jahrbuch, 5., der kölner Blumenspiele. 1903. Hrsg. v. d. litterar. Gesellschaft in Köln. Köln, J. G. Schmitz. 394 S. M. 7,—.

Mendthal, Siegfr. Schauspielhaus und Gerichtshof. Jurist. Dramaturgie. 2. verm. Aufl. Memel, J. Schenke. 103 S. M. 2,—.

Pfleiderer, Otto. Herder. Rede zur Gedenkfeier im Rathaus zu Berlin. Berlin, Georg Reimer. 31 S. M. —,50.

Schacht, Heinr. Der gute Pfarrer in d. englischen Litteratur bis zu Goldsmiths Vicar of Wakefield. Diss. Berlin, Mayer & Müller. 46 S. M. 1,20.

Vogt, Adf. Ben Jonsons Tragödie Catiline his conspiracy u. ihre Quellen. Diss. Leipzig, Gustav Fock. 57 S. M. 1,20.

e) Verschiedenes.

Apel, Dr. Max. Immanuel Kant. Ein Bild seines Lebens u. Denkens. Berlin, Conrad Skopnik. 102 S. M. 1,—.

Auerbach, Mathias. Einfälle und Betrachtungen. Philosophische u. weltl. Gedanken. Dresden, Carl Reißner. 226 S. M. 4,— (5,—).

Bertholet, Prof. Alfr. Der Buddhismus u. seine Bedeutung f. unser Geistesleben. Tübingen, J. C. B. Mohr. 65 S. M. 1,—.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. (Halle, Otto Hendel.) 1748. Shelley, Percy Bysshe. Die Cenci. Eine Tragödie. Uebers. v. W. Oetzmann. 80 S. — 1749—52. Tschechow, Ant. Die Hexe u. andere Novellen. Aus d. Russ. übers. v. Theo Kroczek. VI, 280 S. — 1753. Byron, Lord. Die beiden Foscari. Ein geschichtl. Trauerspiel. Uebers. v. Alex. Neidhardt. VIII, 66 S. — 1754. Byron, Lord. Sardanapal. Tragödie. Uebers. v. Alex. Neidhardt. VIII, 90 S. — 1755—57. Scharling, Henrik. Zur Neujahrszeit im Pfarrhof zu Nöddebo. Erzählung. Deutsch v. Ilse u. Klara Mautner. VIII, 213 S. — 1758. Benedix, Roder. Doktor Wespe. Lustspiel. 80 S. — 1759. Benedix, Roder. Der Vetter. Lustspiel. 55 S. — 1760. Benedix, Roder. Die zärtlichen Verwandten. Lustspiel. 80 S.

Bie, Osk. Intime Musik. (Die Musik. Herausg. v. Richard Strauß. Nr. 2.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 52 S. M. 1,25 (2,50).

Bruneau, Alfr. Geschichte der französischen Musik. (Die Musik. Herausg. v. Rich. Strauß. Nr. 4.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 65 S. M. 1,25 (2,50).

Buß, Georg. Der Fächer. (Sammlung illustr. Monographieen. Herausg. v. Hans v. Zobeltitz.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 140 S. M. 4,—.

Dühren, Dr. Eug. Neue Forschungen üb. den Marquis de Sade u. seine Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Sexualphilosophie de Sades aufgrund des neuentdeckten Orig.-Manuskriptes seines Hauptwerkes „Die 120 Tage v. Sodom". Berlin, Max Harrwitz. XXXII, 488 S. M. 10,— (12,—).

Goldstein, Ludw. Moses Mendelsohn u. die deutsche Aesthetik. Königsberg, Gräfe & Unzer. 240 S. M. 5,— (6,—).

Göllerich, Aug. Beethoven. (Die Musik. Herausg. v. Rich. Strauß. Nr. 1.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 85 S. M. 1,25 (2,50).

Gurlitt, Cornelius. Ueber Baukunst. (Die Kunst. Herausg. v. Rich. Muther. Nr. 26.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 63 S. M. 1,25 (2,50).

Hesses, Max, Volksbücherei. 115—120. Kurz, Herm. Schillers Heimatjahre. Ein Roman. Mit e. Einleitg. v. Herm. Fischer. 3 Tle. in 1 Bd. 191, 203 u. 194 S. Geb. M. 1,80. — 121—126. Kurz, Herm. Der Sonnenwirt. Ein Roman. Mit e. Einleitg. v. Herm. Fischer. 3 Tle. in 1 Bd. 162, 168 u. 172 S. Geb. M. 1,80. — 128. Kurz, Herm. Die Zaubernacht u. andere Novellen. 72 S. — 134/135. Kurz, Herm. Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie u. andere Erzählungen. Mit e. Einleitg. v. Herm. Fischer. 204 S. — 136. Kurz, Herm. Sankt Urbans Krug u. andere Erzählungen. 71 S. — 139/140. Kurz, Herm. Der Weihnachtsfund. Novelle. Mit e. Einleitg. v. Herm. Fischer. 150 S. Geb. M. —,80. — 141. Kurz, Herm. Die beiden Tubus. Humoristische Erzählg. 77 S.

Kurz, Herm. Sämtl. Werke in 12 Bdn. Herausg. u. m. Einleitgn. versehen v. Herm. Fischer. Leipzig, Max Hesse. M. 6,— (9,50 u. 12,50).

Kurz, Herm. Gesammelte kleinere Erzählungen. Mit Einleitgn. v. Herm. Fischer. Leipzig, Max Hesse. M. 1.80.

Lauterer, Dr. Jos. Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. Leipzig, Otto Spamer. 407 S. M. 7,— (8,50).

Liman, Dr. Paul. Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 311 S. M. 5,— (6,50).

Louis, Rud. Hector Berlioz. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 207 S. M. 3,— (4,—).

Martersteig, Max. Giovanni Segantini. (Die Kunst. Herausg. v. Rich. Muther. Nr. 21.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 67 S. M. 1,25 (2,50 u. 10,—).

Michel, Wilh. Apollon und Dionysos. Dualistische Streifzüge. Stuttgart, Axel Juncker. 80 S. M. 3,—.

Möbius, Dr. P. J. Geschlecht und Kinderliebe. Halle, Carl Marhold. M. 1,—.

Pfungst, Dr. Arth. Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Fr. Frommann. 202 S. M. 2,60 (3,40).

Reclams Universal-Bibliothek. 4501. Wichmann, Frz. Die Parze. Novelle. 104 S. — 4502/4503. Runeberg, Joh. Ludw. Fähnrich Stahls Erzählungen. Aus dem Schwed. v. Wolrad Eigenbrodt. 160 S. Geb. M. —,90. — 4504. Benedix, Roder. Aschenbrödel. Schauspiel. 109 S. — 4505/4506. Herczeg, Frz. Die Operettensängerin. Roman. Aus dem Ung. v. Hermine Farkas. 182 S. — 4507. Kant, Imman. Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Herausg. v. Dr. Thdr. Fritzsch. 106 S. Geb. —,60. — 4508. Echegaray, José. Schlechte Erbschaften. Schauspiel. Aus dem Span. v. Wittmann u. Schell. 72 S. — 4509. Westkirch, Luise. Das Recht der Liebe u. zwei andere Novellen. 109 S. — 4510. Gottschall, Rud. v. So zahlt man seine Schulden! Verslustspiel. 88 S.

Rocholl, D. R. Bessarion. Studie zur Geschichte der Renaissance. Leipzig, A. Deichert. 239 S. M. 4,—.

Röttinger, Heinr. Hans Weiditz, der Petrarkameister. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 113 S. M. 8,—.

Sauerland, Max. Ueber die Bildwerke des Giovanni Pisano. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche. 112 S. M. 3,60.

Singer, Hans W. James Mc. N. Whistler. (Die Kunst. Herausg. v. Rich. Muther. Nr. 19.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 64 S. M. 1,25 (2,50).

Tiele, C. P. Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander d. Gr. Deutsche Ausg. v. H. Gehrich. II. Bd. Die Religion bei den iran. Völkern. Bibliograph. Anmerkgn. Nachlese. 2. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. gr. 8°. XXII u. S. 187—442. M. 4,40.

Wolzogen, Hans v. Wagner-Brevier. (Die Musik. Herausg. v. Rich. Strauß. Nr. 4.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 66 S. M. 1,25 (2,50).

Wyneken, K. Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 295 S. M. 6,— (7,—).

Bruno, Giordano. Gesammelte Werke. Herausg. v. Ludw. Kuhlenbeck. 1. Das Aschermittwochsmahl. Deutsch v. Ludw. Kuhlenbeck. 194 S. m. Bildnis. M. 4,— (5,50). — 2. Die Vertreibung der triumphierenden Bestie. Deutsch v. Ludw. Kuhlenbeck. 371 S. M. 7,— (8,50). Leipzig, Eugen Diederichs.

Metschnikoff, Prof. Elias. Studien über die Natur des Menschen. Eine optimist. Philosophie. Autoris. Ausg. Eingeführt durch Wilh. Ostwald. Leipzig, Veit & Co. 399 S. m. Abbildgn. M. 5,— (6,—).

Antworten.

Herrn **Arnold G.** in Kopenhagen. Nicht Prof. Otto Pniower — wie seinerzeit auch uns berichtet worden war — bereitet eine kritische Kleist-Ausgabe vor, sondern Prof. Erich Schmidt. Sie befindet sich schon seit einigen Monaten im Druck, und es ist wahrscheinlich, daß die ersten beiden Bände schon demnächst erscheinen. Kleists Briefe werden innerhalb dieser Ausgabe von Dr. Georg Minde-Pouet herausgegeben. — Wann Theodor Fontanes Briefwechsel erscheint, steht noch immer nicht fest. Zunächst ist eine Ausgabe seiner Schauspielerkritiken vorgesehen, die Paul Schlenther und Otto Pniower besorgt haben. Das Buch befindet sich unter der Presse.

Herrn **L. F.** in München. Ihr Herder-Artikel ist natürlich nicht „ignoriert" worden, sondern übersehen. Bei der Menge der Zeitungen, die wir zu halten und zu lesen haben, ist es selbstverständlich nicht möglich, darauf zu achten, ob gelegentlich eine Nummer ausbleibt. — Wo die Artikel über D. F. Berg seinerzeit erschienen sind, können wir Ihnen leider heute nach vier Monaten nicht mehr sagen. Weder der Gegenstand, noch die Aufsätze waren uns belangvoll genug, um eine genauere Aufzeichnung oder Aufbewahrung nötig erscheinen zu lassen.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 13 am 12. März, für Heft 14 am 26. März, für Heft 15 am 16. April, für Heft 16 am 30. April, für Heft 17 am 14. Mai, für Heft 18 am 28. Mai. — Alle Sendungen bitten wir nur noch nach Lützowstr. 2 an die Redaktion (nicht an den Herausgeber persönlich) zu adressieren.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Diesem Heft liegen bei:

1. ein Werbeblatt der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Grossborstell, um dessen Durchsicht und Weiterverbreitung wir bitten,
2. ein Prospekt der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München,

Zweites März-Heft.

VI. Jahr. No. 12. 15. März 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Heinrich von Reder

Herausgeber:
Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag:
Egon Fleischel & Co.

Axel Juncker Verlag in Stuttgart, Danneckerstr. 19a

Soeben erschien — ersteres in 2ter Aufl.:

Laurids Bruun, Der König aller Sünder. Roman. M. 4.50.

Laurids Bruun, Die Krone. Roman. M. 3.—.

Münchener Allgem. Zeitung schreibt 25. 2. 04: In Laurids Bruun scheint mir das Sehnen unserer Tage wach geworden zu sein. — Seine brennenden Augen spähen nach neuen Pfaden zu lichteren Höhen. Es klingt aus seinem Buche (K. a. S.) das Stampfen der Schlachtrosse, das Klirren der Panzerringe und das laute Rasseln der Schwerter, und trotzdem ist das Buch modern wie kaum ein anderes, modern in der Behandlung des Problems, modern in der virtuosen Technik und modern besonders in der Wahl des Stoffes.

Ill. Verlagskatalog gratis und franko!

Otto Erich Hartleben
Liebe kleine Mama

Novellen. Geheftet M. 2,50, gebunden M. 3,50

Drittes und viertes Tausend

Verlag von Albert Langen in München-Lr.

Berliner Börsen-Courier: Nach jahrelanger Pause erscheint wieder einmal ein Novellenband von Otto Erich Hartleben. Daß das deutsche Lesepublikum weiß, was es an Hartleben für einen Novellisten besitzt, beweist der große Erfolg seiner früheren Novellenbände, die wohl zu den populärsten neueren Büchern gehören. Auch dieses Buch weist alle die Vorzüge Hartleben'scher Kunst auf, die den Dichter berühmt gemacht haben; den glücklichen feinen Humor, die vollendete Kunstform des Stils, die diskrete Vornehmheit der Weltanschauung, die sich nie in allgemeinen gescheiten Redensarten äußert, aber einen hinter jeder Zeile die klugen und sicheren Augen des Dichters sehen läßt. Diesem zugleich liebenswürdigen und bedeutenden Buche ist ein großer Erfolg sicher.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. m. Karte. 18 M., Orig.-Ebd. 20 M. Karte apart 2 M.
Allmers, H., Röm. Schlendertage. 10. Afl., ill., 6 M., Orig.-Ebd. 7 M.
Barth, Italien. Schenkenführer. 5. Tausend 1 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2. Afl. 2 M., Orig.-Ebd. 3 M.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Afl. 4 M., Orig.-Ebd. 5 M.
Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. 2 Bde. 13 M., 50 Pf.
Proelß, Deutsch-Capri. Illustr. i. Orig.-Ebd. 3 M.
Roland, Emil., Italien. Landschaftsbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustr. 3 M., Orig.-Ebd. 4 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 5 Tle. 4. Afl. 15 M., Orig.-Ebd. 18 M.
— Herbstmonate i. Oberitalien. 6 M., i. Orig.-Ebd. 7 M. 50 Pf.
Jacher, Dr. J., Röm. Augenblicksbilder. 3 M., i. Orig.-Ebd. 4 M.
Gardini, C., Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. 5 M., i. Orig.-Ebd. 6 M.
Sienkiewicz, H., Briefe a. Amerika. 4 M., i. Orig.-Ebd. 5 M.
— Briefe a. Afrika. 3 M. i. Orig.-Ebd. 4 M.

Georg Müller, Verlagsbuchhandlung in München.

Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung.

Von **Wilhelm Fischer** in Graz.

360 Seiten. Geheftet M. 5.—, gebunden in Leinen M. 6.—.

Die Kapitelüberschriften lauten: Ursprünglichkeit. — Entwicklung. — Götterlehre. — Göttergestalten. — Gottmensch. — Leiden. — Mitleid. — Erkennbarkeit. — Moral. — Schönheit. — Kunst. — Gottesverehrung. — Liebe. — Scham. — Der Zweihänder. Ein Intermezzo. — Geistige Liebe. — Heiligkeit. — Artenbildung. — Kulturarten. — Wandlung. — Unzerstörbarkeit. — Charakter. — Bildung. — Schicksal.

Karl W. Gawalowski sagt in einer siebenspaltigen Analyse des Werkes in der Grazer Tagespost: Der Kenner des dichterischen Schaffens Fischers wird beim Lesen seines philosophischen Werkes mit Freuden gewahr werden, daß die dort geoffenbarte Dichternatur ihm hier ebenfalls entgegentritt, nur noch vollkommener, vielseitiger. — Von den nämlichen Voraussetzungen ausgehend wie die Verfechter des Materialismus, die Häckel, Nietzsche und Genossen, gelangt Fischer zu den entgegengesetzten Ergebnissen wie diese. — Welches Schicksal wohl mag dem Buche beschieden sein? Uns scheint es berufen, als ein erstes Licht die Nacht zu erhellen, in die uns der Materialismus des vorigen Jahrhunderts versenkt hat. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
in Stuttgart und Berlin

Alt-Heidelberg, du Feine . . .

Roman einer Studentin von **Rudolph Stratz**

Sechste Auflage

Geheftet M. 3.50. In Leinenband M. 4.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

SCHRIFTSTELLER!

Junge, energ. Verlagsfirma kauft
zeitgemässe Brochuren.
Fixum und Gewinnanteil. Gefl. Angebote mi[t] Preis vermittelt unter E. J. die Exp. d. Bl[.]

Schütte-Band · Fabrik-Marke

Schütte-Schreibmaschinen-**Band**

Aus einem Gutachten: Das Band erscheint dadurch besonders wertvoll dass es selbst nach längerem Gebrauch noch gut lesbare Pressecopien giebt.

Reform-Copir-Apparat (D.R.G.M. 188763) Prospekt gratis

Carl Schütte, Berlin W. 66. Leipzigerstr. 13.

Fabrik für Clichés, Holzschnitte, Galvanos, Lichtdruck.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Rudolf Lindau
Aus China und Japan

Reise-Erinnerungen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Neue Romane:

Die Tochter des Intendanten. Roman von P. F. Jezas. 480 Seiten. 120×187 mm

Broschiert Mk. 3,20. Elegant gebunden Mk. 4,—.

Eine ebenso gefällig unterhaltende wie spannende Erzählung aus dem Theaterleben. Sie schildert uns das Schicksal einer Doppelwaise, die durch Protektion zur Bühne und durch ihre Erfolge zu Reichtum und Ruhm gelangt.

Die Stiftsdame Roman aus der französischen Revolution. Von A. Theuriet. Uebersetzt von Carl Muth. Mit dem Bildnis des Verfassers. 268 Seiten. 120×187 mm

Broschiert M. 3,20. Elegant gebunden M. 4,—.

Die französische Revolution bildet hier den gewaltigen Hintergrund zu einem Riesengemälde, in dem die Stiftsdame als Hauptperson figuriert.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir bitten beim Bezug von angezeigten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 12	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2	15. März 1904	Berlin W. 35, [illegible]
Telephon: VI, 1506		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Feindliche Brüder.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

Auf dem Repertoire der deutschen Bühnen sind jüngsthin zwei erfolgreiche Dramen erschienen, die beide einen uralten Konflikt der dramatischen Poesie wieder aufnehmen, das Thema der „feindlichen Brüder“: Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ und Halbes „Strom“. Beide Dramen zeigen aufs deutlichste, wie wenig der Konflikt an sich für das Drama bedeutet, wie er ganz von der Weltanschauung des Dichters abhängig ist, denn während Halbe ihn durchaus auf eine äußerliche Theatralik zuspitzt, die durch eine gewollte Symbolisterei nicht gerade vertieft wird, steht bei Maeterlinck die Schuldlosigkeit derselben verbotenen Liebe zwischen einem Manne und dem Weib seines Bruders, die wehrlosige Abhängigkeit des Menschen von den mystischen Gewalten des Schicksals durchaus im Mittelpunkt des Geschehens.

Indessen ist es hier nicht die Absicht, ein Stück Tageslitteratur, an dem man bezeichnender Weise nur die Technik bewundern konnte, gegen eine tiefinnerliche Dichtung, die sich an die Lösung abgründiger Menschheitsprobleme begiebt, zu bewerten; es soll vielmehr der Versuch gemacht werden, dieses ungemein fruchtbare Thema der dramatischen Litteratur in seiner historischen Entwicklung kurz zu verfolgen.

Es ist das Problem Kain und Abel, das von Hans Sachs und manchem seiner Nachfolger, so von Salomon Geßner, dem klassischen Schöpfer der deutschen Idylle („Abels Tod“), mit holzschnittartiger Treue behandelt wurde, indem der Dichter sich ohne tiefere psychologische Motivierung mit der rein gegenständlichen Tragik des ersten Mordes begnügte, der in die reine Welt der Liebe die furchtbare Verblendung des Hasses hineinträgt. Späterhin suchte man natürlich das blutige Geschehnis psychologisch zu erklären; an einer dauernden Lösung, wie sie Goethe für das Faust-Thema gegeben hat, fehlt es noch immer: auch Byrons „Cain“ hat das grandiose Thema, das zu den dauernden Motiven der Dichtung gehört, nur zeitlich bewältigt. Schon rein materiell angesehen, ist ja das Verhältnis von Bruder zu Bruder unter dem Banne einer veränderten Sittlichkeit einem steten Wandel unterworfen. Unsere individualistische Ethik kann sich unschwer den Fall ausmalen, in dem das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung im höheren Sinne das Opfer des Bruders gebietet, in dem das unerbittliche Gebot seiner Tötung nur als Spezialfall des notwendigen Mordes an einem Menschen erscheint. Charakteristisch für diese moderne Auffassung des Brudermordes ist das Verhalten des Apollonius in Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“. Vor die Wahl gestellt, sich oder den Bruder zu vernichten, der ihm ans Leben will, bringt er den Seinen das schwere Opfer der Selbsterhaltung und läßt den Bruder in die Tiefe stürzen.

Seine erste dramatische Behandlung erfuhr das biblische Thema vom Brudermord, wie Hermann Michel in seinem Buche über Heinrich Knaust (Berlin, B. Behr) nachweist, der den Stoff gleichfalls behandelt hat, in der „Tragedia von verordnung der Stende oder Regiment / Vnd wie Cain Abel seinen Bruder / göttlicher Ordnung halben / erschlagen/und ermordet hat / Allen Christen nützlich und tröstlich zu lesen. Wittenberg 1539“. Und um an diesen anonymen Erstling gleich die modernste Bearbeitung anzuknüpfen, so hat der nordische Dichter Helge Rode in seinem Drama „Kain und Abel“, das letzten Winter in Berlin zur Aufführung gelangte, versucht, dasselbe elementare Geschehnis psychologisch durch die Liebe zum Weibe als Ausfluß grenzenloser Eifersucht zu erklären.

Zwei Brüder in Liebe zu einem Weibe entbrennend und dadurch zu gegenseitiger Vernichtung getrieben, das ist ein Lieblingsmotiv deutscher Dichtung, das mit den „Stürmern und Drängern“ in den Vordergrund dramatischen Interesses tritt, in Schillers „Räubern“ und „Braut von Messina“ den tragischen Gipfel erreicht, um bis zu Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ eine immer erneute Wandlung zu erfahren.

Das älteste Drama der Weltlitteratur, das das Thema der feindlichen Brüder behandelt, verzichtet, freilich durch die mythologische Fabel gebunden, ganz auf das erotische Element: des Aeschylus „Sieben gegen Theben“. Racine hat diesen Vorwurf in seiner „Thébaïde ou les frères ennemis“, einer schwachen Erstlingsdichtung, wieder aufgenommen, wogegen es die Vorgeschichte und den düsteren Hintergrund der Antigone des Sophokles bildet. Doch die eigentliche Blütezeit des Konflikts war, wie gesagt, die Sturm- und Drangperiode.

Bekannt ist, daß Sophie Charlotte Ackermann und Friedrich Ludwig Schröder am 28. Februar 1775 ein Aufmunterungsschreiben zur Hebung des Theaters erließen, des Inhalts, daß jedes eingesandte Originalstück, das nachstehende Bedingungen erfüllt, mit einem beträchtlichen Preise von alten Louisdors honoriert werden sollte. Bedingung war, daß das Stück in Ansehung seines sittlichen Inhalts auf die Bühne gebracht werden dürfe, daß es auch, um aufs Theater gebracht zu werden, keine außerordentlich großen Kosten für ungewöhnliche Kleidertrachten und sonstige Dekorationen erfordere, daß es ferner nicht die Anzahl der agierenden Personen übersteige, die man billigerweise auf einer deutschen Bühne erwarten dürfe. Endlich zog man, durchaus charakteristisch für den gärenden Naturalismus der damaligen Epoche, die Prosa dem Verse vor.

Unter den eingereichten Dramen behandeln nicht weniger als drei das Thema der feindlichen Brüder: Klingers „Zwillinge“, Leisewitzens „Julius von Tarent“ und „Die unglücklichen Brüder“, ein Drama, das wahrscheinlich identisch ist mit der später auf dem Bühnenplan erscheinenden „Galora von Venedig“ von T. B. Berger. Klingers „Zwillinge“ erhielten eines der gleichmäßigen Honorare, nicht etwa, wie man noch in Litteraturgeschichten lesen kann, den ersten Preis, während Leisewitzens Drama ausdrücklich des Preises für wert erklärt wurde. An die angebliche Zurücksetzung des Dichters Leisewitz, der bekanntlich nach seinem „Julius von Tarent“ nur noch Fragmentarisches geleistet hat, knüpft sich die Fabel, daß unser Poet aus Verbitterung über das Urteil des Preisgerichts die Leier für immer an den Nagel gehängt habe. Hebbel äußert sich in seinem „Gutzkow-Porträt“ sehr charakteristisch über das Verhältnis des Dichters zum Preisgericht, indem er an das Schicksal von Leisewitz erinnert. Leisewitz habe nach dem „Julius von Tarent“, diesem blassen Pendant der lessingschen Musterstücke, garnichts mehr hervorgebracht, garnichts in irgend einer Form, bis auf ein paar „Fidibus-Schnitzel“. Das beweise, daß er sich vollständig ausgegeben hatte. „Nie hat,“ fügt Hebbel hinzu, „ein echter Künstler aus ‚Ehrgeiz‘ gedichtet, gemalt oder komponiert; nie ist er daher durch ‚Zurücksetzung‘ stumm gemacht oder aus seiner Bahn gedrängt worden, nie aber freilich auch durch das ‚Gottesurteil des Erfolges‘ übermütig und vermessen . . . Die Poeten, die durch Preisgerichte zerschmettert werden können, sind alle aus den Satyren des Horaz ausgebrochen. Man muß sie wieder einzufangen suchen, denn sie werden sämtlich Journale gründen, die das Vortreffliche herunterreißen und das Niederträchtige loben, und sie sind genial im Organisieren von Cliquen und unerreichbar im Stiften von Cameraderieen, die das ‚stille Walten‘ der Dichterseele ganz anders stören, als ein Fehlgriff der Akademiker. Doch, sie wird auch das aushalten, wenn sie nur die rechte ist.“

Wie steht es nun aber wirklich mit dem Werte der beiden konkurrierenden Dramen? Die Litteraturgeschichte hat Leisewitz ziemlich allgemein den Vorrang gegeben, ausgenommen die merkwürdige Begeisterung, die Otto Ludwig mit seiner nachahmenden Schwäche für das Drama des 18. Jahrhunderts Klinger gegenüber entfaltet. Beide Dramen ähneln sich ungemein im Stoffe, im Milieu — das Italien der Renaissance —, in den Charakteren, unterscheiden sich wesentlich nur im Temperamente der Dichter, das freilich durchaus gegensätzlich ist. Leisewitz sentimental, reflektierend, stark eklektisch. Ein Matthisson des Dramas. Er nimmt Ifflands Rührseligkeit voraus und läßt seine Helden erschrecklich oft ästhetisch und politisch deklamieren: „Ist denn Tarent der Erdkreis und außer ihm Unding? — Die Welt ist mein Vaterland, und alle Menschen sind ein Volk. — Durch eine allgemeine Sprache vereint! — Die allgemeine Sprache der Völker sind Thränen und Seufzer; — ich verstehe auch den hilflosen Hottentotten und werde mit Gott, wenn ich aus Tarent bin, nicht taub sein! — Und mußte denn das ganze menschliche Geschlecht, um glücklich zu sein, durchaus in Staaten eingesperrt werden, wo jeder ein Knecht des anderen und keiner frei ist?“ „Ihre Anmerkungen sind richtig,“ sagt einmal sehr bezeichnend Aspermonte zu diesem Julius, „aber es lassen sich bei eben der Gelegenheit auch andere machen.“ Es ist ein blasses Durchschnittsstück, über dessen Zurücksetzung man sich nicht aufzuregen braucht. Merkwürdig berührt nur, daß es Lessing — Goethe zuschrieb. Begreiflicher, daß man „Die Zwillinge“ für ein Werk Lenzens hielt, wenngleich Klinger, nach unserem Urteil, seinem Jugendgenossen an Begabung unendlich nachsteht.

Klingers „Zwillinge“ erscheinen dem unbefangenen Leser unserer Tage als der denkbar krasseste Unsinn. Und daß die Vernunft damals nicht anders dachte, zeigt das Urteil Bürgers, der doch gewiß „modern“ veranlagt war: „Wie könnt ihr lieben Leute euch von der übertriebenen Sprache hintergehen lassen, das Stück schön zu finden! Es ist kein einziger natürlicher Charakter darin. Der Guelfo ist eine Bestie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund totschießen sehen könnte. Von Lisbon zum kalten Obn, wie Ramler singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Charakter.“ Im Gegensatz zu dem sanften Leisewitz, der sich offenbar in dem milden Bruder porträtiert, ist Klinger ein wilder Feuergeist, der sich in originalitätssüchtiger Kraftmeierei gütlich thut. Das Stück ist psychologisch nur so zu erklären, daß ein kleiner Poet gegen das gekünstelte Stelzendrama opponieren will und nun lauter Affekte ohne Psychologie giebt. Von hier zu Schiller, der auf Shakspere zurückgeht, um Franz Moors Bosheit begreiflich zu machen, ist ein ungeheurer Schritt. Bei Klinger wie bei Leisewitz tötet der Bruder den Bruder, weil beide dasselbe Mädchen lieben, und der alte Vater vollzieht dann das Strafgericht. Bei Leisewitz geschieht das so, daß der Vater den Mörder „mit dem einen Arm umarmt und mit der anderen Hand durchsticht“.

Klinger selbst hat das Thema der feindlichen Brüder noch mehrfach wieder aufgenommen, so im

„Otto", wo Karl, der verstoßene Sohn, und der heuchlerisch-feige Konrad sich feindlich gegenüberstehen, im „Stilpo" mit den Gegenfiguren des Horazio und Pedro, in dem Lustspiel „Die falschen Spieler", das, von Schiller nicht gekannt, sich mit seinen Helden Karl und Franz mehr mit den „Räubern" und andererseits mit Lenzens Fragment „Die beiden Alten" berührt*). Iffland, ein geschickter „Nehmer", der das Drama des Sturms und Drangs gebührend versimpelte, geht auch an den „Feindlichen Brüdern" nicht vorüber. Sie spielen ihre Rolle in dem Revolutionsstück „Die Kokarden". In den „Mündeln" wird sogar ein Brudermord beabsichtigt. Der jüngere Bruder hält den älteren, thatsächlich höchst edlen und tugendhaften für einen heimtückischen Bösewicht, erkennt aber schließlich seinen Irrtum und versöhnt sich mit jenem. Wir haben hier also noch einen schwachen Nachklang des Motivs, das in der höheren Dichtung hernach durch Schiller seine zeitlich reifste Ausgestaltung erfährt.

Wir haben psychologisch zu fragen, wieso das Thema der feindlichen Brüder gerade damals so aktuell wurde, daß es den Kernpunkt der niederen und höheren Zeitpoesie bildet. Aristoteles, der das Motiv als besonders fruchtbar hervorhebt, gab schwerlich die Anregung dazu. „Wenn ein Feind den anderen tötet, so liegt weder in der Handlung selbst, noch in dem Vorhaben etwas Mitleidbewegendes; bricht aber zerstörende Leidenschaft in Verhältnissen aus, deren Wesen die Liebe ist, wie wenn ein Bruder den Bruder, oder ein Sohn den Vater, oder eine Mutter den Sohn, oder ein Sohn die Mutter tötet oder töten will — solche Stoffe muß man suchen." Ebensowenig ist eine Beeinflussung seitens des Rimini-Stoffes anzunehmen. Spielen auch die Stücke eines Klinger und Leisewitz in der Renaissance, so liegt doch eine wirkliche Kenntnis dieser Epoche und ihrer litterarischen Erscheinungen dieser Zeit durchaus fern. Soviel ich sehe, wird das fruchtbare Ehebruchsthema der „Francesca da Rimini", das Dante streift, dramatisch erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufgenommen**). Uhland behandelt es fragmentarisch, anscheinend als erster (1807). Byron trägt sich mit einem dreiaktigen Drama laut einer Tagebuchnotiz vom 28. Januar 1821. Am bekanntesten ist die „Francesca da Rimini" von Silvio Pellico. Ganz epigonenhaft und farblos hat Martin Greif, ganz schwülstig und überladen jüngsthin D'Annunzio das Drama gestaltet, hingegen Wildenbruch es novellistisch behandelte. In der modernen englischen Dramatik ist es durch Stephen Phillips vertreten.

Ungleich wesentlicher erscheint mir Shakspeares Einfluß auf die Stürmer und Dränger, die im eigenen Vaterland sich für derartige Stoffe doch höchstens auf den „Papinian" des vergessenen Andreas Gryphius hätten berufen können. Erst der Immoralismus Shakspeares wurde fruchtbar für die Entstehung eines deutschen Charakterdramas, das mit begreiflicher Uebertreibung sich in der wollüstigen Ausmalung gewaltiger Leidenschaft nicht genug thun konnte. In „Richard III." ermordet der Held seinen Bruder und dessen Kinder; im „Lear" wütet der junge Gloster gegen den edlen Edgar, und gleichzeitig wird hier das Thema der feindlichen Schwestern grandios dargestellt. Endlich fußt die Hamlettragödie auf einem unerhörten Brudermord, und auch hier vergißt der Dramatiker nicht, die Gegensätzlichkeit beider Brüder mit allen Details auszumalen.

Während aber Shakspere die Feindschaft der Brüder jedesmal aus dem natürlichen Gegensatz ihres Charakters ableitet, hat man bei seinen Schülern das Gefühl, daß zuerst ein erdachter Gegensatz besteht, den die Charaktere nachher ausfüllen müssen. Die flackernde Leidenschaft der Helden des Sturms und Drangs ist mehr äußerlich aufgesetzt als seelisch mit ihrem Charakter erworben.

Gleichviel! Unser Thema stand deshalb so sehr in Blüte, weil man jetzt zum erstenmal versucht, die Kraft der Instinkte, der unzerstörbaren menschlichen Wildheit dramatisch fruchtbar zu machen und zugleich nach Lessings vorsichtigem Beispiele Konflikte innerhalb der Familie aufzuzeigen. Erst allmählich gelangt das bürgerliche Drama, das sich hinter diesen Konflikten in Fürstenhäusern verbirgt, zu seiner reinen und ruhigen Entfaltung, die allein die glückliche Kontrastwirkung großer Leidenschaftlichkeit möglich macht.

Jedenfalls sind wir nur für diese litterarische Epoche imstande, den Konflikt zweier Brüder aus der Zeitstimmung heraus zu erklären. Späterhin tritt das erotische Problem, das Verhältnis zwischen Mann und Weib so sehr in den Vordergrund, daß das Thema der feindlichen Brüder nur noch mit ihm verwoben erscheint. Gerade dadurch wird es aber nicht mehr mit der früheren einseitigen Schärfe, die jenen Versuchen soviel Unnatürliches verleiht, dargestellt. Schon Hebbel tadelt an Lenz den Mangel an Totalität, und ein Klinger litt daran in höherem Grade. Dadurch, daß die größten anderen Dramatiker, ein Kleist, Grabbe, Hebbel, an unserem Thema vorübergehen — von Goethe zu geschweigen, der es nur in einem Jugendwerke streift, der „Claudine von Villa Bella", — ist uns die Möglichkeit genommen, Gesetze für die psychologische Wandlung des Motivs aufzustellen.

Nur soviel ist ersichtlich, daß erst das Eindringen des Realismus der Behandlung des Konflikts die nötige Objektivität verleiht, die wir zuerst wohl in Otto Ludwigs Roman „Zwischen Himmel und Erde" finden. Auerbachs Novelle „Die feindlichen Brüder" ist ganz anekdotisch gehalten, und in Sudermanns „Geschichte der stillen Mühle" herrscht eine düstere, allzu düstere Romantik.

Erst der psychologische Naturalismus eines Hauptmann im „Friedensfest" oder Hermann Stehr im „Graveur" tritt in die Spuren Ludwigs. Jetzt nämlich dient die Feindschaft der Brüder einzig dazu, die Charaktere bloßzulegen. Eine andere Stufe wiederum nimmt Hegelers jüngster und bedeutsamer Roman „Pastor Klinghammer" ein, trotzdem er eine gewisse Verwandtschaft mit Otto Ludwigs Schöpfung auch in charakteristischen Details nicht verleugnet. Hier hilft die notwendige That des Brudermords zur seelischen

*) Vergl. hierzu Erich Schmidt, „Lenz und Klinger", Bayer, „Von Gottsched bis Schiller".

**) Nachfolgende Hinweise verdanke ich der liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Arthur L. Jellinek-Wien. Eine vollständige Aufzählung der Rimini-Litteratur findet sich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" VI, 2. und 3. Heft.

Befreiung und Aufrichtung einer dumpfen, nach Klarheit ringenden Persönlichkeit. Die feindlichen Brüder sind also hier nicht mehr das eigentliche Problem, so wenig etwa wie in Ibsens „Volksfeind", den eine bloße litterarhistorische Stoffhuberei ohne weiteres anreihen würde, vielmehr reizt den Dichter das Problem der werdenden Persönlichkeit. Wieder anders Maeterlinck, wo Goland den Pelleas, seinen geliebten Bruder, tötet. Hier spricht nicht der ungebändigte Wille und die heiße Rachsucht, sondern des Menschen Handeln erscheint als Ausfluß eines blinden Fatums, ganz wie in der antiken Tragödie.

Französische Romane.

Von Dr. Erich Meyer (Weimar).

Einen Roman, über den man sich in Paris ein wenig ärgert — nur ein wenig, selbstverständlich, zu mehr fehlt die Zeit — ist „La Ville Lumière" von Camille Mauclair[1]). Aber nicht die scharfe und naturgemäß etwas einseitige Beurteilung und Verurteilung der pariser Künstler und ihrer Kritiker hat hie und da Zorn erregt. Oh nein, an dergleichen ist man ja gewöhnt: welcher Stand, welche Einrichtung wäre nicht in irgend einem Roman mitgenommen worden. Vielmehr vergiebt man es dem Verfasser nicht, daß er für all das Elend und die Erbärmlichkeit, die er schildert, niemand anders verantwortlich macht als Paris, „die Lichtstadt", wie er sie mit bitterem Hohne und einem gewissen Doppelsinn nennt. Das ist eine Majestätsbeleidigung, die dadurch nicht besser wird, daß im Gegensatz zu Paris die Provinz gepriesen wird. Auch das ist nicht neu. Man braucht nicht an einzelne Namen wie Maurice Barrès, Alphonse Daudet und andere mehr zu erinnern: es giebt ja eine ganze Bewegung in Frankreich, deren Anhänger im Entthronen der Hauptstadt des Vaterlandes Heil sehen. Ihre Gegner aber warnen, daß aus dieser décentralisation ein démembrement werden könne. Der Gegensatz ist uralt, und jeder weiß, daß in seiner jeweiligen vorübergehenden Lösung allerdings Frankreichs Schicksal beschlossen liegt, also auch jetzt seine Zukunft. Wie sich's nun aber auch wenden mag, es ist gewiß nicht unverdienstlich, wenn ein nachdenklicher Romancier seine Landsgenossen darüber nachdenken macht, und auch bei uns wird man seinen Schilderungen mit Teilnahme und Aufmerksamkeit folgen. Daß Mauclair die Farben ein wenig dick aufträgt, ist nicht weiter verwunderlich. Welcher Tendenzroman thäte das nicht? Er sucht es dadurch auszugleichen, daß er auch einige ansprechende Künstlertypen hinstellt, wie den Held und seine Geliebte, und einen der ganz Großen eingehend und sogar mit Namennennung schildert: Auguste Rodin. Es berührt das natürlich etwas seltsam, durch einen Roman in das bekannte riesige und schmucklose Atelier des Denkers und Schöpfers eingeführt zu werden und aus seinem Munde lange Auseinandersetzungen über die Kunst zu vernehmen. Würden sie irgendwo als authentische Aeußerungen gegeben, würde man sie mit rückhaltlosem Interesse lesen. So weiß man nicht recht, was man mit ihnen anfangen soll, da sie natürlich ebensogut vom ersten bis zum letzten Wort erfunden sein können, und in Rücksicht auf ihren Inhalt und die Bedeutung Rodins bedauert man das lebhaft und empfindet es wie eine Entwertung eines an sich vielleicht kostbaren Gutes. Dem Kunstwerke gereicht solches Verfahren gleichfalls nicht zum Vorteil. Ob noch andere Maler und Bildhauer mit ihrem wahren Namen genannt sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Es ist aber wohl möglich. Von Schriftstellern treten Rodenbach und Albert Samain auf. Dieser letztere sogar irrtümlich, da die Vorgänge ausdrücklich nach 1900 verlegt sind, Samain aber am 19. August 1900 gestorben ist. Das sind Unzuträglichkeiten, die durch solches Verfahren entstehen.

Weit bedeutender und gedankenreicher ist ein anderer Künstlerroman „La Nouvelle Beauté" von Jean Reibrach[2]). Schon der Grundgedanke ist eigenartig und in seiner Ausführung Symbolik und Wirklichkeit mit sicherer, den Dichter verratender Hand verschlungen. Der Held, Marsanne, malt in dem Treppenflur eines Hauses auf einem durch die Stockwerke aufsteigenden Fresko die Entwicklung der weiblichen Schönheit, so freilich, daß die örtlichen Verschiedenheiten und die der Rassen gleichwertig in der Stufenleiter der zeitlich verschiedenen Formen eingereiht sind. Die untersten Stufen werden durch die farbigen Rassen vertreten, in deren Formen sich bereits die Schönheitslinien ankündigen, die dann in der weißen Rasse zur vollen Entfaltung kommen. Die weiße Rasse aber zeigt wiederum eine eigene Entwicklung, die sicherlich zu unserer Zeit in ein besonders lebhaftes Tempo gekommen ist. Aber diese Entwicklung gabelt sich. Am Ende des einen Zweiges steht das Weib, wie es sich in der modernen Pariserin oder sonst einer Großstädterin verkörpert, ein reizvolles, aber sehr künstliches, auch verkünsteltes Wesen, eine Sklavin ihrer Begierden und ein Spielzeug für den Mann, undenkbar ohne die äußerst komplizierten Zuthaten der zeitgenössischen Toilette. „In dem anderen Zweig verfolgte das Schöne seine Entwicklung mit der Majestät der wallenden Gewänder, der Anmut der welligen Haare, der Zuthat des ganz einfachen Schmuckes." Von der Sorge um den künstlichen Schmuck befreit, befreit überhaupt in jedem Sinne aus Jahrhunderte alten Sklavenketten, empfängt dieser höchste Typus des Weibes noch seine besondere Weihe dadurch, daß es sich auch die Welt der That und des Gedankens eröffnet, wo bisher der Mann fast allein geherrscht hat. Beide Frauentypen sind in dem Roman vertreten. Wundervoll ist die Vertreterin des zweiten, Edith, geschildert. Besonders ausdrucksvoll und überzeugend aber ist, wie die freie Edith sich willig in die Fesseln der Ehe begiebt. Weib im höchsten Sinne des Wortes, opfert sie ihrem Geliebten nicht nur Seele und Körper, sondern noch mehr, die persönliche Freiheit. Beide aber verlangen die Ehe, weil ihnen erst dann ihre Vereinigung die höchste Weihe zu tragen scheint, wenn sie jeder Willkür entrückt, wenn sie lebenslänglich und unwiderruflich ist. Neben den beiden Hauptgestalten stehen nun noch in geschickter An-

[1]) Ollendorff, 1904.

[2]) Calmann-Lévy, 1903.

ordnung und Abstufung eine große Anzahl anderer, die das Thema nach den verschiedensten Seiten hin beleuchten. Dabei ist das Buch von lebendigstem Leben erfüllt und weit entfernt von der Schemenhaftigkeit, die nur zu leicht solche Thesenromane kennzeichnet. Leider erscheint es in seiner Eigenart fast unübersetzbar.

Jean Reibrach ist ein uns bisher unbekannter Name, und „Nouvelle Beauté“ scheint sein drittes Werk zu sein. Es ist sehr erfreulich, daß heute neben ihm noch ein junger Schriftsteller der allgemeinen Beachtung empfohlen werden kann, der Eigenartiges und Tüchtiges leistet: Henri Vignemal mit seinen drei Romanen: „Vain effort“[3]), „Méprise Tragique“[4]) und „La Chaine“[5]). Vignemal ist Belgier. — „Alle unsere guten französischen Schiftsteller sind Belgier,“ sagte kürzlich ein pariser Kritiker. Er ist also ein Landsmann von Maeterlinck, und man merkt das auf jeder Seite. Es ist etwas verträumtes, jugendlich-greisenhaftes in dem Wesen dieser Dichter, eine Vorliebe für Oertlichkeiten, die viel gesehen und erlebt und nun in Erinnerung versunken liegen. Sie haben eine weitere Vorliebe und eine besondere Darstellungsgabe für das, was den geheimen, nur feinhörigen Menschen vernehmbaren Unterstrom des Geschehens bildet. Die Materie und die materiellen Vorgänge sind ihnen wesentlich gleichgültig; was sie dagegen für das stille Innenleben des Menschen bedeuten, ihr unsichtbares Widerspiel erscheint ihnen als das eigentlich Wertvolle und der Darstellung Würdige. An sich ist gewiß gegen diese Richtung nichts einzuwenden. Nur wenn es sich um die Frage handelt, in welcher Dichtungsform sie ihren angemessenen Ausdruck findet, hat die Kritik auch ein Wort mitzureden. Wer noch eines Beweises bedarf, daß hier der Roman vor dem Drama den Vorzug verdient, der findet ihn in Vignemals Dichtungen, ganz besonders in „Vain effort“. Was Maeterlinck erstrebt, ist hier erreicht, kann man sagen. Denn, den Gesetzen des Dramas erliegend, kann Maeterlinck nicht anders, als die Hauptarbeit dem Zuschauer überlassen: der mag sich den geheimnisvollen Sinn des Schweigens ausdeuten, der mag versuchen, den unsichtbaren Unterstrom des Geschehens zu erfassen, der unter anscheinend ganz gleichgültigen Worten, Gesten, Vorgängen sich verbirgt. Der Romancier ist in der ungleich vorteilhafteren Lage, daß er diese Rolle des Deuters jeden Augenblick ohne weiteres selbst übernehmen kann. So ist er davor geschützt, daß der Leser etwas übersieht oder gar falsch deutet. Diese Stellen, an denen der Dichter selbst das Wort ergreift, hinterlassen in Vignemals Werken den nachhaltigsten Eindruck und stellen auch jene seltene, aber köstliche innere Beziehung zwischen Leser und Autor her, die einem Buche erst seinen wahren Zauber verleiht.

Was Vignemal auszeichnet, eine eigenartige Auffassung des Lebens, das finden wir auch in dem Roman eines unter der Firma Marius-Ary Leblond schreibenden Autorenpaares, aus der jüngsten Generation. Marius-Ary Leblond sucht in seinem „Les Vies parallèles“[6]) das menschliche Dasein einmal unter einem neuen und, wie es sich zeigt, künstlerisch gut verwertbaren Gesichtswinkel darzustellen. Gewöhnlich treten in einer Dichtung nur solche Menschen auf, deren Lebensbahnen sich miteinander verschlingen. Leblond schildert Lebensbahnen, die parallel miteinander verlaufen, ohne sich also je zu berühren, die aber gerade wie die Parallelen durch ein bestimmtes Gesetz aneinander gebunden sind. Sein Held und seine Heldin sehen und sprechen sich nie. Dennoch spinnen zwischen ihnen tausend Fäden und besteht zwischen ihnen eine Affinität, die sie für einander bestimmt zu haben scheint. Darin liegt eine eigenartige Tragik. Leblond gehört also auch in die neuromantische Gruppe: aus dem sinnlich nicht Wahrnehmbaren, ja sinnlich garnicht Vorhandenen fügt sich ihm das schicksalbildende Gewebe zusammen.

Um so eigentümlicher berührt es, daß von Marius-Ary Leblond ein zweiter Roman vorliegt: „La Zézère, amours de Blancs et de Noirs“[7]), der in die Reihe der realistischen Schöpfungen reinsten Wassers gehört. Er ist gut und ergreifend geschrieben und schildert in anschaulicher Weise den Lebensgang einer Negerin aus einer französischen Kolonie. Es ist das Leben einer Dirne, aber das sei das Schicksal aller Negerinnen in den Kolonieen, versichern die Verfasser. Ihr Ziel, die Teilnahme der europäischen Franzosen für ihre dunkelfarbigen Landsleute zu wecken oder zu steigern, werden sie gewiß bei jedem erreichen, der das Buch in die Hand nimmt.

Den hier vor zwei Jahren angezeigten drei Bänden Lebensschicksale seiner Claudine hat Willy einen vierten folgen lassen, in dem seine Heldin in den Hintergrund verwiesen ist: „Claudine s'en va“[8]). Der litterarische Wert dieser Bücher ist ja wohl nicht hoch anzuschlagen. Aber sie gehören zu denen, die man als Sittenzeugnisse nach so etwa hundert Jahren mit eingehendem Interesse lesen wird, falls das Papier, auf dem sie gedruckt sind, so lange widersteht. Ein Stück Leben steckt darin und ist, wenn es auch keineswegs erfreulich ist, lebendig geschildert. Für die Gestalt des Journalisten Maugis mögen sich des Verfassers — er heißt eigentlich Henry Gauthier-Villars — Kollegen bedanken. Aber er muß es ja am besten wissen, wie es in diesen Kreisen zugeht. Belustigend ist zu lesen, wie sich das Leben und Treiben in Bayreuth in der Seele dieses „Boulevardiers“ widerspiegelt, der seinen Spott so gern über alles, einheimisches und fremdes, ausgießt. Der lange Brief, den Maugis zuletzt an Claudine schreibt, sei allen Sprachfreunden empfohlen, die sich für jenes eigentümliche Rotwelsch interessieren, das man in gewissen Gesellschaftskreisen, und nicht etwa in ungebildeten, an Stelle der Sprache Corneilles und Voltaires zu setzen beliebt.

Aehnliches wäre etwa über den zweiten Roman von Yvette Guilbert, der bekannten Diseuse, zu sagen: „Les Demi-Vieilles“[9]). Die Verfasserin

[3]) Lemerre, 1899.
[4]) Lemerre, 1902.
[5]) Ollendorff, 1903.
[6]) Charpentier, 1902.
[7]) Charpentier, 1903.
[8]) Ollendorff, 1903.
[9]) Félix Juven, ohne Jahreszahl. Uebrigens ist Yvette mindestens nicht die alleinige Verfasserin ihrer Romane, sondern hat einen Mitarbeiter gehabt, den sie verheimlichte und der nur durch einen Prozeß ans Tageslicht gekommen ist. Wie groß sein Anteil ist, läßt sich schwer sagen. Natürlich liest man, wie wir früher bemerkten (LE IV, 1100), auch bei uns Yvette Guilbert mit einem ganz eigenartigen Interesse, das aber schwinden würde, sobald man ihren Namen durch einen anderen ersetzen müßte.

verfügt gewiß über einen reichen Schatz von Erfahrung, wennschon von etwas einseitiger Erfahrung. Schon ihr erstes Buch las man darum mit Teilnahme, weil man überall die Verläßlichkeit der Beobachtung hindurchfühlte. Die Kunst der Komposition steht in diesem zweiten vielleicht etwas höher, die Lebenswahrheit in den Einzelheiten ist dieselbe geblieben. Das Thema ist melancholisch. Yvette, die sich übrigens auch hier wieder unter dem Namen Gilette Norbert einführt, fühlt sich altern — daß sie 1902 sechsunddreißig Jahre alt war, erzählte sie übrigens in der Vorrede ihres vorigen Romans — und studiert nun „die Kunst zu altern" und solche Frauen, die diese schmerzliche Kunst nicht verstehen. Die Fabel ist nicht übel geführt, erinnert aber sehr an die bekannten von D'Annunzio verarbeiteten Vorgänge aus dem Leben der Duse.

Einen besonders feinen Genuß in jeder Beziehung bietet Edouard Rod mit seinem letzten Roman: „L'inutile effort"[10]). Er baut sich freilich zunächst auf dem viel benutzten Vorwurf auf, daß der Held Léonard Perreuse, ein pariser Rechtsanwalt, vor seiner Ehe ein Liebesverhältnis gehabt hat, aus dem ein Kind hervorgegangen ist. Doch ist schon die Behandlung dieses alten Vorwurfes fesselnd. Léonard Perreuse wird im Beginn der Erzählung als ein Mann eingeführt, der so recht im Vollbesitz alles Glückes und des höchsten Ansehens steht. Und all das ist wohl verdient. Die Lebensrechnung dieses Mannes stimmt so ausgezeichnet, seine Lebensführung ist so gediegen, daß er keine Revision zu fürchten hat. Er selbst lebt in dem Vollgefühl dieser Unantastbarkeit, jedoch ohne jede Selbstgerechtigkeit noch Ueberhebung: es ist ihm eben nur selbstverständlich, daß ein Mann so tadellos ist. Seine ganze Umgebung teilt diese Anschauung, gönnt ihm sein Glück, findet in dessen sicherer Begründetheit eine Art Trost und Beruhigung. Und plötzlich, jedem unerwartet, steht das Schicksal vor diesem Manne, der eben noch sein verwöhnter Liebling schien; streng, unerbittlich fordert es eine alte, längst vergessene, ja nie anerkannte Schuld ein. Eine Notiz in einer Zeitung, die Perreuse ganz zufällig liest, während er mitten im behaglichen Kreise der Seinen sitzt, sagt ihm, daß es fortan vorüber ist mit all seinem inneren Glück. Er weiß genau, und wir wissen es auch sofort, daß es eine „unnütze Anstrengung" sein wird, wenn er versucht, sein Glück noch zu retten. Sein uneheliches Kind ist in London unter eigentümlichen Umständen ertrunken und die Mutter, Franziska, des Mordes angeklagt. All das ist schon sehr beweglich zu lesen. Rod greift hier ersichtlich den Vorwurf von Tolstois „Auferstehung" auf. Perreuse ist freilich kein Schwärmer, wie Tolstois Nechljudow: er denkt garnicht daran, mutig und rücksichtslos für seine Pflicht einzustehen, die ihm vorschreibt, sich auf die Zeugenbank zu setzen und seine Franziska nicht im Stich zu lassen. Aber das Schicksal läßt nicht locker, es zwingt ihn: Franziska wird zum Tod durch den Strang verurteilt. Der erfahrene Advokat kann keinen Augenblick zweifeln, was sie in den Augen der englischen Geschworenen vernichtet hat: ihre Vergangenheit, die auf seinem Gewissen ruht. Nun packt ihn die Reue und die Verzweiflung. Er reist nach London und erlangt eine Privataudienz bei dem Minister des Innern, in der er diesen zu bestimmen sucht, ein Gnadengesuch bei der Königin zu unterstützen. Diese Szene ist ganz besonders gelungen, und fesselnd ist der Gegensatz zwischen dem französischen Advokaten, der es gewohnt ist, durch Erregung des menschlichen Mitgefühls eine Angeklagte zu retten, und dem englischen Juristen, der von dieser prächtigen Beredsamkeit ungerührt bleibt, weil Perreuse keine entlastenden Thatsachen vorzubringen weiß — keine Thatsachen, nur Worte! Das Schicksal der Unglücklichen vollzieht sich, und von den Furien der Gewissensqualen gepeinigt, kehrt Perreuse nach Paris zurück, ein gebrochener Mann.

Dieser Roman verliert nichts, wenn man den Verlauf der Sache kennt; das ist das größte Lob, das man ihm spenden kann. Die Szene, in der französische und englische Auffassung des Kriminalfalles sich gegenübertreten, wird man immer wieder mit Bewegung lesen — übrigens auch, was Rod natürlich erreichen will, auf Seite der französischen stehen.

Man sieht, die Ausbeute ist diesmal reicher und erfreulicher, wie die letzten Male. Und wir sind noch immer nicht am Ende. Denn zu dem Guten ist noch „Histoire Comique" von Anatole France[11]) zu rechnen. Die Art, wie der gelehrte und nachdenkliche Akademiker des Lebens Triebfedern aufdeckt, mag gewiß nicht nach dem Geschmack der Mehrzahl der Lesenden sein, wenn man nämlich bedenkt, daß Romane von weitaus mehr Frauen als Männern gelesen werden. France schreibt allerdings, indem er an einen männlichen Leser denkt, der schon einige Wahrheiten vertragen kann. Diese eisigkalte Ironie, mit der er alles behandelt, wirkt unheimlich, aber sie läßt den Leser nicht los. Eine „komische Geschichte"? Ja, die Geschichte ist aber garnicht komisch. Wie kann man sie so nennen? Nun, weil sie unter Komödianten spielt. Aber der Titel ist irreleitend, er hält den Leser in einer unüberwindlichen Unruhe, weil er im Buche das sucht, was er anzukünden scheint. Das ist aber im Leben ebenso: alle Titel, die außen auf den Dingen stehen, sind irreleitend und decken sich nicht mit dem Inhalt. Vielleicht sollte man sogar das Leben selbst nicht Leben nennen, sondern Tod. Jedenfalls ist alles im Leben so schwerverständlich, daß man nicht weiß, ob es tragisch oder komisch ist, ob man darüber lachen oder weinen soll. Vielleicht beides — wer es noch kann. Sonst — ja, was sonst? Der Rest ist Schweigen.

Unheimlich ist wohl das Gefühl, mit dem man dem geschickten und eine völlige, fast cynische Gleichgültigkeit heuchelnden Anatomen zusieht, und noch ergreifender wirkt es, wenn er plötzlich das Messer weglegt und uns in die Augen schaut, und wir merken, daß seine Gleichgültigkeit nur ein verzweifeltes Mittel ist, um sich gegen die Uebermacht der Eindrücke zu wehren. Ertragreich ist der geistige Verkehr mit France aber immer.

Den Beschluß mögen eine Reihe Bücher leichteren Gewichtes machen. Grade unter ihnen ist manches, was ganz besonders den Stempel gallischen Geistes trägt. So sind die „Histoires galantes et

[10]) Perrin, 1903.

[11]) Calmann-Lévy, ohne Jahl.

mélancholiques“ von André Theuriet[12]) entzückende Nippsächelchen, wie man sie ja von dem liebenswürdigen Plauderer gewohnt ist. Leider sind, um den Band zu füllen, einige ganz fade Anekdoten darunter, die auch seine Erzählungskunst nicht zu retten vermag. Außerdem liegt noch ein Band von ihm vor mir: „Estève, Amours et tribulations d'un jeune plumitif“ mit reizend altmodischen Illustrationen von Fernand Fau. Vielleicht ist das nur eine Neuausgabe. Doch ist das Büchlein so niedlich, daß ich gern wieder darauf hereinfallen will, wie neulich mit Bazins „Donatienne“, das übrigens zu meiner Genugthuung auch von pariser Kritikern für eine Neuerscheinung genommen worden ist. Lachen sich die bösen Verleger ins Fäustchen, so wollen wir mit Anatole France sagen: „Es stimmt eben doch: die Wahrheit hat recht wenig Chancen, denn sie ist nur eine, während der Unwahrheiten Legion sind.“

Ueber die Jugend Frankreichs ist seit einer Generation oft genug Klage geführt worden. Wir erinnern an das vor schon einer Reihe von Jahren erschienene Buch Henri Lavedans „Les jeunes, ou l'espoir de la France“, in dem er seine bekannte unbarmherzige Satire über die modernen jungen Franzosen ausgießt. Aber wer ihn las, konnte und mußte sich doch immer sagen: er übertreibt, er schildert einseitig, und das milderte den trübseligen Eindruck. Nun haben aber die Gebrüder Margueritte in einer Studie „Zette“[13]) den Typus der kleinen Pariserin bis zu ihrer Mündigkeit zu zeichnen gesucht, nicht nur ohne jede Satire, sondern mit ersichtlichem Wohlgefallen an den herzlosen, frivolen, aus Chiffons und Parfüms bestehenden Zierpüppchen, das sie schildern. Das ist noch viel trübseliger, und dieses Stückchen Menschheit ist unerquicklicher als ausgewachsenstes Laster.

Der neueste Roman der Brüder J.-H. Rosny endlich, „Le crime du docteur“[14]), ist nur ein trauriger Beweis dafür, wohin der wirklich vorhandene oder nur eingebildete Zwang, alljährlich auf dem Büchermarkte zu erscheinen, führt. Man begreift kaum, wie zwei so eigenartige und gedankenvolle Schriftsteller solche Dutzendware herzustellen sich entwürdigen können, und man hat ein Recht, darüber zu zürnen. Denn sie stehlen mit solchen Büchern ihren Freunden die Zeit. Stände ein anderer Name auf dem Titelblatt, würde man das Buch bald genug aus der Hand legen. So aber liest man weiter in der Erwartung, daß sich doch noch einmal die Klaue des Löwen zeigen wird. Aber nein: als Kriminalgeschichte gruseligster Art beginnt es und ertrinkt schließlich in Sentimentalität.

[12]) Librairie Nilsson, ohne Zahl.
[13]) Plon, ohne Jahreszahl.
[14]) Charpentier, 1903. Eine ausführliche Würdigung dieser Schriftsteller ist im „Litt. Echo“ IV, Sp. 950 ff., zu finden.

Besprechungen

Jena oder Heidelberg?

Von **Paul Raché** (Hamburg).

1. Vivat Academia. Romane aus dem Universitätsleben Von Paul Grabein. Band 1: „Du mein Jena!“ Band 2: „In der Philister Land.“ Band 3: „Im Wechsel der Zeit.“ Berlin, Richard Bong. Je M. 2,— (3,—).
2. Alt-Heidelberg, du Feine. Roman einer Studentin. Von Rudolf Stratz. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 3,50.
3. Jung-Heidelberg. Aus dem Leben eines heidelberger Corpsstudenten. Von Wilhelm Uhde. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 2,50.
4. Weibliche Studenten. Roman von Heinrich Lee. Ebenda.
5. Jünglinge. Von Michael Feuerstein. Ebenda.
6. Die Vaclavbude. Prager Studentenroman. Von Karl Hans Strobl. Ebenda. 266 S.
7. Das neue Geschlecht. Roman von Oscar Mysing. Ebenda. M. 3,—.
8. Der Liebesgockel. Roman von Wilhelm Gutekunst. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3,— (4,—).
9. Auf Vorposten. Roman aus meiner züricher Studentenzeit. Von Ella Mensch. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau. M. 3,— (4,—).
10. Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebr. Paetel. Geb. M. 6,—.
11. Mit dem Schläger in der Rechten. Roman aus dem corpsstudentischen Leben. Von Walther Koester. Leipzig, G. Müller-Mann. M. 1,50 (2,50).

Es sind jetzt mehr als drei Jahre her, seitdem im „Berliner Theater“ die Erstaufführung von Meyer-Försters Schauspiel „Alt-Heidelberg“ stattgefunden hat und damit einer der größten und nachhaltigsten Theatererfolge erzielt wurde, die die deutsche Bühne überhaupt kennt. 1258 Aufführungen verzeichnete der offizielle Spielplan in der Saison 1901/1902 für „Alt-Heidelberg“. Die Größe dieses Erfolges kann man ermessen, wenn man berücksichtigt, daß in derselben Zeit nicht einer unserer drei größten Bühnenmatadore, weder Sudermann, noch Blumenthal, noch Franz v. Schönthan, mit all seinen Stücken zusammengenommen, eine so hohe Aufführungsziffer erreichte, wie Meyer-Förster mit seinem einen Stück. Auch in der Saison 1902/03 steht „Alt-Heidelberg“ mit 1255 Aufführungen an der Spitze der Bühnenstatistik, und wenn dieses Spieljahr nicht den außergewöhnlichen Erfolg von Beyerleins „Zapfenstreich“ gebracht hätte, würde das unverwüstliche Studentenstück vielleicht noch an erster Stelle unter den erfolgreichen Bühnenwerken stehen. Des Publikums hat sich eine förmliche Alt-Heidelberg-Manie bemächtigt. Es wird von Theaterbesuchern erzählt, die sich Meyer-Försters Schauspiel ein halbes Dutzend Mal mit demselben Genuß und derselben Rührung angeschaut haben. „Karl Heinz“ und „Käthe“ wurden plötzlich zu Lieblingsnamen und halfen so manchen Eltern Neugeborener aus der Verlegenheit der Namenwahl; die Schwärmerei für das Studentische übertrug sich bedenklich auf die bürgerliche Gesellschaft; wie kurz vorher keine Privatfestlichkeit, kein Kostümball arrangiert worden war, der nicht unter dem Zeichen der Ueberbretti-Manie stand, so bildeten jetzt Feste à la Alt-Heidelberg die Regel, Meyer-Förster siegte auf der ganzen Linie.

Es ist selbstverständlich bei einem derartigen Erfolge, daß sich der Einfluß Alt-Heidelbergs auch auf die litterarische Produktion übertrug. Zunächst merkwürdigerweise weniger auf die dramatische. Die Annahme, daß sofort eine größere Zahl von Studentenstücken das

*) Von den hier besprochenen Werken wurden verschiedene (2, 6, 7, 10) schon früher in diesen Blättern rezensiert; des Zusammenhangs wegen mögen sie hier ausnahmsweise nochmals kurz gestreift werden. D. Red.

Theater überschwemmen würde, hat sich als irrig erwiesen. Es hat mehr als drei Jahre bedurft, bis ein neues Schauspiel aus dem studentischen Leben auf der deutschen Bühne aufgeführt wurde: Arnold Straßmanns „Markomannen“ (vgl. LE. VI, Sp. 653). Es scheint allerdings, als ob jetzt eine Sturmflut von Studentenstücken im Anzuge wäre. Denn inzwischen ist bereits wieder die Aufführung von zwei neuen Dramen dieses Genres in Szene gegangen oder angekündigt: Paul Grabeins „Frei ist der Bursch“, ein in Kiel aufgeführtes Anti-Duell-Schauspiel (s. unten Sp. 871 f.), und Bruno Sturms „Für die Farben“, das demnächst in Graz seine Première erleben soll. Dagegen hat das studentische Milieu in der Romanlitteratur der letzten zwei Jahre eine große Rolle gespielt. Manchem dieser Romane merkt man es an, daß er direkt unter dem Einfluß von „Alt-Heidelberg“ entstanden ist. Bei anderen ist ein Zusammenhang wenig oder gar nicht wahrnehmbar, aber der Umstand, daß gerade jetzt die Studentenromane in so großer Zahl auftreten, ist doch wohl mehr als ein bloßer Zufall. Einen Erfolg, der an äußerer Wirkung dem Bühnenerfolg von „Alt-Heidelberg“ gleichkommt, hat allerdings nur einer der Verfasser dieser Studentenromane erzielt: Paul Grabein mit seiner Romanserie aus dem jenaer Studentenleben. Die drei Bände von „Vivat Academia“ haben bisher eine Verbreitung von rund 70 000 Exemplaren erlangt, ein für deutsche Verhältnisse ganz ungewöhnlicher Erfolg. Grabein hat ebenso wie Meyer-Förster in glücklicher Weise jenen frischen, harmlos-fröhlichen Ton getroffen, der, an geeigneten Stellen mit der nötigen Dosis Sentimentalität durchsetzt, auf die große Masse des Publikums nie seine Wirkung verfehlt. Er hat es verstanden, das Studentenleben in der thüringischen Musenstadt mit dem Hauch von Poesie zu umkleiden, der der Schwesterhochschule am Neckar seit Victor von Scheffels Sangestagen in so hohem Maße eigen ist, und Heidelberg eine Art Konkurrenz zu machen durch die verführerische Schilderung der jenaer Burschenherrlichkeit.

Ein Studentenroman im eigentlichen Sinne ist nur der erste Teil von **Grabeins** Romancyklus: „Du mein Jena!“ Aeußerst lebendig und anschaulich setzt die Erzählung ein mit der Schilderung einer Abiturientenkneipe. Da lernen wir bei dem Abschiedskommers die jungen Muli kennen, die noch bis vor wenigen Tagen die Schulbänke gedrückt haben und die jetzt klopfenden Herzens dem neuen Leben entgegenblicken, dem Leben frischer, ungebundener Fröhlichkeit, überschäumender Jugendlust, studentischer Freiheit. Und zwischen den Mulis Studenten mit bunten Bändern und Mützen, ehemalige Angehörige der Schule, die zu dem Abschiedskommers herbeigeeilt sind, weniger aus Anhänglichkeit, als in der ausgesprochenen Absicht, junge Füchse für ihre Verbindungen zu „keilen“. Einer von ihnen, der Studiosus Hellmrich, hält eine glänzende Rede auf die studentische Freiheit, im Gegensatz zu den etwas muckerischen Abschiedsworten, die der Rektor den von seiner Anstalt Scheidenden soeben zugerufen hat. In dieser Rede charakterisiert Grabein den Sprecher, die Hauptperson seines Romans, sofort in der glücklichsten Weise. Hellmrich ist der Typ dessen, was man eine bierehrliche Seele nennt. Gerade, unerschrocken, bieder, treu. Vor allem treu. Ein Mann, der für seine Ideale, seine Ueberzeugung jederzeit eintritt, sie jederzeit mit unerschütterlicher Zähigkeit verteidigt. Er hat eben einen alten Schulfreund, Simmert, als Mitglied für seine Landsmannschaft, die „Alemannia“, gewonnen und ihn in besonderer Weise dadurch geehrt, daß er ihn zu seinem Leibfuchs gemacht hat. In Jena treffen wir nun Hellmrich und den jungen Simmert wieder. Wir lernen die Alemannen kennen, darunter einige prächtig gezeichnete Gestalten, wie den Renommierfechter und Renommiertrinker Rittner, den ältesten Aktiven der Burschenschaft, der, ohne eigentlich verbummelt zu sein, doch nie dazu kommt, sein Examen zu machen. In Jena tritt zwischen den alten Schulfreunden Hellmrich und Simmert eine Entfremdung ein, weil Simmert im Gegensatz zu Hellmrich, der die gute, alte Alemannenart vertritt, die den Hauptwert auf innere Tüchtigkeit legt und den Kultus äußerer Formen als „Patentfatzkerei“ verschmäht, jenem Feudalstudentum zuneigt, das durch Beobachtung streng zeremoniellen Formenwesens eine äußere Schneidigkeit bei den Studenten erzielen will. Simmerts Streben ist es, aus den Alemannen ein Corps zu machen, während Hellmrich das als einen Verrat an den Traditionen der Alemannen betrachtet. In einem Konvent, auf dem darüber abgestimmt werden soll, ob die Alemannia Burschenschaft bleiben oder Corps werden soll, kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den Gegnern und den Anhängern des Corpsgedankens, namentlich Simmert und Hellmrich geraten so stark an einander, daß ein Bruch unvermeidlich ist. Mit Simmert treten etwa ein Dutzend Studenten aus der „Alemannia“ aus, um das suspendierte Corps „Vandalia“ wieder aufzuthun. Eine P.P.-Suite, die den neuen Vandalen von den Alemannen aufgebrummt wird, hat zwar zur Folge, daß Hellmrich von seinem Feinde Simmert abgestochen wird, aber im ganzen gehen die Alemannen siegreich aus dem Waffenhandel hervor. Für Hellmrich indessen gilt es, am Semesterschluß Abschied zu nehmen von Jena und seinen Alemannen, um sich ernsthaft in Berlin auf sein Examen vorzubereiten.

In eine wehmutsvolle, elegische Stimmung klingt der erste Teil von Grabeins Romantrilogie aus, der durch die glänzende, frische Darstellungsweise, die teilweise sehr dramatische Schilderung — so beispielsweise die packende Konventsszene — ungemein fesselt. Grabein will nichts weiter geben, wie eine einfache Erzählung aus dem Studentenleben. Und das ist ihm vortrefflich gelungen. Das studentische Milieu ist geschickt und treu charakterisiert. Keine blinde einseitige Verherrlichung des Verbindungswesens und keine einseitige Verurteilung. In allem der glücklich gewahrte Durchschnittsstandpunkt, der nach keiner Seite anstößt. „Du mein Jena“ ist nicht **der** Studentenroman, der alle Wünsche befriedigt. Dazu bleibt er zu sehr an der Oberfläche haften. Aber sein Wert wird offenbar, wenn man ihn mit den anderen Studentenromanen vergleicht, die ebenfalls nirgends oder nur wenig in die Tiefe dringen oder eine reifere Auffassung des Studentenlebens bekunden, dafür aber die Frische der Darstellung vermissen lassen, die bei Grabein nun einmal besonders lobend anerkannt werden muß.

In den beiden folgenden Romanbänden führt uns Grabein die weiteren Lebensschicksale seiner beiden, nun als alte Herren ins Philisterium übergetretenen beiden Hauptpersonen Hellmrich und Simmert vor. Geschickt läßt er manche Fäden nach der alten Alma mater im Thüringer Land hinüberspielen und hält so den Zusammenhang mit dem ersten Band aufrecht. Aber als eigentliche Studentenromane kommen diese Schlußbände, wie schon angedeutet, nicht mehr in Betracht.

Was den genius loci der sonst vorliegenden Studentenromane aus den letzten zwei Jahren anlangt, so geht hier Heidelberg ganz entschieden als Siegerin Jena gegenüber hervor. Schon die Titelwahl zeigt Heidelberg als lockendes Aushängeschild. Neben Stratzens Studentinnenroman „Alt-Heidelberg, du Feine“, von dem noch weiter unten die Rede ist, steht da der „Jung-Heidelberg“ betitelte Corpsstudentenroman von **Wilhelm Uhde**. Ein im Grunde genommen überflüssiges Buch. Ein Roman, der dem Leser wenig bietet, weder stilistisch noch inhaltlich, die trockene, tagebuchartige Chronik der studentischen Laufbahn eines hamburger Senatorsohnes, von dem Augenblick an, wo er in dem altberühmten Hotel „Prinz Carl“ die erste Bekanntschaft mit seinen späteren Corpsbrüdern, den grün-weiß-schwarzen Westfalen macht, bis zu dem Moment, wo auch er als alter Herr an der Seite seiner jungen Frau von der Musenstadt am Neckar Abschied nimmt. Dazwischen das bekannte Einerlei: Corpsleben, Mensuren, Kommerse, alte Corpsdiener mit Thränen der Rührung, kleine, nichtssagende Liebes-

abenteuer u. s. w. Nichts, was den Roman auch nur an einer Stelle über den Durchschnitt erhebt, uns das Corpsleben von irgend einer besonderen neuen Seite zeigt. Uhde giebt seinem Buch eine Vorrede, die allerlei erwarten läßt. Gerade die Corps, über die die Meinungen ja so weit auseinandergehen und die in unserem Universitätsleben ja eine so scharf begrenzte markante Stellung einnehmen, sind ein äußerst dankbarer Stoff für den Schilderer studentischer Verhältnisse. Uhde ist dem Stoff nicht entfernt gerecht geworden, er ist jeder kritischen Erörterung des Corpsproblems vielmehr sorgsam aus dem Wege gegangen. Da Uhde anscheinend mehr geben wollte, als einen bloßen Unterhaltungsroman, aber selbst dem Unterhaltungsbedürfnis nur mangelhaft gerecht wird, so erscheint es mir recht zweifelhaft, ob die Hoffnung berechtigt ist, „daß Uhde einmal der erste Dichter unserer Tage werde“, wie es ebenso bescheiden als geschmackvoll in einer dem Buche beigedruckten Kritik über ein früheres Werk Uhdes heißt.

Da gefällt W. Koesters „Mit dem Schläger in der Rechten“ (11) fast noch besser, obgleich der Roman von vornherein nichts weiter sein will, als Unterhaltungslektüre. Was Koester aus dem heidelberger Corpsleben erzählt, ist auch nur wieder das alte Lied, aber das Ganze ist frisch, flott, spannend geschrieben und wahrt das spezifisch heidelbergische Milieu recht gut.

Nach Leipzig und Halle führt uns Wilhelm Gutekunst in seinem „Liebesgodel“. Das Buch weckt die Erinnerung an die bekannten Studenten- und Kellnerinnen-Romane aus dem Ende der Achtzigerjahre mit ihrer naturalistischen Sumpfatmosphäre, an das, was man damals als „moderne Romane“ zu bezeichnen pflegte. „Franz Xaver Glockner war, wie das in Leipzig üblich ist, der brave Sohn braver, achtbarer Eltern.“ So beginnt Gutekunst seinen Roman, der im Stil, wenigstens in den ersten Kapiteln, etwas an eine andere in der modernen Litteratur sehr bekannt gewordene leipziger Studententype erinnert, an „Stilpe“, ohne daß allerdings Gutekunst den behaglichen Humor Bierbaums erreicht, der in der Schilderung des studentischen Sumpflebens nun einmal ohne Nachfolger dasteht. Der Studiosus der Medizin Glockner, dem von der Schule her wegen einer kleinen Liebelei der Name Liebesgodel anhaftet, lebt in Leipzig schlecht und recht, wie jeder andere Student, der keiner Verbindung angehört. Natürlich hat er ein Verhältnis mit einer kleinen Konfektionöse, das fast ebenso natürlich nicht ohne Folgen bleibt. Und so ist er im fünften Semester, als er nach bestandenem Physikum nach Halle übersiedelt, bereits Papa. Er nimmt sich der Mutter und des Kindes an, er hat sogar die redliche Absicht, die Geliebte später zu seinem Weibe zu machen. Aber die Liebe ist doch zu oberflächlich, als daß er das Verhältnis zu der Mutter seines Kindes nicht als eine Fessel empfände, die ihn am rechten studentischen Genießen, am Streben, am Vorwärtskommen, an sorgloser Fröhlichkeit hindert. Er verliert den sittlichen Halt immer mehr, verläßt die Geliebte, gerät in die Netze einer verführerischen Kokette, die Besitzerin einer von Studenten viel besuchten Kneipe zweifelhaften Genres ist, und die den ganz willenlosen, durch Trunk heruntergekommenen Menschen schließlich bestimmt, sie zu heiraten. In einer letzten Anwandlung von Willenskraft und klarem Bewußtsein macht dann Glockner seinem verpfuschten Leben durch einen Schuß ein Ende. Es ist ein unerquickliches Menschenschicksal, das Gutekunst da bis in seine letzten Konsequenzen hinein verfolgt. Ein Realismus, der nichts weiter ist als brutale Wirklichkeitsschilderung und in unserer heutigen Romanlitteratur eigentlich als überwundener Standpunkt gelten müßte. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Roman mit der Kunst, die er bietet, mindestens um fünfzehn Jahre zu spät kommt. Auch in der Schilderung des studentischen Lebens bringt er nicht eben eine neue Nuance oder irgend etwas, was nach einer persönlichen Note aussieht. Es ist die Talentprobe eines begabten Anfängers, mehr füglich nicht.

Ernster, tiefer, großzügiger angelegt, als all die bisher genannten Werke, ist der Roman von Oscar Mysing, wenngleich sich „Das neue Geschlecht“ nicht als spezifischer Studentenroman präsentiert. Mysing will mehr geben: ein Zeitbild der neuen Jugend mit ihren neuen Idealen, ihren neuen Sturm- und Drangwehen. Der Titel ist für das, was Mysing in seinem Roman schließlich durchführt, vielleicht zu prätentiös. Aber der Roman hat sehr viel gutes. Mysing schildert seine beiden Helden nicht erst von dem Augenblick an, wo sie die leipziger Hochschule beziehen. Er bringt sie uns schon als Primaner näher, die kurz vor dem Abiturium stehen. Diese Zeit des Erwachens zum Jüngling, dieses Sehnen nach Freiheit, dieses Träumen von einer goldenen Zukunft, diese jugendlich naive und doch so selbstverständliche Selbstüberhebung, diese gewollte, absichtliche Rauhbeinigkeit, die nur Firnis ist für die innere Unreife, für die persönliche Schüchternheit, schildert Mysing in charakteristischer Ausführlichkeit. Und dann der Augenblick, wo die beiden Freunde nach Leipzig gehen, wo sie es endlich atmen, das Leben, sie, die jungen, aus der Enge des Familienlebens jetzt herausgewachsenen Welteroberer. Und dann weiter die Enttäuschung, als sie sehen müssen, daß die idealen Vorstellungen, die sie sich von der Universitas litterarum gemacht haben, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Sie lernen kennen, wie die Wissenschaft lediglich auf das praktisch Reale gerichtet ist, wie kein Mensch die Wissenschaft um ihrer selbst willen treibt, die das verweltlichte praktische Gewand der Zeit angenommen hat. Und endlich die Kommilitonen . . .

„Grollmann und Leßner sahen oft diese jungen Leute an, die die große Freitreppe der Bibliothek hinauf- und hinabgingen. Sie trugen alle schon das Gefühl ihrer zukünftigen Stellung im Leben sehr ausgeprägt an sich. Der eine beneidete den anderen um seinen eleganten hellen Paletot mit Sammetkragen und seinen wiener Hut. Jener, ein dicker, patent aussehender Corpsstudent, sah geringschätzig herab auf die abgetragenen Stiefel und den schmutzigen Lodenrock des anderen. Dieser bemitleidete das hager-gelbe Gesicht eines Theologen, der eine Brille im Gesicht trägt, und den er innerlich für einen Schafskopf erklärt, während der Theologe wiederum sich bewußt ist, einzig ‚auf dem rechten Wege zu sein‘. Alle aber sind überzeugt, daß ihre Gänge hier für die Wissenschaft und die gesamte Kultur von großer Bedeutung sind.“

Das sind wenigstens Ansätze, das Studentenleben nach seiner sozialen Seite hin, in seiner Gesamtheit zu schildern, und deshalb ragt Mysings Buch aus dem Wulst der sonstigen Romane mit studentischem Milieu um ein bedeutendes Stück heraus.

In einem markanten Gegensatz zum deutschen steht der österreichische Studentenroman. Der scharfe Rassen- und Nationalitätenstreit, der die österreichische Monarchie durchzieht, drückt auch dem Universitätsleben seinen Stempel auf und macht den österreichischen Studenten von vornherein empfänglich für gewisse politische Tagesfragen, denen die Mehrzahl der deutschen Studentenschaft noch ziemlich gleichgültig gegenübersteht in ihrem sorglosen studentischen Genießen. In den beiden hier vorliegenden österreichischen Studentenromanen von Strobl und Feuerstein ist nichts von dem frisch-fröhlichen Draufgängertum zu spüren, nichts von dem Zug harmlosen Leichtsinns, der über dem deutschen Studentenleben liegt. Welcher klaffende Unterschied zwischen unserem deutschen Verbindungswesen und dem in Oesterreich, wo fast jede Verbindung einen ausgesprochenen politischen Zweck verfolgt! Welcher Unterschied in der Schilderung einer deutschen Mensur und einer österreichischen! Sowohl bei Strobl wie bei Feuerstein werden solche Mensuren mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Aber solche Mensurschilderung bei Strobl läßt den Waffen-

kampf nur brutal erscheinen, ohne jedes ritterliche Decorum, fast wie eine widerliche Schlachterei. Strobls Roman versetzt uns nach Prag, in die Zeit des badenischen Regimes. Der nationale Hader zwischen Tschechen und Deutschen hat seinen Höhepunkt erreicht. Mit äußerster Mühe finden die deutschen Studenten draußen in der schmutzigen, engen Judenstadt eine Bude für ihre Versammlungen beim Vaclav Zimmermann. Da kommt die Nachricht vom Sturze des Ministerpräsidenten, und die Wut des tschechischen Pöbels kennt keine Grenzen mehr. Sie richtet sich in erster Linie gegen die deutschen Studenten. Die Kampfszenen zwischen der Bevölkerung und den Studenten bilden den wirksamen Hintergrund von Strobls Roman, der auch, ganz abgesehen von der trefflichen Milieuschilderung, rein künstlerisch große Verdienste hat. Denn Strobls Stil ist von großer Plastik, und er versteht es meisterlich, Stimmungen mit wenigen Strichen zu malen. Das Stadtbild von Prag, die schwüle Atmosphäre, die über der Stadt liegt, kurz vor dem Beginn der Straßenkrawalle, das ist glänzend geschildert, wie das Ganze überhaupt stark poetisch ist.

Auch Feuersteins „Jünglinge" ist ein gutes Buch, wenngleich bei ihm das Anfängerhafte mehr hervortritt. Es behandelt die akademische Judenfrage. Die „Moria" ist von jüdischen Studenten gegründet worden zur „Hebung und Pflege des jüdischen Stammesbewußtseins". Dieses Grundprinzip geht aber immer mehr verloren, da die Mehrzahl der Mitglieder sich bestrebt, es an äußerer Forschheit, an patentem Auftreten den feudalen, nicht jüdischen Studentenverbindungen gleichzuthun. Das Mensurwesen blüht in der „Moria". Und „alle diese Schlägereien auf dem Fechtboden und auf der Gasse, mit Säbeln oder Stöcken, betrachteten sie mit Stolz als Schlachten, die von ihnen für das Heil des Judentums geschlagen wurden. Sie ehrten in sich selbst die mutigen Wächter des nationalen Gedankens." Diese Aeußerlichkeiten haben schließlich eine Spaltung unter den Mitgliedern der „Moria" und die Gründung eines neuen „Vereins für die jüdisch-akademische Jugend" zur Folge. Die Gründungsversammlung ist ungemein charakteristisch wiedergegeben. Das bunte Chaos von Finken, von rednerischen Neulingen, die sich an ihren eigenen Worten berauschen und mit einem durch nichts zu erschütternden Selbstbewußtsein Phrase auf Phrase in den Saal schmettern zur Lösung der Judenfrage, das alles ist sehr glücklich gezeichnet. Dramatisch wirksam schließt das Buch. Während die „Moria" mit großem Gepränge ihr Stiftungsfest feiert und gerade das Bundeslied zu Ehren Zions steigt, brüllen oben auf der Gallerie antisemitische Studenten ihr „Juden raus!" in den Saal hinunter. Es kommt zu Thätlichkeiten, Polizei erscheint, das Fest ist zu Ende. Damit bricht das Buch ab, das mehr ein Fragment ist, ohne tieferes Eingehen auf die ihm zu Grunde liegende Frage, aber als Zeitgemälde unzweifelhaft seine Bedeutung hat.

Auch das Werk eines anderen österreichischen Dichters, J. J. Davids prächtiger, fein empfundener Studentenroman „Am Wege sterben" sei in diesem Zusammenhange nochmals erwähnt, obgleich es mehr studentische Einzelschicksale als allgemein Studentisches behandelt und sein Erscheinen ja auch in einen früheren Zeitraum fällt, als die übrigen hier charakterisierten Studentenromane.

Bleiben zum Schluß noch die paar Studentinnenromane zu erwähnen, die in einer Zeit, wo das Interesse für die Frauenfrage so rege ist, selbstverständlich auch ihr Daseinsrecht behaupten wollen. Was Stratz und Lee bieten, ist lediglich Unterhaltungslektüre. Gute Unterhaltungslektüre zwar, so besonders bei Stratz, der in seinem modernen Großkaufmann John Henry van Lennep eine famose Charakterfigur zeichnet, die in ihrem festen Willen imponierend über der heidelberger Studentin Erna steht, bei der man eigentlich die Empfindung nicht los wird, daß sie mit ihrem Studium nur kokettiert. Kein Wunder, wenn schließlich die Heldin bei Stratz sowohl wie bei Lee, der seinen Roman in Berlin spielen läßt, zu der Ueberzeugung kommt, daß es im Grunde gescheiter ist, an der Seite eines starken Mannes den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, als sich dauernd mit der Wissenschaft zu vermählen.

Ganz anders die beiden Romane von Ilse Frapan und Ella Mensch. Sie kämpfen aus voller Ueberzeugung für die Gleichberechtigung der Frau auch auf dem Gebiet des Studiums, und es ist kein Zufall, sondern ausgesprochene Absicht, wenn sie den Schauplatz ihrer Romane nach Zürich verlegen, der Universitätsstadt, die zuerst den Frauen das akademische Bürgerrecht gewährt hat. Ilse Frapan, die ja schon früher in ihrem Roman „Die Betrogenen" das Leben der zürcher Studentinnen geschildert hat, geht in ihrem vielgenannten Roman „Arbeit" fanatisch bis zu der Grenze, wo der Fanatismus anfängt, komisch zu wirken. Ihr Buch ist eine Anklage gegen die Männer, speziell gegen die Studenten und Professoren der zürcher medizinischen Fakultät, und die Entrüstung, die sie mit ihrem Roman hervorgerufen hat, mit ihren durch nichts motivierten Beschuldigungen, ist ja noch in frischer Erinnerung. Als ein Beitrag zur Psychologie des Studentinnentums kann diese potenzierte Einseitigkeit in keiner Weise gelten.

In einem erfreulichen Gegensatz zu Ilse Frapan steht Ella Mensch. Sie will wenigstens unparteiisch sein. Es ist kein Kampfroman, der den Männern den Fehdehandschuh hinwirft, weil sie nun einmal in den Frauen nicht das sehen wollen, was die enragierten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung in ihrem Geschlecht erblicken, es ist die ruhige, chronikartige, tendenzlose Schilderung des Lebens einer deutschen Studentin, die in Zürich zu der Zeit studierte, wo den Frauen in Deutschland noch die Hörsäle so gut wie verschlossen waren, einer Studentin, die gleichsam damals in Zürich als Vorposten der Frauenbewegung gestanden hat. In die Tiefe steigt allerdings auch Ella Mensch nicht hinab. Nichts in dem Buche erinnert an den großen Frauenroman, der uns noch immer fehlt, der mit überzeugender Kraft das Recht der Frau auf eine höhere sittliche und soziale Wertung darthut, ohne in die Einseitigkeit und Uebertreibung der Agitatoren der Frauenbewegung zu verfallen. Der Roman von Ella Mensch ist wenig mit dem Herzen geschrieben, ihm mangelt völlig jede tiefere Gefühlsseite. Das rein Akademische, das ewig Dozierende, das über dem Ganzen liegt, läßt kein tieferes Interesse bei dem Leser aufkommen. Das Buch wirkt schließlich nur langweilig in seinem schwerfälligen, trockenen, poesielosen Stil, der allenfalls erträglich ist bei einer philologischen Abhandlung, aber nicht bei einem Buch, das sich selbst als Roman bezeichnet und somit immerhin als Kunstwerk gewertet werden muß. — Der Roman der modernen studierenden Frau fehlt uns also noch; ebenso der große, soziale, das Studentenleben in seiner Totalität umfassende Studentenroman oder das Studentendrama, das uns ebenfalls erst die Zukunft bringen muß.

Balladen.

Von **Wilhelm Holzamer** (Paris).

1. Balladen und Schwänke. Von Oskar Wiener. Mit Bildern von Richard Teschner. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 83 S.
2. Ritterliches Liederbuch. Von Börries Freiherrn von Münchhausen. Berlin, Goslar, Leipzig, Verlag F. A. Lattmann. 106 S. Geb. M. 4,—.

Die „Balladen und Schwänke" von Oskar Wiener präsentieren sich sehr gut. Sie sind hübsch ausgestattet: großes Format, gutes Papier, klarer Druck, farbige Deckelzeichnung, farbiges Titelbild, zahlreiche

Illustrationen und gute Anordnung. Die „ritterlichen Lieder“ von Börries Freiherrn von Münchhausen sind in kräftig Leinen gebunden, auf kräftigem Papier in kräftigen Lettern gedruckt, und das Buch macht so einen sehr soliden Eindruck. In „hundert Jahren“ wird das „Mädchen von Celle“ wirklich noch in einem wohlerhaltenen Exemplare die Verse des Freiherrn von Münchhausen lesen können (vgl. das Gedicht „Referendarexamen“), und auch in fünfhundert Jahren wird das Buch noch sehr dauerhaft sein. Es ist für die Zukunft und für die Nachwelt berechnet. Es hat die Dauerhaftigkeit der alten Geschlechter. Es hat auch nicht vergessen, sich die nötigen Ahnen zu sichern.

Inhaltlich haben mich beide Bücher kühl, sogar gleichgültig gelassen. Es ist nur ihre äußere Prätension, und bei Börries Freiherrn von Münchhausen kommt noch die von gewissen Kritikern ihm zugewiesene Stellung in der modernen Litteratur — neben Strachwitz und Fontane als Balladendichter! — hinzu, daß ich mich ausführlicher äußere. Es ist in unserer Zeit so oft vorgekommen, daß den Leuten ein wenig Sand in die Augen gestreut wurde, woraufhin sie sogleich die ungeheure Größe der Wüste zu sehen vermeinten. Viele der auf diese Art gemachten Entdeckungen haben sich nachträglich als gründliche — Täuschungen erwiesen. Aber Cliquen und Freundschaften herrschen oft lange.

Wenn man die „Balladen und Schwänke“ von Wiener liest, so denkt man: es muß doch sehr leicht sein, Gedichte zu machen. Dazu gehört nicht viel. Viel Inhalt brauchen sie nicht. Und die Form, nun, das ist das größte Kunststück auch nicht. Reime lassen sich schon finden, je nichtssagender sie sind, desto besser passen sie zum Ton. Der „Ton“ freilich — aber es giebt ja so viele „Weisen“: die fahrige Weis, die altertümliche Weis, die Volkstonweis, die leichte Schwankweis und die tiefe Gedankenweis, die Märchenweis, die rüde Weis, die feine Weis, die Thränenweis, die Königsweis, die Prinzessinweis und die unheimliche Teufelsweis. Wird ein Bild nicht recht klar, die Geschichte nicht recht fertig, die Erzählung nicht pointiert, ist ein rechter Sinn nicht vorhanden, die Anekdote nicht neu und nicht der Mühe wert, so thut das nichts. Es erhöht den Reiz, es ist „modern“. Das Balladendichten ist eine ganz sichere Sache, die förmlich von selbst geht. Eigenes braucht man da nicht dazu zu geben. Vielleicht bin ich nur bei „Der Preis“ und bei „Ballade“ ein wenig von diesen Gedanken abgekommen und an das Talent Wieners erinnert worden.

Was zwischen den Zeilen steht, dacht' ich immer, das sei das Wesentliche der Lyrik. Das mache auch das „Lied“. Und beim „ritterlichen“ Liede müßt' das gerad so sein. Ich dacht' auch, den Lyriker erkenne man daran. Ein Dichter sei einer, der sich nicht damit begnüge, „Gedichte“ zu machen mit Klängen, Worten, Zeilen und Gedanken etwa noch, sondern der mittelbar noch Tieferes aufzurühren und aufzuschließen verstehe. Vergeblich hab' ich bei Börries Freiherrn von Münchhausen darauf gelauscht. Da klang nichts Quellendes auf, da klang nichts nach, das den Sinn gefangen gehalten hätte. Ich sage mit der Reserve der eigenen Unzulänglichkeit, wie sich das bei einem Dichter, der die Bedeutung eines Strachwitz oder Fontane haben soll — was ich freilich auch früher nicht finden konnte — selbstverständlich gebührt: hier ist keine Wärme, keine Ursprünglichkeit. Es sind Gedichte, gut gebaut und sauber ausgeführt. Aber sie werden nicht eins mit uns, sie bleiben uns fremd. Vielleicht rührt ihre Kühle von ihrer geistigen Höhe her, vielleicht haben sie die Kälte ihres vornehmen Standes. Vielleicht muß man selbst so reich an Vergangenheiten sein, um die Reife ihrer Kultur zu begreifen. Das wird in hundert Jahren allenfalls entschieden werden können. Sie sind durchaus bewußt. Man kann nachspüren, wie ihre Wendungen gewählt sind. Man erkennt rasch, warum sie gewählt sind. Die Sinnfälligkeit ist nicht unmittelbar. Sie ist die Frucht einer tüchtigen Verstandesarbeit. Mancher Versaufwand geschah, um eine vorgesehene Pointe herauszubringen. Daß dabei an die Wirklichkeit gehalten ist, darf nicht täuschen. „Der Sünder“ und „Diner-Polonaise“ sind so zwei Beispiele, die ihrer beiden letzten Verse wegen gedichtet sind. Originalität und Wichtigkeit sind gewaltsam erzeugt. Man liest lächelnd vom „Hauch des Parketts“. Man liest von der „linken Hand“, die sich „zum Gebete faltete“, und denkt, auch in Gedichten gehörten zum Falten zwei Hände. „Das feuchte Heu haucht sterbend überall | Ein erstes Amen her, ein lebensmüdes“ klingt gezwungen und ist inhaltlich banal. Gedanklich gewagt ist, daß „wie Gold die Weise der Nachtigall in das Duften geflochten“ war. Auch haben diese Verse einen ganz und gar falschen Tonfall: „Und war ein Duften rings, durch das die Weise | Der Nachtigall wie Gold geflochten war.“ „Auch einer“ ist dehmelisch, nur daß Dehmel das gleiche Thema bedeutender in seiner „Tragischen Erscheinung“ behandelt hat und den matten Schluß nie geschrieben hätte. „Zu dritt“ erinnert an Liliencron, ebenso „Erstes du“, „Abendfahrt“. „Der edle Knabe“ wirkt komisch, wenigstens auf mich, der ich bürgerlicher Herkunft bin. Darum kann ich auch inhaltlich zu Börries Freiherrn von Münchhausens Adels- und Geschlechtsverherrlichungen nicht Stellung nehmen. Ich finde nur, aus den „Balladen“ hätte er zu diesem Zwecke „Das sind wir“ und „Wir“ nicht herüberzunehmen brauchen, ihr Kunstwert ist nicht danach. Auch die lauten Persönlichkeitsversicherungen überzeugen nicht. Was durfte Liliencron in all diesen Hinsichten wagen und bieten! Wie mißt man seine Kunst nachträglich noch einmal am gleichen Thema!

Wieners Balladen und Schwänke haben mich erinnert, wie wir Hans Benzmanns Balladen und Schwänke in seinem bescheidenen Büchlein „Helde“ schätzen dürfen. Und die „ritterlichen Lieder“ haben auf Wilhelm von Scholz hingewiesen — und auf „Hohenklingen“ besonders —, wie viel mehr Eigenart und Persönlichkeit uns da entgegentritt. Ob schließlich in dem Gedichte „Lebensbüßer“, das ich anführen will, nicht ein Teil der Wirkung in einem Allgemeinen, das dem Zeitlichen angehört, zu suchen ist, will ich dahingestellt sein lassen.

> Wir gehen entlang an des Flusses Borden,
> Zwei Lebensbüßer, —
> Unsre Wege sind immer stiller geworden
> Und immer süßer!
>
> Wir büßen ein Glück, das die Welt uns verboten,
> Wir fahren auf Wellen
> Des Lebens-Stromes mit lecken Booten,
> Die bald zerschellen.
>
> Wir gehen entlang an des Flusses Borden,
> Zwei heimliche Büßer,
> Deine Lippen sind immer stiller geworden
> Und immer süßer!!

Ein amerikanischer Straßenprediger.

Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. München o. J., Verlag Concord.

Wer je in London war, kennt auch die Straßenprediger. An irgend einer Wegkreuzung oder an einem freien Platz stehen sie und halten an die Vorübergehenden lange Ansprachen, unermüdlich. Was in diesen besonders auffällt, ist die seltsame Mischung von Mystizismus mit trockenster Nüchternheit. Der Temperenzler wird dir jetzt den Himmel offen zeigen und im nächsten Augenblick auf Heller und Pfennig berechnen, wie viel du sparst, wenn du dir zunächst einmal ein Glas Wein täglich abgewöhnst.

Diese spezifisch angelsächsische Mischung, die ja besonders charakteristisch in dem großen Straßenprediger Englands, der Heilsarmee, hervortritt, ist fast allen

Popularphilosophen Amerikas eigen. Ihr Ahnherr, Franklin, hatte nur die Nüchternheit, ihr Erzieher, Carlyle, hat nur den Mystizismus; sie haben beides. Thoreau, trotz französischer Abstammung ein echter Yankee, ist solch ein Straßenprediger — wenn er auch die Großstadt zu fliehen behauptet.

„Einfachheit! Einfachheit! Einfachheit!" ist das Losungswort dieses Mäßigkeitsfanatikers, für den jeder Luxus (auch der „Luxus in Gefühlen", wie Fontane so schön sagt) ein berauschendes Gift ist. Diese Parole predigt er mit indischen und persischen Mystikerzitaten und mit Rechnungen über Bauholz oder An- und Verkauf von weißen Bohnen. Und wie alle jene Kreuzwegpropheten ist er innigst davon überzeugt, daß „was wahr ist für einen, noch wahrer ist für tausende" — ein Satz, in dem das mystische Element stärker ist als das rechnerische. Dieser Prediger der amerikanischen Amerikamüdigkeit ist einer der Ersten, der die Massenfabrikation von „Einzelnen" lang vor den Brüdern Hart empfohlen hat. „Hinter der Großstadt" denkt er sich, wie Bölsche, eine Thebais von kultivierten Einsiedlern; alle, wie er, kräftige Handwerker, geübte Angler, wählsame Leser. Sie müssen wohl in der Großstadt die Sklaven halten, die z. B. die Bücher drucken.

Politisch vertritt er den Standpunkt, den ich einmal als „idyllischen Anarchismus" bezeichnet habe. „Ich wurde niemals von irgend jemand belästigt, ausgenommen von Personen, die den Staat repräsentierten" (S. 137). „Wohin aber ein Mann gehen mag, überall hin verfolgen ihn die Menschen, packen ihn mit den Klauen ihrer schmutzigen Einrichtungen und zwingen ihn, ihrer verfluchten Freimaurerbande anzugehören." Ganz folgerecht ist Thoreau so wenig wie andere Staatsauflöser ein Verehrer der modernen Philanthropie; vielmehr weiß er über diese (S. 59 f.) vielleicht das Beste, was er sagt, zu sagen. Weniger konsequent ist seine, gut angelsächsische, Bewunderung des Handels (S. 94).

Was bietet uns nun dieser Freund Emersons? War es nötig, das berühmte Buch denen zugänglich zu machen, die schon Carlyle und Emerson deutsch zu lesen überredet werden? Und gleich auch für ihn einen Verlag „Concord" zu gründen? — Immerhin, der Wüstenprediger mag auch in unsere Großstädte gelockt werden. Freilich könnte die Uebersetzung feiner sein. Sie ist so recht, wie es die meisten neueren Dolmetschungen sind: nicht schlecht, aber grob. „Arabs", Zigeuner, Vagabunden, bleiben (S. 29) natürlich „Araber"; was „fungus" oder „compost" ist, verschmähte die Uebersetzerin, im „Diktionär" nachzusehen; eine Theetasse heißt (S. 268) Theeurne, und gut englisch wird ein Binnensee der „Fluits Teich" (S. 145) oder gar „der Goose Teich" (S. 158) genannt. Dem Wortspiel mit „extravagant" (S. 261) geht die Uebersetzerin wie der Erklärung von „Cultivator" oder „Oddfellows" aus dem Wege.

Dadurch leiden die lehrhaften Stücke weniger als die idyllischen, und doch stelle ich an sich diese höher. Ich kann zwar nicht finden, daß Thoreaus Teichphilosophie (S. 14) so tief ginge wie Fontanes Grübeleien über den Stechlin; ich finde, daß seine Anglerschwärmereien über den „Grashecht" (S. 229) die Anmut nicht erreichen, mit der 200 Jahre früher Isaac Walton über Lachs und Forelle plauderte; und wenn er am Tropfen und am Tier Kosmologie treibt, scheint er mir durch unsere modernen Zoosophen, Ratzel, Bölsche vor allem, übertroffen. Die Detailmalerei erinnert oft mehr an den guten alten Brockes, als an Millet, so malerisch auch (S. 141) die Beleuchtung des Sees und so humoristisch (S. 189) die Schilderung der Ameisenschlacht ist. Sonst ist der erzwungene Humor in dem Groll auf die Wasserleitung (S. 159) oder die „Hundert Hyperboräer" (S. 232) mehr carlylisch als gesund.

Man verzeihe mir also die Ketzerei, wenn mir der Import dieser Konserven voll getrockneter Lebensweisheit und eingemachter Sentimentalität überflüssig scheint. So wichtig ist Thoreau nicht, daß es nicht genügte, wenn Leute ihn lesen, die englisch können. Die Einfachheit, die Andacht zur Natur, die Selbstzucht können uns deutsche Autoren ebenso gut lehren; und was er an eigenem dazu giebt, scheint mir die Zugaben eines Goethe, Jean Paul, Fontane nicht aufzuwiegen. Das Beste aber, was Thoreau besaß, der seltene Reiz einer harmonischen und geschlossenen Persönlichkeit, durchdringt dies vielgerühmte Buch so wenig, daß wir seinen prächtigen Verfasser fast gegen das anspruchsvolle und doch nicht im höchsten Sinne bedeutsame Buch glauben verteidigen zu müssen.

Berlin. *Richard M. Meyer.*

Echo der Zeitungen

Die Medea des Euripides.

Von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff (Westend).

Als ich vor etwa zehn Jahren aus einer guten Vorstellung der grillparzerschen Medea kam, sagte ich zu einem Freunde: „Sehr schön, aber vor allem ist mir doch klar geworden, ein wie großer Dichter Euripides ist." Meinem Freunde war es genau so gegangen. Da stellte sich von selbst der Wunsch ein, auch diese Medea auf der Bühne zu sehen; aber dazu gehörten zwei Vorbedingungen: es mußte jemand die griechische Tragödie übersetzen, der genug Griechisch konnte, und es mußte eine Schauspielerin Neigung besitzen, die Rolle zu spielen, an der das Drama hängt.*) Beides scheint vorhanden zu sein; der Versuch soll gewagt werden: da schickt es sich wohl, daß ich ein Wort zur Orientierung über das sage, was Euripides gewollt hat.

Nur zu oft lesen wir in der Zeitung von einem „erschütternden Familiendrama": ein armes Weib, das ihr Mann verlassen oder mißhandelt hat, bringt ihre Kinder um und sucht dann selbst den Tod. Der Berichterstatter fügt die konventionellen Redensarten zu; der Leser fühlt das konventionelle Gruseln. Damit ist es vorbei. Um die Seelenqualen, die das unglückliche Weib so weit getrieben haben, kümmert sich Gott allein.

Ibsens Nora reißt sich in plötzlichem Entschlusse aus der Ehe mit einem Elenden, der sie zur Puppe erniedrigt, und geht in ein Leben, das ihr selbst noch ganz unklar ist; die Kinder läßt sie dem Vater: sie sind ihr nur ein Spielzeug gewesen. Nicht wenigen ist der Schluß des großartigen Werkes zu schneidend, und sie zetern über den Mangel der tragischen Läuterung und Versöhnung. Andere jubilieren, daß erst dieser Stil der wahrhaft menschliche wäre, und reden von einer neuen Offenbarung.

Die Medea des Euripides hat einen wohl noch grelleren Schluß, an dem denn auch mancher Fanatiker des Klassizismus Anstoß genommen hat. Auch dieses Werk ist geboren aus dem heißen Mitleid eines großen Dichters mit einem Weibe, das durch die Erkenntnis, einen Elenden geliebt zu haben, zum Aeußersten getrieben wird, zum Kindermord. Aber sie folgt den Kindern nicht in den Tod, sondern sucht sich wie Nora ein neues Leben, doch nicht wie jene in unklarem Drange, sondern mit schauerlicher Besonnenheit.

Wir können die Geschichte des Euripides ganz ohne Argonautenzug und ohne antiquarischen Ballast behandeln, und nur der Bequemlichkeit halber behalten wir die Namen Medea und Jason bei. Dies Vorgehen, das bei Grillparzer ganz undurchführbar wäre, hat schon

*) Die Aufführung hat inzwischen im berliner Neuen Theater mit Rosa Bertens in der Titelrolle stattgefunden (vgl. unten Sp. 869). D. Red.

Aristoteles bei der Iphigenie des Euripides geübt, und er würde es bei der Goethes auch geübt haben. Jason, ein vornehmer Herr, ist in die Ferne auf Abenteuer gezogen; er wäre verloren gewesen, wenn nicht ein Mädchen des fremden Volkes, die Königstochter Medea, ihm aus aller Not geholfen hätte. Sie konnte es, denn sie besaß allein die nötigen Zauberkünste; sie that es, denn sie gab sich dem Geliebten schrankenlos hin; ohne Besinnung wagte sie alles für ihn, auch Verbrechen wider ihre eigenen Angehörigen. Er brachte sie als sein Weib in seine Heimat zurück. Aber es gelang ihm nicht, sich hier die erhoffte Stellung zu erringen; er mußte wieder von Hause fort, sich irgend wo und wie ein Leben zu gründen. Nun ist er ein kalter Egoist. Als schöner Mann, glatter Kavalier und kühner Abenteurer hat er bei den Frauen immer Erfolg gehabt. Medeas Liebe hat er sich nicht nur gefallen lassen, weil sie ihm nützte; gewiß wird die leidenschaftliche Hingabe der strahlenden Jungfrau auch seiner Eigenliebe geschmeichelt haben; aber die geistige Ueberlegenheit seiner Frau, die in diesem Falle ganz offen zu Tage lag, fällt einem solchen Manne auf die Dauer lästig. Und nun ist sie ihm in der Heimat keine Förderung mehr, sondern steht ihm im Wege. Sie hat keinen Familienanhang und erregt zumal als Fremde schon durch ihre geistige Ueberlegenheit allerorten Anstoß. Er hat das ertragen, jahrelang, und kommt sich ohne Zweifel sehr tugendhaft vor. Aber als sich ihm die Möglichkeit bietet, durch eine vorteilhafte Heirat sogleich eine bequeme Stellung und in Bälde ein reiches Erbe zu gewinnen, zweifelt er keinen Augenblick, daß er zugreifen muß. Dann muß Medea weichen. Rechtlich kann er sich ohne weiteres von seiner Frau scheiden; Angehörige, die unbequem werden könnten, besitzt sie nicht, eine Mitgift hat sie nicht bekommen. Ich will hoffen, daß unsere Gesetze eine Fremde in gleichem Falle wirksam schützen; rede man aber nicht zu hochfahrend von der Ueberlegenheit des modernen oder gar des christlichen Staates! Es ist noch nicht lange her, daß ein bekannter Staatsmann eines europäischen Kulturvolkes gleich Jason ein altes, unbequem gewordenes Eheband zerreißen durfte, weil es nur kirchlich geweiht war. Jason kann also seine Frau loswerden, und es versteht sich von selbst, daß der Schwiegervater darauf dringt. Unbequem sind nur die Kinder. Der Schwiegervater wäre sie am liebsten los, aber Jason möchte sie behalten, nicht nur, weil Söhne immer ein wertvoller Besitz sind: in seiner Politik sieht er sie schon erwachsen als Stützen seiner Position der Erbtochter, seiner Braut, gegenüber. Aber er liebt sie auch wirklich so stark, wie er der Liebe fähig ist, gleichsam als Teile seiner selbst. Ginge es nach ihm, so würde er seine erste Frau irgendwo in der Stille wohlversorgt unterbringen; er würde ihr manchmal die Kinder zum Besuch schicken, auch wohl selbst kommen; wie mancher vornehme Mann früherer Zeiten hat so an einer alten Liebe gehandelt, und wie manche solche Mutter hat mit demütiger Freude ihre Kinder in die Sphäre des Vaters erhoben gesehen. Ich will nur Ludwig XIV. nennen. Jason hat also das Bewußtsein, daß er nur verständig handelt, und das Widerstreben Medeas erscheint ihm wirklich als Unverstand. Wenn sie in dem Sinne eifersüchtig ist, daß er in seine neue Braut verliebt wäre, so darf er das ganz ehrlich von sich weisen; er läßt sich nur lieben. Das hat sie nun auch mehr im Hohn gesagt; aber daß sie als Weib auf seine Liebe und seine Gattenpflicht nicht im mindesten verzichten will, womit es ihr durchaus Ernst ist, dünkt ihn unweiblich. Dieser Jason ist uns ganz verständlich, weil wir so viele seinesgleichen kennen; nur über das eine wundern wir uns, daß er Medea so wenig kennt. Aber der Verstandesmensch rechnet darauf, daß der so verständigen Frau die Richtigkeit seiner Maßnahmen einleuchten müßte, und der eitle Mann hat bisher alles von ihrer Liebe erreicht; er ist gewohnt, daß ihm die Frauen sich fügen.

Allein Medea hat zwar einen gewaltigen Verstand, aber soweit ist sie Weib, daß das Herz über diesen Verstand regiert. In ihres Herzens unwiderstehlicher Leidenschaft hat sie alles für Jason gethan, um ihn zu besitzen; dies Herz will nicht auf ihn verzichten, und muß es das, so wird es den Verstand ebenfalls nur dazu verwenden, wider alles zu kämpfen, was seiner Leidenschaft in den Weg tritt. Moralische Bedenken kennt sie nicht; wenn sie jetzt ihre früheren Blutthaten bereut, so geschieht es nur, weil sie deren Preis verlieren soll. Sie macht sich keinen Augenblick Illusionen über ihre verzweifelte Hilflosigkeit, am wenigsten versucht sie, an Jasons alte Liebe oder Dankbarkeit zu appellieren; aber sie fühlt sich viel zu kräftig und hat in diesem Gefühle noch viel zu große Ansprüche an das Leben, als daß sie mit dem Gedanken an Selbstmord auch nur spielte. Sie weiß sich im Besitze von Künsten und Kräften, die ihr gestatten, das neue Lebensglück Jasons zu zerstören, also sich zu rächen; aber sie sieht zu scharf, als daß ihr die bloße Rache genügte: sie zieht auch die Zukunft in Berechnung, die jenseits jener Rache liegt. Und mehr noch in dieser Zukunft als in der Gegenwart beschäftigen sie ihre Kinder. Sie dem Vater zu lassen, das ist ihr selbstverständlich unmöglich. Aber soll der Vater in ihnen neben ihr fortleben? Soll sie sie in ein anderes Leben, wo es auch sei, mitnehmen? „Wenn sie doch nicht wären!" so muß sie sagen; und wenn sie den Vater nicht mehr in ihnen lieben kann, so muß sie ihn in ihnen hassen. So ist sie zunächst ganz ratlos, sie weiß wirklich nicht, was sie thun wird; auch wir wissen es nicht. Nur wer sie gut kennt, kann nicht zweifeln, daß sie ihre Leidenschaft zu etwas Furchtbarem treibt.

Doch zunächst scheint sie von der brutalen Uebermacht unschädlich gemacht zu werden. Sie hat Drohungen ausgestoßen, vielleicht nicht ohne den Gedanken, die geplante Verbindung in letzter Stunde zu verhindern; ihre geheimen Künste lassen sie gefährlich erscheinen. Nun kommt Jasons Schwiegervater und will sie samt ihren Kindern über die Grenze schaffen. Dann wäre sie machtlos, selbst zur Rache. Im Augenblick begreift sie das, und mit rücksichtsloser Aufbietung aller heuchlerischen Künste schmeichelt sie dem schwachen, alten Manne den Aufschub eines Tages ab. Das hilft noch nicht weiter, als daß sie nun angestachelt ist, statt zu klagen, rasch sich zu entschließen und zu handeln. Daß ihr Gatte auch jetzt noch wagt, vor sie zu treten, seine Sache zu führen und ihr Reisegeld und Empfehlungsbriefe anzubieten, gewährt ihr nur die Genugthuung, sich einmal nicht zu verstellen, sondern ihn ihre geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Und doch enthüllt uns dieser Zank, daß sie ihn einst heiß geliebt hat und er sich lieben ließ. Sie ist also nicht weiter gekommen.

Es ist müßig, zu überlegen, was sie nun wohl gethan haben würde; sie weiß es ja eben selbst nicht. Da führt ihr der Zufall einen alten Bekannten in den Weg, den König Aegeus von Athen. Sofort ergreift sie die Gelegenheit. Sie beschwatzt ihn dazu, daß er ihr eine Freistatt gelobt, falls sie in Athen erschiene. Es ist dem gutmütigen Manne selbst etwas unbehaglich dabei, wie überlegt und umsichtig sie verfährt. Er fühlt sich schon jetzt ganz in ihrem Banne. Wir sehen voraus, daß sie, erst einmal in Athen, in seinem Hause schalten wird, als wäre es das ihre, und wenn sie will, wird sie den alten Herrn heiraten. Daß sie, um ihn zu verlocken, auch von leisen Andeutungen in dieser Richtung Gebrauch macht, ist ein unheimliches Zeichen ihres raschen Verstandes und ihrer moralischen Skrupellosigkeit.

Nun hat sie also eine Freistatt. Noch während sie mit Aegeus redete, muß sie innerlich ihren Plan zu Ende gedacht haben. Rächen wird sie sich nun nach Belieben an den Menschen, die sie haßt; aber Tod ist es nicht, was sie dem Jason zudenkt: er soll das Leben ohne sie, da er es gewollt hat, so bekommen, wie sie es ihm gönnt. Dazu zerstört sie nicht nur sein gehofftes Glück, sondern auch das einzige, was ihm sonst bliebe: seine Söhne. In der That sind sie ihr in ihrem neuen Leben auch nur ein Hemmnis; aber diese Erwägung wirkt höchstens unausgesprochen mit. Es genügt, daß sie sie

weder hierlassen, noch mitnehmen kann. Und in ihnen trifft sie den Vater am tiefsten. Ist der Entschluß einmal gefaßt, so ist die Ausführung leicht. Jasons Eitelkeit läßt sich von der Seite bethören, daß er die Genugthuung zu haben glaubt, seine Medea wäre endlich zu der Erkenntnis gekommen, wie klug er doch gehandelt hätte. Zur Vernichtung der glücklichen Rivalin bedient sich Medea ihrer eigenen Kinder als Werkzeug, und als ihr der Anschlag über Erwarten gelingt, hat sie wieder ganz recht, wenn sie sich sagt, daß ihr nun keine Wahl bliebe, da die Kinder trotz ihrer Unschuld der Rache der Ueberlebenden verfallen müßten, wenn sie selbst schwach werden wollte. So thut sie die gräßliche That; aber sie thut sie auch in voller Erkenntnis ihrer Gräßlichkeit.

Sie hat sie gethan. Was weiter? Es war ausdrücklich eingeschärft, daß sie selbst den Weg in den Schutz des Aegeus finden müßte; aber wo war dieser Weg? Gewiß konnte der Dichter leicht etwas erfinden, ohne phantastische Mächte zu bemühen. Er hat es nicht gewollt. Sie hat vor der That keinen Zweifel daran gelassen, daß sie in ihren Kindern ihr eigenes Leben zerstörte. Es konnte nahe liegen, sie nun in rührender Verzweiflung auftreten zu lassen. Auch das hält der Dichter ganz und gar fern. Er zeigt uns nur den Triumph der Mitleidlosen über den gänzlich zerschmetterten Jason. Um das möglichst sinnfällig zu machen, greift er hier einmal in mythische Regionen über, denen er sonst seine Menschen ganz entrückt hat. Medea ist eine Enkelin des Sonnengottes; dieser schickt ihr in höchster Not einen Drachenwagen; auf dem nimmt sie die Leichen ihrer Kinder mit und höhnt aus sicherer Entfernung den Jason. Das hat mehr zu bedeuten, als daß es dem Drama, das sonst kaum mehr als Rede und Gegenrede bietet, einen sinnlich prächtigen Schluß sichert. Er will, daß wir trotz dem Schauer vor der Kindermörderin den vollen Eindruck ihrer Erhabenheit mitnehmen; er will, daß wir kein Erbarmen mit Jason fühlen. Er fürchtet sich nicht vor den letzten Konsequenzen, und er paktiert hier nicht mit der Schwachmütigkeit und Biedermannsgerechtigkeit des Publikums! Gott sei Dank!

Den Instinkten dieses Publikums entgegenzutreten, hat er sein ganzes Stück geschrieben, das in demselben Sinne ein Tendenzstück ist wie Ibsens Nora. In einen Feministenklub würde Euripides freilich nicht eintreten, aber hier führt er in der That bewußt die Sache der Frauen wider die Männer. Daher verbreitet sich Medea wiederholt im allgemeinen über ihr Geschlecht, und deshalb steht ihr ein Chor zur Seite, der lieber für die gekränkten Rechte der Gattin Partei nimmt als für das eigene Herrscherhaus. Der Ruf des Weiberfeindes, der seit seinen Lebzeiten an Euripides hängt, schreibt sich daher, daß er allerdings auch die Frauen geschildert hat, wie sie sind, nicht in konventioneller Stilisierung, wie sie gern erscheinen mögen oder auch wie sie die Männer sehen; daneben daher, daß er gern die Verirrungen der weiblichen Leidenschaft darstellt. In Wahrheit geschieht selbst dies, weil er der Kündiger des weiblichen Herzens ist, weil er das spezifisch weibliche Empfinden der Poesie erst erschließt. Denn Sappho hat sich nur ganz naiv gegeben, wie sie war. Und selbst bei Sophokles sind die wenigen individuellen Frauen, die wir von ihm kennen, mit Männeraugen gesehen. Dieser Medea gegenüber thut ein Mann am besten, wenn er garnicht versucht, das analytisch zu geben, was die Kunst der Darstellerin leibhaft vorführen kann und soll. Es mag sein, daß gerade gegenwärtig die Tiraden besonderes Interesse wecken, in denen auch das Bildungsstreben und die intellektuelle Gleichwertigkeit der Frau gegen die Vorurteile des männlichen Egoismus protestiert. Das ist aber doch nicht die Hauptsache; denn diese Medea ist keineswegs männisch oder geschlechtslos, in keiner Hinsicht. Die Leidenschaft, die in ihr übermächtig wirkt, ist gerade ganz die ihres Geschlechts, und Euripides hat es deutlich gezeigt, was er meint, wenn er den Chor just in dem Augenblicke die Erwartung äußern läßt, daß die alten Vorurteile von weiblicher Falschheit schwinden werden, wo Medea sich als vollendete Heuchlerin bewährt hat. Sie soll auch durchaus kein Typus sein. Was ihr zustößt, leiden freilich unzählige ähnlich; aber sie gehen eben dabei zugrunde: das ist das Große, daß hier eine Frau die geistige Kraft hat, dem Unrecht die Spitze zu bieten, und darum sollen wir als letztes das Bild ihres Triumphes mitnehmen. Das Seelengemälde, wie sie sich aus Leidenschaft selbst noch viel tödlicher verwundet, mag auf einen Augenblick zurücktreten; das kommt schon als das Hauptstück der Tragik in der Erinnerung zu seinem Rechte.

Medea besitzt Zauberkräfte; das war dem Dichter als Faktum gegeben, und seine Zeit bezweifelte nicht, daß es solche Künste gäbe; sie wurden oft zum Beispiel zum Liebeszauber gebraucht. Wir werden diese Konzession an den Glauben und die Sitte vergangener Zeit gern machen, um so eher, als es so dargestellt wird, als ginge alles nicht übernatürlich zu, sondern sie verstünde nur mehr als die anderen. Medea ist eine Fremde; aber das wirkt keineswegs so, wie wenn Othello ein Mohr ist: sie handelt nicht anders, als die Griechinnen handeln würden, wenn sie so bedeutend wären wie sie. Der Gegensatz zwischen Barbaren und Hellenen ist für Euripides ein dünkelhaftes Vorurteil, dessen sich ein Jason bedienen mag. Medea ist nur in dem Sinne eine Fremde, als sie vereinsamt ist. Umsomehr überrascht die Intervention des Sonnengottes, der für die Griechen jener Zeit allerdings ein Barbarengott war. Der Drachenwagen ist wie das Götterblut in ihren Adern nur ein Vehikel der theatralischen Aktion, das dem Dichter bequem war und ohne weiteres zur Verfügung stand. Wir müssen hier also etwas in den Kauf nehmen, das uns fremdartig ist. Aber vergleiche man nur Grillparzer, um zu sehen, wie viel mehr Gelehrsamkeit, Mythologie und Hokuspokus der moderne Dichter uns bietet! Da müssen wir die Zauberei mitansehen, da bekommen wir vom Argonautenzuge und dem Tode des Pelias lange Geschichten zu hören, da greift ein Amphiktyonengericht ein, und vor allem zieht sich ein Zauberfetisch, das goldene Vließ, das wir leibhaft zu sehen bekommen, bedeutsam durch die ganze Handlung. Gewiß ist auch sein Drama ein interessantes Werk; aber es ist doch nur eine der zahlreichen Nachahmungen, die die Medea des Euripides hervorgerufen hat, und die Gelehrsamkeit macht das nur um so fühlbarer, da sie nicht aus dem Originale stammt.

Das euripideische Drama ließ sich fast ohne jede Aenderung auch auf unsere Bühne bringen; nur war für uns ein Aktschluß erwünscht, und der bot sich ungezwungen vor dem Auftreten des Aegeus, mußte dann freilich als solcher stilisiert werden, was mit Zufügung einiger Versreihen gethan war. Doch wäre hier unter allen Umständen ein Eingriff nötig gewesen, da Euripides den König unangemeldet auf die Bühne bringt, gleich als ob die Landstraße über die Burg von Korinth führte; und dann begrüßen sich die Leute als alte Bekannte, ohne daß irgend eine Begründung folgte. Es tritt noch einzelnes hinzu, das Medea garnichts angeht. Das ist alles an sich nicht schön; der Dichter ist so vorgegangen, weil seinem athenischen Publikum diese Dinge vertraut waren, vornehmlich durch ein Drama, das er selbst gedichtet hatte, und in dem Medea, die arge Zauberin, bei Aegeus auftrat, ganz in der Stellung, die man sich hier denken kann, wenn man sich ihre Zukunft nach ihren Andeutungen ausmalt. Doch diese an sich interessanten Dinge können hier zurückstehen, da sie zum Verständnis der Medea nichts unmittelbar beitragen. Dagegen sei noch berichtet, daß Aristoteles die Einführung des Aegeus tadelt, der ja allerdings nur durch den Zufall, das heißt den Willen des Dichters, citiert ist. Der Tadel ist unberechtigter Rationalismus. Mit demselben Rechte könnte man in der Nora den unwahrscheinlichen Kunstgriff tadeln, der den Günther zur Herausgabe des verhängnisvollen Scheines veranlaßt. Gewiß, die Dichter führen Hilfsmotive ein, die von der eigentlichen Fabel garnicht gefordert sind, ja die rationeller Motivierung und Wahr-

scheinlichkeit entbehren. Das ist ihr gutes Recht; um so besser, je weniger Worte sie an das Phantom der Wahrscheinlichkeit verlieren. Wer den Sinn auf die Wahrheit des Wesentlichen richtet, der nimmt solch Beiwerk willig hin, wie die Stützen an einer Marmorstatue, und auch an diesen ist die ängstliche Dekoration. die aus der Not eine Tugend machen will, nur vom Uebel.

(„Der Zeitgeist.")

Auszüge.

Es wird an dieser Stelle nun wohl eine Zeitlang öfter von **Soldatenstücken und Militärromanen** berichtet werden müssen. Kaum ist die Diskussion über Beyerlein und Bilse geschlossen worden, so entbrennt sie leidenschaftlicher bereits über ein Buch des Freiherrn von Schlicht, und obendrein kommt aus Braunschweig die Kunde, daß gegen den Verleger des bilsischen Romanes neuerdings die Staatsanwaltschaft eingeschritten ist, weil er ein militärisches Sittenbild, „Verhängnis", von Hermann zu Pientorff trotz starker darin ausgesprochener Beleidigungen des Offizierkorps erscheinen ließ. Das Symptomatische all dieser Romane, die Auflehnung gegen den Zwang, die litterarisch ausgesprochenen Zweifel an der Unfehlbarkeit militärischer Ansichten und Einrichtungen fällt jedem ins Auge. Und so finden sich denn überall Stimmen, die den mangelnden künstlerischen Wert solcher Werke als scheinbar unwesentlich nur kurz hervorheben, um desto eindringlicher auf ihre Tendenz, ihren aktuellen Reiz, hinzuweisen. Eine „litterarisch öde und rohe, im schlimmsten Kasernenstil eilfertig geklexte Sudelei" nennt der „Vorwärts" (42) den Garde-Roman „Erstklassige Menschen" von Freiherrn **von Schlicht**, alias Wolf Grafen von Baudissin. Ob Geldspekulation den Autor bewogen habe, so stark den modischen buchhändlerischen Bedürfnissen entgegenzukommen, sei eine müßige Frage. „Die Verdächtigung des moralischen Wertes des Verfassers entkräftet nicht im mindesten diese fürchterliche und bis zum Ekel gründliche Psychologie des Militarismus in seiner vornehmsten Kleidung, in den feudalen Garde-Regimentern. Wahrheit oder Lüge — das ist die einzige Frage, an der die Oeffentlichkeit Interesse nehmen kann. Ist der Verfasser nicht moralisch und intellektuell vollkommen unzurechnungsfähig, so mußte er sich der Verantwortung bewußt sein, als er diese entsetzlichen Bilder entwarf. Er durfte schwerlich wagen, eine ruchlose, in ihrer litterarischen Gewissenlosigkeit doppelt abscheuliche Phantasie unmittelbar und unter derben aktuellen Andeutungen gegen eine Institution spielen zu lassen, mit der heute der widerwärtigste und gefährlichste Götzendienst getrieben wird. Er mußte sich sagen, daß er jederzeit bereit zu sein hätte, für die typische Wahrheit seiner Schilderungen den Beweis der Wahrheit anzutreten." Daß Beyerleins Anklagen und Bilses Enthüllungen „wie mildes Orangenblütenwasser gegenüber dem Pestatem dieser Schilderung" wirken, spricht nicht allein der Vorwärts aus. Was war denn Bilse gegen den Grafen Baudissin? „Ein kleiner, namenloser Leutnant" — meint die „Zeit" (506) — „der sich seine Galle frei schreiben wollte. Ein plötzliches Pflänzchen, irgend einem sumpfigen Boden zufällig entschossen. Aber sonst überall in Deutschland, so durfte man noch sagen, ist gesundere Erde, auf der die unvermuteten Bilses nicht gedeihen. Hier aber tritt ein Graf gegen die Armee auf, ein Graf gegen die ‚Kaste' adliger Garden, ein erprobter und namhafter Schriftsteller, der schließlich mehr riskiert als das bißchen Festung." — Mit einer dringenden Warnung glaubt demgegenüber Fedor von Zobeltitz zur rechten Zeit zu kommen. Er charakterisiert den „**deutschen Offizier in der modernen Darstellung**" (N. Fr. Pr. 14178) und warnt vor Unwahrheit und Verallgemeinerung, die in jüngster Zeit fast überall eingerissen seien. Dabei verkennt er den Fortschritt der neueren Militär-Romane nicht. Immer lustig und guter Dinge, ohne jedwede tiefere Regung, oberflächlich und harmlos, ohne Seele, so habe der alte Soldatenroman der Hackländer, A. von Winterfeld, Nataly von Eschstruth, Alexander von Roberts und anderer den deutschen Offizier geschildert. Mit dieser althergebrachten Schablone hätten Bleibtreu, Robert Byr, Baron Torresani, Arthur Zapp, Rudolf Stratz und Freiherr von Ompteda gebrochen, auch Liliencron mit seinen Kriegsnovellen, Richard Skowronnek und General von Dincklage-Campe. „Es könnte noch dieses und jenes andere Buch erwähnt werden, in dem der Autor wenigstens das Bestreben zeigt, den deutschen Offizier in seiner Tüchtigkeit und nicht nur als flatterhaften Courschneider zu zeichnen; aber Omptedas ‚Sylvester von Geyer' steht hoch über allen diesen Romanen: es ist dies nicht nur eine glänzende dichterische Leistung, sondern auch ein Kulturbild ersten Ranges, ein Buch voller Gerechtigkeit, ohne Vor- und Rücksichten, aber aus einer anderen Perspektive geschrieben als Beyerleins ‚Jena oder Sedan'." Mit diesem „gefährlichen" Romane habe das Kritisieren eingesetzt, allerdings eine Kritik, die mit zahlreichen Irrtümern operiere und schließlich nur ein schiefes Bild ergebe. Am schlechtesten werde der deutsche Offizier, der auch „auf der Bühne noch nie in seiner vollen Tüchtigkeit, noch nie in seines inneren Wesens Eigenart" behandelt worden sei, in der modernen Karikatur dargestellt. „Ich gebe ohne weiteres zu, daß Skandalaffären, wie die von Forbach und Pirna, und aktuelle Geschehnisse wie die Militärvorlagen des Reichstags, die Frage der Soldatenmißhandlungen u. s. w., in schärfster Weise von der Satire ausgebeutet werden können, deren unbedingtes Recht gerade das des Widerspruches ist. Nur gegen den allgemein gewordenen Witzblättertyp des Offiziers möchte ich mich wenden. Im Simplicissimus, in den Lustigen Blättern, im Ulk — fast in der gesamten illustrierten satirischen Presse (am seltensten noch im Kladderadatsch) erscheint der deutsche Offizier immer nur als der aufgeblasene Fant, der sich zu einer ‚besseren Menschheitsklasse' rechnet, voll Dünkel auf das Zivilistenvolk herabschaut und im berühmten ‚Aeh-äh'-Ton erhabenen Blödsinn spricht . . ., dessen ganzes Wesen einen faden Hochmut ausströmt, dessen ganzes Sichgeben eine große Grimasse ist. Wo giebt es solche Offiziere, wo in so überwiegender Mehrzahl, daß man daraus die Berechtigung ableiten könnte, einen charakteristischen Typus zu formen? Der deutsche Offizier in seiner Gesamtheit ist ein ernster Arbeiter." — Die Antwort auf diese Feststellung giebt Erich Schlaikjer („Der Simplicissimus") in der „Hilfe" (9): „Daß der Beruf des Offiziers ein Beruf ernster Arbeit sei, ja, wer hat denn daran eigentlich gezweifelt? Seit wann aber ist es Aufgabe eines Witzblattes, den Ernst und die Arbeit eines Berufes zu schildern, da es doch seiner Natur nach den Dingen die komische und tadelnswerte Seite abgewinnen muß. Gegen die Offiziere wird in diesem Falle durchaus nicht anders verfahren als gegen die anderen Stände auch. Wie erscheint denn beispielsweise in den Witzblättern der deutsche Gelehrte? Als ein Mensch, der überall seinen Regenschirm stehen läßt und dem wirklichen Leben bis zur Idiotie entfremdet ist. Die Oberförster sind lügenhafte Aufschneider, die Schauspieler größenwahnsinnige Gecken, die Dichter sentimentale Ladenschwengel mit langer Mähne, die sezessionistischen Maler werden als Kleckser dargestellt u. s. w. u. s. w. Den Offizieren ergeht es in den Witzblättern weder schlimmer noch besser als allen anderen; sie werden karikiert, wie dort alles zur Karikatur wird und werden muß." — Von dem tödlichen Bazillus satirischer Weltanschauung, wie sie der Simplicissimus verbreite, spricht demgegenüber auch Alexander von Gleichen-Rußwurm. Er giebt „Von ‚Minna von Barnhelm' zum ‚Zapfenstreich'" einen historischen Ueberblick, den wir in der nächsten Nummer vollständig zum Abdruck bringen werden.

* *

Daß die Besprechung militärischer Romane in politischen Leitartikeln den Autoren nicht immer willkommen ist, beweist ein Brief Franz Adam **Beyerleins**,

den Walter Harlan zitiert. Er stellt ihn an den Anfang einer biographischen Skizze, die den vielgenannten Autor schildert, „Als er noch nicht berühmt war“ (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 8). Da hören wir von dem Gymnasiasten Beyerlein in St. Afra, der alten meißener Klosterschule, wie er eine Antigone-Aufführung am Konzertflügel begleitete, wie er als Vorsitzender des afranischen Dichterkränzchens wacker den Pegasus ritt, wir hören von dem Studiosus Beyerlein, der wie die meisten seiner dichtenden Brüder von Goethe bis Hartleben als Rechtsbeflissener begann, hören von der Hochzeit und den ersten dichterischen Versuchen. Es waren Dramen, ein „Dämon Othello“, das Werk eines als Dramatiker genialen Anfängers, ein Hymnus auf deutsche Königstreue: „Das Siegesfest“, und ein „wahrhaft unästhetisches“ Stück mit gewagtem Problem „Der Tag der Schmerzen“. Nach dem Roman „Das graue Leben“ entstanden wieder etliche Stücke, bis ihm die letzten beiden Werke den Welt-Erfolg brachten. — Das litterarische Porträt eines anderen Militärschriftstellers, des zu früh verstummten Carl Baron Torresani, zeichnet Hans Bethge (Hamb. Corresp. 89). — Was sonst an Charakteristiken moderner Autoren geboten wurde, galt drei Frauen und dem Gedächtnis einiger Toten. Thomas Mann entwirft im „Tag“ (75, 79) das Bild der Gabriele Reuter, „vielleicht der souveränsten Frau, die heute in Deutschland lebt: souverän, nicht weil sie die ‚emanzipierteste‘ wäre, sondern weil sie auch über die ‚Emanzipation‘ schon hinaus ist — von jeher darüber hinaus war und zwar vermöge ihrer künstlerischen Weiblichkeit.“ — Helene Svoboda schildert das Wesen von Maria Janitschek, deren Ehrgeiz es sei, an Inhalt nur das schwerste, nur die Essenz, die letzte Auslese, gleichsam die Blume des Gedankens zu geben (Münchn. N. Nachr. 84). — Von „Friederike und Friederikens Geschlecht“ erzählt Rudolf Presber anläßlich des Todes der armen Friederike Kempner (Frankf. Gen.-Anz. 49). Eine grausame Komödie habe das Leben mit dieser ‚Dichterin‘ gespielt. „Im Wahn ihrer poetischen Mission befangen, saß die Alternde auf ihrem einsamen Landsitz. Aus Spott und Hohn, der ihr von übermütigen Stammtischen als Antwort auf ihre skandierten Gefühle zuflog, sah sie nur die ruppige Gemeinheit der Welt; und aus der versteckten Satire, die sich in den Mantel dithyrambischer Huldigung kleidete, trank ihr krankhafter Ehrgeiz gierig die Kraft zu neuem rhythmischem Unsinn. Es ist, als habe die Natur in ihr den Typus des Dilettanten in einem Musterexemplar züchten und der Lächerlichkeit preisgeben wollen.“ — Seine „Bekanntschaft mit Gustav von Moser“ erzählt in den „Hamb. Nachr.“ (138) Jean Paul d'Ardescha; an den vor Jahresfrist gestorbenen Julius Lohmeyer erinnert O. Anwand (Die Post, Sonnt.-Beil. 8), und mit „Ludwig Jacobowski, dem Lyriker“, beschäftigt sich A. K. T. Tielo (Rhein. Westf. Ztg. 125).

* *

Verschiedentlich war von katholischer Litteratur die Rede. Ihre Zukunft stellt L. Kr. (Allg. Ztg., Beil. 46) aufgrund der jetzigen Zustände und ihrer bisherigen Entwicklung als nicht besonders rosig dar. Fast spurlos sei die letzte Revolution im deutschen Schrifttum an ihr vorübergegangen. „Man wandte sich in die Welt des Mittelalters in Roman- und Epenstoffen zurück und ließ die alte versunkene Pracht mit den Mitteln überlieferter Technik wieder aufleben: eine verspätete Nachblüte der Romantik mit ihrer Freude am Mittelalterlichen ging innerhalb der katholischen Litteratur auf; die beiden Jesuiten Diel und Kreiten, Eschelbach und Heemstede sind ihre führenden Namen.“ Auch Cordula Peregrina und Karl May hätten jene einförmige Ruhe nicht zu stören vermocht, in der Lyrik die Konvertitin Cordula nicht, mit ihrer dürren, geistesarmen, trockenen Poesie, auf dem Gebiet des Romans jener sächsische Abenteurer-Romancier nicht, der mit mehr als dreißig Bänden in kurzer Zeit den Markt überschwemmte und trotz entschiedenen Talentes durch sinnlose Ueberproduktion allmählich ganz verplattete. Am schlimmsten habe die ewige Apathie, das Sichverschließen vor dem modernen Geist auf dem Gebiet der katholischen litteraturgeschichtlichen Darstellung gewirkt. Inzwischen seien Anregungen zur Reform besonders von Philalethes (Federer) und Karl Muth gegeben worden, Anregungen freilich, die ebenso wenig wie bisher der katholischen Litteratur eine Zukunft schaffen könnten. Empfehle Muth den deutsch-katholischen Autoren, sich die höher stehende Technik der Moderne anzueignen und ausländische Muster wie Sienkiewicz und Coloma zu befolgen, so liege darin eine gefährliche Verkennung des Charakters der Kunst. Der Gedankeninhalt der einen Kultur borge sich nicht die Form von der andern. Von der Wurzel auf gelte es zu schneiden. „Die Kunst ist Frucht der Kultur; bei kulturellen Fragen muß der Katholizismus beginnen, will er die von ihm selbst zugestandene Inferiorität seiner Dichtung heben. Die Richtung des Katholizismus, die von Nietzsche nicht anders reden kann als vom Antichrist und die das furchtbare innere Ringen dieses Mannes um Gott und Ethos aus dem Geist verknöcherter scholastischer Klauseln heraus nie erfassen wird und ihn mit de Luca am liebsten auf den Scheiterhaufen werfen möchte, muß endlich verstummen.“ Von deutschem Rassencharakter müsse der Katholizismus immer mehr in sich aufnehmen, anstatt nach Polen oder Spanien in die Lehre zu gehen. Zwei Dichter seien es heute unter den Katholiken nur, die sich intensiv in den Geist der Zeit versenken und ungestüm mit den modernen Problemen ringen: die Regensburgerin M. Herbert und der wiener Dichter Franz Eichert. — Dem letzteren gilt ein besonderes Feuilleton der wiener Reichspost (W. K., 89), die in einer anderen Nummer (42) an den 70. Geburtstag Eduard Hlatkys erinnert. — Der Geschichte gehören zwei katholische Dichter an, deren die Wiener Abendpost (29) und die N. Fr. Presse (14 171) gedenkt: es sind Abraham a Sta. Clara, über den J. W. Nagl schreibt, und die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die 1851 zum Katholizismus übertrat und alsbald brieflich neun Zehntel ihrer früheren Schriften widerrief und verwarf („Briefe einer Konvertierten“ von Dora Duncker).

* *

Eine schon halb vergessene Episode aus der Geschichte der litterarischen Kritik geht Fritz Mauthner noch einmal durch: der neueste Bühnenerfolg der „Minna von Barnhelm“ im Neuen Theater giebt ihm Veranlassung, den Vorwurf des Plagiats zu untersuchen, den einst der unglückliche Paul Albrecht in seinem berüchtigten Opus „Lessings Plagiate“ fertig brachte („Lessings ‚Minna‘ kein Plagiat“; Berl. Tagebl. 100). — Zur Erinnerung an die Vollendung des „Wilhelm Tell“ vor hundert Jahren hat Wilhelm Kullmann (Graz. Tagesp. 39) „Schillers ‚Tell‘ als Volksstück“ betrachtet, während Georg Witkowski mehr eine ästhetische Würdigung des Dramas giebt (Frankf. Ztg. 49). — Richard Hamel spricht im Anschluß an Ludwig Fuldas Broschüre über „Schiller und die neue Generation“ (Nachrichten f. Stadt u. Land 37, 39, 41). — Sonst kehrt Schillers Name noch einmal in anderem Zusammenhange wieder, in dem Vortrag, den Bruno Bauch zur Hundertjahrfeier von Kants Todestage über „Kant und unsere Dichterfürsten“ in Dresden gehalten hat (Allg. Ztg., Beil. 47). — Als das „Meisterwerk deutscher Nachdichtung“ rühmt Alfred Klaar, durch die neueste Schrift von Rudolf Genée über „A. W. Schlegel und Shakspere“ angeregt, die Shakspere-Uebertragung der Tieck und Schlegel (Voss. Ztg., Beil. 7, 8). — Karl Neumann-Strela plaudert vom „Runden Tisch“ seiner eigenen vier Wände, an dem einst Gutzkow, Dingelstedt, Emma Niendorf, Amalie Bölte und viele andere gesessen haben (Dtsch. Welt 20). — Interessante Beziehungen zwischen „Friedrich Hebbel und den Schauspielern“ stellt Max Pollandt nach den Tagebüchern zusammen (Münch. N. N. 94), und Jonas Fränkel berichtet von „Emil Kuhs Briefwechsel mit Gottfried Keller“ (N. Fr. Pr. 14 185).

* *

Die Frage eines Nationaltheaters in Weimar, die von Ernst von Wildenbruch so energisch abgelehnt wird (s. unten Sp. 857), findet bei Adolf Wilbrandt freudige Zustimmung (N. Fr. Pr. 14173). Ja, Weimar! „Laßt uns darin einig sein: bei Weimar, an einem schön stillen Platz, irgendwo am Park steige unser Nationaltheater in die geweihte Luft!“ Und was und wie soll man darin spielen? „Nur keine Meistergastspiele mehr, wie sie vordem dieser oder jener Ehrgeiz zusammenrief; dafür wäre so ein Festbau zu gut. Nein, unser Festspielhaus sollen nur Gesamtdarstellungen unserer vornehmsten Bühnen füllen; die besten, auserlesensten Aufführungen, die es auf diesen Bühnen giebt, sollen sich auf diesem edelsten, gleichsam weltentrückten Boden miteinander messen.“ Sollen sich messen in deutschen und ausländischen Meisterwerken, sollen jährlich oder jedes zweite Jahr auch neue Dramen von Dichtern deutscher Zunge bringen. — Während dieser Plan eines weimarer Nationaltheaters noch eifrig diskutiert wird, scheint der Plan eines „schweizerischen Nationaltheaters“ schon etwas weiter gediehen zu sein, wenn auch hier noch manche Wenn und Aber zu lösen sind. Liegen für die Schweiz in manchen Dingen die Vorbedingungen für ein wahres nationales Theater auch günstiger, so hapert's auch hier zunächst am Geld und an den Stücken. Geplant sind zunächst, so berichtet Alfred Beetschen (Allg. Ztg. 88), Aufführungen des „Tell“, der „Jungfrau“, des „Julius Cäsar“ und „Götz“. Als spezifisch schweizerisch wären Arnold Otts „Karl der Kühne und die Eidgenossen“, Richard Voßens „Jürg Jenatsch“, R ssels „Rudolf von Erlach“ und etwa noch Wilbrandts „Eidgenossen“ in Betracht zu ziehen. — Im übrigen muß es hier wie in Weimar der Zukunft überlassen bleiben, ob neben dem dauernden Interesse des Publikums auch dramatischer Nachwuchs sich einstellt. Die Probe aufs Exempel wird man in einigen Jahren an anderer Stelle schon machen können: es wird sich zeigen, ob die „deutsche Lustspielbühne“, deren Gründung die N. Fr. Pr. (14171) in längerer Ausführung herzlichst begrüßt, zur Bühne auch ihr Lustspiel findet (s. unten Sp. 884).

* *

Zur Kenntnis von „Ibsens Kunst- und Weltanschauung“ trägt ein umfangreicher Aufsatz von Paul Mahn bei (Tägl. Rundsch., U.-B. 40, 41). Es sind Beobachtungen, die sich auf Ibsens eigene Prosaschriften und Reden stützen. — „Wie Maeterlinck arbeitet“, wie er, den inneren Entwicklungsphasen entsprechend, an seinen Werken ändert und bessert, schildert im Berl. Tagbl. (90) Friedrich von Oppeln-Bronikowski. — „Die Letzte vom Montmartre“, Luise France, die „letzte charakteristische und wahre Bohémienne in dem großen Zuge, den Murger anzuführen scheint und in dem auch Paul Verlaine schreitet“ — ist geschieden. Gleich diesem Dichter, so versichert Wilhelm Holzamer (Frankf. Ztg. 45), war auch sie „in Bruch und Zwiespalt und allen Resten ihrer Individualität, in Sünde und Untergang rücksichtslos wahr, als Schauspielerin, als Diseuse, als Trinkerin, Bummlerin, Straßenfigur, kurzum, im beißenden Witz, im frechen Wort, in der kühnen Darstellung, in der mitleidigen Gemeinheit und der gütigen Roheit und schließlich auch als Schriftstellerin in den Erinnerungen aus dem Theaterleben.“ — An gleicher Stelle (43) bespricht Max Meyerfeld „Neue englische Romane“, darunter Werke von George Gissing und George Moore. — Aus der amerikanischen Litteratur greift H. Benzmann die charakteristische Gestalt Edgar Allan Poes (Rhein. Westf. Ztg. 139) heraus. — Ueber die „magyarische Nationallitteratur der Vergangenheit und Gegenwart“ hielt Albert Berzeviczy einen Vortrag, der im Pester Lloyd (30) zum Abdruck gelangt; über das kroatische Theater von 1894 bis 1898 unterrichtet F. A. Subert (Politik, Prag; 48, 50) und über „neue Dante-Litteratur“ G. L. Passerini (Allg. Ztg., Beil. 36).

I. V.: Paul Legband.

„Wieder einmal ein ‚Don Juan‘ [Otto Carl Bernhardi]. Von Wilhelm Bolin (Allg. Ztg. 107).

„Bölsches Novalis-Ausgabe.“ Von Jonas Fränkel (N. Zürch. Ztg. 55).

„Moderne Erzähler“ [Julius Zeyer, Roman von der treuen Freundschaft der beiden Ritter Amis und Amil]. Von Max Foges (Neues W. Journ. 3704).

„‚Dörchläuchting‘ in Greifswald. Ein Kulturbild a. d. achtzehnten Jahrhundert.“ Von K. Th. Gaedertz (Sonnt.-Beil. 8, 9 der National-Ztg.).

„Multatulis ‚Ideen‘“ [übers. v. W. Spohr]. Von Stefan Großmann (Arbeiter-Ztg. 54).

„Faschingskrapfen für die wiener Herren Autoren.“ Ein Spaß für Litteraturfreunde von Gustav Gugitz (Dtsch. Tagbl., Wien, 45). Erinnert an die 1775 unter jenem Titel erschienene Epigrammsammlung.

„Ein nachgelassener Roman Ferdinand Kürnbergers [„Das Schloß der Frevel“, herausg. von Karl Rosner]. Von Rudolf Herzog (Berl. N. Nachr. 75).

„War Odysseus ein Jude?“ Von Ludwig Hevesi (Pest. Lloyd 44). Schildert mit leiser Ironie die Resultate eines Buches von Prof. Josef Schreiner („Homers Odyssee ein mysteriöses Epos“), der „unwiderleglich bewiesen hat, daß Odysseus ein Jude aus Palästina war, die ganze Odyssee überhaupt nur eine griechische Dichtung über Vorgänge der jüdischen Geschichte ist“.

„Gespenstergeschichten“ [Von Dr. Benno Diederich]. Von Eugen Holzner (ebendo 32).

„Für viele eine Antwort.“ Von Otto von Leixner (Tägl. Rundschau, U.-B. 34). Der dritte Abschnitt der Aufsatzreihe „Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild“ hat dem Verfasser eine Reihe von Zuschriften besonders aus Nord- und Mitteldeutschland eingebracht; er antwortet darauf summarisch.

„Werk und Persönlichkeit“ [Eduard Platzhoff-Lejeune]. Von Fritz Marti (N. Zürch. Ztg. 49).

„Sophokles oder Hofmannsthal?“ Von Wilh. Pfeiffer (Heidelb. Ztg. 40, 41). Verteidigt die moderne Auffassung der Elektra.

„Epigrammatisches.“ Von Rudolf Presber (Post, Beil. 7). Spricht von zwei Blütezeiten des deutschen Epigrammes (Logau, Kästner) und sieht eine neue sich vorbereiten.

„Das Georgesche Gedicht.“ Von A. Schellenberg (Beil. 43, 44 d. Allg. Ztg.). Analyse des Buches von Kuno Zwymann über Stefan George.

„Tolstois religiöse und soziale Gedanken.“ Von Titius (Die Hilfe 4 bis 8).

„Shakiperes Einführung in Deutschland vor 300 Jahren.“ Eine litterarhistorische Skizze von Ernst Wilms (Rhein.-Westf. Ztg. 176).

„Wilhelm Jordan und Franz Liszt.“ Von Paul Wittko (Pest. Lloyd 46). Schildert kurz die Begegnung der beiden in den Vierzigerjahren in Königsberg und 1878 in Budapest.

„Die Isaurier“ (Die Post 92). Byzantinisches Drama des griechischen Gesandten Kléon Rangabé, das am 6. März seine Uraufführung in Athen erlebte. Das Werk, dessen Inhalt erzählt wird, liegt auch in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Die Bilderstürmer“ vor.

Echo der Zeitschriften

Die Christliche Welt. (Marburg.) 18. Jahrg. In Nr. 1 bespricht H. Fischer Hegelers „Pastor Klinghammer“. Als wesentlich heben wir die Sätze heraus: „Ein Buch, wie ‚Pastor Klinghammer‘ wäre vor zwanzig Jahren einfach unmöglich gewesen. Das Bezeichnendste an ihm ist nicht, daß ein Geistlicher im Mittelpunkt des Romans steht, sondern daß dieser Pfarrer nicht so sehr als Theologe und Vertreter der Kirche als vielmehr menschlich gesehen und gewertet wird. Das Wertvollste ist, daß das Amt vor dem Menschen zurücktritt und eigentlich nur insoweit einwirkt, als es die Konflikte des Menschen verschärft. Man sah lange Zeit den Menschen vor lauter Talar nicht mehr.“ — F. M. Schiele (2 und 3) betont den philosophischen und religiösen Gehalt des in unverdiente Vergessenheit geratenen „Merlin“ von Karl Immermann („Der Gral und der Antichrist“). —

Olaf Peder Monrad hebt in Nr. 4 als den Grundgedanken in Björnsons „Auf Storhove" hervor, daß man ein durch das ganze Drama hindurchgehendes, laut tönendes Loblied heraushöre zum Preise der Gattin, Mutter und Hausfrau. — Von Nr. 1 an behandelt J. Weiß in einer weit angelegten Aufsatzreihe „die Offenbarung des Johannes" nicht nur auf ihren religiösen Gehalt hin, sondern auch litterarisch-ästhetisch.

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXIII, 5. Eine verführerische Hypothese stellt Wilhelm Waetzoldt auf: es gebe eine gemeinsame Kunstsprache der Frühgestorbenen, einen gemeinsamen Stil solcher Jungvollendeten, deren künstlerisches Schaffen im Schatten des Todes stand, des leiblichen oder des seelischen. Von den Beispielen, die jene Hypothese stützen sollen — Watteau, Hans von Marées, Kleist und J. P. Jacobsen gegenüber einem Tizian, Rembrandt, Goethe —, interessieren hier die litterarischen. Das sei den Kleist und Jacobsen, den Frühverstorbenen, gemeinsam, daß ihrem Stil die Eigenschaft der Jugendlichkeit fehle und dafür der Charakter einer unheimlich rasch eingetretenen Reife, einer forzierten Vollendung sich zeige. Große Vorsätze seien die vornehmste Eigenschaft der Frühgestorbenen, ein Ringen mit dem Ideal ihr Dasein. „Kleist ging daran zugrunde, daß seine künstlerische Schaffenskraft ihn enttäuschte. Da ihm das künstlerische Schaffen die einzige Realität war, bedeutete dessen Auflösung für ihn den Tod." Die Intensität des Arbeitens ersetze solchen Künstlern die Extensität. „Da es ihnen nicht vergönnt ist, die Fülle an Schönheit, Gefühlsanteil und Leidenschaft, die ihnen eigen sind, zu verteilen auf eine durch ihr Leben gebreitete Folge von Werken, legen sie in jede ihrer wenigen Schöpfungen den ganzen Glanz und Schmerz ihrer Seele. Daher das Innerlichkeitsgepräge ihrer Leistungen. Die Frühgestorbenen stehen im Zeichen des Todes, sie leben sich sozusagen in den Tod ein. Nun gehört zu den Wandlungen, die die Nähe des Todes im Wesen eines Menschen hervorruft, ein Ueberwiegen der Objektivität über subjektive Wertungen in der Stellung des Menschen zur Welt. Das Gefühl des nahen Endes hebt über die tausend kleinen Angelegenheiten des Alltäglichen und Gesundmenschlichen hinaus in eine Sphäre des feineren Verständnisses und einer heiteren Interesselosigkeit am Nebensächlichen. Damit kommt ein aristokratischer Zug, die Vornehmheit der Krankheit im Gegensatz zum Plebejischen der robusten Gesundheit, in den Stil der Frühgestorbenen. Ein Zug von Feierlichkeit, doch nicht der schwerfälligen, sondern einer lächelnden Gehaltenheit. Die Vornehmheit dieser Art hatte z. B. Jacobsen, den sie im Hause Kiellands im richtigen Gefühl dafür ‚Exzellenz' nannten. Und nun noch ein letztes Merkmal des Stils der Frühgestorbenen: die morbidezza, die rührende Anmut der Krankheit oder, wie Fontane sagt: ‚der wehmütige Zauber aller derer, die früh abgerufen werden', der über den Schöpfungen dieser Künstlergruppe liegt." — Auf poetisches Schaffen kommt auch Adolf Schmitthenner zu sprechen in einer Studie über „Alkohol und Idealismus" (5). — Ebendort spricht Eduard König von „Pessimismus und Hiobdichtung", die man nicht immer in einem Atem nennen sollte. In dem ursprünglichen, von der wissenschaftlichen Kritik jetzt fast einstimmig angenommenen Umfange klinge die Hiobdichtung keineswegs in düstersten Pessimismus oder lähmenden Weltschmerz aus. „Nein, die Dominante, die sich aus dem fugenartigen Stimmengewirr dieser Poesie endlich siegreich emporringt, ist das mit allem Tapfern in der Menschenbrust zusammenstimmende: ‚Dennoch bleib ich stets an dir, o Gott', das, um mit Goethe zu sprechen, die Zeiten des Glaubens zu den größten in der Weltgeschichte gemacht hat." — „Eine neue französische Faustübersetzung", das Werk einer Dame, Suzanne Paquelin, zeigt Anton Kippenberg an (6); im gleichen Hefte finden sich unter dem Titel „Athene Porne und die Fontes Melusinae" längere Ausführungen, die sich im Anschluß an die Erörterung der letzten Simplizissimus-Affaire im bayrischen Landtag mit pornographischer Litteratur befassen und nicht die Freiheit des künstlerischen Schaffens, wohl aber die Freiheit des Angebotes litterarischer und künstlerischer Giftstoffe beschränken wollen.

Litterarische Warte. (München.) V, 4. An Jakob Baldes dreihundertsten Geburtstag erinnert ein Aufsatz von Luzian Pfleger. Er sieht in diesem Jesuiten, der in Epos, Satire und Drama gleich Ausgezeichnetes leistete, den Dichter der Renaissance, deren vielgestaltige, reichgebildete Ornamentik die unendliche Fülle seiner Bilder und Gedanken so ausgezeichnet repräsentiere. Obwohl er lateinisch schrieb, um für seinen unendlich vielseitigen, nach volltönendem Ausdruck ringenden Geist das rechte Handwerkszeug zu gebrauchen, sei er kerndeutsch in seiner Gesinnung gewesen. Er war ein Dichter, der in dem Jammer des dreißigjährigen Krieges „in die Zukunft blickte, der wie ein Prophet des alten Bundes das zerrissene Deutschland zur Einigkeit rief, der die Fürsten und Großen zur Erneuerung der Kriegszucht mahnte, der, selbst blutenden Herzens, die Verbannten und Flüchtigen, besonders seine elsässischen Landsleute tröstete. Alle die großen Ereignisse jener Tage spiegeln sich in seinen Liedern wieder. Mit wahrhaft erschütternder Macht schildert er in den ergreifenden ‚Klagegesängen' die Verwüstung des deutschen Vaterlandes." Bücher voll Seufzer und blutiger Thränen, so nannte sie Herder einst, als er Baldes Oden 1795 noch durch die Uebertragung ins Deutsche zu lebendiger Wirkung zu bingen versuchte. — Den Herder-Artikel zur Säkularfeier schrieb (3) P. Expeditus Schmidt („Was ist uns Herder?"). — Im 4. und 5. Hefte spricht Edgar Lichtenburg im Anschluß an eine Publikation des rumänischen Forschers Marianu Marienescou („Colinda") über „Wallachische Weihnachtslieder". — J. G. Wahner behandelt unter „Schlesischen Dichtern der Gegenwart" (5) Paula Albers und Philo vom Walde. — Ebendort antwortet L. v. Roth auf den auch hier (Sp. 494) registrierten Aufsatz des grazer Professors Schönbach „Was wir lesen" in der wiener „Kultur". Er stimmt im wesentlichen mit den Bemerkungen Schönbachs überein, um freilich gleich darauf den Tiefstand der katholischen Litteratur als nicht so besonders arg hinzustellen und von „Nörgeleien Schönbachs" zu sprechen. „Wir haben's doch schon weiter gebracht, als Herr Schönbach meint ... Nach dem bisherigen Elend in der Belletristik der deutschen Katholiken wäre ein urplötzliches Emporschnellen des künstlerischen Wertes der Produktion ein wirkliches Wunder gewesen, bei dem das katholische Publikum nicht mitgethan hätte. Die künstlerischen Fortschritte, die seit einigen Jahren an den ‚neuen katholischen Romanen' zu bemerken sind, dürften einstweilen zufrieden stellen. Schon machen sich katholische Schriftsteller an größere Probleme, behandeln tiefere Konflikte und bilden sich nach und nach vollständig aus. Selbst markantere Künstlerindividualitäten beginnen sich bereits zu entwickeln." ... „Neben den Frenssen, Heer, Holländer, Jensen, Lauff, Perfall, Polenz, Stegemann, Stratz u. a. können sich unsere Cüppers, Eschelbach, Hansjakob, P. Keller, O. von Schaching und A. Schott ganz gut sehen lassen. Bei den Frauen steht es sogar in mancher Hinsicht noch besser. Die Brackel, M. v. Buol, Ekensteen, Handel-Mazetti, Herbert, E. v. Pütz u. a. sind den Andreas-Salomé, Bülow, Eysell-Kilburger, Ilse Frapan, Maria Janitschek, Toni Schwabe, Schulze-Smidt entschieden ebenbürtig; nur die etwas ältere Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch und vielleicht noch Clara Viebig halte ich für bedeutender."

Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXIII, 3. In einem Lemonnier-Heft, das die Quittung für die Konfiskation des Romans „Die Liebe im Menschen" ausstellt, erzählt der Autor selbst die Geschichte seiner Anklage und seines Freispruches vor den Geschworenen in Brügge („Da ich vor den Richtern stand ..."). Johannes Schlaf rühmt dieses Werk von „tiefsittlicher und menschheitsversöhnender Bedeutung", das zugleich aus dem trockenen exakten Experiment den französischen

Roman wieder zur Dichtung emporzuheben beginne. — Mit einer leidenschaftlichen Philippika wendet sich Otto Stoeßl gegen Bücher-Verbote des Staates. Nicht die betreffenden Bücher, sondern die Verbote seien unsittlich. Und während überall der Eingriff des einzelnen in das Eigentum des Mitmenschen als strafbar anerkannt und vom Staat geahndet werde, befinde sich der Schriftsteller, dessen Eigentum in Gedanken, Worten, in einer unersetzlichen Form für innere Erkenntnisse liege, mit seinem Werke außerhalb der Grenzen des Eigentums. „Das heißt: jedes Werk, jedes Buch kann schlechthin verboten werden, die administrative Verfügung eines einzelnen Beamten, der mit einer ganz unerhörten Machtvollkommenheit in seiner Person die Meinung, den Charakter, den Willen, aber auch die ganze Autorität und Gewalt des Staates bloß kraft seines Amtes vereinigt, kann einen Schriftsteller um sein geistiges Eigentum und die Gesamtheit des Publikums um das Recht der freien Würdigung eines Werkes bringen. Das Stückchen Feld wird gegen allen Eingriff geschützt, das Eigentum an Gedanken für nichts geachtet. Ich will davon absehen, daß ein solches Buch etwa das ganze Vermögen eines Autors bedeutet, daß an einem Buch, das verboten wird, vielleicht eine große Summe Geldes hängt, ich will sogar vergessen, daß daran die Gedanken eines Lebens, die höchsten innigsten Gefühle einer schöpferischen Seele hängen, daß es in sich vielleicht die Möglichkeit dauernden Ruhmes trug, vergessen will ich, daß mit einem solchen Verbot die blühendsten Hoffnungen, die Stellung eines Mannes in seiner Welt, vielleicht eine That, die nur einmal gethan, ein Sieg, der nur einmal errungen werden kann, im Hohn vernichtet werden, ich will nicht daran denken, daß ein Schicksal eines Menschen, der von höherer Artung ist als ein Bäuerlein oder ein Polizist, durch eine solche Gewaltmaßregel aus seiner Bahn gedrängt, vielleicht vernichtet werden kann, aber daran muß ich denken, daß durch ein solches Verbot eine Gesamtheit ihres Rechtes beraubt wird, ein neues Werk, einen neuen Gedanken, die That eines schöpferischen Geistes aufzunehmen, daß sie an einem Erwerb gehindert wird, den kein Gelderwerb wettmachen kann, wenn das Verbot ein Kunstwerk betrifft, das neue Werte schafft, und daß sie verhindert wird, das Recht ihres Hohns, ihrer Kritik, ihrer Verdammung und endgültigen Ablehnung auszuüben, wenn das verbotene Werk ein Machwerk, wert des Hohns und der Verdammung ist. Daran kann ich nicht vergessen, daß an geistigen Werten nicht nur ihr Urheber ein zeitliches, sondern die Gesamtheit der Menschen, die durch die Gabe des Denkens und Empfindens Ziele der Steigerung und Entwicklung des Menschentums vor sich haben, ein ewiges Eigentum besitzt. Der Sinn des Staates beruht vorzüglich gerade auf dem Schutz dieses Eigentums, auf seinem Kulturinhalt." — Aus den übrigen Heften seien hervorgehoben ein Aufsatz über Karl Hans Strobl von Paul Leppin (1), eine Skizze über den Lyriker Henri de Régnier von Jean Morel (2) und eine solche über „Hans Benzmann als Balladendichter" von K. F. Nowak (2).

Die Neue Rundschau. (Berlin.) XV, 1. Die alte „Freie Bühne", die unter drittem Titel in neuer Gewandung zu Anfang dieses Jahres in die Welt zog, und an deren Spitze in dem ersten Hefte Gerhart Hauptmanns bislang unveröffentlichtes „Hirtenlied" erschien, bringt im zweiten Hefte einen dialogisch gehaltenen Essai Hugos von Hofmannsthal „Ueber Gedichte". Gemeint sind Verse von Stefan George aus dem „Jahr der Seele", gemeint Verse von Hebbel, von Goethe, gemeint das Wesen aller Poesie, über die hier Aeußerungen einer ästhetisch feinfühligen Natur gegeben werden. „Wovon unsere Seele sich nährt, das ist das Gedicht, in dem wie im Sommerabendwind, der über die frisch gemähten Wiesen streicht, zugleich ein Hauch von Tod und Leben zu uns herschwebt, eine Ahnung des Blühens, ein Schauder des Verwesens, ein Jetzt, ein Hier und ein Jenseits, ein ungeheueres Jenseits. Jedes vollkommene Gedicht ist Ahnung und Gegenwart, Sehnsucht und Erfüllung zugleich ... Die Landschaften der Seele sind wunderbarer als die Landschaften des gestirnten Himmels: nicht nur ihre Milchstraße sind Tausende von Sternen, sondern ihre Schattenklüfte, ihre Dunkelheiten sind tausendfaches Leben, Leben, das lichtlos geworden ist durch sein Gedränge, erstickt durch seine Fülle. Und diese Abgründe, in denen das Leben sich selber verschlingt, kann ein Augenblick durchleuchten, entbinden, Milchstraßen aus ihnen machen. Und diese Augenblicke sind die Geburten der vollkommenen Gedichte. Wie wenige giebt es ihrer! Aber daß ihrer überhaupt welche entstehen, ist es nicht wie ein Wunder? Daß es Zusammenstellungen von Worten giebt, aus denen wie der Funke aus dem geschlagenen Stein die Landschaften der Seele hervorbrechen, die unermeßlich sind wie der gestirnte Himmel, Landschaften, die sich ausdehnen im Raum und in der Zeit, und deren Anblick abzuwelden in uns ein Sinn lebendig wird, der über alle Sinne ist. Und dennoch giebt es solche Gedichte." — In einzelnen Augenblicksbildern hält Georg Brandes in seinen Lebens-Erinnerungen fest, „wie ein Kind die Welt entdeckte". Es sind Erinnerungen, in denen einstweilen von litterarischen Dingen selbst kaum die Rede ist, sieht man von gelegentlicher Erwähnung des Märchens vom Rotkäppchen und von der Erinnerung an die ersten Theaterabende ab. Erst die „Knabenjahre" bringen einiges mehr, die Jahre, in denen heimische und auswärtige Litteratur gelesen wird. — Im dritten Heft beginnt C. Wachsmuth die Veröffentlichung des „Briefwechsels zwischen Ritschl und Nietzsche".

Die Rheinlande. (Düsseldorf.) IV, 3. Eine Reihe unbekannter Gedichte und Briefe, die „Max von Schenkendorf in Koblenz" im Frühling 1816 einer Freundin seiner Frau geschrieben hat, veröffentlicht Ludwig Geiger. Die Adressatin war Emma von Jasmund, eine Frau, an die den Dichter romantische Sehnsucht nach Jugendfrische, Schönheit und Heiterkeit fesselte, sowie das Verlangen, von etwas Neuem und Fremdem angeregt zu werden. „Sie war die Tochter des berühmten Naturforschers Blumenbach in Göttingen, Gattin eines Obersten von Jasmund, der, aus württembergischen Diensten in die preußischen übergetreten, Schenkendorfs guter Kamerad war. Nach den vorliegenden Briefen stellt man sie sich als eine junge und schöne Frau vor, die in ihrem Hause friedlich lebte und ihre Kinder zärtlich liebte. Aber die Frau, die hier als eine reine, bezaubernde, von allem Mißgeschick und aller Erdenschwere freie Frau erscheint, hat viele traurige Schicksale erlebt." Aus unbekannten Briefen der Therese Huber und der Adele Blumenbach führt Geiger bezeichnende Stellen an, die auf diese wechselvollen Erlebnisse helles Licht werfen. — Angesichts der Thatsache, daß über Schillers Beerdigung und die spätere Aufsuchung und zweite Beisetzung seiner Gebeine noch immer irrige Anschauungen verbreitet sind, erörtert Karl Heinemann das Schicksal von „Schillers Reliquien" nach unanfechtbaren Quellen und neueren Aufschlüssen. Vor allem sind es die Schilderungen von Augenzeugen, das fast verschollene Büchlein von Julius Schwabe: „Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine; nach Aktenstudien und authentischen Mitteilungen aus dem Nachlasse des Hofrats und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe" (Leipzig 1852), sodann Goethes Verfügungen und die Ergebnisse neuerer, anthropologischer Untersuchungen, die von Heinemann berücksichtigt werden.

Der Türmer. (Stuttgart.) VI, 5. „Von Ludwig Holbergs Schaubühne" zu sprechen, hält Felix Poppenberg nicht nur für eine litterarische Pflicht zu einer Zeit, in die der 150. Todestag jenes dänischen Poeten fällt, sondern für ungleich mehr. Auch uns habe der alte Magister noch einiges zu sagen, auch für uns habe sein Hauptwerk noch seine derbe, saftige Lebenskraft bewahrt. „Eine Revue der gesamten satirischen Jagdbeute war die ‚dänische Schaubühne', von deren Komödien die Mehr-

zahl in der Zeit von 1722 bis 1724 entstand. Wenn wir über sie mit bedächtiger Schnelle wandeln, so begegnen wir all den Thorheiten jener Zeit; in Typen leibhaftig und voll beweglichen Witzes sind sie ausgestaltet. Und daß Holberg ein Dichter ist und künstlerisch schafft, merkt man hier bald. Wenn er auch pädagogische, bessernde und aufklärende Absichten verfolgt, in erster Linie kommt es ihm immer darauf an, daß seine Figuren rund und farbig dastehen; er pinselt ihr Narrentum fast liebevoll aus. Und in dieser Arbeit reinigt er sich von aller Gehässigkeit, und aus dem Mißvergnügten, Schmollenden wird der lächelnde Humorist. Und um ihn in seiner Hagestolzenwohnung, ‚überm Zuckerbäckerladen neben Schulmeister Davids Hof‘ schlingt sich ein buntscheckiger Maskenzug.“ Die Vorbilder zu all diesen närrischen Gestalten hatte Holberg ja im eigenen Vaterlande gefunden. Er, den Wißbegier früh in fremde Länder geführt, der Holland, Frankreich, England, Italien und Deutschland durchzogen hatte, kam aus der Morgenröte des achtzehnten Jahrhunderts, die er draußen hatte leuchten sehen, wieder in die noch immer währende Nacht des sechzehnten Jahrhunderts, die über seinem Vaterlande lag. Er, der „alles erprobt und mit sicher kritischem Sinn sich sein geistiges Rüstzeug geschmiedet hatte, der vom Wissen seiner Zeit befruchtet war, fand bei der Rückkehr aus dem klaren Licht der Forschung in seiner Heimat beklemmende Finsternis“. Und so hielt er denn kritische Umschau, lernte die „Göttin Pedanteria in ihrer ganzen steifleinenen Gloria“ kennen, gewahrte das äffische Kopieren des Fremdländischen und anderes närrisches Zeug, das seinen Spott und Zorn hervorrief. „Wie ein Geist, der stets verneint, erscheint auf seiner Schaubühne Ludwig Holberg. Aber er ironisierte nicht nur und sah nicht nur spöttisch auf sein Gegenwartstreiben, er wies auch Zukunftswege. Wie Hippel im achtzehnten Jahrhundert schon das Recht der Frau auf Selbständigkeit betonte, so hat auch Holberg, lebens- und menschennachdenklich, die Frauenfrage erwogen.“

Die Woche. (Berlin.) VI, 8. Die in der Tagespresse jüngst vielerörterte Frage: „Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?“ erfährt von Ernst von Wildenbruch eine scharf ablehnende Antwort. Zunächst scheint ihm der Drang der heutigen Schriftsteller zum Drama geradezu krankhaft und dem germanischen Wesen von Haus aus fremd. In der Natur des deutschen Menschen seien Eigenschaften, die den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Dramatikers widersprechen: „er ist nachdenklich beschaulich statt impulsiv temperamentvoll; je tiefer seine Empfindung, um so lebhafter ist sein Bedürfnis, sie stumm in sich zu verbergen, während es für den Dramatiker eine Lebensbedingung ist, sie laut von sich zu geben; der Deutsche dichtet in sich hinein (?), der Dramatiker aus sich heraus. Und trotz alledem dieser Drang der Deutschen zum Drama und Theater.“ Immer weiter habe der Theaterhunger in den letzten drei Jahrzehnten um sich gegriffen. Und nun solle gar ein Bayreuth des Schauspiels entstehen an einem Ort, dessen Auswahl für solchen Zweck nichts weiter als ein idealistisch verschwommenes Projekt sei. Auf nichts anderes als eine mechanisch gedachte, dilettantenhafte Nachahmung des bayreuther Musters laufe dieser ganze Plan hinaus, der unter dem Deckmantel einer großen Sache nur eigenen persönlichen Wünschen und Gelüsten Vorschub leiste. „Es fällt mir schwer, mich so schroff über eine Bewegung zu äußern, von der ich weiß, daß so viel gutes Wollen, so viel reiner Enthusiasmus, so viel von dem allen darin enthalten ist, was ich ‚die weisheitsvolle Thorheit‘ der deutschen Natur nenne. Aber ich muß so sprechen, weil ich nicht anders darf. Eine Versündigung an meiner innersten Ueberzeugung wäre es, wenn gerade ich, den man vielleicht seiner Schaffens- und Gesinnungsart nach für einen Anhänger dieser Bestrebungen halten könnte, anders als abmahnend und warnend dagegen aufträte. Warnend und abmahnend — denn ich sage mir, daß diese unklaren Bestrebungen nicht nur zu einer zwecklosen Kräftevergeudung, sondern zu etwas noch Schlimmerem, nämlich dahin führen würden, daß das Publikum, über dem Ausschauen nach einem illusorischen Zukunftstheater, Sinn und Blick für die vorhandenen guten Theater verlöre. Ohne selbst etwas zu erreichen, würde man das, was wir besitzen, in der allgemeinen Wertschätzung herabsetzen und schädigen.“

Ein unbekanntes Jugendbildnis Goethes bringt die „Chronik des wiener Goethevereins“ (XVIII, 1). Das Original gehört zu dem kunsthistorischen Fideikommiß des österreichischen Kaiserhauses und ist bisher so gut wie unbekannt gewesen. Das Bild ist eine kolorierte Kreidezeichnung. Der Kopf des jungen Goethe ist trefflich dargestellt, zeigt aber eine nach der Nasenspitze zu etwas ungoethische Verlängerung. Die blonden Haare sind im Nacken gebunden und wallen frei auf den roten Rock, dessen Kragen umgelegt ist, hernieder. Recht schwierig gestaltete sich die Frage, von wem dieses Bild des jungen Goethe herrühren mag, beziehungsweise mit welcher der durch Stiche und Radierungen verbreiteten Zeichnungen es etwa identisch sein könnte. Ein hervorragender Kenner der Goethe-Bildnisse, Geheimrat Dr. Karl Ruland in Weimar, hat beim Anblick der Reproduktion bemerkt: „Es kann die verschollene Zeichnung von Schmoll sein, nach der die ersten Goethe-Porträts radiert worden sind.“ Danach wäre das Bild auf der denkwürdigen Rheinreise entstanden, auf der Goethe von Ems aus in Gesellschaft von Lavater, Basedow und Schmoll die Lahn hinabfuhr. — Die Reproduktion eines Porträts (Oelgemäldes) von Klopstock, das gleichfalls bisher unbekannt war, findet sich in der Zeitschrift „Niedersachsen“ (IX, 10). „Das Original ist um 1800 von Tischbein gemalt im Auftrage des hamburger Kaufmanns Schubach, des Freundes von Lessing und seiner Eva, und gelangte an einen Professor Hegewisch in Kiel. Der Dichter trägt eine weiße Binde zu seinem blauen Rocke, das spärliche weiße Haar wallt frei herab, die glänzenden Augen künden den feurigen Geist, der noch im Greise lebt. In der Hand hält er ein Blatt Papier mit einer Stelle aus seinem Messias ... Leider ist das Original vor Jahren verschenkt worden, es soll allerdings noch existieren und sich in Händen befinden, die, wie es scheint, keine Ahnung von dem Wert des Bildes haben und es der Vernichtung anheimfallen lassen.“ Die in der Zeitschrift „Niedersachsen“ abgebildete Reproduktion ist nach einer Daguerreotypie angefertigt.

„Hansjakob und die deutsche Dorfdichtung.“ Von Heinrich Bischoff (Intern. Litteratur- und Musikberichte, Berlin; XI, 3 u. 4).

„Christian Dietrich Grabbe.“ Zur Einführung in das Studium dieses Dichters. Von Josef Buchhorn (Archiv für Lehrerbildung, Jena; I, 16).

„Bücherliebhaberei und Bücherauktionswesen. Von C. A. Grumpelt (Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig; VII, 11).

„Klassizistische Romantik.“ Von Dr. Emil Leimdörfer (Heimgarten, Graz; 28, 6). Der Aufsatz gilt dem Oesterreicher Ferdinand Wittenbauer, der u. a. die „Zeitmärchen“ „Schnabelwetze“ (besprochen LE III, 1719), das Epos „Die Hübscherin und ihr Gärtlein (LE IV, 1720) und das Schauspiel „Filia hospitalis“ veröffentlicht hat.

„Vom dramatischen Schaffen.“ Von Dr. Wilhelm Mießner (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 4).

„Maxim Gorki.“ Von Hans Ostwald (Nord und Süd, Breslau; Heft 324 [Märzheft]).

„Max Geißler.“ Eine litterarische Studie von Friedrich Wiegershaus (Monatsblätter für deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 4). Max Geißler hat bisher Gedichte und den Roman „Jochen Klähn“ (besprochen LE V, 1402) veröffentlicht.

„Victor Hugo als Zeichner.“ (Aus fremden Zungen, Leipzig; XIV, 2).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die erste Februarnummer der „Revue de Paris“ bringt ein psychologisch und formal fein durchgearbeitetes Stück von Robert de Flers und G.-A. de Caillavet: „Le coeur a ses raisons“. Dieser Einakter ist in das Repertoire der comédie française aufgenommen worden. Dieselben Verfasser hatten letzthin mit den „Sentiers de la vertu“ einen durchschlagenden Erfolg. An Straffheit und Folgerichtigkeit der dramatischen Komposition steht aber „Le coeur a ses raisons“ weit über dem früheren Stücke. — Abel Lefranc („Pantagruel explorateur“) untersucht, welchen Zusammenhang die Reisebeschreibungen bei Rabelais mit den geographischen Entdeckungen jener Zeit haben. Der Artikel wird in der zweiten Februarnummer fortgesetzt. Endlich verbreitet sich Romain Rolland (L'opéra avant l'opéra) über den Ursprung der Oper in Italien zur Zeit der Renaissance. Die Florentiner nahmen in Anspruch, die Oper Ende des 16. Jahrhunderts erfunden zu haben. Demgegenüber wirft Rolland die Frage auf: Existierte sie nicht schon, wenn auch in anderer Gestalt, vom Anfang der Renaissance an? Der Verfasser beabsichtigt, neben der Musik auch die damalige Litteratur und Plastik bei seiner Arbeit zu berücksichtigen. Die Oper — so wird ausgeführt — beruhe auf einer Verbindung mehrerer Künste. Ueberhaupt seien die meisten Irrtümer auf das Herausreißen des Gegenstandes aus dem Zusammenhang, dem er entwachsen, zurückzuführen. — In der „Nouvelle Revue“ erscheint ein kurzer, aber nicht uninteressanter Essai von Gustave Kahn, betitelt „Le roman chimérique“. Besprochen werden Werke von Elémir Bourges, Villiers de St.-Adam und Wells. — Die „Revue bleue“ bringt den ersten Teil einer Uebersicht über die napoleonische Heldendichtung (L'épopée napoléonienne) von Albert Sorel. Neben Béranger, Lamartine, Gauthier und Victor Hugo erwähnt der Verfasser auch Heinrich Heine („Die Grenadiere“).

Das wichtigste Ereignis im Zeitschriftenwesen bedeutet für den Anfang dieses Jahres die Gründung einer „Revue des Idées“, mit deren Direktion Edouard Dujardin betraut ist. Sie verfolgt allgemein kulturelle Zwecke. Was den litterarisch-philosophischen Teil angeht, brachte die Januarnummer eine gediegene Abhandlung von Maurice Vernes: „La valeur scientifique de l'oeuvre de Renan“. Neues findet sich besonders in der Beleuchtung von Renans Verhältnis zur deutsch-protestantischen Theologie und in der kritischen Auffassung der wissenschaftlichen Tragweite dieser letzteren überhaupt. — Rémy de Gourmont schreibt über François Bacon und Joseph de Maistre. — In der Februarnummer untersucht Jules de Gaultier das Verhältnis Nietzsches zu Schopenhauer. Der Aufsatz ist wohl einer der gründlichsten und interessantesten, den die französische Nietzsche-Litteratur aufzuweisen hat.

Marius-Ary Leblond unternimmt in der Februarnummer des „Mercure de France“ eine neue Deutung der poetischen Werke des Belgiers Verhaeren („Emile Verhaeren: la survivance flamande de l'Espagne“). — Die Herausgabe der Briefe Châteaubriands an Sainte-Beuve nimmt ihren Fortgang. — In einem längeren Schreiben protestiert H. St. Chamberlain gegen die im Januarheft enthaltenen Aussagen des „Mercure“, wo Henri Albert einen interessanten Brief über die Gobineau-Bewegung in Deutschland veröffentlicht hatte. — Die „Renaissance latine“ bringt einen Aufsatz von Victor Basch: „Le centenaire de Kant“ und einen „Essai de psychologie alsacienne“ von Carlos Fischer.

Der zweite Band von Taines Korrespondenz erscheint soeben bei Hachette (H. Taine, sa vie et sa correspondance. Tome II: Le critique et le philosophe). Er umfaßt den Zeitraum von 1853 bis 1870. Wir sehen den Philosophen, nach Abschluß seiner Universitätsexamina, im Ringen mit den ungünstigen Lebensverhältnissen begriffen. Seine durch das Studium geschwächte Gesundheit erlaubte ihm oft tagsüber nur wenige Arbeitsstunden, gewiß die größte Qual für einen Mann vom Schlage Taines. Nichtsdestoweniger ist er mit einer erstaunlichen Fülle von Gegenständen beschäftigt. Alle Werke seiner reifen Mannesjahre werden hier berührt, ihre Entstehung dem Leser in der ungezwungensten Form veranschaulicht. Die Bemerkungen über die Gelehrten seiner Zeit muß man geradezu als erstaunlich bezeichnen. Männer wie Cuvier, Claude-Bernard, Milne-Edwards, deren Namen in der Geschichte der Wissenschaft unvergessen bleiben, weiß er wohl zu schätzen, bezeichnet aber auch sofort die schwachen Seiten ihrer Lehren in einer Weise, die von außerordentlich großem Wissen und von überlegenem Urteil zeugt. Blättert man weiter, so stößt man bei Gelegenheit der Reise in die Pyrenäen auf einige Seiten über das Verhältnis des Künstlers zur Natur, die einerseits ihren Gegenstand in ein neues Licht setzen, dann aber auch für Taine selbst charakteristisch sind. Es folgen scharfe Zeichnungen der italienischen Renaissancezeit und Forschungen über Shakspere und die englische Litteratur, kurz, sämtliche Probleme, die den Verfasser der „Philosophie de l'art“, der „Histoire de la littérature anglaise“, des Werkes „De l'Intelligence“ und der „Origines de la France contemporaine“ um jene Zeit in Anspruch nahmen. Dabei sind die persönlichen Beziehungen Taines, sowie alles, was ihn uns als Menschen näher kennen lehrt, nicht das uninteressanteste.

Die Romanlitteratur schwillt in Frankreich fortwährend an, besonders in Paris, sodaß es sehr schwer ist, eine Auswahl zu treffen. Spannend ist der ungleich geschriebene Roman von Jean Vignaud: „Les amis du peuple“ (Fasquelle), in dessen Mittelpunkt die Volksuniversitäten und in ihrem Gefolge die Gegensätze zwischen den Intellektuellen und der Volksmasse stehen. — Im Verlage des „Mercure de France“ erscheint „Les Dessous“ von Rachilde, deren geistreiche und gewandte litterarische Besprechungen dem belesenen Publikum bekannt sind. — Jean Madeleine greift ebenfalls in seinem Roman „Le Détroit“ (Calmann-Lévy) ein kritisches Problem auf, dasjenige der Unzuträglichkeit nationaler Gegensätze in der Ehe. Vielleicht darf man daran erinnern, daß zur Zeit auf den Theatern mit den Stücken von Maurice Donnay („Le retour de Jérusalem“) und Albert Guinon („Décadence“) gleichfalls derartige „Unzuträglichkeitstheorieen“ verfochten werden. Freilich sind es hier auf der Bühne Rassengegensätze (Antisemitismus). Man wird gutthun, den Einfluß von Maurice Barrès mit seinen Romans de l'énergie nationale in all diesen Erscheinungen zu berücksichtigen. Nach einer kosmopolitischen Periode scheint unter dem weiteren litterarischen Publikum, demjenigen zum mindesten, das sich diesen Namen giebt, eine Tendenz zu engegezogenem Bildungs- und Rassen-Nationalismus aufzukommen. Die ganze Bewegung, die sich unter dem Schlagwort einer Renaissance latine kundgiebt, steht damit in mittelbarem oder unmittelbarem Zusammenhang. Den künstlerischen Erfolg dieser Bestrebungen wird die Folgezeit lehren. Barrès selbst ist merkwürdigerweise in seinen Jugendwerken, also im Zeitraum der Bildung seines Talentes, stark von deutschphilosophischer Seite beeinflußt.

Erwähnt sei schließlich noch, daß kürzlich im „Théâtre Victor-Hugo“ in Paris Heinrich v. Kleists klassisches Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ (in der Uebersetzung von Johannes Gravier und Vernot) in einer sehr guten Aufführung und unter großem Beifall gegeben wurde. Es ist wahrscheinlich das erste Mal, daß dieses Werk über eine französische Bühne ging.

Jean Morel.

Ungarischer Brief.

Der zweite Vorsitzende der Petöfi-Gesellschaft, Franz Herczeg, eröffnete die diesjährige Generalversammlung mit einer Rede, in der er die litterarischen Zustände Ungarns beleuchtete und scharf verurteilte. Er klagte darüber, daß die Domäne der ungarischen Schriftsteller fast ausschließlich das Feuilleton und das Theater sei; nationale Eigenart suche man überall vergebens; die Dramatik gar sei von den französischen Schwänken verpestet. Die glänzende Rede und die Schwarzmalerei: beides ist Tradition in den litterarischen Vereinen Ungarns. Beides stammt von dem alten Paul Gyulai, dem klaren, tiefen, klassischen Kritiker, der — nachdem er die Werke eines Arany, Petöfi, Jókai rücksichtslos analysiert hatte — mit Recht gegen die Epigonen donnerte. Dem jungen modernen Herczeg steht diese Rolle schlecht. Es ist natürlich nur Nebensache, daß die schriftstellerische Thätigkeit von Franz Herczeg selbst die Ausführungen des strengen Vorsitzenden Lügen straft. Aber es darf nicht übersehen werden, daß Feuilleton und Theater nicht nur in der ungarischen Litteratur die am meisten bevorzugte Form geworden sind, — und es ist nicht einleuchtend, warum das einen Verfall bedeuten soll. Auch ist die ungarische Litteratur schon darüber hinaus, die nationale Note in Aeußerlichkeiten zu suchen; kein Wohlwollen, sondern Verrat an der Kunst ist es, wenn die Herolde des billigsten Patriotismus als Dichter angesehen werden. Was die Bemerkung über die französischen Schwänke betrifft, so machen sie allerdings den ungarischen — Possen unangenehme Konkurrenz; doch eine ernst zu nehmende Eröffnungsrede sollte Litteratur nicht mit Abendvergnügen verwechseln. Franz Herczeg mußte zu diesem Trugschluß gelangen, da er auf dem Präsidentenstuhle der Petöfi-Gesellschaft die Wahrheit nicht aussprechen konnte: daß nämlich die litterarischen Vereine und die Litteratur nichts mehr miteinander gemein haben, daß diese Gesellschaften ganz und gar überflüssig geworden sind.

Schärfer als jede Strafpredigt sprechen gegen die litterarischen Verhältnisse Ungarns die drei Bände, die alle Erscheinungen der letzten Zeit überragen: die Gesammelten Werke von Eugen Péterfy. Es ist schier unbegreiflich, daß diese Essais erst jetzt erscheinen konnten, wo der Verfasser seit Jahren im Grabe ruht, und daß ihm jede Anerkennung und jeder Erfolg gänzlich und konsequent fernblieben und so sein Wahn bekräftigt wurde, er habe sein Leben verfehlt! Péterfy war ein Mann, der das Schöne anbetete und deshalb von der Wirklichkeit nichts erwartete; ein Philosoph, der Schulaufgaben korrigieren mußte; ein Schriftsteller, der — wie er von Emerson sagt — „eine originelle Persönlichkeit war und aus den besten Quellen der menschlichen Bildung getrunken hatte“; ein Mann, der, in der Wesen Tiefe trachtend, alles zu würdigen wußte, nur sein eigenes Wirken nicht, und den dieser einzige schwere Irrtum zum freiwilligen, frühen Tode verurteilte. Seine Werke erschienen seinerzeit in Tageszeitungen und Monatsschriften, das meiste in Gyulais vornehmer Revue „Budapesti Szemle“. Das Feld, das sein kritisches Auge betrachtet, ist fast grenzenlos; er schreibt über Bilder und Musik; seine pädagogischen Anschauungen sind ebenso originell wie die historischen; er kennt und würdigt mit derselben Liebe die Litteratur der jüngsten Gegenwart, der Renaissance und des klassischen Altertums. Seine besten Essais hat er über Baron Kemény, den ungarischen Romancier, über Dante und über das Tragische geschrieben. Die gesammelten Werke leitet ein tiefer Nachruf David Angyals ein.

Von den unzähligen lyrischen Gedichten, die jüngst erschienen, verdienen in erster Reihe die Sämtlichen Gedichte von Emil Ábrányi Erwähnung. Er bietet jetzt die dichterischen Früchte eines Menschenalters seinem dankbaren Publikum dar. Es muß darum als Ungerechtigkeit erscheinen, wenn man den Band mit wenigen Zeilen abthut. Doch muß gesagt werden, daß es das Lebenswerk eines Moralisten, nicht eines Poeten ist. Ábrányi will mit seinen Gedichten die Welt bekehren; er kämpft für den Sozialismus, für die Aufklärung, für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das alles ist gewiß sehr schön, nur ist es nicht Dichtung, die uns geboten wird. — „Auf toten Wassern“ — diesen düsteren Titel hat Géza Szilágyi für seinen zweiten Band gewählt. Schon vor acht Jahren, als er — halb Knabe — unter dem Titel „Tristia“ seine lebensmüden Gedichte veröffentlichte, mußte man die Persönlichkeit des jungen Poeten anerkennen. Er ist klarer, reifer, tiefer geworden. Nicht ganz mit Recht wird er als Nachempfinder der französischen Dekadenten betrachtet: ihm ist nur der Gedanke wichtig, die Musik der Sprache wird mit einer fast beleidigenden Absicht vernachlässigt. Diese Formlosigkeit aber ist vielleicht die würdigste Form für diese trostlosen Gedichte.

Auf dem Gebiete der Romanlitteratur ist nichts besonderes zu erwähnen. Der greise Jókai bringt eine mit beneidenswert junger Phantasie erzählte Geschichte: „Wo das Geld kein Gott ist.“ — Thomas Kóbor schildert mit seiner Ueberlegenheit die Tragik zweier Liebenden, die unglücklich werden müssen, weil sie für Leben, Erziehung, Existenz ihren Familien nichts schuldig bleiben wollen. — Die ungarischen Novitäten des Nationaltheaters waren in dieser Saison: „Die Sklaven“ von Ludwig Palágyi (in diesen Spalten IV, 700 schon besprochen), „Finsternis“ von Georg Rutkai (Pseudonym für den feinen Kritiker Max Rothauser), „Der Messias“ von Samuel Fényes — eine geschichtliche Tragödie ohne geschichtlichen Sinn und ohne tragische Höhe.

Im dem Januarheft des „Budapesti Szemle“ (Budapester Rundschau) begründet Friedrich Riedl seine Vermutung, daß Veit Stoß, der nürnberger Zeitgenosse Dürers, ein gebürtiger Ungar gewesen. — „A Hét“ (Die Woche) beschäftigt sich in letzter Zeit viel mit ausländischer Litteratur; die anregenden, vielseitigen Artikel zeichnet der junge talentierte Kritiker Julius Szini; mit feinem Verständnis schreibt er z. B. über Oscar Wilde.

Dr. Eugen Kovács.

Polnischer Brief.

Die beiden deutschen Gedenkfeiern der jüngsten Zeit, das Herder-Jubiläum im Dezember und dasjenige Kants im Februar, wurden auch in Polen, freilich nicht gleichmäßig, begangen; über Herder, der ja durch Vermittlung Kasimir Brodzinskis, des „Vaters der polnischen Romantik“, so stark auf die nationale Dichtung Polens eingewirkt hat, erschienen wohl Festartikel in dem Tagblatte „Czas“ (Krakau), in der Wochenschrift „Kraj“ (St. Petersburg) und in der Monatsschrift „Biblioteka warszawska“ (Warschau), was aber insofern nicht viel besagen will, als alle diese Aufsätze aus einer und derselben Feder — des Schreibers dieser Zeilen — stammten. Mannigfaltiger wurde schon des großen Philosophen von Königsberg gedacht, und besonders in Krakau und Lemberg wurden Festsitzungen gelehrter Vereine abgehalten; in der letzteren Stadt fand bei dieser Gelegenheit die erste Versammlung einer neu gegründeten „Philosophischen Gesellschaft“ statt, die der vor kurzem nach Lemberg berufene Professor der polnischen Litteraturgeschichte Dr. Peter Chmielowski mit einem Vortrage über „Kant in Polen“ würdig einleitete. — In Polen selbst fiel auf den 7. Februar die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Antoni Edward Odyniec (1804 bis 1889), einem der bedeutendsten Balladendichter der romantischen Blüteperiode; er hat aber vor allem als eifriger und formvollendeter Uebersetzer fremder Dichtungen Verdienst und Bedeutung: Byron, Puschkin, Walter Scott, Goethe und Schiller (u. a. „Jungfrau von Orleans“) sind durch seine Vermittlung in Polen populär geworden. Er war es auch, der Mickiewicz 1829 auf dessen Reise ins Ausland begleitete und mit diesem seinem berühmteren Freunde in Weimar, Goethe, einen Huldigungsbesuch abstattete. Freilich hat sein ungenauer und stellenweise unwahrer Bericht über diesen Besuch in den „Listy z podroży“

(Reisebriefe) manchen Irrtum gezeitigt. — Gut unterrichtende Aufsätze über Odyniec brachten die warschauer Wochenblätter „Tygodnik ilustrowany“ (7) und „Wędrowiec“ (7). Außerdem rüstet man sich bereits jetzt zu einer Feier, die im nächsten Jahre dem Andenken Mikołaj Rejs aus Nagłowice, des Begründers der polnischen Nationallitteratur im 16. Jahrhundert (1505 bis 1560), gewidmet sein wird. Es wird ein großer Gelehrten- und Litteratentag geplant, ferner eine auch in einer Weltsprache zu veröffentlichende Monographie, die wahrscheinlich auch Rejs Zusammenhang mit der zeitgenössischen deutschen protestantischen Bewegung darlegen wird; schließlich soll bei diesem Anlasse auch eine „Allgemeine polnische Encyklopädie“ zustande kommen. Alle vorbereitenden Arbeiten werden von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Krakau geleitet. — Noch ein Jubiläum darf hier nicht übergangen werden: das des Italieners Alfieri. Ein vortrefflicher Essai, den der beste polnische Kenner des 18. Jahrhunderts, Szymon Askenazy, im Dezemberhefte der Monatsschrift „Biblioteka warszawska“ veröffentlichte, beschäftigt sich sowohl mit dem Dichter, wie mit dem Patrioten Alfieri. Interessant ist es, daß seine klassizistischen Dramen sich auf den polnischen Bühnen zu jener Zeit eines großen Zuspruchs erfreuten, sogar mehr als Schillers Werke. Später machte freilich der Napoleon-Kultus der Polen der Popularität Alfieris, dieses leidenschaftlichen Franzosenhassers, ein Ende.

Auf dem Gebiete des modernen litterarischen Lebens nimmt nach wie vor das Drama und das Theater eine bevorzugte Stellung ein. Es ist der festeste Draht, der Polen mit der modernen litterarischen Bewegung Westeuropas verbindet. Von deutschen Dramen sieht man jetzt freilich weniger auf den polnischen Bühnen: im Dezember wurde in Lemberg dem vortrefflichen Schauspieler Kaminski zuliebe, der die Rolle des Mephistopheles zu seinen glänzendsten Leistungen zählt, der erste Teil des „Faust“ neu aufgeführt; im Februar erlebte auf derselben Bühne Hartlebens „Rosenmontag“ seine etwas verspätete polnische Erstaufführung; im Januar gab das krakauer Stadttheater Hauptmanns „Rose Bernd“ in guter Uebersetzung des hervorragenden Dichters Jan Kasprowicz (in Buchform erschienen bei Dr. J. Marchlewski & Co. in München). Das Stück fand, wie seinerzeit „Fuhrmann Henschel“, nur einen Achtungserfolg; einerseits ist von allen Kunststilen der abgeklärte Realismus bei uns am wenigsten populär, andererseits ist das in diesen beiden Dramen nicht zu verkennende deutsche Wesen den hiesigen Schauspielern, Zuschauern und auch — den Kritikern zu unbekannt. Der deutschen „Elektra“ von Hofmannsthal kann man die polnische „Achilleis“ von Stanisław Wyspiański zur Seite stellen, obwohl von einer Abhängigkeit keine Rede sein kann, da der hier schon mehrhaft erwähnte Pole seit Jahren als Dichter wie als Maler eine charakteristische Vorliebe für die modern und individuell aufgefaßte Antike gezeigt hat, zuletzt in schönen Bildern zu dem ersten Gesange der „Ilias“, die mit dem dem polnischen Romantiker Juliusz Słowacki entnommenen paraphrasierenden Texte als eines der prächtigsten Bücher der polnischen typographischen Kunst (bei G. Altenberg in Lemberg) erschien. Im Gegensatze zu Goethe, der in seiner „Achilleis“ bekanntlich mit dem letzten Verse der „Ilias“ einsetzt, beginnt Wyspiański in seinem Drama (verlegt bei Gebethner in Krakau) mit der Pest und dem Zorne des Peliden und folgt überhaupt Homer so genau, daß sein Drama eine vollständig epische Komposition besitzt, die mit anderen Verstößen gegen die Anforderungen des Theaters dem eigenartigen Werke den Weg auf die Bühne versperrt. — Dagegen eignen sich vortrefflich für die Aufführung drei kleine Dramen, deren Verfasser Adolf Neuwert-Nowaczyński heißt. Vor kurzem noch ein giftiger Pamphletist und barocker Satiriker (seinen „Affenspiegel“ gab der Verlag Dr. J. Marchlewski & Co. in München in deutscher Uebersetzung von J. Tenner heraus), zeigt hier Nowaczyński ein dramatisches Talent, das in seiner nervösen Spottlust, scharfer, oft karikierender Charakteristik oft an Wedekind erinnert, ohne freilich dessen theatralischen Instinkt zu besitzen. Es sind drei Einakter: zuerst als der schwächste eine Doppelgänger-Tragödie, deren Held, ein „ewiger Adjunkt“, an Verfolgungswahnsinn leidet; dann „Das Gesetz Mimikry“, in der Anlage an Hauptmanns „Friedensfest“ anklingend, mit der prachtvollen Figur eines Mannes, der, im häßlichsten moralischen und intellektuellen Sumpfe lebend, sich seiner Umgebung anpaßt und nur von Zeit zu Zeit sich selbst halb bedauert, halb verabscheut; endlich der Wedekind am nächsten stehende, geistvolle Einakter „Don Juan und Hamlet“.

Im Roman giebt es jetzt vor allem zwei hochbedeutende Neuerscheinungen: Żeromskis „Popioły“ („Asche“) und Reymonts „Chłopi“ („Die Bauern“); die Wichtigkeit der beiden groß angelegten Werke verlangt es aber, daß ich sie in einem besonderen Artikel demnächst bespreche. Als aufsteigende Sterne zeigen sich jetzt Sienkiewicz neuester Roman „Na polu chwały“ („Auf dem Felde der Ehre“) aus den Tagen Johanns III. Sobieski, den das warschauer Wochenblatt „Biesiada literacka“ abdruckt, und v. Weyssenhoffs, des auch in Deutschland bekannten Verfassers des „Uebermenschen Podfilipski“, moderner Roman „Der verlorene Sohn“ vom „Tygodnik ilustrowany“ im ersten Hefte des neuen Jahrgangs begonnen. — K. M. Gorski sammelte seine „Gedichte“ („Wierszem“; bei Gebethner in Warschau), unter denen sich besonders die „Transskriptionen aus Horaz“ auszeichnen und poetische Reisebilder stimmungsvoll Italien und Belgien schildern. — Auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte fehlte es auch nicht an wertvollen Werken. So brachte der berliner Slavist Alexander Brückner seine polnische „Geschichte der Litteratur in Polen“ zum Abschluß, keine bloße Neubearbeitung der deutschen Ausgabe (in C. F. Amelangs „Litteraturen des Ostens“), sondern ein ganz neues Werk, freilich mit den alten Vorzügen und Mängeln, als da sind: staunenswerte Fülle der Einzelheiten, eine Menge von frappanten „Entdeckungen“, Unabhängigkeit des Urteils einerseits, das Ungenügende der Synthese, falsche geschichtliche Perspektive und Schwäche der ästhetischen Nachempfindung andererseits. — Zygmunt Glogers „Altpolnische Encyklopädie“, die zu Neujahr vollständig vorlag, ist eine wahre Fundgrube der von reichem Bildermaterial unterstützten Nachrichten über das gesamte private und öffentliche, materielle und geistige Leben Polens in der Vergangenheit. — Josef Tretiaks unter den Auspizien der krakauer Akademie der Wissenschaften erschienenes Buch über Julius Słowacki, der neben Mickiewicz der größte Dichter der Romantik und der Abgott der heutigen Moderne in Polen ist, rief an gewissen Stellen einen Entrüstungssturm hervor, da man in dem in Ehren ergrauten Litterarhistoriker mehr einen donnernden Staatsanwalt als den Aesthetiker zu hören glaubte.

Die litterarischen Zeitschriften traten in das neue Jahr in unverminderter Zahl ein. Die vornehmste von ihnen, „Chimera“ in Warschau, durfte mit Recht behaupten, ihr verdanke man die „Entdeckung“ Cyprian Norwids, der „Sphinx der polnischen Poesie“, eines mystisch-humoristischen Nachromantikers, den man auch in Westeuropa bekannt machen sollte. — Im Februarhefte der Monatsschrift „Przegląd polski“ beendigt Ferdinand Hösick seine Studie über Julian Klaczko, der, jetzt gelähmt, einst der führende polnische Aesthetiker, kunsthistorischer Mitarbeiter der pariser „Revue des deux Mondes“ und nicht zuletzt ein Publizist von Weltruf war. Der Verfasser des „Pierre le Grand“, Kasimierz Waliszewski, schreibt in der petersburger Wochenschrift „Kraj“ (Heft 3 bis 6) über „einen polnischen Romanschriftsteller in der englischen Litteratur“, Konrad Korzeniowski, der unter dem Namen Joseph Conrad seit 1895 mehrere Bände bei Tauchnitz herausgab und mit besonderer Vorliebe Marinebilder darstellt.

Krakau. *Josef Flach.*

Amerikanischer Brief.

Ein Memoirenband, der eine typisch amerikanische Autodidaktenlaufbahn schildert, ist „My Own Story“ von J. T. Trowbridge, dem 77jährigen Autor, der sich vom schlichten Farmerjungen, der nur im Winter Schulunterricht genoß, durch Selbststudium zu einem hervorragenden Schriftsteller heraufgearbeitet und namentlich als meisterhafter Erzähler für die Jugend einen Namen gemacht hat. Das Buch ist ein liebenswürdiges Lebensbild. Reizvoll stellt sich das ländliche Stilleben der Familie dar, in der der Mutter liebevolle Strenge und des Vaters weise Nachsicht die zahlreiche Kinderschar am Zügel hielten. Charakteristisch sind des Jünglings Versuche, sich durch seine Arbeit früh auf eigene Füße zu stellen, wie nicht minder seine Anpassungsfähigkeit an ungewohnte Verhältnisse, beispielsweise sein rasches Sichhineinfinden in die Lebensweise einer französischen Familie, bei der er in New York der Sprache halber Logis genommen. Zu den stilistisch gelungensten Partieen des Buches gehören die Schilderungen der Eindrücke, die das Großstadtleben auf den Jüngling vom Lande machte. Trowbridge kam im Laufe der Zeit mit fast allen hervorragenden Landsleuten in Berührung und hat manche wertvolle Erinnerung an Männer wie Emerson, Alcott, Theodore Parker und andere aufbewahrt. Besonders interessant ist die Schilderung zweier Konversationsabende Alcotts, an denen dieser nichts sagte, was seinen Ruf als tiefer und origineller Denker gerechtfertigt hätte. Whitman sah Trowbridge zuerst im Jahre 1860, als dieser in Boston mit dem Lesen der Korrekturen für die dritte Auflage der „Grashalme“ beschäftigt war. Auf die Frage, wie ihn die ersten Gedichte bei erneutem Lesen berührten, antwortete er, er wundere sich, daß er imstande gewesen sei, so viel zu empfinden. Seine Persönlichkeit entsprach nicht dem Bilde, das Trowbridge sich von ihm gemacht hatte. „Nach seinen Selbstbeschreibungen und dem Schwung und Rhythmus seiner Poesie hatte ich ihn mir stolz, gewandt, grandios, über gesellschaftliche Gebräuche erhaben vorgestellt, und ich fand einen durchaus anspruchslosen Menschen.“ Eine Mitteilung, die bei manchen Whitmanianern auf Widerspruch stoßen dürfte, ist die, daß Whitman ihm gestanden, er hätte die „Grashalme“ nie schreiben können, ohne sich selbst gefunden zu haben, und gefunden habe er sich durch Emerson. Wie zum Beleg dafür führt Trowbridge Stellen aus Whitmans Dichtungen an, die inhaltlich identisch sind mit Aussprüchen Emersons. Interessant ist auch die Schilderung des Eindrucks, den Darwins „Entstehung der Arten“ auf ihn gemacht; Agassiz hatte die Hauptpunkte des Buches erörtert und mit dem Ausruf geschlossen, er glaube kein Wort davon; Trowbridge aber hatte gerade seine Darlegung und Abweisung von der wesentlichen Richtigkeit der Theorie überzeugt. — Das Buch ist ein anspruchsloser Lebensbericht; aber es sind darin Mitteilungen enthalten, die die Entwicklung des amerikanischen Geisteslebens der Zeit scharf beleuchten.

Die hervorragendste belletristische Erscheinung ist zur Zeit Henry James neuester Roman: „The Ambassadors“. Wenn dieses Buch sich verständlicher erweist, als einige seiner letzten Werke, so liegt es durchaus an dem Gegenstand und der Grundidee, keineswegs an seiner Manier, seinem Stil. Er hat, während er an der Biographie des amerikanischen Bildhauers William Wetmore Story arbeitete, sich viel mit dem Einfluß europäischer Kultur auf amerikanisches Wesen beschäftigt; das gab ihm das Motiv: der zwingende Zauber, den Paris auf die amerikanische Jugend von Bildung und Geschmack übt, überkommene Vorurteile nach und nach entwurzelnd, und nicht nur die Lebensweise, sondern auch das innere Wesen verändernd. Chad ist ein Typus; wie er ist mancher amerikanische Provinzler dank der Anpassungsfähigkeit des Volkes in wenigen Jahren ein vollendeter Weltmann geworden. Großartig ist die Charakterzeichnung in diesem Buche; Strethers, der Journalist aus Woolett, Mass., der Heimat Chads, der als Freund der Mutter in der Mission nach Paris reist, dem Sohn, den sie verloren glaubt, nachzuspionieren, ist eine Prachtleistung: ganz der überarbeitete Schreibtischmensch, der froh ist, einmal ausspannen zu können und sich eine Ferienreise zu gönnen, die seine Einkünfte ihm nicht gestattet hätten. Selbst in den Zauber verstrickt, sucht er Gelegenheit, Chad eine moralische Standrede zu halten, aber er findet nichts, woran er sich halten könnte. Seine Naivetät zu glauben, daß Chad der Tochter der Madame Vionnet Aufmerksamkeit schenkt, während diese selbst es ist, die den jungen Amerikaner die Jahre über in Paris festgehalten, ist sehr fein angedeutet. Mrs. Newsome selbst, die fern in der heimatlichen Kleinstadt eine große Rolle spielt und von der übrigen Welt so herzlich wenig weiß, ist kaum minder gelungen. Von der psychologischen Kleinkunst und der sprachlichen Plastik James vermag kein Referat einen Begriff zu geben; er ist und bleibt einzig in seiner Art.

Das Erscheinen dieses Romans hat in der Februarnummer des „Critic“ ein sehr erfreuliches Resultat gezeitigt — eine Charakteristik Henry James von Claude Bragdon, die man als den ersten ernsthaften Versuch betrachten muß, seine Eigenart zu würdigen und ihren Quellen nachzuspüren. „Mr. James,“ heißt es darin, „ist von allen Romanschriftstellern der am unverbesserlichsten moderne. Die Menschen, die Situationen, die Gespräche in seinem neuesten Roman sind erstaunlich ‚up to now‘, wie man zu sagen pflegt ... In nichts hat der Verfasser seine Modernität besser bewiesen als in seinen nicht seltenen Ausflügen auf das Gebiet des Uebernatürlichen. Er berührt nichts, was nicht in den Berichten der Verhandlungen der Gesellschaft für psychische Forschung enthalten wäre, allein durch den Zauber seiner Kunst vermag er (wie zum Beispiel in ‚The Turn of the Screw‘) einen Höhegrad von Grauen zu erreichen, dem gegenüber die Versuche Poes und Bulwers in dieser Richtung als elendes Machwerk erscheinen.“

In dem zweiten Teil der Studie über amerikanische Dichter in der Februarnummer der „North American Review“ erinnert Churton Collins daran, wie vergeblich die Versuche gewesen, das nationale Selbstgefühl zur poetischen Aeußerung zu bringen, bis Emerson in seiner Rede vom 31. August 1837 in Cambridge den sich schüchtern regenden dichterischen Wünschen Flügel gegeben habe. Er selbst sei einer der größten Dichter des Landes, allein nicht durch seine Poesie, sondern durch seine Prosa und die Elemente seiner Poesie, die von der Form unabhängig seien. Von den Jüngern Emersons nennt Collins besonders Jones Very und den Maler Cranch, die beide wundervolle Sonette metaphysischer Art geschrieben haben. Whittier bezeichnet Collins als den wenigst bedeutenden unter Amerikas größeren Dichtern; Lowell hingegen stellt er sehr hoch. Bemerkenswert sind seine Ausführungen über die Verhältnisse des Landes, die dem Aufschwung der Poesie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kaum günstig gewesen seien.

In der Columbia-Universität begann am 3. Februar eine Serie von zehn Vorträgen über deutsche Kulturgeschichte in deutscher Sprache von Dr. Ernst Richard. Einen Cyklus von drei Vorträgen über „Die Liebe in der Poesie der Renaissance“ hält Joel Elias Spingarn, Ph. D. Ueber die Dichtung der französischen Renaissance sprach am 3. Februar Curtis Hidden Page, Ph. D. Derselbe hielt auch eine Serie von Vorlesungen über amerikanische Dichter in dem freien Vortragskursus der öffentlichen Schulen.

Die Theater haben durch das chicagoer Unglück keine merkliche Abnahme des Besuchs erlitten. Erst in der letzten Februarwoche verursachte die Schließung dreier Theater wegen notwendiger Veränderungen eine kleine Störung. Das „Vaudeville-Theater“, in dem seit mehreren Wochen Shaws „Candida“ gegeben worden war, befand sich unter ihnen; die Gesellschaft vollzog aber innerhalb zweier Stunden den Umzug nach dem

„Carnegie-Lyceum", wo nun an mehreren Nachmittagen in der Woche „Candida" und das Napoleonstück Shaws, „The Man of Destiny", gegeben werden. Arnold Daly, der sich um die Einstudierung dieser Sachen verdient gemacht und durch seine Interpretation der Rolle des jungen Dichters in die erste Reihe amerikanischer Schauspieler getreten ist, hat neulich seinen Ansichten über Schauspiel und Schauspielkunst Ausdruck gegeben und u. a. gegen die traditionelle Einteilung in Charakter- und andere Rollen protestiert. Jede Rolle sei ein Charakter, und ihr Träger sei verpflichtet, sich in sie zu vertiefen und Geist und Wesen des verkörperten Typus wiederzuspiegeln. Der hübsche Liebhaber im Melodrama, der jüdische Geldwechsler und der irische Stalljunge seien alle Charaktere. Was Shaw betrifft, so stehe er dem Mimen hülfreich zur Seite; die Winke, die er den Darstellern gebe, hätten die Klarheit von Federzeichnungen. — Im „Lyric Theatre" geht eine Dramatisation von Frank Norris Börsenroman „The Pit" in Szene; im „Manhattan" Owen Wisters „Virginian", im „Hudson Theatre" Richard Harding Davis „Ranson's Folly". Im „Garrick" spielt Annie Russell eine Bearbeitung von Henri Bernsteins „Le Detour" unter dem Titel „The Younger Mrs. Parling"; im „Knickerbocker" spielt Viola Allen die Viola in „Was ihr wollt".

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Der einsame Weg." Schauspiel in fünf Akten von Arthur Schnitzler (Deutsches Theater, 13. Februar). — „Waterkant." Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Skowronnek (Berliner Theater, 13. Februar). — „Medea." Drama in zwei Akten von Euripides, deutsch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Neues Theater, 20. Februar).

Die „Tragödie des einsamen Weges" ist die Tragödie eines Menschen, der Zeit seines Lebens nur bestrebt war, allein seinen Weg zu gehen, ohne sich um die anderen zu kümmern und den am Ende dieses Weges die Sehnsucht nach Gefährten überkommt, die an sich zu fesseln er aber nie gelernt hat. So straft das Leben. Julian Fichtner, der ein unbekümmerter Genießer war, so lange ihn sein Wesen zum Genuß drängte, der immer nur Leidenschaft begehrte und gab, — auch ihn ergreift endlich beim Nahen des Alters die Sehnsucht nach Liebe, nach einer Liebe, die im Glück des anderen ihr Höchstes findet und deren Wesen Aufopferung ist. Aber er kann nicht ernten, wo er nicht gesät hat, und in schmerzlichen Erfahrungen muß er es lernen, seinen Weg als ein Einsamer weiter zu gehen. Aus einer flüchtigen Verbindung mit einer Frau, die die Braut eines anderen war, die er verlassen hat, und die dann das Weib jenes anderen geworden ist, hat er einen Sohn, der vor aller Welt als der Sohn jenes anderen gilt und von dessen Existenz auch er erst nach vielen Jahren erfahren hat. Der Jüngling hängt an ihm, und so kann er denn hoffen, wenn er ihm das Geheimnis seiner Geburt enthüllt hat, ihn ganz für sich zu gewinnen. Aber das gerade Gegenteil ereignet sich, als Fichtner gesprochen hat: sein Sohn wendet sich von ihm ab und nun erst mit ganzem Herzen dem Manne zu, in dem er bisher seinen Vater gesehen hatte und dessen große, schlichte Herzensgüte er jetzt erst voll zu begreifen beginnt.

Dieser Stoff hätte sich wohl, auch ohne die Nebenhandlungen, die Schnitzler*) mit ihm verknüpft, zu einem reichen und tiefen Drama ausarbeiten lassen. Schnitzler aber hat neben die drei genannten Gestalten noch eine Anzahl von Vertretern derselben beiden Typen gestellt, um sie dadurch vielleicht in schärfere Beleuchtung zu rücken, er hat jedoch durch diese Maßregel nur den Ueberblick gestört, und eine seiner Hilfsgestalten — wenn man den Ausdruck gebrauchen darf — ist ihm anscheinend während der Arbeit so sehr ans Herz gewachsen, daß er die anderen Personen darüber fast vernachlässigt und insbesondere den eigentlichen Träger der Tragödie viel weniger bestimmt und lebensvoll ausgeführt hat, als zum Verständnis und zur unmittelbaren Wirkung des Werkes erforderlich wäre. Diese somit zur Hauptgestalt gewordene Persönlichkeit ist der Lebenskünstler Stephan von Sala. Um dieser Figur willen wird man, wo ein vornehm und diskret charakterisierender Darsteller vorhanden ist, das Stück spielen. Sala ist ein Genießer wie sein Freund Julian Fichtner, aber er ist ein Dilettant in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, ein Mann, der mit dem Leben spielt und überall Genuß sucht, ohne jemals Menschen und Dinge zu nahe an sich herankommen zu lassen. Daher ihm denn auch echter Schmerz fremd ist, wie er sich auch nie mit Reue beschwert hat. Das ist ein gefährlicher Menschentypp für den Dichter, denn gar zu leicht übersieht er bei seiner Ausgestaltung die feinen Wurzeln, die doch auch ihn mit dem Mutterboden des Menschlichen verbinden, und es kommt eine Gestalt zu Tage, die sich im Wesen nicht von dem Typus des geistreichen Raisonneurs aus jener Epoche der Litteratur unterscheidet, gegen deren innere Unwahrheit sich die moderne Bewegung in erster Linie richtete. Dieser Gefahr ist auch Schnitzler nicht entgangen. Sein Stephan von Sala ist bei aller Feinheit der Farben und Linien doch nur ein Verwandter der Salon-Raisonneure des Salon-Dramas. Ueberhaupt herrscht in diesem Schauspiel eine gefährliche Neigung zum geistreichen Gespräch, und dem Dichter kommt es anscheinend oft mehr auf geistvolle Wendungen des Dialogs als auf innerlich wahre Entwicklung der Charaktere an. Die Handlung, in der Stephan von Sala mitwirkt, ist stark romantisch gefärbt. Seine Liebelei mit der Tochter des Professors Wegrath, einem hysterischen Mädchen aus dem Geschlecht, dem auch die „Frau mit dem Dolche" entstammt, ist wenig überzeugend durchgeführt und weder ihn, noch sie vermögen wir plastisch zu sehen. Beiden Gestalten haftet etwas Schemenhaftes an. Schnitzler reizte jenes Paradoxon der Natur, daß das echte Kind aus der Ehe des Altruisten Professor Wegrath ein Wesen mit rein ausgeprägt egoistischen Trieben ist, während der Sohn, der in Wahrheit das Kind des Egoisten Fichtner ist, die altruistische Lebensauffassung des Mannes geerbt hat, der nicht von Natur sein Vater ist. Der Bildner unserer Lebensauffassung ist also nicht die Natur, sondern die Erziehung; denn Johanna Wegrath hat immer in Stephan von Sala ihr Ideal gesehen und von ihm ihre bestimmenden Einflüsse empfangen, so sehr auch ihr Vater um ihr Vertrauen und ihre Neigung geworben hat. Dieses Paar also gehört auch zusammen, und als Johanna die Gewißheit hat, daß Stephans Herzleiden ihn binnen kurzem überwältigen wird, scheidet sie freiwillig aus dem Leben, das sie nicht allein zu tragen willens ist. Stephan selbst hätte sich nicht vor dem einsamen Wege des Alters gescheut, dennoch aber kommt er der Natur zuvor und scheidet freiwillig aus dem Leben. Außer diesen Personen hat Schnitzler noch zwei weitere eingefügt, die wiederum Variationen der beiden Typen darstellen: den Doktor Reumann, der um Johanna wirbt, aber mit seiner, derjenigen Salas diametral entgegengesetzten Lebensauffassung sie nicht gewinnen kann, und die frühere Schauspielerin Irene Herms, ein naives Geschöpf mit gutem Herzen, die ihr Leben genossen hat, ohne aber je den Zusammenhang mit den Menschen zu verlieren. Auch sie war einst Fichtners Geliebte, aber das Kind, das diesem Bunde hätte entsprießen sollen, ist nicht zum

*) Die Buchausgabe des Dramas erschien bei S. Fischer, Berlin.

Leben gelangt: vielleicht hätte es dem Vater jene Liebe gebracht, die er jetzt bei seinem lebenden Sohne vergeblich sucht . . . Man sieht, wie kompliziert das Drama angelegt ist, aber auch wie schematisch, und man begreift, daß es in vielen Teilen nicht zu einer tiefen und lebendigen Wirkung kommt. Wer zu viel will, erreicht oft zu wenig.

Richard Skowronnek kann man den Vorwurf nicht machen, daß er zuviel gewollt habe. Er hat ein Familienstück geschrieben, dessen Menschen jeder nur auf einen einzigen Ton gestimmt sind. Mit dem Eindringen in das komplizierte Triebwerk der menschlichen Seele hat er sich nicht aufgehalten, und der lebhafte Beifall, den er bei seinem Publikum fand, beweist, daß die Wellen der modernen Litteraturbewegung nur eben die Oberfläche unserer modernen Kultur bewegt haben.

Der Versuch, die „Medea“ des Euripides in der neuen Uebersetzung Wilamowitz-Möllendorffs für die Menschen der Gegenwart lebendig zu machen, muß, alles in allem betrachtet, als gescheitert gelten. Nur an wenigen Stellen dringt über die Jahrhunderte hinweg die Stimme eines großen Menschenleids zu uns, das wir noch heute mitempfinden: so vor allem in der Szene vor dem Morde der Kinder, als in Medea Rachedurst und Mutterliebe kämpfen. Sonst aber hat dieses Drama des Euripides, der uns in vielen Dingen so nahe zu stehen scheint, mehr des Fremdartigen als die Dramen des Sophokles, der in so schroffem Gegensatz zu dem Schaffen des Neuerers Euripides steht. Wir vermissen hinter dem Werke die große, starke, einheitliche Persönlichkeit, die ihren Maßstab für sich fordern darf, und stoßen uns immer wieder an der Technik des Dichters, die für unser Empfinden an vielen Stellen unbeholfen erscheint. Warum versucht man nicht des Sophokles Oedipus-Dramen und seine „Antigone“ dauernd für unser Theater zu gewinnen?

Gustav Zieler.

Frankfurt a. M.

„Nimbus“. Drei lose Akte von Wagh (Schauspielhaus, 15. Februar).

Im Schauspielhaus wurden am 15. Februar drei lustige Einakter von Wagh aufgeführt, einem Pseudonym, unter dem sich ein in Paris lebender Schriftsteller verbirgt. „Drei lose Akte“ nennt sie der Verfasser und hat sie unter dem Sammelnamen „Nimbus“ vereinigt. Lose kann in dem Sinne gedeutet werden, daß ihr Zusammenhang nur ein leichter ist, aber auch in dem, daß der Inhalt ausgelassen, übermütig, „lose“ genannt werden darf. In den drei Stücken macht sich der Verfasser mit viel Witz und Bosheit über die verschiedenen Gesellschaftskreise lustig, die am Schein, am falschen Nimbus hängen und von der Sensationslust beherrscht werden.

„Ganz was anderes“ führt uns nach Venedig, wo eine internationale Gesellschaft die Gastfreundschaft des Grafen Elbhausen genießt. Eine schöne junge Baronin wird von einem der Gäste, der vergebens ihre Gunst zu erringen gesucht hatte, verraten: sie habe nächtlicher Weise mit einem schönen jungen Gondoliere eine Fahrt durch die Lagunen gemacht und sich beim Landen noch einmal von ihm küssen lassen. Die Damengesellschaft ist entsetzt, die Herren urteilen milder. Nun soll die Baronin so rasch als möglich aus dem Hause gebracht werden, und der alte Diplomat von Ysenwald wird dazu auserkoren, es ihr beizubringen. Dieser aber in feiner ritterlichen Weise sucht sie vor der ihr drohenden Beschimpfung und Kompromittierung zu retten und bewerkstelligt das dadurch, daß er den Damen vorredet, der vermeintliche Gondoliere sei niemand anders als der König von Thessalien gewesen, der inkognito in der Gegend weilt. Nun ist es mit einmal „ganz was anderes“!

„Die Heldin des Tages“ ist der Star des Théâtre Moderne in Grand'ville, eine häßliche, ordinäre Person, die gar keine künstlerische Begabung besitzt, die aber allabendlich das Publikum zu Beifallsstürmen hinreißt. Es hat sich nämlich das Märchen über sie verbreitet, sie habe im Zuchthaus gesessen, weil sie ihren Geliebten vergiftet habe. Das zieht, das reizt, das prickelt! Und als dann ein Revolverblatt veröffentlicht, die ganze Geschichte sei garnicht wahr, Ida Comét habe nie im Zuchthaus gesessen, da wird das Publikum förmlich wütend, zischt und trampelt so vernehmlich, daß der Vorhang fallen muß. Der Direktor, der bis dahin allen ihren Launen gegenüber unterwürfig gewesen, jagt sie fort. Hier ist die Satire etwas stark aufgetragen.

In dem letzten Stück („Lehmann“) begegnen wir einem Minister, der an die Serenissimus-Gestalten des „Simplizissimus“ erinnert, auf einer Reise, bei der er vielerlei Ungeschmack über sich ergehen lassen muß. Da er einem zudringlichen Zigarrenreisenden zum Opfer fällt und sich von diesem eine Bestellung abpressen läßt, fürchtet er die Blamage und reist ab. Die Bewohner des Städtchens brauchen aber einen Ehrengast für die Einweihung des Findelhauses, und so wird der Zigarrenreisende, von dem sie denken, er müsse irgend eine hohe Person sein, im Triumph fortgeführt. — Man müßte den Stücken vorwerfen, daß für die knappen, kleinen Pointen der Apparat etwas umständlich und breit ist, darüber kommt man aber leicht hinaus, weil auf dem Wege zu dem nicht gerade sehr ergiebigen Aussichtsort sehr viel Hübsches zu sehen, sehr viel Lustiges, auch zuweilen Verwegenes zu hören ist.

Sigmund Schott.

Hannover.

„Der Kampf ums Rosenrote.“ Schauspiel in 4 Akten von Ernst Hardt (Deutsches Theater, 13. Februar). — „Ihr Ideal.“ Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Baumeister (Residenz-Theater, 18. Februar).

Als einen noch nicht reifen, aber ernst strebenden und zu den besten Hoffnungen berechtigenden Dramatiker zeigte sich Ernst Hardt in seinem Schauspiel „Der Kampf ums Rosenrote“*), das am 13. Februar als erste Uraufführung des vor vier Jahren gegründeten Deutschen Theaters gegeben wurde. Es schildert das Ringen zwischen den starren, veralteten, in der Gegenwart unsinnig gewordenen Grundsätzen eines Vaters mit den ganz anders gearteten Wünschen seiner Kinder, die sich eine eigene, ihren Anlagen und Neigungen entsprechende Zukunft schaffen wollen. Bult und Ella, die Kinder des reichen, ehrenhaften, aber überstrengen Bankdirektors Julius von Bergen, sind beide mit seinem tyrannischen Regiment unzufrieden. Ella liebt einen fleißigen, strebsamen, aber von sozialdemokratischen Gesinnungen erfüllten Mann, den Bergen niemals als seinen Schwiegersohn anerkennen will; sie vermag es nicht, gegen den Willen des Vaters ihrem Geliebten zu folgen und ihm allein anzugehören; sie gewinnt es schließlich sogar über sich, einem anfangs gehaßten Mann, den ihre Eltern für sie bestimmt haben, ihre Hand zu reichen. Anders ihr Bruder: er giebt die glänzende Stellung des Teilhabers und Erben seines Vaters auf, läßt Elternhaus, Braut und Vermögen im Stich und ergreift den Schauspielerberuf, zu dem ihn seine Neigung zieht. Schwer sind die Kämpfe, die er durchzufechten hat; er lernt die bitterste Not kennen, ein Nervenfieber bringt ihn an den Rand des Grabes, und er wäre untergegangen, wenn ihn nicht die treue, uneigennützige Liebe eines einfachen Mädchens, das mehr seinem Blute, als den Forderungen der Moral gefolgt ist, gerettet hätte. Als er sich schließlich durch alle Hemmnisse hindurchgerungen und als Darsteller des Tasso einen glänzenden Triumph gefeiert hat, erklärt sich sein Vater dazu bereit, ihm zu „verzeihen“; doch nun weist Bult ihn mit den Worten „Verzeihen, Vater — Du mir?!“ zurück, so

*) Buchausgabe im Insel-Verlag, Leipzig.

bitter ihn der völlige Bruch mit dem Elternhause auch schmerzt.

Es ist noch manches unreif, unklar, unwahrscheinlich in der Führung der Handlung, besonders der letzte Akt schwankt in seinen Stimmungen bedenklich hin und her, auch die Charakteristik ist nicht bei allen Personen einheitlich und scharf genug durchgeführt; aber es stecken in dem Werke doch soviel echt dramatisches Leben, ein so tiefer Ernst der Lebensauffassung, ein so bedeutendes technisches Geschick in einzelnen Szenen, daß es zwar nicht die begeisterte Aufnahme verdient, die es hier fand, und die den Verfasser nach jedem Akte mehrmals auf die Bühne brachte, wohl aber ehrliche Anerkennung, die mit der zuversichtlichen Hoffnung auf reifere Darbietungen verknüpft ist. Die von Direktor Reusch selbst geleitete Aufführung war sehr sorgfältig vorbereitet und konnte einen wesentlichen Teil des Beifalls für sich in Anspruch nehmen.

Weniger günstig war der Eindruck, den man von Ludwig Baumeisters Schauspiel „Ihr Ideal" empfing. Baumeister folgt Sardous und Ohnets Spuren und legt infolgedessen mehr Wert auf Herausarbeitung theatralischer Effekte, als auf Verinnerlichung und Vertiefung der Charaktere und Handlungen. Franziska, die zweite Frau eines Generals, wird auf einer Gesellschaft von ihrem Gatten bei einem zärtlichen Zusammensein mit dem Rittmeister v. Mendel überrascht und erklärt zur Rechtfertigung, dieser habe um die Hand ihrer Stieftochter Linda angehalten und zunächst den Segen der Mutter erbitten wollen. Der General glaubt ihr, und Mendel heiratet, um seine Geliebte nicht zu verraten, das blutjunge Mädchen, das zu ihm schon längere Zeit wie zu ihrem „Ideal" emporgeschaut hat und nun überglücklich ist. Der reife, lebenserfahrene Mann wird von der reinen Unschuld und Naivetät des jungen Weibes so ergriffen, daß er sie in wenigen Monaten lieben lernt und nun die erneute Annäherung seiner Schwiegermutter zurückweist. In einem Duell mit Lindas Bruder, der hinter den wahren Sachverhalt gekommen ist und die Ehre seines Hauses und seiner Schwester retten will, wird Mendel verwundet, und so erfährt die junge Frau das bisher streng gehütete Geheimnis. Sie ist anfangs entsetzt und entrüstet, faßt sich aber überraschend schnell und erklärt ihrem Gatten zu seiner innigen Freude, daß sie ihm treu bleiben wolle. Diese schnelle Umwandlung in Lindas Wesen ist der wundeste Punkt des Dramas, und der vierte Akt fällt damit völlig ab. Auch sonst ist die Führung der Handlung oft noch ungeschickt und die Charakteristik oberflächlich; aber Baumeister versteht sich auf das theatralisch Wirksame, und das verschaffte im Verein mit der guten Darstellung dem Drama einen weit größeren Beifall, als es verdiente. Erfolgreich hebt sich der zweite Akt von dem Uebrigen ab, der den Einzug des Brautpaares auf Mendels Gut zeigt und mit der naiven Freude und strahlenden Glückseligkeit der jugendlichen Gattin ein hübsches Idyll bietet, das bei der frischen, lebenswahren und ungekünstelten Verkörperung Lindas durch Lucie Matthias zu reizvoller Wirkung kam.

Max Ewert.

Kiel.

„Frei ist der Bursch." Ein Studentenstück in 4 Akten von Paul Grabein (Schiller-Theater, 7. Februar). — Buchausgabe bei Richard Bong, Berlin.

Wolff Eckbrecht, Kandidat der Rechte und vor dem Staatsexamen stehend, ist, nach seinen Reden zu urteilen, ein riesig forscher Kerl, dem das Burschentum mit allem Drum und Dran als potenzierte Herrlichkeit erscheint, dem nichts über die studentische Freiheit geht. Aus Anlaß seines Geburtstages bezecht er sich sinnlos und rempelt auf dem Heimwege einen Offizier in Zivil an; es kommt zu einer Duellforderung auf Pistolen. Natürlich weiß Wolff Eckbrecht am anderen Morgen, als er mit wüstem Schädel erwacht, von der ganzen Sache nichts mehr und rüstet sich zur Heimreise zu seinen Eltern, denen er versprochen hat, am Geburtstag bei ihnen zu sein. Das Duell soll am nächsten Morgen stattfinden. Zuvor aber macht Wolff Eckbrecht den versprochenen Besuch bei den Eltern, denen natürlich sein gedrücktes Wesen auffällt. Vor allen Dingen ist es seine Cousine Gertraud, die Böses ahnt und daher auf ihn achtgiebt. Sie merkt auch, daß er in der Nacht heimlich das Haus verläßt und nach Jena zurückkehrt. Da weckt sie in der Angst den Vater, und beide reisen ihm nach und kommen noch just zur rechten Zeit. Der Held hat seinen Nachlaß geordnet. Da plötzlich tritt sein Vater ein und hält ihm eine lange Rede, in der er die verbrauchtesten Gründe gegen das Duell vorbringt; als er zum Schluß die Liebe und Sorge der Eltern ins Feld führt gegen den Scheinehrbegriff des Burschentums, ruft der Held plötzlich: „Vater, Du hast gesiegt! Ich schieße mich nicht!" Kurz darauf kommen seine Freunde, um ihn zum Duell abzuholen, und ohne Angabe der Gründe teilt er ihnen kurz mit: „Ich schieße mich nicht!" Zorn, Verachtung, Ausstoßung u. s. w., bis endlich die Gertraud ins Zimmer kommt und dem geknickten Helden seinen Lebensmut zurückgiebt.

Die beiden ersten Akte sind von einer geradezu quälenden Langweiligkeit. Der biedere und grobe Studentenwirt hat in „Alt-Heidelberg" genug faule Witze gemacht; Grabein hätte sich den groben Gottlieb, dessen Grobheiten noch dazu ohne Witz sind, in dem Stück sparen können, auch die Kneiperei auf der Bühne, den Singsang hinter der Bühne, die Bierreden und all den von den Studenten getriebenen Firlefanz. Er versteht durchaus nicht mit den Massen zu arbeiten, und so hüpft denn das Gespräch von einer Bühnenecke, von einer Gruppe zur anderen in geradezu komischer Weise. Im dritten Akt (der Held im Elternhause) wird wieder eine lange, fade Rede gehalten, und diese zwingt wenigstens die auftretenden Personen stillzuhalten; denn im übrigen ist es ein Hin- und Her-, ein Aus- und Eingerenne, daß einem fast wirbelig wird. Das alles sind Dinge, die den Nachweis liefern, daß der Verfasser durchaus keine Bühnentechnik hat. Was aber viel schwerer wiegt, ist, daß er keinen einzigen lebendigen Charakter zeichnet. Der Held ist nicht wahr und innerlich geschaut und dargestellt. Seine Entwicklung ist total verzeichnet, seine plötzliche Bekehrung durch den Vater unwahr. Und so geht's allen Nebenpersonen: redende Figuren, aber kein einziger lebendiger Mensch. — Das litterarisch ganz wertlose Stück wurde vom Sonntagspublikum recht freundlich aufgenommen, der anwesende Autor nach dem dritten Akte mehrfach gerufen. Aber was will das sagen?

Wilhelm Lobsien.

Stettin.

„Aufsichtsrat." Drama in drei Aufzügen von Gustav Klitscher. (Stadttheater.)

Die letzten, ausgereiften Novellen Klitschers sind nicht ohne poetische Feinheiten und heben sich in ihrer Stimmungsreinheit vorteilhaft von seinen Romanen ab, in denen er sich ernstwillig, aber in künstlerischer Ohnmacht an den Problemen unserer Zeit abmüht. Indes fehlt ihm zum Dichter wohl überhaupt die eigene Note; er ist ein Nachempfinder und Anempfinder, und das dritte Bühnenstück, das nach den beiden Einaktern „Ninette im Schnee" und „Im Stöckelschuh" von ihm auf den heimatlichen stettiner Theatern erscheint, und das bereits auch für eine berliner Bühne in Aussicht genommen ist, der Dreiakter „Aufsichtsrat", dürfte dieses Urteil nur bekräftigen.

Mit diesem Schauspiel lenkt Klitscher in die Bahnen Felix Philippis ein, ohne aber über dessen technisches Raffinement zu verfügen. Wie er das Moment des Aktuellen bis in Einzelheiten hinein verfolgt (Soldatenmißhandlung, die neue Schnellbahngesellschaft 2c.), so hält er sich auch im ganzen getreu

an Philippis Prinzip, aus den Ereignissen des Tages das Gold der Tantièmen zu schlagen: sein Drama behandelt den Zusammenbruch der Sandenbanken oder meinetwegen auch der Trebertrocknungsgesellschaft. Es ist erklärlich, daß sich Klitscher als Sohn eines altangesehenen Kaufmannshauses gedrängt fühlte, in dem durch die letzten Bankprozesse wieder lebhaft gewordenen Meinungsstreite über die Institution des Aufsichtsrates das Wort zu ergreifen, um sie als einen Krebsschaden der modernen Handelsgesellschaften zu brandmarken. Aber indem er zur stärkeren Betonung dieser Tendenz verallgemeinernd behauptet, daß „der Teller allemal einen Sprung habe", fühlt er doch zugleich selbst, daß er zu weit geht, und so nimmt er vorsichtigerweise mit der einen Hand zurück, was er mit der anderen giebt, und versichert wörtlich von der Bühne herab: „Sie müssen dies hier nicht als Abbild des deutschen Kaufmannsstandes nehmen." Damit bringt Klitscher selbst seine Anklage um ihre Wirkung. Andererseits lastet, ähnlich wie bei Otto Ernst, das moralische Schwergewicht dieser Tendenz, die noch besonders augenfällig in einer eifervollen Philippika hervorgekehrt wird, und der sonstigen Ermahnungen und mehr oder weniger gelungenen Sentenzen schwer auf dem eigentlichen dramatischen Konflikt, an dessen künstlerischer Behandlung die Kraft des Autors vollends erlahmt. Die strengen Ehr- und Rechtlichkeitsbegriffe eines alten preußischen Militärs prallen mit den hochstaplerischen Anschauungen modernen Spekulantentums zusammen, auf dessen Seite auch sein eigener Sohn (Nebenthema: „Die Alten und die Jungen", moralische Nutzanwendung: vergl. viertes Gebot) und seine Schwägerin (Nebenthema: „Geldheirat", Moral: „Geld allein macht nicht glücklich") stehen. Derselbe Mann aber, der noch eben das stolze Wort gesprochen: „Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun", er läßt sich aus Schwäche gegen seine Kinder zu einer Inkonsequenz verleiten, die ihn rettungslos in das unsaubere Getriebe hineinzieht. Als ihm dann bei dem Zusammenbruch der Schwindelbank, deren Aufsichtsrat er angehört, die Augen aufgehen und er sich von dem betrügerischen Bankdirektor wie seinesgleichen behandelt sieht, da sühnt er seine Schuld mit einem freiwilligen Tode. Die überzeugende psychologische Begründung jener Inkonsequenz, die den Angelpunkt des Dramas bildet, muß uns Klitscher bei der schematischen Anlage seiner Gestalten schuldig bleiben. Keine von den Hauptpersonen hat wirklich Leben, und die Abschweifungen ihres Dialogs, die den Eindruck des Natürlichen und Zwanglosen verstärken sollen, wirken ebenso forciert und aufgepfropft wie die beiden Nebenfiguren des alten Gartenlaubepoeten und seiner „möblierten Wirtin", die — letztere in einer „humoristischen Soloszene" — das „komische Element vertreten", und deren gequälter Humor so gar nichts mehr von der frisch und keck zugreifenden Satire des jungen Klitscher hat. Einige theatralisch wirksame Szenen des zweiten und dritten Aufzuges retteten das Drama, dessen Autor sich persönlich bei seinen Landsleuten für die höfliche Aufnahme bedanken konnte.

Leonhard Adelt.

---

* Meinungs-Austausch *

[Unter persönlicher Verantwortung der Einsender.]

1. Die Optik der Frau.

In Nr. 9 des „Litterarischen Echos" vom 1. Februar 1904 spricht sich Sophie Hoechstetter über „Die Optik der Frau" aus. Sie antwortet auf die Frage, ob die Frau „fähig sei, den Mann intuitiv zu verstehen, aus seiner Optik heraus Dinge und Menschen betrachten zu können". Sophie Hoechstetter stellt ihren Ausführungen die Bemerkung voran, daß sie „nicht mehr als ihre subjektive Auffassung geben will und kann". Durch diese Worte würde sie von Anfang an jede Kritik entwaffnen, denn das Recht subjektiver Empfindung läßt sich billigerweise nicht bestreiten. Wenn ich trotzdem den Wert der einzelnen Auslassungen schärfer untersuche, so geschieht es, weil Sophie Hoechstetter einige ihrer subjektiven Auffassungen nicht, wie man in diesem Falle sollte, mit dem Vorbehalt „mir scheint" einleitet, sondern mit dem positiven Worte „es ist".

Eine Antwort auf die strittige Frage selbst zu geben, möchte ich unterlassen. Ich glaube, die Zeit hierfür ist noch nicht gekommen. Die Schriftstellerei der Frau hat erst seit einer geringen Zahl von Jahren neue Bahnen eingeschlagen. Sie ist erst vor kurzer Zeit — wie dies auch Professor Litzmann früher einmal im „Litt. Echo" betonte — als ein ernsthafter Faktor der deutschen Litteratur aufgetreten, und da ist es nur natürlich, daß die Frau sich zuerst mit der Frau beschäftigt. Das liegt in der Natur der Dinge. Immerhin scheint mir, daß die besten unserer weiblichen Dichter bereits erfolgreiche Versuche gemacht haben, „den Mann intuitiv zu verstehen". Das ist der Punkt, an dem ich einsetzen will, um einen Teil der Behauptungen Sophie Hoechstetters zu widerlegen. Doch schicke ich noch voraus, daß ich trotz meiner energischen Opposition gegen ihren Aufsatz in Sophie Hoechstetter ein großes Talent und eine feine Künstlerin verehre.

Wie schon gesagt: überall da, wo Sophie Hoechstetter ein Urteil mit „ich halte" oder „mir scheint" beginnt, vermeide ich eine Erwiderung. Ich will nicht einmal die Zusammenstellung von Helene Böhlau und Toni Schwabe beanstanden, ich will nichts dagegen sagen, daß einige Namen von gutem Klang überhaupt nicht genannt werden, ich will nur direkte Thatsachen feststellen oder eigentümliche Vermischungen reinlich scheiden.

Sophie Hoechstetter stellt den Dichterinnen, die nur die weibliche Seele erschöpfend geben wollen, diejenigen gegenüber, „die in weiblicher und männlicher Optik zu sehen versuchen". Und da reiht sie im buntesten Durcheinander, ohne nähere Charakteristik, Ricarda Huch, Clara Viebig, Adalbert Meinhardt, Leo Hildeck, Frau v. Ebner, Isolde Kurz, Lou Andreas-Salomé aneinander. Mir war, als fädelte ein Juwelier vor meinen Augen Korallen, Smaragde, Perlen, Opale und Rheinkiesel auf einen Goldfaden und verlangte, ich solle dieses Sammelsurium um meinen Hals legen. Dann ernennt Sophie Hoechstetter Ricarda Huch zur Repräsentantin dieser Gruppe. Das kam mir nun wieder so vor, als sperre ein Ornithologe in einen Käfig Nachtigall, Papagei, Kanarienvogel, Eule und Lerche, als griffe er dann eines dieser Geschöpfchen heraus und erklärte an ihm „den Vogel", ohne hinzuzufügen, daß der Kanarienvogel keine Mäuse fängt und daß man der Lerche nicht eintrichtern kann, „Lora ist brav, Lora gieb Küßchen" zu sagen.

Auf die Eigenart jeder einzelnen der angeführten Dichterinnen einzugehen, würde zu weit führen. Ganz gewiß aber ist es ein — sagen wir mal — großer Mangel an Verständnis, Ricarda Huch zur Repräsentantin einer Clara Viebig oder einer Ebner zu stempeln. Ganz abgesehen davon, daß gerade Ricarda Huch, die Schülerin der Romantiker, am wenigsten beanlagt sein dürfte, dem modernen Manne intuitiv gerecht zu werden, heißt es eine vollkommen ausgereifte, mit gewaltiger Kraft schaffende Persönlichkeit unter ein großes, aber noch tastend ringendes Talent stellen, wenn man Ricarda Huch zur Vertreterin Clara Viebigs macht. Wenn aber Sophie Hoechstetter ferner sagt: „Von Clara Viebig und den anderen Genannten dieser Gruppe, denen in einem betonten Abstand noch Emil Marriot, Klaus Rittland, Ida Boy-Ed u. a. m. anzufügen sind, haben wir die durchschnittliche Romanfigur vom Mann", so ist das

geradezu eine Entstellung der Thatsachen. Fräulein Hoechstetter selbst kennzeichnet dieses Litteraturbild des Mannes als einen „Offizier, der außer Schulden auch Gedichte macht und, obwohl es nicht so scheint, dennoch wieder sehr edel ist. Oder schlicht, um nicht zu sagen einfältig. Oder eben nur ein Mann, ein Mann!“ Dann sagt die Verfasserin: „Ich glaube, der Mann der Arbeit, der Mann der Wirklichkeit ist anders, als der Mann solcher Romane.“ Das glaube ich auch. Aber ich frage mich ebenfalls staunend, wo Sophie Hoechstetter „das Litteraturbild des Mannes“, wie sie es zeichnet, in den Romanen Clara Viebigs gefunden hat. Weder Isolde Kurz, noch selbst die „in betontem Abstande“ folgende Klaus Rittland bringt diese Durchschnittsromanfigur. Wer „Ein Moderner“ von Klaus Rittland gelesen hat, der wird wohl kaum behaupten wollen, daß dieser durch und durch dem Leben abgelauschte Dekadent eine Schablonenfigur sei. Und von Klaus Rittland bis zu Clara Viebig ist doch noch ein weiter Schritt.

Ich kenne jede Zeile, die Clara Viebig veröffentlicht hat, und ich gebe zu, daß die männlichen Figuren ihrer ersten Arbeiten noch etwas von Dutzendware an sich trugen. Aber hat Sophie Hoechstetter seit den „Dilettanten des Lebens“ kein Werk von Clara Viebig mehr gelesen? Es scheint so. Denn sonst müßte sie die köstliche, lebenathmende Gestalt des „Pittchen“ im „Weiberdorf“, den prächtig herausgearbeiten preußischen Unteroffizier in der „Wacht am Rhein“, sie müßte vor allem den „Müllerhannes“ kennen. Wer da noch zweifelt, ob eine Frau den Mann intuitiv verstehen, „aus seiner Optik heraus Dinge und Menschen betrachten“ könne, der will eben zweifeln, und wer da von „durchschnittlicher Romanfigur“ redet, der will nicht sehen, was vor Augen ist. Da ich das aber von Sophie Hoechstetter nicht annehmen mag, so bleibt mir nur die Erklärung übrig, daß sie diese Bücher Clara Viebigs nicht kennt. In diesem Falle sollte man aber einer so ungewöhnlich begabten Schriftstellerin nicht durch ein oberflächliches Urteil Unrecht thun. Wenn jedoch durch die angeführten Werke die Zweifel Sophie Hoechstetters noch nicht gehoben sein sollten, so kann sie sich durch die Lektüre des jetzt in „Ueber Land und Meer“ erscheinenden neuen Romans „Das schlafende Heer“ von Clara Viebig überzeugen, daß wir immerhin eine Schriftstellerin haben, die, wenn sie „den Mann darstellen will“, den „Drang, Schöpfer zu werden, empirisch, historisch auffassen lernte“.

Uebrigens hat ja Sophie Hoechstetter selbst in einem sehr tüchtigen Buche „Dietrich von Lanken“ gezeigt, daß das Seelenleben des jungen modernen Mannes durch eine Frau sehr gut dargestellt werden kann. Daß die Dichterin in ihrem Aufsatz dieses Werk garnicht erwähnt, spricht gewiß sehr für ihre Bescheidenheit und mildert den Eindruck der aus ihrem Urteil hervorgehenden Unterschätzung ihrer für unsere zeitgenössische Litteratur vielleicht bedeutendsten Kollegin.

Zürich. Irma Goeringer.

---

2. Zur Frauenfrage.

Oft genug hört man in der Polemik für oder gegen die Frauenbewegung von einem theologischen Konzil reden, das die Frage ernsthaft diskutiert habe, ob die Frauen als beseelte Wesen anzusehen seien oder nur als Tiere höherer Ordnung. Das stets ungenaue Zitat fiel mir auf, und ich wandte mich um nähere Auskunft an einen unserer verdientesten akademischen Kirchenhistoriker, der mir, durch Krankheit und Altersbeschwerden verhindert, nur mit einer lakonischen Auskunft dienen konnte. „Auf Ihre kirchenhistorische Anfrage,“ schreibt er, „weiß ich Ihnen nichts mehr zu sagen, als daß die Diskussion, auf die Sie anspielen, se non è vera doch è ben trovata, nämlich ganz im Geiste des Mittelalters, schon des jungen, empfunden ist. Das Jahr des betreffenden Konzils habe ich zu ergründen kaum noch Aussicht.“

Vielleicht hat ein Historiker oder Theologe unter den Lesern unseres Blattes die Güte, uns mit seiner Gelehrsamkeit zu dienen. Es käme vor allem darauf an, zu wissen, wer diese Konzilslegende (?) zuerst erzählt hat und in welcher Fassung es geschieht. Die moderne Frauenbewegung und die Litteratur als Geschichte des Menschengeistes hat doch ein entschiedenes Interesse an der Sache: wir wollen wissen, ob unsere Altvordern im Ernst das Problem der Frauenseele aufwarfen — wäre es auch nur, um uns wieder einmal zu freuen, wie herrlich weit wir es doch gebracht haben.

La Tour-de-Peilz.

Ed. Platzhoff-Lejeune.

---

3. Zu Lope de Vegas „Fuente Ovejuna“.

In Heft 9 (Sp. 647) berichtet Ihr madrider Korrespondent über die Neuinszenierung der Tragödie „Fuente Ovejuna“ von Lope de Vega. Aus der Ausführlichkeit, mit der dieses geschieht, läßt sich schließen, daß der Verfasser voraussetzt, das Stück sei in Deutschland ganz unbekannt. Das ist aber nicht der Fall. „Fuente Ovejuna“ ist schon vor mehreren Jahrzehnten von Adolf Friedrich Graf von Schack ins Deutsche übersetzt worden und in seinem „Spanischen Theater“ (2 Bände, Stuttgart, Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur) abgedruckt. Da die bei aller Wohlfeilheit sehr gut ausgestatteten Bände der cottaschen Bibliothek sehr verbreitet sind, so dürfte wohl auch „Fuente Ovejuna“ in Deutschland nicht so unbekannt sein, wie Ihr Mitarbeiter annimmt. Vielleicht ist es sogar über eine deutsche Bühne gegangen? In Rußland war es in den Siebzigerjahren eine Zeit lang Repertoirestück (in einer Uebersetzung von S. A. Jurjew).

Moskau. Arthur Luther.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Denise de Montmidi. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 5,—.

Der bekannte Verfasser benutzt seine große Gewandtheit als Erzähler und seine Vertrautheit mit pariser Verhältnissen, um uns in „Denise de Montmidi“ das Schicksal einer jungen Pariserin aus den Adelskreisen zu schildern, die, halb noch ein Kind, einen jungen Elegant heiratet und sich mit ihm, den sie aufrichtig liebt, nachdem er sein Vermögen durch das Spiel verloren, entsagungsvoll aufs Land zurückzieht. Dort wird aus dem flotten Lebemann sehr bald ein grober Landjunker mit rohen Neigungen, der die junge Gattin mit schäbigem Geiz quält und ihr die Treue bricht. Denise, die bei ihren Eltern kein Verständnis für ihr trauriges Los findet, sucht Trost in der Liebe eines Gutsnachbars. Es kommt zur Katastrophe; René verstößt die Gattin und tötet den Hausfreund im Duell. Denise wird auch von den eigenen Eltern die Thür gewiesen, da der durch sie veranlaßte Skandal die sehr notwendige Millionenheirat ihres Bruders vereiteln könnte, — und nun nimmt ihr Geschick den echt französischen Verlauf. Der reiche ältere Beschützer stellt sich ein, der der Verlassenen ein glänzendes äußeres Leben und mäßiges inneres Glück bietet. Sie wird seine Geliebte und geht nach dem Tode des Freundes ins Kloster.

Zweierlei erscheint mir nicht ganz genügend motiviert: die allzu rasche Umwandlung des eleganten René in den widerlichen, geizigen und rohen Bauern-

kümmel und die noch weniger begreifliche Handlungsweise von Denises Eltern, die doch anfangs nur als oberflächliche, aber nicht als gemütsrohe Menschen gezeichnet wurden. Abgesehen von diesen Einwänden, ist es dem Verfasser vortrefflich gelungen, aufgrund seiner sehr eingehenden Beschäftigung mit dem Meister der französischen Erzählkunst, Guy de Maupassant, einen echt französischen Roman zu schreiben. Sollen wir das als Vorzug eines deutschen Schriftstellers ansehen? Es ist ein Roman des Uebersetzers von Maupassant. Der gediegene Schriftsteller, der uns den köstlichen „Sylvester von Geyer“ mit seiner schlicht deutschen Art schenkte, hat damit nur wenig zu thun.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Die Flucht ins Paradies. Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 12°. 214 S. M. 2,40 (3,60).

Einer der wenigen, die den Bauern so zu schildern vermögen, wie er wirklich ist, spricht und handelt, ist Richard Bredenbrücker. Nichts von Salontirolerei oder gemachter Volkstümlichkeit in diesen Büchern und keine Verzerrung dem seltsam falschen Bild zu Liebe, das sich der Städter von den Menschen entlegener Gebirgsdörfer selbst jetzt im Zeitalter des Alpinismus noch zu machen pflegt.

Bredenbrücker hat sich als Schauplatz seiner Geschichten das Mittelgebirge am linken Ufer des Eisack, zwischen Bozen und dem Grödnerthal, ausgesucht. Mit offenen Augen und liebevollem Herzen ist er von Bauer zu Bauer gegangen, hat Leid und Freud mit ihnen getragen und hat, selbst wenn sie ihn vielleicht zurückwiesen, weil sie ihn mißverstehen mochten, mit ihnen gerungen, wie Jakob mit dem Engel des Herrn .... „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ So drang er ein in das Geheimnis dieser zurückhaltenden Welt, die dem Oberflächlichen immer ein Buch mit sieben Siegeln sein wird, so drang er vorwärts, lernte und lehrte, wenn er vielleicht auch vor dem Letzten noch Halt machen mußte, vor dem, was nur der kennen und verstehen mag, der selber im Bauernhause geboren und aufgewachsen ist, wie z. B. Rosegger. Als Sittenschilderer und tiefer Kenner der mißtrauischen, gewinnsüchtigen und geizigen und oft wieder asketisch ehrlichen Seele des südtiroler Bauern schrieb Bredenbrücker eine Reihe von Büchern, die vielleicht nur deswegen so wenig bekannt geworden sind, weil sie dem Sensationshunger der romanlüsternen Menge nicht entgegenkommen, und weil das Breite, wollüstig in der Situation Ruhende das rasche Vorwärtsschreiten der Handlung nicht genügend berücksichtigt. So treten weite, glänzende Bilder vor unsere Seele, der Humor des Augenblicks leuchtet auf und erwärmt wie ein behaglicher, grüner Kachelofen in einem dunklen, stillen Gemach; aber das Allzuviel ermüdet so manchen selbst von den Urteilsfähigen.

So ist es auch mit dieser „Flucht ins Paradies“, die diesmal hochdeutsch, nur mit einem leicht dialektisch gefärbten Anklang geschrieben, als eine Folge von einzelnen Augenblicksbildern ausgezeichnet wäre, aber als fortlaufende Geschichte nicht ganz befriedigen kann. Die Mutter, die unter dem Zwang höchster Not zur Diebin geworden, aus dem Gefängnis zurückkehrt und ihr Kind, das man ihr genommen hat, an sich reißt, um mit ihm zu fliehen und, als sie nicht mehr auskann, den Sprung ins Paradies hinein thut, vermögen wir zu begreifen; aber das achtjährige Kind, das etwa sagt: „Ich bin mir nix besonders Unrechtes bewußt“, das lehnen wir ab. Und doch — Bredenbrücker ist ein ganzer Dichter.

Hamburg. *Richard Huldschiner.*

Jerusalem. Zweiter Teil. Von Selma Lagerlöf. München, Albert Langen. 384 S.

Der erste Teil des Buches spielt auf dem heimischen Boden der Verfasserin in Schweden. Bauern, Pfarrer, altschwedische Gebräuche und Gesinnung wurden geschildert. Dieser neue Band handelt im ersten Teile von Jerusalem und davon, wie die schwedischen Bauern sich dort im heiligen Lande zurechtfinden mit ihrer Eigenart gegen die fremde Stadt, von der es heißt, daß sie die Menschen tötet. Dieser Teil des Buches ist nichts als die Geschichte einer großen Enttäuschung. Das Jerusalem der goldenen Mauern und der Thore von Kristall, das die Frommen in ihren Visionen sahen und darum gläubig den fanatischen Vertretern der neuen Religionssekte folgten, von Hof und Herd hinweg, das existiert nicht, nur Schmutz und Unordnung und vor allem Streit und Intrigue unter den vielen, die da im Namen der Religion ihre eigenen Interessen vertreten.

Auch wir, die wir lesen, fühlen uns etwas entwurzelt, herausgerissen aus der sicheren Einfachheit des ersten Bandes, hineingeworfen in ein ödes Demonstrieren von Stadtteilen und Stadtverhältnissen, allzu bedacht eingekleidet in naiven Stil, der hier in seiner Absichtlichkeit verstimmend wirkt.

Besser wird es dann im zweiten Teile, wo der Held des ersten Buches, Ingmar Ingmarsohn, in Jerusalem ankommt, dort der Kolonie erst in vieler Weise aushilft und endlich sein eigenes, sehr verwickeltes und zerrüttetes Leben wieder in Ordnung bringt. Es ist etwas reichlich mit modernem Wenn und Aber verquickt, dieses Bauernleben, will mir scheinen, aber wir nehmen gern in den Kauf, was uns stören mag, da wir dem alten Reiz in der Erzählung wieder begegnen und der alten Wärme.

Berlin. *Anselma Heine.*

Lyrisches und Episches.

Gedichte. Von Fritz Lienhard. Erste Gesamtausgabe. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 283 S. M. 3,—.

Das erste Buch Lienhards, das mir vor Jahren in die Hände fiel, waren seine „Nordlandslieder“, die keinen tieferen Eindruck auf mich machten. Seitdem habe ich noch manche seiner Schriften gelesen, und es ist mir mit ihnen nicht anders ergangen. Man hat Lienhard als den Heimatkünstler par excellence hinzustellen versucht, meiner Ansicht nach mit Unrecht. Ich halte nicht jene Kunst für Heimatkunst, die nur den Namen und die charakteristischen Aeußerlichkeiten einer Provinz immerwährend im Munde führt, sondern jene, die ohne aufdringliche Betonung die tiefste Eigenart des Landes widerspiegelt, aus dem sie zwanglos emporgewachsen ist. Das kann man von Lienhards Lyrik mit ihren allzuhäufig angebrachten Ortstafeln nicht behaupten. Was seine Kunst auszeichnet, ist ein ehrliches Höherstreben, männliche Offenheit und das klangvolle Pathos einer oft dichterisch schönen Sprache; was ihr fehlt, ist die instinktive Sicherheit in der Wahl der Ausdrucksmittel und jenes undefinierbare Etwas, das den innersten Kern der künstlerisch produktiven Persönlichkeit ausmacht. Lienhard ist ein tüchtiger, geschickter Verskünstler, viele seiner Lieder lesen sich flott, sie sind gehaltvoll und meist vornehm, aber sie klingen in der Seele dessen, der sie aufnehmen soll, nur selten nach.

In dieser Gesamtausgabe seiner Gedichte befremdet mich neben anderem ein auffallender Mangel an Selbstkritik. Auf Seite 19 heißt es:

> Sagt nur, was hat mir der Wald gethan?
> Ich hange dran,
> Wie der Pfirsich an blühendem Hause!

Der ganze Cyklus „Hochlandsdorf“, wohl einer der ersten lyrischen Versuche Lienhards, wäre besser fortgeblieben. Da finden sich Verse wie:

> Ihr schamhaft Lächeln, ihr Blumengesicht,
> Ihr gütig Herz — ach, ihr kennt es nicht!

oder:

> Ich weiß ein Mieder und weiß ein Herz
> Und drüber ein Blumengesichtchen.

oder:

> Du Wichtelweibchen, du Elfentraut,
> Du Leuchteschön und Labekraut,

Du Küssemichviel und du Habemichgern,
Mein Herzblatt, Käferchen, Holdchen, Stern. —

Solchen Geschmackwidrigkeiten begegnet man leider nicht nur ausnahmsweise. Gerne würde ich z. B. auch die meisten der „Burenlieder“ vermissen, sie sind sicher einer warmen Begeisterung und gerechtem Zorn entquollen, ihr künstlerischer Wert ist aber recht unbedeutend.

Wenn Lienhard trotzdem weiten Kreisen als einer der beachtenswertesten Lyriker unserer Zeit gelten kann, so ist das wohl mehr aus dem stofflichen Gehalt seiner Dichtungen zu erklären, die in ihrer christlichen Glaubensfreudigkeit und der starken Betonung deutscher Herrlichkeit für konservativ denkende Leute in der Thal etwas Erhebendes und Begeisterndes haben dürfen.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Carl Konegen. 1902. 319 S.

Der österreichische Dichter J. N. Vogl (geb. 1802, † 1866), dem die Verlagshandlung anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtsjahres die Ausgabe einer Auswahl seiner besten Dichtungen in Vers und Prosa widmete, ist seit längerer Zeit in unverdiente Vergessenheit geraten. Ein Zeitgenosse Grillparzers, Anastasius Grüns, Lenaus, Halms, Leitners und anderer deutschösterreichischer Schriftsteller des Vormärz, reichte er zwar mit seiner Begabung an die Genannten nicht heran, hat aber seit dem Jahre 1825 etwa schon auf dem Gebiete des Liedes und der Ballade formschöne Dichtungen geschaffen, die den guten und sehr beachtenswerten Schöpfungen jener Tage beizuzählen sind. Namentlich unter den Balladen und Romanzen finden sich Stücke (z. B. St. Augustin und der Knabe, Der Kordonist, Ein Friedhofsgang: „Beim Totengräber pocht es an“), die, von tiefer Empfindung und feiner Durchführung zeugend, in zahlreichen unserer Anthologieen sich heute noch finden. Das Gebiet der poetischen Erzählung ist es überhaupt, auf dem Vogl mit Vorliebe und mit besonderem Geschick thätig war. Auch unter den lyrischen Dichtungen zeichnen sich übrigens viele durch besondere Frische und innige Wiedergabe der Seelenstimmung aus. Von den Sammlungen der Gedichte und Novellen Vogls liegen zwischen den Jahren 1830 bis 1864 erschienene zahlreiche Bände vor, und es war keine kleine Mühe und erforderte ein scharfes ästhetisches Urteil des Herausgebers, das beste für den vorliegenden handlichen Band auszuwählen. Im allgemeinen ist diese Auswahl auch recht gelungen zu nennen, sie bietet eine Lese der Lieder und die besten der Balladen und Romanzen, die, wie hier auch angeführt sein soll, sich zum Zwecke des mündlichen Vortrages besonders gut eignen. Der gemütvolle Dichter ist dadurch nicht übel charakterisiert und sein Andenken bestens gewahrt. Unter den Prosastücken wäre vielleicht manches besser weggeblieben, manches hier Fehlende dagegen aufzunehmen gewesen. Doch liegt ja in diesen nicht die beste Kraft des Poeten. Eugen Probst hat eine kurze Biographie und litterarhistorische Würdigung Vogls dem hübsch ausgestatteten Buche vorgesetzt.

Graz. *Anton Schlossar.*

Romanzen vom Rosenkranz. Von Clemens Brentano. Herausgegeben von Max Morris. Berlin NW., Verlag von Conrad Skopnik. 1903. gr. 8°. III, LXXIX, 402 S. M. 5,— (6,50).

Das wiedererwachte Interesse an der Epoche der Romantik hat wenige Neudrucke hervorgebracht, die mit so ungemischter Freude zu betrachten sind, wie der vorliegende der Romanzen vom Rosenkranz: er hilft einem wirklichen Bedürfnisse ab, da die Romanzen bisher nur in der kaum zu bejahienden Gesamtausgabe standen, und er ist in wissenschaftlich einwandsfreier Form geliefert, was von der Mehrheit derartiger Erscheinungen nicht behauptet werden kann. Einen Irrtum in der Bewertung des Druckes in den Werken berichtigt der Nachtrag, sodaß der Wortlaut, nach einer Handschrift aus dem Besitze des Herausgebers hergestellt, Brentanos Originalen näher kommt, als unser bisheriger Text. Ob es der ursprüngliche ist, oder ebenfalls schon eine Redaktion, ist allerdings erst auszumachen, wenn der Nachlaß des Dichters einmal zugänglich sein wird. Für Poesieen würde ich übrigens gotische Lettern vorgezogen haben, doch das mag subjektiv sein.

In der Einleitung ist die verwickelte Struktur, die dem vollendeten Werk zugedacht war, bloßgelegt; den mannigfach sich ineinanderschiebenden Entwürfen wird ihre Stelle im Gesamtplan zugewiesen, die wesentlichen Fragen der Form und der Tendenz werden dargelegt, Einzelheiten finden in den Anmerkungen treffliche Erörterung.

Eine sorgfältige Sammlung aller auf die Entstehung des Werkes bezüglichen Briefstellen giebt unser bisheriges Wissen vollständig, ohne daß die Ausgabe irgendwie den Anspruch erhebt, abschließend zu sein. Nicht nur dem Inhalt nach ist dem vielleseniden Brentano kaum nachzukommen, zumal er in den Romanzen seiner Neigung zum Hineinziehen immer neuer Gedanken, Einfälle und Bezüge völlig die Zügel hat schießen lassen, auch dem Gesamtcharakter des wundervollen Werkes ist schwer gerecht zu werden, das, vollendet, in seiner einzigartigen Form von unberechenbarer — gewiß nicht nur segensreicher — Einwirkung auf die deutsche Litteratur geworden wäre. Lange Strecken der Romanzen sind das Schönste, was Brentano je geschrieben hat, und er kann, wie kaum ein anderer, lehren, was Kunst der Form ist; vielleicht hilft die Ausgabe, dieses nützliche Wissen zu verbreiten, denn neben Brentanos glühenden Farben verbleichen die bunten Bilder nicht nur der „romantischen Epen“, mit denen in deutschen Landen auch heute noch der Geschmack der reiferen und reifen Jugend allzuoft verdorben wird, sondern auch manche andere unechte Produkte der Wortkunst, und das Echte tritt reiner hervor aus den Erscheinungen des Tages.

Berlin. *Kurt Jahn.*

Litteraturwissenschaftliches.

Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich. Von Dr. Hans Bloesch. (Untersuchungen zur neueren Sprache und Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Oskar F. Walzel. 1. Heft.) Bern, A. Francke. 1903. 136 S.

Der Verfasser stellt in dieser Studie eine stattliche Auswahl litterarischer Dokumente zusammen, die die Wirkung bezeugen, die von der pariser Julirevolution, dem Saint-Simonismus und der französischen Romantik auf die gleichzeitige deutsche Litteratur ausgeübt worden ist. Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabschnitte: „Die Julirevolution und ihre Einwirkungen“ und „Frankreich im Urteil der Deutschen“. In der Vorrede wird gesagt, die Studie sei von vornherein größer angelegt gewesen. Aus Raumrücksichten ist der ganze zweite Teil, „Die Deutschen in Paris“, weggeblieben; der erste Teil ist gekürzt, und vom dritten Teil ist besonders der Abschnitt fortgefallen, „der die deutschen Urteile über die Beeinflussung von Frankreich in politischer und sozialer Hinsicht zur Sprache bringt“. Durch diese Weglassungen und Kürzungen ist etwas Schiefes in das Ganze geraten. Denn auch der Verfasser kommt zu dem Resultat, daß der Einfluß des „Jungen Frankreich“ auf das „Junge Deutschland“ in künstlerischer Beziehung sehr gering war. „Es sind die sozialen Probleme und Tendenzen, die in den Zwanzigerjahren in Paris auftauchten und durch ganz Europa die Runde machten“, deren ideeller Einfluß auf die Jungdeutschen ihm „von allergrößter Bedeutung“ erscheint.

Die Darstellung dieser Probleme und Tendenzen, der Nachweis ihrer Einwirkung auf das litterarische Schaffen von Börne und Heine, von Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt und ihren Gesinnungsverwandten, wäre also die Hauptaufgabe gewesen, die das Thema stellte. Die Bedeutung der pariser Julirevolution, ihre Wirkung auf jeden der Genannten, ist im ersten Abschnitt auch klar und anschaulich dargestellt, wobei natürlich

vieles wiederholt worden ist, was schon in den Heine-Biographieen Strodtmanns und seiner Nachfolger, in Brandes Buch über das Junge Deutschland wie in dem meinen zu finden ist. Der Saint-Simonismus aber und die sozialen Emanzipationsgedanken, die im Jungen Deutschland Widerhall fanden, haben eine gleichartige Behandlung nicht erfahren. Statt einer Charakteristik dessen, was thatsächlich die einzelnen deutschen Autoren französischen Vorbildern in dieser Beziehung zu danken gehabt haben, bietet der zweite Teil ein Sammelsurium ihrer Aeußerungen, die eine gewisse Sympathie für diesen und jenen der französischen Zeitgenossen, für Victor Hugo, für die George Sand, für Balzac u. a. bezeugen. Damit ist wenig bewiesen! Gutzkow hat in der Vorrede zu einer späteren Ausgabe seiner „Wally" allerdings von der Wirkung gesprochen, die George Sands „Lélia" auf ihn ausgeübt habe; wo aber ist das Gemeinsame dieser zwei ganz heterogenen Romane, was diese Wirkung bezeugt? Mit jugendlichem Uebereifer nimmt Bloesch alle die Einwirkungen, die Rahel Varnhagen und ihre Briefe auf Gutzkow, Mundt, Laube ausgeübt haben, für die Dudevant in Anspruch. Ja, er bezeichnet es als „wahrscheinlich", daß Immermanns Verhältnis zu Elise von Ahlefeld auf den Einfluß der George Sand zurückzuführen sei, ein Verhältnis, das Anfang der Zwanzigerjahre sich schürzte, das 1824 seine dramatische Höhe erreichte, während der erste Roman der Sand erst 1830 erschien! In meinem Buche „Das Junge Deutschland" habe ich nachgewiesen, wie schon 1833 Laube und Gutzkow die Ansicht vertraten, daß die französische und die deutsche Bewegung selbständig entstanden seien und beide ihren Bahnbrecher in Goethe hätten. Bloesch übergeht dies, behauptet aber, ich hätte „die ganze jungdeutsche Litteratur aus den Prämissen der eigenen litterarischen Vergangenheit abzuleiten" versucht. Das ist mir gar nicht eingefallen! Die Wirkung der Julirevolution, des Saint-Simonismus, des pariser Feuilletonstils auf die jungdeutsche Bewegung, wer wollte sie auch leugnen! Aber daß die jungdeutsche Bewegung in ihrem Kern eine patriotisch-nationale war, die auf die Wiedergeburt des Vaterlandes in freier Verfassung abzielte, das habe ich allerdings mit allem Nachdruck hervorgehoben; hatte doch Menzels Denunziation: das Junge Deutschland sei „die potenzierte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit", den Dichter des „Uriel Acosta", der „Ritter vom Geist", des „Zauberers von Rom" bis übers Grab hinaus verfolgt und hatte ihr doch Treitschke noch weiter eine giftige Spitze gegeben! Die Verfolgung des nationalen Gedankens und der liberalen Ideen durch das von Metternich geleitete Unterdrückungssystem mit Hülfe der Censur, der Bücherverbote, der Demagogenprozesse gab dem Jungen Deutschland seinen Charakter, und als Märtyrer des Kampfes gegen die Censur muß man diese Schriftsteller auffassen, wenn man ihnen gerecht werden will.

Stuttgart. *Johannes Proelss.*

Verschiedenes.

Schauspieler-Sehnsucht. Gesammelte Aufsätze von Ferdinand Gregori, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters in Wien. München, G. D. W. Callwey. 1903. VII, 261 S. M. 3.50.

Schon damit, daß es die Sehnsucht dieses Schauspielers ist, einer besseren Bühne auf Grundlage einer besseren Litteratur und Kunst, als heutzutage herrschen, zu dienen, nimmt der im besten Sinne des Wortes „gebildete" Verfasser für sich ein. Er spricht nicht von Rollen, sondern von Werken, nicht von errungenen Lorbeerkränzen, sondern von schweren, erst zu erfüllenden Aufgaben, nicht von sich und seiner Größe, sondern von der Bedeutung der Kunst, dem Anteil des Darstellers an dem Erfolge, den Aufgaben der Regie, den Wirkungen des Ensembles. Ein Schauspieler, der denkt, hat hier zur Feder gegriffen und in einer vorzüglichen stilistischen Form, die sich von der traditionellen Zitierwut seiner schreibenden Kunstgenossen ebenso fernhält wie von den beliebten Anekdötchen und Bühnenplaudereien, ernste Rechenschaft gegeben über seine Wünsche, das Theater nicht als moralische Anstalt, sondern als Kunstinstitut vornehmster und bildendster Art in tadelloser Reinheit herzustellen. Man freut sich vor allem, nirgends faden Schwärmereien und Utopieen zu begegnen oder von einer Rückkehr zu einem unmöglichen Naturzustande faseln und von „Festen des Lebens" auf einer — um mit Fischart zu reden — „dritthimmelverzuckten" Schaubühne lallen zu hören. Der Verfasser verläßt, wohl vertraut mit der historischen Entwicklung des Theaters, wie der Essai über die Szenerie zeigt, den Boden der unumstößlich geschaffenen Thatsachen nicht, sondern sucht, gerade auf sie gestützt, die eingeschlichenen Uebelstände zu verbessern. Sein echtes, sittliches Pathos gemahnt zuweilen an Tolstoi, den er selbst mit Verehrung anruft. Sein Streben geht vor allem dahin, seinen Beruf als einen wahrhaft künstlerischen zu erfassen und zu dem Zwecke ihn unter ähnliche Bedingungen wie die anderen Künste zu stellen. Daß man in manchen Fällen anderer Meinung sein kann, erhöht nur den Reiz der Lektüre. So scheint Gregori mir die Bedeutung der Leseprobe (S. 120 f.) zu unterschätzen. In seiner Studie zur Psychologie des Theaterpublikums wäre auf den von ihm allerdings flüchtig (S. 164) erwähnten Gegensatz des norddeutschen und süddeutschen Charakters der Zuschauer mehr Nachdruck zu legen. Wir fordern viel mehr Persönlichkeit vom einzelnen Schauspieler, das Ensemble steht für uns in zweiter Linie, daraus entspringt der wiener Kultus des Schauspielers überhaupt. Auch seine äußerst maßvollen und wohlbegründeten Anklagen des Kritikers berühren einen Umstand nicht, der das Urteil des zur öffentlichen Aeußerung berufenen Schriftstellers so schwer zur Reife gelangen läßt: die Direktionen hüten zumeist die Proben vor jeder Berührung mit dem Kritiker, ja nicht einmal die Generalprobe wird ihm zugänglich gemacht, er sieht weder ein Werk noch einen Schauspieler auf der Szene werden, sondern muß über das Fertige rasch und endgültig sein Sprüchlein hersagen. Wie soll er lernen, wenn ihm die einzige Schule, in die er gehen kann, verschlossen wird? So bleibt die Kritik eine rein divinatorische Kraft, die nur dem Auserwählten gegeben ist. Durch das ganze Buch geht ein ehrlicher Enthusiasmus, viele Wünsche klingen optimistisch und idealistisch. Aber wer nicht das Höchste fordert, wird auch das Wenige nicht erreichen. Das Buch kann jedem Freunde der Kunst auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. *Alexander von Weilen.*

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. (Auswahl. Philosophische Bibliothek. Band 103.) Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. Leipzig, Dürrsche Buchh. 1902. 327 S. M. 2,—.

Der Herausgeber hat sich mit dieser Schrift ein großes Verdienst erworben. Wenn es jetzt an der Zeit ist, ein neues und tieferes Verständnis der litterarischen Leistung und Persönlichkeit Schillers zu gewinnen, so müssen auch seine ästhetischen Abhandlungen mehr und mit aufmerksamerem Verständnis gelesen werden als seither. Allen Gebildeten, insbesondere Lehrern und Schülern, bietet sich diese Auswahl als eine treffliche Einführung in das Studium des Dichter-Philosophen an. Wie seine dichterischen Werke sind auch die Abhandlungen über ästhetische Dinge aus der „ganzen Menschheit" Schillers herausgeflossen: wer sie nicht kennt, kennt ihn nur halb.

Kühnemann erleichtert dem Leser das Eindringen und die Einfühlung in Schillers Lebens-, Welt- und Kunstansicht durch eine klare, übersichtliche und ins Tiefe gehende Einleitung. Sie erläutert verständnisvoll den pädagogischen Wert der Philosophie Schillers, giebt die Grundlinien der Aesthetik und Ethik Kants, kennzeichnet Schillers Verhältnis dazu und beleuchtet die für das

Verständnis der Schillerschriften unentbehrlichen Gesichtspunkte. Die Auswahl selbst ist sehr glücklich getroffen: wir finden die Aufsätze über Anmut und Würde, Ueber das Erhabene, Ueber naive und sentimentalische Dichtung und die ersten neun Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen vor. Die Lücken der „Briefe" werden durch die sorgfältige Entwicklung der schillerschen Grundbegriffe ausgefüllt. Von den philosophischen Gedichten sind nur die „Votivtafeln" und „Das Ideal und das Leben" aufgenommen. — Zu unserer Zeit, wo so viel von „ästhetischer Kultur" die Rede ist, sollte man wenigstens wissen, daß das beste darüber schon vor mehr als einem Jahrhundert von Schiller gesagt worden ist und zwar eingeordnet in eine große, mächtige, aus innerem Erlebnis gewonnene Weltanschauung.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Auswahl. (Hamburgische Hausbibliothek, herausg. im Auftrage der Gesellschaft hamburger Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung f. d. Pflege d. künstlerischen Bildung.) Hamburg 1902, Alfred Janssen. 241 S.

Aus den beiden starken Bänden, in denen die Brüder Grimm alles, was sie an deutschen Sagen aufstöbern konnten, der Vergessenheit entrissen, haben die Herausgeber diejenigen Stücke ausgeschieden, die nur von wissenschaftlichem Interesse sind, und dadurch einen handlichen Band zusammengestellt, der vor allem die dichterisch wertvollen Sagen enthält, daneben aber auch eine Anzahl von denjenigen, deren Bedeutung nur in ihrem Inhalt liegt. So ist eine recht brauchbare Sammlung zustande gekommen, die den Ansprüchen des Hauses und der Schule genügt. Zur Einführung in das Wesen der Sage und den Wert der ganzen Sammlung sind einige Seiten aus den Vorreden der Brüder Grimm zu beiden Bänden ihres großen Werkes wieder abgedruckt.

Hannover. *Max Ewert.*

Nachrichten

Heinrich von Reder. Am 19. März begeht Heinrich Ritter von Reder in München seinen 80. Geburtstag. Reder ist zu Mellrichstadt (Unterfranken) als Sohn eines Arztes geboren. Er studierte in Aschaffenburg, dann an der münchener Universität höheres Forstfach, Geschichte und Philosophie, erwählte aber die militärische Laufbahn, der er als Offizier 36 Jahre angehörte, und ging 1881 als Artillerieoberst in Pension. Sein herrliches lyrisches Talent offenbarte er in einer Reihe von Werken, unter denen die durchweg dreistrophigen „Federzeichnungen", ferner „Lyrisches Skizzenbuch", „Rotes und blaues Blut" seine Bedeutung als einer der besten Dichter unserer Zeit dokumentieren. Dauernden Wert beansprucht jedenfalls sein großzügiges Epos „Wotans Heer". Außerdem hat sich Reder als einer der feinsten Landschaftsmaler Altmünchens in der Kunstgeschichte einen Platz errungen.

Heinrich Ritter von Reder.

E. K.

Todesnachrichten. In Berlin † an den Folgen einer Operation der Schriftsteller Gustav Johannes Krauß, geboren zu Preßburg 1840. Er schrieb eine Reihe von Romanen („Des Meisters Ende", „Der Zwingherr", „Hexenkünste" u. a.).

Am 23. Februar † auf ihrem Gute Friederikenhof bei Reichthal (Bezirk Breslau) die „Dichterin" Friederike Kempner, die durch den unfreiwilligen Humor ihrer in sieben Auflagen verbreiteten, bitter ernst gemeinten Gedichte manchem eine fröhliche Stunde bereitet haben mag (s. oben Sp. 849). Sie hat übrigens auch mehrere Tragödien geschrieben („Berenice", Rudolf II." u. a.).

In London † am 22. Februar der Litterarhistoriker Leslie Stephen. Er war 1832 zu London geboren, widmete sich nach Abschluß seiner Studien erst dem Lehrerberuf, sodann der schriftstellerischen Thätigkeit. 1871 übernahm er die Leitung des Cornhill-Magazins, 1882 wurde er Mitleiter der National-Biographie. Die wichtigsten Schriften Stephens sind: „Studien über Freidenkerwesen" (1873), „Geschichte des Denkens in England im 18. Jahrhundert" (1876), „Die ethischen Wissenschaften" (1882), „Das Leben Henry Fawcetts (1885), „Das Leben Sir James Fitzham Stephens" (1895), „Studien eines Biographen" (1898) u. a.

* *

Preisausschreiben. Eine neu begründete Vereinigung „Deutsche Lustspielbühne", die sich die Pflege des deutschen Lustspiels zur Aufgabe macht, erläßt ein Preisausschreiben für Lustspiele und Satiren. Für die beste Arbeit wird ein Preis von 1000 Mark ausgesetzt, weitere 7 Stücke, die sich zur Aufführung eignen, sollen im Laufe dieses Spieljahres vor den Vereinsmitgliedern zur Aufführung gelangen. Einsendungen sind bis zum 1. Juli an Herrn Erich Paetel (Berlin W., Karlsbad 16) zu richten. — Die Zeitschrift „Der Scherer" (Innsbruck, Innrain 4) veranstaltet einen Wettbewerb für die beste aktuell-politische Satire aus der Gegenwart. Der erste Preis beträgt 200 Kronen.

* *

Preiserteilungen. Bei dem Preisausschreiben der „Tageszeitung für Brauerei" (vgl. Sp. 216) erhielt Jakob Lippmann in Mainz für seine Erzählung „Das Gambrinusfest" den ersten Preis (400 M.) — Die Schwedische Litteraturgesellschaft in Helsingfors erteilte an ihrem Jahrestage dem Staatsrat C. G. Estlander für sein Werk über die Dichtkunst Runebergs und dem jungen Lyriker Jakob Tegengren Preise von je 2000 Mark.

* *

Neue Sammelwerke. Der Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin kündigt zwei neue Sammelwerke an: das eine betitelt sich „Die Dichtung" (Herausgeber: Paul Remer) und wird künstlerisch ausgestattete Dichter-Monographieen in Taschenformat enthalten. Die besondere Nuance dieses Unternehmens soll darin bestehen, daß „nicht Litterarhistoriker und Philologen, sondern dichterisch Schaffende zur Mitarbeit herangezogen werden". Die andere Sammlung heißt „Das Theater" (Herausgeber: Carl Hagemann) und soll ausgewählte Monographieen berühmter Schauspieler, Theaterleiter, Dramaturgen und Theaterstädte umfassen. — Gleichzeitig tritt der Verlag von Bard, Marquardt & Co. in Berlin mit einem ähnlichen Unternehmen auf den Plan: als dritte Folge seiner bekannten Monographie-Publikationen (die ersten beiden sind „Die Kunst" und „Die Musik") soll demnächst in gleicher Ausstattung unter dem Titel „Die Litteratur" eine Sammlung allgemeinästhetischer und litteraturgeschichtlicher Monographieen erscheinen, die von Georg Brandes herausgegeben wird.

* *

Eine Dorf-Lesehalle. Die erste Lesehalle in einem Dorfe nicht nur Badens, sondern wohl auch ganz

Süddeutschlands überhaupt wird in Dettighofen im Klettgau, Amtsbezirk Waldshut am Oberrhein, errichtet. Das Geld dazu kommt dem 280 Einwohner zählenden Orte aus Amerika. Dorthin war Ende der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts Herr F. Wittmer aus Dettighofen ausgewandert; auf seine Anregung und Unterstützung hin hat sich in seinem alten Heimatsdorfe ein Volksbildungsverein gegründet, der bereits eine Bibliothek von über 1000 Bänden besitzt. Nunmehr hat der freigebige Landsmann über dem Wasser wieder 12000 Mark zur Verfügung gestellt, mit denen mitten im Dorfe ein Bauplatz für eine Lesehalle erworben worden ist, die im Sommer dieses Jahres eröffnet werden soll. Auch Volksschauspiele aus der Heimatgeschichte werden in dem beneidenswerten Orte gepflegt.

* *

Allerlei. Westermanns „Illustrierte Deutsche Monatshefte" führen vom Märzheft d. J. an den veränderten Redaktionsvermerk: „Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (z. Zt. in Rom)". Dr. Glaser gehört der Redaktion der Zeitschrift bereits seit ihrer Gründung (1856) an. — Die Monatsschrift „Janus" ist in den Besitz der „Zeitstimmen", Monatsschrift für Litteratur und Kritik (Köln-Bayenthal), übergegangen und erscheint vom 1. April 1904 ab in Vereinigung mit diesen. — Bei der Enthüllung des Denkmals des jungen Goethe in Straßburg (1. Mai) findet eine Goethe-Feier statt. — Die Uebersetzung von Camille Lemonniers Roman „Die Liebe im Menschen", die in Leipzig beschlagnahmt worden war, sollte daraufhin in einem basler Verlag erscheinen, wurde aber auch in Basel alsbald konfisziert und erscheint jetzt in Luxemburg im Kosmos-Verlage. — Das Manuskript des ersten Buches von Miltons „Verlorenem Paradies" gelangte kürzlich bei Sothebh in London zur Versteigerung.

„Unter allen Tiefen ist's leer . . ." Unsere jungen Lyriker haben es jetzt nicht leicht, wenn sie gedruckt werden wollen. Seitdem das alte „Dichterheim" und die „Gesellschaft" verschwunden sind, fehlt es an einer ähnlichen Zeitschrift, wo sich der junge lyrische Most absurd geberden darf. Durchschnittlich zweimal alljährlich pflegen deshalb einige von der Muse besonders heftig geküßte junge Leute den Versuch zu machen, sich durch Gründung einer eigenen Zeitschrift ein Organ zu schaffen. Neuestens haben die Herren Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde dieses Wagnis unternommen. Offenbar dachten sie: flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, und gaben deshalb ihrer Monatsschrift den düsteren Namen „Charon". Sehr verständlich ist der Titel zwar nicht, dafür sind es aber die Gedichte dieser neuen Gruppe aus dem Tartarus noch sehr viel weniger. Für ihre unergründliche Tiefe mögen folgende Verse Otto zur Lindes als Beispiel dienen:

Unter allen Tiefen ist's leer —
Abwärts rinnt kein Tropfen mehr
Grund zu suchen. Zu Staub zerstoben
Fühlt seine Feuchte, die fiel,
Sinkender Schwere ein Ziel;
Letzte Schleier trägt das Licht nach oben.

Ueber allem Vollen ist Frieden —
Bleiernfüßige Danaiden
Fässer füllend werfen warme Wässer der Welt;
Trocken im innersten Schoß
Lauscht die Leere wändelos
Wo keine Feuchte fällt.

Unter allen Gründen ist Grund —
Alles Leben bunt
Löscht die Finstre urklar.
Friedlose Frucht im klammernden Arm
Hält die säugende Sehnsucht warm
Als die Lüge das Licht gebar.

Alles Leichte leidiges Lebens krank
Quellende Lust an schwellenden Brüsten trank
Oben ist Not. —
Eingebettet im Schoß der Schöße
Wartet des Friedens befreiende Blöße
Unter allem Leben ist Tod.

Auf der gleichen Höhe resp. Tiefe bewegen sich die andern Beiträge des ersten Heftes, insbesondere zwölf „Tiefenlieder" von Rudolf Pannwitz, deren erstes lautet:

Die Gründe sinken stumm zu Grund,
dort bist nur du, und ich bin dein,
und alle Farben ohne Schein,
und unser Tief-Sinn dunkelt bunt, —
dort sind wir innen, sind wir ein,
des Wehens ungeheurer Schwund
beruhigt uns im letzten Sein,
und alles Erste thut sich kund.

Tiefer, als dieser Tief-Sinn ist, geht es schon wirklich nicht mehr. Hoffentlich fährt die Zeitschrift des stygischen Fergen nicht allzubald wieder „klanglos zum Orkus hinab".

Zuschriften

I.

Sehr geehrter Herr!

Darf ich Sie bitten, folgenden Zeilen in den Spalten Ihrer Zeitschrift die freundliche Aufnahme nicht versagen zu wollen?

Die Zeitschrift „Deutsche Heimat" legt einem Teil ihrer Mitarbeiter gegenüber ein geradezu unerhörtes Verhalten an den Tag. Trotzdem sie ausdrücklich (Heft VI, 49; VII, 3) ihren Mitarbeitern Honorarzahlung „nach einem bestimmten Satze" zusichert, verweigert sie schweigend die Zahlung von Honorar für abgedruckte Arbeiten, sendet ihren Mitarbeitern noch nicht einmal Belegexemplare zu. Anfang November 1903 erbat ich in höflicher Weise das Honorar für zwei im August und Oktober in der „D. H." erschienene Aufsätze — eine Antwort erfolgte nicht. Anfang Dezember wiederholte ich meine Forderung, diesmal dringender — eine Antwort erfolgte nicht. Am 16. Januar 1904 schrieb ich wieder an die Leitung der Zeitschrift und verlangte eine Erklärung ihres eigentümlichen Verhaltens bis zum 25. Januar, unter dem Hinweis, daß ich die Angelegenheit der Oeffentlichkeit unterbreiten würde, falls bis zu diesem Tage keine Antwort in meinen Besitz käme. Auch hierauf ist eine Antwort bis heute nicht erfolgt. Dagegen druckte die „D. H." am 17. Jan. einen größeren Aufsatz von mir ab, den sie bereits im Oktober 1903 angenommen hatte. Ein Belegexemplar habe ich natürlich nicht erhalten. Das Verhalten der „D. H." kennzeichnet sich selbst*).

Göttingen, 7. Febr. 1904.

Kurt Küchler.

II.

Sehr geehrte Redaktion!

In Ihrem geschätzten Blatte lese ich soeben die sehr abfällige Beurteilung meines Buches „Typen und Gestalten" aus der Feder von Dr. Harry Mayne. Nichts liegt mir ferner, als mich mit dem geschätzten Autor über die Berechtigung seines Urteils auseinanderzusetzen, um so mehr, als der von ihm geäußerte Tadel in den autokritischen Einschränkungen der Einleitung meines Buches zum Teil vorweggenommen ist.

*) Wir haben dem Blatte, über das uns auch von anderer Seite ähnliche Klagen zugingen, vor Abdruck dieser Zeilen Gelegenheit gegeben, sich zu rechtfertigen, und einen vollen Monat Zeit gelassen, durch Erfüllung seiner Verpflichtungen der vorliegenden Beschwerde den Boden zu entziehen. Da dies trotz einer uns erteilten schriftlichen Zusage nicht geschehen ist, glauben wir im Interesse der geschädigten Autoren dieser Zuschrift Raum geben zu müssen. D. Red.

Auffallend scheint mir nur jener Passus der Besprechung, wo es heißt: „Und wenn wir dankend abwinken, so ist es nicht der Neid, der uns dazu veranlaßt, wie Stern von vornherein annimmt . . . .“

Hier möchte ich mir denn doch die bescheidene Frage erlauben, wo in aller Welt ich die Annahme ausgesprochen habe, daß Herr Dr. Harry Maync sich in der Beurteilung meiner litterarhistorischen Befähigung vom Neide habe beeinflussen lassen?

Geht Herr Dr. Maync nicht doch vielleicht in seinem kritischen Eifer ein wenig zu weit, indem er nicht nur mein Buch, sondern anticipando sogar noch die Annahmen abthut, welche möglicherweise durch seine Kritik in mir erweckt werden könnten?

Zur Beruhigung des verehrten Herrn kann ich übrigens versichern, daß die mir introsizierte Annahme nicht in mir vorhanden ist und daß ich in die bona fides des Kritikers Harry Maync meinerseits keinen Zweifel setze.

Hochachtungsvoll

Linz. M. R. von Stern.

Erwiderung.

In der Einleitung seines Buches „Typen und Gestalten“, deren „autokritische Einschränkungen“ ich meinen Lesern keineswegs vorenthalten habe, vertritt Herr M. R. v. Stern die in meinem Referat gern gestützte These, daß Dichter in vielen Fällen die feinsinnigsten Beurteiler dichterischer Werke seien. Aber er geht so weit, zu behaupten: „daß fast nur dasjenige, was sie als Kritiker geschaffen haben, an Kritik in die National-Litteratur übergegangen ist, während die Elaborate der meisten Berufs- und Nur-Kritiker, die den großen neuen Erscheinungen gegenüber (ich erinnere nur an Wagner und Speidel!) oft eine totale Verständnislosigkeit, Unselbständigkeit und Kritiklosigkeit an den Tag gelegt haben (ehrenvolle Ausnahmen zugestanden!), mit Recht unter den Tisch gewischt worden sind.“ Stern beruft sich dann des weiteren auf Kritiker wie Leixner, Gottschall, Bartels als seinesgleichen, um fortzufahren: „In die Hände eines wirklichen Dichters würde ich meinerseits unbedenklich meine Sache legen, denn von einem solchen weiß ich, daß er erstens nicht neidisch, zweitens, daß er für das Gute enthusiastisch ist u. s. w.“ In diesem antithetischen Zusammenhange kann ich in der That schlechterdings nicht umhin, das Wort Neid als einen gegen die unmittelbar vorher gekennzeichneten Berufs-Litterarhistoriker geführten Hieb aufzufassen, zumal sich Herr Stern an diesen mehrfach (was ich besonders aus dem Aufsatze über Gottfried Keller und Bächtold belegt habe) mit offensichtlicher Animosität zu reiben liebt.

Wie aber Herr Stern, mit dem ich niemals in Beziehungen irgendwelcher Art gestanden habe, zu der Annahme gelangt ist, ich könne persönlich auf ihn neidisch sein, ist mir unerfindlich, denn das „Wir“ erlaubte ich mir selbstverständlich im Namen meiner Fachgenossen, und nicht etwa als Pluralis maiestatis zu gebrauchen. Uebrigens konnte doch Herr Stern, so wenig wie ich selbst, vorher wissen, daß sein Buch ganz zufällig und auf einem ungewöhnlichen Umwege gerade in meine Hände geraten würde.

Leipzig. Harry Maync.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Baierlein, Jos. Monika. Dorf- und Sittenroman aus der Oberpfalz. (Kürschners Bücherschatz Nr. 386.) Berlin, Hermann Hillger. 109 S. M. —,20.

Dunckel, Max. Weltuntergang. Roman. Berlin, W. Bobach. 196 S. M. 1,— (1,25).

El-Correi. Bethesda. Roman. Leipzig, Lotus-Verlag. 289 S. M. 4,— (5,—).

Geßler, Alb. Ernst Stückelberg. Basel, Helbing & Lichtenhahn. 160 S. M. 3,20.

Heiden, Else v. der. Bettelkinder. Skizzen. Wien, Kratz, Helf & Co. 143 S. M. —,50.

Hoinville, J. Thusnelda. Ein Eheroman. Biel, Ernst Kuhn. 178 S. M. 1,20 (1,60).

Jensen, Wilh. Gäste auf Hohenaschau. Roman. Dresden, Carl Reißner. 323 S. M. 4,— (5,—).

Kohl-Kohlenegg, E. v. Bevi amica und anderes. Moderne Skizzen. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 96 S. M. 1,—.

Kühl, Thusnelda. Der Lehnsmann von Bröſum. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 338 S. M. 4,— (5,—).

Lubowski, K. Die Kunst, einen Mann zu bekommen. 10 Kapitel f. junge Mädchen besserer Stände. Dresden, E. Pierson. 147 S. M. 1,50 (2,50).

Schlicht, Frhr. v. (Wolf Graf v. Baudissin). Erstklassige Menschen. Roman aus der Offizierskaste. Berlin, Otto Janke. 354 S. M. 4,—.

Stenglin, Fel. Frhr. v. Die Anderen. Die Geschichte einer Liebe. Dresden, Heinrich Minden. 309 S. M. 3,50 (4,50).

Straßer, Selma. Phantasie und Wahrheit. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 115 S. M. 2,—.

Westkirch, Luise. Loreley. Roman. Berlin, Otto Janke. 314 S. M. 3,—.

Kerval, L. de. Die heilige Rosa v. Viterbo. Aus dem Franz. Regensburg, J. Habbel. 175 S. M. 1,80.

Konopnicka, Marya, Eliza Orzesko u. Ostoja. Polnische Novellen. Uebersetzt von Helena Majdanska. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 160 S. M. 1,—.

Potapenko, J. N. Vater Ambrosius. — Die Erde. Zwei Erzählgn. Aus dem Russ. übertr. v. Helene Schütky. (Kürschners Bücherschatz Nr. 387.) Berlin, Hermann Hillger. 111 S. M. —,20.

b) Lyrisches und Episches.

Bethusy-Huc, Max Graf. Jenseits des Alltags. Gedichte. Heidelberg, Carl Winter. 93 S. M. 1,20 (2,—).

Heyne, Rud. Drachenzähne. Halle, Eduard Anton. 91 S. M. 1,50.

Liedloff, Kurt. Römische Reimchronik von der Gründung der Stadt bis zur Schlacht von Actium. Dresden, E. Pierson. 636 S. M. 5,— (6,—).

Sergel, Alb. Suchen und Sehnen. Gedichte. Rostock, L. J. G. Volckmann. 172 S. M. 2,50 (3,50).

Suse, Thdr. Pygmalion. Lieder aus dem Rosenhag. Symphonien in Rosen und Marmor. Leipzig, S. Hirzel. 142 S. M. 3,— (4,—).

Whitman, Walt. Grashalme. In Auswahl aus dem Engl. übertr. u. m. Einleit. v. Wilh. Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs. 182 S. M. 5,— (6,—).

c) Dramatisches.

André, M. E. Die Kunst des Gebens. Drama. Dresden, E. Pierson. 137 S. M. 2,50.

Bilse, Fritz Osw. Wahrheit. Drama. Berlin, Gustav Schuhr. 136 S. M. 3,—.

Blumenthal, Oskar. Wann wir altern. Eine dramat. Plauderei. Berlin, F. Fontane & Co. 46 S. M. 1,50.

Conz, E. Gudrun. Ein Spiel. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 48 S. M. —,60.

Erler, Otto. Die Ehekünstler. Tragikomödie. Dresden, C. A. Koch. 143 S. M. 2,— (3,—).

Eschelbach, Hans. Professor Berger. Drama. Paderborn, Junfermann. 133 S. M. 2,—.

Foral, Hugo. Ende gut, alles gut. Schauspiel. Wien, Hugo Foral. 37 S. M. —,85.

Grabein, Paul. Frei ist der Bursch. Ein Studenten-Schauspiel. Berlin, Richard Bong. 192 S. M. 2,—.

Hofmannsthal, Hugo v. Gestern. Dramatische Studie in Versen. 2. Aufl. Berlin, S. Fischer. 57 S. M. 1,25 (2,—).

Keim, Frz. Die Amelungen. Ein deutsches Heldenspiel. Dresden, E. Pierson. 138 S. M. 1,50.

Kolloden, A. M. Nach der Redoute. Komödie. Wien, Kratz, Helf & Co. 71 S. M. —,50.

Loewenberg, J. Rübezahl. Ein Märchenspiel. Hamburg, M. Glogau jr. 64 S. M. —,50.

Palm, Emma. Aus zweiter Hand. Drama. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 118 S. M. 3,—.

Schnitzler, Arth. Der einsame Weg. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 166 S. M. 2,— (3,—).
Wildenbruch, Ernst v. Der unsterbliche Felix. Hauskomödie. Berlin, G. Grote. 184 S. M. 2,— (3,—).

Shaw, Bernard. Der Schlachtenlenker. Komödie. Deutsch von Siegfr. Trebitsch. Berlin, S. Fischer. 100 S. M. 1,50 (2,50).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung von mehreren Fachgelehrten herausg. v. Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 10. Bd. Bearb. v. Dr. Harry Mayne. Leipzig, Bibliographisches Institut. 496 S. M. 2,— (3,—).
Hoepffner, Dr. Ernst. Eustache Dechamps. Leben und Werke. Straßburg, Karl J. Trübner. 233 S. M. 5,50.
Meißner, Rud. Skaldenpoesie. Ein Vortrag. Halle, Max Niemeyer. 32 S. M. 1,—.
Michaelis, Anna. Zum hundertsten Geburtstag v. Schillers Tell. Bern, K. J. Wyß. 50 S. M. —,80.
Mießner, Dr. Wilh. Maeterlincks Werke. Eine litterarpsychologische Studie üb. die Neuromantik. Berlin, Richard Schröder. 96 S. M. 1,50.
Mörikes Gedichte und Briefe an seine Braut Margarete v. Speeth. Herausg. v. Marie Bauer. Leipzig, C. T. Steinacker. 71 S. M. —,75.
Saran, Privatdoz. Fr. Der Rhythmus des französischen Verses. Halle, Max Niemeyer. 455 S. M. 12,—.

e) Verschiedenes.

Bartsch, A. Aus aller Herren Ländern. Reiseerinnerungen. Liegnitz, Ewald Scholz. 309 S. M. 3,—.
Barth, Thdr. Politische Porträts. Berlin, Georg Reimer. 161 S. M. 2,— (2,80).
Beckenhaupt, C. Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechtes. Leben, Nahrg., Produktion d. Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen, im Rahmen der Weltentwicklg. Heidelberg, Carl Winter. 286 S. M. 5,—.
Bleibtreu, Carl. Colombey. Stuttgart, Carl Krabbe. 99 S. M. 1,— (2,—).
Bölsche, Wilh. Die Abstammung des Menschen. Stuttgart, Franckh. 99 S. M. 1,— (2,—).
Breitenbach, Dr. Wilh. Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. Odenkirchen, Dr. Wilh. Breitenbach. 107 S. M. 2,—.
Delitzsch, Frdr. Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S. M. 1,— (1,50).
Elisabeth Charlotte, Herzogin v. Orleans, geb. Pfalzgräfin (Liselotte). Hof und Gesellschaft in Frankreich am Anfang des 18. Jahrh. Neue Folge der Briefe. Herausg. v. Paul Volkmar. Stuttgart, Franckh. 142 S. M. 2,— (3,50).
Gaulke, Johs. Erinnerungen e. Auswanderers. Groß-lichterfelde-Berlin, E. Eißelt. 192 S. M. 2,50.
Haack, Frdr. M. v. Schwind. (Künstler-Monographieen. Bd. XXXI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 155 S. M. 4,— (5,—).
Humboldt, Wilh. v. Gesammelte Schriften. Herausg. v. d. königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. II. Bd. Berlin, B. Behr. 407 S. M. 8,— (10,—).
Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10. und 11. X. 1903. Deutsche Sprache und Dichtg. Leipzig, R. Voigtländer. 284 S. M. 1,25.
Leinhaas, G. A. Aus vier Weltteilen. Reise-Erinnerungen. Mainz, L. Wickens. 214 S. M. 3,—.

Taine, Hippolyte. Reise in Italien. Aus dem Franz. v. Ernst Hardt. 1. Bd. Rom und Neapel. Leipzig, Eugen Diederichs. 371 S. M. 5,— (6,—).

Berichtigung. In der Zuschrift J. J. Davids im zweiten Februarheft (Sp. 744) ist auf Zeile 8 v. o. Indhearnasise (statt Subhearnasie) zu lesen.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes April-Heft.

VI. Jahr. No. 13. | 1. April 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Ernst Zitelmann

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang
Heft 14
15. April 1904

Verlag
Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Kritik und Rasse.

Von Leo Berg (Berlin).

Adolf Bartels schreibt in seiner „Geschichte der Deutschen Litteratur“ (Band II, S. 589), daß Paul Heyse schon als „Halbjude“ nicht imstande gewesen sein konnte, Friedrich Hebbel zu verstehen. Mit dieser Bemerkung hat Bartels offenbar Pech. Zunächst einmal ist Hebbel von „Ganzjuden“ bisher noch am besten verstanden worden, von seinem ersten Biographen Emil Kuh an; sogar schon von Heine, der gleich bei der ersten Bekanntschaft den ganzen Hebbel etwas anders gesehen hat als Bartels, und der überhaupt wie kaum ein anderer großer Dichter seine Zeitgenossen intuitiv erkannte und im wesentlichen richtig beurteilt hat, weshalb er ja noch bis auf diesen Tag persönlich gehaßt wird. Alsdann beweist Bartels selbst, wiewohl er doch offenbar keinen Tropfen jüdischen Blutes in seinen Adern zu haben scheint, einen hohen Grad von Verständnislosigkeit für Hebbel, mit dem er schlechterdings nichts anzufangen weiß, sowohl in seiner Litteraturgeschichte wie in seiner bei Reclam erschienenen Monographie. Seine Hebbelbegeisterung beruht offenbar auf einem Mißverständnis. Im Grunde hat er über ihn wie über die meisten andern Dichter garnichts zu sagen, und seinen litterarischen Idealen entspricht gerade Hebbel am allerwenigsten, abgesehen davon, daß er politisch konservativ war. Ich kann mir ungefähr denken, was er über ihn gesagt hätte, wenn dieser etwa zufällig um 1885 aufgetreten oder gar Jude oder „Halbjude“ gewesen wäre. Aber ich erinnere mich mit Vergnügen der Schrift eines in Naumburg geborenen Schriftstellers, der einen Satz über Nietzsche beginnt: „Wir Naumburger.“ So darf Bartels über Hebbel beginnen: „Wir Wesselburner.“ Er ist nämlich im allerengsten Sinne des Dichters Landsmann. Und in unsern Tagen bornierter Heimatkunst und Heimatkritik genügt ja die Landsmannschaft schon allein zum Verständnis eines Dichters. Nur müßte bei solchem Standpunkt Bartels doch auch für sich selber folgern: wenn Rasse- oder Stammesfremdheit das Verständnis für einen Dichter ausschließt, so kann er doch auch seinerseits nicht befähigt und berechtigt sein, über Dichter aller möglichen Rassen, Völker, Stämme zu urteilen. Er thut es aber dennoch, und damit setzt er sich ins Unrecht. Wenn Heyse den Hebbel nicht verstehen kann, weil er eine jüdische Mutter hat, dann kann doch auch Bartels den Heyse nicht verstehen, weil er keine jüdische Mutter hat. Der deutsche Dichter Paul Heyse kann Hebbel nicht verstehen, weil er jüdisches Blut in den Adern hat, Bartels aber versteht Juden und Türken, Franzosen und Russen, Franken und Sachsen, Alte und Neue, Hebbel und Heine. Denn ihm gab's der Herrgott im Traum.

Doch er ist nicht der einzige, der heute solche naive Anschauung hat von den Voraussetzungen der Kritik. Man hört dergleichen öfters, besonders von Dichtern und ihren Freunden, wenigstens wenn man sie tadelt. ‚Ja, Sie sind kein Rheinländer, Sie können die Seele des Rheinländers nicht verstehen, Sie kennen Land und Leute am Rhein nicht intim genug, um zu wissen, wie fein und wahr diese Dichtung ist.‘ Auffällig ist dabei nur, daß man die gleiche Antwort nie bekommt, wenn man sie lobt. Eigentlich müßte es beschämend sein für den Dichter eines rheinischen Romans, wenn er von einem Berliner gelobt wird. Denn wenn der Berliner die Menschendarstellung richtig findet, dann können die hier auftretenden Personen unmöglich noch echte Rheinländer sein. Es werden halt Berliner sein. Vom Standpunkt der Heimatkunst aus taugt also der Roman nichts mehr. Denn ein dithmarsischer Bauer muß Hebbel eher und besser verstehen können als der geistig höchststehende Mann in München, Wien oder Petersburg. Garnicht davon zu reden, wenn er etwa Jude oder auch nur Halbjude oder Vierteljude ist. Ich habe zwar nicht gefunden, daß die Leute aus oder um Frankfurt a. M. sich im Verständnis Goethes gerade so ganz besonders hervorgethan hätten, und eher möchte es einem zuweilen scheinen, als ob Goethe heute in Paris oder Petersburg besser verstanden wird als gerade in der Bannmeile von Frankfurt a. M. Jedenfalls hat

er auf gewisse französische und englische Autoren tiefer eingewirkt als auf gewisse Deutsche, wobei ich nicht einmal an Bartels denke, dessen stumpfsinnigen Abschnitt über Goethe man nur gelesen haben muß, um zu sehen, wie wenig die Rasse allein zum Verständnis eines Dichters genügt, der sich wie kein anderer über seine Rasse zu erheben verstanden hat und heute nicht mehr allein den Deutschen, sondern der Welt angehört, der in der französischen, englischen, nordamerikanischen Litteratur seine Stelle hat wie Shakspere, Molière, Rousseau in der deutschen. Von andern Abschnitten dieses Rassekritikers ganz zu geschweigen, z. B. dem von geradezu beschämender Unbildung zeugenden Aufsatz über Wieland.

Ueber solchem Unsinn darf man nicht den Kern von Wahrheit übersehen, der freilich auch in diesem Kriterium steckt. Zwar soll ein rheinischer oder spanischer Dichter seine Menschen und Landschaften so darstellen, daß man ihre Wahrheit und Natur auch in Mailand oder in Posen begreifen kann, und solche Einwände von Dichtern sind gewöhnlich nur Schwachheitsgeständnisse. Indessen Dichtungen liest man ja nicht mit dem Verstande allein, sondern auch mit dem Blut und den Nerven. Wenn ich mich durch einen bei Rheinländern, Masuren oder Weißrussen spielenden Roman, sei es durch die Menschen und die Logik ihres Handelns, sei es durch tausend Einzelheiten und Umstände befremdet fühle, aber hinterher von einem Landsmann erfahre, daß doch alles echt ist, gut gesehen und dargestellt, und es dann auf dem Umwege der Vernunft verstehen und kritisch zugeben muß, so ist das schon nicht mehr das Richtige. Die Allgemeingültigkeit von Menschen und Vorkommnissen hat ihre bestimmten Grenzen. In jedem Milieu giebt es gewisse Erscheinungen, die sich wie gute Witze nicht erklären lassen oder doch sofort an Bodenständigkeit verlieren, wenn man sie erst erklären muß, die man eben kennt oder nicht kennt, fühlt oder nicht fühlen kann. Deshalb ist die Wirkung gewisser Poesieen an Oertlichkeiten gebunden. Allein dies gilt doch gewöhnlich nur von Dichtern zweiten und dritten Ranges. Bei großen ist die Fremdheit der Rasse oder Ortsunkenntnis lange nicht so hinderlich. Bei den kleinen und kleinsten hingegen bilden sie oft allerdings ein unüberwindliches Hemmnis. Auch in Goethe kann man außer dem Deutschen noch den Frankfurter erkennen, und gewiß geht manche Dialekteigentümlichkeit und mancher heimische Zug einem Frankfurter leichter ein als einem Münchener. Gleichwohl braucht man noch nicht einmal daran zu denken, daß er in Frankfurt geboren ist, wie man bei Schiller den Schwaben vergißt, den man bei Pfizer oder Schwab nicht mehr vergessen kann.

Aber was ist Heimat? was Vaterland? Man ist noch kein Schwabe, weil man in Schwaben geboren ist, man muß auch schwäbische Eltern, Großeltern, Urgroßeltern haben, man muß eingesessen sein und bodenständig in Schwaben. Nun ist aber gerade Deutschland so sehr der Tummelplatz aller möglichen Völker gewesen, daß es nicht gerade viele bürgerliche Familien giebt, deren Rasse und Stammesechtheit als verbürgt gelten kann. Bei den vielen Wanderungen deutscher Stämme in alter, dem lebhaften Verkehr in neuer Zeit, bei den Kriegen und Abenteuern, bei dem Durcheinander von Ehe und Liebe ist fast überall fremdes Blut hingekommen. Denn für den Deutschen hat die Ausländerin immer einen Reiz mehr gehabt als die Einheimische, wie denn die Exotik der Liebe ein Spezifikum deutsch romantischen Empfindens ist. Wir können es heut wirklich nicht mehr wissen noch erweisen, ob nicht in Goethes Adern ein Tropfen griechischen Blutes geflossen hat, wieviel deutsches Blut in Heines, wie viel jüdisches in Hebbels oder Grillparzers Adern floß. Wie weit können wir denn Dichtergenealogieen überhaupt verfolgen? Hermann Allmers mit seiner Familie, die fünfhundert Jahre auf demselben Bauerngute gesessen hat, ist unter den Dichtern ein seltener Vogel. Sonst hört's doch schon gewöhnlich beim Großvater auf. Und sind niemals jüdische Mädchen von deutschen Rittern entjungfert, nie deutsche Frauen von jüdischen Don Juans verführt worden? und wissen wir so ganz genau, daß das in Heines, Hebbels oder Grillparzers Familie nie vorgekommen ist? Wüßten wir das zufällig, was würde Bartels damit nicht alles anfangen!

Abstammung und Vaterland ist nicht immer dasselbe. Unter Heimat verstehen wir gewöhnlich den Ort, wo unsere Wiege stand. In jeder echten lebensdurchtränkten Dichtung dichtet gewissermaßen auch diese Heimat mit, besonders wenn der Dichter seine Heimat liebt, sie nicht verläßt und ihr seine Stoffe und Gestalten entnimmt. Nur muß der Beurteiler nicht gerade dieselbe Heimat haben, weil ja sonst nur Thüringer für Thüringer, Friesen für Friesen, Mecklenburger für Mecklenburger dichteten. Heimatdichtung ist gut, aber was geht den Detmolder an, was in Hamburg oder Darmstadt geschaffen wird! Der Kritiker muß nicht Landsmann des Dichters sein, aber er muß Land und Leute der Dichtung kennen. Und diese Kenntnis kann er sich auch durch Reisen erwerben. Denn „wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt Goethe. (Goethe-Zitate sind immer vornehm und lehnen die Diskussion ab.) Dieser Spruch stammt bekanntlich aus dem „Westöstlichen Divan" und bezieht sich auf Hafis. Gleichwohl ist Goethe selbst, als er diesen studieren wollte, nicht nach Persien gereist, sondern hat arabisch gelernt und Reiseschriften gelesen, weil er unter Dichterheimat Sprache und Kultur verstand. Bartels hingegen — das unterscheidet ihn unter anderem von Goethe — hat nicht russisch oder hebräisch gelernt und sich mit den Kulturen und Voraussetzungen fremder Dichter vertraut gemacht, um über Turgenieff, die Psalmen und alle mögliche Litteratur zu sprechen und abzusprechen. Er holt seine Kriterien und Erkenntnisse alle aus der Tiefe seines Patriotismus. In der Litteratur aber ist das wahre Vaterland die Sprache. In der Litteratur sind Leibnitz und Friedrich der Große keine Deutschen, wohl aber Chamisso, Fontane und — es hilft alles nichts — Heinrich Heine. Denn ihre gemeinsame Heimat ist die deutsche Sprache. Sie sind unzweifelhaft alle drei bessere Deutsche als Adolf Bartels, denn abgesehen von anderem haben sie das bessere Deutsch geschrieben. Seinen Patriotismus hat der Schriftsteller nämlich durch seinen Stil zu legitimieren; oder es ist besser, er redet nicht davon. Wer ein so totes Verhältnis zur deutschen Sprache hat und einen Stil schreibt wie Bartels, soll sich schämen und nicht auf seine deutsche Männerbrust schlagen. Sätze, wie sie sich bei Bartels auf jeder Seite finden, mit ihren undeutschen, unkünstlerischen und leblosen Wortbeziehungen, sind nämlich auch ein Kriterium

des Deutschtums. Ein Patriotismus aber, der im Grunde nur die Sentimentalität der Ohnmacht bedeutet, ist ein viel schlimmeres Zeichen des Niedergangs als die bösesten Ausschweifungen krank gewordener Dichterphantasieen. Die versteckte oder offenkundige Sentimentalität gerade unserer antisemitischen Schriftsteller deutet auf eine Schwäche unseres Nationalbewußtseins, die viel bedenklicher ist als alle Ausländerei oder sonstige Entartungen modernen Deutschtums.

Abgesehen von Heimat, Sprache, Abstammung giebt es für den Dichter der Vaterländer noch viele. Eins ist z. B. der Stand, auch der Beruf, die beide auch Gemeinsamkeiten der Sprache haben. Der Landwirt spricht anders als der Jäger und Soldat. Deshalb versteht sich ein ostpreußischer Offizier leichter mit einem hannöverschen als mit einem ostpreußischen Kaufmann oder Fabrikarbeiter. Daß Stand und Beruf auch zu dem Heimatsproblem der Dichtung gehören, kann man sich leicht klar machen, wenn man an ihre Entstehung denkt. Es soll z. B. ein bestimmtes Liebes-, Familien- oder Menschheitsproblem zur Darstellung kommen. Als Rheinländer wird der Dichter, weil er die Familien, Frauen und Menschen am Rhein besser kennt, als die irgend einer anderen Gegend, natürlich heimische Geschöpfe in seine Dichtung stellen und diese schon um der Echtheit willen in seiner Heimat spielen lassen. Gesetzt aber, seine Heimat liegt garnicht so sehr in einer bestimmten Gegend als in einem bestimmten Stande, er stammt aus einer Kaufmanns-, Künstler-, Gelehrten- oder Soldatenfamilie, lebt ausschließlich oder vorzugsweise in ihrem Kreise, kennt also auch die Menschen dieser Kreise am besten, dann wird er auch die Dichtung hier spielen lassen, und seine Helden werden Kaufleute, Künstler, Gelehrte oder Soldaten sein. Dann kann sein Kaufmann ebensowohl in Hamburg als in Köln, sein Künstler in Düsseldorf oder München, sein Gelehrter in Bonn oder Leipzig, sein Soldat in Hannover oder Berlin wohnen. Wenn die Menschen und ihre Anschauungsweise nur echt sind, dann werden wir über Ungenauigkeiten und Allgemeinheiten der Ortsschilderungen auch hinwegkommen. Und für den Beurteiler ist es hier wichtiger, das Leben des Standes, als den Ort zu kennen, wo der jeweilige Vertreter sich aufhält. Sicher ist, daß vieles unverständlich bleiben muß oder auf den ersten Blick hin nicht verstanden werden kann, was dem Eingeweihten sofort klar und innerlich wird, und zwar je mehr, je echter und intimer die Darstellung ist. Jeder Dichter weiß, daß er mit der Kritik einen ganz besonders schweren Stand hat, wenn er etwas darstellt, was sie bei ihrer einseitig litterarischen Bildung nicht kennt oder begreift; wie schwierig es überhaupt ist, gewisse Erscheinungen des Handels, der Technik, des Rechts, der Kriegskunst darzustellen, sowohl Menschen wie Dinge. Aber eben das wird seine Aufgabe, sie so darzustellen, daß, wer sie nicht kennt, sie bei ihm eben kennen lernt, vorausgesetzt natürlich, daß in der Sache selbst nicht unübersteigbare Hindernisse liegen. Wer Probleme des Handels, der Technik, des Rechts nicht in Menschen umzusetzen weiß, die auch außerhalb ihres Kreises verstanden werden können, ist so wenig ein Dichter großen Stils, wie jener, der über Naturschilderungen nicht hinauskommt und Menschen nur von einem beschränkt lokalen Gesichtspunkte aus betrachtet. Aber, daß auch hier in der Beurteilung Schwierigkeiten liegen, weiß jeder einsichtige Kritiker. Nur eine unreife und anmaßende Kritik, wie bei uns im allgemeinen die Theaterkritik ist, wird ausschließlich aus litterarisch ästhetischen Gesichtspunkten alles beurteilen; und dann blamiert sie sich natürlich infolge ihrer Lebensunkenntnis und nennt z. B. tendenziös, was nur konsequent ist. Denn eine Dichtung kann bei allen litterarischen Fehlern und Schwächen doch noch einen großen Lebenswert haben, was manchmal der Kaufmann oder Jurist, der im Leben steht und die betreffenden Erscheinungen kennt, eher begreift als der Litterat, der die Welt unter Umständen nur aus ein paar Büchern, womöglich sogar nur aus ein paar Kritiken oder Litteraturgeschichten kennt. Wenn Berufs- und Ortsmilieu übrigens zusammenfällt, beziehungsweise vom Dichter das eine in das andere hineingeschoben wird, dann entsteht so etwas wie eine potenzierte Heimatlichkeit der Poesie.

Ein anderes Vaterland ist das Geschlecht. Die Frauen wenigstens behaupten immer, wir könnten in ihren Dichtungen so vieles nicht verstehen, weil es uns an dem nötigen „Weibempfinden" fehle. Nur fällt es ihnen nie oder doch selten ein, daß es ihnen vielleicht nun ihrerseits an dem nötigen „Mannempfinden" fehlen könnte, um Dichtungen von Männern zu verstehen. Thatsache ist, daß der Dichter ebenso wie in Rasse, Landschaft, Stand, auch in seinem Geschlechte wurzelt, und daß dies genau ebenso die Voraussetzung des Verständnisses wird. Als Geschlecht steht die Frau aus Thüringen der Frau aus Südrußland näher als dem Manne aus Thüringen von gleichem Stande, gleicher Bildung und gleichen Geistesanlagen. Demnach hat sie als Dichterin viel weniger Aussicht, von diesem Manne als von jener Frau verstanden zu werden, abgesehen auch von der Sprache. Hervorragende Dichterinnen sind immer und meist auch früher und besser von Männern gewürdigt worden als von Geschlechtsgenossinnen. Ich wüßte nicht, daß sich diese Deutschlands berühmtesten Dichterinnen gegenüber, der Bettina, der Droste oder Ebner-Eschenbach, im Verständnis besonders hervorgethan hätten. Die Droste ist sogar immer eine spezifische Männer-Dichterin gewesen. Ein männlicher Dichter gar, der von Frauen nicht verstanden werden kann, glaubt immer noch, daß er eigentlich seinen Beruf verfehlt habe. Die Frau ist ja gewöhnlich sogar der Adressat seiner Dichtung, wenigstens dem Lyriker. Im Epos und Drama aber hat jeder Dichter, ob Mann oder Frau, beide Geschlechter darzustellen. Wenn eine Frau so sehr Weib ist, daß es ihr für den Mann an Verständnis und Darstellungsvermögen fehlt, dann ist sie eben nur eine halbe Dichterin. In diesem Falle pflegt sie ihr Unvermögen durch tendenziöses oder sentimentales Gezerre und Geplärre zu verdecken. Denn Künstler sein, heißt zuletzt auch über sein Geschlecht hinauswachsen. Nun giebt es aber neben den beiden Geschlechtern, die ja im allgemeinen die Liebe verbindet, noch ein sogenanntes drittes Geschlecht, das sich von den beiden anderen völlig absondert, sich für unverstanden hält und fortwährend behauptet: nur sie selbst könnten sich selbst verstehen, die hervorragenden Geister, die zu ihnen gehören, von Plato bis Platen, erst durch sie ihr wahres Ver-

ständnis finden. Und da sie sich immermehr in den Wahn hineinreden, daß alle irgendwie bedeutenden Männer zu ihnen gehören, so folgern die Verdrehtesten unter ihnen, daß wir Anderen von Litteratur, Kunst und Philosophie schon deshalb nichts verstehen könnten. Viel dümmer als die Theorie von Bartels ist das schließlich auch nicht. Am Ende ist sogar die Geschlechtsanlage eines Menschen viel entscheidender für seine Geistesrichtung als alles andere. Denn das Geschlecht wurzelt viel tiefer als Rasse, Stand oder Bildung. Für mich ist kein Zweifel, daß viele litterarische Kämpfe auf diese Verschiedenheit der Geschlechtsanlage zurückzuführen sind, z. B. zwischen Heine und Platen, deren Feindschaft erst von hier aus ihre große Perspektive bekommt. Wie in allem anderen, Rasse, Stand, Zeit, Kunst und Tendenz, waren sie auch als Geschlecht Antipoden. Ihren Streit versteht nur, wer diesen grundsätzlichen Gegensatz begreift, was man von unseren Litteraturhistorikern freilich nicht verlangen kann. Das Beispiel ist illustrativ für den Wert des Geschlechtlichen zur Beurteilung eines Dichters. Gleichwohl sprechen auch hier wieder die Thatsachen der Theorie Hohn. Diejenigen, die homosexuell veranlagten Geistern das tiefste Verständnis entgegengebracht haben, gehörten gewöhnlich nicht zu ihrem Geschlechte. Nur ganz ausnahmsweise haben homosexuelle Künstler ihre homosexuellen Kritiker oder Biographen gefunden, wie ja auch nichts im Wege steht, daß Einer in Wesselburen geboren und zugleich ein Hebbelkenner sein kann. Aber er muß nicht in Wesselburen geboren sein, und man muß auch nicht homosexuell sein, um Platen und Winckelmann zu verstehen.

Alle diese Kriterien sind gleich einseitig und führen in Wirklichkeit zu weiter nichts als widerwärtigen Kliquenbildungen. Mit der Heimatkritik beginnt's, und mit der Familien- und Freundeskritik hört's auf. Schließlich wird Einem die Landsmannschaft oder Familienbeziehung zur Pflicht kritischer Bewunderung gemacht. So schickte mir einmal eine Dame eine Novelle in der bestimmten Erwartung, daß ich sie entdecken und verkünden würde, denn: sie sei auch eine Westpreußin, und die Westpreußen müßten für einander einstehen. Soviel hatte sie von der modernen Kritik schon weg. Kritik aus Westpreußentum! Heiliger Bartels, das fehlte noch! Ich schrieb ihr: Wenn sie was könnte, dürfte sie sogar in Ostpreußen geboren sein; und wenn sie nichts könnte, dürfte sie erst recht in Ostpreußen geboren sein. Dies mein Patriotismus. Und nun erst die Familie und Freundschaft! Wer wollte leugnen, daß man eine Dichtung besser versteht, wenn man sie mit erlebt, wenn man sie hat werden sehen. Schließlich kommen die Ammen und Wickelfrauen und behaupten, sie müßten den Dichter am besten verstehen, denn sie haben ihn ja am frühesten gekannt, und gewiß fehlt es ihnen niemals an allerlei intimen Kenntnissen. Eine Dichtermutter gar, die zugäbe, ein anderer verstände ihren Sohn besser als sie, soll wohl erst noch geboren werden. Zuweilen liefern ja auch Familienmitglieder wertvolle Beiträge zum Verständnis eines Poeten, aber wie selten ist das nicht der Fall! Im allgemeinen sind die Frauen, Schwestern, Töchter und Nichten der Schriftsteller die reine Litteraturplage. Mit ihren Veröffentlichungen bewirken sie gewöhnlich eine sehr schnelle Herabminderung ihres Ruhmes. Die Familie ist überhaupt, genau wie das Volk, für das Genie kompromittierend. Ich erinnere nur an den schönen Fall Böcklin, der alles, nur nicht einzig in seiner Art ist. Gewöhnlich wird das Genie nirgends schlechter verstanden und niedriger behandelt, als in der Heimat und in der Familie, d. h. dort, wo es zu Hause ist. Der Satz vom Propheten, der nichts im Vaterlande gilt, bezieht sich auf Volk und Familie gleichermaßen. Denn das Vaterland ist in diesem Falle auch das Vaterhaus. Aber wie das so mit Volk und Familie ist: erst thun sie alles, um das Genie unmöglich zu machen, legen ihm jedes Hindernis in den Weg, und wenn es dennoch nicht umzubringen war, behaupten sie, seine Werke gewissermaßen selbst hervorgebracht zu haben und rauben ihm noch hinterdrein Ruhm und Verdienst. Diese Leichenfledderung wird durch Spießerkriterien der Geschichte und Kunst, wie die von Bartels, heute geradezu ermuntert. — Für den Künstler ist der Freund wichtiger als der Bruder. Aber es ist doch auch nicht ohne Grund, daß Freundeskritik nie ohne weiteres gläubig hingenommen wird. Ich bin sein Freund, heißt oder soll heißen: ich verstehe ihn besser als ihr andern, die ihr sein Herz und seine Intentionen nicht so kennt wie ich. Diese Freundschaft wird als Kriterium oft ganz naiv und unumwunden eingestanden. So schrieb mir einst der Redakteur eines Blattes von seiner Freundschaft zu einem Dichter, um mir durch diese Mitteilung von der Bedeutung desselben einen Begriff zu geben. Da ich über eine bestimmte litterarische Gattung schrieb, mußte er mir das Werk seines Freundes anvertrauen, das in mein Gebiet fiel, sonst hätte er sich wohl einen sicheren Kantonisten ausgesucht. Selbstverständlich sollte meine Kritik nicht im geringsten beeinflußt werden. Meine Antwort: selbverständlich. Was dachten Sie denn? Ich würde seiner Freundschaft bei der Kritik nicht weiter gedenken, er könnte ganz ruhig sein. Ich vergäße sogar meine eigenen Freundschaften, wenn ich schriebe. Das ginge nämlich auch. Wenn man sich Mühe giebt, gelingt es sogar, er sollte sich nur in dieser schwierigen Kunst ein wenig üben. Zuweilen verständen das die Freunde dann nicht, aber daraus sollte er sich garnichts machen. Nur der Anfang sei vielleicht schwer. Allerdings kann eine Kritik auch das Schicksal eines Buches werden, und das Herz will dann etwas anderes als der Verstand. Man kann sich diebisch freuen, daß ein guter Gesell' viel Geld verdient und es nun besser haben soll und mit Seelenruhe dasselbe Werk in Grund und Boden kritisieren, womit er es verdient. Zuweilen ist es auch umgekehrt, und das soll noch schwerer sein. Aber es geht auch.

Zum Heimatbegriff im weiteren und tieferen Sinne gehört ferner auch die Zeit, in der man geboren ist. Wenn wir erwägen, wie vieles wir in zeitgenössischen Dichtungen zwischen den Zeilen lesen können, bloß weil wir Zeitgenossen sind, so können wir begreifen, was uns in älterer Poesie verloren gegangen sein muß. Gewisse Dinge begreifen wir nur von der Gegenwart, und Heinrich von Treitschke, auf den sich Bartels doch sonst so sehr verläßt, hat einmal sehr richtig gesagt: Geschichte könnte man eigentlich nur von der Gegenwart schreiben, und die dürfte man nicht schreiben. Wer seiner eigenen Zeit ganz verständnislos gegenüber-

steht, der begreift ältere Zeiten gewiß nicht, und er ist meist nur rückständig oder borniert. Hat diese Rückständigkeit oder Begrenztheit noch die Wirkung, daß er sich auf die Zeit oder Gruppe beschränkt, für die es etwa ausreicht, dann kann solch Kritiker immerhin noch eine nützliche Thätigkeit entfalten. Wenn aber der Mangel an Verständnis seiner Zeit gar zur Kritik dieser Zeit wird, dann wird das genau so komisch, als wenn Einer z. B. gegen eine Wissenschaft schreibt, bloß weil er unwissend ist. Es sieht zuweilen ganz so aus, als hätte man Zeit und Wissenschaft überwunden. Gegen das modernste Werk und gegen das letzte Resultat der Naturwissenschaft kann man schreiben, nur nicht, wenn man in einem früheren Jahrhundert stecken, wenn man in seiner naturwissenschaftlichen Kenntnis bei einem längst widerlegten System stehen geblieben ist. Das ist dann genau so, als wenn man in religiöser Hinsicht glaubt Christ zu sein und noch nicht einmal Jude ist.

Die Kritik der Zeitgenossen hat nun wieder andere Gefahren, und die sind ja bekannt. Die Hoffnung aller Künstler ist daher die Zukunft. Für die Entwicklung aber ist das Zeitmilieu viel wichtiger als das Orts- oder Gesellschaftsmilieu. Künstler und Kritiker, denen jedes moderne Bewußtsein und Empfinden fehlt, sind noch schneller abgethan, als solche, die nur aus der Modernität heraus kritisieren oder dichten. — Auch individuell gesehen, bildet die Zeit einen Kreis der Exklusivität des Verständnisses. Es giebt spezifische Jugend- und spezifische Alterswerke, die nur oder doch vorwiegend von jungen oder alten Leuten verstanden und genossen werden. Sie sprechen zwar dieselbe Sprache und verwenden dieselben Worte, aber sie verstehen nur nicht dasselbe dabei. Für einen Jüngling von zwanzig Jahren bedeutet das Wort „Liebe“ z. B. etwas ganz anderes als für einen Mann von vierzig Jahren. Während sich die Gleichaltrigen oft selbst dann verstehen, wenn sie durch Ort, Zeit, Sprache und Rasse getrennt sind. So haben wir eine internationale Kinder- und Liebeslitteratur, Märchen- und Liebesgestalten, die einen hohen Wandertrieb haben dahin, wo es Jugend giebt. Aller Patriotismus nützt nichts, Lafontaine, Andersen können wir nicht entbehren. Die jungen Leute, die neue Dichter- oder Malerschulen gründen, sind gewöhnlich Altersgenossen, was Richard M. Meyer verführt hat, eine Litteraturgeschichte nach Jahrgängen zu schreiben. Mit dem Alters- kommen wir auch gleich zu den Zustandsmilieus, die es, wie in bezug auf Alter, so in jeder anderen Hinsicht giebt. Wer nie geliebt hat, wird Liebespoesie niemals verstehen, nur daß man nicht bis über die Ohren verliebt sein muß, wenn man „Romeo und Julia“ liest. Die Proletarier aller Länder verstehen sich leichter und besser, als Proletarier und Besitzende derselben Volkheit. Der Satte wird nie wissen, wie dem Hungrigen zu Mute ist. Weder Nobel, noch Rothschild, noch Krupp vermögen ein Buch wie Knut Hamsuns „Hunger“ mit Verständnis zu lesen. Das Glaubensbekenntnis ist ein anderer Ausschluß des Verstehens. Katholische Schriftsteller werden Bartels nicht als kompetent anerkennen. Selbst gewisse Krankheiten sind die Voraussetzung der Kritik. „Was,“ rief mir einst ein ganz Moderner entgegen, „Sie wollen über den Lyriker X. aburteilen? Sie waren ja doch noch nie in einer Kaltwasser-Heilanstalt, da können Sie ja garnicht die Intimitäten seines Schaffens begreifen!“ Ich war geschlagen und behielt mir vor, auf diese Dichtungen später vielleicht noch zurückzukommen. Sicher ist, daß Leute von bäurischer Gesundheit und Weltanschauung vieles nicht begreifen können, was sich in der modernen Kunst abspielt, und sie operieren dann mit dem Begriff Décadence als ultima ratio der Kritik. Es braucht ihnen nicht einmal dabei bewußt zu werden, daß jeder dithmarsche Bauer in Hebbel einen Dekadenten oder Verrückten erkannt hätte. Aber es braucht Einem ja, wenn man Litteraturgeschichte schreibt, überhaupt nichts bewußt zu werden.

(Schluß folgt.)

Emile Verhaeren.

Von **Stefan Zweig** (Wien).

> Was weinst Du, Sturm? — Hinab Erinnerungen!
> Dort pulst im Dunst der Weltstadt zitternd Herz!
> Es grollt ein Schrei von Millionen Zungen
> Nach Glück und Frieden: Wurm, was will Dein Schmerz?
>
> *Richard Dehmel.*

„Von allen französischen Dichtern unserer Tage, diesen Narzissen, die sich über die Ufer spiegelnd niederbeugen, ist Emile Verhaeren am wenigsten geneigt, sich bewundern zu lassen.“ So sagt Remy de Gourmont in seinem „Livre des Masques“ von dem großen flandrischen Dichter. Und alle die Franzosen, die über ihn schreiben, beginnen ähnlich. Ein dunkles Gefühl lehrt sie, daß er nicht zu ihnen gehört, er, den sie so ungern aus ihrer Reihe missen wollen. Und doch: er ist ihnen zu groß. Seine starke und unbändige Vitalität, sein intensives und qualvolles Ringen um eine Weltanschauung — die spezifisch germanisch ist und jenen monistisch-pantheistischen Gottesbegriff mit der Idee immanenter Entwicklung vereint — schließlich die sinfonische Gestaltung seines dichterischen Werkes haben ihnen noch zu sehr den bitteren Nachgeschmack des Barbarentums, als daß sie seine intellektuelle Ueberlegenheit voll anerkennen könnten und sie der lauen Weisheit eines Sully Prudhomme, der matten Anmut François Coppées und dem Schatten des tönenden Erzes Victor Hugo wuchtig entgegenstellten. Nach Jahren hat er sich nun eine vorsichtige Achtung erzwungen. Man hat ihm eine zu nichts verpflichtende Rubrizierung gegeben, die der Notwendigkeit enthebt, sich mit ihm intensiv zu befassen: er heißt offiziell „le poète de demain“.

* *

Wer einmal objektiv die Geschichte der „Symbolistes“ und „Décadents“ und ihrer erstaunlich schnellen Erfolge darstellen wird, dem kann die eigentliche Ursache dieser Bewegungen — die man in Frankreich unterschlägt — nicht verborgen bleiben. Daß der „vers libre“ Nebensache ist und die jetzt schon sehr erbitterte Zänkerei um seine „Entdeckung“ eine Farce, müßte er allerdings zur Voraussetzung nehmen. Die Grundthatsache ist, daß einfach fremdnationale

Elemente in die französische Dichtung einsickerten. Paul Verlaine, der Elsässer, hat die musikalischen Elemente des deutschen Liedes gebracht. Maurice Maeterlinck, Emile Verhaeren, Max Elscamp, Albert Mockel sind Vlamen, François Vielé-Griffin ist Amerikaner, Stuart Merrill Engländer, Jean Moréas Grieche und der offizielle Initiator Gustave Kahn — da man ja jetzt auch in Frankreich die Unterscheidung zu machen beliebt — ein Jude. Oder kurz gesagt: die moderne französische Kunst, die auch gegenüber Wagner und Nietzsche sich ungemein aufnahmefähig erwies, hat das spezifisch Französische abgestreift und dadurch ungleich an Lebendigkeit und Farbe gewonnen. Und so allein konnte es unbemerkt bleiben, ein wie deutscher Dichter in ihrer Mitte schuf, wie er unbewußt die Fremdsprache umhämmerte, bis sie sich seiner gedanklichen Wucht gefügig erwies und eigentlich eine fremde war. An die grandiose Entwicklung des Lyrikers Emile Verhaeren, die durch ein fremdes Element hindurch heimatliche Denkweise in ihrem Kulminationspunkte erreichte, ließe sich vielleicht ein Sprachgesetz angliedern, das zu streng nationalen Konsequenzen führte, obwohl dieser Aufschwung in seiner Vollendung eher einen Ausnahmefall als eine Regel bedeutet.

Emile Verhaeren — die Aussprache ist Verhaaren, ebenso wie Maaterlinck — ist im Jahre 1855 zu St. Amand, nahe bei Antwerpen, geboren. Zu Gent drückte er zusammen mit Georges Rodenbach die Schulbank, um gleich nach der Befreiung vom Lyceum eine Revue „La semaine“ zu gründen, gemeinsam mit Van Dyk, dem berühmten Wagner-Sänger. 1883 erscheint sein erstes Versbuch „Les Flamandes“[1]). Verhaeren ist hier absoluter Naturalist, Schüler Emile Zolas und des ihm näherstehenden Camille Lemonnier. Es ist ein Buch robuster Gesundheit, mit starkem Erdgeruch und bunten, stark aufgetragenen Farben. Fast ausschließlich bilden national-charakteristische Genrebilder die Motive. Die Ebenen mit ihrem wechselnden Farbenspiel, leere Speicher, das Brotbacken, das Melken, die Kuh selbst, die schläfrig und grasend im Grünen liegt, die Ernten, die Sonntagsstube, die Kirmessen und die Liebesnächte. Die ganze flandrische Heimat ist mit der Sorgsamkeit der alten Holländer gezeichnet, vielleicht auch mit ihrer leisen Hölzernheit in den Empfindungen: es weht kein Atem durch das Buch, alles ist Kälte und Ruhe. Die Form ist komplementär: Verhaeren ist noch absoluter Parnassien. Und ebenso im nächsten Buche „Les moines“, das mit programmatischer Regelmäßigkeit das Leben der Mönche nachzeichnet, die in den alten wundersamen Klöstern Belgiens leben. Nur daß hier schon die Motive selbst leise seelische Schwingungen loslösen, daß die Mystik dieser frommen Seelen selbst schon mit geheimnisvollem Dufte die Verse übersprengt.

Plötzlich erfolgt ein jäher und folgenschwerer Umschwung. Nach diesen zwei Büchern sicherer Beobachtung und strotzenden Lebensgefühls erscheint die Trilogie „Les soirs“, „Les débâcles“, „Les flambeaux noirs“[2]), ein maniakalisches, quälerisches, neurotisches Werk, das beispiellos ist in seiner seelischen Exaltation und seiner flagellantischen Selbstzerfleischung. Wie Vielé-Griffin mitteilt, entspricht es einer physischen Nervenkrise im Leben Verhaerens. Aus Traurigkeiten und Müdigkeiten wächst es empor. Thatsächlich ist Maeterlincks trüber Vers das Leitmotiv: „Et la tristesse de tout cela, o mon ame, et la tristesse de tout cela.“ Ein trüber, gottleerer Himmel wacht über öden Flächen. Und Angst zuckt auf: vor einem ewigen Winter, vor einem eisigen, kalten Gotte, vor dem Schweigen, das mit seinen Messern das Herz zerschneidet. Und näher rückt der Wahnsinn und die Verzweiflung: „L'absurdité grandit comme une fleur fatale.“ Bittere Schmerzen erwachen. Aber mit ihnen auch die perverse Wollust, sie zu erhöhen, sich selbst zu foltern.

Sois ton bourreau toi même
N'abandonne l'amour de te martyriser
A personne, jamais.

Aus der erstickten Stille erwachen jähe Schreie. Alle Wünsche sind tot. Nur absurde Träume flackern auf: die eherne Götzenfratze im Tempel zu Benares zu sein und in eigener Ohnmacht die Gläubigen zu verlachen. Oder im Grabe zu liegen und die Würmer zu belauschen, die den müden Leib zerfressen. Oder eine Dornenkrone zu tragen, deren Spitzen die Nerven zerstechen, in denen die bösen Gedanken nagen. Schmerz, unglaublicher Schmerz durchflutet diese Seele und brandet gegen die Enge des verzweifelt hämmernden Herzens. Gleichsam zu einem Siedepunkt sind die fiebernden Gefühle aufgepeitscht und drohen das schwanke Gefäß zu zersprengen.

Jede Steigerung in dieser solipsistischen Richtung wäre Wahnsinn gewesen. Aber der Paroxysmus löst die Seele aus dem Krampfe. Gleichsam ein Ventil öffnet sich. Die ganze ungeheure Wucht dieser exaltierten und in subjektives Erleben komprimierten Gefühle ergießt sich in die Welt. Und solche Fülle ist in ihnen, daß alle Objekte aus ihnen ein erträumtes und mächtiges Leben gewinnen, daß gleichsam die ganze Welt dem Dichter durchflutet scheint von diesen schmerzlichen Erregungen und fiebernden Schauern. „Exalter la vie!“ ist jetzt Verhaerens Bemühen, das ganze Leben mit Empfindungen zu durchtränken und sich selbst mitzuwerfen in diesen wirbelnden Strom der Allwelt. Die verhängnisvolle Fieberglut wird zu einer gesunden beseelenden Flamme, in deren Schein sich nun vielfältiges Leben spiegelt. Verhaeren projiziert sein eigenes Empfinden in erlesene symbolische Gestalten. Vorerst noch in einzelne. In den Büchern „Les villages illusoires“ und „Les vignes de ma muraille“[3]) erfüllt er fremde Seelen mit den schmerzlichen und angstvollen Gefühlen der eigenen. Seine fieberische Angst ist es, die in der Gestalt des einsamen Schiffers bebt, der steuerlos in das mörderische Dunkel treibt, seine fieberische Erregung, die den Glöckner im brennenden Turme weithin ins Land die wahnsinnigen Glockenrufe schleudern läßt. Seine heiße Seele erschafft die grandiose Vision der Fischer, die an ihren schwarzen Netzen nur ihr eigenes Leid rastlos schleppen, sie erträumt den Sträfling, der all seinen Zorn in Arbeit um-

[1]) „Les Flamandes“, „Les moines“ und „Les bords de la route“ bilden heute vereinigt den ersten Band der „Poemes“ (Mercure de France).

[2]) Diese drei Bände bilden den zweiten Band der „Poemes“ („Mercure de France“).

[3]) Gemeinsam mit „Les apparus dans mes chemins“ als dritter Band der „Poemes“ („Mercure de France“).

hämmert, den alten Müller, der einsam in seiner Mühle lebt, den Totengräber, die erschreckten Menschen der jäh aufflammenden Scheunen — dieses ganze Land grauer Regentage und leidenschaftbewegter Gestalten. Aber die fiebrige Kraft in ihm sehnt sich noch nach vielfacheren Belebungen, nach wilderen, größeren Gewalten. Die Horizonte ;wachsen unter der Wucht dieser aufschäumenden Gefühle. Nicht mehr der einzelne ist groß genug, daß sich diese wilde Seele in ihn ergießen könne, sondern nur die Vielheit befriedigt die Hallucinationen.

„Engouffre toi
Mon coeur, en ces foules, battant les capitales
De leurs terreurs et des leurs rages triomphales;
Vois s'irriter et exalter
Chaque clameur, chaque folie et chaque effroi:
Fais un faisceau des ces milliers de fibres,
Muscles tendus et nerfs qui vibrent;
Aimante et réunis tous ces courants — et prends
Si large part à ces brusques métamorphoses
D'hommes et de choses
Que tu sentes l'obscure et formidable loi
Qui les domine et les opprime
Soudainement, à coups d'éclair, se préciser en toi.“

In den brausenden Tumulten der großen Städte, in dem wirren Trieb ekstatischer Massen formt er die Wirklichkeit nach seinem eigenen Herzen, giebt ihr eine wilde, hinreißende Schönheitslinie und suggeriert ihr eine wunderbare ideelle Wucht. Eine soziale Idee flutet mit: der Gedanke des modernen Industrialismus, die Vorherrschaft der Riesenstädte über das verarmende Land.

Emile Verhaeren.

Aus dieser Vereinung wachsen die beiden monumentalen Bücher „Les campagnes hallucinés“ und „Les villes tentaculaires“[4]), Werke, die meinem Empfinden nach der Weltlitteratur angehören. Es ist Großstadtpoesie in dionysischem Stile, die Verhaeren hier geschaffen hat, ein glühendes Bild mit überreizten, aber grandiosen Farben. Die Exaltation des Lebens ist hier eine vollkommene: die Armut und das endlose Elend des leeren Landes einerseits, das nur noch von sinnlosen Vaganten durchirrt ist, wächst zu ungeahnten schaurigen Dimensionen. Und andererseits wird die Stadt ein grandioser Zauberkessel brodelnder Leidenschaften und tobender Gewalten. Häfen und Märkte, Lupanare und Schaubühnen, Stuben und Gassen, Börsen und Kathedralen, Revolten und Feste, Maklerplätze und Kirchhöfe — alles flammt auf in einem tumultuarischen und wirbelnden Chaos. Es ist die Stadt mit den Polypenarmen, die alle Kraft und Leidenschaft des Landes in sich gesogen hat und nun aufschäumt in den Krisen ihres kochenden Blutes. Ein unendlicher sozialer Pessimismus entströmt diesem Dichtwerk, wiewohl das utopische Drama „Les Aubes“[5]), das die Trilogie vervollständigt, eine Wendung gegen die harmonische Vereinung der Gegensätze bezweckt. Diese Trilogie gehört zum Größten, was die französische Litteratur geschaffen: sie ist geschweißt wie rotglühendes Eisen und hat Unbiegsamkeit und Unvergänglichkeit in sich.

In den nächsten Werken ist Verhaerens Gesundungsprozeß weiter vorgeschritten, er hat die lange vergeblich ersehnte Stabilität aus dem Schwanken zwischen hallucinatorischen Fieberträumen und bewußter Wirklichkeit. Aus dem Chaotischen gliedert sich das Sinfonische, aus dem Dionysischen das Apollinische. Nicht mehr das Materielle wird das Bewußte, sondern das Wirkende: die ewigen Gesetze. Die Gewalten des Lebens klären sich, aus dem trunkenen Chaos heben sich klare, reine Linien,

[4]) Gemeinsamer Neudruck beim „Mercure de France“.

[5]) Deman, Brüssel.

aus der zuckenden Fülle die „ewigen Gefühle“. Eine pantheistische Philosophie mit einer sehr bewußten wissenschaftlichen Note vereint sich mit dem mystischen Unendlichkeitsgefühl, ohne seine dunkle Gewalt zu trüben. In „Les visages de la vie“[6]), dem von der belgischen Regierung mit dem großen Staatspreis bedachten Buche, hat diese Wandlung zu gedanklicher Klärung begonnen. Verhaeren hat darin die treibenden Kräfte von ihren Effekten losgeschält und eine ethisch-künstlerische Wertung unternommen. Noch ist der Pessimismus nicht überwunden — „hélas, vivre et souffrir sont un“ — aber der Weltschmerz kann für den Dichter nicht mehr grenzenlos sein, der die Welt selbst überbrückt, um sich ins ewige Spiel der Kräfte suggestiv einzuleben und so die Schauer der Unendlichkeit schöpferisch zu genießen. In „Les forces tumultueuses“[7]) mengt sich das Element des „Modernismus“ ein — wie es Beaunier in seiner klaren und klugen Studie nennt —, die Idee des Fortschritts moderner Wissenschaft, die fieberische Glut der Entdeckung und der rastlosen Forschung. Es ist jener große Gedanke, den Johannes Schlaf bei uns gleichzeitig in seinem Roman „Das dritte Reich“ gesteigerte Form gewinnen ließ: daß alles fertig und vollendet sei; Verhaeren sagt mit ähnlichen Worten die nahe Vollendung alles Erkennens voraus, er fühlt einen Rausch neuer Gedanken die Welt bezwingen — „Oh dans le monde entier ces tempêtes d'idées“ — und fühlt nur die Angst, nicht alles erfassen zu können. Der Schlußgedanke seiner Dichtung ist die Steigerung eigenen Lebens ins Unendliche, die Auflösung individueller Leidenschaft in die Triebe des Alls: die Vervielfältigung der Existenz in die universelle kosmische Gestaltung.

Zwischen den Pfeilern dieser frappanten und grandiosen Persönlichkeitsentwicklung stehen noch ein paar einzelne Gedichtwerke. „Les heures claires“[8]), Strophen milder Zärtlichkeit und bildkräftiger Gestaltung, „Petites Légendes“[9]), eine Sammlung herber und kraftvoller epischer Gedichte, die sich trotz ihrer freien Form dem Begriff unserer taktfesten deutschen Ballade sehr nähern. Ferner zwei sehr bedeutende Dramen „Le cloitre“[10]), das in Brüssel und Paris mit viel Erfolg gespielt wurde, und „Philippe II“[11]), ein Don Carlosdrama in starken packenden Versen. „Le cloitre“ ist wie ein altdeutscher Holzschnitt so derbe und gewaltig: von Liebe spricht darin kein Wort, nur die Stimmen der Sünde, der Kasteiung und des Ehrgeizes ringen miteinander. Keine Frauengestalt bringt Helle in die düstere Klosterhallenschwere, nur die wundersame Gestalt eines schlichten, naiv-gütigen Mönchs inmitten dieser harten leidenschaftlichen Menschen überleuchtet die letzten Szenen, die in ihrer Wucht und Dramatik unübertrefflich sind. Zwei kleine kunstkritische Studien, sowie ein früher, heute vom Dichter zurückgezogener Novellenband „Contes de minuit“[12]) ergänzen das reiche Lebenswerk Emile Verhaerens.

Ich konnte hier nur ein reproduktives Referat seiner Werke geben, ohne die vielfältigen Ausblicke zu versuchen, die seine Schöpfung sowohl in ethnischer, als auch technischer Beziehung für die Weltlitteratur gewährt. Was er uns für Deutschland sein kann, habe ich mich bestrebt, durch eine Nachdichtung seiner „Ausgewählten Gedichte“[13]) aufzuzeigen; und ich war nicht der erste, der ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte. Agathe Dierk hat den dritten Band seiner Gedichte übertragen, Otto Hauser, Rudolf Romadina u. a. haben ausführliche Studien mit Uebersetzungen publiziert. So wird auch uns ein großer Dichter nahe werden, der durch seine nationale Zugehörigkeit schon beinahe ein Deutscher ist und einer unserer größten; denn vielleicht nur Richard Dehmel hat eine ähnliche Steigerungsfähigkeit der Gefühle durchmessen, eine so schmerzhafte und qualvolle Entwicklung erlebt, wie Verhaeren, dem überdies noch die leichte Trübung durch die überreizte Sexualität fehlt, die bei Dehmel lange das Weltbild umschleierte.

Gigantisch steht er zwischen den Franzosen von heute; wie Aeolus ist er, der starke Herr der Winde. Er birgt die sanften Zephyre, die zärtlich geschwellten Lüfte stillruhender Trifte, aber er hält auch die großen Stürme in seinen Armen, die den Erdball umkreisen, die Schmerz und Stimmen aller Dinge mitreißen und selbst wie der Atem der Unendlichkeit sind.

[6]) Deman, Brüssel.
[7]) „Mercure de France“.
[8]) Deman, Brüssel.
[9]—[11]) ebenda.
[12]) Verlag der „Jeune Belgique“, Brüssel
[13]) Schuster & Löffler. Erscheint zu Ostern mit Buchschmuck von Théo van Rysselberghe und einem Bildnis nach Charles van der Stappen.

Besprechungen

Neues von Otto Erich Hartleben.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Hartleben, der sich schon früher abseits hielt vom litterarischen Tagestreiben, ist in den letzten Jahren fast ganz verstummt. Der erfolgreiche Dramatiker sah, fern von Berlin, der Stadt, die ihm so viel zu Danke gethan hat, still zu, wie andere stolpernd sich überstürzten, mancher jählings strandete, wie über seine litterarischen Sturmgesellen von anno 1880 ein neues Geschlecht emporwuchs, das keinerlei jener alarmierenden Brandzeichen auf der klugen Stirn trug. Gelassen ließ er seine wohltemperierte Art reifen, ein erfahrener, helläugiger Gärtner, die blanke Schere der Selbstkritik an reinlichem Gürtelbande. Nun hat er uns mit eins gleich drei neue Werke einbeschert, wohlgeborene Kinder edel befriedeter Kultur.

„Der Halkyonier“[1]), eine behutsam geordnete Sammlung köstlich klarer Weltklugheiten in Sinnsprüchen und Merkzeilen, ist wohl unter ihnen an erster Stelle zu nennen. Ihm gebührt uneingeschränktes Lob. Eine wahre Seelenerquickung ist das zierliche Büchlein zu preisen. Ein männlich stäter, starker, zu eigenstem Besitze erfahren heimgekehrter Lebenswanderer hat ihm den reinen Stempel eines besonnen wirkenden, hochgemuten Geistes aufgeprägt. Hier ist spiegelnde Fläche über Tiefen, anmutig geschulte Kraft, wohlgefällige Welt-Tournüre. Seinen Lieblingen ist der Dichter treu geblieben. Wie in die „Reifen Früchte“ Klänge aus Albert Giraud verwebt sind (S. 24, 34, 36, 38, 45) — man erinnert sich der wundervollen Nachdichtungen jener delikaten Rondells —,

[1]) Ein Buch Schlußreime. Berlin, S. Fischer. 103 S. M. 2,50 (3,75).

so tritt hier Angelus Silesius, ehrfürchtig-liebevoll gehegt, würdigster Auferstehungsfeier wert gehalten, in sein bei Hartleben bereits angestammtes Recht[3]). Nicht nur die silberne Spieluhrform kurzer, zierlich verschlungen gereimter Zeilen, auch der gesättigt-volle, lautere Ton, die milde Weisheit des trefflichen cherubinischen Wandersmannes kehrt hier, umgegossen in der makellosen Bildung eines in sich ruhenden verwandten Geistes, anmutig-vertraut wieder.

Ein jedes vergifteten Stachels entbehrender schalkischer Witz klingelt manchmal mit schlankem, fein geschnitztem Narrenstäbchen. Ein seliger Narr, der neid- und gierdelos schmerzliche Falten, die einst bitterer Verzicht, grausamer Hohn grub, zu behaglichem Lächeln rundet.

Aehnlich ruhig, ähnlich besonnen-tüchtig, wenn auch nicht durchaus so resigniert-heiter, geben sich die wenigen Gedichte, die — eine stolz-bescheidene Lese aus zehn Menschen- und Dichterjahren — der schmale Band „Von reifen Früchten“[3]) unter würdesicherem Titel zusammenheftet. In ihrer auf alles schimmernd flutende Beiwerk lyrischer Arabeskenkunst und -künstelei verzichtenden, fast allzuschmal fließenden Linienstrenge haben sie den Charakter griechischer, besser spät-römischer Reflexionspoesie, die eine leider viel zu wenig gekannte Periode goethischer Lyrik (die „Episteln“ und gleichzeitiges) auszeichnend von anderen abhebt. Christian Morgenstern („Und aber ründet sich ein Kranz“) hat sich vor einigen Jahren in diese herbe Zucht begeben. Hartleben meisterte die vornehme Manier, die heute mit ihm verwachsen scheint, schon in einigen Stücken seiner ersten „Verse“ (1895), wie überhaupt der „zweite Teil“ den ersten nur sicherer vertieft, nicht eigentlich erweitert. Sich in ruhig gleitenden Rhythmen schlängelnd gleichsam hinzulagern, dieser verführerischen Lockung unterlag der Dichter manchmal, nicht ganz zu besserem Beifall. Nicht die begnadetetsten Stunden haben diesen langatmigen „Jona“ gezeitigt, dessen bedeutende Schlußpointe nicht mehr als ein großer — Gedanke bleibt. Ueberhaupt fehlt dem recht kühlen Bande fast ganz das eigentlich lyrische Temperament. Einzelne sehr schöne Gedichte — besonders sei der herrliche „Gesang des Lebens“ (S. 39) genannt — stehen neben anderen mageren und dünnblütigen; in manchen zählen nur einzelne prächtige Strophen oder Zeilen. Bei anderen wieder hat man das Gefühl, sie hätten noch viel voller, schwellender gelingen müssen. Jedenfalls ergiebt sich das großzügige lyrische Portrait eines ehrlich-selbständigen, klar aus tief versonnenen, aber lebensmutigen Augen blickenden, erlesenen Künstlers.

Den echtesten Otto Erich haben bisher wohl immer die Novellen gezeigt, jenen unsäglich mokant lächelnden, behäbig-graziös sich verbreitenden und doch so unnachahmlich sicher lenkenden Erzähler, den wir alle kennen und lieben. Da bringt denn das neueste, ein bißchen herausfordernd adjustierte Bändchen „Liebe kleine Mama“[4]) eine ganz kleine Enttäuschung. Es scheint hier ein Buch „gemacht“ worden zu sein. Und dessen hätte man sich gerade bei dem sorgfältigen Hartleben nicht versehen. Das kränkt. Vier Stücke sind vereinigt, ein etwas zerblasenes „Gedicht in Prosa“ „Das Sonnenblatt“, eine sehr zwecklose, ohne große Lust, nur mit Routine gearbeitete blasse Paraphrase der „Gespenster“ („Das Ende der Stralendorffs“), eine höchst sentimentale Schauergeschichte, übrigens trefflich aufgebaut („Horch! Ein Spaß!“) und ein echter Hartleben, vielleicht sein bestes Werk, die Titelnovelle. Hier ist Geist, Grazie, Liebe, Schwung und Wahrheit (nur die Mutter scheint mir etwas karikiert). Ein alter Edelmann hat ein armes, vom Elend ganz verschüchtertes Mädel geheiratet, und das Leben erzieht sie durch und über seinen Tod für einen jungen Edelmann zu einer weltklugen Frau. Das ist so fein, köstlich und sicher gemacht, daß man's wohl eine Zeitlang ganz verliebt in sich herumträgt und garnicht zur Ruhe kommt über diese vornehme, gerechte Kunst, wie sie bei uns nur noch der alte Fontane besaß, — freilich um eine gute Staffel höher.

[2]) Von der Auswahl von Sprüchen dieses Mystikers, die Hartleben veranstaltet hat, ist soeben die 2. Auflage erschienen (Berlin, Georg Bondi. 149 S. M. 2,—). D. Red.

[3]) Meiner Verse zweiter Teil. 2. Aufl. München, Albert Langen. 49 S. Geb. M. 3,—.

[4]) München, Albert Langen. 187 S. M. 2,50 (3,50).

Das Kleist-Problem.

Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich v. Kleists von S. Rahmer. Berlin, G. Reimer. 1903. 182 S. M. 3,—.

Ein Kleistproblem giebt es nicht nur, seitdem es eine recht umfangreiche Kleistforschung giebt. Kleist war schon seinen Zeitgenossen ein Problem, das durch die Biographie und Sonderforschung nicht nur nicht gelöst, sondern noch verwickelter gestaltet worden ist. Des Dichters Leben galt schon seinen Verwandten als das Leben eines Gescheiterten, den man fallen lassen muß, und gar sein Tod wurde als besonders unwürdig empfunden. Die Folge war, daß die Familie der Forschung Mund und Material verschloß. Dieses Schweigen derer, die allein die Wahrheit kannten, und das ja auch Ulrike hartnäckig beobachtete, hat der Erkenntnis des Menschen und Dichters, ganz gegen die Absicht der Familienmitglieder, nicht zum Vorteil gereicht; denn dadurch wurde der Mythen- und Sagenbildung Thor und Thür geöffnet, die dann auch das Leben Kleists immer dichter und dichter umgab. Und als dann eine ernste Forschung begann, sein problematisches Wesen zu durchdringen, ging sie trügerischen Fährten nach, das Material war äußerst spärlich, und die Erinnerungen aller derer, die nun von dem Dichter erzählten, waren verworren und lückenhaft. So mußte von Anfang an ein unklares Bild entstehen, das sich dann allmählich zu einem traurigen Zerrbilde steigerte. Tieck hat in seiner dürftigen Lebensskizze zum ersten Male, wenn auch sehr maßvoll, von krankhaften Zügen gesprochen, und dieses Urteil haben alle späteren Biographen, hier abschwächend, dort verstärkend, von ihm übernommen, bis dann eine übereifrige Sonderforschung sich nicht mehr begnügte, in Kleist bloß eine problematische Natur zu sehen, sondern ihn zu einem völlig Kranken, erblich Belasteten, psychisch Gestörten machte. Es hat ja auch nicht an Leuten gefehlt, die ihn als einen infolge sexueller Verirrungen geistig Alterierten und Minderwertigen, ja als Trinker bezeichneten. Aber auch denen, die maßvoll in ihren Deutungen des Kleisträtsels blieben, ist die jüngste Kleistforschung, aus der die Arbeiten Reinhold Steigs wohlthuend herausragen, entgegengetreten. Steig hat in seinem prächtigen Buche über des Dichters letzte Zeit für immer erwiesen, daß diese beiden berliner Jahre 1810 und 1811 keineswegs einem steten Absinken bis zur allerletzten Stufe gleichen und Kleist nur kopfhängerisch und thatenlos durch die Straßen wandelte, sondern daß unser Dichter gerade in diesen Jahren stets rüstig und eifrig am Schaffen war, wie nie zuvor; und er hat es ausgesprochen, daß Kleist genau so gesund und vernünftig war wie andere Menschen. Desgleichen hat Servaes in seiner Kleist-„Psychologie“ alle Deutungsversuche aufgrund der überlieferten Anekdoten und Schrullen als verkehrt verworfen und den Dichter ganz allein aus seinem innersten Wesen und seinen Werken zu verstehen versucht.

Und nun kommt wieder ein Arzt — keineswegs der erste in der Kleistlitteratur —, prüft die bisherigen Ergebnisse vom medizinisch-psychiatrischen Standpunkte nach, erklärt, im Anschlusse an Steig, daß alle irre gingen, die den Dichter als eine pathologische Natur bezeichneten, und will beweisen, daß er in der That ein völlig ge-

sunder Mensch war, aber eben ein Großer, der daher auch anders zu beurteilen ist als Gevatter Schuster und Schneider. Zu diesem Zwecke unterwirft er zunächst die Quellen der Kleistforschung einer gründlichen Kritik, legt dar, wie infolge des dürftigen thatsächlichen Materials Mitteilungen der Freunde herhalten mußten, die über ein „er soll“, „man sagt“ nie hinauskamen und daher sehr vorsichtig hinzunehmen sind, räumt im Anschluß hieran sehr reinlich mit einigen Anekdoten auf, die sich durch alle Biographieen fortschleppen, wägt die Urteile der Zeitgenossen, besonders das Goethes ab, will auch die Briefe nicht als ein sicheres Material für die Beurteilung des Menschen Kleist anerkennen, weil in ihnen der Dichter und Philosoph spreche, und kommt zu dem Schlusse, daß alle diese Quellen unzulänglich und trügerisch sind. Besonders überzeugend ist nachgewiesen worden, wie ein Biograph dem anderen nachgesprochen hat, und wie unverbürgte Geschichten, die Tieck ganz unbenutzt ließ oder nur sehr vorsichtig verwendete, im Laufe der Forschung sich zu sicheren Thatsachen festigten, aus denen die schwerwiegendsten Schlüsse gezogen wurden. Mir erscheint das als der verdienstlichste Teil der Arbeit.

Um nun die Frage zu beantworten, ob wir es bei Kleist mit einer pathologisch-perversen Natur zu thun haben, prüft der Verfasser die hereditären Verhältnisse des Dichters, zerfasert alle Beweise, die Leute vom Schlage Sadgers für ein ererbtes Leiden angeführt haben, rekonstruiert in großen Zügen das Leben des Dichters, jeden krankhaften Zug wegleugnend, überall seine Gesundheit im Fühlen und Denken betonend, und will alle dann noch übrigbleibenden disharmonischen Züge mit der jedem Künstler und jedem Genie eigenen lebhafteren Reaktion auf äußere und innere Erlebnisse erklärt wissen. In seiner Erörterung des Zweckes der würzburger Reise vermittelt Rahmer zwischen der älteren Vermutung und der von Walter Bormann schon 1886 und später von Morris ausgesprochenen Hypothese: Kleist bezweckte mit der Reise Ausbildung für eine künftige Laufbahn, aber zugleich suchte er Heilung von einer angeborenen anatomischen Störung, hierin also die von Morris gestellte Diagnose abändernd.

Für Rahmer ist die Entwicklungsgeschichte des Dichters das sicherste Mittel, um die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu verstehen, und er macht daher Kleists Schaffen selbst zu seinem Hauptargument. Die wechselnden Stimmungen, die die erste Schaffenszeit so unerfreulich machen, die auch jene in dieser Periode entstandenen Werke, die Schroffensteiner, den Zerbrochenen Krug, den Guiskard, mit ihren genialen Lichtblicken zu keiner inneren Harmonie oder selbst zu keinem Abschluß kommen ließen, kennzeichnen die Sturm- und Drangperiode. Warum die durch äußere Daseinsbedingungen und geistige Ueberanstrengung hervorgerufene Depression pathologisch nennen? Jedes ringende Genie hat derartige anormalgemütliche Zustände durchgemacht, und Kleist ging gesund aus dieser Entwicklung hervor. Er wird stiller und ernster, zeigt eine wohlthuende Harmonie und eine unermüdliche Arbeitskraft. Von 1804 bis 1810 schreibt er alle Dramen, fast alle Erzählungen und politischen Abhandlungen, giebt den Phöbus heraus, agitiert politisch und ist dabei eine Zeitlang amtlich thätig. Er verwertet sein eigenes Lebensgeschick dichterisch, was stets das Zeichen von Gesundung und Reife ist, und sein letzter Wurf, „Prinz Friedrich v. Homburg“, ist der beste. In der Behandlung sexueller Probleme, die so oft gegen ihn ausgespielt werden als ein Beweis krankhaft gesteigerter Sexualität, zeigt sich doch nur seine absolute Gefühlswahrheit; und wo er in seinem Hange zum Romantischen und Mystischen transcendentale Fragen behandelt, liegt der mystische Stoff schon in seinen Quellen, oder er dient ihm zur Förderung der Entfaltung des Seelenlebens. Auch in dieser Epoche vermag daher Rahmer kein Material gegen des Dichters völlig gesunden Zustand zu entdecken. Die beiden letzten berliner Jahre, die Zeit der Abendblätter, betrachtet der Verfasser mit den Augen Steigs und legt dar, wie Kleists alter Kohlhaassinn selbst in diesen schweren Kämpfen um Anerkennung, Ehre und Brot bis zum letzten Tag rege gewesen ist und seine Spannkraft nicht erlosch. Nicht Geisteskrankheit fesselte ihn tagelang ans Bett, sondern die Verzweiflung darüber, daß er selbst in seinen höchsten Schöpfungen unverstanden blieb und in allen seinen Hoffnungen sich betrogen fühlte.

Und doch, schließt Rahmer, trieben ihn nicht Not und Kummer, nicht Lebensüberdruß, nicht physische Depression, geschweige ein krankhafter Trieb, in den Tod, sondern eine unmittelbare äußerliche, in der bisherigen Forschung unbekannte Ursache: zwischen Kleist und seiner Cousine, der Frau Marie v. Kleist, an die seine letzten Briefe gerichtet sind und über die wir bisher nichts genaues wußten, bestand ein sehr intimes Verhältnis. Das beweisen die Briefe dem, der sie recht zu lesen versteht. Nur so erklären sich die unerfreuliche Szene bei Kleists letzter Anwesenheit in Frankfurt, das gewaltsame Stillschweigen Ulrikes und der Marie selbst nach Kleists Tode und eine unbeachtete Briefstelle des alten Körner: Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau (auch nicht die Hendel) geliebt. Rahmer bringt Material für diese Marie v. Kleist herbei, hat ermittelt, daß sich ihr Gatte, der Major v. Kleist, von ihr scheiden ließ, und setzt die Scheidung um die Zeit von Kleists Selbstmord an. Die Familie ließ den Dichter nun endgültig fallen, er selbst stand zwischen zwei Frauen: aus dieser Lage gab es für ihn und seine Ehre keinen Ausweg als den Tod. So ist der Selbstmord nicht die That eines Geisteskranken oder eines Egoisten, der das verfehlte Leben überdrüssig und verächtlich wegwirft, sondern die notwendige Folge äußerer widriger Umstände. —

Man mag über das Buch denken, wie man will: es hat seine Verdienste, und kein Zünftiger noch Laie wird es ohne Interesse lesen. Selten hat sich die Forschung so frei gemacht von allem Märchen- und Anekdotenkram, und die Tendenz des Buches ist die erfreulichste. Aber das Problem Kleist ist auch damit nicht gelöst. Eine psychiatrische Untersuchung allein kann das nicht zu stande bringen, weil es zu viele Momente in Kleists Leben und Denken giebt, für die sie gar nicht kompetent ist, die sie daher mit ihrer nüchternen, verstandesmäßigen Argumentation mißdeuten muß. Das geht schon daraus hervor, daß für den Verfasser nun disharmonische Züge und Rätsel überhaupt nicht mehr bestehen. Auch die Auffassung, in Kleist einen ganz normalen Menschen zu sehen, muß eingeschränkt werden. Zum Verständnis von Kleists Wesen führen nur die Wege, die früher Treitschke ging und die in jüngster Zeit Servaes in seiner Biographie und Helene Zimpel in ihrer meisterhaften Studie „Kleist der Dionysische“ gegangen sind. Rahmer hat aber auch nicht eine ausreichende Lösung für Kleists Tod gegeben. Wenn wir glauben sollen, daß wirklich das Liebesverhältnis mit der Marie v. Kleist und die damit zusammenhängende Scheidung ihrer Ehe ihn als einen Mann von Ehre in den Tod trieben, so muß zunächst bewiesen werden als eine feststehende Thatsache, daß diese Scheidung wirklich dem Selbstmord des Dichters unmittelbar vorausging. Solange das nur eine Vermutung des Verfassers ist, fehlt der Beweis, und selbst wenn der erbracht wäre, müßten wir diese Ursache höchstens als mitwirkend, niemals als alleinigen Antrieb zum Selbstmord bezeichnen, der uns auch ohne diesen neuen äußerlichen Grund immer erklärlich und verständlich sein wird.

Das Buch bringt nebenher wertvolle biographische Ergebnisse, die der Verfasser unbekanntem Material entnommen hat: neben den Notizen über Marie v. Kleist Auszüge aus der kleistschen Familienchronik, eine Stammbucheintragung Kleists, Beiträge zur dresdener Zeit, Nachrichten über Brockes, noch manche andere Einzelheit und verheißt endlich noch Neues aus den Beziehungen Kleists zu Pfuel, alles Dinge, die der Forschung willkommen sind.

Bromberg. *Georg Minde-Pouet.*

Aus der religiösen Litteratur.

Von **Walther Wolff** (Aachen).

In den letzten Monaten hat eine Zeitschrift eine Umfrage veranstaltet über den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen. 85 Antworten sind darauf eingegangen von Geistlichen, Professoren, Pädagogen, Politikern, Journalisten und Dichtern. Wir erwähnen diese Thatsache nur, weil sie deutlich macht, wie groß heute das Interesse an der religiösen Frage ist. Fast möchte man sagen, daß es anfängt, unter den Gebildeten das Interesse an der sozialen Frage zu überragen.

Es handelt sich dabei heute eben nicht um ein Mönchs- und Theologengezänk. Es werden nicht Fragen künstlich lebendig gemacht, die den geistigen Führern unseres Volkes längst gleichgültig geworden sind. Mehr als die Theologen greifen ja die Laien in die Erörterung ein. Dadurch wird allerdings die Lage verwickelter. Die Rede und Gegenrede läuft unzählige Male aneinander vorbei. Man versteht sich nicht. Die Theologen sind vielleicht zu theologisch, sie arbeiten mit ihrer Fachsprache, und die Laien denken dabei oft genug an Jongleurkünste. Die Laien aber kommen wie rechte Dilettanten oft mit einer krausen, ad hoc erfundenen Terminologie, mit einem betrübenden Mangel an historischer Bildung, mit der Selbstgewißheit eines Propheten, der unerhörte Kunde zu bringen glaubt. Man braucht nur einmal aus dem letzten Jahr einige Bücher aus unserem Gebiet zusammenzustellen, um davon einen lebendigen Eindruck zu bekommen.

Chamberlain und Tolstoi machen Schule. In ihren Fußtapfen geht, wie er selbst sagt, Albert Ritter mit seinem Buche „Christus der Erlöser" (Oesterreichische Verlagsanstalt 1903). Auch er ist Dilettant. Aber darum darf man ja in religiösen Dingen doch mitsprechen. Nur sollte man dann mit Behauptungen über geschichtliche Thatsachen recht vorsichtig sein. Der Kundige kann doch nur lächeln, wenn er von den neuesten taghellen Beweisen hört, daß die „Genesis von den Babyloniern stammt", oder daß „Tolstois Evangeliendarlegung die Wahrheit von allen jüdischen Schlacken gereinigt habe". Aehnliche Fehlurteile stoßen dem Leser an weniger wichtigen Punkten immer wieder auf. Aber immerhin bleibt das Buch eine ganz respektable Leistung, vor der auch der Fachgelehrte eine gewisse Achtung haben wird. Ritter hat eine Fülle von Stoff bearbeitet und zum Teil auch bewältigt. Er sucht das ganze europäische Geistesleben zu überschauen und hat den Mut, seiner zukünftigen Entwicklung die Bahn zu weisen. Ich versage es mir, den an und für sich reizvollen Versuch zu machen, Ritters Ideale und Irrtümer aus dem Milieu zu erklären, in dem er groß geworden ist; ich weiß zwar nichts weiter von ihm, als daß er Oesterreicher ist, aber das genügt: ein Werk wie das seinige mußte jetzt aus irgend einer Ecke Oesterreichs kommen.

Ich will nur kurz das Wesentliche seiner Darlegungen herausheben, so schwer das bei einem so weitläufig angelegten Werk sein mag. „Es gilt eine zweite Reformation, die über den Paulinismus auf das reine, nun voll erkannte Evangelium Christi zurückgeht und die erwiesene Wahrheit zur klaren Fassung bringt, sodaß alle an sie glauben müssen. Die erste Reformation war die unerläßliche Vorbedingung der zweiten; der Beweis, daß die evangelische Freiheit alle geistigen und sittlichen Kräfte zur höchsten Entfaltung bringt, ist durch sie erbracht, nun bedarf es auch der von ihr noch festgehaltenen Autorität der Bibel nicht mehr; die Bibel mag als abgethanes Requisit der Erziehung der Kulturvölker öffentlich erklärt werden" (S. 150). Das sind ja nun allerdings keine Gedanken, die vor Neuheit glänzen. Eigenartiger werden die Ausführungen, die sich bis dahin in scharfen Urteilen gegen Rom — hier und da fühlt man noch eine alte Liebe durch — und gegen den Protestantismus in seiner heutigen Form bewegt haben, wenn er nun seine eigenen Zukunftshoffnungen darlegt. Mit unumwundener Klarheit stellt er da die Person Jesu als Halt und Rettung dar und sucht das Recht dieser Auffassung auch durch geschichtliche Darlegungen zu erweisen. Er verfolgt die Geschichte des Denkens, und es erweist sich ihm „als geistiger Mittelpunkt darin der Mann von Nazareth, Jesus Christus; keiner überragt ihn an Wichtigkeit, selten kann einer in seine Nähe gerückt werden. Bei keinem Denker hat sich die Möglichkeit behaupten lassen, daß seine Gedanken, wenn sie in gleicher Richtung mit jenen Jesu gingen, klarer oder tiefer seien, oder wenn sie zu denselben in Widerspruch standen, hat sich stets ihre Unhaltbarkeit auf irgend eine Weise erschließen lassen". Die Lehre Jesu wird nach Tolstoi gegeben und als die Hauptsätze werden diese herausgestellt: „Das ist das wahre Leben, daß man den wahren Gott erkennt. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist anbeten. Gott ist der Vater." Mit diesen Grundsätzen aber sind nach Ritter die Ergebnisse der modernen Wissenschaft nahe verwandt. Wenn Jesus als wahres Leben das hinstellt, daß man den wahren Gott erkennt, so deutet er damit den Sinn des Weltgeschehens genau wie die Wissenschaft es aufgrund der Entwicklungslehre thun muß. Wenn er vom Vatergott redet und damit die Grundlage aller Religion offenbart: — die Wissenschaft hat kein anderes Ergebnis, denn auch sie beweist, daß es keine substantiellen Einzelseelen — etwas, was Ritter ein besonderer Greuel ist — giebt, daß vielmehr alles Leben eine Einheit und das Individuum ein Teil, man kann sagen: ein Kind des Allebens sei. Jesus und der Darwinismus, wenn man den nur recht versteht, gehen zusammen. So haben wir also in ihm, in seinem Evangelium, was unserer Zeit so furchtbar fehlt: „einen großen ewigen Gedanken als Leitstern, eine Autorität, die mit göttlicher Weihe und überwältigender Erhabenheit umkleidet ist, einen Gedanken, der einen vernünftigen Sinn des ganzen Weltgeschehens verkündet, der dem einzelnen Menschen als Lohn seines Strebens einen Zustand der Seligkeit und der ganzen Menschheit als Ziel der Kulturentwicklung die beglückende Erfüllung eines erkennbaren Zweckes mit unwiderstehlicher Ueberzeugungskraft zu verheißen vermag". Man sieht, an Zuversicht und großen Worten fehlt es dem warmherzigen Propheten ebensowenig, wie irgend einem eifernden Theologen, der aufs Kanzelpult schlägt.

Es giebt auch schon einen lyrischen Niederschlag dieser Gedankenwelt. Es ist die Poesie von Jones Very, der zu dem Kreise um Emerson gehört, und dem Ritter selbst das Bändchen „Jones Very, der Dichter des Christentums" (Oesterreichische Verlagsanstalt 1903) gewidmet hat. Eine Einleitung, von Ritter geschrieben, orientiert über Very und scheut das Urteil nicht, daß „unter allen Namen, die die Geschichte der christlichen religiösen Dichtung aufzählt, keiner würdig ist, dem Verys an die Seite gestellt zu werden". Immerhin, der Prophet und der Psalmist gehen doch nicht ganz den gleichen Weg. Zwischen Ritters Buch und Verys Liedern klafft hier und da ein ebensotiefer Widerspruch, wie zwischen einer sogenannten liberalen Predigt von heute und der gereimten Dogmatik eines alten Chorals. Very steht „noch auf dem Boden des Glaubens an die persönliche Unsterblichkeit und an ein außerweltliches Jenseits". Ich muß gestehen, daß mich aus dieser religiösen Lyrik nichts gepackt hat; ich finde nichts darin, was tief und stark wäre.

Ritter steht mit seinen Gedanken und Hoffnungen natürlich nicht allein. Selbst für seinen stark betonten Versuch, Jesus und den Darwinismus zusammenzubringen, ließen sich Vorläufer und Parallelen aufweisen. Auch seine Auffassung der Person und Lehre Jesu ist nicht einzigartig. Er rückt allerdings Leuten nahe, an die er selbst kaum denkt, — weniger Tolstoi, dessen asketische Ideale er nicht vertreten mag, noch weniger Harnack, mit dem er häufiger arbeitet. Am ehesten schon Wolfgang Kirchbach, so viel deutliche Differenzen wir auch gleich aufzeigen werden.

Kirchbach muß ja wohl mit seinen religiösen Deduktionen auf ein verständnisvolles Publikum gestoßen sein, oder Ideen wiedergegeben haben, die in der Luft liegen. Wenigstens legt er in zweiter stark vermehrter und verbesserter Auflage seine zwei Urevangelien: „Was lehrte Jesus?" vor (Berlin, Ferd. Dümmler. 1902). Kirchbach ist nach seiner ersten Auflage von Männern vom Fach, auch von solchen, die man nicht als Zionswächter verschreien darf, übel mitgespielt worden. Unser historischer Sinn und Blick hat sich eben geschärft, und — das darf man sagen — wenn in irgend einer Wissenschaft, so in der theologischen. Kirchbach aber hat keinen historischen Sinn. Er arbeitet mit allegorischer Deutelei und bekommt auf diese Weise heraus, Jesus habe wirklich das gelehrt und auch wirklich lehren wollen, was ein Pantheist moderner Form über Religion und Ethik denkt. Kirchbachs philosophische „Beweise" lassen seine Ausführungen zwar im Gewande wissenschaftlicher Arbeit erscheinen, aber seine Methode ist außerordentlich primitiv und kann von jedem, der einigermaßen in den Dingen Bescheid weiß, in kurzer Zeit ad absurdum geführt werden. Es ist ja wohl ein sehr charakteristisches Zeichen für die Wandlungen, die das Urteil gegenüber dem Christentum durchgemacht hat, daß so viele neue Propheten, wie sie unsere gährende Zeit hervorbringt, das starke Bedürfnis haben, Jesus als Eideshelfer aufzurufen oder sich als die eigentlichen verständnisvollen Dolmetscher und Apostel Jesu hinzustellen. Nichts zeigt deutlicher, wie wuchtig und zwingend Jesu Gestalt auch in unserer Zeit aufsteigt. Aber von wirklich historischem Verständnis sieht man leider wenig, und das läßt diesen achtungswerten, edelgesinnten, religiösen Dilettantismus — so möchte ich ihn einmal nennen — so bodenlos und unwirksam erscheinen. Alle diese großen Worte und Hoffnungen — Kirchbach sieht in seiner Erfassung der Lehre Jesu alle Kirchen, die europäischen Denker und Naturforscher, die geistlosesten Materialisten und die tollsten Nietzscheaner sich einigen —, die große Geste, mit der er seine Predigt begleitet, und die man jedem Kanzelredner ernstlich und mit Recht verdenken würde, seine achtungswerte Ethik können doch nicht über tiefes Unbehagen hinweghelfen, wenn er über die Gedankenwelt Jesu so lange hinredet, bis sie blasser und blasser wird und schließlich Worte übrigbleiben, bei denen sich wenig denken läßt: Gott = Himmel = All = Vater = Urgrund. Würde Kirchbach seine Ueberzeugungen einfach als sein Eigentum predigen, man könnte sich mit ihm verständigen. Daß er sie unter dem Motto: Was lehrte Jesus? bringt, macht sie nicht plausibler, sondern schwächlicher. Und er thut einer hinreichend klaren geschichtlichen Persönlichkeit herbes Unrecht, wenn er aus ihren Worten seine eigenen Gedanken heraushört. Es ist wahr, was Weinel in seiner Schrift „Jesus im 19. Jahrhundert" sagt: „Dabei wird die frische, anschauliche, plastische Gedankenwelt und Redeweise Jesu und der Evangelisten in ein hohles, mysteriöses, gespreiztes Geheimnisvolltun umgewandelt, das mitunter einfach lächerlich wirkt, da der simple Gedankeninhalt in gar keinem Verhältnis zum Bombast der Worte steht."

Die Gedankengänge, die Bruno Wille in dem schmalen Bändchen „Die Christusmythe als monistische Weltanschauung" (Berlin, Vita, o. J.) bietet, sind denen Kirchbachs nahe verwandt. Auch Wille predigt monistisches Christentum und betont ähnlich wie Kirchbach, daß gerade das älteste, echteste und edelste Christentum ein Monismus ist. Er beruft sich auch auf Jesus, läßt aber dahingestellt, ob er eine historische Persönlichkeit im Sinne der Evangeliengeschichten ist, oder ob sich hinter seinem Namen eine andere Persönlichkeit, vielleicht gar eine Religionsbewegung kollektiven Charakters, verbirgt, die es liebte, ihre Ideen in Sinnbildern und Paramythieen auszudrücken. Uebrigens vertritt Wille einen relativen Monismus. Was am Dualismus berechtigt ist, das ist dies: das Viele ist Differenzierung des Monon. Das Ewig-Eine zerlegt sich in eine Stufenleiter von Werten und hat zwei Richtungen — Niedrigkeit und Höhe, Nichtigkeit und Vollkommenheit. „Entwicklung! — Ideen sind unsterblich." Es wird immer Kreise geben, in denen derartige Gedanken lebendig werden. Sie werden sich auch als die Denker der Zukunft fühlen, ja, als die Erhalter, als die Retter der Religion. Sie werden von der positiven Religion die Ecken und Kanten wegnehmen, hinter ihren „Formen" und „Symbolen" dies Eine, Wesentliche herausholen wollen — als wenn es das jemals ohne „Form" gegeben hätte, und werden glauben, auf diese Weise Bildung und Frömmigkeit, Glauben und Wissen zu versöhnen; sie werden poetisch, in großen und hohen Worten davon zu reden und zu dichten wissen und erstaunt sein, wenn die Wahrheit, die dahinter steckt, dem Durchschnittsmenschen simpel vorkommt. Sie machen die Zukunft nicht, sie gehen nebenher. Die Welt ist viel handfester. Das andere ist „Einsiedelkunst aus der Kiefernheide". Mit „Betrachten", mit „Zusammenschauen", mit „Andacht" machen wir keine Zukunft.

Viel unumwundener als Wille wendet sich Kalthoff gegen den historischen Jesus. In ihm redet der Theologe, der sich von den Lasten der Vergangenheit zu befreien sucht. Was er schon in seinem Buch „Das Christusproblem" ausgeführt hat, dafür giebt er nun weitere wissenschaftliche Nachweise in seinem neuesten Werk: „Die Entstehung des Christentums. Neue Beiträge zum Christusproblem." (Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.) Für den Laien wird die Schrift von höchstem Interesse sein. Die Theologen werden sie, wie ich denke, ziemlich skeptisch beurteilen, und es braucht die Triebfeder dazu noch garnicht das Verlangen nach einer Autorität um jeden Preis zu sein, dessen sie Kalthoff bis in die Reihen des äußersten Liberalismus hinein bezichtigt. Neben der von Kalthoff vertretenen Geschichtsauffassung besteht ja vorläufig noch eine andere, und zwar auch wissenschaftlich, zu Recht. Kalthoffs Hauptthese ist auch nicht absolut neu; sie ist seit Jahren von Zeit zu Zeit immer wieder einmal aufgestellt worden, ohne daß sie große Schlagkraft besessen hätte: Jesus keine historische Person, sondern ein von Judentum und Griechentum aus religiösen und sozialen Ideen heraus geschaffener Typus. Nun ist diese These ja allerdings nicht damit widerlegt, daß man sie bisher totgeschwiegen hat, oder daß sie eindrucks- und wirkungslos wieder in dem Strom der Vergessenheit untertauchte. Die Theologen werden sich jetzt doch mit ihr nachdrücklicher auseinandersetzen müssen. Zu diesem Zwecke hat Kalthoff seine Argumentationen mit erheblichem taktischem Geschick gruppiert.

Der Christus der Orthodoxie, das unbedingte Zutrauen zu der historischen Wahrheit des Christusbildes der Evangelien, ist hinweg; dafür hat außerhalb der Kirche Aufklärung und Naturwissenschaft, und innerhalb der Kirche die liberale Theologie gesorgt. Kalthoff nimmt ihre Resultate einmal hin, um dann desto nachdrücklicher zu zeigen, wie nun erst die Konsequenzen gezogen werden sollen und müssen. Nach all den Vorarbeiten, an die sie anknüpfen konnte, ist die liberale Theologie unserer Tage schließlich so weit gedrängt worden, daß sie sich, um noch einen historischen Kern festzuhalten, mit der Behauptung begnügt, daß doch ein historisches Individuum Jesus existiert habe, aber sie verzichtet auf jeden biographischen Gehalt für dies Individuum. „Damit ist aber das Autoritätsbedürfnis dieses liberalen Protestantismus an den letzten dünnsten Faden des Spinngewebes gekommen, der ihm noch Halt geben soll: ein Religionsstifter, von dem man nichts weiß, als daß er existiert hat." Es wird Kalthoff leicht, gegenüber einer so haltlosen Position nun zu behaupten: für jeden, der mit den Methoden moderner Geschichtswissenschaft vertraut sei, stehe es fest, daß das Christentum als eine bestimmte Kulturerscheinung und Entwicklungsform des gesellschaftlichen Lebens, nicht als das Werk eines individuellen Religionsstifters zu betrachten sei. Den historischen Beweis dafür sucht er zu

erbringen, indem er die geistige Vorgeschichte des Christentums im römischen Reich, in der griechischen Philosophie und im Judentum schildert und dann in einer Beschreibung der kommunistischen Klubs und der ersten christlichen Gemeinden den Ort ermittelt, in dem der Typus Christus geschaffen werden konnte, bis er zu der Behauptung kommt, der Christus der alt-kirchlichen Litteratur solle überhaupt keine historische Persönlichkeit sein. Auf diese Weise macht er die Bahn frei für die Aufgabe, die Gegenwart und Zukunft des Christentums hat: unsern Christustypus zu schaffen. Die liberale Theologie ist von der sozialen abgelöst. So entfaltet sich erst im Bruch mit allen Autoritäten die religiöse Autonomie des Individuums.

Es ist klar, daß diese Beweisführungen ihre großen Schwächen haben. In den einleitenden Sätzen des Buchs charakterisiert Kalthoff sie selbst als einen in einer Art Notlage unternommenen Versuch, und erst im weitern Verlauf geht ihm das Bewußtsein davon in der Plerophorie seiner Darstellung unter. Man wird ihm auch auf allen Seiten das Recht bestreiten, die Aufstellungen der liberalen Theologie so zu kritisieren: auf die bloße Existenz Jesu hat man sich noch nirgends zurückdrängen lassen, auch wenn man unumwunden zugab, daß es unmöglich sei, ein „Leben Jesu" nach Art dessen, was wir heute Biographie nennen, zu schreiben. Wir machen diese kritischen Bemerkungen nur, um anzudeuten, daß Kalthoffs Buch es wert ist, daß man sich ernsthaft mit ihm auseinandersetzt. Es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß er aus Gewissensgründen schreibt, aus religiösen Interessen heraus, so fern ab seine Wege von denen zu sein scheinen, auf denen die „Christen" gehen.

Davon giebt sein anderes Buch, das im selben Verlag kurz vorher erschienen ist, Zeugnis: „Religiöse Weltanschauung". Es sind Reden oder Predigten, kann man sagen, wirklich in einer protestantischen Kirche im Gottesdienst gehalten. Das ist denn nun das, was Kalthoff sich unter Christentum der Gegenwart denkt: „er legt sich Rechenschaft darüber ab, wie weit eine religiöse Verarbeitung und Verwertung des in unserer Zeit auf- und niederwogenden Geisteslebens heute schon möglich und vielleicht schon nützlich ist." Es ist darum schon nicht angängig, hier ein Bild von dem bunten Vielerlei zu geben, was in diesen Reden naturgemäß schillern muß. Ich nenne einige Ueberschriften: Der Ursprung des Gottesglaubens, das Gebet, das Gesetz der Vererbung, das gesellschaftliche Ideal. An diesen Fragen arbeitet in der That das Christentum der Gegenwart: wie kann es sich diese moderne Gedankenwelt, die von der Entwicklungslehre, vom Sozialismus her bestimmt ist, assimilieren, dienstbar machen, aufsaugen? —

In diesen Kampf wird ja wohl auch die neue Sammlung helfend eingreifen wollen, die bei Waetzel in Freiburg und Leipzig erscheint: „Lebensfragen". Kampf- und Friedensblätter aus der Zeit für die Zeit. Unter Mitwirkung hervorragender Sozialethiker herausgegeben von Rich. E. Funcke (Dresden). Der Herausgeber hat gleich das erste Heft geschrieben: „Psychekult und Religion. Ernste Worte an denkende Leute." Es kämpft vom Standpunkt der Religion gegen den Wunderglauben, „Psychekult", der Visionen, Wunder und Ekstasen als Wirkungen göttlichen Geistes ansieht, während es sich dabei doch lediglich um psychische Bewegungen handle. Und das Recht dazu nimmt er sich aus Jesu Anschauungen und den Worten der besten Männer der Bibel. Die Terminologie ist dabei oft seltsam kraus. Es wird nicht lange mehr dauern, dann verstehen wir uns überhaupt in diesen Dingen nicht mehr, und wir werden in der übelsten Weise an einander vorbei polemisieren: Christentum, Menschentum, Glaube, Leben werden vertauscht wie Hüte. Es scheint in der That, daß wir uns auch auf dem Gebiet des Kampfes um Religion und Weltanschauung gegen den Dilettantismus aufmachen müssen. Uebrigens soll damit Funckes Schrift nicht etwa härter getroffen werden als andere ähnliche Erscheinungen; sie zeichnet sich vielleicht in manchen Punkten durch ein tieferes Verständnis für das Wesentliche der Religion aus, als manches Buch, das kritiklos bejubelt wurde.

Wohl bei keinem von den Männern der Gegenwart, die im Kampf mit der Kirche an der Durchdringung unserer Zeit mit religiösen Kräften arbeiten, zeigt sich eine so bewußte, fleißige und eindringende Auseinandersetzung mit dem überlieferten Kirchenglauben, wie bei Tolstoi. Es ist sehr dankenswert, daß der Verlag von Eugen Diederichs in seiner Ausgabe der Werke Tolstois auch dieser Seite seiner litterarischen Thätigkeit gebührende Aufmerksamkeit schenkt, auf die Gefahr hin, manchen Tolstoiverehrer damit zu langweilen. Heute liegt der erste Band der Theologischen Schriften vor mit der „Dogmatischen Theologie" (Band I). Die Ausstattung ist die bekannte, die Einleitung kurz, aber gut. Sie orientiert, ähnlich wie die gelegentlichen Anmerkungen, den Leser über die Bedeutung dieser Auseinandersetzung Tolstois mit seiner Kirche. Gewiß wird dabei mit Recht darauf hingewiesen, wie viele von den herben Angriffen auch die römische und auch die protestantische Kirche, bezw. den Kirchenglauben treffen. Und dennoch: Wir sind im protestantischen Deutschland trotz uralter Dogmatiken weit hinaus über die hier befehdete Theologie des griechisch-orthodoxen Rußland. Und wir spüren mit Freuden, wie der scharfe Angreifer doch nicht dann erst herb und unerbittlich wird, wo er mit dem „Licht der Vernunft" die logischen Ungeheuerlichkeiten dieser Theologie aufdeckt, sondern da vor allem, wo der religiöse Mensch sich auflehnt gegen Formalismus und Verflachung, und wo er das gute Recht der Bibel wahren kann gegen eine Theologie, die orthodoxer sein will, als ihr heiliges Buch. —

Wir verdanken — das zeigt unsere Uebersicht auch diesmal — gerade dem Verlag von Eugen Diederichs eine Reihe von wichtigen Beiträgen zur modernen religiösen Entwicklung. Das kann man sagen, auch wenn man sich gegen seine Veröffentlichungen überwiegend kritisch verhält. In eigenartiger Weise ergänzt ihn neuerdings ein anderer Verlag, auf den man allmählich mit gutem Recht aufmerksam machen darf. Es ist der Verlag von K. R. Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig. Sein Kalenderunternehmen: „Die Freude", zu diesem Jahr zum zweitenmal erschienen, brauchen wir hier nur im Vorübergehen zu erwähnen. Es ist billig, und doch fein und eigenartig ausgestattet, wie alle Werke der Buchhandlung. Uns interessiert hier besonders das Sammelwerk: „Lebende Worte und Werke." Nach der Carlyleauswahl bietet es „Martin Luther, Denn der Herr ist Dein Trotz" und „Ernst Moritz Arndt, Deutsche Art". Die Auswahl ist beidemal nicht unter historischem Gesichtspunkt getroffen. Leitend war vielmehr die Frage: Was kann uns heute von diesen Männern der Vergangenheit interessieren und fördern? Muß man dieser Frage volles Recht einräumen, so darf man sagen, daß beide Bändchen höchstes Lob verdienen. Nicht nur in theologischen Kreisen ist in den letzten Jahren die Frage nach einer Nationalisierung bezw. Germanisierung des Christentums diskutiert worden. In Luther und Arndt haben wir am ehesten zwei Persönlichkeiten, die ein deutsches, evangelisches Christentum vertreten. Aus dem gewaltigen Reichtum, den gerade Luther bietet, ist mit bemerkenswerter Geschicklichkeit das Wichtigste und Treffendste herausgegriffen. Die Zusammenstellung liest sich einheitlicher und angenehmer als z. B. die Sammlung, die der gründliche Lutherkenner Buchwald unter dem Titel: „So spricht Dr. Martin Luther" (Berlin, Martin Warneck) herausgegeben hat, und die Worte aus Luthers Schriften, nach Stichworten geordnet, bietet — ein an und für sich gewiß auch höchst verdienstvolles Unternehmen.

Besonders bemerkenswert aber ist für unser Gebiet das neue Jahrbuch, das in Langewiesches Verlag erscheint: „Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedrich Daab und

Hans Wegener. Band I." Man könnte ja zweifeln, ob wirklich ein Bedürfnis nach einem neuen Jahrbuch vorhanden war. Aber schon nach diesem ersten Band darf man sagen, daß das Unternehmen sich selbst rechtfertigt. Ich nenne einige Mitarbeiter: Arthur Bonus, H. Lhotzky, Meyer-Zwickau, F. Niebergall, H. Weinel, und einige Aufsätze: „Unsere Hoffnung", „Uebermensch und Herdenmensch", „Maran Atha", „Das religiöse Denken der Gegenwart" u. a. Es ist eine starke Hoffnungsfreude in dem Buch, und das berührt um so sympathischer, weil es doch im wesentlichen aus den Kreisen der evangelischen Kirche hervorgeht. Hier ist einmal garnichts von all den Anklagen und Aengsten, mit denen so viele Rückwärtsschauende sich und andere quälen und schwach machen. Denen, die ferner stehen und die dies Jahrbuch doch gewiß auch suchen will, mag manches darin allzu theologisch vorkommen. Aber je mehr sich in den religiösen Erörterungen unserer Tage ein leichtsinniger Dilettantismus breit macht, um so notwendiger ist die Ergänzung von theologischer Seite, und mancher wird, wenn er dies Buch liest, einen starken Eindruck davon haben. Natürlich ist nicht alles gelungen oder gar gleichmäßig gelungen. Die Versuchung, in Stil und Stimmung mit religiös gefärbter moderner Romantik zu konkurrieren, liegt nahe, wenn man so in die Gegenwart hineinwirken will, und die große Geste des Propheten und das Geheimnisvollthun eines modernen Litteraten mit geistreicher Gesuchtheit ist schnell kopiert. Ich wünsche dem Buche zu seiner weiteren Entwicklung die klare Einfachheit, die auch in religiösen Dingen immer das Förderlichste ist.

Noch ein letztes Buch von einem längst Bekannten: „Briefe" von Prof. Dr. Hilty. Kein Briefwechsel, keine Briefe aus seinem persönlichen Leben, sondern ethische Betrachtungen über bestimmte Fragen, über die Kunst der Erziehung, über die „Freundschaft", über „Dante" und: „Wie kommt das Reich Gottes?", Abhandlungen, die in Briefform geraten sind, wie mir scheint, ohne Not. Wir lernen Hilty nicht von einer neuen Seite kennen: es ist der alte, tüchtige, ernste Sinn. Tiefes und Alltägliches tritt neben einander. Die Hilty schätzen gelernt haben, werden gern auch nach diesem Buch greifen. Wer ihn noch nicht kennt, der lernt bei diesem nicht gerade sein Bestes kennen. Er muß schon doch mit seinen drei Bänden „Glück" anfangen. Wenn er die hat, braucht er die „Briefe" nicht mehr. — Hilty nimmt sich seltsam aus in dem Kreis, den unser Aufsatz uns vorgeführt hat. Aber, offen herausgesagt, nach allem Grübeln und Spintisieren, nach allen „Stimmungen" und „Hoffnungen" ist dieser einfache Hinweis auf die Losung des Tages, zu einem schlichten ernsten Thun am nüchternen Tage etwas Erquickliches.

Proben und Stücke.

Der Glöckner.

Von Emile Verhaeren.

Gleich rasender Stiere blindwütiger Meute
Entfesselt im Abendgrunde der Sturm
Sein tolles Geläute.

Und plötzlich, hoch über den Giebelranken,
Um die aufflackernde Blitze schwanken,
Entflammt sich der dämmernde Glockenturm.

Der alte Glöckner eilt taumelnd her
Mit offenem Munde und tödlich erschrocken;
Und schwer
Donnern von seinem Schlage die Glocken
Und verraten mit ihrem rasenden Takt
Die Verzweiflung, die seine Sinne packt.

Der Turm
Mit dem Kreuze am First,
Das schwankt und zerbirst,
Wirft weit ins aufgestörte Land
Gleich roten Mähnen den Feuerbrand.
Die nächtige Stadt steht trunken in Glut. —
Die Mienen der jäh gesammelten Massen
Erfüllen mit Schreck und Schrei alle Gassen,
Und auf den Mauern, die jählings blinken,
Trinken
Die schwarzen Quadern das flammende Blut.

Der Glöckner schmettert mit schauernder Hand
Seine Angst weithin in das endlose Land.

Der Turm
Wächst über die Ferne mit Riesengewalt.
Er flattert aufleuchtend über das Dunkel
Der Seen und badet in ihrem Spiegel
Seine glutengesengte Gestalt. —
Und wie Funken
Und flitternde Flügel
Splittern die Schiefern ab, die der Sturm
Hinwirft gegen den nächtigen Wald.
Im Vorüberregnen
Entzünden sie Scheunen, die ihnen begegnen,
Und aus dem Dunkel entfunkeln die Brände.
Am Giebel zittert das Kreuz und senkt
Sich in die Glut, die die christlichen Hände
Wie eine willige Beute empfängt.

Der Glöckner hämmert in bitterster Not,
Als sei sein Gott von den Flammen bedroht.

Der Turm
Ist nun ein einziger Glutentrichter.
Längs der Phialen züngeln die Flammen
Und kriechen gegen die Höhe zusammen,
Wo die Glocke inmitten der steigenden Lichter
Schwingt und klingt in vergeblichem Wüten. —
Das scheue Gelichter
Der Krähen und Eulen
Flattert schreiend in tollem Gedränge,
In verzweifelten rastlosen Flügen
Gegen die Fenster, die sie belügen,
Und sinkt dann jählings mit den verglühten
Schwingen unter dem höhnischen Heulen
Der Menge.
Der Glöckner sieht die flammenden Enden
Seine Glocken schon greifen mit goldenen Händen.

Der Turm
Ist wie von roten Büschen umkleidet,
Deren feurige Aeste
Nur der verzweifelte Ruf durchschneidet.
Und das wilde, zuckende Feuer zerwühlt
Wie mit menschlicher Geste
Die Balken, Bohlen und kohlenden Bretter

Und das hohe Gestühl,
Wo die Glocken toben in tollem Gezeter.

Der alte Glöckner, zu Tode erschrocken,
Läutet sein Sterben den sterbenden Glocken.

Der Turm!
Ein dröhnender Ruck,
Rollen von Steinen und Stürzen von Schutt
Reißt ihn von oben bis unten entzwei.
Der dämmernde Sturm
Schweigt plötzlich wie ein gemordeter Schrei.
Und der alte verräucherte Glockenturm
Fällt um.
Und man hört, wie von Stock zu Stock
Mit Holpern und Poltern und donnerndem Brausen
Die stürzenden Glocken
Zu Boden sausen.

Der alte Glöckner hat nicht gewankt.

Und die Glocke beim Sturze ins Erdreich hinab
Bot ihm ein Bahrtuch und grub ihm sein Grab.

Autoris. Nachdichtg. von Stefan Zweig.

Echo der Zeitungen

Eine Bibliothek versteckter Bücher.

Von **Max Osborn** (Berlin).

Giebt es eine Stelle im Deutschen Reiche, wo man, einmal ganz abgesehen von der Vergangenheit, auch nur alle die deutschen Bücher und Schriften, die etwa innerhalb der letzten Jahre im Grenzgebiet des Reiches gedruckt worden sind, beisammen finden kann? Die Antwort auf diese Frage ist ein schlichtes, klares „Nein!" Der Laie wird dabei vielleicht stutzen. Er denkt an die Königliche Bibliothek zu Berlin und an die bekannte Einrichtung der „Pflichtexemplare", die von jedem im Handel erscheinenden Buche an dies gewaltige Sammelinstitut abgeliefert werden müssen. Aber diese Pflichtexemplare, die nach dem noch heute gültigen Gesetz vom Jahre 1824 eingefordert werden — bis dahin wurden sie durch die Zensurexemplare und die sogen. „Privilegexemplare" ersetzt —, erstrecken sich natürlich nur auf das Königreich Preußen. Was in den andern Bundesstaaten erscheint, muß von der Königlichen Bibliothek käuflich erworben werden, und es versteht sich von selbst, daß bei diesem Modus von einer absoluten Vollständigkeit keine Rede sein kann. Nun haben ja auch andere Einzelstaaten eine ähnliche Einrichtung, aber nicht alle, und eine Reichsbibliothek besitzen wir leider ebenfalls nicht. In gewissem Sinne bieten für alle diese Mängel die regelmäßig hervortretenden Verzeichnisse aller in Deutschland erscheinenden Druckschriften der Hinrichsschen Verlagshandlung in Leipzig einen Ersatz, in denen man wenigstens die Titel vollständig und nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet findet, wenn man dann freilich auch noch nicht die Bücher selbst hat.

Trotzdem aber gibt es immer noch eine Fülle von Druckschriften, namentlich Erzeugnissen der schönen Litteratur, die nicht einmal durch die Verzeichnisse zu ermitteln sind! Es sind das die Bücher und Broschüren, die nicht im Buchhandel verkauft werden und infolgedessen auch vom Pflichtexemplarzwange verschont sind. Sie fehlen auf unseren Bibliotheken, wenn sie ihnen nicht durch einen Zufall, durch antiquarischen Ankauf oder durch Schenkung zugeführt werden, und es liegt die Gefahr vor, daß viele von diesen Schriften der Zukunft zunächst verloren gehen und die Forscher der kommenden Jahrhunderte auf ihr Finderglück verweisen. Diese Gefahren hat Prof. Dr. Max Herrmann von der Berliner Universität vor sechs Jahren in einem Vortrage vor der „Gesellschaft für deutsche Litteratur" eingehend dargelegt. Er wies auf die Bedeutung der Bücher hin, die auf solche Weise unseren großen öffentlichen Sammlungen entgehen. Da ist zunächst die lange Reihe der **Privatdrucke**, unter denen sich sehr wichtige Dinge befinden. Man denke etwa, um nur ein naheliegendes Beispiel heranzuziehen, an den Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Salomon Hirzel, den des letzteren Enkel und Erbe unter Ausschluß des Buchhandels für die Freunde des alten Verlagshauses vor kurzer Zeit herausgab. Oder an die Publikationen, die nur für die Mitglieder einer bestimmten Vereinigung oder Gesellschaft bestimmt sind. Oder an die zahlreichen Sammelwerke, zu denen sich oft bedeutende Gelehrte und Schriftsteller vereinen, um einem hervorragenden Manne eine Gabe zu seinem Ehrentage darzubringen. Dann wieder kommen einzelne rein belletristische Dinge hinzu, etwa aus jüngster Zeit die ersten Gedichtbände Stefan Georges, die auf alle Fälle zu den charakteristischsten Erscheinungen der deutschen Dichtung unserer Tage gehören. Auch die Gelegenheitspoesie bringt Erzeugnisse zu Tage, die sehr wohl des Aufbewahrens wert sind.

Schließlich aber wies Max Herrmann in dem erwähnten Vortrage auf den wichtigsten und umfangreichsten Kreis dieser nicht im Buchhandel erscheinenden Litteratur hin: es ist der **weitaus größte Teil unserer dramatischen Litteratur!** Denn die allermeisten Bühnenwerke kommen nicht auf den Markt, sie werden nur in „Manuskriptdrucken" vervielfältigt, die lediglich dem Verkehr zwischen Theaterdirektoren und Theateragenten dienen. Herrmann warf dabei einen Blick auf die historische Entstehung des Bühnenmanuskriptes. „Er skizzierte", wie es in einem bald darauf zu Propagandazwecken hergestellten Auszug seines Vortrags hieß, „die Geschichte des Dramatikerhonorars, das einst keine Bühne zu zahlen brauchte, sobald das Buch im Handel erschienen war; er ging den schwer zu erforschenden Anfängen des bühnenkulturhistorisch höchst bedeutsamen Instituts der Theateragenturen nach, die zuerst von den Souffleuren betrieben wurden, weil diese allmählich bei einem geordneten Geschäftsverkehr besser auf ihre Rechnung kamen als bei dem vorher von ihnen flott betriebenen Raubsystem: im Anschluß an diesen Geschäftsverkehr entwickelte sich dann der Manuskriptdruck, der an die Stelle der numerisch nicht mehr ausreichenden Abschriften trat, ohne daß das Werk dadurch in den Buchhandel gekommen wäre; man behielt ihn aus äußeren und inneren Gründen bei, auch seitdem das Gesetz (in Preußen z. B. seit 1854) die im Buchhandel erschienenen Dramen schützt, sobald sie den Vermerk tragen: „Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt". Die ungeheure Mehrzahl der Bühnenwerke erscheint noch heute im privaten Manuskriptdruck und kommt bei dem Fortfall von Bücherverzeichnis und Pflichtexemplarzwang nicht auf die Bibliotheken und in die Hände des Publikums. Pflichtexemplare werden nun freilich auch von solchen Bühnenwerken geliefert, aber nicht zu Studienzwecken, sondern im Anschluß an die den Verlagswerken gegenüber fortgefallenen Zensurbestimmungen; nicht an die Bibliotheken, sondern zu Genehmigungs- und Ueberwachungszwecken an die Polizei. Auf dem **berliner Polizeipräsidium** besteht, was wohl durchaus unbekannt ist, eine gut katalogisierte Bibliothek aller Dramen, die seit fünfundzwanzig (jetzt also seit dreißig) Jahren in Berlin aufgeführt sind! Natürlich aber ist sie der Benutzung durch das Publikum entzogen, sie umfaßt bei weitem nicht die gesamte deutsche Produktion, und sie ist als eine bloße Privatarbeit des vorgeordneten Beamten jederzeit der

Gefahr aller ‚Akten‘ unterworfen: eingestampft zu werden. Das ist also kein Ersatz für das, was unwiederbringlich verloren geht: der Vortragende schätzt es auf neunzig Prozent der gesamten dramatischen Produktion. Wie stark diese ist, davon hat man kaum eine Vorstellung. Giebt es doch nicht weniger als dreißig bis vierzig Agenturen für den Vertrieb dramatischer Werke im deutschen Sprachgebiet, und führt doch der bis 1886 reichende Hauptkatalog der einen Firma Entsch nicht weniger als 1200 Werke auf; jeder der alljährlich hervortretenden Nachträge enthält durchschnittlich hundert Nummern. Es ist kein Trost, daß unter dem so Verlorengehenden viel ‚Wertloses‘ sich befindet: wer hat heute darüber ein Urteil, was künftiger Forschung bedeutungsvoll erscheint, zumal der Gegenwartserfolg meist durch den niedrigsten kunstkritischen Faktor, den Kassenrapport, festgestellt wird? So ist z. B. eine ganze dramatische Gattung in der größten Gefahr, vollständig der Nachwelt entzogen zu werden: die ganze gute berliner Posse, die meisten Werke also von Kalisch, Weirauch, Schweitzer, Wilken, Hugo Müller u. a.! Eine lange Liste namhafter lebender Autoren der verschiedensten litterarischen Richtungen führte der Vortragende auf: von ihnen allen besitzen die Bibliotheken gar keine oder nur ganz wenige, im Buchhandel erschienene dramatische Werke, während dieselben Schriftsteller vielfach mit lyrischen oder epischen Arbeiten reich vertreten sind.“

Auf Grund des herrmannschen Vortrages entschied sich die „Gesellschaft für deutsche Litteratur“ dafür, diese Sache zu der ihrigen zu machen. Sie beschloß, zur Rettung der bedrohten Litteratur für die gegenwärtige und künftige litterarhistorische Forschung, dem Gedanken einer von ihr zu schaffenden, zu verwaltenden und ständig zu vermehrenden Bibliothek von Manuskript- und Privatdrucken näher zu treten, und ernannte eine Kommission, die über die mögliche Ausführung des Planes beraten, zugleich auch die Möglichkeit in Erwägung ziehen sollte, zu Gunsten der neuen Bibliothek von den etwa in den letzten fünfzig Jahren erschienenen Manuskriptdrucken gleicher Art zu retten, was noch zu retten ist. Es wurde ein Rundschreiben hinausgesandt, dem eine Reihe hervorragender Männer ihre Unterschriften liehen: neben den Vorsitzenden der Gesellschaft, Professor Erich Schmidt und Gymnasialdirektor Professor Ludwig Bellermann, Theodor Mommsen, Friedrich Spielhagen, Ernst von Wildenbruch, Heinrich Seidel, Geheimrat Karl Weinhold, Paul Schlenther, Otto Brahm, Ludwig Fulda, Schulinspektor Fritz Jonas und Verlagsbuchhändler Albert Cohn, der ausgezeichnete Bücherkenner und Shakspere-Forscher. Dies Rundschreiben forderte alle deutschen Schriftsteller auf, für die geplante Bibliothek je eines ihrer Werke, die nicht in den Handel gekommen sind, einzusenden, und stellte an die deutschen Theaterdirektoren das Ersuchen, aus ihren Bibliotheken die entbehrlichen Manuskriptdrucke zur Verfügung zu stellen.

Alle diese Bemühungen haben nun, um das gleich hier hervorzuheben, bis heute soviel Erfolg gehabt, daß der vor kurzem hergestellte Zettelkatalog der neuen Bibliothek rund 7000 Nummern enthält! Die Seele des Ganzen blieb Max Herrmann. Er beherbergte die zahlreich einlaufenden Spenden, und seiner Beharrlichkeit gelang es nach längeren Verhandlungen, auch den Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, Geheimrat Wilmanns, von der Bedeutung seiner Schöpfung zu überzeugen: es wurde der Sammlung, unter der Bedingung, daß sie gebunden und katalogisiert übergeben würde, ein fürs erste ausreichender Platz in dem neuen mehrstöckigen Hilfsgebäude der Bibliothek nach der Behrenstraße zu eingeräumt. Hier sind nun die Schätze der „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke“, alphabetisch geordnet, aufgestapelt, und der Besucher, der ausnahmsweise schon einen Blick hineinwerfen durfte — eine Benutzungsordnung soll erst demnächst entworfen werden —, kann sich bereits ein Bild von ihrem eigenartigen und interessanten Inhalt machen.

Den Grundstock der Bibliothek bildeten die Einsendungen der einzelnen Autoren und die Bühnenmanuskripte des alten berliner Friedrich Wilhelmstädtischen, jetzigen „Deutschen Theaters“, dessen Besitzer Adolf L'Arronge die ganze Sammlung seines Instituts aus älterer Zeit freigebig zur Verfügung stellte. Das Hoftheater von Weimar sandte vier große Kisten; weitere Spenden sind z. B. den Hoftheatern in Oldenburg und Karlsruhe, den Stadttheatern in Bromberg, Halle a. S., Freiburg i. B. und dem „Berliner Theater“ zu danken. Von den großen Theateragenturen verhielt sich leider die Firma Bloch Erben bis heute spröde, während besonders die Firma Entsch in zuvorkommendster Weise Altes und Neues bereitwillig einsandte und weiter einsendet. Die wertvolle Sammlung des Polizeipräsidiums ist, was allgemein bedauert wird, bisher der neuen Bibliothek nicht zugeführt worden. Der frühere Polizeipräsident v. Windheim war zwar dem Gedanken ursprünglich nicht abgeneigt; dennoch wurde die Herausgabe des sicherlich sehr wertvollen Bestandes, in dem alle Bühnenstücke enthalten sind, die in Berlin seit den Siebzigerjahren aufgeführt wurden (überdies natürlich auch die verbotenen), aus amtlichen Gründen verweigert.

Ein paar Proben mögen von dem Wert der Sammlung, die als die erste ihrer Art überhaupt bezeichnet werden darf, eine Vorstellung geben. Die Theaterlitteratur überwiegt natürlich. Da ist z. B., um ein besonders beachtenswertes Stück herauszugreifen, das Bühnenmanuskript-Regieexemplar zur ersten berliner Aufführung von Gustav Freytags „Journalisten“, die im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater stattfand, weil die Intendanz der Hofbühne zu Anfang der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, wie Freytag in seinen Lebenserinnerungen mitteilt, an der unverkennbaren Bevorzugung der Journalistenfiguren aus dem Redaktionsbureau der liberalen „Union“ in dem Lustspiel Anstand nahm! Es ist ein Büchlein voll blauer und roter Striche und verschiedener Regiebemerkungen. Manches findet sich darin, was später fortgelassen wurde, so die Eingangsszene, die nach jenem Druck zwischen dem Obersten Berg und einer „armen Frau“ spielte, und die man in der Buchausgabe vergebens sucht. Hübsch ist auch eine von Freytag an den Schluß des Bühnenmanuskripts gesetzte Ermahnung an die Schauspieler, der naheliegenden Versuchung aus dem Wege zu gehen und nicht billiger Wirkung zu Liebe in den Masken bekannter Journalisten zu erscheinen! Zahlreiche für die Kenntnis der dramatischen Litteratur, des Theaterwesens, der Geschichte der Regie, der Bühneneinrichtungen, der Inszenierungskunst während des neunzehnten Jahrhunderts höchst bezeichnende Aufschlüsse findet man, wenn man diesen Teil der neuen Bibliothek durchstöbert. Man trifft dabei auf ganze Scharen von Manuskriptdrucken bekannter Dichter. Von Berthold Auerbach ist vorhanden: „Riegel vor“, „Der Wahlbruder“, „Eine seltene Frau“, „Die Sozialisten in der Provinz“ (Lustspiel in einem Akt); von Gutzkow: das Bühnenmanuskript des „Uriel Acosta“ (aus dem Nachlaß Ludwig Dessoirs von dessen Sohn, Prof. Max Dessoir in Berlin, gestiftet), ferner Drucke von „Wullenweber“, „Patkul“, „Philipp und Perez“, „Ella Rose oder die Rechte des Herzens“, „Ein weißes Blatt“, „Die Diakonissin oder Beruf und Liebe“, „Der Pilger“, „Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen“ — man sieht, auch zur Geschichte des Dramentitels findet man mancherlei Material; von Heyse: viele Bändchen, darunter der Bühnendruck des „Hans Lange“ mit Aenderungen, Strichen und eingeklebten Blättern, sowie die Urausgabe von „Colberg“. Anderes, und hier wie bei dem eben Genannten manches, das wenig oder garnicht bekannt ist, von Benedix und der Birch-Pfeiffer, von Gubitz (10 Nummern), Kalisch und Angely, von Bulthaupt und Brachvogel, von Duboc und Karl Frenzel (Trauerspiel „Attila“), von Ernst Dohm (darunter „Die schöne Helena“), von Gustav Kühne, C. A. Görner (50 Stück!), Otto Girndt und anderen

Beherrschern deutscher Theater in den hinter uns liegenden Jahrzehnten. Sehr viel von D. Kalisch, G. von Moser, Putlitz, Wachenhusen, Wilbrandt, Wichert, F. Wehl. Einzelnes von Wilhelmine von Hillern, Hackländer, Halbe, Hartleben, Gerhart Hauptmann („Helios“), Holtei, Immermann, Wilh. Jordan, Kotzebue, Kruse, L'Arronge, Lindau, H. Lorm, Otto Ludwig (Urdruck der Makkabäer!), Mosenthal, Nestroy, Rissel, Raupach, Redwitz, Fritz Reuter, Roquette, Schücking, Spielhagen. Ferner Bühnenbearbeitungen von Goethe („Faust“, „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen“), Schiller („Demetrius“ u. a.) und Kleist. Uebersetzungen nach Dumas (24), Labiche (15), Scribe (18), Sardou, Meilhac, Bisson, Augier, Feuillet, Echegaray, Björnson, Tolstoi.

Das alles sind natürlich nur ein paar Proben. Denn es kann nicht das Ziel dieses Hinweises sein, zugleich ein erschöpfendes Bild von dem zu geben, was in der merkwürdigen und eigenartigen Bibliothek zu entdecken ist. Aber soviel scheint mir doch auch aus jener summarischen Aufzählung eines Teils ihrer Schätze schon hervorzugehen, daß die künftigen Historiker des neueren deutschen Dramas und Theaters ohne ihre Hilfe garnicht auskommen werden. Wer das studieren will, was lebendig war, was aufgeführt wurde, was dem Geschmack des Publikums entsprach oder ihn leitete — ein kulturhistorisch überaus wichtiges Moment —, wer die Art kennen lernen möchte, wie Deutschland sich unterhielt, fesseln ließ, wie es lachte und sich erbaute, wie einzelne Städte und Landschaften für eine Umarbeitung der allgemein gespielten Bühnenstücke sorgten, wird sich nicht auf den verhältnismäßig kleinen Teil der Dramen beschränken dürfen, der in Buchausgaben in den Handel kam. Und ebenso wird es für die Forschung von größtem Wert sein, eine Stelle zu kennen, die einen Stapelplatz für die massenhaft hervortretenden Privatdrucke bildet. Auch hier sei nur auf wenige, zufällig sich bietende Beispiele hingewiesen. Wenn man den Katalog oder die Bücherreihen der Bibliothek durchsieht und dabei auf Publikationen stößt, wie die nur in wenigen Exemplaren veranstalteten Drucke von Goethebriefen oder sonstigen Korrespondenzstücken, wie die Privatdrucke von Familiengeschichten, Memoiren, Geschichten großer Verlagsbuchhandlungen, wie die holteischen Gedichte, die Karl Weinhold noch der Sammlung einverleibte, oder das Büchlein „Poetische Jugendsünden. Für seine Freunde gedruckt, Heidelberg 1893“ von A. Kußmaul, dem berühmten Chirurgen, so wird man der ernsthaften Bedeutung inne, die eine solche Zufluchtsstätte eigenwilliger Veröffentlichungen für sich in Anspruch nehmen darf.

Es handelt sich nun darum, daß das vortreffliche Unternehmen, das seine Existenzberechtigung in den allerersten Anfängen seines Bestehens bereits mit solchem Nachdruck zu beweisen vermag, in den Stand gesetzt wird, sich weiter auszudehnen und zu entwickeln. Wichtig wird ihm vor allem die Unterstützung der ganzen wissenschaftlichen Welt sein. Es braucht kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß jede kleine und große Schenkung hochwillkommen ist. Und manches, was dem Einzelnen in seiner Isolierung wertlos ist, kann im Zusammenhang mit den anderen Schätzen der Bibliothek erheblich an Wert gewinnen. Dann freilich ist es auch die Frage, ob eine private Gesellschaft ein solches Institut auf die Dauer allein wird halten können, und es wäre sehr erfreulich, wenn es gelänge, für eine Sache von so hohem wissenschaftlichen Interesse auch öffentliche, staatliche Mittel flüssig zu machen. Um viel handelt es sich ja hier nicht. Da nur Bücher in Betracht kommen, die nicht im Handel sind, so könnte von einem „Etat für Anschaffungen“ in dieser seltsamen Bibliothek ja nur insofern die Rede sein, als seltene Erscheinungen, die man erwerben müßte, und die sonst nicht zu haben sind, auf dem Antiquariatsmarkt auftauchen. Im übrigen wird es wesentlich darauf ankommen, die Verwaltung und Instandhaltung der Sammlung zu ermöglichen und neue Wege zu ihrer Vergrößerung und Erweiterung zu erschließen. Denn hier ist, hauptsächlich durch die Bemühungen Max Herrmanns, dem der Dank der Wissenschaft für sein Werk sicher ist, und durch die Opferwilligkeit der „Gesellschaft für deutsche Litteratur“ etwas geschaffen worden, das, aus einem überzeugenden und eigentlich naheliegenden, freilich nie ausgesprochenen Gedanken entstanden, seine Lebenskraft und Notwendigkeit in sich selbst trägt.

(National-Zeitung.)

Auszüge.

Ihren achtzigsten Geburtstag haben in der dritten Märzwoche zwei deutsche Schriftsteller gefeiert, die in den litterarischen Kämpfen unserer Tage nicht mehr genannt werden, die aber gleichwohl nicht zum rostigen Eisen gehören. Mit dem Abschluß einiger noch unveröffentlichter Arbeiten beschäftigt, lebt in Dresden Otto Banck, der bis 1894 — fast ein halbes Jahrhundert lang — am „Dresdener Journal“ kritisch thätig war und daneben eine Reihe ursprünglicher, gemütstiefer und wiederum gedankenreicher, epigrammatisch zugespitzter Gedichte schrieb. Seine Lebensleistung faßt in der Leipz. Ztg. (Wiss. Beil. 33) ein warm geschriebener Aufsatz zusammen, der vor allem das Positive an seinen kritischen Arbeiten als dauernd wertvoll rühmt. Gehöre Otto Banck mit seinen geistigen Wurzeln und dem Hauptwachstum seines Wesens einer vergangenen Periode unserer Kunst und Litteratur an, so sei er einer der Wenigen, die sich das Wertvollste, Beste, das in die Zukunft Weisende einer gährenden, aber fruchtbaren Zeit zu eigen gemacht haben und damit von selbst vor raschem Verbraucht- und Vergessenwerden geschützt sind. — Das Gleiche gilt von Heinrich von Reder, dem anderen Achtzigjährigen, der freilich seine Welt- und Kunstanschauung nicht mit einer vergangenen Periode abgeschlossen hat, sondern mit den Jungen wieder jung zu werden verstand. „Was die Besten der Modernen in formeller Beziehung erstrebten, das alles bot Reders Kunst in reichstem Maße“, betont Hans Benzmann (Allg. Ztg., Beil. 65), der zugleich der kräftigen, gesunden Persönlichkeit dieses fränkischen Poeten sich freut. Und Eduard Wahl (Sammler 33, 34), Ernst Kreowski (in zwei verschiedenen Aufsätzen: Münch. Ztg. 66, Tägl. Rundschau, Beil. 66), vor allem aber Reders Landsmann und Kampfgefährte Michael Georg Conrad (M. N. N. 130) schlagen den gleichen Ton an: „Gewiß hat Reder die sprühende Heiterkeit nicht mehr, die ihn in seinen jüngeren Jahren auszeichnete, als die Welt in tausend blühenden Bethätigungs- und Erfolgsmöglichkeiten vor ihm lag wie ein Frühlingstraum. Er hat heiß mit dem dämonischen Leben gerungen, und nicht immer hat er sich als Sieger gefühlt und bis zur Berauschung aus dem Glückskelch der guten Stunde getrunken. Nachdem er sich den Helm vom Haupte genommen und den Schlapphut darauf gestülpt und als ‚Wotan‘ seinen Vertrauten zugewinkt, ist keine geringe Revolution im überkommenen Kram historischer Anschauungen, Wertungen und Gefühle zu bändigen gewesen. Aber so glänzend hat der heroische Mensch und Künstler neue Ordnung in seinem Geisteshaushalt geschaffen, daß er von seinem fünfzigsten bis siebzigsten Jahr das Maximum künstlerischer Energie entfalten und seine stärksten und schönsten Werke schaffen durfte. Bis an die Schwelle des Greisenalters läßt sich's klopfenden Herzens verfolgen, welch eine unerschöpfliche jugendliche Manneskraft in stetiger Entwicklung sich künstlerisch ausformt, wie dieser begnadete Heinrich von Reder, der Dichter, vom Jahre 1854, das seine ersten Soldatenlieder brachte, bis zum Jahre 1896, das er mit seiner letzten lyrischen Publikation ‚Mein Wanderbuch‘ zeichnete, ein Werdender geblieben ist, ein Aufsteigender, ein unverdrossen Schaffender, mochte die Welt ringsum ihr Gesicht in Falten legen, wie sie wollte. Und mochten Töne laut werden und

modische Fanfaren, er hielt treu an seinem reinen Ich-Ton und an seiner selbstherrlichen Reder-Fanfare. Daß alle echte Kunst Persönlichkeits-Offenbarung sei, daß die Schönheit des Werks gleich sei der Fülle und Reinheit der Seele, daraus es geboren, dieser uralte Satz vom Wesen und Wert der Kunst kann mit wachsender Freude am rederschen Schaffen erhärtet werden." Für flatternde Windfahnen-Künstlerschaft der Allzumodernen und für die Schwärmerei der Ueberfeinen von den letzten und tiefsten Nervenzuckungen habe Reder freilich bis auf den heutigen Tag nur jungfeurigen Spott übrig. „Ebensowenig hat er jemals in sich das Geheimnis jener Vielseitigkeit ergründet, die mit Gesinnungslosigkeit identisch ist. Ein Freund der Jungen ist er allzeit gewesen und wie ein Meister-Freund hat er ihnen seine Meinung gesagt und aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Und welch ein gewaltiges Stück münchner Kunst- und Litteraturleben hat der als Achtziger noch so Aufrechte seit einem halben Jahrhundert durchschritten: von den Anfängen Lenbachs und Böcklins, von den ersten Flügelschlägen Scheffels und Greifs und Leutholds, von den apollinischen Abenden des ‚Krokodils' (nach Linggs ‚Das Krokodil von Singapur') mit Heyse, Geibel, Hopfen und allen übrigen Berühmtheiten der münchner Symposions-Dichterschule bis zu den wilden Klubabenden des naturalistischen Sturms und Drangs, bis zu den feuchtfröhlichen Sitzungen am ‚Tische der Ungespundeten' und der Gesellschaft für modernes Leben mit Detlev von Liliencron, Bierbaum, Hanns von Gumppenberg, Panizza, Schaumberg und Schaumberger und der ganzen übrigen Moderne von hier und auswärts, mit Bleibtreu, Henckell, Mackay, Arent, Herrn und Frau v. Suttner, Anna Croissant, Juliane Déry, Ruederer — — Bände ließen sich schreiben, eine wundervolle, überreiche Geschichte des neuen münchner Geistes- und Schönheitslebens, hingesponnen am goldenen Lebensfaden dieses einzigen Mannes und Künstlers Heinrich von Reder."

* *

Erklärt es Conrad in seiner temperamentvollen Art für eine Thorheit, vom Niedergang der Kunststadt an der Isar zu fabeln, so vertritt O. Geller in einer Plauderei „Aus dem münchener Litteratenwinkel" (N. Wien. Tgbl. 77) in aller Entschiedenheit die Ansicht, daß es mit München zusehends bergab gehe. Bei Lenbach und Richard Wagner stehen zu bleiben, über Bierbaum nicht hinauszukommen, das erwähnt er als etliche Symptome. Die Theaterleitung Münchens treibe eine wankelmütige, unberechenbare Politik, bei der keine Litteratur sich schaffensfreudig entwickeln könne. Halbe und Bierbaum seien es allein, die noch intensiv vor die Oeffentlichkeit treten. Ruederer scheine sich grollend zurückgezogen zu haben, nachdem er lange genug gegen den Halbe-Kreis angekämpft hätte. „Auch Keyserling scheint mehr für lustige Nächte im Weinrestaurant ‚Zur neuen Dichtelei' zu schwärmen als fürs Arbeiten, nicht minder Korfiz Holm, der sich vollständig zu den ‚Simplizissimus'-Leuten (jetzt erst?) geschlagen hat. Aber selbst die, die arbeiten — das ist vornehmlich der Halbe-Kreis — verlegen sich immer stärker und deutlicher auf das dekorative Moment." Und so könne man unleugbar eine Ideenassoziation konstatieren, die die Brücke zwischen Litteratur und Malerei schlage und beide Künste aufs innigste einander zu nähern suche. — Von solcher Verbindung weiß in anderer Hinsicht Theodor Herzl aus Wien zu berichten („Theater im ‚Hagenbund'"; N. Fr. Pr. 14204). Dort haben sich Maler und Bildhauer zusammengethan, um obdachlose Bühnenwerke aufzuführen, ein Schritt, den er mit Freuden begrüßt, da eine „grandiose und von Kameradschaft reine Pflege der Kunst daraus hervorgehen könne". Nur mit der Wahl der Stücke ist er nicht einverstanden. Auf einige Szenen aus der „Renaissance" des Grafen Gobineau hätte nicht Hofmannsthals „Tod des Tizian" folgen dürfen. Im Interesse des Autors selbst, vor dessen Ueberschätzung er warnt. „Herr Hugo von Hofmannsthal wird seit etwa zehn Jahren immer wieder und von den verschiedensten Leuten als junger Dichter entdeckt. Das schadet ihm wie ein Prolog, auf den nichts folgt. Zwar haben manche in ihm schon einen ganz großen Dichter erblicken wollen, und es waren unter diesen Ueberwertern sogar gelehrte Häuser, die freilich auch in ihrem Kunsturteile, wie bei Längstvergangenem auf fremde Quellen angewiesen sind. Nein, ein großer Dichter ist Hugo von Hofmannsthal nicht. Bisher noch nicht. Es klingt vielleicht manchen Ohren wie eine Schmähung, wenn man diesem noch jungen Schriftsteller die höchsten Ehren verweigert. Das beweist aber nur, welch ein Lorbeerunfug da wieder einmal getrieben worden ist. Nichts hat Herrn von Hofmannsthal in den letzten zehn Jahren gehindert, eine große eigene Dichtung zu liefern. Wo ist sie geblieben? Er ist ein gewandter, liebenswürdiger, geschmackvoller, belesener Schriftsteller. Es ist viel, wenn man das von einem ernsthaft sagen kann. Die großen Dichter wachsen nicht alle Tage. Was aber die jungen Dichter betrifft, so sind das jetzt andere: Stephan Zweig, Sil Vara, Hans Müller, um nur einige zu nennen, die mir in den Wurf gekommen sind." — Ueber solche jungen Dichter gab's sonst nur wenig zu lesen. Hermann Hesses schweizer Roman „Peter Camenzind", den Fritz Marti als tiefempfundenes, von poetischem Glanz durchsonntes Buch anzeigt (N. Zürch. Ztg. 80), hält Richard Schaukal für arg mißraten (Wien. Abendp. 65). Nach ihm fehlt dem Buche Stil, d. h. Form und künstlerische Bewältigung; nur aus einzelnen Partieen vermag er das Tüchtige und Bedeutende herauszufühlen und einen kleinen Beweis des ungemeinen Talentes zu erblicken, dem er selbst schon wiederholt das Höchste vorausgesagt hat. — Von Schaukals eigener Dichtung spricht in den „Propyläen" (46) Leonhard Adelt. — In einer Studie über Fritz Lienhard, die vornehmlich seinen Dramen „König Arthur" und „Heinrich von Ofterdingen" gilt, berührt Friedrich Wiegershaus (Tägl. Anz. f. Berg und Mark 62, 65) die Frage nach einer nationalen, alles Menschliche groß erfassenden Kunst und streift damit allgemeinere Themen, die auch an anderer Stelle Beachtung fanden. — Den „Niedergang des modernen Dramas und seine Ursachen" untersucht Konrad Falke (Frankf. Ztg. 71), während Wilhelm Lentrodt die „Entwicklung der modernen Dichtung" überhaupt verfolgt (Nat.-Ztg. 191) und dabei zwei Hauptperioden unterscheidet: die des Naturalismus der äußeren Realitäten und die eines psychischen Naturalismus. „Charakteristisch ist es, wodurch sich die zweite Phase des Naturalismus wesentlich von der ersten unterscheidet: die Dichtungen des psychischen Naturalismus werden aus seelischen Nötigungen geboren, sind Verdichtungen, seelische Niederschläge von Erlebnissen, sind Entladungen, Ergüsse, Ausbrüche gespannter Menschen — keine Geburten des Gehirns, des bewußten Intellekts, keine Ausarbeitungen nach Systemen und Theorieen wie bei dem Realismus, sondern Worte und Werke aus den Schauern und Entzückungen der Seele." Indessen würden nach all diesen Niederungen die Gipfel der Kunst jetzt wieder sichtbar. „Das Chaos will einmal wieder Welt werden. Die Kunst soll Ausdruck des Lebens sein. Das Leben aber ist nicht nur ‚là-bas', ist nicht bloß eine scheußliche Tragödie, die sich nicht lohnt, oder nach Wedekind eine Tragikomödie zum Greinen und Grinsen. Die Kunst ist angewandte Weltanschauung. Die Welt aber ist kein kochender Sud im Kessel, kein Durcheinander, sondern ein Kosmos, eine Ordnung, in die auch alle Tragödien des Individuums so gefügt sein müssen, daß sie sichtbar bleibt." — „Neue Bahnen" endlich auf dichterischem Gebiete gewahrt auch O. Anwand (Post, Beil. 12): es ist das befreiende, erlösende, lyrische Moment, die Verinnerlichung, die vor allem durch Maeterlinck in die absterbende realistische Dichtung hineingetragen worden sei.

* *

Zu einer größeren Anzahl von Gedenkartikeln hat das Bühnenjubiläum von Schillers „Wilhelm

Tell" den Anlaß gegeben. Hundert Jahre sind's am 17. März gewesen, seit das patriotische Werk in Weimar zum ersten Male über die Bretter ging. Mit einem Kassenergebnis von 264 Reichsthalern hatte die erste gut besuchte und glänzend aufgenommene Vorstellung abgeschlossen, so berichtet der münchener Archivrat Ernst von Destouches in einer Studie über seinen Vorfahren Franz Destouches, der die erste Musik zum „Tell" komponiert hatte und durch seine dienstliche Stellung — er war Kapellmeister in Weimar — in nahen Beziehungen zu Schiller und Goethe stand (Allg. Ztg., Beil. 64, 65). — Ueber die stuttgarter Erstaufführung des „Tell" am 18. Oktober 1805 bringt Rudolf Krauß zum ersten Male authentisches Material an die Oeffentlichkeit (Schwäb. Kronik 120), über die Bühnenschicksale des Stückes orientieren H. Holstein (Voss. Ztg., Beil. 11), Paul Legband (Berl. Tagbl. 139) und Willy Widmann (Magdeb. Ztg., Beiblatt 11, 12), über die Entstehung des Dramas Emil Reif (Post 125), K. Küchler (Gen.-Anz. f. Elberfeld-Barmen 64), die N. Zürch. Ztg. (76, 77, 78) u. a. — A. Freiherr v. Berger spricht „Zur Zentenarfeier von Schillers ‚Wilhelm Tell'" (N. Fr. Pr. 14210) den sehnlichen Wunsch aus, endlich einmal von dem idealen Schillerkopf befreit zu werden. Statt des blut- und leblosen Idealbildes, das wir uns von seinem körperlichen und geistigen Antlitz machen, thue gesunde Realistik not. „Mit Recht sagt man, Schillers Werke seien geistiges Gemeingut des deutschen Volkes. Aber vom Gemeingut zum Gemeinplatz ist der Weg nicht weit. Ungezählte Verse Schillers, die er in begnadeter Stunde aus heiligen Geistestiefen geschöpft, sind mit der Zeit nicht nur zu vielzitierten geflügelten Worten geworden, sie sind zu Redensarten herabgesunken, zur gedankenlos kursierenden Scheidemünze der Philisterumgangssprache, und haben etwas von deren Banalität angenommen. Dieser Prozeß erstreckt sich nicht nur auf einzelnes, er hat schließlich über den ganzen Schiller die nämliche fade Idealität gebreitet, die vielen das traditionelle Bild seiner leiblichen Erscheinung unausstehlich macht. Vielleicht hat die Schiller-Entfremdung, in der die litterarische deutsche Jugend der Gegenwart aufgewachsen ist, das Gute, daß sie es ihr erleichtert, ihn voraussetzungslos zu betrachten, ihn wieder zum ersten Mal zu lesen und zu erleben. Unberechenbar wären die geistigen Wirkungen einer solchen Neuentdeckung des ursprünglichen Schiller. Wenn ‚Wallenstein' und ‚Tell' nicht existierten und erst heute geschaffen und aufgeführt würden, vielleicht würde das jetzige litterarische Geschlecht in diesen Schöpfungen die Verwirklichung seines verworrenen Ringens nach Verschmelzung von realistischer Naturtreue mit großem Stile erblicken." — Vielleicht wird dazu das große Gedenkfest, das zu Schillers hundertstem Todestage schon jetzt allerorten gerüstet wird, sein Scherflein beitragen. An Bemühungen fehlt es sicher nicht, dem deutschen Volke seinen Schiller würdig nahezubringen. Das zeigt u. a. die großangelegte Säkularausgabe seiner Werke, die bei Cotta gerade zu erscheinen beginnt und deren ersten Band O. Bulle ausführlich anzeigt (Allg. Ztg. 60). — Von Schillers Landsmann und Schüler Friedrich Hölderlin, hauptsächlich von seiner Knabenzeit, spricht Hans Bethge (Nat.-Ztg. 12), von der Rahel, deren Briefe und Tagebuchblätter Hans Landsberg kürzlich herausgegeben hat, Jakob Wassermann (Tag 141) und von den Beziehungen zwischen „Heine und Berlioz" Gustav Karpeles (N. W. Tagbl. 75). — Einen Besuch bei Hartwig von Meusebach schildert Rudolf Baier (Voss. Ztg., Beil. 11); Platens „Konradin" herausgegeben von Erich Petzet bespricht ausführlicher Werner Deetjen (Nat.-Ztg. 188).

* *

Die eigentümlichen Schicksale, die „Shakspere in Frankreich" fand, verfolgt Dr. Erich Meyer (Tägl. Rundsch., Beil. 59, 60). Da ist Voltaire, der 1726 nach London kam, zum ersten Male englische Schauspieler Shakspere tragieren sah und eine kurze Spanne Zeit unter dem mehr äußerlichen Einfluß des Briten stand, da verneigt sich Hénault mit einem höflichen Kompliment vor dem großen Tragiker, um sich bald mit Grauen von seiner „Roheit" abzuwenden, da ruft Garrick, der große Shakspere-Spieler, einen Taumel des Entzückens in Paris hervor, aber mehr ein Staunen und Verwundern als innige Ueberzeugung, da kommt in den Siebzigerjahren gar eine französische Prosa-Uebersetzung von Le Tourneurs heraus, auch in Versen wird Shakspere gar jämmerlich von Ducis übertragen — aber erst mit Talma und den Romantikern von 1830 beginnt eine tiefere Einwirkung Shaksperes auf Frankreich, ohne daß freilich der Brite dort das Verständnis je gefunden und die Bedeutung erreicht hätte, die ihm in Deutschland längst beschieden waren. — Einige neue Bücher aus der Shakspere-Forschung werden in der Voss. Ztg. (125) und der Leipz. Ztg. (J. Riffert; Wiss. Beil. 31) angezeigt: dort die Abhandlung von H. R. D. Anders über „Shaksperes Belesenheit", hier Eduard Engels „Shakspere-Rätsel" und die Biographie von Robert Hessen. — Wie sich „Die russische Justiz im Spiegel des Romans" ausnimmt, zeigt schließlich Ary-Marius Leblond (Hamb. Corresp., Beil. 11).

i. V.: Paul Legband.

„Petrarca, der erste Alpentourist." Von Martin Beck (Für Reise und Wanderung. 1. Beil. z. Voss. Ztg. 125). Petrarca bestieg im April 1336 den Mont Ventoux und schrieb darüber einen ausführlichen Brief.

„Der Ursprung des Harlekins" [Driesen]. Von Eberhard Buchner (Tägl. Rundsch., U.-B. 64, 65); desgl. von Dkn. (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 11).

„Gabriele D'Annunzio und seine dichterische Entwicklung." Von G. Busolti (Allg. Ztg., Beil. 59; Schluß).

„Proletariers Memoiren" [Karl Fischers Denkwürdigkeiten]. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 133); desgl.: „Aus dem Leben eines deutschen Arbeiters." Von Hans Ostwald (Nat.-Ztg. 185).

„Ein Journalistenleben des 18. Jahrhunderts" [Christlob Mylius]. Von Carl Heine (Hamb. Nachr.; Belletr.-litt. Beil. 10, 11, 12).

„Aus dem Jugendleben Friedrich Hebbels." Von J. (Kiel. Ztg. 22111).

„Aus Emil Devrients Nachlaß" [Houben]. Von Eugen Kilian (Allg. Ztg., Beil. 60).

„Die ältesten berliner Zeitungen" [Consentius]. Von C. K. (Nordd. Allg. Ztg. 69).

„Evangelische Pfarrer im Spiegel neuer Romane." Von Wilhelm Lobsien (Dtsch. Welt 24, 25). Behandelt die Romane „Pastor Klinghammer" von Wilhelm Hegeler, „Der Pfarrer von Breitendorf" von W. v. Polenz und „Allein ich will" von Frieda v. Bülow.

„Neues über Gutzkow und das junge Deutschland" [Houbens „Gutzkow-Funde"]. Von M. M. (Wien. Fremdenbl. 76).

„Ein schweizerisches Nationaltheater." Von Eduard Platzhoff-Lejeune (Der Tag 121).

„Berliner Puppenspiele." Von Gotthilf Weisstein (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 12).

„Ein satirischer Roman aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart" [„Der Pfarrer von Markrode" von E. G. Christaller]. Von Ernst Ziel (Frankf. Ztg. 72).

„Ein Servet-Drama" [Richard Paasch]. Von H. (N. Zürch. Ztg. 71).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 11. Als eine kleine Vorstudie zu einer größeren Arbeit über den Zusammenhang zwischen der Bühnenkunst und dem echt deutschen originellen Studentenleben veröffentlicht Wilhelm Fabricius einen Aufsatz über „Eine Glanzrolle der Neuberin". Es war die Darstellung einer Studentenrolle in dem possenhaften „Gespräche im Reiche der Toten", das im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts von Leipzig aus Furore machte. In vierfacher Ver-

kleidung trat darin die Neuberin auf, als Student von Leipzig, Jena, Halle und Wittenberg, und zwar je nach der traditionellen Eigentümlichkeit dieser vier Studententypen als „Schläger, Freund der morgenländischen Sprachen, Zänker und Galant homme", wie Gottsched sie schildert. Seit langem waren diese charakteristischen Merkmale den Studenten eigentümlich. „Der Leipziger galt von jeher als Petit-maître, Stutzer, als Galan, ja lasziv, wie denn auch die eigentliche Heimat der berüchtigten ‚Schürzenstipendien' Leipzig war. In Halle spielte der Pietismus eine große Rolle; viele Studenten, denen nur mit Unterstützung der frankischen Stiftungen das Studieren möglich war, mußten wenigstens zum Schein pietistisch auftreten: nachbarliche Médisance stempelte deswegen die Hallenser in Bausch und Bogen zu Heuchlern. Der Jenenser war wegen seiner Schlagfertigkeit berühmt, oder, wenn man so lieber will, berüchtigt, und diese Nachrede war wohl in ihrer Verallgemeinerung noch am meisten zutreffend. Die Wittenberger galten als Krakehler und hießen ‚Guguksbrüder' von dem einheimischen Bier, dem Guguk, der aus hohen ‚Lasen' fleißig getrunken wurde. In späteren Vorstellungen ist der Wittenberger manchmal durch einen Gießener ersetzt, dem man dieselbe Liebe zum Trunk — auch nicht ganz mit Unrecht — zuschrieb." — Zwei größere Themen, die jetzt aktuellen Reiz besitzen, schneiden Franz Bader und Alfred Beetschen an: jener spricht (11) von der griechischen Tragödie auf der modernen Bühne, und dieser erörtert die Streitfrage eines „schweizerischen Nationaltheaters". — Im 12. Heft zeichnet Ludwig Geiger, im Wesentlichen auf Memoiren sich stützend, das Bildnis Hermann Schönes, des früheren Burgschauspielers, und Eugen Kilian nimmt Stellung zur „Revision des Schlegel-Tieckschen Shakspere".

Deutsche Arbeit. (Prag-München.) III, 2—6. Den wertvollsten litteraturgeschichtlichen Beitrag des neuen Jahrgangs bringt Heft 4, wo Prof. Dr. August Sauer zum ersten Male die Erinnerungen Ulrikes von Levetzow an ihren Verkehr mit Goethe veröffentlicht hat. Diese Aufzeichnungen waren bisher unbekannt, sie sind aus dem Nachlaß Ulrikes 1899 in das aussiger Stadtmuseum gekommen und sind nun von Sauer getreu nach der sehr schwer lesbaren Handschrift abgedruckt und mit erschöpfenden litteraturgeschichtlichen Bemerkungen versehen worden. Die Aufzeichnungen sind schon deshalb wichtig, weil wir in ihnen die erste von Ulrike selbst herrührende Darstellung ihrer Beziehungen zu Goethe in Marienbad und Karlsbad in den Sommermonaten der Jahre 1821 bis 1823 erhalten, die manche älteren falschen Annahmen berichtigt, und ferner deshalb, weil wir von Ulrikes Hand, von der bisher nur wenige Briefzeilen vorhanden waren, nun eine so umfängliche Aufzeichnung besitzen. Ein Faksimile der ersten Seite der Handschrift und zwei Porträts Ulrikes sind dieser Veröffentlichung Sauers beigegeben, die anläßlich des hundertsten Geburtstages Ulrikes in sehr vielen Festartikeln ausgezogen und darum allgemein bekannt geworden ist (vgl. Sp. 781). Für die Zeit der Abfassung dieser Aufzeichnungen hat Sauer vorsichtig die Grenze von 1868 bis 1887 offen gelassen. R. M. Werner meint nun in einer Mitteilung (Heft 6), daß ein Feuilleton der „Neuen Freien Presse" (August 1879) von Heinrich Laube mit seinem witzelnden Ton und seiner auch auf Ulrike sich beziehenden Bezeichnung „Liebschaft" die Veranlassung zu der Darstellung Ulrikens gegeben habe, die ja mit den Worten schließt: „keine Liebschaft war es nicht!" — Die in dem gleichen Hefte veröffentlichten Jugenderinnerungen von Julius Lippert beziehen sich auf seine Gymnasialzeit im Benediktinerstifte Braunau in Böhmen und geben ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten, die die neue, vom Unterrichtsminister Graf Leo Thun eingeführte Studienordnung im österreichischen Schulwesen der Fünfzigerjahre hervorgerufen hat. — Die mit Beginn des neuen Jahrgangs eingeführten allgemeinen Berichte über die neueste deutsche Litteratur hat Dr. Rudolf Fürst mit einem reichhaltigen Rückblick auf die Romane, Novellen, Dramen und Gedichtsammlungen des Jahres 1902 eröffnet (Heft 2) und mit einer Beurteilung der hervorragendsten deutschen Romane des Jahres 1903 fortgesetzt (Heft 6). — Dieses Heft bringt auch eine feine, tiefgreifende Studie über „Die Landschaften und das Naturgefühl bei Adalbert Stifter" von Dr. K. Häntsch. — Die Beilage „Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für Volksbüchereien" von Franz Jesser hat jetzt ihren Abschluß gefunden und wird im April in Buchform erscheinen. — Aus den übrigen Heften seien noch ausführliche Besprechungen einzelner neuer Erscheinungen deutsch-böhmischer Schriftsteller erwähnt, so mehrerer Romane von Anton Schott, zweier Romane von Hans Hauptmann (durch F. Gruner), der Balladen und Schwänke von O. Wiener (durch W. Michel), der „Novellen des Lyrikers" von H. Salus (durch P. Leppin), der drei Einakter „Die Siegreichen" von F. Gruner (durch A. Hauffen).

Deutsche Litteratur- und Kunstzeitung. (Dresden.) I, 1—3. In einem längeren Essai über „Goethes musikalisches Leben" kommt Richard Wulckow nach sorgfältiger Prüfung aller Zeugnisse zu dem Resultat, daß Goethe die Musik in seiner Weise ehrlich geschätzt, daß ihm aber jeder tiefere Einblick in das Wesen und in die Wirkung dieser Kunst, ein durchgebildeter und unterscheidender Geschmack, sowie ein völlig unbeirrtes, unbefangenes Urteil gefehlt habe. Charakteristisch dafür sei einerseits die Stellung Goethes zu den verschiedensten Musikern, sodann seine mehrfach bezeugte Art, die Musik aufzufassen und auf sich wirken zu lassen. Beim Anhören von Musik habe er stets ein sinnliches Bild als Medium des Genusses gebraucht, habe stets nach einer analogen Szene gesucht, die die Musik nach seiner Meinung darstellte. So habe er — im strengen Sinne des Wortes unmusikalisch — bei der Oper immer zuerst das Inhaltliche, Textliche, den Vorgang berücksichtigt und hinter Akkorden nach einem sinnlichen Bilde ausgeschaut. „Gelang es ihm nun nicht, ein analoges sinnliches Bild zu finden, so war die Musik für ihn wirkungslos; sie fand also keinen direkten Zugang zur Empfindung, sondern allein durch das Medium der poetischen Anschauung." Schon hierin liegt die Einseitigkeit und Begrenzung von Goethes Urteilsfähigkeit in musikalischen Dingen begründet, und es ist kaum auffällig, von ihm so eigentümliche Urteile über die verschiedensten Komponisten zu hören. Während er kleine Geister, wie z. B. Wenzel Tomaschek, in ganz ungewöhnlicher Weise überschätzte, während er Zelter und Reichardt als Musiker hochpries, fand er für die großen Schöpfer der neueren klassischen Musik, für Schubert, Weber, Beethoven kein Verständnis. Ja, man „wird zu der Anschauung gedrängt, daß Goethe außer stande war, sich aus der Musik Beethovens die wesentlichsten Eigenschaften dieses Riesengeistes zu konstruieren, aus seinen herrlichen Symphonieen, von denen uns die so überwältigend tiefe Innerlichkeit in aller Deutlichkeit entgegentritt, sich auch nur ein oberflächliches Bild des Meisters zu entwerfen. Er hörte aus dem herrlichen Adagio-Satze der ‚Fünften' nichts heraus von dem inbrünstigen Empfinden, von der tiefen Einkehr der Seele in sich selbst; zu ihm sprechen die unsterblichen symphonischen Werke nichts von der echt deutschen, mystisch angehauchten Seelenstimmung, nichts von dem Dämmerlicht wunderbarer Träume, nichts von seiner himmelstürmenden Phantasie!" — Außer dieser umfangreichen Studie enthält von den vorliegenden drei Heften das erste noch einen knappen Essai von Hugo E. Jüngst über Wilhelm von Polenz, eine Skizze von Wilhelm Holzamer über „Schauspiel und Schauspielkunst", sowie einen Aufsatz von Gustav de Rossi über „Immermanns Wegbereiter in Düsseldorf" — den Theaterdirektor de Rossi. — Im 2. Hefte plaudert Hugo E. Jüngst „Vom deutschen Feuilleton", und Th. Ebner liefert eine litterarische Charakterstudie Clara Viebigs; zu Friedrich Spielhagens 75. Geburtstage stellt sich der Herausgeber (3) mit einem Geleitwort ein; Johannes Gaulke spricht von „Realismus

und Idealismus in der Kunst", während H. E. Jüngst wiederum auf den jungen Wilhelm Schmidt-Bonn aufmerksam macht.

Deutschland. (Berlin.) II, 5, 6. In die ferne Zeit, da Angeln und Sachsen ein überseeisches Deutschland schufen, da es eine auch England mit umfassende deutsche Litteratur gab, führt ein Aufsatz Ferdinand Vetters über „Beowulf und das altdeutsche Heldenzeitalter in England". Kein einziges der Völker Europas außer den Griechen besitze ein so altes und ehrwürdiges Zeugnis des Lebens und Fühlens seiner grauen Vorzeit, wie es der Deutsche an dieser ältesten Dichtung eines hochbegabten deutschen Stammes habe. „Und es ist unsere Vorzeit, unsere Poesie, unser Fühlen und Denken, was dieser heut uns so fremdgewordene deutsche Stamm in dem Gedicht von Beowulf uns erhalten hat." Ungefähr um 700 n. Chr. sei das Werk entstanden; da habe ein Angelsachse mythische, aus der norddeutschen Heimat stammende Sagen und Heldenthaten skandinavischer, ostgermanischer Herkunft zusammengefaßt und einen treulichen Spiegel der Zustände im damaligen Altengland geschaffen. Wie schwer falle uns angesichts dieser Thatsache die Vorstellung, daß einst ein halbes Jahrtausend lang dieses England ein Teil Deutschlands war, dieses England, das seine Kultur und Sprache seither nicht nur über Nordamerika, sondern auch über Australien und Südafrika ausgedehnt hat. Eine geschichtliche stolze Thatsache sei jener geistige Pangermanismus der Vorzeit: „er lebt weiter in der Litteratur der Völker Goethes und Richard Wagners und Shakspeares; er ist die Grundbedingung auch unserer gesunden geistigen Entwicklung; er ist der einzige, den der deutsche Schweizer kennt". — Neben einem Beitrag von Th. Achelis zur „Mythologie und Völkerkunde" enthält das 6. Heft noch einen Aufsatz von Theodor Ebner über „Eine schwäbische Dichterin", über Isolde Kurz. Biographisches und Kritisches erscheint da miteinander verwoben, um die Entwicklung der Dichterin klarzustellen und die Wurzeln ihres Wesens bloßzulegen. Zu einer Höhe der Welt- und Lebensanschauung habe Isolde Kurz sich mutig durchgerungen, und so wolle sie, eine „vornehme und ernste Natur durch und durch, auch nur von denen verstanden sein, die gleich ihr des Lebens Freuden in dem Mut des Leidens und des Lebens Not in der feigen Verehrung der hohlen und trügerischen Ideale der Gegenwart erblicken".

Nord und Süd. (Breslau.) Aprilheft. In einem feinsinnigen Essai hat einst Zola das Schaffen Alphonse Daudets analysiert und vor allem dessen Prosa und Romane eingehender gewürdigt. Leicht war er über die Verse seines Freundes hinweggeglitten. Und dennoch ist — so urteilt Max Hoffmann — in „Daudets Debüt" schon der ganze Poet mit seiner schalkhaften Ironie, seinem graziösen Esprit und seiner koketten Lustigkeit enthalten, in jenen „Amoureuses", die die ersten poetischen Schwingungen seines jugendlichen Herzens mit provençalischer Leichtigkeit und Ausdrucksfähigkeit wiedergeben. Schon bei jenem ersten Auftreten auf dem kritischen Theater hat sich Daudet als ein wahrer Prinz aus Genieland gezeigt, der bar bezahlte und keine Vorschußlorbeerkrone verlangte. „Nicht ohne Bedeutung hat Daudet sein erstes Buch, das die poetische Ausbeute seines siebzehnten bis einundzwanzigsten Lebensjahres enthält, die ‚Verliebten' genannt; denn die Liebe ist es, die darin die Hauptrolle spielt, mag sie nun als Leidenschaft der Liebenden oder als herzliches Gefühl der Mutter für das Kind oder als freundschaftliches Verhältnis zwischen Mensch und Tier zu Tage treten. Und das alles ist mit einer zarten Anmut, einer keckeen, spöttischen Naivetät hingeträllert, daß wir einen Troubadour zu vernehmen glauben und den echten Südfranzosen vor uns sehen, wie ihn Zola schildert: ‚Mit der zarten nervösen Schönheit eines arabischen Pferdes, wallendem Haar, seidenweichem Bart, großen Augen, kleiner Nase und sanftem Mund, mit einer von geistiger und sinnlicher Anmut durchhauchten Gestalt, in der etwas von einem französischen Gecken und einem orientalischen Weibe war,' so bezauberte er alle, die ihm näher traten. Und dieser Zauber geht auch von seinen Versen aus." — In einer breit angelegten Studie über Gustav Frenssens gesamtes Schaffen widerspricht Oskar Wilda der Annahme, als hätten die Hunderttausende, die den „Jörn Uhl" verschlungen haben, es aus reiner Modesucht gethan. Es sei der begründete Ruf dichterischer Stärke und Ursprünglichkeit, der all die Tausende dazu verlockt habe, und ein heimlicher stiller Zauber ziehe immer wieder in die Welt des Romanes, bis er uns sanft wieder freigebe oder wir uns sacht von ihm lösen. Hinsichtlich des gesamten Schaffens erfreue in Frenssens Werken das Heimatgefühl, das bei aller Intensität von engherziger Beschränktheit frei sei, ebenso wie Frenssens Christentum, das, frei von aller dogmatischen Starre, an sittlichen und religiösen Idealismus sich wende. „Es ist beachtenswert, daß in allen drei Werken das Wetterleuchten der zur Einigung des Vaterlandes, der größeren Heimat führenden Kriege hineinzuckt in die Geschicke jener holsteinischen Gestalten."

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVIII, 3. Der hundertste Geburtstag Eduard Mörikes, der in den Herbst dieses Jahres fällt, wird davon Zeugnis ablegen, daß eine große, stets zunehmende Freundesschar dieses Schwaben gern gedenkt. In Stuttgart rüstet man sich, das Grab des Dichters mit einem neuen Denkmal zu schmücken, und immer intensiver wird die Beschäftigung mit dem Lebenswerk des prächtigen Mannes. In einer biographischen Studie weist Kurt Warmuth darauf hin, wie sich die Stimmen in letzter Zeit gemehrt haben, die für Eduard Mörike eintraten und seine Lyrik dem Volk mitzuteilen suchten. „Theodor Storm und Paul Heyse waren mit die ersten, die seine Bedeutung erkannten. Martin Greif und Detlev von Liliencron haben ihn besungen. Adolf Bartels und besonders unser heimischer Dichter und Kunstkenner Ferdinand Avenarius haben immer von neuem auf ihn hingewiesen." Dann schrieben Notter, Kaiber, Karl Fischer und Harry Maync über ihn, und neuerdings erschienen die von Rudolf Krauß herausgegebenen Briefe Mörikes, in denen sein feines, tiefes Dichterherz sich am schönsten offenbart. — Ueber „Herders Verhältnis zur Schule" weiß Jaro Pawel viel Rühmendes zu sagen; auch hier habe er gewaltige, große Ideen geäußert, umsomehr, als es ganz im Innersten seines Wesens lag, als wahrer Apostel der Humanität gerade für die Pflege und Bildung der jugendlichen Seele zu sorgen und diese verantwortungsvolle Aufgabe mit der ihm eigenen Freudigkeit und Freigebigkeit zu fördern. — Im 2. Hefte beschließt Reinhard Dietel seinen Aufsatz über „Die Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft"; A. Denecke faßt „Sittengeschichtliches aus Abraham a S. Clara" zusammen, und Hermann Unbescheid schildert die innere Einrichtung, die Schätze und den Zweck des jungen „Schiller-Museums in Marbach".

„Johann Ludwig Runeberg." Von Dr. Wolrad Eigenbrodt (Der Türmer, Stuttgart; VI, 6).

„Ein Moderner aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts" [Johann Christian Günther]. Von Dr. Carl Enders (Der Türmer, Stuttgart, VI, 6).

„Heinrich Sohnrey, ein deutscher Volksdichter und Apostel bäuerlicher Wohlfahrtspflege." Von Hermann Jahnke (Archiv für Lehrerbildung, Jena; I, 17 u. 18).

„Johannes Wedde als Dichter" [vgl. LE V, 1587]. Von Ernst Kreowski (Die Neue Zeit, Stuttgart; 22, 24).

„Lulu von Strauß und Torney" [vgl. LE V, 1455]. Von W. Lennemann (Niedersachsen, Bremen; IX, 12).

„Franz Adam Beyerlein." Von Dr. R. Pissin (Zeitstimmen, Tuntschendorf, Pr.-Schl.; Märzheft).

„Hans Benzmann, der Dichter der Heide." Von Wilh. Popp (Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung, Berlin; 18, 6).

„Grabbe, der Mensch." Von Hermann Reinhold (Janus, Jauer; I, 12).

„Abraham a Sancta Claras Werke", 1. Bd. [Herausgegeben von Hans Strigl.] Von Anton E. Schönbach (Deutsche Litteratur-Zeitung, Berlin; 25, 11). Schönbach faßt sein Urteil in die Worte zusammen: „Herr Strigl hat in diesem Bande die Schriften Abrahams a Sancta Clara nicht herausgegeben, sondern bearbeitet, zugerichtet, wie es ihn gut dünkt."

„Die Kelten des britischen Inselreiches und die heutigen Versuche zur Wiederbelebung ihrer Litteratur." Von Frhr. O. von Schleinitz (Die Kultur, Wien; V, 1).

„J. G. Herder." Von Hermann A. Stark (Die Kultur, Wien; V, 1).

„Neue Lyrik." Von H. Ströbel (Die Neue Zeit, Stuttgart; 22, 25). Würdigt Liliencrons „Bunte Beute" und Dehmels „Zwei Menschen".

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

In der „Revue bleue" vom 20. Februar setzt Albert Sorel seine Uebersicht über die napoleonische Heldensage („L'Epopée napoléonienne: poètes et musiciens"; vergl. Sp. 859) fort und behandelt die Komponisten, die sich des Stoffes bemächtigt haben, insbesondere Beethoven und Berlioz. — J. Ernest-Charles schreibt über das soeben erschienene Werk von Fernand Baldensperger: „Goethe en France" (Hachette). Er hebt hervor, wie sehr Goethes „Werter" anfangs in Frankreich Anklang fand, wo Rousseaus „Nouvelle Héloïse" die Geister für diese Stimmung empfänglich gemacht hatte. Es sei schwer, den Einfluß einer Persönlichkeit wie derjenigen des großen deutschen Dichters genau festzustellen. Nur der unwillkürliche Eindruck scheine ihm hier maßgebend. Leute wie Barrès und Bourget, die Goethe des öfteren zitieren, thun dies seiner Ansicht nach nur, um ihre Theorieen gleichsam unter die geistige Schutzherrschaft eines großen Mannes zu stellen. Seinen kosmopolitischen Geist verdanke Goethe den Franzosen, und die Vorherrschaft dieses französischen Geistes in Europa werde ihm auch in Zukunft jenen Titel eines Fürsten der Menschheit wahren, den Charles de Villiers ihm beilegte. — Die Tragweite dieser Ausführungen wird natürlich durch diese kurze Wiedergabe wesentlich beeinträchtigt. Jedenfalls wird man gut thun, das ausgezeichnete Werk Baldenspergers selbst zur Hand zu nehmen. Uebrigens ist der Verfasser in Deutschland längst kein Unbekannter mehr. Sein prächtiges Buch über Gottfried Keller (1899) wird jedermann noch lebhaft in der Erinnerung sein. — In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf das tüchtige Buch von Spenlé: „Novalis, Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne" (Bibliothèque de la fondation Thiers) hinweisen, das gleichfalls bei Hachette erschienen ist. (Auf beide Werke kommen wir noch zurück. D. Red.)

In der „Revue des deux mondes" schreibt Henry Houssaye über die letzten Tage Napoleons in Frankreich nach der Schlacht bei Waterloo („La route de St. Hélène. Les derniers jours de Napoléon en France"). Der Artikel ist als eine Forsetzung der bekannten Schriften Houssayes „1814" und „1815" (erster Teil) zu betrachten. — Die Nummer vom 15. März enthält eine Geschichte des Sonetts aus der Feder René Doumics von Marot und Ronsard bis Hérédia, Verlaine und H. de Régnier (vergl. über das Thema den Essai von Otto Hauser: LE IV, Heft 10 u. 11). — T. de Wyzewa schreibt über den Dänen Johannes Joergensen, dessen Schriften auch in deutscher Uebersetzung vorliegen (vergl. Sp. 476).

Der „Mercure de France" bringt einen längeren Aufsatz von Paul Léautaud über Henri de Régnier als Dichter und Romanschriftsteller. — Remy de Gourmont bekämpft in seinem Artikel „La rhétorique" von neuem die Theorien Albalats („L'Art d'écrire enseigné en vingt leçons etc."; vergl. LE V, 121, 1573). Für so wertlos wie Gourmont halte ich die allerdings wenig stichhaltigen Aussagen Albalats nicht. Seine Schriften bilden ein würdiges Pendant zu dem Büchlein Banvilles: „Petit traité de versification française", das sich in längst entschwundenen Zeiten gleichfalls einer traurigen Berühmtheit erfreute. Es ist dasselbe Prinzip, auf ein anderes Gebiet übertragen. Das hauptsächliche Verdienst des Verfassers besteht darin, daß er Gourmonts Widerspruch erregte. Verdanken wir ihm doch bereits: „Le problème du style" (im Verlage des Mercure de France) und neuerdings diesen Aufsatz.

Im „Ermitage" (1. März) erscheinen Gedichte von Walt Whitman in der Uebersetzung von Louis Fabulet; Jaques Copeau schreibt über den Dramatiker Paul Hervieux, und Francis Jammes fährt mit der Veröffentlichung seiner philosophischen Fragmente fort. — Die „Revue de Paris" vom 1. und 15. März enthält eine gediegene Arbeit von Romain Rolland über Hektor Berlioz als Mensch und als Künstler. Als Material verwendet Rolland in erster Linie das Buch von Julien Tiersot („Hector Berlioz et son temps") und die Memoiren des Komponisten. Bekanntlich war Berlioz auch ein bedeutender Schriftsteller und Kritiker. Die Parallele mit Wagner wird konsequent durchgeführt.

In der „Revue des Idées" vom 1. März bringt Jules de Gaultier seinen Essai über Schopenhauer und Nietzsche zu Ende. Man ist erstaunt, zu sehen, wie groß Nietzsches Einfluß in Frankreich ist. Während man sich in Deutschland nur zu oft mit dem schwächlichen Buche von Theobald Ziegler und einigen ad hoc geschriebenen Broschüren begnügt, ist man hier bemüht, die Gedanken des Philosophen in ihrer Tiefe zu verstehen und zu verarbeiten. Den Kenner der französischen Litteratur wird dies kaum befremden. Nietzsche war längst der Weg geebnet durch die aristokratische Moral eines Renan und durch Taine, der endgültig mit dem Rationalismus gebrochen hatte. Endlich hatte sich Nietzsche wie bekannt selbst an der französischen Litteratur herangebildet (vergl. u. a. den Aufsatz von Elisabeth Förster-Nietzsche: „Nietzsche und die Franzosen" in der „Zukunft" vom 18. März 1899). Die französische Uebersetzung von Nietzsches Werken (besorgt von Henri Albert) erscheint im Verlage des „Mercure de France" und liegt bis auf die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" vollständig vor.

Obwohl ich bereits in meinem letzten Briefe (Sp. 859 f.) auf den zweiten Band von Taines Korrespondenz hingewiesen habe, möchte ich in diesem Zusammenhange nochmals auf das Werk zurückkommen. Im Jahre 1870 trug sich Taine mit dem Gedanken einer größeren Arbeit über Deutschland, wahrscheinlich im Sinne seiner (soeben im Insel-Verlag in Ernst Hardts deutscher Uebersetzung erschienenen) „Notes sur l'Angleterre", wo litterarische Bemerkungen Hand in Hand gehen mit allgemein politischen oder historischen Erörterungen und einer treffenden Kritik der Sitten und des Volkscharakters. Während des Winters 1869/70 hatte er sich durch umfassende Studien auf das Werk vorbereitet. Im Monat Juni reiste er dann nach Frankfurt am Main und von dort über Weimar nach Dresden. Der Tod seiner Schwiegermutter rief ihn am 12. Juli plötzlich nach Paris zurück. Wenige Tage darauf brach der Krieg aus. Taine verzichtete in der Folgezeit darauf, sein bereits begonnenes Werk zu Ende zu führen. Bei dieser Gelegenheit sprach er die Worte, die so recht seine edle Gesinnung kennzeichnen: „Nous ne pouvons plus être impartiaux". Der 2. Band der Korrespondenz (S. 357 bis 374) bringt nun einige Auszüge aus dem Material,

das sich Taine zurechtgelegt hatte. Sehr lehrreich sind seine Aufzeichnungen über Gespräche mit Karl Hillebrand, dem Professor für fremde Litteratur an der Universität von Douai. Hillebrand übersetzte u. a. die Geschichte der griechischen Litteratur von Ottfried Müller ins Französische. Taine referierte damals über das Werk im „Journal des Débats“ vom 6. November 1865. Ueberhaupt scheinen die Beziehungen zwischen den beiden Männern ziemlich reger Natur gewesen zu sein. — Außerordentlich interessant ist die Kritik, die Taine hier an der deutschen Kultur übt. Sein gründliches logisches Verfahren, das eine Unmasse von harmonisch durchgearbeitetem Material herbeizieht, zeitigt oft dieselben Resultate wie die geniale Intuition Nietzsches. Dies mag wohl daher kommen, daß der Maßstab, mit dem beide an die deutsche Kultur herangehen, der gleiche ist, nämlich das Stilprinzip, das die Franzosen als ein Erbstück der griechisch-römischen Kultur übernommen haben. Taine spricht es direkt an einer Stelle aus: Was die Deutschen Form nennen, ist mir die Hauptsache („Ce que les Allemands appellent la forme, est pour moi l'essentiel“). Was von deutscher Seite an französischen Schriftstellern so oft als „Rhetorik“ verschrieen wird, deutet Taine als das Kompositionstalent („qualités de composition“). Er wundert sich über die unzureichende Gliederung des Stoffes und den Mangel an Steigerung des Effektes bei den Deutschen, über ihre Form- und Stillosigkeit. In Uebereinstimmung mit Nietzsche beklagt er das Darniederliegen der deutschen Prosa. Sogar Goethes Stil kommt ihm langweilig vor. „A mon sens la ‚Guerre de trente ans‘ de Schiller, ‚Dichtung und Wahrheit‘, ‚Wilhelm Meister‘, les ‚Affinités électives‘ de Goethe sont mal écrits, ou plutôt ne sont pas écrits; il y a un fonds de phrase académique; ils ignorent la valeur d'un mot, d'un tour, ils ne savent pas syncoper, mettre un point en lumière, faire voir un geste, un bout de paysage. Vingt petits récits dans la ‚Vie parisienne‘ sont supérieurs, et tous nos grands écrivains, Mérimée, Stendhal, Balzac, George Sand, les dépassent de cent pieds. — Mêmes différences entre leurs tableaux et les nôtres.“

Im übrigen wird Taine auch den Vorzügen der deutschen Kultur vollauf gerecht (cf. Giraud: Essai sur Taine: Appendices). Diese Bemerkungen in seiner Korrespondenz waren die ersten kritischen Ansätze seiner Gedanken. Er hätte den negativ-kritischen Teil durch einen positiven ergänzen müssen. Aufgrund der vorhandenen Skizzen kann man nur bedauern, daß der Mann, dessen Gedankenmacht und hohe Unparteilichkeit uns ein einzig dastehendes kultur-kritisches Werk versprach, durch den Zwang der Verhältnisse an der Vollendung seines Werkes gehindert wurde. —

Trotz der vorgerückten Saison ist noch kein Ermatten in der Romanproduktion zu bemerken. Bei Plon erscheint „La commune“ von Paul und Victor Margueritte. Dieser historische Roman ist die Fortsetzung der drei vorhergehenden („Le désastre“, „Les tronçons du glaive“, „Les braves gens“) und zugleich ihr Abschluß. Die ganze Reihe trägt den gemeinsamen Titel „Une époque“ und umfaßt die Ereignisse vom Juli 1870 bis Juni 1871. Im „Temps“ (20. März, La vie littéraire) hebt Gaston Deschamps, nicht mit Unrecht, hervor, daß die Gebrüder Margueritte in ziemlich umfangreicher Weise von ihrem Rechte Gebrauch gemacht haben, Wahrheit und Dichtung mit einander zu verbinden. So ist in erster Linie die Handlungsweise von Thiers, dem bekannten Gelehrten und Staatsmann, in ein schlechtes Licht gestellt worden.

Die Uebersetzungen von Beyerleins „Jena oder Sedan?“ und Bilses „Aus einer kleinen Garnison“ haben einen gewissen Leserkreis gefunden. Die Kritik, z. B. im „Mercure de France“ und in der „France militaire“, verhielt sich durchaus objektiv. Als Kuriosum möchte ich erwähnen, daß der Leutnant Charly in der „Librairie illustrée Tallandier“ einen Roman veröffentlicht unter dem Titel: „Une petite garnison française“. Freilich sind es keine sensationellen Enthüllungen, denen wir hier begegnen, sondern mehr die altbekannten französischen Militärtypen, wie sie uns schon aus den Humoresken von Georges Courteline, allerdings in etwas verzerrter Form, bekannt waren.

Fasquelle giebt einen neuen Roman von Gustave Geffroy, dem Mitgliede der Akademie Goncourt, heraus: „L'Apprentie“. Geffroy hat sich in der litterarischen Welt durch seine journalistische Thätigkeit, insbesondere durch seine Kunstkritiken, einen Namen erworben. „L'Apprentie“ enthält die Lebensbeschreibung einer kleinen Familie in den Faubourgs von Paris. Bemerkenswert ist die Schilderung des Treibens auf den Straßen, der Volks- und Familienszenen. — Madame Marcelle Tinayre, die Verfasserin der Maison du péché, versetzt uns mit ihrem neuen Roman „La vie amoureuse de François Barbazanges“ (Calmann-Lévy) abermals in das 17. Jahrhundert zurück. Einzelne Kapitel sind sehr gut geschrieben; der Stil korrekt und lobenswert. Das Buch hinterläßt den Eindruck eines mehr angenehmen als bedeutenden Werkes.

Am Théâtre français wird „L'Etrangère“ von Alexandre Dumas fils aufgeführt. Es war das erste Stück, das Dumas für die klassische Bühne der comédie schrieb. Der Eindruck auf das Publikum scheint sich mit der Zeit nicht abgeschwächt zu haben. Auch „L'ami des femmes“ vom selben Verfasser wird zur Zeit mit unverändertem Erfolg gegeben. — Die neue fünfaktige Komödie von Paul Gavault und Georges Berr: „La dette“ ist im Odéon mit Beifall aufgenommen worden. — An der „Renaissance“ wird „Le mannequin d'osier“ von Anatole France gespielt, eine Bearbeitung des gleichnamigen Romans. — Die volkstümlichen Vorstellungen, die unter der Leitung von Adrien Bernheim veranstaltet werden (L'Oeuvre des trente ans de théâtre), erfreuen sich einer wachsenden Beliebtheit. Schauspielertruppen der verschiedenen staatlich unterstützten Bühnen geben in den entlegeneren Stadteilen von Paris zu mäßigen Preisen Stücke aus dem klassischen Repertoire. Zwischendurch werden modernere Sachen, Monologe u. s. w. vorgetragen. L'Oeuvre des trente ans de théâtre ist nicht mit den wirklichen Volkstheatern zu verwechseln, wo Liebhabertruppen Stücke meist jüngerer Autoren zur Aufführung bringen, wenngleich auch hier das klassische Repertoire zur Geltung kommt.

Seit einiger Zeit giebt die „Bibliothèque internationale d'édition“ unter dem Titel „Les célébrités d'aujourd'hui“ eine Reihe von modernen Biographieen heraus, die trotz ihrer Unvollständigkeit — es handelt sich zum weitaus größten Teil um noch lebende Schriftsteller — einem wahren Bedürfnisse des Publikums zu entsprechen scheinen. Allgemein interessant werden diese Büchlein durch ihre vollständige Bibliographie und einen Anhang mit Auszügen aus der Kritik. Bis jetzt sind unter anderen erschienen: Paul Adam von Marcel Batilliat, Octave Mirbeau von Edmond Pilon, Remy de Gourmont von Pierre de Querlon, Nietzsche von Henri Albert, Donnay von R. Le Brun, Jules Lemaitre von Sansot-Orland. Ich möchte darauf hinweisen, wie sehr ein solches Unternehmen auch für Deutschland wünschenswert erscheint*). Welche Erleichterung, zumal für den Ausländer, der sich mit deutscher Litteratur befaßt!

Schließlich sei noch erwähnt, daß kürzlich eine wertvolle Anthologie der modernen französischen Dichtung erschienen ist („Poètes d'aujourd'hui 1880—1900. Morceaux choisis“), als deren Herausgeber Léautaud und Ad. van Bever zeichnen.

Jean Morel.

*) Angestrebt wird dergleichen in der leider allzu uneinheitlich angelegten Sammlung „Moderne Essais“ (Berlin, Gose & Tetzlaff). Ferner beginnen jetzt die auf ähnlichen Prinzipien beruhenden Monographieen-Sammlungen „Die Litteratur“ (Berlin, Bard, Marquardt & Co.) und „Die Dichtung“ (Schuster & Loeffler). D. Red.

Westschweizerischer Brief.

Unter den neueren Publikationen steht das reichillustrierte Werk „La Patrie Vaudoise“ von Armand Bautier (Lausanne, G. Bridel. 15 Frs.) an erster Stelle. Unser Publikum liebt diese meist erst nach einem günstigen Resultat der Subskription in Angriff genommenen Monographieen, die sich von den Prachtwerken verwandter Art durch ihren wertvollen und zuverlässigen Text vorteilhaft unterscheiden. Bautier ist zweifellos einer der besten Kenner des Waadtlandes, und sein Werk befriedigt nicht nur ethnographische und geographische, sondern auch historische und litterarische Interessen. Nach Form und Inhalt, Ausstattung und Illustration kann es als vorbildlich bezeichnet werden. — Einen neuen Ton finden wir auch in dem nicht minder interessanten Versuche, die Dichter des französisch redenden Wallis zum ersten Mal als eine Gesamtheit dem Publikum vorzustellen („Les Poètes du Valais Romand, avec une introduction et des notices biographiques, préface de Virgile Rossel“; Lausanne, Couchoud). Daß unter diesen zwei Dutzend Poeten mit meist unbekannten Namen sich wenig Meistersinger befinden, wird niemanden, der die walliser Verhältnisse und ihren Mangel an einer numerisch bedeutenden, geistigen Aristokratie kennt, ernstlich überraschen. Und doch war es ein ausgezeichneter Gedanke, eine Gruppierung dieser bescheidenen dichterischen Talente zu versuchen, die sich durch die klimatischen Eigentümlichkeiten ihres Landes, ihre wundervolle Geschichte und ihre stark klerikale Erziehung von der protestantischen, um die zwei großen Seen sich gruppierenden Westschweiz aufs stärkste unterscheiden. Die Eröffnung des Simplontunnels wird die Aufmerksamkeit Europas, vor allem des deutschen Lese- und Reisepublikums, das sich gegenwärtig aus den Schilderungen Ernst Zahns für die Gotthardgegend begeistert, etwas mehr nach dieser Richtung lenken. Einstweilen haben wir an dieser walliser Anthologie und an der trefflichen soziologischen Studie des Wallisers L. Courthion („Le Peuple du Valais“; Genf, Jullien) Dokumente ersten Ranges für die Kenntnis und Beurteilung dieses merkwürdigen Volksstammes.

Außer der ausgezeichneten, im Auftrage der Familie von Marie Dutoit verfaßten Biographie Frau E. von Pressensés (Paris, Fischbacher. 1904) hat uns das letzte Vierteljahr an bedeutenden Bucherscheinungen wohl nichts gebracht.

Sehr lebhaft ist es im Theater zugegangen. Paris hat uns mit klassischen und modernen Wanderaufführungen beglückt: „Hernani“, „Aiglon“, „Cyrano de Bergerac“ und die unmögliche dramatische Bearbeitung der goncourtschen „Germinie Lacerteux“ sind mit wechselndem Erfolg über unsere Bühne gegangen. Die lausanner Truppe studierte Daudet-Bizets „Arlésienne“ und einen Brieux-Zyklus ein, dessen Gelingen für unsere ethisch stark interessierten Theaterbesucher charakteristisch ist. Etwas ratloser, aber doch sympathisch standen sie den zwei Erstaufführungen der Oeuvre-Truppe, „Rosmersholm“ und „Klein Eyolf“ gegenüber. Ein antialkoholisches Tendenzstück „L'Araignée“ des neuenburger Journalisten Walther Biolley (demnächst im Buchhandel erscheinend), dem es an wirklich packenden und gewaltigen, aber auch an schleppenden und krassen Szenen nicht fehlt, wird in den meisten westschweizerischen Städten eben einstudiert oder ist schon gespielt worden. — Einen fröhlichen und durchschlagenden Erfolg hatten die drei Dramolets (darunter zwei Einakter) „Le Rendez-vous d'Elvire“, „Le Sac à Douilles“, „Les quatre doigts et le pouce“, die René Morax durch die dramatische Gesellschaft „La Muse“ in Lausanne und Vevey fünfmal aufführen ließ. Die mitunter etwas grobe Komik dieser bäuerlichen und militärischen Lustspiele verdankt ihre überaus beifällige Aufnahme der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers, seinem feinen Sinn für das Komische und seiner gründlichen, auf sorgfältigen Studien und langer Erfahrung beruhenden Kenntnis des Volkscharakters. Da nun einmal ein gutes, lokales Lustspiel in unseren ernsten Zeiten mehr „zieht“, als das beste Trauerspiel, so ist Morax eben mehr als je der Mann des Tages, mögen auch seine früheren Stücke „Quatembernacht“ und „Claude de Siviriez“ ganz andere künstlerische Qualitäten aufweisen.

In der „Semaine Littéraire“ berichtet Dino Rigoni (519) über D'Annunzios neue Gedichte „Laudi del Cielo“, zugleich mit den „Canti del Castelvecchio“ des Pascoli und Aurelio Costanzos lyrischem Dantegedicht (vgl. Sp. 792). Gaspard Vallette läßt in zwei gründlichen Aufsätzen das Rousseaubuch von J. F. Nourisson (durch dessen Sohn Paul kürzlich bei Fontemoing-Paris herausgegeben) die verdiente Abfertigung erfahren (523/24). Das Gebiet der Religionsphilosophie betreten M. Millioud (525) mit seiner Studie über des verstorbenen Auguste Sabatiers „Religion de l'Esprit“ (Paris, Fischbacher) und F. Duperrut (522) mit einer Würdigung des Werkes „Libre pensée et protestantisme libéral“ von dem bekannten elsässer Schriftsteller und pariser Pastor Charles Wagner (Fischbacher), dessen Bücher „La Vie Simple“, „Vaillance“, „Jeunesse“, weit über den französischen Protestantismus hinaus in zahlreichen Auflagen gedrungen sind. — E. A. Naville (531) schildert „ein historisches Problem“ aufgrund der neuen Correspondance intime et inédite de Louis XVII. (Naundorff) 1834 à 1838 (Paris, Dogron). Die Nummern 529 bis 533 endlich enthalten das Resultat einer Umfrage über das Frauenstimmrecht in Kirche, Schule und Politik, zu der sich Frauen, Schriftsteller und Gelehrte in verschiedenster Weise äußern. Nicht uninteressant ist auch die Zusammenstellung von Aeußerungen namhafter Denker aus aller Herren Ländern über das Verhältnis des Patriotismus zur Menschenliebe, die in der „Tribune Libre“ (La Chaux-de-Fonds; 6 bis 9) veröffentlicht wird. Ebenda (1903, 50; 1904, Nr. 4) versucht Walter Biolley die Bedeutung des Alkohols in der Litteratur zu bestimmen und kommt dabei unter anderem auf die Werke eines Rabelais, Shakspere, Lafontaine, Béranger, Claude Tillier, Eugène Sue, Erckmann-Chatrian, Dickens, Loti, Zola und Lucien Descaves zu sprechen.

In der Lausanner Zeitung (Supplement, 13. Febr.) zeigt der Historiker A. de Molins das von A. de Cazenove neu herausgegebene „Journal de voyage“ der Madame de Cazenove-d'Arlens an (Paris, Picard Fils, 1903), aus dem über Napoleon und Benjamin Constant mancherlei Neues zu erfahren ist. — Die Zeitschrift „La Russie“ bittet mich zu berichtigen, daß nicht L. Séché, wie ich einer Zeitungsnotiz nach glauben mußte, sondern ein dreiköpfiges anonymes Komitee die Redaktion besorge. Das reich illustrierte und in jeder Beziehung wohlausgestattete Blatt hat es vorwiegend auf Informationen abgesehen und steht außer aller Beziehung mit der in der Schweiz sehr lebendigen Freiheitsbewegung Jungrußlands. — Von seinen gehaltvollen Aufsätzen aus dem Zofinger Centralblatt hat Edmond Gilliard einen „Henry Warnery: Premières poésies, sur l'Alpe, le Chemin d'Espérance“ betitelten Sonderdruck (Lausanne, Payot) veranstaltet, der freilich die posthumen Gedichte nicht mehr berücksichtigt, aber doch von dem Schaffen des großen Verstorbenen ein treues und liebevolles Bild giebt.

Edouard Rod wird, ohne sich einstweilen fest zu binden, an der lausanner Hochschule diesen Sommer fünf Stunden litterarische Vorlesungen halten, und Philippe Godet gedenkt, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, wenigstens einen Hauptkursus an der jetzt zur Universität vorgerückten neuenburger Akademie fortzusetzen. Edouard Rod hat sein im letzten Briefe erwähntes Drama „L'Eau Courante“ (vgl. den gleichbetitelten Roman, Paris, Fasquelle, 1902, 6. éd.) zurückgezogen, da die finanzielle Grundlage der in Nyon geplanten Aufführungen nicht gesichert werden konnte. Es begreift sich schließlich, daß die waadtländer Weinbauern für ein Stück, das den Niedergang eines der Ihrigen mit packendem Realismus schildert, keine Gelder aufbringen mögen. Das Volk will unterhalten und erhoben sein; es hat kein Interesse daran, sich selbst auf der Bühne zu sehen. Bedauerlich bleibt gleichwohl das Scheitern

des schönen, in seiner Ausführung schon ziemlich vorgeschrittenen Planes.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Patzhoff-Lejeune.*

Holländischer Brief.

Die Sonnabend-Ausgabe des „Algemeen Handelsblad" bringt seit Jahren regelmäßig unter dem Pseudonym S. Falkland Feuilletons aus dem holländischen Großstadtleben, die so manche Züge des Autors verraten und für eine Art dramatisches Skizzenbuch von H. Heijermans jr. gelten können. Sie nennen sich freilich Stücke eines amsterdamer Skizzenbuchs, sind unter diesem Titel in mehreren Bänden gesammelt und herausgegeben und besitzen schon wegen der getreuen Zeichnung von Sitte und Jargon der Großstadtbevölkerung einen über den Tag weit hinausreichenden Wert. Der 365. Falkland knüpft freilich unter dem Titel „Internationales Allerlei" an Eindrücke an, die der Schriftsteller bei seinem gegenwärtigen Aufenthalt in Berlin empfangen hat (5. März). Jedes Land habe sein charakteristisches Theater und seine besondere Art der Ernährung, und diese letztere bedinge jenes. Das wird dann im einzelnen sehr launig ausgeführt und insbesondere Gerhart Hauptmanns dramatische Kunst, eine Kunst mit einem bißchen Sentimentalität und etwas Symbolik, aus dem berliner Mahlzeitenkanon erklärt: in Berlin, wo von der Vesper ab die Leute bis nach dem Theater hungern, thun Magen und Kunst heroisch. H. Heijermans jr. jüngstes Stück „Blütenmond", über das J. N. van Hall orientierende Mitteilungen macht („De Gids", März), hat in einer so trefflichen Darstellung, wie sie kaum anderswo erreicht werden wird, einen Erfolg erzielt, der an den der „Hoffnung" erinnert, und ebenso wie damals werden im Publikum die geschilderten Zustände und die Authentizität ihrer Zeichnung lebhaft erörtert. Das Stück spielt in der Küche einer vornehmen amsterdamer Familie, die dann in das Schicksal der Küchenbewohner eingreift, indem der Sohn des Hauses Marre, das Dienstmädchen, verführt und zur Mutter macht. Der letzte Akt spielt dann im Krankensaal des Spittels für alte Leute zur Zeit des Blütemonats, und wir sehen unter anderem, wie eine alte Frau, die allezeit anständig und fleißig gewesen ist und nun, ihrer Kinder beraubt und einzig der rauhen Pflege des Armenhauses überlassen, ihr Leben endet. Da erscheint Marre am Bette von Koosje, ihrer braven Großmutter, um der Alten einen prächtigen Strauß zu überreichen, und sie verrät in Toilette und Manier, daß dem Mädchen, dem es stets dürftig ergangen ist, wie es auch im Waisenhause erzogen war, nunmehr das Geld nicht fehle. Es liegt auf der Hand, daß Heijermans mit diesem neuen Stücke wiederum vornehmlich predigen will, wenn auch anzuerkennen ist, daß er die „Tendenz" nicht so stark aufträgt, wie in früheren Arbeiten. Der Wert des Dramas liegt auch dieses Mal nicht in der Exposition und in der Charakterentwicklung, wie denn Marres Entwicklung aus dem gesitteten Mädchen zur Dirne hinter die Szene fällt, sondern in der vortrefflichen, selbst der „Hoffnung" gegenüber noch einen Fortschritt bedeutenden Zustandsschilderung.

Von Kundgebungen zur außerholländischen Litteratur ist nur sehr wenig zu berichten. Hermann Türcks bekanntem Buche „Der geniale Mensch" und den anderen Schriften des Autors widmet F. Smit Kleine eine ausführliche Studie („Tijdspiegel", März). — Geringen Wert meint G. F. Haspels Gustav Frenssens „Sandgräfin" zuschreiben zu müssen, die nunmehr auch in einer holländischen Uebersetzung vorliegt: niemand hätte das Buch gelesen, wäre ihm nicht „Jörn Uhl" gefolgt. — Die Zeitschrift „De Catholiek" versucht ihre Leser mit den Dichtungen der Italienerin Ada Negri bekannt zu machen. — Lesenswertes berichtet Prosper van Hove über das Litteraturleben in Belgien („Groot-Nederland", März): holländische Bücher, geschweige denn holländische Zeitungen, würden da überhaupt nicht gelesen. Nicht erst seit der Trennung von 1830 sei Holland den Belgiern entfremdet und französischem Einflusse zugänglich. So entstand vlämisch-gallische Mischung. Kräftige Naturen bekannten dann freilich Farbe, Niederländisch oder Französisch, in Wahrheit auf Kosten ihres Wesens, das, war es auch ein Zwitterwesen, zur zweiten Natur geworden sei. Für die Zukunft erhofft der Schriftsteller, daß sich die Belgier wieder als reine Niederländer fühlen werden.

J. F. D. Blöte veröffentlicht in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam (Abteilung Litteratur, Neue Reihe, V. 4) in deutscher Sprache eine umfangreiche Abhandlung über das Aufkommen der Sage von Brabon Silvius, dem brabantischen Schwanenritter: sie stammt, während die Annahme der Schwanritterherkunft der brabantischen Herzöge der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehört, aus der Zeit zwischen 1320 und 1330. — Van Elring bringt Betrachtungen zu der Kritik, die der als erster Kritiker gefeierte Busken Huet im allgemeinen und im besonderen an den Dichtern der holländischen Blütezeit geübt hat („Groot-Nederland", Februar). Busken Huet erscheint dem Schriftsteller in ungünstigem Lichte und der Einfluß, den er geübt hat, durchaus unberechtigt. — Ein Buch von Hollands erstem Porträtisten, Jan Veth, giebt Albert Verwey eine Studie über den Autor, der auch als Schriftsteller das Zeichen der Meisterschaft nicht verleugnet, in die Feder („De XX. Eeuw", März). Es ist eine Sammlung von Kunstbetrachtungen verschiedensten Inhalts, darunter auch Reisebriefe aus Köln, Berlin und Hamburg (Kunstbeschouwingen, 1904, Amsterdam, S. L. van Looy). Verwey findet auch im Schriftsteller Jan Veth den Meister wieder, der, wie er es als Maler weder auf ein Ideensystem, noch auf die Form und Farbenwirkung ausschließlich abgesehen habe, im Streit zwischen den Propheten und den Artisten gleichsam die Mitte halte, aber mit diesen und jenen gegen die gemeinsamen Feinde, die Kunstmißhandlung, den Dilettantismus und die Schulgelehrsamkeit, Front mache. Jan Veth erweise sich allezeit als ein kräftiger, wohlüberlegter und schlagfertiger Schriftsteller, und seine Sprache zeige eine Schöpferkraft und einen Reichtum, die mit ihrer Exaktheit und Eleganz wetteifern. — Freundliche Worte widmet W. Kloos einer Schrift mit dem Titel „Bikoorim" aus der Feder eines jungen Autors M. H. van Campen (Bussum 1903, C. A. J. van Dishoeck): seien die Autoren jüdischen Ursprungs in ihrer Mehrzahl Weltbürger geworden, so habe hier ein israelitischer Schriftsteller von ungewöhnlichem Talent und seiner Aufgabe ohne jeden Hinblick auf das eine oder andere die Kunst mißbrauchende Ziel die echte Menschlichkeit und wahre Schönheit, die er in seiner jüdischen Sphäre wahrnahm, wiedergeben wollen („Nieuwe Gids", März). — Js. Querídos Bauernroman „Menschenweh" (vgl. Sp. 435) findet, zumal im Punkte der Wortkunst und der Naturschilderung, auch bei G. F. Haspels lebhafte Anerkennung („Onze Eeuw", März). Es sei dieses Buch von der Menschenmisere freilich Ausläufer des rousseauschen Naturevangeliums, gleichsam ein letztes Wort, das dann schließlich unabweisbar doch wieder in Menschenvergötterung umschlagen müsse, thatsächlich auch in der holländischen Litteratur bereits umgeschlagen sei: nur daß der vergötterte Mensch nicht mehr, wie dazumal in der Periode der Romantik, der keusche Ritter, sondern in unsern hyperromantischen Zeitläufen der Vagabund geworden sei. — Neueste holländische Verse werden von W. G. van Nouhuijs beurteilt und Worte höchster Schätzung der Dichterin Helene Lapidoth-Swarth „Octoberlover", Amsterdam, P. N. van Kampen & Zoon) gewidmet, der — einer Wortkünstlerin par excellence — die ungewöhnliche Beherrschung der Technik doch immer nur das Mittel bleibe, niemals zum Selbstzweck werde („Groot-Nederland", Januar).

Amsterdam. *Max Conrat.*

Schwedischer Brief.

Die letzten Wochen haben uns mehrere beachtenswerte Neuheiten beschert, die ein erfreuliches Zeichen davon ablegen, daß der lyrischen Dichtkunst nach dem Verstummen manches älteren Poeten eine ganze Reihe neuer Wortführer unter der jungen Generation erstanden ist. Gustaf Ullmann, ein geborener Halländer, hat unter dem Titel „Västkust“ („Von der Westküste“) eine Gedichtsammlung erscheinen lassen, in der sich ein klarzügiges, formgewandtes und in jeder Hinsicht selbständiges Talent offenbart. Ullmanns Gedichte tragen die knappe, fast ängstlich-konzise Ausdrucksweise des südschwedischen Tiefländers zur Schau, der in seiner rauhen, von stetigen Hochseenebeln umlagerten Heimat von Kind auf zur Zurückhaltung erzogen worden ist. Stofflich bevorzugt Ullmann das Gebiet der Landschaftsschilderung. Heide und See, einförmige Oedländerei und die im Winterschmuck prangenden Klippen und Schären der Küste gewinnen unter seinen malenden Federstrichen neues ursprüngliches Leben, dessen Gesamtwirkung an die haarscharfen Konturen von Nordströms Herbstbildern erinnert. Weniger glücklich zeigt sich Ullmann auf psychologischem Felde. Mangelnde Erfahrung und Lebensreife treten hier stärker hervor, als sich mit einem ungestörten Genusse der an sich formvollendeten lyrischen Darbietungen vereinigen läßt: — innere Lücken, die indessen noch zu keinem absprechenden Urteil über das künftige Können des ernststrebenden Verfassers berechtigen.

Eine scharfgeschnittene Dichterphysiognomie spricht aus der „Pasiphaë“ betitelten Sammlung, mit der Sven Lidman unlängst zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Lidman bewegt sich mit Vorliebe auf klassischem Boden; er verherrlicht die Poesie des „hungrigen Blutes und der festen Raubtierzähne“, wie sie im sinnenfrohen Hellas — nach seiner Anschauung — bewußte und unbewußte Geltung hatte. Wir machen nacheinander Bekanntschaft mit den ersten Trägern und Trägerinnen epikuräischer Weltanschauung, unter denen die „unvergleichliche“ Pasiphaë die Siegespalme beansprucht. Eine wilde Glut und Farbenpracht strömt dem Leser aus den alexandrinischen Visionen des Dichters entgegen, die den Höhepunkt der Sammlung darstellen. Lidman ist in erster Reihe Kolorist, dessen südländische Phantasie sich mit dem Gedankenreichtum des von Natur aus phrasenfeindlichen Nordländers paart. Indessen ist es auch ihm nicht überall gelungen, die im Wesen des spezifisch germanischen Empfindens liegenden Schwierigkeiten einer diskreten und künstlerisch abgetönten Wiedergabe delikater Situationen und Vorgänge, deren elegante Umschreibung für den Romanen eine Kleinigkeit ist, erfolgreich zu überwinden.

Als dritte Novität verdient noch Sigurd Agrells Erstlingswerk „Arabesken“ eine kurze Erwähnung. Auch hier tritt eine gährende Kraft voll starker Empfindung und echter Ursprünglichkeit zu Tage. Eine technische Rubrizierung gestattet die Muse des Verfassers einstweilen noch nicht; weltfeindlicher Pessimismus und buddhistische Stoa paaren sich in idealer Harmonie mit derbrealistischem Bauernhumor à la Fröding und allegorischen Traumbildern im Geschmack einer gewissen jüngstdeutschen Schule. Agrell versucht sich in allen Sätteln und zeigt dem ob solcher jongleurhaften Vielseitigkeit einigermaßen verblüfften Leser, daß er in dem buntwechselnden Farbenspiel vorläufig das äußere Hilfsmittel würdigt, um seinen wechselnden Stimmungen den jeweils treffenden Ausdruck zu geben.

Von C. J. L. Almquists wenig bekanntem Jugendwerke „Amorina“ — einem scharfen Angriff auf das auch heute noch „aktuell“ wirkende Axiom von der Gebundenheit des menschlichen Willens — ist kürzlich eine neue Auflage erschienen. Das Erscheinungsjahr des Gedichtes ist das Jahr 1839, doch wurde es schon im Jahre 1822 gedruckt. Sein freimütiger Inhalt bewirkte, daß es von allen späteren Sammelausgaben, darunter auch die sonst sehr sorgfältig angeordnete lysandersche Gesamtausgabe, ausgeschlossen wurde — eine Maßnahme, deren Berechtigung sich vom Standpunkte des modernen Lesers umsoweniger begreifen läßt, als die „Amorina“ trotz ihrer vielfältigen dramatischen Schwächen zweifelsohne denjenigen Arbeiten zuzuzählen ist, in denen sich die philosophischen Anschauungen Almquists am reinsten wiederspiegeln.

„Dagny“ (Heft 4) bringt unter dem Titel „Die moderne Schönlitteratur und unsere Jugend“ eine scharfe Abrechnung mit der weiblichen Romanlitteratur dänischer Provenienz. Die weitaus größere Anzahl unter den schriftstellernden Däninnen sei gegenwärtig in ihren erotischen Selbstbekenntnissen auf einem ästhetischen Niveau angelangt, das selbst von den derbsten Perversitäten gallischer Hintertreppen-Skribenten nicht erreicht worden sei. Der Artikel zitiert die Protestkundgebungen deutscher Schriftsteller von Rang gegen die kritiklose Einführung jener litterarischen Schundware über die deutsche Grenze und bemerkt im Anschluß hieran, daß der Einfluß der dänischen „Rinnsteinlitteratur“ auch im skandinavischen Norden eine Ausdehnung gewonnen habe, die ein energisches Einschreiten von berufener Seite zu einer künstlerischen und ethischen Volksaufgabe mache. — „Varia“ enthält (Heft 1) eine manches neue bietende Skizze über G. Carducci von Astrid Ahnfelt und in der Litteraturchronik eine ausführliche Analyse von Per Hallströms neuestem Buche „Gustaf Sparfoerts roman“.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

An Biographieen und kritischen Studien über Nathaniel Hawthorne ist kein Mangel; nichtsdestoweniger wird der Band Erinnerungen, den Julian Hawthorne unter dem Titel „Hawthorne and his Circle“ darbietet, sich dem vorhandenen Material würdig anschließen, es ergänzen und vervollständigen. Denn was der Sohn in der vor Jahren veröffentlichten Biographie, in der das Persönliche zurückgedrängt werden mußte, nicht zu sagen vermochte, das hat in diesem Bande zwangloser Mitteilungen seinen Platz gefunden und dient dazu, dem Bilde des Dichters neue Züge hinzuzufügen. Das Kapitel seines Lebens, das der Freundschaft gewidmet sein sollte, findet in diesen Erinnerungen wertvolle Bereicherung. Denn Hawthorne war nie der menschenscheue Sonderling, zu dem ihn seine ersten Biographen gemacht haben, er stand, wo immer er auch weilte, in Salem, Lennox, West Newton, Concord, Liverpool, Rom, stets im Mittelpunkt eines Kreises mehr oder minder hervorragender Menschen, von deren Wesen und Bedeutung einem dieses Buch eine Vorstellung übermittelt. Interessant sind auch die Einblicke in des Dichters Werkstatt, die das Buch bietet; die Art seines Schaffens, die künstlerischen Probleme, mit denen er sich beschäftigt und von denen er manche ungelöst gelassen: die Sünde, für die es keine Vergebung giebt, und Menschen, die der Tod flieht, waren die zwei Motive, die ihn jahrelang gefesselt, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sie in entsprechende Form zu bringen. Julian Hawthorne betrachtet „Ethan Brand“ aus „Mosses from an Old Manse“ als einen fragmentarischen Versuch, das erstere Problem zu gestalten, während die nach seinem Tode erschienenen Romanfragmente „Septimius Felton“, „Dr. Grimshawe's Secret“ und „The Dolliver Romance“ davon Kunde geben, in wie verschiedenartiger Gestalt das zweite in seiner Phantasie gespukt, ohne ihn in irgend einer dieser Fassungen zu befriedigen. Diese Mitteilung ist besonders wichtig, da man selbst in neueren Litteraturgeschichten nicht selten der Bemerkung begegnet, an diesen „letzten“ Werken Hawthornes sei zu sehen, wie mit dem Schwinden seiner Körperkräfte auch sein Geist zu welken begonnen habe. Diese und andere Aufschlüsse, die das Buch gewährt, sind von Wert für den Litterarhistoriker; das

Porträt des Menschen Hawthorne, das sich aus diesen Erinnerungen des Sohnes heraushebt, gehört der Welt.

Erfreulich ist die Zunahme volkstümlicher Sammlungen amerikanischer Sagen und Märchen; wenn sonst nichts durch diese Bücher erreicht wird, so sind sie doch Nahrung für die Phantasie, wecken wohl auch den Sinn für des Volkes einfache Vorstellungen und Gebräuche und werden später einmal, wenn sich aus dem Völkerkonglomerat des Landes etwas Einheitlicheres herausgebildet hat, Forschern, die für Amerika thun möchten, was die Brüder Grimm für Deutschland gethan, wertvolles Material an die Hand geben. Die amerikanische Dichtung enthält bereits soviel Folkloristisches, daß auf heimischem Boden gewachsen, daß diese Bücher auch das Verständnis des Schrifttums zu fördern geeignet sind. „Old Paths and Legends of New England“ von Katherine M. Abbott (G. P. Putnam's Sons) ist eine nach lokalen Gesichtspunkten geordnete Sammlung von Sagen, wie man sie auf einer mehrwöchentlichen Wanderung durch die Yankee-Staaten kennen lernen kann. Das Buch atmet neuenglischen Geist und spiegelt das Wesen des Volkes wieder, das dieses Landes geistige Pionierarbeit verrichtet. Umfangreicher und allgemeiner gehalten ist Charles M. Skinners zweibändiges Werk „American Myths and Legends“ (J. B. Lippincott Co.), die zweite Arbeit auf diesem Gebiete, die der gewandte Verfasser unternommen. Er ist sich der Bedeutung mancher der von ihm erzählten Sagen bewußt, weiß, daß sie ethnologische und kulturgeschichtliche Schlüsse zulassen, verzichtet aber darauf, an ihnen zu deuteln, und beschränkt sich darauf, zu berichten, was ihm der Volksmund verraten. Es sind Tier-, Pflanzen- und andere Natursagen, Sagen aus der Kolonialperiode, Indianersagen, und je nach der Nationalität oder der Religion ihrer Schöpfer gefärbte Volksmärchen, die das ganze Land umspannen, von Maine südlich bis Florida und nördlich bis Californien. Skinners anspruchslose Darstellungsweise hat viel Fesselndes.

Josephine Daskam, die bisher nur als Humoristin bekannt gewesen und besonders durch ihre ulkigen Kindergeschichten populär geworden ist, hat einen Band Gedichte veröffentlicht, die sie von ihrer ernsten Seite zeigen und einen sehr günstigen Eindruck machen. Die Kinderlieder klingen, als wären sie nicht für Kinder geschrieben; sieht man davon ab, so gehören sie zu den besten Leistungen in dem dünnen Bändchen. In „The Sea Man“ trifft die Verfasserin glücklich den Balladenton. „The Death Song“ schlägt kraftvolle Töne an; das Naturereignis, das die Katastrophe auf Martinique herbeigeführt, ist darin mit echtem, poetischem Schwung behandelt.

Die politischen Tagesereignisse drängen Japan und die Japaner in den Vordergrund. Ein bostoner Verleger kündigt die Uebersetzung eines japanischen Romans an, „Hototo-gisu“ von Kenjiro Tokutomi. In den Magazinen kommt der Japaner Yoni Noguchi zu Worte, der die englische Sprache schon vor Jahren so beherrschte, daß er einen Band Dichtungen herausgab, die in erster Linie als eine merkwürdige Verquickung orientalischer Anschauungen und eines whitmanschen Amerikanismus interessierten, aber auch an und für sich Beachtung verdienten. In der Märznummer des „Critic“ schreibt er über die Entwicklung der modernen japanischen Litteratur und nennt Yugo Tsubouchi, den Verfasser des Romans „Shosetu Shinzui“ und anderer Romane und Dramen, das Haupt der japanischen Moderne. In der Märznummer des „Bookman“ berichtet er über die englischen und amerikanischen Autoren, die sich bei den Japanern großer Beliebtheit erfreuen, und nennt unter Werken, die als Schullesebücher Verwendung fänden, Uebersetzungen der „Selbsthülfe“ von Samuel Smiles, des „Sketch-Book“ von Irving, des „Deserted Village“ von Goldsmith, der „Elegie“ von Gray und Longfellows „Evangeline“. Tennysons „Enoch Arden“ und Kingsleys „Three Fishers“ sollen gleichfalls viel gelesen werden. Emerson, Lowell, Holmes, Bret Harte und Poe sind nicht unbekannt. Von den neuesten amerikanischen Büchern sind die beliebtesten Carnegies „Empire of Business“, James Creelmans „On the Great Highway“ und Lorimers „Letters of a Self-Made Merchant to his Son“. Auch auf Lafcadio Hearn, den griechisch-irischen Amerikaner, der japanischer Bürger geworden und in seinen Büchern den Geist des Chrysanthemumlandes verständnisvoller und sympathischer reflektiert, als irgend ein anderer mir bekannter Autor, wird man aufs neue aufmerksam. „Atlantic Monthly“ enthält eine japanische Novelle von ihm, und seine Verleger kündigen ein neues Buch von ihm an.

In der schon erwähnten Märznummer des „Critic“ vergleicht Arthur Hornblow, der Redakteur des „Theatre“, das Radium mit dem Element „Vril“, das dem im Mittelpunkt der Erde wohnenden Volke, das Bulwer in „The Coming Race“ schildert, die Mittel giebt, Wunder der Technik zu vollbringen. „The Lamp“ enthält eine feine Charakteristik Nathaniel Hawthornes aus der Feder Arthur Symons. — In der Märznummer der „North American Review“ beschließt Churton Collins seine Artikelserie über amerikanische Dichter. Er sagt darin von Longfellow: „Es war keine Kleinigkeit, den Ton der Sagas und der Kalevala wieder anzuschlagen, den Ton des Manrique, des Dante, der Goethe, Schiller, Uhland, Heine, nicht als Nachahmer, sondern als Geistesverwandter und Teilhaber an dem Schatz der Inspiration; einen Stil geschaffen zu haben, bewundernswürdig in der Diktion und im Rhythmus, in der Reinheit, Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, eigenartig wohlklingend, gleichmäßig harmonisch und doch nie eintönig, weil stets in anmutigem und köstlichem Einklang mit jeder Vorstellung und jeder Empfindung, aus denen er hervorgegangen. Whitman wird von dem englischen Kritiker gleichfalls wärmer gewürdigt, als einheimische Kritiker zu thun pflegen. — Infolge des Rücktritts Professor Woodberrys von seinem Posten an der Columbia-Universität stellt das „Journal of Comparative Literature“ vorläufig sein Erscheinen ein.

Von der Bühne läßt sich mehr Erfreuliches als Unerfreuliches melden. Durch den Erfolg von Shaws „Candida“ ermutigt, spielt Arnold Dalys Gesellschaft jetzt diese und den „Man of Destiny“, der unlängst als „Schlachtenlenker“ in Berlin über die Bühne gegangen ist, und die Vorstellungen scheinen ihre Zugkraft nicht einzubüßen. Dalys Napoleon ist eine wundervolle Leistung. Der geistvolle Künstler hat durch den Shaw-Cyklus einen Ball ins Rollen gebracht; „Candida“ ist das Gesprächsthema, wo immer man nur hinhört. Nun heißt es sogar, daß eine andere schauspielerische Kraft „Mrs. Warren's Profession“ zu inszenieren gedenkt; da wird man bald nicht mehr vom Konservatismus der amerikanischen Bühne reden können. Daß man nun auch wieder auf Ibsen zurückkommen wird, scheint eine natürliche Folge des dalyschen Shaw-Experiments. Wilton Lackaye soll zwischen den „Stützen der Gesellschaft“ und dem „Volksfeind“ schwanken. — An Shakspere haben wir in dieser Saison auch keinen Mangel; auf Ada Rehans und Otis Skinners „Kaufmann von Venedig“ und „Wie es Euch gefällt“ sind Edith Wynne Matthison und Ben Greer mit „Wie es Euch gefällt“ gefolgt und Forbes Robertson und Gertrude Elliott mit „Hamlet“. Richard Mansfield hat die Kritik mit Alexis Tolstois „Iwan der Schreckliche“ enttäuscht; seine Selbstherrlichkeit führt zu Fehlgriffen, die man ihm schwer verzeihen kann. Am unverzeihlichsten aber ist nicht das, was er bereits am heiligen Geist der Kunst gesündigt, sondern was er zu sündigen beabsichtigt. Ich kann es kaum glauben, daß er wirklich im Sinne haben soll, in der nächsten Saison den Parsifal zu spielen!! „Parsifal“, der Musik entkleidet, lediglich als Bühnenstück, das einem „Star“ Gelegenheit zu einer Glanzrolle bietet: das ist „Gralsraub“, und von Mansfield, dem feinen Musikkenner, hätte man derlei am wenigsten erwartet.

New York. *A. von Ende.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Mutter Landstraße.“ Das Ende einer Jugend. Drama in drei Akten von Wilhelm Schmidt-Bonn (Kleines Theater, 27. Februar). — „Das Wunder des hl. Antonius.“ Satirische Legende von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski (Deutsches Theater, 12. März). — „Ora et labora.“ Ein friesisches Bild in drei Akten von Herm. Heijermans. Deutsch von Franziska de Graaff (Deutsches Theater, 12. März). — „Königsrecht.“ Schauspiel in vier Akten von W. A. Paap (Neues Theater, 19. März).

Wilhelm Schmidt-Bonn, der mit seinem bereits seit einiger Zeit in Buchform vorliegenden Stücke[1]) zum ersten Male die Bühne betritt, bekundet sehr beachtenswerte Gaben, wenn auch sein Drama keinen einheitlichen Eindruck hinterläßt und an wichtigen Stellen der Ueberzeugungskraft ermangelt. Vor allem wirkt die Verschiedenheit der Stilarten disharmonisch. Neben der Lyrik der Szenen, in denen die Herrlichkeit des freien Landstraßenlebens mit Vagantensehnsucht — leider nicht auch mit Vagantenfrohsinn — geschildert wird, steht der herbe Realismus der Szenen zwischen Vater und Sohn, in denen zwei unvereinbare Gegensätze aufeinander prallen. Der Sohn, der vor einem Jahrzehnt das Vaterhaus trotzig verlassen hat, ist heimgekehrt, gebrochen, elend, hungrig, mit krankem Weibe und krankem Kinde. Er weckt in uns nur Mitleid, und seine Art zwingt uns zur Sympathie. Aber der Vater weist den Bittenden von der Schwelle mit unbarmherziger Härte. Daß uns diese Härte unbegreiflich und unverzeihlich erscheint und daß uns der Vater ein unmenschlicher Dickkopf dünkt, ist der eine große Fehler des Stückes. Denn erst zum Schluß sehen wir, daß der Alte recht hatte, den Sohn von der Schwelle zu weisen, und daß dieser allerdings nicht in ein wohlgeordnetes, bürgerliches Hauswesen gehört; in seinen Adern fließt Landstreicherblut, und der Vater hat auf den ersten Blick erkannt, daß der Sohn für immer verloren ist und nicht mehr in die überlieferte Ehrenfestigkeit seines Vaterhauses hineingehört. Hätte der Verfasser diese Seite in dem Charakter des Sohnes klar und überzeugend zum Ausdruck gebracht, so würde wohl auch der Zug mehr hervortreten, der eigentlich der Grundzug des Ganzen sein sollte: die Freude am Landstraßenleben; der „Taugenichts“-Ton würde dann laut und bezaubernd erklingen, und wir würden uns zur rechten Zeit klar werden, daß zwischen der Welt, in die es den Sohn treibt, der Welt der Landstraße, und der Welt, die den Vater gefangen hält, die Welt des Hauses, eine unüberbrückbare Kluft gähnt. Wenn aber auch diese Grundlinien des Dramas und der Haupt-Charaktere nicht klar heraustreten, so zeugen doch einzelne Szenen von eigenartiger Erfindungskraft und starkem Können, und eine eigene Persönlichkeit wird sichtbar, wenngleich die Spuren litterarischer Beeinflussung nicht zu verkennen sind. Man muß abwarten, wie Wilhelm Schmidt sich entwickelt: entwicklungsfähige Keime sind zweifellos vorhanden. Die Ur-Aufführung des Dramas im Kleinen Theater fand, zum Teil infolge nicht glücklicher Besetzung, zum Teil, weil man die Erwartungen zu hoch gespannt hatte, nicht die aufmunternde Aufnahme, die man dem Werke gewünscht hätte.

Von den zwei Novitäten des Deutschen Theaters ist die eine Maeterlincks auf einem guten Einfall beruhende, aber nicht mit ebenso gutem Gelingen durchgeführte satirische Legende „Antonius“ bereits an anderer Stelle aufgeführt worden (vgl. Sp. 276); sie erregte in Berlin starken Widerspruch, der aber zum Teil von einer falschen Auffassung des Stückes eingegeben war. Die andere Novität des Abends war eine Uraufführung: das dreiaktige friesische Bild „Ora et labora“ von Hermann Heijermans[2]), dem Verfasser des Dramas „Hoffnung auf Segen“, das bei seiner ersten Aufführung in Berlin von begeisterten Verehrern neben Hauptmanns Dichtungen gestellt worden war. Aber so anerkennswert auch der scharfe Blick für die Wirklichkeit ist, den Heijermans auch in diesem neuen Drama in erstaunlichem Grade bewährt, so fehlt ihm doch die Tiefe des Herzens, aus der Hauptmann seine Menschen schafft. Heijermans hat ein gewisses soziales Pathos, an den Höhepunkten bewahrt er auch beachtenswertes theatralisches Können, und hie und da greift er wohl auch in die Tiefen des Menschlichen hinab, aber der Nachdruck beruht doch bei ihm auf der mehr äußerlichen Schilderung, in der er allerdings Virtuos ist. Es fehlt ihm die Gabe, uns über das Elend seiner friesischen Schiffersfamilie, das er uns drei unerbittliche Akte hindurch darstellt, zu erheben. Banal ausgedrückt: das ganze „Bild“ hat keinen Zweck. Und über die Zeiten, da wir solche naturalistischen Schilderungen nur um ihrer selbst willen als Kunst ansahen, und jeden Tag ein neuer Dichter entdeckt wurde, dessen Muse sein Notizbuch war, sind wir hinweg.

Zum Schluß ist mit einem Worte des Schauspiels „Königsrecht“ von W. A. Paap zu gedenken, das im Neuen Theater wohl nur aufgeführt wurde, weil es früher, vor der Epoche des jetzigen Stils, angenommen war, vermutlich um seiner tragenden Rolle willen, des Königs Friedrichs II., der eine dankbare Aufgabe für Herrn Reicher war. Das Stück[3]) behandelt — der Ausdruck trifft hier im besonderen Sinne zu — den Prozeß des Müllers Arnold, der bereits mehrfach auf die Bühne gebracht worden ist. Paap geht mit großer Gründlichkeit an die Revision des berühmten juristischen Streitfalls, dessen Beurteilung durch die Fachmänner auch heute noch zwischen einer Charakterisierung als Rechtsbruch und als höchste Weisheit schwankt. Aber Paap ist leider mehr Richter als Dichter, und, wenn seine Darstellung vielleicht auch den Anspruch auf historische Wahrheit machen kann, so wird uns die That des großen Königs menschlich doch nicht nahe gebracht. Sie erscheint uns mehr denn je als Ausfluß einer verbitterten Stimmung, in der der König trotz fortgesetzter Betonung des Rechtsstandspunktes sich einzig von Sympathieen und Antipathieen leiten ließ. So wirken seine melancholischen Schlußworte über seine Vereinsamung etwas deplaziert.

Gustav Zieler.

Karlsruhe.

„Tessa.“ Tragödie von Wilhelm Weigand (Hoftheater, 19. März).

Weigands Tragödie „Tessa“ gehört zu jener Tetralogie von Renaissance-Dramen, deren litterarische Bedeutung in dieser Zeitschrift schon mehrfach erörtert wurde (vgl. LE II, Sp. 1046, V, Sp. 156). Es bleibt also nur zu sagen, wie das Stück die Bühnenprobe bestanden hat. Bei der Aufführung traten die Vorzüge wie die Schwächen des Werkes, die schon dem Buche deutlich anzumerken waren, noch klarer und unverkennbarer hervor. Die farbige Pracht des italienischen Renaissance-Milieus, die lyrische Schönheit und Gedankenfülle der Sprache, das anmutige und oft humorvolle, episodische Rankenwerk — all das kam erst auf der Bühne zu voller Geltung. Zugleich aber zeigte sich mit unerbittlicher Schärfe, wie schablonenhaft die Hauptfiguren, wie primitiv im Grunde die dramatische Technik, wie ermüdend zuweilen die breit ausgesponnenen, oft

[1]) Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

[2]) Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

[3]) Die bei J. C. C. Bruns in Minden erschienene Buchausgabe wurde schon früher (LE IV, 738) besprochen.

allzu fein (nämlich auf Kosten der unmittelbar packenden Lebendigkeit) stilisierten Dialoge sind.

Die Regie des Herrn Dr. Kilian hatte zwar mit glücklichster Vereinigung von Takt und Energie gewaltet, die Längen möglichst reduziert und das Bühnenwirksame kräftig herausgehoben. Aber sie konnte doch den Grundcharakter des Werkes nicht verändern, dessen Wert weniger auf seinen eigentlich theatralischen Qualitäten, als auf der feinen und anschaulichen Wiedergabe des Zeitkolorits, also dem kulturhistorisch-epischen Elemente beruht. Immerhin war die Aufführung der Tragödie eine künstlerisch wohlberechtigte und anerkennenswerte litterarische That. Handelte es sich auch nicht um die Schöpfung eines geborenen Dramatikers, so erwies sich „Tessa" doch als interessante Arbeit eines ernsten und eigenartigen Künstlers, der ungewöhnliches Talent für die „monumentale" Historie und ausgeprägten Sinn für das Pathos der großen Linie besitzt — eine Seltenheit innerhalb der modernen Litteratur, deren vorherrschende Tendenz mehr der pointillistischen Malweise vergleichbar ist, die, um die Illusion des vibrierend Lebendigen zu erzeugen, das scheinbar Einheitliche in lauter farbige Punkte aufzulösen pflegt.

Dr. Karl Wolff.

München.

„Die faule Mare". Schauspiel in 4 Akten von Konrad Linde. (Schauspielhaus, 12. März.)

Unser Schauspielhaus mutete dieser Tage seinen Darstellern und Gästen die Uraufführung eines vieraktigen Schauspiels „Die faule Mare" von Konrad Linde zu. Der pseudonyme Verfasser soll nach bisher unwidersprochenen Behauptungen mit der Gattin Sudermanns identisch sein: dieser Umstand kann die Opferwilligkeit der Direktion erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Die Vorgänge des Stückes, das in einem Dorfe auf der kurischen Nehrung spielt, wirken in ihrer Zerfahrenheit ganz wie die Dialogisierung eines schlechten Romans. Einigermaßen durchgeführt ist von allen ineinandergewirrten Motiven nur das folgende. Der skrupulöse legitime Sohn und die elementar-skrupellose, dem Müßiggang ergebene natürliche Tochter des Düneninspektors entbrennen in heißer Liebe zu einander, wiewohl Mare von ihrer geheim gehaltenen Blutsverwandschaft mit dem Geliebten weiß und bereits mit einem Bauern verlobt ist. Der eifersüchtige Bräutigam bestätigt dem Nebenbuhler das Gerücht von Marens Herkunft, schreckt ihn dadurch ab und sichert sich die Braut obendrein durch unverzügliche Vergewaltigung. Mare, die sich in ihrer Skrupellosigkeit trotz allem gern dem Bruder hingegeben hätte, will nun ihre Eltern vergiften, aber der moralischere Bruder bestimmt sie, mit ihm den Giftbecher zu leeren. So abgeschmackt und lächerlich das Stück in künstlerischem Betracht erscheint, zeitpsychologisch ist es nicht uninteressant: zeigt es doch ganz typisch, was unsere weiblichen Durchschnittsschöngeister von den Ideen und Bühnenpraktiken der Moderne sich ad notam genommen haben. Man trifft da neben den ständigen weiblichen Theateridealen, wie sie schon die Birch-Pfeiffer und die Hillern pflegten, das zur Brutalität emanzipierte Ueberweib der neuesten Damenromane, einen Gerhart Hauptmann abgeguckten naturalistischen Landstreicher, die Sudermann, Halbe und anderen abgehorchte Milieusprache der nordostdeutschen Grenzbezirke und die neuerdings so beliebte Theaterromantisierung der Waterkant-Gefahren; man trifft in der präventiven Vergewaltigung der Braut durch den Bräutigam den Knalleffekt des Dreyerschen „Winterschlaf", in dem schließlichen Sieg der männlichen Gewissenhaftigkeit über die weibliche Gewissenlosigkeit das Hauptmotiv von „Rosmersholm", in einer fidelen Totenfeier eine Variante des vergnügten Leichenschmauses in Halbes „Mutter Erde", in der Seelenruhe, die der Düneninspektor im gemeinnützigen Kampfe mit den Elementen findet, die neuerdings mit so phrasenhafter Oberflächlichkeit gepredigte Erlösung durch praktische Bethätigung und in dem Spielen mit dem Geschwisterincest die überspannte sexuelle Pikanterie vieler zeitgenössischer Romanschreiberinnen. — Das Publikum ließ sich erst durch den Milieukrimskrams über die Nichtigkeit des Machwerks hinwegtäuschen, nach dem Schlußakte aber kannte man sich aus und zischte von Herzen.

Hanns von Gumppenberg.

Am 7. März wurde in Elberfeld das dreiaktige Schauspiel „Andreas Hofer" von William Bitsch zum ersten Male aufgeführt. — Im Stadttheater zu Erfurt erlebte das Alltagsdrama in 4 Aufzügen „Die alte Geschichte" von Ludwig Rohmann seine Uraufführung.

* Meinungs-Austausch *

[Unter persönlicher Verantwortung der Einsender.]

4. Die Optik der Frau.

Ich bitte, mir in aller Kürze zu der Replik von Frau Irma Göringer-Zürich über meinen Aufsatz „Die Optik der Frau" noch einmal das Wort zu lassen. Ich will nur das Wesentlichste erörtern:

Ich habe ausgeführt, daß unsere Autorinnen nicht fähig sind, Offenbarendes über den Mann zu geben, und darum konnte man sie, unbeschadet ihrer Eigenart, die ich wohl den Lesern des „Litt. Echos" nicht erklären mußte, einmal unter einen Hut bringen. Offenbarendes über den Mann giebt Hamlet, Werther, Faust, Der grüne Heinrich. Th. Mann, Knut Hamsun, J. Wassermann, B. Kellermann und der einzige J. P. Jacobsen geben Offenbarendes über den Dichter. Bei Ompteda, Polenz u. s. w. u. s. w. habe ich nichts Offenbarendes finden können. Mit dem besten Willen auch nicht bei Clara Viebig. Ich kenne von ihr: „Rheinlandstöchter", „Es lebe die Kunst", „Das Weiberdorf", Novellensammlungen, „Die Wacht am Rhein" und ein Stück vom „Schlafenden Heer". Ihr Talent in allen Ehren. Sie ist frisch, wohlgeraten, klug, sie hat soviel Talent als Zola Genie, und ein großes Temperament und eine warme Sinnlichkeit trägt ihr robustes Können. Sie ist in meinen Augen wie ein junger, gesunder Rheinschiffskapitän, der nicht die Welt erobert und nicht Weltmeere durchsegelt, aber seinen Heimatstrom gut kennt.

Frau Huch, in der Frau Göringer ein großes, aber noch tastend ringendes Talent sieht, ist in meinen Augen wie ein Bildhauer, der edles Material zu edelster Form zwingt. Hat nun jemand den Rheinschiffskapitän lieber als den Bildhauer — gesegnet sei seine Liebe. Aber wenn der Jemand von Kunst redet, dann darf er nicht die robuste Kraft, die temperamentvolle Rede höher stellen als ein Schaffen und eine Sprache, denen die feinsten Mittel zu Gebote stehen und das höchste Kunstziel erreichbar ist. Ich habe sehr viel Achtung vor Clara Viebig — und sie geht so weit, daß ich denke, Frau Viebig wird ein richtiges Urteil über sich selbst haben. Sie weiß, daß sie die populärste (das Wort in gutem Sinn) unter den deutschen Schriftstellerinnen ist, — aber sie weiß wohl auch, daß ihre geistige, rein intellektuelle und rein künstlerische Begabung sich mit der von Frau Huch nicht erfolgreich messen darf. Das verkleinert uns nicht die Freude an ihrer ursprünglichen, ehrlichen Kraft. Ihren Feldwebel Rinke als eine Offenbarung über den Mann zu betrachten, im Sinne von Hamlet oder Werther, fällt Frau Viebig, die sich so glücklich aus der Pose und falschen Interessantheit von „Rheinlandstöchter" und „Es lebe die Kunst" herausarbeitete, gewiß am letzten ein.

Jena. S. Hoechstetter.

5. Frauen keine Menschen.

Eine ganz befriedigende Antwort kann ich Herrn Ed. Platzhoff-Lejeune auf seine Frage im Litt. Echo Sp. 875 nicht geben, aber mit einigen Andeutungen will ich gern dienen.

Johann Caspar Eberti sagt in seinem Buche: „Eröffnetes Cabinet dess Gelehrten Frauen-Zimmers" (Franckfurth und Leipzig, 1706) u. a. folgendes: „Den Streit, daß nemlich die Weiber keine Menschen, hat umbs Jahr Christi 590. Ein Bischoff vertheidiget und hat ihme das Maul im dritten Synodo Matisconensi müssen gestopffet werden. Vid. Osiander in Histor. Eccl. Cent. VI. lib. 4. Cap. 15. p. 285. was aber davon zu halten, lehret weitläuffig der gelehrte Joh. Nicolaus Pfitzerus, de Naturâ Mulierum part. 1. cap. 2. pag. 5. seqq. Umb den Ausgang deß XVI. Seculi, that sich ein Anonymus hervor, der in einem sonderl. lateinischen Tractat, mit vielen ungegründeten Argumentis behaupten wolte, die Weiber wären nicht Menschen, welches satanische Scriptum aber der damahlige Chur-Brandenburgische Hoff-Prediger, hernachmahls Meißnische und letztens Merseburgische Superintendens D. Simon Gediccius, nicht nur als ketzerisch verdammt, sondern auch gründlich wiederleget, dessen Arbeit zu unterschiedenen mahlen ist wieder aufgeleget, ja gar ins Teutsche übersetzet worden. Das vornehmste davon findet man in Kromeyeri Theologia Positivo Polemica Artic. VII. th. 6. p. m. 447.

Uebrigens erschien 1672 in Wittenberg eine Abhandlung von Hölzsch und Wals unter dem Titel „Foemina non est homo"; eine andere (ohne Verfasser, Ort und Jahreszahl), „Disputatio contra mulieres", will, wie die früher genannte, den Beweis bringen, daß das Weib kein Mensch sei. Ja, auch Ende des 18. Jahrhunderts erschien eine gedruckte Schrift von J. N. Neumann „Beweis, daß die Weiber keine Menschen seien".

Preßburg. R. Schrattenthal.

* *

Mein verehrter Mitbruder P. Wilhelm Kockmann S.J., der beim Durchblättern meines Exemplares Ihres zweiten Märzheftes auf die von Herrn Platzhoff-Lejeune gestellte Frage gestoßen war, machte mich auf einen Satz in Hefeles Konziliengeschichte aufmerksam. Dort heißt es (2. Aufl. III, 41) bei Besprechung der 2. Synode von Mâcon, die im Jahre 585 stattfand, unter Verweisung auf Gregor von Tours: „Ein Bischof, der behauptet hatte, die Weiber könnten nicht Menschen im vollen Sinne genannt werden, wurde von der Synode zurechtgewiesen." P. Kockmann meint, es habe sich bei diesem Vorfall nicht darum gehandelt, ob die Frauen Menschen seien, sondern ob man, wenn von Frauen die Rede sei, das Wort homo gebrauchen könne, ohne Mißverständnisse befürchten zu müssen. In der That muß die andere Auffassung jedem, der sich an den Marienkult und die Heiligenverehrung des Mittelalters erinnert, als eine schwer glaubliche Absonderlichkeit erscheinen. Dagegen konnte sehr wohl zur Zeit der Entwicklung des Lateinischen zum Französischen, von der die Sprache Gregors von Tours so interessante Spuren aufweist, homo da, wo der Gegensatz zu nichtmenschlichen Wesen sich nicht gerade aufdrängte, vorwiegend als Mann empfunden werden. Für seine Vermutung beruft sich P. Kockmann auf eine Notiz in der innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie" (1893, 188), der zufolge kein Geringerer als Gottfried Kurth die Sache in derselben harmlosen Weise erklärt und als Quelle der irrigen Darstellungen eine mißverstandene Uebersetzung Guizots annehmen will. Die „Revue des questions historiques", in der Kurths Aufsatz 1892 oder 1893 erschienen ist, habe ich mir leider nicht verschaffen können. Doch dürfte die Klarstellung, die ich aufgrund meiner eigenen Untersuchungen geben kann, ausreichend sein.

In den Akten der Synode, die in den bekannten Konziliensammlungen von Binius (II, II, 266), Hardouin (III, 459) und Mansi (IX, 947) sowie bei Sirmond (Concilia Galliae I, 381) vorliegen, findet sich von dem in Rede stehenden Vorfall nichts. Dagegen erzählt Gregor von Tours in seiner Historia Francorum (VIII, 20), die im 71. Band der Patrologia latina von Migne und in kritischer Neuausgabe im 1. Band der Monumenta Germaniae historica enthalten ist, wörtlich folgendes: „Auf dieser Synode war ein Bischof, der behauptete, eine Frau könne nicht homo genannt werden (mulierem hominem non posse vocitari)." Aber er habe sich von den Bischöfen belehren lassen (racione accepta quievit), daß die Genesis Mann und Weib in gleicher Weise mit homo bezeichne und daß Christus filius hominis genannt werde, weil er der Sohn der Jungfrau sei. „Und auch noch viele andere Zeugnisse wurden beigebracht, und damit war die Sache erledigt (Multisque et aliis testimoniis haec causa convicta quievit)." Das ist der ganze Bericht. Gregor spricht hier als hervorragender, dem Geschehnis auch räumlich nahestehender Zeitgenosse, nicht als Ohrenzeuge, denn in Mâcon waren nur die Bischöfe von Paris und Burgund versammelt. Daher befindet sich auch Gregor, dessen Bistum in Austrasien lag, nicht unter den Unterzeichnern der Synodaldekrete. Nichts läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß die erwähnte Auseinandersetzung in den Konzilsverhandlungen selbst stattgefunden habe. Der memoirenhafte Charakter des zweiten Teils der Historia Francorum macht es durchaus annehmbar, daß die Aeußerung des Bischofs in einem Privatgespräch gefallen ist.

Wenn es bei Ploß-Bartels (Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 6. Aufl. [1899] I, 5) heißt, „eine anonyme (von Acidalius verfaßte) Abhandlung." „daß die Weiber keine Menschen wären (mulieres homines non esse)," habe zu Verhandlungen auf dem Konzil von Mâcon Veranlassung gegeben, so ist dagegen zu bemerken, daß dieser Acidalius die in Rede stehende Schrift, deren Autorschaft er übrigens ableugnete, erst 1595, also ein volles Jahrtausend nach der Synode, hat drucken lassen. Die Belege stehen in Janssens Geschichte des deutschen Volkes (13. bis 14. Aufl., VI, 412, A. 4), wo unter den gleichzeitigen Bekämpfern der Schmähschrift auch der protestantische Pfarrer Schoppius genannt wird, der „aus der Bibel, aus Kirchenvätern und Synoden und auch aus heidnischen Schriftstellern" zwölf Gründe dafür beibrachte, daß die Weiber wirklich Menschen seien.

Krakau. Jakob Overmans S. J.

* *

Zu derselben Frage sind uns noch eine Anzahl anderer Antworten zugegangen (u. a. von Frau Helene Lange-Berlin, Herrn Dr. Th. Poppe-Frankfurt a. M., Dr. Paul Landau-Breslau, Professor Dr. Johann Zig-Urfahr 2c.), von deren Abdruck wir absehen möchten, weil sie die ausführlichen Angaben der beiden vorstehenden Zuschriften in nichts wesentlichem erweitern bezw. ergänzen. D. Red.

6. Feindliche Brüder.

Zu Hans Landsbergs Aufsatz „Feindliche Brüder" in Heft 12 mache ich darauf aufmerksam, daß vor Uhland der züricher Bildhauer und Dichter Heinrich Keller den Rimini-Stoff behandelt hat in einem 1808 erschienenen Trauerspiel „Franzesca und Paolo" (unter dem Pseudonym H. J. Burke), aus dem schon 1806 einige Szenen in der schweizer Zeitschrift „Isis" abgedruckt waren. — Sodann hat die in dem gleichen Aufsatz erwähnte Novelle Wildenbruchs mit dem Rimini-Stoff nichts als den Titel gemein, gehört also nicht in die dortige Aufzählung.

Wilmersdorf. Dr. Franz Deibel.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Das Priesterstrafhaus. Roman von Edith Gräfin Salburg. Dresden, Carl Reißner, 1903.

Kreuz und Amboß. Roman aus der Gegenwart von Walther Classen. Hamburg, Boysen, 1903.

Was wird in der litterarischen Welt nicht alles Roman genannt, und wozu muß er nicht alles dienen, schließlich gar als Mittel in den geistigen Kämpfen! Es ist klar, daß er dann nicht mehr durch allzu große künstlerische Qualitäten glänzen wird. Im ästhetischen Interesse hat man doch wohl die Pflicht, gegen diesen Mißbrauch zu protestieren, bei dem das Uebergewicht des Rohstoffes den Dichter wie den Leser schädigt. Es giebt ja schließlich noch andere Mittel, kirchliche Mißstände an den Pranger zu stellen oder für soziale Probleme Interesse zu erwecken, als einen sogenannten Roman zu schreiben. Will man für ernsthafte Fragen ernsthafte Teilnahme wecken, dann dünkt es mich nicht sehr praktisch, diese ernsten Dinge litterarisch zu verzuckern und zur Anlockung eines geehrten Publikums als Roman aufzutischen.

Was Edith Gräfin Salburg aus ihrem österreichischen Heimatlande uns in ihrem Roman erzählt hat, das fällt, soweit ich es kenne, alles unter dies Urteil. Es ist ja wohl alles „passiert", was sie erzählt; man braucht nur in der grünen Steiermark den Kundigen zu fragen, dann erfährt man über das „Priesterstrafhaus" und was darum und daran hängt genug und kann bald „Mann und Pferd nennen". Aber wenn ich die Wirklichkeit erzählen lasse, dann habe ich noch immer keinen Roman. Ich schlage der Verfasserin vor, in Zukunft ihre interessanten Mitteilungen ohne anspruchsvollen Aufputz unter dem Titel zu erzählen: „Bilder in Schwarz-Gelb" oder „Unterm Krummstab ist schlecht wohnen!"

Walther Classen ist die Frage aufs Gewissen gefallen: was machen wir mit der Jugend, die der Kirche und Schule entwachsen ist und der Leitung und der Erziehung noch dringend bedarf? Was thut die Kirche an ihr? Wie kann sie sie halten, ohne sie zu zwingen, ohne sie zu gängeln? Sein Roman soll es uns sagen, wie er sich die praktische Antwort denkt. Sie ist eine Schilderung von dem, was er thatsächlich in Hamburg auf dem Gebiet thut. Es gehört viel Optimismus dazu, und wer würde ihm nicht den vollen Erfolg gönnen, den er hofft. Aber Romane braucht man darum noch nicht zu schreiben.*)

Aachen. *Walther Wolff.*

Novellen und Novelletten. Von Fritz Lemmermayer. Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien o. J. 335 S.

Von Sonderlingen und wie sie es geworden, von einsamen Leuten, denen das Leben übel mitgespielt hat, von Menschen, die den Beruf nicht finden konnten, zu dem sie eigentlich bestimmt waren, von dem Zwang der Verhältnisse, der stärker ist als alles, was man menschliche Freiheit heißt, und von dem bösen, aber auch dem glücklichen Zufall, der, man mag über ihn theoretisch und ästhetisch denken, wie man will, eben doch eine oft geradezu bestimmende Rolle im Menschenleben spielt — von all dem erzählt Lemmermayer in seinen Skizzen und Novelletten. Und jede ist in ihrer besonderen Art anziehend, schon deshalb, weil allen, auch den einfachsten, irgend ein psychologisch anziehendes Problem zugrunde liegt, weil sie alle dieses Problem ernsthaft zu lösen wissen, ob es nun eine traurige, tragische oder erfreuliche Lösung sei, und weil alle mit dem Gemüte geschrieben sind. Dabei sind sie mit großer Einfachheit, sozusagen mit epischer Selbstverständlichkeit und stilistischer Feinheit erzählt; nur stört für ein feines Gefühl manchmal Pathos an der falschen Stelle, oder Redensarten, wie Medusengesichter, Niobeschicksale, Ariadnefäden u. dgl. humanistische Reminiscenzen, und in einzelnen Erzählungen reichlich angewendete Gleichnisse, die nicht immer ganz im Verhältnis zu der Einfachheit des Vorgangs stehen. Ein paar Striche und Schnitte hätten hier nichts geschadet.

Lemmermayer holt sich sein Problem aus den verschiedensten Kreisen, von der Hökerin bis zur Gräfin, vom Bauernbuben bis zum Gelehrten, und jedesmal weiß er den rechten Ton zu treffen, und es gelingt ihm ebensowohl die Psychologie der einfachen Seele wie die der komplizierten. Ein Buch also, das man sich gern vornhin stellt in seine Bücherei, um es bald wieder einmal herunter zu holen. Auch zum Vorlesen in der Familie wohl geeignet, ohne bloße Familienblatt- oder Feuilletonlektüre zu sein.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Lyrisches.

Die singende Sünde. Von Georg Busse-Palma. Verlag Albert Langen, München. 105 S.

Es wird wohl noch eine Zeitlang dauern, ehe wir mit dem Ueberbrettl endgültig fertig sind, in der Lyrik wenigstens tanzen die Geister, die man rief, vorläufig rüstig fort. Nur will es mir scheinen, als ob der Witz sich immer weiter verflachte; von Charme und Grazie ist wenig mehr zu spüren.

Die „Singende Sünde" gehört zu den Büchern dieses Schlages, ein paar feine Gedichte ausgenommen („Mit einem Ring", „Vorfrühling"). Es ist ein Bekenntnisbuch von staunenswerter Offenheit, aber wenn man über perverse Gelüste und Erlebnisse mit der Ruhe des guten Gewissens redet, so bedeutet das doch noch nicht ohne weiteres eine künstlerische That. Busse-Palma läßt das ganze Register an uns vorüberrauschen, von der cynischen Frechheit bis zur abgedroschenen Pierrot-Todessehnsucht. Die meisten der Gedichte sind stark auf den Bordellton gestimmt, und nur der volle Klang einer immerhin gewählten Sprache und technische Routine machen die gewürzten Epistel überhaupt noch genießbar.

Einen Fortschritt in der Entwicklung Busse-Palmas bedeutet dieser neueste Versband jedenfalls nicht, im Gegenteil, einzelne sentimentale Liedchen nähern sich in ihrer Ausdrucksart der oberflächlichen Kunst Carl Busses ganz bedenklich, wie ein Beispiel zeigen möge:

Mondlied.

Im Lindengrün hat sich der Mond verfangen
Und sieht so aus, als ob er weinen möcht. —
Wie er im Laub, verfing sich mein Verlangen
In eines Mädchens braunem Haargeflecht.

In Lindenzweigen und in Mädchenflechten —
Wer, bleicher Bruder, löst so lieben Bann? —
Wir sehn so aus, als ob wir weinen möchten,
Der Mond und ich, und sehn uns lange an . . .

Wohin diese Verflachung führt, dafür könnte doch gerade Carl Busse ein Beispiel abgeben! Den erfreulichsten Teil des Buches bilden noch die „Waffengänge", da zeigt sich der Dichter als ein gewandter Fechter, der seine Gegner in elegantem Spiel voll Ironie und zielbewußter Grobheit flott aus dem Sattel hebt. Besonders die Auseinandersetzungen mit dem auch meiner Ansicht nach überschätzten Börries von Münchhausen sind beachtenswert.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Aus dem Zwingergärtlein. Gedichte von O. Kernstock. 2. Auflage. München, Braun & Schneider.

Ridewanz — Firlefanz — Ringeltanz — Rosenkranz — Minnesang — Hörnerklang — Trauter Wein — Firnewein — Roter Mund — Kühler Grund u. s. w.

*) Wie auf Sp. 796 des vorigen Jahrgangs mitgeteilt wurde, ist dem in Hamburg lebenden Verfasser auf diesen Roman hin ein Jahresgehalt von privater Seite ausgesetzt worden. D. Red.

Dieses Buch ist ebenso unnötig, wie die „Fliegenden Blätter“, denen es entspringt, es geworden sind. Scheffel hatte das Recht, von der „Frau Aventiure“ zu singen, denn er war ein Dichter und hat dem historischen Kostüm in seinem Besten Leib und Seele zu geben vermocht. Das hier aber ist alles Kling-Klang, noch dazu schlecht versifiziert und gereimt, schwache Ansätze zu Balladen, bei denen allerhand Archaismen die wässerige Suppe nahrhafter machen sollen. Es geht einem damit wie mit den Bildern von Hermann Vogel-Plauen, des Verfassers malerischer Ergänzung. Eins mag gehn; zwei sind vom Uebel; und beim dritten . . . Aber es giebt ja noch immer Leute, die ihren Wein gerne in einer dumpfigen altdeutschen Stube hinter Butzenscheiben trinken; so denn auch viele, die sich an solcher „Poesie“ ergötzen.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Dramatisches.

Nora oder Ueber unsere Kraft. Drama in drei Aufzügen. Von Marie Itzerott. Straßburg 1903, J. H. Ed. Heitz. 79 S. M. 1,50.

Des Noraschicksals Vollendung sucht uns M. Itzerott mit viel ehrlichem Wollen in diesem Tendenzstück überzeugend vorzuführen. Wir finden die gereifte Nora nach achtzehn Jahren in einem Sanatorium an der Riviera wieder, gehegt und gepflegt von der trefflichen Frau von Wendlandt, bei der sie einst, am Ende ihrer Kraft, sich selbständig durch die Welt zu ringen, ein zweites Heim fand. Noras Nervensystem ist durch jahrelangen Kampf ums Dasein gänzlich zerrüttet. Aber sie hat ihr Lebenswerk geschaffen, ein Drama, voll von ihrem heißen Ringen, und wir sehen sie in fieberhafter Erregung eine Depesche erwarten, die die Aufnahme des Stückes bei seiner Erstaufführung melden soll. Indes sie sich beunruhigt am Meeresgestade ergeht, dringen die Geister der Vergangenheit auf sie ein. Hier weilte sie einst mit Hellmer, als sie ihm das Geld zu einem Aufenthalt im Süden verschafft und dabei die bekannte Unterschriftsfälschung vorgenommen hatte. Ein merkwürdiger Zufall will es, daß Hellmer mit seinen Kindern und, laut Fremdenliste, auch mit seiner zweiten Frau in der gleichen Anstalt eingetroffen ist. Das Zusammentreffen all dieser Umstände rüttelt an Noras Seele. Und als eine Depesche vom glänzenden Erfolg ihres Werkes meldet, steigt, statt des Triumphes, eine furchtbare Erkenntnis in ihr auf: ihr achtzehnjähriges Ringen, so gesteht sie der alten Freundin, ist nur ein steter Kampf gegen ihre innerste Natur gewesen, ein unablässiger Versuch, „die Sehnsucht nach ihrem lieben warmen Heim, nach dem Bettchen ihrer Kinder zu betäuben.“ Alles, was sie aus eigener Kraft aufgebaut, bricht zusammen vor dem lockenden Sonnenglanz dessen, was sie verloren. „Was ist denn all mein Streben gewesen nach Vollendung, all mein Ringen nach Persönlichkeit? Ihn — ihn wollt' ich. Zwingen wollt' ich ihn zur Anerkennung meines innersten Wesens . . . Nun seh ich, ich habe mich selbst getötet, mein innerstes Ich. Was ist das Ich eines Weibes, wenn es nicht in Liebe aufgehen darf!“

Hellmer, längst vom Werte seiner Gattin überzeugt, hofft, das Geschehene wieder gut zu machen. Und doch, als die beiden sich nun wiederfinden und die zweite Ehe Hellmers sich als ein Irrtum erweist, als Nora von ihren Kindern angefleht wird, wieder Gattin und Mutter zu sein, steigt nochmals die Vergangenheit, sie selbst und noch härter ihren Gatten anklagend, in ihr empor. „O wie seid ihr schwach, ihr Männer!“ ruft sie Hellmer zu. „Solange ihr so schwach seid, werden wir stark sein wollen, und wir werden daran zugrunde gehen. . . . Wann werden wir Weiber sein dürfen, wann werdet ihr Männer sein?“ Von der Erregung getötet, bricht sie zusammen.

Gewiß reizt es besonders die denkende Frau, das Noraproblem bis in seine letzten Konsequenzen zu verfolgen und die Wirkung der inneren und äußeren Befreiung auf die Weibesseele darzustellen. Logisch ist es jedenfalls, ein zärtliches, liebebedürftiges Geschöpf wie Nora als der selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen zu zeichnen und sie unter den Widersprüchen ihrer angeborenen und anerzogenen Empfindung und ihrer reiferen Erkenntnis von der Persönlichkeit der Frau zusammenbrechen zu lassen. Nora verfällt hier der Tragik, die den noch nicht stark in sich gefestigten Naturen in Uebergangsperioden droht.

Mancherlei in diesem gedankenvollen Buch dürfte doch auf Widerspruch stoßen, wenn wir es nicht lediglich als Norabekenntnis, d. h. als etwas nur diesem Wesen logisch Entsprungenes, sondern als Frauenbekenntnis überhaupt auffassen sollen. Der Untertitel, „Ueber unsere Kraft“ läßt unverkennbar, auf die letzte Absicht der Verfasserin schließen. Indessen gestatten der Raum und die Interessen dieses Blattes nicht, noch ausführlicher darauf einzugehen.

Soweit das Stoffliche. Ob es künstlerisch ein glücklicher Gedanke war, Ibsens berühmtem Werk eine Fortsetzung zu geben, möchte ich in Zweifel stellen. Es wird ein zu direkter Vergleich mit den Vorzügen des großen Norwegers herausgefordert, der zu Ungunsten von Marie Itzerotts Drama ausfallen muß.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Der Wolkenkönig. Tragödie von Silvio Pagani. Deutsch von G. Locella. Dresden 1903, Carl Reißner.

Diese in Dialoge gekleidete Allegorie ist außerordentlich schlecht. Der Verfasser lebt der merkwürdigen Ansicht, die Poesie sei etwas Irrendes, irgendwo in den Wolken Existierendes — und so wird sein Held, der König der Poesie, zum Wolkenkönig, nachdem er hienieden nur Unglück gehabt hat. Der Verfasser ahnt es nicht einmal, daß die Leiden und Qualen der Welt die Kunst gebären — nicht als Flucht, wohl aber als schmerzvolle Ueberwindung, die den einfachen, klaren Quelltrank des bloßen Daseinsgefühls wie ein tiefes Labsal zu trinken und sich an seiner durchleuchteten Flut zu berauschen vermag. Die rosige Wolkenpoesie ist hoffentlich ein- für allemal überwunden! — Da die Arbeit Paganis zudem nicht das mindeste an Gestaltung aufweist, sondern recht wolkig zerflossen ist, ist ein Eingehen auf ihre rein künstlerische Seite ebensowenig angezeigt wie eine ausführlichere Beschäftigung mit ihrer Idee. — Die Uebersetzung liest sich fließend.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Napoleon I. im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Technik des historischen Dramas von Dr. Hermann Gaehtgens zu Ysentorff. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1903. M. 3,—.

So anziehend und vielversprechend das bereits 1900 durch den verdienstvollen Forscher Dr. Paul Holzhausen zur Diskussion gestellte Thema erscheinen mag, in der vorliegenden Abhandlung hat es keine befriedigende Bearbeitung gefunden. Von wunderlichen, übrigens ganz unbrauchbaren und unhaltbaren ästhetischen Prämissen ausgehend, gliedert der Verfasser sein durch den Titel umgrenztes, übrigens (von willkürlichen Ausscheidungen ganz abgesehen) höchst lückenhaftes Material in „Spott- und Tendenzdramen“, „Liebesdramen“, „St. Helena-Dramen“, „Dramatisierte Geschichte“ und „Napoleon als Nebenperson“ und legt nun in jedem dieser Abschnitte eine Reihe von Inhaltsangaben vor, die im Verhältnis zum Werte der betreffenden Dramen meist unverhältnismäßig lang geraten sind; eine Schlußbetrachtung gelangt dann zu Resultaten, die in ihrer allerdings unbestreitbaren Richtigkeit auch aprioristisch hätten gewonnen werden können. Nirgendwo ein Versuch, die einzelnen Dichtungen in ihren litteraturgeschichtlichen Zusammenhang zu rücken oder auf Grund desselben zu erklären, aus den Ergebnissen einer immerhin mühsamen Sammelthätigkeit geschichtliche Schlüsse zu ziehen, wozu doch schon die Zahlen der „Chronologischen Reihenfolge“ (S. VII f.) drängen mußten.

Wenn auch dem Verfasser dafür Dank gebührt, daß man sich durch ihn nunmehr über einige interessante, aber schwer zugängliche Dichtungen, wie Kotzebues gemeine und Rückerts (aus den Gesammelten poetischen Werken ausgeschlossene) gequält-geistreiche Tendenzdramen leicht unterrichten kann: wem mag damit gedient sein, daß eine ganze Reihe zumeist vollkommen belangloser would be-Theaterstücke, jedes für sich, von Szene zu Szene, noch dazu nicht eben geschickt, elenchisiert wurden? Welcher Wissenschaft und welchem Leserkreise kann ein solches Atomisieren des organisch Zusammenhängenden frommen? Wenn wir noch hinzufügen, daß wie Methode und historische Perspektive des Verfassers, so auch sein Stil fast alles zu wünschen übrig läßt, so qualifiziert sich die vorliegende Arbeit eben als eine von vielen, nicht schlechter und nicht besser als das Gros der heute beliebten dilettantischen „Stoffgeschichten“, in denen regelmäßig der Stoff die Geschichte totschlägt. — Eifer und Fleiß des Verfassers können wir bereitwillig anerkennen.

Wien. *Robert F. Arnold.*

Byrons Tagebücher und Briefe. Von Eduard Engel. Vierte Auflage. Neue völlig umgearbeitete und verdoppelte Ausgabe. (Der von Dr. Hans Landsberg herausgegebenen Renaissance-Bibliothek erster Band.) Berlin, Leonhard Simion Nchf. 1904. 196 S.

„Der weitbekannte, geistvolle berliner Schriftsteller Eduard Engel, einer der vornehmsten Publizisten Deutschlands“, wie der Verleger in wenig geschmackvoller Weise auf dem Deckel des Buches den Verfasser auspreist, hat seinen früher Autobiographie genannten Auszug aus Lord Byrons Tagebüchern und Briefen etwa um das Doppelte vermehrt, in neuer Gestalt und mit neuer Aufschrift herausgegeben. Wieso der für klassizistische Dichtung schwärmende modernste Geist der englischen Poesie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zu der Ehre kommt, eine „Renaissance-Bibliothek“ zu eröffnen, ist mir, offen gestanden, schleierhaft geblieben; ich vermute aber, das Kind sollte einen volltönenden Namen haben — was verschlägt es da, ob er stimmt! — In diesen mit guter Witterung für das, was noch heute mehr als rein litterarhistorischen Wert besitzt, ausgewählten Blättern offenbart sich eine glänzende, eigenwillige, selbstherrliche Natur, ein singulärer Mensch, auch in der Pflege des eigenen Genies, dem immer noch kein ebenbürtiger Nachzeichner erstanden ist. Eduard Engel hat die neue englische Ausgabe, die so viel bedeutsames Material zu Tage gefördert hat, verständig für sein Quodlibet benutzt. Auf die Form ist ersichtlich viel Sorgfalt verwandt: sie genügt den höchsten Anforderungen, wenn man von wenigen etwas saloppen Ausdrücken und dem hartnäckig wiederkehrenden Wort „mehre“ (plusieurs) absieht. Knappe Anmerkungen am Schluß klären den Außenseiter rasch auf. Schade, daß das bequeme Inhaltsverzeichnis unter den Tisch gefallen ist.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Naturalism in the recent German drama with special reference to Gerhart Hauptmann. By Alfred Stoeckius, A. M. Philosophische Dissertation der Columbia University. VII, 56 p. New York, 1903.

Ich will ein paar Illustrationsproben aus dieser Dissertation der Columbia University, New York geben: „Ibsens Drama besteht, wie das Hauptmanns, vornehmlich aus Dialog“ (S. 22) — sollte es etwa aus Cakewalk und Nigger-songs bestehen? „Wir erfreuen uns vieler Dramen, die keine interessante Fabel, keine Entwicklung und Handlung haben, besonders derer von Goethe“ (S. 28). „Wir finden in seinen (Hauptmanns) Dramen gar keine Charakteristik vom psychologischen Standpunkt“ (S. 28). „Wir haben gesehen, daß Hauptmann keine individuellen Menschen zeichnen, aber daß er Klassentypen hervorbringen kann“ (S. 36). „Hauptmann hat keine besondere Befähigung für das Drama, wie z. B. Schiller oder Sudermann“ (S. 41). „Die Leute werden nicht imstande sein, den besonderen Wert in dem Werk eines Naturalisten zu erkennen und zu würdigen, am allerwenigsten werden sie dazu im Theater imstande sein, wo sie starke Gemütsbewegungen und mächtige Effekte erwarten“ (S. 41) — o Amerika, o David Belasco! „Hauptmanns Dramen haben im ganzen keinen wirklichen Bühnenerfolg gehabt. Dies ist nur natürlich. Man kann unmöglich vom Schauspieler verlangen, daß er Gefühle und Leidenschaften veranschauliche, die er nicht fühlt . . . Es giebt keine Möglichkeit, im naturalistischen Drama ein großer Schauspieler zu werden“ (S. 42) — o Rittner, o Else Lehmann!

Der Verfasser dieser Schrift, die ihm den Doktortitel eintrug, ist 28 Jahre alt, deutscher Abkunft und vor zwölf Jahren „über den großen Teich“ ausgewandert. Man sieht, wie schnell ihn der amerikanische Geist untergekriegt hat. Wie er schreibt, so denkt drüben der Bildungsplebs. Er zeichnet sich nur dadurch aus, daß er nicht das Steckenpferd der gelben Presse: „the immorality of the drama“ reitet. Dabei hat Mr. Alfred Stoeckius zu seinen 45 Seiten 161 Bücher und Zeitschriftenaufsätze benutzt, meistens deutsche Erzeugnisse. Er verdiente, an der neugegründeten, Columbia University angegliederten Journalisten-Hochschule zum Professor der modernen deutschen Litteratur ernannt zu werden.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Verschiedenes.

Vom Sklaven empor. Eine Selbstbiographie von Booker T. Washington. Berlin 1902, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Es geschieht wohl zum ersten Male, daß ein schwarzer Bürger Nordamerikas als sein eigener Biograph vor den europäischen Leser hintritt und Rechenschaft ablegt von sich und der Arbeit seines Lebens. Wäre es nur diese Persönlichkeit allein, so wäre kaum ein Aufheben davon zu machen. Hier handelt es sich aber um mehr. In der Schilderung dieses Lebens spiegelt sich auch zugleich die Entwicklungsgeschichte der ganzen nordamerikanischen Negerrasse. Man wird ja nicht sagen, daß diese ohne Booker T. Washington auf dem Niveau ihrer einstigen tiefen Unkultur verblieben wäre. Aber man wird gestehen müssen, daß Washington ihr Moses war, der sie ins Land köstlicher Zukunfts-Verheißungen geführt hat. Es geziemt uns daher, Kenntnis zu nehmen von den Thaten eines Mannes, der, nicht obgleich, sondern weil er ein Schwarzer ist, die höchste Vorbildlichkeit des geistigen und sittlichen Strebens für ein Volk von vielen Millionen in Anspruch nimmt.

Zweierlei wird man bei Washington beachten müssen: den Ausgangspunkt seines Daseins und die erklommene Höhe seiner Bildung. Als Kind einer Sklavin ward er 1858 oder 1859 — genau weiß er's selber nicht — auf einer Pflanzung in Franklin Country (Virginien) geboren. Das ganze Sklavenelend hat der Knabe kosten müssen. Erst der Sklavenkrieg brachte den Negern die Freiheit. Washington hatte all ihre Seufzer und Klagen über die Qualen eines tierisch erniedrigten Lebens vernommen. In ihm begann sich früh ein zielbewußter Geist zu regen, der aufwärts zur Helle drang. Wer mag sagen, daß dieser Geist das Erbteil des unbekannten Vaters war, der ein Weißer gewesen sein soll? Wenn wir Washingtons Schilderungen lesen, so werden wir eines anderen belehrt. Im Negervolke selber lebte seit je die dumpfe, dunkle Ahnung seines höheren Menschtums. Dies mußte sich ja entfalten, sobald die Zugänge zur Bildung erschlossen waren. Aber damit hatte es noch lange Wege. Um zur Kultur hinanzusteigen, mußte das unwissende Volk sich selber schulen. Aber noch war kein Führer da. In Washington entstand jenem der Pfadweiser. Unter unsäglichen Mühen

und Nöten hatte sich der Knabe die Kunst des notdürftigen Lesens zu eigen gemacht. 1872 begab er sich auf den 800 km weiten Weg nach Hampton, wo eine Negerschule bestand. Mit 2 Mark kam er endlich nach Monaten dort an. Am Schluß des zweiten Schuljahres war es ihm vergönnt, die Mutter in der Heimat aufzusuchen. Noch während der Ferien starb die Mutter. Washington kehrte wieder nach Hampton zurück. 1875 — nicht 1895, wie ein Druckfehler irrtümlich angiebt — verließ er die Schule und wurde, weil gänzlich mittellos, Kellner in Connecticut. Am Schluß der Saison ging er nach seiner alten Heimat, Malden, zurück, wo er Anstellung als zweiter Lehrer der dortigen Negerschule fand und zwei Jahre wirkte. Dann studierte er acht Monate lang in Washington und ging 1879 abermals nach Hampton, um dort teils zu unterrichten, teils sich weiter auszubilden. Um diese Zeit machte General Armstrong den ersten Versuch, Indianer in Hampton auszubilden. Washington wurde zu ihrem Lehrer ausersehen. Nebenbei gründete dieser eine Abendschule, die mit nur 12 Schülern anfing, heute aber 300 bis 400 zählt. Im Mai 1881 bot sich Washington endlich Gelegenheit, seine eigentliche Lebensarbeit zu beginnen. In Tuskegee, einem im sogenannten schwarzen Gürtel der Südstaaten gelegenen Städtchen, sollte eine Normalschule für Farbige gegründet werden, zu deren Leiter Washington ausersehen wurde. Die Regierung hatte eine jährliche Summe von 2000 Dollar (8000 Mark) für die Lehrergehälter bewilligt. Für den Ankauf von Land, Baulichkeiten und Lehrmitteln war dagegen nichts vorgesehen. Man wird sich also vorstellen, welche ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden waren. Aber Washington zeigte sich als der rechte Mann. Wie ein Märchen muten die Schilderungen der Mühen, aber auch der Erfolge an, die bis heute erreicht wurden. Mit 30 Schülern und nur einem Lehrer wurde das Erziehungswerk vor nun zwanzig Jahren in einer verfallenen Scheune, ohne einen Zoll breit Landes begonnen. Heute besitzt die Anstalt 2300 Morgen Landes, wovon über 700 bebaut werden, nebst 40 Gebäuden, die, bis auf vier, fast ganz von Schülern errichtet wurden. Neben dem theoretischen und Religionsunterricht werden 28 verschiedene Gewerbe gelehrt. Die Zahl der Schüler, die aus 27 Staaten und Territorien, aus Afrika, Cuba, Porto Rico, Jamaika und anderen Ländern stammen, ist auf 1100 gestiegen. Die verschiedenen Abteilungen haben 86 Beamte und Lehrer. Der Gesamtwert des Besitztums beläuft sich auf fast eine halbe Million Dollar. Und das alles ist das Werk dieses Mannes, der, eine wahre Pestalozzinatur, einer der edelsten Philanthropen genannt werden darf. Die Harvard-Universität zu Cambridge, die älteste und berühmteste aller nordamerikanischen Hochschulen, ehrte nur sich selbst, als sie im Mai 1896 Washington die Würde eines Ehrendoktors verlieh. Aber weder diese Auszeichnung, noch die große, dem Menschen und Lehrer allenthalben entgegengebrachte Verehrung, noch alle seine Verdienste um die Zivilisation und seine wunderbaren Erfolge haben Washington seiner Schlichtheit und würdigen Bescheidenheit zu berauben vermocht. Hiervon giebt auch seine eigene Biographie Zeugnis. So darf er denn als ein Idealbild angesehen werden, das von allen Seiten Licht und Wärme ausstrahlt. Ja, ich glaube, daß sein Lebensbild, vor deutschen Schülern ausgebreitet, mannigfachen Nutzen stiften wird. Dort vornehmlich sei also Booker T. Washingtons Selbstbiographie, die von Estelle Du Bois-Reymond sorgfältig übersetzt worden ist und von Ernst Vohsen, dem bewährten Kenner der schwarzen Rasse, mit einem Vorwort begleitet wird, wärmstens empfohlen.

Berlin. *Ernst Kreowski.*

Nachrichten

Todesnachrichten. In Berlin † Mitte März der Litterarhistoriker Prof. Dr. Paul Nerrlich. Er war am 25. August 1844 in Quaritz geboren, studierte in Heidelberg und Berlin Philosophie, klassische Philologie und Geschichte und wirkte seit 1870 als Gymnasiallehrer in Berlin, zuletzt am Luisen-Gymnasium. Nerrlich hat sich vor allem als Jean Paul-Forscher einen Namen gemacht. 1876 veröffentlichte er das Buch „Jean Paul und seine Zeitgenossen", 1889 eine mustergültige Biographie des Dichters; daneben gab er Jean Pauls Werke in Kürschners Deutscher National-Litteratur heraus, besorgte die Ausgabe der Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul (1882) und den Briefwechsel Jean Pauls mit seiner Frau und Christian Otto (1902, vgl. LE V, 106 ff.). Gegen Heinrich v. Treitschkes herbes Urteil über das Junge Deutschland (in seiner „Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert") richtete sich Nerrlichs Flugschrift „Herr von Treitschke und das Junge Deutschland", der die Herausgabe von Arnold Ruges Tagebuchblättern und Briefen vorausgegangen war. Schließlich sei noch des Buches „Das Dogma vom klassischen Altertum" (1894) gedacht, das die Vormacht des humanistischen Gymnasiums im deutschen Bildungswesen bekämpfte.

Infolge eines Herzschlages verschied am 22. März an seinem Schreibtische im braunschweiger Stadtarchiv der siebzigjährige Stadtarchivar und Bibliothekar Prof. Ludwig Hänselmann, Ehrendoktor der Universität Göttingen. In seiner Fachwissenschaft ein hervorragender Gelehrter und unermüdlich treuer und thätiger Arbeiter, als Mensch von seltener Liebenswürdigkeit und Güte, hat Hänselmann auch auf poetischem Gebiete in engerem Kreise sich manchen Verehrer geworben. Vor 22 Jahren erschienen von ihm im Daheim die prächtigen Erzählungen „Der Nickerkull", „Arnt Porners Weihnachtsgespenst" und „Hans Dilien der Türmer", von denen die letzte erst kürzlich in neuer Einzelausgabe herauskam (Wolfenbüttel, Jul. Zwißler, 1904), während sie schon 1883 mit den zwei anderen in einem Bande „Unterm Löwenstein" gedruckt war. Hänselmann gehörte übrigens als treues Mitglied zu dem Bund der „Kleiderseller", jenen Originalen, von denen an dieser Stelle (vergl. LE, III, 1603 f.), bei Wilhelm Raabes 70. Geburtstage die Rede war.

Der Possendichter Gustav Goerß † am 18. März in Berlin im Alter von 59 Jahren. Seine Glanzzeit war jenes Jahrzehnt, wo er für Adolf Ernst, Carl Weiß und Guido Thielscher witzige Possencouplets verfaßte. Seine Komödien („Der Holzgraf", „Zu Befehl, Herr Leutnant", „Schillerschwärmer" u. a.) werden heute nur noch von Liebhabertheatern aufgeführt.

Der Dichter und Journalist Sir Edwin Arnold ist in London im Alter von 73 Jahren gestorben. 1853 erschien seine erste Gedichtsammlung, 1856 sein erstes Drama „Griselda". Später war Arnold als Vorsteher des Sanscrit College in Puna (Indien) thätig. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er Redakteur und später Herausgeber des „Daily Telegraph".

Der romanische Dichter Alfons Tuor ist im Alter von 33 Jahren in Rabius (Bündner Oberland) gestorben. Seine poetischen Werke — es sind in der Mehrzahl im Romanisch des Bündner Oberlandes geschriebene lyrische Gedichte — offenbaren ein zartes, feines Empfinden.

* *

Persönliches. Am 17. März feierte der lyrische Dichter und Aesthetiker Otto Banck in Dresden seinen 80. Geburtstag (s. oben Sp. 996). In den Sechzigerjahren schrieb er in München seine geradezu klassischen Kritiken über die münchener Musteraufführungen, die in sein Buch „Aus der deutschen Bühnenwelt" (Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten, 1. Teil) übergegangen sind. — Dr. Karl

Alt, der frühere Assistent am Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, hat sich als Privatdozent für deutsche Sprache und Litteratur an der technischen Hochschule in Darmstadt habilitiert.

* *

Kleists Grab. Die Besorgnis um das Schicksal der Grabstätte Kleists am Wannsee, die eine Zeitlang die Oeffentlichkeit beschäftigte, scheint sich glücklicherweise als unbegründet zu erweisen. Nachdem Ernst von Wildenbruch und Erich Schmidt die Angelegenheit in die Hand genommen hatten, meldeten einige Blätter, Prinz Friedrich Leopold — der jetzige Besitzer des Terrains — habe „die Grabstätte der deutschen Nation zum Geschenk gemacht". Diese Nachricht, die dann durch die gesamte Presse ging, ist zwar unwidersprochen geblieben; wir möchten sie dennoch zunächst nur mit Vorbehalt wiedergeben, da ihr bis zum Schluß dieses Heftes (30. März) noch **jede amtliche Bestätigung** fehlt. Uns wurde auf eine Anfrage an zuständiger Stelle der Bescheid erteilt, es „sei noch nichts entschieden".

* *

Verbotene Litteratur. Wie bereits (Sp. 847) erwähnt, ist gegen den Verleger Richard Sattler in Braunschweig ein Verfahren eingeleitet worden wegen Herausgabe des Militärromans „Verhängnis" von Hermann Gaethgens zu Ysentorff. Nachträglich wird bekannt, daß es sich hierbei um einen älteren Roman handelt, der bereits vor sechs Jahren im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen ist, und den der Verlag von Richard Sattler erst in jüngster Zeit erworben hat. — Der Roman „Erstklassige Menschen" von Frhrn. v. Schlicht (Baudissin) ist in Deutschland verboten worden. Der Verlag ist daraufhin flugs von Otto Janke an Carl Konegen in Wien übergegangen (vide den Bilse-Skandal). — Gleichfalls beschlagnahmt werden sollte das bei E. Pierson in Dresden erscheinende Drama „Der Herr Ephorus" von Moritz Frenssen (Pseudonym), das sich gegen die Vormundschaft der Kirchen in Schulangelegenheiten wendet. Die erste Auflage des Buches war jedoch bereits vergriffen. — Arthur Schnitzlers „Reigen" wurde auf Betreiben der berliner Staatsanwaltschaft in Leipzig beschlagnahmt. — Auch Verbote von Aufführungen sind wieder zu melden: in Berlin wurde die Aufführung von Adolf Pauls Komödie „David und Goliath", in Köln Erich Korns schon in mehreren Städten aufgeführter Einakter „Colombine" verboten.

* *

Allerlei. Der neueste Roman von Hermann Heyermans jr., „Diamantsteine", der in der Elendswelt der amsterdamer Diamantschleifer spielt, erscheint am 25. April gleichzeitig mit der holländischen auch in einer deutschen Originalausgabe (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Zu Detlev v. Liliencrons 60. Geburtstage giebt Adolph Donath im Verlage von Carl Konegen in Wien ein Dichterbuch heraus, das Beiträge von fast 100 österreichischen Autoren vereinigen und eine Huldigung des litterarischen Oesterreichs für Liliencron bedeuten soll. — Der Verlag von Eugen Diederichs ist vor kurzem von Leipzig nach Jena übergesiedelt. — In Eßlingen am Neckar ist eine überlebensgroße Lenau-Büste aufgestellt worden. — In Paris beabsichtigt man, Gustave Larroumet, dem unlängst verstorbenen Kritiker des „Temps", ein Denkmal zu setzen.

* * * Der Büchermarkt * * *

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Alt-Damerow, Herm. v. Aus e. großen Garnison. Roman. Stuttgart, Schlichting. 126 S. M. 2,—.

Barfus, Eg. v. Ein rätselhafter Mord u. andere Novellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 391.) Berlin, Herm. Hillger 111 S. M. —,20.

Berges, Philipp. Aquarelle. Bunte Skizzen und Studien Leipzig, Paul List. 207 S. M. 2,—.

Brunn, Laurids. Die Krone. Roman. Stuttgart, Axel Juncker. 212 S. M. 3,50.

Eschstruth, Nataly v. Jedem das Seine. Roman. Leipzig, Paul List. 2 Bde. 239 u. 264 S. M. 10,— (12,—).

Foerster, Mater Dolorosa. Roman. Dresden, E. Pierson. 134 S. M. 2,— (3,—).

Grenzpanorama. Des hinkenden Teufels Asmodi neueste Kinematograph-Aufnahmen aus e. deutschen Reichskolonie. Von Captain Red Cloud. Braunschweig, Rich. Sattler. 323 S. M. 3,— (4,—).

Hagen, Dr. Ad. Haschisch. Berlin, Magazin-Verlag. 37 S. M. —,50.

Hartwig, Geo (Emmy Koeppel). Wenn Du mich liebst. Roman. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 2 Bde. 256 u. 235 S. M. 6,50.

Hirschberg-Jura, Rudolf. Ein großartiger Kerl. Kriminal-Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 240 S. M. 3,—.

Holzke, Herm. Fremdlinge. Ein deutscher Roman in 2 Büchern. Dresden, E. Pierson. 266 u. 293 S. M. 6,— (8,—).

Kurz, Friedr. Ad. Mein Traumbild. Roman. Dresden, E. Pierson. 86 S. M. 1,50 (2,50).

Lindner, Ella. Frau Hadwig. Eine Strandgeschichte. Dresden, Moewig & Hoeffner. 191 S. M. 2,— (3,—).

Loebel, Alex. Der Mensch mit seiner eisernen Maske. Roman. Dresden, E. Pierson. 135 S. M. 2,— (3,—).

Moltan, Hans. Frau Magda. Berlin, Georg Wattenbach. 46 S. M. 1,25.

Müller, Rob. Heinrich Eberhardt. Roman. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 578 S. M. 6,—.

Noël, A. Aus Laune. Novelle. — Durch die Zeitung. Novellette. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 390.) Berlin, Herm. Hillger. 125 S. M. —,20.

Otting, Frank. Auf anderem Stern. Dresden, E. Pierson. 269 S. M. 3,— (4,—).

Perfall, A. v. Klippen. Roman. — König Lear der Sümpfe. Eine Erinnerung aus dem Westen. Berlin, W. Vobach & Co. 144 u. 37 S. M. 1,— (1,25).

Reuter, Gabriele. Gunhild Kersten. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 197 S. M. 1,50 (2,50).

Reuter, Herm. Unzufrieden. Geschichte aus dem Familienleben. Berlin, Hugo Steinitz. 232 S. M. 1,—.

Roda-Roda. Dieser Schurk', der Matkowitsch. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. 183 S. M. 1,80.

Roehdenus, Frank. Fries Rekord. Roman. Dresden, E. Pierson. 173 S. M. 2,50 (3,50).

Rose, Felicitas. Provinzmädel. 8. Bd. Kerlchens Flitterwochen. Berlin, Richard Bong. 204 S. M. 1,— (1,50).

Schade, Maria. Arbeit. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 168 S. M. 2,—.

Schmidt, J. v. Im Strudel der Großstadt. Aristokratischer Sittenroman. Leipzig, Ph. Hülsemann. 66 S. M. 1,—.

Stern, Detlef (D. Strempel). Antoine Behabdil. Eine Novelle vom Bosporus. Berlin, Hugo Steinitz. 149 S. M. 2,—.

Zapp, Arthur. Sergeant Thielke. Ein Soldaten-Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 205 S. M. 3,—.

Zobeltitz, Hanns v. Der goldene Käfig. Roman. Stuttgart, Carl Krabbe. 260 S. M. 3,— (4,—).

Chantepleure, Guy. Blütenumrankte Ruinen. Roman aus dem Franz. v. Alwina Vischer. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).

Korolenko, W. Im Lande der Verschickten. Neue Erzählungen aus Sibirien. Uebers. v. M. Abel. Berlin-Schöneberg, R. Jakobsthal. 236 S. M. 2,—.

Longard de Longarde, D. (Dorothea Gerard). Die Blutsteuer. Roman aus dem deutschen Militärleben. Aus dem Engl. von O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 272 S. M. 2,50 (3,50).

Sienkiewicz, Henryk. Drei Frauen. Deutsch v. R. Goelich. Stuttgart, Franckh. 124 S. M. 1,— (1,80).

Tschechow, Ant. Die Hexe und andere Novellen. — Ein Zweikampf. Aus dem Russ. übers. u. m. e. Vorbemerkg. versehen v. Theo Kroczek. Halle, Otto Hendel. 280 u. 96 S. M. 2,50.

Zapolska, Gabryela Gräfin. Vaterunser. Deutsch v. Rosa Schapire. Berlin, Verlag der „Frauen-Rundschau". 102 S. M. —,75.

b) Lyrisches und Episches.

Abramczyk, Roland. Mein heiliger Frühling. Gedichte. Diessen, Joh. C. Huber. 110 S. M. 2,—.

Bernhard, Arnold. Die Gralsburg. Eine Lebensdichtung. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 47 S. M. 1,20.
Goebel, Gymn.-Dir. a. D. Dr. Ed. Gedichte aus jungen und alten Tagen. Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei. 151 S. M. 1,20.
Harst, Edm. Ginster und Heidekraut. Gedichte. Diessen, Jos. C. Huber. 66 S. M. 2,— (3,—).
Kreowski, Ernst. Rotfeuer. Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. 117 S. M. 3,50.
Toball, Heinr. Ostpreußische Skizzen und Schwänke. Gedichte. 3. Bd. Bon, Königsberg. 96 S. M. 1,—.

c) Dramatisches.

Bachmann, Frz. Lucifer. Drama. Dresden, Carl Tittmann. 111 S. M. 2,— (2,50).
Coudenhove, P. Renaissance. Zeitbild in 5 Akten. Augsburg, Theodor Lampart. 68 S. M. 1,50.
Roth, Wilh. Renaissance. Dramatische Skizze. — Klub „New Style". Szenische Skizze. Diessen, Jos. C. Huber. 195 S. M. 3,50.
Schmidt-Bonn, Wilh. Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend. Schauspiel. 2. Aufl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 123 S. M. 2,—.
Schultz, Aug. Heinr. Periander u. sein Sohn. Dramatische Dichtung. Berlin, Schuster & Löffler. 128 S. M. 2,50.
Versöhnungstrunk, Der. Eine Frauenkomödie in 3 Aufzügen v. Aristus. Leipzig, Leipziger Buchdruckerei. 36 S. M. —,50.
Welter, Nik. Die Söhne des Oeslings. Ein Bauerndrama aus der Zeit der franz. Revolution. Diekirch (Luxemburg), J. Schroell. 118 S. M. 2,—.
Wetter, Max. Vittorio. Dramatisches Gedicht. Köln, Paul Neubner. 140 S. M. 2,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bach, Gym.-Dir. Dr. Jos. Jacob Balde. Ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Zu seinem 300jähr. Geburtsjubiläum. Freiburg i. Br., Herder. 160 S. M. 4,—.
Bräutigam, Ludw. Die neue Kunstkritik. Anh.: Ein Beispiel aus der heut. Kritik. Kassel, Georg Weiß. 52 S. M. —,60.
Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bdn. Hrsg. v. Eduard v. d. Hellen. Bd. 34: Schriften zur Kunst. Mit Einleitung u. Anmerkgn. v. Wolfg. v. Oettingen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 391 S. M. 1,20 (2,—, 3,—).
Koldewey, Dr. Paul. Wackenroder u. sein Einfluß auf Tieck. Ein Beitrag zur Quellengeschichte der Romantik. Leipzig, Dieterich. 212 S. M. 5,—.
Schillers sämtl. Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bdn. Hrsg. von Eduard v. d. Hellen. 1. Bd.: Gedichte I. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 360 S. M. 1,20 (2,—, 3,—).
Schriftstellerbibliothek. Nr. 2. Absatzquellen f. Schriftsteller. Hrsg. v. d. Redaktion der „Feder". Berlin, Federverlag. 144 S. M. 1,— (1,40).
Storm, Thdr., und Gottfried Keller. Briefwechsel. Hrsg. u. erläutert v. Alb. Köster. Berlin, Gebr. Paetel. 236 S. M. 5,— (6,—).
[Tieck-Wackenroder.] Herzensergießungen e. kunstliebenden Klosterbruders. Jena, Eugen Diederichs. 174 S. M. 3,— (3,50).
Witkowski, Georg. Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner. 172 S. M. 1,— (1,25).

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. (Halle, Otto Hendel.) 1761—1769. Alexis, Willib. (W. Häring). Cabanis. Vaterländischer Roman. 703 S. In Org.-Bd. M. 2,50. — 1770. 1771. Tschechow, Ant. Ein Zweikampf. Novelle. Aus dem Russ. übers. von Theo Kroczek. 96 S. — 1772. Benedix, Roder. Das Gefängnis. Lustspiel. IV, 68 S. — 1773. Benedix, Roder. Der Störenfried. Lustspiel. 82 S. — 1774. Benedix, Roder. Das bemooste Haupt od. Der lange Israel. Schauspiel. 59 S. — 1775—1777. Thomas v. Kempen. Vier Bücher v. der Nachfolge Christi. Neu hrsg. u. m. e. Vorbemerkg. versehen v. Hans Wittenberg. 192 S. In Orig.-Bd. m. Goldschn. M. 1,50.
Coßmann, Paul Nik. Hans Pfitzner. (Münchner Broschüren. Hrsg. v. Geo. Müller. Heft 1.) München, Münchner Volksschriften-Verlag. 83 S. M. —,15.
Czobel, Stef. V. Die Entwicklung der Schönheitsbegriffe. Leipzig, Lotus-Verlag. 540 S. M. 12,— (15,—).
Erdmann, Benno. Immanuel Kant. Bonn, Friedr. Cohen. 39 S. M. 1,—.
Freudenthal, Prof. Dr. J. Immanuel Kant. Rede. Breslau, M. & H. Marcus. 32 S. M. —,80.
Frobenius, Leo. Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehgn. zwischen der Erde u. der Kultur nach älteren u. neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts. Leipzig, Friedr. Brandstätter. 4 Tle. 923 S. M. 10,— (11,50).
Gerling, Rhold. Reform-Ehe oder Ehe-Reform? Oranienburg, Orania-Verlag. 26 S. M. —,50.
Graevenitz, G. v. Goethe unser Reisebegleiter in Italien. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 244 S. M. 2,80 (4,—).
Grautoff, Otto. Der freie Eintritt in die Kunstsammlungen Italiens. Eine wortgetreue Uebersetzung der ministeriellen Bestimmungen über den unentgeltl. Besuch der königl. Museen und Galerieen Italiens u. s. w. München, Georg D. W. Callwey. 16 S. M. —,30.
Kessler, Harry Graf. Der deutsche Künstlerbund. Berlin, Bruno Cassirer. 30 S. M. —,50.
Landau, Dr. J. L. Nachman Krochmal, ein Hegelianer. Berlin, S. Calvary & Co. 69 S. M. 1,50.
Laurila, K. S. Versuch einer Stellungnahme zu den Hauptfragen der Kunstphilosophie. Berlin, Mayer & Müller. 251 S. M. 5,—.
Lienhard, Fritz. Oberflächenkultur. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 63 S. M. 1,—.
Loubier, Jean. Der Bucheinband in alter und neuer Zeit. Mit 197 Abbildgn. (Monographieen des Kunstgewerbes. Bd. X.) Berlin, Hermann Seemann Nachf. 187 S. M. 5,— (6,—).
Martin, Carl. Das Evangelium vom neuen Menschen. Leipzig, C. G. Naumann Nachf. 118 S. M. 3,— (4,—).
Möbius, P. J. Schopenhauer. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 282 S. M. 3,— (4,50).
Münch, Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Wilh. Aus Welt u. Schule. Neue Aufsätze. Berlin, Weidemannsche Buchh. 276 S. M. 5,—.
Schiemann, Thdr. Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. 1. Bd. Berlin, Georg Reimer. 637 S. M. 14,— (16,—).
Veil, Gymn.-Dir. Dr. Heinr. Am Scheidewege. Richtlinien u. Leitsterne f. unsere ins Leben hinaustret. Söhne. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 193 S. M. 5,—.
Wachter, Dr. Wilh. Das Feuer in der Natur, im Kultus u. Mythus, im Völkerleben. Wien, A. Hartleben. 166 S. M. 3,— (4,—).
Weber, Prof. Dr. Ottokar. 1848. 6 Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner. 138 S. M. 1,— (1,25).
Weil, dipl. Ingen. Dr. Th. Die elektrische Bühnen- u. Effektbeleuchtung. Ein Rückblick üb. die Methoden u. neuesten Apparate der elektr. Bühnenbeleuchtg. Wien, A. Hartleben. 256 S. M. 4,— (5,—).
Witasek, Priv.-Doz. Dr. Steph. Grundzüge der allgemeinen Aesthetik. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 410 S. M. 4,— (5,—).

Hamilton, Angus. Korea. Das Land des Morgenrots. Nach seinen Reisen geschildert. Aus dem Engl. mit 114 Abbildgn. u. s. w. Leipzig, Otto Spamer. 296 S. M. 7,— (8,50).

Antworten.

Herrn Dr. F. F. Kl. in Czernowitz. Von wissenschaftlichen Uebersetzungen der Bibel, die nicht spezifisch religiösen oder gar kirchlichen Interessen dienen, sind zu nennen: für das Alte Testament (einschließlich der Apokryphen) die Uebersetzung von Kautzsch (in Verbindung mit einer Reihe von Fachgelehrten); für das Neue Testament die von C. Weizsäcker, beide bei J. C. B. Mohr in Tübingen. Ueber die Textgeschichte orientieren H. v. Soden, Der ursprüngliche Text des Neuen Testaments. 1 Bd. 1902, und Adolf Harnack, Die Chronologie der altchristlichen Litteratur. 1. Bd.

Herrn H. K. in Wien: Eine Besprechung der beiden Bücher von Weininger finden Sie in einem der nächsten Hefte.

Berichtigung. Auf Sp. 885, Z. 15 v. u. ist „Unter allem Wollen ist Frieden" (statt: Ueber allem Wollen) zu lesen. — Zu Rudolf Ungers Aufsatz über Walther Siegfried im vorigen Heft) bittet uns die Verlagsfirma Schuster & Loeffler mitzuteilen, daß sämtliche im Buchhandel erschienenen Bücher von Siegfried („Tino Moralt", „Fermont" und „Um der Heimat Willen") schon seit 1896 in ihren Verlag übergegangen sind.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei:
von der Cigarren- und Tabak-Fabrik Heinrich Reesing in Vlotho i. W..

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.

Erstes Mai-Heft.

VI. Jahr. No. 15. 1. Mai 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Paul Ernst

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 35, Lützowstr. 2, Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang — Heft 15 — 1. Mai 1904

Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2, Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Kritik und Rasse.

Von Leo Berg (Berlin).

(Schluß.)

So giebt es der Vaterländer noch viele für den Künstler, dessen Verständnis dem Ausländer erschwert oder unmöglich ist. Und Ausländer ist jeder Mensch in jeder möglichen Hinsicht, was Religion und Partei, Weltanschauung und Bildung betrifft, Gefühlsrichtung, Charakter, Lebensgewohnheiten, Temperament, selbst Wohnung und Kleidung, Speise und Trank. Wenn ein Kritiker einen Dichter nicht versteht, so kann es auch daran liegen, daß er ein Biersäufer und der Dichter ein Weintrinker ist, daß ihm schwerer Burgunder im Blute liegt, während den Dichter duftiger Rheinwein begeistert oder gar Sekt befeuert hat; daß er einfach ein anderes Tempo hat, als die Lektüre der Dichtung erfordert. Obst- und Fleischesser, Abstinenzler und Alkoholiker verstehen sich im Prinzip schon nicht mehr, wie ja auch selbst die Rasse durch Veränderung der Lebensweise mit verändert wird. Gewiß ist, daß man Goethe anders verstehen würde, wenn man sein ganzes Leben noch einmal leben könnte, jedes Buch lesen, das er gelesen, in der Verfassung, in der er es gelesen, jeden Baum sehen, den er gesehen, und wie er ihn gesehen, jedes Mädchen küssen, wie er es geküßt, und jeden Tropfen trinken, den er getrunken hat. Da wir das aber nicht können, so muß es doch andere Mittel geben, einem Dichter beizukommen. So wie ja auch Goethe wieder seinerseits das Leben Shakspeares oder Calderons nicht gelebt hat, nicht einmal das Schillers oder Byrons.

Zunächst haben wir zu berücksichtigen, daß sich diese verschiedenen Heimatskreise mannigfaltig schneiden und decken. Dem einen Dichter ist man rasseverwandt, dem andern Landsmann, des dritten Zeit- und des vierten Standesgenosse u. s. w. Das eigentliche Vaterland des Künstlers aber ist die Kunst selbst, in der er schafft. Wer hier Ausländer ist, der ist verloren. Was nützt es denn, Beethovens Landsmann zu sein, wenn man zugleich unmusikalisch ist! Dann ist man ja doch nicht sein Landsmann. Um über Hegel zu urteilen, muß man nicht Schwabe, sondern man muß Philosoph sein, und dann darf man auch Thüringer sein. Mit der Intelligenz des Herrn Bartels ist man Hebbel gegenüber doch einfach erschossen, sintemalen dieser nicht nur Dithmarsche, sondern auch Denker und Dichter war. Mit Bartels Protzerei der Geistlosigkeit ist hier wirklich nichts anzufangen. Sobald wir nämlich auf das eigentliche Vaterland des Dichters kommen, sehen wir, daß alle andern Kriterien von Rasse und Heimat, Geschlecht und Stand, Partei und Religion garnichts nützen. Wie ja der oben zitierte Spruch von Goethe beginnt: „Wer das Dichten will verstehen, muß ins Land der Dichtung gehen," was aber schwerer ist und nicht dasselbe als „in Dichters Lande gehen". Frankfurt und Wesselburen kann man leicht besuchen, deshalb ist man noch lange nicht im Reiche Fausts oder der Tagebücher. Die Roheit seiner Bildung und den Mangel an Kunstverstand kann man verdecken, wenn man dafür seinen Patriotismus und seinen rechten Glauben aushängt und statt mit Kunstgesetzen mit Ueberzeugungen oder altfränkischen Vorurteilen arbeitet. Denn wenn man weiter nichts ist: Zeitgenosse, Landsmann oder dergleichen ist man schließlich immer. Die Kunst, die Sprache, die Farbe bestimmen ein Kunstwerk wesentlich, und ihnen hat sich Jud und Christ, Schlesier und Friese, Mann und Weib, Alt und Jung zu beugen. Alle andern Dinge, so wichtig sie auch sind, entscheiden im allgemeinen viel mehr über das Objekt des Werkes, als über das Werk selbst; und die Entwicklung der Kunst, namentlich hinsichtlich der Technik und Beobachtung, hängt eher mit der Zeit als mit dem Vaterlande des Künstlers zusammen. Aber die Kunst, z. B. das Drama, ändert deshalb nicht ihre Gesetze, weil Frauen oder Neurastheniker plötzlich anfangen, Stücke zu schreiben. Wenn diese nichts taugen, muß man nicht sagen, es läge an den männlichen Beurteilern, ihrer Religion, Partei, Abstammung u. s. w.

Wenn wir alle diese Hemmungen der Kritik gelten lassen wollten, kämen wir am Ende dahin, zu erklären, eine Dichtung könnte nur vom Dichter selber im Zustande des Dichtens begriffen werden.

Zuletzt ist auch das richtig, denn daß Dichter selbst ihre eigenen Werke nicht mehr verstehen, können wir zuweilen an späteren Bearbeitungen feststellen. Es gäbe überhaupt weder Kritik noch Kunstgeschichte, wenn wir nicht gleichwohl Kontrollen und Hilfsmittel hätten, trotz allen Hemmnissen durch Verschiedenartigkeit der Rasse, Zeit, Art u. s. w. Diese Hilfsmittel liegen zum Teil in der Kunst, zum Teil in der Kritik. Voraussetzung ist nur, daß man kein Ausländer derjenigen Kunst oder Kunstgattung ist, von der man ein Werk vor sich hat. Alles darf man sein, wenn man von Beethoven redet, nur nicht taub und unmusikalisch. Es handelt sich da nicht um das Kritisieren allein, sondern, wie selbstverständlich, schon um jedes naive Genießen, das im Grunde ein Mitschaffen ist. Denn Lyriker, Bildhauer, Philosoph ist man nicht deshalb, weil man lyrische, plastische, philosophische Werke schafft, sondern auch schon, wenn man das Ohr, das Auge, den Verstand des Lyrikers, Bildhauers, Philosophen hat. Denn nie hat Einer angefangen zu dichten, zu philosophieren, in Stein zu hauen, ehe er nicht ein Lauschender, ein Schauender war. Wenn ein Kunstwerk keine Brücken zu bauen vermöchte zwischen Mensch und Mensch, Volk und Volk, Zeit und Zeit, Rasse und Rasse, nie gäb's eine Kunst. Wir werten nicht mit Unrecht ein Kunstwerk nach der Länge, Weite und Tiefe seiner Wirkung. Der Heimatdichter Gustav Frenssen unterscheidet sich z. B. dadurch von Homer, daß dieser noch nach dreitausend Jahren Menschen verschiedenster Rasse, Volkheit, Gesellschaft, jeglichen Geschlechts, Standes und Alters, selbst jedes Gesundheitszustandes entzückt, sogar noch in mangelhaften Uebersetzungen entzückt, während Frenssen sogar seine eigenen Landsleute und Zeitgenossen noch während der Saison seiner Mode zum Sterben gelangweilt hat. Deshalb ist die Odyssee größer als der „Jörn Uhl“. An Homer kann man sich gesund lesen; man kann ihn aber auch lesen, wenn man gesund ist. Das unterscheidet ihn wieder von Hugo von Hofmannsthal.

Weshalb kann man denn überhaupt eine Dichtung genießen und begreifen, wiewohl der Autor einer ganz fremden Rasse oder Zeit angehört und alle oder fast alle Voraussetzungen des Gedichtes entschwunden sind? Was gehen uns heute die Kämpfe um Troja an? was ist uns wirklich Hekuba? Das Los der Waschfrau, die ich drüben im Nebenhause am Kroge hantieren sehe, ist mir wichtiger. Wenn ich mich dennoch nicht von meiner Homer-Lektüre abziehen lasse, um mich um die Waschfrau zu bekümmern, so muß ich dazu doch Ursachen haben. Ich glaube, drei Eigenschaften müssen bei der Lektüre entscheiden, daß ich mich für die längst vermoderte Hekuba statt für die Waschfrau drüben interessiere, die mir um so viel näher ist. Zunächst muß ich jene Passivität und Rezeptivität besitzen, die mir gestattet, Fremdes auf mich einwirken zu lassen, als wäre ich nur auf der Welt, um das Instrument fremder Melodieen abzugeben. Weil ich Homer lese, hat mich Homer in der Gewalt. Ich kann mich ihm garnicht entziehen, ich muß die Welt mit seinen Augen sehen. Daß er mich dazu zwingen kann, eben das ist seine Kunst. Alsdann muß ich soviel Schauspieler sein, um mich in die verschiedensten Rollen und Zustände hineinzulesen. Ich muß wirklich auf dem Felde vor Troja mitfechten und im Palast des Priamus mitheulen und in Helena verliebt sein. Sonst wäre die Lektüre eine tote Arbeit. Und endlich muß ich soviel Phantasie besitzen, daß ich mir Fremdes vorstellen kann, daß ich sogar wiedererkenne, was ich nie gesehen habe. Ich war niemals in Aulis und habe des Achilles Schild nie erblickt, und doch ist es dasselbe, als wäre ich in Aulis gewesen und hätte den Schild mit eigenen Händen berührt und hätte das Waffengetöse und Jammergeschrei mit leibhaftigen Ohren gehört. Und wenn endlich die Phantasie nicht mehr mitkann, weil sie fremde, ungegangene oder zu kühne Bahnen wandeln soll, dann besitze ich immer noch ein bestimmtes Quantum Kombinationsvermögen, das mir gestattet, mit Hilfe des Verstandes mir die Bilder und Situationen zurechtzurücken, begreiflich und vorstellbar zu machen, in welchem Falle natürlich erst eine wiederholte Lektüre einen unmittelbaren Genuß gewährt. Es ist so wenig wahr, was sich thörichte und kleine Künstler einbilden, daß der Verstand ein Hemmnis poetischer Konzeption ist, daß er vielmehr uns zuletzt wieder in den Stand der Unschuld zu versetzen vermag. Ein sehr gescheiter Leser liest schließlich genau wieder wie ein Kind, weshalb Märchen, abgesehen von Kindern, nur noch reifen Geistern genießbar sind. Dieser Verstand ist nicht Kritik, sondern ein künstlerisches Nachdenken und Mitschaffen, auf welchen Umwegen immer. Hier ist gerade die umgekehrte Fähigkeit von Nöten, als die zuerst genannte; denn ebenso wie passiv und rezeptiv muß der Leser auch seelisch aktiv, ein Schaffender sein. Je mehr Möglichkeiten dieser Aktivität in einer Dichtung gegeben sind, um so größer ist sie. Die Größe Homers oder Shaksperes ist eben, daß es für sie gar keine letzte Formel der Auffassung giebt, daß sie auf tausendfache Weise lesbar und wirksam sind, genau wie die Natur. Gewiß hat ein Grieche vor mehr als zweitausendfünfhundert Jahren Homer anders gelesen, als ich ihn heute lese, der Krieger anders als der Seefahrer, und heute liest ihn der Germane anders als der Romane, der Kaufmann anders als der Gelehrte, anders der Greis und anders der Jüngling, anders der Dichter und anders der Volksschullehrer. Aber lesen können ihn, wenn nicht alle, so doch sehr viele. Man muß nicht Homers Landsmann und Zeitgenosse sein, um ihn zu verstehen. Heut bin ich diesem sogar als Leser unendlich überlegen, denn ich lebe, und er ist tot.

Und wo schließlich die produktiven Kräfte in des Lesers Seele nicht mehr ausreichen, da muß eben die Kritik, Geschichte, Vergleichung, Nachprüfung, Sprach- und Altertumsforschung mithelfen. Dies ist allerdings eine negative Arbeit, die aber, sofern sie stets den Zweck im Auge behält, auch zum Verständnis führt, wenn sonst die Voraussetzungen da sind.

Da aber Kritik, Verstand, Phantasie und die Schauspielerfähigkeit des Lesenden einen gewissen Spielraum haben müssen, so ist es fast niemals das allzu Nahe, das wir am besten zu genießen und zu begreifen vermögen. Daß einer in Wesselburen geboren ist, spricht zunächst sogar gegen ihn als Hebbelkenner. Denn wir bedürfen auch einer gewissen Freiheit gegenüber dem Objekt, und durch die Fremdheit von Zeit und Ort bekommen wir selbst dem größten Genius gegenüber eine gewisse Ueberlegenheit, weil wir noch etwas hinzubringen, was er nicht hat, und weil wir von manchen seiner

Vorurteile und Benommenheiten frei sind. Deshalb wächst das Verständnis für einen Dichter fast immer mit der Entfernung von seiner Zeit und gewöhnlich auch von seinem Lande. Wir sehen Goethe heute größer, als ihn seine Zeit und Verwandtschaft gesehen hat. Der Besuch der Goethe-Häuser in Frankfurt und Weimar trägt zu seiner Erkenntnis sogar beschämend wenig bei. Heute, können wir geradezu sagen, ist Goethe, wenn nicht mehr, so doch überall ebensogut zu Hause, wie an den Orten seiner Geburt und Wirksamkeit. Seine eigentliche Heimat ist jetzt eine gute Ausgabe seiner Werke.

Aber noch müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, inwiefern überhaupt Heroen, Künstler und Philosophen ihre Rasse, Nationalität und Zeit vertreten. Fast scheint es, als hätte sich der Weltgeist mit den Patrioten aller Länder und Zeiten den besonderen Spaß gemacht, daß er gerade die wirksamsten Geister und die am höchsten gepriesenen Helden der Völker fremder oder gemischter Abstammung sein läßt. So war, um nur ein paar Beispiele zu nennen, der Stifter der jüdischen Religion wahrscheinlich Aegypter (verglichen mit Bartels, war er auch der größere Antisemit). Dafür war wieder der Gründer der christlichen Religion ein Jude. Juden waren es wiederholt, die einen bestimmenden Einfluß auf moderne und besonders germanische Völker gehabt haben. Ich nenne nur Spinoza, Heine, Lassalle, Marx und Friedrich Julius Stahl, der sogar die staatswissenschaftliche Autorität der preußischen Junkerpartei geworden ist. Der hellenische Held im Freiheitskampfe gegen die Perser, Themistokles, war durch seine Mutter unreiner Abstammung, Frankreichs Genius, nämlich Napoleon, war bekanntlich Italiener, Oesterreichs Nationalheld, Prinz Eugen, ist dagegen wieder Franzose (es giebt also, wie man sieht, eine ausgleichende Gerechtigkeit). Friedrich der Große hat in seiner weiblichen Ahnenreihe eine Französin (die d'Olbreuse, aus einem altfranzösischen Geschlechte in Poitou, die Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm von Celle). Die Fürsten vertreten ja fast niemals durch Abstammung ihr Volk, wie man doch eigentlich erwarten sollte. Der deutsche Kaiser z. B. hat eine englische Mutter, der König von Spanien eine österreichische, der russische Zar eine dänische und überdies eine hessische Großmutter, der König von England einen Koburger zum Vater, der deutsche Kronprinz stammt mütterlicherseits von einer dänischen Prinzessin ab, deren Mutter wieder eine englische Prinzessin war, nämlich die unglückliche Königin Mathilde, bekannt durch die Geschichte Struensees u. s. w. Nach Bartels wären sie alle nicht imstande, die Litteratur ihres eigenen Volkes zu verstehen. Das kommt ja auch bei Fürsten zuweilen vor; aber dann hat es doch gewöhnlich noch andere Gründe.

Was die Dichter und Schriftsteller betrifft, so giebt es eine große Menge, die nachweislich fremder oder gemischter Abstammung sind, und was hier ganz besonders ins Gewicht fällt, oft gerade mütterlicherseits. So war Byrons Mutter eine Keltin, unter Ibsens weiblichen Vorfahren ist norwegisches Blut selten; er hat sogar einmal behauptet, kein Tropfen norwegischen Blutes habe bei seiner Bildung mitgewirkt. Gleichwohl schrieb einmal Laura Marholm einen sehr tüchtigen Aufsatz über ihn, worin sie gewisse Eigenschaften des Dichters geschickt aus seiner Heimat ableitete. Der Encyklopädist Grimm war Deutscher, Zola hatte einen italienischen Vater, Lenau war Magyar, Nietzsche war stolz auf seine polnische Abkunft, Kants Familie stammte aus Schottland, die Beethovens aus Holland, Paul de Lagarde, Du Bois-Reymond, Geibel, Roquette, Louise von François sind, wie zum Teil ihre Namen, zum Teil ihre Physiognomieen verraten, französischer Abstammung, Treitschke tschechischer und Theodor Storm polnischer. Man sieht, gerade die Musterdeutschen und Muster-Heimatdichter sind durchaus nicht rein auf ihrem eigenen Boden gezogen. Gerade auch die hervorragendsten Antisemiten sind oft garnicht judainfrei und großenteils wenigstens verdächtig. Es ist noch lange nicht ausgemacht, daß Treitschke nicht unter seinen Vorfahren einen Treiteles gehabt hat, wie zuweilen gespottet wurde. Wenn der Treiteles nur danach war, soll ihm das auch nicht weiter schaden. Jedenfalls sah er noch jüdischer aus als Richard Wagner, und beide sahen sehr viel jüdischer aus als Heine oder Marx. Oft will es wirklich scheinen, als sei der Antisemitismus bei manchen geradezu psychologisch zu erklären als Verzweiflung über das eigene Aussehen, denn nicht jedermann gefällt sein eigenes Gesicht.

Namen beweisen nicht viel für die Abstammung, sonst müßten wir auch Leibniz und Lessing slavisches Blut zuschreiben, mit dem übrigens das deutsche Volk so sehr durchtränkt ist, daß wir ganz slavenreine Familien wohl nicht viel aufzuweisen haben werden. Ich glaube sogar, es gehört ein Schuß fremden Blutes dazu, um die ganze Liebe für sein eigenes Volk aufzubringen; wohl auch das Verständnis. Besonders für die Sprache verfeinert sich das Ohr, wenn man sich erst in sie hat hineinleben müssen. Das reinste Deutsch schreiben oft Ausländer wie Lenau, Heine, Nietzsche, oder Schriftsteller, die an der Peripherie Deutschlands geboren sind oder gelebt haben, wie z. B. die großen Schweizer Gottfried Keller und C. F. Meyer, der lange geschwankt hat, ob er sich der deutschen oder der französischen Bildung zuwenden sollte. Was die Rhythmik der deutschen Sprache betrifft, so hat wohl kaum ein Dichter für sie ein besseres Ohr gehabt als der Jude Heine. Carl Busse, der auch ein besserer Deutscher als Kritiker ist, erklärt ihn für das größte Nachahmertalent.

Ein besonderes Kapitel dieses Themas wäre auch die künstlerische Interpretation. Der beste Shakspere-Darsteller, den ich kenne, war der Italiener Rossi; einer der besten Beethoven-Spieler unserer Zeit ist der Franzose Edouard Risler. In der Verkörperung germanischer Dichtergestalten haben sich besonders häufig Ungarn, Juden, Polen hervorgethan, wie es kein Zufall ist, daß gerade aus dem Völkermischmasch Oesterreichs sich fast immer bei uns das Kontingent darstellender Künstler zusammengesetzt hat. Daß hingegen Heinrich von Kleist auf preußischen, Hebbel auf friesischen Bühnen bisher sonderlich auf ihre Rechnung gekommen wären, ist wohl noch nicht bemerkt worden. Wenn man heut Schiller anständig sehen will, muß man vermutlich schon zu den Slavonen gehen.

Hier stimmt also offenbar etwas nicht an diesen nationalistischen Theorieen. Wären die Heroen und Künstler gewissermaßen als ein Destillat der Eigenschaften ihres Volkes zu erklären und aus ihrer

Volkheit ohne weiteres abzuleiten, Hebbel aus seiner dithmarscher, Heine aus seiner jüdischen Abstammung, dann ist gerade ihre Wirksamkeit auf fremde Völker und Stämme nicht mehr zu verstehen. Volklich betrachtet, mußte doch der alte Leibnizianer Wolff auf Goethe einen stärkeren Einfluß üben als der portugiesische Jude Spinoza, der in Holland gelebt hat. Warum wird Shakspere der Stammvater eines deutschen und Goethe der eines französischen und Byron der eines slavischen Dichtergeschlechts? Warum können wir den Spuren E. Th. A. Hoffmanns in Frankreich und Amerika folgen, warum wirkt Schopenhauer auf Tolstoi? Wie erklärt sich die Dichtergenealogie Jean Paul — Dickens — Raabe? Daß Richard Wagner mehr von dem Juden Meyerbeer als von dem Germanen Beethoven beinflußt ist, werden auch die Wagnerianer nicht für alle Zeiten leugnen können. Gerade die deutsche Litteratur ist soweit entfernt von einer Heimatkunst, daß man fremde Erde bei jedem Schritte geradezu riecht, auch ohne Litterarhistoriker zu sein. Man denke sich einmal das Alte Testament fort, das doch, auch ganz abgesehen von den Stoffen, besonders sprachlich das deutsche Volk durchsetzt hat. Nicht einmal die deutschesten Märchen sind immer auf deutschem Boden gewachsen. Die Frauengestalt, in der deutsche Dichter die Innerlichkeit, Treue, Keuschheit und Scham der deutschen Frau am rührendsten ausgedrückt haben, Genoveva, ist uns aus Frankreich gekommen, wenn sie auch vielleicht nach Seuffert im Eifelgebirge ihren Ursprung hat. Andere haben in Indien, Arabien, Rom oder Norwegen ihre Heimat, wenn man bei Märchen und Sagen überhaupt noch von Heimat reden darf. Die Tristansage ist keltischen, die Gralsage orientalischen Ursprungs u. s. w. Von den dauernden Einflüssen griechischer, französischer, englischer Dichtung und Philosophie gar nicht zu reden.

Dies ist nun freilich der Punkt, wo der Kampf Bartels und anderer Heimatsfanatiker einsetzt, denn mit einer Naivität, die berückend ist, lehnt er nicht nur die modernen, sondern auch die alten Ausländer ab. Wozu brauchen wir Dante? Wir haben ja doch Goethe. Was soll uns Molière? Genügt uns denn nicht unser Schiller? Fort mit Ibsen, denn Hebbel ist deutsch, für Zola haben wir Jeremias Gotthelf, und so mit Grazie fort. „Nein, du deutsches Volk," heißt es zum Schlusse seiner Litteraturgeschichte, wo Bartels schon pathetisch wird, „lasse dich nicht durch die großen Worte der ‚Modernen' beirren, bleibe deinem germanischen Volkstum treu, reinige, vertiefe es, halte es heilig!" Auf deutsch: Juden und Franzosen raus! „Eile aber hat es mit dem neuen Blütezeitalter nicht (das Bartels mit Scherer erst im Jahre 2400 erwartet). Goethe und selbst Hebbel und Ludwig reichen meiner Schätzung nach noch für mehr als hundert Jahre." Was wir zwischen 2000 bis 2400 anfangen werden, das verrät er uns freilich nicht. Denn ihm ist es „ziemlich gleichgültig, ob wir an der Spitze der Zivilisation marschieren", was ich ihm auf sein Wort hin glaube. Denn nach ihm ist die Kunst nicht nur „frei" (frei ist übrigens gut), sondern „auch fromm". Merkwürdig, wo man auch Bartels mit Goethe vergleicht, man merkt doch immer einen Unterschied. Dieser war der Ansicht, daß man Hafis studieren müßte, schon um Calderon zu verstehen. Und ob er gleich kein so großer Historiker wie Bartels war, so hat er doch den Gang und die Zusammenhänge von Ideen, Gefühlen und Künsten erkannt. Denn, heißt es im „West-östlichen Divan":

> Herrlich ist der Orient
> Uebers Mittelmeer gedrungen;
> Nur wer Hafis liebt und kennt,
> Weiß, was Calderon gesungen.

Es scheint also doch nicht weit her mit Goethes Deutschtum gewesen zu sein. Er war wenigstens geistig nicht ganz so bescheiden.

Aber eben der Kampf gegen die Ausländerei in der deutschen Litteratur hat vermutlich Herrn Bartels viele Freunde geworben. Und es ist beinahe schwer, sich in diesem Kampfe nicht an seine Seite zu stellen. Wer den litterarischen Schacher unserer Zeit kennt, läßt sich lieber Uebertreibungen gefallen, wenn sie nur nicht gar zu kindlich sind, als daß er die Kämpfer lauer wünscht. Aber bei einigem Nachdenken und bei der nötigen Hochachtung vor dem deutschen Geiste bekommt auch diese Frage ein wesentlich anderes Gesicht. Zunächst zeigt sich bei einem historischen Ueberschlag über die deutsche Litteratur, daß es nie eine Zeit gegeben hat, in der wir nicht von außen her auf das stärkste bewegt und beeinflußt worden wären, von der seligen Hroswitha an, die noch Terenz dichtete, bis zu Hermann Bahr, der jedem neuesten europäischen Erfolg nachjagt. Immer waren es fremde Persönlichkeiten oder Völker, die auf uns bestimmend eingewirkt haben, und die einzelnen Epochen unterscheiden sich beinahe durch die fremden Dichter, die uns bestimmt haben, sodaß wir unsere Litteratur geradezu nach den verschiedenen Einwirkungen von außen her einteilen könnten: eine Epoche Vergils, Corneilles, Shakspere, Byrons, Ibsens u. s. w. Nun folgt freilich daraus, daß wir ein Laster tausend Jahre lang gehabt haben, noch nicht, daß wir es immer behalten müßten. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß tausendjährige Laster am Ende zur Natur eines Volkes gehören, die es sich nicht so leicht mehr abgewöhnt. Das hindert natürlich nicht, es bei seinem richtigen Namen zu nennen und wenigstens als Laster zu brandmarken.

Ist es denn aber wirklich ein Laster? Wie, wenn es vielleicht unsere Tugend wäre? Die deutsche Dichtung ist ja kein stiller Landsee, der nie über seine Ufer tritt, wie sie Puristen und Moralisten gerne haben möchten, gerade gut für einen Sonntag-Nachmittag zur Erholung für harmlose Gemüter. Die deutsche Poesie ist wie das Meer, dessen Wellen an fernsten Gestaden verbranden, und zu dem die Wogen von der anderen Hälfte der Erde zurückkehren. Vielleicht hängt damit die Ungleichheit unserer Entwicklung zusammen. Bald kommt eine Welle aus dem Orient, bald verfließt eine im Occident. Darin unterscheidet sich unsere Litteratur von den geschlossenen Nationallitteraturen, die einem nur an einer oder höchstens an zwei Seiten offenen Golfe gleichen, wie die französische. Werden denn ausländische Stoffe oder Muster nicht deutsch, wenn sie ein deutscher Genius, Wolfram von Eschenbach oder Goethe z. B., anpackt? Ueber Goethes klassizistische Periode kann man denken, wie man will, deshalb darf man doch nicht bestreiten, daß seine Iphigenie eine der deutschesten Gestalten ist,

die wir besitzen. Und sind denn das wirklich alles Ausländer, die vom Auslande kommen und bloß, weil sie vom Auslande kommen? Hat uns z. B. nicht Emerson eigentlich nur deutsches Gold in neuer Prägung zurückgegeben? Ist Maeterlinck nicht ein Sohn deutscher Mystik? Und wenn man ihn nachahmt, geht man damit nicht eigentlich auf deutsches Gebiet zurück? Ich glaube wirklich nicht, daß uns das Ausland gar so gefährlich werden kann. Vieles bleibt ja ohnedies nur in der Litteratur und dringt doch nicht eigentlich ins Volk. Mögen sich auch ein paar Leute an Oscar Wilde oder D'Annunzio begeistern, sich an der Feinheit ihres Stils oder an dem Schwung und der Glut ihrer Sprache berauschen, mögen sie sich von ihren Gedanken beeinflussen oder von ihren Posen imponieren lassen — wenn dabei etwas Gescheites herauskommt, haben wir Ursache, diesen Stilisten dankbar zu sein. Und wenn etwas Dummes dabei herauskommt, dann geht es schließlich auf Rechnung der vielen Makulatur, die jahraus, jahrein bei uns gedruckt wird. Gefährlich wird doch dergleichen immer nur, wenn man den lebendigen Strom selbst eindämmt, wenn man, aus welcher Marotte oder Fatalität immer, verhindert, daß Großes und Eigenes geschaffen werden kann, wenn man die Aesthetik durch Moral oder Patriotismus, Politik oder Geschäft ersetzt! Wenn man unter dem Vorgeben der Vaterlandsliebe immer wieder die Quellen des Geistes verstopft und Kunst und Künstler so behandelt, wie sie bei uns behandelt zu werden pflegen! Wenn man in der Kunst das Mittel erkannt hat, Geschäfte zu machen und das Volk zu vertrotteln. Die Ausländerei entspringt nach meinem Erachten oft einem ganz gesunden Instinkt des deutschen Volkes oder seiner führenden Geister. Denn daß man in der Zeit zwischen Corneille und Voltaire bei uns französisch war und nicht deutsch, zeugt dafür, wie mächtig bei uns auch in Niedergangszeiten der Kulturtrieb war, und daß man in Deutschland, wenn man selbst schon nicht die hervorragendsten Litteraturwerke zu schaffen vermochte, doch wenigstens immer wußte oder ahnte, wo sie gedeihen. Wäre Schiller nicht gekommen, nie hätte uns Lessing von Corneille befreit, denn Schiller eben war die Rechtfertigung Lessings. Weil wir plötzlich deutschtümeln, deshalb haben wir noch lange nicht den großen deutschen Roman, dem unsere Litteratur zustrebt. Aber wenn wir, bloß, um nicht zuzugeben, daß wir auf diesem Gebiete noch immer einiges vom Auslande zu lernen haben, uns jedes Jahr mit einem anderen deutschen Roman blamieren, dann werden wir wohl nie zu einer großen deutschen Romankunst gelangen. Täuschen wir uns doch nicht: wir haben wohl große Dichter, die Romane geschrieben haben, aber nur sehr wenige Romane, die zugleich auch große Kunstwerke sind, da es gerade unseren Größten gewöhnlich an der Technik sowohl wie an der Komposition fehlt. Wenn man diese Dinge von einem etwas höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, dann kann man über die Ausländerei in unserer Litteratur sehr viel ruhiger denken. Es giebt ernstere Gefahren für den deutschen Geist und die deutsche Kunst; nicht die kleinste heißt Adolf Bartels. —

Wenn wir also mit dem Volkstum eines Dichters nicht allein auskommen, dann werden wir das Genie wohl überhaupt als Kreuzungsprodukt annehmen dürfen. Es ist ja nicht ganz zufällig, daß Hochkulturen überall da entstanden sind, wo Rassen sich gekreuzt haben, wie in Hellas Semiten und Arier, in Frankreich Kelten, Römer und Franken, in Oberitalien Romanen und Germanen. Wenn wir auch über das Wie dieser Kreuzung noch sehr wenig sichere Kenntnisse besitzen, so dürfen wir doch wenigstens dies eine folgern, daß Völker, auf die Romanen, Slaven, Juden stark eingewirkt haben, bereits von romanischen, slavischen oder jüdischen Rasseelementen genügend durchsetzt sein mußten, und daß es eben genügend normannisches, provençalisches, slavisches, jüdisches Blut in Deutschland geben muß, wenn es auf Werke und Ideen eines Gobineau, Maupassant, Heine, Marx, Tolstoi als auf Verwandtes reagiert. Denn nach einem alten philosophischen Grundsatz wirkt nur Gleiches auf Gleiches. Ebenso wie umgekehrt diese Autoren, sei es ihrerseits durch Blutmischung, durch Milieu oder geistige Einflüsse, so viel vom deutschen Wesen in sich aufgenommen haben müssen, daß sie nun wie Verwandte wirken. Denn es giebt auch geistige Vater- und Vetternschaften, was nicht wissen kann, wer keinen Geist hat. Dann aber ist ein Dichter dadurch deutsch, daß er deutsch dichtet und auf Deutsche wirkt, und zwar in dem Maße, in dem er deutsch dichtet oder wirkt. Und dann haben wir uns gefälligst an Werke und Wirkungen zu halten, nicht aber an die jüdische Mutter oder Urgroßtante eines deutschen Dichters.

Indessen, neben dem Prinzip der Gleichheit haben wir auch mit der Kraft des Gegensatzes zu rechnen. Alle Dinge entwickeln sich ja nach Hegel zu ihrem Gegensatz, und sie wirken als Gegensätze auf einander. Wenn das Genie der Extrakt von Volk oder Zeit ist, so ist es ebenso sicher auch der Gegensatz von Volk und Zeit, weshalb es noch kein Genie gegeben hat, das sich nicht auf das heftigste gegen sein Volk und gegen seine Zeit gewehrt hätte, gegen das sich nicht leidenschaftlich auch Volk und Zeit gewehrt hätten. Daß das Genie selten in seiner Zeit Anerkennung findet, wissen wir. Nur nicht, daß es mit Volk und Stand und Kunst ebenso ist. Die Wirkungen der Genies müssen wir fast immer anderswo verfolgen, als wo sie entstanden sind. Große Philosophen wirken auf die Kunst, große Künstler auf die Religion, große Priester auf die politische oder gesellschaftliche Umgestaltung, Orient auf Occident u. s. w. Weshalb wir die Großen niemals ausschließlich in der engeren Geschichte ihrer Kunst und ihres Bezirkes finden. Nur der Stumpfsinn unserer Fachsimpelei macht es möglich, daß man eine Geschichte der deutschen Lyrik schreiben kann, ohne von Sebastian Bach oder Beethoven, von Mozart oder Schumann zu reden, daß man sich in der deutschen Litteraturgeschichte um Kant, Hegel, Schopenhauer oder Feuerbach herumdrückt und selbst mit Richard Wagner und Nietzsche nichts anzufangen weiß. Goethe gehört ebenso in die Geschichte der Wissenschaft, wie in die der Litteratur, Heine in die der Politik, Heinse, Hoffmann in die der Musik, Stendhal, Goncourt in die der Malerei, Herder in die der Philosophie, während Mörike und Storm über das engere Gebiet der Lyrik und Novelle nicht herausreichen. Um so beschränkter eine Dichtung durch Ort und Gattung ist, um so weniger ist sie auch übersetzbar, während die großen Werke, wiewohl sie sprachlich meist viel stärker und urwüchsiger

sind, noch in einer mäßigen Uebersetzung mit der ganzen Kraft ihres Gewichtes wirken. Deshalb sind reine Kunst und große Kunst beinahe Gegensätze. Auch das Unkünstlerische ist nicht immer ein Kriterium gegen einen Künstler, wie das Unphilosophische nicht gegen einen Philosophen, das Unwissenschaftliche nicht gegen einen Gelehrten. Wenn der Betrieb der Wissenschaft z. B. so fortgehen sollte, wie er heute in einigen Kreisen von Aerzten, Naturforschern, Philologen und anderen Eunuchen betrieben wird, dann wird „strenger Wissenschaftler" bald eine zarte Umschreibung für Idiot sein. Und wer weiß, ob das Wort nicht in hundert Jahren zu den Verbalinjurien gehört, wie heute etwa „Pfaff". Denn wenn einer vernünftig schreiben kann, ist er schon heute kein „strenger Wissenschaftler" mehr. Ein Bismarck konnte so unpolitisch sein, daß ihn der kleinste Diplomat glaubte belächeln zu dürfen. Denn der Diplomat war eben nur Diplomat und Bismarck ein großer Mensch. Und ähnlich ist es mit Volk und Heimat. In einer einigermaßen gründlichen Geschichte der englischen oder französischen Litteratur können die Namen Goethe, Heine, Hegel, Schopenhauer nicht fehlen, wohl aber Storm und Groth, Hebbel nicht in der Geschichte der skandinavischen Litteratur, dagegen Hebel. Jener hat in Husum oder Eiderstädt keineswegs annähernd gewirkt, wie in Berlin, Wien oder Christiania. Balzac, der in Deutschland früher als in Frankreich anerkannt wurde, gehört eher in die Geschichte der russischen als der französischen Litteratur. Claude Tillier hat bei uns mehr Leser gefunden als in seiner Heimat, und vollends Shakspere und Byron haben überall mehr Spuren hinterlassen als in England. Das sind doch alles keine Zufälle, die man mit Parteiphrasen aus der Welt schaffen kann. Was nützt uns alle Heimatkunst, wenn ein so spezifisch slavischer Dichter wie Dostojewski seinen frühesten und besten Kritiker in dem Franzosen E. de Vogüé findet und auch der Samen des Geistes nicht immer gerade auf heimatlichem Boden gedeiht!

Wie verhält es sich nun mit den beiden einander widersprechenden Prinzipien des Gleichartigen und Entgegengesetzten? Vermutlich wie in der Liebe, wo auch nur das Entgegengesetzte wirkt, sofern es ein Gleiches, wo auch nur das Gleiche wirkt, sofern es ein Entgegengesetztes ist. Voraussetzung des Reizes und des Interesses ist die Verschiedenartigkeit des Geschlechts, Voraussetzung der Harmonie die Gleichheit von Kultur, Rasse, Stand, Bildung, Wirtschaft u. s. w. Ohne solche Gleichheit keine Liebe, ohne solchen Gegensatz keine Liebe. Denn eben die Liebe ist es, die den Gegensatz des Geschlechts überwindet, weil sie ihn nämlich zur Voraussetzung hat. Und was zwischen den Geschlechtern die Liebe, das ist zwischen den Rassen, Völkern, Ständen, Zeiten, Landschaften die Kunst, die auch, wenn sie aus einer einzigen Rasse, Landschaft, Zeit hervorgegangen ist, diese doch stets überwindet, denn das Nationale und Zeitliche stößt sie am frühesten ab. Das spezifisch Spanische z. B. bei Calderon, der stilo culto, ist das, was wir heute nicht mehr aushalten können, und worüber wir hinwegsehen, wenn wir ihn genießen wollen. In ihren höchsten Erscheinungen, den Genies, überwindet sich Kunst und Philosophie sogar selbst.

Da ringt ein Geist, um möglichst viele Fesseln von sich zu streifen, sich zu erlösen, seine Ursprünge so viel als möglich vergessen zu machen, aus einem Thüringer ein Künstler, aus einem Dithmarscher ein Denker zu werden, wie der individuelle Mensch sich von seinem Embryozustand zu befreien versucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Und dann kommen die Heimatkritiker und erzählen uns, das war ein Hiesiger, und betonen alles das, was ein Goethe oder Hebbel mühselig von sich abgestreift hat. Und warum? Aus Opposition des Philisters gegen den Poeten und freien Geist, dem gegenüber sie sonst eine zu komische Figur spielen müßten. Als Landsmann gehört auch Sancho Pansa zum Rittertum. So glaubt auch Adolf Bartels, der gänzlich unpoetisch ist und ohne alle Beziehung zu Dichtung und Dichtern, eine Litteraturgeschichte schreiben zu müssen, weil er schließlich doch auch ein Deutscher und ein Dithmarscher ist. Wenn man das Heimatkunst nennt, so muß ja nicht gleich bemerkt werden, daß das heißen soll: Unkunst und Unbildung. Unter Heimatkunst versteht Bartels, streng genommen, nämlich, daß jeder Dichter irgendwo geboren ist (II, 682 f.), woran man also sieht, daß es ihm nicht an jeglicher Erkenntnis des Wirklichen fehlt. Da nun auch der Kritiker schließlich immer irgendwo geboren sein muß, so folgt daraus dann die Heimatkritik. Hier aber kann man ihm nicht mehr folgen. Denn es genügt wirklich nicht, daß man in Wesselburen geboren ist, um Hebbel zu verstehen, man muß außerdem auch noch Grütze im Kopf haben.

Paul Ernst.

Von **Franz Servaes** (Wien).

Bedachtsam und leise, aber mit unwiderruflicher Sicherheit ist Paul Ernst jetzt eben im Zuge, unter den eigenschöpferischen Dichtern und Künstlern der deutschen Gegenwart seine Stelle einzunehmen. Man kannte ihn als Sozialpolitiker, als Gelehrten, als Artikelschreiber, man wußte, daß er eine Zeitlang im Troß von Arno Holz mitgegangen war, aber man hatte kaum stark auf ihn gezählt, weil er die Dichterei nur so nebenher zu betreiben schien. So wurde er sechsunddreißig, achtunddreißig Jahre alt und, wie bei Gottfried Keller, taute das Eis über Nacht geräuschlos auf, und ein köstlicher, herber Frühling wagte sich hervor. Nun sehen wir diesen Frühling mit stiller Macht sich ausbreiten, und wem es eine Freude ist, dabei zu sein, wann etwas **wird**, der spitzt die Augen und spitzt die Ohren.

Paul Ernst ist ein harzer Kind, und mit Freude gedenke ich des schönen Herbsttages, als ich, vor manchen Jahren schon, in Clausthal das einfache, liebe Häuschen seiner schlichten Eltern betrat. Lauter kleine Stübchen mit holdem altem, sauber beschütztem Hausrat. Nachher gingen wir und fahndeten auf altes Möbelgerät, und ich kaufte mir zwei Biedermeierstühle, die beide heute noch in meinem Studierzimmer stehen, der eine ein bißchen wackelig. Dann gingen wir zusammen über Wiesen in den Wald, saßen unter Kiefern an einem stillgebetteten See und hatten einen schönen Abend, der hell und heilig heraufzog. Was wir sprachen, weiß ich nicht mehr.

Aber wenn ich zurückhorche, so kommt's mir entgegen wie ein leises, freundliches, nachdenkliches Gesumm, und ein friedvolles Glück legt sich über mein Herz.

Wie diese Heimat, so ist auch der Dichter, der ihr entsproß. Nicht gleich zugänglich auf den ersten Blick oder Schritt, mit seiner Schönheit kargend, sie fast verbergend, und darum abseits vom lauten Geräusch der Welt. Aber dieser Schönheit tief innerlich froh und in ihr ruhend — einer Schönheit, die sich in streng ansetzenden, mild verlaufenden Linien, in bescheidenen harmonischen Farbentönen und vor allem in der lichten Klarheit des Himmels ausdrückt, der sich hoch und beruhigend darüber dehnt.

* *

Und gerade dieser Dichter begann als krassester Naturalist, und zwar zu einer Zeit, wo andere Leute schon vom Naturalismus mit Entschiedenheit fortstrebten. Ernst wohnte damals Thür an Thür mit Arno Holz und war dessen eifrigster Seminarist. Wie alle, die mit Holz zu intim wurden, hat er sich mit seinem Lehrmeister später verzankt, und nur mit Mühe wurde ein öffentlicher Austrag der Fehde verhütet. Von dieser Holz-Zeit merkt man heute bei Ernst garnichts mehr — es ist, als ob sie nie gewesen wäre. Ich gebe mich indes der Hoffnung hin, daß, nachdem dieser Höhepunkt der Reaktion erreicht ist, langsam eine Gegenreaktion eintreten möge. Oder darf man so vergessen, was man einmal besaß und mit Fleiß und Mühe sich erwarb? Soll man eine Durchgangsperiode, in der man vieles lernte, so bis aufs letzte Restchen in sich ausrotten? Und hat uns nicht der Naturalismus, wenn nicht mehr, so doch zumindest die Befreiung gebracht? Und gewiß brachte er auch noch mehr, nämlich eine Arbeitsmethode und eine Stilverfeinerung, die wir heute nicht mehr wegdenken können. Wenn Kraft nicht verloren gehen kann, so kann auch der Naturalismus nicht verloren gehen, nachdem seine Kraft dem Körper unserer Dichtung eingeimpft worden ist. Auch bei Ernst werden diese Impfresultate mit der Zeit schon wieder sichtbar werden.

Im übrigen bewies er einen ebenso feinen Selbstförderungsinstinkt, als er von Holz fortging, wie als er zu ihm hinging. Wer nie von Holz gelernt hat, der hat in der modernen deutschen Dichtung überhaupt nicht mitzureden. Und wer sich nie von ihm losrang, der hat niemals sich selber gefunden. Unendlich viele hat Arno Holz befruchtet, aber wer sich ihm allzusehr hingiebt, auf dem ruht des Lehrmeisters Hand schwer, als die eines niederhaltenden Zuchtmeisters. Darum heißt es, beizeiten entrinnen — oder der böse Drache schnappt zu und frißt Einen mit Haut und mit Haaren. So rannte denn Paul Ernst eines schönen Tages spornstreichs davon.

Paul Ernst. *A. Hertwig phot.*

Vorher aber schrieb er die beiden Einakter „Lumpenbagasch" und „Im chambre séparée", sowie die lyrische Sammlung „Polymeter"[1]). Die beiden Einakter kann Arno Holz mit Stolz herumzeigen. In solchem Grade hat nicht einmal Johannes Schlaf begriffen, was er wollte — und nicht einmal er selber hat, was er wollte, so gekonnt. Mit sensibelstem Ohr ist da auf die leisesten unscheinbarsten Tonverschiebungen, Eigenheiten und Unwillkürlichkeiten der gesprochenen Sprache hingehorcht worden, und alles wurde gewissenhaft eingefangen und gebucht. So kam ein Dialog zustande von einer Echtheit, Absichtslosigkeit und Unretouchiertheit, daß er vielleicht das vollendetste Stilmuster bedeutet, das wir in diesem Genre haben. (NB! „Mechanisch" war hier nichts zu leisten; alles erforderte eine lebendige Künstlerschaft.) Um jedoch den Schulabsichten voll zu entsprechen, mußte Ernst diesen Dialog in „Milieus" spielen lassen, die die denkbar niedrigsten sind: in den Kreisen des ländlichen Lumpenproletariats und des hauptstädtischen Sumpfproletariats. Das zweite ist noch weit schlimmer als das erste, und bei der schranken- und skrupellosen „Treue", mit der sie abkonterfeit wurden, war die stoffliche Wirkung von etwas höchst Widerwärtigem nicht zu vermeiden. Nun soll ja ohne weiteres zugestanden werden, daß eine derartige stoffliche Wirkung mit der künstlerischen nicht das mindeste zu thun hat, und daß sie uns sowohl bei Zola und Maupassant wie bei Degas und Lautrec im Rahmen echtester Kunst wiederholt begegnet. Trotzdem entströmt diesen Schilderungen solch ein betäubend widriger Dunst, daß es keine Kleinigkeit ist, sein Kunstgefühl festzuhalten, um nicht von Uebelkeit befallen zu werden. Und doch sind zwei

[1]) Sämtlich im Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris, o. J. (ca. 1898) erschienen.

subjektive Reizmittel eingeschoben, die der stofflichen Wirkung entgegentreten. Das eine ist ein höchst witzreicher, naiv hervorbrechender Humor (der namentlich um die sexuellen Dinge herumspielt), und das zweite ist das Herumschwirren eines Licht- und Goldfünkchens, das hinter diesen Modrigkeiten und dumpfen Seelen die Ahnung von etwas Höherem, Reinem nicht aussterben läßt. „Ick werr hier doch woll noch n menschlichet Jefiehl habn kenn?“ sagt einmal im zweiten Stück Herr Süßmilch, der ausbeuterische Besitzer eines „Chantants“ letzter Sorte. Und diese linkische, verschämte und spröde Sehnsucht nach etwas menschlichem Gefühl flüstert und raunt uns in Humor und Tragik immer wieder entgegen, und klappen wir das Buch zu, so tönt sie uns nach wie der erstickte Verzweiflungsschrei einer verlorenen Seele, die rettungslos im Trüben und Qualmigen versinkt.

Damit haben wir wohl die Stimmung berührt, die den Dichter selbst im Geheimsten bewegte, als er diese Sachen schrieb. Er mag sich sehr vergnügt dabei vorgekommen sein, und doch hockte hinter ihm das graue Entsetzen. Wie hatte er sein Innerstes kasteien müssen, wie tief hinabtauchen müssen in Trostlosigkeit und Nihilismus, um sich zur Abfassung solcher Schilderungen, so voll von ruchloser Genauigkeit, stark zu machen! Eine fürchterliche Gleichgültigkeit hatte sich in ihm ausgebreitet, und er wußte es kaum. Und wenn es sich auch herausstellen sollte, daß diese innere Gleichgültigkeit als Grunderscheinung nicht mehr zu besiegen, sondern bloß noch in die höhere Form eines philosophischen Gleichmutes umzuwandeln war, so wollte sich doch etwas darüber ranken, und das Gemüt tief von unten her seine Fäden spinnen — ein echtdeutsches, verträumtes und versonnenes Gemüt voller dämmeriger Kleinstadtwinkel, wie es in gleich schöner Rassenreinheit unter den Altersgenossen nur wieder bei Johannes Schlaf uns begegnet. Davon glimmt und summt dann etwas in Ernsts Gedichten in Prosa, die er unter dem etwas pedantisch klingenden Titel „Polymeter“ herausgab. Und darum bedeuten diese Gedichte, auch wenn Ernst deren Form zum guten Teil von Holz übernahm, doch innerlich bereits eine Befreiung, gleich wie bei Schlaf die Studien aus „Dingsda“. Wie eine Blume im Morgengrauen scheu ihren Kelch aufschließt, so öffnet hier der Dichter Paul Ernst, ein alter Jünger Jean Pauls, „das heimliche Schlafkämmerchen der Seele“. Und zarter Mondschein gleitet heraus und spielt um die Schatten der Baumzweige auf dem Schnee. Und allerhand Mondspuk huscht umher, von „Husselwussel“ und „Mengelmus“, sich koboldartig zu vergnügen. Und dann blickt uns plötzlich ein Mädchen an, mit jungem, ernstem, bravem Gesicht, und ein paar Goldhärchen stehen flockig ab von den Schläfen. Aber auch die düsteren Töne rauschen wieder empor. Langsam steigt das Unglück aus dem Herzen auf, und der zurückgewandte Blick zeigt den Weg voller Leichen. Dieses weiß nun der Dichter; dieses fühlt er. Und daß er es wieder fühlen kann und weiß, und dabei die Sinne richten kann auf etwas anderes, das vor ihm liegt, das ist der seelische Aufschwung, von dem diese Gedichte künden.

* *

Es folgen abermals zwei Einakter, in denen das Sichzurückfinden zur ursprünglichen Natur und das Tönefinden für neue Seelenschwingungen weiter zu beobachten sind: „Wenn die Blätter fallen“ und „Der Tod“, zwei Trauerspiele[2]). Von den beiden ersten Stücken sind sie so verschieden, wie ein linder Herbstabend auf dem Lande von einem schmutzigen Tauwetter in der Stadt. Gleich die sprachliche Behandlung ist eine völlig andere. Kein Dialekt, keine Saloppheiten, keine charakterisierenden Ecken und Kanten. Ein weicher gleicher Fluß der Stimmung hüllt alles in zarte Nebel. Die Worte sind gewählt und dabei doch natürlich. Ein ganz leichter Hauch von Konvention soll durch das „letzte Viertel des 18. Jahrhunderts“ entschuldigt werden, also durch eine Zeit, in der man Freude daran hatte, sein Seelisches breit auszukramen. Ob aber nicht die innere Selbstbeobachtung und das Schwatzen darüber den Menschen unserer Zeit noch weit geläufiger geworden ist? Jedenfalls hat nicht ein antiquarisches Interesse den Dichter zu dieser Behandlungsart geführt, sondern der Drang inneren Erlebens und langen Darbens. Die zurückgedrängte „Seele“ wollte wieder ihrer selbst inne werden, wollte der Wahrheitsstimme lauschen, die zuunterst in ihr flüstert. Und sie wollte nach Berührungen tasten, die ihr von fremden Seelen kämen. Die Antworten, die darauf fallen, sind sehr bezeichnend. Die Seele erkennt sich so in einem gewohnheitsmäßigen Gewebe von Lug und Selbstbetrug verstrickt, daß sie es anfangs trotz lautersten Strebens kaum mehr vermag, Wahrheit von Lüge auch nur zu unterscheiden. Und sie fühlt sich gleichzeitig derart innerlich vereinsamt, daß sie sich von anderen Seelen wie durch eine hohe Mauer getrennt vorkommt. Langsam wird dieser Bann gebrochen. Im Herannahen des Todes beginnt die Seele ihre individuelle „Wahrheit“ wieder zu fühlen und auch die Kraft zurückgewinnen, sich fremden Seelen zu erschließen und deren Herüberströmen zage, scheu in sich aufzunehmen. Und während man früher nicht wußte, wozu man eigentlich lebte, kommt man jetzt zu der Einsicht, daß zwar die Welt der Wirklichkeiten häßlich und schmutzig sei — „aber was hinter ihr liegt, das ist schön, und auf das müssen wir innerlich sehen, denn das andere ist ja nur Zufall“.

Hiermit war der Bruch mit dem Naturalismus prinzipiell bereits völlig vollzogen, und das Dichterschifflein mußte nun mit neuem Fahrwind nach neuen Gegenden steuern. Da stieß es nun zunächst an einige Inseln, auf denen es unwirtlich und unfreundlich ausschaut, wenn auch eine feine helle Luft darüber weht und die Farben alle blinkend hervortreten läßt. Es sind, möchte man sagen, die Inseln des Grauens, und in seinen „Sechs Geschichten“[3]) macht Paul Ernst daselbst halt. Wie Albdruckphantasieen und bunte drückende Gemütsbeklemmungen wirken diese kurzen, künstlerisch ungemein subtilen Geschichten auf uns ein. Es sind trübe Imaginationen eines Suchenden, eines, der dem Festlande, das ihn dürr dünkt, entflohen ist, und der nun auf weitem Meere treibt, ausspähend, wo er landen soll. Und da werden die in der zurückgelegten Zeit der Seelenlosigkeit mühsam von ihm beschwichtigten Gespenster in ihm wach, fletschen die Zähne und klirren mit den Ketten. Und es ist,

[2]) Verlag von Joh. Saffenbach, Berlin-Paris, o. J.
[3]) Im Verlag der Insel. Leipzig, Weihnachten 1900.

als wollten die Gespenster Herr werden über den Geist und ihn hinterrücks überrumpeln! . . . Und doch war es gut, daß der Geist die Gespenster geruhig rumoren ließ, auf daß sie sich austobten. Denn als sie endlich abzogen, leise knurrend und zurückschielend, da ließen sie eine Gabe bei ihm da, die er wohl ehemals besessen haben muß, aber beim gestrengen Naturalismus beinahe eingebüßt hätte: die Phantasie.

* *

Das Frühjahr 1900 verbrachte Ernst in Florenz. Und hier machte er den Fund, der für ihn ein wahrer Glücksfund werden sollte, und der ihm die geistigen Mittel in die Hand gab, sein Dichten und künstlerisches Schaffen auf eine neue Grundlage zu stellen. Er hatte sich mittlerweile verheiratet und mit einer klugen und feinfühligen Gattin zugleich eine solche materielle Sicherstellung erlangt, daß er dem Dienst des Tages völlig entsagen konnte. Er war somit im Besitze voller künstlerischer Ruhe und Freiheit, der höchsten Güter, die einem Menschen seiner Art überhaupt beschieden werden können. Es sollte sich zeigen, daß er ihrer würdig war.

Und jener Fund? Es waren alte italienische Novellen des 14. bis 16. Jahrhunderts, natürlich keineswegs Unbekanntes, aber für uns Deutsche doch Ungehobenes. Ernst hat sie übertragen und in zwei niedlichen kleinen Bänden erscheinen lassen[4]). Was diese Geschichten an sich bedeuten, braucht uns hier nicht zu kümmern. (Meiner Ansicht nach wurden sie von Ernst erheblich überschätzt.) Aber was sie für Paul Ernst bedeuteten, ist so einschneidend, daß wir ein wenig dabei verweilen müssen. Durch ihre Simplizität, durch ihr Gradausschreiten, durch ihre sittliche Unbeirrbarkeit und durch ihren kühl festgehaltenen künstlerischen Drüberstand setzten sie sich für den geistig Entwurzelten in einen überaus günstigen Gegensatz wider alle wahre und falsche Modernität, deren nervöses Flackern, unruhiges Sichspreizen und unstätes Experimentieren sie glatt auszulöschen schienen. Eine vollständig sichere Technik, die keine Ausdrucksmittel mehr zu suchen brauchte, und die darum alles, was sie sagen wollte, ruhig und bedenkenlos herausstellte, bezwang Ernstens unbefriedigtes künstlerisches Gemüt. Keinen Moment trug er Zweifel, sich dasjenige anzueignen, was so bequem für ihn zurechtgemacht lag. So kam für ihn der interessante psychologische Moment, wo er nicht bloß dem Naturalismus, sondern dem Modernen überhaupt bei sich den Abschied gab.

Die Zeiten waren dazu nicht ungünstig. Otto Julius Bierbaum, dessen Bestrebungen in der bildenden Kunst eine Strömung parallel lief, hatte das Archaisieren beliebt, ja bis zu einem gewissen Grade chic und modern gemacht. Ernst ließ sich von dieser Strömung tragen — doch man gewinnt den Eindruck, daß, was bei den anderen Geschmäcklertum und zum Teil kluge Berechnung war, bei ihm ein inneres Erlebnis und eine heilige Sache wurde, die nicht mehr den Charakter der Zufälligkeit trägt. Sein historisch reich gebildeter Geist mußte im Anschluß an eine treffliche alte Tradition die Beruhigung finden, die er ersehnte. Und so grub er denn auch weiterhin gern und freudig zurück und gab, mit ausgezeichneten Einleitungen versehen, eine glückliche Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn", sowie Arnims romantische Erzählung „Isabella von Aegypten" heraus. (Beide im Insel-Verlag.)

Als erste reife Eigenfrucht der dadurch geweckten Bethätigung erschien vor etwa Jahresfrist der Novellenband „Die Prinzessin des Ostens"[5]). Die Einwirkung der altitalienischen Novellen ist mit Händen zu greifen, zumal im Stilistischen, das sich demnach jetzt zum dritten Male wandelt, vom Naturalistischen zum Sensiblen und jetzt zum Naiv-Einfältigen und Stilisierten. Wäre das Verdienst dieser Novellen hiermit erschöpft, so hätten sie, wie ich ehrlich zu gestehen nicht umhin kann, nahezu gar kein Verdienst. Denn ob in einem Dichtwerk dieser oder jener Stil herrscht, scheint mir eine Sache von enorm untergeordneter Bedeutung. Eher dürfte wohl bei kritischen Gemütern ein gewisses Mißtrauen erwachsen gegen einen Dichtersmann, der drei so disparate Stilarten mit derart selbstverständlicher Leichtigkeit beherrscht. Talent — gewiß! Doch was hat heute nicht alles Talent? Talent ist im Kurswert sehr gesunken! Aber Charakter, Persönlichkeit, Eigenart — wo stecken die?

Ich will es nicht leugnen, daß ich selber bei der „Prinzessin des Ostens" eine Zeitlang so fragte. Bis ich das Buch dann zum zweiten Male las, wobei mich das Stilistische nicht weiter beunruhigte, weil es mir nun selbstverständlich war. Und da fühlte ich nun wieder die befreundete Seele und fühlte zugleich, daß diese Seele ihre Ruhe gefunden hatte. Ich gedachte jenes Abendhimmels, damals bei meinem Besuch in Clausthal. Er schien mir über diesen Erzählungen, wie über einer ganzen bunten Welt wirrer Geschehnisse, sich zu wölben. Und von diesem Himmel weht hernieder der Hauch großen und heiteren Friedens. Der Dichter aber sitzt da in klarer, abendlicher Dämmerung und erzählt. Er erzählt mit der Ruhe eines Kindes, Grausiges und Süßes, wie es ihm gerade einfällt. Die Bilder ziehen vorüber in zarten, dünnen Farben, und seine Seele bleibt in sich gefaßt und unbewegt. Sie bangt nicht, sie jubelt nicht, sie weint und lacht nicht. Sie guckt bloß immerzu gelassen auf die Bilder und sinnt still vor sich hin. Zum Schluß seufzt sie ein wenig und lächelt fein. Die Welt ist so wirr, und die Menschen taumeln. Begierden, Träume, Leidenschaften zucken durcheinander. Gutmütige Narrheit spukt tausendfältig umher. Ein Kinderspiel!

„Und Kämpfen, Lieben, andere Menschen, Reichtümer, Heere, Städte und ganze Völker sind garnicht wirklich, sondern nur Figuren, die unser Gehirn bildet, und wir meinen, sie sind außer uns." So ergiebt sich denn an die Lauschenden die Lehre: Ihr müßt die trübe, fließende Unruhe und Angst aus euerem Herzen bannen. Euer Inneres soll sein wie eine klare, ruhige Kristallkugel. Diese innere Gewißheit und Ausgeglichenheit für euch zu erlangen, sei das Ziel all eures Strebens und Suchens. Denn hier allein wohnt das Glück. — Ein wenig müde klingt diese Weisheit, ein wenig nach Quietismus und Buddhismus. Schnitzler und Maeterlinck gelangten zu ähnlichen Ergebnissen. Das salomonische „Vanitas, vanitatum vanitas!" klingt nach. Aber die peinigende Gleichgültigkeit gegenüber der irdischen Dummheit und Qual ist

[4]) Altitalienische Novellen. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Leipzig, im Insel-Verlag 1902.

[5]) Insel-Verlag, Leipzig 1903.

bezwungen und hat sich zu einem lichten und weiten philosophischen Gleichmut emporgeklärt.

* *

Weisheitsvoll, aber thatenscheu — ein echter guter Deutscher! Und so schrieb dieser deutsche Dichter denn einen der deutschesten Romane des letzten Menschenalters. „Der schmale Weg zum Glück“ heißt dieser Roman[5]), und, man hört es dem Titel schon an, auch er ist weisheitsvoll und thatenscheu.

Es steckt wohl manch Autobiographisches in diesem Roman. Vielleicht am mindesten in den Ereignissen, die durchaus künstlerisch umgeschmolzen sind — aber gewiß nicht wenig in Gedanken, Stimmungen und allgemeinen Entwicklungszügen, die in hohem Grade das Gepräge des Persönlichen tragen. Seit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ sind in Deutschland nur wenige Bildungs- und Entwicklungsromane von künstlerischem Gehalt geschrieben worden. Hier liegt wiederum einer vor, und darum sollte das deutsche Volk sich dessen bewußt sein und darnach greifen. Freilich geht es oft jahrzehntelang hartnäckig an solchen Gaben vorüber, und darum kann man auch nicht wissen, welch ein Schicksal dem ernstschen Roman zunächst beschieden sein wird. Aber mag er sich nun schnell oder langsam durchsetzen, er ist ein Besitztum unseres Volkes, an dem es auf die Dauer nicht wird vorübergehen können.

Dabei hätte ich artistisch an diesem Roman sehr vieles auszusetzen — noch weit mehr als am „Grünen Heinrich“, an den er innerlich und äußerlich oft merkwürdig erinnert, als dessen um ein halbes Jahrhundert jüngerer norddeutscher Bruder. Wie der „Grüne Heinrich“, so ist auch „Der schmale Weg zum Glück“ eigentlich gar kein Roman, sondern ein locker zusammengeheftetes Novellenbündel. Ja, er ist dieses noch in weit höherem Grade als jener. Mitunter verliert man den Helden — Hans heißt er — ganz aus den Augen, weil hunderterlei sich dazwischen drängt, mitunter scheint seine Gestalt wie ein Schemen zu zerfließen. Und noch zerfließender sind die anderen, Jünglinge und Mädchen, mit wundersamen Schicksalen und unsicheren Gesichtslinien. Kurz, da giebt es Mängel, die kaum verzeihlich scheinen.

Und doch verzeiht man sie alle! Denn dieses Buch trägt in sich eine eigenartige und wohlthuende Schönheit, und es hat eine zutrauliche, keusche, deutsche Seele. Um dieser Schönheit und dieser Seele willen kann man ihm nicht zürnen. Und dann spiegelt es gerade in dem Reichtum seiner Wirrheit so seltsam viel von dem zerfahrenen, trachtenden, irrenden, thörichten, gutgläubigen und hochgespannten Leben des deutschen Volkes in den letzten dreißig Jahren! Die liebe deutsche Kleinstadt mit ihrer freundlichen Enge und unendlich weiten ländlichen Umgebung — eine echte Kinderheimat! — wird ebenso wach um uns als das schnaufende Ungetüm Berlin mit seinen sozialistischen Verbänden, litterarischen Ehrgeizlingen, Glücksuchern von mancherlei Art und seiner internationalen fluktuierenden Bevölkerung. Und alles spielt sich in Einzelschicksalen vor uns ab. Diese Schicksale bilden eben den Inhalt der überall wuchernden Novellen. Welch eine Fülle! Schier unerträglich würde sie wirken, wäre nicht die aus der „Prinzessin des Ostens“ bekannte ruhige und gesättigte, von keiner Leidenschaft, ja kaum von einem Temperament getrübte Art des Vortrages, durch die alles gleichmäßig und ohne Störung dahinfließt: wie die einander treibenden Wellen eines großen Flusses, der da weiß, daß er zum Meere muß. Zuweilen aber macht der Fluß scheinbar Halt, und unsere Blicke fliegen dann entzückt an seine blühenden Ufer. Welch lieblich deutsche Landschaften lachen uns an, und deutsche Bilder sind darein gestellt, wie gemalt von Meister Thoma! So giebt's ganz zum Schluß eine Liebesszene mit Leberblümchen und mit einem halberfrorenen Schmetterling und mit Frühlings- und Grunewaldstimmung drum herum — als ich die las, da habe ich vor Weh und Sehnsucht innerlich gefrohlockt.

... In der Goethestadt Weimar haust jetzt Paul Ernst, just über Goethes Garten. Den Staub von Berlin hat er, nach fast zwei Jahrzehnten, von sich abgeschüttelt — wohl auf immer. Im Frieden einer Kleinstadt mit erlauchtester Kulturtradition und mit rege aufstrebendem, neuem Kunsttriebe hat er sich niedergelassen, so recht in seinem Element. Dort ist er ruhig beim Schaffen. Schon vollendete sich ein neuer Roman. Und nun gargreift Paul Ernst nach dem Schatten unserer Klassiker: eine Demetrius-Tragödie ist im Reimen. Was mag uns und ihm damit beschieden sein?!

[5]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

XVIII.

Paul Ernst.

Was in dem Leben eines Schriftstellers Wichtigkeit hat, findet eigentlich Ausdruck in seinen Schriften, nämlich die Gedanken und Strebungen, die ihn zu Wahl und Gestaltung seiner Stoffe treiben, und damit zur Wirkung ins allgemeine. Wenn das freundliche Interesse der Leser über dieses Wesentliche hinaus auch noch Nachrichten über den äußeren Lebensgang wünscht, so möge dieser Wunsch eine Entschuldigung des Schriftstellers sein, der ihm nachgiebt.

Ich wurde im März 1866 in Elbingerode am Unterharz als Sohn des Grubensteigers Ernst geboren, der die Aufsicht über die dortigen Manganerz- und Eisensteingruben hatte. Von mütterlicher Seite stamme ich von dem Komponisten Heinrich Schütz ab, dem Vorläufer von Bach und Händel, von väterlicher aus einer nordhäuser Familie, die im 16. und 17. Jahrhundert die herrschende in der Stadt war und später durch Unglück mit Bergwerksbesitz verarmte; einer meiner Vorfahren war ein Freund Luthers und Beförderer der Reformation in Nordhausen. Nach dem Eingehen des elbingeroder Bergwerks in meinem fünften Lebensjahre wurde mein Vater nach Clausthal im Oberharz als Pochsteiger versetzt.

Außer einer von Kindheit an irrsinnigen Schwester, die in ihrem zwanzigsten Lebensjahre starb, war ich das einzige Kind meiner Eltern. Ich besuchte das Gymnasium unserer Heimatstadt bis zur Prima, verließ dann die Schule und vollendete meine Gymnasialzeit in Nordhausen. Zunächst wendete ich mich dem theologischen Studium zu an den Universitäten Göttingen, Tübingen und Berlin, verbrauchte aber diese ersten Studienjahre fast ganz auf philosophische Bemühungen in der damals uns jungen Leuten naheliegenden neukantischen Richtung und bethätigte so Interessen, die ich bereits auf der Schule gepflegt, und die mich damals in Konflikt mit den Lehrern unseres heimatlichen Gymnasiums gebracht hatten.

In Berlin wendete ich mich mit einer Sammlung frommer Gedichte an die Gebrüder Hart, die damals die Führer der Jugend waren, und wurde durch diese mit dem Kreise der jungen Dichter und Schriftsteller bekannt, aus denen später die Führer der deutschen naturalistischen Bewegung hervorgingen; wir waren in einem Verein „Durch" zusammen, über den seitdem manches Sonderbare berichtet wurde. Conradi hatte eben Berlin verlassen und war nach Leipzig gegangen, Holz und Schlaf wollten ihre gemeinsame Arbeit beginnen, Hauptmann hatte sein „Promethidenlos" erscheinen lassen. Ich gab mich ohne Widerstand den neuen Gedanken hin, ohne aber damals selbständig etwas schaffen zu können.

Der Grund war ein zwiefacher Einfluß anderer Art, dem ich gleichzeitig unterlag. In meiner Heimat hatte ich nichts von einem Elend der arbeitenden Klassen verspürt; in jahrhundertealten und sicheren Verhältnissen lebten alle, und wo es etwa Elend gab, war immer die Ursache persönliches Verschulden. In Berlin begegnete mir das Elend der unteren Klassen, dessen Grund ich damals noch nicht einsah, und gleichzeitig wurde ich durch einen Freund in die Lehren der Sozialdemokratie eingeweiht; der Freund war Bruno Wille, der den Philosophen der Sozialdemokratie, den geistreichen Dietzgen, gekannt hatte, der ein Lohgerber gewesen und ein in seiner Art ausgezeichnetes Buch, „Das Acquisit der Philosophie", geschrieben hatte, damals aber schon über das Meer getrieben war. Trotz dem betonten Materialismus in den sozialdemokratischen Lehren fand sich doch eine Brücke zum Neukantianismus, die ja auch schon Friedrich August Lange gegangen war. Damals standen die amtlichen Vertreter des Christentums noch schroff allem Sozialismus gegenüber, und das wurde mir der entscheidende Grund, die Theologie zu verlassen.

Fast gleichzeitig bekam ich Schriften Tolstois in die Hand, und zwar als erste einen Band, in dem die Bekenntnisse und die Abhandlung „Was sollen wir denn thun?" zusammen gedruckt waren. Die Mischung von genialer dichterischer Darstellungskraft, rousseauschem Glauben an die Güte und Gleichheit der Menschen, Selbstquälerei und unklarem Suchen, Idealisieren der unteren und Verhäßlichen der oberen Stände kam auf einen so bereiteten Boden bei mir, daß ich von Tolstoi den tiefsten Eindruck empfing; einen tieferen Eindruck habe ich wahrscheinlich nie in meinem Leben gehabt, und die Nachwirkung spüre ich noch jetzt, nach mannigfaltigen Wandlungen und den Erfahrungen von fast zwanzig Jahren, die mich zu ganz anderen Ansichten gebracht haben. An Tolstoi schloß sich dann Dostojewsky, und damit, vornehmlich durch die Brüder Karamasow, eine noch tiefere Wirkung der russischen Gedanken.

Der Schluß, den ich aus all diesem für meine Lebensgestaltung zog, war ein gewisser Haß auf die Kunst als etwas Unsittliches und der Wunsch, nach meinen Kräften für die Bestrebungen der arbeitenden Klassen zu wirken, die mir und uns allen damals als Bestrebungen nicht nur zur Abschaffung von Not, Elend, Laster, Verbrechen und unsittlicher Knechtschaft erschienen, sondern auch zur Höherführung der Menschheit im ganzen.

Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, so verstehe ich nicht, wie ein junger Mann bei unserer heutigen Erziehung durch unsere Religion, die Ansichten, die ihm in der Schule beigebracht wurden, und die allgemein üblichen Meinungen auf solche Gedanken nicht kommen kann, falls er ehrlich und energisch zu Ende denkt, was er gelernt hat.

Das Gegebene für meine Absichten war zunächst das Erwerben von staats- und volkswirtschaftlichen Kenntnissen und dann eine Thätigkeit als Volksredner und Journalist. So warf ich mich denn, mit bewußter Unterdrückung aller persönlichen Neigung zur Kunst, auf die neue Wissenschaft, indem ich natürlich mit dem Studium von Marx begann, dann aber mich zu den großen älteren Theoretikern wendete. Von diesen hatte eine besondere und ganz eigenartige Wirkung Sismondi. Dieser Theoretiker, der als Staatsmann, Historiker, vornehmer Herr aus alter Familie, mit der Landwirtschaft Vertrauter, durch seine italienischen Besitzungen mit den italienischen Verhältnissen, durch sein Exil mit England, durch Studium und politische Thätigkeit in Frankreich Bekannter eine unendlich viel günstigere Lage gehabt hat wie alle anderen Nationalökonomen, scheint mir einer der bedeutendsten Männer zu sein, die sich der Erforschung der sozialen Dinge gewidmet haben, und ähnlich wie Lavergne-Peguilhen aus denselben Gründen den ihm gebührenden Einfluß nicht zu besitzen, aus denen wahrhaft konservative Gesinnung überhaupt sehr selten ist. Damals spürte ich wohl Sismondis weiteren Blick, aber jugendliche Art läßt dem Willen einen zu großen Einfluß auf das Denken, und so siegte dennoch Marx' Klassenkampftheorie und materialistische Geschichtsauffassung: erst nach Jahren merkte ich dann, wie trotzdem Sismondis Gedanken in mir fruchtbar gewesen waren in aller Stille, während ich mich offen für einen „konsequenten" Marxisten gehalten hatte. Gleichzeitig mit diesen Studien, in jugendlichem Thatendrang, hielt ich dann Vorträge und Reden vor Arbeitern, was damals, unter dem Sozialistengesetz, noch seinen besonderen Reiz hatte durch eine gewisse Gefahr, und schrieb für die wenigen sozialdemokratischen Blätter, die es damals gab; die stärkste Mitarbeiterschaft hatte ich bei der „Berliner Volkstribüne", die von Schippel als ein Organ der jungen und radikalen Leute begründet wurde, und bei der ähnlich jugendlichen „Sächsischen Arbeiterzeitung" in Dresden.

Inzwischen stellte sich, wohl durch allzugroßen Eifer verursacht, ein Lungenspitzenkatarrh heraus, der zunächst die öffentliche Thätigkeit abschnitt und mich zu anderthalbjährigem Aufenthalt in Görbersdorf zwang. In

diese Zeit fiel die Begründung der Freien Bühne, die Aufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und Holz und Schlafs „Familie Selicke“ und der Sieg des Naturalismus in der öffentlichen Meinung; ich selbst hatte wohl den früheren Haß gegen die Kunst überwunden, vornehmlich, da uns allen der Naturalismus im engsten Zusammenhang mit der Sozialdemokratie stand, als Anklage und Verurteilung, aber für meinen Beruf hielt ich doch immer noch die politische Bethätigung. An das Ende meines görbersdorfer Aufenthaltes fällt meine Bekanntschaft mit einer jungen Russin, die ich bald darauf heiratete; nach elfmonatiger Ehe starb meine Frau, und das Kind wurde mir gleichfalls nach kurzer Zeit entrissen.

Wie ich aus Görbersdorf zurückgekehrt war, übernahm ich die Redaktion der „Berliner Volkstribüne“ als Nachfolger Conrad Schmidts. In das Jahr, während dessen ich das Blatt leitete, fiel die Bewegung der „Jungen“, an der ich teilnahm. Der letzte Grund der Bewegung war eigentlich nur das jugendliche Temperament, und nur die politische Unfähigkeit der alten Führer, die sich sofort nach dem Aufhören des Sozialistengesetzes herausstellte, verlieh ihr eine Bedeutung und drängte verschiedene der begabtesten jüngeren Leute, mehr oder wenig offenkundig, aus der Partei. Ich selbst gab damals die Redaktion auf und dachte mich eine Weile zurückzuhalten, um mich in der Stille weiterzubilden; damals erhielt ich aus der Erfahrung die ersten Zweifel an dem Wert demokratischer Institutionen. Später wurde mir durch historische Studien klar, daß hier in der That einer der grundlegenden Mängel der Demokratie liegt, daß in ihr die Regierenden keinen Nachwuchs erziehen können, wodurch ein zweiter grundlegender Mangel verstärkt wird, die Unfähigkeit der Anpassung an veränderte Zustände und des zeitgemäßen (nicht theorieerdachten) Fortschrittes.

Zunächst schrieb ich eine Untersuchung über die gesellschaftliche Reproduktion des Kapitals bei gesteigerter Produktivität der Arbeit nieder, in der ich gewisse Lehren im zweiten Bande des Kapitals von Marx weiter zu entwickeln und neue Sätze zu gewinnen dachte, habe aber mit dieser Arbeit keinen besonderen Eindruck gemacht; wenigstens wurde sie als Dissertation für die Doktorpromotion angenommen.

Noch als Redakteur hatte ich die Freundschaft des alten konservativen Politikers Rudolph Meyer gewonnen, des letzten Konservativen von der Art der Thünen, Rodbertus, Hermann Wagener und Lavergne-Peguilhen. Meyer war eben aus Canada zurückgekehrt, wo er eine Farm gehabt hatte, und lebte, seines Nierenleidens wegen, um in der Nähe von Karlsbad zu sein, und weil er aus Deutschland exiliert war, in Böhmen. Ich verweilte eine Zeitlang bei ihm, und als Resultat gemeinsamer Arbeit, bei der mein Teil jedoch natürlich neben seinem nur geringe Bedeutung hatte, erschien Meyers Buch „Der Kapitalismus fin de siècle“; sicher wird ein solches Zusammenarbeiten eines Hochtory, der sogar seinen Sohn hatte katholisch taufen lassen, wiewohl er selbst Protestant war, und eines Sozialdemokraten, der damals wenigstens innerlich religionslos war, immer sehr merkwürdig bleiben; es ist zwischen uns nie zu einer Differenz gekommen, und die in dem Buch vertretenen Ansichten waren uns beiden gemeinsam; falls es überhaupt eine konservative Partei gäbe, die natürlich nicht eine Koalition zur Erhöhung der Beleihungsgrenze wäre, und falls ich noch den Wunsch hätte, mich politisch zu bethätigen, so würde ich mich heute konservativ nennen, aber heute könnte ich nicht mehr mit Meyer zusammenarbeiten; so geringe Bedeutung haben Parteinamen.

Sowohl durch historische Studien, wie durch die Belehrungen Meyers war mir klar geworden, daß auch heute noch das Ausschlaggebende im Politischen wie im Wirtschaftlichen die Landwirtschaft ist, und da diese komplizierten Verhältnisse sich aus Büchern nie lernen lassen, so beschloß ich, sie praktisch zu studieren; so brachte ich 1½ Jahre auf zwei Gütern im Hannoverschen und in Thüringen als Volontär zu. Gleichzeitig trieb ich meine historischen Studien weiter und kam jetzt zur völligen Verwerfung des einen Teils der Sozialdemokratie, nämlich der Demokratie; wenn dabei auch die sozialistischen Gedanken, die ja an sich mehr Tendenz zu aristokratischer Ordnung des Gemeinwesens haben, noch bestehen blieben, und zugleich die Gegnerschaft gegen unsere heutige Politik, so war damit doch ein politisches Wirken für mich ausgeschlossen, und es mußte sich eine objektive Gemütsart einstellen; ich betrieb wohl noch meine schriftstellerische Thätigkeit für sozialdemokratische Zeitungen, aber nicht mehr Parteipolitik, auch legte ich meine Hauptthätigkeit auf Untersuchungen objektiver soziologischer Art, die ich dann in Artikeln, wie es gerade die Gelegenheit war, in Zeitungen und Zeitschriften jeder Parteifärbung veröffentlichte. So war von der früheren Begeisterung nur noch ein wissenschaftliches Interesse geblieben; dieses trieb mich weiter in praktische Thätigkeit als Volontär in einer städtischen Verwaltung, wo mir namentlich die Armenpflege und Polizeiversorgung merkwürdig war, und in immer erneute historische Studien; durch beides dachte ich endlich Einsicht und Verständnis in die Möglichkeit des geselligen Lebens der Menschen zu gewinnen. Was wir Volkswirtschaft nennen, das Netz von Zirkulation und Produktion von Waren, wie es heute sich darstellt, das ist eine verhältnismäßig einfache Sache, aus der für das letzte Menschliche Bedeutsames, auf das es doch allein ankommen kann, recht wenig zu erfahren ist: eine Wissenschaft für hochmütige Krämer, die ihr historisch sehr bedingtes Ich für das absolute halten.

Diese inneren Wandlungen, in Verbindung mit den wechselnden äußeren Verhältnissen und Lagen und den verschiedenartigen Bethätigungen des wissenschaftlichen Interesses, brachten so große Anstrengungen mit sich, daß ich von neuem schwer erkrankte, dieses mal an einem Nervenleiden; dessen Heilung suchte ich durch Aufenthalt bei meinen Eltern in Clausthal und Behandlung eines sehr geschickten Nervenarztes, der dort ein Sanatorium errichtet hatte; etwa dreiviertel Jahre hielt ich mich so in der Heimat auf. Diese Zeit wurde sehr wichtig für mich durch die Bedeutung, die jetzt die heimatliche Natur für mich gewann, wo denn auch viele Wirkungen in der Kindheit nun erst Leben erhielten, wie durch die Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die mir hier, wo ich oft Familien bis zu

den Großeltern verfolgen konnte, besonders lehrreich waren. Jetzt wurde auch das zweite Element der Sozialdemokratie in mir erschüttert, nämlich der Sozialismus; die Art des Vorganges zu erzählen, würde hier zu weit führen, es möge genügen, daß der letzte Grund war eine tiefere Erfassung des wirklichen Lebens der Menschen aus dem Sittlichen gegenüber leerer Abstraktion. Um gleich das Ende der Entwicklung zu geben, will ich schon hier berichten, daß in der Folge mir auch das, was man „soziales Bestreben" nennt, verdächtig wurde, und daß mir heute die Sozialdemokratie nur als Konsequenz des Liberalismus, als zweites Auflösungsprodukt aus dem ersten erscheint, unser moderner Staat als verfallende Hülse einer Gesellschaft, die nur negative Merkmale des Sozietären aufweist; aber ich glaube, wir sollen uns mühen, aus den Trümmern neu zu bauen, ein jeder nach seinem Können.

Mit solchen Gesinnungen kehrte ich nach Berlin zurück, im Jahre 1897. Ich zog mit Arno Holz zusammen, mit dem ich seit langem befreundet war, sowohl aus Bedürfnis nach einem menschlichen Anschluß in der mir fremd gewordenen großen Stadt, wie aus neu erwachtem künstlerischem Interesse.

Ich war dreißig Jahre alt, in dem Alter also, wo eigentlich die Ernte beginnt, dessen das man früher gesät. Aber wenn ich nach meiner Ernte ausschaute, so fand ich nichts als verlorene Illusionen, Zweifel und Verneinung. Nicht für ein Wissen lebt man, sondern für einen Glauben, der Glauben kann religiös oder politisch oder sozial oder philosophisch oder sonst etwas sein; aber meinen gesamten Glauben hatte ich Stück für Stück aufgelöst, und was ich dafür eingetauscht, eine Einsicht und ein Verstehen, das gab keinen Zweck für das Leben. Ich denke, es giebt heute viele unter uns, die in solcher Lage sind, die retten sich dann in die Objektivität und blickbeschränkende Spezialarbeit; aber meine Art war nicht so, daß mir diese Rettung möglich gewesen wäre; und auch eine praktische Thätigkeit in dem, was ich verstand, war mir verwehrt; es ist kein Raum für politisches Arbeiten eines Menschen, der nicht einer Partei, das heißt bei uns, einer begrenzten Interessengruppe angehört, sondern für das ganze Volk thätig sein will.

Als ich in solcher Lage war, trat die Kunst zum zweiten Male an mich heran; und jetzt frage ich mich oft, wenn ich mein Leben bedenke, ob es nicht ein Instinkt war, der mich zu dem allgemeinen Zweifel trieb; denn eines jeden Menschen inneres Wesen sucht von Natur immer die Lage auf, die ihm die angemessenste ist, und wenn ein falsch gerichteter Wille hemmt, so findet es seinen Durchgang, wo es sonst vermag, wie das Wasser seinen Weg vom Berge herabfindet in heimlichen Adern zum Thalquell.

Ich fing ästhetisch da an, wo ich zehn Jahre vorher angefangen hätte, bei dem extremen Naturalismus, gefühlsmäßig da, wo eine allgemeine Stimmung war, bei dem Zweifel: giebt es Wert? So schrieb ich die beiden Einakter „Lumpenbagasch" und „Im Chambre séparée". Gleich nach Beendigung der Arbeiten wurde mir klar, daß ich auf einem falschen Wege war; ein Glück ist es wohl für mich gewesen, daß ich so spät kam; wäre ich in die Hochflut des Naturalismus geraten und damals von dem allgemeinen Erfolg mitgetragen, so hätte ich mich vielleicht verblenden lassen, wie so manchem der allzu frühe Erfolg schädlich war. Es zeigte sich klar, daß die wichtigen Dinge, nämlich die sittlichen Kämpfe, nicht dargestellt werden können durch zu starke Nähe bei der Natur. So suchte ich auf dem Wege der psychologischen Selbstanalyse, in den beiden Einaktern; aber auch hier erschien nicht das Gewollte: es fehlte die Notwendigkeit; dieser Grund ist mir erst sehr viel später klar geworden, und auch den habe ich damals noch nicht gewußt, daß die Notwendigkeit die gemeinsame Wurzel des Sittlichen und Aesthetischen, vielleicht auch des Religiösen, ist. So war ich auch nicht befriedigt von den Gedichten und den sechs Geschichten; sie sind ein Formen von Wahrnehmungen und Vorstellungen, aber ohne den Zwang der Form, und so wohl bis zu einem gewissen Grade poetisch, aber in jeder Hinsicht unkünstlerisch.

Es ist aber wohl das Künstlerische, das jemand anstreben muß, dem sich sonst das Handeln in Einsehen auflöste, denn unser Wille muß doch wirken; so überlegte ich mir beständig von neuem, woher die Mängel rührten, und so kam ich zuletzt auf die Probleme der Formen einerseits, auf die Betrachtung der Weltanschauungen hinsichtlich ihrer ästhetischen Bedeutung auf der anderen Seite.

In die Zeit dieser Kämpfe, die für mich persönlich durch eine Reihe unveröffentlichter Dramen bezeichnet sind, fällt meine zweite Verheiratung mit einer Tochter des nationalliberalen Parlamentariers Robert von Benda. Wie ich mich selbst verbunden weiß, trotz der geringen Lage meiner nächsten Vorfahren, mit bedeutsamen Männern unseres Volkes, so hat auch meine Frau verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Komponisten Benda, zu Schleiermacher und Ernst Moritz Arndt.

Als ein wie gewollter Abschluß meiner Ueberlegungen kam eine Reise nach Italien, wo mir im wesentlichen durch Giotto eine Bestätigung wurde. Erst jetzt erkannte ich klar die früher nie geahnten Schwierigkeiten des Dramas, die nicht im dichterischen Können liegen, wie die meisten glauben, nicht im Konstruktiven, wie die Wissenden meinen, sondern in der geheimnisvollen Verbindung von Schicksal und Wesen des Helden. So trug ich Scheu und versuchte mich zuerst in der leichteren Form der Novelle.

Die Novelle gehört zur strengen Kunst und hat deshalb eine Form, die — mit der nötigen Beschränkung des Wortes ist das gesagt — ewig ist; auch sie treibt, bei der wunderbaren Verbindung, die zwischen der strengen Form und der Ethik und Metaphysik besteht, zur Lebensbejahung, wie die große Tragödie, nur auf andere Art und in einem niedrigeren Gebiet der Seele. Als ich die Novellen des Bandes „Die Prinzessin des Ostens" schrieb, war mir das noch nicht klar, dennoch sind einige Stücke in dem Band gelungen.

Als ich an den Roman „Der schmale Weg zum Glück" ging, war ich mir über diese Dinge bewußter, auch darüber, daß der Roman nur Halbkunst ist, weil er keine Notwendigkeit, Zwang und Form hat. Ich

suchte einen Ersatz durch novellistische Abrundung der einzelnen Momente, nach der Art des Abenteurerromans, der freilich einen festen Charakter als Helden hat, der Entwicklungsroman einen werdenden; wenigstens vermied ich dadurch Schilderung und Analyse, die spezifisch unkünstlerische Mittel sind und als unverstandene Erbschaft des naturalistischen Romantypus heute von den Unterhaltungsschriftstellern allgemein angewendet werden.

Bei der großen Schwäche des Buches, die eben im Wesen des Romans als Kunstgattung liegt, nicht in dem Speziellen des Buches, ist mir mit ihm doch zum ersten Mal eines gelungen, nach dem ich von Anfang an bewußt gestrebt: in einem Kunstwerk durch rein künstlerische Mittel als die allein tauglichen im Leser eine Richtung zum Schönen, Edlen und Freudigen zu stärken, nicht Subjektives auszudrücken, sondern Objektives zu wirken. Das Bewußtsein, daß einem das bis zu einem gewissen, wenn auch vorerst noch niedrigen Grad gelungen ist, scheint mir das höchste Glück zu enthalten, das es giebt; denn hier ist ein Helfen am Wiederaufbau unseres Volkes.

Ich habe manches Persönliche in diesen Zeilen erzählt, weil es mir typischen Wert zu haben schien, wie ich es von einem dritten erzählen würde; vielleicht helfen diese Geschichten dem einen oder anderen, der sich in ähnlichen Bedrängnissen befindet, wie ich mich befand, denn unsere Zeit macht uns alle unklar über unser Wesen, und wir müssen lange suchen, ehe wir uns finden.

Weimar. *Paul Ernst.*

Besprechungen

Allerhand Versbücher.

Von **Theo Schäfer** (Frankfurt a. M.)

Lyrik ist die subjektivste aller Künste. Selbst der Musik können immer noch die verschiedensten Auffassungen und Erläuterungen dienen; sie wendet sich ganz im allgemeinen stets an den Geist der Empfindung, ist „Abbild des Willens" nach Schopenhauers Auslegung. Die Lyrik aber hat ganz persönlich Empfundenes und Erdachtes zu äußern und plastisch zu übertragen. Der Nachempfindende, Beurteilende ist da oft vor eine schwere Aufgabe gestellt. Er hat sich in das subjektive Schauen und Fühlen einer ihm fremden Psyche zu versenken; und was soll er sagen, wenn die Persönlichkeit sich ihm nicht erschließt, wenn ihre Sprache sich ihm nicht überträgt! Nach der Unmenge von Versbüchern zu schließen, die produziert werden, drängt es gar viele zu dichterischer Aussprache, und bei näherem Zusehen ist die Ausbeute nur sehr, sehr gering . . .

Das gehaltvollste der jüngst erschienenen Gedichtbücher, die ich zu besprechen habe, ist zweifellos „Fegefeuer" von Kurt Piper (Leipzig und Berlin, Verlag von Karl Henckell & Co.). Die Sonne Goethes glänzt froh und schön über dem jugendfreudigen, von einem freien Feuergeist durchglühten Buche. Das zeigt sich nicht nur in mancherlei Citaten aus „Faust" und dem „Westöstlichen Divan" als Motto zu einzelnen Teilen, nicht nur in dem begeisterten, fast zu stark klirrenden Hymnus an den Geistesfürsten: diese Sonne glänzt und glüht auch aus eigener empfundenen, gläubigen Phantasieen voll Kraft und Stolz, in denen Lebenspulse eines echten Dichters schlagen. Dazwischen stille Klänge, die von ruhigem Gefestigtsein erzählen, wie „Läuterung" und „Nebelthal". Doch es gährt noch unter der scheinbaren Ruhe. Der Drang zum Leben, die Liebe zur Erde ringt sich durch. Nun leuchten die nächtigen Sterne Nietzsches „Memento vivere" flammt's auf. Die Welterkenntnis Zarathustras nimmt den Faustschwärmer gefangen, und in „menschlichen Nachklängen" und „sittlichen Epilogen" läutet das Gedichtbuch lebenbejahend und dionysisch aus. Geläutert zur Menschenliebe, findet sich der Dichter in Klarheit wieder . . . Dieses „Fegefeuer" ist bemerkenswert. Typisch für die Erkenntnis unserer Zeit, findet seine Glut hier einen glaubwürdigen, poetischen Ausdruck, der sich überträgt, weil er — trotz der Beschattung zweier Geistesgrößen — von persönlicher Kraft geleitet ist.

Es bedeutet einen gehörigen Schritt abwärts von dieser glutumlohten Frühlingshöhe ins Thal, wenn ich nun zu den anderen Büchern übergehe, die mir noch vorliegen. Das ertragreichste scheint mir ein Gedichtband von Heinrich Brömse mit dem Titel „Erlebnisse" (Breslau, Schles. Verlagsanstalt) zu sein. Gegenüber Bierbaums „Erlebten Gedichten" zwar sind diese „Erlebnisse" außerordentlich zahm zu nennen. Zarte Farben, feingezeichnete, formell gewandte Stimmungsbilder giebt der Verfasser. Gustav Falke ist vielleicht einer seiner Lieblingsdichter, -kollegen möchte ich noch nicht sagen. „Abendrot", „Vor Dir!", „Das Bübchen", „Feierabend", „Trinkspruch", „Gebet", „Fange!" und viele andere haben mich sogleich an die feine, ausgeprägte Wesensart des hamburger Dichters gemahnt. Daneben findet sich anderes, das mehr von eigenem Fühlen spricht, als diese vielleicht nur angelehnten Poesieen; so der Cyklus „Vom Sterben", „Die Predigt", „Der Gast", „Samstag Abend", „Sonnenwende", die freilich stofflich nichts neues bringen. „Weiße Pracht" und „Auf dem Maskenball" erfreuen durch gesunde Sinnlichkeit. Sehr stimmungsvoll in seinem schlichten Ausdruck ist „Auch dieser Tag". Vor allzu häufig angewandten Adjektiven sollte sich der Verfasser nach Möglichkeit hüten.

Kommt der letztgenannte Lyriker uns „zart entgegen", so versucht es Carl Manfred Kyber mit „kühn und verwegen". Seine Gedichte (nach einigem Suchen findet man auch den Vermerk des Verlegers [H. Seemann Nachf.], verschämt erst nach Angabe der Druckerei) sind augenscheinlich von Grisebach inspiriert. Ein „neuer Tannhäuser" dünkt sich auch Manfred Kyber. Zum mindesten weilt er länger im Venusberg als der wagnersche Tannhäuser und länger als Byrons Manfred in der Felsen-Einsamkeit. Ihm ist wohl in diesem Venusberg, so wohl — daß es sich garnicht sagen läßt! Mit „Frau Sünde" und „Frau Venus" steht er auf vertrautem Fuß. Die Brettl-Lyrik dürfte ihm noch manches Lied verdanken, wenn's nicht — beschlagnahmt wird . . . Im Ernst, es sind formgewandte Sachen dabei, wie „Glück", „Syringen", „Bohème-Liebe" und einige der — „Kinderlieder" (ja, ja! Cyniker haben zuweilen auch kindliche Anwandlungen!). Manches, wie „Feensage" und „Alte Geschichte" ist entschieden poetisch erdacht. Gelacht habe ich über das „Gedicht": „Wenn fromme Menschen schlafen". Sehr hübsch ist das feinempfundene „Märchenglück" und famos in seiner wilden Rhythmik das brutale „Quer überm Sattel".

Nicht ganz so — warm wie Kyber macht einen die „Prinzessin Seele" von Viktor A. Reko (Stuttgart, 1904, Axel Juncker Verlag). Es sind „lyrische Studien" in Pastell. Fein gestrichelt, von der lichten, weichen Grazie wienerischen Empfindens getragen. Es brauchte garnicht von „Beisel", „Kreuzerl" und „Nachtschwärmerei" die Rede zu sein, an dem ganzen Stil des trauten, beschaulichen Versbüchleins verleugnet sich der liebe Wiener nicht. Besonders namhaft machen könnte ich nichts davon; denn alles ist von der gleichen beschaulichen Anmut getragen. Doch scheinen mir die äußeren Betrachtungen mitunter zu stark in das Stimmungsbereich

gezogen. Beachtenswert ist dagegen eine mitunter auftretende leise Ironie.

Innerlicher muten die „Stillen Lieder“ von Hedwig-Julia (Dresden, E. Piersons Verlag) an. Das schmucke, zierliche Büchlein singt von viel Sehnsucht. Das Sehnen nach dem Kinderland des deutschen Volksliedes, nach dem sonnigen Süden wacht auf, trotz der ausgesprochenen Liebe für das pfälzer Heimatland der Dichterin. „Venedig“, „Nachtgedanken“, „Es war das Glück“ und „Abschiedsworte“ fesseln durch ihre feine Form. „Villa d'Este“, „Mein Wunderland“ und „Altitalienisches Volkslied“ lassen lebensfrohere Klänge ertönen. Dazwischen klingt es resigniert: „In Seligkeit endet das Märchen, und Märchen bleibt ewig das Glück . . .“ Jedenfalls ist das bescheidene Bändchen eine gute Talentprobe.

Reifer in ihrer Stimmungsgestaltung sind die „neuen Gedichte“ „Nächte“ von Rud. Jul. Lehner (Verlagsanstalt Jos. C. Huber, Dießen). Eine Vorliebe für trübe, resignierte Stimmungen begegnet uns hier. Manches gelingt dem Verfasser darin recht schön. Ich nenne die Blätter: „Mich friert“, „Rast“, „Erfüllung“ und „Nachtgeschenk“. Doch meist geht der Dichter zu wenig aus sich heraus. Er lauscht und sinnt in sich hinein. Und dann wirkt er nicht immer plastisch.

In dieser Hinsicht sind die Dichtungen: „Wenn der Tag verglüht“ von Franz Litterscheid (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) besser beraten. So erfreut die „Erdenfahrt der Frühlingskönigin“ durch viel bildlichen Ausdruck. Auch der Volkston ist daneben gut getroffen. Ueberhaupt liegt das liedartige dem Dichter besser als das balladenmäßige. Hier ist manches salopp hingesetzt und tendenziös verbrämt, wie bei den Stücken „In schwüler Sommernacht“ oder „Vater und Tochter“.

Drei weitere Gedichtbände „Melodieen in Worten“ von Fritz Römhildt (Karlsruhe, Macklot), „Gedichte“ von Walter Kinkel (Gießen, Ricker) und „Jucunda juventus“ von A. Müller-Mittler (Stuttgart, Stahl) vereinigt der frische, fröhliche Jugendklang, der sie durchbraust wie ein freudiger Frühlingssturm. Ihm kann man nicht gram sein, wenn man auch wünschen möchte, ein wenig mehr Individualität und neuem Empfindungsgehalt zu begegnen. Man sollte meinen: „Im Lenz wohl müss' es so sein!“ Etwas charakteristischer und origineller giebt sich da doch Wolfgang Lehmus, in einer freundlichen Notiz des Verlegers verbindlich dem Kritiker als „Schüler Detlev von Liliencrons“ vorgestellt. Freilich hat's mit solcher Schülerschaft oft noch gute Wege. Der Schüler kann immerhin noch mehr von seinem Meister lernen. Die Vorzüge festen Zugreifens und formeller Gestaltung zeichnen seine Dichtungen, unter dem Titel: „Wir sind jung!“ bei Lipsius und Tischer, Kiel und Leipzig, erschienen, jedenfalls aus.

Fast bin ich schon zu Ende. Denn was mir noch vorliegt, geht wohl „lautlos zum Orkus“ hinab, dieweil es so gar — gewöhnlich ist. Vom Geist des Lebens ist in den übrigen, mir zugesandten Versbüchern gar wenig zu verspüren. Noch weniger von jenen musischen Klängen, die Schopenhauer so schön mit einem „Abbild des Willens“ vergleicht. Kalt und leer mutet mich das meiste dieser armen Bücher an. Einzelnes schöne und gehaltvolle, was mich berührte und die Seele mir ein wenig wärmte, findet sich in den glaubensfrohen „neuen Gedichten“: „Aus meiner Werkstatt“ von A. Jüngst, in den mannigfaltig bunten Versen „Helldunkel“ von Franz Lehner und in den meist träumerisch-zarten Stimmungsbildern des Bandes „Liebe und Leben“ von Ernst Huhn (sämtlich bei Ferdinand Schöningh in Paderborn). Eine ganz spezifische Rassefärbung zeichnet den Band „Vom Heimweg“, Gedichte eines Juden von Theodor Zlocisti aus, der zu Brünn, im Verlag der „Jüdischen Volksstimme“ erschienen ist. Es liegt viel trübe Melancholie, viel wehmütige Resignation über den bilderreichen Versen. Zionsharfen wachen auf und singen mit silbernen Tönen von vergangenem Glück, von verfehmten Stunden und klagen dann wieder mit schmerzlichen Klängen über Haß und Hader, Not und Verfolgung. Und ein echter Idealismus schwärmt darin von einem neuen Frühling. Belangloser ist der ernste Grundton in den Bändchen „Der Jungfernbund und andere Gedichte“ von Franz Ulrich Apelt (Berlin, Franz Wunder) und „Weltkinder“ des eifrigen Novellisten Paul Bliß (Berlin, L. Wilh. Siedenburg). Doch ist hier die scherzhafte oder doch ironische Note bemerkenswert, die manches ganz originelle und amüsante zu Tage fördert.

So wären wir denn am Ende. Allzu reichlich war die poetische Auslese nicht, oder doch nur quantitativ — ich glaube sogar, einige Bände sind mir — beim Einschlafen — unvermutet unter den Tisch gefallen. Mögen sie sanft ruhen! In anderer Gestalt kommen sie ja doch wieder. Ihre Art ist unsterblich. Mag ihnen immerhin dies Bewußtsein zu billigem Troste gereichen!

Eine neue Droste-Biographie.

Annette von Droste-Hülshoff. Von Carl Busse. Bielefeld, Velhagen & Klasing. VI, 193 S. m. 5 Kunstdr. Geb. M. 3,—.

Carl Busse giebt mit dem vierten Bande von Velhagen & Klasings Sammlung „Frauenleben“ eine neue Drostebiographie. Das Buch ist nicht nur ein erfreulicher Beweis mehr für die stetig zunehmende Anerkennung, die Annette von Droste heute findet, für ihr lebendiges Einwirken auf die litterarische Gegenwart; es ist ohne Zweifel auch eine wertvolle Bereicherung der Drostelitteratur. Eine Biographie der Dichterin, wie die Busses ist, fehlte bisher. Der Verfasser sagt in seiner Vorbemerkung: „Ein neuer Versuch, das Leben und Streben des westfälischen Edelfräuleins darzustellen, läßt sich leicht rechtfertigen. Aus der verhältnismäßig sehr reichen Droste-Litteratur haben gegenwärtig nur zwei Werke Anspruch auf größere Beachtung. Die große Biographie von Professor Hermann Hüffer hat ihre Bedeutung in der Heranschaffung und wissenschaftlichen Feststellung des Materials, in dessen psychologisch-kritischer und darstellerischer Verwertung sie weniger glücklich ist . . . Die zweite, von Wilhelm Kreiten geschaffene Biographie ist ganz vortrefflich erzählt, aber ihr der Gesellschaft Jesu angehöriger Verfasser verschloß sich die Wirkung auf weitere deutsche Bildungskreise selbst durch die Weitläufigkeit seiner Arbeit und eine nicht geringe konfessionelle Voreingenommenheit, die vielfach zu schiefen Urteilen führte. Beiden Werken, die natürlich schon des Materials wegen für die vorliegende Studie benutzt wurden, haben Mitglieder der Familie von Droste reges Interesse entgegengebracht und manches Wichtige mitgegeben. Aber es ist verständlich, daß sich die so dankenswert unterstützten Biographen daraufhin einer gewissen Beschränkung unterwarfen hinsichtlich des Urteils über die engere Umgebung der Dichterin. Die nachfolgende Arbeit brauchte diese Rücksichten nicht zu üben . . .“

Darin liegt in der That ein großer Vorzug von Busses Arbeit. Busse sucht die Gestalt der Dichterin ehrlich und deutlich zu zeichnen, ohne Vertuschung, ohne Schönfärberei, ohne Lücken zu lassen. Er schildert die Verhältnisse, denen Annette entwuchs — oder vielmehr nicht entwuchs! — richtig und sachlich, mit unbeengtem Blick, mit eindringender Kritik und Anschaulichkeit. Das ist es auch, was den früheren Biographieen fehlte: Anschaulichkeit. Freilich geht hier Busse gelegentlich etwas zu weit: die Bestimmung des Buches als eines Buches für Damen ließ ihn hier und da zu novellistisch erzählen, zu behaglich. Vielleicht hätte das Buch, wenn

es nicht diesen Sonderzweck eines Damenbuches gehabt hätte, mehr Härte, Sachlichkeit bekommen; denn in der eigentlichen Biographie sollten die Motive aneinandergesetzt werden wie die Ton- und Licht-Werte auf einem rein malerisch geschaffenen Bilde, ohne durch hinzugefundene Uebergangsfarben allzu sehr vermittelt zu werden. Die Ruhe und sachliche Strenge des Gesamteindrucks wird dadurch erhöht.

Weiterhin zeichnet sich das neue Buch durch Prägnanz, Kürze und Uebersichtlichkeit vor den früheren Drostebiographieen aus. Hüffers Buch, das wissenschaftlich sehr wertvoll ist, läßt gerade das vermissen, womit eine Biographie über dem Leben selbst stehen muß, das sie schildert: das Sehen großer durchgehender Bezüge, all dessen, was dem Nachlebenden als das persönliche zusammenhangvolle Schicksal eines vergangenen Lebens erscheint. Und wo es gedanklich doch bei Hüffer vorhanden ist, bleibt es für den Eindruck wirkungslos. Und nur der Eindruck, der selbstverständliche, unmittelbare Eindruck, den man beim Lesen von allem Wesentlichen empfangen muß, ist die Garantie für die künstlerische Richtigkeit einer Biographie, an deren wissenschaftlicher Richtigkeit nicht die geringsten Zweifel bestehen.

Die geschilderten Vorzüge sind die besonderen Vorzüge von Busses schriftstellerischer Arbeit. Zur ästhetischen Beurteilung der Droste bringt er nicht wesentlich Neues bei. Wenn auch hier sein Buch durchaus über jenen Biographieen steht, so möchte ich darin ein gut Teil Verdienst der Zeit sehen. Die älteren Bücher wurden in der Epigonenzeit geschrieben, wo man für die ganz selbständigen — nicht nur in der Persönlichkeit, sondern vor allem im Können selbständigen Künstler nicht das unmittelbare Verstehen hatte. Busses Buch entstammt einer Zeit, die sicherlich schöpferisch ist, die in sich zahllose Wollens- und Könnens-Gegensätze vereint und auf ein fernes großes gemeinsames Ziel hinzuführen scheint. Busses Buch wird auch das breitere Publikum wieder für Annette von Droste interessieren.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Echo der Zeitungen

Stille Bücher.

Von Oscar Bulle (München).

Stille Bücher sind wie stille Menschen: wir müssen häufig erst längere Zeit mit ihnen umgehen, ehe wir den Kern ihres Wesens erfassen. Sie drängen sich nicht durch blendende Aeußerungen, durch Geistesblitze und überraschende Gedankenreihen unserer Aufmerksamkeit auf, sondern erwarten bescheiden, daß wir uns ihnen nähern, daß wir ihre guten Seiten herausfinden, ihren Wert ahnungsvoll und nachdenkend verspüren. Deshalb verlangen sie von uns größere geistige Selbstthätigkeit und Anspannung, als die in der Handlung lebhaft bewegten oder in der Form besonders geistreichen dichterischen Werke; sie rechnen in höherem Grade als diese auf des Lesers mitdichtende und mitempfindende Fähigkeit, weil ihnen selbst die Gabe der leichten Mitteilsamkeit abgeht und ihre nur nach innen gerichtete Phantasie häufig der Ergänzungen durch des Lesers eigene Vorstellungen für die äußeren Vorgänge bedarf. Aber gerade aus diesem Grunde erringen sie — wie ja oft auch die stillen Menschen — besonders dauernde und festbegründete Freundschaften. Je größer die Mühe ist, mit der man etwas erwirbt, desto fester hält man bekanntlich das Erworbene am Herzen. Auch nur die Kunstwerke, die uns auf den ersten Blick nicht gleich alles sagen, in deren innerstes und wahrstes Wesen wir erst durch anhaltende Hingabe an sie einzudringen vermögen, werden uns zu wirklichen Freunden. Wir sollen nicht künstlerisch genießen wollen, ohne dabei etwas Eigenes, etwas von unserem Herzblute als Gegengabe zu spenden, ebensowenig wie wir etwa Freundschaft und Liebe gewinnen können, ohne selbst Freund zu sein und wiederzulieben.

Aber nicht nur in der strengeren und angespannteren Anteilnahme, die sie vom Leser fordern, besteht das Wesen und der eigentümliche Reiz der Bücher, die wir die stillen nennen wollen. Noch mehr als die künstlerische Mitthätigkeit, die durch sie in uns angeregt wird, ist in den meisten Fällen für uns die Einwirkung von Bedeutung, die sie auf das ethische Mitempfinden ausüben. Weil solche Bücher niemals in der Buntheit und Spannung der äußeren Handlung ihr Schwergewicht suchen, greifen sie besonders stark in des Lesers eigenes Seelenleben ein. Sie sind häufig selbst nur Seelengeschichten, im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Indem sie Abgründe aufdecken, die in der Seele eines jeden Menschen ruhen, oder die Höhe des Empfindungslebens darzustellen suchen, auf die sich in besonderen Lagen des Lebens auch das einfachste Gemüt zuweilen versetzt fühlt, rufen sie in unserem Inneren die Obertöne hervor, die mit dem vor unseren Augen sich abspielenden Seelenleben im Buche erst einen vollen Zusammenklang ausmachen. Das seelische Leben ist ein Gebiet, auf dem es keine Rangunterschiede und keine örtlichen Einflüsse giebt. Mag die karge äußere Fabel sich an Fürstenhöfen oder in Arbeiterhäusern, in der Großstadt oder im entlegenen Bauerndorfe, im hohen Norden oder im heißen Süden unserer Hemisphäre abspielen, die elementaren Bestandteile der eigentlichen, inneren Handlung sind überall die gleichen und finden deshalb in der Brust jedes der Mitempfindung fähigen Lesers, mag er nun hoch oder niedrig stehen, mag er dem oder jenem Stande, dem oder jenem Volke angehören, die wenigstens annähernd gleichen Anklänge. Die stillen Bücher sind deshalb in eminentem Sinne intersozial und international; das äußere Kolorit, das sie von der gesellschaftlichen Stellung der in ihnen auftretenden Persönlichkeiten oder von dem Orte der Handlung empfangen, übt häufig nur eine ganz nebensächliche, vom Leser kaum empfundene Wirkung aus; sie erhalten ihre Hauptfarben von der Intensität des Allgemeinmenschlichen, das in ihnen dargestellt wird. Nur dieses aber übt auf unser ethisches Mitempfinden eine dauernde Anziehung aus. Denn wir werden hierdurch auf uns selbst und auf die Vorgänge in unserem eigenen Innern hingeführt; wir entdecken analoge Erscheinungen in unserem eigenen Seelenleben; unsere Selbsterkenntnis wird geschärft und das Bewußtsein für manche Regungen in uns, die nur unklar und dumpf, wenn auch häufig quälend genug bisher empfunden wurden, erscheint nun erwacht.

Aus solcher Wirkung auf die Selbstbeobachtungslust, die in eines jeden einigermaßen nachdenklichen Menschen Brust ihre Fühler nach innen wie nach außen hin ausstreckt, wie aus der unbewußten Freude am mitthätigen, künstlerischen Ergänzen, zu dem der den stillen Büchern eigene Mangel an äußerer Lebhaftigkeit den Leser häufig nötigt, erklärt sich die Bedeutung, die solche Bücher für uns gewinnen können. Sie werden selten eine laute und breitere Beachtung finden. Hierin geht es ihnen wie den stillen Menschen, die auch niemals in großer Gesellschaft glänzen. Aber sie erobern sich, wie diese, hier und da gute und treue Freunde, ohne daß man in der Oeffentlichkeit viel davon merkt, und wenn diese Freunde zufällig einmal zusammenkommen und die Rede auf den Gegenstand ihrer Verehrung und Freundschaft fällt, entdeckt man zum gegenseitigen Erstaunen, daß ihre Zahl garnicht so gering ist. Es giebt — glücklicherweise! — auch in der Litteratur, wie auf den anderen Kunstgebieten, neben der lauten Tagesmeinung, die nur am Oberflächlichsten haftet, noch stille Unter-

strömungen, von denen die eigentlichen künstlerischen Werte getragen werden. Gar mancher Künstler oder Schriftsteller, der sich verkannt wähnt, weil die breite Oeffentlichkeit seinen Namen nicht täglich im Munde führt, ahnt vielleicht garnicht, daß er doch seine kleine, wenn auch nicht fest in sich geschlossene Gemeinde hat, daß er hier und dort durch seine stillen Werke stille Freunde erworben hat, die ihm viel verdanken. Manchem Schaffenden kommt die Kunde von solchem Freundes- :um erst so spät zu Gehör, daß sie ihn nicht mehr für)ie früheren Enttäuschungen trösten kann; manchen er- :eicht sie überhaupt nicht mehr am Leben, und die Nach- velt erst feiert im schönen Zusammenschluß sein An-)enken. Aber tröstlich für die Allgemeinheit der Schaffenden wie der Mitgenießenden muß es doch immer)leiben, daß auch die stille Wirkung in die Ferne von)em lauten Treiben, wie es heute auf künstlerischem vie auf litterarischem Gebiete herrscht, noch nicht ganz rdrückt ist und wohl auch niemals ganz erdrückt werden vird. Wie die stillen Menschen auf die Dauer oft die :ärkste Wirkung auf ihre engere Umgebung ausüben, › geht es auch mit den stillen Büchern. Freilich bleibt uch für sie der Kreis der Freunde häufig nur ein nger; aber was thut das? Die Masse behält nie recht n geistigen Leben.

Auszüge.

Die hiervor stehenden Ausführungen dienen einer größeren Besprechung der Romane „Die stumme tühle“ von Otto von Leitgeb und „Zwei Seelen“ on Wilhelm Speck — über den sich auch an anderer itelle (Frankf. Ztg. 102) ein Feuilleton von Karl entsch mit großer Wärme ausspricht — in der münchener Allgemeinen Zeitung“ (Beil. 71) als Einleitung. — inen rechten Gegensatz zu den hier charakterisierten tillen“ Büchern bilden die jetzt Pilsen und Pilzen leich aufschießenden Militärromane, denen ein un- nannter Offizier nochmals in der berliner „Post“ Sonnt.-Bl. 13) eine objektive Betrachtung widmet. Er eint, man müsse nicht unbedingt allen diesen Erzeug- ssen von vornherein eine militärfeindliche Tendenz ,schreiben, und es sei ein Fehler, wenn man sich dazu n militärischer Seite grundsätzlich ablehnend verhalte, stätt wenigstens die thatsächlich vorhandenen Miß- nde offen zuzugeben. — Jedenfalls gehört diese jetzt assierende Litteraturgattung nicht in die Rubrik der Nädchenlektüre“, über deren passendste Auswahl ngst eine pariser Frauenzeitschrift keinen Geringeren 3 Marcel Prévost, den Verfasser der „Demi-Vierges“ .d der „Lettres de femmes“, als Orakel befragt hat eutsch in der W. Zeit 584). Seine Ansichten sind mlich streng und passen im ganzen auch auf deutsche rhältnisse. Er stellt fest, daß auf der einen Seite die iblische Jugend gierig nach allen Büchern greift, die „offiziell“ zwar verboten sind, die sie sich aber ınoch zu verschaffen weiß, während auf der anderen :ite die ausdrücklich für das Mädchenalter bestimmte ltüre in Büchern und Zeitschriften so exaltiert, roman- t, unbedeutend und langweilig zu sein pflegt, daß die Geringschätzung, ja den Spott der jungen Mädchen)t geradezu herausfordert. Prévost verlangt dann, ; man die Mädchen ruhig Romane lesen lassen solle, :r mit Ausscheidung aller derer, die keine rein litte- ischen Werke seien. Zu große Aengstlichkeit inbezug erotische Dinge sei vom Uebel. „Es wäre kleinlich, den Büchern nicht freizugeben, was die jungen idchen im Gespräch alltäglich verstehen lernen.“ Ferner int der französische Autor: „Ich würde es für uner- lich erachten, das junge Mädchen außer der bloß :etristischen Lektüre auch mit Hilfe einer gut gewählten iodischen Zeitschrift mit dem wirklichen Leben, mit t Leben seiner Zeit, wie es sich im Augenblick ab- :lt, in Verbindung zu bringen . . . Es ist wider- tig und abgeschmackt, das junge Mädchen von seinem Land und von seiner Zeit durch eine Schutz- und Stau- wehr abzuschließen, die am Tage nach seiner Hochzeit plötzlich niedergerissen wird.“ — Als ein „Buch für junge Mädchen“, dergleichen wir einstweilen nur sehr wenige besitzen, hat Gabriele Reuter neulich in diesen Blättern Marie Ebner-Eschenbachs Erzählung „Die arme Kleine“ gerühmt. Mit demselben Respekt wird das Werk auch in einem Feuilleton von Willy Rath ausgezeichnet, der die letztjährigen Bücher der Dichterin zusammenfassend bespricht („Aus Marie Ebners Spät- herbsttagen“, Frankf. Gen.-Anz. 82). — Eine Studie über Thomas Mann von Elisabeth Widmann, den Auszug eines in Göttingen gehaltenen Vortrags, druckt der „Hannov. Courier“ (24 903, 05) ab. — An der- selben Stelle (24 915) würdigt Heloise von Beaulieu Börries von Münchhausens Lyrik, die sie neben seiner Balladendichtung nicht genügend anerkannt findet; ebenso wie Fr. Wiegershaus in einer Studie über Fritz Lienhards Lyrik (Elberf. Tägl. Anz. 76) für diese neue Verehrer werben möchte. — Hans Benzmanns eben erschienener Anthologie „Moderne deutsche Lyrik“ (Leipzig, Reclam) giebt Albert Geiger in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 68) empfehlende Worte auf den Weg, nicht ohne auf einzelne Lücken und Ueberflüssigkeiten der Sammlung hinzuweisen. — Für seinen steierischen Landsmann Hans Fraungruber, einen angehenden Vierziger, der in Wien als Volksschullehrer wirkt, tritt Peter Rosegger mit Wärme ein („Der Dichter des Hinterberger Landls“; Grazer Tagespost 82, 83). — Einem anderen steier- ländischen Autor, dem katholischen Volksschriftsteller Jakob Simbürger, der sich Fridolin vom Freithal nannte, hat kürzlich Josef Steiner-Wischenbart eine Biographie gewidmet, an die ein Feuilleton von Franz Ilwof (Grazer Tagespost 90) anknüpft. Simbürger, der eine Anzahl Erzählungen aus seinem engsten Vater- lande, dem Murthal, veröffentlichte, war 1832 geboren und von Beruf Priester; im November v. J. ist er gestorben. — Ebenfalls süddeutsche Autoren betrafen einige Nachrufsartikel, die die letzten Wochen brachten: eine Würdigung der kürzlich jung verstorbenen öster- reichischen Schriftstellerin Therese Frendt (vgl. Sp. 1098) von Dr. Oskar Bendiener (N. Fr. Pr. 14 220), der in der Heimgegangenen „eine der größten Hoffnungen unseres heimischen Schrifttums“ beklagt, und ein Nekrolog auf den münchener Lyriker Prof. Dr. Karl Zettel (s. ebenfalls Sp. 1098), den sein fünfundsiebzigjähriger Landsmann und Freund in Apoll, Ferdinand Wilferth, in der „Augsb. Abend-Ztg.“ (Sammler 41) veröffentlicht. — Etwas verspätet erschien die „Czernowitzer Allg. Ztg.“ (Litt.-Beil. 13) mit einer „Karl Emil Franzos-Nummer“ zur Ehrung ihres hingeschiedenen Landsmannes. Das Blatt enthält die Grabrede Ludwig Geigers, ein Nachlaß- gedicht und ein paar Briefe familiären Inhalts.

* *

Zu dem Kapitel Goethe gab es außer einer ebenso ausführlichen, als ablehnenden Rezension von Litzmanns neuem Buche, die Eugen Wolff im „Hamb. Corresp.“ (Ztg. f. Litt. 17) vom Stapel läßt, und einer längeren Anzeige von Kuno Fischers Faust-Kommentar in den „Hamb. Nachr.“ (Litt.-Beil. 13) einen satirischen Protest Adolf Wilbrandts gegen die pathologischen Theorieen des leipziger Professors Möbius zu lesen („Goethe und Möbius. Zwei Gespräche“, N. Fr. Pr. 14 227). — In den „Münch. N. Nachr.“ (166) macht Ernst Posseit auf das kürzlich erschienene Werk „Goethe en France“ von Ferdinand Baldensperger aufmerksam und benutzt diesen Anlaß zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verbreitung deutscher Litteratur im gebildeten Frankreich. Der Vorwurf mangelnder Kenntnisse auf diesem Gebiet habe vielleicht früher seine Berechtigung gehabt, zumal vor dem Kriege . . . „Seitdem haben sich aber die Dinge geändert. Die junge Generation hat tüchtig Deutsch lernen müssen und nicht nur die zukünftigen Offiziere. Man weiß sehr wohl, daß die deutsche Armee kein von dem übrigen Teil des Volkes gesondertes abstraktes Ding, sondern eine Kraftäußerung der gesamten

Nation ist, und daß man, um die politischen Bestrebungen Deutschlands zu verstehen, auch die Psychologie des deutschen Volkes, wie sie sich in der Litteratur zeigt, kennen muß. Kommt man in die Bibliothek einer höheren Schule, so erstaunt man über die Zahl und Art der deutschen Werke, die man dort antrifft. Ich nenne nur Namen wie Storm, Mörike, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Rosegger; auch Nietzsche, Liliencron und Dehmel habe ich gesehen. Auf dem Prüfungsprogramm für die Kandidaten des Mittelschulunterrichts (agrégation) steht heuer an der pariser Fakultät — Stephan George. Soviel ich weiß, hört nach wie vor für die deutschen Schulen das deutsche Drama mit der „Jungfrau von Orleans" auf, der Roman mit Wilhelm Meister und die Lyrik mit Uhland, wenn's gut geht, mit Geibel. Man wird mir also zugeben, daß die französischen Studenten, denen die vorhin angeführten deutschen Dichter und auch Sudermann und Hauptmann keine unbekannten Namen sind, weiter in die Neuzeit vorgerückt sind als ihre deutschen Kollegen. Wenn Heine heute über den Gotthard ginge, ein klein wenig würde er Deutschland noch immer schnarchen hören, wenigstens den offiziellen Teil . . . Im letzten Semester las an der Sorbonne der alte, unermüdliche Vorkämpfer goethischen Geistes, Ernest Lichtenberger, ein von Gelehrsamkeit strotzendes Kolleg über den Faust; sein junger Kollege Charles Andler behandelte das junge Deutschland. An den kleineren Universitäten in der Provinz ist es nicht anders; auch dort wird eifrig deutsche Litteratur getrieben. Ich will hier nicht mit der Aufzählung von Namen ermüden. Auffallender unter der Zahl der Professoren, die in Frankreich für das Verständnis deutschen Geistes arbeiten, sind die vielen Elsässer. Sie machen so von der Vermittlerrolle zwischen zwei Nationen, die ihnen Geographie und Geschichte zugewiesen, den edelsten Gebrauch."

* *

Ueber die Angelegenheit des Kleistgrabes und seiner drohenden Verlegung, die einen längeren Notizen-Regen durch die Tagespresse rieseln ließ, haben sich die Gemüter jetzt beruhigt (s. Sp. 1099). Den Epilog zu dieser unerfreulich-erfreulichen Episode bildeten ein paar Feuilletons von Alfred Klaar (Königsb. Allg. Ztg. 139) und Karl Strecker (Tgl. Rundschau, U.-Beil. 75). Inzwischen wird als würdigstes Kleist-Denkmal die bereits erwähnte kritische Gesamt-Ausgabe der Werke und Briefe von Erich Schmidt und Georg Minde-Pouet vorbereitet, deren erster Band im Herbst erscheinen soll. Aus dem ungedruckten Material — die Mehrzahl der noch erhaltenen Kleistbriefe befindet sich im Besitze des bekannten berliner Sammlers Bankier Alexander Meyer-Cohn — teilt Gotthilf Weisstein („Kleine Inedita von Heinrich von Kleist", Nat.-Ztg. 234) ein paar Geschäftsbriefe und ein zweizeiliges Epigramm mit. — Ungedruckte Briefe Bettinas v. Arnim giebt an derselben Stelle (206, 208) Karl Theodor Gaedertz heraus: sie sind an Marcus Niebuhr, den Sohn des Historikers (1817—60) und nachmaligen Vertrauten Friedrich Wilhelms IV. gerichtet und ebenso charakteristisch für die Briefkunst ihrer Schreiberin, wie für den Freimut ihrer politischen Ansichten. — Aus Hieronymus Lorms Nachlaß werden in der „Wien. Abendp." (76) einige Briefe von Alfred Meißner, Georg Ebers, Gustav Freytag und Johannes Scherr wiedergegeben. Bezeichnend für Scherrs grobianische Art sind einige Sätze, die er einem Urteil über Lorms Gedichte folgen läßt. „Wie so ganz anders," schreibt er 1876, „sollten, müßten diese Dichtungen denkende Menschen anmuten als die läppische Bummel- und Sauflyrik, die Scheffelei, wie sie dermalen Mode. Ich beklage namentlich auch die akademische Jugend, die an diesem leeren und innerlichst rohen Zeuge Wohlgefallen findet. Aber diese zwischen Besoffenheit und Katzenjammer herumtaumelnde Versifexerei entspricht eben ganz der herrschenden ‚Realpolitik', dieser richtigen Sumpfblume des herrschenden Materialismus, und ist also ‚zeitgemäß'." — Eine weitere Briefpublikation findet sich im „Schwäbischen Merkur" (144), wo Rudolf Krauß aus dem Briefwechsel Gutzkows mit dem stuttgarter Hoftheaterintendanten Frhrn. Ferdinand v. Gall eine Anzahl Briefe mit Erläuterungen veröffentlicht. Sie werfen Streiflichter auf die Bühnenschicksale von Gutzkows Werken und auf die kläglichen Honorarverhältnisse einer Zeit, in der selbst Hoftheater für Stücke, die bereits im Buchhandel erschienen waren, nur ausnahmsweise und freiwillig eine Tantième bezahlten.

Dem Bereich des Jungen Deutschlands gehörten auch einige andere Beiträge dieser Berichtszeit an: ein Feuilleton über Karl Beck (N. Wien. Tagebl. 101), in dem Heinrich Glücksmann diesen deutsch-ungarischen Freiheitssänger zur 25. Wiederkehr seines Todestages (12. April) begeistert lobpreist; ein anderes über den Deutschböhmen Moritz Hartmann (Züricher Post 71), mit dessen Jugendgeschichte sich eine neue berner Dissertation von Dr. Otto Wittner aus Wien beschäftigt; ein drittes über Emma Herwegh, die eben verstorbene Witwe Georgs (Otto Pohl in der W. Arb.-Ztg. 92). Herwegh hatte seine Lebensgefährtin, eine Tochter des reichen berliner Bankiers Siegmund, 1842 in Leipzig kennen gelernt und im folgenden Jahre heimgeführt. Bakunin war einer der Brautführer. Der Beginn dieser Ehe war das Ende für Herweghs Dichtertum. „Nur noch spärlich sickerte der kastalische Quell. Den von einer eruptiven Leidenschaft hervorgeschleuderten ‚Gedichten eines Lebendigen' folgte in drei Jahrzehnten ein einziger mäßig starker Band. Es hat Leute gegeben — und der Emigrantenklatsch war da eifrig thätig —, die der Frau die Schuld daran zuschrieben. Sicher hat der Reichtum, der ihm mit ihr zu eigen geworden war, seinem Hang zu träumerischem Genießen Vorschub geleistet. Das Geld des Schwiegervaters mußte einen Luxus bestreiten, der ans Protzenhafte und ans Lächerliche grenzte. In der Geschichte seines Lebens erzählt Alfred Meißner, der in Paris Beziehungen zu Herwegh gesucht hatte: ‚Er hatte, der Sohn eines stuttgarter Speisewirtes, das Aussehen eines Prinzen von den Ufern des Oxus.' Er lag bis Mittag in einem seidenen Schlafrock auf einem Sofa von grünem Samt, galonierte Diener warteten ihm auf . . . Aber wenn Frau Emma in ihrer unbedingten, an Vergötterung streifenden Verehrung des Gatten seinen zweifelhaften Neigungen und seinen Launen nicht entgegentrat, so muß man ihr doch das Zeugnis ausstellen, daß sie in dieser Ehe der stärkere, lebensmutigere und thatkräftigere Teil war." Nicht zum wenigsten ihrem Einflusse war es zuzuschreiben, daß Herwegh sich in politische Abenteuer stürzte, die bekanntlich nicht zu seinem Ruhm verliefen. Auf dem Zug der „Deutschen Legion", der ein so klägliches Ende nahm, begleitete sie ihn in Männertracht und war ihm dann bei seiner gefahrvollen Flucht behilflich; sie selbst hat diese Flucht später in einer anonymen Broschüre wahrheitsgetreu beschrieben und bei dieser Gelegenheit auch das Histörchen vom „Spritzleder" widerlegt, ohne es freilich ausrotten zu können. In Paris teilte sie sein Exil und ertrug mit liebevoller Geduld die „Saulslaune", wie Lassalle es nannte, des enttäuschten und verbitterten Mannes, den sie nun um fast dreißig Jahre überlebt hat.

Kein Kampfgenosse des Jungen Deutschlands, aber ein Zeitgenosse seiner Hauptvertreter war der Philosoph und Dichter Otto Friedrich Gruppe, dessen hundertster Geburtstag am 15. April wiederkehrte (Viktor Blüthgen im Berl. Tgbl. 189. Deutsche Ztg. 87 und Tägl. Rdsch., U.-Beil. 87; S. Herrlich in der Nat.-Ztg. Sonnt.-Beil. 15; W. B. in der Voss. Ztg. 175). Er war Danziger von Geburt, hatte in Berlin Philosophie und Philologie studiert und sich durch seine energische publizistische Bekämpfung der alles beherrschenden Hegelschule einen Namen gemacht; 1844 wurde er Professor an der berliner Universität, 1862 Sekretär der Akademie der Künste, was er bis zu seinem 1876 erfolgten Tode blieb. Seine fruchtbare Arbeitskraft hat er auch auf litterarhistorischem Gebiet

:hätigt, u. a. durch eine Biographie des Sturm- und angdichters Lenz und durch eine fünfbändige deutsche teraturgeschichte. Außer einer Anzahl epischer und matischer Dichtungen (eine der vielen Ergänzungen Schillers „Demetrius" rührt von ihm her) hat er ılreiche lyrische Gedichte veröffentlicht, deren Sang- :keit sie besonders den Liederkomponisten empfahl und h in neuester Zeit (Weingartner, Bungert) empfiehlt. ıe Auswahl der Gedichte ist, von Gruppes Sohn her- sgegeben, soeben in Reclams Universalbibliothek er- enen. — Nur wenige Tage vor dem hundertsten Ge- :tstage Gruppes war der des großen Botanikers :ob Matthias Schleiden begangen worden, der nfalls neben seiner wissenschaftlichen Berufsarbeit der schen Muse ergeben war und 1858 und 1873 unter ı Pseudonym „Ernst" zwei umfangreiche Gedicht- ıde erscheinen ließ („Schleiden als Dichter" von gen Isolani, Hamb. Corresp. 157). — Diesem ver- llenen Unmodernen reiht sich als „Ein verschollener derner" (Karl Fr. Nowak; Zeitgeist 14) Ferdinand rnberger an, dessen Nachlaß-Roman „Das Schloß Frevel" durch Karl Rosner erst unlängst, fünfund- ınzig Jahre nach des Verfassers Tode, herausgegeben :den ist. Nicht weniger als achtmal hat der Dichter es Werk umgearbeitet, in dem die ganze Romantik Jahrhunderts steckt. „Von den übersinnlichen onen, die in den ‚Elixiren des Teufels' einst Hoff- ın selbsterschüttert beichtete, leuchtet ein Feuermal ‚Schloß der Frevel' grell bis nach dem Satanismus is Huysmans hin, züngelt gierig um Edgar Allan und klärt sich dann um so wunderlicher wieder zur ıten Anmut Hofmannsthals." — Von den neuer- gs erschienenen Briefwechseln wurden der von Storm- ler in Albert Kösters Ausgabe von Fritz Marti Zür. Ztg. 100), derjenige Eduard Mörikes von l Strecker (Tägl. Rdsch., U.-Beil. 81, 82) und Richard aukal (Wien. Abendp. 81) eingehend besprochen. — ard Eggerts Artikel über Mörikes Gattin Margarethe „Hochland" (vergl. Sp. 341 f.) hat Dr. Fr. Walther ver- ıßt, in der „Allg. Ztg." mit einer ausführlichen zegnung hervorzutreten („Eduard Mörike und seine :in", Beil. 79), um „aufgrund authentischer Mit- ngen, die nur wenigen Eingeweihten bekannt sind, :igenartige Geschichte der Ehe Mörikes klarzulegen . . . die Anfänge einer Legendenbildung zu be- ɔfen, durch die das Charakterbild Mörikes und der ınig mit ihm verbundenen Schwester im Urteil der ıwelt eine völlige Verzerrung erleiden müßte". Der :r des Verfassers, Obertribunalrat v. Walther, war der lische Berater des Dichters in seiner Ehe-Angelegen- Danach war Mörikes Heirat eigentlich von Anfang ine „Vernunftheirat", d. h. die Konsequenz eines langen Freundschaftsverhältnisses, zu der ihn mehr Auffassung der Freunde und die Ueberredung der ınerfahrenen Schwester, als das eigene Herz drängte. Eggerts „trübe Quelle" wird ein Tagebuch garethens bezeichnet, das diese im geheimen führte später an ihre Freunde auslieh, obwohl sie ihrem en gelegentlich versprochen hatte, es zu vernichten. r tyrannischen, unruhigen Natur fiele nach der hier ɔenen ausführlichen Darstellung die Schuld an dem ürfnis allein zu.

* *

Das Interesse an Oscar Wilde hat sich, den zistischen Anzeichen nach, noch nicht vermindert. : allgemeinen Charakteristik seiner Persönlichkeit von Ludwig Bauer begegnen wir in den „Münch. N. c." (152; „Sträfling Nr. 33"), einer Betrachtung : Erzählungskunst von Dr. Carl Hagemann in der in.-Westf. Ztg." (273; „Oscar Wildes Prosa"), einer :echung der Wilde-Biographie Sherards von Joseph ax in der „W. Allg. Ztg." (7806; „Ein Buch über r Wilde"). Hier wird auch ein Brief Wildes an Verleger John Lane (es ist derselbe, dessen famose Annonce wir auf Sp. 958 wiedergaben) im eng- ı Wortlaut mitgeteilt, aus dem die interessante Thatsache hervorgeht, daß Wilde seine jetzt so viel be- redete „Salome" s. Zt. auf eigene Kosten hatte drucken lassen müssen. — Mit Wilde hat sein Landsmann Bernard Shaw, der sich fast gleichzeitig mit ihm deutsche Bühnen eroberte, „nicht allein die ausgesprochene Verachtung alles Durchschnittlichen, Spießbürgerlich-Engherzigen und Sittlich-Verlogenen", nicht nur die romantische Nüance und den ironischen Witz gemein, sondern die ganze Kunst- und Weltanschauung, wie Carl Hagemann („Bernard Shaw und sein ‚Teufelskerl'"; Rhein.-Westf. Ztg. 295) in einer ausführlicheren Parallele zwischen diesen beiden Engländern und ihrem deutschen Geistesverwandten Frank Wedekind auseinandersetzt. — Der dritte englische Autor, der im vergangenen Spiel- jahr dem deutschen Theaterpublikum vorgeführt wurde, war der Schotte J. M. Barrie mit seinem lavendel- duftigen Lustspiel „Im stillen Gäßchen" („Quality street"): ihm gilt ein Feuilleton des bekannten londoner Kritikers William Archer in der wiener „Zeit" (542). — Der Versuch, die „Portugiesischen Sonette" von Elizabeth Barrett-Browning deutschen Lesern in einer Ueber- setzung (Leipzig, Eugen Diederichs) nahe zu bringen, wird von Frieda Bücking in der „Frankf. Ztg." (93) beanstandet, die einer Anzahl von Marie Gotheins Uebersetzungen eigene zum Vergleich gegenüberstellt. — Günstiger wird eine andere deutsche Nachdichtung, Karl Streckers freie Bearbeitung von Ernest Renans „Aebtissin von Jouarre" in einer Anzeige Eugen Kilians (Allg. Ztg., Beil. 70) beurteilt. Strecker hat den vierten und fünften Akt des Originals gestrichen, den ersten und zweiten auf einen zusammengezogen und einen neuen ersten Akt gedichtet: das Stück soll in dieser Gestalt unter dem Titel „Letzte Stunden" demnächst im Berliner Theater gespielt werden. — Renans deutscher Biograph, Eduard Platzhoff, erzählt in der „N. Zürich. Ztg." (70) von drei neuen kleinen Lustspielen des West- schweizers René Morax, die den Dichter der „Quatember- nacht" ganz von der heiteren Seite zeigen. — Der 60. Geburtstag, den Anatole France am 16. April ge- feiert hat, gab Karl Eugen Schmidt den Anlaß zu einer Huldigung für diesen derzeit feinsten Stilisten Frankreichs (W. Zeit 554). — Zu erwähnen bleiben schließlich eine Studie „Calderon auf dem deutschen Theater" von Dr. H. Breymann (Allg. Ztg., Beil. 85), die interessantes, bühnengeschichtliches Material enthält, und eine größere Abhandlung „Ibsens Bedeutung für unsere Zeit" von Prof. Dr. Emil Reich (Frankf. Ztg. 83, 84).

E.

„Die Berliner Bohème." Von Julius Bab (Berl. Volks- zeitung 111, 125, 149, 153). Ein gedrängter Ueberblick über litterarische Bohèmekreise Berlins von den Tagen E. T. A. Hoffmanns und Grabbes bis zu Peter Hille.

„Schwedische Lyrik." [H. von Gumppenberg.] Von Richard Braungart (Dtsch. Tagbl., Wien, 77).

„Fercher von Steinwand." Von Dr. Hermann Feigl (Dtsch. Volksbl., Wien, 5463). — „Ein deutscher Dichter und Denker." [Fercher von Steinwand.] (Dtsch. Ztg., Wien, 11571.) Vgl. LE V, 1625.

„Die japanische Moderne." Von Otto Hauser (N. Fr. Pr. 14213). — „Japanisch-Deutsch." [Kitasato.] Von Willy Rath (Bonner Ztg. 85). — „Japanische Litteratur." Von Dr. Ludwig Schreiber (Pester Lloyd 73). — „Japanische Dramen." [K. Florenz.] Von H. G. Wallsee (Hamburg. Nachr. 219).

„Drei Heineforscher." [Nassen, Betz, Franzos.] Von Gustav Karpeles (Berl. Tagebl., Zeitgeist 15).

„Schauspielerbiographieen." Von Alfred Klaar. I. Ludwig Barnay (Voss. Ztg. 143); II. Rudolf Tyroll (ebenda 149); III. Emil Devrient (ebenda 153). — „Ludwig Barnays Erinnerungen." Von Prof. Dr. Adolf Gerstmann (Frkf. Ztg. 89). — „Barnays Erinnerungen." Von Willy Rath (Frkf. Gen.-Anz. 73). — „Eine französische Schauspielerin in Rußland." [Mémoires de Louise Fusil, 1774—1848.] Von Dr. Alfred Polack (Frkf. Ztg. 100). — „Antonio Vico und die spanische Schauspielkunst." Von Hans Parlow (Allg. Ztg., Beil. 78). — „Ungarisches Theater." Eindrücke von Konrad Dreher (Münch. N. Nachr. 165, 166). — „Kaiser Leopold I. und sein Theater." Von Alexander von Weilen (W. Ztg. 71).

„Ein Jubiläum des Buchdrucks und Buchhandels." Von Dr. Kurt Rudolf Kreuschner (Nordd. Allg. Ztg. 75). Vor dreihundert Jahren, 1604, wurde Ludwig Elzevier geboren, der Verleger des Hugo Grotius, Descartes u. s. w., dessen Name sich besonders durch die berühmten Miniaturausgaben seines Verlages auch in weiteren Kreisen erhalten hat.

„Tell und der Apfelschuß [in Geschichte und Sage]." Von Dr. Richard Oertel (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 35, 36).

„Rahel rediviva." [Briefe, hrsg. v. H. Landsberg.] Von A. v. Pezold (Allg. Ztg., Beil. 74).

„Edward Carpenter." Von Dr. R. Pissin (Münch. N. Nachr. 140).

„Eine neue Shaksperebiographie." [Hessen.] Von Dr. Ernst Traumann (Allg. Ztg., Beil. 71).

„Schriftsprache und Mundart." Von Richard Weitbrecht (Deutsche Welt 27). Ein Wort zur Verteidigung der Mundart gegen Geringschätzung und Vorurteile.

„Von Gespenstergeschichten." [Diederich.] (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 72, 73.)

„Journalistische Vorbildung." (Die Post, Sonnt.-Beil. 15).

„Die Zeitung und Litteratur der Grönländer." (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 15.)

Echo der Zeitschriften

Deutsche Revue. (Stuttgart.) April-Heft. Ueber die Beziehungen zwischen „Fürst und Dichter im alten Indien" unterrichtet eine Studie von Prof. Pischel. In der ältesten, der vedischen Zeit waren es die Hauspriester, die neben der Funktion eines Kaplans und Lehrers des Fürsten auch die Stellung eines Hofdichters ausfüllten. Auf Kriegszügen begleiteten sie ihren Herrn, feierten in Liedern den Sieg, wie sie auch sonst politische Ereignisse besangen. Etwas Handwerksmäßiges, Zunftartiges kam dadurch bald in diese Poesie hinein, die oft zu Schmeicheleien gröbster Natur mißbraucht wurde. „Zum großen Teil war die Eitelkeit der Fürsten schuld an dem Byzantinismus der Dichter. Die Fürsten begnügten sich nicht immer damit, berühmte Dichter und Gelehrte an ihrem Hofe zu haben, sie wollten auch selbst Dichter sein und mit ihrer Gelehrsamkeit glänzen. So kam es, daß die Dichter für Geld ihre Werke unter den Namen der Fürsten veröffentlichten." In jeder Hinsicht bestand also ein inniger Konnex zwischen Dichtern und Herrschern; sie waren auf einander angewiesen und nützten sich wechselseitig. — Die „Vierzig ungedruckten Briefe Leopold von Rankes", die sein Sohn Friduhelm veröffentlicht, beschäftigen sich zum Teil mit litterarischen, auch heut noch öfter diskutierten Fragen. Handelt es sich einmal um die Gründung einer „gemeinsamen Akademie für heutige Sprache und Schrift", schlechthin „Deutsche Akademie" genannt — als Mitglieder wurden ins Auge gefaßt: Jakob Grimm, Savigny, Gervinus, Karl Werder, Gödeke, Gustav Freytag, Geibel, Heyse, Friedrich Halm, Grillparzer und Fürst Pückler-Muskau —, so äußerte sich Ranke ein anderes Mal ausführlich über die vom bayerischen König geplante alljährliche Preiskrönung litterarischer Werke. Den Vorschlägen Rankes entsprechend wurden denn auch vom König Max die Statuten für die neue Maximiliansmedaille genehmigt und als die Gebiete, auf die sich die Auszeichnungen erstrecken sollten, außer Staatswissenschaft, Geschichte und Naturwissenschaften, auch Philologie bezeichnet. Ferner sollte zur Förderung der dramatischen Poesie die Medaille nebst zwei Preisen von 200 und 100 Dukaten für eine Tragödie und ein Lustspiel verliehen werden.

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXIII, 14. In dem Bestreben, nicht einseitig Politik über Kunst und Wissenschaft zu stellen oder umgekehrt, empfiehlt E. Stutzer, nach Bismarcks Vorbild kräftiges Nationalbewußtsein allezeit willig zu bethätigen und dieses reale Schaffen im Dienste des Vaterlandes durch das Licht aus Goethes schöner, die ganze Menschheit umfassender, von Humanität durchdrungener Dichterwelt zu verklären. („Goethe und Bismarck in ihrer Bedeutung für die deutsche Zukunft.") „Goethes Geist, der reichste, den Deutschland je hervorgebracht hat, umfaßte mit Vielseitigkeit und dabei in einheitlich ausgleichendem Sinne das gesamte Wissensgebiet. In harmonisch ruhigem Bildungsgange hat er die volle Weite und Tiefe des Menschendaseins durchdrungen und ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie man immer strebend sich bemühen soll, seine Kräfte zu vermannigfaltigen, ohne in engherzige Einseitigkeit oder fruchtlose Zersplitterung zu verfallen. Nur eine Schranke war ihm gezogen, er verstand nicht die wirklichen Mächte, die das staatliche Leben einer Nation bestimmen. Für ihn sind nach seiner eigenen Aeußerung Dinge von Bedeutung nur Kultur und Barbarei. Politisch Lied ist und bleibt ihm ein ‚garstig' Lied. Er klagt, die Politik töte jegliche schöne Litteratur und Kunst, und äußert sich in seinen Briefen niemals weder über Weltlage im allgemeinen noch über besondere politische Vorgänge. Mit deutlicher Absicht lehnt er dieses ganze Gebiet ab. Wir aber, im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, können und wollen es nicht von uns fern halten, nicht den Zeiger an der Uhr der Zeit zurückstellen und zum unpolitischen Daseinsideal zurückkehren. Am Himmel unseres Lebens müssen also Goethe und Bismarck vereint als Leitsterne glänzen. Nur in diesem Zeichen wird Deutschland siegen, wird es auf seine ideale Größe neben der realen Macht stolz sein können. Es gilt, Humanität und Nationalität, Gedanken und Thaten, Individualismus und Gemeinsinn, ideales Streben und praktische Thätigkeit harmonisch zu verbinden." — Einen bisher unbekannt gebliebenen Brief Theodor Körners an den gießener Professor Ludwig Hegar veröffentlicht Philipp Stein (11), und neue „Deutsche Romane und Novellen" (von Hugo Salus, Paul Heyse, Georg Reicke, Paul Ernst, Ricarda Huch) bespricht (12) Heinrich Spiero. — In einer längeren Studie (14, 15) frischt Otto Tschirch das Bild des Kapellmeisters Johann Friedrich Reichardt wieder auf, jenes Mannes, der Goethes Lieder und Singspiele komponierte und auch im litterarischen Leben Berlins einen hervorragenden Platz einnahm.

Hochland. (München.) I, 6. An einen hervorragenden Kämpfer auf geistig-religiösem Gebiete, an den Bretonen Felicité de Lamennais, dessen fünfzigster Todestag im Februar wiederkehrte, erinnert Charlotte Lady Blennerhassett. Zeitlebens habe in diesem Bretonen eine schwärmerische Liebe zur Heimat gesteckt, jener „schwärmerische, starre, leidenschaftliche Zug, der, von Abälard bis Renan, dieser starken Rasse von Seefahrern und Soldaten, Dichtern, Mönchen und Herrenleuten eigentümlich ist. Ein tiefer innerer Zusammenhang verbindet Lamennais mit dem Land und Volk, aus dessen Wäldern die Poesie des Mittelalters trat, das Mythus und Legende in harmloser Unbefangenheit mit einander verflocht, keine andere Religion als die katholische, keinen anderen politischen Glauben als den monarchischen kannte, und dessen charakteristischer Zug der Idealismus ist". Lamennais selbst, zunächst in diesen Anschauungen aufgewachsen, ein treuer Sohn der Kirche und Verteidiger eines orthodoxen Glaubens, drang im Verlauf seiner geistigen Entwicklung zu jener Selbständigkeit vor, die ihn die Autorität nur in sich selbst anerkennen ließ und zum Bruch mit der päpstlichen Kirche zwang. Lady Blennerhassett schildert diesen Entwicklungsgang und verweilt ausführlicher bei der von Lamennais begründeten Zeitschrift „L'Avenir". Im Oktober 1830 erschien die erste Nummer. „Unvergleichliche Anziehungskraft übten damals die freiheitlichen Bestrebungen in der Politik, das Erwachen einer neuen historischen Schule, die Erhebung der litterarischen Kritik, vor allem durch Villemain und Sainte-Beuve, zu einer Macht auf intellektuellem

Gebiet, die Namen von Victor Hugo, Lamartine, Musset in der Dichtung, von A. Thierry, Guizot, Thiers, Mignet in der Geschichtsschreibung, die Bedeutung der Presse, die Kämpfe der Tribüne. . . . Seinen Mitarbeitern erschien Lamennais wie ‚das Vorbild der Begeisterung für das Gute‘. Victor Hugo war sein Beichtkind, Sainte-Beuve schwankte zwischen dem Saint-Simonismus und dieser auf evangelischer Gleichheit und Bruderliebe zu errichtenden Demokratie.“ Nur kurze Zeit bestand der „Avenir“. Hatte Lamennais Religions- und Gewissensfreiheit gefordert, so verurteilte im August 1832 eine päpstliche Encyklika Gewissensfreiheit, Kulturfreiheit, Preßfreiheit und andere „ebenso viele hassenswerte Irrtümer“, ein Schritt, der Lamennais zum Bruch mit Rom drängte. — Religiöse Fragen streift auch ein Aufsatz von W. Ph. Englert, der „Goethes Faust im Lichte des Christentums“ (6, 7) betrachtet.

Die Nation. (Berlin.) XXI, 25. Unter dem Titel „Don Juan imaginaire“ spricht Felix Poppenberg von Söeren Kierkegaards „Tagebuch des Verführers“. Aesthetische Betäubung fülle das Buch, man fühle die Reize des Widerspruchs in diesem Lucindenfeind. „Sein alter Hang zur Eskamotage, sich in fremde Rollen hineinzudichten, tobt sich in dieser Verführerzüchtung aus. Eine Reinkultur stellt sie dar, einen Narziß des Geistes, der in sich selbst verliebt ist, der sich genießt, der die Menschen nur als Incitamente benutzt, um sich in Schwingung zu bringen. Die ‚Idee‘ berauscht ihn, die Person ist ihm gleichgültig. Der wirkliche Besitz interessiert ihn nicht, aber das Spiel der Anziehung, der Selbstgenuß seiner magnetischen, unwiderstehlichen Kräfte entzückt ihn. Seine Strategie, seine Taktik bereitet ihm besondere Freuden. Er diszipliniert sich und übt strenge Selbstbeherrschung ‚im Dienste seiner Idee‘, damit er nicht durch ein aus der Rolle Fallen sich die Partie verderbe. Er selbst sitzt im Lugaus über sich und achtet genau auf jede seiner Bewegungen. Als Aeolus empfindet er sich. Die Stimmungsstürme sind es, die er regiert; in seiner Person sind sie eingeschlossen, bald läßt er den einen, bald den anderen herausbrechen. Er entwickelt in sich alle Doppelreize des bewußten Lebens, das Genießen und dabei das Zuschauen des eigenen Genusses. Um den Augenblick recht auskosten zu können, muß man möglichst immer darüber stehen, notiert er sich; verächtlich spricht er von den Unbegabten, die vor Liebesverwirrung in ein Delirium geraten, eine ‚unschöne Konfusion‘ stiften, dann ‚froh heimkehren und sich einbilden, es war herrlich‘. Verfeinerte Regiekunst und sichere Selbstbeherrschung gehört dazu, den Moment schön zu gestalten. Und dieser ‚Zweck des Schönen heiligt den Betrug‘, erklärt dieser erotische Jesuitismus.“ — Harry Maync bespricht (26) Witkowskis Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert, E. Gagliardi D'Annunzios „La Figlia di Jorio“, und Ferdinand Svendsen den neuesten Roman der Clara Viebig (28), „Das schlafende Heer“. Etwas ungemein Kraftvolles findet er in ihrer Darstellung, wiederum einen neuen Beweis für die aufsteigende Linie in ihrer dichterischen Produktivität. — In Heft 29 zeigt Paul Nathan die Verse „Empfundenes und Nachempfundenes“ von August Herzog an, und Anton Bettelheim plaudert „Vom Vorleser Rosegger“.

Die Zeit. (Wien.) Heft 493. Das vierjährige Schweigen, in das sich Josef Ruederer seit dem Erscheinen der „Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten“ gehüllt hat, fällt in dieser Zeit der pünktlich abgelieferten Saisonnoviläten in peinlichster Weise auf. Bruchstücke eines tollen Narrenspieles „Der Mummenschanz“ sind inzwischen wohl einem kleineren Kreise vom Autor vorgelesen worden, nach außen aber hat es thatsächlich den Anschein, als ob Ruederer verschollen sei. Und doch hat es damit keine Gefahr, bestätigt Wilhelm Michel. „Wer dem 42jährigen, kräftig ergrauten Manne Auge in Auge gegenübersteht, glaubt ihm ohne weiteres die Versicherung, daß er sich besser und jünger fühle als je und nun erst sein Leben voll in die Hand zu nehmen denke. Man hört nicht nur aus seinen Worten, man sieht es, daß er an einem Anfang steht, daß die von Lichtern überhellen, grauen Augen, wenn sie sich während des Sprechens nach innen richten, weite fruchtbare Gebiete und blitzende Straßen überblicken, auf denen sich sorglos, wenn auch nicht ohne ehrliche Bemühung, einem sicheren Ziele entgegenziehen läßt. Die ganze äußere Erscheinung rechtfertigt die Zuversicht des unermüdlichen Mannes. Die groben massigen Gesichtszüge sind nicht sonderlich sorgfältig modelliert, sind eben nur so hingehauen, wie es sich für den Abkömmling eines knorrigen Bauerngeschlechtes nicht anders schickt. Große hingewischte Konturen, das Erzeugnis eines naiven ungefügen Bildungstriebes der Natur; die Haut rauh und verbrannt, grau, als sei sie mit Asche bestäubt, ein Teint, wie man ihn bei älteren Offizieren und anderen wetterharten Männern findet. Und seltsam, auch diese kernige Bestaubung leitet auf den Eindruck, daß der Mann in vielen Essen geglüht worden ist, daß tausend helle, knatternde Flammen durch ihn hingeschlagen sind, bis nur der asbestene feuerfeste Rückstand blieb, die edle Schlacke, die nun allen Angriffen erfolgreich trotzt. ‚Reif wie flammender Punsch‘, dachte ich mir, wo ich sein nervöses, sprödes Temperament sich in heftigen, aber stets streng disziplinierten Bewegungen äußern sah. Es ist ein Temperament, dem starke Entladungen und viele reinigende Gewitter notthun. Man spürt dieses explosive Temperament in den Schärfen und Gewaltsamkeiten seiner ersten Produkte. Aber es hält, was es verspricht: es ist Aeußerung einer turbulenten, großartigen Kraft, die ihre Faust wohl noch mehr als einmal in bildsame Erde drücken wird. Wie gesagt, der Eindruck überzeugt davon: Ruederer lebt, und es wäre jedenfalls übereilt, wollte man seiner ‚Verschollenheit‘ nunmehr auch die gesetzliche Todeserklärung folgen lassen.“ — Als eine der eigenartigsten Erscheinungen der amerikanischen Litteratur der Gegenwart charakterisiert (495) A. v. Ende die Schriftstellerin Edith Wharton, die vor allem auf novellistischem Gebiete thätig ist. — „Neue Briefe von Eduard Mörike“ aus den Jahren 1830 bis 1840 teilt Rudolf Krauß in Heft 496 mit; ebendort zeichnet Franz Blei die Silhouette des vornehmlich als Prosaist noch heute lesenswerten Helferich Peter Sturz. — Im Anschluß an Ernest Charles „La littérature française d'aujourd'hui“ liefert Richard M. Meyer (493) einen Beitrag „Zur Psychologie der Clique“.

Die Zukunft. (Berlin.) XII, 27. In einem „Die Herkunft des sprachkritischen Gedankens“ überschriebenen längeren Briefe an den Herausgeber der „Zukunft“ berichtet Fritz Mauthner darüber, „wie vor etwa dreißig Jahren die Arbeit in der Gedankenwerkstatt begann, wie bei der Entbindung der sprachkritischen Idee zwei merkwürdige Bücher und eine große Persönlichkeit mithalfen.“ Jene beiden Bücher waren Otto Ludwigs „Shakspere-Studien“ und Friedrich Nietzsches Unzeitgemäße Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“; die große Persönlichkeit war Bismarck. Bei Ludwig war es besonders die Kritik an Schillers „schöner Sprache“, die dem jungen Mauthner zu denken gab; aus Nietzsches Essai machte er für sich vor allem den Zweifel an den historischen Gesetzen fruchtbar, der ihn zu den letzten Fragen der Erkenntnistheorie führte. Von Bismarck endlich lernte der sprachkritische Gedanke dasselbe, was er von Goethe gelernt hatte: im Anfang war nicht das Wort, im Anfang war die That. „Bismarck war mehr als Schopenhauer und Wagner der Uebermensch in Nietzsches aristokratischem Geniekultus. Jedenfalls war uns Bismarck der große Unhistorische. Ebenso nah sahen wir Bismarck in seiner Begriffsverachtung dem Goethe, den der Sprachkritiker auch als den Feind aller Wortschälle verehrte. Jetzt verstanden wir das Lachen Bismarcks über die Wortmachereien der Parlamente, der Bezirksvereine und der regierenden Herren . . . ‚Nicht durch Reden und

Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.' Der starke Chirurg Deutschlands beugte sich auch nicht vor den Wortgebäuden der Wissenschaft." — Ein stimmungsvolles „Nachtgespräch im Park von Weimar" (24) von Fritz Lienhard bringt die Ideale zum Ausdruck, für die Lienhard seit mehreren Jahren eintritt.

„Wie ich in der Schule ein Drama lese." Von Otto Anthes (Pädagog. Reform, Hamburg; I, 1).

„Die Nibelungensage." Von P. Asmussen (Deutsche Heimat, Berlin; VII, 25).

„Zusammenfassendes über Maeterlinck." Von Karl Hagemann (Freistatt, München; VI, 12).

„Witz, Ironie, Satire." Von H. W. Hoffmeister (Wartburgstimmen, Eisenach; I, 12). Versucht das Wesen dieser drei Begriffe zu bestimmen und sie gegeneinander abzugrenzen.

„Eduard Mörikes Briefe." Von E. A. Regener (Die Frau, Berlin; XI, 7).

„Gemeinplätze der Lyrik." Von V. A. Reko (Deutsche Rundschau, Mähr.-Weißkirchen; I, 1).

„Camille Lemonnier in Deutschland." Von Josef Schigon (Neue Bahnen, Wien; IV, 7).

„Deutschlands erste Dichterin." [Hrotsvith von Gandersheim.] Von P. Expeditus Schmidt (Litterar. Warte, München; V, 7).

„Einleitende Vorträge." Von K. L. Schröder (Deutsche Bühnen-Genossenschaft, Berlin; XXXIII, 14). Spricht sich gegen belehrende, der Aufführung eines Stückes vorausgehende Vorträge aus, empfiehlt sie aber zur Bildung des Theaterpublikums außerhalb des Theaters.

„Ellen Keys ‚Menschen'." Von Käte Stellmacher (Ernstes Wollen, Berlin; VI, 109).

„Viktor Blüthgen." Von A. K. T. Tielo (Neue Bahnen, Wien; IV, 6).

„Der beschlagnahmte Lemonnier." Von Emil Uellenberg (Neue Bahnen, Wien; IV, 7).

„Paul Verlaine als Mensch und Dichter." Von H. Wendet (Internat. Litterat.- u. Musikberichte, Berlin; XI, 7).

„Johannes Scherr." Von A. M. Witte (Deutsche Heimat, Berlin; VII, 24).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Zwei wichtige historische Bücher, die das moderne England zum Gegenstand haben, seien an erster Stelle genannt. Das eine ist „The History of Twenty-five Years" (zwei Bände, Longmans) von Sir Spencer Walpole; es bildet teilweise eine Fortsetzung zu des Verfassers früherem Werke „Die Geschichte Englands vom Schluß des Krieges im Jahre 1815 bis zum Jahre 1858", sofern es die Jahre 1856 bis 1870 umspannt. Das Hauptinteresse des neuen Werkes knüpft sich an Englands Eingreifen in die europäischen Ereignisse. Sowohl methodisch wie darstellerisch zeichnet sich das Buch aus. Im historischen Urteil befleißigt sich der Verfasser einer löblichen Mäßigung. — Von Herbert Pauls auf fünf Bände berechnetem Werk „The History of Modern England" (Macmillan) liegen bis jetzt zwei Bände vor. Der Verfasser ist in der Litteratur ebenso bewandert wie in der Politik und verfügt über einen glänzenden Stil. Die beiden ersten Bände umfassen die Geschichte Englands während der Jahre 1846 bis 1865. Mit zu den wertvollsten Partieen gehört die Darstellung der Litteratur dieses Zeitraums. George Meredith und Swinburne sind die einzigen noch lebenden Dichter, die berücksichtigt werden. Matthew Arnold wird als die hervorragendste Persönlichkeit eines Zeitalters bezeichnet, „das sich mit Ungeduld vom Konventionellen einer weitherzigeren Auffassung künstlerischer Schönheit zuwandte und einen höheren Gipfel der philosophischen Wahrheit erstieg". — Herbert Paul hat auch die Einleitung zu den „Briefen Lord Actons an Gladstones Tochter Mary" (Allen) beigesteuert. Sie enthalten viele sehr interessante litterarische Urteile, besonders über Carlyle, George Eliot und Macaulay. Von ersterem heißt es darin u. a.: „Die Deutschen lieben ihn, weil er ein Echo ihres eigenen klassischen Zeitalters ist. Er lebte und webte in der Gedankenwelt Deutschlands, als es noch nicht auf der Höhe stand, von Herder und Jean Paul beeinflußt, ehe militärische Zucht und die Wissenschaft dem Zeitalter den Stempel aufdrückten." Die Briefe stammen aus den Jahren 1879 bis 1886. Sie erwecken aufs neue unser Bedauern darüber, daß das von Lord Acton geplante historische Werk nicht zur Ausführung gekommen ist.

Die bedeutendste Leistung auf litterarhistorischem Gebiet ist die Biographie Robert Brownings von Edward Dowden, dem Professor der englischen Litteratur an der Universität Dublin (Dent). Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, den Leser in beständiger Fühlung mit Brownings intellektuellem und künstlerischem Wesen zu halten, um ihm dadurch das Werden und Wachsen seines Genies zu veranschaulichen. Ausgiebiger als seine Vorgänger hat er das Material benutzt, das die „Briefe Robert Brownings und Elizabeth Barrett Brownings" sowie die „Briefe Mrs. Brownings" dem Biographen bieten. Dowden ist der Ansicht, daß Browning von dem wissenschaftlichen Geist seines Zeitalters stark beeinflußt war; dieser trug dazu bei, seinen Hang zum Philosophischen auszubilden, er entsprach seiner Neigung zum Realistischen, die er als ein eifriger Forscher der menschlichen Natur verriet, er drängte ihn zu seiner grüblerischen Psychologie der Leidenschaften und bestärkte ihn in seiner Auffassung von den Erscheinungsformen der geistigen Welt. Der Mensch war zeitlebens sein Lieblingsgegenstand. Das Ungestüm der Leidenschaften und die verschlungenen Wege des Verstandes zogen ihn immer wieder an. Die Gefühle, die er am liebsten darstellte, standen in irgend einer Beziehung zur Religion, zur Kunst oder zu dem Verhältnis der Geschlechter. So weit es sich gegenwärtig schon ermessen läßt, scheint gerade dem Teil seines Lebenswerkes die Unsterblichkeit sicher, der in durchaus künstlerischer Form von den ewigen Leidenschaften der Menschheit handelt, die an Charakteren von bleibendem Werte hervortreten. Wer sich in Deutschland mit Robert Browning beschäftigt, sei es im Original oder neuerdings in Uebersetzungen, wird an Professor Dowdens Buch einen ausgezeichneten Führer haben.

Eine Sammlung ungewöhnlich guter kritischer Essais über „Modern Poets of Faith, Doubt, and Paganism" („Gläubige, zweifelsüchtige und heidnische moderne Dichter"; Murray) von Arthur Lyttelton, weiland Bischof von Southampton, verdient Erwähnung. Außer Studien über Tennyson, Browning, Matthew Arnold, Swinburne, Clough, Carlyle und George Eliot findet sich darin eine glänzende Abhandlung über den „Rückfall ins Heidentum unter Kaiser Julian".

Von den neuen Romanen sei zuerst namhaft gemacht „The Vineyard" („Der Weinberg"; Unwin) von John Oliver Hobbes (Mrs. Craigie). Die Handlung spielt hier nicht mehr unter den witzigen, geistreichen Leuten, die nach der Meinung der Verfasserin die Gesellschaft ausmachen, sondern ist auf dem Lande angesiedelt. Mrs. Craigie bewegt sich unter Gutsbesitzern und gewährt uns erheiternde Einblicke in das Leben eines Landstädtchens. Der Held, Federan mit Namen, ein schwacher, bequemer junger Mann, der vom Leben nichts weiter als Behaglichkeit und Luxus verlangt, und der sich für besonders verfeinert hält, weil er das genußsüchtige, schwelgerische Dasein reicher Faulenzer begehrt, wobei er in den Fehler verfällt, seine lockeren Neigungen für eine starkgeistige Weltanschauung zu nehmen, ist eine feine Charakterstudie. Die beiden Frauen, die ihm ihre Liebe schenken, sind ein temperamentvolles junges Mädchen armer Herkunft und ein reiches,

rankhaft egoistisches Weib, dem er sich schließlich ver-auft. Der Roman ist nur zu geistreich, der Dialog tellenweise gequält und die Charakteristik nicht durch-)eg dem Leben angepaßt. — „The Woman with he Fan“ („Die Frau mit dem Fächer“, Methuen) on Robert Hichens ist eine spannende Geschichte von emselben Schlag wie des Verfassers „Felix“. Er geht darin och einen Schritt weiter in seiner Auffassung, daß sich röße und Kleinheit in der Menschennatur paaren. Der itel bezieht sich auf die Statue einer nackten Tänzerin, ie einen Fächer in der Hand trägt. Ohne den Fächer ürde die Figur das Weib in seiner ganzen Reinheit erkörpert haben, durch ihn erhält sie etwas Ver-orfenes. Die gleiche Bewandtnis hat es mit Lady olme, der Heldin, an der der Sieg der Macht der Liebe ber die körperliche Schönheit aufgezeigt wird. — Einen anz anderen Typus des Romans bietet „The agnetic North“ („Der magnetische Norden“; einemann) von Elizabeth Robins. Sie hat darin re eigenen Erfahrungen von der außerordentlichen älte, den Beschwerden und Mühen der Goldgräberei Klondyke niedergelegt. Sie erzählt die Abenteuer n fünf Männern, die acht Monate lang in Schnee id Eis nach Gold suchen. Besonders gelungen ist die eschreibung der Eskimos, die sie unterwegs treffen; cht auf der gleichen Höhe steht dagegen der Abschnitt er die Goldfelder. Am meisten Bewunderung erregt er wohl die Thatsache, daß sich eine Frau hier so rtraut zeigt mit dem Verhältnis der Männer zu ein-der, was den Frauen im allgemeinen doch ein nzlich verschlossenes Kapitel ist. Auch die Frauen, die Roman selbst vorkommen — und es sind nur sehr nige, belanglose Gestalten —, sind von männlichem tandpunkt aus gezeichnet. — „Phoebe in Fetters“ Phoebe in Fesseln“; Murray) von Mrs. Baillie eynolds handelt von einem Mann und seiner ihm en angetrauten Frau, die ihn im Eisenbahnwagen t dem Geständnis überrascht, daß ihre Ehe nur dem imen nach bestehen darf. Es fehlt nicht an geschickt onnenen Verwicklungen, aber zu guter Letzt löst sich es in Wohlgefallen auf.

Otto Erich Hartlebens „Rosenmontag“, der unter n Titel „Love's Carnival“ am St. James-Theater i George Alexander aufgeführt wurde, erlebte ein llständiges Fiasko und wurde schon nach drei enden wieder abgesetzt. Dieser ausgesprochene Miß-olg vor einem londoner Westend-Publikum, der um bemerkenswerter ist, als das Stück in der Provinz ällig aufgenommen wurde, schreibt sich natürlich von absoluten Unkenntnis her, die über das deutsche ldatenleben hierzulande herrscht; auch die elende ersetzung von Rudolf Bleichmann hatte ihren Anteil an. — Die „Stage Society“ unternahm einen Ver- mit Robert Brownings „Tragödie einer Seele“. s hätte Browning für ein großer Dramatiker werden nen, wenn er je das Handwerksmäßige der Bühne e lernen wollen! Wie immer bei diesem Dichter ht sich der Dialog in weitschweifiger Analyse; er der Phantasie die Zügel schießen und speist die dlung so karg wie möglich ab. Als Pendant hierzu es an demselben Abend ein Idyll aus der Wasch- „'Op o' my Thumb“ („Däumling“) von erick Fenn und Richard Pryce. Humor und tiefer t wechseln darin miteinander ab. Die kleine cherin Amanda Afflick, die nicht durch Schönheit, durch Seelengüte besticht, findet den Weg zu rem Herzen. Die Verfasser haben durch dieses Stück esen, daß ihnen Innigkeit, Humor und Mitleid mit ärmeren Klassen eignet und daß sie imstande sind, höheren Anforderungen des lebenswahren Dramas uf zu genügen. — Vielversprechend führte sich auch irische Nationaltheater ein, das mit seinen Stücken seinen Schauspielern von Dublin nach London erkam. Am interessantesten dünkte uns J. M. ges Dramolet „Riders of the Sea“ („Meer-“), das uns an Heijermans „Hoffnung“ erinnerte. Es ist ein lebensvolles Gemälde von den irischen Küstenbewohnern, von dem Leid der Aermsten und der einzigen Zurückhaltung, die die keltische Rasse im Schmerz übt. — Mr. J. H. Leigh machte einen Versuch mit Shakspeares „Edelleuten von Verona“ am Court-Theater. So verlockend es war, diese selten gespielte Komödie auf den Brettern zu sehen, so muß doch fest-gestellt werden, daß die Aufführung so gut wie nichts für das Stück that.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Im Aprilheft der „den neuen Idealen in Kunst, Wissenschaft und Leben“ gewidmeten Zeitschrift „La Nuova Parola“ beschäftigt sich A. Agresti mit dem „litterarischen Mystizismus“. Von dem Satze aus-gehend, daß der Mystizismus bis auf Lamennais „die religiöse Idee auf die politische Neugestaltung an-gewendet und in der abstrakten Aufsuchung der ewigen Wahrheiten sowie in der Hinwendung leidenschaftlicher Herzen nach dem göttlichen Ideal bestanden“ habe, jetzt aber zu einer sozialphilosophischen Spekulation ge-worden sei, die den Menschen den Weg zum Guten, Schönen, Wahren als Elementen eines höheren, sei es vergangenen, sei es zukünftigen Lebens zeigen wolle, sieht er in dem Eindringen des Mystizismus in das Schrifttum einen Beweis für seine Theorie von der Umformung, die philosophische Ideen durchmachen müssen, um Grundlage einer Litteratur zu werden. Indem er mittels einer anfechtbaren Prozedur die litterarischen und die künstlerischen Mystiker Swedenborg, William Blake, Emerson, Tolstoi, Maeterlinck, Rossetti, Baudelaire mit denjenigen des Sozialismus, Owen, Fourier, Saint-Simon, auf eine Stufe stellt, kommt er zu der ebenso anfechtbaren These, daß „die neuen sozialen Systeme sich aus dem politischen Mystizismus Lamennais und der sozialistischen Religion Saint-Simons herausgebildet haben“, und daß „aus der Ver-schmelzung einiger Ideen dieser Metaphysiker mit den Ideen der litterarischen und künstlerischen Mystiker der moderne soziale Mystizismus sich entwickelt hat — bis zu dem Grade, daß er eine Regierungstheorie, eine Methode des bürgerlichen Lebens, eine Auflehnung gegen veraltete Systeme, Religionen, Philosophieen ge-worden ist“. Was würden Karl Marx und die Banner-träger der materialistischen Geschichtsphilosophie dazu sagen, daß man sie unter die Mystiker rechnet!

Im Märzhefte der von B. Croce in Neapel ge-leiteten Zeitschrift für Litteratur, Geschichte und Philosophie „La Critica“, die in ihren „Note sulla letteratura italiana nella seconda metà del secolo XIX“ wertvolle Essais über Carducci, Fogazzaro, De Amicis, Verga, Matilde Serao und Salvatore Di Giacomo ge-bracht hat, findet sich der zweite Teil des Essais über G. D'Annunzio, dessen Werke Croce als einen prachtvoll ausgeschmückten Kunstpalast bezeichnet, um seine Betrachtungen so zu schließen: „Ist der Erbauer und Ausschmücker dieses Palastes ein Weiser? Ist er ein logischer und folgerichtiger Denker? Ist er ein guter Ratgeber? — Nein — aber er ist ein Dichter, und das sollte billig genügen, umsomehr, als die Dichter von Gottes Gnaden erheblich spärlicher gesät sind als die Weisen, die Verständigen und die guten Ratgeber.“ —

In der Zeitschrift „La Romagna“ (März) schildert Ines Panella die fruchtbaren Jahre des Aufenthaltes Byrons in dem italienischen Landesteil, in dem die longobardischen Kunst- und Geschichtsdenkmäler, die byzantinischen Erinnerungen, der historische Pinienwald, die Grabstätte Dantes, der Schatten Gastons de Foix und der Atem Francescas von Rimini ihm überreichen Stoff zur sinnenden Betrachtung boten, während die Gräfin Teresa Guiccioli sein Herz in Wallung hielt und die patriotischen Zuckungen in Italien seine Freiheits- und Kampflust anfeuerten. — An Goethes Aeußerungen

über das Niederschreiben des Selbsterlebten und Selbstgefühlten sowie an Schopenhauers Wort, daß, wer die Feder ergreife, vor allem etwas zu sagen haben müsse, anknüpfend, urteilt G. Barzellotti im „Marzocco“ (IX, 15) ziemlich streng über die ganze neuzeitige italienische Litteratur. „Sie ist,“ sagt er, „wenigstens vom 16. Jahrhundert an, diejenige unter den europäischen Litteraturen, in der es am meisten an Schriftstellern fehlt, die ‚etwas zu sagen haben‘, während diejenigen überwiegen, die die Gedanken- und Gefühlsleere unter rhetorischem Wortgeklingel verborgen haben“. Die Ursache sieht er in der Leere des öffentlichen und des Privatlebens, das nichts tief Erregendes, Anspornendes, zur beredten Mitteilung Drängendes darbot — ein Verfallzustand, der den Ruhm eines Tasso, Giordano Bruno, Galilei, Parini, Goldoni, Gasparo Gozzi, Alfieri, Ugo Foscolo noch erhöht, weil sie gegen eine Uebermacht von hohlen Arkadikern und gedankenlosen Versschmieden ankämpfen mußten. Unter den modernen Vertretern der schriftstellerischen Natürlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheit nennt Barzellotti als ersten Baretti mit seinen „Lettere famigliari“, ganz besonders aber Manzoni, dessen „Verlobte“ „nach zwei Jahrhunderten beinahe ununterbrochenen nationalen Phrasengeklingels das erste italienische Buch war, das jeder Deklamation absagte und noch heute, allem öden Verismus zum Trotz, nur wenige neben sich hat, die dieses Verdienst teilen“. — In einem übrigens anerkennenden Artikel im „Fanfulla della Domenica“ (27. März) wird gegen Ricarda Huchs Romane die Ausstellung erhoben, daß die Schriftstellerin die Ueberfülle ihrer romantischen und mystischen Einfälle und Gestalten nicht zu beherrschen wisse, und daß nicht wirkliche Menschen, sondern Geschöpfe der Phantasie ihre Erzählungen bevölkern.

Die Danteforscher lassen es sich nicht verdrießen, die oft durchstöberten Berge von bologneser „Memoriali“, d. h. Kaufkontrakts-Registern von 1265 bis 1436 immer wieder zu durchstöbern, um womöglich ein paar Daten zur Lebensgeschichte des Dichters hinzuzufügen. Giovanni Livi hat, wie er in der „Nuova Antologia“ (1. April) berichtet, in der Sammlung einen Kontrakt entdeckt, laut dem ein Florentiner Carlo di Lapo einem Paduaner Antonio di Licuiso u. a. ein Exemplar des „Inferno“ für Rechnung eines Dritten zurückgegeben hat. Da der Kontrakt vom 6. Mai 1325 ist, so ist dies die älteste bekannte Erwähnung der Dichtung. Noch zwei Jahre älter, vom Jahre 1323, ist ein Register des Notars Uguccione Bambaglioli, in dem sich eine sehr korpulente sitzende weibliche Figur gezeichnet findet, die einem knieenden Manne einen Kranz reicht. Der letztere hat mit Dante augenscheinliche Aehnlichkeit, sodaß Livis Hypothese nicht abzuweisen ist, der in der Gruppe eine Ehrung Dantes durch die Bononia docta (von den Italienern auch „grassa“ genannt) erblicken will. — In demselben Hefte der „Nuova Antologia“ schildert Carlo Segrè „die bürgerliche und patriotische Bedeutung der Jahrhundertfeier Petrarcas“ (20. Juli d. J.), indem er den Dichter als Humanisten, als Vorläufer der Geistes- und Gewissensfreiheit, als Gegner der Scholastik, des Aberglaubens, der Tyrannei, der Geburtsvorrechte, der Unwissenheit, der übeln Staatsverwaltung u. s. w. darstellt.

Der vierte Band des von Ed. de Fonseca herausgegebenen künstlerischen und litterarischen Jahrbuches „Novissima“ ist mit der farbigen Reproduktion eines allegorischen Gemäldes „Carducci und die Poesie“ geschmückt und enthält u. a. eine Einleitung über Carducci von G. Chiarini, der das nahe Erscheinen des 24. und 25. Bandes der Gesamtausgabe, sowie eines 1500 Seiten starken Bandes ausgewählter Prosaschriften Carduccis ankündigt, ferner eine Studie Corradinis über Alfieri, dessen Werke als „der erschöpfendste und tiefste Ausdruck des ancien Régime“ (?) bezeichnet werden, und ein etwas strenges Urteil Sem Benellis über den Sänger der Laura, dem die Stadt Arezzo ein Denkmal zu errichten im Begriffe steht.

Die Auflehnung gegen die anthropologischen Theorieen Lombrosos und seiner Schule, die sich mit plumpen Händen an den geistigen Größen der Nation vergreift, wird auch unter den Litterarhistorikern immer allgemeiner. Dem von verschiedenen Jüngern Lombrosos mißhandelten Tragiker von Asti ist ein neuer Verteidiger in Pietro de Nardi in Bologna erstanden, der eine Monographie „La scuola antropologica lombrosiana e il genio di Vittorio Alfieri“ veröffentlicht. „Wenn Alfieri und andere, die Italien Ehre gemacht haben, mit Geistesgestörten zu vergleichen und diejenigen, die so etwas behaupten, als vernünftig zu betrachten sind, so muß man den Himmel bitten, daß er die Zahl jener mehre, vor der Zunahme der Vernünftigen aber uns bewahre oder besser, ein Ende mit ihnen mache.“ — Im „Marzocco“ (IX, 9) wendet sich gleichzeitig G. S. Gargàno gegen gewisse litterarische und Kunsttheorieen in Lombrosos neuester, die italienischen Zustände sehr schwarz malender Schrift „Il momento attuale“. Für Lombroso ist an der Inferiorität und Rückständigkeit Italiens lediglich die Macht der Tradition und Gewohnheit und nächstdem die „Megalomanie“ schuld. Alles wird besser werden, wenn man sich zu bescheidener, nüchterner, hausbackener Existenz bequemt und mit den Ueberlieferungen in Politik und Unterricht, in Erziehung und Wissenschaft, in Technik und sozialen Einrichtungen, in Kunst und Schrifttum resolut bricht! Alle alten Kunstformen sind über den Haufen zu werfen; nur die Formen der Natur haben ein Anrecht auf Vorbildlichkeit in der Kunst. Den Unterschied im Charakter der älteren und der neueren Litteratur sieht Lombroso darin, daß jene, die deshalb weit tiefer stehe, überwiegend mit geistig abnormen Persönlichkeiten operiere, während diese sich mit Recht an die konventionellen Typen halte. Gargàno hält dem entgegen, daß die moderne Litteratur mehr als genug pathologische Typen geschaffen habe, und daß eine plötzliche und rücksichtslose Abkehr von aller Tradition ebenso unmöglich und undankbar, wie den natürlichen Entwicklungsgesetzen zuwider und nachteilig sein würde.

In Arezzo hat eine von G. Giannini geleitete neue Monatsschrift mit dem Titel „Niccolò Tommaseo“ zu erscheinen begonnen, die den italienischen Volksüberlieferungen gewidmet sein soll. — Eine neue mailändische Zeitschrift „Giovine Italia“ bezeichnet als ihr Programm: „Wahrheit in der Politik, Aufrichtigkeit in der Kunst“ und ladet zur Mitarbeit alles junge Blut ein, das „intelligent und rebellisch“ ist und „in den Bienenstock des Lebens etwas süßen Honig tragen will“.

Adolfo Padovan, der Verfasser der suggestiven Bücher „Le creature sovrane“ und „I figli della gloria“ hat sich die Erforschung der Natur des Genius zur Aufgabe gemacht. Ihr dient auch sein neuestes originelles und gedankenreiches Buch „L'uomo di genio come poeta“ (Mailand, Höpli, 1904), in dem er die Dichter nach den durch die anderen Künste dargebotenen Gesichtspunkten einteilt. Er nennt danach Dante und Carducci „bildende“, Petrarca und Pascoli „malerische“ Dichter, während z. B. Metastasio zu den „musikalischen“ gehöre. Kennzeichen der Genialität ist nach Padovan beim Dichter eine der drei Fähigkeiten: lebensvolle, von Leidenschaft bewegte, thatkräftige Heldengestalten zu schaffen oder die eigene Persönlichkeit im Werke zum heroischen Ausdruck zu bringen oder aber große geschichtliche Ereignisse in hinreißender Weise poetisch nachzubilden. Homer und Vergil, Aeschylus und Shakspere, Dante und Ariost zeigen die erstere, Leopardi, Heine, Musset die zweite, Victor Hugo und Carducci die letztere Fähigkeit. Petrarca und Pascoli sind nicht geniale, sondern nur geistvolle Dichter, weil sie keine der erwähnten Leistungen vollbracht haben.

Als „erste kritische Serie“ bezeichnet der Dichter Diego Garoglio eine Reihe von Aufsätzen über A. Vivanti, Stecchetti, Pascoli, D'Annunzio, Cena, Coli, Rossi, Orvieto, Mastri, Fogazzaro, Neera, De Amicis,

rradini und Agostini, die unter dem Titel „Versi more e prose di romanzi“ (bei R. Giusti, Livorno 1903) hienen sind und noch mehr wegen der gesunden letischen Prinzipien und Theorieen als wegen des hen thatsächlichen Inhalts Beachtung verdienen.

Ein neuer flott geschriebener Roman von Dionigio rsa: „Tra due fuochi“ (Mailand, Sandron, 1904) hränkt sich vorsichtig auf diejenigen Seiten des Daseins vornehmen Kreise in Italien, die weder von ernsteren blemen berührt, noch durch bürgerliche Moral beeinträchtigt werden; innerhalb dieser Beschränkung und hränktheit kann er als wertvolle Sittenschilderung als Beispiel vorurteilslosen Humors anerkannt den.

Ein Preis von 1000 Lire ist durch die „Società le di Napoli“ für eine die Stellung Giovanni tanos innerhalb der zeitgenössischen Kultur klarnde Biographie des Staatsmannes, Dichters und triters ausgesetzt worden. Bewerber aller Nationen en zugelassen. Die Arbeiten, in italienischer oder nischer Sprache abgefaßt, müssen bis zum Oktober 1905 eingereicht werden.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegischer Brief.

n Erik Lie, dessen litterarische Thätigkeit sich bisher fast ausschließlich auf das biographisch-kritische Geeschränkte — seine Balzac-Schriften gehören zu dem n, was über den französischen Romancier geben worden ist — liegt eine neue Arbeit vor, die en Verfasser als erfindungsreichen und stilgewandten ler zeigt. „Direktor Lyngs hjem“ ist ein Buch, m die Schäden der modernen Erziehungsmethode elegt werden. Der Autor geißelt den „Elternmus“, die Gleichgiltigkeit und Gefühlsverhärtung, enen von verständnislosen Erziehern den idealen rungen des heranwachsenden Geschlechts begegnet Seine Ausführungen sind scharf und einleuchtend, jedoch durch Einseitigkeit und Trockenheit die erische Form zu sprengen. Das Buch atmet lebenrische und zeugt von gefestigter Menschenkenntnis; r Charakterzeichnung fällt besonders jenes intime hen der spezifisch norwegischen Denkungsart auf, hon in dem novellistischen Erstlingswerk „Toif nt“ mit der bei allen Trägern des Namens Lie eristischen Schärfe in den Vordergrund trat.

Mit einer litterarhistorisch interessanten Entdeckung, cht bloß für den engeren Kreis der fachwissenchen Forscher von großer Tragweite ist, ist kürzlich gefeierter Germanist Sophus Bugge an die tlichkeit getreten. Der auch in Deutschland wohlte Edda-Forscher machte in einem kleineren Kreise terarischen und akademischen Zuhörern die Mit, daß er durch vergleichende Untersuchungen zu chlusse gelangt sei, seine frühere Auffassung von orhandensein angelsächsischer und schottischer Einf die Vorstellungswelt der altnordischen Litteraturler einer wesentlichen Einschränkung unterziehen ssen. Konkrete Wahrnehmungen, insbesondere linguistische und ethische Vergleiche hätten ihn r zu der Erkenntnis gelangen lassen, daß zum en ein großer Teil der altskandinavischen Sagenalladenstoffe auf griechische bezw. byzantinische er zurückgeführt werden müsse, wie denn überbie orientalische Phantasie vielfältige, bis zur ng der nordischen Göttermythe zurückgreifende in der germanischen Vorstellungswelt zurückhabe.

„Urd“ (VIII, 9 u. 10) glaubt Sigurd Trier für rdings von verschiedenen Seiten sowohl hier in en wie im benachbarten Schweden scharf kritisierte nische Frauenlitteratur ein Wort der Verg einlegen zu sollen. Der Verfasser gibt zu, daß liche Schreibwut in Dänemark nachgerade zu einer Höhe angewachsen sei, die weder mit den mäßigsten Ansprüchen in künstlerischer Hinsicht noch mit der Nachfrage im Einklang stehe. Trier exemplifiziert alsdann auf vier der bekanntesten Namen unter den jüngeren Däninnen (Agnes Henningsen, Edith Rebelong, Gudda Behrend und Loulou Markussen), von denen indessen wenigstens die ersten drei mit Entschiedenheit gegen den Vorwurf, ästhetisch minderwertiges zu produzieren, in Schutz genommen werden müßten. Auch Loulou Markussen habe in ihrem vielumstrittenen Roman „Das ewig Weibliche“, in dem sie die gesellschaftliche und sittliche Unhaltbarkeit der von gewissen modernen „Vollweibern“ vertretenen erotischen Bewegungsfreiheit zu geißeln gesucht habe, unzweifelhaft künstlerische Ansätze unternommen, ohne freilich in ihren hyperrealistischen Enthüllungen das gebotene Mittelmaß zu wahren. — Ueber den wohlthätigen Einfluß der sog. „billigen“ Litteratur auf die geistige Hebung der Volksklassen verbreitet sich eine längere Betrachtung im „Kringsjaa“ (XIII, 4). Der Artikel zieht als Beispiel die Entwicklung der russischen Kopeken-Litteratur heran, die in höherem Maße als irgend ein anderes Moment die geistige Befreiung der breiten Volksschichten des Zarenreiches begünstige. Allerdings enthalte die Verbreitung billiger, auf den Massenabsatz berechneter Schriften auch erhebliche Gefahren, deren Fernhaltung sich jedoch weniger durch äußere Restriktionsmittel als den gesunden Geist der Verlagsbestrebungen erzielen lasse. — Im „Folkebladet“ (5) wird der letzterschienenen Skizzensammlung „Kratskow“ von Knut Hamsun, die zumeist früher veröffentlichte Arbeiten enthält, in anerkennender Weise gedacht, doch bemängelt der Referent, daß Hamsun diesmal in der Wahl seiner Stoffe verschiedentlich die sichere Hand vermissen lasse, durch die gerade er sich unter den jüngeren Norwegern auszuzeichnen pflege.

Christiania. *Viggo Moe.*

Lettischer Brief.

Beim Jahreswechsel war die lettische Journalistik bedeutenden Veränderungen unterworfen. Die den baltischen Deutschen feindlich gegenüberstehende „Rigas Awise“ (Rigasche Zeitung) konnte das neue Jahr mit der stolzen Aeußerung antreten, daß sie nun das lettische Zeitungswesen allein zu vertreten berufen sei. Die anderen zwei täglich erscheinenden Zeitungen konnten ihr als Konkurrentinnen nicht mehr in Betracht kommen. Die „Deenas Lapa“ (Tageblatt) war im Dezember vom Minister des Innern zum zweiten Male sistiert worden (das erste Mal geschah es 1897); dem „Baltijas Wehstnesis“ (Baltischer Bote) war aufgrund des ursprünglichen vor ca. 30 Jahren bestätigten Programms das Recht entzogen worden, Belletristik, Leitartikel und Gerichtsreferate zu veröffentlichen, es war also ausschließlich zu Reporterdiensten verurteilt. Diese Einschränkungen sind wohl mit den in der letzten Zeit stärker hervortretenden sozialistischen Umtrieben in Zusammenhang zu bringen.

Die ersten Hefte der neu gegründeten Monatsschrift „Wehrotajs“ (Beobachter) sind erschienen. Sie verspricht, besonders die Bildung des Herzens aufgrund der christlichen Religion und Ethik im Auge zu haben. Sie will auch die Thätigkeit der lettischen Künstler in Wort und Bild dem Volke näher bringen und hat mit der Charakteristik des auch im Auslande anerkannten Purwit begonnen.

Nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit schied aus der lettischen Journalistik der Gründer und bisherige Leiter der politisch-litterarischen Wochenschrift „Bahls“ (Stimme) A. Weber. Es waren noch die Zeiten des nationalen Aufschwunges, als er, von Geburt ein deutscher, seine ganze Manneskraft für die Festigung und den rechtlichen Ausbau der lettisch-nationalen Bestrebungen einsetzte und daher wiederholt mit den privilegierten deutschen Gesellschaftsklassen, denen die lettische Kultur ihre

Existenzbedingungen vielfach abzuringen hatte, in Konflikt kam. Als in den Neunzigerjahren die lettische Jugend von der neurealistischen Bewegung in Litteratur und Leben ergriffen wurde, vertrat Weber mit Nachdruck den konservativ-nationalistischen Standpunkt. Die letzten Jahre seiner publizistischen Thätigkeit wurden dadurch verbittert, daß er von seinen früheren Gesinnungsgenossen wegen seiner zum Ausgleich neigenden Haltung den Deutschen gegenüber und wohl auch aus persönlichen Gründen scharf angegriffen wurde. Seinen Lebensabend will er dem Studium lettischer Archäologie und Geschichte widmen.

Das Bedeutendste auf dem Gebiete der lettischen Sprach- und archäologischen Studien hat wohl Dr. A. Bielenstein geleistet. Eine Rückschau auf seine in ihren Hauptlinien abgeschlossene Lebensarbeit bietet er in seiner jüngst erschienenen Selbstbiographie „Ein glückliches Leben“ (Riga, Jonck & Poliewsky). Ein Deutscher nach seiner Abstammung, Bildung und nach seinem Gefühl, wurde er, der unter den Letten in der Periode der nationalen Bewegung lebte und als Prediger wirkte, auf lettische Studien geführt, durch deren Resultate er weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt geworden ist. Seine Hauptwerke sind: „Die lettische Sprache, nach ihren Lauten und Formen erklärend und vergleichend dargestellt“ (Berlin 1863/1864) und „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“ (St. Petersburg, 1892). Durch sein wissenschaftliches Interesse gebunden, konnte er den lettisch-nationalen Bestrebungen und überhaupt dem Geiste der Neuzeit kein volles Verständnis entgegenbringen.

Durch den Tod hat die lettische Litteratur einen ihr namhaftesten Erzähler und Humoristen Doku Atis (lettifiziert aus Otto Dok) verloren. Nachdem er sich autodidaktisch über seine Elementarbildung hinaus vervollkommnet hatte, wurde er Oekonomieschreiber auf einem Gute in Livland. Seine Schriften, die in Form umfänglicher Erzählungen und kleiner, teils in Verse gebrachter Bruchstücke erschienen, verraten ein tiefes Gemüt und einen treffenden Humor.

Unter den Neuerscheinungen sind die ersten Lieferungen der von Gulbis in Petersburg unternommenen Ausgabe von Goethes Werken in lettischer Sprache hervorzuheben. Die Uebersetzung rührt von dem Dichterpaar Rainis und Aspasija her, das durch die früher erschienene Faustübersetzung den Beweis erbracht hat, daß es durch das rege Interesse und das eingehende Verständnis für den großen Dichter, sowie durch die Fähigkeit, dem Wesen seiner Dichtung in lettischer Zunge gerecht zu werden, zu dieser Arbeit berufen ist. Und doch regt sich bei manchem seiner übertragenen Gedichte der Zweifel, ob Goethes Lyrik zu übersetzen ist. Den Anfang dieses Unternehmens bilden die Lieder, „Die Leiden des jungen Werther“ und „Egmont“.

Die Führung der lettischen „Dekadenz“ will Viktor Eglit übernehmen, hat aber durch seine Bestrebungen gerade die Ausschreitungen und Mängel dieser Richtung an den Tag gelegt und sie dadurch lächerlich gemacht. Eine eingehende, mystisch verschwommene kritische Studie widmet er Johnis Poruks, den er als den Stammvater der lettischen Dekadenz hinstellt. Als Ausgangspunkt in der Zeitrechnung der poetischen Kunst nimmt er für die Zukunft Edgar Poe statt Homer an. . . .

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Echo der Bühnen

Leipzig.

„So zahlt man seine Schulden!“ Verslustspiel in drei Akten (nach einer altenglischen Idee) von Rudolf von Gottschall (Altes Stadttheater, 26. März). — Buchausgabe: Reclams Universalbibliothek Nr. 4510.

A New Way to Pay Old Debts“ ist der Titel eines, den englischen Philologen nicht unbekannten besseren Lustspiels, das in England selbst sich bis heute auf der Bühne erhalten hat und von Gätschenberger in „Zwei Meisterwerke des alten englischen Dramas“ (Leipzig 1874) auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Sein Verfasser, Philip Massinger, lebte, als Shakspere starb, in London. Diesem Massinger und eben seinem „Neuen Weg, alte Schulden zu zahlen“ verdankt Gottschall den Grundgedanken seines neuen Lustspiels „So zahlt man seine Schulden!“. (Es kann also nicht von einer „altenglischen“ Idee im Sinne der modernen Philologie, sondern nur von einer früh neuenglischen die Rede sein.) Verwandtschaftliche Fäden mögen Gottschall überhaupt zu Philip Massinger hingezogen haben: dieser hat in den gut fünfzig Jahren seines Lebens 31 (schreibe einunddreißig) Tragödien und Komödien verfaßt, Gottschall in achtzig Lebensjahren allerdings nur 24 dramatische Werke (einschließlich seines jüngsten), aber es hat allen Anschein, daß er die 25 wenigstens noch voll machen wird. Zwei Tage vor der Uraufführung seines jüngsten Stückes waren es übrigens fünfzig Jahre her, daß in Breslau zum ersten Male sein bekanntes historisches Lustspiel „Pitt und Fox“ gespielt wurde. Schlagen wir uns reuig vor die Brust: wer von den „Modernen“ wird es je zu so hochziffrigen Jubiläen bringen!

Aber ohne Scherz: man mag noch so kritisch gerade Gottschall gegenüber sich ins Theater setzen, die Rüstigkeit dieses greisen leipziger Dichters entwaffnet denn doch etwas, und wenn man ihn, den Schwächen des Alters zum Trotze, so stramm vor den Rampen erscheinen sieht — wohin ihn eine wohlwollende Gemeinde bei der Aufführung seines neuen Stückes schon vom ersten Akte an oftmals rief —, so geht die vorgefaßte Objektivität ein wenig in die Brüche, und zum mindesten wird man zugestehen: als das Werk eines Greises hat das Stück eine beinahe bewundernswerte Frische. Ein Verslustspiel ist es, und die flüssigen fünffüßigen Jamben sind mit einer geradezu halsbrecherischen Gewandtheit gereimt, noch dazu meistens paarweise: so klingt es denn in ewigen Harmonieen von der Bühne herab, ein gefährlich Ding freilich für Zuhörer, die zu gelegentlichem „Einnicken“ neigen. Diese uns heute doch ermüdende Form vermag nun Gottschall zwar auch nicht, wie etwa Jordan in seinem „Durchs Ohr“, mit innerer Poesie zu durchleuchten und zu erwärmen, aber noch immer weiß er den Dialog recht scharf zu pointieren, setzt er blitzende Lichter auf (die an einer Stelle durch ein Feuerwerk in natura mehr grob verdeckt, als verstärkt werden), und findet er lustige Witzworte, die auch uns Simplicissimuslesern noch Freude machen. Auch mit wirklich geist- und gedankenvollen Worten ist der Dialog geschmückt.

Schmuckstücke in solchem Sinne machen aber auch den ganzen Wert des Stückes aus; das, was geschmückt sein sollte, das wirkliche Leben und Menschen, das steckt nicht dahinter. Ein paar drastisch drapierte Rollen erheitern wohl, und ein Hauch von Leben umweht wenigstens eine kleine bürgerlich-allzu bürgerliche Minna, deren enge Herzenskammer ausgefüllt ist mit dem einen Wunsch, den einzig Geliebten mit einem „Auf ewig Dein!“ in die zur Verlobung geöffneten Arme zu sinken . . . Gerade die Hauptrollen aber sind eben nur Rollen,

ie natürlich auch in altüblichem Durch- und Neben-
inander vom Dichter nur so über die Bühne gerollt
xerden, bis am Schluß je zweie drei- oder vierfach
lücklich kopuliert sind. Wie — das zu erzählen und
u erfahren, wollen wir uns ersparen. Schon das
reibende Moment der Handlung streift stark ans
Schwankhafte: „man“ bezahlt seine Schulden, indem
ıan zum Scheine den auserwählten Galan einer
ichen, jungen Witwe zu spielen in die günstige Lage
ımmt und auf die Weise spielend sogar von einem ab-
efeimten Onkel neuen Kredit erhält. Aus anderen
lotiven verbergen auch die anderen Haupthandelnden
h hinter Schein und Scherz, bis der dritte Akt, da
e Verwicklung am höchsten — ein Duell! —, alle
erzensgeheimnisse enthüllt. Hineingeflochten in die
sofern ganz neugedichtete Handlung ist eine moralische
atire auf schwindelhafte moderne „Gründer“, die
rigens bei der Aufführung seltsam abstach von den
auen Fracks und Stulpenstiefeln, in die ein auch fürs
ıge wohl etwas bieten wollender Regisseur trotz
ıbrikschornsteinen, Konsortium, Aktien, Marks u. s. w.
: Schauspieler kühn gesteckt hatte, ein bemerkenswerter
eitrag zu dem großen Kapitel „Was Dichter sich von
gisseuren gefallen lassen müssen“.

Gottschall, der gegen die „Moderne“ auf hohem
osse reichlich oft und gerne angeritten ist, hat, wie zu
warten, mit seinem neuen Versdrama nicht mehr und
ht weniger als ein anmutiges, witziges Familien-
tspiel, vieux genre, gegeben. Daß ein einfaches
d selbst armseliges Stück Leben, recht und schlecht
hterisch dargestellt und gedeutet, mindestens ebenso
rtvoll sein und selbst weit mehr an wirklicher Poesie
enbaren kann, das mag man mit achtzig Jahren
ıte nicht mehr einsehen wollen; an dieser Stelle aber
ucht es nicht weiter begründet zu werden.

Dr. Carl Weichardt.

München.

„Nebeneinander.“ Schauspiel in drei Akten von Georg Hirschfeld. (Königliches Residenztheater, 25. März.) — Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.

s hilft nun einmal nichts; trotz aller gegenteiligen
' Beteuerungen der Nur-Künstler und Formfanatiker
und bleibt der Stoff eines Kunstwerks nicht gleich-
ig für seinen Wert. Man mißverstehe mich nicht:
guter, reizvoller, „dankbarer“ Gegenstand ist natürlich
nals die Ursache, sondern lediglich die Vorbedingung
bedeutenderen Wertes eines Kunstwerks. Heilsam,
ıotwendig mag es gewesen sein, in der Epigonen-
iode des unkünstlerischen Stoffkults das extreme
ıma von der gänzlichen Gleichgültigkeit des Gegen-
ds aufzustellen, um die Impotenz erbarmungslos zu
arven; aber seit wieder Potenzen vorhanden sind,
es vorbei mit der Heilsamkeit aller pädagogischen
ertreibungen. Jetzt muß mit aller Entschiedenheit
nt werden, daß der Künstler sein bestes Können nur
zu entwickeln und zu zeigen vermag, wo reichere
e im Stoffe schlummern; Erz genug muß das
ein führen, wenn sich der Abbau verlohnen soll.
er aber giebt es unter den dichterischen Begabungen der
enwart einzelne, die sich dieser Wahrheit auch heute
verschließen und mit Fleiß und Schweiß weitläufige
gwerke anlegen, um Katzensilber zutage zu fördern.
ihnen zählt auch Georg Hirschfeld, der doch in
chen Zügen seiner „Mütter“ gezeigt hat, daß es ihm
swegs an Empfindung für das dichterisch Frucht-
fehlt. Sein neues Schauspiel wirkt, bei aller
n Ausführung des Einzelnen, reizlos, herab-
nend, ermüdend oder quälend, weil es Charaktere
Vorgänge schildert, die sich nirgends über durch-
tliche Gewöhnlichkeit erheben. Mag sein, daß ein
großer imstande wäre, auch solcher kläglichen Allzu-
lichkeit einige höheren Wirkungen abzugewinnen,
vermöge einer humoristischen Gesamtbeleuchtung;
aber Hirschfeld ist weder ein Ganzgroßer noch auch ein
souveräner Humorist. Er nimmt das Gewöhnliche
künstlerisch sehr ernst und fast bis zu eigener Kleinlich-
keit wichtig, manchmal scheint er sich geradezu sentimental
damit zu identifizieren. Die Handlung des neuen
Stücks ist kurz die folgende. Der berliner Filialenleiter
einer solinger Fabrik führt seit einem Vierteljahrhundert
mit seiner schönen Frau eine tändelnde „Nebeneinander“-
Ehe, ungefähr im Sinne des ibsenschen „Puppenheims“,
gewährt ihr keinen Einblick in seine Berufsgeschäfte oder
Finanzoperationen und befriedigt nur — aus Liebe, wie
er diese versteht — ihre verwöhnten Ansprüche und
nebenher auch noch aus Großmannssucht die einer
Menge unbemittelter Verwandten; im Stillen aber hat
er seinem Chef große Summen unterschlagen, um das
allgemeine Wohlleben zu ermöglichen. Just am Tage
der silbernen Hochzeit, der unter eifriger Teilnahme der
ganzen Sippe festlich begangen wird, öffnet sich der Ab-
grund vor ihm; der Sohn des mißtrauisch gewordenen
Chefs erscheint und kündigt ihm für den folgenden Tag
die Bücherrevision an, die ihm den völligen Ruin und
das Gefängnis in sichere Aussicht stellt. In seiner ein-
samen Angst bricht er mitten unterm Fest ohnmächtig
zusammen, sein kluger und charaktervoller Sohn, der um
freier Kunst und freier Liebe willen vor Jahren das
Elternhaus verließ, jetzt aber nebst seiner Geliebten
wieder in Gnaden aufgenommen wurde, bringt den Ge-
brochenen, Schlimmes ahnend, aufs Zimmer, erlangt
eine offene Beichte und das Versprechen des Vaters, sich
wenigstens in letzter Stunde noch der Frau des Hauses
eröffnen zu wollen. Als aber die Ahnungslose dem
Betrüger gegenübersteht und schon bei der ersten An-
deutung bevorstehender Einschränkungen mutlos zu-
sammenknickt, bringt er die eigentliche Aussprache nicht
über sich, tröstet die Verwirrte mit der Vorspiegelung
eines rettenden Projektes und vergiftet sich dann einsam,
wie er gelebt, als musterhafter Schwächling seinem
Sohn die Sorge um alles weitere überlassend. Die
Gestalt des um der Liebe und Kunst willen verlorenen
und wieder „heimfindenden“ Sohnes erinnert vielfach an
die „Mütter“, aber auch an den jungen Tugendprediger
der „Wildente“. In manchen scharfgesehenen Momenten
zeigt sich abermals die kräftige Begabung Hirschfelds,
doch steht der Dialog im ganzen nicht auf der Höhe der
„Mütter“, da er auch manchmal in reine Theatersprache
verfällt; dabei ist die Exposition hier viel zu breit
und umständlich geraten, die Darstellungstechnik mehr
novellistisch als dramatisch. Die Aufnahme war eine
fast unbestritten beifällige, sodaß der anwesende Autor
wiederholt erscheinen konnte.

Hanns von Gumppenberg.

Nürnberg.

„Lysistrata.“ Komödie in vier Akten von Maurice Donnay. Deutsch von Rudolph Lothar. (Intimes Theater, 5. März.) — Wedekind-Zyklus: „Der Kammersänger“. (Intimes Theater.) — „Die Scholle.“ Schauspiel in vier Aufzügen von Rudolf Berger. (Stadttheater, 24. März.)

Zu einer erfolgreichen Verpflanzung der Komödie
„Lysistrata“, eines Zugstückes des pariser Vaude-
ville-Theaters, auf die deutsche Bühne waren von der
Direktion des Intimen Theaters bedeutende An-
strengungen gemacht, insbesondere durchweg neue
Dekorationen und Kostüme beschafft worden. Gleich-
wohl aber erwies sich der Versuch sofort bei der ersten
Aufführung ganz unzweideutig als ein Mißgriff. Das
Stück spielt in Athen zur Zeit des peloponnesischen
Krieges. Lysistrata weiß mit beredten Worten die mehr
oder minder brünstig nach ihren im Felde stehenden
Männern schmachtenden Athenerinnen, einschließlich der
Hetären, zu dem Gelöbnis zu veranlassen, während des
bevorstehenden Waffenstillstandes den Männern nur
gegen das Versprechen des Friedensschlusses ihre Gunst

zu gewähren. Und wenn nun auch sie selbst die erste ist, die auf das Drängen ihres Geliebten, des Feldherrn Agathos, dies Gelübde bricht, so halten sich doch ihre Mitschwestern so wacker, daß unter Zuhilfenahme eines von Lysistrata und Agathos im Tempel der cyprischen Göttin geübten Betruges das Ziel erreicht, der Frieden beschlossen wird. Dies der Kern der Handlung, der, wie man sich denken kann, von dem französischen Autor reichlich mit allerlei pikantem Beiwerk umgeben ist. Von eigentlich antikem Geiste ist trotz der im Prolog ausgesprochenen Absicht nirgends etwas zu spüren, und durch das deutsche Idiom mußte das unerfreuliche gallisch-griechische Gemisch notwendig noch unästhetischer wirken. Der Mangel an Beifall kam denn auch einer völligen Ablehnung gleich.

Gegenüber dem stark entwickelten Sinne unserer Zeit für bodenständige Kunst haben Schriftsteller, die ihre Stoffe fremden Kulturen entnehmen, überhaupt gegenwärtig einen schweren Stand. So wird man nur zu leicht geneigt sein, auch dem Drama „Die Scholle“ von Rudolf Berger, das Ende März am hiesigen Stadttheater seine Uraufführung erlebte, ein gewisses Mißtrauen entgegenzubringen, dem nach den Forderungen der Heimatkunst die Berechtigung nicht durchaus bestritten werden kann. Denn mögen auch die russischen und sibirischen Verhältnisse, in die uns das Stück führt, im allgemeinen richtig aufgefaßt und geschildert worden sein: die Schilderung bleibt doch überall an der Oberfläche, und lehrhafte Erörterungen waren dem Verfasser offenbar wichtiger, als eine psychologisch vertiefte Charakteristik der handelnden Personen. Und doch hätte sich aus dem Stoffe — den wegen Aufwiegelung der Bauern gegen ihren Gutsherrn zu langjähriger Verbannung verurteilten Gregor Grigorewitsch treibt die Sehnsucht nach der heimatlichen Scholle aus den Armen der Geliebten in wilder Flucht in sein Dorf zurück, wo ihn im Angesicht des Elternhauses die Kugel eines betrunkenen Kosaken erreicht — wohl auch ein in höherem Sinne wirkungsvolles Drama gestalten lassen, freilich nicht mit den zum größten Teil recht veralteten theatralischen Mitteln, deren sich der jugendliche Autor, dessen Erstlingswerk „Die Scholle“ ist, bedient hat. Nach alledem müssen wir die Frage nach dem dramatischen Talent noch in suspenso lassen; der Beifall, den das Stück fand, und die Hervorrufe, die dem Verfasser zu teil wurden, besagen hierzu so gut wie nichts, denn gerade das nürnberger Stadttheater-Publikum hat seit den Tagen, da Kotzebue und Raupach die deutsche Bühne beherrschten, nur wenig gelernt, und überdies ist der junge Dramatiker in dem Nachbarstädtchen Schwabach zu Hause.

Des „Kammersängers“ von Frank Wedekind sei hier nur im Zusammenhang mit den übrigen kürzlich besprochenen Stücken des Wedekind-Zyklus gedacht. Er war auch im Winter 1901 bereits in Nürnberg aufgeführt worden und erschien diesmal, mit Strindbergs „Fräulein Julie“ zu einem Theaterabend zusammengekoppelt, in einer Subskriptions-Vorstellung. Auch neben dem hochbedeutenden Stücke des schwedischen Dramatikers konnte sich das satirische Werkchen Wedekinds, vielleicht bisher sein prägnantestes und charakteristischstes Opus, gar wohl sehen lassen.

Th. Hampe.

Wien.

„Der goldene Boden.“ Volksstück in vier Akten von Julius v. Gans-Ludassy. (Deutsches Volkstheater, 26. März.) — „Bessere Leut'!“ Komödie in drei Aufzügen von Julius v. Gans-Ludassy und Alexander Engel. (Raimundtheater, 7. April.)

Vor einigen Jahren gab es im Deutschen Volkstheater einen kräftigen Theaterskandal. Ludassys Volksstück „Der letzte Knopf“ entfesselte einen erbitterten Meinungskampf zwischen Parkett und Galerie, der schließlich dem Stücke zu einer längeren Reihe von Aufführungen verhalf, als ihm voraussichtlich ob seiner keineswegs geringen litterarischen Qualitäten beschieden gewesen wären. „Der letzte Knopf“ war eine Handwerkertragödie, die mit genauer Schilderung des Milieus — es handelte sich um die Werkstatt eines Perlmutterdrechslers — und gewaltsamen, aber von innerer Leidenschaft getränkten Vorgängen arbeitete. Längst hat Ludassy diese Epoche seiner dramatischen Wirksamkeit überwunden, und sein entzückender Rokoko-Einakter „Mädchenliebe“ hat ihn im Vorjahre von einer ganz anderen und der Mehrheit des Publikums zweifellos sympathischeren Seite gezeigt. Nun klingt seine neue Kleingewerbetragödie (sie lag an die fünf Jahre im Bühnenarchiv) wie die eingefrorenen Töne aus Münchhausens Posthorn. Mag sein, daß man vor dem „Letzten Knopf“ mehr Interesse für das Elend der Stückschneider übrig gehabt hätte, mag sein, daß sich inzwischen der litterarische Geschmack noch um weitere fünf Jahre vom konsequenten Realismus entfernt hat, — kurz, der „Goldene Boden“ fiel durch. Abgesehen von dieser Zufälligkeit ist der „Goldene Boden“ kein gutes Stück. Ludassy hat sich mit rühmenswertem Eifer in die Geheimnisse des Schneidermetiers versenkt und liebt es, diese gewiß unerläßlichen Kenntnisse ein wenig zu sehr in den Vordergrund zu rücken. Die Handlung, bewegt genug, ist zum größten Teile in einen Zwischenakt verlegt und läßt den Zuschauer kalt, weil die Personen kein tieferes Interesse erwecken können.

Der Autor, dessen dramatisches Talent selbst in dem mißlungenen Stücke sich nicht verleugnet, hatte kaum vierzehn Tage später mit seiner Komödie „Bessere Leut'“ einen starken und wohlverdienten Erfolg. Alexander Engel mag da manche Schroffheit heiter gemildert und lustige Wirkungen gemütlich herausgearbeitet haben. Das Stück führt uns in die Kreise des wiener Mittelstandes, zu den „besseren“ Leuten, die durch unangebrachten Aufwand bescheidene, materielle Verhältnisse so lange verschleiern, bis der Zusammenbruch erfolgt oder ein glücklicher Zufall sie „herausreißt“. Wiewohl das Stück in der „Niese-Konkurrenz“ prämiiert worden war, also in erster Linie eine Rolle für Hansi Niese, den Liebling des wiener Publikums, enthalten sollte, ragt es hoch über das Niveau der sogenannten Schauspielerstücke empor. Das ausgezeichnete Ensemble des Raimundtheaters, der besten Volksbühne, die wir haben, rechtfertigte das ehrliche Bemühen der Autoren, neben der Hauptperson des resoluten wiener Mädels nicht papierene, wesenlose Nebenfiguren, sondern echte wiener Typen lebendig auf die Bühne zu stellen.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Ein Kleinstadtroman. Von Georg Wasner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904. 306 S. M. 3,50.

Es ist mehr als ein Kleinstadtroman, wie Georg Wasner sein neues Buch bescheidentlich nennt. Es ist ein Eheroman; das bis an die Grenze des Tragischen geführte Geschick eines von Berlin nach Grünstadt verpflanzten Paares wird mit guter psychologischer Beobachtung geschildert. Vielleicht wollte der Verfasser mit dem schlichten Titel nur dem Einwand vorbeugen, daß sein Buch so wenig äußere Handlung aufweist. Bekanntlich darf man aber heutzutage wieder mit Recht darin einen Vorzug erblicken. Vor allem dann, wenn der Mangel an äußeren Geschehnissen durch einen reichen inneren Ertrag aufgewogen wird. Das ist hier thatsächlich der Fall. Und einen weiteren Vorzug finde

ich darin, daß alles Karikaturistische mit Glück vermieden ist, wozu gerade die Schilderung des Kleinstadtlebens, an dem das junge Ehepaar so viel zu leiden hat, wohl leicht verlocken konnte. Auch in allen nebensächlichen Momenten wahrt Wasner den Ausdruck des Möglichen und Lebenswahren, sodaß man seinem „Kleinstadtroman" einen künstlerisch gemäßigten Naturalismus nachrühmen darf, dessen ruhiges und zielbewußtes, klares und maßvolles Wesen unbedingt sympathisch stimmt.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Der Weg der Schmerzen. Erzählung von Hermine Billinger. Illustriert von C. Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1904. 178 S. M. 2,—.

Hermine Billinger ist eine gute Kennerin des schwarzwälder Volkslebens und eine gewandte Schriftstellerin; beides beweist sie auch in ihrer neuesten Erzählung. In den Mittelpunkt stellt sie den Herrenbauern, einen Dorfpascha, der die richtige Paschawirtschaft auch mit den Frauenzimmern treibt; und im Dorfe findet man das ganz natürlich: er ist ja der Herrenbauer. Sie gehen ihm alle in das Garn, und er entläßt sie aus ihm wieder nach Belieben, ohne daß sie oder er sich weiter viel um das Vergangene und die Folgen kümmern. Aber einmal geht's ihm anders; obwohl in ihm keine Lauterkeit, Güte oder Wärme ist: bei dem armen Regele, das ihn mit aller Leidenschaft liebt, hat er doch empfunden, daß es noch etwas anderes giebt, als bloße Sinnenlust Und das wird sein Verhängis. Zwar die irdische Strafe, die seine kranke Schwiegermutter, eine ganz besonders gut gezeichnete Gestalt, täglich von ihrem Herrgott erhofft, kommt nicht, aber das innere Gericht bleibt nicht aus. Wie es kommt und mit welchen Verwicklungen, das ist ungemein fesselnd dargestellt. Insbesondere wird nicht nach der üblichen Dorfgeschichtenschablone gearbeitet; ja man merkt vielleicht das Bestreben der Verfasserin allzu deutlich, von ihr abzuweichen und ganz neue, noch nie verwendete Verhältnisse und Figuren zu schaffen. Indessen sie haben alle innere Wahrheit, jedenfalls Wahrscheinlichkeit, und sind auf dem Boden des Schwarzwalds möglich. Und das ist die Hauptsache.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Lyrisches.

Lieder aus dem Rinnstein. Von Hans Ostwald. Verlag von Karl Henckell & Co., Leipzig und Berlin. 175 S. M. 1,—.

Kinder, die mittags aus der Vorschule kommen, setzen mit Vorliebe ihren sauberen Stiefel in den Rinnstein, und inniges Vergnügen spiegelt sich in ihren aller Heuchelei baren Zügen, wenn das dreckige Wasser munter über das eben noch so blanke Leder hingurgelt. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem kind'schen Spiel, ein Trotz der nach qualvollen Stunden wiedergewonnenen Freiheit, ein Protest gegen das systematisch betriebene Artigsein in der Schule, gegen alle die langweilige Wohlerzogenheit und fade Gesittung, die sich ganz offenbar die Dummheit der Erwachsenen erfunden hat, um dadurch die schwächeren Knirpse so recht die überlegene Kraft ihrer Tyrannei fühlen zu lassen. Etwas von Trotz und Protest dieser der Lebensschule mit ihren Püffen und Kopfnüssen Entlaufenen haftet vielen der Lieder an, die Hans Ostwald als „Lieder aus dem Rinnstein" gesammelt hat. Aber sie geben mehr, geben den Haß und die Liebe der Enterbten, geben alles in der schlichten und derben Kunstform, die dem fern aller Verzärtelung des Bürgerhauses, mit dem Gesetz und der Nichtachtung ewig im Kampf liegenden Ausgestoßenen gefällt und genügt. Hans Ostwald kennt die harte Arbeit und die staubigen Straßen, auf denen Hungernde barfuß durchs fruchtbare Land ziehen, besser als tausend Schönredner; kennt sie aus eigenster Erfahrung. Er hat „auf der Walze" viel Landstreicher, Wanderbettler, Tippelschicksen, Verkommene kennen gelernt und mit spähenden Augen des Mitleids in ihre Herzen hineingeschaut. In vielen hat er unter Schmutz und Lumpen den guten Kern gefunden, in manchem die Freude am Frühling und an Sonne und Wanderschaft und an der Poesie, die's gern mit allen Dreien hält. Und da sich Ostwald nun durch seine im Detail verblüffend echten, wenn auch künstlerisch nicht allzu hoch stehenden Schilderungen aus diesem Milieu rasch Beachtung erworben hat (das „Ueberbrett'l" seligen Angedenkens hat ihm wacker geholfen), da er die Verbitterten nicht minder wie die Aesthetischen gelockt hat, ohne Sentimentalität dieses neue Stückchen Welt zu betrachten, wünscht er auch als sammelnder und kommentierender Litterarhistoriker zu beweisen, daß in diesen echten Wanderliedern der Landstreicher, Dirnen, Zuhälter eine Fülle von Poesie steckt, Poesie, die sich neben dem Besten der lyrischen Kunstdichter sehen lassen könne. Oder was hätte es sonst für einen Sinn, Goethes „Gott und die Bajadere" hier mit abzudrucken? Das ist eher ein Lied aus dem Himmel (aus dem Himmel Mahadöhs), als ein Lied aus dem Rinnstein. Und Lenaus „Drei Zigeuner" sind reinste Kunstpoesie und haben mit dem Rinnstein nach Form und Inhalt nichts zu thun. Aber auch bei den Liedern, die von Verkommenen selbst gedichtet sein sollen, erweist sich's, daß gerade die besten nicht vom fahrenden Volk ersonnen sind. Das allerliebste „Stelldichein" mit dem Schlußvers:

> Klopp an de Kammerdör,
> Klopp an de Klink,
> Vader meent, Moder meent,
> Dat deit de Wind —

den ich gern für eine Probe naiven Volkstons genommen hätte, ist mit ganz geringen Veränderungen bei Klaus Groth gefunden; und der grimmige Hohn der hinter Gefängnismauern zur Andacht versammelten Verirrten, die den Gesang beginnen: „Bis hierher hat uns Gott gebracht", stammt nachweislich aus dem älteren Jahrgang eines Witzblattes.

Wie jeder, der in seinen Stoff ehrlich verliebt ist, überschätzt Ostwald sein Material bedeutend. Er sagt selbst: „Manch einer wird nicht Freund dieser Sache werden können. Um ihn wird es mir nicht leid thun. Denn er ist ein Armer im Geiste, ein Armer im Empfinden. Er wird nicht fühlen, welche Lebensbejahung diese Lieder bedeuten. Er wird nicht merken, wie gesund und sittlich, innig und zart das Volk empfindet, wenn es mit reinem Lachen die Dinge beim rechten Namen nennt." Nun, es ist in diesem Bändchen des Zotigen genug, das mit wirklicher Poesie so wenig zu thun hat, wie jenes „erlösende Wort", das in einer köstlichen Anekdote der „Simplicissimus" salonfähig machte. Eine Wutzerei wird eben dadurch nicht poetisch, daß man sie schlecht skandiert; und sie weckt deshalb noch kein „reines Lachen", weil sie das Witzlose beim rechten Namen nennt. Daneben ist manches in seiner Schlichtheit zu Herzen Gehende, ist viel Gutes zusammengetragen. Das beste vielleicht von Margarethe Beutler, die den Dirnenton vorzüglich trifft und nur durch die kokette Schamlosigkeit ihrer Autobiographie die Freude an ihrer Begabung etwas abschwächt. Als Ganzes bestätigt das jedenfalls interessante Büchlein unsere Meinung, daß über die Menschen der Tiefe von mitleidigen Kunstdichtern schon viel Schönes gesungen worden ist, daß aber aus der Tiefe, aus dem Munde der Enterbten selbst wohl viel Mitleiderregendes in elementarem Aufschrei, aber wenig Erfreuliches und wenig Ersprießliches für die Poesie kommt. Das beste dieser Poesieen wird sich — wie oben an zwei Beispielen gezeigt — in den meisten Fällen auf eine bewußte oder unbewußte Entlehnung zurückführen lassen. Das alte Zeitungsblatt, in das ein Stück Käse gewickelt ist, wird häufiger der heimliche Poet gewesen sein, als der frühstückende Landstreicher selbst.

Berlin. *Rudolf Presber.*

Dramatisches.

Die Königin von Cypern. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolph Lothar. Stuttgart u. Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2,— (3,—).

Der höhere Zweck des Lustspiels ist Sittenschilderung, soweit es nicht, wie die shakspeirische Komödie, reines Phantasiespiel ist, wobei Zeit und Ort der Handlung ganz belanglos sind. Nur vom Standpunkt der Sittenschilderung betrachtet, haben die Ausgrabungen antiker Lustspiele oder die neuerdings häufig auftauchenden heiteren Kostümstücke eigentliche Berechtigung. Von den letzteren nehmen es freilich die allerwenigsten mit dieser Aufgabe ernst; die meisten sind nichts als Verkleidungsspiele, in denen echt deutsche Backfische und sonstige Charaktertypen im Rokoko- oder griechischen Gewand ihr wohlbekanntes Wesen treiben. Höhere Wirkung kann da nicht erzielt werden, und ob wenigstens eine leidlich poetische oder theatralische zustande kommt, hängt an verschiedenen Faktoren, insbesondere aber an dem Maß von Phantasie, Geist und Geschmack, über das der Dichter gebietet.

In Rudolf Lothars neuem Lustspiel „Die Königin von Cypern“, dessen Handlung im 14. Jahrhundert auf Cypern vor sich geht, hat das Kostüm weder für das Publikum noch für den Autor viel zu bedeuten. Anfangs scheint es, als ob der Gegensatz zwischen der christlichen Religion und dem schwärmerischen Aphroditedienst tieferen kulturhistorischen Sinn haben solle. Bald stellt sich jedoch heraus, daß der Tempel der altheidnischen Göttin nur dazu da ist, um verliebten und eifersüchtigen Paaren Gelegenheit zum Stelldichein zu geben, wie etwa der Garten im letzten Aufzug von Figaros Hochzeit. König Peter I. von Cypern hat nämlich seine liebenswürdige junge Gemahlin Alienor verlassen, um in der Fremde anderen Frauen zu dienen. Von den Rittern des Hofes umworben, hält die Königin dem Gatten Treue, kann es sich aber doch nicht versagen, den Heimgekehrten durch Qualen der Eifersucht zu bestrafen. Schließlich löst sich alles in Wohlgefallen auf: der König kehrt reuig zu Alienor zurück, wie die Ritter zu ihren vernachlässigten Frauen, und damit es auch an einem Brautpaar nicht fehle, wird des Königs Page mit der Zofe der Königin zusammengethan. Die Erfindung erhebt sich nicht über den Durchschnitt; der Dialog, nicht ohne Geist und Anmut, vermag doch nicht zu hindern, daß man das Buch mit dem Gefühle weglegt, etwas Ueberflüssiges gelesen zu haben — ein Eindruck, der vermutlich auch bei der szenischen Darstellung des Stückes vorherrschen wird.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel von Carl Hauptmann. München 1093, Georg D. W. Callwey.

Der Verfasser des schlesischen Dialektstückes „Ephraims Breite“ folgt nun seinem berühmten jüngeren Bruder auch auf dem Pfade des symbolischen Dramas nach. Nicht mit gleichem Erfolg. Ohne irgendwie besonders stark zu sein, war in „Ephraims Breite“ doch auf jeden Fall ein gutgesehenes und mit warmem innerem Anteil dargestelltes Stück wirklichen Lebens; nichts darin deutete auf einen so völligen Bankrott der dichterischen Gestaltungskraft hin, wie er in dem neuen Schauspiel ausgebrochen ist. Bei allem scheinbaren Reichtum an Vorgängen ist die innere Handlung darin so über die Maßen dürftig, daß es kaum möglich ist, sie nachzuerzählen. Nach einem unklaren Vorspiel, das den schönen Eingang des „Dornröschens“ verwässert, werden wir zu Bauern geführt, in deren begnügten Frieden ein Fremder die Nachricht von der Revolution bringt, die in der Stadt den König gestürzt und den Tag der Freiheit herangeführt habe. Statt des erhofften Jubels erregt seine Botschaft den Zorn der Bauern, die ausziehen, um ihrem König zu helfen. (Ein Dichter hätte aus der Szene etwas machen können.) Der zweite Akt zeigt uns den jungen König mit seinem schönen Gemahl, die inmitten ihrer Gespielen und Gespielinnen in ihrem herrlichen Garten die Welt vergessen und einzig ihren eigenen zarten Leiden und Freuden leben; aber schon pocht der Aufruhr drohend an die Pforten ihres Edens. Im nächsten Aufzug hat er gesiegt, wir sehen den Leichenzug der Königinmutter verhöhnt, die Ochlokratie in voller Entfaltung, den jungen König gefangen und verspottet, bis in die Freude des Pöbels die Kunde vom Anzug der königstreuen Bauern fällt. (Auch dies wäre ein Stoff für einen Dramatiker.) Im vierten Akt sind König und Hof in ihre alten Würden wieder eingesetzt, aber der König innerlich gebrochen, seit er dem Gespenst des grundlosen Bruderhasses in die Augen geblickt; er hat nicht die Kraft, die Rädelsführer hinrichten zu lassen, und schenkt ihnen das Leben. Der letzte Aufzug führt uns an den Meeresstrand zu Fischersleuten; wir hören, daß der König seit langem vermißt ist, und daß das Volk sich nach ihm und dem Klange seiner wunderbaren Harfe, die ihm bei seiner Geburt eine „graue Mutter“ geschenkt hat, zurücksehnt; ein junger Fischer will übers Meer, ihn zu suchen; da erscheint zwischen den Klippen ein Einsiedler, den es tief beseligt, nach langer Einsamkeit wieder Menschen zu sehen und zu hören; diese Einsamkeit hat ihn gelehrt, sein Glück im Glück der anderen zu suchen, die Fischer erkennen in ihm den vermißten König, in den Lüften ertönt die wunderbare Harfe.

Wäre dies alles gestaltet, so hätte vielleicht ein Drama daraus werden können. Hier aber versteckt sich die Linie der inneren Handlung in einem Wust unnützer Reden, die weder die Personen zu charakterisieren vermögen (die durchaus schattenhafte Schemen bleiben), noch auch den Fortgang des Stückes energisch fördern. Das Symbolische blüht nicht aus den Ereignissen als ihr eingeborner Sinn empor, sondern ist nach bekannter schlechter Manier äußerlich aufgeklebt (die Harfe). So strömt auch der Vers nicht freiwillig, sondern ist mühsam erzwungen; er ist ohne alle Schönheit, man müßte denn den übermäßigen Gebrauch von „'ne“ für „eine“ oder von Wortformen wie „Genade“ für Schönheiten halten; aber er ist auch so unbezeichnend wie möglich, besonders im Munde der Bauern und Fischer. Alles in allem eine traurig mißlungene Arbeit, die von Anfang bis zu Ende langweilt und ärgert.

Linz. *Hermann Ubell.*

Verschiedenes.

Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur. Von Dr. Hans Landsberg. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 139 S.

Der Verfasser sucht in dieser Schrift zu zeigen, „wie sich die Ideenwelt Nietzsches bereits vor seinem Auftreten in der deutschen Dichtung ankündigte, und wie dann seine überragende Persönlichkeit den Fortgang der deutschen Litteratur beeinflußt hat“. Gewiß ein interessantes Thema, aber zugleich ein Thema, das nicht nur die genaueste Kenntnis der neueren Litteratur, sondern auch ein feines Gefühl für Kulturströmungen und nicht zum wenigsten ein reifes und abgeklärtes Verständnis für Nietzsches Gedankenwelt voraussetzt. Um es gleich im voraus zu sagen: Landsbergs Schrift kann nur als erster, tastender Versuch betrachtet werden, und man darf es bezweifeln, daß die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, schon heute bewältigt werden kann. Vielleicht läßt sich die von Landsberg aufgeworfene Frage in zehn Jahren besser diskutieren. „Auf reifere Künstler blieb Nietzsche überhaupt ohne Einfluß“, konstatiert Landsberg selbst. Ueberraschend, wie er meint, ist diese Thatsache eigentlich nicht; denn wenn einer eines festumschlossenen Horizontes bedarf, so ist es der Dichter, und reif nennen wir ihn ja erst dann, wenn er eine in ihren großen Zügen scharf umrissene Weltanschauung besitzt und sie in vollendeten künstlerischen Schöpfungen zu reflektieren weiß. Es war also ein guter Geist, der die Dichter davor bewahrte, Nietzsches Gedanken einen Einfluß auf ihre geistigen Erzeugnisse zu gönnen.

Wenn man sich die Dichter genauer ansieht, die nach Landsberg von Nietzsche beeinflußt worden sind — er nennt Hermann Conradi, Richard Dehmel, Alfred Mombert, M. G. Conrad, Johannes Schlaf u. a. —, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Bedeutung dieses Einflusses im einzelnen recht problematisch ist. Sowie man ins Besondere geht, zeigt es sich, daß es zu solchen Untersuchungen noch viel zu früh ist: man gelangt im ganzen und großen nicht weiter, als einige gedankliche und sprachliche Anklänge an den „Zarathustra" festzustellen. Eine wirkliche Revolutionierung der Geister durch Nietzsche wird, glaube ich, erst in der Zukunft eintreten. Im übrigen sollte man sich davor hüten, allzu schnell einen Einfluß Nietzsches anzusetzen: oft werden Gedanken ausgesprochen, die in der Luft lagen und auch ohne Nietzsche hervorgetreten wären.

Interessant ist Landsbergs Versuch, Nietzsches Vorläufer zu bestimmen und die Fäden aufzuzeigen, die den Philosophen mit der Vergangenheit verbinden: Lessing, Friedrich Schlegel, Heinrich Heine, Ibsen hebt der Verfasser heraus. So anregend dieser Teil seines Buches ist, so sprunghaft ist er. Landsberg gräbt doch nicht tief genug und stellt im wesentlichen nur symptomatische Einzelheiten zusammen. Bei Friedrich Schlegel scheint mir nicht das das wesentliche zu sein, daß er der Meinung war, die Deutschen müßten über ihre eigentliche Deutschheit hinauswachsen, um eine nationale Kultur zu erwerben, sondern daß er jenen Zusammenbruch der alten Kulturideale vorausgeahnt hat, den Nietzsche in seinen einzelnen Phasen beschreibt. Es gab bei Schlegel — übrigens auch bei Schleiermacher, der gleichfalls heranzuziehen wäre, — einen Zeitpunkt, wo er vollkommen reif war für die von Nietzsche später Immoralismus getaufte Weltanschauung, und es wäre eine höchst interessante Aufgabe, zu untersuchen, was Schlegel in jene romantische Strömung hineintrieb, die im Katholizismus endete. Die von Hettner gegebene Lösung, die Romantiker hätten von Anfang an das rationalistische Element verachtet, genügt heute nicht mehr. Die oben berührte Forderung Schlegels ist bloß eine der vielen Folgerungen, die sich aus dem Immoralismus ergeben. Freilich streift Landsberg die Prädisposition Schlegels zum Immoralismus, aber er streift sie auch eben nur.

Wie Landsberg zu der Behauptung kommt, Hebbels Holofernes habe mit Nietzsches Uebermenschen nichts gemein, ist mir unverständlich. Ihm fehle, meint er, das ethische Streben, das bei Nietzsche das Wesen dieses Typus bilde. Mir scheint es sicher, daß Hebbel in Holofernes einen Uebermenschen zeichnen wollte, wie sich denn in seinen Tagebüchern überraschende Anklänge an Nietzsche finden, worauf z. B. Adolf Bartels in seiner kleinen Hebbel-Biographie aufmerksam gemacht hat. Die Forderung eines ethischen Strebens beruht auf einem Mißverständnis (hier steht das sittliche Ideal der alten Kultur im Hintergrunde!). „Ich rate, ihr würdet meinen Uebermenschen — Teufel heißen," sagt Zarathustra. — Ebenso unverständlich ist es mir, daß Landsberg zu dem Uebermenschen Hölderlins keine Brücke finden kann: wenn einer als Vorläufer Nietzsches zu bezeichnen ist, so ist es der Dichter des „Hyperion", dessen Nietzsche in seiner Streitschrift gegen Strauß in einer Weise gedenkt, die sein nahes Verhältnis zu ihm deutlich zum Ausdruck bringt.

Was endlich Landsbergs Charakteristik Nietzsches selbst betrifft, so muß nachdrücklich betont werden, daß er die Bedeutung Nietzsches als Philosophen stark unterschätzt. Vor allem hätte er das zuerst von Lou Andreas-Salomé aufgetischte Märchen, Nietzsches Weltbetrachtung sei sprunghaft, nicht propagieren sollen. Seitdem uns der Nachlaß des Philosophen erschlossen ist und wir sozusagen die Keimesgeschichte seiner Gedanken vor uns haben, darf man eine solche Behauptung nicht mehr aufstellen.

Berlin. *Karl Quenzel.*

Ideen. Von Multatuli. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Berlin, Egon Fleischel & Co. 278 S. M. 4,— (5,50).

Es ist keine leichte Aufgabe, aus dem siebenbändigen Riesenwerk der „Ideen", die Multatuli auf der Höhe seines Schaffens zeigen, eine Auswahl zu treffen. Einen Extrakt aus dieser Fülle des Stoffes, der mit seinem Gedankenreichtum förmlich erdrückt, der immer wieder die geniale Vielseitigkeit des Autors anstaunen läßt, der jetzt glücklicherweise anfängt, Gemeingut der Gebildeten zu werden. Es giebt wohl nichts, was geeignet ist, einen besseren Einblick in die einzigartige Persönlichkeit des großen Dichters und Denkers zu geben, als diesen Multatuli-Band, den Wilhelm Spohr, der verdienstliche Interpret, mit großem Verständnis zusammengestellt hat. Es ist unmöglich, den Ideengehalt dieses Bandes „Ideen" auch nur annähernd zu skizzieren. Die Mannigfaltigkeit dessen, was Multatuli geben wollte, hat er selber bei Herausgabe seines Werkes in einem Briefe an seinen Verleger angekündigt. Es heißt da: „Ich ersuche Sie, die Herausgabe eines Werkes zu übernehmen, das ich soeben bedacht habe. Ich werde darin trachten nach Wahrheit. Dies ist mein Programm. Dies ist mein einziges Programm. Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Betrachtungen, Erinnerungen, Romane, Weissagungen, Mitteilungen, Paradoxen . . . Ich hoffe, daß eine Idee liegen wird in jedem Bericht, in jeder Mitteilung, in jeder Betrachtung. Nennen Sie also meine Arbeit ‚Ideen'. Anders nicht."

Das ist das Programm der ausgesprochensten Programmlosigkeit, und wer Multatuli kennt, wird sich nicht wundern über die anscheinende völlige Zusammenhanglosigkeit des Inhalts. Man nehme nur aufs Geratewohl einige Kapitelüberschriften heraus, wie „Der Pastetenbäcker", „Eisbären in Italien", „Unsterblichkeit und Brotbacken", „Eine Freiluftpredigt mit Hindernissen", „Neue Moral", „Ein neuer Beweis für den pythagoreischen Lehrsatz", und man hat annähernd einen — oder noch richtiger keinen — Begriff von der Art der „Ideen". Welch wunderbar tiefe Lebensweisheit, welch goldene Menschlichkeitsphilosophie ist auf diesen Seiten enthalten! Wie hochpoetisch, wie groß und machtvoll ist beispielsweise das erschütternde Stück „Der Banjir", die Schilderung einer japanischen Sturmflut. Und welch tiefe Wahrheit liegt in den wenigen Seiten des Kapitels, das Multatuli überschreibt: „Was habt ihr aus der Welt gemacht, Christen!" Was hier über Gesetz und Sitte, über die Erziehung der Mädchen, über die Stellung der Frau in der Ehe gesagt wird, das wiegt ganze Dutzende von Broschüren über die moderne Frauenbewegung auf. Wie es ja überhaupt charakteristisch für die moderne Frauenbewegung ist, daß sie bisher völlig achtlos an dem Manne vorübergegangen ist, der für die gerechtere soziale Wertschätzung der Frau mehr gethan hat, als irgend einer zuvor.

Hamburg. *Paul Raché.*

Von der kritisch durchgesehenen und erläuterten Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts, die Prof. Dr. Karl Heinemann besorgt, sind neuerdings zwei Bände erschienen: der zweite, der die andere Hälfte der Gedichte enthält und von Heinemann selbst herausgegeben ist, und der vierte (Achilleis, Reineke Fuchs, West-östlicher Divan), den Georg Ellinger und Gotthold Klee bearbeitet haben. Auch in diesen Bänden ist an Einleitungen und Erläuterungen nichts gespart und nichts verschwendet und dem Texte der Kanon der Ausgabe letzter Hand zugrunde gelegt. Es erübrigt sich, einem so wohlfundierten und sicher geleiteten Unternehmen gegenüber auf Einzelheiten einzugehen. Der Preis jedes der schön gehaltenen Leinenbände beträgt, wie schon mehrfach erwähnt, zwei Mark. **

Der neue Brockhaus.

Zum vierzehnten Male seit einem Jahrhundert liegt jetzt Brockhausens Konversations-Lexikon in sechzehn Tausendseitenbänden vollendet und bis auf die allerjüngste Gegenwart erweitert vor. Im Herbst nächsten Jahres wird die Firma F. A. Brockhaus selbst die Jahrhundertfeier ihres Bestehens begehen können, und wenig später, im Jahre 1908, werden hundert Jahre verstrichen sein, seitdem Friedrich Arnold Brockhaus auf der leipziger Messe das „Konversations-Lexikon" erwarb, das unter diesem Titel 1796 von Dr. Renatus Löbel und Advokat Francke begründet worden, aber dazumals erst bis zum Buchstaben S gediehen war. Erst 1811 lag die erste fertige Auflage vor, die mit zwei Supplementbänden acht Oktavbände stark war und 12 Thaler kostete. Die zweite Auflage erschien 1812 bis 1819 in zehn Bänden, noch gleichzeitig damit (1814 bezw. 1817) die dritte und vierte. Es folgte 1819 bis 1820 die fünfte, die weiteren 1824, 1827, 1833 bis 1837 (jetzt schon in zwölf Bänden), 1843 bis 1848, 1851 bis 1855 (fünfzehn Bände), 1864 bis 1868, 1875 bis 1879, 1882 bis 1887, 1892 bis 1895. Von dieser letzten Auflage erschien 1898 eine revidierte Jubiläums-Ausgabe und seit 1901 die jetzt beendete „Neue Revidierte Jubiläums-Ausgabe", die sich also mit Fug als die sechzehnte Auflage bezeichnen dürfte.

Heute zählt das Lexikon etwa ein halbes Tausend Mitarbeiter in In- und Ausland, und der Stoff, den es in seinen sechzehn mattgrünen Leinenbänden aufspeichert, umfaßt rund 130000 Stichworte. Daß dabei viel, sehr viel totes Material mitgeschleppt wird, wurde schon mehrfach an dieser Stelle erwähnt. Der Wunsch, namentlich die vielen streng spezialistischen Artikel eingeschränkt zu sehen (z. B. die chemischen), die deshalb wenig praktischen Zweck haben, weil der Laie sie nicht versteht, der Fachmann sie hier nicht sucht, kann nur immer von neuem wiederholt werden. Der dadurch ersparte Aufwand an Raum und Kosten könnte einer reichlicheren Ausstattung mit eingestreuten Text-Illustrationen, und vor allem mit Porträts zugute kommen, einer Bildergattung, die merkwürdigerweise unsere beiden großen Konversationslexika aus der sonst so reichlich gespendeten Masse ihres vortrefflichen Illustrationsmaterials noch ganz ausschließen.

Neues zum Lobe dieser bewährten Schatzkammern unseres gesamten Wissens zu sagen, ist weder möglich noch nötig: es ist heute unbestritten, daß nächst der Schule das Konversations-Lexikon allmählich der stärkste, verbreitetste und unschätzbarste Bildungsfaktor des deutschen Volkes geworden ist, der aus unserer Kultur einfach nicht mehr herauszudenken ist. Möge es in dieser Mission weiter wachsen und gedeihen! **

Nachrichten

Todesnachrichten. Anfang März † in Hannover, wo er im Winter zuletzt meist weilte, Professor Dr. Alexander Büchner im 77. Lebensjahre. Mit ihm ist der jüngste Bruder von Georg Büchner, dem frühverstorbenen Dichter von „Dantons Tod", von Ludwig Büchner, dem einst vielgenannten Verfasser von „Kraft und Stoff" und von Louise Büchner, die sich als Romanschriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenbewegung dereinst einen Namen gemacht hatte, aus dem Leben geschieden. Alexander Büchner war am 25. Oktober 1827 in Darmstadt geboren, war erst Jurist, dann, nachdem er sich politischer Gründe halber aus dem Staatsdienst ausgeschlossen sah, Sprach- und Litteraturforscher. 1852 erhielt er die Stelle eines Lektors für neuere Sprachen in Valenciennes, die er 1867 mit der Professur für deutsche Philologie an der Universität Caën vertauschte. Seit einigen Jahren lebte er im Ruhestand. Seine zahlreichen litterarhistorischen Schriften hat er teils in deutscher, teils in französischer Sprache veröffentlicht; es befinden sich darunter Beiträge zur Shakspereкunde, zu Byron, Heine, Jean Paul, Tennyson, Kryloff. Seine Lebenserinnerungen an „Das tolle Jahr" wurden im LE III, 1462 besprochen.

In Davos † am 9. März die Schriftstellerin Therese Frendt in dem jugendlichen Alter von 24 Jahren. Sie stammte aus Mähren und hatte außer einem Gedichtbuche „Thränen" (Dresden, Pierson) den Novellenband „Disharmonieen" veröffentlicht (Wien, Konegen), der im vorigen Jahrgang (Sp. 712) hier angezeigt wurde.

Professor Dr. Karl Zettel, bekannt als Lyriker und Herausgeber zahlreicher Anthologieen und Lesebücher, † in München am 30. März. Er war 1831 in München geboren, von Beruf Philologe und wurde s. Zt. von Hermann Lingg in die Litteratur eingeführt. Historische und patriotische Dichtung war sein spezielles Gebiet.

Frau Emma Herwegh, Georg Herweghs Gattin, † in Paris und wurde in Liestal an der Seite ihres Gatten beigesetzt. Sie war eine Tochter des berliner Bankiers Siegmund und hat ein Alter von 80 Jahren erreicht (vgl. oben Sp. 1070).

In Foresthill, England, starb am 12. April die älteste Tochter Ferdinand Freiligraths, Käthe Freiligrath-Kroeker. Sie war in Meyenburg bei Rapperswyl 1845 geboren und hat sich durch einige Bände Märchen und Jugendschriften einen Namen gemacht. Auch als Uebersetzerin ist sie hervorgetreten und hat u. a. die Gedichte ihres Vaters ins Englische übertragen. Für den Verleger Heinemann stellte sie vor zehn Jahren eine Anthologie deutscher Lyrik unter dem Titel „A Century of German Lyrics" zusammen. Auch das „L. E." durfte die Verstorbene zu seinen gelegentlichen Mitarbeitern zählen: sie hat u. a. im 1. Jahrgang (Sp. 1523 ff.) einen Essai über George Meredith veröffentlicht, den ersten unseres Wissens, der über den jetzt so plötzlich und spät bei uns beachteten Dichter in deutscher Sprache erschienen ist. Näheres über ihre Persönlichkeit teilt ein Nekrolog Karl Streckers in der „Tägl. Rundsch." mit (Unterh.-Beil. 91).

* *

Persönliches. Dem königlichen Bibliothekar Dr. Adalbert Schröter in Berlin ist von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen der zweite Preis der Beneke-Stiftung für 1904 verliehen worden. (Die Preisaufgabe, für die der erste Preis überhaupt nicht erteilt worden ist, forderte eine Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des 16. und 17. Jahrhunderts; im Anschluß daran sollte der Einfluß untersucht werden, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaßte Dichtung des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat.) — Dr. Karl Zeiß, der schon seit einigen Jahren in der Generalintendanz der dresdener Hoftheater als dramaturgischer Mitarbeiter thätig war, ist jetzt offiziell zum Dramaturgen der dortigen kgl. Schauspiele ernannt worden. — Dr. Arthur Seidl, dramaturgischer Sekretär am Hoftheater in Dessau, hat den Professortitel erhalten. — Die bekannte nürnberger Kunstanstalt E. Nister hat einen Verlag für moderne Jugendlitteratur eingerichtet, dessen Leitung Martin Boelitz übernommen hat. — Dem polnischen Dichter Henryk Sienkiewicz wurde von dem Präsidenten Loubet das Kreuz der französischen Ehrenlegion verliehen.

* *

Von Zeitschriften. Die durch den Tod Karl Emil Franzos ihres Begründers und Leiters beraubte Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" hat mit Beginn dieses Vierteljahres ihr Erscheinen eingestellt. Sie hatte seit 1. Oktober 1886 bestanden. — Die „Thüringer Warte", eine illustrierte Monatsschrift für die geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen

Interessen Thüringens, herausgegeben von der „Elgersburger Ritterschaft“, redigiert von Hans Haupt-Erfurt und verlegt von Bruno Feigenspan in Pößneck, hat zu erscheinen begonnen. — Vom 1. Mai ab erscheint im Verlag von Werner Roeber in Leipzig: „Eckart“, Illustrierte Monatshefte für das deutsche Lehrerhaus.“

* *

Denkmäler und Denkstätten. In Weimar wurde am 23. April das von Prof. Otto Lessing geschaffene Shakspere-Denkmal im Park unterhalb des Tempelherrenhauses enthüllt. — In Rom fand auf dem protestantischen Friedhof bei Monte Testaccio die Beisetzung der Asche Malvidas v. Meysenbug und die Enthüllung des ihr gesetzten Denkmals statt. Die Grabstätte befindet sich zwischen der Wilhelm Waiblingers und Augusts v. Goethe. Professor Gabriel Monod aus Paris hielt die Gedächtnisrede. — Das Willibald Alexis-Denkmal in Arnstadt (Thüringen) ist jetzt vollendet und soll nach den bisherigen Feststellungen am Sonntag, den 1. Mai, auf dem Platze vor dem Kurhause enthüllt werden. — Ein Denkmal für Georg Herwegh soll in Liestal bei Basel am Grabe des Dichters und seiner kürzlich verstorbenen Gattin errichtet werden. Die schweizerische Arbeiterschaft will die Sache in die Hand nehmen und am 1. Mai eine große Geldsammlung veranstalten. — Für das Denkmal Gustav v. Mosers, das in Görlitz errichtet werden soll, hat der Kaiser die Summe von 500 M. bewilligt. Man hofft, das Denkmal am ersten Todestage Mosers, am 23. Oktober d. J., einweihen zu können. — Das Geburtshaus Ludwig Tiecks wird abgebrochen. Damit fällt das letzte alte berliner Haus, in dem ein hervorragender Dichter das Licht der Welt erblickt hat. Tieck wurde in diesem Hause, das noch ganz die schlichte Bauart früherer Zeiten aufweist und vom Magistrat mit einer Gedenktafel geschmückt worden ist, am 1. Mai 1773 als Sohn eines Seilermeisters geboren. — Am 30. März waren sechzig Jahre verstrichen, seitdem Paul Verlaine zur Welt kam. Der Künstlerbund Lothringen hatte die Absicht, den Dichter aus diesem Anlaß durch Anbringung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause zu ehren. Die Absicht kam aber nicht zur Ausführung, weil die Behörde die Erlaubnis verweigerte — angeblich weil Verlaine einmal in einer Gedichtserie „Invective“ den jetzigen deutschen Kaiser beleidigt haben soll.

* *

Kleists Ruhestätte. Prinz Friedrich Leopold von Preußen ließ dem Reichskanzler eine offizielle Mitteilung zugehen, worin die Schenkung der Grabstätte Heinrichs von Kleist nebst dem dazu gehörigen Areal an das deutsche Volk urkundlich verbrieft wird. — Wie ferner das „B. T.“ meldet, sind von den zuständigen Reichsbehörden (dem Reichsjustizamt und dem Reichsamt des Innern) die nötigen Schritte eingeleitet, um die Stätte von Kleists Grab in rechtsgültig-formeller Weise (Auflassung im Grundbuch) für das Deutsche Reich zu übernehmen und die Frage der weiteren Erhaltung der Grabstätte zu regeln. — Die Pflege der Grabstätte hat der neugegründete Verband der berliner Theaterdirektoren übernommen.

* *

Wielands Werke. Wir werden um Veröffentlichung der nachstehenden Mitteilung ersucht: „Die Königlich preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin hat ihre Deutsche Kommission mit einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Wielands betraut, die jetzt mit Hilfe Bernhard Seufferts vorbereitet wird, und deren zweite Abteilung die Uebersetzungen, deren dritte die Briefe bringen soll. Wir bitten alle Bibliotheken, Archive u. s. w., sowie alle Litteraturfreunde, die wielandsche Handschriften, namentlich Briefe von ihm und an ihn, besitzen oder ihren Fundort nachweisen können, um geneigte Förderung des großen Unternehmens. Mitteilungen mögen gefälligst an die Akademie (Berlin W. 35, Potsdamer Straße 120) oder auch, wenn es sich um Briefe handelt, unmittelbar an Herrn Professor Dr. Seuffert in Graz, Steiermark, Harrachgasse 1, gerichtet werden. Die Geschäfte der Wieland-Ausgabe führt E. Schmidt. Berlin, im April 1904. Konrad Burdach. Gustav Roethe. Erich Schmidt.“

* *

Vom Goethe-Bund. Zu Ostern fand in Dresden der Delegiertentag der deutschen Goethe-Bünde statt. Vertreten waren Berlin, Bremen, Breslau, Dresden, Darmstadt, Hamburg, Königsberg, Mainz, Stuttgart. Man beschloß die Stiftung eines deutschen Volks-Schillerpreises, der zum ersten Male bei der Jahrhundertfeier von Schillers Tode im Mai k. J. vergeben werden soll. Das Preisgericht soll aus den Herren v. Berger, Bulthaupt, Köster, Minor, Schlenther, Spielhagen, Volkelt, J. V. Widmann und elf Vertretern des Goethebundes bestehen. Der Delegiertentag nahm ferner den Antrag des Geheimrats Gurlitt an, die Einzelbünde zu einem geeigneten Vorgehen in ihrem Wirkungskreise gegen die Schmutzlitteratur und Unkunst zu veranlassen, da diese Unkunst die echte Kunst schädige; außerdem den von Dr. Elsaß (Stuttgart) gestellten Antrag, alle Angriffe auf die freie Entwicklung des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens abzuwehren und die vorjährige Petition an den Reichstag um Aufhebung der Theaterzensur zu erneuern. Der nächste Delegiertentag findet in Mainz statt.

* *

Wissenschaft und Buchhandel. Im Reichsamt des Innern fand am 11. und 12. April eine Konferenz von 76 Vertretern der Wissenschaft und des Buchhandels statt, um über die Interessen zu beraten, die von der Thätigkeit des Börsenvereins der deutschen Buchhändler berührt werden. Den Ausgangspunkt der Kontroverse bildete bekanntlich die voriges Jahr erschienene Schrift des leipziger Professors Dr. Bücher über den Buchhandel und die Gründung des „akademischen Schutzvereins“ gegen (angebliche oder wirkliche) Uebervorteilung der Wissenschaft und des Publikums durch den Verlagsbuchhandel. 31 Teilnehmer waren vom Börsenverein der deutschen Buchhändler vorgeschlagen, darunter die Verleger der ersten Verleger-Firmen, namentlich Leipzigs. Auch der Sortiments- und Antiquariatsbuchhandel wurde berücksichtigt. Von Gelehrten und Schriftstellern waren u. a. geladen: Ludwig Ganghofer, die Professoren Paulsen, Harnack, Nippold, Brentano, Schmoller und eine Reihe Bibliotheksdirektoren.

* *

Die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München versendet einen Auszug aus ihrem Geschäftsbericht für das Jahr 1903, in dem die Anstalt das erste Jahrzehnt ihres Bestehens vollendete. Es wurden vereinnahmt an Mitgliederbeiträgen und Eintrittsgeldern 73 400 Mark, an Zinsen 31 800 Mark und an außerordentlichen Einnahmen 31 100 Mark. Es wurde ein reiner Ueberschuß von 15 600 Mark erzielt, der zur Stärkung des Zuschußfonds dient, um in absehbarer Zeit eine erhöhte Leistung dieses Fonds zu erreichen. Der Prämienreserve in Höhe von 630 200 Mark, die den Betrag darstellt, der zur Erfüllung der rechnerischen Verpflichtungen notwendig ist, stehen 229 000 Mark an freien Fonds, die teils als Reserve für Sicherheit der Renten, teils zur Bestreitung der Zuschüsse und Unterstützungen dienen, gegenüber. Das Gesamtvermögen der Anstalt bezifferte sich Ende 1903 auf 859 700 Mark und ist bis zur Erstattung dieses Berichts auf 900 000 Mark angewachsen. Der Auszug, sowie die übrigen Drucksachen werden an Interessenten vom Bureau der Anstalt, München, Max Josephstraße 1/0, kostenlos versandt.

Vorlesungschronik.

Im Sommersemester 1904 werden die folgenden Hochschul-Vorlesungen zur neueren Litteratur abgehalten:

Basel: J. Meier, Der junge Goethe. A. Geßler, Gesch. der deutschen Lyrik seit Schillers Tode; Henrik Ibsen. — Berlin: E. Schmidt, Romantik; Das deutsche Volkslied. Geiger, Goethe; Die Juden u. die deutsche Litteratur; Rousseau. R. M. Meyer, Der deutsche Roman; Herder. Herrmann, Geschichte der deutschen Schriftsprache. R. Lehmann, Poetik. Brandl, Shakesperes Zeit; Burns. Hagnenin, Franz. Litteraturgeschichte (1800—1848); Der realistische Roman in Frankreich (1850—1900). Brückner, Russische Litteraturgeschichte (seit 1850); Die moderne polnische Litteratur. — Bern: Walzel, Deutsche Litteratur im 18. Jahrh.; Goethes u. Schillers Jugend; Poetik im Grundriß. Stein, Die deutschen Klassiker als Philosophen. Tumarkin, Goethes ästhetische Schriften. — Bonn: Litzmann, Deutsche Dichtung von Goethes Tod bis auf die Gegenwart. Drescher, Deutsche Metrik; Ibsens Dramen. Franz Schultz, Geschichte der deutschen Lyrik bis zur Gegenwart. Gaufinez, Rabelais et Montaigne; Rousseau. — Breslau: Koch, Deutsche Litteratur von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart. Bobertag, Erklärung deutscher Balladen. Pillet, Victor Hugo. Sarrazin, Shakspere. — Cöln (Städtische Handels-Hochschule): Litzmann, Der junge Goethe u. seine Zeit. Simchowitz, Einführung in die moderne Dramaturgie. Fischer, Das Kunstwerk Richard Wagners. — Czernowitz: Zingerle v. Summersberg, Lessing. Friedwagner, Cervantes' Don Quixote. Smal-Stocki, Geschichte der ruthenischen Litteratur des 16. bis 18. Jahrh. — Darmstadt (Technische Hochschule): Harnack, Deutsche Litteraturgeschichte, 2. Tl.; Lessing und Herder. — Dresden (Technische Hochschule): Stern, Die Sturm- u. Drangperiode. — Frankfurt a. M. (Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften): Roetteken, Deutsche Litteratur von Goethes bis zu Hebbels Tod. Morf, Französ. Litteratur im 19. Jahrh. Ott, Montaigne; Gabriele d'Annunzio. — Freiburg i. Br.: Woerner, Goethes Faustdichtung als Geschichte seines inneren Lebens; Entwicklung der neunorwegischen Litteratur, bes. der dramatischen. Wetz, Shakesperes Hamlet. Paufler, Gesch. der dramat. Dichtung in Frankreich von Dumas fils bis heute. — Genf: Bouvier, L'oeuvre et la vie de Jean-Jacques Rousseau. Duproix, La littérature française du XIXe siècle: Les principaux romanciers. Platzhoff-Lejeune, Moralistes skandinaves. Björnson et Strindberg. — Gießen: Collin, Der deutsche Roman im 19. Jahrh. mit besonderer Berücksichtigung des französischen; Ibsen. Goetschy, La poésie lyrique en France au XIXe siècle. — Göttingen: Schröder, Deutsche Litteratur von Luther bis Klopstock; Heinrich v. Kleist. Meißner, Lessing. Morsbach, Shakspere. — Graz: Seuffert, Lessing u. seine Zeitgenossen. Cornu, Molière. Murko, Geschichte der dalmatinisch-raguäischen Litteratur; „Pan Tadeusz“ von A. Mickiewicz. — Greifswald: Reifferscheid, Deutsche Poetik u. ausgew. Gedichte des 18. u. 19. Jahrh. Stosch, Goethes Leben u. Werke, 1. Tl. Stengel, Gesch. der epischen Dichtung Frankreichs. — Halle: Schultze, Die Lebens-, Welt- u. Kunstanschauungen der Romantik; Gesch. der deutschen Litteratur seit Goethes Tode. Counson, La littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères. — Hannover (Technische Hochschule): v. Hanstein, Gesch. der Weltlitteratur in der neueren Zeit; Schillers Leben u. Werke. — Heidelberg: v. Waldberg, Die neueste deutsche Litteratur von den Romantikern bis zur Gegenwart; Goethes „Italienische Reise“. Kahle, Ibsen. A. Koch, Geschichte, Wesen u. Bedeutung der öffentl. Meinung, der Presse u. des Journalismus in Deutschland; Praktische Uebungen zur Einführung i. d. Journalistik. Schneegans, Gesch. des französ. Romans im 18. Jahrh. — Innsbruck: Wackernell, Lessings Leben u Werke. Farinelli, Madame de Staël et son livre „De L'Allemagne“. — Jena: Michels, Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Litteratur von Klopstock bis Goethe. Schlösser, Kleist, Grillparzer, Hebbel. — Karlsruhe (Technische Hochschule): Böhtlingk, Die neueste Litteratur. Waag, Hebels alemannische Gedichte. — Kiel: Wolff, Deutsche Litteratur im 19. Jahrh.; Goethes „Faust“; Herder. — Königsberg: Baumgart, Probleme aus Goethes „Faust“; Goethes Leben u. Werke. Uhl, Deutsche Litteratur 1870/71. Vote, Cours littéraire sur Flaubert, sa vie et son oeuvre. — Lausanne: Rod, J. J. Rousseau et les affaires de Genève. Maurer, Littérature allemande des Romantiques à la Jeune Allemagne; Das deutsche Drama der Gegenwart. Neilson, Byrons Childe Harold. — Leipzig: Witkowski, Geschichte der deutschen Litteratur seit dem Tode Goethes; Erklärung des 2. Teils des „Faust“; Gesch. d. deutschen Dramas bis auf Lessings Zeit. Köster, Gesch. d. Studentenliedes u. der student. Sitten; Neuhochdeutsche Metrik; Ausgew. Kapitel a. d. litterarhistor. Methodenlehre. Volkelt, Geschichte der deutschen Philosophie nach Kant (mit besonderer Rücksicht auf den Zusammenhang mit der Entwicklung der Dichtung); Aesthetik des Dramas. Prüfer, Das Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“; „Tannhäuser“ u. „Parsifal“; Lektüre von Wagners Schrift „Oper u. Drama“, 3. Tl. Blondeau, Lamartine et Alfred de Vigny. — Marburg: Elster, Deutsche Litt. von Opitz bis Gottsched; Schiller. Wechsler, Einführung i. d. neuprovençalische Sprache u. Litteratur u. Erklärg. von Mistrals „Mireio“. Viëtor, Shakspere. Dalrymple, Poets and Prose writers of the 19th century. — München: Muncker, Deutsche Litteratur im Zeitalter der klassischen Kunst u. der Romantik. v. d. Pfordten, Lyrische Poesie u. Tonkunst vom Altertum bis zur Gegenwart. Borinski, Die deutsche Litteratur nach ihren antiken Elementen; Entwicklung der modernen pessimistischen Litteratur seit Anfang des 18. Jahrh. v. d. Leyen, Goethes Gedichte. Crusius, Die Antike im 19. Jahrh. — (Technische Hochschule): Sulger-Gebing, Deutsche Litteratur des 18. Jahrh., 1. Tl.; Wielands epische Dichtungen. — Münster i. W.: Storck, Deutsche Metrik u. Poetik. Schwering, Die deutsche Dichtung seit 1870. — Neuchâtel: Domeier, Deutsche Litteratur um die Mitte des 19. Jahrh.; Moderne schweizer Litteratur. Dessoulavy, Le roman moderne: les différents courants du naturalisme. Lauterburg, Schiller als Philosoph. Swallow, Longfellow and other American poets. — Posen (Kgl. Akademie): Kühnemann, Schiller; Schillers philosophische Schriften u. Gedichte; Uebungen zur Geschichte des modernen deutschen Dramas. Bastier, Von Balzac bis Zola. Dibelius, Robert Burns u. Walter Scott. — Prag: Sauer, Geschichte der deutschen Litteratur. Hauffen, Deutsche Litteratur in der klassischen Periode; Geschichte des geistigen Lebens der Deutschen in Böhmen. — Rostock: Golther, Goethes „Faust“. Lindner, Sir Walter Scotts Leben u. Werke. — Straßburg: Henning, Die deutsche Dichtung des 19. Jahrh. Bartoli, Il Teatro ital. dopo il Rinascimento. — Stuttgart (Technische Hochschule): Weitbrecht, Entwicklungsgeschichte der deutschen Litteratur; Deutsche Dramaturgie. v. Westenholz, Shakesperes Königsdramen. — Tübingen: v. Fischer, Deutsche Litteratur seit der Reformation. Pfau, Pages choisies de Théophile Gautier. — Wien: Weil v. Weilen, Lessings Leben u. Werke. Arnold, Entwicklung der deutschen Litteratur im 19. Jahrh. Kellner, Die deutschen Elemente i. d. engl. Litt. d. 19. Jahrh. Maddalena, Zeitgenössische italien. Lyrik (Carducci, Pascoli, Mazzoni). — Würzburg: Roetteken, Die deutsche Sturm- u. Drangperiode; Friedrich Hebbel u. Otto Ludwig. Petsch, Goethes „Faust“. Külpe, Aesthetik. — Zürich: Frey, Deutsche Litteratur im 18. Jahrh.; Lessing. Stiefel, Aesthetik der Poesie; Deutsche Litteratur von 1860 bis 1890. Ehrenfeld, Theodor Storms Leben u. Werke; Anleitung zur litterarischen Kritik mit Uebungen. Waser, Eros und Psyche in Kunst u. Litteratur. — (Polytechnikum): Heinemann, Schillers „Wilhelm Tell“ in seiner Entstehung u. kulturellen Bedeutung von 1804 bis 1904.

• • • Der Büchermarkt • • •

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bandissin, Eva Gräfin. Die Entlobten. Erzählung. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 176 S. M. 1,60 (2,40).

Blittersdorff, Philipp Frhr. v. Staub. Skizzen u. Novellen. Linz, Oberösterr. Buchdruckerei u. Verlagsgesellschaft. 171 S. M. 2,40 (3,—).

Blum, Hans. Neue Novellen (Aus dem Leben). Berlin, Gebr. Paetel. 215 S. M. 3,— (4,—).

Briefe der Tante Malchen an ihre Freundin Jettchen Bludert. Berlin, Gose & Tetzlaff. 41 S. M. 1,—.

David, J. J. Die Hanno. Erzählungen aus Mähren. Berlin, Schuster & Loeffler. 258 S. M. 3,— (4,50).

Dovsky, Beatrice. Der Wiener Fratz. Memoiren der Huber-Gusti. Wien, V. Chiavaccis „Wiener Bilder“. 157 S. M. 1,—.

Ego, Fel. Faustina. Berlin, S. Rosenbaum. 138 S. M. 2,—.

Feldegg, F. Ritter v. Letzte Stunden. 8 Geschichten aus dem Liebesleben. — Das Geschlecht Edelmaier. Eine Satire in Dialogform. Wien, Carl Konegen. 200 S. M. 2,50 (3,50).

Fischer, Wilh. Pelops. Novelle. — Briefe ohne Unterschrift. — Nicht versetzt. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 394.) Berlin, Herm. Hillger. 110 S. M. —,20.

Frankenberg, Egbert v. Schwarzrotgold. Roman aus dem 19. Jahrhundert. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Comp. 120 S. M. 2,— (3,—).

Frankenhauser, K. Qualen. Sechs Novellen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 67 S. M. 1,50.
Ganther, Aug. Aus stillen Thälern. Erzählungen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 260 S. M. 2,— (3,—).
Goldmar, Jon v. Der „neue Mann". Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 128 S. M. 1,— (1,50).
Hänselmann, Ludw. Hans Dilien, der Türmer. Eine braunschweig. Geschichte aus dem 14. Jahrh. 2. Aufl. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 1,— (1,20).
Heiberg, Herm. Im Hafenwinkel. Roman. Berlin, Otto Janke. 176 u. 199 S. M. 4,—.
Landy, Frdr. Das Haus Bulton. Russischer Kultur-Roman aus der Zeit Nikolaus I. Wien, Carl Konegen. 431 S. M. 4,— (5,—).
Ott, Ad. Die Schuld. Hochgebirgsroman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 354 S. M. 3,— (4,—).
Poeck, Wilh. Islandzauber. Erzählung. Hamburg, Alfred Janssen. 191 S. M. 2,— (3,—).
Schnitzer, Manuel. Humoresken. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 392.) Berlin, Herm. Hillger. 111 S. M. —,20.
Schoepp, Meta. Couleur. Humoristischer Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 262 S. M. 3,— (4,—).
Schubart, Arth. Aus St. Hubertus Reich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 128 S. M. 1,20 (2,40).
Schulze-Smidt, B. Demoiselle Engel. Eine altbremer Hausgeschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 206 S. M. 3,— (4,—).
Spättgen, Doris Freiin v. Sein Erbe. Roman. Berlin, Alfred Schall. 308 S. M. 3,50 (4,50).
Stern, Detlef. In Venedig. — Falsch gerechnet. 2 Novellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 393.) Berlin, Herm. Hillger. 110 S. M. —,20.
Stilgebauer, Edw. Götz Krafft. Die Geschichte e. Jugend. I. Mit tausend Masten. Berlin, Richard Bong. 416 S. M. 4,— (5,—).
Viebig, Clara. Das schlafende Heer. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 518 S. M. 6,— (7,50).
Wundtke, Mor. Satt geworden. Roman. Dresden, H. L. Diegmann. 196 S. M. 2,—.
Wurmb, Rich. v. Ein Bauspekulant. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 299 S. M. 3,— (4,—).

Budde, L. An stillen Wassern. — Aus der Flutzeit. Aus dem Dän. v. H. Prehn. Stuttgart, J. Engelhorn. 157 S. M. —,50 (—,75).
Châtelain, Dr. Erinnerungen. Neue Novellen. Uebers. v. Gust. Herwig. Bern, Eugen Sutermeister. 314 S. M. 2,75.
Juschkewitsch, S. Die Parias. Erzählung aus dem Leben der russ. Juden. Aus dem Russ. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 198 S. M. 2,— (3,—).
Przerwa-Tetmajer. Melancholie. Deutsch v. J. v. Immendorf. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 243 S. M. 3,—.
Meredith, George. Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte e. Vaters u. e. Sohnes. Deutsch v. Fel. Paul Greve. Minden, J. C. C. Bruns. 316 u. 328 S. M. 4,— (5,—).
Meredith, George. Richard Feverel. Eine Geschichte von Vater u. Sohn. Autorisierte Uebertragung v. Julie Sotteck. Berlin, S. Fischer. 677 S. M. 4,— (5,—).
Régnier, Henri de. In doppelten Banden (La double maîtresse). Roman. Aus dem Franz. v. Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 404 S. M. 3,50 (4,50).

b) Lyrisches und Episches.

Arndt, Max. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 231 S. M. 2,— (3,—).
Berger, Hans. Aus Rübezahls Reich. Ein Kanzonettenstrauß. Dresden, E. Pierson. 80 S. M. —,75 (1,50).
Dolenga v. Zabiensky, Erna. Blumen und Unkraut. Dresden, E. Pierson. 168 S. M. 2,— (3,—).
Fraenkl, Siegm. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 252 S. M. 3,— (4,—).
Frankenhauser, K. Ungezogene Lieder. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 71 S. M. 1,50.
Freisberg, H. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 239 S. M. 3,— (4,—).
Hoßfeld, Paul. Gestalten und Klänge. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 162 S. M. 2,50 (3,50).
Isaak, Leo. Gedichte. Berlin, Nathansen & Lamm. 74 S. M. 1,30.
Kiemingers, Max. Menschenherz. Kleine Gedichte. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 1,50 (2,50).
Klimke, Max. Kalokagathia. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 144 S. M. 2,50 (3,50).
Koch, P. „Ich singe, wie der Vogel singt." Gedichte. Glauchau, Arno Peschke. 59 S. M. 1,—.
Linkenbach, Hans Ludw. Gedichte. Ems, Robert Sommer. 104 S. M. 2,—.
Meyer, Cäcilie. Leuchtender Mohn. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 88 S. M. 1,50 (2,50).
Meyer, Osw. Nord u. Nebel. Lieder u. Balladen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 87 S. M. 1,80 (2,50).
Millethus, B. W. Für Pharisäer. Eine Erzählung in Gedichten. Wolfenbüttel, Wilhelm Pust. 184 S. M. 3,—.
Müntzer, Désiré. Varianten. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 103 S. M. 2,— (3,—).
Noktry, Marianne (Marianne Toska). Frauenliebe. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,50 (2,50).
Roß-Lüttich, Heinz. Deutsche Klänge aus dem Auslande. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 79 S. M. 1,50 (2,50).
Wild, Irene. Ein Liebesschicksal in Liedern. Dresden, E. Pierson. 139 S. M. 2,— (3,—).
Wiligut, Karl Maria (Lobesam). Seyfrieds Runen. (Rabensteinsage.) Wien, Friedrich Schalk. 81 S. M. 2,—.
Wrede, Gabriele Fürstin. In Schranken frei. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 96 S. M. 1,50 (2,50).

Ballade, Die, vom Zuchthause zu Reading. Von C. 3. 3. in Memoriam C. T. W. weil. Reiter in der königl. Leibgarde, hingerichtet in Ihrer Maj. Gefängnis am 7. 7. 1896. (Von Osc. Wilde.) Nach dem Engl. v. Wilh. Schölermann. 2. neu durchgeseh. Aufl. Leipzig, Insel-Verlag. 43 S. M. 3,50.
Siwargis, Warda v. Arbel. Ausgewählte Gedichte. Hrsg. m. Uebersetzg. u. Erklärg. von Dr. Heinr. Hilgarfeld. Leipzig, Otto Harrassowitz. 86 u. 44 S. M. 7,—.

c) Dramatisches.

Beyer, C. Ut de Preußentid. Ein Schauspiel f. unser Volk. Schwerin, Fr. Bahn. 74 S. M. 1,— (1,25).
Döring, Osk. Die Weberglocke. Histor. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 103 S. M. 1,50.
Harder, Pauline v. Gerettet. Drama. Dresden, E. Pierson. 106 S. M. 1,50.
Hedinger, Karl. Geistesjoch. Drama. Dresden, E. Pierson. 72 S. M. 1,50.
Hirschfeld, Georg. Nebeneinander. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 107 S. M. 2,— (3,—).
Holeczek, Adj. Delia. Sittenbild in 5 Akten. Dresden, E. Pierson. 137 S. M. 2,—.
Leitner, Karl Rich. Panthea, die Kriegsgefangene. Klassisches Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 43 S. M. —,75.
Seebach, Hans. Bessere Menschen. Eine ernste Komödie. Hrsg. v. der Litteratur-Anstalt Austria. Wien. Wien, J. J. Pleschka. 38 S. M. 1,—.
Seiler, Th. Suwarow. Historisches Drama. Dresden, E. Pierson. 128 S. M. 1,50.
Wacha-Wachtl, Heinr. Ein Stück aus dem Leben. Volksstück. Dresden, E. Pierson. 72 S. M. 1,50.

Maeterlinck, Maurice. Das Wunder des heil. Antonius. Satirische Legende in 2 Aufzügen. Deutsch von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Jena, Eugen Diederichs. 45 S. M. 1,—.
Rusic, Branislav Gj. Um hohen Preis. Ein bürgerliches Trauerspiel. Uebers. u. f. die deutsche Bühne bearb. v. Dr. Frdr. Krauß. Leipzig, Bibliographische Anstalt Adolph Schumann. 119 S. M. 1,50.
Tschirikow, Eug. Die Juden. Schauspiel. Deutsch v. Geo Polonskij. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 112 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Gartenlaube, Die. Vollständiges Generalregister vom 29. bis 50. Jahrg. (1881—1902). Bearb. v. J. Schmitt. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 118 S. M. 2,—.
Genast, Ed. Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen e. alten Schauspielers. Stuttgart, Robert Lutz. 374 S. M. 4,50 (5,50).
Gilbert, Dr. Hugo. Theodor Storm als Erzieher. Ein Versuch. Lübeck, Lübcke & Nöhring. 48 S. M. —,80.
In memoriam Oscar Wilde. Hrsg. v. Frz. Blei. Leipzig, Insel-Verlag. 100 S. M. 3,— (4,—).
Kürschners deutscher Litteratur-Kalender auf d. J. 1904. Hrsg. v. Dr. Heinr. Klenz. 26. Jahrg. Leipzig, G. J. Göschen. 1642 Sp. Geb. M. 6,50.
Landsberg, Dr. Hans. Die moderne Litteratur. (Die neue Kunst. Von Dr. Hans Landsberg.) Berlin, Leonhard Simion Nachf. 109 S. M. 1,50.
Mörike, Eduard. Briefe. 2. Bd. (1841—74). Herausg. von Karl Fischer. Berlin, Otto Elsner. 371 S. M. 4,— (5,—).
Musenalmanach, Münsterischer, 1904. Hrsg. v. B. Schmitz. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 99 S. M. 1,50.
Pughe, Lekt. Doz. Dr. F. H., M. A. Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria. Wien, Carl Konegen. 104 S. M. 1,50.

Schäfer, Fr. A. Goethe in Krankheitstagen. Meißen, Louis Mosche. 53 S. M. —,75.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausg. in 16 Bdn. Hrsg. v. Eduard v. der Hellen. Bd. 7: Die Braut v. Messina. Wilhelm Tell. Semele. Menschenfeind. Huldigung der Künste. Stuttgart, J. G. Cotta. 374 S. M. 1,20 (2,— u. 3,—).

Ullrich, Jos. Grillparzer im gräfl. Seilernschen Hause. Studie. Neutitschein, Rainer Hosch. 27 S. M. —,50.

e) Verschiedenes.

Freudenthal, Prof. J. Spinoza. Sein Leben u. seine Lehre. 1. Bd. Stuttgart, Fr. Frommann. 349 S. M. 6,80 (7,80).

Gramzow, D. Otto. Gustav Ratzenhofer u. seine Philosophie. Berlin, Hugo Schildberger. 70 S. M. 1,—.

Keller, Otto. Illustrierte Geschichte der Musik. 2. stark vermehrte Aufl. München, Eduard Koch. 441 S. M. 7,50 (10,—).

Klein-Hattingen, Osk. Bismarck u. seine Welt. Berlin, Ferd. Dümmler. 206 S. M. 4,— (5,—).

Maltachich, Geza. Aus den letzten Jahren. Memoiren. Leipzig, Kultur-Verlag. 207 S. M. 3,50 (4,50).

Scheffler, Karl. Die moderne Malerei und Plastik. (Die neue Kunst. Hrsg. v. Dr. Hans Landsberg.) Berlin, Leonhard Simion Nachf. 72 S. M. 1,20.

Reclams Universal-Bibliothek. 4521/22. Gruppe, O. F. Gedichte. In Auswahl hrsg. v. dem Sohne des Dichters. 164 S. Geb. M. —,80. — 4523. Shakespere, William. Maß f. Maß. Schauspiel. Für d. Aufführg. eingerichtet v. Eug. Kilian. 95 S. — 4524. Benedix, Roder. Doktor Wespe. Lustspiel. Bühneneinrichtg. v. Ernst Albert. 94 S. — 4525. Maurik jun., J. van. Mein Vortragsabend u. andere Humoresken. Aus dem Holl. v. E. Otten. 111 S. — 4526. Wach, Rob. Ein Sonnenstrahl. Schauspiel. (Preisgekrönt.) 31 S. — 4527—4530. Spindler, C. Der Jesuit. Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. 415 S. Geb. M. 1,20.

Wiesenthal, Dr. Max. Friedrich Nietzsche u. die griechische Sophistik. Vortrag. Heidelberg, Carl Winter. 20 S. M. —,60.

Zuschrift.

Geehrte Redaktion!

In dem Artikel über „Valer Brjussow“ von A. Luther in Heft 11 Ihrer werten Zeitschrift heißt es: „Wer ist Baratinsky? Tjutschew? Fet? Mey? Majkow? Wenn sie noch wenigstens alle im Konversations-Lexikon stünden, aber auch das ist nicht der Fall.“

Darauf erlaube ich mir zu bemerken, daß in meinem Konversations-Lexikon alle genannten russischen Dichter außer Mey durch Artikel unter ihrem eigenen Namen vertreten sind. Außerdem sind sie aber auch alle, einschließlich Mey (Mej), in dem Kollektivartikel „Russische Litteratur“ an gehöriger Stelle genannt und charakterisiert.

Hochachtungsvoll

Leipzig. F. A. Brockhaus.

Antworten.

Herrn Dr. O. E. L. in München. Sie schreiben uns: „Vielleicht finden Sie es für der Mühe wert, folgendes litterarische Kuriosum festzunageln: Nataly von Eschstruth, ‚Osterglocken‘, eine Novelle. Berlinischer Verlag, Berlin. 28 Text-Seiten Miniaturformat, gewöhnlicher Leinwandband ohne Schmuck. Preis 3 Mark.“ — Für den, der diesen Preis wirklich bezahlt, erscheint er uns bei weitem nicht hoch genug.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Paul Ernst

Der schmale Weg zum Glück.

Roman. 8. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Johannes Schlaf schreibt in einem längeren Artikel in der Tageszeitung „Die Zeit", Wien:

„Der schmale Weg zum Glück" ist ein Entwicklungsroman. Ich glaube, es ist im Laufe der letzten 10 Jahre keiner geschrieben worden, der sympathischer und deutscher wäre! Klassisch geradezu möchte ich das erste Buch des Romans nennen, das die erste Kindheit und die ersten Schuljahre des Hans bis zu seinem Uebergang zu den Universitätsstudien — natürlich fängt es mit Theologie an — gibt. Ich muß sagen, daß mir unter dieser Lektüre mehr wie einmal eine Rührung angekommen ist.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Heinrich Kleist

von

Otto Brahm

Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für Deutsche Literatur

Dritte Auflage

Preis: geh. M. 3.—; geb. M. 4.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

EDMUND OBST & Co. Papier-Fabriklager · und Vertretung ·

— — — — Berlin SW. 48, Friedrichstr. 240/241. — — — —

Feine Briefpapiere · Schreib- und Konzept-Papiere

· · Bütten-Billetpost und Karten · ·

(Kartons à 50 Bogen und 50 Umschläge von M. 3.— an).

· · · · · · Haus in Leipzig: Seeburgstr. 53. · · · · · ·

Bitte fordern Sie

Heinrich Reesing Vlotho i/Westfalen

Cigarren & Tabakfabrik

das neueste Preisverzeichniss

Die Eigenen

Tendenz-Roman für freie Geister. Von Ewil F. Ruedebusch. Mit Buchschmuck von **Fidus.**

372 Seiten geheftet M. 4. — Elegant gebunden M. 5. — Gegen Einsendung des Betrages ((Postanweisung bis 5 M. = 10 Pf.) Franco-Zusendung vom Verlag

Johannes Räde

in Berlin W. 15 146. Uhlandstr. 146.

Literarischen Erwerb

vermittelt die „Litterarische Praxis" durch ihre Centralstelle für Angebot und Nachfrage. Jede Nummer enthält zahlreiche Verleger-offerten, Mitarbeitergesuche, Redakteur-stellen, daneben reichen Lesestoff (Fachinteressen, Anregungen, Aktuelles). Monatlich 3 Nummern. Preis pro Quartal Mk. 1.50

Probenummer gratis vom Verlag Gerdes & Hödel, Berlin W. 57.

Verfasser v. Dramen, Gedichten, Novellen u. Romanen bitten wir, sich zwecks vorteilhaftester Publikation ihrer Werke mit uns in Verbindung zu setzen. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), 18, Neue Ansbacherstr., Berlin W.

Schriftsteller.

Bekannter Verlag übernimmt Druck und energischen Vertrieb von Werken. Trägt einen Teil der Kosten. Offert. unter G. 944 D an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Hochgeb. Wittwe, in den Vierzigern, tüchtige Journalistin, welche die franz. u. engl. Sprache in Wort u. Schrift vorzüglich beherrscht, sucht Stellung als

Redaktrice.

Specialität: Briefkasten.

Offerten unter F. G. T. 4973 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Vorlesungen, Vorträge etc. arrangiert **Theodor Brodersen, Itzehoe.**

Alexander Weigls Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4,

Telephon Nr. 12801,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema. Prospekte gratis und franko.

La Semaine littéraire.

Wöchentliche **Familien-Zeitschrift in französischer Sprache** erscheint jeden Sonnabend in **Genf** (Schweiz).

Beiträge der bekanntesten Schriftsteller Frankreichs und der französischen Schweiz.

Erzählungen, Novellen, kurze Romane, Reiseskizzen und Gedichte, Essays über hervorragende Schriftsteller und Künstler, wissenschaftliche Chronik, politische Rundschau, Abhandlungen über ethische, volkswirthschaftliche und pädagogische Fragen, Modeberichte, Notizen über Haushaltung, Kinderpflege, Hygieine.

Weitverbreitetste und billigste litterarische Zeitschrift der Schweiz. Zur Vervollkommnung in der französ. Sprache warm empfohlen.

Abonnementspreis: 1 Jahr M. 7,50, 6 Monate M. 4,00. — Probenummern gratis.

Administration 4 Brd du Théâtre, Genf.

Man kann bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches abonniren.

☛ **Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei:**

vom Verlage Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz,

Zweites Mai-Heft.

VI. Jahr. No. 16. 15. Mai 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Laurids Brunn

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 16	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2	15. Mai 1904	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich,
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Die Schule des Lustspiels.

Von **Rudolf Lothar** (Wien).

Vor einiger Zeit war ein junger Mann bei mir und befragte mich über die Zukunft des deutschen Lustspiels. Allgemein, so erzählte er, sei die Klage der deutschen Direktoren, daß es mit dem Lustspiel schlecht bestellt sei. Ein gutes deutsches Lustspiel! Das sei der Wunsch der Bühnenleiter und des Publikums. Aber dieser Wunsch bleibe jahraus, jahrein unerfüllt. Warum dies der Fall sei, warum die Dichter nicht endlich dem Publikum das bieten, wonach es beide Hände ausstreckt, das wollte mein Besucher in einer Rundfrage bei den deutschen Theaterdichtern erfahren. Und da liegt vor mir ein blaues Büchlein mit dem Titel: „Schule des Lustspiels“*), und Walter Harlan ist sein Verfasser. Ist das nicht ein hübsches Zusammentreffen? Wenn die deutschen Autoren gerne ein Lustspiel schreiben möchten, es aber nicht können, weil sie den rechten Weg nicht wissen, so mag vielleicht dieses Buch ihnen Führer und Begleiter sein. Aus der Schule werden dann die Meister hervorgehen. Solch ein Meister thäte uns wahrlich not.

Die Direktoren und das Publikum haben recht. Das deutsche Lustspiel liegt im argen. Und wir möchten gar so gerne lachen und das Lachen lernen. Liegt es vielleicht im Wesen des Deutschen, daß er die Dinge zu ernst und schwer nimmt, daß seiner Hand die Leichtigkeit, seinem Geist die Grazie, seiner Laune die Flügel fehlen, just die Dinge, die den Lustspieldichter befähigen, uns in heitere Höhen mitzureißen, in jene Höhen, von wo wir lächelnd und lachend niederblicken auf die Kämpfe und die Kämpfenden des Alltags? Ob wir Menschen und Dinge und Ereignisse von ihrer tragischen oder komischen Seite nehmen, ist eine Standpunktssache. Denn Tragik und Komik liegt in allem, man muß es nur zu finden und zu beleuchten wissen. Der rechte Lustspieldichter ist vor allem ein Beleuchtungskünstler. Mit dem Scheinwerfer seines Humors, mit dem Blitzlicht seines Witzes zeigt er uns die Schwächen der Menschen und der Menschlichkeit, lehrt er uns die köstliche Kunst, statt im Kot der Erde zu versinken über die Erde hinzufliegen. Eine echte Schule des Lustspiels müßte eine Schule der Betrachtung und Anschauung sein. Darum werden die Romanen im Lustspiel immer die Deutschen überflügeln, weil ihre Weltanschauung nicht so zum Ernst und zur Tragik neigt wie die der reflektierenden und grübelnden Deutschen; und gar heute, wo ein Jahrzehnt hindurch die Kunst im Banne des Naturalismus lag, dessen graue Fahne auf dunklen Wegen immer durch Niederungen führte, und der im menschlichen Elend und Jammer sich garnicht genug thun konnte. Da kommen wir gleich an ein zweites wichtiges Moment. Das Leben ist nämlich garnicht so lustig, die Dinge sind garnicht so komisch, wie die Sänger der Heiterkeit es uns glauben machen wollen. Um das Leben zu vergolden, zu verklären, um darüber zu lachen, bedürfen wir der Phantasie. Nur die Phantasie hat Flügel und giebt Flügel. Die Phantasie aber war das Aschenbrödel der jüngsten Vergangenheit, und der Dichter, der sich Flügel anschnallte, wurde wegen der Unmodernität seiner Werkzeuge verhöhnt und verlacht. Darin freilich ist ein Wandel eingetreten. Der Naturalismus ist abgestorben, die Phantasie hat die Aschenbrödelkleider von sich gestreift, und ihr königliches Gewand glänzt nun wieder in der Sonne. Vielleicht bringt die Renaissance, die sich jetzt allerorten regt, wieder das Lustspiel hervor. Aber alle Technik wird dem Dichter nicht helfen, wenn er nicht das Auge des Lustspieldichters hat.

Was die Technik betrifft, ist Walter Harlans Büchlein sehr wertvoll. Vor allem deswegen, weil er der erste Dramaturg ist, der erkannt hat, daß eine verläßliche Dramaturgie nur von einer empirischen Psychologie des Zuschauers ausgehen kann. Walter Harlan ist ein gescheiter, witziger Kopf, der einen Gedanken hübsch und gewandt zu einem blitzenden Aperçu zuzuschleifen versteht. Aber gerade wenn man sein treffliches Buch liest, wird es einem recht klar, wie schwer dem Deutschen das

*) Theaterverlag Ed. Bloch, Berlin o. J. 156 S. M. 2,—.

Lustspiel fällt. Harlan ist nicht nur geistvoll und amüsant, er ist auch schwerfällig und pedantisch. Ein Definierer und Einschachtler, ein Grübler und Tiftler. Er teilt ein und klassifiziert und hat seine Freude daran. O, wie gut deutsch ist das! Aber eben weil er immer in die Gründe hinabsteigt, verliert er die Fähigkeit, sich zu erheben, vom erhöhten Standpunkte die Feuer des Humors spielen zu lassen. Harlan hat sehr recht, wenn er sagt, daß das Stoffgebiet des Bühnendichters nichts anderes ist als ein ewiger allgemeiner Kampf, der Kampf um Dasein und Macht. Nur ein Kampf kann ein dramatischer Stoff sein. „Die höchste Einheit jedes Kampfes ist die Machtfrage: Wer ist der Stärkere? Also ist auch die höchste dramatische Einheit notwendig eine Machtfrage. Die Machtfrage: welches Motiv, welcher Trieb, welcher Wille wird siegen? regiert jedes Drama, das ich kenne, und muß jedes regieren, das noch geschrieben wird."

Die Einheit der Machtfrage ist das ausgezeichnete Grundprinzip von Harlans Dramaturgie. Dieser Einheit entspricht auch eine Einheit der Spannung im Publikum. Das Lustspiel arbeitet nach Harlan mit der Getroftspannung, die Tragödie mit der Bangspannung. Die Kunst des Dichters besteht immer darin, die Spannung auf den Ausgang des Kampfes möglichst bald zu erregen. Mit anderen Worten, das Publikum muß so bald als möglich wissen, um welchen Kampf es sich auf der Bühne handeln wird. Mit der Kriegserklärung der gegnerischen Mächte, seien dies nun Mächte der Außenwelt oder der Innenwelt, Menschen, Gedanken, Triebe, Gefühle, beginnt allemal das Stück. Sehr hübsch und klar spricht es Harlan aus: „Die in der Entscheidung des dramatischen Krieges sichtbare Antwort auf die Machtfrage ist der Gedanke des Dramas, der also mit vollkommener Notwendigkeit in die Formel eingehen muß: A ist stärker als B." Und gleich darauf fügt Harlan hinzu: „Ein dramatisches Problem ist eine Machtfrage, die über den vorgestellten Fall hinaus die Gemüter erregt."

Erregung der Gemüter! Darauf baut sich ja die Theaterwirkung auf. Und Harlan verwendet viel Eifer und Mühe auf die Schilderung, wie im Publikum Lust und Spannung entstehen. Er kommt dabei zu einer Definition, die für das Wesen des Lustspiels sehr wichtig ist. Komische Lust, so sagt er, ist ein Kraftgefühl, das durch die Blamage einer Schwäche entsteht. Er sagt uns aber nicht, und das ist meiner Ansicht nach das Entscheidende, daß dieses Kraftgefühl dadurch gewonnen wird, daß der Dichter den Zuschauer zu sich auf seinen Standpunkt heraufhebt, ihn zwingt, mit seinen Augen zu sehen, mit seinem Herzen zu fühlen. Man muß das Wort „packen" im Theater wörtlich nehmen. Der Theaterdichter, der nicht mit beiden Händen den Zuschauer so gepackt hält, daß er für die Dauer des Abends nicht einen Zoll breit von ihm weichen kann, der nicht alle Macht über die Hörer gewinnt, hat ausgespielt. Es giebt nur eine Art, die Psychologie des Zuschauers im Theater zu erklären: Theaterwirkung ist Einfühlung. Wir sind über die Inhaltsästhetik längst hinaus. Nur die Illusionsästhetik kann uns zur Erkenntnis des Dramas und des Dramatischen führen. Was wir im Theater suchen, sind Erregungen, Gefühle, die uns das tägliche Leben nicht giebt. Die Empfindungswelt des Menschen bedarf der Uebung, und diese Uebung giebt ihm die Kunst. Wir kämpfen die Kämpfe des Helden geistig mit, sind mit ihm groß und siegreich, mit ihm verzweifelt, teilen seine Furcht und seine Freude, werden eins mit ihm in seinen Wonnen und in seinen Schmerzen. Der große Genuß im Theater besteht darin, Gefühle von großer Intensität und von einer Art, die uns das tägliche Leben nicht schenkt, zu durchleben. Darin liegt auch die Wonne des Leides, das wir im Theater durchmachen. Nur indem wir mittels der Einfühlung das Drama des Dichters miterleben, wirkt es auf uns. Darin liegt auch die hohe Kulturmission des Dichters: er erweitert unsere Gefühlskraft, er erhöht unsere Empfindungsfähigkeit, indem er uns Gelegenheit giebt, die Gefühle seiner Helden, die Gedankenschlacht seiner Probleme mitzumachen.

Dieses Gesetz der Einfühlung erklärt vortrefflich alle tragischen Wirkungen. Es erklärt die Spannung und den Wert der Spannung fürs Theater. Aber im ersten Augenblick scheint es unzureichend für das Lustspiel. Wie, werden die Inhaltsästhetiker sagen, es sollte ein Vergnügen sein, etwa mit einem geprellten Ehemann seine Hörner wachsen zu fühlen? Es sollte einen Genuß bedeuten, mit irgend einem Schwachkopf durch tausend Aengste zu schwimmen? Das ist gewiß nicht der Fall. Die Freude am Lustspiel besteht just darin, daß wir uns immer wie der Onkel Nolte sagen: „Denn Gott sei Dank, ich bin nicht so". Wir fühlen uns dem Opfer des Lustspiels — das Exempel wird ja meistens an einem Opfer demonstriert — überlegen, wir empfinden unsere eigene Kraft mit sieghafter Freude gegenüber der Schwäche, die sich auf der Bühne blamiert. Hier stehen wir ja vor Harlans Definition. Komische Lust ist ein Kraftgefühl, das durch die Blamage einer Schwäche entsteht. Dieses Kraftgefühl aber entwickelt der Dichter, weil er sich eben einen Standpunkt erobert hat, von dem aus er das Leben beherrscht. Einfühlung beim Lustspiel heißt also Mitgehen mit dem Dichter. Mit ihm lachen und mit ihm sich stark fühlen, mit ihm erhaben sein über die Niedrigkeiten, mit ihm die Schwäche verachten, mit ihm die des Foppens Würdigen foppen. Harlan bemerkt sehr richtig, daß die jüngste Voraussetzung der komischen Lust das Kraftgefühl des Wahrnehmers ist. Was wir aber im Leben und in der Kunst am meisten suchen, ist immer eine Steigerung unseres Kraftgefühls. Darum erfolgte eine so starke Reaktion gegen den Naturalismus, weil alle seine Werke unser Kraftgefühl herabsetzten. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er auch manchmal die Demütigung sucht und sein Haupt mit Asche bestreut. Aber er wird dem Retter zujubeln, der ihm wieder Kranz und Krone aufs Haupt setzt. Lachen befreit, Lachen erlöst, Lachen macht stark. Im Lachen kann Empörung liegen und Ueberlegenheit, Triumph und Sieg. Darum ist solche Macht dem Lachenerreger in die Hand gegeben. Darum galt immer der Schalksnarr als der Weisesten und Gefährlichsten einer. Wenn man die Dinge von seinem Standpunkt betrachtet, dann verliert man den Respekt vor ihnen. Wenn man den Sprung des Narren mitmacht, springt man über die Köpfe der Menschen. Harlan spricht viel über den Narren als Hauptfigur des Lustspiels, aber er meint leider immer nur den Narren, über den man lacht, nicht den Narren, mit dem man

lacht. Und das ist doch eigentlich der richtige Lustspielheld. Der Held mit Schellenmütze und Pritsche. Die Posse, der Schwank, das niedrige Genre mag sich mit dem Narren, über den man lacht, allein begnügen. Zur Dichtung, zum Lustspiel wird das lustige Stück erst, wenn die Einfühlung des Zuschauers ihm einen erhöhten Genuß bereitet. Also wenn das Mitgehen mit dem Dichter oder mit seinen Helden unser Kraftgefühl steigert, unsere Gefühle bereichert.

Das Lustspiel braucht ebenso wie das Trauerspiel die Stimmung. Stimmung, sagt Harlan, ist ein festgehaltener Gefühlston, der in einer Mehrheit, in einer Melodie von Einzelgefühlen als eine begleitende Einheit fortklingt. Stimmung entsteht durch die Vorstellung ihrer Ursachen. Stimmung, könnte man sagen, ist ein Anschlagen von Erinnerungstönen in unserer Phantasie. Indem der Theaterdichter die Vorstellungen zu Hilfe ruft, die in unserem Bewußtsein schlummern, spinnt er das Netz der Stimmung um unsere Seele. Gewiß ist die tragische Stimmung viel leichter zu erwecken als die komische. Denn zur rechten Lustspielstimmung bedarf es eines Aufschießens heiterer Erinnerungen, über die wir leider nicht in so reichem Maße verfügen, wie über trübe Vorstellungsbilder. Kann es eine schönere Aufgabe für einen Dichter geben, als den Schatz heiterer Lebensbilder in uns zu mehren? Es ist leider eine sehr verbreitete und durchaus falsche Vorstellung der deutschen Gelehrten, daß das komische Genre tiefer stehe als das tragische. Sogar Konrad Lange sagt in seinem wundervollen Buche „Wesen der Kunst", daß „die meisten ästhetisch Gebildeten einen tieferen und echteren Genuß an der Tragödie als an der Komödie haben". Das ist wohl nur deswegen der Fall, weil wir so wenig gute Lustspiele haben und weil unsere Dichter noch zu wenig zu dem Bewußtsein durchgedrungen sind, daß das beste Mittel, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu besiegen, darin besteht, darüber zu lachen. Der Humor ist Erlöser und Befreier.

Die rechte Schule des Lustspiels wäre es also, Dichter und Publikum zur Heiterkeit zu erziehen. Lernet lachen und lehret lachen! müßte der oberste Grundsatz dieser Erziehung sein. Und dann wären wir alle erstaunt, ein wie überreicher Stoff dem deutschen Lustspieldichter zufließen würde. Er mag schauen, wohin er will, nach oben und nach unten, nach rechts und nach links — steht man erst auf dem richtigen Standpunkte, so ist des Lachens kein Ende. Das wissen wir ja längst schon — aus dem „Simplicissimus" und der „Jugend". Der Dichter aber, der die erlösende und befreiende Macht des göttlichen Gelächters von der Bühne herab lehren wird, der wird mit Jauchzen und Jubeln begrüßt werden. Das ist der Mann des Lustspiels, den die heutige deutsche Bühne braucht.

Besprechungen

Erotische Problemromane.

1.

Die Liebe im Menschen.

Wenn ein Autor durch etwa fünfzehn Romane bewiesen hat, daß er etwas für die Litteratur seines Landes bedeutet, künstlerisches Vermögen und litterarischen Ernst in hohem Maße besitzt, dann muß es ihm gestattet sein, auch einen Roman zu publizieren, der sich lediglich mit einem erotischen Problem und seiner Ausgestaltung befaßt. Als Lemonnier seinen Roman „L'homme en amour" veröffentlichte, lagen die Verhältnisse so, wie sie eben angedeutet wurden. Man schleppte den Verfasser wegen dieses Romans allerdings vor Gericht, und zwar ausgerechnet in Brügge, der dem Leben abgestorbenen, klerikalen Stadt, aber siehe da, selbst in Brügge wurde Lemonnier freigesprochen. Er war schon damals der anerkannte Führer der jungen belgischen Litteratur, und wenn man auf die über fünfzig Romanbände zurückblickt, die dieser Autor bis jetzt publizierte, muß man sich sagen, daß eine ganz erstaunliche Leistung vorliegt, in der er vor allem sein Heimatland Belgien nach allen Richtungen und Lebensäußerungen hin litterarisch verarbeitet hat, in der, je mehr dieser Bände werden, um so lauter die Stimme des tapferen Mannes wird: aus der Hyperkultur hinein in die Natur als den einzigen Gesundbrunnen. In „Adam et Ève", „Au Coeur frais de la Forêt", „C'était l'été", „Le Vent dans les Moulins", „Le Sang et les Roses" hat er für diese Ueberzeugung immer neue Weisen gefunden — er, der einst so fest zu Zola stand und namentlich in „Happe-Chair" uns einen der besten Romane dieser Richtung geschenkt hat.

„L'homme en amour" liegt jetzt unter dem nicht gerade glücklichen Titel „Die Liebe im Menschen"*) — prägnanter und zutreffender hieße es meines Erachtens: Der Mann in der Liebe — deutsch vor und giebt so willkommene Gelegenheit, ein paar Worte über der Poeten Recht an rein erotischen Problemen und ihrer Ausgestaltung zu sagen. Ich rede von Poeten, die sich auch in diesen Problemen als solche ausweisen oder ausgewiesen haben. Belletristische Schmieranten und Spekulanten in eroticis soll der Staatsanwalt beim Ohr nehmen, und das tüchtig, denn sie verderben ernsten Dichtern nur die Situation und den Geschmack des Publikums. Hierhin rechne ich z. B. fast alle masochistischen Romane letzter Zeit, die, bei dunklen Ehrenmännern verlegt, sich heute grade so widerwärtig breit machen, wie Pilze auf stinkender Erde.

Wenn Zola z. B. im „Bauch von Paris" die Markthallen mit all ihren Gerüchen en détail schildert oder in „Germinal" die Bergwerke oder in „L'Assommoir" die Schnapskneipe, so verfolgt er damit, wie jetzt allgemein bekannt und zugegeben, bestimmte künstlerische Absichten, die nach seiner Ansicht ohne solche Detaillierung nicht zu erreichen sind. Was Zola und seinen Problemen recht ist, ist, künstlerisch gesehen, „L'homme en amour" billig. Das einzige, was ich an dem Roman auszusetzen habe, ist dies, daß er für deutschen Geschmack seine moralischen Nebenabsichten zu sehr unterstreicht, was mir unkünstlerisch erscheint. Stellt sich einmal ein Poet ein rein erotisches Problem, sei es aus rein artistischen oder, wie bei Lemonnier, vor allem auch aus erziehlichen Gründen, so muß ihm gestattet sein, alles zu sagen und zu gestalten, was ihm für sein Problem dienlich er-

*) Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Paul Adler. Eingeleitet von Stefan Zweig. Leipzig-Reudnitz, Magazin-Verlag Jacques Hegner. 202 S. 5 M.

scheint. Künstlerisch gesehen bedeutet ja für ihn die detaillierte Schilderung weiblicher Körper z. B. nicht mehr und nichts anderes als wo anders die ebenso ausführliche Darstellung einer Schnapskneipe, die genaue Wiedergabe geschlechtlicher Vorgänge nicht mehr als etwa Zolas Schilderung der Prügelei in der Waschanstalt im „L'Assommoir". Form, Farbe, Haltung einer Brust hat für ihn denselben Wert wie für einen andern Farbe und Geruch eines Absinth. Daher ist die entscheidende Frage bei solchen Schilderungen nicht: darf man das? sondern: kann er das? Und die zweite und letzte Frage: steht das in einer organischen, d. i. künstlerischen Beziehung zum Ganzen des Werks? Bei Lemonnier lautet die Antwort auf beide Fragen: Ja. Damit hat er für uns das Recht zu solchen Schilderungen. Basta. Und was Lemonnier recht ist, ist unter den gleichen Voraussetzungen jedem erwiesenen Poeten billig. Man sieht, ich setze dem Poeten keine Schranken und ziehe aus meiner Ansicht alle Konsequenzen.

Etwas anders ist nun freilich die Lage einer Uebersetzung gegenüber, und um eine solche handelt es sich hier. Germanen und Romanen — ich rede nur von dem Typischen beider — empfinden gerade in sexualibus verschieden. Der Germane nimmt die Erotik viel schwerblütiger und gründlicher. Der Romane verspeist ein hübsches Frauenzimmer wie einen guten Apfel. Der Germane engagiert im gleichen Fall nicht nur seine Körperlichkeit, sondern auch seine Seele. Kommt er nicht zum erwünschten Ziel, schreibt der Romane ein chanson oder einen butterweichen, sentimentalen Roman. Der Germane giebt sich weltschmerzlich, bitter oder cynisch. Hat der Romane Unannehmlichkeiten bei seiner Liebe, so wird ihm das Weib im Handumdrehen zur Teufelin. Der Deutsche sieht, seit er dem Mittelalter entwachsen und so der romanischen Einflußsphäre ferner, auch noch in einem wirklichen Satansweib eine Göttin. Ihm fehlt schon der Abstammung nach die spielerische Freude an weiblicher Schönheit, die den romanischen Schriftsteller so leicht in ein künstlerisches, den nicht schreibenden Romanen in ein Gourmandverhältnis zu ihr bringt, und beides ist nie verderblich. So kann denn der Romane nur eins schlecht vertragen: wenn ihm das Weib und die Erotik unschön gemacht wird. Aus einem solchen Gefühl entsprang in Frankreich die Opposition gegen Zolas Art der Erotik. Sie wird dem Romanen nicht gefährlich, weil sie so „häßlich" ist. Der Germane findet auch in ihr noch Seele und Schönheit.

Wenn nun ein Mann wie Lemonnier, in dem die romanische Art überwiegt, in einem Roman fast nur ein erotisches Problem und in ausgesprochen romanischer Weise traktiert, so habe ich meine Bedenken gegen die Verdeutschung eines solchen Buches. Es ist ja wohl auch kein Unglück, wenn solche Werke den französisch lesenden Deutschen vorbehalten bleiben. Ihnen vermittelt die Kenntnis der Sprache auch etwas von Art und Geist des Franzosen. Deutsch nimmt sich so ein Buch denn doch ganz anders aus als französisch. Ob es also wirklich litterarisches Interesse für Lemonnier war, was diese Uebersetzung veranlaßte? Hm. Man hatte die Auswahl unter fünfzig Büchern desselben Autors, in denen außerdem die Erotik fast immer auch ihre Rolle spielt. Warum gerade das erotischste unter allen übersetzen, das nicht einmal litterarisch sein bestes ist? Warum z. B. nicht zunächst und zuerst einen Roman aus der Gruppe, die so besonders eindringlich Hingabe an die Natur predigt? Oder, da es gerade da im Deutschen mangelt, weshalb nicht einige seiner reizenden Kindergeschichten? Man wird stutzig. Liest man aber erst die Uebersetzung, muß man sagen, mit Litteratur hat die überhaupt nichts zu thun, denn sie ist ungewöhnlich miserabel. Um nicht zu weitläufig zu werden, nur ein paar Proben, und zwar nur aus den ersten zwanzig Seiten, also dem ersten Zehntel des Buches. Die folgenden Zehntel sind genau so übel. Auch gebe ich aus dem ersten Zehntel nur ein paar Proben, die mit Leichtigkeit noch um ein Dutzend vermehrt werden könnten. „Zuweilen setzte sich Ellen mit ihr in den Kopf, mich im Hause zu suchen." — „An jenem Tage weinte ich von mir selbst noch unverstandene Thränen wie über eine mitleidlose Verletzung unserer gewaltsam von einander gerissenen Nervenfäden." — „Von den Sinneswerkzeugen des Lebens sprach man nur in Verschweigungen." — „In meinem Grunde errötete ich gläubig . . ." — „Es bildeten sich Kränzchen unter den Knaben, und ich selbst befand mich in einem derselben mit eingeschlossen." — „Diese hier (Elise) vernahm einfältig die Stimme der Natur; der große Strom, ihr mächtiger sinnlicher Erguß, schäumte durch ihre Zähne." In diesem Deutsch, das teils von Gallicismen wimmelt, teils in hellen Blödsinn ausartet, geht es durch das ganze Buch. Leider kann ich im Augenblick zum Vergleich nicht das französische Original heranziehen, aber mir will zuweilen scheinen, als habe es Dr. Adler mit seiner Kenntnis des Französischen nicht weit über das Wissen eines mittelmäßigen Sekundaners gebracht, jedenfalls ist die Verdeutschung scheußlich. Stefan Zweig aber sagt in seinem Vorwort, verläßliche und künstlerische Hände hätten sie übernommen. Richtig daran ist jedenfalls, daß sie nur mit der Hand, unter Ausschluß aller höheren Hilfsmittel und so eilig wie möglich gemacht wurde. Stefan Zweig hat von der ganzen Uebersetzung offenbar so gut wie nichts gelesen. So leichtfertig verfährt man mit dem Buch eines litterarisch bedeutsamen Menschen! Jacques Hegner aber giebt Papier und Namen dazu und verleibt das Ganze seiner Sammlung ein, die den stolzen Titel „Kulturhistorische Liebhaberbibliothek" führt. Da glaube noch einer an ernste litterarische Absichten der Beteiligten. Kulturhistorisch interessant ist nur, daß offenbar keiner der Macher bei dieser Sudelei fürchtete, es könnte der „verläßlichen" Uebersetzerhand von allen Seiten tüchtig auf die Finger geklopft werden.

Sieht man sich dann diese kulturhistorische Bibliothek ein wenig näher an, weiß man freilich bald ziemlich genau, was die Uhr geschlagen hat. Da finden wir wieder einmal Crébillons „Sopha". Als wenn es nicht mehr als genug Uebersetzungen dieses Opus gäbe! Natürlich muß auch Diderot mit seiner „Religieuse" herhalten. Für Kulturhistoriker dieses Schlages hat Diderot offenbar überhaupt nichts von Belang geschrieben außer dieser Erzählung. Kulturhistorisch interessant sind hiernach überhaupt nur Erotika. Eine nette Bibliothek! Und jedenfalls erfüllt sie eine ganz neue und echte Kulturmission mit der Neuherausgabe von „Sopha", der „Religieuse" und einer solchen Lemonnierübersetzung! Dabei verlangt dieser Verlag für die zweihundert Seiten Lemonnier 5 Mark!! Doch das hat vielleicht nicht nur Erwerbsgründe. Es wird ja Brauch, die Preise für solche Ware hoch zu setzen. Es ist so leicht, dann vor Gericht zu erklären, man spekuliere nicht auf Massenabsatz, schrecke die Unmündigen ab und rechne nur auf ein gewähltes Publikum. Die Gerichte nehmen das ernst, statt zu lachen. Als ob die Preise hier eine entscheidende Rolle spielten!

Hätten wir vernünftigere Verhältnisse in Deutschland, so wäre es nicht möglich, mit derlei Absatz zu finden, und Uebersetzungen wie diese verschwänden, kaum daß sie geboren wären, samt solchen kulturhistorischen Bibliotheken. So aber mag niemand die Hand rühren, weil die Gefahr groß ist, daß täppische Finger dann nicht nur solche Eintagsfliegen, sondern auch gute Uebersetzungen und wertvolle Litteratur totschlagen. Die Staatsanwälte aber kennen sich, wie es scheint, schon garnicht mehr aus und drehen sich selbst, statt solcher Litteratur, aus den Gesetzesparagraphen einen Strick. Kürzlich las ich das Urteil eines deutschen Gerichts in Sachen eines üblen französischen Romans, der deutlich nur auf erotische Gemüter spekuliert, aber so klug ist, seine Absicht immer wieder moralisch zu verbrämen, sodaß das Gericht sich nicht an ihn wagte. Der Roman hat auch eine entsprechende Titelzeichnung, von der es im Urteil heißt: „Das Bild ist schlüpfrig, pikant, nicht

aber geeignet, das Schamgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen.“ Ja, wenn Schlüpfrigkeit das nicht thut, was sonst? Etwa die Venus von Milo oder Böcklins Meerweiber? In einen solchen Wirrwarr sind wir geraten. Das hat mit ihrer Thorheit die lex Heinze und der Ultramontanismus auf dem Gewissen. Diesem Geist führt keiner gerne Wasser auf seine Mühle. Die Verleger von Schmutzlitteratur aber haben den Profit davon und lachen sich ins Fäustchen. Sonst hat niemand Nutzen, die Litteratur am wenigsten.

München. *Kurt Aram.*

II.

Mutter und Sohn.

„Diese Geschichte paßt in die Winterdämmerung, wenn die Glut im Herd sachte niederbrennt. Da sitzen wir vor dem Feuer und träumen, wie unser eigenes Leben niederbrennt gleich jenem. Da geschieht es auch, daß wir Nordländer mit unserem schweren Sinn und hitzigen Blut schaudernd die Spukgestalten des Lebens an unserem inneren Auge vorüberziehen lassen. — Was groß erscheint, ist vielleicht nicht immer groß. Was schön erscheint, ist vielleicht nicht schön. Wie oft haben wir das gehört! Aber ist es nicht ebenso wahr, daß, was klein erscheint, nicht immer so gering ist? Was abschreckend scheint, faßt oft das menschlich Große in sich. Was zuerst uns Furcht einflößt, lockt uns am Ende. All dies wird uns klar, wenn das Feuer flammt und wir in die Glut blicken und den Maßstab vergessen, der der des grauen Alltags ist.“

Diese Worte stehen vor dem Buch des schwedischen Dichter Geijerstam, das den Titel führt: „Nils Tufvesson und seine Mutter. Ein Bauernroman.“*) Mehr ein Flackern von plötzlich aufhuschenden und im schattenhaften Dunkel ebenso plötzlich wieder versinkenden Lichtern, als ein ruhiges, uns selbst und den Umkreis erhellendes Feuer, ist diese Einleitung doch von lockender und das Gemüt umfangender Gewalt. Sie ist wie das Ausstreuen von geheimnisvollem Pulver auf glühende Kohlen, wie eine gemurmelte Beschwörungsformel, worauf die Glut aufflackert und seltsame Gebilde nie gesehener Art unserem Auge sich zeigen.

Doch wie auf die kräftigsten Beschwörungsformeln nur allzu oft ein kindischer Zauber erfolgt, wie alle Buntheit und Pracht so mancher Schaubude auf den, dem großen Publikum sichtbaren Vorraum verschwendet ist, während im Innern kahle Wände den enttäuschten Zuschauer erwarten, so ist auch dieses Buches stärkstes und bestes Kapitel die schöne Einleitung. Es ist, als wenn der Verfasser, nachdem er diese Zeilen geschrieben, keine Kraft mehr übrig behalten hätte für seine Geschichte selbst, oder — da die Einleitung wohl später geschrieben ist — als habe er allen Duft und Zauber, der dem Buch entsteigen sollte, in diese wenigen Worte zusammengepreßt und sei nun erst, in dem Augenblick, wo er die Geschichte beendet, in der Stimmung gewesen, die nötig war, um sie zu beginnen.

Von dem blutschänderischen Verhältnis zwischen Mutter und Sohn handelt das Buch, und es erzählt, wie die Mutter den Sohn, den sie sich seelisch noch mehr zu eigen gemacht hat als physisch, zwingt, sich ein Weib zu nehmen, das er nie besitzen darf, und wie sie ihn schließlich dahin bringt, dieses Weib, das ihr unbequem wird, zu ermorden.

Ein etwas seltsames Sujet. Doch scheint mir darin der geringste Grund zum Vorwurf zu liegen. Denn auch von einem horrenden Geschehnis aus lassen sich Brücken zum Allgemeingültigen schlagen, zu den von uns allen geteilten Empfindungen. Und schließlich hängt alles von der Stärke der Hallucination ab. Wenn nur der Dichter Kraft hat, zwingt er auch uns gesittete moderne Menschen ins blutschänderische Brautbett und läßt uns die Axt schwingen gegen eine wehrlose Frau. Nur eins ist freilich nötig: die Seltsamkeiten, mit denen er uns das Hirn verwirren will, muß er selbst erlebt haben. Die Stimmung, die er in uns auslöst, gleicht dem angenehmen Wohlgeruch, der eine elegante Frau umströmt, doch in ihm selbst muß die Stimmung konzentriert gewesen sein wie das Parfüm in der Flasche. Dichten heißt, in den Menschen wie **über** den Menschen stehen. Und in diesem Falle hätte es geheißen, den unbezwinglichen Durst nach der Blutschande gekostet und im heißen Bad der Mordlust sich gewälzt zu haben. Später freilich hätte der Dichter, zu sich selbst zurückfindend, aus dem Wesen, das ihn besessen, sein Geschöpf machen müssen, das er überschaute, wertete und richtete.

Aber Geijerstam und Blutschande! Geijerstam und Morden! Ich glaube, all seine Freunde würden ihm das beste Leumundszeugnis ausstellen und beschwören, daß sie ihn niemals — auch in Gedanken nicht — solcher Dinge für fähig hielten. Doch wie steht er eigentlich zu den Menschen dieses Buches? In dem Vorwort, denn der Roman hat nicht bloß eine Einleitung, sondern auch noch ein Vorwort, erzählt er uns, daß es ihn früh aus dem litterarischen Treiben der Großstadt in die Einsamkeit zu den Bauern getrieben habe. Er wollte ganz mit ihnen leben und eine Zeitlang wenigstens in ihnen aufgehen. Nicht ohne Humor schildert er nun, wie schwer ihm dies anfangs geworden sei, wie fremd und stumm Menschen und Land ihm gewesen seien. Und wie sein ganzer Aufenthalt dort beinahe an der Kleinigkeit gescheitert sei, daß er das Essen der Bauern nicht vertragen konnte. „Ich werde jenes Mittagessen nie vergessen. Es bestand aus saurer Milch mit gesalzenem Fleisch und Kartoffeln. Saure Milch gehört zu meinen Leibgerichten. Und Kartoffeln sind ja immer Kartoffeln. Aber das Salzfleisch! Woher es eigentlich kam und woraus es bestand, kann ich unmöglich sagen. Aber ich vermochte es nicht herunterzuschlingen. Ich versuchte es gewissenhaft und kaute aus Leibeskräften. In meiner Verzweiflung holte ich meine Kognakflasche hervor und verschlang einige Bissen, wie man Medizin nimmt. Aber es wollte nicht gehen.“

An diese Stelle mußte ich immer denken, während die gestaltenlosen Schatten der Menschen in fernen Nebelschleiern vor meinen Augen aufhuschten und zerrannen, ohne einen klaren Eindruck zu hinterlassen. An diese Stelle mußte ich denken bei den Worten, womit am Schluß des Buches die blutschänderische Mutter charakterisiert wird: „Sie stand da als ein Rätsel, und das Rätsel wurde nicht gelöst dadurch, daß man ihr das Leben nahm.“ Aber auch dadurch wurde es nicht gelöst, daß der Dichter sie zur Heldin eines Romans machte, daß er ihr ein Leben gab, das nur das eines blutlosen Schattens ist. Nicht anders steht es mit dem Sohn, der in seiner Passivität einfach unbegreiflich und höchstens als Cretin erklärlich ist. Aber als Cretin wiederum hat er nichts menschlich Interessantes. Ueber all den Menschen dieses Buches liegt eine ganz seltsame Gebundenheit. Sie kommen zusammen, möchten sich aussprechen, haben einander auch wichtige Dinge mitzuteilen, aber das Wort findet nicht den Weg über ihre Zunge, und resultatlos gehen sie wieder auseinander. Dagegen ließe sich nun nichts einwenden, denn diese Gebundenheit ist vielleicht das Merkmal ihrer Rasse. Schlimm ist nur, daß der Dichter ebenso sehr daran leidet wie sie. So schildert er den Besuch der Mutter bei einer Wahrsagerin. Nicht zu wenig Worte werden auf das Drum und Dran verschwendet. Als dann aber endlich die beiden Weiber allein sind und man hofft, daß in dieser Unterredung sich wirklich einmal das rätselhafte Innere der Frau enthüllen wird, da fertigt er uns mit den Worten ab: „Was die beiden darauf sprachen, konnte kein Mensch vernehmen, selbst wenn er in der Kammer versteckt wäre.“ Ja, du lieber Himmel, ich bin so naiv, zu glauben, das größte Vergnügen, was uns ein Dichter bieten könne, sei gerade, daß wir durch ihn vernehmen, was sonst kein

*) Uebers. v. Gertrud Ingeborg Klett. Berlin, S. Fischer. 381 S. M. 3,50.

Mensch vernimmt, daß er den Schleier von den Dingen löst und verborgene Tiefen aufdeckt.

Das ganze Buch wäre unerträglich zu lesen, wenn nicht eine Gestalt uns mit allem versöhnte: die kleine Elin, des Schultheißen Ola Persson Tochter. Auch sie ist kein wirklicher Mensch, kein Bauernmädchen, das den Stall reinigt und die Kühe melkt. Ein zartes Gebilde aus Sonnenschein und Spinnwebfäden und süßestem Blütenduft ist sie, ein Strahlenbündel lieblichster, unschuldigster Empfindungen. Die ganze kindhaft reine und keusche Kunst Geijerstams offenbart sich in dieser rührenden Gestalt, die, ob sie nun wirklich oder unwirklich ist, mit ihren leis schwebenden Sohlen und dem Lufthauch ihrer Klage tiefere Erinnerungsspuren hinterläßt als manches robust hingestellte Wesen aus den Niederungen alltäglichen Lebens.

Uebrigens will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß am Schluß der Roman einen merkwürdigen Aufschwung nimmt. Ganz plötzlich bekommt in den letzten Kapiteln die Erzählung Fülle, Anschaulichkeit und Blut. Ich möchte daher glauben, der Roman sei einem wirklichen Vorfall nachgebildet, vielleicht einem Prozeß, der da oben einmal gespielt hat. Es ist dem Dichter nicht gelungen, das eigentliche Geschehnis, um das es sich handelt, so in sich lebendig zu machen, daß wir es als ein Stück Wirklichkeit empfinden. Später, als ihm für die Verhandlung des Prozesses gegen Mutter und Sohn das Material aus den Akten reichlicher zufloß, hatte er eine leichtere Aufgabe. Für diese Ansicht scheint mir zu sprechen, daß gerade am Schluß Dinge vorkommen, die der kaum erfindet, der anfangs seinen Menschen so hülf- und ratlos gegenübersteht.

Gross-Lichterfelde. *Wilhelm Hegeler.*

III.

Die Jagd nach Liebe.

Der neue Roman von Heinrich Mann*) spielt in München. Die Reihe der münchener Romane ist um ihren merkwürdigsten reicher geworden. Einige wollen ihn ausschließlich als Schlüsselroman ausgelegt wissen und suchen in den Personen eifrig nach den lebenden Modellen. Sie werden sich immer wieder enttäuscht sehen. Hat man einmal einen flüchtigen Zug erhascht, der auf diesen oder jenen zu passen scheint, so entgleitet einem schon im nächsten Augenblick das Bild aufs neue, um hier oder dort plötzlich wieder aufzutauchen oder auch spurlos verloren zu gehen. Man fühlt den Untergrund einer trivialen Wirklichkeit, der man auf der Straße oder im Café begegnet, aber man sieht ihn glücklicherweise nicht. Man spürt den mächtigen, leidenschaftlichen Anstoß, der von dem realen münchener Leben auf den mitleidenden und beobachtenden Dichter ausging. Allein dessen dichterische Kraft und eigentümliche romantisch-bizarre Lebensanschauung verwandelte alles, was ihm die Wirklichkeit an lustigen oder traurigen Banalitäten an die Hand gab, durch phantastische Verschmelzungen von Personen und Zügen und die nur ihm eigene Verzerrung im psychologischen Sehen zu seinem persönlichsten Gut. Leicht möchte das Wort Verzerrung falsch gedeutet werden. Aber wir haben schlechterdings keinen Ausdruck für diese Weise des Menschenerkennens und -gestaltens. Mann schafft lauter Gegenstücke zu dem, was wir unter dem Begriffe der Karikatur verstehen können. Die Psychologie des Karikaturisten, der die Modelle des Lebens nach der komischen Seite hin bis zur Primitivität verzerrt, dürfte den diametralen Gegensatz zu derjenigen Manns darstellen. Dieser Dichter nimmt die Menschenseele gewissermaßen als Stoff, dessen thatsächliche Aeußerungsformen ihm gleichgültig sind. Würde das Leben uns nicht durch tausend Beziehungen binden und durch Druck und Zwang in immerwährende Kompromisse mit uns selbst und der Welt hineintreiben, dann würden wir uns vielleicht so gebärden, wie die Menschen des Autors. Aber weil er all' diese Beziehungen und Notwendigkeiten als bewußter Romantiker und Stilist außer acht läßt, weil er jeden seiner Menschen zuerst aus seinen natürlichen Zusammenhängen herauslöst, ihn untersucht und bloßlegt und dann erst wieder ins Leben hineingestaltet, entwickelt sich vor unseren Augen ein Treiben von seltsamer Ungeheuerlichkeit, von oft erschreckender Bizarrerie, die mit verwirrenden Farben und durcheinanderbrausenden Tönen ebenso oft großartig als abstoßend zu wirken vermag. Alles, was in diesem Roman geschieht, besitzt eine merkwürdige Schnelligkeit. Die neuen Thatsachen, die in dem Leben, darin wir zu stehen gewohnt sind, allmählich und schwerfällig entstehen, deren Existenz wir uns erst mühsam erkämpfen oder erschleichen müssen, wachsen hier jäh wie die Pilze aus dem Boden und erschrecken uns durch die wahnsinnige Plötzlichkeit, mit der sie kommen und vergehen. Alle Menschen dieses Romans gehen nicht, sie rasen ihrem Ziele entgegen, nicht auf Umwegen, wie die Menschen des Lebens, sondern geradeaus und fliegend wie ein Schuß. Eine unnatürliche, geisterhafte Leichtigkeit beschwingt sie, denn man hört sie nicht keuchen und spürt niemals, daß sie müde werden.

Diese psychologischen Mittel mögen wohl die adäquatesten sein, um dem leitenden Thema des Romans gerecht zu werden. Er schildert eine Fülle von Menschen, die allesamt dem gleichen Phantom nachjagen: der Liebe, jeder, wie er sie versteht oder entsprechend seiner sexuellen Veranlagung verstanden wissen will, jeder mit den Mitteln, die ihm am wünschenswertesten erscheinen. Die niedrige Brunst, die sich entweder schon durch ihr bloßes Erscheinen den Genuß ertrotzt oder aber des Schleichwegs über das Materielle bedarf, um sich durchzusetzen; die gebrochenen geschlechtlichen Instinkte, die sich durch Gewaltthaten an dem Leben rächen, das sie um die Gunst eines reinen Liebesglückes betrog, oder sich mit dem Mäntelchen der Aesthetik schamhaft bedecken; die blühende, keusche Glut einer Erotik, die ohne mystische Begründungen die Schicksalszusammengehörigkeit zweier Menschen durch jene schöne und grausame Geschichte erweist, in deren Mittelpunkt wie in dem des ganzen Romans Claude steht, der Mensch mit der ganzen Seele und der halben Kraft, mit der ungebrochenen Lebensgier und der gebrochenen Fähigkeit, das Leben zu ertragen; kurz, alle Möglichkeiten des Sexuellen und Erotischen werden vor uns aufgerollt, alle Probleme der Liebe aufgezeigt oder doch skizzenhaft angedeutet, freilich ohne je eine psychologische oder ethische Lösung zu finden. Darin liegt wohl der Hauptmangel des Romans. Eine Ueberfülle von Thatsächlichem bringt einen Reichtum angeschlagener Probleme an den Tag, die ihrer Lösung harren. Aber nur das Thatsächliche wird zu Ende geführt, ohne durch die Idee geläutert und von ihr durchleuchtet zu sein. Man vermißt gerade diesem Gegenstande gegenüber das Ethos, das die Erscheinungen beherrscht. Wäre es vorhanden, so hätte es wohl auch nach außen hin dem Roman ein konziseres Gefüge gegeben, hätte ihn zum epischen Gedicht gestaltet, das wie eine tausendfältige Strahlung aus einem ideellen Mittelpunkte heraus erscheint, während wir jetzt nur ein Konglomerat oft prachtvoller Szenen vor uns haben. Auch Manns Stil ist nicht eigentlich episch. Jedenfalls ist er kein Prosastil im gewöhnlichen Sinne. Dies soll kein Tadel sein, sondern nur zur Charakteristik dienen. Mann wird durch das Wort erschüttert. Die Worte sind ihm nicht ausschließlich Mittel zu einem außer ihnen liegenden Zweck, sondern dichterisches Erlebnis voll eigener Tiefe und Leuchtkraft. Und da in dem Dichter eine fiebernde Gier lebendig ist, alles Gegenständliche bis zur Hefe auszutrinken, so wählt er immer das stärkste Wort, das den Gegenstand auf seiner höchsten Höhe, in seiner intensivsten Lebensglut bezeichnet, und verfällt auf diese Weise zuweilen in einen Manierismus des Extremen,

*) „Die Jagd nach Liebe". Roman von Heinrich Mann. München 1903, Albert Langen. 601 S. M. 5,—.

der mit formaler Manier nichts zu thun hat, sondern einzig und allein aus dem überhitzten Wunsch, das eine schlagend zeichnende Wort zu finden, hervorgeht. Allein in den meisten Fällen führt dieses fieberhafte Suchen nach dem absoluten Ausdruck zu einer Wärme und Großartigkeit der Sprache, die berauscht und entzündet, wie überhaupt der ganze Roman sich liest, als hätte ein trunkener Hellseher die Reinheit und Verkommenheit eines Geschlechts in wirren, aber prachtvollen Visionen gesehen.

München. *Leo Greiner.*

IV.

Die Eigenen.

Ich mache keinen Anspruch auf Künstlerschaft. Dichter und Schriftsteller werden es mir hoffentlich in Anbetracht der guten Sache verzeihen, daß ich trotzdem einen Roman schreibe. Diese Form paßt mir jedoch am besten, und ich glaube, daß auch dem Leser die Sache dadurch angenehmer und leichter verständlich gemacht wurde, als es in einer rein theoretischen Abhandlung möglich gewesen wäre," so heißt es im Vorwort des „Tendenz-Romans für freie Geister ‚Die Eigenen'" von Emil F. Ruedebusch*). Daß ein echtes Kunstwerk tendenziös sein könne, werden heute nur noch wenige leugnen; daß aber ein Tendenzwerk sich bedingungslos aller Künstlerschaft begiebt, ohne die Kunstform zu verschmähen, wird hoffentlich niemandem einleuchten. — Doch hören wir den jugendlichen Verfasser weiter. Er hat schon zweimal den Versuch gemacht, „seine Ideen der Welt mitzuteilen". Seine „Freien Menschen in Liebe und Ehe" sind (1895) gänzlich mißverstanden worden. Sein Old and New Ideal hatte „die sexuellen Verhältnisse etwas deutlicher geschildert, als es in diesem freien Lande gestattet ist". So setzt er denn ein drittes Mal den Hebel an, um seine Leser „eines Besseren zu belehren", was ihm bisher „nicht sonderlich gelungen" ist. „In diesem Buche begnüge ich mich nun mit einer Kritik des Neuen und lasse die Philister ganz ungeschoren."

Dieses „Neue" ist die freie Liebe; das Alte ist die Ehe. Nach gut hegelscher Methode wird daraus eine Synthese konstruiert, die der „Eigenheit". Die Eigenen sind brave Männer mit „lieben, kleinen Freundinnen". Sie trinken sehr viel Wein, rauchen sehr gute Zigarren, tanzen und küssen gerne. Sie lieben die Abwechslung und hassen die Eifersucht. Sie sind reich, arbeiten wenig und thun sehr modern. Sie diskutieren ohne Ende, fahren oft spazieren und telephonieren eifrig. Sie hören viel Musik, werden gerührt, eine heiße Röte überzieht ihre schönen Wangen, und — die Sache nimmt ihren üblichen Verlauf.

In dem allen steckt noch wenig Eigenes. In dem ganzen ersten, fast zweihundert Seiten langen Teil „Kämpfe und Konflikte" erleben wir nur Eifersuchtskonflikte, eheliche Untreuen, Brüche und Versöhnungen, Thränenströme, Beteuerungen und zweckloses Hin- und Herreden. Durch seine früheren bösen Erfahrungen gewarnt, hat der Verfasser diesmal versucht, so trocken als möglich zu sein. Wo er hinauswill, verrät erst der zweite Teil mit seiner stolzen „Lösung". Die Eigenen gründen einen Zukunftsstaat. Männlein und Weiblein leben dort fröhlich beisammen. Jeder folgt seinem natürlichen Bedürfnisse. Daß dieses öfter geschlechtlicher Art ist, läßt sich nun einmal nicht ändern. Die sexuelle Liebe ist zwar nicht die einzige, wie man uns entrüstet versichert, aber doch begeben sich ein Drittel der weiblichen Insassen der Kolonie nach kurzer Zeit ins Entbindungshaus, diese Zentrale der Kolonie. Das veredelte Bordell hat einen großen Zulauf, das Tram errichtet eine Haltestelle, und die Bahn verlegt ihre Geleise mit dem Stationshaus in seine Nähe. Einer nach dem andern bekehrt sich zu dem neuen System. Industrieen erblühen unter seinem Schutze, Reichtümer werden ihm vermacht, und es ist anzunehmen, daß schließlich die ganze Welt in ihm aufgeht.

Was der Verfasser gewollt hat, ist mir nicht klar geworden. Ich habe ihn einfach nicht verstanden, und darum kann ihn meine Besprechung auch nicht betrüben. Erst schien er ein Anhänger der freien Liebe, dann bekämpft er sie, ohne zu verraten, worin sich sein System von jenem unterscheidet. Unnütze und thörichte Kleinigkeiten erfahren wir, aber mit der Darstellung der Hauptfragen verschont er uns. Bellamy ist ein Nationalökonom ersten Ranges neben Ruedebusch; man sehnt sich ordentlich aus diesem Wirrwarr seiner „Torania" in den bellamyschen Zukunftsstaat und das gemütliche Haus des Dr. West. Schmerzlich sind auch die immer wieder aufgenommenen Versuche, einen Roman zu schreiben, die der Verfasser über der Diskussion des „tragischen Liebeskonflikts der Gegenwart" und über den Statuten seines „Hotels" alsbald vergißt. Was aus der Frau des Haupthelden wird, hätte man gerne erfahren, ebenso, ob alle Liebhaber der „kleinen Freundinnen" im Falle der Heirat ohne weiteres die Kinder übernehmen, von denen einige offenbar zu dem neuen Vater im physiologischen Verhältnis stehen, während für die übrigen der napoleonische Grundsatz gilt: la recherche de la paternité est interdite!

Nur eins liegt dem Verfasser offenbar sehr am Herzen: die Abschaffung der Eifersucht! Frauen wie Männer müssen sich daran gewöhnen, daß der moderne Mensch nicht exklusiv lieben kann, daß eine Frau mehrere Männer, ein Mann mehrere Frauen neben- oder nacheinander zu seinem geistigen und — leiblichen Wohlbefinden braucht. Darum keine Feindschaft nicht, und vor allem keine Eifersucht! Als ich diese einzig faßbare Tendenz des Romans endlich herausgefunden hatte, begegnete mir auf S. 331 der fürchterliche Satz, daß die Eifersucht zu „den menschlich natürlichen Gefühlen gehört, die wohl als unausrottbar zu betrachten seien".

Doch Scherz beiseite! Das Buch ist gut gemeint, aufrichtig und ehrlich geschrieben von einem Manne, der unangenehme Erfahrungen in eroticis gemacht hat und sich nun einen Ausweg konstruiert, auf dem er die Menschheit einladet, ihm zu folgen. Nur ist sein Buch litterarisch ebenso unbedeutend, wie es seiner Tendenz nach unmöglich ist. Sollten noch andere als ich dieses dritte Buch unseres Liebesphilosophen so gründlich mißverstehen, wie es mit den zwei ersten der Fall gewesen zu sein scheint, so dürfte sich der Verfasser doch fragen, ob die Schuld nicht vielleicht an ihm liege.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

*) Die Eigenen. Tendenz-Roman für freie Geister. Von Emil F. Ruedebusch. Mit Buchschmuck von Fidus. Berlin, Joh. Raede. 372 S. M. 4.— (5,—).

Goethe-Schriften.

Von **Georg Witkowski** (Leipzig).

II.

Die cottasche Jubiläumsausgabe von Goethes Werken bringt in ihrem sechsten Bande die epischen Gedichte, bearbeitet von Hermann Schreyer. Seine knappe Behandlung der „Achilleis", die Goethe in der Maske des Homeriden zeigt, hält auch die den Menschen unserer Tage fernliegenden antiken Namen, wie Gargaros, die Keren, die Uranionen, Paeon (der Leibarzt der Götter) u. s. w. keiner Erklärung für wert. Das Ansehen des lange Zeit mißachteten Gedichtes ist in sichtbarem Steigen. Seit 1901 hat Albert Fries an den verschiedensten Stellen Studien darüber veröffentlicht, Morris hat scharfsinnig die verwischten Linien der Fortsetzung ausgefüllt, und jetzt

liegt die „Achilleis“ sogar in einer Schulausgabe vor[1]), was noch vor kurzem jeder für unmöglich gehalten hätte. Wie ausgezeichnet auch der Herausgeber Gotthold Klee seine Aufgabe erfüllt hat, so läßt sich doch der Zweifel nicht unterdrücken, ob die Schulen diesen Versuch, mit deutschen Lauten griechisch zu reden, sich ohne Schaden für ein gesundes ästhetisches Empfinden aneignen können.

Man begreift es leicht, daß der für Goethe Begeisterte mit besonderer Liebe sich der Verkannten und Kleinen von den Seinen annimmt. In diesem Sinne hat Otto Pniower im achten Bande der Jubiläumsausgabe die Singspiele als bedeutsame Denkmäler der (freilich nicht „leidenschaftlichen“) Neigung Goethes zur Musik auf ein allzu hohes Postament gestellt.

Dagegen würdigt Albert Köster mit ruhigem, sicherem Urteil „Iphigenie“, „Tasso“ und die „Natürliche Tochter“, die er im zwölften Bande herausgegeben hat. Das Uebermaß des Schmerzlichen im „Tasso“ soll, nach Köster, dadurch vermehrt worden sein, daß der rückkehrende Antonio-Goethe sogar in Schiller einen jungen Tasso gewahren mußte. Diese Parallele ist neu, aber nicht gut, und sie würde mich bei manchen anderen weit weniger überraschen als bei diesem Herausgeber, der sich sonst von solchen Blendern der Kombination nicht verführen läßt.

Den ersten Teil des „Faust“ bietet als der Berufenste Erich Schmidt im dreizehnten Bande dar. Hier war durch den engen Raum, der zur Verfügung stand, für den Bearbeiter die Möglichkeit, auch nur äußerlich Erschöpfendes zu bieten, ausgeschlossen, und es gehörte die höchste Kunst des Komprimierens dazu, in dieser Armut den Leser eine solche Fülle von Belehrung entdecken zu lassen, die überall das Gefühl höchster Zuverlässigkeit erweckt. Nur bei der Behauptung, daß dem Dichter schon in Frankfurt ein zweiter Teil vorschwebte, und daß die höllische Exekution Fausts niemals die Absicht Goethes gewesen sei, stockt er zweifelnd, und er zermartert sein Gehirn vergebens, was mit den „ganz unweiblichen“ Ansätzen der lessingschen Faustdichtung gemeint sein könnte.

Außer dem allgemein bekannten Wortlaut des ersten Teils giebt Erich Schmidt in diesem Bande auch den „Urfaust“; der folgende soll die wichtigsten Skizzen und Bruchstücke kleineren Umfanges bringen. Unmöglich ist es, von dem Reichtum eine Vorstellung zu geben, der auf den achtzig Seiten Anmerkungen zusammengehäuft ist. Ausblicke in alle Weiten der Weltlitteratur behalten doch immer den unmittelbaren Zweck der Sacherklärung fest im Auge, und der Gefahr, unterzulegen statt auszulegen, entging noch kein Faustkommentar so sicher wie dieser. Man weiß ja, welche Fallen hier Schritt für Schritt drohen, und es bedarf nirgends so sehr wie beim Durchwandern dieser Wunderwelt des ruhigen Urteils, der Einsicht in die Bedingungen dichterischen Schaffens und der Erkenntnis von Goethes Eigenart.

Zunächst ist es nötig, sich mit diesen Mitteln eine Vorstellung von dem äußeren Gange der Handlung zu verschaffen und ihn fest im Sinne zu behalten, ehe eine tiefere Erkenntnis gewonnen werden kann. Ein nützliches Hülfsmittel zu diesem nächsten Zwecke liefert ein Vortrag Otto Harnacks[2]), dessen knappe Form sicher das Wesentliche heraushebt. Bedenken erregt darin die Verknüpfung des Anfangs mit dem Schlusse, indem Faust sich durch die Hinwendung zur Magie seiner Manneswürde entäußern und sie erst unmittelbar vor seinem Tode wiedergewinnen soll, ferner die Auffassung des Sehnens nach Helena als einer Ablenkung von dem geraden Wege zu künstlichem, nicht in menschlicher Arbeit erstrebtem Suchen eines Ideals. Harnack hätte jetzt auch nicht mehr die falsche Auffassung der Worte: „Genießen macht gemein!“ festhalten sollen, und die Behauptung, der Faust sei eine Lebensgeschichte in Dialogen, nicht ein eigentliches Drama, kann leicht irre führen. —

Unter allen deutschen Faustschriften steht seit langer Zeit das Werk von Kuno Fischer mit Recht in höchstem Ansehen. Schöne Anschaulichkeit, sichere Gliederung des Stoffes und die vollste Beherrschung der Gedankenprobleme zeichnen es aus, mag auch die Vollständigkeit in den historischen Einzelheiten und die allzu starre Richtung auf von vornherein feststehende Ziele noch einzelne Wünsche unerfüllt lassen.

Bis jetzt besaßen wir von diesem Kommentar nur einen Torso von zwei Bänden: Die Faustsage und ihre Vorläufer, die Entstehungsgeschichte und die Erklärung der drei ersten Szenen, am Schluß das Gespräch mit Wagner im Studierzimmer. Nunmehr schickt sich der greise Verfasser an, den Kreis zu runden, und liefert zunächst in einem dritten Bande[3]) dasjenige, was zu einem vollständigen Kommentar des ersten Teils noch fehlt. Mit straffer Konsequenz wird der Gedanke durchgeführt, daß Mephistopheles in der alten Faust-Dichtung der Abgesandte des Erdgeistes, in der neuen, dem endgültigen Plane von 1797 entsprechenden, der Gegner Gottes sei. Manche Widersprüche lassen sich mit Hülfe dieses Mittels aber nur gewaltsam erklären, einige Beweise erscheinen künstlich konstruiert, um seine Zuverlässigkeit zu erhärten. So soll z. B. die Erscheinung des Erdgeistes in der neuen Dichtung auf Faust niederschmetternd wirken, weil sie ihn dort für den Selbstmord und den späteren Bund mit dem Bösen reif zu machen habe; in der alten Dichtung aber soll sich Faust nach dem Verschwinden des Geistes gehoben und beseligt fühlen, und als Beweis dafür dient das Wort bei Wagners Erscheinen: „Es wird mein schönstes Glück zu nichte!“ Wie konnte Fischer übersehen, daß die Stelle in der ursprünglichen Fassung lautet: „Nun werd' ich tiefer tief zu nichte!“ und dadurch alle Beweiskraft im Sinne Fischers verliert.

Wir stimmen ihm gern bei, wenn er gegen die allzu kleinlichen Tüfteleien Front macht, durch die eine heute bereits überwundene Phase der Faustforschung einzelne Szenen, wie den ersten Monolog, den Osterspaziergang und die Schülerszene, in Mosaikbilder aus Steinchen verschiedener Herkunft und Färbung zu zerlegen suchte. Doch zählt er mit Unrecht Minors höchst verdienstvollen Kommentar, gegen den er fortwährend polemisiert, in diese Klasse der „Worthuber“.

Hier und da berührt er sich selbst mit ihr, besonders in der Auslegung des Verses: „Das drüben kann mich wenig kümmern“. Fischer folgert daraus, daß es ein Diesseits und Jenseits im Sinne der Volksreligion für den Faust überhaupt nicht gebe, und daß somit auch die Bedingung des Mephistopheles beim Vertrage für ihn sinn- und gegenstandslos sei. Wenn dem so wäre, dann würde Faust ja für den Fall, daß Mephisto, wie er wettet, ihn zu befriedigen vermag, überhaupt keinen Gegenwert einsetzen. Ebensowenig kann es auch richtig sein, daß die Güter, die der Teufel schenken kann, in den Augen Fausts von vornherein vollkommen wertlos und nichtig erscheinen. Welchen Grund hat er dann, sich mit jenem einzulassen? Der Teufel kann ihm „Bäume, die sich täglich neu begrünen“ schaffen, d. h. eine endlose Reihe von Sinnengenüssen ohne Unterbrechung, wenn Faust eben der Mann ist, ganz in diesem endlosen Rausch aufzugehen; aber Fischer spricht von Bäumen, „die sich begrünen, um wieder zu welken“, was nicht in der Dichtung steht und gerade das Gegenteil besagen würde.

Einen ebenso schweren Stein des Anstoßes finden wir auch in Fischers sonst höchst einsichtiger, vor allem, hier gerade so schädlichen Zerfasern bewahrt ge-

[1]) Wolfgang von Goethe, Achilleis. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1903.

[2]) Otto Harnack, Der Gang der Handlung in Goethes Faust. A. Bergsträßers Hofbuchhandlung, Darmstadt. 1903.

[3]) Kuno Fischer, Goethes Faust. Dritter Band: Die Erklärung des goethischen Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen. Erster Teil. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1903.

bliebener Erläuterung der Gretchentragödie. Fischer meint, daß durch die Fürbitte der drei großen Büßerinnen vor der Mater gloriosa am Schlusse des zweiten Teils: „die sich einmal nur vergessen, die nicht wußte, daß sie fehle“, jeder fortgesetzte Liebesverkehr zwischen Faust und Gretchen ausgeschlossen und dadurch der Ermordung Valentins die Voraussetzung entzogen werde. Er wundert sich, daß andere Kommentatoren diesen Widerstreit nicht bemerkt haben, bedenkt aber nicht, daß dort oben im Lichte der himmlischen Wahrheit das Sichvergessen nicht die einzelne That, sondern nur den Irrtum des Herzens bedeuten kann, der Gretchen befing, solange Faust ihr nahe war.

Im ganzen erhalten wir von Fischers neuem Bande denselben Eindruck abgeklärter Ruhe und nachfühlenden Verstehens der Dichtung, wie von den früheren. Wir wünschen um so herzlicher, daß dieser reife Führer uns auch noch durch die Dunkelheiten des zweiten Teiles leiten möge.

Inzwischen haben wir einen in der Hauptsache zuverlässigen, alle Ergebnisse der neuen Forschung berücksichtigenden kleinen Leitfaden durch den Faust von Robert Petsch[4]) erhalten. Kurz und klar, die Schwierigkeiten nicht umgehend, aber auch nicht unnötig übertreibend, erfüllt das Buch seine Aufgabe aufs beste. Sollte ihm die verdiente zweite Auflage beschieden sein, so möge der Verfasser ein paar schiefe Wendungen ausmerzen. Daß sich der Dichter in seinem Faust „jenseits von Gut und Böse“ gestellt hätte, daß sich Götz von Berlichingen über die Masse der „Viel zu Vielen“ erhebe, heißt doch Goethe zu sehr sub specie Nietzsches betrachten, und daß Goethes Lebenskraft in Leipzigs ödem Jung-Greisentum fast versandet sei, wird Petsch wohl selbst als rhetorische Uebertreibung anerkennen. Besonders möchten wir ihm auch für später eine sorgsamere Korrektur des Druckes empfehlen, der Satz wimmelt von Fehlern und trübt so nicht unerheblich den im übrigen günstigen Eindruck der empfehlenswerten Schrift.

Tief und wahr hat Bielschowsky die Wurzel des Faustischen bei Goethe in dem lebenslangen Suchen nach Erkenntnis des Göttlichen aufgewiesen. Die Selbstzeugnisse des Dichters dafür in seinen Aeußerungen über die höchsten Fragen hat Theodor Vogel übersichtlich und unparteiisch zusammengestellt, und sie liegen nun schon in dritter, aufs neue reich vermehrter Auflage vor[5]).

In den meisten Zusammenstellungen goethischer Worte soll der Dichter und Denker als Kronzeuge für irgend welche Tendenzen politischer oder sozialer Art dienen, und wir haben es ja schon erlebt, daß Goethe auf diese Weise als alldeutscher Eideshelfer und sozialdemokratischer Genosse auftreten mußte.

Auch jetzt wieder liegt uns ein Büchlein dieser Art[6]) vor, das in der Form eines spiritistischen Interviews aus den Gesprächen mit Eckermann das aktuell erscheinende garnicht ungeschickt aneinanderreiht; und Wilhelm Bode[7]) fügt seinen früheren viel verbreiteten Goethebüchlein ein neues an, das in dem scharfäugigen, ruhig die schöne Welt betrachtenden Türmer Lynkeus den echten Goethe entdeckt zu haben glaubt und den großen freien Menschen auf die Formel des deutschen Protestantismus und des Engländerhasses einzuschwören versucht. Der Philister schafft sich einen Goethe nach seinem Bilde, einen Goethe, der sehr viel krank und kränklich war, der „sich zwölf Jahre lang mit einem ungesunden Verhältnis zu einer verheirateten Frau (Charlotte von Stein) herumtrug“, den, als Merk in den Hintergrund trat, Wieland und Herder schieben mußten, und dessen Faust am Ende seines Lebens bekennt: „Ich bin nur so durch die Welt gerannt“. Dieses „so“, das Bode aus eigener Machtvollkommenheit einschiebt, ist kostbar; es soll Goethe in Gegensatz zu dem Helden seiner größten Dichtung bringen, der durch ein falsches, unsittliches Mittel ein hohes Ziel schnell erreichen wollte, und es mit der verhängnisvollen Lehre hielt, daß der Zweck die Mittel heilige.

Der Verfasser möge nur weiter ein Goethebüchlein nach dem andern in die Welt schicken. An Beifall wird es ihm sicher nicht fehlen. Für ihn wie für die meisten Goetheleser gilt ja noch heute das Wort: „Liest doch nur jeder aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er in das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.“

Für die große Masse der Leser erweist sich keine Dichtung Goethes so schwer zugänglich, wie sein größtes Kunstwerk in Prosa, die „Wahlverwandtschaften“. Dieser Roman wird als ein gefährliches, unmoralisches Buch verschrieen, während er doch, wie Franz Muncker in seiner Einleitung zum einundzwanzigsten Bande der Jubiläumsausgabe klar beweist, in den Kreis der Schriften Goethes gehört, die Entsagung, freiwillige Unterwerfung unter das Sittengesetz predigen. Der Dichter stehe hier auf dem Gipfel erhabenster Sittlichkeit; damit sie sich in ihrer ganzen Stärke bewähre, muß ihr die Leidenschaft in ihrer vollen Naturgewalt sich entgegenstemmen, und überwunden werden. Hierin stimmen wir Muncker freudig zu, nicht so in seiner unbedingten Anerkennung der Art, wie Goethe die formale Aufgabe gelöst hat. In dieser Beziehung sind doch Mängel zu konstatieren: namentlich in dem Bleiben Ottiliens, nachdem sie das Sündhafte ihrer Leidenschaft erkannt hat, in der unmotivierten Anziehungskraft der oberflächlichen Persönlichkeit Eduards auf das tiefangelegte Mädchen, und vor allem in dem „höchlichst befremdenden, sentimentalen, effektreichen, für den Abschluß ganz überflüssigen Beiwerke“ (Bielschowsky), mit dem Ottiliens Beisetzung und das Nachfolgende ausgestattet ist.

Von den „Wahlverwandtschaften“ hat Goethe gesagt, daß darin kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Der Satz gilt mit demselben Rechte für alles echte dichterische Schaffen. Wer in das Geheimnis des Werdens der Kunstwerke eindringen will, halte sich ihn stets vor Augen. Nur so kann er an die Schwelle jenes ewigen Geheimnisses gelangen, von dem Goethe in dem Briefe an Fritz Jacobi vom 21. August 1744 spricht: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt.“

Eine Anleitung nach dieser Richtung hin wollte Goethe den Lesern geben, als er sein inneres Werden und Wachsen in „Dichtung und Wahrheit“ schilderte. Loeper und Düntzer haben sich um die Erklärung große Verdienste erworben. Aber ihre Eigenart ließ die Grundabsicht hinter der unendlichen Fülle der Einzelheiten verschwinden. Richard M. Meyer betont in der Einleitung und den Anmerkungen der Jubiläumsausgabe gerade diesen höheren Gesichtspunkt aufs kräftigste, neben dem die Erzählung des äußeren Lebenslaufes zurücktritt. Er weist so diesem in seiner Art einzigen Memoirenwerk seine Stellung in der Geschichte der Selbstbiographie an, übergeht aber mit Stillschweigen die am nächsten verwandte, von Goethe selbst übersetzte Cellinis, das Märchen eines wundersamen Künstlerlebens, das durch Farbenreichtum und Naivität des Tones sicher den Stil des deutschen Gegenstückes mitbedingt hat. Wolfgang von Oettingen, der den Cellini und den ersten Band der Schriften zur Kunst

[4]) Dr. phil. Robert Petsch, Privatdozent an der Universität Würzburg, Vorträge über Goethes „Faust“, gehalten im Ferienkurs für Lehrer 1902. Würzburg, Ballhorn & Cramer Nachf. (R. Lorentz). 1903.

[5]) Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von D. Dr. Theodor Vogel. Dritte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1903.

[6]) Oskar Steinel, Goethes Urteile über die wichtigsten Tagesfragen des zwanzigsten Jahrhunderts. In wörtlichen Auszügen aus Eckermann zusammengestellt. Erlangen 1903, Verlag von Fr. Junge.

[7]) Dr. Wilhelm Bode, Goethes bester Rat. Mit einem [erbärmlichen] Bildnis Goethes von C. Vogel. Berlin 1903, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

in derselben Ausgabe besorgt hat, läßt das Verhältnis in seinen sehr sparsamen, nichts Neues bietenden Beigaben ebenfalls unberührt. Merkwürdig ist es auch, daß wir bei Meyers stets bewährter Neigung zu weiten Ausblicken hier keinen Hinweis auf Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ finden, da doch die Absicht, das eigene Schaffen und seine Bedingungen den Zeitgenossen zu erklären, dem großen Staatsmann ebenso wie dem großen Dichter die Feder in die Hand gedrückt hat. — In der Einzelerklärung muß Meyer natürlich meistens den genannten Vorgängern folgen. Hier und da hätte er wohl noch weiter über sie hinausschreiten können, wenn er die Einzelforschung der jüngsten Zeit, z. B. die von Ruland veröffentlichten Notizen aus dem Haushaltungsbuch des Herrn Rat, stärker herangezogen hätte.

Unter den späteren autobiographischen Schriften Goethes erregt nur die „Italienische Reise“ ein ähnliches allgemeines Interesse wie „Dichtung und Wahrheit“, und auch diese nur durch den Stoff. Keine von ihnen steht künstlerisch auf der Höhe der Jugendgeschichte; am nächsten kommt ihr an Sorgfalt der Durchbildung die „Kampagne in Frankreich“. Alfred Dove hat in seiner Einleitung zu dem Bande, der sie und die „Belagerung von Mainz“ enthält, zum ersten Male den bedeutsamen Zusammenhang nachgewiesen, in dem diese Arbeit zu dem Moment ihrer Entstehung, der Zeit der karlsbader Beschlüsse von 1819, steht. Auch im übrigen hat der Historiker über die Ereignisse und Persönlichkeiten, die Goethe schildert, eine Fülle von neuem Licht ausgegossen und die Ergebnisse seines einzigen wahrhaften Vorgängers auf diesem Gebiete, des Franzosen Chuquet, weit hinter sich gelassen.

Der Leser wird sich aus dem Gesagten eine Vorstellung von dem Reichtum neuer Anregungen bilden, den die Jubiläumsausgabe in ihren bisher erschienenen Bänden bietet. Aber die Betrachtungsweise, die überall von den einzelnen Werken ausgehen muß, bleibt immer eine zerstückelte. Wollen wir den ganzen Goethe erfassen, so müssen wir uns zunächst das Bild seiner Persönlichkeit vor Augen stellen, über jene falsche „Encheiresis naturae“ hinauszugelangen suchen, die nur die Teile in der Hand behält.

Die moderne Naturwissenschaft, in erster Linie die physiologische Psychologie giebt uns dazu neue Mittel an die Hand, und mit ihrer Hilfe hat P. J. Möbius[8]) seine frühere Arbeit über das Pathologische bei Goethe erweitert, uns aus den Nachrichten über die Körperkonstitution, die Krankheits- und Erregungszustände des Dichters und vor allem aus seinen eignen Werken ein neues, selbständiges Bild seiner Natur zu entwerfen versucht. Er erkennt in Goethes Dasein eine bestimmte Periodizität, gesteigerte Zustände, die, mit dem Jahre 1767 beginnend und bis 1823 fortgehend, jedesmal nach sieben Jahren wiederkehren und zugleich Höhepunkte erotischer Erregbarkeit und dichterischer Produktivität darstellen.

Von den Familienmitgliedern, deren Lebenslauf der Verfasser in der Absicht, die innere Verwandtschaft mit Goethe nachzuweisen, mustert, interessiert ihn die Schwester Kornelia am meisten. Im allgemeinen ist das über sie Gesagte richtig; aber die Schilderung berücksichtigt doch zu wenig die heiteren Jahre, die sie neben dem Bruder, nach dessen Rückkehr aus Straßburg, verlebte. Als Kornelias Biograph möchte ich mir erlauben, gegen das Endurteil, daß sie eigentlich eine Geisteskranke war, zu protestieren, wenn ich auch nicht imstande bin, der Ansicht des Psychiaters etwas anderes als das Urteil des Laien entgegenzustellen. Warum hat Möbius sich übrigens die bezeichnende Aeußerung des Gatten: „Ihr ekelt vor meiner Liebe“ entgehen lassen? Sehr interessant ist die Zusammenstellung aller überlieferten Aeußerungen über Goethes Erscheinung im zweiten Bande, zugleich ein Beitrag zur Psychologie der Aussage, denn selbst über die augenfälligsten Merkmale, wie die Farbe der Augen und des Haares, die Vollständigkeit und Erhaltung der Zähne, sind die Angaben voll der stärksten Widersprüche. Nach dem gallschen Schema wird das Geistige in Goethes Persönlichkeit so vollständig dargestellt, daß Möbius behaupten kann, alle Charakterzüge in Goethes Wesen gemustert zu haben. Er selbst muß freilich am Schlusse dieses höchst wertvollen Aufsatzes zugeben, daß die höhere Aufgabe, die Einwirkungen der verschiedenen Triebe auseinander zu erörtern, hier ungelöst bleibt; aber in der zweiten Abteilung des Bandes giebt er unter dem Titel „Ausführungen und Belege“ einen wesentlichen Teil des Materials, das diesem Zwecke dienen kann. Wir haben da eine Selbstschilderung Goethes, die sein ganzes körperliches Dasein und das Geistige, soweit es von jenem abhängig war, erfaßt, begleitet von Erläuterungen, die für den Laien die hohe Bedeutung mancher, ihm zunächst gleichgültig erscheinenden Aussagen des Dichters erhellen.

Die neue Methode, mit deren Hilfe Möbius in das Innere Goethes einzudringen versucht, erweist sich nicht nur als ertragreich, sie beruht auch auf den Gesetzen des naturwissenschaftlichen Denkens, denen Goethe selbst gefolgt ist. Indem die Naturwissenschaft der Gegenwart sie anwendet, um zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit zu gelangen, trägt sie ihm einen Teil des schuldigen Dankes ab. Er steht in der Reihe der großen Vorläufer, die ahnend schauten, was erst die Nachgeborenen bewußt auf dem Wege systematischer Forschung als ihren Besitz ergreifen sollten.

Mit welchem Recht die Anhänger der Descendenzlehre unter Haeckels Führung Goethe neben Lamark und dem älteren Darwin als ihren geistigen Vater hinstellen, untersucht Wasielewski[9]) in einer gehaltvollen Schrift. Mit vollem Recht weist er noch für die „Metamorphose der Pflanzen“ von 1790 jede Descendenzvorstellung zurück, findet sie aber in dem Aufsatz „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“, der erst in der weimarer Ausgabe gedruckt wurde. In der Idee des Typus liegt an sich nicht die Annahme einer Descendenz; aber um 1795 setzt ihn Goethe zu ihr in Beziehung und kommt zu der Behauptung, daß der „Wirbeltiertypus „sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet“. Das ist im Grunde genommen der letzte Punkt, zu dem er in dieser Beziehung gelangt ist. Denn als er sich seit 1820 wieder, freilich immer nur nebensächlich, mit der Descendenzidee befaßte, kam er doch über den Gegensatz zwischen der Konstanz des Typus und der Umbildung der Arten nicht hinaus. Das lehrt uns die ausgezeichnet klare Arbeit. Sie tritt damit erfolgreich der Absicht entgegen, Goethe eine wissenschaftliche Ehre zu erweisen, die ihm nicht zukommt.

Wie wenig Goethes wirkliche naturwissenschaftliche Verdienste, zumal auf seinem Lieblingsgebiete, der Optik, bis jetzt gewürdigt sind, zeigt sich von neuem in der Abhandlung von Alfred Peltzer[10]) über die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Der Verfasser läßt in der Hauptsache Goethe selbst sprechen und erlangt so das Ergebnis, daß Goethes Lehre vor der Newtons den unmittelbaren Bezug auf tiefe Weltanschauung und das Befriedigende für den künstlerischen Sinn voraus hat. Die Welt offenbart sich ihm als Erscheinung von Farben im Helldunkel zwischen hellstem Licht und wesenloser Finsternis in unendlicher Mannigfaltigkeit.

So erklärt es sich auch, daß niemand so warm für diese Lehre eingetreten ist wie Schopenhauer. Wie dem rein malerischen Schauen die Welt nur Erscheinung von Farben ist, so offenbart sie sich dem rein philosophischen

[8]) P. J. Möbius, Ausgewählte Werke. Band II und III: Goethe; I. und II. Teil. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1903.

[9]) Waldemar von Wasielewski, Goethe und die Descendenzlehre. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening. 1904.

[10]) Alfred Peltzer, Die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Heidelberg 1903, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Denken als Wille und Vorstellung. Die Beziehung Goethes zu Schopenhauer hat Heinrich Döll[11]) von neuem, namentlich gegen Harpf polemisierend, dargestellt. Er leugnet die Herkunft der schopenhauerschen Grundgedanken von Goethe und erklärt die Uebereinstimmung beider in gewissen monistischen Vorstellungen und in ihrer Anschauung vom Wesen der Erkenntnis in erster Linie genetisch, ferner daraus, daß für beide die sinnliche Anschauung die Quelle der Gedanken bildet. Döll geht zu weit, wenn er, um die völlige Selbständigkeit Schopenhauers aufrecht zu erhalten, behauptet, die Uebereinstimmung einzelner seiner Sätze mit Worten Goethes beruhe nur auf einer Aneignung goethischen Sprachgebrauchs zur Einkleidung selbständiger Gedankengänge. Wie wäre es denkbar, daß der Philosoph von dem großen, ihm als Künstler so nahe verwandten Dichter, trotzdem er mit ihm persönlich verkehrte, keine weitergehende Einwirkung erfahren haben sollte?

Unterliegt doch diesem übergewaltigen Einfluß noch heute jeder, der in seine Sphäre eintritt. Von der magnetischen Kraft, die nach allen Richtungen hin von dem Namen Goethe ausstrahlt, geben gemeinsam alle die unter sich so verschiedenartigen Schriften Zeugnis, die in dieser Uebersicht an unserem Auge vorbeigezogen sind. Der neue Herbst, den das Jahr 1903 uns gebracht hat, zählt zu den guten Jahrgängen, mag auch manche taube Beere mit gekeltert worden sein. Denn er hat uns eine Anzahl edler Früchte beschert, gereift an der Sonne der Liebe zu Goethe und des Strebens, den großen Genius in seiner Tiefe zu erfassen.

Ein neuer dänischer Dichter.

Von Jacob Scherek (Breslau).

Ich weiß nicht, ob Laurids Bruun alt oder jung ist. Er klopft zum ersten Mal an die Pforte, um in den Raum derer eingelassen zu werden, die kontinentale Bedeutung erlangt haben. Das Land des Nordens ist klein, die Zahl seiner Dichter groß; selbst eigenartige Talente wachsen dort üppig. Sie sind auf die Ausfuhr angewiesen, und allmählich ist es dort Norm geworden, daß nur derjenige das Mittelmaß überragt, dessen Werke über die Grenze dringen und Beachtung finden. Daher fast eine Ueberflutung mit deutschen Uebersetzungen, darum wird unserer Aufmerksamkeit und unserem Urteil selten ein nordischer Dichter entzogen. Laurids Bruun klopft bei uns zu einer Zeit an, da wir mit skandinavischer und dänischer Nahrung beinahe übersättigt sind. Er klopft aber energisch und giebt gleich zwei Visitenkarten ab; die eine für den Hausherrn, die andere für die Hausfrau. Der „König aller Sünder“*) ist durchaus männlich und kraftvoll, der Roman „Die Krone“**) ist weich und melancholisch.

Ich ziehe den „König aller Sünder“ vor. Es ist ein düstres Epos, fast ein nationales Trauerepos, das die unglückliche Zeit Dänemarks in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schildert, in der es von der Großmachtstellung, die durch Knut den Großen und die beiden Waldemars gegründet wurde rapide heruntersank. Eine Verpfändungswirtschaft schlimmster Art war eingerissen, die Großen waren schwierig geworden, es gab Kämpfe mit Schweden, mit der Hansa, mit der Geistlichkeit, mit holsteinischen Grafen, namentlich mit Gert dem Kahlköpfigen. Unter Christoph II. war's schon schlimm genug; aber in dem Interregnum, das ihm folgte, wurde das Land vollends durch Plünderungen, durch Zucht- und Gesetzlosigkeiten, durch innere Kämpfe zerrüttet. Bis Christophs dritter Sohn, Waldemar IV. Atterdag, zur Herrschaft gelangte, unter dem es „wieder Tag“ wurde. Zwischen Christoph und Waldemar, in der königlosen, der schrecklichen Zeit, steht nun Otto, Christophs Zweitgeborener, ein guter, kranker, weicher, mystisch veranlagter Mann, der Held des Romans.

Laurids Bruun.

Der Roman greift weit aus und begleitet Otto, der wie ein Schemen schwankend und unklar vor dem schaurigen Hintergrunde von Dänemarks Unglück wandelt, von der fürchterlichen Nacht an, da seiner Mutter Schoß den Samen vom meineidigen Vater empfing, bis zum Tode. Wir sehen einen Abriß aus seiner Kindheit; wir sehen, wie er nach Paris geht, um als Zweitgeborener Priester zu werden, wie er dort nach langem Kampf der Sinnenlust unterliegt, in seelisches und körperliches Fieber gerät, und dann bei der Nachricht, daß seine Mutter gestorben und Dänemark zerrüttet wird, heimreitet, um dem Lande, so gut er's vermag, zu helfen. Wir sehen, wie der hartherzige Erik, der Erstgeborene, der seinen Beglückungsplänen im Wege ist, in einer Schlacht fällt; wie der böse Sünder Christoph unter den traurigsten Umständen stirbt und Otto, der nun König ist, gleich in die Gefangenschaft des kahlköpfigen Gert gerät. Wir sind Zeugen, wie er während seiner langjährigen Einkerkerung gänzlich der Mystik verfällt, wie er ununterbrochen versucht, durch Gebete Gert zu töten, bis dieser wirklich in einer Nacht, da Otto in religiösen Wahnsinns- und Gebetkrämpfen hin- und hergeworfen wird und zwischen Tod und Leben schwankt, ermordet und Otto selbst befreit wird. Wir sehen, wie der geschwächte und zerriebene Mann sich begnügen muß, nominell König zu sein, während Waldemar für ihn die Geschäfte besorgt. Der „kranke König“ wandelt frei herum, sein Geist schwebt anderswo. Bis er, durch die Ungerechtigkeiten und das Elend des Volkes empört, sich aufrafft, Gott aus seinem Herzen reißt, die von Haus und Hof gejagten Bauern um sich sammelt, sich mit seiner Jugendgespielin, die sich dem Kloster geweiht hat, in freier Liebe vereinigt und durch einen kühnen Handstreich mit Hilfe von Aussätzigen die Festung Kalundborg während der Weihnachtsandacht den aufsässigen Porses entreißt (eine grausige Szene). Hierher lädt er Waldemar und den Oheim Johann. Nun will er von ihnen sein Recht verlangen. Er ist aufgewacht, er ist König, wenn auch nur ein Bauernkönig. Er wird von Thing zu Thing ziehen und das ganze geknechtete Volk um sich scharen. Die beiden kommen mit einem Bischof. Der Bischof wiegelt die Bauern auf: Otto sei vom bösen Geist besessen, schon seit langer Zeit, habe mit einer dem Kloster Geweihten Unzucht in der Kirche getrieben. Otto fällt in Krämpfe, die Bauern wenden sich entsetzt von dem Besessenen ab und huldigen Waldemar. Der Kranke wird in ein Kloster gebracht, wo er ein Dämmerleben führt, halb schon im Himmel ist. Nur Eines drückt ihn: er muß seinen toten Vater von den Sünden, von der Verdammnis erlösen. Es drängt ihn deshalb nach Jerusalem. Dort hat er abermals eine Vision: er soll das Kreuz des Herrn durch die Lande tragen und König aller Sünder werden! Er erklärt sich bereit, wird ans Kreuz geschlagen, der Nagel dringt in seine Hand, er spürt einen entsetzlichen Schmerz, faßt mit der anderen hin und ergreift eine schwarze

---

[11]) Heinrich Döll, Dr. phil., Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der schopenhauerschen Philosophie. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904.

*) Der König aller Sünder. Roman von Laurids Bruun. Uebersetzt von Pauline Klaiber. Stuttgart, 1904. Axel Juncker. 339 S.

**) Die Krone. Roman von Laurids Bruun. Ebda. 212 S.

trächtige Ratte, den bösen Geist, der nun endlich aus ihm gefahren. Er verschleppt von Jerusalem den schwarzen Tod in sein Land, und nun zieht er als König der Sünder von Ort zu Ort. Alle Verbrecher, alle Ausgestoßenen, alle von der Kirche Geächteten folgen ihm, der allen verzeiht und den schwarzen Tod, der das Land entvölkert, preist, weil durch ihn die Sünden getilgt werden. Die Schar wird von einem Kloster geworben, von demselben Kloster, in dem er vorher gelebt, um die verlassenen, unbestellten Aecker zu bebauen und Kohlen zu brennen. Die Siedelung, vom Kloster durch das Moor getrennt, wird „Allsünderdorf" (Alsynderup) genannt. Das Moor wird eines Nachts angezündet, der arme Sünderkönig verbrennt mit seiner büßenden Jugendgespielin. Er wird durch einen reinen Feuertod erlöst.

Dies das Gerippe der Handlung. Welcher Art die Ausführung, die Füllung, ist schwer zu schildern. Eher kann man den Roman statt mit einem Epos mit einem Cyklus von düsteren Gemälden vergleichen. Da sind Szenen gemalt, von einer Bildkraft, daß sie sich dem Auge unvergeßlich einprägen. Die Sprache ist knapp, nur das Notwendigste wird gesagt. Und analog den verschwimmenden Gefühlen, den irrlichtelierenden Gedanken des Helden werden über die Handlung Nebel gebreitet. Man muß sich zuweilen anstrengen, um klar zu erkennen, was geschieht. Nur die schaurigen Farben des Hintergrundes sind übersatt: das blutige Kriegsrot, das pfäffische Dunkel, das Grau der irdischen Sünden, die Grellheit der Verwüstungen, der schwarze Tod. Diese Farben sind von einer Stärke, daß man die neblige Handlung vergißt und nur auf das Gemälde starrt ...

Weich und schwächlich erscheint dagegen „Die Krone", sowohl durch den Inhalt, wie auch durch die Ausführung, die zum Teil mit zwei überlangen Briefen arbeitet. Die Sprache ist hier breit, und vieles wird gesagt, das phrasenhaft erscheint. Doch auch hier ist der Grundton konsequent festgehalten: das leise Weinen einer Melancholie, eines verzweifelnden Pessimismus. Es wird gezeigt, wie ein edler König, der die Korruption seiner Minister erkennt, sich von ihnen nicht befreien kann, nur weil er zu schwach ist. Er will wenigstens seinen Enkel, der einmal die Krone tragen soll, vor einer pietistischen, die Persönlichkeit vernichtenden Erziehung bewahren, unter der sein Sohn ein jämmerlicher Lüstling und Schwächling geworden ist. Auch diesmal bleibt es beim Anlauf. Von den beiden Erziehern muß er den Pfaffen wählen; er kommt gegen den klugen Premierminister und die bigotte Königin nicht auf. Und auch sein eigener schwacher Wille wird ins Wanken gebracht, nachdem der Minister ermittelt, daß der andere Erzieher ein unehelich Geborener sei. Zu diesem anderen, einer kraftvollen Persönlichkeit, hatte er sich merkwürdig hingezogen gefühlt. Eine geheimnisvolle, unerklärliche Macht war von ihm ausgegangen, während er sein Erziehungsprogramm entwickelte. Er wolle die Individualität des Prinzen stählen für den Lebenskampf, er wolle ihn argwöhnisch machen, denn die Krone sei ein Martyrium. Ein König dürfte nur sich vertrauen, keinem anderen. Einsamkeit sei das Schicksal der Herrscher. Dieser Mann hatte den „unabweisbaren Beruf" in sich gespürt, Erzieher des Prinzen zu werden. Als er abschlägig beschieden wurde, traf's ihn wie ein Vernichtungsschlag, und als er erfuhr, daß er ein uneheliches Kind sei, brach sein Leben zusammen. Er wird lüderlich, fünf Jahre später erschießt er sein in freier Liebe gezeugtes Kind, um es diesem sinnlosen Leben nicht auszuliefern; die Schüsse gegen sich selbst gehen fehl. Er wird zum Tode verurteilt; vor dem Tode schreibt er dem Herrscher seine Lebensgeschichte. Der greise König liest sie nachts vor dem Kamin und erkennt, daß es der Sohn jener Geliebten ist, die vor fünfunddreißig Jahren entscheidend in sein Leben eingegriffen hatte. Durch diese Liebe war sein Jugendfreund zum Selbstmord getrieben worden, und jener Jugendfreund war der Vater des Erziehers. Man findet den König am Morgen tot auf dem Sessel vor dem Kamin ...

Es muß anerkannt werden, daß auch in diesem Buche die Schilderung zuweilen eigenartig ist. Auch hier wendet Bruun, wie aus der Inhaltsangabe schon ersichtlich, ein wenig Mystik an. Ein Werk großen Stils ist es nicht.

Die Uebersetzung des „König aller Sünder" von Pauline Klaiber liest sich glatt, die Uebersetzung der „Krone" ist weniger ansprechend. Vor allem stört hier die Anhäufung der gräßlichen, anscheinend nicht auszurottenden Fürwörter „derselbe", „dieselbe".

Ein moderner Chesterfield.

Von **Johannes Trojan** (Berlin).

Mit gutem Recht kann man die „Briefe eines Dollar-Königs"*) ein Gegenstück zu den berühmten Briefen des Lord Chesterfield nennen. Beide, Chesterfield und der Dollarkönig John Graham, wollen durch ihre Briefe erziehlich auf den geliebten Sprößling einwirken, mit dem Unterschied nur, daß Graham aus seinem Sohn nicht einen Staatsmann und Weltmann machen will, wie Lord Chesterfield aus dem seinen, sondern einen Geschäftsmann, wie er selbst ist. Seine Branche aber ist, wie sich schon auf der Titelseite angegeben findet, der Versand von Schweinefleisch in allen dafür in den Handel kommenden Formen. In dieses sein Geschäft soll Pierrepont hinein, es einst übernehmen, es auf der Höhe erhalten, die es unter dem Vater erreicht hat, ja, wenn möglich, es noch weiter emporbringen. Dazu muß er mit Leib und Seele dabei sein. „Du mußt," schreibt ihm einmal der Vater, „Schweinefleisch essen, daran denken, davon träumen, kurz, ganz in Schweinefleisch aufgehen, wenn Du in der Pökelbranche Erfolg haben willst." Nun hat Graham bei der Erziehung seines Sohnes mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, die nicht gering anzuschlagen ist. Er hat klein angefangen und ist erst allmählich zu Reichtum gekommen. Noch wohl erinnert er sich der Zeit, als er zwei Dollars die Woche erhielt und unter dem Ladentisch schlief. Ihn hat das Leben gelehrt, und diesen Lehrmeister kann er seinem Sohn, der als Kind reicher Eltern aufgewachsen ist, nicht geben. Aber auch dieser Sohn soll um den Wert des Geldes Bescheid wissen und mit dem Gelde richtig umgehen. Um ihm das beizubringen, dazu sind ganz besonders nachdrückliche und eindringliche Belehrungen notwendig. Es ist ja natürlich, daß Pierrepont andere Ansprüche an das Leben macht, als sein Vater als junger Mann gemacht hat, und er soll auch andere Ansprüche machen. So wird er, nachdem er die Schule absolviert hat, von seinem Vater zunächst nach Cambridge auf die Harvard-Universität geschickt. Das geschieht häufig in den Vereinigten Staaten wie in Britisch-Amerika, daß die Söhne von Geschäftsleuten oder Farmern eine Universität besuchen, um sich höhere Bildung und sogenannten Schliff anzueignen, auch um nachher sagen zu können, daß sie studiert hätten. Dabei ist es gleichgiltig, bei welcher Fakultät sie sich einschreiben lassen. So kommt auch Pierrepont nach Cambridge, und was er studiert, erfährt man nicht, nur daß er studiert. Natürlich führt er ein lustiges Leben. Sehr bald findet der Alte, daß sein Sohn zu viel Geld ausgiebt, und stellt ihn deshalb zur Rede. Auch ermahnt er ihn — diese Mahnung war vielleicht nicht so sehr nötig — sich nicht mit allem möglichen Wissen zu belasten. Verstand, Vorsicht und Ehrlichkeit müssen die Grundlagen des Charakters sein, daneben ist auch eine gute geistige Ausstattung nicht zu verachten. Medizin, Juristerei, Dichtkunst sogar, alles

*) Von George Horace Lorimer. Einzige autorisierte Uebersetzung nach dem amerikanischen Original von O. von Oppen. Berlin, Egon Fleischel & Co. 300 S. M. 3,50 (5,—).

läßt sich zum Geschäft gebrauchen. Die Hauptsache aber ist und bleibt ein anschlägiger Kopf. Man muß wissen, wie man von einem zum andern kommt. Mit einem Wurm fängt man einen Stichling, mit einem Stichling einen Barsch, mit einem Barsch einen Otter u. s. w.

Der junge Student hat seine Semester hinter sich und möchte nun gerne noch einen „Ergänzungskursus“ sowie eine Reise nach Europa unternehmen. Beides redet der Alte ihm aus und mahnt ihn wieder ernstlich, vernünftig zu sein. Er soll sich an die Wirklichkeit halten und sich nicht mit Phantastereien abgeben. Charlie, der ein Phantast war, brachte es zu nichts. Darauf begnügt Pierrepont sich damit, einige Zeit noch in Waldorf-Astoria, New York, und am See Moosgatschemawamuc in den Wäldern von Maine zuzubringen. Im fünften Brief seines Vaters wird er von diesem beordert, sich dann und dann bei Mr. Milligan auf dem Viehhof in Chicago zu melden. Damit tritt Pierrepont ins Geschäft des Vaters ein, und der Ernst des Lebens beginnt für ihn. Anfangs benimmt er sich zuweilen noch recht ungeschickt und nicht zur Zufriedenheit seines Chefs. So verwechselt er einmal bei zwei Briefen die Adressen. Infolgedessen erhält ein Geschäftshaus einen Brief mit der Anrede „Liebster Schatz!“ und einer Einladung zum Theater, dem Mädel aber wird mitgeteilt, daß dem Ersuchen, ein paar Zentner von der letzten Schinkensendung in Abzug zu bringen, nicht stattgegeben werden könne. Der Alte, der auf einer Reise nach Texas davon erfahren hat, liest ihm gehörig den Text; doch muß der junge Mann sich im ganzen wohl gut angelassen haben, denn er wird nicht lange darauf mit zwölf Dollar für die Woche zum Buchhalter befördert. Als solcher erregt er noch einmal in hohem Grade den Unwillen des alten Graham, als diesem eine Rechnung in die Hände fällt über 52 Dollar für Rosen, die Pierrepont an eine Miß Mabel Dashkam gesandt hat. Da er dies nicht nur für sinnlose Verschwendung hält, sondern auch auf den Gedanken kommt, sein Sohn könne vielleicht der Miß Dashkam einen Heiratsantrag machen wollen, hält er nicht mit der Aeußerung zurück, wenn einer bei 12 Dollar wöchentlich mit Rosen für 52 Dollar um sich werfe, so habe er ein Kindermädchen nötiger als eine Frau. Bei dieser Gelegenheit spricht er von dem Heiraten überhaupt und kommt zu dem Schluß, daß nach Geld und ohne Geld zu heiraten beides ein Verbrechen sei. Das geschieht in dem neunten Briefe, es folgen dann noch elf andere. Der äußere Anlaß zu dieser fortgesetzten Korrespondenz ist dadurch gegeben, daß der junge Graham zum Geschäftsreisenden der Firma ernannt wird und seitdem meist von Chicago fern irgendsonstwo in den Vereinigten Staaten sich aufhält. Einmal macht auch der Alte eine große Reise, deren Ziel Europa ist, und schreibt zuerst vom „Hotel Schweizerkäse in Karlsbad“ und dann von London aus, wo das Haus Graham & Co. eine Filiale hat. Nach Karlsbad ist er selbstverständlich gegangen wegen Verdauungsbeschwerden, von denen alle Dollarkönige früher oder später befallen werden, weil sie — und das ist der schwache Punkt in ihrem System — über dem Geschäft es versäumen, sich die nötige Zeit zum Essen zu gönnen. Sie würgen alles, so rasch sie können, hinunter in dem thörichten Gedanken, daß sie in jeder Minute, die sie beim Essen absparen, so und so viel Dollar verdienen können. Nachher werfen sie die Dollar dem Doktor oder, was das häufigere ist, dem Quacksalber in den Rachen.

Anfangs findet Graham sen., daß der Sohn als Geschäftsreisender der Firma zu wenig Aufträge einsendet, und äußert sich mißbilligend darüber. Dann mehren sich die Aufträge, und das führt dazu, daß Pierreponts Gehalt auf 30 Dollar wöchentlich erhöht wird. Noch einmal aber muß der Vater ihm ernste Vorhaltungen machen. Er hat erfahren, daß der Sohn in Rippespeer spekuliert hat. Wie er ihn vorher schon einmal vor der Beteiligung an Gründungen warnte, so warnt er ihn jetzt vor dem Spekulieren an der Börse. Dabei spricht er das große Wort aus: „Die Produktenbörse hat nur dreißig Fuß in der Länge, aber ihre Tiefe reicht bis zur Hölle hinunter.“ Da Pierrepont sich das zu Herzen nimmt und sich weiter gut entwickelt, so wird er mit 50 Dollar wöchentlich in die Schmalz-Abteilung, die einen besonders wichtigen Teil des Geschäfts bildet, versetzt. Im 19. Briefe schreibt der alte Graham, er hätte erfahren, daß sein Sohn sich lebhaft für eine gewisse Helene Heath interessiere, im zwanzigsten erklärt er sich für einverstanden damit, daß Helene Pierreponts Frau werde, erteilt diesem seinen Segen und sagt ihm ein Gehalt von 75 Dollar die Woche zu. Damit schließen die Briefe des Dollarkönigs an seinen Sohn.

Es wurde schon gesagt, daß Grahams Briefe ein Gegenstück zu den Briefen des Lord Chesterfield an seinen Sohn bilden. Dem thut es nicht Eintrag, daß Chesterfields Briefe authentisch, die Grahams aber doch wohl freie Erfindung sind; denn mögen diese letzteren nun erfunden oder wirklich so geschrieben sein, ihr Inhalt ist sicherlich aus dem Leben gegriffen und beruht also auf Wahrheit. Es bilden aber die Briefe des Dollarkönigs einen erfreulichen und lustigen Gegensatz zu denen Chesterfields. Bei den Lehren, die der alte Lord seinem Sohn erteilt, kommen doch Moral und Ehrlichkeit manchmal recht stark ins Wanken. Das ist nicht der Fall in den Briefen des Amerikaners; wenn auch bei ihnen in einem oder dem andern guten Ratschlage manchmal ein „Mundus vult decipi“ durchklingt, so nimmt man nicht Anstoß daran, denn man sagt sich: das liegt einmal so im Geschäft, nicht in Amerika nur, sondern auch anderwärts. Diese Briefe aber sind von Anfang bis Ende mit dem köstlichsten Humor geschrieben und enthalten eine Fülle gesunden Menschenverstandes, in kurzen Sprüchen an den Tag gebracht, wie sie aus dem Volksmund kommen. Wenn dieser Vater Graham eine Lehre giebt, so belegt er sie gewöhnlich durch ein Beispiel. Das leitet er so ein, daß er sagt: Da fällt mir das und das ein, oder: Da erinnere ich mich an den und den. So fällt ihm Charlie, der Phantast, ein, aus dem nichts wurde, der alte Dick Stover in Indiana, der alles aufschob, der Schwindler Esra, Sohn des ehrlichen Jeremias Simpkins, Witherspoon Hoskins in Missouri, der allen Mädchen den Hof machte und schließlich mit einer Alten hineinfiel, der unpraktische Stanley Whitaker, Bill Riggs, der Schlächter, der keinen Begriff von den Werten hat, der anschlägige Dr. Paracelsus von Münsterberg u. s. w. u. s. w. Ein drolliges Geschichtchen folgt dem andern. Mit Vergnügen liest man sich durch das Buch hindurch und bedauert nur, daß es mit dem zwanzigsten Brief schon aufhört. Dann aber macht man doch das Buch zu mit dem angenehmen Gefühl, daß Pierrepont und Helene einer glücklichen Zukunft entgegengehen. Sie lieben einander wirklich, und mit einem Jahresgehalt von 15600 Mark, mit dem ja selbst in Deutschland ein junges Paar zur Not auslangt, können sie vorläufig wohl zufrieden sein. Kommt das erste Kindchen, so wird Papa Graham sicherlich 25 Dollar für die Woche zulegen, wenn nicht mehr. Auch kann es einen wohl freuen, daß des alten Herrn Ratschläge zweifellos auf guten Boden gefallen sind. Man erhält den Eindruck, daß Pierrepont ganz in Schweinefleisch aufgegangen ist und von Schmalz mehr versteht, als selbst der größte Gelehrte in den Vereinigten Staaten. Gleich guter Erfolge konnte Lord Chesterfield sich nicht rühmen. Sein Sohn lernte nichts von ihm, oder auch: er lernte von ihm zuviel; denn als dieser Sohn, den der Vater überlebte, starb, mußte der alte Weltmann die Erfahrung machen, daß er von seinem Schüler hintergangen war.

Hinzugefügt sei noch, daß das Buch geziert ist mit Illustrationen von F. R. Gruger und B. Martin Justice, durch die Yankees verschiedenen Alters, Charakters und Berufs auf allerliebste Weise zur Anschauung gebracht werden.

Echo der Zeitungen

Johanna Niemann.

Von Frieda Freiin v. Bülow.

In diese Tage fiel der sechzigste Geburtstag einer westpreußischen Dichterin, die abseits von der breiten litterarischen Heerstraße geblieben, nicht sehr bekannt und bis heute noch wenig gewürdigt worden ist, wenn sie auch von der kleinen Gemeinde derer, die ihre Bücher zu schätzen wissen, den feinsten und besten unter den Zeitgenossinnen zugerechnet wird. Johanna Niemann hat niemals einer der herrschenden litterarischen Moden oder Richtungen angehört und hat ihr Leben lang stolz verschmäht, nach irgend einer Seite hin Zugeständnisse zu machen. Geistige Freiheit und Unabhängigkeit sind vielleicht die hervortretendsten Züge ihres Charakters. Unbeschadet ein wenig schwedischer und sogar französischer Blutmischung ist sie eine Preußin von echtem Schrot und Korn, von der starken, spröden und zähen Art, welche der dem dürftigen Nordlandsboden entwachsenden Kiefer verwandt ist, allen Witterungsunbilden Trotz bietend, nicht biegsam und lieblich, aber aufrecht, wurzelfest, ausdauernd. Das ist Johanna Niemann: treu bis ins Mark, frei von Konventionellem und Vorurteilen, aber an sich und andere einen hohen ethischen Maßstab anlegend, alles Oberflächenwesen, alles Leichtfertige, Halbe und Spielende unnachsichtig ablehnend und tief im Gemüt eine reiche Fülle warmer, fraulicher Liebeskraft. Aeußerlich: schelmische Laune, die Neigung zu Scherz und Neckerei, zum Spiel mit Worten, zu übermütigem Spott, zum Sarkasmus. Diese über tiefernstem Grund koboldartig tanzenden Lichtfunken sind vielleicht das Erbe der französischen Großmutter.

Johanna Niemann ist am 18. April 1844 in Danzig als Tochter eines preußischen Regierungsrats geboren und war unter sieben Geschwistern die Aelteste. Ihre Mutter, eine geborene Freiin von Nordenflycht, gehörte einer aus Schweden stammenden Familie an, in der dichterische Begabung heimisch war. In der schwedischen Litteratur wird die Dichterin Hedwig Charlotte von Nordenflycht, geboren 1718, gestorben 1763, mit dem Beinamen „die schwedische Sappho" ausgezeichnet. Johanna hat als Kind niemals eine Schule besucht, später aber, im Alter von 25 Jahren, nach ganz kurzer Vorbereitung, das Lehrerinnen-Examen für höhere Mädchenschulen bestanden und ist danach einundzwanzig Jahre lang als Lehrerin an einer städtischen Schule in Danzig thätig gewesen. Ihre Lieblingslehrfächer waren die naturwissenschaftlichen. Nach dem Tode der Eltern war ihr die Erziehung und teilweise auch die Versorgung der Geschwister zugefallen. Nicht viele würden einer solchen Aufgabe gewachsen gewesen sein. Denn nicht allein, daß die Vermögenslage der Familie sie zu einer Zeit und Kräfte vollauf in Anspruch nehmenden beruflichen Arbeit nötigte, es waltete über ihrem Hause jenes düstere Verhängnis, das geniale Begabung und Wahnsinn zuweilen unmittelbar nebeneinander wachsen läßt. Auf die furchtbaren Prüfungen, die hierdurch über die verwaisten Geschwister hereinbrachen, kann ich hier nicht eingehen. Immer war es die starke Seele Johannas, an der die Ihrigen die moralische Stütze, den Trost, den Halt fanden, ohne den sie vielleicht verzweifelt wären. Sie wußte, daß der Lebensmut der ihr anvertrauten kleinen Schar mit dem ihren stand und fiel, und sie verzagte nie. Es ist mehr Kraft und Heldenmut in diesem Frauenschicksal, als mancher Mann sich träumen läßt.

Johanna Niemann war bereits 39 Jahre alt und kannte des Lebens Ernst gründlich, als ihr erster Roman „Die Seelen des Aristoteles" erschien und zwar zunächst in der „Täglichen Rundschau", auf deren damaligen Leiter, Dr. Friedrich Lange, dies Erstlingswerk einen so tiefen Eindruck machte, daß er seine Zeitung ein für allemal ihren Veröffentlichungen zur Verfügung stellte. Die Bekanntschaft führte zu einer dauernden, warmen Freundschaft. Friedrich Lange kennzeichnete jüngst die litterarische Persönlichkeit seiner Freundin treffend mit drei Worten: „Tapfer, vornehm, frei". Ergänzend darf dem hinzugefügt werden: auch gütig, fein und klug. Um näher auf die Werke der Dichterin einzugehen, fehlt es mir leider an Zeit, so kann ich nur einzelnes hervorheben. Alle Erzählungen Johanna Niemanns sind Seelenstudien, behandeln ernste Probleme aus dem Leben. Die Bilder, die die Dichterin aus dem Alltagsdasein entwirft, erhalten ihren besonderen Reiz durch die aufmerksame und scharfe Beobachtung der kleinen Züge, die dem in großen Umrissen schauenden Mann oft unwesentlich erscheinen, obwohl in Wahrheit grade sie so sehr charakteristisch sind. Vielleicht das meistgelesene Buch der Dichterin ist der vaterländische Roman „Die beiden Republiken", der 1887 zuerst, unlängst (bei Carl Reißner, Dresden) in zweiter oder dritter Auflage erschienen ist. Er schildert lebendig und dramatisch bewegt jene eigentümliche Episode der Stadt Danzig, da Napoleon I. diese Stadt von dem übrigen Deutschland künstlich abgeschlossen und zur Republik erklärt hatte, diese „Republik" aber durch seinen General Rapp besetzen und aufs Unerhörteste drangsalieren und brandschatzen ließ. Das Danzig aus jener Zeit lebt in diesem Buch, wie es nur ein Dichter aufleben lassen konnte, dem es geliebte, von Grund auf bekannte und vertraute Heimat ist. Zur „Heimatkunst" kann auch der 1892 erschienene Roman „Gestern und heute" gezählt werden, der die Ueberschwemmungen im unteren Weichselgebiet und ihre Bekämpfung zum Thema hat. Dagegen spielt der zart getönte feine Roman „Gustave Randerslandt" in die Frauenfrage hinein. Den Höhepunkt von Johanna Niemanns Schaffen bedeuten aber „Rübezahl" und „Henriette". Rübezahl ist die Geschichte eines mit reinem Herzen schuldig gewordenen und von der Gesellschaft geächteten Arztes, dem es nach unsäglichen Bitternissen doch endlich gelingt, wieder Fuß zu fassen. Ein heikles Thema ist hier mit Mut und feinem Takt behandelt worden. „Henriette", wohl das dichterisch vollendetste Werk der Verfasserin, erzählt von einer reinen und leidenschaftlichen Mädchenliebe, die auch in edelster Weise erwidert wird, der aber sehr widrige äußere Umstände das natürliche Ausleben unmöglich machen. Durch diesen Zwang artet die gesunde Liebe des Mädchens in eine todbringende seelische Erkrankung aus. Die Gestalt der jungen Henriette ist von ergreifender Schönheit, etwas sich unauslöschlich Einprägendes! Edel in Auffassung, Zeichnung und Sprache, einfach und aus einem Guß ist diese Tragödie einer unüberwindbaren Herzensleidenschaft. In ihrer herben Reinheit, ihrer antiken Ruhe und Schicksalsunerbittlichkeit wirkt sie klassisch.

Aus den späteren Arbeiten sei noch die „Ulrichsquelle" hervorgehoben, eine Erzählung von eigenartig intimem Reiz, der sich flüchtigem Lesen aber nicht erschließt. Sie gehört zu den Büchern, die man zweimal lesen muß, um sie richtig beurteilen zu können; aber beim dritten Male wird die Freude daran noch herzlicher sein, als beim zweiten. Dies gilt im allgemeinen als eine Probe auf die Tiefe eines Kunstwerkes. Endlich: die unlängst (bei Reißner, Dresden) unter dem Gesamt-Titel „O Freiheit!" erschienenen Studien aus dem Armleuteleben. Einige dieser Studien, so besonders die Altweibergeschichte „Hinterm Lazarett" und die novellistische Skizze „Der Ausweg" erachte ich für kostbare Perlen deutscher Erzählungskunst. Der letztgenannten Skizze sprach Wilhelm Holzamer in seiner Kritik hebbelsche Kraft zu, und Friedrich Naumann erbat sie sich zum Abdruck in seiner „Hilfe". In diesen Tagen erschien bei Carl Reißner (Dresden) ein neuer kleiner Roman „Die Nachtigall", der nicht zu dem Stärksten unter den

Arbeiten der Dichterin gehört, aber die Feinheit ihres Gemütes und Geistes dafür aufs liebenswerteste an den Tag legt.

Sechzig Jahre eines an Schicksalsprüfungen und Arbeit so reichen Lebens können wohl müde machen; aber Johanna Niemann ist nicht müde geworden. Sie ist frisch und freudig und jung geblieben. Heute darf sie mit hoher Befriedigung auf das, was sie gewirkt und geschaffen hat, zurückblicken. Ihre Dichtungen sind Blüten und Früchte einer wurzelechten, starken Persönlichkeit, darum wohnt ihnen Leben inne, und sie werden den Tag überdauern. Alles Echte lebt und dauert, es mag erkannt werden und anerkannt oder nicht.

(Deutsche Welt)

Auszüge.

Das meistbeachtete Ereignis der letzten Wochen auf belletristischem Gebiet war das Erscheinen von Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer". In ausführlicher Form besprachen ihn bisher u. a. die „Voss. Ztg." (189, Arthur Eloesser), „Frankf. Ztg." (96, A. Gold), „Vorwärts" (Unt.-Bl. 78, E. Kreowski), „Magdeb. Ztg." (199, J. Norden), „Bresl. Ztg." (286, Martin Lesser), „Leipz. N. Nachr." (Mont.-Bl. 15), „Hamb. Corresp." (179, Hermann Diez), „Neue Hamb. Ztg." (190, Robert Jaffé), „Hamb. Fremdenbl." (95, Paul Raché), „Köln. Ztg." (24. April, Karl v. Perfall), „Die Zeit" (556, Max Foges), „Prag. Tagbl." (94, E. Holzner). Die Beurteilungen des Buches, so günstig sie diesem fast ausnahmslos gehalten sind, erhalten ihre verschiedenartige Schattierung wesentlich durch die Frage, ob der Kritiker in dem Roman viel oder wenig oder gar keine politische Tendenz gefunden resp. erwartet hat. Der „Vorwärts", der das Buch schon in der Ueberschrift als „hakatistischen" Roman anspricht, wirft der Verfasserin vor, daß sie allen Schatten auf die Vertreter des Polentums fallen lasse. Der Kritiker der „Zeit" fühlt zwar, daß sie „im Herzen auf deutscher Seite" ist, verlangt aber von ihr, daß sie deutlicher hätte erkennen lassen sollen, ob sie der preußischen Germanisierungspolitik zustimme oder nicht, während der des „Prager Tagbl." ein Verdammungsurteil dieser Politik herausliest und der Sprecher der „N. Hamb. Ztg." seinerseits erklärt, es sei nur die Aufgabe des Künstlers, solche Kulturverhältnisse darzustellen, nicht aber den Weg zur Lösung derartiger Konflikte zu zeigen. „Ihr Roman will keine Lösung sein, kann es nicht sein," bemerkt auch Raché im „Hamb. Fremdenblatt", „nur anregen will er zum Nachdenken über eine Frage, die von so ungeheurer Wichtigkeit ist für die Zukunft des Deutschtums. Und den Leser, der sonst der Politik fernsteht, hineingeführt zu haben in das vielästige Getriebe der wirtschaftlichen und politischen Interessen, die der Kampf zweier lebenskräftiger Volksstämme in der Gegend der Warthe bedingt, das ist ein Verdienst, das der Viebig nicht gering anzurechnen ist." Aehnlich heißt es am Schlusse des Feuilletons von H. Diez im „Hamb. Corresp.": „Es ist wahrlich kein Zufall und kein Ruhmestitel, daß in unseren Tagen ein solcher Roman geschrieben werden kann. Aber so gewiß wir unsere nationalen Aufgaben in der Ostmark nur mit Anspannung aller Kräfte und mit dem besten Material unseres Volkstums lösen können, so gewiß ist es auch Recht und Pflicht des deutschen Dichters, von seiner höchsten Warte aus jenen Kampf der Rassen und der Geister mit dem Seherauge zu begleiten und ihn dadurch dem Herzen unseres Volkes näher zu bringen." Bestimmter wird die künstlerische Tendenz des Romans von Arthur Eloesser charakterisiert. „Es wird nicht ausbleiben können," meint er, „daß der Leser mehr und weniger als einen künstlerischen Genuß von der Lektüre verlangt, daß er nicht nur seine eigene Erregung wiederfinden will, sondern auch eine Bestätigung seiner parteipolitischen Ansichten, die er der Leitung dieses Kampfes vorschreiben möchte. Frau Viebigs Buch ist gut deutsch, aber es schmettert keine chauvinistische Fanfare, so wenig wie es entmutigt zum Rückzug bläst, es ist ein Buch der Sorge, und in diesem Gefühl wird es die meisten einigen, die nicht nur die Erhaltung der politischen Herrschaft, sondern auch die Existenz unserer deutschen Kultur an der Grenze des Slaventums gesichert wissen wollen."

* *

Das Erscheinen von Wilhelm Buschs dichterischer Altersspende „Zu guter Letzt" fand ein lebhaftes Echo in der Presse. Mit größeren Feuilletons bewillkommneten die unverhoffte Gabe u. a. Alfred Klaar (Voss. Ztg. 183), Willy Rath (Frankf. Gen.-Anz. 95), Eduard Engels (Münch. Ztg., Propyläen 53). — Liliencrons Vortragsreise nach Prag und Wien brachte dem demnächst Sechzigjährigen manche Ehrung. In der „Bohemia" (107) begrüßte Friedrich Adler den norddeutschen Gast mit schwungvollen Strophen, und an derselben Stelle wurde dessen neuer Gedichtband „Bunte Beute" von Josef A. Bondy begeistert gerühmt. Ein gleiches geschah in Wien (Franz Servaes: Liliencrons jüngste lyrische Beute; N. Fr. Pr. 14 233), wo man dem künftigen Jubilar schon jetzt als litterarische Ehrengabe ein Sammelbuch deutsch-österreichischer Dichter und Schriftsteller überreicht hat (Dr. M. Spanier im „Hamb. Corresp." 181; Nemo, W. Extrapost 1151). — Von jüngeren Lyrikern fanden Hans Benzmann mit seinem schon häufiger erwähnten Bändchen „Meine Heide" in J. A. Bondy (Bohemia 100) und Ernst Kreowski mit seinem neuen Gedichtband „Rotfeuer" in dem greisen Robert Schweichel (Berl. Volksztg. 169) wohlgesinnte Kritiker. — Sein Urteil über den neuen Roman „Götz Krafft" von Edward Stilgebauer (vergl. unten Sp. 1172f.) faßt Kurt Aram (Frankf. Ztg. 105) in die Worte „menschlich höchst unerquicklich, litterarisch wertlos" zusammen, während ein wiener Kritiker (Hans Liebstöckl, Wiener Extrabl. 110) den Roman als „ein Buch voll schöner Eselei, bis an den Rand vollgefüllt mit den schmerzlichen Süßigkeiten ersten Jugendschmerzes" empfunden hat. — Ueber „Neue Dramen von Franz Adamus", der sich z. Zt. durch die von Ernst v. Wolzogen litterarisch eingeführte „Familie Wawroch" einen Namen gemacht hat, berichtet J. A. Bondy (Bohemia 104) in überwiegend günstigem Sinne. Es sind das vieraktige Schauspiel „Neues Leben", die Tragödie eines unehelich geborenen Pflegekindes, und das noch nicht erschienene Drama „Schmelz, der Nibelunge". Beide Stücke sind Glieder einer Tetralogie, deren Eröffnungsstück die „Familie Wawroch" bildet. — Das Interdikt, von dem Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd" am Hofburgtheater betroffen wurde, ist der Ausgangspunkt einer längeren Studie von Prof. Dr. Georg Witkowski über „Das Liebesleben bei Gerhart Hauptmann und seine ‚Rose Bernd'" (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 16). In einem Rückblick auf die dramatische Behandlung erotischer Verhältnisse seit Schiller stellt er fest, daß Schillers idealistische Auffassung der Liebe als des idealen Bundes zweier Seelen ohne jedes irdische Verlangen in der deutschen Dramatik fast ein Jahrhundert lang die herrschende geblieben sei. „Jede Erwähnung und Darstellung des intimeren Geschlechtslebens war verpönt, und selbst Dichter von starker Sinnlichkeit, wie Grillparzer, selbst überzeugte Realisten wie Hebbel und Otto Ludwig, fügten sich diesem Zwange." Erst die neue Sturm- und Drangperiode der Achtzigerjahre riß diese Schranke unter Zolas, Tolstois, Strindbergs Einfluß nieder und gefiel sich in naturalistischen Exzessen und gewaltsamen Entschleierungen. Hauptmann hatte sich nur in seinem Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang" an diesem Reigen beteiligt. In seinen übrigen Werken hat er zunächst das Liebesleben des Weibes nirgends zum Hauptthema seiner neuen psychologischen Technik gemacht, es vielmehr immer nur insoweit dargestellt, als es auf dasjenige des Mannes von Einfluß war. Rose Bernd ist die erste weibliche Haupt- und Mittelgrundsfigur eines hauptmannschen Dramas. Nach einer Analyse des Werkes giebt Wit-

kowski einen kurzen Rückblick auf die früheren Behandlungen des Kindesmörderin-Motivs, um zu zeigen, wie oft das Thema schon früher von unseren Klassikern benutzt worden und wie wenig Grund vorhanden gewesen sei, Hauptmanns Werk „aus stofflichen Gründen" von der wiener Hofbühne zu verbannen.

* *

Der kürzlich bekannt gewordene Plan der berliner Akademie, eine große kritische Wieland-Ausgabe zu veranstalten, veranlaßt Karl Walter in einer größeren Studie („Der gerettete Wieland"; Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 17), die Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens eingehender zu beleuchten. Die Hauptschwierigkeit einer kritischen Ausgabe besteht bei Wieland in der Feststellung der Lesarten und der Entstehungszeit der Werke. Der Lesarten sind es deshalb so viele, weil vielleicht mit Ausnahme von Bürger und Uhland kein deutscher Dichter an seinen Werken so viel und unermüdlich gefeilt hat, wie Wieland. Von seinem Epos „Cyrus" schreibt der Sechsundzwanzigjährige gelegentlich (1759): „Es ist keine Stelle in diesen Gesängen, die nicht mehr als zehnmal zu verschiedenen Zeiten überarbeitet worden sey." Den Oberon hat er sieben Mal ins Reine umgeschrieben, ehe er ihn dem Druck übergab; und mit den meisten seiner anderen Werke verfuhr er ähnlich, weshalb ein kritischer Apparat zu seinen Werken unsäglich viele Mühe verursachen dürfte. Eine andere Schwierigkeit macht die Feststellung der Entstehungszeiten, die dem Dichter bei seiner frühzeitig eintretenden Gedächtnisschwäche vielfach selbst nicht mehr bekannt waren. — Zur Litteratur über Goethe ist außer einer Rezension von Bielschowskys „Goethe" (J. Minor in d. N. Fr. Pr. 14240) nur ein kleiner Beitrag „Goethe und Ernst v. Pfuel" von Dr. S. Rahmer zu verzeichnen (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 15). Er behandelt die wenig belangvollen Beziehungen von Kleists Jugendfreund, dem späteren preußischen General von Pfuel, zu Goethe, die sich im wesentlichen auf einen gleichzeitigen Aufenthalt in Teplitz beschränkt zu haben scheinen, und teilt einen längeren Bericht Pfuels über diese Bekanntschaft und seinen Eindruck von Goethes Persönlichkeit mit. — „Neues zum Alten über das Käthchen von Heilbronn" ist der heilbronner „Neckarzeitung" (88) zu entnehmen. Rektor Dr. Friedrich Dürr bringt hier einiges Material dafür bei, wodurch Kleist die Anregung zu seiner poetischsten — nicht historischen, sondern seiner Phantasie entsprungenen — Mädchengestalt empfangen habe. Er hatte 1808 in Dresden Vorlesungen des Arztes, Naturphilosophen und Mystikers Heinrich Gotthilf Schubert über Somnambulismus gehört, der sich dabei mehrfach auf Mitteilungen und Krankengeschichten des Arztes Eberhard Gmelin in Heilbronn bezog, u. a. auf den Fall einer somnambülen Ratsherrntochter in Heilbronn. Diesem Fall hatte Gmelin in einem 1793 erschienenen Buche eine besondere Darstellung gewidmet. Nach Dürrs Ansicht hätte Kleist, nachdem er auf diesem Wege von der heilbronner Schlafrednerin — sie hieß Lisette Kornacher und war 1773 geboren — gehört hatte, hieraus unmittelbar die Idee zu seinem Drama empfangen, aus dem er schon in demselben Jahre 1808 einzelne Szenen in der Zeitschrift „Phoebus" veröffentlichte. — Reinhold Steig setzt (Nat.-Ztg. 246, 249) die Reihe seiner Veröffentlichungen aus der Korrespondenz zwischen Achim von Arnim und den Brüdern Grimm fort und teilt diesmal den Briefwechsel aus dem Jahre 1817 mit, der sich auf Arnims Roman „Die Kronenwächter" bezieht. Jakob konnte sich mit dem Werke innerlich nicht recht befreunden, und es ist sehr merkwürdig, wie er dies in einem Briefe an Arnim mit seiner Stellung dem Roman überhaupt gegenüber begründet. „Den einfachen und geraden Grund," schreibt er, „daß eine Geschichte, um wahr und lebendig zu sein, geschehen sein und gelebt haben muß, kann ich mir nicht widerlegen, sondern sehe in allen anderen natürlichen Dingen und menschlichen Verhältnissen seine Bestätigung. Daher gestehe ich, daß ich das, was man Roman nennt, für einen Irrtum halte, worin unser Zeitalter noch nicht viel über hundert Jahre befangen ist; untersucht man, so haben eigentlich die Franzosen die ganze Art aufgebracht, vorher gab es bloß Geschichte und Sage; auch alle guten Novellen gründen sich auf wirkliche Erlebnisse. Sehr für diese Ansicht streitet auch der wichtige Punkt, daß die Alten, Griechen und Römer, von erdichteten Geschichten keinen Begriff hatten, so wenig als die deutsche Sprache den Namen dafür." — Gustav Karpeles hat einen neuen Beweis dafür entdeckt, daß „Heines erste Liebe" dessen Cousine Amalie war, wofür es an Zeugnissen sonst beinahe fehlt (Pest. Ll. 92). Es hat sich nämlich ein Exemplar von Adolf Müllners Trauerspiel „Die Schuld" mit einer handschriftlichen Widmung Heines an Amalie gefunden. Dadurch wird der Anfang eines Briefes erläutert, den Heine vier Jahre später an Müllner richtete und worin es hieß: „Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren ‚Schuld' schuld daran. Das war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte." — Von den Vorfahren Wilhelm Hauffs berichtet Johannes Proelß („W. Hauffs Vorfahren und sein Lichtenstein", Stuttg. N. Tagbl. 91), daß das Geschlecht noch im 16. Jahrhundert in Oesterreich ansässig war. Daniel v. Hauff, der von Rudolf II. in den erblichen Reichsadelstand erhoben wurde, flüchtete unter dem Drucke der Gegenreformation nach Württemberg und wurde der Stammvater der hier ansässigen Linie. — Aus dem ungedruckten Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben giebt Gustav Manz in der „Tägl. Rdsch." (U.-Beil. 94) einige Briefe Ferdinand Freiligraths an diesen heraus.

* *

Das wenige, was aus dem Gebiet der Auslandslitteratur erschien, gehörte fast ausschließlich der Heimat Shaksperes an, dessen 340. Geburtstag in die abgelaufene Berichtszeit fiel. Den Festvortrag Brandls bei der Jahresversammlung der Shakspere-Gesellschaft (s. unten Sp. 1175) druckt die „Allgem. Ztg." (Beil. 94) ab. — Karl Strecker feiert mit einem dithyrambischen Stimmungsbild „Hamlet und sein Schloß" das Gedächtnis des Großen (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 95). — Gerade des Dänenprinzen zu gedenken, war ein doppelter Anlaß gegeben, da heuer 300 Jahre seit dem ersten Erscheinen des „Hamlet" verstrichen sind (die bereits 1603 erschienene Quarto-Ausgabe war nur ein unvollkommener Entwurf oder ein unbefugter Raubdruck). Die Entstehung dieses unsterblichen Werkes darzustellen, unternimmt eine Studie von Dr. Ernst Traumann (Frkf. Ztg. 111). — Mehr mit dem inneren Gehalt der Tragödie beschäftigt sich ein Aufsatz von Dr. Bruno Wagener im „Hannov. Courier" (24953), der durch eine sich eng an die Dichtung anschließende Analyse von Hamlets Charakter den Beweis erbringen möchte, daß zu Streit und Zweifel über diesen vom Dichter völlig klar gezeichneten Charakter nicht der geringste Anlaß gegeben sei. — Einen gleichen Einfluß wie Shakspere auf die deutsche Litteratur würde nach der Meinung A. Neidhardts, Forstmeisters in Jugenheim, auch Lord Byron geübt haben, wenn sich nur alsbald ein Schlegel oder Tieck gefunden hätte, diesen Dichterheros in einer seiner würdigen Gestalt dem deutschen Publikum vorzuführen. In einer längeren Abhandlung „Die byronsche Dichtung und ihre Bedeutung für die moderne poetische Litteratur" (Allg. Ztg., Beil. 90) vertritt der Verfasser mit großer Byron-Begeisterung die Ansicht, daß gerade unsere Zeit für die moderne Weltanschauung des Dichterlords noch viel zu wenig tieferes Verständnis besitze. — Neuere englische Erzählungslitteratur aus der Tauchnitz-Bibliothek (L. Merrick, W. E. Norris, H. Ward) bespricht Bruno Walden in der „W. Abendp." (87), indes A. K. T. Tielo in einer kleinen Studie über „Baudelaire und Verlaine" (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 92) diese beiden lyrischen Hauptvertreter der französischen Dekadence im Anschluß an die neuen deutschen Ausgaben von Stefan Zweig und Camill Hoffmann in Parallele stellt.

„Theatralik." Von Oscar Blumenthal (N. Fr. Pr. 14238). Polemisiert in Gesprächsform gegen das „untheatralische Theater", gegen die Abkehr von allem, was dramatisch wirksam ist.

„Der Briefwechsel zwischen Keller und Storm." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 179). — „Dichterbriefe." [Storm-Keller.] Von W. (Hamb. Nachr., Litt.-Beil. 16).

„Bartels Luther-Trilogie." Von Jonas Fränkel (N. Zür. Ztg. 113).

„Johanna Niemann." Ein Gruß zum 60. Geburtstag. Von Marie Gerbrandt (Tgl. Rdsch., Unterh.-Beil. 90).

„Eine Kritik des Diakonissentums." [Algenstaedt, Frei zum Dienst.] Von Th. Kappstein (Berl. Tagebl. 193).

„Kunst und Sittlichkeit." Von Otto von Leixner (Tgl. Rdsch., Unterh.-Beil. 74, 87, 88).

„Das neueste Volapük." [Esperanto.] Von Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. 198).

„Erstklassige Menschen." Von Erich Schlaikjer (Die Hilfe X, 16, 18). — „Ein Machwerk." [Erstklassige Menschen.] Von Emil L. (Prag. Tgbl. 109).

„Denkwürdigkeiten eines Arbeiters." Von Karl Eugen Schmidt (Die Zeit 562). „Arbeiter wie Fischer trifft man in allen Werkstätten und Fabriken, und wenn da nur sechs Mann beschäftigt sind. Er ist ein großer Quasseler, der selbstzufrieden seine Geschichten erzählt. Er erzählt sie gut, denn er will verstanden werden, und weiß nichts von den Finessen moderner Dichter, die ihre Gedankenarmut hinter dunklen Worten verbergen. Er spricht also klar und deutlich, und alles, was er erzählt, versteht er im höchsten Grad anschaulich und gleichsam mit den Händen greifbar zu machen. Das ist sehr gut, aber das verstehen von hundert Arbeitern mindestens fünfzig."

„Der Offizier in der Litteratur." Von P. von Schönthan (W. Fremdenbl. 111).

„Die Ehrengabe der österreichischen Dichter für Liliencron." Von Dr. M. Spanier (Hamb. Corresp. 181).

„Vor Schillers hundertstem Geburtstag." Von Karl Hans Strobl (Tagesbote, Brünn, 179). Ein „geschriebener Monolog" über die neue cottasche Jubiläumsausgabe von Sch.'s Werken.

„Ueber Kunst und Theater in Amerika." Von Weiller (Hamb. Nachr., Litt. Beil. 16). Abschnitt aus des Verfassers Buch über Amerika: „Les grandes idées d'un grand peuple."

„Wilhelm Jensens ‚Luv und Lee'." Von G. H. (Kiel. Ztg. 22157).

Echo der Zeitschriften

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXIII, 15. Als einen „Neuen" begrüßt Rudolf Berlinicke den Romanschriftsteller Nikolaus Krauß, dessen Erstlingswerke schon so wirkungsvoll seien, daß „ihre Würdigung von selbst auf die Grundfragen künstlerischen Schaffens zurückführt, daß Anerkennung wie Beanstandung nur unter bedeutenden Gesichtspunkten erfolgen kann". Unter den Werken des neuen Geistes gebühre dem Werke dieses Poeten zweifellos ein Platz obenan. „Es ist zunächst eine Leistung echter Kunst insofern, als die Formgebung ihm seinen Wert verleiht. Es ist im besonderen auch als Romankunst ein Meisterstück, insofern es wirklich fesselt. Diese Bemerkung soll nichts Aeußerliches hervorheben. Der Künstler arbeitet, die andern genießen. Gerade die Prosa-Epik ist Kunst nur mit dem Beding, daß sie gefällig sei. Ein Roman ist verfehlt an allen Stellen, wo er langweilt, wo er nicht im besten Sinne des mißbrauchten Wortes interessant ist. Die Muse von Krauß besitzt die Gnadengabe, bedeutend und reizend zugleich zu sein. Ihre Anmut hat das Beste: sie ist nicht aufdringlich, nicht kokett; sie strahlt für sich und andere unbewußtes Behagen ab. Es ist die Grazie der beherrschten Kraft, das Ideal unserer Klassiker." — Im 16. Hefte spricht Otto Wentorf über „Anschauung und Poesie", und in Heft 18 Paul Rüthning über ein angesichts der modernen Frauenlyrik aktuelles Thema „Männer und Lyrik". Indessen gilt die Untersuchung mehr der Frage, ob Männer heutzutage lyrische Dichtung lesen oder überhaupt einmal sie intensiv gelesen haben. Für die Zeit unserer Großväter und Urgroßväter, eine unpolitische, gefühlsüberschwängliche Zeit, bejaht Rüthning die Frage, um sodann eine wichtige Wandlung in den Siebzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts zu konstatieren. Damals entwickelte sich Deutschland aus einem Agrar- zu einem Industriestaat, der vierte Stand kam auf — Erscheinungen, die „die eigentlichen Ursachen für das Abnehmen des Interesses der Männer an der Lyrik" sind. Das dauerte solange, bis der erwachte politische Sinn auch politische und soziale Lyrik (Holz, Henckell, Mackay) aufblühen ließ und allmählich ein stärkeres Interesse der Männer gerade für diesen Dichtungszweig sich wieder einstellte. Immerhin bedürfe diese Teilnahme noch eifriger Pflege und Förderung. Statt sich über ästhetische Fragen zu streiten, Cliquen zu bilden oder in eine ungesunde Erotik zu verfallen, solle man die volkstümliche Ballade, die soziale und gute patriotische Lyrik pflegen. „Mit einem gewissen Erfolg hat ja die Heimatkunst-Bewegung dagegen angekämpft. Aber sie hat, als Schule oder geschlossene demonstrative Bewegung, doch ein zu enges Gesichtsfeld. Also Ballade, vaterländische und soziale Poesie!" — Aus einem früheren Hefte (12) seien noch angeführt eine ausführliche, günstige Besprechung von Berthold Litzmanns Studien zu „Goethes Lyrik" durch Heinrich Ilgenstein, sowie ein Essai von Otto Wentorf über „Wirkungen unseres Theaters".

Niedersachsen. (Bremen.) IX, 14. Daß aus protestantischen Pfarrhäusern neuerdings häufiger litterarische Werke von künstlerischem Werte hervorgehen, betont Wilhelm Lobsien am Eingang einer Studie über den mecklenburgischen Dichter Carl Beyer. Wie Gustav Frenssen und Johannes Dose ist auch Beyer zuvor Prediger gewesen, ehe er daran ging, die Eigenart seines engeren Heimatlandes und seines Volksstammes zu schildern. In historischen Romanen und vor allem in Volkserzählungen habe er sich bislang bewährt. Auch im Märchen hat Beyer sich versucht und dadurch etwas besonderes geschaffen, daß er sich nicht „darauf beschränkt, einen alten bekannten Stoff umzumodeln, sondern aus schöpferischer Phantasie heraus neue und schöne Wunder hervorzaubert". — Eine andere Charakteristik aus der Feder Ludwig Schröders (15) gilt dem westfälischen Magus Peter Hille. Aufs neue wird hier an thatkräftige Verleger appelliert, sich der zahlreichen ungedruckten oder zerstreuten Stimmungsnovellen oder Skizzen, vielleicht auch der Aphorismen Peter Hilles anzunehmen, um den Dichter auch einem größeren Publikum nahezubringen. Von seinen bereits in Buchausgabe vorliegenden Werken rühmt Schröder vor allem die Erziehungstragödie „Des Platonikers Sohn", als eine Dichtung, hinter der „eine scharfe Persönlichkeit stehe, ein Forscher auf dem Gebiete des Seelenlebens, ein unermüdlicher Sucher nach dem Ewigen, ein Mensch voll unsagbarer Sehnsucht nach dem Höchsten, ein kindlicher Gottsucher". — „Das harzer Bergtheater bei Thale am Harz", seine Einrichtung und seine Aufgabe schildert im gleichen Hefte Friedrich Wiegershaus.

Ost und West. (Berlin.) IV, 3. Zum ersten Male haben S. Ginsburg, der Herausgeber eines in Petersburg in jüdischer Sprache erscheinenden Tageblatts, und P. Marek „Jüdische Volkslieder aus Rußland" gesammelt, wirkliche, aus dem Munde des Volkes geschöpfte Lieder, in denen die Millionen der Ungenannten ihr Leid und ihre Freude, ihr Hoffen und Bangen und Sehnen austönen lassen. Als einen bei allen Mängeln verheißungsvollen Anfang betrachtet Bar-Ami diesen Versuch, als einen Ansporn für weitere Sammlerthätigkeit. „Wir finden in dem stattlichen Bande 376 Nummern, selbständige größere und kleinere Lieder und deren Varianten mitgerechnet. Die Herausgeber haben das Material nicht der Form, sondern dem Inhalt nach in elf Abteilungen gruppiert: also Lieder religiösen

und nationalen Inhaltes, historische Lieder, Wiegen-, Kinder- und Schullieder, Liebeslieder, Lieder von Männern, Frauen, Soldaten u. s. w." So brachten sie ein Material zusammen, das kulturhistorisch, volkspsychologisch und sprachlich von höchster Wichtigkeit ist, wertvolles Material aus allen Gegenden Rußlands. Gleichwohl sei an dem Buche mancherlei auszusetzen, so schon die Unrichtigkeit des Titels „Jüdische Volkslieder aus Rußland". Zum Beweise erinnert Bar-Ami an eine ihm bekannte, etwa 1200 Nummern umfassende Sammlung jüdischer Volkslieder, die aus Galizien, der Bukowina und zum Teil aus Rumänien — also nicht aus Rußland — stammen, eine Sammlung, in der sich aber gut vier Fünftel aller in Ginsburgs Publikation enthaltenen Lieder finden. „Richtig ist also, daß diese Lieder in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl Gemeingut aller sogenannten ‚polnischen Juden' sind, d. h. der Juden, die innerhalb der Grenzen der ehemaligen Republik Polen-Litauen wohnten, von dort sich nach Süden und dem Innern Rußlands, nach Rumänien u. s. w. verbreitet haben und noch heute durch die gemeinsame Volkssprache, das ‚Jüdische' (geringschätzig ‚Jargon' geschimpft) zu einer folkloristischen Einheit verbunden sind. Sogar Lieder, die auf lokal-historische Ereignisse sich beziehen, sind nicht selten weit hinaus über die Grenzen ihrer Ursprungsgegend verbreitet, was bei dem regen Verkehr unter der jüdischen Bevölkerung nicht verwunderlich ist. Jetzt schon kann man bemerken, daß z. B. Verse und Strophen über Kischinew in Galizien umherflattern. Vollends die Gemarken Rußlands bilden keineswegs eine folkloristische Scheidegrenze." — Im gleichen Hefte spricht S. Lublinski von Nathan Birnbaum-Acher in Wien, der als Mensch wie als Politiker und Künstler ein Eigener, Abseitsstehender sei. In allerjüngster Zeit scheine bei dem merkwürdigen Manne, der u. a. die kleine Programmschrift über „die jüdische Moderne" veröffentlichte, eine neue Entwicklung einsetzen zu wollen. „Seine auf sich selbst zurückgeschleuderte Natur, die nach außen hin keine Gelegenheit zu Thaten fand, suchte in der Lyrik ihre Entladung. Einige seiner Gedichte fesselten durch eine merkwürdig persönliche Glutkraft und individuelle lyrische Sprache. In anderen wieder störte eine zu klare und abstrakte Geradlinigkeit, und manchmal offenbarte sich zwischen Empfindungswucht und logischer Architektur ein innerliches Ringen, und noch hat der Lyriker Birnbaum nicht seinen Stil gefunden. Auch hier ist er vorläufig ein Acher, aber doch nur einer, der dieses Los mit manchem Mitstrebenden zu teilen hat."

Die Wage. (Wien.) VII, 11. 13, 14. Emilia Gräfin Pardo-Bazan entwirft in einer von Wilhelm Thal übersetzten Studie ein Bild der „modernen Litteraturbewegung in Spanien". Sie beschränkt sich dabei auf die Schriftsteller, die sich im Laufe der letzten Zeit auf dem Gebiete des Romans oder der Novelle vorteilhaft bekannt gemacht haben, ohne freilich den rauschenden Sensationserfolg zu erringen, den ihre Vorgänger in dem Jahrzehnt von 1875 bis 1885 fast mit jedem neuen Werke erlebten. „Heute erstreckt sich die Dekadenz auf alles, und es ist schwer, aus dem Dunkel hervorzutreten. Man wiederholt in Schriftstellerkreisen diese oder jene Namen, aber das Publikum hat sie noch nicht sanktioniert." In ihren Büchern zeige die neue Generation im allgemeinen wenig Kraft. Sie sei vom Pessimismus angekränkelt und neige zum modernen katholischen Mystizismus. Daneben weise sie Neigungen zu einer Neuromantik auf, in der sich hauptsächlich der Einfluß des Nordens — Nietzsche, Schopenhauer, Sudermann und Maeterlinck — verrate. Trotz des Einflusses dieser fremden Elemente sei indessen der nationale und örtliche Charakter nicht verwischt und wohl auch unverwischbar. „Man könnte die Schriftsteller nach ihren Geburtsorten klassifizieren: die des Südens sind Optimisten und glänzende Koloristen, die des Nordens unzufrieden, grau und düster wie die Erde. Die Südländer bleiben der Tradition treu, während die Bewohner des Nordens eine revolutionäre Aesthetik verraten. . . . Neben Ultramodernen fehlt es nicht an kraftvollen und aufrichtigen Naturalisten. Die kurzen Erzählungen sind zahlreicher als die kleinen Romane und Novellen, und lange Romane werden fast garnicht veröffentlicht. Die großen Zeitungen erlassen, dem Geschmack des Publikums entsprechend, Preisausschreiben für die beste Erzählung, die beste Novelle, und bei dieser Gelegenheit sind einige neue Schriftsteller hervorgetreten, unter ihnen in erster Reihe José Nogales und Francisco Acebal." Nächst ihnen kommen als typische Vertreter der „modernistischen" Strömung Martinez Ruiz, Pio Baroja und Llanas Aguilamero in Betracht, sodann Valle Inclan und eine Anzahl minder bedeutender Novellisten, deren Werke kurz besprochen werden. — Im 15. Hefte bespricht Paul Wertheimer Detlev v. Liliencrons „Bunte Beute": das junge Buch eines Alternden, ein Buch voller Schönheit, Größe, Kraft. „Detlev v. Liliencron zählt wahrhaftig zum hohen Adel der Lyrik. Er trägt von niemandem ein Lehen. Er ist ein Reichsunmittelbarer unserer Kunst."

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VIII, 1. Es ist bekannt, daß sich um den „Robinson Crusoe" ein Mythenkreis gebildet hat, der einmal seinen Verfasser, sodann die Originalität des Stoffes, weiter die Art der Veröffentlichung, sodann einzelne Punkte des Stoffes selbst, ferner die Auffassung des Ganzen und endlich sogar den Ort betrifft, wo der Roman entstanden ist. Zur Aufhellung dieses „Robinson-Mythus" steuert nun Hermann Ullrich, als der Berufensten einer, einen längeren Aufsatz bei, in dem er jene strittigen Fragen eingehend prüft und beantwortet. Mit äußeren und inneren Argumenten stützt er die Verfasserschaft Defoes, verteidigt die Originalität des Stoffes und des Verfassers Eigentumsrecht an dem Werke gegenüber der Behauptung, Defoe habe von einem Matrosen Selkirk ein Tagebuch solch einer abenteuerlichen Reise erhalten und unehrlich verwertet, und betont schließlich nach einigen anderen Ausführungen, daß der Roman nicht als Allegorie von Defoes eigenen Schicksalen anzusehen sei, auch wenn gewisse Teile der Geschichte zufällig mit den Schicksalen des Schriftstellers übereinstimmen. — Den Lebenslauf und das Schaffen eines unverdient in Vergessenheit geratenen Dichters zeichnet Leopold Hirschberg: es ist Otto Friedrich Gruppe, dessen 100. Geburtstag jüngst wiederkehrte (vgl. voriges Heft Sp. 1070). In Danzig geboren, siedelte Gruppe mit 20 Jahren nach Berlin über, trat zu Chamisso, Simrock, Franz Kugler, Willibald Alexis u. a. in nahe Beziehungen und ward alsbald von Gubitz als Kunstkritiker für den „Gesellschafter" engagiert. Hatte er zuerst nach Beendigung seiner Studien sich an der berliner Universität habilitieren wollen, so ließ er bald den Plan fallen, weil damals die hegelsche Philosophie in höchster Blüte stand und er gegen sie eine unüberwindliche Abneigung hegte. „Er nahm deshalb 1835 die Feuilleton-Redakteurstelle der ‚Allgemeinen Preußischen Staatszeitung' an. Im Jahre 1842 wurde er von dem Minister Eichhorn in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten berufen, wo er gewissermaßen als litterarischer Amanuensis seines Chefs eine lebhafte Fehde gegen die Hegelianer eröffnete. Auch 1848 war er einige Zeit politisch thätig. Er redigierte eine neugegründete Zeitung ‚Das neue Preußen'; als aber die Besitzer des Blattes andere Bahnen einschlugen, gab er die Stellung auf und schrieb zahlreiche Leitartikel für die ‚Vossische Zeitung' unter der Chiffre O. 1844 wurde er Professor für klassische Philologie an der Universität. Er starb am 7. Januar 1876." Von seinen Werken, die Epos, Lyrik und Drama umfaßten, dürfen die Epen und Gedichte noch heute auf lebendige Wirkung rechnen. — Ueber Büchertitelmoden plaudert in dem gleichen Hefte Heinrich Meisner; die Einrichtung und Schätze des Schiller-Museums in Marbach schildert Ernst Müller (VII, 12).

In der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift (Halle 1904, Nr. 50) erstattet Eduard Heß „in der Strafsache gegen Rose Bernd, 22 Jahre alt, ledig, evangelisch, wegen wissentlichen Falscheides und Kindesmordes" ein gerichtsärztliches Gutachten über den Geisteszustand der Angeklagten. Er hält sie für unzurechnungsfähig im Sinne des § 51 R.-S.-G., weil sie sowohl bei der Begehung des Meineides als auch bei der Tötung ihres Kindes durch krankhafte Störung der Geistesthätigkeit der freien Willensbestimmung beraubt war. „Es würde unsern sentimentalen Bedürfnissen mehr entsprechen, das Schicksal der Rose Bernd nach dem alten Schema von Schuld und Sühne zu betrachten und ihren Untergang als logische Folge ihrer Sünde aufzufassen. Wem das Vergnügen macht, der findet im Drama Ausgangspunkte genug dafür, und die sittliche Weltordnung bleibt gerettet. Leider besteht aber nicht einmal im gesunden und noch viel weniger im kranken Seelenleben eine Kausalität im Sinne der alten Psychologie. Wir können das Wesen der Krankheit vielleicht erkennen, aber nicht begreifen, und wir müssen uns mit dieser Erkenntnis begnügen, vielleicht für immer. Aber dann hat es ja gar keinen Zweck, eine solche kranke Person auf die Bühne zu stellen! Mag sein, ich fühle mich nicht berufen, hier eine ästhetische Abhandlung zu schreiben. Seiner Zeit, als der ‚Fuhrmann Henschel' erschien, hörte man den gleichen Einwand, und ich habe mich damals in einem Aufsatz in der ‚Psychiatrischen Wochenschrift' (Jahrgang 1899, Nr. 25—27) zu dieser Frage geäußert. Uebrigens befindet Hauptmann sich in der besten Gesellschaft; in wie vielen Dramen Shakespeares handelt es sich um pathologische Gestalten (so Hamlet, Lear, Richard III. und viele andere), bei denen, obwohl schon Bände darüber geschrieben wurden, jede ‚normale Motivierung' unmöglich ist! Wenn wir uns zu der Anspruchslosigkeit bequemen, in ihnen Menschen von Fleisch und Blut ohne ‚höheren Sinn und Zweck' zu sehen, so treten sie uns viel näher. Bei Schiller ist das anders; ich möchte um keinen Preis seinen folgerichtigen Buttler oder seinen unerschütterlichen Talbot missen, aber das sind Symbole. Goethes unerklärlicher Torquato Tasso dagegen hat Leben. Vielleicht liegt eben der tiefste Grund, weshalb Schiller in neuerer Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde, darin, daß die meisten durch die Schule der Naturwissenschaft gegangenen heutigen Menschen die Bescheidenheit haben, sich mit dem Schauen zu begnügen, während es die alten Kantianer nach Ideen dürstete."

„Contra Weininger." Von Wilhelm Frhrn. von Appel (Neue Bahnen, Wien; IV, 8). Wendet sich gegen Weiningers Buch „Geschlecht und Charakter", auf das wir noch zurückkommen.

„Einiges über Frenssen." Von Friedr. Bierlein (Monatsblätter f. deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 6).

„Voltaire und wir." Von Lothar Bringer-Wasservogel (Freistatt, München; VI, 17). „Was uns fehlt, ist eine deutsche Ausgabe von Voltaires Schriften, vor allem dem Wörterbuche. Sie dürfte in keiner Bibliothek fehlen, müßte ihren Ehrenplatz neben den Werken Darwins erhalten, dessen glücklichste Ergänzung der französische Philosoph bildet. An die Seite des größten Forschers gehört der größte Theoretiker. Denn Voltaire gehört zu jenen Geistesheroen, deren Licht dem Quadrate der Entfernung umgekehrt proportional ist. Er ist einer der großen Kulturheroen, einer der Befreier der Menschheit."

„Arthur Schnitzler." Von Ernst Limé (Das litterarische Deutsch-Oesterreich, Wien; IV, 4).

„Friedrich Hebbels kritische Schriften." Von Wilhelm Mießner (Monatsblätter f. deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 6).

„Der deutsche Buchhandel und seine Beurteiler." Von R. L. Prager (Die Grenzboten, Leipzig; LXIII, 15).

„Das deutsche Nationalbewußtsein im Spiegel des Volksliedes." Von Paul v. Schmidt (Wartburgstimmen, Eisenach; II, 2).

„Carl Busses Lyrik und Lyriker." Von A. K. T. Tielo (Monatsblätter f. deutsche Litteratur, Berlin; VIII, 6).

„Fritz Lienhards Gedichte." Von Friedrich Wiegershaus (ebenda, 6).

„Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zum Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins." Von A. Weis-Ulmenried (Neue Bahnen, Wien; IV, 8).

„Ritter Gutschmid und sein Schimmel." Von Josef Wichner (Heimgarten, Graz; XXVIII, 8). Zu jener heiteren Episode aus Robert Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" giebt Wichner vermittels zweier ungedruckter Briefe Hamerlings eine Ergänzung und zugleich „den Grund, weshalb Ritter Gutschmid — eigentlich hieß er Drahtschmid — sich samt seinem Schimmel nicht mehr blicken ließ".

Echo des Auslandes

Russischer Brief.

Der tragische Tod des Malers Wassili Wereschtschagin bedeutet auch für die russische Litteratur einen Verlust. Wereschtschagin ist wiederholt als Schriftsteller aufgetreten. Er hat lesenswerte Erinnerungen aus dem Türkenkriege und Schilderungen seiner asiatischen Reisen veröffentlicht, auch einen Roman „Der Kriegskorrespondent", der von Eugen Zabel ins Deutsche übersetzt worden ist. Ueber Wereschtschagins Bilder zu urteilen, ist hier natürlich nicht der Platz. Aber erwähnt dürfte vielleicht werden, daß auch in diesen Bildern der Publizist oft stärker war als der Künstler. Es haben wohl wenige den Krieg so verabscheut wie dieser Schlachtenmaler. In seiner ganzen Scheußlichkeit hat er ihn dargestellt, nicht allegorisierend wie Stuck, sondern einfach durch getreue Nachbildung dessen, was er mit eigenen Augen gesehen hatte. Und die Bildwirkung glaubte er durch charakteristische Titel und Motti noch verstärken zu müssen. Sein berühmtes Gemälde „Die Schädelpyramide" trägt die Aufschrift: „Apotheose des Krieges. Allen Eroberern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewidmet". Und nun ist er selbst dem Moloch zum Opfer gefallen, gegen den er gepredigt hat sein Leben lang. —

Von der neuen Monatsschrift „Prawda" liegen bereits drei Hefte vor. Das Blatt unterscheidet sich fast nur durch sein längliches, sehr unhandliches Format von den älteren liberalen Zeitschriften marxistischer Prägung. Vielleicht, daß es sich etwas mehr mit Kunstfragen beschäftigt als jene. Insbesondere für die dramatische Dichtung scheint das Interesse sehr groß zu sein. Das erste Heft brachte St. Przybyszewskis neues — hier bereits in einem kleineren Theater ohne Erfolg gegebenes — Schauspiel „Schnee", das dritte Schnitzlers „Einsamen Weg" und Hugo von Hofmannsthals „Frau im Fenster", letztere freilich in einer Uebersetzung, die dem Wohlklang der deutschen Verse keineswegs gerecht wird. Im Märzheft finden wir auch einen sehr konfusen berliner Theaterbrief von Max Lie. Daß der Verfasser Fuldas „Novella d'Andrea" ein „entzückendes" Werk nennt, zwar der Idee nach nicht neu, aber in der Form höchst originell, ginge noch hin; wenn er aber eine Inhaltsangabe von Hofmannsthals „Elektra" giebt, und von der „melodramatischen griechischen Sage" spricht, die der Dichtung zugrunde liegt, dabei aber den Namen Sophokles nicht einmal nennt, wenn er sich weitläufig über Entstehung, Blütezeit und Verfall des brahmschen Deutschen Theaters ausläßt und Gerhart Hauptmann als den „Schöpfer der naturalistischen Schule" preist, Henrik Ibsen aber nicht mit einer Silbe erwähnt, — da kann man doch wahrhaftig nur den Kopf schütteln und die russischen Leser bedauern, die das alles auf Treu und Glauben hinnehmen. Zu den belletristischen Mitarbeitern der „Prawda" gehören alle alten Bekannten — Skitalez, Bunin, Teleschow u. a. Größeres hat noch keiner von ihnen für das Blatt geliefert; unter den kleinen Novellen, Skizzen und Gedichten ist manches Hübsche.

Die andere neue, hier schon erwähnte Monatsschrift „Wjessy“ bringt in ihrem Februarheft einen Beitrag zum Kantjubiläum von Andrei Bjely: „Kritizismus und Symbolismus“. Derselbe Verfasser bespricht auch Tschechows „Kirschgarten“. Tschechow ist Realist; aber indem er die Wirklichkeit in ihren kleinsten und feinsten Details wiederzugeben bestrebt ist, wird er unbewußt zum Symbolisten. „Vor kurzem noch hatten wir festen Boden unter den Füßen. Jetzt ist der Boden selbst durchsichtig geworden. Wir gehen wie auf einer glatten, klaren Glasfläche; darunter gähnt der ewige Abgrund. Es ist uns, als wenn wir in der Luft gingen. Und uns wird bange. Kann man da noch von Grenzen des Realismus sprechen? Die aus dem Leben geflohen waren, stehen jetzt wieder mitten drin im Leben, denn das Leben selbst ist anders geworden. Und die bloßen Wirklichkeitsschilderer sind heute Symbolisten: denn wo früher alles zu Ende war, ist jetzt alles durchsichtig, endlos. Ein eigener Hauch, den wir früher nicht sahen, liegt über den Dingen. Die Wirklichkeit teilt sich — es ist dasselbe und doch nicht dasselbe; was wir sehen, ist die Maske von etwas anderem, die Menschen sind Manequins, Phonographen der Tiefe — — und uns wird bange. Tschechow ist Realist geblieben, aber er schiebt die Falten des Lebens auseinander, und was aus der Ferne nur wie ein Schattenstreif aussah, wird zum Durchblick in die Ewigkeit.“ — Einen kurzgefaßten, warm empfundenen Runeberg-Artikel hat J. Baltruschaitis geliefert. Ueber französische Poesie berichten zwei Briefe von René Ghil; der zweite beschäftigt sich eingehend mit dem pariser Dichterkongreß von 1901. Sehr beachtenswert ist im Märzheft ein Essai von W. Iwanow „Der Dichter und der Pöbel“. Der Verfasser knüpft an Puschkins vielkritisierte Variation des „Procul este, profani!“ an, um darzulegen, daß jede große Kunst Volkskunst ist. Die echte Volkskunst aber sei vom Mythus unzertrennlich, nur in ihm finde sie ihre Schönheit und Kraft. Deshalb müsse unsere Kunst wieder mythenbildend werden. Und zur Mythenbildung eben führe sie der Symbolismus, der deshalb als Uebergangsstadium zu betrachten sei. In dem nämlichen Heft der „Wjessy“ finden wir noch eine sehr geharnischte Abrechnung K. Balmonts mit dem Kritiker des „Westnik Jewropy“, E. Ljazki, der in einer Besprechung von Valer Brjussows „Urbi et orbi“ (vergl. Sp. 758) sich so weit vergißt, daß er die Vertreter der jungrussischen Lyrik Volksverderber und Lumpen (das russische Wort „njegodjai“ ist noch stärker) nennt. Ein hübsches Beispiel für den Ton, der in unserer Kunstkritik herrscht!

Es ist übrigens nicht alles so schlimm im „Westnik Jewropy“, wie Ljazkis Brjussowkritik. A. N. Pypin setzt im Märzheft seine Nekrassow-Studien fort und fördert noch mancherlei Interessantes zu Tage; einen sehr gehaltvollen Runeberg-Essai hat der helsingforser Universitätsprofessor Mandelstamm beigesteuert. Im Aprilheft bringt Prof. Alexei Wesselowski als Nachtrag zu seinem im vorigen Jahre erschienenen Byron-Buch einen Essai „Die Schule Byrons“, vermutlich die Einleitung zu einer ganzen Reihe ähnlicher Studien. Vorläufig wird der Eindruck und Einfluß behandelt, den die Gestalt des Manfred-Dichters auf seine Zeitgenossen ausübte; als erster Kronzeuge muß natürlich Goethe heran, von deutschen Dichtern werden dann noch Heine, Wilhelm Müller, Chamisso genannt, wobei letzterer merkwürdigerweise als träumerisch-verschwommener Romantiker bezeichnet wird. Weiter wird dann Byrons Spiegelbild in der französischen, italienischen und natürlich auch russischen Litteratur verfolgt. In demselben Heft finden wir noch eine Besprechung von Schnitzlers „Einsamem Weg“ aus der Feder von Sinaida Wengerowa. Ein paar allgemeine Bemerkungen über den Dichter seien daraus zitiert: „Schnitzler ist mehr fein als tief. Seine faculté maitresse ist die Analyse der Widersprüche im Seelengewebe des modernen Menschen. Die Sehnsucht, aus diesen Widersprüchen herauszukommen, fehlt ihm, er sucht keine Versöhnung, als Künstler betrachtet er nur das Netz des Lebens, das aus Widersprüchen geflochten ist, und stellt mit großer Meisterschaft jene Knotenpunkte dar, in denen die Verknüpfung von Wahrheit und Lüge besonders klar zu Tage tritt. Dann läßt er den Vorhang fallen, ohne etwas in dem Gange des von ihm beleuchteten Lebens geändert zu haben; das Aufgedeckthaben an sich ist ihm völlig genug.“

Durch die Tagesblätter ging jüngst die sensationelle Nachricht über die Entdeckung von Heinrich Heines so lange schmerzlich gesuchten Memoiren. Ende März soll in Petersburg ein Sohn von Heines Bruder Max, Ludwig Heine, in ziemlich elenden Verhältnissen gestorben sein, in seinem Nachlaß soll ein großer Packen Manuskripte gefunden worden sein, der längere Zeit wandern mußte, ehe er von Sachverständigen als das erkannt wurde, was er ist.*)

Zu spät, als daß ich es hier noch besprechen könnte, geht mir ein neues Buch von Konstantin Balmont zu: „Bergeshöhen“, erster Band der gesammelten Essais über Litteratur und Kunst. Ich hoffe, in meinem nächsten Brief noch darauf zurückkommen zu können. Das Buch enthält siebzehn Studien über Fr. Goya, Calderon, William Blake, Edgar Poe, Baudelaire, Nekrassow, Knut Hamsun, Oscar Wilde, Shelley u. a.

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Nach langen Verhandlungen haben die gesetzgebenden Körperschaften endlich das erlösende Wort in der Frage des Beitritts Schwedens zur berner Litteratur-Konvention gefunden. Beschämend und kennzeichnend zugleich für die anscheinend in allen Kulturstaaten vorhandene Unzuständigkeit parlamentarischer Instanzen in litterarischen und künstlerischen Angelegenheiten waren auch bei diesem Anlasse die völlig antiquierten Anschauungen, mit denen eine ganze Anzahl von Rednern — glücklicherweise solche der Minorität — die Zwecklosigkeit des internationalen Rechtsschutzes für die litterarisch „schonungsbedürftigen“ (sic!) Kleinstaaten zu erweisen suchten. Geradezu erheiternd wirkte das Argument eines hochkonservativen Sprechers, der im Unterhause aus — religiösen Gründen für die Beibehaltung des internationalen Litteraturraubes eintrat. Der Redner führte nämlich den statistischen Nachweis, daß die Mehrzahl der in Schweden vertriebenen Traktätchen und Erbauungsschriften zur Uebersetzungslitteratur gehört, woraus er den Schluß zog, daß das Inkrafttreten des Litteraturschutzes unzweifelhaft von einer erheblichen Verteuerung der fremden Erbauungslitteratur begleitet sein würde: was dem reaktionären Wortführer so verderblich erschien, daß er die ganze Beitrittsidee preiszugeben entschlossen war. — In litterarischen und künstlerischen Kreisen wird der Ausgang der Reichstagsberatungen allseitig mit ungeteilter Befriedigung begrüßt, und selbst in den Reihen der publizistischen Fachwelt, die die jetzt vollzogene Reform von jeher am hartnäckigsten bekämpfte, scheint die Empfindung in den Vordergrund zu treten, daß der Schritt der Regierung sowohl vom Standpunkte der ökonomischen Zweckmäßigkeit wie des internationalen Rechtsbewußtseins gleich starke Gründe für sich hatte.

Zu Beginn des Frühjahrs haben sich unsere vornehmsten Erzähler vollzählig eingestellt. Von Gustaf Geijerstam liegt ein umfangreiches Buch, „Själarnes kamp“ („Der Kampf der Seelen“) betitelt, vor, das eine zwanglose Fortsetzung der vor einigen Jahren mit dem Roman „Kvinnomakt“ (Frauenmacht) vorläufig abgeschlossenen Gesellschaftsstudien bildet. Der Vorwurf des Romans ist dem schwedischen Kaufmannsleben zu

*) Von dieser Nachricht ist bisher zu uns noch nichts gedrungen, und daß sie just um die Zeit des 1. April auftauchen mußte, macht sie doppelt verdächtig. D. Red.

Anfang der Achtzigerjahre entlehnt. „Der Kampf der Seelen“ ist übrigens weniger als eine soziale Studie im strengen Sinne, denn als eine individualistische Skizze anzusehen, deren Hauptmomente in der psychologischen Zergliederung und Vertiefung zu suchen sind. Vom Leben und Treiben der stockholmer Plutokratie weiß das Buch wenig zu vermelden; das Hauptgewicht ruht auf der im Mittelgrunde der Darstellung (von einer eigentlichen „Handlung“ ist bei Geijerstam kaum die Rede) stehenden Figur des rücksichtslos-egoistischen Großspekulanten, der seine ursprünglich auf idealere Interessen gerichteten Lebensziele gegen ein unersättliches Trachten nach äußerem Glanz und Besitz eingetauscht hat. In dem Augenblick, wo der Leser die Bekanntschaft Kristian Nordtmanns — dies der Name des Helden — macht, befindet sich letzterer bereits in vollem Zuge auf der abwärts führenden Ebene. Der herrschsüchtige und machtbewußte Großkapitalist, dessen Weg über Leichen und zertrümmerte Existenzen führt, verzweifelt am Leben und sucht das Aergste, den völligen Zusammenbruch seiner geschäftlichen Scheinexistenz, zu verhüten. Wie Ibsen in seinen Sozial-Dramen verlegt Geijerstam die entscheidende Katastrophe gleich in den Anfang der Erzählung und sucht die fehlende Entwicklung durch lange Rekapitulationen und Rückblicke auf die vor Beginn des Romans liegende Vergangenheit zu ergänzen. Hierin liegt unzweifelhaft eine erhebliche Schwäche, und selbst Geijerstams glänzende Darstellungsgabe vermag nicht vor dem Eindruck des Eintönigen, Unpersönlichen und Konstruierten zu schützen. Versöhnlich wirkt die milde Grundstimmung, von der die Schilderung der Hauptperson und ihres von Kabalen und Intriguen erfüllten Milieus getragen wird. Geijerstam bewährt sich hier als echter Poet, der das Wesentliche und Bleibende der Geschehnisse mit allen persönlichen Einwirkungen und Beziehungen zu einem abgeschlossenen Ganzen zusammenfaßt.

Außerdem beanspruchen die soeben angekündigten Neuerscheinungen aus der Feder Verner v. Heidenstams („Skogen susar“) und Selma Lagerlöfs („Kristuslegender“) besondere Aufmerksamkeit. Beide Arbeiten befinden sich im Augenblick noch unter der Presse und werden somit erst bei späterer Gelegenheit zu kritischer Würdigung Anlaß geben. — Von unseren jüngeren Autoren sind inzwischen mehrere Novellensammlungen erschienen, die einen Beweis für die stetig fortschreitende Entwicklung ihrer Urheber liefern. Das gilt zunächst von H. v. Melsted, dessen jüngste Erzählung „Not“ durch die elegant geformte Sprache und sichere Charakterzeichnung wohlthuenden Eindruck hinterläßt, nicht minder auch von dem bis zu einem gewissen Grade als Autobiographie aufzufassenden Buche „Ruinen“ von E. Walter Hülphers, in dem wir eine mit stilistischem Feingefühl durchgeführte Silhouette aus dem upsalenser Studentenleben, der sich später ein gleichgelungener Ausschnitt aus mondänen Kreisen der Landeshauptstadt anschließt, begegnen.

Aus dem Bereich der Bühne dürfte zum Schlusse der Vorführung zweier deutscher Autoren zu gedenken sein, deren letzte Arbeiten mit verschiedenartigem Erfolge dem schwedischen Publikum zugänglich gemacht wurden. Der lange Zeit hindurch von unseren maßgebenden Bühnen recht stiefmütterlich behandelte Gerhart Hauptmann kam in den ersten Märztagen mit seinem „Armen Heinrich“ auf dem Vasa-Theater zum Wort. Die Einstudierung des Stückes ließ in manchen Stücken zu wünschen übrig, so namentlich in Bezug auf die männliche Hauptrolle. Das Gesamturteil lautete demzufolge überwiegend ablehnend, wobei allerdings auch ein gewisses Befremden über die Stoffwahl im Publikum und in der Presse beigetragen hat. — Zu einem durchschlagenden Erfolge gestaltete sich dagegen Max Halbes „Strom“ („Floden“), das am 24. März auf dem Svenska-Theater in Szene ging. Die maßgebende Kritik rühmt die kraftvolle Exposition des Stückes, das trotz der unverkennbaren Einwirkung ibsenscher Muster den Beweis liefere, daß die neue deutsche Dramatik von einem lebendigen Schöpfergeiste und wuchtiger Herrschaft über die dramatischen Ausdrucksmittel durchflutet werde.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

Professor Henry A. Beers, der einen Lehrstuhl für englische Litteratur in Yale innehat, berührt in seinem Essaiband „Points at Issue“ (Macmillan Co.) mehrere zeitgemäße Fragen. Unter der Ueberschrift „Literature and the Colleges“ macht er darauf aufmerksam, um wieviel geringer heute die Zahl amerikanischer Autoren mit Universitätsbildung sei, als in der Periode neuenglischer Klassik, und kommt zu dem Schluß, das amerikanische College sei für die amerikanische Litteratur überhaupt nicht verantwortlich. Es herrsche in jenen Anstalten noch zu sehr die strenge Unterscheidung zwischen populärer und akademischer Litteratur, die Gelehrsamkeit sei von einer eigenen Philistrosität und in der Anerkennung neuer Größen nicht besonders liberal. Von einem litterarischen Werk zu sagen, es sei akademisch, sei überhaupt ungefähr das Schlimmste, was sich davon sagen ließe, denn es bedeute ungefähr dasselbe wie, es sei tot. Von dem Vorurteil gegen „lebende“ Autoren giebt Prof. Beers ein Beispiel, indem er erzählt, wie man an jedem der Kandidaten, die dasselbe College absolviert und sich seitdem durch ihre Werke einen Namen gemacht hätten, etwas auszusetzen gefunden, als sie sich um eine frei gewordene Professur an der litterarischen Fakultät einer bestimmten Anstalt bewarben. Der eine sei zu sehr Dilettant, der andere in demselben Grade Bohémien und alle mit einander nicht „akademisch“ genug gewesen. Nichtsdestoweniger glaubt Prof. Beers Anzeichen dafür zu sehen, daß das Philistertum, das auf die „bloße“ Litteratur scheel herabzusehen pflege und teils ein Erbe des Puritanismus sei, teils auf der angeborenen Geringschätzung der Angelsachsen den Künsten gegenüber beruhe, selbst in den Colleges, diesen Besten alter Vorurteile, zu schwinden beginne. Männer, wie Brander Matthews, George E. Woodberry (der übrigens, seit das Buch die Presse verlassen, seine Professur an der Columbia-Universität niedergelegt hat), Henry van Dyke und andere, die bewiesen hätten, daß sie nicht nur über Bücher dozieren, sondern selbst welche schreiben können, übten durch ihr Beispiel einen wohlthätigen Einfluß aus. — Es folgen Essais über Emersons Transcendentalismus, über das moderne Naturgefühl u. a.

Lafcadio Hearn, dieses eigentümliche Produkt seltener Rassenmischung und Akklimatisierung (sein Vater war Irländer, seine Mutter Griechin, er selbst in Santa Maura geboren, vom neunzehnten bis zum vierzigsten Jahre in Amerika ansässig, seitdem in Japan, wo er das Bürgerrecht erworben), hat die lange Reihe seiner Bücher über japanische Sitten, Religion und Schrifttum um einen neuen Band bereichert. In „Kwaidan“ (Houghton, Mifflin & Co., Boston) giebt er eine Sammlung seltsamer Erzählungen aus verschiedenen alten japanischen Quellen, manche von ihnen vielleicht auch chinesischen Ursprungs, einige unmittelbar dem Volksmund abgelauscht. Es liegt ein eigentümlicher Reiz über Hearns Nachdichtungen; er hat durch seinen Vater gerade genug keltischen Mystizismus in seinem eigenen Wesen, um der orientalischen Mystik dieser Aeußerungen japanischen Volksglaubens Verständnis entgegenzubringen; er interpretiert mit dem Herzen und mit der Phantasie. Am interessantesten ist Hearn, wenn er die Vorstellungen, die manchen eigentümlichen Sagen und Märchen zugrunde liegen, in Beziehung setzt zur modernen Wissenschaft und sie evolutionistisch beleuchtet. Das Kapitel über Ameisen ist ungemein anregend; das über japanische Schmetterlingspoesie hat den Reiz einer exotischen Kuriosität.

In der Aprilnummer der „Atlantic Monthly“ bietet Theo. W. Munger Bemerkungen zu Hawthornes

„Scarlet Letter“, in denen es u. a. heißt: „Was den Roman zu einem der größten Bücher stempelt, ist die Gründlichkeit eines Spürhundes, mit der die Sünde kreuz und quer in jede Ecke des Herzens und des Lebens, ja sogar bis in die Natur verfolgt wird, wo sie alle Dinge umwandelt ... Shakspere malt mit größerem Pinsel und setzt die Sünde in den Rahmen großer tragischer Vorgänge; aber wie sie sich windet und schlingt und in jede Fähigkeit eindringt und sich äußeren Dingen aufprägt, das blieb Hawthornes unerreichbarer Kunst überlassen. — In „Harper's Bazar“ begrüßt die vortreffliche Essayistin Agnes Repplier mit Freuden das Schwinden einer besonderen Frauenlitteratur. — In „Century“ werden Erinnerungen an Poes Richmond-Periode aufgefrischt.

Bei einem Poe-Diner wurden kürzlich Mittel und Wege beraten, dem Dichter bis zu seinem hundertsten Geburtstag (1909) ein würdiges Denkmal zu errichten. — In der Serie von Vorträgen über amerikanische Litteratur, die Dr. Curtis Hidden Page von Columbia in den öffentlichen Schulen hält, stellt er mit Vorliebe je zwei Dichter zusammen, z. B. Emerson und Whittier, Holmes und Lowell; über die Würdigung, die Poe in dem Vortrag über Poe und Longfellow zu Teil wird, können sich dessen Verehrer wahrlich nicht beklagen. — Eine interessante Serie von Vorträgen in französischer Sprache hat Prof. Adolphe Cohn soeben in dem freien Vortragscyklus der Columbia-Universität zu Ende geführt; sie behandelte französische Litteraten im politischen Leben. Chateaubriands Individualität erfuhr darin eine ungewöhnliche Beleuchtung.

Die sich ihrem Ende nähernde Theatersaison kann wohl als eine epochemachende bezeichnet werden. Shaws „Candida“ hat ihre hundertste Vorstellung längst überschritten; der Napoleon-Einakter ist auch mehrere Male gegeben worden. — Die „Century Players“ inszenierten „Rosmersholm“, erwiesen sich aber als durchaus unfähig, dem Stücke gerecht zu werden; überdies stellten sich finanzielle Schwierigkeiten ein, sodaß die Vorstellungen aufhören mußten und Sudermanns „Schmetterlingsschlacht“ und andere auf der englischen Bühne hier noch nicht gesehene Stücke unterblieben. Mansfield hat mit „Iwan dem Schrecklichen“ keinen besonderen Erfolg gehabt. Von dem regen Leben, das sich in den dramatischen Schulen des Landes kundgiebt, zeugte die Schlußvorstellung der „American Academy of Dramatic Arts“, in der Herman Heijermans Fischerdrama „The Good Hope“ zur Aufführung kam. Das Stück wurde gut gespielt und machte einen tiefen Eindruck auf das Publikum. Die Aufführungen dieser Anstalt geben ihr mehr und mehr den Charakter einer Versuchsbühne für ausländische Novitäten von litterarischem Wert. Als eine Kuriosität kann man wohl die Inszenierung des „Ajax“ von Sophokles betrachten, die unlängst von der griechischen Kolonie New Yorks unternommen wurde; die Rollen waren durch Dilettanten besetzt, Neugriechen, die sich sehr gut mit ihnen absanden. Die äußere Ausstattung war im ganzen stilvoll. Im Deutschen Theater, wo Bonn und Christians gastierten, gingen im vergangenen Monat Philippis „Dunkles Thor“, Echegarays „Galeotto“ und Beyerleins „Zapfenstreich“ über die Bühne. Das letztere Werk erregte infolge des Interesses, das man Militärromanen und -dramen neuerdings entgegenbringt, sogar das Interesse amerikanischer Theaterbesucher und -kritiker.

New York. *A. von Ende.*

Siebenbürgischer Brief.

Unsere heimische dramatische Dichtung in deutscher Sprache hat in der jüngsten Zeit drei neue Bühnenwerke gezeitigt, die sämtlich auf der Bühne Erfolg errungen haben. Der Verfasser des ursprünglich in Mundart geschriebenen Volksdramas „Geweolt och Riecht“ ist der burzenländische Landmann Michael Königes. Sein Stück wurde in der Bühnenbearbeitung von Gustav Hackenschmidt als fünfaktige Tragödie unter dem Titel „Gewalt und Recht“ am hermannstädter Stadttheater Mitte Februar in hochdeutscher Sprache aufgeführt. Die Fabel des Stückes ist dem siebenbürgisch-sächsischen Dorfleben entnommen. Der Dorfrichter Peter, ein ehrgeiziger, stolzer und rücksichtsloser Gewaltmensch, der bereits von der modernen Kultur und ihrer Verderbtheit angesteckt ist, leistet, um sich vor dem sicheren Untergang zu bewahren, einen Meineid, durch den er das Verhängnis erst recht heraufbeschwört. Um diesen Helden des Stückes gruppieren sich nun die übrigen Hauptgestalten. Da ist zunächst der alte Naturphilosoph Honnes, ein kerniger deutscher Bauer mit gesundem Verstande und klarem Auge, der stark an Anzengrubers Bauerngestalten erinnert. Eine dem Leben fein abgelauschte ländliche Gestalt stellt Königes in dem Landmann Mierten auf die Bühne: eine jener ernst und nüchtern veranlagten Bauernnaturen, die gewichtig auftreten, stets das große Wort führen, im Grunde aber nichtige und harmlose Schwätzer sind. Neben diesen im Vordergrunde stehenden Personen giebt es noch eine ganze Reihe von Episodenfiguren: charakteristische niederdeutsche Dorfgestalten, leider in der Mehrheit allzu skizzenhaft gezeichnet, sodaß ihr Wesen nur dem Kenner von Land und Leuten verständlich wird. Jedenfalls verrät das Stück einen feinen dramatischen Instinkt und zeugt von einem starken dramatischen Talent. — Ein anderes Drama von Königes-Hackenschmidt, das dreiaktige Schauspiel „Duell“, brachte das hermannstädter deutsche Theater anfangs April in Kronstadt zur Erstaufführung. Diesmal hat sich der Dichter an ein zeitgemäßes, noch dazu überaus heikles Thema herangewagt. Die Gattin Matilde des reichen Erben Leopold v. Vollmann ergiebt sich aus Leichtsinn den Werbungen des Leutnants v. Keppler. Dieser, ein Bruder Liederlich, rühmt sich gelegentlich eines Trinkgelages seines Glückes bei Vollmanns Gemahlin. Der betrogene Gatte, der das erfährt, schickt dem Leutnant seine Sekundanten; dieser aber sucht Vollmann persönlich auf und erklärt ihm dreist unter Ehrenwort, daß er in seiner Weinlaune eine ganz andere Frau gemeint habe, Vollmanns Gattin dagegen nur flüchtig kenne, — dies alles, trotzdem Vollmanns Frau ihrem Manne kurz vorher ein Geständnis ihrer Schuld abgelegt hat. Dasselbe wiederholt sie nun auch vor dem Leutnant, den sie als einen ebenso feigen wie ehrlosen Lügner brandmarkt; und als Keppler neuerdings während Vollmanns Abwesenheit in dessen Hause erscheint, da wirft Matilde ihm einen Revolver hin, indes sie mit einem anderen in der Hand sich ihm gegenüberstellt und ihn auffordert, sich seines Lebens zu wehren. Zwei Schüsse fallen: Keppler bricht zu Tode getroffen zusammen, während seine Gegnerin nur leicht am Arme verletzt wird. Im dritten Akt schließlich, der vor dem Untersuchungsrichter spielt, vergreift sich die des gemeinen Mordes Bezichtigte an dem sie verhörenden Beamten, wobei dieser in seiner Notwehr einen Briefbeschwerer ergreift und die Tobende durch einen Schlag auf den Kopf tötet ... Dieser dritte Akt ist entschieden verfehlt; dagegen enthalten die beiden vorhergehenden einige gut durchgeführte, äußerst wirksame Szenen, wie auch sonst die geschickte Entwicklung des tragischen Konflikts bis zu dessen Höhepunkt von großem dramatischem Talent zeugt.

Von Ernst Thullner, der bereits zwei Bände Erzählungen in siebenbürgisch-sächsischer Mundart verfaßt hat, ist gleichfalls ein neues dreiaktiges Volksstück „Das Wort sie sollen lassen stahn“ (Hermannstadt 1903) erschienen. Es behandelt eine Episode aus der Vergangenheit der Gemeinde Großpold und hat sich durch seine Bühnenwirksamkeit ein allgemeines Interesse gesichert.

Auch unsere Erzählungslitteratur ist durch einige Neuerscheinungen bereichert worden. Friedrich Wilhelm Seraphin hat sich mit seinem Roman „Die Einwanderer“ (1903) mit viel Geschick an die belletristische Ausmünzung eines halbhistorischen Stoffes herangemacht.

ohne indes den Anfänger zu verleugnen. — „Hermann von Hermannstadt“ nennt M. Schuster seine in hochdeutscher Sprache geschriebene Dichtung (1903), in der er einen „frohen Sang aus Siebenbürgens Vorzeit“ anstimmt. — In siebenbürgisch-sächsischer Mundart hat A. Schullerus ein Bändchen kleiner Erzählungen unter dem Titel „Hîmwih“ („Heimweh“, Hermannstadt 1904) herausgegeben. Die kurze Erzählung „Mät Geliejenhît“ („Bei Gelegenheit“) sowie das in kindlich-naivem Tone gehaltene Schlußgeschichtchen, das dem Buche den Namen leiht, gehören zu den hübschesten Erzählungen in sächsischer Mundart. Das Werkchen ist mit einigen charakteristischen Lichtdruckbildern nach Gemälden des Malers Prof. F. Schullerus geschmückt. — Eine Sammlung „Siebenbürgisch-sächsischer Kinderreime“ (1903) hat Ad. Höhr veröffentlicht. Viele von ihnen gemahnen auffällig an ähnliche volkstümliche Kinderverse, wie sie am Rhein, etwa zwischen Mainz und Köln, zu Hause sind.

Von neuerschienener rumänischer Litteratur ist bloß eine einzige nennenswerte Arbeit zu verzeichnen. Joan Baila, der sachkundige Uebersetzer goethischer und heinischer Lyrik, hat ein Bändchen eigener Verse unter dem Titel „Mortua est“ (Sibiiu 1902) veröffentlicht. Er beklagt in formvollendeten elegischen Gedichten den Verlust eines geliebten Weibes und findet die wärmsten poetischen Töne. Unleugbar sind diese stimmungsvollen, von Wehmut durchzitterten Dichtungen von der Lyrik der beiden vorgenannten deutschen Dichter beeinflußt, was ihrem poetischen Wert jedoch keinen Abbruch thut.

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

Echo der Bühnen

Chemnitz.

„Die Brüder von St. Bernhard.“ Schauspiel in 5 Akten von Anton Ohorn.

Der ersten dramatischen Arbeit Anton Ohorns, der sich als Verfasser vieler Romane und Erzählungen längst einer wohlberechtigten Wertschätzung erfreut, sah man hier mit Spannung entgegen. Der Verfasser führt sein Publikum in ein Milieu, das trotz seines ehrwürdigen Alters für die Bühne dennoch neu ist. Ohorn kennt dieses moderne Klostermilieu aus eigener Erfahrung, er selbst hat seine jungen Leiden in Klostermauern gelitten, deren Enge er noch zur rechten Zeit mit mutigem Entschluß entgangen ist. Die genaue Kenntnis von Klostergebräuchen und Ordensregeln ermöglichte es ihm, ein Kulturbild von außerordentlicher Lebenstreue zu entwerfen. Der Friede, der die Brüder von St. Bernhard verbinden sollte, ist nur scheinbar; äußerlich werden freilich die Ordensregeln streng innegehalten, aber es bleibt nur äußerlicher Formenkram, der mit Duldung und Liebe, von der die Lippen überfließen, nichts weiß. Wie im Leben draußen, haben sich in der Schar der frommen Brüder scharfe Gegensätze herausgebildet. Schroffer Unduldsamkeit und ausgesprochener Gegnerschaft jeder freien geistigen Entwicklung stehen Gradsinn und jugendlicher, für alles Schöne rasch entflammter Enthusiasmus gegenüber. Mit aller Gewalt will der Prior den reichen, strebenden Geist des Frater Paulus in die Bande des Kadavergehorsams zwingen. Der Kampf dieser beiden durch Welten getrennten Naturen steht im Vordergrund des Interesses. Mit dem Prior ist das beschränkte Elternpaar des Paulus verbunden, das den Sohn gern „geistlich“ sehen möchte. Um der Liebe zu der jungen Schwester willen, die er nur durch das Opfern seiner Wünsche vor „Schleier und schwarzem Gewand“ bewahren kann, entschließt er sich, die Gelübde abzulegen, die ihn für immer binden. Aufs neue bringt ihn die mönchisch-jesuitische Art seiner „Brüder“ und namentlich ihr herzloses Vorgehen gegen den freisinnigen Klosterförster in Zwiespalt. Der Förster wird zum Selbstmord getrieben, und unter dem Eindruck dieses entsetzlichen Ereignisses soll Paulus nun sein Gelübde ablegen. Sein innerer Kampf ist noch nicht entschieden, als er schon in der Kirche steht. Im letzten Augenblick aber ist der Drang nach Befreiung das Stärkste in ihm — er leistet das Gelübde nicht. Dieser dramatische Vorgang ist hinter die Szene verlegt, man erfährt ihn aus der Unterhaltung zweier Mönche, die ihn von ihrer Zelle aus beobachten können. Die Dunkelmänner sind unterlegen, Paulus wird frei in die Welt gehen und einen ehrlichen Kampf weiterkämpfen.

Ohorns Bühnenwerk ist reich an dramatischen Geschehnissen. Des Verfassers Art, diese zu schildern, hat entschieden etwas Volkstümliches. Er zeigt sich gerade nicht als Enthüller feiner seelischer Vorgänge, aber als Mann von ehrlicher Empfindung, der dem Klosterwesen mit seiner inneren Unwahrheit manch kräftigen Hieb versetzt. Als litterarische Persönlichkeit betrachtet, gehört Ohorn der Zeit an, als noch nicht der Naturalismus in die Litteratur eingebrochen war. Diese Zugehörigkeit zu der Gruppe der Gutzkow, Laube, Gottschall merkt man in vielen kleinen Zügen. Seine Sprache ist schwungvoll und hat im Affekt mitreißende Kraft. Gegen die Technik lassen sich mancherlei Einwendungen machen. Das Stück spielt beinahe so lange, wie der ungekürzte „Don Carlos“. Für die Oekonomie des Werkes wären namentlich in der breiten Exposition einige kräftige Striche günstig. Dann überwuchert zuweilen das episodische Beiwerk die Haupthandlung. Während des dritten und vierten Aktes lenkt das Geschick des Klosterförsters die volle Teilnahme des Zuschauers auf sich. Dieser Förster in seiner Vollkraft, einem Michael Kohlhaas verwandt, ist eine so tragische Gestalt, daß sie den „Helden“ Paulus deckt, zumal dessen Charakterschilderung eigentlich schon im zweiten Akt erschöpft ist. Geschickt ist es nicht, im letzten Akt den wichtigsten Vorgang durch dritte Personen mitzuteilen — ihm wird dadurch die überzeugende Kraft genommen. Paulus müßte im letzten Akt überhaupt freier und größer dastehen, einem Sieger gleich. Aeußerst wirksam erweist sich Ohorn als Charakterschilderer: unter den Mönchen sind ganz brillante Typen, auch das kleinbürgerliche Elternpaar weist individuelle Züge auf — schablonenmäßig ist ein nebensächliches Liebespaar gezeichnet. Ein künstlerischer Vorzug des Stückes liegt in der gewandten treuen Schilderung des Zuständlichen, das Ganze ist entschieden ein fesselndes Kulturbild. Seine Bühnenwirkung verdankt es dem ehrlichen Eintreten des Autors für die Ideale und die persönliche Freiheit. Das Werk ist in Wien verboten worden — der Grund zu diesem Verbot ist nicht ersichtlich: Ohorn erweist sich durchaus nicht als bitterer Hasser; er hat den Takt besessen, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. Antikirchlich ist er niemals, nur zuweilen antiklerikal, das wird man wohl in Wien nicht vertragen können.

P. H. Hartwig.

München.

„Kehraus.“ Ein Spiel in vier Akten von Michael Georg Conrad (Schauspielhaus, 16. April). — „Die Auserwählte.“ Volksschauspiel mit Gesang in drei Akten von H. Wild [Frau Philomene Hartl-Mitius] (Volkstheater, 19. April). — „Die Königin von Cypern.“ Lustspiel in drei Akten von Rudolf Lothar (Kgl. Residenztheater, 23. April).

Man war hier allgemein überrascht, als die Direktion des Schauspielhauses plötzlich die Uraufführung eines Bühnenwerkes von M. G. Conrad ankündigte.

Conrad in den Reihen der Dramatiker? Allerdings, seine Gattin ist eine der stärksten Stützen unseres wankenden Hofschauspiels, er selbst ein fleißiger Theaterbesucher; auch wußte man, daß er einst, Ende der Achtzigerjahre, zusammen mit einem pseudonymen Willfried — einer Dame — ein Stück „Firma Goldberg“ geschrieben hatte: aber seither war nichts von irgendwelcher dramatischen Produktion des streitbaren Vaters und Führers der münchener Moderne bekannt geworden. Nun mit einem Mal trat auch er in die Schranken, und der Zettel erinnerte durch den Vermerk, daß das neue Stück „nach einem Entwurf von Conrad und Willfried“ gearbeitet sei, wieder an jene „Firma Goldberg“: ja, es zeigte sich, daß „Kehraus“ im Grunde nur eine Neubearbeitung des älteren Stückes ist, das um allerlei zeitgemäßes Detail bereichert wurde. Um es gleich zu sagen: Conrad bereitete den Aufrichtigen unter seinen Freunden mit dieser Uraufführung eine arge Enttäuschung; sah man doch ihn, der fremden Leistungen gegenüber oft genug ein gesundes Urteil bewährte, eine gewöhnliche Berlin W.-Krachgeschichte wichtig nehmen und mit eben jener sentimentalen Gartenlaubenromantik verzieren, die niemand schärfer verurteilt hat als just er selbst. Fast noch befremdlicher aber mußte es erscheinen, daß ein so alterfahrener Theaterbesucher wie Conrad Situationen und Redewendungen für bühnenmöglich halten konnte, die die spottlustige Bestie Publikum unfehlbar zum mörderischen Angriff reizen müssen. Die Direktion Stollberg-Schmederer hätte die Pflicht gehabt, Conrad von diesem unglücklichen Unternehmen zurückzuhalten, sie erwies ihm aber, wohl aus falschem Respekt, bereitwillig den schlimmen Dienst, und so endete der Abend nach verhältnismäßig noch freundlicher Aufnahme der ersteren Akte, die dem Autor immerhin ein zweimaliges Erscheinen gönnte, in unbeabsichtigter Heiterkeit. Bei der ersten Wiederholung strich man übrigens die gefährlichsten Stellen und hielt dadurch die Spötter im Zaum.

Ein ausgesprochenes Tendenzstück erstritt bald darauf dank seiner im ganzen sehr geschickten Mache im Volkstheater einen vollen Sieg: das dreiaktige Volksschauspiel mit Gesang „Die Auserwählte“, eine neue Arbeit der Verfasserin des „Protzenbauern“, Frau Hartl-Mitius und, wenigstens in den beiden ersten Akten, wohl die beste und relativ natürlichste, die sie bisher geboten hat; erst im Schlußakte geht der Bühnengewandten hier der dramatische Atem aus, sodaß Episoden und reintheatralische Posen helfen müssen. Das Stück spielt in den bayrischen Bergen und bekämpft in Anknüpfung an ein thatsächliches Vorkommnis der jüngsten Vergangenheit den voreiligen Wunderglauben. Ein infolge erblicher Belastung schwachsinniges und an Hallucinationen leidendes Mädchen hat sich von einem mittellosen Knecht, der die selbst Mittellose nicht heiraten kann, verführen lassen; die Frucht des Fehltritts unterm Herzen, wirft sie sich hülfeflehend vor einem Madonnenbild nieder und wähnt in ihrer Erregung die Gottesmutter selbst zu erblicken. Der junge, übereifrige Kooperator des Dorfes glaubt ihren Beteuerungen, er tritt offiziell für das geschehene „Wunder“ ein, und die arme Kranke und Verführte wird von nah und fern als Gottbegnadete verehrt und beschenkt, was sich ihr Vater, ein ungläubiger, aber habgieriger Trunkenbold, mit schlauer Betriebsamkeit zu nutze macht. Natürlich aber bleibt die höchst unheilige Wahrheit nicht lange verborgen, die „Auserwählte“ geht schließlich aus Furcht vor der Schande ins Wasser, und der junge Geistliche sieht zerknirscht seinen Fehler ein. — Das Stück wurde vortrefflich dargestellt, und der Erfolg bei dem wenig verwöhnten Publikum unseres Volkstheaters war glänzend: um so glänzender, als die Verfasserin sich bis zum Schlusse der Aufführung — nach eigener Erklärung, um unparteiisch beurteilt zu werden — hinter dem obengenannten Pseudonym verborgen hatte und die Neugier, den Autor kennen zu lernen, die Beifallsbezeugungen nach allen Akten noch über das gewohnte Maß steigerte.

Schlimmer erging es im Residenztheater Rudolf Lothars dreiaktigem Lustspiel „Die Königin von Cypern“, dessen Buchausgabe im jüngsten Hefte des „Litterarischen Echos“ (Sp. 1093) bereits besprochen wurde. Das wenig zahlreiche Publikum nahm den ersten Akt stillschweigend hin, nach dem zweiten siegte der Widerspruch; erst am Schlusse hob sich der Beifall einiger Wohlwollenden soweit, daß der anwesende Autor erscheinen konnte. Gerechter Weise darf aber nicht verschwiegen werden, daß die schauspielerische Wiedergabe des Stückes recht mittelmäßig war und seine Mängel scharf hervortreten ließ, statt sie geschmackvoll zu verhüllen.

Hanns von Gumppenberg.

In einer litterarischen Matinee des Stadt-Theaters in Elberfeld gelangten zum ersten Male die drei Einakter „Hortense“ von H. F. von Zwehl, „Wunderkind“ von Robert Sandek und „Carrière“ von Raoul Auernheimer zur Aufführung. Alle drei wurden, besonders das letzte, mit Beifall aufgenommen.

---

* Meinungs-Austausch *

[Unter persönlicher Verantwortung der Einsender.]

7. Die Kunst des Uebersetzers.

Zu dem an dieser Stelle besprochenen und im Auszuge mitgeteilten Aufsatz von Ludwig Fulda über die Kunst des Uebersetzers (Sp. 778 ff.) möchte sich ein in der litterarischen Welt Unbekannter einige Bemerkungen erlauben. Es mag unbescheiden und verwegen scheinen, daß einer, der noch nie eine Uebersetzung veröffentlicht hat, sich einem dem allgemeinen Urteil nach sehr gewandten Uebersetzer entgegenstellt und, um es gleich zu sagen, behauptet: Fuldas Aufsatz kann der im argen liegenden Uebersetzungskunst eher schaden als nützen, da der Verfasser die Kenntnis der fremden Sprache wesentlich als Nebensache behandelt.

Unbestreitbar ist das Uebersetzen eine Kunst, also etwas höchst Persönliches, und es kommt auf etwas mehr dabei an, als die Beherrschung zweier Sprachen, nämlich auf das, was gerade diese Kunst erfordert, die wie jede andere eine bestimmte Beanlagung, nicht nur allgemein künstlerisches Fühlen, voraussetzt: auf die Fähigkeit, Gedanken mit Abstreifung der Worteinkleidung scharf zu erfassen und ebenso scharf wiederzugeben; dabei darf aber das Persönliche der Auffassung nicht zurücktreten, sonst erhalten wir einen bloßen Abklatsch, eine Momentphotographie. Wer imstande ist, einen Gedanken so zu erfassen, daß er die Worte vergißt, daß ihm das charakteristische Stimmungs-, Gefühls- oder Ausdrucksmoment in ganzer Klarheit vor der Seele steht, der ist zum Uebersetzer beanlagt, wie zum Maler der, der das besondere Auge für Form, Linie und Farbe hat. Ob aus einem so Beanlagten ein Künstler wird, hängt, von Zufälligkeiten abgesehen, nun weiter davon ab, ob er Lust und Gelegenheit hat, die Technik seiner Kunst zu erlernen.

Die Technik der Uebersetzungskunst ist die Beherrschung zweier Sprachen. Auch die deutsche Sprache kann ein Deutscher erlernen und zwar am besten im Beobachten der zu erlernenden fremden Sprache. In jeder Kunst kommt es auf Beobachten und Wiedergeben an. Wie der Maler sich durch Studien übt, die auf genauer Beobachtung beruhen, so übe auch der Uebersetzer die Muttersprache an dem zu beobachtenden Teile seiner Kunst, der Fremdsprache. Aber der so Geübte frage

nun nicht mit Fulda: „Wie würde der Dichter sich ausgedrückt haben, wenn er ein Deutscher wäre?", sondern er lasse das Fremdsprachliche des Gedankens ausdünsten und fange es mit dem eigenen Sprachgefühl auf. Also nicht mit dem allgemeinen deutschen Sprachgefühl, dann wäre es ja nichts Persönliches, und die Uebersetzerthätigkeit keine Kunst, sondern eine einfach wissenschaftliche oder handwerksmäßige Arbeit. Das Persönliche giebt, wie bei jeder Kunst, auch hier den Ausschlag.

Ich darf mich nicht auf nebensächliche Ausstellungen an Fuldas Aufsatz einlassen, weil mir nur ein geringer Raum zugestanden werden konnte, aber eine Bemerkung kann ich mir nicht versagen über Fuldas Vergleich der deutschen Sprache, „die wie ein geschmeidiger Frauenkörper jede Maske und jedes Kostüm mit Anmut zu tragen versteht, ohne den Reiz ihrer Eigenart einzubüßen". Dies kann man vielleicht von jeder anderen Sprache eher sagen, als von der deutschen, obwohl es ja gerade für unsere Sprache stehende Redensart geworden ist. Eine eigne Art hat die deutsche Sprache im Vergleich mit anderen garnicht in hohem, sondern in möglichst geringem Grade. Die Eigenart der deutschen Sprache ist ihre Vielseitigkeit, ihre beständig neuschaffende Kraft: der gänzliche Mangel an Stereotypismus, an dem alle anderen Sprachen — ich verbürge mich für das Englische, Holländische, Französische — kranken. Aber die Vielseitigkeit ist eine Eigenschaft, die, von je einer Seite betrachtet, nicht hervortritt, daher ist es unrichtig, zu sagen, die deutsche Sprache büße ihre Eigenart nicht ein, es giebt keine andere Eigenart, die der deutschen Sprache besonders gehörte, als ihre Fähigkeit, schlechterdings allem gerecht zu werden, und diese Fähigkeit kann nur beim Ueberblick des ganzen deutschen Sprachschatzes beurteilt werden, tritt aber naturgemäß in jedem einzelnen Fall, wo nur ein Ausschnitt gegeben werden kann, zurück; man könnte die deutsche Sprache weniger anmutig, aber vielleicht treffender vergleichen mit einem unbegrenzten, fruchtbaren Marschlande, auf dem ohne Unterschied alles wächst, was gesäet wird; und es ist schon vielerlei gesäet und gepflanzt worden, und manche Stellen sind noch unbebaut; hier stehen knorrige Buchen, riesige Eichen, dicht daneben Brennessel, Rosen, Mais, Stinkpilze, Zuckerrohr, Tannen und Orangen; Fichte und Palme haben sich hier endlich gefunden. Kann man nun sagen, daß Eiche und Brennessel, Stinkpilz und Rose die Eigenart des Feldes zeigen?

Aber ich habe den schweren Vorwurf erhoben, Fuldas Aufsatz könne der Uebersetzungskunst eher schaden, als nützen, und das muß ich zu beweisen suchen.

Wer soll sich Fuldas Erörterungen zu Herzen nehmen? Natürlich die schlechten Uebersetzer, die, „die sich zu Vermittlern zwischen zwei Sprachen nur deshalb auserkoren wähnen, weil sie weder die eine noch die andere verstehen". Für diese Leute ist es nun ein gefundenes Fressen, wenn Fulda, der ihnen ein Meister sein muß, bescheidentlich gesteht, er verfüge nur über eine mittelmäßige Kenntnis der französischen Sprache, die Kenntnis der fremden Sprache sei „kein integrierender Bestandteil" der Uebersetzungskunst, „erleichtere zwar die Arbeit", gehöre aber nicht wesentlich dazu. Jetzt werden sie mit noch größerer Genugthuung als bisher ihren Sachs-Villatte, ihren Muret-Sanders wälzen; sie werden sagen: der Wortsinn ist mir vollkommen klar, jetzt brauche ich bloß noch gutes Deutsch. Es klafft übrigens ein Widerspruch zwischen den einzelnen Aeußerungen Fuldas. Es wird verlangt, daß dem Uebersetzer „der Wortsinn des Originals nicht die geringste Unklarheit mehr bietet, und auch für den kleinsten Schnitzer, der ihm infolge unrichtiger Auslegung einer Vokabel, einer sprichwörtlichen Wendung, einer grammatikalischen oder stilistischen Eigentümlichkeit unterläuft, giebt es für ihn keine Entschuldigung". Wie ist das zu vereinbaren mit der Forderung einer nur mittelmäßigen Kenntnis der fremden Sprache? Was nützen selbst die besten Wörterbücher dem, der die Sprache nur mittelmäßig versteht; er weiß ja garnicht, daß dies Wort hier auch etwas anderes bedeuten könnte; wenn ihm der Wortsinn klar ist, nimmt er das Wörterbuch garnicht zur Hand; um ein gewöhnliches Beispiel zu nehmen: ein mittelmäßiger Uebersetzer liest von einem officier réformé; was soll er da groß das Wörterbuch nehmen, das heißt natürlich ein reformierter (vielleicht macht er einen kühnen Gedankensprung und sagt „rehabilitierter") Offizier, während es höchst wahrscheinlich ein „abgedankter" heißt. Dem Deutschen, der mit mittelmäßiger Kenntnis aus dem Holländischen übersetzt, können noch spaßhaftere Dinge passieren; denn die holländischen Wörter sind ja den deutschen so ähnlich, daß man ihren Sinn erraten kann; also gramschap = Gram, wrevel = Frevel, oogenschijnlijk = augenscheinlich, lijvig = leiblich. Wozu soll man da das Wörterbuch nehmen? Paßt es einigermaßen in den Sinn, so wird's niedergeschrieben, und kein noch so erlaubtes Hilfsmittel, weil es eben nicht benutzt wird, kann uns vor dem ungeheuren Unsinn schützen.

Wer eine Sache nur halb versteht, sieht gewöhnlich die Schwierigkeiten nicht und kann sie also auch nicht überwinden. Andere, die etwas weitergekommen sind, sehen die Schwierigkeiten und suchen sie mit Hilfe des Wörterbuches zu überwinden; wie sie dabei irregeführt werden können, ist ja allgemein bekannt; vor kurzem wurde hier (Sp. 542f.) einem Uebersetzer Oscar Wildes nachgewiesen, wie sehr ihn das Wörterbuch genarrt habe. Und woraus und von wem sind denn die Wörterbücher gemacht? Wirklich immer von Männern, die in beiden Sprachen unfehlbar sind? Für das Englische und Französische sind wir augenblicklich gut versehen, aber sehr schlecht für das Holländische, Dänische und Schwedische, vielleicht ebenso schlecht für alle übrigen Sprachen. So ist also die Theorie einer Kunst von Zufälligkeiten abhängig gemacht. Zudem führt z. B. Sachs-Villatte als Quellen des deutsch-französischen Wörterbuchs Uebersetzungen von Schiller und Goethe ins Französische an. Aus diesem Wörterbuch schöpfen wieder andere Uebersetzer, aus den Uebersetzern spätere Wörterbücher. Da natürlich in älteren Uebersetzungen deutscher Werke ins Französische und Englische (vgl. Scotts Uebersetzung von Götz von Berlichingen) viele Fehler enthalten sind, so entstände nach Fuldas Rezept ein lieblicher circulus vitiosus.

Bisher gab es keine Entschuldigung für den fehlerhaft Uebersetzenden, aber wenn Fulda nur eine mittelmäßige Kenntnis der Fremdsprache fordert und Wörterbuchbenutzung im weitesten Umfange gestattet, so entschuldigt er damit die Fehler, die auf diese Weise entstehen, denn man kann so nicht ohne sehr alberne Fehler arbeiten.

Wie Fulda zu seiner Theorie kommt, ist leicht ersichtlich. Wenn ich nicht irre, ist sein besonderes Arbeitsfeld Molière. Aber gerade mit Molière ist es eine eigene Sache. Um heutzutage Molière zu übersetzen, der schon in anderen Uebersetzungen vorliegt, der von Franzosen, Deutschen und Engländern vielfach kommentiert worden ist, dessen Sprache als etwas den Fachleuten durchaus Bekanntes in Wörterbüchern aufgespeichert liegt, dessen sprachliche Eigentümlichkeiten in den großen Wörterbüchern als solche angeführt werden, dessen Charaktere bekannte Typen geworden sind — um Molière zu übersetzen, sage ich, bedarf es nur einer mittelmäßigen Kenntnis des Französischen, wie sie Fulda sich bescheidener Weise nur zuschreibt, aber eines deutschen Sprachkünstlers, um ein dem Urbild sprachlich gleichwertiges Kunstwerk zu gestalten. Im Hinblick auf Molière unterschreibe ich Fuldas Artikel gern, aber das liegt eben an den ganz bestimmten eigenartigen Voraussetzungen, die für diesen Dichter und andere Klassiker gelten, hat aber nichts mit dem Wesen der Uebersetzungskunst zu thun, deren „integrierender Bestandteil" das Wörterbuch nicht sein darf. Dieses verbleibe dem Schüler, dem Studenten, dem Lehrer, dem Professor; der Uebersetzer, wenn er ein Meister seines Faches sein will, gebe im Gegenteil den Wörterbüchern

Stoff zu neuem Leben. Er stehe frei und hoch über dem Wörterbuch, nur vielleicht die Namen einiger spezieller Werkzeuge, unbekannter Tiere und Pflanzen, die er auch in der Muttersprache nicht weiß, weil er die Sache nicht kennt, derartiges suche er im Wörterbuche. Aber was man an Worten und Wendungen in der Muttersprache weiß, das muß man auch in der fremden wissen. Der Uebersetzer erweitere beständig seinen Wort- und Begriffsschatz in beiden Sprachen durch aufmerksames Lesen guter Schriftsteller; aber auch — was ihm besonders bei modernen Werken zu statten kommen wird — durch genaue Beobachtung der verschiedenen Lebenskreise und der dort gebräuchlichen Ausdrücke und zwar in beiden Sprachen; für den Uebersetzer genügt es nicht, eine neue Wendung nur in der Muttersprache oder nur in der fremden kennen gelernt zu haben, er brüte beständig über den deckenden Ausdruck in beiden Sprachen, er gehe beständig auf die Suche nach unbekanntem Sprachgebiet in beiden Geländen. Die Kunst des Herübersetzens muß ihm in Fleisch und Blut übergehen, sodaß, wenn er sich an die eigentliche Arbeit macht, diese im wesentlichen spielend vor sich geht. Erst das Gefühl der Sicherheit und der Fülle giebt die Kraft zum künstlerischen Schaffen; ein Künstler muß aus dem Vollen schöpfen, eine Fülle von Anschauungen und Begriffen besitzen, aus denen er wählen kann, und seine Persönlichkeit und sein Geschmack muß ihn bei der Auswahl leiten.

Wenn Fulda behauptet, eine mittelmäßige Kenntnis der fremden Sprache genüge zur Uebersetzung, so kommt mir das gerade so vor, als wenn man sagen wollte, ein Bildhauer brauche nur öfter in den Spiegel zu sehen, damit er wisse, wie ein Mensch im allgemeinen aussieht. Was soll ein Bildhauer mit dieser dürftigen Kenntnis anfangen? „Nebenbei sei es ihm erlaubt, hie und da einzelne Motive zu kopieren, Dekorationen im bekannten Stil zu übernehmen“ u. s. w. Es ist klar, daß ein so Arbeitender immer ein Stümper bleiben, höchstens ein Akademiker werden wird. Der Uebersetzer arbeite, wie der Maler, Bildhauer und Dichter, nach der Natur. Nur im Auslande kann er die fremde Sprache vollkommen erlernen.

Aber die Sprache ist nicht die Hauptsache, jedenfalls nicht das einzige, was der Uebersetzer zu lernen hat. Die Verhältnisse beider Länder, die Sitten, das Landschaftsbild, die Physiognomie der Städte, die typischen Charaktere, die Bewegungen, den Gang, den Gesichtsausdruck — das alles muß er in beiden Ländern durch und durch kennen. Er studiere nie Deutsch allein, nie Französisch allein, sondern immer eins in Beziehung aufs andere; wenn er im Ausland Studien macht, so lasse er in seinen Gedanken das Fremde herrschen, macht er sich an die Verdeutschung, dann trete er zurück auf den heimischen Boden und werfe das Fremde in die Höhe, wie einen Ball, wo die Berührung mit dem erdschweren Worte den freien Flug nicht hindert, am höchsten Wurfpunkt ist der höchste Grad der Wortabstreifung erreicht, und der Gedanke in all seiner feinsten Abschattung schwebt frei und fällt verdeutscht in die auffangenden Hände zurück. Ist man aber beim Aufwerfen durch Blicke ins Wörterbuch und Briefe von Gelehrten und Autoren behindert, so kann es leicht geschehen, daß man zu kurz oder schief wirft und den Ball nicht fängt.

Der Uebersetzer begnüge sich nicht mit einer Kenntnis der fremden Sprache, wie sie der Sprachbegabte besitzt, der einen tadellosen Vortrag in einer fremden Sprache halten kann. Denn dieser hat es wesentlich leichter, weil er beim Ausarbeiten und Halten des Vortrags die Muttersprache vergessen darf. Der Uebersetzer dagegen muß immer in zwei Sprachen zugleich denken. Eine vollkommene Kenntnis der fremden Sprache erreicht man aber nur durch ihre Anwendung in Rede und Schrift. Die Wucht und Schwäche, das gewisse Etwas der verschiedenartigen Ausdrücke fühlt nur der genau, der sich ihrer einmal zur Einkleidung eigener Gedanken bedient hat. In der Redefertigkeit muß man es mindestens so weit gebracht haben, daß der Ausländer zeitweilig vergessen kann, daß er einen Fremden vor sich hat. Denn ein tüchtiger Uebersetzer, der ein modernes Werk — Drama oder Roman — zu bearbeiten hat, muß sich an Ort und Stelle mit der Umwelt und den Lebenskreisen vertraut machen, die er in seinem Werk vorfindet, denn besonders im Dialog werden ihm beständig neue Lichter über Ausdrücke aufgehen, über die er früher hinweggelesen hatte. Mischt sich aber ein des Französischen nur mittelmäßig Mächtiger in die zu beobachtenden Kreise, so wird es den Franzosen langweilig und bald unausstehlich, sein Kauderwelsch zu hören, und sie lassen ihn links liegen; im besten Falle beschäftigen sich einige wenige mit ihm, vermeiden aber unwillkürlich gerade die intimen Ausdrücke der näheren Umgangssprache, weil sie das Gefühl haben, er verstehe sie doch nicht.

Es ist eine mühevolle, oft demütigende Aufgabe, eine fremde Sprache gut sprechen zu lernen, aber sie ist unerläßlich, weil man den Grad des Verständnisses sonst nicht erreichen kann, der zum künstlerischen Uebersetzen nötig ist. Auch der junge Künstler, der schon geniale Entwürfe mit sich trägt, macht sich nur mit Widerstreben ans Knochenzeichnen; aber es bleibt ihm nicht erspart.

Schiller, behauptet Fulda, habe aus dem Griechischen übersetzt, obwohl er diese Sprache so gut wie garnicht verstanden habe. Das ist nun kein Paradoxon mehr, das ist eine Unrichtigkeit, denn Schiller hat, wie ja auch Fulda weiß, nach lateinischen Versionen und französischen wörtlichen Uebersetzungen gearbeitet. Darum brachte er eben eine freie Bearbeitung nach dem Griechischen zu stande und keine künstlerische Uebersetzung. Schiller kannte hauptsächlich durch Winckelmanns Studien das griechische Altertum und hatte sich mit Goethe dafür begeistert, außerdem verstand er zwischen den Zeilen der Versionen zu lesen und machte so ein neues Stück, eine Nachdichtung oder freie Bearbeitung, die aber von keinem bisher als Uebersetzung aufgefaßt worden ist, keinesfalls als eine solche aus dem Griechischen. Was ist nun aber mit einem solchen Paradoxon für die Uebersetzungskunst gewonnen? Die Schundübersetzer tolstoischer Werke, die sich bisher wenigstens zu einer mittelmäßigen Kenntnis der russischen Sprache verpflichtet fühlten, werden sich auf Fulda berufen und von nun an glauben, zur Uebersetzung aus dem Russischen brauche man nicht einmal die russischen Buchstaben zu kennen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung darüber, was den Deutschen besonders zum Uebersetzer befähigt. Nicht, wie Fulda meint, sein Kosmopolitismus; dieser macht ihm nur Lust zu Uebersetzungen aus allen möglichen Sprachen. Eine besondere Eigenschaft des Deutschen ist, daß er sich bei unbekannten Wörtern gleich etwas zu denken vermag, er verbindet sofort einen Begriff damit. Ein unbefangener Deutscher wird kaum zugeben, daß es bei Goethe viele Wörter giebt, die er nicht versteht; er hat drüber hinweggelesen und sich irgend etwas dabei gedacht. Die Nichtdeutschen, die mir näher bekannt sind, stehen unbekannten Wörtern ratlos gegenüber; sie denken nicht drauflos, sie wollen wissen. Im besten Fall ist nun diese deutsche Eigentümlichkeit geradezu Ahnungsvermögen; so bei Schlegel und Tieck. Unmöglich konnten sie Shakspeares Sprache so verstehen, wie sie heute jeder beliebige Professor versteht; überhaupt ist man veralteten Idiomen gegenüber oft genug auf Ahnungen angewiesen, die Philologen nennen es Konjekturen. Da ist nun der Deutsche am Platze. Mit welcher Genialität hat sich Schlegel in den Shakspere hineingeahnt, oft vorbeigehauen, aber noch viel öfter ins Schwarze getroffen. Diese Eigenschaft, die unter den günstigsten Umständen den Deutschen zum Uebersetzer kat' exochén macht, ist aber auch der Hauptgrund für die schlechten Uebersetzungen. Denn wenn ein Stümper, ein mittelmäßiger Kenner der Sprache seine Scharte durch Ahnungen auswetzen will, und das thun erfahrungsmäßig gerade die schlechten Uebersetzer, dann wehe den Lesern! und dreimal wehe den übersetzten Autoren! Auch aus diesem

Grunde muß gerade dem deutschen Uebersetzer auf die Seele gebunden werden, daß er auch die fremde Sprache vollkommen beherrsche, damit er nicht zu raten und zu ahnen braucht, sondern weiß und kann; und nur auf Können kann sich Kunst aufbauen.*)

Goes (Holland). Traugott Friedemann.

---

8. Die Quelle zu „Monna Vanna“**).

Im vorigen Jahrgang erschien an dieser Stelle (LE V, 1371) eine kurze Notiz, worin gesagt war, ein Bild des antwerpener Museums habe Maeterlinck zu seinem Drama veranlaßt. Im Kataloge sei zu dem Bilde bemerkt, es illustriere eine englische Sage. Ich gestatte mir dazu die folgende — etwas verspätete — Ergänzung bezw. Berichtigung: Vor allem: die schöne Lady heißt Godiva (nicht Godria). Sie war die junge Gemahlin des Grafen Leofric von Chester († 1057) und befreite durch ihren Ritt diese Stadt von einer hohen Geldstrafe, die ihr des Grafen Unmut auferlegt hatte. Sie ist — nebenbei bemerkt — auch die Gründerin des Klosters Conventry. Die Schilderung ihres Rittes durch die Stadt ist ganz die gleiche wie sie in der erwähnten Notiz aufgrund des antwerpener Museumskataloges dargestellt wurde. Die Sage taucht in England im dreizehnten Jahrhundert zuerst auf. Die Stadt Conventry feierte die Lady noch im neunzehnten Jahrhundert durch ein großes Fest. Das litteraturgeschichtlich Interessante aber ist folgendes: kein geringerer als Tennyson hat die Legende in einem seiner schönsten Lieder besungen (1842). In den Litteraturgeschichten figuriert die Legende von der Lady Godiva sogar als seine ganz eigene Erfindung. Eine Uebersetzung des Gedichtes findet sich bei Freiligrath. Diese hier mitzuteilen, erübrigt sich, da sie leicht zugänglich ist. Sie steht übrigens, wie ich soeben sehe, auch in Johannes Scherrs Weltlitteratur III (9. Auflage, S. 108).

München. Karl Moser.

---

9. Vom Soldatenstück.

In dem sehr interessanten Artikel von Alexander v. Gleichen-Rußwurm „Von Minna von Barnhelm zum Zapfenstreich“ (Heft 13) bleibt sonderbarer Weise das schönste deutsche Soldatendrama unerwähnt. Ich meine Kleists „Prinzen von Homburg“. Während in den meisten übrigen von Gleichen-Rußwurm besprochenen Dramen Soldat und Zivilist als Vertreter zweier verschiedener Welten einander gegenübergestellt werden und aus dem Zusammenstoß dieser zwei Welten die dramatische Handlung resultiert, beschränkt Kleists Dichtung sich sozusagen auf innermilitärische Konflikte. Und gerade in dieser Beschränkung zeigt sich der große, unvergleichliche Meister. Die ganze Handlung gründet sich auf die verschiedene Auffassung der militärischen Pflicht, jede einzelne Person, der Kurfürst, der Prinz, Kottwitz, Hohenzollern, ist vor allem in ihrer Stellung zu dieser Grundfrage charakterisiert, und so ersteht vor uns eine Galerie von Typen, wie sie kein einziges anderes Soldatenstück, auch „Wallensteins Lager“ nicht, aufzuweisen hat.

Moskau. Arthur Luther.

*) Herr Dr. Fulda, dem das vorstehende „Eingesandt“ vor dem Abdruck vorlag, hat auf eine Erwiderung verzichtet, weil diese, wie er schreibt, „eigentlich nur in einem Neuabdruck meines Artikels bestehen könnte, den mein Gegner — ich weiß nicht, ob absichtlich oder unabsichtlich — mißversteht. Ich habe natürlich nicht daran gedacht, die Oberflächlichkeit zu empfehlen, sondern nur darauf hingewiesen, daß der künstlerische Schwerpunkt des Uebersetzens in der eigenen, nicht in der fremden Sprache liegt; daß es bei dieser erlaubte Hilfsmittel giebt, bei jener nicht. Die übrigen Ausführungen des Artikelschreibers, so weit sie klar sind, behaupten Dinge, die ich nie bestritten habe“. D. Red.

**) Diese Zeilen waren schon im Satz, als in der „N. Fr. Presse“ Nr. 14247 eine Studie von Helene Richter über „Das Urbild der Monna Vanna“ erschien, die ebenfalls die Godiva-Sage und ihre litterarische Behandlung zum Gegenstande hat. Da die Ballade von Tennyson darin nicht erwähnt wird — nur eine Andeutung ohne Tennysons Namen spielt darauf an — so möchten wir die folgende kleine Mitteilung nicht ungedruckt lassen. D. Red.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Yester und Li. Die Geschichte einer Sehnsucht von Bernhard Kellermann. Berlin und Leipzig 1904, Magazin-Verlag Jacques Hegner. 324 S. M. 4,— (5,—).

Das Buch erzählt die einfache Geschichte der schwärmerischen Liebe eines Dichters, die in dem Glückstraum von Yester und Li ihre auf Erden unerreichbare, nur der Phantasie mögliche, märchenhaft schöne Verklärung findet. Wir erleben sie Schritt für Schritt mit vom ersten Zusammentreffen des Poeten Henri Ginstermann mit der einer anderen Gesellschaftssphäre angehörigen, bald leidenschaftlich aus entsagender Ferne von ihm geliebten Bianka Schuhmacher, bis zum letzten Abschiede der beiden, der auch des Mädchens volle Neigung entschleiert. Eine ganz innerliche Geschichte, die sich gerade so überall abspielen könnte, wenn auch alles Aeußere auf München lokalisiert ist. Für jeden, der zu lesen versteht, dürfte gar bald klar sein, daß es ein Erstlingswerk ist, ein Buch voll von jugendlicher Sehnsucht und nicht ohne ein gewisses jugendliches Ungeschick. Aber — diese Geschichte der Liebe eines Dichters ist geschrieben von einem Dichter. Es ist ein merkwürdiges Buch, individuell und typisch zugleich. Typisch zunächst als ein Erstlingswerk, auch darin, daß es zweifellos viel Autobiographisches enthält, und nicht überall ist dies Selbsterlebte restlos in der künstlerischen Gestaltung aufgegangen. Typisch weiterhin in dem starken Sehnsuchtsrufe nach reinem und vollem Leben, wie er jetzt so oft unter der Jugend zu hören ist, nach einem Leben in Sonne und Schönheit und Kraft. Aber durchaus individuell in der ganz persönlichen Art, wie dieses Lebens- und Schönheitssehnen gefaßt ist. Kellermann giebt noch oft ein Zuviel an Beobachtung: auch dies ist typisch für den begabten Anfänger. Er hat thatsächlich viel und scharf beobachtet, er hat viel zu sagen, und dadurch verführt, sagt er öfters zuviel; er häuft die Einzelzüge so, daß einer dem anderen schadet, indem einer dem anderen auf die Fersen tritt und statt klarer Anschaulichkeit Unruhe und Durcheinander der Eindrücke erzeugt wird. Dabei sind viele Einzelheiten doch durchaus klar gesehen und wiedergegeben, wie etwa der Kultus, den der Dichter Ginstermann mit der Büste Biankas treibt, oder mehrere seiner Gänge im Englischen Garten. Anderes bleibt allzusehr in der Skizze stecken, so etwa die Malerin von Sacken und ihre Beziehungen zu dem Dichter, wie denn überhaupt neben dem Haupthelden alle anderen Gestalten, selbst die der Geliebten, stark zurücktreten.

Das Buch als Ganzes ist so mehr und weniger als ein volles Kunstwerk. Mehr in der öfters alle künstlerischen Schranken überflutenden persönlichen Empfindung, die heraus muß und sich Luft machen muß, um jeden Preis, auch in Zügen, die mit dem eben Dargestellten nicht so recht zusammenstimmen. Und gerade darin scheint mir das Wertvollste des Romans zu liegen: es steht eine Persönlichkeit dahinter, eine in ihrer Eigenart fesselnde Persönlichkeit, die selber noch stark im Gähren und Werden ist. Und es ist weniger als ein volles Kunstwerk; denn es mangelt die Ab-

rundung und Ausgeglichenheit, das volle Maßhalten und die volle Beherrschung der Form. Neben trefflichen Abschnitten stehen minder gelungene, oft stört ein einzelner Ausdruck, ein an sich vielleicht richtiges, im Zusammenhang aber schiefes Bild, eine stilistische Nachlässigkeit, eine unnötige Brutalität, die den im ganzen auf feine, intime, seelisch-zarte Wirkung gestimmten Ton fälscht, wohl auch eine grobe Geschmacklosigkeit. Ich greife zwei Beispiele heraus: „Da wurden die Vorhänge licht und grinsten" (S. 27, wo, nebenbei bemerkt, durchaus nicht etwa eine komische Wirkung beabsichtigt ist) oder: „Er wußte, er würde schweigen, wenn er sich die Energie von den Gehirnwänden abschaben müßte" (S. 201). Solchen Entgleisungen stehen glückliche Neuprägungen, überraschende und doch treffende Bilder, Schilderungen von auffallender sicherer Plastik gegenüber. Beispielsweise: „Er schlürfte sein Glück mit dem lachenden Leichtsinn eines, der nicht daran denkt, daß der Becher einen Boden hat" (S. 124) oder: „Sie hat eine Hand, die in Versen spricht" (S. 177). — Alles in allem: ein fesselndes Buch von starkem Persönlichkeitswert und ein Versprechen auf die Zukunft. Das Beste in „Yester und Li" beruht, sofern ich richtig sehe, auf genauer Selbstbeobachtung, die mit dichterischer Kraft plastisch gestaltet ist. Die nächste Aufgabe Kellermanns wird es sein, auch fremde Individualitäten scharf und richtig zu beobachten und in künstlerischer Wiedergabe festzuhalten.

München. *Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing.*

Der Pfeifer. Roman von S. Hoechstetter. Berlin 1903, F. Fontane & Co. 406 S. M. 5;— (6,—).

Ich habe selten ein Buch in der Hand gehabt, das mir zu Anfang so gut gefallen und nachher mich so völlig enttäuscht hat. Der Anfang ist überaus reizvoll: das Heranwachsen eines begabten Kindes in einer Kaufmannsfamilie eines kleinen fränkischen Städtchens. Die Verfasserin hat hier nicht nur einen tiefen Blick in die Kindesseele gethan, sie hat auch mit sicherer Hand und vieler feiner Behaglichkeit die Kleinstadt und ihre Persönlichkeiten, von der Plätterin und dem Maurer bis zu den Honoratioren gezeichnet. Man wird durchwärmt von dem liebenswürdigen und — bei den Frauen nicht oft zu treffen — gerechten Humor, der da aus allen Ecken und Enden des alten Städtchens lacht, das selbst wiederum mit sparsamen Strichen recht anziehend geschildert ist. Das große Problem der Jugenderziehung spielt oft mit herein und bringt manche treffende Bemerkung und manchen ergötzlichen Zug aus dem erwachenden Kindes- und Knabenleben. So erzählt die Verfasserin einmal, wie ihr Held als Knabe nach heimlicher Lektüre der Jungfrau von Orleans seine Tante, ein köstlich beschriebenes altes Mädchen, gefragt habe: was eine reine Jungfrau sei. Und, ohne Antwort, hinzugefügt habe: Gelt, hier in der Stadt giebt es keine reine Jungfrau? . . . Oder wie die ersten Regungen der Phantasiethätigkeit bei dem Jungen sich zeigen und er den Kindern in der Schule allerlei erfabelte Dinge erzählt und die hochweise Tante zum Vater sagt: Der Pfeifer lügt; Du mußt ihm die Hosen anspannen . . . Ebenso ist mit feiner und mutiger Hand das schwierige Problem der Pubertät angeregt. Kurzum, der erste Teil dieser Geschichte wirkt höchst anregend und erwärmend. Nämlich, solange die Dichterin den ihr bis ins einzelne vertrauten Boden unter sich spürt, der ihr die Kraft giebt, ein zierlich-gediegenes Bild der Heimat zusammenzufassen. Aber dann — geht's im gewöhnlichen Romantempo weiter. Künstlerentwicklungsromane sind nichts Neues, so wenig wie Menschenentwicklungsromane seit Wilhelm Meister. Tritt also eine feinempfindende Natur, als die sich S. Hoechstetter bisher immer bewiesen hat, auf den Plan, so muß sie schweigen, bis sie etwas in irgend einer Art Besonderes zu sagen hat. Das ist aber im weiteren Verlauf leider nicht der Fall. Das zuerst so bestimmt umrissene Porträt des Helden verschwimmt immer mehr, und zu gleicher Zeit, als wirke dies auf seine Umgebung ein, verschwimmen auch die mit ihm in Berührung kommenden Personen. Es war zuerst, als sähe man von einem kleinen Berg oder Hügel in eine Stadt hinein, wo sich denn alles noch hübsch zusammenfassen läßt; und nachher wird man auf einen hohen Berg gestellt, und alles zerfließt und verrinnt. Dazu kommt noch, daß die Verfasserin ihre eigenen Ideen über alles Mögliche der modernen Litteratur den handelnden Personen höchst sorglos in den Mund legt, ohne zu bedenken, daß das charakteristische Leben der Personen dadurch aufgelöst und in lehrhaftes Gerede verdünnt wird. Dem Helden fehlt das eigentlich Interessante: die Entwicklung vollzieht sich nicht in der That; sie wird nur markiert, und das Eigentliche des psychologischen Prozesses überläßt S. Hoechstetter dem Leser. Auch stören manche Unwahrscheinlichkeiten, die man um so weniger gern in Kauf nimmt, als man Besseres erwarten durfte. Wenn etwa der Held des Buches als erste Talentprobe eines werdenden Bildhauers einen kraftvollen Faun gemeißelt hat und ihn gleich mit einer hohen Summe bezahlt erhält, so ist das sehr erfreulich und immerhin möglich, obgleich solcher Günstlinge des Schicksals nicht gerade viele herumlaufen. Daß er aber dann sofort Drehscheibe und Bossierholz in einen Winkel schmeißt, nach München fährt und Maler wird, weil er diese Kunst für so unendlich viel ausdrucksvoller hält, das glauben, fürchte ich, nur wenige Fachgenossen. Denn wenn einer etwas kann, dann läßt er's nicht ohne weiteres fahren. Hier liegen manche Kämpfe mit sich selbst dazwischen, selbst bei Reichbegabten, und man kann der Verfasserin den Vorwurf nicht ersparen, daß sie hier willkürlich zusammengeschoben hat. Gerade hier läßt sie den Künstler eine große Rede halten, die ja aus S. Hoechstetters Munde ein wenig gelehrt, aber ganz gut klingen würde, aber im Munde eines ringenden Künstlers, zumal eines bildenden, wie eingepaukt und fast komisch wirkt. Denn die — ich kenne das aus eigener Erfahrung — sind gewöhnlich stumm wie die Fische, und Erscheinungen, wie Herr Liebermann, sind eine Ausnahme; und ich kann hier den erst kürzlich gefallenen Ausspruch eines großen Künstlers anführen: wenn wir Maler so gut reden könnten wie malen, dann wären wir zuweilen famose Redner . . . Also mit Reden oder gar essaiartigen Auslassungen über das Prinzip der Schönheit u. s. w. ist da garnichts zu machen. Ebenso verwunderlich ist die plötzlich hervorbrechende Kenntnis aller möglichen Litteratur, auch modernsten Genres, die der Held überall da entfaltet, wo die Verfasserin ihre eigenen Ideen an den Mann zu bringen wünscht. Es giebt wohl Maler, die vieles lesen; aber die allermeisten haben viel zu wenig Zeit, um eine so intime Kenntnis litterarischer Dinge zu haben, wie sie die Verfasserin dem Helden ihres Buches zuschreibt. Ganz flach und romanhaft wird die Sache gegen den Schluß. Ich empfehle der Verfasserin, die hier die Psychologie der Entstehung eines Gemäldes schildern will, den an dieser Stelle kürzlich besprochenen „Frühling" Per Hallströms zu lesen. Dort ist ernstes Wollen; bei ihr ein billiges Sich Abfinden mit einem ungemein schwierigen und in seiner Schwierigkeit unterschätzten Problem. Der Endschluß ist banal. Uebrigens verwässert sich auch die Ausdrucksform späterhin bedenklich. —

Nein, so leicht geht es nicht, die Geschichte einer strebenden Künstlerseele zu schreiben. Es giebt zwei moderne Romane, die das vollauf erfüllen: Zolas „L'oeuvre" und Gottfried Kellers „Grüner Heinrich". In beiden lebt sich eine Welt von Hoffnungen, Enttäuschungen, Erfahrungen und Qualen aus. Bei Zola peinvoll wie bei einer Geburt; bei Keller bedächtig mit dem harten Schweizerschritt. Man soll seine Hand von Aufgaben lassen, die man nicht bewältigen kann. Mit Sehnsucht und Schönheit ist da nichts gethan. Sonst hätte ein großer Lyriker wie Mörike in seinem „Maler Nolten" mit diesen Substanzen die Aufgabe gelöst . . . Hier gilt es die Faust, die fest, aber mit allem lang-

samen Nachdruck hineingreift. Und zwar — so glaube ich wenigstens —: die Männerfaust!

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Die Sehnsüchtigen. Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, Egon Fleischel & Co. 342 S. M. 5,—.

Die Sehnsüchtigen! Kaum kann man sich einen umfassenderen Titel für jene Menschengattung, jene Einzelwesen denken, die herauswollen aus dem Schablonenbann, den Straßen des Alltags, und die sich ebenso unglücklich und verlassen fühlen im öden, eintönigen Philisterium wie in der Taumelwelt gierigen Genußlebens. In der „Sehnsucht“ ruht immer etwas Unbestimmtes; sie hat die Richtung auf das Ideale hin, sich aber selbst noch nicht in dem Maße vertieft und geläutert, um in einer besseren Welt Anker werfen zu können. Die moderne Frauenseele ist nun ganz besonders erfüllt und durchzittert von Sehnsuchtswünschen, die aufwärts führen. Nur mit diesen hat Gertrud Franke-Schievelbein es zu thun. Ihre Menschen, vor allem ihre Frauen, suchen das Licht und die Höhe. Es ist nicht die allein dastehende und aus eigener Kraft ihr Los sich schaffende Frau, die sie in ihrem jüngsten Buch in den Mittelpunkt unserer Teilnahme rückt, es ist die ganz weibliche Frau, die im Manne den berufenen Führer und Berater und Lebensfreund zu sehen gewohnt ist. Ihre Selbständigkeit giebt sich aber darin kund, ihr ganz souveränes Menschenbewußtsein, daß sie sich nicht den ersten starken Eindrücken ohne weiteres ausliefert, daß sie sich, auch da, wo sie bewundern muß, nicht sofort zu einem Aufgeben der eigenen Urteilskraft entschließt, sondern immer die Herrin ihres Schicksals bleibt.

Gräfin Faustinens erste Lebens- und Liebeserfahrung, die mit einer Enttäuschung schließt, ist der Maler und Akademieprofessor Arndt-Ottenhof, ein Mensch, in dem sich das ganze Sybaritentum eines modernen, nur von Kraft, Schönheit und starken Instinkten schwärmenden Künstlers anschaulich und einseitig offenbart. „Es zog sie wie mit Ketten zu ihm hin — und doch war da ein Abscheu — etwas, das weh that.“ Sie sprengt diese Ketten. Der starke, siegesbewußte Naturmensch gerät ob der gelösten Verlobung zuerst außer Rand und Band. Dann tröstet er sich auf billige Art. Faustinens Weg aber führt aus der Welt des Glanzes, der sie ursprünglich angehört und die ihr die eheliche Verbindung mit Arndt-Ottenhof noch weiter erschlossen haben würde, hinein in Bereiche der Entsagung, Entbehrung und Selbstaufopferung. Als Gehilfin des Naturarztes Dr. Hammer, dessen kleinem Sohn sie die Mutter ersetzt, lernt sie die andere dunkle Hälfte des Lebens verstehen. Für den Doktor, der sich als Fanatiker, als echter Schwarmgeist für die Menschen opfert, um dann doch nur Undank und Verkennung zu ernten, empfindet Faustine eine tiefe, mit Mitleid gepaarte Verehrung. Aber ihre letzte, feinste Sehnsucht befriedigt der düstere Asket nicht. Die gesunde Natur Faustinens stößt alles Extreme, alles Extravagante ab. Für den einfachen, schlichten Pfarrer Lucius jedoch, der sich weder in Schönheitskulten berauschen will, noch über den düsteren Bildern des Lebens das Lachen und die sonnige Heiterkeit verlernt hat, für ihn wird sie die passende Gefährtin. Mit einem weichen, tiefen, vollen Schlußakkord entläßt die Dichterin ihren Leser.

„Die Sehnsüchtigen“ von Gertrud Franke-Schievelbein sind ebenso wie ihr Buch „Der Gottüberwinder“ ein neuer Beweis für die Fähigkeit der Verfasserin, die bunten und verworrenen Daseinsfügungen im Licht einer sittlichen Idee zu erblicken. Diese Idee giebt sich niemals aufdringlich, tendenziös zu erkennen, läßt sich überhaupt nicht als etwas für sich bestehendes Abstraktes vom Gang der Handlung ablösen, sondern hängt fest zusammen mit dem Organismus der Helden und Begebenheiten.

Berlin. *Ella Mensch.*

Das Gespenst unserer Zeit. Sozialer Roman von Heinrich Keller. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904. 415 S. M. 5,—.

Es ist ein ungeheures Personal, mit dem dieser wiener Roman in technisch recht geschickter Weise operiert. Reich und Arm, Fabrikanten und Proletarier, Frauen der Gesellschaft und Arbeiterinnen werden in buntem Wechsel vorgeführt, um das finanzielle und soziale Elend, das alle Schichten der Bevölkerung durchzieht, zu illustrieren. Aber die Gestalten bleiben doch zu sehr Marionetten, angehängt an den Fäden, die man den Verfasser dirigieren sieht, und das ganze Buch wirkt einigermaßen eintönig durch die Menge ganz analoger trauriger Schicksale; es fehlt ihm die Großartigkeit der Monotonie, wie sie ein Zola entfaltet, und auf der anderen Seite auch wieder der frische Griff ins wiener Leben, wie er einem Karlweis u. a. eigen war. Es sind eigentlich kleine Skizzen, aus denen sich der Roman mosaikartig zusammensetzt. Die Lehre, die an diesen Lebensbildern erwiesen werden soll, daß die gesamte Gesellschaftsordnung eine andere werden müsse, wird kaum den Anspruch darauf machen dürfen, als Offenbarung begrüßt zu werden, und es wirkt etwas naiv, wenn der Autor mit Phrasen dieser Art einen emporkommenden Arbeiter im Parlamente Sensation erregen läßt. Schriftstellerische Gewandtheit steht dem Verfasser reichlich zu Gebote, aber an Vertiefung fehlt es ihm. So kommt künstlerisch nur ein Durchschnittsroman zustande, der aber den Anspruch erhebt, ein bedeutsamer Beitrag zur sozialen Schilderung zu sein.

Wien. *Alexander von Weilen.*

Der letzte Flirt. Von Michel Provins. Aus dem Französischen übersetzt von H. und A. Moeller-Bruck. Berlin 1902, Julius Bard Verlag. 122 S. M. 1,—.

Herr Provins, der durch den „Vertige“ Theaterruhm gewann, ist zur Zeit, selbst unter den Lieferanten des „Journal“, dieses Verderbers feiner Poetengaben, fast der einzige, der die Erfindung der Dialog-Novelle mit ungeschwächter Neigung verwertet. Das Bändchen, das hier zusammengestellt ist, läßt ab zu und stilistische Harmonie, lyrisches Vermögen, seelische Subtilität im leichten Rankenwerk aufleuchten. Das Zwiegespräch eines alten Ehepaares ist voll eines wahrheitsliebenden Cynismus, und im „Jagdunfall“ spürt man etwas, ach, etwas vom Odem des Schöpfers Guy de Maupassant. Der Rest ist Ueberdruß, Buchhändler dürften ihn Siestalektüre taufen, und sie brauchten dabei nicht einmal zu erröten. Warum sollte Provins dem seit dem feministischen Zwischenfall ungenießbaren Prévost, dessen „Lettres“ er übrigens mit so pfiffigen Zoten wie den „Mitarbeitern“ nachahmt, auf deutschen Bahnhöfen nicht ein wenig Terrain abgewinnen?

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Lyrisches.

Gedichte von Johannes Wedde. Eine Auswahl aus den gesammelten Werken. Mit einer Einleitung von Walter Hübbe. Hamburg 1903, Alfred Janssen. M. —,50.

Ueber Johannes Wedde schrieb schon vor einigen Jahren Johannes Hermann Müller eine umfangreiche Broschüre in der ausgesprochenen Absicht, die litterarische Bedeutung des bekannten sozialdemokratischen Führers weiteren Kreisen zu vermitteln (vgl. LE V, 1587). Denselben Zweck verfolgt, wie aus der geistvollen Einleitung zu ersehen ist, Walter Hübbe mit dieser Auswahl der Gedichte. Wedde war kein Lyriker im landläufigen Sinne des Wortes, dazu war er zu sehr Philosoph; sehr treffend stellt Hübbe ihn in eine Reihe mit Lagarde und Nietzsche, von denen er sich freilich dadurch unterscheidet, daß bei ihm das Dichten die Hauptsache in seiner geistigen Bethätigung bildete.

Ich kenne das gesamte Lebenswerk Weddes nicht, kann also nicht beurteilen, ob die vorliegende Auswahl

gut ist. Ein klares Bild von der geistigen Physiognomie Weddes giebt sie nicht, und ich zweifle nicht, daß einzelne Stücke durch bessere, bezeichnendere zu ersetzen wären. Der allgemeine Eindruck der kleinen Sammlung aber ist vortrefflich; wir lernen in Wedde einen jener seltenen Menschen kennen, die im Kampf um eine Weltanschauung ganz neues Land entdeckt haben.

Nürnberg. *Martin Boelitz*

Dramatisches.

Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen. Nach einem Motiv Ernst Renans von Karl Strecker. Schuster & Loeffler, Berlin u. Leipzig. 1903. 87 S.

Die philosophischen Dramen Renans sind mit einer gewissen Notwendigkeit aus einer ganz bestimmten Veranlagung seines Geistes hervorgegangen. Renan hat, als er sich von seinen philologischen Arbeiten einer mehr philosophischen Betrachtung der Dinge zuwandte, niemals ein System gehabt und ausgebildet. Seine Philosophie lebte in ihm wie ein beständiger Dialog. Je mehr sich in seinem Alter seine Philosophie in soziale und moralische Probleme vertiefte, um so stärker wurden in ihm die beständigen Zweifel, das rastlose Abwägen von Für und Wider, von Wahrheit gegen Wahrheit. So sind seine philosophischen Dialoge entstanden, so sind zuletzt seine philosophischen Dramen eine ganz natürliche Folge dieses Diskutiersinnes geworden.

An eine Aufführung hat Renan nicht gedacht. Er hat sich aber ein ideales Theater geträumt, ein philosophisches Theater, besucht von dem intelligenten Publikum einer vornehmen Menschheit. Noch zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Aebtissin von Jouarre", dem letzten der vier philosophischen Dramen, hat Renan ausdrücklich ausgesprochen, daß ihm der Gedanke an eine szenische Aufführung unendlich fern gelegen habe. Wenn er in der Zwischenzeit dennoch versucht hat, „Die Aebtissin von Jouarre" für die Duse bühnenfähig zu machen — ein Versuch, der selbstverständlich fehlschlagen mußte, — so ist sein Verhalten nichts anderes als eine Inkonsequenz, ein eigenes, übrigens verständliches momentanes Mißverstehen seiner eigenen Absicht.

Karl Strecker hat nun die „Aebtissin von Jouarre" unter dem Titel „Letzte Stunden" für die deutsche Bühne gewinnen wollen. Er findet es seltsam, daß noch niemand vor ihm daran gedacht hat, „den schönen Stoff, der geradezu nach der Bühne seufzt, fürs Theater umzugestalten". Aber der Stoff ist durchaus nicht dramatisch, die Bühne kann ihn leicht entbehren. Wenn Liebe und Tod zusammenschlagen, so ist das allerdings von tiefer, menschlicher Tragik, wenn machtvolle Leidenschaft jauchzend stirbt in seligem Tode — Tristan und Isolde —, so ist das wohl von ergreifender Gewalt. Die Geschichte der Aebtissin Julie von Jouarre aber und dem Marquis d'Arcy ist eine rührende Episode aus den oft merkwürdigen Zufällen einer großen Katastrophe, wie der französischen Revolution. Renan hat aus dieser eingebildeten Begebenheit eine schöne, dramatisierte, philosophische Studie gemacht. Er hat ein Werk aus ihr geschaffen, das zwar getragen ist von einem hohen, idealen Geiste, das aber im Grunde ein wunderliches Erzeugnis seiner Phantasie geworden ist, eben wegen jener Mischung von Philosophie, Liebe und gesellschaftlicher Moral.

Strecker hat den Stoff insofern der Bühne näher gebracht, als er — instinktiv oder bewußt — die philosophische Grundstimmung zu Gunsten eines mehr rein menschlichen, sinnlichen Empfindens und einer bewegteren, historischen Umkleidung hat zurücktreten lassen. Aber bühnenmöglich ist das Drama deswegen nicht geworden. Der Versuch Streckers mußte scheitern an dem Widerstand des Stoffes und auch wohl an dem Mangel dramatischen Instinktes bei dem Verfasser selbst, eines Instinktes, der sich nun einmal weder durch Sympathie, noch durch kluge, technische Berechnung ersetzen läßt.

München *Walther Küchler*

Litteraturwissenschaftliches.

Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Von Gustav Freytag. Herausg. von Ernst Elster. 2. Bd. Leipzig 1903, S. Hirzel. XIII, 456 S. M. 6,—.

Konnte ich bei aller Anerkennung der fleißigen Arbeit des Herausgebers und aller Verehrung für Gustav Freytag den ersten vor zwei Jahren erschienenen Band der vermischten Aufsätze (vgl. LE IV, 1249 ff.) nicht unbedingt loben, weil er mir zu viel Kleinzeug bot und auch die rechte Einheit vermissen ließ, so bin ich mit dem zweiten und letzten Bande völlig einverstanden. Er enthält zwei Teile, die von Freytag sind, und einen, der Freytag und dem Herausgeber angehört. Dieser letztere ist ein Verzeichnis der Aufsätze Freytags aus den „Grenzboten", der Zeitschrift „Im neuen Reich" und der „Neuen Freien Presse" von 1848 bis 1893 mit insgesamt etwa 600 Arbeiten. Ebenso bedeutend wie die Zahl ist auch die Vielseitigkeit dieser Beiträge: politische Aufsätze wechseln ab mit litterarischen, geographischen, dramaturgischen, kunstkritischen; daneben kommen finanzielle Betrachtungen vor und auch vermischte, z. B. „Damen als ungarische Soldaten", „Ein deutscher Bart", „Amerikanische Erbschaften für Deutsche" und ähnliches. Viele Aufsätze sind derart, daß Freytag nicht als Kenner in ihnen sich zeigen konnte, z. B. „Quellen zur serbischen Geschichte" oder „Der neue Band des österreichischen Generalstabswerkes", und auch die so überaus zahlreichen litterarischen Kritiken lassen vermuten, daß der Schriftsteller nicht alle Werke, über die er schrieb, genau gelesen hat.

Ein zweiter Teil des Werkes ist der Wiederabdruck des 1888 erschienenen, damals viel befehdeten Büchleins „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", das bisher in den Werken fehlte und ganz gewiß in ihnen einen Platz verdient. Die 15 Jahre, die seit seinem ersten Erscheinen vergangen sind, haben uns in den Stand gesetzt, das Büchlein in ganz anderer Weise historisch zu würdigen, als das früher während des Streites der Parteien möglich war.

Der hauptsächliche Teil des vorliegenden Bandes enthält geschichtliche und kulturhistorische Aufsätze. Altertum, Mittelalter, Neuzeit werden, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, behandelt, deutsche und ausländische Geschichte gewürdigt. Gerade jetzt nach dem Tode Mommsens sind zwei Aufsätze über des großen Toten „Römische Geschichte" und „Römisches Staatsrecht" fast von aktuellem Interesse. Die große Studie über Nikolaus von der Flüe ist höchst unterhaltend; die anderen, obwohl meist kritischer Natur, sind durchaus nicht bloß Buchbesprechungen, nur dem verständlich, der das Buch oder den Gegenstand kennt, sondern wirkliche Einführungen in den behandelten Gegenstand, einsichtige Betrachtungen über den Verfasser der besprochenen Werke und Darlegungen allgemeiner Natur, die mit dem Gegenstande in Beziehung stehen. Manche Besprechungen sind von bewundernswerter Geschicklichkeit. Ueber ein vierhändiges Werk von Souchay: „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall" soll nichts Schlimmes gesagt werden; Freytag hilft sich einfach damit, daß er von dem Buche so gut wie garnicht redet, umsomehr von der Schwierigkeit der Geschichtsschreibung überhaupt, und diesen Betrachtungen treffende Bemerkungen über die Eigenart des Mittelalters hinzufügt. Höchst interessant ist die Beurteilung von Napoleons III. „Leben Cäsars", die in einer Anklage ausklingt gegen den Abenteurer auf dem französischen Thron, von der Unbedeutendheit seines Urteils spricht und die klägliche Niederlage konstatiert, die sich der gekrönte Autor durch dieses Werk in den Augen aller Urteilsfähigen bereitete. Aber lieber als gemessene Anerkennung und kräftige Verdammung liest man die zahlreichen Aeußerungen warmer, ja begeisterter Bewunderung. Sehr sympathisch berührt die Anerkennung Wilhelm von Humboldts und seines Biographen Haym, ebenso die schöne Würdigung Dahlmanns und Anton Springers, der jenem ein Denkmal gestiftet hatte.

Bei der Lektüre der einzelnen Aufsätze, die man auch jetzt noch, vierzig, manchmal fünfundfünfzig Jahre

nach ihrem Erscheinen, mit Teilnahme liest, muß man aber zur vollen Würdigung die Zeit ihres Entstehens ins Auge fassen. Die warmherzige Lobrede auf Treitschke stammt nicht etwa aus der Zeit der großen Erfolge dieses warmblütigen Mannes, sondern aus seiner Frühzeit, aus dem Jahre 1865; einen Satz wie den folgenden, der sich auf den Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat" bezieht, kann jeder unterschreiben, auch der, der nicht auf dem einseitigen Standpunkte des genannten Politikers stand und steht. Der Satz lautet: „Man darf diese Abhandlung ein Ereignis nennen, nicht deshalb, weil sie vieles Wahre und manches Neue sagt, sondern deshalb, weil sie einmal gerade heraus ohne allen Rückhalt sagt, was viele denken und viele auszusprechen anstehen."

Auch die meisten anderen Aufsätze, nicht zum wenigsten die kleineren und größeren kulturhistorischen Skizzen, unter denen sich auch die von schönster Toleranz erfüllte Pfingstbetrachtung 1893 findet, daneben auch ganz spezielle Aufsätze, z. B. „Ein Stück alte Leinwand", der Hinweis auf einen damals erschienenen Beitrag zur Geschichte der Xylographie, zeigen die eigenartige Auffassung Freytags, den trotz aller Einfachheit glänzenden Stil, die außerordentliche feuilletonistische Gewandtheit bei gänzlicher Vermeidung von Oberflächlichkeit, sodaß der Leser Freude und Genuß empfindet, wo er nur das Buch aufschlägt. Nicht nur der Fachmann, der den behandelten Gegenständen ein näheres Interesse entgegenbringt, sondern jeder, der für die deutsche Vergangenheit lebendigen Sinn besitzt, wird den Wiederabdruck dieser Skizzen willkommen heißen. Er wird aber auch — und das ist die schönste Wirkung des Buches — nicht nur belehrt, sondern günstig eingenommen für die Person des Verfassers.

In einem Aufsatze über Dahlmann-Springer hat Freytag einmal gesagt: „Denn was ist es doch, was einen Mann den Herzen seiner Zeitgenossen teuer macht, den späteren Geschlechtern wert erhält? Zunächst freilich, daß er nach dem Maße seiner Zeit gut gearbeitet hat für solche Zwecke, welche der Nation dauernden Wert haben. Davon hängt seine geschichtliche Berechtigung ab. Aber was er auch schafft, seine Arbeit an sich ist's in der Regel nicht, deren Dauer sein Gedächtnis dauerhaft macht . . . Die beste bildende und lebenspendende Wirkung des erhaltenen Werkes beruht immer in dem persönlichen Verkehr, der uns dadurch mit dem Werkmeister wird. Seine imponierende Eigenart, seine Gedanken, die Farbe, welche aus seinem Gemüt in das Werk übergeht, sind uns das reizvollste."

Dieses schöne Wort kann man auch auf Freytags gesamtes Wirken, man kann es aber besonders auch auf diese kleinen Aufsätze, die Erzeugnisse seiner Nebenstunden, anwenden.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Litteratur. Von Dr. Karl Dieterich. — **Geschichte der türkischen Moderne.** Von Prof. Dr. Paul Horn. (Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Vierter Band.) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1902.

Obwohl zahlreiche Patrioten in Griechenland auch heute noch an der Fiktion festhalten, das Altgriechische sei mit dem jetzt gebräuchlichen Idiom identisch, und sich auch bemühen, in ihren Schriften sich jenem so viel wie möglich anzugleichen, erscheint uns doch das alte von dem neuen Griechenland in Kultur überhaupt wie im Schrifttum insbesondere so verschieden, daß wir versucht sind, jede Verbindung zwischen ihnen als unterbrochen zu betrachten, liegt doch auch die lange Knechtschaft unter türkischer Herrschaft in dieser Zwischenperiode, an deren Nachwirkung das griechische Volks- und Staatsleben noch heute zu leiden hat. Aber doch kann man eine stetige Entwicklung vom klassischen Griechentum über Hellenismus und Byzantinismus zu der wissenschaftlich romäisch genannten Litteratur des modernen Griechenland verfolgen.

Diese Zusammenhänge einem weiteren Kreise dargelegt zu haben, ist das große Verdienst der Arbeit Karl Dieterichs. Sein Vorgänger war Krumbacher, dessen außerordentlichem Forscherfleiße wir eine „Geschichte der byzantinischen Litteratur" verdanken, die grundlegend für die von ihm geradezu erst neu geschaffene Disziplin ward. Dieses Werk aber wendet sich ausschließlich an die Gelehrten und ist für den Laien in seiner äußersten Gedrängtheit eher verwirrend als unterrichtend. Karl Dieterich baut seine Darstellung auf den ethnischen Grundgedanken eines Kampfes zwischen östlicher und westlicher Kultur, zwischen Asien und Europa auf, der sich in der gesamten griechischen Litteratur der Uebergangszeit abspielt. Der Hellenismus hatte sein Zentrum in Alexandrien, der Byzantinismus in Konstantinopel, beides echte Berührungspunkte des Ostens und des Westens, beide außerhalb des eigentlichen Hellas gelegen. Erst durch die Befreiung der neuzeitlichen Griechen vom türkischen Joche ward wieder Athen das Zentrum ihres Geisteslebens. Nichtsdestoweniger dauert der Kampf noch fort; zwei Richtungen, die klassische und die volkstümliche, sind es, die sich hier befehden, die eine byzantisch am Toten haftend, die andere aus dem quellenden Leben schöpfend, unbekümmert um Tradition, einfach der Ausdruck der gegenwärtigen Volksseele. Naturgemäß gilt unser Interesse hauptsächlich dieser Richtung, und gerade sie hat der Verfasser in den Vordergrund gerückt. Darin waren seine Forschungen auch am selbständigsten, vielfach, soweit sie die jüngsten Erscheinungen betreffen, ganz neu und für uns von umso größerem Werte. Der Mangel an tauglichen Uebersetzungen verschuldete zwar auch in diesem Bande der so verdienstvollen Serie, daß die einzelnen Kapitel nicht in gleichmäßiger Weise von Proben illustriert werden konnten, aber Karl Dieterich hat diesem Mangel nach bestem Können selbst abgeholfen. Freilich stehen nicht alle Uebertragungen auf gleicher Höhe und verraten oft, daß sie mehr Gelehrten- als Dichterarbeit sind.

Als zweiter Teil des Bandes schließt sich die „Geschichte der türkischen Moderne" von Dr. Paul Horn an, dem wir bereits eine Darstellung der persischen Litteratur in dem früher erschienenen 6. Bande dieser Serie verdanken. Es wäre hier wohl zu wünschen gewesen, daß der Verfasser dort mit seinem Berichte begonnen hätte, wo Byzanz aufhörte und fortan den Namen Stambul trug. Auch in diesem Teile hätte sich dann der völkergeschichtliche Gedanke Karl Dieterichs offenbart, und es hätte sich gezeigt, wie das türkische Schrifttum, anfangs ganz abhängig von dem Klassizismus der Perser, immer mehr sich dem Geiste und der Art jener Völker anglich, die in dem neuen Türkentum aufgingen, so daß zuletzt eine türkische Moderne entstand, wie sie Paul Horn schildern konnte. Der Verfasser begnügte sich jedoch mit dem Hinweis auf seine „Geschichte der persischen Litteratur", die aber auch gerade in jenem Teile, der die Ausläufer der klassischen Periode behandelt, eben diese vorbildlich für die ersten türkischen Lyriker, ziemlich lückenhaft ist. Hammers „Geschichte der osmanischen Dichtkunst" ist längst veraltet und überreich an nutzlosem Ballast, die englische History of Ottoman Poetry von E. J. W. Gibb noch unvollendet und ebenfalls sehr umfangreich: so wäre eine Behandlung jener vormodernen Periode der türkischen Litteratur doppelt willkommen gewesen. Was Paul Horn von der türkischen Moderne bietet, ist vielfach ungesichtetes Material, und auch die Darstellung ist ungleichmäßig. Dieser Tadel aber nimmt dem Werke durchaus nicht sein hohes Verdienst. Es faßt zum ersten Mal die zerstreuten Vorarbeiten, die ziemlich spärlich waren, zusammen und fügt ihnen vieles neue Material hinzu. Nichts anderes wollte auch der Gelehrte selbst, wie sein Vorwort offen bekennt. Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, selbst bei der Erlangung von Nachrichten über bestimmte Werke, ganz abgesehen von diesen selbst, waren außerordentliche, und nur, wer dies stets im Auge behält, wird ihm für die Fülle dessen, was er trotzdem bot, rechten Dank wissen.

Wien. *Otto Hauser.*

Bertha von Suttner, die „Schwärmerin“ für Güte. Von Leopold Katscher. Mit Porträts, Illustrationen und einer Anzahl Gedankenperlen. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

Die kleine Schrift bietet einen knappen, aber erschöpfenden Ueberblick über die Persönlichkeit und das Schaffen Bertha von Suttners. Das Biographische wird kurz abgethan, über ihr Eheglück werden bezeichnende Aeußerungen aus ihren Schriften zusammengestellt, und dann geht der Verfasser zur Charakteristik ihrer schriftstellerischen Leistungen über. Ein besonderes Kapitel ist ihren Friedensbestrebungen gewidmet, die in der Teilnahme am Haager Kongreß (sie war die einzige Frau, der Zutritt gewährt wurde) auch äußerlich ihren glänzendsten Abschluß fanden. Wenn die Schrift auch von der wärmsten Verehrung für Frau von Suttner getragen ist (der Verfasser ist ein persönlicher Freund von ihr und ebenfalls Vorkämpfer für die Friedensidee), so werden doch die künstlerischen Mängel ihrer Werke nicht verschwiegen. So wird auf den „Mangel an Perspektive“ in „Marthas Kindern“ aufmerksam gemacht und das Urteil Lothars angeführt, ihre Technik leide unter Unebenheiten und zeige, namentlich in ihren ersten Büchern, eine gewisse Zerfahrenheit und Mangel an Konzentration. Auch Sprünge in der Charakteristik, Lücken in der psychologischen Darlegung eines Vorganges seien nicht selten, und andererseits sei oft eine gewisse Weitschweifigkeit zu bemerken.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Verschiedenes.

Die Kölnische Zeitung und ihre Wandlungen im Wandel der Zeiten von Franz Dieudonné. Berlin SW., Hermann Walther, 1903. 104 S. M. 1,50.

Daß sich die „Kölnische Zeitung“ des Rufes erfreute, ein Blatt von seltener Charakterfestigkeit zu sein, wird niemand behaupten wollen. Und die nicht immer innerlich berechtigte, gern geübte Wiederholung des Gesinnungswechsels eines großen Tageblatts im Lauf eines Jahrhunderts einmal durch niedliche Pröbchen urkundlich belegt zu sehen, macht Vergnügen. Aber in ihrer Ruhe braucht sich darum, weil ein Franz Jonathan sich bemüßigt gefunden hat, die „Anmaßung und Ruppigkeit“, den „rüpelhaften Stallton“, den „schmutzigen Schachergeist“ der K. Z., das „Bauchrutschen“ Dumonts u. s. w. u. s. w. für alle Zeiten festzunageln, die Angegriffene durchaus nicht stören zu lassen. Wer sich selber frei von Fehlern fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie. Der einzelne Mensch wandelt sich — so sollte es wenigstens sein — im Laufe der Jahre, solang er lernbegierig ist und aufnahmefähig bleibt: Johannes von Miquel schätze ich höher ein als den unentwegten Eugen Richter; und ein Weltblatt, das wertvolle Beziehungen zur Regierung unterhält und solche pflegen muß, wenn es die beneidete Führung behalten will, das sollte immer und ewig, mit Scheuklappen bewaffnet, die schnurgerade Linie einhalten? Das ist wirklich zu viel verlangt.

Leipzig. *Hans F. Helmolt.*

Johann Georg Altmann (1695—1758). Die Deutsche Gesellschaft und die moralischen Wochenschriften in Bern. Von Rudolf Ischer. (Neujahrs-Blatt der litterarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1903.) Bern, K. J. Wyß. gr. 4°. 100 S. M. 2,—.

In den letzten Jahren wurde von sehr verschiedenen Seiten die Aufmerksamkeit auf Gottsched gelenkt. Es dient da nur zur Vervollständigung seines Bildes, wenn auch untergeordnete Männer, die ähnliches, wie er, erstrebten, eine Darstellung finden. Ischer verfolgt in schlichter, anspruchsloser Weise den Lebensgang des berner Professors Johann Georg Altmann, der drei moralische Wochenschriften in Bern erscheinen ließ und dort eine „Deutsche Gesellschaft“ gründete. Sie stand in dem an Intriguen reichen Kampfe der Leipziger und der Schweizer nicht unbedingt auf Gottscheds Seite, wie ihr Gründer.

Leider ist die mit liebevollem Interesse geschriebene Arbeit hier und da durch eine genauere Inhaltsangabe der einzelnen Schriften Altmanns eintönig geworden, und zu selten lenkt Ischer vergleichend den Blick auf Zeitgenossen seines Helden, um Altmanns Art zu charakterisieren. Altmann erscheint nicht im Zusammenhang mit der älteren Philologie des 16. und 17. Jahrhunderts, an die seine gelehrte Schriftstellerei erinnert, und es ließe sich wohl eine Parallele zwischen dem berner Professor und dem leipziger Christ ziehen, der in seinen Abhandlungen auch ein Vertreter dieser älteren Philologie war, die in einer umfassenden Polyhistorie ihr Endziel sah und mit tiefer Gelehrsamkeit sich an der Untersuchung barocker Fragen ergötzte. — Der weitere Ausblick fehlt dem lokalen Gemälde, doch benutzte der Verfasser aus schweizer Bibliotheken manche brieflichen Schätze.

Berlin. *Ernst Consentius.*

Uli, der Knecht. Von Jeremias Gotthelf. (Hamburgische Hausbibliothek.) Hamburg, Alfred Janssen. 1903. Geb. M. 1,30.

Jeremias Gotthelf, den die deutsche Schweiz zu ihren Klassikern rechnet, ist in Deutschland selbst noch ziemlich unbekannt. Von dem großen schweizerischen Dreigestirn ist Albert Bitzius bei uns der am wenigsten gelesene, obgleich seit zwanzig Jahren schon viele seiner Werke in billigen Ausgaben erschienen sind; die wundervolle Prachtausgabe, mit der ihn sein Vaterland geehrt und die in jeder schweizerischen Hausbibliothek zu finden ist, dürfte im Reiche nur sehr selten angetroffen werden. So ist denn der neue Versuch, den die Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde unternimmt, Gotthelfs Hauptwerk in einer schönen und billigen Ausgabe in weite Kreise des deutschen Volkes zu tragen, dankbar zu begrüßen, doppelt freudig, wenn diesem Versuch der Wunsch zugrunde lag, unserm Lesepublikum Gelegenheit zu geben, den Schweizer Uli mit dem Holsteiner Uhl zu vergleichen und etwas von dem, was es dem Schüler so überreich gewährt, dem Meister zurückzuerstatten.

—*n.*

Der leipziger Insel-Verlag hat sich das Verdienst erworben, die erste vollständige, dabei wohlfeile und schön gedruckte deutsche Ausgabe des „Decameron“ von Giovanni Boccaccio auf den Markt gebracht zu haben. Das klassische Werk, das durch so viel verstümperte Uebersetzungen verdächtigen Ursprungs lange genug diskreditiert worden war, wird damit in einer seiner würdigen Form auch einem größeren Lesepublikum zugänglich gemacht, denn der Preis für die drei Bände (10 M.) ist mäßig. Leider entspricht die etwas stockfleckige Uebersetzung von Schaum, die Dr. K. Mehring neu durchgesehen und ergänzt hat, nicht in allem den Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist; auch das Papier hätte der Verlag etwas weniger dünn wählen dürfen, doch war hier wohl der Wunsch maßgebend, den Bänden die handliche Schlankheit einer „Taschen-Ausgabe“ zu erhalten.

**

Notizen.

Etwas über Blindendruck. Wie alle anderen graphischen Künste in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte aufzuweisen haben, die nicht ohne Einfluß auf unsere Litteratur geblieben sind, so ist auch die Technik des Druckes für die Blinden nicht stehen geblieben.

Bekanntlich schreibt man einem blinden Fräulein Paradies in Wien im Anfang des vorigen Jahrhunderts die erste erfolgreiche Benutzung zweckmäßiger Vorrichtungen zum Lesen, Schreiben und Notensetzen zu.

wodurch der Lehrer Valentin Hauy in Paris (ein Bruder des berühmten Mineralogen) zum Blinden-Unterricht angeregt wurde. Seine Unterrichtsversuche waren von solchem Erfolg, daß der Staat seine Anstalt übernahm. Hauy benutzte zum Lese-Unterricht erhabene Metall-Buchstaben, mit denen er auch prägte, während er sich zum Schreiben eines Rahmens mit Drähten bediente, die die Zeilen markierten, und über die das Papier gelegt wurde. 1806 zum Zaren Alexander I. berufen, berührte Hauy auf der Durchreise auch Berlin, und es erfolgte auf seine Anregung hin mit Unterstützung des Königs die Begründung der ersten Blindenanstalt Deutschlands. Ihr erster Direktor Zeune förderte das Werk wesentlich, 1877 wurde die Anstalt nach Steglitz bei Berlin verlegt und gilt heute als Muster einer Blinden-Erziehungs-Anstalt.

Die Blindenschrift besteht bekanntlich aus erhabenen, geprägten Schriftzeichen. Die ältere Schrift hat nur große Buchstaben mit einfachen, kräftigen Antiquaformen. Schon Hauy brachte seine Zöglinge nicht nur zum geläufigen Lesen vermittels des Tastsinns der Fingerspitzen, sondern auch zum Setzen und Drucken. Neben der Buchstabenschrift wurden lange Zeit verschiedene Alphabete angewendet, die aus einzelnen Punkten und Strichen bestanden. Der internationale Kongreß der Blindenlehrer zu Berlin (1879) bestimmte indes das von dem blinden Blindenlehrer L. Braille in Paris erfundene, ungemein einfache System zur Weltschrift für Blinde, und seitdem ist dieses System herrschend geworden.

Die Brailleschrift besteht aus zweimal drei Punkten, die in Höhe von etwa 6 mm und in Breite von ca. 3 mm so beisammenstehen :·

Das Alphabet sieht, in Schwarzdruck übersetzt, so aus:

a b c d e f g h i j

k l m n o p q r s t

u v w x y z

ü ö au eu ei äu ä ch sch

Durch Vergleichung der Zeichen der zweiten Reihe mit denen der ersten findet man, wie überraschend einfach das System aufgebaut ist. Durch Hinzufügen eines Punktes wird aus a · ein k : u. s. w.; u bis z sind durch Hinzufügung eines zweiten Punktes unten rechts gebildet, a · k : u :.

Da die Zeichen ziemlich groß und dazu erhaben geprägt werden müssen, um ein schnelles Lesen zu ermöglichen, so beansprucht die Schrift viel Raum. Das französische Elementarbuch von Plötz umfaßt daher z. B. vier Bände und ist unter 20 M. nicht zu liefern. Der blinde Lehrer Krohn hat übrigens nach dem Vorbilde einer englischen Kurzschrift eine Art System der deutschen Stenographie für Blinde aufgestellt, das etwa ein Drittel des Raumes spart.

Um in Papier auflagenweise prägen zu können, bedient man sich in neuerer Zeit einer solid gebauten Prägepresse, die nicht viel größer ist als eine Nähmaschine. Sie ist amerikanischen Ursprungs, vom deutschen Blindenlehrer Hinze in den letzten Jahren aber wesentlich verbessert worden. Diese Maschine prägt Doppelschablonen in Blech und wird in Steglitz von einer Blinden mit großer Sicherheit und Schnelligkeit bedient. Mit jedem Druck wird ein vollständiger Buchstabe von 1 bis 6 Punkten erzielt. Zwischen diese Doppelschablonen, die Erhabenheiten von etwa 1 mm enthalten, wird angefeuchtetes, zähes Papier gelegt und in einer Handpresse zwischen Gummiplatten starker Pressung ausgesetzt. Nach dem Trocknen sind die Drucke fertig, die in Auflagen von 20 bis 100 Exemplaren ausreichen, um alle Blindenanstalten versehen zu können. Ein neuer Fortschritt besteht im Bedrucken beider Seiten des Papiers (während man bisher nur einseitig prägte), wodurch eine große Ersparnis erzielt wird.

Um einzelne oder wenige Niederschriften herzustellen, dient vortrefflich eine andere neue Erfindung: die Schnell-Schreibmaschine des Blindenlehrers O. Picht in Steglitz. Mit ihr kann man in fabelhafter Schnelligkeit schreiben bezw. prägen.

Auch Landkarten für Blinde, die früher ungemein teuer aus Gips und dergleichen gegossen wurden, prägt man jetzt von einem Holzmodell in starkes Papier und liefert sie so billig, daß beim Unterricht jeder Schüler eine Karte in die Hand bekommen kann.

Der Blindendruck wird kaum je ein einträgliches Gewerbe sein können, wegen der geringen Auflagen, die in Frage kommen. Um so erfreulicher ist es, feststellen zu können, daß dank der Opferwilligkeit von Blindenlehrern und Privaten, nicht zum mindesten durch staatliche Unterstützung bereits eine recht ansehnliche Litteratur in Blindenschrift vorhanden ist, die durch fleißiges Verleihen seitens der Anstalten auch außerhalb derselben vielen das Augenlicht entbehrenden Mitmenschen geistige Anregung und Ausbildung vermittelt. Das nachfolgende Autorenverzeichnis, das noch keinen Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit erhebt, möge einen Begriff davon geben: E. M. Arndt, Arnold, v. Auer, Auerbach, Bauernfeld, Baumbach, Beecher-Stowe, Brentano, W. Busch, Chamisso, Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Eichendorff, Ernst, Eschstruth, Evers, Fouqué, Freytag, Fries, Frommel, Ganghofer, Geibel, Gerok, Glaubrecht, Goethe, Gräbner, Grillparzer, Grimm, Grube, Gutzkow, Hammer, Hauptmann, Hebel, Herder, Heyse, Hillern, Hofacker, Franz Hoffmann, Horn, Ibsen, Jensen, Immermann, G. Keller, Kinkel, Klaußmann, Kleist, Kögel, Körner, Kügelgen, Lavater, Lessing, Loti, Ludwig, Luther, Masius, C. F. Meyer, Moltke, Nathusius, Nieritz, Pocci, Pollo, Puttitz, Reinick, Reuter, Riehl, Rogge, Roquette, Rosegger, Rückert, Scheffel, Schiller, Schmid, Seidel, Shakspere, Sophokles, Spitta, Spyri, Stifter, Stinde, Storm, Sturm, Sudermann, Tegnér, Tolstoi, Uhland, Vollmar, Walther v. d. Vogelweide, A. Weber, Wildenbruch, Wildermuth, J. Wolff. Auch das Nibelungenlied ist vertreten, in größerer Auswahl Lehr- und Erbauungsbücher. Die Bibel umfaßt 71 Bände.

Die steglitzer Anstalt besitzt eine Bibliothek von etwa 6000 Bänden in Blindenschrift, eine der ihr am nächsten kommenden ist die dresdener mit über 3000 Bänden. Im Deutschen Reiche bestehen unseres Wissens 38 Blindenanstalten mit mehr oder weniger großen Büchersammlungen.

Charlottenburg. *Paul Hennig.*

* Aus der Praxis *

Das Odol-Prinzip im deutschen Buchhandel.

Unter dieser Spitzmarke schreibt Kurt Aram in der Frankfurter Zeitung: „Wer das Referat über Edward Stilgebauers Roman ‚Götz Krafft' im Feuilleton der ‚Frankfurter Zeitung' Nr. 105 gelesen hat und nun die Reklame des Verlags von R. Bong für dasselbe Buch im Anzeigenteil vieler Blätter liest, dürfte sich, wenn er im modernsten Litteraturbetrieb nicht bewandert ist, baß verwundern über den Widerspruch zwischen meinem Urteil und den in jener Annonce angeführten Aeußerungen nambafter Autoren. Paul Heyse, Prof. W. Oncken, Clara Viebig, um nur drei der bekanntesten

Namen hervorzuheben, verstehen gewiß etwas von Litteratur und von deutschem Stil. Sie aber wie viele andere finden nach den vom Verlag in seiner Annonce zitierten Worten ‚Götz Krafft‘ durchaus erfreulich und litterarisch wertvoll. Wie ist das möglich? Sehr einfach. Es handelt sich bei diesen Aeußerungen nicht um kritische Wertung in einer Zeitung oder Zeitschrift, wie der flüchtige Leser vielleicht annehmen könnte, sondern um briefliche Mitteilungen, aus denen der Verlag Sätze oder Satzteile, die ihm besonders dienlich erschienen, herausriß. Was ihnen in den Briefen vorausging oder nachfolgte, hat er uns vorenthalten. Schwerlich, weil das die Annonce zu sehr verteuert hätte, denn Geld läßt es sich Herr Bong kosten, sondern vermutlich deshalb, weil das den Reklamewert der Zitate abgeschwächt hätte. Wahrscheinlich handelt es sich sogar zum guten Teil um durchaus private briefliche Mitteilungen, denn daß alle Betroffenen wußten, was damit geschah, erscheint unwahrscheinlich. Es darf angenommen werden, daß nicht wenige unter ihnen ihren Namen zu einer so durchsichtigen Reklamespekulation nicht hergegeben hätten. Weiter läßt sich aus der Formulierung der Antworten entnehmen, daß sie zum großen Teil an den Autor, nicht an den Verleger gerichtet waren, an den sie der Autor dann weitergab. In Privatbriefen aber pflegt man, wie bekannt, gerne Freundliches zu sagen, Unerfreuliches beiseite zu lassen. Wenn nicht alles täuscht, dürfte diese nette Reklame auf diese oder eine ähnliche Weise zustande gekommen sein. Neu dabei ist aber jedenfalls, daß ein Autor seinen Verlag in so weitgehender Weise geschäftlich unterstützt. Doch halt, Edward Stilgebauer ist ja nach Ausweis des Litteraturkalenders Redakteur bei R. Bong. Folglich ist an allem, was uns litterarisch unfair an diesem ganzen Gebaren erscheint, nur das arme Briefpapier schuld, auf dem der Autor um Meinungsäußerungen über sein Buch hausieren ging, das zugleich natürlich die Firma des Verlags, dem er dient, trägt. (An Hunderte von Personen von größerer oder geringerer Notabilität war das Buch mit der schmeichelhaften Bitte um Abgabe eines Urteils gesandt worden.) Wie harmlos sich doch alles aufklären läßt, wenn man guten Willen hat! Uebrigens eröffnet das Bong-Stilgebauersche Verfahren prächtige Perspektiven. Wie wäre es, wenn man in Zukunft überhaupt nicht mehr die böse Kritik abwartet, die doch noch unangenehm häufig nicht nach jedes Verlegers Pfeife tanzt, sondern sofort ungezählte Exemplare des Artikels an gutmütige Autoren schickt und dann die freundlichsten Aeußerungen aus deren Privatbriefen überall annonciert und affichiert? Die besten Geschäfte sind so jedenfalls zu machen. Und das ist ja die Hauptsache, Können ist Nebensache. Warum soll man nicht von der ‚Odol‘-Reklame lernen, die ihre Ware auf demselben Weg ja auch viel leichter und schneller absetzt als andere Geschäfte? Es wäre doch eine prachtvolle Vereinfachung auch der belletristischen Verkaufsprozedur. Schade, daß es in Deutschland immer noch Verleger und Autoren giebt, denen eine solche geschäftliche Betriebsamkeit nicht behagt. Juristisch läßt sich doch gewiß nichts dagegen einwenden.“

Hierzu ist zu bemerken, daß die von Herrn Stilgebauer unter Ausdrücken der Verehrung um ihr privates Urteil angegangenen Autoren in der That nicht ahnten, zu welchem Geschäftstrick ihre brieflichen Aeußerungen ausgebeutet werden sollten: zum mindesten ist uns das von mehreren der Betroffenen selbst mitgeteilt worden, und es ist nicht anzunehmen, daß das feine Schema bei den übrigen Adressaten eine Abänderung erfahren haben dürfte. Einige der zitierten Herrschaften werden sich ja wohl noch geschmeichelt fühlen, sich als maßgebende Autoritäten öffentlich ausgerufen zu sehen, andere werden es mit Recht peinlich empfinden, daß ihr Name zu marktschreierischen Reklamezwecken ohne ihr Wissen mißbraucht wird.

So unanständig ein derartiges Verfahren ohne Zweifel ist, Herr Stilgebauer scheint dabei doch mehr der geschobene Teil zu sein: die Idee, sich durch Widmungs-Exemplare und Schmeichelbriefe private Lob-Urteile zu erschnorren und damit hausieren zu gehen, kommt ohne Frage ganz auf das Erfinderkonto des geschäftsklugen Verleger-Managers Herrn Bong. Herr Bong ist der Mann der Massenerfolge im amerikanischen Stil, der Ueber-Verleger, der jedes Jahr einen neuen Massenartikel in Buchform auf den Markt wirft und in Zehn- und Hunderttausenden von Exemplaren sir zu vertreiben weiß. Vor drei und vier Jahren schenkte er dem deutschen Volke die „Berliner Range“, deren wonniger Humor in etwa einer Million abgesetzter Bände Palast und Hütte mit seinem Aroma erfüllte. An diese Göttergabe schloß sich, ebenfalls in einer Serie von Bänden, das sogenannte „Provinz-Mädel“ an, und noch gleichzeitig damit begann der Zyklus der Studentenromane, den Paul Grabein unter dem alt-heidelbergisch zeitgemäßen Titel „Vivat academia!“ für das deutsche Verlagshaus Bong verfaßte. Auf diese drei Serien folgt jetzt als neuer Coup der Vierbänderoman (!) „Götz Krafft, die Geschichte einer Jugend“ zunächst mit dem ersten Band, dessen Titel „Mit tausend Masten“ zwar schon von Carl Baron Torresani für einen seiner früheren Romane verwendet worden, aber trotzdem immer noch ganz brauchbar ist. Daß Herr Bong diesen Roman von vornherein zu einem Massenerfolg bestimmt und um jeden Preis gestempelt wissen wollte, geht schon daraus hervor, daß das Titelblatt des Buches den stolzen Vermerk trägt: „Erstes bis zehntes Tausend“. Herr Bong kennt also die Wirkung seiner Reklamemittel aus eigener Praxis schon so sicher und genau, daß er für den Roman eines Autors, der sich mit seinen bisherigen sechzehn oder siebzehn Büchern noch keinerlei Beachtung verschafft hat, dem Buchhandel ohne weiteres einen Mindestabsatz von 10 000 Exemplaren dekretierte. Da das deutsche Publikum für solche Riesenauflagen eines Romans im allgemeinen nicht so leicht zu haben ist, so sollte ihm die stupende Bedeutung dieses Werkes alsbald rasch und gründlich eingebläut werden. Zu diesem Zweck erging gleich bei Erscheinen des Buches die Massendedikation an Hunderte von Persönlichkeiten, denen auf die oben geschilderte Art je ein paar liebenswürdige Worte entlockt wurden. Das so gewonnene Material lieferte Herr Stilgebauer seinem Brotherrn ab, der seinerseits daraus große Inserate baute und diese schleunigst, wenige Wochen nachdem der Roman erschienen war, in den großen Tagesblättern paradieren ließ.

Was der Roman wirklich wert ist, wenn er nicht dem Autor selbst gegenüber in Privatbriefen, sondern öffentlich von der litterarischen Kritik beurteilt wird, soll sich noch zeigen und braucht uns hier nicht zu beschäftigen: man dürfte schon zufrieden sein, wenn er nur ein Viertel des Lobes verdiente, das Herr Bong aus Privatbriefen zusammengepflückt hat. Hier handelt es sich nur darum, zu beleuchten, mit welchen Mitteln skrupellose Verlegerreklame an der Arbeit ist, ein neues Buch à tout prix auf die Höhe eines großen Markterfolges zu schrauben und seine wirkliche oder angebliche Bedeutung dem großen Publikum sozusagen unter die Nase zu boxen.

E.

Nachrichten

Todesnachrichten. In München † am 25. April, 80 Jahre alt, die Märchendichterin Amélie Linz, die unter dem Pseudonym Amélie Godin schrieb. Am 22. Mai 1824 als Tochter des Arztes Dr. Speyer in Bamberg geboren, erhielt sie eine sehr sorgfältige Erziehung und verkehrte als junges Mädchen in München in einem Kreise hervorragender Menschen, die Einfluß auf ihre geistige Entwicklung gewannen. In den

Häusern des Grafen Pocci, Kobell, Thiersch und Wilhelm v. Kaulbachs fand sie alles vereinigt, was München damals an hervorragenden Männern besaß. 1844 heiratete sie den preußischen Ingenieurleutnant Franz Linz. 1858 debütierte sie mit ihrem ersten Märchenbuch „Märchen, von einer Mutter erdacht“, dem eine reiche Zahl weiterer Märchenbücher und Jugendschriften folgte, die zum Teil viele Auflagen erlebten. Auch polnische und slawische Volksmärchen übertrug A. Godin ins Deutsche. Von ihren Novellen ist die Sammlung „Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen“ bei Reclam erschienen. Von ihren Dichtungen sind am bekanntesten „Der Magdborn“, „Die Braut“ und „Aus großer Zeit“, Schelmenstücklein unserer Helden in Reime gebracht, von ihren Romanen „Eine Katastrophe und ihre Folgen“ (1862, 2. Auflage 1884) und „Mutter und Sohn“ (zuerst in der „Gartenlaube“ erschienen).

In Paris † der Akademiker Octave Gréard (geb. 1828), der hauptsächlich auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens praktisch und litterarisch verdienstvoll thätig war, außerdem aber auch eine Reihe litterarischer Porträts über Fénélon, Rousseau u. a. veröffentlicht hat.

Der polnische Litterarhistoriker und Universitätsprofessor Peter Chmielowski † in Lemberg mit 56 Jahren. Er hatte in Leipzig studiert und leitete längere Zeit die Monatsschrift „Ateneum“, wurde aber später unter dem Verdacht großpolnischer Bestrebungen aus Rußland ausgewiesen, worauf er an der lemberger Universität eine Wirkungsstätte fand.

* *

Shakspere-Gesellschaft. Am 24. April wurde in Weimar die diesjährige Generalversammlung der Deutschen Shakspere-Gesellschaft abgehalten. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Koeppel-Straßburg über das Thema: „Konfessionelle Strömungen in der dramatischen Dichtung des Zeitalters der beiden ersten Stuart-Könige.“ Gleichzeitig fand die Enthüllung des von Otto Lessing geschaffenen Shakspere-Denkmals statt.

Josef Kürschners Bibliothek. In den Tagen vom 30. Mai bis 4. Juni d. J. findet in Leipzig durch das Auktions-Institut C. G. Boerner die Versteigerung der kostbaren Sammlungen aus dem Besitz des im vorigen Jahre verstorbenen Geh. Hofrats Prof. Kürschner statt. War es in litterarischen Kreisen seit jeher bekannt, daß Kürschners Tuskulum in Eisenach reiche Schätze barg, so tritt der außergewöhnliche Reichtum und die Erlesenheit jener Bibliothek erst jetzt offen zu Tage, wo für die bevorstehende Auktion ein sorgfältiger Katalog hergestellt und in weite Kreise verschickt worden ist. Nicht weniger als 2724 Nummern zählt das Verzeichnis, und fast auf Schritt und Tritt ließen sich mit gutem Grunde die Bemerkungen „selten“, „äußerst selten“ zu den einzelnen Werken setzen. Der Rahmen, den all diese Schätze ausfüllen, ist an sich recht knapp und begrenzt: die Litteratur- und Theatergeschichte vornehmlich des 18. Jahrhunderts. Was aber dieser Bibliothek den Stempel des Außergewöhnlichen aufdrückt, das ist innerhalb jenes engen Rahmens die fast lückenlose Vollständigkeit von Erstdrucken, seltenen Ausgaben, verschollenen Broschüren. Kaum eine öffentliche, geschweige denn eine Privatbibliothek kann mit solcher stattlichen Anzahl von seltenen Schriften zur deutschen Theatergeschichte aufwarten. Dazu kommen an handschriftlichem Material der Nachlaß von Iffland, Maler Müller, Joh. Nic. Götz, Manuskripte von Goethe, Richard Wagner u. a., fernerhin alte Zeitschriften, Porträts, Stammbücher und dergl. — Der Katalog, an sich ein wertvolles bibliographisches Handbuch, enthält außer dem mit wissenschaftlicher Sorgfalt zusammengestellten Verzeichnis der Sammlungen ein Vorwort von Prof. August Sauer, das mit knappen, sicheren Zügen ein Lebensbild des verstorbenen Josef Kürschner bietet und auf die Bedeutung dieser Bücherei hinweist. Mit allem Nachdruck sei auch hier Sauers Wunsch wiederholt, daß die mit so vieler Liebe und Sachkenntnis gesammelten Schätze eines deutschen Bibliophilen seiner Heimat erhalten bleiben. Ob freilich die ganze Sammlung — wie es wünschenswert wäre — einer deutschen öffentlichen Bibliothek durch die fürstliche Freigebigkeit eines Mäcens überwiesen wird, darf man in unserem Lande der begrenzten Möglichkeiten schon heute billig bezweifeln.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Andrae, Hedw. Kinderthränen. Eine Erzählung aus dem wilden Kurdistan. Schwerin, Fr. Bahn. 88 S. M. —,60.

Antworten, die sie nicht erreichten. Leobschütz, Georg Schnurpfeil. 114 S. M. 2,—.

Deva-Roman-Sammlung. 46. Groller, Balduin. Aus der weltlichen Komödie. Novellen. 139 S. — 47. Wasner, Geo. Frau v. Röhloff Novelle. 160 S. — 48. 49. Reuter, Gabriele. Margaretes Mission. Roman. 2 Bde. 143 u. 142 S. — 50. Hoffmann, Hans. Iwan der Schreckliche u. sein Hund. 154 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Je M. —,50 (—,75).

Frankenhauser, K. Qualen. 6 Novellen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 67 S. M. 1,50.

Godin, A. Mutter und Sohn. Roman in 2 Bdn. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 247 und 242 S. M. —,75 (1,—).

Goldmar, Jon v. Der „neue“ Mann. (Aus dem Leben e. neuen Frau.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 128 S. M. 1,— (1,50).

Hahn, Frdr. Dämonen. Erzählung. München, Albert Langen. 166 S. M. 2,— (3,—).

Heims, P. G. Auf feuchten Pfaden. 4 Erzhlgn. (Kürschners Bücherschatz Nr. 396.) Berlin, Herm. Hillger. 107 S. M. —,20.

Holm, Adf. Rügnburg. Roman aus Holstein. Hamburg, Joh. Kriebel. 184 S. M. 3,— (4,—).

Liliencron, Detlev v. Das Abenteuer des Majors Glöckchen u. andere Novellen. Stuttgart, Frankh. 108 S. M. 1,— (1,80).

Merk, Emma. Die junge Generation. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 395.) Berlin, Herm. Hillger. 112 S. M. —,20.

Niemann, Johanna. Die Nachtigall. Roman. Dresden, Carl Reißner. 217 S. M. 2,50 (3,50).

Perfall, Ant. Frhr. v. Münchner Kindeln. Roman. Leipzig, Paul List. 374 S. M. 4,— (5,—).

Reyherlein, Fritz Abel. Das Reformheer od. Auf nach Sedan! Ein Ueberroman a. d. Mitte d. 20. Jahrh. Cassel, Georg Dufayel. 102 S. M. 1,—.

Rittland, Klaus. Auf neuen Wegen. Ein Frauenroman. Dresden, Carl Reißner. 420 S. M. 5,— (6,—).

Rosegger, Peter. Wie sie lieben und hassen. Erzählg. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. 187 S. M. 1,—.

Schoberth, H. Tradition. Eine Geschichte aus dem Offiziersleben. Roman. Leipzig, Paul List. 2 Bde. 291 u. 294 S. M. 6,— (8,—).

Simson, Elis. Studien und Skizzen. Königsberg, Wilh. Koch. 132 S. M. 2,— (2,70).

Stinde, Jul. Emma das geheimnisvolle Hausmädchen od. Der Sieg der Tugend über die Schönheit. Parodistischer Kolportageroman. Berlin, Carl Freund. 224 S. M. 3,— (4,—).

Taly, Armand de. Totentänze. Novellen u. Skizzen. München, Ernst Reinhardt. 98 S. M. 1,50.

Vischer, Frdr. Thr. Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Volksausg. in 1 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 540 S. M. 4,— (5,—).

Weber, Adelh. Vorfrühling. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 212 S. M. —,75 (1,—).

Wichert, Ernst. Mütter. 2 Novellen. Dresden, Carl Reißner. 290 S. M. 3,— (4,—).

Wieland. Geschichte des Prinzen Biribinker. Herausg. u. eingeleitet von Carl Schüddekopf. Berlin, Magazin-Verlag. XII, 151 S. M. 2,— (3,—).

Wundtke, Max. Satt gewarden. Roman. Dresden, H. L. Dingmann. 196 S. M. 2,—.
Zobeltitz, Hans v. Krach. Roman. 2 Bde. Stuttgart, J. Engelhorn. 164 u. 139 S. M. 1,— (1,50).

Braddon, M. E. Du bist der Mann. Roman aus dem Engl. Berlin, W. Vobach. 219 S. M. 1,— (1.25).
Brulat, Paul. Ein Varia (La Gangue). Uebers. v. Wilh. Thal. München, Friedr. Rothbarth. 244 S. M. 2,60 (3,50).
Didon, Thom. Weiß und Schwarz. Ein Raman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. (1865—1900.) München, Friedr. Rothbarth. 475 S. M. 4,20 (5,20).
France, Anatole. Komödiantengeschichte. Roman. Aus dem Franz. v. Heinr. Mann. München, Albert Langen. 275 S. M. 2,50 (3,50).
Heijermans, Herm. Diamantstadt. Raman. Berlin, Egan Fleischel & Co. 380 S. M. 5,— (6,50).
Roosevelt, Thdr. Jagdstreifzüge. Skizzen aus den nordwestlichen Prärien. Uebers. v. Lise Landau. München, Alb. Langen. 176 S. M. 2,— (3,—).
Sienkiewicz. Heinr. Die Kreuzritter. Histor. Raman aus dem 15. Jahrh. Aus dem Paln. übertr. von Theaphil Kroczek m. e. Einleitg. v. Dr. Joh. Ranftl. Graz, Styria. 568 S. M. 1,80 (2,50).
Straparola, Giovan Franeeso. Die ergötzlichen Nächte. Eingeleitet u. übers. van Dr. Alfred Semerau. Berlin, Magazin-Verlag. 183 S. M. 3,— (4,—).
Villiers de l'Isle-Adam, Graf de. Grausame Geschichten. Deutsch v. Maria Ewers. Berlin-Lichterfelde, E. Fitzelt. 181 S. M. 1,—.
Voltaire. Candide oder die beste der Welten. Philasophischer Roman. A. d. Französ. übers. u. eingeleitet van Paul Seliger. Berlin, Magazin-Verlag. 220 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Ammann, Aug. Klänge vom Rhein. Gedichte. Berlin, Eduard Trewendt. 315 S. M. 3,— (4,—).
Busch, Wilh. Zu guter Letzt. München, Fr. Bassermann. 136 S. M. 3,—.
Esk, Joh. Heimat. Ein bunter Liederstrauß vom Nordseestrand. Emden, W. Haynel. 153 S. M. 3,—.
Frankenhauser, K. Ungezagene Lieder. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 71 S. M. 1,50.
Kiesgen, Laurenz. Maisegen. Ein Bündel Lieder. (Belletr. Bibl. d. deutschen Litteratur-Gesellschaft Nr. 1. 2.) München, J. J. Lentner. 56 S. M. 1,—.
Kretschmar, Edm. Gedichte. Dresden, Holze & Pahl. 92 S. M. 1,50 (2,50).
Lennemann, Wilh. Aus Bauernlanden. Gedichte. Iserlohn, Ferd. Bischoff jr. 79 S. M 1,—.
Lieder eines fahrenden Schülers (Manfred Wittich). Mit e. Varwort versehen v. Rud. Lavant. Leipzig, Leipziger Buchdruckerei A.-G. 76 S. M. —,50.
Renner, Gust. Ahasver. Eine Dichtg. 120 S. M. 2,20 (3,—). — Gedichte. Gesamtausgabe. 174 S. M. 2,50 (3,50). Lichterfelde-Berlin, E. Th. Förster.
Vogel, M. Alfr. Eine Liede. Gedichte. München, Gearg D. W. Callwey. 137 S. M. 3,—.
Weber, A. O. Ohne Maulkorb. Gereimte Satiren. München, Friedr. Rathbarth. 126 S. M. 1,80.

Schewtschenkos ausgewählte Gedichte. Aus dem Ruthen. übers. v. Gymn.-Prof. Sergius Szpoynarawski. Czernawitz, H. Pardini. 36 S. M. —,50.

c) Dramatisches.

Benzinger, Ernst Aug. Die Weiber van Weinsberg. Dramat. Schwank mit Benutzung des Uhlandschen Bruchstücks. Lorch, Karl Rahm. 98 S. M. 1,— (1,50).
Bierbaum, Otto Jul. Zwei Münchener Faschingsspiele. München, Albert Langen. 76 S. M. 1,—.
Geißler, Max. Hans Sachsens Bergfahrt. Schauspiel. Weimar, Herm. Grosse. 64 S. M. —,80.
Gumppenberg, Hanns v. König Heinrich I. Geschichtl. Schauspiel. 209 S. — König Kanrad I. Geschichtl. Schauspiel. 166 S. Je M. 2,—. München, Georg D. W. Callwey.
Klitscher, Gustav. Aufsichtsrat. Drama. Jena, Herm. Costenoble. 146 S. M. 2,—.
Scheerbert, Paul. Rübezahl. Schauspiel. (Revolutionäre Theater-Bibl. Bd. I.) Berlin-Lichterfelde, E. Fitzelt. 132 S. M. 1,—.
Vollmoeller. Assüs, Fitne u. Sumurud. Ein Trauerspiel. Berlin, S. Fischer. 165 S. M. 5, — (6,—).
Welttenhiller, Eberh. o. Es werde Licht. Dramat. Dichtung. Wien, Adalf W. Künast. 76 S. M. 1,60.

Hamsun, Knut. Abendröte. Schauspiel. Aus dem Norwegischen v. Christian Morgenstern. München, Alb. Langen. 174 S. M. 2,— (3,—).
Heijermans, Herm. Ora et labora. Ein friesisches Bild in 3 Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearb. Uebers. v. Franciska de Graaff. Berlin, Egon Fleischel & Co. 69 S. M. 1,— (2,—).
Machiavelli, Nicolò. Mandragola. Kamödie. A. d. Ital. übers. und eingeleitet von Paul Seliger. Berlin, Magazin-Verlag. 113 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Alt, Priv.-Doz. Dr. Carl. Schiller und die Brüder Schlegel. Weimar, Herm. Böhlau Nflg. 130 S. M. 2,80.
Askenasy, A. Die Frankfurter Mundart und ihre Litteratur. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 359 S. M. 5,—.
Bibliagraphie der deutschen Zeitschriftenlitteratur m. Einschluß v. Zeitungen u. Sammelwerken. 13. Bd. Alphabetisches, nach Schlagworten sachlich geardnetes Verzeichnis v. Aufsätzen, die während der Manate Juli bis Dezbr. 1903 in üb. 2000 zumeist wissenschaftl. Zeitschriften, Zeitgn. u. Sammelwerken deutscher Autaren erschienen sind, m. Autoren-Register. Unter besand. Mitwirkg. v. Oberbiblioth. Dr. E. Roth f. den medizinisch-naturwissenschaftl. Tl. u. m. Beiträgen v. A. L. Jellinek hrsg. v. F. Dietrich. 1. Lfg. S. 1—80. Stuttgart, J. G. Cotta.
Bibliographie der deutschen Zeitschriftenlitteratur m. Einschluß v. Zeitungen und Sammelwerken. 4. Suppl.-Bd. Bibliagraphie der deutschen Rezensionen 1903. Unter besonderer Mitwirkg. v. A. L. Jellinek, Oberbibliath. Dr. E. Roth u. Edg. Funke hrsg. v. F. Dietrich. 1. Lfg. S. 1—64. Stuttgart, J. G. Catta.
Bleuler-Waser, Dr. Hedw. Ueber Ricarda Huch. Berlin, Frauen-Rundschau. 39 S. M. —,60.
Babjin, Otto. Shakesperes Othello in engl. Bühnenbearb. Diss. Rostock, H. Warkentien. 99 S. M. 2,—.
Dichter, österreichische. Zum 60. Geburtstage Detlev v. Lilieucrous. Hrsg. v. Adf. Donath. Mit Beiträgen von Marie v. Ebner-Eschenbach, Ferd. v. Saar, Pet. Rasegger u. a. Mit Buchschmuck v. Heinr. Lesler. Wien, Carl Konegen. gr. 4°. 259 S. M. 5,—.
Ederheimer, Edg. Jakab Boehme u. d. Romantiker. I. u. II. Teil: J. Boehmes Einfluß auf Tieck und Novalis. Heidelberg, Carl Winter. 128 S. M. 3,60.
Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausg. in 40 Bdn. Hrsg. v. Eduard v. d. Hellen. 25. Bd. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. von Rich. M. Meyer. Stuttgart, J. G. Catta. 340 S. M. 1,20 (2,— u. 3,—).
Hartmann, R. Jul. Theophrast v. Hahenheim. Stuttgart, J. G. Cotta. 222 S. M. 4,50.
Hebbels ausgewählte Werke. Hrsg. u. m. Einleitgn. versehen von Richard Specht. Bd. 5. Navellen und Erzählungen. — Meine Kindheit. — Schriften zur Theorie der Kunst. Stuttgart, J. G. Cotta. 311 S. M. 1,—.
Hoyer, Realgymn.-Prof. Karl. Zur Einführung in die Gaethelitteratur. Schalke, E. Kannengießer. 71 S. M. 1,60.
Meyer-Benfey, Heinr. Herder u. Kant. (Der deutsche Idealismus und seine Bedeutung für die Gegenwart.) Halle, Gebauer-Schwetschke. 114 S. M. 1,20.
Petzet, Erich. Paul Heyse als Dramatiker. Stuttgart, J. G. Cotta. 103 S. M. 1,50.
Volger, Frz. Ibsens Drama „Nordische Heerfahrt" u. d. altnordischen Sagen. Vortrag. Altenburg, Oskar Bonde. 17 S. M. —,30.
Wukadinovic, Spiridion. Kleist-Studien. Stuttgart, J. G. Cotta. 192 S. M. 3,—.

e) Verschiedenes.

Bélart, Hans. Nietzsches Metaphysik. Berlin, Franz Wunder. 119 S. M. 2,—.
Gensel, Jul. Friedr. Preller der Aeltere. (Künstler-Monographieen. Bd. 69.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 134 S. M. 4,—.
Kaftan, Dr. Jul. Kant der Philasoph des Protestantismus. Rede. Berlin, Reuther & Reichard. 34 S. M. —,50.
König, Karl. Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Berlin, Alexander Duncker. 71 S. M. 1,— (2,—).
Muther, Richard. Rembrandt. Ein Künstlerleben. Mit 33 Abbildgn. Berlin, Egan Fleischel & Co. 53 S. M. 3,— (4,50).
Windelband, Wilh. Immanuel Kant u. seine Weltanschauung. Heidelberg, Carl Winter. 32 S. M. —,60.

Verantwortlich für den Text: Karl Quenzel in Wilmersdorf; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das schlafende Heer

Roman von

C. Viebig

Preßstimmen:

„Neue Freie Presse", Wien: Das starke und ausgeprägte nationale Bewußtsein der Dichterin trübt nicht die Klarheit ihres Urteils über die Germanisierungspolitik der Reichsregierung in Preußisch-Polen und benimmt ihr nicht das schöne, edle Verständnis für die träumerische Sehnsucht eines besiegten Volkes ... Sie ist in ihrem jüngsten Werke über sich selbst hinausgewachsen und hat sich in die erste Reihe deutscher Sittenschilderer geschoben.

Robert Jaffé in der **„Neuen Hamburger Zeitung"**: Zu der erstaunlichen Schärfe der Charakteristik und der Stimmungskraft kommt noch ein goldener Dämmer hinzu, der über den Landschaften und Menschen dieses Buches liegt. Etwas von der Lieblichkeit und Reife, welche die Lektüre eines Fontaneschen Romans für manche geradezu zu einem glückseligen Ereignis macht, haftet auch an den Romanen von Clara Viebig, und es findet sich unter den deutschen Romandichtern der Gegenwart wohl kaum einer, der mit dieser ungewöhnlichen Kraft der Darstellung noch so viel Anmut und Schönheit verbände.

Paul Raché im **„Hamburger Fremdenblatt"**: Es ist ein Kunstwerk in der einfachen Kraft der Sprache, in der Anschaulichkeit der Darstellung, in der wunderbaren Klarheit des Schauens von Personen, Verhältnissen, Gegenständen. Und es ist das Werk einer Dichterin.

„Hamburgischer Correspondent": Wir können den Roman als ein bedeutsames Kunstwerk, zugleich aber als packende Darstellung eines der wichtigsten Gebiete deutscher Kulturarbeit zu Anfang des 20. Jahrhunderts unsern Lesern aufs lebhafteste empfehlen.

„Prager Tageblatt": Wenn wir das Buch zuschlagen, stehen wir — fern von jedem national-politischen Raisonnement — ganz und gar im Banne einer rein menschlichen Erschütterung, die wir über die Schicksale der fesselnden, uns lieb gewordenen Gestalten des Romans empfinden. Und Clara Viebig hat in der That Menschen vor uns hingezaubert, die wir nie mehr vergessen können.

„Leipziger Neueste Nachrichten": Clara Viebig hat sicherlich nicht die Absicht gehabt, einen Beitrag zur Lösung des deutschen Ostmarken-Problems zu geben, aber sie hat uns das Land und die Menschen dort mit packender Energie vor Augen geführt. Man sieht das wirklich vor sich, den Lysa Góra, das Treiben auf den Feldern, die Hütten der Komorniks, die Herrenhäuser mit ihren Höfen, Treppen und Salons, die Dinergesellschaft auf Chawiloreczyce, das Volksleben an Mariä Verkündigung und hunderterlei sonst. Eine feine und feinste Beobachtungsgabe geht Hand in Hand mit einem treffsicheren, prägnanten und sachlich erschöpfenden Stil.

Ferdinand Svendsen in der **„Nation"**: Ein echter Epenstoff: der Kampf der in die Provinz Posen eindringenden deutschen Landbebauer mit den ihren Grund und Boden und ihre Nationalität gleichzeitig verteidigenden Polen. Es ist etwas ungemein Kraftvolles in ihrer Darstellung. Ihre Romangestalten sind Menschen von Fleisch und Blut, und was sie uns schildert, ist wert, geschildert zu werden.

Pfarrer Naumann in der **„Hilfe"**: Dieser Roman ist in jeder Richtung eine große Leistung. Er ist zunächst ein Beitrag zur Frauenfrage, denn er ist eine Frauenarbeit, die jedem Manne Hochachtung abzwingt; er ist ein Dichterwerk, denn alles in ihm ist unmittelbar lebendig, von einer bewundernswert sicheren Einbildungskraft geschaut; er ist gleichzeitig ein politisches Lehrbuch, denn er zeigt die Polenfrage in ihrer ganzen Wucht und Verworrenheit, besser als eine historisch-politische Untersuchung sie darstellen könnte. Es will uns scheinen, daß nichts, was Clara Viebig bis jetzt geschaffen hat, so voll, so rund, so einheitlich sei.

Fritz Engel im **„Berliner Tageblatt"**: Kein Tendenzroman! Die deutsche Feder wollte dem deutschen Pfluge zu Hilfe kommen. Aber an Ort und Stelle — und das macht der Dichterin in ihr alle Ehre — wurde nur noch ihre künstlerische Teilnahme rege. Nicht mehr die Parteien, nur noch die Menschen interessierten sie. Sie sah und lauschte. Daraus gestaltete sich dann wie von selbst das weitumfassende Gemälde, das seine Lichter und seine Schatten nicht mehr von der Willkür nationalen Eifers erhält.

Ernst Kreowski im **„Vorwärts"**: Der Roman besitzt unbestreitbare Vorzüge. Alles ist mit realistischer Kraft gestaltet und voll dichterischer, wenn auch schwer atmender Stimmung. So etwas wie Erdgeruch entströmt dem Ganzen. Desgleichen entspricht es nur der „poetischen Gerechtigkeit", wenn Clara Viebig ihr Werk mit der zuversichtlichen Hoffnung auf das Erwachen einer neuen Aera des Deutschtums, welche die Sünden der Väter wieder gut zu machen, dem Land und dem Volke Glück und Frieden zurückzugeben berufen sein werde, frohgemut beendigt.

„Kölnische Volkszeitung": Alle die Gestalten erstehen in Fleisch und Bein vor dem Leser. Von bedeutender Wirkung sind auch die Naturschilderungen und in der Darstellung einzelner Scenen von dramatischer Kraft und stimmungsvoller Weichheit bekundet die Verfasserin ihre gewohnte Meisterschaft. Alles in allem ein bedeutsames Werk.

J. Norden in der **„Magdeburgischen Zeitung"**: So ist es kein politischer Tendenzroman geworden, obschon politische Verhältnisse und persönliche Schicksale der jüngsten Vergangenheit unserer Ostmark hineinspielen. Es ist gut, daß im Vordergrund die Kunst steht, die einen packenden und ergreifenden Kulturroman zu erschaffen vermochte.

„Die Zeit", Wien: Es ist vorauszusehen, daß dieser neue Roman eine erregte Debatte in deutschen und polnischen Blättern entfesseln wird. Um seinen künstlerischen Wert wird man erst in zweiter Reihe fragen. Und doch muß auch von diesem die Rede sein. Es ist ein Kulturbild voll jener warmen, pulsierenden Lebendigkeit und frischen Farbe, die alle Bücher der Viebig auszeichnen. Und ein feiner Schimmer jener Sentimentalität liegt oft auf diesen Blättern, wie er in Clara Viebigs „Wacht am Rhein" am hellsten war.

K. v. Perfall in der **„Kölnischen Zeitung"**: In diesen Volksfiguren bietet sie wieder ein ganz hervorragend Lebendiges und zeigt sich als eine Menschengestalterin ersten Ranges, die frisch und unbefangen ins Leben hineingreift ... Wir möchten behaupten, „Das schlafende Heer" sei das bedeutendste Werk, das Clara Viebig bisher geschaffen hat. Es bringt ein bedeutungsvolleres Kulturbild, als „Das Weiberdorf" und „Das tägliche Brot" oder der „Müllerhannes" es waren, und der künstlerische Aufbau ist reiner, fester gefügt als in der „Wacht am Rhein".

„The Academy and Literature" (London): Clara Viebig's work bears many of the characteristics of that of George Eliot, Thomas Hardy and George Moore. She sees into the human heart, and describe what she sees with an ease and sureness that lend her books a charm not always to be found in novels that from the choice of their subject contain events spreading over a long space of years and deal with a wide field of locality.

Arthur Eloesser in der **„Vossischen Zeitung", Berlin:** Clara Viebigs Buch ist gut deutsch, aber es schmettert keine chauvinistische Fanfare so wenig, wie es entmutigt zum Rückzug bläst, es ist ein Buch der Sorge, und in diesem Gefühl wird es die meisten einigen, die nicht nur die Erhaltung der politischen Herrschaft, sondern auch die Existenz unserer deutschen Kultur an der Grenze des Slaventums gesichert wissen wollen.

Erstes Juni-Heft.

VI. Jahr. No. 17. | 1. Juni 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von Herman Heijermans jr., Detlev von Liliencron und Maurus Jókai

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Vierteljahrpreis Mk. 4

Wichtige Antiquariatskataloge!

Hungarica. — Turcica. — Südslavica.

Soeben erscheint:

Katalog 101:

Ungarn — Transsylvanien — Die südslavischen Länder: Bulgarien, Kroatien, Dalmatien, Istrien, Rumänien, Serbien — Die Türkenkriege — Palästina — Cypern — Malta — Rhodus — Ritterorden. 2525 Nrn.

Katalog 103: **Böhmen und Mähren**

Geschichte und Geographie — Literatur — Böhmisch-mährische Brüder — Hus und die Hussiten — Ansichten — Karten — Flugblätter und Porträts, Kupferstiche von Wenzel Hollar. 1591 Nrn.

Katalog 107: **Polen und Lithauen**

Geschichte und Geographie — Litteratur Polens und der ehemaligen polnischen Provinzen — Drucke dieser Länder — Socinianer — Portraits, Karten, Städteansichten und Flugblätter. 2042 Nrn.

Diese Kataloge stehen ernsten Bücherliebhabern gratis und franko zu Diensten.

Ludwig Rosenthal's Antiquariat
München, Hildegardstr. 16.

OTTO ERICH HARTLEBEN

LOGAUBÜCHLEIN

Geheftet 2 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Alles in allem genommen ist das Logaubüchlein ein Juwelenschrein, in dem es von Geist und Witz funkelt und blitzt. Und des Herausgebers umfangreiche Vorrede ist ein kleines, feinciseliertes Kunstwerk für sich, das hierin dem Werke selber nichts nachgibt.

Verlag Albert Langen, München-Le.

Ich gab soeben aus:

Katalog 6:

Geschichte — Geographie — Reisen. — Mit den Unterabteilungen: Berlin — Revolution 1848 — Napoleon — Genealogie und Kriegsgeschichte. 3425 Nrn.

Katalog 7:

Bücher für Bibliophilen. ca. 600 Nrn.

Max Jaeckel, Antiquariat, Potsdam.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. m. Karte. 18 M., Orig.-Gbd. 20 M. Karte apart 2 M.
Allmers, H., Röm. Schlendertage. 10. Afl., ill., 6 M., Orig.-Gbd. 7 M.
Barth, Italien. Schenkenführer. 5. Tausend. 1 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2. Afl. 2 M., Orig.-Gbd. 3 M
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Afl. 4 M., Orig.-Gbd. 5 M.
Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. 2 Bde. 13 M., 50 Pf.
Proelß, Deutsch-Capri. Illustr. i. Orig.-Gbd. 3 M.
Roland, Emil., Italien. Landschaftsbilder. 3 M., i. Orig.-Gbd. 4 M.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustr. 3 M., Orig.-Gbd. 4 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 5 Tle. 4. Afl. 15 M., Orig.-Gbd. 18 M.
— Herbstmonate i. Oberitalien. 6 M., i. Orig.-Gbd. 7 M. 50 Pf.
Zacher, Dr. A., Röm. Augenblicksbilder. 3 M., i. Orig.-Gbd. 4 M.
Gardini, C., Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. 5 M., i. Orig.-Gbd. 6 M.
Sienkiewicz, H., Briefe a. Amerika. 4 M., i. Orig.-Gbd. 5 M.
— Briefe a. Afrika. 3 M. i. Orig.-Gbd. 4 M.

Soeben erschien:

Katalog 111 meines antiquar. Bücherlagers:

Deutsche Literatur

darunter viele Erstausgaben

Ca. 4000 Nummern.

Ankauf ganzer Bibliotheken u. einzelner Werke auch in Tausch.

Paul Lehmann, Buchhandlung u. Antiquariat,
Berlin, Französische Strasse 33 e.

Neu erschienen:

Lagerkatalog 488:

ITALIENISCHE LITERATUR

bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts.

Auf Verlangen gratis u. franko.

Frankfurt a. M. **Joseph Baer & Co.**
Antiquariatsbuchhandlung.

Schriftsteller.

Bekannter Verlag übernimmt Druck und energischen Vertrieb von Werken. Trägt einen Teil der Kosten. Offert. unter G. 944 D an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Librettisten!!

Dram. Componist sucht volkstümlichen Opernstoff, Genre Erckmann-Chatrian. Convenirenden Falls hohes Honorar und Gewinnanteil. Offerten sub Gradus ad Parnassum an G. L. Daube & Co., München.

Für empfindliche Raucher
das Gesundheitsdienlichste der Gegenwart!
Absolut nicotin-unschädlich!

Wendt's Patent-Cigarren und Cigaretten.

Mit Filter-Schutzvorrichtung D. R. P. 145727 nach Universitäts-Profess. Dr. Thoms-Berlin.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold. D. R. P. 68648

Direkt zu haben in allen Preislagen, Grössen, Qualitäten und Quantitäten (auch Proben). Preislisten und Broschüren gratis.

Wendt's Cigarrenfabriken Aktiengesellschaft, Bremen, Postfach 110

Gründeutschland.

Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung
von Prof. Dr. **Friedrich Kirchner.**

Anstatt M. 6.— für nur M. 1.50.

Es wird in diesem Werke in knapper Form, unter Anführung der markantesten Stellen, ein Ueberblick der gesammten realistischen Litteratur geboten, der es ermöglicht, sich ein Urteil über den Inhalt der Romane, Dramen etc. von Hauptmann, Sudermann, Tovote und vielen Anderen zu bilden. — Das Buch ist nicht für die Jugend bestimmt.

!!! Für jeden Gebildeten unentbehrlich !!!

Eine Ergänzung jeder deutschen Literaturgeschichte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom Verlag:

Jürgensen & Becker, Hamburg, Königstr. 12.

Wir bitten beim Bezug von angezeigten Büchern sich freundl. auf unsere Zeitschrift zu berufen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang
Heft 17
1. Juni 1904

Verlag
Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Die Hebbel-Bewegung.

Von **Walter Bormann** (München).

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken;
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!

So flehte und dankte am Ende des Jahres 1856 Hebbel dafür, daß er „nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnt, im sicheren Porte" des wiener Heims seine Kraft besser als ehedem vor der Welt zu bewähren vermochte. Er bewies damit kein undankbares Herz; denn noch immer gingen in den deutschen Gemütern die von ihm ausgestreuten Saaten spärlich auf, und wie verkannt waren damals noch so große Werke wie „Agnes Bernauer" und gar „Herodes und Mariamne"! Des echten Dichters Nachteil und doch kostbarstes Vorrecht ist es ja, wie sehr immer der „aus verborgenen Tiefen" flutende Quell seiner Poesie die Bestandteile des Zeitgeistes mit sich führt, daß nicht „der Lebende recht hat", sondern der Tote, der weit über das Grab hinaus immer lichter und eindrücklicher seine Gebilde und Orakelsprüche den Nachkommen verkündigt.

Geschieht dem Rechte des Toten nun Genüge, wenn vierzig Jahre nach Hebbels Verscheiden die litterarische Beschäftigung mit ihm in ganz unerwarteten Schwung gerät und schier ohne Ende Ausgaben, kritische Bücher, Zeitungsaufsätze seinem Ruhme sich weihen? Daß das bisher Gebotene mindestens erfreuliche Ansätze berge, möchten wir hoffen, ob auch diese Lichtflammen noch ein wenig düster brennen. Zur Erhellung einer Dichtergestalt, deren stolzer Wert jede unechte Vergoldung ablehnt und im eigensten Wesen auch mit dem etwa Unvollkommenen begriffen werden will, reichen sie bei weitem nicht aus. Sollte im Gegenteil diese Hebbel-Litteratur in das Geleise der öden Mode einlenken, dann wäre es ein trauriger Gedanke, von des Dichters Manen das obige Gebet wiederholen zu lassen, wie er die Götter anfleht, „ihre Hände nicht weiter zu öffnen und schirmend emporzuheben".

Richard Maria Werner hat mit seiner großen kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke Hebbels, die er mit aller der heutigen Litteraturwissenschaft geläufigen Gründlichkeit besorgte, zu dieser neuen Hebbelbewegung das Signal gegeben. Er weiß mit jeglichem, was den Lebenslauf Hebbels, die Abfassung der Werke, deren Quellen und Parallelstellen angeht, vorzüglich Bescheid und bewährt das wieder in der von ihm den sämtlichen Werken nun angegliederten Ausgabe der Tagebücher[1]). Diese hat er unter befreundetem Beistand peinlichst, sogar mit Bewahrung eigentümlicher und fehlerhafter Schreibungen den Manuskripten im Goethe-Schiller-Archiv nachgedruckt und die Lücken und Fehler, die F. Bamberg in der ersten Ausgabe von 1885 teils aus Willkür, teils aus Versehen verschuldet hatte, ausgeglichen und beseitigt. Werner hat seine Ausgabe mit trefflich orientierenden Registern und mit Noten versehen, die nur über die mit Hebbel verkehrenden Persönlichkeiten freigebiger sein sollten.

Achtundzwanzig Jahre hindurch waren diese Tagebücher für Hebbel sozusagen ein persönliches Museum, in dem er sich Merkmale alles dessen setzte, was er lebte: sein äußeres Leben und Schauen, sein Wandern und Wohnen, sein Freundesverkehr, seine Lektüre, sein geistiges Streben, Planen und Schaffen, endlich seine ästhetischen wie philosophischen Anschauungsweisen sind berücksichtigt. Zur ganzen und freien Beurteilung Hebbels ist daher selbstverständlich die vollständige Herausgabe der Tagebücher Erfordernis.

Das ist sie, obschon man bei ruhiger Abwägung einsieht, daß ein großer Teil der Aufzeichnungen zu missen wäre, wollte man sie bloß nach ihrer Bedeutung an sich schätzen. Es giebt unter diesem Vergangenen gewiß Vergängliches und uns Unverständliches, dessen Beziehungen wir schwerlich je erfahren werden. In Theorie und Philosophie erging sich Hebbel gern in rasch hingeworfenen Meinungen der Stunde, denen man in

[1]) Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. II. Abteilung: Tagebücher. 4 Bände. Berlin 1903, B. Behrs Verlag.

ihrer Bestimmtheit oft den Feuereifer ihrer Behauptung anmerkt, wiewohl ihnen, um treffliche Aphorismen zu sein, Schärfe und Bestimmtheit der Linienführung meist mangelt, abgesehen davon, daß inhaltlich vieles dem eindringenden, umsichtigen Denken nicht stichhält. Neben diesem Grau ist unendliches Licht: der hohe Ernst — aus dem Hebbels philosophisches Bedürfnis entsprang und mit dem er es stillte, immer an das edelste Menschentum sich haltend, von dem er Ernten für die Ewigkeit heischt — zeigt den großen Menschen, wie er nach Hebbels öfter gethanem Ausspruch unerläßlich ist für den großen Künstler. Auch sind die künstlerischen und philosophischen Ziele ihm in der Gesamtrichtung eben nicht unklar. Aber wie viel klarer mit systematischer Beherrschung, zu der er nie gelangte, hat sie jener Genius aufgestellt, mit dem er in den Tagebüchern in beständigem Kriege lebt: Schiller! Weil auch in den Schriften, die wir nachher zu besprechen haben, recht viel von Schiller unter allerhand Bemängelungen die Rede ist, so verlohnt es sich gerade zur richtigen Schätzung Hebbels, diesen wenigstens in Kürze an Schiller zu messen.

Die Größe Schillers wurde trotz aller Widerwilligkeit Hebbel zur eigenen Ueberraschung immer wieder fühlbar, und bekanntlich war es der „Spaziergang", dessen Aufstieg zum „rötlich prangenden Gipfel" und zum Ausblick über die Einheit und den Segen der Menschheitskultur Hebbels Geist in der Dämmerstunde des Todes hinanhob. Schillers Größe ruht auf zu guter Grundlage, als daß nicht auch alle Lober Hebbels vor ihr einigermaßen sich beugten, doch ist nichts widerwärtiger als dieses Dienern in der hohlen Form der Konvention. „Der subjektivste aller Dichter", wie Schiller bei Hebbel heißt, hat das Unglück, daß man ihn durchaus nie an seinem eigenem Maßstabe mißt, an dem alle wahrhaft Großen zunächst gemessen werden wollen, sondern immer an Shakspere. Was dieser in seiner Zeit ward, konnte in ganz derselben Art ein anderer großer Dramatiker für seine Zeit nimmermehr sein. Was Schiller seinem humanistischen und zur politischen Freiheit aufstrebenden Zeitalter geworden ist, indem er dessen ideellen Gehalt der ganzen künftigen Menschheit in redenden Gestalten zum Weiser gab und insbesondere, wie kein anderer, Erzieher seines Volkes in den Tagen des Verzweifelns und des Hoffens ward, sind wir blind dagegen und können wir das vergessen? Wir können es nicht, weil die Segnungen der schillerschen Wortthaten erst in den nahenden Jahrhunderten zur Entfaltung kommen werden. Man vermißt, wie es auch Hebbel thut, an ihm Treue der Wirklichkeit, und allerdings galt ihm, wie er selbst hervorhob, die Bühnenwelt als „Idealwelt" und das Drama in seiner Symbolik; aber dachte denn Hebbel darüber anders, und betont nicht gerade er unaufhörlich den symbolischen Sinn der Bühnenkunst? Den stolzen, hohen Hebbel, wie man es lange versuchte, in den breiten Schwarm der Wirklichkeitsgläubigen aufzunehmen, geht nicht an, und es ist Genugthuung, daß nach Beschäftigung mit seinen Tagebüchern und seinen Kunstmaximen kein einziger Kritiker jetzt mehr an diesem Wahne festhält. Wenn man die Verleugnung jeglicher Aesthetik, die Jahrzehnte lang auf deutschen Kathedern selbst der namhaftesten Professoren Mode war und den Geschmacksdilettantismus bedenkt, den man, da man ja eines Geschmacksurteiles über Kunstwerke sich unmöglich begeben kann, sich allenthalben gestattete, begrüßen wir es als Wohlthat, daß Hebbels Kunstanschauungen zur Anwendung philosophischen Denkens unerbittlich zwingen. Realist wollte Hebbel nur in der Psychologie des Dramas, keineswegs in deren äußerer Behandlung und der Sprache sein. Auch der Bauer soll nach ihm in veredeltem Ausdrucke reden. Bei genauerer Prüfung hat er das Verdienst, neue Wege einzuschlagen und, wie schon Kleist, mehr auf Wiedergabe einzelner kleiner Lebenszüge zu achten, doch ist sein Dialog weniger realistisch gebrochen als Kleists. So wenig wie Schiller Shaksperes Weise soll ein neuer Dramatiker Schillers Art einfach wiederholen

Nachdem die großen Geistesführer unseres Volkes ihm vor seiner Wiedergeburt so rein, wie die Dichtung sie gestalten kann, die Ideale der Menschheit in die Seele geprägt hatten, kam die Zeit rauher Wirklichkeit, zuerst der Kriege um die Existenz, dann der Arbeit und Forschung in Politik und Wissenschaft uns heran, und ihr entsproßte der in engen Verhältnissen aufgewachsene Maurersohn. Ein immer Suchender, Fragender, wie er war, trägt er in seinen Geisteswerken das Mal der Herbheit sowohl als Vorzug, der vom angestrengten Bahnen neuer Wege Zeugnis giebt, wie als Nachteil, da seine dramatische Sprache mitunter an einer Schwerverständlichkeit leidet, die beim Transitorischen des Bühnenvortrages stört. Doch giebt es wieder so viel Großes und Herrliches in seinen Bühnengesprächen, daß ich die Schattenseiten nicht übertreibe und Bornstein[1]) nicht zustimme, der sich bis zu der Behauptung versteigt, daß es „schier unmöglich sei, hebbelsche Menschen, ohne daß man sich zuvor mit ihnen beschäftigt, während der Aufführung selbst zu verstehen". Das würde mit Laubes Urteil in seinem „Burgtheater" sich treffen, der gegen des Dichters ausdrückliche Versicherung ihm das Schauen seiner Bühnengebilde abspricht und damit seine eigene immer deutlich bekundete Abneigung gegen selbige motivieren will, was man ihm nicht glaubt, da er für das selten Große dieser Werke kein Wort des Verständnisses findet. Alles in allem reicht der große Hebbel an die Herrschaft Schillers, der jeden der von ihm gewählten Stoffe ruhig an sich herankommen läßt, weil er auch, ohne über einzelnes der Ausführung im Klaren zu sein, der Gesamtidee gewiß ist und deshalb seine Stoffe sicher packt und packend gestaltet, so wenig wie ein anderer deutscher Dramatiker heran. Die Gesichtsweite des Horizontes mit Parallelhandlungen, deren schärfere antithetische Ausführung ihm eigentümlich ist, hat keiner wie Schiller mit Shakspere gemein. Wie ja der Künstler immer durch die Macht seiner Subjektivität am besten objektiviert, so verfügt eben dieser „subjektivste der Dichter" über eine staunenswerte Objektivierungskunst, d. h. er weiß so zu gestalten, daß die tausendköpfige Menge als eine Person der Wahrheit seiner Eindrücke unterthan wird. Was soll denn der Dramatiker? Ist für ihn mit der Treue der Wirklichkeit, die für die Kunst stets nur als etwas Verhältnismäßiges gilt und sonst ein Utopien ist, etwas erreicht? Seine Aufgabe ist die Herauskehrung des reichsten menschlichen Innenlebens im Widerspiele mit einander ringender Kräfte und in

[1]) Paul Bornstein, Hebbels „Herodes und Mariamne". Hamburg, Leopold Voß, 1904.

heftigsten Anspannungen bis zur Sprengung der Leibeshülle im Tode. Wenn der Dichter selbst nur mit typischen Gestalten, wie es hauptsächlich die Alten thaten, wahr und mächtig dieses reiche ringende Innenleben symbolisch herausstellt, hat er das Seine gethan. Der feinen realistischen Züge, die bei den weiten Stoffkreisen des neuen Dramas immer gern willkommen sind, findet man aber, wenn man ihnen nachgeht, mitten im idealistischen Schwunge Schillers genug von dem millerschen Paare bis zu den Offizieren im „Wallenstein", zu Leicester und der aus der Schwäche ihrer Liebe zu ihm erst beim Todesgange sich entwindenden Maria. Daß gleichwohl bei dem heroischen Apostel geistiger Freiheit diese Züge zurücktreten gegen die machtvolle Sprache des Idealismus, und daß er hierin seine Objektivierungskraft im Gemälde aller Verwicklungen und heißesten Weltkämpfe am meisten bewährt, ist gewiß.

Doch wenden wir uns Hebbel zu. Ebenso wenig wie Geist, meine ich, kann man ihm tiefes Gefühl aberkennen weder in Lyrik noch Epik noch Dramatik und, die es thun, thun ihm sicherlich großes Unrecht. Was Hebbel fehlt, ist jene Objektivierungskraft, mit der die größten Dichter ihre Schöpfungen allem Volke ins Gemüt hineindrängen. Volksmäßigkeit gebricht seinen Dramen wie der Lyrik und auch dem Epos „Mutter und Kind", das nach Inhalt und Form sie am meisten besitzen würde, wenn nicht der etwas frostige Schlußgesang das Ganze beeinträchtigte. Seine Lyrik ist reich an Ausgezeichnetem; doch das einfach Holde und Süße, was jedes Herz zwingt, hat er auch da nicht in Stoffen und Formen. Seine dramatischen Stoffe sucht und findet er auf abgelegenen Wanderungen, während die größten Dramatiker, namentlich auch Shakspere, sie da ergriffen, wo sie mit dem Volksbewußtsein sich am engsten berührten. Seine Art, mit der er einer neuen Kunst vorbauend die größeren Schwierigkeiten der Wirkung auferlegte, ihm vorzuwerfen, anstatt die zweifellose Größe seiner spröderen Schöpfungen zu bewundern, ist überaus armselig. Wer erwägt, mit wie erstaunlicher Kraft sich Hebbel aus der Enge seiner Kindheit, deren schlimmen Einfluß auf sein Wesen er stets erwähnte, zu weiter Bildung emporarbeitete, wie das sein Selbstgefühl hob, und wie er daher die Kultur einzig bei den führenden Geistern fand und fälschlich das Volk als träge empfangende Masse ansah, wird diesen Mangel an Volksmäßigkeit verstehen. Von Schiller schreibt er einmal: „Er läßt den Sturm elementarisch in seine Welt hineinbrausen, ich suche ihn aus Atemzügen entstehen zu lassen." Da befand er sich im Irrtum; aus Atemzügen läßt kein Dichter einen Sturm werden und, wenn nicht in Hebbel die große Gesamtidee seiner Werke, die er selbst immer als Höchstes hinstellte, zuvor, ob auch unbewußt (wie im „Gyges") seine schaffende Seele durchwogt hätte, so würden Atemzüge sie niemals geweckt haben. Doch daß er dieser elementarischen Gewalt sich nicht frei und ganz hingab, verursachte eben die Eigentümlichkeit seines Lebens und Wesens, mit der er an seinem Platze doch Großes zu wirken berufen ward. Daß er Anekdotenkram und einzelne Bizarrerieen und Launen des Schicksals für gelegentliche Verwendung in der Dichtung zusammensparte, wie die Tagebücher zeigen, beweist immerhin ein eingeschränktes Zutrauen in die elementare Dichterkraft. —

In Charaktere und Motive von Hebbels Dramen vertieft sich E. A. Georgy[3]) und läßt viel Zutreffendes verlauten; desto mehr ist es uns leid, zu sagen, daß sein Buch nicht leistet, was es auf dem Titel verspricht. Er kennzeichnet die Idee jeder Tragödie Hebbels mit einem Schlagwort, das mehr oder minder paßt, doch ganz ungenügend ist, um das individuelle Gesicht einer Dichtung von dem jeder anderen zu unterscheiden, wie es der Bestimmung einer Idee obliegt. Wie allgemein gar sind solche Ideenangaben, wie „Innerlichkeit", „Maßlosigkeit", „Reine Anschauung" als Idee der „Genoveva"! Anderes liegt wohl näher. Die Ideenangabe der „Nibelungen": „Durch Dienen zum Werden" kann man, wenn man den Vergleichen Georgys über das Dienen Siegfrieds, Hagens, Etzels, Dietrichs u. s. w. gefolgt ist, geistvoll finden; indes lautet auch das viel zu allgemein, und übrigens würde das Zusammentreffen des Heidnischen und Christlichen, die sich freilich nicht in denselben Personen zu begegnen brauchen, mit jener seiner Fassung gut zusammengehen, obschon Georgy es als Idee der Dichtung nicht anerkennt. Georgys Behandlung hat hier vor allem den Fehler, daß sie moralisierend wird und namentlich Kriemhild vorrechnet, wie sie dem Erbarmen hätte ihr Ohr leihen sollen. Als ob die unerweichlich festen Reckengestalten dieser Dichtung anders sein könnten, als sie sind, und als ob das Weib, das einem einzigen Gefühle hingegeben, noch viel unbezähmbarer ist als der Mann, als ob Kriemhild, die geradezu blind und taub für alles außer der Rache für Siegfried ist, beim Ungeheuersten nicht das Recht ihres poetischen Charakters hätte! Den sittlichen Maßstab legt man darum doch an das Handeln aller dichterischen Gestalten, auch wenn man selbiges nach ihrer Artung als unabänderlich begreift. — Freiheit bedeutet für jeden das Gesetz seines eigenen Wesenskernes, der dem in uns allen wohnenden allgemeinen Sittengesetze höchster Freiheit zwar entgegenreift, doch, so lange er dafür unreif, dessen strenge Gebote verschmäht.

Am besten ist Georgy der Abschnitt über „Agnes Bernauer" gelungen. Indes ist es falsch, daß diese ihr Schicksal um ihrer Schönheit willen bloß passiv treffen soll, wie das freilich auch Hebbel meinte. Jeder tragische Held zieht sich, ob ethisch schuldig oder nicht, selbst sein Schicksal zu, und durch die Reinheit und Erhabenheit, mit der Agnes selbst zuletzt den Tod wählt, erteilt sie der Dichtung all ihren Glanz und ihre Versöhnung. Ueber „Herodes und Mariamne", dies wohl größte Drama Hebbels, vergessen Georgy wie Bornstein, so Richtiges sie sagen, den Kern, daß es ihre freie, unermeßliche Liebe ist, durch deren Vergewaltigung Mariamne ihre Frauenwürde zertreten fühlt. Wie Hebbel die Zeitfarbe auch in Hinsicht auf den Blutbefehl, mit dem Herodes die Gattin zweimal unter das Schwert stellt, innehielt, sollte mehr betont werden. Es giebt, wie in „Judith", so hier ein asiatisches Ballspiel mit Köpfen, die ohne jegliches Gericht durch geheimen Mord, wie der des Aristobulus, oder durch Tyrannenlaune, Scheingericht

[3]) Ernst August Georgy, Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Leipzig, Ed. Avenarius. 1904.

fallen, wie auch zuletzt der der Königin, und dabei ist zu bemerken, daß Mariamne selbst einmal sich den Kopf der Salome von Herodes ausbitten will. Also die Vertreterin eines reineren Menschentums und nach Georgy „der Innerlichkeit" ist hierin nicht anders als ihre Umgebung. Man soll daher Acht haben, von welcher Folie sogar ihrer eigenen Charakterbeschaffenheit der Dichter die Gefühlshoheit der Heldin sich abheben läßt! Im allgemeinen ist dann der strahlende Glanz zu betrachten, mit dem in allen Tragödien Hebbels — mit Ausnahme der Nibelungen — das Weib trotz seiner ebenfalls dargestellten Schwäche mit unüberwundener Gefühlsmacht die ganze Handlung überragt. In dieser Verherrlichung der Frau folgt er dem Geiste Shakspeares, Schillers und Goethes, zu dessen Worten in der „Iphigenie", daß „durch Gewohnheit der Mann hart und fast unkenntlich werde", daß man „auf das Weib aber sicherer im Guten wie im Bösen rechne", Hebbels Verse in der „Genoveva" passen:

„Sie bildet aus sich selbst, was er umsonst
Aus äuß'rem Lebensstoff zu bilden sucht,
Drum ist sie auch sich selbst nur unterthan,
Er jedem Element, das ihn umgiebt."

Bei Hebbel aber ist diese Feier des Weibes so sehr die Krönung seiner Dramen durch die Gestalten der Genoveva, Klara, Mariamne, Rhodope, Agnes, auch der Judith, die an Gefühlshoheit trotz ihrer der Mannesgröße unterliegenden Schwäche ihr ganzes Volk übertrifft, daß man darin des Dichters eigentliche Subjektivität zu finden hat und schon um deswillen in der die Stellung der Frau umstreitenden und mannigfach gefährdenden Gegenwart ihm Dank schuldet.

Scheunert bemerkt einmal in seinem Buche[4]), daß die Heldinnen Hebbels ziemlich eine Art zeigen. Das ist, obschon die Lagen dieser Heldinnen verschieden genug sind, nicht falsch. Denn Duldergröße und der Sieg reinen Fühlens über jeden Unglimpf noch im Sterben ist der Grundzug seiner Frauengestalten. Idealgestalten sind es, für die Hebbel Erlebtes eben nur die Anregung bot. Durfte er bei solcher Bewandtnis Schillers idealistische Gestaltungsweise tadeln? Georgy hat seine Darstellung nicht genügend durchgearbeitet; sie zeigt Flüchtigkeiten, Unklarheiten, Ueberladung. Bornstein bedenkt bei den Versen Hebbels, die er rügt (Akt III, Szene 3 am Schluß), zu wenig, daß Mariamne da als großfühlendes Weib spricht und daß sie aus Stolz und Scham die Intimität als Gattin hier nicht hervorkehrt, ihre weiblichen Gefühle jedoch zweimal leise wie etwas Unaussprechbares dabei streift.

Albert Fries bekundet in seiner Schrift[5]) viel Belesenheit, und seine Nachweise für Anklänge von Hebbels Dichten an Schiller, Shakspere, Goethe, Lessing und andere Meister, namentlich für Hebbels Jugendzeit, haben ihr Belehrendes; nur muß man sich hüten, bei der geringsten Aehnlichkeit von Dichtern sofort bewußte oder unbewußte Beeinflussung anzunehmen. Fries geht darin zu weit und achtet zu viel auf das einzelne Aehnliche, anstatt auf den Geist ganzer Strophen, Lieder, Szenen und Handlungen.

Theodor Poppe hat der Schrift „Hebbel und sein Drama", die ich hier früher besprach, einen „Essai"[6]) über den Dichter folgen lassen, von dem ich kaum glaube, daß er in seiner stolzierenden Mode- und Kathedersprache den Leser recht anheimeln werde. Ob es wahr ist, daß jeder Dichter „jenseits von irgend welchem Kulturideal" steht (S. 17)? Ob es richtig ist, den zärtlich seinem Familienherd zugethanen Hebbel dem „psychologischen Typus des motorischen Menschen" einzuschachteln, bloß weil er gern im Spazierengehen dichtete? Vom „realistischen Zeitgeist" steht zu lesen: „Er feiert bei Otto Ludwig einige vollendete Triumphe und bemächtigt sich schließlich dermaßen der Persönlichkeit, daß sie mit ermattenden Kräften an den Scheiten Shaksperes sich zu erwärmen gezwungen ist." Das ist großartig gesagt!! — Eine ausführlichere Bibliographie als Poppe liefert Graf Schwerin in seiner Schrift[7]) über Hebbel, die des Dichters Theorie vom Drama nach dessen eigenen Aussprüchen fast ohne jede Kritik zusammenstellt. Seine sorgfältige Arbeit kann belehren; nur ist seine Einteilung verkehrt, nach der er zum Stoff rechnet, was schon im Urbeginne embryonische Form ist, wie das Werden der Ideen und Charaktere.

Von der neuen hebbelschen Volksausgabe, die für die cottasche „Bibliothek der Weltlitteratur" Richard Specht besorgt, sind bisher drei Bände erschienen[8]). Darin ist die Auswahl der Gedichte recht glücklich getroffen, die von Specht vorausgeschickte Biographie des Dichters und die Einleitungen zu den einzelnen Werken sind vorzüglich geschrieben mit Wärme und gutem Urteil. Ein schönes Bild Hebbels aus seiner Jugend steht voran. Mögen die drei folgenden Bände ebenso glücklich dies Unternehmen abschließen!

Am tiefsten auf Hebbels Geisteswesen geht seinem Thema gemäß das Buch Scheunerts ein, das nicht allein mit fleißiger Sammlung aller Aussprüche des Dichters seine ästhetische Theorie wiedergiebt, sondern auch die Einheit seiner Aesthetik mit dem „Pantragismus" seiner oft von ihm bekannten Weltanschauung darlegt. Der Verfasser, der vom „polternden Dogmatismus" und dem Unsystematischen Hebbels selbst spricht, hätte der Belehrung und dem Genusse mehr gedient, wenn er seine Darstellung erheblich beschnitten und darauf verzichtet hätte, aus den gelegentlichen Einfällen Hebbels ein System aufzubauen. Er findet in jenen nur Unklarheiten, keine Widersprüche, doch kostet es keine Mühe, auch solche reichlich nachzuweisen. Gewiß war dem Dichter die Wahrheit heilig, und seine allgemeine philosophische Richtung ist nicht undeutlich; doch schreibt er einmal, daß „alle Urteile der Menschen nichts als Entschlüsse sind, die Sache so oder so anzusehen". Er war bei seiner feurigen Beredsamkeit ein Stück Anwalt und konnte trotz seinem Wahrheitsdrange von bloßen Worten getäuscht und

[4]) Arno Scheunert, Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Aesthetik Friedrich Hebbels (Beiträge zur Aesthetik. Herausg. von Th. Lipps und R. M. Werner. VIII). Hamburg, Leopold Voß. 1903.

[5]) Albert Fries, Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten nebst Miscellaneen zu seinen Werken und Tagebüchern. Berlin, E. Ebering. 1903.

[6]) Theodor Poppe, Friedr. Hebbel (Moderne Essais. Herausg. von Dr. H. Landsberg. Heft 28). Berlin, Gose & Tetzlaff. 1903.

[7]) Richard Graf v. Schwerin, Hebbels Tragische Theorie. I. Das Wesen des Dramas, erläutert durch Hebbels eigene Aussprüche. Rostock, Karl Hinstorff. 1903.

[8]) Hebbels Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben mit Einleitungen von Rich. Specht. Band I—III. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung.

abgehalten werden, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Wie oben gesagt, fehlt seinen Aufzeichnungen oft sehr der feste Umriß, und nur beim Dichten nötigte ihm sein Kunstsinn die reife Form ab. Der größte Widerspruch ist es, daß die Idee als das Absolute ihm stets die Menschheit ist, der gegenüber das Individuum schon durch sein Dasein schuldig ist und wert zum Untergange. Er bedenkt garnicht, daß die Menschheit und ihre zeitliche Geschichte eben nicht die Idee, sondern Erscheinungswelt ist, und daß ein Individuum, das des Gottes voll ist, oft hundertmal recht hat gegen einen engen Zeitgeist, der es niedertritt, daß dieses Recht nachträglich so manches Mal bei späten Geschlechtern zur Geltung kommt. Darum ist der tragische Heldentod in nicht wenigen Fällen eine befreiende That für die Menschheit, ein Triumph der Idee. Die intelligible Welt liegt nicht jenseits alles individuellen Lebens, wie Hebbel gewöhnlich annahm, der aber doch dann wieder in etlichen Aussprüchen den metaphysischen Wert des Individuums nicht verkennt, sondern sie ist, wie Kant und nach ihm auch der Pantheist Schopenhauer einsah, eingesenkt in die Erscheinungswelt, ist in der Sinnenflucht deren ewiger Kern. Durch sein eigenes Dichten widerlegt sich Hebbel genugsam. Ist die Reinheit und Hoheit seiner Agnes oder seiner Mariamne, seiner Rhodope in der Todesstunde kein Aufleuchten der Idee, des Göttlichen im Menschen, das uns mit den Schauern des Endes versöhnt? Wo spüren wir denn sonst die Idee im Sinne der absoluten Gottheit beim Dichten, wenn nicht in solchem Handeln ihrer Gestalten, das die Erde überwindet?? Nur die Größe der Individuen giebt uns einen Abglanz der Idee. Darüber war sich Hebbel nicht klar, obschon sich einmal die Bemerkung bei ihm findet, daß die Menschen, von denen es sonst heißt, ihre Schuld sei notwendig wie all ihr Thun, der Idee auch genügen, indem sie ihr nicht widerstreben, sondern entgegenkommen. Ist aber all ihr Thun und Verschulden notwendig, so ist es im Sinne der Idee auch ihr Sein, und es ist unlogisch, dem Menschensein die Idee, zu der dieses Sein sich nur immer reiner vervollkommnen soll, als Fremdes gegenüberzustellen. Dabei ist nach Hebbels Meinung die Idee eine bewußte Gottheit und der Gehalt der Individuen unverloren für die Ewigkeit. Mit der völligen Geringschätzung der Individuen sinkt der Wert aller dichterischen Gestalten, in denen doch Hebbel die einzige Lebenskraft der Dichtungen unumwunden anerkannte trotz seiner Betonung ihres symbolischen Gehaltes, der nur durch die Lebensfülle jener Gestalten gewonnen wird. Scheunerts Zusammenstellungen mit Angaben der Fundorte bei Hebbel werden vielen willkommen sein, und der Anhang über die Verwandtschaft hebbelscher Gedanken mit denen Solgers und Schellings ist mit Dank anzunehmen. Nur steht der Verfasser in dem zu weitschweifigen Buche nicht kritisch über seinem Stoff, und manche Wiederholungen sind lästig.

Herman Heijermans jr.

Von L. Grapperhaus (Amsterdam).

Die holländische Litteratur hat seit wenigen Jahren zwei Namen von europäischem Ruf aufzuweisen: Multatuli und Heijermans. Dem Schöpfer des „Max Havelaar“ hat die begeisterte Werbung seines deutschen Uebersetzers Wilhelm Spohr zu spätem Ruhm verholfen, der ihm so verwandte Heijermans ist durch sein erfolgreiches Drama „Die Hoffnung“ — das etwa vierhundert Mal über die deutschen Bühnen ging — schnell bekannt geworden, und von seinen früheren Werken liegen bereits manche in deutscher Uebersetzung vor. Das ist mehr, als den Holländern je zuteil geworden. Keine von unseren Größen, Vondel, Hooft, Potgieter, ist, wenn man von unbedeutenden und unbeachteten Einzelversuchen absieht, über die holländischen Grenzen gedrungen. Die Gründe dafür sind mancher Art. Zunächst und hauptsächlich ist wohl die Thatsache bestimmend, daß die niederländischen Klassiker dem deutschen Empfinden zu fern stehen, wie sie auch dem eigenen Volke fremd geblieben sind. Vondel, der einzige wirklich Große unter den zahlreichen niederländischen „Größen“, ist für sein Volk immer noch der große Unbekannte. Man lobt ihn, aber man liest ihn nicht. Daran ändert auch die Begeisterung der Litteraturfreunde wenig. Es ist leider unverkennbar: die Holländer haben nicht einen Nationaldichter, nicht eine Dichtung, die mit Fug als die nationale bezeichnet werden könnte. Und in diesem Lichte ist es von Bedeutung, daß Heijermans, der heute wohl der erfolgreichste niederländische Belletrist genannt werden kann, sich das Ziel gestellt hat, diesem Volke eine nationale Litteratur, vor allem ein nationales Drama, zu geben. Von einem niederländischen Drama kann heute eigentlich garnicht gesprochen werden. Mit wenigen Ausnahmen stehen die holländischen Repertoirestücke noch unter dem Durchschnitt. Hier hat Heijermans Wandel geschaffen — und hätte er sich nicht rückhaltlos Bestrebungen ergeben, die außerhalb der künstlerischen Interessensphäre liegen, so wäre dieser Autor vielleicht berufen, Hollands Nationaldichter zu werden.

Ich will versuchen, in großen Strichen die Persönlichkeit Herman Heijermans zu skizzieren. Nicht, als ob sie bereits abgeschlossen und vollendet vor uns stände — Heijermans hat die Höhe noch nicht erreicht. Auch nicht aus dem Borne schrankenloser Bewunderung heraus, sondern rein objektiv Licht und Schatten verteilend. Sein Gegner in Welt- und Kunstanschauung, werde ich gezwungen sein, diesem äußerst subjektiven und aggressiven Autor hie und da zu widersprechen. Aber ich denke, meine Bewunderung wird deshalb um so echter klingen.

Zunächst einige persönliche Notizen. Heijermans ist 1864 zu Rotterdam als Sohn eines Zeitungsredakteurs geboren. Er besuchte die „Höhere Bürgerschule“ — etwa mit dem deutschen Realgymnasium zu vergleichen — und kam in jungen Jahren nach Amsterdam. Hier wirkte er als Journalist und lenkte durch seine frischen, kernigen Theaterkritiken die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Seinen Ruf begründete er mit den Skizzen, die Mitte der Neunzigerjahre in der Zeitung „De Telegraaf“

unter dem Sammeltitel „Amsterdamsch Schetsboek“ zu erscheinen begannen. 1893 war sein erstes Drama in Rotterdam und Amsterdam aufgeführt worden, aber erst fünf Jahre später errang er seinen ersten dramatischen Erfolg. Seit 1897 gab er eine inzwischen erloschene sozialdemokratisch-litterarische Zeitschrift „De Jonge Gids“ heraus. Mit dem steigenden Erfolg hat er die Tagespresse verlassen. Seit einigen Jahren, nach seiner Verheiratung, lebt er in dem idyllischen Nordseedörfchen Katwijk aan Zee.

Heijermans ist, besonders in den letzten Jahren, außerordentlich fruchtbar gewesen. Es sind von ihm in kaum zehn Jahren ungefähr zwanzig Bände erschienen: Novellen, Skizzen, Dramen. Da nun der Autor selbst oft betont hat, daß der Skizzenschreiber Samuel Falkland (ein Pseudonym Heijermans) nicht mit dem Dramatiker Heijermans verwechselt werden dürfe, so wollen wir die verschiedenen Seiten seines Schaffens einzeln betrachten.

Heijermans ist ein Stürmer und Dränger gewesen sein Leben lang. Kraft ist vor allem sein charakteristisches Merkmal; nichts Weichliches, Krankhaftes, Dekadentes ist an ihm. Seine Werke sind frisch-fröhliche Angriffsfanfaren, in beiden Lagern Leben weckend und zu Thaten reizend. Gewiß, fröhlich im gewöhnlichen Sinne klingen diese Töne nicht. Man hat Heijermans sogar einen Pessimisten genannt. Aber ich behaupte, zu Unrecht. Seine Werke, besonders die der ersten Periode, machen manchmal einen pessimistischen Eindruck. Aber im Hintergrund steht fast immer die Hoffnung. Heijermans ist Gesellschaftskritiker. Er will Reformator und vor allem Reformator sein. Herbe Anklagen bilden ein gut Teil seines Schaffens. Und da muß er manchmal in düsteren Farben malen. Sein Ziel, die Gesellschaft in sozialdemokratischem Sinne zu reformieren, führt ihn dabei gelegentlich zu maßlosen Uebertreibungen. Aber der Grundton dieser äußerst komplizierten Natur ist ein starker Glaube an die Menschheit. Heijermans glaubt felsenfest an den endlichen Sieg seiner Ideale, und dieser Glaube leuchtet verklärend im Hintergrund seiner trübsten Gemälde. Der Schöpfer der Falkland-Skizzen ist auch ein Humorist von ausgelassener Laune. In seinen humoristischen Skizzen zeigt es sich insbesondere, was aus diesem Künstler unter anderen Verhältnissen hätte werden können. Aber dieser Sinn für das Komische verläßt ihn auch in seinen sozialen Werken nicht ganz. Er lugt öfter um die Ecke und wird nur der Tendenz zuliebe zurückgedrängt. Dieser Dichter ist bei allem Realismus und gelegentlich vorgewendetem Cynismus mehr Idealist, als er es vielleicht selbst gestehen möchte.

Unter diesem Gesichtswinkel ist auch sein geräuschvoller Kampf gegen das orthodoxe Judentum zu betrachten. Die erste Periode seines litterarischen Lebens steht in diesem Zeichen. Heijermans ist von jüdischer Herkunft und hat besonders in Amsterdam Gelegenheit gehabt, das Leben der jüdischen Volksklassen in allen seinen Phasen zu beobachten. Und der Mensch und der Künstler ist von bohrendem Mitleid und peinvollem Widerwillen verzehrt worden. Nicht Haß hat seine Anklagen geschaffen, sondern im letzten Grunde Erbarmen und Liebe. Er hat heilen, reinigen wollen — auf seine Art. Heijermans jüdische Schilderungen vermag nur gerecht zu beurteilen, wer die Verhältnisse kennt. Einen ausgesprochenen Antisemitismus giebt es in Holland nicht, wie denn auch die religiösen und politischen Gegensätze in diesem friedfertigen Lande nicht so zugespitzt sind wie etwa in Deutschland oder Frankreich. Die Stellung der Juden ist hier äußerlich durchaus gut. Aber der Rassenhaß schläft nur, und wo sich die Gelegenheit bietet, äußert er sich so gut wie anderswo. Auf holländische Art, nicht heftig auflodernd, sondern ruhig verachtend. Heijermans will die Schranken zwischen Judentum und Christentum niederreißen. Aber er sieht die Schuld an den jetzigen Zuständen nicht auf christlicher, sondern auf jüdischer Seite. Seine Bücher sind flammende Proteste gegen die jüdische Absonderung. „Wir stecken noch heute in den Ghettos unserer Vorurteile,“ sagt Rafael im „Ghetto“ in seinem leidenschaftlichen Disput mit dem alten Rabbiner. Die Juden sollen sich mit den Christen vereinigen und sich als Menschen, nicht als Juden betrachten. Als gleichwertige Menschen sollen sie sich fühlen, nicht, wie die einen, die sich besser, und die andern, die sich schlechter als die Christen wähnen.

Besonders im „Ghetto“ und „Sabbath“ hat Heijermans die Verkommenheit des jüdischen Volkes geschildert. Hier hat er das Leben im amsterdamer Judenviertel mit all der Kraft seiner Darstellungsgabe gestaltet. Die holländischen Juden stehen im allgemeinen noch recht niedrig. Sie leben zumeist in der Hauptstadt, und Amsterdam besitzt in seinem „Jodenhoek“ noch ein, wenn auch verwischtes Abbild eines mittelalterlichen Ghettos. Hier lebt das alte Volk, eng zusammengepfercht, in dumpfen Gassen und Spelunken, in die der Sonne Glanz nur spärlich dringt. Als Straßenhändler, Schacherer, Wucherer fristet in diesen traurigen Winkeln der Jude eintrübes, menschenunwürdiges Dasein. Schmutz und Krankheit herrschen hier uneingeschränkt. Und wie trostlos das Innenleben dieser Menschen ist — Heijermans hat es uns in abstoßenden Bildern gezeigt. Schonungslos deckt er die äußere und innere Faulheit auf, um daraus die Anklage gegen die gebildeten und vor allem gegen die kirchlichen Kreise zu formulieren: ihr laßt euer Volk verkommen in Schmutz und Laster, ihr streckt keine Hand aus, es emporzuheben und zu veredeln, wenn nur die äußere Ruhe und Ordnung gewahrt, wenn nur die kirchlichen Pflichten und Zeremonieen erfüllt werden. Immer wieder betont er, daß der streng jüdische Glaube sich mit allen möglichen moralischen Fehlern vereinigen lasse.

Eine seiner jüngsten Veröffentlichungen, „Sabbath“ (Amsterdam, H. J. W. Becht, 1903), ist hierfür besonders charakteristisch. Wir erleben einen Freitagabend in einer Trödlerfamilie des „Jodenhoek“. Materielle Genüsse und seelenloser Zeremoniendienst sind die einzigen Merkmale des Feierabends. Beklemmend wirkt die — sehr talentvolle — realistische Darstellung des Lebens in diesen Gassen und Kellern. Aber in dieser Studie giebt es nur graue Töne. Und so wahr diese Schilderungen im einzelnen sein mögen, — wir vermissen eine leise Andeutung der doch zweifellos vorhandenen Lichtpunkte. Und das ist ein Fehler, der die gewiß guten Absichten des Autors wahrscheinlich vereiteln wird. Er wollte durch die Aufdeckung dieser Schäden die besseren Kreise zur Einsicht bringen, aber seine Radikaloperation wird sie nur erbittern. Er hat es — wie so oft — nicht verstanden, Maß zu halten.

Eine der ersten Sachen von Heijermans war „'n Jodenstreek" (1893 in dem Bande „Fleo" bei Becht erschienen). Die Novelle zeigt so recht das Grübeln des jungen Dichters. Sie behandelt den Konflikt der Rassen in seiner peinlichsten Form. Ein jüdischer Arzt, der sich von der Kirche losgemacht, aber den Gottesglauben behalten hat, steht im Mittelpunkt. Knapp, klar ist die Jugend und der Entwicklungsgang des einsamen Knaben geschildert. Dieser Arzt heiratet ein protestantisches Mädchen gegen den Willen der beiderseitigen Verwandten. Man einigt sich dahin, Glaubensfragen nie zu berühren und den Kindern die freie Wahl einer Religion zu lassen. Diese Ueberzeugung wird in Max noch verstärkt durch die Eröffnung eines Freundes über das Verhalten des Sohnes aus einer solchen Mischehe gegen seinen jüdischen Vater. Die junge Frau leidet sehr unter der Trennung von ihrer Familie und gerät kurz vor ihrer Niederkunft in eine derartige seelische Erregung, daß der Arzt nur von der Aussöhnung mit ihren Eltern ihre Rettung erhofft. Nach schwerem Kampf erfüllt Max die Bedingung des Vaters: er willigt ein, das Kind taufen zu lassen. Mutter und Kind werden gerettet, aber Max ist ratlos: er kann sein Wort nicht halten, das ihm in der Not abgezwungen. Er sieht in seinem Kinde bereits den Verächter des Vaters. Seine ganze Natur bäumt sich gegen diese Kapitulation auf. Es kommt zu einer Szene zwischen den Gatten, und Max, aufs höchste gereizt, erklärt, er werde dem Vater schreiben, sie beide wünschten die Taufe nicht. Dora hatte sich ganz auf ihres Vaters Seite gestellt. „Das ist ein Judenstreich!" läßt sie sich unbedacht entfallen. Dies Wort vernichtet ihn. „Am andern Tage wurde das Kind getauft." — Technisch noch etwas unbeholfen und logisch nicht einwandsfrei, zeigt diese Novelle doch schon die große Begabung des Autors.

In bessere jüdische Kreise führt auch die Studie „Begrafenis" („Intérieurs", Becht 1897). Hier hat Heijermans die Vorbereitungen zu einem Begräbnis geschildert. Der Tote war liberal, hat aber ein kirchliches Begräbnis gewünscht. Die Kirche bewilligt das aber nur, wenn zuvor die in all den Jahren nicht bezahlten Kirchengelder erstattet werden. Daher unerquickliche Auftritte im Sterbehause. Auch in diesen Szenen sagt der Autor viel Bitteres. Aber vortrefflich ist die Zeichnung des Milieus und der Personen. Mit drei Strichen weiß Heijermans eine Figur so zu charakterisieren, daß sie greifbar echt vor uns steht. Auch hier, wie in seinen späteren größeren Studien und Novellen und Skizzen, bekundet sich ein dramatisches Talent. Heijermans ist kein Mann der langen Betrachtungen, der geduldigen Charakteranalyse, der ausführlichen Naturbeschreibung. Kurz und bündig, in gedrängtester Form, entwirft er seine Bilder. Nur wenig Worte, aber jedes einzelne zieht die Umrisse des Bildes schärfer.

Die lyrischen Phantasieen unter dem Titel „Fleo" gehören denn auch nicht zur eigentlichen Domäne dieses Dichters. Sie sind offenbar unter dem Einfluß van Eedens und van Deyssels entstanden. In seltsam phantastischer Form giebt Heijermans hier Gedanken über Welt und Leben. Zum Teil in gebundener Rede, voller Schwung und manchmal von großer sprachlicher Schönheit, wenn auch die Vermischung von Symbolik und Realistik

Herman Heijermans.
(Aus der „Hollandsche Revue".)

wenig geschmackvoll berührt. Sie zeigen den Autor jedenfalls von einer ganz neuen Seite, sind aber, soviel mir bekannt, vereinzelt geblieben und würden sich mit seinen jetzigen Grundsätzen auch kaum vereinigen lassen.

Der Band „Fleo" enthält auch den Einakter „Ahasverus", den Heijermans 1893 in Amsterdam unter russischem Pseudonym aufführen ließ. Der Autor hat damit der Kritik, mit der er in ewiger Fehde lebte, einen Schabernack spielen wollen. Seine Behauptung, in Holland könne ein Stück nur auf Erfolg hoffen, wenn es von weither komme, gilt freilich heute nicht mehr. „Ahasver" ist seit Kischinew „aktuell". Eine verfolgte russische Judenfamilie. Der Sohn, von dem fanatischen Volke zu Tode geängstet, läßt sich vom Popen überreden, nimmt des Popen Glauben an. Der Vater, ein ehrwürdiger Greis, erfährt das im Augenblick, als die Kosaken ihn und seine Frau als lästige Ausländer abführen wollen. Er verflucht den Abtrünnigen in furchtbarer Weise. Auch diese Kleinigkeit hat Heijermans interessant zu machen gewußt.

Die weiteren Skizzen aus „Intérieurs" lassen bereits den späteren Falkland erkennen. „Amieke", die blinde junge Frau, die von grundloser Eifersucht verzehrt wird; — „Ehe", das furchtbare Dilemma des Mannes, der kurz vor seiner Hochzeit die Rückkehr eines unheilbaren Leidens entdeckt; — „Dienstbote", die zerstörenden ehelichen Zänkereien, zurückgedrängt vor der Magd, in der engen Wohnung, — das sind kleine Griffe aus dem

Alltagsleben, so echt, so unausgeschmückt und deshalb so eindrucksvoll.

Wie die meisten Holländer, hat auch Heijermans lange unter dem Einfluß der französischen Naturalisten gestanden. Und die sehr umfangreiche Studie „Kamertjeszonde“ (Kammersünde, Amsterdam, D. Buijs Dzoon, 1897) zeigt, zu welchen Exzessen sie ihn geführt haben. Es sind lose zusammenhängende Skizzen aus dem amsterdamer Bohèmeleben von abstoßender Natürlichkeit. Der Autor hat seine Vorbilder noch überbieten wollen und alle Grenzen des künstlerischen Geschmacks weit hinter sich gelassen. Und doch sind in dem Buche Szenen von großem Wert. Die Absicht des Verfassers war gewiß ernst, aber er hat sich in den Mitteln jämmerlich vergriffen. Das Band, das diese Schilderungen zusammenhält, ist die Entwicklung der Liebe zwischen dem erzählenden Journalisten und einer zeitweilig von ihrem Gatten getrennten Satistin. Das Ganze ist ein Protest gegen unsere heutigen Ehegesetze. Es ist ein Buch jugendlicher Gährung, aber trotz allem eine starke Talentprobe.

* *

Ehe wir zu Heijermans Dramen übergehen, wollen wir einige Worte über seine künstlerischen Ziele sagen. Die beste Anleitung dazu hat er selbst gegeben in seiner „Auseinandersetzung“ „Tooneel en Maatschappy“ (Buijs, 1899). Heijermans ist Sozialdemokrat und will als sozialdemokratischer Dichter betrachtet werden. Sein Ideal ist eine proletarische Kunst, eine Kunst für das Volk und wurzelnd im Volk. Heijermans will insbesondere keine Litteratenkunst. Mit Hohn und Spott hat er stets die Theoretiker des l'art pour l'art überschüttet. Der Dichter soll einzig aus dem Volksleben schöpfen, er soll den Regungen der Volksseele nachgehen und diesen Empfindungen, Hoffnungen, Wünschen Gestalt und Leben verleihen. Mit schärfster Klinge rückt er den Dichtern zu Leibe, die ihr kleines Ich zum Gegenstand ihres ganzen Sinnens und Trachtens erheben.

„Ich finde,“ heißt es in der genannten Schrift, „weder im modernen noch im klassischen Repertoire die Wirklichkeit wieder, wie sie bis heute gereift ist. Ich möchte Ihnen den Begriff jener Wirklichkeit geben . . . bis Sie selbst nicht anders fühlen und begreifen könnten. Lassen Sie es mich doch wieder und wieder sagen: die Blüteperiode der Griechen ist Wirklichkeit, — die altchristliche: Wirklichkeit, — die Renaissance: Wirklichkeit, das will sagen, es besteht Einklang zwischen dem Theater und den Wünschen, den Gedanken, den Hoffnungen der Gesellschaft. Die Vergangenheit fand auf der Bühne ihren Gott, ihre Religion, ihre Ehre, ihre Moral, ihre Metaphysik. Die Gegenwart hat eine plumpe chinesische Mauer errichtet, eine Mauer von Machteinflüssen, dem Theater das neue Leben, die neuen Anschauungen, die neue Philosophie zu untersagen. Daher die Stagnation in unserem heutigen Theaterwesen. Wollen Dramatiker dem entrinnen, so sollen sie versuchen, mit gewissem Takt (d. h. mit vernünftiger Ueberlegung gegenüber den Machthabern) der Wirklichkeit nahe zu kommen, nicht der „Wirklichkeit“ des ‚théâtre libre‘ oder deutscher Modernen, sondern dem Leben in allen seinen Erscheinungen, wie wir es wahrnehmen, dem Leben, ohne seinen Schein, seinen Betrug, seine Oberfläche. Berühre die erstbeste Wirklichkeit, und du erregst Interesse, du reizest auf, du kannst mitreden und mitleben“ . . . .

Heijermans ist also der dramatische Propagandist der Sozialdemokratie in Holland. In seinem ersten Drama prägt sich das weniger aus. „Dora Kremer“ (Becht, 1893) war sein Erstling, der nur wenige Male aufgeführt wurde und einen Skandal hervorrief. Es ist die sattsam bekannte Geschichte der unverstandenen Frau, die den ungeliebten, philisterhaften Mann verläßt und zu ihrem Leutnant geht. Das Stück ist holländischer Ibsen-Aufguß. Voller Unmöglichkeiten und voller Phrasen — wenn auch im Dialog das Talent verratend. Aber ein Jugendwerk und als solches hier nur der Vollständigkeit halber verzeichnet.

Von diesem Werk bis „Ghetto“ ist ein weiter Schritt. Es ist nur natürlich, daß Heijermans seine Anklagen gegen das Judentum auf die Bühne gebracht hat. In der dreiaktigen bürgerlichen Tragödie „Ghetto“ (S. L. van Looij, Amsterdam, 1899) hat er ein bedeutendes Kunstwerk geschaffen. Dieses Stück ist nicht nur ein Meisterwerk der Kleinmalerei, — es liefert auch den vollgültigen Beweis für das außerordentliche dramatische Können des Autors. Es übt eine große unmittelbare Wirkung aus. Hier der Inhalt. Der alte blinde Trödler Sachel lebt in stetem Kampf mit seinem einzigen Sohne. Rafael, der höhere Schulen besucht hat und ein moderner Mensch geworden ist, fühlt sich vom Ghetto-Leben der Seinen angewidert. Wir sehen dieses Leben, das Schachern des Alten, das Feilschen der Freunde Sachel und Aaron über die Mitgift ihrer Kinder, die einander heiraten sollen, in packenden Szenen. Vom Alten gereizt, bringt Rafael seinen Abscheu, die Verachtung zum Ausdruck, in die sich die Liebe für den blinden Vater verwandelt hat, nach der Entdeckung, daß dieser Vater ein hundertfacher Betrüger sei. Er fühlt, daß die Kluft, die ihn von den Seinen trennt, unüberbrückbar ist, und er will sich von ihnen trennen. Wie uns der zweite Akt lehrt, hat Rafael ein Verhältnis mit der christlichen Magd seines Vaters. Er schwärmt mit ihr von der neuen Gemeinschaft, die Raum für alle haben wird, ohne zu fragen nach Rasse oder Glauben. Sie beide werden bald der Welt ein Beispiel stellen, so versichert er der Geängsteten, und Rose glaubt ihm wieder. Dann bringt der Vater den alten Rabbiner — eine köstliche Figur — mit an den Schabbestisch, und man versucht Rafael umzustimmen, ihn für die Heirat mit Rebecca zu gewinnen. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung, worin Rafael seinem Glauben entsagt und dem vernichteten Vater gesteht, daß er der Magd gehöre und mit ihr gehen werde. Im dritten Akt beraten sich Aaron und Sachels Schwester Esther darüber, wie die Magd zu entfernen sei. Der Alte selbst, in unbestimmter Angst um den Sohn, will nichts davon wissen. Als Sachel in den Laden zurückgeht — die Szene spielt vor dem Hause —, kommt Rose. Die beiden bearbeiten sie, drohen und wüten und erklären ihr schließlich, Rafael selbst biete ihr Geld, wenn sie gehe. Er sei fort und werde Rebecca heiraten. Da packt Verzweiflung die Gehetzte, und in einer hochdramatischen Szene beschwört sie Sachel, ihr die Wahrheit zu sagen. Der tobt und flucht, aber die Liebe für den einzigen

hält ihn zurück — bis er schließlich in höchster Wut, mit heiligem Schwur die Lüge der anderen bekräftigt. Da stürzt sich Rose in die nahe Gracht. Von Angst und Reue gefoltert, will der Alte helfen — es ist zu spät. Bald nach Rafaels Heimkehr bringt man die Leiche. Rafael sieht die Angst des Vaters und begreift alles. Er will sich auf ihn stürzen, aber er bezwingt sich. Nur kurz währt seine Verzweiflung — dann geht er, einer neuen Zeit entgegen.

Gewiß, dieser theatralische Ausgang ist nicht natürlich, die That Roses ist überhaupt nicht genügend motiviert, die Phrasen Rafaels stören manchmal, aber der Eindruck dieses Stückes ist erschütternd. Die Darstellungskunst des Autors täuscht über die aufsteigenden Bedenken hinweg. Wohl selten ist jüdisches Volksleben so echt, so bis aufs Wort wahr geschildert worden. Sachel, Esther, Aaron, der Rabbiner, das sind schlechthin unübertrefflich gebildete Typen, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Der ganze Aufbau des Stückes, die wirksamen Aktschlüsse, der schlagend charakteristische Dialog zeigen den geborenen Dramatiker. In diesem Stück ist auch der Wunsch nach größerer Objektivität unverkennbar. Trotz der scharfen Formulierung seiner Anklagen hat Heijermans auch einige lichtvolle Stellen in diesem trostlosen Dunkel aufleuchten lassen. Die innige jüdische Häuslichkeit, die Liebe Sachels für den Sohn. Diese Leute erregen nicht so sehr unseren Abscheu; unser Mitleid geht zu ihnen und möchte sie emporheben aus Nebel und Dunst. Dennoch ist es nicht unverständlich, daß ob dieses Stückes — das in Holland sehr viel Erfolg hatte — schwere Stürme um den Autor gebraust haben.

Auf „Ghetto" folgte 1900 „Das siebente Gebot" (van Looij). Bürgerliche Sittenkomödie in vier Akten. Zwischenaktsmusik aus „Manon Lescaut" und „La Traviata". Das ist bezeichnend. Heijermans hat mit diesem Stück gegen die verschiedene Beurteilung männlicher und weiblicher „Vergangenheit" protestieren wollen. Die Familie eines reichen Händlers auf dem Lande. Man erwartet den Sohn, Student in Amsterdam. Der Vater ist zufällig nach Amsterdam gereist. Die Tochter Gaaike, eine geschiedene Frau, enthüllt ihrem geistlichen Bruder den eigentlichen Grund der Scheidung, „Gespenster"-Reminiszenzen. Zwei Kinder sind gestorben — durch die wissentliche Schuld des Mannes. Das Bekenntnis unter diesen Umständen ist sehr unnatürlich, aber der Autor hat es nötig. Die allgemeine Verurteilung von Gaaikes Scheidung wird später den Gegensatz zur Beurteilung von Peters Schritt bilden. Der Vater hat in der Hauptstadt das Verhältnis des Sohnes entdeckt, und es giebt einen Zusammenstoß. Peter erklärt, er werde das „Mädchen mit Vergangenheit" heiraten. Der Alte höhnt und verbietet dem Minderjährigen, nach Amsterdam zurückzukehren. Die drei letzten Akte spielen auf der Bude des Studenten. Er hat sich von seinem Vater losgemacht und lebt ärmlich mit seiner Lotte, die ihn aufrichtig liebt. Aber Peter hat die Schwindsucht — „le monsieur aux Camélias", spottet er — und stirbt. Und der harte Vater kommt und weist Lotte ohne Erbarmen die Thür. Die Aermste geht auf die Straße . . .

Also ein ziemlich abgenutztes Klischee. Zur Bekleidung dieses ärmlichen Rahmens dienen Besuche der Eltern Lottes, der Geschwister Peters — die ihn überreden wollen — und reichlich viel Phraseologie über Ehe und Klassenmoral. Als Ganzes leidet das Stück an diesem Kardinalfehler: dies ist nicht natürliche, sondern zubereitete Tragik. Und doch — auch diese losen Szenen sind wieder interessant, packend, wahr. Wenn auch mitunter von der bekannten Rinnstein-Wahrheit. Und diese Wahrheit klingt holländisch etliche Male derber als deutsch oder französisch. Wie denn das ganze Leben in diesem Land derber und gröber ist. Aber zu einem wirkungsvollen Drama genügt der einfache Abklatsch der Wirklichkeit nicht. Es sei denn, daß die Tragik des Geschehens aus dem Milieu selbst mit Naturnotwendigkeit herauswächst.

Wahre Menschheitstragik war in „Op Hoop van Zegen", Heijermans erstem wirklich großem Wurf (van Looij, 1901). In diesem Fischerdrama, dessen Inhalt ich wohl nicht zu wiederholen brauche, hat der Autor bisher sein bestes gegeben. Hier war das Schicksal unlöslich mit dem Menschen verbunden. Es stand unentrinnbar, atembannend vor uns. Und das gab dem Stück die eigene Stimmung. Rechnet man die prachtvolle Typisierung der Personen und die Echtheit des ganzen Milieus hinzu, so durfte hier von einem vollendeten Kunstwerk gesprochen werden. Trotz des Fehlens einer straffen Handlung. Man hat an diesem „Spiel vom Meere" manchmal das Fehlen eines Konfliktes gerügt. Man findet das in allen seinen Stücken und es ist der logische Ausfluß seiner Theorieen. Heijermans will das Leben darstellen, wie es sich giebt, ohne große Konflikte, ohne gesuchte Theatercoups, aber tragisch im Kleinen. Im Aufbau seiner Dramen erinnert er lebhaft an Gorki. Er ist ein Fanatiker der Realität. Was „Die Hoffnung" betrifft, dies Stück ist auch durch und durch holländisch. Was er sich als Ziel gestellt: holländische Dramatik zu schaffen, hat der Autor überhaupt erfüllt. Er hat holländische Wirklichkeit gegeben — gegenüber der deutschen und französischen, die dem Holländer innerlich fremd bleiben —, so holländisch, daß sie nur mit großem Verlust ins Ausland verpflanzt werden kann.

Sein nächstes Stück „Het Pantser" (1901) entspricht den Erwartungen nicht. Es wird von der Tendenz erdrückt. Kurzgefaßt ist es der Konflikt eines jungen Offiziers — Sohn eines Offiziers, Verlobter einer Offizierstochter —, der zwischen militärischer Pflicht und Gewissen zu wählen hat; kaum von der Kadettenanstalt, ist er bereits Sozialdemokrat, und bei einem Streik weigert er sich, gegebenen Falls auf die Leute zu schießen. Man sucht zu vertuschen. Der alte Vater ist gebrochen. Mari selbst kommt um seine Entlassung ein. Gegenüberstellung des harten, wegen Atjehs dekorierten Vaters und des Sohnes, der schlichten Abschied erhält. Seine Verlobte muß von ihm lassen, sein Vater weist ihm die Thür — und er geht wie Rafael im „Ghetto", vermutlich seinen neuen Idealen zu leben. Szenen aus dem Familienleben und dem Freundeskreis des alten Offiziers ranken sich zur weiteren Verhöhnung des Militarismus um diese dürftige Handlung. Als Vertreter wahren Heldentums erscheint ein Militärapotheker, der sich Krebsbazillen eingeimpft hat und genau weiß, wieviel Zeit ihm noch bleibt. Trotz der wie immer hübschen Schilderung dieser Szenen wirkt das Stück als Ganzes nur komisch. Es vereinigt alle sozialdemokratischen

Tiraden gegen den „Panzer Militarismus“ in sich. Der wahre Kern dieser Anklagen verschwindet aber in dem Meer von Uebertreibung.

Sehr viel höher steht das 1903 erschienene dreiaktige „Spiel vom Lande“ „Ora et labora“*). Es zeigt uns in niederdrückender Einförmigkeit das Elend der friesischen Landarbeiter und soll beweisen, daß auch beten und arbeiten den Proletarier nicht vor dem Untergang behütet. Auf der Bühne die friesische Heide, rechts ein Kanal, links eine Sodenhütte, deren Vorderwand entfernt ist. Dies, weil sich die Vorgänge draußen und drinnen abspielen. Watze ist dem Untergang nahe. Man will ihm das Häuschen verkaufen, seine letzte Kuh stirbt, er weiß nicht aus noch ein. Trostlose Zänkereien. Dann kommt Hiddes, dessen Schiff vor der Hütte vom Eise festgehalten wird, mit Frau und Tochter zu Besuch. Auch hier graues Elend. Watze tobt und flucht, Hiddes ist fromm und ergeben, tröstet sich mit festem Glauben. Wie in allen heijermansschen Stücken, sind aber auch in „Ora et labora“ einige Vertreter des frohen Mutes in allen Lebenslagen. Hier sind es Douwe, der Freund von Watzes Sohn Eelke, und Hiddes Tochter Sytske, die Eelke liebt. Letzterer liest eine Anzeige im Blättchen. Das unentrinnbare Verderben der Seinen drückt ihm das Herz ab. Er verpflichtet sich für die Kolonialarmee, um mit dem spärlichen Lohn Watze und Hiddes zu helfen. Seine That wird mit Jubel begrüßt — kein Bedauern ist in diesen Menschen, kein Dank für den Sohn, der sich opfert. Neuer Streit entsteht ob der fünfzig Gulden, die Eelke Hiddes geben will. Das Stück schließt damit, wie die Schifferfrauen sich in die Zugleine spannen und wortlos, verzweifelnd, ihre Last weiterziehen. Das Stück ist wie Gorkis „Nachtasyl“ eine Reihe von Szenen aus der Tiefe. Und der Eindruck ist noch trostloser. Aber auch hier darf man nicht zu nüchternkritisch sein. Denn die absichtliche Häufung des Elends macht „Ora et labora“ zu einem Tendenzstück — wenn auch der Verfasser sich diesmal direkter Propaganda enthalten hat. Muß ich wiederholen, daß diese Bauernszenen echt sind, so greifbar echt, wie die Bilder eines Steen oder Ostade? Es ist erstaunlich, wie heimisch sich dieser Künstler in allen Kreisen unseres holländischen „Volkes“ fühlt.

Schließlich sind von Heijermans noch einige Kleinigkeiten erschienen. „Drie Tooneelstukjes“ (Buljs, 1898) und „Kinderen“ (van Looij, 1903), Einakter und dramatische Skizzen ohne besonderen Wert. In diesem Winter hat der Autor wieder zwei Dramen auf die Bühne gebracht. Ich fürchte, er überschätzt doch seine litterarischen Kräfte. Da die Neuheiten im Druck noch nicht erschienen, mag hier vorläufig die Erwähnung genügen, umsomehr, als sie das Bild des Autors nicht neu beleuchten. „Schakels“ (Kettenglieder) giebt Szenen aus dem Familienleben eines zum Fabrikanten gewordenen Arbeiters, der mit allerhand Banden an die Vergangenheit gekettet ist und schließlich in seinem Lebensmut von seinen „gebildeten“ Kindern geknickt wird. „Bloeimaand“ (Blütenmond), das in der nächsten Spielzeit in Berlin aufgeführt werden soll — ein Bild aus der Welt der Dienstboten, deren, in heijermansscher Darstellung, nach einem Leben von Arbeit und Mühen die Altersanstalt harrt, wo sie hungernd und frierend einem trüben Ende entgegenbrüten.

Herman Heijermans ist also ein Dramatiker von ungewöhnlichen Gaben — er versteht es, wie wenige, lebende Menschen auf die Bühne zu stellen —, dessen nicht zum Reiche der Kunst gehörenden Ziele aber einer restlosen Entfaltung dieser Gaben im Weg stehen.

Ich habe noch den Dichter der „Schetsen“, die seit 1896 in sieben Bänden unter dem Pseudonym Samuel Falkland bei Becht erschienen sind, zu besprechen. Und ich wollte, mir wäre mehr Raum dazu geblieben. Ich möchte umständlich begründen, weshalb manche dieser Skizzen zum Allerbesten gehören, was niederländische Schriftkunst geschaffen hat. Gewiß, die 365 Skizzen, die bis jetzt hinausgingen, sind nicht gleichwertig. Wer darf es verlangen von einer Produktion, die an einen bestimmten Tag gebunden ist? Die Leser des „Handelsblad“ wünschen am Sonnabend ihren „Falkland“ — und das ist vom Uebel. Gewiß, manche dieser Sachen sind nicht viel mehr als geistreiche, humoristisch-satirische Marmortisch-Plaudereien. — Aber wie geistvoll-prickelnd versteht dieser Mann zu plaudern! Wie gewinnt alles, auch das Belangloseste, Unscheinbarste, in seiner Darstellung Glanz und Leben! Dieser Autor hat die seltene Gabe, stets und überall zu fesseln. — Gewiß, sie sind nicht immer tadellos, diese „Schetsen“, aber in ihrer Gesamtheit stehen sie in Holland auf unerreichter Höhe.

Diese Skizzen zeichnen das niederländische Kleinbürgerleben in seinem vollen Umfang. Es liegen darin eine Beobachtungsgabe, eine Menschenkenntnis, eine Kunst der psychologischen Analyse und eine Kraft der Darstellung, die ganz hervorragend sind. Eine so tiefe, alles verstehende Menschenliebe spricht daraus. Ein so großes Erbarmen für die Kleinen und Niedrigen und Schwachen. Es ist erstaunlich, mit welch zarten Tönen dieser Kraftmensch, dieser wilde Stürmer die intimsten Regungen der menschlichen Seele wiederzugeben weiß. Ich denke an die Szenen aus dem Kinderleben, so goldig-echt und fein. Ich denke an die Alterchen, die er uns gezeigt hat in ihren kleinen Freuden und Leiden. Ich denke an die peinvollen Seelenkonflikte, die dieser Dichter aus der kleinen Tragik des hastenden Alltagslebens geschöpft hat. Nicht große Tragik, die so selten ist und so rührsam, sondern kleine, auf leisen Sohlen schleichende Tragik, die so banal und selbstverständlich ist, die wir nicht beachten, und die doch in allen Ecken winselt. Ich denke an die Skizzen, die mit ibsenscher Konzentration in wenig Strichen ein armes Menschenleben so furchtbar echt vor uns erstehen lassen, die in ihrer Einfachheit und äußerlichen Kühlheit so tief erschüttern.

Ich greife einige Beispiele heraus. Die jubelnde Freude des kleinen Mädchens, das ein Brüderchen erwartet und, mittags mit hochklopfendem Herzchen aus der Schule kommend, das Haus in Jammer findet. „Der Storch hat Mama mitgenommen,“ erzählte sie zwei Wochen später, als sie schwarzgekleidet wieder in die Schule kam . . . Der Jubeltag des greisen Schreibers, der 50 Jahre treu gedient hat und nun sonntäglich gekleidet, still hoffend, ins Bureau kommt — und nichts findet, kein Wort, kein Gedenken . . . Der erblindete junge Mann, oben in der Dunkelkammer, noch nicht

*) Zu deutscher Uebersetzung bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen.

wissend. Unten die weinenden Verwandten. Wie er, von der Angst gefoltert, auf die Treppe schleicht und sein Urteil hört ... Das angstvolle „Augenspiel" zwischen den Gatten im stillen Zimmer bei der Lampe, als das Wort „Brand", zufällig hingeworfen, in beiden denselben Gedanken auslöst. Er, Geschäftsmann, sorgenvoll, entdeckt im Laden eine schwelende Masse. Eine Angst, ein Kampf, dann schließt er die Hausthür, geht ruhig ins Zimmer zurück. Brandgeruch dringt hinein. Zweites blitzähnliches Augenspiel. Dann reißt sie die Thür auf, löscht in Todesangst das Feuer und weint, weint. „Acht Tage später wurde das Akzept protestiert" ...

Hier zeigt es sich, was Heijermans vermag, wenn er die in ihm gährenden Kräfte voll zu beherrschen versteht. Es zeigt sich in den tiefernsten satirischen Schilderungen aus dem talmiglitzernden Artistenleben. Es zeigt sich in der sicheren Analyse seltsamer Seelenzustände: Der alte Uhrmacher, leidend an Uhrenmanie; der Graukopf, der mit seinen Zündhölzchen geizt, weil er überzeugt ist, daß, wenn die Kiste leer ist, sein letztes Stündlein schlagen wird. So tief und innig das Gefühl aus diesen „tranches de vie" spricht, so keck und toll lodert in anderen Skizzen der sprudelnde Witz, der scharf polemische Geist. Daß die dramatische Spannung in diesen Sachen groß, der Dialog naturecht, die Milieuschilderung sicher und treffend ist, brauche ich wohl nicht mehr zu versichern. Ich habe oft das Adjektiv „klein" benutzt. Und das ist bezeichnend. All dies ist Kleinkunst, beste Kleinmalerei. Herman Heijermans hat es manchmal bewiesen, daß auch eine Kleinkunst groß sein kann. Und immer neue Skizzen entwirft dieser unerschöpfliche Schnellzeichner, Skizzen, die häufig die Grundlinien enthalten zu einem umfänglichen Bilde. Diese Skizzen sind eine Fundgrube für Romanschreiber.

Sein Stil ist ganz persönlich. Man muß sich erst etwas an das Sprunghafte dieses Stils gewöhnen. Er ist nicht immer schön, und die wiegenden Rhythmen mancher holländischen Modernen sind ihm fremd. Aber er packt, er charakterisiert scharf, er malt. Durch eigene Wortbildungen weiß Heijermans — wie die moderne holländische Schule überhaupt — in außerordentlich glücklicher Weise zu typisieren, auf geringem Raum viel zu sagen, frisches Leben in seine Sätze zu bringen. Die beschreibende Kraft dieser Sprache ist verblüffend. Und weil es für diese Wörter keinen deutschen Gegenwert giebt, weil die deutsche Sprache diese Bildungen und Verbindungen garnicht zuläßt, ist das Uebersetzen dieser Skizzen eine so ungeheuer schwierige und undankbare Aufgabe. Man darf den Wert dieser Beschreibungskunst nicht nach den Uebertragungen abmessen, die heute in allen deutschen Zeitungen erscheinen. Wer diesem Autor gerecht werden will, der muß sehr gründlicher Kenner der niederländischen Sprache sein.

Herman Heijermans wird, glaube ich, in der modernen Litteratur sich einen dauernden Platz erobern. Welchen, das wird der Gang seiner weiteren Entwicklung bestimmen. Er gehört jedenfalls schon heute zu den interessanten Persönlichkeiten*).

*) Das jüngste Werk Heijermans, der Roman „Diamantstadt", der zugleich holländisch und deutsch erschienen ist, wird an anderer Stelle dieses Heftes besprochen. D. Red.

Liliencron, der edle Ritter!

Von Gustav Falke (Hamburg)

Liliencron, der edle Ritter,
Fegte wie ein Lenzgewitter
Durch die teutsche Litt'ratur.
Onkel, Tante, tieferschrocken,
Zerrten zitternd alle Glocken:
Herr, schütz' unsre fromme Flur!

Blitz und Donner! Welch Geknatter!
Eingeschlagen hat's, Gevatter,
Und die alte Scheune brennt.
Seht den roten Hahn, da steht er
Auf dem Strohdach, höhnisch kräht er
Kikeriki! Potz Element!

Alles rennt mit Tassen, Töpfen,
Kellen, Kübeln, Wasser schöpfen,
Hannchen nimmt den Fingerhut.
Doch sie löschen nicht die Flammen,
Und das Alte stürzt zusammen
In der Frühlingswetterglut.

Als der erste Schreck verflogen,
Funkelte der Friedensbogen
Herrlich über Land und See.
Die erquickten Fluren dampften,
Und die frommen Rinder stampften
Friedlich wieder durch den Klee.

Also brach der edle Ritter
Feurig wie ein Lenzgewitter
In die teutsche Lyrik ein.
Wie das blitzte, wie das krachte,
Wie das jauchzte, wie das lachte:
Kinder, nur nicht ängstlich sein!

Doch man stand in Furcht verloren,
Spitzte lang' und längste Ohren:
Hannchen, welch ein frecher Ton!
Aber bald fiel man im Kreise
Trunken in die neue Weise
Ein: Viktoria! Liliencron!

Er, Apollos Adjutanten-
Reiter, ritt die wohlbekannten
Teutschen Kritikaster all
In den Dreck, daß sie ihm fluchten,
Ihre Kunstperrücken suchten,
Die entflogen bei dem Fall.

Unterdes aus dem Gespattel
Flog der Ritter, fest im Sattel,
Frei durchs Feld. Wer holt ihn ein?
Wie er seine Stute reitet!
Wo sich Wald und Heide weitet,
Winkt sein Schloß im Sonnenschein.

Und von Poggfreds stolzer Zinne
Ueber Jagd und über Minne
Läßt er seine Fahne wehn,
Die Genossen seiner Stunden,
Drunter manche Kunigunden,
Nimmt er all in Pflicht und Lehn.

Denn er ist der Herr und Meister,
Er, der freien Herren freister,
Und die Erde nennt er sein.
Ja, den Sirius verschenkt er,
Giebt zuletzt, nicht lang bedenkt er,
Noch den Mond als Trinkgeld drein.

Keiner ging aus Poggfreds Thoren,
Der nicht war wie neugeboren
Und bereichert nebenbei.
Und so flog sein Ruhm, ein Adler,
Durch die Lande, und der Tadler
Witz verkroch sich und Geschrei. —

Der sich dieses Lied ersonnen,
Auch ein Reiter, hat's begonnen
Mit gehörigem Bedacht,
Und er wählte ihm zum Preise
Diese ritterliche Weise,
Prinz Eugen in Feld und Schlacht.

Denn gleich diesem Türkensieger
War auch unser Held ein Krieger,
Mars auch nannt' ihn seinen Sohn,
Doch Apoll, im Vaterstreite,
Riß den Sieg auf seine Seite:
Mir gehört der Liliencron!

Seine Kriegs- und Heldenthaten
Sind ihm baß zum Ruhm geraten,
Kühn für Kaiser und für Reich.
Doch im Donner der Kanonen
Von Germaniens Baronen
Thut's ihm jeder Junker gleich.

Aber wo die Lieder schmettern,
In Apollos Flammenwettern,
Blitzgleich stürmt er da voran.
Wer sich hier mit ihm will messen,
'raus die Leier! Abgesessen!
Kling und Klang! Da liegt der Mann.

Liliencron, du edler Ritter,
Flammend wie ein Lenzgewitter
Brachst du in die Lyrik ein
Und erquicktest uns're Auen.
Deutschlands Männer, Deutschlands Frauen
Aller Herzen, sie sind dein!

Besprechungen

Stefan George.

Von **Hermann Ubell** (Linz).

Die neueren, vor kurzem erschienenen Auflagen der beiden jüngsten Gedichtsammlungen Stefan Georges[1]) sind ein Zeugnis für die stetige Vergrößerung des Kreises derer, die diesem Dichter zuhören. Diese Vergrößerung vollzieht sich, fast ohne irgendwelche Hilfe der Tagespresse, überwiegend auf privatem Wege; ein richtiger Verehrer Georges wird einem neugewonnenen Freunde keinen größeren Dienst erweisen zu können glauben, als dadurch, daß er ihn auf die Verse seines Lieblingsdichters aufmerksam macht. Und je nachdem sich jener ihnen eröffnet oder verschließt, wird er in ihm einen nahen oder entfernten geistig Verwandten erkennen; denn die Gemeinde Georges fühlt sich verbunden durch ein gemeinsames Lebensgefühl.

Es ist vor allem der neue Mensch und seine Haltung zum Leben, was sie in diesen Gedichten lieben und bewundern. Dieser Mensch, dessen Art vielen kalt und hochmütig erscheint, während es doch nur der Trieb der Selbsterhaltung war, der seine Seele sich mit siebenfachem Wall umgürten ließ, da die empfindliche, dem leisesten Reiz antwortende sonst schon längst vom täglich andringenden Leben völlig zerrüttet worden wäre. Traumhaft wie ein Vogel über abendlichen Gartenwegen schwebt sie über den Dingen dieser Welt; die maßlose Freude, der maßlose Schmerz, das Laute und das Grelle sind von ihren stillen Bereichen ausgeschlossen. Es ist eine unsägliche Vornehmheit in dieser Art, sich zum Leben zu verhalten, immer sich selbst zu bewahren und von den Anforderungen des frechen Tages sich nicht überwältigen zu lassen. An solchen, auf die der Anblick innerer Hoheit wie eine Beleidigung wirkt, hat es freilich nie gefehlt; sie bilden das dankbare Publikum jener Dichter, die — nach Nietzsche — mit roter Tinte schreiben, um den Glauben zu erwecken, sie schrieben mit Blut.

„Populär" wird George nie werden, dazu ist die Zahl jener zu gering, die die wesentlichen inneren Erlebnisse mit ihm gemein haben. Seine inneren Erlebnisse sind meistens viel zu subtil, als daß sie von den vielen nachgefühlt werden könnten; notwendig muß ihnen gerade das bei George gespreizt und dunkel erscheinen, worin der Adept Enthüllung und Offenbarung verehrt. Andererseits wird es auch solche geben, die durch ihn (wie durch jeden großen Dichter) zu subtilerem Erleben erzogen werden. Und „edlen Seelen *vorzufühlen* ist wünschenswertester Beruf" (Goethe).

Wie oft haben wir es schon erlebt, daß sich uns das innere Wesen eines lange vergebens umworbenen georgischen Gedichtes wie eine Wunderblume über Nacht blühend entfaltet hat. Die „Erklärungen" anderer konnten dazu nicht helfen, es mußte eben erst das analoge innere Erlebnis vorliegen. Der Dichter selbst hat dies sehr schön beschrieben in seinem Gedicht:

Der Teppich.

Hier schlingen Menschen mit Gewächsen, Tieren
Sich fremd zum Bund, umrahmt von seid'ner Franze,
Und blaue Sicheln, weiße Sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten Tanze.

Und kahle Linien zieh'n in reichgestickten,
Und Teil um Teil ist wirr und gegenwendig,
Und keiner ahnt das Rätsel der verstrickten . . .
Da, eines Abends, wird das Werk lebendig.

Da regen schauernd sich die toten Aeste,
Die Wesen eng von Strich und Kreis umspannet,
Und treten klar vor die geknüpften Quäste,
Die Lösung bringend, über die ihr sannet!

Sie ist nach Willen nicht: ist nicht für jede
Gewohnte Stunde: ist kein Schatz der Gilde.
Sie wird den Vielen nie und nie durch Rede,
Sie wird den Selt'nen selten im Gebilde.

Und wie das Auge sich an den Arabesken und Farben des Gewebes weidet, bevor ihm „die Figuren der Tapete fangen plötzlich an zu leben" (Heine), so spricht der ungemeine dekorative Reiz georgischer Verse auch schon zu dem, dem sich ihre innerste Blüte noch nicht erschlossen hat. In Georges Diktion erscheint der formale Wert der Worte unserer Sprache zur höchsten möglichen Wirkung gebracht; schon die Art, wie er die

[1]) „Das Jahr der Seele." 3. Aufl. 125 S. — „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod." 3 Aufl. 98 S. Berlin, Georg Bondi. Je M. 3,— (4,50).

Worte wählt und stellt, zeigt ihn als einen so bewußten Meister seines Instrumentes, wie sie in unserer Dichtung seit den Zeiten der Minnesinger und höfischen Epiker sehr selten gewesen sind. Sein Gefühl für den malenden und musikalischen Wert eines Wortes, für die Schlankheit einer neuen Wendung, für das Ornamentale einer Zusammenstellung ist abnorm stark entwickelt; unter seinen Strophen giebt es Wortmosaiks, die es getrost mit horazischen Odenstrophen, den höchsten Hervorbringungen dieser Art, aufnehmen können.

Es ist kein Zweifel, daß George diese Kunst bei romanischen Lehrern gelernt hat, nicht anders als Conrad Ferdinand Meyer und Nietzsche, die sich auch darauf verstanden haben. Und ebensowenig zweifelhaft ist es mir, daß diese wie für die Ewigkeit gehämmerten Strophen, in denen unsere Sprache ihre kostbarsten Juwelen wie in goldenen Schreinen geborgen hat, alles bedruckte Papier, das sich die deutsche Litteratur der Gegenwart nennt, überleben wird.

Heute sieht es freilich noch nicht danach aus, denn die wenigsten können begreifen, daß dem Dichter reine Materialwirkungen ebenso möglich sind als etwa dem Maler. Von den Dachauern hat unser Publikum gelernt, im Bilde die Verteilung der warmen und kalten Töne, die Bewegung der Linie und die Vornehmheit der farbigen Stimmung zu genießen wie Musik und nur auf diese Musik hinzuhorchen und garnicht danach zu fragen, ob sie von der Darstellung ein paar alter Weiden oder eines lehmigen Amperufers ausgehe; und seit Böcklin weiß es, daß ein Bild mehr Poesie enthalten könne, als hundert deutsche Dichter zusammengenommen und doch daneben und vor allem etwas Prächtiges, Buntes, teppichartig Schmückendes sein müsse; aber von den parallelen Einsichten in das Wesen der Wortkunst ist es noch weit entfernt. Ja, es vermag nicht einmal zu unterscheiden zwischen jenen Schreibenden, bei denen die Wirkung ausschließlich auf den Bedeutungswert der Worte gestellt ist und einem Wortkünstler wie George, der die magische Korrespondenz, die zwischen der Bedeutung und der sinnlichen Erscheinung des Wortes besteht, mit allen Mitteln aufs höchste getrieben hat.

Die ganze ungeheuer ausgebildete Technik des georgischen Verses ist bei unserem Publikum wie an Taube verschwendet: seine Kunst, die Stimmung eines Verses durch die Vokale der Stammsilben zu färben, seine Behandlung des Reimes (wie er z. B. in Versen, die Kraft oder Gewaltsamkeit schildern, markige und saftreiche Worte in den Reim stellt), seine entzückenden Enjambements, oder wie er etwa das Tempo einer Strophe verlangsamt und ihre Stimmung verschattet, dadurch, daß er ihren letzten Vers um einen Fuß kürzt, und vieles, vieles andere derart ist für die allermeisten verlorene Liebesmüh'. Die wenigsten belauschen die innere Melodie, die neben jedem seiner Verse hergeht, und in der ein quälend starker Anreiz liegt, sich diese Verse laut vorzusagen.

Den Reichtum der georgischen Strophe aber empfinden die allermeisten als Schwierigkeit oder Dunkelheit. Hier giebt es keine Leerheiten, tote Stellen, Füllsel: fast jedes neue Wort bietet der Empfindung einen neuen Erreger oder der Anschauung ein neues Substrat dar; wie denn auch auf einem guten Bild von Böcklin oder Rossetti oder Burne-Jones jeder kleinste Fleck in die allgemeine Wirkungsrechnung mit einbezogen ist. An diese Sattheit und Gedrängtheit des georgischen Verses hat Kuno Zwymann in seinem Buch über den Dichter[2]) wunderliche Theorieen angeknüpft, deren abstruse Umhüllungen manchen nahrhaften Kern verschließen. Ein Weggefährte für jene, die zögernd vor der Pforte dieser mit der Schönheit des Geheimnisses anlockenden Dichtungen stehen, kann freilich sein Buch ebensowenig sein wie die nebelhafte Monographie von Ludwig Klages.

[2]) „Das Georgeiche Gedicht.“ Berlin 1902 (besprochen LE V, 1009 f).

Wer aber von Walter von der Vogelweide, Goethe, Platen, Conrad Ferdinand Meyer und Nietzsche zu dem großen Lyriker kommt, wird sich in seinen stillen und ernsten Gehegen bald zurechtfinden; von Dante her wird er auch einen Zugang zur großen und strengen Architektonik seiner Zyklen („Seit der Ankunft des Engels“; „Der Teppich des Lebens“) haben. Und er wird in diesen Versen leben wie auf einer stillen, kühlen, seligen Insel: alle widerwärtigen Geräusche des Lebens draußen bleiben in den Wipfeln der hohen Platanen hängen, unter denen schöne verschleierte Frauen wie Geheimnisse einherwandeln . . .

Moderne Dramen.

Von **Carl Hagemann** (Essen).

1. Lene. Liebeskomödie in vier Akten von Max Kirschstein. Berlin 1903, Stuhrsche Buchhandlung. 76 S. M. 2,—.
2. Schweigen. Schauspiel in drei Aufzügen von August Weiß. München 1904, Albert Langen. 143 S. M. 2,—.
3. Schnee. Drama in vier Akten von Stanislaw Przybyszewski. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 164 S. M. 2,—.
4. Im Hinterhause. Drama in vier Akten von Ernst Breczang. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 128 S. M. 1,50.
5. Krankheit. Ein Drama in vier Aufzügen von Rudolf Huch. Leipzig 1903, Insel-Verlag. 121 S.
6. Die Starken. Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Hans Strobl. Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf. 79 S.
7. Ihr Gott. Drama in vier Akten von Lu Volbehr. Leipzig 1902, Herm. Seemann Nachf. 83 S.
8. Schwester Fides. Schauspiel von Lu Volbehr. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 101 S. M. 2,—.
9. Die Heilandsbraut. Ein Drama in drei Aufzügen von Heinrich Lilienfein. Heidelberg 1903, Winters Universitäts-Buchhandlung. 72 S. M. 1,60.

An brauchbaren Dichtungen für die Bühne wird in neuerer Zeit erstaunlich wenig geleistet. Während sich die Lyrik und letzthin wohl auch die Kunstform der Skizze und Novelle bei ausgezeichneten Einzelerscheinungen auch einer ganzen Anzahl von guten Durchschnittsleistungen erfreuen, zeigt die moderne Theater-Bibliothek nur weite, öde Strecken. Wenn nun auf anderen Gebieten der schönen Litteratur ein so verhältnismäßig hoher innerer Marktwert erzielt wird, so muß es also doch wohl an der dramatischen Kunst und ihren ästhetischen Bedingungen selbst liegen, wenn sie hier nicht Schritt halten kann. Denn auch die eingeführten Jahresdichter halten sich und die Theater mit ihren letzten Arbeiten kaum über Wasser. Und so kann man füglich von den übrigen nicht allzu viel verlangen.

Da hat unter anderen Max Kirschstein eine Liebeskomödie geschrieben und, wie Henrik Ibsen es vielfach mit gutem Grund thut, nach der Heldin „Lene“ benannt. Im übrigen sind beide — die Heldin und die Komödie — gänzlich uninteressant. Das langweilige, pointenlose Gerede führt hinreichend Geduldige zu einer banalen Liebesszene und gipfelt in einer rohen Verführungsgeschichte. Und weil im Verlaufe der vier Akte einmal wieder das Verhältnis der Geschlechter herhalten muß, so hat der Verfasser bei seiner Arbeit gelegentlich an Ibsen gedacht. Und weshalb sollte er nicht! Niemand kann es ihm wehren. Vielmehr möchte jeder wünschen, daß häufiger, als es geschieht, von Anhängern der dramatischen Muse dem großen Alten in ehrerbietig-ratheischender Weise gehuldigt würde. Und das wäre auch Kirschstein nur zu gönnen gewesen. Doch nicht als Hülfesuchender kam er zu Ibsen. Nein — er fühlte sich als Jünger. Und Jünger haben ja das verbriefte Recht, den Namen des Meisters im Munde zu

führen. So hat er denn sein fertiges Manuskript Ibsen — gewidmet. Die ganze Sache könnte sehr komisch wirken, wenn sie nicht so verflucht ernst wäre. Denn diese Methode zeugt immerhin von einem Mangel an Selbstkritik und einer Unverfrorenheit, die man in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr für möglich halten sollte. Aber so ist es: ein paar fadenscheinige Realismen, ein „Gesellschaftsproblem“, und der „junge Ibsen“ ist fertig. Solche Taktlosigkeiten können nicht energisch genug zurückgewiesen werden.

Viel ehrlicher und bescheidener geht August Weiß in seinem Schauspiel „Schweigen“ zu Werke. Leider ist aber die künstlerische Impotenz in beiden Arbeiten gleich. Der Grundgedanke will uns hier zunächst gar nicht übel erscheinen. Das gegenseitige Verschweigen wichtiger Empfindungen und Thatsachen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern führt ja schon im Leben zu starken und dramatischen Konflikten. Und ein echter Dichter könnte hier schon einmal eine Familien-Tragödie formen. Nur braucht dem Ganzen nicht gleich eine Räubergeschichte zugrunde zu liegen und das Motiv der sich zum Verwechseln ähnlich sehenden Babies aus der Hintertreppen-Litteratur herangeholt zu werden. Es soll zwar Männer geben, die da behaupten, daß alle kleinen Kinder sich ziemlich ähnlich sehen. Wenn aber eine Mutter so schwach von Gedächtnis ist, daß sie ihr eigenes Kind plötzlich von einem anderen nicht mehr unterscheiden kann und darob in martervolle Zweifel gerät, so mutet das doch höchst unwahrscheinlich an, trotzdem der Vater beider Kinder, wie sich nachher herausstellt, derselbe ist. Um irgend welche Konflikte handelt es sich in diesem Drama übrigens gar nicht. Thatsache reiht sich an Thatsache. Es kommt allerlei ans Licht. Doch haben die Menschen keinerlei eigene Prägung. Ueber schwache Ansätze zu psychologischer Ausdeutung der Charaktere geht es nicht hinaus. Das ganze Bild ist verschwommen, ohne Linien und Farbe. Trotz der 150 enggedruckten Seiten. Es scheint sogar, als ob dem Verfasser die Situation und das Spiel und Gegenspiel der Personen selbst nicht einmal immer ganz klar geworden ist. Er tappt im Dunkeln, dreht sich im Kreise herum und glaubt, er hätte einen großen Weg hinter sich. Vor allem aber mangelt dem Dialog die so nötige Verdichtung, die Konzentration auf das Nötigste und das in jedem Augenblick gerade Notwendige und ästhetisch Zweckvolle.

Viel interessanter zu lesen ist das Drama „Schnee“ von Stanislaw Przybyszewski, das zum mindesten einen modernen, fein empfindenden Menschen zum Verfasser hat. Aber auch nur zu lesen. Denn auf dem Theater würde es unsagbar langweilen. Man muß es von vornherein als Novelle fassen. Und das thut man bei der Lektüre auch sehr bald. Man denkt gar nicht mehr an die Bühne, und damit ist dem Drama sein Todesurteil gesprochen. Das Problem ist auch hier nicht ohne Interesse. Es treten vier Menschen auf, zwei Männer und zwei Frauen, die nicht in die richtige Stellung zu einander kommen können: ein viereckiges Verhältnis, das doch wieder kein Verhältnis ist. Die symbolistische Verbrämung hat trotz ihrer Aufdringlichkeit nichts von der tiefen, schlagenden Bedeutung wie bei Ibsen und nicht allzu viel von der wundervollen Stimmungskraft wie bei Maeterlinck und Wilde.

Ernst Preczangs Drama „Im Hinterhause“ ist ein Spätling des Naturalismus mit allen Schikanen, aber auch mit all den Langatmigkeiten, die diese Technik nun einmal mit sich bringt. Großem Interesse wird es heute kaum noch begegnen. Es kommt zu sehr post festum. Trotzdem hat es wenig greifbare Mängel — außer dem einen großen, daß man so etwas heute nicht mehr zu genießen wünscht. Vor zehn Jahren hätte Preczang im Chor der Neuland-Sucher zweifellos mitgesprochen. Denn sein Stück ist gut angelegt und besser konstruiert als viele der früheren Dramen auf dem Gebiete des konsequenten Naturalismus. Hat er doch mit einer tüchtigen Beherrschung der Mittel im ganzen eine recht treffende Charakteristik der einzelnen Figuren erzielt und auf diese Weise seine Leute im Dialog gut auseinander gehalten.

Daß treffliche Essayisten und Novellisten ganz schwache Dramatiker sein können, belegen uns die Erstlingswerke zweier junger Schriftsteller, die aus ihren Romanen, Skizzen und Aufsätzen heute schon jeder kennt. Auch Rudolf Huch und Karl Hans Strobl haben sich durch die Mißerfolge mancher Vorgänger nicht abschrecken lassen, auch ihrerseits einmal ihr Glück zu versuchen. Daß ihnen hierbei kein rechtes Drama glückte, ist nicht einmal das Schlimmste. Viel peinlicher mutet es an, daß man die sonst so feinsinnigen, geistvollen Verfasser eigentlich überhaupt nicht wiedererkennt — daß mit ihren Bühnen-Versuchen nicht nur ästhetisch unzureichende, sondern auch flache Produkte entstanden sind. Vor allem hat Rudolf Huch gründlich enttäuscht. Er leistet sich ein Vererbungsdrama „Krankheit“, das voller Unzulänglichkeiten steckt. Auf diesem Gebiet müßte doch schon etwas ganz Besonderes gebracht werden, wenn man irgend welche Zustimmung erzielen wollte. Sonst haben wir doch Ibsen und brauchen Rudolf Huch nicht. Die Fabel seines Vierakters ist ungewöhnlich primitiv und langweilig, der Ausgang an den Haaren herbeigezogen. Alles das überzeugt und trifft nicht. Das ganze Drama ist ohne Kraft und Saft. Mit dem kleinen Finger glaubt man es einstürzen zu können. Das Episodische geriet besonders schwach. Die schrecklich unbeholfene Szene mit dem Obersten im zweiten Aufzuge ist auch dramaturgisch genommen sinnlos. Sie beweist eigentlich nichts und führt zu nichts. So etwas konnte nur ein arger Dilettantismus zustande bringen, der auch sonst im Drama überall seine Opfer fordert. Die Personen interessieren nicht im mindesten. Schon weil sie keine festen Konturen zeigen, weil sie Marionetten sind, die des Autors ungeschickte Hände an der Strippe hält und ziemlich wahllos hin- und hertanzen und dabei hin- und herreden läßt. Auch entschädigen einige feine Wendungen nicht für den im ganzen unglaublich holprigen, durchaus unpersönlichen Dialog.

Aehnlich geht es mit Karl Hans Strobl und seinem Schauspiel „Die Starken“. So lebenssicher und empfindungsvoll er in seinen Skizzen und Novellen vielfach ist, so akademisch und hölzern giebt er sich in diesem Drama. Nur einzelne flüchtige Partieen erinnern an die hübschen Sachen aus dem Liebesbuch „Und sieh', so erwarte ich dich“ und aus der Skizzensammlung „Aus Gründen und Abgründen“. Das Ganze aber ist konstruiert und innerlich nicht recht überzeugend. Man nimmt die Entschlüsse der Mizzi, dies und dann jenes und schließlich noch etwas anderes zu thun, schlechterdings zur Notiz, und damit ist es gut. Ein irgendwie tieferes Interesse verbindet uns nicht mit ihrem Leben und ihren Lebensbedingungen. Je mehr die Geschichte dem Ende zuläuft, umso weniger. Strobl hat eben kein Bühnenblut. Die genaue und umständliche Handhabung des rein dramaturgischen Apparates der Bühnenanweisungen allein thut es nicht.

Zum mindesten ganz interessant liest sich das Drama „Ihr Gott“ von Lu Volbehr, trotzdem es der ehrlich ringenden Verfasserin völlig mißglückt ist. Sie hat offenbar eine Tragödie der Künstlerehe schreiben wollen — gewiß ein Vorwurf, des Dichter-Schweißes wert. Im Grunde handelte es sich hier aber weder um eine Tragödie noch um eine Ehe, wenigstens um keine Ehe im höheren Sinne. Sie betet ihren Gatten, den großen Künstler, als ihren Gott an und glaubt wahllos an seine Kunst, an sein Können. Doch darin soll sie sich täuschen, gründlich täuschen. Er versagt völlig: als Künstler und als Mensch. Solche Thatsachen, solche Erlebnisse sind nun gewiß traurig, aber nicht ohne weiteres tragisch. Wirklich tragisch hätte die Sache erst werden können, wenn irgend eine Wechselwirkung eingetreten, wenn beispielsweise der Mann an der Anbetung seiner Frau, also irgendwie am Weibe zugrunde gegangen wäre. Von solchen Beziehungen der beiden

Gatten zu einander, von einer Ehe mit positiven oder negativen Konsequenzen ist aber gar nicht die Rede. Was geschieht, ist folgendes: er fällt von Stufe zu Stufe, und sie verfolgt seinen Verfall mit steigendem Entsetzen und ergeht sich in Wehklagen darüber. Ein Faktum und noch ein Faktum, die miteinander korrespondieren. Weiter nichts. Und als ihr schließlich das von der Regierung bestellte große Werk nicht gefällt, zertrümmert sie das Modell. Aber damit noch nicht genug: der Haltlose muß sich hinterrücks auch noch erschießen lassen. Dies empfindet wohl jeder Leser als Brutalität, zum mindesten doch als große Ungerechtigkeit. Denn eine solche Abrechnung zu halten, steht nur einem großen Menschen zu. Und das ist Frau Therese nicht. So wird denn der Ausgang zu einem leeren Theatercoup. Zweifellos hätte an dem Stück noch einiges gerettet werden können, wenn die Frau nach dem Mißlingen des Entwurfs einfach von ihm gegangen wäre. Sie hat sich in ihm getäuscht, und wenn sie mit einem minderwertigen Künstler und Menschen nicht leben will, so muß und kann sie ihn ja verlassen. Ihn zu erschießen — dazu fehlte ihr jedes Recht.

Da steht ein zweites Drama derselben Verfasserin, „Schwester Fides" doch künstlerisch unvergleichlich viel höher. Einige technische Ungeschicklichkeiten, so das ziemlich überflüssige Vorspiel, verschlagen da nichts. Hier rollt eine wirkliche Dichterin die Tragödie einer Familie vor uns auf: eine Tragödie zwischen vornehmen Menschen — aber doch eben zwischen Menschen. Leidenschaften kommen und vergehen, und langsam, ganz langsam verbluten sie daran — diese Menschen. Oder sie richten sich auch wieder auf. Möge sich die Bühnenleitung finden, die diesem trefflichen Kunstwerk vorübergehend einmal zum Leben verhilft!

Für die „Heilandsbraut" von Heinrich Lilienfein hat sie sich bereits gefunden. Otto Brahm will dem jungen Dramatiker, auf dessen frühere Bühnenwerke ich an dieser Stelle schon mehrfach nachdrücklichst aufmerksam machen durfte, die Pforten des berliner „Deutschen Theaters" öffnen. Ich glaube an einen Erfolg. Lilienfein gehört nämlich zu den wenigen Dichternaturen, die absolut plastisch sehen, die von vornherein bühnenmäßig empfinden. So ist auch dies jüngste Drama wieder einfach und wuchtig aufgebaut. Da steht kein Wort zu viel, und doch ist alles gesagt. Manches wird meisterlich schon durch die Situation klar gemacht. Dies Hülfsmittel geschickt und zweckvoll anzuwenden, verstehen unsere Dramatiker meist nur höchst unvollkommen. Und doch kann der Dichter gerade das kleine Thun und Treiben der Menschen so überaus charakteristisch verwerten, aus der Art, wie sie sich begegnen und zu einander bewegen, vom Innenleben und Wesensart des Einzelnen so ausgiebig Kunde geben. Der Stoff des Dramas ist keineswegs neu. Wo Katholiken und Protestanten dicht bei einander wohnen, hat es immer Reibungen gegeben. Und junge, zarte Seelen leiden naturgemäß am meisten darunter. Sie werden zunächst getroffen, bis in den Tod getroffen. Aber mitkämpfen, mitdulden thun auch die andern, thun alle. Und so erleben wir denn in der „Heilandsbraut" nicht das Drama eines einzelnen Menschen, sondern die Schicksale einer Gruppe von Menschen, von denen ein jeder sein tragisch Leid durchzukosten hat, was die Gesellschaft mit ihrer religiösen Zwiespältigkeit und Intoleranz über sie alle hereinbrechen läßt. Die Personen teilen sich also nicht in gute und schlechte, sondern alle sind für sich im Recht und bringen durch ihr Sein, ihr Reden und Thun Unrecht über die anderen. So ist es im Leben. Hierin beruht die schleichende Tragik, die fast jeden Menschen früher oder später befällt. Und das sind die wahren Tragödien, die aus einer Einheit des Menschlich-Allmenschlichen geboren werden, nicht aus der Schlechtigkeit absolut Schlechter im Gegensatz zu guten Thaten absolut Guter.

Neues von und über Nietzsche.

Von **Karl Wolff** (Karlsruhe).

Die Schriften über Nietzsche drohen ins Unübersehbare anzuschwellen. Es ist wohl keine Uebertreibung, daß kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgend etwas über Nietzsche gedruckt wird. Dennoch trägt die gegenwärtige Epoche der Nietzsche-Litteratur das Gepräge einer gewissen Einheitlichkeit. Auf eine vorwiegend polemisch-apologetische Periode ist eine historisch-kritische gefolgt. Zugleich erwächst auf der breiten Basis des immer mehr sich häufenden Nachlaß- und Briefmaterials bereits eine Art Nietzsche-Philologie. Im Zusammenhang damit steht eine weitere Wandlung. Die Universitätsphilosophie, die sich anfangs eifig ablehnend gegen Nietzsche verhalten hatte (mit wenig Ausnahmen, denen wir zum Beispiel das feinsinnige Buch Riehls und die höchst mittelmäßige Monographie Zieglers verdanken), stürzt sich jetzt auf ihn mit der ganzen Wucht ihres wissenschaftlichen Apparates: er ist geradezu ein Lieblingsthema für gelehrte Arbeiten, Vorlesungen und Doktordissertationen geworden. Es ergäbe ein interessantes Stück Zeitpsychologie, den Ursachen dieser Veränderung im einzelnen nachzugehen. Von besonderer Wichtigkeit ist jedenfalls der Umstand, daß die Hauptthätigkeit der Fachphilosophen, das Systematisieren und historische Einregistrieren, bei diesem irregulären und komplizierten Phänomen unerschöpfliche Nahrung findet. Zudem ist es wohl bei keinem Denker so leicht, Widersprüche aufzudecken oder die Risse und Sprünge der exakt-wissenschaftlichen Fundamentierung darzuthun (vielleicht ist eben darum keiner schwerer zu verstehen!). Jedenfalls ist es Zeit zu der Frage, ob die Beliebtheit, deren sich Nietzsche auf den Kathedern erfreut, nicht ein im Grunde bedenkliches Symptom dafür ist, daß er anfängt, historisch zu werden? Dann würde es die wichtigste Aufgabe seiner Verehrer sein, ihn unter den Lebendigen zu erhalten, indem sie statt des unermüdlichen Wiederkäuens seiner Lehren über ihn hinaus, wenn auch zuweilen gegen ihn philosophieren. Wie sagte doch Zarathustra zu seinen Jüngern? „Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?"

So lange freilich die Quellen des weimarer Nietzsche-Archivs scheinbar unversieglich weiter strömen, erwachsen auch der rein reproduktiven Arbeit immer neue Aufgaben. Die hochbedeutsamen Bände IX und X der nachgelassenen Werke, die den ungeheueren Reichtum der „ersten Periode" Nietzsches erschlossen und das genetische Verständnis des ganzen Lebenswerkes erst ermöglicht haben, sind schon vor einigen Jahren erschienen, aber aus formellen Gründen aus dem Buchhandel wieder zurückgezogen worden: sie kehren nunmehr in zweiter, völlig veränderter Auflage wieder. Der neue dreizehnte Band enthält „Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit (1882/83—1888)"[1]). Die Hauptmasse des hier vereinigten Materials stammt aus dem Triennium, das vom Spätsommer 1883, in dem der zweite Teil des Zarathustra vollendet wurde, bis zum Frühjahr 1886 reicht. Denn im Sommer dieses Jahres faßte Nietzsche, wie die Vorrede zum dreizehnten Bande überzeugend darthut, den Plan zu dem vierbändigen Werke „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte". Was unmittelbar in Ausführung dieses Planes geschrieben wurde, ist im fünfzehnten Bande des Nachlasses bereits früher publiziert worden (vgl. LE V, 149ff.). In dem vorliegenden Bande und dem noch ausstehenden vierzehnten Bande werden alle übrigen prosaischen Aufzeichnungen aus dem genannten Zeitraum enthalten sein.

Neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der Philosophie Nietzsches ergeben sich aus dem dreizehnten Nachlaßbande nicht, wohl aber eine Ueberfülle der feinsten und wertvollsten Einzelheiten. Besonders reich ist die Ausbeute auf psychologischem und erkenntnistheoretischem

[1]) Leipzig, C. G. Naumann.

Gebiet, während die ethischen und moral-historischen Aphorismen dem Gedankenkreise der Schriften „Jenseits von Gut und Böse" und „Zur Genealogie der Moral" nichts Erhebliches hinzufügen. Die Herausgeber haben die Niederschriften nicht chronologisch, sondern systematisch geordnet. Der dreizehnte Band enthält alles über: Philosophie, Moral, Psychologie, Religion, Kultur und Historisches. Der vierzehnte Band wird die Aufzeichnungen über Erkenntnistheorie, Rangordnung, Weib, Liebe und Ehe, Autobiographisches und Pläne bringen. Da es unvermeidlich war, entweder das zeitlich oder das inhaltlich Zusammengehörige auseinanderzureißen, ist die gewählte Art der Gruppierung zweifellos das geringere Uebel. Denn auf diese Weise tritt wenigstens der Zusammenhang und die innere Bedeutsamkeit der Gedankenreihen übersichtlich hervor; über die Entstehungszeit des einzelnen vermag man sich an Hand der im Nachbericht gegebenen Manuskriptdatierungen zu orientieren. Daß man über die Einordnung der Aphorismen oft abweichender Meinung sein kann, ist selbstverständlich (so scheinen mir z. B. die hochwichtigen Aphorismen 120—123 zur Erkenntnistheorie, die Aphorismen 160—163 zur Psychologie statt unter die Rubrik „Weltanschauung" zu gehören): die Gesamtleistung der Herausgeber wird durch solche Einzelheiten nicht herabgesetzt.

Unter den Arbeiten, die während der letzten Monate über Nietzsche erschienen sind, zieht vor allen das Buch von Arthur Drews[2]) die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist das umfassendste Werk der bisherigen Nietzsche-Litteratur, mit gründlichster Gelehrsamkeit unternommen und auf breitester Grundlage aufgebaut. Man wird indessen bei der Lektüre das Gefühl nicht los, als bemühe sich der Verfasser mit der redlichsten Anstrengung, einer Individualität gerecht zu werden, die seiner eigenen so heterogen als möglich ist. Es ist eine Art erzwungener, widerstreitenden Gefühlen abgetrotzter Objektivität in dem Buche; aber bei zahlreichen Anlässen springt die Gegensätzlichkeit, ja Feindseligkeit der Naturen hervor, die jede Verschmelzung oder auch nur Assimilation (und ohne eine solche ist die reine Wiederspiegelung einer fremden Gedankenwelt nicht möglich!) von vornherein ausschließt. Drews geht von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte aus an Nietzsche heran. Er erblickt, als konsequenter Anhänger von Hartmanns Metaphysik, seine Lebensaufgabe darin, das cartesianische Cogito ergo sum, diese „unbesehene dogmatische Voraussetzung der gesamten neueren Philosophie", in allen seinen verschiedenen Gestalten zu bekämpfen. Auch Nietzsche ist ihm einer in der großen Reihe, die an die Möglichkeit einer unmittelbaren Erfassung des Seins im eigenen Bewußtsein glaubt; denn er will aufgrund seines alogischen, individuellen, empirischen Willensprinzips die Welt nicht sowohl erklären, als vielmehr gestalten, dem Ich zur Freiheit und Selbständigkeit verhelfen. Hierin sieht Drews den „Kern" von Nietzsches Philosophie, von dem die einzelnen Entwicklungsstufen nur verschiedene Gestaltungen sind. Damit aber wird der „Fall Nietzsche" für Drews zum grandiosesten Exempel, wie jeder Versuch, im eigenen Bewußtsein unmittelbar das Sein als solches zu ergreifen, „konsequenterweise nur im Wahnsinn, im gänzlichen Untergange und Erlöschen des eigenen Geistes enden kann".

Das Buch ist also eine Tendenzschrift großen Stils. Drews schildert Nietzsches Entwicklung nicht um ihrer selbst willen, sondern um eine These, Hartmanns „konkreten Monismus des unbewußten absoluten Geistes", ex contrario zu beweisen. Wer jedoch mit Drews in der Voraussetzung nicht einig ist, wird auch die Folgerungen nicht begründet finden und sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß der von vornherein präzisierte und durchgängig festgehaltene Standpunkt der richtigen Perspektive und unbefangenen Interpretation von Nietzsches Werken nicht förderlich ist. Jedenfalls wird es nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen, daß dem Autor die sogenannte „erste Periode" Nietzsches am sympathischsten und gehaltvollsten erscheint. Hier, wo zahlreiche Verbindungslinien an die spekulativen Systeme der großen deutschen Philosophen und die Gedankenwelt Richard Wagners anknüpfen, ist Drews Darstellung warm und liebevoll, zuweilen — wie bei der scharfen Kritik der Zeitkultur in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" — voll begeisterter Zustimmung. Auch der geistige Gehalt des zweiten, positivistisch-rationalistischen Stadiums von Nietzsches Philosophie, wird, obwohl dessen Grundstimmung Drews besonders antipathisch sein mußte, klar und plastisch herausgearbeitet. Auch hier treffen die Ansichten des Verfassers und Nietzsches — allerdings von grundverschiedenen Ausgangspunkten her — gelegentlich zusammen, so z. B. in der Kritik des modernen Christentums (S. 242 ff.). Dagegen giebt es zwischen der „dritten Periode" Nietzsches, in der er seine eigensten Lehren gefunden und ausgebaut hat, und dem drewsschen Standpunkt keinerlei Verständigung. Hier finden sich denn auch die schwächsten und trotz alles Strebens nach Gerechtigkeit die ungerechtesten Partieen des Buches. Denn eine gewisse feindliche Spannung, in der sich Drews dieser Epoche Nietzsches gegenüber befindet, verführt ihn, unter den möglichen Auffassungen und Deutungen immer das am meisten Absurde, Häßliche, Pathologische zu wählen. Ich erwähne nur folgende, leicht zu vermehrende Beispiele: die Deutung des Uebermenschen als „Verabsolutierung" von Nietzsches eigener Person und demzufolge als „Selbstvergottung", „Größenwahnsinn" (S. 349 ff.); das Vermissen wirklicher philosophischer Tiefe im „Zarathustra" (S. 367); die Annahme, Nietzsche sei durch seine „Freude an der Bosheit", durch seine „Absicht, die Menschen zu ärgern", zur Aufstellung der Lehre vom Nihilismus der Erkenntnistheorie veranlaßt worden (S. 407); die Erklärung der „ewigen Wiederkunft des Gleichen als des ‚Schwachsinnigsten, was Nietzsche vorgebracht hat'" (S. 334), obwohl hier doch uralte Gedanken, die die edelsten Geister — die Pythagoreer, Heraklit, Lessing, Lichtenberg, Schopenhauer — beschäftigt haben, wieder auftauchen; vor allem aber die unbewiesene und unbeweisbare Hypothese, daß alle Werke der dritten Periode bereits im Zustand der Paralyse geschrieben seien, und damit das geflissentliche Hineininterpretieren des „Wahnsinns" selbst in die kleinsten Eigentümlichkeiten des Stils und die fast autoritative Schätzung des frivolen und anmaßenden Buches von Möbius über das „Pathologische bei Nietzsche". Immerhin sucht Drews auch hinsichtlich der letzten Werke Nietzsches den großen Zusammenhang zu wahren, denn er erblickt ja seine Aufgabe in einer genetischen Darstellung der nietzschischen Philosophie, als der wechselnden Gestaltung des oben erwähnten „Kernes". Die verschiedenen Umbiegungen des Grundgedankens scheint er mir allerdings zu ausschließlich aus dem Persönlichen, aus den Erlebnissen, Leiden und Enttäuschungen Nietzsches heraus zu erklären (vgl. insbesondere S. 273 ff. und S. 204 ff.). Man wird auf diese Art dem Lebenswerke Nietzsches nicht völlig gerecht; wenn seine Stadien sich nicht auch objektiv auseinander entwickeln ließen, so wäre es als Ganzes philosophisch kaum ernst zu nehmen, sondern bliebe bestenfalls eine ergiebige Fundgrube für Psychologen, ein interessantes document humain.

Mit Recht sagt daher Raoul Richter in der Vorrede zu seinen fünfzehn Vorlesungen über Nietzsche[3]), die an der Universität Leipzig gehalten wurden und nunmehr gedruckt vorliegen: „Das Werk eines Denkers, das die Lostrennung von seinem Autor nicht verträgt, ist für die sachlichen Interessen der Wissenschaft verloren." Richter will beweisen, daß diese Lostrennung möglich ist. Er giebt von Nietzsches Leben und Persönlichkeit in einem besonderen Abschnitt ein anschauliches, oft wahrhaft ergreifendes Bild. Bei der Darstellung des Werkes jedoch führt er mit einer Konsequenz, wie sie in der bisherigen Nietzsche-Litteratur sich

[2]) „Nietzsches Philosophie." Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 561 S. M. 10,— (12,—).

[3]) „Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk." Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. gr. 8°. 288 S. M. 4,—.

nirgends findet, den Grundsatz durch, die Philosophie Nietzsches in ihren einzelnen Phasen ohne Bezugnahme auf das Persönliche ausschließlich aus sich selber zu erklären. Um das Verfahren Richters deutlich zu machen, verweise ich zum Beispiel auf einen Punkt, der bisher die härteste crux interpretum bedeutete: den Uebergang von der ersten zur zweiten Periode, diese scheinbar plötzliche, vollständige Umkehrung der ganzen Weltanschauung. Auch Drews hält zwar die *Einheit des Problems* fest, weiß aber den jähen Wechsel der *Standpunkte* nur aus Persönlichem herzuleiten: dem beginnenden körperlichen Leiden, das Nietzsche die „Wirklichkeit des körperlichen Organismus und der Materie" fühlbar gemacht habe, und der bayreuther Enttäuschung, durch die ihm die Wertschätzung der empirischen Psychologie und — zugleich mit seiner Loslösung von Wagner — die „Idee der Selbstbefreiung durch die Erkenntnis" nahegelegt worden sei (s. Drews, S. 208 ff.). Man lese dagegen die siebente Vorlesung Richters (S. 131 ff.): hier wird überzeugend dargelegt, daß der Uebergang zur zweiten Periode durchaus nicht so sprunghaft und seltsam war, daß er nur durch Zuhilfenahme des irrationalen und zufälligen Elementes der persönlichen Erlebnisse erklärlich wäre, sondern daß schon in den *Werken* der ersten Phase — insbesondere seit dem Erscheinen von Band IX und X des Nachlasses — sich deutlich die Gegensätze zur schopenhauer-wagnerschen Welt- und Lebensauffassung und damit „weitertreibenden Motive" erkennen lassen, die mit objektiver Notwendigkeit zu dem positivistisch-intellektualistischen Standpunkt hindrängten. Ebenso einleuchtend entwickelt Richter die „unpersönlichen und logischen Motive", die den Schritt vom Positivismus zum Ausbau des neuen Wertsystems veranlaßten (S. 174 ff.). Man darf also wohl sagen, daß der bedeutsame Versuch, *den streng sachlichen Zusammenhang der einzelnen Stadien in Nietzsches Philosophie zu erweisen*, gelungen ist. Und das gleiche Zeugnis schönsten Gelingens kann man auch den anderen Teilen des vortrefflichen Werkes ausstellen. Ich habe selten ein Buch (und niemals eines über Nietzsche!) mit soviel Freude und Genuß gelesen, wie diese musterhaft klare, nirgends überschwängliche, doch überall von wohlthuender, liebevollster Wärme gleichsam durchleuchtete Arbeit, deren letzter Abschnitt mit seiner sachlich-historischen Beurteilung der Lehre Nietzsches vorbildlich beweist, wie bewundernde Verehrung für einen Großen und unbestechliche kritische Besonnenheit zu vereinigen sind. Gegen den darstellenden Teil des Buches könnte höchstens der Einwand erhoben werden, daß der Autor in seinem Bestreben, den Gedankeninhalt von Nietzsches Lehren durch Systematisierung plastisch herauszustellen, zugleich mit diesem System (z. B. mit den Kategorien der Ober- und Unterwerte) etwas Fremdes, Gewaltsames hereinträgt, das die Physiognomie des Ganzen einigermaßen verändert. Aber diese und ähnliche Bedenken verschwinden, wie gesagt, neben den hohen Vorzügen des Werkes.

In der biographischen Einleitung erfüllte mich mit besonderer Befriedigung die glänzende Abfertigung des Pamphletes von P. J. Möbius (S. 80 ff.) und die genau begründete Feststellung: *wir haben kein wissenschaftliches Recht, den Ausbruch der Geisteskrankheit vor das Jahr 1889 zu legen; wir haben kein Recht, irgend eines von Nietzsches zum Druck bestimmten Werken als das Werk eines Geisteskranken anzusehen.* Und endlich wird mit erfreulicher Energie die Anmaßung und Oberflächlichkeit zurückgewiesen, mit der der Begriff des „Pathologischen" so häufig bei der Interpretation der Schriften Nietzsches verwertet wird (S. 85). „Der Wahrheitsgehalt wissenschaftlicher Natur, der Schönheitsgehalt künstlerischer Art, die Gesamtbedeutung als philosophische Arbeiten, sie lassen sich durch Pathologie und Hygiene nicht ermitteln. Medizinische Kategorieen *können zur Beurteilung von Nietzsches Schriften nicht verwandt werden.*" — Auf eine Eigenschaft des richterschen Werkes möchte ich jedoch noch besonders hinweisen. Es ist, wie bereits erwähnt, aus Universitätsvorlesungen hervorgegangen, also unmittelbar zu Lehrzwecken verfaßt worden. In dieser Hinsicht ist es in der That das beste, was wir besitzen; ich wüßte keine gleich gediegene und anregende Einführung in Nietzsches Ideenwelt. Selbst die Anmerkungen, die scheinbar nur die üblichen Quellennachweise bieten, enthalten bei gründlicher Benutzung die wertvollsten Fingerzeige zum tieferdringenden, selbständigen Studium.

Jakob J. Hollitschers Buch[4]) ist gleich dem Werke Raoul Richters aus mündlichen Vorträgen hervorgegangen. Die Zuhörer, von denen die meisten „*vieles über Nietzsche*, aber nur *einiges von Nietzsche* schon innehatten", sollten nunmehr „Nietzsche selbst thunlichst vollständig und authentisch in dessen fortlaufender Entwicklung, ganz losgelöst von jeder persönlichen Auslegung und Auffassung des Vortragenden, kennen lernen" (Vorrede, S. VII). Um diese strenge Vermeidung jedes Subjektivismus in der Darstellung zu ermöglichen, beschränkt sich Hollitscher darauf, aus den aphoristischen Werken Nietzsches die wichtigsten Aphorismen zusammenzustellen und aus den in zusammenhängender Form geschriebenen Werken kurze Auszüge lediglich nebeneinanderzureihen. Bei diesem Excerpierungsverfahren ist indessen die Wirkung nicht ausgeblieben, für die Nietzsche selbst den Ausdruck „Verlangweiligung" geprägt hat. Die Farbigkeit, das leidenschaftliche Pathos, die vibrierende Lebendigkeit von Nietzsches Schriften geht in der gewissenhaften Monotonie der Inhaltsangaben Hollitschers verloren. Am unerträglichsten verwandelt ist der „Zarathustra". Das Uebersetzen aus der ersten in die dritte Person, die Verwandlung der direkten Rede in die indirekte, die gleichförmig weiterplätschernde Darstellung, in der die kunstvolle Rhythmik und Komposition des Originals völlig verwischt und gleichsam aufgeweicht wird, — das alles entstellt die Physiognomie des Werkes in einer so peinlichen Weise, daß man mit Schrecken erkennt, auf welche Abwege die bestgemeinte Interpretation gerät, wenn sie nicht von einem sicheren Stilgefühl und wahrer Ehrfurcht vor dem Urbild geleitet wird. Dem darstellenden Hauptteil des Buches ist ein biographischer Abriß vorausgeschickt und eine kritische Würdigung der Philosophie Nietzsches angefügt. Das Gute in diesen Abschnitten ist nicht originell und das Originelle nicht gut. Ich erwähne zum Beispiel den abenteuerlichen Versuch, die „Geburt der Tragödie" als unmittelbar beeinflußt durch Goethes Gespräche mit Eckermann darzustellen (S. 23). Oder ich verweise auf jenen Satz, in dem der oft wiederholte Gedanke, das Priesterliche und Predigerhafte in Nietzsche zum Teil auf Vererbungseinflüsse zurückzuführen, eine absurde Zuspitzung erfährt: „Und schließlich seine aristokratischen Ideale, die im sozialen Sinne doch nur auf eine Verherrlichung des Geburtsadels hinauslaufen — guckt da nicht der deutsche Pastor hervor, dem das in unüberwindliche Ehrfurcht umgewandelte Abhängigkeitsgefühl vor dem Gutsherrn in allen Gliedern steckt?" (S. 245). Mit welch unzulänglichen Mitteln wird der Versuch gewagt, eine einheitliche Weltanschauung als Grundlage des wandlungsreichen Schaffens Nietzsches zu erweisen! Wie verschwommen wird diese Weltanschauung selber charakterisiert — als „pessimistischer Idealismus, in einer Abart, die, vom Persönlichen abstrahiert, nicht mit Unrecht als dionysischer Hedonismus bezeichnet werden dürfte" (S. 210). Ich verzichte darauf, weitere Proben zu geben: es würde durch sie lediglich das Bild der Unreife und Ungründlichkeit, das Hollitschers Buch gewährt, vollendet oder — wie ein geschmackvolles Wortgebilde auf S. 249 lautet — „zur Gänze vervollständigt" werden.

Die Schrift Oskar Ewalds über „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen"[5]) nimmt eine Sonderstellung

[4]) „Friedrich Nietzsche". Wien, Wilhelm Braumüller. gr. 8°. 272 S.

[5]) Berlin 1903, E. Hofmann & Co.

ein; sie ist eine der wenigen Arbeiten, deren Tendenz ich oben dahin charakterisierte, daß sie „über Nietzsche hinaus, wenn auch zuweilen gegen Nietzsche“ philosophieren wollen. Sie beruht auf der richtigen Auffassung, daß ein großer und fruchtbarer Gedanke vom Augenblick seiner Formulierung ab eine Art selbständigen, unabhängigen Lebens führt und auch vor seinem Schöpfer geschützt werden muß, wenn er von dorther Trübungen und irrige Ausdeutungen erfährt. Ewald spricht an einigen Stellen geradezu von Nietzsches „Mißverständnissen seiner eigenen Lehre“, ja von einer Art notwendiger „Entmündigung Nietzsches seiner Philosophie gegenüber“. Er weiß, daß er sich dem Vorwurf aussetzt, „Nietzsches Philosophie eigens für bestimmte Zwecke zurecht gemacht zu haben und tendenziös bloß einen Ausschnitt daraus, nicht das Ganze mit seinen Thesen und Antithesen, mit all seinen ästhetischen und ethischen Fragezeichen . . . gegeben zu haben“ (S. 131). Aber er beruft sich darauf, daß „die Auswahl von einem konkreten, einheitlichen Zweck bestimmt und der Zweck mit Vorsicht gewählt war“. Dieser Zweck besteht zunächst darin, die beiden Grundbegriffe von Nietzsches Lehren — den Uebermenschen und die ewige Wiederkehr des Gleichen —, die in der üblichen Auslegung einen unlöslichen Widerspruch darstellen, zu einer höheren Einheit zu verbinden. Das geschieht in der Weise, daß der Uebermensch in erster Linie als „lebendige Potenz im Innern des Menschen“, als „immanentes Ideal“ entwickelt wird: nicht die Realisierung des Uebermenschen sei das wichtigste, sondern die Erzeugung und Erhaltung der „psychologischen Disposition, die diesem Ideal entspricht“, der „Fähigkeit zur Konzeption des Uebermenschen“. Die Idee der ewigen Wiederkunft des Gleichen aber wird als Symbol betrachtet für die im Menschen liegende „Ewigkeit einer von allem zeitlichen Werden und Vergehen unberührten Werteristenz“; ihr Gehalt würde in imperativischer Form sich in die Worte kleiden lassen: „Handle so, als ob jeder Augenblick Ewigkeitswert besäße und du alle Zukunft zugleich in dieser einen unteilbaren Gegenwart zusammenfaßtest.“ Das Postulat des Uebermenschen aber würde lauten: „Handle so, als ob du den Uebermenschen aus dir erzeugen wolltest, indem du ihn in dir verwirklichst!“ (S. 72). Auf diese Art wird der Widerspruch der beiden Ideen in einer höheren Synthesis aufgelöst. Der Uebermensch ist das Mittel, zur Idee der ewigen Wiederkunft zu gelangen; diese ist der Zweck. Der Uebermensch ist die Vorbereitung; die Idee der ewigen Wiederkunft ist die Vollendung. „In jedem Seelenatom soll der Uebermensch wohnen und in jedem Zeitatom das ganze tiefe Sein des Menschen“ (S. 72). Wenn bei Nietzsche selbst das Widerstreitende beider Grundbegriffe noch grell hervortritt, so hat das vorzugsweise darin seinen Grund, daß er die ewige Wiederkunft nicht nur als Symbol auffaßte, sondern sie zur „Realität vergröberte“; darin lag nach Ewald sein Verhängnis, die Quelle all seiner Fehler und Irrtümer. Dieses Verhängnis entsprang dem Konflikt des „historischen“ und des „elementaren“ Elementes in Nietzsche, der sich durch des Philosophen ganzes Schaffen hindurchzieht. Was Ewald freilich unter dem historischen und elementaren Menschen versteht, deckt sich durchaus nicht mit dem üblichen Sinn der Worte: der Herausarbeitung dieser beiden Typen ist fast der ganze zweite Teil von Ewalds Monographie gewidmet.

Das Buch wird zweifellos vielfältigen und berechtigten Widerspruch herausfordern; die Probleme, um die es sich handelt, liegen jedoch so ausschließlich auf philosophisch-fachwissenschaftlichem Gebiete, daß eine nähere Erörterung an dieser Stelle sich verbietet. Vor allem wünschte ich im ganzen den Kontrast zwischen Nietzsches Auffassung seiner eigenen Lehre und Ewalds Ausgestaltung noch schärfer, als der Verfasser es thut, hervorgehoben. Denn sicherlich ist z. B. die Interpretation, die Ewald der Lehre vom Uebermenschen giebt — offenbar unter dem Einfluß der formalen Ethik Kants, an dessen berühmte Maxime in der „Kritik der praktischen Vernunft“ ja auch die Fassung der oben zitierten Imperative anknüpft —, niemals auch nur von ferne vor Nietzsches Geiste aufgetaucht. Ewalds Schrift ist trotz des durchsichtigen Stils, welcher den allzu häufigen rhetorischen Aufputz wohl entbehren könnte, nicht leicht zu lesen. Sie ist nur für solche geschrieben, welche in angestrengter Mitarbeit feinverschlungenen und schwierigen Gedankengängen folgen sollen. Wer diese Mühe nicht scheut, wird aus den außerordentlich scharfsinnigen, tiefdringenden, niemals trivialen Ausführungen Ewalds reiche Anregung schöpfen. Er wird erstaunen, welche Fülle von Stoff hier im engsten Rahmen zusammengepreßt ist. Denn im Anschluß an das eigentliche Thema werden u. a. noch die Moraltheorie des Evolutionismus, das Zeitproblem, das Unsterblichkeitsproblem, das Wesen der Kultur in geistreichen Exkursen behandelt. Trotzdem soll das Buch, wie der Verfasser ankündigt, nur die Vorarbeit zu einem größeren Werke sein, welches auf Grund des nunmehr gewonnenen Maßstabes „die widerstreitenden und konstituierenden Elemente der nietzschischen Philosophie übersichtlich und in kritischer Anordnung auseinanderlegen“ und „den Widerspruch Nietzsches nicht bloß aufheben, sondern auch begreifen lehren“ soll. Man darf nach dieser Vorbereitung auf die in Aussicht gestellte Hauptarbeit mit Recht gespannt sein. —

Echo der Zeitungen

Bei Detlev von Liliencron.

In Alt-Rahlstedt, das von Hamburg aus in zwanzig Minuten zu erreichen ist, wohnt der Dichter, dem schon jetzt anläßlich seines auf den 3. Juni d. J. fallenden 60. Geburtstages von allen Seiten Ehrungen dargebracht werden: Detlev von Liliencron. Dem Bahnhofe gerade gegenüber steht sein Haus, so, daß das Lokomotivengepfeife und das Geratter der Eisenbahnräder zu ihm hineindringt; ein einstöckiger, freundlicher Rotsteinbau, in trauter Nähe eines Barbierladens, dessen Messingschilder in der Sonne blitzen und im Winde schaukeln, das ist sein Heim.

So ist die unmittelbare Umgebung des Dichters zwar nicht sehr poetisch zu nennen. Aber Alt-Rahlstedt ist bei aller Bescheidenheit seiner landschaftlichen Vorzüge, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, doch sehr wohl geeignet, in einer empfänglichen Seele tieferes Empfinden zu erwecken; um wieviel mehr vermag es dies bei einem Dichter von der Art Liliencrons, der mit warmem Naturerfassen eine ungezügelte Phantasie verbindet; der die Stimmen des Lebens nicht nur hört, sondern auch sie wiederzugeben weiß, bald in erschütternder, bald in frohlachender Weise!

Und Liliencron liebt seinen jetzigen Aufenthaltsort, der seine Zuflucht geworden ist nach Lebenskampf und Drang, davon zeugen seine letzten Dichtungen, aus denen man, wenn man Alt-Rahlstedt kennt, diese Liebe in vielen Bildern herausfindet. Da ist das allerdings nicht sehr große alt-rahlstedter Gehölz, in dessen Laubgänge nichts hineinklingt vom Leben da draußen. In Alt-Rahlstedt bildet ein kleiner Zufluß der Wandse einen See, der, wenn auch von nur bescheidener Größe, doch einen malerischen Anblick gewährt, besonders wenn die Nacht die Erde umfängt, der Mondschein mit Silberfüßen auf der glatten Fläche des Sees tanzt und die Sterne mit ihrem Spiegelbild kokettieren. Oben eingezwängt stürzt das Wasser über ein Wehr und muß

das Rad einer Mühle treiben; das Rauschen macht die Stille der Gegend noch heimlicher und größer. In der Nähe der Kirche, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt, schlängelt sich der sogenannte Katzensteg entlang, ein ungemein heimelig anmutender Weg; auf der einen Seite von knorrigen, zerspelten Weiden flankiert, hinter ihnen halbverfallene, mit Schindeldächern versehene Katen, auf der anderen Seite der Wege von einer Hecke eingesäumtes Wiesenland, auf dem im Sommer Kühe grasen. — Oft genannt wurde Alt-Rahlstedt auch letzthin durch dort gemachte Urnen- und Steinwaffen-Funde. Der beschriebene Katzensteg und ein die an der Bahn belegenen Villen umwindender Pfad sind die Lieblingswege Liliencrons; fast allmorgendlich sieht man ihn, gefolgt von seinem Terrier, dort wandeln. Wer Liliencrons letzte Gedichtsammlung „Bunte Beute“ gelesen hat, der wird herausspüren, daß dem Dichter die Einsamkeit lieb ist; er will allein sein, das ist hier in unzweideutigster Weise ausgesprochen.

„Ich lebe völlig einsam, soweit dies eben möglich ist in unserem Leben!“ schrieb er mir einmal. Aber das Leben selbst, das liebt er mit der ganzen Glut seines Dichterherzens, nur all das, was das Leben uns in den Weg wirft, all das Geschmeiß, das sich widerlich uns zu den Füßen krümmt, das haßt er; keine Fessel will er!

„Frei will ich sein!
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhliches Herz, und das ist genug!“

so beginnt und endet eins seiner schönsten Gedichte, „Cincinnatus“. Als ich ihm gegenüber saß, empfand ich nichts von dem, was jugendliche Schwärmer glauben, daß es von jedem Dichter ausgehen müsse. Die straffe Gestalt, der Ton der Stimme, der man den ehemaligen Offizier noch anhört, das militärisch kurz gehaltene Haar, die Narbe auf der rechten Stirnseite, die lebhaften, oft von den Lidern bedeckten Augen könnten ebenso gut jedem anderen ebenso angehören wie dem Dichter. Wenn man das Treppenhaus emporsteigt, um in das einfach ausgestattete Arbeitszimmer Liliencrons zu gelangen, ersieht man an den überall angebrachten Bildern indes gleich, daß man über die Schwelle eines ungewöhnlich kunstsinnigen Mannes trat. Trotz seiner sechzig Jahre ist Liliencron nichts weniger als ein Greis; aus seinen Reden klingt seine feurige Seele, die wohl nicht mehr so lebhaft brandet wie früher, die aber nur die Adlerflügel auszuspannen braucht, um zu Sonnenhöhen sich zu erheben.

Daß er nicht immer der anerkannte Dichter, der er jetzt ist, war, noch in Behagen dahingelebt hat, das kann sich ein jeder sagen, der einmal etwas von eines Dichters Erdenwallen gehört oder gelesen hat. Auf ihn war man ganz besonders losgegangen, denn er war ein Neuerer, und ein Neuerer ist immer ein Ketzer für die Menge. Aber in seiner Eigenschaft als Soldat hatte er eins gelernt: „Selbstzucht“; nur dadurch, daß er sang, wie er wollte und mußte, hat er sich durchzusetzen vermocht. Daß Liliencron das erreicht hat, darauf ist er stolz, stolz wie ein alter General auf die Schlachten, die er siegreich schlug. Mir die Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Das habe ich doch erreicht, daß Ihr Jungen singen könnt, wie und was Ihr wollt; ich bin es gewesen, der zehn Jahre lang Hohn und Spott ertragen hat, mich hat man begeifert und verrissen, weil ich neue, nie gehörte Töne anzuschlagen wagte; ich bin es gewesen, der Euch die Bahn freigehauen hat. Zuerst hat man auch mir meine Sachen zurückgeschickt wie jedem Anfänger, umsonst habe ich sie schließlich gegeben, nachdem ich sie vergeblich sieben, acht Zeitungen angeboten, aber jetzt, jetzt kommen sie von allen Seiten und gäben mir zwanzig Mark die Zeile, wenn sie etwas von mir bekämen. Nun aber kann ich nicht mehr so, und ich schriebe ihnen keine Zeile, ging's nicht für Frau und Kinder.“

Das letzte, daß ein Dichter gezwungen ist, zu schaffen, damit er nur etwas zu essen habe, klingt freilich nicht neu; besonders nicht neu aus eines deutschen Dichters Munde; denn in Deutschland giebt es noch immer Leute, und es hat solche immer gegeben, die da glaubten, je hungriger ein Dichter, um so besser kann er singen.

„Mein Poet!“ sagte er dann, „das werden Sie auch erfahren, hungern haben sie mich lassen, und jetzt kommen sie und hätten mich am liebsten ganz. Aber nicht locker lassen, durchbeißen muß man sich; beißen, beißen, beißen; dann geht's schon!“ und dabei sah er mich mit den hellen, ungetrübten Augen an, als höre er aus der Ferne das oft mit heißer Inbrunst ersehnte Marsch-Signal „Avancieren!“ . . .

Im Hausflur traf ich des Dichters Söhnchen „Wolf“; er hatte einen Spankorb im Arm und trug das sorglich von der Mutter in Papier gewickelte Geld in der Hand. Er wollte zu „Johns“, sagte er. Wer aber „Johns“ war, das erfuhr ich trotz alles Fragens nicht; er wiederholte nur immer wieder „Johns“ und sah mich dabei

an mit Blicken, die deutlich verrieten, daß er meine Unkenntnis über „Johns“, bei dem doch die „guten Bonches“ zu haben sind, für ein unverzeihliches Verstandes-Manko hielt.

(O. E., „Hamburger Nachrichten.“)

Peter Hille †.

Von **Julius Hart.**

Waiter war er, der Erzpoet, im Orden unserer Fahrenden . . .

. . . . „Böser Husten quälet mich,
Mir versagt die Stimme,
Und das Ende drohet mir
Von des Schicksals Grimme,
In dem stillen Kämmerlein
Seufzer mich umschweben . . . .“

Die Verse des alten Liedes vom Archipoeta schienen in der dunklen Abendluft leise zu singen und zu klingen, als wir zum letzten Male seine schmalen, durchgeistigten Hände drückten. Und als wir beim trüben Laternenschein den Entstellten, Wunden, Jäh-Zusammengebrochenen in der Nacht zum Wagen trugen, der Wind kühl durch die schwarzen Kiefern blies — ihn heraustrugen aus seinem Haus am Garten, dessen hundert Blütenbäume in weißer Feier selig leuchteten . . . da war in dieser ganzen Natur eine Finsternis und ein Schmerz, und zugleich ein Frühlingsduft und Frühlingsgesang, daß alles wie ein Lied klang auf den Tod eines fahrenden Schülers.

„Bin bis zu dieser vorgerückten Stunde meines Lebens ein fahrender Scholar verblieben.“ Er war es, nicht in nachempfundenen, hinter dem Ofen gedichteten Reimen; das Schicksal, das an den tiefsten Wurzeln seines Lebens wohnte, hatte ihn zum Vaganten voraus bestimmt und es ihm auf den Weg gegeben, daß er nie finden sollte, wo er sein Haupt in Ruhe konnte niederlegen. Ein Dasein großer Entbehrungen und steten Mangels — ein Dasein wie an der Landstraße und in dunklen Nachtasylen: aber in ihm war nichts von einer Selbstverschuldung, nichts, daß splitterrichtende Moral den Finger gegen den toten Poeten erheben könnte. Es steckte auch nichts von einer fahrigen Komödiantenlust, Künstlerpose und Zigeunerromantik in ihm, daß er mit Neigung und Willen ein Leben außer dem Gleis suchte: ein Teil seiner Seele war nur eine große Kinderseele, in der ein ungestörtes und unzerstörliches Paradiesesgefühl zurückgeblieben schien, das nur nie recht begreifen und verstehen konnte, daß sich vor dieser Wirklichkeit die Thore des Paradieses einmal geschlossen haben.

Und wer will entscheiden, ob das Echt- und Tief-Dämonische in ihm — die Jägergewalt, die unsern Peter Hille wie einen erlegten Vogel in der Hand hielt — all sein Handeln als ein höchstes Muß erscheinen ließ, als wie durch ein unterirdisches „Ich will“ geleitet — wer kann sagen, ob dieser Dämon mehr ein Bluthund war und eine Geißel seines Lebens, oder ein mildlächelnder großer Führer, der ihn ein feineres, ungewöhnliches Weltwissen lehren wollte. Ein Geist des Traumes lebte in ihm, der mit großen Sprüngen über die Brücken zwischen den Ideen hinwegsetzte, das Samenkorn unmittelbar in Blüte umwandelte, die Phantasiebilder rasch, jäh, unmittelbar zusammenschob, Jugend und Alter in einen Punkt hineindrängte. Sein Dichten war wie er selber: ein Kind sein und ein Greis sein im gleichen Augenblick. Unschuld und Weisheit. Ein ganz Frühes und Unentwickeltes, ein ganz Spätes und Ueberfertiges, ein ungeboren Zukünftiges. Dieser Traumsolipsismus suchte und fand nicht die rein vernünftige Verständigung nach außen hin, zerschlug und zertrümmerte die objektive Welt. Er stieß ihn hinaus auf die Landstraße, verweigerte ihm materielle Speise und Trank, ließ den Leib entbehren, aber er ging auch als guter Pilger Lukas an seiner Seite und spann ihn ein mit seinen frommen und reinen Lügen, die vielleicht viel tiefer und richtiger sind als jene Wahrheit, für die wir die Wirklichkeit halten. Ein großer Zauberer lebte in ihm, der das Leiden und das Elend bändigte.

Als er in den letzten Stunden, da wir mit ihm zusammen waren und die Worte nur noch wie im Schlafe, müde und fast unhörbar von seinen Lippen fielen, als eine Dame ihm Trost zusprechen wollte, wehrte er sie mit leiser Handbewegung ab: Warum trösten Sie mich? Einmal im Leben muß es mir doch auch wohl schlecht gehen. Einmal im Leben schlecht. Guter Peter. An Deinem Himmel stand stets ein glänzender Regenbogen, über den Du wie über eine goldene Brücke wandertest. Aber was Du Dir zuletzt aufgebaut hast, das ist doch viel mehr als nur ein Luftschloß gewesen, über das die anderen lächeln konnten. Dich hat nicht das Leben gedemütigt, Du hast das Leben gedemütigt.

„Und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Nein, dieses Wort gilt nicht von ihm. Wohl zog es ihn von Jugend auf mit heimlichen, mächtigen Sympathieen hin zu all den Fahrenden und Ausgestoßenen der Litteratur, zu den Archipoetae, zu den Günther, Sonnenberg, den Lenz und Grabbe. Aber er hat als Poet rein und vollkommen gegeben, was er geben konnte und auch geben wollte: etwas Besonderes, Eigenartiges, das nur aus seiner Traummenschlichkeit herausgeholt werden konnte: und nur wer auf sein Kleid sah, schalt ihn einen Verlorenen. Immer reiner, immer bewußter und stets feiner hat er sein Leben ausklingen lassen in eine letzte große religiöse und philosophische Weisheit, in ein tiefes Unendlichkeitsgefühl und starke Wesenssicherheit. Das letzte Jahr seines Lebens empfand er selber nur wie eine lichte Schönheit. Die uralten fröhlichen Worte: „Der Bettler ist der wahre König . .“, „Selig sind wir, die wir nichts besitzen, unser Leben ist wie das der Götter im Lichtreich“, klangen aus seinem Munde nicht wie eine fremde, unverstandene Melodie. Er war zuletzt in Wahrheit ein echtes freies Gottes- und Geisteskind, das allen Zwang von außen unter die Füße gebracht hatte. Die reine, klare Yogiseele schlug unter seinem dürftigen Rock, aber dieser Yogi war zugleich ein lebensseliger Sansara-Bekenner, ein echter Erzpoet und fahrender Scholar, der sich sein Pavia lobte. Und wenn er in der Weinschenke bei Dalbelli unter den Jüngern und Jüngerinnen saß, die in schwärmerischer Verehrung zu ihm aufblickten, dann schwebte um sein Haupt etwas vom Geiste des Sokrates, des Platonischen Gastmahles; das große Ethos war in ihm und zugleich die hellenische Trunkenheit: „die einen schliefen, andere waren fortgegangen, und nur Agathon und Aristophanes, und Sokrates waren noch wach und tranken aus einem großen Krug und reichten ihn immer wieder nach rechts herum.“

Er war „des Platonikers Sohn“, er war Petrarcas armer Bastard. In dem Giovanni seines Dramas hat er sein eigenstes, tiefstes, innerlichstes Seelenleben enthüllt. Man muß diese auf den ersten Anblick hin ganz wunderliche, seltsame Dichtung öfter lesen. Es steckt darin eine merkwürdige, ganz besonders divinatorische Psychologie. Das Sturm- und Drang-Genie als Kind und Sohn des klassischen Genies. Ein Geheimnis des Geisteslebens wird hier mit viel geheimer poetischer Kraft behandelt. Man muß fühlen, man muß aus seinem ganzen Leben wissen, wie viel echtes und reines Petrarca-Blut in den Adern Peter Hilles floß. Er war durch und durch Humanist. Ein Gymnasienmensch! Im tiefsten Wesen Formalist, — eine Formenschönheitsseele, dem alles in sprachlichem Ausdruck aufging. Immer schreibend, immer Manuskripte in der Hand, war er selber eine wandelnde Handschrift. Aber der Giovanni Petrarca, der von nichts so gequält wird wie von diesem seinem Vater Petrarca, der ihn wie Gift in

seinem Blut fühlt. Ein Gymnasienhasser. Die alten dunklen Mauern des münsterschen Gymnasiums, auf dessen Bänken einst Peter Hille Stunden der Qual erlebte, sind eigentlich immer mit ihm gegangen. Die ganze Welt war für ihn etwas wie eine Latein, Griechisch und Mathematik treibende Klosterschule, wo alle Schönheit aus der Form weggetrieben wird, Leben, Seele und Fleisch in eine grammatische Regel sich verwandelt, immer jemand mit dem Bakel steht und auf den Tisch klopft. Man muß diese Welt schwänzen, wie man die Schule schwänzt. Ein freudiges Schulkind, das nichts als immer lernen möchte, aber im geheimen Grauen stets an der Schule sich vorbeidrückte, so war Peter Hille in den dreißig Jahren, die ich ihn kenne, und seine Psychologie ist so sehr interessant, daß es sich verlohnt, noch des näheren und weiteren auf sie einzugehen.

(Der Tag.)

Auszüge.

Dem wieder erwachenden Interesse an **Wieland** dient auch eine kürzlich erschienene Schrift von Dr. Ludwig Hirzel in Bern über „Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern", die bekanntlich sehr gespannter und von Seiten der Brüder Schlegel und Ludwig Tieck direkt feindlicher Natur waren. Eine ausführliche, in manchen Punkten berichtigende Besprechung dieser Arbeit enthält ein Feuilleton Emil Ermatingers in der „Neuen Züricher Zeitung" (117). — Das Kapitel „**Goethe** und Oesterreich" hat neuerdings Bernhard Seuffert durch eine kleine Untersuchung über „Teplitz und Goethes Novelle" bereichert (Weimar, Böhlau, 1903). Danach ist — wie ein Bericht von Dr. Franz Spina in der „W. Abendpost" (99) erläutert — die „Novelle" nicht, wie es bisher geschah, als reine Kunstdichtung anzusehen, sondern als der Niederschlag persönlicher Erlebnisse. Als Schauplatz hat Seuffert in zuverlässiger Weise Teplitz nachgewiesen, ebenso wie es ihm gelungen ist, für mehrere Personen die wirklichen Urbilder ausfindig zu machen. — Von Goethes Verleger und Freunde Johann Friedrich **Cotta** entwirft Heinrich Glücksmann (W. Fremdenbl. 124) ein für diesen königlichen Kaufmann selbstverständlich sehr ehrenvolles Charakterbild. — Zu den Vielen, die sich Cottas Förderung erfreuen durften, gehörte auch Wilhelm **Waiblinger**, Eduard Mörikes unglücklicher Jugendfreund und Landsmann, dessen Geburtstag sich gleich dem Mörikes in der zweiten Hälfte dieses Jahres zum hundertsten Male jährt. Die bereits früher erwähnte Biographie, die der Schweizer Karl Frey diesem frühverstorbenen Poeten kürzlich gewidmet hat, liegt einem größeren Feuilleton von R. Pissin zugrunde (Nat.-Ztg. 285). — Ein verschollener kleiner Artikel von E. T. A. **Hoffmann**, den Hans v. Müller kürzlich in der alten berliner Wochenschrift „Der Zuschauer" aufgefunden hat, und der in der „Nat.-Ztg." (270) zum Wiederabdruck gelangt, ist für weitere litterarische Kreise belanglos. — Von einer anderen Ausgrabung unterhält Gustav Gugitz die Leser des wiener „Dtsch. Volksbl." (5501; „Vergessenes aus Alt-Wien"). Es handelt sich um ein vergessenes Reisebuch des Schriftstellers A. v. **Schaden**, betitelt „Meister Fuchs oder Humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau", Dessau 1822, in dem besonders die Litteratur- und Theatereindrücke noch jetzt ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen. Ein größerer Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit Zacharias Werner, dessen Predigten damals eine Sensation des wiener Gesellschaftslebens bildeten, ein anderer mit Franz Grillparzer, von dem Schaden sich sehr eingenommen zeigt. Von Ferdinand Raimund, der damals nur erst als Schauspieler in der Oeffentlichkeit wirkte, sagt er: „Er rennt wie ein Toller auf der Bühne umher ... und sprudelt in dem gemeinsten Volksdialekte die Worte dermaßen schnell und seltsam hervor, daß Fremde ihn unzählige Male gehört haben können, ohne je eine Silbe verstanden zu haben; der gebildete Norddeutsche glaubt eine ausländische Sprache zu hören und bedarf eines Dolmetschers, der ihm diese Töne auslegt, die Herr Raimund schreiend und unter widerlicher Verzerrung des Gesichtes ausstößt." — Eine trübe Episode aus **Grillparzers** Jugendleben hat vor kurzem Josef Ullrich durch eine kleine Schrift „Grillparzer im gräflich Seilernschen Hause" (Neutitschein 1904) genauer beleuchtet: die Zeit seiner Hauslehrerschaft im Hause des Grafen Seilern in Kraitz-Lukow, einer Oertlichkeit Böhmens, die er gelegentlich in „König Ottokars Glück und Ende" verwertet hat. — Einen Versuch, den toten **Saphir** durch eine litterarische Skizze zu verlebendigen, unternimmt Alfred Scheler in der „Augsb. Abendztg." (Sammler 52, 53). Er schließt mit dem wahrhaft fürchterlichen Wunsche: „O, möchte unserer Zeit wieder ein Saphir erstehen!" — An **Hebbels** zu Eingang dieses Heftes besprochene Briefe und Tagebücher knüpft Felix Poppenberg eine eindringende Betrachtung („Hebbel-Wege", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 18, 19), und Heinrich Glücksmann veröffentlicht im „N. W. Tagbl." (112) ein paar ungedruckte Briefe von Karl Beck.

* *

Auf Peter **Hilles** Tod findet sich außer den oben zitierten Zeilen von Julius Hart noch ein ausführlicherer Nachruf in den „Berl. N. Nachr." (217; „Ein Bohémien"), ein anderer von Ludwig Schröder in der „Rh.-Westf. Ztg." (450), wo auch zwei noch ungedruckte Gedichte Hilles ihre Stelle gefunden haben. — Von **Liliencron** handelt, in Erwartung seines sechzigsten Geburtstages, ein Aufsatz in der „Magdeb. Ztg." (220; „Ein deutscher Dichter"), sowie ein Appell Josef Buchhorns („Verachtet mir die Meister nicht!", Stuttg. Morgenp. 24), der als beste Liliencron-Feier einen Massenankauf seiner Werke für Volksbibliotheken u. s. w. vorschlägt. — Einen „Dichter des Schmerzes" nennt Ewald Gerhard Seeliger den Prinzen Emil **Schönaich-Carolath**, dessen Schaffen er einen größeren Aufsatz widmet (Hamb. Fremdenbl. 101). — Auf die „Biblischen Gedichte" Ludwig **Klausners**, moderne lyrische Umdichtungen alttestamentarischer Poesieen, macht ein empfehlender Artikel von Max Lesser im „N. W. Tagbl." (116) aufmerksam. — Karl Bienenstein (Dtsch. Tagbl., Wien, 116) beschäftigt sich mit Cäsar **Flaischlen**, den er als einen der aufrichtigsten und wahrsten Dichter feiert, die wir haben. „In seinen Büchern ist auch nicht eine Zeile gemacht, sondern alles erlebt und aus überwallendem Gemüte aufs Papier gebracht." — Ehrlichkeit und Güte sind auch die Grundzüge, die Richard Schaukal in der Dichternatur seines Landsmannes Hugo **Salus** am stärksten ausgesprochen findet („Novellen des Lyrikers", Münch. Ztg. Propyläen 57). — Von J. J. **David** sagt Felix Poppenberg anläßlich einer Besprechung seines letzten Novellenbandes „Die Hanna" („J. J. Davids Heimatkunst", Voss. Ztg. 207): „Wer J. J. Davids Werk aufmerksam nachfühlend verfolgte, mußte immer deutlicher merken, daß dieser Dichter alles Geschehene sehr tief nach innen erlebt, daß er das zweite Gesicht, das Künstlerisch-Visionäre, voll innerlich hellhöriger Empfindlichkeit besitzt, daß sich seiner Intuition blitzartig die menschlichen Naturen in ihren Wesens-Verästelungen im organischen Vollzug ihres Seins und Thuns enthüllten. Man mußte aber auch merken, daß dieser hellsichtig die Schicksalsgespinnste Schauende sorglich und fast demütig die Bescheidenheit der Natur wahrte. Er trug nie die Geheimnisse auf der Zunge, er wob nie Astralschleier um seine Gestalten, er strebte immer, voll Scham vor Verkündigungs-Geberden und Mirakelgesten, nach der Simplizität des Ausdrucks, er bevorzugte stets die Mittel der Wirklichkeitsschilderung." — Ueber die hier näher behandelten mährischen Heimatnovellen schreibt auch Eugen Schick ein Längeres im brünner „Tagesboten" (191). — Von sonstigen Neuerscheinungen unserer Erzählungslitteratur waren noch Clara **Viebigs** „Schlafendes Heer" (H. Hart im Tag 215; Die Post, Sonnt.-Beil. 18; Straßb. Post 468,

Albert Träger, B. Börs.-Cour. 225; Fritz Marti, N. Zür. Ztg. 135; Eberh. Kraus, Moskauer Dt. Ztg., 5. V), Hermann Hesses „Peter Camenzind" (Franz Karl Ginzkey, Graz. Tagesp. 107), Wilhelm Speck „Zwei Seelen" („Ein gutes Buch", Carl Busse in der Münch. Ztg., Propyläen 58), Ed. Stilgebauers „Götz Krafft" (W. Turszynski, Bresl. Ztg. 295) Gegenstand ausführlicher Anzeigen. — Ein paar allgemeine Bemerkungen über den „Vordertreppenroman" faßt Oscar Blumenthal in der „N. Fr. Presse" (14 275) zu einem Feuilleton zusammen. Er meint damit den verkappten Hintertreppenroman, der die Vordertreppe heraufkommt, d. h. der trotz der litterarischen Pose um nichts unwahrscheinlicher und abenteuerlicher sei als die Schoßkinder der Kolportage. „In diesen verfeinerten Romanen der Vordertreppe wird die Abenteuerlichkeit, die nun einmal den überlieferten Reiz der Gattung bildet, aus den äußeren Geschehnissen in die inneren verlegt. Es werden uns die Räubergeschichten des Herzens erzählt. Die psychologische Münchhauseniade tritt an die Stelle der phantastischen Begebenheit, und statt erfundener Schicksale werden uns erfundene Menschen vorgeführt." Leider unterläßt es der Verfasser gänzlich, seine allgemeinen Wahrnehmungen durch Anführung bestimmter Beispiele dieser Gattung zu belegen und so die Möglichkeit zu geben, ihre Richtigkeit nachzuprüfen.

* *

Der Tod Maurus Jokais (s. unten Sp. 1244) hat ein stärkeres Echo nur in der deutschen Presse Cisleithaniens geweckt, und auch hier, wie bei den wenigen größeren Nekrologen der reichsdeutschen Zeitungen, waren es nahezu ausnahmslos ungarische Federn, die dem Heimgegangenen die letzte Ehre erwiesen (Albert Sturm, N. W. Tagbl. 128; Koloman Mikszáth, Zeit 578; Karl Groß, W. Abendpost 104; Heinrich Glücksmann, W. Fremdenblatt 127; Leitartikel der N. Fr. Pr. 14259; Arnim Schwarz, P. Lloyd 111; Rachel Bardi, Berl. Tgbl. 231; Ernst Goth, Voss. Ztg. 213; A. Semerau, Bresl. Ztg. 322). Die magyarische Nation betrauert in Jokai nicht nur ihren ersten Prosaisten, sondern auch den Menschen und den Freiheitskämpfer. Ihr bedeutete er als Persönlichkeit ungefähr dasselbe, was Victor Hugo s. Zt. den Franzosen. Für den Nichtmagyaren ist er und wird er schwerlich je mehr sein als ein ungarischer Dumas père. — Einen Ueberblick über die wichtigsten Ereignisse und Erscheinungen der französischen Litteratur im Jahre 1903 giebt Eduard Engel in der „Magdeb. Ztg." (216). Er findet die Ausbeute so erschreckend dürftig wie seit langem nicht, und vermißt auf allen litterarischen Gebieten ein Werk von bleibender Bedeutung. — Von den zeitgenössischen Dramatikern Frankreichs, im besonderen von Lavedan, Lemaître, de Curel, Hervieu, Mirbeau, Brieux, Donnay, Capus spricht Camille Mauclair in einem Aufsatz über „Moderne Bühnenkunst in Frankreich" (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 9). — Ueber den jung verstorbenen Lyriker Jules Laforgue (1860 bis 1887), den man wohl den Novalis oder den John Keats der Franzosen genannt hat, orientiert ein Essai von Paul Wiegler in der „Nat.-Ztg." (288). Er war, was weiteren Kreisen kaum bekannt sein dürfte, bis 1886 Vorleser der alten deutschen Kaiserin Augusta und lebte als solcher mehrere Jahre teils in Berlin, teils in Coblenz, Baden-Baden u. s. w., was ihn deutscher Philosophie und deutscher Kunst nahebrachte. Von Abstammung Bretone, war er in Montevideo geboren. Sein früher Tod war das Ende eines längeren Schwindsucht-Siechtums. Noch in seinem letzten Lebensjahre vermählte er sich mit einer Engländerin Miß Leah Lee, die ebenfalls schwindsüchtig war und ihn nur ganz kurze Zeit überlebte. Sein lyrisches Hauptwerk waren die „Complaintes", eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen ist kürzlich im Verlag des Mercure de France erschienen. Nach Wieglers Urteil ist Laforgue „ein Genie, sicherlich einer der vier genialsten Lyriker Frankreichs nach Leconte de l'Isle", aber alles in allem eine wirre, ungeklärte Natur. — Ein paar Jahre früher, 1883, war die französische Dichterin Amélie Gex ebenfalls einem langen Siechtum erlegen, deren savoyardischen Volkspoesieen sich in ihrer engeren Heimat, der Haute-Savoie, großer Popularität erfreuten. Eine kurze Darstellung dieser u. a. besonders von Viktor Hugo hochgeschätzten Heimatkünstlerin giebt W. A. Hammer in der „Allg. Ztg." (Beil. 97; „Savoyardenlieder"). — Ueber „Das Weib im französischen Volkslied" hat kürzlich Paul Fink eine züricher Dissertation veröffentlicht (Weimar, R. Wagner Sohn), an die ein Feuilleton der „Basl. Nachrichten" (123) anknüpft. — Helene Richters Studie über „Das Urbild der Monna Vanna" (N. Fr. Pr. 14247) konnte schon im vorigen Heft kurz erwähnt werden (Sp. 1159*)). Es handelt sich, wie dort bereits gesagt war, um die alte englische Sage von Godiva, der Gräfin von Coventry, die, um ihre Stadt zu retten, die barbarische Forderung ihres Gatten erfüllte und nur mit ihrer Keuschheit und ihrem langen Haare angethan durch die Straßen ritt. Eine italienische Fassung der Sage findet sich bei Boccaccio (Dekameron, X, 5) und bei Bojardo; beide sollen auf eine orientalische Version zurückgehen, diejenige in Chaucers „Canterbury-Geschichten" auf eine bretonische. Der Aufsatz geht auf die Erzählungen bei Boccaccio und Chaucer vergleichend ein und untersucht dann das Verhältnis von Maeterlincks Drama zu der überlieferten Fassung des Motivs. — An der gleichen Stelle (14249) findet sich eine kleine dramaturgische Studie über Shylock von Alfred Freiherrn von Berger, der die paradox erscheinende Behauptung vertritt, daß Lessings Nathan in direkter Linie von dem Rialto-Juden abstamme, und im übrigen wieder im Gegensatz zu der neuerdings meist herrschenden Auffassung Shylock nicht als groteskkomische, sondern durchaus als tragische Figur begriffen wissen will. — „Shakspere, der Engländer" überschreibt Max Meyerfeld eine kleine Betrachtung (Voss. Ztg. 209), die im Anschluß an die neuliche Denkmalsfeier in Weimar und dort gefallene Worte dem Bestreben entgegentritt, Shakspere die Eigenschaft eines spezifisch britischen Dichters „wegzuretouchieren" und ihn als einen germanischen Dichter in Anspruch zu nehmen, weil die Deutschen den Dichter besser zu schätzen wüßten als die Engländer selbst. Daß Shakspere Engländer mit Leib und Seele war, wird an einigen Hauptstellen seiner Werke durch seinen eigenen Mund dargethan.

„Eine Operndichtung Friedrichs des Großen." Von Wilhelm Altmann (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 19). Friedrich der Große dichtete für den Komponisten Graun die dreiaktige Oper „Montezuma". Das französische Original ist leider verloren; die deutsche Umdichtung findet sich in dem kürzlich erschienenen 15. Bande der Denkmäler deutscher Tonkunst.

„Die norwegischen Volksmärchen." Von Just Bing (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 19).

„Auerbachs Hof und Keller in Leipzig." Von W. Bruchmüller (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 19). Mit Auerbachs Keller beschäftigten sich in jüngster Zeit zwei größere Arbeiten von leipziger Historikern: Gustav Wustmann, Der Wirt von Auerbachs Keller, Dr. Heinrich Stromer von Auerbach (Leipzig, H. Seemann Nachf.) und Dr. Ernst Kroker, Doktor Faust und Auerbachs Keller (Leipzig, Dieterich).

„Naturalismus und Mystizismus." Von Dr. Ludwig Coellen (Münch. Ztg., Propyläen 56, 57).

„Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs." Von Dr. Rudolph Genée (Voss. Ztg. 203). — „Hans Sachs und wir." Von Dr. Th. Hampe (Berl. N. Nachr. 207). Beide Artikel wurden durch die Anfang Mai in Berlin abgehaltenen Hans Sachs-Spiele einer nürnberger Gesellschaft veranlaßt.

„Kant und der Buchhandel." Von Dr. Th. Jünemann (Berl. Tagebl., Zeitgeist 19). Behandelt die Honorare, die Kant für seine einzelnen Werke erhielt.

---

*) Zu der dort wiedergegebenen Zuschrift bittet uns Herr Fr. v. Oppeln-Bronikowski, nachträglich darauf hinzuweisen, daß er schon im „Tag" Nr. 471 (1902) vor der berliner Premiere der „Monna Vanna" auf die Sage von Lady Godiva hingewiesen und die 13 wichtigsten Zeilen des tennysonschen Gedichtes zitiert habe. D. Red.

„Die Evolution der Liebe.“ Von Ellen Key (Frankf. Ztg. 119).

„Vergangene Zeiten.“ Theater-Erinnerungen von Paul Lindau. (Neue Fr. Presse 14227 u. 14232).

„Das Jubiläum des Don Quixote.“ Von J. Riffert (Leipz. Ztg., Wiss.-Beil. 52).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. (Berlin.) In den beiden Heften vom April und Mai veröffentlicht Günther Jansen eine stattliche Auslese der Briefe des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar an Fanny Lewald-Stahr. Von 1848 bis zum Todesjahre der letzteren — 1889 — reichen diese von schönster Menschlichkeit durchwärmten Briefe. In den Oktobertagen des Revolutionsjahres hatte der Großherzog Fanny Lewald kennen gelernt, als sie in Begleitung ihrer Freundin Therese von Bacheracht zum ersten Male nach Weimar kam. Und kaum hatte sie die klassische Stadt verlassen, als sie, von Dresden aus, an die mündliche Unterredung in Weimar anknüpfend, dem Erbgroßherzog schrieb. Umgehend antwortete dieser, und so „leitete sich ein Briefwechsel zwischen diesen beiden in Lebensstellung und Weltanschauung wie in der Art ihrer geistigen Veranlagung so grundverschiedenen Persönlichkeiten ein, der zunächst sich meist um litterarische Tagesfragen bewegend, aber allmählich mit wachsendem Vertrauen weitere Kreise ziehend, nur selten, insbesondere während der großen politischen Krisen von 1866 und 1870 für kürzere Zeit unterbrochen, über alle Wandlungen der Zeiten und Jahre hinweg durch mehr als vier Jahrzehnte sich fortsetzte, bis ihm erst der Tod Fanny Lewalds am 5. August 1889 ein Ziel setzte“. Vor allem zwei Namen: Goethe und Rom, ziehen sich wie rote Fäden durch die vierzigjährige Korrespondenz; hier trafen der Großherzog und seine Freundin auf etwas Gemeinsames, auf Menschliches zu jeder Zeit. Und wohlthuend ist es, „während des langen Zeitraumes zu verfolgen, wie der Briefwechsel in allem Wandel der Zeiten, der Interessen und des Lebensalters unbeirrt auf den Grundton dieses ‚Menschlichen‘ — das bevorzugte Lieblingswort des Großherzogs — gestimmt bleibt. Es sind nicht bloß Unterhaltungen zwischen einem kunstsinnigen und wissensfreudigen Fürsten und einer geistreichen Schriftstellerin über Welt, Menschen und Dinge, sondern es bildet sich zugleich ein wirklich nahes, persönliches Verhältnis heraus, das mit zunehmenden Jahren, anstatt wie so manchmal zu erlahmen, eher an Wärme gewinnt“. — Ein Bild „Aus Goethes letztem Lebensjahre“ entwirft Hans Gerhard Gräf im Maiheft aufgrund des goethischen Tagesbuches.

Frauen-Rundschau. (Berlin.) 5. Jahrgang. Von den mancherlei Aufsätzen zur Litteratur, die in den letzten Monaten in der Frauen-Rundschau erschienen, brachten die meisten in knapper Form eine Charakteristik dieser und jener im litterarischen Leben stehenden Frau. So zeichnet (7, 8) M. Neumann das Porträt der Hedwig Dohm als einer Vorkämpferin der Frauenbewegung, und Elisabeth Mentzel führt ebenda eine im sechsten Heft begonnene Würdigung der „Frau Rat Goethe“ zu Ende. Marie Rasch entwirft ein Bild der Caroline von Wolzogen (10), M. S(tritt?) feiert (1) Carmen Sylva an ihrem sechzigsten Geburtstage, und Karl Fr. Nowack spricht (12) „Von einer niedersächsischen Dichterin“ — es ist Lulu von Strauß-Torney, deren Balladen ihm den Vergleich mit ihrer großen Landsmännin Annette Droste-Hülshoff nahelegen. — Von dieser veröffentlicht (4) Wilhelm von Scholz einen bisher unbekannten Brief, der — im Jahre 1840 geschrieben — an die Tante der Dichterin, Ludowine von Haxthausen, gerichtet ist. — Von weiteren Aufsätzen seien genannt eine Besprechung neuer Bücher von Richard Schaukal (9) durch Ernst Paul, ein Essai (2, 3) von F. Staudinger über „Herder und seine Bedeutung für unsere Zeit“, sowie zwei Aufsätze allgemeinerer Art: „Handschuhmoral“, von Eduard Platzhoff-Lejeune (12) und „Was lesen unsere Frauen und Mädchen?“ von Carmen Teja. Dort knüpft Platzhoff an Björnsons „Handschuh“ an und vergleicht die von ihm ausgesprochene Forderung mit ähnlichen Gedanken, die sich in dem letzten Buche des feinsinnigen Psychologen Julius Duboc, in den „Streiflichtern“ finden. Während Björnson ethisch postuliere, erkläre Duboc psychologisch; während jener sich anklagend entrüste, versuche dieser verstehend zu verzeihen. Björnson rede als Apostel, Duboc untersuche als Philosoph. Die Lektüre der Frauen steht nach Carmen Tejas Ansicht auf recht niedrigem Niveau — indessen sei dafür der ganze Zuschnitt unseres Litteraturbetriebes verantwortlich zu machen und manche Besserung vom Lehrplan in den Schulen zu erwarten.

Kunstwart. (München.) XVII, 12. Um die Treue eines Dichterwerkes festzustellen, haben wir — nach Adolf Bartels Meinung („Von der Treue“) — nur ein Mittel, die Erfahrung. Diese aber teile sich in innere Erfahrung, Lebens- oder Milieukenntnis und Litteraturkenntnis. „Manchmal reicht eine dieser Erfahrungen aus, manchmal müssen mehrere zusammenwirken, und nur in einem Falle versagen alle drei, wenn es sich nämlich um das bahnbrechende Werk eines Genies handelt. Demgegenüber braucht es der dunkeln Seelenkräfte, die wir Ahnungen oder Instinkte nennen — bei einzelnen großangelegten rezeptiven Naturen steigern sie sich ja bis zu ihrerseits genialer Intuition.“ Scheine so die Erkenntnis, ob ein großer und neuer Dichter treu sei, meist sicher, so müsse man, wenn man das Eindringen des Schwindels in unser Geistesleben bekämpfen will, gerade bei den Dichtern dringend nach der Treue fragen, die einzelne schätzenswerte Talente besitzen und es unter Umständen zu großen Erfolgen bringen. „Nun versuchen Schriftsteller dieser Art natürlich, wenn man ihnen auf die Sprünge kommt, sich mit dem Rechte der Phantasie und ihrer Freiheit herauszureden. Ich will mit ihnen heute darüber nicht rechten, soviel ist aber doch wohl sicher: entweder schafft die künstlerische Phantasie ‚treu‘, das heißt, auch wo sie erfindet, im Rahmen der wirklichen Verhältnisse, auf die der Dichter sein ganzes Werk von vornherein gestellt hat, oder sie löst sich vollständig vom Realen und schafft etwas wie eine Fata morgana, wobei natürlich die Anschauung im einzelnen doch bestehen bleibt. Ich glaube wenigstens: ein drittes giebt es bei einem echten Dichter nicht, denn, was man etwa gegen mich anführen könnte, die Vermischung des Realen und Phantastischen z. B. in Shakspeares Lustspielen hat doch den Bruch mit der Wirklichkeit zur Voraussetzung. Ganz besonders gefährlich erscheint mir die ‚Untreue‘ im modernen Roman und im modernen Drama; denn wir haben uns daran gewöhnt, hier ein dem wirklichen Leben abgewonnenes Weltbild zu sehen, das wir zur Gestaltung und zur Korrektur unseres eigenen benutzen, und so ist es unerträglich, wenn uns ein Weltbild oder ein Lebens- und Entwicklungsprozeß gleichsam vorgeschwindelt wird. Der moderne Roman und das moderne Drama, das müssen wir so stark wie möglich betonen, sie stehen und fallen mit der Treue.“ — Im 14. Hefte schreibt Avenarius selbst einen Leitartikel in aeternam gloriam Homers, und im 16. spricht E. Platzhoff-Lejeune unter dem Titel „Geistesgeschichte“ von den Beziehungen der drei Mächte Litteratur, Philosophie, Geschichte, von ihrer gemeinsamen, mit vereinigten Kräften zu lösenden Aufgabe und den von jeder einzelnen zu erstrebenden Zielen.

Die neue Zeit. (Stuttgart.) XXII, 31. Als Ergänzung zu der autobiographischen Skizze, die kürzlich Paul Ernst an dieser Stelle veröffentlichte, wird das Urteil eines sozialistischen Führers über den ehemaligen

Parteigenossen interessieren. Karl Kautsky sieht in Ernsts Roman „Der schmale Weg zum Glück“ die Begründung der jetzigen Lebensanschauung des Verfassers und betrachtet diesen romantischen Reflex seiner Mauserungen Zug um Zug, um schließlich zu einem harten Urteil zu gelangen. „Das Untergehen in einem selbstsüchtigen und selbstgenügsamen Philisterium, dem als einzige Verklärung die Phraseologie eines Landpastors zu Gebote steht — stilistisch ahmt Ernst jetzt die Sprache der Prediger des siebzehnten Jahrhunderts nach —, das ist das Endziel, das uns heute Paul Ernst steckt, der gewesene Marxist, der dann mit dem Anarchismus liebäugelte, worauf er zum Revisionismus neigte, bis er nun ganz ‚vernünftig‘ geworden ist; das ist der Abschluß der schwülen Erotik und der kecken Ausgelassenheit des Verfassers von ‚Lumpenbagasch‘ und ‚Im Chambre séparé‘! Man wird fast versucht, hier wieder einmal eine jener Wandlungen zu sehen, die bekanntlich aus jungen galanten Damen alte Betschwestern macht. Aber die Wandlungen Ernsts dürften anders zu erklären sein. Ernst gehört zu jenen Dandies der Litteratur, die stets mit der neuesten Mode gehen und in ihr durch ihr extremes Betonen glänzen wollen. Die Entwicklung vom strammen Marxisten zum frömmelnden Philister bei ihm ist eine Rekapitulation der Entwicklung fast des ganzen deutschen Litteratengeschlechtes der ‚Jungen‘ aus den Achtzigerjahren. Darin ruht seine Bedeutung; weil sie aber darin allein beruht, bezeugt sie damit auch die Bedeutungslosigkeit seiner Kunst.“

Süddeutsche Monatshefte. (München.) I, 5. Mit schwäbischer Kultur und Litteratur beschäftigt sich das vorliegende Heft, mit den Alten und Jungen des Schwabenwinkels, die dem großen Vaterlande, wenn auch nicht Welterschütterndes, so doch reiche Frucht und Samen zugetragen haben. Von seinem Vater, Fr. Th. Vischer, veröffentlicht Robert Vischer, der göttinger Professor, „Briefe aus Italien“, von Hugo Wolf, dem Komponisten, gelangen „Ungedruckte Briefe an schwäbische Freunde“ zum Abdruck, desgleichen, von Rudolf Krauß besorgt, zehn Briefe von Eduard Mörike, dessen Wesen und Bedeutung die Rede glücklich zusammenfaßt, die Otto Güntter bei der Jahrhundertfeier in Stuttgart gehalten hat, und die hier wiedergegeben wird. — Vom Alten zum Neuen die Brücke zu schlagen sucht Ernst Jaeckh in einem Ueberblick über „Das litterarische Leben in Württemberg“. Zwischen Alten und Jungen erkennt er deutliche Differenzmerkmale. „Zunächst äußerlich: die Aelteren sitzen in der Hauptsache in der Residenz in sicherer und behaglicher Position und mit persönlichem Zusammenhalt untereinander, eine Gruppe. Die Jüngeren befinden sich meist fern von der Heimat, einzeln und zerstreut, mit nur schwachen Fäden dorthin verbunden, oder aber, wer von ihnen daheim geblieben ist, dem fehlt die äußere Freiheit und Selbständigkeit, sich unumwunden auszusprechen. Weiter prinzipiell: beide Teile gehen in ihren Kunstmitteln und -stoffen je ihre eigenen Wege.“ Von jenen Alten, die teils die große Blütezeit der schwäbischen Litteratur persönlich noch miterlebten, zum größeren Teile an Tradition sich eng gebunden fühlen, nennt Jaeckh die Stuttgarter Eduard Paulus, Karl Schönhardt, Karl Weitbrecht, sodann dessen Bruder Richard, ferner Eduard Hiller, Otto Gittinger, Adolf Grimminger, Robert Oechsler und Ludwig Palmer. „Andere, den Jahren nach nur ältere, wie der warmbronner Bauer Christian Wagner — von dem Richard Weltrich neue Proben mit kurzem Geleitwort mitteilt — wie der stuttgarter Justizrat Eduard Eggert mit grandios anschaulichen Bildern im Epos, und Isolde Kurz, die Künstlerin der Novelle — sie leiten bereits zu Jung-Schwaben über. Eine Reihe von Persönlichkeiten verkörpert diese schwäbische Moderne. Ihr Ausdruck ist ein wesentlich lyrischer. Als ihre Kennzeichen erscheinen mir gegenüber der älteren Gruppe mit ihrer Konvention eine besondere Unmittelbarkeit der Empfindung und der Darstellung, eine knappe, schlichte Prägnanz des Ausdrucks, häufig bis zur epigrammatischen Konzentration gehend, eine suggestive Kraft in der Wirkung. Das dadurch Erreichte ist ein Zuwachs an Anschauungen und an Kultur. Neben zarten Stimmungsgedichten findet sich tiefe Weltanschauungspoesie. Auf den gemeinsamen Nenner etwa dieser Charakteristik läßt sich bei aller individuellen Verschiedenheit untereinander eine Anzahl moderner selbständiger Naturen bringen, deren ausgesprochener süddeutscher Accent sie wohlthuend von den gewohnten Stilarten der berliner Moderne unterscheidet: mit deren Sturm und Drang hat dieses Jung-Schwaben weder äußere noch innere Beziehungen mehr; es ist gediegener, sicherer; mitunter klingt eine mörikesche Note in dieser Lyrik an. Aber wie der Glanz mörikescher Dichtung erst von außerhalb Württembergs durch Hugo Wolfs Musik ins rechte Licht gesetzt werden mußte, ehe man selbst daheim es sah, — ähnlich ergeht es diesen modernen Profilen. Entweder weilen sie jahrelang schon fern von der Heimat, so Cäsar Flaischlen aus Stuttgart in Berlin, Hermann Hesse aus Calw in Basel, Karl Gustav Vollmoeller aus Stuttgart in Italien; oder bleiben sie wohl oder sind sie wieder in der Heimat, so Gertrud Ingeborg Klett (aus Calw) und Therese Köstlin (aus Maulbronn), H. H. Ehrler, der Lehrer Fr. Felger, Ernst Krauß, aber es fehlt ihnen an Förderung; einige andere schließlich, ein Architekt Gustav Mayer oder ein Kunstmaler Heinrich Schäff, tragen das Kainsmal der Bohème an sich, als typische Physiognomie eines derangierten Zynikers der eine, als vagierender Philosoph mit dem Lachen auf der Heide der andere.“

„Von den Königen und der Krone“ [Ricarda Huch]. Von Gertrud Bäumer (Die Frau, Berlin; XI, 8).

„Zur Geschichte der Operntexte.“ Von Siegfried Floch (Internat. Litter.- und Musikberichte, Leipzig; XI, 10).

„Ein Wort über Ausstattungs-Unwesen im Theater.“ Von Wolfgang Madjera (Deutsche Rundschau, Mährisch-Weißkirchen; I, 3).

„Zweck und Organismus. Ein Beitrag zur Sprachkritik.“ Von Fritz Mauthner (Nord und Süd, Breslau; Maiheft). Ebendort kommt Hans Lindau in längerer Ausführung („Der Genuß der Sprache“) auf Mauthners „Kritik der Sprache“ zurück.

„Michelet und Deutschland.“ Von G. Monod (Deutsche Revue, Stuttgart; Maiheft).

„Laurids Bruuns Romane.“ Von Walther Müller-Waldenburg (Internat. Litter. u. Musikberichte, Leipzig; XI, 10).

„Beethovens Begegnung mit Goethe.“ Von Prof. Eugen Sachsse-Bonn (Velhagen u. Klasings Monatshefte, Bielefeld; Maiheft).

„Ein neues Buch vom alten Wilhelm Busch.“ Von Siegmar Schultze (Internat. Litter.- u. Musikberichte, Leipzig; XI, 10).

„Wie stellt sich das attische Drama zur Gegenwart?“ Von Ludwig Sendach (Neue Bahnen, Wien; IV, 9/10).

„Goethe u. Schiller in ihren Beziehungen zum Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins“ (Schluß). Von A. Weis-Ulmenried (Neue Bahnen, Wien; IV, 9/10).

„Gelehrte Frauen der Stadt Bologna.“ Von Alice Wengraf (Die Frau, Berlin; XI, 8).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

In der „Revue de Paris“ vom 1. April veröffentlicht der berühmte Schauspieler Constant Coquelin eine ausführliche Studie über Molières „Don Juan“, worin er diesen litterarischen Typus bis auf den „Marquis de Priola“ von Lavedan verfolgt, um etwas willkürlich und einseitig die Ueberlegenheit von Molières Stück festzustellen. In der Nummer des 15. April bringt Gustave Simon einige unbekannte Briefe Lamartines

an Victor Hugo, die bezeugen, daß zwischen den beiden großen Dichtern bis zum Tode des ersteren ein von der beiderseitigen Umgebung oft gestörtes, ziemlich gutes, aber nie intimes Verhältnis bestand. Lamartine fand Hugo nicht moralisch und christlich genug. Schon über „Notre-Dame de Paris“ schrieb er ihm: „Das Buch ist leider unmoralisch, weil sich die Vorsehung nicht genug fühlbar macht. Alles findet sich in Ihrem Tempel außer ein wenig Religion.“ Lamartines Besprechung der „Misérables“ im Jahre 1863 in seinen „Entretiens Littéraires“ wurde von Hugo selbst als „Beißversuch eines Schwanes“ bezeichnet; aber als kurz darauf Lamartines Gattin starb, kondolierte er ihm trotzdem herzlich. Immerhin scheint der briefliche Verkehr in den sechs letzten Lebensjahren Lamartines gänzlich aufgehört zu haben. Recht interessant sind in der ersten Mai-Nummer einige neue Briefe der Frau von Staël, die sie im Jahre 1804 aus Weimar und Berlin an eine in Genf lebende Cousine richtete. Ihre Begeisterung für Deutschland, die sie in dem für die französische Romantik so wichtigen Buche „De l'Allemagne“ kundgegeben, tritt hier viel weniger hervor. Goethe, Schiller und Wieland kommen jedoch auch hier sehr gut weg. — Im gleichen Hefte bringt Alfred Binet ein auf gründlichster, fast inquisitorischer Information beruhendes „psychologisches Portrait“ von Paul Hervieu. Danach geht Hervieu immer mit Unlust an die Arbeit, der er jedoch mit großer Regelmäßigkeit obliegt. Er ist nach Binet „ein nahezu vollendetes Beispiel rationalisierter (d. h. nur Vernunftgründen zugänglicher) Menschheit“.

Die „Revue“ (des Revues) vom 1. Mai enthält von G. de Lauris mitgeteilte Briefe von Benjamin Constant, die die oben erwähnten Briefe seiner langjährigen Freundin und Feindin, der Frau von Staël, merkwürdig ergänzen, da sie fast zur selben Zeit in Deutschland geschrieben wurden. Am 10. März 1804 schreibt Constant an seinen Freund Hochet in Paris die treffenden Worte: „Ein Franzose macht zuerst ein System und sucht dann die Thatsachen dazu oder er sucht sie auch nicht. Ein Deutscher häuft die Thatsachen und macht sehr oft schließlich doch kein System daraus und zieht überhaupt kein Resultat.“ Von Goethe sagt er: „Er ist ein Mann von großer Feinheit des Geistes und oft von großer Anmut, immer aber von erstaunlicher Neuheit in den Gedanken und vollkommener Schärfe im Ausdruck, selbst in französischer Sprache.“ Aus dem Jahre 1806 stammt das etwas zu geistreiche Wort über Friedrich Wilhelm III.: „Er ist, glaube ich, der erste Eroberer aus Furcht, den es je gegeben. Alle Monate sagen wir (d. h. Frankreich) ihm: ‚Du wirst eine Provinz erobern oder wir hängen dich‘, und er erobert sie.“ — Der bekannte Novellist Masson-Forestier, der Elsaß-Lothringen gründlich durchforscht hat, giebt in einem Aufsatze „Les Alsaciens de la réalité“ seinen Landsleuten den Rat, die Reichslande ihrem Schicksale zu überlassen, da sie dadurch am besten für ihr Wohlergehen unter deutscher Herrschaft sorgen. Die gemütlichen elsässischen Dialektstücke von Stoskopf dienten ihm als ein hervorragendes Argument für die Realpolitik der Elsässer. — In der Revue vom 19. Mai schildert Philipp Berger, Renans Nachfolger im Lehramt, die Wiedergeburt der hebräischen Litteratur in unseren Tagen und ihre Beziehung zum Zionismus. — An der Spitze des „Mercure de France“ (April) findet sich eine grundlegende Studie von Albert Mockel über den belgischen Dichter Charles van Lerberghe, der kürzlich seine episch-lyrische „Chanson d'Ève“ hat erscheinen lassen. Der bekannte Streit, ob dieser Jugendgenosse Maeterlincks*) in den „Flaireurs“ dessen „Intruse“ nachgeahmt habe oder umgekehrt Maeterlinck die „Flaireurs“ als Vorbild benutzte, wird von Mockel dahin entschieden, daß „Les Flaireurs“ 1888 geschrieben wurden und auf „L'Intruse“, die erst 1890, ein Jahr nach den „Flaireurs“, in der gleichen Zeitschrift (La Wallonie) erschien, einigen Einfluß gehabt haben können, daß aber Maeterlinck unabhängig von Lerberghe sein erstes Drama, die „Princesse Maleine“ geschaffen hat. Jedenfalls wird „La Chanson d'Ève“ das meiste dazu beitragen, Lerberghes litterarische Persönlichkeit neben derjenigen Maeterlincks zu fixieren. Die „Nouvelle Revue“ (1. Mai) enthält eine bemerkenswerte Studie von Gustave Kahn über „L'Histoire Romanesque“, worin er die Erneuerung des historischen Romans durch Zola, die Brüder Margueritte, Paul Adam und Anatole France vergleicht und dem Cyclus „Histoire Contemporaine“ des letzteren trotz des lockeren Gefüges der vier Romane, aus denen er besteht, den Preis zuerkennt. — Die „Renaissance Latine“ bringt in den Nummern vom 15. März und 15. April Briefe des Dichters Leconte de l'Isle, die er 1870 und 1871 in Paris geschrieben und die zeigen, daß der marmorkalte Dichter der „Poèmes Antiques“ warmen und tätigen Anteil an der Landesverteidigung nahm. — Im gleichen Heft schildert Paul Lafond den heutigen Zustand und die Geschichte der „Schlösser der drei Mousquetaires“ von Dumas (Vater), d. h. der drei Edelleute der Gascogne, deren Namen und teilweise auch deren Schicksale Dumas den Memoiren jener Zeit entnommen hat. — „Les Arts de la Vie“ nennt sich eine seit dem 15. Januar erscheinende, sehr hübsch ausgestattete neue Monatsschrift, die Gabriel Mourey herausgiebt. Die Kunstkritik spielt darin die erste Rolle, aber auch die Litteratur kommt zu ihrem Rechte. Maurice Beaubourg vergleicht in der März-Nummer die beiden antisemitischen Theaterstücke „Le Retour de Jérusalem“ von Donnay und „Décadence“ von Guinon (Vaudeville, 18. Februar), und kommt zu dem Schlusse, daß die Heldin Donnays und der Held Guinons diametral entgegengesetzte Eigenschaften als semitische „Rassenmerkmale“ zur Schau tragen. — Die „Revue Bleue“ vom 7. Mai enthält eine ziemlich scharfe Gesamtkritik der Werke des neuen Mitglieds der Akademie René Bazin, dessen feierliche Aufnahme am 28. April stattgefunden hat. J. Ernest-Charles, der kürzlich die zweite Serie seiner Samedis Littéraires erscheinen ließ, wendet sich darin direkt gegen Brunetière, der als Akademiker Bazin zu bewillkommnen hatte und ihn bei dieser Gelegenheit als den Begründer einer neuen Richtung des „sozialen Romans“ dem Naturalismus von Flaubert und Zola gegenübergestellte. Nach Ernest-Charles wäre Bazin bloß ein in korrektem Stile schreibender Verfasser schwächlicher Tendenzromane konservativer Richtung, die weder durch Erfindung noch durch Charakterzeichnung hervorragen.

Weit über die litterarischen Kreise hinaus bewegte sich der Kampf um die Nachfolge des verstorbenen Deschanel als Professor der modernen französischen Litteratur im Collège de France. Ferdinand Brunetière, der weitaus bekannteste der in Betracht kommenden Kandidaten, hatte seine unglückliche Parteinahme in der Dreyfussache gegen sich. Er hatte in seiner Bekämpfung der Prozeßrevision einen merkwürdigen Mangel an textkritischer Befähigung verraten. Sein Eintreten für den Kirchenglauben und gegen die exakten Wissenschaften hatte seine Lage auch nicht verbessert. So war es nicht zu verwundern, daß ihm zuerst die Mehrheit der Professoren, die ein Vorschlagsrecht besitzen, und dann der Unterrichtsminister den Rabelais-Forscher Abel Lefranc vorzogen, der kurz zuvor in der „Revue des Etudes Rabelaisiennes“ in glänzender Art den Beweis geführt hatte, daß das jüngst in München entdeckte, 1549 in Lyon gedruckte fünfte Buch des Pantagruel unmöglich von Rabelais herrühren könne. Ein noch größeres Verdienst Lefrancs war es, daß er einst unter den Manuskripten der Pariser Nationalbibliothek einen starken Band unbekannter Schriften der Margarethe von Navarra, der Schwester Franz des Ersten, entdeckte. Lefranc war bisher Generalsekretär des Collège de France und hatte als solcher die Geschichte dieses eigenartigen, uralten Instituts geschrieben. Brunetière blieb auf diese Weise der „Revue des deux Mondes“ als Chefredakteur erhalten. Er findet daneben Zeit, seinem

*) Einen Essai Maeterlincks selbst über Lerberghe veröffentlichen wir in einem unserer nächsten Hefte. D. Red.

Handbuch der französischen Litteraturgeschichte eine Geschichte der klassischen Litteratur von der Renaissance bis zum Tode Victor Hugos folgen zu lassen. Sie wird fünf starke Bände umfassen. Das erste Heft, das bereits erschien, beschäftigt sich fast nur mit Clément Marot.

Paris. *Felix Vogt.*

Englischer Brief.

Die Aprilnummer der „Quarterly Review" ist diesmal ungewöhnlich reich an litterarischen Artikeln. Henry James bringt eine ausgezeichnete Würdigung Gabriele D'Annunzios. Gewöhnlich denkt man bei dem Namen James an den Romanschriftsteller und vergißt, daß er auch ein vorzüglicher Kritiker ist. Hier scheint er mit dem Finger an den Punkt zu rühren, an dem es liegt, daß D'Annunzio nicht einen ersten Platz unter den Dichtern, den Romanziers und Dramatikern, einnimmt. In ähnlicher Weise finden sich gelegentlich treffende kritische Bemerkungen über Elizabeth Barrett Browning in Henry James „Lebensbeschreibung von W. W. Story", und in einem Gespräch mit mir bezeichnete er kürzlich scharf die Licht- und Schattenseiten von Marcelle Tinayres Büchern. — Vernon Lee schreibt über die Aesthetik der jüngsten Zeit oder, wie sie sie bezeichnet, die neue Aesthetik. Von den neun Büchern, die sie ihrer Besprechung zugrunde legt, sind sechs deutschen Ursprungs; ihre Verfasser sind Theodor Lipps, Paul Stern, Karl Groos und Ernst Grosse. — Ein anonymer Artikel — solche stammen gewöhnlich aus der Feder von James Bryce und Herbert Paul — handelt von Leslie Stephen und seinen Werken. Mit Recht wird den „Stunden im Lesezimmer" und den „Studien eines Biographen" hohes Lob gezollt. Mit seiner Gesundheit, seiner Klarheit und Gründlichkeit, seiner Toleranz und außerordentlichen Gemütsreinheit gehört er zu den besten Kritikern seiner Zeit. In einem Aufsatz über „Die Romane Thomas Hardys" führt Edward Wright aus, wie unzulänglich der Aufbau der Handlung bei den englischen Dichtern von Spencer bis Browning sei, und daß es eins der größten Verdienste des Verfassers von „Tast" genannt werden müsse, in dieser Beziehung das allgemeine Niveau der Technik endgiltig gehoben zu haben. George Meredith und Thomas Hardy sind nach Scott, dessen Volkstümlichkeit sie nie erreichen können, die ersten englischen Romandichter. — Die „Edinburgh Review" veröffentlicht einen sympathischen Artikel über die Briefe von Ernst Curtius. — Die übrigen Zeitschriften vom April und Mai enthalten nur wenig litterarisch interessantes. Die meisten Artikel, die sich mit Litteratur beschäftigen, bringen alltägliches. Nur eine oder zwei Ausnahmen erheben sich über den Durchschnitt. Im „Cornhill Magazine" (Mai) steht ein schöner Aufsatz des verstorbenen Canon Ainger über Charles Lamb, worin er nach Gründen für die fortdauernde Lebenskraft von Lambs Werken sucht. Er findet nur die eine Antwort: es ist die immer wieder anziehende Vereinigung von Aufrichtigkeit und Grazie oder, was dasselbe ist, die Reinheit des Herzens und die Zartheit, die, selbst golden, alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, die Liebe, die, wie im Leben, so auch in der Litteratur, die Gnade vor allen andern Gnaden ist. Lamb wird in Deutschland weniger gelesen, als er sollte. Es besteht sicherlich eine nahe Geistesverwandtschaft zwischen ihm und Wilhelm Raabe. — In der „Fortnightly Review" schreibt James Baker über den verstorbenen Romanschriftsteller R. D. Blackmore, den Verfasser der „Lorna Doone".

Das große litterarische Ereignis des Monats war natürlich das Erscheinen von Herbert Spencers Selbstbiographie (Williams & Norgate). Zweifellos wird das Buch in Deutschland dieselbe Würdigung finden, im Original oder in der Uebersetzung, die wahrscheinlich in Kürze erscheinen wird. Man könnte dem Buch nur in zwei oder drei Artikeln gerecht werden. Es ist von höchstem Interesse als eine selbstpsychologische Studie, die niemand ohne reichen Gewinn lesen kann. Die Betrachtungen, mit denen das Werk abschließt (Kap. 64), enthüllen uns Spencers Lebensphilosophie, seine Auffassung über den eigenen Werdegang. Er spricht von der Verschiedenartigkeit seiner geistigen Beschäftigungen und Interessen, von seiner übergroßen Neigung zur Kritik. Das Ganze leitet er mit folgenden Worten ein: „Ich habe geglaubt, daß eine Naturgeschichte meiner selbst eine nützliche Ergänzung zu den Büchern sei, deren Niederschrift die Hauptbeschäftigung meines Lebens gewesen ist." Er bedauert, daß eine Selbstbiographie immer insofern unvollkommen bleibt, als sie in ihrem Schreiber einen Menschen zeigt, der immer von sich selber redet, und der Züge betont, die vielleicht in Wirklichkeit garnicht über das Gewöhnliche hinausgehen. Es muß daher dem Leser überlassen bleiben, selber die richtige Mitte zu finden, so gut er kann. Aber niemand wird Spencers Selbstbiographie zu egoistisch finden. Er nimmt nicht oft auf deutsche Philosophie und deutsche Autoren Bezug, weder auf zeitgenössische noch auf sonstige. Er gesteht einmal, er wisse nur wenig von hegelscher Philosophie. Wagner hält er für einen großen Künstler, nicht für einen großen Musiker. Ueber Freunde und Zeitgenossen findet sich manches bemerkenswerte Urteil, namentlich über George Eliot, mit der er nahe bekannt war.

Ein anderes interessantes „Leben" ist das von dem Dichter und Maler Dante Gabriel Rossetti, geschrieben von Arthur C. Benson (Macmillan). Die Darstellung seiner Dichtung ist bei weitem die beste, die wir kennen. Wir werden daran erinnert, daß Rossetti einfache, direkte Worte anzuwenden pflegte, denen er neue und starke Reize einhauchte. Es war nichts didaktisches an ihm, er drang ohne Umweg bis in die Quelle reiner Schönheit vor. Sein Einfluß auf die Dichtung liegt darin, daß er den Schönheitssinn anregte, den Wunsch, aus Bewegung, Form und Farbe die höchste eigentliche Lust zu gewinnen. Schönheit war seine Lebensluft, das wirkliche Leben mit seinen gemeinen Sorgen und Plagen bildete bloß öde Unterbrechungen.

Es sei mir gestattet, auf ein neues Shakspere-buch hinzuweisen, das C. E. Hughes unter dem Titel „The praise of Shakespeare, an English anthology" (Shaksperes Ruhm, Methuen) zusammengestellt hat. Sidney Lee hat ein Vorwort dazu geschrieben. Das Buch bietet in chronologischer Folge die besten Stücke in Vers und Prosa, die die besten Schriftsteller nacheinander zum Ruhm Shakespeares verfaßt haben. Auf diese Weise erhält man einen Maßstab für die Schätzung, die Shakespere zu verschiedenen Perioden genossen hat innerhalb des Zeitraumes von 1596 bis 1902. Der Inhalt des ersten Abschnittes (1596—1693) reicht aus, um darzulegen, daß die Annahme, Shakespere habe unbekannt gelebt und sei unbekannt gestorben, jeglicher Begründung entbehrt. „Gerade das Gegenteil ist wahr," sagt Lee, „Shakesperes Bedeutung wurde von seinen Zeitgenossen ganz erkannt."

Ein Novellenband des jüngst verstorbenen Henry Seton Merriman ist eben unter dem Titel „Tomasos Glück und andere Geschichten" bei Smith Elder herausgekommen. Die Erzählungen haben den Charakter und den Wert seiner ernsteren Arbeiten. Sie sind leicht, erzählen oft nur einen einzelnen Vorfall, eine einzelne Episode aus dem Leben des Helden und behandeln zum größeren Teile nur die einfachen und starken Gefühle. Maarten Maartens „Dorothea, eine Geschichte von der Herzensreinheit" (Constable) ist der wichtigste neue Roman. Er umfaßt humoristische, pathetische und tragische Elemente; der vornehme Ton, das hervorragend gute Englisch stempeln ihn zu einer bedeutsamen Bereicherung der Romanlitteratur. Die Erzählung schildert den Konflikt einer jungen, leidenschaftlichen, trotzig-idealen Seele mit den Wirklichkeiten des Lebens. Es ist die Tragödie der zerstörten Ideale. Dorothea heiratet einen guten Mann, aber keinen Engel. Ihre Laune und

Kälte führen eine Katastrophe mit herbei, aber ihr Gatte bereut sofort, gesteht seine Sünde und kehrt auf den rechten Weg zurück. Doch die Frau kann ihm nicht verzeihen. Wie nun die beiden wieder zusammengeführt werden, darin zeigt der Dichter seine ganze Kraft. Er bewirkt ihr Nachgeben, indem er sie über ihre eigenen Schwächen sich klar werden läßt. Sie fängt an zu begreifen, daß die Erde zwar nicht das Land verwirklichter Ideale sei, daß sich aber doch noch einiges Glück und etwas Zufriedenheit darin findet.

Eine Anzahl neuer Stücke ist während des letzten Monats aufgeführt worden, doch keins davon kann auf litterarische oder künstlerische Bedeutung Anspruch erheben. Die interessantesten theatralischen Ereignisse fanden diesmal abseits von der Hauptstraße statt. Mr. Benson gab den üblichen Shakspere-Festaufführungen zu Stratford am Avon einen neuen Zug, indem er die Orestie des Aischylos aufführte. So wurde den Besuchern von Bratford die Gelegenheit geboten, zwei hervorragende Meister der dramatischen Weltlitteratur zu beurteilen. Das Experiment war erfolgreich und interessant. Die Mermaid Society veranstaltete einige Aufführungen von Congreves witzigem Lustspiel „Die Weise der Welt". Der Eindruck, den es hervorbrachte, war, daß es dem wirklichen Leben, dem Leben unserer eigenen Zeit, viel näher steht, als die Stücke, mit denen sich das heutige englische Publikum abspeisen läßt. In einem Vorstadttheater spielte Ellen Terry sehr gut die Witwe Kniertje in Heijermans „Hoffnung". John Oliver Hobbes (Mrs. Craigie) neues Stück „Die Pansflöte" wurde in Manchester mit großem Erfolge aufgeführt. Der Titel des Stückes ist der Name eines Bildes, das der Held des Dramas gemalt hat. Der Künstler wird von der Idee beherrscht, daß man die Musik Pans noch hören könne, daß wir sie aber mit unserem Leben, das wir führen, übertönen. Die Sehnsucht des Malers nach jenen zarten Klängen bringt ihn zur Abkehr von der lauten Welt.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Nach unedierten Dokumenten schildert G. Chiarini in der „Nuova Antologia" (16. April) „die dramatischen Versuche Giacomo Leopardis" von der seinem Vater gewidmeten Tragödie „Pompeo in Egitto", die er 1811 im Alter von 13 Jahren geschrieben hat, bis zur „Maria Antonietta" (1816) und der „Telesilla", die nach Carducci zwischen 1820 und 1824, nach der Meinung Chiarinis nicht später als 1821 abgefaßt worden ist. Daß der Dichter des „Gesanges eines wandernden Hirten in Asien" und der Verfasser der „Operette morali" so früh der dramatischen Muse den Rücken gekehrt hat, erklärt sich, wie Chiarini mit Recht bemerkt, aus der Unfähigkeit des ganz in das Gefühl des eigenen Unglücks und des unheilvollen Menschenloses Versinkenden, die Leidenschaften anderer nachzufühlen. „Hätte er die Beschäftigung mit dem Drama fortgesetzt, bevor der Gedanke an sein Unglück ihn ganz gefangen nahm, wer weiß, ob der wunderbare Geist, der für alle Stimmungen der antiken und der modernen Menschheit empfänglich, jedem Eindrucke des Lebens und der Natur so ungemein zugänglich, für die Kunst begeistert, nach Neuem begierig war, nicht die Flamme entzündet hätte, an der die noch immer ersehnte Bühnenlitteratur Italiens heranreifen konnte .... Die Lebensschicksale machten aus Leopardi gerade das Gegenteil: sie verschlossen sein Gemüt für jede Empfindung, außer der des eigenen und des menschlichen Unglücks. In allen späteren Werken konnte er nur noch sich selber darstellen."

Alle Zeitschriften und Tagesblätter haben sich vor und nach der Erstaufführung von D'Annunzios Tragödie „La figlia di Jorio" (s. unten) mit dem kraftvollen, günstig aufgenommenen Werke beschäftigt. V. Levi handelt aus diesem Anlasse in der „Nuova Antologia" vom Seelenleben der Abruzzesen in der „Figlia di Jorio", die thatsächlich unter der Hand des Sohnes der Abruzzen zu einem unvergänglichen Denkmal der noch heute höchst originellen, seltsamen, bedeutungsvollen Sitten und Gebräuche, Leidenschaften, Leiden und Freuden des zäh am Alter hängenden Volksstammes geworden ist. Die Hymnen der Kritik hat man großenteils affektiert zu nennen, wie die Leidenschaften im Drama affektiert, gekünstelt, berechnet, Produkte eines genialen Kopfes, aber nicht des wahren Gefühles sind, das dem Dichter eben abgeht. Ich stimme mit E. della Porta überein, der in einer Plauderei („Von der Duse zur Franchini"; „Settimana", 1. Mai) über die des Pikanten nicht entbehrenden Schicksale der „Figlia di Jorio" vor der Aufführung sagt: „Ich weiß nicht, welches der mächtigste Feind ist, gegen den sich D'Annunzios Beschwörungsapparate — in seinem Landhause zu Settignano richten, aber ich glaube zu erraten, welche seine Hauptschuld ist — die größte und furchtbarste, die meines Erachtens begangen werden kann: er liebt nicht, und seine Kreaturen lieben nicht. Er fühlt keine Erschütterung, und seine Gestalten sind gekünstelt."

Gegen die Vermutung G. Livis, in einem der bekannten bologneser „Memoriali" ein Porträt Dantes vom Jahre 1323 aufgefunden zu haben (vgl. LE VI, Sp. 1081) erhebt S. Papa im „Marzocco" (IX, 17) den Einwand des „a posse ad esse non valet illatio". Dagegen enthält die Veröffentlichung Livis, wie er anerkennt, „nützliche Hinweise und seltsame Nachrichten betreffend die Bombaglinoli, die in Bologna ansässigen Alighieri, ein Legat zugunsten Dino Compagnis und seines Bruders Guido", sowie die wichtige Aufdeckung des ältesten Dokumentes, in dem das „Inferno" Dantes erwähnt wird (6. Mai 1325). Papa schließt sich der Meinung an, daß hier unter dem „Inferno" vermutlich das Gesamtwerk verstanden sei, und weist auf die Wichtigkeit der Thatsache hin, daß dieses schon damals zusammen mit den berühmtesten Schriftwerken, die sich in den gelehrten Büchereien zu finden pflegten, aufgeführt wird. Die älteste bisher bekannte Erwähnung der „Divina Commedia" befindet sich in einem Inventar des Königs Friedrich III. von Sizilien von 1367. Papa hat noch eine weitere entdeckt, die sich zwischen diese und die nunmehr früheste bolognesische von 1325 einschiebt. Sie findet sich in den „Spogli" des Salvini in einem Codex der marucellischen Bibliothek (A. 150) und stammt aus dem Archiv der Mercanzia und zwar aus einem Bande von 1389. Es heißt dort „Andreas Orselli Cartolarius de Florentia et Joannes Villani questionem habent de libro, qui dicitur Liber Dantis Allighieri. Dictus Andreas sunt plures anni emit dictum librum a Joanne Baronis populi S. Michaelis Bertulde pro pretio et nomine pretii ....", womit leider die interessante Angabe abbricht.

Das erste Heft der neuen, von der „Società Editrice Meridionale" in Neapel herausgegebenen Monatsschrift „Regina" enthält folgenden Trompetenstoß G. D'Annunzios: „Ich verkündige dir und deinen Leserinnen eine große Freude. In Kürze werde ich dir die Liebeslieder einer italienischen Dame, die sich unter dem Namen Giulia da Sesto verbirgt, zukommen lassen. Es sind wahrhaft wunderbare Verse, teils diktiert von der Ueberzeugung und der Grazie, teils vom Verlangen und der Pflicht eingegeben — eine Altstimme, wie sicherlich die der Sappho gewesen ist, um mächtig an alle Tiefen und Höhen rühren zu können. Der weibliche Sang hat, seit die Mytilenäerin ‚blaß wie die Blätter' im schweigenden Meere dahingeschwunden ist, niemals so stark und rein getönt. Gaspara Stampa, Veronica Gambara, die Marchesa von Pescara, Tullia d'Aragona und alle die ‚ehrbaren Kurtisanen', die im Cinquecento der Petrarcamode huldigten, alle die Schäferinnen, die in den Gärten Arkadiens ihre kleinen Herden von Sonetten zwischen wohlbeschnittenen Buchsbaumhecken weideten — sie alle erscheinen als mühselige und ermüdende Reimkünstlerinnen im Vergleich mit dieser Liebeglühenden, der das pindarische

Beiwort zukommt, durch das die ‚vollbusigen‘ Chariten sich auszeichnen. Erinnerst du dich an den melodischen Ruf der Lesbierin: ‚O Jungfräulichkeit, Jungfräulichkeit, wohin entschwebst du, fern von mir? Nimmer werde ich nun zu dir zurückkehren . . . .?‘ Und an den anderen Ruf, der die furchtbare Göttin des Kampfes anfleht: ‚Melancholie, Raserei?‘ In beiden Gattungen zeigt Giulia da Sesto gleiche Begabung. — Ich weiß, daß dieses mein Lob die Erwartungen gefährlich hoch spannen wird; aber ich bin überzeugt, daß weder die begehrlichsten Herzen, noch die empfindlichsten Ohren eine Täuschung erfahren werden.“

Unter den neuen dramatischen Veröffentlichungen, ebenso wie unter den Bühnenereignissen nimmt die zum ersten Male in Mailand am 2. Februar aufgeführte Tragödie „La figlia di Jorio“ von D'Annunzio den ersten Rang ein. Wenn es, wie schon oben angedeutet, an Wahrheit der Empfindung auch in diesem Stücke fehlt, so beweist der Dichter eine dramatische Kunst, einen Reichtum der Ausdrucksmittel, eine Kraft in der Darstellung der Leidenschaften und eine Kenntnis seiner Abruzzenheimat, die das Stück beträchtlich über seine früheren Bühnenwerke erheben. Mila di Codro, die Tochter des Jorio, der im Rufe des Hexenmeisters steht, sucht vor der sie verfolgenden Schar trunkener, begehrlicher Schnitter Schutz im Hause des Bauern Lazaro di Rojo, wo mit uralten feierlichen Zeremonien die Hochzeit des Sohnes Aligi gefeiert wird. Er soll die Verführerische und Verfehmte von der Schwelle treiben; aber er ist gebannt und fühlt sein Herz an sie gefesselt, als sie gerettet mit Dankesblick scheidet. Im zweiten Akte sind beide in der Höhle des Hirten im Gebirge. Mila will das Opfer ihrer reinen Liebe bringen, gerührt von den Bitten der Schwester Aligis, Ornella, die namens der Mutter, der Geschwister und der verlassenen Braut sie anfleht. Aber der harte und sinnliche Lazaro erscheint als Nebenbuhler des Sohnes und will mit empörender Berufung auf die väterliche Allgewalt ihm die Vielbegehrte entreißen. In sinnlosem Schmerze erschlägt ihn Aligi, und nun ist er wie die Geliebte den furchtbaren Mächten des unverbrüchlichen blutigen Volksgesetzes, des Aberglaubens und des Hasses verfallen. Der Holzstoß ist errichtet, der die Leiche verzehren soll, nicht ohne daß der Vatermörder mit abgehauener Hand in einen Sack gesteckt und ertränkt werde. Alles ist bereit, da erscheint Mila, die unauffindbar gewesen, und klagt vor allem Volke sich der That an; sie habe den Streich geführt und dem Geliebten die Sinne verwirrt. Aligi ist gerettet; die vermeintliche Mörderin und Hexe besteigt jubelnd den Scheiterhaufen, während die tiefempfindende und daher hellseherische Ornella ihr zuruft: „Schwester in Jesus, ich küsse dir die Füße!“ — Heidnisches und Christliches, uralte Ueberlieferungen und Gebräuche, moderner Volksaberglaube, phantastische Symbolik und nüchterne Bauern- und Hirtenlogik spielen in der „Figlia di Jorio“ seltsam, bald packend, bald abstoßend durcheinander. Vielleicht müßte man die Abruzzen kennen, wie D'Annunzio sie kennt, um ein unanfechtbares Urteil zu fällen.

In einer Schrift „Per la fortuna dei Trionfi del Petrarca in Francia“ (Modena bei Vincenzi 1904) weist G. Bertoni nach, daß im 16. Jahrhundert unter allen petrarcaschen Werken die „Trionfi“ in Frankreich am beliebtesten gewesen sind, weil sie dem Zeit- und Kunstgeschmack der Renaissance, den sie ebenso wie die Litteratur ungemein befruchtet haben, am meisten entsprachen.

Unter den Gastgeschenken, die dem Präsidenten der französischen Republik bei seiner Anwesenheit in Rom überreicht worden sind, befindet sich eins von hohem litterarischen und künstlerischen Werte, das die italienische Regierung dem hohen Gaste der Nation verehrt hat. Es ist die Nachbildung einer schönen Petrarca-Handschrift der Viktor Emanuel-Bibliothek vom Jahre 1799 und zwar jener „Trionfi“, des unter dem Einflusse der „Göttlichen Komödie“ entstandenen allegorisch-moralischen Gedichtes, das die Triumphe der Liebe, der Keuschheit, des Ruhmes, der Zeit, der Gottheit und des Todes unter Verherrlichung Lauras und Darstellung des Loses der Menschheit feiert. Der Reproduktion ist der appelsche Text mit zahlreichen Varianten Sicardis zugrunde gelegt. Die Illustrationen und der reiche Miniaturenschmuck sind unter Leitung A. Venturis von R. Leoni hergestellt; das Werk ist ein Album der schönsten Malereien des Quattrocento geworden.

Anläßlich des nahen Petrarca-Jubiläums hat ein Privatmann einen Preis von 2500 Lire für die beste Arbeit über „Petrarca und Toskana“ ausgesetzt. Preisrichter sind: G. Biagi, G. Mazzoni und P. Rajna.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Schwedischer Brief.

August Strindbergs neuestes Buch „Götiska Rammen“, das mit Rücksicht auf die vom Verleger angekündigten „Enthüllungen“ aus dem stockholmer Litteraturleben der Neunzigerjahre in den Kreisen der litterarischen Fachleute mit großem Interesse erwartet wurde, hat leider den Beweis geliefert, daß Strindbergs künstlerisches Schaffen im Augenblick auf einem toten Punkte angelangt ist. Ein unfroher, zugleich schroff polemisierender Ton geht durch den ganzen Roman, und die Menschen sind ganz in der Perspektive jener trübseligen Weltanschauung gesehen, die sich in Strindbergs älteren Schriften aus der Sturm- und Drangperiode der Achtzigerjahre wiederspiegelt. Von den Helden des „Röda Rummet“, deren Bekanntschaft wir hier erneuern, steht der Allerweltsnörgler Doktor Borg sichtlich im Vordergrund. Er ist der Ankläger, der die Zustände innerhalb und außerhalb seines heimischen Wirkungskreises geißelt und sich hierbei mit Vorliebe in extremen Paradoxen verliert, die aber mehr von seiner eigenen Indolenz und Rückständigkeit, als der thatsächlichen Unhaltbarkeit der bemängelten Zustände zeugen. Nach Doktor Borgs Auffassung — hinter der man leicht die persönliche Meinung Strindbergs errät — treibt die geistige Entwicklung des Nordens unaufhaltsam der inneren Zersetzung entgegen: Schweden ist eine Nation von Lakaien, deren Lebensziele staatliche Pfründen, Sinekuren und Ordensauszeichnungen sind. Das Land hat ein Korps von 170000 unnützen Stellenjägern zu ernähren, die aus natürlichem Instinkt für die Aufrechterhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung und ihrer Krebsschäden Sorge tragen. Das geistige Leben steht unter dem Zeichen der Verflachung. Die Universitäten und höheren Erziehungsanstalten sind dazu da, um königliche „Treudiener“ zu erziehen, und in der Litteratur führen die Träger des künstlerischen Banausentums das große Wort. Die Menge starrt voll staunender Ehrfurcht zu den norwegischen Dioskuren empor, die sie als Pfadfinder feiert, obwohl in verständiger Leute Augen Ibsen wie Björnson sich längst als ein paar marastische Narren (sic!) enthüllt haben, deren thörichtes Gewäsch mit dem „gorillenhaften Charakter ihrer äußeren Physiognomie“ (!!) in unübertrefflichem Einklange steht. In dieser Tonart geht es durch das ganze Buch, in dem von einer künstlerisch beherrschten Sprache ebensowenig zu verspüren ist wie von einer logisch aufgebauten Disposition.

Fast gleichzeitig mit der „Götiska Rammen“ erscheint in der Sammelfolge von Strindbergs dramatischen Arbeiten ein neues Glied der schwedischen Königsserie, das Schauspiel „Kristina“. Die Aufnahme, die es bei der Fachkritik gefunden hat, war womöglich noch kühler, als sie dem Roman zu teil geworden ist. Thatsächlich spottet das neue Bühnenstück dermaßen allen historischen wie dramatischen Gesetzen, daß die Kritik schlechterdings zu keinem anderen Resultate kommen konnte.

Auf dem Gebiete der weiblichen Romanlitteratur liegt wieder eine Reihe von Neuerscheinungen vor. Einige der bedeutenderen Erscheinungen sind Hilma Angered-Strandbergs Roman „Lydia Vik“, der das Thema

von der Emanzipation des Weibes, von den Fesseln der Ehe mit achtbarer Selbständigkeit und psychologischem Feingefühl behandelt, ferner H. Normanns Erzählung „Brita Frau Oesterby“ und die anonym erschienene Gesellschaftsstudie „Bikt“ (Beichte), beides nordische Variationen des Motivs der Kameliendame.

„Varia“ bringt in seinem Märzheft eine biographische Studie über den unlängst verstorbenen Franzosen Maurice Rollinat, dessen angebliche lyrische Verwandtschaft mit Baudelaire von der Verfasserin Sigrid Elmblad mit Schärfe bestritten wird. — Im Aprilheft begegnen wir einer ausführlichen Würdigung Jules Vernes, von dem es u. a. heißt, daß er im ganzen zu niedrig eingeschätzt werde, was sich daraus erkläre, daß Jules Verne sich stets von den herrschenden Tagesströmungen und der hinter diesen stehenden litterarischen Koterien der französischen Metropole ferngehalten habe. — Das gleiche Heft begrüßt mit Befriedigung den endlich zustande gekommenen Anschluß Schwedens an die berner Litteraturkonvention. — Die litterarische Chronik bringt ausführliche Besprechungen über H. Ekelands neueste soziale Arbeit „I dagbräckningen“ (Bei Tagesanbruch) und Geijerstams an dieser Stelle bereits erwähnten Roman „Själarnes-kamp“.

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen

Berlin.

„Märtyrer“. Schauspiel in einem Akt von Georg Reicke. (Kleines Theater, 11. April.) — „David und Goliath“. Eine Heroenkomödie in drei Niederlagen von Adolf Paul. (Residenztheater, 26. April.) — „Fräulein Julie“. Ein naturalistisches Trauerspiel von August Strindberg. (Kleines Theater, 10. Mai.)

Der diesjährige Theater-Winter war an neuen Stücken so arm, wie noch keiner seiner Vorgänger. Das Schauspielhaus hat so gut wie nichts Neues gebracht, das Lessingtheater ist nach dem Erfolg des „Zapfenstreich“ ganz ausgeschieden und hat so hohe Einnahmen gehabt, daß Herr Neumann-Hofer noch kurz vor Thoresschluß großmüthig sein und die Komödie „Das Wunderkind“ aus der diesmal recht wenig erfolgreichen Feder seiner Gattin aufführen konnte. Im Deutschen Theater hat man an „Rose Bernd“ den Magneten gefunden, der die Unkosten neuer Stücke überflüssig macht. Im Berliner Theater haben die Interims-Direktoren, nachdem sie mit „Maria Theresia“ und „Waterkant“ ein paar gute Schlager gefunden haben, auch keinen Ehrgeiz mehr, sich litterarisch zu gebärden, und haben letzthin sogar ihr Glück mit der neu aufgebügelten alten Posse „Der jüngste Leutnant“ versucht. Die einzige Novität war Georg Reickes Einakter „Märtyrer“, der aber schon längere Zeit in Buchform vorliegt*). Es ist ein fein beobachteter Ausschnitt aus dem Alltagsleben, aus der Alltagsmisère. Eine graue Landschaft, die für einen Augenblick durch einen Sonnenstrahl erleuchtet wird, um dann, nach dem Verschwinden des hellen Lichtes, nur um so trostloser zu erscheinen. Reicke erzählt die Tragödie der Tochter, die ihre ganze Jugend für ihren Vater und ihre Geschwister opfert, ein Märtyrer der Familie, und als ihr endlich das Glück der Liebe verlockend winkt, sich nicht loszureißen vermag von den Banden, die sie an den hilflosen Vater und an die unmündigen Geschwister fesseln. Das kleine Stück ist mit feiner Seelenkenntnis geschrieben und wirkt mit echter Tragik.

Die zweite Novität, von der hier die Rede sein muß, liegt gleichfalls schon seit einiger Zeit als Buch vor, des deutsch-schreibenden finischen Dichters Adolf Paul Satire „David und Goliath“, die vor geladenem Publikum in einer Nachmittagsvorstellung des Residenztheaters aufgeführt wurde. Die Zensur hatte nämlich die öffentliche Aufführung verboten, — wohl eine der seltsamsten Thaten dieser Behörde, die uns schon oft durch ihre Weisheit verblüfft hat. „David und Goliath“ ist mit zwei anderen Stücken Pauls in einem Bande „Heroische Komödien“ vereinigt (besprochen LE IV, 1672). Paul persifliert darin, ein wenig an Bernard Shaw erinnernd, das offizielle Heroentum. In einem Vorspiel, einem Gespräch zwischen Direktor und Dichter, kommentiert er selbst seine Stücke. Als der Direktor ihm seine „Heroischen Komödien“ zurückgiebt, mit der Begründung, daß das ganze Heroentum längst abgeschafft sei, daß es heutzutage keine Helden mehr gebe, erwidert der Dichter: „Es gab niemals ‚heutzutage‘ Helden! Der Held wird immer nachher, — er ist immer das Kind seines eigenen Ruhmes! — Ruhm zu erlangen oder nicht, darum dreht sich das ganze Heldentum! Das ‚Wie‘, das ist gerade die Komödie! Wie der eine unverdienten Ruhm erschwindelt, — wie man den andern um verdiente Ehren beschwindelt, — wie die liebe Mitwelt dazu lacht und sich freut und ‚Hurrah‘ und ‚Zetermordio‘ schreit und die Gerechtigkeit übt, die Gerechtigkeit des sehenden Blinden, das alles —“. Hier unterbricht der Direktor den eifrigen Dichter mit den Worten: „Das alles müßte ich dann auf den Theaterzettel fett drucken, damit es die Leute verstehen,“ worauf der Dichter (nicht ganz überzeugend) entgegnet: „Sie müssen nur meine Komödien spielen, weiter nichts!“ „David und Goliath“, von den drei „heroischen Komödien“ vielleicht die verständlichste, stellt zwei „Helden“ dar: einen Maulhelden und einen Zufallshelden. Goliath ist der Schrecken der Juden vor allem, weil er am lautesten brüllen kann, David, der große Befreier, ist bei Paul ein frecher kleiner jüdischer Hirtenjunge, der den Mund auch recht voll zu nehmen weiß und höchst respektwidrig mit König Saul umgeht. Der Preis für Goliaths Tötung, die Hand der schönen Königstochter, lockt ihn zu dem Abenteuer. Zufällig und ohne es zu ahnen, trifft er mit Goliath zusammen, der eine Zeit lang seinen Spaß an dem hübschen, frechen kleinen Kerl hat, der so offenherzig erzählt, daß er den Goliath erschlagen will, schließlich aber doch in Wut gerät und ihn schlägt. Da wird auch David ärgerlich und wehrt sich mit seiner Schleuder. Aber es ist nur ein blinder Zufall, daß der Wurf den Riesen zu Tode trifft. Nun erschallt rings das Siegesgeschrei der Israeliten. Da erst merkt David, wen sein Stein getötet hat, und schnell entschlossen spielt er seine Rolle als Held und stürmt an der Spitze seiner Landsleute das Lager der Philister . . . Geistreich und witzig wie der Grundgedanke ist auch vieles einzelne in der Ausführung. Im ganzen aber leidet das Stück an demselben Mangel wie die „Doppelgängerkomödie“ Adolf Pauls: es hat nicht den rechten, herzhaften, übermütigen Stil. Das Ganze könnte burlesker sein; es ist zu viel Ernst, zu viel Moral darin. Vielleicht haben den Dichter auch die Fesseln der fremden Sprache gedrückt und an der freien Entfaltung seiner Kräfte gehindert. Immerhin ist Paul eine Persönlichkeit, mit der man sich gern beschäftigt. Der Eindruck der Aufführung war nicht sonderlich stark.

Sehr interessant war es zu beobachten, wie die Aufführung von Strindbergs „Fräulein Julie“ wirkte, die das „Kleine Theater“ als erste berliner Bühne in öffentlicher Aufführung brachte, nachdem vor 12 Jahren die Freie Bühne das Stück als eine Art standard work der neuen naturalistischen Epoche aufgeführt hatte. Damals wäre jeder als Banause und Philister verschrieen worden, der die anmutige strindbergische

*) „Märtyrer.“ Drei Einakter von Georg Reicke (Berlin, Schuster und Löffler).

Nymphomanin nicht als tragische Heldin begriffen hätte. Heute darf man es frei aussprechen, daß diese Gestalt nichts Tragisches und nichts Heldenhaftes an sich hat und daß sie überhaupt kein lebendiger Mensch ist. Man muß die Vorrede lesen, wenn man wissen will, warum dieses Stück trotz der Schärfe der Beobachtung, die an vielen Stellen ohne Zweifel unsere Bewunderung erweckt, doch als Ganzes so unbefriedigend wirken muß, nicht etwa bloß auf zarte Gemüter, denen Fräulein Julies erotisches Abenteuer mit dem strammen Kammerdiener und ihr Selbstmord mit dem Rasiermesser, zu dem sie sich den Mut nur durch hypnotische Suggestion holen kann, etwas gar zu hanebüchen dünken, sondern auch auf solche, denen derartige Scherze nicht an die Nerven gehen. Wer die Vorrede unbefangen liest, den wird die Fülle der Absichten, die der Dichter hat, und seine allzuklare Analyse des Stückes stutzig machen, denn eine so klare Einsicht in die eigenen Absichten verbindet sich nur selten mit einer gestaltungsmächtigen Phantasie, die nicht dem Gebot der Logik, sondern ihrer eigenen plastisch anschaulichen Kraft folgt. Strindbergs Fräulein Julie ist denn in der That auch keine anschaulich gesehene Gestalt, sondern ein Aggregat von „Motiven", die sehr geistreich ersonnen sein mögen, die aber nicht zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen sind. Von ihrer Wahrheit überzeugt uns heute der Dichter nicht mehr, — ich sage von ihrer Wahrheit: die Thatsache an sich, daß ein adliges Fräulein sich von ihrem Kammerdiener verführen läßt, bezw. ihn verführt, enthält dagegen nichts Unglaubliches, nur liegen dort, wo im Leben derlei Entgleisungen vorkommen, die Dinge in der Regel psychologisch bei weitem nicht so kompliziert, indem sich mit dem sexuellen Anarchismus kein ethisches Feingefühl verbindet. Doch wie diese Frage auch zu beantworten sein mag, — wir lehnen heute das strindbergsche Drama auch aus rein litterarisch-ästhetischen Gründen ab und schätzen es nur als ein Stück Autobiographie eines Mannes, der als Gesamterscheinung unser Interesse in hohem Grade beansprucht.

Gustav Zieler.

Stuttgart.

„Glücksmärchen." Dichtung in einem Vorspiel und drei Akten von Walter von Rummel. (Kgl. Hoftheater, 30. April.)

Viel verheißend setzt die Handlung mit einem stimmungsvollen Vorspiel ein. Es ist Christabend. Die Mutter zündet für ihren siebzehnjährigen Hermann den Weihnachtsbaum an. Aber der Jüngling drängt in die Ferne, um das Glück zu suchen. Sie muß ihm das Märchen vom Glück wiederholen, das ihm die Unvorsichtige einmal erzählt hat. Dreimal begegnet die Göttin Bevorzugten, die in der Weihnacht zur Mitternachtsstunde geboren sind. Und Hermann gehört zu diesen Sonntagskindern. Jetzt hält ihn nichts mehr. Er stürmt davon und versetzt der Mutter den Todesstoß, wie der Königin Herzeloide über der Ausfahrt ihres Parsifal das Herz bricht. — Leider hält das Stück in seinem weiteren Verlaufe nicht, was der Anfang versprochen hat. Drei Jahre hat sich Hermann in der Welt herumgetrieben. Wir treffen ihn wieder in einem fabelhaften Königreich, in dem es gärt, weil des alten Königs Hand hart auf dem Nacken des Volkes ruht. Am Forellenweiher begegnet er des Königs lieblichem Töchterlein, und die beiden einen sich in rasch auflodernder Liebe. Dem Herrscher wird das Stelldichein verraten, und er tritt mit seinem Hofe dem Frevler entgegen. Aber ein Gottesgericht entscheidet für diesen, und er ergreift mit der Hand der Prinzessin Besitz von der Krone. Neue, bessere Zeiten will er über sein Volk heraufführen, als ein moderner Fürst auf dem alten Feudalthron schalten. Er befreit die Hörigen, er bringt Handel, Kunst und Wissenschaft zur Blüte. Doch seine Unterthanen können sich nicht zur Höhe seiner Ideen emporschwingen. Adel, Geistlichkeit und das reiche Bürgertum treten ihm gemeinsam entgegen. Es kommt zu einer Palastrevolution, vom Haushofmeister des alten Königs angestiftet, wobei Hermanns geliebtes Weib getötet wird. — An ihrem Grabe finden wir den vertriebenen Fürsten wieder. Das Volk hat seinen tyrannischen Nachfolger, den Haushofmeister, gestürzt und sehnt sich nach seinem früheren edlen Herrscher, von dem es — in seltsamer Uebertragung der Barbarossa-Sage — heißt, daß er noch lebe und mit wallendem Bart in einem Berge hause. Sie dringen zu ihm und bringen den Haushofmeister gefesselt, über den er den Stab bricht. Ihren Bitten, auf den Thron zurückzukehren, widersteht er: er hat mit dem Leben abgeschlossen, seitdem er so Schlimmes erfahren und seiner Königin beraubt worden ist. Und nun erscheint ihm das Glück zum dritten und letzten Male mit der höchsten und besten seiner Gaben, dem Tode.

Der Grundgedanke der Dichtung ist hübsch, wenn auch nicht mit vollkommener Klarheit veranschaulicht. Eine Reihe Situationen sind in poetische Stimmung getaucht, die noch durch eine gewählte und gewandte, nur stellenweise an Reimgeklingel überreiche Verssprache gehoben wird. Aber der Dichter häuft zu sehr die lyrisch-melodramatischen Effekte und greift geradezu ins Opernhafte über. Teils lehnt er sich an das raimundsche Zaubermärchen mit seinen Feen- und Geistererscheinungen, teils an die modernen Märchenspiele eines Fulda an. Gegen die lyrischen Szenen fallen die dramatischen, zumal auf den Höhepunkten der Handlung, stark ab. Auch im Bereiche des Wunderbaren muß noch eine gewisse Logik der Thatsachen walten und kann eine sorgfältige Motivierung der Vorgänge nicht entbehrt werden. Die kindlich primitive Art, wie der Kronenraub im ersten Aufzug, die Volksversammlung und Revolution im zweiten inszeniert sind, ist selbst bei einem Märchen nicht zu ertragen. Wie plastisch sind dagegen die Einzelbilder in Holger Drachmanns doch gewiß auch romantischem, mit dem „Glücksmärchen" innerlich verwandtem „Junker Kay" ausgeprägt! Für die Menschendarstellung bleibt unter solchen Umständen wenig Raum. Hermann und die Prinzessin sind im ganzen gut gezeichnet, wenn auch nicht scharf individualisiert. Die meisten übrigen Figuren sind Schemen, so der Haushofmeister, ein echter Theaterbösewicht, und der sentimentale Narr, den der Verfasser aus dem Eigenen hinzugethan hat. Der spärliche Humor der Bürgersleute wirkt jedesmal erlösend. Im ganzen ist das „Glücksmärchen" trotz allem Aufgebot äußerer Theatralik ein recht undramatisches Machwerk, bei dem man sich an gefälligen Einzelheiten genügen lassen muß. Die Hände des Premieren-Publikums verrieten freilich eine entgegengesetzte Ansicht.

Rudolf Krauss.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Kämpfer. Ein Roman aus der modernen Völkerwanderung von Max Bittrich. Berlin 1903, H. Costenoble. 335 S. M. 4,— (5,—).

Kein großes, aber ein gutes Buch, kein sonderlich tiefer oder erhebender, aber ein tüchtiger Roman. Der Verfasser setzte einmal zu sich den Ausspruch eines Kritikers in Beziehung: „In der Kunst aber wollen wir Menschen sehen, ganze, lebendige, wirkliche Menschen, die auf sich selber stehen und nicht wie Wachsfiguren der Erklärung des Führers bedürfen." Das kann Bittrich ungescheut von den Menschen seines Romans, den Bauern wenigstens, sagen.

Die „moderne Völkerwanderung“ nennt er den Zug vom Lande zur Stadt, und „Kämpfer“ sind jene sowohl, die dort treu ausharren, als auch die, die hier Neues mutig, aber vorsichtig wagen. Scheint der Verfasser zunächst einen Tendenzroman gegen die Stadt schreiben zu wollen und das Verlassen der Scholle, das Geldverdienenwollen und das hoch hinauszielende Strebertum zu verdammen, so belehrt uns die Fortführung und das Ende des Romans, daß er Ackerbau und Industrie als gleichwertige, einander ergänzende Faktoren der Kulturentwicklung wohl zu schätzen weiß. So wichtig das nun auch ist, so wenig ist mir klar geworden, worin eigentlich die Schuld dieses Bauernsohnes Karl Tobias besteht und kraft welcher Tugend oder welches Glücksfalls er dem drohenden Bankrott wieder entrinnt. Ueberhaupt ist der Roman ungleich angelegt. Im Anfang begegnen wir in Stadt und Land einer verwirrenden Fülle von Gestalten und werden in die kleinsten Einzelheiten des Tuchfabrikbetriebes und der Arbeiterversammlungen eingeweiht. Bis auf einmal der Verfasser sich zu besinnen scheint und die Handlung mit der Hälfte der zuerst vorgestellten, für den Fortgang nicht wesentlichen Personen zu Ende führt. Was zum Beispiel der sonst gut gezeichnete Lucke im Plane des Ganzen soll, und welches Vergehen er auf sich geladen hat, bleibt unverständlich. Ueber dem Bestreben, seine Charaktere recht lebendig zu schildern, vergißt Bittrich je und dann die äußere Motivierung, und so verliert sein Buch an materieller Wahrscheinlichkeit, was es an psychologischer gewinnt.

Ueberaus trefflich ist ihm sein alter Bauer und seine Marie gelungen. Bei dem Sohne Karl weiß man oft nicht recht, ob die Schuld in ihm oder seinem Milieu zu suchen sei. Seine Gattin vollends bleibt stark im Hintergrund und vermag den Leser weder anzuziehen noch abzustoßen. Die Schwester Helene, die Kleinwelt der Vorstadt, die Arbeiter wirken recht wohlthuend, wie denn überhaupt der Verfasser für das bäuerliche Leben und Handeln ein viel größeres, auf intimerer Kenntnis beruhendes Verständnis zeigt, als für die Stadtbewohner und ihren Kreis.

Die Sprache des Romans ist kräftig und originell; der Dialekt, wohl aus der berliner Gegend, mit Diskretion und Geschick verwandt. Des Dichters eigener Stil ist von Gesuchtheiten, aber auch von glücklichen Funden nicht frei und der letzte Gesamteindruck seiner „Kämpfer“ durchaus erfreulich und befriedigend.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

Diamantstadt. Roman von Hermann Heijermans. Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. M. 5,— (6,50).

Diese erschütternde Erzählung spielt im amsterdamer Ghetto unter den Diamantschleifern und leuchtet in einen Abgrund dreifachen Elends und dreifacher Verkommenheit hinein. Sie ist geschaffen aus einem tiefen sozialen Empfinden heraus, und es muß den Schreiber bitter gequält und gepeinigt haben, ehe er sich entschloß, sich der Sorgen um sein armseliges Volk zu entlasten, indem er sie bannte und sich Klarheit schaffte. Die Charakteristik der Menschen in ihrer Gedrücktheit, in der unglaublichen Jämmerlichkeit ihrer Lebensweise, ihrer Wohnungen, in denen man sich vor Schmutz, üblen Gerüchen, kleinen Kindern nicht fünf Minuten aufhalten kann, ohne Uebelkeit zu empfinden — alle Schilderungen in diesem Roman sind von Kraft und Stärke.

Aber bei dem peinigenden Ernst der Schilderungen, in die kaum ein Licht hineinfällt, der Schilderungen des Wohnungselends, der Krankheiten, der Unzucht, der sozialen Verbitterung, die sich in einem Streik der Diamantschleifer von düsterer Tragik ausgiebt, zieht durch das Buch so eine leichte, kaum noch merkliche Unterströmung, die wohl eigentlich nur der jüdische Leser empfinden kann. Roheit ist dort im Ghetto nicht zu Hause, Trunksucht auch nicht: eine leicht witzelnde Art mit müden Augen, die Freude an Scherzchen, die Anhänglichkeit an einander bleibt bei aller Verelendigung. Die meisten von ihnen wissen garnicht, daß es für sie etwas anderes geben könnte, als zu verkommen. Die Frau stirbt, nun ja, der Mann wird eine andere heiraten. Kinder gehen ein; es giebt noch genug. Sie fürchten den Tod, die Kranken haben noch Hoffnungen, wollen nicht fort. Was soll aus den Kindern dann werden? Sie leben wie die Tiere, schlimmer als die Tiere in schmutzigen Löchern — aber was soll man thun, man lebt eben; besser wie in Rußland hat man's noch, wenigstens schlägt einen der Pöbel nicht tot.

Bilder, düsterer schwerer Tragik voll, hat Heijermans hier aufgerollt, nicht mit dem grandiosen Temperament, mit dem ein Zola diesen Vorwurf auffassen würde, sondern von einem anderen Gesichtspunkt aus, wärmer, inniger, anteilvoller; es ist mehr Liebe und Herzblut und weniger Notizbuch darin.

Eleazar kommt aus Amerika zurück zur alten, blinden Tante Reggie ins Ghetto. Er lag zuletzt in Bookton im Krankenhaus. Er hat die Welt gesehen, ist erfüllt von dem Gedanken des Sozialismus, Leser von Spinozo. Er haßt das Judentum und diese armselige, verkommende Rasse; vor allem aber den alten Gott, der sie so lange genarrt und getäuscht hat. Er will Arbeit suchen, aber es ist flaue Zeit. Die Löhne werden gedrückt. Der Streik setzt ein. Die Armut in dem Hause der Tante Reggie in allen Stockwerken wird immer drohender; es ist wie eine Gewitterschwüle über den Elenden. Zwischendurch spielt eine Liebesgeschichte zwischen der Tochter des Zigarettenhändlers und Eleazar, in der Eleazar durch ein Bekenntnis Rebekkas in die ganze Verkommenheit blickt, die in dieser elenden Kabache haust. Die gleiche Nacht, da Eleazar in der Erkenntnis dieser Schmach hinausstürmt, bricht Feuer in dem Hause aus. Eli rettet mit Lebensgefahr die alte Blinde, während der Zigarettenarbeiter und seine Kinder, Rebekka in den Flammen umkommen.

Solche Inhaltsangabe liest sich natürlich wie ein Polizeibericht und läßt nichts ahnen von der Schilderungskraft und der dichterischen Schönheit, die in seinen Zeilen lebt, von der feinen Zeichnung der Figuren, den Qualitäten, die dieser Roman als Kunstwerk besitzt. Er kennt keine schlappen und flauen Stellen. Einzelnes ist herausgehoben, aber auch das Nebensächliche ist gehüllt in greifbare Details.

Es mag ein peinigendes Buch sein — immerhin, der Schmerz ist der Vater der Dichtkunst.

Friedenau. *Georg Hermann.*

Lyrisches.

Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber. München 1903, Georg D. W. Callwey und Carl Haushalter. Band 1—7. Je M. 1,—.

„Der deutsche Spielmann“ erscheint im selben Verlage wie der „Kunstwart“: damit ist die Richtung der neuen Anthologie angedeutet, die als eine Ergänzung zu Avenarius „Hausbuch deutscher Lyrik“ betrachtet werden darf. Ernst Weber bietet insofern mehr wie der „Kunstwart“-Herausgeber, als er in seinem lyrischen Sammelwerk auch Prosa, von starken, poetischen Quellen getränkt, berücksichtigt hat. Wendet sich das „Hausbuch“ an die gutbürgerlichen, bildungsbeflissenen Kreise, so appelliert der „Spielmann“ an „Jugend und Volk“. Das „Volk“ ist hier eigentlich aus dem Spiele zu lassen. Jugendschriften sind nicht mit Volksschriften zu verwechseln. Wohl pflegt sich der Handwerksmann neben dem Kolportage-Roman auch an Jugendschriften zu erbauen. Aber man sollte ihm doch eine würdigere, eigene Kost vorsetzen, man sollte ihn auf eine höhere Stufe stellen! Das Volk ist jedenfalls nicht mit den Unmündigen in einem Atem zu nennen. Sollte dem Volk etwa der beigesellten Jugend wegen das Liebeslied vorenthalten

werden, obwohl zahllose Lieder unserer Besten, auch Volkslieder, wundervolle Liebeslieder sind? Denn weder unter den bereits fertigen noch unter den vorbereiteten Bänden ist einer mit der Aufschrift „Liebe" oder „Liebeslust und -leid" zu entdecken. Kurzum, dem „jugendlichen wie dem volkstümlichen Verständnis" kann man nicht zugleich dienen, falls man nicht mancherlei Bedürfnisse und Empfindungen der „breiteren Volksschichten" beschneidet oder der Jugend allzu ferne und schwierige Aufgaben zuweist. Was der gemeine Mann braucht, begegnet dem suchenden am bequemsten bereits in L. Jacobowskis „Neuen Liedern fürs Volk". Ernst Webers Auslese ist volkstümlich gehalten und daher natürlich ebenso von einem Angehörigen der handarbeitenden Klassen zu verstehen und zu verwerten. Sie sucht sich denn auch vorwiegend dem Vorstellungsvermögen der reiferen deutschen Jugend anzuschmiegen; zudem hat die oberste poetische Einleitung das „Volk" völlig vergessen: „Der deutsche Spielmann ist mein Nam' — Grüß Gott, Ihr deutschen Jungen!" — Wohlgemerkt, ich protestiere nur gegen die Verquickung von „Jugend" und „Volk", — nicht gegen den „Deutschen Spielmann" überhaupt! —

Von dem neuen Unternehmen sind bisher sieben Bände erschienen, jeder „ein in sich geschlossenes Ganzes bildend, jeder von dem Sammler mit einem zweckentsprechend lehrhaften und dennoch frischen Prolog ausgerüstet, jeder in Schwarzweißkunst und selbst in mehrfarbigen Bildern von einem Künstler illustriert, „dessen Eigenart sich dem betreffenden Gebiet ungezwungen anpaßt und zwar in einer Weise, die bestrebt ist, den Stimmungscharakter des Ganzen zu erfassen und wiederzugeben, in dem Bilde gleichsam ein neues Gedicht zu schaffen, das die einzelnen Glieder organisch verbindet und jedem einzelnen Bande seinen eignen Stil verleiht". So wurde der erste Band, „Kindheit", von Ernst Kreidolf, dem phantastischen Gehilfen R. und Paula Dehmels bei ihrem „Fitzebutze", launig geschmückt. Der zweite, „Wanderer", und der fünfte, „Meer", erhielten von J. V. Cissarz, der dritte, „Wald", und der sechste, „Helden", von Willibald Weingärtner, der vierte, „Hochland", von Franz Hoch und der siebente, „Schalk", von Julius Dietz sorgfältige Ausstattung. — Die vorgedruckte Ankündigung verheißt „eine Auswahl des Besten aus der großen deutschen Litteratur von Walther von der Vogelweide über Schiller und Goethe, Grimm und Bechstein bis herauf zu unsern Modernen Dehmel, Liliencron und Falke . . ."

Thatsächlich hat Weber wie Avenarius das Schwergewicht auf ältere, mehr oder minder populäre Poeten gelegt: Goethe, Schiller, Uhland, Rückert, Wilh. Müller, Eichendorff, Mörike, Kopisch, Reinick, Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Storm. Und er hat auch viel übrig für Lyriker der älteren Generation, die man in diesem Zusammenhang wegen ihres nicht immer leicht zugänglichen, nicht immer durchsichtigen Vortrags kaum erwarten sollte: Lenau und vor allem die beiden Schweizer Gottfried Keller und C. F. Meyer. Vereinzelt tauchen selten genannte und fast verschollene Autoren auf, wie der originelle Grübler und Schlachtenepiker Ch. F. Scherenberg. Die Prosa geben zumeist die Märchen der Brüder Grimm, solche von Andersen in Bearbeitung von Blüthgen, alte Schwänke (Till Eulenspiegel), Geschichten von Hebel, Alpenschilderungen von Friedrich von Tschudi und Ludwig Aurbacher her. — Den „Maushund" des „Musikalischen Zeitvertreibers" möchte man gern vermissen. Dagegen waren für die „Kindheit" z. B. Trojan und Carmen Sylva, für die „Helden" unsere großen Balladenmeister Strachwitz, Dahn, Liliencron, für den „Schalk" z. B. Fr. Th. Vischer und Heinrich Seidel („Der Eiersegen") heranzuziehen. Es existieren eben Gedichte, die der Sammler gewisser Stoffe nicht nach subjektivem Ermessen überspringen darf, wie etwa hier den Preis ruhmvoller Heldentreue, „Das Herz von Douglas", nach Fontane und Liliencron eine unvergleichliche, ja unsere beste, deutsche Ballade.

Aber ich will mit dem Herausgeber nicht um dieses und jenes Stück rechten. Er folgt seinem Kopfe, und da sich in diesem Kopfe ein feingeschulter Künstlergeist regt, so ist sein ersichtlich fleißiges, selbständig organisiertes Werk wohl dazu befähigt, der reiferen Jugend und jungen Herzen manche goldene Stunde inniger, vertiefter Fröhlichkeit zu bescheren.

Berlin. *A. K. T. Tielo*

Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1898—1904. Berlin 1904, Georg Bondi. 4°. 176 S. M. 3,— (4,50).

Alle sechs Jahre giebt die Redaktion der von Stefan George begründeten, von Carl August Klein geleiteten „Blätter für die Kunst" einen Sammelband heraus, der eine charakteristische Auswahl aus dem Inhalt dieser nicht allgemein zugänglichen Zeitschrift einer breiteren Oeffentlichkeit darbietet. Den Band eröffnet auch diesmal eine Reihe von Aphorismen, die zum Teil über die Bestrebungen und Gesinnungen des Kreises der „Blätter für die Kunst" aufklären, zum Teil allerlei kluge und feine Gedanken über das Wesen der Kunst im allgemeinen mitteilen. Darauf folgen neue Gedichte von Stefan George, unter denen die „Zeitgedichte" vor allem auffallen, weil wir hier den so oft „weltfern" gescholtenen Dichter in die Arena der großen Tagesereignisse herabsteigen sehen; aber auch seine anderen neuen Verse sind merkwürdig genug, weil sie das Unmögliche vollbringen und noch inniger in der Empfindung, noch gedrängter und gegenständlicher in der Anschauung, noch besonderer im Sprachlichen und noch musikalischer sind als alles Frühere („Wenn dich meine Wünsche umschwärmen", „Betrübt als führten sie zum Totenanger", „Zu eines Wassers blumenlosem Tiegel" u. s. w.).

Neben George tritt Hugo v. Hofmannsthal mit einem wunderschönen Gedicht, das in den reinsten Versen ein sehr subtiles Erlebnis spiegelt, und mit ein paar Szenen aus dem „Geretteten Venedig" und der „Elektra". Mit den Versen dieser beiden können sich nur noch die des Freiherrn Leopold v. Andrian, eines jungen österreichischen Diplomaten, messen, dessen seltsames kleines Buch „Der Garten der Erkenntnis" seiner Zeit viel von sich reden gemacht hat, nicht minder um der Intensität des Erlebnisses, als um der traumhaft klaren Form willen. Seine Verse hat er meines Wissens nach nicht gesammelt, und der Verlag der „Blätter für die Kunst" könnte sich mit ihrer Herausgabe ein wirkliches Verdienst erwerben; sie sind weich und zart wie Seide und elegisch wie die Farben des Sonnenunterganges; eine frauenhafte, ja kindliche Innigkeit des Empfindens spricht aus ihnen mit rührenden Stimmen. In die Sphäre dieser drei reicht keiner von den übrigen Verfassern hinauf, doch verdienen die klaren und einfachen Gedichte von August Oehler eine kurze Erwähnung, die sich in den Stimmungen und Formen der „Hirten- und Preisgedichte" Georges nicht ohne Anmut bewegen, freilich aber hinter ihren Urbildern so weit zurückbleiben als etwa hinter den Porzellanfiguren der klassischen Zeit Meißens ihre modernen Nachahmungen.

Linz. *Hermann Ubell.*

Verschiedenes.

Oesterreichische Dichter. Zum 60. Geburtstage Detlev von Liliencrons herausgegeben von Adolph Donath. Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Ferd. v. Saar u. s. w. Wien, Carl Konegen. 1904. gr. 8°. 259 S.

Als Meister Detlev nach Wien kam, wurde er mit allen Ehren empfangen, und selbst das große Publikum geberdete sich, wie er vorlas, als ob er mit seinen Dichtungen hier wirklich eine neue Heimat besäße. Eng schloß sich der Kreis der zünftigen Mitpoeten um ihn und brachte ihm als hübsches Xenion das vorliegende dicke Buch, das schon rein äußerlich der Druckerkunst und

Papierfabrikation Oesterreichs alle Ehre macht. Auf dem Titelblatte ist es beinahe gelungen, die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter unleserlich zu machen, aber nach dieser sezessionistischen Kraftprobe geberden sich die Lettern des Textes sehr manierlich. Die besten Namen Alt- und Jung-Wiens sind hier vereinigt, man sieht eher einige zuviel als zu wenig, wenn auch natürlich eine derartige Anthologie kein lückenloses Schriftsteller-Lexikon bedeuten kann und soll. Adolph Donath mag manche Mühe gehabt haben, bis er diese stattliche Sammlung einheimste!

Eine scharfe Kritik soll an eine derartige Liebesgabe nicht angelegt werden; ist doch nicht nur der Herausgeber, sondern auch der zur Teilnahme Aufgeforderte oft genötigt, etwas, das ihm gerade zur Hand ist, auszuliefern. Manche Beiträger haben es sich recht leicht gemacht und nicht viel mehr als ihre Visitenkarte abgegeben; tadeln möchte ich nur, daß viele, sehr viele sich mit längst bekannten und anderweitig gedruckten Produkten einstellten. Es scheint mir dies einfach gegen jede Artigkeit zu verstoßen, einen bereits gebrauchten Gegenstand zum Geschenke zu machen.

Einen großen Raum nimmt die Lyrik ein; es wird Liliencron gewiß freuen, wenn er in einzelnen Dichtungen einen Nachklang seines Tons verspüren mag, wie bei den Liedern von Salus, Prels, Wertheimer u. a. Konventionell Modernes macht sich gerade hier oft breit, große Worte ohne Inhalt, und ob es statthaft ist, des Rhythmus wegen aus der „Menschheit" eine „Menschenheit" zu machen, mag die Verfasserin des Gedichts mit sich und der deutschen Sprache ausmachen. Auch wie der Dichter der „Märchensee" von ihren „Lippenrändern" ein „Gedankenmeer sog", scheint mir nicht völlig anschaulich. Es wird aber den Beschenkten gewiß freuen, so viel Wienerisches hier zu finden, von der gemütlich-behaglichen Art Chiavaccis und Pötzls bis zu der scharf charakterisierenden Skizzenmanier Felix Saltens, dessen „Feiertag" zum Besten gehört, was das Buch bietet.

Ins Landvolk steigen realistische Schilderer wie Schönherr hinab, der ein wirklich trefflich ausgeführtes Genrebild „Die Hoffnung der Mutter" bringt. Unter den wenigen dramatischen Beiträgen gebührt dem bekannten „Puppenspieler" Schnitzlers der Ehrenplatz. So findet sich unter dem Vielen auch manches, das bleibenden Wert hat und die Veranlassung überdauern wird.

Wien. *Alexander von Weilen.*

Napoleon's Captivity in relation to Sir Hudson Lowe by R. C. Seaton, M. A. London, George Bell and sons. 1903. VI. 282 p.

Das Werk des Napoleon- oder richtiger St. Helenahistorikers Seaton, der schon über den gleichen Gegenstand vor einigen Jahren eine kleinere Schrift veröffentlichte, ist ein Rechtfertigungsversuch des bekannten Gouverneurs Sir Hudson Lowe. Da jene frühere Schrift in Deutschland verhältnismäßig wenig Verbreitung gefunden, ist dem neuen Werke des Verfassers eine solche zu wünschen; denn Seaton ist ein gründlicher Forscher und, was in diesem Fall fast noch wichtiger, er weiß zu schreiben und hat aus dem weitschichtigen Material, das in Forsyths „History of the Captivity of Napoleon at St. Helena" in wirrem Durcheinander aufgespeichert lag, das Nötige ausgezogen, in eine lichtvolle Darstellung gebracht und manches wertvolle Neue hinzugethan. Dies war ihm um so leichter möglich, als die Tochter des berufenen Gouverneurs, die noch jetzt in England lebende Miß Lowe, im Interesse der Verteidigung ihres Vaters alle noch in ihrem Besitz befindlichen Manuskripte, darunter eine handschriftliche Selbstbiographie des Generals Lowe und die Korrekturabzüge eines unfertig gebliebenen Werkes des verstorbenen Sir Harris Nicolas dem neuen Biographen zur Verfügung gestellt hat.

Seatons Buch ist daher von nicht zu unterschätzender wissenschaftlicher Bedeutung, und wir würden dieses Lob noch freudiger aussprechen, wenn der Verfasser es unterlassen hätte, das Gefühl des deutschen Lesers bei mehr als einer Gelegenheit empfindlich zu kränken. Ist unsere deutsche Napoleonforschung so sehr von der „Legende" befangen, wie Seaton uns vorwirft? Er seinerseits will uns weismachen, daß wir den Marsch der blücherschen Armee (1814) auf Paris Sir Hudson Lowes Ratschlägen zu danken haben, und daß wir seinem „Helden" auch dafür zu Dank verpflichtet sein sollen, daß, wie Seaton sich auszudrücken beliebt, „ein Teil der preußischen Armee bei Waterloo a n w e s e n d war!" Dabei ist der Verfasser seinerseits der deutschen Wissenschaft in mehr als einem Punkt verpflichtet; muß er doch zugeben, daß der erste Hinweis darauf, daß eine 1830 erschienene angebliche Autobiographie des Generals Lowe eine kecke Fälschung war, in meinem Buch über „Napoleons Tod" zu finden ist.

Abgesehen von diesen im Grunde doch ziemlich belanglosen Ausstellungen und abgesehen von dem allgemeineren Fehler der Verteidigungsschriften, daß der advokatorische Eifer gern etwas über das Maß hinausschießt, ist Seatons Werk eine respektable Leistung. Er hat es verstanden, das Bild seines „Helden" von einer ganzen Reihe häßlicher Flecken zu reinigen, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß die Schatten, die er wegwischt, mit verdoppelter Schärfe auf die englische Regierung zurückfallen, die, gleichviel ob sie mit Recht oder Unrecht den Gefangenen auf St. Helena zurückhielt, jedenfalls in der Art seiner Behandlung das Maß des Erlaubten und durch die Humanität Gebotenen erheblich überschritt. Sir Hudson Lowe erscheint dagegen in gewissem Sinne gerechtfertigt: er war ein beschränkter Geist, ein hölzerner, steifer Pedant, der die Vorschriften seiner Regierung zumeist mit übertriebener Pünktlichkeit befolgte, gelegentlich doch aber auch milderte; er hatte keinen geradezu schlechten Charakter, war auch zarteren Empfindungen unnicht zugänglich. Napoleon selbst empfahl vor dem Ende seinen Getreuen, sich mit ihm zu versöhnen.

Der englische Biograph dieses immerhin eigentümlichen Helden zeigt eine unter seinen Landsleuten nicht so allgemein verbreitete Kenntnis der fremdländischen Litteratur. Wenn er ihr nicht immer ganz gerecht wird, so mag das uns nun doch einmal etwas mehr kosmopolitisch empfindenden Deutschen bei einem Engländer verzeihlich erscheinen. Nur Gourgauds Journal hätte er eingehender studieren und sich über den Charakter dieses Mannes besser orientieren sollen.

Eine wertvolle Bibliographie, die auch Selteneres enthält, eine chronologische Tabelle und ein gutes Register erhöhen den Wert des flott geschriebenen, in der Form recht ansprechenden und dabei lehrreichen Buches.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Nachrichten

Maurus Jókai †.

Am 5. Mai 1904 ist Maurus Jókai in Budapest gestorben. Den herrlichsten Phantasten, den größten Meister der Erzählung, den kühnsten Herrscher der Sprache verliert Ungarn in dem neunundsiebzigjährigen Dichter. Von seinem ersten Romane an — „Der jüdische Knabe" war der Titel, siebzehn Jahre alt der Autor — hat er mehr als dreihundert Bände veröffentlicht, mehr als zweitausend Bogen geschrieben. Zeitungsartikel und Gedichte, Erzählungen und Romane, Lustspiele und Dramen in buntem Nacheinander. Eine farbenlose Skizze seines bewegten Lebens zeichnen die Worte: Rechtsanwalt; Journalist; Kämpe und Sänger des Freiheitskrieges; Verdammte und Verurteilter;

Redakteur; Reichstagsabgeordneter; Mitglied des Magnatenhauses. Und immer, ohne Unterbrechung: Dichter. Seine Werke haben natürlich nicht alle denselben Wert. Sein Humor ist in den kleinen Novellen am tiefsten; die unvergleichliche Erzählungskunst wirkt in dem „Neuen Grundbesitzer" mit den feinsten Mitteln. Die ewige Lust zum Fabulieren sucht alle Länder der Welt, alle Zeiten der Geschichte auf. Das farbige Kaleidoskop seiner Phantasie zeigt jetzt die romantische Türkenbelagerung in Ungarn, dann das düstere Bild des heutigen struggle for life, bald wieder den „Roman des nächsten Jahrhunderts". In diesem Werke sehen wir vielleicht am klarsten die vielen Stärken und die wenigen Beschränkungen des ungarischen Romanciers. Mit großartiger Intuition sagt er die Entwicklung der Technik, der Kultur, der äußeren Lebensformen voraus, und doch wird nie zu uns kommen das Reich, das er in dieser Utopie beschreibt. Denn mit unwiderstehlicher Kraft siegt in allen seinen Dichtungen der Glaube, daß auch die Menschen — nicht nur die Maschinen besser werden.

Maurus Jókai.

Der kürzeste Nekrolog darf es nicht verschweigen, daß eine würdige deutsche Uebersetzung von Jókais Werken noch fehlt.

Dr. Eugen Kovács.

Todesnachrichten. Am 7. Mai kam in Berlin auf nicht näher aufgeklärte Weise Peter Hille ums Leben. Er wurde bewußtlos und aus mehreren Kopfwunden blutend abends auf einem Vorortbahnhof gefunden; man nimmt an, daß er in einem Schwindelanfall gestürzt und dabei tödlich verletzt worden ist. Er war in Erwitzen bei Duisburg in Westfalen geboren und hätte im September d. J. sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Eine Würdigung seines Schaffens und sein Porträt (nach Louis Corinth) erschienen im LE V, 1450 f.), eine größere Besprechung seines Dramas „Des Platonikers Sohn" (von S. Lublinski) im LE III, 1152. Vgl. oben den Artikel auf Sp. 1217.

Der englische Moralphilosoph Samuel Smiles † in Konsington am 18. April im Alter von 91 Jahren. Sein Buch „Selbsthilfe", eine Art Hauspostille sittlicher Lebensweisheit in populärer Form, fand in mehreren hunderttausend Exemplaren Verbreitung und wurde in alle Kultursprachen übersetzt (deutsch erschien es, ebenso wie „Sparsamkeit" und „Charakter", in Otto Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur, Halle a. S.). Smiles war 1812 als Sohn eines armen Handwerkers zu Haddington in Schottland geboren und hat sich ganz aus eigener Kraft zu einem der meistgelesenen englischen Schriftsteller emporgearbeitet.

* *

Zum Tode Lenbachs. Es dürfte interessieren, welche Persönlichkeiten aus dem Bereiche von Litteratur und Dichtung im Laufe der Jahre von Lenbachs Hand im Bilde verewigt wurden. Es sind: Hermann Allmers, Björnstjerne Björnson, Lady Charlotte Blennerhassett, Wilhelm Busch, Paul Heyse, Theobald Kerner, Hermann Lingg, Margarethe v. Poschinger, Graf Schack, Richard Voß, Adolf Wilbrandt.

* *

Persönliches. Dr. Aloys Brandl, ordentlicher Professor der englischen Litteratur an der Universität Berlin, ist von der berliner kgl. Akademie der Wissenschaften zum Mitglied gewählt worden. — Herr Karl Quenzel, der seit über 5 Jahren verantwortlicher Redakteur unseres Blattes gewesen war, ist Mitte Mai in die Redaktion der „Magdeburgischen Zeitung" eingetreten. Den verantwortlichen Redaktionsposten am „Litt. Echo" hat Dr. Paul Legband übernommen. — Den litterarischen Teil der münchener Wochenschrift „Die Freistatt" redigiert jetzt Dr. Friedrich Huch. — Die Redaktion des satirischen Blattes „Der liebe Augustin" in Wien ist Herrn Gustav Meyrink, bekannt als Mitarbeiter des „Simplizissimus", übertragen worden. — Henryk Sienkiewicz hat sich in Warschau mit Frau Marie Babska vermählt. Es ist dies die dritte Ehe des nahezu sechzigjährigen Dichters; von der zweiten Frau ließ er sich scheiden, die erste hatte er durch den Tod verloren. — Gabriele D'Annunzio beabsichtigt das Bürgerrecht in Lausanne zu erwerben, um sich von seiner ersten Frau scheiden zu lassen und die Tochter Rudinis, die verwittwete Marquise Carlotti, heiraten zu können. — Für den notleidenden dänischen Dichter Johannes Joergensen wird ein Unterstützungsaufruf erlassen. Gaben nimmt P. Ansgar Pöllmann in Beuron (Hohenzollern) zur Weiterbeförderung entgegen.

* *

Preisausschreiben. Die Deutsche Shakspere-Gesellschaft hat für die beste Bearbeitung des Themas: „Die Bühneneinrichtung des shakspereschen Theaters nach den zeitgenössischen Dramen" einen Preis von 600 M. ausgesetzt. Die Bearbeitungen sind in deutscher Sprache bis zum 15. März 1905 an den geschäftsführenden Ausschuß der Deutschen Shakspere-Gesellschaft einzusenden. Die Preisverkündigung erfolgt bei der nächsten Jahresversammlung der Deutschen Shakspere-Gesellschaft am 23. April 1905 in Weimar. Die preisgekrönte Arbeit geht in das Eigentum der Gesellschaft über. — Für ein dramatisches Festspiel schreibt der Riesengebirgsverein zu seinem 25jährigen Jubiläum einen Preis aus. Es soll möglichst enge Beziehungen zum Riesengebirge, zu seiner Natur, seiner Geschichte oder der Sagenwelt und dem Riesengebirgsverein haben und auf einen heiteren Ton gestimmt sein. An die Inszenierung und schauspielerischen Leistungen sind nicht zu hohe Ansprüche zu stellen, die Spielzeit von 1½ Stunden soll nicht wesentlich überschritten werden. Für die erstmalige Aufführung des Stückes setzt der Verein 300 M. aus. Einsendungen sind bis zum 1. Oktober an Herrn Prof. Dr. Rosenberg, Hirschberg im Riesengebirge, zu senden.

* *

Blumenspiele. Die kölner Blumenspiele fanden am 1. Mai zum sechsten Male im Guerzenich statt. Als Vertreterin der Blumenkönigin, der Großherzogin Karoline von Sachsen-Weimar, fungierte die Gattin des Staatsministers Rothe aus Weimar. Den ersten Stiftungspreis und den außerordentlichen Preis der Großherzogin für das beste Liebeslied erhielt Edwin Apitz (Leipzig), den Preis für ein Lied im Volkston Julius Stinde (Berlin). Unter den übrigen Preisgekrönten befanden sich u. a. Anton Lindner (Wien), Lorenz Krapp (Bamberg), Eva Gräfin Baudissin (Dresden), Georg Muschner-Niedenführ (München), Fritz Stöber (Siedlinghausen), Emil Kaiser (Köln). — Auch in Baltimore fanden am 21. April deutsche Blumenspiele im Germania-Klub statt. Es waren 305 Gedichte eingegangen, davon

wurden 31 mit Preisen und ehrenvollen Erwähnungen ausgezeichnet. Unter den Preisgekrönten befanden sich Konrad Nies und Edna Fern, beide als deutsch-amerikanische Lyriker schon bekannt.

* *

Allerlei. Das Denkmal für den jungen Goethe in Straßburg ist am 1. Mai mit einer Feier enthüllt worden, der der Statthalter, der Staatssekretär, die Spitzen der Behörden, die Universitätsprofessoren und Vertreter der Studentenschaft beiwohnten. Die Weiherede hielt Oberbürgermeister Back; bei dem anschließenden Festakt in der Universität hielten die Professoren Ernst Martin-Straßburg und Erich Schmidt-Berlin größere Ansprachen. Ein Fackelzug nebst Kommers und eine Vorstellung des „Götz von Berlichingen" mit Matkowsky machten das sonstige Festprogramm aus. — Die „Wiesbadener Volksbücher", die der wiesbadener Volksbildungsverein seit 1900 herausgiebt und die Prosawerke unserer besten alten modernen Erzähler in gut ausgestatteten Heften zum Preise von je 10 bis 25 Pfennigen ins Volk bringen sollen, hatten im abgelaufenen Jahr einen Absatz von 427274 Exemplare aufzuweisen (gegen 350000 i. V.). — Eine Ausstellung „Das moderne Buch" wird von Juni bis September d. J. im Plantin-Moretus-Museum in Antwerpen abgehalten. — Ein neuer Beweis für die rege Anteilnahme, die man jetzt in Frankreich an dem ausländischen Geistesleben nimmt, ist die Gründung einer „Revue Germanique", die unter Beihilfe der Universitäten von Lille, Lyon und Nancy vom 1. Januar nächsten Jahres an erscheinen soll. Die Revue wird sich in erster Linie mit der deutschen und englischen Litteratur befassen, wird aber auch Arbeiten über die skandinavischen Länder und über Holland veröffentlichen.

Säbel und Feder. Es fehlt bekanntlich noch immer an Offiziers- und Kasernenromanen, deshalb ergeht jetzt im „Militär-Wochenblatt", das amtlichen Charakter hat, folgender Aufruf:

„Es ist bei dem Verein inaktiver Offiziere der deutschen Armee und Marine angeregt worden, den falschen Anschauungen, welche in nicht urteilskräftigen Kreisen der Bevölkerung durch die in jüngster Zeit erschienenen Militärromane entstanden sind, durch der Wirklichkeit entsprechende Schilderungen aus dem Offiziersleben entgegenzuwirken. Dies dürfte durch Erzählung kurzer, selbsterlebter Begebenheiten aus dem Leben der Offiziere und deren Familien erreicht werden. Diese mit dem Namen des Verfassers zu versehenden Erzählungen sollen gesammelt und dem Publikum in Buchform zugänglich gemacht werden. An alle Offiziere, mögen sie aktiv oder inaktiv sein oder dem Beurlaubtenstande angehören, desgleichen an alle Freunde der Armee richtet der Verein daher die Bitte, ihm Schilderungen mit der angeführten Tendenz zu übersenden und damit das Unternehmen, welches ganz zweifellos im Interesse der Armee liegen dürfte, zu fördern. Der Vorstand des Vereins muß sich vorbehalten, das hoffentlich in Fülle eingehende Material zu sichten. Sendungen werden unter der Adresse: ‚Verein inaktiver Offiziere, Berlin W. 30, Motzstr. 8' erbeten."

So sollte man wirklich nicht mit Entsetzen Scherz treiben. Gefährlich ist's, den . . . Lai'n zu wecken!

Zuschriften

Auf die Kritik des Herrn Dr. Rudolf Presber über den 1. Band der „Lieder aus dem Rinnstein" (Sp. 1091) habe ich zu erwidern, daß das holsteinische Lied: „Klopp an de Kammerdhür —" von mir aus Scherers „Jungbrunnen" entnommen wurde, wie ja auch ausdrücklich vermerkt worden ist. So ist es also wahrscheinlich, daß Klaus Groth dies Lied ebenso aus dem Volksmund übernommen hat, wie Goethe das „Heideröslein". Doch das mögen die Germanisten entziffern. Jedenfalls hat es den echten Klang . . . Jenes Kerkerlied „Bis hierher hat uns Gott gebracht —" ist freilich früher in einem Witzblatt veröffentlicht worden, doch in einem sozialdemokratischen; aber — das kann wohl ebensowenig dem Verfasser, Franz Diederich, der ja deutlich genannt ist, noch mir zum Vorwurf gemacht werden. Von dem wirklichen Entstehen der Stromerlieder hat aber Herr Dr. Presber schwerlich eine Ahnung, wenn er meint, es sei auf ein Käsepapier zurückzuführen, das gelegentlich von einem Landstreicher gelesen wird. Vielleicht kann ich mich einmal in diesem Blatte ausführlicher über die Art des dichterischen Schaffens der Stromer und „Rinnsteinmenschen" äußern. Diese Erwiderung bietet keinen Raum dazu. Eine solche Darstellung würde vielleicht interessante Aufschlüsse über Gesellschaftsdichtung geben.

Hans Ostwald.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Ali Nouri. Nasreddin Khodjas Schwänke und Streiche. Türkische Geschichten aus Timurlenks Tagen. Breslau, S. Schottländer. 234 S. M. 2,— (3,—).
Aramethy-Racher, Rosa. Im Walde. Novellen. Dresden, E. Pierson. 318 S. M. 5,— (6,—).
Balde-v. Enkevort, Johanna. Das rote Schloß. Roman. Dresden, E. Pierson. 228 S. M. 2,50 (3,50).
Biel, Anna Maria. Roman einer Mutter. München, Karl Haushalter. 294 S. M. 3,— (4,—).
Bleibtreu, Carl. Mars la Tour — Vionville. Stuttgart, Carl Krabbe. 127 S. M. 1,— (2,—).
Blum, Hans. Die Ueberbande. Kriminalroman. Berlin, Gebr. Paetel. 274 S. M. 4,— (5,—).
Bremer, Herm. Aus dem Leben eines Rekruten. Leipzig, Verlagsanstalt „Cliché". 158 S. M. 2,—.
Briefe, die ihn erreichten. Wien, Szelinski & Comp. 243 S. M. 5,— (6,—).
Feußner, D. Erna u. Ilse. Roman. Dresden, E. Pierson. 220 S. M. 3,— (4,—).
Friedrich, Albr. Wer hat recht? Realismus oder Spiritismus. Roman. Dresden, E. Pierson. 161 S. M. 2,— (3,—).
Jobst, J. Klaus Winkler. Roman. München, Friedrich Rothbarth. 436 S. M. 4,20 (5,—).
Kurz-Elsbein, Frz. Höllenbrand. Artisten-Geschichten. Leipzig, Müller-Mann. 143 S. M. 1,—.
Lautensack, Heinr. Medusa. Aus den Papieren e. Mönches. Stuttgart, Axel Juncker. 56 S. M. 1,—.
Loewenberg, Therese. Eine Wienerin in Amerika. Amerikanische Eindrücke. Wien, C. W. Stern. 109 S. M. 2,—.
Meschwitz, Rosa. Seine Frau. Roman. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,— (3,—).
Olden, Hans. Hermann und Walther Soltau. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 432 S. M. 4,— (5,—).
Rauh, Jul. Zwei von den Armen. Erzählung. Berlin, Otto Janke. 293 S. M. 3,—.
Rosner, Karl. Dietrich Hellwegs Sieg. Roman. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 220 S. M. 3,— (4,—).
Schlaf, Johs. Der Kleine. Ein berliner Roman in drei Büchern. Stuttgart, Axel Juncker. 491 S. M. 5,— (6,—).
Schulz, Alb. Gefesselte Liebe. Roman. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,50 (3,50).
Seyffert-Klinger, A. Käthchens Geheimnis. Novelle. Heilbronn, Weber. 127 S. M. —,20.
Walther, Thdr. Aegir. Drei Sagen vom Meere. Dresden, E. Pierson. 147 S. M. 2,— (3,—).
Weigand, Wilh. Michael Schönherrs Liebesfrühling u. andere Novellen. München, Georg Müller. 306 S. M. 4,— (5,—).
Wenden, Henry. Tropenkoller. Ein Kolonialroman. Braunschweig, Richard Sattler. 203 S. M. 2,50.

Wohlmuth, Alois. Ferienträume. München, Georg Müller. 71 S. M. 1,— (2,—).

Dostojewski, F. M. Roskolnikoff. Roman. Deutsch v. Wilh. Thal. (Kürschners Bücherschatz.) Berlin, Herm. Hillger. 128 u. 125 S. M. —,40.
Glyn, Elinor. Ambrosines Tagebuch. Aus dem Engl. v. Käthe Schirmacher. Stuttgart, Engelhorn. 152 S. M. —,50 (—,75).
Grigorowitsch, D. W. Russische Gastfreundschaft. Erzählung. Aus dem Russ. v. L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 92 S. M. —,50.
Potapenko, J. N. Das Recht auf Glück. — Kluge Berechnung. Zwei Erzählungen. Aus dem Russ. v. L. A. Hauff. 74 S. — Sie schämen sich. — Zu spät. Erzählungen. Aus dem Russ. v. L. A. Hauff. 69 S. Berlin, Otto Janke. Je M. —,50.
Sand, George. Indiana. Aus dem Franz. Teschen, Prochaska. 188 S. M. —,85.
Tinayre, Marcelle. Das Haus der Sünde. Autoris. Uebersetzung v. Adele Richard. Leipzig, A. Schumann. 192 S. M. 1,— (1,50).

b) Lyrisches und Episches.

Bardenhofer, Marcus. Nesseln und Nattern. (Lyrische Flugblätter f. d. deutsche Volk. Nr. 1.) Bonn, Joh. Grünewald. 32 S. M. —,25.
Birbaumer, Rud. W. Raum dem Werde! Neue Gedichte. Weida, Thomas. 46 S. M. —,80.
Dora. Lotti. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 182 S. M. 2,— (3,—).
Horsetzky, Celeste. Bodensee-Lieder. Dortmund, Ruhfus. 22 S. M. 1,—.
Kesting, F. Weidmanns Liebe u. Leid. Episch-lyr. Dichtung. Dresden, E. Pierson. 152 S. M. 2,— (3,—).
Kiderlen, Geo. Wilh. Vom Glück u. v. d. Liebe. Gedanken in Versform u. Prosa. London, August Siegle. 160 S. M. 3,—.
Klein, Carl Alfons. Die Allmacht Gottes. Wien, Verlag Neuer Litteratur. 115 S. M. 1,50.
Kneip, J., W. L. Vershofen u. Alfr. J. Winckler. Wir Drei! Ein Gedichtbuch. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. 109 S. M. 1,80.
Kubelka, Ew. Vict. (Philo vom Walde). Mein Oesterreich. Gedichte. Friedek, Jos. Zeitner. 62 S. M. 1,—.
Liebau, Irene. Still und bewegt. Ausgewählte Gedichte. Wien, Verlag Neuer Litteratur. 39 S. M. 1,50.
Baumgarten, Reichsfrhr. Ferd. v., Sterne u. Irrlichter. Ausgewählte Gedichte. Wien, Verlag Neuer Litteratur. 47 S. M. 2,—.
Röder, Arnold. Der Neunerstreich. Hum. Epos aus dem Gymnasialleben. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 1,— (2,—).
Roeder, Erich Frhr. v. Blutende Blumen. Verse. Wien, Verlag Neuer Litteratur. 56 S. M. 2,—.
Schüler, Gust. Meine grüne Erde. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. 184 S. M. 2,— (3,—).
Schultze, Siegmar. Im Sturm der Zeit. Gedichte. Halle, Kreibohm & Co. 109 S. M. 1,50.
Sternbach, Herm. Dunkle Stunden. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 70 S. M. 1,50 (2,50).

c) Dramatisches.

Bechtolsheim, Hans Frhr. v. Dreikönigsabend. Komödie. Würzburg, Stahel. 140 S. M. 2,50.
Chrusen, P. P. Johanniszauber. Ein Schelmenspiel. Berlin, J. Harrwitz. 77 S. M. 1,—.
Ege, Ernst. Luther auf Koburg. Ein dramat. Stimmungsbild. Leipzig, Friedr. Jansa. 58 S. M. —,50.
Frei, Walter. Palames. Tragödie. Zürich, Th. Schröter. 128 S. M. 2,—.
Theen, Rob. Wilhelm Tell im hamburger Elysium-Theater. Scherzspiel. Hamburg, Otto Kaven. 32 S. M. —,50.
Wohlmuth, Alois. Die kleine Residenz. Komödie. München, Georg Müller. 97 S. M. 2,—.

Regnard, Jean François. Die Erbschleicher. Komödie in Versen. (1708.) Uebers. u. für die deutsche Bühne bearb. v. Theob. Rehbaum. Wiesbaden, Bechtold & Comp. 91 S. M. 1,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Börckel, Alfr. Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zu Mainz. Mainz, Victor v. Zabern. 48 S. M. 1,—.
Gloesser, Arth. Litterarische Porträts aus dem modernen Frankreich. Berlin, S. Fischer. 300 S. M. 4,— (5,—).
Federn, Karl. Essais zur vergleichenden Litteraturgeschichte. München, Georg Müller. 188 S. M. 3,— (4,—).
Grillparzers Werke. Hrsg. v. Rud. Franz. Kritisch durchges. u. erläuterte Ausg. in 5 Bdn. 3. Bd. Leipzig, Bibliograph. Institut. 498 S. M. 2,— (3,—).
Huch, Rud. Eine Krisis. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Litteratur. München, Georg Müller. 103 S. M. 2,— (3,—).
Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgeschichte. Mit besond. Unterstützg. v. Erich Schmidt herausg. v. Jul. Elias, Max Osborn, Wilh. Fabian, Kurt Jahn, Hans Daffis. 12. Bd. (J. 1901.) 1. Abtlg. Berlin, B. Behr. 147 S. M. 7,60.
Schillers sämtl. Werke. Säkular-Ausg. in 16 Bdn. Herausg. v. Eduard v. d. Hellen. Bd. 4: Don Carlos. Mit Einltg. u. Anmerkgn. v. Rich. Weißenfels. Stuttgart, J. G. Cotta. 332 S. M. 1,20 (3,— u. 4,—).
Vogt, Osk. „Der goldene Spiegel" und Wielands politische Ansichten. Berlin, Alexander Duncker. 101 S. M. 3, —.
Zenke, Herm. Drydens Troilus u. Cressida im Verhältnis zu Shakspeares Drama u. d. übrigen Bearbeitungen des Stoffes in England. Rostock, H. Warkentien. 47 S. M. —,80.

e) Verschiedenes.

Chesterfield, Graf v. Erkenne dich selbst! Früchte vom Baume d. Erkenntnis. Leipzig, Jaeger. 187 S. M. 4,—.
Fester, Richard. Religionskrieg u. Geschichtswissenschaft. München, C. H. Beck. 50 S. M. 1,—.
Gnad, Ernst. Im österreichischen Italien (1856—1867). Erlebnisse aus meinen Lehrjahren. Innsbruck, Wagner. 218 S. M. 2,60.
Hobohm, Mart. Die Gedankenwelt Fichtes. (Burschenschaftl. Bücherei. Bd. II. Heft 7.) Berlin, Karl Heymann. 52 S. M. —,60.
Hollitscher, Jak. J. Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Wien, Wilh. Braumüller. 270 S. M. 5,—.
Jerusalem, Wilhelm. Kants Bedeutung für die Gegenwart. Wien, Wilh. Braumüller. 51 S. M. 1,—.
Jodl, Frdr. Ludwig Feuerbach. Mit Bildnis. Stuttgart, Fr. Frommann. 135 S. M. 2,— (2,50).
Kralik, Rich. v. Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst. Drei Vorträge. Wien, Anton Schall & Co. 107 S. M. 2,50.
Poppelreuter, Jos. Der anonyme Meister des Poliphilo. Eine Studie zur italien. Buchillustration u. zur Antike in der Kunst des Quattrocento. Mit 25 Abbildgn. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 62 S. M. 4,—.
Puttkamer, Alberta v. Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Unter Mitwirkg. vom Staatssekr. a. D. Max v. Puttkamer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 188 S. M. 5,— (6,—).
Reclams Universal-Bibliothek. 4534. Benedix, Roder. Die Hochzeitsreise. Lustspiel in 2 Aufzügen. 48 S. — 4535. Benedix, Roder. Die relegierten Studenten. Lustspiel in 4 Aufzügen. 104 S. — 4536. 4537. Hartmann, Mor. Der Krieg um den Wald. Eine Historie. 178 S. — 4538. Bondlow, H. Lustig Tügs. Humoresken. 1. Bd. 104 S. — 4539. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 14. Bd. Zipper, Ald. Lessings Nathan der Weise. 64 S. — 4540. Torrund, Jassy. Weiße Narzissen u. andere Novellen. 95 S.
Rittelmeyer, Fr. Friedrich Nietzsche u. die Religion. Ulm, Heinr. Kerler. 95 S. M. 1,80.
Rosenberg, Max v. Briefe einer zweifelnden Seele. Berlin, Alfred Schall. 338 S. M. 4,—.
Schlichting, Max. Staat und Kunst in Preußen. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 20 S. M. —,60.
Spielberg, Otto. Die Wege des Schaffenden. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 2,— (3,—).
Uhl, Gustav. Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Ein Vademecum für Herrn Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Leipzig, Hans Hedewig. 88 S. M. 1,50.
Wilser, Dr. Ludw. Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Eisenach, Thüringische Verlagsanstalt. 448 S. M. 6,— (7,—).

Montaigne. Ueber Erziehung. Deutsch v. Max Kohn. Hamburg, Joh. Kriebel. 53 S. M. 1,—.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 19 am 18. Juni, für Heft 20 am 2. Juli, für Heft 21 am 16. Juli, für Heft 22 am 30. Juli, für Heft 23 am 13. August und für Heft 24 am 27. August.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Soeben erschien:

DIE DICHTUNG

Eine Bibliothek ausgewählter Dichter-Monographieen mit reichen Kunst- und Facsimile-Beilagen und Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede, herausgegeben von

PAUL REMER

Band I:	HENRIK IBSEN	von	PAUL ERNST
„ II:	ANZENGRUBER	„	J. J. DAVID
„ III:	VICTOR HUGO	„	HUGO v. HOFMANNSTHAL
„ IV:	DETLEV v. LILIENCRON	„	PAUL REMER
„ V:	LEO TOLSTOJ	„	JULIUS HART
„ VI:	HÖLDERLIN	„	HANS BETHGE
„ VII:	BOCCACCIO	„	HERMANN HESSE
„ VIII:	CERVANTES	„	PAUL SCHEERBART
„ IX:	GOTTFR. KELLER	„	RICARDA HUCH

Jeder Band in Echt-Bütten-Kartonnage M. 1,50 · Jeder Band in flexiblem Echt-Lederband M. 2,50

Bis Weihnachten 1904 werden 25 Bände vorliegen

——— Durch jede Buchhandlung zu beziehen! ———

SCHUSTER & LOEFFLER · BERLIN SW. 11.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Herman Heijermans

Diamantstadt

Roman

Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.50

Ora et labora

Ein friesisches Bild in drei Aufzügen

Geheftet M. 1.—; gebunden M. 2.—.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Manuskripte

erwirbt aus allen Gebieten der Religionswissenschaft und Philosophie, Literaturgeschichte und Kunstwissenschaft, Geschichte und Philologie, Biographie und Pädagogik, Staats- und Sozialwissenschaften, Biologie und Anthropologie streng wissenschaftl. und gemeinverständl. Art; ferner aus der schönen Literatur. Vorbericht erbeten.

Albert Kohler, Verlag, Berlin NW. 7.

Verfasser v. Dramen, Gedichten, Novellen u. Romanen bitten wir, sich zwecks vorteilhaftester Publikation ihrer Werke mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), 18, Neue Ansbacherstr., Berlin W.

Bitte fordern Si

Heinrich Reesing

Vloth

i/Westfale

Cigarren & Tabakfab

das neueste Preisverzeichni

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer“

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4,

Telephon Nr. 12801,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema. Prospekte gratis und franko.

· **Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:**
1. von Herren Schuster & Löffler, Verlag in Berlin
2. „ Herrn E. A. Seemann, Verlag in Leipzig
3. „ der Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H. in München

auf die wir unsere Leser hiermit ganz besonders aufmerksam machen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.

Zweites Juni-Heft.

VI. Jahr. No. 18. 15. Juni 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von Carlo Porta und Fritz Anders

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Über Liebe und Ehe

Essays von Ellen Key

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit — Die Evolution der Liebe — Die Freiheit der Liebe — Die Auswahl der Liebe — Das Recht auf Mutterschaft — Die Befreiung von der Mutterschaft — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft — Freie Scheidung — Ein neues Ehegesetz.

Umfang 510 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

In diesem neuen Essayband setzt Ellen Key ihren Kampf für die Zukunft der Menschheit fort. Immer weiter ist ihr Blick geworden, immer tiefer die Empfindung, immer klarer der Ausdruck. Ihr Standpunkt ist durchaus original. Sie hat zu ihrer einzigen Lehrmeisterin die Natur gemacht. "Der ewige Quell der Menschwerdung, die Liebe und die Mutterschaft, ist ihr der Quell der Wahrheit und Weisheit. Ihre Ideale gründen sich auf der Erkenntnis des menschlichen Wesens, das immer dasselbe ist und sich doch immer erneut. Darum schaut sie nicht bloss in die Zukunft, sondern verbürgt auch Zukunft. Ihr Wunsch von heute wird die Erfüllung von morgen sein.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt von S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57. zu beziehen.

Interessante Antiquariats-Kataloge!

Katalog XII: Kultur- und Sittengeschichte. — Philosophie. — Sozialismus. 5508 Nos.
" XIII: Deutsche Sprache und Litteratur. — Musik und Theater. 6000 Nos.
" XIV: Bücher aus allen Wissenschaften. — Bibliothekswerke. — Seltenheiten. 1071 Nos.
" XV: Länder- und Völkerkunde. — Naturwissenschaften. 3400 Nos.
" XVI: Deutsche Litteratur. — Deutsche Sprache. — Musik und Theater. 2913 Nos.

H. Hugendubel, München.

Soeben ist erschienen:

Antiquariats-Katalog No. 250

enthaltend: *Deutsche Literatur, Taschenbücher, Almanache, Kunst, Musik, Philosophie* u. *Pädagogik.* (2052 Nrn.)

Bitte denselben gratis und franko zu verlangen.

Ausserdem bringe ich mein seit 1846 bestehendes **Antiquariat zur Besorgung von Seltenheiten etc.** sowie vor allem von Slesvicensien und Holsaticis in empfehlende Erinnerung.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat
ROBERT CORDES, KIEL, Brunswiekerstr. 35a.

Soeben erschien:

Katalog 91 unseres antiquar. Bücherlagers:

Seltene und gesuchte Bücher. Wertvolle Bibliothekswerke. Kultur- und Sittengeschichte. Curiosa. —

1080 Nrn. meist in französ. Sprache.

Wird an ernste Bücherliebhaber auf Verlangen gratis u. franko versandt

Georg & Co., Antiquariat, Basel (Schweiz)
10 Freiestrasse 10.

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

Gesammelte Erzählungen

Erster Band

INHALT: Thrond — Eine gefährliche Werbung — Der Bärenjäger — Synnöve Solbakken — Arne — Der Vater

Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Im ganzen wird diese Publikation vier starke Bände umfassen, von denen jeder in sich abgeschlossen und einzeln käuflich sein wird. Alle vier Bände sollen im Laufe dieses Jahres erscheinen und sämtliche epischen Prosadichtungen Björnsons ausser den beiden grossen Romanen umfassen. Dass in ihnen dem deutschen Volke ein Schatz von unvergänglichem Werte dargeboten wird, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Verlag Albert Langen, München-Le.

Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlg. (A. Schwartz) Oldenburg
gegründet 1800.
Gold. Med. f. d. Gesamt-Verlag. Silb. Med. f. d. Kolonial-Verlag.

Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. m. Karte. 18 M., Orig.-Gbd. 20 M. Karte apart 2 M.
Allmers, H., Röm. Schlendertage. 10. Afl., ill., 6 M., Orig.-Gbd. 7 M.
Barth, Italien. Schenkenführer. 5. Tausend. 1 M.
Dalwigk, v., Briefe a. Rom u. Athen. 2. Afl. 2 M., Orig.-Gbd. 3 M.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Afl. 4 M., Orig.-Gbd. 5 M.
Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. 2 Bde. 13 M., 50 Pf.
Proelß, Deutsch-Capri. Illustr. i. Orig.-Gbd. 3 M.
Roland, Emil., Italien. Landschaftsbilder. 3 M., i. Orig.-Gbd. 4 M.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustr. 3 M., Orig.-Gbd. 4 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr i. Italien. 5 Tle. 4. Afl. 15 M., Orig.-Gbd. 18 M.
— Herbstmonate i. Oberitalien. 6 M., i. Orig.-Gbd. 7 M. 50 Pf.
Zacher, Dr. A., Röm. Augenblicksbilder. 3 M., i. Orig.-Gbd. 4 M.
Gardini, C., Sternenbanner-Republik. 2. Afl. Illustr. 5 M., i. Orig.-Gbd. 6 M.
Sienkiewicz, H., Briefe a. Amerika. 4 M., i. Orig.-Gbd. 5 M.
— Briefe a. Afrika. 3 M. i. Orig.-Gbd. 4 M.

Szelinski & Comp., Verlag, Wien I.

Soeben erschien:

Briefe, die ihn erreichten

Das „Neue Wiener Tagblatt" (No. 108 vom 18. April 1904) schreibt:

„Briefe, die ihn erreichten" nennt sich ein Roman, der dieser Tage bei Szelinski & Comp. in Wien erschien. Wieder ein anonymes Frauenbuch, aber durch den Titel, der eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem bekannten Roman der Baronin Heyking symbolisiert, deutet das neue Werk an, dass es nicht die Pfade der leider zuviel besprochenen, krampfhaft „modernen" Jungmädchenliteratur wandelt, sondern sich im stummen Kampfe der „Richtungen" auf jene Seite stellt, der die vorerwähnte Verfasserin zu einem gleichsam erlösenden Siege verholfen hat. Im übrigen verschmäht das neue Werk jede Anlehnung an Fremdes und hat sein eigenes Leben. Es schildert den seelischen Werdegang eines jungen Mädchens, das aus einer unbewussten fröhlichen Kindheit zu immer grösserer Vertiefung geführt wird und zu immer klarerem Einblick in alle Regungen des Lebens.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Einem Teil unserer Auflage liegt ein Prospekt von **Bruno Cassirer, Verlag in Berlin** bei, auf den wir unsere Leser hiermit ganz besonders aufmerksam machen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 18	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2	15. Juni 1904	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Dichter über Dichter.

Von Richard M. Meyer (Berlin).

Der Kampf zwischen Kollektivismus und Individualismus scheint zu einem gewissen Ausgleich geführt zu haben. Organisationen bilden sich überall, deren ausgesprochener Zweck es ist, dem einzelnen größere Freiheit zu verschaffen. Solche Zwischenstufen zwischen Anarchie und Kommunismus stellen auf sozialpolitischem Gebiet die Arbeitgeberverbände und auf kunstpolitischem die „Sezessionen" dar. Nach demselben Prinzip hat sich zwischen das einzeln auftretende Buch und den in ein Ganzes eingefügten Artikel die Monographieenreihe als Lieblingsform des modernen Verlags gestellt. Velhagen & Klasing gingen entscheidend voran mit ihren Monographieen zur Kunstgeschichte, zur Länderkunde, zur Kulturgeschichte. Mit kaum geringerem Erfolg schlossen sich der Bewegung die kleineren Bändchen der Verlagsfirmen Bard, Marquardt & Co. und Schuster & Löffler an: den Serien „Kunst" und „Musik" folgt „Dichtung" und „Litteratur"; „Kultur" und „Theater" sollen nachrücken.

Aber noch in anderer Weise bringt die schmucke Sammlung, die mit neun Bändchen unter Trommelklang mit fliegenden Fahnen eben einrückt*), ein wichtiges Zeugnis für jene charakteristische Tendenz der „individualisierenden Organisation". Die Dichter haben sich zusammengethan; die stolzesten unter den „Einzelnen" bilden eine geschlossene Gruppe, die das „Klassenbewußtsein" über die isolierende Persönlichkeit heraushebt. Die neue Sammlung hat sich nämlich vor allem unter ein Zeichen gestellt: auf dem Prospekt steht es in Fettdruck: „Hier schreiben Dichter über Dichter."

Nun dürfte gerade diese Empfehlung einer gewissen Wirkung nur bei den naiven Gemütern sicher sein, für die „der Dichter" noch ein abstraktes, übermenschliches Wesen ist, mit einer wunderbaren Gabe ausgestattet, alles zu verstehen und nachzubilden, was auf Erden oder unter der Erde oder im Himmel über der Erde lebt. Für etwas erfahrene Leser kommen sofort alle jene Bedenken dazwischen, denen kürzlich an dieser Stelle Leo Berg so umsichtig und scharfsinnig Ausdruck geliehen hat — in der That in so unwiderleglicher Weise, daß man es fast bedauert, so viel Geist an eine so gute Sache verschwendet zu sehen. Denn wenn wirklich eigentlich nur der Poet dem Poeten gerecht werden kann, so folgt weiter, daß der Dramatiker nur vor einem Gerichtshof von Dramatikern gerichtet werden darf, und daß dann der Tragiker den Komödiendichter als Richter ablehnen soll, und natürlich der germanische Trauerspielverfasser den Romanen, und so fort in angenehmer Verengung, bis schließlich übrig bleibt, was ja auch eigentlich wohl die intimste Ueberzeugung der Dichtungschauvinisten ist: daß jeder Dichter nur sich selbst beurteilen kann. Leider wird diese Konsequenz ebenso leicht theoretisch wie praktisch ad absurdum zu führen sein: theoretisch, weil der Dichter der „Pandora" dem des „Götz" viel ferner stand als etwa Klinger dem jungen Goethe, was bei der Eilfertigkeit, mit der moderne Schriftsteller sich „überwinden", noch stärker gelten müßte; und praktisch, weil die Petrarca immer ihre lateinischen Epen höher stellen als ihre Liebessonette und die Heinrich Heine immer erwarten, daß die Tragödie „Ratcliff" ihre Lyrik überleben werde.

Es spricht also einiges dagegen, daß das mittelalterliche Personalprinzip wieder in unsere litterarische Rechtspflege eingeführt werde. Wir wollen doch lieber auch hier bei der Rechtseinheit beharren, statt für Freie und Unfreie, Christen und Juden

*) Deutsche Dichtung, hrsg. v. Paul Remer. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. Verlag Schuster & Löffler, Berlin 1904. 1. Ernst, Paul. Henrik Ibsen. 90 S. — 2. David, J. J. Anzengruber. 73 S. — 3. Hofmannsthal, Hugo v. Victor Hugo. 79 S. — 4. Remer, Paul. Detlev v. Liliencron. 83 S. — 5. Hart, Julius. Leo Tolstoi. 82 S. — 6. Bethge, Hans. Hölderlin. 96 S. — 7. Hesse, Hermann. Boccaccio. 75 S. — 8. Scheerbart, Paul. Cervantes. 93 S. — 9. Huch, Ricarda. G. Keller. 97 S. — Die Sammlung wird fortgesetzt. Es sollen hundert Bändchen werden. Jeder Band elegant kart. M. 1,50, in Leder M. 2,50.

lauter eigene Rechtsbücher und Prozeßformen zu schaffen. Und etwas Mittelalterliches steckt wirklich in diesen Ambitionen, die nicht gerade von den „führenden Geistern“, um so eifriger aber von den lauten Talenten verfochten werden. Schmeckt das nicht nach Zunft und Meisterlade? Seltsam! Haben die „Meistersinger von Nürnberg“ dahin gewirkt, daß nur noch zünftige Merker urteilen sollen? Dann können wir bald der blühendsten Beckmesserei gewiß sein!

Ja, antwortet man — wir sprechen nur von wahren Dichtern! Schön; wer aber legitimiert die? Wenn wir nun etwa schon für manchen Namen der hundertbändigen Liste das Prädikat bescheiden beanstanden möchten? Hat doch die äußerliche Auffassung des „Produzierens“ schon längst dahin geführt, daß als „Dichter“ nicht mehr der gilt, dem eine reiche Phantasie, eine kräftige Beobachtungsgabe, ein sicheres Formgefühl die poetische Erfassung des geformten oder ungeformten Stoffes ermöglichen, sondern daß einfach „Dichter“ der heißt, von dem schon etwas gedruckt worden ist. Dies genügt; und hat der anderen einer gar Anteil an ihm genommen, begegnet ihm die ganze Schar mit herzlichem Willkommen. Wenigstens vor der Welt; privatim denkt vielleicht Bav — um uns die freundliche Anonymität des 18. Jahrhunderts zu nutze zu machen — über Mäv nicht günstiger als — der böse Litterarhistoriker.

Die Formel: in der Dichtung komme es nur auf das Wie an, wird heute gern überspannt. Jedenfalls wird man aber sagen dürfen: das Was allein thut's freilich nicht. Es kann einer Bände voller Gedichte „produziert“ haben, ohne ein Dichter zu sein. Indes — er kann es auch wirklich sein; und auch hierfür fehlen glücklicherweise Beispiele nicht in einer Liste, die z. B. Hugo von Hofmannsthal und Ricarda Huch nennen darf.

Worauf stützt sich nun die These: der wirkliche Dichter sei zum Richter besonders geeignet? (Ach — man erinnert sich wohl: der Schriftsteller, für den die Formel „Dichter und Richter“ geprägt wurde, war der brave Ernst Wichert!)

Zweierlei kann ins Feld geführt werden: psychologische und technische Gründe. Einmal wird eine gewisse allgemeine Disposition des Dichters angeführt, die ihn zum Nachempfinden besonders befähige. Sagt man einfach: eine bestimmte Anlage zum poetischen Einfühlen ist notwendig, so sagt man etwas Selbstverständliches. Poetische Gemüter in diesem Sinne waren aber zahlreiche urteilsfähige Leser, die nie gedichtet haben. Wieviel verdankte Schiller dem sicheren Urteil seines Freundes Körner, der alles eher war als ein Poet! Und wie dankbar hat Goethe sich sogar von dem fast antipoetischen Merck kritisieren lassen! — Geht man aber über das Allgemeinste heraus, so wird die poetische Anlage statt zu einer Förderung des Verständnisses geradezu eine Erschwerung. Je eigenartiger die dichterische Individualität gestaltet ist, desto schwerer begreift sie andere, und desto schwerer wird sie von anderen begriffen. Man schämt sich fast, immer wieder die Rechte des klassischen Zeugen anzurufen: wie Lessing über Goethe urteilt und Goethe über Kleist; Hebbel über Otto Ludwig und Otto Ludwig über Hebbel; oder, wo es sich um falsch gespendetes Lob handelt, wie arg Keller den armen Bachmayer überschätzt hat und Feuchtersleben den vergessenen Mayerhofer.

Beinahe ganz so steht es mit dem Technischen. Auch hier ist die Forderung des Dichterforums ein Rückschritt; aber nur bis ins 17. Jahrhundert. Sie konnte als berechtigt gelten, da noch solide Kenntnisse der Alten und gründliche Durcharbeitung der poetischen Lehrbücher den echten „poeta“ von dem Liebling des ungebildeten „Pöbels“ unterschied; heute ist wohl das Amtsgeheimnis der Technik nicht mehr sicher vor den Augen der Unzünftigen zu hüten. Gewiß bringt der Dramatiker zur Beurteilung des Dramatikers wertvolle Sonderkenntnisse mit; dafür versteht aber wieder Wildenbruch nicht, was an realistischer Technik gut sein soll, und Strindberg nicht, wie Schiller arbeitete. Nirgends in der Welt hat übrigens gerade ein großer Besitz von technischer Gewandtheit seinem Eigentümer jenes Wohlwollen für Jüngere erhalten, ohne das ein rechter Kritiker nun einmal nicht denkbar ist.

Somit wird es wohl trotz dem bestechenden Fahnenwort der litterarischen Monroedoktrin — Amerika den Amerikanern! die Dichtung für die Dichter! — dabei bleiben, daß die Bände unserer hübschen kleinen Bibliothek gut sind, wenn der Verfasser zu einer litterarischen Charakteristik beanlagt ist, und sonst nicht; und daß sie besonders gut sind, wenn er noch überdies einen Gegenstand behandelt, der ihm „liegt“. Und anders ist es nicht, wie der selige Leopold von Ranke zu sagen pflegte.

Somit konnte man a priori sagen, die glänzendste Gabe unter den neun ersten Bändchen werde Hofmannsthals „Victor Hugo“ sein. Eine gewisse Affektation goethischen Stils schadet nicht allzuviel, wo auch im Inhalt der hohe Standpunkt goethischer Dichtercharakteristiken erstrebt wird. Hofmannsthal ist ein durchaus „litterarischer“ Dichter, vielfach romanischer Art verwandt, ein Formkünstler, ein Virtuos des Arrangements. Victor Hugo wird ihm ein großartiges Symbol, und in seiner Selbststilisierung dadurch, wie in Rodins Denkmal, deshalb ähnlicher, als er es in realistischer Darstellung sein würde. Er wird fest auf die Basis großer malerischer Jugenderlebnisse gestellt; seine wenigen Erlebnisse werden monumental aufgefaßt, wie er selbst sie nahm; prächtige Ausdrücke fallen: „So wurde ihm alles rund“; die „nur vorne bemalten Figuren“ der Dramen stehen greifbar vor uns. Man mag die Schilderung zu panegyrisch finden, aber wir haben zu lange über dem gealterten Phrasenschleuderer den großartigen Faltenwurf seiner älteren Werke übersehen. Hier hat ein Dichter in dichterischer Intuition die großen Umrisse einer zu poetischer Erfassung mehr als zum Detailstudium einladenden Figur sicher und großartig hingestellt.

In zwei anderen Bänden kommt der Dichtercharakter schon etwas bedenklicher zum Vorschein: in den beständig eingemischten mißvergnügten Seitenblicken, die Paul Ernst und J. J. David an Ibsen und Anzengruber vorbei auf ihre eigenen Kritiker und Publika werfen. Es ist wirklich etwas anderes, ob Hofmannsthal uns das Jahr 1830 näher bringt, indem er aus eigener Erfahrung die stürmischen Hoffnungen und feurigen Kameradschaften einer „jungen Generation“ schildert oder ob die Verstimmung moderner Dichter, die zu den allergrößten doch wahrlich nicht gehören, das Martyrium Anzengrubers und die Mißverständnisse über Ibsen trivialisieren.

Wenn trotz dieses unangenehmen Beigeschmacks die Beiträge von Ernst und David zu den Perlen der Sammlung gehören, so liegt es gerade daran, daß beide sozusagen ihre außerdichterischen Seiten zur Geltung bringen. Ernst betrachtet Ibsen durchaus von dem Standpunkt, auf den ihn selbst in diesen Blättern mit freundschaftlicher Ueberschätzung Franz Servaes gestellt hat: als Sozialphilosophen. Das giebt eine einseitige Beleuchtung, die „Kaiser und Galiläer" und die letzten Dramen ins Dunkel rückt und dem genialischen Humor im „Volksfeind" und dem mephistophelischen in der „Wildente" nicht gerecht zu werden vermag; aber es giebt eine sehr geistreiche, an neuen Lichtern reiche und durchaus einheitliche Auffassung. Ernst erklärt gerade vom Standpunkt des Sozialpädagogen aus die direkt idealistische Tendenz für verwerflich und die indirekt idealistische, die Stärkung der Lebensfreude, für allein berechtigt. Ibsen ist ihm daher, weil er der größte Dichter unserer Zeit ist, ein Verdammungsurteil für diese Epoche. Nun ließe sich das hören, und wir geben gern zu, daß die heitere Kunst des „Bundes der Jugend" vor der Mystik des „Solneß" manches voraus hat; wir verstehen die hübsche Wendung von Ibsens „verhängnisvoller Freude an der Psychologie" und Ernsts Entsetzen über den Intriganten in den „Kronprätendenten" — nur daß Bischof Nikolaus für den Dichter eben kein erfundener Intrigant ist, sondern ein Typus seiner Heimat. Weniger schon verstehen wir die Behauptung, Ibsens Dichtung sei so übernational-europäisch, wie nur noch die Balzacs; und ganz aus der blassen Theorie sind die Thesen über Novelle und Tragödie geschöpft, die einen der lebenswahrsten Dichter an den Schnittfiguren der Modellschneider belehren wollen, wie das Leben darzustellen sei. Gerade hier spricht der Dichter garnicht; redete er hier nur mehr mit! Und hätte der geistreiche Charakteristiker von dem Dichter nur etwas Formensinn übernommen, statt unverständliche Satzungeheuer hinzusetzen oder komische Drehwürmer wie folgenden: „Es giebt wohl kaum einen Dichter, der mit solcher Konzentration arbeitete, außer den ganz Großen, und zu denen muß man durch diesen Teil seiner Eigenschaften Ibsen rechnen" . . . Der vielen „wie" nach Komparativen und ähnlicher Lässigkeiten nicht zu denken.

Auch David hat seinen „Anzengruber" in zu bequemem Schlafrockstil hingeschlenkert; die Satzlabyrinthe, in denen der Vetter Holzinger oder die Familie Lipka umherirren, grenzen schon ans Symbolische, und die mühsamen Relativkonstruktionen — „denn, wessen er gedenkt, wenn er das Meßopfer vollbringt, das ihn an die Pforten des Himmels führt, der hat einen Vorrang vor Gott" — schreien nach einem Kommentator. Aber wie Ernst der Sozialphilosoph, kommt David der Wiener zu Hilfe. Einseitig und geistreich wie jener packt er den „Kirchfelder" ganz nur an seinem Verhältnis zum Katholizismus. Er vernachlässigt deshalb die Romane, unterschätzt die Erzählungen und weiß — das Wunderlichste bei einem Dichter! — nichts über die Poesie Anzengrubers zu sagen. Natürlich meine ich nicht seine Verse, sondern die lyrischen Momente im „Vierten Gebot" oder selbst im „Doppelselbstmord". Doch die Grundrichtung des Volksdramatikers kommt scharf heraus.

Poetisch im übeln Sinne ist leider der Beitrag des Herausgebers. Remers „Liliencron" ist ein pathetischer Hymnus, der an Versuchen, dies Original zu deuten, über eine Phrase, wie „Liliencron ist der Dichter seiner selbst" kaum fortkommt. Und wenn man das Eingehen auf das Biographische ablehnt, wozu dann das Reden von dem „Dichterbaron"? Für Byron war der Lord wesentlich; für Liliencron ist es nur der Offizier. Nebenbei bemerkt: wenn zweimal von seinem „alten nordischen Adelsgeschlecht" gesprochen wird, dürften die Brahe oder Sparre oder auch (wenn Schleswig-Holstein schon „nordisch" heißen darf) die Rantzau und Reventlow sich wohl wundern, daß Andreas Pauli, der Kaufmann von Bredstedt, 1654 noch ein „altes Adelsgeschlecht" gründen konnte. Der Dichterbaron scheint auch noch seine frühesten Vorvordern, von denen sein entfernter Vetter Rochus so liebenswürdig erzählt, baronisieren zu sollen.

Hans Bethge hat sich dagegen von seiner Poetennatur wenigstens zu stimmungsvollen lyrischen Epithetis für Hölderlins Dichtungen leiten lassen. Das Leben erzählt er schlicht und nicht sonderlich interessant; die Auswahl der mitgeteilten Verse ist nicht neu, aber gut; das spezifische Gewicht des Büchleins liegt lediglich in der feinen Würdigung der poetischen Sprache und Technik unserer germanischen Hellenen. Von Scherer und — von Nietzsche wäre wohl einiges mehr für das Verständnis der Persönlichkeit zu lernen gewesen.

Dagegen will Julius Hart von Tolstoi ein ganz neues Bild geben und wiederholt eigentlich immer nur, Tolstoi sei ein Vorläufer der Neuen Gemeinschaft, gehe nur auf Vereinigung von Mensch und Welt aus, und seine Dichtung sei, wie die Natur selbst, Ideal-Verwirklichungskunst. Von der realistischen Gestaltungskraft, von der ungeheuren Konzentration der Beobachtung, von der sozialen Psychologie des Weisen von Jasnaja Poljana ist kaum die Rede. Der begeisterte Realphilosoph sieht in Tolstoi nur sein vergrößertes Spiegelbild und unterschlägt uns den Dichter.

Anders wieder hat Hermann Hesse sich mit Boccaccio abgefunden. Er macht wirklich von seiner Dichtereigenschaft Gebrauch, aber ganz anders als Hofmannsthal oder Bethge: er erzählt von dem Dichter des Decamerone in dessen eigenem Stil und verteidigt den Messer Giovanni dabei nicht nur gegen den „vermutlich geisteskranken Mönch" Savonarola — o könnten die Irren predigen wie der! —, sondern auch gegen moderne Pharisäer. Dabei geht er selbst viel zu weit in pharisäischer Apologetik und dankt dem Himmel, daß Boccaccio nicht war wie die von heute. Ich glaube nun allerdings, daß man damals unsittlicher war als heute, und Hesses hübsche Ausführungen über die Art, wie die Unanständigkeiten vorgetragen werden, haben mich nicht überzeugt; aber als novellistische Künste, die uns einen historischen Roman um den liebenswürdigsten der Bösewichter bauen, können sie uns herzlich erfreuen.

Die gleiche Methode treibt Scheerbart noch weiter. Er erzählt eine abenteuerliche Begegnung mit Cervantes und seinen Hauptgestalten, wobei die wichtigeren biographischen Daten ziemlich kunstlos vorgetragen werden und ein paar Späße mit zwei oder drei guten Bemerkungen über Cervantes Kühnheit und sein Verhältnis zum deutschen Humor fallen. Da ich diesen, wie es scheint, nicht genügend besitze, um den anti-erotischen Klassiker der phan-

tastischen Bierzeitung zu würdigen, bleibt mir nur die Frage übrig, ob der Käufer eines Buches über Cervantes wirklich bloß Scheerbarts Stil und ein paar trockene Daten kennen lernen möchte?

So ist über die Dichter als Litterarhistoriker allerlei zu sagen und nicht eitel Lob für die „einzig dastehende Thatsache“, daß nur konzessionierte Litteraturproduzenten hier zum Wort verstattet sind. Wir werden uns aber sofort alle einigen, wenn ein Autor auf den Plan tritt, den Dichter und Litterarhistoriker gleich hoch stellen. Und somit kommen wir zuletzt auf den zweiten Höhepunkt der Sammlung: Ricarda Huchs „Gottfried Keller“. Die Charakteristik ist nicht so groß und packend wie Hofmannsthals Victor Hugo; aber an geistreichen Wendungen und sicheren Aperçus vielleicht noch reicher. Ricarda Huch faßt in der Persönlichkeit des Schweizers seine Weltanschauung fest und sicher ins Auge: das gläubige Weltvertrauen, dem gegenüber selbst das romantische Bedürfnis nach „Sichauflösen im All“ als schwächlichere Preisgebung seiner selbst erscheint. Aus diesem Grund leitet sie seine Stellung zur Welt ab, sein Bürgerbewußtsein, seine (besonders fein gewürdigte) höhere Galanterie, seine Entscheidung gegen die positiven Religionen und für den „freien Willen“. Von hier aber läßt sie auch seine Poesie erfließen, die goldene Kraft der Freude an den Dingen, die einzig dastehende Fülle des „Grünen Heinrich“ und den Reiz der „Sieben Legenden“. Wenn sie dabei anläßlich der Gedichte, die ihr „allerschönst“ erscheinen, nebenbei auch mich aus der Reihe der echten Kenner der Poesie Kellers ausweist, so nehme ich das nicht tragisch. In den Rhythmen, die sie nennt, hat sie öfters recht für die erste Strophe; das „Vaterlandslied“ aber will mir nach wie vor nur zu würdig scheinen, neben Arndts Vaterlandslied und andern braven Menschen und schlechten Musikanten unter den lyrischen Kreaturen seinen Platz einzunehmen. — Wie herrlich weiß sie aber etwa über die Rolle, die der Wein bei unseren letzten Homeriden spielt, zu reden! Oder wie warmherzig sein „Frommsein“ zu verteidigen, ohne doch die Tragik seines Alters, wie wir es wohl wünschten, wegschaffen zu können!

Und verschieden, wie die Texte, sind die Ausstattungen. Interessante Porträts in den Bänden für Tolstoi, Anzengruber und Keller, hübsch gewählte Illustrationen für Boccaccio und (aus Doré) für Cervantes; charakteristische Bilder von Victor Hugo; etwas zu wenig bei Ibsen. Außerdem überall Faksimilia, zuweilen weitere Zugaben und Buchschmuck, wie ihn die Titelblätter andeuten: reiche Fruchtguirlanden, von denen wohl auch die eine oder andere Birne unreif zu Boden fällt. Nun, soll das die Sammlung symbolisieren, so bleibt doch die Fülle reicher, saftiger Früchte glücklicherweise der vorherrschende Eindruck!

Ein mailänder Volkspoet.

Von Carl Baron Corresani (Torbole)*)

Daß sein Monument die Giardini Pubblici seiner Vaterstadt ziert, daß eine ihrer Straßen seinen Namen trägt, wäre bei der Ueberschwänglichkeit des italienischen Heimkultus, bei der Verschwendung, mit der dort Ehren dieser Art ausgeteilt werden, noch kein Beweis, daß Carlo Porta ein großer Mann gewesen.

Und im Grunde genommen, kann man ihn auch keinen solchen nennen. Er war nur — ein Genie. Aber das ein glänzendes; der größte neuzeitliche satirische Dialektdichter, nicht nur der Lombardei, sondern, ich stehe nicht an, es zu behaupten, der Welt. Neben seiner urwüchsigen Originalität, seiner brillanten Diktion, seiner verblüffenden vis comica und laugenscharfen Kaustik, seiner unversieglichen, tollen, einen Purzelbaum nach dem anderen schlagenden Lustigkeit kommt keiner von ihnen auf, die in Nord und Süd, Ost und West die gleiche Spezialität gepflogen. Nicht einmal Carlo Goldoni und Fritz Reuter, die doch ethisch weit über Porta stehen; neben dem tollen mailänder Genie wirken sie beide zeitweise fast pedantisch. Und warum das? Weil sie, angeblich oder wirklich, die Welt bessern wollten, während jener nichts wollte, als auf fremde Kosten sich und die Stadt erheitern.

Man muß freilich sagen: es wurde ihm leicht gemacht. Kein anderer Dialekt der Welt eignet sich so zur spaßhaften Verssatire wie der mailänder „meneghin“, dieses urkomische Pseudo-Französisch, mit seinem Reichtum an Kraftwendungen, seinen zahllosen Einsilbern, die ebensovielen Hammerschlägen gleichen und, mit dem rechten Schwung an die richtige Stelle hingeschnalzt, platzen, wie kleine Petarden; und schließlich mit seiner fabelhaft reichen Terminologie. In seinem Sonett: „Ricchezz' del vocabulari Milanes“ zählt Porta nicht weniger als 32 verschiedene Bezeichnungen für einen und denselben Gegenstand auf, einen Gegenstand, den zu nennen oder nur anzudeuten, nordische Prüderie mir verbietet. Und dieser Porta macht ein Sonett darauf, und das Sonett wird öffentlich in den Straßen verkauft, und man reißt sich darum, und in allen Salons Mailands lacht man sich darüber krank, als über eine köstliche Schelmerei. Das ist gewiß Cynismus, aber dieser Cynismus ist so naiv, daß ich ihn — möge mich auch Frau Buchholz dafür aus ihrer guten Stube verbannen! — bewundernswert nennen möchte.

Jede Handlung ist so zu beurteilen, wie sie gemeint war. Wenn man noch heute Alois Blumauer mit Entrüstung jenen . . . antipodischen Seufzer vorwirft, mit dem er das „Gemüt“ seiner Schönen „erschreckte“, so thut man ihm damit kein Unrecht. Denn der wohlerzogene Wiener wußte, als er die bekannten Verse niederschrieb, genau, daß er eine Ungehörigkeit beging; er handelte gegen anerzogene Schicklichkeitsbegriffe nicht nur anderer, sondern seiner selbst, und in der ausgesprochenen Absicht,

*) Es liegt sonst außerhalb unseres Arbeitsprogramms, Charakteristiken von Autoren älterer Epochen zu bringen. Der folgende Essai spricht zur Genüge für sich selbst, um eine Rechtfertigung dieser Ausnahme überflüssig erscheinen zu lassen. D. Red.

zu skandalisieren. Anders Porta. Wenn er denselben Ausdruck, wie der böse Alois, und zwar nicht ein-, sondern hundertmal anwendet, so thut er es als Italiener und Mailänder, dem jede Prüderie fremd ist. Gewiß ist er sich bewußt, über die Schnur zu hauen, aber lasciv oder auch nur brutal wirken zu wollen, fällt ihm nicht ein; was er will, ist, lachen machen und selbst lachen. Sein Vokabularium wimmelt von haarsträubenden Kraftausdrücken, aber sie kommen so natürlich heraus, daß ihm niemand darüber gram sein kann. Er spricht eben in der urwüchsigen Weise des Volkes, für das er dichtet, und ohne Zimperlichkeit so, wie ihm der vorwitzige mailändische Schnabel gewachsen ist.

In dieser absoluten Ungebundenheit des Ausdrucks, in dieser Freiheit, sich und seine Feder gehen zu lassen, liegt der zweite große Vorteil Portas über anderssprachige Pfleger der gleichen Spezialität und zugleich eine Erklärung für die ungeheuere Komik seiner Produkte.

Aber er ist auch ein Unikum unter denen geblieben, denen die gleichen Begünstigungen zu Gebote standen. Keiner seiner Nachfolger hat ihn auch nur annähernd erreicht. Noch heute, nach hundert Jahren, kugelt sich jeder Mailänder vor Lachen, wird irgendwo eins seiner Gedichte vorgelesen; noch heute bestehen gewisse seiner Dikta und Wendungen als geflügelte Worte; und „unser Porta!“ wird mit Stolz gesagt, wenn auf ihn die Rede kommt.

Was einen geradezu verblüfft, ist die phänomenale, unbegreifliche Leichtigkeit seines Versaufbaues; ich wüßte ihn in der Beziehung nur mit Rückert zu vergleichen, von des letzteren größerer Gewähltheit und Klassizität abgesehen. Da ist keine Silbe, der man ansähe, daß sie aus prosodischen Gründen eingestellt ist; jedes Wort steht an seinem Fleck, als könnte es garnicht anders sein. Das fließt im tadellosesten und doch ungezwungensten Rhythmus, das tanzt graziös und lachend vor unseren Augen dahin, und wir merken es garnicht, wie es allmählich schwillt, raketengleich zum Steigen ansetzt, mehr und mehr, bis es an der gewollten Stelle, und eben dort, mit einem jener erwähnten Kraft-Einsilber knallend zur Feuergarbe explodiert ...

Bei uns ist er so gut wie unbekannt — und wie könnte es auch anders sein? Zu jener Zeit ebneten noch nicht, wie heute, die Zeitungen Sternen und Spezialitäten aller Art den Ruhmesweg durch überschwängliche internationale Propaganda. Ueberhaupt ist er speziell als mailänder Dialektdichter schlecht daran. Uebersetzt kann er nicht werden; ihn aber im Original zu lesen — wer vermag dieses, der nicht selbst im Schatten von Sant Ambrogio zur Welt gekommen? . . . Durch die Venezianermundart Goldonis wird sich ein des Italienischen kundiger Deutscher mit Seufzern und Not noch hindurchzuarbeiten vermögen; niemals aber durch Portas „Meneghin“ . . .

Carlo Porta wurde zu Mailand 1776 geboren und starb daselbst 1821. Er hat eine Anzahl erzählender, eine große Menge Gelegenheitspoesieen, dann polemische Gedichte verfaßt, letztere größtenteils den damals auf seiner Höhe stehenden Kampf zwischen „Klassikern“ und „Romantikern“ betreffend, in dem er mit Leib und Seele auf der romantischen Seite stand. Auch hat er sich dramatisch versucht, doch sind seine Stücke nie zur Aufführung gelangt.

Carlo Porta.

(Aus Wiese und Pèrcopo: Geschichte der italienischen Litteratur. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.)

Seine eigentliche Spezialität ist das unbarmherzige satirische Losdreschen auf Preti*) und Signori. Und doch nährte der Mann, wie mich dünkt, weder gegen einen noch den anderen der beiden Stände so recht eigentlich einen Haß. Dem widersprechen schon die zahlreichen Freundschafts- und Ergebenheitssonette, die er an einzelne ihrer Mitglieder gerichtet hat. Ueberhaupt scheint mir der lustige Gesell nicht der Mann irgend einer verbissenen Parteirichtung. Ich möchte die Sache einfach so erklären: er brauchte ein bequemes Objekt für seine Satire und eines, das ihm die erstrebte Popularität beim kleinen Mann sicherte. Daß er sich da das Richtige ausgesucht, wird jeder zugeben, der das weiter unten folgende Pröbchen seiner Muse liest. Wären die Zustände nur zum fünften Teile so, wie er sie mit seinen stark aufgetragenen Farben schildert, so muß man sagen: nie hat ein Pamphletist ein ergiebigeres Feld bebaut.

Politisch war Porta ein kleiner Kalfaktor. Als Kassierer des „Monte“ (Versatzamtes) Staatsbeamter, huldigte er dem Grundsatz: „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe,“ wie er es ganz offen im Sonett

„G'hoo miee, g'hoo fioeu, sont impiegaa“
u. s. w.

zugiebt. Solange die Franzosen in Mailand herrschen, macht er die Oesterreicher lächerlich; nach 1815 kehrt er den Spieß um, hängt den „Jakobinern“ an, was er kann, und besingt die „Croati“. Im Grunde wird er sich über die einen wie die anderen lustig gemacht haben, als geborener Spaßvogel und nadelspitzes Züngelchen, das er war.

Am allerpopulärsten sind von seinen Sachen die beiden erzählenden Satiren „La Preghiera“ und „La Nomina d'un Cappellan“ geworden. Ich will die zweite, ein wahres Meisterstück drastischer Situationskomik und liebenswürdig-perfider Bosheit,

*) Priester.

hier frei nacherzählen, obwohl ich weiß, daß ich Porta damit einen schlechten Dienst leiste. Denn auf das beste muß ich ja verzichten: das köstliche Lokalparfum der Ausdrucksweise und die gebundene Form, deren Wiedergabe noch weitere Verstümmlungen in ersterer Beziehung bedingen würde.

Proben und Stücke.

„Ein Hauskaplan wird gesucht.“

Von Carlo Porta.

Frei bearbeitet von Carl Baron Torresani.

In Casa Travasa war es Fräulein Lilli, die das gute und schlechte Wetter machte.

Lilli war ein langhaariges, faules und knurriges Bologneserhündchen, der Frau Marchesa Liebling und das größte Tier in ihrem Hause — von der Frau Marchesa selbst abgesehen. Wehe dem, der ihr den gebührenden Respekt verweigert, sie geduzt, unsanft berührt oder ihr gar wehe getan hätte! — Das hatte der letzte Hauskaplan, der arme Don Galdin, zu seinem Schaden erfahren, als ihm während der heiligen Messe, in der Verwirrung des Augenblicks der Elevation, das Malheur widerfuhr, dem zarten Dinge auf das Schwänzchen zu treten! Der Unglückliche war starr . . . Wohl war die nächste Folge nichts als ein entrüstetes „Tölpel von einem Prete!“, das ihm die Gnädige von ihrem Betstuhl her zwischen zwei zerknirschten Schlägen auf die Brust zuzischte. Aber das beruhigte ihn nur wenig, denn er wußte, was kommen würde. Und richtig: noch hatte er in der Sakristei den Kopf nicht ganz aus dem Pluviale gezogen, so war ihm schon bedeutet, seine Sachen zu zu packen und sich nie mehr in Casa Travasa sehen zu assen.

Nun hieß es also einen neuen Kaplan aufnehmen.

Kaum war die Kunde davon in die Stadt gedrungen, als unter den armen Teufeln in Dreihorn und Schnallenschuhen, die ihre leeren Eingeweide dadurch betrügen, daß sie sich den Leibgurt fester schnallen*), eine große Aufregung entstand und förmlich Stürme auf den Palazzo unternommen wurden.

Wohl wußte jedermann, daß in Casa Travasa mit dem jeweiligen Hochwürdigen keine großen Umstände gemacht zu werden pflegten. Aber der Posten hatte auch seine guten Seiten, und die waren wohl geeignet, nicht nur einen armen Teufel von Kaplan, sondern auch Pröbste und Dechanten über jenes kleine Nist die Augen schließen zu machen. Erstens einmal eine anerkannt delikate Tafel; weiters eine sichere tägliche Messe zu einem Frank; zu schweigen von freiem Quartier, freier Wäsche, schönem Landaufenthalt im Sommer und reichlichem Christkind-Douceur. War es da nicht natürlich, daß sie herbeirannten wie verrückt und einer über den anderen förmlich stolperten? . . .

Aber die Illustrissima, der es nicht darum zu thun war, sich mit den einzelnen zu plagen, ließ bekannt machen, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde würden sich alle zugleich vorzustellen haben. Jeder würde da Gelegenheit finden, vorzubringen, was zu seinen Gunsten spräche; und nachdem sie alle angehört, würde sie das weitere nach ihrem eigenen Belieben verfügen.

Der große Morgen war gekommen, das ganze Haus steckte voll Preti. Im Hof, auf der Treppe, in der Vorhalle und selbst bis in die Küche hinein — alles schwarz, alles in wimmelnder Bewegung, hinein, hinaus, hinauf, hinab; es war, als wären alle Schwaben des Quartiers aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen. Und es gab ein Geklapper von eisenbeschlagenen Schuhen auf dem Terrazzoboden, ein Summen und Raunen und Schwätzen, ein Geräusch von Tabakschnupfen, lautem Niesen und Schneuzen, kurz ein Durcheinander, das auch stärkere Nerven aus Rand und Band gebracht hätte, als die Fräulein Lillis. Dem Tierchen wird es zu viel, es beginnt zu kläffen; die Marchesa springt aus dem Bett, reißt wütend an der Klingel; und plötzlich steht vor der hochwürdigen Versammlung ein Bengel von Lakai, mit eingestemmten Armen und einer Miene, vor der alle Gespräche verstummen, wie abgeschnitten.

„Ist das ein Benehmen? Glaubt man vielleicht auf der Gasse zu sein? . . . Still, die beiden Langen dort hinten! . . . Meiner Treu, man sollte es nicht glauben, Leute von einer gewissen Bildung! Leute, die wissen sollten, was sich gehört! Die Lüstrissema*) hat schon einen Kopf, so groß!“

Der Mann machte eine Pause, während welcher er seine Blicke im Kreise schweifen ließ; und als alles zerknirscht dastand und kaum zu atmen wagte, fühlte er e n menschliches Rühren.

„Na!“ fuhr er milder fort, „da ich einmal da bin, wird es nicht schaden, wenn ich gleich ohne Umschweife heraussage, was jeder hier zu thun, zu erwarten hat und was nicht. Wer dann noch bleiben will, der bleibt; wer nicht, geht seiner Wege; **wir** halten ihn gewiß nicht.

Also sprechen wir zuerst von der Messe. Für die, das merke man sich, giebt's keine bestimmte Stunde. Es heißt sich bereit halten; zur Stunde und Minute, wann es der Frau Marchesa beliebt, muß es losgehen, eins, zwei. Heißt's dann auch einmal bis Mittag mit leerem Magen herumsteigen**) — in Gottes Namen! Man bringt's halt dem Himmel zum Opfer.

Und weil ich schon bei dem Gegenstande bin: nur

---

*) An solchen fehlt es zwar auch heutzutage weder in Mailand noch in irgend einer anderen Stadt Italiens, aber zur Zeit, die hier in Frage kommt — zwischen 1805 und 1810 — mag infolge der erst kürzlich durchgeführten Sperrung der Klöster eine erhöhte Konkurrenz durch das Hinzukommen der Ex-Frati und Ex-Abbati geherrscht haben, die, ihres einzigen Unterhalts, der stipendierten Messe, beraubt, buchstäblich aufs Betteln angewiesen waren.

*) Für: Illustrissima; noch heutzutage der Titel, den der Mailänder Volksmund den Mitgliedern der heimlichen Aristokratie giebt.

**) Bezieht sich darauf, daß die Messe bei nüchternem Magen gelesen werden muß.

nicht zu lang machen! Die Lüstrissema verträgt die langen Messen nicht. Andererseits, das versteht sich, auch keine Hudelei, kein Herunterplappern; das wär' gegen die Würde des Hauses. So zwischen einer Viertelstunde und zwanzig Minuten wird das rechte sein.

Predigen, Exhortieren und dergleichen wird nicht verlangt; dafür zweimal die Woche, abends vor dem Schlafengehen, eine kurze Christenlehre für das Personal, heißt das, wenn nicht gerade drinnen ein Dritter zum Tarock gebraucht werden sollte; das geht natürlich vor. Ueberhaupt sag' ich's gleich: Gut Tarockspielen ist Bedingung! Wer's nicht kann, der thut besser, sich gleich im voraus zu drücken . . ."

Das ließen sich auch drei oder vier gesagt sein, die sich in dem Punkte nicht fest fühlten. Während sie in aller Stille verschwanden, fuhr jener fort:

„Was die sonstigen kleinen Verrichtungen und Obliegenheiten betrifft, die verstehen sich eigentlich von selbst. Es heißt sich nützlich machen, Gänge und Einkäufe besorgen, Briefe austragen, auch hier und da ein Packet, ein kleines Bündel; zum Schneider, zur Madame, zum Friseur laufen; den Hund spazieren führen und gelegentlich auch einmal eine Rechnung schreiben oder einen Brief an den Verwalter . . ."

Wieder konnte man im Hintergrunde eine gewisse Bewegung wahrnehmen. Beim einen war's der Hund, beim andern das Bündeltragen, bei der Mehrheit aber die Erwähnung von Feder und Tinte und die Furcht, sich die geweihten Finger zu beschmutzen; kurz, mehr als einem Dutzend war die Lust vergangen, und sie empfahlen sich unbemerkt.

Ueber das Gesicht des Gestrengen glitt ein leutseliges Lächeln. „Jetzt zu dem," fuhr er fort, „was Ihnen die Hauptsache ist, oder ich müßte meine Hochwürdigen nicht kennen: zum Essen. Der Kaplan speist für gewöhnlich mit der Herrschaft, außer es wäre eine besondere Respektsperson geladen; in dem Fall essen wir gemütlich unter uns, ich, die Jungfern und der Prete. Auf dem Lande ist's anders. Da wird niemand von der Tafel weggeschickt, und hätte der Papst in Person sich angesagt! Denn auf dem Lande ist unsere Gnädige ganz Herablassung, ganz Leutseligkeit. Sie wär, glaub ich, im Stande, wenn's darauf ankäme, sogar des Bürgermeisters Arm zu nehmen! . . . Man speist, man lebt gemeinschaftlich von früh bis abend. Und da werden Sie's nicht krumm nehmen, wenn ich als erfahrener Mensch ein paar Ratschläge zum besten gebe. Wer sie hören will, der öffne die Ohren, wer nicht, der laß es bleiben.

„Also vor allem: nur immer bescheiden sein! . . . Im Gespräch hübsch warten, bis man gefragt wird; nicht vorlaut werden, nicht widersprechen; zur rechten Zeit zu lachen, zur rechten Zeit den dummen Kerl zu spielen wissen; — kurz, nie vergessen, wo man ist. Weiter: sich vor gewissen Unarten hüten, die man — nehmen Sie mir's nicht übel — an Ihresgleichen kennt, als: auf den Ellbögen lümmeln, mit den schmutzigen Fingern Brot kneten, die Zähne mit den Fingernägeln stochern, sich mit der Serviette den Schweiß wischen und so weiter und so weiter . . ."

Hier machte der Mensch eine Pause, während der er die Blicke schweifen ließ; und als niemand muckste, ging er mit einem Sprung zum Schlusse über:

„Und endlich kann ich nicht genug ein bißchen Reinlichkeit empfehlen! . . . Wir sind ja unter uns und können frei sprechen. Also: Man kennt die Hochwürdigen und ihre Angst vor Wasser und Seife! Man kennt gewisse Manchetten, aus denen man Kerzen sieden könnte; man kennt gewisse Nägel mit schwarzem Sammetrand, gewisse Collanen, die aussehen, wie aus Salamihaut gemacht! Pfui Teufel! . . . Genug. Gewarnt, sagt man, ist halb gerettet. Ich meine, Sie werden mich verstanden haben . . ."

Er schwieg, und die armen Preti standen wie mit Wasser übergossen. Kein Laut ertönte in der Halle; hier und da trafen sich zwei stumme Blicke, die Bände sprachen. Und schließlich — war es die Wirkung des Sermons, oder die eines großen Spiegels an der Wand, was ihnen den letzten Rest der Zuversicht benahm — kurz, von der Menge, die es anfangs gewesen, waren schließlich nur mehr ein halbes Dutzend übrig, als ein heftiges Schellengeklingel verkündigte, daß Dona Paolas Toilette beendet und sie bereit sei, Audienz zu geben.

Fort stürzt der Kammerdiener, und die Kandidaten schleichen, nicht ohne einen letzten angstvollen Blick in den Spiegel geworfen und ein letztes Mal mit dem Taschentuch abstaubend über Strümpfe und Schuhe gefahren zu sein, einer um den anderen über die Schwelle der Empfangshalle.

Ganz im Hintergrunde sitzt die Illustrissima auf einem großen Sofa, kerzengerade aufgerichtet, das à la Pompadour frisierte Haar von einer großen Haube überragt, und mustert die Eintretenden durch ein gabelförmiges Lorgnon; neben ihr liegt Lilli, leise knurrend, auf einem neuen, pariser Shawl. Die Kandidaten defilieren einzeln vor beiden vorüber und nehmen, nachdem jeder seine Reverenz gemacht, in einer Reihe Aufstellung; als letzter der Aelteste der Gesellschaft, ein gewisser Don Malachia, der es übernommen hat, im Namen aller ein paar Worte der Anrede zu sprechen.

Aber eben wie er die ersten Silben herdorstammeln will, geht Lillis üble Laune plötzlich in eine unbegründete Wut über. Mit einem Satz schießt sie zu Boden und, den neuen Shawl hinter sich herschleppend, gerade auf die strumpfbedeckten Waden des Unglücklichen los, der, als er sich so das Wort am Munde abgeschnitten sieht, mit der Geduld zugleich den Kopf verliert und — *horribile dictu* — zu einem Fußtritte ausholt! . . .

Eine verwundete Bärin, der man das Junge vor den Augen töten will, kann sich nicht ingrimmiger zwischen dieses und den Jäger werfen, als Donna Paola jetzt zwischen ihren Liebling und jene nägelbeschlagene Sohle.

Ein wahres Glück, daß Lillina mit jener Intelligenz, die sie charakterisiert, die Gefahr durch ein rasches Niederducken zu vermeiden gewußt hat, sonst wäre es schwer zu sagen, wie weit die Bärin in ihrer Raserei gegangen wäre.

So lief die Sache noch sehr glimpflich damit ab, daß Don Malachia, nachdem ihm die Meinung recht deutlich gesagt worden, den kürzesten Weg nach der Gasse suchen durfte.

Dadurch war die Zahl der noch übrigen Bewerber auf fünf zusammengeschrumpft, und schon sah jeder derselben in zunehmender Hoffnungsfreudigkeit das schöne Bild der Kaplanei auf das eigene Haupt niedersteigen, als ein neuer Zwischenfall die Reihen abermals lichtete.

Lilli hatte sich nämlich, von ihrer Herrin unbemerkt, wieder auf das Sofa geflüchtet; und als letztere nach geübter Justiz rücklings den Weg dahin nahm, um sich in statu quo ante zu setzen, hätte sie auf ein Haar mit einem Teil, an dem ihre hochgeborene Person der Augen ermangelte, das zarte Wesen zu Brei gequetscht.

Bei diesem Anblick brachen Don Spiridion und Don Telesforo, zwei junge Grasteufel, die ein Nichts zum Lachen reizte, in eine so laute, so ungeziemende und so anhaltende Heiterkeit aus, daß die Marchesa sich innerlichst verletzt fühlen mußte.

Ein unaussprechlicher Blick zermalmt die beiden. „Wahrlich," ruft sie mit einer Stimme, in der die Entrüstung bebt, „ich glaubte annehmen zu dürfen, daß Priester unserer heiligen Kirche ein gewisses Maß von Bildung und wenigstens eine Ahnung davon hätten, wie man mit Damen von meinem Range umgeht! Statt dessen sehe ich, daß Sie weder Schicklichkeitsgefühl, noch Takt, noch eine Spur von Manieren besitzen!

„Gewiß, ginge es nur meine Person an, ich wäre in christlicher Demut gerne bereit, die Beleidigung zu verzeihen, so wie unser Heiland jenen verzieh, die ihm ins Gesicht gespieen.

„Aber hier handelt es sich um etwas anderes. Denn da der Himmel es einmal für gut befunden, uns zu dem zu machen, was wir sind, so ist es unsere Pflicht, der Stellung, die er uns verliehen, auch den gebührenden Respekt zu verschaffen; ja, gegen den Herren selbst hieße es sich versündigen, wollten wir über derartiges die Augen schließen, besonders Leuten gegenüber, die Sein Kleid tragen!

„Das lassen Sie sich gesagt sein, Sie beiden Uebermütigen! Und nun — — dort ist die Thür!

„Was aber die übrigen angeht, so werden Sie sich aus dem Geschehenen hoffentlich eine Lehre für die Zukunft ableiten.

„Gehen wir nun zur Sache. Ich stehe — ja, Lillin, was hast Du denn nur heute? — den Herren zu Diensten."

Lillina, bis dahin ein kleiner Teufel, hatte nämlich seit einigen Minuten, nach Art kapriziöser Schönen, ihr Betragen ohne denkbare Veranlassung gänzlich geändert. Von ihrem Sitze herabgeglitten, umkreiste sie, ganz Freundlichkeit und Unterthänigkeit, einen der drei Kandidaten, einen sicheren Don Ventura, an dessen Beinen sie immer wieder unter Schweifgewedel hinanstrebte, wobei der Betreffende in seiner Angst, etwas Ungehöriges zu begehen, sich nicht zu rühren wagte und mit geballten Fäusten und festgeschlossenen Zähnen den Kitzel zu verbeißen trachtete, den jenes Gekrabbel an seinen dünnbestrumpften Waden hervorbrachte.

Es war dies der übelst aussehende der drei, ein halbverhungerter, armer Teufel, irgendwo aus dem Gebirge, den wohl mehr die Aussicht auf ein Frühstück, als irgend eine ernstliche Hoffnung auf die Stelle hergebracht haben mochte; denn bäuerisch plump, schmierig, abgerissen und unbeholfen wie er war, konnte er sich's nicht verhehlen, daß er zu allem anderen eher taugte, als zum Almosenier einer vornehmen Dame.

Und siehe da! Ihn und keinen anderen traf die Wahl der Marchesa. Diese, die mit einem gewissen Wohlwollen die Liebkosungen beobachtet hatte, die Fräulein Lillina an den Mann verschwendete, hatte bei sich gedacht: Wen ein Geschöpf von solcher Menschenkenntnis und solchem Feingefühl auszeichnet, muß der rechte Mann sein! — Kurz, Don Angelo und Don Fedele, beides sehr annehmbare Leute, mußten mit langer Nase abziehen, und Don Ventura erhielt die Kaplanei von Casa Travasa.

Die Leute schlugen, als sie die Sache erfuhren, die Hände überm Kopf zusammen. Niemand begriff, wie es dieser Tölpel von Halbbauer angefangen habe, um die wichtigste Person im Hause förmlich zu verhexen!

Erst viel später kam das Geheimnis auf. Es bestand in nichts anderem als in zwei oder drei Schnitten Salami, Don Venturas Mittagessen für den Tag, das er in der Tasche getragen hatte . . .

Besprechungen

Schillers Persönlichkeit.

Von **Julius Petersen** (Stuttgart).

Die Ueberschrift soll niemand abschrecken von dem Buche, das ich besprechen will*); Fritz Jonas hat ihm den Titel: „Schillers Seelenadel" gegeben. Gegen dieses Wort wäre nichts einzuwenden, wenn es den Schlußstein bildete; es würde eine glückliche Zusammenfassung aller in dem Buche behandelten Charakterzüge Schillers bedeuten — aber als anspruchsvoller Titel, der erst bewiesen werden muß, erweckt es ein ungerechtfertigtes Mißtrauen; es hat etwas Festrednerisches, etwas vom Schulprogramm, kurz etwas von jenem Ton der Schillerverehrung, wie er um beinahe ein halbes Jahrhundert rückständig ist. Wenn wir im nächsten Jahre bei der hundertsten Wiederkehr des Todestages unseres Schiller gedenken, so wollen wir an Wärme und ehrlicher Huldigung nicht hinter der Hundertjahrfeier im Jahre 1859 zurückstehen, aber wir wollen nicht einen Ton erzwingen, der nicht mehr der unsere ist.

Man mag es beklagen, daß die heutige Zeit so viel schüchterner im Ausdruck ihrer Bewunderung geworden ist, daß sie gegen die Phrase einen Schlagbaum errichtet hat und auch den Hochton der Begeisterung nicht ohne argwöhnische Prüfung passieren läßt — es nützt auch nichts mehr, mit denen Abrechnung zu halten, die uns vielleicht durch Ueberfütterung den Geschmack am hohen Pathos verdarben — wir sind einmal so und können höchstens hoffen, daß die nächste Generation wieder einen kühneren Flug nehme, ohne doch den Ballast kritischer Selbstprüfung, der uns niederhält, ganz fallen zu lassen.

Wir sind abgestumpft gegen die Standbilder auf hohem Sockel, und schon ist ein intimer Denkmalstil im Werden (ich erinnere an Klingers Entwurf eines Brahmsdenkmals oder an französische Beispiele), der die Heroen

*) Schillers Seelenadel. Von Fritz Jonas. Mittler & Sohn, Berlin 1904. Mk. 3,—.

anspruchsloser und stiller in unsere Mitte führt. Liegt in diesem Herabziehen eine Verkleinerung? Ich glaube nicht. Aber wohl spricht daraus das Bedürfnis unserer Zeit, den Großen näher zu kommen, durch die kleinen Aeußerlichkeiten des Alltagslebens hindurch in ihr tiefstes Wesen zu dringen. Auch über Schwächen gehen wir nicht hinweg, soweit sie den Eingang in die Geheimnisse einer großen Persönlichkeit öffnen: gerade die menschlichsten Seiten geben den Maßstab für überwältigend große Eigenschaften, die sich davon abheben. Deshalb entspricht unserem Bedürfnis nach innigem Einfühlen das Porträt, das die kleinsten Züge in seinen Schattierungen wiedergiebt; und einem Buche, das den Menschen Schiller darstellt, hätte Graffs liebenswürdiges Bildnis vorangesetzt werden sollen, nicht die herbere Skulptur Danneckers, die vor einer Ausgabe von Schillers Werken ihren passenden Platz findet.

Ein solches Buch hat bisher gefehlt; die drei großen Biographen sind nicht bis zu der jenaer und weimarer Zeit vorgedrungen, in denen Schillers Charakter erst seine reife Ausgestaltung gefunden hat. Von dem Schiller der späteren Zeit kennt das deutsche Volk nur die Werke, nicht das Leben, das an Daten ärmer ist als die Jugendzeit. Und die späteren Dichtungen wiederum sind zu unpersönlich, als daß sie unbekannte Seiten dieses Menschendaseins aufdecken könnten; auch die Forschung wurde zum Aufspüren innerer Anlässe und Beziehungen wenig angereizt. Auf dem viel engeren Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung beruht zum Teil das überragende Interesse, das Goethes Persönlichkeit in Anspruch nimmt; um dagegen ein Gewicht in Schillers Wagschale zu werfen, müssen wir sein Leben einmal selbständig, losgelöst von den Werken, betrachten als die zielbewußte Selbstentwicklung einer Persönlichkeit. Wenn wir beobachten, wie entschieden Schiller seit dem Verlassen der Militärakademie die Leitung seiner eigenen Charakterentwicklung in den Händen hielt, wie er in Kampf lag mit den Mängeln seiner Veranlagung und rücksichtslos Raum zu erobern suchte für die Entfaltung seiner eigentlichen Gaben; wie er in keine Lage kommen, in keinen freundschaftlichen Verkehr treten konnte, ohne daraus zu lernen und Gewinn zu ziehen, und wie er doch jedem fremden Einfluß gegenüber seine Unabhängigkeit wahrte, so lernen wir dieses Leben wie ein Kunstwerk genießen. Das in den Briefen an den Herzog von Augustenburg ausgesprochene Ideal des ästhetischen Menschen ist für Schiller keine von Kant inspirierte Konstruktion, sondern Erlebnis; die Idee der Freiheit, die sich selbst bestimmend in Erscheinung tritt, ist die Richtschnur von Schillers eigener Entwicklung.

Die Geschichte seines Geistes, die Schiller selbst zu schreiben plante, ist in den ästhetischen Schriften versteckt. Schon die Zeitgenossen empfanden diesen Zusammenhang, und der jüngere Voß z. B. wußte Schillers Wesen nicht besser zu charakterisieren als mit den Worten Anmut und Würde. Der Grundgedanke jener Abhandlung — „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" — fand seine beste Probe in Schillers eigener Erscheinung; die Natur hatte wenig für ihn gethan, und die feste Knochenbildung des Gesichtes ist beinahe häßlich zu nennen; aber eine wunderbare Vergeistigung hat diesen Kopf späterhin durchgebildet. Da Jonas die Berichte über Schillers Aeußeres gesammelt hat, so sei hier die Erinnerung eines stuttgarter Jugendfreundes im Morgenblatt 1809 nachgetragen, in der das oben beanstandete Titelwort nicht stört: „Von den Einwirkungen des Gemüths auf die Bildung der Gesichtszüge ist Schiller eines der merkwürdigsten Beyspiele. In den Jahren 1781 und 82, da er doch schon 23 Jahre alt war, hatte sein Gesicht noch etwas Flaches, Kahles, Unausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt, und der Ordensstern des Genies . . . . . funkelte keineswegs aus seinen Augen. Aber wie anders in dem Jahre 1794! Auffallend hatten sich alle seine Züge verschönert. Die eingedrückte Nase hatte sich zur Adlersnase erhoben, und ausgegossen waren über sein ganzes Gesicht Lieblichkeit und Großheit. Tiefes Sinnen, Seelenadel und Geisteshoheit leuchteten mehr als sprechend aus seinem Antlitze hervor. Wie aber der Geist aus dem Innern gleichsam vorquellen und sich in die äußeren Formen ergießen könne, wird uns wol auf immer so ziemlich verborgen bleiben."

Den stark persönlichen Gehalt gerade der Abhandlung „Ueber Anmut und Würde" hat vor allem Goethe erkannt; er sah sogar eine Spitze gegen sich in der schroffen Betonung der erworbenen Geisteskräfte gegenüber dem ohne Verdienst überschätzten Geburtsadel des Genies. Goethe hat hierbei wahrscheinlich einige auf Bürger oder bereits vergessene Originalgenies bezügliche Sätze mißdeutet; aber soviel mag richtig sein, daß an einzelnen „harten Stellen" Schillers Stolz sich wehrte gegen den überwältigenden Eindruck Goethes; daß diese Stellen aus dem Bedürfnis erwuchsen, die eigene Daseinsberechtigung und den Anspruch auf einen Platz neben dem „Günstling der Natur" zu verfechten. Gerade dieses Selbstbewußtsein, das eine Unterordnung versagte, machte schließlich allein das unendlich fruchtbare Wechselverhältnis möglich, das zwischen beiden Heroen zustande kam.

Auf diese Vereinigung mit dem Größten seiner Zeit hatte Schillers Bahn schon früh hingesteuert. Seine Entwicklung war eine durchaus bewußte; sie folgte nie dem „dunkeln Drange", aber wohl verstand sie, jeden von außen herantretenden Anlaß sich zu nutze zu machen. Der praktische Geschäftssinn ist zu bewundern, mit dem sich bereits der Jüngling Verbindungen zu verschaffen und die fernste Anknüpfung zu verwerten wußte. Noch ehe die Notwendigkeit der Flucht zwingend an ihn herantrat, fühlte er, daß „seine Knochen nicht in Schwaben verfaulen" dürften; als der mannheimer Horizont drückend auf ihm lastete, ließ er sich durch einen reinen Zufall zur Uebersiedlung nach Leipzig bestimmen; von Dresden aus knüpfte er mit Fr. L. Schröder in Hamburg an; während dieser ganzen Zeit, seit der Don Carlos-Vorlesung in Darmstadt, war sein Auge auf Weimar gerichtet; und sogar von dort aus noch unterhandelte er in den letzten Lebensjahren mit Berlin.

In demselben rastlosen Weiterdringen ist Schiller über die meisten Freundschaften, die vor dem Bund mit Goethe lagen, hinausgewachsen; das Merkwürdige aber ist, daß diese organische Entwicklung es nie zu einer Zurückstoßung oder zum Bruch kommen ließ. Er hat viele litterarische Gegner, aber keinen einzigen persönlichen Feind hinterlassen; die in den Zeiten der Verbitterung oft verletzende Schärfe hat sich später zu einem ungemein feinfühlenden Takt und zu einer einnehmenden Liebenswürdigkeit geläutert, die jeden bezwang.

Den Grundzug seines Wesens aber bezeichnet das Wort, das in den Briefen der leipzig-dresdener Periode immer wiederkehrt: Enthusiasmus. Es ist die nie erlahmende Schwungkraft, die Hingebungsfähigkeit an den Moment, die ewig jung erhält. Gerade der Jugend blieb Schiller immer zugänglich; er konnte mit ihr ausgelassen sein selbst auf Kosten seiner Gesundheit, und es ist eine reizende Anekdote, die der jüngere Voß berichtet, wie der Vater Schiller bereits seinen Kindern einen wahren Abscheu vor dem Worte Philister einzuflößen wußte.

Auf Schillers Entwicklung paßt wie kein anderes das Wort Selbsterziehung, aber es darf nicht im schulmeisterlichen Sinne gemeint sein. Nichts lag Schiller ferner als der starre Prinzipienmensch, der zum Sklaven seiner Grundsätze wird: „Ein so formierter Mensch wird freilich davor gesichert sein, rohe Natur zu sein und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt sein, und die Menschheit von außen wird ihm ebenso wenig als die Menschheit von innen beikommen können." Seine Moral, die hinausläuft auf die Verfeinerung des sittlichen Gefühls bis zu dem Grade, „daß es dem

Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf", bedeutet einen aristokratischen Individualismus.

Aus dieser Freiheit, die der reinen Menschlichkeit die Entscheidung überläßt, erklärt es sich auch, daß wir Schiller so wenig eigentliche Regeln praktischer Lebensweisheit verdanken. Seine vorwärtsdrängende Entwicklung gönnte sich keinen Ruhepunkt beschaulicher Einkehr, der solche Betrachtungen gezeitigt hätte. „Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer," sagte Goethe von Schiller. „Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen." Deshalb kann Schillers Bild niemals in abgeklärter, marmorner Ruhe dargestellt werden, sondern nur im beständigen Fluß, in jener Bewegung, die Anmut und Reiz verleiht.

Um auf das Buch von Jonas zurückzukommen, so liegt hier vielleicht der Grund, warum es nicht den Titel „Schillers Persönlichkeit" trägt; es durfte kein vollkommenes Gegenstück zu den Werken von Bode über „Goethes Persönlichkeit" werden. Vielleicht ist es aber doch noch zu sehr von diesem Vorbild abhängig geblieben und macht Schiller etwas zu viel zum selbst redenden Subjekt. Zwar wird die Entwicklung, die zwischen den einzelnen Aussprüchen liegt, immer betont, aber wir möchten noch etwas mehr den Autor hören, der aus dem reichen Material die Folgerungen zieht; wir vermissen die großen Linien der Charakteristik; es fehlt am Schluß der einzige schöpferische Odem, der das Gebilde zum Leben erweckt.

Jonas war sicherlich des Satzes von Schiller eingedenk, es müsse „ein Geschichtschreiber von Geist und eigenem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht". Goethes Ausspruch, daß Schiller, auch wenn er sich die Nägel schnitt, größer war als alle andern, sollte in den kleinsten Zügen veranschaulicht werden. Wenn dieses Ziel nicht ganz erreicht ist, so ist es vor allem die Schuld der unökonomischen Anordnung. Schon im Titel ist ein Hauptschlagwort unnütz verausgabt; die Einleitung folgt weiter dieser antizipierenden Methode, indem sie Schillers Wesen in den Grundzügen Willenskraft und Freiheitsdrang zusammenfaßt und durch diesen Extrakt die folgenden Abschnitte zum zweiten Aufguß macht. Trotzdem liegt in den mittleren Partieen das beste des Buches, besonders in dem vortrefflichen Kapitel: „Religiöse Anschauungen". Am Ende aber verläuft das Werk völlig im Sande mit Einzelbeobachtungen über Sprache und Stil, die an sich verdienstvoll sind, aber den engen Zusammenhang mit Schillers persönlicher Eigenart nicht genug begründen. Thäten sie dies, so würden sie noch weniger an den Schluß des Buches gehören, das doch nicht in dem Satze l'homme c'est le style gipfeln soll.

Die Vorzüge sollen indessen ungeschmälert bleiben: gewissenhaft, mit großem Ueberblick, mit Kritik und ohne Beschönigung ist hier aus den eigenen Briefen und denen der Zeitgenossen, aus Gesprächen und Berichten alles, was auf Schillers Persönlichkeit ein Licht wirft, zusammengetragen. Daß nicht ein Brennpunkt alle Strahlen vereinigt und daß dem Leser keine Charakteristik zwingend aufgedrängt wird, hat für ihn den Reiz, die letzten Worte selbst zu suchen. Und so wünsche ich dem Büchlein auch den Erfolg, daß es ein Wegweiser sein möge zu eigener Vertiefung in die ausgezeichnete Gesamtausgabe von Schillers Briefen, die das große, unvergeßbare Verdienst desselben Verfassers ist.

Fritz Anders.

Von Richard Weitbrecht (Wimpfen a. B.).

Fritz Anders.

Fritz Anders beschert uns das dritte Bändchen seiner Skizzen aus dem heutigen Volksleben, und sie sind ebenso vergnüglich zu lesen, wie die vorhergehenden. Nur kann man sie nicht hinter einander genießen, weil die Mache fast in allen die gleiche und Anders Muse die Uebertreibung ist. Seine Stoffe findet er vorzüglich in der Kleinstadt, die ja das dankbarste Feld für Karikaturenzeichner ist: man braucht bloß ein paar Striche zu vergröbern, und die lustigste Karikatur ist fertig. Ganz besonders aber geht Anders dem heiligen Bureaukratius zu Leib, dem bekanntlich kein Ding unmöglich ist; deshalb hat man auch bei diesen Stücken am wenigsten das Gefühl der Uebertreibung. Man kann ihnen nur die weiteste Verbreitung gerade bei denen wünschen, die es angeht: es stecken in Skizzen, wie das „Eisenbahnunglück"[1]), recht bittere Wahrheiten, die wohl beherzigt zu werden verdienen. Am behaglichsten wird einem übrigens bei den harmlosen Geschichten zu Mute, und wo der Verfasser ein wenig Gemüt hineinlegt, da versteht er einen auch tiefer zu packen. Im ganzen hat man nicht immer den Eindruck, als ob die Stoffe ihn als humoristischen Gestalter gesucht hätten, sondern umgekehrt, daß der Verfasser sich die Stoffe suchte oder erdachte, durch die er humoristisch-satirisch zu wirken vermochte.

Begierig konnte man sein, wie der Verfasser dieser Skizzen mit einem Roman[2]) zurechtkäme. Daß es ein humoristischer sein würde, war im voraus anzunehmen. Und humoristische Romane sind in Deutschland etwas sehr seltenes und scheinen immer seltener zu werden, da die Modernen wenig Humor besitzen. So bringt man denn einem Roman, der halbwegs verdient, ein humoristischer zu heißen, schon von vornherein Wohlwollen und Nachsicht entgegen. Anfangs scheint Fritz Anders Roman der Nachsicht auch zu bedürfen; denn er entwickelt sich langsam und ist in eine Reihe von Einzelszenen aufgelöst, die ebensogut in seinen Skizzen stehen könnten. Aber allmählich wächst der Verfasser mit seinem größeren Zwecke, führt, immer auf dem humoristischen Grundton aufbauend, tiefer in die Psychologie hinein und entwickelt das breitere Lebensbild, das man früher, und mit Recht, von einem Roman im Gegensatz auch zu der längsten Novelle verlangte. Heutzutage heißt ja jeder Ausschnitt aus dem Leben, jede längere Novelle ein Roman. Dabei hält der Verfasser den angeschlagenen Ton im ganzen mit Glück fest, den Gegensatz zwischen idealer Auffassung des Lebens, durch einen Kaufmann vertreten, und der gemein realen des Geldmachens und des Strebertums, vertreten durch einen Arzt, dem übrigens der Gerechtigkeit halber ein anderer Arzt als Gegenstück beigegeben worden ist. Und was anfangs

[1]) Skizzen aus dem heutigen Volksleben. Gezeichnet von Fritz Anders. Dritte Sammlung. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1903. 360 S. Geb. M. 4,—.

[2]) Doktor Duttmüller und sein Freund. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1902 548 S. Geb. M. 7,—.

nur ein Hieb auf die sogenannte humanistische Bildung und die beschränkte Lebensauffassung der humanistischen Schulmeister zu sein scheint, erweitert sich zu einem Bild der großen Gegensätze, die unsere ganze Zeit durchziehen. Daß der Verfasser gewagt hat, die sozialdemokratische Bewegung humoristisch anzufassen — und diese Partieen sind mit die besten und psychologisch wahrsten — ist ein Unternehmen, das besonders schwierig, aber auch dankbar war. Es wird ihm das ja von gewissen Leuten verdacht werden; denn es giebt bekanntlich Sachen, denen man den Nimbus des Heiligen und Unantastbaren zu verleihen verstanden hat, und die daraus ihre Nahrung in den weitesten Volkskreisen ziehen — siehe eben die Dreimillionenpartei! Näher besehen, ist daran so viel unheilig und lächerlich, daß wirklich der Humorist hier ein dankbares Feld hat. Nur darf er nicht darauf ausgehen, bloß lächerlich zu machen; denn die Lächerlichkeit tötet längst nicht mehr und wirkt bei den fanatischen Seelen gerade gegenteilig. Aber aus dem Untergrunde auch der sozialdemokratischen Bewegung den Humor heraufzuholen, werden wenigstens die führenden sozialdemokratischen Auguren, wohlgemerkt, wenn sie unter sich sind, nicht verwehren wollen. Und es wird ihnen zur besonderen Genugthuung gereichen, daß der Verfasser auch dem Adel, der eine große Rolle in diesem Roman spielt, nichts schenkt. Aber auch hier ist alles Bittere, das ihm aufgetischt wird, mit so freundlichem Humor umkleidet, daß auch der Adelstand nicht wird zürnen können. Der Humor hört allerdings auf an dem aller Ideale baren Haupthelden, Doktor Duttmüller, der doch nicht ganz aus der Umwelt, in der er erwachsen, erklärt ist; hätte der Verfasser auch über ihn noch Humor auszugießen verstanden, so wäre der Roman sozusagen lieblicher zu lesen. Aber die in allen Fällen gleich bleibende Gesinnungslosigkeit dieses widerwärtigen Menschen, der eigentlich keine Entwicklung durchmacht, stört mehr den Genuß des Romans, als daß er durch Kontrastwirkung den Eindruck der humoristischen Partieen erhöhte. Und seine Ehe mit der Tochter des adeligen Hauses wirkt fast von Anfang bis zu Ende nur peinlich. Mußte denn diese ideale Frau, die doch Blick genug hat für das reale Leben, an der Brutalität ihres Mannes zugrunde gehen, bloß um als Kontrastfigur für ihre Schwester zu wirken? Konnte nicht auch Doktor Duttmüller an ihr gesunden?

Aber hier ist eben eine Schwäche des Romans, auf den übrigens Fritz Reuters „Stromtid" nicht ohne Einfluß gewesen ist: das ausgedachte Schema blickt allzusehr durch die Ausführung durch, und es ist dem Verfasser nicht immer gelungen, das Gerippe mit Fleisch und Blut zu umkleiden und zu füllen. Er scheint eben doch auch nach diesem Roman der Verfasser der Skizzen aus dem heutigen Volksleben zu bleiben. Warten wir den nächsten ab!

Neue Lyrik.

Von Theodor Herold (Düsseldorf).

Schon seit Wochen liegen auf meinem Schreibtisch ein paar Dutzend Gedichtbände aufgestapelt. Immer wieder habe ich mich schon daran vorbeigedrückt; aber endlich muß doch aufgeräumt werden. Woher diese Unlust? Es ist so unglaublich viel wertloses Zeug darunter. Auf keinem Gebiete der Litteratur schießt der knabenhafte Dilettantismus so wild ins Kraut, wie gerade in der Lyrik. „Reimen muß die Nationalbeschäftigung der deutschen Nation werden!" Seit Hunold Müller von der Havel, Präsident des „Allgemeinen deutschen Reimvereins" und Redakteur der „Aeolsharfe", diese hübsche Forderung aufgestellt hat, fühlt sich jeder Deutsche bei seiner Stammesehre verpflichtet, durch Versifizierung seiner Frühlingsgelüste an der geistigen Wohlfahrt und künstlerischen Erziehung des Volkes mitzuarbeiten. Dagegen läßt sich ja im Grunde wenig einwenden, „denn jeder Bürger hat das Recht, zu reimen, der Steuern zahlt und unbescholten bleibt," sagt Biedermeier mit ei. Aber den meisten dieser Reimschmiede sproßt vielleicht kaum der Flaumbart, sie zahlen auch noch keinen Pfennig Steuer; und die Unbescholtenheit allein genügt nicht, um einen lyrischen Freipaß zu bekommen. Wenn es also nach Recht und Gesetz ginge, dürften diese Götterlieblinge überhaupt nicht den Pegasus besteigen oder höchstens im Stillen dichten, zwischen den heimlichen vier Wänden, und nur im äußersten Falle sollte man ihnen gestatten, ihre unsterblichen Schöpfungen handschriftlich, d. h. in Form von Liebesbriefen, zu verbreiten. Das wäre nach Biedermeier staatsbürgerlich korrekt und ungefährlich zugleich. Aber nur nicht drucken lassen, bei allen neun Musen, nur das nicht! Jetzt liest man sich lahm und weiß am Ende nicht, soll man fluchen oder einschlafen. Aber der Geldbeutel des gutmütigen Herrn Papas und die Geschäftsfreudigkeit der Verleger öffnen dem hoffnungsvollen Studiosus und auch der höheren Tochter nur zu bereitwillig den Weg zum papierenen Eintagsruhm. So können in Deutschland jährlich drei- bis vierhundert Bände Gedichte erscheinen; und da soll ein Kritiker noch bei rosiger Laune bleiben! Vor einigen Jahren (LE III, 167) schrieb Detlev von Liliencron an dieser Stelle die lapidaren Sätze: „Niemals war die Dichtkunst so herunter wie jetzt, womit ich sagen will, daß niemals ein Gedicht weniger galt als heute. Ueberhaupt steht mir jeder Laternenanstecker höher als ein Versemacher. Alle Deutsche schreiben Verse, kein Deutscher liest sie." Wir wollen hier nicht nach den Gründen fragen, auch nicht pedantisch jedes Wort unter die Lupe nehmen; aber der holsteinische Baron hat zweifellos das Richtige gefühlt, als er diese Gedanken hinwarf. Dilettanten haben überhaupt kein Recht auf Würdigung; sie mögen ihren Stolz und ihren Ruhm darin finden, sich schwarz auf weiß gedruckt zu sehen. Weshalb soll man die Armen im Geiste noch ärmer machen? Gewiß, ein Kritiker kann auch aus schlechten Büchern etwas lernen, aber dem Laien und Litteraturfreunde kommt es lediglich auf den künstlerischen Genuß an. Wer Naturschönheiten rein und ruhig genießen will, ärgert sich, wenn er überall Warnungstafeln am Wege findet. So geht's auch mit den stillen Gärten der Lyrik. Das Unkraut hat kein Recht auf Leben und Liebe, sondern nur die Blumen. Wir lassen also getrost etliche zwanzig Bände unter den Tisch fallen und schaffen die Bahn frei für Menschen, die uns etwas zu sagen haben.

Wilhelm Wilms nennt sein Gedichtbuch „Um des Volkes Seele" (Berlin, Franz Wunder). Der Titel charakterisiert Inhalt und Richtung. Er will warnen, läutern, bekehren und begeistern. Wilms ist evangelischer Pfarrer in Nieheim, wo Friedrich Wilhelm Weber begraben liegt. Mit dem westfälischen Epiker hat er auch als Mensch und Poet verwandte Züge. Die starke Betonung des christlichen und deutschen Gedankens zieht sich durch all seine Gedichte. Immer wieder weist er auf das Gemeinsame und Einigende im religiösen und staatlichen Leben hin. Der Tageslärm und Bruderstreit der Konfessionen ist ihm in der Seele zuwider:

> „Wir wollen nach dem Himmel fragen
> Und nicht nach Wittenberg und Rom."

Wilms hat ein warmes Herz für sein Volk, das er überall von Feinden bedroht sieht. Wie ein Priester und Prophet mahnt er zur Selbstbesinnung, zur Festigkeit im Glauben und Handeln. Seine ganze Liebe gehört dem schlichten Manne, dem Handwerker und vor allem dem Bauer:

> „Du edler Stamm der Niedersachsen,
> Vom Eiderstrande bis zum Rhein,
> Du bist zu stolz, zu hochgewachsen,
> Um ein Helotenvolk zu sein!"

Er verachtet das heutige Streber- und Kriechertum, die geckenhafte Hetzjagd nach Bändern, Orden und Titeln, das hündische Wedeln vor dem Throne:

„Deutsch ist's, mit hellen Augen aufwärts schauen,
Nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier.
Auf freie Männer kann der König bauen
Mehr als auf Kriecher und auf Hurraschreier."

Wir haben schon die Gebiete angedeutet, auf denen Wilms eindrucksvolle Strophen gelingen. Sobald er aber rein lyrisch wird, versagt seine Kunst gänzlich. Eine reife Natur- oder Seelenstimmung rhythmisch auszulösen, ist ihm nicht gegeben. Dann wird er rhetorisch und trivial.

Ich greife ein anderes Büchlein heraus, dunkelrot und schmächtig: „Resignationen" von Ernst Kerner (Drießen, Joseph C. Huber). Ein verheißungsvoller Erstling! Kerners Laute ist auf einen schwermütigen Ton gestimmt. Seine kürzesten Lieder sind die besten. In acht oder zwölf Zeilen weiß er oft eine entzückende Stimmung aufzufangen. Hin und wieder gemahnen uns seine dunklen Sehnsuchtsklänge an Camill Hoffmann; aber er ist nicht so reich und eigenartig, wie der österreichische „Adagio"-Dichter. „Meiner kleinen schwarzen Muz" steht auf dem Widmungsblatte; das scheint mir eine kleine Geschmacklosigkeit.

Noch dünner ist der Liederstrauß von Laurenz Kiesgen: „Maisegen" (München, Deutsche Litteraturgesellschaft); aber eine frische, blühende Spende, und deshalb greifen wir dankbar zu. Mag ihm auch das Leben die harten Sorgenstunden nicht erspart haben, die heimliche Poetenfreude an den Wundern der Welt hat er sich doch nicht verkümmern lassen. Wie Lerchenschlag und Lindenduft weht es durch seine Lieder, und ein weicher Goldglanz liegt auf allen Wegen. Das Glück junger Häuslichkeit, die Schmeichelhändchen seines Kindes, die Blütenträume des Lebens erfüllen sein Herz mit klingender Andacht. Und dann die Erinnerungen an den Rausch der Jugendtage:

„Wir saßen auf dem Karren hoch im Heu,
Von Wiesenblumen einen Kranz im Haare.
Just heute spür' ich ihren Duft aufs neu
Und unsre Knabenlust der dreizehn Jahre.

Der Vetter Hanni schritt vorm Ochsenjoch,
Wir sahn'n die breiten Rücken vor uns glänzen;
Vom fernen Hüttenwerke kam Gepoch.
Sonst herrschte Sabbatruhe ohne Grenzen.

Blutrot im Westen hing der Sonnenball,
Ein Rudel Kinder drängte sich zum Flusse.
Und an den Büschen blitzten überall
Demanten noch vom letzten Regengusse.

Dann plötzlich klang die Abendglocke weich
Des Kirchturms, der vom Eifelstädtchen grüßte . . .
Wir fuhren geradeswegs ins Himmelreich,
Kön'ge im Heu, von einer Fee geküßte!"

„Erlebtes und Erträumtes" lautet der Titel von Richard Braungarts neuem Gedichtbuche, das bei der Oesterreichischen Verlagsanstalt in Wien erschienen ist. Auch mit dieser Sammlung wird er nicht durchdringen, trotzdem ein paar vollendet schöne Strophen darin stehen. Ich sage ausdrücklich Strophen, denn die Zahl der Gedichte, die einen starken, eigenen Ton haben, ist außerordentlich gering. Fast immer plumpst irgendwo ein Alltagswort dazwischen; ein verunglücktes Bild, eine gequälte Wendung reißt uns aus der Stimmung und stört den reinen Genuß. Und dann noch eins: Braungart liebt die lauten Worte und grellen Farben. Das gilt namentlich von dem ersten Teile seines Gedichtbuches: „Liebesleben und Liebestraum". Man könnte oft glauben, diese oder jene Strophe rühre von einem blutjungen Anfänger her, so ungebärdig und geräuschhaft tritt er auf. Zwei Proben dürften genügen:

„Ich möchte dich oft im Taumel pressen
Mit Feuerarmen,
Das pochende Herz der Brust entreißen,
Der liebewarmen."

Oder an anderer Stelle:

„Aber wenn des Himmels Gluten
Jauchzend in den Aether prallen,
Wirst du jammervoll verbluten
In des Lichtes Feuerkrallen!"

Bei dieser Strophe fielen mir ein paar Stachelverse von Alfred Beetschen ein, der die „Lyrik von heute" in „Papagenos Glockenspiel" (Zürich, Caesar Schmidt) nicht übel charakterisiert hat:

„Kaum ein Gedicht, in dem nicht Wind und Wellen
Und Farben, Herzen, — alles jauchzt, juchheit!
Jauchzt immer zu und rührt die Narrenschellen!
Dem winkt der Kranz, der alle überschreit."

Vor sechs Jahren gab Beetschen einen Band „Gedichte" heraus, die bei der Kritik freundliche Aufnahme fanden, nicht zuletzt wegen ihres heiteren und satirischen Grundtons. Auch in den neuen Gedichten: „Papagenos Glockenspiel" gefällt mir der Schalk mit der Schellenkappe am besten. Als Gefühlslyriker will Beetschen nicht viel bedeuten; er macht wohl auch selbst keinen Anspruch darauf. Aber wenn er das berliner Leben in lustige Sonette bannt oder in den Epigrammen die Reitpeitsche der Satire schwingt, darf man ihm schon zustimmen und mitlachen, mag auch seinen Scherzen und Witzchen mitunter die feinere Würze fehlen.

Fritz Rassow hat seine Gedichtsammlung „Morgen und Abend" (Heidelberg, Hörning & Berkenbusch) dem bremer Litterarhistoriker Heinrich Bulthaupt gewidmet. Wieder ein Neuling, aber kein Dilettant, wenn auch das Buch als Ganzes nur geringen künstlerischen Wert beanspruchen kann. Es fehlt Rassow durchaus nicht an ursprünglichen Gedanken; hier und da finden sich verheißungsvolle Ansätze, und vier bis fünf Gedichte hinterlassen sogar einen starken Eindruck. Aber gewöhnlich bleibt er im Stoffe stecken. Natur und Seele, Anschauung und Empfinden durchdringen und vollenden sich nicht zu lebendiger Einheit. So schafft er interessante Torsos, aber keine Kunstwerke. Allzu große Feinheit und Formglätte ist gewiß verdächtig; aber wer dem Marmorblock Geist und Leben einhauchen will, muß den Meißel zu handhaben verstehen. Der schöne Stoff allein thut es nicht. Das gilt auch von der Sprache. Rassows Gedichte wimmeln geradezu von technischen Härten und rhythmischen Entgleisungen; und es wundert mich, daß ein so feinsinniger Mann wie Bulthaupt nicht vor der Drucklegung zur Feile geraten hat. Aber wie gesagt: Fritz Rassow verspricht etwas — trotzalledem. Vielleicht begegnet er uns später mit einem besseren Buche.

Von den Jung-Elsässern verdient René Schickele unsere Beachtung; nicht als wenn er schon ein großer Dichter wäre, aber seine Lyrik hat etwas Eigenes, Frisches, das für die Zukunft mancherlei hoffen läßt. Was er uns freilich bis heute geschenkt hat, sind nur Verheißungen. Auf die „Sommernächte" von 1901 hat er inzwischen ein neues Bändchen folgen lassen: „Pan. Sonnenopfer der Jugend" (Straßburg, Stürmer-Verlag von Joseph Singer). „Meinen ersten Sommer hat der zweite erfüllt," heißt es in dem dithyrambischen Vorwort; „nach dem Herzensringen das große Gebet. Ein Streifen Rot in den Nebeln, dann die Sonne. Die Klarheit. Die Größe, die da heißt: Leben!" Schickele ist ein junger Brausekopf, der stark im Banne Nietzsches und der Symbolisten steht. Von Reife und Erfüllung spürt man noch herzlich wenig — trotz seiner ernsthaften Versicherungen. In fieberhaften Rhythmen stürmt er dahin, mit Sonnen und Sternen spielt er Fangball, und über all seine Verse gießt er eine unendliche Fülle von Licht. Das gärt und glüht in einem fort; selbst seine Träume sind „mit brennendsten Farben ausgeschlagen". Schickele ist immer im Dampf und Galopp; er schaut und schafft wie im Rausch. Ihm fehlt diu mâze, von der Walther sagt, daß sie „aller werdekeit ein füegerinne" sei. Bilder und Farben, Licht und Schall überstürzen sich in atemloser Hast. Keinen Augenblick gönnt er uns Ruhe und Sammlung: wir müssen mit oder am Wege liegen bleiben. Ich mag diese lyrischen Parforcejagden im symbolistischen Taumel nicht; denn der Körper wird abgetrieben, und die Seele bleibt hungrig und leer. Vielleicht, daß er mit den Jahren ruhiger und reifer wird; Jugend muß aus-

toben! Dann wollen wir uns wiedersprechen! Glückauf, du feuriger „Stürmer"!

Das schönste Buch habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Es ist von Rudolf Hirsekorn: „Gedichte" (Hamburg, Alfred Janssen). Ich finde ihn weder im „Kürschner", noch in Benzmanns Anthologie, und doch hätte er hier einen Platz verdient. Hirsekorn hat zweifellos scharf gesichtet; nur fünfzig Gedichte stehen in dem schlichten, grünen Bändchen, aber darunter ist keins, das nicht die Kritik vertragen könnte. Und das will etwas heißen im Zeitalter der kritiklosen Jugend. Bei Storm und Liliencron ist er in die Schule gegangen, ohne ihr Schüler zu werden. Seine Sprache hat nichts Gequältes, Aufdringliches. Man fühlt, er scheut das Laute und Lüsterne in Wort und Leben. Und mit welcher Kunst weiß er deutsches Sinnen und Lieben in antike Strophenformen zu gießen. Fern vom Qualm der Großstadt, im dämmernden Moor, auf blühender Heide am Hünengrab, zwischen dampfenden Kornfeldern, da liegt seine Welt. Und wir folgen ihm gern in sein einsames Reich, diesem stillen, innigen Künstler und Menschen. Ich könnte noch manches Gute von diesem Erstlingsbüchlein sagen, aber wir wollen dem Dichter selbst das Wort geben:

„Ein Haus mit nied'rem, strohgedecktem Dach,
Im Garten Sonnenblumen, Feuermohn
Und Bäume, schwer von junger Früchte Last,
Schaut in das Thal vom braunen Hügelthron.

Der Brunnenschwengel ragt hoch überm First
Und ächzt und kreischt, wie ihn die Bäurin zieht,
Ein dürftig Weiblein, grau und hochbetagt,
Das schleppend singt ein uralt Kirchenlied.

Hilft keiner ihr? Sie setzt den Eimer hin
Und atmet schwer und schaut hinab zum Ort,
Zum Kirchhof, seufzt und summt ihr altes Lied. —
Der Schwengel knarrt, — die Alte humpelt fort."

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Das litterarische Deutsch-Oesterreich hatte in jüngster Zeit des hundertsten Geburtstages zweier seiner Dichter zu gedenken, deren Lebensschicksale so verschieden waren wie ihr Dichten. Der eine, Johann Gabriel Seidl, hat sich sein Denkmal in den Strophen der österreichischen Volkshymne gesetzt, die er im Jahre 1853 auf Haydns bekannte Tonweise dichtete, und ist uns außerdem durch die Kompositionen, in denen Schubert, Schumann und Löwe eine Anzahl seiner Gedichte und Balladen verewigt haben, in einer gewissen Nähe geblieben. Der andere, Ferdinand Sauter, der in den Zwanzigerjahren ebenfalls zeitweise dem Kreise Schuberts und seiner Freunde nahe stand, war für die Nachwelt längst verschollen, und der Kalender hat ausnahmsweise einmal ein verdienstliches Werk gethan, als er die Erinnerung an dieses Originalgenie des Vormärz wach werden ließ. Von ihm konnte, wie von dem ihm schicksalsverwandten Johann Christian Günther, das Wort Goethes gelten: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten." Man hat ihn in dieser Hinsicht mit Verlaine verglichen, mehr noch drängt sich, wenn man von seiner Lebens- und Dichtweise liest, die Erinnerung an den eben hingeschiedenen Hille auf, der zufällig beinahe am selben Tage zur Welt kam, an dem Sauter 1854 einem Cholera-Anfall erlag, und der ebenfalls in einem fünfzigjährigen Erdenwallen nicht aus dem Kindheitszustand des dichtenden Bohémiens und aus der materiellen Abhängigkeit von der Fürsorge seiner Freunde herauskam. So wie man es jetzt von dem verstorbenen Hille erzählt, pflegte auch Sauter mit Vorliebe seine rasch entstandenen Gedichte in den Kneipen auf die Rückseite von Speisekarten zu kritzeln und sie dann den Zechgenossen zum besten zu geben. Gesammelt aber hat er sie nie, und erst nach seinem Tode hat Julius Schindler (von der Traun) sie teilweise in einem Bändchen herausgegeben, woran sich dann vor etwa zehn Jahren noch ein von Karl v. Thaler besorgter kleiner Nachlaßband anschloß. Eine kurze Biographie Sauters hat jüngst im Selbstverlag Ludwig Wegmann in Wien erscheinen lassen, die anscheinend den meisten der erschienenen Gedenkblätter das Material geliefert hat (A. v. Falke im Fremdenbl. 126; Gustav Gugitz, Dt. Tagbl. 125; Emil Kralik, Arb.-Ztg. 126; Franz Himmelbauer, W. Abendp. 104; Karl Mühlbauer, Dt. Volksbl. 5509; N. W. Journ. 3782; Dt. Ztg. 11217). Aus Salzburg, wohin die früh verwitwete Mutter mit den Kindern gezogen war, kam er 1825 nach Wien als Kommis in eine Papierhandlung; als er später diese Stellung verlor, verschaffte ihm Friedrich Halm einen kleinen, elend bezahlten Kanzlistenposten bei einer Versicherungsgesellschaft, wo er Policen auszuschreiben hatte; aber das regellose Leben in den Weinschenken und Kaffeehäusern ließ ihn immer mehr herunterkommen und machte ihn unfähig, sich aus Not und Verwahrlosung noch einmal herauszuarbeiten. Sein reiches, poetisches Talent, das ihm unter den österreichischen Lyrikern einen ersten Platz zuweist, konnte sich unter solchen Umständen nur zum Teil entfalten. Mit grimmiger Selbstironie hat er sich gelegentlich die folgende, burlesk gereimte Selbstcharakteristik gewidmet:

„Immer lustig lebt der Sauter,
Treu ist sein Gemüt und lauter,
Tausend Hirngespinnste baut er,
Und sich selber nicht vertraut er,
Alles, was er hat, verhaut er.
Wie ein Vogel Strauß verdaut er,
Wenn oft Selchfleisch ißt mit Kraut er,
Schöne Mädchen gerne schaut er,
Wie ein Kater dann miaut er,
Leider aber schon ergraut er,
Immer mehr und mehr — versaut er ..."

Und ebenso charakteristisch für ihn ist die von ihm selbst gedichtete Grabschrift, die sein einfacher Grabstein auf dem alten hernalser Friedhof trägt:

„Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag in der Mitten:
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben.
Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch.
Darum, Wand'rer, ziehe weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter!"

— Einen sehr viel korrekteren Verlauf nahm das Leben seines Altersgenossen Johann Gabriel Seidl, der 1875 als kaiserlicher Hofrat und Ritter hoher Orden die Augen schloß. Er war erst Gymnasialprofessor in Cilli, seit 1840 Kustos am wiener Münz- und Antikenkabinett. Als Mitarbeiter zahlreicher Almanache und Zeitschriften hat er eine ausgebreitete, aber ziemlich physiognomielose dichterische Thätigkeit entfaltet und eine ganze Reihe von Werken in Buchform veröffentlicht. Er war einer der fruchtbarsten Lieder- und Balladendichter Oesterreichs. Uebrigens fällt die Wiederkehr seines Geburtstages erst auf den 21. Juni: weshalb man in Wien schon Anfang Mai eine Gedenkfeier veranstaltet und die Presse ihre Säkularartikel schon Wochen vorher gebracht hat, ward nicht ersichtlich. Im „N. W. Tagbl." (129) und in der münchener „Allgem. Ztg." (Beil. 109) zeichnete Dr. Karl Fuchs Seidls Lebensbild, der auch zu diesem Anlaß eine größere Biographie des Dichters im Buchhandel hat erscheinen lassen (Wien, Carl Fromme). Weitere Artikel brachten die „Arb.-Ztg." (131, D. Bach), die „W. Abendp." (108, Rudolf Holzer), die „W. Morg.-Ztg." (134, G. W. Bittner), das „Fremdenbl." (131, Dr. L. Anger) und die grazer „Tagespost" (146, Anton Schlossar).

Noch eines dritten österreichischen Poeten wurde um dieselbe Zeit gedacht: in Graz fand die Einweihung eines Denkmals für Robert Hamerling statt, und am dortigen Theater wurde zu Ehren des Tages sein Trauerspiel „Danton und Robespierre" zum ersten Male aufgeführt. Anton Schlossar teilt aus diesem Anlaß einen Brief Hamerlings an Fritz Pichler und ein paar ungedruckte Verse mit (N. W. Tagbl. 138); Heinrich Stümcke veröffentlicht in der grazer „Tagespost" (148) einige Briefe an Ernst Eckstein aus den Siebzigerjahren; Josef Allram skizziert die Beziehungen Hamerlings zu der „Grazienstadt" an der Mur, in der er die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte (Oesterr. V.-Ztg. 138); das „Dt. Volksblatt" brachte außer einer biographischen Studie (5521) noch ein besonderes Feuilleton über das Danton-Drama (5522). — An derselben Stelle (5515) findet sich ein Aufsatz über Adalbert Stifters Stellung in der Litteratur von Prof. A. R. Hein, von dem in diesen Tagen eine größere Stifter-Biographie als Buch im Verlag von J. G. Calve in Prag erschienen ist. — In die Hamerling-Sphäre gehört auch ein Beitrag Roseggers in der wiener „Zeit", der unter dem Titel „Ein neues Büchlein Lyrik" (590) sehr angelegentlich die kürzlich erschienenen Gedichte „Pulse des Lebens" von Helene Svoboda empfiehlt (Dresden, Pierson), der Witwe des im vorigen Jahre verstorbenen Kultur- und Musikhistorikers Adalbert Svoboda. — Kein geborener Oesterreicher, aber wenigstens im letzten Jahrzehnt seines Lebens dort angesiedelt, war der 1880 gestorbene Diplomat Alexander von Villers, eine heute vergessene Persönlichkeit, auf die ein Feuilleton von Th. Klaiber in der „National-Ztg." (306) die Aufmerksamkeit zurücklenken möchte. Er war kein Dichter von Profession, aber ein origineller Denker und Lebenskünstler, dessen vor zwanzig Jahren erschienenen „Briefe eines Unbekannten" (2 Bände, Wien, Carl Gerolds Sohn) nach der Ansicht Klaibers die jetzt zum Modebuch gewordenen „Briefe, die ihn nie erreichten" an Reichtum des geistigen Gehalts, Anmut des Stils und Mannigfaltigkeit der Anregungen erheblich übertreffen. Villers war 1812 als Sohn eines lothringischen Emigranten geboren, hatte eine unruhige Jugend an den verschiedensten Orten Europas verlebt und war dann als Legationssekretär in sächsischen Diensten in Frankfurt, Paris, London und zuletzt in Wien thätig gewesen, wo er seit 1872 im Ruhestand lebte. Die Briefe, meist dieser letzten Periode entstammend, sind an eine kleine Anzahl österreichischer Aristokraten, Freunde und Freundinnen, gerichtet. — Von neu erschienenen Briefen war es der unlängst von Albert Köster herausgegebene Briefwechsel zwischen Keller und Storm, der sich besonderer Beachtung erfreute. In der „N. Fr. Pr. (14268) spricht sich Franz Servaes, in der „W. Abendp." (110) Franz Himmelbauer darüber aus, andere Artikel erschienen in der „Leipz. Ztg." (Wiss. Beil. 61; J. Riffert), den „Basler Nachrichten (145), und Karl Strecker wendet in der „Tägl. Rundschau" sogar eine Serie von vier Feuilletons an den Band (U.-Beil. 110, 111, 112, 113), wobei er die Herausgeber-Methode Kösters in verschiedenen Punkten angreift. Ein Nachtrag zu dieser Polemik, der auch eine Antwort des Angegriffenen enthält, findet sich am gleichen Orte (117). — Unbekanntes von John Brinckman, dem neben Reuter und Groth etwas vernachlässigten plattdeutschen Poeten, bringt Dr. A. Römer im „Hamb. Corresp." zutage (221; „John Brinckman als politischer Dichter"; vgl. auch früher Sp. 930). Es sind politische Gedichte auf die mecklenburgischen Zustände aus dem Jahre 1848, somit aus jener „Blütezeit der politischen Lyrik", der Christian Petzet vor einiger Zeit eine hier schon gewürdigte, jetzt nochmals von Karl Bienenstein (Dt. Tagbl. 130) ausführlich besprochene Monographie gewidmet hat.

Zur älteren Litteraturgeschichte lag ein neuer Kleist-Beitrag von S. Rahmer vor (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 20), der die Beziehungen Kleists zu seinem Freunde von Schlotheim näher beleuchtet. Schlotheim gehörte mit Rühle von Lilienstern und Gleißenberg einer musikalischen Quartettvereinigung an, die sich während Kleists Leutnantstagen in Potsdam bildete und auch nachher in Berlin noch längere Zeit zusammenhielt. Im Frühjahr 1797 machten sich die vier Freunde den Scherz, ohne einen Pfennig Geld eine Harzreise zu unternehmen, bei der sie sich ihre Wegzehrung ausschließlich durch Musizieren in Dörfern und Städten erwarben. Später, 1805, machte Schlotheim, wie hier aus Familienbriefen festgestellt wird, einen Selbstmordversuch in Potsdam, wonach der aus Berlin herbeigeeilte Kleist einen Tag und eine Nacht lang an seinem Bett verbrachte, um ihn durch seinen Zuspruch aufzurichten; eine Episode, die im Hinblick auf Kleists eigenes späteres Ende nicht ohne Bedeutung ist. Dafür hatte Schlotheim zwei Jahre später während Kleists Kriegsgefangenschaft in Frankreich Gelegenheit, ihm Freundschaftsdienste zu erweisen. „Für die Charakteristik Kleists," schließt Rahmer, „ist dieser erste Nachweis einer freundschaftlichen intimen Beziehung, die während seines ganzen Lebens Bestand hatte, von bemerkenswerter Bedeutung. Denn bisher sprach man nur von sporadischen Freundschaften, von Beziehungen, die plötzlich auftraten, um rasch wieder zu schwinden, und mißgünstige und oberflächliche Beurteiler haben daraufhin schwere Verdächtigungen gegen den Charakter des Dichters erhoben oder doch angedeutet." Im Anschluß an diesen Beitrag teilt G. Weisstein an derselben Stelle einige weitere Splitter zur Kleistforschung mit, darunter ein Schreiben E. T. A. Hoffmanns an Hitzig über des Dichters Tod. — Eine Studie Erich Schmidts über Kleists Penthesilea, die in der „Vossischen Zeitung" (Sonnt.-Beil. 21, 22) erschien, ist nur ein Vorabdruck aus der demnächst erscheinenden kritischen Kleist-Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

* *

Der Tod Peter Hilles gab noch zu einigen weiteren Charakteristiken dieses „Zigeuners der Litteratur" Veranlassung (Hermann Löns, Hannov. Tagbl. 131, Max Lesser, N. W. Tagbl. 131, Ludwig Abels, W. Morgen-Ztg. 135). In allen dreien wird sein kleines Gedicht „Waldesstimme" („Wald, du moosiger Träumer, wie deine grüngoldenen Augen funkeln") als ein Gipfelpunkt seiner Lyrik zitiert. — Mit Ricarda Huchs Lyrik beschäftigt sich ein längerer Essai von Dr. Edgar Alfred Regener (Rhein.-Westf. Ztg. 377, 388). Er findet eine „emsige Arbeit an dem eigenen Selbst" in allen ihren Gedichten und wendet auf ihr dichterisches Schaffen ein Wort aus Schlegels Lucinde an: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit." — An derselben Stelle (402) begeistert sich Dr. Hans W. Fischer für die „Lieder auf einer alten Laute" von Arno Holz. — Als ein „neuer Dichter" wird Karl Gustav Vollmoeller (vgl. Sp. 170f.) von Dr. Ludwig Bauer (Münch. N. Nachr. 245) begrüßt, und eine sehr aufmerksame Würdigung, die auf allerhand Fragen der lyrischen Technik eingeht, widmet Wolf Dohrn in der „Hilfe" (22) den Erstlingsgedichten „Aus Rauch und Raum" von Alexander von Bernus. — Für Richard Dehmels Roman in Romanzen „Zwei Menschen" zeigt sich Paul Berghof (Kiel. Ztg. 22219) von Bewunderung durchdrungen. — Desto weniger scheint ein ungenannter Feuilletonist der wiener „Deutschen Zeitung" (11618) von diesem norddeutschen Dichter zu halten, der sich in einer sehr gereizten Besprechung von Benzmanns Anthologie „Moderne deutsche Lyrik" mit besonderer Antipathie gerade bei und über Dehmel aufhält und im übrigen die ungenügende Berücksichtigung österreichischer Lyriker in der genannten Sammlung tadelt. — Neben der Lyrik stand diesmal die Belletristik einigermaßen im Hintergrunde. Außer einer scharf ablehnenden Besprechung von Stilgebauers „Götz Krafft" (J. Ettlinger: „Die Geschichte eines Buches und einer Jugend", Nat.-Ztg. 318) und einer warm empfehlenden des Romans „Zwei Seelen" von Wilhelm Speck (S. Schott: „Ein neues Erbauungsbuch", Frankf. Gen.-Anz. 122) lag wieder eine Anzahl ausführlicher

und glänzender Beurteilungen von Clara Viebigs „Schlafendem Heer“ vor (Dr. Richard Hamel, Oldenburg. Nachr. 118; Dr. M. Necker, Graz. Tagesp. 141; Hermann Stegemann, Basl. Nachr. 139; K. H., Dortmunder Arbeiter-Zeitung 119).

* *

Von Deutschlands geistigem Einfluß auf Frankreich war in neuerer Zeit öfters die Rede, besonders seitdem der „Mercure de France“ eine Umfrage darüber veranstaltet hat. Eduard Engel, der dem Thema gleichfalls eine kleine Betrachtung widmet (Magdeb. Ztg. 253), stellt fest, daß dieser Einfluß am stärksten in der Philosophie (Schopenhauer, Nietzsche) zutage trete; auch die französische Philologie stehe auf deutschen Schultern, und in der Musik sei der enorme Einfluß Richard Wagners in neuerer Zeit unbestrittene Thatsache. Auf litterarischem Gebiet sieht er in dem Streben der jetzigen Lyrikergeneration, die starren Versformen des Klassizismus abzuwerfen, deutsche Einwirkungen, während sich auf dem Felde des Romans die französische Selbständigkeit und Ueberlegenheit behauptet hat. Im Bereiche des Dramas liegen die Dinge so, daß man zwar nicht von einem deutschen Einflusse auf die französische Produktion reden könne, wohl aber habe sich der Schwerpunkt der Weltlitteratur allmählich von Paris nach Berlin verschoben; der europäische Ruhm, den Ibsen, Björnson, Tolstoi, D'Annunzio gewonnen hätten, habe seinen Ausgang von Berlin, nicht von Paris genommen. — An die Zeit, da auch der französische Roman einmal starke Einwirkungen von Deutschland her empfing, erinnert eine Studie von Karl Eugen Schmidt über „Werther in Frankreich“, der sich an die neue Darstellung Ferdinand Baldenspergers „Goethe en France“ anschließt (N. Hamb. Ztg. 234). — Eugen Brieux, der französische Dramatiker, spricht in der „Neuen Fr. Presse“ (14275) über „Das soziale Theater“, d. h. über die Existenzberechtigung des sozialen Tendenzdramas, wobei er allerdings nur die französischen Theaterverhältnisse mit ihrer einseitigen Bevorzugung der Highlife- und Ehebruchsdramatik im Auge hat. — In Deutschland sind wir auf diesem Gebiete zum Glück längst weiter, was besonders dem Einflusse Ibsens zu danken ist. Wie dieser Einfluß aufkam, d. h. wie die ersten ibsenschen Dramen nach Deutschland kamen und der Ruhm des nordischen Magus bei uns Wurzel faßte, schildert in Memoirenform ein Aufsatz Otto Brahms („Ibsen in Berlin“, N. Fr. Presse 14263), des einstigen Mitbegründers der „Freien Bühne“ und jetzigen Direktors des Deutschen Theaters, der sich freilich für diese seine Ausführungen in der reichsdeutschen Presse einige teils leichte, teils scharfe Angriffe gefallen lassen mußte („Ein Kapitel Theatergeschichte“, Hannov. Cour. 24990; „Der Historiker Otto Brahm“ von Siegfried Jacobsohn, Die Welt am Montag 20). — Eines der naturalistischen Dramen, mit denen die „Freie Bühne“ vor einem Dutzend von Jahren Sensation machte, Strindbergs einaktiges Trauerspiel „Fräulein Julie“, ist in jüngster Zeit wieder, wie in Nürnberg und Leipzig, auch in Berlin aufgeführt worden, aber mit viel anderer Wirkung, besonders soweit die Kritik in Frage kommt. Fritz Mauthner, in dessen eigener Wochenschrift „Deutschland“ damals, irren wir nicht, das schwedische Stück zum ersten Male deutsch erschien, erklärt heute in einem Feuilleton „Aus Anlaß von Strindbergs Fräulein Julie“ (Berl. Tagebl. 239): „Fräulein Julie war ein Irrtum des deutschen Naturalismus“, eine Erkenntnis, die er übrigens schon vor zwölf Jahren als Kritiker vertreten hat. Er sieht eine Gefahr in Stücken dieser Art nicht für die Moral, die niemals gefährdet werden könne, wohl aber für die Gesundheit der Volksphantasie. — Mit Strindberg beschäftigt sich auch eine charakterisierende Skizze von Karl Friedrich Nowak in den „Leipz. N. Nachr.“ (Sonnt.-Beil. 20), mit Knut Hamsun eine solche von Hans Benzmann in den münchener „Propyläen“ (59). — Der Jahrestag von Carl Snoilskys Tode gab Adolf Stern Gelegenheit, sich seiner Erinnerungen an den schwedischen Lyriker, mit dem ihn jahrzehntelang Freundschaft verband, zu entäußern (Leipz. Ztg., Wissenschaftl. Beil. 59). Graf Snoilsky lebte in den Jahren 1883 bis 1890, nachdem er die diplomatische Laufbahn aufgegeben hatte, in Dresden. — Als einen Großen im Reiche der Dichtung, der mit seinem jüngst gleichzeitig in zwei deutschen Ausgaben erschienenen Erstlingsroman „Richard Feverel“ erst jetzt verspätet Eingang in Deutschland findet, feiert Max Meyerfeld den hochbejahrten George Meredith („Feverel als Erzieher“, W. Zeit 596). — Frühzeitiger hat sich der junge russische Schriftsteller Dmitri Sergjewitsch Mereschkowski im deutschen Nachbarreiche Beachtung erzwungen, dessen biographische Romane „Leonardo da Vinci“ und „Julian Apostata“ ebensowohl wie seine kritische Studie über Dostojewsky und Tolstoi in deutschen Uebersetzungen weiteren Kreisen bereits bekannt geworden sind (Dr. W. Mießner, Rh.-Westf. Ztg. 388). — Von den Gedichten Lorenzo Stecchettis, den man gern den italienischen Heine zu nennen liebt, ist jüngst eine neue, stark vermehrte Ausgabe erschienen, über die Max Leopold Wagner in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 115) berichtet. Stecchetti ist das Pseudonym für Dr. Olindo Guerrini; ins Deutsche sind seine Gedichte schon öfters, u. a. durch Paul Heyse, Hugo Schuchardt, V. Matthes übertragen worden. — An derselben Stelle findet sich eine eingehende Charakteristik des vor drei Jahren verstorbenen tschechischen Dichters Julius Zeyer („Ein tschechischer Romantiker“ von Dr. Karl Hans Strobl; Beil. 108), dessen eigenartiger „Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amiles“ in diesem Jahre deutsch erschienen ist (Prag. J. Otto). — Endlich bedürfen noch einige Nekrologe auf Maurus Jokai der Verzeichnung (Alfred Klaar, Königsb. Allg. Ztg. 233; K. N., Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 58) und als Anhang dazu der Abschnitt „Wie ich Schriftsteller wurde“ von Jokai selbst, den der „Tag“ (243) zum Abdruck brachte.

„Goethe als Regisseur.“ [Genast, Erinnerungen.] Von Karl Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 447). — „Goethe und Frau v. Stein.“ Von Dr. Richard Hamel (Oldenb. Nachr. 116). „Neues von Goethe und Frau v. Stein.“ Von Dr. Max F. Hecker (Frankf. Ztg. 138). Beide anschließend an die von Suphan in den „Wartburgstimmen“ veröffentlichten Briefe (s. Sp. 1284). — „Goethe als Spargelfreund.“ Von R. von Strehle (Frankf. Ztg. 138). — „Goethe als pathologische Erscheinung.“ [Möbius.] Von Dr. Heinrich Stümcke (Rh.-Westf. Ztg. 483).

„Zur Komposition des Belisar.“ Von Leo Jordan (Allg. Ztg., Beil. 113).

„Elisa von der Recke.“ Zum 150. Gedenktage ihrer Geburt. Von E. Isolani (Hamb. Corr. 233).

„Eine Waiblinger-Biographie.“ [Frey.] Von Jonas Fränkel (N. Zür. Ztg. 133).

„Aus Mörikes Briefen.“ Von Eugen Kalkschmidt (Rh.-Westf. Ztg. 476).

„Mohammed in der deutschen Dichtung.“ Von Herman Krüger-Westend (Hamb. Nachr., Belletr.-Litt. Beil. 21). Kurz behandelt resp. gestreift werden Goethe, ein Epos „Muhamed“ von Ludwig Rüben (1868), Hansteins Dichtung „Achmed, der Heiland“ und Otto von der Pfordtens Drama „Mahomet“.

„Volapük und kein Ende.“ Von Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. 244).

„Ist das Hildebrandslied deutsch oder englisch?“ Von Dr. Heinrich Middendorf (Frankf. Ztg. 140). Bekämpft eine Hypothese des bonner Anglisten Prof. Trautmann, der die Annahme vertritt, das Hildebrandslied in der uns erhaltenen Gestalt sei nur eine Uebersetzung aus dem Angelsächsischen.

„Das Harzer Bergtheater.“ Von Friedrich Wiegerhaus (Dortm. Ztg. 214).

„Zur Kritik der modernen Bühne.“ [Gregori, Schauspielersehnsucht.] Von Franz Servaes (Der Tag 231).

„Heinrich Heine und Napoleon I.“ [Holzhausen.] Von Eugen Wolff (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 10).

„Die Tell-Ausstellung in Zürich.“ Von W. B. (Voss. Ztg. 239).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 13. Die markanteste dichterische Persönlichkeit Italiens, Gabriele D'Annunzio, charakterisiert Ernesto Gagliardi als Renaissancemenschen, dessen Schaffen in vollem Einklang mit seinem Leben stehe, als Erben einer reichen italienischen Kultur, der mit diesem unveräußerlichen Gut wie ein Verschwender wirtschafte. „Per non dormire" — sei D'Annunzios charakteristisches Motto, das, von einem Lorbeerzweig umrahmt, gleich einem Wappen auf den Gegenständen seines Besitzes, auf seinen Papieren angebracht, ihm überall entgegenleuchte und ihn ermahne, nie zu rasten und nie zu ruhen. — Den Inhalt einer merkwürdigen „Travestie auf Schillers ‚Wilhelm Tell'" erzählt im gleichen Hefte Otto Francke: es ist das 1805 zu Uri (Hamburg?) erschienene „heroisch-historisch-lyrisch-poetische Schauspiel mit Gesang, Tanz und Spektakel" „Wilhelm Tell der Tausendkünstler oder der travestierte Tell" von A. C. Niemann. — In dieselbe Zeit, in die jene Tell-Parodie fällt, gehört auch die seltene Nathan-Travestie, die der einst oftgenannte Vielschreiber Julius von Voß in Berlin erscheinen ließ. Heinrich Stümcke giebt aus dem humorvollen Buch, das neuerdings im vierten Bande der Schriften der „Gesellschaft für Theatergeschichte" ganz abgedruckt wird, eine längere, mit orientierender Einleitung versehene Probe (15). — Im gleichen Hefte entwirft Anton Schlossar ein Lebensbild Robert Hamerlings, und Thomas Achelis plaudert vom Theater bei den Naturvölkern, wobei er zur Veranschaulichung seiner Ausführungen hauptsächlich die Verhältnisse in Annam und auf Java in Rechnung zieht. — „Zur Vorgeschichte des ‚Parsifal'" betitelt Wolfgang Golther (16) eine Studie, die folgendes Resultat ergiebt: Anfangs ist Parsifal eine Episodenfigur im dritten Aufzuge des „Lohengrin"; sie löst sich 1857 am Charfreitag selbständig und endgültig von jenem Werke los, und es entsteht der erste Parsifalentwurf, der, in fortwährender Arbeit von 1857 bis 1860 entstanden, den leidenden Anfortas als Hauptgestalt, als einen „Tristan mit einer undenklichen Steigerung" behandelt. Auf die erste 1857 in drei Aufzügen entworfene Skizze folgt im August 1865 der zweite (der Oeffentlichkeit heute noch unzugängliche) ausführliche Entwurf des „Parsifal" und endlich die im Winter 1876/77 in München ausgeführte endgültige Form der Dichtung, die uns heute als Text der von 1877 bis 1882 entstandenen Vertonung vorliegt. — Zu verzeichnen bleibt schließlich noch ein Aufsatz von Hermann Wunderlich über „Die Bühnensprache" (16), sowie eine Studie von Maria Pospischil über „Fausts Unglauben".

Deutsche Monatsschrift. (Berlin.) III, 1—9. Von größeren Aufsätzen litterarischen Inhalts sind aus den ersten neun Heften des Jahrgangs drei zu nennen: eine Studie des Herder-Biographen Eugen Kühnemann über „Johann Gottfried Herder und seine Geschichtsphilosophie" (3), eine Würdigung von Grillparzers Briefen und Tagebüchern durch Moritz Necker (5), sowie eine Veröffentlichung ungedruckter Briefe, die Richard Wagner einst an Mathilde Wesendonk geschrieben hat (8). Es sind Proben, die Wolfgang Golther seiner in Buchform erscheinenden Publikation dieses Briefwechsels vorausschickt, Proben, die eine Vorstellung vom reichen Inhalt der Briefsammlung bieten. Mit ihr eröffnet sich eine der reichsten und reinsten Quellen zur Kenntnis der Lebensgeschichte Richard Wagners. „Lange Jahre stand niemand seinem Herzen so nahe wie Mathilde Wesendonk, der der Meister rückhaltlos alles anvertraute, was seine Seele bewegte. Wir blicken tief hinein in die todesernsten Stimmungen der Tristanzeit und erleben dann die Klärung und Erhebung zu den Meistersingern, wir erfahren von allerlei philosophischen und dichterischen Plänen, namentlich auch sehr viel Wichtiges von der Vorgeschichte des Parzival und vom pariser Tannhäuser, wir begleiten den Lebensweg Richard Wagners vom züricher Asyl nach Venedig, Luzern, Paris, Biebrich, Wien-Penzing, München und Triebschen. An Reichtum des Inhalts stehen diese Urkunden hinter dem Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt nicht zurück, im Ausdruck unmittelbarster, oft leidenschaftlicher, tief ergreifender Augenblicksstimmung übertreffen sie weitaus alle bisher veröffentlichten biographischen Quellen." — Neben diese längeren reihen sich kürzere Aufsätze, darunter einige Bemerkungen zum berliner Richard Wagner-Denkmal („Ehrt eure deutschen Meister!"), ebenfalls von Wolfgang Golther (2), ferner einige Randglossen zu Beyerleins vielbesprochenem Roman „Jena oder Sedan?", mit denen W. von Massow nicht die litterarische Bedeutung des Buches erörtern will, sondern die eine „notwendige Ergänzung nach der militärischen Seite hin" geben sollen. — Allgemeinere Ausführungen und Betrachtungen sind es auch, die Fritz Lienhard anstellt, das eine Mal über „Dichter und Frauen" (1), das andere über „Sanssouci und Weimar" (6). — Das jüngsterschienene Heft (9) endlich bringt einen Essai von Fritz Böckel über „Detlev von Liliencron als Lyriker".

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXIII, 21. Mit besonderem Bezug auf Eduard Stilgebauers Roman „Goetz Krafft" spricht Thomas Achelis von „Nationalen Elementen im Gewande der Dichtkunst". Ihm scheint diese Geschichte einer Jugend der „vielverheißende Anfang einer reichen Entfaltung persönlichen Lebens, ein Erziehungsroman, wie ihn uns das 18. Jahrhundert im ‚Agathon' und ‚Wilhelm Meister' bietet (!!); ein Roman, in dem wir das organische Wachstum eines Zeitgenossen beobachten und in dem wir unser eigenes Spiegelbild sehen dürfen". — Im Anschluß an ein anderes jüngst erschienenes Buch, an Marie Herzfelds Auslese aus den Schriften Leonardo da Vincis, charakterisiert Otto Stoeßl (20) „Leonardo da Vinci als Denker". Ihm sei in der ganzen Geschichte der Menschheit nur einer verwandt, ein ähnlich hoher und göttlich die Welt überschauender Geist: Goethe. „In der Art ihres äußeren und inneren Lebens sind sie nah verwandt und in ihrer unbegreiflichen Vollkommenheit, die ihre Gegenwart beherrscht und alle Zukunft weit hinaus erhellt, für sich allein Rätsel, die alle Fragen der Schöpfung in sich enthalten, zugleich den Stolz des Menschentums ausmachen und dessen Freude an sich selbst rechtfertigen." So hoch habe Leonardo sich über seine eigene Zeit erhoben, daß er sie weit unter sich ließ und die ganze neue Welt der Zukunft mit seinem Blick sowohl erschuf als umspannte. In einer wirren, dumpfen, aber süß aufblühenden Welt sei er der Einzige, Erkennende, Verstehende, Schaffende, Deutende und Göttliche gewesen. — Heinrich Ilgenstein zeigt Ludwig Barnays Memoiren als „das Buch der Eitelkeit" an (19); Max Hoffmann bespricht Carl Hagemanns „Schauspielkunst und Schauspielkünstler" (19) und Gustav Gugitz (20) die Untersuchungen Otto Driesens über den „Ursprung des Harlekins". — Im 10. Hefte steuert Eduard Spranger einen Beitrag zur Psychologie Friedrich Hölderlins bei.

Gottesminne. (Münster.) II, 4, 5. In die Zeit, da manch kunstfertiger Troubadour dem Chorus der armen Gottessänger sich einverleibte und seine Leier, die zuvor weltende Schönheit und irdisches Frauenlob besungen hatte, hinfür auf die ewige Liebe stimmte und auf den Preis der minniglichen Gottesmaid, führt ein Aufsatz von Dr. P. Hilarin Felder, O. Cap. Als bedeutendster Vertreter dieser Gattung wird Jacopone († 1306) gepriesen. „Dieser adelige Sprößling der Benedetti da Todi, obgleich seines Berufes Anwalt und Lehrer beider Rechte, war doch nur Dichter, nichts als Dichter mit einer leidenschaftlich liebenden Natur. Er hatte seine Zeit geminnt mit ihrer gaia scienza, seine Welt geminnt mit ihren Ehren und Genüssen, und den Stern seiner

Welt und seiner eigenen Zeit, das edle Weib seines Herzens. Wie jedoch dieser Stern vor der Zeit untergeht in einer furchtbaren Katastrophe und er dabei mit Augen sieht, was er früher bloß zu ahnen glaubte, daß er einer Heiligen seine irdische Liebe geweiht, da vertauscht er die Welt mit dem Bußleben der seraphischen Brüder, seinen weltlichen Sang mit ihrer Gottesminne. . . . . . Jacopone griff kräftiger und wenn möglich noch zarter als seine Vorgänger in die Seiten der Harfe und ward zum Meistersinger der Himmelskönigin in seinem Orden nicht bloß, in der ganzen Kirche. Er würde es sein, hätte er auch nur das einzige Stabat mater verfaßt." Sein Verdienst um die Mariendichtung aber beschränke sich nicht hierauf; neben dem offiziellen Kirchenlied habe Jacopone in frühitalienischer Sprache Marienlieder geschrieben, die nur zu Unrecht vergessen seien. Mit ihnen beschäftigt sich dann der zitierte Aufsatz des weiteren ausführlich. — Im 4. Hefte charakterisiert Lorenz Krapp den vor vier Jahren verstorbenen Johannes Schrott als religiösen Dichter. „Die poetischen Werke Schrotts sind nicht zahlreich. Außer einem heute gänzlich verschollenen Band mit dem Titel ‚Gedichte' (1860) umfassen sie nur noch den Band ‚Bienen' (1868) und die ‚Poetischen Meditationen' (1900). Das Bild des Dichters, das uns aus diesen Büchern aufsteigt, ist das eines weltverlorenen, in sich gewandten Menschen. Eine milde Traurigkeit, Erbteil des ‚Musenkindes, des Dulders und des Weisen', zittert darüber her. Ihm klagt das bange Wort Magister Eckhards ewig im Herzen: ‚Alle Wollust der Kreatur ist vermengt mit Bitternis'." — Im nächsten Hefte (5) knüpft Johannes Jörgensen eine Reihe kritischer Betrachtungen an das jüngste Werk des dänischen Poeten Johannes V. Jensen „Madame D'Ora". Er nennt seinen Aufsatz „Horror vacui" und sieht, wie Jensen wahrheitstreu in seinem Roman „auf die Wände des stolzen Palastes der ‚modernen Wissenschaft' das richtende Mene tekel hingeschrieben hat. Die große Leere und das Entsetzen der Menschenseele vor dieser Leere — das ist der letzte Wort des modernsten Modernismus." Wie das Horror vacui in der neueren Litteratur hier und da zum religiösen Suchen anstachelt — genannt werden u. a. Felix Holländer und Kurt Martens — wie hier und da eine religiöse Renaissance sich geltend mache, wird dann des weiteren ausgeführt.

Wartburgstimmen. (Eisenach.) II, 3, 4. Die beiden Maihefte suchen darauf hinzuweisen, wie unsere Kulturentwicklung an den Werken und Persönlichkeiten der deutschen Klassik anzuknüpfen hätte, und wie letzten Endes alle Fäden in Goethe zusammenlaufen. So ist denn auch hier sein Name in den Mittelpunkt verschiedener Betrachtungsweise gestellt. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Goethe und Hegel stellt Max Dreßler in einer leitenden Abhandlung des zweiten Maiheftes fest, von der „pädagogischen Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren" spricht ebendort J. Schubert, und L. Kuhlenbeck verfolgt den Eindruck der französischen Revolution auf Deutschlands führende Geister. Im vorhergehenden Heft schildert A. Kutscher die „Entwicklung des Naturgefühls in Goethes Lyrik bis 1789", indem er von den anakreontischen Gedichten ausgeht, den Einfluß der Zachariä, Wieland, Ossian, Goldsmith, Swift, Shakspere verfolgt, den tiefen Einschlag Klopstocks und Herders, Giordano Brunos und Spinozas konstatiert und letzterdings die Wirkung des italienischen Aufenthaltes hervorhebt. Im Anschluß daran liefert Max F. Hecker eine interessante Plauderei über die Rolle, die „Wild und Weidwerk in Goethes Dichtung" spielen. Die vielfach wechselnde Kleidung, in der uns Goethe, sobald wir das Menschliche seines Lebens näher betrachten, stets erscheint, mache es uns weiter nicht verwunderlich, wenn er in der Jagdpekesche ebenso wie in der Gala des Ministers und im Reisemantel des rüstigen Italienwanderers sich gleich heimisch und behaglich fühlt. „Wir wissen aus den Tagebüchern der ersten weimarer Zeit, aus den Briefen an Frau von Stein, aus vielen anderen Zeugnissen, wie er in reger Jagdlust als Gefährte seines fürstlichen Freundes die Wälder Thüringens durchstreifte, in Reisighütten und Jägerhäuschen nächtigte, sein Rohr auf Ente und Auerhahn, auf Spießer und Wildschwein richtete. Er hätte nicht den vollen Drang der Jugend in den Adern fühlen, nicht mit allen offenen Sinnen die freie Natur suchen müssen, wenn ihm nicht dieses Wandern durch Wetter und Wind hätte behagen sollen, diese Bethätigung der Kraft und Geschicklichkeit gegenüber dem wilden Getier in Wald und Feld ... Und so trägt auch Goethes Muse gelegentlich den ‚grünen, aufgeschlagenen Jagdrock' ... und Jagdsituationen finden sich, mehr oder weniger ausgeführt, häufig in Goethes Dichtung." — Als wertvollsten Beitrag endlich bietet Bernhard Suphan im ersten Maihefte eine Reihe ungedruckter Briefe von Goethe und Frau von Stein an Johann Georg Zimmermann. Es sind im ganzen sechs Briefe aus den Jahren 1775 und 1776, aus dem Besitz der Herren von Bergen in Hannover und von Schnehen in Hildesheim stammend. Von Goethes Hand rühren drei kürzere Briefe her, schnell hingeworfen, in kühnem, leidenschaftlichem Ton. Der eine, vom Januar 1776, gedenkt noch der Wetzlarer Lotte — „O ich bitte noch um ein Schattenbild von ihr. Wie's von der Wand kommt" —, der nächste, vom 6. März 1776, zeigt ihn schon in dem weimarischen „tollen" Leben, von dem eilfertige Klatschmäuler in alle Welt Kunde trugen. „Von meinen Wahren Verhältnissen" — schreibt Goethe — „wird Dir kein Reisender was erzählen können, kaum ein Mitwohnender. Ich bin fest entschlossen, nichts zu hören, was man von mir sagt, noch was man mir rathen kann — — Wie's ausgeht, daran ist auch nichts gelegen. Der Pöbel sieht auf den Ausgang sagt ein Grieche. Und die Glücklichen scheinen weise den Menschen." — Eigentümlich berührt eine Stelle aus den drei Briefen der Frau von Stein. Es ist ein Urteil über Goethe, an demselben Tage niedergeschrieben, ihn verteidigend ob seines wilden Gebahrens und ihn doch wieder noch kühl betrachtend: „Ich fühl's Goethe und ich werden niemahls Freunde; auch seine Art mit unßern Geschlecht umzugehn gefält mir nicht er ist eigendlich was man coquet nent es ist nicht Achtung genug in seinen Umgang." —

Die Zeit. (Wien.) Heft 500. Die Entwicklung eines Novellenmotivs von primitiven Anfängen an bis zu den höheren Stufen und reicheren Möglichkeiten, zu verzweigter Ausbildung zu verfolgen, ist eine Aufgabe, die sich Paul Ernst gestellt hat und die er nicht um historischer, sondern um ästhetischer Ziele willen an einem typischen Novellenmotiv ausführlich exemplifiziert. Es ist das im Pentamerone des Basile als zweite Erzählung des ersten Tages sich findende Märchen von dem Heidelbeerzweig, den eine kinderlose, nach Kindern sich sehnende Frau gebiert und in dem ein Mädchen wohnt, das später der Sohn des Königs liebt. In verschiedensten Formen findet sich dieses Motiv bis in die Neuzeit wieder, und manche wertvolle Beobachtungen fallen für den tieferschauenden Psychologen bei der Betrachtung dieses Wandels ab. Paul Ernst bezweckt mit seinen stets ins allgemeine hinübergreifenden Ausführungen: zu zeigen, wie viel vom dichterischen Schaffensprozeß im Konstruieren und im Denken ist, wie erst in zweiter Linie die Summe der Elemente kommt, die man als Naturnachahmung bezeichnen kann, und erst in dritter Linie das Gefühl. — Im nächsten Heft (501) spricht Wolfgang Golther im Anschluß an Josef Bédiers „Le roman de Tristan par Thomas" vom schöpferischen Gestalter der Tristansage, dem Trouvère Tomas, und ein Aufsatz von Eugen Holzner erinnert an den hundertsten Geburtstag Friedrich Sauters (s. oben Sp. 1275). Bei Sauter und Lenau liege die österreichische Lyrik jener Zeit. „Formal an Lenau hinanreichend, aber immer litterarischer, artistischer, als die nach der Elle lyrischen Seidl und Vogl, ist Sauter der Vertreter der Reflexionspoesie; seine Empfindungen hüllen sich gerne in sinnige Betrachtungen, das Didaktische herrscht vor im Gegensatze des Naturdichters Lenau." —

Eine Anzahl ungedruckter Romantikerbriefe (von F. und A. W. Schlegel, von Ludwig Tieck und Varnhagen) veröffentlicht in Nr. 502 Franz Blei. — Ebendort untersucht Otto Stoeßl, was es mit „Gottfried Kellers Wohlwollen“ für eine Bewandtnis hatte und ob es nur jenes Wohlwollen war, das Baechtold als Freundlichkeit und heitere Gemütsstimmung, als entgegenkommendes und zufriedenes Wesen in seiner Keller-Biographie auslegt. — Ein Nekrolog auf Peter Hille im gleichen Hefte rührt von Leonhard Adelt her. — „Jungdeutsche Raritäten“ bietet H. H. Houben in Nr. 503 dar — es sind Einzelheiten aus der ziemlich unbekannten Zeitschriftenlitteratur der Dreißiger- und Vierzigerjahre. — Camill Hoffmann verspricht sich eine günstige Entwicklung Hermann Hesses aus dessen neuestem Roman „Peter Camenzind“. — Von Aufsätzen früherer Hefte sind noch kurz zu erwähnen eine summarische Uebersicht (499) über allerhand „Grillparzerbiographieen“ von Eduard Castle, ein Essai von Richard Specht über „Dichter-Tagebücher“ (498) und ein Aufsatz von Rudolf Fürst über die „Karikatur in Oesterreich“. — Theodor Kappstein verfolgt (497) vom 18. Jahrhundert bis auf unsere Tage, bis zu Wilhelm Hegelers „Pastor Klinghammer“, was das deutsche Pfarrhaus der Litteratur gegeben und was die Litteratur dem Pfarrhaus zurückgegeben habe („Das Pfarrhaus und die Litteratur“).

„Roman und Drama in unserem Heer.“ Von Frida Arnold (Frauen-Rundschau, Berlin; V, 18).

„Liliencron.“ Von Karl Butcke (Die Zukunft, Berlin; XII, 33).

„Karl Hans Strobl.“ Von Wolfgang Burghauser (Deutsche Rundschau, Mährisch-Weißkirchen; I, 4).

„Jókai in seinen Werken.“ Von Alexander Engel (Die Wage, Wien; VII, 20). Ebendort: „Jókai und die ‚Nationalitäten‘“, von Edmund Steinacker.

„Die neue Weltanschauung des Friedrichshagener Kreises“. Von Dr. Klaiber (Deutsch-evangelische Blätter, Halle; Maiheft). Skizziert die Lebensanschauung von Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und den Brüdern Hart.

„Walther Schulte vom Brühl.“ Von W. Lennemann. (Zeitstimmen, Tuntschendorf, Pr.-Schl.; Aprilheft).

„Zur Erinnerung an Fr. X. Kraus.“ Von B. Schmitz (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; IV, 5).

„Die Geschichte einer Zeitung.“ (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXII, 33). Behandelt die Geschichte der 1849 als „Urwählerzeitung“ gegründeten, dann bald umgetauften „Volkszeitung“, die 1863, während der leidenschaftlichen Kämpfe gegen Lassalle, auf der Höhe ihres Einflusses stand und die nun von der Firma Rudolf Mosse angekauft worden ist.

Echo des Auslandes

Ungarischer Brief.

Für die Litteraturgeschichte glaubt Wolfgang Gyalui zu arbeiten, indem er in einem schmucken Bande über die „Lieblingsbücher“ einiger Notabilitäten berichtet. Er meint: der Schriftsteller, der auf seine Jugend zurückblickt, kann auch darüber Rechenschaft ablegen, welche Bücher seine litterarische Persönlichkeit beeinflußt haben. Wir Leser sind weniger leichtgläubig. Wir wissen zu gut, daß die Jugendlektüre in unserer selbsttrügerischen Erinnerung schöner, klüger und zielbewußter ist als in der Wahrheit, — wir bemerken, daß unter den 34 Antworten die des jüngstverstorbenen Maurus Jókai vielleicht die einzige ist, die in unüberlegter Aufrichtigkeit die Namen Walter Scott, Dickens, Cooper, Victor Hugo, Eugen Sue, Shakspere und Dumas nacheinander aufzählt. Von einem anderen Standpunkte hat die Sammlung Gyaluis indessen einige Bedeutung: sie spricht von dem heutigen Geschmack des Befragten. Und da ist es nicht ohne Interesse, daß Dickens die meisten Stimmen bekam; daß die Reihenfolge der deutschen Klassiker Heine, Goethe, Schiller, Börne, Lessing geworden, daß an die Bibel zwölfmal, an Darwin und Schopenhauer zweimal, an Nietzsche einmal gedacht wird; daß viele, die für die Bühne arbeiten, Victor Hugo erwähnen, ein einziger aber nur die hamburgische Dramaturgie. — Der Herausgeber entschuldigt sich in dem Vorworte, daß nicht alle Schriftsteller auf seine Frage geantwortet haben. So ist ihm nur diese andere Thatsache schwer zu verzeihen, daß nicht alle, deren Meinung sein Büchlein verkündet, Schriftsteller sind.

Béla Tóth, der fleißige und verständige Sammler der geflügelten Worte, des Treppenwitzes der Weltgeschichte und des ungarischen Anekdotenschatzes, hat nun seine alten Zeitungsartikel überblickt und die besten unter dem Titel „Hundert Abendbriefe“ veröffentlicht. Der Autor hat eine eigene Stellung in der ungarischen Litteratur. Seit Jahr und Tag bespricht Béla Tóth in einem großen Tagesblatte fast täglich all die Zeit- und Streitfragen, die das öffentliche Leben beschäftigen. Mit weitem Gesichtskreis, mit großer Bildung, mit fanatischer Wahrheitsliebe kämpft er in bedeutenden und in nichtigen Angelegenheiten für seine Ideale. Was er sagt, hat immer Gewicht, in vielen Fällen Wirkung. Er kann mit Stolz die Häupter seiner Feinde zählen. Doch ganz ungestraft ist man nicht Aufrührer, Richter, Prophet siebenmal in der Woche. In dem feinen, klaren Stil Béla Tóths wird langsam die Manieriertheit Herrin.

Renée Erdős, die vor einigen Jahren mit ihren wilden, erotischen Liebesgedichten Aufsehen erregt hat, tritt mit einem Bande Erzählungen hervor. Die Verfasserin behandelt mit hartnäckiger Eintönigkeit das Problem der Liebe, dem sie in den Novellen von psychologischer Seite näher treten will. Schon der Titel verrät ihre Absicht: „Das Weib und sein Paar.“ Lyrische Feinheiten bleibt uns Erdős auch diesmal nicht schuldig, wenn sie über die Frau — über sich selbst — spricht; das Seelenleben des Mannes dagegen wird ganz primitiv behandelt. Die Kraft der Sprache, die ihren Gedichten Bedeutung verlieh, fehlt fast vollständig der Erzählerin. — Unter dem Titel „Pulverdampf“ bringt Géza Henedi seine interessanten Erinnerungen aus dem bosnischen Kriege. — Mit anmutigen, in Stimmung und Ton originellen Gedichten führt sich Margil Kaffka ein.

Eine „Klassische Romansammlung“ geben Zoltán Ambrus und Géza Vojnovich heraus, die besten Romane der Weltlitteratur in künstlerischer Uebersetzung. „Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller, zwei Werke von Konrad Ferdinand Meyer, Freytags „Soll und Haben“ und Frenssens „Jörn Uhl“ vertreten die deutsche Erzählungskunst.

Im Märzheft des „Huszadik Század“ („Das zwanzigste Jahrhundert“) verteidigt Paul Wolfner den „Sturmgesellen Sokrates“ gegen die deutsche Kritik. Er rühmt die „tiefe politische Dichtkunst“ des Autors und spricht von Ungerechtigkeit der Parteistandpunkte. Der Politiker Wolfner würdigt die Absichten Sudermanns und vergißt dabei, daß die litterarische Kritik nur das fertige Kunstwerk betrachtet. Im Aprilheft wird die Neue Gemeinschaft der Brüder Hart und Sonojas, „Die Ehre der Zeitung“, besprochen. — Unter den vielen wertvollen Artikeln des „Jövendő“ („Zukunft“) sind „Die Zukunft des Theaters“ von Zoltán Ambrus, „Schauspieler-Rollen“ von Ernst Salgó, „Gegen die Schriftstellerinnen!“ von Zoltán Szász hervorzuheben. — In sämtlichen Zeitschriften wurde viel und heftig über das ungarische Wesen der ungarischen Litteratur debattiert. Die tiefsten Gründe hat Ignotus mit viel Verständnis und ein wenig Bitterkeit betont.

Eugen Kovács.

Amerikanischer Brief.

Ein Artikel in der Mainummer der „North American Review“ dürfte in der nächsten Zeit viel von sich reden machen. Er betitelt sich: „Warum ist die amerikanische Litteratur ‚bourgeoise‘?“ und ist verfaßt von Gertrud Atherton, die durch ihre Neigung zu geistreicher Polemik die Federn schon manches Mal lebhaft in Bewegung versetzt hat. Was sie mit jenem Epitheton meint, ergiebt sich annähernd aus ihren Bemerkungen. Sie nennt die amerikanische Litteratur von heute, im ganzen genommen und ungeachtet der auffallend wenigen Ausnahmen, „die schüchternste, bleichsüchtigste, an Individualitäten ärmste, die es jemals in irgend einem Lande gegeben hat“. Es fehle ihr der Geist der Kühnheit und der „dynamischen Kraft“, der unseren Fortschritt in anderer Hinsicht zu einem phänomenalen gemacht habe. Die Belletristik sei durchaus „korrekt“, sie gehorche der seltsamsten Konvention, die jemals irgendwo geherrscht habe, nämlich der, daß die Welt nicht sei, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte. Schließe man von den Werken auf ihre Autoren, so müsse man den Eindruck gewinnen, als ob sie in behaglichen Studierzimmern arbeiteten, mit wohlgefülltem Magen und mit einem Ohr, das dem aus der Kinderstube herüberdringenden Lallen lausche; sie schienen gute Familienväter zu sein, die gut äßen, wenig tränken und zu stumpf wären, als daß ihre Gattinnen sie langweilten. (Der an Superlativen reiche Stil dieser Auslassungen ist charakteristisch!) Miß Atherton behauptet weiter, daß solche Männer nicht schöpferisch thätig sein dürften, und schließt nach der Bemerkung, wer sich denn heute darum kümmere, daß Poe ein Trunkenbold, Coleridge ein Opiumesser gewesen sei, daß Byron vierzig Geliebte und George Sand vierzig Liebhaber besessen habe, mit der stolzen — aber weder neuen noch originellen — Erklärung: „Es giebt nur ein Mittel, wirklich Kraft zu entwickeln, und das besteht darin, unaufhörlich zu kämpfen und durchaus allein zu stehen.“

Im „Critic“ bietet George Seibel einen interessanten, an statistischen Belegen reichen Rückblick über die Büchererfolge der gegenwärtigen Generation. Daraus geht hervor, daß der rasche Massenerfolg eines Buches im umgekehrten Verhältnis zu seinem dauernden Werte steht. Von den Büchern, die unmittelbar nach ihrem Erscheinen einen „Boom“ genossen, seien die meisten nur wenige Jahre später völlig in den Hintergrund gedrängt, ja sie hätten manchmal gar keine Nachfrage mehr. Als Beispiel führt er „Trilby“ an und sagt: „Wenn sie zur Erde zurückkehrte, könnte sie von ihrem Roman nicht so viel Exemplare verkaufen, um ihren Schuhbedarf zu decken.“ Ueberall auf den „Bargain“-Tischen hätten die Buchhändler „Trilby“ liegen. Kaum einmal in zwei Jahren würde nach dem Buche gefragt, erzählte ihm ein Buchhändler; in einer Bibliothek, die siebzigtausend Subskribenten zähle, hätten nur acht das Buch kürzlich gelesen; in einer anderen, die über zwanzigtausend Mitglieder habe, fristeten elf zerrissene und abgegriffene Exemplare jenes Buches ein einsames Dasein hoch oben auf den höchsten Regalen. Die Book Lover's Bibliothek, die der populären Nachfrage am meisten entspräche, führe das Buch garnicht in ihren Katalogen an. So gipfeln diese Ausführungen in der Prophezeiung, die Klassik unserer Zeit würde aus jenen Werken bestehen, die mit kleinen Verkaufszahlen angefangen, aber eine sich stetig vergrößernde Nachfrage aufzuweisen hätten.

„The Reader“ hat sich Israel Zangwill zum Mitarbeiter gesichert. Er beginnt in der Mainummer eine Serie von Beiträgen, die die Ueberschrift „Without Prejudice“ tragen und in denen recht anregend über alle möglichen Dinge geplaudert wird, so u. a. von dem verstorbenen George Gissing. Fünf bedeutende Bücher habe dieser geschrieben: „The Nether World“, „New Grub Street“, „Demos“, „The Odd Women“ und „The Whirlpool“. Gewaltige Themen behandelte er unter diesen monumentalen Titeln. Von seinen Zeitgenossen in England habe keiner und außerhalb Englands nur Zola und Tolstoi den Versuch gemacht, sich an solche großen Gemälde zu wagen, und ob auch Gissings Ausführung nicht immer seinem Wollen entsprach, die Konzeption wenigstens sei herkulisch gewesen. Zangwill giebt indessen zu, daß ein gewisses Hyperraffinement und eine Enge des Blicks aus Gissings Lebensbildern die Züge ausgeschlossen habe, die die Wirklichkeit erträglicher machen, jenes lächelnde Sichbescheiden, das das Schicksal der Armen und selbst der Verbrecher für diejenigen, die es erleben, weit weniger grauenhaft mache, als für diejenigen, die es nur vom Anschauen kennen.

Unter den von Universitätsfakultäten herausgegebenen Magazinen ist „The Sewanee Review“ eines der wertvollsten. Die neueste Nummer enthält eine Besprechung der dichterischen Individualität William Watsons von Cornelius Weygandt, in der es heißt, daß dem Dichter eine tiefere Auffassung des Lebens und eine Kenntnis tragischer Quellen fehle. Obgleich ihm manchmal beim Nachdenken über ganz allgemeine Gegenstände individuelle Gedanken kämen, sei sein Material kaum mehr als ein höheres Genre des Tagesgesprächs. Dieses verstehe er auf seine wesentlichen Bestandteile zu verdichten und wunderbar zu klären und setze es in Verse um, die im Durchschnitt pompöse Rhetorik und in ihren Höhepunkten wohlklingende Poesie seien. Watson habe nichts geschrieben, das man ohne seine Unterschrift als das seine erkennen würde, höchstens seine „Apologia“.

Die Hawthorne-Renaissance des Säkularjahres ist geeignet, manches neue Licht auf den großen Sohn dieses Landes zu werfen. Charles T. Copeland von Harvard hielt am 20. April im Bowdoin College einen Vortrag über ihn, in dem er besonders seine Haltung den Engländern gegenüber beleuchtete. Hawthornes berühmter Ausspruch, jeder außerordentliche Engländer sei ein kranker Engländer, ist Copeland ein Beweis, wie fern Hawthorne während seines Aufenthaltes in England dem englischen Volke gestanden habe. „Man muß auch nicht vergessen,“ sagt er u. a., „daß jeder patriotische Neuengländer, der vor fünfzig Jahren in England weilte, den brennenden Wunsch empfand, das Gleichgewicht zwischen dem reichen, wohlgeordneten Leben, das er dort vorfand, und dem, was Sir Leslie Stephen vulgär die halbbackene Zivilisation Neuenglands nennt, herzustellen. Dies und, ich denke, der natürliche Widerwille eines Amerikaners von Genie gegen den unhumoristischen Materialismus der Engländer genügen, die frostige Kälte zu erklären, die in einigen der glänzendsten Stellen in Hawthornes Buch lauert.“

Die hervorragendste Erscheinung auf dem Büchermarkte des vergangenen Monats ist James Hunekers Band musikalisch-litterarischer Essais: „Overtones“. Huneker ist ein kühner, individueller Denker und ein Künstler, wie es deren in der Musiklitteratur nicht allzuviele giebt. Er ist ein großer Ketzer, der sich nicht scheut, mit roher Hand Illusionen zu zerstören, die die Menge heilig hält; aber er ist auch ein Bilderstürmer den eigenen Göttern gegenüber, wenn sie auf ihrem Piedestal zu wanken beginnen und neue an ihre Stelle treten. Der Abfall von Wagner hat bei ihm schon längst begonnen; er war es, der im „Musical Courier“ Nietzsches Insinuationen über Wagners Herkunft an die große Glocke hängte. Sie befinden sich in diesem Buche in „Parsifal“: „a Mystic Melodrama“. Der neue Gott, dem Huneker Weihrauch streut, ist Richard Strauß, dessen Porträt des Bandes einziger Bildschmuck und dessen Charakteristik gut ein Fünftel des Buches einnimmt. Er nennt ihn den Ton-Zauberer unserer Zeit, einen neuen Faust der Musik. Das Nietzsche gewidmete Kapitel ist eine herrliche Leistung. Viel Neues, Wertvolles bietet der Essai über musikliebende Schriftsteller, worin die Beziehungen Balzacs, Turgenjeffs, Daudets und besonders George Moores zur Musik beleuchtet werden. Dies sind in Kürze nur ein paar Hinweise auf den reichen, mannigfaltig anregenden Inhalt des Buches. Von seinem Stil geben sie auch nicht den leisesten Begriff. Huneker ist ein gewaltiger Wortkünstler. Er preßt mit souveräner Meisterschaft in den Dienst, was seine Ge-

danken am prägnantesten zum Ausdruck bringt: Fremdwörter, Archaismen, Provinzialismen, Slang — und wenn dieser Vorrat erschöpft ist, prägt er seine eigene Sprachmünze. Kraft, Eleganz, Musik liegt in dieser Sprache. Man wird hypnotisiert von seiner Wortkunst und liest mit Genuß, selbst wo man ihm Satz für Satz widersprechen möchte.

Die Theatersaison ist so gut wie zu Ende. Die letzten Wochen brachten einige Neueinstudierungen alter Zugstücke, wie „Die Kameliendame", Halm-Bellinghausens „Sohn der Wildnis", „Ingomar", „Olympe", „Die beiden Waisen" u. s. w. Der Versuch Wilton Lackayes, Ibsens „Stützen der Gesellschaft" zu geben, war ein klägliches Fiasko. Arnold Daly behauptete sich mit Shaws „Candida" bis zuletzt; nun spielt er in Boston mit gleichem Erfolge. Dort hat in dieser Saison eine neue Kraft Aufsehen erregt: Nance O'Neill. Sie hat sich in sudermannschen und ibsenschen Frauenrollen in hohem Grade hervorgethan und die bostoner Kenner entzückt. Nach einem Repertoire, das u. a. auch des ersteren „Johannisfeuer" enthielt, beschloß sie ihre Saison mit der Lady Macbeth.

New York. *A. von Ende.*

Norwegischer Brief.

Alexander Kjelland hat in den letzten Tagen des verflossenen Monats sein 25jähriges Dichterjubiläum feiern können. Aus diesem Anlasse ist sowohl in der Tagespresse wie in den Zeitschriften mit seltener Einmütigkeit die außerordentliche Persönlichkeit des leider schon seit langem verstummten Verfassers der Romane „Arbeidsfolk" und „Garmann & Worse" anerkannt worden. Kjellands Schaffen in den Achtziger- und Neunzigerjahren trägt, wie kaum bei einem zweiten Vertreter des norwegischen Romans, den Stempel echter Ursprünglichkeit. Von Hause aus mit einer starken Dosis frischer Satire und scharfsichtiger Menschenkenntnis ausgerüstet, nebenbei über eine eminente stilistische Begabung verfügend, bedurfte Kjelland, der im reifen Mannesalter debutierende Erzähler, keiner sonderlich großen Anstrengungen, um sich unter dem Gewimmel ständig auftauchender Litteraturnovizen unverweilt und unbestritten den ersten Platz zu erobern. Schon in seiner Erstlingsarbeit, dem 1878 in der damaligen „Nyt Tidskrift" veröffentlichten Einakter „Paa hjemveien" („Auf dem Heimwege"), ebenso in der kurz darauf veröffentlichten Sammlung „Novelletter" tritt die satirische Grundader in der Wesensart des Verfassers mit ungesuchter Schärfe in den Vordergrund. Vielleicht war es just diese stachelige Oberfläche, die den vom Dichter gespendeten Ausschnitten aus dem Leben der kleinen westländischen Handelsstädte einen lauten Resonanzboden in der Oeffentlichkeit verschaffte und Kjellands Namen mit einem Schlage mit dem gleichen Respekte nennen ließ, wie er bis dahin nur dem Trifolium Ibsen-Björnson-Lie zugebilligt wurde. Kein Geringerer als Björnson selbst that den bei dieser Gelegenheit prophetischen Ausspruch, daß der norwegische Tendenzroman in Kjelland seinen ersten und unerreichten Beherrscher erhalten habe, dem neben sozialer Einsicht und scharfem Menschenstudium vor allem der Begriff künstlerischer Begrenzung in den Ausdrucksmitteln zur Seite stehe. Kjelland hat diese ehrenvolle Prognose seines großen Landsmannes in vollem Umfange in Erfüllung gehen lassen, und wenn auch auf die fast allzu freigiebige Inanspruchnahme seines schöpferischen Könnens wider Erwarten früh eine Periode passiven Wartens gefolgt ist, so bleibt dem genialen Gesellschaftsschilderer unter allen Umständen der preiswürdige Ruhm erhalten, seine poetische Produktion an einem Zeitpunkt abgebrochen zu haben, wo er mit dem Bewußtsein freiwilligen Verzichtleistens von dem Piedestal einer unbestrittenen künstlerischen Autorität herabsteigen konnte. Kjellands Hauptthätigkeit erstreckte sich, wie schon im Vorstehenden angedeutet, auf das erzählende Genre. Nach dieser Richtung dürfen die großen Arbeiten „Garmann & Worse", „Arbeidsfolk", „Skipper Worse", „Gift" und „Fortuna" unstreitig einen bleibenden Wert in der gesamten skandinavischen Litteratur beanspruchen. Minder bedeutend nimmt sich daneben Kjellands dramatische Produktion aus, obschon er leider mit einer bei Leuten seines Faches nicht gerade ungewöhnlichen Selbstverkennung gerade auf diesem Felde einen Teil seines besten Könnens verschwendete. In seinem Erstlingsstück „Paa hjemveien" begegnet der Leser einem geradezu befremdenden Mangel an bühnentechnischer Gruppierung und dramatischer Steigerung; sein nächster Versuch „Hans Majestäts Foged" (Sr. Majestät Landvogt) wirkt äußerlich konstruiert und schablonenhaft in Aufbau und Diktion, ebenso das Drama „Professoren", obschon in dem letzteren das ethische Problem mit einem die formalen Schwächen des Bühnenstückes überflügelnden Nachdruck den Leser in Atem hält.

Von Hans E. Kinck, dem noch immer viel zu wenig gewürdigten Stimmungskünstler und sozialen Sittenschilderer, liegt ein gehaltvolles Buch vor, das unter dem anspruchslosen Titel „Italienere" (Italienisches Leben) eine Serie Freilichtstudien über moderne italienische Gesellschafts-Zustände bietet. Die Arbeit setzt mit einer allgemeinen Betrachtung über das süditalienische Arbeiterproletariat ein, zeichnet in knappen, markigen Strichen den Stand der römischen Rechtspflege mit ihren wunderbaren Blüten und Auswüchsen von Korruption und Bestechlichkeit und schließt mit einem eleganten Essai über Italiens repräsentativste Autorengestalt: Gabriele D'Annunzio.

Eines der größten Bucherfolge, der in den letzten Jahren einer norwegischen Veröffentlichung beschieden gewesen, darf sich Hans Aanrud mit seiner volkstümlichen Erzählung „Sidsel Sidsaerk" rühmen. Die in einem herzwarmen und urwüchsigen Ton gehaltene Geschichte berichtet von dem Leben einer kleinen Kätnerdirn, die auf dem Hofe des stolzen Großbauern zur stattlichen Jungfrau heranwächst und sich ohne sonderlichen Widerspruch der nächstbeteiligten Interessenten zur Rangstellung der künftigen Alleingebieterin aufschwingt. Die Erzählung, deren künstlerische Qualität vor allem in der vorzüglich getroffenen Wiedergabe des norwegisch-kleinbäuerlichen Milieus gipfelt, präsentiert sich als ein kleines Kabinettstück lebenswahrer Volksschilderung, deren Einzelzüge sich mit stimmungsvoller Plastik von der gigantischen Größe der umgebenden Natur abheben.

Die Zeitschriftenaufsätze standen diesmal fast ausschließlich unter dem Zeichen von Kjellands Jubiläum. Eine der gehaltvollsten Widmungen bietet Holger Sinding in der Kjelland-Biographie des „Folkebladet" (8, XXV) daneben Carl Naerup in „Urd" (18, VIII); beide Betrachtungen geben außer biographischen Daten ein vorurteilsfrei abwägendes Bild von Kjellands dichterischem Können, wie auch seinen hier und da hervortretenden Schwächen, speziell auf dramatischem Felde. In „Urd" (18) findet sich eine beachtenswerte Würdigung des bekannten Jugendschriftstellers Nordal Wolffen, desgleichen eine solche der 80jährigen Verfasserin von „Fra Tyveaarene", Wilhelmine Ullmann.

Christiania. *Viggo Moe.*

Dänischer Brief.

Die litterarische Ausbeute dieses Frühlings ist reichlich und glücklicherweise auch in qualitativer Beziehung recht ersprießlich ausgefallen. An der Spitze der Romanschriftsteller marschiert immer noch der nicht mehr junge Herman Bang, der, ein scheinbar ausgebrannter Vulkan, die Leserwelt plötzlich mit einem fortreißenden Strom dichterischen Feuers überrascht durch einen großen Künstlerroman „Mikael". Das Werk, dessen deutsche Uebersetzung vorbereitet wird, spielt in Paris und stellt

die Liebes- und Lebensgeschichte des Pflegesohnes eines berühmten Meisters dar. Bang, dessen Stärke von jeher im Auspinseln psychologischer Kleinigkeiten lag, hat diesmal diesen Vorzug mit einer gewaltigen, packenden Kraft der Darstellung verbunden.

Unter den Jüngeren hat sich Johannes V. Jensen hervorgethan. Dieser halb amerikanisierte Jütländer besitzt, was sonst bei seinen werten Zeitgenossen oft schmerzlich vermißt wird, eine reiche Empfindungsgabe und zunächst eine gewisse krasse Originalität, die oft befremdet, aber immer unterhaltend ist. Sein neuestes Werk, „Madame d'Ora", spielt in New York und hat viele gute Momente; leider ist der Schluß sehr unbefriedigend.

Auf nationalem Boden fußt Laurids Bruun (vgl. LE, Sp. 1127 f.) in seinem großen Roman „Absalon", dessen erster Teil soeben erschienen ist; schon im vorigen Jahre hat Bruun durch sein Buch „Alle Synderes Konge" (Der König aller Sünder) mit seinem aus dem dänischen Mittelalter hervorgeholten Stoff bewiesen, daß der historische Roman sein Hauptfach ist. „Absalon" bezeichnet einen neuen Fortschritt auf derselben Bahn; er behandelt hier die Geschichte des größten dänischen Staatsmannes im Mittelalter, des Retters des Reiches und des Gründers der späteren Hauptstadt Kopenhagen.

Auf dem Gebiete des historischen Romans sind noch zwei Werke zu verzeichnen, die beide durch die jetzt modern gewordenen assyriologischen Studien angeregt worden sind. Der große Kampf „Babel-Bibel", der auch bei uns in Zeitschriften und in der Tagespresse mit lebhaftem Interesse verfolgt worden ist, hat hier einen litterarischen Nachhall erweckt in zwei Romanen „Babel" von Carl Kohl und „Babylon" von Niels Hoffmeyer, die beide die letzte Periode der Selbständigkeit des babylonischen Reiches darstellen; der zweite Roman, der bald deutsch erscheinen wird, ist unstreitig der beste; er bildet in wahrhaft poetischer Weise einen Kommentar zu dem schönen Worte des Propheten Jeremiah: „Babel war in der Hand Jahvehs der goldene Becher, der die ganze Welt berauschte."

Aus der dramatischen Litteratur sind interessante Neuigkeiten zu verzeichnen. P. A. Rosenberg hat mit seinem Schauspiel „Hjälfen" (Die Hilfe) einen entschiedenen Erfolg errungen. Rosenberg, einer der geistreichsten der jetzt lebenden dänischen Schriftsteller, der aber in seinen bisherigen Dramen mehr der feine, gebildete Mann als der von Gott begnadete Dichter schien, hat es jetzt auch auf dramatischem Gebiete erreicht, die Herzen zu rühren, eben, weil es ihm selbst vom Herzen gegangen ist. Die „Hilfe", die dem Schauspiel den Namen gegeben hat, ist ein noch ungeborenes Kind, ein Sprößling der freien Liebe, das Zerfallenes wieder errichtet und verbindet. Ein tiefernster Ton von großem sittlichen Wert geht durch das ganze Stück.

Weniger Glück dagegen hatte Sven Lange mit seinem Schauspiel „Kvindelykke" (Weiberglück). Der Grundgedanke des Stückes ist, daß derjenige, der ein Weib zuerst besessen hat, ihr ganzes Leben hindurch eine Sonderstellung in ihrem Bewußtsein behalten wird; ist es der Ehemann, liegt eben darin die beste Wahrung seiner Rechte. Die Handlung des Stückes besteht demnach darin, daß die Frau bei ihrem Manne bleibt und nicht mit dem Liebhaber davongeht.

Etwas ganz Vortreffliches hat auf polemischem Felde Frau Ingeborg Rannkiär geleistet, die in einem sehr geistreichen und temperamentvollen Büchlein „Digtning og Mening" (Dichtung und Sinn) die Erzeugnisse der blicher-clausenschen Muse besprochen hat. Frau Blicher-Clausen, die sich dank der Gabe, Gemeinplätze und unklare Gedanken mit schön klingenden Wörtern auszustaffieren, einer außerordentlichen Popularität, besonders bei den Damen, erfreut, hat schon lange durch ihr lyrisches Wischiwaschi den gesunden Menschenverstand zum Proteste herausgefordert, und Frau Rannkiär hat es jetzt auf sich genommen, durch eine sorgfältige Analyse der blicher-clausenschen Reimereien dem bethörten Publikum den Spiegel besserer Einsicht vorzuhalten. Ob das auch hilft, bleibt freilich immer noch recht zweifelhaft; verkehrte Geschmacksrichtungen lassen sich ja kaum mit einem Schlage ändern.

Unter den von den Zeitschriften gebrachten litterarischen Beiträgen ist zu erwähnen eine in „Tilskueren" (Zuschauer) begonnene Reihe autobiographischer Schilderungen. Verschiedene Autoren geben da dem Publikum Rechenschaft über ihre Arbeitsmethode, und vor allem Karl Larsen und Johannes Jörgensen haben hier ganz eigentümliche Aufschlüsse zu genauerem Verständnis ihrer Produktion gegeben.

Kopenhagen. *J. Oestrup.*

Polnischer Brief.

Einen großen Verlust erlitt die polnische Litteratur und Wissenschaft durch den am 22. April in Lemberg erfolgten Tod Peter Chmielowskis (geb. 1848). Der Verstorbene war einer der bedeutendsten polnischen Litterar-Historiker und Kritiker und entwickelte auf diesem Gebiete drei Jahrzehnte lang eine unermüdliche Thätigkeit. Eine außerordentlich reiche Kenntnis der Einzelheiten verband er mit gründlicher philosophischer Durchbildung, und die ruhige Objektivität war immer sein Wunsch, der freilich nicht immer erfüllt wurde, da Chmielowski trotz alledem über die Gedanken und Ideale der polnischen Positivisten aus den Siebzigerjahren nicht hinausging und z. B. der neuesten Dichtung gegenüber infolge mangelnder Gabe der Nachempfindung sich kühl verhielt. Zu seinen wichtigsten Werken gehört ein Buch über Mickiewicz, ein anderes über Kraszewski, ferner die hier s. Zt. erwähnte „Geschichte der polnischen Litteratur" und endlich eine „Geschichte der litterarischen Kritik in Polen", das erste Buch dieser Art. Seit seinen leipziger Universitätsjahren war er mit der deutschen Litteratur, insbesondere mit der deutschen Philosophie, wohl vertraut: so schrieb er eine kurze Monographie über Goethe (1878) und übersetzte dessen „Wilhelm Meister", in den letzten Monaten auch Kants „Kritik der reinen Vernunft". Zum Professor der polnischen Litteratur an der russischen Universität in Warschau ernannt, trat er sein Amt nicht an, da er sich weigerte, in russischer Sprache zu lesen; er war dann eine Zeit lang Leiter der sehr geachteten Zeitschrift „Ateneum", 1903 aber bestieg er endlich den langersehnten Lehrstuhl an der Universität in Lemberg, den er nun so bald verlassen sollte. — Neben diesem Ereignisse ist auf dem Gebiete der älteren Litteratur ein anderes zu verzeichnen: eine historisch-kritische Ausgabe der Werke Zygmunt Krasinskis, der mit Mickiewicz und Slowacki das Dreigestirn der polnischen Romantik bildet, im Auslande aber am wenigsten bekannt ist, obwohl er in seinen philosophischen Dichtungen häufiger vielleicht als jene zwei anderen allgemein menschliche Probleme behandelt und besonders in der Darstellung sozialer Fragen höchst interessant ist. Die Redaktion der großen Meister-Ausgabe liegt in den Händen des lemberger Gymnasiallehrers Th. Pini, dem die Familie des Dichters manches bis jetzt Unbekannte aus den unterdrückten oder nachgelassenen Papieren Krasinskis übergab; die ersten Bände werden wohl wertvolle Beiträge zur Geschichte von Walter Scotts Einfluß in Europa, vielleicht aber auch zu der der Einwirkung der deutschen Romantik bringen. — Walery Gostomskis litterarische Skizzen „Z przeszlosci i terazniejszosci" („Aus der Vergangenheit und Gegenwart" — erschienen 1904 bei Gebethner in Warschau) mögen hier ihren Platz finden, da sie u. a. auch deutsche Themata: Wagner und Nietzsche, behandeln.

In der modernen Litteratur bietet wie gewöhnlich das Drama und das Theater die reichste Auslese. Im April wurde das Urteil der vom galizischen Landesausschusse eingesetzten Jury veröffentlicht, die die besten eingesandten, vorher weder im Druck noch auf der

Bühne erschienenen Dramen mit verhältnismäßig nicht geringen Preisen auszeichnen sollte. Das Resultat war nichts weniger als erfreulich und zwar in doppelter Hinsicht: erstens, weil es sich gezeigt hat, daß das poetische Märchendrama zur besorgniserregenden Uebermacht über alle anderen Gattungen gelangt, zweitens, weil selbst diese Werke nicht viel Poesie und noch weniger Dramatisches enthalten. — Wilhelm Feldman bekämpft im Mai-Hefte der „Krytyka" das Prinzip eines solchen Preisausschreibens und will, daß man den Gedanken fallen lasse, im Dunklen schaffende Talente durch diese Preise anzuregen, sondern vielmehr mit dem vorhandenen Gelde bereits bewährten Werken bezw. Dichtern Aufmunterung gebe. Thatsache bleibt es, daß alle beachtenswerten Novitäten des Theaters außerhalb solcher Konkurrenzen emportauchen. So wurde in den letzten Wochen Stanislaw Przybyszewskis Drama „Snieg" (Schnee) in Warschau und Lemberg zum ersten Male aufgeführt. Das Drama, dessen deutsche Ausgabe im vorigen Hefte des LE (Sp. 1205) besprochen wurde, knüpft teilweise an die aus des Verfassers „Totentanz der Liebe" sattsam bekannten Situationen und Motive des ehelichen Dreiecks an, das sich zum Viereck zu erweitern strebt. Es hat nur einen Achtungserfolg erstritten, obwohl es reifer und auch technisch solider ist, als der „Totentanz der Liebe". Doch ist der Grund des allmählichen Niederganges von Przybyszewskis Ruhm in Polen wie in Deutschland nicht schwer zu finden: während die Menschheit an die Poesie heute andere Forderungen stellt als etwa 1890, bewegt sich der deutsch-polnische Autor im Bannkreise derselben Ideen, derselben Motive, ja sogar derselben dramaturgischen und stilistischen Mittel. — Spricht aus Przybyszewski die moderne Misogynie, so schlägt in der polnischen Litteratur Frau Gabriele Zapolska am leidenschaftlichsten die Töne des Männerhasses an. So ist es auch in ihrem letzten Drama, das unter dem Titel „Nieporozumienie" („Ein Mißverständnis") auf dem warschauer Boden einen lärmenden Erfolg, in Lemberg einen stillen Mißerfolg erlebte und die Männer, vor allem die Ehemänner, zu Tyrannen des Weibergeschlechtes, Egoisten und bornierten Komödianten brandmarkte. Tadeusz Rittners „Maszyna", die Tragödie eines in der prosaischen Kanzleistube langsam erstarrenden Dichters, und Stefan Krzywoszewskis „Tęcza" („Der Regenbogen") ein erneuerter Versuch der Rehabilitation einer gefallenen Frau, mögen unsern Theaterbericht vervollständigen.

Ueber neue Romane und Erzählungen berichte ich demnächst in einem besonderen Artikel. Sienkiewicz, der, nebenbei gesagt, die Welt durch seine dritte Heirat überraschte (vgl. Sp. 1246), erweiterte die Umrisse des begonnenen historischen Romans „Na polu chwały" („Auf dem Ruhmesfelde") und gedenkt eine große Trilogie zu schreiben, was man mit gemischten Gefühlen begrüßt hat. Ueber den Roman C. Viebigs „Das schlafende Heer" erschienen schon mehrere Berichte, natürlich vom national-polnischen Standpunkte. Die Reihe der Kritiken eröffnete der Schreiber dieser Zeilen in einem Feuilleton des krakauer Tageblattes „Czas" (vom 7. April; vergl. auch den Aufsatz in der warschauer Wochenschrift „Biesiada literacka", Nr. 18). Mit der Darstellung des polnischen Bauernvolkes gebe ich mich zufrieden, da sie die von dem Novellenbande „Die Rosenkranzjungfer" bereits bekannte realistische Objektivität zeigt; weniger gerecht scheint mir die Verfasserin der polnischen Geistlichkeit gegenüber zu sein, während sie den polnischen Landadel zwar gerecht, aber nur in einer einzigen Abart charakterisiert. Was die Grundidee des Romans anbetrifft, so erweckt sie im Herzen eines polnischen Lesers ein zweifaches Echo, je nachdem man den Nachdruck auf die Darstellung des bis zum Schlusse des Bandes ungeschwächten Polentums legt oder auf den Mahnruf an die Deutschen, angesichts solcher Umstände ihren nationalen Eifer zu verdoppeln. Aehnliche Betrachtungen enthält ein Leitartikel der in St. Petersburg erscheinenden politisch-litterarischen Wochenschrift „Kraj" (Nr. 16) mit der deutsamen Aufschrift: „Auf undankbarem Boden"; bemerkenswert ist eine flüchtig gezeichnete litterarische Genealogie des im „Schlafenden Heer" stimmungsvoll eingeführten polnischen Schäferhirten; der Verfasser, ein angesehener Publizist, leitet den Kuba Dudek „vielleicht vom Harfner im Wilhelm Meister, vielleicht von den Sängern Walter Scotts" ab. — Dasselbe Heft bringt auch ein Gespräch mit dem Inhaber einer großen polnischen Buchhandlung in Lemberg; über die Lage des polnischen Buchhandels werden da belehrende Aufschlüsse erteilt. Galizien soll darnach in seinen Buchhandlungen etwa um 775 000 Gulden jährlich Bücher kaufen; ein Viertel soll daraus auf nicht-polnische Bücher entfallen, von denen wieder die deutschen 85 Prozent bilden; den Löwenanteil daran haben große Sammelwerke, wie Lexika, die besonders in der Provinz von den Reisenden massenweise auf Teilzahlungen abgesetzt werden. Aufgrund eigener Beobachtung füge ich noch hinzu, daß man in Lemberg ein jedes nur einigermaßen bedeutende deutsche Buch kurz nach dem Erscheinen in den Auslagen der Buchhandlungen sieht, während in Krakau dies beinahe niemals vorkommt. Meine eigenen Aufsätze über „Die deutsche Litteratur von 1903" im März-Hefte der „Biblioteka warszawska" und über „Das neueste Drama in Deutschland" in der April-Nummer des „Przegląd polski" muß ich hier noch vermerken als die ausführlichsten Arbeiten über die deutsche Litteratur in den letzten Monaten. Uebersetzt aus dem Deutschen ins Polnische wurde in dieser Zeit auch so manches, z. B. Hauptmanns „Hirtenlied", Hofmannsthals Aufsatz „Ueber Gedichte", Altenbergs „Wie ich es sehe" u. s. w. Das Theater brachte in diesem Zeitraum keine deutschen Novitäten (im Militär-Kasino zu Krakau wurde „Alt-Heidelberg" aufgeführt, was insofern merkwürdig ist, als es die erste Vorstellung dieses Stückes auf polnischem Boden ist, wenn auch in deutscher Sprache).

Von sonstigen Zeitschriften-Artikeln verdient noch Beachtung der Bericht, den das warschauer Wochenblatt „Tygodnik ilustrowany" über das von ihm veranstaltete Preisausschreiben für die beste humoristische Erzählung in Nr. 12 veröffentlicht. Es wird hier geklagt, der alte joviale Humor verschwinde immer mehr, es werde immer weniger gelacht, dagegen dränge sich allmählich die beißende Satire auf, die früher in der polnischen Litteratur sehr selten und bedeutend harmloser war (der modernste Vertreter dieser mit allen Waffen des Witzes, der Ironie und auch des Pasquills kämpfenden Satire ist Adolf Neuwert-Nowaczynski, dessen „Affenspiegel" vor kurzem von Dr. J. Marchlewski & Co., München, in deutscher Uebertragung von Julius Tenner, herausgegeben wurde).

Krakau. *Josef Flach.*

Echo der Bühnen

Dresden.

„Der neue Tag." Drama in drei Akten von Franz Servaes. (Königl. Schauspielhaus, 17. Mai.)

Franz Servaes Kleistdrama „Der neue Tag", dessen Buchausgabe im „Litterarischen Echo" schon besprochen wurde (Sp. 660), hat im Königl. Schauspielhaus nun seine theatralische Feuertaufe überstanden und dabei wiederum den Beweis erbracht, eine wie mißliche Sache es ist, den schaffenden Künstler, namentlich aber den Dichter zum Helden eines Bühnenstückes zu machen. Eine reich bewegte äußere Handlung ist von vorn herein ausgeschlossen; der Schwerpunkt der dramatischen Ent-

wicklung muß in das Innenleben des Helden verlegt werden, und dieses kann immer nur rein menschliche, nicht aber spezifisch künstlerische, das dichterische Vermögen etwa darlegende Züge für den theatralischen Verlauf aufweisen. Nur ein ganz großer Dramatiker wird vielleicht imstande sein, unter diesen Schwierigkeiten das von den Besten immer wieder erstrebte Künstlerdrama zu schaffen. Servaes ist das nicht. Seiner feinen Art, seiner tiefen Kenntnis vom Wesen Kleists gelingt es wohl, einer Episode aus dem Leben des Dichters alle für dies unselig-selige Menschenkind typischen Züge, tiefste Schwermut, helles Entzücken, das Verzweifeln am Handelnkönnen und die zehrende Sehnsucht nach dem Handelnwollen, aufzuprägen, aber diese Episode der Rekonvaleszenz am grünen Rhein nach Vernichtung des Guiskard ist kein dramatischer Vorwurf. Wir sehen keine Entwicklung, weder an Kleist, dem der neue Tag ja nur in der Idee, in der Hoffnung aufgeht und bald wieder im Meer der Verzweiflung versinken wird, noch etwa an dem lieblichen Lieschen, für die sein schroffes, ausschließliches Besitzenwollen nach kurzem Glück nur den Schmerz einer ersten Resignation bedeutet. So verlaufen die gewiß aus ernstestem Wollen hervorquellenden Dialoge, von denen namentlich ein stimmungsvolles Zwiegespräch mit Karoline von Günderode, in schrillster Dissonanz beinahe endend, voll Wärme und Blut ist, undramatisch, ohne den prickelnden Reiz der auf einen Höhepunkt zustrebenden szenischen Energie. Daß Servaes im Aufbau der Handlung ungeschickt verfährt, die Aktschlüsse nicht prägnant zusammenfaßt, sondern um der Stimmung willen leise verklingen läßt, und das Auf und Ab seiner Personen nicht genügend begründet, schadet der äußeren Wirkung, spricht aber dafür, daß er kein mit Theatereffekten rechnender Routinier ist, sondern ein ernsten Zielen nachstrebender Künstler.

Christian Gaehde.

Graz.

„Für die Farben.“ Ein Akt aus dem Studentenleben von Bruno Sturm. Erstaufführung im grazer Stadttheater am 30. April 1904. Buchausgabe bei Gustav Schuhr. Berlin 1904.

In Studentenkreisen spielt der mit großem Beifall jüngst aufgenommene Einakter von Bruno Sturm, das Werk eines erst neunzehnjährigen Studenten. Der Mediziner Hans Stürmer, Bursch des Korps „Arminia“, ist einem Mädchen in jugendlich feuriger Liebe zugethan, die hübsche Emma besucht ihn auf seiner Bude und erwidert herzlich seine Neigung. Aber sie gehört zu den Verlorenen. Eben hat Hans glücklich eine Prüfung überstanden, als Emma heimlich wieder bei ihm erscheint und nach stürmischer Liebesszene ihm das Geständnis macht, wie sie zur Dirne geworden ist. Ihre Erzählung bietet eine alltägliche Geschichte von der Armut der Mutter, von der Liebe zu einem Beschützer, von der Werbung eines lüsternen, reichen, alten Direktors. Damals ward das Mädchen aus Verzweiflung zur Dirne. Aber die Liebe zu Hans zeigt doch edle Regungen in der Seele der Verkommenen, und der junge Mann tröstet die Unglückliche. Es folgt nun eine überaus lebendige Studentenszene in Hansens Stube, ein prächtiges Bild freundschaftlichen Couleurlebens. Inzwischen kommt der Senior der „Pannonia“ auf Besuch und erzählt von einem Mädchen, das eine Studentenkneiperei mitgemacht und dabei erklärt habe, für sie gebe es nur ein Korps — dort spreche auch das Herz mit. Es stellt sich heraus, daß Emma das Mädchen war, und da Senior Goldner dieses Mädchen beschimpft, kommt es zur Forderung durch Hans. Während bei einbrechender Nacht fröhliche Studenten singend am Fenster vorüberziehen, erfährt Hans von den zurückgebliebenen Freunden, daß Goldner wegen eines Armleidens „nur auf Pistolen steige“, zugleich aber, daß er dem Korps durch die Liebelei mit Emma eine Schmach angethan habe, deshalb dimittiert werde und die Farben ablegen müsse. Hans, der mit Leib und Seele an dem Korps und an seinem Bande hängt, kämpft einige Szenen hindurch, während sein Freund und Couleurbruder Fritz bei ihm ist, einen schweren Kampf. Er sieht sich, selbst wenn er den pistolengewandten Gegner überwindet, der geliebten Farben beraubt. Während er dem Freund an seine Mutter und Geliebte die letzten Grüße aufträgt, schleicht er zum Revolverschrank und jagt sich bald eine Kugel durch die Schläfe. Entsetzt springt der andere auf, und draußen ziehen wieder singend fröhliche Studenten vorüber . . .

Zum intimen Verständnis der feinsinnigen Dichtung gehört nun freilich eine genaue Kenntnis des Studentenlebens und namentlich Liebe zum Verbindungswesen. Dem Zuschauer fehlt sonst die richtige Voraussetzung für die That des jungen Mannes und für seine Motive. Von solchen Ausstellungen aber abgesehen, hat Sturm einige so poetische und wirkungsvolle Szenen geschaffen, daß man die zahlreichen ehrlichen Hervorrufe, die dem jungen Dichter zuteil wurden, sehr gut begreifen und ihm eine bemerkenswerte Zukunft als Dramatiker vorhersagen kann.

Graz. *Anton Schlossar.*

Hamburg.

„An der Schwelle.“ Schauspiel in einem Akte von Carmen Teja-Ahlers. — „Belsazar.“ Trauerspiel in einem Aufzug von Hennie Raché. — „Der Lotse.“ Schauspiel in einem Akte von Fritz Stavenhagen.

In einer litterarischen Matinee brachte das „Thaliatheater“ noch kurz vor Saisonschluß drei bislang unaufgeführte Einakter hamburgischer Autoren auf die Bühne. Am schlechtesten schnitt dabei Carmen Teja-Ahlers mit ihrer Studie aus dem Gesellschaftsleben „An der Schwelle“ ab. Ein rührseliger Stoff, wie ihn die großen und kleinen Vertreterinnen der heutigen Feuilletonbelletristik zu behandeln lieben, wird hier auf die Bühne gestellt mit einer verblüffenden Unkenntnis der fundamentalsten bühnentechnischen Erfordernisse. In der Darstellung der Charaktere treibt die Verfasserin roheste Schwarzweißkunst; sie läßt ihre Personen endlose Reden halten, und statt hinter diese Reden eine mit ihnen organisch verknüpfte Handlung zu stellen, schließt sie sie jählings mit einem gänzlich unvorbereiteten Knalleffekt ab. Schade um die Mühe, die an die Inszenierung dieses blutigen Dilettantenstückleins verwendet wurde. Auf ganz anderem Niveau steht der „Belsazar“ von Hennie Raché. Diese Autorin hat nicht nur eigene Ideen und ringt mit eiserner Energie danach, sie individuell zu gestalten. Sie hat auch ohne alle Frage entschiedenes dramatisches Talent, wenn es auch noch nicht zur vollen Reife gediehen ist. Wie in ihren früheren Stücken, geht sie auch hier der Versuchung weit aus dem Wege, sich mit jener Technik zu begnügen, mit der sie ihre Novelle ausbaut. Sie arbeitet hier mit andern Mitteln und sieht mit andern Augen. Sie hat das richtige Gefühl, daß auf dem Theater die Worte nur dazu da sind, um die Handlung vorzubereiten, und sie weiß dieses Gefühl in die That umzusetzen. Als sie nach dem Belsazarstoff griff, hat sie sich das Ziel sehr hoch gesteckt, zu hoch vielleicht, um es im knappen Raum eines Einakters erreichen zu können. Sie hat die Ergebnisse der historischen Forschung — was zu bedauern ist — ganz bei Seite gelassen und sich einfach an die biblische Sage gehalten, wie sie im fünften Kapitel des Propheten Daniel steht. Um diese Sage auf die Bühne zu bringen, mußte sie eines aus Eigenem hinzuthun, die Motivierung der That Belsazars, die Schändung der Tempelgefäße. Diese Motivierung giebt sie als Frau: sie läßt Belsazar seinen Frevel aus verschmähter Liebe zu einer von ihr frei erfundenen, fanatischen Jüdin Rahel begehen. Das Kulturelle, die Gegensätzlichkeit

zwischen babylonischer und israelitischer Weltanschauung, das überhitzte Hochgefühl des Königs bleiben unberücksichtigt — der Stoff ist also nicht ausgeschöpft, und das Stück ist im Skizzenhaften stecken geblieben. Aber diese Skizze ist so voll dramatischen Lebens und echter Kraft, daß ich heute keine dramatische Dichterin wüßte, die es besser machen könnte. — Zwischen den beiden Damen kam in der Matinee auch ein männlicher Autor zu Wort, ein kraftvoller junger Realist, aus dessen Schöpfungen der Erdgeruch seiner niederdeutschen Heimat uns anweht. Der Mann heißt Fritz Stavenhagen, und ein großes, wuchtiges Drama von ihm, das gedruckt vorliegende Bauernstück „Jürgen Pipers" wartet noch auf die Bühne, die ihm zur lebendigen Wirkung verhelfen soll. Inzwischen hat also jetzt ein Einakter aus seiner Feder, „Der Lotse", die Feuerprobe der szenischen Aufführung bestanden. Gut bestanden, wie ich gleich hinzufügen will. Stavenhagen stellt darin Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne, echt und knorrig, wortkarg und gefühlstief, wie sie an unserer Wasserkante wachsen. Und auch der Konflikt ist bodenständig an unserem Elbufer. So hängen unsere alten Lotsen an ihrem Beruf, daß sie selbst von Alter und Krankheit sich nicht daraus verdrängen lassen mögen, daß sie selbst dem Sohn ihren Posten nicht gönnen. Wenn dann der Junge seinerseits auch den Dickschädel aufsetzt und dem Vaterhaus Ade sagt auf lange, vielleicht auf immer — da muß es zu einer Katastrophe kommen. Mehr noch als die Lektüre brachte die Aufführung heraus, wie dramatisch das Stück ist, wie selbst das, was Milieuschilderung zu sein scheint, nur den Zweck hat, die Handlung in raschem Tempo vorwärts zu drängen. In Stavenhagen könnte ein wagemutiger Bühnenleiter dem deutschen Theater vielleicht ein großes Talent gewinnen.

Carl Müller-Rastatt.

Karlsruhe.

„Tante Regine." Zeitbild in vier Akten von A. Paul (Großh. Hoftheater, 3. Mai).

Der Verfasser dieses „Zeitbildes" war jahrelang ein beliebtes Mitglied der karlsruher (später der dresdener) Hofbühne. Die Aufführung des Dramas rechtfertigt sich vornehmlich aus diesem persönlichen Grunde. Seiner litterarischen Qualität hat es das minderwertige, mit den derbsten Mitteln traditioneller Theaterroutine gearbeitete Stück jedenfalls nicht zuzuschreiben, daß es in den Spielplan unseres sonst so spröden Kunstinstituts aufgenommen wurde. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Liebe eines (vom zweiten Akt an) höchst standhaften und edlen Grafen zu einem plötzlich verarmten, reizenden Bankierstöchterlein: über beiden thront als Lenkerin der Geschicke die an Geld und Gemüt überreiche Tante Regine. Das Ganze ist aus Possenkomik und Volksstücks-Sentimentalität nach bewährten Rezepten gemischt und zeichnet sich durch eine geradezu ungeheuerliche Geringschätzung psychologischer Wahrheit und Entwicklung aus. Einige Episoden und Nebenfiguren sind besser gelungen; hier zeigt sich unleugbares Bühnengeschick und Talent für harmlos humoristische Gestaltung. Die Bezeichnung als „Zeitbild" verdankt das Werk einigen „eingelegten" Reden, die zu dem bendix-birchpfeifferschen Tone des Uebrigen in grellem Gegensatz stehen und über den Dünkel mancher Reserveoffiziere, die Sozialdemokratie und andere Themata in der aus Volksversammlungen und Banketten bekannten Weise sich äußern. Durch Ausscheidung dieser unorganischen Bestandteile und resolute Entfernung des ganz überflüssigen Aktes könnte das Drama nur gewinnen. Es würde dann, wenn auch kein wertvolles, so doch ein einigermaßen einheitliches Ganze darstellen.

Karl Wolff.

München.

„Die Sonne." Schauspiel in vier Akten von Gottfried von Böhm. (Kgl. Residenztheater, 14. Mai.)

Ob diese Neuheit ohne die nahen und langjährigen Beziehungen des hier lebenden Verfassers zum Hofe und zur Hofbühne im Residenztheater erschienen wäre, bleibe dahingestellt, wiewohl ihr zum Teil eine gewisse äußere Bühnengeschicklichkeit nicht abgesprochen werden kann. Grundmotiv der Handlung ist die Defraudation, die der großmannssüchtige verwitwete Oberamtsrichter einer kleinen süddeutschen Stadt an der Amtskasse verübt, um mit seiner einzigen, abgöttisch geliebten Tochter, der „Sonne" seines Lebens, ein angenehmeres Leben führen zu können; unvorsichtiger Weise kränkt er den alten Gerichtsschreiber, der um den Fehltritt des Chefs weiß, und der Rachsüchtige denunziert ihn bei der Behörde. Mittlerweile hat die „Sonne" sich einem nur auf Geldheirat bedachten, rücksichtslos-streberischen Rechtspraktikanten an den Hals geworfen, obschon er gar keine ernsten Absichten auf sie hat und ihr das auch offen ausspricht; als ihm das Verbrechen und die bevorstehende Schande des Oberamtsrichters entdeckt wird, entledigt er sich schleunigst auch der Geliebten, worauf das Mädchen ins Wasser geht und der seine Richter erwartende Vater mit dem selbstverständlichen Rufe zusammenbricht: „Meine Sonne ist untergegangen!" — Von einiger Theaterwirkung ist nur das Verhältnis zwischen dem Oberamtsrichter und seinem verbitterten Schreiber; im übrigen aber ist das stark dilettantisch gearbeitete Stück aus lauter Unmöglichkeiten zusammengesetzt, auch an bedenklicher Komik fehlt es nicht, beispielsweise spukt im Hintergrund, mit Bedeutsamkeit geltend gemacht, der unheilverkündende Seufzer einer ertrunkenen Nonne. Die Wiedergabe, einer besseren Sache würdig, rettete selbst die gefährlichsten Momente vor der Lächerlichkeit; da zudem die Freunde des Autors im Zuschauerraum zahlreich vertreten waren, kam eine Art von freundlichem Scheinerfolg zustande, über dessen wahren Wert freilich die Wissenden nicht im Zweifel sein konnten.

Hanns von Gumppenberg.

Weimar.

„Des Thoren Thränen." Trauerspiel in fünf Akten von Felix Konkiel. (28. April.)

Der junge Dichter, dessen fünfaktige Tragödie hier ohne durchschlagenden Erfolg die Uraufführung erlebte, hat es verstanden, den Geist der auf die große Renaissance in Italien folgenden Dekadence, wie er in dem grobsinnlichen Herzog von Florenz Alessandro verkörpert erscheint, in drastischen Farben wieder aufleben zu lassen. Allerlei Lesefrüchte sind da zu einem trotz mancher Schwächen im Ausbau der Handlung und bei aller Zerfahrenheit einiger Motive fesselnden Mosaikbilde zusammengefaßt. Wenn er bei der Wahl dieses Stoffes, für den wir heute nur noch ein historisches Interesse haben, an manche allerdings auch in unseren Tagen auftretende Strömungen des sozialen und künstlerischen Lebens gedacht hat, so ist es ihm doch kaum gelungen, das, was er glaubte, erschaut zu haben, in so helles Licht zu rücken, daß die Beziehungen zwischen heute und damals leicht erkennbar sind. Es handelt sich im wesentlichen um die Kontrastierung von Streben nach Macht, die dem, der im Besitze ist, auch das Recht verleiht, sie auszunutzen, und von der Freude an Kunst und Wissenschaft, deren Segnungen nicht nur dem Forscher wie dem Dichter Himmelswonnen bereiten, sondern auch die Erziehung des Volkes für höhere Ziele zu fördern vermögen. Der Vertreter des ersten Prinzips ist der grauenvolle Wollüstling Alessandro von Florenz, vom Dichter zum natürlichen Sohne des Papstes Clemens VII. gemacht, der echte Typus des „Asino coronato"; ihm

gegenüber steht sein genialer, aber bereits vom Gifte des Hofes stark infizierter Vetter Lorenzino, eine Art verwässerter Hamlet, der weder die physische Stärke, noch die moralische Kraft der Entsagung besitzt, um die Welt, die aus den Fugen, wieder einzurenken. Die interessanteste Hauptfigur, dieser Lorenzo, leidet doch zu sehr an schwankender Haltlosigkeit, als daß ihm die Teilnahme bis zum Tode erhalten bleiben könnte. Einige lebendige Bilder, so besonders im dritten Akt die Szene des den Alessandro bekämpfenden Strozzi, können nicht für den Schneckengang der ärmlichen Handlung entschädigen, die hier und da auch noch durch an sich ja gewiß ganz reizvolles Episodenwerk unnötig durchbrochen erscheint. Zudem befremdet mindestens, ja stößt vielfach ab ein Uebermaß von Lascivität und den guten Geschmack verletzendem Cynismus, der wohl historische, aber nicht ästhetische Berechtigung hat. Andererseits ist dem zweifellos begabten Dichter, der auch selbständige Gedanken hat, eine gewisse Leichtigkeit in der Behandlung des Verses, dessen zumeist melodischer Fluß einen eigenen Zauber ausübt, nachzurühmen. Und wenn sich der Most auch manchmal noch recht absurd gebärdet, so scheint er für später doch einen guten Wein zu versprechen.

Otto Francke.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

„Immer mutig!“ Ein phantastischer Nilpferdroman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten von Paul Scheerbart. Minden i. Westf. 1902, J. C. C. Bruns. 2 Bde. 235 u. 250 S.

„Am Strande des Ulks!“ Das Wort ist von Paul Scheerbart; Strandgut vom Meere des Ulks ist sein Buch. Wer weiß, was da noch alles ans Land geschwemmt wird. Es ist ein ergiebiger Strand, und wenn man schon das Unglaubliche von da vorgefunden hat, auf noch Unglaublicheres kann man sich getrost gefaßt machen, denn was keiner so leicht kann, das kann unbedingt und ohne Skrupel Paul Scheerbart: er kann sich beständig selbst überbieten und seinen Ulk noch überulken. Er ist Ulkist großen Stils, und seine Ulkiaden haben Methode. Das ist der Grund, weshalb man litterarisch sich damit abgeben muß, wofür uns der Verfasser vielleicht nur auslacht und es als seinen größten Ulk ansieht. Der Genasführte und Ausgelachte ist man hier auf jeden Fall. Es geht hier alles anders, als in der Welt. Vielleicht liegt ein Prinzip, eine Philosophie darin. Philosophisches ist gewiß darin enthalten, Ernstes in lachenden Clownspäßen. Diese Clownspäße sind nur gar nicht nach der alten Methode der lachenden Thräne und des blutenden Herzens. Nein, sie sind das Lachen schlechthin, sie sind das Nurlachen. Sie lachen über sich und den Clown, über die Welt, den Leser und den Kritiker ganz besonders. „Weise handelt man stets, wenn man sich über alle Weisheit lustig macht.“ Darin liegt die größte Lebensklugheit. Diese ist eine grandiose Weltwurstigkeit, gründlichst, ohne den letzten Rest mit einem „vernünftigen“ oder sentimentalen Weltzusammenhang. Alles ist ausgeschaltet, alle Verbindungen sind durchgeschnitten. Von da fängt es an, daß das Unmöglichste möglich ist. Von da kann alles entkleidet werden von dem, was wir „Realitäten“ nennen. Besonders der Schmerz zählt hier nicht mehr. „Es giebt Menschen, die den Schmerz suchen — und die, glaub' ich, brauchen auch den Schmerz. Wer ihn nicht sucht, braucht ihn nicht — kennt ihn vielleicht garnicht. Der Schmerz ist wohl bloß ein Kulturprodukt; das wilde Tier fühlt noch nicht so empfindsam.“ Man könnte manches anführen. Manches ist hier ad absurdum geführt. Es giebt sogar „Tiefblicke“. Und Tiefblicke in die Tiefblicke. Und Hohn und Lachen aus den Tiefblicken. Denn zählen thut hier nichts etwas. Schlechthin nichts. Und von dem gründlichsten Nichtsstandpunkt aus ist alles angesehen, ist verzerrt, ist übertrieben, ist sogar — groß. Groß in seiner Unglaublichkeit, daß es einer wagen kann, so etwas zu bieten, daß einer sich einen solchen „dollen Kopp“ anrauchen konnte — die Ernährung des Dichters geschieht hier durch Rauchen — und nicht dabei totalement verrückt wird. Daß er's selbst aushält, ganze Symphonien mit Bigotphonen zu spielen und umgekehrt Pappdeckelmusik mit Posaunen und Trompeten zu blasen. Da er die Menschen toll machen will, so wird er's selbst nicht. „Die Sepu ist eine kluge Hexe — sie hat nur ein einziges Ziel — sie will bloß die Menschen toll machen — weiter will sie nichts. Und sie ist so klug, alles in einem zu sehen.“ Darauf kann sich dann jeder seinen Vers machen. Mancher kann's auch nicht. Umso besser. Besonders die können's nicht, die sich mit der realen Welt, besser mit den Realitäten der Welt noch herumschlagen. Man muß dazu sich am Strande des Ulks ganz und gar wohnlich und häuslich einrichten können.

„Kirowätti, ein mordsmäßig großer Nebelfleck mit fünfzig Zentralsonnen, wußte nie, was er vor langer Weile anfangen sollte. Er hatte über alles genugsam nachgedacht, hatte alles gesehen, was in der Welt zu sehen war, und hatte das Denken und Sehen allmählich dick bekommen.

„Halt!“ rief er da eines Abends, ‚ich weiß, was ich mache: ich male mir eine Welt aus, die's noch nicht giebt. Das ist ein ausgezeichneter Spaß!‘

Und er schuf sich ein Traumreich. Und von seiner Umgebung merkte er bald nichts mehr! Ein feiner Spaß!“

Ist in Scheerbart nicht am Ende etwas von Jean Paul? Aber von einem Jean Paul, in dem garnichts mehr von Jean Paul ist, als nur eine Grundartlichkeit der Anlage, die in den Ulk großen Stils ausgeschlagen ist? Wer will das sagen können! Paul Scheerbart ist Paul Scheerbart, ein phantastisches Unikum. Er sitzt an seinem Strande des Ulks, raucht mordsmäßig große und mordsmäßig gute Zigarren, fühlt sich wohl dabei und kriegt seine Bücher verlegt. Und er zitiert Götz von Berlichingen . . . Diesen Kuß der ganzen Welt!

Paris *Wilhelm Holzamer.*

Das offene Fenster. Roman von Otto von der Pfordten. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. gr. 8°. 358 S. M. 4,— (5,—).

Der Sohn des Geheimrats Winkler ist Arzt und will sich zum Entsetzen der Familie auf dem Lande niederlassen — aber freilich nicht allein. Denn da ist Kreszenz Gruber, die Krankenschwester: die soll sein Weib werden. Es ist zwar eine Bauerntochter, aber er setzt es durch. Drei Jahre leben sie glücklich auf ihrem Dorf. Da erwacht, von der Familie klug genährt, die Sehnsucht nach den Freuden der Stadt in dem Mann. Die Kreszenz will freilich nichts davon hören. Aber auch das setzt der Mann durch. Er setzt alles durch, auch daß die Fenster, die die hygienisch denkende Kreszenz offen halten will, geschlossen bleiben, weil es die Medizin, die gelehrte, kurzsichtige Dame mit den Brillengläsern angeblich so haben will. Nun ist die Kreszenz, der aus der Berührung mit dem starken Boden tragender Aecker unbesiegbare Kraft immer von neuem zugeflossen ist, entwurzelt. Den Bemühungen der geheimrätlichen Familie, sie von ihrem Manne zu trennen, vermag sie nicht mehr stand zu halten. Sie nimmt ihren Jungen und geht. Aber auch das Kind wird ihr genommen; sie hat ja den Gatten „böswillig verlassen“. Gute Freundinnen wissen auch jetzt noch einen Ausweg. Kreszenz soll Medizin studieren, Aerztin werden, und dann das Kind, wenn sie es standesgemäß wird erziehen können, zurückverlangen. Aber glücklicherweise besinnt

sich der Mann, dem die Rückkehr in die Welt auch nicht mehr nach Wunsch gelungen ist, und Glück und Liebe kommen wieder herein zu dem neuvereinten Paar — durch das offene Fenster.

Diese Kreszenz — alle Achtung! Kräftig und wahr ist sie hingestellt, ein einheitlicher Mensch, der Interesse zu erregen vermag. Aber bei den anderen hapert's, trotzdem vielversprechende Anläufe genommen werden und sogar gelegentlich so etwas wie Humor aus dem Wust breiter Auseinandersetzungen aufblitzen möchte. Und darum vermag das Buch als Ganzes nicht so recht zu fesseln, umsomehr als es in einem reichlich trockenen Stil geschrieben ist, der selber etwas krankenschwesternhaftes, steifleinen Gestärktes hat. Daran vermag auch das Hineinziehen von Tuberkulin, Kneipp-, Lahmann- und Schweningerkuren nichts zu ändern, wie überhaupt das Lehrhafte etwas zu stark unterstrichen ist, sodaß man fast vermuten möchte, ein Arzt habe das Buch geschrieben, der, da er es im Beruf nicht kann, seinen ketzerischen Ideen auf diese Weise Luft machen will.

Hamburg. *Richard Huldschiner.*

Roman eines Globetrotters. Von W. Fred. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachf. 254 S. M. 3,50.

Der Titel steht in keinem Verhältnis zu dem Werk, er ist in jedem Sinne eine Hyperbel. Man ist geneigt, Sensationen zu erwarten oder Schilderungen, die einen Geographen und Ethnologen interessieren müßten, zum mindesten hofft man auf eine neue Behandlung origineller, psychologischer Probleme. Nichts von alledem findet sich in dem Buch. Der Held — er heißt Gustav Seiler, aber man darf ihn füglich mit dem Autor identifizieren — ist kein Weltbummler im gebräuchlichen Sinn des Wortes, sondern ein sehr bequemer, soignierter Herr, der fleißig die Schnellzüge zwischen Venedig, Berlin, London, Paris und Wien benutzt und in jeder dieser Städte einige Zeit Aufenthalt nimmt. Er giebt sich dabei willenlos den Stimmungen, Freuden oder Fatalitäten hin, die der betreffenden Metropole ihren Charakter verleihen. Seine Erlebnisse sind herzlich uninteressant; die Art allerdings, wie er sie aufzeichnet, nicht ohne Reiz. Fred gehört zu den sogenannten „Jungwienern", und am nächsten von ihnen steht ihm Hofmannsthal. „Er war nicht übertrieben amüsant, dieser wiener Herr," sagt sich eine schöne Amerikanerin, mit der der Held in Venedig eine Gondelfahrt macht, „er war melancholisch, oder er that so. Aber seine Stimme war weich und leise, und für Venedig schien es das Richtige." Damit ist auch das Buch charakterisiert. Man liest all diese schönen, kunstvollen Sätze mit viel Behagen, ohne sich besonders dabei aufzuregen, vielleicht mit der gleichen Blasiertheit, mit der sie geschrieben sind. Man fährt mit Herrn Gustav Seiler nach Berlin und langweilt sich nachtaus, nachtein in den Amorsälen, man gähnt mit ihm in den Salons der wiener Finanzaristokratie, treibt sich in Paris mit Cocotten und Schwindlern umher, verfällt in London auf abenteuerliche Gründungsprojekte und läßt sich zum guten Schluß auch noch Verlobung, Hochzeit und Kindersegen gefallen.

Das Dekadentsein ist bei Fred keine Pose, sondern Wirklichkeit. Zu irgend welchen größeren Emotionen ist er nicht fähig, bemüht sich auch garnicht darum. Er hat sehr viel gelesen, und manches hat ihn übermäßig beeinflußt, so die Romane von D'Annunzio, Flaubert und einige neuere Engländer. Doch blieb immer noch soviel von seiner eigenen Art zurück, um in dem Dichter ein liebenswürdiges Talent begrüßen zu dürfen, einen Mann von Bildung und feinem Geschmack, der auch litterarisch zur guten Gesellschaft gehört.

München. *Adolf Dannegger.*

Ellen Olestjerne. Eine Lebensgeschichte. Roman von F. Gräfin Reventlow. München 1903. Verlag von Dr. Marchlewski & Co. 327 S. M. 4,—.

In der „Renate Fuchs" war als Theorie aufgestellt: die Frau hat eine Asbestseele, die rein bleibt unter allen Erlebnissen des Körpers. Maeterlinck und Wassermann konnten sich um die Ehre dieser Erfindung streiten — und der Leser konnte theoretisch Stellung dazu nehmen. Die Gräfin Reventlow giebt keine Theorie. Sie spricht auch (glücklicherweise!) nicht viel von Seele. Sie läßt sie den Leser spüren, solange Ellen Olestjerne ein Kind und ein ganz junges Mädchen ist. Später verschwindet so ziemlich alles Seelische. „Bohème" und „Bel Ami" werden zitiert und nach München verlegt. Ellen ist mitten in allem. Ich weiß nicht, ob sie sich in zehn oder in fünfzehn Männer verliebte, es kommt so genau nicht darauf an. Eine Leidenschaft ist — eine Ehe ist — von mehreren Verlobungen wird berichtet — das noch ungeborene Kind der Leidenschaft versorgt ohne Schwierigkeit ein Arzt — die Ehe wird getrennt und endlich nach langer Renate Fuchs-Not bekommt Ellen ein Kind von einem Mann, der mit ihrem „Schicksal nichts zu thun hat".

Ich gestehe es aufrichtig, die glorifizierte Renate Fuchs ist mir immer ein Greuel gewesen, obwohl für mich „die Juden von Zirndorf" das genialste Buch unter den männlichen Romanen jüngerer deutscher Autoren sind. Die Ellen Olestjerne ist ohne Zweifel eine noch kräftigere Schwester der Renate Fuchs.

Man liest die Geschichte dieser Ellen mit den unzählbaren Verhältnissen — man überwindet seinen Dégoût und liest weiter. Man denkt: Murger, Bel-Ami — jawohl. Aber Murger, Maupassant, Wassermann sind doch anders als die Gräfin Reventlow.

Es kommt plötzlich der Gedanke, die Gräfin Reventlow muß einen anderen Grund haben, diese Ellen zu schreiben, als den, Sensation zu geben, denn es liegt etwas von intellektuellem Ernst in dem Buch, das ohne jeden Kommentar die Geschichte der Freiin Ellen von Olestjerne erzählt, die — sagen wir zwölf — Männer teils liebte, teils besaß. Es scheint, es handelte sich der Verfasserin mit darum, zu zeigen, wie die Ideen, die von Ibsen und Nietzsche kamen, gewirkt haben.

Ich weiß, sogar für die verschiedensten Moritaten hat man die natürlich „unverdaute" (es giebt bei jedem, der nicht ein deutscher Professor ist, bekanntlich keine andere!) Lektüre Nietzsches verantwortlich gemacht. Es gab auch eine Zeit, da man in jeder weggelaufenen Gattin aus Berlin-W oder Dinkelsbühl eine Nora sah, und da man alles mögliche Unschöne mit einem Hinweis auf Hedda Gabler erklärte — auf jene stolze Hedda, die zu den Erlebnissen unserer Jugend gehört. Die Gräfin Reventlow hat nicht dieses Niveau. Ihre Ellen wäre wohl auch ohne Peer Gynt, Brand und Zarathustra ihren Weg gegangen. Aber Peer Gynt und Zarathustra waren die Götter ihrer Jugend. Der „Ibsenklub" und ihre junge Liebe waren fast eins. Denn sie waren die Freiheit, die wild ersehnte, wütend erkämpfte Freiheit.

Was wurde aus der Freiheit und den Göttern? Sie sind — verpöbelt worden. Der Ruf, daß alles in Schönheit geschehe, fand keinen Widerhall.

Eine Schuld blieb Ellen, sie hatte das Kind der Leidenschaft ungeboren töten lassen. „Und ihre Schuld war ihr etwas Großes und Heiliges gewesen, das sie aufrecht erhielt." Da sieht sie, daß der Mann ein anderes, lebendes Kind hat. „Warum hatte sie sich wehrlos dahin treiben lassen von diesem Mann, der ihr Kind nicht wollte und der ihr jetzt so fremd und armselig vorkam? Warum war sie ihm zu Liebe über sich selbst hinweggegangen? Warum hat der Mann nicht wenigstens ein Trauerspiel aus ihrem Leben gemacht, statt sie in eine fremde Ehe zu nötigen?"

Sie geht von ihm mit dem Wort, sie würde wohl bald einen anderen finden. Und Ellen findet weiter. Durch äußere, äußerste Not geht sie, bis sie das Kind bekommt, dessen Vater mit ihrem Schicksal nichts zu thun hat. Sie kommt wieder nach München, wo man einst, vor wenig Jahren, so selig die Bohème genoß. Und da, was ist aus den Nietzsche- und Ibsenideen geworden — aus den großen Hoffnungen? „Es ist als

ob alles nicht gewesen wäre.“ Aber bei Ellen Olestjerne scheint es auch, als sei alles nicht gewesen. Der Elan der Jugend, das Heilige der Jugend, die Offenbarungen, die aus Nietzsche und Ibsen flammten, haben sich in trübe Flut aufgelöst. Die Beschenkten haben sich dieses Erbe nicht erwerben können, um es zu besitzen. Jenseits aller Moral geht die Freiin von Olestjerne ihren Weg. Aber jenseits von Gut und Böse hat sie mit jenseits von Scham und Ernst verwechselt.

Der Grund zu diesem Niedergang liegt mit in ihrer Erziehung. Das Buch sollte von Eltern gelesen werden — Ellens Jugend im Elternhaus, das ist eine furchtbare Anklage. Die Freiheit blieb die einzige Sehnsucht. Sie zu erreichen, wurde Ellen Olestjerne, die man als ein liebenswertes, phantastisches, reiches Kind sah, kein Mittel zu schlecht. Es giebt für sie im Leben der Freiheit nichts mehr als den erotischen Genuß. (An die Malerei glaubt der Leser nicht so recht.)

Die Gräfin Reventlow versucht, wie Jakob Wassermann in Renate, Ellen Olestjerne durch ein Leben, wie wir es sonst als „Vorrecht des Mannes“ gewohnt sind, bezeichnet zu hören, zu der Reife zu führen, die befähigt, einem Kinde Mutter und Freund zu sein. Die Liebe bedeutet wenig, das Kind alles.

Der Maßstab ethischer Kultur ist an ein solches Buch nicht zu legen. Aber selbst das Tier hat noch auslesenden Instinkt in seiner Wahl. Die Gräfin Reventlow ließ ihre Freiin nicht nur jenseits der Moral, sondern auch jenseits jedes wählenden Instinktes, jenseits jeder Vornehmheit gehen — jenseits jedes edleren Geschmacks. Sobald man sich einen der papierenen Taumel von Liebe zu Liebe lebendig vorstellt, kommt der Ekel vor der Instinktroheit dieser Ellen. Und das Erwachen ihres Verstandes und ihrer Inbrunst fiel in die Zeit, da man Zarathustra lesen konnte!

Ich muß noch an die kleine Ellen denken, wie sie mit Detlev, dem Bruder, eine Nacht lang den Zarathustra liest. Und mir fällt ein Wort der Bibel ein: ehe der Hahn dreimal krähte, hatte sie ihn — den Meister — dreimal verraten.

Vielleicht wird dieses Buch der Gräfin Reventlow für ein „Document humain“ gehalten. Vielleicht hat die Gräfin Reventlow in der Meinung vieler noch eine wahrere Schilderung der „Weibnatur“ getroffen als Wassermann. Vielleicht aber giebt es brave Rezensenten, die sagen: da seht ihr, wohin die unverdaute Nietzschelektüre führt.

Deshalb besprach ich das Buch ausführlicher. Noch ein anderer Grund ist der: das Werk der Gräfin Reventlow hätte etwas sehr Ernstes werden können; ein schöner Anfang war gelungen, und die Verfasserin hat Mut und Kraft und auch ein Stück Künstlerschaft. Jenseits von Gut und Böse wählte sie als Thema. Sie war ihm nicht gewachsen. Sie wollte den dunklen Grund, aus dem alles Menschliche, Allzumenschliche kommt und auf dem sich die Menschheit erneuert, aufdecken. Aber es ist bei einer gebildeten Dirne geblieben. Es ist dies ernsthaft zu bedauern, denn die künstlerischen und intellektuellen Fähigkeiten der Gräfin Reventlow stehen höher als ihr Produkt.

Jena. *S. Hoechstetter.*

Familie Roland. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 339 S. M. 3,—.

Der Rosengarten. Erzählung von Adolf Wilbrandt. Leipzig, Ernst Keils Nachf., G. m. b. H. 111 S. M. 1,—.

Auf liebenswürdige, aber etwas weitschweifige Weise wird in dem Roman die Geschichte einer Familie erzählt, deren Oberhaupt, der kreuzbrave Doktor Roland, früh die Gattin verloren hat und sich nun mit seiner ältesten Tochter Ilse ganz der Erziehung seines jüngsten Kindes widmet, eines Knaben, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete. So wie beide zunächst wetteifern, Klein-Willy die Mutter zu ersetzen und jede Aeußerung seines Erwachens zu bewußtem Menschentum zu einer Quelle psychologischer Studien werden zu lassen, so eifrig überbieten sie sich im weiteren Verlauf der Geschichte an Aufopferungsmut für einander, an Verzicht auf eigenes Lebens- und Liebesglück. Ein jeder sucht eine starke Neigung zu bekämpfen und des ahnungslosen Anderen Stütze zu bleiben — bis schließlich der diesmal weise Zufall Geständnisse hervorlockt und alles zu befriedigendem Abschluß bringt. Es ist kein an großen, tiefen Problemen reiches Buch, was hier vorliegt, wohl aber ein gesundes, schlicht menschliches. Die Darstellung ist zwar etwas breit, aber herzlich und natürlich. Vater und Tochter werden uns liebe Freunde. Mit der Schilderung einiger Verwandter welscher Abstammung, darunter der eines anarchistischen Vetters, der Ilses Herzen einmal nahe steht, von dem sich ihr innerlich gesundes Wesen aber abwendet, sucht der Verfasser den Gegensatz zwischen natürlicher, gesunder Lebensauffassung und krankhafter Ueberreizung im Fühlen und Handeln darzustellen. Hier gelang es ihm nicht ganz, vollwertige Gestalten zu schaffen.

Dem „Rosengarten“, einer kurzen Erzählung, die in der Umgegend von Meran spielt, liegt eine unglaubliche, romantische Fabel zu grunde. Die Novelle kann, ihrem Inhalt wie ihrer Darstellung nach, nur als Unterhaltungslektüre in Betracht kommen.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Der schwarze Schumacher. Erzählung aus dem schweizer Volksleben des 18. Jahrhunderts von Joseph Spillmann, S. J. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 1903. 464 S.

Seit einigen zwanzig Jahren weissagt man der historischen Erzählung, daß sie nur eine Episode in der Litteratur bedeuten werde. Eine zahlenmäßige Abnahme läßt sich bis jetzt noch nicht spüren, dagegen ist der Rückgang der durchschnittlichen Güte unverkennbar. Auch Spillmanns Erzählung beweist es. Der Streit der „Linden“ und der „Harten“ im Freistaat Zug, die französische Politik mit ihren reichlich bemessenen „Verehrgeldern“, der erbitterte Kampf der „Harten“ gegen die parteiische Verteilung dieser Gelder und gegen den französischen Einfluß überhaupt, das angesehene Geschlecht der „Zurlauben“ im Dienste Frankreichs, und mitten drin der „schwarze Schumacher“, der Diktator von Zug, der Mann des starren Rechtssinnes und der hinreißenden Redegewalt, der die Herrschaft der Zurlauben und der Harten bricht, und den nach kurzer Herrschaft eigener Starrsinn und wechselnde Volksgunst stürzen, — das konnte bei dem reichgegliederten Szenenbau und auf dem farbenprächtigen Hintergrunde ein fesselndes Drama geben. Wir finden auch Ansätze dazu, aber des Verfassers Kraft versagt in einigen wesentlichen Stücken. Einmal schuf er keine Basis für den Aufbau: über die Schuld der Zurlauben berichten nur zerstreute Andeutungen, sodaß wir nach den ersten 160 bis 180 Seiten noch nicht wissen, wozu der ganze Lärm nötig war. Vor allem sind, wie so oft in historischen Romanen und Erzählungen, die Nebenfiguren besser gezeichnet als der Hauptcharakter. Der schwarze Schumacher wächst sich nicht aus zu einem großzügigen Diktator (unter uns gesagt: er hat auch garnicht das Zeug dazu), darum wirkt auch sein Sturz nicht tragisch. Der Geschichtsfreund Spillmann ließ dem Schriftsteller Spillmann nicht die Freiheit der Bewegung. Der Verfasser wird nicht warm, der Leser auch nicht. Spillmann hätte die Geschichte von Peter Mayr, dem Wirt an der Mahr, genau studieren sollen. Abgesehen von dem Brief Zurlaubens, dessen plötzliche Auffindung zu den antiquierten Mittelchen gehört, abgesehen auch von dem Schlußsatz, den nicht der Schriftsteller Spillmann, sondern der katholische Geistliche Spillmann schrieb, ist die Verknüpfung gelungen. Gut beobachtet hat Spillmann das Volksleben; ins Kinderleben (Cäcilie Schumacher) ist mehr hineinkonstruiert, als nötig war.

Erfurt. *Johannes Gillhoff.*

Erzählungen von Iwan Bunin. Deutsch von Georg Polonskij. München 1903. Dr. J. Marchlewski & Cie. 254 S.

Ueber Iwan Bunin habe ich in diesem Blatte schon vor längerer Zeit ausführlich gesprochen (Bl. V, Sp. 526 ff.). Ich war mir keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß dieser junge Dichter, der auch in seinen Novellen Lyriker bleibt, gerade für deutsche Leser etwas ungemein Anziehendes haben müsse. Seine Verträumtheit, seine Zartheit und Weichheit sind fast mehr deutsch als slavisch — weil sie nie, wie bei so vielen seiner Stammesgenossen, in Weichlichkeit und Schwäche ausarten. Unser Publikum wird heutzutage mit schlechten Uebersetzungen aus dem Russischen einfach überfüttert, und es wäre sehr zu bedauern, wenn Polonskijs fleißige und gewissenhafte Arbeit von dem uferlosen Papierstrom fortgeschwemmt würde. Der weiche lyrische Schmelz der buninschen Sprache geht in der Uebertragung freilich zum größten Teil verloren, denn Polonskij ist eben nur Uebersetzer, nicht Nachdichter, — trotzdem aber verdient er volle Anerkennung. Der unschuldige deutsche Leser hat ja kaum eine Ahnung von all den Ungeheuerlichkeiten, die sich die Herren und Damen Hornstein, Goldenring, Elissawetinskaja e tutti quanti mitunter leisten — Herren und Damen, die, wie es scheint, nicht viel Russisch und — dem Himmel sei's geklagt — noch weniger Deutsch verstehen. Da atmet man ordentlich auf, wenn man mit einem Mann wie Polonskij zu thun bekommt, dem wir ja auch einen sehr guten Abriß der russischen Litteraturgeschichte (in der göschenschen Sammlung) verdanken.

Auch die Auswahl der Novellen hat Polonskij sehr gut getroffen. Nur die Erzählung „Tarantella", die mehr als ein Drittel des ganzen Buches einnimmt, hätte meiner Ansicht nach durch eine Reihe kleinerer Skizzen ersetzt werden können — nicht weil sie schlecht ist; im Gegenteil, sie bietet ein sehr gelungenes Genrebild aus der russischen Gesellschaft, aber — man braucht nicht Bunin zu sein, um das zu schreiben. Das können andere auch, einige sogar besser.

Eine kleine Bemerkung noch zur Erzählung „Das Holzfeuer". Ein „Tarantaß" ist keine Kutsche, wie Polonskij auf S. 27 übersetzt, sondern ein offener Wagen ohne Federn. Doch ist das wohl nur ein Flüchtigkeitsfehler, denn zwei Seiten weiter nennt Polonskij dasselbe Gefährt ganz richtig „Karren".

Moskau. *Arthur Luther.*

Dramatisches.

Sigurd Slembe. Dramen-Trilogie von Björnstjerne Björnson. Einzige berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. 1903. 357 S. M. 3,— (4,—).

Die Sigurd-Trilogie gehört zu den Dichtungen Björnsons, die in Deutschland seit über drei Jahrzehnten bekannt sind. Das damals noch in Hildburghausen ansässige Bibliographische Institut reihte eine von Edmund Lobedanz besorgte Uebersetzung im Jahre 1866 seiner „Bibliothek ausländischer Klassiker" ein. Björnson, der Mann von dreißig Jahren, wurde mit seinen Werken auf eine Stufe mit den Heroen der dramatischen Weltlitteratur gestellt. Das war in einer Zeit, wo in ganz Europa die nationalen Wogen hochgingen, sehr natürlich. Die begeisterte Frische, der drängende Idealismus, die sich aufreckende knorrige Kraft, der starke Hauch urgermanischen Lebens, wie man dieses Leben sich damals vorzustellen liebte, das alles gab die eigene Zeitstimmung, und deshalb griffen wohl auch die Meininger gern zu diesem Werke.

Der „Sigurd Slembe" entstand unmittelbar aus einer nationalen Absicht. Björnson, der von 1857 bis 1859 das von dem Geiger Ole Bull gegründete Theater in Bergen geleitet hatte, wollte die norwegische Bühne vom dänischen Repertoire befreien. Die weiche dänische Jambenromantik sollte überwunden werden, und so hob er aus der Geschichte seines Landes uralte Stoffe zu dramatischer Gestaltung heraus. Man muß die Sigurd-Trilogie gegen Oehlenschlägers Dramen stellen, dann weiß man, was sie einmal bedeuten konnte. Ihr Pulsschlag hatte die größere markige Frische, ohne doch wieder den Reiz der Natürlichkeit so auszuüben wie Björnsons Bauernnovellen. Sie birgt mit kraftvollem Wurf hingesetzte Szenen und daneben breite Bilder, die nicht so viel inneres Leben haben, daß sie heute noch zu fesseln vermöchten. Sie ist ja auch in Norwegen erst spät aufgeführt worden.

Der Prediger, der Sittenlehrer und Rechtsverkünder, der Björnson noch heute ist, lebt überall in diesen Sigurd-Dramen. Sigurd hat Björnsons Natur, — Georg Brandes weist darauf hin: „Er war selbst zeitig ‚ein Zeichen des Widerspruchs' geworden; mit seinem unbändigen Ehrgeiz, mit dem Ungestüm in seiner Natur und dem Liebevollen in seinem Sinne fühlte er sich mit diesen Sagengestalten verwandt und legte — so oft er sich von seinem Volke mißverstanden oder verschmäht fühlte — seinen Drang, dieses Volk zu erheben und zu einen, mit ihm zu verschmelzen, und das Gefühl des Zwiespaltes, der von Zeit zu Zeit sich zwischen sie beide drängte, in diese alten Häuptlinge, in diesen Sigurd nieder, der, wenn man ihn reizt, ‚hart wird wie eine Stahlfeder', der aber in seinem Innern ein Füllhorn voll großer Wohlfahrtspläne trägt."

Björnson hat die Trilogie 1862 in München und Tirol geschrieben. Die neue Uebersetzung übertrifft die von Lobedanz. Sie gießt nur das erste Drama in Jamben und giebt das übrige in einer knappen, lebendigen Prosa, die dem Dichter weit mehr gerecht wird als das schleppende Gleichmaß der alten Uebersetzung.

Dresden. *Franz Diederich.*

Verse.

Grobheiten. — Neue Grobheiten. Zwei Bändchen Simplizissimus-Gedichte von Peter Schlemihl. Verlag Albert Langen, München. (Preis je Mk. 1,—.)

Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß manches an diesen Versen sogar unmoralisch, platterdings unmoralisch ist; auch steht vieles nicht im Einklang mit den allerhöchst privilegierten politischen Meinungen — wie das nebenbei in der politischen Lyrik öfter der Fall sein soll — und thut sich darauf noch etwas Besonderes zugute. Wenn in letzter Zeit mein Kindergemüt bedenklich gelitten hat, so mache ich nicht zum mindesten die Lektüre dieser Verse dafür verantwortlich. Kurz: ich billige das keineswegs; keineswegs billige ich das! Aber ich finde dennoch hingegen wiederum diese Verse, die vom Tag diktiert wurden und für den Tag geschaffen wurden, furchtbar nett und witzig, wirklich außerordentlich amüsant; in ihrer Art heute das Beste, was man hat. In die politische Lyrik bringen sie einen neuen Ton hinein, eine Burschikosität ohne Schminke, einen trocknen, drallen Witz, etwas von rülpsenden Biermanieren und einer erfreulichen Respektlosigkeit. Aber bei all den Vorzügen und bei aller Gewandtheit des Wortes, des Verses, des Rhythmus — vor allem des Rhythmus — weht doch ein Hauch vom Capua der Geister durch diese Zeilen, blickt uns manchmal ein ganz verteufelter Philister an; Turgenjew würde sagen: ein Lakai des Lakaienhasses. Vor allem, wenn Thoma-Schlemihl sich ernst gebärdet und in rotem Zorn gegen Staat und Fürsten donnert, wenn er dem biederen Mann aus dem Volke die schwielige Rechte zu drücken sucht, möchte man ihm auf die Schulter klopfen: „Ich verstehe. — Ja, ja — gewiß — ganz meine Meinung; — aber unter uns: Findest du es nicht auch recht übrig, es auszusprechen!" Ob diese politische Lyrik, die in einzelnen Stücken wirkliche Schlager geschaffen hat, wie in dem „Berliner Fürstenbesuch", der „Siegesallee", „Hurra" Bleibendes bietet? Wer kann das wissen?! Es ist möglich — aber ich „logiere nicht auf dem Dreifuß". — Doch wenn ich denke, daß ich heute Nachmittag wieder schmunzelnd und lächelnd in Heines „Zeitgedichten" gelesen habe, wo

jede Zeile von Geist und Witz sprüht — es ist, als ob du über eine betaute Wiese in der Morgensonne gehst! —, da dünkt mich doch der Thoma-Schlemihl ein rechter Philister. Andere Zeiten — andere Lieder! Genug, die „Grobheiten" haben mir — trotzdem mir die meisten wohlbekannt waren — auch in den Büchlein neue Freude bereitet, mir einige lustige Viertelstunden gegeben; — und das ist das Beste, so man verlangen kann. Das muß dankbar anerkannt werden und darf nicht kritisch totgeschlagen werden, vor allem nicht in unsern Tagen, wo an Humor bloß noch der unfreiwillige blüht und gedeiht.

Berlin-Friedenau. *Georg Hermann.*

Dichterporträts. Von Jaroslav Vrchlický. Mit Bewilligung des Dichters aus dem Böhmischen übertragen von Jacob Fürth. München, August Schupp. 1903.

Jaroslav Vrchlický, mit seinem bürgerlichen Namen Emil Frida, ist einer der fruchtbarsten Dichter aller Zeiten, ein wahrer Lope de Vega der Lyrik. Seine besten Verse hat Friedrich Adler in einer wohlfeilen Ausgabe (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 3431/32) einem weiten Kreise bekannt gemacht; dies sind die vollendetsten Uebertragungen aus Vrchlický, die bisher erschienen, in ihrer höchsten Formgewandtheit den Originalen völlig kongenial. Auch der wiener Universitätsprofessor und namhafte Kliniker Eugen Albert erwarb sich Verdienste um die Einführung Vrchlickýs in Deutschland. Er gilt, dank dieser Bemühungen, hier als größter tschechischer Dichter, während ihm dieser Rang in seiner Heimat und zumal von den Modernen (Gruppe der Moderni Revue) oft genug streitig gemacht wird. Es ist eben die Leichtigkeit seiner Produktion, die an der Tiefe seiner Begabung zweifeln läßt; sie ist äußerlich, sagt man, angelernt, international. Man schätzt Vrchlický als Uebersetzer der halben Weltlitteratur — nur der ganze Faust und der ganze Tasso seien genannt — ungleich höher, und zweifellos liegt hierin seine Hauptbedeutung für das tschechische Schrifttum.

Wie ein Parergon zu seinen Uebersetzungsarbeiten erscheint nun der Cyklus von über 80 Sonetten, der uns hier in deutschen Versen vorgelegt wird. Ueber fast ebenso viele Dichter finden wir Vrchlickýs Urteil niedergelegt, und daß neben Dante, Shakspere und Goethe auch Mme. Ackermann — aus den französischen Anthologieen der Sechzigerjahre bekannt — Joséphin Soulary und Amiel, beide gleicher Herkunft, ihre Charakteristik in vierzehn Zeilen bekommen, ist schon allein bezeichnend genug. Wird man auch freilich ziemlich viel in der Art der „Geschichten der Weltlitteratur" mit all ihrer Oberflächlichkeit, Blaßheit und Ansummierung hier beisammen finden, so ist es doch immerhin interessant, zu sehen, wie sich in diesem Kopfe die Dichterwelt spiegelt. Manches Sonett ist plastisch, der Dante-Cyklus vor allem. In den zwei Sonetten auf Goethe ringt sich tschechischer Chauvinismus, der bei Emil Frida am wenigsten angebracht ist, ein karges und herbeigequältes Lob ab.

Die Uebersetzung ist stellenweise wohlgelungen, wenn sie auch nirgends an Friedrich Adlers Diktion heranreicht. Große Sorgfalt ist auf den Reim verwendet, im Innern der Verse aber stören nicht selten dilettantische Wortumstellungen. Der in drei Silben zerstückelte Orpheus mit dem Ton auf der zweiten Silbe schmeckt nach dem österreichischen Gymnasium; in ähnlicher Weise hat Odysseus in deutschen Versen den Ton auf der zweiten Silbe, nicht auf der ersten, wie im Tschechischen. Im Widmungssonette charakterisiert Jacob Fürth den Dichter selbst in einigen Zeilen:

> Von allem, was die Menschenbrust erfüllt,
> Fließt deiner Lieder überreiche Quelle;
> Sie strömt, sie rauscht, sie sprudelt, überquillt,
> Zum Bach, zum Strom, zum Meere wird die Welle.

Man mag ihm recht geben, lobend wie tadelnd.

Wien. *Otto Hauser.*

Litteraturwissenschaftliches.

Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg. Briefe aus den Jahren 1790 bis 1812 herausgegeben von Paul Rachel. Mit sechs Abbildungen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1903. 268 S.

Der Herzog von Augustenburg hat selber dafür gesorgt, daß sein Name in der deutschen Geistesgeschichte nicht in Vergessenheit gerate. So oft wir uns an Schillers Dramen begeistern, sollten wir dankbar des Fürsten gedenken, der den erkrankten Dichterphilosophen der Not entrissen, ihm dadurch die Möglichkeit freien Schaffens gewährt hat. Die Anhalt-bernburgische Prinzessin dagegen, die in den Stürmen der napoleonischen Epoche mit Klugheit und Stärke als Regentin ihres Sohnes kleines Erbe, das Fürstentum Lippe-Detmold, zu erhalten verstand, ist bisher wohl nur den Historikern vom Fach bekannt gewesen. Der Herausgeber ihrer Briefe weiß indessen sehr geschickt seiner Heldin von Anfang an unsere Teilnahme zu sichern, indem er Heinrich von Treitschkes lobende Urteile über sie voranschickt. Das Buch selbst zerfällt in zwei Teile; der zweite, mit Seite 119 beginnend, enthält 83 Briefe Paulinens, abwechselnd in deutscher und französischer Sprache, an ihren Vetter, den augustenburgischen Herzog. Im ersten Teile erhalten wir von Rachel eine Charakteristik der beiden fürstlichen Korrespondenten, von denen dann freilich nur ein Teil selber sprechend uns entgegentritt, da des Herzogs Briefe verloren gegangen sind. Bis zu ihrer Verheiratung (Januar 1796) stand Prinzessin Pauline auch in Briefwechsel mit dem alten Gleim, von dem Briefe und herzlich matte Verse mitgeteilt werden. Den weitaus anziehendsten Bestandteil des ganzen Buches bilden der Fürstin Aufzeichnungen über ihren Besuch am kaiserlichen Hofe zu Fontainebleau im Oktober und November 1807. Fürstin Pauline ist begeistert von Kaiserin Josephine und bewundert Napoleon; sie schildert anschaulich und in freundlicher Gesinnung. Auch Schilderungen von Theatervorstellungen in Fontainebleau und Paris und von Talmas Spiel bieten die Tagebücher. In den Briefen an den Herzog sind litterarische Urteile nicht häufig. Herder und Lavater sind ihr unsympathisch. Die „Sakontala" und Wielands „Peregrinus Proteus" liest sie mit Interesse. Schiller, der übrigens nur einmal erwähnt wird (S. 193), rühmt sie, doch wie es scheint, mehr aus Freundschaft für den Herzog als aus eigener näherer Kenntnis. Die La Roche und Kotzebue erregen ihre Aufmerksamkeit. Leider hat Rachel seiner Ausgabe kein Register beigefügt. Der Stil der Briefe ist sehr gewandt; die Schreiberin, die ihrem Vetter völlig vertraut, giebt sich offen und natürlich. Im Gegensatze zu dem längere Zeit für die französische Revolution begeisterten Augustenburger ist Fürstin Pauline so bourbonisch gesinnt wie ihr alter Freund Gleim.

Breslau. *Max Koch.*

Heinrich Knaust. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Michel. Berlin, B. Behrs Verlag. 1903. 344 S.

Solch ein dickes Buch über einen Mann, den man kaum kennt, für den selbst in den gelehrtesten Litteraturgeschichten nur ein ganz winziges Plätzchen übrig ist! Mit einem gewissen Mißtrauen nahm ich das Buch zur Hand, das sich jedoch sehr bald beim Lesen verlor, um einer erfreulichen Befriedigung zu weichen. Denn aus dem Werke läßt sich viel lernen, und es ist nicht bloß litteraturgeschichtlich, sondern auch psychologisch und kulturgeschichtlich von nicht unerheblicher Wichtigkeit. Heinrich Knaust ist zwar nur ein Durchschnittsmensch, wenig begabt, poetisch garnicht; nicht einmal einen scharf ausgeprägten Charakter hat er; und doch ist er schließlich ein interessanter Mann, vielleicht deshalb, weil er für die Charakterlosigkeit des Durchschnittsmenschen typisch ist.

Er ist etwa 1521 zu Hamburg geboren, besucht dort das treffliche Johanneum, dann die Universität

Wittenberg, wo er eifrig den Lehren der Reformatoren lauscht, wird schon 1540 Rektor des Gymnasiums zu Cölln a. d. Spree, und drei Jahre später übernimmt er die Leitung des Gymnasiums zu Stendal. 1544 heiratet er und giebt den Lehrberuf auf, um noch einmal von vorn anzufangen und Rechtswissenschaften zu studieren. In einer Reihe von Lehr- und Wanderjahren finden wir ihn dann als Notar und Privatmann in Berlin und auf verschiedenen Reisen in Mecklenburg, Pommern und Bremen. Etwa 1558 kommt er zur Ruhe, indem er als Kanonikus und Scholastikus am Marienstift zu Erfurt angestellt wird, wo er um 1580 starb.

Als Schriftsteller und Dichter ist Knaust außerordentlich vielseitig und fruchtbar, aber nie hervorragend. Er schreibt Schuldramen, darunter einen verlorenen lateinischen „Abraham", eine deutsche „Tragedia von verordnung der Stende" und ein für die Geschichte der Gattung sehr bedeutsames Weihnachtsspiel „von der lieblichen Geburt unsers Herren Jesu Christi". Seine Hauptstärke sind populäre Schriften, einige theologische, viele juristische und mehrere allgemeinen Inhalts, von denen ein „Bierbuch" seines Stoffes wegen merkwürdig ist. Als Lyriker hat er deutsche und lateinische Verse geschmiedet und ein Bändchen „Gassenhawer, Reuter- und Bergliedlin, Christlich, moraliter vnd sittlich verendert" 1571 herausgegeben. Zuletzt tritt er noch mit mehreren lateinischen Dramen hervor, einem „Agapetus", der die aus Herders Legende vom „Geretteten Jüngling" bekannte Geschichte behandelt, einer „Dido" und dem „Pecuparumpius", der zur Familie „Johanns, des muntern Seifensieders", gehört.

Noch anziehender als die rein litterarisch-biographischen Ausführungen, die natürlich am sorgfältigsten herausgearbeitet sind, erscheinen uns die allgemeinen und psychologischen Betrachtungen, die uns den Mann als eine recht merkwürdige Gestalt kennzeichnen. Er ist eine Figur, wie sie oft genug in den bewegten Zeiten der Reformationskämpfe vorkommen mochten, ein Zwittergebilde fast, wie jener wackere Pfarrer zu Rod an der Weil, der morgens in Rod immer protestantisch und eine Stunde später in Hasselbach katholisch predigt. Auch Knaust ist ein überzeugter Anhänger der Reformation und wird doch katholischer Scholastikus; freilich geht er fast nie in die Kirche, und als er Messe lesen soll, giebt es harte Kämpfe. Er ist überhaupt ein Mann des Zwiespalts; er ist Pädagoge durch und durch, und hat als Schulhaupt in Erfurt doch keine Schüler, weil die Schule geschlossen ist; er schreibt ein Bierbuch und liebt doch mehr den Wein.

Michel hat überall Zeit und Umgebung, die geistigen und die Bildungsverhältnisse treffend und lebensvoll gezeichnet, sodaß man dieses Buch über einen so gänzlich abgelegenen Gegenstand sogar mit Vergnügen lesen kann, zumal es sich einer flotten, frischen Darstellung erfreut, deren Glätte leider nur allzu häufig durch häßliche und überflüssige Fremdwörter gestört wird.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. Von Carl Philipp Moritz. Herausgegeben von Otto zur Linde. (Nr. 126 der Deutschen Litteratur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausg. von Aug. Sauer.) Berlin 1903, B. Behrs Verlag. XXXIII u. 167 S. M. 3,50.

Man darf diesen mit deutscher Gründlichkeit besorgten Neudruck herzlich willkommen heißen; denn er bietet uns, abgesehen von dem antiquarischen Interesse, eine Reisebeschreibung, die sich dem Besten, was wir über England haben, an die Seite stellen kann. Ganz aus der Anglomanie des Sturms und Drangs geboren, verfällt sie doch nie in eine übertriebene oder gekünstelte Verherrlichung englischen Wesens. Von Kind auf war Carl Philipp Moritz dem Britentum zugethan, als Hannoveraner dem Volke verbettert, und persönliche Neigung befreundete ihn früh mit der englischen Litteratur. Aber er verfiel nicht in den Fehler so manches ungebildeten Deutschen, das Fremde auf Kosten des Heimischen zu erheben; sondern überall wahrte er sich den freien Blick und die Unbefangenheit. Mit naiver Treuherzigkeit hat er seine Beobachtungen aufgezeichnet, und er verstand zu beobachten: wir können ihn durch die Gegenwart kontrollieren. London, von dem der Professor am köllnischen Gymnasium natürlich entzückt war, hat sich dank seiner Kultur in den hundertzwanzig Jahren vielleicht weniger verändert als das amerikanische Berlin in den letzten zwanzig Jahren. Die Erfahrungen, die der Fußwanderer auf der englischen Landstraße und in unwirtlichen Gasthöfen gesammelt, haben ihm die gute Laune nicht verdorben. Dieser Teil des Buches gipfelt in einer Skizze Stratfords am Avon. „Hier war es, wo das größte Genie, welches vielleicht die Natur je hervorbrachte, geboren ward. Hier bildete sich seine junge Seele, auf diesen Fluren spielte er als Knabe. Und hier in diesen niedrigen Hütten brachte er vergnügt mit einigen Freunden seine letzten Tage zu, nachdem er von dem großen Schauplatze der Welt abgetreten war, dessen Elend, Laster und Thorheiten er selbst so meisterhaft geschildert hatte." Diese kurze Probe mag den schlichten, anspruchslosen, unaufdringlichen Stil des braven Moritz charakterisieren. Wirklich, Inhalt und Form des Büchleins sind gleich erfreulich.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte. Der Litteraturbilder 8. Bändchen. Herausgegeben von Anton Breitner. Wien, Ad. della Torre, 1902. 64, 56, 48 u. 31 S.

Das „Bändchen" enthält einen überschwänglichen Aufsatz über Marie Eugenie delle Grazie von Hans Widmann, eine liebevolle Betrachtung über Wesen und Bedeutung des früh verstorbenen Ludwig Jacobowski von Prof. Dr. Hermann Sieglerschmidt und einen schmetternden Lobeshymnus auf Wilhelm von Scholz aus der Trompete eines „verständnisinnigen" Bruno Sturm. Auf die Trilogie folgt das Satyrspiel, auf die drei ersten litterarischen Abhandlungen die kritische Hanswurstiade. Hans Worscht lebt noch! Anton Breitner, der Herausgeber der zu „Randglossen" umgetauften „Litteraturbilder", giebt in einem Anhange „Pro domo und Anderes" eine Extra-Vorstellung. Vorn erscheinen Charakteristiken von Schriftstellern, die gewiß „modern" sind; hinten geht's mit dickem Knüppel über die „Moderne" her! Vorn hält ein Mitarbeiter seinen Schild über die Moderne, „die die Recken der alten Schule unter überlegenem Hohnlachen zu Grabe tragen wollen", und „Herr Weitbrecht" (welcher? Richard oder Carl?) wird gescholten, weil er schon längst in die Zunfttrompete seines anmaßenden Litteratentums geblasen, daß sich die Moderne bereits „auf der ganzen Linie im Rückzug befindet"; vorn werden „die litterarischen Kleinbürger" verhöhnt, die sich bemühen, „die Moderne abzuschlachten". Und hinten? Hinten sticht der „Herausgeber" eben diese Moderne vollends ab oder vielmehr: er versetzt der Toten, dieser „Ausgeburt von Dreck und Feuer", noch einige kühne Kopfschläge. Charaktervoll, nicht wahr? Und „sachlich"! Uebrigens das brave Kasperl handhabt seine Pritsche possierlich. Die „pausbackige Töff - Töff - Trompete Bierbaum", die „Abruzzen-Physiognomie Dehmels", Carl Busse, „der Lyriko und Leutnant Brüsewitz der Litteratur von Berlin bis Grunewald"; „die litterarische Friseur-Reklame Hermann Sudermann mit Gerhart Hauptmann, der sein Haupt dekolletiert trägt, um den besser behaarten Genossen zur Geltung zu bringen"; Erich Schmidt, „der berliner Litteratur-Akrobat", — sie alle erhalten eins aufs Haupt. Dem „Litterarischen Echo", namentlich seinem Herausgeber und seinem früheren Berichterstatter über österreichische Litteratur, ist Breitner besonders gram. In einem Atem nennt er Jellinek einen „widerlichen wiener Bücher-Schmock" und beklagt sich, daß über sein Unternehmen im „L. E." „weidlich geschimpft"

wurde, „weiblich, aber nicht sachlich". Als ob ein „Echo" nicht immer getreulich wiedergäbe, wie es in den Wald hineinschallt. Hanswurst und — sachlich!?! Was ihm in den Weg rennt, wird gehauen: Hermann Bahr, „der Clown und dumme August der wiener Litteratur" so gut wie Rosegger, „der unter die Kirchen-Patrone gegangen ist"; Kürschner „selig" und Emil Thomas, Oskar Bulle und Anton Bettelheim werden angerempelt, und Klingers Beethoven höchst sachlich als „Hausknecht nach dem Bade ruhend" angeflegelt. Dafür ist aber Theodor Sosnoskys lyrische Anthologie „die beste des 19. Jahrhunderts" und Josef Lauff „der bedeutendste der lebenden Romanschriftsteller und Dramatiker". Hans Worscht ist lustig, wenn er drausschlägt; aber furchtbar wird er, wenn er sich ernst nimmt. Er bleibe bei seiner Pritsche. Im Zeichen Dr. Sigls und Sebastian Brunners wird er siegen.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Chateaubriand. Romantik und Restaurationsepoche in Frankreich. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Franz Kempers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Fünfte Abteilung: Die neueste Zeit.) Mainz, Franz Kirchheim. 1903. gr. 8°. 140 S. mit 60 Abbildgn. Geb. M. 4,—.

Man konnte von vornherein mit den Herausgebern darüber rechten, ob sie mit diesem Bande ihres Unternehmens ihrem Vorsatze nachgekommen sind, „in den Mittelpunkt jeder einzelnen Darstellung die führende Persönlichkeit jener Zeit" zu rücken. Denn Chateaubriand war weder für die litterarische Entwicklung, die man Romantik nennt, erst recht natürlich nicht für die Restauration die führende Persönlichkeit. Jedoch lassen wir einmal das Buch für sich gelten und berücksichtigen, daß „jede Monographie in sich vollkommen abgeschlossen" sein soll. Eine Biographie Chateaubriands zu schreiben, ist heute kein besonders schwieriges Unternehmen. Wesen und Bedeutung des Menschen, wie des Dichters stehen heute klar vor Augen. Dunkle Punkte in seinem Leben, von deren Aufhellung man noch eine besondere Förderung unseres Verständnisses für ihn erwarten könnte, sind nicht vorhanden, die Lücken in der Kenntnis seiner äußeren Erlebnisse lassen sich unbeschadet ertragen. Gerade die allerletzten Veröffentlichungen über sein Herzensleben zeigen deutlich, daß wir Neues über ihn nicht mehr erfahren werden. Eine Biographie von Chateaubriand, besonders eine solche, die für einen weiten Leserkreis bestimmt ist, kann sich also nur als Ziel setzen, sein Bild in klaren und scharfen Zügen auf den übersichtlich charakterisierten Zeithintergrund zu stellen. Eine ganz selbstverständliche Bedingung, aber auch eine, deren Nichterfüllung das ganze Buch wertlos machen muß, ist eine künstlerisch vollendete, tadellose äußere Form.

In jeder dieser Beziehungen ist nun das Buch von Lady Blennerhassett mit den schwersten Mängeln behaftet. Was die äußere Form betrifft, so ist geradezu unbegreiflich, wie die Herausgeber ihr gegenüber nicht von ihrem redaktionellen Rechte umfassend Gebrauch gemacht haben, besonders da ja doch ihr Unternehmen ins Werk gesetzt ist, um der Welt zu zeigen, was katholische Geschichtsschreibung zu leisten imstande sei. Zum mindesten hätten die zahlreichen Verstöße gegen die deutsche Grammatik, die falschen Redewendungen und die vielen verunglückten Satzbildungen verbessert werden können. Wie durften Appositionen in falschem Kasus, z. B.: „bei Senancourt, den Verfasser", wie falsch konstruierte Partizipia, die in Menge auftreten, stehen bleiben! Wie konnte man solche Sätze durchlassen, wie: „(das) ... hatte Chateaubriand ihn die Vaterstadt gelehrt". „Am 19. März ihm angetraut, begann ihre Ehe damit ...." „Dennoch, und ohne daß er jemals davon hörte, ist der Grundgedanke zum ‚Genius des Christentums' zwei Jahre vor Erscheinen des Buches, das sein Höchstes nicht enthielt, von einem deutschen Romantiker entworfen worden." „Er zuerst verstrickte die Enthüllung seines Inneren mit einer obliquen Situation, die den Urteilsspruch der Kritik über der müßigen Frage spottete, ob ..." „So verklingt in hoffnungsloser Trauer die Betrachtung Senancourts." Von solchen unmöglichen, unverständlichen oder ganz sinnlosen Sätzen bietet fast jede Seite Beispiele. Zahllos sind solche Redensarten, wie: „An der Schwelle pochte die Not", „Sie mußten zur Verteidigung der Küste aufkommen", „Er tröstete ihr Sterbebett", nicht ganz selten die Verwechselung von Synonymen: Bedarf statt Bedürfnis, überwältigend die Masse unnötiger Fremdwörter, wobei dann noch Schnitzer wie „Dythirambus" vorkommen. Außerdem sucht die Verfasserin sich durch den Gebrauch seltsamer Ausdrücke ein besonders gelehrtes Ansehen zu geben. Wer redet in einer deutschen Schilderung der Revolution vom „Tiers" statt vom „dritten Stande". Da kommen dann solche Lächerlichkeiten heraus, wie: „Die Verdoppelung des Tiers". Wir sagen nicht Martyrer, sondern Märtyrer. Was soll es, wenn Chateaubriands „Itinéraire" immer der Itinéraire genannt wird? Es ist eine Versündigung gegen den Geist der deutschen Sprache, nach dem Muster der französischen Kapitelüberschriften zu bilden, wie: Chateaubriand Botschafter, Chateaubriand Minister und was dergleichen Dinge mehr sind, die, kurz gesagt, beweisen, daß die Verfasserin gewagt hat, ein deutsches Buch zu schreiben und es dem deutschen Publikum anzubieten, ohne deutsch zu können. Es ist geradezu eine Qual, das Buch durchzulesen. Diese Qual wird nun noch durch die Ausstattung erhöht, die getadelt werden muß, obschon die Wirkung eines solchen Tadels gering zu sein pflegt. Es ist und bleibt eine abscheuliche Unsitte, um des sog. „Seitenbildes" willen alle Lücken mit irgendwelchen Typen auszufüllen, da durch dieses Verfahren alle Absätze für das Auge verwischt werden und dem Text somit jede Uebersichtlichkeit genommen ist. Auch die Auswahl und Anordnung der Bilder ist mißlungen. Im allgemeinen scheint jeder im Text vorkommende Name zu der Frage geführt zu haben: Kann man nicht ein Bild dazu geben? Frau von Sévigné wird S. 7 beiläufig erwähnt, in 9 × 12 steht ihr Bildnis daneben. Geht Chateaubriand nach England, werden einige beliebige „Häuser in Holborn" abgebildet. Dazu kommt noch, daß die Bilder ganz ungeschickt und ohne Rücksicht auf den Text verteilt sind.

Die meisten Leser, das ist vorauszusehen, werden sich durch diese äußeren Mängel nach den ersten zwanzig Seiten entmutigt von dem Buche wenden. Und sie werden daran recht thun. Denn dringt man durch die ungenießbare Schale zum Kern, so findet man keine Entschädigung. Die Verfasserin teilt zwar in ihrer Einleitung ausdrücklich mit, daß ihre Arbeit „Jahre beanspruchte", und giebt zum Schluß auf vier eng gedruckten Seiten an, was sie alles gelesen habe. Der Erfolg ist aber kein eindrucksvolles Bild, weder den Mann noch seine Zeit wird man aus dieser Schilderung kennen lernen. Die Unklarheiten und Verschwommenheiten des Stiles erstrecken sich auch auf den Inhalt. Das im einzelnen zu erweisen, fehlt natürlich hier der Raum. Aber man prüfe beispielsweise folgende Auseinandersetzung über Chateaubriands Kunstanschauung:

„Die Quelle des Talentes ist die Seele nach den unendlichen Voraussetzungen und Problemen, die ihr das Christentum stellt und auf die zu verzichten ein unheilvoller, verarmender Rückschritt wäre. Ueberdies ist ein solcher unmöglich. Nach dem vielhundertjährigen Zwiegespräch zwischen Gott und dem Gewissen sind die Schätzungen der Moral und der Wert der Persönlichkeit andere geworden. Alles, was die Kunst außerhalb der Psychologie des Christentums zu schaffen glaubte, ist von ihren (soll wohl heißen: seinen) Idealen durchdrungen, von ihren (seinen) Schmerzen belastet, von ihren Leidenschaften durchglüht, wovon (!) die höchste die Religion selbst ist."

Nur wer Chateaubriand kennt, weiß, was gemeint ist. Jeder andere, der Belehrung sucht, wird diese in

schlechtem Deutsch und unzutreffenden Ausdrücken gegebene Darlegung ohne Verständnis lesen müssen.

Weimar. *Erich Meyer.*

Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen von Heinrich Grein. Mit einem Vorwort von Gustav Körting. Kiel 1902, Rob. Cordes. IV, 92 S.

Amphitryon von Molière. Verdeutscht von Carl Möser. Berlin, Emil Goldschmidt, 1903. 72 S.

Streng genommen sind beide Uebersetzungen eigentlich unnötig. Denn jenes altfranzösische Heldengedicht interessiert heutzutage nur Kenner der romanischen Litteratur, die einer Uebertragung als Krücke nicht bedürfen. Für weitere Kreise und namentlich für deutsche Leser ist es nach Form und Inhalt weniger geeignet. Es schildert, wie die beiden gleichaltrigen und zum Verwechseln ähnlichen fränkischen Helden sich bis zur Selbstaufopferung in Liebe und Treue ergeben sind, wie der eine für den anderen einen Zweikampf auf Tod und Leben besteht, ihm seine Gattin freit und dafür von einer schweren Krankheit durch das Blut der beiden Söhne seines Freundes errettet wird. Ein Wunder Gottes ruft dann diese beiden hingemordeten Söhne ins Leben zurück. Zudem ist die Charakterzeichnung in dem Gedichte ziemlich roh. Es zeichnet nur Schurken oder Idealmenschen und ist im Sinne der Zeit von einem naiven Wunder- und Aberglauben erfüllt. Wen erfreut aber solche Welt- und Lebensanschauung noch im 20. Jahrhundert? Die Form ist bisweilen ungelenk, störende Wiederholungen und Einschiebsel hemmen den Redefluß. Der Uebersetzer hat den Zehnsilbler des Originales durch Blankverse ersetzt und das über 3500 Verse zählende Gedicht in 19 Abschnitte geteilt, um den Ueberblick zu erleichtern. Nötig war das gerade nicht, denn jeder aufmerksame Leser dringt in die wenig reiche Handlung des Gedichtes ohne Mühe ein. Lieber hätte er die schon oben erwähnten unnötigen Einschiebsel und Wiederholungen beseitigen sollen. Sonst aber hat der Uebersetzer seine Sache gut gemacht, denn seine Version ist treu und formgewandt. Die vorausgeschickte Einleitung bietet nicht viel, die nachfolgenden 104 Anmerkungen sind aber für das Verständnis recht förderlich.

Die Komödie Molières berührt bekanntlich ein peinliches Ehebruchsthema, das in seiner unvermittelten Derbheit unserem durch die modernen pariser Ehebruchsstücke gekitzelten Gaumen nicht mehr recht munden will. Die mythologische Einhüllung der Szenerie und Handlung ist für uns ebenso fremdartig wie die durchsichtigen Anspielungen auf die versailler Hofverhältnisse unter Ludwig XIV. Da es schon manche treffliche Uebersetzungen des Stückes giebt, das zudem von Heinrich von Kleist auch dem deutschen Geschmacke näher gebracht ist, so war diese an sich wohlgelungene Verdeutschung nicht gerade ein Bedürfnis. Eine kurze Einleitung und Mitteilung darüber, woher der französische Text genommen sei, wäre dagegen nicht unerwünscht gewesen.

Dresden. *R. Mahrenholtz.*

Verschiedenes.

Die Natur in der Kunst. Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei. Von Felix Rosen. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. XI, 344 S. mit 120 Abbildungen. Geb. M. 12,—.

Der breslauer Botaniker und Professor an der dortigen Universität war Schüler und langjähriger Assistent des vor wenigen Jahren verstorbenen Ferdinand Julius Cohn, der um die Mitte der Sechzigerjahre in Breslau das pflanzenphysiologische Institut begründete. Rosens vortreffliches Buch ist unter die bedeutsamsten kunstwissenschaftlichen Forschungen einzureihen.

Das Verdienst dieses Werkes besteht nicht in irgend welchen äußerlichen Vorzügen, nicht im Vortrag — es ist ziemlich flüssig, aber nicht elegant geschrieben — auch nicht in billigen Geistreicheleien, sondern darin, daß es der Kunstwissenschaft ein ganz neues Gebiet erschließt: die Botanik.

Taine schreibt im ersten Kapitel seiner Kunstphilosophie: „Was die Wissenschaft selber betrifft, so hat sie gleiche Neigungen zu allen Weisen der Kunst . . . sie macht es wie die Botanik, die mit der gleichen Liebe sowohl den Lorbeer- und den Orangenbaum als auch die Tanne betrachtet, sie ist selber angewandte Botanik — nicht an Pflanzen, sondern an Menschenwerken.“ Es fiel Taine wohl ein, die Kunstwissenschaft, die er den beschreibenden Naturwissenschaften nahe rückte, der Botanik zu vergleichen; aber die Botanik in der Kunstwissenschaft zu behandeln, hat weder er unternommen, noch ist einem seiner vielen hundert Leser bei der Lektüre dieses Bildes ein solcher Gedanke gekommen. Aber auch Rosen war nicht der Erste. Die ersten Studien auf diesem Gebiet machte sein Vorgänger Professor Ferdinand Julius Cohn, der während der letzten Periode seines Lebens sich in Abhandlungen und Vorträgen mit diesem Thema beschäftigte; meines Wissens publizierte Cohn auch etwas hierauf Bezügliches in den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur Biologie der Pflanzen“; ob sein älteres Werk „Die Menschheit und die Pflanze“ (1851) hierüber etwas enthält, kann ich nicht sagen, da mir momentan dieses Werk nicht zugänglich ist. Jedenfalls wird Felix Rosen seinem ehemaligen Vorgesetzten mannigfaltige Anregungen verdanken; weiter stützt Rosen sich auf Victor Hehns rühmlichst bekanntes Werk „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa“, das 1870 zuerst erschien. Und doch ist in Rosens vortrefflichem Buche das Wesentlichste eigene Arbeit, die mit unendlichem Fleiß, mit bewundernswerter Sorgfalt zusammengetragen ist. Obwohl der Verfasser in seiner Einleitung von seinem kunsthistorischen Wissen selbst sehr bescheiden spricht, so müssen wir ihm doch auf diesem Gebiet eine vortreffliche Erfahrung, eine lobenswerte Kenntnis der einschlägigen Litteratur zuerkennen. Die Art der Arbeit, die er geleistet hat, verdient in knappen Worten skizziert zu werden.

Rosen suchte die Provenienz der Bilder festzustellen, die Zeit und den Ort, wo sie gemalt worden sind, und begab sich dann in die Stadt, das Dorf oder das Kloster in einsamer Waldgegend, wo der Künstler dieses Werk schuf. Die ganze Gegend streifte er ab und ruhte nicht eher, bis er nachweisen konnte, woher der Künstler den landschaftlichen Hintergrund zu seinem Bilde gewonnen habe. Aus dieser Methode, die streng und gewissenhaft durchgeführt ist, ergeben sich die interessantesten und instruktivsten Resultate. Ein besonderes Schwergewicht legt der Botaniker selbstverständlich auf die Pflanzendarstellung; ja, Rosen ist teilweise imstande, gestützt auf seine langjährigen Forschungen und Untersuchungen nach dieser Richtung hin, als Botaniker Bilder zu bestimmen; der Charakter der Pflanzendarstellung auf einem Bilde giebt ihm hierzu die Handhabe. Vor allem aber hat Rosen in seinem Buche die Entwicklung der Natur in der italienischen Kunst beschrieben; auch die Grundzüge auf diesem Gebiet in der Kunst der Altniederländer werden entwickelt.

Es wurde schon oben gesagt, daß der Vortrag des Verfassers nicht sonderlich hervorstechend sei; und doch liest sich Rosens Buch wie ein Gedicht; leidet der Vortrag vielleicht an Schwerfälligkeit: an Sensibilität gebricht es dem Verfasser nicht. Mit Entzücken lesen wir, wie die frühesten Trecentisten einen Baum nach dem andern, eine Blume nach der andern „entdecken“, sich in ihre lieblichen Reize versenken und sie dann ihrer Madonna zu Füßen mit aller Akkuratesse, mit einer uns fremd gewordenen Liebe darstellen. So entwickelt sich langsam die Kenntnis dessen, was die Natur in überreicher Fülle bietet, bis endlich im Cinquecento die Natur zum Allgemeinbesitz wird, das Detail der Landschaft in der Stimmung untergeht, ein Moment, dem Rosen, der Botaniker, nicht gerecht zu werden vermag. — Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Raum;

im einzelnen wird sich Rosen ja manchen Widerspruch gefallen lassen müssen; dadurch aber kann ihm niemand sein hohes Verdienst streitig machen. Seine Ehrenrettung Peruginos sei ihm noch besonders hoch angerechnet; ist seine Verteidigung des Umbrers ihm geglückt? Ich scheue mich nicht, diese Frage zu bejahen. Burckhardts Vorwürfen gegen diesen sentimentalen Träumer wagte ich allerdings schon immer leise Zweifel entgegenzusetzen.

Heftigen Tadel verdient der Verleger des Werkes. Er hätte wissen dürfen, daß „Die Natur in der Kunst" hohe Qualitäten besitzt, daß dieses Buch ein Ereignis in der Kunstwissenschaft bedeutet und daher eine vorzügliche Ausstattung nicht nur verdient, sondern erheischt. Die Photographieen sind zum größten Teil schlecht klischiert und schlecht gedruckt. Außerdem enthält das Buch zu wenig Abbildungen, vornehmlich zu wenig Detail-Aufnahmen. Obendrein ist es sehr teuer. Es wäre zu wünschen, daß bei einer zweiten Auflage, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, diesen Mängeln abgeholfen wird.

München. *Otto Grautoff.*

Unsere Kunst. Neues aus den Werkstätten der Freien Vereinigung Düsseldorfer Künstler. Mit Beiträgen deutscher Dichter. Düsseldorf 1903, Verlag von Hermann Michels. Preis geb. M. 30,—.

Die Freie Vereinigung Düsseldorfer Künstler veröffentlichte schon vor Jahren ein Prachtwerk unter dem Titel „Unsere Kunst", das inzwischen fünf Auflagen erlebt hat. Dieser starke und wohlverdiente Erfolg hat ermutigend nachgewirkt und uns endlich eine zweite Folge des großzügigen Unternehmens beschert. Es ist kein Illustrationsbuch im landläufigen Sinne des Wortes, sondern das Bekenntniswerk einer hochstrebenden rheinischen Künstlergruppe, die wegen ihrer Eigenart und selbständigen Haltung innerhalb der deutschen Kunstbewegung ernste Beachtung verdient. Abgesehen von dem früh verstorbenen Karl Gehrts, haben nur die Schöpfungen lebender Maler und Plastiker Aufnahme gefunden, von denen Hugo Mühlig, Alfred Sohn-Rethel, Gregor von Bochmann, W. Döringer, H. Otto, Josse Goossens, W. Schmurr und Max Stern besonders wirkungsvoll vertreten sind. „Unsere Kunst" ist in erster Linie ein Bildwerk, das Wort tritt dabei naturgemäß in den Hintergrund. Die „Beiträge deutscher Dichter" sind durchweg lyrischer Art; nur Clara Viebig hat eine packende Eifelerzählung mit humoristischem Anflug beigesteuert. Uebrigens hätte ich es lieber gesehen, wenn in dem Buche die Prosa und das niederrheinische Kulturelement stärker betont worden wären. Aber auch so können wir an dem litterarischen Teile des Werkes unsere Freude haben; denn er bringt uns z. B. neue Gedichte von Gustav Falke, Hugo Salus, Karl Busse, Anna Ritter, Martin Greif, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Alberta von Puttkamer und Karl Henckell, um nur einige Namen herauszugreifen.

Das neueste düsseldorfer Album in Großfolio ist mit künstlerischem Feinsinn und vornehmer Pracht ausgestattet. Unter den mehr als achtzig Bildern und Illustrationen finden sich zahlreiche Heliogravüren und phototypische Farbendrucke von eigenartigem Reiz und eindringlichster Wirkung. So verdient das Werk auch von der rein technischen Seite uneingeschränktes Lob.

Düsseldorf. *Theodor Herold.*

Als ein würdiges Seitenstück zu seiner Jubiläumsausgabe von Goethes Werken läßt jetzt die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart eine sechzehnbändige Säkular-Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken erscheinen, die Eduard von der Hellen in Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels (mit Bedauern vermißt man Richard Weltrich in dieser Corona) herausgegeben wird. Die Verlagshandlung entspricht mit dieser monumentalen Ausgabe ihrer Ehrenpflicht, der hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag ihrerseits durch eine würdige Veranstaltung eine festliche Weihe zu geben. Daß dieser Neudruck an Vollständigkeit und kritischer Durchprüfung des Textes auch die weitestgehenden Ansprüche befriedigt und in Ausstattung und Druck auf der Höhe der Zeit steht, darf man erwarten, und der vorliegende erste Band, der den größeren Teil der Gedichte enthält, zeigt diese Erwartung für sein Teil bereits erfüllt. Eduard von der Hellen hat ihn herausgegeben und die Gedichte hier zum ersten Male in der von Schiller selbst letztwillig bestimmten Anordnung erscheinen lassen. Seine Einleitung erzählt, welche Umstände den Plan einer Prachtausgabe der Gedichte bei Schillers Lebzeiten nicht zur Ausführung kommen ließen und wie es zuging, daß die von ihm getroffene Anordnung, die sich nach Liedern, Balladen und Gedankenlyrik gliedert, ein Jahrhundert lang nicht ausgeführt wurde. Die seither allgemein eingebürgerte Einteilung der Gedichte nach drei „Perioden" rührte von Schillers Freund Körner her, der die erste Gesamtausgabe nach des Dichters Tode besorgte. Die neue Säkular-Ausgabe ist in großer, klarer Fraktur auf starkes Papier gedruckt: ihr Preis beträgt nur 1,20 M. für den gehefteten, 2 M. für den Leinwand- und 3 M. für den Halbfranz-Band.

**

Den neulich erst hier geäußerten Wunsch, daß unsere Konversationslexiken doch künftig auch Porträts in das Repertoire ihrer zahlreichen Abbildungen aufnehmen möchten, finden wir in der seit kurzem begonnenen neuen 6. Auflage von Meyers Großem Konversations-Lexikon (mit mehr als 11000 Abbildungen im Text, über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen; Leipzig, Bibliographisches Institut) schon zu einem Teile erfüllt. Diese neue Auflage bringt zum ersten Male auch Bildnis-Tafeln mit den Porträts berühmter Männer, so eine Tafel „Bismarck-Bildnisse", eine andere „Berühmte Chemiker", ferner „Feldherrn des dreißigjährigen Krieges", „Geographen" u. s. w. Dieser erste Schritt zu einer Ausstattung des Lexikons mit Bildnissen ist sehr dankbar zu begrüßen, aber hoffentlich bleibt es bei diesen Anfängen nicht. Der Gedanke, gleichartige Persönlichkeiten in solcher Weise zu Gruppenbildern zu vereinigen, will uns nicht einmal sehr glücklich scheinen, denn das Porträt von Liebig beispielsweise sucht man bei dem Artikel Liebig, zu dem es gehört. Da sowohl die gute Qualität des hier verwendeten Druckpapiers, als die Fortschritte unserer Illustrationstechnik sehr wohl die Aufnahme von Porträts in den Text gestatteten, so sollte man sich auch zu dieser praktischsten Form entschließen; damit würde nach der illustrativen Seite hin die einzige große, noch fühlbare Lücke geschlossen, die dieses universellste und populärste Nachschlagewerk noch aufzuweisen hat; denn der sonstige verschwenderische Reichtum an Abbildungen läßt kaum mehr irgendwelchen Wunsch unerfüllt. Auch der Text wird, das weiß man, in den Jahren, die zwischen dem Beginn neuer Auflagen liegen, von dem hundertköpfigen Stabe der Mitarbeiter mit der denkbarsten Gewissenhaftigkeit revidiert und ergänzt. Der Artikel „Deutsche Litteratur", der jetzt 63 Spalten umfaßt und somit ein kleines Handbuch für sich allein füllen würde, läßt allerdings in dieser Hinsicht einiges vermissen und berücksichtigt speziell die Entwicklung der Romanlitteratur im letzten Jahrzehnt fast garnicht: was darin aufgezählt wird, sind fast durchweg Werke, die vor acht oder zehn Jahren schon erschienen waren. Autoren von Bedeutung, die erst in dieser Zeit hervorgetreten sind, wie Hegeler oder Thomas Mann, werden überhaupt nicht erwähnt. Immerhin ist es leichter, solche kleinen Ausstellungen zu machen, als zum Lobe eines so alten großen Kulturwerkes noch irgend etwas neues zu sagen, das mit jeder neuen Wiederkehr dem Ideal der Vollkommenheit näher zu rücken scheint.

**

Nachrichten

Todesnachrichten. In Stuttgart † am 21. Mai Hofrat Professor **Adolf Müller-Palm**, der lange Jahre hindurch Chefredakteur des stuttgarter „Neuen Tagblattes“ war und sich auch als Romanschriftsteller betätigt hat. Sein bürgerlicher Name war Müller, dem er später sein Schriftstellerpseudonym „Palm“ hinzufügte. Er war in Stuttgart 1840 als Sohn eines Verlagsbuchhändlers geboren; entgegen dem väterlichen Wunsche, sich auch dem Buchhandel zu widmen, wandte er sich den schönen Wissenschaften zu, wurde Schüler Friedrich Vischers und Wilhelm Lübkes und begann, belletristisch thätig zu sein. Als Dreißigjähriger wurde er in Stuttgart Redakteur und übernahm 1875 die Leitung des von seinem Vater begründeten „Neuen Tagblattes“, dessen Mitbesitzer er war. In dieser Stellung ist er bis vor wenigen Jahren verblieben. Er schrieb zwei Romane, einen Novellenband (besprochen LE II, 1159) und eine Geschichte des stuttgarter Hoftheaters unter dem Titel „Briefe aus der Bretterwelt“ (1883).

In Oldenburg † am 24. Mai der Hofbuchhändler **August Schwartz**, Inhaber der über ein Jahrhundert alten Schulzeschen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz), im Alter von 67 Jahren. Er stammte aus Dortmund und stand seit fast vierzig Jahren an der Spitze der genannten Firma, in deren Verlag u. a. die Werke von Hermann Allmers, Heinrich Bulthaupt, Arthur Fitger erschienen sind. Litterarisch war Schwartz — der übrigens, nebenbei bemerkt, als der Erfinder der Ansichtskarte gilt und 1875 die ersten Exemplare dieser Gattung in den Handel brachte — besonders als Herausgeber des weitverbreiteten Kalenders „Der Volksbote“ thätig, von dessen 68 bisherigen Jahrgängen er den größeren Teil besorgt hat, und in dem er auch selbst mit dichterischen Beiträgen vertreten war. Ferner schrieb er 1898 eine „Geschichte des Kladderadatsch“ zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum. Inhaber des Verlages ist nunmehr sein Sohn Rudolf Schwartz, der bereits seit 1893 Geschäftsteilhaber war.

* *

Allerlei. Am 25. Mai waren fünfzig Jahre seit der Uebersiedelung **Paul Heyses** nach München verstrichen. Der Dichter war aus diesem Anlaß Gegenstand zahlreicher Aufmerksamkeiten seitens des Prinzregenten, der Stadtgemeinde und seiner Freunde und Verehrer. Eine münchener Straße soll nach ihm genannt werden. — In Eßlingen wurde am 18. Mai ein Erzstandbild **Nikolaus Lenaus** enthüllt, das der stuttgarter Bildhauer Kiemler geschaffen hat. (Der Platz ist etwas merkwürdig gewählt, denn außer mehrfachen Besuchen des Dichters bei seinem Freunde, dem Grafen Alexander von Württemberg, bestehen keine Beziehungen zwischen Lenau und der ehemaligen Reichsstadt am Neckar. D. Red.) — Am selben Tage fand in Graz die Enthüllung des **Hamerling-Denkmals** im dortigen Stadtparke in Anwesenheit Roseggers, des Statthalters und des Landeshauptmanns statt. Das Denkmal ist ein Werk des Professors Kundmann aus Wien und zeigt Hamerling in sitzender Stellung. — Herrn Dr. **Johannes Hertel** in Döbeln sind von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus der Bopp-Stiftung 1350 Mk. als Anerkennung und zur Fortsetzung seiner Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Fabel- und Märchenlitteratur zuerkannt worden. — Den Preis von 200 Kronen, den die innsbrucker Halbmonatsschrift „Der Scherer“ für die beste aktuell-politische Satire ausgesetzt hatte, hat von 27 Arbeiten, die in den engeren Wettbewerb traten, die von Dr. Franz Lüdtke (Berlin-Wilmersdorf) erhalten. — Das **Harzer Bergtheater** am Hexentanzplatz bei Thale wird auch dieses Jahr vom 25. Juni bis 5. September unter freiem Himmel tagen. Es will eine ganze Anzahl Novitäten und von klassischen Werken die „Walpurgisnacht“ aus Faust, den „Sommernachtstraum“, „Wallensteins Lager“ und die Rütliszene aus „Tell“ zur Aufführung bringen. Die Darsteller sind Kräfte des weimarischen Hoftheaters. — Die diesjährige Generalversammlung der **Goethegesellschaft** wurde am 28./29. Mai in Weimar abgehalten. Prof. Dr. Alfred Freiherr von Berger hielt den Festvortrag über „Goethe und die Schauspielkunst“. Kuno Fischer wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. — „**Bausteine**“, eine Zeitschrift für neuenglische Wortforschung, wird vom 1. Januar ab im Verlage der Langenscheidtschen Buchhandlung in Berlin erscheinen. Als Herausgeber zeichnen Prof. Dr. Leon Kellner-Czernowitz und Dr. Gustav Krüger-Berlin. Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge je 10 Bogen stark.

Notizen.

Litterarische Stammtische. In den „Hamb. Nachr.“ plaudert Fedor von Zobeltitz von allerhand interessanten Stammtischen früherer Tage. Der kürzlich erfolgte Tod des Weinhändlers Huth in Berlin rief die Erinnerung daran wach, daß dessen Lokal in der Potsdamerstraße in den Siebzigerjahren eine Tafelrunde zu vereinigen pflegte, an deren Spitze — wenn dieser mathematisch falsche Ausdruck erlaubt ist — sich der Litterarhistoriker Julian Schmidt befand. Auch Menzel, Treitschke, Mommsen verkehrten hier. Gutzkow, der ein paarmal der litterarisch-politischen Assemblée bei Huth beiwohnte, blieb dann fort und soll erklärt haben: die päpstliche Würde Schmidts sei ihm unerträglich, gegen seine Unfehlbarkeit käme gar keine andere Ansicht auf. Auch Berthold Auerbach fühlte sich da nicht recht wohl, man spöttelte über ihn, seit er den Roten Adler bekommen und einmal bei Hofe empfangen worden war. Ein anderes Lokal der Potsdamerstraße, die ehemalige adamsche Weinstube, sah bis in die Mitte der Neunzigerjahre eine trinkfeste Gesellschaft in regelmäßigen Zusammenkünften: Trojan, Seidel, Pietsch, Hans Hoffmann und allerhand Künstler. „Ein kleiner Kreis,“ erzählt Zobeltitz weiter, „traf sich auch öfters bei Ewest in der Behrenstraße: Wildenbruch, Heiberg, Pietsch, Zabel, meine Wenigkeit — auch das waren frohe Abende, und auch sie sind vorübergegangen. Eine Geschichte der berliner litterarischen Stammtische müßte eigentlich noch geschrieben werden; sie würde viel Amüsantes bringen. Berühmt war in den Siebzigerjahren der Stammtisch bei Dressel. Rudolf Dressel war Oberkellner in dem Restaurant Klette gewesen, in dem auch einmal der ‚Tunnel über der Spree‘ seine Sitzungen abgehalten hat und in dem damals mit der litterarischen Bohême viele Mitglieder des benachbarten Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters verkehrten. 1869 hatte Dressel sich selbständig gemacht; er hatte ein Lokal Unter den Linden gemietet und gedachte mit Hiller in Konkurrenz zu treten, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und in dessen Büffetzimmerchen ‚Paragraph Elf‘ sich gleichfalls täglich zur Frühstückszeit ein Schwarm litterarisch angehauchter Geister unter dem immer etwas ängstlichen Vorsitz von Georg Belly zusammenfand. Das alte dresselsche Lokal hat Paul Lindau einmal sehr anziehend beschrieben; es konnte in seiner fast dürftigen Bescheidenheit keinen Vergleich mit den Prunkräumen von später aushalten. Lindau war auch die geistige Seele des interessanten Kreises, der sich bei Dressel zusammen zu finden pflegte: irre ich nicht, so hat er ihm in seinem charmanten Roman ‚Herr und Frau

Bever' auch einen hübschen Denkstein gesetzt. Der gewichtigste Mittelpunkt dieser Tafelrunde aber war ein verpfuschter Diplomat, der Professor Herbert Pernice, seiner äußeren Erscheinung nach ein Falstaff, ein wahres Ungeheuer von elephantenhafter Erscheinung, aber ein Mann von reichem Geist und mit einer Kinderseele ... Neben ihm vertrat bei Dressel Justizrat Primker das Barreau, Theodor Lebrun, Hugo Müller und Direktor Hein vom Schauspielhause vertraten die Bühne, Lindau, Moser, Belly, Ernst Dohm u. a. die Litteratur. — Zur selben Zeit existierten auch bei Schubert in der Charlottenstraße, dem Schauspielhause gegenüber, ein paar interessante Stammtische. An dem einen sah man häufiger die durch ihren charakteristischen Kopf auffällige Erscheinung des ‚Narciß'-Dichters Brachvogel, zuweilen auch den Geheimrat Louis Schneider, Georg Hesekiel und Hiltl; der andere war ein militärisch-litterarischer Stammtisch, um den Gustav von Glasenapp, der Herausgeber der ‚Militärischen Blätter', seine Freunde und Mitarbeiter scharte. Ein ganz närrischer Stammtisch war der des Stadtrats Paetel in dem engelschen Weinkeller in der Potsdamerstraße; man hatte da ein besonderes Raritätenkabinet, in dem jeder Gast unter weihevoller Feierlichkeit eingeführt wurde, und bei den Festsitzungen trug man weiße Talare. Der kleinen Gesellschaft gehörte u. a. eine Anzahl Journalisten an; Paetel war Präsident, und Schenkwart der Wirt des Lokals, der dicke Engels, der seine eigenen Weine durchaus nicht vertragen konnte. Um Achtzig herum kam ich auch noch dann und wann an einen Stammtisch, der sich aus den Resten des altberühmten Tunnels über der Spree und seiner Rütli-Abzweigung gebildet hatte. Der Tunnel war schon 1827 durch den damals in Berlin lebenden Saphir gegründet worden, und Chamisso, Gaudy, Fouqué, Alexis, später Kugler, Gildemeister, Geibel, Storm, Heyse, Dahn, Menzel, Smidt, Bernhardi, Hesekiel, Fontane, Wollheim, Merkel, Lepel hatten zu seinen Mitgliedern gehört. Fedor von Köppen wollte ihm neue Frische geben: aber es wurde nichts daraus. Von bekannteren Schriftstellern traf ich nur einmal Rudolf Löwenstein, Wollheim da Fonseca und Hans Herrig. Auch diese drei sind tot."

Zuschriften

Gestatten Sie mir ein kurzes Wort zur Besprechung von Lemonniers Roman „Die Liebe im Menschen" durch Kurt Aram (Heft 16). Kurt Aram hat zweifellos recht: die Uebertragung enthält Unmöglichkeiten. Unrecht hat er hingegen, wenn er aus diesem Umstande — der einer Fülle der seltsamsten Mißgeschicke entspringt: verlorene Korrekturen seitens des Uebersetzers, Zuspätkommen meiner Richtigstellungen u. s. w. — die Folgerung zieht, mich hätten keine litterarischen Interessen zur Einführung bestimmt. Das ist unrichtig, schon deshalb, weil ich keine anderen — etwa materielle — Interessen an der Uebertragung habe, deren Recht H. Seemann Nachf. auf meine Empfehlung hin vor anderthalb Jahren erworben hatte, längst also, bevor der Magazin-Verlag und die „Kulturhistorische Bibliothek" bestand. Gerade „L'homme en amour" hatte ich deshalb gewählt, nicht nur, weil er mir, sondern weil er auch Lemonnier selbst, seinem Biographen Léon Bazalgette, Johannes Schlaf und manchem anderen von Rang und Gewicht als sein bedeutendster Roman erschien. Daß ich mit schnurrigen Kindergeschichten — die Kurt Aram anempfiehlt — den breiten lyrischen Ethiker und Naturalisten Camille Lemonnier übel eingeführt hätte, scheint mir dagegen ausgemacht, und so glaube ich, daß ich mich trotz der durch Mißgeschick gebliebenen Schnitzer in der Uebersetzung — die nach der Freigabe selbstverständlich revidiert wird — für meine Einführung nicht entschuldigen zu müssen glaube. Ich freue mich sogar, daß sie ihre Absicht voll erfüllt hat, daß jetzt einige andere Werke Lemonniers in Uebertragungen vorbereitet werden und daß er selbst in Deutschland, dem er sich als Künstler zurechnet, kein Fremder mehr ist.

Wien. Stefan Zweig.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bernoulli, Carl Albrecht. Der Sonderbündler. Roman. Berlin, S. Fischer. 336 S. M. 4,— (5,—).
Beta, Ottomar. Die Dame aus dem Elsaß. Roman. Berlin, Otto Janke. 402 S. M. 3,—.
Diefenbach, Heinrich. Aus der Dingskirchener Chronik. Ernstere und heitere Geschichten. Jena, H. Costenoble. 229 S. M. 2,50 (3,50).
Elster, O. Siegende Liebe. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 256 S. M. 3,—.
Gabelentz, G. von der. Das weiße Tier. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. 348 S. M. 3,50 (5,—).
Geißel, A. Renées Rosengarten. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 262 S. M. 3,—.
Hawel, Rudolf. Aus meiner Heimat. Novellen. Wien, Wiener Verlag. 198 S. M. 2,— (3,—).
Henningsen, Agnes. Polens Töchter. Roman. Stuttgart, Axel Juncker. 294 S. M. 4,— (5,—).
Huch, Friedrich. Träume. Berlin, S. Fischer. 68 S. M. 1,— (1,75).
Kahlenberg, Hans von. Die sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri. Wien, Wiener Verlag. 269 S. M. 2,— (3,—).
Kath, Emil A. Gertraut. Linz, Oberösterreichische Verlagsgesellschaft. 137 S. M. 2,40 (3,—).
Knoop, Gerhard Ouckama. Hermann Oseleb. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 290 S. M. 3,50 (5,—).
Kossak, Margarete. Krone des Lebens. Nordische Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta. 271 S. M. 3,— (4,—).
Krause, Aug. Friedrich. Unter dem starken Leben. Erzählungen und Skizzen aus Schlesien. Berlin, Egon Fleischel & Co. 327 S. M. 3,50 (5,—).
Kürschners Bücherschatz. Nr. 399: Stahr, Margarete. In fremden Landen. Geheilt. 2 Novellen. Berlin, H. Hilger Verlag. 106 S. M. —,20.
Kurz, Leopold. Die Zerbrochenen. Novellen. Budapest, F. Sachs. 152 S. M. 2,—.
Mark, Toni. Die Wittib. Wien, Wiener Verlag. 116 S. M. 2,— (3,—).
Martens, Kurt. Katastrophen. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. 192 S. M. 2,— (3,—).
Mell, Max. Lateinische Erzählungen. Wien, Wiener Verlag. 115 S. M. 2,— (3,—).
Riese, Charlotte. Die Klabunkerstraße. Roman. Fr. W. Grunow. 404 S. M. 5,—.
Poritzky, J. E. Die da müde sind. München, Marchlewski & Co. 187 S. M. 1,50.
Roda-Roda: Frau Helenes Ehescheidung. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. 183 S. M. 1,80. — Soldatengeschichten. 1. Band: Der Mann mit dem eisernen Finger. Ebda. 179 S. M. 1,80.
Roland, Emil. Das Schicksalsbuch und andere Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 296 S. M. 3,— (4,—).
Scharlau, Willy. Die Brücke. Roman. Berlin, R. Taendler. 306 S. M. 4,— (5,—).
Skowronnek, Richard. Sommerliebe und andere Geschichten. (Engelhorns allg. Roman-Bibl. 20. Jahrg., Bd. 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 157 S. M. —,50 (—,75).
Wall, Viktor. Morgendämmerung. Roman. München, Georg Müller. 324 S. M. 5,— (6,—).
Winter, Max. Im dunkelsten Wien. Umschlag von F. Ranzenhofer. Wien, Wiener Verlag. 152 S. M. —,50 (1,—).
Winterfeld, A. v. Humoristische Romane. Neue durchges. Volksausgabe. 1. Bd.: Der alte Knast. 439 S. M. 1,50 (2,50). Jena, H. Costenoble.
Zettel, Karl. Monacensia. Zeit- und Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen. 3. Folge. München, J. Lindauer. 119 S. M. 1,50 (2,30).

Björnson, Björnstjerne. Gesammelte Erzählungen. 1. Bd. Aus dem Norwegischen von Clâre Greverus Mjöen. München, A. Langen. 367 S. M. 3,— (4,—).
Crebillon d. j. Das Sopha. Moralische Erzählung. Uebers. von R. Bergmann. Budapest, J. Pollák. 273 S. M. 3,—.
Lagerlöf, Selma. Gösta Berling. Roman. A. d. Schwed. v. Pauline Klaiber. 2 Tle. i. 1 Bd. München, A. Langen. 532 S. M. 4,— (5,—).
Maizeroy, René. Sinnliche Liebe. Roman. Uebers. von R. Steindorf. Budapest, J. Pollák. 311 S. M. 3,—.
Margueritte, Paul u. Viktor. Zwei Frauenleben. Aus dem Franz. Wien, Wiener Verlag. 422 S. M. 3,— (4,50).
Moore, George. Frauenromane. Autoris. deutsche Ausg., besorgt u. eingeleitet von Max Meyerfeld. 1. Bd.: Arbeite und bete (Esther Waters). Roman. Uebers. von Annie Neumann-Hofer. Berlin, Egon Fleischel & Co. 491 S. M. 6,— (7,50).
Prévost, Marcel. Flirt. Aus d. Franz. Umschlagzeichnung u. 12 Illustr. v. F. Frhrn. v. Reznicek. München, A. Langen. 144 S. M. 2,— (3,—). — Julchens Heirat. Aus d. Franz. Mit 12 Illustr. v. Frhrn. v. Reznicek. 142 S. M. 2,— (3,—).

b) Lyrisches und Episches.

Böhler, Marie. Genesung. Gedichte. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 95 S. M. 2,— (3,—).
Fulda, Ludwig. Sinngedichte. 3., vermehrte Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf. 175 S. M. 2,— (3,—).
Heyse, Paul. Mythen und Mysterien. Stuttgart, J. G. Cottasche Verlagsbuchhdlg. 278 S. M. 3,— (4,—).
Polenz, Wilh. v. Erntezeit. Nachgelassene Gedichte. Berlin, F. Fontane & Co. 110 S. M. 2,— (3,—).
Wertheimer, Paul. Neue Gedichte. München, Georg Müller. 95 S. M. 2,— (3,—).

c) Dramatisches.

Baierlein, Eva. Zapfenstreich. Parodistische Burleske in 1 Akt. Berlin, M. Böhm. 16 S. M. 1,50.
Elster, Alex. Spielmanns Kirmes. Orig.-Werk des Harzer Bergtheaters. Weimar, H. Große. 39 S. M. —,50.
Erdmann, Hans. Graf Vargas. E. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 1,50.
Franz, Herbert. Don Juan. E. Tragödie. Dresden, E. Pierson. 122 S. M. 2,—.
Gans-Ludassy, Jul. v., und Engel, Alexander. Bessere Leut'. Komödie. Wien, Wiener Verlag. 188 S. M. 2,—.
Hawel, Rudolf. Die Politiker. Komödie. Wien, Wiener Verlag. 155 S. M. 2,— (3,—).
Huber, Adolf, und Streicher, Gustav. Die Schürze. Polit. Komödie. Wien, Wiener Verlag. 86 S. M. 2,— (3,—).
Kachelleck, Albert. Ahasver und Bonaparte. Romant.-hist. Drama. Dresden, E. Pierson. 142 S. M. 2,—.
Petersen. Knud Laward, Herzog v. Schleswig. Histor. Schauspiel u. ein Vorspiel: Die Wenden in Schleswig. 2. neubearb. Aufl. Flensburg, G. Soltau. 100 S. M. 1,—.
Raaben, Eugen. Die Kuenringer. E. Drama a. Oesterreichs Geschichte. Dresden, E. Pierson. 211 S. M. 1,50.
Schmidt-Bonn, Wilhelm. Die goldene Thür. E. rhein. Kleinstadtdrama in 3 Aufz. Berlin, Egon Fleischel & Co. 160 S. M. 2,— (3,—).
Selig, Johannes. Der Priester. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 136 S. M. 2,—.
Stradal, Hildegard. Auf einsamer Höhe. Drama. Cassel, Th. G. Fisher & Co. 65 S. M. 1,—.
Sturm, Bruno. Für die Farben. Ein Art. a. d. Studentenleben. Berlin, G. Schuhr. 66 S. M. 3,50 (5,—).
Topp, Rudolf. Gerbino und Zoraide. Trip. Dresden, E. Pierson. 154 S. M. 2,—.
Wolff, Franz. Ein Duell. Schauspiel. Leipzig, O. Mutze. 72 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Dichtung, Die. Eine Sammlg. v. Monographieen. Hrsg. v. Paul Remer. Buchschmuck v. Heinr. Vogeler. Berlin, Schuster & Löffler. Je 1,50 (2,50). 1. Ernst, Paul: Henrik Ibsen. 90 S. — 2. David, J. J.: Anzengruber. 73 S. — 3. Hofmannsthal, Hugo v.: Victor Hugo. 80 S. — 4. Remer, Paul: Detlev Liliencron. 82 S. — 5. Hart, Jul.: Leo Tolstoj. 81 S. — 6. Bethge, Hans: Hölderlin. 96 S. — 7. Hesse, Herm.: Boccaccio. 75 S. — 8. Scheerbart, Paul: Cervantes. 93 S. — 9. Huch, Ricarda: Gottfried Keller. 97 S.
Egerer, Leo. Was die Prager Studenten lesen. (55. Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 52 S. M. 1,50.
Goethes sämtl. Werke. Jubil.-Ausgabe in 40 Bdn. Hrsg. von Ed. v. d. Hellen. 17. Bd.: Wilhelm Meisters Lehrjahre. M. Einleitgn. u. Anmerk. v. W. Creizenach. 1. Teil 349 S. M. 1,20 (2,—). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh.
Hartleben, Otto Erich. Logaubüchlein. 1. u. 2. Aufl. München, A. Langen. 144 S. M. 2,50 (3,50).
Lublinski, S. Die Bilanz der Moderne. Berlin, S. Cronbach. 374 S. M. 4,— (5,—).
Stern, Adolf. Studien zur Litteratur der Gegenwart. Neue Folge. Mit 14 Bildnissen. Dresden, C. A. Koch. 387 S. M. 10,50 (12,50).
Stierling, Hubert. „Von rosen ein krentzelein". Deutsche Volkslieder. (5. Bd. der Sammlung: Lebende Worte und Werke). Düsseldorf, K. R. Langewiesche. 232 S. M. 1,80 (3,—).
Trinius, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Berlin, L. Simion Nachf.

e) Verschiedenes.

Hauviller, Ernst. Franz Xaver Kraus. E. Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus. M. 3 Autotyp. u. e. Anhang unedierter. Briefe, Gedichte u. kirchenpolit. Schriftstücke. Colmar, W. Roos. 154 S. M. 3,50 (4,50).
Key, Ellen. Ueber Liebe und Ehe. Essais, übertrag. von Francis Maro. Berlin, S. Fischer. 496 S. M. 4,— (5,—).
Ruskin, John. Menschen untereinander. Auszüge aus f. Schriften, übers. v. Maria Kühn. (4. Bd. der Sammlung: Lebende Worte und Werke.) Düsseldorf, K. R. Langewiesche. 228 S. M. 1,80 (3,—).
Schopenhauer, Arthur. Aphorismen zur Lebensweisheit. Ueber den Tod. Leben der Gattung. Erblichkeit der Eigenschaften. — Volksausgabe. Stuttgart, Emil Strauß (A. Kröner). 144 S. M. 1,—.
Universal-Bibliothek Philipp Reclam jr., Leipzig. 4541—4544. Hopfen, Hans. Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem 18. Jahrh. Neue vom Verf. durchges. Ausg. 387 S. M. 1,20. — 4545. Wagh. Nimbus. 3 lose Akte. 87 S. — 4546. Schi Nai Ngan. Wie Lo-Ta unter die Rebellen kam. Ein kom. Roman. Aus dem Chines. v. Max Kern. 109 S. — 4547. Benedix, Roder. Die Dienstboten. Lustspiel. Bühneneinrichtung des königlichen Schauspielhauses zu Berlin. 39 S. — 4548—4550. Wilhelm II., Kaiser, Reden in den J. 1896—1900. Gesammelt u. hrsg. von Johs. Prenzler. 2. Tl. 256 S. Geb. M. 1,—.
Fischer, Robert. Peter Paul Rubens. Ein Büchlein für unzünftige Kunstfreunde. Berlin, Bruno Cassirer. 142 S. M. 4,20.
Volksbücher, Wiesbadener. Hrsg. vom Volksbildungsverein zu Wiesbaden. Wiesbaden, Heinr. Staadt. 37. Fischer, Wilh. Das Licht im Elendhause. 78 S. M. —,15. — 38. Gerstäcker, Frdr. Der Schiffszimmermann. Das Wrack. 2 Erzählungen. 128 S. M. —,25. — 39. Sohnrey, Heinr. Der Hunnenkönig. — Wie die Wolbhäuser Kaisers Geburtstag feierten. 41 S. M. —,10. — 40. Mérimée, Prosper. Colomba. Aus dem Franz. v. Ludw. Schneegans. 190 S. M. —,35. — 41. Saar, Ferd. v. Tambi. 44 S. M. —,10. — 42. Hebbel, Frdr. Meine Kindheit. Mutter und Kind. 1.—20. Tausf. 113 S. M. —,20. — 43. Heiberg, Herm. Peter Vrede. Jeg elsker Dig. 2 Erzählgn. 60 S. M. —,15. — 44. Muellenbach, Ernst. Franz Friedrich Ferdinand. Zwischenblätter aus der Chronik e. Kleinstaats. 72 S. M. —,20. — 45. Kompert, Leop. Gottes Annehmerin. Novelle. 53 S. M. —,15. — 46. Spindler, Karl. Der Hofzwerg. Eine Erzählg. 64 S. M. —,15. — 47. Ompteda, Georg Frh. v. Der Major. Ein Weihnachtsabend. Das Schützenfest. 44 S. M. —,10.

Programme.

Becker, Hermann. Goethe als Geograph. (Schluß.) Berlin, Weidmannsche Buchh. 28 S.
Benjamin, Conr. Das deutsche Gymnasium im Spiegel der Dichtung seit 1870. Ebda. 19 S.
Greifeld, Oskar. Festspiele f. Schule und Bühne. III. Tl. Die Brüder. Ebda. 51 S.
Jahn, Dr. Franz. Ueber das Wesen des Komischen. Ebda. 36 S.
Neumann, Robert. Goethe und Fichte. Ebda. 35 S.
Ramm, Walter. Jean-Jacques Ampères lyrische Dichtungen. Ebda. 22 S. Je M. 1,—.

Kataloge.

Georg & Co. Wissenschaftliches Antiquariat in Basel. Katalog Nr. 91: Seltene und gesuchte Bücher. Wertvolle Bibliothekswerke. Kultur- und Sittengeschichte. Curiosa.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

L. WERNER

Maximiliansplatz 13 MÜNCHEN Maximiliansplatz 13

Buchhandlung und Antiquariat
für
Architektur, Kunst- und Kunstgewerbe.

Letzte Kataloge:

No. 15. Kunstliteratur. ca. 1000 Nrn.
" 14. Illustr. und Prachtwerke. ca. 430 Nrn.
" 13. Architektur. Dekoration. Ingenieurwissenschaft. ca. 1000 Nrn.
" 9. Kunstgewerbe. ca. 400 Nrn.
" 8. Dekoration. Ornamentik. ca. 320 Nrn.

——— *Gratis und franko* ———

Oesterreichische Dichter
zum 60. Geburtstage
Detlev von Liliencron's.

Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Peter Rosegger, J. J. David, Rudolf H. Hawel, Theodor Herzl, Philipp Langmann, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, M. E. Delle Grazie, Karl Schönherr u. a. ....

Herausgegeben von Adolph Donath
mit Buchschmuck von Heinrich Lefler.
VERLAG CARL KONEGEN WIEN

Preis M. 5.—, eleg. gebd. M. 7.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von EGON FLEISCHEL & Co.
Berlin W. 35

Befreites Glück

Roman
von
Jon Lehmann

Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35

Soeben erschien:

Frauenromane von
George Moore
Erster Band
Arbeite und bete
(Esther Waters)

Autorisierte Ausgabe, besorgt und eingeleitet von
MAX MEYERFELD.

Geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.50

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen —

Fischer und Dr. Bröckelmann
Photochemigraphische
Kunst-Anstalt

F. & Dr. B.

Berlin S.W. Wilhelmstr. 29

Erstes Juli-Heft.

VI. Jahr. No. 19. | 1. Juli 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von William Dean Howells, James Lane Allen und Ellen Glasgow

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Sechster Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 19	Egon Fleischel & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2	1. Juli 1904	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich,
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Laienphilosophie.

Von **Kurt Walter Goldschmidt** (Charlottenburg).

Das vielleicht allzu tönend in die Welt geschleuderte Schlagwort von der philosophischen und religiösen Renaissance unserer Zeit findet in einem großen Teile der zeitgenössischen Produktion seine praktische Bekräftigung. Renaissance: Begriff und Wort wecken associativ nur eben ein wenig zu große Ahnungen und noch größere Hoffnungen, hinter denen die Wirklichkeit dann einigermaßen zurückbleibt. Geistige Bewegungen wirken heut, im Zeitalter triumphierender Massenkräfte, nicht mehr mit voller Wucht einprägsamgestaltend ins Leben hinein und verlaufen sich zumeist im engen, spirituell-papierenen Kreis. Auch ist unsere Zeit zu kritisch-skeptisch, zu vielfältig verästelt, zu entwicklungsreich und entwicklungswirr, als daß heute die Geister auf der ganzen Linie in gleichsam elektrischer Wirkungskette zugleich aufflammen könnten. Es ist kein bloßer Zufall, daß sich heute Philosophie und Kunst oft mit doppelter Mauer vom weihelosen Alltag scheiden. Man mag die fortschreitende Absonderung bedauern, man mag ihr mit populären Adelsmenschenbünden entgegenarbeiten wollen — die Entwicklung selbst wird man nicht aufhalten können. Und diese drängt zweifellos auf immer stärkere Aristokratisierung hin. Möglich, daß in ein paar Jahrhunderten die Vorposten der entwicklungsfähigen Massen dort angelangt sind, wo heute die Nachhut der Elite steht — wir sind zunächst und vor allem Kinder des Tages, haben goethisch die Forderung des Tages zu erfüllen und können nicht gut warten, bis die große Mehrheit zu Kulturhöhen hinangezüchtet ist. Die Absonderung hat ja sicher auch ihr Gutes. Es ist vielleicht ebenso notwendig als heilsam, daß sich die sozialen Funktionen (unter die im weitesten Sinne auch die nationalen fallen würden) und die individualistischen Funktionen säuberlich scheiden; daß sie, ohne sich gegenseitig zu entwerten, jedenfalls einander nicht ins Gehege kommen. Thatsächlich ist hier ein Stück Kulturarbeit zu leisten, das sich an Bedeutung mit aller sozialen Fürsorge und Liebesthätigkeit, allem nationalen Krafteinsatz wohl messen darf. Und wer sollte diese Kulturarbeit verrichten, wenn nicht jene kleine Gruppe von Dichter-Denkern, von Künstler-Philosophen, von Schauenden, Forschenden und Ahnenden zugleich, von der heute in der That die Entwicklung kultureller Werte, die Geschichte der geistigen Kultur abhängt?! Innerhalb dieses fein und fest umschriebenen Kreises darf man allerdings von einer gewissen philosophischen und religiösen Renaissance oder vielleicht besser und bescheidener von wiedererwachenden Tendenzen dieser Art, eigentümlich tiefen Wellenbewegungen unseres modernen Geisteslebens reden. . . .

Zweierlei scheint mir diese Bewegungen zu bestimmen: die Sehnsucht nach einer neuen Weltanschauung, die sich heute mit früher ungekannter Inbrunst regt, und die immer stärkere Sprengung der Zunft- und Fachschranken, das kräftige Vordringen der Laienphilosophie. Laienphilosophie: das möchte ich nicht mit Dilettanten-Philosophie umschrieben wissen — es sei denn, daß man den „Dilettanten" im guten, vollen Renaissance-Sinne des empfänglichen Musenfreundes verstünde. Diese Laienphilosophie mag zwar in der That viel dilettantische Elemente im schlechten modernen Wortsinn mit sich führen; doch das sind Uebergangs-Erscheinungen, Kinderkrankheiten, die von keinem großen Werdeprozeß zu trennen sind, und man darf sich dadurch ebenso wenig abschrecken lassen wie durch die mancherlei Aeußerlichkeiten, Modekoketterieen und Ueberheblichkeiten des Esoterikertums, die sein großes Verdienst nicht schmälern.

Daß in Laienköpfen, daß vor allem in Künstlerseelen wieder das Bedürfnis nach Weltanschauung lebt, scheint zunächst nur ein Paradoxon mehr im widerspruchsvollen Bild der Zeit zu sein. Denn wir sind längst bei einem gewissen Wissenschafts-Ueberdruß angelangt, von den Geistigkeiten weiter als je abgerückt und nichts weniger als Freunde blutloser Abstraktion. Die Uebertreibungen des Positivismus wie des Intellektualismus haben den notwendigen Rückschlag hervorgerufen. Wir möchten am liebsten von den Erscheinungen und Erkennt-

nissen fort ins Triebhafte, Unbewußte, Mystische, Vegetative. Wir möchten aus der Nüchternheit der messenden und wägenden Zahl, aus der Uebereiztheit bewußten Hirnlebens hinabtauchen zu jenen Urtiefen, in denen sich All und Ich verschmilzt und der geheimnisvolle Quell des Lebens springt. Kurz, wir sind unwissenschaftlich und antiwissenschaftlich im höchsten Grade und müssen es sein, wenn wir uns von den Nachwirkungen der Ueberwissenschaftlichkeit, die uns noch in den Gliedern liegen, einigermaßen erholen wollen. Und trotzdem die Sehnsucht nach Weltanschauung? Aber Weltanschauung ist eben nicht nur Sache der Wissenschaft und des Intellektes, sondern auch und vor allem des Gefühls. Weltanschauung ist nichts anderes als der unentbehrliche Ersatz für die morschgewordenen Wahrheiten der positiven Religionen; ist nur eine neue und geklärte Befriedigungsform unseres metaphysischen Bedürfnisses, das nach einem geschlossenen Weltbilde, einem tiefinnerlichen Verhältnis der Seele zum Weltganzen verlangt. Wissenschaft und Weltanschauung können sich daher gegenseitig unterstützen, sind aber nicht schlechthin auf einander angewiesen und können sich sogar in ausgesprochenem Gegensatz bewegen. Wissenschaft, selbst wenn sie konstruktiv und begrifflich verfährt, ist doch immer noch mehr oder minder dem Stoff verhaftet, am Stoffe klebend; Weltanschauung ist immer königlich, gebietend, gestaltend, aufbauend. Die Herren Kärrner haben nun lang genug Material aus allen Weltenden zusammengescharrt; es scheint, daß wieder einmal die Zeit der Könige gekommen ist. Die Signatur der Zeit ist in der That kaum noch zu verkennen. Und es würde nicht einmal ein brüsker Bruch mit der Tradition notwendig sein: denn die neueroberten Finessen unseres hochentwickelten Hirnlebens würden auch den neuen, den schaffenden Geistern zugute kommen. Der mystisch-vegetative Zug unseres Geisteslebens ist gewiß tiefberechtigt und -begründet; aber auch über ihn wird die Entwicklung hinausgehen, vielleicht wieder zu einer stärkeren Betonung des Rationalen und Intellektuellen hin, und selbst unsere Mystik ist doch schon so stark intellektualisiert, wie es nach einer langen Periode des Hirnlebens nur natürlich ist. Dämmerhaft kündigen sich hier schon ganz neue schöpferische Ueberwindungen und Gestaltungen an, die man vorerst nur ahnungsvoll anzudeuten vermag.

Der Laienphilosophie aber ist so das eigentliche Experimentierfeld eröffnet. Um Versuche, zu neuen Gestaltungen vorzudringen, handelt es sich natürlich vorläufig nur. Sie mag proben und wagen, bis in glücklicher Stunde einem begnadeten „Laien“ einmal der große Wurf gelingt. Denn immer noch war es Laien-Aufgabe höchster Art, alte Formen zu sprengen und neue zu schaffen. Bruno, der philosophische Feuergeist, hat als Laie und Dilettant in metaphysicis unstät die Welt durchzogen. Spinoza hat wohl gewußt, warum er die heidelberger Professur ausschlug. Auch unser Lessing hat die „Abneigung gegen das Professorieren“ einmal kräftig bekannt. In Schopenhauers groteskem Geniehaß gegen die staatlich bestallten Philosophiebeamten ist doch immerhin ein richtiger Instinkt. Kant bildet fast die einzige große Ausnahme; aber als er den leibnitz-wolffischen Dogmatismus sprengte und die Vernunftkritik schrieb, da war er nicht „Professor“, sondern — Laie. Und nur aufs innerliche Abseitsstehen kommt's natürlich an. . . . Ja, das Laienelement spielt heute in der Philosophie vielleicht noch eine größere Rolle als ehedem, — wie immer in den Zeiten religiöser Erneuerung, wie einst in der großen deutschen Mystik des Mittelalters, der nachdrücklichsten Reaktion gegen die scholastisch-theologische „Fachgelehrsamkeit“. Es wird außerdem noch durch den Geist unserer modernen Kultur befördert und begünstigt; denn im Zeitalter der „Reizsamkeit“, der erhöhten Nerventhätigkeit, haben die geistigen Funktionen und Gebiete die Tendenz, ihre Grenzen zu überschreiten, sich zu neuen, eigentümlichen Mischgebilden zu verschmelzen.

Endlich ist alle Weltanschauung, wie wir sahen, im Gefühl verankert und jener anderen großen Auswirkung des Gefühls, die wir Kunst nennen, in den Ursprüngen verwandt; ist, wie diese, königlich und gestaltend; und gerade die Kunst des hohen Stils und der großen Linie, die Kunst der Idee und der Phantasie, die wir heute mehr aus der Sehnsucht als aus der Erfüllung heraus „Höhenkunst“ zu nennen pflegen, ist immer im innigsten Zusammenhange mit der jeweiligen Weltanschauung gewesen, hat das dichterische Bild immer zum Weltbild erweitert. Nicht zufällig hat unsere Zeit den Traum des „Gesamtkunstwerkes“ aus sich herausgeboren, und nicht zufällig strebt sie neuen Ausdrucksformen zu, in denen sich Anschauung und Idee, Kunst und Philosophie durchdringen. Wer heute das „dritte Ohr“ besitzt, den heimlichen Unterströmungen der Zeit zu lauschen, der wird bei allem Durcheinanderbrausen doch auch den Zusammenklang nicht überhören können: gerade weil unsere Zeit einerseits nach immer stärkerer Aesthetisierung, nach immer reicherer künstlerischer Verklärung des Lebens strebt; weil sie auf der anderen Seite im Gegenteil von einem gewissen Kunst-Ueberdruß geplagt ist und aus ihrer überkultivierten ästhetischen Scheinwelt inbrünstig Brücken zum Wirklichen schlägt — gerade darum wird sich allmählich eine neue Einheit, eine höhere synthetische Bindung von Kunst und Leben herausklären müssen. Das „dritte Reich“, von dem unsere Dichter und Denker träumen, wird nicht nur die alten Gegensätze von Geist und Sinnlichkeit, von Individuum und Gesellschaft, sondern auch den durchaus nicht vitalen Gegensatz von Poesie und Philosophie, von anschaulicher und abstrahierender Welterfassung, zu schlichten haben. Diesem zunächst freilich noch phantomhaft aus Jahrhundertfernen lockenden Ideal, in dem sich die Differenzierung selbst überwinden und abschließen würde, gilt heute der hoffende Zukunftsglaube der höchstentwickelten Geister. . . .

Nach alledem wird es nicht verwunderlich sein, daß ein großer Teil der im guten Sinne populärphilosophischen Produktion unserer Tage die Beziehungen zwischen Kunst und Weltanschauung zu ergründen sucht, daß ein anderer großer Teil aus gänzlich unzünftigen Versuchen einer naivspekulativen Weltanschauung mit einem deutlichen Zug ins Ethische und Aesthetische besteht, und daß ein dritter Teil endlich aus sinnigen Poetenseelen und ihrem Bedürfnis nach philosophischer Ergänzung und Abrundung des eigenen Wesens entsprungen ist. Auch die kürzlich erschienenen Weltanschauungs-Bücher, die mir die Redaktion dieser Zeitschrift freundlichst auf den Schreibtisch gelegt hat, lassen

sich bezeichnenderweise ohne Gewaltsamkeit und Pedanterie ähnlich klassifizieren. Um es gleich vorwegzunehmen: es sind fast durchweg trotz manches allzu laienhaften Untertones erfreuliche Erscheinungen und beredte Zeichen der Zeit. Fragen der Kunst und Weltanschauung in innigem Zusammenhang behandeln Karl Hans Strobl und Ludwig Coellen. Die schwächere Arbeit ist die von Strobl; sie bietet in fünfzig Seiten einen zusammenfassenden Ueberblick über „Die Weltanschauung in der Moderne“ (Leipzig, bei Hermann Seemann Nachfolger). Der fruchtbare junge Autor hat neuerdings mit Romanen und Novellen Anerkennung gefunden; ich selbst kenne von ihm nur einige kleine lyrische Gedichte in holzischer Manier, in denen sich echte, wenn auch noch unfreie dichterische Begabung zeigte. Sein essayistisches Talent ist, nach dieser Probe zu urteilen, nicht allzu tief und original; er schreibt und urteilt oft ein bißchen naiv, eklektisch und obenhin, und eine irgendwie starke und neue persönliche Vision der Dinge giebt er nicht. Vielleicht ist ihm gerade die Leichtigkeit der Produktion verhängnisvoll: das Ganze scheint in seiner nur andeutenden Berührung der Tiefen und Probleme mehr dem Bedürfnis der Orientierung als einer wirklichen seelischen Schaffensnotwendigkeit und kritischem Bekenntnisdrang entsprungen zu sein. Es belehrt uns nur, aber bereichert uns nicht. Solche Arbeiten pflegen nicht zu dauern. Denn nur solche Werke bleiben, in die man ganz sich selbst hineingelegt hat, hat Schopenhauer einmal treffend gesagt. Aber freilich muß man was hineinzulegen haben. . . . Jedenfalls steht aber die stroblsche Arbeit immer noch wesentlich über dem Durchschnitt marktgängiger Essai-Ware. Sie ist im großen und ganzen verständig und tüchtig geschrieben und wird als freilich mit kritischer Vorsicht zu gebrauchende populäre Einführung in die Dinge ihren Zweck erfüllen. Anschaulichkeit und Faßlichkeit der Darstellung lassen sie hierzu sogar besonders geeignet und einer Empfehlung würdig erscheinen.

An der sympathischen Lebendigkeit des Tones spürt man, daß Strobl mitten in den Dingen steht, die er schildert. Freilich wird dadurch auch die weitsichtige Unbefangenheit des Ueber-den-Dingen-Stehens gefährdet. Künstler haben wohl mitunter die glücklichsten kritischen Intuitionen und können dadurch zeitweilig den Kritiker auf seinem eigensten Gebiete schlagen, aber sie werden schließlich doch der Kritik, die in richtiger Entfernung zum Kunstwerk steht — nicht in seine Sphäre hineingerissen, nicht seiner Sphäre völlig entrückt —, das letzte Wort lassen müssen. . . . Mehr als forschender Kunsttheoretiker und darum freier und objektiver tritt Ludwig Coellen seinem, dem stroblschen Thema verwandten Problem gegenüber. Seine Broschüre „Modernes Drama und Weltanschauung“ (Düsseldorf 1903, Schaubsche Buchhandlung, Otto Pflaum) ist, wie der Titel andeutet, speziellerer Natur und schon darum größerer Gründlichkeit fähig. Sie vermeidet die populäre Leichtigkeit der stroblschen Darstellung, zeigt aber dafür wieder mitunter eine gewisse gelehrtenhafte Kühle und Schwerflüssigkeit. Aber es ist zweifellos die gehaltvollere Arbeit, und der Verfasser bewährt sich als kundiger und weitblickender Betrachter. Ich habe von dieser kleinen Schrift eine gewisse ästhetische Anregung empfangen und meine, daß auch andere sie mit Nutzen lesen werden. Als eine dem Belletristen wie dem Gelehrten eigentümlich gemeinsame Erscheinung ist mir eine merkwürdige Unsicherheit der Bewertung aufgefallen. Bei Strobl finde ich über Ibsen die folgende naive Stelle: „In grausenhafter Ironie weist er in der ‚Wildente‘ die Notwendigkeit der Lüge, der ‚Lebenslüge‘ nach. Aber dieser Pessimismus hat etwas Zukunftsfrohes an sich. Ibsen erklärt: so kann es nicht weitergehen. Und er überläßt es dem Hörer, die notwendige Folgerung zu ziehen: Also: es muß anders werden.“ Von Bierbaum hören wir, daß er „deutsches Empfinden mit südlicher Grazie (!) zu verschmelzen suche“. Und Dehmel wird uns natürlich als der „ganz Eigene und Einzige“ vorgestellt. „Die Philosophen der neuen Weltanschauung begründen, Dehmel stellt dar. Er erlebt alle Schwingungen der Weltseele in seinem Ich. Eine ganz abgründliche und mystische Natur.“ Lauter Wertungen, die etwas stark nach Mode schmecken und durch falsche Töne und Ueberschwänglichkeiten feinere Organe empfindlich verletzen. . . . Bei Coellen ist man vor ähnlichen Geschmacks-Abirrungen besser geschützt. Aber eine gewisse Unsicherheit der Bewertung macht sich doch auch fühlbar. Ich bin weit entfernt, hier irgend einem Geschmacks-Dogma das Wort reden zu wollen; jeder ästhetische Standpunkt ist selbstverständlich subjektiv; aber was man verlangen kann, das ist ein beherrschender, wertgebender Persönlichkeitston, der den chaotischen Stoff gliedert und beseelt. Ich muß den lebendigen Pulsschlag, den persönlichen Rhythmus eines Werkes hören, der sich gewöhnlich auch in der Rhythmik des Stiles ausprägen wird — aber wie wenige Werke erfüllen diese billige Forderung! . . . Als eigentümliche Urteils-Schwankung muß ich es auch bezeichnen, wenn Coellen die Dichtung eines D'Annunzio, speziell die „Gioconda“ dieses Dichters, für den Gipfel moderner Dramatik und als die bislang höchste Verwirklichung des von ihm ersehnten Idealdramas der Zukunft hält. Diese Auffassung erscheint um so verwunderlicher, als Coellen sonst für Ibsen, Hauptmann u. a. den richtigen Blick besitzt. Aber das Verdienst der kleinen Schrift besteht auch weniger in ihren Wertungen als vielmehr in der kurzgefaßten modernen Theorie des Dramas, die sie giebt. Hier liegt die anregende Kraft der Arbeit. Seine Anschauung erscheint mir als eine sehr beachtenswerte Uebertragung hebbelscher Ideen und Forderungen auf die moderne Kunst: dies dürfte die Formel für den Gehalt des Büchleins sein. Klingt es nicht ganz hebbelisch, wenn er sagt: „Die jeweilige Entwicklungsphase des Gesamtbewußtseins bedingt Gehalt und Form des Kunstwerkes?“ Ist nicht schon Hebbel darauf ausgegangen, die „Idee“ seiner Kulturperiode, als eigentümliche historische Brechung der tragischen Ur-Idee, mit gesteigerter Bewußtheit im Symbol des Kunstwerks einzufangen? — Der Naturalismus aber, dessen relative zeitgeschichtliche und ästhetische Berechtigung Coellen übrigens sehr verständig anerkennt, genügt dieser Forderung nicht — denn er ist stofflich und ideenlos. Die „Idee“ unserer Uebergangsperiode erblickt Coellen treffend in der „Décadence“, die er ganz gut als „eine durch den inneren Kampf erzeugte Kraft- und Ziellosigkeit“ definiert. Ich stimme ganz mit ihm überein, wenn er folgerichtig die Dramen Ibsens als den voll-

kommensten und bewußtesten dichterischen Ausdruck dieser Idee betrachtet. „Die Helden Ibsens sind die modernen Dekadenten, die Menschen mit den überreizten Nerven, denen der schwere innere Kampf um die Weltanschauung die Kraft zu positivem geistigen Schaffen geraubt, während sie doch ihre über den Durchschnitt verfeinerte Organisation zu solchem Schaffen prädestiniert hat.“ Das ist gut und richtig gesehen. Ich kann Coellen auch darin folgen, daß die Entwicklung nach seiner Meinung auch über Ibsen hinausgehen wird und muß. Man könnte schon zweifeln, ob unsere Zeit wirklich den Namen der Uebergangszeit par excellence verdiene; jede Zeit bedeutet doch mehr oder minder einen Uebergang. Aber im Grunde meint man eine kritische Auflösungszeit in Rodbertus' Sinn, und damit hat es schon seine Richtigkeit. Es wäre also möglich, daß gerade die unharmonische und problematisch-vieltönige Dichtung Ibsens das erschöpfende und einzig treffende Bild der Zeit giebt. Aber die Sehnsucht, die nach noch höheren Formen harmonischer Zeitüberwindung und Lebensgestaltung sucht, ist wohl zu verstehen. Nur klingt es etwas doktrinär und undeterministisch, wenn Coellen folgert: „Die erste Bedingung und das Hauptkriterium eines echten Dramas ist es, daß in ihm Menschen von höchstem Bewußtsein, Adelsmenschen, bewußt nach bestimmten Prinzipien handeln, Menschen, die die ganze Weltanschauung der Zeit durch ihr Leben verkörpern.“ Wir leiden nun nachgerade in mancher Beziehung schon eher an zu viel als zu wenig Bewußtheit, und es liegt immer eine gewisse Gefahr darin, gesteigerte Bewußtheit ins sinnfällige, künstlerische Bild zu tragen. — Vollends fehlt mir das Organ für die Verhimmlung D'Annunzios, dessen starke, aber einseitige und entwicklungsarme Begabung ich natürlich nicht verkenne, und seiner „Gioconda“. „Diese erhebt sich aus dem Alltagsleben zu echt dichterischer Wirklichkeit, ohne den vom Drama zu fordernden Realismus zu vernachlässigen. Vollste, anhaltende Befriedigung des Zuschauers ist die Folge.“ Wirklich? Die Verallgemeinerung ist mindestens unzulässig. — Coellens Schrift ist immerhin ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur modernen Aesthetik; ihr besonderer Vorzug ist, daß sie das moderne Kunstwerk unter großen Gesichtspunkten zu betrachten und in die Sphäre der Weltanschauung zu rücken sucht.

Ein Buch, das sich schon durch seinen Titel einer der von mir angedeuteten Kategorieen einreiht, ist die „Poetenphilosophie“ von Wilhelm Fischer in Graz (Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. München und Leipzig 1904, Verlag von Georg Müller). Dieses nicht blendende und starke, aber schlichte und vornehme Bekenntnis einer echten Dichterseele, die mit philosophischem Tiefsinn dichterische Anschauungskraft und lebendige Gemütswärme paart, will, wie es im Vorwort heißt, „allgemein verständlich sein in edlem Sinne und eigen Gedachtes anschaulich zum Ausdruck bringen. Es vermeidet jeden Schein von Gelehrsamkeit und läßt den Kundigen doch durchblicken, was der Verfasser von anderen gelernt, bevor er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, um dem Ursprung von etwas nahezukommen, das schon von so vielen als gefunden bezeichnet wurde. Ich meine den Ursprung der Ethik, die Entstehung unserer Moralgefühle. Tief genug in die Körperwelt hinabsteigend, findet er, wie es die allermateriellsten Anlagen sind, die sich im Menschen zu idealer Höhe entwickeln. Und dieses ist überall, was als Idee sein Werk durchzieht: die Entwicklung des Gottmenschlichen aus dem Tiermenschlichen und das Ideal des reinen Christentums“. — Der Kritiker könnte das Buch kaum besser charakterisieren, als es hier der Autor in wenigen Zeilen selbst gethan hat. Seine Vorzüge und Fehler bedingen sich gegenseitig.

Spiegelt schon jede Philosophie schlechthin nach einem tiefen Worte Nietzsches das Verhältnis der Triebe ihres Autors wider, so vor allem die Poetenphilosophie. Sie ist im höchsten Grade aus Gefühlsbedürfnissen hervorgewachsene Wunschphilosophie, die ein dichterisch verklärtes Ideal ins graue Reich der Abstraktionen trägt. Vorwegnehmende, ausfüllende und erhöhende Phantasie aber ist der begrifflichen Spekulation immer um ein Beträchtliches voraus und dennoch ihr auf ihrem eigensten Gebiet nicht ebenbürtig. Für den Aberglauben, daß ein Poet notwendig ein Dummkopf sein müsse, sind freilich nur die poetischen Kolibri-Gehirne verantwortlich zu machen, die selber rational nicht bis drei zählen können und aus ihrer Unzulänglichkeit ihre Stärke machen, — aber in der Seele des Dichters, mag sein Intellekt auch immerhin von modernen Problemen und Erkenntnissen befruchtet sein, überwiegen notwendig Anschauung und Gemüt. Das bestätigt sich auch bei Wilhelm Fischer. Daher die bindende, vereinheitlichende Lebenskraft seiner Gedanken; daher die harmonische Abrundung seines Weltanschauungs-Gebäudes und die innige Durchdringung von Glauben und Wissen; daher aber auch der Mangel an logischer Abgrenzung und Prägnanz, an einer gewissen persönlichen Kraft der Einseitigkeit, an intellektueller Skepsis . . . Es ist schön und geistreich gedacht und wird zu verwandten Naturen sprechen, wenn er den ganzmodernen Gedanken der Entwicklung vom Tiermenschlichen zum Gottmenschlichen in den Dienst des Christus-Ideals stellt, Darwinismus und Christentum zu versöhnen und pietätvoll das religiöse Symbol als dichterisch-mystischen Ausdruck der letzten Dinge zu retten sucht. Aber wir können da doch nicht ganz mit. Dichter bleiben Kinder, auch wenn sie Philosophen werden, und man könnte sie fast darum beneiden. — Uebrigens zeugt das Buch durchweg von Fischers Verständnis und Belesenheit auf philosophischem Gebiete. Wenn nur heute alle „wissenschaftlichen“ Geister so viel von den Problemen verständen, wie dieser „Dichter“! Auch sein Stil ist, von Einzelheiten abgesehen, edel und gewählt. Seine Theorie der Moralgefühle ist vielleicht nicht ganz so originell, wie er glaubt; es kreuzen sich darin Anschauungen, die an diejenigen Nietzsches aus seiner zweiten und dritten Periode anklingen; die sittlichen Werte werden teils aus dem allmählich in Vergessenheit geratenden Nutzen einer Handlung, teils aus gewissen „Distanzgefühlen“ höherer, bevorzugter Rassen und Individuen erklärt. Am glücklichsten ist Fischer bezeichnenderweise dort, wo er nicht spekuliert, sondern phantasiert und gestaltet. Das längere dichterisch-philosophische Intermezzo „Der Zweihänder“, in dem er mit fesselnden Farben den allmählichen Aufstieg von der Tierheit zur Menschheit malt, gehört zu den gelungensten Partieen des Buches. Und daß Dichter heut überhaupt philosophieren und dazu so fein und kundig, wie Wilhelm

Fischer, muß als zeittypisch vermerkt und freudig begrüßt werden.

Keine ausführliche Behandlung verdient ein Buch von Dr. Hjalmar Kjölenson, das sich tönend „Vom Glück und dem neuen Menschen", Grundzüge für neue Lebensführung (Leipzig 1903 bei Richard Wöpke) nennt und im wesentlichen als eine kritiklose Zusammenstellung von Citaten, kindlichen Urteilen und Gemeinplätzen in einem vertrackten Ausländerdeutsch darstellt. Solche Bücher können freilich den Kredit der „Laienphilosophie" nicht heben. Ich würde gern erheiternde Proben geben, wenn ich nicht diese Zeilen damit unnütz zu beschweren glaubte. Was für heterogene Menschen und Dinge von Sudermann, Hartleben, Schnitzler bis zu Böcklin und Nietzsche hier oft in ein und dasselbe Kapitel gestopft sind, spottet jeder Beschreibung. „Aufgabe dieses Buches ist, den Hunger nach Glück zu stillen (!)", heißt es S. 17. Es dürfte aber auch bescheidenere Aufgaben schwerlich erfüllen. Im übrigen mag die Absicht gut und ehrlich sein.

Aus diesen Niederungen führt uns zu gewissen Höhen der Betrachtung das bei Diederichs in Leipzig erschienene philosophische Bekenntnisbuch des Juristen Ludwig Kuhlenbeck. Wenn man ihm glauben darf, will er uns sogar zu den höchsten Aussichtspunkten der Metaphysik emporleiten. Mit der bei Dilettanten nicht seltenen Neigung zum tönenden Wort und zum empfindungsseligen Pathos, wie sie reichere Naturen gerade in nüchterner Alltagsthätigkeit entwickeln, nennt er sein Buch sehr stolz „Im Hochland der Gedankenwelt". Und auch an einem eindrücklichen Untertitel fehlt es nicht: „Grundzüge einer heroisch-ästhetischen Weltanschauung (Individualismus)." Freilich verrät sich hier schon eine gewisse Unklarheit der Begriffe, die überhaupt der sonst achtbaren Leistung anhaftet. Das „Heroische" sei der Weltanschauung Kuhlenbecks zugegeben; das „Aesthetische" kommt nicht heraus; ja, ich habe den Eindruck, daß der Verfasser im Gegenteil allen spezifisch-ästhetischen Tendenzen fernsteht; und mit dem Klammerbegriff „Individualismus" verbindet er einen zunächst nicht geläufigen Sinn, den man erst allmählich herauslesen muß. Er ist nämlich nichts weniger als „Individualist" im Sinne moderner Ethik; seine Weltanschauung klingt ja bezeichnend genug in die Worte aus: „Gedenke stets der Verse desjenigen deutschen Dichters, der der hier ergriffenen Weltanschauung den glänzendsten Ausdruck verliehen hat, Schillers: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an . . .!" — Wozu der Lärm? ist man vielleicht versucht zu fragen. Kuhlenbecks Individualismus ist vielmehr metaphysischer Natur und wendet sich gegen die extrem-idealistische und die buddhistische All-Eins-Lehre. Daß er dabei Schopenhauer auf seiner Seite glaubt (S. 144), ist eine seiner kleinen philosophischen Unklarheiten. Doch haben wir es hier mit einem ernsten, intelligenten und gebildeten Dilettanten zu thun, der sich im banausischen Getriebe das philosophische Bedürfnis und das Verständnis für die großen Weltfragen bewahrt hat. Daß die vorliegenden Aufsätze ursprünglich nur einen philosophischen Monolog des Verfassers bedeuten und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, merkt man an ihrer lockeren Fügung und der etwas zwanglosen, formal ungenierten Art der Darstellung. Kuhlenbeck hat die Frische und gesunde Rücksichtslosigkeit, aber auch mitunter die Respektlosigkeit des Dilettanten. Mit der Art, wie er die großen Philosophen der Vergangenheit als unpraktische „Stubendenker" abthut, kann ich mich nicht befreunden. Und was soll man sagen, wenn er bei Gelegenheit einer philosophischen Naivetät des großen Pantheisten von Spinozas „geschmacklos alberner und zugleich gemeiner Definition" der Liebe spricht?! (S. 121/22). Aber er hat nun mal die Antipathie, und wir merken auch den Grund. Kein philosophischer Dilettant ohne ein wenig Rassentheorie! Herr Houston Stewart Chamberlain ist glorreich vorangegangen. „Dem jüdischen Monismus eines Spinoza, für den ‚alles gut' ist, setzen wir den Dualismus der arischen Rasse entgegen, das große Doppelgeheimnis von den zwei Prinzipien" (S. 144), womit wir denn glücklich wieder bei Ormuzd und Ahriman angelangt wären. Ueber kleine Scherze — daß er etwa in den „Hochgedanken in Dichterworten" neben Goethe, Byron und Giordano Bruno auch — Kuhlenbeck citiert, muß man sich eben hinwegsetzen. Immerhin: er hat die Kriterien des echten Philosophen, philosophisches Bedürfnis und Talent, und wir könnten mehr solche „Laienphilosophen" brauchen.

Aus Diederichs rührigem Verlag, der sich durch Original-Veröffentlichungen wie durch die schönen Neuausgaben des Meister Eckhart, des Plato, Marc Aurel u. s. w. besondere Verdienste um die religiöse Renaissance-Bewegung unserer Tage erworben hat, stammt auch das persönlich bedeutendste Werk, das mir vorliegt: Bernhard Wilms „Der Weg zum Ewig-Lebendigen". Es ist augenscheinlich eine Anfänger-Arbeit, oft stammelnd und verworren im Ausdruck, stillos in der Darstellung, die den Bibel-Ton zu kopieren sucht, naiv Bibelcitate in den Text streut und dann wieder mit modernen Trivialitäten dazwischenfährt; dazu nicht immer glücklich und folgerichtig in der Durchführung des Bildes der „atmenden Brust" als Symbol des Vegetativen im Gegensatz zum künstlich gesteigerten Hirnleben der Zeit. Aber doch ein Werk von tiefem und echtem Bekenntnis-Inhalt, religiös-ekstatischen Schwungkräften, poetischem Glanz und menschlich-künstlerischer Eigenart. Die ehrlich-ergreifende Beichte eines Halb-Gebrochenen, den die dämonischen Mächte der „Gier" aus sich selbst herausgelockt, dessen beste körperliche und seelische Blüte der Unnatur und Brutalität der Gesellschaft zum Opfer gefallen ist — bis er sich zu sich selbst und damit zur Gesundung zurückfand, sich zur Mystik des „Ewig-Lebendigen" erhob. Wirklich packende, schmerzlich-anklägerische Töne findet die Schrift besonders dort, wo sie die Entwürdigung und Vergiftung der gesunden und heiligen Liebesempfindung durch die Gesellschaft schildert. — „Wenn nicht alles so ist, wie es sein könnte, so ist es meine und meiner Jugend Schuld. Gewiß ist, daß die Welt leidet und der Erlösung bedarf," heißt es wahrhaft rührend am Schluß. Man hat vielleicht Grund zur Furcht, daß dieses das einzige Buch Bernhard Wilms bleiben könnte. Was thut's? So, wie es ist, ist es einer der fesselndsten und zukunftreichsten Beiträge zur modernen „Laienphilosophie".

Neue amerikanische Belletristik.

Von A. von Ende (New York).

Vor etwa fünf Jahren hatten wir in Amerika eine kleine Revolution der Litteratur. Eine Handvoll junger westlicher Autoren erklärte bei einer Zusammenkunft in Chicago ihre Unabhängigkeit von britischen und puritanischen Traditionen und forderte Emanzipation von verschiedenen konventionellen Rücksichten, unter anderem der Rücksicht auf die Jugend, der in Drama und Roman zu viele Zugeständnisse gemacht würden. Die Jugend, die uns damals den großen amerikanischen Roman verhieß, der aus dem Westen kommen und die Erneuerung bringen sollte, blieb dieses Buch bis zum heutigen Tage schuldig; inzwischen aber machte, ohne jede Beziehung auf jene recht schnell vergessene Episode, Henry James in einem Essai über die Zukunft des Romans darauf aufmerksam, daß derselbe stets den Anschauungen der Gesellschaft entspräche. So lange diese sich über gewisse Dinge freimütig äußere, geschehe es auch im Roman, wie der englische des achtzehnten Jahrhunderts es bewiesen habe. Aber schon bei Scott und Dickens spielten die Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine untergeordnete Rolle, und man bekäme daher heute auf die Forderung nach Erweiterung jener Konventionen zur Antwort: „Wer will denn Besseres als Scott und Dickens?“ Die Jugend aber, um derentwillen man seiner Zeit Fielding versteckt habe und gewisse Dinge im Roman der Gegenwart unberührt lasse, habe selbst den Mangel entdeckt und fordere eine Erneuerung, auf die der Roman der Zukunft würde Rücksicht nehmen müssen.

An Stimmen, die sich über diese Mängel ausgelassen haben, war seitdem wirklich kein Mangel. Erst unlängst hat Gertrude Atherton, die in den wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnissen der amerikanischen Autoren einen Hemmschuh freien, künstlerischen Schaffens sieht, unserer Litteratur Blutarmut und Bourgeoisgeist vorgeworfen. Auch Bliß Perry, der Redakteur der „Atlantic Monthly“, der von dem kraftgenialischen Realismus Mrs. Athertons ebensoweit entfernt ist, wie Henry James von den unreifen Emanzipationsbestrebungen der revolutionären westlichen Jugend, gesteht in seinem Buche „Modern Prose Fiction“, daß unsere Belletristik der großen, gewaltigen Züge entbehre, die man von der Litteratur eines Landes erwarte, das dem Ausland durch Größe, Ausdehnung und äußere Machtentfaltung so imponiere. Er giebt auch zu, daß sie das in der Belletristik anderer Länder vorherrschende erotische Element nicht besitze, bezeichnet dies jedoch eher als einen Vorzug. Ob die Belletristik des Landes, deren Stärke heute in einer humor- und gemütvollen Heimatkunst liegt, mit der Zeit an Großzügigkeit gewinnen würde, oder ob nicht vielleicht gerade die Größe des Landes dieses ausschließe, ob nicht etwa die fortschreitende Europäisierung der amerikanischen Gesellschaft Temperament und Tradition besiegen und schließlich doch noch sexuelle Romane zeitigen würde: das seien offene Fragen. Daß aber die Erneuerung bereits begonnen hat und ein Vertreter der heimischen Litteratur den Weg weist, den der Roman der Zukunft wandeln muß, das anzuerkennen, blieb einem anderen, James Huncker, vorbehalten. In seinem Bande musikalischer und litterarischer Essais zählt er Henry James unter die „Anarchs of Art“ und deutet darauf hin, daß dieser Mann längst mit den Traditionen der Bronte, Eliot, Dickens und Thackeray gebrochen habe und daß seine Werke, vom ersten bis zum letzten, eine einzige, mächtige, künstlerische Unabhängigkeitserklärung seien.

Das jüngste Werk dieses Mannes, „The Ambassadors“, gewinnt kulturelle Bedeutung durch die Person des Helden. In Chad ist das junge Amerika verkörpert, das alljährlich in Scharen nach der alten Welt zieht, um Anregung und Belehrung zu schöpfen, und dem Zauber erliegend, den die alte Kultur europäischen Großstädten verliehen, sich schließlich europäisiert und der Heimat entfremdet. Die Liebe zu Mme. de Vionnet macht aus dem Sohn der kleinen neuenglischen Provinzstadt einen eleganten, gewandten jungen Weltmann, dem das Hyperraffinement pariser Lebens Bedürfnis wird. Aber James geht noch weiter. Auch der Freund und Verehrer der Mutter, den diese hinübergesandt, um zu ergründen, was den Sohn in der Fremde fessele, und um ihn ihr zurückzubringen, damit er des Vaters Erbe antrete und sich mit einer Tochter der Heimat verheirate, auch dieser Vertreter einer älteren Generation des Volkes treibt bald willenlos mit dem Strome des um ihn her wogenden fremdartigen Lebens und vergißt, daß er gekommen war, um zu handeln, und nicht um müßig zuzuschauen. Sein Sehwinkel verschiebt sich; er blickt ohne Mißbilligung auf Verhältnisse, die sein puritanisches Gewissen noch vor kurzem verletzt hätten. Er ergiebt sich einem „laisser aller“. Paris verschlingt beide. Das ist die Geschichte, die James ohne Anwendung jeglichen herkömmlichen Handlungsapparats erzählt. Mit der Ruhe und der Schärfe des Verstehenden schaut er in die Seelen seiner Menschen, analysiert jede Regung und schildert mit einer innerlichen Subtilität, die für jede Nüance seelischen Empfindens das rechte Wort und die rechte Wendung trifft, was sich in Romanen der Vergangenheit hinter dem Vorhang abspielte. Es ist eine Kunst, so eigenartig, so einzig, daß ihr mit dem Wortschatz unserer heutigen Kritik schwer beizukommen ist.

Auf „The Ambassadors“, mit denen die „North American Review“ ihre Spalten der Belletristik öffnete, ist in derselben Zeitschrift „The Son of Royal Langbrith“ von William Dean Howells gefolgt. Ein eigentümliches Zusammentreffen; denn so sehr sie sich im Laufe der Jahre differenziert haben, noch werden James und Howells die Gründer des amerikanischen Realismus genannt und sind es auch in gewissem Sinne. Sie haben beide seiner Zeit den Schritt gethan, der sie von der Vergangenheit trennt — haben das gar so bequeme Gerüst einer äußeren Handlung in die Rumpelkammer geworfen und angefangen, die Menschen und die Dinge um sich her, ohne Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit, als Romanfiguren lediglich zu schildern, wie sie sie durch ihr Temperament sehen. James begann bald den Amerikaner in Europa zu behandeln und wandte sich in der Folge mehr oder weniger Aus-

nahmenaturen und Ausnahmefällen zu. Howells beschränkte sich auf den Durchschnitt, den Amerikaner in Amerika, und wurde der Chroniqueur des amerikanischen Alltags, der Alltagsmenschen, des Alltagslebens, des Alltagsmilieus. Er führt uns in seinem neuen Werke neuenglische Provinzlertypen vor: die Witwe eines reichen, gewissenlosen Fabrikanten; den Erfinder, den dieser betrogen; den Arzt, der die Witwe liebt und um des Verstorbenen Schuld weiß; den Sohn, der, weil er nichts weiß, mit dem Vater Götzendienst treibt und in ihm den Wohlthäter des Ortes sieht; und die Tochter des Opfers, in die James Langbrith verliebt ist. Für einen Romanschriftsteller der alten Schule wäre es ungeheuer leicht gewesen, auf diesen Prämissen eine überaus spannende, an dramatischen Steigerungen reiche Erzählung aufzubauen. Howells thut nichts von alledem; er läßt alles Romanhafte, das hätte sein können, ungeschehen — wie es im Leben ja oft vorkommt — und begnügt sich damit, ein Stück Heimatkunst zu gestalten: eine Reihe von Genrebildern von köstlicher Frische und Natürlichkeit. Der junge Kleinstädter, dem die große Universität den äußeren Schliff eines Großstädters verliehen und der in das altmodische Heim in Saxmills einen Hauch von der Atmosphäre Bostons bringt, ist der erschreckend wahr und lebendig gezeichnete Typus des Bildungsparvenüs. Das Kompromiß zwischen einem Boston Dinner und einem Saxmills Tea, wodurch der Held dem Städtchen gewaltig imponiert, ist ein Meisterstück howellsscher Realistik.

William Dean Howells.

In hohem Grade charakteristisch für das sittliche und ästhetische Empfinden des Amerikaners ist der Roman von James Lane Allen: „The Mettle of the Pasture“. Während die moderne europäische Belletristik neuerdings manchmal der Forderung gleicher Freiheit sexuellen Sichauslebens für beide Geschlechter ihre Stimme leiht und hüben wie drüben im Durchschnittsdrama oder -roman die Schuld oder die Vergangenheit der Frau eines der beliebtesten Motive ist, hat James Lane Allen den Fehltritt des Mannes zum dramatisch entscheidenden Motiv gemacht, ohne jede Tendenz, ohne auch nur einen Anklang an Björnsons „Handschuh“, ohne den geringsten Versuch zu moralisieren. Was seinen Romanen eine hohe ethische Bedeutung giebt, ist das neuenglische, d. h. nichts weniger als robuste Gewissen seiner Helden und Heldinnen. In „The Choir Invisible“ wie in „The Reign of Law“ — letzterer wohl der bedeutendste religiöse Roman, den Amerika neuerdings hervorgebracht hat und vielleicht das vollendetste Werk des Autors — ist dieses beinahe krankhaft wache und empfindliche Gewissen die eigentliche geheime Triebfeder. Die Heldin in „The Mettle of the Pasture“ kann sich nicht über die Thatsache hinwegsetzen, daß ihr Verlobter als Student ein Verhältnis hatte, dem ein Kind entsprossen ist. Sie denkt beständig an jene, die ihm ihr Vertrauen geschenkt und darin getäuscht worden ist; selbst daß diese sich getröstet und längst Gattin eines anderen geworden, vermag sie nicht zu beruhigen. Ihre Haltung dem Geliebten gegenüber wird grausam, unversöhnlich, aber ihr Charakter interessiert, und man kann ihm sympathische Züge nicht absprechen. Allen beginnt seine Erzählung mit dem Tage, da der Held dem Mädchen, das ihm eben ihr Jawort gegeben, das Geständnis macht, und schildert die darauf folgende Tragödie dieser beiden Menschenseelen. Tiefer Ernst und vornehme Reserve zeichnen seine Darstellungsweise aus. Sein Stil ist fein durchgebildet; seine Sprache so rein und vollendet, daß man manchmal den Wunsch verspürt, ihn auf irgend einer kleinen Unachtsamkeit zu ertappen. Er ist als Künstler von der peinlichen Gewissenhaftigkeit wie seine Helden und Heldinnen als Menschen. Seine Bücher sind zu durchdacht, zu ausgefeilt; sie hinterlassen einen frostigen Eindruck. Seine Kunst ist vornehme Reflexionskunst.

Der jüngeren Generation gehört Robert Herrick an; will man von einer neueren realistischen Schule reden, so kann man ihn dazu rechnen. Er hat verschiedene Male einen Anlauf zum Problemroman genommen und damit bewiesen, daß er gut beobachtet und tief denkt. Aber auf dem Wege vom inneren Schauen zum äußeren Darstellen kommt ihm unfehlbar etwas abhanden, ein intimer, undefinierbarer Reiz. Er zeichnet Gestalten, er schildert Situationen, deren man sich noch lange erinnert. Das Liebespaar, das in einem leerstehenden Gebäude der vergangenen kolumbischen Weltausstellung seine tragische Idylle lebt, ist ein solches Bild, das haften bleibt; während man es aber liest, empfindet man den Mangel seelischer Stimmung. In seinem Verzichten auf Schönschreiberei kommt Herrick Howells Verzichten auf naheliegende dramatische Steigerungen gleich. Sie befleißigen sich beide einer manchmal in Nüchternheit ausartenden Enthaltsamkeit. Sein letztes Werk ist die Vererbungsstudie „Their Child“, ein Stück herber Wirklichkeit, das zu einem Roman hätte ausgesponnen werden können; daß es nicht geschehen ist, zeugt von des Autors Feinfühligkeit. Schon in der Novelle hat man genug von dem abstoßenden Thema.

Auch Edith Whartons Novelle „Sanctuary“ berührt die Erblichkeitsfrage. Drei prächtig gezeichnete Charaktere sind darin enthalten: vor allem die Mutter, die der Schwächen des Gatten eingedenk auf die Erziehung des Sohnes soviel Sorgfalt verwandt, sie mit soviel Hingebung und Aufopferung überwacht hat; dann das Mädchen, das er liebt, eine eigentümlich kühle, philosophische Natur, und endlich der Sohn selbst, voll von großem Willen und unzureichendem Können. Alle drei sind von Ehrgeiz besessen, ihn aus einem Wettbewerb um die Leitung eines Baues als Sieger hervorgehen zu sehen, koste es, was es wolle. Die psychologische Entwicklung bis zu dem kritischen Moment, da der junge Architekt seine Pläne vernichtet, ist großartig.

Aus der überaus stark vertretenen Heimatkunst des vergangenen Jahres seien nur drei Werke erwähnt. Der junge Kalifornier Jack London, der seiner Zeit den Argonautenzug nach dem Klondike mitmachte und dort eine Fülle von Stoffen und Typen vorfand, die er künstlerisch verwertete, schöpft noch immer aus dieser Quelle. Daß sein Interesse sich sozialen Fragen zuwendet, kann einen nicht verwundern; er legte den kleinsten Erzählungen aus dem Nordwesten schon früh soziale Bedeutung unter oder machte sie zum Rahmen seelischer Konflikte. Sein letztes Werk in dieser Richtung ist die Hundegeschichte „The Call of the Wild“. Darin schildert er einen Hund edler Rasse, der, von Heimat und Herrschaft getrennt, in der Wildnis in ungewohnten Dienst gepreßt, einer Wandlung unterliegt, die der Autor mit liebevollem Eingehen auf seines Helden Individualität verfolgt. Als dieser in der Wildnis die Bekanntschaft von Wölfen macht, erwachen in ihm Naturinstinkte, die schon in einer Reihe seiner Vorfahren eingeschlummert waren. Seine Besuche bei den wilden Anverwandten bringen einen Zwiespalt in sein Wesen. Schließlich siegt die Natur; er gesellt sich zu den Wilden. Jack London erzählt diese Geschichte mit einer Wärme, als ob sie des Menschen Rückkehr zur Natur symbolisiere, und hat einen Zauber wundervoller Naturstimmungen über sie gebreitet.

Der Süden, der Neuengland den Rang als beliebtester Schauplatz der Heimatkunst abzulaufen droht, hat auch im vergangenen Jahre wieder eine ganze Reihe von Werken gezeitigt, aus denen sich „The Deliverance“ von Ellen Glasgow hervorhebt, ein Roman aus der Tabakregion Virginiens und aus der dem Bürgerkriege unmittelbar folgenden Periode. Die Verfasserin debutierte vor sieben Jahren mit dem Roman „The Descendant“, einem kühnen Anlauf in der Richtung des sozialen Romans, der trotz aller Unreife Aufmerksamkeit erregte und ihr Beachtung gesichert hat. Ihre in Zeiträumen von etwa zwei Jahren erscheinenden Werke zeigen einen stetigen Fortschritt; die Romane sind gut konstruiert, anschaulich und fesselnd erzählt; die Sprache, anfangs etwas überladen mit geistreichen Aphorismen, hat sich vereinfacht; von dem anspruchsvolleren sozialen Großstadtbild hat sich Ellen Glasgow ihrem Heimatsstaat zugewandt und bietet Bilder aus dessen jüngster Vergangenheit. „The Deliverance“ behandelt, im Grunde genommen, einen abgenutzten, vielmißhandelten Stoff: ein gewissenloser Verwalter benutzt den

James Lane Allen

Ellen Glasgow.

Bürgerkrieg dazu, seine Herrschaft um ihren Besitz zu betrügen. Die Verfasserin gewinnt dem Thema neue Seiten ab, indem sie den Sohn des ehemaligen Herrn an dem Schurken Rache nehmen läßt — grausame Rache: er verleitet dessen Sohn zur Unmäßigkeit. In dem einfachen Häuschen, das der Witwe des Betrogenen geblieben, spielt sich eine grimmige Tragikomödie ab; Sohn und Tochter lassen die blinde Mutter bei dem Glauben, daß sie noch im Herrenhause walte! In dem Herrenhause aber, wo der Betrüger sitzt, wird keiner seines Lebens froh, er am wenigsten, denn der Sohn macht ihm Kummer. Eine wirkungsvolle Gegenüberstellung, wenn auch die Möglichkeit, der Blinden jahrelang die Illusion des Reichtums zu erhalten, während die Familie mit der Not kämpft, etwas unwahrscheinlich bleibt. Eine kraftvoll gestaltete Erscheinung ist der Held; der Stolz und der Starrsinn des Südstaatlers von gestern sind in ihm verkörpert und die Arbeitslust und die Ausdauer der Generation von heute, die vom Norden gelernt hat, die Hände zu regen und für die Zukunft zu sorgen. Auch das Mädchen, das er liebt, ist eine individuell geschaute Gestalt. Im äußeren Aufbau sind Ellen Glasgows letzte Romane von altbewährtem Muster, aber in kleinen intimen Details zeigt sich die modern denkende und empfindende Künstlerin. Das Buch hat bei seinem Erscheinen kein allzugroßes Aufsehen erregt, die Nachfrage steigert sich aber stetig, und es ist zur Zeit der meistverlangte Roman der Saison.

Ueberlebt hat sich der pseudohistorische Roman. Karikaturen, wie sie die Vorliebe für eine romantisch aufgeputzte Geschichte gezeitigt, erregen heute keine Aufmerksamkeit mehr, wenn auch die Autoren, die sich durch solche Werke den Weg zum Erfolg geebnet, sich dauernd in der Gunst der urteilslosen Mehrheit festgesetzt haben und selbst für neue Leistungen auf diesem Gebiete starken Absatz finden. Statt ihrer tauchen jetzt vereinzelt Romane auf, die in die archäologische oder die klassische Vergangenheit zurückgreifen. Einen interessanten Abschnitt aus der hellenischen Geschichte stellt Charles Kelsey Gaines in dem Roman „Gorgo" dar. Er legt die Schilderung der Kämpfe Athens mit Sparta von Perikles bis zur Uebergabe der Stadt im Jahre 404 dem Oligarchen Theramenes in den Mund, in dem er eine jener historischen Gestalten sieht, deren Bild verzerrt auf die Nachwelt gekommen ist. Gaines erzählt mit einer warmen Lebendigkeit und plastischen Anschaulichkeit. Er verzichtet auf langatmige Schilderungen der Sitten und Gebräuche, die Romane dieser Art unnötig belasten; ihm liegt nur an den Ereignissen und den Menschen, die auf der Schaubühne dieser Ereignisse des Schicksals Werkzeuge abgeben. Die Pest in Athen, des Alkibiades Frevel, der Kriegszug gegen Sizilien, die Niederlage bei Aegospotamoi, die Bedrohung Athens durch Lysander, die der Uebergabe vorangehenden inneren Streitigkeiten, Verschwörungen, Ränke, bis der Held, des Verrats angeklagt, den Schierlingsbecher trinkt — alle diese Geschehnisse werden mit dramatischer Unmittelbarkeit erzählt. Die Gestalten der Führer Athens und des Feindes, Kleon, Alkibiades, Kritias, Thrasybulos, Nikias, und über alle emporragend, Sokrates, erstehen vor den Augen der Leser zu neuem Leben. Die Gespräche des Theramenes mit dem Weisen, der ihn von Kindesbeinen auf gekannt, enthalten viele Lichtblicke, die einem den Geist der Zeit näher bringen. Eine rührende Erscheinung ist Gorgo, das Mädchen von Sparta, das Theramenes als Gattin heimgeführt hat. Dichtung und Wahrheit sind hier mit Geschick verwoben. Eigenartig ist der Rahmen, in dem der Verfasser die Erzählung darbietet. Die Sprache des Werkes ist von vornehmer, edler Einfachheit.

Besprechungen

Die Tochter des Jorio.

Von **Helen Zimmern** (Florenz).

Es bedarf wohl kaum der Erörterung, daß die dramatischen Darbietungen der alten Zeit, die Mysterien und Mirakelspiele, uns nach Stoff und Inhalt nichts mehr sagen. Und in der That, wenn wir uns einmal ernsthaft mit der Lektüre eines solchen Stückes befassen, so können wir uns nicht verhehlen, daß uns das Gelesene vernunftwidrig vorkommt, daß wir unsere Aufmerksamkeit da auf Vorgänge, Personen und Dinge richten sollen, an denen unser Geistesleben keinen Teil hat. Wir stehen vor diesen aus der mittelalterlichen Volksseele herausgeschriebenen Spielen, als sähen wir sie jenseits eines breiten, rauschenden Stromes, an dessen gegenüberliegendem Ufer die Erscheinungen nur wie Visionen sich zeigen, um unserem Wahrnehmungsvermögen sofort wieder zu entgleiten. Der Strom ist unser modernes Leben, das unaufhaltsam dahinrauscht, schonungslos gar viele phantastische und romantische Gebäude der Vergangenheit zerstörend, die nicht standhalten können vor dem alles analysierenden, rationalistischen Geist der Neuzeit. Indessen giebt es noch einige Wenige, die tiefe Denker und Poeten zugleich sind und die Stimme der Jahrhunderte verstehen. Ihnen ist es gegeben, eine versunkene Welt wieder vor uns aufzubauen, neu zu erschaffen, was in der Zeiten Lauf entschwunden war, und den Zeitgeist von damals wieder zu erwecken, sodaß wir die Dinge sehen, wie die damalige Welt sie ansah.

Solcherart wurde mir seltsamerweise auch Sinn und Wesen jener alten Mysterien und Moralitäten klar, als ich Gabriele D'Annunzios „Figlia di Jorio" las und aufführen sah, sein neuestes poetisches Bühnenwerk, in dem er das feurige Blut, das Erbe seiner Heimat in den Abruzzen, leidenschaftlich erglühen läßt.

Die Zeit, in der das Stück spielt, ist nicht angegeben. Wir erfahren nur, daß es „vor vielen Jahren war". Doch der Geist, auf den das Ganze gestimmt ist, ein wundersames Gemisch von Heiden- und Christentum, deutet auf das fünfzehnte Jahrhundert, jene Kultur-Epoche, in der die Mysterien noch in Blüte standen. In dem Handeln und Denken der Personen des Stückes bekundet sich denn auch durchweg jene merkwürdige Ideen-Verquickung, die infolge der Wiedereinführung altheidnischer Gebräuche in den christlichen Kultus noch über das Mittelalter hinaus bis in die Blütezeit der Renaissance zu verfolgen ist.

Die treibenden Kräfte, die der Entwicklung der Tragödie zugrunde liegen, sind alle einfach. Es sind die elementaren Gesetze des patriarchalischen Hauses und der Traditionen des Altars, und es sind die natürlichen Gefühle der Liebe und Sorge. Die Mitglieder

der Familie, die da aus alten Zeiten vor uns ersteht, offenbaren uns ihr Innerstes. Wir lernen die primitive Familie als autonomes Gemeinwesen im Kleinen kennen. Die Pietät für das Heim war der Born der Poesie und der Religion der lateinischen Rasse; und im Christentum erhielt ihr Familienleben eine noch höhere Weihe durch das Evangelium von der Geburt des Heilands im Stalle zu Bethlehem.

Im Mittelalter waren Religion und Kunst innig verbunden. Jedes Kunstwerk war religiös und ruhte auf den Heilslehren, aus denen die Bevölkerung ihren moralischen Halt gewann. D'Annunzio hat nun in seiner Tragödie, in der die Religion beständig als ausschlaggebender Faktor wirkt, die alten kirchlichen Gebräuche und religiösen Begriffe des Volkes denen des Griechentums nahe gerückt, wie Hellas überhaupt stets eine Quelle der Inspiration für D'Annunzio ist. So erscheint die Gestalt Milas di Codra, der sich opfernden Tochter Jorios, des Schwarzkünstlers von Farne, wie aus Aeschylos „Schutzflehenden" in das Mittelalter versetzt. So oft nun auch kritische Vergleiche sich als durchaus verfehlt herausstellen, möchte ich hier doch eine Gegenüberstellung dieses neuesten Trauerspiels von D'Annunzio mit Maeterlincks Werken wagen. In diesen sind stets geheime Mächte im Spiel, deren Walten zu verstehen unser Geist sich abmüht, ohne doch mehr als nur eine nebelhafte Vorstellung von ihrem Wesen zu gewinnen. Dahingegen ist in der „Tochter des Jorio" alles klar und einfach, nichts Mystisches trübt uns das Verständnis, und durchsichtig wie Krystall sind die Verhältnisse der Menschen. Wir schauen den Personen auf den Grund der Seele.

Die erste Szene spielt im Hause des Landmannes Lazzaro di Roio, wo soeben unter den üblichen Zeremonieen die Hochzeit seines Sohnes Aligi, eines Hirten, mit der blonden stillen Vienda di Clade gefeiert wird. Als die Verwandten von den verschiedenen Heimstätten mit Hochzeitsgeschenken eintreffen, stürzt bleich und atemlos in den festlichen Kreis die heimatlose Tochter Jorios, die bei der Bevölkerung im Rufe einer Sünderin und Hexe steht. Sie ist verfolgt von einer Schar Schnitter, denen Wein und Sonnenglut die Sinne umnebelt und ihre brutalsten Instinkte entfesselt haben. Das geängstigte Mädchen fleht, an den Herd tretend, um den Schutz des Hauses, doch die Versammlung, in abergläubischer Furcht vor dem durch die Aufnahme einer Zauberin verhängten Fluche, überhäuft sie mit Schmähungen und begehrt von Aligi, daß er sie hinauswerfe. Sie sträubt sich hiergegen, und Aligi erhebt die Hand, um sie zu schlagen, als er hinter ihr die Erscheinung eines weinenden Engels zu erblicken vermeint. Ein gläubiger Schreck erfaßt ihn, er wirft sich auf die Knie, Verzeihung erflehend für die Verletzung des heiligen Rechtes auf den Schutz des Herdes. Inzwischen kommt der trunkene Haufe heran und verlangt, obscöne Drohungen ausstoßend, die Herausgabe des ihnen entflohenen Mädchens. Nun erhebt sich Aligi von den Knieen, ergreift ein an der Wand hängendes Kruzifix und legt es auf die Schwelle des Hauses. Hierauf macht er die Thür weit auf. Die wüste Bande, die schon bereit war, mit Gewalt einzudringen, weicht beim Anblick des heiligen Symbols zurück und sinkt auf die Kniee. Alsdann ziehen sie still und langsam davon. In diesem Augenblick wankt Lazzaro di Roio, das Haupt der Familie, blutend und auf zwei Feldarbeiter gestützt, über die Schwelle. Er ist wegen der gemeinen Nachstellungen, mit denen er Jorios Tochter verfolgte, von einem Nebenbuhler verwundet worden. Diese ist während der allgemeinen Verwirrung unbemerkt aus dem Hause geflohen. Hiermit endet der an eigenartigen und dramatischen Effekten reiche Akt.

Der zweite beginnt in einer Gebirgshöhle. Hier hatte Aligi schon vormals sein Heim aufgeschlagen, und er ist, nachdem er sein Vaterhaus und die ihm angetraute verlassen hat, ohne mit ihr in die Ehe zu treten, Stätte zurückgekehrt. Und Mila di Codra hat sich unvermutet zu ihm gesellt. Aber ihre gegenseitige Liebe ist stets keusch geblieben, wie sie aufrichtigen Herzens dem Emeriten Cosma beichtet, der in jenen Gebirgsgegenden als Heiliger verehrt wird. Aligi hat sich während der ganzen Zeit der Aufgabe gewidmet, aus Holz ein Bildnis des Engels zu schnitzen, den er hatte weinen sehen, als er im Begriff gewesen war, eine Obdachsuchende zu schlagen. Das Bildwerk ist noch unfertig, die Füße sind noch nicht aus dem Holzstamm herausgearbeitet und die Augen nur eben angedeutet. Er hat den Wunsch, die Statue auf seinem Maulesel nach Rom zu bringen, zum Statthalter Christi, und diesen anzuflehen, seine Ehe mit Vienda zu lösen und ihn mit der Tochter Jorios zu vereinen. Unterdessen wird seine Abwesenheit seit Monaten in seinem Vaterhause bitterlich beweint. Die seiner Heimkehr in in qualvoller Spannung harrende Braut schwindet zu einem Schatten dahin. Der Vater Lazzaro leidet noch an den Folgen seiner Verwundung, und diese Krankheit verschärft seinen Zorn auf den Sohn und Mila. Deshalb faßt Ornella, die jüngere Schwester Aligis, den Entschluß, sich allein auf den Weg nach der Höhle zu machen. Sie trifft dort nur Mila, da Aligi abwesend ist, und fleht die Fremde an, ihn seiner Familie zurückzugeben und die Gegend zu verlassen. Sie zittert vor einem Zornesausbruch ihres Vaters, und in der That, gerade als Mila das ihr abgerungene Versprechen gegeben hat und Ornella im Fortgehen begriffen ist, erscheint Lazzaro di Roio in rasender Wut und von Leidenschaft entflammt. In der Hand hält er einen Strick, als Lasso wie zum Einfangen eines wilden Tieres, und als er nun solcherart sich Milas zu bemächtigen sucht, kommt der heimkehrende Aligi hinzu. Sofort wendet sich der Vater im Bewußtsein seiner ihm uneingeschränkt zustehenden Autorität mit Drohungen und Beschimpfungen gegen den Sohn, und nach ihm schlagend, befiehlt er ihm, die Stätte zu verlassen. Auf des Sohnes Widerstand ruft der Vater die beiden Feldarbeiter, die er mitgebracht hat. Diese binden Aligi und tragen ihn fort. Lazzaro, der nun mit Mila allein ist, will sie mit brutaler Gewalt zur Seinen machen. Da aber tritt Aligi wieder ein, den die mit dem Vorgefallenen nicht bekannte Ornella von seinen Fesseln befreit hat. Und außer sich vor Empörung und Entsetzen, seiner Sinne kaum mächtig, erhebt er die Axt, die ihm zum Bearbeiten des Holzes für sein Engelsbild gedient hat, und schlägt mit einem wuchtigen Hieb den Vater zu Boden.

Der dritte und letzte Akt führt uns wieder auf den Schauplatz des väterlichen Heims. Hier singen trauernde Weiber die Totenlieder des Südens und scharen sich um den Leichnam Lazzaros, während die Männer im Dorf über den von ihnen ergriffenen Vatermörder zu Gericht sitzen. Er ist geständig, und furchtbar lautet sein Urteil. Es sollen ihm die Hände abgehackt werden, worauf dann sein Körper mit einer bissigen Bulldogge zusammen in einen Sack gesteckt und der Sack in den Fluß, wo er am tiefsten ist, geworfen werden soll. Nachdem dieser Urteilsspruch gefällt ist, bringen die Dörfler den gefesselten Aligi zu seiner Mutter, damit er von ihr Verzeihung und den Becher des Trostes erhalte. Dann, in dem Augenblick, als er bereit ist, zum Richtplatz geführt zu werden, stürzt Mila di Codra herbei, verfolgt von dem sie verfluchenden Pöbel. Sie ist gekommen, um sich für Aligi zu opfern. In das Volk hinein, das vergeblich nach ihr gesucht hat, um Rache an ihr zu üben, ruft sie ein Bekenntnis, daß sie Aligi mit Zauberkünsten bethört habe, daß er schuldlos sei und ein Verbrechen gestanden habe, das garnicht von ihm begangen worden sei; sie, Mila di Codra, habe Lazzaro gemordet. Sie sei von dem Wunsche hergetrieben worden, dies dem gerechten Volke zu bekennen. Als die Leute dies hören, wird sie von ihnen ergriffen, gebunden und Aligi aus seinen Banden befreit. Er ist jedoch nicht in der Verfassung, Milas große That der Selbstaufopferung zu erkennen. In den Trank, den

ihm die Mutter zur Tröstung gereicht hat, waren Kräuter gemischt, die ihn unempfindlich für Schmerzen und bewußtlos machen sollten, und diese haben inzwischen schon begonnen, ihre Wirkung zu üben. Sein Geist ist verwirrt, und in blinder Raserei flucht er dem Weibe, das er segnen sollte. Als Mila unter dem Geheul der Menge fortgeführt wird, um dem Scheiterhaufen überliefert zu werden und den Tod der Hexen zu erleiden, da ist Ornella die einzige, die um ihre Unschuld weiß und unter Thränen diejenige segnet, auf die im Paradiese die Engel harren.

Dies der Inhalt der Tragödie, die sich auf der uralten Kraft des Volksglaubens aufbaut. Denn bei allen primitiven Stämmen galt der häusliche Herd für eine heilige Stätte, in deren Bannkreis keine Gewaltthätigkeit oder Ungerechtigkeit eindringen durfte. Der Herd war ein Vaterland im Kleinen, und wer nicht zu ihm gehörte, war ein Fremdling. Dem gegenüber stand das Gebot des Gastrechts, das dem Flüchtling, der um ein Asyl bat, einen Platz am Herde einräumte und der schönen Bürgertugend, „Schutz dem Schwachen", ein weites Feld der Bethätigung eröffnete. Die Heiligkeit dieser Institution drückt Euripides in den „Herakliden" durch die eine Zeile aus: „Es ist besser, einen Krieg zu haben, als denen nachzugeben, die einen Schutzflehenden verfolgen." Und nach Aeschylos war Jupiter der Gott der um Schutz Flehenden, und schrecklich war sein Zorn wider die Frevler. Hier ist es Mila di Codra, die Aligi beschwört, ihr nicht den Schutz des Herdes zu verweigern, und die ihm die Größe der Sünde vorhält, die er gegen die heiligste aller Traditionen begehen würde. Und der Hirte, von gläubiger Furcht ergriffen, fällt auf die Kniee. Die Mutter personifiziert die Fortpflanzung der Familie, und das Brot, das sie am Hochzeitstage des Sohnes der Braut darreicht, ist das Sinnbild der regenerierenden Kraft. Lazzaro di Roio, der an seinem rebellischen Sohn die patria potestas der alten lateinischen Rasse ausübt, verkörpert ebenfalls eine fundamentale Kraft, grausam und mächtig. Die Volksmenge ist eine Kollektivkraft, die keineswegs die passive Rolle des außerhalb der Handlung stehenden Chors der griechischen Tragödien spielt. Sie ist hier ein lebendiger Bestandteil des Stückes und ein Faktor von wesentlicher Bedeutung. Sie vertritt die Stelle der Gerichtsbarkeit und Justiz.

„Il giudice del malefizio
ha dato sentenza finale
e tutto il popolo è giustiziere
dal parricida, e l'ha nelle mani."

Die ererbte Leidenschaftlichkeit der Rasse und tief eingewurzelter religiöser Aberglaube üben einen verderblichen Einfluß auf diese Elemente aus. Der Verstand kann gegen die Instinkte nicht aufkommen. Und die Grausamkeit der religiösen Intoleranz des Volkes bringt uns den schönen Ausspruch des Lucretius in Erinnerung, mit dem er seinen Bericht der Opferung Iphigenias schließt: „Tantum religio potuit suadere malorum."

Unter diesen im Wahn verstrickten, elementaren Geistern wandelt allein und geistig frei eine starke und feurige Seele: Mila di Codra. Sie ist der Typus des Weibes, das seine Fesseln abgestreift hat und in selbsterwählter Einsamkeit Genügen findet. Sie wird dafür von der unwissenden Menge verfolgt, verleumdet und für die Verkörperung der Sünde erklärt. Sie ist zu verschieden von ihrer Umgebung, um verstanden zu werden. Kein Wunder, daß sie für eine Hexe gilt. Und gerade muß ihr Geschick sie in einen Haushalt führen, wo soeben anläßlich einer Familienfeier die ritualen Traditionen in voller Kraft sind. Sie wird, obgleich sie als Schutzflehende kommt, verstoßen, weil man sich im Heiligsten von ihr bedroht glaubt und durch ihre Berührung das Haus dem Fluch der Hexerei preiszugeben fürchtet.

D'Annunzios Tragödie trägt durchweg das Gepräge der Nationalität, und plastisch tritt der patriarchalische Zug des Volkes lateinischer Rasse in seinem Gemälde hervor. Im ersten und dritten Akt haben die traditionellen Mächte freies Spiel; im zweiten macht sich der veredelnde Einfluß einer reinen Liebe geltend, und die durch sie geläuterte Mila, die dem Brandopfer Geweihte, ist würdig der Thränen und Küsse Ornellas, der keuschen Jungfrau, die der weißen Blume der Unschuld gleicht.

„Mila, Mila, sorella in Gesù,
io ti bacio i tuoi piedi che vanno."

Und sie schreitet den leuchtenden Flammen entgegen, die ihr den Frieden bringen werden, der Tochter Iorios, deren Name selbst ein Gegenstand des Grauens und Abscheus war. So hat der Dichter durch sie in dem Höchsten, was die Liebe eines Weibes vermag, die erhabene Idee der Selbstopferung vor uns erstehen lassen.

Kurze Geschichten.

Von **Karl Bienenstein** (St. Leonhard a. Forst).

1. Krimskrams. Humoresken von Rudolf Braune-Roßla Breslau, Schlesische Verlagsanstalt S. Schottlaender. 1903. 223 S. M. 2,—.
2. Hochnotpeinliche Geschichten. Von Hanns Heinz Ewers. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1903. 74 S. M. 2,50.
3. Der heilige Martin und andere Geschichten. Von Moriz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung, Verlag (E. v. Mayer). 1904.
4. Die Geschichten des Jager-Franzl. Von Alexander von Jooß. Wien 1903, Verlag C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).
5. Töchter der Sünde. Geschichten aus dem dunkelsten Leben. Von Gustav Adolf Müller. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
6. Was der Westwind erzählt. Skizzen von H. Rievert. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1904. 123 S. M. 1,—.
7. Das weltliche Kloster. Von Eduard Pötzl. Wien 1903, Verlag von Robert Mohr. gr. 16°. 138 S. M. 1,50 (2,50).
8. O du lieber Augustin. Von Ottokar Tann-Bergler. 2. Auflage. Wien 1903, Robert Mohr. gr. 16°. 162 S. M. 1,50 (2,50).
9. Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Von Eugen Schick. Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger. 162 S.

Die Kurzgeschichte, wie der unausstehliche, technische Ausdruck für jene Prosa lautet, die gewöhnlich in den Unterhaltungsbeilagen unserer Tages- und Wochenblätter oder in dem künstlerischen Teile mancher unserer Zeitschriften ihren Platz findet, ist ein Erzeugnis der neueren Zeit. Die Beschaulichkeit und gemütliche Behäbigkeit, die noch unsere Großväter auszeichnete, ist einer nervösen Hast gewichen, die sämtliche Gebiete des Lebens erfaßt hat. Man will alles in kürzester Zeit abthun, sich bei nichts lange aufhalten, denn Zeit ist Geld. Und so können wir nicht den langen Roman gebrauchen, dessen Gedankenfäden wir hundertmale abhacken und dann wieder mühsam zusammenknüpfen müssen; uns ist die Novellette, die Skizze, die Kurzgeschichte gerade recht.

Was wir heute in dieser Litteraturgattung aber am seltensten finden, das ist die künstlerisch wertvolle, hochdeutsche Humoreske. In den verschiedenen deutschen Mundarten sind schon viele und prächtige Humoresken geschrieben worden, nicht aber in der Schriftsprache. Hier stehen noch immer Otto Erich Hartlebens graziöse Schöpfungen, denen vielleicht noch Bierbaums „Studentenbeichten" anzuschließen wären, ziemlich vereinzelt da. Die Humoreske verlangt eben einen ganz außerordentlichen Grad von Konzentration und schärfste Pointierung, und soll doch dabei nicht direkt auf einen bloßen Schlußeffekt hinarbeiten wie die Anekdote, der Witz, sondern im ganzen eine humoristische Stimmung atmen, aus der die Schlußpointe scheinbar von selbst erwächst. Diesen durchaus nicht leicht erfüllbaren Forderungen entsprechen die von Rudolf Braune-Roßla unter dem Titel „Krimskrams" vereinigten Humoresken nur in ein paar Fällen.

Sie leiden zumeist an einem großen Fehler: der Unwahrscheinlichkeit. Wir werden vor Situationen und Charaktere gestellt, denen wir es auf den ersten Blick anmerken, daß sie auf eine humoristische Wirkung berechnet sind, und wie eine dick aufgetragene Tendenz stört uns auch dies. Die humoristische Wirkung wird dadurch vorweggenommen, denn wir wissen sofort, nun muß dies oder das kommen. Es ist auch im Grunde nichts neues, was uns der Autor erzählt, und sein ganz unpersönlicher Stil kann nur die Wirkung noch abschwächen. Und doch muß man, um dem Autor gerecht zu werden, sagen, daß er bei strengerer Selbstzucht ganz gute Humoresken zu schreiben imstande ist. Zu dieser Annahme berechtigen ein paar im Buche enthaltene Sachen, wie etwa „Eine freudige Nachricht" oder besonders „Die Laterne". Die richtige Beobachtung, daß Menschen, in eine kritische Lage gekommen, gerade an das Einfachste und zunächst Liegende, was sie daraus befreien könnte, nicht denken, ist hier an einem köstlichen Beispiel von erfrischender Natürlichkeit und Lebensechtheit dargestellt. Schon aus diesem einen Beispiel läßt sich lernen, daß das Leben trotz allen Ernstes noch immer soviel an Humoristischem enthält, daß es keiner Uebertreibungen und erkünstelter Situationen bedarf, um Stoff genug für Humoresken zu liefern.

Präsentiert sich „Krimskrams" als ein Buch, das man unbesorgt auf jeden „Familientisch" legen kann, so steckt dagegen in Hans Heinz Ewers „Hochnotpeinlichen Geschichten" etwas von der Pikanterie Hartlebens, dessen prickelnde Grazie sie aber ebenso wenig erreichen, wie deren tiefere Bedeutung. Hartlebens Geschichten haben alle eine scharfe, wenn auch vorzüglich maskierte Spitze gegen das Philistertum, wogegen Ewers Geschichten kein tieferer Gedanke zugrunde liegt. So ist z. B. die erste Erzählung, „Die Knopfsammlung", eine ganz gewöhnliche Kokottengeschichte, ohne Geist, ohne Witz, eine Geschichte, wie man sie an gewissen Herrentischen erzählt, wo die Venus vulgivaga als die Göttin des Lebens betrachtet wird. Weit besser sind die beiden folgenden Geschichten: „Der Ring" und „Wie Arno Falk sich verlobte." Der goldene Leichtsinn auf der einen Seite, spießbürgerliche Unbehilflichkeit auf der anderen, die dort zur Lösung einer glänzenden Verbindung, hier zur Knüpfung eines nichts weniger als erwünschten Bandes führen, sind in ein paar prächtigen Gestalten festgehalten. Besonders in der zweiten Erzählung steckt ein Kern von wahrhaft befreiendem Humor, und man kann es nicht verstehen, wie Ewers sein immerhin amüsantes Buch mit der zuvor erwähnten Geschmacklosigkeit einleiten konnte.

Eduard Pötzl ist längst bekannt als humoristischer Schilderer des wiener Volkslebens und als geistreicher Spötter über die verschiedensten Dinge aus Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben. In seinem vorliegenden Buche „Das weltliche Kloster" erzählt er, wie vier geschiedene Ehemänner zusammen ein weltliches Kloster im Herzen Wiens gründen, über dessen Schwelle kein weibliches Wesen treten darf. Aber selbst bis in diese Abgeschiedenheit weiß das Ewig-Weibliche seine Anziehungskraft auszuüben. Ein Klosterbruder nach dem andern bricht heimlich das Gelübde, schließlich bleibt nur mehr der Prior übrig, die andern drei heiraten, und das weltliche Kloster wird aufgehoben. Pötzl erzählt das alles mit dem ihm eigenen trockenen Humor und der souveränen Auffassung und Behandlung menschlicher Schwächen. Die Charaktere sind, so humoristisch sie auch wirken, nirgends übertrieben, sondern getreu dem Leben nachgezeichnet. Es liegt in ihnen das leichtherzige willensschwache Wienertum, das nach den ernstesten Anläufen doch immer wieder zum fröhlichen Genusse des Daseins als dem erstrebenswertesten Ziele menschlichen Lebens zurückkehrt. Pötzls Humor und Satire verbinden sich hier zu einer Schöpfung von echt wienerischer Liebenswürdigkeit.

Ein Geistesverwandter Pötzls ist Ottokar Tann-Bergler. Auch er weiß allerlei Ergötzliches aus dem wiener Volksleben zu erzählen, bei dem man hell auflachen muß. Seine gutmütige Ironie und der komische Ernst, mit dem er das Lächerliche erzählt, verfehlen eben nie ihre Wirkung. Auch Tann-Bergler ist ein guter und scharfer Beobachter. Das zeigen besonders seine mehr ernst gehaltenen Stimmungsbilder, von denen das vorliegende Bändchen „O du lieber Augustin!" zwei wahre Kabinettstückchen enthält. Eine hübschere und intimere Schilderung eines Sommerabends in einer wiener Vorstadt wird man in der ganzen wiener Litteratur nicht leicht finden. Sie beweist, daß hinter dem Schöpfer der übrigen leichten Feuilletonware auch ein feiner, ernster Dichter steckt.

Mit geteilten Empfindungen liest man das Skizzenbüchlein von H. Riebert. Der Westwind erzählt einer alten, einsamen Kirchturmspitze allerlei Dinge, die er auf seinen Wanderungen gesehen, Lustiges und Trauriges bunt durcheinander. Wir finden da alte bekannte Motive und auch neue originelle Gedanken. Doch sowohl das Alte wie das Neue leiden an dem Mangel sorfältiger Ausarbeitung. Aus manchen dieser Motive hätten sich gewiß sehr schöne und stimmungsvolle Sächelchen machen lassen, aber der Autor begnügt sich damit, das Thema einfach anzuschlagen, ohne es in Bezug auf Stimmung und Gedankengehalt auszunützen. Die Betrachtungen und Reflexionen, die die altväterisch-moralische Kirchturmspitze an die ihr erzählten Geschichten anknüpft, können dafür nicht entschädigen, wie überhaupt die sich stets wiederholende Darstellungsart — erst eine kurze orientierende Einleitung, dann die Geschichte, hierauf die Betrachtung der Kirchturmspitze — durch ihre Einförmigkeit ermüdet. Der Autor, dem poetisches Talent nicht abzusprechen ist, hat es sich entschieden zu leicht gemacht.

Ein gewandter Erzähler, der sich in den verschiedensten Sätteln fest zeigt, ist Moriz Goldschmidt. Wenn man seinem Buche einen Vorwurf machen wollte, so könnte es nur der sein, daß es sich aus allzu verschieden gearteten Stücken zusammensetzt: jetzt eine humoristische Geschichte von derber Realität, dann eine symbolische Erzählung, darauf ein Märchen, dann wieder einmal eine Spukgeschichte, daß es also nichts weniger darstellt als eine künstlerische Einheit, die doch schließlich jedes Buch bilden soll. Sieht man aber von diesem Mangel ab, so kann man seine Freude daran haben. Die humoristischen Geschichten enthalten nicht bloß Witze, sondern wirklichen, aus den geschilderten Charakteren abgeleiteten Humor, dem eine feine Satire, die besonders auf Wunder- und Aberglauben sowie auf allerlei Kleinstädterei ihr Absehen hat, noch blitzende Lichter aufsetzt. Humor und Satire sind aber nur eine Seite von Goldschmidts Talent. Die andere ist ein bedeutender Reichtum an schönen Gedanken und an Phantasie. Von diesem legen die symbolischen Erzählungen wie die Märchen beredtes Zeugnis ab. Gedanken über Prinzenerziehung, Persönlichkeit, Treue, Besitz werden da in durchaus originelle, anmutige, poetische Form gebracht. Manches ist ganz im lieben traulichen Ton unserer Volksmärchen, anderes wieder in dem alter Chroniken oder Legenden gehalten, ohne daß sich ein aufdringliches Archaisieren bemerkbar machen würde. Alle Stücke aber bekunden eine ernste, vom Geiste der Wahrheit beherrschte Weltanschauung, die durch angeborenen Frohsinn einen warmen Gemütston erhält.

Die „Geschichten vom Jager Franzl", die uns Alexander von Ivoy vorlegt, gehören dem Genre österreichischer Gebirgsgeschichten an. Sie bringen uns nichts absolut Neues, sie fassen das österreichische Gebirgsvolk nicht von einer bisher unbekannten Seite, sie graben auch nicht in die Tiefe des Volkscharakters, aber sie enthalten manche gute Beobachtung und sind so frisch und munter erzählt, daß man sie gerne liest. Der Verfasser neigt besonders der humoristischen Erzählung zu, und manches hat auch so etwas wie Hautgout. Doch weiß er mit feinem Takt das direkt Schlüpfrige zu vermeiden und über das Verfängliche mit Delikatesse hin-

wegzugehen. Andererseits ist ihm aber auch der Ernst des Lebens nicht fremd, wenngleich er ihn mehr anekdotenhaft anfaßt. Daß man hier und da auf altbekannte Motive stößt, ist bei dem Umfang, den die Dorfgeschichtenlitteratur genommen hat, nicht zu verwundern.

„Aus dem dunkelsten Leben" holt Gustav Adolf Müller seine Geschichten von „Töchtern der Sünde". Ihm ist es nicht um Pikanterie zu thun, sondern sein Buch hat eine ethische Tendenz, die er in der Einleitung folgendermaßen zu erkennen giebt: „Würdiger als die Sünde verachten, ist: sie zu begreifen und zu überwinden suchen. Diese Geschichten, aus dem vollen Leben aufgesucht, schildern das Seelenleben von Frauen, denen man nicht lediglich dadurch gerecht wird, wenn man ihre Stirn selbstgerecht mit dem Kainsmal der Verworfenheit zeichnet. Mein Buch spricht nicht von der Sünde um ihrer Verführungskünste oder um ihrer Gemeinheit willen, sondern um zu zeigen, wie oft sie ein leidvergrämtes Menschenantlitz trägt. Nicht ‚verworfene' Sünderinnen, sondern ‚verirrte' führt mein Buch vor, die selber nach Reinheit strebend und so sich aus den Niederungen des Lebens erlösend, mitleidsvoll in das dunkelste Leben zu schauen vermögen". Müller hat dieses Programm nicht nur mit ehrlichem Ernste durchgeführt, sondern auch mit künstlerischer Kraft. Wir haben seit den Achtzigerjahren, wo die Moderne mit voller Kraft einsetzte, sehr viele Geschichten dieser Art gelesen, denn fast jeder Dichter hat eine „Perdita" geschaffen und ihr schönes sündiges Haupt mit dem Glorienschein der Dolorosa verklärt, sodaß wir nachgerade schon sehr mißtrauisch wurden und uns endlich darauf besinnen mußten, daß es nicht lauter Märtyrertum sei, das da auf der Straße lebt, sondern ebensoviel wahrhafte Verworfenheit. Umso höher ist es anzuschlagen, daß Müller dieses begründete Mißtrauen zu ersticken versteht, daß er uns seine Töchter der Sünde psychologisch vollkommen begreifbar macht und dadurch auch unsere Sympathie für sie zu gewinnen weiß. Er verhehlt nicht, daß es Ausnahmenaturen sind, die er darstellt, aber gerade der Umstand, daß es solche Ausnahmenaturen in jener unglücklichen Gesellschaftsschichte überhaupt giebt, ist für ihn maßgebend, um die Welt aufzufordern, nicht blind zu verdammen, sondern zu retten, was noch zu retten ist. Müllers Buch ist das eines warmherzigen, sozialen Idealisten.

Künstlerisch am höchsten von all den hier besprochenen Büchern steht wohl Eugen Schicks Band: „Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten". Diese Skizzen, Stimmungs- und Momentbilder sind mit außerordentlicher Feinheit und Wärme durchgeführt. Wie schon der Titel sagt, ist es nicht das laute, vor aller Augen sich abspielende Leben, das die Hauptstraßen unserer Millionenstädte füllt, sind es auch nicht die Schicksale tonangebender Menschen, die er uns schildert, sondern er sucht das Leben dort auf, wo es meist unbeachtet bleibt, in den kleinen, abgelegenen Gassen der Vororte und draußen in einsamen Bauerngehöften. Und er findet da Dinge, die uns tief ins Herz greifen. Es spielen sich da Tragödien und Komödien ab, wie sie auch die sogenannte „große" Welt nicht erschütternder oder erheiternder hat, wir sehen ein Weltbild im Kleinen. Schick ist ein ungemein scharfer Beobachter, der das Geschaute mit photographischer Treue festhält. Aber er ist auch andererseits wieder soviel Dichter, daß er selbst in eine bloße Verkehrsstudie poetisches Leben bringt und das Nacheinander der Ereignisse und das Nebeneinander der Dinge zu künstlerisch geschlossener Einheit zu formen versteht. Erhöht wird die Wirkung noch durch den ganz und gar individuellen knappen Stil, dem ein leiser österreichischer Accent anhaftet und der in einzelne Wörter und elliptische Sätze eine ganze Stimmungssumme bannt. Man wird bei der Lektüre von Schicks Buch unwillkürlich an Schlafs kostbares „In Dingsda" erinnert, mit dem es den weichen, herzensfrohen, lyrischen Grundton gemeinsam hat.

Jugendschriften.

Von **Martin Boelitz** (Nürnberg).

1. Ri-Ra-Rutsch. Kinderlieder von Carl Ferdinands. Mit Bildern von H. R. v. Volkmann. Berlin, B. Behrs Verlag. 1904. M. 1,50.
2. Märchen einer Großmutter. Von G. Wuttke-Biller. Buchschmuck von Walter Tiemann. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1904. 240 S.
3. Drei Märchen. Von Maria von Olfers. Mit sechs bunten Bildern von Maria von Olfers. 2. verb. Auflage. Berlin, B. Behrs Verlag. 42 S. M. 1,50.
4. Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Von Agot Gjems-Selmer. Einzig autor. Uebersetzung von Francis Maro. Umschlagzeichnung von Willy Schwarz. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
5. Katzenbuch. Von Otto Speckter. Mit Gedichten von Gustav Falke. 11.—15. Tausend. Hamburg, Alfred Janßen. 1903. M. —,50.
6. Brüderchen und Schwesterchen. Ein Bildercyklus nach Grimms Märchen. Von Otto Speckter. Zweites Tausend. Ebda. 1903. 16 S. M. 1,—.
7. Wat Grotmoder vertellt. Ostholsteinische Volksmärchen. Gesammelt von Wilhelm Wisser, mit Bildern von Bernhard Winter. Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.

Das Thema von der „Kunst im Leben des Kindes" genießt seit einigen Jahren den Vorzug, von vielen Menschen ernst genommen zu werden. Die Pionierarbeit, die hier besonders unsere Volksschullehrer in selbstloser Hingabe geleistet haben, darf ihnen nicht vergessen werden, aber wir wollen uns nun doch nicht von dem Gedanken beruhigen lassen, daß wir es schon herrlich weit gebracht. Je länger ich mich auf dem Gebiet der Jugendlitteratur umsehe, um so klarer wird mir die Erkenntnis, daß von einem Fortschritt doch nur sehr bedingt die Rede sein kann. Das Verdienst jener leitenden Männer und Frauen, die eine Reformation der Jugendlektüre vor allem anstreben, besteht bis heute noch wesentlich darin, daß sie schon vorhandene Werte durch billigere Ausgaben auch den Unbemittelten zugänglich machten. Das ist gewiß nicht zu unterschätzen, darf aber keineswegs als das letzte Ziel angesehen werden. Wir wollen neben dem guten Alten auch Neues für unser jüngstes Deutschland — ein frommer Wunsch, der leider bisher nur in sehr vereinzelten Fällen wirkliche Poeten auf den Plan gelockt hat, die in sich das Bedürfnis fühlen, aus der umgrenzten und doch so bunten und reichen Geisteswelt des Kindes heraus zu schaffen.

Der bedeutendste unter ihnen ist meiner Ansicht nach Carl Ferdinands, ja, ich gestehe es offen ein, daß ich viele seiner kleinen Lieder aus dem Büchlein Ri-Ra-Rutsch für das Wertvollste halte, was wir neben den uns überlieferten Gedichtchen aus dem Munde des Volkes überhaupt an Kinderreimen besitzen. Weder Güll noch Loewenstein noch Plüthgen haben es vermocht, die Gefühle und Eindrücke der Kinderseele so unmittelbar weiterzugeben, wie er. Daß ihm jede Tendenz und erziehliche Absicht fernliegt, geht aus dem Gesagten hervor, doch erscheint mir das nur als ein Vorzug, den er mit anderen teilt. Ferdinands thut sich auch keinen Zwang an, um in der Sprache des Kindes zu reden, wie Dehmel zum Beispiel, nein, er löscht die ganze Reihe der Jahre aus, die ihn von seiner Jugend trennt, und fühlt sich wieder als Kind unter Kindern. Fast alle seine Lieder sind daher von einer ganz köstlichen Frische und Naivität, und ich wünsche ihnen recht bald eine glückliche Vertonung, damit sie um so schneller ins Volk dringen. Sie verlangen ordentlich nach Musik, wie eine Probe zeigen mag:

Kaminfeger.

Katrinchen, Katrinchen,
Schieb's Häubchen zurecht,
Wenn's schief sitzt,
Zu tief sitzt,
Dann kleidt es dich schlecht.

Katrinchen, Katrinchen,
Kehr den Ruß aus dem Haus.
Zum Schornstein,
Zum Schornstein
Guckt der Freier heraus.

Die Bilder, die H. R. von Volkmann zu dem kleinen Buch gezeichnet hat, sind recht glücklich bis auf die Kindertypen, die allerdings fast alle starke Mängel aufweisen.

Gegen neue Märchendichtungen lebt in mir ein Vorurteil, das sich bisher noch fast immer als berechtigt erwiesen hat. Auch bei den „Märchen einer Großmutter“ von E. Wuttke-Biller kann ich eine Ausnahme nicht konstatieren. Bei aller Phantasie fehlt es der Dichterin an der Fähigkeit, jenen seltenen Ton zu treffen, der uns bei den alten Volksmärchen in Stimmung versetzt und uns alle goldene Herrlichkeit und jeden Zauberspuk glaubhaft erscheinen läßt. Das Buch ist nicht unbedeutend, es gehört zu den besseren Sammlungen seiner Art, aber es ist zu nüchtern, zu sehr vom Verstand diktiert; erfunden, aber nicht erdichtet.

Bei den drei Märchen von Maria von Olfers kann man auch von einer Erfindungsgabe nichts mehr spüren, sie sind einfach schlecht. „Dazwischen stand Prinzeß Denkeli ruhig wie eine träumerische Wasserlilie und beherrschte sie alle mit ihren veilchenblauen Märchenaugen . . .“ — Die allerholdeste Gouvernantenpoesie! Daß Maria von Olfers gleichzeitig unglaublich mangelhafte Bilder malt, ist verzeihlich, aber für die Art der Reproduktion giebt es keine Entschuldigung. Es ist bedauerlich, daß ein Verleger seinem Publikum heute noch derartige Stümpereien zu bieten wagt.

Ein sehr feines und frisches Buch ist Agot Gjems-Selmers „Die Doktorsfamilie im hohen Norden“. Der Reiz der Erzählungen besteht darin, daß sie unserem Blick ein neues Stück Welt aufschließen: wir lernen das Leben der Kinder, wie es sich im Nordland abspielt, ziemlich genau kennen. Erwachsenen wird die Lektüre des stofflichen Gehaltes wegen sicherlich Freude machen, ob es bei Kindern die gleiche Wirkung erzielt, wage ich zu bezweifeln. Dazu ist es schon sprachlich, meinem Gefühl nach, nicht einfach und schlicht genug. Seite 7 heißt es bei der Beschreibung eines Sonnenunterganges: „Sie strahlt in Rot und Violettgrün und Gold, sie vertont in dem blassesten Blau — ein Farbenglanz, der einen Maler begeistern müßte —, Wolken in strahlendem, regenbogenfarbigem Perlmutterglanz schweben um die Felsen wie verstreute Rosenblätter, die errötend flüstern: Lebt wohl! Lebt wohl!“ Die Uebertragung Francis Marοs liest sich sonst flott und hält sich von Geschmacklosigkeiten frei. Eminent wirkungsvoll und künstlerisch ist die Umschlagzeichnung von Willy Schwarz; eine der wertvollsten Titelzeichnungen, die mir seit langer Zeit begegnet ist.

Zu den Büchern älterer Herkunft gehört Grimms wundervolles Märchen vom „Brüderchen und Schwesterchen“, das der rührige Verlag von Alfred Janßen mit einer Folge von Speckters Bildern neu herausgegeben hat. Für die getreue Reproduktion dieser in Deutschland fast garnicht bekannt gewordenen Originallithographieen wollen wir dankbar sein, besonders deshalb, weil die Blätter zu Speckters innigsten Schöpfungen zählen. Auch seine Zeichnungen zum Katzenbuch dürfen heute noch Anspruch auf Beachtung erheben, sie geben mit wenig Strichen das Charakteristische in liebevoller Anspruchslosigkeit. Gustav Falke hat zu den Bildchen reizende Verse geschrieben, und der Erfolg beweist, daß ihm der rechte Ton gelungen ist.

Zum Schluß sei noch auf eine Sammlung ostholsteinischer Volksmärchen hingewiesen, von denen Wilhelm Wisser eine erste Auswahl bei Eugen Diederichs veröffentlicht hat. Dialektdichtungen haben naturgemäß den Nachteil, nicht von jedem verstanden zu werden, mit Aufwendung einiger Mühe dürfte es aber selbst den Unkundigen möglich sein, diese prächtigen Geschichtchen zu lesen, deren gesunde Natürlichkeit und derber Humor sie zu einer wahrhaft erquickenden Lektüre machen. Ein sorgfältig angelegtes Wörterverzeichnis hilft leicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Druck und Ausstattung sind bei dem niedrigen Preis von M. —,75 für das gebundene Buch sehr lobenswert.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

In der ersten Junihälfte ließen sich die litterarischen Feuilletons der Zeitungen bequem in zwei Gruppen einteilen: in solche, die von Liliencron handelten, und in solche, die nicht von Liliencron handelten; wobei die erste Gruppe der Zahl nach entschieden die größere war, zumal wenn man in Rechnung zieht, daß viele mittlere und kleinere Blätter sich bei diesem Anlaß gleichlautender Artikel bedienten. In der That war der Anteil an der sechzigsten Geburtstagsfeier Liliencrons, soweit es die Presse betraf, außerordentlich groß und sicher viel größer, als man noch vor wenigen Jahren vorauszusagen gewagt hätte*). „Wenn irgend etwas,“ meint Bierbaum (der schon 1892 eine eigene Schrift über den jetzt Gefeierten veröffentlicht hat), „die Hoffnung stärken kann, daß wir, wie es der anonyme Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher‘ zuerst ausgesprochen hat, einer künstlerischeren Zeit entgegengehen, so ist es der fast plötzliche Umschlag der öffentlichen Meinung zu Liliencrons Gunsten. Wie fast immer, so haben auch hier äußere Umstände mitgewirkt, vor allem der, daß Liliencron der einzige moderne Künstler ist, der sich der kaiserlichen Förderung erfreut. Offizielle Anerkennung hat in Deutschland schon an sich die Bedeutung eines überzeugenden Arguments für künstlerische Potenz — und nun gar Anerkennung in klingender Münze! Aber in der Hauptsache liegt der Grund für den nun auch mehr in die Tiefe und Weite gehenden Erfolg Liliencrons doch

*) Festnummer des „Hamb. Corresp.“ (Ztg. f. Litt. 11) mit größeren Beiträgen von H. F. Gerhard, Gustav Falke, J. Löwenberg, Hermann Heiberg, Timm Kröger, kleineren von Prinz E. Schönaich-Carolath, Johann Meyer, Charlotte Niese, Adalbert Weinhardt, Otto Ernst, Albert Roderich, Rich. Dehmel. — Charakteristiken von Otto Julius Bierbaum (M. N. Nachr. 252, 253), Leo Greiner (Münch. Allg. Ztg. 246), Adalb. von Hanstein (Hannov. Cour. 25020), Friedr. Düsel (Deutsche Welt 36), Karl Strecker (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 127), Max Hochdorf (Nat.-Ztg. 344), Wilh. Micheels (Berl. N. Nachr. 255), Paul Rüthning (Hamb. Nachr. 382), Hans Heilmann (Königsb. Allg. Ztg. 255), Dr. J. Löwenberg (N. Hamb. Ztg. 254), Dr. G. Zieler (Bresl. Morg.-Ztg. 255), A. Semerau (Bresl. Ztg. 382), Rud. Presber (Frkf. Gen.-Anz.), J. V. Widmann (Der Bund 156, 157; Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 65), Albert Frick (Magdeb. Centr.-Anz. 128), Dr. Th. Klaiber (N. Tagbl., Stuttg., 127), Josef Buchhorn (Stuttg. Morgenztg. 51), Rudolf Holzer (W. Abendztg. 124), A. Lindner (W. Fremdenbl. 152), H. Stegemann (Basl. Nachr. 149), Adolf Donath (N. Fr. Pr. 14288), Martin Boelitz (Rh.-Westf. Ztg. 515), Theodor Heuß (Neckarztg., Heilbronn, 126), Fritz Marti (N. Zür. Ztg. 152, 153), Franz Diederich (Sächs. Arb.-Ztg., Dresden, 126 u. W. Arb.-Ztg. 153), Hamb. Echo (128), E. Kreowski (Chemnitzer Volksstimme 124). — „Persönliches von Liliencron“ von Ivan Kruse (Hamb. Nachr. 385). — „Bunte Beute“ von Erich Schlaikjer (Hilfe 20). — „Liliencron als Lyriker“ von Carl Busse (D. Propyläen, München, 67). — „Eine Rede über Detlev von Liliencron“ von Otto Ernst (N. Fr. Pr. 14288). — „Liliencron als Soldat“ von Dr. Fritz Böckel (Berl. Tgbl. 276). — Gedichte von Oskar Bulle (Allg. Ztg., Beil. 126), Friedr. Borgwardt (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 127), Karl Ettlinger (B. Tagebl. 276) u. a. — „Oesterreichische Dichter“ [an Liliencron] von Dr. Arnulf Sonntag (Allg. Ztg., Beil. 126). — „Von Dichtergeburtstagen“ von H. H. Ehrler (Heilbr. Neckarztg. 129). — [Sollte in dieser Aufstellung noch irgend ein wichtigerer Beitrag übergangen sein, so erbitten wir Nachträge. D. Red.]

in seiner Kunst selbst. Sie hat, nicht so sehr im einzelnen der Kunstübung, wie in ihrer Ganzheit als Phänomen von seltener Geschlossenheit und Kraft, einen so großen Einfluß auf beinahe alle poetischen Begabungen unserer Zeit ausgeübt, daß ihr fast in jedem einzelnen modernen Poeten ein Herold entstanden ist. Wo in unserer heutigen deutschen Verskunst Leben ist, sind Spuren der liliencronschen Art, auch dort, wo dieses Leben neue, von ihr abgewandte Perspektiven sucht. Seit Heine hat kein Dichter so auf seine mitschaffenden Zeitgenossen gewirkt wie er, und erst er hat den heinischen Einfluß ganz beseitigt." Und zu demselben Punkte bemerkt Leo Greiner am Schlusse seines Aufsatzes: „Noch können wir nicht klar sehen, was Liliencron, litterarhistorisch genommen, für die deutsche Lyrik bedeutet. Noch müssen wir uns fast ausschließlich damit begnügen, ihn zusammenhanglos als Einzelerscheinung zu begreifen und zu verehren. Doch steht eines fest: wie Annette von Droste, Conrad Ferdinand Meyer und Theodor Storm, aber weit über diese hinaus, hat er in seinem lyrischen Schaffen einem neuen Prinzip der Naturanschauung zum Siege verholfen, das man nun als das impressionistische oder naturalistische bezeichnen mag."

Liliencron jedoch um seiner Wirklichkeitskunst willen selbst der naturalistischen Schule beizuzählen, erklärt Karl Strecker — mit Polemik gegen einen Ausspruch von Heinrich Bulthaupt — für eine direkte Verkehrung der Thatsachen. „Wer nur zehn Seiten Liliencron gelesen hat, sollte sich doch garnicht mehr in den Gedanken hineinfinden können, ein so urwüchsiger, selbstgewordener, subjektiver Dichter könne durch eine Bewegung von außen her, durch die Zeitströmung einer litterarischen Mode geschaffen werden. ‚Hervorgegangen' ist der Dichter Liliencron aus nichts anderem als aus dem Holstenvolk seiner Heimat, aus einem alten Adelsgeschlecht, dem (in der Großmutter) rechtzeitig frisches Bauernblut zugeführt war. Der naturalistischen Schule verdankt Liliencron lange nicht soviel wie sie ihm . . . Ein Naturalist im eigentlichen Sinne ist Liliencron garnicht, da er die Dinge und besonders die Menschen meist phantastisch oder doch in verklärtem Licht erblickt."

Im übrigen besteht in all den zahlreichen Auslassungen über Art und Wert des liliencronschen Schaffens keinerlei Meinungsverschiedenheit, und das Bild, das von ihm entworfen wird, ist übereinstimmend dasselbe, wenn auch vereinzelt die kritische Einschränkung, besonders den Romanen und Dramen gegenüber, etwas stärker hervortrat. Es ist auch ebenso bezeichnend, wie ehrenvoll für den Gegenstand dieser Betrachtungen, daß sich die Presse aller Parteien, von der Rechten bis zur äußersten Linken, an dieser Huldigung beteiligt hat, mag man auch den tieferen Wert solcher „aktuellen" Dichterfeiern und ihre Wirkung auf das größere Publikum immerhin mit Skepsis beurteilen. Auch die sozialdemokratischen Blätter widmeten dem „poetischen Grandseigneur von durchaus aristokratischer Weltanschauung" (Bierbaum) durchaus vorurteilsfreie Würdigungen; nur in dem chemnitzer Arbeiterblatt findet sich ein Seitenhieb auf sein „Soldatentum, das ja oft vor dem Hohenzollerntum gewaltige Purzelbäume schlägt und sich aus patriotischer Erhitzung devot im Staube wälzt" (!), und wird dem Poggfred-Dichter nachgesagt, daß er „seiner Vorliebe für dynastische Stammbaumpolitik in Kriegsnovellen und zahlreichen Gedichten säbelrasselnd bis zur Verzückung eines tanzenden Derwisches Ausdruck verliehen" habe. Demselben Blatte war die stupende Entdeckung vorbehalten, die „Schmocks" der bürgerlichen Presse — ihre Namen findet man in der Fußnote der vorigen Spalte — hätten „nun plötzlich", nachdem Liliencron einer kaiserlichen Gnadenpension teilhaftig geworden sei, die Entdeckung gemacht, daß er ein großer Poet sei.

Eine ganze Anzahl von näheren und ferneren Bekannten des Dichters hat seinen Ehrentag benutzt, ihn auch als Menschen durch eine Mosaik kleiner persönlicher Lebenszüge zu charakterisieren, insbesondere (s. die Fußnote) Iven Kruse, Hans Heilmann, Timm Kröger (den Liliencron selbst in die Litteratur einführte), Hermann Heiberg, Otto Ernst, J. Löwenberg und namentlich Gustav Falke („Wie L. mein Meister wurde"), der nicht nur die Geschichte seiner Freundschaft mit dem zehn Jahre älteren Genossen erzählt, sondern auch durch die Wiedergabe einiger seiner ersten Gedichte mit Liliencrons kritischen Randglossen interessante Streiflichter auf die Technik des lyrischen Schaffens fallen läßt. Ebenso giebt an der gleichen Stelle J. Löwenberg einige wertvolle Aufschlüsse über die Entstehungsweise einzelner liliencronscher Gedichte. Alle aber, die ihm nahe stehen, feiern ihn als den Herzog der deutschen Lyrik, dessen flatternde Standarten seine Lieder sind, als „den aufrechten Mann mit den freundlichen Kinderaugen, den lyrischen Pürschgänger, den Flatterrhapsoden, den Don Juan mit dem Nazarenerherzen, den Seydlitz mit der Nachtigallenseele, den Komponisten des Erlebten, den Edelmenschen mit dem Leichtsinn eines Matrosen an Land, den Landsknecht mit dem Sängertraum, den genialen Schwerenöter, den Deichhauptmann mit dem Malerblick, den poetischen Durch-Dick-und-Dünn-Gänger, den Pegasusrittmeister und Vershusaren, den blutwarmen Innen- und Vollmenschen" (Strecker).

Dem also Angefeierten selber aber scheint ob der ungewohnten Fülle papierener Huldigungen auf seinem ländlichen Gütchen einigermaßen bang geworden zu sein, und im „Berl. Tagebl." ließ er wenige Tage danach den folgenden „geheimen Stoßseufzer" publik werden:

Ach, wenn ich doch ein Schafhirt wär
Und niemand mich auf Erden kennte!
Dann käme kein Reporter her,
Weil niemand meinen Namen nennte.

Ich sähe meinen Schafen zu,
Den Schafen, diesen Philosophen,
Und dehnte mich in guter Ruh
Fernab von Jubiläumsstrophen.

Des Mittags brächte Essen mir
Vom Dorfe her die schlanke Lene.
Champagner wär mein braunes Bier,
Mein Bauernmädchen wär Athene.

Ist Abends in den Pferch gesperrt
Das Blökvieh, sängen Nachtigallen,
Dann ließen wir uns das Konzert,
Ich und die Lene, gern gefallen.

Und Morgens früh, bei Tag und Tau,
Wenn sich die Gräser wieder heben:
Ich blickte frisch ins Himmelsblau
Und priese still mein bißchen Leben.

Ach, wenn ich doch ein Schafhirt wär,
Und niemand mich auf Erden kennte!
Dann käme kein Reporter her,
Weil niemand meinen Namen nennte.

Zum Teufel mit der Flennerei!
Marsch mit Humor ins Festgetriebe!
Und damit ruf' ich grad und frei:
Nehmt frohen Dank für Eure Liebe!

* *

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die von der offiziellen allgemeinen Feier eines sechzigsten Geburtstages überhaupt nichts wissen wollten. Einzelne große Blätter, wie die „Voss. Ztg." und die „Frankf. Ztg." nahmen solcher grundsätzlichen Bedenken wegen an der allgemeinen Liliencrönungsfeier überhaupt nicht teil, und das letztgenannte Blatt motivierte diese Haltung mit der Bemerkung: „So sehr wir wünschen, daß verdiente Männer noch in empfänglicheren Lebensabschnitten möglichst viel Dank und Freude ernten, so halten wir es doch aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führte, für zweckmäßiger, mit öffentlichen Kundgebungen bis zum 70. Geburtstag des jeweils Gefeierten zu warten. Unsere Zeit, die so vieles übertreibt, sucht sich hie und da jetzt sogar schon die fünfzigsten Geburtstage ihrer großen Männer zu festlichen Veranstaltungen aus, und als sich jüngst ein deutscher Dichter entschloß, ins vierzigste Lebensjahr zu treten, veröffentlichten gut-

unterrichtete Blätter stimmungsvolle Betrachtungen über dieses Ereignis." Zufällig sollten sich diese ironischen Sätze diesmal prophetisch erweisen, denn wenige Tage nach ihrem Erscheinen konnte man in der That solche Festartikel zum 50. Geburtstage Max Kretzers (E. Isolani, Berl. Ztg. 261, „Der Begründer des berliner Romans"; derselbe, Hamb. Corresp. 361), zu dem von Charlotte Niese (Iven Kruse, Hamb. Nachr. 394: „Ein mißglücktes Interview") und wirklich auch einen zum 40. Geburtstage Otto Erich Hartlebens (Ottomar Pilz, Augsb. Abendztg., Sammler 67) lesen, übrigens eine von feierlicher Verklärung durchaus freie und als biographische Plauderei ganz unterhaltsame Darstellung (vergl. unten Sp. 1384). — Ohne besondere Geburtstagszwecke scheint eine Studie über die Romanschriftstellerin Agnes Gräfin Klinckowström von Lela Davitschoff entstanden, die in den „Münch. N. Nachr." (256) erschien. Es heißt da von der „blonden Gräfin", sie habe „mit zarter Anmut ihr Leben in die winzige Patschhand genommen und daraus ein harmonisches Arbeitsidyll geformt", und sie wandle auf ihren „Puppenfüßen" schwindelfrei an allen Abgründen des Lebens vorbei. In ihren Werken schildere sie mit Vorliebe den Ausnahmemenschen und „sogar" Verbrechen interessieren sie. „Nur benutzt sie bei ihren Beobachtungen nicht die Lupe, sondern wir fühlen ordentlich, wie die feine Frau durch ihr goldgeränderte face à main schaut und dabei sorgfältig den Rocksaum schürzt, um nicht mit dem Schmutz in Berührung zu geraten." Und auch dieser Satz über die jetzt 54jährige Erzählerin sei noch zitiert: „. . . Ein Weib, geboren zur Liebe und Zärtlichkeit; blond, weiß, mädchenhaft zierlich und rund dabei, weich und schmiegsam, mit einem Stimmchen, auf girrendes Kosen und schelmisches Lachen harmoniert, sitzt sie seit ihren jungen Jahren am Schreibtisch, vom erlebten Glück durch eine Zigaretten-Rauchwolke isoliert, in deren Gewoge sich Lebensbilder gaukeln." — Eine andere schreibende Dame, Frau Margarete von Sydow, die unter dem Pseudonym Franz Rosen schreibt, wird in einem Feuilleton von F. Hinsmann (Hamb. Corresp. 269) als eigenartige Erzählerin in den höchsten Tönen gefeiert. Man ist bisher den zahlreichen Romanen dieser Dame nur im Feuilleton von Provinzzeitungen und nachher als Buchausgaben des Verlags Pierson begegnet und erfährt nun hier zum ersten Male, daß die Welt hier an „psychologischen Meisterstücken" bisher achtlos vorbeigegangen ist.

Mehr und mehr bürgert sich jetzt auch der Brauch ein, jüngere Autoren, deren litterarisches Gepäck erst zwei oder drei kleine Bände umfaßt, schon zum Gegenstand zusammenfassender Charakteristiken zu machen. Meist schreiben in solchen Fällen „Dichter über Dichter" (Paul Leppin: „Hans Benzmann", Tagesbote, Brünn, 360; Otto Klimmer: „Martin Boelitz", Allg. Ztg., Beil. 124, und Fr. Wiegershaus über denselben: Dortmund. Ztg. 284), wie es das Prinzip von Paul Remers neuer Monographieensammlung „Die Dichtung" ist. Auch über diese, d. h. über die erschienenen ersten neun Bände wurde an mehreren Stellen ausführlich gesprochen (Heinrich Simon, Frankf. Ztg. 156; Carl Hagemann, Rh.-Westf. Ztg. 473; Eugen Schick, Brünner Tagesbote 260); im besonderen den Essai Ricarda Huchs über Gottfried Keller würdigt Fritz Marti (N. Zür. Ztg. 162). — An derselben Stelle (157, 158) schreibt Hedwig Bleuler-Waser im Anschluß an eine Schrift von Nußberger über Kellers „Landvogt von Greifensee und seine Quellen", und aus dem Briefwechsel Kellers mit Storm destilliert Felix Poppenberg ein größeres Feuilleton („Keller- und Stormspiegelungen", Nat.-Ztg., 365, 371). — In der neulich erschienenen Studie Felix Weingartners über Carl Spitteler (München, Georg Müller) sieht Joseph Victor Widmann (Der Bund 153, 154) „das Tiefstgehende und zugleich Klarste, was über den schweizerischen Dichter bisher überhaupt in Deutschland geschrieben wurde". — Eine andere Dichtermonographie, die Ferdinand Wilferth in der „Augsb. Abendzeitung" (Sammler 67) eingehend würdigt, rührt von Aloys Dreyer her und beschäftigt sich mit Franz von Kobell, seinem Leben und seinen Dichtungen (München, G. Franz, 1904).

* *

Kobell war, soweit Oesterreich und Bayern in Frage kommen, der Begründer der alpinen Lyrik, die Franz Wichmann in einer Abhandlung „Die Alpen in der deutschen Lyrik" (Münch. Ztg. 132) einer flüchtigen Musterung unterzieht. Er spricht bei dieser Gelegenheit den Wunsch nach einer Geschichte der alpinen Kunstpoesie aus, die uns noch fehle. — Eine ähnliche Betrachtung widmet Karl Storch in der „Magdeb. Ztg." (Mont.-Beil. 19—24) dem Thema „Harzpoesie und Harzpoeten". Von Dichtern, die den Harz gefeiert haben, nennt er Gleim, Klopstock, Bürger, Stolberg, Claudius, Göckingk und natürlich vor allem Goethe und Heine; von späteren Chamisso, Rückert, Bodenstedt, Scheffel, Trojan, Frida Schanz, Julius Wolff, Hans Hoffmann. — Das Kapitel der Rheinpoesie berührt ein Beitrag von Arthur Moeller-Bruck über „den Niederrhein in der neueren Heimat-Erzählung" (Rhein.-Westf. Ztg. 363), worin als begabte Vertreter dieser spezifisch niederrheinischen Heimatkunst Wilhelm Schäfer in Düsseldorf und Wilhelm Schmidt-Bonn charakterisiert werden. — „Das litterarische Leben in Elsaß-Lothringen" schildert ein ungenannter Elsässer in der „Magdeb. Ztg." (267), allerdings nur in den allgemeinsten Umrissen. — An die entgegengesetzte Grenze des deutschen Sprachgebiets führt Heinrich Glücksmanns Studie „Zur Psychologie des wiener Humors" (Voss. Ztg. 243), worin ein Rückblick auf die Reihe der wiener Humoristen vom Pfaffen von Kahlenberg bis auf Pötzl und Chiavacci gegeben wird. Saphir wird dabei mit großer Entschiedenheit als „Eindringling" und Nichtwiener abgeschüttelt, dagegen Bauernfeld als der „berufene Herold des wiener Humors" in besonders helles Licht gestellt. — Einen Vortrag über „Poesie und Technik", den der auch als Schriftsteller thätige Geh. Hofrat Max von Eyth (Ulm) jüngst vor der Hauptversammlung der deutschen Ingenieure in Frankfurt a. M. gehalten hat, ging auszugsweise durch die Presse; annähernd vollständig giebt ihn die „Voss. Ztg." (261) wieder. Es wird darin beklagt, daß die Poesie, die in der modernen Technik stecke, noch so wenig Ausdruck in der modernen deutschen Litteratur finde. — Summarisches über die „Hauptendenzen der modernen Litteratur" veröffentlicht Hans Landsberg in der „Nat.-Ztg." (340), und Oscar Blumenthal knüpft an die Konfiskationserfolge von Schnitzlers „Reigen", Kahlenbergs „Nixchen" und der neuerdings vom Burgtheater verbannten „Rose Bernd" einige Randbemerkungen „Zur Psychologie des Erfolges" (Frankf. Ztg. 162).

* *

„Die Zeit nach Pfingsten gehört dem Andenken Goethes," schreibt Fritz Mauthner in einem „Goethe-Reliquien" betitelten Feuilleton (Berl. Tagebl. 285). „Man versammelt sich als Gemeinde in Weimar, man betrauert geschmackvoll das Hinscheiden einer Prinzessin oder Großherzogin, und man rühmt sich irgend einer rettenden That. Daß zum Beispiel die alte Mauer von Goethes Hausgarten nicht neuerungssüchtiger Barbarei zum Opfer gefallen ist. Auch die Goethe-Wissenschaft kommt nicht zu kurz. Von einem bekannten Manne wird ein Vortrag gehalten. Das Schema ist gegeben. ‚Goethe und —'. Welchen Begriff immer jemand hinter das ‚und' setzen will, es giebt jedesmal einen Vortrag. Goethe und Europa. Goethe und Amerika. Goethe und Asien. Goethe und Deutschland. Goethe und Frankreich (oder England, Italien u. s. w.). Goethe und Preußen (oder Oesterreich, Thüringen u. s. w.). Goethe und die Griechen (oder die Römer, die Perser u. s. w.). Goethe und die Philosophie. Goethe und die Naturwissenschaft (oder die Musik, die Mineralogie, die Meteorologie u. s. w.). Goethe und Darwin. Goethe und Eckermann. Goethe und Lotte (oder Charlotte, Lili u. s. w.). Man sieht,

das Schema reicht für die nächsten tausend Jahre. Der Vortrag ‚Goethe‘ wird niemals gehalten. Dann zerstreut sich die Versammlung. Die geweihten Stätten werden aufgesucht. Auch der einzelne zerstreut sich leicht, anstatt sich zu sammeln.“ Der Artikel wendet sich dann gegen die übertriebene Reliquienverehrung, in der „vorhistorischer Aberglaube“ stecke, und schließt mit den Fragen: „Sind wir nicht in Gefahr, das Uebermenschliche in Goethe zu verlieren durch das Menschliche in Goethe? Sind wir nicht in Gefahr, die andächtige Stimmung vor den Goethe-Reliquien höher einzuschätzen als den Gewinn, den uns der Ertrag seines ungeheueren Schaffens gebracht hat? Aehneln wir nicht ein ganz klein wenig den Gläubigen des Mittelalters, die von den Gebeinen der Glaubensmärtyrer Wunder erwarteten, die echte Lehre aber jenes reinen Glaubens darüber verloren?“

Ein Blick auf die Titel der Goethebeiträge der letzten Wochen scheint diese Bemerkungen, wenigstens äußerlich, zu bestätigen. „Goethe und die Schauspielkunst“ (Alfred Freiherr v. Berger*), N. Fr. Presse 14291); Goethe und Frankreich“ (Max Nordau nach F. Baldensperger, ebenda 14284, 287); „Goethe und das Reisen“ (J. Riffert nach G. v. Grävenitz, Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 68, sowie Dr. E. Holzner, Pest. Lloyd 123); „Goethe und Oesterreich“ (J. Minor, Frkf. Ztg. 159, E. v. Gnad, W. Zeit 603, G. Karpeles, Nat.-Ztg. 388); „Goethe und Wien“ (G. Karpeles, N. W. Tagbl. 151, 154); „Goethes Naturanschauung“ (Wilh. Mießner, Berl. N. Nachr. 247); „Goethes Achilleis“ (Prof. Dr. Otto Kern, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 23). Kerns Aufsatz knüpft an eine kurze Entstehungsgeschichte der Achilleis die Bemerkung, daß die erst allmählich in engeren Kreisen erkannte hohe Schönheit dieses Fragments leider noch immer viel zu wenig gewürdigt werde, und giebt eine ausführliche Analyse der Dichtung, deren Helden Goethe die Züge seiner eigenen Persönlichkeit geliehen habe.

Ein zeitgenössisches Urteil oder buchstäblicher: Vorurteil über die „Achilleis“ findet sich in dem letzten von vier Briefen Klopstocks an Böttiger, die Hermann Uhde-Bernays in der „Allg. Ztg.“ (127, 128) erstmals veröffentlicht. „Es fällt mir noch ein,“ heißt es da, „daß Goethe die Ilias bis zum Tode Achilles fortsetzen will. Also Homer nachahmen. Dies wird eine wahre Leckerspeise für mich sein. Homers Nachahmung ist denn wohl ein Haar breit schwerer als die des Euripides. Auch die Iphigenia hat gleichwohl nicht wenig Steifes. Und was ist wohl weiter auseinander als der Ton der Griechen und Steifheit!“ — Goethes Name kehrt auch in dem Briefwechsel zwischen Lavater und Henriette Karoline von Stein wieder, aus dem Heinrich Funck in demselben Blatte (123) das Wesentliche mitteilt. Frau von Stein, die Mutter des nachmaligen preußischen Ministers, hatte den züricher Physiognomiker 1774 durch Goethes Vermittlung kennen gelernt, als beide sie in Nassau besuchten, und dann mehrere Jahre mit ihm korrespondiert. — Auf den außerordentlichen Reichtum an praktischen Ideen, den Lichtenbergs Schriften enthalten, macht Eugen Reichel („Lichtenberg als Förderer des Volkswohls und der Volksbildung“, Voss. Ztg. 245) aufmerksam. Beispielsweise war es Lichtenberg, der als erster für die Einrichtung von Seebädern in Deutschland nach englischem Muster öffentlich eintrat. — Der 300. Geburtstag eines älteren deutschen Satirikers, Friedrichs von Logau, fand trotz Hartlebens Logau-Büchlein nur geringe Beachtung (Gustav Jordan, Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 24; Paul Seliger, Kieler Ztg. 22249). — Eine Skizze, die M. Hanel von Karoline Schlegel, der nachmaligen Gattin Schellings, entwirft (N. Fr. Pr. 14288), bietet ebensowenig neues, wie ein Feuilleton über Heinrich Simon und Ida Hahn-Hahn von Anna Tomasczewska im „Zeitgeist“ (24). Das Verhältnis zwischen dem bekannten Demokraten und Volksführer und der gräflichen Romandichterin ging daran in die Brüche, daß die Gräfin sich nicht entschließen konnte, ihren aristokratischen Namen mit dem einer bürgerlichen Frau Simon zu vertauschen (übrigens der gleiche Grund, der Frau von Staël s. Zt. abhielt, Benjamin Constants Gattin zu werden). — Zwei Briefe Hebbels an den Publizisten Hermann Marggraff, damals Redakteur der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ (vgl. unten Sp. 1388), teilt in der „Frankf. Ztg.“ (162) M. Sukennikow mit. Es sind Begleitbriefe zu den Rezensionsexemplaren des „Gyges“ (1855) und der „Nibelungen“ (1862). — „Von Grillparzer und seiner Umwelt“ spricht Alfred Klaar in einem größeren, dem neuen Grillparzer-Jahrbuch gewidmeten Aufsatz (Voss. Ztg. 271). — „Grillparzers Lyrik“ einmal von einem „modernen, mehr ästhetischen als psychologischen Gesichtspunkt“ zu betrachten, unternimmt Hans Benzmann (Rh.-Westf. Ztg. 533), der sich dabei auf Anastasius Grüns Urteil bezieht: „Mag seine (Grillparzers) Wirkung in der Dramatik und Epik liegen, seinen Schwerpunkt möchte ich doch fast vorwiegend in der Lyrik suchen. Mir scheint er als Lyriker ebenso bedeutend, als eigentümlich.“ Aehnlich äußerte sich gelegentlich Gottfried Keller. — Ueber die persönlichen Beziehungen zwischen Mörike und Hölderlin giebt ein an anderer Stelle dieses Heftes (Sp. 1383) auszugsweise wiedergegebener Artikel in der „N. Zür. Ztg.“ (164, 165) Aufschluß. — Einen Essai, den die Baronin Elisabeth von Heyking ihrem verewigten Oheim Herman Grimm gewidmet hat, bringt die „Tägl. Rundschau“ (U.-Beil. 119/120) zum Abdruck.

* *

Aus dem kürzlich veröffentlichten zweiten Bande von Hippolyte Taines Briefwechsel entnimmt Anton Bettelheim (Allg. Ztg., Beil. 135) eine Anzahl interessanter Urteile über deutsche Litteraturwerke, in denen trotz Taines starker Sympathie für deutsches Geistesleben die „Ketzereien“ überwiegen. — Den Plan, ein Denkmal für Henri Becque zu errichten, nimmt Theodor Wolff zum Anlaß, von seinen persönlichen Erinnerungen an den galligen Verfasser der „Pariserin“ und der „Raben“ zu erzählen (Berl. Tagebl. 272). — Eine Studie über Charles Baudelaire von Siegfried Samosch (Nat.-Ztg. 336) fußt auf der neuen, von Max Bruns besorgten deutschen Ausgabe von Baudelaires Werken. — Unter dem Titel „Robert Burns als Parodist“ bespricht Carl Krebs im „Tag“ (247) eine bei Frowde in London voriges Jahr erschienene Ausgabe der „Songs“, die hier zum ersten Male mit den ursprünglichen Volksmelodieen erschienen, deren Rhythmus sie Burns parodierend (im ursprünglichen ernsten Sinn dieses Wortes) unterlegt hat. — Bruno Walden (Wien) mustert in der „Frankf. Ztg.“ die neueste Serie Tauchnitz-Bände, und Alfred Hübl spricht (Graz. Tagespost 160) „Von den Büchern Robert Louis Stevensons“. — Als „ein neuer Prosaband von Maeterlinck“ wird dessen „Begrabener Tempel“ von Eduard Engel angezeigt (Magdeb. Ztg. 279): neu ist dieser Band allerdings schon seit über zwei Jahren nicht mehr, wohl aber der Gedichtband „Maternità“ von Ada Negri, der erste, mit dem die Dichterin wieder hervortritt, seitdem sie sich vor mehreren Jahren mit einem reichen mailänder Fabrikanten verheiratet hat (Marie v. Bunsen; Nat.-Ztg. 359). — „Einiges über Giovanni Boccaccio als Dichter des Decamerone“ schreibt Hermann Hesse in der „Frankf. Ztg.“ (147), hauptsächlich um darzuthun, daß nur die wenigsten von Boccaccios hundert Novellen frei erfunden seien, sondern erst im Schmelztiegel seiner eleganten, frischen und lebendigen Sprache die künstlerische Einheitlichkeit erhalten haben. — Eine Reihe deutsch erschienener dänischer Romane bespricht Otto Hauser (Nat.-Ztg. 356), und „Proben japanischer Lyrik“ giebt (nach Karl Florenz) Ernst Erdmannsdörffer in der „Kiel. Ztg.“ (22225) wieder.

*) Der weimarische Festvortrag im Auszug. Vollständig bringt ihn das diesjährige Goethejahrbuch.

„Tausend Jahre Salome-Litteratur." Von Marie Louise Becker (Rhein.-Westf. Ztg. 413). Kurzer stoffgeschichtlicher Rückblick von der ersten Bearbeitung des Salomestoffes in einem Weihnachtsspiel des 9. Jahrhunderts bis zur Neuzeit.

„Zu Karl Weitbrechts Gedächtnis." Von Karl Berger (Dtsch. Ztg., Berlin; 135). — „Carl Weitbrecht als Lyriker." Von Rudolf Schaefer (Allg. Ztg., Beil. 138). Vgl. unten Sp. 1386).

„Die erste Buchhandlung in Berlin." Von Ernst Consentius (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 23). Das erste Buchhändlerprivileg erhielt Hans Werner im Jahre 1594 vom Kurfürsten Johann Georg.

„Christian Hieronymus Esmarch." [Langguth.] Von Carl Enders (Allg. Ztg., Beil. 128).

„Vom Tragischen." [H. Bahr.] Von W. Fred (Rhein.-Westf. Ztg. 520).

„Ein letzter Busch." [Zuguterletzt.] Von Carl Hagemann (Rhein.-Westf. Ztg. 510).

„Heinrich Marr und der Diamantenherzog." Eine Episode aus der braunschweigischen Theatergeschichte. Von Fritz Hartmann (Braunschw. Landesztg. 247).

„Das schlafende Heer." Von Carlo v. Kügelgen (St. Petersb. Ztg., Mont.-Bl. 31). — „Ein neuer Roman von Clara Viebig. Von S. Schott (Allg. Ztg., Beil. 134).

„Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet." Von Willy Lentrodt (Rhein.-Westf. Ztg. 533).

„Die Ausdrucksformen des deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter." Von Paul Fred Merbach (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 62). Mit Benutzung von Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes.

„Aus Dichtung und Sprache der Romanen." [Morf.] Von Dr. F. Michel (Frankf. Ztg. 153).

„Hermann Rolletts Erinnerungen." Von Moritz Necker (Allg. Ztg., Beil. 132). — „Der Barde von Baden" (W. Fremdenbl. 150). — „Rollett-Briefe" (W. Morg.-Ztg. 150). Vgl. Sp. 1385.

„Das geistige Amerika." [Münsterberg.] Von Dr. Paul Nacke (Magdeb. Ztg. 292).

„Ellen Olestjerne." [Reventlow.] Von S. (Frkf. Ztg. 160).

„Zur Tellsage." Von W. O. (N. Zür. Ztg. 144—47).

Echo der Zeitschriften

Deutschland. (Berlin.) II, 8. In einer Untersuchung über „Schiller und den deutschen Idealismus" nennt es Susanna Rubinstein eine erhabene Geistesthat, daß Schiller die Idee des Schönen zu einem sozialpädagogischen Problem umbog, daß er sich mit dem heiligen Ernst seiner Innerlichkeit bemühte, die Menschheit ästhetisch zu erziehen, in ihr das Gefühl für das Schöne als Quelle der Veredlung zu erwecken. Und sie hält diese Geistesthat des großen Idealisten nicht für abgeschlossen, nicht für ein bloßes historisches Faktum, sondern sie mißt ihr lebendige Wirkung für heute und für weitere Zukunft zu. „Schillers Stern, der eine Zeitlang von der wechselnden Strömung der Mode, vom nüchternen Materialismus und von der herabzerrenden Dekadenz umzogen war, verbreitet jetzt eine wachsende und siegreiche Leuchtkraft . . . Die Verwirklichung der ihm ans Herz gewachsenen Idealidee regt sich, sein Ideal der ästhetischen Erziehung gewinnt Blut und Leben. Das Interesse, das man gegenwärtig an der ästhetischen Ausbildung des Kindes nimmt, wie nicht minder die vielfachen Veranstaltungen zur geistigen Hebung des Arbeiterstandes, sind Fortschritte, die ihren Ursprung in Schillers Geisteswelt haben." Als eine Studie zur Technik des modernen Dramas stellt sich G. Herzbergs Abhandlung über „Ibsens Hedda Gabler" dar (8, 9). Er beschäftigt sich nicht nur mit dem inneren und äußeren Aufbau des Dramas, d. h. mit der Art, wie Ibsen Charaktere und Handlungen vereint, um daraus ein in sich gegliedertes und abgeschlossenes Ganze zu bilden, sondern mit der gesamten Technik, vermittelst deren Ibsen seine subjektive Gedankenreihe zu objektivem Verständnis bringt. In zwei Hauptabteilungen zerfalle diese Technik: einmal in die Methode, wie Ibsen innere und äußere Vorgänge anschaulich macht, abgesehen davon, ob diese Vorgänge Kinder seiner schöpferischen Phantasie, oder ob sie Vorgänge des wirklichen Lebens sind — sodann in die Art, wie Ibsen solche auf seine Weise anschaulich gemachten Vorgänge vereint und gruppiert, um daraus ein Drama zu schaffen. — Im neunten Hefte gelangt der Vortrag zum Abdruck, den Berthold Litzmann „Zur Jahrhundertfeier von Schillers ‚Wilhelm Tell'" in der Festsitzung der Gesellschaft für Theatergeschichte im Mai d. J. gehalten hat. Die Entstehungsgeschichte des Werkes, seine mannigfachen Schicksale vor der ersten berliner Aufführung — darunter vor allem Ifflands Bedenken aus politischen und aus ästhetischen Gründen — werden darin ebenso wie der nationale Gehalt und die Bedeutung des Stückes im einzelnen gewürdigt.

Deutsche Rundschau. (Berlin.) Juniheft. Auf halbem Wege zwischen Florenz und der Certosa, hart an der Straße, liegt ein protestantischer Friedhof, durch eine dichte Reihe hochstämmiger Zypressen dem Auge weithin kenntlich. Agli Allori, zu den Lorbeeren, heißt diese Stätte nach einem Lorbeerhain, der früher dort gestanden. Und dieselben Worte — Agli Allori — setzt Isolde Kurz an die Spitze ihrer Erinnerungen an Bekannte und Freunde ihres langjährigen florentiner Aufenthalts. Sie alle schlafen dort auf dem Friedhof, Arnold Böcklin, Theodor Heyse, der Onkel Paul Heyses, ein scharfsinniger Aeschylos-Erklärer und feiner Catull-Uebersetzer, der übrigens auch selbst dichterisch thätig war — er veröffentlichte unter dem Pseudonym Theodor Florentin einen Zyklus warmblütiger Liebessonette, die er als Sechsundsechzigjähriger geschrieben hatte —, sodann Karl Hillebrand, Heinrich Homberger, der alte Liphart und Ludmilla Assing. Vor allem aber widmet Isolde Kurz einem von ihnen ihre Erinnerung, einem, den die Welt nur als Maler und Bildhauer kannte: Karl Stauffer-Bern. In seinem Nachlaß haben sich Dichtungen vorgefunden, die für den Poeten Stauffer volles Zeugnis ablegen, die eine erschütternde Illustration zu seinem jähen Auf- und Abstieg bilden: „In wildem Chaos war Stauffers Leben darin ausgeschüttet, seine Liebe, sein Haß, sein selbstherrlicher Uebermut, der Sturz aus Sonnenhöhe ins grausigste Elend, Wut und Rache, nächtliche Kerkervisionen, alles aus der ungeheuren Erregung des Augenblicks geboren und den Stempel des Improvisierten tragend, einfach und unwiderstehlich wie die Wahrheit selbst. Zugleich aber hatte der tobende Vulkan in seinem mächtigen Feuerstrom alles mitherausgeschleudert, was seit Jahren schweigend in Stauffers Seele geruht hatte, Sprüche über Kunst und Künstler, über dichterische und historische Größen, volksliederartige Weisen, eine längst verklungene Jugendliebe, die Leidenschaft für die Antike, die sich bei ihm, dem protestantischen Pfarrerssohn, wie bei den Renaissancemenschen, mit inniger Christgläubigkeit mischt — das alles ‚tanzt reimweis hier zu Paaren' und zuweilen fällt in diesen heidnisch-christlichen Hexensabbat wie ein Schein aus gemalten Kirchenscheiben eine pietätvolle Kindheitserinnerung, ein Bild aus dem väterlichen Pfarrhaus im grünen Emmenthal herein. Aber nicht umsonst waren diese oft wunderbar poetischen Verse — nach dem florentinischen Irrenhaus, wo Stauffer sie ins Reine schrieb — ‚Die Lieder des Narren von San Bonifazio' betitelt. Man befand sich mit ihm in dem Irrgarten eines Wahnlandes, wo alle Fesseln, auch die der Vernunft, zerrissen sind, wo die Grenzen des Ichs sich verwischen und die rasende Gedankenflucht sich zuweilen in ein irres Stammeln verliert. Doch diese Mischung von Wahnsinn that dem eigentlich Poetischen keinen Eintrag; es machte die Gedichte elementarisch-unbewußter. Und neben aller Verwirrung mußte man noch immer die sichere Sprachgewalt bewundern; freilich, mit dem einzelnen durfte man es nicht genau nehmen. Stauffers Verse sind wilde, tobende Gebirgswässer, die alles mit sich führen, was ihnen im Lauf begegnet: Anklänge und Reminis-

zenzen von da und dort her, berner Deutsch, berliner Deutsch, Wörter aus fremden Sprachen, selbst ganze Strophen Italienisch ins Deutsche eingeflochten, denn er beherrschte das Italienische wie wenige Ausländer bis in die Dialektformen herunter.“ Es ist zu bedauern, daß solche Dichtungen — „ein menschliches Dokument in künstlerischer Form, wie es vielleicht auf der Welt kein zweites giebt“ — nicht in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Echtheit bislang veröffentlicht werden konnten.

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXIII, 21, 22. Seit Schillers Wallenstein-Tragödie sieht die Welt in Octavio Piccolomini den Typus des treulosen Verräters. Demgegenüber wirft O. Elster, der schaumburg-lippische Archivar, die Frage auf: „War Octavio Piccolomini wirklich der Verräter Wallensteins?“ Mit Hilfe neugefundener Akten aus dem Archiv zu Nachod gelingt es ihm, nachzuweisen, daß Piccolominis That bis zu einem gewissen Grade zu verstehen und zu entschuldigen ist und daß das schwere Wort Verrat nicht auf seine Handlungsweise zutrifft. Als Ergebnis der Untersuchung, die zugleich manchen Rückschluß auf die Stellung des Dichters zu seinem historischen Vorwurf erlaubt, ergeben sich folgende Punkte: „Piccolomini war mit der Kriegsführung Wallensteins und mit dessen politischen Unterhandlungen im Winter 1633/34 nicht einverstanden; er wußte auch, daß man am kaiserlichen Hof mit Wallenstein unzufrieden war und daß sich ein Gegensatz zwischen dem Kaiser und Wallenstein herausgebildet hatte. Piccolomini korrespondiert hierüber hauptsächlich mit den Generalen Gallas und Aldringen und sucht durch Vermittlung des Grafen Gallas Wallenstein von dem ihm falsch scheinenden Wege abzubringen, wobei er dem Generalissimus thatkräftige Hilfe zusagt. Von der Bedenklichkeit der Pläne Wallensteins überzeugt, glaubt er nach den Mitteilungen des kaiserlichen Abgesandten Wallmerode an das Bestehen einer gegen den Kaiser gerichteten Rebellion und ist entschlossen, nach den Befehlen des Kaisers diese Rebellion durch die Gefangennahme Wallensteins und seiner Anhänger zu verhindern. Die Ausführung dieses Planes verzögert sich wegen der unbestimmten Befehle des Kaisers. Man wagt es nicht, gegen Wallenstein vorzugehen. Man hofft noch auf einen Ausgleich, und Piccolomini zeigt in dieser Periode noch immer die Maske des Freundes gegen Wallenstein. Da kommt der bestimmte Befehl des Kaisers, sich Wallensteins ‚lebend oder tot‘ zu bemächtigen, und die Brandmarkung Wallensteins als Rebell und Verräter. Erst jetzt wirft Piccolomini die Freundesmaske ab und geht offen gegen Wallenstein vor. Dieser zieht sich nach Eger zurück. Piccolomini läßt Pilsen besetzen und giebt an Buttler den kaiserlichen Befehl weiter, Wallenstein ‚lebend oder tot‘ zurückzubringen. Oberst Buttler, der Wallenstein nach Eger begleitet, verständigt sich mit Gordon und Leslie, und die Ermordung Wallensteins und seiner nächsten Angehörigen findet statt.“ Eine schöne Rolle hat also Piccolomini in dieser Tragödie nicht gespielt, sein Verhalten sei jedoch aus den Zeitverhältnissen und aus den herrschenden Umständen zu erklären. In seiner Treue gegen das Haus Habsburg habe Piccolomini nie gewankt. — Die beiden Fassungen, die Kleist und Molière dem Amphitryon-Stoffe gegeben haben, wägt Paula Schlodtmann (18) gegeneinander ab, um die Verschiedenheit beider Dichter in der Eigentümlichkeit ihres Schaffens, die Verschiedenheit der Zeiten und Völker daran zu erkennen. — In Nr. 23 läßt Heinrich Spiero „Deutsche Romane und Novellen“ Revue passieren, vor allem Clara Viebigs „Schlafendes Heer“ und Hermann Hesses „Peter Camenzind“, und im folgenden Heft wendet er sich energisch gegen die „unerhörte“ Reklame, mit der E. Stilgebauers „Götz Krafft“ als „Roman unserer Zeit“ ausgeblasen worden sei. Das Buch selbst hinterlasse den Eindruck: „hier hat jemand nicht ohne Talent versucht, den Roman einer Jugend zu schreiben, aber es hat jemand anders mit der Hetzpeitsche hinter ihm gestanden, es hat ihm jemand das nasse Manuskript unter der Hand weggezogen und es hat jemand die Druckmaschinen doppelt befeuert, um recht schnell gleich das ‚erste bis zehnte Tausend‘ auf den Markt zu bringen.“

Magazin für Litteratur. (Berlin.) LXXIII, 6. In einem Essai über Richard Schaukal zerteilt Jacques Hegner fein säuberlich sein Objekt in den Menschen, den Polemiker, den Kritiker, den Dichter Schaukal und hebt des einzelnen besondere Kennzeichen hervor. Der Mensch Schaukal — „er spricht zuviel von sich und ist eitel, eitel wie drei Pfaue. Wie vier Pfaue. Wie fünf. Er weiß es und macht kein Hehl daraus. Und es ist weiter nicht peinlich: denn er versteht es, mit einer Art kritischem Wohlwollen von sich zu sprechen. Man hat so seine Fehler, aber man hat doch ein paar schöne Gedichte gemacht. Es ist dieses auszusetzen und jenes. Aber man hat doch Kultur. Und Kultur hat der Mensch Schaukal. Was er berührt, macht er kulturteilhaftig.“ Der Polemiker Schaukal — „der beißt. Das Minister-Ideal ist vergessen. Das Goethe-Ideal auch. Schaukal läßt eine Bulldogge los. Und wird geschmacklos wie eine Bulldogge . . .“ Und der Kritiker Schaukal ist „ein heikler Herr. Er schimpft nicht. Er verachtet. In einem Satz. Und damit ist's abgethan, wenn, wenn ihm nicht das Temperament durchgeht und er dann zwei Seiten lang zu schimpfen imstand ist.“ Der Dichter Schaukal endlich — „zerfällt technisch und schulmeisterlich meisterhaft gesprochen in zwei Teile. In den Prosadichter und in den Versedichter. Beide Dichter haben Gutes, Gleichgiltiges und Schlechtes geschrieben. Der Prosadichter bis heute mehr Gleichgiltiges. Der Versedichter mehr Gutes. Darum wollen wir nur von den guten Gedichten des Dichters Schaukal sprechen. Und sie sind neben den guten Gedichten von andern, die wie Morgenröten sind, wie Morgenröten. Sie schimmern denen, die auf sind, und streuen ihnen Rosenblätter in die erhobenen Hände und in die offenen Herzen. Sie haben eine unsagbare Kraft in sich. Wenn Gedichte heilen könnten, könnten sie heilen.“ — Von anderen modernen Autoren wurden weiterhin charakterisiert Frank Wedekind durch Hermann Wendel (9), Wilhelm von Scholz durch E. A. Regener (8, 9, 10), Hermann Bang durch Oscar Geismar (7) und Paul Scheerbart (4) durch Johannes Schlaf. „So einen haben wir modernen Deutschen nun,“ meint Schlaf in seinem Essai — „solch einen ganz und völlig Eigenen. Einen ersten allerersten, internationalen, modernen, phantastischen Humoristen, der dennoch zugleich völlig deutsch ist und so völlig in nationaler Tradition wurzelt! Und wissen kaum von ihm! Und sind nicht stolz auf ihn! Was würde er uns gelten, wenn er Franzose oder Norweger wäre!“ Daß Scheerbart, so völlig anders geartet er auch das große Thema des Säkulums variiert, durchaus in Gefolg und Reihe unserer modernen internationalen Denker und Ethiker steht, ja hinter all seinen phantastischen Kapriolen, kaleidoskopischen Farbenspielen, Schnurren, Ulkereien und Clownstreichen von Scheerbarts Humor sich überhaupt viel Ethik und ernste Weisheit verberge, das ist im einzelnen der wesentliche Zweck von Schlafs knappgefaßter Charakteristik. — In dem gleichen Hefte spricht Hermann Wendel noch über Paul Verlaine, im 5. Hefte Paul Leppin über „Kunst und Kolportageroman“ und im 7. Hefte Arthur Moeller-Bruck über den vlämischen Erzähler Stijn Streuvels. — Das gleiche Heft brachte zur Liliencronfeier einen Aufsatz von H. Wendel. — Einen „Beitrag zum Problem der modernen Kritik“ nennt Georg Muschner seinen Aufsatz „Kollegialität“, der sich inhaltlich mit einer Betrachtung von Fritz Rose über „Persönliche und sachliche Kritik“ (9) berührt. — Im übrigen seien noch kurz verzeichnet die Aufsätze von M. Schick über Maximilian Harden (9), sowie ebendort eine Untersuchung von Arthur Moeller-Bruck über das Wesen der Karikatur.

Die Nation. (Berlin.) XXI, 38. In der jüngsten Nummer bespricht Max Meyerfeld ausführlich die von Daniel Defoe 1722 geschriebene, von Hedda und Arthur Moeller-Bruck jetzt zum ersten Male verdeutschte Geschichte vom „Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders, die, im newgater Zuchthaus geboren, während eines unruhvollen Lebens von sechzig Jahren fünfmal verheiratet gewesen, darunter einmal mit ihrem leiblichen Bruder, dann zwölf Jahre lang Dirne zu London war, Hochstaplerin, acht Jahre lang nach Virginia zur Strafarbeit verschickt wurde und endlich dennoch reich, fromm und ehrbar starb". Aus der Fülle des Stoffes, der sich nicht kürzer als mit jenem langatmigen Titel zusammenfassen läßt, hebt Meyerfeld die interessantesten Abschnitte hervor, um bei dieser und jener Stelle mit kritischen Randglossen aufzuwarten. — Im gleichen Hefte bespricht F. Mehring unter dem Titel „Künstlers Erdenwallen" die Erinnerungen von Ludwig Barnay. — Vom Theater handelt auch ein kleiner Aufsatz „Renaissance?", von Ernst Heilborn (31). Der abgelaufene Winter des berliner Theaterlebens, der u. a. eindrucksvolle, oft wiederholte Aufführungen von „Götz von Berlichingen", „Minna von Barnhelm" und „Kabale und Liebe" brachte, legt ihm die Titelfrage nahe, und er erklärt diese Bühnenerfolge mit der tiefen, immer mächtiger anschwellenden Sehnsucht nach Gehalt in der Dichtung. — Ausführlichere Bücheranzeigen enthalten die Hefte 32, 35 und 36. In jenem bucht J. J. David den Gewinn, den „Mörikes Briefe" für uns bedeuten, in Nr. 35 begründet er die Enttäuschung, die ihm Ricarda Huchs Roman, „Von den Königen und der Krone", bereitet hat, und im folgenden Heft spricht R. M. Meyer über Spittelers „Olympischen Frühling". Etwas wirklich Alpenhaftes stecke in diesem Dichter, der bis auf die Knochen ein Schweizer sei. „Gottfried Keller ist vor allem deutscher Dichter, und C. F. Meyer halb romanischer; Jeremias Gotthelf war mehr Berner als Schweizer, und die Bodmer und Geßner hatten umgekehrt ein gut Teil Kosmopolitismus in ihrem Wesen. Aber Spitteler ist ‚die deutsche Schweiz auf zwei Beinen', um einen kühnen Lobspruch zu variieren, den man auf Rosegger und die Steiermark gemünzt hat." Wahrlich keine schlechte Zeit sei es, in der solch ein Epos voll tapferer Weltbejahung und Tatenlust entstehen durfte. „Wir glauben freilich nicht, daß eine neue, ‚hohe Zeit' heraufgeführt werde, wohl aber, daß wir schon mitten darin sind in einer Periode neuer wagender Kunst. Die ernste Formfreude eines Stefan George, die leidenschaftliche Menschenbeobachtung eines Gerhart Hauptmann, die glückselige Abenteuerlust eines Carl Spitteler — mit diesen so verschiedenen Tendenzen ausgestattet, vermag unsere Dichtung das ‚Gewirke' der Ritter vom ‚kindischen Gampelroß' und die dumpfen Litaneien um die alten ‚Denkelsäulen' wohl noch zu vertragen und zu überdauern!" — Erwähnung verdient noch ein Aufsatz von Anselm Heine („Lebende und Erlebende"; 34) über den neuen Roman „Sechzehn Jahre" von Karl Larsen und den neuen Novellenband „Tristan" von Thomas Mann.

Nord und Süd. (Breslau.) Heft 327. Zur Charakteristik seiner Freundin Ulla Wolff, die unter dem Pseudonym Ulrich Frank seit langen Jahren Romane und Novellen veröffentlicht, steuert Gustav Karpeles einen längeren Aufsatz bei. Er liest etwas spezifisch Schlesisches aus ihren Werken heraus, ein Erbstück ihrer Heimat, um sodann darauf hinzuweisen, daß sie das Milieu ihrer zweiten Heimat, Berlin, mit bewundernswertem Geschick erfaßt und dargestellt habe. Mehr als ein Dutzend ihrer Romane spielt denn auch im W-Viertel der Reichshauptstadt, bis sie in den letzten Jahren wieder ihre Stoffe aus der Heimat holte und z. B. die enge oberschlesische Judengasse schilderte. Aus all ihren Arbeiten leuchte eine behagliche Freude am Dichten und Sinnieren, nicht der hastige Drang, eine Tendenz, eine auffällige Situation oder gewisse Stimmungen zu fixieren. — Erinnerungen an den vor 25 Jahren verstorbenen Dichter Karl Beck veröffentlicht nach Aufzeichnungen eines Freundes Friederike Beck. Aus dem Hause Ottiliens von Goethe, aus dem Verkehr mit Gutzkow, von den freundschaftlichen Beziehungen zu Lenau her ist Karl Beck heute noch manch Eingeweihtem bekannt, während seine Dichtungen wohl ganz vergessen sind. Und doch war er Dichter ganz und gar. „Sein ganzes Wesen war von Poesie durchtränkt. Er hörte mit dem Ohre, sprach mit der Zunge, er schaute mit dem Auge, und er schwieg mit dem Gedanken des Dichters. Ihm war die Poesie nicht Mittel zum Zweck, sie war ihm Selbstzweck, Inhalt und Ziel seines Lebens." In seinem Entwicklungsgange stelle das Epos „Meister Gottfried" die höchste Stufe künstlerischer Reife dar. Sonst hat Beck außer Lyrischem und Epischem — „Der fahrende Poet" — auch im Roman sich mit Erfolg versucht. — „Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart" mustert im nächsten Heft (328) Hans Benzmann, indem er die in den letzten Jahren erschienenen Gedichtbücher aus Frauenhand nacheinander, zu Gruppen geordnet, einzeln noch einmal bespricht. — Allgemein gehalten, ohne derart ins Einzelne zu gehen, ist ein Essai von Arthur Moeller-Bruck über die moderne Novelle. Ihm kommt es darauf an, charakteristische Merkmale innerhalb der Novellen der nordischen, französischen und deutschen Litteratur zu konstatieren und die einzelnen, auch der neueren Zeit erst angehörigen Schöpfer und Bildner einer ausgeprägten Novellenform zu erwähnen.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVIII, 4, 5. Den Entwicklungsgang von Lessings Ansichten über die bürgerliche Tragödie zu verfolgen, ist der Zweck einer Untersuchung von John Block über „Lessing und das bürgerliche Trauerspiel". Mit schüchternen Versuchen, neue Ideen zur Geltung zu bringen, setzen bereits die von Lessing gemeinsam mit Mylius herausgegebenen ‚Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters' ein, englische und spanische Muster werden empfohlen; dann tritt Lessing zu gleicher Zeit mit dem Entwurf des „Henzi" hervor, einem Dramenfragment, das noch starken Einfluß der Franzosen aufweist, aber doch schon genügend Ansätze zur bürgerlichen Tragödie aufweist. Mit ähnlichen dramatischen Plänen gingen kritische Untersuchungen Hand in Hand, bis Lessing 1755 als „erste bedeutendere Frucht seiner hauptsächlich von England inspirierten Studien" das bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson" schrieb, ein Stück, das sich aus zwei deutlich erkennbaren Grundmotiven, dem ersten englischen bürgerlichen Trauerspiel („Kaufmann von London") und dem ersten großen Familienroman („Clarissa") zusammensetzte. Der endgiltige Bruch mit der französischen Alexandrinertragödie geschah dann bald und es folgt ein Entwicklungsgang innerhalb der Sphäre des bürgerlichen Dramas, den Block in die Worte zusammenfaßt: „Das bürgerliche Trauerspiel, das in England noch einen kriminalistischen Anstrich gehabt hatte, wurde in der ‚Miß Sara Sampson' zur Familientragödie, und statt des ständischen Dramas Diderots erhob Lessing seine ‚Emilia Galotti' auf die Höhe eines sozialen Dramas." — Im 4. Heft bringt Bernhard Hoffmann allerhand interessantes „Volksetymologisches von der deutsch-französischen Grenze", M. Evers einen Beitrag „Zu Schillers ‚Glocke'" und K. Warmuth eine längere Anzeige von Theodor Kappsteins Gedenkbuch auf Emil Frommel. — Im 5. Hefte findet sich ein Beitrag zur Faustlitteratur „Der Wettpreis des Teufels" von Gerhard Fuchs sowie eine Abhandlung von Gerhard Heine über „Grillparzer als Dichter geschichtlicher Dramen". Berücksichtigt werden hier die drei Dramen der österreichisch-ungarischen Geschichte „König Ottokars Glück und Ende", „Ein treuer Diener seines Herrn" und der „Bruderzwist im Hause Habsburg". Auf die Analyse eines jeden dieser Werke folgt eine Darstellung und Begründung von Grillparzers dichterischer Eigenart, soweit sie sich aus diesen Dramen ergiebt und an ihnen veranschaulichen läßt.

„Liliencron." Von Ferdinand Avenarius (Kunstwart, München; XVII, 18). Avenarius bewundert, zieht aber Grenzen. „Vom Erbauen geistiger Dome kann doch nur wirklich der bei Liliencron etwas sehen, dem keine Kritik neben der Liebe steht. Wir dürfen das nicht vergessen, wollen wir in der Freude über ihn nicht ungerecht werden gegen andere. Geistige Dome — ich meine damit Andachtstätten der Kunst, die eine Gemeinde zu Sammlung und Aufschwung zum Höchsten vereinigen. Lyrische Heiligtümer, wie Mörikes ‚Um Mitternacht' oder Kellers ‚Abendlied' hat uns Liliencron überhaupt kaum geschenkt." Aber: aus ihm spricht unangekränkeltes Menschentum der altererbten Instinkte und Triebe, er ist fremd aller Litteratur. „Im innersten Herzen steckt ihm der germanische Jäger und Fischer und Krieger und Abenteurer, der jauchzende Sohn der nordischen Heimat mit seiner Lust am Frühling, seiner Beglücktheit an der Liebe, seiner Herzlichkeit in der Freundschaft, seiner Freude am Becherklang und seinem Augenaufleuchten beim Sängerlied." — Zu einer Liliencron-Nummer ist auch das Doppelheft der „Neuen Bahnen" (Wien; IV, 8/9) gestaltet worden. Auf die kleine Selbstbiographie Liliencrons folgt ein Essai von Ottokar Stauf v. d. March über „Den Heideprinzen der Poesie", sowie eine Studie von Leo Langer über „Liliencron als Erzieher und Satiriker". — In „Westermanns Monatsheften" (Braunschweig; Juli-Heft) hat Friedrich Düsel einen längeren Abschnitt seiner litterarischen Rundschau dem Jubilar gewidmet, in „Niedersachsen" (Bremen; IX, 17) entwirft Johannes Kruse das litterarische Porträt Liliencrons und in der katholischen Monatsschrift „Hochland" (München; I, 9) Philipp Witkop. — Eine besondere Nummer hat die „Jugend" (München; Nr. 23) dem Gefeierten gespendet; außer dem reichhaltigen illustrativen Teile finden sich darin ein köstlicher Brief, sowie ein Gedicht von Detlev von Liliencron selbst, sodann huldigende Beiträge in Vers und Prosa von Georg Hirth, Peter Rosegger, M. G. Conrad, Gerhart Hauptmann, Hugo Salus u. a.

„Noch einmal: Eduard Mörikes Frau." Von Eduard Eggert (Hochland, München; I, 9). Im 1. und 2. Hefte des „Hochland" hatte E. Eggert dem Andenken der Gattin Mörikes, Margaretha, geb. von Speth eine Darstellung ihrer Persönlichkeit und ihres Verhältnisses zum Gatten gewidmet. Gegen diese Darstellung richtete Stadtpfarrer Dr. Walther einen scharfen Angriff (vgl. Sp. 1071), worauf nun Eggert seinerseits mit aller Entschiedenheit repliziert.

„Die Poesie im Leben des Kindes." Von Rudolf Fromm (Ernstes Wollen, Berlin; VI, 111).

„Maurice Maeterlinck als Philosoph."(VI.) Von J. Glarner (Allg. Dtsch. Univ.-Ztg., Berlin; XVIII, 11).

„Fritz Mauthner." Von Karl Gruber (Erwinia, Straßburg; XI, 8). — Im gleichen Heft liefert Gruber einen Rückblick auf das Elsässische Theater der letzten Jahre.

„Ueberficht über die Verzweigungen der Familie Buff (Kestner)." Von Dr. Hans F. Helmolt (Familiengeschichtliche Blätter f. adelige u. bürgerl. Geschlechter, Dresden; II, 14—16). Helmolt giebt eine breite Stammtafel für die mannigfachen und sehr interessanten Verzweigungen der Familie Buff und bringt zugleich den Wunsch der Schriftleitung nach Vervollständigung der Stammtafel zum Ausdruck.

„Annette von Droste in ihrem Naturempfinden." Von Helene Herrmann (Die Frau, Berlin; Juniheft).

„Wilhelm Rahden." Von Th. Justus (Niedersachsen, Bremen; IX, 18). Rahden (1818—1876) sei um seiner meist plattdeutsch abgefaßten Gedichte willen wert, heute noch beachtet zu werden. „Unsere beiden größten norddeutschen Dialektdichter, Groth und Reuter, würden, wenn sie Rahden gekannt hätten, ihn auch herzlich anerkannt haben."

„Das schlafende Heer." [C. Viebig.] Von Elisabeth Reményi (Ernstes Wollen, Berlin; VI, 111).

„Wilhelm von Scholz." Von Edgar Alfred Regener (Zeitstimmen, Cöln-Bayenthal; 3. Jahrg., Maiheft).

„Johannes Schrott." Eine litterarische Studie von Arno von Walden (Dichterstimmen, Baden-Baden; XVIII, 9).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Artikel der Junizeitschriften beschäftigen sich mehr mit Tagesfragen als mit der Litteratur. In der „Fortnightly Review" schreibt Francis Gribble über „Herbert Spencer, seine Selbstbiographie und seine Philosophie". Nach seinem Gefühl besaß Spencer sicherlich alle Tugenden, und dennoch . . . wie eifrig berührt uns der Egoismus eines Mannes, der lediglich aus Prinzip sich bisweilen gehen läßt, sich ein Vergnügen gewährt, nicht, weil ihn ein natürliches Gefühl dazu treibt, sondern nur, weil er ein gewisses Maß von Erholung für nützlich hält. Vielleicht interessiert meine Leser das Urteil, das der große russische Denker Tolstoi über die Aufsehen erregende Selbstbiographie gefällt hat. Ein englischer Freund Tolstois hatte ihm das Buch zum Geschenk gemacht, und in seinem Dankbrief vom 7. Mai 1904 sagt Tolstoi: „Les grandes pensées viennent du coeur. Ich glaube, Spencer hatte nur wenig Herz, und deshalb fehlen die großen Gedanken . . . In Selbstbiographieen offenbaren sich die wichtigsten psychologischen Thatsachen oft ganz unabhängig von dem Willen ihres Schreibers." Nun sind allerdings Spencer und Tolstoi sowohl als Philosophen wie auch als Menschen geradezu Gegenpole. — Die Zahl der Nachrufe für den verstorbenen Sir Leslie Stephen hat sich noch nicht erschöpft. In der „Independent Review" betont Sir Frederick Pollock Stephens „intellektuelle Gesundheit" und schildert den persönlichen Zauber des Mannes, mit dem er nahe befreundet war. Kritischer gibt sich ein Aufsatz von Richard E. Crook in der „Monthly Review". Der Tod von York Powell, dem Professor für Geschichte an der Universität Oxford, im frühen Alter von 54 Jahren hat eine schwer ausfüllbare Lücke gerissen. Theodore Andrea Cook würdigt ihn in derselben Zeitschrift als Menschen, Gelehrten und Lehrer. Eine vortreffliche biographische und kritische Skizze Powells brachte auch das „Oxford Magazine" vom 18. Mai aus der Feder von C. H. Firth. In der „Fortnightly Review" handelt ein Artikel von W. S. Lilly über „Shaksperes Protestantismus". Er versucht zu beweisen, daß Shakspere römisch-katholisch war, und stützt sich dabei hauptsächlich auf die Thatsache, daß gewisse anti-päpstliche Stellen des alten Stückes vom „König Johann" in der shakspereschen Fassung ausgemerzt sind. Lord Aktons „Briefe an Mary Gladstone" werden von dem Rev. Canon Malcolm Maccoll launig besprochen, und J. Cuthbert Hadden schreibt über „Die Romanplage". 1859 Romane wurden im Laufe des Jahres 1903 in England veröffentlicht, also durchschnittlich jeden Tag ungefähr fünf. Kaum einer von tausend wird unsere Zeit überdauern, kaum fünf von hundert sind überhaupt nur erträglich. Von litterarischem Standpunkt ist dieser Zustand natürlich sehr betrübend, und zwar liegt die Schuld einzig und allein beim Publikum, das die höheren und ernsteren Litteraturgattungen nicht schätzt und nicht liest. „The Nineteenth Century" enthält einen Aufsatz von Walter Frewen Lord, worin er in seiner bekannten geringschätzigen Art die Romane der beiden Kingsleys kritisiert. Charles Romane seien entweder Predigten oder Bücher „für die reifere Jugend". „Hypatia" sei noch das beste darunter, denn Charles Kingsley hatte historischen Sinn und verstand, der heidnischen Welt eine eigentümliche Anziehungskraft zu verleihen. Verdiente Anerkennung findet Henry Kingsleys „Ravenshoe" als interessante soziale Studie, als Sittenschilderung und als Bild des englischen Stadt- und Landlebens zur Zeit des Krimkrieges. Charles Hauptfehler sei seine übertriebene Emphase, mit der er den beabsichtigten künstlerischen Effekt vernichte, und Henrys Werke entbehren der letzten Feile. So erreiche keiner von beiden die höchste Künstlerschaft, obwohl sie diesem Ziel nicht allzu fern geblieben seien. Material zu der — immer noch erst zu schreibenden — Biographie Thackerays bietet ein hübscher Artikel des verstorbenen Rev. Whitwall Elwin über „Thackerays Knabenzeit" (Monthly Review), und in derselben Zeitschrift findet sich eine interessante Abhandlung von John C. Bayley über den Dichter John Dyer, den Verfasser von „Grongaw Hill" (1727). Er war einer der ersten englischen Poeten, die für schöne Landschaften von wilderem Charakter ein Auge hatten. —

In der Einleitung zu den „Elisabethanischen Sonetten“ (2 Bände, Constable) giebt Sidney Lee einen sehr wertvollen und interessanten Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, den keiner, der sich mit elisabethanischer Poesie beschäftigt, unbeachtet lassen darf. Der Verfasser setzt die Abhängigkeit der damaligen Sonettendichtung von ausländischen Modellen in hellstes Licht und vervollständigt damit eine Untersuchung, deren erste Resultate in seinem „Leben Shakspeares“ niedergelegt sind. Indem er die Geschichte des Sonetts in Europa von der Herrschaft Petrarcas durch das Italien und Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Höhepunkt der Sonettenflut im England Elisabeths verfolgt, beweist er unwiderleglich die Richtigkeit seiner Annahme, daß die elisabethanische Lyrik in fast all den verschiedenartigen Formen des Liedes und des Sonetts in großem Umfang direkt der Litteratur anderer Länder entlehnt war, und daß, wenn diese nicht Ansporn und Vorbild gegeben hätten, die elisabethanische Lyrik überhaupt nicht existiert haben würde, wenigstens nicht in der Form, in der sie uns vertraut ist. Die englischen Sonette jener Zeit sind oft fast wörtliche Uebertragungen französischer Gedichte von Desportes, Du Bellay, Ronsard u. a. (z. B. die Sonette von Daniel, Spenser, Lodge). Einige englische Dichtungen, denen die französischen Originale in Parallelkolumnen zur Seite gesetzt sind, lassen deutlich erkennen, wie tief die englischen Dichter in der Schuld ihrer ausländischen Vorbilder standen. Da Shaksperes Sonette nicht in dieser Sammlung enthalten sind, geht Lee nicht näher auf sie ein. Er begnügt sich mit der Bemerkung, daß eine genaue Prüfung der shaksperirischen Bethätigung auf diesem Gebiet ergiebt, daß sich derselbe Prozeß der Aneignung, der für die Sonettendichter jener Zeit charakteristisch ist, sich auch bei diesem Dichter zeigt. Trotz ihres hohen poetischen Gehaltes verdanken auch seine Sonette viel der gesamten europäischen Sonettdichtung des XVI. Jahrhunderts, deren Krone sie bilden. Die beiden Bände, die mit nützlichen Registern ausgestattet sind, sind ein Teil des von Thomas Seccombe besorgten Neudrucks von Arbers „English Garner“, auf den ich hier vor einigen Monaten hinwies.

Die Bibliothekare und Bücherfreunde, die sich im vergangenen Jahre Dr. Hagberg Wrights Katalog der London Library angeschafft haben, werden über die Fertigstellung des ersten Supplementbandes erfreut sein. Er enthält den Zuwachs von November 1901 bis November 1903 und füllt 173 Seiten Quartformat in Doppelkolumnen. In seiner Anordnung und Verwendbarkeit ist er dem trefflichen Haupt-Katalog durchaus ebenbürtig. Viele, deren Arbeitsgebiet die Bücherwelt ist, können sich kaum vorstellen, wie sie einst ohne dies ebenso einfache wie wissenschaftliche Handbuch auskommen konnten.

W. H. Mallocks „Vorhang im Tempel“ (Veil of the Temple, Murray) ist ungefähr dieselbe Art Roman, wie des Verfassers „Neue Republik“, die vor etwa fünfundzwanzig Jahren großes Aufsehen erregte. Der Konflikt zwischen der Sehnsucht nach objektiver Wahrheit und dem Bewußtsein, daß die moderne Wissenschaft die alten Grundlagen dafür vernichtet hat, ein Konflikt, der alle Gebildeten unserer Tage bewegt, soll geschildert werden. Der geistreiche und glänzende Dialog giebt getreulich die Art wieder, wie heute in unseren gebildeten und wohlhabenden Kreisen die Leute reden, die zwischen der Arbeit und dem Vergnügen noch etwas Zeit zum Nachdenken finden. Mit gutem Humor werden in Mr. Brock Herbert Spencers Eigentümlichkeiten persifliert.

Unerfreulich-Widriges behandelt E. L. Voynich in ihrem Roman „Olive Latham“ (Heinemann). Die Heldin, eine Krankenpflegerin bei einem schwindsüchtigen Russen, der sich politisch mißliebig gemacht hat, wird Zeuge herzzerreißender Szenen in der Familie ihres Bräutigams. Der Russe wird nach Sibirien verschickt, natürlich um dort zu sterben. Olive, eine so nüchterne Natur sie auch ist, wird durch alles, was sie erlebt, bis an den Rand des Wahnsinns gebracht. Am Ende heiratet sie ihren treuen polnischen Freund und wird vielleicht glücklich. Mrs. Voynich erzählt uns in ganz ruhiger, zurückhaltender Weise, wie sie die Dinge sieht, und wir müssen ihr glauben. Sie ist Realistin; aber sie schildert nicht mit den photographischen Details eines Zola oder eines Tolstoi, sondern sie greift einzelne Momente wie mit Blitzlicht heraus und wirft sie aufs Papier. Das Buch ist trotz allem unerfreulichen lesenswert.

„Belchamber“ von Howard O. Sturgis (Constable) ist ein gutgeschriebener, interessanter Roman. Er erzählt die Geschichte einer zu Grunde gehenden vornehmen Familie oder vielmehr die ihres gegenwärtigen Hauptes. Die Charakterzeichnung ist größtenteils vortrefflich, ebenso die Sprache.

Vom Theater schweige ich am liebsten. Es giebt absolut nichts neues, über das sich zu berichten lohnt. Eine Aufführung des „Timon von Athen“ (Court Theatre) offenbarte, wie schwach das Stück im wesentlichen ist. Nur ein ganz großer Schauspieler, wie beispielsweise Phelps, der den Timon im Jahre 1851 vierzig Mal mit ungeheurem Erfolge spielte, dürfte sich an diese Rolle heranwagen. Prof. Gilbert Murrays Uebersetzung des „Hippolytus“ von Euripides wurde ein halb Dutzend Mal in Nachmittagsvorstellungen am „Lyric Theatre“ gespielt und fand warme Aufnahme. Bei der in jeder Beziehung vorzüglichen Aufführung würde sich das Stück vielleicht auch in Abendvorstellungen längere Zeit mit Erfolg behaupten können. Wiederbelebungen alter Stücke, französische Truppen, Uebersetzungen nicht gerade der besten ausländischen Dramen und Operetten, das ist im übrigen augenblicklich der Speisezettel englischer Bühnen.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Der Herausgeber der „Critica“ leitet das Maiheft (II, 3) mit einem „Loggio di bibliografia D'Annunziana“ ein, für den ihm die Litterarhistoriker dankbar sein müssen, wenn auch nur der erste Teil auf Vollständigkeit Anspruch macht. Er enthält in 37 Nummern die Original-Ausgaben der D'Annunzioschen Werke von der Beglückwünschungs-Ode zum Geburtstage König Humberts (1879) bis zur „Figlia di Iorio“ (1904) mit genauen bibliographischen und Inhalts-Angaben. Der unvollständige zweite Teil enthält Angaben über Beiträge D'Annunzios in Zeitungen und Zeitschriften, der dritte kritische Artikel über den Dichter und seine Produktion. Die Uebersetzungen fehlen.

In der „Bibliofilia“ (April) setzt G. Boffito den Abdruck des unedierten Kommentars Ceccos von Ascoli zum „Alcabizzo“, S. Ferrari die Beschreibung der Inkunabeln der pisaner Universitätsbibliothek fort. Der Herausgeber Olschki beschreibt seine Sammlung von Petrarca-Ausgaben, unter denen sich ebenfalls viele Inkunabeln befinden.

F. Sicardi beschäftigt sich im „Giornale storico della letteratura“ (S. 349) mit der kritischen Ausgabe der petrarcaschen „Trionfi“ von Karl Appel, der er großes Lob zollt, besonders wegen der zahlreichen überzeugenden Text-Verbesserungen und -Ergänzungen. — Die „Minerva“ (29. Mai) enthält unter dem Titel „Teatri berlinesi“ eine Uebersicht der hauptsächlichen Bühnenneuheiten, die vom September 1903 bis jetzt in Berlin zur Aufführung gelangt sind. Ein Artikel desselben Heftes, „Il rinascimento letterario ebraico“, legt die Geschichte, das Wesen und den Stand des modernen hebräischen Schrifttums dar.

Unmittelbar vor dem Beginne der Petrarca-Säkularfeier in Arezzo wird die Frage aufgeworfen, ob denn der Sänger der Laura überhaupt von den Aretinern als Mitbürger in Anspruch genommen werden könne. Streng genommen muß die Frage verneint werden. Denn wenn auch in Arezzo geboren, konnte Petrarca, dessen Eltern als Verbannte dort weilten, aus

rechtlichen Gründen niemals als Aretiner gelten und hat sich selber thatsächlich nie anders denn als Florentiner gefühlt und bezeichnet. In einer unter Vorsitz des Bürgermeisters Marchese Niccolini in Florenz abgehaltenen Versammlung ist denn auch — ziemlich spät — beschlossen worden, den sechsten Säkulartag der Geburt des Dichters durch eine Festrede im großen Rathaussaale und eine Petrarca-Ausstellung zu feiern, sowie eine Tafel zur Erinnerung an diese Feier im Palazzo Vecchio anzubringen. Auch wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß bald ein würdiges Denkmal in der Kirche Santa Croce errichtet werde. — Der schon genannte E. Sicardi widmet der Frage der eigentlichen Heimat des Dichters mehrere Artikel im „Fanfulla della Domenica" (XXVI, 20, 21). Er beklagt, daß man noch nicht an die Errichtung des besten und würdigsten Denkmals in Gestalt einer neuen Gesamtausgabe von Petrarcas Werken gegangen sei, da bis jetzt die neueste — „man muß es zu unserer nicht geringen Schande bekennen" — die vor viertehalb Jahrhunderten gedruckte baseler Ausgabe der „Opera omnia" ist — „ein Schmöker, den man elend genannt hat und den ich geradezu niederträchtig nenne, weil er verlumpt und unlesbar, weil das Papier schlecht, der Druck kläglich ist, und doch ein kostbares Werk, weil man nur hierdurch die große Gestalt Petrarcas in allen Zügen kennen lernen kann".

Die Ariostforscher seien nachträglich auf eine Untersuchung A. Solertis in der „Rivista delle Biblioteche e degli Archivi" (Februar-April) über „das Archiv der Familie Ariost" aufmerksam gemacht. Sie enthält Angaben über einzelne unbekannte Dokumente und Autographen, die die Familie des Dichters betreffen.

Eine sehr zeitgemäße Orientierung über die jüngste Ideenbewegung auf dem Gebiete der Aesthetik in Verbindung mit Ethik und Religion bietet ein von idealistischen, ein klein wenig mystisch angehauchten Anschauungen getragenes Buch von Arnaldo Cervesato: „Primavera d'idee nella vita moderna" (Bari, Laterza 1904). Den Ideenfrühling sieht der hochstrebende Herausgeber der „Nuova Parola" in dem in der modernen Litteratur und Kunst sich siegreich geltend machenden Verlangen nach einer Ueberwindung des nackten Positivismus, Indifferentismus und Materialismus durch Wiedereinsetzung der „Seele" in ihre souveränen Rechte. In der ersten Hälfte des 276 Seiten zählenden Buches giebt er eine gedanken- und thatsachenreiche Darstellung der unsere Zeit beherrschenden Ideen und Ziele, sowie der positivistischen Theorieen in Kunst, Wissenschaft und Leben, um daran die Charakterisierung und Rechtfertigung der neuesten idealistischen Gegenbewegung zu knüpfen, die der Ueberwindung der Dogmen-Tyrannei in Religion und Wissenschaft und der Harmonie zwischen Geist und Natur zustrebt. Der zweite Teil enthält die Ergebnisse einer Umfrage, die über diese Probleme an beinahe hundert bekannte Denker, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler gerichtet worden ist. Wir finden unter den ausführlicheren Bekenntnissen solche von Victoria Aganoor, E. A. Butti, M. G. Conrad, W. Crane, C. Dilke, A. Fogazzaro, Graf, Hartmann, Mac Carthy, G. Negri, Ouida, E. Schuré, E. Thiaudière, Elena Vacaresco.

Giulio De Frenzi, der mit seinen kritischen Aufsätzen über die vorjährige Kunst-Ausstellung in Venedig den Rezensentenpreis errungen hat und außerdem durch einen Roman „Il Corruttore" (vgl. LE III, Sp. 379) bekannt geworden ist, zeigt sich als flotten Essayisten in einer Reihe kurzer litterarischer Charakterbilder mit dem pompösen Titel „Candidati all' Immortalità" (Bologna, Zanichelli 1904). Es sind dreizehn mit Bildnissen ausgestattete, scharf umrissene Essais über Bracco, Pascarella, Colautti, Butti, Antona-Traversi, Ojetti, Zùccoli u. a. — Von dem Verfasser der „Ammonitori" (s. unten) wird eine lapidare Autobiographie mitgeteilt, die ein document humain ersten Ranges darstellt.

Ein sozialer Roman nach dem Muster Tolstois ist Giovanni Cenas „Gli ammonitori". Es ist die Geschichte des Lebens und der Ideen eines armen Setzers, der das ganze Elend des Proletarierloses in sich und um sich durchkostet, während Lektüre und Nachdenken ihn mit der Vision einer glücklicheren Zukunft des Menschengeschlechts erfüllen. Da er sich aber ohnmächtig fühlt, an der ungeheuren Aufgabe mitzuwirken, so geht er mit der Hoffnung in den Tod, den anderen dadurch einen Anstoß zur Selbstbesinnung und fruchtbaren That zu geben. Vorzüge des Buches sind die von Rhetorik und Effekthascherei gänzlich freie Schilderung der Vorgänge — die Aehnlichkeit mit denen der „Triumphgasse" haben —, die ernste Grundstimmung, die gute psychologische Herausarbeitung der Gestalten und die Fülle tiefer Gedanken über die sozialen Probleme.

Ein in London lebender Italiener, Olindo Malagodi, bekannt als Verfasser einer gründlichen politischen Studie über den englischen „Imperialismus", offenbart sich auch als phantasie- und gemütvoller Dichter in einer Reihe von Schilderungen aus seiner fernen südlichen Heimat. „Il focolare e la strada" („Heim und Fremde") verrät, wennschon zumeist in Prosa geschrieben, echte poetische Begabung und inniges Mitgefühl mit denen, die Schicksal und Gesellschaft beiseite geschoben haben. —

Einen gewissen Lärm hat die Enthüllung gemacht, daß unter dem Namen Giulio Orsini, dessen originelle Gedichtsammlungen „Orpheus" und „Fra terra ed astri" von den meisten Kritikern als Erzeugnisse nicht nur origineller Begabung, sondern auch überschäumender jugendlicher Kraft, Leidenschaft und Sehnsucht gerühmt worden sind, ein weißhaariger Gelehrter und Bibliotheksvorsteher, der Graf Domenico Gnoli in Rom, verborgen gewesen ist. Viele Kritiker zeigen sich verschnupft, als wenn ihnen Urteile abgelistet worden wären, die sie bei Kenntnis der Personalien des Dichters vermieden haben würden!

Zuguterletzt erwähne ich noch ein Buch, das auf die allgemeine Kultur- und Geistes-Entwicklung Italiens eingehend zu sprechen kommt, es ist Guido Menascis „L'Arte Italiana" (Mailand, R. Sandron 1904). Der vielseitige und feingebildete Dichter, Kritiker und Litterarhistoriker genügt vollkommen der Forderung, die er selber an den Kunstschriftsteller stellt, „daß er durch hervorragende Liebe zur Kunst getrieben und mit einer Art Intuition begabt sei, die ihn gewissermaßen das innere Band zwischen anscheinend unähnlichen Werken ahnen läßt, und daß er eine hinreichend umfassende und mannigfache Bildung besitze, um in schneller Ideen-Assoziation ein Gemälde, eine Statue, ein Mosaik mit den äußerst mannigfachen Lebenserscheinungen eines Volkes und einer Zeit zu verknüpfen".

Rom. *Reinhold Schoener.*

Holländischer Brief.

Vor einigen Jahren hatte Ch. Enschedé den Nachweis zu führen unternommen, daß die unter dem Namen der Costeriana bekannten ältesten niederländischen Drucke nach einem von der mainzer Typographie Gutenbergs unabhängigen Verfahren hergestellt worden seien (vgl. LE III, 1496). Hierin fand der Verfasser zugleich eine Bestätigung der bekannten Notiz aus der im Jahre 1499 gedruckten kölner Chronik, die die Ursprünge der neuen Kunst nach Holland verpflanzt. Bekanntlich bezeichnet dann eine mit dem 16. Jahrhundert einsetzende Tradition Laurens Jansz Coster als den Erfinder der Buchdruckerkunst: doch hat der haarlemer Bürger selbst in den Niederlanden, wenn auch in seiner Vaterstadt auf dem Marktplatz vor der großen Kirche ein Denkmal, aber keinen rechten Anhang gefunden. Nun ist es wiederum Ch. Enschedé (Laurens Jansz Coster, De uitvinder van de boekdrukkunst), der für Coster eintritt und die Schwierigkeiten, die die vorhandenen genealogischen Notizen bereiten, im Wege von Interpelationen zu heben versucht. — F. Breitenrust Hettema konstatiert

das Wiederaufleben einer friesischen Sprachbewegung und legt seinen Lesern das Studium der Sprache, die über eine umfangreiche Litteratur verfüge, ans Herz (Groot-Nederl., März). — Von einem gelehrten Werke J. A. Worps, das die Geschichte des Schauspiels und des Theaters in Holland darstellen will, liegt ein erster Teil vor, der von den Ursprüngen ausgehend bereits das 17. Jahrhundert und somit die Blütezeit des holländischen Dramas einschließt (Geschiedenes van het drama en van het tooneel in Nederland I., Groningen, J. B. Wolters, 1904; vgl. Groot-Nederl., Mai; Deutsche Litteraturzeitung, Sp 857 bis 859). Weitere Kreise wurden neuerdings für Vondels Dichtung „Lucifer", ein „im großen Stil aufgefaßtes, von Beginn bis zu Ende von hoher Stimmung getragenes, in leidenschaftlicher und blühender Sprache abgefaßtes Drama", durch eine Aufführung der utrechter Studenten interessiert (J. N. van Hall, De Gids, April). — Die abschließenden Arbeiten des vlämischen Schriftstellers Florimond van Duijse über das alte niederländische Lied regen G. Kalff zur Schätzung des historisch-litterarischen und ästhetischen Wertes der Dichtungen an, die die mittelalterliche Gesellschaft in einer Vollständigkeit zeigen, wie vielleicht keine andere Kunst, das mittelalterliche Leben in seiner Fülle, den mittelalterlichen Menschen in seinem Handel und Wandel, vor allem aber in seinem innersten und tiefsten Fühlen (De Gids, April). Kalff befürwortet die Popularisierung des alten Liedes, freilich nur im Sinne eines Bildungsmittels: könnte es dagegen als historische Erscheinung heute nicht mehr dem Zwecke eines wahren Volksliedes dienen, so fehle der Gegenwart überhaupt bei dem Mangel an Kultureinheit der Gesellschaft der Boden, auf dem ein solches erwachsen könne. — Trefflich geschriebene Erörterungen über Symbolik und Realismus in der Dichtkunst, zu denen holländische Symbolistenlitteratur den Anlaß giebt, liefert Frans Coenen (Groot-Nederl., Mai). Sei Kunst jede getreue und ehrliche Wiedergabe des Lebens im Spiegel eines nicht alltäglichen Geistes, so liege bei der Verschiedenheit des menschlichen Geistes hierin auch bereits die Existenzberechtigung des Realismus und des Symbolismus eingeschlossen. Gegensätzlichkeit bestehe freilich insofern nicht, als die Realisten die Dinge, je genauer sie sie schauen, um so eher durchschauen und nicht mehr als reelle Erscheinungen, sondern als Bilder einer unsinnlichen Welt, freilich mehr ahnend als begreifend, erfassen. In diesem Sinne sei ein Schriftsteller, wie van Looij, in dem Coenen den hervorragendsten Realisten Hollands erblickt, zum Symbolisten geworden. In der Kunst, die nicht auf dem Wege des Realismus zur Symbolik gelangt sei, im eigentlichen Symbolismus, erblickt Coenen das höhere Ziel, dem indessen andere als hochbegabte Künstler nicht nachstreben sollen, da der Symbolist entweder das Allerbeste oder ein Nichts zu Tage fördere, während in der realistischen Manier schon ein redlicher Wille Nützliches zu stande bringen könne. Wenn allerorten, so gelte das für Holland im besonderen, da ja doch der Holländer geborener Realist und, soweit er je zu einer symbolischen weiteren Lebensauffassung aufgestiegen, hierzu über den Realismus hin gelangt sei. Aber freilich liege es in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, daß sich die realistischen und symbolistischen Bestrebungen ablösen, und so mögen die symbolistischen Velleitäten unserer Tage in der holländischen Litteratur diesem Gesetze entsprechen, nachdem die Generation vor 1880 einzelne realistische Prosaisten zu Tage gefördert habe, wie sie Holland bis dahin nicht kannte.

Die Ausbeute an Kundgebungen zur außerholländischen Litteratur ist spärlich. Die Zeitschrift Geloof en vrijheid (38. Jahrg., 3. Lief.) will durch Auszüge aus Klopstocks Messias, der nicht weniger als viermal ins Holländische übertragen worden ist, die Erinnerung an den Dichter lebendig erhalten. Die Zeitschrift De Katholieke Gids erzählt des näheren die Geschichte der Konversion der Gräfin Ida Hahn-Hahn (Mai 1904). Als „Frau von Bedeutung" (Mannen en vrouwen van beteekenis in onze dagen, herausg. von J. Kalff jr., H. D. Tjeenk Willink & Zoon, XXXIV) ist Malvida von Meysenbug der Gegenstand einer liebe- und pietätvollen Studie von Frauenhand. — Der neueste Roman von Humphry Ward, Lady Roses Tochter, erfährt eine ungünstige Beurteilung aus der Feder von J. van der Waals (Onze Eeuw, Mai). Eine Schrift von Willem Sonius ist ausschließlich Marie Corelli gewidmet und enthält sehr intime Daten zu ihrem Leben und ihren Werken (Marie Corelli, Haar leven en Werken; L. J. Veen, Amsterdam 1904; vgl. De Holl. Revue, März).

L. Knappert lenkt die Aufmerksamkeit auf die von H. C. Rogge besorgte Ausgabe der Briefe von und an Maria van Reigersberch (Onze Eeuw, Mai). Sie war Ehefrau des Hugo Grotius und erscheint auch in ihrem Briefwechsel vornehmlich als die treue und mutige Lebensgenossin des großen Gelehrten, mag auch vielleicht der gute Einfall, dem Gatten, der auf der Feste Loevestein gefangen saß, in einer Bücherkiste verborgen zur Flucht zu verhelfen, nicht von ihr selbst herrühren. Ihre Briefe, die einer echten holländischen Frau des siebzehnten Jahrhunderts von Geist, Charakter und Gemüt, besitzen in der Lebhaftigkeit des Stils, dem Reichtum typischer holländischer Ausdrücke und bei dem Erzählungstalent der Schreiberin auch litterarischen Wert. — P. J. Blok behandelt die Vorboten der neuen, nämlich die sogenannte Patrioten-Zeit, die, mochte sie auch politisch eine Periode der Stagnation sein, auf litterarischem Gebiete eine Zeit der Gärung gewesen sei und schließlich im Jahre 1780 zu einer Klärung führte, die für eine Art Seitenstück der Bewegung vom Jahre 1880 gelten könne (Onze Eeuw, April). — A. Verweys Biographie von Potgieter (vgl. LE V, 131) giebt R. J. van Hak den Anlaß, einige besonders charakteristische und wichtige Züge zur Kennzeichnung des Schriftstellers herauszuheben (De Gids, Mai). — Stijn Streuvels, der in der holländischen Litteratur zunächst einer überschwänglichen Hochschätzung begegnet ist, wird nun allerseits kritisch gemessen (vgl. Sp. 716), so insbesondere von Js. Querido in einer geistvollen Besprechung seines Buchs „Minnehandel" (De Gids, April), während W G. van Nouhuijs meint, daß über der dem Vlamen geschenkten Beachtung ein holländischer Autor, J. Eigenhuis, dessen neuestes Buch den Titel „Stoere Werkers" (H. J. W. Becht, Amsterdam, 1903) führt, zu kurz gekommen sei (Groot-Nederl., April). — Begeistertes Lob spendet W. Kloos dem Schriftsteller G. van Hulzen für sein neuestes Buch (De man uit de slop), das einen Romanzyklus einleitet (Van de zelfkant der samenleving, J. Pieterse, Rotterdam 1903). — Feinste und eindringendste Betrachtungen, die das innerste Wesen der Dichtkunst berühren, widmet (De XXe Eeuw, Mai) L. van Deijssel einer älteren Schrift von Frans Erens (Dansen en Rhytmen, W. Versluijs, Amsterdam 1893).

Amsterdam. *Max Conrat.*

Belgischer Brief.

Das belgische Staatsblatt vom 4. März d. J. bringt den Bericht der Prüfungskommission für den fünfjährigen Wettstreit französischer Litteratur (12. Periode von 1898—1902). Der Berichterstatter A. Daxhelet, Professor am Athenäum zu Brügge, stellt zunächst fest, daß die litterarische Ernte im französischen Belgien nie so groß war, als in diesem Zeitraum, da nicht weniger als 150 Werke von der Kommission als beachtenswert geschätzt wurden; dabei muß noch bemerkt werden, daß das Drama vom Wettstreit ausgeschlossen war und nur Epik und Lyrik in Frage kamen. Es wird dabei dem Prüfungsrat die unsinnige Aufgabe auferlegt, beispielsweise einen Roman mit einer Sammlung lyrischer Gedichte zu vergleichen und in Bezug auf ihren allgemeinen litterarischen Wert gegen einander abzuschätzen. Der Preis kam diesmal der Lyrik zugute und wurde,

wie bereits hier mitgeteilt (vgl. Sp. 574), dem Werke E. Verhaerens: „Visages de la vie" zuerkannt. „In diesem Werke," so heißt es im Bericht, „hat Verhaeren am vollständigsten die Uebertreibungen und die abstoßenden Sonderlichkeiten seines Temperaments abgelegt. Nichtsdestoweniger erscheint er hier in seiner ganzen Kraft, in seiner ganzen Aufrichtigkeit, wie stets mehr packend als bezaubernd, aber ohne Zweifel unser größter Dichter, wenn auch nicht der vollkommenste." Neben diesem preisgekrönten Werke ward der lyrischen Sammlung von Fernand Séverin: „Poèmes ingénus" hohes Lob zuteil, das dann in leiser Abstufung bei den Gedichten von Gilkin, Gille, Hoernaert, von Lerberghe, Model, Gérardy, Elskamp, Braun, Ramaeckers, Wauthy, Gérard gemildert wurde, wenn sie auch alle als schätzenswerte Talente aus der Menge hervorgehoben werden. — Den so grundverschiedenen Tendenzen, die sich im Romane kundgeben, sucht der Berichterstatter nicht minder gerecht zu werden; sein Urteil ist immer ruhig-objektiv, nur von künstlerischem Standpunkt aus gefällt, was in einem Lande mit so heftigen religiösen und politischen Streitigkeiten, wie das unsere, besonders anerkannt werden muß, und zwar umsomehr, weil dieser Streit sich in den amtlichen vlämischen Litteraturberichten stets scharf wiederspiegelt. In Bezug auf Camille Lemonnier, der vorangestellt wird, begrüßt der Berichterstatter eine Wandlung, die diesen pantheistischen Verherrlicher des Instinkts auf eine weniger sensualistische Weltanschauung gebracht und ihn der künstlerischen Bearbeitung moralischer und sozialer Probleme genähert habe. Der berüchtigte Roman von G. Eekhoud: „Escal Vigor", der zur Zeit so großen Skandal erregt, wird als ein Werk bezeichnet, in dem sich die Meisterschaft des Dichters gebieterischer denn je kundgebe. Einem anderen französisch schreibenden Vlamen, E. Demolder, wird auch hohes Lob zuteil. Den erotischen Problemromanen von Ruyters und Ristemaeckers werden die idealistischen Werke von Maubel, Hennebicq u. a. entgegengesetzt. In einer besonderen Rubrik sind dann die Romanschreiber zusammengefaßt, die sich die Schilderung des wallonischen Volkes zur speziellen Aufgabe gemacht haben, die belgischen Dorfdichter französischer Zunge: M. des Ombiaux, L. Delattre, J. Chot, H. Krains, G. Garnir, P. André u. a.

Zwei der bereits hier erwähnten Schriftsteller, J. Chot und H. Krains, sind jüngsthin jeder mit einem bedeutenden Dorfroman hervorgetreten. Jener, der schon in einem Novellenband: „Légendes et nouvelles" sein Heimatland, das Gebiet zwischen der Maas und der Sambre, behandelt hat, vertieft diese Schilderung in dem Romane: „Carcasson" (Liège, J. Godefroid). In dem Rahmen einer eigenartigen, echt dörflichen Liebesgeschichte treten die verschiedenen Typen eines nahe an der französischen Grenze gelegenen Walddorfes handgreiflich auf: Schmuggler, Schullehrer, Wirte, Gemeinderäte u. s. w., sie bewegen sich alle lebendig und anschaulich inmitten von Schmugglerabenteuern und Dorfereignissen intimster Art. Den Anfänger verrät die mangelhafte Stoffbeherrschung, die sich in der Ueberfülle der Personen, in der unsicheren Komposition, in den Längen der Naturbeschreibung zeigt. Spezifischen Erdgeruch strömt das Werk in Fülle aus. — Einen auffallenden Gegensatz zu diesem Werk bietet das von Krains: „Le pain noir" (Paris, Société du Mercure de France). Krains versetzt uns in das lütticher Plattland, die Hesbaye, mit ihren baumlosen Ebenen, die jedes landschaftlichen Reizes beraubt sind. Auch er hatte bereits in einem Novellenbande: „Amours rustiques" dieses Land geschildert und seinen Kunststil der Eigenart des Landes merkwürdig angepaßt: ernst, sicher, besonnen, knapp, ich möchte fast sagen, nüchtern ist seine Schilderung. Die Aeußerlichkeiten verschmäht er, um seinen Blick desto tiefer in die menschliche Seele zu tauchen. Von größter Einfachheit ist die Geschichte und auch der Stil des Dichters. Ein stark gedämpfter, jeden Ausbruch des Gefühls zurückhaltender Ton ist streng festgehalten, selbst die leiseste Disharmonie vermieden.

In der diesjährigen Erörterung des Etats des Inneren und des öffentlichen Unterrichts beschwerte sich der Abgeordnete Carton de Wiart darüber, daß die litterarische Klasse der belgischen Akademie keinen einzigen Schriftsteller enthalte; er forderte die Stiftung einer eigenen Klasse für die Litteratur. Der Minister de Trooz sagte eine wohlwollende Prüfung dieser Angelegenheit zu.

In der „Revue de l'Université de Bruxelles" (Februar) veröffentlicht Prof. G. Dwelshouwers Fragmente einer französischen Bearbeitung von Lessings „Nathan", den er nächstens in Brüssel aufführen lassen will. — Im Januar-Hefte der gleichen Zeitschrift untersucht P. de Reul den Einfluß der französischen Lyriker auf Swinburne: „Swinburne et la France". Die März-Nummer bringt eine eingehende, zurückweisende Kritik von A. Cornette über Enrico Ferris Buch: „Die Verbrecher in der Kunst und Litteratur", das kürzlich in einer französischen Uebersetzung erschien (Paris, Alcon). — In der „Revue générale" setzt H. Davignon seine schon öfters hier erwähnten Molière-Studien fort: „Molière et les petits gens" (April und Mai), „M. Brunetière et la langue de Molière" (Januar). Im Februar-Heft lobt F. Buet den französischen Lyriker R. de Montesquiou-Fésenac, und E. Gilbert erzählt die Jugendgeschichte Balzacs. Das März-Heft enthält eine Uebersetzung von Liliencrons „Fähnrich Schadius". Es erschien auch eine vlämische Uebersetzung von Otto Ernsts „Die größte Sünde" von J. P. D'Hoedt (Gent, Volksdruckerei). In „Tijdschrift von het Willems-Fonds" (Januar-Februar) weist A. Vermast die auffallenden Uebereinstimmungen nach zwischen dem Roman Werners, „Glück auf", und dem „Maître de Forges" von Ohnet, ohne jedoch diesen des Plagiats zu beschuldigen*). Eine gemeinsame Vorlage müsse indessen auf jeden Fall bestehen. In „De vlaamsche Kunstbode" (Januar-Februar) giebt G. Segers ein Lebensbild des kürzlich verstorbenen vlämischen Dichters P. Daems (LE VI, 129). Die Zeitschrift „Vlaanderen" bringt in ihrem Januar- und Februar-Heft eine vergleichende Betrachtung der neueren vlämischen und holländischen Dichtung aus der Feder von A. Vermeylen. Derselbe zieht im April-Heft scharf ins Feld gegen den hier besprochenen amtlichen vlämischen Litteraturbericht von Prof. de Leubneer und spricht im folgenden Heft ausführlich über das neueste Werk von Stijns Streuvels, „Minnehandel". — Die Zeitschrift „Germania", die zur Vermittlung zwischen Vlamen und Deutschen dient und eine bessere Unterstützung von Seiten Deutschlands wohl verdiente, bringt eine hochdeutsche Uebersetzung des mittel-niederländischen Heldenliedes: „Der Sang von Elegast", mit Einleitung von Fr. Norden (April-Heft), und vlämische Uebersetzungen von Gustav Falkes Gedichten (Mai-Heft).

Zum Schluß möchte ich die deutschen Leser auf eine ausgezeichnete Anthologie französischer Lyrik aufmerksam machen: „Anthologie des poètes lyriques français de France et de l'Étranger depuis le moyen âge jusqu'à nos jours" von Fousny und Van Dooren (Verviers, Hermann). Mit vortrefflicher Rubrizierung und in guter Auswahl giebt das Buch ein Spiegelbild der Entwicklung der französischen Lyrik vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Diese ist viel stärker berücksichtigt als in ähnlichen Sammlungen, sogar die Lyrik des „Chat noir" ist durch charakteristische Proben vertreten. Besondere Beachtung ist auch der französischen Lyrik außerhalb Frankreichs geschenkt.

Lüttich. *Heinrich Bischoff.*

Russischer Brief.

Konstantin Balmonts neuer Essaiband, den ich schon in meinem vorigen Briefe flüchtig erwähnte, betitelt sich „Bergeshöhen". Wie Bergesgipfel erheben

*) Der genannte Roman von E. Werner (Bürstenbinder) erschien 1874. D. Red.

sich die großen Künstlerpersönlichkeiten über der Ebene des Alltags, und keine reinere Freude giebt es, als diese Höhen zu erklimmen und dann den Blick über Weiten und Tiefen des Lebens schweifen zu lassen. Ein Dichter hat dieses Buch geschrieben — das zeigt schon die melodische, ungemein bilderreiche Sprache, das zeigt die ganze Art der Darstellung. Balmont will nicht belehren, er will nur den Empfindungen, die durch die Berührung mit den in seinem Buch besprochenen großen Persönlichkeiten in seiner Seele ausgelöst werden, Ausdruck geben. Daß der Poe- und Shelley-Uebersetzer uns viel Schönes und Neues über seine Lieblinge zu sagen haben werde, war vorauszusehen. Ebenso ist es für jeden, der Balmont kennt, selbstverständlich, daß Dichtungen, wie Hamsuns „Pan“ und Wildes „Salome“, für ihn eine große Anziehungskraft besitzen müssen. Seine ganze Seele ist bei jenen Dichtern, denen alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Aber auch der Wirklichkeitskunst eines Puschkin und Lermontow weiß er gerecht zu werden, ja, über Nekrassow finden wir in dem Buche eine Studie, die zu dem Besten gehört, was über diesen Dichter jemals geschrieben wurde. Für Balmont ist Nekrassow einer von den sieben großen russischen Dichtern. Die übrigen sechs sind: Puschkin („Unsre Sonne“), Lermontow, Baratynski, Kolzow und die beiden tiefsinnigen Symbolisten Tjutschew und Fet. Ich glaube, auch unsere „Alten“ werden dieses „Siebengestirn“ des „Dekadenten“ freudig anerkennen. Aus dem sonstigen Inhalt des Buches sei noch ein Essai über spanische Volkslieder hervorgehoben, der besonders dadurch Wert gewinnt, daß ihm eine große Anzahl Uebersetzungsproben angefügt ist, die demnächst noch vermehrt werden soll.

Balmonts Buch ist von der moskauer Verlagsgesellschaft „Gryph“ herausgegeben worden. Der Verlag strebt nach ähnlichen Zielen, wie der ältere, hier schon mehrfach erwähnte „Skorpion“. Schon im vorigen Jahre brachte er einen Musenalmanach heraus, dem nunmehr ein zweiter gefolgt ist, während uns der „Skorpion“ auf den vierten Jahrgang seiner „Blumen des Nordens“ noch warten läßt. Viel Gutes läßt sich dem Gryph-Almanach freilich nicht nachrühmen; die meisten Beiträge sind „dekadent“ im übeln Sinne, d. h. jugendlich unreif, prätentiös und affektiert.

Wir leben überhaupt in der Zeit der Almanache. Der petersburger Verlag „Snanije“ hat soeben einen „Sbornik“ (Sammelwerk) veröffentlicht, in dem sich alle seine bedeutenderen Mitarbeiter ein Stelldichein geben. Der Ertrag ist für die zurückgebliebenen Familien der im Japankriege Verwundeten und Gefallenen bestimmt, doch weisen die Worte „für das Jahr 1904“ und „erster Band“ darauf hin, daß wir es mit einem ständigen Unternehmen zu thun haben. Das Buch bringt eine Novelle von Leonid Andrejew, die sich durch verhältnismäßige Ruhe und Schlichtheit von den jüngsten Leistungen des maßlos Ueberschätzten wohlthuend unterscheidet, Erzählungen von Teleschow, Bunin, Skitalez und als pièce de resistance einen Hymnus auf den Menschen von Maxim Gorki — übrigens kein sehr gelungenes Werk. Der Farbenauftrag ist so grell, daß das Ganze unkünstlerisch wirkt. Sollte gar der Bühnendichter Gorki den Epiker verdorben haben? Es wäre möglich, aber es wäre sehr traurig. Für die kommende Saison kündigt das moskauer künstlerische Theater übrigens schon ein neues Drama von Gorki an: „Sommerfrischler“. Die Berliner werden es auf einer der reinhardtschen Bühnen wohl noch früher zu sehen bekommen als wir.

Von den Jungen zu den Alten! Der Verlag „Prosweschtschenije“ (bekanntlich die petersburger Filiale des leipziger Bibliographischen Instituts), dem wir schon vortreffliche Puschkin- und Ostrowski-Ausgaben verdanken, hat kürzlich den ersten Band einer neuen Ausgabe der Werke J. A. Krylows, des berühmten Fabeldichters, herausgebracht. Es ist unglaublich, aber wahr: obgleich Krylow der populärste russische Dichter ist — man kennt seine Fabeln in Kreisen, denen selbst der Name Puschkins fremd ist —, fehlte bis jetzt eine halbwegs anständige Ausgabe seiner Werke. Die 1847 erschienene posthume Gesamtausgabe, auf der alle späteren fußen, ist voll von Entstellungen, willkürlichen Streichungen u. s. w., ja sogar Werke, die dem Dichter garnicht gehören, sind da hineingekommen. W. W. Kallasch, der Redakteur der neuen Ausgabe, hat nun die große Arbeit auf sich genommen, das ganze reiche handschriftliche und gedruckte Material von neuem durchzugehen und zu sichten, und seiner Gewissenhaftigkeit, seinem Fleiß und Spürsinn ist manche schöne Entdeckung geglückt. Das wird besonders die Neuausgabe der Fabeln zeigen. Der vorliegende erste Band enthält die Komödien Krylows, die heutzutage wohl nur noch historisch bedeutend sind, mit einer vortrefflichen Einleitung, und eine biographische Skizze, die auf selbständigem Quellenstudium beruht und mit dem „Haufen anekdotischen Schutts“ einmal gründlich aufräumt. In Deutschland ist man bereits soweit, daß man über die Kleinlichkeit der Goethe-Philologie die Achseln zuckt; wir könnten selbst einen Düntzer noch sehr gut brauchen.

Auch eine andere deutsche Firma, die in Rußland heimisch geworden ist, F. A. Brockhaus (Brockhaus-Jefron), sucht sich durch ihre Klassiker-Ausgaben ein Verdienst um die russische Geistesbildung zu erwerben. Von ihrer großen illustrierten Shakspere-Ausgabe (eine ebenso prachtvoll ausgestattete Schiller-Ausgabe ging voran) ist kürzlich der vierte Band erschienen, und die Dramen des großen Briten liegen nun vollzählig vor. Das ist jetzt schon die vierte russische Shakspere-Ausgabe. Fast gleichzeitig erschienen in den Sechzigerjahren die etwas schwerfällige, aber diplomatisch-genaue und infolgedessen auch heute noch unschätzbare Prosa-Uebersetzung von N. Ketscher und die von dem unermüdlichen N. Gerbel (dem wir auch gute Schiller-, Goethe- und Byron-Ausgaben verdanken) redigierte Ausgabe, an der eine ganze Reihe bedeutender Schriftsteller beteiligt war, und die einzelne vortreffliche Leistungen, wie Kronebergs „Hamlet“ und „Macbeth“ enthält, daneben freilich auch manches weniger Gelungene. Verunziert wurde diese sonst so verdienstvolle Sammlung durch die wissenschaftlich ganz wertlosen Einleitungen, die nichts weiter als oberflächliche Paraphrasen aus Gervinus vorstellen, und die miserable Uebersetzung der Sonette durch den Herausgeber selbst. Ende der Neunzigerjahre folgte dann die seit Jahrzehnten vorbereitete Uebersetzung von A. Sokolowski, ein Zeugnis bewunderungswürdigen Fleißes und hingebender Liebe zu dem großen Dichter. Die neue brockhaussche Edition bringt zum größeren Teil ältere, schon aus der gerbelschen Ausgabe bekannte Uebersetzungen, nur einzelne Dramen sind neu übersetzt worden. Man ist bestrebt gewesen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen, doch wird sich schwerlich behaupten lassen, daß wir nun einen „kanonischen“ russischen Shaksperetext hätten, der für alle Zeiten Gültigkeit behält. Was aber diese Ausgabe besonders wertvoll macht, das sind die jeder einzelnen Dichtung vorausgeschickten Einleitungen, die sämtlich von ersten wissenschaftlichen Autoritäten abgefaßt sind und durchweg den Wert selbständiger Essais beanspruchen. Aus dem neuen Bande seien nur die Studien von M. N. Rosanow über „Hamlet“, Prof. Th. Zielinsky über „Antonius und Kleopatra“ und W. D. Spassowitsch über „Coriolan“ hervorgehoben. Jeder Kommentator hat freilich seine eigene Methode und seine eigenen Gesichtspunkte, sodaß die Ausgabe am Ende doch keinen einheitlichen Eindruck macht. Auch die aus allen möglichen englischen und deutschen Ausgaben zusammengeholten Illustrationen wirken in ihrer Ueberfülle keineswegs harmonisch. Weniger wäre hier mehr gewesen. Selbst gegen die Disposition ließe sich Einspruch erheben: man hat die Dramen chronologisch zu ordnen versucht; aber steht die Zeitfolge der shaksperischen Dichtungen so fest, daß es z. B. nötig war, die englischen Historien, die für den künstlerisch Empfindenden trotz allem und allem ein

Zyklus bleiben werden, gewaltsam auseinanderzureißen und auf vier Bände zu verteilen? Der noch ausstehende fünfte Band wird neben Shakspeares epischen und lyrischen Dichtungen (auf die neue Uebersetzung der Sonette, die ein wirkliches Bedürfnis ist, kann man gespannt sein) auch die sogenannten pseudo-shakspeerischen Dramen („King Eduard III.“, „Tragedy of Yorkshire“, „Arden of Teversham u. s. w.) bringen. Nach Abschluß der Shakspere-Ausgabe soll in ähnlicher Weise Byron vorgenommen werden, dem späterhin noch Goethe, Puschkin, Lermontow u. a. folgen sollen.

Da ich gerade von der Firma Brockhaus rede — die Zuschrift in Heft 15 (Sp. 1106) habe ich dankend ad notam genommen. Ich gestehe mein Versehen um so lieber ein, als es mir nie in den Sinn gekommen ist, den unschätzbaren Wert des „Brockhaus“ und „Meyer“, der „beiden, die mir schon so oft in Not und Trübsal beigestanden“, irgendwie in Frage zu stellen. An der Thatsache, daß das deutsche Publikum von russischer Lyrik so gut wie gar nichts weiß, wird durch diese Richtigstellung freilich nichts geändert.

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Selma Lagerlöf wendet sich in ihrem neuen Buche „Christuslegenden“ an einen vorwiegend für religiöse Fragen zugänglichen Leserkreis. Mit gewohnter Plastik rekapituliert sie in dem einleitenden Teile eine Anzahl kürzerer Legenden über die weltliche Ankunft Christi und seine ersten Kindheitsjahre. Einige dieser Skizzen scheinen früheren Veröffentlichungen der Verfasserin entlehnt, so der stimmungsvolle Abschnitt „Kejsarens syn“ (Die Vision des Kaisers), der aus den „Antikrists mirakler“ übernommen wurde, sowie „Vår Herre och Sankte Per“ (Der Herrgott und St. Peter) nebst „Flykten till Egypten“ (Flucht nach Aegypten), die beide dem Leser aus den „Drottningar i Kungahälla“ in Erinnerung stehen. Ton, Ausdrucksform und Tendenz sind in den neu hinzugekommenen Abschnitten durchaus die gleichen wie in den vorerwähnten älteren Beiträgen, möglicherweise mit der kleinen Nuancierung, daß das spezifisch religiöse Moment in der neuen Arbeit noch ausschließlicher und bestimmender in den Vordergrund tritt, als in den älteren Märchendichtungen. Neben den Schilderungen aus Christi Jugendzeit bietet das Buch eine Anzahl Heiligenlegenden sowie am Schlusse einen novellistisch behandelten Sagenstoff aus den Kreuzzügen. Sämtliche Teile verdanken ihre Entstehung, laut eigener Angabe der Verfasserin, Anregungen der letzten Orientreise, auf der auch der Stoff zu der Fortsetzung der großen Jerusalem-Serie gesammelt wurde. Es läßt sich gleichwohl nicht verkennen, daß Selma Lagerlöf in dem letzten Abschnitte des Buches vorwiegend aus dem reichen Born ihres eigenen Fabuliertalentes geschöpft hat, wie denn auch in litterarisch-künstlerischer Beziehung der abschließenden Skizze, die von der sittlichen Bekehrung des wilden florentiner Kreuzritters Raniero in dem von „Gösta Berling“ her wohlbekannten ungekünstelt-naiven Märchenton berichtet, vor allen anderen die Palme gebührt.

Auf religiöses Gebiet führt uns auch die Arbeit einer anderen, im Norden seit langem geschätzten Verfasserin: Alfhild Agrells Roman „Guds drömmare“ (Gottträumer). Im Mittelpunkt steht hier die Figur eines jungen Geistlichen, der durch die passionierte Hingabe einer gleichfalls jungen Gemeindeinsassin an eine hauptstädtische Sektenbewegung aus seiner weltlichen Befangenheit und religiösen Indolenz zu einem pflichtbewußten, zugleich jedoch auch mild-versöhnlich urteilenden Verkünder des heiligen Wortes bekehrt wird. Die beiden Hauptgestalten der Erzählung werden dem Leser durch eine Fülle markanter Einzelzüge mit plastischer Klarheit vor Augen gestellt, die Milieuschilderung — in einzelnen Stücken vielleicht allzu intim und nur für den näher eingeweihten Kenner der einschlägigen Verhältnisse völlig verständlich gehalten — zeugt von scharfer Beobachtungsgabe und prägnantem Studium der okkultistischen Bewegung im neuzeitlichen Schweden. Stilistisch zeigt der Roman mancherlei Härten und Banalitäten, — eine Schwäche, mit der die Verfasserin leider unter ihren vielschreibenden nordländischen Schwestern keineswegs als Ausnahme dasteht.

Die Zeitschriften brachten u. a. einen beachtenswerten Aufsatz über Sigbjörn Obstfelder von Gustaf Uddgren (Varia; 5, VII). Der Verfasser, ein enger Vertrauter des allzu früh verstorbenen norwegischen Dichters, schildert aus dem reichen Schatze seiner persönlichen Erinnerungen den äußeren Werdegang Obstfelders, insbesondere die pariser Periode, die in dem bis dahin nur durch eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte bekannt gewordenen jungen Norweger die Erkenntnis seines eigentlichen Schaffensgebietes wach werden ließ. Wertvoll für eine abschließende Beurteilung von Obstfelders künstlerischer Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhang der von Uddgren gelieferte Nachweis, daß Obstfelders einziger dramatischer Versuch, das Schauspiel „De röde draaber“ (Die roten Tropfen), ursprünglich in einer Fassung vorlag, die sich in wichtigen Punkten von der späteren Buchauflage unterschied. Uddgren ist der bestimmten Ueberzeugung, daß die Umarbeitung, die auf den Rat einer bekannten norwegischen Charakterdarstellerin und Ibsen-Interpretin vorgenommen wurde, sowohl litterarisch wie szenisch auf eine förmliche Verballhornisierung des feinsinnig angelegten Dramas hinauslief, die es dem Nicht-Kenner des ursprünglichen Werkes schlechterdings unmöglich mache, sich von Obstfelders eminenter dramatischer Begabung ein zutreffendes Bild zu machen. — Das gleiche Heft der „Varia“ bietet in seiner Litteraturchronik eine Besprechung von Strindbergs letzter Erzählung „Götiska rummen“, die in allen Stücken zu einem entschieden ablehnenden Urteil über Strindbergs neueste Litteratur-Diatribe gelangt. — In „Dagny“ (9, 10) beschäftigt sich Anna M. Roos mit den repräsentativen Trägerinnen der altandalusischen Volksdichtung. Diese Volksdichtung unterscheidet sich von der nordspanischen und katalonischen vorwiegend durch die bewußte Knappheit der Ausdrucksmittel, andererseits durch große Präzision und eine allezeit erfolgsichere Tendenz, bei der speziell die Themen von der erotischen Wandelbarkeit des Mannes und der felsengleichen Treue des Weibes in lyrisch feinempfundenen Strophen zum Vorwurf dienen.

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen

Nürnberg.

„Das siebente Gebot.“ Bürgerliche Sittenkomödie in 4 Akten von Herman Heijermans jr. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Egbert Soltau. (Intimes Theater, 16. Mai.)

Als Wohlthätigkeitsvorstellung des nürnberger Privat-Theaterklubs „Apollo“ ging hier noch vor Thoresschluß dieser Spielzeit Heijermans Sittenkomödie „Das siebente Gebot“, zum ersten Male auf deutschem Boden, in Szene. Die Handlung des Stückes ist an dieser Stelle (Sp. 1195) bereits erzählt worden, und auch die kritische Wertung des Dramas, wie sie dort in dem Aufsatze über Heijermans und sein bisheriges Schaffen gegeben wurde, erfährt durch die Aufführung keine wesentliche Modifizierung. Ohne originelle Erfindung und voll aufdringlicher Tendenz zählt „Das siebente Gebot“ ohne Zweifel nicht zu den bedeutendsten Werken des holländischen Dichters. Allerdings mußte der Eindruck

der nürnberger Aufführung unter zwei Widrigkeiten notwendig leiden, nämlich einmal unter den nach der „Hoffnung auf Segen" vielleicht allzu hoch gespannten Erwartungen und dann unter der Ungleichheit des Spiels, an dem außer Mitgliedern vier verschiedener Bühnen auch mehrere Dilettanten beteiligt waren. Gleichwohl ist die starke dramatische Begabung Heijermans auch in diesem Stücke nicht zu verkennen und die flüssige Uebersetzung Egbert Soltaus trug wesentlich zu dem guten Erfolge bei.

Th. Hampe.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die letzte Strophe. Novellen von Irma Goeringer. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904. 158 S. M. 2,—.

Ein Dutzend Geschichtchen auf anderthalbhundert Seiten. Manche sind nur ein Bonmot, das man ein wenig ausgeweitet hat. So die Behauptung, die deutsche Frau kleide Körper und Seele in Flanell. Meist ist die Einkleidung ein wenig dilettantisch umständlich. Frisch sind jedesmal die Anfänge. Es sieht aus, als hätte die Verfasserin gern Maupassant gelesen und viel über ihn nachgedacht. Aber doch noch nicht genug. Wie der seine Figuren aufstellt, wie der komponiert und fest weiterführt, was wichtig ist — das hat wohl der Verfasserin im Sinn gelegen. Und die Geschichte vom kleinen Laufmädel hat Stellen, die an ihn erinnern. Das Bild des armen Mädchens, das zum Danke für ein wenig Menschlichkeit eine ganze Rosenernte herangeschleppt bringt und nun von Freude übergossen unter ihren Blumen hervorschaut, ist schön hingestellt. Leider mischt sich bei Irma Goeringer in alles ein wenig Litteratur. Diese Geschichte wird einer Schriftstellerin erzählt, die nach einem Stoffe sucht. Und es nützt nichts, daß der Erzähler ihr sagt, sie solle sie nicht mit ihrer spitzen Feder, sie solle sie mit ihrem Herzen schreiben. Mit der spitzen, litterarischen Feder eben hat sich die Verfasserin die besten unter ihren kleinen „Novellen" verdorben. Am unmittelbarsten vielleicht wirkt „Frost", trotz mancher karikierender Züge.

Irma Goeringer tritt für das Triebleben ein, verherrlichend, verzeihend, belächelnd, wie in der knapp und gut erzählten Anekdote „Abschied". (Die Dienerin will vor der Heirat von einem Jugendgeliebten Abschied nehmen, die Herrin verweist ihr das, bis gerade im selben Augenblicke eine ähnliche Verlockung an sie herantritt, der sie erliegt, worauf sie dann ihre Mahnung an das Mädchen mitleidig zurücknimmt.) Aber Irma Goeringer verherrlicht, verzeiht und belächelt mit spitzer Feder. Trotzdem ist das Buch unterhaltend und in mancher Weise zum Nachdenken anregend.

Berlin. *Anselm Heine.*

Die Scham. Die Geschichte zweier Ehen. Von Hennie Raché. Berlin, Schuster & Löffler, 1904. 216 S.

„Die Scham" von Hennie Raché ist ein so herzlich gut gemeintes Buch, daß man gerne Ja und Amen dazu sagen möchte, wenn — wenn es nicht eine gar so prächtige Vorrede hätte, und wenn die Ausflüge ins Geistreiche nicht gar so bescheiden wären. Es handelt sich bei der Verfasserin darum, in zwei Ehen zu zeigen, wie gut und rein das rückhaltlose Zusammenleben zweier Menschen sein kann, und wie verderblich der Mangel an Vertrauen ist: die Scham vor einander. Die Beweisführung hinkt aber ein wenig, denn der Mann des unglücklichen Paares wäre wohl auch ohne Scham nicht gerade schöner — er heiratet, weil es Zeit ist und weil ihm seine Erwählte „gefällt" —, aus solchen Prämissen kommt wohl nie eine vorbildliche Ehe. Hennie Raché findet ernste und zärtliche und warme Töne, und so darf ihrem kleinen Buch wohl ein glücklicher Weg gewünscht werden — zugleich aber der Verfasserin, ohne daß kritische Ueberhebung darin läge, ein Sich-strenger-nehmen und die Abkehr von großen Worten an Stellen, wo schlichtere eindrucksvoller wären.

Jena. *S. Hoechstetter.*

Gottesthal. Von Anton Schott. Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Deutschen Litteraturgesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., o. J. 396 S. M. 4,—.

Es ist schon der zweite oder dritte Roman, den die „Deutsche Litteraturgesellschaft" in kurzer Zeit als preisgekrönt herausgiebt. Ich kenne diese Gesellschaft nicht, weiß auch nicht, mit welchen Manuskripten der preisgekrönte Roman in Bewerb getreten ist: was ich von den anderen Romanen der münchener Allgemeinen Verlagsgesellschaft kenne, ist Mittelware. So wird preisgekrönt vielleicht eine neue Form der Reklame sein und nur für die maßgebend, die die Preisrichter kennen und ihrem Urteil vertrauen. Die Erfahrungen anderer Preisausschreiben haben uns gelehrt, gerade preisgekrönten Arbeiten von vornherein mit Mißtrauen entgegenzukommen, jedenfalls das Urteil nicht dadurch bestechen zu lassen. Der Roman Anton von Schotts ist als Roman nicht gerade hervorragend, namentlich ist er zu breit, aber er zeigt den Verfasser als ausgezeichneten Kenner des österreichischen Volkslebens, und er hat vor anderen sozialen Romanen etwas voraus, das ich noch selten gefunden habe: er erzählt die ganze Geschichte von dem Fabrikherrn als Ausbeuter, der sozialdemokratischen Bewegung unter seiner Arbeiterschaft, dem Streik u. s. w. durchaus aus der unteren Perspektive, er läßt uns alles durch die Seele des Volkes hindurch sehen, und abgesehen von den nicht belangreichen Naturschilderungen in einigen sozialen Ausführungen, auch in der Erzählung, nicht bloß in Gesprächen, ist fast kein Satz, der nicht von einem der beteiligten Bauern und Arbeiter gesprochen werden könnte. Das giebt dem Buche einen ganz eigenen Reiz, verschuldet aber wohl auch die Breite, macht die Vorgänge höchst anschaulich und läßt uns tiefe Blicke in die Seele des Volkes thun. Am wenigsten gelungen ist die Geschichte der Verheiratung des Fabrikherrn mit einer Gefallenen, und wenig glaubhaft ist, wie aus dem Hüttenthal, das ein Teufelsthal ist, durch eben diese Frau nach dem Tode ihres Mannes ein Gottesthal wird. Und dem Manne, den diese Frau liebt, hätte es m. E. besser angestanden, hier seine Kraft einzusetzen, statt in einem weltfernen Kloster seiner verlorenen Liebe nachzutrauern. Der Buchschmuck ist teilweise recht nichtssagend, jedenfalls durchaus überflüssig.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Ein Blatt aus der Chronik unserer Stadt. Von R. Pruschanski. Berlin 1903, Verlag Siegfried Cronbach.

Ein so helles, frisches und schnurrig drauflos-erzählendes Buch, wie dieser jüdische Kleinstadtroman, sticht überraschend aus der Menge der grüblerischen und umdüsterten Werke ab, die jetzt aus Rußland zu uns kommen. Nach alter, guter Humoristenmanier ist der Inhalt so flott durcheinandergeschüttelt, daß man sich aus der Fülle der Episoden nur mit Mühe die Fabel herausschält: im wesentlichen die schwierige Bekehrung einer chassidischen Gemeinde durch einen jungen jüdischen Intellektuellen, den ein Mädchen an die Stadt fesselt. Pruschanski — dessen Name mir zum ersten Male begegnet — zeigt sich im Erzählen als rosigster Optimist und lächelnder Philosoph, dem eine große Milde den ganzen Umkreis der Betrachtung verklärt. Die Drangsale der Judengemeinde überfunkelt sein Humor mit köstlichen Anekdoten, die Schlechtigkeiten verbirgt und entschuldigt er mit warmblütiger Herzlichkeit, die Vorzüge aber sind allesamt Vollendungen und Verklärungen; Jugendausbünde, die in den guten Büchern

von heutzutage immer seltener werden, gehen noch zu Paaren gemächlich durch sein Buch. Und selbst den Gaunern werden die Bestrafungen erspart, sie kommen alle mit Zähneklappern und Blamagen davon. Zum Schluß ist Feierabendbeleuchtung wie in einem Marlittroman. Und wie ein ernster Zug um ein helles, lachendes Gesicht taucht die Judenfrage auf — glücklicherweise aber nur als Tischgespräch und Tafeltoast. So trübt nichts den tollen Karneval bunter Episoden, die übermütige Heiterkeit, die von Blatt zu Blatt lustig weiterspringt und erst auf der letzten Seite in einem pathetischen Finale sich verliert. Ein Unterhaltungsroman im besten Sinne des Wortes.

Wien. *Stefan Zweig.*

Lyrisches.

Rotfeuer. Gedichte von Ernst Kreowski. Leipzig, Kommissionsverlag von L. Staackmann. 117 S. Geb. M. 3,50.

Von einem neuartigen Talent kann man zwar bei Kreowski nicht reden, aber auch nicht von Talentlosigkeit. Reine Stimmungen trifft er selten, am besten gelingen ihm Stücke epischen Charakters, in denen er mit der Schilderung breit ausholen kann. Ueberhaupt scheint seine Stärke weniger in der eigentlichen Lyrik zu wurzeln, dazu ist seine Bildersprache nicht ungezwungen genug, zu wenig selbstverständlich.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Die Hermannsschlacht. Von Heinrich von Kleist. Kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel. (Meisterwerke von H. von Kleist mit Erläuterungen von Eugen Wolff, Bd. IV.) Minden, J. C. C. Bruns. 154 S.

Den in demselben Verlage erschienenen Ausgaben des Zerbrochenen Kruges, des Prinzen von Homburg und des Kohlhaas läßt Eugen Wolff als viertes Bändchen der kleistischen Meisterwerke eine kritische Ausgabe der Hermannsschlacht folgen. Sie teilt die Vorzüge der drei ersten Bände dieser Sammlung: einen sorgfältig gereinigten kritischen Text, der in dem vorliegenden Falle, wo die Handschrift des Dichters bis jetzt noch nicht gefunden ist, auf den von Tieck besorgten Originaldruck von 1821 zurückgeht und sich in verschiedenen Punkten von dem späteren Abdruck in den gesammelten Schriften und auch von dem nicht einmal fehlerfreien zollingschen Texte unterscheidet. Auch dieser Band erhält eine wertvolle Zugabe durch eine Abhandlung über Kleist als nationalen Dichter, eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte des Stoffes in der Dichtung und eine reiche Fülle von Anmerkungen, die sich historisch, ästhetisch und sprachlich über alle Einzelheiten verbreiten und namentlich den eigentümlichen kleistischen Sprachgebrauch in ebenso gründlicher wie lehrreicher Weise charakterisieren. Die wolffschen Ausgaben von Kleists Meisterwerken, dessen Käthchen und Penthesilea hoffentlich in Bälde folgen werden, bilden, in Verbindung mit der im hendelschen Verlage von demselben Forscher edierten kritischen Ausgabe, der Familie Ghonorez, eine gediegene und zuverlässige Grundlage für die noch zu erwartende große kritische Gesamtausgabe der kleistschen Werke.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Verschiedenes.

Eine empfindsame Reise im Automobil. Von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein in Briefen an Freunde geschildert von Otto Julius Bierbaum. Mit vierzig Abbildungen, teils nach der Natur und teils nach Kunstwerken. Im Verlage von Bard, Marquardt & Co., Berlin, MCMIII. 273 S.

Ueber Wien und München, Venedig und Florenz zum blauen Golf und über Rom und den Gotthard heim —! Der Durchschnittsreisende erlebt auf dieser Strecke, die aller Welt bekannt ist, heutzutage gar nichts mehr, was berichtenswert wäre; dem Empfindsamen wiederum drängen sich zu viel der mächtigen Eindrücke auf, als daß er ihnen allen in einem knappen Bande gerecht werden könnte. Otto Julius Bierbaum, der in einem schmucken Automobil, begleitet von seiner Frau, einer Italienerin, unter dem Motto „Lerne zu reisen, ohne zu rasen" die Sehnsuchtsfahrt der Deutschen über die Alpen ausgeführt hat, möchte man gewiß gern lauschen, wenn er gemütlich in kleinem Kreise über die charakteristischsten seiner Erlebnisse auf dieser Reise spricht. Wir wissen, daß er „die Gabe stets bereiter Empfänglichkeit für alles, was auf die Empfindung wirkt", besitzt. Den burschikosen Humor, der sich über das hinwegsetzt, was dem Reisephilister als das hauptsächliche erscheint, kennen wir als sein bestes Patengeschenk. Und in um so behaglicherer Erwartung setzen wir uns zurecht, um zu ihm aufzuhorchen, als der Kreis, dem er da zu erzählen anhebt, pikant zusammengesetzt ist. Er spricht nämlich in achtzehn Privatbriefen zu Ludwig Thuille, zu Max Schillings und Franz Stuck, zu Peter Behrens und Hans Thoma, zu Detlev von Liliencron und Fritz von Uhde, zu Chelius u. a. m. Ja, das wäre sicher ganz reizend geworden, den fröhlichen Otto Julius in zwanglosen Ausplaudereien (im Automobildreß und doch in Hemdsärmeln) zu hören: wie er jedes Stücklein seiner Welschlandsfahrt unter dem Gesichtswinkel anschaut, der für den Briefempfänger in Betracht kommt. Aber das Buch enttäuscht in diesem Punkte. Die persönlichen Beziehungen zu den verschiedenen Freunden werden zumeist nur in den Einleitungssätzen abgethan. Oft wirken sie wie eine Entschuldigung. Und dann geht in der Regel ein gleichmäßiger Tagebuchbericht los, der sich liest, als sei er nicht für Liliencron und Stuck, sondern für ein breites, bildungsbedürftiges, wenn auch nicht bildungsfrohes Zeitungspublikum geschrieben. Nun, Bierbaums Empfindsamkeit und Poetenlaune sind zu lebhaft und unverwüstlich, als daß auf und zwischen den Zeilen nicht manches Hübsche und Originelle über die bildenden und die redenden Künste der Heimat und der Fremde zu lesen stünde, was der Generalanzeigerleser gottlob nicht zu verstehen braucht. Allein im ganzen hören wir doch wenig mehr von speziellen Eindrücken und Erlebnissen auf dieser Laufwagenreise, als wenn er die Italienfahrt mit der Eisenbahn zurückgelegt und seine Betrachtungen über Sammlungen und Kirchen, Volk, Straßenbilder, Palazzi und andere Architekturen als künstlerisch vorgebildeter Vergnügungsreisender zwischen zwei Bahnzügen angestellt hätte. Denn gerade auf den Strecken durchs Landinnere, die er viel genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte als der gewöhnliche Sterbliche, hat er sich nicht sonderlich empfindsam gezeigt. Die toskanische Ebene, die zu uns Dampfwagenreisenden im Vorüberfliegen wie ein Traum aus einem böcklinschen Gemälde spricht, vermittelt er uns fast garnicht; auch die Weise, in der er vom Volksleben in Unteritalien spricht, schlägt keine für uns neue Note an. Und auf den Stationen selbst prüft dann häufig wieder ein allzulanges, fast zweckloses Herumstehen unsere Geduld. Ein Widerspruch liegt in dem Buche — oft beabsichtigt und ganz amüsant, aber zuweilen auch ein bissel nervös machend. Es ist die Postkutschenfahrt eines an die Eisenbahn Gewöhnten im Automobil. Da Bierbaum einen Laufwagen von acht Pferdekräften zur Verfügung hatte und die Landstraße ihm auf die Dauer nicht allzuviel Anregung bot, wäre vielleicht, trotz der bedächtigen Devise, ein rascheres Tempo am Platze gewesen. Wenigstens für seine Zuhörer. Etwas mehr Benzingeruch hätte man dann eben in den Kauf nehmen müssen.

Berlin. *Paul Oskar Höcker.*

Thüringer Tagebuch. Von Fritz Lienhard. 2. Aufl. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1904. 199 S. M. 3.— (4.—).

Aus Anhalt und Thüringen. Von Karl Emil Franzos. Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1903. 374 S.

Harzfahrt. Wanderungen und Träume von Waldemar Müller. Verlag von Herm. Costenoble. Berlin. 113 S. Geb. M. 2,—.

Mit dem Aufblühen der Heimatkunst hat, wie u. a. aus der letzten Zeit Franz Diederichs „Worpsweder Stimmungen“ zeigen, die Landschaftslyrik wunderbar sprossende Keime getrieben. Auch sonst spielt jetzt die Landschaftsschilderung in der Dichtkunst und in der Litteratur überhaupt eine große Rolle. Fritz Lienhard, der litterarisch so rührige und erfolgreiche Elsässer, verklärt in seinem Tagebuche das vielbesungene thüringer Land. Dort ist er, der Romanikter, so recht in seinem Elemente. So sehr er nach „Neuen Idealen“ strebt, wie sein gleichnamiges Buch kündet, so dringend er wünscht, am „Gepräge des Jahrhunderts entscheidend mitzuschaffen“, so gehört er doch zu den von Julius Hart einmal geschilderten Romantikern, den Vergangenheitsmenschen. Und so sagt er auch einmal in seinem neuen Buche, daß er jetzt eindringlich die Vergangenheit nachlebe. Heinrich von Ofterdingen ist seine Lieblingsfigur, die er ja auch zur Hauptperson seines neuen gleichnamigen Dramas gemacht hat.

In seinem thüringer Tagebuche ist viel schimmernde Rhetorik. Manche seiner Kapitel sind wie Predigten mit pastoraler Feierlichkeit; der Verfasser ist eben, wenn ich mich nicht irre, von der Theologie her in die Litteratur gekommen. So ein thüringer Tagebuch, das, wie bei Lienhard, auf dem Wege vom lieben Jena bis zur sagenumhüllten Wartburg entstanden ist, muß ja, wenn es irgendwelchen litterarischen Wert besitzen will, bis ins Mark hinein subjektiv sein, und Lienhard läßt es an diesem Subjektivismus nicht fehlen; aber es überrascht mich doch, daß er den Spuren aus den Erdentagen zweier Größten dort, den Wegen von Liszt und Wagner, nicht nachgegangen ist, da doch sein Buch so reich an Citaten ist, in denen er, von Goethe ganz abgesehen, auf ungezählte Leute, wie Ruskin, Raoul Francé, Humperdinck u. s. w. zurückgreift. — Der Buchschmuck, von Ernst Liebermann herrührend, ist wirklich eine künstlerische Bereicherung dieses thüringer Tagebuches.

Von ganz anderer Art ist das Thüringen-Buch von Karl Emil Franzos. Es ist nüchterner, derber, realistischer. Franzos hat nicht das Feierliche und Rhetorische von Lienhard. Er hat einen anderen Vorzug: seinen Humor, der sehr oft durchblitzt. Der behagliche Schnick-Schnack über persönliche Begegnungen, die Franzos so breit ausmalt, eignet sich allerdings besser für rasch verwesende Zeitungs-Artikel als für ein Buch. Die sämtlichen Artikel: Aus einer verschollenen Fürstenstadt, Dessau, Elyseische Felder, Erfurt, Im Schwarzathal und Paulinzelle sind nämlich vorher in Zeitschriften (Vossische Zeitung, National-Zeitung u. s. w.) erschienen. Im Vorwort rühmt der Verfasser, daß sein Werk ein fleißig gearbeitetes Buch sei. Und das ist wahr. Er hat sich fleißig umgethan, um den Kunstschätzen der durchwanderten anhaltischen und thüringischen Städte gerecht zu werden. Namentlich das Kapitel über Erfurt ist sehr zu loben. Franzos versprach, daß dieser „ersten Reise“ seiner „Deutschen Fahrten“ jedenfalls noch eine zweite Reise (die Vogesen) folgen solle. Ob eine dritte, hänge davon ab, wie lange er noch an der Schönheit dieser Welt sich erfreuen dürfe. Ahnte er vielleicht sein baldiges Ende, das ihn im Januar dieses Jahres ereilte?

Die Harzfahrt von Waldemar Müller ist ein harmloses, für halbwegs verwöhnte Leute ein viel zu harmloses Buch. Ebenso harmlos sind auch die ungezählten Gedichte, die in die landschaftlichen Schilderungen eingeflochten sind.

Bremen. *Ludwig Bräutigam.*

Rosegger und sein Glaube. Zeitgemäße Betrachtungen von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B., Münster i. W., Verlag der Alphonsus-Buchh. 1903.

Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze von Otto Frommel. Berlin, Gebr. Paetel. 1902. M. 5,— (6,—).

Die beiden Bücher sollen einmal neben einander gestellt werden. Sie sollen sich gegenseitig beleuchten, auch wenn damit dem ersten mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird, als es eigentlich verdient.

Rosegger muß gefährlich geworden sein, wenigstens für katholisch-kirchliche Kreise. Eine Zeitlang hat man sein Lob in hohen Tönen gesungen. Jetzt wird gegen ihn das Kreuz gepredigt, und P. Ansgar Pöllmann darf seine Hände in Unschuld waschen, wenn nun doch noch ein Glied seiner Kirche in Roseggers Hände und damit der Verführung anheimfällt. Er hat das Seinige gethan, und in den Augen derer, die „glauben, was die Kirche glaubt“, ist Rosegger gewiß endgültig abgethan. Damit man sieht, daß ich nicht übertreibe, stehe hier ein Resümee: „Was ist also nun Roseggers Glauben? Nichts als eine phantastische Spielerei mit inhaltsleeren Symbolen, pietistisches Augenaufschlagen zu Schöpfungen des eigenen Gehirns, Autosuggestion, Ichkult, opus figuli, ein Götze mit thönernen Füßen, der am Felsen Petri, wie alle Irrtümer kleinlicher Menschen, zerschellen wird. Die Wogen der Zeit werden darüber hingehen, und nur nach Jahrhunderten spült vielleicht die Springwelle eine Scherbe aus dem Sand — den Historikern ein Beweis mehr von der göttlichen Einsetzung der katholischen Kirche.“ Und dies noch! Die Großen, die Pöllmann gelten läßt — und wer würde ihm darin nicht beistimmen? — sind Dante, Camoëns, Petrarca, Tasso, Calderon, „ja auch“ Ariost, Shakspere, Walther, Wolfram. Dann aber heißt es: „In Schiller ward uns noch einmal solch ein vom Schicksal gereifter Künstler gezeigt — und mit Helle ist uns Camoëns wiedergegeben. Jörgensen und Eichert teilen mit ihm!“ „Karl May ist abgethan, Rosegger steht noch!“ So zu lesen S. 126 und S. 127! Sollen wir lachen oder uns entrüsten? Ist das der Katholizismus, der das Prinzip des Fortschritts ist? —

Der Protestantismus muß es sich manchmal gefallen lassen, wenigstens in seiner kirchlichen Form, auf eine Stufe mit dem Katholizismus gestellt zu werden, sobald es sich um das Verhalten gegenüber der modernen Kulturbewegung handelt. In dem zweiten der oben genannten Bücher versucht ein evangelischer Geistlicher die religiöse Stellung neuerer deutscher Dichter darzustellen, und zwar handelt es sich ihm um Hebbel, Keller, Storm, C. F. Meyer, Fontane, M. v. Ebner-Eschenbach und Rosegger. Wer nur einen der Aufsätze herausgreift, dem wird es mit einem Schlage klar werden, was für eine Kluft zwischen Katholizismus und Protestantismus in geistiger Beziehung besteht.

Frommel hat uns ein treffliches Buch gegeben, anspruchslos und unaufdringlich, aber sachlich wirklich fördernd. Er hat seinen Stoff angefaßt, wie man ihn überhaupt nur anfassen darf: schildern, „wie die dichterische Individualität in heißem Ringen mit dem Geiste des Universums den Schleier zu lüften sucht, der das große Mysterium umhüllt“, und dann die gefundene Lösung zu verstehen suchen, um sie in die großen geistigen Strömungen, die aus der letzten Vergangenheit noch in die Gegenwart hinüberfluten, einzufügen. Am eingehendsten sind Hebbel und Keller behandelt. Als Material sind nicht nur die Dichtungen, sondern auch Briefe und Tagebücher soweit als möglich herangezogen. Die Resultate scheinen mir im Großen und Ganzen ausreichend begründet. — Das Buch ist für den, der sich für das Problem Religion und geistiges Leben interessiert, eine förderliche und besinnliche Lektüre.

Aachen. *Walther Wolff.*

Wiener Porträts. Von Alfred Deutsch-German. Wien, Buchhandlung L. Rosner. 1904. 186 S.

Ueber dieses „Buch“ muß man wirklich nicht viel sagen; kaufen wird's keiner, lesen? — vielleicht fünf, sechs Rezensenten. Also muß ich nicht mühsam Entrüstung sammeln über einen verlorenen Vormittag, über die blöde Unsitte, sogar schon Reporterberichte in Buchform zu sammeln. Es ist schon arg genug (und oft genug verhöhnt worden), daß gleichgültige Feuilletons

über Bücher und Bilder in dicken Bänden zur Litteratur geheftet werden. Jetzt kommt noch ein braver Herr, der für ein wiener Lokalblatt in elendem Zeitungsdeutsch kindische Interviews geschrieben hat, und legt sie auf den Tisch: „Wiener Porträts“. Er möchte wohl der Jules Huret von Wien sein. O Gott, o Gott! Er war ja wirklich bei Bahr und Lewinsky, bei Ministerpräsidenten und Volkssängern, bei alten Schauspielern und bei der Odilon. Er ist auch keck, indiskret und selbstgefällig, aber das alles macht noch kein „Porträt“. Nirgends spürt man die Natur des Dargestellten, nirgends reinen Ton, nichts wird plastisch, sinnfällig, außer die Talentlosigkeit dieses „Litteraten“.

Berlin. *W. Fred.*

Gesammelte Schriften von Traugott Wilhelm Dyckerhoff. Essen, G. D. Baedecker. 1903. gr. 8°. 302 S. Geb. M. 6,—.

Der Inhalt des Buches ist höchst mannigfach und zeugt durchgehends von großer Tüchtigkeit der Gesinnung und scharfem, praktischem Blicke. So enthalten die Fabeln und Erzählungen, die „prosaischen Betrachtungen“ und die „Federzeichnungen aus England“ manche treffenden Bemerkungen. Sehr hübsch ist auch der Rückblick auf „ein rheinisches Städtchen um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ (Emmerich, die Vaterstadt des Verfassers). Leider läßt sich von den poetischen Beiträgen nicht dasselbe sagen; hier fehlt dem Verfasser die formale Schulung doch gar zu sehr. Namentlich gilt dies von den Hexametern, in denen man beständig auf Verstöße gegen die einfachsten Quantitätsregeln trifft.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Der von Joseph Kürschner so viele Jahre erfolgreich geleitete und ausgestaltete Deutsche Litteratur-Kalender (Leipzig, Göschensche Verlagshandlung) hat kürzlich seinen 26. Jahrgang angetreten. Der neue Herausgeber Dr. Heinrich Klenz hat es sich angelegen sein lassen, Fehler, Ungleichmäßigkeiten und Veraltetes nach Möglichkeit auszumerzen und durch vorsichtige Kürzungen unwichtiger Angaben den Umfang des Buches einzuschränken, der jetzt etwas geringer ist als der des vorigen Jahrgangs, aber noch immer 1642 Spalten Text umfaßt. Beigegeben sind dem Bande die Porträts des greisen Rochus von Liliencron, des hochverdienten Leiters der „Allg. deutschen Biographie“, und des siebzigjährigen Altphilologen Prof. Dr. J. H. Heinrich Schmidt. Interessant ist im Vorbericht der Redaktion die Bemerkung: „Eine ganze Reihe von Schriftstellerinnen wünschte, daß ihr Geburtsjahr nicht angegeben werde“. O vanitatum vanitas! Daß die „Städteschau“ weggefallen ist, ist ein Mangel, dem wir im nächsten Jahre gern wieder abgeholfen sähen. Im übrigen gehört das Buch zu den wenigen, deren Unentbehrlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist. **

Notizen.

Mörike und Hölderlin. Es ist kaum allgemeiner bekannt, daß Eduard Mörike in jungen Jahren noch die persönliche Bekanntschaft seines unglücklichen Landsmannes Friedrich Hölderlin gemacht hat, dessen Geist damals allerdings schon seit vielen Jahren gebrochen und umnachtet war. In Tübingen haben sich, wie Rudolf Krauß in einem interessanten Feuilleton über „Mörike und Hölderlin“ in der „Neuen Züricher Zeitung“ (164, 165) erzählt, die Lebenspfade der beiden großen schwäbischen Lyriker gekreuzt. Als Mörike im Herbst 1822 dorthin zum Studium kam, schleppte ebenda der verblödete Dichter des Hyperion, beim Tischlermeister Zimmer interniert, seine jammerwürdigen Tage hin. Man kann sich denken, wie er für die akademischen Bürger, zumal für solche mit litterarischen Interessen, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war. Freilich nur bei wenigen wurde oberflächliche Neugier durch tiefere Teilnahme ausgelöst, und zu diesen wenigen gehörte Eduard Mörike. Ohne Frage war es sein genialischer Jugendfreund Wilhelm Waiblinger, der ihn persönlich mit Hölderlin zusammengeführt hat. Waiblinger, der auch eine beachtenswerte Studie über Hölderlin veröffentlicht hat, fühlte sich durch Mitgefühl und pathologisches Interesse mächtig zu dem Irrsinnigen hingezogen und übte seinerseits auf diesen eine merkwürdige Gewalt aus. Waiblinger bewohnte in Tübingen eine Zeit lang ein Gartenhaus auf dem Oesterberg, in dem der Ueberlieferung nach auch Wieland die Erstlinge seiner Muse niedergeschrieben hat. Dort hinauf führte er Hölderlin jede Woche einmal. Oben angelangt und ins Zimmer tretend, so erzählt Waiblinger, verneigte er sich jedesmal, indem er sich der Gunst und Gewogenheit seines Gastgebers aufs angelegentlichste empfahl. Dann öffnete er sich das Fenster, setzte sich in seine Nähe und fing an, in recht verständlichen Worten die Aussicht zu loben, wie es überhaupt um ihn besser stand, wenn er im Freien saß; dann wurde er mit Schnupf- und Rauchtabak versorgt und ihm eine gefüllte Pfeife angezündet, wofür er besonders empfänglich war. Manchmal setzte er sich auch hin, schrieb und machte einige seiner sinnlosen Verse. Unter den wenigen vertrauten Freunden, die Waiblinger zusammen mit Hölderlin in sein Gartenhaus einzuladen pflegte, befand sich Mörike, der letzteren nicht selten auch in der zimmerschen Behausung aufsuchte. Schade, daß er nichts über seinen Verkehr mit dem Unglücklichen, der sich übrigens niemals zum förmlichen Sport, wie bei Waiblinger, ausgebildet hat, aufgezeichnet hat. Mörike war es offenbar, der im Jahre 1825 den mit ihm befreundeten Kunstjünger Johann Georg Schreiner aus Mergelstetten, später Lithograph in München, bei Hölderlin einführte. Schreiner, der damals auch Mörike gezeichnet hat, fertigte von Hölderlin ein kleines Profilbild, das Mörike erst 1863 in der stuttgarter illustrierten Zeitschrift „Freya“ veröffentlicht hat. Dem Umgange mit Hölderlin hat Mörike einer nicht unglaublichen Ueberlieferung nach die erste Anregung zu seiner prächtigen Romanze vom wahnsinnigen Feuerreiter verdankt. Hölderlin soll nämlich oftmals in seinem Zimmer mit einer weißen Mütze unruhig auf- und abgelaufen sein, sodaß man ihn bald an diesem, bald an jenem Fenster habe vorbeihuschen sehen. Daran erinnert in der That der Eingang des Gedichtes:

„Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?“

Nachdem Mörike im Jahre 1826 von der Universitätsstadt Abschied genommen hatte, sah er Hölderlin nicht wieder, der noch 17 Jahre sein Pflanzenleben weiterführte.

Das Studententagebuch. Wie es Otto Erich Hartlebens erster Verseband „Studententagebuch“ zu einem Bucherfolge brachte, berichtet O. Piltz in einer dem „Rosenmontag“-Dichter gewidmeten Skizze. Hartleben hatte 1885 die berliner Universität bezogen. Da ihm hier jedoch die Pandekten ihre Geheimnisse nicht entsiegeln wollten, ging er 1886 weiter nach Tübingen. Doch soll er während dieses süddeutschen Semesters zumeist in Stuttgart gewohnt haben, wo er mit den Künstlern des königl. Hoftheaters, besonders den jüngeren Kräften des Ballets, vermutlich dramatische Fragen erörterte. Dabei fand er aber doch Zeit, seine Gedichte sorgsam und sauber auf gleichmäßig zugeschnittenes Papier ins Reine zu schreiben, wie er das von seinem Freunde Arno Holz gelernt hatte, und eines schönen Tages fuhr er mit dem Manuskript nach Zürich, zu Herrn J. Schabelitz, dem Verleger seiner Freunde Mackay und Holz. Er traf den alten Schabelitz in angenehmer Stimmung, im „Phönix“, bei seinem Viertel Wein, legte ihm das Manuskript vor und blätterte ihm eigenhändig ein Gedicht nach dem andern um. Schabelitz betrachtete mit Wohlgefallen die klaren, keilschriftförmigen Lettern des Manuskriptes, las auch einige Verse und bemerkte dann: „Das können wir ja mal drucken.“ Der junge Dichter war angenehm überrascht. Er hatte es

sich immer so schwer vorgestellt, einen Verleger für lyrische Gedichte zu finden. Nach wenigen Monaten lag das „Studenten-Tagebuch von Otto Erich" gedruckt vor, in blutrotem Umschlage, was aber nicht hinderte, daß sich zunächst kein Mensch um das Buch kümmerte. Da entrüstete sich zu allem Glück ein straßburger Blatt über den frechen Ton und die wüste Gesinnung des studentischen Dichters und brachte einige seiner verabscheuungswürdigen Poesien zum Abdruck. Bald darauf erschien in der „Kreuzzeitung" unter Bezugnahme auf den straßburger Artikel ein flammender Protest leipziger Studenten gegen die gott- und vaterlandslose Gesinnung des „Studenten-Tagebuchs". Nun endlich ging das blutrote Bändchen und brachte es sogar zu einer zweiten Auflage. Die Gruppe leipziger Studenten, deren Proteste das „Studenten-Tagebuch" sein Glück verdankt, zählte übrigens nur zwei Köpfe: Hermann Conradi und .... Otto Erich Hartleben. Man wird es dem Dichter nachfühlen können, daß er seit dieser Zeit für die „Kreuzzeitung" eine Schwäche hat. Das „Studenten-Tagebuch" hat er aber später nicht wieder auflegen lassen. Die reifsten Sachen des Jugendwerkes gingen in „Meine Verse" über, und die hahnebüchensten überantwortete er der Vergessenheit.

Nachrichten

Todesnachrichten. Hermann Rollett, der älteste österreichische Schriftsteller, ist am 30. Mai in Baden bei Wien gestorben. Er war der letzte aus dem vormärzlichen österreichischen Dichterkreise, der gleich so vielen ehedem seine freiheitliche Lyrik mit der Verbannung bezahlen mußte. Die „Frühlingsboten aus Oesterreich" (1845) und das „Wanderbuch eines wiener Poeten" machten seinen Namen ehedem bekannt. Nach dem Jahre 48 hat er poetisch nur noch wenig produziert. Von seinen Schriften ist als wichtig noch das ikonographische Werk „Die Goethe-Bildnisse" (1883) zu nennen. Seine letzte Veröffentlichung war das im vorigen Jahre erschienene memoirenartige Werk „Begegnungen", aus dem wir den interessanten Abschnitt über Ferdinand Raimunds Tod in Heft 5 dieses Jahrgangs wiedergegeben haben. Rollet war als Sohn eines Arztes 1819 in Baden bei Wien geboren, lebte nach seiner Studienzeit mehrere Jahre in der Schweiz, bis er 1854 nach seiner Vaterstadt zurückkehren durfte und hier die Stelle eines Stadtarchivars erhielt. Eine eigene Schrift über sein Leben und Wirken hat 1894 zu seinem 75. Geburtstag Leopold Katscher erscheinen lassen.

In Berlin † am 31. Mai der Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Stephan Waetzoldt, ein bekannter, vortrefflicher Schulmann und Philologe, der zuletzt als vortragender Rat im Kultusministerium thätig war. Er war in Hennersdorf 1849 geboren und hat u. a. ein Buch über Emanuel Geibel (1885) und eine wertvolle Sammlung „Goethe-Vorträge" (1888, 2. Aufl. 1903) veröffentlicht.

In Bielefeld † am 26. Mai der Molière-Forscher Prof. Dr. Claas Humbert im 74. Lebensjahre. Außer verschiedenen Schulausgaben von Stücken Molières schrieb er über „Molière, Shakspere und die deutsche Kritik" (1869), „Englands Urteil über Molière" (1878), „Molière in Deutschland" (1883). Im Manuskript liegt noch ein umfassendes Werk über „Hamlet" vor, das der Sohn des Verstorbenen aus dem Nachlaß herauszugeben gedenkt.

Im Alter von 80 Jahren † am 6. Juni Geheimer Hofrat Prof. Dr. Otto v. Heinemann, der Oberbibliothekar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel (geb. 1824 in Helmstedt). Er war in erster Linie Historiker, hat sich aber durch eine seinem großen Amtsvorgänger gewidmete Schrift „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing", die u. a. das ganze Schriftenmaterial über die „Fragmente eines Ungenannten" enthielt (1870) auch auf litterarhistorischem Gebiet bethätigt. (In deutschen Gelehrtenkreisen war der jetzt Verstorbene durch das außergewöhnlich geringe Maß von Entgegenkommen bekannt, das er allen denjenigen, die die Schätze seiner Bibliothek zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen wollten, entgegenzubringen pflegte.)

Am 10. Juni † in Stuttgart Professor Dr. Karl Weitbrecht, der bekannte Aesthetiker und Litterarhistoriker der dortigen technischen Hochschule, deren Rektorat er gegenwärtig bekleidete. Weitbrecht hat nur ein Alter von etwas über 56 Jahren erreicht. Er hatte in Tübingen Theologie studiert und eine Zeitlang als Seelsorger gewirkt, trat aber 1886 aus dem Kirchendienst aus und wurde Seminardirektor in Zürich und Privatdozent für deutsche Litteraturgeschichte. Nachdem 1893 Julius Klaiber, Friedrich Theodor Vischers Nachfolger an der stuttgarter Hochschule, starb, wurde Weitbrecht an seine Stelle berufen. Als Dichter trat er zuerst mit einigen Bänden Gedichte hervor, später auch mit novellistischen Arbeiten, von denen besonders die poesievolle Erzählung „Phaläna, die Leiden eines Buches" (1892) vielen Anklang fand. Mit seinem in Wimpfen lebenden jüngeren Bruder Richard gab Weitbrecht die volkstümlichen „Gschichta-n aus'm Schwôbaland" heraus (1877 und 1882). Weniger Glück hatte er als Dramatiker mit dem Schiller-Lustspiel „Dr. Schmidt" (1896) und dem Wiedertäuferdrama „Schwarmgeister" (1900). Auf wissenschaftlichem Gebiet veröffentlichte er das Buch „Das deutsche Drama, Grundzüge seiner Aesthetik" (1900), eine kurzgefaßte „Deutsche Litteraturgeschichte" (für die Sammlung Göschen) u. a. m.

* *

Persönliches. Geheimrat Dr. Albert Bürklin, der Generalintendant des karlsruher Hoftheaters, ist von diesem Amt mit Schluß der Saison zurückgetreten. Er hatte die Leitung der einst von Eduard Devrient, dann von Gustav zu Putlitz geleiteten Hofbühne als des letzteren Nachfolger vor etwa 15 Jahren übernommen. — Paul Lindau ist von der Leitung der Monatsschrift „Nord und Süd", die er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren begründet hat, zurückgetreten. — Die Sammlung für eine Ehrengabe, die Detlev v. Liliencron an seinem 60. Geburtstage überreicht wurde, ergab 7199 M. An der Spitze der Liste steht (wie wir den Tageszeitungen entnehmen) der Provinziallandtag und Provinzialausschuß der Provinz Schleswig-Holstein mit 3000 M. Mit je 100 M. folgen: der Reichskanzler Graf Bülow, der Kultusminister Dr. Studt, Generaldirektor Albert Ballin in Hamburg, Paul Heyse, Sudermann. Der Magistrat von Altona zeichnete 300 M., der von Breslau 200 M. — Der Magistrat von Würzburg hat eine neue Straße nach Felix Dahn benannt, der zeitweise in Würzburg als Hochschullehrer wirkte. — Henryk Sienkiewicz hat sich nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz begeben, um Studien zu einem Roman zu machen. Die gleiche Absicht hatte Anton Tschechow, der sich als Reserve-Arzt einreihen lassen wollte. Er ist jedoch erkrankt und wird zunächst in einem deutschen Kurort Genesung suchen müssen.

*

Preisausschreiben. Die Gesellschaft für Litteratur und Kunst (Dramatische Gesellschaft) in Bonn beabsichtigt, ihren Mitgliedern zur Schillerfeier 1905 eine Festgabe zu widmen. Sie setzt daher einen Preis von 500 Mark aus für die beste Bearbeitung des Themas: „Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses". Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren Prof. Gothein-Heidelberg, Geh. Rat Hüffer-Bonn, Prof. Lyon-Dresden, Prof. Weltrich-München sowie der Vorsitzende der Gesellschaft. Der Umfang der Bewerbungsschriften soll fünf Bogen Kleinoktav nicht überschreiten. Durch die Preisverteilung erwirbt die Gesellschaft das Verlagsrecht der preis-

gekrönten Schrift. Die Entscheidung wird am 1. April 1905 bekanntgegeben. Einsendungen sind mit einem Kennwort zu versehen und unter Beifügung eines mit dem gleichen Kennwort versehenen Umschlages, der den Namen und die Adresse des Verfassers enthält, spätestens bis 1. Januar 1905 zu richten an den Vorsitzenden, Oberlehrer Dr. Brandt, Bonn, Goethestr. 24.

* *

Preiserteilungen. Der Raimund-Preis von 2000 Kronen wurde in diesem Jahre dem wiener Volksschullehrer Rudolf Hawel für sein Schauspiel „Die Politiker" zugesprochen, das als Buch im Wiener Verlage erschienen ist. Vor zwei Jahren hatte den Preis Heinrich Schrottenbach in Graz für sein Volksstück „Die Schröderischen" bekommen. — In dem Preisausschreiben, das der Verein Frauenbildung, Frauenstudium zur Erlangung eines Katechismus der Frauenfrage veranstaltete, haben die Preisrichter dem Rechtsanwalt Dr. Karl Wolff in Karlsruhe den ersten Preis im Betrage von 700 M. zuerkannt. — Der Ausschuß der französischen Akademie, der den Toirac-Preis von 4000 Frks. für das beste Stück des Théâtre français im letzten Jahre zu erteilen hat, verlieh ihn Octave Mirbeau für „Les affaires sont les affaires". Die nationalistisch-klerikale Mehrheit der Akademie verwarf jedoch den Ausschußantrag, und der Preis gelangt diesmal überhaupt nicht zur Verteilung. Das ist der erste Fall dieser Art in der Geschichte der französischen Akademie. Der Preis, den ein kunstfreundlicher — Zahnarzt Dr. Toirac vor Jahren gestiftet hat, war 1891 zum ersten Male Henri Lavedan (für „Une famille") verliehen worden, dann der Reihe nach Armand Silvestre und Eugène Morand („Griselidis"), Jean Richepin („Par le glaive"), Parodi („La Reine Juana"), Edmond Rostand („Les Romanesques"), Paul Hervieu („Les Tenailles"), Eugène Brieux („L'Evasion"), Jules Case („La Vassale"), Paul Meurice („Struensee"), Davore („La conscience de l'enfant"), Revollet („Alkestis"), Guiche („Le Nuage") und endlich im vorigen Jahre Maurice Donnay für „L'autre danger". — Bei dem diesjährigen Wettbewerb für das beste flämische Drama hat die Jury einstimmig Raphaël Verhulsts „Jesus der Nazarener" preisgekrönt, ein Stück, das von der Stadt Antwerpen bereits in gleicher Weise ausgezeichnet worden war. Der Wettbewerb wird alle drei Jahre veranstaltet.

* *

Litterarische Nachlässe und Funde. Der Nachlaß Conrad Ferdinand Meyers wird demnächst in Buchform herausgegeben werden. Er enthält u. a. unveröffentlichte Gedichte aus dem Lebensabend des Dichters; dramatische Skizzen zur „Angela Borgia"; ein Novellenfragment, das die „Richterin" in das Zeitalter Friedrichs II. verlegt. Herausgeber ist Herr Dr. August Langmesser. Diesem ist von der Witwe Meyers der ganze Nachlaß übergeben worden. Der interessante Band wird in nächster Zeit bei Wiegandt & Grieben in Berlin erscheinen. — Die Bibliothek des Benediktinerstifts St. Bonifaz in München verwahrt, wie die „Allg. Ztg." mitteilt, eine rund zweihundert Nummern zählende Sammlung von noch unverwerteten Briefen, die Friedrich Schlegel in den Jahren 1820—1828 an eine ihm schwesterlich befreundete, hervorragend sensitive Dame richtete, die 1862 in hohem Alter zu München starb. Die Briefe gewähren in die Ideen und Bestrebungen, von denen Friedrich Schlegel in seinen letzten Lebensjahren erfüllt war, sowie in die Verhältnisse, in denen er damals lebte, einen um so tieferen und zuverlässigeren Einblick, als sich der Verfasser bei der Korrespondenz mit einer vertrauten „Seelenschwester" oder „Schwesterseele", wie er sich ausdrückt, keinerlei Zwang aufzuerlegen, nichts zu verschweigen und nichts zu verschleiern brauchte. Die Vorbereitungen zur Herausgabe der Briefe, die auch auf Schlegels streng geheim gehaltene Thätigkeit als Magnetiseur überraschende Lichter werfen, sind dem Abschluß nahe. — Durch einen glücklichen Zufall fand ein russischer Schriftsteller, der zur Zeit in Leipzig legt, im Nachlaß des 1864 verstorbenen Litterarhistorikers und Redakteurs Dr. Hermann Marggraff in Leipzig eine Reihe bisher unbekannter Briefe von E. M. Arndt, Bodenstedt, Nikolaus Lenau, Hebbel, Robert Blum, Dingelstedt, Gutzkow und Wilhelm Jordan. Die Briefe wurden dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar übergeben, und Professor Suphan hat die Prüfung der zum Teil sehr wertvollen Schriftstücke übernommen. — Ein Neudruck der von Cotta veranstalteten ersten Goethe-Ausgabe ist in der Northwestern-Universität in Chicago in einem Winkel vergraben aufgefunden worden. Bisher wurde angenommen, das von dem Neudruck kein Exemplar mehr vorhanden sei.

* *

Kürschners Nachlaß. Die Versteigerung der Bibliothek Kürschners durch die Firma C. G. Boerner (vgl. Sp. 1175) gestaltete sich zu einem buchhändlerischen und litterargeschichtlichen Ereignis. Sie begann am 30. Mai vor einem auserlesenen Auditorium von Bibliotheksvorständen, Sammlern und Händlern, darunter bekannte Namen aus Berlin, Wien, Dresden, Weimar, Stuttgart, Frankfurt a. M. 2c.; auch die Vereinigten Staaten waren vertreten. Zunächst kamen die Zeitschriften des 18. Jahrhunderts an die Reihe, die zum Teil noch nicht dagewesene Preise erzielten. Das Hauptinteresse des folgenden Tages konzentrierte sich auf die handschriftlichen Nachlässe von Maler Müller und Joh. Nik. Goetz, von denen die ersteren das Hochstift Frankfurt a. M., die letzteren die Familie Goetz erwarb. Eine Ueberraschung brachte die Versteigerung des Goetheporträts von Kügelgen, das nach hartem Kampfe dem dresdener Kunstantiquar Franz Meyer für den Preis von 9210 M. zugeschlagen wurde. Die deutsche Litteratur, die die beiden folgenden Tage ausfüllte, erzielte besonders in den Abteilungen Goethe, Voß, Schiller, Lessing und Romantiker hohe Preise. Bei der eigentlichen Sammelspezialität Kürschners, den Werken zur Theatergeschichte, wurde die Auktion außerordentlich lebhaft. Die Zeitschriften wurden durchweg weit über ihren gewöhnlichen Preis bezahlt. Den Höhepunkt der Auktion aber bildete die Abteilung Iffland, bei der sich besonders um dessen Korrespondenz und Tagebuch ein scharfer Kampf entspann. Beide wurden einem Sammler für zusammen 4000 M. zugeschlagen. An den folgenden Tagen erfuhr jede der einzelnen seltenen Schriften der Theatergeschichte eine Wertsteigerung, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Meist blieb Adolf Weigels Antiquariat in Leipzig Sieger.

* *

Der deutsche Buchhandel in St. Louis. Die Buchhandlung F. Volckmar in Leipzig erhielt durch Vermittlung des Deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig auf Veranlassung des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis Anfang März 1904 den ehrenvollen Auftrag, für das Bibliothekszimmer des Deutschen Hauses in St. Louis eine deutsche Bibliothek zusammenzustellen. Trotz der umfangreichen redaktionellen Arbeiten und der großen technischen Schwierigkeiten, die die Herstellung besonderer Ausstellungsbände erheischte, konnte die Bibliothek bereits Mitte Mai nach Amerika abgesandt werden. Die Bibliothek zerfällt in 7 Abteilungen verschiedener Wissensgebiete, die in 8 Bibliotheksschränken auf der Ausstellung untergebracht wurden. Bei dem geringen Raum, der zur Verfügung stand, konnte in jeder Abteilung nur das Wichtigste und Charakteristischste der einschlägigen deutschen Litteratur gezeigt werden. Diese Auswahl richtig zu treffen, war eine äußerst schwierige Aufgabe. Beachtung verdienen die für die Bibliothek sorgfältigst hergestellten Einbände, unter denen besonders die eleganten Liebhaberhalbfranzbände der schönwissenschaftlichen Bücher als Muster deutscher Buchbindekunst gelten können. Von der gesamten Bibliothek wurden einige gleiche Exemplare hergestellt, die Freunden deutscher Litteratur und Liebhabern schöner Büchersammlungen in der ganzen Bibliothek oder in Auswahl

einzelner Bände zur Verfügung stehen. Jedes dieser Bücher trägt ein Signum als Ausstellungsband der Deutschen Bibliothek St. Louis 1904.

* *

Allerlei. Nachdem der Plan Luise Dumonts, in Weimar ein neues Nationaltheater zu gründen, gescheitert ist, hat die Künstlerin jetzt die Gründung eines Schauspielhauses in Düsseldorf beschlossen und gesichert, wo durch die alljährlichen Goethe-Festspiele der Boden für ein derartiges Unternehmen schon bis zu einem gewissen Grade vorbereitet ist. — Eine Neuausgabe des Nibelungenliedes hat die Reichsdruckerei veranstaltet. Die Textillustrationen, Initialen, Randleisten zc. stammen von Joseph Sattler. Die Auflage des Werkes beträgt 200 Exemplare, von denen die ersten vier auf Pergamentpapier (Preis je 2500 M.), die nächsten dreißig auf japanischem Büttenpapier (Preis je 600 M.), und der Rest auf Büttenpapier (Preis je 400 M.) gedruckt sind. Ein passender Originaleinband erhöht den Preis des Exemplars noch um 30—45 M. — Die „Frankfurter Zeitung" giebt von Anfang Juli ab als Sonntagsbeilage ein eigenes „Litteraturblatt" heraus. — Frau Rosalla Jacobsen bereitet in Gemeinschaft mit Frederik G. Bowles eine englische Anthologie moderner deutscher Lyrik vor, speziell ihrer 8—10 hauptsächlichen Vertreter, die zum Teil selbst die Auswahl ihrer charakteristischsten Dichtungen treffen. — Von Shaksperes Stücken waren nach einer Statistik des Shakspere-Jahrbuchs im vorigen Jahre 25 Werke mit 977 Aufführungen an deutschen Bühnen vertreten. Die meisten Aufführungen hatte „Der Widerspenstigen Zähmung", dann folgt „Othello", „Der Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Hamlet", „Sommernachtstraum". — Die bekannte Jugendschrift „Cuore" von Edmondo de Amicis, das Tagebuch eines Elementarschülers, hat kürzlich die 300. Auflage erlebt. Das Buch erschien zuerst 1866 und ist in einige zwanzig Sprachen übersetzt worden. — Les Charmettes, der durch Rousseaus „Confessions" berühmt gewordene idyllische Landsitz der Mme. de Warens, ist von der Kommission der Monuments historiques endgültig in die Liste der historischen Denkmäler Frankreichs aufgenommen worden mit der Bestimmung, ihn der Nachwelt unverändert zu erhalten. Es wird beabsichtigt, die Besitzung anzukaufen.

Wurst-Litteratur. Die in Berlin viermal wöchentlich erscheinende „Allgemeine Fleischerzeitung", die sich als Publikationsorgan des Deutschen Fleischerverbandes (35767 Mitglieder) und der Fleischerei-Berufsgenossenschaft (48007 Mitglieder) mit Stolz die „größte Fachzeitung der Welt" nennt, kündigt — natürlich in Fettdruck, wie es die Branche verlangt — an der Spitze ihrer Unterhaltungsbeilage folgende litterarische Speckseite an:

Ein Fleischermeister gänzlich unschuldig des Raubmordes bezichtigt!

Ein buchstäblich wahrer Vorgang.

Noch niemals dürfte unsere Leser ein Roman so interessiert haben, wie der, den wir unter obigem Titel demnächst im Unterhaltungs-Blatt veröffentlichen werden.

Ein ehrenwerter Meister, Grundstücksbesitzer, der 15—18 Schweine die Woche schlachtet und wegen seiner vorzüglichen Wurstfabrikate großen Ruf genießt, wird plötzlich des Raubmordes bezichtigt, und Schlimmeres als das, er soll, um jede Spur zu verwischen, den angeblich in seinem Hause Ermordeten in die Wurst gehackt und diese in den Verkehr gebracht haben!

Was kann es wohl Schrecklicheres geben!

Eben noch ein hochangesehener Mitbürger, der es durch Fleiß und Sparsamkeit in jahrelanger Arbeit zu etwas gebracht hat, ein glücklicher Familienvater und Inhaber eines flott gehenden Geschäfts, und in der nächsten Stunde ein Verworfener, ein Ausgestoßener, ein Verbrecher, dessen gastliche Schwelle kein Mensch mehr betritt, dessen viel gerühmte Fabrikate auf einmal Schauder und Ekel erregen, dem man die bei ihm gekaufte Wurst in den Laden zurückschleudert mit dem höhnischen Bemerken, er solle seine Wurst selber . . . . .

Sein Familienglück ist zerstört, sein blühendes Geschäft ruiniert, sein Grundstück kommt unter den Hammer. Gänzlich verarmt und gebrochen zieht er mit den Seinen in die Fremde. Jahre vergehen, während welchen der furchtbare Verdacht noch weiter auf ihm ruht, ihn in seinem Fortkommen hemmt und sein Gemüt verbittert. Dann endlich greift noch einmal das Schicksal ein, um seine völlige Unschuld an den Tag zu bringen und seinen Lebensabend mit dem Glanze stillen Glückes und häuslichen Friedens zu verklären.

Es ist ein ergreifendes Lebensbild, handlungsreich, voll spannender Situationen, das wir hier erzählen. Die Ort- und Zeitangaben und die Namen der handelnden Personen sind **echt**. Also ein wirklicher Roman aus dem Fleischerleben, von dem wir wohl glauben dürfen, daß er das Interesse unserer Leser in höchstem Maße erregen wird.

Die Redaktion.

Zuschriften

Sehr verehrter Herr Doktor!

Wenn man so Jahr für Jahr selbst das Metier treibt, wird man ja stumpf und hält jedes Wort, das gegen eine Kritik gesagt wird, für eine Dummheit, die nur anzeigt, daß der Autor sich geärgert hat. Trotzdem bitte ich diesmal für ein paar Zeilen um Gastfreundschaft. Ich ärgere mich nämlich auch über das, was Herr Adolf Dannegger (Sp. 1301) über meinen „Roman eines Globetrotters" geschrieben hat, und denke, Sie können mich zu Wort kommen lassen, weil ich nicht gegen eine litterarische Wertung kämpfe, sondern über eine üble Rezensentengewohnheit, deren Schaden die Autoren schon gute Zeit spüren, reden will, nämlich über die oberflächliche Psychologie, die seelenruhig konstatiert: „Man darf den Helden füglich mit dem Autor identifizieren." Nein, zum Teufel, das darf man füglich nicht. Das thun die fanatischen Blättchen der Klerikalen, wenn sie einen unsittlich nennen, weil im Büchlein was Amoralisches vorkommt. Das thun die kleinen Mädchen, die jedes Abenteuer des Buches aufs Konto des Autors setzen, und wenn's irgend geht, eifersüchtig sind. Der Rezensent, der vernünftige und aufmerksame Leser — ach, fielen doch die beiden Dinge zusammen — wird sich doch Rechenschaft geben müssen, wie weit solche Gleichsetzung stimmt. Nun muß ich persönlich werden. — Der Herr Seiler meines Buches ist vielmals charakterisiert als gleichgültiger, gelangweilter Müßiggänger, ganz amusisch. Er ist als Durchschnitt sogar minderer Qualität hingestellt; denn es hat den Autor gereizt, das Bild eines reichen, im Tiefen stets unberührten Müßiggängers aufzustellen. — Wie kommt mein Freund, der Rezensent, dazu, füglich den Verfasser — ach, als es gegen Schluß geht, nennt er mich sogar den Dichter — mit Herrn Seiler zu identifizieren? Ich bin — leider — kein Müßiggänger. Etwas Kenntnis im Metier hätte Hern Dannegger aufklären müssen, daß meine Interessen recht positiver Natur sind, daß ich Kunstgeschichten schreibe, sozusagen Fachmann für Kunstgewerbe bin. Von alledem ist in meinem Helden kein Hauch; sowie er auch eine ganz undichterische Veranlagung hat. Wie also kommt diese Identifizierung zu stande? Nur durch die Bequemlichkeit des Rezensionenschreibers, der sich nicht die Mühe giebt, eine Objek-

tivierung zu versuchen und der außerdem klug ist, und natürlich das Buch nur so durchgesehen hat. Sonst würde er nämlich den Inhalt nicht ganz falsch erzählen. Er behauptet, Herr Seiler langweile sich in den Amorsälen, im Buch ist's anders, „treibt sich in Paris mit Schwindlern herum“ — kein einziger Schwindler ist in meinem Paris-Kapitel aufzutreiben, „verfällt in abenteuerliche Projekte“ — das londoner Kapitel giebt gerade die Realität des Geschäftslebens und zeigt, wie sich Seiler auch da nicht innerlich befestigen kann. Und dann ist als Schluß Kindersegen u. s. w. angeführt, während der Roman eine ganz andere Perspektive bringt.

Gegen die Art wollte ich einmal wieder aufstehen. Ich wehre mich zum ersten Male gegen eine Kritik, trotzdem ich schon allerlei zu hören bekam. Aber es geht für mein Gefühl nicht an, daß man Bücher derart verfälscht. Mir ist's — man verzeihe — gleichgültig, ob mich Herr Adolf Dannegger an Hofmannsthal reiht, ob er mich einen Dichter nennt, mir ein liebenswürdiges Talent, Bildung, feinen Geschmack und ähnliches nachrühmt. Ich beanspruche aber, daß er keine Hypothesen aufstellt, die innerlich haltlos sind, mein Buch, wenn er schon den Inhalt nacherzählt, wenigstens in den Thatsachen richtig wiedergiebt und nicht die Leser und mich mit ein paar vagen Parallelen abspeist. D'Annunzio, Flaubert und einige neuere Engländer haben mich übermäßig beeinflußt, erzählt er. Besonders auf die „neueren Engländer“ wäre ich neugierig.

Ich ende. Mein kleiner Aerger ist vorbei. Und ich hoffe, verehrter Herr Doktor, Sie drucken diese Auslassung, durch die ich mich unter den „Kollegen“ etwas lächerlich mache, in der nächsten Nummer ab.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr

W. Fred.

Entgegnung.

Ich habe umsoweniger Grund, mich gegen die etwas ausführlichen Angriffe des Herrn Fred zu rechtfertigen, als ihr unliebenswürdiger Ton mich davon abhalten muß, Herrn Fred in der Reklame für seinen Roman zu unterstützen.

München. Adolf Dannegger,
Redakteur der „Freistatt“.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Baranowsky, Karl, El. Kahira. Ein Orientbummel. Navelle. Breslau, S. Schottlaender. 332 S. M. 3,— (4,—).

Berges, Philipp. Aquarelle. Bunte Skizzen und Studien. Leipzig, Paul List. 207 S. M. 2,—.

Blumenthal, Osc. Nachdenkliche Geschichten. Berlin, F. Fontane & Ca 169 S. M. 3,— (4,—).

Burg, A. Die gnädige Frau. Erzählung. Berlin, W. Vobach & Co. 79 S. M. 1,— (1,25).

Christaller, Helene. Frauen-Novellen. Jugenheim, Suevia-Verlag. 119 S. M. 1,50.

Duncker, Dora. Die Schönheitsstube. Raman. Leipzig, A. Schumann. 176 S. M. 1,— (1,50).

Federn, Karl. Jahre der Jugend. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 396 S. M. 5,— (6,—).

Friedmann, Jul. Die Naive. Ein wiener Bühnenroman. Braunschweig, Richard Sattler. 171 S. M. 2,—.

Graef, Herm. Melidar. Eine Erzählung. Bann, Karl Georgi. 48 S. M. 1,—.

Küffer, Alais. Donaumücken. Kleine Humoresken u. Satiren. Regensburg, W. Wunderling. 144 S. M. 1,20.

Helgel, Karl v. Humaresken. Berlin, Otta Janke. 134 S. M. 1,—.

Heimburg, W. Alte Liebe und anderes. Erzählungen. Stuttgart, Union. 329 S. M. 3,— (4,—).

Heimburg, W. Großvaters Stammbuch u. anderes. Novellen. Stuttgart, Unian. 367 S. M. 3,— (4,—).

Hyan, Hans. Aute mit 'n Ast u. andere berliner Geschichten. Berlin, Die Welt am Mantag. 126 S. M. 1,—.

Kaltenbauier, Fanny. Die Rainhoferin. Berlin, W. Vobach & Co. 114 S. M. 1,— (1,25).

Leuß, Lea. Liebeskämpfe. Vier Lebensfragmente. Dresden Carl Reißner. 136 S. M. 2,—.

Liliencron, Detlev v. Greggert Meinstorff u. andere Navellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 403.) Berlin, Herm. Hillger. 106 S. M. —,20.

Liliencron, Detlev v. Zehn ausgewählte Navellen. Leipzig, Max Hesse. 158 S. M. —,20.

Mielke, Hellmuth. Der Maler. Novelle. Breslau, S. Schottlaender. 207 S. M. 2,— (3,—).

Oehler, Huga. Hetären. Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 60 S. M. 1,—.

Plötzensee. Bilder aus dem berliner Zentralgefängnis. Von *.*. Berlin, Ullstein & Co. 184 S. M. —,50.

Raunau, Rose. Die letzte That u. andere Geschichten. Berlin, Otto Janke. 143 S. M. 1,—.

Reiche, Jenny. Berliner Mädel. Kleine böse Geschichten u. Lieder. Groß-Lichterfelde, W. Donny & Sohn. 96 S. M. 1,—.

Rüst, Edela. Die Atlas-Töchter. Roman aus dem berliner Kleinleben. Jena, Herm. Castenoble. 247 S. M. 2,50 (3,50).

Schneider, Karl Camillo. Furcht. Navelle. — Das alltägliche Leben. Fortsetzung der Novelle. Wien, C. W. Stern. 138 u. 169 S. Je M. 2,—.

Siewert, Elisab. Die schönen Herbsttage. Raman. Berlin, Richard Taendler. 237 S. M. 3,—.

Sturm, H. Ein freies Weib. Geschichte e. Befreiung. Leipzig, A. Schumann. 128 S. M. 1,— (1,50).

Voß, Richard. Neue römische Geschichten. Stuttgart, Unian. 111 S. M. 1,— (2,—).

Walter, Marie. Ein Däman. Kriminalroman. Berlin, Huga Steinitz. 239 S. M. 2,—.

Werner, H. H. Zwei der Stillen im Lande u. andere Novellen. Leipzig, Eduard Avenarius. 188 S. M. 3,— (4,—).

Westkirch, Louise. Loreley. Roman. Berlin, Otta Janke. 314 S. M. 3,—.

Barbey d'Aurevilly, J. Eine alte Geliebte. Deutsch v. Hedda Maeller-Bruck. 2 Tle. in 1 Bde. Minden, J. C. C. Bruns. 219 u. 276 S. M. 5,— (6,—).

Bauhélier, Saint-Georges de, Lucie. Die Geschichte e. gefallenen u. zur Verbrecherin gewordenen Mädchens. Aus dem Franz. Wien, Wiener Verlag. 354 S. M. 3,— (4,50).

Gyp. Wenn Frauen lieben. (Læurs âmes.) Roman. Uebers. v. Fritz Waldstein. Dresden, Heinrich Minden. 283 S. M. 3,— (4,—).

Hewlett, Maurice. Die Herzagin van Nona. Aus dem Engl. v. Max Pannwitz. Stuttgart, Franckh. 111 S. M. 1,— (1,80).

Potapenko. Ein Stern. Roman. Berlin, Rich. Taendler. 127 S. M. 2,— (3,—).

Theuriet, André. Der Pate des Marquis. Raman. Aus dem Franz. v. A. Wendt. Berlin, Herm. Hillger. 124 S. M. —,20.

Wilde, Osc. Das Bildnis des Mr. W. H. — Lard Arthur Saviles Verbrechen. Deutsch v. Fel. Paul Greve. Minden, J. C. C. Bruns. 136 S. M. 2,— (2,50).

Willy. Pariser Nächte (La môme Piccrate). Aus dem Franz. Wien, Wiener Verlag. 332 S. M. 3,— (4,50).

Viebig, Clara. Den slumrande Hären. Bemyndigad Öfversättning fran Tyskan af Louise Arosenius. Stockholm, Aktiebolaget Hiertas Bokförlag. 458 S. Kr. 4,50.

Viebig, Clara. Det daglige Bröd. Autoriseret oversaettelse ved Vibeke Salicath København og Kristiania, Gyldendalske Bokhandel Nordisk Forlag. 427 S.

Viebig, Clara. Rhenlandsdöttrar. Roman. Bemyndigad Öfversättning af Andrea Hedberg. Stockholm, C. F. E. Fritzes K. Hofbokhandel. 412 S.

b) Lyrisches und Episches.

Attenhofer, A. Ego ipsissimus. (Gedichte.) Dresden, E. Pierson. 109 S. M. 2,— (3,—).

Baltz, Johanna. Die Brücke zum Ruhm. Histor. Dichtung. Saarbrücken, Hubert Hecker. 36 S. M. —,50.

Baltz, Johanna. Sarabrucca. Preisgekrönt. histor. Dichtung. Saarbrücken, Hubert Hecker. 19 S. M. —,50.

Baumann. Pflücke das Leben. Gedichte. Berlin-Charlottenburg, Modern-pädagog. Verlag. 128 S. M. 1,—.

Bonin, Elsa Jutta v. Gedichte. Braunschweig, Richard Sattler. 86 S. M. 2,—.

Camphausen, Elsa v. Warum? Gedichte. Riga, Jonk & Poliewsky. 80 S. M. 2,—.
Christlieb, Ad. Liebespfeile abgeschossen nach dem eigensinnigen u. oft recht wunderl. Herzen der Jungfrau D. M., die durchaus nicht glauben wollte, daß auch Männer lieben können. Dresden, E. Pierson. 99 S. M. 2.— (3,—).
Colze, Leo. Lieder und Gedichte aus starken Jahren. 1899 bis 1903. Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 52 S. M. 1,50.
Diederich, Franz. Die weite Heide. Stimmungen. München, Georg Müller. 147 S. M. 2,50 (3,50).
Harst, Edm. Ginster und Heidekraut. Gedichte. Diessen, Jos. C. Huber. 66 S. M. 3,—.
Janson, Gust. Ad Familiares. Schlichte Gedichte. Bremen, Gustav Winter. 89 S. M. 1,50.
Kipp, Heinr. Schlichte Lieder. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 55 S. M. 1,— (2,—).
Remer, Paul. Das Aehrenfeld. Berlin, Schuster & Löffler. M. 5,— (8,—, 20,—).
Scharf, Ludw. Tschandala-Lieder. Stuttgart, Axel Juncker. 128 S. M. 3,—.
Schreiber, Else. Liccika. Gedichte. Berlin, J. Harrwitz. 168 S. M. 3,—.
Schröder, Aug. A. Knospen! Lyrische Versuche. König Lothar. Dramatischer Versuch. Dresden, E. Pierson. 200 S. M. 2,50 (3,50).
Svoboda, Helene. Pulse des Lebens. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 144 S. M. 2,— (3,—).
Teichmann, Lisbeth. Erlauschtes u. Erlebtes. Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 136 S. M. 1,80.

c) Dramatisches.

Alwin, Ch. Schuld und Strafe. Drama aus Neros Zeiten. Bonn, A. Heidelmann. 61 S. M. 1,25.
Bahr, Herm. Unter sich. Ein Arme-Leut'-Stück. Wien, Wiener Verlag. 73 S. M. 1,— (2,—).
Eisen, Frz. Jugend v. morgen. Die neuen Menschen. Schauspiel. Wanne, Albert Markwitz. 168 S. M. 2,—.
Erler, Otto. Der Bundschuh. Drama aus den Bauernkriegen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 71 S. M. 1,—.
Fietz, Alois. Der Himmelsrichter. Komödie. Prag, Carl Bellmann. 140 S. M. 2,—.
Haiduk, Eduard. Die Gottesboten. Drama. Straßburg, Josef Singer. 109 S. M. 2,50.
Hilm, Carl. Kain. Drama. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance". 53 S. M. 1,— (2,—).
Kantorowicz. Neujahrsmorgen. Lebensbild in 1 Akt. Flensburg, Deutschlands Großloge II. 36 S. M. —,50.
Koch, Hans. Deutschland. Ein vaterländisches Volksspiel. Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 133 S. M. 2,—.
Koch, Jul. Die Gerechten. Schauspiel. Bremen, Gustav Winter. 125 S. M. 2,—.
Kögel, Jos. Die Pflicht. Schauspiel. Straßburg, Josef Singer. 50 S. M. 1,—.
Kralik, Rich. Der Dichtertrank. Eine Götterkomödie m. Chören. Wien, Carl Fromme. 48 S. M. 1,70.
Kuckels, Pet. Rob. Pflicht u. Liebe. Schauspiel aus dem Offiziersleben. Straßburg, Josef Singer. 84 S. M. 1,50.
Merwart, Karl. Der psychologische Augenblick. Schwank. Wien, Carl Fromme. 64 S. M. 1,—.
Meisserschmidt, Frdr. Rob. Das Ich-Evangelium. Schauspiel. Dresden-Blasewitz, A. v. Grumbkow. 56 S. M. 1,20.
Paul, Friedrich. Prometheus. Tragödie. Berlin, Otto Janke. 28 S. M. —,50.
Philippi, Fel. Der grüne Zweig. Schauspiel. Breslau, S. Schottlaender. 165 S. M. 2,— (3,—).
Wedekind, Frank. Hidalla od. Sein und Haben. Schauspiel. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 112 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bab, Julius. Ludwig Anzengruber. (Moderne Essais. Hrsg.: Dr. Hans Landsberg. Bd. 37/38.) Berlin, Goie & Tetzlaff. 62 S. M. 1,—.
Benzmann, Hans. Detlev v. Liliencron. Leipzig, Max Hesse. 95 S. M. —,20.
Böckel, Fritz. Detlev v. Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter. Berlin, Schuster & Löffler. 144 S. M. 1,50 (2,50).
Fuchs, Karl. Johann Gabriel Seidl. Wien, Carl Fromme. 154 S. M. 1,70.
Graef, Herm. Die deutsche Litteraturgeschichte. Bonn, Carl Georgi. 134 S. M. 2,—.
Hagemann, Carl. Wilde-Brevier. Minden, J. C. C. Bruns. 134 S. M. 2,50 (4,—).
Halbert, A. Heinrich v. Kleist. Eine psycholog. Würdigg. des Dichters. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 22 S. M. —,60.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Hrsg. v. Karl Glossy. 14. Jahrg. Wien, Carl Konegen. 326 S. M. 10,—.
Innerkofler, Adf. Richard v. Kralik. Ein Beitrag zur neuesten Poetik. Baden-Baden, Pet. Weber. 60 S. M. 1,—.
Koelbing, Arth. Zur Charakteristik John Skeltons. Stuttgart, Strecker & Schröder. 166 S. M. 4,—.
Lessson, Aug. Immermanns Alexis. Eine litterarhistor. Untersuchung. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 106 S. M. 2,—.
Reinhardstöttner, Karl v. Portugiesische Litteraturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschen. 150 S. M. —,80.
Weingartner, Fel. Carl Spitteler. Ein künstlerisches Erlebnis. München, Georg Müller. 65 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur d. In- und Auslandes. 1791. Angely-Geyer, Rud.: Mondaine. Komödie. 28 S. — 1792—1798. Byron, Lord. Don Juan. Episches Gedicht in 16 Gesängen. Uebers. u. m. e. Vorwort versehen v. Alex. Neidhardt. Mit dem Bilde des Dichters. VIII, 526 S. M. 3,—. — 1799. Kozlowski, Stanislaw. Ein Wettkampf. Drama. Deutsch v. Alb. Weiß. Mit e. Vorbemerkg. 68 S. — 1800—1802. Tieck, Ludw. Novellen. (Des Lebens Ueberfluß. — Liebeswerben. — Waldeinsamkeit.) Mit e. Vorbemerkg. u. dem Bilde des Dichters. 214 S. — 1803. Benedix, Roder. Haustheater. Eine Auswahl der besten einakt. Lustspiele. Vorspiele u. Soloszenen f. gesell. Kreise u. öffentl. Bühnen. Hrsg. u. m. Vorwort versehen v. C. W. Schmidt. Mit dem Bilde des Dichters. 1. Bd. 80 S. Halle, Otto Hendel. Je M. —,25 (—,50).
Blumenreich, Paul. Es brennt. Theaterfragen. Berlin, Berliner Verlag. 31 S. M. —,60.
Christaller, E. H. Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu d. satir. Roman „Prostitution des Geistes", Jugenheim, Suevia-Verlag. 59 S. M. 1,—.
Eußlins Roman- u. Novellenschatz. 49. Dincklage. Clara Freiin v. Jung Alarichs Braut. Je gelehrter — je verkehrter. Zwei Erzählgn. Mit Bildern v. C. Münch. — 50. Fischer, Dr. Wilh. Ein Jahr Witwe. Erzählung. Mit Bildern v. M. Hohneck. — 51. Gamaston. Glaube, Liebe, Hoffnung. Drei Novellen. Aus dem Poln. v. St. Goldenring. Mit Bildern v. C. Münch. — 52. Köhler. Heinr. Alice Enghers. Ein Lebensbild aus der Picardie. Mit Bildern v. W. Planck. — 53. Lermina, Jules. Abel. Kriminalroman. Uebers. v. Wilh. Thal. Mit Bildern v. W. Planck. — 54. Lilie, Mor. Auf Schleichwegen. Im Dunkel der Nacht. Novellen. Mit Bildern v. C. Münch. — 55. Pauly, T. Der blaue Domino. Schlittenrecht. Novellen. Mit Bildern v. C. Münch. — 56. Schtägel, Marie v. Erstanden u. zwei andere Novellen. Mit Bildern v. C. Münch. — 57. Troyani, Gina. Menschliche Schwächen. Roman aus der Vergangenheit. Aus dem Ital. v. Leo Gibara. Mit Bildern v. C. Münch. — 58. Wengerhoff, Philipp. Adam u. Eva. Novelle. Mit Bildern v. W. Planck. — 59. Clausius, E. Die Schatzsucherin. Eine gute Partie. Novellen. Mit Bildern v. C. Münch. — 60. Dempwolff, Carl Aug. Auf Helgoland. Novelle. Mit Bildern v. C. Münch. Reutlingen, Eußlin & Laiblin. Je M. —,20.
Gaehde, Christian. David Garrick als Shakspere-Darsteller u. seine Bedeutung f. die heutige Schauspielkunst. Berlin, Georg Reimer. 198 S. M. 4,50 (5,50).
Goering, Thdr. 30 Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtl. Betrachtgn. München, C. H. Beck. 254 S. M. 3,50 (5,—).
Münsterberg, Hugo. Die Amerikaner. Bd. II. Das geistige und soziale Leben. Berlin, E. S. Mittler. 336 S. M. 5,— (6,25).
Rouanet, Jean Pierre Barthélemy. Von Toulouse bis Beeskow. Lebens-Erinnergn. Berlin, F. Fontane & Co. 226 S. M. 3,— (4,—).
Schrenk-Notzing, v. Die Traumtänzerin Madeleine G. Eine psycholog. Studie über Hypnose und dramatische Kunst. Unter Mitwirkung v. Dr. F. E. Schultze. Stuttgart, Ferdinand Enke. 176 S. M. 4,60.

Antworten.

Herrn O. H. in Wiborg. Erich Schmidts Ausgabe des „Urfaust" erschien bei Hermann Böhlau in Weimar. Von Rich. M. Meyer ist außer der Goethebiographie, die Sie besitzen, kein Buch zur Goethelitteratur erschienen. — Der Jahresbeitrag der Goethegesellschaft kostet 10 Mark. Anmeldungen nimmt der „Geschäftsführende Ausschuß der G.-G." in Weimar, Geldsendungen die dortige Gothaer Privatbank entgegen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:
1. von Herren Bard, Marquardt & Co., Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin
2. „ „ Mayer & Müller, Verlag in Berlin
3. „ der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München

Zweites Juli-Heft.

VI. Jahr. No. 20. | 15. Juli 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von Kaho Tanabe, Kashi Iwamoto und Baronin Nakajima

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35. Lützowstr. 2 Telephon: VI. 1506	Sechster Jahrgang Heft 20 15. Juli 1904	Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35. Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Kunst oder Wissenschaft?

Von Ed. Platzhoff-Lejeune (Tour-de-Peilz).

Der Rangstreit zwischen den Berufen ist so alt wie die Welt. Der Grieche verachtet den Barbaren, der Jude den Heiden, der Herr den Sklaven, der Kaufmann den Handwerker, der Offizier den Zivilisten, der Student den Philister, der Kopfarbeiter den Handarbeiter. Das scheint uns, wenn nicht richtig, so doch verzeihlich. Immerhin wäre noch zu fragen, nach welchem Prinzip die Abstufung und Wertung der verschiedenen Bethätigungsweisen denn hier vorgenommen wird? Wäre der müheloseste oder gar der bestbezahlte Beruf der höchste? In vieler Augen, gewiß; nach dem Urteil ernst zu nehmender, denkender Menschen keineswegs. Wenn überhaupt gewertet werden soll, so bekleidet derjenige den höchsten Posten, der sich am wenigsten ersetzen läßt, dessen Leistung mit anderen Worten die persönlichste ist. Ein Erdarbeiter beim Bau einer Eisenbahn ist schnell ersetzt; ein gut arbeitender Zuschneider findet sich schon schwerer von heute auf morgen, denn sein Beruf setzt Uebung und Vorbildung voraus. Ein Bankier, ein Staatsbeamter können zur Ausübung ihres Berufes eine längere Schulung von früher Jugend an nicht entbehren; schon von klein auf müssen sie an ein bescheidenes Maß von Wohlstand und Anstand, Bildung und Wissen gewöhnt werden, um später ihren Platz ausfüllen zu können. Im strengen Sinne unersetzlich sind auch sie nicht. Mit weit größerem Recht — wenn überhaupt je mit Recht — gebührt das Attribut der Unersetzlichkeit dem Gelehrten und Künstler. Hier ist wirklich durch den Tod des Wirkenden eine Lücke gerissen; das von ihm begonnene Werk kann von anderen nicht oder nur unvollkommen fortgeführt werden; die Menschheit ist durch ihr Verschwinden um eine in einziger Weise sich bethätigende Kraft ärmer geworden.

Aber stehen wirklich Gelehrte und Künstler hinsichtlich der Einzigkeit und der Bedeutung ihrer Leistung auf einer und derselben Stufe? Sind sie der Menschheit gleich notwendig, gleich nützlich, gleich unentbehrlich? Oder ist die Leistung des einen persönlicher, wertvoller, bedeutender als die des anderen? — Von der Annahme ausgehend, daß zwischen der wissenschaftlichen und künstlerischen Leistung, als den vornehmsten Bethätigungsweisen menschlicher Geisteskraft, ein gewaltiger Qualitätsunterschied besteht, wenden wir uns im Folgenden der Frage zu, ob bei der Wertung dieser beiden grundverschiedenen Leistungen eine Bevorzugung der einen oder der andern möglich ist?

II.

Daß sich Gelehrte und Künstler selten innerlich zu schätzen wissen und sich im Grunde ihres Wesens selten verstehen, ist eine anerkannte Thatsache. Sie kommen aus verschiedenen Welten und streben nach verschiedenen Zielen. Angenommen, ihre Leistung sei nach dem Prinzip der Seltenheit, d. h. ihrer Unersetzlichkeit zu werten, so stecken in diesem Begriff noch immer zwei getrennte Möglichkeiten. Selten kann sein, was durch jahrelange Arbeit zusammengebracht ist, selten aber auch, was der Zufall in einem glücklichen Augenblick uns entdecken läßt. Denn jene „Arbeit" ist beim Gelehrten sein Wissen, dieser „Zufall" beim Künstler sein Genie. Wodurch wird man Gelehrter? Man besucht ein Gymnasium und verläßt es mit dem Maturitätszeugnis; man besucht eine Hochschule und verläßt sie mit dem Doktordiplom. Nach der Dissertation wird eine Habilitationsschrift verfaßt, die den Rückzug zur Hochschule als Lehrender ebnen soll. Der Privatdozent wird außerordentlicher und ordentlicher Professor, schreibt noch ein Werk (oder auch nicht) und — der Normaltypus des Gelehrten ist fertig.

Was aber thut der Künstler? Auf der Schule, wenn er eine solche überhaupt besucht hat, hält er es nicht lange aus und verläßt sie meist ohne Reifezeugnis. Zum mindesten ist ein solches für seine künftige Laufbahn von geringer Bedeutung. Die Jünglingsjahre vergehen oft genug mit Nichtsthun, tastenden Versuchen und nutzlosen Anstrengungen. Allmählich zeigt sich eine ausgesprochene Lust für Musik oder Malerei. Mit Ach und Weh hält der

angehende Künstler zwei oder drei Jahre in einer Fachschule aus, verläßt sie, ebenfalls vor der Zeit, ohne Diplom, hat mit seinem Bilde oder seiner Symphonie nach häufigen Mißerfolgen endlich Glück und ist in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde ebenso berühmt, wie jener Gelehrte in denen der Gelehrten und wissenschaftlich interessierten Laien. Woher nun die Geringschätzung oder, gelinde gesagt, das Unvermögen dieser beiden berühmten Männer, den Wert der Leistung des anderen richtig zu erkennen? Woher der Rangstreit zwischen ihnen, der den anderen nicht gelten lassen will und seinem Werke die gleichberechtigte Bedeutung abspricht? Offenbar aus der verkehrten Methode, mit dem für den eigenen Beruf gültigen Maßstab den Beruf des anderen zu messen.

Um es kurz zu sagen: der Gelehrte wertet den Fleiß, der Künstler die Begabung. Vom Standpunkt des Fleißes steht der Gelehrte über dem Künstler, vom Standpunkt der Begabung der Künstler über dem Gelehrten. Nicht als ob ein großer Gelehrter unbegabt, ein großer Künstler faul sein dürfte; wohl aber kann ein großer Gelehrter unter Umständen mit einer mittelmäßigen Begabung, ein großer Künstler mit mittelmäßigem Fleiß auskommen. Für jenen ist die Begabung, für diesen der Fleiß erst etwas Sekundäres, in zweiter Linie Kommendes, während für jenen der Fleiß, für diesen die Begabung die unerläßliche Vorbedingung ihrer Bethätigung bleibt.

Warum sind Gelehrte und Künstler immer und überall in der Welt der Arbeitenden eine Minorität? Weil die zu ihrem Beruf nötigen Vorbedingungen sich relativ selten einstellen. Worauf ist ein Gelehrter im letzten Grunde stolz? Auf die jahrelange, geduldige Arbeit, auf das langsame Pflücken der Früchte seines Fleißes, auf den gleichmäßigen, beschwerlichen Aufstieg am Baume des Wissens, dessen Krone er bald zu erreichen meint. Man stelle sich vor: zwölf Schuljahre im Minimum, jährlich eine Prüfung mit der Angst des Sitzenbleibens, den zahllosen Diktaten, Uebersetzungen und Aufsätzen, mündlichen und schriftlichen Noten, dem ganzen Schulelend, das uns bis ins Alter in unsere Träume verfolgt. Dann eine Hauptprüfung mit besonders raffinierten Qualen. Ein zweiter Anfang und neuer Aufstieg an der Hochschule, erst sonnig und bequem, dann immer beängstigender bis zum Albdrücken einer neuen „rigorosen" und noch feierlicheren Prüfung. Ein dritter Anlauf zur Habilitation mit dem letzten Examen, dessen Schrecken unter der lächelnden Maske der „Konversatoren" sich verstecken. Dann die Leidenszeit des Privatdozententums mit den Tantalusqualen der lockenden, beim Zugreifen emporschnellenden Frucht — der Professur; von der wartenden Braut und den unterstützungsbedürftigen Eltern einmal nicht zu reden. Darauf die erträgliche Existenz eines außerordentlichen Professors mit dem Trost, unter sich schon viele Bewunderer, über sich nur noch die mitleidigen Blicke einer vorgesetzten Kaste, der „Ordentlichen und Etatsmäßigen" zu erschauen. Endlich, endlich mit ergrauenden Haaren, dreißig und mehr Jahre nach dem Erlernen des ABC, die öffentliche Professur und das vorläufige Ende der strebend sich bemühenden Pein.

In der Erinnerung konzentriert sich alles. Die Lücken füllen sich, und weit Entferntes rückt dicht zusammen. Ziehen wir aber, wie eben geschah, die Vergangenheit und Lehrjahre des Gelehrten ein wenig auseinander, bedenken und überschauen wir im einzelnen die Summe aufgewandten Fleißes, heißen Kampfes, enttäuschter Hoffnungen, die Zahl der Umkehrenden und Abgefallenen, so begreifen wir den so echt menschlichen „Gelehrtenstolz", begreifen und verzeihen ihn trotz des Geschreis der Masse, die nichts hat, worauf sie stolz sein kann und von der Gelehrsamkeit redet, wie der Blinde von der Farbe.

Wie bequem hat es dagegen der Künstler! Ob er ein Gymnasium besuchte, Droschkenkutscher oder Bäckergeselle war, ist im Grunde einerlei. Wenn er mit zwanzig Jahren ernstlich ans Werk geht, kann er mit fünfundzwanzig eine Weltberühmtheit sein. Lassen wir den Fuhrmann aus dem Spiel, der in zwei Jahren als Opernstern ersten Ranges mit dem hohen C Gräfinnen und Fürstinnen entzückt — der Unterschied zwischen dem produktiven und dem reproduzierenden Künstler (der diesen Namen nicht verdient)*) wird viel zu wenig beachtet — aber welchen Bildungsgang machten denn große Künstler durch wie Wagner oder Gottfried Keller? Und man sollte es den berühmten Gelehrten übelnehmen, wenn sie auf die Künstlerglorie von gestern mit Achselzucken herabsehen?

Aber nun messen wir ja selbst den Künstler mit dem als für ihn untauglich bezeichneten Maßstab des Gelehrten! Was in aller Welt geht uns sein Bildungsgang an, wenn wir sein Talent allein werten und bewundern? Als Beethoven stundenlang für den zweiten Akt des „Fidelio" präludierend am Klavier phantasierte, konnte er sich sagen: Was du jetzt schaffst, kann kein anderer schaffen; was du jetzt auf dem Papier nicht festhältst, ist für die Welt, für dich selbst in alle Ewigkeit verloren. Und es war etwas, das ihr anzugehören verdient hätte! Das einzige also, die intimste Aeußerung des Persönlichsten in verständlichster Form ist es, die uns am Künstler bezaubert; das, was er allein geben kann, weil es mit seinem innersten Trieb- und Gedankenleben zusammenhängt. Giebt es Gelehrte, von denen das gleiche gesagt werden kann? Ein Sinologe oder Sanskritist kann sich vielleicht sagen, daß es auf dem Erdball kaum ein halbes Dutzend Menschen giebt, die seinen Forschungen zu folgen, ihren Wert und ihre Richtigkeit zu erkennen oder zu bestreiten vermögen. Aber giebt es einen einzigen Dichter, der das Werk eines anderen aufzunehmen vermöchte, der im Ernst für ihn eintreten könnte? Man denke etwa an die drei Schlüsse zur Iphigenienouvertüre Glucks, an die Ergänzung des romantischen Märchenfragments Brentanos, an die endlosen Diskussionen über die Anfügung der Gliedmaßen an einen Statuentorso, um zu verstehen, was es heißt, einen Künstler ersetzen zu wollen. Die durch den Tod eines Gelehrten gerissene Lücke läßt sich nur schwer völlig schließen, die durch das Hinscheiden eines Künstlers entstandene Leere füllt keiner jemals aus. Was heißt das anders, als daß seine Leistung die persönlichere, die „seltenere" und damit, aufgrund unserer Annahme, die höhere und wertvollere ist?

*) Mit dieser Ansicht werden die Verehrer eines Joachim, Riemann, Mitterwurzer oder unserer großen Dirigenten schwerlich einverstanden sein. D. Red.

Im strengen Sinne ist hier ein wertender Vergleich garnicht möglich. Nehmen wir freilich die Grenztypen beider Berufe, dort einen Historiker, hier einen Verfasser geschichtlicher Romane, dort einen pessimistischen Philosophen, hier einen pessimistischen Epigrammatiker, so scheint ein Vergleich denkbar und berechtigt. In der That, ein Historiker, ein Philosoph sind so stark Künstler als ein Dichter historischer Romane und satirischer Epigramme Gelehrte sind. Jene bedürfen der Inspiration und des Talentes so sehr, als diese des Fleißes und des Wissens. Nehmen wir aber extreme Fälle: dort einen Philologen, hier einen Musiker, dort einen Juristen, hier einen Phantasiemaler, — so leuchtet die Unvergleichbarkeit sofort ein. Man kann niemanden zwingen, den Fleiß niedriger zu werten, als die Begabung, die jahrzehntelange Arbeit niedriger als die augenblickliche Inspiration. Was ist wertloser: ein fauler Künstler oder ein talentloser Gelehrter? Was ist besser: eine schlechtgespielte gute Geige oder eine gutgespielte schlechte? Müßige Fragen gewiß, aber stellen wir nicht täglich ähnliche? Was ist der Rangstreit zwischen Künstlern und Gelehrten anderes als ein Uebersehen der Thatsache, daß man von verschiedenen Annahmen ausgeht und im letzten Grunde Gefühlswerte diskutiert, die sich, wie die auf ihnen beruhenden Geschmacksurteile, um ihres ganz individuellen Charakters willen nun einmal nicht diskutieren lassen? Dieses vom ersten Anfang an mitgeschleppte Mißverständnis macht natürlich alle weitere Diskussion, so weit sie sich von ihm auch entfernen mag, völlig wertlos.

II.

Doch lassen wir einmal unsere Annahme fallen. Setzen wir nicht mehr voraus, daß die Seltenheit und Einzigkeit den Rang eines Werkes ausmacht, und versuchen wir, ohne tiefere Ergründung der letzten Prinzipien dieses Rangstreits ihm in seinen verschiedenen Phasen zu folgen und das Für und Wider der sich messenden Gegner zu hören.

Unter den auf wissenschaftlicher Seite oft zu hörenden Argumenten für die Ueberlegenheit der Wissenschaft über die Kunst vernimmt man wohl das ihrer größeren Nützlichkeit nicht an letzter Stelle. Der Künstlerberuf ist ein Luxusberuf. Die Wissenschaft dagegen fördert den praktischen Fortschritt: Röntgenstrahlen und drahtlose Telegraphie zeugen in neuester Zeit für ihre Leistungsfähigkeit.

Doch vergesse man nicht, daß die Wissenschaft nur in einzelnen Zweigen von direktem praktischen Nutzen sein kann, daß andererseits die Kunst nicht unbedingt als nutzlos bezeichnet werden darf. Die Herausgabe von Keilinschriften hat noch keinem Menschen etwas „geholfen“; die Ausführung einer Symphonie, der Anblick eines Gemäldes, die Lektüre eines bedeutenden Buches hat in vielen Großes und Gutes gewirkt. Es ist eine bedenkliche Sache um den Nützlichkeitsstandpunkt gerade in geistigen Dingen, von denen praktische Wirkungen zweifellos ausgehen, aber oft nur in indirekter, schwer zu verfolgender Weise, gewissermaßen nur als unbeabsichtigter Nebeneffekt, sodaß wir selten über sie zu voller Klarheit gelangen. Giebt die Nützlichkeit bei der Wertung der Berufe den Ausschlag, so würden Bäcker und Kaminfeger, Schneider und Schuhflicker jedenfalls vor dem Gelehrten und Künstler rangieren. Wir sind von jenen in unserem, die Voraussetzung geistiger Genüsse bildenden, physischen Wohlergehen um vieles abhängiger, als von diesen. Wir setzen in ihre Redlichkeit und Sicherheit ein Vertrauen, das wir letzteren nicht entgegenbringen und dessen blinde Unbedingtheit uns erschrecken würde, hätten wir davon nur ein ständiges Bewußtsein.

Wie aber steht es mit unserem Vertrauen in Gelehrte und Künstler, mit dem Kennzeichen seiner Berechtigung, mit dem etwaigen Mißbrauch, den die Betroffenen damit treiben? Vielleicht rühren wir erst hier an die Kernfrage des ganzen Problems; jedenfalls verstehen wir jetzt erst ganz die Bitterkeit des Rangstreites zwischen Gelehrten und Künstlern, sowie die Schärfe der gewechselten Worte. Ganz zweifellos ist der Charlatanismus unter Künstlern weit mehr verbreitet als unter Gelehrten; ganz zweifellos giebt es mehr Pseudokünstler als Pseudogelehrte. Woher aber rührt dieser Thatbestand anders, wenn nicht aus der Unsicherheit des Kennzeichens für die Güte und Originalität eines künstlerischen Werkes? Natürlich giebt es eine Aftergelehrsamkeit, die sich in der Tagespresse und in Volksvorträgen meist zerstörender Tendenz besonders breit macht. Aber schon der Gebildete, nicht nur der Fachmann, besitzt die Mittel zur Entlarvung dieser sich fälschlich brüstenden Wissenschaft: ein Blick in das Konversationslexikon belehrt ihn über die Unrichtigkeit der verfochtenen Thesen. — Ganz anders stehen beim Künstler die Dinge. Seine Originalität verblüfft oft genug. Was die einen für Genie halten, dünkt die andern Großmannssucht und Effekthascherei zu sein. Das Kriterium der Bedeutung des Werkes will sich nicht einstellen, weil die Wertung dieser Bedeutung zu sehr von Geschmacksurteilen abhängt und auf Empfindungseindrücken beruht, während in wissenschaftlichen Dingen innerhalb der Grenzen verstandesmäßiger Erwägungen und Schlußfolgerungen eine Verständigung viel schneller und sicherer möglich ist. So kommt es, daß eine Minorität von Künstlern nach längerer oder kürzerer Diskussion von den Zeitgenossen unterschätzt, daß eine Majorität durch eine ähnliche Uebereinkunft überschätzt wird. Abgesehen davon nun, daß wissenschaftliche Wertungen schneller und adäquater zustande kommen, als künstlerische, müssen wir noch berücksichtigen, daß künstlerische Fragen weit größere Kreise interessieren, als wissenschaftliche. Zum Genuß eines gelehrten Werkes ist eine gründlichere Vorbildung, eine größere geistige Anstrengung und Konzentration nötig als zum Genuß eines Kunstwerkes.

Verstehen wir nun die Nichtachtung einiger Gelehrten für die Künstlerwelt? Denn es will mir scheinen, als ob die Geringschätzung beider Berufe zwar gegenseitig, auf der wissenschaftlichen Seite aber doch stärker sei als auf der künstlerischen. Aus dem natürlichen Grunde, weil dem Gelehrten von dem großen Publikum in der Regel nicht die verdiente Gerechtigkeit, dem Künstler meist Anerkennung und Bewunderung im Uebermaß zuteil wird. Dieser Neid der Gelehrten auf die Künstler — nennen wir das Ding bei seinem rechten Namen — ist durchaus menschlich. Er läßt sich sogar ethisch verteidigen, denn er entspringt einem Bedürfnis nach Gerechtigkeit, das freilich darum verdächtig ist, weil es den eigenen Vorteil zum Ziele hat. Man sollte dem Gelehrten jedenfalls zugeben,

daß die Durchschnittsromanschriftsteller, Walzerkomponisten und Schlachtenmaler vor ihnen durchaus nichts voraus haben. Mit einem bescheidenen Talent begabt, thun sie im Grunde nichts anderes, als was sie den Gelehrten selbst vorwerfen; sie machen aus elf Büchern ein zwölftes. Alles ist bei ihnen aus Reminiszenzen zusammengesetzt, und der Kleister, mit dem diese „Zitate" den Anstrich individueller Einheit erhalten, verdient schwerlich den Namen der Originalität. Ein talentloser, aber fleißiger Romanschreiber oder Opernfabrikant ist einem talentlosen und fleißigen Gelehrten zweifellos unterlegen: ist nur der Fleiß zu werten, so hat der Gelehrte mit seinem ausgedehnten Wissen und seinen langen Studienjahren vor dem fälschlich sogenannten Künstler entschieden einen Vorsprung.

Anders liegen die Dinge, wenn Fleiß gegen Talent steht; hier thun viele, auch tüchtige Gelehrte, dem Künstler entschieden unrecht. Eine gutgeschriebene Geschichte über einen Roman zu stellen, weil es sich dort um „Wirklichkeiten", hier nur um „Möglichkeiten" handelt, ist ein unbegründetes, freilich uraltes Vorurteil. Warum sollte, was geschehen ist, wertvoller sein, als was geschehen könnte? Weil dieses am Ende doch nie geschehen wird, weil sein Geschehenkönnen nicht sicher ist? Aber wer bürgt uns dafür, daß zwar nicht die in einem Kunstwerk geschilderte Kombination, aber doch ihre Bestandteile der geschehenen Wirklichkeit entnommen sind? Kinder pflegen vom zehnten oder zwölften Jahre an die Märchen zu verschmähen, weil sie „ja garnicht wahr" sind; in diesem Kinderzustand der Kultur befinden sich jene eigentümlichen „Realisten", die die schöne Litteratur nicht ernst nehmen können und mit Genugthuung feststellen, daß dieser oder jener Dichter „auch einmal ein wissenschaftliches Buch" geschrieben habe, das „entschieden sein bestes" sei. Streift der Dichter noch das Thatsachengebiet, indem er „wirklich Geschehenes" berichtet oder doch sich den Anschein giebt, es zu thun, so leben Maler und Musiker ganz in der Welt der Träume und erfahren vom Gelehrtenstandpunkt aus auch die entsprechend abgestufte Geringschätzung. Hat der Porträtmaler und zur Not auch der Landschaftsmaler noch sozusagen sein Daseinsrecht, so ist der Phantasiemaler und der reine Instrumentalkomponist für den Philister ein nur noch halbirdisches Fabelwesen, dessen „Beruf" achselzuckend geduldet und in seiner Ueberflüssigkeit demjenigen des müßiggehenden Kouponabschneiders gleichgestellt wird.

Vor lauter Selbstüberschätzung auf der eigenen und Unterschätzung auf der gegnerischen Seite haben die Streitenden das Gefühl für gerechte Wertung der fremden Leistung eingebüßt. Man mache sich klar, daß ein „reiner" Künstler und ein „reiner" Gelehrter etwas Unvergleichbares ist. Diese extremen Typen müssen aber bei der hier gezogenen Parallele in erster Linie berücksichtigt werden, oder wird man z. B. zu einem Vergleich zwischen Deutschen und Franzosen nicht eher einen Ostpreußen und Provençalen statt eines Bewohners von Metz und Nancy heranziehen? Diese extremen Typen mit dem Vorherrschen des Intellekts, der Reflexion und des Fleißes auf der einen, des Gefühls und Willens, der Spontaneität und des Talents auf der anderen Seite führen bei einem Vergleich schließlich zu der Gefühlsentscheidung, ob Fleiß oder Talent höher einzuschätzen sei, ob die seltenere persönlichere Leistung in ihrem scheinbar leichten Wurf oder die mühevoll zu stande gekommene Kombination den ersten Preis verdiene.

Künstler und Gelehrte sind trotz ihrer tiefen Verschiedenheit nicht nur gelegentlich Bearbeiter oder phantasievolle Durchdringer desselben Stoffes. Es giebt auch zwischen ihnen einen berufsmäßigen Vermittler, der beide zu verstehen glaubt, weil er seinem innersten Wesen nach beiden verwandt ist. Der Philosoph ist dieser Mittelsmann, den beide nicht als von ihrem Fleisch und Blut anerkennen wollen, den aber auch beide in Konfliktsfragen zu Hilfe rufen. Er wünscht nichts sehnlicher, als die Ausgleichung der Gegensätze dieser streitenden Verwandten, nicht im Sinne ihrer Verschmelzung und Verwischung, sondern in dem einer Größe und Schwäche hüben und drüben gerecht erkennenden Versöhnung.

Japanische Schriftstellerinnen.

Von Yone Noguchi (New York).

Ichiyo Higuchi, die Unvergeßliche (ihr Pseudonym Ichyo bedeutet „einzelnes Blatt"), war die Dolmetscherin des Opfermuts und der Leidenschaft der Japanerinnen. Während des Feudalismus der Tokugawa-Periode (1603 bis 1867) genossen wir Frieden und Wohlstand. In üppiger Fülle blühten die Blumen, und Tag und Nacht spielten die Frauen auf ihren Instrumenten. Aber ach! unsere Haltung ihnen gegenüber war gänzlich verschieden von derjenigen der Heianperiode der (800 bis 1186), der die Frauen und die Litteratur Glanz verliehen. Damals waren wir stolz auf unsere Schriftstellerinnen. Aber wir hörten auf, die Frauen zu würdigen. Der Einfluß der chinesischen Litteratur — besonders des Confucius — hatte zur Folge, daß sie den Männern völlig unterthan wurden. Ihre Sklaverei nahm ihren Anfang. Was mochten sie gelitten haben! Und es war niemand, der sich zu ihrem Anwalt gemacht hätte. Da drang vor etwa vierzig Jahren die europäische Zivilisation zu uns, und besonders die amerikanische klärte unsere dumpfe Atmosphäre und begann unsere Vorurteile zu zerstören. Nichtsdestoweniger waren diese notwendig, waren Produkte der Verhältnisse, der Leiden. Ichiyo Higuchi, die „Seisho Nagon" der Meiji-Aera (Seishi Nagon war eine Berühmtheit der Heianperiode) erschien und brachte ihrer Schwestern Seelen- und Herzensleben zum Ausdruck. „Wäre sie doch heute unter uns!" seufzen wir Japaner. Sie starb vor ungefähr sieben Jahren in dem jungen Alter von fünfundzwanzig Jahren. Dem japanischen Kuckuck glich sie, der, nachdem er achttausendundacht Lieder gesungen, sich verblutend stirbt, wie wir in Japan sagen. Ja, sie starb, nachdem sie sich erschöpft hatte. Ihre schöne traurige Geschichte lebt ewig frisch im Gedächtnis der Japaner. Sie hinterließ einen Band kurzer Erzählungen im Umfang von tausend Seiten. Unter ihnen sollen „Nigoriye" (Der staubige Tempel), „Warekara" (Von mir selbst) und „Jusanya" (Die dreizehnte Nacht) in unserer Litteratur ohne gleichen sein.

„Jusanya“ ist eine kleine Studie über weibliche Langmut unter schwierigen Verhältnissen. Oseki, ein junges Mädchen armer Herkunft, heiratet einen vornehmen Mann, der ihrer einige Jahre später müde wird. Einmal kommt sie in der Nacht zu den Eltern, entschlossen, sie um Trennung ihrer Ehe anzuflehen. Sofort beginnen diese von ihrem Gatten und der guten Partie zu reden. Sie behaupten sogar, daß ihr eigenes Leben sich durch seinen Beistand angenehmer gestaltet habe. Als Oseki sie unterbricht und ihr Unglück schildert, sind sie erstaunt und bitten sie, sich ihren Entschluß zu überlegen, da er ihren Ruin bedeute. Unter Thränen ruft die arme Oseki ihnen zu, daß sie fortan einer Toten gleich in des Gatten Heim zurückkehre und es nur thue, um ihrem Kinde Hüterin zu sein, worüber sie alle betrübt sind. Auf der Rückkehr will sie sich einer Jinrikisha bedienen. — Ach, aber der Jinrikisha-Mann war ihr Geliebter vor ihrer Heirat. Sie hat sogar gehört, daß er sich aus Verzweiflung durch Trunk und Geishas ruiniert habe. Durch die achthundertundacht Straßen von Tokio hat er einen Wagen gezogen. Oseki weint. „Bitte, denkt nicht, daß Ihr der einzige Unglückliche auf Erden seid,“ ruft sie aus.

In Baronin Nakajima ist die Revolutionärin unverkennbar. Sie ist politisch wie litterarisch der stärkste Charakter, den die letzten vierzig Jahre hervorgebracht haben. Sie ist eine ebenso fähige Politikerin wie Schriftstellerin. Außergewöhnlich frühreif, wurde sie schon in ihren Mädchenjahren eingeladen, vor der Kaiserin einen Vortrag zu halten. Oft machte sie Vortragsreisen durch das ganze Land — damals ein befremdliches Unternehmen für eine junge Japanerin. Sie versuchte, die Stellung der Frauen radikal zu ändern, und wurde wiederholt des Wühlens gegen die Regierung verdächtigt und verhaftet. Sie heiratete einen Journalisten, Nobonuki Nakajima, der später zum Präsidenten des Unterhauses ernannt wurde, als die Eröffnung des ersten Reichstags stattfand. Sie begleitete ihren Gatten, der zum Gesandten in Italien ernannt wurde, nach Europa und hatte in der dortigen Gesellschaft großen Erfolg. Ihre Schriften sind verschiedener Art. Durch ihre schöne Handschrift zeichnete sie sich besonders aus. Ihre chinesischen Gedichte sollen vorzüglich sein. Außer politischen Essais von kraftvollem Stil und gesellschaftlichen Randglossen von gesundem Urteil sind ihre litterarischen Skizzen des Uebersetzens wert.

Von einem gewissen Reiz ist folgendes Beispiel:

„Entzückend ist es, nach einer schlafarmen Nacht, da der Körper noch feuchtwarm, den Baderaum zu betreten und den Boden aufgewischt, den Garten naßgesprengt und eine Schüssel mit quellfrischem Wasser zum Waschen der Hände bereit zu finden; oder, wenn man, nachdem das Haar aufgesteckt worden, zurückkehrt, in einer Vase ein paar blühende Zweige zu finden, auf denen noch der Morgentau hängt, und vom Theetisch her das Summen des Kessels zu vernehmen; oder, wenn wir nicht gerade hungrig sind, zwei oder drei einfache Speisen in einer selten gesehenen Schüssel zu entdecken; oder, wenn wir gerade Mühe haben, unsere Gedanken in Zeilen zu setzen, den Duft des Weihrauchs zu spüren, den die Zofe für unseren Tisch bringt; oder, wenn wir gerade dies oder jenes beendigt haben, frei zu gähnen; oder,

Kaßo Tanabe (Frau Miyake). Baronesse Nakajima.

(oben)
Frau Kasßi Iwamato.

[Mit frdl. Erlaubnis des „Critic“ in New York.]

wenn wir uns nach einem Spaziergang im Garten niedergelegt, ohne einen Befehl geäußert zu haben, einen dienstbaren Geist bereit zu finden, uns abzureiben; oder, wenn wir vom Bad zurückkehren, ein neues Bild im Zimmer aufgehängt zu finden; oder, den unerwarteten Besuch eines teuren Freundes zu empfangen; oder, von Freundeshand ein neues Buch zugesandt zu bekommen, wenn gerade alle Bücher in unserem Bereich alt sind; oder, wenn wir des Nachts gelesen und hungrig geworden, die Zofe zu erblicken, die wachen Angesichts eintritt, um uns einen Imbiß zu bringen; oder, zufällig in einem Buche die Lösung von etwas zu finden, um das wir niemand fragen mochten; oder, wenn wir unpäßlich sind und es draußen regnet, jemand zu lauschen, der uns vorliest und geistreiche Bemerkungen hineinflicht; oder, bei einer Begegnung mit einem Freunde munter zu plaudern wie ein sprudelnder Bach; oder, den Gatten aus der Ferne wiederkehren und lächelnd die Tasche voll Geschenke vor uns ausbreiten zu sehen; oder, wenn wir früh zu Abend gegessen und den Garten besichtigt haben, Decke und Fächer unserer harrend auf der Bank unter den Bäumen zu finden, die eben erst gewässert wurden; oder, nach Tisch, wenn wir uns aufs neue frisiert und ein neues Kleid angezogen haben, dessen Falten noch frisch sind, eine Tasse Thee angeboten zu bekommen; oder, wenn wir uns niederlegen, ein leise gesummtes Lied zu vernehmen, während außerhalb des Mückennetzes der Mond leuchtet."

Die verstorbene Shizuko Wakamatsu (Mrs. Iwamato, Gattin des Herrn Iwamato, des Gründers und Präsidenten des Frauen-College Meiji Jogakko) gilt unter Amerikanern in Japan als die höchst gebildete und gescheiteste Frau des Landes. Es ist natürlich, daß sie Tausende von Freunden unter den Ausländern hat, denn sie wurde im Ferris-Seminar in Yokohama ausgebildet (zu dessen ersten Zöglingen sie gehörte) und nahm an dem Wirken der christlichen Kreise eifrig teil. Sie arbeitete für den Fortschritt ihrer eigenen Schwestern und die Einführung amerikanischer Bildung. Als Lehrerin war sie unvergeßlich. Ihrem Gatten war sie Gehilfin im besten Sinne des Wortes. Sie war unzweifelhaft ein neuer Typus der Japanerin, die seltenste Vereinigung amerikanischen Wissens und japanischer Feinheit. Sie war schlank und hatte weiche, lebhafte Augen. Obgleich nervösen Temperaments, wahrte sie stets eine ruhige Würde. Bei der ganzen japanischen Jugend war sie beliebt und geachtet. Ihre Hauptleistungen sind Uebersetzungen aus dem Englischen. Man wird sich ihrer stets als der erfolgreichen Uebersetzerin von Mrs. Burnetts „Little Lord Fauntleroy" erinnern. Das Buch galt als große Leistung auf diesem Gebiete. Sie übersetzte auch Tennysons „Enoch Arden", Miß Procters „Sailor Boy" und einige andere Erzählungen von Mrs. Burnett. Hikoichiro Sakurai, der begabte Redakteur des „Student" in Tokio, gab vor ungefähr zwei Jahren ihre gesammelten Schriften heraus.

Kaho Tanabe darf nicht unerwähnt bleiben. Sie war die Tochter Taichi Tanabes, einer der interessanten Gestalten des alten Japans, eines beachtenswerten Litteraten. Er hatte viele Verehrer im Lande und zeichnete sich durch seine chinesischen Gedichte aus. Kaho heiratete Setsurei Miyake, den Liebling unserer jüngeren Generation, einen der tüchtigsten Schriftsteller auf sozialem und politischem Gebiete. Mrs. Miyake veröffentlichte viele kurze Erzählungen und Reiseskizzen, die ihrer weiblichen Anmut und scharfen Beobachtung halber bewundert werden. Ihr Witz entbehrte jeder Schroffheit. Ihre Schreibweise hatte etwas Vornehmes. Ein oder zwei ihrer Bücher sind von der Kaiserin ausdrücklich gelobt worden, was in Japan eine Seltenheit ist.

Da ist ferner die begabte Usurai Kajita, die in ihrem sechzehnten Jahre zu schreiben begann. Ihre kurzen Erzählungen sind vollendet. Unter ihnen ist eine besonders interessante „Onisenbiki" (Die tausend Teufel), die Geschichte einer jungen Frau, die sich in einem Brunnen ertränkt, weil sie die Unduldsamkeit ihrer Schwägerin nicht ertragen kann. Schwägerinnen sind junger japanischer Frauen Schrecken. — Mrs. Otsuka und Kimiko Koganei sind andere gescheite Autorinnen des heutigen Japan. Es giebt auch Hunderte von Dichterinnen, doch haben sie keinen sonderlichen Ruhm erlangt.

Besprechungen

Neue Frauendichtung.

Von Paul Remer (Steglitz).

Bislang hat man bei Betrachtung der Frauendichtung vornehmlich auf den Inhalt gemerkt und darüber versäumt, die Frage nach der künstlerisch durchgebildeten Form zu stellen. Man hat geforscht: was hat die Frau mitzuteilen, und nicht wie, mit welchen persönlichen Mitteln weiß sie ihr Eigenes zu gestalten? Die erwachende Weibesseele, ihre traumhaft-dunklen Regungen und ihre zuweilen sieghaft-hellen Offenbarungen erschienen zunächst so neu und überraschend, daß sie auch bei ungenügender Formgebung uns gefangen nahmen und wir auf den Klang der Worte, den Faltenwurf des Rhythmus, kurz auf das Künstlertum der Frau nicht achteten. Da ist denn wohl manche Dichterin gepriesen und auf den Schild erhoben worden, der gerade das einzig Ausschlaggebende fehlte: der eigene Stil.

Die dichtende Frau hat im allgemeinen ein dankbares Publikum und eine milde Kritik gefunden: man denke an den großen Erfolg der Anna Ritter. Heute aber, da wir mehr und mehr in ein reines Kunstschaffen und damit auch in eine reinere Kunstbetrachtung hineinwachsen, werden wir auch unser Urteil über die Frauendichtung strenge nachprüfen müssen. Die dichtende Frau wird von neuem vor den Richterstuhl treten und den Ausweis erbringen müssen, daß sie nicht nur Dichterin, sondern vor allem auch Künstlerin ist. Dichter sind mehr oder minder alle Menschen, Männlein und Weiblein; das Entscheidende allein ist, ob du dein Leben in einer eigenen, schönen, dauerhaften Form darzustellen vermagst — ob du Künstler bist? An dieser Forderung gemessen, schrumpft die Frauendichtung unserer Tage, so groß und reich und bunt sie dem flüchtigen Ueberblick erscheinen mag, bis auf ein Geringes zusammen. Da bleiben nur wenige Dichterinnen übrig, die man zugleich auch als Künstlerinnen ansprechen darf: von den älteren besonders Ricarda Huch und in einigen schönen Gedichten Isolde Kurz und Alberta von Puttkamer, von den jüngeren vornehmlich Margarete Susman, Hedwig Lachmann und Agnes Miegel.

Die dichtende Frau, die nach langem Schweigen über sich selber zum Bekenntnis ihrer eigensten Leiden und Freuden sich durchgekämpft hat, strebt vor allem nach Wahrheit, nach hüllenloser Nacktheit der Seele.

Sie vergißt so, daß die Kunst von dem schaffenden Menschen nicht nur die Befreiung seiner Persönlichkeit verlangt, sondern zugleich wieder die kraftvolle Beherrschung, die Darstellung in einer schönen, gebändigten Form. Es genügt nicht, eine Seele nackt und bloß vor uns hinzustellen — das ist vielleicht eine mutig-menschliche, doch keine künstlerische That — nein, auf daß eine Seele unvergänglich werde und eintrete in den ewigen Reigen der Kunst, muß sie wieder ein Gewand tragen. Die Wahrheit muß von der Schönheit umkleidet sein, vor deren lichtem Mantelsaum der Staub der Straße, des Vergessens flieht. Als Mensch und Persönlichkeit ist die Frau soweit erstarkt, daß sie die Wahrheit über sich und ihr Weltbild zu geben vermag — jedoch die Schönheit, ihre eigene Schönheit zu bilden, hat sie nur erst selten die überlegene Kraft und Weisheit. Sie steckt noch zu tief in sich selbst, in ihrer Unruhe und Sehnsucht, als daß sie mit ruhigen, sicheren Schöpferhänden ihr Leben als ein fremdes und doch tiefvertrautes gestalten könnte.

Das letzte Jahr hat wiederum eine Fülle neuer Frauendichtung uns gebracht. Aus den vielen Versen, die uns da umplätschern, umwogen, unsere Hingabe und Versenkung erzwingen wollen, leuchtet nur selten einer auf, der den Glanz eigener Schönheit in sich trägt. Meist sind es alte Bilder, Klänge, Rhythmen, von langem Gebrauche abgegriffen und farblos geworden, zu denen die Frau in ihrem starken Mitteilungsbedürfnis die Zuflucht nimmt. Und wo einmal ein Gedicht eigenen Klang und Glanz zeigt, da hat man die Empfindung: es verdankt einer glücklichen Stunde seine Entstehung, nicht einem bewußt und überall gleichmäßig wirkenden Willen zur Kunst. Hie und da strebt wohl auch die Frau aus den traditionellen Formen heraus; doch dann mangelt ihr die Kraft, das Neue auch zu gestalten und zu lebensfähigen, dauerhaften Gebilden zu verdichten.

Unter den zahlreichen neuen Gedichtbüchern von Frauen sind als Ausnahmen allein zwei Werke durch eigenen Stil ausgezeichnet: „Peregrinas Sommerabende“ von Irene Forbes-Mosse (im Insel-Verlag zu Leipzig) und „Gotik“ von Else Zimmermann (im Wiener Verlag zu Wien).

Irene Forbes-Mosse, die weitaus bedeutendere Schwester der Verfasserin der „Briefe, die ihn nie erreichten“, hat bereits in ihrem ersten Gedichtbuch „Mezza voce“ bekundet, daß es ihr um eine klare Formgebung, um eine reine Linienführung zu thun ist. Eine Stimme aus der Dämmerung erklang in jenen Versen, eine Seele, die im Abend zu Hause ist, öffnete ihre Traumblüten der sinkenden Nacht, und im Einklang mit diesem Inhalt wies ihre Dichtung die weichen, verschwimmenden Umrisse des Abends auf. In ihren neuen Gedichten sind die Linien fester und schärfer geworden, ohne jedoch an Zartheit und Schlankheit eingebüßt zu haben. Die Dichterin selbst kennzeichnet mit einem glücklichen Bilde den Gang ihrer Strophen, indem sie sagt, daß sie „stolz wie schlanke Hirsche schreiten“. Auch ihr „Reimliedchen“ zeugt dafür, daß sie in die Geheimnisse der künstlerischen Form eingedrungen ist — mit feiner Grazie singt sie:

„Die Reime schlingen sich
Wie Reben durchs Gelände,
Sie reichen sich die Hände,
Sie stehen wie zum Tanz.

Die Reime schwingen sich
Wie Falken um die Türme,
Wie Fahnen im Gestürme
Frei überm Waffenglanz.

Die Reime schmiegen sich
Wie junge Panther spielen,
Im Sand des Zwingers wühlen,
Goldfleckigen Gewands.

Die Reime drängen sich
Wie Ströme durch die Brücken,
Sie spiegeln mit Entzücken
Der alten Städte Kranz.

Die Reime wiegen sich
Wie Schwäne auf der Bläue,
Der Rhythmus ihrer Treue
Füllt ihre Tage ganz.“

Das Streben der Dichterin nach Stil und Linie ist noch nicht überall von einem Vollbringen gekrönt. Zuweilen entschlüpfen die Fäden ihren Händen, die vom Schaffen müde der Träumenden in den Schoß sinken. Das Gewebe lockert sich, das Muster des Teppichs wird unklar, die Linien und Bilder schwanken und zerfließen. Doch man darf es unter dem Eindruck dieser beiden Erstlingsbücher aussprechen: hier ist eine Dichterin und Künstlerin auf dem Wege zu ihrer eigenen Schönheit, und vielleicht bedeuten schon ihre nächsten Schöpfungen eine Erfüllung.

In der Dichtung „Gotik“ von der Wienerin Else Zimmermann wird ein leidenschaftlich-bewegter Inhalt von einer strengen, festen Form umschlossen und so vor dem Verflackern behütet. Das Titelblatt von Georg Minne zeigt vier inbrünstige Jünglingsgestalten, die mit verschränkten Armen über einen tiefen, geheimnisvollen Brunnen sich beugen. Die Gestalten sind schlank, hager, aus breiten Flächen aufgebaut: sie wirken wie gemeißelt. Und die gleiche Wirkung geht von der Dichtung selbst aus: ihre Form erscheint wie aus Stein gehauen, wie erstarrt um einen feuerflüssigen Kern, um eine innere Glut und Leidenschaft. Das Zeitalter der Gotik, der religiösen Inbrünste aller Art, der Judenverfolgungen und Hexenverbrennungen, der Geißlerfahrten und Wiedertäuferkriege steigt herauf, künstlerisch bewältigt und eingeschlossen in Verse von kühler Ruhe und zuweilen Erhabenheit. Der Dichterin gelingen so kostbare Strophen wie diese:

„Frührot tritt aus lichten Rosenlauben,
Läßt die goldnen Schleier niedersinken,
Ruft und lockt die weißen Wolkentauben,
Läßt sie all aus ihrer Schale trinken.“

Ein so hoher, unbeugsamer Wille zur strengen, selbstlosen Formgebung lebt in diesem Werke, daß man in dem Dichter kaum eine Frau vermuten könnte, — wenn nicht hie und da arge Konflikte mit der Grammatik doch auf ein weibliches Sichgehenlassen hindeuteten. Verse wie: „Und dennoch lauchten sie der Fremden Lieder,“ oder: „Gefangen lagen sie auf fels'ge Gründe“ sind leider nicht selten und stören beträchtlich die reine Freude an der künstlerischen Form. Ich bin weit davon entfernt, die Grammatik auf einen Thron setzen zu wollen, vor dem immer und überall der Dichter sich zu beugen hat — aber die lebendigen, logischen Grundlagen der Sprache soll auch die persönlichste und eigenwilligste Formgebung unangetastet lassen!

Zwei Dichterinnen von innerer Fülle, mit starken und reichen Empfindungen enthüllen sich in den beiden Sammlungen: „Erwachen“ von Hedwig Dransfeld (Verlag von J. P. Bachem in Köln) und „Frühlenz“ von Marguerite Wolf (Straßburger Verlagsanstalt in Straßburg i. E.). Die ältere und reifere ist Hedwig Dransfeld: der Rhythmus des Sommers schwillt durch ihre Dichtung auf und ab, das schwere, breite Wogen erntebanger Kornfelder. Aber sie ist im wesentlichen nur Dichterin, keine Künstlerin; sie beherrscht ihren Reichtum nicht, sie giebt sich ihm hin und geht oft in ihm unter. Sie schließt ihre innere Fülle nicht kraftvoll genug zusammen, als daß überall eine eigene selbständige Form entstehen könnte. Sie ist reich — aber ihr mangelt das meisterliche Handwerk, kraft dessen sie ihren Reichtum kunstvoll zu blitzenden Kleinodien umzubilden vermöchte. Klang und Rhythmus ihrer Verse weisen selten über das Herkommen hinaus. — Aehnlich ist es um die Dichtung der Marguerite Wolf bestellt: Frühling erfüllt ihre Lieder, junge Sehnsucht träumt sich in die Welt, dunkle Knospen thun sich auf, und bunte Blüten grüßen die Sonne, den Mond, die Sterne. Es ist gleicherweise ein seelisch reiches, doch kein künstlerisch reifes Buch. Das Sehnen und Drängen des Frühlings ergießt sich nicht in eine reine durchsichtige Form, darinnen es hell und

klar werden, zur Kunst sich läutern kann. Einzelne Verse aber, einzelne Strophen und Gedichte haben eine eigene Grazie der Bewegung, einen eigenen Klang der Worte, einen eigenen Glanz der Bilder, sodaß man zu der Entwicklung dieser Dichterin doch ein sicheres Zutrauen fassen darf. Sie sagt einmal:

„Die goldene Schale trägst du in Händen,
Voll bis zum Rand.
Du darfst keinen einzigen Tropfen verschwenden,
Zitt're nicht, meine Hand!"

Darauf kommt es an in der Kunst: du darfst die Hand nicht zittern lassen, du sollst eine bis zum Rande gefüllte Schale hoch, allen sichtbar, emporheben und dennoch keinen einzigen Tropfen vergießen. Ueberfluß in goldenen Gefäßen soll die Kunst geben, jedoch im Ueberfließen zerrinnt sie und sickert in den Sand.

Ein anderes kleines Erstlingswerk, das vielleicht ein Versprechen für die Zukunft bedeutet, sind die „Singenden Bilder" von Anna Schapire (Verlag E. Pierson in Dresden). In diesem jugendlichen Buche fühlt man bereits eine selbstlose Freude am Wort, am Klang und Rhythmus. Die Dichterin gesteht, daß sie die schönen Worte liebt, die glänzenden, die man wie bunte Bälle in die Luft wirft und wieder auffängt. Oder sie vergleicht die schönen Worte auch mit Orgeltasten, auf denen sie das Lied ihres Lebens spielt. Sie schafft wenn auch vorerst unbewußt, aus der Erkenntnis heraus, daß die Form nicht Dienerin und Schleppenträgerin des Inhalts ist, vielmehr seine klingende Darstellung, seine glitzernde Krönung. Nur wenn der Inhalt restlos im Wort aufgegangen, ganz zu Klang und Rhythmus geworden ist, darf man von einer Dichtung sprechen. Anna Schapire ist aber zu jung, wenigstens als Dichterin zu jung, um eine solche reine Kunst geben zu können, die allein aus den Bedingungen und Möglichkeiten des Wortes geschöpft ist. Der Inhalt, anstatt vom Worte beherrscht und eingeschlossen zu sein, durchbricht die Form und verschwimmt ins Gestaltenlose. Vers und Prosa wechseln mit einander ab, wie in vielen jugendlichen Lyrikbüchern; der Unfertige drängt in die bequeme Freiheit hinaus und weiß nicht, daß dort nur die großen Meister festen Fuß fassen können. Wie fein und diskret jedoch Anna Schapire zuweilen ein Erlebnis dichterisch wiederzugeben vermag, dafür kann folgendes kleine Prosastück zeugen:

Gespräch.

Wir gingen still mit einander durch die dämmerige Nacht.

Wie ein weißes Schneeland lag meine Seele vor dir, und ich nahm dich an der Hand und zeigte dir all meine Herrlichkeiten.

Aber als ich am Tage an unsere seltsamen Reden dachte, sah ich die Spuren deiner Schuhe in meinem Schneeland, sie waren schmutzig und feucht.

Und ich schämte mich mehr, als wenn du mich nackt gesehen hättest.

Von den neuen Veröffentlichungen älterer Dichterinnen ist, wenigstens im Hinblick auf ihre künstlerische Formgebung, nicht viel Erfreuliches zu vermelden. Marie Stona giebt einen Gedichtband „Klingende Tiefen" heraus (Verlag von Hermann Costenoble in Jena), der wohl einige neue schöne Gedichte bringt, der aber, als Ganzes angeschaut, durchaus des eigenen Stils entbehrt. Die Dichterin kommt nicht über eine allzu persönliche Unruhe und Sehnsucht hinaus, und so bleibt ihr das Bekennen wichtiger als das Gestalten, das Hinausschreien der Leidenschaft bedeutsamer als ihre Bändigung durch die Form. Besonders der Zyklus „Im Glühen" weist arge Blößen auf — da findet man Verse wie diese:

„Ich bin zu stark, um treu zu sein,
Treue ist Schwäche,
Bequemlichkeit und Alltagspein,
Die ich zerbreche."

Oder in den Liedern aus Assur darf man sich folgender Strophe erfreuen:

„O komm! Meine hungernden Zähne
Will ich in die Schulter dir schlagen,
Du sollst die wilde Hyäne
Der Wollust tragen."

Die Dichtung der Dolorosa scheint Marie Stona in ihren Bann gezogen zu haben: sie singt noch mancherlei von Wollust und Grausamkeit, von Küssen und Peitschenhieben, leider ohne ihrer unbeherrschten Leidenschaft den starken eigenen Ausdruck zu finden. — Auch Klara Müller, in ihren „Sturmliedern vom Meer" (Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart), irrt seitab von den Zielen der Kunst. Diese Dichterin kommt nicht über die Tendenz hinaus, eine leidenschaftlich erfaßte soziale Tendenz, die ihr den Weg zur reinen Formgebung versperrt. Sie singt das Lied vom „Rot", das also anhebt:

„Die rote Fahne wieder
Heb ich in heller Glut,
Ein Strom jungfrischer Lieder
Geht brausend durch mein Blut.
Zerrissene Ketten fallen
Mir klirrend von Hand und Fuß:
Euch, meinen Brüdern allen,
Biet ich den Freiheitsgruß."

Das sind verschollene Klänge aus den Achtzigerjahren, die heute selbst den politischen Parteigänger kaum tiefer berühren werden. Und solcher Verse Nachbarschaft schädigt auch den Eindruck der reinen Stimmungslyrik: die dichterische Empfindung ist darin wohl stark und echt: doch die Kunst fehlt, die die Empfindung zum Wort erlöst, das eigener Schönheit voll ist.

Klara Müller ist gleichfalls nur Dichterin, keine Künstlerin — wie die erdrückende Mehrzahl ihrer Mitstrebenden, deren sonstige neue Versbücher (es sind ihrer noch viele!) für diesmal im Dunkeln verbleiben mögen.

Das Schloß der Frevel.

Von Leo Greiner (München).

Unser Held, ein junger Mann, welchen wir Balm nennen wollen . . ." „Balm stutzt. Das geht nicht mit richtigen Dingen zu. Hier ist der Fingerzeig zu einem Geheimnis . . ." „Das wäre die tiefsinnigste Sprache der Welt, welche nur ein einziges Wort hätte für Leben und Schuld, für Tod und Strafe."

Diese drei willkürlich ausgewählten Stellen aus dem merkwürdigen Romane von Ferdinand Kürnberger*), den Karl Rosner jetzt lange nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und mit einer rühmenden Vorrede versehen hat, können als typische Belege für die dreifache Charakteristik dienen, der das hinterlassene Werk des vielgelesenen Essayisten und Romanciers unterworfen werden muß. In seiner Art und Weise, das Stoffliche zum Vortrag zu bringen, in allem, was man als die äußere Geberde des Stils bezeichnen kann, trägt „Das Schloß der Frevel" sämtliche Merkmale, die uns den deutschen Durchschnittsroman vor 1890 in erster Linie so fern und altersgrau erscheinen lassen. Das kommt, weil sich die innere Stellung des Autors zu seinem Publikum seither von Grund aus verändert hat. Kürnberger, dessen vorliegendes Werk in den Jahren 1863—76 entstand, ist, wie der größere Teil seiner Zeitgenossen, als Romanschriftsteller noch nicht zum Bewußtsein seiner künstlerischen Souveränität durchgedrungen. Er findet es für notwendig, sich vorerst mit seinem Publikum ins Benehmen zu setzen und nicht eher den langen Weg ins unbekannte Land seiner entstehenden Schöpfung anzu-

*) Das Schloß der Frevel. Roman in zwei Bänden von Ferdinand Kürnberger. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Karl Rosner. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 8°. 312 u. 250 S.

treten, ehe er uns nicht auf gute Freundschaft die Hand geschüttelt oder uns begütigend auf die Schulter geklopft hat. Er fühlt sich als Schaffender nicht einsam mit sich selbst, und seine Schöpfung ist ihm bewußt ein Schaugericht, das für die Augen der Menge verlockend auf den Markt gestellt wird. Daß uns der Dichter einen Tisch bereitet, an dem sich laben mag, wer immer will, hat er nicht erkannt und glaubt, uns zuerst zu Gaste laden zu müssen. Dann benimmt er sich als ein höflicher und guter Hauswirt, der die Schwächen dessen, was er uns anzubieten vermag, nicht beschönigen will und uns seine Meinung darüber zuweilen mit einigen intimen Worten mitteilt. Er läßt uns mit gütigem Lächeln in seine Werkstatt blicken, indem er uns von vornherein verrät, wer der Held ist, nicht sein Held, sondern unser Held, wie er mit einer liebenswürdigen Verbeugung hinzufügt. Oh, er will durchaus nicht den Anschein erwecken, als gedenke er den Leser durch Vorspiegelungen zu dupieren, die ihm die Erzählung als lauterste Wirklichkeit darstellen möchten. Er gesteht: der Held heißt nicht Balm, wir „wollen ihn nur so nennen". Es ist alles in allem die typische Manier des Familienromans aus den Sechziger- und Siebzigerjahren: die ganze Art, sich zu geben, fußt auf einer gewissen Vertraulichkeit mit dem Publikum, das, aufgefordert, mit dem Autor gemeinsame Sache zu machen, geschmeichelt seine kritischen Lichter verlöscht. Wir verstehen das nicht mehr. Wir fordern vom Dichter die schöne Einsamkeit des Schaffenden mit ihrer nur durch das künstlerische Maß gebändigten Willkür.

So werden wir also immer die äußere Erscheinung dieses Romans als etwas Fremdes und Erkünsteltes zu überwinden haben. Allein eine kleine Ration historisch wertender Duldsamkeit hülfe uns leicht darüber hinweg, wenn nicht das rein Stoffliche des Werkes uns abermals behinderte, zu dem großen und reinen Kern des Ganzen hinaufzudringen. Die romantische Abenteuerlust von Heinses „Ardinghello" ist bürgerliche Wohlanständigkeit und philiströse Gradlinigkeit gegenüber der höllischen Kolportagephantastik der Begebenheiten, die Kürnberger „unseren Helden" Balm erleben läßt. „Hier ist der Fingerzeig zu einem Geheimnis." „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu." Solches sind die Schlagworte, die der Handlung ihre Farbe geben. Es rauscht, braust und wimmelt von Geheimnissen. Die Menschen sind auf die Witterung von Geheimnissen dressiert wie die Hunde aufs Wild. Sie atmen mit der Luft Geheimnisse ein, und wenn sie über einen Stein stolpern, so enthält der ein Geheimnis. Sie begegnen sich zufällig, aber hinter dem Zufall erweist sich stets ein unergründlicher Geist bewußter Zwecke wirksam. Dieser tobsüchtige deus ex machina, dieser gefälschte Schicksalsbegriff, der die metaphysischen Vorstellungen einer Kartenlegerin an Einsicht und Tiefe nicht sonderlich übertrifft, soll uns zur Erklärung des Unmöglichen ausreichen, sofern nur der Autor dieses Unmöglichen bedarf, um die Handlung fortzuführen. Nirgends ist der Versuch gemacht, die Wirkungen einer transcendenten Gesetzmäßigkeit durch die Seele des Menschen hindurch erscheinen zu lassen, sie als psychologische Notwendigkeiten darzustellen. Kürnberger operiert mit dem schulmeisterlich erhobenen „Finger des Schicksals", statt mit jener gewaltsamen Faust des Geschicks, die die Seelen der Menschen ergreift und durchrüttelt. So wird Balm durch die albernsten Führungen an die Figuren des Romans herangetrieben, die sein Leben entscheiden. In einer stockfinsteren Nacht verirrt, gelangt er in das „Schloß der Frevel", dessen „Geheimnis" er sofort entdeckt: eine Bildergalerie mit nackten, wollüstigen Weibern, gemalt von einem Künstler von teuflischer, ausschweifender Phantasie. Den an psychischer Satiriasis leidenden Mäcen, der sich diese wahnsinnige Sammlung von dem dämonischen Zwerg Zuppa herstellen läßt, lernt Balm zu Rom in der Person des Marchese Santafiore kennen, eines Jesuiten, der seinen Jesuitismus als Aesthet betreibt. Unter jenen Bildern befand sich auch das nackte Porträt von Balms deutscher, züchtiger Braut Agathe. Erst am Ende des Romans stellt es sich heraus, daß dieses Porträt nur vom Halse aufwärts echt ist, die übrigen Partien jedoch irgend einem anderen weiblichen Wesen entlehnt worden sind. Balm bittet ab, und Agathe sinkt in seine Arme. Diese abenteuerliche Handlung wird nur ganz langsam entwickelt; die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen dem Marchese und Zuppa, zwischen diesem und seinem Bruder Cencio, der als Wächter der Bildergalerie bestellt ist, zwischen Agathe und dem Schloß der Frevel werden uns nur in kleinen Dosen enthüllt und diese Enthüllungen durch Raub, Brand und Mord möglich gemacht. Die Psychologie der Gestalten, soweit von einer solchen gesprochen werden kann, ist gewissermaßen angesteckt von der furchtbaren Ueberhitzung des Stofflichen. Diese Seelen leiden an einer chronischen Entzündung, die bei der geringsten Reibung sofort zu schwären beginnt. Ihre kleinsten Erregungen sind mit allen Farben des Abgrunds und den tosenden Geräuschen der Hölle dargestellt. Selbst in dem päpstlichen Rom des garibaldinischen Zeitalters, in dem der Roman spielt, dürfte es trotz der wilden Zerrissenheit des politischen und gesellschaftlichen Lebens doch um einige Grade geordneter und reinlicher zugegangen sein, als die über alle Grenzen tobende Banditen- und Geheimnisromantik Kürnbergers uns vorstellen will.

Allein trotz alledem und zum Teil gerade deshalb ist „Das Schloß der Frevel" ein bedeutsames und jedenfalls eines der interessantesten Produkte der neueren Romanlitteratur. Es ist ein religionsphilosophischer Kolportageroman. Die Ungeheuerlichkeiten des Stofflichen sind nur das chaotische Substrat für die Formungen eines tiefen und reinen Geistes, dessen blendender Sensualismus sich mit dem Christentum in großartiger Weise auseinandersetzt. Wie Sturmwind brausen durch das Ganze die Schlachtrufe: Hie Erde! Hie Himmel! Die abstrakten Anschauungen, die sich hier feindlich gegenüberstehen, füllen sich mit Blut, und die Henkerphantasie des Dichters giebt ihnen die grausamen Mißgestalten von Untieren, die sich gegenseitig martern und wollüstig zerfleischen. In der Seele des Marchese Santafiore, hinter der Umhüllung blasser und verzärtelter Feinheit kauern die phantastischen Vampyre und trinken langsam sein Blut, seit Pater Cölestin, der Beichtvater des Knaben Santafiore, ihn zum ersten Male mit den wilden Reden eines hellseherischen Fanatismus entzündet und ihm durch die tiefsinnigen Lehren der Gnosis den Gott der christlichen Kirche in einen trunkenen Gott der Erde verwandelt hatte. Diese hymnische Predigt des Paters Cölestin, die durch die kehrreimartige Wiederholung der Worte: „Ich werde dich griechisch lehren" den geschlossenen Rhythmus eines Gedichtes erhält, ist das künstlerisch Bedeutendste des Romans und zieht mit stürmischer Gewitterpracht leuchtend und erschreckend an uns vorüber. Aber auch das platonische Symposion des neunten Kapitels, wie Kürnberger selbst es nennt, bringt eine Auslegung der christlichen Idee, die, in vier grundverschiedenen Geistern grundverschieden gespiegelt, in diesen mannigfaltigen Brechungen und durch die ausgezeichnete Dialogführung von einem Geiste beleuchtet erscheint, der alle Seiten seines Gegenstandes mit gleichem Glanz und Tiefsinn erkannt hat. In den geschwätzigen und langatmigen Reden des Zwerges Zuppa blitzen aus dem Wuste kindischer Dämonien Gedanken von satanischer Größe auf, die uns jäh ergreifen und das Lächeln, das dieser alberne Teufel sonst nur hervorzurufen vermag, plötzlich in einen erschrockenen Ernst verwandeln. Obwohl herzlich wenig gestaltete Psychologie in dem Buche steckt, so werden doch zuweilen durch Worte Seelenanalysen gegeben, vor deren ungewöhnlichem Scharfsinn die begründetsten Zweifel an dem psychologischen Können des Dichters verstummen müssen. Aus der wüsten und verworrenen Nacht des Ganzen leuchten oftmals wunderliche Sterne auf, jäh und blendend, um rasch wieder zu versinken. Aber ihr Licht wirkt bleibend in uns nach. Das dritte Citat, das ich an den Anfang dieser Besprechung gestellt habe, mag davon Zeugnis geben.

Neue Versbücher.

Von **Franz Diederich** (Dresden).

Viel Spreu und magere Ernte, — das ist immer das Endergebnis eines Griffs in die lyrische Halmwelt. Aber man ist schon zufrieden, wenn aus der Spreu, die nun einmal Spreu bleibt, etliche magere Körner in die Hand gleiten, denn sie können ja keimen und zu besseren Aehren führen.

Es tauchen Bücher auf, von denen immerhin der Wunsch bleibt: der Verfasser möge den Weg der Dichtung weiterschreiten. Dazu gehört das Buch „Gedichte", das als eine „Seelengeschichte" Hugo Lyk in die Welt schickte[1]). Es ist das Temperament, was an diesen Gedichten gefällt. Solche Blätter wie „Das Lied der Lust und Pein" und „Gebet" sprießen nicht überall. Es sind Vollblutgedichte. Ein Vollblut ist Lyk, — ob aber auch ein tüchtiger Dichter, muß die Zukunft lehren. Das Buch ist voll von dem Schwanken und Straucheln erster Schritte. Es ist ein unausgegorenes Produkt. Aber es ist doch etwas da, was ausgären kann und eigen werden will. Durch lange Seiten des Unfertigen muß man sich durchlesen, aber dann spürt man den Pulsschlag, der die Hoffnung wach hält: es müsse noch etwas kommen, das den Dichter vollendeter offenbart. Gegen den Schluß hin werden die Spuren deutlicher. Kraft und Wollen und Ausschauen füllt die Rhythmen der letzten Blätter. Lyk ringt wirklich nach Inhalt; er bildet aus einem Inhalt heraus und wehrt sich, mit Bild und Gedanken von Aeußerlichem — etwa von Reimworten — abhängig zu sein.

Ein älterer Name ist Carl Hunnius, dessen „Gedichte" in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage vorliegen[2]). Hunnius sieht viel, aber in der Fülle findet er nicht die Einheit. Er schreibt in weihevoller Tongebung das Aeußere der Natur ab. Zu der Höhe zweier kurzer, an Theodor Storm gerichteter Gedichte gelangt sein Naturversinnlichen selten. Dem Leben der Gegenwart steht er fern, das Leben ist überhaupt an ihm vorbeigerauscht: Vergangenheit ist sein Buch, die Gegenwart giebt ihm nur eine herbe „Philosophie des Schmerzes", und seine Liebe zur Natur enthüllt sich als Weltflüchterei. Alles Laute ist ihm fremd. Der Strauß „Tondichterprofile", denen ich nichts Absonderliches abzugewinnen vermag, beweist, daß seine religiöse Seele auch in der Musik nicht frei und weit zu genießen vermag: er kehrt sich von Wagner ab und preist Grieg. Hunnius liebt und sucht und findet die geglättete, saubere Form, aber sie bildet mit dem Inhalt keine Einheit.

Wie Sand am Meer sind immer noch die Versbücher der traditionellen Form des verflossenen Jahrhunderts. Dieser Versbuchsand rinnt täglich. Die Gedichte „Mein Lied" von Ewald Silvester[3]) sind typisch für diese Kategorie. Silvester gestaltet nicht, er redet. Was er giebt, ist selten unmittelbar. Er will kraftvoll sein und ist es doch bloß in Worten, nicht im Bauen. Die ererbten Formen halten ihn gänzlich fest, und er sinkt oft des Reimes wegen in trockene Prosa. Er bleibt auch in persönlicher Enge, und seine Welt ist garnicht interessant genug gegeben, um einen Gedichtband zu rechtfertigen. Der dicke Band alter und neuer Lieder von C. von der Linde „Sonnenschein und Schatten"[4]) treibt es nicht besser: nichts haftet, nichts bewegt tiefer. Der Verfasser sagt schließlich selbst: alles sei unbesungen geblieben, was einst seine Seele bezwungen und tiefer bewegt. Auch die „Gedichte" von Fritz Gräntz[5]) gehören hierher. Sie schildern in Sauberkeit, aber sie dringen nicht ein. Sie dringen auch nicht in das Wesen des Geschauten ein, bleiben völlig außen. Gräntz sagt, daß er viel Sinnenfreude auf seinen Wanderungen, in Italien namentlich, genossen habe, aber er giebt das Genossene nicht so, daß wir selbst lebendig genießen können. Er ist nicht dichterisch eins geworden mit der Natur, er dichtet sie und ihre Bilder bloß an. Das eine kleine Gedicht „Ruhe" steht über allem anderen. Ob auch das durchaus nicht einwandfrei ist.

Der gleichen Gruppe zuzuzählen ist ferner das Buch „Aus Jugendtagen" von C. Seiffert[6]). In eine frohe, erinnerungsselige Stimmung versetzt es anfangs. Es ist von einer jungen Laune, die mitreißt und tollste Streiche wirklich genießen läßt. Aber wie gesagt: nur anfangs. Da hat Seiffert das Unbekümmerte des Lebens, das den jungen Poeten verrät. „Wißt Philister: wenn mir's Spaß macht, schieß ich kreuzfidel Kobolz." Das thut Seiffert auch, aber sein Philisterfluchen geht nicht über junges Fluchen hinaus. Die Scheffel, Baumbach, auch Falke haben es ihm mit ihrer guten Laune angethan. Reizvoll ist der Käthe-Zyklus, der die übermütige Pennäler-Lust in Rhythmus und Reim und all dies erste Tollen und Küssen und Sehnen gesund wiedergiebt. Aber auf die ersten sechzig Seiten, die eben darum viel Fesselndes haben, folgen zweihundert Seiten, die herzlich unbedeutend und überflüssig wie so vieles sind. Schade um das Buch und um den Mann, den die akademische Zeit regelrecht in eine Sackgasse, wo die Entwicklung aufführt, gebracht zu haben scheint.

Der Tiroler Karl Dallago, dem die heimatliche Kritik viel Hoffnung entgegenbringt, erweist sich in seinem lyrischen Album „Spiegelungen"[7]) als ein Poet, der viel kräftige Farbe und ein empfängliches Auge hat, aber wenig Form. Als Formender ist er noch zu zuchtlos. Er packt eine Masse poetisch knapp gefaßten Einzelbaustoffs zusammen, aber ein Gedicht entsteht nicht dadurch, daß man dieses Einzelne cyklopisch planlos auf einen Haufen türmt. Er besitzt nicht jenes Maß von Plastik, das dem, der die besondere farbengebende Welt des Dolomitenlandes nicht aus eigener Anschauung kennt, ein klares Bild und Empfinden geben kann. Er sieht die Dinge zu sehr in ihrer Aeußerlichkeit nebeneinander und schöpft ihr Inneres zu wenig aus. So erschürft er sich wenig natürliche Symbolik, die im einzelnen die Ahnung des Weltganzen aufdeckt. Dieser Mangel an künstlerisch bildendem Können legt sich auch auf die Stoffe, die nicht dem Landschaftlichen, sondern dem Menschenleben entnommen sind. Dallago will ein ernster Mensch sein, will die Dinge des Lebens schwer und tief nehmen. Der Liebe und Ehe, der werdenden Mutterschaft will er neue Stimmungen entnehmen, aber auch hier dringt er nicht unter die Skizzierung äußerer Wirklichkeit hinab. Der Sinn der gebärenden Natur, den er zu suchen scheint, springt nicht aus dem Bilde hervor. Das Bild des Kämpfenden, der ein freier Mensch sein möchte, drängt sich freilich auf, aber das macht nun einmal noch nicht den Künstler.

In dem Bündel all dieser lyrischen Bücher ist ein einziges, das dichterisch wirklich wertvoll ist: Adolphe Linhardts „Paris"[8]). Das Buch hält uns in einer einzigen Stimmung fest. Gedicht um Gedicht ergreift diese Stimmung mächtiger. Jedes giebt sein neues, ausgeprägtes Bild, und zwar in einer Gestaltung, daß man dem Empfinden des Dichters folgen kann. Es ist Weltstadtlyrik, pariser Weltstadtlyrik. Gottlob keine moralisch-kritische oder sonstwie tendenziöse, sondern gegeben von einem, der die Dinge nahm und genoß, wie sie sind und in ihrer Art genossen sein wollen. Der Trubel der Weltstadt läßt in die rhythmische Form hinein seine Wellen schlagen. Die Nächte von Montmartre senden ihre Klänge und Farben, ihr Jauchzen und ihr Elend, und beides in seiner lebensgrellen Verquickung. Linhardt hat in diesem Buche Rhythmus und Farbe, Gesehenes in seiner tiefen Lebendigkeit festzuhalten. Er

1) Verlagsanstalt Jos. C. Huber, Diessen (Bayern).
2) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 197 S. M. 3,—.
3) Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 103 S. M. 2,—.
4) Berlin, F. Schneider & Co.
5) Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 134 S.
6) Braunschweig, Richard Sattler. 272 S. M. 4,— (5,50).
7) Leipzig, Hermann Dege. 129 S. M. 3,— (4,—).
8) Diessen, Jos. C. Huber. 59 S. M. 1,50.

hat eines von den Stimmungsbüchern gegeben, die ein Merkmal des lyrischen Schaffens der Gegenwart sind und denen man es leicht abspürt, daß sie Bleibendes bringen.

An die Bedeutung des Buches „Paris" reichen die Gedichte nicht heran, die Linhardt mit Rud. Jul. Lehner unter dem Titel „Zwei irre Wanderseelen" gleichzeitig veröffentlicht*). Linhardt giebt hier Andachten, verrichtet vor dem Altar, auf dem die Büste Schopenhauers steht. Der Philosoph ist ihm der Erlöser. Aber die Gedichte haben nur eng persönlichen Wert. Sie geben Weltanschauung in rhythmisierter Form und haben keine plastisch-bildnerischen Ziele. Die Gedichte Lehners reichen an Linhardt nicht heran. Sie bleiben im ganzen und im bildlich einzelnen in der Enge der Rhetorik und greifen das Leben nicht so und nicht dort, wo es auch den Mitmenschen berühren kann. Lehner ist ein Wiener, und er hat die für das junge Wien charakteristischen, „zum Tode müden und matten" Töne und Gedanken. Eben deshalb berührt es seltsam, auf dem Widmungsblatte den Namen Clara Viebigs zu finden. Der Name der Willenskräftigen könnte eher als Protest gegen das Buch dienen.

*) Diessen, Jos. C. Huber. 55 S. M. 1,25.

Proben und Stücke.

Andreaszauber.

Von August Friedrich Krause (Breslau)*).

Wer heute bei dem Fiebig-Gute auf der kleinen Seite im Oberdorfe vorbeiging, blieb verwundert stehen und starrte durch den Staketenzaun hinüber nach den hell erleuchteten Wohnstubenfenstern. Lautes Mädchenlachen und Schwatzen drang verworren heraus, dazwischen manchmal schrilles Aufkreischen und wieder Gelächter. Man wunderte sich, daß es so laut heute zuging bei der Fiebig-Bäuerin, und wer vorüber kam, schüttelte den Kopf, räusperte sich, spuckte aus, murrte vor sich hin: „Nee, nee, ihr Leute!" und trottete weiter.

Drinnen kümmerte man sich nicht um die Verwunderten. Es war eine lustige Gesellschaft beieinander, Mädchen aus dem Dorfe, nicht ein junger Bursche. Die Tassen hatte man schon abgeräumt, aber in der Luft hing noch ein fader Duft von Kuchen und Kaffee. Die Mädchen hatten ihre Strickstrümpfe mit, einige auch Häkelarbeiten oder Stickereien. Die Arbeit wurde oft unterbrochen, wenn eine etwas erzählte oder die andere geneckt wurde. Mitten unter dem jungen Volk saß die Fiebig-Bäuerin und spann; sie war wohl die einzige im Dorfe, die es noch konnte und übte. Nach alter Bauernweise hielt sie darauf, daß nur eigen gesponnenes Leinen im Hause war; von dem ‚neumodscha Gelumpe', das man heutzutage zu kaufen bekam, wollte sie nichts wissen: „'s is dünne wie Papier und reßt wie Schoflader!" Die Spindel sang, die Stricknadeln klapperten, die Mädchen kicherten, schwatzten, lachten und kreischten, und die Bäuerin war wieder jung mit ihnen.

„Sattersch, sattersch, ihr Madla, a su a Obend, das is mei Pläsier," rief sie immer wieder. Ihr Gesicht strahlte, die auch sonst recht flinken Hände flogen heute nur so, und der Mund stand selten stille. Sie hatte viel zu erzählen aus alter Zeit, und wenn sie anhub, hielten alle anderen Zungen inne und oft genug auch die klappernden Nadeln, wenn es gar so spannend und gruselig wurde. Dann sah wohl auch die Marie vom Rother-Bauer von ihrer Stickerei auf und horchte; sie zeigte dabei gerne ein ungläubiges Lächeln, denn sie war ein aufgeklärtes Mädchen und glaubte keine Spukgeschichten. Ihr Bruder studierte in Breslau Philosophie.

In der alten Frau war trotz der sechsundsiebzig Jahre noch viel lebendige Beweglichkeit bei der Arbeit wie beim Erzählen, daß sie jünger schien. Es war Andreasabend heute. Zwar im Oktober geboren, feierte sie doch ihren Geburtstag seit langem schon erst am Andreasabend. Da lebte ihre fröhliche Jugend wieder auf mit allen herzlichen Freuden und süßen Geheimnissen, mit aller Liebe und Lust. An diesem Abend fielen die Jahre von ihr ab wie alter Plunder, und sie stand mitten in dem Mädchenschwarm wie im Glanz ihrer Jungmädchenjahre. Aus den frischen, rosigen, runden Mädchengesichtern lachte die eigene Jugend sie an. Darum konnte sie an diesem Abend keine alten, runzligen Gesichter um sich leiden; eine alte Magd, die schon seit Jahrzehnten auf dem Fiebiggute diente, mußte vom Hofe zu Verwandten und durfte erst nach Tagen wiederkommen, wenn die Bäuerin wieder im alten Gleise war. Bei Fiebigs, das war weit und breit bekannt, diente das schönste Gesinde, die stattlichsten Burschen, die frischesten Dirnen. Heute waren die lustigsten und hübschesten Mädchen des Dorfes bei ihr versammelt, und es galt ihr gleich, ob Magd oder Bauerntochter. Sie mußten sich vertragen, und sie vertrugen sich auch, es war eine Ehre, am Andreasabend zu Fiebig-Mutter kommen zu dürfen. Alle Burschen schätzten die Mädchen danach ein.

Heute schien die Bäuerin ganz in ihrer Jugend untergetaucht zu sein; sie war übermütiger als sonst wohl an solchen Abenden.

„'s is a necksch Ding üm a Andreasobend," meinte sie mitten im fröhlichsten Trubel, „man wird richtig wie a jung Madla. Ihr heutigen Madla seid ju gor keene richtigen Madla nich. Zu meiner Zeit, do warn der ganz andre Dingerla, o du jemine!"

Unter der jungen Gesellschaft erhob sich ein eifriges Widersprechen.

„Stille seid 'r, ihr Froväller. Was macht ihr d'n am Andreasobende, hä? Wir zu meiner Zeit, o du meinesnee, wir soßa nich und stricka, das kinnt 'r gleeba! Am Andreasobende nich!"

Alle warfen die Arbeit fort, sprangen auf, schrieen und lachten durcheinander; die Alte wurde mit Bitten bestürmt.

„Satzt euch alle üm a Tisch . . . Pauline, du kumm amol har!"

Während die Mädchen durcheinander wirbelten, Stühle rückten und um den Tisch sich gruppierten, gab

*) Aus dem Novellenbande: Unter dem starken Leben. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904. M. 3,50.

die Bäuerin ihrer Magd einen Auftrag, den die anderen nicht verstehen konnten. Die dralle Dirne lachte laut auf und schlug eilig die Thür hinter sich zu.

„Aber na gelt, Mutter Fiebigen,“ warf Marie hin, als alle endlich Platz gefunden hatten, „wir brauchen nich alls zu glauben, was ihr uns vormacht?“

Die Alte wurde giftig; ihre Augen funkelten unter der schwarzseidenen Haube hervor in grünlichem Lichte. Sie beugte den Oberkörper nach vorn und fuhr die Sprecherin scharf an:

„Was willste, hä? Understieh dich noch amol!“

„Se gleebt nischt,“ kicherte Auguste.

„Se gleebt nischt, se gleebt nischt, wenn se nischt gleebt, do kann se ju giehn, ich ha nischte nich derwider. War dohie is, der muß a richtigen Glauba han. Suste do sein wer gude Freinde gewast. Hat er mich verstanda, ihr Madla? Das wär mir asu!“

Die Mädchen waren bei den zornigen Worten der Bäuerin kleinlaut geworden und sahen in den Schoß. Nur Auguste war eine Vorlaute:

„Die Marie, die gleebt überhaupt nischt; sie soate amol uf mich, 's wär nich alls wuhr, was d'r Herr Farr ei d'r Kerche soat!“

„Was weßt d'n du!“ fuhr die Verklagte zornig dazwischen.

„Grade, du hust's gesoat!“

„Ju, und über mich soate se amol, 's gäb glee keen Teufel nich,“ warf eine andere dazwischen.

Da schrie Marie:

„Und 's giebt irscht grade kenn nich, mei Bruder hat mrsch ju gesoat, dar muß 's wissen, dar studiert ei Brassel!“

„Was dei Bruder schunt weß! Mei Vater soat, a studierte glee ei Brassel Vierologie!“ trumpfte Auguste aus, zum Gelächter der andern.

„Was is d'n Vierologie?“ fragte eine Stille im Hintergrunde.

„A sefft!“ schrie Auguste als Antwort, und alle lachten aus vollem Halse.

„'s is nich wuhr, 's is nich wuhr!“ schrie Marie wütend und brach plötzlich in heftiges Weinen aus, daß alle still wurden, um danach noch lustiger zu lachen:

„Die tumme Gans, die flennt wegen nischt und wieder nischt!“

Da wurde die Thür aufgerissen und ein Männergesicht lachte herein.

„Kumm ock rei, Paule, kumm,“ rief die Mutter.

Der junge Bauer wurde mit Rufen und Lachen empfangen; er sprang herzu, griff eins der Mädchen und küßte es; die anderen stoben kreischend auseinander.

„Was hots denn, was hots denn, ihr Täubla,“ rief er und that verwundert, „'s kumma alle dran, gatt euch ock zufriede!“

Und die Mädchen kreischten noch mehr. Er trieb mit jeder seinen Mutwillen; bald faßte er die um die Hüften und wirbelte sie durch die geräumige Stube, bald tätschelte er eine andere oder versuchte einer dritten einen Kuß zu rauben. Nicht immer kam er dabei so gut an wie das erste Mal. Endlich geriet er auch an die Weinende.

„Jessas, do is ju och die Marie!“

Die wandte sich ab und schluchzte stärker. Aber seinen Scherzen gelang es bald, sie zu beruhigen, daß sie unter Thränen lachte. Und sie schäkerten den ganzen Abend miteinander. Zwei heiße Augen beobachteten sie dabei und ließen nicht ab von ihnen. Hedwig, des jungen Bauernsohns weitläufige Verwandte, war sonst keine Stille, heute aber redete sie kein Wort. Sie wurde bald blaß, bald rot und mußte immer wieder nach dem Ofen hinübersehen, wo die beiden saßen, die wie ein Liebespaar thaten. Augen und Mund des hübschen Burschen sprühten Uebermut, das Mädchen hatte alle Thränen vergessen und lachte aus vollem Halse. In Hedwig stieg es heiß auf: wenn die Marie nicht da war, that er mit ihr so, und sie sah es gerne; und sie mußte weiter denken: wenn sie nicht da war, tat er vielleicht mit einer anderen so, die es nicht minder gern sah. Und als sie gar neben sich zwei flüstern hörte: „Die beeden han a Techtelmechtel mit'nander!“ packte die Leidenschaftliche eine Wut, daß sie hätte hinausrennen mögen in die Nacht oder hinauf in ihre Kammer, sich auszuweinen. Da aber trat Pauline wieder in die Stube und wurde mit hellem Gelächter empfangen:

„A Gansch . . . a Gansch!“*)

„Was soll d'n do warn?“ fragte der Bursche lachend, und die Mädchen kicherten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Das feiste Tier im Arm der Magd reckte den Hals weit vor und schrie aus Leibeskräften.

„Nu rückt olle üm a Tiesch . . . Du nich, Paule, du bist keene Jumfer nich!“

„Do ha ich wull mei Kränzel schunt verlurn, hä? Vielleichte hust du's, Mariela?“

„'s kennde schunt sein,“ rief Auguste, „a eegnes hot se so schunt nimmeh!“

Marie wollte in heller Wut auf die andere eindringen, aber der Bursche beruhigte sie schnell wieder.

So kamen die Mädchen aus dem Lachen nicht heraus.

„Nu halt amol die Gusche, ihr Madla,“ rief die Bäuerin in den Lärm hinein, „suste do werd d'r Gansch ganz werre und weß die Richtige nich zu finda!“

Aber es fiel ihnen schwer, dem Gebot nachzukommen, die Ruhe wurde durch Reden, Kichern, Prusten und helles Lachen immer wieder unterbrochen. Die Alte stellte den weißen Gänserich auf den Tisch und verband ihm die Augen. Eine Uebermütige hielt ihm die Hand vor und fragte lachend, wie Kinder beim Blindekuhspielen:

„Wieviel Finger ha ich?“

Dann wurde das Tier ein paar Mal herumgedreht, daß es auf der Tischplatte hin und her torkelte.

„A sucht seine Gänse!“ neckte Paul vom Ofen her.

Die Mädchenherzen klopften in Aufregung, und es wurde stiller unter dem jungen Volk. Welche würde es sein, die er zur Braut macht im kommenden Jahr? Jede fühlte etwas wie Eifersucht auf die andern, alle wollten freien. Hedwig war rot wie eine Päonie; sie meinte nicht anders, als daß ihr Schicksal sich in der nächsten Minute entscheiden müsse: wenn er sie antabberte, bekam sie den Paul, sonst nicht. Und dann

*) Gansch = Gänserich.

war sie unglücklich und mußte ins Wasser gehen oder sich sonst was anthun, sie wußte nicht was. Denn sie liebte den Burschen — in diesem Augenblicke wurde sie sich erst bewußt, wie sehr. Mit angstvollen Augen verfolgte sie jede Bewegung des Gänserichs. Der tappte auf dem Tische hin und her, reckte den Hals zischend vor, zog ihn ein und wandte sich wieder nach andern Richtungen, als müsse er die Rechte suchen. Einmal war er nahe bei der Aufgeregten, daß alle schon schrieen:

„Die Hede is 's . . . die Hede is 's.“

Dem Mädchen stockte der Herzschlag, es schloß in süßer Bewußtlosigkeit die Augen. Aber das Tier torkelte weiter, bis es nach Augenblicken des Besinnens zischend auf eine andere losschoß und alle lachten:

„Die Marie ... die Marie is 's! Se is Braut.. die Marie!“

Die Angetabberte wandte sich jäh ab und bedeckte die Augen voll Scham mit dem Arm. Ein Sturm von Fragen brauste über sie hin:

„War is d'n dei Brauterich, hä?“

„Wann ist d'n die Huxt? . . . Hat 'r schunt 's Ufgebote bestellt, hä?“

Und Paul fragte lachend:

„Bin ich's verleichte?“

Marie wagte nicht aufzusehen, sie wehrte mit dem andern Arm die Zudringlichen ab, als wollte sie nichts wissen von ihrem Gerede. Hedwig aber hatte das Aufleuchten in ihrem Gesicht wohl gesehen, als der Gänserich sie antabberte. Mit entsetzten Augen starrte die Totenblasse auf ihre glückliche Nebenbuhlerin, sie hörte jedes Wort und jedes Lachen des Burschen, sah jeden verschämten Blick Mariens, jedes Aufleuchten in ihren Augen. Und selbst saß sie da wie starr und konnte sich nicht rühren und meinte, sie müsse sterben noch in dieser Stunde.

Im lustigen Hin und Wider, das einzig um Marie und Paul sich noch drehte, verging der Abend. Die gläubigen Ohren lauschten noch etlichen Andreasgeschichten der Bäuerin und die Heiratslustigen übten noch manchen Andreaszauber. Und als es elf schlug, gingen sie heim, denn in der Mitternachtsstunde wollte jede in ihrer Schlafkammer sein, vielleicht daß der Heilige ihr ein Träumlein bescherte in der Andreasnacht.

Im Trubel des Ausbruchs erwischte die Fiebig-Bäuerin den Sohn am Arm und zog ihn beiseite:

„Wen brengst'n heem?“

„Nu, die Marie, die hot's am weitsta un is alleene!“

„Werschts richtig macha hinte?“

Paul lachte, daß die andern nach ihm hin sahen.

„Mach a End, hirschts, das Rimgeziehe tutt nich gutt. Nimm d'r eene, die Marie oder die Hede, 's is eene a so gutt wie die andre. Mir wär ju die Hede lieber!“

„Verleichte mir och . . . wer kann's wissa?“

Er lachte, daß die Zähne im Halbdunkel der Ecke blitzten.

„Nimm die de willst, ock mach a Ende, 's is nicht mehr zum Asahn!“ —

Wie ein Wirbelwind flog der Mädchenschwarm zur Thür hinaus. Man hörte noch von weit her das Lärmen und Lachen durch die stille, neblige Novembernacht.

Lange stand die Bäuerin im Hofthor und lauschte ihm nach und war wie versunken. Erst als sie ein Frösteln überschauerte, ging sie hinein und hinauf in Hedwigs Kammer.

Sie fand das Mädchen vor dem Bett auf den Knieen liegen und krampfhaft in die Kissen schluchzen. Liebkosend strich sie ihm über das volle Haar und sagte lange nichts. Sie fühlte mit der Jungen, die sie liebte wie ihr eigen Kind. Hedwig war die Tochter von ihres Mutterbruders Sohn und lange schon in ihrem Hause, weil die Eltern beide gestorben waren vor vielen Jahren.

„Luß, Madla, luß, sei wieder gutt!“

Aber Hedwig hörte lange nicht auf sie, so gut sie ihr auch zuredete mit herzlichen Worten. Allmählich erst beruhigte sie sich und sank erschöpft auf das Bett. Die Bäuerin saß auf dem Bettrand und plauderte ihr vor — sie konnte es gut. Bis sie hinunterging.

Als das Mädchen allein war, grub es sich von neuem hinein in sein Leid; aber es war von den lustigen ‚Verzählseln‘ der mütterlichen Alten ein bißchen heller Glanz in ihrem Herzen hängen blieben, ein wenig Hoffen und ein Stückchen Glaube an das Glück. Sie kannte Paul und wußte, daß er gern Scherze trieb mit den Mädchen des Dorfes, denn es war viel von dem lustigen, leichten Blut in ihm, das der Mutter half die Jahre überwinden und das Alter verlachen; sie wußte aber auch, daß ihm ein gutes Herz gehörte, das niemand etwas zu Leide that. Oft genug hatte sie in seinen hellen Augen ein Leuchten gesehen, das wie Liebe lachte, oft genug in seinen Worten, wenn er mit ihr sprach, einen weichern Klang gehört, als seiner Stimme sonst eigen war.

Aber Ungeduld brannte in ihr und verbrannte ihr Denken und trieb sie vom Lager auf. Was sollte sie thun, um seiner ganz gewiß zu werden in Zeit und Ewigkeit, daß sie nimmermehr irre werden konnte an seiner Liebe? Zweifel und Aengste peinigten sie wieder. Jetzt war er mit Marie allein, jetzt vielleicht küßte er sie, und sie küßte ihn wieder, wie sie selbst ihn küssen würde voll Leidenschaft und Glück. Ihre starren Augen sahen die beiden, gut geborgen im Dunkel der Nacht, eins den Nacken des andern umschlingend, und ihr irres Ohr hörte wirre Worte und Liebesgestammel. Und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Da kam ein alter Andreaszauber ihr in den Sinn, von dem sie gute Wirkungen wußte. Gewißheit wollte sie haben, noch in dieser Nacht, die voll Zauber war und wunderlicher Kräfte. Der gütigste der Heiligen würde ihr helfen. Mit fiebrischer Hast und bebenden Händen riß sie die Kleider vom Leibe, bis sie im Hemd mit nackten Füßen in der kalten Kammer stand. Ihr Herz klopfte in heller Aufregung gegen die Wände der Brust, sie spürte es bis in den Hals hinauf. Sie fühlte nicht die feuchte Kälte der Novembernacht und fürchtete nicht das gespenstische Dunkel. Mit leisen Füßen huschte sie die Treppe hinab in die Wohnstube. Einen Augenblick blieb die Bebende an den Pfosten gelehnt stehen. Das Licht flackerte im Luftzug, der durch die offen gebliebene Thür strich, hin und her und malte tanzende Riesenschatten an die rötlich bestrahlten Kalkwände. Eisige Schauer der Furcht überliefen den Leib der Erregten, ihre Hände zitterten, es sauste und brauste ihr in den

Ohren, als wären in der stillen Nacht tausend Geisterstimmen lebendig geworden. Endlich raffte sie sich auf und ging die wenigen Schritte nach vorn. Auf der Kommode am Fenster wußte sie eine zweite Kerze, die zündete sie an. Die zitternden Finger lösten das Hemdband am Halse und die Hülle fiel von ihren Schultern. Mit den Kerzen in den bebenden Händen trat sie vor den Spiegel am Mittelpfeiler; ihr angstblauen Lippen bewegten sich, aber kaum ein Laut drang aus der verschnürten Kehle. Endlich fügten die irren Laute sich zu Worten: „Ach herz . . . herzallerliebster Andreas mein . . . ich bitte dich, du wollest . . . wollest mir lassen erschein . . . den . . . den . . . Herzallerliebsten mein . . .!“

Aus dem Spiegel sah ihr eignes, geisterhaft bleiches Gesicht, starrten ihre eignen, entsetzten Augen sie an. Die schwankenden Kerzen überflackerten es mit rötlichem Licht und huschenden Schatten. Da tauchte im Glase aus dem rötlichen Dunkel hinter ihrem hellumstrahlten Kopfe ein weißer Schimmer auf, ihre Augen wurden groß und größer, sie starrte und starrte . . . in dem helleren Schimmer glühten zwei Augen auf . . . der Fleck wurde zum Gesicht, zu einem Gesicht, das sie kannte . . . und die braunen, lachenden Augen kannte sie . . . den bartüberbuschten Mund . . . und . . . und . . .

Die Leuchter fielen klirrend aus ihren Händen und mit gellem Aufschrei stürzte sie rücklings.

Aber zwei feste, starke Männerarme fingen die Bewußtlose auf und hielten sie . . . bis sie zu süßem, überseligem Glück erwachte. Irres Liebesgestammel . . . leidenschaftliche Küsse . . . selig schauernde Stille . . .

„Paul! . . . Paule! . . . Bist mer gutt?“

„Hede! . . . Du . . . du weßt nich wie!“

„Ach, du herzallerliebster Andreas mein!“

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Während die lebendigen Theater ihren Sommerschlaf angetreten haben, wurden theatergeschichtliche und theaterästhetische Fragen gerade in diesen letzten Wochen vielfach behandelt. Allgemeines über das Thema „Theatergeschichte“ stellt ein Aufsatz von Alfred Klaar zur Diskussion (N. W. Tagbl. 168), der es beklagt, daß wir im Grunde eine eigentliche Theatergeschichte überhaupt nicht besitzen. Wir haben, meint er, Geschichten des Dramas, wir haben Schauspielerbiographieen und Selbstbiographieen (um nicht zu sagen Selbstbespiegelungen), aber die Geschichte dieser und anderer Elemente des Theaters sei noch lange keine Geschichte des Theaters selbst, „dieses lebendigen Organismus, der seit Menschengedenken in ununterbrochener Wechselwirkung zu allen geistigen Strömungen des Volkslebens steht“. Noch nicht einmal den Grundriß, das nüchterne Datengerüst einer deutschen Theatergeschichte besitzen wir und sind damit im Rückstande gegen das achtzehnte Jahrhundert, das wenigstens Versuche dieser Art, wie Gottscheds „Nötigen Vorrat“ und Schmids „Chronologie des deutschen Theaters“ aufzuweisen hatte. Ja, wir haben nicht einmal aus den jüngsten Jahrzehnten eine einfache Chronologie der wichtigeren Erstaufführungen, geschweige denn eine Geschichte des deutschen Theaters. Die Ursachen dieses Mangels sucht Klaar (der übrigens allzu weit geht, wenn er behauptet, wir hätten „nicht einmal den Ansatz“ zu einer Theatergeschichte, denn wir besitzen bekanntlich eine ganze Anzahl von Geschichten einzelner Hof- und Stadttheater) hauptsächlich in der mangelnden Zentralisation des deutschen Theaterlebens, das entscheidende Blütezeiten bald in Leipzig, bald in Hamburg, bald in Mannheim, Weimar, Wien, Berlin, Düsseldorf u. s. w. erlebte; und dann in der Hast und Flüchtigkeit des Interesses, die gerade auf diesem Gebiet die Teilnahme ebenso rasch aufflackern wie erlöschen lasse. Und doch wäre eine umfassende, ernsthafte, auf das Wesen gehende Theatergeschichte nicht nur möglich, sondern auch ein erstrebenswertes Ziel. „Sie würde Reflexe auf das ganze Kulturleben, das politische, soziale und wirtschaftliche, werfen und zugleich eine ganz neue Anschauung von dem Verhältnis des umworbenen, verhätschelten und rasch vergessenen Theaterlebens zum ganzen Volkstum vermitteln . . . Aus einer solchen Geschichte wird zum ersten Male die ganze eigenartige Sonderstellung des deutschen Theaters, die in der Kulturwelt nicht ihres Gleichen findet, zu allgemeinem Bewußtsein kommen. Nur auf deutschem Boden, auf keinem anderen der Welt ist dem Theater von allem Anfang ständiger Bühnenhäuser an die Aufgabe zugewiesen worden, den Geistern, die sich daran hingeben, ein Weltlitteraturbild, das naturgemäß eine Spiegelung des Weltbildes ist, zu entrollen. Und wie die Weite der Bühnenmission ist ihre Tiefe in Deutschland seit jeher unvergleichlich. Unsere dramatische Blütezeit trat freilich später ein als die der anderen großen Kulturnationen. Aber die Auffassung vom Beruf der Bühnen war großartiger als bei allen anderen Völkern. Seit Lessings Traum von einem ‚Nationaltheater‘, seit Schillers ‚Schaubühne als moralische Anstalt‘ ist man in deutschen Landen nicht müde geworden, der Schaubühne die höchsten und weitesten Aufgaben, die sie methodisch zu erfüllen hat, zuzuerkennen. Und nur das Gebiet deutscher Zunge kannte und kennt Bühnen mit solchem Programm. Im Süden unserer Kulturwelt ist man bis heute über die Stagiones, die im Grunde doch nur Ueberfeinerungen der alten Art fahrender Truppen sind und sich in einem engen Kreis von Produktionen drehen, nicht hinausgekommen. England hat den größten Dramatiker der Welt, aber kein Theater von großem Bildungszuge hervorgebracht; es ist vielmehr die Schule aller verseichtenden Theatergewohnheiten geworden. Frankreich besaß am frühesten eine wohleingerichtete ständige Bühne, hat aber bis zu dem heutigen Tage kein Glück mit den Versuchen, ihrem Spielplane die Weltlitteratur zum Inhalt zu geben. Die jüngeren Kulturnationen können bei dieser Vergleichung gar nicht in Frage kommen. Erkennt man aber erst, wie isoliert das deutsche Gebiet mit seinem idealen Bühnenprogramm dasteht, so wird man auch mit einigem Schrecken wahrnehmen, daß gerade die deutschen Weltstädte dieser stolzen Tradition am wenigsten treu geblieben sind, sondern, angesteckt vom internationalen Erwerbsfieber der anderen Großstädte, das Zugstücktheater pflegen, in dem eine angebliche oder wirkliche Sehenswürdigkeit wie ein Schaustück des Panoptikums einem wechselnden Publikum von Einheimischen und Fremden gleichförmig dargeboten wird. Man wird sehen, daß gegenüber dieser Verarmung der Theater, ihrer Mission und ihrer geistigen Interessen zumeist nur die mittleren deutschen Städte an der ursprünglichen nationalen Sendung der Bühnen festhalten und daß nur im Anschluß an ihre rein erhaltene Ueberlieferung die höhere und weitere Bedeutung der Nationalbühne bewahrt werden kann.“

Der Artikel führt dann weiter aus, wie eine ernsthafte Theatergeschichte allein uns auch eine innere Geschichte der Schauspielkunst zu geben vermöge, und schließt mit einem empfehlenden Hinweis auf die in Berlin seit zwei Jahren bestehende, arbeitsame Gesellschaft für Theatergeschichte.

Auf Schillers eben erwähnte Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt greift auch eine kleine Studie über „Die Bedeutung des Theaters" von Willy Widmann (Stuttg. N. Tagbl. 143) mit einem größeren Zitat zurück, um dann weiterhin eine Anzahl anderer Aussprüche von Goethe, Lessing, Shakspere, Schlegel, Hebbel und unter den Zeitgenossen von Gottschall, v. Berger, Volkelt zum Beweise dafür anzuführen, wie hoch die kulturelle Bedeutung des Theaters von führenden oder doch sachkundigen Persönlichkeiten allezeit eingeschätzt wurde und noch wird. Und auf Schillers Aeußerungen beruft sich auch ein Unzufriedener im wiener „Vaterland" (162), der sich eine Philippika gegen „Das soziale Theater", will sagen gegen das Armeleutstück in der Art der „Weber" oder des „Nachtasyl" von Herzen schreibt. — Mehr dem theaterpädagogischen Gebiete gehört eine Studie Max Martersteigs über „Bühne und Sprache" an (W. Zeit 617), der die zweifellos durch das naturalistische Drama mitverschuldete, zunehmende Vernachlässigung des guten Sprechens bei unserer jetzigen Schauspielergeneration bitter beklagt.

Von speziell theatergeschichtlichen Beiträgen begegnen wir zunächst einem solchen „Zur Geschichte der londoner Bühne" (W. Fremdenbl. 167), der sich an das kürzlich in zweiter, neubearbeiteter Auflage erschienene Werk „History of the London Stage and its famous players 1576—1903" von H. Barton Baker anlehnt. Von besonderem Interesse sind die Schicksale des 1663 errichteten Drury Lane-Theaters, dessen erster weiblicher Star, die schöne Nell Gwynn, sich die Gunst Karls II. eroberte. Dreißig Jahre, von 1746 bis 1776, war Garrick Direktor und Mitbesitzer dieser Bühne, die unter ihm ihre Blütezeit erlebte; sein minder glücklicher Nachfolger wurde Sheridan, der Lustspieldichter. Eine kurze Blütezeit dankte das vielgeprüfte Theater dann noch vorübergehend den Erfolgen Edmund Keans in den Jahren 1814 bis 1819; erst in unserem Zeitalter brachte Sir Augustus Harris (seit 1879) Drury Lane wieder auf die Höhe, d. h. nur auf eine geschäftliche, denn neben seinen Pantomimen und Ausstattungsstücken kam die höhere Schauspielkunst wenig zur Geltung. — In diesem Zusammenhang bedarf auch eine große Untersuchung zur Text- und Quellengeschichte von Shaksperes „Hamlet" der Bemerkung, die Konrad Meier im „Dresd. Anzeiger" (Sonnt.-Beil. 11, 12, 13, 15, 17, 18, 20, 21, 22, 23) veröffentlicht. Ihr Umfang gestattet hier ein näheres Eingehen nicht: es handelt sich um das Verhältnis des uns bekannten „Hamlet" zu der angeblichen Ur-Fassung, die unter dem Titel „Hamlet oder der bestrafte Brudermord" in schlechter alter deutscher Uebersetzung erhalten ist, ferner um das Verhältnis der Dichtung zu ihrer Stoffquelle, sowie um das der verschiedenen vorliegenden gedruckten Texte zu einander u. a. m. — Eine theatergeschichtlich wichtige Publikation haben Daniel Jacoby und August Sauer kürzlich begonnen: sie geben (im Rahmen der sauerschen „Litteraturdenkmale") eine Reihe „Quellenschriften zur hamburgischen Dramaturgie" heraus, als deren erstes Heft das von Lessing so eingehend in seinem Verhältnis zu Shakspere kritisierte Trauerspiel „Richard III." von Christian Felix Weiße jüngst erschienen ist (Georg Ellinger: „Zu Lessings hamburgischer Dramaturgie", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 25). — „Zur Geschichte des breslauer Theaters" in den Jahren 1797 bis 1808 macht Prof. Dr. Ludwig Geiger in der „Bresl. Ztg." (442) eine Reihe von Mitteilungen nach Akten des preußischen Staatsarchivs. — Derselbe Forscher beginnt in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 26) mit einer Reihe von „Iffland-Studien" (teilweise nach dem von Josef Kürschner hinterlassenen, kürzlich in Leipzig versteigerten Briefmaterial), deren erste sich mit den Beziehungen Ifflands zu seinem berliner Amtsvorgänger Joh. Jakob Engel beschäftigt.

In die Aera dieser ifflandischen Direktion fiel die Aufführung von „Zacharias Werners Luther-Drama in Berlin", der an derselben Stelle (21, 22) Dr. Jonas Fränkel einen längeren Erinnerungsartikel nach zeitgenössischen Quellen widmet. Die Aufführung dieses Dramas („Die Weihe der Kraft") war das theatralische Ereignis des Frühjahrs 1806: mit Spannung und Sensation erwartet, erlebte es 15 Aufführungen vor ausverkauftem Hause binnen weniger Wochen. Dann wurde es abgesetzt infolge einer karnevalistischen Protestkundgebung der Offiziere vom Regiment Gensdarmes, ein Vorgang, den Fontane in seiner Novelle „Schach von Wuthenow" ausführlich und getreu geschildert hat. — Von einer ähnlich denkwürdigen Erstaufführung erzählt aus eigenem Erleben Hans Hopfen, dessen in der „N. Fr. Pr." erschienene Erinnerungen („Mein Wien", 14275, 14285, 14304) fast ausschließlich von Heinrich Laube und Friedrich Halm handeln. Des letzteren „Fechter von Ravenna" sollte nach einer lautgewordenen Beschuldigung ein Plagiat an dem Trauerspiel eines Schullehrers Bacherl aus Pfaffenhofen in Bayern sein, und als das Stück von Dingelstedt in München 1855 zur Aufführung gebracht wurde, bereitete ihm die akademische Jugend, die für ihren Landsmann Bacherl Partei nahm, einen furchtbaren Theaterskandal, über den schon Dingelstedt selber in seinen „Münchner Bilderbogen" vor fünfundzwanzig Jahren berichtet hat. Halm hätte unschwer die Sinnlosigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung nachweisen können: seiner vornehmen Natur widerstrebte es, auch nur ein Wort der Abwehr zu veröffentlichen. — Andere wiener Theatererinnerungen läßt ein Feuilleton von Adolf Wilbrandt („Wiener Erinnerungen", N. Fr. Pr. 14297) aufleben, der einen Besuch bei dem achtzigjährigen Grillparzer schildert und einiges Persönliche von Bauernfeld und besonders von Anzengruber erzählt. — Der eben erwähnte Name Friedrich Halms kehrt übrigens nochmals in einer Publikation Anton Schlossars wieder, der in der „N. Fr. Pr." (14281) eine Anzahl ungedruckter Briefe dieses Dichters an die ihm nahe befreundete Tragödin Julie Rettich — die erste „Griseldis" — zum Abdruck bringt. Sie stammen aus den Jahren 1854 bis 1856, sind aus Karlsbad nach München gerichtet und berühren verschiedentlich die oben gestreiften Schicksale des „Fechters von Ravenna".

* *

Briefpublikationen waren auch sonst mehrfach zu verzeichnen. Zunächst teilte der Kleistforscher Dr. S. Rahmer in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 26) mit, daß die Originale der von Koberstein 1860 herausgegebenen Briefe Heinrichs von Kleist an seine Schwester Ulrike nicht, wie man angenommen hatte, vernichtet sind, sondern im Archiv der Familie v. Schönfeld auf Werben bei Cottbus noch existieren. Diese für Kleists Lebensgeschichte wichtigen Schriftstücke hat Koberstein nur mit Auslassungen und mit den von Ulrike selbst noch vorgenommenen Streichungen veröffentlicht: Rahmer giebt die hauptsächlichsten dieser fehlenden Stellen hier erstmals wieder. — Ein teilweise noch ungedruckter Brief Nikolaus Lenaus an Hermann Marggraff, der dem bereits früher (Sp. 1336, 1388) erwähnten Funde des russischen Schriftstellers Sukennikow entstammt, wird von der „Voss. Ztg." (281) reproduziert. Er stammt aus dem Jahre 1839 und ist die Antwort auf ein Ersuchen Marggraffs um Datenmaterial für eine biographische Skizze. — Aus Briefen Hermanns von Gilm, die sich im Besitze der tiroler Dichterin Angelika von Hörmann befinden, entnimmt Moritz Necker (N. W. Tgbl. 150) eine Anzahl bezeichnender Stellen. Sie zeigen, daß der Ruf, den Gilm als Briefschreiber in engeren Kreisen genoß, wohlbegründet war. — Derselbe Kritiker berichtet an anderer Stelle (N. W. Tgbl. 167) über die merkwürdige Selbstbiographie des österreichischen

Bauers, Dichters und Volksmannes Franz Michael Felder (1839—1869), die Anton E. Schönbach soeben im Verlage des neubegründeten „Litterarischen Vereins“ in Wien herausgegeben hat. Seine Dorfgeschichten aus dem bregenzer Wald, dem er entstammte, wurden von Kennern den besten Werken Jeremias Gotthelfs, Auerbachs u. a. gleichgestellt. Sein bestes Buch aber ist nach übereinstimmenden Urteilen diese Selbstbiographie, die Necker mit Kellers „Grünem Heinrich“ in Vergleich stellt: sie umfaßt die Knaben- und Jünglingsjahre des früh der Schwindsucht erlegenen Poeten bis zum Jahre 1861. — Der „eigentliche“ Säkulartag von Johann Gabriel Seidls Geburt (neulich war es, wie Sp. 1276 erwähnt, nur eine unmotiviert frühe Vorfeier gewesen) brachte noch einige weitere Gedenkartikel zu den früher schon angemerkten hervor (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 25; Dr. K. Fuchs im Dt. Tagbl., Wien 170; Dr. H. Feigl, Dt. Volksbl. 5554). Leo Grünstein behandelt Seidl als Dialektdichter (N. Fr. Pr. 14 302), und anderwärts wird ein ungedruckter Brief von ihm an den Benediktiner und Dichter Michael Enk mitgeteilt (W. Abendp. 133). — Stark verspätet stellt sich noch ein Aufsatz Erich Petzets zum 100. Geburtstage (10. April) Otto Friedrich Gruppes ein (Magdeb. Ztg. 309; vgl. früher Sp. 1070). — Die 200. Auflage, die Scheffels „Ekkehard“ kürzlich, fast ein halbes Jahrhundert nach seiner Entstehung, erlebte, bot Anton Breitner den Anlaß zu einem Jubiläumsfeuilleton, in dem er u. a. ein noch wenig bekanntes ernstes Nachlaßgedicht, betitelt „Poetennot“, wiedergiebt (Oest. V.-Ztg. 140). Eine ausführliche Besprechung des heurigen Scheffeljahrbuches liefert Franz Christel in der wiener „Deutsch. Ztg.“ (11631). — Unter dem kühnen Titel „Scheffel-Erinnerungen“ bringt Gustav Adolf Müller, der glorreiche Entdecker der so rasch berühmt gewordenen „Schiller“-Charade im Wartburg-Fremdenbuch, mehrere wichtige Feststellungen zum Vorschein (N. Fr. Presse 14295). Zunächst veröffentlicht er eine eigenhändige (bisher ungedruckte!) Postkarte des Dichters vom 17. Februar 1876, die die Worte enthält: „Freundlichen Dank für die guten Wünsche zum 16. Februar. Scheffel,“ um daran zu beweisen, daß der Dichter einen Tag nach seinem 50. Geburtstage, an dem er geadelt wurde, sich des Adelsprädikats noch nicht bedient hat! Dagegen geht aus einer anderen, noch ungedruckten Postkarte ähnlichen Inhalts vom Mai desselben Jahres hervor, daß er „zuweilen“ auch Dr. von Scheffel unterzeichnete. An diese wertvolle und viele Zweifel beruhigende Ermittelung schließt Müller die Mitteilung eines sechszeiligen Spruches, den er irgendwo ohne Unterschrift aufgefunden hat, aber dem „Scheffel-Ton“ nach für ein Elaborat des Ekkehard-Dichters hält. Diese Vermutung wird ihm flugs zur „Gewißheit“, nachdem sowohl der Sohn des Dichters als Johannes Proelß, sein Biograph, erklärt haben, garnichts über die Herkunft und Autorschaft des Sprüchleins zu wissen. Authentisch dagegen ist ein achtzeiliges Widmungsgedichtchen, das Meister Josephus dereinst an die damals junge Dichterin Hermine von Preuschen in Karlsruhe gerichtet hat und das hier mitgeteilt wird. — Noch kurioser berührt ein unmittelbar auf diese „Scheffel-Erinnerungen“ folgender Beitrag von Prof. Anton Door (ebenda), der sich „Eduard Mörike und Theodor Kirchner“ betitelt. Die Beziehungen dieser beiden derart zusammengestellten Männer beschränken sich so ziemlich darauf, daß sie beide nicht Samuel mit Vornamen geheißen und beide nicht der französischen Deputiertenkammer angehört haben. Bekannt haben sie sich auch nicht, auch keine Briefe gewechselt, dagegen sind „beide nie recht ins Volk gedrungen“, und diesem einzigen tertium comparationis danken sie hier, der schwäbische Dichter und der sächsische Musikus, die Verkoppelung ihrer Namen. Im übrigen beschränkt sich der Artikel auf einige Zitate aus Storms „Erinnerungen an Mörike“ und auf die Skizzierung der bekannten Lebensdaten des im vorigen Jahre verstorbenen Komponisten. — Ein Landsmann und Berufsgenosse Mörikes war der vor sechs Jahren verstorbene württembergische Dekan Paul Lang, der hauptsächlich Novellen und Erzählungen aus Schwabens Vergangenheit geschrieben hat. Aus seinem noch ungesammelten dichterischen Nachlaß teilt Leopold Klotz in der heilbronner „Neckar-Ztg.“ (145) einige lyrische Stücke mit.

* *

Die zahlreichen Nekrologe, die das Hinscheiden Wilhelm Jordans hervorrief*), konnten nicht mehr irgendwelche neue Züge zu dem Bilde des Verstorbenen bringen, der schon so lange als abgeschlossene Persönlichkeit der Litteraturgeschichte angehörte. „Es hieße sich einer schönen Lüge schuldig machen,“ bemerkt Friedrich Düsel, „wollte man an dem offenen Grabe des spät Vollendeten etwa über einen für unser Kunst- und Kulturleben schmerzlichen oder gar unersetzlichen Verlust klagen; eine lebendige Kraft ist uns in ihm nicht genommen worden.“ Diese Ansicht klingt auch aus anderen Würdigungen des Toten heraus, die im übrigen mit Wärme die Bedeutung der Gesamtpersönlichkeit Jordans feiern, ohne sich freilich bis zur Höhe Karl von Thalers fortreißen zu lassen, der das Urteil fällt: „Seit Goethe hatte die deutsche Litteratur keinen Größeren als ihn.“ Nicht ohne Interesse ist die Parallele, die Paul Wittko zwischen Jordan und seinem ostpreußischen Landsmann Herder zieht. „Beide umfassen das Fremdartigste in ihrem Geiste, beide sind früh im Besitze großer Kenntnisse. Der Dichter und der Denker sind in beiden verschmolzen. Was Jean Paul von Herder sagte, läßt sich, ein wenig variiert, auch von Jordan sagen: daß er hellenische Ideenfrische mit germanischer Lebenswürde vereinigt. Als Dichter sind beide häufig nicht ganz originell, Herder weit weniger als Jordan, aber sie beide gestalten alles Fremde nach eigenem Geiste und sind selbst überall dichterisch. Das schöne Fremde in der Dichtung ziehen beide, wo sie es finden, hervor (Herder: hebräische Poesie, griechische Anthologie, Cid, Stimmen der Völker, Zoroaster, Ossian, Shakspere, — Jordan: lithauische Volkslieder, George Sand, Shakspere, Sophokles, Homer, Nibelunge, Edda). Als Denker sind beide im wesentlichen Eklektiker, sie fassen aber auch hier das Fremde eigentümlich auf. Als Christen lehnen sich beide frei gegen den Buchstaben auf und kämpfen gegen die starre Dogmatik aller Orthodoxen. Beide zeichnen sich durch höchste Beredsamkeit aus. Als Kritiker sind beide geistvoll, oft streng, selbst bitter. Ueberall zeigen sie eine seltene Fülle der Gedanken, eine seltene Größe der Weltanschauung und Tiefe der Bildung.“

Von lebenden Dichtern wurden Martin Greif (Max Wallberg, Pfälz. Presse, Kaiserslautern, 142) zu seinem 65. Geburtstag und Prinz Schönaich-Carolath (A. K. T. Tielo: „Der letzte Sänger der altdeutschen Romantik“, Rh.-Westf. Ztg. 547, 573) in besonderen Charakteristiken behandelt. — Ferdinand v. Saars in zweiter vermehrter Auflage erschienener Novellenband „Camera obscura“ rühmt ein Feuilleton des wiener „Fremdenblatts“ (160). — Ein paar liebens-

*) Frankf. Ztg. 176 (Otto Hörth), Frkf. Gen.-Anz. 148 (E. F.) und 149 (Rud. Presber), Der Tag 297 (Julius Hart), Berl. Tagebl. 319 (Paul Block), Deutsche Zeitung 149 (F. Düsel), Hannov. Courier 25060, 61 (Adalb. v. Hanstein), Deutsche Tageszeitg. 296 (Adalb. Huschke), Magdeb. Ztg. 320 (Karl Quenzel), Königsb. Allg. Ztg. 297 (Eugen Zabel), Bresl. Ztg. 445 (Dr. S.), Hamb. Corresp. 296 (ds.), Leipz. N. Nachr. 179 (Paul Wittko), N. Fr. Presse 14310 (K. v. Thaler), N. Wien. Tagbl. 178 (Moritz Necker), Reichswehr 3727 (F. T.), Die Zeit 626 (Rich. Specht), Dtsche. Tagbl. 175, Basl. Nachr. 173 (H. Stegemann), Graz. Tagespost 176, 178, Gießen. Anz. 148, 149 (P. Wittko), N. Tagbl., Stuttgart, 147 (I.—ch)., Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 77 (Alfred Semerau). — „Erinnerungen an Jordan“ von Dr. Ernst Wasserzieher (Kiel. Ztg. 22279); „Wilhelm Jordans Beziehungen zu Hebbel“ van Hans Franck (N. Hamb. Ztg. 298); „Zum Gedächtnis W. Jordans“ von Max Chap (mit einem ausführlichen interessanten Brief aus d. Jahre 1887; Tgl. Rundsch., U.-Beil. 149).

würdig-menschliche Züge fügt Eduard Goldbeck dem in jüngster Zeit so vielfach skizzierten Bilde Detlev v. Liliencrons*) ein („L. im Gehrock", Bresl. Ztg. 406). — Die erweiterte Neuauflage von Ludwig Fuldas Sinngedichten begrüßt ein Artikel von Alfred Klaar (Voss. Ztg. 277). — Julius Hart bespricht im „Tag" (247) Adolf Pauls Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch" (vgl. unten Sp. 1447 und 1461), den er bei aller Anerkennung des bedeutenden Willens doch als Kunstwerk im wesentlichen verfehlt findet. — Andere Feuilletons galten Tovotes Roman „Sonnemanns" (Paul Zschorlich, Leipz. Tageblatt 258), Max Albert Klausners „Gedichten der Bibel" (Germain, Frkf. Gen.-Anz. 150) und dem neuen Novellenband „Das weiße Tier" von Georg v. d. Gabelentz, mit dem sich nach der Ansicht Eugen Holzners („Unheimliche Geschichten", Pest. Lloyd 147) ein höchst beachtenswertes Erzählertalent in unsere Litteratur eingeführt hat.

* *

Die französische Litteratur war in dieser Berichtsperiode zufällig nur durch ihre westschweizerische Provinz vertreten. Zwei Beiträge beschäftigten sich mit Frau von Staël, der eine mit ihrem Verhältnis zu Napoleon (Prof. Eugen Pariselle; Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 22) im Anschluß an eine kürzlich bei Plon-Nourrit erschienene Schrift von Paul Gautier, die andere mit dem schon früher erwähnten Briefwechsel zwischen der genialen Tochter Neckers und ihrem schweizerischen Landsmann Heinrich Meister (S. Samosch, Nat.-Ztg. 382). — Von Eduard Rods neuestem Roman „Un Vainqueur", der die Schicksale eines minderjährigen italienischen Fabrikarbeiters in Frankreich anklagend behandelt, weiß J. V. Widmann (N. Fr. Pr. 14802) nur Gutes zu sagen. — Der Erfolg, den Walther Biolley in seiner westschweizerischen Heimat mit dem antialkoholistischen Tendenzdrama „L'Araignée" errungen hat, giebt Ed. Platzhoff-Lejeune den Anlaß, die litterarische Silhouette dieses Autors zu zeichnen (Basl. Nachr. 166), der auch vorher schon in dem Novellenband „Le grand Coupable" und dem Roman „L'Apaisement" den Kampf gegen den Alkohol geführt hat. — Zu registrieren bleiben noch kurze Essais über den in Mailand thätigen Dichter und Schriftsteller Enrico Corradini (W. Duschinsky, W. Abendp. 138), dem schon vor mehreren Jahren E. Gagliardi im „Litt. Echo" (II, Heft 19) einen eigenen Aufsatz gewidmet hat, über Anton Tschechow (Dr. Wilh. Mießner, Rh.-Westf. Ztg. 598), den jüngst verstorbenen serbisch-kroatischen Dichtersenior Zmoj Jovan Jovanović (Agram. Ztg. 140), sowie einige ausführliche Besprechungen von Ellen Keys neuem Essaiband „Ueber Liebe und Ehe" (Jul. Hart, Der Tag 279; Allg. Ztg., Beil. 143; Editha du Rieux, W. Fremdenblatt 174).

„Die Bakchen" [des Euripides, deutsch v. Hans v. Arnim]. Von Hermann Bahr (N. W. Tgbl. 173).

„Friedrich Hebbel als Tierfreund." Von Alfred Beetschen (Voss. Ztg. 299).

„Selbstankündigungen deutscher Schriftsteller in hamburger Journalen." Von Dr. Maximilian Kohn (N. Hamb. Ztg. 280). Es war im 18. Jahrhundert noch Sitte, daß die Autoren selbst ihre Werke in Journalen dem Publikum empfahlen. Einige Kuriosa dieser Art (Klopstock, Goeze, Campe, J. H. Voß, Bürger) werden hier mitgeteilt. Voß kündigt seine Odyssee-Uebersetzung an und beklagt sich bitter, daß er so wenig Subskribenten gefunden habe. „Ich sehe also nichts übrig, als daß ich ... das Papier, das ich schon seit einem Jahre gekauft habe, so gut ich kann, wiederverkaufe und meine Arbeit einschließe, bis sie gefordert wird."

„Diebstahl geistigen Eigentums." Von Prof. Max Dessoir (Der Tag 293). Beleuchtet den wissenschaftlichen Plagiatstreit zweier Professoren der Universität Münster vom Gesichtspunkt der Berufsmoral und der Psychologie zugunsten des Beschuldigten.

„Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich." [Bloeich.] Von Jonas Fraenkel. Vgl. Sp. 880.

„Johanna Schopenhauer und Goethe." Von Laura Frost (Die Propyläen, München, 71).

„Eine Schauspielerbiographie." [Houben, Devrient.] Von Dr. Rudolf Fürst (Berl. N. Nachr. 279).

„Die beiden Overbeck." Von Karl Theodor Gaedertz (Hamb. Corresp., Litt.-Beil. 12, 13). Christian Adolph Overbeck (1755—1821), der Vater des Malers Friedrich Overbeck, der in der Zeit der napoleonischen Kriege Bürgermeister von Lübeck war, hat sich auch als Lieder- und Odendichter, ferner als Uebersetzer Vergils sowie von Trauerspielen Corneilles und Racines bethätigt, für die er freilich trotz dem Interesse Ifflands, Schröders u. a. weder eine Bühne noch einen Verleger fand. Er war ein Studienfreund von Voß und der Begründer der seit 1789 bestehenden Litterarischen Gesellschaft, die sich nachmals „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" nannte. Von seinen Liedern lebt das bekannte „Komm, lieber Mai, und mache" noch heute fort.

„Ein Schubart-Fund." Von Ernst Holzer-Ulm (Allg. Ztg., Beil. 140, 141). Auf der stuttgarter Hofbibliothek befindet sich ein dicker Band mit bisher unbeachteten Liederkompositionen Schubarts.

„Das Volkslied in der Kaserne." Von Wilhelm Lobsien (Dtsch. Welt 38).

„Auf Goethes Wegen in Sesenheim." Von Elisabeth Mentzel (Frankf. Ztg. 168).

„Die Frauenbewegung im Lichte der Satire." Von Dr. Helene Münz (Wien. Allg. Ztg. 7878). Handelt kurz von Aristophanes „Frauenherrschaft" und Calderons „Spielt nicht mit der Liebe" und hauptsächlich von Molières einschlägigen Lustspielen. Die neuere Litteratur wird nicht berührt.

„Poetik." [Roetteken, I. Teil.] Von Chr. Pflaum (Allg. Ztg., Beil. 117).

„Ein Vorleser Friedrichs II." [Abbé de Prades.] Von Dr. Alfred Polack-Hamburg (Frkf. Ztg. 174).

„Logau redivivus." [Hartleben.] Von Eugen Schick (Tagesb., Brünn, 296).

„Theodor Storm und Gottfried Keller." Von Sigmund Schott (Allg. Ztg., Beil. 143). — „Der Briefwechsel zwischen Storm und Keller." Von Dr. Ernst Traumann (Münch. N. Nachr. 298).

*) Als Nachtrag zu unserer Liliencron-Biographie auf Sp. 1350 des vorigen Heftes sei hier noch die (uns nicht zugegangene) Liliencron-Festnummer der wiener „Zeit" vom 22. Mai registriert (mit Beiträgen von Bierbaum, Dehmel, Falke, Karl Hauptmann, Holz, Kerr, E. Key, G. Ockama-Knoop, Kranewitter, Lichtwark, H. Mann, Th. Mann, H. von Reder, Saar, Salus, Schönaich-Carolath, Schlaf, Schullern, Strobl, C. Viebig, K. Wolf). — Ferner, „Liliencrons sechzigster Geburtstag." Ein unvermeidliches Nachwort von Paul Zschorlich (Leipz. Tagbl., 5. Juni).

Echo der Zeitschriften

Die Posse.

Von **Otto Stoeßl** (Wien).

Wir sind wohl alle darüber einig, daß unser Schwank und unsere Posse von allen dramatischen Erzeugnissen am tiefsten stehen, zugleich aber, nach der Zahl ihrer Aufführungen, von der breiten Masse des Publikums am höchsten geschätzt werden. Die Wertung der wahren dramatischen Meisterwerke unserer Litteratur ist bei dieser Masse eine nur platonische; wenn man indes bloß jene Wertung, mit einiger Bitternis allerdings, aber notgedrungen, als praktische gelten läßt, die sich in materieller Opferfreudigkeit ausdrückt, so muß man bekennen, daß eben das Publikum für den Theaterbesuch sein Geld hergiebt, der ihm die „Unterhaltung" durch eine Posse verspricht. Für Kunstwerke des dramatischen Schaffens hat es eine mehr ideale Bewunderung, als halte es sich selbst nicht für würdig, dem Allerheiligsten zu nahen. Und darin liegt allerdings eine gewisse gerechte Selbsteinschätzung. Die Theaterleute schließen aus der Beliebtheit der Schwänke denn auch auf die Unentbehrlichkeit solcher „harmlosen" Erzeugnisse und wollen ohne sie nicht auskommen. Woher aber diese unleugbare Vorliebe für das Schlechteste und Gemeinste stamme,

und warum gerade Schwank und Posse nicht nur auf dem Gebiet der niedern Komik verweilen, was ihnen am Ende niemand ernstlich verübeln dürfte, nein, warum sie das Niedrig-Komische mit einer so außerordentlichen Albernheit, Geschmacklosigkeit, Erfindungsarmut, Reizlosigkeit und völligen Barbarei behandeln, das scheint nicht genau genug betrachtet zu werden. Denn die Erkenntnis von den Ursachen dieser Erscheinung könnte vielleicht einen Schluß auf den allgemeinen Stand unserer Schaubühne, auf ihre Stellung in der Gegenwart und Zukunft des deutschen Lebens ermöglichen.

Der Erfolg und mächtige Zulauf der Possen beweist zunächst unbedingt, daß sie auf einer breiten Basis des allgemeinen Empfindens beruhen, daß sie nicht bloß geschmacklos, schlecht, dumm sind, sondern — mag dies anzweifeln, wer es wagt —, daß sie wahr sind. Der Erfolg irgend eines Erzeugnisses auf welchem Gebiete der Produktion immer (im weitesten ökonomischen Sinne verstanden) beweist zwar wenig für seine Trefflichkeit, aber alles dafür, daß es einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam. Entsprach nun gerade das Schlechteste diesem wirklichen Bedürfnis am meisten, so muß man nicht so sehr das Produkt als das Bedürfnis näher ansehen. Das Theater giebt immer ein Bild des menschlichen Lebens in irgend einer individuellen, doch wieder typischen Besonderheit. Die Wirkung dieses Bildes ist wesentlich davon abhängig, daß es mit dem faktischen Zustande der Dinge, mit dem wirklichen Weltbilde übereinstimme, daß es in irgend einem Sinne wahr sei. So muß unsere Posse wahr sein, tief in der ganzen gegenwärtigen Lebensform begründet, sie muß allgemeinen Zuständen, Anschauungen, Gewohnheiten entsprechen, wenn sie zur Herrschaft einer anerkannten, sozusagen legitimen Notwendigkeit gelangen konnte.

Betrachten wir nun Milieu, Motive, Art ihrer Behandlung, Personen und Sitten der Posse und ihrer Darstellung eben auf diese Wahrheit hin.

Das Milieu: Im weitesten Sinne das Milieu des Bürgertums, wie denn unsere Schaubühne wohl noch für lange Zeit als die des Bürgertums schlechtweg bezeichnet werden kann. Das Bürgerhaus. Es ist immer charakterisiert durch eine typische, bei allen Schwänken wiederkehrende Dekoration: geschmacklose, überladene Möbel, jeder Raum zu allem möglichen eingerichtet, aber nicht etwa in bescheidener, den Verhältnissen angepaßter Dürftigkeit oder Dienlichkeit, sondern mit arroganter, unangenehmer Großthuerei. Portièren, Gipsfiguren, Makartbouquets, altdeutsche Schnitzereien, außen angeleimt, Stühle mit Ledernachahmung in Pappe, aufgeklebte Lehnen, überall der gleiche Dünkel, scheinen zu wollen, was man nicht ist, für einen einfachen Bürger eine historische Persönlichkeit vortäuschen zu wollen. In diesem Zimmer wird nicht eins oder das andere ehrlich gethan, sondern alles zugleich unehrlich. Hier ißt, badet, schläft man, macht Liebeserklärungen, empfängt Besuche, stolpert über Dinge, die stets im Wege stehen, findet Säuglinge in Schränken und ein kaltes Bad hinter einer spanischen Wand. Alle komischen Möglichkeiten leiten sich aus dem Schauplatze her, der nicht durch einen rückständigen Geschmack des Fundus, sondern durch den Stand des thatsächlichen Lebens auf der Bühne aufgerichtet wird.

Damit sind schon auch die anderen Bedingungen gegeben: Motive, Personen, Sitten. Allgemein gefaßt bleiben ja die Motive der derben Komik ungefähr gleich, so lange die Konfiguration des sozialen Lebens annähernd die gleiche bleibt. Erst in den Personen und Sitten, in der zeitlichen Kostümierung differenziert sich die heutige Posse. Mit beneidenswerter Beharrlichkeit zwingt man uns, daran zu glauben: unser Dasein ist von unangenehmen Schwiegermüttern, lebenslustigen Schwiegervätern, auf Abenteuer ausgehenden Provinzialen, von radebrechenden Fremdlingen, von Leuten mit Zungenfehlern, oder von Tauben, von hoffnungslos Ungeschickten, von taktlos Vordringlichen oder von Dumm-Schüchternen erfüllt. Die Posse der allgemeinen Lebensunfähigkeit, der herrschenden schlechten Erziehung, der üblichen geistigen Dürftigkeit, gemütlosen Schadenfreude, der Interesselosigkeit für Geistiges, übelangebrachter Sucht nach dem Versagten wird uns vorgespielt und findet den Beifall, den sie wegen ihrer inneren Begründung verdient. Dem Ungeeignetsten als dem wahrhaft zum Possenschicksal Verdammten wird denn auch der Prozeß gemacht, darin beruht ja auch der Sinn der Posse. Sie enthält eine komische Verurteilung, wie die Tragödie eine tragische. Die Auflehnung des Einzelnen gegen die Gesamtheit führt hier zum komischen, wie dort zum tragischen Ende. Nur daß in unserer Posse die siegende Gesamtheit keine innere Berechtigung bewahrt, das Ganze ist ein närrischer Kampf aller gegen alle. Zum Schlusse eröffnet eine mit wahrhafter Kupplergeschicklichkeit vorbereitete, durch alle künstlichen Hindernisse geschickt hindurchgelotste Verlobung möglichst vieler, möglichst komischer Paare die erfreuliche Aussicht auf den Fortbestand einer Possenmenschheit. In der Tragödie siegt der Held, trotzdem er untergeht. Dichter und Publikum sind darüber einig, daß es etwas Großes sei und etwas Nötiges, im Heldentum gegen alle zu stehen; gerade das Unterliegen des Helden setzt ökumenische Ziele durch. Die gemeine Menge wird gelehrt, das Ungemeine zu bewundern. In der Posse darf sie darüber vergnügt und beruhigt sein, daß das Gemeine nicht nur siegt, sondern Recht behält. Gerade jene Figuren, die in der Posse gar so arg mitgenommen werden, repräsentieren oft genug eine gewisse, zum komischen Untergang verurteilte Idealität: zerstreute Gelehrte, leicht erregte Träumer, schüchterne Jünglinge, schwärmerische Frauenzimmer u. dgl. Alle Effekte hängen an der üblichen Untauglichkeit der Menschen zum ruhigen, natürlich-sittlichen Zusammenleben. Beispiel: die Ungeschicklichkeit. Einer macht alles verkehrt, thut alles zur unrechten Zeit, aber aus innerer Unfähigkeit und tiefernster Ueberzeugung, platzt mit Lachen heraus, wo er schweigen und ernst bleiben sollte, richtet Bestellungen an die ungeeignetste Adresse, vergißt das Notwendige und achtet sorgfältig auf das Ueberflüssige, er hat zwar kein Sacktuch bei sich, aber etwa ein Mikroskop, in dem Uebereifer seines Berufs ist er zu wirklicher Ruhe und Freiheit des Lebens, zu einfacher Geselligkeit unfähig, sucht sie aber auf, statt sie zu meiden. Der Arzt macht alle Gesunden krank, der Advokat schwatzt Friedlichen Prozesse an den Hals, der Schuster redet von seinen Schuhen, der Dichter hat seine gesammelte Lyrik im Munde. Einer ißt schlecht, verschüttet alle Speisen, wirft alle Gläser um, benützt eine Serviette als Bademantel, ein Tischtuch als Bettdecke, ein Enthaarungsmittel als Pomade, er leidet unter den Launen seiner Perrücke und erscheint in wichtigen repräsentativen Momenten in Unterkleidern, einer stottert, und ein anderer kann nicht umhin, seinem Partner nachdrückliche Stöße in die Magengrube beizubringen, um ihn seines Wohlwollens handgreiflich zu versichern. Was hier unter allgemeinem Gelächter der Possenfigur begegnet, passiert morgen jedem aus dem verehrlichen Publico, das eine Kollektivpossenfigur darstellt. Daß die Ungeschicklichkeit, die Lebensunfähigkeit gar so innig belacht wird, beweist nicht, daß sie etwas Ungemeines, Außergewöhnliches ist, sondern bloß, daß man sie sich niemals wahrlich zu Herzen nimmt und eben als über eine allgemeine Eigenschaft über sie lacht, anstatt sie innerlich zu überwinden. In guter Gesellschaft würde die Ungeschicklichkeit des Einzelnen peinlich, nicht lächerlich empfunden, mit Stillschweigen oder tröstendem, nicht einmal spöttischem Lächeln abgethan, würde dem Ungeschickten zartfühlend darüber hinweggeholfen werden. Die Gesellschaft der Posse ist aber zugleich die Possengesellschaft des heutigen Durchschnittslebens. Der Witz der unbequemen, stets in Verlegenheit setzenden, hindernden Körperlichkeit, der oben auf der Szene belacht wird, ist im Leben die garnicht zureichend empfundene oder beschämt erkannte Unkultur des Körpers. Dem Deutschen fehlt vor allem jene sichere Zucht des Körpers, die vor Ungeschicklichkeit schützt.

Schon die Tracht thut das ihrige, den Mangel zu steigern; weder schön, noch zweckmäßig, wird sie zur Fessel. Nicht gegen die Mode werde geeifert, sondern gerade gegen die echt deutsche Neigung, sich über jene Zucht und allgemeine Konvention der Kleidung mit Individualitätsausreden hinwegzusetzen. Gerade die Mode zwingt zu einer gewissen Haltung, Sicherheit und Form, die nicht zu verachten sind, da man mit ihnen die innere Freiheit besser wahrt, als mit dem üblichen, zuchtlosen Sichgehenlassen, das den Verkehr so ungenießbar und bei Begegnung mit Menschen fremder Nation oft geradezu zu einem Anlaß der Verspottung des deutschen „Ungeschickten“ macht. Der Satz des Novalis, einem alten Griechen selbstverständlich, ist uns ein unmöglicher Traum: „Es giebt nur einen Tempel im Weltall, und das ist der Körper des Menschen. Nichts ist heiliger, als jene hohe Gestalt. Sich vor Menschen beugen ist eine dieser Offenbarung im Fleisch erwiesene Ehrfurcht. Wir berühren den Himmel, wenn wir unsere Hand auf einen menschlichen Körper legen.“ Wie sehen diese Tempel aus? Wer möchte sich vor diesen Menschen beugen?

Diesem falschen und zuchtlosen Aeußern entspricht eine völlige Zuchtlosigkeit der Instinkte, ja deren völlige Verkennung und Verkehrung. Man wiehert vor Vergnügen, wenn auf der Bühne die traditionellen Schwiegermütter als überflüssige Personen erscheinen, über deren baldiges, zu erhoffendes Ableben man die deutlichsten Anspielungen macht und deren immer noch nicht unterdrückte Weibgefühle ein Gegenstand des Hohns sind. Dieser Gesellschaft mit ihrer häßlichen Konvention, mit ihrer verlogenen und dreisten Gruppierung, mit ihren Vorurteilen, Schönheits-, Tugend-, Taktbegriffen entspricht völlig das Benehmen der Schauspieler, der Figuren auf der Schwankbühne. Ebensowenig wie es im Leben eine bestimmte, eingehaltene Tonhöhe des anständigen Sprechens giebt (kein Reglement, sondern eine freie, vornehme Konvention) oder bestimmte ungeschriebene, aber unwillkürlich eingehaltene Gesetze des Gehens, Stehens, Sitzens, eine gewisse Schule des körperlichen Verhaltens, eine unbedingt geforderte Herrschaft über den Leib, die die erste Bedingung zu einer wahren Schönheit ist und zu einer äußern Kultur der Nation führt, ebensowenig wie es einen allgemeinen Geschmack giebt, der gewisse Lügen des Mobiliars, des Hausbaues, der Surrogate und Imitationen genau so hart und unerbittlich als verächtlich empfindet, wie gewisse moralische Lügen der Gesellschaft, ebensowenig wie es ein Gesetz giebt: bade, turne täglich, wechsle deine Wäsche zur Zeit, benimm dich möglichst unauffällig, sicher, geschickt, ebensowenig giebt es überhaupt ein allgemeines ästhetisches und sittliches Bewußtsein. Das äußere Leben ist immer ein Gleichnis des inneren. Es besteht nun einmal keine allgemeine geistige Auffassung des Lebens, kein künstlerischer, sittlicher, materieller Konsens, durch den ein wahrhaftes Leben der Nation zu einer solch hohen Einheit erhoben würde, daß sie auch die Bühne unfehlbar steigern und reinigen müßte, die nur dem Dasein des Volkes antwortet. Eben nicht im Positiven, nicht in der Höhe, sondern nur in der Niedrigkeit und Unförmlichkeit des Lebens besteht leider ein Konsens, jener unsterbliche, traurige Konsens zur Gemeinheit, dessen tragischer Effekt unsere Posse ist. Ja, sie ist das unwillkürliche, darum nicht minder treue Bild unseres Lebens, dessen Sitten und Konventionen nicht aus Wahrheiten, sondern aus Lügen entstehen, die dann zu so komischen Situationen führen. Worin besteht denn der komische Effekt, wenn nicht darin, daß die Menschen auf der Szene das ernst nehmen, was niemand im Zuschauerraum ernst nimmt? Und doch wird auf der Szene nur das geübt, was im Leben allgemein ist. Ehen aus Lüge, Geldrücksichten, Spekulation erzeugen die albernsten Konsequenzen, gesundes Empfinden wird durch eine öde Begriffserziehung verfälscht und zurückgedrängt, der Rest ist Schein; Schablonen wandeln durch das Leben und sind auf der Bühne so lächerlich, weil sie sich anmaßen, als Menschen gelten zu wollen. Der Figur des „Backfischs“ entspricht in der Gesellschaft ein verbildetes, verkehrt erzogenes Geschöpf, dessen natürliche Anmut und holder Instinkt nur eben mit solcher Mühe über eine verfehlte Konvention siegt, daß das Wesen einer heranreifenden Wirklichkeit eben gerade komisch und grotesk rührend, statt ergreifend wirkt. Logisches, organisches, zwecksicheres Dasein ist uns fremd, darum ist auf der Bühne nichts logisch, organisch, zwecksicher, sondern eben alles gerade gut zum Gegenstand der Posse. Der vornehmere Geschmack, die echte Tradition ziehen sich ängstlich zurück, und die Parvenus wälzen sich über die Bühne, wie durch das Leben. Es wächst kein Gras mehr, wo sie über den Boden stampfen. So pöbeln auch die Schauspieler mit allerhellster Inbrunst und sind in ihrem Element. In der allgemeinen Würdelosigkeit, Roheit und Unmanier sind sie wie zu Hause. Die Männer schreien und gecken, quieken und zirpen. Ja, woher kommen sie denn? Eben aus den altdeutschen und Rokokostuben, wo jedes Möbel etwas vorstellen will, was es nicht ist. Wie wenige deutsche Schauspieler haben eine innere Tradition, den Halt einer alten, eingesessenen Familienkraft und Bedeutung. Meist stürmen die dringlichen, unbezwingbaren und wüsten Naturen mit ungedämpften und primitiven Impulsen, mit unerlesenen Masseninstinkten zum Theater; in dem rasch zu erwerbenden Ruhme liegt ein gewisser Anreiz für den Auftrieb gerade der kaum zur primitivsten Bildung befähigten Elemente. Nachahmungsvermögen und Lust, Anpassungsbedürfnis und Talent stehen an erster Stelle, bestimmter persönlicher Charakter, ausgesprochene Stammesart und Zucht, sichere Geschmackstradition und künstlerische Bildung, die im Blute liegt, die höheren Vorzüge treten zurück, ja werden allgemein nicht einmal als Bedingung schauspielerischer Größe gewürdigt. So wird denn getrost getobt, gebrüllt, kein Wort, kein Lachen klingt rein und natürlich-maßvoll, im komischen Affekt giebt es keinen inneren Halt, kein natürlich-würdiges Betragen. Die Schauspieler pusten einander ins Gesicht, strecken alle Vier von sich, fallen auf Stühle wie Mehlsäcke und sind von ihrer wahren oder eingebildeten vis comica (für den feineren Geschmack eine rechte vis vomica) besessen, statt sie zu beherrschen. Der Körper dominiert schrankenlos. Und darin scheint der Hauptreiz der Posse zu bestehen, daß dort oben der Mensch endlich einmal seiner Gemeinheit überlassen bleibt, „sich gehen lassen“ darf, was ebenso der Gegensatz zu „gehen“ ist, wie Tier der Gegensatz zu Mensch. Der Zuschauer fühlt sich wenigstens im Bilde von seiner Konvention befreit. Aber es ist eine gröbste Täuschung, denn die Posse bedeutet eine sehr laxe Revolution, bei der am Ende die Konvention glänzend wiederhergestellt wird. Ihre Freiheit ist nichts als primitive Ungezogenheit. Der heutige Mensch hat keine Erziehung zur Freiheit gehabt, die als die feinste und zarteste, als die subtilste Sache der Gesellschaft der sorgfältigsten Erziehung bedarf. So sind denn alle Leute höchst vergnügt, wenn die Schauspieler oben schreien, bellen, brüllen, wiehern, pusten, stottern, niesen, rülpsen, über Stühle fallen, auf Tischen ohnmächtig werden, einander im höchsten Wohlwollen Tritte in den Bauch versetzen. Das Publikum bejaht sich selbst durch sein Gelächter. Es wäre ein gerechter Anlaß, traurig zu sein.

In den französischen Schwänken giebt es allerdings eine geistvollere, weit methodischere Erfindung, freiere Auffassung des Lebens, geschicktere Wendungen des Dialogs und der Handlung, ja eine sozusagen psychologische Schablone, eine gewisse traditionelle Grazie der Motive, welche fast „Stimmung“ erzeugt. Gewiß giebt es dort eine feinere Kultur der Bühne, aus der man auf eine im gewissen Sinn reifere Kultur der Gesellschaft wird schließen dürfen. Aber die Art sexueller Auffassung, der theatralischen Konvention der Ehe, Liebe u. dgl. läßt immerhin tief blicken. Sind wir Deutschen die Possenfiguren eines unreifen Lebens, in dem jede Form erstarrt und zum Kerker des Empfindens wird, so wohnt

der Franzose allerdings mit häuslichem Behagen in seinen Gesellschaftsformen, er nützt sie graziös und heiter aus, beherrscht sie und erfüllt sie mit einem schlüpfrigen, abenteuerlustigen, dreisten, aber untiefen Leben. Nehmen wir in unserer Gründlichkeit Konvention und Lüge nur zu oft für bare Münze, so ist der Franzose wieder umso leichter geneigt, die Notwendigkeit und innere Begründung sozialer Formen zu verkennen und sich ihrer wie ein unmäßiger Herr ohne Verstand zu bedienen. Indem er sie leichten Herzens umgeht, giebt er ohne weiteres ihre sittliche Bedeutung preis, ohne eben genug sozial zu denken, etwa neue Formen zu suchen. Wozu auch, wenn die alten so bequem zu benutzen und zu verleugnen sind! So wird ihm die Ehe ein Institut zum Schutz, Schmuck und höheren Reiz des Ehebruchs. Haben wir unsere moralischen Vorurteile, so hat er seine unmoralischen. Eine furchtbare Satyriasis geht durch die romanische Kunst von heute, die ihren Lebenswert daran giebt über einer Geberde, einer Situation, einer Reminiszenz, einer Pointe. Aber selbst im vulgärsten Schwank bewahrt der Franzose den ganzen Zusammenhang mit seiner politischen und sozialen Welt. Giebt es den in unserer Posse? Man mag daraus auf die innere Bedeutung unserer politischen Formen schließen. Wir verlangen von jeder Kunstform Sinn und Inhalt, auch vom Schwank. Wir sind ja auch anmaßend genug, für unser Leben einen Inhalt zu ersehnen — unser Wunsch nach Glück —: wollen wir's dem Possendichter verdenken, wenn er seinem Machwerk keinen Inhalt geben konnte, da doch die weitaus größte Zahl unserer Menschen verlegen wäre, einen Inhalt für ihr Leben anzugeben? Sie sind eben Possenfiguren, und so ist ihr Dasein.

Schwank auf Schwank geht hoffnungslos vorüber und zeigt das Bild eines schwanken, leeren, dreisten Lebens, eines wüsten Tobens und Grinsens. Und so dumpf ist das allgemeine Wesen, daß sich darüber ein schallendes Gelächter statt eines ungeheuern Grauens erhebt. Wir haben immer das Leben, das wir wollen, und die Bühne, die wir verdienen. Wer die Kunst will, muß auch das wahre Leben wollen. Unser Publikum scheint aber bloß die Posse zu bejahen und ein Dasein gutzuheißen, das von der Posse grimassiert wird. Von Kunst ist nicht die Rede und auch vom wahren Leben nicht. Das große Drama wird als verehrungswert, aber langweilig empfunden. Es steht zur Seite, wie die wahren, großen Menschen, die keine Heimat haben in ihrem sehr geliebten Lande.

(Kunstwart)

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XIV, 3—11. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Poeten aus vieler Herren Ländern ist in den letzten Heften in Wort und Bild abkonterfeit worden. Von unseren östlichen Nachbarn sind es die Polen Maria Konopnicka (10) und Henryk Sienkiewicz (7), sowie der Russe A. Kuprin (4, Heinrich Harff), von den Bulgaren Petko Todoroff (7) und von den Magyaren Maurus Jókai (11, R. Bardi), deren Schaffen in kurzen Zügen skizziert wird. Durch Lyrik und prächtige Reiseschilderungen, neuerdings durch lebendige Novellen hat sich die zuerst genannte Polin, die jetzt ihr 25jähriges Dichterjubiläum feierte, einen Namen in ihrer Heimat erworben. Mit Erzählungen trat auch Kuprin, vor allem seit 1898, an die Oeffentlichkeit, sofort mit seiner ungewöhnlichen Frische und Kraft sich Freunde werbend. „Den Führer einer neuen romantisch-volkstümlichen Bewegung in der bulgarischen Novellistik" nennt Georg Adam seinen Freund Todoroff, dessen Werke er teilweise ins Deutsche übertragen hat. — Dem Nationaldichter Finlands, Johan Ludvig Runeberg, dessen hundertster Geburtstag in diesem Frühjahr wiederkehrte, widmet E. Kreowski (3) einen Gedenkartikel; nach Norwegen führen zwei Aufsätze von Emil Fog über Johan Bojer (10), einen Bauernsohn aus der Umgegend von Trondjhem, der letzthin mit der „Macht des Glaubens" eine bedeutende Talentprobe abgelegt hat, und über Alvilde Prydz (6), die gegenwärtig im Alter von 54 Jahren in Christiania lebt, eine stattliche Reihe von Romanen, Dramen und Novellen geschrieben hat und sich der lebhaften Sympathie Ibsens und Björnsons erfreut. — Im 8. Hefte skizziert Anna Brunnemann den Entwicklungsgang Thomas Hardys, eines „der wenigen englischen Dichter, die moralische und soziale Probleme auf eine kühne und eigenartige Weise zu gestalten wissen". — Von anderen englisch schreibenden Autoren sind Rudyard Kipling, der zugleich als Märchendichter und Zeichner gepriesen wird (4), sowie Israel Zangwill (8), der bekannte Schöpfer packender Kulturbilder aus dem amerikanischen Ghetto, zu nennen. — Anna Brunnemann charakterisiert sodann in demselben Hefte den Franzosen Paul Desjardins, den hochsinnigen Begründer der „Union pour l'action morale", dessen schriftstellerisches Schaffen mit seinen ethischen Tendenzen innig verquickt und verwandt sei. — Sie schildert ferner von seinen südlichen Landsleuten die Dichter der Provence und deren Heimat (11) und kommt im 9. Hefte aufgrund der „Soliloques du pauvre" von Jehan Rictus auf „Lieder aus dem pariser Elend" zu sprechen.

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 17. Auf prinzipielle Erörterungen über Zweck und Wesen des Dramas läßt sich Karl Borinski in einer Studie über „Die moderne Dramaturgie und — Lessing" ein. Im wesentlichen ist's eine Art Ehrenrettung des hamburgischen Dramaturgisten, ein kritisches Vademecum, das der münchener Privatdozent allen denen mit auf den Weg giebt, die Lessing für veraltet und seine Prinzipien als für die moderne Dramaturgie zum größten Teile unbrauchbar erklären. Nicht auf Lessings Worte, sondern auf seinen Geist komme es an, diesen Geist, der allein ein künstlerisches, freies, ein deutsches Theater geschaffen habe und mit dem es auch in Zukunft nur stehen oder fallen könne. Hoch über technische Voraussetzungen habe Lessing die große künstlerische Aufgabe des Dramatikers erhoben, die für den antiken wie für den modernen Dichter darin bestehe: „die seelische Uebereinstimmung des Zuschauers mit den dramatischen Personen herzustellen, das Spiel auf der Bühne zur Wirklichkeit im Innern des ergriffenen Publikums zu gestalten. Des wahrhaft ergriffenen! Nicht des künstlich stimulierten, des sensationell aufgeregten, des pervers gekitzelten und gepeitschten. Die modernen Theorieen, die den Vorgang auf der Bühne zu einem vivisektorischen Experiment am corpus vile der sozial Enterbten und psychisch Minderwertigen machen, die den Zuschauer im dramatischen Theater zu einer anatomischen und klinischen Vorstellung eines überlegen bebrillten Pseudo-Naturforschers einladen: die begegnen allerdings den unzweideutigen Protesten des hamburgischen Dramaturgisten, dem derlei Unfug — wenn auch in anspruchsloserer Form! — vor dem modernen schlesischen und nordischen Theater seinerzeit schon wohlbekannt war." Heut habe unser Theater bereits Beziehungen zu einer christlich-jesuitischen Dramaturgie, zu der des Schreckens und der Zerknirschung. Im Mittelpunkte stehe das that- und willenlose Leiden, das Martyrium. „Es ist dem vielberufenen, ‚germanischen Genius', mit dem man heute im Theater so gern Staat macht, aber auch nur Staat macht, d. h. dem thatfreudigen, aktiven, selbstbestimmten Geiste so entgegengesetzt, wie eben etwa ein Passionsspiel Goethes ‚Faust', wie ein indischer Fakir dem englischen Eroberer, wie der Landsmann Buddhas dem William Shakspere." All diese Ideen, gegen die Lessing nachdrücklich Front gemacht habe, seien von Schopenhauer und seinen Schülern als Danaergeschenk in unsere Kultur hineingebracht worden. „Noch mit keinem Philosophen ist, seitdem in der Welt philosophiert wird, soviel Pöbel mitgelaufen, wie mit diesem frankfurter Misanthropen und Geistesaristokraten. ‚Im Schatten seiner Denkart' wuchern seit Dezennien jene nicht mehr ausrottbaren Reinkulturen aller möglichen Sorten von Bakterien, die die litterarische Luft verpesten und namentlich unser Theater im allgemeinen zu einer Stätte gemacht haben, die der Kluge lieber meidet. Wenn heute die ‚große Kunst', mit wenig Witz und viel Behagen,

einem das Leben zu verekeln, sich mit dem höchsten Trumpf französischer Renaissance-Luxuskunst („l'art pour l'art!") decken zu können glaubt, wenn die philisterhafteste Inanspruchnahme des ‚Zufalls' als tiefe, ‚transscendentale' Erfassung von Leben und Schicksal gilt, wenn die ‚titanische' Selbstbespiegelung von Laffen und grünen Jungen, die tragische Erhebung von Tröpfen und Pinseln aufgrund des Gegenspiels von Gänsen und verdrehten Schrauben zur sozialen Kalamität geworden ist, so ist das alles, wenngleich in 0,001 prozentiger Verdünnung und dem obligaten harmonischen Ergänzungszusatz von Nietzsche — doch immer nur Schopenhauer!" Demgegenüber bleibt für Borinski Lessing Trumpf, und es liegt ihm daran, dessen klassisch ausgesprochene, im Prinzip bewährte Lehre neu aufzufrischen. — Dasselbe Heft enthält einen Aufsatz von Anton Lindner über Detlev von Liliencron, das 19. Heft einen Artikel von Adolf Winds über Otto Devrient als „Gedenkblatt zur zehnten Jährung seines Todestages". — Ebendort verfolgt Wilhelm Tappert die Geschichte der Gassenhauer vom „Armen Judas" des 15. Jahrhunderts bis zum „Kleinen Cohn" unserer Tage, beschränkt sich jedoch hauptsächlich auf die Gassenhauer der letzten sechzig Jahre.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Juni-Heft. Gleichsam als Vorstudie seiner demnächst erscheinenden Monographie über japanische Dichtung veröffentlicht Otto Hauser „Kultur- und Litteraturparallelen zwischen Japan und Mitteleuropa" und zeigt an einzelnen markanten Beispielen, wie, gleich der gesetzmäßigen Aufeinanderfolge verschiedener Vegetationsperioden, auch in der Kulturentwicklung zweier noch so entfernter Völkergruppen eine gleiche Entfaltung von gleichen Grundlagen aus zu konstatieren sei. Was z. B. Italien für Deutschland, sei China für Japan jahrhundertelang gewesen. Lateinisch war an deutschen Höfen, chinesisch am japanischen Hofe die Schrift- und Umgangssprache. Und bis auf den heutigen Tag gelten in Japan chinesisches Wissen viel, wie auch der Germane noch stets an griechisch-römischer Kultur hängt, die seinen Geist zur Entfaltung brachte. Im einzelnen divergieren natürlich diese Parallel-Wirkungen stark, ohne in den Hauptzügen freilich ungültig zu werden. Hauser geht hier auf die Entwicklung der neueren Litteratur in Japan und Mitteleuropa näher ein, hebt den Einschlag hervor, den philosophische und Religions-Formen ausgeübt haben, und kommt schließlich auf die direkten Berührungen zu sprechen, die zwischen diesen Völkern auf geistigem, speziell auf litterarischem Gebiete stattfanden. Seitdem sich in Japan — etwa seit 1880 — eine moderne Bewegung beobachten läßt, findet man eine ganze Reihe von europäischen Werken, Romane und Dramen, in Uebersetzung dort vor. Zwar sind es nicht unsere Modernen, etwa Maupassant, Zola, Huysmans, sondern Bulwer, Victor Hugo, Goethe und Shakspere, die dort Eingang fanden und zu der revolutionären Bewegung manches beitrugen. Diese moderne Bewegung hub in Japan selbst ebenso wie bei uns mit der Wiedergeburt der Lyrik und des Romans an. „Beide brachen mit der Konvention und redeten die Sprache der Wirklichkeit. Wie man in Europa auf die Realisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgriff, auf Balzac im Gegensatze zu Walter Scott, so inaugurierte Tsubo-uchi Yuzo eine neue japanische Romankunst auf der Grundlage des Realisten Schunsui im Gegensatze zu Bakin. Der Naturalismus, der auf den Realismus folgte, fand in Japan in Yamada seinen Hauptvertreter, und dieser näherte sich auch in seiner Sprache am meisten der Sprache des Umgangs. Die Reaktion blieb nicht aus. Wie man in Europa dann wieder, zumal in den rein litterarischen Kreisen, einen etwas preziösen Stil bevorzugte, in dem man ein Wiederaufleben des estilo culto des 17. Jahrhunderts sehen muß, so war es in Japan Okazi, der Yamada aus seiner ersten Stelle in die zweite zurückdrängte, indem er auf Saikaku, den japanischen Euphuisten des 17. Jahrhunderts, zurückging und für seine im Grunde genommen noch weit mehr realistischen Erzählungen dessen gezierte, blumenreiche Redeweise übernahm." — „Erinnerungen an Carl von Holtei" veröffentlicht, ebenfalls im Juni-Heft, Rudolf von Gottschall.

Preußische Jahrbücher. (Berlin.) 116, 2. Der Besprechung des jüngsten Romans der Clara Viebig schickt Max Lorenz einiges Allgemeine zur Analyse ihrer künstlerischen Persönlichkeit voraus, ohne zu verhehlen, daß es schwierig sei, die Grundlinien dieses Charakters mit ungefährer Richtigkeit zu ziehen und die Elemente ihrer Natur aufzufinden. Betrachte man z. B. die vier großen Hauptwerke Clara Viebigs, so sei es wunderbar, wie ein einziger Mensch so entgegengesetzte Verhältnisse bis ins Innerste hinein mitfühlend erfassen und mit lebensvollster Anschaulichkeit zur Darstellung bringen könne. Clara Viebig vergewaltige die Dinge keineswegs durch die Subjektivität ihrer Persönlichkeit, sondern lasse mit der Schöpferkraft eines objektiven Geistes die Dinge lebendig werden und in ihrer Sprache reden. Den Westen und den Osten des Reiches, die Millionenstadt in der Mitte und die kleine Welt der entlegenen Dörfer habe sie lebendig werden und in der heimischen Sprache zu uns reden lassen. „Mutter Erde, die deutsche Mutter Erde, ist Mensch geworden und hat die Gestalt dieser Dichterin angenommen. Das Mütterliche — das scheint mir der fundamentale Wesenszug in Clara Viebigs künstlerischer Individualität zu sein. Mutter Erde ist Mensch geworden — das scheint mir die Formel zu sein, mit deren Hilfe der Organismus der Dichterin dem kritisch-analytischen Verständnis zu erschließen ist." Von diesem leitenden Gesichtspunkt aus erkläre sich mancherlei. „Man hat gegen die Dichterin den Vorwurf erhoben, daß sie dem Gebiet des Geschlechtlichen zu viel Raum gewähre und sich darauf gar zu frei bewege. Aber es handelt sich bei ihr — aus dem Grundzug des Mütterlichen heraus — ausschließlich um eine Sinnenfreudigkeit, die zur Fruchtbarkeit drängt, niemals jedoch um jene Sinnenlust, die das Gebiet der Erotik ausmacht. Wie Mutter Erde Bäume und Früchte aus ihrem Schoße treibt, so voll starker und reiner Natur ist die Sinnenfreude, die uns aus den Werken der Viebig warm entgegenstrahlt." Aus jenem Grundzug erkläre sich auch, warum sie niemals die Menschen an und für sich schildere. „Sie giebt die Landschaft und schildert die Menschen darin, als ob diese jener Kinder wären. Stets schildert sie bevölkerte Landschaft . . ." Und schließlich sei aus dem Wesenszug des Mütterlichen auch die Objektivität zu erklären, die all den Werken dieser Dichterin zu Eigen ist. Clara Viebig stehe der Richtung eines subjektivistischen Feminismus (Gabriele Reuter, Emmy v. Egidy, Maria Janitschek) weltenfern. „Das Mütterliche ist bei ihr Gegenstand der Befruchtung, und die Subjektivität des persönlichen Willens kommt dabei innerhalb natürlicher Verhältnisse nicht in Betracht." — Dasselbe Heft enthält einen Essai von Alma v. Hartmann über Ralph Waldo Emerson und das jüngste Heft (116, 3) eine Abhandlung von Otto Pfleiderer über „Kant und Herder in ihrer Bedeutung für die Gegenwart". — Mit philosophischen Fragen beschäftigen sich auch die Aufsätze von Leopold Ziegler über „Die philosophische und religiöse Bedeutung des Meisters Eckehart" (115, 3) und von Bruno Bauch „Ueber Goethes philosophische Weltanschauung" (115, 3). — Ebendort nennt Ernst Roiffs „Luthers Humor ein Stück seiner Religion" und begründet diesen Titelsatz näher. — Erwähnt sei noch ein Aufsatz von Ernst Consentius über „Friedrich den Großen und die Zeitungs-Zensur" (115, 7).

Süddeutsche Monatshefte. (München.) I, 6. Wenn Felix Weingartner einem längeren Zeitschriftenaufsatz den Untertitel „Ein künstlerisches Erlebnis" giebt, mag man mit Fug und Recht vermuten, daß es sich da um einen Musiker handelt, von dessen tiefer Einwirkung er beredtes Zeugnis ablegt. Indessen ist es dieses Mal ein veritabler Dichter, dem Weingartner mit allem

Temperament Freunde wirbt. Es ist ein Dichter, den er noch im Dunkel wähnt, ein Poet, „der eine beträchtliche Anzahl Werke von allerhöchstem Werte geschaffen, beinahe das sechzigste Jahr erreicht hat, dessen Name aber nicht nur im großen Publikum, sondern auch, mit Ausnahme etwa seines engeren Vaterlandes, der Schweiz, in Kreisen, die in der zeitgenössischen Litteratur gut Bescheid wissen, fast unbekannt (?) ist“. Dieser „unbekannte“ Dichter heißt Carl Spitteler, über dessen „Olympischen Frühling“ in diesen Blättern schon manch herzlich-zustimmendes Urteil verzeichnet werden konnte und dem die in begreiflicher Entdeckerfreudigkeit etwas superlativisch ausgefallene Empfehlung des Musikers Weingartner trotzdem nur nützen kann. Weingartner kommt zunächst auch auf jenes Epos zu sprechen, dessen Gestalten ihm voller Größe, Wahrhaftigkeit und in einer von aller Konvention freien Plastik gezeichnet erscheinen. Nur in griechischem Milieu seien solche Gestalten denkbar. „Zwar merkt man in zahlreichen Bildern und Vorgängen, daß Spitteler Schweizer ist und zu deutlichster Anschaulichkeit von dem angeregt worden ist, was ihn am nächsten und häufigsten umgab. Er gleicht hierin jenen naiven Malern, die, ohne Rücksicht auf das Historische, Römer und Judäer im Kostüm der damaligen Gegenwart und in der Umgebung ihres Wohnorts darstellten. Aber über diesen Fluhen und Matten, die Spitteler uns schildert, auf diesen Gipfeln und Schroffen weht die dunstlose Luft des Südens, liegen die Farben, der Glanz und die unvergleichliche Perspektive der meerumspülten klassischen Eilande. Dies ergiebt Stimmungen von ungewöhnlicher Leuchtkraft.“ Weder ein historischer, noch ein tendenziöser, weder ein archaistischer noch moderner, weder ein idealistischer noch ein realistischer — sondern ein naiver Dichter sei Spitteler, der uns schlicht erzähle, was in seiner Phantasie lebt und webt. „Da giebt es kein Kostüm und keine Richtung, keine Predigt und keine Volksaufklärung, mit einem Wort keine von all den Krücken, die so mancher Dichter zur Aufrichtung seiner Schöpfungen bedarf, sondern alles lebt durch sich selbst und ist aus sich selbst verständlich.“ Der „Olympische Frühling“ sei das Schönste, „Prometheus und Epimetheus“ aber das Tiefste und Größte, was Spitteler geschaffen habe. Zum Vergleich zieht hier Weingartner Nietzsches Zarathustra heran, weil Nietzsche den vor 30 Jahren erschienenen „Prometheus“ gekannt und starken Einfluß von ihm erfahren habe. Verwandtes und weit Voneinanderstrebendes stecke überhaupt in beiden Dichtern. „Nietzsches Gestalten sind keine Lebewesen, sondern körperlose, mit dem Schein der Persönlichkeit ausgestattete Begriffe — Spittelers Buch strotzt hingegen von Anschaulichkeit. Nichts ist unglaubhaft, trotz der realen Außerweltlichkeit, und plastische Bilder, Vorgänge von tiefstem Stimmungsgehalt und Szenen von geradezu niederschmetternder Dramatik giebt uns der Dichter auch noch dort, wo seine Phantasie in den transzendentalen Fernen der Metaphysik schweift. Nietzsche ist scheinbarer, Spitteler wirklicher Dichter.“ — Im Junihefte findet sich außerdem die Fortsetzung der von Robert Vischer veröffentlichten „Briefe aus Italien“, die sein Vater 1839 schrieb. — Das Juliheft (7) enthält Ungedrucktes „Aus Adolf Pichlers Tagebüchern“ und, das Litterargeschichtliche streifend, eine „Legende“ von Marie Eugenie delle Grazie „Die Sonette des Petrarca“.

Wartburgstimmen. (Eisenach.) II, 5, 6. Um für gewisse romantische Züge der Gegenwart das richtige Verständnis anzubahnen und zugleich auch die Möglichkeit zu ihrer Ueberwindung zu bieten, beleuchten die beiden Junihefte das Wesen und die Wirkungen der älteren Romantik nach den verschiedensten Seiten. W. v. Schnehen untersucht „die Romantik in der Religion“ und sieht eine Wiederkehr derselben Vorgänge, die vor hundert Jahren eine politisch-religiöse Reaktion im Gefolge hatten. Auf der einen Seite blühe mächtig der Spiritismus, auf der anderen drohe katholische Orthodoxie. Kurt Mey spürt dem Romantischen in der Musik, Waldner-Mettenheim der Romantik in der Architektur nach, und Hermann Krüger empfiehlt, zwischen „Romantik und Moderomantik“, zwischen echter und unechter Poesie zu unterscheiden. — Eine Erinnerung an Bettina von Arnim bilden die kurzen, mit B. unterzeichneten Notizen eines Verstorbenen, die im gleichen Hefte (5) zum Abdruck gelangen. Es handelt sich da um einen Besuch, den der Verfasser als Student im Februar 1847 Bettina abstattete und den er in knappen, aber das lebendige, von einem Punkt zum andern springende Gespräch treu wiedergebenden Zügen schildert. „Bleiben Sie nur natürlich und werden Sie nicht langweilig,“ das war die Lebensweisheit, die Bettina dem ihr von Carriere empfohlenen Besucher mit auf den Weg gab. — Im 6. Hefte beendet Max Dreßler seine im zweiten Maiheft begonnene Studie über Hegel und Goethe, O. Kiefer betrachtet „Eine Pädagogik zur Zeit der Romantik“ — gemeint ist Jean Pauls Levana — und folgert daraus, daß die Romantiker wenig Neigung und Talent zeigten, auf pädagogischem Gebiete irgendwie Positives zu geben. Er vergleicht jenes Werk des großen Humoristen mit einem Buche unserer Tage, mit Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes“. So stark auch dieses Buch von jenem beeinflußt worden sei, so sei es wie jenes aus einem glühenden Herzen geboren. „Beide sind trotz ihrer Ueberschwenglichkeiten durchaus ernst zu nehmen, beide wären ohne Rousseau nicht möglich. Ihren wahren Wert haben beide jedoch nur in den Teilen, die sich auch wirklich mit der Praxis irgendwie vereinigen lassen.“ — Daß Novalis jetzt wieder zu den Lebenden gehört, schreibt Alma von Hartmann in einer Studie über diesen Dichterphilosophen zumeist dem Einflusse Carlyles und Maeterlincks zu. Sie hätten auf ihn zuerst wieder mit Nachdruck hingewiesen und seien beachtet worden, wie denn Aeußerungen des Auslandes noch immer einen unberechenbaren Einfluß auf unsere Litteraturentwicklung ausübten. — Den Geist der romantischen Reaktion im 19. Jahrhundert charakterisiert dann noch in der gleichen Nummer Karl Bleibtreu, und Paul von Schmidt setzt seine Studie über „Das deutsche Nationalbewußtsein im Spiegel des Volksliedes“ fort.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Heft 573. Das künstlerische und geistige Wachstum Shakesperes darzustellen und es an den Lebensfragen, die ihn im Laufe der Jahrzehnte beschäftigt haben, auf seinen Gehalt zu prüfen, versucht Wolfgang Kirchbach in einer kurzen Studie über „Shakspere's Entwicklung“. Er beginnt mit einer Analyse und kritischen Würdigung des „Titus Andronicus“, jenes Jugendwerkes, und läßt die sechsunddreißig Dramen, zu einzelnen Gruppen mit charakteristischen Merkmalen zusammengefaßt, Revue passieren. Gewissermaßen als Vorschule des Dichters erscheinen ihm die ersten neun Werke, vom „Titus Andronicus“ bis zu „Der Liebe Müh' umsonst“. Bis dahin sei Shakspere in der Hauptsache doch noch Schuldichter, allerdings der geistreichste seiner Zeit, bewundert von den gelehrten und halbgelehrten Kritikern und Dichtern wegen dieser seiner schulpoetischen Eigenschaften. „Der eigentliche Shakspere aber in den Eigenschaften seines Geistes, in denen er nun anfing, über die Poesie vergangener Zeitalter weg in eine neue poetische Art zu schreiten, die sogar gegenüber den großen Dichtungen des Griechentums neue Momente der Seelenkunde, der ethischen Betrachtung, der Charakteristik erschloß, scheint erst zwischen dem achtundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre des Dichters sich herauszuarbeiten.“ Es ist die Epoche, in der die falsche Jugendrhetorik überwunden wird, die zweite und mittlere Schaffensreihe, die, vom „Romeo“ bis zu „Coriolan“ reichend, dreizehn Dramen umfaßt. In eine neue, vollständig veränderte Geisteswelt strebe aus dieser Periode heraus der „Hamlet“, der zusammen mit „Macbeth“, „Othello“, „Lear“, „Antonius und Cleopatra“ eine dritte Stufe bezeichne, eine Schaffenszeit, in der die großen Grundfragen der ethischen Existenz der Menschheit als solche aufgeworfen

seien. Zu den Elementarmächten des Lebens, zu Gerechtigkeit, Gewissen, Ehetreue, Liebeswert und Liebesunwert und zuletzt zu reinem Menschentum habe Shakspere gewissermaßen prinzipiell Stellung genommen. Dieser ganze Entwicklungsgang des Briten habe etwas Ueberraschendes, Folgerichtiges und Natürliches. „Niemand wird die Stadien und Phasen verkennen, die das shakspereische Schaffen und Geistesleben durchgemacht hat, noch sie für ein zufälliges Durcheinanderschaffen eines reichen Kopfes ansehen. Sondern William Shakspere aus Stratford ... hat von wilden, ja plumpen Jugendanfängen an sich stetig und allmählich zu immer Höherem gesteigert, hat an seiner Künstlerschaft, seiner allgemeinen Lebensauffassung gearbeitet wie selten ein Mensch. Er steigerte seine einzige Charakterisierungskunst bis zuletzt immer mehr, und er schloß ab mit einer Lebensstimmung rührendster Daseinsversöhnung — ausgesprochen in drei Werken mindestens —, die nach aller Kritik des Menschentums und seiner Potenzen einen guten Glauben an dieses Menschentum ins frühe stille Grab mitnahm." — Eine bisher unbekannte Biographie Wilhelms von Humboldt, die Varnhagen von Ense niederschrieb, veröffentlicht aus dem varnhagenschen Nachlaß in der königlichen Bibliothek zu Berlin, zugleich mit dem ersten, in manchen Punkten wesentlich abweichenden Entwurf und mit verschiedenen Varianten, Maximilian Blumenthal („Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen von Ense").

„Dramaturgische Skizzen." Von Th. Achelis (Die Wage, Wien; VII, 25). Nimmt Bezug auf das Buch von M. Lex: „Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist."

„Ueber Hugo von Hofmannsthal." Von R. P. Baumfeldt (Das litterar. Deutsch-Oesterreich, Wien; IV, 6).

„Fritz Mauthner." Von Karl Gruber (Erwinia, Straßburg i. E.; XI, 9).

„Die Erfindung der Schrift." Von Wilhelm Lotz (Velhagen & Klasings Monatshefte, Berlin; Juliheft).

„Kritische Blicke ins Land der Kunst." Von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. (Gottesminne, Münster; II, 6).

„Dr. Karl Landsteiner." Litterarisch-biographische Studie von Therese Rak (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 10). Landsteiner, geb. 1835 im Niederösterreichischen, trat in Wien in den Piaristenorden, wurde 1860 zum Priester geweiht, ward Lehrer in Krems und Wien, dann Propst in Nikolsburg und 1900 päpstlicher Hausprälat. Er veröffentlichte eine Reihe von Romanen, daneben auch Lyrisches und Dramatisches.

„Der Kaufmann bei Ibsen." Von Ludwig Singer (Kaufmännische Zeitschrift, Wien; XXX, 10, 11).

„Irdische und himmlische Liebe." Eine Studie über zwei Dichtungen [Maeterlincks „Schwester Beatrix" und Gottfried Kellers „Sieben Legenden"]. Von Marie Stринz (Die Frau, Berlin; XI, 10). „Der Gegensatz beider Dichter könnte gar nicht größer sein: dort Schuld und Laster, hier reine in Prüfung geläuterte Liebe; dort Verzweiflung und Tod, hier die tiefe Ruhe eines ausgefüllten Lebens; dort die himmlische Gnade des einzig Versöhnenden, hier die Verklärung der Frauenliebe im Leben selbst. Und wo der Belgier die Töne weihevollen Ernstes braucht, darf der Deutsche die Glanzlichter seines verklärenden Humors spielen lassen. Wo jener ringt in Zwiespalt und Sehnsucht, steht dieser fest in erquickender Ganzheit."

„Detlev von Liliencron." Von Georg Süß (Erwinia, Straßburg; XI, 9).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

George Sand und kein Ende! Der auf den 5. Juli fallende hundertste Geburtstag der berühmten Romandichterin wurde schon zum voraus in ausgiebiger Weise gefeiert. Die beste Feier wäre freilich, daß ihre zahllosen Romane aufs neue mit großem Eifer gekauft und gelesen würden, aber bis jetzt hat die Vorfeier in diesem Punkte noch nicht viel geleistet. Der Verleger der gesamten Werke, Calmann-Lévy, hat sich nur zu einer illustrierten Luxusausgabe der „Petite Fadette" aufgeschwungen, und im übrigen macht er immer noch mit den Romanen des Vaters Dumas, die er, wie die der Sand, zu einem Franken den Band verkauft, wohl zehnmal mehr Geschäfte. Als wichtigstes neues Dokument ist nun endlich die vollständige Korrespondenz zwischen George Sand und Alfred de Musset erschienen, aber nicht in Paris, sondern in Brüssel und zwar aus gutem Grunde. Die hochbetagte Schwester Mussets, Frau Lardin, hatte sich von jeher beharrlich geweigert, den Erben der Frau Sand zu gestatten, alle Briefe ihres Bruders an diese zu veröffentlichen. Dagegen ergriff sie gerne jeden Anlaß, um aus diesen Briefen solche Stellen mitzuteilen, die für Frau Sand ungünstig waren und ihre These unterstützten, wonach Musset von der älteren Kollegin förmlich verführt, entführt und, als er in Venedig erkrankte, schamlos betrogen und verlassen worden wäre. Auf den Rat des Advokaten Décori entschloß sich endlich Aucante, der alte Freund und litterarische Testamentsvollstrecker der Sand, zur Veröffentlichung in Brüssel, von wo das Buch natürlich sofort nach Paris kam. Frau Lardin hat zwar öffentlich protestiert, aber sich der gerichtlichen Schritte in Brüssel oder Paris einstweilen noch enthalten. Aus den bisher unbekannten Briefen Mussets geht nun hervor, daß sein Liebesverhältnis mit George Sand schon in die Brüche gegangen war, als sich diese dem italienischen Arzte Pagello in die Arme warf, daß Musset das neue Verhältnis genau kannte und dennoch die freundschaftlichen Gefühle für Pagello in seinen Briefen aussprach. Er riet selbst dem jungen Arzte, Frau Sand nach Paris zu begleiten. Dort wurde dieser freilich bald für die Sand zu einer Quelle der Verlegenheiten und erhielt nun seinerseits allen Grund, auf Musset, mit dem sich diese wieder ausgesöhnt hatte, eifersüchtig zu sein. Frau Sand geht also annähernd gerechtfertigt aus dem Handel hervor. Mehr als romantisch bleibt es immerhin, daß sie ihre beiden Kinder, die sie ihrem Gatten entrissen hatte, in Paris in Pension gab, um dem um sechs Jahre jüngeren, noch von seiner Mutter abhängigen Dichter nach Venedig zu folgen.

Die Société des Gens de Lettres hat vor drei Jahren, um der alten Akademie Konkurrenz zu machen, einen Poesiepreis gestiftet, der nicht bereits veröffentlichte Gedichte belohnt, sondern begabten Anfängern die Mittel zur Veröffentlichung und zur Weiterarbeit verschaffen soll. Die beiden ersten Preisträger hießen Emile Michelet und Charles Dumas, und es bleibt noch abzuwarten, ob sie oder die Litteratur einen wirklichen Gewinn davongetragen haben. Der dritte Jahrespreis machte in diesen Tagen etwas mehr Aufsehen, weil er einer dreißigjährigen Dichterin namens Marthe Dupuy zufiel, deren Lebenslauf einiges Interesse bietet. Sie ist die Tochter eines frühverstorbenen Bildhauers von Blois, lernte erst mit zehn Jahren lesen und schreiben und erwarb sich bloß die Bildung, die zum Eintritt in den Telegraphendienst nötig ist. Dennoch sind ihre Gedichte nicht nur sehr korrekt in der Form, sondern auch ziemlich gelehrten Inhalts. Die Dichterin hat sich autodidaktisch an den Poesieen und an den Uebersetzungen antiker Dichtwerke von Leconte de Lisle herangebildet und ist so zu einer direkten Erbin des Theokrit geworden, der ihrem Geschmacke am meisten zusagte.

In der „Revue de Paris" vom 1. Juni versucht sich der Dichter André Rivoire mit Glück in der litterarischen Kritik, indem er die Laufbahn und die Werke Marcel Prévosts einer gründlichen, aber vielleicht doch etwas zu wohlwollenden Analyse unterwirft. Bezeichnend für pariser Verhältnisse ist, daß ein neues Theaterstück Prévosts den Anlaß zu dieser Studie gegeben hat, obschon dieses seinen Namen („La plus Faible") in jeder Hinsicht verdient und hinter den meisten Romanen

Prévosts zurücksteht. — Einige Aufzeichnungen, die George Sand in den Tagen des Staatsstreichs vom 1. bis 6. Dezember 1851 machte, eröffnen die Nummer des 15. Juni. Als Freundin der hervorragendsten Republikaner floh Frau Sand damals von Paris in ihre Heimat Nohant im Berry und blieb unbehelligt. Eine schwärmerische Verehrung für den französischen Landmann spricht aus diesen Zeilen, wie aus ihren bekannten ländlichen Romanen. — „La Revue" (Revue des Revues) brachte am 1. Juni zwei neue Briefe Tolstois, worin er seinen Gottesglauben nach eigenem Studium der Evangelien verteidigt und die russische Orthodoxie ablehnt. — Das Heft vom 15. Juni enthält eine bemerkenswerte Studie des Advokaten Louis Forest über das Monopol der dramatischen Autoren. Er weist nach, daß deren Verein mit der Zeit zu einer wahren Tyrannei sowohl gegenüber den Anfängern der Dramaturgie als gegenüber den Theaterdirektoren gelangt sei. Der vielgeschmähte Trust, den zwei pariser Direktoren versuchten, sei nur ein schwacher Anlauf gegen diese Uebermacht.

René Doumic bespricht in der „Revue des deux Mondes" vom 15. Juni die litterarische Bedeutung der George Sand und kommt zu dem unerwarteten Schlusse, daß nicht sowohl die romantische Uebertreibung der Verwicklungen, als die Länge und Plattheit gewisser realistischer Schilderungen den Erfolg ihrer einst so beliebten Romane verkürzt habe. — Im „Correspondant" vom 10. und 25. Mai bespricht Ch. M. des Granges sehr gewissenhaft, aber ohne Wohlwollen „Les Conventions du théâtre naturaliste", die nach ihm ebensowenig der Natur entsprechen, als die Voraussetzungen des klassischen oder romantischen Dramas. — In der „Grande Revue" vom 15. Mai erhebt Henry Bordeaux gegen Pierre Loti die Anklage, daß er durch seine erkünstelte „sensibilité" in Frankreich ganz falsche Begriffe über Japan verbreitet habe. In der folgenden Nummer vom 15. Juni gelangt Johannès Gros in einer Studie über die Kritik und die Kritiker zu dem herben Schlußwort: „Die Kritik ist gestorben in der kommerziellen Krise des (pariser) Journalismus." — In der „Nouvelle Revue" vom 15. Mai macht Bernard Germa den gewagten Versuch, den vorklassischen Schäferroman „L'Astrée" von Honoré d'Urfé als psychologischen Roman zu „retten". — Die „Renaissance Latine" bringt in der Monatsnummer vom 15. Juni eine bemerkenswerte Studie über den Dichter und Romancier Henri de Régnier von Albert Emile Sorel. — In der Mainummer des „Mercure de France" beklagt Paul Souchon die Engherzigkeit der „Comédie Française", weil sie das hinterlassene Versdrama Théodore de Banvilles, „Florise", nicht angenommen hat. Die Juninummer bringt neue Briefe von Chateaubriand, die mehr für den Diplomaten, als für den Schriftsteller charakteristisch sind. — Léon Bocquet analysiert im „Ermitage" (Mai) den Charakter des Satirikers Paul-Louis Courier und findet in ihm selbst alle die Fehler, die er andern vorwarf. — Den bemerkenswerten neuen Roman „Un Vainqueur" (vgl. oben Sp. 1427) nimmt Ernest-Charles zum Anlasse, um in der „Revue Bleue" vom 25. Juni den „sozialen Pessimismus von Edouard Rod" zu besprechen.

Eine neue Zeitschrift, die sechsmal im Jahre erscheinen soll, hat Léon Séché unter dem Titel „Les Annales Romantiques" gegründet. Die erste Nummer (Juni-Juli) enthält eine gute Studie über Sainte-Beuve und Port-Royal vom Herausgeber, die wenig bekannte Liebesgeschichte des Philosophen Cousin und der Schriftstellerin Louise Colet von Félix Chambon, eine Studie über Barbey d'Aurevilly von Maurice Souriau und einen Artikel über die Hundertjahresfeier der George Sand von F. de la Rouxière.

Paris. *Felix Vogt.*

Westschweizerischer Brief.

Das wichtigste Ereignis des verflossenen Vierteljahres ist zweifellos die am 6. Juni in der Aula der genfer Hochschule erfolgte Gründung einer Rousseau-Gesellschaft unter dem Präsidium von Prof. Bernard Bouvier und Eugène Ritter und mit sofortigem Beitritt von etwa 150 Litterarhistorikern und Gelehrten aller Länder. Zweck der Gesellschaft ist die Gründung eines Rousseauarchivs in einem besonderen Saal der genfer öffentlichen Bibliothek, die Herausgabe eines regelmäßig erscheinenden Bulletins und einer kritischen Rousseau-Ausgabe, sowie die Pflege aller das Andenken Rousseaus verewigenden Stätten und Denkmäler. Der jährliche Beitrag von zwölf (oder der einmalige von hundert) Franken ist an Herrn Maurice Trembley in Genf, Petit-Saconnex, zu senden. — Die auf den 26. Juni angesetzte, auf der Petersinsel im Bielersee stattgefundene Feier der Enthüllung der houdonschen Rousseaubüste, der die „Société d'émulation jurassienne" von Neuenstadt-Neuveville einen populären Charakter verlieh, nahm einen würdigen und schönen Verlauf. (Vgl. die Broschüre von Arnold Rossel: Rousseau et l'Ile St. Pierre, Moutier: bei Triget und Froidevaux.)

An Theaterneuigkeiten hat die Berichtsperiode nur Kleinigkeiten gebracht, was im Sommer nichts Erstaunliches hat. Zwei kleine Dramen, „Abnégation" von André Vierne und „La Résurrection de Perrin Dandin" von Marcel Guinand, dem Verfasser der hier früher erwähnten „Légende d'Anniviers", hatten im großen genfer Stadttheater einen bescheidenen Achtungserfolg. Da alle guten Dinge drei sind, ist von den dritten Stücken der beiden Verfasser, zum mindesten inbezug auf dramatische Technik, wohl noch besseres zu erwarten. — In Grandcour bei Payerne (Waadt) ging am 29. Mai ein lokalhistorisches Stück in Szene, das nach bekannten Vorbildern, von dem magister loci verfaßt, komponiert und dekoriert, die übrigens interessante Geschichte des uralten Dorfes der zahlreich erschienenen und beifällig gestimmten Bevölkerung des Orts und der Umgebung in einzelnen Episoden vorsetzte. — Auch das siebente Narzissenfest in Montreux (28./29. Mai) hatte diesmal litterarische Prätentionen und flocht in die üblichen Kinderballette und Blumenspiele die Dramatisierung der Legende vom „Scex que pliau" (der regnende Fels), die Alfred Cérésole in seiner wertvollen Sammlung „Légendes des Alpes vaudoises" (Lausanne, Payot) so hübsch erzählt.

Die Vortragschronik verzeichnet eine Plauderei des neuen Akademikers René Bazin in Fribourg und Bern über „Les Compagnes de la Vie" und einen ersten, glücklichen Versuch öffentlicher Rede von unserer beliebten Volks- und Frauenschriftstellerin T. Combe (Adèle Huguenin) in verschiedenen Städten des schweizerischen Westens über die Themata „Ce que Femme peut, Jeunes Filles utiles".

In einer lesenswerten Broschüre (Lausanne, Bridel) giebt Pierre Bovet, Professor der Philosophie an der neuenburger Hochschule, einen trefflichen Ueberblick über das Denken und Schaffen seines frühgeschiedenen Vorgängers Ernest Murisier, des Verfassers einer vielbesprochenen Untersuchung über „Les Maladies du Sentiment religieux (Paris, Alcan). — Der vom 4. bis 8. September 1904 in Genf tagende zweite internationale Philosophenkongreß (der erste, nicht zu verwechseln mit den Psychologenkongressen, fand im Weltausstellungsjahre in Paris statt) verspricht, nach den angemeldeten Vorträgen und Mitteilungen zu schließen, große Dimensionen anzunehmen. Das Comité bedauert jedoch die bis jetzt verhältnismäßig geringe Beteiligung des deutschsprechenden Kontingents.

Eine feine Aufmerksamkeit haben einige genfer Litteraturfreunde dem englischen bekannten Romanschriftsteller Stanley J. Weyman durch Uebersendung einer künstlerisch ausgeführten Dankadresse erwiesen. Weyman hatte nämlich in einem seiner letzten, „The long Night" betitelten und in über 100 000 Exemplaren

verbreiteten Roman die von den Genfern heute noch enthusiastisch gefeierte Episode der „Escalade“ (abgeschlagener Nachtüberfall der savoyischen Truppen im Dezember 1602) behandelt.

Aeußere Hindernisse hatten uns abgehalten, in den letzten Berichten den zum Teil sehr interessanten Aufsätzen der altehrwürdigen „Bibliothèque Universelle“ (Lausanne, Bridel, 12 monatliche Hefte von 225 Seiten) einige Bemerkungen zu widmen; wir greifen also bis zum Anfang des laufenden 109. Jahrgangs zurück. Ihn eröffnet Käthe Schirmacher mit einer dreißig Seiten langen Studie über Jörn Uhl, „Le roman du jour en Allemagne“, die leider drei Jahre zu spät kommt (Januar- und Februarheft). Es ist interessant, zu beobachten, wie die danziger Schriftstellerin sich bemüht, das Buch vom französischen Standpunkt aus zu betrachten, und wie sie in tadellosem Französisch, aber mit Beibehaltung des schweren deutschen Satzbaus ihre persönlichen Eindrücke von Buch und Verfasser mitteilt; man hat die größte Lust, sie ins Deutsche zurück zu übersetzen. — Louis Léger (Januar) schildert in einer Fortsetzung seiner „Souvenirs d'un slavophile“ diesmal „Quelques types de détraqués et d'aventuriers“, während Michel Delines die Eindrücke des Sohnes Tolstoi über „La Suède et les Suédois“ (Januar und Februar) zusammenfaßt. Durch das Februar-, März-, April- und Maiheft zieht sich der von Philippe Godet veröffentlichte Briefwechsel Juste und Karoline Oliviers mit Ste.-Beuve, die den von Léon Séché in der „Revue des deux mondes“ (1903, 15. Oktober, 1. und 15. November) veröffentlichten Briefen Ste. Beuves an Olivier entsprechen. Das Interesse, das diese Briefe bieten, rechtfertigt wohl den Wunsch, sie der Nachwelt nicht nur in den Zeitschriften zweier Länder getrennt, sondern in einem Bande gesammelt und chronologisch eingeordnet zu bieten. — Im Februar- und Märzheft studiert Paul Stapfer noch „Kunst und Materie bei Anatole France“, während René Morax ein Märchen „La Tisseuse d'orties“ bringt, das demnächst in einer deutschen Zeitschrift erscheinen und im Aprilheft von einem anderen Märchen „Le miroir de Blancheneige“ abgelöst wird. Das Juniheft stellt neben eine Untersuchung Edouard Rods über die politischen Ideen Benjamin Constants (gelegentlich des Buches von Lauris über „B. C. et les idées libérales“ [Perrin]) eine Uebersetzung des Gottfried Kellerschen „Meretlein“, die die Reihe der Keller-Uebersetzungen dieses Blattes in würdiger Weise fortsetzt. Die anderen Aufsätze, die Monatschroniken aus Paris, Berlin, London, New York, Petersburg, Zürich ausgenommen, beschäftigen sich nur beiläufig mit litterarischen Dingen. Ein Roman „Réparation“ von Eugénie Pradez läuft vom November 1902 bis zum Mai 1904; wir erwarten sein Erscheinen in Buchform.

In der „Semaine Littéraire“ (Genf) schildert Louis Gillet das Schaffen des „Straßenmalers“ Th. A. Steinlen (534 bis 535) und Edouard Bauty (542) dasjenige des gleichzeitig mit Lenbach verstorbenen Daniel Vierge. Samuel Cornut stellt Betrachtungen über den „Dresdener Pantagruel“ an und vergleicht die charakteristischen Varianten der dresdener Ausgabe von 1533 (phototypiert von L. Dorez und P. P. Plan) mit derjenigen von 1542 (Ausgabe von Pierre Janet, bei Margon und Flammarion). M. Millioud entwirft eine gute Skizze der Weltanschauung Herbert Spencers (540/41), und Albert Schinz fordert zur fleißigeren Benutzung der schweizerischen Landesbibliothek in Bern auf (543), die er nach amerikanischen Vorbildern in Einzelheiten reorganisiert sehen möchte. Sie ist an Helveticis von 1848 bis zur Gegenwart besonders reich, während die früheren Helvetica in der luzerner Bürgerbibliothek verwaltet werden. Antoine Guilland erzählt (542) Stanleys Leben und Wirken. E. de Boccard unternimmt es als erster (539), einen biographisch-kritischen Aufsatz über den talentvollen neuenburger Dichter William Ritter, den Verfasser von „Leurs Lys et leurs Roses, Fillette slovaque (Mercure de France-Verlag) u. s. w. zu schreiben, der um seiner ultramodernen Richtung bei den wenigen Landsleuten, die ihn kennen, verpönt und bei der Mehrzahl durch seine lange Abwesenheit im Auslande ganz unbekannt geblieben ist. Virgile Rossel versucht sich mit Glück (543) in drei Nachdichtungen aus Wilhelm Buschs „Zu guter Letzt“. Der Gleiche bespricht in der „Tribune Libre“ (22) ganz flüchtig die Studie Louis Moreis über „Clavijo en France et en Allemagne“ und daneben sehr eingehend und lobend Fernand Baldenspergers „Goethe en France“ (Hachette).

Einen von vielen nicht hoch genug angeschlagenen Verlust hat die litterarische Schweiz durch den Tod des in Paris lebenden, in Lugano Anfang April achtundvierzigjährig verstorbenen Neuenburgers Henri Jacottet erlitten. Obwohl er es nie zu einem sein ganzes Wissen und seine reiche Begabung völlig spiegelnden Werke gebracht hat, sind wir ihm für seine gedankenvollen Gedichte „Pensées d'Automne“ (Paris, Fischbacher, 1903), sein Buch über „Les Grands Fleuves de France“ (Hachette), seine pariser Korrespondenzen in unseren Blättern, seine gründlichen Studien über englische Litteratur und vor allem für sein eifriges Drängen auf eine größere geistige Einheit der Schweiz und eine engere Fühlung unter ihren Geistesarbeitern zu großem Danke verpflichtet. Er gehört zu jenen, die nicht als Namen noch als „Männer eines Buches“ fortleben, sondern deren Lebensleistung als ein fruchtbringendes Saatkorn im Aehrenfelde der Weltentwicklung ungekannt, aber thätig verschwindet.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Patzkoff-Lejeune.*

Amerikanischer Brief.

Erfreulich ist es, hin und wieder in amerikanischen Magazinen Beiträgen zu begegnen, die sich mit neueren Erscheinungen der deutschen Litteratur befassen. Es sind ihrer nicht allzuviele, und sie lassen meistens an Qualität zu wünschen übrig. Bezugnehmend auf ein Referat über Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates“, das in der Märznummer erschienen, schreibt Lionel Strachey in der Juninummer der „Lamp“ über neue deutsche Dramen realistischer und romantischer Gattung und macht darauf aufmerksam, daß jeder der vier hervorragendsten deutschen Dramatiker innerhalb des letzten Jahres ein für seine Art bezeichnendes Werk veröffentlicht habe: Sudermann das oben erwähnte Drama, Halbe den „Strom“, Hauptmann „Rose Berndt“ und Fulda „Novella d'Andrea“. Strachey findet einen rhapsodischen Idealisten wie den alten Hartmeyer ebenso unwahrscheinlich wie den unmenschlich edlen August Keil, das Bild außergewöhnlichen Elends im „Strom“ übertrieben und den Schluß des fuldaschen Stückes den ersten Akten gegenüber zu modern. Obgleich alle vier Werke verschiedene realistische Merkmale zeigten, sehe man doch ein bedenkliches Hinneigen zum Imaginären, Phantastischen, Uebertriebenen und Unwahrscheinlichen, kurz: in manchen wesentlichen Elementen seien die Dramen alle romantisch. Ein interessanter Beitrag ist J. M. Bullochs londoner Brief, der die englische Theaterzensur beleuchtet; ferner James Huneкers Besprechung der neuen Essais von Arthur Symons.

Im „Bookman“ schreibt Ezra S. Brudno über den nationalen amerikanischen Roman. Die Zivilisation sei der Volkstümlichkeit nicht günstig; von europäischen Nationen habe daher Rußland allein einen wirklich nationalen Roman, insofern er Probleme behandele, die in keinem anderen Lande zu den brennenden Fragen gehören. Die Interessen Amerikas z. B. seien allgemein gültige, menschliche, ein nationaler Roman im engeren Sinne daher garnicht denkbar.

Nachträglich sei eines Referats über das Lebensbild Sebastian Hensels gedacht, das in der Mainummer der „Dial“ in Chicago erschien und Dr. James Taft Hatfield von der Northwestern University zum Verfasser hat.

Drei Bände kurzer Erzählungen gehören zu den hervorragendsten Novitäten der Belletristik. Thomas Nelson Page bietet in „Bred in the Bone“ einen Novellenstrauß typisch südstaatlichen Charakters, voll echtem Lokalkolorit, unverkennbar virginischem Erdgeruch, wofür schon der Titel bezeichnend ist. Reminiscenzen sind auf diesem Stoffgebiet unvermeidlich; man begegnet Typen, die einem bekannt vorkommen, ohne daß man sie sofort zu identifizieren vermöchte. Old Jabe, der in seinen Heiratsexperimenten mit Heinrich VIII. und Blaubart wetteifert, „Mam Lyddy“, mit deren Eintritt in den graenischen Haushalt die guten alten Zeiten wiederkehren, Richter Hampton und Colonel Drayton und andere Helden und Heldinnen dieser gemüt- und humorvollen Erzählungen sind vertraute Gestalten.

Jack Londons neues Buch „The Faith of Men“ spielt in dem fernen Nordwesten, dessen Kipling er geworden ist. Denn er teilt mit diesem die robuste Lebensanschauung, den markigen Realismus, den unfehlbaren Scharfblick für ethnologische Momente. Was ihn von Kipling unterscheidet, ist der Sarkasmus, mit dem er, der Sozialist, bestehende gesellschaftliche Einrichtungen beleuchtet. Die eiserstarrte Welt jenseits der Grenzen unserer Kultur ist Londons Welt; inmitten der Kulturmüden oder Geldgierigen oder Abenteuersüchtigen, die vor einem Jahrzehnt dorthin gezogen, inmitten der Indianer, Eskimos und Mischlinge hat er gelebt, ihr Leben in all seiner Rauheit und Roheit mit ihnen geteilt — und sich dabei gefunden, den Künstler in sich entdeckt. Eine vollkommene Auslösung von Form und Inhalt findet bei ihm statt. Das Unwahrscheinlichste wird bei ihm nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich; so die „Relic of the Pliocene“ und „A Hyperborean Brew“. „Batard“ ist eine Tierstudie, die als Seitenstück zu seinem Hunderoman „The Call of the Wild“ gelten kann. Zur Zeit ist er als Korrespondent einer newyorker Zeitung auf dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz, und man kann dem Buche, in dem er die dort gesammelten Eindrücke niederlegen wird, mit Spannung entgegensehen.

Mrs. Wharton ist mit „The Descent of Man“ zur Novellette zurückgekehrt und erreicht eine staunenswerte Virtuosität in der Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, mit der sie außergewöhnliche Situationen darstellt. Den Höhepunkt dieses ihres ureigensten Könnens bildet die Geschichte der Theegesellschaft „The Other Two“, bei der die zwei Exgatten einer Dame mit dem Gatten Nr. 3 zusammentreffen und über die Zukunft der Tochter von Nr. 1 beraten, die ein Mündel von Nr. 3 ist. In der künstlerischen Gestaltung dieses Trilemma zeigt Mrs. Wharton eine Meisterschaft, die sie den größten Künstlern der Novelle gleichstellt. Aus solchen ungewöhnlichen Zufälligkeiten setzt sich manches Leben zusammen, und Mrs. Wharton ist eine der scharfsinnigsten Beobachterinnen und glänzendsten Schilderinnen dieses Lebens. Ihr Stil ist stellenweise zu brillant, zu epigrammatisch. Aber es ist vielleicht das ethische Element in ihrer Persönlichkeit, das sich gern in Epigrammen äußert. Denn wer etwa an ihrem sittlichen Ernst zweifeln sollte, den belehrt die erste Novelle des Bandes eines besseren.

Ein Nachklang der verschiedenen Herderfeiern, die am 18. Dezember v. J. stattgefunden haben, ist der eben in Broschürenform veröffentlichte Vortrag von Dr. Charles J. Little, Präsident des Garrett Biblical Institute in Evanston. Dr. Little sagt darin, daß Herder die Idee anticipiert, die in den letzten Jahrzehnten geherrscht — die historische Auffassung der Natur, des Lebens, der Menschheit — die überwältigende Idee der Evolution. — Die Northwestern-Universität in Evanston (Rektor: Edmund J. James), die sich durch besondere Pflege der deutschen Sprache und Litteratur auszeichnet, kündigt die Gründung eines „American Institute of Germanics“ an.

Die Gründung einer freien Bühne, die das moderne Drama weiteren Volksschichten näher bringen soll, ist neuerdings in Anregung gebracht worden und wird in einer demnächst stattfindenden öffentlichen Versammlung der Oeffentlichkeit unterbreitet werden. Unter den zur Aufführung in Aussicht genommenen Novitäten befindet sich der zweite Teil von „Ueber unsere Kraft“. Eine vielversprechende Nachricht ist die, daß Mrs. Fiske im nächsten Jahre eine ständige Gesellschaft organisieren und mit ihr eine Reihe ibsenscher Dramen, u. a. „Rosmersholm“, zur Aufführung bringen wird, sowie Maeterlincks „Monna Vanna“.

New York. *A. von Ende.*

Norwegischer Brief.

Knut Hamsun, dessen letzte Arbeit „Dronning Tamara“ einen äußerlich starken, in künstlerischer Beziehung aber vielfach umstrittenen Erfolg erzielte, hat sich wieder auf das rein lyrische Gebiet zurückgezogen. Seine jüngste Gabe, „Det wilde Kor“ („Das wilde Corps“) enthält eine Auslese älterer und neuer Gedichte, von denen einzelnes schon bei früheren Gelegenheiten der Oeffentlichkeit mitgeteilt wurde, in dem vorliegenden Rahmen jedoch zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen worden ist. Insgesamt umfaßt die Sammlung ungefähr fünfzig neue Poeme, in denen tiefe Naturschilderungen, leidenschaftdurchwebte Stimmungsbilder und erotische Ergüsse sich zu einer glitzernden Gemmenkette aneinander reihen. Hamsuns Leichtigkeit in der Beherrschung der gebundenen Sprache tritt hier wieder mit gleicher Ursprünglichkeit und Frische zu Tage wie in den besten Leistungen seiner lyrischen Sturmperiode, nicht minder der mächtige, zu Zeiten bis zur ungestümen Gewalt gesteigerte Grundakkord, der mit dem stolzen Lächeln des Siegers über die tausend Nichtigkeiten und Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens dahinschreitet. Zu dem Allerbesten, was uns die gehaltvolle Sammlung beschert, gehört vielleicht derjenige Teil, der sich mit Erinnerungen an verstorbene Zeitgenossen beschäftigt, so u. a. die Widmung an Arnold Böcklin, eine großartig empfundene Huldigung an die Manen des schweizerischen Künstlers, deren lyrisches Kolorit wie ein in Worte gekleideter Ausschnitt aus Böcklins eigenen Gemälden anmutet.

Auf das Gebiet der modernen Frauenfrage führt uns eine vielbeachtete und -kritisierte polemische Veröffentlichung, betitelt „Koinden skabt of manden“ („Das Weib eine Schöpfung des Mannes“); als Verfasserin zeichnet „eine norwegische Frau“. Das Buch hat weit über die litterarischen Fachkreise hinaus ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt und bildet in der Presse fortgesetzt den Gegenstand lebhaftesten Meinungsaustausches. Ursprünglich als eine philosophische Verteidigung der weiblichen Psyche gegen die bekannten Thesen des wiener Misogynen Weininger gedacht, sind im Laufe der Darstellung die Theorieen der Verfasserin zu einem zusammenhängenden Lehrgebäude über die ethische Mission des modernen Weibes ausgesponnen. Die Stichhaltigkeit der Maximen sind dann an einem der Wirklichkeit entlehnten Beispiele zu beleuchten gesucht. Freimütig spricht sie das Geständnis aus, daß der Vorwurf Weiningers, das Weib habe in dem erotischen Grundzuge seiner Wesensart die alles beherrschende Lebensaufgabe erhalten, thatsächlich der Wahrheit entspreche, freilich mit der Maßgabe, daß die in Weiningers Augen verächtliche Zentralisation dieses Naturtriebes in der von dem natürlich empfindenden Weibe zum Ausdruck gebrachten Bethätigung einen viel reineren, umfassenderen und edleren Inhalt erkennen lasse, als er sich andererseits von einer überwiegend intellektuellen bezw. mit rein intellektuellen Werten rechnenden Lebensauffassung nachweisen lassen würde. In der Thatsache, daß der Mann den Lebensinhalt des Weibes ausmacht, liege keine Erniedrigung, sondern vielmehr eine hohe, ethische Mission, deren läuternde und erziehende Tendenz nur durch den prinzipiellen Verneiner des „männlichen“ Sittlichkeitsbegriffes in Zweifel gezogen werden könne. Der in die Deduktionen eingeschaltete „Wirklichkeitsfall“

erzählt von einem geistig hochstehenden, jungen Weibe, das nach verschiedenen Irr- und Widergängen, veranlaßt durch die apathisch-realistischen Anschauungen ihres ehelichen Gebieters, schließlich mit freudigem Pflichtbewußtsein in das gemeinsame Joch zurückkehrt, weil sie sich im Laufe ihrer ethischen Rekognoszierungsfahrten zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß dem Weibe außerhalb der von der Natur selbst gezogenen Grenzen kein Raum zu freier Willensbethätigung beschieden ist.

Im „Folkebladet" (9) begegnen wir einer ausführlichen Würdigung von E. R. Strönens volkstümlicher Schilderung „Billeder fra Strilelivet" („Bilder von der Wasserkante"), die den kernhaften Erscheinungen der bergenser Küstenfischer mannigfaltige und neuwirkende Beobachtungen abzugewinnen weiß. „Urd" (22) bringt an leitender Stelle eine Besprechung über die beiden finischen Schriftstellerinnen Alli Nissinen und Fanny Hult, Herausgeberinnen der angesehenen Revue „Emäntälehti", die besonders seit der Verfassungs-Katastrophe im Jahre 1899 eine vielseitig befruchtende Wirksamkeit entfaltete.

Christiania. *Viggo Moe.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Die Madonna mit dem Rosenbusch. Eine altlübsche Geschichte von Adolf Paul. Hamburg, Janssen. 1903. 278 S.

Gut gewollt und in einigen Partieen beinahe gelungen, als Ganzes nicht ausgeklärt und reif. Der Verfasser hat ernstlich versucht, einer ungewöhnlich schweren Aufgabe gerecht zu werden, und ist unterlegen. Vielleicht versucht er es ein andermal mit einem handlicheren Stoffe.

Die Geschichte spielt in Lübeck zur Wiedertäuferzeit. Ein junger Künstler verstrickt sich durch ungewollt begangene doppelte Blutschande in unlösbare Wirrnisse, über denen er samt seinem Werke zugrunde geht. Zwischen Leichtsinn und Angst, zwischen Kunst und Leben, zwischen ererbter und eigener Schuld aufgerieben, endet er, nachdem er sein bestes Werk schmählich untergehen sah, als Mörder und Selbstmörder. Trotz vieler Anläufe zu einer inneren Durchlichtung hat dieser gefährliche Stoff seine trübe Schwere behalten, das Ganze bleibt unklar und unschön, denn weder die Erzählerkunst, noch die psychologische Analyse reicht zu einem reinen, wohlthätigen Lösen der Verwicklungen aus. Ungewollt bekam der Charakter des jungen Künstlers einen verfänglichen Stich ins Moderne, und die kühn erfundene Handlung wird nicht zur notwendigen oder doch verständlichen Wahrheit, sondern bleibt Erfindung und wirkt durch ihre im üblen Sinn romanhafte Abenteuerlichkeit lediglich peinlich.

Einzelne Szenen aus dem altlübischen Leben sind mit einer glücklich derben, gesunden Freskomanier gemalt und thun ihre Wirkung. Auch die Sprache ist verständnisvoll dem chronikartig anmutenden Stoffe angepaßt, obwohl einzelne moderne Aeußerlichkeiten (zu denen ich auch den wenig geschmackvollen Ueberfluß an Gedankenstrichen zähle) gelegentlich stören. Der unheilbare Riß zwischen Vorwurf und Lösung, zwischen Wollen und Können wird leider dadurch nur noch sichtbarer.

Calw. *Hermann Hesse.*

Imme. Roman von Ernst Dahlmann. Alwin Schmidts Verlag, Leipzig 1903.

Das Nachwort las ich zuerst. Da stand groß und deutlich: „Ob die Heldin jemals andere Verse zustande bringt als die unausgeglichenen des auch in sich selbst noch nicht ausgeglichenen Menschen, ist ohne Belang." Erblassend las ich's. Aber Dahlmann macht's gnädig. Es sind wenige darin, und diese wenigen kann man gut überspringen, weil sie ebenfalls ohne Belang sind. Aber warum macht sie Verse? Ja, nu seggen S' mi mal: Worüm hett de Kattnicker en Stirt? Hei kann dor nicks för, und sie kann auch nichts dafür. Von Geburt ist sie die Tochter eines Wirts in Bornum am Harz. Der Umgang mit den Pastorstöchtern entfremdet sie den bäurischen Lebensanschauungen, und — ja, was nun? Das Hinauswachsen über die heimische Sphäre scheint nachgerade Romanregel zu sein, sodaß ein tintenwertes Problem erst mit dieser Entwurzelung anfängt, alles übrige aber in die alte Mottenkiste der Spinnstubengeschichten gehört. Hier verliebt sich das Problem in den Pastorssohn und heiratet endlich den Assessor, der seine hippokratische Braut auf den Kirchhof geleitete.

„Auch kann man den alten Andreas ruhig auf der Reichstagstribüne lassen, weil es sich von selbst versteht, daß er doch nicht darauf sitzen geblieben ist." Eine sehr verständige Bemerkung des Schlußwortes. Es wäre noch verständiger gewesen, wenn der alte Andreas garnicht auf die Reichstagstribüne hinaufgeklettert wäre. Der alte Onkel vom Lande, der sich durch seine platten Späße bei den vornehmen Verwandten in Berlin unmöglich macht, ist doch litterarisch längst unmöglich geworden. Er macht auch diesen Roman unmöglich. — Sind die Personen im ganzen wertlos, ist die Fabel abgedroschen, so bleibt doch Dahlmanns Blick für die kleinen und kleinsten Züge dörflichen Lebens beachtenswert. Sie sind auch scharf herausgehoben und gut eingestreut. Schade um die Rosinen in diesem Kuchen! Beiläufig gehört der Anfang des äquivoken Rätsels (S. 292) nicht zu den „sülwenst gemaaketen Rätsels"; es ist ein altes Volksrätsel, das durch ganz Deutschland geht und sich auch in Dänemark und Norwegen findet. Die Darstellung verrät oft einen feinen, merkwürdig überlegenen Humor. Sprache und Beobachtungskraft sind eines besseren Stoffes würdig.

Johannes Gillhoff.

Kreuziget sie! Roman von W. v. Cube. Köln, Berlin, Leipzig, Verlag von A. Ahn. 460 S. M. 4,— (5,—).

Die Andere. Roman von Amanda Sonnenfels. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

In stetem Wachsen ist die Zahl derjenigen Frauen, die sich berufen fühlen, gegen solche menschliche Satzungen in Wort und Schrift zu protestieren, deren Härten allein das Weib betreffen. Die Berechtigung ihres Vorgehens wird wohl kein Denkender mehr vom menschlichen Standpunkt aus bestreiten; uns aber interessiert hier vorwiegend die Thatsache, daß von den mit aufrichtiger Ueberzeugung und Wärme polemisierenden Frauen sich immer mehr der Kunstform des Romans bedienen. Und das ist für den Roman kein Gewinn; es steigert die Zahl der reinen Tendenzbücher, an denen nur das Stoffliche Beachtung verdient, da es um die künstlerische Bewältigung eben dieses Stofflichen meist recht kläglich beschaffen ist. Wie berechtigt Tendenzromane an sich sind, ist oft der Gegenstand von Erörterungen unserer feinsten kritischen Köpfe gewesen, und welche unserer bedeutendsten Romanschriftstellerinnen hätte nicht wenigstens ein Tendenzbuch geschrieben! Aber nicht jede ist eine Berufene wie Helene Böhlau oder Gabriele Reuter Man vergesse nicht: sie waren in erster Linie Dichterinnen, und erst nachdem ihnen das Leben so manches erschütternde Weibesschicksal offenbarte, setzten sie ihre dichterische Kraft in den Dienst der Sache des Weibes. Die Frauen aber, von denen ich heute reden muß, sind sehr verständige, einsichtsvolle Frauen, für deren Erscheinen als solche wir nicht dankbar genug sein können. Dichterinnen aber sind es nicht.

und ihre Bücher enthalten viel zu viel Papiernes. Sie sind im Stile polemisierender Abhandlungen geschrieben. Die Geschehnisse sind, um eine schlagende Illustration der ausgesprochenen Theorieen zu bilden, mit viel Verstand zurechtkonstruiert; das wirkliche Leben wird vergewaltigt. Nicht einmal die feinere Psychologie des Weibes gelangt zu ihrem Recht. Das künstlerische Interesse muß also völlig leer ausgehen.

W. v. Cube tritt warm für das gefallene Weib ein; für ihre Absicht sei ihr Dank, in der Form hat sie sich entschieden vergriffen. Der Kritiker sieht sich hier in einem unbehaglichen Zwiespalt: er möchte vom menschlichen Standpunkt aus jene Wärme und Aufrichtigkeit der Absichten nicht unterschätzen oder gar zurückschrecken, im Gegenteil, sie, wie sich's gebührt, preisen. Sein künstlerisches und litterarisches Gewissen jedoch gebietet ihm, derartige Schöpfungen abzulehnen.

Weit geschickter ist A. Sonnenfels Roman „Die Andere“ aufgebaut, der auch eine erfreuliche psychologische Vertiefung aufweist. Es wird hierin der Versuch gemacht, die Seele eines liebenden Mädchens zu schildern, das den geistesverwandten Mann, der sich ihr mit sichtlichem Interesse nähert, an ein unwürdiges Verhältnis gefesselt weiß, und nun einen stummen Kampf gegen die unbekannte „Andere“ führt. Mit tiefem Schmerz muß sie den Triumph der letzteren erleben. Was sich um diesen Seelenkampf an äußeren Geschehnissen und innerem Erleben sonst noch gruppiert, ist zum Teil recht anfechtbar. Ich denke hierbei besonders an die etwas mißglückten Streifzüge in die Frauenfrage und an den stark romantischen Schluß: die Heldin, die sonst so tapfer und vernünftig ist, nimmt, um ihren Vater vor dem Ruin zu retten, sofort nach dem traurigen Ausgang ihres Liebeserlebnisses die Hand eines geachteten, aber ungeliebten Verehrers an, mit dem festen Entschluß, sich bei Beginn der Hochzeitsreise aus dem Coupé zu stürzen. Wollen und Können ringen ehrlich in diesem Buche, doch nur teilweise gelingt es ihnen, gleichen Schritt mit einander zu halten.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Der klingende Berg. Novelle von Miriam Eck. Stuttgart, Axel Juncker, Verlag. 1904.

Im Jargon des heutigen Kritisierens zu sprechen, müßte ich sagen: das ist ein seltsames, eigenartiges Buch, was soviel heißen würde, daß es eigenartig sei, weil es seltsam ist. Das will ich nun nicht. Ich will es eigenartig im rechten und litterarischen Sinne nennen. Es ist das Buch eines Talentes. Ich glaube sogar, eines feinen und starken Talentes. Aber es ist ein unfertiges Buch. Als Novelle soll der „klingende Berg“ gelten, aber diese Novelle ist nur entworfen. Ganz prächtig entworfen und hingeworfen freilich, mit allem schon, was sie enthalten soll, mit allen Impressionen, die in ihr hervorstechen, die sie bezeichnen, die für ihre Eigenart zeugen sollen. Mit allen feinen Beobachtungen, mit allen Bildern und Szenen und Vorkommnissen, mit allen Farben und Düften und Wärmen. Aber es fehlt die Führung, das Zusammenhalten, das Konzentrieren und Verbinden. Gewiß — die Personen stehen lebendig vor uns — aber der Zusammenhang in ihnen, der Ereignisse unter sich und zu ihnen, das fehlt. Was in einzelnen Farbenflecken in dieses Bild gesetzt ist, das eint sich nicht im Auge. Oder wenn es sich eint, so geschieht's zu spät. Man ist schon zu weit entfernt, man ist nicht mehr festgehalten. Höchstens, daß man als aufmerksamer Leser sich bemüht, festzuhalten. Man wird irr und wirr. Es ist eine Uebertreibung in der Technik des Impressionistischen, des Fleckenhaften, des Einzelbildlichen. Es ist eine Uebertreibung in der Andeutung, im Verstecken, in verborgenen Beziehungen. Es ist wie ein Wirklichsein, das unwirklich wird — oder auch, es ist ein Unwirklichsein, das Wirklichkeit gewinnen soll. Schließlich muß die Verfasserin zu einem ganz und gar unkünstlerischen Mittel greifen. Sie muß den Satz, in dem die Erklärung für die Katastrophe enthalten ist — selbst wieder andeutend genug — groß drucken. Eine raffinierte Technik — denn Raffinement ist entschieden darin — muß zu einem naiven und primitiven Mittel greifen, um sich verständlich zu machen. Es ist wie die Namens- und Spruchbänder in alten Holzschnitten. Wie die Mutter den kleinen Toni dem Herrn Dechanten verspricht, daß er der Kirche geweiht sein soll, huscht ein Schatten vorüber, „geduckt, wie der Schatten eines Menschen“. Dieser Schatten ist der des Priesters, der an seinem Beruf und seiner Erkenntnis leidet und deshalb bei den barmherzigen Brüdern im Krankenhause als Nervenleidender untergebracht ist. Man ahnt, daß er es ist, und daß er den kleinen Toni umgebracht hat. Man ahnt es durch den Schluß und ahnt seine Motive. In diesem Zusammenahnen ist einzig der Zusammenhang der Novelle enthalten. Und schließlich denkt man: ist es wirklich nur eine Folge der Technik, dieses Lose? Ist es übertriebener oder mißverstandener „Niels Lyhne“ nur? Ist es nicht dem Talent auf Rechnung zu setzen, das sich noch nicht genug gefestigt hat? Vielleicht auch das! Wünschen wir, daß dies noch geschehe. Denn das Talent ist sicher!

Paris. *Wilhelm Holzamer.*

Neue Menschen. Philosophischer Roman von August Wick. Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz.

Der Prospekt preist dieses Buch als „eine litterarische Neuheit allerersten Ranges“ und rühmt die mustergültige Sprache des Werkes. Kann es wohl etwas Verdrießlicheres geben als diese pomphaften Lobpreisungen, die bei Kritikern, die ihren Namen mit Recht tragen wollen, einem Buch weit mehr schaden als nützen? Wenn man uns doch unser Urteil nicht von vornherein diktieren, wenn man „litterarische Erscheinungen ersten Ranges“ doch nicht so leichtfertig in die Welt hinausposaunen wollte. „Neue Menschen“ ist alles andere, nur nicht eine Neuheit großen Stils. Es ist nicht „neu“, denn sogenannte Uebermenschen mit zügellosen Leidenschaften und einer unverfrorenen Reklamesucht, die sind wir nachgrade gewohnt worden. Und es sind keine „Menschen“, denn unter Menschen erlaube ich mir (besonders im Zusammenhange mit „neu“) etwas Höheres, Edleres, Reineres zu verstehen als dieses Paar: ein Schriftsteller, eine Schriftstellerin, die sich in altbewährtem Adam- und Evatum der Konvention zum Trotz ausleben. Es imponiert uns garnicht, daß der Mann sich von seiner ersten Frau scheiden läßt, wir sehen derlei ja alle Tage; daß er sein „Ueberweib“ findet und daß beide, nachdem sie die Welt mit einem „Ueberkind“ bereichert haben (dessen Entwicklung uns leider vorenthalten wird), entdecken, wie sie sich geirrt. —

Du lieber Gott, was ist denn daran neu? oder gar „neumenschlich?“ — Daß die große Liebe ihren Aschermittwoch hat, dies Fiasko mit darauffolgender Trennung haben wir nachgrade doch genug erzählen hören. Unsere heutige Litteratur und Kultur wird ja bevölkert von „Eheirrenden“ mit oder ohne gerichtliche Scheidung. — „Neumenschliches“ vermag ich also in dem Buche nichts zu entdecken. Und ein „philosophischer Roman“ ist es auch nicht. Erstens ist ein philosophischer Roman an und für sich schon bedenklich, selbst Goethe ist im Wilhelm Meister dieses Genre nicht rein gelungen. Ein philosophischer Roman muß aber doch wenigstens eine philosophische Idee haben. Vielleicht sollte es diese sein, die der Prospekt ausspricht: „daß für den entarteten Kulturmenschen nicht mehr zutrifft, was für den Naturmenschen richtig und gut war“. Darüber ließen sich allerdings Bände schreiben. Gerade diese Seite seines Problems hat der Autor aber so gut wie garnicht erörtert. Die Rückkehr der beiden „neuen Menschen“ vom Naturzustand der Liebe zum Kulturzustand geschieht ganz unerwartet, zugleich aber aus ganz gewöhnlichem Ueberdruß und ohne jeden philosophischen Untergrund. Nicht um einen philosophischen Roman handelt es sich hier, sondern um einen prätentiösen.

Paris. *Käthe Schirmacher.*

Um Nichts. Roman von Paul Langenscheidt. Verlag von F. Fontane & Comp. in Berlin. Preis M. 3,— (4,—).

Ein in seiner Natürlichkeit und herzbewegenden Tragik ergreifend wirkendes Buch. Ein Major Hardeck, den ein rheumatisches Leiden gezwungen hat, den Abschied zu nehmen, lebt in ungewöhnlich glücklicher Ehe mit einer vortrefflichen Frau und sieht dieses Glück durch zwei prächtig geartete Kinder vervollständigt. Der Sohn soll mit Beginn der Geschichte von der Kriegsschule heimkehren, wo er zum Fähnrich befördert worden ist, und die Tochter, im Stillen verlobt, fühlt sich von Herzen beseligt im Sonnenglanz ihrer jungen Liebe. Da bewirbt ein anderer Mann, der nichts von ihrem Verlöbnis weiß, sich um ihre Hand, wird natürlich abgewiesen und greift nun aus Rachsucht die Ehre des Mädchens an. Als Schwadronschef des heimkehrenden Sohnes benutzt er außerdem noch die erste sich ihm bietende Gelegenheit, um auch an diesem sein Mütchen zu kühlen. Der junge Mensch vermag seine dadurch hervorgerufene verzweifelte Stimmung dem Vater nicht zu verhehlen, und dieser sieht keinen anderen Ausweg, den brutalen Gegner zur Rechenschaft zu ziehen, als das Duell, obwohl er ein Duell-Gegner ist. Der Ausgang des Zweikampfes ist für ihn unglücklich: der großherzige und tapfere Mann fällt der Kugel seines Gegners zum Opfer; das Glück der Familie ist für alle Zeit zerstört. Der Vorgang ist mit großem Geschick veranschaulicht; dies tritt besonders zutage in der schon erwähnten schlichten Wahrhaftigkeit der Schilderungen, in dem intimen Reiz, der von den einzelnen Figuren und Situationen ausgeht. Auch die Objektivität des Autors verdient Anerkennung; er wird nirgends persönlich, nirgends tendenziös, sondern läßt die Ereignisse für sich reden, und diese sprechen eine Sprache, die zu Herzen geht*).

Leipzig. *M. Uhse.*

Alraunenmären. Von Guido List. (Mit einem Bildnis des Verfassers von Wolf-Rotenhan.) Linz, Wien, Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt, 1903.

Vor kurzem feierte man den siebzigsten Geburtstag Felix Dahns in zahllosen Artikeln. Man suchte dem erst über die Maßen Gefeierten, dann unbarmherzig Verhöhnten gerecht zu werden und erinnerte sich, daß er neben zahllosen Romanen auch „Odins Trost“ und „Weltuntergang“ geschrieben. Wenn Dahn Schule gemacht hat, so darf Guido List zu dieser Schule gezählt werden, mag er auch ganz selbständig zu seinem volltönenden Bardenstil gelangt sein. Der nunmehr 56 Jahre zählende Schriftsteller ist, wie Simrock und Dahn, zugleich Forscher und Dichter. Die germanische Vergangenheit der Donaumarken ist sein Hauptgebiet, seine bekanntesten Bücher sind der historische Roman „Carnuntum“ und die „Deutsch-mythologischen Landschaftsbilder“. Seine „Alraunenmären“, die er Adam Müller-Guttenbrunn gewidmet hat, füllen einen dicken Band; es sind Novellen und Phantasien, auch Balladen und Skaldenlieder; und wie man sich auch zu Lists Manier stellen mag, die feurige nationale Begeisterung des Skalden erweckt Sympathie, und seine Erfindungsgabe fordert Achtung. Meinem persönlichen Geschmacke sagt allerdings dieser schon von Freytag und Scheffel (aber noch mit Maß) angeschlagene, von Dahn und noch mehr von List ins Rhapsodische gesteigerte altertümelnde Ton nicht besonders zu. Aber durch diese wilde „Walweise“ hindurch dringt eine große Anschaulichkeit, und an Kraft der Schilderung übertrifft List den Dichter des „Kampfes um Rom“ erheblich. Ich nenne hier nur „Reckenminne“, „Der letzte Rugenkönig“ und die römisch-germanische Schelmenmäre „Der Weinkellerschlüssel“.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

In der Lunca. Rumänische Idylle von Carmen Sylva. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung. 1904. M. 4,50.

Eine Idylle nennt Carmen Sylva ihr neuestes Buch, die Erzählung „In der Lunca“. Eine „tragische Idylle“ könnte man's genauer nennen. Der Schauplatz der einfachen aber rührenden Geschichte ist eine Aue oder ein Flußgelände in Rumänien; die „Lunca“ ist immer das fruchtbarste Land. Hier spielt sich die Tragödie zweier Hirtenkinder ab, sie heißen Evánghelu und Soare. Sie sind aufgewachsen wie das Gras im Felde; man nennt sie Blumenkinder, und sie wissen nichts von ihrer Herkunft. Sie lieben einander und die Empfindungen des Mädchens, gleichsam in einem langen Monologe ausgesponnen, geben die Erzählung selbst. Der kurze Minnesommer findet ein jähes Ende, denn als Soare sich zum Popen begiebt, um mit ihm über die Heirat zu reden, erfährt er, daß die beiden Bruder und Schwester sind. Er verfällt in ein hitziges Fieber und stirbt; Evánghelu folgt ihm bald nach. Die Darstellung ist rühmenswert, wenn die Geschichte Soares und Evánghelu auch nicht, wie die Verlagsanzeige begeistert verkündet, „den herrlichsten poetischen Schöpfungen der Weltlitteratur ebenbürtig an die Seite zu stellen“ wäre. Es ist wohl genug damit gesagt, daß die Erzählung poetisch innig empfunden und in einer ausdrucksvollen, dabei niemals schwülstigen Prosa erzählt ist.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Aus der kleineren Zahl. Novellen von Hermann Oeser. Basel, Helbing & Lichtenhahn. 1904.

Der Band enthält fünf Novellen, stille, leise Geschichten, nach denen keiner greifen soll, der nach Thatsachen, nach großen Erlebnissen und gewaltigen Leidenschaften hungrig ist. Oesers zarte, andeutende Art, mit der er den innerlichsten Erlebnissen fühlend nachzugehen sucht, ist hier auf die Spitze getrieben. Seine Begabung, die wirklich Inniges und Edles und Reizvolles zu schaffen vermag, unterliegt in ihrer ganzen Eigenart sehr leicht der Gefahr, ins Manirierte zu geraten. Und dieser Gefahr entgeht Oeser auch thatsächlich nicht. Am meisten tritt das in der Geschichte „Hinterchrist“ entgegen. Oeser hat, wie es scheint, auch gar kein Interesse an einer klaren Komposition. Man muß sich immer wieder auf die Situation besinnen, die er malen will. Seine Helden sind eigentümliche Naturen; sie haben seltsame stille Liebhabereien und unter den Büchern besondere Lieblinge, Bücher, die andere höchstens aus antiquarischen Katalogen oder genauen Litteraturgeschichten kennen. Sie sind weltfremd, weil sie das Heiligtum ihrer Seele hüten wollen. Aus Auge und Wort spricht die edle Einfalt, die ihre ganze Kraft still und ohne Emphase, aber mit nachhaltiger Glut an ein großes Ziel setzt. Wer die seelische Tiefe der deutschen Mystik mag, dem wird auch dies Buch lieb werden. Es schildert Menschen „aus der kleineren Zahl“. Es ist auch für Menschen, die dahin gehören oder dahin eine stille Sehnsucht haben.

Aachen. *Walther Wolff.*

Lyrisches.

Pierrot und Colombine oder Das Lied von der Ehe. Ein Reigen Verse von Richard Schaukal. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger. M. 3,—.

In diesem Gedichtbuch haben die lyrischen Harlekinaden Girauds-Hartlebens und die — freilich unerreichlichen —

*) Dem Inhalt nach ist dieser Roman mit dem gleichnamigen Drama des Verfassers identisch, das im Mai v. J. in Prag aufgeführt wurde (s. d. Besprechung im LE V, 1217). Dieser Fall, daß ein Autor fast gleichzeitig denselben Stoff in dramatischer und erzählender Form der Oeffentlichkeit übergiebt, ist immerhin merkwürdig und findet hoffentlich keine Nachahmung. Daß ein Autor einen Roman nachträglich dramatisiert, kommt ja öfters vor — beispielsweise ist das Schauspiel „Satisfaktion“ von Alex. von Roberts, das mit diesem vorliegenden einige Aehnlichkeit hat, auf solche Weise entstanden — aber daß ein bereits verwertetes Drama unmittelbar darauf zu einem Roman umgeschneidert wird, war bis jetzt unseres Wissens des Landes noch nicht der Brauch. D. Red.

Rokokogedichte Paul Verlaines eine anmutige deutsche Frucht getragen. Aber neben und vor diesen litterarischen Anregungen ist auch das Leben bei dem Büchlein zu Pate gestanden, und allerlei moquante und ironische Stimmungen einer jungen Ehe haben sich das Bajazzokostüm gefallen lassen müssen. Der Mensch von heute ist aus vielerlei Vergangenheiten aufs wunderbarste zusammengesetzt, seine Gefühlswelt aus den verschiedensten Elementen gemischt, und neben Griechischem und Mittelalterlichem ist darin gewiß auch noch ein Stückchen Rokoko lebendig; und eben dieses ist in den zierlich gespreizten, hellfarbigen und unschuldig-frivolen Versen Schaukals zum Ertönen gebracht. Im tiefsten Morgennegligée erzählt Frau Colombine ihrem Verehrer von dem Besuch bei der Cousine:

„Wir waren lauter Frauen,
es war kein Mann dabei,
wir spielten mit einem grauen
reizenden Papagei."

Das ist die kindliche und verderbte Grazie eines nymphenburger oder frankenthaler Figürchens. Und es ist nicht die einzige Strophe im Buche, die dem Autor das Recht gab, es „dem Geiste des Watteau in Andacht" zu widmen. Er versteht sich auf die Kunst des reizenden Nichts ebensowohl wie nur irgend ein Kind jenes tändelnden Jahrhunderts:

„Der Mond schleicht auf dem Balkone
mit seinem traurigen Licht,
wie eine Wassermelone
ist sein bleiches Gesicht.

Er preßt es an die Scheiben
und leuchtet ins Zimmer herein,
Pierrot lädt ihn zum Bleiben
mit einer Verbeugung ein.

Im Lehnstuhl Colombine,
umlagert von Katze und Hund,
steckt jedem eine Rosine
abwechselnd in den Mund."

Anderes wieder gemahnt eher an Wilhelm Busch:

„Gehen wir, sprach Colombine,
gehen wir heut ins Theater:
erst ist Tanz und Pantomime,
und zum Schlusse speit ein Kater.

Und es sind erhöhte Preise
und man geht tief dekolletiert,
hoffentlich auf diese Weise
ist man köstlich amüsiert."

Desgleichen der „Spaziergang":

„Eine Frau, die was erhofft,
sieht man auf der Straße oft.
Colombine kann mit Grauen
nur auf solche Mahnung schauen,
und errötend im Spazieren-
gehen sagt sie zu Cassander:
‚Dieses darf uns nicht passieren,
o, Geliebter, miteinander'."

Anderwärts ist wieder ein ganz anderer, blasiert-moderner Dandy-Ton angeschlagen („Sorrent", „Sonntag"), aber so viele Geister der Dichter in dieser Sammlung spuken läßt, dem Tragischen des Pierrot-Themas ist er überall aus dem Wege gegangen und mit ihm der kennzeichnenden neuen Note, um die das moderne Empfinden den alten Stoff nuancierend bereichert hat. Die sehr schönen, weichmelodischen Seitenumrahmungen hat Heinrich Vogeler gezeichnet, desgleichen das Titelblatt und eine ganzseitige Illustration, die zeigt, wie das Studium der perversen Anmut und raffinierten Sinnlichkeit Aubrey Beardsleys ihn in Stand gesetzt hat, Stimmungen auszudrücken, die seiner ursprünglichen Eigenart völlig fernlagen. Und so sind hier Buchinhalt und Buchschmuck wie aus einem Guß.

Linz. *Hermann Ubell.*

Neue Scherzgedichte von Johannes Trojan. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2,50.

Man darf jede neue Gabe trojanschen Humors mit Freude begrüßen. Dieses neue Bändchen Scherzgedichte bietet ja nicht immer Gleichwertiges, manches davon steht vielleicht zu sehr unter dem Zeichen einer augenblicklichen Freude an absonderlichen Reimen, aber doch sind alle diese kürzeren oder längeren Poeme, seien sie nun politischer, familiärer, sozialer oder gar litterarischer Richtung, harmlos, freundlich, gutmütig und — natürlich. Auch wir Süddeutsche, die sich sonst nicht immer mit dem Humor des Nordens zurechtfinden, haben unsere herzliche Freude an diesen Scherzgedichten eines liebenswürdigen Schalks, hinter dessen Spott sich doch ein gutes und warmes Herz und ein aufrichtiges, helles Gemüt birgt.

Ulm. *Th. Ebner.*

Ausgewählte Gedichte von Paul Verlaine. Uebersetzt von Otto Haendler. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Ein Buch zu besprechen, in dessen Vorwort der eigenen Arbeit vergangener Jahre in freundlich anerkennender Weise gedacht wird, ist schwerer, als wenn es sich um das eines Freundes handelt, den man persönlich kennt. Ich kann hier zur Rechtfertigung nur betonen, daß ich meinen Verlaine-Uebersetzungen von 1899/1900 (Berlin, Concordia 1900) völlig als Fremder gegenüberstehe, sie nur als tastende Versuche betrachte, von denen nur hie und da einer geglückt sein mag; nur eines mag ihr Verdienst sein: daß sie Verlaine aus der Seele seiner Musik wiederzugeben suchen. In diesem Sinne bekennt sich Otto Haendler als Gleichstrebender, und man wird zugeben müssen, daß ihm einige Stücke sehr wohl gelungen sind. Ich nenne: „Saturnier", „Beams", „Wie die Möwe", „Die armen guten Gedanken", „Ars poëtica" und „Glück der Armut". An diesen Versen wird auch ein sehr strenger Beurteiler seine Freude haben. Aber neben diesen Gedichten stehen andere, in denen einzelne Sprachflecken stören wie das salopppe „mal", das sich in neuerer Zeit auch in durchaus ernste, nicht familiäre Verse einschleichen zu wollen scheint, das noch üblere „wie'n" und hie und da ein triviales Wort wie als Reim auf Wipfel „der Himmelszipfel", auch Fremdworte wie „naiv", „Respekt", „nervös", wo das deutsche Synonym am Platze gewesen wäre, um nicht die Wortmelodie zu unterbrechen. Mit Recht behält sich der Uebersetzer dem Texte gegenüber eine gewisse Freiheit vor, aber in dem schönen „L'heure du berger" giebt er doch die Worte „la grenouille crie par les joncs verts" durch „Die Frösche quaken laut durch Binsenwälder" wieder, wo es der schäferlichen Abendstimmung gemäß angezeigt war, die Unken rufen zu lassen. Das tief empfundene Lied Kaspar Hausers, darin man wie in einem Spiegel Verlaines eigene ganze Seele sehen kann, bietet ein ähnliches Beispiel. Dies die erste Strophe:

Ich kam, ein scheuer Waisenknab',
Zur Stadt: da hat man bald gefunden,
Daß ich, in meinen Mußestunden —
Das Pulver nicht erfunden hab'.

Dagegen das Original in seiner edlen, resignierten Traurigkeit:

Je suis venu, calme orphelin,
Riche de mes seuls yeux tranquilles,
Vers les hommes des grandes villes:
Ils ne m'ont pas trouvé malin.

Und wie mit diesem Gedichte ergeht es uns auch mit der Einleitung, die Otto Haendler den Uebersetzungen vorangeben läßt. Wir finden in ihr nur Mißbilligung von Verlaines Leben, kein Verständnis für seine seltsamen Irrwege, nicht einmal Mitgefühl mit dem großen Elend seiner armen glücklich-unglücklichen Seele. Alles ist vergröbert. Die Tugend sitzt zu Gericht und verurteilt. So ist es auch leicht erklärlich, daß Otto Haendler die eigentliche Schönheit des religiösen Bandes „Sagesse" nicht zu erkennen vermag und von einem „überladenen Jesuitenstil" spricht. Unser deutsch-protestantischer Zinzendorf war dann Oberjesuit. Wir denken vielmehr an die altkirchlichen Hymnen, an die Mystiker und an Angelus Silesius. So kommt der

Uebersetzer dazu, an dem grandiosen biblisch empfundenen „O mon Dieu, vous m'avez blessé d'amour“ herumzumeistern, und seine Uebersetzung der Sonette „Gott und die Seele“ muß vor der unvergleichlichen inbrünstigen Wiedergabe durch Richard Dehmel — in Stefan Zweigs Verlaine-Anthologie — weit zurückstehen, obwohl sie, an ihr gebildet, mit zu dem Besten des Buches gehört. Der Hinweis auf eine mögliche Beeinflussung Verlaines durch Allan Poe, den Baudelaire übersetzt hatte, ist wertvoll, und gewiß war auch hervorzuheben, daß Verlaine mehr Deutscher als Franzose war, richtiger noch zählt man ihn zu den Vlamen, wie ich es in meiner „Belgischen Lyrik“ (1902) gethan hat.

Wien. *Otto Hauser.*

Litteraturwissenschaftliches.

Eulenspiegel in England. Von Friedrich Brie. Palästra XXVII. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. Berlin, Mayer & Müller. 1903. VII u. 151 S. M. 4,80.

So bekannt und weit verbreitet auch die Streiche des Till Eulenspiegel seit ihrem ersten Auftreten in Deutschland und zum Teil auch in anderen Ländern waren und bei uns für die Jugend bearbeitet noch sind, so unklar ist doch die wissenschaftliche Erkenntnis der Entstehungsgeschichte des alten Volksbuches, das bei seinem niederdeutschen Ursprung uns doch nur in ältesten hochdeutschen Bearbeitungen erhalten ist. Ueber diese Verhältnisse einige Sicherheit zu gewinnen, ist, wie Brie mit Recht bemerkt, nicht möglich, wenn nicht zuvor das Fortleben Eulenspiegels in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England in Einzeluntersuchungen genau verfolgt ist. Für England hat sich nun Brie selbst dieser dankenswerten und erfolgreichen Arbeit mit Umsicht und Fleiß unterzogen. Zwar hat sich Herford bereits 1886 in seinen vorzüglichen Studies in the Literary Relations of England and Germany in the XVI. Century eingehend mit dieser Frage beschäftigt, aber inzwischen ist wichtiges neues Material hinzugekommen, das die bisher festgestellten Thatsachen verschiebt und ergänzt und auch auf die deutschen Eulenspiegelbücher einiges neue Licht wirft. Nachdem Brie die schon bekannten englischen Eulenspiegelausgaben und ein bisher noch nicht beachtetes, aber litterargeschichtlich wichtiges Fragment genau beschrieben und untersucht hat, kommt er zu dem sehr beachtenswerten kritischen Kapitel, in dem er die Stellung der englischen Texte in der Gesamtgeschichte des Volksbuches behandelt. Daraus ergiebt sich, zum Teil im Gegensatz zu der älteren Forschung, daß die Vorlage der beiden verschiedenen englischen Fassungen eine niederdeutsche, nicht französische Quelle (Z) gewesen sein muß, die völlig selbständig und von der Quelle der hochdeutschen Bearbeitungen (S) unabhängig war. S und Z sind zwei verschiedene Entfaltungen der Geschichte, die nur mittelbar und für uns aus Mangel an Material nicht mehr erkennbar aus einem uns verlorenen gemeinsamen Archetypus flossen. Das wichtige praktische Ergebnis dieser Feststellung ist, daß für die künftige Textkritik des Eulenspiegelbuches nur die beiden hochdeutschen und die beiden englischen Fassungen zu verwenden sind, während alle anderen Ausgaben als unselbständig für die innere Textgeschichte nicht mehr in Betracht kommen.

Die beiden letzten Kapitel behandeln eingehend und gut das Fortleben Eulenspiegels in der englischen und schottischen Litteratur vom 16. bis zum 19. Jahrhundert unter ausreichender Berücksichtigung aller verwandten Erscheinungen. Der Anhang teilt das oben erwähnte, wichtige, englische Fragment nach dem zu Antwerpen um 1518 von Jean van Doesborgh hergestellten Drucke, sowie die Eulenspiegelstreiche aus den Jests of Scogin von 1613 mit.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Herders Familienleben. Von Karl Muthesius. Mit einem Bildnisse und einer Handschriftnachbildung. Berlin 1904, Siegfr. Mittler & Sohn. kl. 8°. 78 S.

Jeder, der sich an des Verfassers liebevoller Schilderung des Kinderfreundes Goethe erfreut hat, wird dieses Herderschriftchen mit freundlichem Interesse zur Hand nehmen. Es ist ein anspruchsloses Seitenstück anziehender Kleinkunst, ein Büchlein für Väter und Mütter, wie es der Verfasser mit Recht nennt, der das, was er bringt, mit Kindersinn und Familiengefühl aufgenommen sehen möchte. In der That, wer dafür empfänglich ist, dem werden diese schlichten Studienblätter aus dem Herderhause, vor allem die intimen Einblicke in die von fröhlichstem Leben erfüllte Kinderstube einen eigenen Genuß bereiten. Muthesius kennt sich gründlich aus in der traulichen Atmosphäre des herderschen Familienlebens. Er versteht es darum auch trefflich, dem Hause, dessen Bewohner und gute Bekannte er so anschaulich dem Leser vorstellt, neue Freunde zu gewinnen. Denn eine leise apologetische Tendenz ist zu spüren. Verfasser weiß selbst am besten weshalb.

Was er aus den Berichten von Augenzeugen entnimmt oder vor allem aus bisher unveröffentlichten Selbstzeugnissen zu uns reden läßt, bringt nicht nur Herders Menschlichkeit mit wohlthuender Wärme nahe, sondern zeigt auch seine kluge und willensstarke Gattin, den guten Engel der Familie und die reiche blühende Kinderschar in schönstem Lichte. Der dritte Abschnitt des Büchleins, etwas sehr gesucht „Eine Kindersymphonie“ betitelt, ist der gehaltvollste. Er verwertet zum ersten Male über hundert, teilweise ganz köstliche Briefe von Herders Kindern an ihren auf seiner italienischen Reise begriffenen Vater. Auch sonst ist in dem Buche manches anmutige Familienandenken verwendet worden. Ein Glückwunschblatt zum Geburtstag der Mutter erfreut als sinnige Beigabe, Herders letztes Bildnis, eine Studie von Anton Graff, begrüßt als Eingangsschmuck.

Leipzig. *Otto Ladendorf.*

Verschiedenes.

Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens von Dr. W. Rheinhard. Leipzig 1904, Theod. Thomas. 150 S. M. 3,—.

Eins von den Büchern, zu denen sich schwer Stellung nehmen läßt. Denn der Verfasser hat eine originale Stimmung — unbefangene, in der Ausdrucksform ihm eigene Liebe zur Liebe — und einen eigenen Gedanken — daß der Geist und die Kultur die Liebe und damit die Gesundheit der europäischen Völker bedrohen — und außerdem eine ganze Reihe kluger Einfälle und manchmal eine recht hübsche, ungezwungene Art, sie auszusprechen. So zum Beispiel, wenn er gleich im Vorwort darüber klagt, daß man immer noch nichts Authentisches und Unbefangenes von Frauen selbst über die Liebesgefühle der Frau zu erfahren bekomme und in einem gewissen kauzigen Tone hinzufügt: „Es ist, als ob ein Meistereid hier sämtlichen Frauen den Mund verschließen würde“ (lies: verschlösse!); „man bekommt einfach keine vernünftige Antwort.“

Sieht man aus dieser zufälligen Probe schon, daß der Verfasser in Sachen der Sprachbehandlung trotz sonst ganz frischem Sprachgefühl ein Dilettant ist, der gut thäte, sich eine Zeitlang bei Sanders, Andresen oder auch Wustmann in Pflege zu geben, so ist hinzuzufügen, daß er überhaupt und nicht bloß formal ebenso frisch wie dilettantisch drauflos geschrieben hat. Das Beste, was er weiß, hat er von anderen, hauptsächlich Stendhal und sogar Mantegazza übernommen, und das Beobachtungsmaterial, das ihm fehlt, muß eine gewisse hausbackene Klugheit und Lebenserfahrung ersetzen. Dabei erklärt er des öfteren herzhaft unbefangen, daß er ein Philosoph sei. Das nun doch wohl nicht. Sonst könnte er nicht ganz kritiklos den plumpsten Materialismus als selbstverständliche Wahrheit ausgeben (z. B. S. 9

in wieder angenehmem Deutsch, das sich so aber leider auch in amtlichen Schriftstücken findet, die man dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt und dann veröffentlicht hat: „Wie aus Kraft und Stoff die uns bekannte Gestirnwelt entstand, ist uns bekannt und finden wir letztere ..." u. s. w.). Auf dieses Gebiet des dilettierenden Drauflosredens gehört auch die Entdeckung, der „Wille, jene blinde Naturkraft", sei „in vier Kräfte, in vier Triebe" gespalten, genau in vier, die nun nach einander vorgenommen werden. Solche frisch-fromm-freie Wortgläubigkeit steht dem Philosophen nicht gut an; und wenn er schon (S. 50) aus der zu glatten Haartracht der Frau auf zu starken Egoismus oder auf „die energielose, nachgiebige Weichheit des stark ausgeprägten sozialen Triebs" schließt — wie ungünstig müßten wir da im Hinblick auf die Gewandung seiner Sprache und seine philosophische Tracht von seinem Autorencharakter denken! Wir sind aber milder, ahmen sein köstliches Entweder — Oder nicht nach und sagen: ein Autor, aus dem etwas werden kann; aber ein überflüssiges Buch.

Hermsdorf (Mark). *Gustav Landauer.*

Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. Von Dr. Joseph Lauterer. Mit 108 Abbildungen. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von O. Spamer. o. J. 407 S. M. 7,—.

Aus der Fülle von Broschüren, Reiseskizzen, Schilderungen von Land und Leuten und sonstigen Eintagsfliegen, zu denen die gegenwärtige Situation Anlaß giebt, ragt vorliegendes Werk als die Arbeit eines wissenschaftlich geschulten Beobachters, der mehrere Jahre in Japan zugebracht und die wertvollsten Veröffentlichungen über das Land eingehend studiert und benutzt hat, turmhoch hervor. Lauterer giebt dem Titel entsprechend zuerst eine fast die Hälfte des Buches einnehmende, bei der vorgeschichtlichen und halbmythischen Zeit anhebende Geschichte Japans, reich durchflochten mit kulturhistorischen Momenten, unter denen nur die Darstellung der Entwicklung des japanischen Schriftwesens, der religiösen Anschauungen, des Kriegs- und Waffenwesens, sowie die Geschichte des japanischen Christentums hervorgehoben seien.

Das achte Kapitel bildet mit einer — wahrscheinlich für viele Leser allzu gedrängten — Darstellung des Ueberganges vom alten zum modernen Japan die Brücke zu der Schilderung von Land und Leuten. Wir werden mit dem Japaner in körperlicher, moralischer und intellektueller Hinsicht, mit seiner Sprache und seinem Lebenswandel von der Geburt bis zum Grabe, mit Nahrung, Kleidung und Wohnung, Kunst, Kunstgewerbe und Industrie, Handel und Verkehr im Lande der aufgehenden Sonne bekannt gemacht. Auf ein kurzes Kapitel über die land- und forstwirtschaftlichen Erwerbszweige folgt die Darstellung der geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse. Hochinteressant sind die Kapitel über die Tier- und Pflanzenwelt, denen sich als Schluß eine sehr eingehende, durch eine Karte unterstützte Topographie Japans anfügt. Das Verzeichnis der benutzten Litteratur und ein umfangreiches Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit des Buches.

So ist ein Werk entstanden, dessen Studium den Leser auf genußreiche Weise mit diesem begabtesten und thatkräftigsten Volke Asiens, dem bewunderungswürdigen Vorkämpfer der mongolo-malayischen Rasse, bekannt macht. Und dennoch, so gediegen und in vieler Hinsicht erschöpfend die Arbeit Lauterers ist, glauben wir dem Verfasser kein Unrecht zu thun, wenn wir sie hinsichtlich einiger Punkte als einen Versuch mit nicht ganz zureichenden Mitteln bezeichnen. Selbst langjährige Kenntnis eines Volkes und die Beherrschung der Sprache genügen durchaus noch nicht immer, wie der vom Verfasser häufig zitierte Professor Bälz in Tokio bemerkt, um sein Seelenleben völlig zu ergründen, und Lauterers Vorrede läßt vermuten, daß er jene beiden unumgänglichen Bedingungen nicht gänzlich erfüllt. Das scheint mir der Grund, weshalb sein Buch hinsichtlich des japanischen Volkscharakters und derjenigen Eigenschaften, in denen sich die Volksseele am besten offenbart, des wißbegierigen Lesers Erwartungen nicht völlig befriedigt. Wie schwierig allerdings diese Seite der Darstellung ist, beweist z. B. der kürzlich zwischen zwei hervorragenden Kennern hinsichtlich des japanischen Volkscharakters ausgebrochene Streit: die Ansichten ten Kates und Bälzs stehen sich in diesem Punkte diametral gegenüber. Lauterer betont zwar: „Ich war stets Enthusiast und habe hier vieles als solcher dargestellt." Trotzdem scheint er mir den Japanern in manchem Punkte nicht gerecht zu werden. Sein Ausspruch über die Stellung der Frau (S. 207) würde den Widerspruch des gebildeten Japaners herausfordern. Die gesellschaftlichen Unarten, die er als Beweise dafür anführt, daß die Japaner sich nicht in die abendländische Kultur eingelebt haben und auch nie hineinfinden werden (wohl ihnen!), kann man bei uns ebenso schön in Stadt und Land antreffen: das Räuspern, laute Gähnen, Säubern der Nase mittelst des Fingers, das Drängen und Stoßen am Billetschalter u. a. (S. 218). Ganz verfehlt dürften jedem Kenner die Ausführungen Lauterers über japanische Malerei und Plastik erscheinen. In der schöpferischen, idealen Kunst soll der Japaner nie über die ersten Anfänge hinausgekommen sein! — Doch thun derartige Ausstellungen, Beweise, daß der Verfasser seinen Enthusiasmus wohl zu zügeln wußte, dem Wert des Buches als eines wohl abgerundeten Ganzen keinen Abbruch; möge es bald eine dritte Auflage erleben, die uns das Zeitalter und den Gang der Reform in Japan (8. Kapitel) noch eingehender darstellt.

Berlin. *Hermann Berdrow.*

Lord Macaulays altrömische Heldengesänge. (Lays of ancient Rome.) Anhang: Die Schlacht von Ivry. Deutsch im Versmaß der Originale von Wilhelm du Nord. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn. 1904.

Der mythen- und sagenhafte Charakter der Ueberlieferung der ältesten römischen Geschichte wurde schon von einigen Kritikern des Altertums behauptet (siehe Plutarch, Romulus Kap. 8), aber erst im siebzehnten Jahrhundert durch Perizonius und namentlich im neunzehnten durch Niebuhr zu einer allgemein anerkannten Thatsache erhoben. Wie alle Völker, hatten auch die Römer ihre Heldenlieder (*πάτριοι ὕμνοι* nennt sie Dionysios aus Halikarnaß nach Fabius Pictor), von denen uns aber nichts erhalten geblieben ist. Es läßt sich daher nicht leugnen, daß es ein sehr mißliches Unternehmen war, wenn Macaulay es versuchte, die Form der alten Lieder zu rekonstruieren, und noch mißlicher, wenn er sich dabei die gereimten altenglischen und altschottischen Balladen zum Vorbild nahm, während das nationale Metrum der altlateinischen Poesie der saturnische Vers war. Es lag daher wohl auch kein besonderes Bedürfnis vor — weder in wissenschaftlicher noch in dichterischer Beziehung —, diese Balladen Macaulays ins Deutsche zu übertragen und zu veröffentlichen. Doch ist anzuerkennen, daß dem Uebersetzer eine bedeutende Formgewandtheit zu Gebote steht, die ihm die unleugbaren Schwierigkeiten seines Unternehmens überwinden half, wenn sich auch manche sprachlichen und metrischen Unebenheiten in der Uebersetzung vorfinden.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Notizen.

Der Humor in der vormärzlichen deutschen Presse.

Von **Ludwig Salomon** (Elberfeld).

Wenn man heute gelegentlich einmal an die vormärzliche Presse denkt, breitet sich unwillkürlich vor dem geistigen Auge eine weite, öde Steppe aus. Nichts

als Disteln und Dornen. Und doch sind die Zeitungen der Dreißiger- und Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts durchaus nicht so uninteressant, wie man gewöhnlich annimmt. Der politische Text war allerdings erschreckend kläglich. Verlangte doch Friedrich Wilhelm III. von Preußen, entsetzt über die Julirevolution, in einer Kabinettsordre vom 6. Oktober 1830, daß den Zeitungen verboten würde, künftighin noch irgend welche Mitteilungen über revolutionäre Ereignisse zu bringen. So weit konnte man aber nicht mehr gehen, doch waren noch allerlei Beschränkungen möglich; die Censoren konnten angewiesen werden, mit größerer Strenge und unnachsichtlich ihres Amtes zu walten; eine barbarische Unterdrückung jedes freien Wortes griff um sich, und so schrumpfte der politische Text derart zusammen, daß Hoffmann von Fallersleben mit beißendem Spott ausrief:

> Wie sind doch die Zeitungen interessant
> Für unser liebes Vaterland!
> Was ist uns nicht alles berichtet worden!
> Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
> Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
> Die Lakaien erhielten silberne Borden,
> Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
> Und zeitig ist es Frühling geworden —
> Wie interessant, wie interessant!
> Gott segne das liebe Vaterland!

Das gesamte geistige Leben hatte aber seit 1830 doch einen so lebhaften Impuls erhalten, daß alle diese Gesetzesbestimmungen nur bis zu einem gewissen Grade zu wirken vermochten; vollständig auf den früheren Stand zurückschrauben oder gar vernichten konnten sie es nicht; immer wieder brach es durch; immer aufs neue wußte es sich geltend zu machen. Um nun aber, trotz aller Beschränkungen, doch das sagen zu können, was sie erfüllte und bewegte, mußte die junge Generation jetzt eine ganz besondere Schreibart erfinden, bei der man zwischen den Zeilen liest, mußte sie zur feingeschliffenen Satire, zur geistreichen Malice und gelegentlich auch zum derb zuhauenden burschikosen Witze greifen. Dadurch bildete sich ein ganz neuer Ton in der Zeitungslitteratur heraus, der sich besonders in dem erbitterten Kampfe gegen die Censur bewährte. Kaum jemals wieder ist eine verhaßte Institution mit einer solchen Fülle von in allen Farben schillerndem Spott und Hohn überschüttet worden, wie hier.

Aus der ungeheueren Menge solcher satirischen Bemerkungen und beißenden Witze über die Censur und die Censoren führen wir als Proben die folgenden an:

Der „Komet" macht folgende Glosse: „Der Deutsche braucht 100 Jahre, daß etwas gesagt werde, und 100 Jahre, daß er eine Sache ausführe. Auf diese Weise dürfte uns der deutsche Bund in zirka 250 Jahren die (schon 1814) verheißene Preßfreiheit gewähren."

Der „Dorfbarbier" stellt die Betrachtung an: „Sachverständige haben ausgerechnet, daß aus einem Klafter Holz zwei Millionen Streichhölzchen gemacht werden können, und doch soll nichts dabei verdient werden. Wie's doch heutzutage den Leuten bequem gemacht wird. Wie lange mußten unsere Großmütter in der Küche mit Stahl und Stein hämmern, wenn sie Kaffee kochen wollten. Und gleichwohl ist die Menschheit nicht zufrieden. Undankbares Volk! Die Deutschen besitzen Streichfreiheit, sie besitzen Schweigfreiheit und wollen nun gar noch Preßfreiheit."

Die „Breslauer Zeitung" erzählt, Friedrich der Große habe bestimmt, daß an dem Jahrestage der Schlacht bei Hohenfriedberg nach 100 Jahren sich ein Nachkomme des Siegers, des Feldmarschalls Grafen von Geßler, vom Könige von Preußen eine Gnade erbitten dürfe, worauf der „Charivari" fragt: „Ist kein Geßler unter uns, der im Namen des ganzen Volkes um etwas mehr Preßfreiheit bittet?"

Die „Signale" berichten: „Der berühmte Taschenspieler Bosco ist in Wien angekommen und wird dort folgende außergewöhnliche Kunststücke produzieren: Er wird sich Bäuerles ‚Illustrierte Theaterzeitung' reichen lassen, sie in ein Kästchen verschließen, es aber sogleich wieder öffnen und dem Publikum zeigen — daß nichts darin ist. Er wird die Schere eines Krebses nehmen, sie in siedendes Wasser legen und nach zwei Sekunden — einen Censor-Rotstift herausziehen. Endlich wird Bosco seine aus Aegypten mitgebrachte Finsternis produzieren und den einleuchtenden Beweis führen, daß sie mit der deutschen Aufklärung leicht zu verwechseln ist."

In der Plauderecke des „Charivari" fragt der Schauspieler W. den Journalisten Z.: „Wer ist der Herr, der soeben hinausging?" „Ach," erwidert Z., „ich spreche nicht gern Böses von einem hinter seinem Rücken; aber ich glaube, es war ein Censor."

Und in einem „Censurliede" ruft Eduard Mautner dem Censor zu:

> Streiche nicht aus inn'rer Neigung,
> Streiche nicht aus reiner Lust,
> Streiche nicht aus Ueberzeugung,
> Streiche nur — wenn du es mußt!

Doch bemächtigten sich der Witz und die Satire auch der Presse im allgemeinen, sowie überhaupt aller staatlichen Verhältnisse, die im argen lagen.

Der „Charivari" brachte das Distichon:

> Als man die Freiheit begrub, da folgte die Presse dem Zuge;
> Lebte sie heute, gewiß, folgte der Presse sie nach.

Der „Dorfbarbier" erzählte: „Der große Gedächtniskünstler Reventlow, der auf 15 000 Fragen antwortet, der da weiß, wie hoch jeder Berg und Turm, wie tief jeder Brunnen ist, wurde neulich gefragt, ob er auch wisse, wieviel Versprechungen seit dem Jahre 1813 dem deutschen Volke gemacht worden seien? Hier mußte er seine Ohnmacht bekennen. Er erklärte, solcher Versprechungen gäbe es so viele, daß kein menschliches Gedächtnis ihre Anzahl zu beherrschen imstande sei.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" las man folgende (natürlich fingierte) Bekanntmachung: „In einigen mir zur Ansicht gekommenen, gegen Johannes Ronge gerichteten Schriften wird den Protestanten gesagt, daß sie den Denkmälern Blüchers gleiche Verehrung erwiesen, wie die Katholiken den Abbildungen ihrer Heiligen. Dem aber ist nicht so, denn niemals haben Protestanten sich vor einem Standbilde Blüchers kniebeugend mit dem Gebete niedergelassen:

> Heiliger Vorwärts
> Hilf uns,
> Daß wir nicht gehen rückwärts.
> Obrist F. von Bülow."

Und nach der Hinrichtung des Attentäters Tschech machte die Notiz die Runde durch die Blätter:

Die letzten Worte Tschechs auf dem Schaffot sollen „Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit" gewesen sein. Solche Wünsche darf sich auch nur ein zum Tode Verurteilter ungescheut erlauben.

Diesem neuen Tone der Presse gegenüber erklärte Heinrich Leo, der bekannte hallische reaktionäre Professor, in den hochkonservativen „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik": „Das liberale Gesindel muß man für vollkommen machtlos halten und so viel unverwüstliche Lustigkeit besitzen, um diese Menschen als eine eigens zu seiner Aufheiterung bestimmte Possenreißerbande zu betrachten."

So leichthin konnte aber die Macht des nationalen Gedankens denn doch nicht abgethan werden. Schon die nächsten Jahre sollten zeigen, mit welchem Ungestüm er sich weiterhin Bahn brechen werde.

Nachrichten

Wilhelm Jordan †. Am 26. Juni hat der Tod nun auch die einst so reckenhafte Gestalt Wilhelm Jordans gefällt, der kürzlich in sein 86. Lebensjahr getreten war. Ostpreuße von Geburt — er kam am 8. Februar 1819 in Insterburg zur Welt — hat er das letzte halbe Jahrhundert seines Lebens fast ausschließlich in Frankfurt a. M.

verlebt. In Königsberg studierte er erst Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften und gab seine Erstlingsgedichte unter dem Titel „Glocke und Kanone“ 1842 heraus. Aus Leipzig, wohin er sich zunächst wandte, wurde er 1846 wegen seiner politischen Anschauungen ausgewiesen, redigierte dann kurze Zeit die „Bremer Zeitung“ und wurde 1848 vom Kreis Freienwalde in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Seitdem nahm er in Frankfurt seinen Wohnsitz und machte von hier aus zahlreiche Rhapsodenfahrten, auf denen er sein großes Nibelungen-Epos selbst rezitierte. Daneben entstand als sein zweites Hauptwerk die 1854 erschienene philosophische Dichtung „Demiurgos“, ein teils dramatisches, teils episches Gedicht, halb Faust, halb Merlin. Von seinen zahlreichen sonstigen Werken haben noch die Romane „Die Sebalds“ und „Zwei Wiegen“, die eine Religion der Weltfreude auf darwinistischer Grundlage predigen, sowie das Verslustspiel „Durchs Ohr“ ein größeres Publikum gefunden. (Vgl. Karl Weitbrechts Essai über Wilhelm Jordan im LE I, 9.)

• •

Ein litterarischer Prozeß. Vor dem Schöffengericht in Hamburg wurde am 15. Juni ein Beleidigungsprozeß des Schriftstellers Adolf Paul gegen den „Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit in Hamburg“ verhandelt. Den Anlaß dazu hatte eine im „Hamb. Corresp.“ erschienene Kritik von Pauls Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch“ (von Ewald Gerhard Seeliger) gegeben, in der der Roman — er behandelt das Problem der Blutschande zwischen Mutter und Sohn — günstig besprochen war. Gegen diese Kritik glaubte der genannte Verein in einem Rundschreiben Stellung nehmen zu sollen, worin er das Buch als ein Produkt einer unsauberen und perversen Phantasie brandmarkte und den „H. C.“, der für ein solches Werk durch seine Besprechung Reklame mache, beschuldigte, an der Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit mitzuwirken. Hiergegen und gegen ein ähnlich lautendes „Eingesandt“ in den „Hamb. Nachr.“ erhob Paul die Beleidigungsklage. Im Laufe der Verhandlung gelangte der ganze Roman zur Verlesung, und es stellte sich heraus, daß von den Unterzeichnern des Rundschreibens die Mehrzahl das Buch nicht gelesen hatte. Die Verteidigung wies nach, daß der Verfasser den Stoff zu seinem Buche nicht frei erfunden, sondern einer thatsächlich vorhandenen lübecker Chronik entnommen habe. Das Gericht verkannte die gute Absicht der Beklagten nicht, erklärte jedoch die dem Autor gemachten Vorwürfe für nicht erwiesen; das Buch sei nicht als unanständige Schrift zu bezeichnen. Das Urteil lautete für sämtliche Angeklagte auf je 75 bis 50 M. Geldstrafe.

• •

Allerlei. In Rom ist am 23. Juni das vom Kaiser gestiftete Goethe-Denkmal vor der Villa Borghese in Anwesenheit des Königs von Italien enthüllt worden. — Zur Errichtung eines Herder-Denkmals in Bückeburg, wo Herder bekanntlich von 1771 bis 1776 als Oberprediger und Landessuperintendent gewirkt hat, erbittet ein von angesehenen Namen unterzeichneter Aufruf Beiträge. Das Denkmal ist als Herder-Gedenkstein in Gestalt eines großen Blockes mit Erzrelief und entsprechender Inschrift geplant. Beiträge nimmt die Niedersächsische Bank, Filiale der Dresdner Bank, in Bückeburg entgegen. — Kammerrat Emil Jonas, der bekannte Uebersetzer aus der skandinavischen Sprache, vollendete am 14. Juli sein achtzigstes Lebensjahr. — Zu der auf Sp. 1246 gegebenen Aufzählung der von Lenbach porträtierten litterarischen Persönlichkeiten ist (nach einer frdl. Mitteilung von Prof. Sulger-Gebing in München) noch Wilhelm Hertz hinzuzufügen. — Eine neue kleine belletristische Monatsschrift giebt unter dem Titel „Funken“ Walter Schulte vom Brühl im Verlag von Friedrich Rothbarth in München seit Juni heraus. — Die kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt, der u. a. einst Wieland, Schiller, die Brüder Humboldt als Mitglieder angehört haben, feierte am 1. Juli ihr 150 jähriges Bestehen mit einer Festsitzung. — Emile Zolas Witwe stiftete der „Bibliothèque Nationale“ sämtliche Handschriften ihres Mannes mit Ausnahme derjenigen von „Nana“ und „Vérité“, die sich nicht mehr vorfanden. — Die „Akademische Freie Litterarische Vereinigung“ zu Göttingen beabsichtigt, zum Mai 1905 ein dem Andenken Schillers gewidmetes Dichterbuch deutscher Studenten herauszugeben, das nur lyrische Beiträge enthalten soll. Einsendungen sind an den Herausgeber, cand. phil. Kurt Küchler in Göttingen, Hanssenstr. 12, zu richten. — Der Sohn Théophile Gautiers, der den gleichen Namen trug, ist in Paris im Alter von 69 Jahren gestorben. Von ihm existiert eine recht gute Uebersetzung der „Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“. — Der Sohn Paul Verlaines, der gleichfalls sehr begabte Bildhauer Georges Verlaine, mußte in eine Irrenanstalt überführt werden, da sich bei ihm Delirium tremens gezeigt hatte.

Zuschriften

In meiner Studie über Herman Heijermans (Heft 17) ist versehentlich eins der frühesten Werke nicht berücksichtigt worden, was mir mit ein paar Worten nachzuholen gestattet sei.

Die 1893 bei Becht in Amsterdam erschienene Studie „Trinette“ (deutsch bei S. Fischer, Berlin) ist unter den Werken Heijermans nicht das Schlechteste. Trotz einiger überflüssiger Freiheiten in den Dialogen und Situationen hinterläßt dieses tieftraurige Lebensbild einen lauteren Eindruck. Trinette ist ein frisches Landmädchen aus Laroche, das von der Großstadtsehnsucht gepackt wird, nach Brüssel geht und dem Minotaurus der Großstadt zum Opfer fällt. Das ist alles. Und vorgetragen mit äußerster Kühlheit, die sich nur an zwei Stellen verleugnet. Aber gerade die Einfachheit, die zwingende Darstellung: all dies mußte so kommen, es konnte nicht anders sein, dies ist der Gang der Dinge in tausend Fällen — macht das Buch zu einem Kunstwerke, das des Namens seines Verfassers würdig ist.

Amsterdam. L. Grapperhaus.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Armstrong, Archib. v. In der Gewalt der Umstände. Roman. Aus dem Engl. v. F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. 160 u. 157 S. M. 1,— (1,50).

Auer-Waldborn. Im Wirbel. Die Geschichte einer Liebe. Wien, K. W. Stern. 147 S. M. 2,50.

Borchart, Elsbeth. Der Liebe Gebot. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 179 S. M. 1,— (1,25).

Bredenbrücker, Rich. Hartköpfe. Erzählungen aus Südtirol. Stuttgart, Adolf Bonz. 250 S. M. 2,40 (3,60).

Brun-Barnow. Gräfin Ruth od. Die Rivalen. Roman. [Kürschners Bücherschatz. Nr. 404.] Berlin, Herm. Hillger. 94 S. M. —,20.

Burska, Hasso. Allerlei Liebe. Roman in 2 Büchern. Zürich, Caesar Schmidt. 156 S. M. 2,—.

Dam, Ernst A. Wilde Liebe. Erzählung. Zürich, Caesar Schmidt. 98 S. M. 1,20.

Elert, Emmi. Funken unter der Asche. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 294 S. M. 3,— (4,—).

Fischer, Wilh. Ein Märtyrer der Frauen. Zürich, Caesar Schmidt. 91 S. M. 1,20.

Friedmann, Jul. Pervers. Flitterwochenbriefe. Berlin-Schöneberg, Ernst Hahn. 79 S. M. 2,—.

Gerson dell'Agga, Arth. Im Reich der Liebe. Zürich, Caesar Schmidt. 52 S. M. 1,—.

Grillparzer, Frz. Der arme Spielmann. Das Kloster bei Sendomir. Ein Erlebnis. Berlin, Christl. Verlagsbuchhandlung. 95 S. M. —,25 (—,50).

Groner, Auguste. Das Geheimnis des Apothekerhauses. Kriminalnovelle. [Kürschners Bücherschatz. Nr. 401.] Berlin, Herm. Hillger. 93 S. M. —,20.

Halbert, A. Das Rätsel: Jude. Der Roman eines modernen Juden. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 142 S. M. 2,— (3,—).

Hansjakob, Heinr. Sommerfahrten. Tagebuchblätter. Stuttgart, Adolf Bonz. 559 S. M. 5,— (6,—).

Heymann-Dvorák, Rob. Die Novize von der Rue Montmartre. Briefe. Berlin-Schöneberg, Ernst Hahn. 47 S. M. 1,—.

Hirschberg-Jura, Rud. Gehorsame Geister. Roman. Berlin, Karl Duncker. 364 S. M. 4,—.

Jobst, J. Im Herrenstall. München, Friedrich Rothbarth. 148 S. M. 2,—.

Joseph, Paul Herm. Kaschuben. Kleine Bilder aus der Heimat. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. 90 S. M. 1,50.

Katscher, Berta. Die Stychows. Zeitroman aus dem Leben. Berlin-Schöneberg, Ernst Hahn. 193 S. M. 3,— (4,—).

Lametta, Gräfin. Acht Tage aus dem Leben der berliner Hochfinanz. Erzählt vom Roland von Berlin. Berlin, Verlag Roland von Berlin. 152 S. M. 2,—.

Lee, Heinr. Eine vom Brettl. Roman. Berlin, Karl Duncker. 364 S. M. 4,—.

Lüthgen, Eugen. Sehnsüchte! Psychologische Novellen. Straßburg, Josef Singer. 46 S. M. 3,—.

Merriman, Charles Eustace. Briefe an Papa. Diese Briefe schrieb Pierrepont Graham, der Sohn des Dollarkönigs John Graham, an seinen Vater, den Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlg. Graham & Co. in Chicago. Uebers. v. Alfr. Brieger. Berlin, Egon Fleischel & Co. 342 S. M. 3,50 (5,—).

Minuth, Fred. R. Ihr Verbrechen. Sozialer Roman. Berlin, Richard Schröder. 363 S. M. 4,— (5,—).

Okonowski, Geo. Ein Liebesdienst. Roman. Berlin, Herm. Hillger. 110 S. M. —,20.

Perfall, Anton v. Allerhand Lebendiges. Stuttgart, Adolf Bonz. 270 S. M. 3,40 (4,50).

Perfall, Karl v. Frau Sensburg. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 306 S. M. 4,— (5,50).

Rose, Felicitas. Kerlchens Mutterglück. Berlin, Richard Bong. 203 S. M. 1,— (1,50).

Rosenbaum, Henny. Allesamt Sünder. Novellen. München, Friedrich Rothbarth. 127 S. M. 2,—.

Salburg, Gräfin. Feudal. Stuttgart, Franckh. 124 S. M. 1,— (1,80).

Schlicht, Frhr. v. Der Gardestern. Humoristischer Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 274 S. M. 3,50 (4,50).

Schoebel, Agnes. Liebesopfer. Novellen. Leipzig, G. Müller-Mann. 128 S. M. 1,—.

Schulte vom Brühl, Walther. Der Prinz von Pergola. Roman. München, Friedrich Rothbarth. 395 S. M. 4,20 (5,50).

Schwimmer, Rosika. Nachtfalter. Ein Sittenbild. Berlin-Schöneberg, Ernst Hahn. 78 S. M. 1,—.

Spättgen, Doris Freiin v. Rache. Roman. Dresden, Karl Reißner. 303 S. M. 3,— (4,—).

Speckmann, Diedr. Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. Bremen, Karl Schünemann. 189 S. M. 2,— (3,—).

Stettenheim, Jul. Die Ballmutter u. andere Typen der Gesellschaft. Berlin, F. Fontane & Co. 215 S. M. 2,— (3,—).

Stratz, Rud. Vorbei. Eine Geschichte aus Heidelberg. Stuttgart, Union. 93 S. M. 1,— (2,—).

Tieck, Ludwig. Shakspere-Novellen: Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. Berlin, Christl. Buchhandlung. 115 S. M. —,25 (—,50).

Thomas, Emil. Aeltestes Allerältestes. Berlin, Bruno Cassirer. 194 S. M. 2,50.

Willinger, Hermine. Lenz. Novelle. Stuttgart, Union. 106 S. M. 1,— (2,—).

Wentzel, Hans v. Das Fähnrichsherz. Neun Salon-Scherzos. Leipzig, G. Müller-Mann. 133 S. M. 1,—.

Wolff-Thüring, Thdr. Arme Sünder. Novellen. Zürich, Caesar Schmidt. 135 S. M. 1,60.

Zanthier, Fritz v. Die schönsten Füchse des Regiments. Humorist. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 249 S. M. 3,— (4,—).

Zapp, Arth. Die Frau Hauptmann. Roman. Dresden, Karl Reißner. 246 S. M. 3,— (4,—).

Zitelmann, Katharina. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. Roman. Berlin, Karl Duncker. 230 S. M. 3,—.

Gautier, Théophile. Fortunio. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. — Das Hündchen der Marquise. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. — Die goldene Kette der Bakchis. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. — Eine Nacht der Kleopatra. Deutsch v. Ilna Ewers-Wunderwald. Berlin, Magazin-Verlag. Je M. 3,— (4,—, 5,—).

Maeterlinck, Maurice. Der doppelte Garten. Deutsch von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. Jena, Eugen Diederichs. 194 S. M. 4,50 (5.50).

Roy, Kristina. Die Schwärmer. Erzählung. Deutsch von Bozena Chorvat. Striegau, Reinhold Urban. 175 S. M. 1,— (2,—).

Roy, Kristina. Der Knecht. Aus dem Slovak. von Bozena Chorvat. Striegau, Reinhold Urban. 85 S. M. —,30.

b) Lyrisches und Episches.

Bartels, Adolf. Gesammelte Dichtungen. 1. Bd. Lyrische Gedichte. München, Georg D. W. Callwey. 203 S. M. 3,—.

Bayer, Carl. Bunte Blumen. Neue Gedichte. Berlin, Karl Duncker. 195 S. M. 3,—.

Beetschen, Alfr. Papagenos Glockenspiel. Neue Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. 100 S. M. 1,50 (2,50).

Fercher v. Steinwand. Kryptofloren. Ein poet. Spruch- und Tagebuch. Wien, Theodor Daberkow. 258 S. M. 1,—.

Holzinger-Rodenstein, Karl. Perlen. Neue Gedichte. Berlin-Schöneberg, Ernst Hahn. 80 S. M. 4,—.

Langewiesche, With. Planegg. Ein Dank aus dem Walde. München, C. H. Beck. 72 S. M. 2,40.

Saar, Ferd. v. Oesterreichische Festdichtungen. Wien, Theodor Daberkow. 46 S. M. —,20.

c) Dramatisches.

Eckhardt, Phil. Hurra Schorndorf. Ein histor. Schauspiel. Wiesbaden, Gustav Quiel. 69 S. M. 1,—.

Felner, Karl. Vor Sonnenuntergang. Dramat. Dichtung. Jena, Hermann Costenoble. 34 S. M. —,75.

Legien, Hans. Der Hochmeister. Ritterspiel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. 76 S. M. 1,—.

Ludwig, Emil. Ein Untergang. Drama. Berlin, Bruno Cassirer. 178 S. M. 2,50.

Morax, René. Der Julbock. Drama. Aus dem Franz. v. Minna Hoffmann. Lausanne, B. Bender. 46 S. M. 1,50.

Porges, Elsa (Ernst Rosmer). Johannes Herkner. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 155 S. M. 2,50 (3,50).

Tomaseth, Heinz. Die Tändelnden. Tragikomödie. Wien, Karl Konegen. 172 S. M. 2,50.

Wechßler, Adf. Sesenheim. Charakteridylle in 4 Akten. Ulm, Heinr. Kerler. 69 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Becker, Phil. Aug. Geschichte der spanischen Litteratur. Straßburg, Karl J. Trübner. 151 S. M. 2,— (2,50).

Burdach, K. Die älteste Gestalt des west-östlichen Divans. Berlin, Georg Reimer. 43 S. M. 2,—

Goethes sämtl. Werke. Jubiläums-Ausg. in 40 Bdn. Hrsg. von Eduard v. d. Hellen. Bd. 18. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Mit Einleitung und Anmerkgn. v. Wilh. Creizenach. Stuttgart, J. G. Cotta. 424 S. M. 1,20 (2,—, 3,—).

Jahrbuch, biographisches u. deutscher Nekrolog. Hrsg. v. Ant. Bettelheim. VI. Bd. v. 1, I bis 31, XII. 1901. Berlin, Georg Reimer. 512 S. M. 12,— (14,—).

Lindemann, Frido. Die Operntexte Philippe Quinaults vom litterarischen Standpunkt aus betrachtet. Leipzig, Dr. Seele & Co. 139 S. M. 1,50.

Litteraturdenkmale, deutsche, des 18. u. 19. Jahrh. Hrsg. v. Aug. Sauer. Nr. 128 u. 130. 128. Gerstenberg, H. W. v. Rezensionen in der Hamburgischen neuen Zeitung 1767—1771. Hrsg. v. O. Fischer. XCIX, 415 S. 1904. Einzelpr. M. 8,—, Subskriptionspr. M. 7,—. — 130. Quellenschriften zur hamburgischen Dramaturgie. I. Weiße, Christian Fel. Richard III. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Hrsg. v. Dan. Jacoby u. Aug. Sauer. XXXII, 91 S. 1904. Einzelpr. M. 1,80, Subskriptionspr. M. 1,50. Berlin, B. Behr.

Meisterwerke, die, der deutschen Bühne. Hrsg. v. Prof. Dr. Geo. Witkowski. 13. Goethe, Wolfg. v. Götz v. Berlichingen m. der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Adf. Hauffen. XXXVI, 88 S. — 24. Uhland, Ludw. Ludwig der Bayer. Schauspiel. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Herm. Fischer. XV, 56 S. — 28. Goethe. Torquato Tasso. Ein Schauspiel. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Vict. Michels. XXIV, 87 S. — 29. 30. Hebbel, Frdr. Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in 3 Abtlgn. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Rich. Maria Werner. XIX, 185 S. Leipzig, Max Hesse. Je M. —,30 (—,50).

Münz, Dr. B. Goethe als Erzieher. Wien, Wilhelm Braumüller. 116 S. M. 2,—.

Neudrucke litterarhistorischer Seltenheiten. 1. Bürger, Gottfr. Aug., Ehestands-Geschichte. Berlin, Ernst Frensdorff. 258 S. M. 3,— (4,50, 6,—).

Nibelunge, die. Schrift, (farb.) Vollbilder u. Buchschmuck v. Jos. Sattler. Text der Hohenems-Münchener Handschrift A des Nibelungenliedes nach der Ausg. v. Karl Lachmann. Berlin, J. A. Stargardt. 315 S. M. 450,—. Auf japan. Papier M. 600,—; auf Pergament M. 2500,—.

Paul, A. Th. George Sand und ihre Auffassung v. Liebe u. Ehe. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauenfrage. Berlin, Magazin-Verlag. 129 S. M. 2,—.

Schönbach, Ant. E. Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtungswerke. 3. Stück: Die Sprüche der Brüder Wernher. Wien, Karl Gerolds Sohn. 90 S. M. 2,—.

Sulger-Gebing, Emil. Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Berlin, Georg Reimer. 83 S. M. 1,20.

Uebersicht, historische, der shakespeerischen Königsdramen. Wien, K. W. Stern. 16 S. M. —,60.

Vowinkel, E. Dee englische Roman der Gegenwart. Mettmann, Hugo v. d. Heyden. 62 S. M. 1,20.

Zwymann, Kuno. Aesthetik der Lyrik. I. Das Georgeiche Gedicht. Berlin, Karl Schnadel. 153 S. M. 2,50.

Poe, Edgar Allan. Werke in 10 Bdn. Hrsg. von Hedda u. Arthur Moeller-Bruck. Bd. 1 u. 3. Bd. 1. Poes Leben nnd Schaffen. Bd. 3. Heureka u. anderes. Minden, J. J. C. Bruns. 215 u. 236 S. M. 2,— (2,50).

Ruskin, John. Ausgewählte Werke in vollständiger Uebersetzung. Bd. 9. Steine von Venedig. Aus dem Engl. v. Hedw. Jahn. 441 S. M. 10,— (11,—).

Wilde, Osc. Der Sozialismus u. die Seele des Menschen. Aus dem Zuchthaus zu Reading. Aesthetisches Manifest. Uebers. v. Hedwig Lachmann. Berlin, Karl Schnabel. 149 S. M. 2,50 (4,—).

e) Verschiedenes.

Handbibliothek, Cottasche. 83. Auerbach, Berth. Edelweiß. Eine Erzählg. 254 S. M. 1,— (1,50). — 84. Baumbach, Rud. Das Wasser des Vergessens u. andere Erzählungen. 62 S. M. —,25. — 86. Hebbel, Frdr. Judith. Eine Tragödie. Mit e. Einleitg. v. Rich. Specht. 74 S. M. —,25. — 87. Hebbel, Frdr. Maria Magdalena. Ein bürgerl. Trauerspiel. Mit e. Einleitg. v. Rich. Specht. 62 S. M. —,20. — 88. Hebbel, Frdr. Mutter u. Kind. Ein Gedicht in 7 Gesängen. Mit e. Einleitg. v. Rich. Specht. 70 S. M. —,25. — 89. Keller, Gottfr. Pankraz der Schmoller. Erzählung. 74 S. M. —,30. — 90. Molière. Die gelehrten Frauen. Lustspiel. In deutscher Uebertragg. v. Ludw. Fulda. 68 S. M. —,30. — 91. Paoli, Betty. Ausgewählte Gedichte. Mit e. Einleitg. von Marie v. Ebner-Eschenbach. 86 S. M. —,40 (—,90). — 92. Schiller, Frdr. v. Maria Stuart. Trauerspiel. Mit e. Einleitg. v. Karl Goedeke. 154 S. M. —,25. — 93. Schopenhauer, Arth. Parerga u. Paralipomena. Kleine philosoph. Schriften. 1. Tl. 228 S. M. —,60. — 94. Dasselbe. 2. Tl. 279 S. M. —,70. — 95. Dasselbe. 3. Tl. 308 S. M. —,80. — 96. Dasselbe. 4. Tl. 335 S. M. —,90. — 97. Wilbrandt, Adf. Novellen aus der Heimat. 222 S. M. —,90 (1,40). Stuttgart, J. G. Cotta.

Hesse, Max, Volksbücherei. 132. Eichendorff, Jos. Frhr. v. Aus dem Leben e. Taugenichts. Novelle. Mit e. Einleitg. v. F. Wippermann. 96. S. — 133. Suttner, Bertha v. Ketten u. Verkettungen. — Donna Sol. 2 Novellen. 95 S. — 137. Stern, Adf. Vor Leyden. — Heimkehr. 2 Novellen. Mit e. Einleitg. v. Heinr. Löbner. 75 S. — 138. Groller, Bald. Lori Bergmann. — Vor der Ruhe. — Seitensprünge. 3 neue Novellen. 94 S. — 142—144. Meyr, Melch. Erzählungen aus dem Ries. Regine. — Gleich u. Gleich. 299 S. — 145. 146. Sydow, M. v. Anna Steinhofer. Eine Erzählg. 186 S. m. Bildnis. — 147. Rietschels, Ernst, Jugenderinnerungen. Mit e. Einleitg. hrsg. v. Adf. Stern. Mit e. Handschriftprobe. 95 S. Leipzig, Max Hesse. Je M. —,20.

Lamprecht, Karl. Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe 6. Bd. 2. Abtlg.: Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. 2. Bd. Freiburg, Herm. Heyfelder. 482 S. M. 6,— (8,—)

Meier-Graefe, Jul. Entwicklungsgeschichte dee modernen Kunst. Vergleichende Betrachtg. der bild. Künste als Beitrag z. e. neuen Aesthetik. Stuttgart, Julius Hoffmann. 770 S. M. 30,—.

Meyers Volksbücher. (Hrsg. v. Hans Zimmer.) 1375 bis 1380. Multatuli (Eduard Douwes Dekker). Max Havelaar od. Die Kaffeeversteigerungen der niederländischen Handelsgesellschaft. Aus dem Holl. v. Paul Seeliger. 428 S. — 1381/1382. Grillparzer, Frz. Libussa. Trauerspiel. 92 S. — 1384. Lohmeyer, Jul. Künstlerfestspiele. 70 S. — 1385/1386. Daudet, Alphonse. Tartarin v. Tarascon. Aus dem Franz. v. Dr. E. G. Lohse. 122 S. Leipzig, Bibliographisches Institut. Je M. —,10.

Riquer, A. de. Ex libris. 1903. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 64 Bl. m. 11 S. Text. M. 20,—.

Schwartz, E. Rede auf Theodor Mommsen. Göttingen, Lüder Horstmann. 16 S. M. —,25.

Seydl, Ernst. L. H. Tolstois Leben und Lehre. (Frankf. zeitgemäße Broschüren, neue Folge. 23. Bd. 8. H.) Hamm, Breer & Thiemann. 32 S. M. —,50.

Universal-Bibliothek. 4551. Gobineau, Graf. Die Tänzerin v. Schemacha. Novelle. Deutsch v. Rud. Schlösser. 80 S. Geb. M. —,60. — 4552. Benedix, Roder. Das Gefängnis. Lustspiel. Bühneneinrichtung v. Ernst Albert. Mit 1 Dekorationsplan. 79 S. — 4553—4555. Spinozas Briefwechsel. Verdeutscht u. mit Einleitg. u. Anmerkgn. versehen v. J. Stern. 295 S. Geb. M. 1,—. — 4556. Hiller, Joh. Adam. Die Jagd. Komische Oper. Dichtung v. Christian Fel. Weiße. Text u. Musik neu bearb. v. Ald. Lortzing. Vollständiges Buch. Zum erstenmal hrsg. u. m. e. geschichtl. Einleitg. versehen v. Geo. Rich. Kruse. 112 S. — 4557. 4558. Achleitner, Arth. Eisenbahnstreik. Roman. 164 S. Geb. M. —,80. — 4559. Müller v. Königswinter, Wolfg. Sie hat ihr Herz entdeckt. Lustspiel. Bühneneinrichtung mit Dekorationsplan. 40 S. — 4560. Eysell-Kilburger, Clara (Frau Vict. Blüthgen). Brillanten u. andere heitere Geschichten. 101 S. Leipzig, Philipp Reklam. Je M. —,20.

Wagner, Richard. An Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871. Berlin, Alexander Duncker. 367 S. M. 5,— (6,—).

Wust, Fritz. Die Umwertung aller Werte. 1. Bd. Eine Philosophie des modernen Lebens. Berlin, J. Harrwitz. 106 S. M. 3,—.

Bibliothek berühmter Autoren. 21. Tolstoi, Graf Leo. Der Tod des Iwan Iljitsch. Deutsch v. Julie Goldbaum. Umschlag v. Leop. Forstner. 1.—5. Taus. 162 S. 1904. — 22. Strindberg, Aug. Ehegeschichten. Aus dem Schwed. v. J. K. Mantner. Umschlag v. Leo Koder. 6.—10. Taus. 156 S. 1904. — 23. Melschin, L. Sibirische Sklaven. Erzählung. Uebers. v. Sonja Wermer. Umschlag v. Berthold Löffler. 6.—10. Taus. 84 S. 1904. — 24. Tan. Durch die Mandschurei. Aus dem Russ. v. Sonja Wermer. Umschlag v. Alex. Hartmann. 1.—5. u. 6.—10. Taus. Je 95 S. 1904. — 25. Capus, Alfr. Geschichten zum Lachen. Aus dem Franz. v. Ellen Godwyn. Umschlag v. Fritz Schönpflug. 6.—10. Taus. 108 S. 1904. — 26. Lemonnier, Camille. Liebespuppen. Aus dem Franz. Umschlag v. Leop. Forstner. 1.—5. Taus. 116 S. 1904. — 28. Serao, Matilde. Liebesbriefe. Aus dem Ital. Umschlag v. Herm. Liedich. 6. bis 10. Taus. 96 S. 1904. — 29. Bourget, Paul. Frauenherz. Deutsch v. Ellen Godwyn. Umschlag v. Berthold Löffler. 6.—10. Taus. 129 S. 1904. — 30. Gorki, Maxim. Judenmassakre. Aus dem Russ. v. Sonja Wermer. Umschlag v. Berthold Löffler. 6.—10. Taus. 107 S. 1904. Wien, Wiener Verlag. Je M. —,50 (1,—).

Tolstoi, Leo. Gedanken weiser Männer. Mit Genehmigung des Vf. deutsch herausg. v. Adolf Heß. München, A. Langen. 398 S. M. 4,50 (6,—).

Antworten.

Herrn Prof. Dr. L. S.-H. in Paris. Die von Ihnen gemeinte Diskussion zwischen den Professoren Sievers und A. Heusler ließ, wie uns der letztere freundlichst mitteilt, die „Freien Rhythmen" unberührt (d. h. also die modernen Verse, wie z. B. in gewissen klopstockischen Oden, in Goethes „Prometheus" usw.). Es handelte sich damals um den altgermanischen Stabreimvers, allerdings mit Hereinziehen mancher allgemeinerer Fragen. Das letzte Glied dieser Debatte war Heuslers Schrift „Ueber germanischen Versbau" (Berlin, Weidmann. 1894). Ueber die „Freien Verse" hat sich Heusler nur im Litteraturblatt für germ. und rom. Philol., 1891, Sp. 399—401, geäußert.

Herrn S. K. in Moers. Besten Dank für Ihren Hinweis. Das Buch befindet sich in den Händen eines unserer ständigen Mitarbeiter und wird jedenfalls besprochen. Die Fixigkeit der Tagespresse, die sich einzelne ihr gerade interessante Novitäten zur Besprechung herausgreifen kann, dürfen Sie von uns bei halbmonatlichem Erscheinen und bei dem Umfange des zu bewältigenden Materials nicht erwarten. Also Geduld!

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.

Erstes August-Heft.

VI. Jahr. No. 21. 1. August 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von Maurice Barrès

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang Heft 21 1. August 1904

Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 46 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Ahasver-Dichtungen.

Von Dr. Rudolf Fürst (Prag).

Die Sage von Ahasverus, dem ewigen Juden, ist, darüber sind alle[1]), die ihr nachforschten, einig, nicht biblischen Ursprungs. Zwar kann man, wenn auch nicht eben aufgrund biblischer Quellen, biblische Personen nachweisen, denen, zur Strafe oder zum Segen, ewiges Erdenwallen zuteil wurde, zwar mag man, das Gebiet der Sagenvergleichung beschreitend, fast für jeden Volksstamm und jede Epoche analoge Empfindungen ausfindig machen und Gestalten wie Kain und Wodan, den wilden Jäger und den fliegenden Holländer, Karl den Großen und Friedrich Barbarossa, Widar und Indra, Hekate und Holla heraufbeschwören, ja den Kampf Ahasvers gegen Christus dem uralten Sagenstamm vom Streit der Finsternis und des Lichtes einpfropfen und (mit Schöbel) behaupten, die Legende habe den Mythus christianisiert. Alle solche Bemühungen können aber wenig an der Thatsache ändern, daß erst in den „Flores Historiarum“ des 1237 verstorbenen Mönchs Roger von Wendower zu St. Albans in England der Bericht von dem Sünder auftaucht, der den Heiland mißhandelte und deshalb zu ewigem, ruhelosem Wandern auf Erden verurteilt wurde. Diesmal ist's ein Thürsteher des Pilatus, ein Heide namens Cartaphilus. Diese Darstellung hat ein Klostergenosse Rogers, Matthäus Parisiensis († 1259), in seine Chronik hinübergenommen. Schon im 15. Jahrhundert gab es in Italien eine lebhafte Tradition von dem zu ewigem Wandern verurteilten „Gottstoßer“ Johannes Buttadeus[2]). Aber erst 1602 kam unser Ahasverus zur Welt. Sein Geburtsland ist Deutschland, sein Geburtsort ein an vielen Stellen zugänglicher[3]) Bericht eines angeblichen Duduläus. Diese „Kurtze Beschreibung und Erzehlung von einem Juden mit Namen Ahasverus“ (der auf Xerxes gedeutete Name taucht hier zum erstenmal auf) beruft sich auf die Autorität eines nachmaligen Bischofs von Schleswig, Paul von Eitzen. Dieser Würdenträger selbst will den Schuster von Jerusalem, der den kurze Rast heischenden Kreuzträger von seiner Schwelle stieß, um 1542 als einen reumütigen und bescheidenen Büßer kennen gelernt haben. Die erbauliche Historie wurde bald zum „Volksbuch“. Sie erlebte eine große Anzahl deutscher Drucke und Ausgaben, sowie einige fremdsprachige Uebersetzungen, sie hatte eine endlose, je nach den Zeitläufen gefärbte apologetisch-polemische Litteratur im Gefolge, sie bewirkte, daß man bald aller Orten den ewigen Juden gesehen haben wollte. Auch über Deutschlands Grenzen reichte direkt oder indirekt die Anregung des Volksbuches. Bei der Mehrzahl der europäischen Völker bürgerte sich die Sage vom ewigen Juden ein (in Amerika will man ihn noch 1868 gesehen haben). Besonders stark wirkte er auf die Volkspoesie in Frankreich, Belgien und die Niederlande, wo er in Volksbüchern, Volksliedern und bildlichen Darstellungen lebendig wurde, auch in Italien, besonders in Sizilien, wo er noch heute beim Volk sehr bekannt sein soll. Eine „complainte“ aus Belgien gab ihm im 17. Jahrhundert sogar einen neuen Namen von etwas dunkler Etymologie — Isaac Laquedem.

Gerade in Deutschland hat sich die Volkspoesie, von jenem „Volksbuch“ des Pseudodudulänus abgesehen, nur wenig mit dem ewigen Juden beschäftigt. Kann man auch nicht mit Schöbel (a. a. O. S. 14) kurzweg behaupten, der ewige Jude fehle in „Des Knaben Wunderhorn“, so darf man ebenso wenig mit Neubaur (S. 30) und Eschelbach[4]) (S. 5) jene Strophen in der zweiten

[1]) L. Neubaur, Die Sage vom ewigen Juden. Leipzig 1884. Gaston Paris in der Encyclopédie des sciences religieuses. Paris 1880. Ch. Schoebel, La légende du juif-errant. Paris 1877. F. Nork in Scheibles Kloster. Band 12. S. 427 ff. Stuttgart 1849. G. Th. Gräße, Die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt, mit verwandten Mythen verglichen. Leipzig 1844.

[2]) A. Ruhemann in der Zeitschrift „Nord und Süd“, Band 75. Seite 67 ff.

[3]) Simrocks Volksbücher. Band 6. S. 423 ff. und Neubaur, a. a. O. S. 53 ff.

[4]) H. Eschelbach, Ueber die poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden. Baden-Baden 1896 (schulmeisterlich).

Fassung des Liedes „Da Jesus in den Garten gieng" [5]), die erzählen, wie der reiche Jude Christum den Kreuztragenden rauh von der Schwelle wies und dafür von Gott — nicht vom Heiland — bestraft wurde, schlankweg zur Volkspoesie rechnen; ja wohl gar dieser den feinen Zug zuschreiben, daß der Fluch nicht von Christus selbst verhängt wurde. Denn thatsächlich handelt es sich um eine Kunstdichtung. Arnim und Brentano haben ihrer eigenen Angabe nach diese Strophen ihrer Vorlage, einem fliegenden Blatt um 1800, zugedichtet.

Jenes Volksbuch ganz allein hat aber die Kunstdichtung aufs nachhaltigste angeregt. Goethe selbst entnahm ihm die Geschichte vom ewigen Juden, die sich ihm seinem eigenen Geständnisse nach (Dichtung und Wahrheit, 15. Buch) so tief eindrückte, daß sie, wie alles, was er mit Liebe in sich aufnahm, „sich zu einer dichterischen Form anlegte". Neben der Einwirkung durch das Volksbuch war es die Erscheinung eines Schusters, bei dem Goethe 1768 wohnte, wohl auch die Neigung zu Hans Sachs, die den Dichter just zu dem jerusalemer Schuhmacher hinzog. Das Gedicht, von dem bekanntlich nur ein Fragment erhalten ist, sollte die „hervorstehenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darstellen" und die Pilgerfahrt des ewigen Juden auf Erden — mit Einschluß eines Besuches bei Spinoza — bis zur Wiederkunft Christi und der Lösung des Fluches umfassen. Der skizzierte erste Teil bietet eine ungemein feine psychologische Vertiefung des Problems, einen echt künstlerischen Zug, den spätere Poeten nicht unbeachtet ließen. Ahasverus, der nachdenkliche Handwerksmeister, der mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet werden sollte, war ursprünglich ein Anhänger Christi, den er nur von der Aufwiegelei und Beunruhigung des Volkes als gesetzter Bürger fern halten wollte. Er bildet so den Gegensatz zu Judas, der nicht als Verräter, sondern als ungestümer Anhänger des Heilandes gedacht ist und seine Verzweiflungsthat nur ausführte, um den Herrn mit Gewalt zur Propaganda der That zu drängen. Nach Art „hartverständiger Menschen" macht Ahasver, da er Jesum unter dem Kreuz einherkeuchend und die auf den Erlöser gesetzten Hoffnungen gescheitert sieht, seiner Enttäuschung in einer Flut verspäteter Vorwürfe Luft, bis das Wunder mit dem Schweißtuch der Veronika, das das verklärte, nicht das leidende Antlitz des Herrn zeigt, dieser Szene ein Ende macht. Der Schuster soll auf Erden wandeln, bis er den Herrn in dieser verklärten Gestalt wiedersieht. So verkündet eine Stimme. Also auch hier ist es nicht der milde, stets zum Verzeihen und zur Fürbitte für seine Feinde geneigte Heiland selbst, der just gegen den scheltenden Schuster sich unversöhnlich zeigt. Das Fragment selbst, zu dem Goethe seit 1774 nichts mehr dazugethan hat, obgleich ihm in Terni die Erinnerung an den ewigen Juden nochmals durch die Seele ging, ist ja in aller Gedächtnis. Mit der ganzen strotzenden Kraft des jungen Goethe, mit der ganzen Ueberfülle seiner Bilder und Vorstellungen wird im wesentlichen eine Satire auf kirchliche und weltliche Verhältnisse aus Goethes Frühzeit entworfen: auf die Zeichen- und Wundersüchtigen in der Person des Schusters und seiner Gemeinde, auf die vom reinen Geist des Evangeliums längst verlassenen Fürsten und Pfaffen im zweiten Teil, da Christus auf die Erde wieder herabsteigt, die ganz unter seinem Zeichen steht und seines Geistes doch kaum mehr einen Hauch verspürt.

Anders als auf Goethe wirkte der Bericht des Paul von Eitzen auf andere Poeten des 18. Jahrhunderts ein. Der bescheidene, reuevolle, nicht unedle Wanderer, den der Bischof von Schleswig kennen gelernt haben will, taucht für eine lange Zeit in der Dichtung immer wieder auf, und im Sinn der Auffassung dieser Gestalt ist es, wenn dem reuigen Sünder auch endlich Erlösung zuteil wird. Besonders die Humanität des 18. Jahrhunderts schreckte vor dem Grauen der ewigen Wanderschaft scheu zurück. Schubarts bekannte lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude", die der unerfüllten Todessehnsucht des zum ewigen Leben Verurteilten, seinen zahllosen vergeblichen Versuchen, des Loses aller Erdgeborenen teilhaftig zu werden, wuchtige und düstere Accente leiht, beraubt sich durch solch unzeitgemäße Weichheit eigentlich ihrer besten Wirkung. Da sich der Leser durch das Ungeheuere des Schicksals in seinen Tiefen erschüttert fühlt, naht just ein Engel, der den Verzweifelten zur ewigen Ruhe bettet. „Gott zürnt nicht ewig!" Freilich war es nach den Mitteilungen seines Sohnes schon Schubarts Lieblingsidee, den ewigen Juden in den Mittelpunkt eines Epos zu stellen, das all das Ungeheuere umspannen sollte, dessen der Ruhelose auf seiner Pilgerfahrt Zeuge ward.

Scheint es, daß die Diskrepanz zwischen der Vorstellung von Gottes Güte und dem Schicksal des für ewig Verdammten sich in Schubarts Herzen nicht lösen wollte, so wurde bei anderen Poeten die Vorbedingung für die Aufhebung des Fluches die feierliche Abbitte und die Bekehrung zum neuen Glauben. So läßt der in vielen Sätteln gewandte Alois Wilhelm Schreiber den zerknirschten Sünder, von dem sich alles Lebendige und Leblose und auch der Tod abwendet und der nun vor dem Crucifixus reuig seine Sünde eingesteht, Vergebung und damit das Ende seines Erdenwallens finden:

> „Hättest an des Kreuzes Stufen
> Früher du zu mir gerufen,
> Längst getilgt wär' deine Schuld."

(Gedichte. Heidelberg 1812. S. 37.) Vollends als bekehrter Sünder, als eifriger Prediger in der Wüste erscheint der ewige Jude bei August Wilhelm Schlegel. In dem Gedicht „Die Warnung" (Musenalmanach 1802. S. 52 f. Werke ed. Böcking 1. S. 223) redet er zwei trunkenen Burschen ins Gewissen, die sich in wahnsinnigen Schmähungen Gottes und des Heilandes ergehen. Er erzählt den Burschen sein Geschick, in dem sich Erinnerungen an die Missethat des alten Cartaphilus und solche an die Hartherzigkeit des Ahasverus im deutschen Volksbuch vereinen. Auch die Eigenschaft, niemals zu lächeln, hat Schlegels Jude aus dem deutschen Volksbuch oder auch direkt von Cartaphilus übernommen. Das rote Kreuzzeichen auf seiner Stirn, das die beiden jungen Frevler so sehr entsetzt, dürfte einer höchst grausigen romanischen Tradition seinen Ursprung verdanken.

Ahasverus als Erzieher! Diese Rolle fällt dem ewigen Juden nun mehr als einmal zu. Achim von Arnims von seinen Freunden so hoch gepriesenes Studentenspiel und Pilgerabenteuer

[5]) Des Knaben Wunderhorn. Neu bearbeitet von Birlinger und Crecelius. Wiesbaden 1874. Band 1. S. 129.

„Halle und Jerusalem" (1811) läßt den Ahasverus die Rolle des guten Geistes spielen. „Dieses Trauerspiel in zwei Lustspielen" ist in seiner Hauptfabel auf des Gryphius Trauerspiel „Cardenio und Celinde" gegründet, behandelt also den aus Immermann, Appel und Lanns Gespensterbuch u. s. w. bekannten Stoff. (Der verzweifelte Liebhaber Cardenio will den begünstigten Nebenbuhler töten, gerät aber statt an diesen an ein Gespenst; das liebestolle Mädchen Celinde, das von diesem selben Cardenio verschmäht wird, sucht sich seine Liebe dadurch zu gewinnen, daß es aus dem Herzen eines eben verstorbenen treuen Verehrers einen Liebestrank zu brauen sich unterfängt.) Arnim hat diesen Stoff modernisiert: Cardenio ist hallischer Privatdozent, dabei „zerrissen" und schuldbeladen wie William Lovell; die von ihm begehrte Olympie ist die Schwester eines hallenser Professors, die eifersüchtige Celinde ist die Tochter einer Rätin, die Namen und Wesen von der Zauberin Tyche des Gryphius geliehen hat. In den ersten Teil wurden kräftige hallische Studenten- und Judenszenen, in den zweiten Episoden voll religiöser Begeisterung und mit historischem Hintergrund eingefügt, und als Bindeglied dieser innerlich wie äußerlich zerflatternden Szenenfolge wurde der ewige Jude eingeführt, wobei diese Gestalt eine entschiedene religiöse, propagandistische Prägung erhielt. Ist Ahasverus auch keineswegs, wie Max Koch (Kürschners Deutsche Nationallitteratur. Band 146. S. XCVIII) glaubt, der Vater des Cardenio und der Olympie, denn er bekennt (Arnim, Werke. Berlin 1846. Band 16. S. 339) selbst, daß Olympie nicht sein Kind sei, so bietet er doch alles auf, um seinen sündigen Sohn Cardenio und die durch gemeinsame Schuld an ihn gefesselte Celinde auf den Weg zur Tugend und zum Glauben zu leiten. Seine Erlösung kann erst dann eintreten, wenn all seine Glaubensgenossen sich zum Kreuz bekehrt haben, eine Folge, die, wenn man will, im Symbol von der Bekehrung des ewigen Juden einbegriffen ist. Doch wird ihm, da er sich und die seiner Obhut anvertrauten Sünder durch sein unermüdliches Vordringen ans heilige Grab entsühnt, da er als glaubenseifriger Verehrer des Kreuzes gewirkt und gelitten hat, da er mit einem Wort nicht nur ein Scheinchrist, sondern ein Herzenschrist geworden ist, in der Kirche am heiligen Grabe die Wohlthat des irdischen Todes endlich zuteil.

Eine ähnliche Mission hat der ewige Jude in der süßlich-sentimentalen Novelle von Franz Horn („Der ewige Jude", geschrieben 1814, erschienen 1819). Auch hier muß er einen lauen Christen zum Evangelium zurückbekehren. Der junge Graf Leopold, ein Fanatiker des Lebens, empört sich gegen die Schickungen des Herrn, der ihm Vater und Sohn durch den Tod raubte. Da muß er sich durch seinen umheimlichen Lebensretter über die furchtbaren Qualen unfreiwilligen Fortlebens, ungefähr im Gedankenkreise Schubarts, belehren lassen. „Weißt du, was das heißt, müde sein und nicht schlafen dürfen?" Auch er, Ahasverus, war einst ein Fanatiker des Lebens und erhoffte dazumal von Christus, er werde den Tod von der Erde treiben. Als er ihn nun selbst zum Tode gehen und all seine Hoffnungen vernichtet sah, da brach er in Schmähungen wider den Ohnmächtigen aus, und dieser gewährte ihm mit einem strafenden und mitleidigen Blick das, was er ersehnte: ewiges Leben. Eine Uebereinstimmung mit Goethes Gedicht, das dem Verfasser dieser Novelle nicht bekannt sein konnte, zeigt sich nicht bloß darin, daß Ahasverus durch eine bittere Enttäuschung aus einem Anhänger ein Schmähender wurde, sondern auch in dem Versuch, das strenge Urteil mit dem Heilandscharakter in einigen Einklang zu bringen. August Klingemann hat diese Novelle zu einem Trauerspiel „Ahasverus" umgearbeitet, das 1825 in Berlin zur Aufführung kam und in dem Ludwig Devrient gern die Titelrolle spielte. Ahasver tritt hier als Rächer des heimlichen schwarzen Verrates auf, der, obgleich ihn religiöser Fanatismus geboren hat, wider die Gebote des Christentums verstößt und den Thäter — es ist der Mörder Gustav Adolfs von Schweden — in den Abgrund der Gottesleugnung stürzt. Ahasverus, obgleich längst ein brünstiger Bekenner des Kreuzes, bleibt unerlöst, er wandelt weiter, als ewige Warnung Gott zu lästern. Die Schrecken des Lebenmüssens und Nichtsterbendürfens haben nun manche Poeten, und nicht die schlechtesten, zur Darstellung des ewigen Juden angelockt, ohne daß damit irgend ein religiös-didaktischer Zweck verfolgt würde. So zeigt Lenau den ewigen Juden, wie er angesichts eines blühenden Jünglings, den der Tod fällte, seiner Verachtung alles Lebenden, seiner unerfüllbaren Sehnsucht nach dem Tode, den er wie Schubarts Ahasver umsonst in Wasser und Feuer, im Zahn des Tigers und der Schlange gesucht hat, glühenden Ausdruck giebt; und er zeigt ein zweites Mal in einer gewaltigen Vision, wie die Kugel, die der Jude auf sich abfeuern ließ, machtlos abprallte und zu einer Münze mit dem leidenden Christus als Prägung abgeplattet wurde. Aehnlich wie der alte A. W. Schreiber sah Wilhelm Müller (1823) den müden, greisen Wanderer, der rastlos die Welt durchpilgert, vor dem sich alles Lebende und Leblose zurückzieht, der allem Irdischen die Vergänglichkeit neidet und vom glücklichen Sterblichen nur ein Gebet um eine Stunde Ruhe erfleht.

Auch Béranger (1831) malt die Verzweiflung des Todmüden, der nicht rasten und sterben darf:

> „Noch drehet immer, immer, immer
> Die Erde sich in ihrem Lauf,
> Noch gehet immer, immer, immer
> Die Sonne morgens wieder auf."

und den Schmerz des Uralten, der alles Liebe überlebt. Bérangers Gedicht zeigt direkte Beeinflussung durch das deutsche Volksbuch. Chamisso hat diese Klage des ewigen Juden verdeutscht; er selbst hat sich dem „Neuen Ahasverus" verglichen. Als er nach Jahren vor der Geliebten von einst stand, da betrachtete sie ihn so fremd und kalt, wie Jerusalem den längst vergessenen Sohn anstarrt, wenn er alle hundert Jahre den morschen Wanderstab auf den Boden der Vaterstadt setzt. Wieder andere Poeten benutzten die Gestalt des Ruhelosen zu einem technischen Kunstgriff ohne besondere psychologische Vertiefung. Da er von allem, was auf Erden seit dem Tage von Golgatha geschah, Zeuge war, so war nichts natürlicher, als daß er Darstellungen aus der Geschichte auch den Reiz des Ohren- und Augenzeugen verleihen sollte, wie dies ja schon Goethe und Schubart geplant hatten. Dies that schon 1791 ein gewisser Wilhelm Friedrich Heller, allerdings kein Poet, sondern einer, der den Titel „Briefe des ewigen Juden über die merkwürdigsten

Begebenheiten seiner Zeit" (Offenbach 1791—1801) und die Form von Korrespondenzen des ewigen Juden benutzt, um eine recht trockene Chronik der Weltbegebenheiten von der Kreuzigung Christi bis zu Karl XII. von Schweden zu geben. In dieser fleißigen Arbeit vermochte ich allerdings nicht mit Eschelbach (S. 6) eine „politische Satire" zu sehen. Weit künstlerischer war der Plan Eduard von Schenks, der die „innere und äußere Geschichte von sechszehn Jahrhunderten" von Ahasverus in epischer Form berichten lassen wollte. Zwei Gesänge, die ich aus dem „Deutschen Musenalmanach" von 1834 und 1836 kenne, zeigen wieder jene apologetische Tendenz, von der oben die Rede war: der reuige und geläuterte Ahasverus erscheint als Kämpfer für den Glauben, als Schützer der Tugend. Im Dom einer deutschen Reichsstadt, da in Deutschland die Künste und Wissenschaften neu zu blühen begannen, beobachtete er zwei Adepten, die in frivoler Wissensgier, um ihrem Golem Leben einzuhauchen, der Leiche des Albertus Magnus den Zauberring zu rauben suchen. Sie haben zwar den Albertus, der ob gleichen Frevels im Grabe keine Ruhe fand, erlöst, sehen aber, durch die Worte des neu belebten Leichnams und die drohende Erscheinung des Ahasverus belehrt, doch das Sündhafte ihrer That ein und bereuen sie. Im fernen China wird Ahasverus der Beschützer eines jungen, glaubensstarken, christlichen Chinesenpaares, dessen Martyrium und schließliche glückliche Errettung er teilt.

Eigenartig ist die Fiktion, die J. Ch. von Zedlitz in seinen „Wanderungen des Ahasverus" (1839) festhält. Ahasverus ist schon gestorben und muß zur Strafe seiner Uebelthat schlaflos im Grabe ruhen, so daß er alle Greuel der Erde, alle Sünden der Menschen miterlebt, bis dereinst das Reich der Liebe ersteht. Nach Roms Fall und nach dem Sieg des Christentums hofft der Verfluchte zum erstenmal. Attila, an dessen Fersen sich Mord und Tod heftet, bringt ihm die erste, Napoleon die zweite Enttäuschung. Die in die schön gebauten Kanzonen eingestreuten historischen Schilderungen bilden den Hauptreiz des Gedichtes.

Der gleichen Art, wenn auch einer höheren Gattung, gehört die „Ahasverus"-Dichtung des Dänen H. C. Andersen (Gesammelte Werke. 29., 30. Band. Leipzig 1847) an. Ich vermag es nicht nachzuweisen, möchte aber annehmen, daß Andersen Goethes Fragment und die gleich zu erwähnende Rhapsodie Edgar Quinets gekannt hat. Für die Beeinflussung durch Goethe spricht das Verhältnis des Heilandes zu seinem Jünger Judas, der ihn verriet, damit sich die göttliche Macht des Erlösers bekunde, und auch zu dem enttäuschten Ahasver, wie der Umstand, daß eine „Stimme von oben" den Fluch ausspricht. Auf die Bekanntschaft mit Quinet läßt nicht bloß die Vorliebe für Allegorie und eine fast mystische Metaphysik schließen, mehr noch eine technische Eigenart der Romantik, die unermüdlich von Form zu Form springt und namentlich die Personifikation, mag es sich um Vögel, Bäume, Städte, um die Stimme des Sturmwindes, um Geister, Engel oder Dämonen handeln, gern für ihre Zwecke verwendet. Ahasverus ist metaphysischen Ursprungs und allegorischen Wesens. Er ist Ahas, der gefallene Engel des Zweifels, der gleichzeitig mit Christus zur Erde sich hinabstürzte, und er erscheint als der Menschheit Bild, da er Gott selbst im Göttlichen bestreitet und verneint. Sehr wirksam hat ihn der Dichter zu Barrabas, den zum Heil bekehrten Mörder, in Gegensatz gestellt und mit ansehnlicher künstlerischer Kraft einen inneren Zusammenhang zwischen der Gestalt des Helden und den wechselnden Phasen der Handlung herzustellen gewußt; so wird die immer wiederkehrende Gestalt der Veronika, Ahasvers Schwester, sehr fein zu solchem Zweck verwendet. Seinem ganzen inneren Wesen entspricht es, wenn der Zweifler, der Verneiner des Göttlichen, in schroffen Gegensatz zum Christentum gerät; wenn wir ihn immer wieder als dessen unversöhnlichen Widersacher treffen. Er überlebt den Fall des Judentums, und er bleibt Sieger, da die gefangenen Juden den Gladiatoren vorgeworfen werden; er wird einer der Henkersknechte, durch die die christlichen Märtyrer fallen. Vergebens locken ihn die Geister der verschiedenen Erdteile und Kulte: Afrika, China, Indien, Egypten, Griechenland, Rom preisen sich ihm an, aber ihn zieht eine geheimnisvolle Macht immer wieder zum Kreuz. Er wird Attilas Ratgeber und erkennt in den Tagen des Papstes Gregor I. das Vergebliche all seiner Bemühungen; aber Mahomeds Auftreten giebt ihm neue Hoffnung. Karl der Große, dem sich selbst mancher von Ahasvers Stammesgenossen freudig anschließt, reizt ihn zu ohnmächtigem Grimm, und mit Kaiser Heinrich steht er gebeugten Hauptes im Schloßhof von Canossa. Er ist Zeuge der Kreuzzüge und belauscht bewegten Herzens die Anzeichen einer neuen Zeit, die sich in der Ermannung des Bürgertums, in der Abkehr vom Papst ankündigt. In Johannes Huß ersteht eine der bedeutsamsten Erscheinungen dieser Zeit. Mit Columbus und der Entdeckung der neuen Welt ist die Menschheit auf einem Gipfel ihrer Entwicklung angelangt. Ahas, der Vertreter der Menschen, wird dereinst auf starken Schwingen wieder zum Himmel emporschweben, er wird dereinst das Göttliche wieder erkennen. Damit bricht der Dichter seine Darstellung ab:

> „Ein beff'rer Skalde wird in beffer'm Sang
> Uns jene Wand'rung, welche folget, deuten."

Andersens Werk scheidet sich von den anderen Versuchen, die Person des ewigen Juden zum Mittelpunkt geschichtlicher Erinnerungen zu machen, durch einen, wie schon angedeutet, entschieden künstlerischen Zug, sowie durch die nicht rein historische, sondern geschichtsphilosophische Betrachtungsweise.

Verhältnismäßig spät bemächtigt sich die Satire des ewigen Juden, und nur selten taucht seine ehrwürdige Gestalt in der Verzerrung auf. In Deutschland hat, von einzelnen polemisch-satirischen Schriften des 18. Jahrhunderts abgesehen, erst Wilhelm Hauff den Juden eine einigermaßen heitere Rolle spielen lassen. In den „Mitteilungen aus den Memoiren des Satans" (1826/27) traf der Gottseibeiuns den „Ewigen", wie er im Tiergarten zu Berlin in Gesellschaft des Kammergerichtsrates E. T. A. Hoffmann sein Gläschen Franzwein schlürfte und just dem Herrn Franz Horn einen Besuch abstatten wollte. Der „Ewige" ist eine halb weinerliche, halb altfränkisch-unbeholfene Figur und erregt denn auch in einer ästhetischen Theegesellschaft, in die ihn Satan einführt, durch seine hahnebüchenen Manieren viel Anstoß. Um so besser

bewährt er sich später im Wirtshaus als handfester Zecher, während er die frankfurter Judengasse und die Schabbesfeier in Bornheim, also ein ihm nicht unheimisches Milieu, nicht mehr mit seinem Cicerone aufsucht. Ahasverus scheint hier nur dazu berufen zu sein, gegen das ästhetische Berlin und einige schreibende Damen, wie Johanna Schopenhauer und Therese Huber, einige Pfeile abzuschnellen, ohne daß ihm von seinem ursprünglichen Wesen viel übrig geblieben wäre.

Am vielwendigsten bewährt sich Ahasverus zweifellos in Frankreich, wo er über Töne jeglicher Art verfügt. Sehr früh hat sich hier die Satire seiner bemächtigt. Schon 1638 trat er (Neubaur S. 37) in einem Ballett als Coupletsänger auf, und 1805 war er vollends ein „aktueller" Couplettist:

„Je donnerai tout mon quibus,
Pour monter dans un omnibus,
Mais cinq sous ne suffisent plus
C'est six, qui réclame
Un cocher sans âme."

Im 19. Jahrhundert treffen wir ihn als Helden einer tiefinnerlichen Dichtung, wie als Reizmittel solcher Bücher, die es auf wohlfeile Effekt abgesehen haben. Man erkennt hieraus die große Volkstümlichkeit, die der irrende Jude in Frankreich genoß. Zu einer wahrhaft großartigen romantischen Vision, die sich dreist der von Goethe geschauten an die Seite stellen kann, wurde Edgar Quinet durch die Gestalt des Ahasverus begeistert. Mit Recht feiert Magnin (in: Quinet, Oeuvres complètes) das 1822 entstandene Mysterium als einen Triumph dichterischer Phantasie, eines fast unerhörten Reichtums poetischer Vorstellungen, als eins der erhabensten Produkte der jungen französischen Romantik, dem nur leider der prophezeite Erfolg bis zur Stunde ausgeblieben ist. Hat mir doch mehr als einer der fliegenden Buchhändler auf dem Quai d'Orsay und im Odéon feierlich versichert, daß Quinet niemals einen „Ahasvérus" geschrieben habe! Schon die Fiktion selbst hat etwas Gewaltiges: Gott der Herr vernichtet die Erde, die er geschaffen, und er läßt vorher die Vergangenheit nochmals in Bildern an sich vorüberziehen. In vier Tagen der Schöpfung soll sich die Geschichte der letzten sechstausend Jahre nochmals abspielen oder widerspiegeln. Alles was auf Erden wuchs, blühte und welkte, soll nochmals zu Wort kommen. Die Teufel in der Hölle verhöhnen den Plan. Die Schöpfung, allen voran die des Ozeans, die Titanenkämpfe, die Sündflut rollt an uns vorüber. Mond und Sterne, Blumen und Vögel, die Städte und Könige des alten Bundes, sie alle sprechen zu uns. Jerusalem meldet die Geburt Christi. Die Könige huldigen ihm. Bald wird es in der Einsamkeit der Wüste laut von Seufzern, denn auch die Wüste hat gesehen, wie Christus das Kreuz trug. Ahasverus tritt auf im Kreise seines Vaters und seiner Brüder, die in ihm den Messias sehen; er hat sein Verbrechen begangen, Jesus hat ihn in einer Szene voll einfacher Größe verurteilt, er muß wandern, zu Pferd und zu Fuß. Das Thal Josafat stößt ihn von sich, wie er den Herrn verstoßen hat. Und nun ein Anachronismus von echt romantischer Ungebundenheit: ein glühender Appell an die Franzosen der Restaurationszeit, sich zu ermannen und ihrer Vergangenheit eingedenk zu sein. Es folgt der furchtbare Kampf des ewigen Juden und des Todes. Als altes Mütterchen haust der Tod, Mob genannt, am Rhein und bei ihm als Magd Rachel, ein aus dem Himmel gestoßener Engel, deshalb verstoßen, weil sie bei der Verurteilung des Ahasver eine Thräne des Mitleides vergoß. Die Liebe zwischen Ahasver und Rachel, fein und zart nachempfunden, scheint den Fluch zum Stillstand bringen zu wollen. Ahasverus hat ein liebendes Herz gefunden. Aber der Tod weiß jede Spur einer Hoffnung aus seinem Herzen zu reißen, er zeigt ihm in einer furchtbaren Szene im straßburger Münster, wie selbst die Toten an Christus und ihrer Auferstehung verzweifeln, und während der gemalte Christus auf dem Kirchenfenster den Fluch wiederholt, stürzt Himmel und Hölle über dem Verwünschten, den nur die Treue seines Weibes aufrecht erhält, zusammen. Endlich ist der Tag des letzten Gerichtes angebrochen. Alle Städte, Athen wie Rom, Babylon wie Paris, alle Wesen müssen herbei und werden gerichtet — auch der Dichter selbst. Auch ihn hat das ewig Weibliche hinangezogen. Nur Rachel will auf den Himmel verzichten, sie will ihrem Gatten und der Erde treu bleiben. Aber dieser Ausgestoßene strebt nach oben zum Himmel, zur Quelle aller Liebe, alles Seins; von Welt zu Welt, von Himmel zu Himmel will er steigen. Und um der Liebe Rachels willen erfüllt Christus seinen Wunsch. Von Welt zu Welt soll er wandern bis zur höchsten Spitze und den Sternen, den Völkern, dem Weltall soll er zurufen, wenn sie stehen bleiben wollen: Weiter, immer weiter, hierher. Als Geist der Menschheit ist also der ewige Wanderer gefaßt, dem niemals Ruhe gegönnt ist, der nur im rastlosen Streben Erlösung findet. Und ein Epilog entrollt eine grandiose Perspektive: alles ist tot, Gottvater, die Jungfrau und auch Christus stirbt, um dereinst zu neuem Leben und zu neuem Leiden zu erwachen; der Himmel, die Sphinx, selbst das Nichts ist dahin, und nur eins bleibt . . . die Ewigkeit.

Das Werk, in einfacher, fast biblischer Prosa, in einer Art von dramatischer Form, in einer Sprache von unglaublicher Kraft und Bildsamkeit, von unerschöpflichem Reichtum an Bildern, Allegorieen und Personifikationen, ist zweifellos die tiefste und eigenartigste künstlerische Verklärung, die die Gestalt und Sage des Ahasverus in der Dichtung gefunden hat. Ganz anders wirkt das Zeichen auf uns ein, unter dem der ewige Jude die Lesewelt, und nicht bloß die französische, besiegte. Das geschah nicht durch Quinets philosophischen Künstlertraum, das war die Wirkung des blutrünstigen Kolportageromans „Le juif errant", den Eugène Sue 1845 schrieb. Der Kampf gegen die Kongregationen in Frankreich ist älter als Diderots „Réligieuse", er hat auch die Poeten immer wieder beschäftigt, unter ihnen auch Quinet in einem scharf polemischen Anhang zum „Ahasvérus": „Les tablettes du juif errant". Niemand aber hat den Geschmack des lesenden Publikums so sehr getroffen, als Sue mit seiner monomanen Anklageschrift wider die Jesuiten, mit seiner wichtigthuerischen staat- und gesellschaftrettenden Pose, dem Tropfen sozialen Oels, mit dem er seinen Scheitel salbte, mit seiner üppigen Hintertreppenphantasie und der nicht zu leugnenden demotischen Kraft, wie sie namentlich in den Pöbelszenen zur Cholerazeit und der — vor Murger — gut beobachteten Grisettenwelt zu Tage

tritt. Ahasverus selbst, dem überdies noch Herodias, die ewige Jüdin, beigegeben ist, tritt neben all den interessanten und pikanten Helden, dem Hexenmeister von Jesuitengeneral, dem indischen Würger, den reizenden adligen Jungfräulein, den schurkischen Pfaffen, der schlichten Tugend im Arbeiterkittel und Näherinnenkleidchen einigermaßen zurück. Er ist nicht viel anderes als ein deus ex machina, dem ja einige möglichst verschärfte Züge aus der Ueberlieferung anhaften, der aber im übrigen recht und schlecht für die Schicksale der Familie Rennepont sorgt, in den Handwerkern und den anderen Enterbten seine Brüder sieht, und nachdem er, trotz der Unterstützung braver Stammesgenossen, den vom Dichter gehäuften Intrigen ziemlich machtlos gegenüberstand, an jenem schönen Tag der Freiheit, der diese seine Brüder erlöste, selbst Erlösung, also den Tod fand. Ganz das gleiche Schicksal erfährt Herodias; mit ihr wird das Weib von tausendjähriger Sklaverei erlöst. So ist also durch diese dünne Allegorie, durch die lose Verknüpfung mit schon damals brennenden Zeitfragen, das Auftreten des Wanderers mit den zusammengewachsenen Augenbrauen und den sieben Nägeln in Kreuzform auf der Schuhsohle, an dessen Tritte sich die Cholera heftet, und die Uebertragung dieser Gestalt vom Religiösen ins Soziale einigermaßen gerechtfertigt.

Zu einer direkten Nachahmung sah sich Eugène Scribe begeistert. In dem Libretto „Le juif errant“, das er mit St. Georges verfaßte und zu dem F. Halévy die Musik schrieb, tritt der ewige Jude als Beschützer der Legitimität auf, und er verficht die Ansprüche der Irene, Tochter jenes Grafen Balduin von Flandern, der 1204 zum Oberhaupt des lateinischen Kaisertums gewählt wurde, auf den Thron von Konstantinopel. Hierbei hat er sich mehrfach mit Räuberbanden herumzuschlagen und muß es mit ansehen, wie Banditen seinen eigenen Sohn ins Meer werfen, während er selbst im entscheidenden Augenblick durch ein „Marche! Marche!“ des Engels weiter getrieben wird. Diesem zappeligen Erdenwallen wird in einem nach Quinets Muster entworfenen „jüngsten Gericht“ die Erlösung versagt. Die aufregende Oper wurde 1852 in Paris aufgeführt; in den nicht sparsam eingestreuten Balletten tanzte die Taglioni.

(Schluß folgt.)

Maurice Barrès.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Im letzten Herbst veranstaltete die „Revue“ eine interessante Umfrage bei den hervorragendsten französischen Buchhändlern. Es galt, die Ursache für den Rückgang des Absatzes französischer Bücher zu ergründen. In den einlaufenden Antworten wurde mehrfach von berufener Seite betont, daß das Interesse für den einst so beliebten psychologischen Roman stark im Abnehmen begriffen sei. Das Publikum begehre Werke, die über das Individuum hinausgehen, die sich mit dem Leben und den Zielen breiterer Massen beschäftigen. Einige vielgenannte Autoren Frankreichs scheinen sich nun geradezu künstlerisch gewandelt zu haben, um diesem Verlangen entgegenzukommen. Bourget gab die „Etape“, France seine anklagenden Gesellschaftssatiren, Maurice Barrès die Romane „De l'énergie nationale“. Ich führe besonders diese drei an, weil sie einst die fesselndsten Vertreter jener Schriftstellergruppe waren, die das Erbe Renans und Taines übernahm, vor allem aber Renans wissenschaftlichen Dilettantismus, seine geistreiche Skepsis.

Heute sucht jeder auf seine Weise zum Volkserzieher zu werden, nur ist der Aristokrat in allen stecken geblieben: sie wenden sich jeder auf die seinem Wesen eigentümliche Art dem Elitemenschen zu. Das tritt als bewußte Absichtlichkeit am schärfsten bei Maurice Barrès hervor.

Er wurde 1862 zu Charenne-sur-Moselle geboren und hat seine Studien größtenteils unter geistlicher Führung (im Institut Magrange zu Nancy und bei den Jesuiten zu Paris) absolviert. Stets galt er als einer der begabtesten und ehrgeizigsten Schüler. Er wählte die Laufbahn des Journalisten und debütierte mit den Dekadenten. Bis zuletzt blieb er Verlaine in Freundschaft verbunden, obwohl ihn sein aristokratisches Empfinden, sein vornehmer Geschmack sehr bald veranlaßten, sein Privatleben von dem lärmenden Bohèmetum zu trennen. Durch Zeitungsartikel gewann er Einlaß in das Parlament (als Deputierter von Nancy). Er spielte eine hervorragende Rolle in der boulangistischen Angelegenheit und wurde weder in Nancy noch in Paris wiedergewählt. Er ist reich, verheiratet und spielt gern den blasierten Lebemann. Soviel zur Feststellung seiner Persönlichkeit.

Kaum der strengen Zucht der Abbés entronnen, war es des ehrgeizigen jungen Mannes Bestreben, „die zu engen Stiefel abzulegen, die ihn drückten“. Er schrieb die geistvollen Essais „Huit jours chez Renan“, in denen er sich als begeisterter Verehrer des Meisters in kühne philosophische Verneinungen stürzt. Sehr bald klärten sich seine dort noch ungeordneten Gedanken, und er gelangte zu einer virtuosen Beherrschung des Stils, den er fein ciseliert, wie ein Juwel Laliques, der aber gerade wegen seiner feinen Pointen, seiner gelegentlichen Ironie, seiner absichtlichen Kälte und Zurückhaltung, seiner oft gesuchten, altertümelnden Wendungen kein leichter Stil zu nennen ist. In diesem seltsam fascinierenden, persönlichen Stil machte er sich zum Verkünder der Religion des „Ich“ („Le culte du moi“). Damit hatte er großes Glück bei den Jüngsten, denn er fand für die schwankende Uebergangsstimmung jener Generation, der das Unglücksjahr von 1870—1871 die Jugend getrübt und die starken Ideale geraubt hatte, anscheinend ein erlösendes Wort. Das Ich — predigt er — ist das allein Feststehende inmitten der Unhaltbarkeit aller Dinge. Alles von außen an uns Herantretende soll nur insofern anerkannt und angenommen werden, als es mit unseren innersten Naturanlagen in Einklang steht und diese fördert. Auf solche Weise wird es zum erhabensten Genuß einer Elite-Seele, durch alle Entwicklungsphasen hindurch die Vervollkommnung des Ichs sorgfältig zu beobachten, die es unmerklich vom „momentanen Ich, das wir sind, in das ideale Ich, das wir sein wollen“, verwandelt. Was aber ist für Barrès das Ideal-Ich?

In Wahrheit der selbstgefällige, sich selbst bespiegelnde und Weihrauch streuende, wissenschaftliche

Dilettant, der fein angelegte Schüler eines großen, weit tieferen Meisters, der bei aller denkbar möglichen Erkenntnis der Dinge ein vornehmes Sich-Loslösen von ihnen, ein Entsagen im Hinblick auf ihre Hinfälligkeit empfiehlt. Böses und Gutes sind für ihn an sich gleichwertig. Die Ueberlegenheit des Geistes besteht darin, auf alles verächtlich herabzusehen. Der intelligente Mensch ist nicht imstande, etwas zu behaupten, ohne in demselben Augenblick auch die entgegengesetzte Meinung vertreten zu können.

Dieses „Ich“ bemüht sich Barrès auf höchst originelle Weise herauszugestalten und dann selbst zu bewundern. „Il s'admire vivre,“ bemerkt einmal Anatole France sehr geistreich. Im „Culte du moi“, der in drei Teile zerfällt: „Sous l'oeil des barbares“, „Un homme libre“, „Le jardin de Bérénice“, offenbart es wunderbare Zartheit und Empfindungsfähigkeit und ist dabei so kompliziert, wie es nur höchste Zivilisation und der Einfluß beginnenden Verfalls hervorbringen können. Wir sehen es bald enthusiastisch, blasiert, natürlich, affektiert, sinnlich, ästhetisch und melancholisch, doch von allem losgelöst und alles kritisch zersetzend. Der erste Artikel seines Credo lautet: so viel wie möglich fühlen und seine Gefühle so viel wie möglich analysieren. Um ein Maximum im Empfinden zu erreichen, giebt er seiner Seele einen künstlichen Aufschwung, den er selbst „Seelengymnastik“ benennt. Dies hochentwickelte „Ich“ ist jedoch großen Gefahren ausgesetzt. Es gleicht der prachtvollen Treibhauspflanze, deren Blüten der Scharfsinn des Gärtners zu wunderbarer Farbenschönheit entwickelt hat; für den gemeinen spießbürgerlichen Blumengarten ist sie jedoch viel zu zart. So hat Barrès neben der Kultur seines „Ich“ noch eine zweite, nicht minder große Aufgabe zu erfüllen, dies kostbare „Ich“ gegen die „Barbaren“ zu verteidigen. Alles, was mit ihm selbst im Widerspruch steht, bezeichnet er mit dem Ausdruck „Barbar“; alle Institutionen der „Barbaren“ sind ihm lästig geworden; er kämpft gegen sie im „Ennemi des lois“*).

Hierin schildert er den Entwicklungsgang des jungen André Maltère, der wegen eines gegen den Militarismus gerichteten Zeitungsartikels im politischen Gefängnis zu St. Pélagie eine Strafe verbüßen muß. André ist mit seinen 28 Jahren zur Ueberzeugung gekommen, daß er einem Geschlechte angehört, dessen Aufgabe heißt: „Alles verstehen und desorganisieren“. Seine stolz überlegene Haltung vor Gericht hat die Aufmerksamkeit der vierundzwanzigjährigen Claire Pichon erregt, die gleich ihm eine „pure cérébrale“ ist und sich, dank ihrer pekuniären Unabhängigkeit, mit philosophischen und national-ökonomischen Studien beschäftigt. Claire besucht ihn im Gefängnis und dringt in ihn, ihr seine innerste Ansicht über den bestmöglichen Weg zum Heil der Menschheit zu offenbaren. Maltère erklärt ihr, daß es zunächst die Aufgabe des Weltverbesserers sein müsse, sich von den Schäden der gegenwärtigen Ordnung der Dinge genaue Rechenschaft abzulegen, daß er aber auch keinerlei Utopie aufzustellen gesonnen sei. Und nun analysiert er seiner gelehrigen Schülerin auf recht trockene Weise die Systeme von St. Simon und Fourier.

Maurice Barrès.

Nach seiner Freilassung vermählen sich beide und studieren sodann die deutschen Sozialistenführer, und zwar auf einer Reise durch Bayern, wo ihnen auch der Besuch der Königsschlösser interessante Betrachtungen über das „Ich“ Ludwigs II. eingiebt. Maltère hatte er während seiner Haft nicht verschmäht, sich neben der cerebralen Neigung zu Claire auch ein kleines, rein erotisches Verhältnis zu einer temperamentvollen russischen Fürstin zu gönnen, was ihm eine ganz andere Seite des Daseins erschloß. Sie lehrte ihn, „wie köstlich es ist, die zu lieben, die leiden“. Claire begreift, daß Maltère zum Ausreifen seiner philanthropischen Ideen auch der sentimentalen Lehrmeisterin bedarf; sie macht die Fürstin zu ihrer Freundin, und alle drei gelangen zu einem Leben ungetrübtester Harmonie. Zum Schluß predigt er: „Die Gesetze waren notwendig. Unsere Vorfahren bedienten sich ihrer als Krücken, als sie anfingen, auf zwei Beinen zu gehen. Sie sind ihnen bis heute eine Stütze gewesen. Werfen wir diesen jetzt hinderlich und überflüssig gewordenen Apparat bei Seite. Die Dogmen und Gesetzbücher haben uns Mitleid und Gerechtigkeit ins Blut gegossen: heute, wo wir uns ihr Bestes zu eigen gemacht haben, belästigen sie uns nur noch durch ihre Formeln. Sie gleichen den wertlosen Bestandteilen aufgenommener Speisen. Befreien wir uns von diesen Resten. Befreien wir uns von dieser Unmenge saft- und kraftlos gewordener Vorstellungen, von Vorurteilen, die den Fortschritt hemmen, unseren freien Ausblick beschränken, uns falsche Sünden vorhalten, während sie geradezu das Verbrechen als rechtmäßig zulassen . . .“

Das ist weder neu, noch klingt es nach dem Vorausgegangenen aus Barrès Munde besonders erschütternd. So fesselnd diese seine ersten Bücher als Dokument des Zeitgeistes sind, sie sind keine persönlichen Bekenntnisse aus dem verzweifelten

*) „Il n'y a pas à contraindre les penchants de l'homme, mais à leur adapter une forme sociale,“ so heißt es bereits am Schluß des „Jardin de Bérénice“.

Ringen einer kampfesmutig sich selbst befreienden Natur heraus. Barrès fühlt sich viel zu satt und zu behaglich; er lebt viel zu bequem und freut sich auf zu eitle Weise an der Bewunderung, mit der die naive Jugend seine Person anstaunt, als daß wir ihn den starken, einsamen Kämpfern um neue Ideale an die Seite stellen möchten. Für keine seiner Ideen hat Barrès ein Martyrium gelitten; nirgends entringt sich ihm ein echter Laut aus tief erschütterter Seele heraus. Alles ist durch das Gehirn gegangen und scheinbar nur für geistreiche Leute geschrieben, die mit ihm gern einmal Ideengymnastik treiben. Darum wird man beim Lesen dieser durch ihren fascinierenden Stil reizvollen Bücher den Gedanken nicht los: es ist ihm vielleicht garnicht ernst um seine Sache; beliebt es ihm, so wird er auch einmal genau das Gegenteil mit denselben geistreichen Wendungen sagen. Es überrascht uns also durchaus nicht, wenn er gelegentlich seine Freunde ersucht, „nicht zu fest an ihn zu glauben und sich auf einen anderen Barrès vorzubereiten“.

Und so hält er bald seine Umkehr, die einem Damaskus-Weg allerdings nicht vergleichbar ist, da sie aus keiner starken inneren Erschütterung hervorging. Wiederum haben wir es mit einem scharfsinnig konstruierten Werke seines Verstandes zu thun.

Nirgends lasen wir in den vorangegangenen Werken, daß Barrès in der Ziellosigkeit und Ideallosigkeit der jungen Generation ein schmerzliches Symptom für eine soziale Krankheitserscheinung erblickt. Er fügte selbst nur eine neue Krankheit hinzu: nämlich den rücksichtslosen, zu keinem Opfer bereiten „divin égotisme“.

Plötzlich faßt er das soziale und staatliche Leben ins Auge, und von diesem Standpunkt aus erscheint ihm nun die Ziellosigkeit und Energielosigkeit der Jugend als gefahrbringende Krankheit, und mit gereifterer Einsicht und sichererem Können spürt er den Ursachen dieser nationalen Krankheitserscheinung in einer neuen Romanserie nach: „Le roman de l'énergie nationale“ (1. Les déracinés; 2. L'appel au Soldat; 3. Leurs Figures). Der erste Band ist entschieden der wertvollste und verdient auch als Exposition der neuen Ideen eine eingehendere Würdigung. Das Individuum, so lautet der leitende Gedanke, hat keinerlei Anrecht, sich selbst zum Zweck zu existieren; es gehört zum organischen Ganzen seines mütterlichen Nährbodens; es ist eins mit den Eigentümlichkeiten seiner Rasse, und, wird es aus diesem natürlichen Zusammenhang herausgerissen, so geht es an Unbeständigkeit zugrunde. Paris aber, diese gewaltige Zentralisationsmacht, entreißt viele begabte junge Leute ihrem Mutterboden, wo sie für ihr Leben und Streben die richtigeren Ziele gefunden hätten, und verbraucht sie für Ideen von vager Allgemeinheit, für das abstrakte, republikanische Pflichtenideal, das keiner der verschiedenen Rasseeigentümlichkeiten Rechnung trägt. „Wenn ein Neuling aus der Provinz auf dem pariser Bahnhof eintrifft, so ist er ein belebter Körper, der in eine Masse hineinfällt, worin er sich unaufhörlich bewegen und neue Gestalten annehmen wird, bis er sie geschändet, besudelt, als ein Leichnam verläßt.“ Vom unersättlichen Paris werden nun sieben junge Lothringer, Schulkameraden auf dem Lyceum zu Nancy angezogen; besonders stark beeinflußt sie nach dieser Richtung hin ein neu ernannter, junger Professor, Bouteiller (lies: Burdeau), ein strenger Vertreter der republikanischen Allgemeinheit, der kein persönliches Heimatsgefühl besitzt. Auf 500 Seiten verfolgen wir, etwas schwerfällig, aber peinlich genau dargestellt, die Geschichte Frankreichs von 1882 bis 1890: den Boulangismus, den Panamaskandal, alles bis auf die genaueste, stenographisch festgehaltene Einzelheit. Racadot gründet mit seinen ererbten 40000 Frks. eine politische Zeitung: „La vraie République“. Römerspacher, der Journalist, unterstützt sie mit Artikeln. Ein begeisterter Verehrer Taines, sucht er den Meister auf, was dem Buche ein paar äußerst wertvolle Seiten verschafft. Henri Gallant de Saint-Phlin, der Sohn eines Landedelmannes, vertritt die feudalen Theorieen des alten Frankreich. Er selbst, seine Freunde Sturel und Römerspacher, ferner der Streber Suret-Lefort wissen sich in den treibenden Wogen von Paris über Wasser zu erhalten; die anderen gehen, zu wenig in sich gefestigt, an ihrer Ideallosigkeit als „Entwurzelte“ zugrunde: „denn das Individuum ist nur eine unselbständige Zelle im Gesellschaftsorganismus, die nicht für sich, sondern für den Organismus arbeitet und sofort umkommt, wenn sie aus ihrem organischen Verband herausgerissen wird. Nur in einer gewohnten, angestammten Umgebung entwickelt sie sich. Die örtlichen Besonderheiten des Individuums, auch wenn es Vorurteile und fehlerhafte Neigungen sind, haben für dasselbe einen unersetzlichen Wert. Sie allein verstatten ihm, zur vollen Höhe des ererbten Typus zu gelangen. Versucht es sie abzustreifen, so wird es ein Entwurzelter und treibt haltlos im Leben, unnütz und ein Spiel des Ungefährs.“

Die Dezentralisationsidee, die in Frankreich immer mehr Anhänger gewinnt, hat ihre große Berechtigung. Sie verfolgt sehr anerkennenswerte Ziele, nämlich das geistige Leben der Provinz zu heben und die trefflichen nationalen Eigentümlichkeiten der einzelnen französischen Volksstämme in ihrer gesunden Stärke zu erhalten. Paris bedarf bei seinem raschen Verbrauch der Kräfte unausgesetzt des gesunden, starken Blutes der Provinz, um einen neuen Aufschwung auf den Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Litteratur herbeizuführen. So bilden das normannische und das bretonische Element die regenerationskräftigsten des französischen Geistes; auch ist nicht zu unterschätzen, was die Lothringer für die Kunst und die Südfranzosen stetig für die Litteratur thun. Aus Barrès Buch aber klingt, nochmals im ganzen überschaut, keinerlei offene Begeisterung für die Pflege des Heimatgefühls heraus, sondern seine schwerfällig gewundenen, abstrakten Theorien gipfeln in einer sehr engherzigen Politik. Er macht sich, wie leider so mancher seiner geistvollen Kollegen (Coppée, Lemaitre u. a.) neuerdings zum Apostel des „Nationalismus“, d. h. er will seine Landsleute wieder zu dem glücklich überwundenen Chinesentum zurückführen, das in sehr einseitig entwickeltem nationalem Selbstgefühl die kräftig pulsierende Ader des Fortschritts unterbindet und die gegenwärtige Bedeutung der „alten Kulturüberlegenheit Frankreichs“ für die übrigen Kulturstaaten sehr überschätzen läßt.

Diese seine chauvinistische Einseitigkeit mußte ihn wieder auf den alten Revanchegedanken bringen, und so ist der zweite Band, „l'Appel au Soldat“, der eine ausführliche Darstellung des Boulangismus enthält, ganz von diesem erfüllt. Drei der erwähnten

jungen Lothringer, Sturel, Römerspacher und Gallant de St. Phlin, gelangen, der eine in Italien, der andere auf einer deutschen Universität, wo er die Wurzeln der nationalen Energie des deutschen Volkes kennen lernt, der dritte als Grundbesitzer in seiner lothringischen Heimat, zur Erkenntnis der Notwendigkeit eines starken Nationalbewußtseins. „Unser nationaler Gedanke," heißt es auf den ersten Seiten, „hebt sich und sinkt wie Ebbe und Flut des Meeres. Im Jahre 1887 hat er bei allen Franzosen das höchste Niveau erreicht. Sturel auf dem Lido und Römerspacher auf dem Brocken versuchen die geistige Anarchie, Humanismus genannt, zu ersticken, sie filtrieren die beängstigende Menge von Dingen, die man in ihre Seelen gesenkt hat; sie läutern sich, um die Disziplin ihrer Rasse wiederzufinden und sich ihren Vätern anzureihen. Man meint, diese Thatsache leicht von zwei jungen Leuten zu begreifen, die auf längere Zeit in ein fremdes Milieu versetzt wurden, doch regt es sich um diese Zeit in ganz Frankreich, in all seinen Zellen, und versucht, die von außen eingedrungenen Elemente abzustoßen."

Ein Mann kommt zur rechten Zeit: Boulanger. Von den hochgehenden Wogen des Nationalbewußtseins getragen, brauchte er, nach Barrès Ansicht, nur die Fluten in die von ihm gewollte Bahn zu leiten; sie hätten sich blindlings dahin ergossen. Aber er war nicht der rechte Mann, keiner, der den Augenblick zu erfassen wußte. Wohl ein Abenteurer, aber nicht Abenteurer genug, um auf Leben und Tod zu spielen. Trotz lebhafter Unterstützung seitens seiner sich rasch entwickelnden Partei geht er zugrunde. Barrès gefällt sich darin, ihn noch als sentimentalen Liebhaber der Madame de Bonnemain zu schildern, auf deren Grab er sich bekanntlich erschoß. Die Darstellung der politischen Kämpfe Boulangers gehören zu dem Trockensten, was er je geschrieben. Das Buch schließt mit der Beerdigung des Generals. „Wie lebhaft rufen sie jetzt: Es lebe Boulanger!" bemerkt einer der Leidtragenden, „aber wer wird sich nach einem Jahre noch seiner erinnern?" — „In einem Jahre," entgegnet Sturel, „wird er gerächt sein."

Auch dieser zweite Band gipfelt wiederum in dem beklagenswerten engherzigen Nationalismus, zu dem sich der Revanchegedanke gesellt. Die einsichtsvollsten seiner Landsleute protestierten dagegen. So durfte ich bald nach seinem Erscheinen eine vortreffliche Conférence anhören, die der Ex-Abbé Charbonnel in der Volksuniversität des Faubourg St. Antoine hielt. Eindringlich warnte er seine zahlreichen Zuhörer vor den für Frankreich geradezu gefährlichen Theorieen des barrèsschen Buches.

Der dritte Band sollte eigentlich „l'Appel au Juge" heißen, da hier die letzten Boulangisten, verbunden mit den Antisemiten, die opportunistische Republik zu stürzen suchen. Sie denunzieren die Bestechlichkeit von 104 Abgeordneten in der Kammer und veranlassen, daß ihnen der Prozeß gemacht wird. Den Namen „Leurs Figures" hat der Verfasser nur darum vorgezogen, weil er einst unter dem gleichen Titel einen aufregenden Artikel im Figaro veröffentlichte, in dem er, der damalige Abgeordnete, die Gesichter seiner kompromittierten Kollegen mit grausamer Satire zeichnete. Sein Roman sucht die Gründe darzulegen, weshalb die Urheber des Panamaskandals nicht den erhofften Erfolg fanden. Er gipfelt in einem für die lothringische Dezentralisationsidee recht bescheidenen Erfolg: es geht ein Gesetz durch (auf Veranlassung des Strebers Suret-Lefort, der einige Züge des Exministers Poincarré trägt), wonach der industrielle und technische Unterricht lokalen Verhältnissen Rechnung zu tragen hat. Barrès zeigt sich, wie überall, auch hier durchaus als Pessimist.

„Das Leben" — so wiederholt er in allen seinen Werken — „hat keinen Sinn." Da es nun aber keine moralischen Wahrheiten giebt, folgert er weiter, müssen wir uns den nationalen Wahrheiten zuwenden. Erwecken wir in unseren Kindern die ererbten Empfindungen; erfüllen wir ihren Geist mit nationalen und heimatlichen Bildern; wir werden ihnen so einen Glauben schaffen, die einzige rettende Planke in den Fluten des Skeptizismus und Nihilismus.

Dieses Motiv wird in seinem jüngsten Buche „Les amitiés françaises" breit ausgesponnen. Es liegt hier kein Roman vor uns, sondern wir haben es mit einer Reihe von Betrachtungen von geradezu pädagogischem Charakter zu thun. Ein Vater sucht in seinem Sohne auf zwanglose Weise während langer Spaziergänge warme Liebe zu seiner lothringischen Heimat zu erwecken, indem er ihn auf die landschaftlichen Schönheiten, die alten Traditionen und die Geschichte des Landes hinweist. Ein wundervolles Kapitel ist der großen Lothringerin Jeanne d'Arc gewidmet. Leider wird uns der Genuß an diesen trefflich geschriebenen Seiten durch den überall aufdringlich zu Tage tretenden Chauvinismus getrübt, der sich stellenweise zu unverhohlenem Deutschenhaß zuspitzt. Hören wir auch darüber einen geistvollen Franzosen:

„Trotz meiner Bewunderung für den wunderbaren Künstler und den scharfsinnigen Denker, muß ich doch gegen die Uebertreibung protestieren, mit der Barrès das Nationalgefühl als Alpha und Omega, als Prinzip und Endziel aller Dinge hinstellt. Lothringer und Franzose wie er, liebe ich Lothringen und Frankreich von ganzem Herzen, aber ich kann nicht verstehen noch zugeben, daß mich diese Liebe daran hindern sollte, die Liebe zur Menschheit als ein noch höheres Ideal zu betrachten. Barrès erzählt selbst, wie Lothringen von den französischen Königen überfallen und geplündert wurde (Kap. 10). Und doch ist der Lothringer ein enthusiastischer Franzose geworden. Es liegt in diesem Abstecken von Grenzen zuviel Erkünsteltes und Zufälliges, als daß man darüber den Ruf des Gewissens überhören dürfte. Der Lothringer bleibt ein treuer Lothringer und liebt doch Frankreich, das einst seine Heimat arg bedrängte. Warum soll der Franzose für alle Ewigkeit verurteilt sein, den unversöhnlichen Haß zu hegen, den Barrès hier seinem Sohne predigt?"

Ziehen wir das Fazit von Barrès Werken, so ergiebt sich, daß er inbezug auf den Kern seines Wesens, trotz seines scheinbaren Wirkens für die Interessen der Massen, sich selbst treu, d. h. der fein zersetzende Skeptiker, der kühle Egoist geblieben ist. Stellte er zunächst das provisorische Ideal des Ichkultus auf, so erweiterte er späterhin nur diesen Ichkultus zu einem engherzigen Kultus des Nationalgefühls. Trotz aller geistigen Ueberlegenheit fühlte er sich mit seinem Ich im Strome des modernen pariser Lebens und seiner Ideenkämpfe wurzellos und ideallos und suchte dieses Ich nun fest in dem nationalen

Gedanken zu verankern. Er bleibt jedoch immer der „divin égotiste“, der sich gegen große Menschheitsideen einseitig verschließt.

Es werden dem aufmerksamen Leser in diesen Ausführungen gewisse Widersprüche nicht entgangen sein, und zwar inbezug auf Barrès als Stilisten. Wir haben es thatsächlich mit einer doppelten Psiognomie dieses eigenartigen Schriftstellers zu thun: Barrès, der Romanschreiber, ist ein kühler, trockener Verstandesmensch, „un pur cérébral“, dem es ganz und gar an naiv sinnlicher Anschauung und konkreter Gestaltungskraft gebricht. Den Griff ins volle Menschenleben that er ziemlich ungeschickt; einen größeren Ausschnitt des Lebens weiß er künstlerisch nicht wiederzugeben; nirgends pulsiert bei ihm warmes, frisches Leben; an allem hängt als schwerfälliges Bleigewicht die Reflexion, die in ihren besten Stellen freilich zur kalten, beißenden Ironie werden kann. Darum auch hier des Interessanten genug — nur darf man keinen frischen Strom lebendigen Lebens erwarten. In den beiden letzten Bänden seines großen soziologischen Romans geht seine Kraft zu schildern merklich zurück. Kein anregendes Kapitel mehr, wie der Besuch Römerspachers bei Taine. Es ist ein Gemisch von Leitartikeln, sehr ins Einzelne gehender parlamentarischer Verhandlungen, und selbst da, wo er uns mitten ins Leben führt und die innerste Seele seiner jungen Helden bloßlegt, thut er es mit einer feinen, aber kühl zersetzenden Analyse. Niemals ergreift uns ein lebendig erfaßter Vorgang, erschüttert uns ein Naturlaut echter Leidenschaft.

Aber er hat noch andere Bücher geschrieben, deren Ton bereits da in seinen ersten Romanen anklingt, wo er sich auf das Gebiet der Kunst begiebt („Jardin de Bérénice“; „Ennemi des lois“).

Barrès ist ein überaus vornehmer Kunstkenner, der den tiefsten und feinsten Aeußerungen der Kunst auf wunderbar empfängliche Weise nachspürt, neue Gesichtspunkte entdeckt und für ein geheimes, noch unbestimmtes Fühlen einen überraschenden Ausdruck zu finden weiß. Hier eine — zugleich die Schönheit seines Stils bezeugende — Probe seiner ästhetischen Betrachtungen. Der Anblick von Leonardo da Vincis unvergleichlicher Joconda giebt ihm folgende Definition ihres bezaubernden Lächelns ein:

„Parce que nous connaissons les lois de la vie et la marche des passions, aucune de vos agitations ne nous étonne, rien de vos insultes ne nous blesse, rien de vos serments d'éternité ne nous trouble . . . Et cette clairvoyance ne nous apporte aucune tristesse, car c'est un plaisir parfait que d'être perpétuellement curieux avec méthode . . . Mais nous sourions de voir la peine que tu prends pour deviner ce que m'intéresse.“ —

In die Seelen vornehmer und verfeinert empfindender Menschen versteht er sich mit liebevollem Verständnis zu versenken und sie nachfühlend zu analysieren. Wunderbar schön sind die in seinem Bande „Amori et dolori sacrum“ der Kaiserin von Oesterreich gewidmeten Seiten und die Phantasie „La mort de Venise“. Durch solche Bücher vorwiegend ästhetischen Inhalts erholte sich der Kunstfreund Barrès von seinen Werken nationaler Propaganda. Auch „Les Amitiés françaises“ sind reich an Seiten, aus denen nur der Freund der Schönheit spricht. Der feinsinnige Aesthet wird auch den deutschen Leser oft erfreuen, ihm wertvolle Anregungen bieten und den erbitterten Chauvinisten bisweilen vergessen lassen.

Besprechungen

Moderne Zerrissenheit.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

1. Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Von Otto Weininger. W. Braumüller, Wien 1903. XXIII u. 600 S. Kr. 9,60.
2. Ueber die letzten Dinge. Von Otto Weininger. Mit einem biographischen Vorwort von M. Rappaport. Ebenda, 1904. XXV u. 183 S. Kr. 6,—.

Otto Weininger, geboren in Wien 1880, ließ, 23 Jahre alt, ein umfangreiches, glänzend geschriebenes Werk erscheinen, von dem die Verfasserin einer scharfen Abwehrschrift (Grete Meisel-Heß, Weiberhaß und Weiberverachtung. Wien 1904, Moritz Perles. 70 S. Kr. 2,—) selbst gesteht, daß es „jeden Denkenden verführerisch anziehe“. Als er es vollendet hatte, sagte er zu einem Freunde: „Es giebt drei Möglichkeiten für mich: den Galgen, den Selbstmord und eine Zukunft, die so glänzend ist, daß ich sie mir garnicht auszudenken traue.“ Er reiste nach Italien, kehrte in noch düsterer Stimmung zurück und erschoß sich kurz nach seiner Rückkehr nach Wien am 4. Oktober 1903.

In seinem Buch, wie in den aus seinem Nachlaß herausgegebenen Studien und Aphorismen, befehdet Weininger keine philosophische Richtung heftiger als den „Psychologismus“. Ueberall ist sein liebster Vorwurf der der „Oberflächlichkeit“. John Stuart Mill ist der flachste unter den berühmten Flachköpfen des 19. Jahrhunderts; Spinoza ist flach, gegen Fechner gehalten; Hebbel ist es im Vergleich mit Ibsen, aber freilich an sich so tief wie Schiller, Grillparzer und Lessing zusammen. Flach und oberflächlich aber ist ihm vor allem jeder Versuch, seelische Phänomene aus bestimmten Einzelbedingungen ableiten zu wollen. Nur ein allgemeines Operieren mit Ideen und Begriffen erscheint ihm — eigentlich selbst beim Künstler — der Mühe wert.

Dies darf uns nicht abhalten, Weininger als merkwürdiges psychologisches Problem aufzufassen. Es kommt nicht darauf an, seine Behauptungen zu widerlegen, wie das jene Gegnerin ganz treffend, wenn auch mit störendem Aufwand von Entrüstung und „Luxus in Gefühlen“ thut; denn sie wirken nur als kleine, gelungene oder mißlungene Kunstwerke, und ein „document humain“ widerlegt man nicht, sondern man deutet es. Gewiß wird Weininger ein paar Anhänger finden, scheint sie schon zu haben. Er erinnert mich vielfach an den seltsamen „Weisen“ Friedrich Rohmer, dessen „Findungen“ eine gläubige Freundesschar gleich entzückt aufnahm und der sogar im einzelnen (z. B. in der Zurückführung menschlicher Typen auf bestimmte Tier- und besonders Hundegattungen) ihm so nahe kommt, wie ein moralisch haltloser, frivol sprudelnder Bohémien einem leidenschaftlich ernsten, gründlichst arbeitenden Forscher kommen kann. Aber auch von Rohmers Entdeckungen hat keine anders als eben so gewirkt, daß die Freunde in ihr Rohmer wiedererkannten. Es wird mit Weininger nicht anders gehen.

Wie aber erkennen wir Weininger? Sein Freund hat den höchst interessanten Mitteilungen über des Verstorbenen Art, Natur und Kunst aufzufassen, das Schlüsselwort beigefügt: „Otto Weininger verstehen, heißt soviel,

als den Dualismus und seine Projektion auf die menschliche Psyche, das Prinzip des Gegensatzes im Bewußtsein verstehen." Der Gegensatz von Gut und Böse, Seele und Leib, Freiheit und Zwang hat diesen Unglücklichen gepeinigt wie eine ganz neue, persönlichste Erfahrung. Sein Leben und sein Denken geht auf in diesem Kampf, von Ahriman über die tiefe, unendliche Kluft hinweg zu Ormuzd zu gelangen.

Weininger ist als Jude geboren und sieht in seiner angeborenen Zugehörigkeit einen Fluch, den er durch feurige Hingabe an das aufrichtig bekannte Christentum und durch fanatische Verurteilung des Judentums zu überwinden sucht; denn eine Versöhnung der Gegensätze giebt es nicht für den Dualisten. Er ist stark erotisch veranlagt und empfindet das als einen Fluch, den er durch zelotische Verurteilung aller nicht platonischen Liebe, ja durch Verfluchung des weiblichen Geschlechts überhaupt abthun möchte; denn eine Kunst, jede Anlage in den Dienst höherer Ideale zu stellen, kennt der Fanatiker der Antithese nicht. Er ist Epileptiker, so stark, daß die Fallsucht ihm zum Symbol der Gebrechlichkeit wird; und ein krankhafter Kultus der Gesundheit, eine schwächliche Anbetung der Stärke soll ihn von diesem Fluch befreien. Endlich: er ist durchaus wissenschaftlich angelegt, wo seine fixen Ideen nicht ins Spiel kommen, ein Meister scharfer Logik; und da seine feinen Begriffsspaltungen ihn peinigen, sucht er sich im Hingeben an halb mystische Vorstellungen rein zu baden.

So schwankt er unaufhörlich; und vom Genuß einheitlich beglückender Vorstellungen taumelt er zu der Begierde neuer begrifflicher Anstrengungen. Er gelangt daher nicht zu wirklich brauchbaren Ergebnissen. Auch sein „Naturgesetz", daß ein zusammengehöriges Paar immer gerade ein volles Weib und einen ganzen Mann umfassen müsse, so daß der Ueberschuß des einen Teils an Männlichkeit durch ein Manko des andern ausgeglichen werde — diesen seltsamen Triumph einer mit den unberechenbarsten Dingen rechnenden Abstraktion hat er jubelnd verkündet, aber selbst kaum angewandt. Scharfsinnige Bemerkungen über den Zeitsinn, über den Willen, über Einteilung von Künstlern und Denkern (auch hier sind Zweiteilungen sein Lieblingssport) fehlen so wenig wie geistreiche Urteile; nicht einmal der paradoxen Absetzung Schillers will ich alle Bedeutung absprechen. Aber es bleiben Einzelheiten.

Sonst aber sind seine „Erkenntnisse" nicht nur deshalb ohne dauernden Wert, weil sie allzu temperamentvolle Uebertreibungen vorgefaßter Meinungen bedeuten, sie sind auch — schlimmer noch für den anspruchsvollen Subjektivisten! — nicht neu genug, um zur Diskussion zu reizen. Kommt er in ständig fortschreitender Herabsetzung des Weibes bis zu dem Zweifel, ob dies seelenlose Geschöpf ein Mensch sei, so hat solche Ueberspannungen der mittelalterlichen Weiberverachtung schon jene alte Schrift „an mulier homo?" gegeißelt, die Lessings junger Gelehrter wieder entdeckt; nur daß den Scholastikern dies Bedenken eher kommen konnte als Weininger, der gerade mit der Behauptung einsetzt, zwischen Mann und Weib gäbe es unzählige fließende Uebergänge! Will er die ganze Natur symbolisch ausdeuten, so ist diesem großartigen Gedanken die naive „Metachemie" und „Metazoologie" des Mittelalters längst vorausgegangen, wenn die „physiologi" im Pelikan oder Phönix Gottes Chiffreschrift lasen; nur daß Weininger, der sonst überall nur Subjektivität sieht, viel weniger als sie gerade den Symbolen objektive Bedeutung hätte zuschreiben dürfen! Behauptet er, jede Krankheit habe psychische, ja eigentlich moralische Ursachen, so wiederholt er die Lehre des romantischen Arztes Ringseis, und auch sonst ist ein Spiel mit symbolischen Deutungen ganz im Geist der romantischen Naturphilosophie; nur daß deren Kombinationsgabe so viel rascher und reicher war. Und im Schlepptau der sonst so grimmig gehaßten „Moderne" befindet er sich, wenn er bei allen genialen Männern gierig „Masochismus" oder „Sadismus" aufspürt, wobei die Perversität selten auf der Seite der Untersuchten ist.

Nein, er bringt es nicht zu fördernden Ergebnissen. Vor allem gilt von den Gegenständen seines Hasses glücklicherweise ganz in persönlicher Beschränkung, was er allgemein behauptet: der Jude, wie er ihn schildert, „ist nicht"; das Weib, wie er es auffaßt, „ist nicht": sie sind nichts als Projektionen seiner geistigen Bedürfnisse, Verwirklichungen seiner Phantasie.

Und dennoch halte ich sein Werk für bedeutsam. Typen der Gegenwart werden an seinem tragischen Bilde deutlicher, greifbarer.

Ein Typus modernster „Zerrissenheit" ist Weininger in seiner Sehnsucht einer „Vermittlung zwischen Glauben und Wissen", d. h. in seinem gewaltsamen Umdeuten aller Erfahrungsthatsachen im Sinn vorgefaßter Meinungen und herrschender Wünsche. Ist dies doch ein Grundzug aller Popularphilosophie, und popularphilosophisch ist unsere Zeit wie seit den Tagen der Mendelssohn und Nicolai keine. — Typisch ist auch der Ton: die übermütig klingende, im Grunde doch verzagte Abwehr aller Zweifel, aller Kritik; die Neigung, bei unbedingter Anbetung weniger Heroen — Michelangelo, Kant, Richard Wagner — alle andern Großen herabzusetzen und etwa Nietzsche in kläglichster Beweisführung der Pose zu zeihen; der Ton der Leute, die ich Heldenlakaien nenne.

Aber auch viel Besseres ist typisch an diesem Mann, der seine eigenen Schwächen so erbarmungslos vergrößert objektivierte. Symbolisch ist schon sein Stil: ein klarer, heller, nur gelegentlich in das „Kaffeehausideal" feuilletonistischer Poeten verfallender Stil. Wer hätte noch vor einem Menschenalter geglaubt, daß ein ernster Denker in Deutschland so schreiben könnte — und dürfte? Bedeutungsvoll ist seine große Auffassung der Kultur: Kultur sei „Sinn für Aufgaben"; Kultur besitze niemand, solle jeder erstreben; Kultur gedacht im tiefsten, tragischsten Sinn Friedrich Nietzsches. — Symptomatisch endlich ist vor allem jener Idealismus selbst, jene Leidenschaft der Ueberwindung, jener Ernst des Durchlebens ewiger Probleme, jene Abneigung gegen Oberflächlichkeit, Scheinkultur, bloßes Bücherwissen. Wir treffen hier den verheißungsvollsten Zug der neuen Generation.

Tragisch ist dies Leben, das mehr noch von der Angst vor der niedern Realität als von der Sehnsucht nach der höhern Existenz vernichtet wird. Aber weil es tragisch ist, ist es auch versöhnend. Wir rufen dem Märtyrer seines eigenen Fanatismus die schönen Worte nach, die man über dem Grab von Nietzsches Schwager, dem Antisemiten Bernhard Förster, sprach, als die Sehnsucht nach einem „Neu-Germania" ihn nach Paraguay geführt hatte: wir beklagen auch in Otto Weininger einen, „den das Heimweh trieb von Hause"!

Neu-Amerikanisches.

Von A. von Ende (New York).

1. Das Land der Zukunft. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1903. 418 S. M. 6,— (7,50).
2. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Ludwig Max Goldberger. Ebenda. 1903. 299 S. M. 5,—.
3. Briefe aus Amerika. Von Henryk Sienkiewicz. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903. M. 4,—.
4. Eine Wienerin in Amerika. Von Therese Loewenberg. Wien, C. W. Stern (L. Rosner). 1904. 109 S.

Die Leiber der beiden Völker berühren sich trotz des Ozeans, aber die Seelen haben einander noch nicht gefunden," sagt Polenz in der Einleitung zu seinem Buche. Wenn aber dieses Buch die Verbreitung fände, die es verdient, würde es mehr dazu beitragen, hüben und drüben aufklärend zu wirken und ein gegenseitiges Verständnis herbeizuführen, als alles zusammen, was vorher in Europa über Amerika geschrieben worden ist. Polenz gab den Ton an, in den jetzt die Mehrzahl der

Amerikafahrer und -schilderer wohl oder übel einstimmen wird. Er hat Augen geöffnet, die nicht sehen wollten.

Allumfassend ist das Bild, das er entwirft: Staat, Gesellschaft, Kirche, Schule, Industrie, Landbau, Familienleben, Frauenfrage, Wissenschaft, Litteratur, Kunst — Alles hat er berührt, hat sich bemüht, es zu verstehen und vorurteilslos zu beleuchten. Es ist ihm nicht durchweg gelungen; das Bild ist stellenweise verzeichnet, die Farben sind hin und wieder zu grell aufgetragen, und doch ist es im Ganzen eine hervorragende, epochemachende Leistung. Polenz hat den Geist der amerikanischen Demokratie mit ihrem unbegrenzten Vertrauen in die Vernunft und die Güte des Menschen richtig erfaßt. Einen Glaubenssatz der „Yankees" (warum nur immer Yankees, worunter man hier doch nur die Bewohner Neuenglands versteht?) nennt er es, „daß man Menschen, Völker und Staaten, die nicht gut thun, möglichst sich selbst überlassen sollte, dann würden sie, durch Schaden klug gemacht, am ersten zur Vernunft kommen". Vortrefflich ist seine Behandlung der Agrarverhältnisse; da war er als Gutsbesitzer Sachverständiger. Daß der Gegenstand ihm besonders nahe lag, beweisen zahlreiche Wiederholungen, die ganz gut wegbleiben könnten. Was er aber über Landwirtschaft, Raubbau und über den Farmer sagt, kann man mit wenigen Ausnahmen unterschreiben. Weniger sicheren Blickes umfaßte er die Industrieverhältnisse; da trübte der natürliche Widerwille gegen eine „Mechanisierung des Menschen" durch die riesige Entwicklung der Maschinen und das System der Arbeitsteilung überhaupt, sein sonst außerordentlich klares Urteil. Ich wollte, er hätte die chicagoer Stock Yards nicht besucht; der Eindruck, den er davongetragen, verwischte andere, weniger krasse Bilder, die sein Geist aufgenommen hatte.

Bei dem Versuche, den amerikanischen Charakter zu schildern, passieren ihm einige leicht verzeihliche Widersprüche; vor allem ist es ein Bild aus Wall Street oder der chicagoer Börse, das hier seine Phantasie übermäßig erhitzt. Auf S. 66—67 behauptet er, die Physiognomie des Amerikaners, wie er sie an größeren Menschenmassen studiert habe, spiegele die Energie, das rüstige Vorwärtsstreben und die glückliche Zuversicht des Gelingens wieder, die Amerikaner marschierten wie junge Soldaten kühn der Zukunft entgegen, „die ihnen kraft ihres Siegenwollens gehören muß". Auf S. 198—199 heißt es: „Wenn man durch die Geschäftsviertel von New York oder Chicago geht und beobachtet die Menge, blickt in diese abgehetzten, nervösen, dabei harten, von Gier verzehrten Menschenlarven, sieht, wie sich Eitelkeit, Hysterie, Frivolität in tollen Zuckungen überschlagen, sieht, wie der eine verzweifelt niederreißt, was der andere hastig aufzubauen bestrebt ist, wie jeder nur den einen Gedanken zu kennen scheint: erst ich! und wie allesamt dabei doch tief unbefriedigt bleiben, dann sollte man glauben, die moderne Großstadt sei ein Tollhaus, dann könnte man verzweifeln an einer Kultur, die so deutlich den hippokratischen Zug im Angesicht trägt, und man müßte notwendig hoffen, solche monströse Bildungen möchten, je eher je besser, von der Erdoberfläche verschwinden."

Seltsam berührt die Bemerkung (S. 81), die typische amerikanische Landschaft sei einförmig. „Tagelang Weizenfelder, tagelang Maisfelder, tagelang Prärien: das sind die ermüdenden Typen, die der Tourist zwischen vereinzelten großen Sehenswürdigkeiten vom Coupéfenster aus in sich aufnimmt". Vom Coupéfenster aus! Ob es möglich ist, irgend einer Landschaft auf diese Weise gerecht zu werden, möchte ich bezweifeln. Bei den Dimensionen und den Entfernungen, mit denen man in Amerika rechnen muß, jedenfalls nicht der amerikanischen, denn da sieht man vom Coupéfenster aus nur den Rahmen, nicht das Bild. Dasselbe gilt vom amerikanischen Charakter und vom amerikanischen Leben. Alle die feineren, intimeren Züge entgehen dem Fremden in all dem Großen, Riesenhaften, Unerhörten, das einem hier entgegentritt. Ich freue mich, daß in meinem Rezensionsexemplare des Buches zahlreiche Frage- und Ausrufungszeichen von der Hand des verstorbenen Professors Louis P. Betz, der ungefähr ebenso lange in Europa ansässig gewesen ist, wie ich in Amerika, mir den Beweis bringen, daß seine Ansichten über diese und andere Punkte des polenzschen Buches sich mit den meinigen deckten. Trotzdem wurde Polenz Amerika und den Amerikanern so gerecht, wie ein Mensch, der sie nicht von innen geschaut hat, nur sein kann. Er hat mit seinem Scharfblick manches erkannt, was selbst dem Deutschamerikaner verborgen bleibt; er hat über Familie, Stellung der Frauen, das Verhältnis der Geschlechter zueinander, Sittlichkeit, studierende Jugend, Co-Education u. s. w. geradezu Offenbarendes geschrieben. Schon allein der Ton des Buches berührt wohlthuend, verrät das ernste ethische Wollen des Verfassers in der schlichten, warmen, maßvollen Sprache. Die wenigen Ausstellungen, die oben gemacht wurden — und andere, die unerwähnt bleiben mögen —, beeinträchtigen den Wert dieses ganz einzigen Amerikabuches nicht; hüben wie drüben sollte man des Verfassers dieser seiner letzten Gabe wegen dankbar gedenken.

Das Buch des berliner Geheimen Kommerzienrats Ludwig Max Goldberger behandelt mit einer Sachverständlichkeit und Gründlichkeit, wie sie dem wirtschaftlichen Leben Amerikas noch nie widerfahren ist, Boden und Menschen, Arbeitervereinigungen und Industrieverbände, Nationalreichtum, Steuerverhältnisse, Trustwesen, Finanzen u. s. w. und wendet sich daher vornehmlich an die industriellen und kaufmännischen Kreise, die, wie der Verfasser, Deutschlands größten Wettbewerber auf dem Weltmarkt kennen lernen wollen. Auf den eigentlichen Kern des Buches einzugehen, dem mit Zahlen und Thatsachen rechnenden Verfasser durch alle seine Ausführungen zu folgen oder gar das überaus reichhaltige statistische Belegmaterial zu prüfen, liegt außerhalb meines Könnens. Wo er aber von den Verhältnissen und den Thatsachen zu dem Volke hinüberschweift, von den Menschen redet, die als dieses Landes typische Repräsentanten gelten können, da ist sein Buch imstande, auch diejenigen zu fesseln, die, wie ich, in der Volkswirtschaft Laien sind. In diesen Seitenblicken auf das Wesen des amerikanischen Volkes verrät der Verfasser manchmal einen schärferen und ungetrübteren Blick als Polenz. Während dieser von der Rastlosigkeit und der Nervosität des amerikanischen Geschäftsmannes ein abschreckendes Bild entwirft, heißt es bei Goldberger (S. 29): „Man spricht mit Unrecht von einer Nervosität des erwerblichen Hastens auf der anderen Seite des Ozeans. Das Gegenteil ist der Fall. Nur unendliche Regsamkeit nimmt man dort wahr, angestrengten Fleiß und immer wieder Fleiß; aber die Nerven der Fleißigen sind wie von Stahl und unzerrüttbar." Es freut einen, einen deutschen Geschäftsmann sagen zu hören: „Die innere Tüchtigkeit der Gesamt-Bevölkerung ist markig. Man mag das unausgesetzte Streben nach ‚make money' als Mammondienst betrachten — man hat zu einer Verurteilung umsoweniger Recht, wenn man sieht, daß im großen und ganzen, im guten Durchschnitt, das Streben nach Erwerb sich streng an die Bedingung bindet, daß der Erwerb auf anständige Weise gewonnen sei. Die Gesetze der Vereinigten Staaten sind etwas dehnbar, und der Bürger dort geht auf dem Weg, den das Gesetz erlaubt. Aber das gegebene Wort ist heilig. Jeder verlangt von dem andern und setzt voraus, er solle genau überschauen, wozu das gegebene Wort den einen wie den andern verpflichtet. Der Geschäftsmann der Vereinigten Staaten kennt keinen anderen Ehrgeiz als die anständige Wahrnehmung seines Geschäfts und die Erreichung geschäftlichen Erfolges durch ausdauernde und kluge Arbeit. Er verzeiht nicht und vergißt nicht eine Verfehlung gegen den geschäftlichen Anstand, auch dem Erfolg nicht, und das verleiht ihm eine selbstbewußte Charakterstärke ohnegleichen." Wie Polenz zollt Goldberger dem Arbeitsfanatismus des Volkes seine

Achtung. „Jung wie die Industrie des Landes, sind auch die Leiter großer Betriebe beinahe noch Jünglinge. Andererseits giebt es drüben kaum Männer, die sich als Rentner zur Ruhe setzen, auch wenn sie Millionen erworben haben. Sie wagen den Gewinn oder doch einen großen Teil davon immer aufs neue und so häufen sich im Fall des Erfolges die großen Vermögen, die übrigens nicht selten — im Gegensatz zu den oft demonstrativen Aufwendungen, die ich früher erwähnt habe — von den Besitzern mit königlicher Hand wieder gemeinnützigen Zwecken zugeführt werden. Als ein erfreuliches Symptom ist es anzusehen, daß diese Riesenschenkungen nicht minder wie kleine Gaben, abgesehen von den Werken reiner Nächstenliebe, in beträchtlichem Umfang der Förderung des Unterrichts und der Wissenschaft gewidmet werden."

Wie das demokratische Prinzip in Amerika im Alltagsleben zur Geltung kommt, hat Goldberger gleichfalls erfaßt. Er kommt zu dem Schluß, daß in Amerika „der Entwicklung der menschlichen Individualität größere Freiheit gewährleistet ist. In dieser Freiheit vermögen die Menschen sich selbständiger zu entfalten und ihre Kräfte besser zu stählen, zu ihrem eigenen Glück und zum allgemeinen Besten. In Zusammenhang damit steht die Voraussetzungslosigkeit, die die Menschen lediglich nach dem bewertet und behandelt, was sie im Rahmen des Ganzen und an der Stelle, auf der sie stehen, für das Ganze zu leisten vermögen, ohne Rücksicht auf Herkunft und Glauben. Ohne Neid, vielmehr mit freudiger Anerkennung wird das Emporkommen des einzelnen durch eigene Kräfte und Gaben verfolgt. Das weckt die schlummernden Fähigkeiten und bringt sie zur höchsten Anspannung und Ausgestaltung. Es giebt drüben auch keine Orden und Titel; der gesellschaftliche Verkehr kennt keine Rangstufen und macht zwischen Gentlemen und Gentleman keinen Unterschied." Er erinnert bei dieser Gelegenheit an das Festbankett der „Captains of Industry" zu Ehren des Prinzen Heinrich, bei dem die nicht an der Ehrentafel sitzenden Gäste nach der alphabetischen Ordnung ihres Namens plaziert waren. Selbstverständlich ist auch Goldberger nicht blind für die Schattenseiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens Amerikas. Aber er wägt mit einer Gerechtigkeit, die man bewundernswert nennen könnte, wenn sie nicht eigentlich eine conditio sine qua non wäre, Licht und Schatten, und läßt sich zu keinen Trugschlüssen verleiten. Goldbergers Darstellungsweise ist klar und sachlich; seine Sprache lebendig, und wo es ihm darum zu thun ist, Irrtümer richtig zu stellen, schlägt er einen Ton warmer Ueberzeugung an, der dem Laien über die Nüchternheit der fachmännischen Mitteilungen hinweghilft.

Merkwürdig berührt einen der Band „Briefe aus Amerika", die Henryk Sienkiewicz vor einem Vierteljahrhundert geschrieben hat. In ihrem ersten Teil überwiegt ein Humor, dem man es deutlich anmerkt, daß der Verfasser nicht ganz frei von vorgefaßten Vorstellungen gewesen ist, als er sich auf den Weg machte. Die Schilderung der Hotelverhältnisse, der Straßen, der Negerbevölkerung, der Manieren des Amerikaners — das alles streift nicht selten an die Karikatur, selbst wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Dinge heute ja ganz anders liegen. Bei weitem verläßlicher ist das Bild, das einem die späteren Briefe übermitteln. Es ist, als ob der Dichter bei größerer Einsicht und Vertrautheit seine Aufgabe ernster erfaßt hätte. Da zeigt er nicht selten einen Scharfblick, der ihn zu Schlüssen gelangen läßt, wie man sie in den neuesten Büchern über Amerika finden kann. Als ethische Grundlage der Demokratie erkennt er die Achtung vor der Arbeit; in Amerika deklassiert es den Menschen nicht, wenn die Verhältnisse ihm als einzige Lebensmöglichkeit die Arbeit der Hände aufzwingen. Warme Anerkennung zollt er auch dem Unterricht in den Volksschulen; was diese an Lücken hinterlassen, das ergänze die Lektüre der Zeitungen und die soziale Praxis. „Infolgedessen müßte man hier einen so ungebildeten Menschen, wie sie die unteren Klassen in Europa, z. B. unser Bauer oder der französische darstellen, höchstens unter den unlängst befreiten Negern suchen. Hier kannst du mit jedem ersten Farmer, Handwerker, Fuhrmann oder Matrosen über verschiedene Regierungsformen, über ausländische Politik, über Papier- und klingende Währung, mit einem Worte, worüber du willst, nur nicht über Litteratur und schöne Künste plaudern. Jeder Durchschnitts-Amerikaner ist ein nicht gelehrter, aber geistig entwickelter Mensch, und einen solchen Sprung, wie wir ihn in Europa auf Schritt und Tritt treffen, finden wir hier nirgends. Kurz gesagt, die Bildung ist hier breiter ergossen und ihre Verteilung ist gleichartiger. Die Menschen stehen sich hier geistig näher, die Verständigung unter ihnen ist also leichter. Gegen den Schluß des vierten Briefes, dem diese Stelle entnommen ist, heißt es auch noch: „Wahrlich, wenn mich jemand fragen sollte, welche Gesellschaft hat die vollkommnere Zivilisation geschaffen — ich würde ohne Zögern den Amerikanern den Vorrang einräumen." Im fünften Briefe, der sich vorwiegend mit den Frauen beschäftigt, befinden sich wieder einige wunderliche Behauptungen. Die Amerikanerinnen — heißt es da — hätten von Litteratur, Poesie und schönen Künsten keinen sonderlichen Begriff; er habe nie eine Frau kennen gelernt, die zeichnen oder malen konnte u. s. w. So mischt sich in diesem Buche Irrtum und Wahrheit. Aber es ist das Buch eines Dichters, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, eine litterarische Wirkung zu erzielen, und es liest sich daher außerordentlich fesselnd.

Anspruchslose, aber frisch und unmittelbar empfundene Reiseeindrücke bringt das kleine Buch von Therese Löwenberg: „Eine Wienerin in Amerika." Rasch, wie sie das Land von New York bis Chicago bereist hat, reiht sie die Bilder, die sie unbefangenen Auges schaute, aneinander. Da sie keine Schlüsse zieht und keine verallgemeinernde Betrachtungen anstellt, vermeidet sie Irrtümer, wie sie sich gern in solche Bücher schleichen. Klar, knapp und sachlich treffen ihre Schilderungen in der Regel den Nagel auf den Kopf, sind von einem gesunden Humor durchleuchtet und tragen den Stempel einer gewissen Anmut. Freilich war die Verfasserin als Teilnehmerin an dem internationalen Kongreß für Versicherungswissenschaft Gast eines außerordentlich gut arbeitenden Komitees; aber auch in den Wochen, da sie z. B. New York auf eigene Faust besichtigte, scheinen ihr unangenehme Erfahrungen erspart geblieben zu sein. Der Ton des kleinen Bändchens läßt sich aus der Vorrede erkennen, in der es heißt: „Ersieht man doch aus meinen Beobachtungen, daß die neue Welt für uns Europäer wirklich eine neue Welt bedeutet, in der man sich an andere enorme Dimensionen gewöhnen, mit ganz anderen Zahlen rechnen muß, daß man alle Ursache hat, in Amerika vieles anzustaunen und zu bewundern und sich zum Schlusse doch — herzlichst mit dem alten Europa zu freuen."

Novellen und Geschichten.

Von **Camill Hoffmann** (Wien).

Ludwig Thoma ist sehr bekannt als der Satiriker Peter Schlemihl, aber noch immer nicht genug geschätzt als Erzähler. In seinen Bauerngeschichten ist eine Art, die Menschen scharf zu zeichnen, die augenblicklich ihres gleichen nicht hat*). Er mag diese Art der Uebung in der Karikatur verdanken, die charakteristische Merkmale übertreibt. Der Anfang seiner Kunst besteht

*) Es sei hier angefügt, daß von Ludwig Thomas Erstlingsband, der 1897 zuerst erschienenen Bauerngeschichte „Agricola" die 5. und 6. Auflage mit Zeichnungen von Adolf Hölzel und Bruno Paul kürzlich erschienen ist (München, Albert Langen).

darin, hergebrachte Vorstellungen zu zerstören. Wenn er in seiner neuesten Novelle „Die Wilderer" (München, Albert Langen) die Tiroler schildert, so bemerkt er sofort, daß sie nicht so sind, wie man die Tiroler gewöhnlich malt. Daß sie auch nicht so lustig sind, wie man das öfter liest. Und mit hartem Konturenstrich stellt er die magern, leidenschaftbewegten Leute hin. Gleichsam in grelle, nüchterne Vormittagssonne. Mit einem festen Zug, der lieber hämisch verzerrt, als sentimental verfärbt, und doch nicht liebelos. Denn Thoma kennt seine Menschen in- und auswendig und begreift ihre Leidenschaften. Ein paar Wilderer und ein paar Forstleute läßt er aufeinander prallen, und man ist erfüllt vom Fieber, das eine Jagd und ein Kampf auf Leben und Tod ausströmen lassen. Nur ein fanatischer Jäger kann so was schreiben, sagt man sich, einer, der mit dem Herzen dabei ist. Es giebt hunderte Wilderergeschichten. Ich erinnere mich an keine einzige, die an Thomas Novelle heranreicht. Man liest sie mit verhaltenem Atem. Die Wilderer sind an der Arbeit in mondlichter Nacht. Abergläubische Lumpen, mißtrauisch, feig, geräuschlos, spähend. Sie haben einen Hirsch angeschossen, dessen Schweißspur sie erst, wenn der Tag anbricht, folgen können. Ein alter Jäger und der Förferssohn liegen auf der Lauer. Es ist ein Moment fürchterlicher Spannung, als die Wilderer plötzlich, aufhorchend, achtzig Schritt weit auftauchen. Die Büchse im Anschlag, schreit der Alte: „Halt, oder i schiaß!" Und wie das die Tiroler zusammenreißt und wie sie auseinanderstieben, da kracht der Schuß des Alten, und einer stürzt hin. „Den hat's gewiß," sagt ruhig der alte Knorren, als ob Sterben nicht mehr als Narrensprung wär. Die Pointe kommt aber noch. Als am nächsten Tag die Kommission den Thatort in Augenschein nahm, fand sie den Wilderer just so, wie er hingefallen war, doch der Kopf fehlte. „Der Kopf war wurzweg abgeschnitten." Die Identität der Leiche und sogar die Todesursache vermochte die Kommission nicht festzustellen. Die Wilderer hatten sich ihres Kameraden erbarmt, damit sein Leib nicht in ungeweihter Erde bestattet werde. Den Kopf begruben sie, einer Strohpuppe aufgesetzt, feierlichst. „Ein jeder Tiroler weiß, und die anderen Leute sollen es erfahren, daß die Seele des Menschen im Kopfe wohnt." Welch trockene, präzise, tiefe Ironie!

Ein Ironiker kann bekanntermaßen auch Otto Julius Bierbaum sein. Freilich so ätzend, bitterlich und hohnvoll wie Ludwig Thomas Lachen ist das seine wohl niemals. Dazu besitzt Bierbaum die nötige scharfsichtige Sachlichkeit und tendenziöse Gesinnung nicht. Er kann über ganz allgemeine menschliche Thorheiten und Schwächen spötteln. Auch schützt Gemüt vor Galle. „Die Haare der heiligen Fringilla" (München, Albert Langen) heißt eine „erbauliche Geschichte" von ihm. Es ist eine sehr freche Geschichte, denn man kann nicht einmal andeuten, was für Haare der Prinz Flodoard in seinem Amulett herumträgt, seitdem ihm die echten der Heiligen Fringilla infolge des Uebermuts seiner Geliebten davongeflogen sind; die Prinzessin hat ihm die kostbare Reliquie umgehängt, um ihn vor verbotenen Lüsten zu schützen . . . Verwegen sind auch die anderen Geschichten, die sich an diese anschließen: die Geschichte vom Mohren, der in einem böhmischen Dorfe die Ansätze zu einer neuen Rasse hervorbringt und auf diese Weise vielleicht zum nationalen Frieden beiträgt, die Aschermittwochsszene des litterarischen Dandys (der ein wirkliches Vorbild zu haben scheint), und die Erzählung von der liebesrasenden Sinaïde, die das Pech hat, sich in einen russischen Anarchisten zu vergaffen, der ihr im entscheidenden Moment eine Rede über die Notwendigkeit der Keuschheit für die Apostel der Freiheit hält. Verwegen, sag' ich, doch nicht viel mehr. Sie sind zu kitzlige Lektüre, und man kann gegen diese Bedenken haben, auch wenn ein Bierbaum sie liefert. Sie sind nämlich nur kitzlige Lektüre und sonst nichtssagend und etwas gezwungen geistreich und humoristisch in der Diktion. Nach den prächtigen früheren Prosabüchern von Otto Julius Bierbaum legt man dieses Bändchen im ganzen enttäuscht weg. Und viele haben gehofft, in Bierbaum einen modernen deutschen Humoristen werden zu sehen! Ich glaube, kein deutscher Dichter hat so vieles, das seinem litterarischen Rufe schaden könnte, veröffentlicht, wie Bierbaum. Wenn ihn das noch nicht umgebracht hat, so ist sein Dichtertum eben von zäher Rasse.

Einer, der noch jung und dem auch zu wünschen ist, daß er sich nicht selbst verschleudert, ist Fritz Stüber (F. St. Günther), dessen erstes Buch „Wiener auf Reisen und daheim" (Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt) heißt. In Deutschland kennt man ihn noch so gut wie garnicht, um so mehr beachtet man Stüber in Wien. Er gehört zu dem Schlage der wiener Humoristen, die bei uns eine gewisse Tradition festhalten und leider nur aus den lokalen Verhältnissen heraus ganz verstanden werden. Er ist ein Frozzler und Raunzer, schimpft auf seine Landsleute, trägt ihnen jedoch eine manchmal sentimentale Verliebtheit entgegen. Natürlich verbirgt er diese hinter witzelnden Worten. Die Typen der äußeren Wiener Bezirke zeichnet er mit eigener Originalität, die ärmlichen Spießer, die kleinen Gewerbetreibenden, die Strizzis, die Pfründner. Im Kaffeehaus, im Wirtshaus zeigt er sie am liebsten, wie sie sich amüsieren oder vielmehr wie sie es nicht treffen, sich zu amüsieren, und wie ihr Leben eigentlich immer nur stagniert und sie über den engen duseligen Horizont nicht hinaussehen. „So sind wir," scheinen sie manchmal zu sagen, indem sie mit einer unerhörten Schamlosigkeit auf ihr gemächliches Versumpfen gewissermaßen eingebildet sind. In keiner Stadt hat man über die eigenen Mängel so viel gelächelt, wie in Wien, nirgends anders ist man sich seiner Fehler und Unzulänglichkeiten so sehr bewußt, ohne sich nicht bloß nicht zu bessern, sondern vielmehr aus der Not eine Tugend zu machen. Ein breiter, feuchter und volkstümlicher Humor ist Fritz Stüber eigen, kein gerade feiner und litterarischer, sondern ein grobschnäuziger, naiver, frozzlerischer und daher wienerischer Humor.

„Unter Wildenten" heißt eine Geschichte von Eugen Herbert (Wien, Wiener Verlag), die in humorvoller Weise von der wackeren Liebe eines Enterichs zu einer Goldamsel erzählt. Freilich halte ich den angeschlossenen Dialog „Am Feuer" für ungleich wertvoller und interessanter. Herbert sagt darin einige nette Gedanken über die Ehe des Künstlers. Die Gesellschaft giebt dem Künstler sozusagen einen Freibrief, sich rücksichtslos auszuleben; aber in allen Schichten „entscheidet in erster Reihe Erziehung und Selbstbeherrschung. Ist nicht der Arzt in seinem Berufe tausend Versuchungen ausgesetzt und muß er nicht, um alle psychischen Regungen seiner Kranken begreifen zu können, ebenso wie der Künstler ein fein organisiertes Nervensystem besitzen? Was würde aber die Gesellschaft dazu sagen, wenn er darauf hinweisend, seinem Temperament die Zügel schießen ließe?" . . . . „Ich verlange nicht von einer alltäglichen Einrichtung, daß sie mir über den Alltag hinweghilft. Die Ehe giebt mir mit ihren festen Normen den realen Boden, den ich nach den Erregungen des künstlerischen Schaffens, nach den Ausflügen in das Gebiet der Phantasie wieder betrete und den ich, ausgeruht und gesammelt, von neuem verlasse. Uebrigens ist diese Eintönigkeit nur scheinbar; das Alltägliche liegt viel mehr im Menschen selbst, als in ihren Verhältnissen" . . . . Mit einer gewissen Anmut, die nicht gerade tief, aber doch ernst und delikat ist, wird über die Künstlerehe geplaudert. Ein zarter, psychologischer Tastsinn, der vielleicht an größere Aufgaben heranreichte, versucht sich hier zum ersten Male in einer intimen Skizze.

Der „beliebte" Novellist Alfred af Hedenstjerna will mir in dem Buche „Lebensbilder" (Berlin, Ulrich Meyer, Verlagsbuchhandlung, übersetzt von Ernst Brausewetter) nur recht wenig gefallen. Er ist ein Journalist und mag dichten, was das Publikum lesen will. Kleine Herzensgeschichten mit voraus erdachter Pointe und ge-

fälliger Wendung am Schluß. Einmal ein bißchen sentimental, ein anderesmal ein bischen schelmisch, immer abscheulich süßlich. — Eduard Engels „Des Lebens Würfelspiel" (Leipzig, Ernst Keils Nachf.) ist ebenfalls Journalistenarbeit. Nur das Genre ein anderes: Kolportage schlimmster Sorte. Oberstes Kunstgesetz: spannende Handlung. Eduard Engel kann leider sogar Detektivnovellen schreiben; mir scheint, daß dieses Alleskönnen unverzeihlich ist. — Max Hoffmanns „Hochzeitsnacht, Geschichten in Moll und Dur" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer) stimmen mehr in Moll. Sie sind in ihrer umständlichen Realistik ein paar Jahre zu spät erfunden. Wie zwei obdachlose „Hofmusikanten" in weiter Schneeebene erfrieren, wie ein Schüler seinem Professor, der ihn verständnislos und grausam behandelt, das Leben rettet und dabei das eigene einbüßt, wie Frau Stationsvorsteher sich den Spaß macht, den Postassistenten Schmächtig als falschen Karo unter ihres Gemahls Bett kriechen zu lassen — das sind so ungefähr die bravourösen Stücke aus diesem Buche, mit denen man, wären sie auch weniger jugendlich primitiv und ungelenk geschrieben, keine Parade antreten kann.

In keinem litterarischen Genre herrscht eine so heillose Zuchtlosigkeit wie in der deutschen Novelle der letzten Jahre. Es ist traurig, dies angesichts der feinen Leistungen in Frankreich, Skandinavien und Rußland feststellen zu müssen. Der Dilettantismus hat sich auch hier wie in der Lyrik verhängnisvoll breit gemacht. Allerdings neigen unsere gewandten Prosaisten in der letzten Zeit mehr dem technisch umfangreicheren Roman zu. Infolge der Bewältigung des ungleich größeren Materials pflegt der Roman jedoch nur höchst selten jene künstlerische Höhe und Intimität zu erreichen, wie dies die Novelle leichterdings kann. Haben wir auch nicht eine so kostbare Ueberlieferung wie die romanischen Völker, so zählen wir noch nicht viele Jahre seit dem Tode Kellers und Meyers, und noch lebt Paul Heyse unter uns. Man merkt es aber kaum.

Poesie fürs Haus.

Von **Richard Weitbrecht** (Wimpfen).

1. Poesie fürs Haus. Eine Auswahl von Gedichten, besonders aus der neueren Zeit, von J. J. Liessem. Buchschmuck von H. Meyer-Cassel. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 517 S.
2. Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart. Für Schule und Haus ausgewählt und mit kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter sowie zahlreichen Erläuterungen versehen von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1903. 706 S.

Wenn ein angesehener Verlag mit einer neuen Blütenlese von Gedichten in ganz hervorragender Ausstattung auf den Plan tritt, so fragt man bei der Menge solcher Bücher jeglicher Art vor allem nach dem Zweck. Das Vorwort des Herausgebers sagt in dieser Beziehung: Diese Sammlung habe den Zweck, das Leben durch Poesie zu verschönern — das ist nun wohl keine Eigentümlichkeit gerade dieser Sammlung, das wollen viele andere auch. Die Sammlung wolle ferner nicht bloß „leeren Klingklang oder dunkles Gemurmel geben" — Uebersetzung für „moderne Dichtung" —, sondern lauter echte Poesie, die man immer und immer wieder lesen könne, die allezeit neuen Genuß und neue Freude gewähre. Das thut nun diese Sammlung nicht in höherem Maße als andere, denn auch hier wie in den meisten Anthologieen laufen verschiedene mehr gut gemeinte als dichterisch wertvolle Gedichte mit unter, und fast die Hälfte besteht aus Gedichten, die man in den meisten Anthologieen findet. Endlich: die ganze Sammlung solle im besten Sinne volkstümlich sein, — ja, was heißt volkstümlich? Hier ist es wohl so gemeint, daß auch der einfache Leser, soweit er überhaupt für Poesie Sinn hat, auf seine Rechnung komme. Der Herausgeber hat nun allerdings im ganzen mit Geschick das Einfachere herausgesucht, ohne allzu trivial zu werden, aber ganz konnte er das Schwere doch nicht vermeiden, wollte er gehaltvoll sein, und schließlich: mit dichterischen Rätseln und Dunkelheiten pflegen auch andere Sammler ihre Anthologieen nicht zu beschweren, schon wegen des Publikums, auf das derartige Bücher in erster Linie rechnen: wegen der Jugend und der Frauen.

Aber braucht man denn überhaupt nach einem Grund für ein derartiges Buch zu suchen? Geschäftsspekulation sind die meisten: denn der Deutsche kauft die Poesie noch immer lieber in Sammelbänden als einzeln, und er kauft zu „Geschenkzwecken" am liebsten Bücher aus der „Geschenklitteratur", und das sind vor allem Anthologieen.

Dennoch glauben wir nicht, daß diese Anthologie reiner Geschäftsspekulation entsprungen ist. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis schon zeigt uns, warum sie gemacht worden ist: es galt, den katholischen Dichtern, insbesondere den zeitgenössischen, zu ihrem Rechte zu verhelfen, weil diese in den üblichen Anthologieen zu kurz zu kommen pflegen. Ob diese Zurücksetzung in den mangelhaften Leistungen der katholischen Dichter oder in der mangelnden Kenntnis der Sammler oder endlich gar in konfessioneller Voreingenommenheit ihren Grund hat, sei hier nicht weiter untersucht. Letzteres glauben wir jedenfalls verneinen zu können, da die Herausgeber der Anthologieen meistenteils keine Katholiken sind. Dieses Buch also stellt sich als ein Glied dar in dem Kampfe wider die Behauptung katholischer Inferiorität schellschen und muthschen Gedenkens; es soll in seinem Teil wenn nicht die Superiorität, so doch die Gleichwertigkeit der katholischen Dichtung mit der nichtkatholischen erweisen und den katholischen Dichtern zur Anerkennung verhelfen.

Unter rund 180 hier vertretenen Dichtern sind rund ein Viertelhundert katholische, und zwar meinen wir nicht etwa solche katholischen Bekenntnisses wie die Lingg, M. Greif, Ebner-Eschenbach u. a., sondern katholischer Tendenz, Namen, die allerdings bis jetzt in den Anthologieen selten waren. Natürlich ließ sich mit ihnen ein solches Buch nicht füllen, und die „nichtkatholischen" Dichter sind bis auf weiteres noch nicht zu umgehen. Und die Gerechtigkeit gebietet, zu sagen, daß die Proben katholischer Dichtung, die hier gegeben werden, im Durchschnitt nicht schlechter sind als die der Protestanten, Juden und Freimaurer, in welche Arten man auf katholischer Seite das Genus „Nichtkatholiken" zu zerlegen pflegt. Wir wollen nicht sagen, daß diese Gleichwertigkeit künstlich gemacht sei, indem man von den nichtkatholischen Dichtern absichtlich auch nur Durchschnittspoesie aufgenommen hat; aber vorhanden ist sie, eine Reihe der berühmtesten, durch alle Anthologie gehetzten Gedichte natürlich ausgenommen. Indessen hat wohl die im Vorwort betonte Rücksicht auf das Einfachere, das häufig auch das dichterisch minder Bedeutende ist (durchaus nicht sein muß, siehe Goethe und Uhland), den Ausschlag gegeben. Beiläufig: das Lied S. 393: „So geh nun hin dem Grabe zu", das als anonym bezeichnet wird, ist von dem nürnberger Rektor Simon Bornmeister, der es 1674 auf sein gestorbenes Kind gedichtet hat.

In fünf Abschnitten, die übrigens ineinander übergreifen und nicht streng logisch geschieden sind (die Liebe z. B. kommt im zweiten und vierten vor), bringt der Herausgeber die Gedichte unter. Die Stimmung des Buches ist überwiegend die in dem alten Vers ausgedrückte: „Wie wunderschön ist Gottes Erde | Und wert, auf ihr vergnügt zu sein!" Lebensabgründe werden kaum aufgethan, und die Liebeslieder haben den Stimmungsgehalt und Charakter der geibelschen Liebeslyrik. Vaterländische Töne fehlen ganz; dafür schweben lichte Wölkchen Weihrauch mit feinem Duft über dem Ganzen. Das wird die Sammlung dem

katholischen deutschen Hause um so anziehender machen, während das „nichtkatholische“ vorurteilsfrei genug ist, sich dadurch nicht stören zu lassen.

Ob Hellinghaus „Deutsche Poesie“ eine ähnliche Tendenz hat, wie die Liessemsche Sammlung, würde sich mit einiger Sicherheit nur ergeben, wenn man die vorliegende dritte Auflage, in der sechs Dichter der früheren Auflage gestrichen und 24 neu aufgenommen sind, mit den früheren vergliche; jedenfalls sucht auch sie kaum bekannte katholische Dichter in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Von der „nichtkatholischen“ neueren Dichtung ist freilich wenig zu finden, ein paar Gedichte von F. Avenarius, Gustav Falke und E. v. Wildenbruch — das ist alles; die moderne Dichtung ist nur durch Liliencron vertreten. Das heißt man eigentlich keine Sammlung deutscher Poesie bis auf die Gegenwart, es sei denn, man verstehe den Titel so, daß er die Gegenwart als Grenze betrachtet wird, bis wohin die Sammlung geht. Recht ausgiebig sind dafür einige ältere Dichter vertreten. Uhland mit 57 Gedichten, Geibel mit 44, Rückert mit 58, Annette von Droste-Hülshoff mit 28 Gedichten u. s. w. Da hätte ruhig gekürzt werden können, ohne die angestrebte Charakterisierung der Dichter zu gefährden, und es wäre Raum geschaffen worden für manche Probe neuerer Dichtung. Andererseits fehlen auch wieder ältere, wie der bedeutende Lyriker J. G. Fischer, während andere, recht unbedeutende Dichter, wie J. N. Vogel, Ebert u. a., mit reichlichen Proben vertreten sind. Doch vielleicht hatte der Herausgeber gar keine litteraturgeschichtlichen Absichten, er begnügte sich, aus der ungeheuren Fülle deutscher Dichtung in hundert Jahren ein schwaches Tausend guter und mittelguter, bekannter und allerbekanntester Dichtungen auszuwählen und in einem schön ausgestatteten Bande für Schule und Haus darzubieten. Und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht.

Echo der Zeitungen

Schnee vom vorigen Jahr.

Von **Max Nordau** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Die Pariser haben neuestens eine wahre Leidenschaft, ihre öffentlichen Gärten in Campi santi zu verwandeln, wo ein Totendenkmal sich an das andere reiht. Der Parc Monceau macht dem Père Lachaise unlauteren Wettbewerb. Sein schöner Rasen, seine Bäume müssen vor den versteinerten Berühmtheiten von gestern zurückweichen, die man den Menschen von heute aufdrängen will. Jetzt beginnt der Einbruch in den Luxembourggarten. Ein halbes Dutzend Dichter in ganzer Gestalt, Büste oder Medaillon, familiär oder feierlich, phantastisch oder realistisch, schreckt dort bereits die spielenden Kinder und predigt ehrgeizigen Jünglingen, die ihre stumme Sprache verstehen, die Nichtigkeit des Ruhmes. Jetzt ist auch das Marmordenkmal der George Sand von Sicard hinzugekommen, das am Vorabend ihres hundertsten Geburtstages (sie ist am 5. Juli 1804 geboren) feierlich enthüllt wurde. Sicard faßte seine Aufgabe eigentümlich voraussetzungslos auf. Clésinger hatte in seiner Statue der Comédie Française die gute Schloßherrin von Nohant als eine kühl wohlwollende Patrizierin dargestellt, von der eine Würde, eine Höhe die Vertraulichkeit entfernt. Millet zeigte sie uns im Denkmal von La Châtre als abgeklärte Matrone, die sich längst aus den Stürmen in den Hafen gerettet hat und lächelnd über das eitle Welttreiben hinblickt. Sicard weicht von Clésinger und von Millet ab. Seine George Sand ist eine schöne, junge Frau mit romantischen Locken und einem Kleide nach der Mode von 1830, die auf einem malerischen Felsen sitzt und freudvoll und leidvoll in den Frühling hinausträumt. Nichts deutet auf das Schreibweib hin. Das ist nicht die George Sand der „Lelia“, die sich männlich kleidete, dicke Zigarren rauchte und mit der Pünktlichkeit eines Kassenboten der „Revue des deux Mondes“ und ihrem Verleger jährlich vier Romane ablieferte. Das ist die unverstandene Baronin Aurora Dudevant, die sich an der Seite des hausbackenen Gatten nach unerhörtem Glücke sehnt, das ist die weiche George von Sandeau, von Musset, von Pagello, von Chopin, von Leroux, von anderen, von vielen anderen, Bekannten und Unbekannten. Mit dem gesunden Gefühle des richtigen Künstlers, den keine Buchweisheit beschwert, hat Sicard das tote Schrifttum verachtet und sich an das warme Leben gehalten. Was kümmerte ihn die zur Respektperson beförderte Verfasserin von hundert Romanen? Ihn interessierte das reizende Weib, das liebt und sich lieben läßt. Wenn ich meine ganze Meinung sagen soll, so macht mir der neue Marmor des Luxembourggartens den Eindruck, als wisse Sicard kein Sterbenswörtchen von der Schriftstellerin und habe nie eine Zeile von ihr gelesen, kenne dagegen sehr genau „Lui et elle“ und „Elle et lui“ und den etwas frei geschürzten Roman der Liebenden von Venedig.

Und den wenigen Getreuen, die der Enthüllung des Denkmals beiwohnten und den dabei gehaltenen überschwenglichen Lobreden auf die der Unsterblichkeit befohlene Schriftstellerin lauschten, geht es höchstwahrscheinlich nicht anders. Sie sind mit allen Einzelheiten der erlebten Geschichten von George Sand vertraut, haben aber ihre erdichteten nie in die Hand genommen. Vergebens bemüht man sich, die Schriftstellerin dem heutigen Geschlecht nahe zu bringen. Es weist ihre Bücher hartnäckig zurück. Die Comédie Française nötigt ihm eines ihrer verschollenen Stücke, „Claudie“, auf. Das läßt es sich ohne Einspruch gefallen. Zwar blicken die Zuschauer bei dem schal-süßlichen Zeug einander bedeutungsvoll an, aber sie lachen nicht unehrerbietig, ja lächeln kaum und halten sich beim Gähnen wohlerzogen die Hand vor den Mund. Der Franzose hat die Gewohnheit, die glänzenden Namen seines Volkes frommsinnig zu ehren. Eine Vorstellung seines ersten Theaters sieht er als öffentliche Zeremonie an, in der er Haltung zu bewahren hat. Er erlaubt sich und anderen keine Geringschätzung des kleinsten Stückchens vom Ruhmesschatze seines Vaterlandes, aber wenn er in seinem Lehnstuhl mit einem Buche allein ist, fallen diese Rücksichten weg, da fragt er nur nach der Kurzweil, die der Lesestoff ihm bereitet, und das Urteil aller, die in der jüngsten Zeit den Mut und die Gewissenhaftigkeit gehabt haben, es mit einem Roman der George Sand zu versuchen, lautet mit vernichtender Einstimmigkeit: „Tödlich langweilig.“

Daran können weder die Lobreden, die verwehen, noch die Marmordenkmäler, die bleiben, das geringste ändern: die Schriftstellerin ist tot, und kein Beschwörungswunder ist imstande, sie wieder lebendig zu machen, auch nicht auf Augenblicke, auch nicht zum Schein. Das Weib von Fleisch und Blut, das die Wonne und die Qual einiger Dichter und Künstler von stark fühlenden Nerven und wortreicher Wehleidigkeit war, behält einen Platz im Gedächtnis der Menschen neben jenen „Damen von ehemals“, „dames du temps jadis“, die Villon in seiner schwermütigen Ballade besingt. Es könnte geschehen, daß die Träumerin im Luxembourggarten ein Wallfahrtsort für pariser Liebespaare würde, wie es seit Jahrhunderten das — geschichtliche oder sagenhafte — Grabmal von Heloise und Abälard auf dem Père Lachaise ist. Auf ihre Werke aber findet die trostlose Frage des Kehrreims der villonschen Ballade volle Anwendung: „Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?“

Die Romane von George Sand gehören zu den erfolgreichsten und berühmtesten ihres Jahrhunderts.

Sie haben Leidenschaft entfacht und Begeisterung entzündet. Zitternde Finger haben ihre Blätter gewendet und Thränen sie überschwemmt. Was bleibt von so stürmischer Wirkung? Ein ungläubiges Kopfschütteln der Nachgeborenen. Und die Zeugen der glänzenden Geschicke jener Bücher, die heute der Staub begräbt, sind noch nicht von uns gegangen. Noch leben Tausende unter uns, die mit „Consuelo“ jung gewesen sind, die mit „Jacques“ und „Indiana“ und „Mauprat“ die Erinnerung an die tiefsten poetischen Erregungen ihrer zwanzig Jahre verknüpfen. Aber nichts kann ihre Enkel bestimmen, den Geschmack der Großmütter selbst nachzuprüfen. Ein großes pariser Sozialistenblatt hat neulich den Versuch gemacht, seinen Lesern „Die Sünde des Herrn Antoine“ im Feuilleton vorzusetzen. Es hoffte, die schönrednerische Menschentümelei und Brüderlichkeitsduselei dieses Romans, der stellenweise von einem Tolstoi ohne Bibelbelesenheit geschrieben zu sein scheint, werde über sein Datum täuschen. Vergebens. Die sozialistischen Leser wollten von einem Mitleids- und Erbarmensozialismus, der mit bérangerschen Liedern im Munde den Enterbten ein Almosen in die Hand gleiten läßt, nichts wissen und drohten mit dem Verruf, wenn das Blatt fortfahren würde, ihnen derartiges Gewäsch zu verzapfen. Vom Lebenswerke der George Sand ist nichts zu retten, nicht einmal die „Ausgewählten Seiten“, die ein Verehrer des Idealismus in der Prosadichtung schüchtern darbietet, in der Hoffnung, daß man ihre geringe Zahl als mildernden Umstand gelten lassen will. Es ist von der ersten bis zur letzten Zeile „Schnee vom vorigen Jahr“.

Freilich kann man das ungefähr von allem Menschenwerk sagen, ganz besonders von allen Büchern und am meisten von den Romanen. Sie bilden die zahlreichste, aber auch die hinfälligste Gattung des Schrifttums. Alle gesitteten und viele halbgesittete Völker pflegen seit reichlich zwei Jahrtausenden den Roman in annähernd der heutigen Form. Man hat berechnet, daß vor der Erfindung des Buchdrucks gegen 20 000, von 1450 bis 1700 gegen 60 000, im achtzehnten Jahrhundert 120 000, im neunzehnten eine Million Romane geschrieben worden sind. Wohl fast alle haben Leser gefunden. Viele Tausende waren weit verbreitet. Viele Hunderte hatten Welterfolg. Was ist von dieser ungeheuren Arbeit erfindender Einbildung, formender Kunst oder geschickter Nachbildung übrig geblieben?

Wir müssen zwischen den mumifizierten Werken des litteraturgeschichtlichen Museums und den lebendig gebliebenen Prosadichtungen unterscheiden. Mit den Museumsnummern beschäftigt sich niemand zu seinem Vergnügen. Der Sonderforscher macht sie zum Gegenstand seines Studiums, dessen Ergebnissen der Wert papierner Gelehrsamkeit zugestanden wird. Der Hochgebildete erwirbt die Kenntnis ihrer Titel als einen Luxusbestandteil seiner formalen Geisteskultur. Der Wißbegierige mit geschichtlichem Sinn und Muße, der gern von der Vergangenheit Aufschlüsse über das Werden der Gegenwart verlangt, verfolgt in ihnen den Gang ästhetischer, gesellschaftlicher und philosophischer Entwicklungen. Der schlichte Genießer sucht niemals Befriedigung in ihnen. Aber auch unter den lebendig gebliebenen Romanen, die man ohne andere Absicht als die der vergnüglichen Kurzweil liest, sind noch Gattungen zu unterscheiden, nämlich die, die die Schule aufdrängt und mit denen man Bekanntschaft machen muß, weil die Bildung es vorschreibt, und die, die die geheimnisvolle mündliche Ueberlieferung als Quickborn empfiehlt, die ein Geschlecht dem andern mit Lob weiterreicht und die jedes Menschenalter vom vorausgehenden ohne den Widerstand, der sonst die Regel ist, vielmehr mit Zustimmung und Dank übernimmt.

Mit den Romanmumien, die ein Schriftgelehrter zum Zweck einer Doktordissertation oder einer Mitteilung an eine Akademie aufrollt, brauchen wir uns offenbar nicht zu beschäftigen. Es ändert an ihrem Lose endgültiger Grabesruhe und Verschollenheit nichts, daß vorübergehend der schwache Schein einer Studierlampe über ihre Verwesung hinzittert. Fragen wir aber nach den Romanen, die, wäre es auch nur von einer kleinen Auslese, noch um ihres Verdienstes willen gelesen werden, so werden wir entdecken, daß von den zwölf- oder dreizehnhunderttausend verzeichneten Werken kaum einige Dutzend dem unerbittlichen Verhängnis des Verschwindens und Vergessenwerdens entgangen sind.

Selbst wenn wir den Begriff sehr weit fassen und dem eigentlichen Roman auch die Novelle, das Märchen, den feuilletonistischen Dialog, überhaupt die ganze Unterhaltungsprosa hinzufügen, so überleben aus dem ganzen griechischen und römischen Altertum höchstens die wenigen Reste der milesischen Märchen des Aristides, die Dialoge des Lucian, der „Goldene Esel“ des Apuleius, dessen Amor und Psyche-Episode noch Hamerling aufzufrischen versuchte, und das „Gastmahl des Trimalchio“ des Petronius. Aus dem Mittelalter ist fast nichts geblieben. Der „Roman de la Rose“ des Jehan de Meung, den man trotz seiner Versform ruhig hier anführen kann, da seine Sprache doch nur leicht gebundene und billig gereimte Prosa ist, spukt noch in Lehrbüchern, aber kein Zeitgenosse, den nicht eherne Berufspflicht dazu zwang, hat seine 24 000 Verse gelesen. Und doch ist er drei Jahrhunderte lang das verbreitetste weltliche Buch der Christenheit gewesen und hat vielleicht mehr holde Frauen entzückt als irgend ein Werk der Einbildungskraft vorher und nachher. Boccaccio ist ganz lebendig geblieben. Der Dekameron hat heute ebenso vergnügte und unterhaltene Leser wie im vierzehnten Jahrhundert. Die Ausbeute des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind Pantagruel und Gargantua von Rabelais, d'Urfés „Astrée“ und die „Prinzessin von Cleve“ in Frankreich, der „Simplizissimus“ in Deutschland, der „Lazarillo de Tormes“ und einige andere Schelmenromane in Spanien und der „Don Quichote“ in der ganzen Welt. Das achtzehnte Jahrhundert hat der engeren Litteraturgemeinde Goethes Romane, insbesondere den „Wilhelm Meister“, vielleicht auch noch den „Lorenz Stark“ von J. J. Engel und Wielands „Abderiten“, in England Fieldings „Tom Jones“ und Richardsons „Clarisse Harlowe“, in Frankreich Diderots „Nonne“, Florians „Estelle und Nemorin“, Crébillons „Sopha“ hinterlassen. Eine gewisse Volkstümlichkeit besonderer, nicht gerade rühmlicher Art bewahrte sich Louvet de Coudrays „Abenteuer des Chevalier de Faublas“. Viel gelesen werden noch Voltaires „Kleine Romane“, namentlich „Candide“, Le Sages „Gil Blas“ und vielleicht auch „Der hinkende Teufel“, „Manon Lescaut“, „Paul und Virginie“ und Rousseaus „Neue Heloise“, die aber abzusterben beginnt. Jung und frisch hat sich nur ein einziger Roman erhalten: Defoës „Robinson Crusoe“.

So rasch ist die Reise durch die Jahrhunderte von statten gegangen, so wenige Haltestellen haben wir unterwegs angetroffen. Und schon sind wir beim neunzehnten Jahrhundert angekommen, einem ungeheuren Kirchhof, wo selbst die Leichensteine bereits in den Boden zu versinken beginnen. Jean Paul ist dem Publikum durch billigste Ausgaben zugänglich gemacht, von emsigen und begeisterten Lobrednern angepriesen worden. Gleichwohl schwindet seine Gemeinde immer mehr dahin. Novalis ist von den jüngsten Dekadenten und Mystikern künstlich eine neue Jugend eingeflößt, die zu ungesund ist, um zu dauern. Tieck kauft man noch aus litterarischem Respekt, doch liest man ihn schwerlich. Wahrscheinlich sind Wilhelm Hauff und E. T. A. Hoffmann, möglicherweise auch noch Immermann und vielleicht Zschokke auch heute noch Volksbesitz. Aber wer weiß noch etwas von der „Clorinde“, die einst eine weltumwälzende litterarische Begebenheit schien? Wer kennt Langrock, Mayer, A. G. Meißner, Johanna Schopenhauer, Clauren, Ida Hahn-Hahn anders als höchstens dem Namen nach, wenn überhaupt? Und ich führe doch nur solche Namen an, die zu ihrer Zeit die berühmtesten waren. Und die großen Erzähler von vor-

gestern und gestern: Gutzkow, dessen „Ritter vom Geist“, dessen „Zauberer von Rom“ das lesende Deutschland ein volles Jahrzehnt lang in Atem hielten, Auerbach, für den Millionen schwärmten, Luise Mühlbach, ein Wissensborn für ein ganzes Geschlechtsalter, Hackländer, der Erfinder des Offiziersromans, der nach einem halben Jahrhundert wieder einmal das allerneueste geworden ist, wo sind sie hin? Andere möchte ich nicht nennen, um Lebende nicht zu betrüben, die ihre Bücher überlebt haben. Sicher ist, daß alle diese Romandichter vom Markte verschwunden sind und aus den Büchereien nur darum noch nicht, weil die natürlichen Zerstörungskräfte, Feuer und Würmerfraß, Umzüge und Dienstbotenhände, Hausfrauenraumgeiz und sorgloses Kinderspiel, noch nicht Zeit gehabt haben, an ihnen ihre Arbeit zu thun.

Von den Engländern verdämmern Bulwer, Marryat und sogar Charlotte Bronté, deren „Jane Eyre“ doch ein Markstein in der Litteraturgeschichte ist. Walter Scott, Thackeray, auch Dickens und Georges Elliot altern zusehends. Das Geschlecht, das um 1850 geboren ist, wahrt ihnen noch Treue; das folgende liest sie nicht mehr. Der französische Roman hat noch die meiste Lebenskraft bewahrt; aber auch hier wie viele Invaliden, wie viele Tote! Frau v. Staël, Chateaubriand, Alfred de Vigny gehören zur Pflichtlektüre. Benjamin Constants „Adolphe“ hat den Vorzug der Kürze. Victor Hugo, der größte französische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, ist ein „bloc“, und seine bleiernen Romane werden von den Dichtungen flott gehalten. Stendhal, Balzac haben eine Gemeinde, die das Apostolat des Naturalismus in den Achtzigerjahren vermehrt hat. Dumas der ältere allein ist im Begriffe, neben Tausend und einer Nacht einen ewigen Platz zu gewinnen. Eugen Sue, in der Oberschicht vergessen, lebt in der Tiefe weiter. Er ist degradiert, aber er dauert. Wer weiß jedoch etwas von Ducray-Duminil, dessen „Coelina oder das Kind des Geheimnisses“ in 1 200 000 rechtmäßigen Abdrücken verbreitet war, Nachdrucke nicht mitgerechnet. Und wer liest Erckmann-Chatrian, Alphonse Karr, Octave Feuillet, selbst Paul de Kock, den großen, weltberühmten Signor Paolo di Cocco, nach dem Papst Pius IX. sich bei jedem von ihm empfangenen Franzosen, auch wenn er Kardinal oder Erzbischof war, liebevoll zu erkundigen pflegte? Es wäre interessant, zuverlässig zu erfahren, wie viel Mérimées, wie viel Droz („Monsieur, Madame et Bébé!“), ja sogar Flauberts, Alfons Daudets und Zolas jetzt jährlich abgesetzt werden. Wenn die Verleger ihr Geschäftsgeheimnis preisgeben wollten, würden die angegebenen Ziffern wahrscheinlich großes Staunen erregen. Die Schriftsteller aber, die selbst mit Romanen nach dem Phantom der Unsterblichkeit ringen, würde aus ihren Angaben der schaurige Hauch der Vergänglichkeit anwehen.

Man fragt sich manchmal angstvoll, wie das menschliche Gedächtnis mit dem sich ungeheuerlich vermehrenden Bildungsstoff, namentlich in seiner litterarischen Form, fertig werden soll. Nie ist eine Sorge überflüssiger gewesen als diese. Das Gedächtnis wehrt sich gegen Ueberbürdung. Es nimmt nur auf, was es bequem behalten kann. Von den fünf Viertel-Millionen Romanen, womit dritthalb Jahrtausende es bedrohen, hat es sich zehn, höchstens zwanzig herausgeholt, die es wirklich nicht übermäßig beschweren. „Dekameron“ und „Robinson“, „Paul und Virginie“ und „Werthers Leiden“, einige neuere Romane und Novellen aus dem neunzehnten Jahrhundert, das sind die getrockneten Blumen, die der Bildungsmensch neben den jährlich frisch treibenden Blüten der zeitgenössischen Produktion bewahrt und an denen er den feinen Duft verflossener Lenze schätzt. Alles andere ist spurlos dahingeschmolzener „Schnee vom vorigen Jahr“.

(Neue Fr. Presse.)

Auszüge.

Die dörrende Julihitze hat ihre austrocknende Wirkung auch auf die Tintenfässer der litterarischen Feuilletonisten, Kritiker und Historiker nicht verfehlt (wofür dem heiligen Petrus von dem ferienbedürftigen Chronisten an dieser Stelle ein verstohlener Dank votiert sei). Und wenn nicht George Sand, geborene Aurore Dupin, vor gerade hundert Jahren in der Rue Meslay zu Paris den ersten Schrei ihres Lebens gethan hätte, wäre die Zahl der hier anzuzeigenden Beiträge so gering gewesen, wie seit Jahren nicht mehr. So aber entfielen allein auf die Jahrhundert-Erinnerung an die „gute Dame von Nohant“ gegen zwei Dutzend Aufsätze*). Zieht man in Betracht, daß ein Teil davon gleichlautend durch eine größere Anzahl von Blättern ging, so darf man ohne Uebertreibung feststellen, daß am 5. Juli eine Million deutscher Zeitungsleser auf den Säkulartag der französischen Schriftstellerin aufmerksam gemacht worden sind. In welchem Lande der Welt, außer bei uns, hätte man für eine ausländische Litteraturgröße von ehedem ein ähnliches Maß publizistischer Gastfreundschaft übrig?

Was uns George Sand heute bedeutet, spricht wohl am nüchternsten, aber zutreffendsten Eloesser in seinem unten zitierten Aufsatz einleitend aus. „Wenn,“ sagt er „die offiziellen Festredner bei der Enthüllung ihres Denkmals am 5. Juli so ehrlich sein werden, wie man es bei solchen Anlässen nicht zu sein pflegt, so werden sie allerdings nicht verschweigen können, daß man George Sand nicht mehr liest, und daß auch die Hoffnung auf eine litterarische Auferstehung ziemlich ausgeschlossen scheint. Selbst die heutigen Frauenrechtlerinnen, die sich wie alle Neuerer aus der Geschichte gern hohe Ahnen zuschreiben, scheinen ihre einst mächtigste Vorkämpferin vergessen zu haben, und sie würden auch, wenn sie ihre zahllosen Romane und ihre fast unabsehbare Korrespondenz durchsuchten, kaum einen Satz finden, der die Sache der Frauen mit prinzipieller Geltung unterstützen könnte. George Sand hat so stark auf ihre Zeit gewirkt, weil sie bereits vorhandene Stimmungen mit weiblicher Unbekümmertheit und Anpassungsfähigkeit wiedergab, und da sie trotz unermüdlichem Schaffen kein eigentlich schöpferischer Geist von eigenwilliger Originalität war, so ist sie auch mit ihrer Zeit, deren Bedürfnissen sie als Sprachrohr diente, dahingegangen. Wenn ihr litterarisches Ansehen sich neben unendlich größeren Künstlern wie Balzac und Flaubert bis zu ihrem Tode erhalten konnte, wenn Flaubert selbst sie voll Verehrung seine liebe Meisterin nannte, so muß man sich die Autorität vorstellen, die ihrer menschlichen Persönlichkeit im öffentlichen Leben Frankreichs eingeräumt wurde, über dem die vielerfahrene Greisin wie ein mütterlicher Genius stand. Die frühere Revolutionärin, die es in Wahrheit nie gewesen war, galt an ihrem Lebensabend als eine Art Erhalterin und Beschützerin aufgeklärter patriotischer Gesinnungen, und die jüngeren Talente, wie weit sie sich auch mit ihren künstlerischen Bestrebungen von ihr entfernen mochten, wandten sich ohne Ausnahme mit der Pietät von Söhnen und Enkeln an die immer noch jugendlich aufgeschlossene alte Frau, die das Herz Frankreichs in ihrer Brust zu tragen schien. Diese George Sand, die mit ihrer zahlreichen Familie auf dem weltentlegenen Gute Nohant in dem stillen Berry saß, die diese Familie gern durch Adoptionen und durch die Aufnahme hülfsbedürftiger Existenzen vermehrte, ist weniger zu einer europäischen Figur geworden als die jugendliche

---

*) Wir notieren als die wichtigsten: A. Eloesser (Voss. Z., Sonnt.-Beil. 27, 28 und W. Zeit. 636); Alex. v. Gleichen-Rußwurm (Nat.-Ztg. 415; ähnlich, aber kürzer, Münch. N. N. 306 und Magdeb. Ztg. 336); Marie Herzfeld (Frkf. Ztg. 186, 188); Jules Claretie (N. W. Tagblatt 183); Edmond Jaloux (Hamb. Corresp. 309); A. Brunnemann (Nordd. Allg. Ztg. 155); Armin Friedmann (W. Abendp. 149). Ueber die Sand und ihr Verhältnis zu Musset im besonderen handelt ein Aufsatz Wolfgang v. Wurzbachs in der „Allg. Ztg.“ (Beil. 149), der sich an den kürzlich bei Deman in Brüssel erschienenen Briefwechsel der beiden anschließt (vgl. Sp. 1440).

Schriftstellerin, die in Männerkleidung und Zigaretten rauchend im Quartier Latin mit ihren Freunden umherstreifte, die in Venedig das berühmte Abenteuer mit Alfred de Musset hatte, die sich dann in den leidenden Chopin und seine Musik verliebte und vom Carbonarismus wie vom Sozialismus bezaubert mit allen Schwärmern und Empörern, sei es der Vater Enfantin oder Kossuth oder Mazzini, gute Kameradschaft hielt. George Sand ist für Europa zu einer legendarischen Figur geworden, weil man sich nur an diese sensationellen Episoden ihres Lebens erinnert, die ihr Wesen nicht erschöpfen, die für ihre innere Geschichte mehr Zufälligkeiten als Notwendigkeiten darstellen, und wer sich heute die saure Mühe macht, nach ihren kaum noch genießbaren Romanen die persönlichsten Dokumente ihrer Tagebücher, Erinnerungen, Briefe und biographischen Aufzeichnungen durchzugehen, der wird sehr schnell zu der Anschauung kommen, daß sie eine kreuzbrave, verständige, praktische, außerordentlich gutmütige Frau gewesen ist, die stets für andere gesorgt und gelebt hat und sich ohne viel Aufhebens zu opfern wußte, deren Stärke und Würde in der energischen Behauptung ihrer inneren und äußeren Unabhängigkeit begründet war, und die, wie einer ihrer Kritiker sagt, allen besseren Kennern ihres Wesens als ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes galt."

* *

Andere gleichzeitig an verschiedenen Stellen behandelte Themen bot das Hinscheiden Wilhelm Jordans und dasjenige — lassen sich größere Gegensätze denken? — Theodor Herzls. Der Tod Herzls hat naturgemäß besonders in der wiener Presse, die ihn zu den Ihrigen zählte, einen stärkeren Widerhall gefunden, und zwar in Nekrologen, deren Wärmegrad auf eine ungewöhnliche persönliche Beliebtheit und Hochschätzung schließen läßt*). Die einen feierten mehr den Schriftsteller, die anderen mehr den Gründer des Zionismus, alle aber bedingungslos den Menschen. Dabei klang fast überall der Gedanke an den aufzehrenden undankbaren Beruf des Journalisten durch, dem gleich dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht. „Die Trauer über den Tod eines hervorragenden Publizisten," bemerkt Max Graf, „erhält ihre tieferen Untertöne durch traurige Gedanken über die Flüchtigkeit eines Berufs, der stets einen ganzen Mann verlangt, die stärkste Intensität des auf den Augenblick gerichteten Denkens und Fühlens, der alle Nerven im Dienste der Stunde anspannt und dessen ganze Belohnung aus nichts anderem besteht, als aus dem schnell verrauchten Vergnügen der Zeitungsleser und einigen Nekrologen, die auf ein rasch verlassenes Grab gestreut werden." — Ein Dichter großen Stils, wie Wilhelm Jordan es als Gesamtpersönlichkeit unzweifelhaft war, hat ein solches Schicksal nicht zu befürchten. Die kleine Aehrenlese von Nachrufen, die hier noch unter Dach und Fach zu bringen ist, umfaßt außer einer litterarischen Würdigung (H. Stümcke, Rh.-Westf. Ztg. 621) teils Erinnerungen persönlicher Natur (Eugen Zabel, Nat.-Ztg. 425, Fritz Mauthner, Berl. Tagebl. 350), teils Auslassungen über Jordans einstige politische Thätigkeit. Mauthners Erinnerungen an den Toten erstrecken sich über die letzten dreißig Jahre. Sie beginnen in Prag, wo Jordan 1871 als Rezitator seiner „Nibelunge" vor allem die deutsche Studentenschaft hinriß. Später hat Mauthner den Dichter noch wiederholt getroffen und teilt aus seinen Gesprächen interessante Züge über Jordans Stellung zu Wagner, den er haßte, und zu Darwin mit, dessen Ideen er im „Demiurgos" um sieben Jahre vorweggenommen zu haben sich rühmte. Speziell auf Jordans politische Vergangenheit gehen Dr. Hans Blum („Zum Andenken an Wilhelm Jordan", Berl. N. Nachr. 301), Johannes Krutz („W. J. und die polnische Frage". Der Tag 323) und R. Ruegg („Von Wilhelm Jordan bis zu Clara Viebig", Züricher Post 160) näher ein. Jordans einzige, aber bedeutsame Rede vor dem Frankfurter Parlament war bekanntlich eine Polenrede, ein eindringlicher Protest gegen die Utopie eines neuen Königreichs Polen. Sekundiert wurde ihm dabei u. a. von einem deutschen Abgeordneten aus Posen, Regierungsrat Viebig, und Ruegg registriert es als denkwürdige Fügung, daß heute, zur Zeit von Jordans Tode, eine Enkelin jenes seines einstigen parlamentarischen Sekundanten mit ihrem Roman „Das schlafende Heer", von „polnischer Art und ihrem unversöhnlichen Gegensatze zu deutschem Wesen ein Meisterbild aufrollt." — Eine sehr gründliche und liebevolle Analyse widmet diesem Roman in der „Bonner Zeitung" (155) Kurt Schede. — Von anderen Neuerscheinungen des Büchermarktes, um gleich bei der Gegenwart zu bleiben, finden wir zunächst noch Rudolf Lindaus Armenier-Roman „Ein unglückliches Volk" durch Otto Hauser in der „Neuen Fr. Presse" (14310) eingehend besprochen. „Niemals," heißt es von dem älteren Lindau, „wurden panegyrische Entdeckungsfeuilletons über ihn geschrieben, aber seit seinem Auftreten hat jeder, der ihn kennen lernte, seinen Namen behalten als den eines wahrhaft vornehmen Geistes und ernst-einfachen Künstlers." Andere Artikel beschäftigen sich mit Ferdinand von Saars kürzlich nach vielen Jahren neu aufgelegtem Doppeldrama „Heinrich IV." (Max Morold, N. W. Tagbl. 175: „ein ergreifendes Werk echter Höhenkunst"), mit dem dritten Teil von Spittelers „Olympischem Frühling" (Fritz Marti, N. Zür. Ztg. 187, 188, 189: „ein Werk, das spätere Geschlechter seiner wunderbaren Schönheiten wegen mit Bewunderung und Ehrfurcht bestaunen werden".) und mit Stilgebauers „Götz Krafft" (Paul Zschorlich, Leipz. Tagebl. 347; „ein Buch, das gar keine Ansprüche an die geistige Vorbildung seiner Leser stellt und in umständlicher Breite Trivialitäten auskramt"). — Als einen „Dichter des Kosmos", der auf seinem „wundervollen Flügelroß" durch die unendlichen Sphären des Weltraumes schweift, feiert Hanns Heinz Ewers den Phantasten Paul Scheerbart (Rh.-Westf. Ztg. 609), und eine litterarische Porträtstudie von Otto Erich Hartleben liefert Edgar Mesching in der „St. Petersburger Ztg." (Mont.-Bl. 37).

* *

Das Kapitel der litterarischen Erinnerungen ist mit den bereits angeführten nicht erschöpft. In der „N. Fr. Pr." (14318) setzt Hans Hopfen seine wiener Erinnerungen fort, die sich wiederum ausschließlich mit Friedrich Halm beschäftigen. — Die dreißigste Wiederkehr von Fritz Reuters Todestag gab zu einigen Gedenkartikeln Anlaß (Ferd. Jansen, Hamb. Nachr. 481, D. Bach, D. Arb.-Ztg. 192; „Fritz Reuters Lowising" von Heinrich Glücksmann, N. W. Tagbl. 182). Dr. A. Römers „Nachlese zu John Brinckman und Fritz Reuter" (Hamb. Corresp. 320) bringt zur Reuterkenntnis nur belanglose Schnitzel, während ein ungedrucktes Spottgedicht Brinckmans auf die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihren Adelsstolz nicht ohne Interesse ist. — Inhaltlich belanglos sind auch die „Lübecker Geibel-Erinnerungen" von Anna Wendland (Hannov. Cour., Sonnt.-Bl. 707), in denen ein paar Geibelstätten geschildert werden. — Dem 13. Juli, an dem vor fünfzehn Jahren Robert Hamerling die Augen schloß, gilt eine Studie von Anton Gauser über „Hamerling als Philosoph" (Grazer Tagespost 192). — Das menschlich interessante Bild von Gutzkows Freundin Therese von Bacheracht läßt, durch die hundertste Wiederkehr ihres Geburtstages veranlaßt, H. H. Houben wieder aufleben („Therese", Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 27), um den Anteil der geistig hervorragenden Frau an dem Schaffen des um sieben Jahre jüngeren Dichters zu beleuchten. — An Gustav Freytag erinnert August Trinius in einem größeren Feuilleton über Siebleben und seine Bewohner („In eines Dichters Werkstatt", Magdeb. Ztg. 342). — Eine gänzlich verschollene Persönlichkeit, den österreichischen Dichter und

*) N. Fr. Pr. 14317 und 14320 (H. Wittmann); Die Zeit 635 (Felix Salten); Reichswehr 3737 (Leopold Lipschütz), W. Extrapost 1171 (Sigm. Bergemann); Neue Züricher Ztg. 187 Jonas Fränkel); Hamburger Nachrichten (Max Graf).

Schriftsteller Josef Friedrich von Retzer (1754—1824) gräbt Gustav Gugitz zum 150. Jahrestag seiner Geburt wieder aus („Ein vergessener Dichterdilettant", Deutsch. Tagbl., Wien, 174). Als Dichter aus der josefinischen Schule — der „Barde" Denis war sein Lehrer — war er eine Null, aber als der nachsichtigste Zensor der vormärzlichen Zeit, sowie als Herausgeber einer verdienstvollen sechsbändigen Anthologie englischer Dichtungen (1783—86) und anderer litterarhistorischer Arbeiten hat er noch einen gewissen Anspruch, mit Verdienst genannt zu werden. — Einen neuen kleinen Heine-Beitrag von Gustav Karpeles bringen die „Hamb. Nachrichten" (Litt. Beil. 27). Er nennt sich „Das Urbild des Marchese Gumpelino", stellt aber zu diesem Thema auch weiter nichts neues fest, als daß der hamburger Bankier Lazarus Gumpel zu jener Spottfigur der „Reisebilder" zwar den Namen hergeben mußte, ohne jedoch sonstwelche Modellbeziehungen zu ihr zu besitzen.

* *

Von den wenigen Beiträgen zur Auslandslitteratur haben neue Mitteilungen zur Biographie Leo Tolstois wohl das meiste Interesse, die kürzlich in einer russischen Zeitschrift erschienen und in der „St. Petersb. Ztg." (Mont.-Beil. 35), sowie der „N. Fr. Presse" (14316) in ausführlichen Auszügen wiedergegeben worden sind. Sie gehen zurück auf die im März d. J. mit 88 Jahren verstorbene Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoi, eine Tante des Grafen, die vierzig Jahre lang mit ihm in Briefwechsel und regem Gedankenaustausch gestanden hat. Sie hat umfangreiche Memoiren und einen großen Schatz von Briefen — u. a. auch von Bismarck aus dessen petersburger Gesandtenzeit — hinterlassen, die sich jetzt im Besitz der Akademie der Wissenschaften befinden. Tolstois Besuche in Petersburg pflegten seit Jahrzehnten hauptsächlich ihr und meist dem Zwecke zu gelten, ihren Einfluß bei Hofe für politisch Verfolgte oder Kompromittierte nutzbar zu machen. Wahrscheinlich hatte er es auch ihr zu danken, daß man in Petersburg durch alle die Jahre dem lästigen und eigensinnigen Volkserzieher in Jasnaja Poljana eine verhältnismäßig ungewöhnliche Nachsicht widerfahren ließ. — Einen größeren Essai über Selma Lagerlöf von J. E. Poritzky brachte der „Zeitgeist" (26, 27). Er betrachtet ihre Schöpfungen von „Gösta Berling" an bis zu der „Herrenhofsage" und kommt zu dem Ergebnis, daß von einer bedeutenderen Entwicklung der Dichterin seit jenem Hauptwerk im Grunde nicht die Rede sein könne. Auch jetzt noch stehe sie mitten im Sagen- und Märchenlande. „Noch immer erzählt sie, was sie gehört, und nie, was sie in der Tiefe der Seelen erschaut und was sie mitgefühlt hat. Einen eigentlichen Seelenbericht haben wir von ihr noch nicht. Und wir erheben am Ende die gleiche Frage, die sie sich schon in Gösta Berling vorgelegt hat: ‚Ob wohl derjenige, dessen Seele mit Märchen angefüllt ist, sich jemals von ihrer Macht befreien kann?'" — Mit größeren Feuilletons bedacht wurden die „Briefe eines Dollarkönigs" und ihr Gegenstück „Briefe an Papa" von H. E. Merriman (Oscar Bulle, Allg. Z., Beil. 155) und der Roman „Diamantstadt" von Hermann Heijermans (Neues Montagsbl., Berlin, 10). — Ein Aufsatz über Oscar Wilde von Arthur Rößler, der nichts enthält, was nicht schon zahlreiche Male an den verschiedensten Stellen über diesen vielumstrittenen Poeten geschrieben worden wäre, erschien in der „Frankf. Ztg." (189), und eine kleine Studie über „Das Opium und seine Dichter" (Baudelaire, Gautier de Quincey, Jules Boissière) brachte der „Hamburg. Corresp." (321).

„Die Kultur des Landschaftstheaters." Von Ernst Böttger (Rhein.-Westf. Ztg. 584). Mit Bezug auf das harzer Bergtheater.

„Zum Gedächtnis Heinrich Alberts" (geb. 1604). Von Prof. Dr. Büttner (Reuß-Geraer Ztg. 158).

„Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders." Von Alfons Fedor Cohn (Allg. Ztg., Beil. 150). Von Wackenroders Roman erschien kürzlich bei Eugen Diederichs ein von Dr. Karl Detlev Jessen herausgegebener Neudruck.

„Aus dem Lager der Goethegegner" [Holzmann]. Von Dr. Rudolf Fürst (Frankf. Ztg. 193).

„Journale und Journalisten in Italien." Von E. Gagliardi (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 28).

„Iffland in Hamburg." Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Hamb. Corr. 308). Iffland absolvierte 1785 ein Gastspiel in Hamburg, worauf sich einige seiner hier mitgeteilten Briefe beziehen.

„Der alte Rouanet." Von Wilhelm Goldbaum (N. Fr. Presse 14310). — „Der alte Rouanet." Von Julius Hart (Hamb. Corr. 310). Die Lebenserinnerungen Rouanets, des Großvaters von Theodor Fontanes Gattin, sind jüngst von des Dichters Tochter, Frau Martha Fritsch, herausgegeben worden.

„Zur Frage der Universalsprache." Von Th. Gomperz (N. Fr. Presse 14308). Gomperz steht dem Plane einer internationalen akademischen Hilfssprache ablehnend gegenüber.

„Die Roycrofters. Geschichte einer amerikanischen Dorfindustrie." Von Elbert Hubbard (Der Zeitgeist 27). Die Roycrofters sind eine den Bibliophilen wohlbekannte Buchdruckergenossenschaft in East Aurora, die Hubbard vor etwa zehn Jahren begründet und aus kleinen Anfängen zu einer erstaunlichen Leistungshöhe und Blüte gefördert hat. Die Zahl der Arbeits- und Gewinnteilnehmer beträgt zur Zeit 310. Den Namen hat die Genossenschaft nach den englischen Buchdruckern Roycroft angenommen, deren Drucke im 17. Jahrhundert berühmt waren.

„Goethe und Napoleon." Von Victor Schödl (Deutsche Ztg., Wien, 11676).

„Lionardo." [M. Herzfeld.] Von Friedrich Stern (N. W. Tagbl. 187).

„Amerika, Du hast es besser!" Von Dr. Ernst Traumann (Frankf. Ztg. 192). Knüpft an die Thatsache, daß unlängst ein amerikanisches Räuberblatt, die „New-Yorker Revue", ihren Lesern das ganze letzte Buch von Wilhelm Busch als „Gratisbeilage" geliefert hat, erneute heftige Klagen über die elenden Urheberschutzverhältnisse zwischen Amerika und Deutschland.

„Das Gleimhaus in Halberstadt." (Magdeb. Ztg. 340.)

Echo der Zeitschriften

Die Gegenwart. (Berlin.) XXXIII, 26. Was Wilhelm von Polenz als Lyriker bedeutet hat, untersucht H. Ilgenstein. Schon vor zehn Jahren hatte Polenz seinem „dem grünen Deutschland" gewidmeten Novellenband „Karline" eine Reihe von Gedichten beigefügt, und nun ist kürzlich aus seinem Nachlaß das Bändchen „Erntezeit" herausgegeben worden. Auffallend bei den in jenem ersten Buche befindlichen Gedichten findet Ilgenstein neben der stark erzieherischen Tendenz einen Mangel an lyrischem Schmelz wie an der den echten Lyrikern wie Goethe, Heine und Mörike stets eigenen Weichheit in der Linienführung. Das Aeußere, Musikalische sei oft herbe bis zur Härte. Auch die zweite Gedichtsammlung sei herbe, nur freilich nicht mehr bis zur Härte. „Das Naturgefühl des Dichters zeigt eine glänzende Bildlichkeit, und trotz der herben Zurückhaltung strömen Menschen und Natur eine Wärme aus, die von ungebrochener Kraft und innerlicher Gesundheit genährt wird . . . Gerade in seinen lyrischen Dichtungen zeigt sich Polenz so recht als der Dichter von spezifisch männlichem Empfinden, wie wir ihn im ‚Büttnerbauer' und seinen anderen großen epischen Dichtungen kennen gelernt haben. Er gehört in dieser Hinsicht in die Reihe der Dichter wie Otto Ludwig und Hebbel. War der Epiker Polenz übrigens oft von erfrischendem Humor, so fällt bei seinen lyrischen Gaben fast durchweg ein gewisser, fast schwerer Ernst auf. Polenz Bedeutung würde ein Unkundiger aus diesem Gedichtband trotz einzelner prächtiger Stücke wohl kaum erkennen." — „Von der epischen Objektivität" spricht in demselben Hefte Georg Leyh. — Oscar Ewald betrachtet „Das Weib in

Nietzsches Philosophie“ (28), Eduard Platzhoff-Lejeune bespricht unter dem Titel „Der Roman unserer Zeit?“ E. Stilgebauers Götz Krafft (23), und Heinrich Ilgenstein ebendort „Neue Veröffentlichungen zur Litteraturgeschichte der Schweizer“ — den Briefwechsel zwischen Keller und Storm und die Erinnerungen Betsy Meyers an ihren Bruder Conrad Ferdinand.

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXIII, 27. Das jüngste Drama Gabriele D'Annunzios, das an dieser Stelle im vorletzten Hefte ausführlich besprochen wurde, giebt B. Prilipp den Anlaß, einmal sämtliche Dramen des italienischen Dichters zusammenfassend zu betrachten und nach dem Entwicklungsgang D'Annunzios in dieser Hinsicht zu fragen. Das Ergebnis lautet günstig. Zweifellos sei die „Tochter Jorios“ unter dem zwingenden Einfluß einer künstlerischen Notwendigkeit entstanden und nicht mit der D'Annunzio eigenen effektberechnenden Ruhe zusammengetragen worden, die seine früheren schönheitdurchwebten Gebilde kennzeichne. Ihnen habe meist trotz leidenschaftlich glühender Sprache die Innerlichkeit gefehlt. „Die Gestalten dieses letzten Dramas leben; sobald es dem Leser gelungen ist, sich in diese von der Zivilisation noch kaum berührte Zeit zurückzudenken, vermag er sich auch die Menschen kaum anders vorzustellen als dieses Volk der Hirten und Schnitter D'Annunzios. Der Dramatiker D'Annunzio hätte somit einen bedeutenden Schritt aufwärts gethan und bewiesen, daß es ihm ernst ist mit der Bethätigung des Wahlspruchs, der sein Heim bei Florenz ziert: per non dormire.“ Im ganzen sind es sechs Werke, die hier von den frühesten Dramen D'Annunzios, den „Träumen der Jahreszeiten“, bis zu dem neuen Hirtenstück besprochen werden. — An diese Studie schließt sich ebendort eine linguistisch-psychologische Skizze von L. Günther über „Das Rotwelsch des deutschen Gauners“. — In Nr. 28 schreibt der Verfasser jenes D'Annunzio-Artikels über „Heimatkunst im modernen englischen Roman“. Drei besonders charakteristische Persönlichkeiten auf diesem Gebiete greift er heraus, Thomas Hardy, den Historiker von Wessex, dessen Schaffenshöhe sich in den Erzählungen „The Return of the Native“, „Far from the Madding Crowd“ und „The Woodlanders“ offenbare, sodann den in Devonshire heimischen Eden Phillpotts, den Verfasser der „Children of the Mist“, „The Striking Hours“ und „Sons of the Morning“, und endlich Halliwell Sutcliffe, dessen schöpferische Kraft an seinem heimatlichen Yorkshire hänge. Neben einer Reihe von kleineren Erzählungen hat die letztere eine Anzahl von Romanen geschaffen, unter denen „Through Sorrows Gate's“ hervorragt.

Kunstwart. (München.) XVII, 20. In einem Vortrag über „Die Kunst im Zeitalter der Maschine“ kommt Friedrich Naumann auch auf die Gestaltung des Empfindungslebens, und zwar des Empfindungslebens in Hinsicht auf Kunstleistungen zu sprechen. Er streift da mit kurzen Worten den indirekten Einfluß der Maschine auf Musik und Dichtung und sucht diesen Einfluß knapp zu erläutern. In aller Maschinentechnik liege ein Zug zur Präzision, zur formalen Akkuratesse. „Die großen Erfolge dieser Technik werden durch Dezimalstellen und Millimeter gewonnen. Alle Arbeit wird peinlicher, vielleicht kann man sagen kleinlicher, mikroskopischer. Man erkennt die kleinen Werte als Bestandteile großer Wirkungen. Nun hat das ja der wahre Künstler immer von selbst ebenso gefühlt . . ., aber das, was früher mehr Gefühl war, wird schulmäßiges Bewußtsein. Wir haben Künstler, die eine Art Anatomie der kleinen Werte treiben. Ob das für sie oder für uns ein Vorteil ist, hängt ganz davon ab, was für Mark sie im übrigen in sich haben.“ Unser aller Anschauungsweise sei im Maschinen-Zeitalter eine andere geworden. „Der Großstadtmensch hat in sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Naturleben seiner Ahnen, eine Art Heimweh nach Sonne und Buchenlaub, ein hoffnungsloses Heimweh, das er bei seinen Künstlern wiederfinden will . . . das Geordnete und Regelmäßige, das Brave und Moralische, das man fordert und gar nicht mehr entbehren kann, die Entpersönlichung der Großbetriebsmenschen, die endlose Sachlichkeit der Hauptbücher und Konferenzen, das tägliche Lavieren und Nivellieren, das Maschinenmäßige eines höchst komplizierten Lebenszustandes läßt im dunklen Untergrund der Seelen einen Raum, der garnicht elektrisch beleuchtet sein will, der sich garnicht regeln lassen will, den Raum der verlorenen Leidenschaften und Urgefühle. Aus diesem Raum steigen Seufzer, Gelächter, Heulen und Gekicher, wortlose und gedankenlose Laute verworrenster Art auf, ein Chor der gewesenen Einzelseele. Diesen Untergrund hat keine Aufklärungskanalisierung trocken legen können, und gerade das Industriezeitalter hat ihm etwas dumpfe Energie gegeben, indem es ihn unterdrücken wollte. Die Töne dieses Untergrundes sind es, die wir in unserer Musik und Lyrik oft selbst nicht verstehen. Es verbindet sich die Akkuratesse im Kleinen, von der wir erst sprachen, mit dem Gefühlsinhalt der unterdrückten Urseele, und aus beiden zusammen entsteht: Stimmungskunst“. — „Von der Kunst der religiösen Rede“ spricht in demselben Hefte Arthur Bonus. Er eifert gegen das Ausarbeiten und Auswendiglernen der Predigt, wägt die moralischen und ästhetischen Vorzüge einer freien Rede ab und meint: Die natürliche Rede sei Freskomalerei, die künstliche vergrößertes Gemälde. Jene setze starke Farben auf, nebeneinander, unvermittelt, in große Flächen gesammelt, auf Fernwirkung berechnet. Alles sei anschaulich, plastisch, groß im Stil. Die künstliche Rede — ein vergrößertes Gemälde — sei nicht an Ort und Stelle entstanden, sei im Atelier geboren, ohne Fernwirkung. „Ihre intimen Reize, die zarten Färbungen, die sie gehabt haben mochten, sind völlig hinfällig, und die künstliche Größe, die sie sich zu verschaffen suchte, ist Phrase.“ — Im 19. Heft erörtert Avenarius das Thema „Anschaulichkeit und seelischer Gehalt“, indem er von der Begriffsbestimmung der dichterischen Anschaulichkeit ausgeht. — Ebendort läßt sich Fr. D. Pflaum über „Die ästhetischen Probleme an unseren Universitäten“ vernehmen.

Die neue Rundschau. (Berlin.) Mai-Heft. In einem „Poeta christianissimus“ überschriebenen Essai über Charles Baudelaire findet Rudolf Kaßner folgende gedrängte Charakteristik des französischen Poeten: „Baudelaire hatte für seine Einheit von Mensch und Dichter das Wort: Künstler, artiste. Niemand hat vor ihm das Wort so bedeutend ausgesprochen. Für Musset gab es keinen Künstler, es gab für ihn nur Handwerker und Dichter, Handwerker und Schwärmer; Baudelaire wußte: als Mensch bin ich zu wenig, beinahe nichts, etwas von heute auf morgen, ohne Vertrag; und als Dichter bin ich wiederum zu viel, als Dichter bin ich alles und überall und ewig, aber auch ohne Vertrag. Oder wie er es in seinem schönen Gedicht sagt: als Mensch ward ich verflucht und als Dichter gesegnet. Und der Künstler nun schloß den Vertrag, den Bund zwischen oben und unten, zwischen Segen und Fluch. Baudelaire war Künstler, wie der andere, der Laie, der Charakter hat. Der Künstler verhält sich zum Genie wie der Charakter zur moralischen Vollkommenheit, zur Heiligkeit. Heute, da so vieles, das keinen Charakter hat, sich Künstler nennt, ist es gut, auf die Menschen zu weisen, die das Wort mit reinem Munde ausgesprochen haben. Und durch dieses starke Streben nach einer hohen Selbstbildung gehört Baudelaire in die Reihe jener großen Unentschiedenen, die nach Napoleon, nach Byron, nach der Romantik und ihrer Philosophie kamen: Heinrich von Kleist hat sie früh schon in Deutschland vertreten, ich nenne Flaubert, Kierkegaard, Hebbel, D. G. Rossetti. Die Zahl mag mich aber nicht beschränken. Flaubert hat in seinen Briefen beinahe täglich gesagt, wie sie alle empfänden. Einmal schreibt er auch: Je suis mystique et je ne crois à rien. Und noch etwas anderes neben vielem hatten sie gemeinsam: sie wußten auf das schönste das Handwerk und das Schwärmen zu verbinden und die Sorge so zu gestalten,

daß man sie nicht mehr von der Freude unterschied." Und an anderer Stelle sagt Kaßner speziell von Baudelaire, daß seine Philosophie in Schopenhauer, im heiligen Augustinus, in den Kirchenvätern und im Pascal stehe. „Man könnte Baudelaire einen ‚poeta christianissimus' nennen." — Im Juli-Heft gelangt der Briefwechsel zwischen Robert Browning und Elizabeth Barrett-Barrett zur Veröffentlichung. Rudolf Kaßner schickt ihm eine Schilderung der beiden seltenen Menschen voraus und weist auf den Reichtum dieser Briefschätze hin. Wahrhaft große Beziehungen hätten zwischen den beiden bestanden. „Die Liebe Robert Brownings zu Elizabeth B. Barrett ist hier so groß ausgedrückt wie in Shelleys Prometheus die Liebe von Prometheus zu Asia, wie in Richard Wagners Siegfried die Liebe von Siegfried zu Brünnhilde. Es ist die Liebe reifer Menschen. Sie ist ganz ohne Zweifel und Eitelkeit, sie ist wie beider Ruhm und beider Dankbarkeit. Die Liebe ist hier beider Schöpfung und mehr als ein Schicksal." — Erwähnt sei noch ein Aufsatz von Arthur Eloesser (6), der neue Bücher von Hermann Hesse, Ricarda Huch, Adolf Paul, Clara Viebig, Wilhelm Schmidt-Bonn und Gustav Landauer bespricht.

Die neue Zeit. (Stuttgart.) XXII, 40. Dem toten Wilhelm Jordan ist in der frankfurter Paulskirche, in der er einst als Parlamentarier auftrat, eine Leichenfeier gerüstet worden, die von sozialistischer Seite als unwürdige Schaustellung kritisiert wird. Nur historische Geschmack- und Taktlosigkeit habe eine solche Erinnerung an den Verrat, den Jordan Anno 48 in der deutschen Nationalversammlung an der Linken begangen habe, wieder heraufbeschwören können. Von dieser theatralisch-unwahren Feier jedoch abgesehen, lägen Jordans politische Verfehlungen weit genug zurück, um ohne Eifer und Zorn über sie zu sprechen und dem Toten die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie die Sünden seiner Klasse viel mehr als seine eigenen Sünden gewesen sind. „Jordan war ein vormärzlicher Litterat und ist es all sein Lebtag geblieben. Kein Dichter wie Herwegh oder Freiligrath und kein Denker wie Feuerbach und Marx, aber doch ein Stück von einem Dichter und auch ein Stück von einem Denker in unausgegorener Mischung, wie es ihrer so viele gab, zur Zeit, wo das Dichten und Denken handwerksmäßig geworden war und neue schöpferische Antriebe nur vom Gebiete der politischen Aktion und der ökonomischen Produktion kommen konnten, von Gebieten, auf denen sich mit allen philosophischen und politischen Anläufen niemals zurechtzufinden das eigentliche Wesen des vormärzlichen Litteraten ausmacht. Man könnte sagen, in Jordan sei der letzte Vertreter dieser Art, der noch wie eine Ruine in unsere Zeit geragt hatte, ins Grab gestiegen, wenn sie nicht doch noch einen allerletzten Vertreter hätte, Herrn Rudolf Gottschall in Leipzig, der den Typus wohl noch schärfer, aber allerdings auch noch unerfreulicher ausprägt als Jordan." So lautet denn auch das ästhetische Urteil, das über diesen vormärzlichen Litteraten gefällt wird, nicht sonderlich günstig; immerhin aber habe gerade Jordan eins vor den Dichtern der Fünfziger-, wie der Achtziger- und Neunzigerjahre voraus gehabt, nämlich einen gewissen Universalismus der Welt- und Lebensanschauung, ohne den es bei alledem keinen großen Dichter giebt. — Gleich mit zwei in ihrem Endurteil jedoch wesentlich auseinandergehenden Aufsätzen erinnert die Zeitschrift an den hundertsten Geburtstag der George Sand. Das Wesentliche ihres Schaffens erkennt Franz Diederich darin, „daß sie ihre Werke aus einer inneren Not heraus gebar, aus einer inneren Not und innersten Sehnsucht, und daß dieser individuelle Schmerz und Kampf nicht nur durch die stilistische Phrase ins große gewachsen schien, sondern durch das Gefühl seiner natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge Größe empfing. Das gab auch der Dichtung George Sands ganz allgemein die Macht, die sie in Frankreich und weit über Frankreichs Grenzen hinaus auszuüben vermochte. Sie wurde eine zählende Macht in der großen sozialistischen Welle, die sich in Frankreich erhob und auf einen Wust alten Anschauungsgerümpels wegschwemmend stürzte. Für geheiligte bürgerliche Institutionen bedeutete sie ein zersetzendes Ferment.... So fehlt das rechte geistige Band, aus innerster Begeisterung heraus zum hundertsten Geburtstag der Sand eine große bürgerliche Hallohfeier abzubrennen. Um so besser wird zu hören sein, was in der Welt des zeitgenössischen Sozialismus in Wort und Schrift an Dankopfern dargebracht wird." — Demgegenüber veröffentlicht die Redaktion eine Charakteristik und Kritik der Sand durch einen ihr ablehnend gegenüberstehenden Zeitgenossen. Es sind die Ausführungen, die P. J. Proudhon 1858 in seinem Buche über die Gerechtigkeit in der Revolution und der Kirche niederlegte und die hier in einer Uebersetzung von Emma Adler wieder zum Abdruck (40, 41) gelangen.

Die Zeit. (Wien.) Heft 506. Die Persönlichkeit Gustav Landauers prüft Martin Buber auf ihren repräsentativen Gehalt, indem er darnach fragt, welches spezifische Verhältnis der Dinge oder zu den Dingen zu gestalten, welcher Grundstimmung des Lebens die Zunge zu lösen er berufen wurde. Und da sind es die entscheidenden Geister, zu denen er Landauer rechnet, die Befreier, die einen bisher noch in Dämmer getauchten Trieb, eine bisher noch nicht recht erschaute Beziehung in die Welt des Lichtes und der Wirksamkeit heben. „Das, was der repräsentative Sinn von Landauers Werk ist, die Einsicht, daß alles wahre Wirken im tiefsten Zweifel wurzelt, alles echte Schaffen auf der radikalsten Negation ruht, alle reine Weltbejahung aus der letzten Verzweiflung herkommt, haben Philosophen und Mystiker zu allen Zeiten angedeutet, aber keiner hat diese Einsicht wie er für unser unmittelbares Lebensgefühl gewonnen und fruchtbar gemacht, bei keinem finden sich so hinreißend mannigfaltige Gestaltungen dieses Grundmotivs. Selten aber ist auch die Persönlichkeit selbst so ganz Ausdruck des Verkündeten; denn er wird nicht müde, Dogmen anzutasten, Antworten fragwürdig zu machen, Sicherheiten zu erschüttern, aber jedesmal weiß er an die Stelle des alten Dogmas ein neues Weltbild, an die Stelle einer alten Antwort eine neue Weltmetapher zu setzen, und er baut ein Reich der ungeglaubten spielhaften, schaffensbewußten Illusion auf, da, wo aller Boden unter den Füßen gewichen ist. So sind hier der Grundinhalt des Gegebenen und der Grundtrieb des Gebers ein Einziges und Unteilbares." Immerhin habe Landauer sein reifstes Werk, das die Einheit von Denker und Künstler offenbare, noch nicht geschrieben. — In demselben Hefte (506) zeigt Otto Stoeßl Hartlebens „Logaubüchlein" an, während selbständige Dichtungen dieses Poeten („Neues von Otto Erich Hartleben") von Hans Bethge (507) besprochen werden. — Ebenda findet sich ein kurzer Aufsatz von Eduard Castle über Johann Gabriel Seidl. — Aeußerem Anlaß verdanken auch die Essais von J. Loewenberg über Detlev von Liliencron (504) und von L. v. Hörmann über den vor vierzig Jahren gestorbenen tiroler Dichter Hermann von Gilm (504) ihre Entstehung. — Dem litterargeschichtlichen Gebiete wenden sich in Nr. 505 Franz Blei und Jonas Fränkel zu: jener liefert einen fremdwörterdurchsäten Aufsatz über Choderlos de Laclos, den Verfasser der jüngst neu herausgegebenen „liaisons dangereuses" (1782), dieser knüpft an Witkowskis Buch über „Goethes Schwester" eine Charakteristik dieser wenig glücklichen Frau. — In anderem Zusammenhang kehrt Goethes Namen in einer Studie von Emil Horner über „Goethe und Steigentesch" wieder (509). — Es bleiben schließlich noch zwei ausführlichere Buchbesprechungen zu verzeichnen. Johannes Schlaf rühmt (509) Lublinskis „Bilanz der Moderne", und Richard Specht hebt (508) den reichen Gewinn hervor, den der von Köster herausgegebene „Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller" uns beschert hat.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) VIII, 2. Von einem englischen Heimatsdichter, dem 1830 auf der Insel Man geborenen **Thomas Edward Brown**, berichtet Otto zur Linde. In ländlicher Einfachheit, als Sohn eines Pfarrers, wuchs Brown in Kirk Braddan auf. Ein gewisser litterarischer Geist wehte in seinem Elternhause. Die Mutter las eifrig, der Vater ließ sich vorlesen und dichtete zuweilen selbst. Es folgte die Zeit des Studiums in Oxford, Brown ward Konrektor am Gymnasium in Douglas, dann Direktor an der Kryptaschule in Gloucester und schließlich Lehrer für moderne Sprachen am Clifton College bei Bristol. Dazwischen fielen größere Reisen nach Schottland, in die Schweiz, nach Italien und Wanderungen in Wales. Brown starb im Jahre 1897. Von seinen poetischen Werken ist „Betsy Lee", ein längeres, 1873 erschienenes Gedicht vor allem zu nennen; daneben die Sammlung „The Doctor and other poems". Aus all seinen Dichtungen, die in einem leicht dialektisch gefärbten Englisch geschrieben sind, geht nach Lindes Aeußerung hervor, daß Brown im besten Sinne des Wortes Heimatspoet, der Dichter der Insel Man war. „Auf dieser Insel, der Perle der irischen See, liegen fast alle Wurzeln seiner Poesie. Zugleich ist Brown als Poet seines Eilands das seine Mitgenossen hoch überragende Saulshaupt einer ‚Manxschule' . . ." „Brown als Mensch und Dichter ist Humorist. Ihm ist der meilentiefe, ruhevolle Humor gegeben, der für Momente aufgewühlt wird durch den Vulkan der Emotion, dessen Oberfläche gekräuselt wird durch den Hauch der Caprice. Auf dem Grunde liegen: Skeptizismus (mit Gemütsneigung zum Glauben), Melancholie, Quietismus, Fatalismus. Brown ruht in sich selbst, hat an sich selbst genug und hält tiefgehende Eingriffe von außen ängstlich von seiner Kunst ab. Er ist intim mit der Natur und pflegt diese Intimität sorgfältig, mit stifterscher Hingebung, aber ohne stiftersche Pedanterie. Das ist der tiefe, ruhedurchsättigte Brown. Da giebt es aber noch einen anderen Brown, einen Skeptiker, Melancholiker, dem es manchmal vor sich selbst bangt, der das seelische Gleichgewicht zu verlieren fürchtet . . ." — In demselben Hefte bringt G. Perschmann eine Miszelle „Aus der Zeit des Bücher-Nachdrucks in Deutschland", Maximilian Kohn einen Aufsatz über „Selbstankündigungen deutscher Schriftsteller in hamburger Journalen" (vgl. Sp. 1427) und Wilhelm Schölermann als Beitrag zur Aesthetik des modernen Buches eine Würdigung von Theodor Johannsens „Erziehung zur Sehnsucht". — Im Juni-Hefte beginnt H. A. L. Degener eine längere Studie über die „Bodleian Library in Oxford" und beendet sie in der Juli-Nummer. — Hier findet sich außerdem ein Aufsatz von L. Schneider über „Denkwürdige Gebetbücher", sowie eine Studie von Alfred Baß über „Die Nenien und andere Einzeldrucke zimbrischer Sprache der ‚Sette Communi' von Vicenza".

„Die Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts." Von A. Baumgartner S. J. (Stimmen aus Maria Laach, Freiburg; LXVII, 1.)

„Ein Klassiker des Feuilletons" [Theodor Herzl]. Von Hermann Bessemer (Die Wage, Wien; VII, 28).

„Johann Caspar Lavater." Von Wilhelm Bornemann (Christl. Welt 1904, Nr. 14, 15—18, 20). Schildert Lavater als Schriftsteller, Patrioten, Pfarrer, Philosophen und Theologen. Den Anlaß dazu bietet die nachträglich zu Lavaters hundertjährigem Todestag erschienene Denkschrift: J. C. Lavater (Zürich, Müller), die auch einen Aufsatz über Lavater und Goethe enthält.

„Ibsens Ethik." Von Margarete Derlam (ebda., Nr. 22). Der Aufsatz will eine tiefere und dankbarere Würdigung des gewaltigen Ernstes in Ibsens Lebenswerk kämpfen. „Es ist die humanste und dabei sicherste Manier, einen Bußprediger unschädlich zu machen, indem man ihn so oberflächlich auffaßt und dabei so outriert wiedergiebt, wie es auf dem Theater mit Ibsen geschieht."

„Zu Petrarcas 600jährigem Geburtstag." Von Eduard Engel (Der Türmer, Stuttgart; VI, 10).

„Gabriele D'Annunzio und sein neuestes Drama." Von Joseph Galtier (Die Wage, Wien; VII, 28).

„Der Weg zur modernen Renaissance." Von Alexander Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm (Neue Bahnen, Wien; IV, 13/14).

„Detlev von Liliencron als Sprachbildner". Von Franz Hahne (Ztschft. d. Allg. deutsch. Sprachvereins, Wiss. Beiheft 25). — „Detlev von Liliencron." Von Maurice von Stern; desgl. von Paul Leppin (Deutsche Rundschau, Mährisch-Weißkirchen; I, 5).

„Heinrich Brockes plattdeutsche Gedichte." Von Rudolf A. Th. Krause (Niedersachsen, Bremen; IX, 19).

„Die Erfindung der Schrift." Von Wilhelm Lotz (Velhagen u. Klasings Monatshefte; Juliheft).

„Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg." Von Carl Schröder (Niedersachsen, Bremen; IX, 19, 20, 21). Giebt einen ausführlichen historischen Ueberblick über dieses Gebiet vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit.

„Von den eisenacher Reuter-Stätten." Von O. Weltzien (ebenda, IX, 20).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

In der Julinummer der „Monthly Review" findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von J. W. Mackail, dem wir vielleicht den besten Abriß der Geschichte der lateinischen Litteratur verdanken, über das Thema „Die Stellung des Griechischen und Lateinischen im menschlichen Leben". Der Aufsatz ist aus einem Vortrag erwachsen, den der Verfasser kürzlich auf der ersten allgemeinen Versammlung der klassischen Gesellschaft von England und Wales in Oxford gehalten hat. Er knüpft an den Streit an, der sich augenblicklich in den pädagogischen Kreisen Englands mit der Frage beschäftigt, ob Lateinisch und Griechisch als ein Teil der Schul- und Universitäts-Erziehung beibehalten oder aufgegeben werden solle. Mackail tritt kräftig für das alte System ein. Er legt dar, daß das Studium der Klassiker uns eine Periode der menschlichen Geschichte erschließt, die mindestens ein Jahrtausend umspannt und thatsächlich die Brücke zwischen der modernen Welt und der prähistorischen bildet. Wir müssen Griechisch und Lateinisch lernen, wollen wir uns von Grund aus damit bekannt machen, was die Menschheit auf dem Gipfel der Kultur im Bereich der Wissenschaft und in praktischen Lebensfragen geleistet hat. — Ein anderer erwünschter Beitrag von Percy Lubbock und A. C. Benson gilt dem verstorbenen Julian Sturgis. Die Anmut und der Charme seiner Romane sollten mehr gewürdigt werden, als es gegenwärtig der Fall ist. „Das Muster eines Gentleman" (An Accomplished Gentleman) ist eine vortreffliche Studie hohler, litterarischer Prahlsucht auf dem schimmernden Hintergrund Venedigs, während in den „Kleinen Komödien" sein zierlicher und dabei charakteristischer Stil vorteilhaft hervortritt. — In der „National Review" handelt F. Churton Collins von „Miltonischen Mythen und ihren Verfassern", d. h. von Werken, die Milton nach seinem Tode zugeschrieben worden sind, vornehmlich von der „Nova Solyma", einem Buche, von dem hier schon wiederholt die Rede war. Collins ist der Meinung, daß es nicht von Milton stamme: eine äußere Wahrscheinlichkeit für diese Annahme ist nicht vorhanden, und die innere spricht gegen Miltons Verfasserschaft. — Ein Artikel der „Fortnightly Review" mit dem Titel „Der letzte Philosoph der englischen Schule" von Robert S. Rait befaßt sich mit der unlängst veröffentlichten Autobiographie von Alexander Bain. Rait charakterisiert ihn als den intellektuellen Erben Lockes und der englischen Schule. — In demselben Heft steht der Vortrag Beerbohm Trees über „Shakspeares Menschlichkeit", den er ursprünglich vor den Schülern

der neu gegründeten Schauspielakademie gehalten hat. Dem Shakspere-Gelehrten wird darin kaum etwas Neues geboten. Unter Shakspeares Menschlichkeit versteht Tree des Dichters Unparteilichkeit, seine Fähigkeit, Menschen und Dinge von allen Seiten zu beleuchten, sodaß es oft nicht leicht zu erkennen ist (wie etwa im Falle Shylocks), auf welcher Seite der Dichter mit seinen Sympathieen steht. Namentlich als Bekenntnis des Schauspielers ist der Aufsatz interessant, sofern Tree verlangt, daß der Künstler seine eigene Menschlichkeit, Individualität und Persönlichkeit in die Darstellung einer Rolle hineinlege.

Eine Gesamtausgabe der Gedichte von Algernon Charles Swinburne, die auf sechs Bände berechnet wird, ist bei Chatto & Windus im Erscheinen begriffen. Der erste Band wird durch ein Vorwort eröffnet, das dem Freund des Dichters, Theodore Watts-Dunton, gewidmet ist. Darin versucht sich Swinburne gewissermaßen als Rezensent seiner eigenen Dichtungen, ohne indes besonders glücklich zu sein; denn so vorzüglich er anderer Schriftsteller Prosa und Poesie kritisiert: er ist kein guter Kritiker seiner eigenen Werke. Am besten sind ihm noch die Bemerkungen über das beschreibende Epos im allgemeinen gelungen, und persönlich ist das Bekenntnis wertvoll, daß er, wie Charles Lamb, „wrote for antiquity".

Der jüngste Band der historischen Sektion der Cambridge University Press handelt von der französischen Revolution. Wie bekannt, hatte der verstorbene Lord Acton dieses Werk geplant, das jetzt von A. W. Ward, G. W. Prothero und Stanley Leathes herausgegeben wird. Es ist ein hervorragendes Werk, vielleicht in seiner umfassenden Form die beste Darstellung, die in irgend einer Sprache von diesem Gegenstand existiert. Sie verfolgt die geistige Entstehung dieses Ereignisses zurück bis zu den unerschrockenen Denkern des 18. Jahrhunderts, beschreibt dann, wie der Sturm losbrach und seine Nachwirkungen bis zu der Zeit, da die Grundlage unserer modernen politischen und sozialen Verfassung sichtbar werden. Ueberall ist das richtige Verhältnis zwischen der Geschichte der Ideen und der Ereignisse bewahrt. Ausführlich wird die diplomatische Geschichte der Epoche behandelt. Der Band verdankt seine Entstehung der gemeinschaftlichen Arbeit verschiedener bekannter Historiker, die sämtlich Engländer sind, mit Ausnahme von Paul Viollet, dem juristischen Professor an der Ecole des Chartes in Paris, der das Kapitel über das französische Gesetz im Zeitalter der Revolution beigesteuert hat.

In seinem neuen Roman „The Queen's Quair" (Das Büchlein der Königin) hat sich Maurice Hewlett eingehend mit der flackernden Persönlichkeit Maria Stuarts beschäftigt. Sechs Jahre ihres Lebens werden darin dargestellt, von ihrer Abreise aus Frankreich, um den Thron im unwirtlichen Schottland zu besteigen, bis zu ihrer Niederlage und Einkerkerung am Loch Leven. In der Einleitung wird das mädchenhaft heitere Wesen der Königin in leuchtenden Farben illustriert, aber von Anfang an wird der düstere Hintergrund vorbereitet, denn noch vor ihrer Abreise taucht Bothwell auf der Bildfläche auf, und sie gerät schon in Frankreich unter seinen faszinierenden Einfluß. Durch Bothwells Figur kommt Einheit in den Roman, dessen Gipfel auf dem Schlachtfeld erreicht wird, wenn er das Weib im Stich läßt, das seinetwegen, aus Liebe zu ihm alles geopfert hat. Hewlett malt Marias Schande in ebenso starken Farben wie ihre Holdseligkeit. Er zeigt sie in ihrer verblendeten Neigung zu dem albernen Darnley. Aber durchaus fühlen wir Marias große Herrschergaben, die durch einen starken, grausamen Verstand schrecklich verzerrt werden. Ein Teil der Reden wird zwei erfundenen Charakteren in den Mund gelegt. Maria selbst sehen wir hauptsächlich durch die Augen eines Jünglings, Baptiste des Essars, der in sie verliebt ist. Wie in allen Romanen Hewletts fehlt es nicht an lebhaftem Kolorit, dem steht aber etwas künstlich Pittoreskes entgegen, das meinem Empfinden nach seinen sämtlichen Schöpfungen Abbruch thut.

Zwei neue Ernennungen an der Universität Oxford sind für die Wissenschaft von Bedeutung. Mr. C. H. Firth ist als Nachfolger des verstorbenen Professors York Powell zum königlichen Professor der Geschichte ernannt worden, und Walter Raleigh hat die neu gegründete Professur für englische Litteratur erhalten. Raleigh ist ein ausgezeichneter Dozent und ein gründlicher Kritiker; man darf also hoffen, daß man fortan in Oxford neben der Philologie auch der Litteratur die ihr gebührende Beachtung schenken wird, und davon kann das ganze Land, das diesen Gegenstand nur zu sehr vernachlässigt, sein Gutes haben.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

In der „Nuova Antologia" bespricht Barbara Allason die zeitgenössische deutsche Lyrik von Th. Fontane, Keller, Storm, C. F. Meyer bis auf Falke, Dehmel, Bierbaum und Margarethe Beutler. Man kann in der sehr summarischen Darstellung immerhin ein erfreuliches Zeichen dafür sehen, daß in Italien einiges Interesse auch für unsere moderne Dichtung erwacht. Mit Vorbehalt ist das Schlußurteil der belesenen Referentin aufzunehmen, wonach nur die Lyrik Liliencrons bedeutend, die ganze übrige im Vergleich mit der älteren Gefühlsdichtung dekadent zu nennen sei. Eine umfassendere Kenntnis unserer Lyrik hätte doch wohl die Aufstellung des Satzes verhindert, daß „ihr Inhalt wenig lebensfähig, die Melodie dürftig, die Ideen farblos" seien.

Im „Giornale Dantesco" (III—IV) handelt A. della Torre von der Freundschaft Dantes und Giovanni Villanis unter Beibringung unbekannter Zeugnisse über beide. M. Scherillo und P. Papa erörtern die Frage des „wahren Bildnisses" und des „Bartes Dantes". L. Frati schreibt über „das Studium und die Nachahmung Dantes und Petrarcas bei den bolognesischen Versmachern des Quattrocento".

In „Minerva" (3. Juli) findet sich ein Artikel über die modernen japanischen Schriftstellerinnen, unter denen die hervorragenden samt ihren Werken kurz charakterisiert worden. — In „Fanfulla della Domenica" (10. Juli) handelt G. Salvadori von Guido Guinizelli. Er untersucht den Ursprung des süßen neuen Stils, knüpft dabei an die neuerdings berichtigte Biographie des großen Entdeckers auf dem Gebiete der Seelenschönheit an und erörtert die Frage nach dem Autor einer Anzahl herrenloser Sonette des Codex Vaticanus 3793, die er Guinizelli zuschreiben möchte.

Ein gedankenschweres Buch, wie man es von den den Plauderton und den leichten Essai liebenden italienischen Litteraten selten empfängt, ist A. Agrestis „La filosofia nella letteratura moderna". Der Verfasser macht den Versuch, die gesamte moderne Litteratur Europas in ihren Hauptlinien und -richtungen als zusammenhängendes und sich gegenseitig bedingendes Ganzes zur Darstellung zu bringen. Er geht von der Auffassung des Schrifttums einerseits als individuellen Erzeugnisses, andererseits als internationaler Erscheinung aus. Er forscht nach den Beziehungen zwischen der Philosophie und der Kunst, zwischen Denken und Empfindung, zwischen Inhalt und Form der Schriftwerke. Er verfolgt die immer zunehmende Hinwendung der modernen Litteratur nach umfassender Erkenntnis, Würdigung und Wiedergabe des Gesamtlebens und der Daseinsbedingungen großer Gemeinschaften, daher auch der großen Masse der Enterbten und ihrer Bestrebungen und Ziele, und er versteht auf wenigen hundert Seiten eine ziemlich scharf umrissene Skizze der Stellung, die die verschiedenen europäischen Litteraturen in dieser Bewegung einnehmen zu entwerfen.

Einen Erzähler von eigentümlicher Kraft und Kühnheit lernen wir in Antonio Beltramelli kennen, dessen Novellensammlung „Anna Perenna" ganz dem Kultus dieser altlatinischen Natur- und Liebesgottheit gewidmet

ist. Ohne jede Schlüpfrigkeit führt er das geheimnisvolle, unerbittliche, allbezwingende Walten der im Frühlinge hervorbrechenden Liebesmacht und Zeugungskraft in packenden Bildern von ganz verschiedenem Stil und Ton vor; in mehreren der Erzählungen tritt auch der grausame und rücksichtslos vernichtende Charakter des Bezwingers der Menschen und Götter" hervor. —

„L'Italia nei canti dei poeti tedeschi" ist der Titel einer mit Geschmack zusammengestellten Sammlung von modernen Dichtungen, die deutscher Italienbegeisterung und -Sehnsucht ihre Entstehung verdanken. Herausgeber ist G. Stiavelli.

Die in Gegenwart des Königs von Italien am 23. Juni erfolgte Einweihung des Goethe-Denkmals in der Villa Borghese, bekanntlich eines Geschenkes des Deutschen Kaisers an die Stadt Rom, in der Goethe seine geistige Wiedergeburt erfuhr, hat die italienische Presse zu umfassenden, zumeist sehr sympathischen Betrachtungen über die geistigen und — politisch-sozialen Wechselwirkungen zwischen beiden Ländern angeregt und zahlreiche Würdigungen unseres Goethe gezeitigt, die wir mit Stolz und Freude unterschreiben können. So äußert sich ein geistvoller Universitätslehrer wie G. Barzellotti: „Der Dichter der Genie gewordenen Lebensweisheit, der harmonischste Kopf, den Europa seit unserer Renaissance gekannt hat, wird den Anbetern der gewaltsamen Verrenkungen und hysterischen Verirrungen verkünden, daß in der Kunst gerade wie im menschlichen Organismus die wahre Stärke stets in der kraftvollen und geordneten Ruhe liegt. Heute, da in der Litteratur wie in der Politik alles willkürliche These, Faktion und Sekte zu werden droht, möge der Dichter der großen, keiner Partei dienenden Kunst die Heraufkommenden lehren, daß es ein beschränkter und falscher Gesichtspunkt ist, wenn man Menschen und Dinge nicht von einer Höhe betrachtet, die über der Zu- und Abneigung, dem Haß und Mißmut der Klassen, Parteien, Stände und Koterieen liegt. Und den Schriftstellern unseres Italien, wo die Litteratur nach Dante allzu häufig nur leere Form gewesen ist und fast jede Generation einen neuen Arkadia-Garten aufblühen zu sehen in Gefahr ist, möge das Vorbild des großen Dichter-Philosophen — des geschworenen Feindes der tönenden leeren Phrase, wie er selber sich nannte — eine Mahnung sein, daß die Worte schlimmer als wert- und leblos sind, wenn sie kein schöpferischer und reinigender Gedanke beseelt." —

Die liebevolle Schilderung und lapidare Verherrlichung seiner Abruzzenheimat in der „Figlia di Jorio" hat Gabriele d'Annunzio seltene Ehrenbezeugungen eingetragen. Er ist in Chieti wie ein Triumphator empfangen, von den städtischen Behörden und der ganzen Bürgerschaft gefeiert, mit dem Ehrenbürgerrecht beschenkt und zum Gegenstand von Huldigungen aller Art gemacht worden. E. Corradini erklärt es aus diesem Anlasse („Marzocco", IX, 26) als einen der großen Ehrentitel d'Annunzios, daß er nicht, wie die meisten Zunftgenossen, sich mit einem kleinen Maß von Erfolgen, Ehren und befriedigter Eitelkeit begnüge, sondern rastlos vorwärts und höher strebe. „Es ist ein wahrer Segen, daß Einer da ist, der als Mahner auftritt, der da weiß, daß die Kunst nicht ein dürftiger Broterwerb ist, sondern ein Kultus des Höheren, einer, der mit unbeugsamem Nacken seine Aufgabe auf sich nimmt und entschlossen ist, das Ziel zu erreichen; der auf jeder Etappe sich sagt: das Ziel ist noch nicht da; der immer höher klimmt, solange er Kraft im Herzen fühlt und die Augen den fernen Horizont erkennen. Es ist ein Segen, daß ein so seltenes Beispiel da ist: der erste in unseren Schriften ist Gabriele d'Annunzio, der Mann, der noch nicht befriedigt ist, der nach allen Triumphen noch nicht ruhen will." — Des ferneren findet Corradini die Feste zu Chieti bedeutsam, weil sie bestätigen, daß doch die Heimatpoesie am tiefsten und allgemeinsten gefühlt werde und daß jedenfalls die italienische Kunst und Litteratur, wo sie wahrhaft groß werde, wie bei Vergil und Dante, bei Carducci und Pascoli, und so auch bei d'Annunzio, eng an den Boden Italiens geknüpft sei, den Erdgeruch der saturnia tellus an sich trage. „Das Bedeutsamste in unserer Dichtung ist, daß unsere Dichter das Band zwischen den Geistern unseres Bodens und unserer Geschichte aufgefunden haben." In keiner anderen Litteratur seien die Schmerzen und Wonnen, die Neigungen und Leidenschaften des Menschen so eng und offenbar mit dem Boden, mit dem Klima, mit dem Heimatorte verknüpft und dadurch bedingt, wie in Italien.

Zum Schlusse darf ich den Lesern ein „document humain" oder sagen wir einen Beitrag zur Selbstbiographie eines andern lebenden Heros der italienischen Dichtung nicht vorenthalten. Die Stadt Florenz hatte Giosuè Carducci eingeladen, beim Petrarcajubiläum die Festrede zu halten. Er hat aus Ofena, wo er Ruhe und Erholung sucht, folgenden klassischen Antwortbrief geschrieben: „Hochgeehrter Herr Bürgermeister! Daß Florenz bei einem so feierlichen Anlasse an mich gedacht hat, ergreift mich aufs tiefste. Im Namen von Florenz im Palazzo Vecchio über Francesco Petrarca anläßlich seines sechshundertsten Geburtstages zu reden, ist etwas, worüber jeder große Geist, geschweige denn ich, sich des Jubels nicht entschlagen könnte. Wie Sie gütigst erwähnen, Herr Bürgermeister, habe ich schon früher in nicht ganz unpassender Weise über Petrarca geredet. Indessen nunmehr

Bin ich nicht, der ich war, ein Stück nur blieb mir,
Und dieses Stück ist Schwäche nur und Klage.

Ich zähle neunundsechzig Lenze, werter Herr Bürgermeister, und bin ein Kranker; was mir von Lebenskraft bleibt, reicht gerade hin, um zu sammeln, was ich in besseren Zeiten geschrieben habe. Ich kann sagen, wie die Alte von Athen, indem sie der Aphrodite den Spiegel zurückgab: ‚Wie ich war, kann ich mich nicht sehen, wie ich bin, will ich es nicht'. Ich darf mich also für wirklich und füglich entschuldigt halten und bitte Sie freundlichst um Annahme und Uebermittlung meines innigsten und ergebensten Dankes für Ihre äußerst ehrende Einladung."

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegischer Brief.

Eine vollständige Ausgabe von Ibsens Briefwechsel — die erste in ihrer Art — wird von dem in Stockholm wohnenden Sohne des Altmeisters in Verbindung mit dem bekannten Litterarhistoriker und Essayisten Carl Naerup vorbereitet. Die Sammlung wird neben bereits bekannten Stücken vor allem auf Ibsens ältere Korrespondenz zurückgreifen, auf die Jahre seines münchner Aufenthalts, aus denen dank der restlosen Fürsorge der Herausgeber ein ungemein reichhaltiges litterarhistorisch wie biographisch gleich fesselndes Material zusammengetragen worden ist. Die Veröffentlichung dürfte für den Spätherbst zu erwarten sein; gleichzeitig mit der norwegischen Ausgabe, die Ibsens langjähriger Verleger Gyldendal in Kopenhagen verlegt, soll eine vom Dichter selbst autorisierte deutsche Ausgabe erscheinen. Eine höchst erfreuliche Besserung in Ibsens gesundheitlichem Befinden hat es übrigens ermöglicht, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Korrespondenz unter des Dichters persönlicher Mitwirkung gesichtet und für die Drucklegung vorbereitet werden konnte. Ibsens bekannte Delikatesse in Angelegenheiten des privaten Verkehrs und Meinungsaustausches hat sich auch bei dieser Gelegenheit in charakteristischer Art dahin geltend gemacht, daß er seinen Mitarbeitern die strikte Weisung erteilte, mit größter Peinlichkeit alle persönlich gearteten Einzelheiten aus den Briefen auszumerzen, damit keinerlei fremde Gefühle verletzt würden — eine Maßregel, deren Befolgung den Herausgebern zweifellos manch böses Kopfzerbrechen verursacht haben dürfte, besonders wenn man sich die durchgehends temperamentvolle Tonart vergegenwärtigt, auf die besonders die Episteln aus der ibsenschen Sturmzeit gestimmt zu sein pflegen.

Zu einem kurzen Rückblick auf die Bühnenereignisse der letzten Zeit ladet der unlängst erfolgte Schluß des Nationaltheaters — für Norwegen bekanntlich der Inbegriff der „Bühne an sich“ — ein. Als bezeichnendes Moment tritt dem Beobachter auch diesmal wieder die Thatsache entgegen, daß ausländische Autoren von Rang und Namen inbezug auf äußerliche Erfolge andauernd weit stärker die Kassen füllen, als die beiden führenden Nationalgrößen, deren vornehme Klassizität in Wirklichkeit nur den repräsentativen Schild für die dramatische Rangstellung des björnsonschen Musentempels darstellt. Erfolge, wie sie z. B. Meyer-Försters vielberufenes Studentenstück „Alt-Heidelberg“ erzielte, sind bisher von keinem der ibsenschen oder björnsonschen Dramen erreicht worden, obschon in letzterer Hinsicht von der Bühnenleitung kein Opfer gescheut zu werden pflegt, um die Gaben der beiden Dichter-Dioskuren in möglichst getreuer, ihren Absichten auf das Intimste angepaßter Verkörperung auf die Bretter zu bringen. Als eine allerdings ziemlich ephemere Ausnahme erwies sich Ibsens „Vildanden“ (Wildente), die nach längerer Pause in neuer Einstudierung gegen den Schluß der Spielsaison zur Aufführung gelangte. Die ausgesprochene Zurückhaltung, die das hiesige Publikum gerade dieser Dichtung gegenüber seit langem an den Tag gelegt hat — auch in der Buchausgabe zählt die „Wildente“ zu den verhältnismäßig am wenigsten gelesenen Werken des Dichters —, war diesmal einer ehrlich bethätigten Anteilnahme gewichen, offenbar stark beeinflußt durch die allgebietende Einwirkung der Tagespresse, deren kritischer Apparat endlich auch für dieses mächtige Bauwerk ibsenscher Menschenkenntnis die passende Formel gefunden zu haben scheint. Leider hat sich die Leitung des Nationaltheaters nicht bewogen gefühlt, der „Wildente“ ein anderes, bisher ebenso stiefmütterlich behandeltes Drama von Ibsens Hand zur Seite zu stellen: die vielumstrittene Tragödie „John Gabriel Borkman“. Ein äußerer Anlaß hierzu war umsomehr gegeben, als das björnsonsche Gegenstück zum „Borkman“, „En Fallit“ (Ein Fallissement), in vorzüglich durchgeführter Einstudieruag fast gleichzeitig mit der „Wildente“ zur Aufführung gelangte: wie es heißt, infolge eines direkten Wunsches vonseiten des Einsiedlers von Mäłestad, der aus sozialen und politischen Gründen eine Erneuerung des im „Fallissement“ niedergelegten Mahnrufs gerade im gegenwärtigen Augenblick für ersprießlich hielt.

Die Zeitschriften stehen bereits unter dem Zeichen der saison morte. „Kringsjaa“ (II, XXIII) verbreitet sich in einem längeren Essai über die Entwicklung der Dichtung und Litteratur in Japan, wobei insbesondere auf die eigentümliche Gestaltung des älteren lyrischen Genres an der Hand eines reichhaltigen Stichprobenmaterials verwiesen wird. Der Artikel schließt mit der Prophezeiung, daß trotz der erdrückenden Fülle von Eindrücken, die das moderne Japan in geistiger wie technischer Hinsicht von Europas überlegener Kultur empfangen habe, der nationale Unterstrom im Laufe der Zeit doch siegreich die Vorherrschaft wiedererobern werde, wenn es den Trägern der neuzeitlichen Geistesbildung einstweilen auch noch nicht gelungen sei, die unleugbaren poetischen Kräfte des Volkes in die richtigen Bahnen hinüberzuleiten. — „Urd“ bringt in Nr. 24 eine Würdigung des jungen gausdaler Volksdichters Hans Aanrud, dessen erfolgreiche Dichtung „Sidsel Sidsaerk“ an dieser Stelle bereits früher erwähnt wurde. Nr. 25 bespricht eine unlängst erschienene Gedichtsammlung des bereits vorteilhaft bekannten Lyrikers Enoch Abrahamsen („Paa Alfarvej“), dessen poetische Eigenart besonders in der kraftvollen und zugleich sensiblen Erfassen wechselnder Naturstimmungen betont wird. Auf die besonders in dem periodischen Litteratur thätige Verfasserin Bolette Gjör nimmt eine biographische Würdigung in Nr. 26 Rücksicht, die zugleich allerlei interessante Daten aus der Periode der sog. lammerschen Sekte bietet. Die im Mittelpunkt jener Bewegung stehende Figur des norwegischen Pastors Lammers hat, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, in Ibsens „Brand“ eine höchst charakteristische, wenn auch düster abgetönte Verkörperung gefunden.

Christiania. *Viggo Moe.*

Echo der Bühnen.

Breslau.

„Reue“. Eine Szene von Franz Adam Beyerlein (Sommertheater, 2. Juli 1904). — „Der Pacemacher“. Lustspiel von Richard Jaffé (ebenda, 12. Juli).

Das hiesige Sommertheater (Direktion Barnowsky) hat einen — nicht nur quantitativ — kleinen Beyerlein zur ersten Aufführung gebracht. Es war eine Verirrung, diesen Einakter zu schreiben, eine noch größere, ihn einer Bühne zu übergeben. Er behandelt eine Eheirrungs-Geschichte, bei der weder die durchgegangene Frau, noch derjenige, mit dem, noch der Gatte, dem sie durchgegangen ist, interessieren. Konstruiert knifflich wird die Geschichte dadurch, daß der erfolgreiche Vermittler zwischen den beiden Gatten die Frau liebt. Weshalb? darf man nicht fragen; denn die Liebe fragt nicht nach Gründen. Jedenfalls entpuppt sich die reuige Frau als ein oberflächliches, nichtiges Geschöpf. Sie will zu ihrem Gatten nur deshalb zurück, weil ihr die schiefe Situation, in der sie sich befindet, gräßlich ist und sie wieder ihre gesellschaftliche Stellung einnehmen will. Als ihr Freund, der Vermittler, erfährt, daß sie ihren Mann verabscheut, beschwört er sie, nicht zu jenem zurückzukehren, gesteht er ihr seine Liebe, bietet er ihr die Ehe an: also ein reinliches Ende der schiefen Situation. Es nützt nichts. Die Frau tröstet ihn mit der Aussicht auf ein dreieckiges Verhältnis. Sie will sich an ihrem Mann „rächen“, weil er ihre „Reue“ nicht sofort mit Handkuß acceptiert hat. — Diese gekünstelte Geschichte wird uns nach einer ungeschickten Einleitung, an der die Frau und ihre Zofe beteiligt sind, in einem Dialog ohne Geist, ohne Farbe, ohne Schlagkraft versetzt.

Anderthalb Wochen später brachte das Sommertheater noch eine Uraufführung, deren litterarischer Wert gleichfalls tief unter Null steht. Das Stück nennt sich „Der Pacemacher“ und soll hier nur erwähnt werden, weil sein Verfasser, Richard Jaffé, durch sein „Bild des Signorelli“ Beachtung verdient hat. Er bezeichnet das Stück als Lustspiel; es ist ein Schwank mit groben Drückern, in dem auf ein schwer reiches Mädchen von vier Bewerbern Jagd gemacht wird. Natürlich bekommt den Preis bei diesem Rennen der Pacemacher, ein tugendbehafteter Leutnant, der edelmütig, aber plump bei dem Mädchen für seinen ruinierten Vetter eintritt. — Der Erfolg war immerhin so, daß ein flinkerer Verfasser sich auf der Bühne hätte zeigen können. Herr Dr. Jaffé, der eigens zur Uraufführung hergekommen war, hatte Takt genug, dies nicht zu thun.

Jacob Scherek.

Leipzig.

„Irminfried“, Drama in 5 Akten von Bruno Eelbo. (Altes Theater, 12. Juli.)

Das leipziger Premièrenpublikum — wenn man von einem solchen, und noch dazu in diesen Hundstagen, sprechen darf — hat dem „Irminfried“ seines langjährigen Mitbürgers Bruno Eelbo einen beinahe rauschenden Erfolg bereitet, und die leipziger Kritik, wenigstens die der zwei tonangebenden bürgerlichen Organe, hat desgleichen eher Ja als Nein zu dem

Drama gesagt, wenn's auch kein volles Ja und schon garnicht ein starkes Nein war. Von streng litterarischem Standpunkt freilich heißt's deutlich ja oder nein sagen. Hier muß die Frage lauten: nicht, ob das fragliche Werk die Erfüllung all unserer Hoffnungen und Forderungen ist (an dem Maßstabe gemessen, bliebe zu wenig übrig); sondern: überrascht uns in der Dichtung irgend etwas Neues, etwas im Stoff oder, was das Wesentliche, in der Behandlung, das uns die Augen, die körperlichen oder die geistigen, öffnet, weitet, stärker als sonst uns Bekanntes? Ja oder Nein?

Auf diese Frage kann man angesichts des eelboschen Dramas „Irminfried" nicht gut anders als mit nein antworten. Ueberraschendes — ein ästhetisches Kriterium, dessen Wert schon Lotze betont hat — wüßte ich im „Irminfried" nicht zu entdecken; und man soll es ja garnicht erst entdecken müssen, in die Augen springen soll es dem Aufmerksamen wie ein Blitz. „Dem Blitzstrahl gleich", solche und ähnliche nicht ganz unbekannte Bilder, die man kaum als Kritiker, geschweige denn als Dichter noch verwenden sollte, schmücken aber allzu reichlich die Diktion des „Irminfried". Und da sie wie das ganze Drama im altbewährten Blankverse am Ohr vorüberrauschen, so heißt es schon sehr scharf hinhören, will man einmal neue Töne erlauschen, wie denn gerade die fünffüßigen Jamben nur noch von sehr starkem dichterischem Gehalte werden übertönt werden können.

Der politische Hintergrund dieses Dramas aus der Germanengeschichte geht denn auch ganz dem Geiste verloren; viel Bündnisse werden geschlossen, viel Eide gebrochen, doch alles nur Katzbalgereien um dies oder das Stück Land, die kaum ein kriegslustiges Quartanerherz werden schneller schlagen lassen. So tritt vor dem Hunger nach Land der Hunger nach Liebe ganz in den Vordergrund; das ist auf dem Schauplatz des alten Germanien gewiß etwas Ueberraschendes, aber überzeugend zugleich wirkt es nicht, zumal die Liebe hier aus dem Boden einer „unglücklichen Ehe" und zusammen mit ehelicher Untreue erblüht. Der Thüringenkönig Irminfried nämlich ist mit Amalberga vermählt, aber „ihn fesselt eine andere Neigung", wie es wörtlich im Stücke heißt; er liebt Biltrud, die schöne Sachsengeisel, und nimmt sie als „Erzieherin" seiner Kinder ins Haus. Als aber die Königin beide im tête-à-tête belauscht hat, läßt sie in des Gatten Abwesenheit die Biltrud regelrecht peitschen. Da bricht der König los, um ihr vorzuhalten, sie habe die Ehe gebrochen und nicht Wort gehalten, weil sie kühl seine Leidenschaft verschmäht und nur die Kinder geliebt habe. Und er löst die Ehe, „die schon längst nicht mehr bestanden". Hier ist unsere Anteilnahme wach geworden, aber in den Herzen alter Germanen befremden uns andererseits so moderne Konflikte. Die Gatten nähern sich dann schließlich wieder, doch wird das Wie vom Dichter übersprungen. So wirkt weder das Liebesdrama für sich notwendig, noch ist es gelungen, dieses Drama auf den altgermanischen Boden zu versetzen; mir ist kein Grund erfindlich, warum das überhaupt versucht wurde.

Carl Weichardt.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Befreites Glück. Roman von Jon Lehmann. Egon Fleischel & Co., Berlin, 1904. 259 S. M. 3,— (4,—).

Jon Lehmann, der als Dramatiker bereits mehrfach auf berliner und auswärtigen Bühnen sich bewährt hat, tritt uns hier zum ersten Male mit einem größeren Roman entgegen. Der Titel dieses Romanes klingt etwas trivial, der Roman selbst ist es aber keineswegs. Wir treten vielmehr in eine Welt von ausgeprägter Eigenart. Man kann wirklich von einer „Welt" sprechen, denn Balthasar Werkenthin, das Haupt der Familien Werkenthin und Schönetag, von deren Geschicken uns der Roman erzählt, hat etwas von einem Weltherrscher an sich. Er ist eine Art Napoleon der Industrie, dessen Beziehungen die ganze Erde umspannen, und er ist gewohnt, daß alles seinem Willen sich beugt. Die Werkenthins sind schon seit mehreren Generationen geldgewaltige Großkaufleute, und es ist bei ihnen zur Familienüberlieferung geworden, daß sie die Schönetags, mit denen sie sich, auch aufgrund einer Familienüberlieferung, zu verschwägern pflegen, mit ihrem Kapital stützen, wenn diese, die Abkömmlinge eines weltfremden Gelehrten und mittelmäßige Kaufleute, in Not geraten. So sind die Schönetags immer mehr die Gefolgsleute und Vasallen der Werkenthins geworden, und diese Abhängigkeit ist unter der „Regierung" Balthasar Werkenthins, des Kapitalgewaltigsten aus der gesamten Familie, allmählich zu schimpflicher Sklaverei geworden. Kein Schönetag wagt es jetzt, den Befehlen des mächtigen Balthasar zu widersprechen. Jeder redet ihm nach dem Munde, schmeichelt ihm und thut, was Balthasar befiehlt. Balthasar hat eine Tochter, und Theodor Schönetag hat in seiner zahlreichen Familie einen Sohn Hans, für den Balthasars Tochter schwärmt: aus ihnen beiden will Balthasar ein Paar machen. Alles scheint auch prächtig zu gehen, denn Hans, der seine Cousine noch kaum kannte, verliebte sich beim ersten längeren Zusammensein in sie, und überall herrscht Glück und Seligkeit. Aber Hans Schönetag hat nicht die Willfährigkeit seiner Familie. Er hat einen Eisenkopf wie Balthasar, und es kommt bald genug zu schroffen Zusammenstößen. Balthasar gerät in maßlose Wut, als Hans ihm zu widersprechen wagt, und will das Paar wieder trennen. Die Liebe aber ist stärker als sein Wille: die beiden Liebenden *nehmen* sich ihr Recht, und nun ist Balthasar gezwungen, um den Skandal zu vermeiden, die Heirat zuzulassen. Eine wirkliche Versöhnung mit Hans aber — daran ist natürlich nicht zu denken. Auch Hans denkt nicht daran, sich zu beugen. Er trotzt dem Onkel, weigert sich, ins Geschäft einzutreten, und stellt sich auf eigene Füße. In Berlin versucht er, der Dichterkräfte in sich spürt, mit seiner tapferen jungen Frau des lieben Brotes wegen es zuerst mit dem Journalismus. Aber das Vorwärtskommen ist nicht so leicht, zumal als Balthasar den Kampf mit allen Mitteln gegen ihn aufnimmt. Er verliert durch des Onkels Einfluß seine Stellung, aber er bleibt fest. Freilich, er ahnt nicht, daß seine kleine Frau, weniger eigensinnig als er, sich heimlich von der Mama unterstützen läßt. Diese beiden Damen beginnen nun mit echter Frauenlist die beiden hartköpfigen Männer zu bearbeiten, und wirklich gelingt es ihnen: Balthasar, der Hans aus seiner Stellung vertrieben hat, muß ihm, ohne daß Hans es ahnt, eine neue Stellung verschaffen, und in dieser Stellung bringt es denn Hans wirklich, dank eigener Tüchtigkeit, in harter Arbeit wirklich zu etwas Ansehnlichem. Dann endlich wird es auch möglich, daß beide sich aufrichtig versöhnen, denn jetzt hat Hans auch, ohne sich verletzt zu fühlen, von der Intrigue gegen sich erfahren können, und sein Stolz wird durch die Versöhnung nicht mehr gedemütigt.

So schließt alles in Frieden und Freundschaft. Ein wenig zu fix — sagt man sich, wenn man das Buch aus der Hand legt. Der Verfasser beschleunigt die Schritte am Ende zu sehr, um uns vollständig zu überzeugen, zumal er es früher mit der Motivierung und der Charakterentwicklung sehr genau nimmt. Von den einzelnen Gestalten des Romans tritt uns Theodor Schönetag am nächsten, der Vater des jungen Brausekopf Hans, der seine Abhängigkeit von dem großen Balthasar auch schmerzlich empfindet, aber nicht den Mut hat, sich offen zu widersetzen, oder gar die Kraft, sich loszureißen. Die Szene, in der er dem

Sohn gesteht, wie tief sein Geschick mit dem guten Willen Balthasars verknüpft ist, wirkt erschütternd. Eine glückliche Hand hat der Verfasser in der Schilderung des Milieus dieses Familientyrannen, von dessen Macht wir in der Schilderung der demütigen Huldigung der Schönetags eine lebendige Vorstellung erhalten. In dieser Hinsicht ist besonders die Schilderung der großen Familien-Verlobungsfeier wohlgelungen, die mit einer Fülle gut beobachteter Typen ausgestattet ist.

Gr. Lichterfelde. *Gustav Zieler.*

Der Göttliche. Roman von Hermann Dahl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903. 462 S. M. 6,—.

Es ist ein Predigerroman. Nicht wie viele andere. Er vertritt doch eine besondere Seite des Problems. Er schildert nicht den freisinnigen Pastor, der an der Härte der Tradition und der Trägheit der Menge zugrunde geht. Auch nicht den orthodoxen oder moralistischen Eiferer, der sich vergebens dem Lauf der Welt entgegenstemmt. Dieser Pfarrer, „der Göttliche", geht an sich selbst zugrunde. Ich will seine Geschichte erzählen.

Aus Niedrigkeit und Enge kommt Henrik Leonta herauf, schön, stark, klug, begehrlich, genußfähig und genußfreudig, ein Mann, der Großes will — für sich. Frauen machen sein Glück. Er steigt hoch hinauf. Er fängt an zu schaffen: Unternehmungen im größten Stil um der Notleidenden willen. Er ist Prediger, Dichter, Künstler. Er kann Herzen zwingen, selbst seine Kollegen müssen mit, willig oder nicht. Er hat gigantische Pläne: die Kirchen will er zusammenschmelzen, die Parteien durch einen neuen christlichen Sozialismus überwinden. Und er findet empfängliche Herzen. Er weiß zu faszinieren, nicht künstlich, nicht als Komödiant, eine ursprüngliche Kraft geht von ihm aus, der sich nur wenige entziehen können. Er darf glauben, die höchste Höhe schon erreicht zu haben. Da kommt der Sturz. Er hatte zu heißes Blut. Das warf ihn den Frauen in die Arme, die sie ihm nur zu willig öffneten. Er konnte sich nicht bezwingen. Seine Frau weiß das und bald auch sein Kind. Seine Frau lernt ihn verachten. Da kann sie ihn nicht mehr halten, und er zertritt ein Leben nach dem andern, bis die Rache einer Verschmähten sich aufmacht. Da muß er aus der Kirche hinaus. Er geht selbst in den Tod. In sein Sterbezimmer tönt der Jubel der Männer, die ihn gewählt hatten. Sein Weg ist zu Ende, aber er bleibt unvergessen. Ein Denkmal soll seinen Namen erhalten: „In deinem großen Handeln beschränkte dich die kleine Welt".

Das alles ist mit reichen Farben gemalt. Eine Fülle von Gestalten, vor allem Frauengestalten drängen sich um den Helden herum. Aus dem Leben herausgegriffene, eigenartige Naturen. Ein schwüler Duft liegt über dem Buch: alle die Frauen, die scheinbar die Seele des Mannes suchen und doch nach dem Mann in ihm trachten. Wir müssen bis dahin gehen, wo die glühe Sinnlichkeit in Niedrigkeiten herunterzieht und der Mensch, der fein und zart empfindende Mensch, sich vom Tier in ihm knechten läßt und es nicht einmal anders mehr will. Es ist ein Buch, bei dem einen Entsetzen ankommen kann. Sind die Menschen wirklich so? Dürfen sie so sein, und wollen sie es, und werden sie es wollen? Nichts ist uns von dem, was so fühlen und fragen läßt, erspart geblieben. Der Dichter schüttet alles in starken Worten, die wie gehetzt daherkommen, und mit brennenden Gluten vor uns hin. Ich will nicht von den Mängeln der Komposition reden, von alten, abgenutzten romantischen Romanmittelchen, die er sich leider nicht versagt. Das schöne, edle Maß fehlt, und so wirkt die Wirklichkeit brutal. Es fehlt nicht nur das Versöhnende, das thut's ja im Leben auch oft genug. Aber es ist auch erst recht das Verletzende herausgearbeitet.

Hat der Dichter eine Satire schreiben wollen? „Seht, ihr Menschen, so sind eure Helden? eure Göttlichen? Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen und dann diese Intuition — ich darf nicht sagen, wie — zu schließen?" Muß dies dann die Kehrseite sein? Oder ist es eine bissige Satire gegen die Kirche? Die Pastoren machen sich ja auf, den unbequemen Kollegen, der so widerwärtig viel erreicht und so neiderregend gefeiert wird, zu richten. Eine üble Gesellschaft, und Leonta weist ihnen hochfahrend nach, daß sie kein Recht haben, einen Stein auf ihn zu werfen. Soll das nun heißen, daß dieser Leonta noch der Beste in der Reihe dieser unerfreulichen Priestergestalten ist?

Ich denke, Dahl, der sich zu gut sein darf, um derartiges zu wollen, hat an etwas anderes gedacht. Es giebt ein feines und persönliches Problem für den Stand, zu dem „der Göttliche" gehört. Man denke sich einen Pfarrer in der Fülle seiner Kraft, in einer großen Wirksamkeit, mit der Tendenz, den Willigempfangenden reichlich zu geben und die Widerwilligen zu zwingen. Er will erziehen. Wie leicht wird ein Erzieher herrisch und arbeitet auf versteckte Ziele heimlich hin, ohne daß der Erzogene etwas davon merken soll. Er vertritt ein männliches, thatkräftiges Christentum. Er muß es darstellen in seiner Person, ob er will oder nicht, er stellt sich immer selbst hin als den Typus dessen, was er predigt. Da kommen die Dämonen der Herrschsucht. Und die leicht beweglichen Seelen fallen ihm zu, Frauenseelen, die das Männliche anzieht, und er freut sich des bildsamen Stoffes. Da fängt er an zu verarten. Was er zuerst und allein gewollt hat, das durchsetzt sich ihm mit eigensüchtigen begehrlichen Wünschen. Er erlebt die Tragödie des Menschen, der mit den höchsten Dingen auf Seelen wirken will um ihrer selbst willen, den dann die Selbstsucht überwältigt und ihn dem entfremdet, was sein Eigenstes war und ihm Recht und Kraft zu seinem Wirken auf Menschen gab.

Ich möchte meinen, daß Dahl von diesem feinen Problem etwas gesehen hat und uns zeigen wollte. Nun möchte ich, daß es er gethan hätte mit leiseren Tönen, klarer und ruhiger, gerade an einem, der nicht nur Theologie studiert hatte, weil das am billigsten war, und an einem, dem nicht von Hause aus die Sinnlichkeit im Blut brannte. Und dann hätten wir sehen müssen, wie der Mann nicht starb, weil die moralische Gesellschaft entdeckte, wie unmoralisch er war, sondern wie er starb, weil sein Leben zur Lüge ward — oder auch, wie er überwand. Oder wäre das nicht möglich?

Aachen. *Walther Wolff.*

Der Kleine. Ein berliner Roman von Johannes Schlaf. Stuttgart, Axel Junker 1904.

Johannes Schlafs neuer Roman „Der Kleine" läßt in seinem späteren Verlaufe erkennen, daß der Dichter mit ihm in der Art des „Raskolnikow" ein pathologisches Problem poetisch-psychologisch illustrieren wollte. Der Buchhandlungs-Volontär Donald Wegener gerät im Zustande tiefster seelischer Depression unter die suggestive Gewalt eines sadistischen Lebemannes, der in Gemeinschaft mit seiner Geliebten ihn zu perversen Experimenten mißbraucht; die rechtzeitig ausgeteilte Ohrfeige eines Freundes und die Liebe seines Mädchens retten den Jüngling — ein wenig im Handumdrehen und ein wenig familienblattmäßig zahm — vor Mord und Selbstmord in den Hafen der Ehe. Mit wieviel raffinierter Intimität nun auch das Grundproblem des Romans behandelt ist, so bedarf doch Schlaf zunächst eines ungeheuren und weitschweifigen Aufwandes, ehe er sich dieses eigentlichen Themas bemächtigt. Es werden alle erdenklichen Probleme aufgeworfen — aber lediglich in lauter durch Gedankenstriche auseinandergerissenen Schlagwörtern, in Kapitelüberschriften zu wissenschaftlichen Themen, in Gedankensetzen gleichsam, die im Sturmwinde krankhaft gehetzter Einbildungs- und Denkkraft einen tollen Wirbeltanz aufführen. Die Vorstellungsreihen jagen sich wie im Hirn eines Fiebernden, und dementsprechend galoppiert der Stil des Romans — ganz abzusehen von den stilistischen Nachlässigkeiten, deren Fatalität durch zahlreiche Druckfehler noch gehoben wird — meist in zerhackten, prädikatlosen Sätzen, in unkünstlerisch wirkendem Sperrdruck, in verschwenderisch

ausgestreuten Frage- und Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen; es ist ein Stil, der sich selbst parodiert: „Das — Idol! — Das war es! Das — Idol! — Er begann zu essen! — Begann! —" Und in dieser wahnwitzigen Sprache, die rein gedanklich über alle Zusammenhänge der hergebrachten Wortgefüge hinweg von Gipfel zu Gipfel setzen möchte, reden auch die Menschen des Romans. Sie reden alle so: ihr Autor hat sie krank gemacht, und sie stecken voll von litterarischen Reminiszenzen, derart, daß Schlaf ihnen in Tagebuchform an sich nicht hergehörige poetische Fragmente unterschiebt, die nichts von ihrer, dagegen um so stärker des Dichters lyrische Eigenart haben — darunter das schöne Prosagedicht „Rosen", das indes nicht hierher, sondern in Schlafs früheren Novellenband „Frühlingsblumen" gehörte.

Manchmal hat man das Empfinden, als seien ihm seine Gestalten nichts als Versuchskaninchen für psychologische und ethische Theorieen: außer den Problemen des Doppelbewußtseins und der suggestiven Abhängigkeit die Keuschheitsforderung, das Mutterschaftsproblem, die Rassetheorie. Ueber allen Räsonnements und Reflexionen entgehen Schlaf die großen Zusammenhänge der individuellen Psyche, es fehlt das einende Moment, das die einzelnen, meist außerordentlich feinen und zutreffenden Beobachtungen plastisch zusammenfügt, fehlt jene großzügige Gestaltungskraft, die im „Meister Oelze" ihr Höchstes gab. Zweckloserweise greift Schlaf zu dem bequemen Hilfsmittel, jemanden indirekt durch die Worte eines anderen zu charakterisieren, und nimmt damit in der Exposition des Romans, statt eine Vorhandlung nachzuholen, eine Charakteristik vorweg. Unkünstlerischer noch, weil wie ein schlechtes Gemälde nach Farbe und Technik riechend, wirkt die Wendung: „Plötzlich kam ihm ein für seinen Charakter sehr kennzeichnender Gedanke", und seltsam berühren bei einem bahnbrechenden Theoretiker der poetischen Technik wie Schlaf Rückfälle in das alte Romancliché: „Es war ein Geheimnis, von dem er später noch sehr vieles und Tiefes zu erfahren und zu leiden haben sollte". Den Johannes Schlaf der Novellen und früheren Romane erkennt man erst aus der zweiten Hälfte des Buches wieder, wennschon auch hier, bei aller Weitschweifigkeit der pathologischen Details, das Tempo wie gehetzt ist — so ungefähr muß ein Verfolgungswahnsinniger fühlen; es ist, als peitsche ein unsagbares Grauen, ein undefinierbares Angstgefühl diese Leute. Und diese Stimmung wirkt suggestiv auf den Leser, quält ihn — verfolgt ihn förmlich. Immerhin bliebe aus den 500 Seiten dieses kranken Romans eine wertvolle pathologische Studie zu destillieren.

Wien. *Leonhard Adelt.*

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. 1. Band: Mit tausend Masten. Berlin, Richard Bong. 416 S. Broschiert M. 4,—, geb M. 5,—.

Prinzipiell wurde an dieser Stelle über den Vertrieb des Buches und die neue Reklamemethode des Verlegers schon das Nötige bemerkt. Es erübrigt noch, es nach seinem Gehalt ins Auge zu fassen. Die Lobesinserate in der Presse erschweren die unparteiische Gerechtigkeit sehr, die man dem Verfasser schuldet: man ist versucht, dem Uebermaß der Begeisterung mit einem Uebermaß des Tadels entgegenzutreten, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Doch da der Verfasser an dem allem vielleicht keine Schuld trägt, soll doch eine ruhigere Beurteilung versucht werden.

Aus dem Buche spricht zunächst ein erstaunlicher Mangel an Phantasie. Es ist aus direkt und indirekt Erlebtem zusammengeschrieben. Konnte oder wollte der Verfasser nicht anders? Das letztere hieße denn doch in einen Realismus zurückfallen, der wirklich überwunden ist.

Wozu aber, wenn man sein eigenes Leben erzählen will, überhaupt die Kunstform noch festhalten und nicht ehrlich gestehen, daß man seine Biographie in vier Bänden (Lausanne, Berlin, München, Marburg) des allgemeinen Interesses für wert hält und sie darum in Druck giebt? Stilgebauer ist als tüchtiger Litterarhistoriker und Herausgeber von litterarhistorischen Dokumenten vorteilhaft bekannt. Er war fünf Jahre Privatdozent für ältere deutsche Litteratur in Lausanne, repräsentiert also ziemlich das, was man als die höchste Stufe der Bildung mit Recht oder Unrecht anzusehen geneigt ist. Und doch scheut er sich nicht, zu den gewöhnlichen Mitteln des Skandalromans zu greifen und ein Dutzend ehrbarer Leute mit kaum merklicher Namenverdrehung öffentlich aufzuspießen! Bonus hat im „Kunstwart" dieses Verfahren als „Racheroman" nicht übel gebrandmarkt, und Stilgebauer hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn diese Praktiken übelster Art manchem Kritiker den Mut genommen haben, nun auch die gute Seite des Buches zu sehen.

Denn Götz Krafft ist kein so übles Buch, und es kurzweg als Schund zu bezeichnen, war zu hart. Dieser junge Studiosus mit seinem warmen Blut und seinem frischen Wesen ist ein ganz lieber Mensch; wenn er sich durch seine Unbeholfenheit und sein Selbstbewußtsein auch je und dann lächerlich macht. Es kann noch etwas aus ihm werden, nur ist es schade, daß der Verfasser 1600 Seiten dazu braucht.

Der große Fehler des Werkes ist sein Mangel an Innerlichkeit. Götz Krafft erlebt ein Studentenduell mit tödlichem Ausgang, den Prozeß einer Kindesmörderin und eine Verführungsszene, das heißt er erlebt das alles nicht — die letztere ausgenommen —, sondern ist ganz äußerlich daran beteiligt. Wir sehen kaum, wie sich diese für eine Studentenentwicklung übrigens wenig typischen Geschehnisse in ihm spiegeln. Das Stoffliche beherrscht das Psychologische vollständig. Anläufe, einen Weltanschauungsroman zu schreiben, fehlen ja nicht — der Bruch mit der Theologie, die Lektüre Stirners, die Eindrücke der Vorlesungen Renards und Dandirans hätten dazu führen können, aber immer fliegt dem Leser im entscheidenden Augenblicke der jedesmal dickere Knüppel des Stofflichen zwischen die Beine, und aus ist es mit aller Vertiefung und ernsten Charakteristik, sodaß man die allzu ärmlichen Diskussionen über Lebensfragen schließlich lieber ganz entbehrte.

Dazu kommt ein anderes. Götz Krafft spielt bei den genannten Ereignissen jedesmal eine gar zu erhabene Rolle. Er ist unwiderstehlich, ohne ihn wären die größten Schandthaten unentdeckt geblieben; er geht als Tugendheld aus den schwersten Abenteuern hervor. Das ginge alles noch an, wenn nur der Verfasser diesen modernen Tamino gelegentlich desavouierte; aber er scheint im Gegenteil sein größtes Wohlgefallen an ihm zu finden und nicht zu sehen, daß der gute Götz, um den sich die Welt dreht, auf diesem schwindelnd hohen Piedestal auf die Dauer schon im ersten Bande etwas komisch wirkt.

Sind die frankfurter Kapitel von genauester historischer und topographischer Wahrheit, sodaß jeder Engländer, mit diesem grünen Baedeker in der Hand, schließlich vor der Thüre des Pfarrers Stilgebauer auf dem großen Hirschgraben landen muß, so wünschte man den lausanner Kapiteln etwas größere Exaktheit. Diese gute Stadt, die in ehrlichem Bemühen die Hallen ihrer jungen Hochschule mit Studenten aus dem Reich füllt, ist aufs äußerste über ihren einstigen Privatdozenten erschrocken, der ihr zum Dank der gewährten Gastfreundschaft ein Duell und einen scheußlichen Kindesmordprozeß auf den Hals hängt, der eher aus dem „Petit Journal" zu stammen scheint. War es denn wirklich nötig, den Roman mit diesen Schauern zu würzen, die ja freilich ihre Wirkung thun? Der Verfasser kennt gewiß Maeterlincks Kapitel über die „Tragik des Alltags" aus dem „Schatz der Armen". Sie ist, von einer kundigen Hand geschildert und einer zarten Seele entströmend, tausendmal tragischer als die des Gerichtssaals.

Es wäre thöricht, so lange bei der Kritik eines Buches zu verweilen, wenn es nicht einen guten Kern hätte. Es ist zweifellos ehrliches Wollen in dem Roman, neben

dem Bedürfnis, um jeden Preis Skandal zu machen und eine alte „Flamme" zu blamieren. Es spricht aus ihm neben dem Sensationsverlangen ein ernstes Ringen und die Erinnerung schmerzlicher Kämpfe. Wir wünschen dem Verfasser, daß er sich in den folgenden Bänden durch Verinnerlichung zum Siege durchringe und daß er ohne theatralischen Aufputz und überflüssige Selbstverherrlichung dazu gelange. Wir wünschen ihm noch entschiedener, daß er in seiner Enzyklopädie vermeide, an braven Leuten, die ihn im Unverstand gekränkt haben, kleinliche Rache zu nehmen und eine ganze Stadt auf unverdiente Weise in Mißkredit zu bringen. Der Verfasser hat das Zeug zu einem guten Romanschriftsteller, vielleicht gar zu einem Dramatiker, wenn auch nicht gerade zu einem Dichter. So nutze er den großen Einfluß, den er durch die Rührigkeit seines Verlegers auf unser Durchschnittslesepublikum hat, auch in würdiger Weise aus, und wir werden uns aufrichtig freuen, ihm wieder zu begegnen. Für den ersten Band seiner Tetralogie ist aber der klingersche Beethoven als Devise, so unglücklich er auch aussieht, doch eine Hyperbel. Hoffen wir, daß er im zweiten, der noch diesen Sommer erscheinen soll, „im Strome der Welt" zur Wahrheit werde.

La Tour-de-Peilz. *Ed. Platzhoff-Lejeune.*

Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten. Von Richard Schaukal. Hermann Seemann Nachf. Leipzig, 1902. M. 3,—.

Ich schätze Schaukal als Lyriker hoch; manche seiner völlig individuellen, feurig-phantastischen Verse gehören zu meinen Lieblingsgedichten. Darum interessiere ich mich auch für den noch tastenden Novellisten Schaukal. Hier hat er sich noch nicht gefunden. Speziell der vorliegende Geschichtenband ist außerordentlich sprunghaft und fragmentarisch in Form und Inhalt. Ohne irgendwie in Vergleiche mit dem Ideal zu verfallen, das der Verfasser selbst mit den Namen Poe, d'Aurevilly und E. T. A. Hoffmann seinem Buche vorangesetzt hat, muß ich doch gestehen, daß diese seltsamen Geschichten Ansprüche herausfordern, ohne sie zu erfüllen. Das Persönliche darin ist die wiener Note, die sich im oft geschickt geführten Dialog, in leicht hingeworfenen Stimmungsmomenten bemerkbar macht. Das aber, worauf es dem Dichter in erster Linie ankam, die Phantastik des Unheimlichen, des Unerklärlichen, des Unterbewußtseins, des zweiten Gesichts und all der psychopathischen Erscheinungen, die uns heutzutage noch als übernatürlich berühren, das alles bleibt im epischen Entwurf, in der Skizze, in der Andeutung stecken. Nun kann und wird dies wahrscheinlich Schaukals Absicht gewesen sein. Er wollte weder durch die logische Gedankenschärfe eines Poe, noch durch die schwelgerische Erzählerkraft des Franzosen d'Aurevilly, noch durch die tolle Phantastik eines Hoffmann imponieren. Dann kommt es eben darauf an, daß der skizzierte Stoff an sich interessant genug ist, um dem Leser zu genügen, manches fehlende ihm zu ersetzen. Das ist nun leider nicht immer der Fall. Es ist bezeichnend für den Lyriker Schaukal, daß er hier kaum ein einziges mal zum erlösenden Werte des Epischen gelangt ist. So eigenartig diese 28 kurzen Geschichten stofflich meist sind, so wenig erfreulich ist ihre Form. Es macht den Eindruck, als seien sie — vor Schrecken und Entsetzen über ihre eigenen, höchst sonderbaren Einfälle — mitten auf dem Weg sich auszusprechen, plötzlich stecken geblieben und könnten nun nicht mehr weiter. Daß Schaukal ihnen hätte auf die Beine helfen können, wenn er nur gewollt hätte, das beweist er verschiedentlich durch eine ganz bedeutende Sprachkunst. Sie bildet schließlich das Erfreuliche und Heimelige an den sonst so unerfreulichen und unheimlichen Geschichten.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Stud. rer. journ. Roman von Hans Säuberlich. Verlag Saxonia. Chemnitz 1904. 241 S. M. 2,50.

Bekanntlich besteht in Berlin eine „Journalistenhochschule", ein Institut privaten Charakters, über dessen Berechtigung u. s. w. seinerzeit scharfe Fehde geführt worden ist. Ueber diese „Hochschule" von einem ihrer ehemaligen Zöglinge etwas zu hören, noch dazu in der Form eines Romans, muß doch nicht ganz ohne Interesse sein. So sagte ich mir, als ich das Buch zur Kritik erhielt. Und ich wurde nicht enttäuscht — nur freilich wurde mein Interesse nach einer anderen Seite hin wach . . . Aber greifen wir nicht vor. Der Inhalt des „Romans" sei skizziert. Ein junger Kaufmann will zur Schriftstellerei übergehen; in Berlin besucht er die Journalistenhochschule und wird zuletzt Redakteur eines Lokalblättchens. Diese Ereignisse werden durch ein paar recht harmlose Liebeleien nicht aufregender gemacht. — Das Buch ist nichts weniger als ein Roman. Es könnten allenfalls flüchtige, oft zusammenhanglose Tagebuchaufzeichnungen sein — und eigentlich könnte man verlangen, daß ein Jünger der Journalistenhochschule äußerlich wenigstens die litterarischen Kunstformen auseinander hielte. Aber das ist noch das geringste. Interessant ist die gesinnungstüchtige Methode, die auf der Hochschule zur Anwendung kommt und in dem Buche beschrieben wird. Die jungen Leute lernen konservative, sozialdemokratische, freisinnige Zeitungen durcheinander schreiben und redigieren. Daß sie ob solchen Könnens ein unheimlicher Größenwahn beseelt, ist begreiflich. Der Tagesjournalist muß die Ergebnisse aller Wissenschaften beherrschen! Mit unbegrenzter Verachtung sieht er auf das Volk im Froschpfuhl, auf die „Proleten" herab, die von seinen geistigen Erzeugnissen leben müssen. Er verzapft, wie es gewünscht wird, in beliebigem Umfange Philosophie, Geschichte, Politik, Naturwissenschaft; er macht dazwischen mit Begeisterung produktiv und kritisch in schöner Litteratur. Die akademisch gebildeten Menschen gelten gegen die Schüler der Journalistenhochschule nur als Banausen, die es eigentlich garnicht wagen dürften, sich litterarisch zu bethätigen.

Doch das wäre alles noch zu ertragen, wenn der Stil wenigstens der eines Tertianers und das Deutsch das eines Dorfjungen wäre. Der Leser mag einige wenige Proben hören; ich könnte ihm auf den 241 Seiten des „Romans" wohl ebensoviele aufweisen. „Da ließ mir der Mann einen tiefen Blick in sein Herz thun." „Ihm die schöne Geschichte zu erzählen, wollte ich nicht." „Zweier Tendenzen liegen die Zeitungen unter." „An Kollege Meyer war das Fehlen zur Krankheit geworden." „Unter viel Scherzens, wie aber auch ernsten Gesprächen &c." „Jedes wichtige Ding, was ihnen in die Augen stach &c." „Da kommt nun zu solchen unruhigen . . . Geistern, eben solchen, wovon ich einer bin, unsere Hochschule." „Jeder halbwegs höher gebildete Mensch, den es doch in fast allen Gegenden giebt." „Die Katastrophe bedeutete zur Zeit der Entstehung einen großen Markstein." „Die Neigungen zu den Lüsten des weiblichen Geschlechts kannte er nicht." „Wollte er damit seine Künste in solchen Fertigkeiten beweisen . . ." „Das gab Stoff zu Artikel und Plaudereien." — Aber es wäre unmöglich, im Rahmen dieser Anzeige den kindischen Stil und die Unzahl von grammatischen und anderen Fehlern, sowie die Naivetät der von keiner Sachkenntnis getrübten „wissenschaftlichen" Urteile ganz zu würdigen.

Das Buch ist von A bis Z nichts als eine widerliche, plumpe Reklame für die Journalistenhochschule. Als solche wird sie nun wohl freilich ihren Zweck gründlich verfehlen!

Berlin. *Franz Lüdtke.*

Im finstern Thal. Roman von B. Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner, 1903. 330 S.

Die erste der in vorliegendem Bande enthaltenen Erzählungen schildert den Kalvarienberg eines jungen Mädchens, deren Vater einen Selbstmord beging, als er für die Verbrechen, die er im Tropenkoller verübt hatte, zur Verantwortung gezogen werden sollte. Sie und ihr treuer Diener Alimin schlagen sich nun bald vereint, bald getrennt durchs Leben, sie als untalentierte, unter den Verhältnissen qualvoll leidende Schmieren-

schauspielerin, er als Nubierprinz in einem Zirkus. Der feuchte Nebel der Nordseeküste wirft ihn aufs Krankenlager, und da er stirbt, verliert sie jeden Zusammenhang mit dem Leben und begeht einen Selbstmordversuch. Sie wird gerettet, und die verstehende Liebe einiger Menschen schafft ihr einen neuen Lebenszweck als Krankenpflegerin. Im „Problem", der zweiten Novelle, begegnen wir einer unbefriedigten Weltdame, die am Vorabend einer lebensgefährlichen Operation Abschied nimmt vom Leben. Wider aller Erwarten übersteht sie das Schlimmste, doch als sie tastend den Weg zur Gatten- und Mutterliebe wiederfindet, entführt sie ein schmerzloser Tod aus dem finsteren Thal. In beiden Novellen hat die Verfasserin ihre Probleme nicht mit Konsequenz bis ans Ende verfolgt. Besonders in der ersten ist sie nur mit nicht unbeträchtlicher Gewandtheit an einen Stoff gegangen, der entweder eine sensitiv feine Künstlerhand oder die Wucht und Kraft einer leidenschaftlichen Seele verlangt. So hat sie die Tragik zur Sentimentalität verdünnt, sie mit einem pikanten Gemisch von holländisch, arabisch und norddeutschem Dialekt garniert und einige hübsch beobachtete und hübsch wiedergegebene Einzelzüge zusammengetragen, anstatt das bunte Leben und Einzelerlebnisse zu zeriegen. Aber trotz allem ist dieses Buch doch besser, wie viele andere, die auch nur dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommen.

Dresden. *Anna Langer.*

Frivol. Roman von Marie Madeleine. Verlag Continent, Berlin-Charlottenburg. 200 S. M. 3,—.

Der Titel des Buches ist absichtlich irreführend. Frivol ist der Name eines Pferdes; dessen Geschichte der Inhalt der Erzählung. Es ist sogar ein ungewöhnlich braves Buch, das uns die Dichterin der Erotik hier bietet. Unerlaubte Liebe wird durch die Dazwischenkunft der gealterten Stute Frivol, die ihre Herrin mit Wiehern begrüßt und an schöne Tage geachteter Liebe erinnert, zur Umkehr bestimmt und reuig gebessert. Der Roman liest sich angenehm, hat künstlerische Feinheiten, entfaltet eine flotte Charakteristik und wirkt durchaus lebendig. Kleine lyrische Inseln, wie der Frühlingstag im Erlengrunde, an dem Herrin und Pferd eine erste jugendliche Liebesempfindung beschleicht, durchbrechen die elegant nachlässige Erzählungsweise. Der oft tragischer behandelte Stoff vom verwöhnten Rassepferde, das zum Droschkengaul herabkommt, wird von Marie Madeleine mit gelassenem Achselzucken mitangeschaut, ohne Sentimentalität, nur eben als künstlerischer Vorwurf. Man würde dem Romane unrecht thun, wenn man ihn etwa mit Tolstois „Leinwandmesser" vergleichen wollte, der in der Tiefe, auch des Pferdeherzens, zu lesen versteht. Eine Eisenbahnstunde aber oder die langweilige Zeit während des Frisierens etwa wird durch „Frivol" in angenehmer Weise verkürzt werden.

Berlin. *Anselm Heine.*

Die Ueberbande. Kriminalroman, frei nach den Akten erzählt von Hans Blum. Berlin, Gebr. Paetel, 1904. 274 S. M. 4,— (5,—).

Einen Kriminalfall zum Gegenstand eines Romans zu machen, ist an sich nichts tadelnswertes. Wenn, ganz allgemein betrachtet, ein Dichtwerk als Spiegelbild des Lebens den Kampf des Individuums mit der Gesamtheit darstellt, so macht es keinen Unterschied, ob die Waffen der Vielheit in Vorurteilen und Moralanschauungen bestehen oder sich schon zu Strafgesetzen verhärtet haben. Auch im letzteren Falle wird das eigentliche Schlachtfeld immer die Seele des Helden sein und der Strafe im günstigsten Falle die Rolle zufallen, eine innere Unterwerfung unter ein selbstgeschaffenes ethisches Gesetz äußerlich zu dokumentieren. Insbesondere ist dabei an einzelne tolstoische und dostojewskische Romane zu denken. —

Wenn ein solcher Roman um seines Objektes willen auf keinen Fall eine Zurücksetzung verdient, so gilt dies nur mit Einschränkungen von jener Klasse von poetischen Erzeugnissen, die man im allgemeinen Sprachgebrauch unter dem Namen „Kriminalromane" zu begreifen pflegt. Wie der Ausdruck schon vermuten läßt, nimmt in einem solchen Werk der Kriminalfall die Hauptrolle ein, während er in der ersten Kategorie doch nur in seiner Reaktion auf die Seele der handelnden Persönlichkeiten interessierte. Hier dagegen werden uns, je nachdem der Hauptheld Verfolger oder Verfolgter ist, detaillierte Darstellungen des Spitzbubenlebens oder des Dienstes der Sicherheitsbehörden geboten. In dieser Beziehung erinnern solche Bücher an die heute so zahlreichen Berufsschilderungen, die Militär- und Studentenromane, in denen auch die intime Wiedergabe eines dem Leser mehr oder weniger fremden Milieus die Hauptrolle spielt. Während aber diese Klasse von Romanen meist in der Milieuschilderung Genüge findet, verlangt man von einem richtigen Kriminalroman noch ein zweites: die Erregung der höchsten Spannung im Leser, die erst mit der Schlußkatastrophe ihre Lösung finden darf.

Die so gewonnenen Kriterien eines guten Kriminalromans: gute Milieuschilderung und Erregung von Spannung, sucht man in Hans Blums neuem Werke vergebens. Im trockensten Reporterstil wird uns eine Reihe von Einbruchsdiebstählen der „Ueberbande" geschildert. Daß die einzelnen Diebstähle sich aufs Haar gleichen, ist zwar von Wichtigkeit für die Entdeckung der Thäter, aber eine Qual für den Leser. Und nicht nur die Uebelthaten gleichen sich, sondern auch die einzelnen Verbrecher entbehren jeder Individualität. Sie werden in ziemlich regelmäßigen Intervallen im Laufe der Geschichte allmählich hinter Schloß und Riegel gebracht. Damit fehlt dem Roman jede Konzentration und jeder Höhepunkt, und der Leser, dem zugemutet wird, ein halbes Dutzend Einbrüche und ebensoviele Verbrechernamen im Kopfe auseinander zu halten, atmet erleichtert auf, wenn erst die Gesamtheit der Ueberspitzbuben ihrer Strafe entgegensieht. Noch kläglicher steht es mit der Milieuschilderung. Irgend eine Schablonenfigur ein paar Morde und Einbrüche begehen lassen, heißt noch keinen Verbrecher schildern. Wer solche „Szenen aus der Tiefe" darstellen will, der darf nicht am Schreibtisch sitzen bleiben, der muß hinabsteigen zu diesen Ausgestoßenen und ihre Sprache und ihre Sitten studieren. Wir besitzen wohl einige Schriftsteller, die in dieser Welt künstlerisch heimisch sind, ich erinnere nur an Hyan und Ostwald. Hans Blum gehört sicher nicht dazu.

Charlottenburg. *Franz Ledermann.*

Césarine. Von Jean Richepin. Uebersetzt von L. Heinz. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Jean Richepin, der kecke Dichter des Bohèmetums, der in seinen „Chansons de gueux" an kühnem Naturalismus der Sprache Baudelaire noch übertrifft, künstlerisch freilich weit hinter diesem zurücksteht, bietet als Romanschriftsteller nicht allzu Hervorragendes. Wenigstens pflegt er wohlgelungene Szenen nur zu oft unter anderen, weitschweifigen zu erdrücken. Es fehlt Richepin an der Klarheit und Straffheit der Komposition, die selbst seinen viel minder begabten französischen Kollegen noch eigen ist. Nicht er beherrscht seinen Stoff, sondern er läßt sich von ihm beherrschen, und die zweifelhaften, oft verkommenen Gestalten mit ihrem unsicher schwankenden Schicksal, die er zumeist schildert, scheinen ihm seinen etwas saloppen Stil geradezu aufzuzwingen. Liest man seine Bücher nun im Original, so übt der dem jeweiligen Bohèmemilieu entnommene echte Jargon noch einen seriösen Reiz aus, der bei einer Uebertragung wegfällt. Die vorliegende Erzählung ist von sehr romanhaft sentimentaler Erfindung: ein älteres Mädchen, Tochter eines Säufers, opfert sich treulich für ihren Geliebten, einen schwindsüchtigen Studenten, auf, der von seinem Vater, einem bärbeißigen Haudegen, verstoßen wurde. Die Liebenden werden während des pariser Kommuneaufstandes niedergemacht. Wäre nicht der packende, zeitgeschichtliche Hintergrund, der den Verfasser fesselnde, kräftig realistische Bilder vom Feldzug

und den Greueln in Paris zeichnen läßt, die rührselige Fabel an sich dürfte kaum ein höheres litterarisches Interesse beanspruchen.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Lyrisches.

Das seidene Buch. Eine lyrische Damenspende von Otto Julius Bierbaum. Geschmückt mit zwölf Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1904. 12°. 264 S. Geb. Mk. 6,—.

Bierbaum steckt seine wohllautenden Gedichte immer wieder zu bunten Sträußen zusammen. Man kann dieser liebenswürdigen Kunstgärtnerei unmöglich seinen ehrlichen Beifall versagen. Kaum ein anderer deutscher Dichter hat heute, ja hatte je diese Gabe des zierlich aparten Arrangements, des diskret kombinierenden In-Szene-Setzens. Man denke an den „Bunten Vogel", die frühen Liederbücher, den in einer bei lyrischen Gaben seit Geibel beispiellosen Verbreitung umgethanen „Irrpoeten der Liebe". Selbst ein feinsinniger Genießer und Interpret der dekorativen Künste, hat es Bierbaum verstanden, Maler, Zeichner und Buchschmuckspezialisten seiner hellen, klaren Dichtung zu freundlicher Bedienung anzuwerben. Das ergiebt jedesmal ein kleines Bibliophilen-Ereignis, wenn der verdiente Autor sich neuerdings zum Worte meldet. Diesmal ist es ein „seidenes Buch" sogar — ein wenig allzu journalistelnd —, eine „Damenspende", wirklich entzückend gewandet und lieblich ausstaffiert, von Meister Thoma und Peter Behrens verschwenderisch mit Bild- und Zieratgaben bedacht.

Die vom Dichter getroffene Auswahl ist allen Lobes wert. Man staunt über den Reichtum an leisesten, zartesten Nuancen eigentlich weniger Grundtöne. Und doch ist scheinbar keinerlei Routine am Worte. Naiv, herzlich, schlicht — innig geben sich diese der Mehrzahl nach angeborenen Lieder. Wahre Kleinodien sind da liebevoll aneinandergereiht. Und das schönste an diesem frohen welt-andächtigen Buche ist seine urdeutsche, ehrfürchtige und doch sicher stolze Natur. Dem besten, was wir von Chamisso, Eichendorff, Mörike, Uhland, Lenau, Storm hegen, schließt es sich in vielen seiner Stücke ebenbürtig an. Wieder und wieder kann man sie lesen, bis sie einem unverlierbar in der tiefsten Seele klingen.

Wien. *Richard Schaukal.*

Gedichte. Von Gustav Renner. Gesamtausgabe, durchgesehen und vermehrt. Verlag von E. Th. Förster, Gr.-Lichterfelde-Berlin. 1904. 174 S. Mk. 3,50.

Bei einer Betrachtung der modernen Lyrik kann man an Gustav Renner nicht vorübergehen, weniger weil er neue Nuancen hineingetragen hätte, als weil er eine künstlerische Persönlichkeit ist, die als solche ein Stück modernen Geistes repräsentiert.

Durch diese Dichtungen spinnt sich das Schicksal eines nicht gewöhnlichen Menschen, eines Kämpfers, der es vermocht hat, sich über das Leben zu stellen. Aber die Schmerzen, die er überwunden hat, zittern in seiner Erinnerung nach und verleihen seiner Kunst das besondere Gepräge.

Renner ist kein Dichter für die große Masse, es fehlt seinen Versen an suggestiver Kraft und einschmeichelndem Klang, sie haben bei aller Schönheit nicht selten etwas Kühles, Nüchternes. Dem aber, der tiefer eindringt, gewähren sie desto reicheren Genuß, weil sie ihm keine Märchen erzählen, sondern ernste Wahrheiten aufdecken. Die Sprache behandelt Renner mit durchaus vornehmer Sicherheit; ein wenig pedantisch zwar, zu begeistertem Schwung läßt er sich nicht hinreißen, aber auch nie zu Geschmacklosigkeiten. Ernsten Lesern empfehle ich das Buch dringend zu eingehendem Studium.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Dramatisches.

Munken Vendt. Von Knut Hamsun. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München 1904, Albert Langen.

Hier hat Hamsun einmal seinen typischen Menschen, von dem er nicht loskommt, in die Mitte eines acht Akte umfassenden Versdramas gestellt, das im Norden und im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert spielt. Man kennt diesen Typus aus seinen Romanen, und Nietzsche hätte seine Freude an ihm gehabt. Man weiß, daß das Wesen dieses Menschen ganz auf den Instinkt gestellt ist, daß er in einer innigeren Verbindung mit dem Weben der großen Natur lebt als die anderen, daß er mit Hilfe jenes prachtvollen Instinktes die schwierigsten Lagen überwindet, und daß es ihm immer fehlschlägt, wenn er verstandesmäßig überlegen und berechnen will wie die anderen; daß den Blick seiner tierisch heißen Augen kaum ein Weib erträgt und daß sie alle seinem bald ungestümen, bald kindlich täppischen Werben sich willenlos ergeben; daß sein Leben scheinbar planlos und voll innerer Widersprüche ist, daß er, der mit allen Tieren und Pflanzen gut Freund ist, sich in der Menschenwelt auf die Dauer nicht zurechtfindet und sich an ihren Ecken und Kanten schließlich zu Tode stößt. In seinen Romanen haben wir uns an der wundervollen Wildheit dieses Typus und an seinen Unberechenbarkeiten wie an einem schauerlich schönen Naturschauspiel erfreut; hier in dem Drama wirkt er nicht so stark, weil das Proteusartige seines Charakters, der einen immer wieder unter den Händen entwischt, dem Wesen des Theaters zuwiderläuft, das festgeprägte Gestalten verlangt, bei denen man alsbald weiß, „woran man ist". Einen wesentlich neuen Zug hat dieser hamsunsche Mensch hier dadurch gewonnen, daß ihm die Drangsalierungen und tückischen Verfolgungen, denen er von seiten der Menschen und des Schicksals ausgesetzt ist, von denen er doch weiter nichts verlangt, als daß sie ihn nach seiner Façon selig werden lassen sollen, den Glauben an einen gerechten und gütigen Gott rauben, und daß er auch seine Mitmenschen zum Aufstand gegen den harten und ungerechten Gott aufzurufen versucht. Diesen faustischen Zug hat Hamsun dadurch unterstrichen, daß er Munken Vendt von der wittenberger Universität kommen läßt; im Grunde aber ist diese persönliche Erhebung gegen die Gottheit ein spezifisch altmodischer Zug, für den Felix Dahn (in seinen „Bausteinen") lehrreiche Belege aus der ältesten skandinavischen Litteratur zusammengestellt hat. — Es fehlt in dem 322 Seiten langen Drama nicht an Längen, vor allem an Parallelismen der Handlung; auch wird einem manchmal des Unberechenbaren und Undurchschaubaren im Wesen des Helden zuviel; im ganzen aber läßt einen die Dichtung vom ersten bis zum letzten Akt nicht los, so reich ist die Erfindung, so stark das Interesse an der Hauptperson, diesem reinen, guten und innerlich freien Menschen, der in seiner dionysischen Verbrüderung mit der Natur von seinen Mitmenschen mißverstanden, gehaßt und wie ein edles Wild verfolgt wird, und auf dessen Wege die Liebe der Frauen wie ein Licht vom Himmel fällt; und so voll ist die Dichtung von jener hamsunschen heißen Innigkeit des Gefühls, die sich lange schamhaft versteckt und verschleiert, um dann plötzlich mit elementarer Gewalt überraschend und alle Scheu überwindend hervorzubrechen. — Die Uebersetzung der gereimten Verse liest sich leicht und gut, wenn sie auch zuweilen, den beibehaltenen Reimen zu Liebe, die kristallene Klarheit des Originals verwischen mußte.

Linz. *Hermann Ubell.*

Litteraturwissenschaftliches.

Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben. Von Dr. H. Gerstenberg. Unter Benutzung von bisher ungedruckten Nachlaßbriefen. Mit 5 Vollbildern. Berlin, F. Fontane & Co. 1904. VI u. 120 S. 8°.

Das Büchlein gehört mit zu denen, deren Stoff den Verfasser verführt hat, einer Einzelheit allzugroße Bedeutung beizumessen. Gerstenberg, der übrigens auch als Herausgeber der „Gesammelten Werke" Hoffmanns bekannt ist, sind aus dem Nachlasse des Dichters auch die Briefe jener Henriette zugänglich geworden, und er meint aus ihnen und ihrer Erläuterung „einen Beitrag zur Litteraturgeschichte des verflossenen Jahrhunderts" zu gewinnen, der „zwei bedeutende Abschnitte aus den Jugend- und Mannesjahren Hoffmanns v. Fallersleben beleuchtet, seine äußeren und inneren Beziehungen zu einer ihm nahestehenden Frau verfolgt und so die Kenntnis und das Verständnis des Dichters erweitert und vertieft". Damit aber überschätzt Gerstenberg meines Erachtens dieses Verhältnis ganz erheblich. Konnte schon die Thatsache, daß Hoffmann in seiner doch gewiß nicht kurz gefaßten Selbstbiographie nur so wenig und flüchtig von Henriette spricht, darauf hindeuten, daß sie für ihn nicht viel Bedeutung gehabt hat, so wird aus Gerstenbergs ausführlicher Behandlung der Sache ganz klar, daß Hoffmann innerlich und äußerlich der rührenden Liebe dieser Frau zu ihm, abgesehen von der allerersten Jugendschwärmerei, so gut wie ganz kalt gegenübersteht. Er hat sie sehr schlecht behandelt, ihre Briefe oft nicht beantwortet, ein oft versprochenes Bild ihr zwanzig Jahre lang vorenthalten und nur ihre Unterstützung angenommen, ein Verhalten, das uns den Dichter nicht eben von der liebenswürdigsten Seite zeigt.

Ein anderes Urteil aber ist zu fällen, wenn wir die ganze Frage von der psychologischen und rein menschlichen Seite auffassen. Da hat Gerstenberg völlig recht, wenn er für sein Buch Teilnahme erhofft. Denn wir lernen in dieser Henriette v. Schwachenberg wirklich eine Persönlichkeit kennen, zwar nicht gerade eine ungewöhnliche und hervorragende, aber eine, die durch ihr sympathisches Wesen und ihre unglückliche Liebe zu dem Dichter für sich einnimmt. Sie ist, 1792 geboren, mit ihrer Sentimentalität, ihrer Schreibseligkeit und ihrer schwärmerischen Liebe noch ganz ein Kind des 18. Jahrhunderts, beinahe ein weiblicher Werther, freilich kein tragischer; denn trotz allem ist sie dann doch noch die brave Gattin des Hauptmanns Voerster geworden. Aus der einstigen Liebe zu Hoffmann ist dabei allmählich eine freilich auch vielmehr von ihr als von ihm empfundene und geschätzte Freundschaft geworden. So sind denn die zwanzig von ihr erhaltenen Briefe immerhin eine ob ihres geistigen und psychologischen Gehaltes anziehende Lektüre. Allerdings wirken die ersten elf aus der Zeit des „Liebens und Leidens" (1820—27) eigentlich mehr peinlich, und erst die Freundschaftsbriefe (1842—45) machen einen erfreulicheren Eindruck.

An sich ist die Arbeit mit großer Sorgfalt und Liebe zur Sache durchgeführt. Die einleitenden und erklärenden Teile sind sehr eingehend, ein Anhang unterrichtet höchst gewissenhaft über alle möglichen Einzelheiten, und die beigegebenen Bilder sind recht wohl gelungen, sodaß wir das Buch, obgleich wir es eigentlich für entbehrlich halten, doch mit Dank und Anerkennung hinnehmen.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Litterarische Physiognomieen von Bernhard Münz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903. 239 S. 8°. M. 3,60.

Sieben Abhandlungen hat Münz in diesem Buche zusammengestellt, drei größere über Adolf Pichler, Hieronymus Lorm und Malvida von Meysenbug, drei mittlere über Emil Marriot, Olga von Nowikow und Ignaz von Döllinger und die kleinste über den Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch. So verschieden diese Persönlichkeiten sind, Münz weiß ihre litterarischen und geistigen Physiognomien gut zu treffen: er besitzt die Gabe, sich in die verschiedensten Menschenherzen, Gedankengänge und Gefühlsrichtungen einzufühlen, ist warm in der Bewunderung, gerecht im Tadel, maßvoll in beidem. Verwandte Naturen, wie Hieronymus Lorm und die Meysenbug, zeichnet er natürlich am sichersten, aber auch den Ausprägungen ihm fremder Weltanschauungen, wie verschiedenen Romanen der Marriot oder politischen Schriften der Frau von Nowikow, sucht er Verständnis entgegenzubringen. Am schwersten wird ihm dies bei dem ausgesprochenen Antisemitismus der Russin: ihrer Judenverachtung setzt der sonst so bedächtige, fein abwägende Mann eine maßlose Judenüberschätzung entgegen (S. 207ff.). „Daß die Christenheit die Juden erst zu dem gemacht hat, was sie sind" — dieses rationalistische Märchen sollte ein so kluger Mann wie Münz nicht ohne weiteres als geschichtliche Wahrheit ausgeben. Gerade neuerdings hat die Geschichtsforschung zu untersuchen begonnen, ob denn nicht die Judenheit an ihrem Schicksal und ihren Fehlern ein klein wenig oder gar ein bischen viel selber schuld sei. Und sie konnte nicht umhin, die Frage kräftig zu bejahen. Zur Nachprüfung der Sache sei Herrn Münz z. B. Liebes Buch „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit" und „Die Geschichte der rheinischen Städtekultur" von Prof. H. Boos empfohlen.

Darmstadt. *Karl Berger.*

Verschiedenes.

Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Von Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Poske. Nebst Heinrich von Steins „Vermächtnis". Leipzig und Berlin, G. H. Meyer. 1903. 8°. 120 S.

Das Büchlein giebt ein schönes und anschauliches Bild des Künstler-Philosophen und erfüllt trefflich seinen Zweck, im Leser den Wunsch zu wecken, Stein und seine Werke näher kennen zu lernen. Voran steht eine biographische Skizze von Chamberlain, die zuerst französisch in der Revue des deux mondes (1900), hierauf deutsch in den Bayreuther Blättern (1902) erschien. Chamberlain zeichnet klar und scharf die geistige Entwicklung Steins, auch mit Ausblick auf die Ziele der umfassenden philosophischen Weltanschauung, die im Hintergrund und in der Zukunft seines Denkens und Schaffens stand. Stein beginnt mit der Theologie, geht dann zur Philosophie mit Kant, Schopenhauer und Dühring über, erfährt seine tiefste Förderung im persönlichen Umgang mit Richard Wagner und faßt dann soziale Reformen ins Auge im Sinne des Meisterwortes: „Unsere Sache ist es, für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen." Wie für Nietzsche war auch für Stein der Verkehr mit Wagner von entscheidender Bedeutung. Aber grundverschieden war die Wirkung dieses Erlebnisses bei Stein und Nietzsche. Stein hat seine Gedanken ähnlich wie der Graf Gobineau auch dichterisch in den dramatischen Bildern und Erzählungen gestaltet. Chamberlain meint überhaupt, Stein hätte sich später entschlossen, für die Bühne zu schreiben, und gewiß ebenso schöne als starke Werke geschaffen. Inmitten des Buches steht Steins Vermächtnis, kurze, inhaltschwere Sätze aus den Jahren 1881/3, die zuerst im „Nachlaß" 1888 veröffentlicht wurden, in denen das sittliche Ideal einer edlen Persönlichkeit zu machtvollem Ausdruck gelangt. Poskes Aufsatz knüpft vor allem hier an und sucht die leitenden Begriffe der Weltanschauung Steins möglichst mit seinen eigenen Worten, im Zusammenhang darzustellen.

Steins Schriften dringen nur langsam in weitere Kreise. Aber allein schon die Vorlesungen über Schiller und Goethe (in Reclams Bibliothek, 3090) tragen seine tiefen und schönen Gedanken weit hinaus. Auch das vorliegende Büchlein wird manchen zur Beschäftigung mit Steins Schriften anregen und diejenigen, die sie bereits kennen, über manche Einzelheiten aufklären und somit zur Kenntnis und zum Verständnis eines hochsinnigen Denkers beitragen. „Eine Weltanschauung zu gewinnen, ist uns Deutschen innerstes Lebensbedürfnis," sagt Poske. Dazu verhilft uns Stein vor vielen anderen.

Rostock. *Wolfgang Golther.*

Ossians Lebensanschauung. Von H. Jellinghaus. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. Sammlung gemeinverständ-

licher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 39. 61 S. 8°. M. 1,20.

Das Heft verspricht mehr, als sein Inhalt hält. Denn wenn man auch die einem Vortrag gezogenen Grenzen bedenkt, so kann man doch die Ausführungen des Verfassers nur als eine Skizze, nicht als eine Darstellung der ossianischen Lebensanschauung gelten lassen. Sonst hätte er sich nicht begnügen dürfen, die Citate über religiöse, ethische und kulturgeschichtliche Anschauungen fleißig, aber doch etwas schematisch und locker zusammenzustellen. In den einführenden Worten „Zur Geschichte des Ossian" giebt er in der Hauptsache einen gedrängten Ueberblick über die Echtheitsfrage und Tradition, wobei er die Herleitung aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert vertritt. Der Einfluß Ossians auf Deutschland, Frankreich und Italien wird nur rasch gestreift. Deshalb sei noch auf Ampères sehr bezeichnendes Urteil über das französische Ossianfieber verwiesen (Gräf, Goethe über seine Dichtungen. I, 2, S. 680f.) und an Goethes Tagebuchnotiz vom 18. September 1797 erinnert, aus der sich ergiebt, daß er sich auch nach der straßburger Zeit noch lange nicht völlig den ossianischen Vorstellungen entfremdet hat.

Die Schlußbemerkungen über die Persönlichkeit Ossians können naturgemäß nur ein ziemlich abgeblaßtes Bild von dem Dichter bieten.

Leipzig. *Otto Ladendorf.*

Notizen.

∞ **Wilhelm Jordan und George Sand.** Um die Mitte der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, als Wilhelm Jordan Journalist im Dienste des leipziger Verlagsbuchhändlers Georg Wigand war, für dessen „Vierteljahrsschrift" populär-naturwissenschaftliche Aufsätze schrieb und die in dessen Verlage erscheinenden Blätter für wissenschaftliche Unterhaltung unter dem Titel „Die begriffene Welt" redigierte, beauftragte Wigand den bekannten Publizisten Arnold Ruge mit der Herausgabe einer deutschen Ausgabe der Schriften von George Sand, und Jordan wurde Ruges Mitarbeiter. Er übersetzte die „Lelia", jenen 1833 erschienenen Roman, der in seiner Heldin wie fast in allen seinen Nebenfiguren herben Kummer über die zerrütteten Geistesverhältnisse jener Zeit zum Ausdruck bringt, Sittenlosigkeit, Roheit und Heuchelei der Zeitgenossen in grellen Farben schildert. Es folgten Jordans Uebersetzungen von dem „Müller von Angibault" und „Der Aristokrat und der Industrielle", die auf dem Standpunkt des Pierre Lerouxschen Sozialismus stehen. Ferner übersetzte Jordan noch „Ein Landidyll" und „Lucrezia Floriani". Dieser zuletzt genannte Roman erlebte in Jordans Übertragung, zuerst 1847 erschienen, 1863 eine zweite Auflage. Einzelne Anmerkungen Jordans in diesem Buche sind nicht uninteressant. So klagt er einmal spöttisch über die Bandwurmfabriken der Herren A. Dumas und „Konsorten". Man liest zwischen den Zeilen den Neid des deutschen Schriftstellers, der mühsam ums tägliche Brot arbeitet, um die Rieseneinnahmen seiner französischen Kollegen.

P. Wittko.

Nachrichten

Todesnachrichten. In Edlach am Semmering starb am 4. Juli der bekannte wiener Schriftsteller Dr. Theodor Herzl, der in den letzten Jahren besonders als Führer der zionistischen Bewegung einen europäischen Ruf gewonnen hatte. Er hat nur ein Alter von 44 Jahren erreicht. Seine Vaterstadt war Budapest. Er hatte Jura studiert und war dann zunächst Feuilletonredakteur der wiener „Allgemeinen Zeitung"; später lebte er längere Zeit in Paris als Korrespondent der „Neuen Freien Presse", deren Feuilleton er seit dem Jahre 1895 leitete. Von seinen Schauspielen hatte das zionistische Tendenzstück „Das neue Ghetto" am Carltheater und nachher in Berlin 1898 einen starken äußern Erfolg. Etwas später brachte das Kgl. Schauspielhaus sein antikes Schauspiel „Solon in Lydien" zur Aufführung. Auch die „Philosophischen Erzählungen" (1902) behandeln vorwiegend antike Stoffe. Mit Hugo Wittmann schrieb er das Lustspiel „Wilddiebe", das vor zwölf oder fünfzehn Jahren ein beliebtes Repertoirestück der deutschen Bühnen war. Herzls eigenstes Gebiet aber war das Feuilleton, das in ihm einen seiner stilbegabtesten Vertreter besaß (vgl. oben Sp. 1503).

In Berlin † Anfang Juli Dr. Emil Granichstaedten (geb. 1847 in Wien), der seit sechs Jahren als Feuilletonist in Berlin gewirkt hatte, nachdem er früher in Wien erst Advokat, dann Redakteur und Theaterkritiker der wiener „Presse" (später „Reichswehr") gewesen war. Sein historischer Einakterzyklus „Galante Könige" behauptete sich eine Zeitlang mit Erfolg auf der Bühne.

In Hannover † am 9. Juli, seinem 83. Geburtstag, der Hoftheaterdirektor a. D. Karl Schultes. Er war in Ansbach 1822 geboren, war erst Offizier in München und ging mit zwanzig Jahren zur Bühne, der er als Schauspieler und Regisseur, später auch — in Braunschweig und Wiesbaden — als artistischer Direktor angehörte. Seit 1888 lebte er pensioniert in Hannover. Litterarisch bekannt gemacht hat er sich durch eine Reihe frischer Lieder in mittelalterlicher Tonart, die er vor sechzig Jahren in den „Fliegenden Blättern" unter dem Pseudonym „Der alte Landsknecht" veröffentlichte. Außerdem hat er eine große Anzahl Novellen und Erzählungen, zumeist historische, sowie Schau- und Lustspiele, Operntexte ꝛc. geschrieben. Ein Volksschauspiel „Der arme Heinrich", das 1895 erschienen war, wurde im vorletzten Winter am berliner Ostendtheater (mit Mißerfolg) aufgeführt, nachdem der Verfasser Hauptmann beschuldigt hatte, seine Arbeit benutzt zu haben.

Oberstleutnant a. D. Fedor von Köppen † in Lausigk bei Leipzig im Alter von 74 Jahren. Er war in Kolberg geboren, wurde Offizier und stand längere Zeit beim Kaiser Franz-Gardegrenadierregiment in Berlin. Schon in seiner Offizierszeit war er schriftstellerisch thätig und machte sich besonders durch kraftvolle, vielfach preußische Stoffe behandelnde Balladen bekannt. Er war befreundet mit Theodor Fontane und Paul Heyse, gehörte dem Mitgliederkreis des „Tunnels über der Spree" an und gab zusammen mit Fontane die Vereinszeitschrift „Argo" heraus. Im Beginn der Achtzigerjahre schied Köppen aus dem Militärstand aus und widmete sich nun ausschließlich der Schriftstellerei, in der er vor allem das volkstümlich-patriotische Genre pflegte und der Verherrlichung Preußens und der Hohenzollern diente.

In Wien † der Schriftsteller Theodor Herdlicka, der unter dem Pseudonym Theodor Taube zahlreiche Volksstücke, Possen, Operetten u. s. w. verfaßt hat („Leichtes Tuch" u. a.). Er war 1840 in Wien geboren und Eigentümer des Witzblattes „Figaro", das seiner Zeit Ludwig Angenzruber bis zu seinem Tode redigierte.

Ein anderer Wiener, Moritz West, dessen eigentlicher Name Witzelberger war und der als Operetten-Librettist in weiten Kreisen sich einen Namen gemacht hatte, starb dort im Alter von 63 Jahren. Von Haus aus Jurist, begann er seine litterarische Thätigkeit Ende der Siebzigerjahre. Er schrieb u. a. die Texte zu Zellers „Joconda", „Vogelhändler", „Obersteiger", „Kellermeister", „Bruder Straubinger", zu Suppés „Afrikareise" und zu Genées „Nisida".

Der beliebteste und populärste Dichter Neuserbiens, Dr. Jowan Smaj-Jowanowitsch ist in Kamenitza bei Neusatz am 14. Juni gestorben. Er war 1833 in Neusatz geboren und hatte erst Jurisprudenz studiert, dann Medizin. Dem von ihm herausgegebenen humoristischen Blatte „Smaj" dankt er den Zusatz zu seinem Namen. Näheres s. LE I, 1312.

In Wildungen † der Journalist Max Trausil im Alter von 71 Jahren. Er stammte aus Prag, hatte unter Garibaldis Fahnen gefochten, nachdem er Student gewesen war und auch die Mönchskutte wieder ausgezogen hatte. Unter dem Namen Matteo Cantarelli gehörte er als Tenorist der italienischen Oper an, leitete als Direktor in der Schweiz mehrere Bühnen und kam schließlich nach Leipzig, um hier als Journalist sein Brot zu verdienen. Hier war er für mehrere Zeitungen thätig und schrieb eine Anzahl Romane, Novellen und Libretti.

In dem Schwarzwaldkurort Badenweiler † am 15. Juli Anton Tschechow, neben Gorki der außerhalb seines Vaterlandes bekannteste russische Schriftsteller der jüngeren Generation. Man wußte, daß er dem Würgengel der Lungenschwindsucht verfallen war, aber ein so nahes Ende dieses begabten Erzählers hatte man nicht erwartet. Er hat ein Alter von nur 44 Jahren erreicht. Als Sohn eines kleinen Kaufmanns in Taganrog geboren, studierte er Medizin und wurde 1884 Arzt in Moskau. Im Jahre 1887 trat er zuerst mit einer Sammlung seiner „Humoristischen Erzählungen" hervor. Seitdem hat er auf dem Gebiet der kurzen Skizze eine Produktivität und Begabung entfaltet, die ihm die Bezeichnung des „russischen Maupassant" verschaffte. (Unter diesem Titel brachte das „L. E." in seinem ersten Jahrgang, November 1898, seine Charakteristik mit Porträt.) Seit Jahren war er der meistgelesene und populärste Schriftsteller des Zarenreiches. Auch auf dramatischem Gebiet ist er, allerdings nicht mit demselben Erfolg, wenigstens nicht, soweit das Ausland in Frage kommt, mehrfach hervorgetreten: seine Schauspiele „Die Möwe", „Onkel Wanja", „Drei Schwestern" und „Der Kirschgarten" sind mit Ausnahme des letzten auch deutsch erschienen, wie fast alles, was Tschechow geschrieben hat. Als realistischer Humorist von unerschöpflicher Erfindung und ausgezeichneter Beobachtungsgabe wird er einen ehrenvollen Platz in der Weltlitteratur bewahren.

* *

Persönliches. Zum Generalintendanten des karlsruher Hoftheaters wurde an Stelle Geheimrat Bürklins der bisherige Intendant des mannheimer Hof- und Nationaltheaters Dr. August Bassermann — ein Onkel des bekannten berliner Schauspielers und selbst früher ein geschätzter Charakterdarsteller — berufen. — Dr. Eugen Kilian, der langjährige Dramaturg und Regisseur am Hoftheater zu Karlsruhe, hat seine Entlassung genommen. — Dr. Walther Küchler in München ist als Dozent für deutsche Sprache und Litteratur an die Cornell-Universität in Ithaca (New York) berufen worden. — Seinen 70. Geburtstag feierte am 15. Juli Hofrat Dr. Karl Ruland, der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft in Weimar. — Sein 80. Lebensjahr vollendete am 16. Juli Prof. Dr. Ludwig Friedlaender in Straßburg, der Verfasser der in ihrer Art klassischen und vielgelesenen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms". — Frau Pauline Mügge, die Witwe Theodor Mügges, ist zu Grund am Harz im 82. Lebensjahr gestorben. Ihr Gatte, der bekannte Publizist und Romanschriftsteller, ist ihr schon 1861 im Tode vorausgegangen. — Jonas Lie, der gegenwärtig in seiner Heimat weilt, beabsichtigt, Paris, das so lange sein Wohnort war, endlich zu verlassen, um sich in Norwegen ansässig zu machen. Es heißt, daß der greise Dichter bei einem Besuch in Fredriksvärn, einem Städtchen am Eingange des Laurvigsfjordes in Norwegen, von dem Orte wie dessen Umgebung so entzückt war, daß er dorthin übersiedeln will. — Zum Nachfolger Oktave Gréards hat die französische Akademie Professor Emile Gebhardt, einen geborenen Lothringer, gewählt. Gebhardt wurde 1865 zum Professor der ausländischen Litteratur an der Faculté des Lettres zu Nancy ernannt. Sein Hauptwerk ist: „Rabelais; la Renaissance et la Réforme" (1877), außerdem schrieb er noch eine Anzahl kultur- und litterargeschichtlicher Werke.

* *

Allerlei. In Greifswald fand anläßlich der 30. Wiederkehr von Fritz Reuters Todestage eine Gedächtnisfeier in der Universitäts-Aula statt. Damit in Verbindung wurde eine von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz organisierte Fritz Reuter-Ausstellung veranstaltet. — Eine großartige Huldigungsfeier zu Schillers Gedächtnis hielt der Lesezirkel Hottingen aus Zürich beim Schillerstein im Vierwaldstättersee am 10. Juli ab. Die Festrede hielt Regierungsrat Lochers; Gesänge eröffneten und beschlossen den pietätvollen Akt, an dem 800 Mitglieder des genannten Vereins teilnahmen. — Die seit Jahresfrist in Karlsruhe bestehende Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege" wird auch in diesem Jahre mit Unterstützung von Stadt und Staat ein Jahrbuch „Badische Kunst" herausgeben. Die Redaktion liegt in den Händen von Albert Geiger. — Die Zeitschrift „Ost und West" ist aus dem Verlag S. Calvary & Co. in den einer eigenen Verlagsgesellschaft „Ost und West G. m. b. H." (Berlin NW. 23) übergegangen. — Von Martin Greifs fünfaktigem Schauspiel „Prinz Eugen" ist kürzlich eine vorzüglich gelungene französische Uebersetzung von François H. Muller erschienen (Verviers 1904). — Von Peter Hilles Werken bereitet der Verlag Schuster & Loeffler eine vierbändige Gesamtausgabe vor, in deren Besorgung sich Julius Hart und einige andere Freunde des Verstorbenen teilen. — Die Buchausgabe von Frank Wedekinds schicksalreichem Drama „Die Büchse der Pandora" ist in Berlin konfisziert worden. — In Petersburg wurde der Grundstein zu einem Schriftstellerheim gelegt, zu dem ein verstorbener Mäcen 150000 Rubel gestiftet hat. Es ist vorläufig für zwölf Pensionäre eingerichtet und soll im November eröffnet werden. — Im Juliheft der Zeitschrift „Good Words" wird ein bisher unbekanntes Gedicht Lord Byrons veröffentlicht. Es ist eine äußerst scharfe politische Satire und führt die Aufschrift: „The King and the Humbugs". Das Gedicht ist in der Handschrift des Dichters auf drei Seiten eines Briefpapiers kleinen Formats geschrieben und wurde unter einigen Briefen Byrons gefunden.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Bibliothek Bard. 12. 13. Lie, Jonas: Lindelin. Novellen. 208 S. — 14. Dörmann, Fel.: Das Unverzeihliche. Novellen. 114 S. — 15. Großmann, Stef.: Die Gasse. Geschichten. 105 S. — 16. 17. Stoeßl, Otto: Kinderfrühling. Novellen. 144 S. Bard, Marquardt & Co., Berlin. Je M. 1,—.

Böhmer, Emma. Moderne Monologe. Heidelberg, Carl Winter. 76 S. M. 1,—.

Brieger, Alfr. Armer Yorik! Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 242 S. M. 3,— (4,—).

Brociner, Marco. Weihrauch. Roman. Wien, Wiener Verlag. 459 S. M. 3, — (4,50).

Burg, J. Pietätlose Briefe, die sie nicht erreichten. Wien, J. Eisenstein & Co. 64 S. M. 1,—.

Dirking, J. v. Die beiden Bruns. Roman. Köln, J. P. Bachem. 272 S. M. 3,— (4,20).

Falke, Baronesse. Mädchen. Erzählungen. Dresden, Heinrich Minden. 270 S. M. 3,— (4,—).

Forster, William. Um Ehre und Leben. Orig.-Roman. Berlin, A. Weichert. 96 S. M. —,20.

Hansen, Carl. Reif u. anderes. Leipzig, Mod. Verlagsbureau, Kurt Wigand. 71 S. M. 1,—.
Hawel, Rud. Kleine Leute. Roman. Wien, Wiener Verlag. 730 S. M. 6,— (8,—).
Heindl, Anton. Hoch vom Dachstein. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 407.) Berlin, Hermann Hillger. 110 S. M. —,20.
Hoßfeld, Carl. Aus meiner Welt. Leipzig, Mod. Verlagsbureau Kurt Wigand. 64 S. M. 1,—.
Hoy, Senna. Goldene Kätie. Eine Künstlernovelle. Berlin-Steglitz, Verlag Priebe & Co. 93 S. M. 2,—.
Jacobson, Benno. Berliner Luft. Weltstadtgeschichten. Berlin, A. Hofmann & Co. 187 S. M. 1,50.
Mügge, Thdr. Der Vogt v. Sylt. Teschen, Karl Prochaska. 191 S. M. —,85.
Riemann, Aug. Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 386 S. M. 5,— (6,—).
Pfeiffer, Hanns. Kloster Goldenkron. Wien, Martin Gerlach & Co. 215 S. M. 4,— (5,—).
Prigge-Brook, M. Familie Turbilius. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 293 S. M. 3,—.
Salzburg, Frz. v. Des Weibes Sünde. Wien, Moderner Verlag. 96 S. M. 1,50.
Tagebuch e. Erzieherin. Roman v. Dolorosa. Dresden, H. R. Dohrn. 205 S. M. 3,—.
Vely, E., Wohlthätigkeit. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 192 S. M. 3,—.
Voß, Rich. Die neue Circe. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).
Wachler, Ernst. Die Elfe. Novelle. Leipzig, L. Fernau. 67 S. M. 2,—.
Weidemann, L. Karl Maria Kasch. Hamburg, Alfred Janssen. 177 S. M. 2,— (3,—).
Zander, Carl. In die neue Welt. Roman aus unserer Zeit. Berlin, Gabelsberger. 252 S. M. 4,—.

Bernard, Tristan. Das tolle Paris. Deutsch v. Frz. Weil. Wien, Wiener Verlag. 111 S. M. —,50.
Bertheroy, Jean. Der Komödiant. Roman aus der Zeit des Kaisers Augustus. Uebersetzung. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 175 S. M. 2,— (3,50).
Brulat, Paul. Das Modell. Pariser Künstlerroman. Uebersetzung. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 140 S M. 1,— (2,—).
Flynt, Josiah. Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Engl.: Tramping with Tramps. Deutsch v. Lili Du Bois-Reymond. Berlin, J. Guttentag. 259 S. M. 3,—.
Gorki, Maxim. Die Geschichte eines Bäckergesellen. Aus dem Russ. v. Stefania Goldenring. Berlin, Neufeld & Henius. 259 S. M. 2,—.
Hire, Jean de la. Die Königsdirne. Uebersetzung. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 190 S. M. 1,— (2,—).
Hire, Jean de la. Die Torera. Spanischer Roman. Uebers. v. Max Schönau. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 192 S. M. 2,— (3,50).
Nion, Graf F. v. Tünche. Roman aus der pariser vornehmen Welt. Uebers. v. Max Schönau. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 199 u. 168 S. M. 4,— (5,50).
Rassow, Fritz. Marlene. Leipzig, Insel-Verlag. 86 S. M. 3,— (4,50).
Rebell, Hugo. In den Bädern von Bäjä. Uebers. v. Dr. Paul Langenscheidt. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 148 S. M. 1,— (2,—).
Roman-Bibliothek, slavische. Bd. 2: Polnische Erzähler. Eine Anthologie der neueren polnischen Prosa. Prag, J. Otto. 435 S. M. 4,20.

b) Lyrisches und Episches.

Dahm, Paula. Neue Gedichte. Heidelberg, Carl Winter. 101 S. M. 1,50 (2,50).
Fries, Karl. Liebeslieder. Straßburg, Josef Singer. 77 S. M. 1,50.
Hain, Anna. Nachlese im Garten der Poesie. Gedichte. Dillenburg, Gebr. Richter.
Holzschuher, Hanns. Heimliche Lieder. München, A. Ackermann. 46 S. M. 1,50.
Küchler, Kurt. Moderne Dichtungen. Vers und Prosa. Göttingen, Lüder Horstmann. 96 S. M. 1,50.
Meyer-Bremen, H. Glauben, Lieben, Hoffen. Lieder des Südens. Meran, F. W. Ellmenreich. 111 S. M. 2,—.
Müller, Herb. Sturm. Gedichte. Leipzig, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand. 64 S. M. 1,—.
Settler, Frz. Tagebuch in Liedern. Leipzig, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand. 48 S. M. 1,20.

c) Dramatisches.

Appenrodt, P. Giordano Bruno. Trauerspiel. Bromberg, Erich Hecht. 84 S. M. 2,—.
Haiduk, Eduard. Die Gottesboten. Drama. Straßburg, Josef Singer. 109 S. M. 2,50.
Jansen, Rob. Jenseits. Drama. Wien, Verlag neuer Litteratur und Kunst. 50 S. M. 1,—.
Kögel, Jos. Die Pflicht. Schauspiel. Straßburg, Josef Singer. 50 S. M. 1,—.
Rückels, Pet. Rob. Pflicht u. Liebe. Schauspiel aus dem Offiziersleben. Straßburg, Josef Singer. 84 S. M. 1,50.
Schuchardt, Max. Amyntas. Dramatische Dichtung. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 134 S. M. 3,—.
Stobrawa, Art. Der Gutsinspektor. Schauspiel. Breslau, Hermann Zimer & Co. 82 S. M. 2,—.

Vörösmarty, Mich. Csongor u. Tünde. Schauspiel. Aus dem Ung. v. Heinr. Gärtner. 143 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Böckel, Ernst. Hermann Köchly. Ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Heidelberg, Carl Winter. 427 S. M. 10,— (11,—).
Eggert-Windegg, Walth. Eduard Mörike. Stuttgart, Max Kielmann. 105 S. M. 2,— (2,60).
Hebbel, Frdr. Sämtliche Werke. Historisch-krit. Ausg., besorgt v. Rich. Maria Werner. 1. Abtlg. Neue Subskr.-Ausg. (2. unveränd. Aufl.) 1.—3. Bd. 1. Dramen I (1841—1847). Judith. — Genoveva. — Der Diamant. LVII, 493 S. — 2. Dramen II (1844—1851). Maria Magdalene. — Ein Trauerspiel in Sicilien. — Julia. — Herodes u. Mariamne. XLIV, 477 S. — 3. Dramen III (1851—1858). Der Rubin. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges u. sein Ring. — Ein Steinwurf. — Verkleidungen. LXI, 492 S. Berlin, B. Behr. Je M. 2,50 (3,50, 4,50).
Heinse, Wilh. Sämtliche Werke. Herausg. v. Carl Schüddekopf. 9 Bd. Briefe. 1. Bd. Bis zur italien. Reise. Leipzig, Insel-Verlag. 420 S. M. 6,— (8,—, 9,—).
Herzl, Thdr. Feuilletons. 2 Bde. Wien, Wiener Verlag. 351 u. 295 S. M. 10,— (13,—).
Lichtenberg, Geo. Christoph. Aphorismen. Nach den Handschriften herausg. von Alb. Leitzmann. 2. Heft (1772—75). Berlin, B. Behr. 378 S. M. 7,— (7,80).
Litteratur, die. Sammlung illustr. Einzeldarstellgn. Hrsg. v. Georg Brandes. 1. Hofmannsthal, Hugo v.: Unterhaltungen üb. litterarische Gegenstände. Mit 2 Heliograv., 10 Vollbildern in Tonätzg. u. vielen Vignetten. 65 S. —. 2. Mauthner, Fritz: Aristoteles. Ein unhist. Essay. Mit 1 Heliograv., 1 Lichtdr., 10 Vollbildern u. 1 Landkarte. 73 S. — 3. Blei, Frz.: Die galante Zeit und ihr Ende. Giron, Abbé Galiani, Rétif de la Bretonne, Grimod de la Reynière, Choderlos de Laclos. Mit 1 Heliograv., 1 Fksim. u. 10 Vollbildern in Tonätzg. 81 S. — 4. Ostwald, Hans: Maxim Gorki. Mit 1 Lichtdr., 13 Vollbildern in Tonätzg. u. 1 Fksm. 61 S. Berlin, Bard, Marquardt & Co. M. 1,25 (2,50).
Rathlef, Emil. Goethe — pathologisch. Riga, Jonck & Poliewsky. 20 S. M. —,80.
Reimer, Edm. Mährens deutsche Dichter der Gegenwart. Ein Nachschlagewerk und Hausbuch deutscher Dichtkunst. I. Der olmützer Dichterkreis. Sternberg, Edm. Reimer. 16 S. M. —,85.

e) Verschiedenes.

Haessel, Hermann. Ein deutscher Buchhändler. Reisebriefe aus der Mitte des 19. Jahrh. Hrsg. v. Theodor Sorgenfrey. Leipzig, Herm. Haessel. 144 u. 64 S. M. 4,—.
Lublinski, Sam. Vom unbekannten Gott. Ein Baustein. Dresden, Carl Reißner. 99 S. M. 1,50.
Wolf, Eugen. Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter. Berlin, Egon Fleischel & Co. 232 S. M. 3,— (4,—).

Antworten.

Herrn Rektor **A. M.** in Peine. Außer den schon Genannten sind noch anzuführen: Ad. Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart (2. Aufl. 1898); Berthold Litzmann, Das deutsche Drama (4. Aufl. 1897); Leo Berg, Wildenbruch u. das Preußentum in der Litteratur (Berlin 1888). Dazu natürlich die entsprechenden Abschnitte in den Litteraturgeschichten von R. M. Meyer und Ad. Bartels.

Herrn **Georg W.** in Remagen. Der Name Lavater wird mit dem Ton auf der ersten Silbe und deutschem v (= f) ausgesprochen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Zweites August-Heft.

VI. Jahr. No. 22. 15. August 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

E. D. S.

Inhalt

Hierzu das Porträt von Josef Kiß

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger · Berlin · Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Sechster Jahrgang Heft 22 15. August 1904

Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Ahasver-Dichtungen.

Von Dr. Rudolf Fürst (Prag).

(Schluß.)

Eine würdigere Stellung verdankt Ahasverus dem deutschen Epos. Verinnerlichung, die ihm in den Händen von Virtuosen abhanden gekommen war, wurde ihm nun von den Deutschen in reichem Maße wieder zu teil. Als Symbol, als Träger einer Idee schreitet er durchs deutsche Epos. Julius Mosen legt seinem Werk (1838) einen philosophischen Gedanken zu Grund. Ahasverus ist die in irdischem Dasein befangene Menschennatur, „gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte", der sich „erst in unbewußtem Trotz, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christentums schroff gegenüberstellt". So ist also sein ewiges Erdenwallen nicht sowohl als Fluch, denn als Notwendigkeit aufzufassen, deren Aufhebung an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Auch in dieser Terzinendichtung ist Ahasverus ein enttäuschter Anhänger des Heilands, zudem aufs tiefste erbittert, da er zum Mörder seiner Kinder werden mußte, um sie vor Roms Lastern zu schützen. Dreifache Frist ist ihm gesetzt, das Heil zu erringen, dreimal wird er wieder Vater, dreimal der Mörder seiner Kinder: die Erstürmung Jerusalems durch Titus bedeutet die erste Frist, der vergebliche Versuch unter Julian Apostata, das jüdische Reich wieder aufzurichten, wobei Ahasverus, vom alten Judengott aufgestachelt, die Kämpfer wider das Kreuz führt, die zweite, die Erscheinung Mohammeds, die Verkündigung des Islams die dritte Frist. Der Gnade, die ihm von oben angeboten wird, kann er nicht mehr teilhaftig werden. Und so geht der Kampf zwischen Ahasverus und dem Christentum endlos fort:

> „So ringe weiter! weiter! Zwischen beiden
> Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
> Das allerletzte Weltgericht entscheiden."

Gleichzeitig — im Kriegsjahr 1866 — haben zwei deutsch-österreichische Epiker von einander unabhängig die Gestalt des ewigen Juden in sich aufgenommen. Der Deutschböhme Seligmann Heller schrieb das Epos „Ahasverus" (die „erste Wanderung" war schon 1865 unter dem Namen „Die Wanderungen des Ahasver" erschienen), der Niederösterreicher Robert Hamerling den „Ahasver in Rom". Das Schicksal der beiden Bruderepen ist so verschieden wie möglich. „Ahasver in Rom" hat den Namen seines Dichters in weiteste Kreise getragen und zahllose Auflagen erlebt, Hellers Gedicht ist wohl 1868 in zweiter Auflage erschienen, scheint aber heute so gut wie vergessen und wird außer von Johannes Scherr kaum in einer der größeren Litteraturgeschichten registriert. Heller hat den ersten Teil seines Gedichtes „seinem hohen vatergleichen Herrn und Gönner Friedrich Rückert in tiefster Ehrfurcht und kindlicher Dankbarkeit" zugeeignet, die „zweite Wanderung" nach Rückerts Ableben an dessen Tochter Marie gerichtet. Er ist wohl der einzige Poet jüdischen Glaubens, der sich an den ewigen Juden heranwagte; warme Hingabe an den „reinen Jesugeist", flammende Begeisterung für romfreies Deutschtum und herzlicher Abscheu vor allem Pfaffentum, vor jedem engherzig-silbenstechenden Buchstabenglauben, einerlei, welcher Kultus ihm fröhnt, spricht aus jeder Seite seines Gedichtes. Ein unerschöpfliches Wissen, über dessen Quellen die Anmerkungen gewissenhafte Auskunft geben, ist durch hundertundzwanzig Gesänge in streng gebaute Terzinen gebannt. Große Beherrschung der Sprache geht aber nicht mit gleicher künstlerischer Gestaltungskraft Hand in Hand. Der Fülle der Gedanken, dem Streben, eine Epoche durch eine Gestalt, eine Anekdote, ein Diktum, ein Zitat zu vergegenwärtigen, steht nicht die Fähigkeit zur Seite, alles in die rechte künstlerische Anschaulichkeit umzusetzen. Ahasverus, dessen Schuld und Sühne, Irren und Wirren, Ziel und Vollendung in vier Abschnitten („Wanderungen", „Glaubenskampf", „Weltgemälde", „Das Menschentum") geschildert wird, stellt wie oft zuvor die wandernde, irrende und ringende Menschheit dar, „die in ihrem Wandern, Irren und Ringen nichts anderes sucht und findet als sich selbst". In diesem Kampf ist aber ein entschiedener Zug zur Vollendung, ein entschieden optimistischer Zug unverkennbar. Um

diese Entwicklung der Menschheit, an die er glaubte, darzustellen, hat der Dichter nach dem Worte Scherrs „die ganze Weltgeschichte vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an bis auf unsere Tage herab in den Rahmen einer an den Mythus vom ewigen Juden geknüpften Dichtung zu spannen gewagt"; so konnte es nicht fehlen, daß die Verknüpfung dann und wann nur lose geriet. Ahasverus war des Heilands bitterster Gegner, weil er ihn zu wenig verstand, um sein glühendster Anhänger zu werden. So soll er auf Erden wandeln, bis der ganzen Menschheit das Heil Christi aufgegangen ist. Zunächst zieht die weitere Entwicklung des Judentums und des mit ihm verschwisterten Neuchristentums an ihm vorüber: Paulus, einst Saulus, der ihn umsonst zu bekehren sucht, die Zerstörung Jerusalems, die Erscheinung des Apostels Johannes, des Verfassers der Bücher von der Apokalypse, die ersten Christenverfolgungen, orthodoxe und apostatische Strömungen im Judentum, der Aufstand des Bar Kochba, gnostischer und formaler Zwiespalt in der neuen Lehre. Neue Apologeten des Christentums erstehen in Origines, Ammonius, Ambrosius, neue Verfolgungen setzen ein, bis unter Constantin das Zeichen des Kreuzes siegt. Nun findet Ahasverus bei dem egyptischen Antonius in frommer Werkthätigkeit die erste Rast. Nach den Tagen der Beschaulichkeit tritt Ahasver mit allen Erscheinungen von geschichtlicher Bedeutsamkeit in mitunter recht äußerliche Verbindung. Er lernt bei den Germanen deutsches Nationalgefühl, er schaut Augustin sowohl wie Etzel und seine Hunnen, er ist Zeuge, wie der hunnische Eroberer vor dem Papst Leo zurückweicht, er macht „den Kampf um Rom" mit und grämt sich über den öden Buchstabenglauben, das dürre Zeremonientreiben, unter dem „Rabbinertölpel" seine Glaubensbrüder halten. Er zieht nach Indien und begrüßt in Mahommed freudig den Apostel eines neuen, pfaffenlosen Gottesglaubens. In Deutschland ist er Zeuge, wie die alten (mit den Augen Jakob Grimms gesehenen) Götter vor dem Kreuze fliehen, er zieht mit Karl dem Großen nach Rom und mißt an der kleinlichen Rückständigkeit silbenstechender Rabbiner die schamlose Ungebühr der katholischen Hierarchie. Und so geht es fort, das großzügige, geschichtliche Repertorium: es folgen Heinrich der Finkler, Otto I., Heinrich IV., der Pilger von Canossa und Hildebrand, nachmals Papst Gregor VII., die Kreuzzüge. Dazwischen Ausblicke in fremde Länder und in benachbarte Gebiete, ins Reich der Poesie: Juda Ha Lewi, der Sängerstreit auf der Wartburg wird vorgeführt; Franz von Assisi mit seinen Bestrebungen und Wirkungen wird beleuchtet, Tannhäuser wird dem Ahasverus zugesellt, die Hohenstaufen treten auf, dann Dante und Cola da Rienzi, letzterer zu Raudnitz, dem Geburtsort des Verfassers, endlich Huß. Nun erhält Ahasverus (der Glaube) zwei Genossen in Faust (dem Denken) und Don Juan (dem Genuß), er versäumt nicht, mit der Buchdruckerkunst sich bekannt zu machen und Machiavell wie Savonarola kennen zu lernen, endlich mit Columbus die neue Welt aufzusuchen. In der Entdeckung der neuen Welt sieht er (wie der Held von Andersens Dichtung) eine der wichtigsten Bethätigungen des Menschengeistes. Aber auch in der Neuzeit gelingt es ihm, jedes bedeutsame Ereignis mitzuerleben, mit den führenden Geistern in Berührung zu kommen: die italienische Renaissance und Rafael, die Reformation und der Humanismus, der wormser Reichstag und Luther auf der Wartburg, Zwingli und die unsichtbare Kirche, die Jesuiten und die spanische Armada, Copernicus, Shakspere, Kepler, Cartesius, Spinoza, der dreißigjährige Krieg mit Wallenstein („der einzige, der Deutschland retten konnte"), holländische und englische Bilder mit Milton und Newton als Mittelpunkt, Freimaurer und Zigeuner, endlich Goethe, die französische Revolution, Napoleon, Fichte, die Humboldts, das alles zieht gleich Nebelbildern, mit unendlicher Mühe zusammengefügt und doch ohne Leben und Farbe an den Lesern vorüber. Eine eigentliche Erlösung folgt nicht, bloß eine Versöhnung. Ahasver, der längst an seiner Erdenreise Behagen gefunden hat, wird vom Heiland selbst auf die Größe seines Loses hingewiesen:

> „Dir ward das Höchste, was verlangst du mehr?
> Die Völker sind wie Tropfen dir am Eimer,
> Verjüngt im bodenlosen Zeitenmeer
> Ward dir das Herz, der ew'ge Blütenkeimer."

Eine dem Deutschtum, den Manen Dantes und der „unsichtbaren Kirche" gewidmete Apostrophe beschließt das Epos, das seiner ganzen Anlage und Durchführung nach nur für einen kleinen Kreis feinschmeckender Kenner bestimmt ist.

Ganz anders steht es mit jenem gleichzeitigen Gedicht Robert Hamerlings, das man in jüngster Zeit sogar für die Bühne*) zu gewinnen suchte. Hamerling begnügt sich mit einer der Epochen, die Heller durchflog, mit dem neronischen Rom. Ahasverus, der dem Heiland die Ruhe wehrte, ist nur eine Form des ewigen Wanderers. Er ist das erste Menschenkind, der erste Rebell, er ist Kain, er hat den Tod in die Welt gebracht und wird deshalb vom Tod verschont, in ihm, der den Tod vergeblich in jeder Form gesucht hat, personifiziert sich die Ruhesehnsucht der Menschheit. Nur wenn diese, nicht der einzelne sterbliche Mensch, zu kurzer Ruhe gelangt, so darf auch er sich nicht zu ewigem Schlummer, aber zu kleiner Rast hinstrecken, und diese erhofft er, nachdem er mitgeholfen, den Titanen Rom niederzuschmettern, in Germanien, im Schatten des Kreuzes, zu finden. Er, der die ruhelose und nach Ruhe stöhnende Menschheit vertritt, steht im Gegensatz zu Nero, dem Typus unstillbaren Lebensgenusses, der „mit schnödem Eigendünkel sein zeitgebundnes Erdendasein aufblähen wollte zur Unendlichkeit", und der sein wollte, was nur die Menschheit selbst ist, und Ahasverus, ihr Spiegelbild — unsterblich, göttlich. Nero, der bei Hamerling so redselige Imperator, findet pikanten Reiz in der Verbindung „der tiefsten Todessehnsucht, zugesellt dem höchsten Lebensdrang". Erst als der bluttriefende Philosoph im Sterben liegt, als er Reich und Macht verloren hat und Ahasvers, des Genius der Menschheit, Bild in seines starren Augs Pupille steht, erst da bekennt er sich besiegt: „Todessehnsucht hat mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle!" Beide, Ahasverus und Nero, sind viel zu schulmäßig angelegt, um als Gestalten von Fleisch und Blut zu wirken. So fällt Ahasverus einigermaßen aus der Rolle, wenn er Nero erst zu der furchtbaren Brandstiftung aneifert, wenn er, der Fanatiker der Vernichtung, den Kaiser

*) Julius Horst hat das Epos 1900 dramatisiert.

als den Titanen der Zerstörung preist, als den Richter, den die qualvoll nach Ruhe ringende Menschheit sich selbst geboren hat und ihm gleich darauf in einer ethisch-moralischen Anwandlung seinen Fluch erteilt, weil jener der Vertreter eines schrankenlosen Egoismus und sein leergebranntes Herz nichts als ein nacktes Wollen sei; oder wenn der rasende Imperator transszendentale Bedürfnisse fühlt und der leiblichen Unsterblichkeit des ewigen Juden hohnlachend seine geistige Unvergänglichkeit gegenüberstellt.

Gleichfalls als Genius der Menschheit, als ewig Suchender, wurde Ahasverus von Carmen Sylva (1882) erfaßt. Aber nicht Ruhe sucht er, sondern Erkenntnis, Gott; er ist (wie bei Andersen) der Zweifel. Umsonst hat er im Kampf, im Lied, in der Liebe, in der Macht, im Schaffen Gott gesucht, umsonst hat die Kirche alle Martern versucht, um den Zweifel zu heilen — immer wieder bricht er in die bange Frage aus: Wozu die Welt und wo ist Jehovah? Endlich kommt ihm die Erleuchtung: Gott ist ewiges Werden. Und nun er Gott gefunden, den er schon in der Gestalt des Gekreuzigten auf Golgatha vergeblich gesucht hat, geht er, mehr durch seinen eigenen freien Entschluß als durch einen Bannspruch am Leben erhalten, zur ewigen Ruhe ein. Der Pantheismus hat den ewigen Juden erlöst.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Ahasverus selbst dort, wo er unter den Händen begabter Dichter zu Rang und Würde kam, ein bedenklich papieren-allegorisches Aussehen, gewissermaßen einen hippokratischen Zug erhielt. Auch verschiedene Werke der leichteren Belletristik hatten sich seiner erinnert und ihn für ihre Zwecke benutzt. Levin Schücking hat in seinen Roman „Der Bauernfürst" (1851) ein nett erzähltes (in Reclams Universalbibliothek unter dem Titel „Die drei Freier" gesondert erschienenes) Gespensterhistörchen eingelegt, worin der ewige Jude, hier Prinz Isaac Laquedem genannt, im Verein mit dem wilden Jäger und dem fliegenden Holländer ein Rastjahr in den „Drei Mohren" zu Augsburg verbringt und eine starkgeistige Dame recht ordentlich das Gruseln lehrt; der Schweizer Alfred Hartmann plaudert in seinen „Schweizer-Novellen" (1877) harmlos von einem unheimlichen Touristen, der die Kurgäste auf Rigi-Kaltbad intrigiert und sich als „Baron Ahasver" zu erkennen giebt. Ein schauderhafter englischer Kolportageroman neueren Datums von Lewis Wallace, dem Verfasser von „Ben Hur", genannt „Der Prinz von Indien" oder „Der Fall von Konstantinopel", stellt den ewigen Juden in jener vornehmen Maske in das Getriebe eines echt Eugène Sueschen Intrigengewebes. Als im Jahre 1452 Sultan Mohammed II. die Fahne des Islams auf die Sophienkathedrale zu Konstantinopel aufpflanzte und Kaiser Konstantin XII. Paläologos den Heldentod fand, da war kein anderer als der geheimnisvolle Prinz von Indien der spiritus rector, in dessen Händen alle Fäden zur Vernichtung des von ihm inbrünstig gehaßten Christentums zusammenliefen. Ein Getriebe von Ränken und Geheimnissen aller Art füllt nach der Methode Sues den größten Teil der sechs Bücher aus, und gleichfalls suesche Schulung verrät es, wenn die Greuelszenen während der Belagerung und Erstürmung der Stadt, die Kämpfe zwischen den christlichen Sekten (Orthodoxen und Henotikern) noch die beste Kraft des Autors bezeugen. Die alte Tradition kommt eigentlich nur in einem Zug zum Vorschein, nämlich darin, daß der ewige Jude nach hundert Jahren in einen tiefen Schlaf verfällt und aus diesem verjüngt erwacht. Alles in allem war es dazumal mit dem ewigen Juden in der Litteratur soweit gekommen, daß ein früh verblichener studentischer Sänger, Paul v. Portheim, in den Achtzigerjahren nicht mit Unrecht spotten durfte:

„In Jamben und Trochäen zieh'
Ich ruhelos umher,
In Prosa und in Poesie
Hetzt man mich ab, ich weiß nicht wie,
Mich armen Ahasver!"

Es ist erfreulich, festzustellen, daß es der Dichtung der letzten Jahre vorbehalten blieb, dem bleichen Schatten neues Leben einzuhauchen. Vielleicht ging die entscheidende Anregung von Adolf Wilbrandts dramatischer Dichtung „Der Meister von Palmyra" (1889) aus. Nur leise klingt das Ahasver-Motiv an: der Lebensdurstige steht in unüberbrückbarem Gegensatz zum Christentum, und eine Christin, die er vor den Steinen des Pöbels nicht zu schützen wußte, weissagt ihm den Fluch, der in seiner Begierde nach ewigem Erdenleben verborgen liege. Aber um so reiner gestaltet sich die tiefe Todessehnsucht des allein auf Erden Verbliebenen, dem alles Liebe längst dahinstarb und der endlich durch die Erkenntnis Erlösung fand, daß das menschliche Ich nur im Wechsel, in der Entwicklung von Form zu Form Dauer finden könne. Was die letzten zehn Jahre an Ahasver-Dichtungen hervorbrachten, zeigt das redliche Bestreben, der gewaltigen Gestalt eine neue Seite abzugewinnen. Daß es den meisten von ihnen nicht gelang, sich von einem Vorbild, wie dem zweiten Teil von Goethes Faust, frei zu halten, muß ihnen nicht allzu streng angerechnet werden.

Einer ganz seltsamen Vision hat Josef Seeber, von biblischen Quellen beeinflußt, in seinem Epos „Der ewige Jude" (Freiburg i. B., Herder, 1894) Ausdruck gegeben. Das Reich des Antichrist ist angebrochen. In Jerusalem herrscht er, ein sterblicher Mensch namens Sotér, mit allen Gaben der Hölle ausgerüstet. Juden und Judengenossen, die letzteren die schlimmeren, sind sein Volk. Ein mörderischer Vernichtungskrieg gegen das Christentum wird geführt; Ahasverus, „der Haß, der ewig neugeborene, Jahrtausend alte Haß des Judenvolkes", ist der siegreiche Feldherr, der eben den letzten Papst gefangen aus Europa herüberschleppt. Aber den Kreuzesrittern, einer unerschrockenen kleinen Schar christlicher Streiter, die in den Schluchten der Berge haust, gelingt es, den letzten der Hirten zu befreien und in geheimem Schlupfwinkel zu bergen. Ahasver und seine Brüder sind aber auch die eigentlichen Gründer des antichristlichen Reiches: ihr Gold, ihre Lehren, die sie durch Spinoza (!) verkünden ließen, ihre Förderung jeder Umsturzbewegung, die Schlagworte Freiheit, Gleichheit, Humanität, die sie in die Menge warfen, die Verbrüderung mit dem Freimaurerorden, nicht zuletzt die Wirksamkeit ihrer Presse hat die Grundfesten der christlichen (will sagen katholischen) Kirche von langer Hand unterwühlt. Aber schnöder Undank wird ihm und seinen Stammesgenossen von Sotér und all den Ueberläufern und Scheinjuden zu teil. Der siegreiche Feldherr wird verstoßen und geblendet,

die Schar der echten Juden findet den Makkabäertod, da sie, an ihrem alten Glauben festhaltend, den Antichrist nicht als Gott anerkennen wollen. Ahasverus, der verstoßene blinde Greis, gerät zu seinem Heil in jene verschwiegene Höhle, die den Papst und das Häuflein der christlichen Streiter birgt. Mit offenen Armen wird er und mit ihm sein armes Volk aufgenommen. Der Papst pflegt ihn gesund, und während das Reich des Antichrist zusammenstürzt, wie es in der Offenbarung vorausgesagt wurde, findet der bekehrte Ahasverus am Fuße des neu errichteten Kreuzes den ewigen Frieden. Der ewige Jude ist hier als das gedacht, was sein Name ausspricht, dabei aber als der Vertreter eines, wenn auch irregeleiteten Monotheismus. Dieses Festhalten an Gott dem Vater führt ihn endlich zu Gott dem Sohn und damit zur Erlösung.

Johannes Lepsius hat ein Jahr später Ahasver zum Gegenstand einer nicht ganz klaren, aber stark an den „Prolog im Himmel" gemahnenden Wette zwischen Mose und Elia, den überlebenden Wächtern der Bundeslade, und dem Tod, Asmaveth genannt und aus der nächsten Verwandtschaft von Goethes Mephistopheles stammend, gemacht. Diese Wette nimmt das Vorspiel eines dreiaktigen Mysteriums, „Ahasver, der ewige Jude" (Leipzig, Akadem. Buchhandlung, 1895), ein. Der nicht genug klare Kampf zwischen Ahasver und dem Tod kommt auch in einem Teil des eigentlichen Mysteriums zur Austragung. Dessen Kern ist der Aufstand der Juden unter Agrippa II., König der Galiläer, wider das römische Joch. Ahasverus, dessen Geschichte ziemlich frei nach dem goethischen Fragment erzählt wird, tritt an die Spitze der Verschwörer, muß es aber erleben, daß die ganze Bewegung dank der Uneinigkeit der einzelnen jüdischen Sekten und der Niedertracht ihrer Führer schmählich im Sand verläuft und er selbst zum Mörder der eigenen Tochter wird, die sich den verhaßten Christen verschrieben hatte. Als die Römer in die Stadt eindringen, zerschmettert er mit eigener Hand die Tafeln des alten Bundes und wird von der wütenden Menge ans Kreuz geschnürt. Unter dem Kreuz erscheint ihm der Heiland in der Gestalt der ermordeten Tochter und führt ihn dem Heil zu. Die verworrene und unklare Allegorik wird durch kräftige Volksszenen und gut beobachtete Volkstypen (der Verfasser läßt das niedere Volk von Jerusalem ganz passend den polnisch-jüdischen Jargon sprechen) einigermaßen wettgemacht.

Die vereinte Phantasie von Johanna und Gustav Wolff führt uns gleichfalls in einem dramatisierten Mysterium in den untersten Höllenpfuhl, wo unter den Rufen „Ho hiho, Lucifer glorio" Ahasverus als Gegengewicht gegen den Heiland in die Netze der Hölle gezogen werden soll. („Ahasver", Berlin, Ebering, 1899.) Wir lernen in Ahasver einen unermüdlichen Gottsucher kennen, der nach bekanntem Muster dem Heiland flucht, weil dieser, zu schmachvollem Kreuzestod verdammt, alle Messiashoffnungen so grausam getäuscht hat. Er steht im Gegensatz zu Judas, dem erkauften Verräter. Ahasverus wird durch den Fluch nur gestreift. Von Atta, einem treuen Weibe, angefeuert, stürzt er sich mit Lust in das Getriebe des Lebens, des goldenen Lebens, dem die Verfasser ihr Lied geweiht haben. So bleiben denn auch die beiden, Ahasver und Atta, der Erde treu. Sie empfinden den Fluch des Nazareners als Segen, sie wollen nichts vom Kreuz, nichts von Himmel und Hölle wissen, sie trotzen allen Versuchungen der Hölle, allen Prüfungen des Himmels. Noch an der Leiche seines Weibes, selbst sterbend, preist Ahasver die Welt voll Licht, die Schönheit des Lebens. Die Hölle ist also um die Frucht ihrer Ränke betrogen, und der Himmel nimmt, wie wir aus einem Chor der Engel entnehmen, auch die Unbekehrten gnädig auf. Das Gedicht würde noch wesentlich gewinnen, hätte der Oberteufel Feuro etwas weniger Aehnlichkeit mit Mephistopheles, ähnelte Ahasver zu Zeiten etwas weniger Goethes Faust, führten die beiden zu Anfang des dritten Aktes nicht die Schülerszene zusammen auf und würde in einem eingelegten „Künstlerfest" weniger gegen die modernen Richtungen Front gemacht. Ahasver als Vertreter der Erdetreuen, von allen Banden des Glaubens und allen transzendentalen Hoffnungen losgelöst, tritt hier zum erstenmal auf, nicht zum letztenmal. Diese Auffassung hat die Phantasie moderner Dichter noch wiederholt, je nach ihrer Weltanschauung verschieden, beschäftigt. (Auch der tschechische Dichter Machar soll, wie man mir sagt, in einem lyrischen Gedicht Ahasver als Apostel des Lebens gefeiert haben.)

Wolfgang Madjera führt in einer fünfaktigen Verstragödie „Ahasver" (Wien, österr. Verlagsanstalt, 1903) den ewigen Juden in der Maske eines großen Arztes um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in eine deutsche Bürgerfamilie. Er hat den Heiland von seiner Schwelle gejagt, weil den Genußfrohen am Hochzeitsmorgen der Jammer und das Elend störte. Nur durch lauteres Mitleid und „selbstgewollte Reinheit" kann er befreit werden, und so hat er an der Seite des keuschen deutschen Mädchens, das sich dem ewigen Juden verlobt, zum erstenmal seit sechszehnhundert Jahren die grause Szene vergessen. Aber Ahasverus findet in dieser „selbstgewollten Reinheit" neben der keuschen Gemahlin keine dauernde Befriedigung; er wirft sich in die Arme der feurigen Eva und stürmt, die Erlösung vom alten Fluch verschmähend, als Mörder seines Weibes von neuen, noch furchtbareren Erinnerungen gefoltert, wiederum ins Leben hinaus.

Wie einst Achim von Arnim den ewigen Juden in Halle und Jerusalem schaute, so begleitete ihn Fritz Lienhard von Jerusalem nach dem Rhein (Ahasver, Tragödie, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1903). Einst in Jerusalem war er ein heimtückischer, verbissener Feind des Gottmenschen, ein verbohrter Pharisäer und Schriftgelehrter, der nur einen Götzen kannte, die Macht, und ewig leben wollte, um sich Macht zu erringen. Er war der Vater zweier Kinder, die der Lehre des von ihm geschmähten Nazareners gläubig anhingen. Und in unseren Tagen haust er als Professor am Rhein, ein starrer Vertreter des entgötterten Materialismus, unermüdlich bemüht, Wissen, das ist Macht, zu erringen, prahlend, daß seine exakte Forschung mit dem „niederträchtigen metaphysischen Bedürfnis, das uns Deutschen im Blut sitzt", erbarmungslos aufgeräumt, daß er all die transzendentalen, metaphysischen und religiösen Kinderkrankheiten hinweggefegt habe. Aber sein Sohn und dessen holde Frau, die Erben jenes Kinderpaares aus Jerusalem, sind anders gesinnt: sie mögen das Göttliche im Leben und in der Weltanschauung nicht missen, sie mögen die „systematische Gottesfeindschaft, die sich Wissenschaft nennt", nicht

mitmachen, sie wollen „Kinder der Sonne“ bleiben, und der arme, von allen verlassene Kraft- und Stoffmensch wird schließlich von Frau Lorelei in den Rhein hinabgeholt.

Tiefer hat Gustav Renner in dem dramatischen Mysterium „Ahasver“ (Gr.-Lichterfelde, E. Th. Förster, 1904) das Problem erfaßt. Ahasverus, schon in Jerusalem ein Armer und Enterbter, hat dem Herrn geflucht, weil dessen Milde und Selbstaufopferung ihm schlecht für einen Anwalt der Schwachen und Unterdrückten zu passen schien. Er hat den Fluch empfangen und den Fall Jerusalems, des Tempels und seines Volkes überlebt. Nun flüchtet er zur Erde, die ihn nicht aufnehmen darf, und schwört, er wolle

„Erlösen alle, die da ihre Tage
In Kummer schleppen und auf das Warum
Nie eine Antwort finden, alle, denen
Die Tage hungrig an den Leibern nagen,
Die wehrlos, hüllenlos im Winter frieren,
Die ihre Ketten auf die Welt gebracht,
Im Kind das eigne Elend weiterzeugen
Und nie den freien Schritt der Lust geschritten.“

Nicht Himmel noch Hölle bietet ihm Hilfe, die Verlockung Satans, des Prinzips des Egoismus, weist er von sich, aus eigener Kraft will er Unrecht und Leid austilgen. Alles Leid hat er an sich selbst erprobt, alle Befreiungskämpfe der Menschheit, die Bauernkriege, die Revolution in Frankreich, Napoleon läßt ihn ein Blick in die Zukunft vorhersehen. Endlich ist es ihm gelungen, das goldene Zeitalter wachzurufen, Friede, Glück, Liebe herrschen auf seiner Erde, Zwietracht und Hunger hat er ausgerodet. Aber schon nahen die Dämonen der Rache, des Hasses, der Krankheit. Brüllend verlangt das Volk, was er nicht gewähren kann, die Befreiung vom Tod. Und dieses Volk, das ihm eben noch als Retter Hosiannah zurief, schreit sein: Kreuzigt ihn! In einer faustisch gefärbten Szene sinkt er vom Kreuz herab. Er besiegt den Tod, er findet und verliert ein holdes Weib — aber die Söhne, die sie ihm zurückließ, bringen, wie einst Kain und Abel, den Brudermord neu zur Welt. Sein letzter Wunsch ist nun der Tod, der jüngste Tag bricht an und, vom Chor der Engel, wie einst Faust, zur Gnade empfohlen, erkennt er, daß Not und Schmerz der einzige Weg zum Heil sei. An der Wiege Christi, der zum zweiten Male zu Betlehem auf die Erde herabsteigt, findet er das ersehnte Ende:

„Wieder lieget in der Wiege
Gottes Sohn, daß er erlöse,
Bis zu seinem letzten Siege.
Ehre sei Gott in der Höhe.“

So hat also auch der Apostel des sozialen Empfindens, der die Menschen von aller Not und zugleich von Gott befreien wollte, beim Welterlöser schließlich Erlösung gefunden . . .

Endlich mag noch ein allerliebstes Satirspielchen, das unsere Zeit hervorbrachte, nach all diesen Tragödien Erwähnung finden. Mit sehr viel Geist hat Carry Brachvogel („Die Wiedererstandenen“, Berlin, S. Fischer, 1900) Ahasverus, den Vertreter des Judentums, mit Messalina, der grande cocotte, zusammengeführt. Das geschah in einer Loge der Folies Bergères zu Paris, später in dem lauschigen Quartier, wo die beiden „Götter a. D.“, der Chef der amerikanischen Lederfirma Sam A. Hasveros, einst Schuster von Jerusalem, und Madame Théo de Riom, einst Messalina und Kaiserin von Rom, Theodora in Byzanz, Madame de Pompadour in Paris, Lola Montez in München einander gegenübersitzen und wo der alte hinkende Jude schließlich gegen einen Millionen-Chek die Gunst der Exkaiserin genießt. Recht geistreich weiß der alte Ahasverus, der seinen ganzen Stamm vertritt, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Judentums zu plaudern. Trotz den Jahrhunderten voll Blut und Thränen hat er sich mit seinem Schicksal („man hätte einem so milden Gotte solche Tortur garnicht zugetraut“) ausgesöhnt, und er führt den Kampf gegen „Ihn“ nun auf seine Weise: er ist ein Mann, mit dessen Kapitalien die Welt rechnen muß, und er ist der Schwiegervater der blaublütigsten Erben aller Weltteile . . .

Wir haben aus diesem kleinen Rundblick ersehen, wie sehr die alte gewaltige Gestalt des fluchbeladenen Schusters von Jerusalem die Poeten neuerer Zeit*) in vielen Ländern angeregt hat. Einige suchten ihr anthropomorphistisch beizukommen, andere haben den ewigen Juden zum Träger der verschiedensten Ideen und Tendenzen gemacht, fast allen war er der edle, nach Erlösung und Bekehrung strebende Büßer, der mitleidwürdige Märtyrer seiner Schuld. Hundertfach haben sich die Gefühle der Zeit in der Gestalt des Ahasverus abgespiegelt. Das ewig Menschliche aber, das in dem Schicksal dieser sagenhaften Gestalt liegt und das zugleich das ewig Künstlerische bedeutet, hat niemand so fein herausgefühlt wie Jean Paul: „Der unsterbliche Alte,“ sagt er, „hatte fünf Wundmale seines Unglücks; er war unglücklich im Frühling, weil uns dieser ewig durch eine höhere Hoffnung erfreuet und tröstet, als der runde Kirchhof der Erde erfüllen kann — er war's vor der Musik, durch die die ganze Unendlichkeit seines Herzens wach wurde und der er zurief: Sirene, im langen, langen Leben fand ich nichts von dem, was du versprichst — er war's vor der Erinnerung der hohen Liebe, die in der hiesigen Welt nur keimen und erst in der anderen blühen kann — er war's vor der Sternennacht, zu deren weit schimmernder Unermeßlichkeit er weinend hinauf-

*) Wer sich für weitere Spiegelbilder der Ahasver-Sage in der Dichtung interessiert, der sei auf die bei Eschelbach a. a. O. verzeichnete Litteratur verwiesen. Außerdem sei verzeichnet: Fr. Laun (Schulz), „Der ewige Jude“, Novelle, Leipzig 1820; Th. v. Haupt, „Ahasverus, der nie Ruhende“, romant. Schauspiel, Mainz 1825; W. Jemand (Pseud. für W. Langewiesche), „Der ewige Jude“, didakt. Tragödie, Iserlohe 1831, Dramatisierung von Horns Novelle [freundl. Mitteilung des Herrn A. Rosenbaum]; „Legenden“ von J. N. Vogl im „Frankfurter Phönix“ 1835 und W. Smets, „Kleine epische Gedichte“, Köln 1835; F. Hauthal, „Die Ahasveriade, der Kampf des Christentums“, Dresden 1838. Französisch: ein Lustspiel von Craignez, 1812 am „Théâtre de la Gaité“ aufgeführt; eine Novelle des Barons de Reiffenberg; ein Gedicht von Edouard Grénier in „Petits poëmes“, Paris 1859. Englisch: eine Ballade „The wandering jew“ in Percy, „Reliques of ancient english poetry“, London 1839; Andrew Franklin, „The wandering jew or Love's Masquerade Comedy in two acts, London 1797; George Croly, „Der ewige Jude“, aus dem Engl. von L. Storch, Stuttgart 1829, vgl. Gräße a. a. O., S. 37 bis 39. — Die Schrift von Conway, „The wandering jew“, London 1881, blieb mir unzugänglich, desgleichen die Aufsätze von W. Jacobs in der „Kieler Zeitung“ 1903, Nr. 21475, 82. 87. Th. Kappstein, „Ahasver in der Weltpoesie“ im „Berliner Tageblatt“ 1903, Nr. 183, mustert einige Ahasver-Dichtungen. — Dichtungen, die nur den Namen des Ahasverus tragen und der modernen Judenfrage gewidmet sind, wie die Romane von Mauthner, Jaffé u. s. w., bleiben natürlich unerwähnt.

klagte: So leb ich denn ewig geschieden von dir; und das große Sonnen- und Erden-Universum steht über und unter mir, und der Kot einer kleinen Kugel hält mich fest — und er war unglücklich vor der Tugend, vor der Wahrheit und vor Gott, weil er wußte, in welcher Ferne sich der Erdensohn ihnen nähern kann."

Josef Kiss.

Von Eugen Kovács (Charlottenburg).

Das einfach-tiefe Wort des frankfurter Philosophen war lange Zeit das Motto aller Lyriker: daß die Welt ihre, nur ihre Vorstellung ist, darin haben sie sich mit rührender Natürlichkeit zurechtgefunden. Und man sprach gelassen von der subjektiven Dichtkunst. Den Erzähler, den Dramatiker interessiert die Außenwelt; der lyrische Dichter hat einen vornehmeren Stoff: den Dichter selbst. Die metaphysischen Systeme gaben ihre schönsten Taschenspielerkünste mit den Begriffen „Welt" und „Ich" zum Besten; die unbewußte Psychologie der alten und der neuen Minnesänger lösten die Experimente der modernen Naturwissenschaft ab: die altmodische Definition der Lyrik blieb unbeschädigt. Heute sind die Grenzlinien der Kunst — du hast die Welt, mir gehört das Ich — schon weniger beruhigend; weniger wichtig; auch weniger einfach. Der Erzähler prägte das Wort von dem roman expérimental; die Hexenküche des Dramatikers sieht zum Verwechseln einem Laboratorium ähnlich, und in jeder Retorte wird ein Stückchen des eigenen Seelenlebens untersucht. Die willkürlichen Schranken der Innen- und Außenwelt verschwinden; die Eroberer des dichterischen Neulandes verkünden selbst den Monismus der Kunst; und da schreiten auch die Landkartenzeichner dieses Neulandes mit ihren kritischen Zirkeln und Dreiecken hinterher und müssen erkennen, daß schon die römischen Elegien und die Wahlverwandtschaften und der Faust: dieselbe Welt, dasselbe Ich besungen haben. — Was bleibt dann der Lyrik übrig? ... Die Gedanken, sagten die einen und haben Philosophie in Reimen geschrieben. Die Form, sagten die anderen, die Musik der Worte, die absolute Musik ohne Inhalt; und durch sechzig Frauennamen, sinnlos nacheinander hergesagt, ist die Karikatur der l'art pour l'art entstanden. Wie aber, wenn man mit Kant und Mozart nicht konkurrieren will?

Josef Kiß, der bedeutendste lebende Poet Ungarns, giebt uns gerne Antwort. Er ist Lyriker, und seine Dichtkunst erschöpft sich fast in der Lyrik; er ist ein Moderner, und sein Lied kennt nur das Thema des Modernen: daß der Dichter — wie schlecht klingt dieser Reim auf den schopenhauerischen Satz! — von der Welt nicht verstanden wird. Wie Ibsen in dem dramatischen Epilog klagt: „Nichts weiß die ganze Welt. Nichts versteht sie . . . — was garnicht da ist, ja. Was mir nie im Sinn gelegen hat. — Es liegt etwas Verdächtiges, etwas Verstecktes in und hinter diesen Büsten — etwas Heimliches, was die Menschen nicht sehen können. — Nur ich kann es sehen." — Und alle die Dichter — welche Form des Ausdruckes sie auch wählen — weinen und spotten und seufzen und lachen darüber: so ist das Leben! Aber der Epiker und der Dramatiker zeigt diesen Konflikt in Bewegung; wir sehen eine Handlung, eine Gährung, ein Weiterschreiten; wir hören die Rhythmik der unaufhaltbaren Zeit; — der Lyriker hält die Stimmung des Augenblickes fest. Es bleibt auch fernerhin dabei, wie Lessing sagte: die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters. Aber nur der Physiker weiß, daß kein Stillstehen existiert, wir sehen doch Ruhe in der Natur; so erscheint auch die fortwährende Seelenbewegung — in den lyrischen Gedichten für eine Minute fixiert — unbeweglich. Diese Momentaufnahmen werden natürlich nie so belebt, nie so wirksam, nie so sinnlich-erschütternd sein, wie der Kinematograph des Dramatikers; Klarheit und Feinheit suchen wir doch an dem einzelnen Bilde.

Josef Kiß hat diese stillstehenden, tiefen, inhaltsschweren Stimmungen vermittelt; so klar, so fein, daß man von einer bewußten Lyrik sprechen möchte. Zum Motto seiner sämtlichen Gedichte hat er doch die Zeilen gewählt:

Auf meine Ernte lächelt nicht die Sonne,
Nur eine Hand voll Blumen trägt mein Feld;
Das Träume-Sehen: dies ist meine Wonne;
Und eine Traumwelt nur ist meine Welt.

Er wurde am 8. November 1843 in Mezőcsát als Sohn des Kaufmanns Stephan Kiß geboren. Als zehnjähriger Knabe machte er die Bekanntschaft eines reformierten Geistlichen, der dem aufgeweckten Jungen seine Bibliothek öffnete. So hat er schon früh Petőfi und Tompa, Goethe und Schiller gelesen. Mit vierzehn Jahren kam er an das Gymnasium von Rimaszombat, das er im Jahre 1862 verlassen mußte, da seine Mutter starb und sein Vater das Vermögen verlor. Als Erzieher suchte er sein Brot zu verdienen, ward 1868 in Budapest Korrektor. In diesem Jahre erschien sein erster Band. Zwei Jahre später übernahm er die Redaktion des „Képes Világ"; die Zeitschrift ging schon im Jahre 1873 zugrunde und lebt nur in dem schönen Gedichte weiter: „Auf den Tod eines illustrierten Blattes." In demselben Jahre heiratete Kiß. 1875 liest Franz Toldy seine Ballade „Judit Simon" in der Kisfaludy-Gesellschaft vor, und von diesem Augenblick an ist er bekannt und gewürdigt. 1876 erscheint der Band „Gedichte von Josef Kiß"; 1882 wird er Beamter; später folgen noch: „Das Lied von der Nähmaschine" (1885) und „Feiertage" (1885). Im Jahre 1890 gründete er das Wochenblatt „A Hét", dessen verantwortlicher Redakteur er noch heute ist. — Der kleine, graue, alte Mann ist also wahrhaftig kein Romanheld! Sein Leben ist das gewöhnliche Leben mit seinen kleinlichen Erfolgen, mit seinen kleinlichen großen Sorgen. Aber er selbst bekennt: „Die stummen, großen Tragödien, wo kein Blut verrinnt, nur eine heimliche Thräne quillt — den wilden Strudel die glatte Oberfläche verbirgt —, keine Lösung, keine Schuld, nur Sühne ist: die sind die schmerzlichsten von allen Tragödien."

Den ersten Ruhm — den der Jüngling so ersehnte, um später bitter-verständnisvoll darüber zu lächeln — haben ihm seine Balladen gebracht. Man muß es wissen, daß die Balladen Aranys noch heute den Höhepunkt der ungarischen Litteratur bedeuten. Und man muß den Weg überblicken, den Josef Kiß

zwischen seinen ersten und letzten Balladen zurücklegte. Ein ungarischer Aesthetiker definierte die Ballade als Tragödie, in einem Lied erzählt. Wenn wir diese — mehr geistreiche als tiefe — Begriffsbestimmung im Auge halten, sehen wir die Entwicklung dieses ungarischen Poeten klar. Der junge Dichter knüpft an Arany an; auch ihm ist die Erzählung, die Handlung die Hauptsache; eine dramatische — hier und da theatralische — Handlung; aber am Ende bleibt der echte, moderne, denkende Lyriker der Sieger — aus dem hastigen Deklamator wird ein überlegener Philosoph. „Judit Simon" ist eine arme Sünderin; sie hat ihr erstes, uneheliches Kind umgebracht; der verheirateten Frau bleibt kein Kind am Leben. Sie beichtet ihre Schuld, und eine gräßliche Sühne wird ihr auferlegt: sie darf ihr Kind erst nach der Hochzeit küssen. Die unglückliche Mutter will gehorchen; das Kind liegt im Fieber; sie unterdrückt aber das Schluchzen und verweigert dem kranken Kinde den verlangten Kuß. Da jagt ihr Mann sie fort. An dem Tage der Hochzeit sieht sie — eine arme, alte Bettlerin — ihr Kind wieder, jetzt endlich küßt sie, die Unbekannte, die stolze Braut und fällt tot zu ihren Füßen nieder. Das ist das traurige Lied von Judit Simon. — Schon hier tritt die Originalität von Josef Kiß zu Tage. Seine Sprache, sein Stil, seine Musik bezaubern. Aber man streitet noch, ob dichterische Gerechtigkeit oder dichterische Grausamkeit diese kaum versöhnende Melodie komponiert ... Und die Poesie ringt noch mit der Deklamation. — Wie konnte derselbe Josef Kiß die ruhige Höhe der „Sphinx" erklettern! Eine deutsche Uebersetzung dieses mächtigen Gedichtes ist mir nicht bekannt; ich muß mich mit einer ungebundenen Uebertragung begnügen; aber auch ohne Reime sind diese Sätze mehr als Prosa.

Ob ihrem Haupt der glühende, gelbe Himmel,
Ringsum Weite und Einsamkeit,
Zu ihren Füßen der rötliche, wüste Sand,
Nirgends Lebens- noch Todeszeichen,
— Das ist die Sphinx.

Auf ihrem Steingesichte Gleichgültigkeit,
Ihr Steinauge fragt nicht und antwortet nicht,
Ihren Steinbusen schminkt vergebens
Die Morgen- und die Abenddämmerung,
— So ist die Sphinx.

Jahrtausende sind über sie gegangen.
Sie hockt träge. Es lohnt kein Wort.
Im ganzen ist soviel geschehen,
Daß der Sand einige Zoll gestiegen,
— Das mißt nicht die Sphinx.

Und neue Jahrtausende kommen.
Was wird sein? Was sollte sein? Der Sand rinnt.
Heute reicht er bis zu ihrem Nabel,
Einst wird er sie ganz begraben,
— Was schert es die Sphinx!

Seine lyrischen Gedichte sind mit denen des ungezogenen Lieblings der Grazien verwandt. Er schwingt sich zwar zum Humor Heines nur selten empor; sich und sein undankbares Vaterland kann er nicht verspotten; er fühlt und zeigt, wie schmerzlich ihm die Wunden sind; aber für den Schmerz findet er herrliche Töne. Und diese werden auch in der versöhnenden Stimmung der Resignation nicht vollkommen unterdrückt. Eine kleine Probe kann die Resonanz seiner Gedichte nur leise — aber doch vernehmlicher, als alle Beiwörter der Welt — erklingen lassen. — Der Dichter erhebt unter dem Himmel Neapels seinen Pokal voll feurigen Chianti-Weines auf die entthronten alten Götter; ein Leichenzug durchkreuzt da seinen Weg; ein schöner Jüngling wird zu Grabe getragen; er trinkt nun auf den ruhigen Traum des glücklichen Unbekannten. Auch er begehrt nicht mehr:

Josef Kiß.

Kein Schluchzen und kein Lied soll mich begleiten,
Fort mit dem Volk, das über Nacht vergißt!
Allein und still will ich hinübergleiten
Ins ew'ge Nichts, wo jeder einsam ist.

Nur eines wünsch' ich mir: in letzter Stunde,
Wenn ich dahingeh', so wie heute du —
Dann trinke mir mit liederfrohem Munde
Einer wie ich, jauchzende Grüße zu!

Nur so eine gehetzte Dichterseele,
Wie dieser Wein, so feurig und so jung,
Mit trock'nen Augen und mit feuchter Kehle
Aus vollem Glas den letzten Abschiedstrunk!

(Uebersetzung von A. Lazló.)

Josef Kiß ist nun einundsechzig Jahre alt. Und seine sämtlichen Gedichte haben reichlich Platz in einem Bande. Die tiefe, melancholische „Zueignung"; die herrliche Ode „An die Sonne!"; die weitleuchtenden „Feuer" („... was wird geschehen, wenn die Steinkohle einmal zum Bewußtsein erwacht?"); die beiden epischen Gedichte: „Das Lied von der Nähmaschine", ein Schluchzen der reinen unglücklichen Frau; „De profundis", ein Aufschrei der unreinen unglücklichen Frau. Ein Band; das ist nicht viel. In dem Zeitalter der lyrischen Form-

vollendung und litterarischen Ueberproduktion vielleicht weniger als wenig. Mit dieser altmodisch-strengen Selbstkritik aber konnte Josef Kiß immer Dichter bleiben, seine Muse allen glänzenden Verlockungen der journalistischen Warenhaus-Litteratur stolz-lächelnd entgehen. Meisterwerke werden nicht täglich geschrieben: ein Band Gedichte ist das höchste, was uns ein Dichter geben kann.

Scherzend hat Josef Kiß erzählt, daß sein Dichten doch nicht genug war — für die Steuerkommission. Er hat vor fünfzehn Jahren ein Blatt gegründet, das in dem ganzen Land nur für ihn selbst ein Bedürfnis war; mit Schriftstellern, die erst werden sollten; für ein Publikum, das noch nicht existierte. Und das Blatt „A Hét" („Die Woche") ist noch immer die jüngste, modernste, kampflustigste Zeitschrift Ungarns. Mit dem einfachen Zauberwort „Ehre das Talent!" hat Josef Kiß den unerhörten Erfolg erreicht, daß die Geschichte der neuesten ungarischen Litteratur die Geschichte seines Wochenblattes ist. In den Spalten des „Hét" haben sich die bedeutendsten Belletristen, Zoltán Ambrus, Franz Herczeg, Alexander Bródy vorgestellt; der wahrheitsuchende Béla Tóth, der tiefe und vornehme Denker, der so früh verstorbene Dániel Papp, der immer originelle Thomas Kóbor haben hierher ihre besten Artikel geschrieben; da sind die Gedichte von Eugen Heltai, Emil Makai, Fruzina Szalay erschienen; und hier vertritt — mit unhöflichen Gedanken und höflichen Worten — den tiefsten kritischen Standpunkt Ignotus. — Die Wirkung des kißschen Blattes hat Koloman Mikszáth mit einem geistreichen Bild charakterisiert. Ein reicher Prinz ließ in der Mitte der Wüste einen großartigen Palast erbauen, mit künstlerischen Bogen, mit herrlichen Säulen. In der Mitte der Wüste . . . Und ringsum entstand eine neue Stadt; ein neues Leben.

Wenn er dies neue Leben betrachtet, kann Josef Kiß ruhig lächeln. Er ist ein sonderbarer Prinz. Amtliche Steuern erhebt er nicht. Auch hat er keine Herolde, die laut seinen Ruhm verkünden. Aber jeder weiß, daß er der Prinz ist.

Besprechungen

Grillparzer-Forschung.

Von **Monty Jacobs** (Berlin).

Allerlei Bedeutsames ist auf dem Felde der Grillparzer-Litteratur in letzter Zeit vorgefallen. Als Philologe freut sich der Betrachter, daß die schwerfällig vorrückende Neu-Auflage des „Goedeke" uns August Sauers bibliographischen Artikel, das Fundament aller künftigen Grillparzer-Forschung, beschert hat. (Optimisten hoffen sogar, das Erscheinen des nächsten, dieses Fragment abschließenden Heftes zu erleben.) Als Mensch genießt der Litterarhistoriker die bequeme Ausgabe der Briefe und Tagebücher, fesselnde Dokumente einer herben Lebenstragödie. Wer kein Mensch und nicht einmal ein Philologe, sondern ein Verleger ist, der bedenkt die im Jahre 1902 erloschene Schutzfrist für die Werke des Medea-Dichters, geht hin und veranstaltet eine neue Sammlung seiner gesammelten Schriften.

Zwei solcher Sammlungen liegen mir vor: eine abgeschlossene und eine im Werden begriffene. Beide stützen sich auf die fünfte Cotta-Ausgabe, die Sauer vor zwölf Jahren herausgab und die noch heute, beim Fehlen einer historisch-kritischen Gesamtausgabe, die zuverlässigste Text-Gestalt darbietet. Am engsten schließt sich an sie Moritz Neckers[1]) Sammlung an. Sie geht auf Vollständigkeit aus und bringt das Material der zwanzig Cotta-Bände durch kompressen Druck in vier starken Bänden unter, die in sechzehn Teile gegliedert sind. Sauers Anordnung ist fast durchgängig eingehalten. Nur kleine Ergänzungen und Umstellungen, ohne Auflösung der Einzelgruppen, verändern das Bild. Sieben Porträts und zwei Handschriftproben sind in der bescheidenen Ausstattung, wie sie der wohlfeile Preis der Klassiker-Ausgaben von Hesse bedingt, dem ersten Bande beigegeben. Der Herausgeber, der sich schon durch die Verdeutschung der ehrhardschen Monographie um Grillparzer verdient gemacht hat, strebt überall mit Erfolg nach bequemer Uebersichtlichkeit. Reichhaltige Register dienen diesem Zweck ebenso wie das Prinzip, Grillparzers erläuternde und polemische Notizen zu den eigenen Schöpfungen den Einzel-Texten vorauszuschicken. Neckers biographische Einleitung erzählt in ansprechender Form das Leben des Dichters, benutzt neben den alten auch die neuen Quellen, wie z. B. Schreyvogels Tagebücher, und findet in guter Raumausnützung Platz für eine Reihe ausführlicher Zitate aus kulturhistorischen Darstellungen wie aus dem Briefmaterial. In vielfachen Ausblicken auf die Litteratur und Schauspielkunst der Gegenwart, wie sie besonders die Einleitungen der Einzelwerke darbieten, verrät sich der Feuilletonist. Sie steigern in ihrer frischen Zwanglosigkeit die Anschaulichkeit der Darstellung. Doch sie entgehen nicht immer der Gefahr, einseitige Schlußfolgerungen zu verursachen, z. B. in der Auffassung der Eleonoren-Rolle in der „Jüdin von Toledo" (Band VII, 105).

Wesentlich andere Ziele verfolgt die noch im Erscheinen begriffene Ausgabe, die Rudolf Franz[2]) herausgiebt. Von den fünf Bänden, die sie umfassen wird, sind bisher drei erschienen. Stellt Neckers Sammlung, alles in allem, einen Abdruck der sauerschen Gesamt-Ausgabe in billigem Gewande vor, so beschränkt sich Franz auf eine selbständig zusammengestellte und angeordnete Auswahl. Er verzichtet, so viel das Vorwort verrät, auf alle dramatischen Fragmente und Jugendversuche, siebt die Lyrik durch, giebt von den Memoiren wie von den ästhetisch-historischen Studien nur Proben. Dafür bringt seine Ausgabe nach den Redaktions-Prinzipien der meyerschen Klassiker-Bibliothek eingehendere Erläuterungen unter dem Text, sowie einen in Kommentar und Lesarten zerfallenden kritischen Apparat. Ferner befriedigt sie in Druck und Ausstattung einen verwöhnteren Geschmack, als es der hesseschen Ausgabe bei ihrer erstaunlichen Billigkeit möglich ist.

Der Vergleich dieser beiden Sammlungen nötigt zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung. Sie richtet sich nicht an die Herausgeber, die mit vorgeschriebener Marschroute vorgehen müssen, sondern an die Verleger. Beiden Ausgaben schwebt nämlich ein falsches Ideal vor. Beide kommen deshalb nicht den Interessen ihres Publikums entgegen. Das Ideal ist die „kritische" Gesamtausgabe. Ihren Anforderungen sucht die hessesche Ausgabe an Vollständigkeit, die meyersche an sorgfältiger

[1]) Grillparzers sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von Moritz Necker. Leipzig, Max Hesses Verlag. 4 Bde. Geb. M. 6,—.

[2]) Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in fünf Bänden. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Je M. 2,— (3,—).

Sammlung des Varianten-Apparates gleichzukommen. Beide aber übersehen, daß eines ohne das andere zwecklos ist. Das große Leserpublikum, für das der hessesche Grillparzer bestimmt ist, betrachtet sicherlich die Fragmente, die Studien zum spanischen Theater u. s. w. als unnützen Ballast. Es würde ihre Ausmerzung nicht beklagen, sogar mit Freude begrüßen, wenn sie eine Preisreduktion oder eine Verschönerung der Ausstattung mit sich brächte. Andererseits ist dem kleinen Gelehrtenkreise, der sich an Lesarten delektiert, nicht mit einer unvollständigen Auswahl-Sammlung gedient.

Trotz solcher prinzipiellen Bedenken muß die Arbeit, die Rudolf Franz geleistet hat, rühmend anerkannt werden. Seine Einleitungen orientieren in knapper und zutreffender Darstellung über Grillparzers Lebensgang, wie über Wert und Schicksal seiner Werke. Die Anmerkungen erleichtern das Verständnis der Anspielungen, an denen besonders die Gedichte reich sind. Die Lesarten berücksichtigen alle Druckvorlagen, bei der „Ahnfrau“, offenbar auf Kohms Ausführungen gestützt, auch die Handschriften. Sauers Text liegt überall zugrunde. Doch wahrt sich Franz ohne allzu engen Anschluß das Recht eigener Gruppierung. So hat er für seine Auswahl der Gedichte nicht die Anordnung der cottaschen Ausgabe befolgt. Da Grillparzer selbst seine Lyrik nicht veröffentlicht hat, so ist der Arbeit des Herausgebers in diesem Punkt kein Zwang auferlegt. Die Reinschrift aus dem Nachlaß des Dichters, die Sauer seiner Anordnung zugrunde legte, brauchte für Franz nicht maßgebend zu sein, da sie nur einen Teil der Lyrik umfaßt. Von vornherein zur Auswahl gezwungen, geht er in seinem Versuch nach sachlicher Einordnung auf die Bemühungen Joseph Weilens, des ersten Herausgebers der Gedichte, zurück. In den Grundzügen befolgt er dessen Gruppierung in freier Ausgestaltung und legt Selbständigkeit ohne Willkür an den Tag.

Wenn solchermaßen nach dem Erlöschen der Privilegien das Interesse für den österreichischen Meister allerorten neu aufflackert, so darf sich die Gesellschaft, die seinen Namen trägt, mit Recht einen Teil des Verdienstes beimessen. Sie hat, als es noch keine populären Ausgaben geben konnte, jedes Jahr eine Reihe von Volksbibliotheken mit Grillparzers Werken beschenkt. Sie pflegt in Vortragsabenden das Andenken ihres Dichters und hat der Erforschung seiner Werke in ihren Annalen eine Heimstätte geschaffen. Von diesen Jahrbüchern[3]) liegen wieder zwei Bände vor. Wie es sich bei solchen periodisch wiederkehrenden Sammelwerken von selbst versteht, mischt sich in ihnen Wertvolles und Mittelmäßiges bunt durcheinander. Doch ihr Redakteur, Karl Glossy, hat am bösen Beispiel des Goethe-Jahrbuchs gelernt, die Gefahren eines allzu eng begrenzten Stoffkreises zu vermeiden. So hat er stillschweigend das Forschungsgebiet der Jahrbücher über den Rahmen der eigentlichen Grillparzer-Probleme hinaus erweitert. Oesterreichs Kultur und Litteratur im neunzehnten Jahrhundert, heißt sein umfassenderes Thema, recht im Geiste des leidenschaftlichen Patrioten Grillparzer. Ohne gelinde Ausschreitungen des Lokalpatriotismus geht es naturgemäß bei solchem Bemühen nicht ab. Größen wie Uffo Horn und August Gottlieb Hornbostel werden wohl auch manchem Leser innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle bogenlanger Würdigungen unwert erscheinen. Auch Hamerlings Briefe an einen wiener Rezensenten wären im Interesse des Dichters, den die Oesterreicher so hitzig gegen die norddeutsche Kritik verteidigen, besser ungedruckt geblieben. Denn aus ihnen spricht eine dünkelhafte Ichsucht so laut, daß die ehrfürchtige Bemerkung des Herausgebers, „Er besaß keine Eitelkeit ...“, einen äußerst schnurrigen Eindruck macht.

Desto willkommener wirkt ein anderer Briefschreiber, der ohne komödiantische Pose in jeder Zeile ein echtes Künstlertum verrät: Moritz von Schwind. Seine Schreiben an zwei adlige Wienerinnen, die Alois Trost mitteilt, umspielt allerorten ein leichtherziger Humor. Auch wenn der Maler sich rechtschaffen ärgert, wie etwa zur Zeit der Volkserhebung 1848/49, verläßt ihn die gute Laune nicht völlig. „Ein Paar geselchte Würstl im Trienterhof wären mir lieber als das ganze Deutschland mit seinem politischen Gepfusch.“

Neu erschlossene Archivschätze erhellen die Lebenswege zweier österreichischer Dramatiker aus älterer Zeit. Rudolf Payer von Thurn baut solchermaßen die Biographie Paul Weidmanns, des wegen seines Faustdramas bekannten Vielschreibers, auf neuer Grundlage auf. Ein „Vorläufer Grillparzers“ kann dieser Wackere freilich nur als rebellierender Märtyrer der k. k. Bureaukratie genannt werden. Sein Zeitgenosse Joachim Perinet findet (im 14. Bande des Jahrbuchs) einen Biographen in Gustav Gugitz, der als ersten Teil einer größeren Monographie die Lebensgeschichte des Possendichters vorlegt. Aufgrund eines sorgfältig gesammelten Materials kann er allerlei Irrtümer der Tradition, z. B. ein falsches Geburtsdatum, berichtigen und das wüste Luderleben Perinets drastisch zur Anschauung bringen.

Grillparzer selbst dient nur wenigen Aufsätzen zum Thema. Das Leben des Alternden wird in kurzen Streiflichtern aus den Erinnerungen seines agramer Freundes Wickerhauser wie der Dichterin Marie von Najmájer beleuchtet, die in den Sechzigerjahren Josefine Fröhlichs Gesangsschülerin war. Ludwig Wyplel, um die Quellenkunde der „Ahnfrau“ verdient, steuert einen Aufsatz „Byron und Grillparzer“ (XIV, 26 ff.) bei, der den Einfluß der „Braut von Abydos“ und anderer Epen des Lords auf das Jugendwerk Grillparzers darthun soll. Ohne überzeugende Kraft, da die Parallelen allzu gesucht scheinen. Es heißt das Andenken des Ahnfraudichters beleidigen, wenn man ihm zumutet, daß er für die Ausmalung von Kampfes- oder Geisterszenen auf fremde Hilfe angewiesen sei. Förderlicher erscheint der wertvolle Aufsatz Stefan Hocks: „Zum Traum ein Leben“ (XIII, 75 ff.). Ohne die lebensphilosophische Tendenz dieses Dramas näher zu erörtern, beschränkt er sich auf eine feinfühlige, nur anfangs allzu breit angelegte Analyse des Traumhaften als Motiv künstlerischer Verwertung. Stete Ausblicke auf Grillparzers eigene Erfahrungen, wie sie die Tagebücher verzeichnen, erhellen die auch stilistisch erfreulich abgerundete Darstellung.

Ueber den Rahmen solcher Einzel-Untersuchung greift Hans Sittenberger hinaus, wenn er eine Gesamt-Darstellung[4]) des grillparzerschen Lebens und Schaffens unternimmt. In schwungvollem Bekennerton nimmt das Vorwort für den Biographen das Recht der Subjektivität in Anspruch. Von diesem unbestrittenen Recht macht die Darstellung selbst leider einen allzu spärlichen Gebrauch. Sie entpuppt sich vielmehr als eine harmlos popularisierende Arbeit, die einem großen Publikum das Resultat der bisherigen Forschung vermittelt. Sittenberger weiß flott zu erzählen, besonders in den Anfangskapiteln, die freilich als bequemen Rückhalt die Selbstbiographie und die Tagebücher des Dichters benutzen können. Anschaulich wird die innere Disharmonie Grillparzers, ihr Wurzeln in Vererbungs-Einflüssen, ihre Steigerung durch die Zeitmisère des österreichischen Vormärz motiviert. Auch das Verhältnis des Dichters zu den Frauen in seinem jähen Wechsel von Ekstase und Ernüchterung offenbart sich klar und überzeugend. Doch alle diese feststehenden, aus der Lektüre der Selbstbekenntnisse unzweideutig hervorspringenden Resultate waren auch schon früheren Darstellungen geläufig, die nicht mit den Prätensionen der Subjektivität, des „lyrischen Zuges“ auftraten. Desto mehr enttäuscht die jüngste Biographie, sobald sie zur Analyse der dichterischen Schöpfungen übergeht. Sofort weicht der frische Erzählungston einem nüchternen Registrieren. Statt frucht-

[3]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Dreizehnter (1903) und vierzehnter (1904) Jahrgang. Wien, Verlag von Carl Konegen. 337 S. Geb. M. 10,—, und 326 S. M. 10,—.

[4]) Grillparzer. Sein Leben und Wirken von Hans Sittenberger. „Geisteshelden“, 46. Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904. 229 S. M. 2,40 (3,20).

barer Analysen wird oft nur eine Ausbeutung unergiebiger Schlagworte, ein breites Darlegen der äußeren Entstehungsgeschichte, der Bühnenschicksale geboten. Ueberhaupt ist dem Autor die schwierige Kunst, ein Buch zu disponieren, fast völlig verschlossen. Die unreifen Anfangswerke, wie etwa „Blanka von Castilien“, werden unverhältnismäßig breit behandelt. Dafür geht dem Biographen am Schlusse sichtlich die Geduld aus, und die Nachlaßdramen, Zeugnisse reifer Meisterschaft, werden in aller Hast und Kürze abgethan. So nimmt z. B. das triviale Alexandriner-Lustspiel des 20jährigen „Wer ist schuldig?“ doppelt so viel Raum in Anspruch, wie das in erlesener Schönheit prangende Fragment „Esther“. Solche Mängel der Disposition ließen sich bei einer wünschenswerten Revision des Buches ebenso leicht tilgen wie ein paar kleine Versehen, z. B. der Vergleich zwischen der endlichen Entwicklung des Faustcharakters in Goethes Dichtung und im Entwurf des jugendlichen Grillparzer.

Doch selbst nach einer solchen Umarbeitung würde Sittenbergers Buch schwerlich die knappe, prägnante Schlagkraft der sauerschen noch die liebevolle Ausführlichkeit der ehrhardschen Biographie erreichen. Bei diesen Beratern müssen wir auch fernerhin über Grillparzers Lebensgeschichte Auskunft suchen. Am ratsamsten ist es freilich, den Dichter selbst zu befragen. Das ist jetzt in Bequemlichkeit möglich, seitdem der cottasche Verlag die bisher über die „Jahrbücher“ zerstreuten Briefe und Tagebücher[5]) in zwei vortrefflichen und dankenswert wohlfeilen Bänden herausgegeben hat. Carl Glossy und August Sauer haben sie chronologisch geordnet, vielfach ergänzt und mit einer Fülle wertvoller Anmerkungen erläutert.

Daß Grillparzer keine Bekenner-Natur war, verrät schon der schmale Umfang dieser beiden Bände, die Ausbeute eines achtzigjährigen Lebens. Eine ungeheure Sensibilität, eine leicht verwundete und in sich zurückgescheuchte Reizbarkeit paart sich in ihm mit einer bis zur Menschenscheu ausartenden Abwehr gegen die Teilnahme am geselligen Leben. Der Dichter, nach eigenem Zugeständnis „ein geschworener Feind von Feder und Tinte“, ist die Offenheit selbst, sobald er sich überhaupt zu einer Aeußerung entschließt. Behörden und Fürsten gegenüber besteht er trotzig auf dem Recht, seiner ungeschminkten Meinung Ausdruck zu geben. Weh dem, der lügt! Aber viele bösen Erfahrungen mahnen ihn zur Vorsicht. So wird der Offenste zum Verschlossensten aller Menschen. „Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute giebt, die ein ins Uebertriebene gehendes, körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen . . . .,“ so schreibt er an Kathi Fröhlich. Ein ungehemmtes Ausströmen der Empfindungen, besonders der Liebes- und Freundschaftsgefühle dürfen wir also nicht von diesem Briefschreiber erwarten. Desto reizvoller ist es, zwischen den Zeilen zu lesen, aus all den gedämpften, verhaltenen Tönen die reinen Akkorde einer starken, leidenschaftlich aufwallenden, jäh wechselnden Empfindung herauszuhören. So schimmert aus allen Versuchen, die Grimassen des Griesgrämigen zu schneiden, echte, zärtlich-besorgte Verliebtheit, fröhliche Laune aus den Briefen hervor, die Grillparzer im Sommer 1823 von Graf Stadions Landgut aus an seine Kathi schreibt. Rührend, wie der seltsame Liebhaber schon in der Anrede sein Gefühl bald hinter versteckter Bärbeißigkeit („Du abscheuliches Ding!“), bald hinter ironischer Galanterie („Schönster Engel!“) versteckt. Auch sonst kommt Grillparzers Humor, besonders in possierlichen Gratulationen zu Kathis Namenstag, zur Geltung. Doch schon früh folgt solchen Schnurren die Verwahrung: „Schließet aus diesen Späßen nicht, daß ich guter Laune bin.“ Solcher Versicherungen bedarf es, zumal in späteren Jahren, meist nicht. Immer mehr überwiegen die Töne der Verbitterung, der Misanthropie, der Selbstquälerei. Fahrten in fremde Länder üben keine befreiende Wirkung aus. Im Gegenteil steigern sie die Reizbarkeit des „Raunzers“, der sich am liebsten vor den Berührungen der Welt in seine vier Wände verkriecht. So bietet der Dichter in Rom, Paris, Berlin, London das ausgeprägte Bild des Hypochonders auf Reisen dar. Aus Roms „sumpfigem, abspannendem Dunstkreis“ sehnt er sich nach „Neapels Seeluft“, um dort wenige Wochen später auf die gesundheitsschädliche „Sciroccoluft“ der Stadt zu schelten. Klima, Wetter, Reisevehikel, nicht zuletzt die ungewohnte Küche bieten unerschöpfliche Quellen des Aergers.

Misanthropische Stimmungen tauchen schon früh auf. Bereits der Dreißigjährige bezeichnet resigniert die Unzuverlässigkeit seines buchhändlerischen Vertrauensmanns als etwas Selbstverständliches. Wählerische Unarten entschuldigt er damit, daß ihm „überhaupt keine Gesellschaft gefällt“ und für einen döblinger Sommeraufenthalt bestellt er sich direkt ein „menschenfeindliches, aber sonniges Zimmerchen“. So treibt Grillparzer immer tiefer in die Verbitterung hinein, läßt als einziges Lebensgut das Atemholen und das Dasein, unter Vorbehalt, gelten, schreibt in bitteren Worten von seiner Gewohnheit, verkannt zu werden und von der Unlust, „Ganz- oder Halb-Verrückten seine gut gemeinten Kunststücke vorzumachen“. Mit treffsicherer Selbstverspottung sieht er sich im Bilde eines Hamlet in Hausrock und Pantoffeln. Doch die Verbitterung lähmt seinen Willen nicht. Unverlierbar bleibt ihm das Bewußtsein der hohen Mission seines poetischen Berufes. Und alle Enttäuschungen nehmen ihm nicht den Mut, immer wieder aus der Misère seiner Beamten-Laufbahn herauszustreben. Eine Fülle von Bewerbungsschreiben an Kaiser, Minister, Behörden legt Zeugnis für solche Bemühungen ab. Erschütternd wirkt es, zu sehen, wie alle diese Notschreie eines Zurückgesetzten im Schlendrian und in der Protektionswirtschaft eines schmachvollen Regierungssystems ungehört verhallen. Grillparzer aber adelt die unwürdige Situation des Bittstellers allerorten durch die männlich ernste Vornehmheit seines Auftretens, durch das edle Selbstbewußtsein und den kühnen Freimut seiner Gesuche. Seinem Charakter gereicht es zur höchsten Ehre, daß alle diese kränkenden Mißerfolge seine leidenschaftliche Hingabe an den Heimatsstaat nicht zu dämpfen vermögen. Bis ans Lebensende erscheint er auch in seinen Briefen, wie er sich schon am Beginn seiner Laufbahn selbst bezeichnet, als ein „Stock-Oesterreicher mit Leib und Seele“.

Als Gegengewicht gegen seine Wortkargheit in Brief und Gespräch mochte Grillparzer wohl zuweilen die Bekenntnisfreiheit der Tagebücher empfinden. Je scheuer er dort allen intimen Herzensbeichten ausweicht, desto offenherziger sucht er hier sein Innerstes zu entschleiern. Vom 17. bis zum 75. Lebensjahr führen die Aufzeichnungen, in vielfach stockendem, gegen Ende fast völlig versiegendem Flusse. Doch scheinen sie den Dichter fast nur in Stunden der Entmutigung zum Schreiben verlockt zu haben. Offenbart sich in den Briefen hie und da ein trotziges Pochen auf den eigenen Wert, so ist hier fast nur von Zweifeln und Verzweifeln die Rede. Erschüttert belauscht der Leser einen Selbstquäler am Werk. Bis an die Grenzen der Wahnvorstellung geht die Manie, die eigenen Talente und Leistungen zu verkleinern. Zweifel an seinem poetischen Talent, mit denen die Memoiren anheben, ziehen sich quälend durch das ganze Buch. Wiederholt konstatiert Grillparzer, schon am Beginn seiner Laufbahn, ein Ende der Dichtergabe, ein Erkalten der Inspiration. Mitten in der Arbeit überfallen ihn lähmende Bedenken. Das Gefühl menschlicher Unbedeutendheit, „innerer Insuffizienz“ läßt ihn nicht los. In jugendlichem Ueberschwang spielt er solche Verdächtigungen aufs ethische Gebiet hinüber. Wie in einem Paroxysmus der Selbstzerfleischung beschuldigt sich schon der Siebzehnjährige des Geizes, der Unauf-

[5]) Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. Je M. 1,—.

richtigkeit, Verleumdung, Verlogenheit, Rachsucht, der rasenden Eifersucht und Wollust, des Neides, des Hanges zum Diebstahl! In berühmt gewordenen Versen schreit die Seelenmarter eines Gequälten auf: Nachdem man sterben sich gesehn | Mit seiner eignen Leiche gehn! Mit unheimlicher Objektivierung innerster Erlebnisse verzeichnet er in Momenten tragischer Erlebnisse das Vorwalten der Teilnahmslosigkeit und Verstandeskälte.

Zweifellos malen diese Bilder Grillparzers innere Erlebnisse in allzu düsteren Farben. So echt die Aufzeichnungen seine seelischen Qualen wiederspiegeln mögen, so handelt es sich doch meist um vorübergehende Stimmungen, denen dieses grübelnde, hypochondrische Naturell allzu liebevoll nachhängt, denen er allzu generalisierende Bedeutung beilegt. Doch zur Erforschung des grillparzerschen Lebensschicksals, zum Aufkeimen seiner poetischen Pläne, zur Erkenntnis seiner seltsam ergreifenden, erotischen Erlebnisse sind diese Aufzeichnungen unentbehrlich. Auch hier machen sich die hemmenden Mächte einer unseligen Zeit bemerkbar, in der „kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Zensur anstößt". Aber auch hier offenbart sich die tiefste und wertvollste Erkenntnis seines Lebens, die läuternde Macht seines Glaubens an die Poesie als an eine daseinsweihende Religion. Denn Franz Grillparzer durfte seinem Tagebuch in Wahrheit die Worte anvertrauen: „Für mich war die Poesie immer ein Heiliges, eine Feiertagsfeier und kein Werktagsgeschäft."

Die große Ibsen-Ausgabe.

Von **Max Osborn** (Berlin).

Die historisch-kritische Gesamtausgabe von Henrik Ibsens Werken[1]) in deutscher Sprache, die, zugleich mit der großen nordischen Ausgabe der „Samlede Vaerker" in der Original-Fassung, im Jahre 1898 als eine Gabe zu des Dichters siebzigstem Geburtstage zu erscheinen begann, liegt nun erst, mit der vor wenigen Monaten herausgegebenen zweiten Auflage des ersten Bandes, als eine vorläufig abgeschlossene Bändereihe fertig vor uns. Vorläufig — denn noch ist der Plan des Ganzen nicht vollständig durchgeführt. Die Briefe, von denen ursprünglich nur eine „Auswahl" in den ersten Band eingefügt werden sollte, sind zunächst ausgeschieden worden; die systematischen Nachforschungen haben trotz Ibsens entmutigender Prophezeiung, man werde wohl nicht viel von seiner immer unregelmäßig geführten Korrespondenz finden, ein Material von solcher Fülle und Bedeutung zu Tage gefördert, daß die Herausgeber sich entschlossen haben, das Briefcorpus demnächst als einen besonderen Ergänzungsband den Werken folgen zu lassen. Und die versprochene Biographie, die gleichfalls zuerst für den Einleitungsband in Aussicht genommen war, wird wohl noch länger auf sich warten lassen; die Sorge um sie ist inzwischen von Paul Schlenther auf Otto Brahm übergegangen. Doch auch was uns bis jetzt geboten ward, bedeutet nunmehr bereits ein rundes und in sich geschlossenes Werk, das sich den schönsten Ergebnissen deutscher Bemühungen um die Weltlitteratur würdig anschließt. Kein anderes Volk darf sich rühmen, mit so umfassendem und tiefdringendem Verständnis die Schöpfungen eines lebenden Dichters fremder Zunge sich zu eigen gemacht zu haben, wie es hier geschehen ist. Daß einem so weit ausgreifenden Unternehmen beim ersten Anlauf noch einzelne Mängel anhaften, wird niemand in Erstaunen setzen, doch sie verschwinden völlig gegenüber dem Ganzen der Leistung, die in der Gestaltung der deutschen Fassungen sich den besten Traditionen unserer ruhmreichen Uebersetzungslitteratur anschließt und in der Textüberwachung wie der kritischen Umrahmung eine der glücklichsten Arbeiten der philologisch geschulten, doch der Schule entwachsenen litterarhistorischen Methode darstellt.

Niemand, der sich mit Ibsens Dichtungen zum Genuß oder zur Forschung beschäftigen will, wird von nun ab diese Ausgabe entbehren können. Durch sie erst lernen wir die überreiche Welt des neuen Magus vom Norden in ihrer Gesamtheit wahrhaft kennen. Die Reihe der modernen Dramen stellt sich aufs neue in imposanter Folge dar, durch die natürlich sich ergebende Anordnung nach der Entstehungszeit selbst eine großartige dramatisch bewegte Entwicklung darstellend. Von der politischen Komödie vom Bund der Jugend bis zu den rein menschlichen Tragödien des Greisenalters ein ungleichliches organisches Wachstum. Die mächtig einsetzende Exposition eine halb leidenschaftliche, halb ironische Abrechnung mit der äußeren Welt, mit den bourgeoisen Stützen der Gesellschaft wie mit der blöden Menge, mit der Zerstörung der Familie durch die Lüge, mit der Kleinheit, Eitelkeit, Bosheit, Habsucht und Blindheit der Menschen, die das Gemeinschaftsleben unterwühlen und in rettungslosem Irrwahn seine ursprünglich wohlthätigen Formen als vergiftete Waffen gegen die eigene Brust richten. Dann folgt ein jäher Aufstieg. Die äußere Welt bleibt in der Tiefe zurück, nur ihre Hüllen nimmt der Dichter zum Spiel mit sich empor. Die Kleider des Alltags bleiben, doch die Menschen, die in ihnen stecken, sind gleichsam durchsichtiger geworden, und durch ihre Körperlichkeit blicken wir tiefer hinab in ihre Seelen, für die sie nur eine Verkleidung ist. Ein seltsames Doppelspiel erklingt, und mit den Melodieen, die von dem sichtbaren Orchester ausgehen, schwingt eine unsichtbare Saite leise mit. Unmittelbarer noch als vordem werden Individuen wie Schicksale aus der Bedingtheit des Einzelfalles emporgehoben; hinter den in wohlerwogenem Plane festgehaltenen Realitäten, deren Verbleib die Wirkung unsagbar steigert, sehen wir erschauernd die Wege ins Unbetretene, nicht zu Betretende ausleuchten. Die Seelen ringen miteinander. In dem Gleichnis von der Wildente sinken sie, flügellahme, arme Vögelchen, vom tödlichen Schuß getroffen, zu Boden. Auf Rosmersholm aber streifen sie die Schlacken der Erdgebundenheit heroisch ab und gehen aufrecht ins All zurück, das ihre Heimat ist. Nach der Katharsis dieses Gipfelpunktes senkt sich das Drama der ibsenschen Dichtung in still wogendem Auf und Ab langsam zum wohlvorbereiteten Ausklang; in einfachen und dadurch um so eindrucksvolleren Symbolen erscheint das Ringen der Seelen in Schwäche und Stärke, von mannigfachen Seiten gesehen und beleuchtet, bis in dem erschütternden Bekenntnis des Abschiedswerkes das Schlußglied der Kette rasselnd zerreißt, während ihr schrilles Klirren nunmehr vom machtvoll angeschwollenen Klange jener Melodie aus unsichtbaren Sphären übertönt wird. Und wieder surrt der Chorus mysticus sein Ewigkeitslied: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Doch mit dem Ibsen, der die dramatische Litteratur der europäischen Völker zur Natur zurück und dann, mit dem Labetrank der Wirklichkeitsanschauung neu gestärkt, über sie hinausgeführt, erscheint nun in der großen Ausgabe der Ibsen der Vorbereitung, der aus Abhängigkeit und Konvention sich empormühte, sich durch die romantische Mauer zum Lande des Lebens durcharbeitete. Wir sehen im gleichen Rahmen das verschlungene und komplizierte Wurzelwerk, aus dessen Saft Stamm und Krone ihre Kraft sogen. Leise kündigt sich, bezeichnend genug in einigen Frauengestalten: in der Inger und der Eline Gyldenlöve der „Herrin von Oestrot", in der Hjördis der „Helden von Helgeland" (wie die „Nordische Heerfahrt" nun treffender umgetauft ist), das Eigenwesen des Dichters an. Es wächst und

[1]) Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen u. eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. 9 Bände zu M. 3,50. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898—1904.

wächst, verschlingt sich mit der Tradition zu wundersamen Gebilden, bis es über sie hinausgewachsen ist und als Sieger einsam über den Leichnam des romantischen Riesen triumphiert. Auch dies ein dramatisches Bild von hinreißender Wirkung.

Die Ausgabe von Elias, Schlenther und Brandes hat sich nur in wenigen Fällen mit den ersten deutschen Ausgaben zufrieden gegeben. Und auch hier war sorgfältigste Durchprüfung jedes Satzes und Wortes geboten. Seit dem Ursünder Wilhelm Lange ist an Ibsen mancherlei gefrevelt worden. Nun galt es, noch einmal in peinlichster Revision aufgrund des Originaltextes Zeile für Zeile mit dem Sinn und der Absicht des Dichters und den Forderungen des deutschen Sprachgefühls in Einklang zu bringen. Sollte die charakteristische Färbung in der Rede der einzelnen Personen nicht verloren gehen, so mußten Freiheiten zu Hilfe genommen werden, die in solchem Falle nicht ein Abweichen von Ibsens Fassung, vielmehr engsten Anschluß an sie bedeuten. Wenn dabei für dialektische Eigentümlichkeiten oder Anlehnungen an die volkstümliche Redeweise im Dänischen durch bedachtsam gewählte Ausdrucksformen nord- und niederdeutschen Gepräges, die sich dem Nordischen am ehesten verwandt erweisen, ein Ersatz gesucht wurde, so ist das nur zu billigen und der Vorwurf des „Berolinismus", der in Süddeutschland dagegen erhoben wurde, gänzlich haltlos. Am meisten Sorge machte natürlich die deutsche Gestaltung der Versdramen. Hier mußte von Grund aus neue Arbeit geleistet werden, und es war ein glücklicher Griff, Christian Morgenstern zu diesem schwierigen und verantwortungsvollen Amte zu wählen; ihm fiel die neue Uebertragung des „Catilina", des „Festes auf Solhaug", der „Komödie der Liebe", des „Brand" und „Peer Gynt" zu. Morgensterns poetische Art kam diesen Aufgaben entgegen. Er ist ein überaus geschickter Verseschöpfer, dem Reim und rhythmische Fassung ungemein leicht von der Hand gehen, ohne daß er ein Hineingleiten in glatte und platte Formgewandtheit zu fürchten braucht. Seine gebundene Rede hat einen fortstürmenden Elan, ohne daß sie die spitzigen Ecken und scharfen Kanten seiner Eigenwilligkeit und originellen Sprachgedanken verliert. Lyrische Empfindung und eine Freude an krausem Schnitzwerk verbinden sich bei ihm und bringen ihn dem Wesen der ibsenschen Verse nahe. Es ist natürlich, daß ihm dabei die norwegisch-kosmische Phantasterei des „Peer Gynt" und der dialektische Humor der „Komödie der Liebe" am meisten zusagten. Hier hat er denn auch sein Bestes gegeben. Ohne kleine Gewaltsamkeiten ging es freilich in diesen Partieen so wenig wie anderwärts ab. Wenn sich ein unvermuteter Graben zeigte, hat der Uebersetzer ihn oft lieber mit Hurra übersprungen als mühselig ausgefüllt. Er geht dabei gelegentlich mit der deutschen Sprache höchst souverän um und scheut nicht vor Apokopen und ähnlichen kleinen Mitteln zurück, die den Wortformen manchmal Gewalt anthun. Morgenstern ist nicht stark genug, um bei solchen Beherztheiten geradezu als sprachschöpferischer Neuerer zu erscheinen, aber er hat doch so viel Sprachgefühl in sich, daß er sich noch immer auf dem äußersten Rande des erlaubten Weges zu halten vermag. Ueberdies gestattete er sich solche Wagnisse ja auch nur dort, wo sein Vorbild selbst die Solidität aufgab. Und schließlich: es sind die Fehler seiner Vorzüge. Ueber einzelnes mag man mit ihm zu rechten haben; der Wert seiner Leistungen bleibt dadurch ungeschmälert. Denn ein Vorteil, der nicht genug zu rühmen ist, bleibt seine Kunst der Umschmelzung, der nie etwas Gequältes oder Gezwungenes anhaftet. Seine Rede fliegt leicht und beflügelt dahin und stolpert nur über Steine, die sie sich selbst auf die Straße wirft, um darüber zu springen und an diesen Sprüngen ihre Freude zu haben.

Zwei kleinere Dramen aus der Jugend sind zu den bekannten hinzugekommen: „Das Hünengrab", ein einaktiges Anfängerstück, erfüllt von romantischer Begeisterung für die nordische Vorwelt, die Arbeit eines Oehlenschläger-Schülers ohne besondere Merkmale, und „Olaf Liljekrans", ein dreiaktiges Schauspiel aus der Zeit nach dem „Fest auf Solhaug", in dem sich doch schon mehr von dem ankündigt, was sein Dichter später der Welt zu sagen hatte. Beide wurden vor einem halben Jahrhundert ein paar Mal in Christiania und in Bergen ohne sonderlichen Erfolg gespielt; das erste nur einmal, im Jahre 1854 im Feuilleton der „Bergener Blätter", das zweite niemals gedruckt. Hier wie dort lagen der jetzigen Veröffentlichung die Handschriften zugrunde, die damals der Souffleur oder Regisseur des bergener Theaters benutzte. Man kann nicht gerade sagen, daß unsere Auffassung von Henrik Ibsens Lebenswerk durch die Wiederentdeckung dieser verschollenen Jugenddramen verändert oder auch nur erweitert und vertieft würde. Aber wir möchten sie doch nicht missen. Bei einem wahrhaft Großen sind uns auch die Kleinen von den Seinen wichtig; er sorgt schon dafür, daß auch von diesem untergeordneten Bastardgesinde her ein paar Schlaglichter auf die legitimen Kinder seines Geistes geworfen werden. Zwar das „Hünengrab" bestätigt uns nur, was wir schon wußten: daß Ibsen nicht wie ein strahlender junger Eroberer in das litterarische Leben gestürmt ist, sondern sich Schritt für Schritt den Boden, nicht von irgendwelchen Feinden, sondern von sich selbst erkämpfen mußte. Vielleicht ist ihm eben darum auch, ähnlich wie unserem Vater Fontane, die Kraft beschieden worden, mit dem fortschreitenden Alter seinem Dichten und Denken immer weitere Kreise zu ziehen, immer tiefere Schachte zu erschließen. Aber „Olaf Liljekrans" interessiert durch ein paar kleine, neue Beiträge zur Erkenntnis der Uebergangszeit, da sich der angehende Skeptiker, nüchterner werdend, von der romantischen Schwärmerei und den Gefahren ihres rosigen Dunstschimmers der Wirklichkeit und dem Leben zuwandte, um sich zunächst, ehe er die heimliche Poesie fühlte, die hier verborgen lag, aus Enttäuschung, Zweifel und Resignation künstlerische Anregungen zu weben.

Als Einführung in die Dramen schickt jeder Band seinem Texte kurze Einleitungen voraus, in die sich Georg Brandes und Paul Schlenther so geteilt haben, daß der dänische Litterarhistoriker die älteren Arbeiten präludiert, während Schlenther bei „Kaiser und Galiläer" einsetzt. Diese Einleitungen werden für jedermann höchst willkommene Führer sein, um bis an den Fuß der Berggipfel zu gelangen, die es hier zu ersteigen gilt. Wer freilich den letzten Kegel bis zur Spitze auch noch emporklimmen will, muß auf eigene Faust weiter hinauf. Es ließe sich hier wohl noch mehr geben, und ohne Zweifel wird man bemüht sein, bei künftigen Auflagen auf diesen Punkt besonderen Wert zu legen. Gewiß können solche gedruckten kleinen Conférencen nicht den ganzen Stoff erschöpfen und gleich eine Biographie ersetzen. Es liegt sogar ein Reiz darin, hier mehr essayistisch anzuregen, keinen Ballast heranzuschleppen und nicht alles, was gesagt werden könnte, mit bedrohlicher Gelehrsamkeit zusammenzustopfen. Dennoch wünschte man manchmal eine reichere Beleuchtung des folgenden Band-Inhalts. Wenn Brandes sich beim Peer Gynt auf knappe fünf Seiten von je zweiunddreißig Zeilen beschränkt, so ist das für eine so schwierige Materie und für ein Werk, das Brandes selbst als die „saft- und kraftvollste von Ibsens sämtlichen Schöpfungen" bezeichnet, unter allen Umständen zu wenig. Hier ist die schöne Gelegenheit, eine der kostbarsten Dichtungen der letzten Jahrzehnte dem Verständnis und der Liebe der redlich Wollenden näher zu bringen, verpaßt worden. Schlenther hat zu den Einleitungen vielfach die ausgezeichneten analysierenden Aufsätze benutzt, die er bald nach Erscheinen der Dramen früher schon veröffentlicht hatte. Man liest sie mit großem Genuß wieder und bewundert abermals die feine und klare Art, mit der der einstige Kritiker neue Erscheinungen zu empfangen wußte. Namentlich die Vorworte zu „Klein Eyolf" und „John Gabriel Borkmann" sind in ihrer Art kleine Meisterstückchen. Wie hier hat Schlenther überall durch ungezwungene Uebergänge einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Werken hergestellt, der die

Kontinuität des ibsenschen Schaffens geistreich beleuchtet. Doch auch sonst würde eine stärkere Anpassung der älteren Essais an den andersgearteten Zweck die Wirkung steigern und den Gewinn des Lesers erhöhen.

Des Neuen bei weitem am meisten bringt der zuletzt erschienene erste Band der Ausgabe, der trotz der Verluste, die er erlitten, noch von schwer ausschöpfbarem Reichtum ist. Er bietet neben dem „Catilina" und der schon früher durch zwei Uebersetzungen bekannt gewordenen älteren Sammlung der Gedichte eine lyrische Nachlese von außerordentlicher Bedeutung und eine Auswahl von Ibsens Prosaschriften und Reden, die von größtem Werte ist. Die eingangs erwähnte, vor kurzem erst erschienene zweite Auflage dieses stärksten Bandes hat seinen Reichtum noch weiter vermehrt. Elias und Schlenther, die hier ohne Brandes Mitwirkung ihres Amtes gewaltet haben, waren darauf bedacht, in diesem einleitenden Teil des ganzen Werkes mit möglichster Korrektheit alles zusammenzutragen, was für die Kenntnis der menschlichen und litterarischen Entwicklung des Dichters von Bedeutung ist, ohne doch eine peinliche „Ibsenphilologie" zu etablieren, die kritiklos nach Vollständigkeit strebt und sicher niemandem verfehlter erschiene als dem alten Herrn in Christiania selbst. Aber trotz der Schranken, die sich die Herausgeber in dieser Weise mit Recht auferlegt haben, ist hier ein inhaltschweres und weitschichtiges Material zusammengekommen, dessen kritische Wertung mit Leichtigkeit ein kleines Buch füllen könnte.

Deutlicher als in den Erstlingsdramen, deutlicher auch als in dem Nacht- und Revolutionsstück Catilina kündigt sich der spätere Ibsen in seinen Jugendgedichten an, deren Reihe nun besonders erweitert auftritt. Bei den neu gesammelten wie den in der alten Ordnung aufgenommenen haben neben Christian Morgenstern Emma Klingenfeld, Max Bamberger und vor allem Ludwig Fulda sehr glücklich als Uebersetzer gewaltet, die Louis Passarges und Hermann Neumanns ältere Verdeutschungen (1881 und 1886) nützen, aber dadurch gleichzeitig auch überbieten konnten. Die Nachlese führt uns zu dem Neunzehnjährigen zurück, der das erste aufbewahrte Gedicht mit dem vorbedeutsamen Titel „Resignation" versieht. Und wie dies Poem, so sind auch die folgenden Gedichte aus dem Ende der Vierziger- und aus den Fünfzigerjahren erfüllt von Stimmungen des Zweifels, des mangelnden Vertrauens zur Welt und zur eigenen Kraft, der Skepsis und einer Wehmut, die recht unromantisch bitter klingt. Nachtphantasieen, Herbstbilder und trüb lächelnde Erinnerungen steigen vor dem Auge des jungen Dichters auf. Gespenstische Gesichte treten ihm in den Weg. Er ist nicht erfüllt von prometheischem Drang, die alten Götter zu stürzen und sich seine eigene Welt zu erschaffen, sondern klagt schmerzlich über den verlorenen Kinderglauben. Nur zaghaft naht er sich der Hoffnung. Es ist, als blicke er mit Sehnsucht, fast mit Neid zu denen zurück, die nicht die Frucht vom Baume der Erkenntnis gegessen haben und nun wohl hinter ihm blieben, aber vielleicht glücklicher sind. Nicht das Glück der Schöpferwonne, der Fluch des Künstlertums klingt hier überall durch, oft in starken und ergreifenden Tönen. Nichts ist für diesen seltsamen Poeten charakteristischer als die „Ball-Erinnerung" aus dem Jahre 1856, die Fulda glänzend übertragen hat, dies „Lebensfragment in Poesie und Prosa" mit der melancholischen Loin du bal-Stimmung, die zugleich das gesellschaftliche Ereignis als nichts geringeres denn als Weltsymbol zu fassen trachtet. „Schicksal, nimm dieses Uebermaß des Glückes von mir," ruft der verliebte junge Ibsen aus, „laß diese Stunde nicht ent- entheiligt werden durch Verlängerung!" — ein merkwürdiger Amoroso, den kaum eine Aehnlichkeit mit den Gleichaltrigen aller Gattungen verbunden haben mag. „Spiegelt die Bühne des Balles die Idee zu dem großen Drama des Menschenlebens? — Und was ist diese Idee? — Ahnen, Hoffen und Enttäuschtwerden! — Schau, in diesen drei Worten ist des Menschen Leben erzählt." So bildet sich dem Dreiundzwanzigjährigen ein pessimistischer Dreiklang als Auftakt, der ihm dann zum Leitmotiv seines Schaffens wird. Zugleich kristallisiert sich in ihm die feste Anschauung seiner Mission, und der Weg leuchtet auf, den er zu gehen hat. Im Sonetten-Zyklus der „Bildergalerie" (1859) setzt er neben Rafaels Sixtina die Hühner, Enten und Gänse des Jan van Mieris — fast wie Max Liebermann jüngst die Madonna des Urbinaten mit dem Spargelbündel Manets in eine Vergleichslinie rückte — und kämpft für die Gleichberechtigung der Stoffe: „Willst du des Skalden Lied zu richten trachten, so mußt du hören, wie, nicht was er sang." Und im Versgewand erscheint die spätere moderne Doktrin:

„Glaub mir, die Kunst hat einen Straußenmagen,
Die alles, selbst Granit und Stahl verdaut;
Sie wird, wenn du sie nährst, dein Sauerkraut
So gut wie Paradiesesfrucht vertragen."

Ein ganz neuer Ibsen aber ist für uns der Ibsen der Prosaschriften und Reden. Der Ibsen, der mit kritischer Schärfe litterarische Neuigkeiten unter die Lupe nimmt und die Theaterforderungen seiner Generation begründet; der die Gegner, gelegentlich hanebüchen „verroht", mit der beißendsten Spottlauge übergießt. Der lebhaft an den politischen Fragen der Zeit Anteil nimmt und stürmisch-drängerisch die Lauheit und Kleinmütigkeit, Großsprecherei und Feigheit der Bourgeoisie nach dem raschen Abflauen der oberflächlichen revolutionären Erregung von 1848 mit grimmiger Ironie verlacht. Der als Journalist seinen Mann steht und mit offenen Augen sich vom Gegenwartsstrudel lustig treiben läßt. Und dann der Redner, der aus kleinstem Anlaß uns mit schlichten Worten zu einer Lichtung führt, von wo auf eine Sekunde der Blick in weite Fernen frei wird. Dem am Ende seines Wirkens vor seinen eigenen Erfolgen bei den Unmündigen bange wird, der dem „Verein für die Sache der Frau" eine etwas mißverständliche Norahuldigung mit einem Hinweis auf das Amt der Mutter, „eine bewußte Empfindung für Kultur und Disziplin zu wecken", beantwortet und den wahrscheinlich recht verblüfften drontheimer Arbeitern sagt: „Es muß ein adliges Element in unser Staatsleben", wobei es zweifelhaft sein kann, ob seine Hörer ihn ganz verstanden, wenn er dies Diktum dahin erläuterte, er meine den „Adel des Charakters, des Willens und der Gesinnung". Das ist der alte, gefestigte Skeptiker, der in jahrzehntelanger Erfahrung gelernt hat, die Trugbilder der Dogmen und Ideale zu durchschauen, und, wie in dem Büchlein zum Ibsen-Bankett am 20. März 1898 einer seiner Vertrauten erzählte, in einer Unterhaltung auf einen auffallenden Widerspruch festgenagelt, dem Interpellanten erwiderte: „Mein lieber Freund, haben Sie schon einmal einen Gedanken zu Ende gedacht, ohne auf Widersprüche zu stoßen?" . . .

In der zweiten Auflage des ersten Bandes ist diesen Prosaschriften und Reden besondere Sorgfalt zugewandt worden. Schlenther hat seine einleitenden Betrachtungen, die bisher nur den Gedichten zugute gekommen waren, nun auch auf sie ausgedehnt und hier den Gegenstand noch erschöpfender und umfassender behandelt als bei den Dramen. Und Elias, dem wieder die Sorge um die endgültige Textredaktion oblag, hat überdies in den so bescheiden auftretenden „Anmerkungen" ein Material zusammengestellt, das fast als eine kleine, in einzelne Exegesen aufgelöste Geschichte der norwegischen Litteratur im 19. Jahrhundert erscheint und den Redner, Kritiker, Journalisten, Polemiker und Essayisten Ibsen zum ersten Male in dankenswerter Weise wirklich verstehen lehrt. So schließt sich der Zauberkreis des ibsenschen Lebens und Dichtens in dieser Standard-Ausgabe. Das ganze Protokoll des „Gerichtstags", den der Alte nach dem berühmten Verse in seinen Werken über sich gehalten hat, wird aufgerollt. Ob er uns noch einmal sagt, welches Urteil er am Schlusse dieser langwierigen Verhandlung von schier sechzig Jahren über sich gefällt hat?

Deutsch-Französisches.

Von Dr. **Kaethe Schirmacher** (Paris).

Herr Gaston Choisy — der Name ist übrigens ein Pseudonym — hat sich längere Zeit in Nord-, Süddeutschland und Oesterreich aufgehalten und giebt jetzt*) sein abschließendes Urteil über die Deutschen, von denen eine ganze Zahl ihn anscheinend in ihrem Hause, an ihrem Tische gastlich aufgenommen haben. Aus dieser Gastfreundschaft und Bekanntschaft entstehen nun in gewissem Sinne auch Verpflichtungen, und diese mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu vereinen, ist eine oft heikle Sache. Ich bemerke gleich hier, daß Herr Choisy diese schwierige Aufgabe meiner Ansicht nach nicht glücklich gelöst hat.

Das Buch besteht aus folgenden Kapiteln: „Comment ils aiment. — L'accroissement de la population et le mariage en Allemagne. — La Famille et la Vie privée. — La femme et le féminisme. — Les moeurs et la chronique scandaleuse. — Le pessimisme et l'amour honteux. — Ecrivains et artistes. — L'escholier." Im ersten Kapitel sind einige sehr treffende Schilderungen des deutschen und des französischen Charakters, die vielversprechend wirken. Das erste Kapitel ist überhaupt entschieden das beste.

Choisy hat hier den Gegensatz zwischen dem Deutschland vor 1870 und dem neuen Deutschen Reich nach 1870 sehr gut erfaßt und dargestellt. Er hätte die preußische Hegemonie tiefer begründen und erklären können, doch ist das ein Detail. Was er giebt, ist gut.

Der träumerische deutsche Idealist von früher hat ausgelebt, der Deutsche von heute ist ein praktischer Realpolitiker geworden. Den Grund dieser Wandlung sieht der Verfasser zum Teil in der praktischen Erziehung des jungen Deutschen (die Bemerkungen über die unpraktische französische Erziehung, das Internat u. s. w. sind zwar nicht neu, aber richtig) und in dem politisch ökonomischen Ehrgeiz eines „jungen" Volkes. In der Politik sind wir Deutschen ja allerdings ein „junges" Volk. Das „Primitive" im Deutschen hätte, so wie die preußische Hegemonie, ethnographisch begründet werden können. Doch scheint die Ethnographie Herrn Choisy nicht zu liegen. Der Verfasser findet, daß eine praktischere Erziehung, eine geringere Masse geistigen Proletariats, eine weniger große Ueberproduktion in den gelehrten Berufen die frühere und die häufigere Heirat in Deutschland begünstigen, ebenso die Mißbilligung, der „wilde Ehen" in Deutschland begegnen. Ich betone diese Beobachtung, da sie dem Autor offenbar sehr am Herzen liegt.

Auch das zweite Kapitel ist teilweise sehr treffend und gut geschrieben. Im dritten wird die deutsche Hausfrau als Opfer ihres tyrannischen Gatten geschildert. Wir Frauenrechtlerinnen wissen leider nur zu gut, daß die Frau in vielen deutschen Familien wirklich der geplagte und getretene Hausfklave ist, als den Herr Choisy sie schildert. Diese „Hausfrau" ist aber doch nicht der alleinige Typus der deutschen Gattin und Mutter. Ich persönlich erhebe den Anspruch, Deutschland besser zu kennen als Herr Choisy, und ich kenne mindestens ebenso viele Frauen, die wirklich ihres Hauses Herrinnen, wie solche, die nur ihres Hauses Dienerin sind. Hier hat der Verfasser entweder nicht genug gesehen oder nach einseitigen Eindrücken berichtet.

Die deutsche Erziehung erscheint Herrn Choisy von seiten der Lehrer und Eltern kräftiger und energischer als die französische. Er wirft ihr jedoch vor, die Individualität zu erdrücken und die Heuchelei durch den Druck der väterlichen Autorität zu fördern. Ich erlaube mir hierzu zwei Fragen: Wie stimmt der Vorwurf der „erdrückten Individualität" zu der Anerkennung der „ausgeprägten Individualität" des Deutschen seit 1870? Und welches sind die Klagen, die man in Frankreich, wo das Autoritätssystem in Familie und Schule ganz abhanden gekommen ist, betreffs der Charaktere erhebt? Doch Mangel an Originalität und Aufrichtigkeit! Sollten die Dinge in Deutschland selbst so schlimm liegen, wie Choisy sie schildert, dann hätte Frankreich, trotz seiner verschiedenen Erziehungsmethoden, dennoch nichts vor uns voraus. Es ist aber nichts geringes, was Herr Choisy der deutschen Familie und Erziehung vorwirft: „In der französischen Familie," schreibt er, „findet man meines Erachtens mehr Gerechtigkeit, eine höhere Auffassung der Persönlichkeit . . . weniger Konvention, weniger Lüge, und auf seiten des Mannes weniger häßlich brutalen Egoismus." — Die deutsche Familie wird sich in diesem Porträt jedenfalls nicht wiedererkennen. Und wer die französische Litteratur verfolgt hat, wird sagen: Seltsam, seltsam, wo sind denn die Opfer der „veulerie", wo sind die Helden der „rosserie", der „muflerie" geblieben, die man uns seit zwanzig Jahren als die Typen der französischen Bourgeoisie darstellt?

Das Kapitel über die Frauenbewegung enthält S. 137 und 143 einige thatsächliche Irrtümer, S. 138 eine Schilderung Frau Minna Cauers, die mich, um das mindeste zu sagen, lebhaft erstaunt, und einen Schluß, der mich an des Verfassers soziologischer Befähigung irre gemacht hat: „Le féminisme demeure ici un luxe . . . une fleur au chapeau pour quelques coquettes de grande allure." Der Verfasser hat sich hier wohl im Manuskript vergriffen und ein Blatt eines Artikels über die französische Frauenbewegung unter seine Darstellung der deutschen gemischt. Auf jene paßt das Urteil genau, nicht auf diese. Wenn eine Frauenbewegung ehrlich bürgerlichen, schwer arbeitsamen Charakters ist, so ist es die deutsche. Herr Choisy selbst sagt kurz vorher: „Keine andere Frauenbewegung enthält weniger Snobismus." Nun also? Und wo sind in der deutschen Frauenbewegung die großen Koketten? Wenn die deutsche Frauenbewegung etwas erreicht, so hat sie es doch durch die Disziplin und Arbeit ihrer weiblichen Massen erreicht. Hier also ist Herr Choisy auf den Holzweg geraten.

In den letzten Kapiteln gerät er gar in Morast und Triebsand. Er hat den Kompaß verloren und treibt steuerlos auf einem Meer von Bitterkeit und Haß. Ich erwähnte schon, daß die geringe Anerkennung, die Deutschland der freien Liebe zuteil werden läßt, Herrn Choisy sehr frappiert hat. In Frankreich geht die Duldung in diesem Punkte allerdings sehr weit. Herr Choisy scheint sich nun folgendes gesagt zu haben: Die Deutschen verachten die freie Liebe. Sollten sie vielleicht Heilige sein? Und er hat unsere zeitgenössische Sittengeschichte, die Hof- und Gesellschaftsskandale, alle Moritaten und dergleichen aufgestöbert und ist zu dem Schluß gekommen, daß wir Deutschen keine Heiligen sind. Trotzdem besitzen wir die Hartnäckigkeit und Unverfrorenheit, uns nicht unumwunden für das Recht der freien Liebe, das Ideal der wilden Ehe, des Quartier latin zu erklären?

Herr Choisy findet dafür nur ein Motiv: Wir Deutschen sind Heuchler, elende Heuchler und Streber, die mit scheinheiligem Antlitz heimlichen Sünden fröhnen. O, wie weit sind wir von der „Germania" des Tacitus!

Daß man, ohne jede Heuchelei, die Einehe, die Reinheit vor und die Treue in ihr, als ein Ideal betrachten und **gerade deshalb** die Heiligsprechung der Polygamie, unter welcher Form es sei, bekämpfen kann, auch wenn man deren Manifestationen nicht aus der Welt zu schaffen vermag, diese Ueberlegung hat Herr Choisy, der sonst doch der Findigkeit nicht ermangelt, nicht angestellt. Mit vollen Händen wirft er Deutschland die angeblichen Beweise seiner Heuchelei ins Antlitz, und er thut es mit einer solchen Schärfe und leidenschaftlichen Uebertreibung, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, persönliche Motive möchten hier mitgespielt haben, und Deutschland für die „Heuchelei" eines Einzelnen „abgestraft" werden.

*) Chez les Allemands. Paris, Genonceaux & Co. 1904.

Diese Art, seine persönlichen Enttäuschungen an der Gesamtheit auszulassen, ist aber ebenso ungerecht wie unerfreulich. Diese Parteilichkeit entzieht dem Autor seinen Kredit bei dem Leser. Man hätte gerne von ihm gelernt, nun zeigt er sich als unzuverlässiger Führer. Schade, sagt man sich. Ja, mehr als schade. Solche Kapitel können nur verstimmend wirken.

Herr Choisy ist in deutschen Häusern ein- und ausgegangen. Herr Choisy hat deutsche Gastfreundschaft genossen. Er hat deutsche Männer und Frauen als Freund interviewt, er hat von ihnen die Mittel erhalten, sich zu informieren. Bon gré, mal gré legt ihm das gewisse Verpflichtungen auf. Nicht daß er das, was ihm die Wahrheit scheint, verschweigen sollte! Er durfte sich aber nicht zu derart leidenschaftlichen Uebertreibungen hinreißen lassen, wie seine letzten Kapitel sie enthalten. Er mußte sich auch der Verantwortlichkeit bewußt sein, die er als Autor der Oeffentlichkeit gegenüber auf sich nimmt. Wäre es verwunderlich, wenn die deutsche Gastlichkeit, die wir dem Fremden, und besonders dem Franzosen, in reichem Maße entgegenbringen, durch Bücher wie „Chez les Allemands“ verletzt, sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurückzieht? Der „bonne entente“ zwischen Deutschland und Frankreich hat Herr Choisy nicht gedient.

Neue Lyrik.

Von **Ernst Ziel** (Cannstatt).

Bei dem ewigen Klagen über die lyrische Ueberproduktion unserer Tage bleibt es immerhin ein Trost, daß aus all dem mittelmäßigen und wertlosen Gut hier und da noch etwas Tüchtiges hervorragt und daß man nicht mit völliger Hoffnungslosigkeit an jeden neuen Stapel lyrischer Dichtungen herantzutreten braucht.

Da sind unter mehr als einem Dutzend mir vorliegender, zumeist recht farblos-konventioneller Dichtungen zunächst „Gedichte“ von Theodor Birt [Beatus Rhenanus] (München, C. H. Becksche Verlagshandlung), Ausflüsse eines durchaus vornehmen und fein gebildeten Geistes. Ekstasen des Gefühls und Superlative des Gedankens liegen ihnen fern. Ueberall bewegen sie sich in der schönen Sphäre des künstlerisch Abgetönten und Maßvollen. Was die Gebiete betrifft, die sie beschreiten, so steht Didaktik in ihnen neben reiner Lyrik; Gebilde einer tiefgründigen Reflexion reihen sich an solche einer großzügigen Phantasie. Die birtsche Muse hat einen freien, hochaufgerichteten Gang. Besonders gekennzeichnet aber wird sie durch die lebensvolle Bildwirkung, über die sie im Landschafts- wie im Charakter- und Genrebilde verfügt. Die Vedutte „Bello Sguardo“, die florentinischen Straßenbilder „Die Alte“ und „Signor Carlo“, wie das ergreifende Lied vom braven Manne „Kollmann“ sind leuchtende Beispiele für die plastische Kraft dieser Gedichte. — Aeußerlich weisen Birts Gedichte einen ungewöhnlichen Wohllaut an Platen anklingender Strophik und Rhythmik auf. Ghaselen und Terzinen, Distichen und Sonette sind mit der gleichen natürlichen Virtuosität geformt, wie das schlichte, sangbare Lied. Nirgends mangelt es an besonderen Feinheiten und Spitzfindigkeiten, und mit Echo-, Doppel- und allen möglichen Reimen spielt Birt graziös wie die Katze mit der Maus. So bekundet er also beides: Tiefe des geistigen Gehalts wie Schliff der äußeren Gestalt, Fülle der Gegenstände wie Mannigfaltigkeit in ihrer Behandlung. Was aber seinen an formenfreudiger Schönheit reichen Poesieen bis jetzt noch mangelt, das ist eine scharf zum Ausdruck kommende persönliche Unterströmung, das ist, um es anders auszudrücken, das individuelle Gewicht des Vortrags, kurz: eine Weltanschauung auf der Folie einer Dichterpersönlichkeit.

Eine markant ausgeprägte Physiognomie lassen auch die „Frühlichter“ von Nikolaus Welter (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) vermissen, Gedichte, die an Formvollendung nur wenig hinter den birtschen zurückstehen. Bei allem Mangel an Eigenart sind sie indessen erfreuliche Zeugnisse eines achtbaren Talents. Kraft geht in ihnen Hand in Hand mit Anmut. „Der Feuerriese“, „Die Schmiede“ und andere Manifestationen modernen Geistes sind vom männlichen Zuge unserer Tage ganz erfüllt, während der gefühlsinnige Zyklus: „Auf unseres Vaters Tod“ sich uns weich ans Herz und groß in die Seele legt. Welter verfügt über eine reiche Skala lyrischer Töne; mit wie geringen Mitteln aber er eine Situation anschaulich zu schildern versteht, dafür nur ein Beispiel:

Der tote Schmied.

Der als ein Held mit Zang' und Hammer
Im Feuer und beim Amboß stand,
Der Schmied sank tot in seiner Kammer;
Sein friedlich Waffen, Zang' und Hammer,
Schlug ihm das Leben aus der Hand.

Schwarz liegt die Esse in der Schmiede,
Ein leiser Hall den Raum durchzieht
Von Bälgebraus und Werktagsliede;
Schwarz liegt die Esse in der Schmiede;
Bleich auf der Bahre liegt der Schmied.

Ein Eisen wartet an der Mauer,
Das halb erst seinem Fleiß geriet;
Die Freunde stehn in Thränentrauer;
Das Eisen wartet an der Mauer;
Im Sarge wartet auch der Schmied.

Das Pferd, das er so klug beschlagen,
Es scharrt, es stampft vor seinem Haus;
Am kranzgeschmückten Leichenwagen,
Das Pferd, das er so klug beschlagen,
Es bringt den Schmied zum Dorf hinaus.

Den er so blank geschärft, der Spaten
Harrt glitzernd fein im Sonnenstrahl;
Ein kund'ger Zeuge seiner Thaten,
Den er so blank geschärft, der Spaten
Wölbt ihm das schlichte Heldenmal.

Die welterschen „Frühlichter“, ob sie uns nun, wie in den obigen Strophen, ein festumrissenes Stimmungsbild vor Augen stellen oder ernste und heitere Lieder ertönen lassen, ob sie uns knapp gefügte Balladen oder, wie in den sechs längeren Schlußgedichten, episch-lyrische Dichtungen von blühender koloristischer Pracht darbieten, immer werden sie durch den freien Guß und Fluß des Ganzen und Vollen, durch jenen leichten Wurf dichterischer Produktion charakterisiert, der das innerlich Concipierte mit Grazie zur konkreten Gestalt herausbildet. Und darum sind sie aller Anerkennung durchaus wert.

Nicht frei vom absichtlich verdunkelnden Orakelton der Jüngstdeutschen ist das schon in seinem Titel einigermaßen mystisch gemahnende Gedichtbuch von Alexander von Bernus „Aus Rauch und Raum“ (Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler). Aber trotz des mancherlei Krausen und Wirren, das es enthält — man vergleiche nur die absolut krankhaften Reimereien: „Fluch“ und „Am Bahnhofsplatz“! — spricht aus diesen Liedern ein starkes Gestaltungsvermögen und zwar nach einer ganz besonderen Richtung hin: der Verfasser macht Natur und Landschaft reden und legitimiert sich dadurch als einen symbolischen Dichter par excellence. Man höre:

Winter.

Ein Reiter reitet über Land,
Ins Herbstgewirr hinein;
Der trägt ein modrig Moosgewand,
Und Sterben rinnt von seiner Hand
Zu Boden unter Sumpf und Sand,
Erstarrt und wird zu Stein.

Ein einsam Dorf, strohüberdacht,
Ahnt fröstelnd seine Näh',
Die alles Leben zagen macht
Und lauscht und hat so bange Wacht,
Stellt blasse Lichter aus zur Nacht
Und taucht sich tief in Schnee.

Die aber in den Häusern spät
Noch wachen, werden stumm —
Ein Kind fährt auf —: „Ach, Mutter, seht
Doch nach, wer drauß' so furchtbar geht?"
Die Alten murmeln ein Gebet
Und wissen nicht warum.

Das ist in ihrer prägnanten Personifizierungskunst wahrhaftig echte symbolische Poesie voll Plastik und Stimmung. Die Dinge gewinnen Leben und Gesicht. Man glaubt sie durchgeistet. Der Dichter leiht ihnen eine menschliche Seele. So gegeben, hat der Symbolismus zweifellos seine Berechtigung in der Poesie. Er macht ein beliebiges Inventarstück des Milieus zum Schicksal und läßt es gewissermaßen eine persönliche Macht über die Menschen gewinnen. Er darf es. Denn alle Poesie ist ja im Grunde Symbolik, und die Lyrik ist es erst recht, diese Kunst des ahnungsvollen Empfindens und Träumens.

Einem absoluten Symboliker, der den Symbolismus leider übersymbolisiert, begegnen wir sodann in Siegmar Schultze, der mit seinen Gedichten „Im Sturm der Zeit" (Halle a. S., Kreibohm & Co.) einen wahren Irrgarten von pathetischer Rätselei vor uns aufthut. Haß gegen die demokratische Hochflut unserer Tage, etwas Kaiservergötterung, Polemik gegen die moderne Genußsucht und einiges anderes in zeitgemäßen Invektiven und Apotheosen — um das zum Ausdruck zu bringen, macht der hallenser Poet ein ganzes Theater allegorischer Gestalten und Bilder mobil. Er bedient sich dabei einer Darstellung, die so umständlich und so chargiert, so unplastisch und sprachlich oft so unpoetisch ist, daß man schier vergißt, Verse vor sich zu haben. Eine Symbolik, die der Stimmung, der Anschaulichkeit, der Knappheit und Klarheit entbehrt, ist eben keine Poesie mehr. Man kann Schultze einen Schüler Nietzsches nennen. Damit dürfte seine geistige Richtung einigermaßen gekennzeichnet sein. Ein Poet ist er kaum — aber er ist ein geistreicher Kopf, der seine Zeit denkend zu durchdringen und sich innerlich mit ihr abzufinden eifrig bestrebt ist.

Ueberwiegt, wie angedeutet, bei Bernus und Schultze das Unwirkliche, Traumhafte, Symbolische, so bewegen sich die „Gedichte" von Eugen Lirsch (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) mit einigen Ausnahmen auf durchaus konkretem und realistischem Boden; sie bieten uns ein wenig Reflexionslyrik von nicht allzu großer Tiefe, Legendares und Balladenhaftes in verschiedenen Stilarten, taufrische Liederpoesie und Erotisches, welch letzteres sich mitunter bis hart an die Grenze des Frivolen versteigt, alles dem Leben abgelauscht und in tadelloser Form, aber ohne jede spezifische Eigenart.

Hermann Wendels „Rosen und Schwert" (Berlin, Lyrik-Verlag) haben mit Eugen Lirschs „Gedichten" den Mangel an Eigenart und den Stich ins Frivole gemein, nur daß letzteres hier viel ungenierter und kecker sich hervorwagt. Im übrigen ist noch zu sagen, daß trotz mancher stimmungsvoller Einzelheiten jener moderne Manierismus in Wendels Poesieen überwiegt, der im kokett Verschleierten, absichtlich Undeutlichen und künstlich Ueberhitzten sich so wohlgefällt. Aber die Herren verrechnen sich —: diese Sorte des Posierens verfängt heute nicht mehr.

Zuguterletzt sei noch neben den Liedersängern auf eine episch-lyrische Dichterin hingewiesen, auf Armgard von Eperjesy. Ihrer in gewandten, oft schwungvollen Versen abgefaßten Dichtung „Die Sphinx" (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) liegt ein ethisch-religiöser Gedanke zu grunde: der suchende Mensch wird durch die Philosophie zur Erkenntnis des Weltganzen als einer Einheit, durch die Sehnsucht nach Gott aber zur allumfassenden Liebe geführt und findet schließlich seine höchste Befriedigung in der inneren Offenbarung, daß des Lebens letztes Ziel kein anderes sein könne, als den Gedanken der Liebe umzusetzen in die That der Liebe, d. h. der Menschenliebe. Die Verfasserin hat diese allerdings nicht neue Idee in großen Zügen klar und faßlich zu einer ebenso anmutigen wie erhebenden Dichtung ausgestaltet und damit ein warmherziges und herzerwärmendes Buch geschaffen, auf dessen erstem Blatt man gern die Widmung an „die große Idealistin in Wort und That", Malvida von Meysenbug, liest.

Antikes und Antikisierendes.

Von **Eugen Holzner** (Prag).

Rein äußerlich fassen wir unter diesem Gesamttitel eine Reihe neuer Erscheinungen zusammen; ein Band tieferer Beziehungen von einer zur anderen zu schlingen, ginge nur auf dem Wege gewaltsamer und ausgeklügelter Kombinationen. Es handelt sich um eine Anzahl von Uebersetzungen und andererseits um Dichtungen, deren Stoffgebiet in der antiken Welt liegt. Bezüglich der ersteren können wir nur einer nüchternen Anzeigepflicht genügen: denn Erörterungen über textliche Einzelheiten, Bedenken und Erwägungen sprachlicher Natur gehen über den Rahmen dieser Zeitschrift weit hinaus. Unter den modernen Dichtungen, die uns heute vorliegen, muß C. Spittelers „Olympischer Frühling" [1]) in jedem Sinne den ersten Platz einnehmen. Es ist der dritte Teil des Werkes („Die hohe Zeit"), der nun, nach den beiden vorangegangenen („Die Auffahrt" und „Hera, die Braut") das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Von Spitteler ist oft — auch in diesen Blättern (LE I, 348) — die Rede gewesen: die Beurteilung seines Könnens hat eine ganze Skala durchlaufen, an deren einem Ende enthusiastische Zustimmung, an deren anderem schonungslos abweisende Kritik zu finden war. Es mag trivial scheinen, wenn wir dieser Thatsache gegenüber die alltägliche Weisheit vorbringen, daß die Wahrheit zwischen diesen polaren Gegensätzen in der Mitte liegt. Gewiß befremden und ernüchtern uns auch in diesem dritten Teile des Werkes etliche Allegorieen, blut- und leblose Abstraktionen, die ein schemenhaftes Spiel treiben; gewiß spielen manchmal moderne philosophische Räsonnements in die antike Geistessphäre hinüber. Aber alle diese kleinen Ausstellungen können uns nicht die Gewißheit verkümmern, daß wir in Spitteler eine außerordentlich reiche Natur vor uns haben, die über eine geradezu überwältigende Fülle und Mannigfaltigkeit von Motiven verfügt. Unwiderstehlich zieht uns eine Reihe von Prachtgestalten, die mit einer wahrhaft trotzigen Selbständigkeit, mit einer geradezu spröden Eigenart der Erfindung ersonnen sind, in ihre Sphäre. Und auch dort, wo die Einbildungskraft ausschweift und sich im kecken Auseinandertürmen von Wunderlichkeiten nicht genug thun kann, herrscht eine frische und lebendige Stimmung, die jede nüchtern einwendende Erwägung im Keime erstickt. In besonderem Maße aber muß die Meisterschaft, mit der Spitteler die Sprache handhabt, unsere Bewunderung erwecken: eine urwüchsige Kraft und Unerschrockenheit waltet da in dem überkommenen Sprachgut und schafft eine kleine Welt von Neubildungen, vor denen nur die zopfige und pedantische Schulmeisterei erschrecken wird. Die künftigen Sprachhistoriker werden von Spitteler neugeschaffene Wörter, wie „Denkgeschwirre", „Schwarzgewitter", „Dämmerdüster", „Heuchelhauch", „Donnerwolkengraus" u. a. mit demselben Ernste behandeln, mit dem sie längst goethische Ausdrücke, wie „Pappelzitterzweig", „Flüsterzittern", „Lächelmund", „Krächzegruß" u. a., betrachten.

Der dritte Teil des „Olympischen Frühlings", „Die hohe Zeit", zerfällt in eine Reihe prächtiger Episoden, die miteinander nur in einem ganz losen Zusammenhange stehen: wir geben dem zweiten Kapitel, das

[1]) Leipzig, Eugen Diederichs. 1903. 143 S. — Der erste Teil wurde LE II, 1416, der zweite IV, 1460 besprochen.

„Boreas mit der Geisel" betitelt ist, vor allen andern den Vorzug. Wie Boreas und Harpalyke einen Sonderzug der Winde ausrüsten, der auf Erden nach Beute fahnden soll, wie sie das Wolkenschiff bereit stellen und dann sausend niederfahren, Grauen und Schrecken verbreitend, wie die sturmgefegte Erde vor ihnen erzittert, und wie sie dann mit tausendfachem Raube die Rückfahrt zum Olymp antreten, — das alles ist mit einer geradezu fortreißenden Kraft, mit Bildern von leuchtendem Kolorit und prächtiger Plastik gestaltet und erzählt. Mag dabei auch manches Paradestück des alten Olympos in Stücke gehen, mag hebbelscher und wagnerscher Einfluß in all dem ironischen Skeptizismus wirksam sein, mit dem die antike Götterwelt zerzaust und modernisiert wird — all das spielt keine Rolle angesichts des kolossalen Gesamteindruckes, den die Dichtung in jedem Leser, dessen Empfänglichkeit nicht von der Blässe der Theorie angekränkelt ist, erzeugen muß. Dem Kapitel „Boreas mit der Geisel" steht an Stärke der Erfindung die Episode „Poseidon mit dem Donner" am nächsten. Wir sehen da den Meeresgott den Kampf gegen die Flüsse aufnehmen; er will einzelne von ihnen zwingen, aufwärts zu fließen. Das Ringen der Elemente wird in prächtigen Szenen, die von einem herzhaften Humor erhellt sind, vor uns lebendig: und die feingestimmte Liebesepisode zwischen Poseidon und Elissa, der Tochter des Okeanos, bringt ein ganzes Register zarter Motive in die Dichtung und zeigt, daß dem Poeten alle Farben auf der Palette zur Verfügung stehen.

Was immer wir noch im Rahmen unserer heutigen Umschau auch anerkennen werden, — wir müssen jedenfalls die Terminologie des Lobes, die wir für Spitteler verwendeten, ausschalten: Erscheinungen, wie der „Olympische Frühling", sind sozusagen ein Genre für sich und tragen den Schutz vor Nachahmung, ja auch nur vor Annäherung unzweideutig in sich. Aber das Vollgefühl der Freude über solche große Gaben soll uns gegen wertvolle kleineren Formats nicht ungerecht stimmen. Den Geist der Antike atmet unverkennbar die dramatische Dichtung „Periander und sein Sohn" von A. H. Schultz[2]), einem Autor, dessen Name uns bisher noch nirgendwo begegnet ist, der aber durch das starke Talent seines Trägers bald einen guten Klang haben wird. Das Stück behandelt den Mythus von Periander, dem Könige von Korinth, dem Freunde des Arion, von der Königin Melissa und dem Sohne beider, Lykophron. Herodot überliefert uns an zwei Stellen ziemlich ausführlich die sonderbare Geschichte dieses Königs. Er war ein kluger, kunstliebender Herrscher, der unter dem Fluche häuslichen Unglücks litt; nachdem er seine Frau Melissa ermordet hatte, geriet er in einen unversöhnlichen Gegensatz zu seinem Sohne Lykophron, der von dem Vater der Ermordeten, dem König Prokles von Epidauros, seinem Großvater, gegen den eigenen Vater aufgestachelt wurde. Periander verbannte den Sohn nach Kerkyra, berief ihn aber, als er alt und weichmütig wurde, wieder zurück, um ihm die Herrschaft zu übergeben. Die Kerkyräer aber ermordeten ihn, als es hieß, Periander selbst wolle sich anstatt des Sohnes nach Kerkyra zurückziehen ... Das sind in allgemeinen Umrissen die Züge der Ueberlieferung: Schultz hat sie in äußerst origineller und fesselnder Weise umgestaltet und psychologisch vertieft. Bei ihm steht die Königin, deren Geist umnachtet ist, im Vordergrunde. Periander, ein hochgesinnter Fürst voll edler Regungen und einem vergeistigten, echt hellenischen Schönheitsideal ergeben, empfindet den Trübsinn der Frau, die durch die Krankheit verstört und verunstaltet ist, als einen Raub an dem schönen Bilde, das er von ihr noch aus den gesunden Tagen in der Seele trägt. Er lebt sich immer mehr in den (echt antiken) Gedanken hinein, daß sie, von einem Dämon besessen, überhaupt nicht mehr das Weib von damals sei, sondern daß nur noch die äußere Hülle täuschend dieselbe geblieben. Zugleich beherrscht ihn das Gefühl, daß „Siechtum in die Grube" gehöre. So entschließt er sich denn nach hartem Seelenkampfe, sie zu töten; aber zuvor gilt es, den Sohn zu beschwichtigen, der aus einem dumpfen Instinkte heraus vom Vater für die kranke Mutter Unheil fürchtet. Melissa selbst ist gerade in Gefahr, der hypnotischen Suggestion eines schlauen Aphroditepriesters, des Manes, zu erliegen, der unter dem Vorwande, sie gesund zu machen, sie in Wahrheit seinen Lüsten dienstbar machen will. In einer großen, packenden Szene zwischen dem König und seiner Gemahlin, in der Periander vergebens ihrem getrübten Geist die Erinnerung an die schöne Vergangenheit entlocken will — er ist allerdings in gewissem Grade an ihrem Trübsinn schuld, weil er zu ihrer jüngeren, ledigen Schwester vorübergehend in intime Beziehungen getreten war, — faßt er endlich den Entschluß, sie zu töten. Sie trinkt den bereitstehenden Giftbecher ahnungslos, und angesichts des Todes erhellt sich plötzlich für die letzten Augenblicke ihr umdüstertes Gemüt, und Periander sieht noch einmal in ihr reizverklärtes, vom bösen Dämon verlassenes Angesicht. Lykophron kommt, verlangt vom Vater Auskunft über die vermißte Mutter: in einem erschütternden Zwiegespräch, in dem der König, um den Sohn sich zu bewahren, ihm Krone und Nachfolge anträgt, kommt es zu heftigem Streite, der damit schließt, daß der Vater dem Sohne jedweden Verkehr mit den Korinthern verbietet, solange, bis der Sohn aus seinem verstörten, stummen Hasse gegen den König erwacht. Zuletzt finden wir Lykophron bei einer Tänzerin, die aus Liebe zu dem Königssohn der angedrohten Strafe trotzt. Und hier hat der Prinz Gelegenheit, unerkannt aus dem Munde jenes listigen Priesters Manes zu hören, daß dieser die Königin, seine Mutter, durch seine suggestiven Mittel zu seiner Geliebten machen wollte. So hat die Hand des Vaters die Mutter also vor Entsetzlicherem bewahrt, — das muß Lykophron einsehen. Im wilden Kampfe mit Manes stirbt er, von dessen giftigem Dolche getroffen, mit einem Worte der Versöhnung an den Vater auf den röchelnden Lippen . . .

Es mag scheinen, daß durch die Einführung der Suggestion vom Verfasser eine Art Anachronismus begangen wird — wenngleich niemand weiß, ob nicht in den antiken Mysterien auch schon dieses Mittel der Beeinflussung verwendet wurde —, es mag ferner in dem Gedanken, daß „Siechtum in die Grube" gehört, ein nietzschesches Motiv anklingen: trotz alledem enthält das Stück eine außerordentlich ergreifende und erschütternde Handlung. Der Verfasser macht uns speziell den echten Adel der Natur in der Gestalt Perianders äußerst glaubhaft, und selbst die Unthat gegen die Königin ist mit überraschend feiner Psychologie aus dem antiken Schönheitssinn abgeleitet. Eine seltene Spürkraft für den Kern der menschlichen Natur bekundet Schultz auch in der Art, wie er den Sohn Perianders charakterisiert: Mißtrauen, Furcht, Unentschlossenheit, Leidenschaft — alles dies zusammen giebt ein fesselndes Gesamtbild von Einzelzügen, die keiner dem andern widersprechen. Sehr schön ist auch die Gestalt des Arion getroffen, der als ein Freund Perianders, stets mit und neben diesem durch die Handlung wandelt, gewissermaßen als das verkörperte hellenische Schönheitsgefühl, und deshalb ist er für den König, der bei jeder That auf Arion zu blicken gewöhnt ist, die stete und sichere Gewähr, daß er seinem eigenen schönheitsfreudigen Ideal nie untreu werden wird . . . Das Drama, das auch in Diktion und Sprache von großer Schönheit ist, hat ein volles Anrecht auf die lebendige Wirkung von der Bühne.

Eine zusammenfassende, groß angelegte Verarbeitung einer ganzen Reihe antiker dramatischer Motive bietet uns Herbert Eulenberg in seinem Stück „Kassandra"[3]). Eulenberg ist auf dem Gebiete des Dramas kein Neuling. Sein „Münchhausen" ist in Berlin aufgeführt worden, und eine Reihe anderer

[2]) Berlin, Schuster & Loeffler. 1904. 128 S.

[3]) Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903. 124 S. M. 2,— (3,—).

Schauspiele hat die Aufmerksamkeit der Litteraten zu erwecken gewußt. (Vgl. auch LE IV, 1307.) Diesmal erscheint der Autor vor uns mit einem antiken Sujet: und zwar hat er die Gestalt der Kassandra, die uns Deutschen aus dem gleichnamigen schillerschen Gedichte von Kindheit an vertraut ist, zum Mittelpunkte einer Handlung gemacht. Er drängt in den Rahmen eines fünfaktigen Stückes eine ganze Reihe homerischer und nachhomerischer Motive des Epos, aber auch äschyleische Motive zusammen. Wir sehen im ersten Akt Kassandra als Unheilsprophetin gegen die Rückbehaltung Helenas in Troja und ihre Vermählung mit Paris Einwand erheben, im zweiten der Priesterin Weissagung in Erfüllung gehen. Hektor, dessen Tod sie der Andromache verkündet hat, stirbt. Im dritten Akt erblicken wir Troja wieder in Ruhe und Frieden: aber das hölzerne Pferd, vor dem Kassandra vergebens warnt, wird in die Stadt gezogen und speit aus seinem Leibe reisige Helden aus. Neoptolemos wütet und watet im Blut: eben hat er den Priamus ermordet. Aber da er auf Kassandra stößt, erklärt sie ihm ihre Liebe, und, wie Johanna und Lyonel, entrücken sich die beiden dem Kampfgewühl, ihrer eigenen Empfindung hingegeben. Im vierten Akt kommt Agamemnon, um Kassandra zu holen, die ihm als Beute vom Heere zuerkannt worden ist. In dem sich deshalb entwickelnden Kampfe zwischen Neoptolemos und Agamemnon fällt der Sohn des Achill. Der letzte Akt führt uns nach Mykene, wo Klytämnestra buhlerische Anschläge gegen den heimkehrenden Gatten anzettelt. Kassandra kommt mit ihm: er geht ahnungslos, sie, des Schicksals bewußt, in den Tod . . . Eine geschickte Oekonomie knüpft räumlich und zeitlich einander fernliegende Motive zu einer einzigen szenischen Folge zusammen, und ein einheitlicher Grundton ist in der Stimmung und in der Sprache festgehalten. In der Gestalt der Kassandra hat der Autor sich mit Erfolg bemüht, alles, was an die vierte Dimension gemahnt, möglichst auszuschalten und ihr unheilverkündendes Gemüt mehr als den Tummelplatz eines tiefgreifenden Pessimismus, der nicht von übernatürlicher Art ist, hinzustellen.

Im Gegensatze zu den bisher erörterten Erscheinungen, die den antiken Stoff selbständig gestalteten, nennt Carl Josephi seine „Elektra des Sophokles“[4]) eine „Nachdichtung“. Er begnügt sich nicht damit, die Tragödie zu übersetzen, sondern er hält es, wie er im Vorwort sagt, für die schönste Aufgabe des Philologen, die antike Kunst „im Lichte seiner eigenen Zeit“ den Mitlebenden zu vermitteln. Wir gestehen, daß wir diese allgemein gehaltene Wendung — und besonders, was sie gerade bei einer Elektraübersetzung soll — nicht verstehen. Der Uebersetzer hätte im einzelnen darlegen müssen, wo wir im Rahmen seiner Uebertragung dieses von ihm postulierte Moment des Modernen zu suchen haben. Herr Josephi glaubt die Existenzberechtigung seiner Arbeit ferner durch den Satz zu erbringen: „Obschon wir nämlich keinen Mangel an guten Uebersetzungen haben, so sind die Versuche, antike Dichter ohne philologische Nebengedanken in modernem Gewande wiederzugeben, das aber dennoch (!) einen leichten Schimmer des Altertümlichen bewahrt, noch immer recht spärlich.“ Was versteht Herr Josephi unter „philologischen Nebengedanken“, was unter einem „leichten Schimmer des Altertümlichen“? Das sind wieder kautschukartige Ausdrücke, die im Grunde gar nichts besagen. Ist Donners Uebersetzung, die trotz Wilamowitzens gereizter Polemik das Meisterwerk eines dem Dichter selbst kongenialen Interpreten ist, vielleicht in den Augen des Herrn Josephi schlecht, weil sie nicht ohne „philologische Nebengedanken“, ja sogar aufgrund eingehender und tiefgreifender Kenntnis des philologischen, speziell des textkritischen Materials, geschrieben ist? . . .

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so ist bei aller Anerkennung für eine unleugbare Routine und für manchen treffenden Ausdruck doch nicht zu verkennen, daß eine zu enge Anlehnung an das griechische Original viel Hartes und Undeutliches im Deutschen erzeugt. Und dem Ganzen fehlt trotz allen redlichen Bemühens jener Zug nachfühlender poetischer Empfindung, der den Leser, ohne daß er es merkt, in die Stimmung des Originals versetzt.

Zuguterletzt mögen noch zwei Bücher Erwähnung finden, die nichts anderes sein wollen als Uebersetzungen des antiken Originals: in der That sind sie es beide im besten Sinne des Wortes. Sowohl Rudolph Kaßners Uebertragung des Platonischen „Gastmahls“[5]), als auch das deutsche Gewand, das Otto Kiefer den „Selbstbetrachtungen Marc Aurels“[6]) gegeben hat, entsprechen den strengen Anforderungen, die unsere Zeit — nach dem epochemachenden Vorangehen Wilamowitzens in der Frage der Uebersetzungen — an derartige Arbeiten zu stellen sich gewöhnt hat. Dieses Lob ist keine Verlegenheitsphrase eines Rezensenten, sondern das Ergebnis genauer Prüfung. Einzelheiten exegetischer und stilistischer Natur zu erörtern, ist — wie wir schon oben bemerkten — hier unmöglich. Durch Kaßners gewandte Uebertragung wird das reizvollste und kunstreichste Werk Platos, dessen szenisches Arrangement — ganz abgesehen von dem philosophischen Tiefsinn der Gespräche — den Geschmackswandel aller Zeiten überdauert, in handlicher und flotter deutscher Form Gemeingut aller Gebildeten . . . Und die neue Uebersetzung Marc Aurels bringt uns den großen Stoiker auf dem römischen Thron, der die Goldkörner seiner geklärten Weisheit mit vollen Händen ausstreut, wieder einmal beträchtlich näher. Seine vornehme Denkernatur, die melancholische Färbung seiner Räsonnements, haben bekanntlich besonders auf die Franzosen eine fesselnde Wirkung geübt: Hippolyte Taine und Ernest Renan haben uns wertvolle Beweise dieses starken Widerhalls hinterlassen . . . In einer gedankenreichen Einleitung geht der Uebersetzer den Einflüssen Marc Aurels auf die modernen Denker nach. Schleiermacher, Nietzsche, E. v. Hartmann, Maeterlinck u. a. kommen hierbei in Betracht. Einen leisen Einwand möchten wir dagegen erheben, daß Maeterlinck als Philosoph, als selbständiger Denker wohl etwas zu hoch eingeschätzt wird. Im übrigen zeugt der ganze Essai von eindringender Kenntnis der Geschichte der Spekulation und von besonnenem, ruhig abwägendem Urteile.

[4]) Zürich, Schultheß & Co. 1903. 56 S.

[5]) Leipzig, Eugen Diederichs. 1903. 84 S.
[6]) Ebenda. 1903. 175 S.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Es war mehr als der bloße Gedenktag eines namhaften Dichters, den man mit der sechshundertjährigen Erinnerungsfeier von Francesco Petrarcas Geburt beging*): man huldigte hier dem Gedächtnis

*) Hermann Uhde-Bernays (Frankf. Ztg. 196); Ottomar Piltz (Berl. Börs.-Cour. 168); Ernesto Gagliardi (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 29); Prof. Dr. Bovet (N. Zür. Ztg. 200, 201); Alfred Hoffmann (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 85); Franz Diederich (Sächs. Arb.-Ztg., Dresden, 200 und Wien. Arb.-Ztg. 200); S. Münz (N. Fr. Pr. 14330); E. Isolani (W. Fremdenbl. 201); Felix (W. Allg. Ztg. 7902); Dr. Markus Landau (W. Abendp. 161); Ludwig List (Prager Politik 199); Dr. Eugen Weingart (Nordd. Allg. Ztg. 168); Alex. M. Eyrer (Münch. N. Nachr. 333); Hans Ellenberg (Hamb. Nachr., Litt. Beil. 29); Dr. Karl Biesendahl (N. Tagbl., Stuttg., 165); Karl M. Kuzmany (W. Deutsche Ztg. 11691);

einer im vollsten Sinne des vielmißbrauchten Wortes epochemachenden Persönlichkeit, einem der Stammväter unserer modernen Kultur, einem der Pförtner der Neuzeit, dem „ersten modernen Menschen“, dem Columbus des Humanismus, dem Einläuter der Renaissance, dem Entdecker des Naturgefühls, dem letzten Troubadour, dem größten Lyriker Italiens und dem ersten Vorkämpfer seiner nationalen Einigung. Selbst auf minder bedeutenden Gebieten spricht man ihm jetzt die Eigenschaft des Bahnbrechers oder Vorläufers zu und nennt ihn den ersten Alpinisten, weil er als Erster einen Gipfel der Hochalpen erstieg und seine Eindrücke davon mitteilte, den ersten Neurastheniker wegen seiner weltschmerzlichen Zerrissenheit, den ersten Vergnügungsreisenden ohne anderen Zweck, als Menschen und Länder kennen zu lernen, den ersten Bibliophilen wegen seiner maßlosen Leidenschaft für Bücher — was man darunter vor Gutenbergs Zeit verstand —, und Burckhardt preist ihn u. a. als den Ersten, der geographische Karten von Italien anfertigen ließ.

Im Gedächtnis der unwissenschaftlichen Menschheit ist es fast ausschließlich der Lyriker und der unermüdliche Anbeter der kinderreichen Laura de Sade, an den man bei der Nennung des Namens Petrarca zu denken pflegt. „Er hat wohl auch in der Lyrik,“ sagt Markus Landau, „Vorgänger und Muster gehabt: Cino von Pistoja, Dante und selbst die provenzalischen Troubadours. Aber seine Liebeslyrik hat doch wieder so viel Eigenartiges, rein Persönliches, Tiefgefühltes, daß sie als etwas ganz Neues erscheint. Und weit läßt sie in Bezug auf Form und Wohllaut die Vorgänger hinter sich. So hat es ihr denn auch an enthusiastischen Bewunderern und Verehrern nicht gefehlt, unter seinen Zeitgenossen und in den folgenden Jahrhunderten. Im 16. Jahrhundert herrschte ein wahrer Petrarca-Kultus. Seine Gedichte galten für das Vollendetste und Höchste auf dem Gebiete der Lyrik, sie wurden kommentiert, rezitiert, übersetzt und von Berufenen und Unberufenen nachgeahmt. Und diese Nachahmung hat ihnen geschadet, die schlechten, einseitigen, oft sich nur an die Aeußerlichkeiten haltenden Nachahmungen haben die Freude am Original verleidet und endlich eine Reaktion gegen den ‚Petrarchismus‘ hervorgerufen. Dann ist er von anderen moderneren und vielseitigeren Lyrikern, wie Parini, Leopardi, bei seinen Landsleuten, mehr noch bei anderen Nationen, in den Hintergrund gedrängt worden.“ Da man weiß, daß der junge Petrarca die damals achtzehnjährige, aber schon zwei Jahre verheiratete Dame Laura am Charfreitag 1327 in Avignon zum ersten Male sah, hat man diesen 6. April wohl auch geradezu als den Geburtstag der modernen Lyrik bezeichnet. Im übrigen glaubt heute niemand mehr, was man lange Zeit annahm, daß die sonettberühmte Laura nur eine dichterische Phantasiegestalt gewesen sei. Auch Karl Voßler, der seine unten angeführte Petrarca-Studie ganz diesem Gegenstande widmet, hält die Existenz Lauras für einem jedem Zweifel entrückte Thatsache, steht aber der von französischer Seite aufgebrachten Feststellung, daß Laura de Sade, geborene de Noves, mit dem Stern der Sonette identisch sei, skeptisch gegenüber. — Mehrfach wurde auch daran erinnert, daß der vielgereiste Dichter sich zweimal in Deutschland aufgehalten hat, einmal 1333 am Rhein in Aachen und Köln, wo ihn die volkstümliche Feier des Johannistages entzückte (ein Vorgang, den G. A. Spangenberg in einem Gemälde und Steinlen in einer Freske des Wallraff-Museums verewigt hat) und ein zweites Mal 1356 als Abgesandter der Visconti am Hoflager Karls IV. in Basel und Prag.

* *

Während dieses ausländische Litteraturjubiläum schon verrauscht ist, beginnt die große deutsche Dichtergedächtnisfeier des künftigen Jahres, die sich an Schillers Todestag knüpft, ihre Anzeichen erst vorauszusenden. Ein Leitartikel des „N. Wien. Tgbl.“ (190) tritt dafür ein, daß das in Wien geplante Schillerfest gleich dem von 1859 eine höhere politische und ideelle Bedeutung erhalten solle. „Schiller muß in Wien so großartig und, wenn es notthut, so demonstrativ gefeiert werden, wie in Berlin, in München, in Dresden und Stuttgart. In seiner erhabenen, verklärten Persönlichkeit kristallisiert sich ein Stück deutsch-österreichischen Bündnisses, jenes machtvoll stützend und fördernd, das die Diplomaten schufen.“ — In der „Tgl. Rundschau“ (Unterh.-Beil. 160) macht Rudolf Lorenz für eine Festaufführung der „Braut von Messina“ in Berlin „unter freiem Himmel mit einem tausendköpfigen Sprechchor“ lebhaft Stimmung. — Zu einer ganz allgemeinen Betrachtung über das, was Schiller für die deutsche Volksseele bedeutet, nimmt Ludwig Speidel in der „N. Fr. Presse“ (14 316) das Wort: „Schiller,“ bemerkt er, „ist nicht in dem Maße wie Goethe eine Natur, deren Walten wir fast ohne sittliches Urteil betrachten; in ihm arbeitet vielmehr eine ethische Energie, die uns in ihre Kreise hineinzieht, er ist von einer sittlichen Hoheit der Gesinnung erfüllt, die uns Beifall und Bewunderung abnötigt. Der Poesie gegenüber ist das vielleicht nicht das reine ästhetische Verhalten, das bloße Wohlgefallen an der Schönheit der Form; aber der Deutsche mag sich gern den Vorwurf gefallen lassen, daß er das Sittliche vom Poetischen nicht zu trennen verstehe. Es liegt einmal in unserer Art, von der Poesie ein wenig etwas wie Erbauung zu verlangen, und wenn ein moderner Deutscher hinter dem Rücken der Kirche beten will, so nimmt er Schillers Gedichte aus der Tasche . . . Es liegt eine erhebende, stählende Kraft in Schillers Gedichten. Als Friedrich Hebbel, von Schmerzen gefoltert, auf dem Siechbette lag, ließ er sich die Gedichte von Schiller reichen. Goethe hatte sich nicht als stark genug erwiesen. Von schillerschen Weisen eingewiegt, ist Hebbel selig hinübergeschlummert.“

Es ist nicht uninteressant, diesen Auslassungen eines Altmeisters der Kritik das offenherzige Bekenntnis eines unserer jüngeren Poeten und Kritiker, Richard Schaukals, an die Seite zu stellen, der durch die neue cottasche Jubiläumsausgabe zu einer „Rettung“ des Lyrikers Schillers veranlaßt worden ist („Sch. als Lyriker“, W. Abendp. 121) und zu folgendem Ergebnis kommt: „Der erste Eindruck nach flüchtiger Durchsicht ist der, daß uns unsere besten alten Bekannten mit wenigen Ausnahmen bitter enttäuschen. Da ist der ‚Handschuh‘, das Entzücken des Tertianers von einst: er wirkt wie eine Parodie. Da ist der ‚Gang zum Eisenhammer‘. Man ist versucht, ihn im Tone der Bänkelsänger zu einer Guitarre — Wedekind ist der Meister dieses pikanten Atavismus — vorzuklagen. ‚Der Ring des Polykrates‘, ‚Die Bürgschaft‘, von unfreiwilliger Komik nicht frei, in ihrer Langatmigkeit durchaus nicht überzeugend. Man erkennt peinlich berührt den bewußten Artisten, der ohne innere Notwendigkeit schafft. Können diese Gedichte wirklich noch als Bereicherung unserer Litteratur gelten? Die großen ‚griechischen‘ Stücke: man holt tief Atem. Mythologische Fleißaufgaben. Die ‚Künstler‘! Ein Ungetüm, das in schweren Windungen sich nicht von der Stelle zu rühren vermag . . . Aber ebenso rasch wie das Verwerfen stellt sich Entzücken, lauteres Entzücken ein. Die ‚Gruppe aus dem Tartarus‘ (in den Anhang verwiesen!), mächtig, wundervoll, mit zwei Schlußzeilen, wie sie nur dichterische Ekstase — das gelobte ‚Trans‘ — reift. ‚Der Abend‘: in seiner griechischen Klarheit beseeligend. Die ‚Glocke‘: ewig jung und aller Biedermeiereien ungeachtet das innerste Herz rührend, glänzend vorgetragen, gewiß als eine der gewaltigsten Schöpfungen

Alfred Semerau (Meiß. Tagbl. 166); M. Cuhlen (W. Morg.-Ztg. 200); Alex. v. Gleichen-Rußwurm (N. W. Tagbl. 200); Pester Lloyd 176; „Der Erwecker der Renaissance“ von Camillo B. Susan (Dresd. Anz. 201); „Petrarcas Bedeutung für unsere Zeit“ von Alex. v. Gleichen-Rußwurm (D. Propyläen 80); „Der größte Dichter Italiens“ von Dr. H. Marlot (Dt. Volksbl. 5582); „P. und Deutschland“ (Graz. Tagesp. 200 und Nat.-Ztg. 441); „P. in Avignon und Vaucluse“ (Prof. Carl Appell, Hamb. Corr. 335, 337); „P. und Madonna Laura“ (Prof. Dr. Karl Voßler, Allg. Ztg., Beil. 164, 165); „Das Naturgefühl der Renaissance“ (Dr. Franz Strunz, Zeitgeist 28).

Schillers alle Hörer einfach niederzwingend. Der ‚Taucher': grandios, von einem Wohllaut, einer Disziplin der Mittel, die den ‚Techniker' beglückt und den naiven Genießer wie eine köstliche saftige Frucht erfrischt. Das ‚Mädchen aus der Fremde': von einer melodischen Lieblichkeit, einer jungfräulichen Anmut, die ehrfürchtig stimmt. Der ‚Tanz', der ‚Spaziergang', der ‚Genius', die ‚Geschlechter': kostbare, Kenner und reife Laien gleicherweise fesselnde, erlesenen Ziergefäßen vergleichbare Meisterstücke. Der ‚Besuch': flüssiges Silber, ein schlanker Bogen voll graziöser Schnitzerei. ‚Pompeji und Herkulanum': von einer Prägnanz und schwebenden Sicherheit wie eine antike Kleinplastik. ‚Pegasus im Joche': ein Kabinettstück, anmutig, geistreich. elegant, plötzlich aber unaufhaltsam emporwachsend wie eine Feuergarbe. ‚Klage der Ceres': melodisch, weich, von einer unbeschreiblichen Frühlingsgüte und Lebenshoffnung. ‚Das Ideal und das Leben': eines der prachtvollsten Gedichte deutscher Zunge, ehern in seinem aus tiefster Seele rauschenden Stolze und von Schönheit strahlend wie Phöbus."

Schillers zu gedenken, bot auch der hundertste Geburtstag seiner jüngsten Tochter Emilie, der nachmaligen Baronin von Gleichen-Rußwurm, Gelegenheit. (Tony Kellen, Voss. Ztg. 343 u. a. m.) — Erbauliches und unerbauliches aus dem Schillerhause in Weimar erzählt P. Daehne in der „Münch. Ztg." (163). — Das Thema „Wien und Weimar" paraphrasiert im Anschluß an den neuen zweiten Band von Sauers „Goethe und Oesterreich" Hugo Wittmann (N. Fr. Pr. 14 330), der aus der gleichen Briefsammlung auch den Stoff zu einer Charakteristik Marianne Meyers entnimmt („Marianne". ebenda 14823), jener schönen wiener Jüdin, die Goethe 1795 in Karlsbad kennen gelernt und bis zu ihrem Tode (1812) seiner galanten Freundschaft würdigte. — Andere Artikel beschäftigten sich mit Holzmanns öfters schon erwähntem Buche „Aus dem Lager der Goethe-Gegner" (Max Burckhardt, Die Zeit 647) und mit Fr. A. Schäfers Untersuchung „Goethe in Krankheitstagen" (R. H., Hamb. Nachr. 499). — Briefliche Aeußerungen Christine Reinhards über Goethe, die mit ihrem Gatten, dem deutsch-französischen Diplomaten, späteren Grafen Reinhard 1807 in Karlsbad war und dort mit dem Dichter verkehrte, giebt Ludwig Geiger in der „Allg. Ztg." (Beil. 166), gestützt auf die vor drei Jahren französisch erschienenen Briefe der Madame Reinhard an ihre Mutter.

* *

Ein Essai über Heinrich von Kleist von Wilhelm Hegeler, den die münchner „Propyläen" (81, 82) zum Abdruck bringen, ist ersichtlich ein Bruchstück seiner demnächst in Paul Remers „Dichtung" erscheinenden Monographie. — Wukadinovićs „Kleist-Studien" (Cotta, 1904) nennt ein Aufsatz Hermann Ubells „eine der belangvollsten Bereicherungen der germanistischen Litteratur, die uns die jüngste Zeit beschieden hat, auch für weitere Kreise" (W. Abendpost 121). — „Zu Heinrich von Kleists Prinzen von Homburg" liefert O. Anwand in der „Post" (Sonnt.-Beil. 28) einen kommentierenden Beitrag, der im besonderen auf die Psychologie des Kurfürsten in der Todesurteilsfrage eingeht. — Allgemeines „zur Würdigung E. T. A. Hoffmanns" enthält eine Abhandlung von Dr. Otto Kähler in den „Hamb. Nachr." (496). — An Emanuel Geibels Vater, den einstigen lübecker Hauptpastor Johannes Geibel in Lübeck, der ein hinreißender Kanzelredner und geistlicher Liederdichter war und mit dem eutinschen Kreise der Voß, Jacobi und Stolbergs in Beziehungen stand, erinnert zu seinem fünfzigsten Todestag E. Bruhn in der „Kiel. Ztg." (22321). — Auf Geibels Freund Heinrich Leuthold kommt Alfred Beetschen in einer Studie über „das spezifisch Schweizerische in Leutholds Lyrik" zu sprechen (Allg. Ztg., Beil 161). Er macht es seinem Vaterland zum Vorwurf, daß es sich um diesen großen Sohn so wenig gekümmert und ihm bis heute noch nicht einmal ein Denkmal gesetzt habe und weist im einzelnen nach, wie und worin sich Leuthold in seinen Dichtungen als Schweizer offenbart habe. Er hat seinen Landsleuten manche herbe Wahrheit gesagt, aber mit dem Herzen hing er fest an der helvetischen Heimat. „An zuckersüßer Vaterlands-Poesie, in der im Liedertafelstil zum tausendsten Male ‚Reiz' auf ‚Schweiz' gereimt wird, ist in Helvetiens Gauen von Alters her kein Mangel gewesen. Etwas gesalzene Kunst kann darum zu Zeiten nicht schaden, wenn sie auch meistens von denen, die es angeht, übel vermerkt wird. Daß man nämlich auch auf diesem Gebiet eine Sache aus Liebe versalzen kann, scheint noch keinem eingefallen zu sein." — Briefe von Ernst Dohm, Oskar v. Redwitz, Ch. Birch-Pfeiffer, Gutzkow und Th. Fontane an Lina Fuhr, die einst gefeierte Schauspielerin, teilt H. H. Houben mit („Aus d. Briefmappe einer deutschen Künstlerin", Voss. Z. 329). — Eine knappe Charakteristik Fontanes zu geben, unternimmt ein Artikel von Dr. Max Goos in den „Hamb. Nachr." (487). — In demselben Blatte (Litt. Beil. 24, 25, 26, 27, 28, 29) findet sich ein umfänglicher Beitrag von Karl Theodor Gaedertz, der „Neues von einem alten hamburger Dichter" zutage fördert. Gegenstand dieser Mitteilungen ist Johann Diederich Gries, der einst vielgepriesene Uebersetzer Calderons, Ariosts und Tassos, der auch selbst dichterisch thätig war. Er war in Hamburg 1775 geboren und kam 1795 als Student der Rechte nach Jena. Schon damals lernte er Goethe kennen, dem er später näher trat, und Schiller, der sein erstes größeres Poem „Phaëton" in den Musenalmanach aufnahm und ihn den „Wallenstein" im Manuskript lesen ließ. 1800 erschien seine Tasso-Uebersetzung, 1804 bis 1809 die des Ariost, 1818 die des Calderon, für die sich schon im Verlaufe ihrer Entstehung besonders Goethe interessiert hatte. 1829 gab Gries, der inzwischen abwechselnd in Hamburg, Jena, Heidelberg und Stuttgart gelebt hatte, seine eigenen Gedichte in zwei Bänden heraus. Seine letzte größere Arbeit war die Uebersetzung von Bojardos „Orlando innamorato", einem Vorläufer Ariosts, für die ihm mit Rücksicht auf seine bedrängte materielle Lage die Großherzogin Marie Paulowna von Weimar ein größeres Stipendium überwies. Friedrich Wilhelm IV. setzte dem betagten Manne aus eigenem Antrieb eine Jahrespension von 300 Thalern aus, doch genoß sie Gries nur wenige Monate bis zu seinem im Februar 1842 in Hamburg erfolgten Tode. Die Pension ging nachher auf Emanuel Geibel über.

* *

Ein rundes halbes Dutzend Charakteristiken zeitgenössischer Autoren ist diesmal zu verzeichnen. Sophie Höchstetter entwirft das Porträt Frieda von Bülows (Allg. Ztg., Beil. 158) und nennt sie eine „Revolutionärin" aus dem Blute der Staël, Sand, Friederike Bremer. Von ihren Romanen „Der Konsul", „Tropenkoller", „Ludwig von Rosen", „Abendkinder", „Allein ich will", „Hüter der Schwelle" wird der letzte als der bedeutendste bezeichnet. „Frieda von Bülow, die Revolutionärin, spricht kein j'accuse. Sie schildert nur. Sie schildert, wie die Konvention Menschen zerbricht, zerstört, steril macht. Sie schildert, was in engen Wänden und in verengten Herzen gilt. Sie schildert, wie die alten ewigen Urfeinde des Lebendigen, die bigotten Junker, Junkerinnen und Pastoren am Werke sind, als ‚Hüter der Schwelle', die hinausführt in die Freiheit, in die Glückseligkeit, den jubelnden Untergang oder ins Land der Verheißung." Wer ihre Kolonialromane liest, wird, auch wenn er bisher der Kolonialfrage gleichgültig gegenüberstand, wenigstens Interesse dafür bekommen. — An anderen Stellen werden charakterisiert: Ernst Zahn von Eduard Platzhoff-Lejeune (W. Zeit 658), Richard Dehmel von Friedrich Stampfer (Die Neue Welt [Sonnt.-Beil. d. Vorwärts] 30), Fritz Lienhard von W. K. (Wien. Reichspost 158), Hermann Stehr von Max Hochdorf (Nat.-Ztg. 443), Richard Schaukal von Rudolf Holzer („ein schillerndes Talent, interessant auch in seiner Verstiegenheit", W. Allg. Ztg. 7885). — Von einzelnen Romanen fanden ausführliche Besprechungen Marco

Brociners „Weihrauch“ (E. G. in der W. Allg. Ztg. vom 18. 7.) und Hermann Hesses „Peter Camenzind“, den Alberta von Puttkamer im „Tag“ (305) als ein „köstliches, lebensstarkes Buch“ begrüßt.

* *

Anton Tschechows Tod gab zunächst fast nur zu kürzeren, Lebensgang und Werke summarisch rekapitulierenden Nekrologartikeln Veranlassung. Einen größeren Essai aus der Feder Edgar Meschings widmete dem früh Verblichenen die „St. Petersburger Zeitung“ (186). Man erfährt daraus u. a., daß auch ein Bruder Tschechows unter dem Pseudonym S. Ssedoi als Schriftsteller thätig ist. Eine andere, ausführlichere Tschechow-Studie von Dr. Eduard Goldscheider brachte die „Wien. Allg. Ztg.“ (7899). — Tschechows Landsmann Tschirikoff wurde kürzlich mit seinem Tendenzdrama „Die Juden“, einem Niederschlag der Greuel von Kischinew, durch russische Studenten auf eine berliner Bühne gebracht, worüber ein Feuilleton von Eugen Robert im „Pester Lloyd“ (175) Bericht erstattet. — Neben Tschechows Namen stand von Ausländern derjenige Maeterlincks diesmal im Vordergrunde. Dr. Julius Reiner spricht in den „Hamb. Nachr.“ (505) über „Maeterlinck als Philosoph“, Georg Brandes in der „N. Fr. Presse“ (14335) über den jüngsten Essaiband „Der doppelte Garten“, und dessen Uebersetzer Friedrich v. Oppeln-Bronikowski nimmt in der „Nat.-Ztg.“ (439, 443) selbst das Wort, um zu diesem Band und den beiden letzten Dramen „Joyzelle“ und „Das Wunder des hl. Antonius“ einige Erläuterungen zu geben. Er teilt u. a. mit, daß Maeterlinck die mißerfolgreiche „Joyzelle“ für sein bühnentechnisch bestes Werk ansehe. — Eine wenig bekannte englische Romanschriftstellerin, Fanny Burney d'Arblay, hat kürzlich in ihrem Landsmann Austin Dobson einen Biographen gefunden. Sein in der bekannten Biographieensammlung „English men of letters“ (London, Macmillan) erschienenes Buch ist der Gegenstand eines Feuilletons von Dr. Marcus Landau (W. Fremdenbl. 190). Fanny Burney lebte von 1752 bis 1840, also fast neunzig Jahre. Im Hause ihres Vaters, eines gesuchten Musiklehrers, verkehrten Größen wie Garrick, der Maler Reynolds, der Litteraturkritiker Dr. Samuel Johnson. Schon mit fünfzehn Jahren begann sie zu schriftstellern, doch erschien ihr erster Roman anonym erst 1778. Er hatte gleich den folgenden große Erfolge, und ihr Ruhm verschaffte der Verfasserin Eingang zum Königshofe, wo ihr die Königin Charlotte 1786 das Amt ihrer — Garderobiere übertrug. Nach fünf Jahren machte sie sich von diesem lästigen Amt los, heiratete 1793 den französischen Emigranten Alexander d'Arblay, einen früheren Adjutanten Lafayettes, mit dem sie ein Jahrzehnt in Frankreich, dann wieder in England lebte. Ihre vier großen Romane — der erste, „Evelina“, ist auch bei Tauchnitz erschienen — haben heute nur noch als Zeitbilder kulturgeschichtlichen Wert, da sie fast immer nur die Außenseite der Menschen schildert. Daß sie trotzdem zu so großer Berühmtheit gelangen konnte, hatte sie dem glücklichen Umstande zu danken, daß ihr Auftreten in eine Zeit fiel, da der englische Roman verödet war: Richardson, Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith waren tot, Walter Scott noch ein Kind. Außerdem verhalf ihr ihr Geschlecht zur leichteren Berühmtheit, denn sie war die erste englische Romanschriftstellerin, wenn man von der um ein Jahrhundert älteren Aphra Behn absieht. Viel interessanter als ihre Romane sind ihre Tagebücher und Briefe, die in sieben Bänden nach ihrem Tode (von 1842 bis 1846) erschienen und u. a. Macaulay zu einem Essai in der „Edinburgh Review“ veranlaßten.

* *

Die theaterlose Sommerszeit scheint, wie schon die vorletzte Zeitungsschau zeigte, der Erörterung von Theaterfragen besonders günstig zu sein. Wie neulich Alfred Klaar, beschäftigte sich auch Julius Hart (Der Tag 321) mit der Zweckmäßigkeit und dem Mangel einer deutschen Theatergeschichte. Er weist darauf hin, daß eigentlich von allen Künsten die Schauspielkunst die „geschichtsloseste“ sei, und meint: „In keiner anderen kunstgeschichtlichen Disziplin dürften und könnten wissenschaftliche und praktische Erfahrungen so weit auseinanderliegen. Man kann sicher ein vollkommen durchgebildeter, reifer und fertiger Kenner der Theaterkunst sein, ohne daß man von ihrer geschichtlichen Entwicklung das Geringste weiß, und es kann einer in allen Winkeln ihrer Historie umhergestöbert haben, und er zieht daraus doch nicht das geringste Verständnis für das Künstlerische selber, sein Geschmack und seine Genußfähigkeit werden dabei um nichts veredelt und vertieft.“ Hieraus und aus der Tatsache, daß sich die Schauspielkunst trotz dem Mangel an wissenschaftlichen Festlegungen und geschichtlichen Darstellungen doch ganz ebenso fortentwickelt und verfeinert habe, wie die geschichtsreiche Kunst der Dichter, Musiker, Maler, zieht Hart den Schluß, daß die Kulturfortschritte nicht wesentlich und vorzugsweise von historischem Wissen abhängen. Und in schroffem Gegensatze zu den neulich hier citierten Auffassungen Klaars über Wert und Bedeutung einer wissenschaftlichen Theatergeschichte fährt er fort: „Von allen Geschichtswissenschaften ist bisher die Geschichte des Theaters am kümmerlichsten geblieben, und man kann fragen, ob sie sich überhaupt über bloße Anekdotenerzählung und äußerliche Thatsachenmitteilung, über einen nüchternen Pragmatismus und wesentlich chronikalische Darstellung, über allerhand Gedächtniskram recht erheben kann. Bei der Vergänglichkeit der schauspielerischen Gebilde kommt die Theaterhistorik an die Kunst der früheren Zeit selber nicht heran und vermag sich von ihr keine selbständigen und immer neuen Urteile und Auffassungen zu bilden. Die Berichte über das alte Theater sind bald erschöpft und ausgebeutet; nur aus den Resten der Kunst selbst ließen sich die immer anderen Gesichtspunkte, die vertiefteren und besseren Erkenntnisse von ihrem inneren Wesen, von der Psychologie der Darsteller gewinnen, wodurch erst die Geschichte der Schauspielerei zu einer auch geistig sich entwickelnden Wissenschaft würde. So bleibt sie wohl mehr nur eine Arbeit für die Kärrner.“ — Ein Stückchen Theatergeschichte rollt ein Feuilleton der wiener „Reichswehr“ (3747) über Theatergagen auf, worin u. a. eine Quittung Lewinskys über 24 Gulden Spielhonorar für acht Abende am Burgtheater citiert wird (allerdings aus dem Jahr 1861), oder eine solche von Heinrich Laube aus dem Jahr 1875 über 106 Gulden Monatspension, die er als ehemaliger Burgtheaterleiter bezog. Auch über die Tantièmen der ehedem erfolgreichsten Autoren des Burgtheaters, wie Mosenthal, Laube, Bauernfeld, Brachvogel, Wilbrandt werden Angaben gemacht: sie bewegten sich zwischen 90 und 200 Gulden im Vierteljahr. — Wie sehr überhaupt die vielverbreitete Annahme von der Goldquelle der Tantièmen auf einer bloßen fable convenue beruht, setzt ein Feuilleton Ludwig Fuldas über diesen Gegenstand (N. Fr. Presse 14329) energisch und überzeugend auseinander. — In einer feuilletonistischen „Sommerphantasie“ fingiert Fritz Mauthner ein Gespräch des tibetanischen Dalai Lama mit einem aus Europa heimgekehrten Vertrauensmanne über unser modernes Theater, um in dieser sarkastischen Form den Niedergang des Theaters von einer Kunst- und Andachtsübung zum Geschäfts- und Amüsierbetrieb ein wenig zu geißeln („Das Theater und der Dalai Lama“, Berl. Tagebl. 367).

„Kuno Fischer.“ Zum 80. Geburtstage. Von Th. Achelis (Hamb. Corresp. 341). Ferner u. a. Julius Hart (Der Tag 341); Max Dessoir (Berl. Tagebl. 369); Adolf Lasson (Bresl. Ztg. 511); Julius v. Ludassy (Neue Fr. Presse 14336); Karl Joël (Basl. Nachr. 199); Marco Brociner (N. W. Tagblatt 203); Karl Jentsch (W. Zeit 654) u. s. w.

„Deutsche Tanzballaden“. Von Marie Luise Becker (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 165). Alte Kinderreigen.

„George Sand.“ Von Dr. Franz Diederich (Sächs. Arb.-Ztg. 153). — „Ueber George Sand“. Von Marcel Prévost (N. Fr. Pr. 14294). Nachträge zu unserer Bibliographie auf Sp. 1502.

„Tell-Ausstellung in Zürich." Von Dr. Jonas Fränkel (N. Fr. Pr. 14330). — „Die Fritz Reuter-Ausstellung in Greifswald." Von Ferd. Jansen (Voss. Ztg. 325).

„Das deutsche Volkslied und seine Pflege." Von Hans Fraungruber (N. Wien. Tagbl. 195).

„Ostasiatische Litteraturen." Von Heinrich Hart (D. Tag 311, 318). Kurze Orientierung über die Wesenszüge der japanischen und koreanischen Dichtung. — „Japanische Romane." Von Georg Japan (Reichspost, Wien, 155).

„Vater, Sohn und Großhandel." [Merriman, Briefe an Papa.] Von Ida Hány-Lux (D. neue Montagsbl., Berlin, 12).

„Die historisch-kritische Hebbel-Ausgabe." Von Hans Lambel (Wien. Abendp. 155).

„Die Bakchen." [Euripides, deutsch v. H. v. Arnim.] Von Dr. Friedrich Löhr (N. Fr. Pr. 14323).

„Die Weltsprache." Von W. Ostwald (N. Fr. Pr. 14337). Entgegnung auf Gomperz, vergl. Sp. 1506.

„Das heilige Lachen." Von Paul Wilhelm (N. Wien. Tagbl. 191). Bricht eine Lanze für den Humor und die „heitere Muse", die von unseren Allzulitterarischen mit Geringschätzung behandelt werde. Die Sehnsucht unserer Zeit gehe nach „Enttastung von den schweren Prüfungen des Lebens durch die heiteren Werke der Kunst, Befreiung von dem schluchzenden Weltweh durch das heilige Lachen".

„Der Dichter und das Modell." Von Willy Widmann (N. Tagbl., Stuttg. 166). In Stuttgart wurde kürzlich eine Romanschriftstellerin zu einer Geldstrafe verurteilt, weil sie mehrere Personen zu deutlich nach dem Leben gezeichnet und damit bloßgestellt hatte. Der Verfasser, der bei diesem Prozeß als Sachverständiger waltete, untersucht hier an einer Reihe von Aeußerungen Goethes, Spielhagens u. s. w., ob und wie weit der Dichter sich lebender Modelle bedienen dürfe.

„Ein Heine des dreizehnten Jahrhunderts." Von J. Stern (D. Neue Welt, Sonnt.-Beil. d. Vorwärts, 29). Gemeint ist der neuhebräische Dichter Immanuel ben Salomo (geb. 1265 in Rom), der mit Dante befreundet war. Seine Novellensammlung „Machbereth" (gedruckt erstmals in Brescia 1491) besteht aus 28 Stücken in Makamen.

„Neue französische Romane." Von Felix Vogt (Frkf. Ztg. 199). Bespricht Werke von Geffroy, Isabelle Kaiser, Emile Pouvillon, Henri Bordeaux, Eduard Rod, Eugène Morel, Georgette Leblanc-Maeterlinck, Léon Daudet, Péladan, J. H. Rosny, Pierre Valdagne u. a.

„Gestalten aus der Göttlichen Komödie nach neueren Forschungen." Von E. C. (N. Zür. Ztg. 204, 205).

„Ehescheidung und Scheidungslitteratur in Frankreich." (N. Fr. Pr. 14337). Mit besonderer Berücksichtigung des Romans „Les deux vies" von P. und V. Margueritte.

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. (Berlin.) VI, 20. Ein uralter, als Märchen, Legende oder Novelle die ganze Welt durchwandernder Erzählungsstoff berichtet von einem Verschollenen oder Totgeglaubten, der nach langer Abwesenheit zurückkehrt, gerade noch zur rechten Zeit, um die Verheiratung seines Weibes mit einem andern zu verhindern. Das komische Seitenstück hierzu bieten jene Erzählungen, in denen der Gatte aus Abneigung oder anderen Ursachen die Frau verschmäht und verläßt, von ihr nichts hören will oder sie vergißt, dann bei seiner Rückkehr sie nicht erkennt, sich in sie verliebt und sich mit ihr zum zweiten Male verheiratet. In epischer und dramatischer Form ist dieser komische Stoff seit jeher behandelt worden; Marcus Landau untersucht die zweite Art und zeigt daran, wie „Ein altindischer Schwank auf europäischen Bühnen" vielfältige Behandlung und Veränderung erfuhr. Von der Sakuntala des Kalidasa, von den Dasakumara-Caritam des indischen Romanciers Dandin bis zu Ludwig Fuldas „Zwillingsschwester" zählt Landau eine stattliche Reihe von Bearbeitungen dieses Stoffes oder einzelner Motive daraus auf. Terenz in seiner „Hecyra", Shakspere in „Ende gut, alles gut", der Italiener Bernardo Accolti in seiner „Virginia" (1494), dann Firenzuola in seiner Komödie „La Trinuzia", Graf Guidobaldo Bonarelli in seinen „Filli di Sciro" und der Neapolitaner Cortese in seiner „Rosa" (1607), ferner Lope de Vega in der dreiaktigen Komödie „Los pleitos de Ingalaterra", John Webster in „The thracian wonder", weiterhin Nivelle de la Chaussée in seinem Drama „La fausse antipathie" (1733), aus neuerer Zeit Giuseppe Giacosa in seinem Lustspiel „Il marito amante della moglie" (1877) und schließlich Fulda in seinem oben genannten Stück — sie alle haben auf ihre Weise jenen altindischen Stoff variiert. — Eine Charakteristik Edgar Poes giebt in demselben Hefte Eduard Engel, und Helene Stöcker spricht über „Friedrich Nietzsche und die Frauen". — Unter dem Zeichen der bayreuther Aufführungen steht das erste August-Heft, das eine Reihe von Abhandlungen zur Richard Wagner-Litteratur bringt. Erich Kloß pflückt aus Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk gelegentliche Aeußerungen über Wagners Verhältnis zu den klassischen Dichtern, Manfred Semper spricht von Gottfried Semper und dem Festspielhaus in München und veröffentlicht dabei ungedruckte Briefe und Aeußerungen des Dichter-Komponisten. — Ueber die Festspiele des rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf berichtet Heinrich Kraeger.

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Dem goethischen Wort getreu, daß „wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen", betrachtet Eugen Wolff: „Goethe als Süddeutschen". Er findet zahlreiche Zeugnisse dafür, wie eng sich Goethe mit süddeutschem Land verwachsen fühlte, wie es ihm da heimisch und wohl war, während er schon das mitteldeutsche Klima Weimars als fremd und rauh empfand. In den verschiedensten Situationen und zu verschiedener Zeit hat Goethe immer wieder in Selbstgeständnissen, Lebenszeugnissen und nicht zuletzt in seinen Werken die Lebensluft, das wärmere Klima, die Pflanzenfülle, den heiteren Himmel Süddeutschlands betont, kurz alles, was ihn froh und glücklich stimmte, was seiner Lebensfreude, seinem künstlerischen Sinn zusagte und ihnen Nahrung gab. Und „wären trotz all dieser Aeußerungen noch Zweifel an dem tiefen organischen Einfluß verstattet, den die süddeutsche Landschaft auf den jungen Goethe ausübte, so bietet sich eine wirksame Ergänzung in dem Unbehagen, das der Dichter oft in nördlicheren Gegenden empfand", in der Landschaft, die keine Farben, kein Traubenklima kennt. Goethes süddeutsches Wesen erkläre sich fernerhin aus seiner Herkunft. „In der That brauchen wir nur auf Goethes Mutter zu blicken, um zu wissen, welche Eigenschaften süddeutscher, im besonderen fränkischer Stammescharakter in sich schließt. Mit vollem innerem Recht steht sie voran, denn durch Blut und Erziehung wird ihr Einfluß auf den großen Sohn unvergleichlich. Eine organische, blühende Persönlichkeit; nicht von der nordischen Blässe des Gedankens angekränkelt; ein lebendiges Stück sprudelnder Natur, frisch, naiv, harmlos. Temperament vereint sie mit wohliger Behäbigkeit; leichtflüssig ist fränkisches Blut, saugt aber die Freuden des Lebens bis zur Neige ein . . . Ihre Frohnatur artet — wie bei ihrem großen Sohne — in möglichste Abwehr alles Unangenehmen aus. Dabei bleibt Güte und Wohlwollen ein Grundzug ihres Charakters." Aber nicht nur diese Frohnatur, dieses mütterliche Erbteil sei bis zum gewissen Grade süddeutsches Stammesgut: auch die Lebhaftigkeit und Buntheit dieser Phantasie stehe weit ab von der grübelnden Phantastik, wie sie die norddeutsche Landschaft herausfordert. Noch ein anderer bedeutsamer Unterschied des Südens vom übrigen Deutschland werde in Goethe offenbar: „Die Hauptquartiere der Aufklärung, die den größten Teil des 18. Jahrhunderts beherrschte, lagen auf mitteldeutschem Boden, zum Teil weiter nördlich . . . Obschon die Aufklärung nun auch nach Frankfurt hinübergewirkt hat (wo bekanntlich Goethes eigener Vater ihr nahestand), widerstrebte der Süden überwiegend der nackten Verstandesherrschaft. An Bildung standen die nördlicheren Landstriche voran; aber Natur und Herz

die gerade Goethe zur geistigen Vorherrschaft in Deutschland führte, keimten im Süden weithin noch in unverbildeter Ursprünglichkeit und schlummerten unbewußt dem kongenialen Erwecker entgegen."

Die Grenzboten. (Leipzig.) LXIII, 30. Ueber Friedrichs des Großen burleskes Heldengedicht „La guerre des Confédérés" hat Georg Peiser im letzten Jahrgang der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen eine Abhandlung erscheinen lassen, die auch als Sonderausgabe bei J. Jolowicz in Posen erschien. Peiser behandelt nun in kurzen Umrissen dasselbe Thema an dieser Stelle, spricht von der Entstehungszeit, dem Inhalt und der Art jenes Epos und berührt die politische Mission, die Friedrich der Große seinem Werke gern zudiktiert hätte. Das Epos, das den Bürgerkrieg der Konföderation von Bar behandelt, entstand im Herbst 1771, als der König, von einem langdauernden Gichtanfall geplagt, wieder einmal bei den Musen Ablenkung und Zerstreuung suchte. Hatte er früher gelegentlich seine Peinigerin selbst, die Gicht, in französischen Versen besungen, so waren es diesmal die Konföderierten von Bar, die seinem grimmigen Humor als Folie dienen mußten. „Die Dummheiten eines Potocki, Krasinski, Oginski und der ganzen imbecilen Menge, deren Name auf ki endigt, sind ein sehr passender Stoff für einen Rekonvaleszenten," meinte er selbst. Gedruckt wurde das kleine Werk, das 1773 in Petersburg bei der (in ihm verhimmelten) Kaiserin Katharina eine politische Aufgabe erfüllen sollte, erst drei Jahre nach des Königs Tode, als Supplement zu seinen nachgelassenen Schriften. — In wie vielfacher Hinsicht und wie tiefer Bedeutung „Goethe als Erneuerer" zu preisen ist, erweist ein Aufsatz (29) von Rudolf Wustmann. Aus der Fülle greift er einzelnes heraus, zeigt Goethe als Erneuerer der Antike, der Bibel, der altdeutsch-romantischen Welt, der klassischen arabischen Lyrik, zeigt dieses Erneuern und Umbilden an einzelnen Stoffen und Motiven von Goethes eigenen Dichtungen und berührt schließlich die bewußte Arbeit Goethes an seiner eigenen unablässigen Erneuerung. „Jedes Objekt sucht Goethe, den Einzelheiten wenig hold, im Kerne zu erfassen, daß er sich dabei über sein eigenes Zentrum aufkläre und es bei gesundem und unverkümmertem Leben erhalte, und es ist wirklich, als ob sich sein eigenes Wesen, so viele Wesen verstehend, immer mehr auswüchse und abrundete. Die Pflanze zu seinen Füßen, die, von der Sonne gelockt, dem Erdboden entgrünt, der antike Gott oder Held, von dem der blinde Dichter singt, werden ihm in derselben Weise Lebenssymbole, denen er sich glücklichen Mutes zur Seite stellt, indem er seine Verwandtschaft mit ihnen begeistert empfindet. Wenn ihn Frohsinn und quellendes Sehnen treiben, ein solches Verwandtschaftsverhältnis im Liede zu feiern, erhalten wir Ausdrücke seines Wesens in Form von ‚Erneuerungen' des jedesmal betrachteten Gegenstandes, über die alle man das Motiv setzen könnte ‚Auch ich'. Deshalb unter seinen Gedichten, deren Titel sonst eine unbefangene Weltfülle zu bieten scheinen, die bezeichnenden Ueberschriften: ‚Der neue Amadis', ‚Der neue Pausias', ‚Der neue Kopernikus' u. s. w., die zu systematisch gebildet sind, als daß es sich hier nicht um einen besonderen, Goethe bewußten Zug seines Denkens handelte."

Die Nation. (Berlin.) XXI, 40. Ernst Heilborn bespricht die neuen mährischen Erzählungen von J. J. David, „Die Hanna". Als ein Menschengestalter mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe, mit erstaunlich fest zupackender Hand, mit klarem, vereinfachendem Geiste trete uns David da entgegen. „Man könnte an den mosaischen Schöpfungsbericht denken: diesen Gestalten klebt ein Rest von der erdigen Urform an, und der Thon, aus dem sie geknetet sind, ist ihrem Heimatboden entnommen. Der lebendige Odem, den ihnen ihr Schöpfer eingeblasen hat, ist noch in elementarer Urkraft in ihnen." — Aus der Feder J. J. Davids selber stammt ein Aufsatz (41) über den zweiten Band der vielgenannten „Erinnerungen eines Fabrikarbeiters", jenem nun auf tausend Druckseiten angeschwollenen Lebensbericht Karl Fischers. David empfindet eine starke Eintönigkeit in dem Buche, zumal der zweite Teil keine neuen, mindestens keine gewinnenden neuen Seiten zu offenbaren vermöge. — Eine kurze Charakteristik Friedrich von Logaus bietet — aus Anlaß der von Otto Erich Hartleben zusammengestellten Auswahl logauscher Epigramme — Richard M. Meyer; eine Studie von M. Schwaib über „Racines Esther" zieht sich durch die Hefte 41 und 42. — In diesem steht zugleich ein Aufsatz von Alexander v. Gleichen-Rußwurm zum 600. Geburtstag Petrarcas. — Die im Fremdenbuche der Wartburg aufgefundene und mit schnellfertiger Sicherheit als Schillers Werk ausgegebene „Charade" weist auch Siegmar Mehring („Ist der neue Schiller-Fund echt?") aus formalen Gründen als durchaus unschillerisch zurück (39). — Dem achtzigjährigen Kuno Fischer widmet G. Ransohoff (43) einen warm geschriebenen Artikel, und in Nr. 44 bespricht Anselm Heine den jüngsten Roman „Frauenmacht" von Gustaf af Geyerstam.

Die Umschau. (Frankfurt a. M.) VIII, 24. In einem Aufsatz „Ueber Referenten, Rezensenten, Kritikaster und Kritiker" grenzt der Geh. Med.-Rat Prof. Wilhelm Ebstein, Direktor der göttinger Universitätsklinik (wie kommt Saul unter die Propheten? D. Red.), die Aufgaben und die Befugnisse der Referenten, Rezensenten u. s. w. gegeneinander ab und weist jedem von ihnen seinen gebührenden Platz zu. Es existiere ein prinzipieller Unterschied zwischen Rezensent und Kritiker. „Meines Erachtens besteht derselbe darin, daß man den Kritiker zu eigenen Leistungen in den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, in denen er als Richter und prüfender Beurteiler auftritt, für fähig erachtet, selbstleistend und selbstschöpferisch sich zu bethätigen. Jedenfalls vermag der Kritiker ein sachgemäßes Urteil je nach seiner individuellen Ausbildung über eine Schrift, ein Gemälde, einen neuen Roman u. s. w. abzugeben, dabei kann der Kritiker völlig unpersönlich verfahren, wenn er als beurteilender Sprachforscher, als Wiederhersteller von Schriftwerken sich kundgiebt. Bei dem Rezensenten wird eigenes wissenschaftliches oder künstlerisches Können und Schaffen nicht vorausgesetzt, er beurteilt Gegenstände der Litteratur und Kunst in öffentlichen Blättern, er ist der eigentliche Bücher- und Theaterrichter. Einzelne Rezensenten versuchen, sich dadurch ein besonderes Ansehen zu geben, daß sie allerlei Gelehrsamkeit auskramen. Da man die Absicht merkt, wirkt dies auf den unbefangenen Leser um so verstimmender, als es dem Rezensenten dadurch nicht gelingt, die eigene Hohlheit zu verdecken. Gewöhnlich handelt es sich bei dieser Kategorie von Rezensenten um besonders bösartige Individuen. Der Rezensent kann furchtbar wirken, zur Geißel für die produktiven Geister in Litteratur und Kunst werden und sich deren Haß und Verachtung wohl verdienen. Die Arroganz der Rezensenten, ihre Selbstüberhebung neben unzureichender geistiger Bildung haben gepeinigte Autoren zur Abwehr getrieben, und so ist sogar eine kleine Litteratur zustande gekommen, die keinen Ruhmestitel der Rezensenten bildet." — Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit seien die Vorbedingungen, die auch von jedem Rezensenten in erster Reihe erfüllt werden müßten. Damit allein werde der Zweck natürlich nicht erreicht. „Es gehört nämlich überdies dazu nicht nur Sachkenntnis, sondern auch Sachverständnis. Der Rezensent soll die Fähigkeit haben, Kunstwerke und litterarische Leistungen zu verstehen und sich in die Absichten ihres Schöpfers hineinzuleben, und imstande sein, sein Urteil darüber abzugeben, ob und inwieweit derselbe seiner Aufgabe im allgemeinen und im besonderen gerecht geworden ist. Je mehr der Beurteiler allen diesen Ansprüchen genügt, je mehr er die Fähigkeit und die Kunst erwirbt, nach vorhergegangener Prüfung ein abschließendes und entscheidendes Urteil über den Wert und die Bedeutung einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistung zu begründen, je weiter es der Beurteiler in dieser Beziehung bringt, um so mehr entwickelt sich aus dem

Rezensenten ein Kritiker. Der letztere wird, wie mich dünkt, von urteilsfähigen Personen höher gestellt als der Rezensent. Obwohl ihre Funktionen sich nicht immer scharf trennen lassen, gilt von ihnen doch der Satz: ‚Si duo faciunt idem, non est idem.‘ Beide besprechen bezw. bearbeiten wissenschaftliche, belletristische oder artistische Leistungen. Der Kritiker, der sich auf der Höhe der Situation befindet, vermag auch dem Genie ‚Winke, Warnungen und Anregungen‘ zu geben. Diesem Ausspruch von Engel setzt Geibel einen anderen entgegen, in dem er der Kritik eine noch höhere Aufgabe zuweist: ‚Das ist die klarste Kritik von der Welt, Wenn neben das, was ihm mißfällt, Einer was Eignes, Besseres stellt.‘ Das sind schöne, des Schweißes der Edlen werte Ziele! Sogar ein so universeller Geist, wie Goethe einer war, anerkennt die Macht der Kritik, aber er trotzt ihr, indem er sagt: ‚Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren, man muß ihr zum Trutz handeln; und das läßt sie sich nach und nach gefallen.‘ Jedenfalls behandelt Goethe den Kritiker achtungsvoller als den Rezensenten und läßt sich dem ersteren gegenüber nicht zu so schier unglaublichem Wutausbruche hinreißen, wie er betreffs der Rezensenten die kategorische Forderung erhob: ‚Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent!‘ Männer ohne Menschenfurcht und im Vollbesitz irdischer Macht fügen sich sogar willig der schärfsten Kritik, wenn sie nur sachlich ist.“

Wartburgstimmen. (Eisenach.) II, 7. Im Anschluß an Friedrich Hebbels Briefe und Tagebücher sucht W. von Schnehen das Geheimnis des künstlerischen Schaffens zu ergründen. Zunächst konstatiert er für den Künstler zwei Möglichkeiten, über die Natur hinauszukommen, die Idealisierung, die ein bestimmtes Vorbild vom Zufälligen reinigt, Wesentliches stärker betont, Unwesentliches dämpft oder ausscheidet, und die Kombination, die gewisse ihr schön oder ausdrucksvolle Züge hier und da entlehnt, um sie in einem neuen Ganzen wieder aufleben zu lassen. Alle Kombination oder Idealisierung sei aber erst dann künstlerisch, wenn sie keine Nachahmung mehr, sondern freie schöpferische Gestaltung ist. Hier stünden wir vor dem Rätsel selbst; jeder Versuch, es zu lösen, führe von vornherein über das wache Bewußtsein hinaus. Als ersten positiven Faktor bei der künstlerischen Zeugung nennt man gewöhnlich die Einbildungskraft oder Phantasie, die Schnehen, hier aus Hebbels Tagebücher parallele Ansichten zitierend, in träumende und künstlerische Phantasie zerlegt, ohne damit etwas Gegensätzliches sagen zu wollen. Vielmehr erscheint ihm dieses doppelte Spiel der Phantasie als absolut identisch, auch die künstlerische Phantasie sei eine Thätigkeit des Traumbewußtseins, freilich nicht jene wirre, wüste Thätigkeit alles durcheinander wirbelnder nächtlicher Träume, sondern eine vom Verstand gelenkte, kritisch sichtende und geschmackvolle Thätigkeit. Und so bezeichnet er mit Hebbel „die Eigenart des künstlerischen Schaffens als eine Wechselwirkung zwischen Verstand und Phantasie, bewußter und unbewußter, besonnener und träumerischer Thätigkeit“. Was Hebbel gefehlt habe, sei nur noch „der Einblick in die innere Natur sowie in die organische Vermittlung dieser Wechselwirkung, ein Einblick, der ihm deshalb fehlen mußte, weil ihm die Physiologie und Psychologie seiner Zeit noch keinen Anhalt dazu gab. Wir aber, die wir durch die neueren Forschungen über Hypnose und Somnambulismus die Mischformen und Uebergangszustände von wachem und träumendem Bewußtsein kennen gelernt haben, wir können jene Wechselwirkung nunmehr als Autosuggestion und verkappten (larvierten) Somnambulismus bezeichnen. Das wache (verständige) Bewußtsein ‚weckt die schlummernde Phantasie‘ des Traumbewußtseins, giebt ihr durch seine Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstand und sein Verlangen, diesen zu gestalten, die nötige Anregung und bestimmte Richtung: das ist die Autosuggestion. Das Traumbewußtsein aber tritt mit seinem Inhalt über die Schwelle des wachen Bewußtseins, bildet diesem seine Traumvorstellungen ein: das ist der larvierte Somnambulismus, jenes Mittelding zwischen Traum und Nachtwandeln. Dagegen gehört die nachträgliche Kritik des Verstandes, die Auswahl unter den von der Traumphantasie dargebotenen Vorstellungen schon nicht mehr zu der eigentlichen künstlerischen Zeugung.“ — Das siebente Heft enthält noch eine knappe Charakteristik Johann Ludwig Runebergs von Maria Rassow, das sechste Heft bringt eine Fortsetzung von Paul von Schmidts Studie über „Das deutsche Nationalbewußtsein im Spiegel des Volksliedes“.

Die Zeit. (Wien.) Heft 510. Max Messer schildert die äußere Erscheinung und das Wesen John Henry Mackays, um darauf eine Analyse seiner künstlerischen Persönlichkeit zu geben. „Ich erwartete in meiner Phantasie eine gedrungene Gestalt, ein markantes, bleiches Antlitz mit den glühenden Augen eines für seine Ideale fanatisierten Mannes ... ich sah einen großen, beleibten, ziemlich eleganten Herrn mit einem runden, leicht geröteten Gesichte, hoher Stirne und sanften, fast kindlich blauen Augen. Der Dichter sprach ein langsames, geziertes Norddeutsch und machte auf den ersten Blick etwa den Eindruck eines höheren Beamten, der vorzeitig in Pension gegangen ist. Freilich veränderte sich dieses Bild schon während des ersten Gespräches. Zu einer gewissen Keuschheit im Denken und Empfinden trat eine nervöse Sensibilität, die leicht in gereizte Empfindlichkeit umzuwenden drohte. Ich empfand, daß hier einer jener Menschen vor mir stand, die die große, marter- und segensvolle Schule innerlicher und vielleicht auch äußerer Vereinsamung durchgemacht haben, daß sich aus ihr ein Charakter kristallisierte, dessen Lauterkeit alle Gesetze des Handelns in sich selbst fühlt, so daß er das Netz staatlicher Normen — mit einem kühnen Schluß von sich selbst auf die Menschheit im ganzen übergehend — für überflüssig empfinden und erklären kann. Denn das ist ja wirklich das Wesen von Mackays ‚Anarchismus‘.“ In Wirklichkeit sei er nichts anderes als eine auf die höchste Spitze getriebene ideale Subjektivität, die von Mackay in dichterischer Form als Weltanschauung geäußert werde. Dem Roman, der Mackays Ideen von der Zukunftsform der menschlichen Gesellschaft am deutlichsten ausspricht, dem Kulturgemälde „Die Anarchisten“, widmet Messer darauf eine längere Besprechung; es folgen kurze Bemerkungen über Mackays andere Werke, die „Gedichte“, „Sturm“, „Der Schwimmer“, „Die letzte Pflicht“, „Albert Schnells Untergang“ und die im letzten Jahre erschienene Novellensammlung „Der Sybarit“. — An diese Charakteristik schließt J. J. David einen Essai über den jüngst gestorbenen Theodor Herzl. Auch David spricht aus persönlicher Erinnerung heraus zunächst von der äußeren Erscheinung Herzls, von seinem Lebensgang, seiner Thätigkeit und hebt dann das Besondere dieser künstlerischen Individualität hervor. Er rühmt den feinen Feuilletonisten, den glänzenden Stilisten Herzl. „Er vermochte ironische Lichter. Immer war in seiner Sprache Anmut, Glanz und Fülle. Man hatte immer das behagliche Gefühl, jemanden schaffen zu sehen, der seiner Kunstmittel vollkommen sicher ist und sie mit jener spielerischen Leichtigkeit gebraucht, die so mühelos scheint und dennoch ganz eigene Anlagen und das ernsteste Wollen bei ihrer Entwicklung voraussetzt. Es sind lyrische Partieen von höchster Schönheit in seinen Feuilletons; die Poesie der wenigen Natur, die sich in der Stadt erhalten hat, etwa des Schwarzenberggartens, der Schülerliebe, die von nahen und drängenden Prüfungsschmerzen überschattet wird, drückt er rein und dichterisch aus. Er liebt bizarre Ausgangspunkte, was aber aus ihnen fließt, ist mit einer strengen Logik und mit wahrem und reichem Geist entwickelt und durchgeführt ... Er wird niemals leer oder platt. Es ist ein Glitzern und Flirren in seiner Sprache, das manchmal nicht ohne Absicht blendet; aber eine Trivialität ist ihm niemals widerfahren, trotz der Hast, mit der auch er oftmals arbeiten mußte, niemals eine Sprachwidrigkeit. Er hatte sich an französischen Mustern gebildet, wie alle

großen Feuilletonisten vor ihm. Aus gutem Recht war er höchst persönlich. Ein Gallizismus aber ist bei ihm nicht einmal in der Geschmacksrichtung nachzuweisen, und über die ihm gemäße Kunstform hat er vollkommen souverän geboten.“ Die Gesamterscheinung und Bedeutung Herzls faßt David schließlich in die Worte zusammen: „nach Reichtum und Fülle der Gaben muß Herzl an den Allerbesten gemessen werden, die hier (unter den wiener Journalisten) jemals gewirkt haben, und er wird mit den besten Ehren bestehen. Die Größe seines Wollens aber hebt ihn weit über die meisten und macht ihn zu einer kulturhistorisch wichtigen Erscheinung — Weltkind und Prophet, Plauderer und Verkünder neuer Heilslehren in einer Person und eines wie das andere aus innerlicher Notwendigkeit.“ — Ueber Nietzsches Lyrik schreibt in der folgenden Nummer (511) Wilhelm Michel, über Marie Herzfelds Leonardo-Buch Hermann Hesse, und über einen „neuen Erzähler“ — gemeint ist Friedrich Huch — ebendort Eugen Kalkschmidt. — In Nr. 512 spricht Carl Junker im Anschluß an Poestions Studien von „Isländischem Theater“, und Camillo B. Susan steuert einen Petrarca-Säkulartartikel bei.

Die Zukunft. (Berlin.) XII, 39. Als eine charakteristische Erscheinung von tieferer Bedeutung für die Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts sieht Raffael Petrucci die plötzliche Entwicklung des französischen Romanes an. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sei diese Formel zuerst aufgetreten, und jetzt scheine sie verschwinden zu wollen, nachdem die Industriellen der Litteratur das Publikum mit Büchern übersättigt haben, die die drei oder vier höchst einfachen Situationen des menschlichen Lebens unter den verschiedensten, sensationellsten und oft unwahrscheinlichsten Beleuchtungen zeigten. In Diderot müsse man den wahren Vater des modernen Romans erblicken; er habe die alten Perrücken-Götter und andere heroische Fratzen verworfen, er habe die Vorgänge, die das Alltagsleben mit seinen Freuden und seinen Schmerzen umfassen, der künstlerischen Darstellung für wert befunden. „Die Jagd nach Vermögen, die Liebe, wie sie wirklich ist, die Beschäftigungen, wie der Tag sie bringt, innerhalb eines vertrauten Rahmens: das mußte, fand er, tiefer ergreifen als die Aufregungen eines nur übertragbaren Gefühls unter den verkünstelten Formen einer alt gewordenen Tradition.“ Und das neunzehnte Jahrhundert habe, im Roman wie im Bilde, die reformatorischen Gedanken Diderots zum Siege geführt. „Wie Shakspere mit dem Glanze seines Genies die ganze Plejade seiner Zeitgenossen beherrscht und auslöscht, wie Dantes Gedicht jeden ähnlichen Versuch des Mittelalters der Vergessenheit geweiht hat, so wird die Zukunft die gesamte ungeheure Leistung des französischen Romans im neunzehnten Jahrhundert in zwei gewaltige Gestalten zusammenfassen. Seine beiden Erscheinungsformen drücken sich aus in den beiden Persönlichkeiten: Balzac und Stendhal ... Sie beide haben von der Oberfläche und aus der Tiefe alles gegeben, was die intime Psychologie und die äußere Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts dem darstellenden Geist bot. Die bürgerliche Gesellschaft, die so rasch zu Ehren und Reichtum gelangt ist, und die feudale Klasse, in die sie sich eindrängt, kompromittiert und zersetzt, spiegelt sich im Werk dieser beiden Männer so klar, daß nach ihnen nur wenig mehr zu sagen blieb; um so mehr freilich zu wiederholen. Sie erdrücken die übrigens üppig wuchernde Romanproduktion ihrer Epoche. Nach Stendhals psychologischem Realismus und Balzacs lyrischem Realismus blieb noch eine Seite der objektiven Wirklichkeit in der Litteratur zu zeigen. Der es vermochte, war Flaubert, der einzige, den man neben den beiden Riesen als originellen Schöpfer rühmen kann.“ — Maximilian Harden giebt im 43. Hefte einen Rückblick auf die letzte Theater-Saison, spricht ausführlicher von Beyerleins „Zapfenstreich“, von Hauptmanns „Rose Bernd“ — hier bietet sich Gelegenheit zu einem Exkurs ins 18. Jahrhundert, dem H. L. Wagners „Kindermörderin“ angehört —, von Halbes „Strom“ und von Hermann Bahrs „Meister“. — Einen Essai über Sören Kierkegaard schrieb Karl Jentsch (42), einen solchen über Kurd Laßwitz Hermann Jacobsson (35). — Schließlich sei noch eine Studie von Eugen Holzner über „Sprache und Sittlichkeit“ (36) erwähnt. Die auf den ersten Blick etwas frappierende Gegenüberstellung jener beiden scheinbar zueinander beziehungslosen Begriffe klärt Holzner selbst sofort auf, indem er seinen Ausführungen den Satz vorausschickt: „Wenn in der That, wie Jakob Grimm einmal behauptet, die Sprachen lebendigere Zeugnisse sind für die Völker, die sie sprechen, als Knochen, Waffen und Gräber, weil die Sprache der volle Atem der menschlichen Seele ist, so werden wir gewiß in irgend einer Gestalt in den Sprachen auch den Niederschlag sittlicher Anschauungen finden können.“

„Französische Romanciers der Gegenwart.“ I. Henri de Regnier. Von Melanie Blaustein. (Internat. Litt. u. Mus.-Berichte, Berlin; XI, 15).

„Uhlands nordische Studien.“ Von Heinz Hungerland. (Arkiv för Nordisk Filologi, Juli 1904). Bespricht die Untersuchungen von Wilhelm Moestue über jenes Thema.

„Richard Schaukal.“ Von Karl Röttger. (Zeitstimmen, Tuntschendorf; Juli-Heft).

„Zu einer Herwegh-Biographie.“ Von Reinhold Rüegg (Die Neue Zeit, Stuttgart; XXII, 42). Zu den Werken und dem Leben Georg Herweghs giebt Rüegg einige berichtigende und aufklärende Anmerkungen.

„Agnes Miegel.“ Von Arthur Schulz (Sozialistische Monatshefte, Berlin; Juni-Heft). „Wenn die Bücher ihres reifen Alters halten, was ihrer Jugend erste Sehnsuchtslieder versprochen haben, so wird Agnes Miegel, wie sie einmal träumt, im Glanz der Höhen zum Reigen der großen Künstler schreiten. An der gemeinsamen Verehrung ihrer Kunst erkennen sich schon heute die Menschen, denen die uralte Wortkunst der Lyrik am Herzen liegt. Auch in weiteren Kreisen gebührt ihr wohl etwas von jener Anerkennung und Aufmunterung, die einigen ihrer weit weniger begabten Schwestern in Apoll überreichlich zu Teil wurde.“

„Kuno Fischer.“ Von W. Stekel (Die Wage, Wien; VII, 30).

Echo des Auslandes

Russischer Brief.

Trotz dem japanischen Kriege ist die litterarische Sommerernte diesmal reicher ausgefallen, als in manchem der Vorjahre. Sehr viel Aufsehen macht Leonid Andrejews neue Erzählung „Das Leben des Wassili Fiweiski“, die ich schon in meinem vorigen Briefe flüchtig erwähnte. Da sie gewiß bald in deutscher Sprache erscheinen wird — wenn sie es nicht schon ist — wird wohl noch an anderem Orte von ihr zu reden sein. Die russische Kritik spricht sich im allgemeinen sehr günstig über das Werk aus. Eingehendere Besprechungen, die schon selbständige Studien genannt werden dürfen, widmeten ihr u. a. Wjatscheslaw Iwanow in „Wjessy“ (Maiheft) und ein anonymer M. S. in „Prawda“ (Juniheft).

Einige neue Lyrika müssen noch nachträglich erwähnt werden. Der Skorpion-Verlag brachte noch im April eine Gedichtsammlung des eben erwähnten W. Iwanow heraus, betitelt „Durchsichtigkeit“ und eine zweite „Gold im Blau“ von Andrei Bjely, einem noch ganz jungen Dichter. In den „Wjessy“ werden die beiden von Valer Brjussow folgendermaßen charakterisiert: „Bjely ist mehr Lyriker, Iwanow mehr Künstler. Bjely blendet mehr: seine Verse sind Blitzstrahlen, Edelsteine, die handvollweise ausgestreut werden, blutrote Sonnenuntergänge. Iwanows Poesie gleicht dem ruhigeren, gleichmäßigeren,

unbeweglicheren Mittagslicht, das durch das satte Grün der Zypressen gedämpft wird . . . Biely ist zu tollkühn, um nicht immer wieder — oft in kläglicher und lächerlicher Weise — zu scheitern, Iwanow ist vielleicht zu vorsichtig, um alle Kräfte, deren er fähig ist, vor uns zu entfalten, aber aus dem Kampfe, in den er sich einläßt, geht er immer als Sieger hervor . ." — Zu ähnlichen Resultaten kommt in einer natürlich viel kühler gehaltenen Besprechung des bjelyschen Buches auch F. Batjuschkow („Mir Boshij", Juniheft). So ablehnend er sich gegen die „Dekadenten" verhält, so stark er das absurde Geberden des Mostes betont — auch er muß zugeben, daß es noch einen Wein geben könne. Ich persönlich muß gestehen, daß Bjelys Gedichte auf mich den Eindruck eines starken, eigenartigen, aber noch lange nicht abgeklärten Talentes gemacht haben. Er hat großartige Visionen, weiß sie aber nicht immer festzuhalten. Und dann sucht er krampfhaft nach Worten, wirft alle Traditionen der Verskunst über den Haufen, verwickelt sich in bösartige Trivialitäten. Dafür aber ist in seinem Buche auch kaum ein Gedicht, aus dem nicht wenigstens ein Bild, ein Vers sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägte. Ihm gegenüber erscheint Iwanow — wie Brjussow mit vollem Recht hervorhebt — als der reife, vollendete Künstler, dessen Formenstrenge oft an Stefan George gemahnt und der viel über seine Kunst nachgedacht hat, wie ja auch seine hier schon mehrfach erwähnten Essais in den „Wjessy" — das Maiheft bringt außer der Andrejewstudie noch eine über „Nietzsche und Dionysos" — beweisen.

In die nicht allzu ferne Vergangenheit führt uns ein jüngst erschienenes Memoirenwerk — die Erinnerungen der Fürstin M. N. Wolkonskaja, von ihrem Sohn, Fürst M. S. Wolkonski herausgegeben. Die Fürstin folgte seiner Zeit ihrem Gatten, der an dem Dezemberaufstand von 1825 beteiligt gewesen, nach Sibirien, und die Memoiren geben uns ein erschütterndes Bild der Leiden, die diese Frau aus reiner Liebe freiwillig auf sich genommen. Dabei wird alles in so schlichter, anspruchsloser Weise erzählt, als handele es sich um ganz alltägliche Dinge. Die Schicksale der Fürstin haben dem Dichter Nekrassow, den Fürst Wolkonski jun. mit den Memoiren bekannt gemacht hatte, den Stoff zu seinem sehr rührenden und infolgedessen sehr populären, poetisch aber nicht allzu wertvollen Epos „Russische Frauen" gegeben. Lange Zeit glaubte man, der Dichter sei mit den Tatsachen sehr frei umgesprungen, der größte Teil des von ihm Erzählten sei poetische, mitunter auch tendenziöse Erfindung; die Veröffentlichung der Memoiren zeigt nun, daß Nekrassow eigentlich nicht viel mehr gethan hat, als die französische Prosa seiner Vorlage in russische Verse zu bringen.

Aus der Fülle der Zeitschriften-Artikel sei einiges hervorgehoben. Im Juniheft des „Wjestnik Jewropy" bringt J. Sacharjin Erinnerungen an das im März d. J. verschiedene Kammerfräulein der Kaiserin, Gräfin Alexandra Tolstoi (geboren 1817). Die alte Dame war eine Tante von Leo Tolstoi, mit dem sie lange Zeit in freundschaftlichstem Verkehr und eifrigem Briefwechsel stand. Erst 1897 kam es zum Bruch — und zwar infolge eines der vielen Bekehrungsversuche, die die kindlich fromme Hofdame an dem ihrer Meinung nach „ungläubigen" Dichter machte (vergl. auch früher Spalte 1505). In demselben Heft berichtet die Georges Sand-Biographin W. Karenin über die Beziehungen zwischen Georges Sand und Napoleon III., und Sinaida Wengerowa liefert eine sehr günstige Besprechung von D'Annunzios neuestem Drama, sowie von Camille Mauclairs „Ville Lumière".

Im Juniheft des „Mir Boshij" setzt W. Kranichfeld seine Monographie über Ssaltykow-Schtschedrin fort. A. Kleinbort spricht über den verstorbenen „Michailowski als Publizist", und M. Newedomski steuert einen ganz ausgezeichneten Gedenkartikel für Wereschtschagin bei.

Im Juniheft der „Obrasowanije" finden wir einen Vortrag über Giordano Bruno von W. Kulikow, der nichts neues und wenig interessantes bringt, und einen zweiten Vortrag von W. Muratow über „Das Seelenleben der Hysterischen und die Typen weiblicher Hysterie bei den russischen Schriftstellern". Am meisten Material bietet selbstverständlich Dostojewski. Die weiblichen Hauptpersonen der „Brüder Karamasow" und des „Idioten" werden eingehend betrachtet. Außerdem wird auch noch Turgenjews phantastische Novelle „Das Lied der triumphierenden Liebe" und einiges von Ljeskow herangezogen. Im nämlichen Heft beschäftigt sich ein berliner Brief von G. Großmann mit der Persönlichkeit und Wirksamkeit des sozialdemokratischen Pastors Paul Göhre.

Die Zeitschrift „Prawda" bringt in ihrem Maiheft einen Artikel von J. Johnson über Tschechows letzte, hier schon besprochene Novelle „Die Braut". Der Kritiker glaubt aus dieser Erzählung schließen zu können, daß die Periode des skeptischen Weltschmerzes für Tschechow nunmehr überwunden sei. Rückfälle seien zwar nicht ausgeschlossen, aber noch nie sei ein Buch Tschechows so von Mut und Kraft durchdrungen gewesen, wie dieses. Und darin liege auch die große allgemeine Bedeutung der Dichtung, denn die Litteratur sei am Ende nur der Barometer, der den Zustand des sozialen Wetters und die zu erwartende Veränderung voraussage*).

Aus den letzten Heften der „Wjessy" endlich habe ich einige der wichtigsten Beiträge schon erwähnt. Im Aprilheft zeigt M. Schick die Gedichtsammlung „Aus Rauch und Raum" von Alexander v. Bernus folgendermaßen an: „Jeder, der sich für deutsche Poesie interessiert, muß dieses Buch kennen lernen und sich den Namen des Autors merken, denn nach diesem Erstling können wir von ihm vieles und bedeutendes erwarten." Selbst den Titel der Sammlung findet der begeisterte Kritiker „schön und originell". — Im Maiheft bespricht Valer Brjussow mit nicht geringerer Begeisterung — und hier dürfte sie wohl mehr am Platze sein — Emile Verhaerens neuestes Buch „Ponte la flandre". Brjussow ist zur Zeit übrigens selbst mit einer Uebersetzung verhaerenscher Poesieen beschäftigt, die bald im Druck erscheinen soll. Im Juniheft setzt René Ghil seine „Briefe über französische Poesie" fort, und H. Kasperowicz feiert in einem pathetischen Hymnus die vor einem Jahre so tragisch umgekommene Dagny Przybyszewska.

Moskau. *Arthur Luther*

Holländischer Brief.

Zum Leben und zu den Werken Peter Roseggers giebt J. van Loenen Martinet („Mannen en vrouwen van beteekenis in onze dagen" [vgl. Sp. 1370]) einen Beitrag. — Geertr. Carelsen berichtet aus Begegnungen mit dem verstorbenen W. von Polenz intime Züge seines Wesens und hebt besonders die Wertschätzung hervor, die er für Gerhart Hauptmann hegte („Onze Eeuw", Juli 1904). — W. G. C. Bijvancks Besprechung der Spinozabiographie J. Freudenthals („Spinoza, sein Leben und seine Lehre. I. Das Leben Spinozas", Stuttgart 1904) erweitert sich zu einem geistvollen und trefflich geschriebenen Rückblick („De Gids", Juni) auf die fruchttragende Beschäftigung mit dem großen Weisen; es sind zumeist Träger der deutschen Geistesentwicklung (Goethe, Schleiermacher, Kuno Fischer), die hier in Frage kommen. Bijvanck erblickt das Hauptverdienst Freudenthals in der ruhigen

*) Dieser Brief sollte eben abgehen, da brachte der Telegraph die Nachricht, daß Anton Tschechow am 2. (15.) Juli, früh 3 Uhr, in Badenweiler verschieden sei. Die Hoffnungen, die sich an seine jüngste Erzählung knüpften, und von denen oben die Rede war, sollen also nicht mehr erfüllt werden. Unter dem unmittelbaren Eindruck der furchtbaren Nachricht ist es unmöglich, die nötige nekrologische Beredsamkeit aufzutreiben. Was die russische Litteratur — oder darf man in diesem Falle sagen: Weltlitteratur? — an ihm verliert, läßt sich kaum in Worte fassen . . .

und gewissenhaften Ordnung der Daten aus Spinozas Leben; daneben sei es ihm freilich, auch unter Verschmähung rhetorischer Kunstmittel, gelungen, dem Leser ein ziemlich greifbares Bild des Philosophen zu vermitteln. — Der bekannte altgriechische Philologe S. A. Naber, Professor an der Universität Amsterdam, giebt an der Hand der von Friedrich Curtius herausgegebenen Briefsammlung (Berlin, 1903) eine sehr eingehende und fesselnd geschriebene Darstellung des Lebenslaufes von Ernst Curtius, die sich auch durch ein treffliches Verständnis für die in Betracht kommenden deutschen Zustände auszeichnet: im Vordergrunde steht das Verhältnis des Gelehrten zum Kronprinzen („De Gids", Juni). — L. Simons liefert anregende und tiefgründige Betrachtungen über Henrik Ibsen, einmal über die Elemente seiner Dramatik und sodann über seine Bedeutung für das moderne Schauspiel. Dieser Punkt wird, freilich mehr andeutungsweise, gerade mit Bezug auf die deutsche Kunst erörtert („De Gids", Juni). — Die Zeitschrift „Groot Nederland" fährt fort, über die nicht durchaus erfreulichen Aussichten der vlämischen Bewegung zu berichten. Prosper von Hoven erzählt, daß die Prämiierung von Theaterstücken in vlämischer Sprache durch völlig unbefugte Preisrichter zu einer wahren Schädigung der Standesinteressen ausgeartet sei (Juni). — Die Zeitschrift „De Katholieke Gids" beschäftigt sich mit L. Veuillot, dem „katholischen Streiter in der Presse" (Juli). — Ch. A. van Ophuijsen hat seine Professur an der Universität Leiden mit einer im Druck vorliegenden Rede über die malaiische Volksdichtung, von der er interessante Proben giebt, angetreten (Leiden, 1904). — Unter dem Titel „Bemerkungen (Opmerkingen) über den niederländischen Volkscharakter" liefert Professor H. Kern einen Beitrag zu einer unter dem Titel „Studien in Volkskraft" von L. Simons herausgegebenen Sammlung (Haarlem, De Erven F. Bohn, 1904); er zeigt darin, wie sich der Geist des Volkes in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung wiederspiegle, und giebt gleichsam eine Litteraturgeschichte im Vogelflug. Mangel an Ursprünglichkeit und der Charakter bürgerlicher Nüchternheit, der selbst einem Vondel nicht völlig fremd sei, könnten als typische Züge der niederländischen Litteratur angesehen werden. Das Verhältnis der Vlamen zu Holland wünscht sich der Verfasser derart, wie es zwischen den Deutsch-Oesterreichern bezw. den Deutsch-Schweizern und dem Deutschen Reiche besteht. — Sehr freundliche Worte werden von Kern einer Abhandlung von Dr. Karl Menne („Die Niederländer als Nation", eine anthropol.-geographische Skizze; Zeitschrift für angewandte Geographie, 1. Serie, 6. Heft, 1903) gespendet, die sich in der Schätzung niederländischen Wesens — auch das litterarische ist nicht unbeachtet geblieben — von der ein wenig mürrischen Art der deutschen Durchschnittsurteiler vorteilhaft abhebe. — Herm. Heijermans jr. entwickelt die Ansicht, daß das Gelingen von Werken, die für die Bühne bestimmt sind, einen Hochstand der Novellen- und Romanlitteratur voraussetze, bei der der dramatische Autor in die Schule gehen müsse: denn Schauspiel und Erzählung gingen ein gut Stück zusammen („De XX. Eeuw", Juni). Bei dem Tiefstande der deutschen Erzählungslitteratur, die sich zum Holländischen wie grobe Rhetorik zu bewußter Einfalt verhalte, könne nur ein Scheindrama gedeihen, hingegen liefere Holland in der Mannigfaltigkeit, dem Ernst, dem Analysieren und Durchprüfen des Materials, in der Selbstzucht und Schaffensfreudigkeit, die seiner Litteratur eigen seien, auch die Vorbedingung für eine erfolgreiche Schauspieldichtung. Es liegt auf der Hand, welche „besseren" Stücke Hollands, die nach dem Muster der erzählenden Litteratur die zentralisierende Aktion als unnötig und kunstwidrig verwerfen, Heijermans dabei im Auge hat*).

In einer Sammlung „Hollandsche Belletrie van den Dag" hat Ch. M. van Deventer die Feuilletons herausgegeben, die er der holländischen Litteratur der Jahre 1901 und 1902 in einem indischen Blatte gewidmet hat („Nieuwen Bundel", Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & Zoon, 1904). Es sind sehr lesbare Betrachtungen, zum Teil auch wohl Plaudereien vonseiten eines gebildeten, wohlgeschulten und unabhängigen Kopfes. Seine Hochschätzung der vielfach angefochtenen indischen Muse von Louis Couperus, seine Wertung der Nieuwe-Gids-Bewegung und ihres Vorläufers J. Perk haben im Munde des in Indien wohnenden und unbefangenen Beurteilers besonderen Wert. — In einem Buche „Ueber Litteratur" stellt Is. Querido eine Reihe von bereits einzeln veröffentlichten Abhandlungen zusammen (Haarlem, De Erven F. Bohn, 1904), die, wie man annehmen darf, einer abgeschlossenen Periode des rasch sich entwickelnden Autors (vgl. Sp. 1370) angehören. Ueber beide Sammlungen orientiert J. N. van Hall („De Gids", Juli). — W. Kloos läßt keine Gelegenheit vorübergehen, die Berechtigung der Nieuwe Gids-Bewegung darzulegen und, sei es, daß er über Heijermans, sei es, daß er über die Bekenntnisse des heiligen Augustinus sich ergeht, die Minderwertigkeit der im Jahre 1880 zu Falle gekommenen Litteraturperiode ans Licht zu ziehen („Nieuwe Gids", April und Juli). Dieses Mal gilt es ihrer religiösen Dichtung, die, wie auch die Litteraturvertreter dieser Zeit zu einem guten Teile Verkünder von Gottes Wort waren, im Grunde nichts weiter als gereimte Kanzelberedsamkeit gewesen sei und etwa nur in Da Costas Pathos und in De Génestets Schlichtheit sich der Kunst genähert habe. Den tieferen Grund dieser Erscheinung erblickt W. Kloos in dem Umstande, daß die Schriftsteller, bei aller Absicht, ihr Talent in den Dienst der Kirche zu stellen, sich nicht stark genug gläubig fühlten. Wer sich davon überzeugen wolle, möge ihre Produkte etwa mit Paul Gerhardts oder gar mit Novalis religiösen Dichtungen vergleichen.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Schwedischer Brief.

Einen Sieg der gesunden Vernunft kann man füglich den Beschluß nennen, durch den die schwedische Akademie Anfang Juli zum ersten Male seit Jahrzehnten einem Poeten von Rang und Namen Eingang in ihren erlauchten Kreis gewährt hat. Der als Nachfolger des unlängst verstorbenen Reichsarchivars Prof. Odhner berufene Lyriker Erik Axel Karlfeldt debutierte im Jahre 1895 als Dreißigjähriger mit einer Sammlung Jugendgedichte, betitelt „Wildmarksoch kärleksvisor", die durch ihre Frische und ihr kräftiges Formgefühl bei Kritik und Publikum einer gleich wohlwollenden Aufnahme begegneten. Auch in den einige Jahre später erschienenen Dichtungen „Fridolins Visor" und „Fridolins lustgård" macht sich ein breiter lyrischer Grundstrom bemerklich, der mit schlichten, künstlerisch beherrschten Mitteln starke und bleibende Wirkungen zu erzielen weiß. Man kann vielleicht im Zweifel darüber sein, ob die Akademie bei eingehenderem Kriterium ihr Augenmerk nicht einem allgemeiner bekannten und auch im Auslande geschätzten Vertreter der schöngeistigen Litteratur hätte zuwenden können. Jedenfalls ist es im hohen Grade zu begrüßen, daß die Wahl diesmal auf einen Lyriker von echter Begabung, noch dazu auf einen Anhänger der verpönten jungschwedischen Schule gefallen ist, deren Vorkämpfer seit Frödings erstem Hervortreten sich der ganz besonderen Abneigung der akademischen Väter zu erfreuen hatten.

*) Herr Heijermans thäte vielleicht im eigenen Interesse besser, seine hochnäsigen Bemerkungen über die deutsche Litteratur und ihren „Tiefstand" für sich zu behalten. Er beweist damit höchstens, daß er sie nur sehr oberflächlich kennt. Derartige Schimpfereien wirken besonders erquicklich, wenn man sich sagt, daß Herr Heijermans es ausschließlich dem Interesse und der Förderung deutscher Kritiker, Uebersetzer, Direktoren, Verleger und Leser dankt, daß er nicht bloß eine kleine holländische Provinzberühmtheit geblieben ist. D. Red.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Beleuchtung der in gewissen litterarischen Fachkreisen noch immer umstrittenen Phosphoristen-Bewegung*) bietet Henrik Schück in der jüngst erschienenen sechsten Serie seines Sammelwerkes „Ur gamla papper“ (Aus alten Papieren). Schück leitet seine Untersuchungen mit dem beherzigenswerten Geständnis ein, daß die litterarhistorische Forschung durch die besonders von akademischer Seite behauptete Klassizität der fryxellschen, beskowschen und malmströmschen Spezialstudien in ihrem Urteil über die künstlerische und soziale Bedeutung der neuromantischen Einflüsse auf eine völlig schiefe Ebene geraten sei. Um den wirklichen Zusammenhang jener weitreichenden Bewegung zu ergründen, müsse vor allem auf die Persönlichkeit der einzelnen Neuschöpfer und Bahnbrecher im Schoße des Phosphoristenkreises zurückgegriffen werden, in erster Linie auf Atterbom, der in seiner nunmehr so gut wie vergessenen Dichtung „Lycksalighetens Oe“ (Die Insel der Glückseligkeit) den konkreten Beweis geliefert habe, daß er an Tiefe der poetischen Inspiration, Fülle des Ausdrucks und Reichtum des seelischen Empfindens seinem vielgepriesenen Mentor Tegnér thatsächlich himmelhoch überlegen war. Schück bezeichnet es in diesem Zusammenhange als willkürliche Künstelei, wenn man eine sogenannte gotische Schule als Quintessenz der neuromantischen Richtung hingestellt habe, um diese gegen den engeren Phosphoristenkreis in Upsala ausspielen zu können. Eine derartige Trennung habe niemals bestanden sei auch niemals von einem der maßgebenden Wortführer — insbesondere Geijer, Wallin, Franzén — als solche anerkannt worden. Tegnérs Gegnerschaft trug einen durchaus spontanen, persönlich gearteten Charakter und hatte mit dem eigentlichen Kern des ganzen litterarischen Streites nur ganz oberflächliche Berührungspunkte. Bezeichnend für die Haltlosigkeit des allgemeinen Urteils über die angeblich destruktive Einwirkung der Neuromantiker im Hinblick auf die von ihnen nach südländischen Vorbildern gepredigte Einführung schwerfälliger oder geziert wirkender Reimformen, sei es, daß gerade der „Gote“ Geijer mit Vorliebe in Ottaven, Terzinen, Sonetten und anderen „ungeeigneten“ Versmaßen gedichtet habe. Auf der anderen Seite bezeichnet Schück es als ein zum mindesten bedenkliches Beginnen, Tegnér als den Schöpfer der neubelebten Saga-Litteratur hinzustellen. Tegnérs Vorliebe für altnordische Stoffe (Fritjof och Ingeborg u. a.) war die Rückwirkung fremder Impulse, die er von dänischen Dichtern, und zwar ausnahmslos erklärten Anhängern der deutschen Neuromantik, empfangen hatte. Auch bei Tegnér begegneten sich also die verschiedenen Arme des gemeinsamen Quells, aus dessen klaren Fluten alle schöpften, deren bildnerischer Geist sich gegen den öden Zwang der überlebten akademischen Normen aufzulehnen berufen fühlte.

Als eine der letzten Gaben unter der sommerlichen Erzählungslitteratur ist Verner v. Heidenstams neues Buch „Skogen susar“ (Der Wald rauscht) zu nennen. Den Inhalt bilden Skizzen, Capriccios und Allegorieen, die sich ganz im Geiste der heidenstamschen Muse durch laut wirbelnden Wechsel der Motive und Szenerieen auszeichnen. Die Gesamtwirkung ist nicht durchweg befriedigend. Man gewinnt den Eindruck, als ob der Dichter in einem Moment träumerischer Kontemplation die Finger in mechanischen Griffen habe über die Saiten gleiten lassen, gleichsam in Erwartung einer neuen und großen Stimmung. Diese machtvolle Grundweise hat sich nicht eingestellt, und man läßt des Dichters kleine Gaben einstweilen als willkommene Abschlagszahlung auf ein späteres, ausgeglicheneres Werk ohne viel Federlesens passieren. Am schwersten wiegen die im reinen Märchenstil gehaltenen Skizzen, in denen sich das Können des Dichters von seiner einfachsten und natürlichsten Seite zeigt. Seine Herkules-Paraphrase bietet einen wundersamen Ausschnitt altgriechischen Volkslebens mit den farbenprächtigen Konturen einer majestätischen Natur im Hintergrunde. Auch die Legende von der Königin Omma zeichnet sich durch großartige Naturmalerei aus, wohingegen die Fäden der Fabel nicht mit gleicher Sicherheit verwoben erscheinen wie in der vorgenannten Erzählung.

Auf das Gebiet der „praktischen“ Kunstkritik führt uns eine geistvolle Studie von Klas Fåhraeus („Konstverkets bygnad“, Der Bau des Kunstwerks), der die Grundbegriffe der Malerei und Dichtkunst in schlichte und konzise Formeln zusammenfaßt und beleuchtet. Das Werk ist reich an Anregungen und Ideen, die auch dem Litterarhistoriker vom Fach noch Neues bieten; die Darstellung selbst trägt die Merkzeichen einer ausgeprägt selbständigen Persönlichkeit, der es allerdings auch an Kanten und Ecken nicht gebricht, wie sie jedem richtigen Charakterkopfe anzuhaften pflegen.

„Varia“ (VI) bietet eine im ganzen ablehnende Würdigung von Heidenstams oben erwähnter Skizzensammlung, desgleichen Besprechungen mehrerer Erstlingswerke, u. a. Kurt Belfrages „Lilla syster“ (Buch vom Schwesterchen), dem eine gewisse Beachtung zuerkannt wird, obschon der junge Autor einstweilen noch stark unter geijerstamschem Einflusse steht. — Heft VII bringt eine größere Betrachtung über Arthur Schnitzler, der als Meister der spezifisch österreichischen Dialognovelle gerühmt wird. Nach einer chronologischen Besprechung von Schnitzlers reichhaltiger Wirksamkeit auf erzählendem und dramatischem Gebiete faßt der Kritiker sein Urteil in folgenden Wendungen zusammen: „Schnitzler gehört nicht zu den bedingungslos Großen im Reiche der Litteratur, wohl aber ist er ein feiner Psycholog, der auf der Basis einer wurzelechten lyrischen Begabung mit seltener Gestaltungskraft die Erscheinungen seines heimatlichen Volkslebens in künstlerische Form zu bannen verstanden hat. Er ist der wiener Lokalschilderer par préférance, der die für seine Vaterstadt charakteristische Mischung von Frühlingswehmut und sentimentaler Lebenslust mit schärferen Strichen wiedergegeben hat, als irgend ein anderer vor oder neben ihm. — „Dagny“ (II) beschäftigt sich mit dem an dieser Stelle bereits erwähnten Buche „Koniden skabt af manden“ einer ungenannten norwegischen Verfasserin, findet aber, daß die dort ausgesprochenen Schlußfolgerungen nichts anderes darstellen als eine konkrete Bestätigung der s. Zt. von dem Wiener Weininger verfochtenen Theorie von der erotischen Einseitigkeit des Weibes und zwar eine Bestätigung, die teilweise noch weit über die extremen Paradoxa der weiningerschen Lehre hinausreiche.

Stockholm. *Valfyr.*

Amerikanischer Brief.

Die Julinummer des „Critic“ kann eine Hawthorne-Nummer genannt werden. Der hundertjährige Geburtstag dieses Mannes giebt Veranlassung zu einer allumfassenden Beleuchtung seines Wesens und Wirkens. Moncure D. Conway bietet persönliche Reminiszenzen, Elisabeth Luther Cary vergleicht Emerson und Hawthorne, Annie Russell Marble hebt die dunkleren und lichteren Seiten seiner Erscheinung hervor. Benjamin de Casseres nennt ihn in einer geistvollen Charakteristik den Kaiser der Schatten, Francis Gribble betrachtet ihn vom englischen Standpunkte aus, Herbert W. Horwill vergleicht das Amerika Hawthornes mit dem der Gegenwart, Julian Hawthorne macht Mitteilungen über die letzten Lebensjahre seines Vaters u. s. w. Von anderen Zeitschriften, die Beiträge zur Säkularfeier brachten, nenne ich „Criterion“, worin Rufus Rockwell Wilson die Stadt Salem, Hawthornes Geburtsort, schildert, „Century“ und „North American Review“. In der letzteren unternimmt es Josephine Daskam Bacon, auf Gertrude Athertons Vorwurf, der Geist der amerikanischen Litteratur sei „bourgeois“, zu erwidern (vgl. Sp. 1287). Sie weist

*) Die Vertreter dieser idealistisch-romantischen Richtung erhielten ihren Namen von der Zeitschrift „Phosphoros“, die in Upsala von 1810 bis 1814 erschien und von Atterbom redigiert wurde.

auf eine Reihe von Schriftstellern hin, die durch ihre Originalität und Ursprünglichkeit bahnbrechend gewirkt haben und dem Schrifttum neue Stoffquellen erschlossen. Sie nennt darunter Seton Thompson, dessen „Wild Animals I have Known" ein neues Genre gezeitigt und in weitesten Kreisen anregend gewirkt habe; Stewart White, dessen nordwestliche Erzählungen die moderne Rückkehr zur Natur predigen; Mrs. Martin, die in ihren Erzählungen aus dem Alltagsleben zeigte, welcher künstlerischen Wirkungen eine natürliche, aber sympathische Darstellung von Durchschnittstypen und Durchschnittsverhältnissen fähig sei, weist auf Mary Wilkins hin, die durchaus eine Sonderstellung einnehme, auf Booth Tarkington, der in „Monsieur Beaucaire" ein kleines Kabinettstück geleistet, das seinesgleichen nicht hat, und macht auf Irrtümer Mrs. Athertons aufmerksam, die eine kaum verzeihliche Flüchtigkeit verraten.

In „The Lamp" schreibt J. M. Bulloch über den Einfluß der Juden auf die neueste englische Litteratur und erwähnt in dem Artikel die jüdische Encyklopädie, Disreali, Zangwill, Sam Gordon, die unter dem Pseudonym Frank Danby schreibende Mrs. Frankau, James Davies, den Librettisten populärer Musikkomödien, wie „A Gaiety Girl" und „The Girl from Kayes". — „Bookman" widmet George Sand einen Säkularartikel aus der Feder Francis Gribbles. Sie wird darin mit Mme. de Staël verglichen; beider Leben sei ein Kommentar zu ihren Schriften gewesen und ihre Schriften ein Kommentar ihres Lebens. W. L. Andrews schreibt über den ersten Dichter der neuen Niederlande, Jakob Steendam; Jone Noguchi (die Verfasserin des im „L. E." [2. Juliheft] erschienenen Aufsatzes „Japanische Schriftstellerinnen") über japanischen Humor. — In der Vierteljahrsschrift „Forum" nimmt Herbert W. Horwell das Erscheinen eines neuen Bandes von Carlyles Briefwechsel wahr, um auszuführen, daß die Kunst des Briefschreibens schon vor vierzig Jahren verloren gegangen sei.

Winston Churchill, der sich das anspruchsvolle Ziel gesetzt hat, eine Romantrilogie aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben, bietet in „The Crossing" (Macmillans) eine Erzählung aus der Jahrhundertwende, die die Gründung der Republik sah, und schildert darin die Besiedlung und die Kämpfe Kentuckys. Das Leben östlicher Pioniere, Streitigkeiten zwischen Whigs und Tories, Indianerkriege bilden den malerischen Hintergrund eines ereignisreichen Lebens. Denn das Leben David Ritchies, von ihm selbst erzählt, bildet die eigentliche Handlung. Churchill zeigt in diesem Buche einen Fortschritt in der Technik: er hält die Fäden fester in der Hand als bisher; auch seine Menschen sind greifbarer geworden.

Ein ernstes, mutiges Buch ist Mary Tappan Wrights neuer Roman „The Test" (Charles Scribner's Sons). Mrs. Athertons Vorwurf der Unwahrheit und Blutarmut trifft auf dieses Werk nicht zu. Da ist kein feiges Ausweichen und Vermeiden heikler Themen, aber auch kein brutales Drauflosstampfen. „The Test" ist die Geschichte eines Menschen, der durch seinen Leichtsinn zwei Familien unglücklich macht, die Braut, der er verlobt ist, verführt und im Rausch ein anderes Mädchen heiratet. Die Kühnheit und Kraft der Verfasserin zeigt sich in der Behandlung der Frage, wie sich die Heldin mit den Folgen ihres „Fehltritts" abfindet: sie läßt sie zu einem starken, willenskräftigen Weibe reifen, das entschlossen ist, die Folgen allein und ihr Leben lang zu tragen. Sie verschwindet nicht aus Elternhaus und Heimat, sondern bleibt dort, geht ihrer Arbeit nach wie vorher und ersetzt ihrem Kinde den Vater. Das unerhoffte Ereignis wird zum Prüfstein der Menschen, die daran Teil haben. Tom Winchester wird dadurch zum Manne, der seine Tollheit durch ein Leben eiserner Pflichterfüllung gegen die Gattin büßt, der sein Herz nie gehört. Die Menschen dieses Buches leben; der Heldin Schwester Gertrud, die auf eignes Wollen und Können vertrauen lernt; die Mutter, die in Familienstolz und Familienehre gekränkt, eine unversöhnliche Haltung behauptet, die Winchesters, die Prescotts, ja sogar die Nebenpersonen sind von einer erstaunlichen Plastik. Eine freie menschliche Auffassung, die sich nirgends zur Tendenz zuspitzt, giebt dem Buche tiefe ethische Bedeutung.

Ein Band „Gedichte" in deutscher Sprache verdient Beachtung; ihr Verfasser ist der noch nicht zwanzigjährige Georg Sylvester Viereck, der, in München geboren, seit seinem dreizehnten Jahre in New York ansässig ist und füglich von der deutschamerikanischen Litteratur beansprucht werden kann. Aber schon die Sprache allein schließt ihn aus ihren Reihen aus; und in Wirklichkeit ermangelt er jedes inneren Zusammenhanges mit diesem Lande. Er hat sich an modernen englischen Vorbildern geschult, besonders an dem Swinburne der jüngeren Periode, und leistet Hervorragendes in erotischer Lyrik. Besonders interessant ist „Niogyne", worin er in der Geliebten die Verkörperung des Ewig-Weiblichen sieht, wie es durch die Zeiten geschritten und seinem Liebeswollen Ausdruck verliehen. Lilith, Pasiphae, Sappho, Aholibah, Faustina, Herodias ziehen vorüber. In „Liebesnacht" gehen Inhalt und Form beinahe restlos in einander auf. Die „Sphinx" ist gleichfalls eine tüchtige Leistung. Sonst ist viel äußere Frühreife und innere Unreife in dem Buche; aber es ist ein vielverheißender Erstling.

Die Theater sind fast alle geschlossen oder dem Variété überantwortet. In einem Theater untergeordneten Ranges, dem West End, ging aber neulich „Hedda Gabler" über die Bühne. — Die Agitation zugunsten der Gründung einer Freien Bühne schreitet vorwärts. Die Beteiligung an der öffentlichen Versammlung in Lyric Hall am 30. Juni war jedoch sehr schwach.

New York. *A. von Ende.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Treibende Kräfte. Roman von Max Kretzer. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. Theo Gutmann. 1903. 467 S.

Die vorwärts treibenden Kräfte des Lebens sind, moralisch genommen, der kühne Wagemut und der entschlußfrohe Unternehmungsgeist des modernen Menschen, der seine Zeit versteht, im Gegensatz zu den Altmodischen, die stumpf auf ihren Geldsäcken sitzen und am Alten kleben. Den Fortschritt begünstigt — vom physiologischen Standpunkt betrachtet — frische Blutzufuhr durch Rassenmischung, während mit dem Stillstand die träge machende „Inzucht" Hand in Hand geht. Und die treibende Kraft, die alles äußerlich in Bewegung setzt, ist die Maschine. Wir haben es also mit einem sozialen Familien- und Industrieroman zu thun. Natürlich mit einem berliner. Zwischen der altrenommierten Firma C. W. Lasso, einer Großmacht in der Lederbranche, und dem gewaltig aufstrebenden Wobaldt besteht ein furchtbarer Konkurrenzkampf. Die Lassos geben den besten Trumpf aus den Händen, indem sie Leo, den jüngsten, völlig anders gearteten Sohn des Hauses, den Hecht in ihrem Karpfenteich, ausstoßen, weil er sich mit einer reizenden und liebenswerten Amerikanerin verlobt hat, der nichts als eine Mitgift mangelt. Leo geht samt der von ihm erfundenen Universalmaschine zum Konkurrenten Wobaldt über, und durch die neue Firma Wobaldt & Lasso wird die alte C. W. Lasso ruiniert. Aber Leo reicht den Seinigen die Hand zur Versöhnung, und eine Fusion der Gegner vollzieht sich um so leichter, als im entscheidenden Augenblick Wobaldt verunglückt und stirbt. — Der Dichter hat wohl die Schicksalsmächte

etwas gar zu willkürlich in den Dienst seiner novellistischen Absichten gestellt, aber sonst ist die Handlung spannend und natürlich zugleich, und Kretzer bewährt auch in diesem Milieu seine vorzügliche Beobachtungs- und Schilderungsgabe. Der alte Kommerzienrat Lasso, seine beiden älteren Söhne und sein Schwiegersohn samt ihren Frauen sind bei unverkennbarer Familienähnlichkeit sehr glücklich auseinandergehalten und abgetönt. Ihr Widerpart, der Tausendsasa Leo und seine Dollie wirken mit anmutender Frische. Manchmal sinkt der lassosche Familienton doch gar zu sehr ins proletarisch Gemeine herab. Angenehm berührt eine gemütliche Unterströmung, die sich in dem harten Kampf der materiellen Interessen da und dort geltend macht. Die Komposition des Romans ist von Anfang an sehr straff und fest gefügt und geht erst in der zweiten Hälfte etwas zu sehr in die Breite.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Wente Frese. Roman aus Alt-Husum und dem Wättenmeer von Emilie Hamkens. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler). Dresden 1903. Preis M. 3,50.

Biernatzki, Storm, Frenssen — Nordwestdeutschland ist zu beneiden, die Götter segnen es — und jetzt Emilie Hamkens mit „Wente Frese". Das Wattenmeer und seine Anwohner werden ihr das Buch verdanken, und wir auch. Sie gehören unlöslich zu einander, die herbe Natur und die harten Menschen, die sich selbst ihr Schicksal schaffen, die es auch zu tragen wissen bis zu der mit innerer Notwendigkeit gegebenen Versöhnung. Meer und Menschen sind groß geschaut und kraftvoll hingeworfen, ohne Empfindungsschinderei, ohne das Drum und Dran der üblichen Liebesgeschichten. Eine wohleingefädelte und subtil ausgesponnene Fabel hat die Geschichte nicht, auch die traditionelle Kleinkunst fehlt ihr; ihr Wert liegt auch nicht in der Komposition, die mitunter locker ist, oder in raffinierter Malerei des Seelenlebens. Sie fesselt nicht durch Mittel äußerer Spannung und gewaltsamer Effekte, sondern durch die überaus plastische Charakteristik und durch den gedrungenen Stil. Es ist ein tragisches Stück, aber ohne tragische Maske, sondern voll echt elementarer Leidenschaft, auch voll grobkörniger Lebenslust; überhaupt trägt es echte, dauerbare Farben in dem bei großer Einfachheit dramatisch bewegten Bilde. Die Entwicklung geht nicht ohne einige Sprünge und Risse vor sich. Aber mögen die Menschen eine Zeitlang im Finstern tappen und irregehen, endlich schlägt ihnen doch ihre Schicksalsstunde, wo sie das Licht sehen, und von diesem Augenblicke an nehmen sie ihren festen Kurs auf dies Licht. Die harten, langsamen, geduldigen und dabei so tiefen und weichen Menschen sind aus der Tiefe heraus erfaßt und vorzüglich gezeichnet. In der schlichten Erzählung wohnt mehr Kraft als in einem Dutzend von Eisenbahnklassikern für die Strecke Berlin—Hamburg.

In der Beschränkung auf Kleinmalerei mag für die Heimatkunst eine Gefahr liegen. Wird sie ausschließlich betrieben, dann führt sie zur Isolierung. Daß auch unter völligem Verzicht auf diese intime Kleinmalerei wurzelechte und bodenständige Heimatkunst vortrefflich gedeiht, sollten wir längst wissen; „Wente Frese" beweist es aufs neue. Darum dürfen wir in fröhlicher Zuversicht doch wieder sagen: so lange die deutschen Stämme ihre Besonderheiten mit solcher Kraft und Treue pflegen, so lange das Stammesgefühl solche Früchte hervorbringt, hat es keine Not mit unserem Volkstum.

Erfurt. *Johannes Gillhoff.*

Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman von August Niemann. Berlin-Leipzig, W. Vobach & Co. 1904. 386 S. M. 5,—.

„Asiatisch-europäische Minen und Gegenminen" könnte man den vorliegenden Roman nach berühmten Mustern taufen. Er wird, daran ist kaum zu zweifeln, genau so stark begehrt werden, wie einst Medings phantasievolle Zeitgeschichtsdichtungen; und das ist dem greisen Verfasser der „Eulen und Krebse" ebenso von Herzen zu gönnen, wie dem unternehmungslustigen Verlage. Trotzdem bedauere ich diesen unvermeidlichen Buchererfolg aufs lebhafteste. Denn erstens: große künstlerische Vorzüge sind Niemanns Utopie schlechterdings nicht eigen; dazu ist sie viel zu sehr mit dem Verstande geschrieben. Teilweise taucht der Verfasser dermaßen in Einzelheiten unter, daß man eine Karte des von ihm prophetisch geschauten indischen Kriegsschauplatzes vermißt; und geradezu toll in ästhetischer Hinsicht wirkt die an den Haaren herbeigezogene Propaganda für den Buddhismus (S. 168ff.). Eine ganze Anzahl anderer Auslassungen (S. 8—20 u. s. w.) mutet einen an, als ob sie limansche Leitartikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten" seien; jedenfalls ständen sie dort mit besserem Rechte. Dazu das romanhafte Drum und Dran höchst abenteuerlich, fast à la Jules Verne. Kurz: in litterarischer Beziehung feineren Ansprüchen nicht genügend. Zweitens — und das giebt für mich als Historiker den Ausschlag zur Verurteilung — kommt das Buch, politisch genommen, außerordentlich unpaß. An der Vaterlandsliebe des Verfassers zweifle ich keinen Augenblick. Aber hier läßt ihn der Verstand gänzlich im Stiche: Niemann ist durchaus Gefühlspolitiker. Sonst hätte er sich doch bei nüchterner Ueberlegung sagen müssen, daß — so lange wir noch nicht so weit sind, um mit berechtigter Aussicht auf den Sieg über England herzufallen — es eine äußerst gefährliche Voreiligkeit ist, dem Feind in dieser Weise unsere wahren Gesinnungen und Herzenswünsche zu enthüllen. Sollte der Verfasser das, was in der „Daily Mail" und anderen führenden britischen Zeitungen anläßlich seines Staatsromanes steht, nicht stutzig machen?

Leipzig. *Hans F. Helmolt.*

Steinigt ihn! Ein Liebesroman von Hans Hauptmann. Braunschweig, Richard Sattler, 1904. 367 S. M. 4,— (5,50).

Gigantomachie. Roman von Hans Hauptmann. Ebenda. 583 S. M. 6,— (7,50).

Wir haben einen Dichter Hauptmann mehr in deutschen Landen. Wirklich einen Dichter? Beobachtungsgabe, Darstellungstalent, kompositionelle und technische Fertigkeit, Frische des Tones und Blick für das Wesentliche, kurz, alles, was zu einem rechtschaffenen Realismus gehört, ist da. Trotzdem muß ich gestehen, daß gewisse Erwartungen, die in mir durch die Lektüre der ersten Hälfte des ersten Romans erweckt wurden, enttäuscht worden sind. Man soll schließlich auch vor einem schlechten Witz nicht zurückschrecken, wenn der Zweck einer ebenso kurzen als vielsagenden Charakteristik dieses Mittel heiligt. Man könnte also sagen: dieser Hauptmann hat sehr viel von Sudermann — und man hätte damit die Wesensart des neuen Autors in großen Zügen bereits treffend umschrieben. Wobei natürlich billigerweise betont werden muß, daß Sudermann nicht nur ungleich „brillanter" ist, sondern als Dichter der „Frau Sorge", der „Schmetterlingsschlacht" und einiger Szenen des „Johannes" und der „Reiherfedern" wesentlich höhere dichterische Qualitäten besitzt. Aber in der ganzen seelischen Konstitution, in der, mit Respekt zu sagen, Wuchtigkeit des Farbenauftrags, in der Kraßheit der Mittel und Effekte steht der homo novus dem Kritiker-Töter doch einigermaßen nahe. Schon die Titel beider Werke fallen diskreten Leuten ein wenig auf die Nerven — namentlich, wenn man die Romane bereits gelesen hat und z. B. keinen ersichtlichen Grund bemerkt, warum der erste Roman gerade „Steinigt ihn!" heißen muß. Gute litterarische Tradition ist es jedenfalls nicht, schon im Titel die Nerven des verehrlichen Publikums mit Tamtamschlägen zu bearbeiten. Immerhin hat dieser Roman gewisse Vorzüge, die im wesentlichen in den eingangs erwähnten Eigenschaften bestehen. Hans Hauptmann ist ein gewandter und routinierter Erzähler, der seinen Stoff zu packen, anzuordnen und interessant zu gestalten weiß: das ist bei der stümperhaft-zerfließenden Darstellungstechnik und Erzählungskunst so vieler selbst gepriesener zeitgenössischer Romane immerhin auch etwas.

Dieser erste Roman spielt also auf prager Boden, und obwohl mir prager Persönlichkeiten und Zustände vollkommen fremd sind, stieg in mir doch nach einiger Zeit der fürchterliche Verdacht auf, daß ich es mit einem „Schlüsselroman“ zu thun hätte. Und siehe da! in der beigegebenen Buchhändler-Reklame fand ich die Bestätigung meines Argwohns. „In Prag spielt auch die Handlung des Romans ‚Steinigt ihn!‘, dessen Hauptpersonen Marie Kratochwil, Prinz Oellingen, Doktor Meißner u. a., von kundigen Lesern leicht wieder zu erkennen sein werden.“ Die Geschichte der Marie Kratochwil, der gefeierten Tragödin, die so exzellent „Sudermann, Hauptmann und Ibsen“ spielt (ich weiß nicht, ob die Reihenfolge eine ästhetische Rangordnung bedeuten soll), die, aus kleinen Anfängen emporgestiegen, auf Kosten eines Dr. Meißner ausgebildet, die Mätresse des Prinzen Oellingen, ihres einstigen Verführers, wird; die als Kokotte nicht minder groß ist denn als Schauspielerin, schließlich aber zu ihrer alten Liebe, dem Doktor, zurückkehrt und als Betschwester endet — diese natürlich romanhaft aufgeputzte Marie Kratochwil lebte also, nebst ihren Schicksalspartnern, nicht nur in der Phantasie des Dichters. Schon „Anselm Niemeyer“, der Direktor des Prager Deutschen Landestheaters, hatte mich stutzig gemacht. Man wird mir nicht verdenken, daß ich genug hatte. Schlüsselromane, die in erster Linie dem Zweck grober Sensationen dienen, sind ästhetisch nicht zu bewerten.

Der zweite Roman, mit dem pathetischen Titel „Gigantomachie“, ist wenigstens in etwas höherem Sinne „sensationell“. Aber die fatale Sensationsmache ist auch hier zu spüren. Der Held „Manfred von Stratten“ (wie süß!) ist ein hochbegabter, ja genialer Dichter (wie uns wenigstens Hans Hauptmann versichert), der als ein moderner Gigant (daher der Titel!) seine himmelstürmenden Ideeen in die That umzusetzen sucht. Er hat natürlich Nietzsche gelesen, verkündet natürlich den „Uebermenschen“ und rührt einen erschröcklichen Phrasenbrei aus unverdauten modernen Gedankenbrocken zusammen. Zuletzt wird er Abgeordneter, bezwingt natürlich auch in dieser Eigenschaft, als genialer Redner und Reformator, alle Herzen und fällt endlich der Rache der klerikalen Dunkelmännerei zum Opfer. Vorher hat er noch einem bigotten katholischen Baron seine unheilbar kranke, zum Eintritt ins Kloster bestimmte Tochter abgetrotzt und mit ihr ein kurzes Eheglück genossen. — Ich zweifle nicht, daß die auchmoderne Mittelmäßigkeit, die so gern einmal harmlos-lüstern mit großen neuen Ideen flirtet, sich wonnige Schauer aus diesem Buche holen wird. Den Geist, der darin lebt, mag eine einzige Stelle illustrieren: „Das ganze Weltsystem werden wir erfüllen mit Herrenmenschen (!), von allen Gestirnen wird der Hymnus der Freiheit hinausdonnern, der einzige Wille, der dann noch die Welt regiert, wird unser Wille sein“ u. s. w. Und darauf: „Der Baron hatte diesen wilden Phantasieen totenbleich gelauscht (!). Diese ungeheuren Lästerungen hatten ihn zerschmettert (!). Verzweifelt rang er die Hände u. s. w.“

Es ist schade um Hans Hauptmann. Er beweist selbst hier, obwohl sein „Manfred von Stratten“ der übliche blutlose Romanheld ist, nur mit ein paar pseudomodernen Phrasen und Ideeen ausstaffiert, daß er immerhin eine gewisse Gestaltungskraft und sogar eine gewisse Witterung und Aufnahmefähigkeit für zeitbewegende Probleme besitzt. Nur daß vorläufig noch alles an der Oberfläche haften und in der Phrase stecken bleibt. Dieser Autor steht noch fast ganz in der Unterhaltung und der Sensation. Ich zweifle, ob er Geist, Energie und Mut genug besitzt, die Schlacken abzustreifen; jedenfalls aber wird er — trotz des „glänzenden Zeugnisses“, das ihm nach Versicherung des Verlegers „maßgebende und einflußreiche Persönlichkeiten aus berliner, wiener und dresdener litterarischen Kreisen mit auf den Weg gegeben haben“ — erst dann litterarisch zu würdigen sein.

Charlottenburg. *Kurt Walter Goldschmidt*

Die da müde sind. Von J. E. Poritzky. Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München. 1904. 187 S. M. 1,50.

Der neue Band von Poritzky, der in den letzten Jahren auffallend wenig veröffentlicht hat, schließt sich, wie sein Titel schon verrät, in Charakter und Inhalt seinen früheren Novellen- und Skizzensammlungen an („Abseits vom Leben“, „Die Todgeweihten“ u. s. w.), nur daß er sehr viel mannigfaltiger und reifer ist, vielleicht auch ungleichmäßiger. Er wird eingeleitet durch eine schwärmerische Skizze über den Dichter, wo es zum Schluß hin heißt: „Der Dichter ist der reichste Mensch, denn er hat unendlich viel zu geben. Und er ist der beste Mensch, denn mit der ganzen Menschheit will er seinen Reichtum teilen . . . Wo er hinblickt, sieht er Leid und Weh, das er lindern und stillen möchte“ u. s. w. Diese Darstellung ist natürlich subjektiv, und wenn alle Dichter die Dichtung oder den Dichter definieren sollten, so werden so viele Erklärungen herauskommen, als es Dichter giebt. Wenn ich sagen wollte, Poritzkys Muse ist das Mitleiden, so würde das viel zu allgemein und also nicht zutreffend sein. Es ist ein ganz spezifisches Mitleiden, wie wir es gerade bei russischen Dichtern finden, mit den Zertretenen und Mißlungenen, mit den Aermsten und Unglücklichsten, die vielleicht ihr Unglück selbst nicht mehr fühlen, ein Mitleid, das zugleich Empörung über die Ungerechtigkeit dieser Welt ist, ein Mitleiden, das man echt christlich nennen könnte, ob es gleich, in Deutschland wenigstens, bei Juden öfter vorkommt als bei Christen, und endlich ein Mitleiden, das nicht im bloßen Gefühl beruht, sondern einem Thatendrang entspricht, zu helfen, zu geben, sich zu opfern, und wenn dies nicht angeht, noch herzlicher zu weinen als das Opfer des Mitleidens selbst. Diese Art Mitleiden bedingt künstlerisch aber auch eine Schwäche, denn es trübt den Blick, und Dichter, die aus solchen Mitleiden heraus dichten, sind immer in der Gefahr, in der Skizze stecken zu bleiben. Es bleibt vieles in der Luft hängen und das letzte Wort wird nicht gesprochen.

Diese Sammlung Poritzkys aber, die namentlich stilistisch auf einer ganz anderen Stufe steht als ihre Vorgängerinnen, zeigt nach zwei Richtungen hin, wie er über die Passivität seines Mitleidens, der Not, der Ohnmacht gegenüber dem Elend hinauszukommen strebt, nämlich zur Lyrik und zum Humor. Jenes noch mit geringem Erfolge, denn einige an sich recht schwächliche Arbeiten, wie „Beethoven“, „Begegnung“ u. a. sind eigentlich nur Skizzierungen zu Gedichten, der Zustand der Lyrik unmittelbar vor der Lyrik. Ob diesem Dichter die Erlösung durch die Lyrik kommen wird, kann man noch nicht wissen, einstweilen rettet sie sich wie bei so vielen in die Idylle, das Gedicht in Prosa, das lyrisch abgetönte Bild, wie in der sehr schönen und reinen Novellette „Aus meinem Winkel“. Auch die Abschweifungen unseres Autors ins Phantastisch-Gespenstische sind nur zum Teil Befreiungen, wenn das Gespenstische von einer höheren Idee durchleuchtet ist, wie in der Novelle „Das Gespenst“, wo der Tod als der eigentliche Lebensbildner im Sinne des Monismus erklärt wird. In anderen Novellen ist das Phantastische nur eine verzerrende und verdüsternde Begleiterscheinung des Elends, das den Dichter immer wieder lockt und ihn mit Vorliebe auch bei Wahnsinn, Nacht und Tod vorbeiführt, hier wie in älteren Sammlungen. Sehr viel glücklicher wird er, wenn er durch Humor und Satire über das reine Mitleiden hinauszukommen strebt, wenn sich das Mitleiden über den Widersinn von Wollen und Können, den Unsinn des Menschenschicksals in Lachen auflöst, wie in der Humoreske vom Selbstmord „Nachts am Wasser“ und der Kindergeschichte vom bestraften Mitleiden „Junge Leiden“, die ich zu Poritzkys besten Arbeiten zähle.

Aber zur Entwicklung gehört auch der Erfolg, das Gefühl und Bewußtsein der Wirksamkeit. Und wo sollen das moderne Dichter in Deutschland herbekommen? Keime der Entwicklung müssen auch auf fruchtbaren Boden fallen.

Berlin *Leo Berg.*

Lyrisches.

Aegyptische Gedichte von Johann Friedr. Lahmann. München 1904, H. C. Beck'sche Buchhandlung (O. Beck). 91 S. M. 2,50 (3,50).

„Gedichte aus Aegypten" wäre der richtige Titel gewesen. So erwartet man wohl Uebersetzungen oder Nachbildungen alter oder neuer ägyptischer Poesieen und ist vielleicht sogar ein wenig enttäuscht, anstatt dessen nur die liebenswürdigen Verse eines formbegabten Wanderers zu finden. Er lebt und liebt im heutigen Aegyptenland; in orientalischem Kostüm harrt er seiner braunen Geliebten.

„Der Perlen Glanz, der sanft an Schnüren schwebt,
Läßt hangend das Gewinde quer durchziehn,
Und festigt, wo der Reiherbusch sich hebt,
Mit großem Funkeln herrlich den Rubin."

Aegyptische Stimmungen bringen auch „Die Dschinnen" (keine Nachahmung des gleichnamigen Victor Hugoschen Gedichts), „Despotenschule", „Die kranke Palme", „Die lybische Wüste", „Mittagsglut" und vieles andere. Die römischen Elegieen Goethes sind das unverkennbare Vorbild der meisten Gedichte des zweiten Teiles. Ueberhaupt ist J. F. Lahmann durchaus kein originaler Poet, sondern, wie gesagt, ein dichterisch gestimmter Wandersmann, dem eine gebildete Sprache die Führung eines poetischen Tagebuches ermöglicht. „Hoch am Hügel in dem Garten" z. B. erinnert völlig an Eichendorff. — Viele Gedichte haben übrigens gar keine Beziehung zu Aegypten. Eines der besten ist wohl das Schlußgedicht „Bäume", in dem wirklich etwas von goethischem Klange zu spüren ist. Alles in allem ein hübsches und gut ausgestattetes Gedichtbuch, das jedoch über das Mittelmaß der heutigen lyrischen Produktion nirgends hinausragt.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Lieder aus Norwegen. Von Max Bewer. Goethe-Verlag, Dresden-Laubegast. 1903. 65 S. M. 3,—.

Max Bewer gehört nicht zu den bekanntesten, sicherlich aber zu den beachtenswertesten Erscheinungen unserer neueren Litteratur. Seine „Xenien" und „Gedanken" bergen eine Fülle klarer Weisheit, und in den „Liedern aus der kleinsten Hütte" hat er sich als Lyriker von großer Innigkeit gezeigt. Auch diese „Lieder aus Norwegen" enthalten eine Reihe reizvoller Naturausschnitte, klare Bilder, mit ruhigem Auge erfaßt und in schlichter, fast goethischer Anmut wiedergegeben. Ferner finden sich ein paar prächtige Balladen, von denen die eine, „Holmgang", aus einer früheren Sammlung herübergenommen wurde. Daneben darf allerdings nicht übersehen werden, daß der Tendenz zuliebe manchmal auf die letzte Ausgabe künstlerischer Gestaltung verzichtet wird. Mir ist Bewers heilige Begeisterung für alle germanische Kultur durchaus sympathisch, nicht immer aber gelingt es ihm, eben diese Begeisterung einwandfrei umzuwerten. Seine geistvolle Bemerkung über den Ursprung des Schachspiels z. B., das er als eine nordische Erfindung reklamieren möchte, erscheint mir bei aller Gewagtheit glaubwürdig; aber die vier Gedichte, die er unter dem Titel „Der Geist des Schachspiels" zusammenfaßt, sind doch nicht viel mehr als gereimte Prosa. Ebenso empfiehlt sich die längere Dichtung „Das schönste Land" nicht gerade durch große poetische Schönheit, wenn sich auch einzelne Stellen leuchtend hervorheben — zu einer Uebertragung des Stückes lag meiner Ansicht nach kein Grund vor. Doch das sind verhältnismäßig kleine Ausstellungen, als Ganzes genommen dürfte das Buch als die Gabe eines ernsten Talentes nicht übersehen werden.

Nürnberg. *Martin Boelitz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Hohenzollernfürsten im Drama. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteratur- und Theatergeschichte von Heinrich Stümcke. Leipzig, Georg Wigand. 1903. 305 S. M. 5,50 (7,—).

Ein großer Fortschritt in der Behandlung der Litteraturgeschichte besteht darin, daß man seit einiger Zeit aufgehört hat, bloß das Fortleben biblischer und heidnisch-antiker Stoffe wie Joseph oder Dido zu behandeln, sondern auch die dramatische Darstellung moderner, speziell auch deutscher Persönlichkeiten und Stoffe untersucht. In dieser Hinsicht bedeutet das vorliegende Buch einen wesentlichen Schritt vorwärts. Aber es ist auch dadurch eine höchst achtungswerte Leistung, daß es ein weitschichtiges Material aus handschriftlichen und gedruckten Quellen, deutschen und fremden Bibliotheken zusammendrängt, nicht bloß aneinanderreiht, sondern in vergleichender Methode Zusammenhänge, Abhängigkeit u. s. w. darthut. Und da das Buch nicht bloß eine litterarische, sondern besonders theatergeschichtliche Studie ist, so wird nicht nur von dem Inhalt, sondern auch von der Aufführung der Stücke gehandelt und die oft sehr schwierige Feststellung der Erstaufführung versucht. Die Arbeit ist umsomehr anzuerkennen, als die Vorarbeiten sehr gering waren und gerade bei Friedrich dem Großen gegenüber den vielen Büchern, die den ihm gewidmeten Liedern und Prosadarstellungen bestimmt sind, nur ein schüchterner Versuch existiert, die Friedrichs-Dramen zu würdigen.

Bei seiner Darlegung des Inhalts der zahlreichen Dramen vermeidet der Verfasser sowohl die in Dissertationen übliche Methode, jedes Stück nach Akt und Szenen einzeln durchzunehmen, als auch das Verfahren, die Stücke rein chronologisch aneinander zu reihen; freilich hat seine Anordnung nach Motiven und Inhalt den Mangel, daß ein und dasselbe Stück, z. B. eins von Ferdinand Bonn, an vier verschiedenen Orten vorkommt. Die Analysen sind geschickt gemacht, sie heben das Wesentliche hervor und geben charakteristische und nicht selten ergötzliche Proben. Mit der Angabe des Inhalts ist sehr häufig eine Kritik und die Hervorhebung des dramatisch Wirksamen, sowie Bemerkungen über Entlehnungen und Abhängigkeit von den Vorgängern verbunden. Die Anordnung des Buches im großen und ganzen ist chronologisch, nur ist mir nicht recht klar geworden, warum Friedrich Wilhelm I. auf seinen Sohn Friedrich den Großen folgt. Das Kapitel steht am Schluß des Buches, unmittelbar nachdem Friedrich Wilhelms Anteil an einzelnen Ereignissen im Leben seines Sohnes bereits geschildert worden ist; aber diese chronologische und inhaltliche Seltsamkeit hätte sich durch eine veränderte Disposition leicht ändern lassen. Die Abschnitte über Friedrich den Großen sind die ausführlichsten und zugleich die besten des Buches. Besonders hat mir der Abschnitt, der das Anekdotische aus dem Leben Friedrichs behandelt, durch seine geschickte Zusammenstellung der verwerteten Motive, durch das Aufzeigen der Zusammenhänge und Abhängigkeiten gefallen.

Ob die allgemeine Klage, die der Verfasser gelegentlich erhebt, berechtigt ist, daß ein eigentlich deutsches Nationalgefühl sich in den Dramen dieser Art wenig kundgiebt, und daß jede Landschaft nur ihre Helden verherrlicht sehen will, bleibe dahingestellt. Denn man muß doch daran festhalten, daß im 18. Jahrhundert Preußens Könige gegen Deutschland in Waffen standen, daß in jener Zeit also Nicht-Preußen wenig Veranlassung hatten, den Preußenkönig zu rühmen, daß aber in den Monarchen jener Zeit überhaupt viel mehr das preußische als das deutsche Bewußtsein lebendig war und die Hohenzollerndramen neuerer Zeit, sobald sie das 18. Jahrhundert behandeln, nicht gut daran thäten, deutsches Nationalgefühl an Stelle des preußischen zum Ausdruck zu bringen.

Friedrich der Große steht im Mittelpunkt, ihm sind die meisten Dramen von 1743 bis 1903 gewidmet; vor ihm wird der Große Kurfürst und der erste König Friedrich I., nach ihm, wie schon erwähnt, Friedrich Wilhelm I. behandelt. Es ist sehr verständig von dem Verfasser, daß er so allgemein bekannte Stücke, wie Kleists „Prinzen von Homburg", oder Lessings „Minna von Barnhelm", nur kurz erwähnt, dagegen bei den Stücken länger verweilt, von denen er Neues zu sagen

hat. Und da handelt es sich bei dem Großen Kurfürsten besonders um Fehrbellin, den Kampf des Fürsten gegen Königsberg 1663/64, um den Kurprinzen und die Aufnahme der französischen Flüchtlinge; bei Friedrich III. (als König Friedrich I.) um die Erhebung Danckelmanns und um die Erlangung der Königswürde; bei Friedrich Wilhelm I. um seinen Anteil an dem Fall Katte, an der Verlobung seines Sohnes und um eine nicht immer günstige Gesamtcharakteristik seines Wesens. Der Hauptteil über Friedrich den Großen bespricht Anekdoten, die bei Lebzeiten des Königs dramatisch verwertet wurden (oft heißt es nur „Der König", aber in den meisten Fällen wird vom Verfasser überzeugend dargethan, daß nur der preußische König gemeint sein kann); ferner Festspiele zu den Geburtstagen und anderen feierlichen Anlässen, wobei auch die Totengespräche herangezogen werden, die doch nicht eigentlich ins dramatische Gebiet gehören — in einem Festspiel, das im Elysium vor sich geht, erscheint auch Moses Mendelssohn —, sodann Anekdotisches, das nach dem Tode des Königs dramatisiert wurde, wobei es merkwürdig ist, wie stark Frankreich an dieser Art von Arbeiten beteiligt ist.

Das Buch ist im ganzen recht flott geschrieben. Stilhärten wie: „Die Bibliothek war von mir leider nicht benutzbar" (S. XII), „mehr oder minder spurlos" (daselbst), „zu einer geschmackloseren Höhe" (S. 84) fallen unangenehm auf. Nur wenige kritische Einzelheiten sollen hervorgehoben werden. Der Satz, daß die Könige allein würdige Helden der Tragödie sind (S. 2), ist weit älter als Opitz; Heines Werke sollten doch nur nach Elsters Ausgabe citiert werden (S. 254); bei der Erwähnung der Aufführung von Rambachs „Großem Kurfürsten" (S. 253) hätte hinzugefügt werden können, daß es siebenmal in Berlin gespielt wurde; einen direkten Einfluß des (damals ungedruckten) kleistischen „Prinzen von Homburg" auf Fouqué (S. 13) möchte ich bezweifeln. Ein rechter Grund, warum Schillers Plan, ein Epos über Friedrich zu schreiben, etwas breit dargelegt wird (S. 139 fg.), läßt sich nicht einsehen.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schlossar. Mit drei Bildnissen, einem Brief und einem Gedicht als Handschriftenproben. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1904. 96, 217, 286 und 160 S. in einem Bande. M. 2,—.

Die vorliegende Halm-Ausgabe schließt sich den bisher erschienenen hesseschen Klassiker-Ausgaben würdig an. Sie enthält außer den Gedichten eine gut zu heißende Auswahl aus den Dramen und den Novellen: „Griseldis", „König und Bauer", „Der Sohn der Wildnis", „Verbot und Befehl", „Der Fechter von Ravenna", „Wildfeuer" und „Begum Somru", von den Dramen und von den Erzählungen „Die Marzipanliese", „Die Freundinnen" und „Das Haus an der Verona-Brücke". So giebt die Ausgabe ein vollständiges Bild von dem dichterischen Wesen Halms, der ja auf dem lyrischen, dem dramatischen und dem erzählenden Gebiete sich gleichermaßen betätigt hat; der seiner Lyrik gern die in rein privaten Erlebnissen wurzelnden persönlichen Empfindungen zugrunde legte, der im Drama zu seinen Lebzeiten den meisten Erfolg erntete, dessen dichterische Hauptstärke die Späteren wohl mit Recht gerade im Bereich der kurzen Erzählung finden werden — teilt er doch die Begabung für die Novelle mit Dramatikern wie Kleist oder Ludwig! So schön aufgebaut und abgerundet, ist diese Ausgabe recht geeignet, ihren Zweck vollauf zu erfüllen, Interesse und Verständnis auch für diesen viel zu wenig bekannten österreichischen Dichter weiteren Kreisen zu vermitteln. Dabei enthält sie viel Neues, und es befinden sich unter den Gedichten zahlreiche bisher ungedruckte, darunter ein paar grell freiheitlich gefärbte und andere für Halms Wesen sehr charakteristische („Auf einen Wurf", I, 87, „Vergänglichkeit", I, 88). Die den einzelnen Werken vorangestellten kurzen Einleitungen bieten Entstehungsgeschichte, Persönliches und Stoffgeschichtliches in schöner Zusammenfassung; die den ersten Band einleitende Biographie entwirft ein klares Bild von Halms Lebensgang und charakterisiert treffend seine dichterische Produktion, wobei mit Glück versucht wird, auch hier Liebe und Achtung für den Dichter in ein weiteres Publikum zu tragen, und der tiefe Ernst von Halms poetischem Streben mit Recht ganz besonders betont wird. — Es ist zu hoffen, daß auch diese Ausgabe recht ins Volk dringen möge!

Wien. *Egon von Komorzynski.*

Verschiedenes.

Briefe an Papa. Diese Briefe schrieb Pierrepont Graham, der Sohn des Dollarkönigs John Graham, an seinen Vater, den Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung Graham & Co. in Chicago. Von Charles Eustace Merriman. Einzige autorisierte deutsche Uebersetzung von Alfred Brieger. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1904.

Von Hebbel stammt das wahre Wort, man könne so wenig da zu dichten fortfahren, wo ein anderer aufgehört habe, wie man da weiter lieben könne, wo ein anderer aufgehört habe. Trotzdem sind neuerdings Fortdichtungen anderer im Schwange. „An Englishwoman's Love-Letters" z. B. haben etwa ein halbes Dutzend Federn zu Fortdichtungen gereizt. Gerade bei Briefwechseln, deren Wesen in der Reziprozität besteht, ist es sehr bequem, nach dem Schreiber den Empfänger zu Worte kommen zu lassen. So sind auch diese Briefe an Papa, wie die von Charles Eustace Merriman verfaßten „Letters from a Son to his self-made Father" mit glücklicher Prägnanz im Deutschen heißen, bloß die Antworten auf George Horace Lorimers „Letters from a self-made Merchant to his Son", die mit weniger glücklicher Prägnanz „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn" getauft worden sind und auch in Deutschland ihr Publikum gefunden haben. Darin hatte der Fleisch gewordene, der Schweinefleisch gewordene common sense gesprochen (wofür man gemeinhin gesunder Menschenverstand sagt, obwohl man öfter gemeiner Menschenverstand dafür sagen sollte). Schweinepapa Polonius hatte darin das echt yankeehafte Evangelium rücksichtsloser Smartheit gepredigt und seine Krämerseele in ihrer Gerissenheit Immergrün enthüllt. Ein Weltanschauungs-Schweinefleischextrakt wurde geboten, oder wie es ein Freund Pierreponts ausdrückt: die Briefe waren für einen Schweinehändler zu philosophisch und für einen Philosophen zu schmalzig. Immerhin, es war ein Kern vorhanden. — Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das Söhnchen macht dem Alten alle Ehre; man darf sogar mit dem galligen Milligan behaupten, er sei ein unverschämter Bengel und der ganze Abklatsch des Vaters. Diese Unverschämtheit ist die key-note, der Grundton in den Briefen an seinen Erzeuger; man würde sie vielleicht noch richtiger, wollte sich Berlin dieses Vorrechts begeben, als amerikanische Schnoddrigkeit bezeichnen. Als eine Schnoddrigkeit, die zuweilen an Flegelei grenzt, etwa wenn er meint, es gäbe an der Universität Kerls, die noch viel größere Hanswürste zum — haben als er selbst. Jeder glückliche Besitzer eines Sohnes wird sich infolge dieser und ähnlicher Aussprüche zu der Weisheit aufschwingen, so schreibe kein Sohn an seinen Papa. Aber das ist völlig belanglos: das Ganze will eben als ein recht dreister Witz aufgefaßt werden, als eine Verhohnepiepelung (man wird von dem Ton angesteckt!) der moralschmalzigen Art des Vaters. Mir erschien das Original keinen Augenblick als dem Boden der Wirklichkeit entsprungen; ich sehe daher nicht ein, warum man dieser Parodie mit kleinlichem Wahrscheinlichkeitsmaßstab kommen soll. Der Alte dünkt sich einen Ausbund von Gescheitheit, einen Neunmalweisen, der das Gras wachsen h[illegible], lediglich weil er Geld wie Heu gemacht hat, und [illegible]uß es nun

erleben, wie er von seinem eigenen Fleisch und Blut nach allen Regeln der Kunst geprellt wird. Graham junior lacht sich allemal ins Fäustchen. Die Jugend triumphiert, und das ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern eine künstlerische Wahrheit, vor der äußere Wahrscheinlichkeitsbilanzen verbleichen. Im übrigen verspricht Jung-Pierrepont, nicht aus der Art zu schlagen, er wird das Haus Graham mit Ruhm und Nachkommenschaft versorgen.

Auch in dem Stil der Briefe wird die Verwandtschaft sein durchgeführt. Der Vater besticht vom Gipfel seiner Erfahrung herab durch Epigramme, der Sohn kramt in den Niederungen seines Commisvoyageurtums eine Musterkarte von Anekdoten aus. Geradezu glänzend ist die folgende, die von einem gewissen Job Withers berichtet wird, der die Gewohnheit hatte, jeden Mitreisenden zu fragen, in welcher Branche er mache. „Eines Tages saß er also in einem Zuge neben einem imposant aussehenden Herrn, der, wie er nachher erfuhr, ein Professor an der chicagoer Universität ist. Job versuchte eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, fand aber nur wenig Entgegenkommen. ‚Schönes Wetter?‘ warf er hin. ‚O ja,‘ sagte der Fremde. ‚Recht schöner Saatenstand.‘ ‚Ziemlich.‘ ‚Meinen Sie, wir werden Regen bekommen.‘ ‚Weiß nicht.‘ — Etwas pikiert sagte er schließlich: ‚In welcher Branche machen Sie?‘ — ‚In Verstand,‘ erwiderte der Professor lakonisch. ‚So, so, angenehm, was, daß Sie keine Muster davon mitzunehmen brauchen?‘“ Solcher Witze enthält das Buch nicht wenige, und das ist der Humor davon.

Die Uebersetzung läßt in ihrer Schnoddrigkeit nichts zu wünschen übrig. Sie trifft den Stil des Amerikanischen vorzüglich. Was sich nicht wiedergeben ließ, hat sie beherzt über Bord geworfen, vieles spezifisch Amerikanische, so weit es möglich war, geschickt adaptiert, sogar in Wortspielen eine glückliche Hand bewiesen und die Slang-Ausdrücke oft überraschend getroffen. Bei der Schwierigkeit der Aufgabe muß das besonders hervorgehoben werden. Gelegentlich läuft wohl ein Unding von einem Satz unter wie der folgende: „So angethan wurde mir befohlen“ — Wustmann würde nach dem Bakel schreien —, hoffentlich soll dies aber nur andeuten, daß Pierrepont seine Universitätszeit hauptsächlich zum Bummeln benutzt hat.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Von Toulouse bis Beeskow. Lebenserinnerungen von Jean Pierre Barthélemy Rouanet. Berlin, F. Fontane & Co. 1904 226 S. M. 3,—.

Das Leben eines Taugenichts — in dem anmutigeren eichendorffschen Sinne — von ihm selbst beschrieben, bildet den Inhalt der ursprünglich nur für seine Familie bestimmten Aufzeichnungen Rouanets. Im sonnigen Südfrankreich geboren, ergreift Jean Pierre wider den Willen der Seinigen, die ihn der Kirche zuführen wollen, das Waffenhandwerk, verläßt als Siebzehnjähriger die Heimat auf Nimmerwiedersehen, desertiert jedoch auch bald aus seiner nahe der schweizer Grenze gelegenen Garnison, fällt auf der Reise durch Neuschâtel den Werbern Friedrichs des Großen in die Hände und wird von ihnen gewaltsam nach Preußen verschleppt. Erst in Breslau, dann in Potsdam dienend, machte er innerlich und äußerlich eine völlige Metamorphose durch, wird durch den Geist der unbeugsam strengen Pflichterfüllung im Heere zum gewissenhaften Menschen erzogen, der als verheirateter Gardist sein Brot hauptsächlich durch Erteilung französischen Unterrichts an Offiziere und Schüler erwirbt, und erlangt endlich eine Anstellung als Kämmerer in der Stadt Beeskow, wo er als Neunzigjähriger stirbt.

Dem Leser des letzten Werkes unseres Theodor Fontane, „Von Zwanzig bis Dreißig“, ist der alte Rouanet, der Großvater der Gattin Fontanes, übrigens kein Fremder mehr. Des Dichters Tochter, Frau Professor Martha Fritsch, hat diese Blätter mit liebevoller Hand herausgegeben.

Berlin. *Hermann Berdrow.*

Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. Von Robert F. Arnold. Leipzig 1904. (Sammlung Göschen, Bd. 189.) 137 S. M. —,80.

Ohne Frage, ein vorzüglich geschriebenes, von staunenswerter Beherrschung des gewaltigen Stoffes zeugendes Büchlein! Solche Arbeiten sind bei weitem eher geeignet, den sogenannten „weiteren Kreisen“ bildungvermittelnd gegenüberzutreten, als die unzähligen, an Manier und eingebildeter Subjektivität sich überbietenden Monographieen, mit denen das heutige Publikum überfüttert wird. Arnolds Kultur der Renaissance ist wirklich eine dankenswerte Ausnahme. Man lernt die Strömungen der Zeit kennen, wie sie sind, nicht durch die gefärbte Brille akademischer Einseitigkeit oder feuilletonistischer Phrasenliebe. Der Gegenstand ist die Hauptsache, nicht die Person des Verfassers. Und im richtigen Augenblick wird auch nicht gezögert, offen Farbe zu bekennen (z. B. S. 17 und 80 in Sachen pro oder contra die alleinseligmachende klassische Bildung, S. 84 Aretino). Möge der Erfolg, den die flüchtige Skizze überall davontragen wird, wo nicht der Staub scholastisch-humanistischer Vorurteile lagert, ihrem Schöpfer ein freudiger Anlaß sein, sie mit der vollen Kraft seiner Begabung breit auszuführen!

München. *Hermann Uhde-Bernays.*

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Unter ständiger Mitwirkung von F. v. Bezold, Alois Brandl, Ernst Elster, August Fournier, Adolf Frey, Heinrich Friedjung, Ludwig Geiger, Karl Glossy, Sigmund Günther, Eugen Guglia, Ottokar Lorenz, A. Frhrn v. Mensi, J. Minor, Fr. Ratzel, Paul Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach u. a. Herausgegeben von Anton Bettelheim. V. Bd. Berlin, G. Reimer, 1903. gr. 8°. VII und 127 und 450 S. Preis 12,— M. (geb. 14,—).

Mit berechtigter Freude wurde vor Jahresfrist die Nachricht aufgenommen, daß Bettelheims Jahrbuch künftig wieder erscheinen werde. Nach vierjährigem Bestehen hatte es 1900 selber, wie die Vielen, deren seine Blätter pietätvoll gedacht hatten, zu Grabe getragen werden müssen, weil auf die Dauer die materiellen Mittel zu seiner Lebensfristung gebrachen. Zum Glück war dieser Tod nur ein Scheintod, und dank der Hülfe des preußischen Kultusministeriums und des Reichsamts des Innern kann das verdienstvolle Unternehmen jetzt von neuem sein wichtiges Amt versehen. Der vorliegende Band schließt unmittelbar an den vor vier Jahren erschienenen vierten an und umfaßt die Toten des Jahres 1900; Band sechs und sieben sollen rasch folgen, so daß wohl noch vor Ablauf des Jahres die Verspätung wieder eingeholt und die Lücke ergänzt sein dürfte. Da die Allgemeine deutsche Biographie seit Jahren abgeschlossen ist und ihre Nachträge nicht mehr über den Schluß des vorigen Jahrhunderts hinaus fortsetzt, war ein biographisches Sammelwerk, wie das vorliegende, unerläßlich, und man darf der Energie des Herausgebers dankbar dafür sein, daß er die Schwierigkeiten, die einer Fortsetzung bisher im Wege standen, endgültig überwunden hat.

Der neue Band umfaßt rund ein Vierteltausend Nekrologe, zu denen einige sechzig Mitarbeiter beigesteuert haben. Von speziell litterarischen Persönlichkeiten haben u. a. Adolf Pichler (Viktor Dollmayr), Ernst Eckstein (G. A. Lier), Ludwig Jacobowski (Rich. M. Werner), August Silberstein (Robert F. Arnold), Ferdinand Groß (S. Schott), J. Willomitzer (A. Klaar), Albert Möser (H. A. Lier) hier ihre Nekrologe erhalten. Als die bedeutendsten Toten des Jahres werden Max F. Müller (von M. Winternitz) und Friedrich Nietzsche in besonders umfangreichen Artikeln behandelt. Der vortreffliche Nietzsche-Nekrolog von F. Spiro (Rom) ist die pièce de résistance des Bandes und an Kaliber ein kleines Buch für sich allein; auch das Titelbild des Bandes giebt Nietzsches Porträt in Heliogravüre wieder. Unter den Mitarbeitern steht nach der Zahl der gelieferten Beiträge Franz Brümmer, der Herausgeber des bekannten Dichterlexikons, voran: er hat namentlich die Autoren zweiten

dritten und vierten Grades hier bearbeitet, wobei des Guten reichlich viel gethan erscheint, wenn von den Verfassern etlicher längst verschollener Gedicht- oder Romanbände die ganzen Lebensläufe erzählt werden, ja sogar, mit wem sie verheiratet waren u. dgl. Hier dürfte die Hand des Herausgebers noch einschränkend walten.

Das einzige ernstere Bedenken, das man gegen das neuerstandene Jahrbuch aussprechen muß, ist seine Einteilung. Es hat nämlich keine. Die Nekrologe sind wahllos aneinandergesetzt, weder in alphabetischer, noch in chronologischer Reihenfolge (sei es nach dem Geburts- oder dem Todesdatum), noch nach Berufsgruppen od. dgl. geordnet. Irgend ein Einteilungssystem ist aber doch schließlich bei jedem Nachschlagewerk unerläßlich. Daß der Herausgeber aus Bequemlichkeit auf ein solches verzichtet habe, ist nicht anzunehmen, es müssen also wohl irgendwelche technische Gründe oder Schwierigkeiten im Spiel gewesen sein, die sich hoffentlich für die späteren Jahrgänge des bedeutsamen Unternehmens beseitigen lassen.

J. E.

Nachrichten

Todesnachrichten. In Buch am Ammersee † am 17. Juli der als Theaterschriftsteller bekannt gewordene königl. Postamtsdirektor a. D. Ferdinand **Wilferth**. 1829 zu Hof geboren, hatte Wilferth zuerst in Erlangen die Rechte studiert, ehe er sich dem Postdienste zuwandte. Von seinen zumeist dem bayrischen Volksleben entnommenen Volks- und Lustspielen haben namentlich „Gundel vom Königssee“ und „Lustige Haft“ freundliche Aufnahme gefunden. Von seinen Lustspielen sind sonst noch zu nennen: „Die Rosen des Referendars“, „Seine Geschichte“, „In einem guten Hause“; von Volksstücken: „Ein Seelsorger“, „Der Belsenhof“; von Schauspielen: „Bittel“, „Adel um Adel“. Von Märchen gab er „Alpenmärchen“ heraus. Patriotischer Tendenz sind: „Sechs Kriegslieder 1870“, „Ein deutscher Kaiser“, ein Schauspiel, „Ferdinand Marias Brautfahrt“. Seine Gedichte erschienen 1876.

Aus Amerika ist das Ableben zweier deutscher Journalisten zu berichten. In Evansville † am 12. Juli Friedrich **Lauenstein**, ein Hannoveraner von Geburt, der Herausgeber des „Evansville Demokrat“.

In St. Louis † im Alter von 70 Jahren Dr. Eduard **Preuß**, der 30 Jahre lang an der Spitze des deutschen katholischen Tageblatts „Amerika“ stand. Er stammte aus Königsberg i. Pr. und war vor seiner Auswanderung nach Amerika und seinem Uebertritt zum Katholizismus Oberlehrer am Friedrich Wilhelm-Gymnasium in Berlin, sowie Privatdozent der evangelischen Theologie an der dortigen Universität.

Schweden und die berner Litterarkonvention. Unter dem 8. Juli 1904 hat König Oskar II. von Schweden den zuvor vom schwedischen Reichstag beschlossenen Beitritt Schwedens zu dem in der berner Litterarkonvention vereinigten Staatenbunde sanktioniert und dabei bestimmt, daß als Beginn des neuen Rechts auf diesem Gebiete bereits der 1. August 1904 zu gelten haben soll. Von den drei skandinavischen Reichen hat Norwegen den Beitritt zu dieser Konvention schon vor mehreren Jahren vollzogen. 1902 folgte Dänemark, wo die Regierung den Beitritt längst angestrebt, aber bei der Volksvertretung lange kein Verständnis dafür gefunden hatte. Nunmehr sind alle drei Reiche dem großen internationalen Staatenbunde beigetreten. — Von europäischen Staaten fehlen darin noch Rußland, die Türkei, Rumänien, Serbien, Oesterreich-Ungarn und Holland.

Preisausschreiben. Zu der bevorstehenden Schillerfeier hat der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen, „Concordia“, beschlossen, einen Wettbewerb für ein einaktiges Theaterstück auszuschreiben, in dem **Schiller** im Vordergrund steht oder die Bedeutung Schillers durch einen charakteristischen Vorgang vor Augen gerückt wird. Jede Form und jedes Genre ist zulässig; nur Festspiele, die nach der Feier ihre Aufführbarkeit verlieren, sind ausgeschlossen, da eine möglichst dauernde Bereicherung des Bühnenschatzes angestrebt wird. Als Preis für die beste Arbeit sind 1000 Kronen festgesetzt. Doch bleibt dem Preisgericht vorbehalten, diesen Betrag in zwei gleichen oder ungleichen Teilen an zwei Arbeiten zu vergeben, zugleich auch die der preisgekrönten Arbeit zunächstkommenden ehrend zu erwähnen. Das Preisgericht besteht aus den Herren: Dr. Friedrich Adler, Prof. Dr. Frhr. v. Ehrenfels, Dir. Angelo Neumann, Alexander Richter, Dr. Hugo Salus, Prof. Dr. Aug. Sauer, Heinrich Teweles. Das Preisgericht darf eine Prämiierung auch dann vornehmen, wenn die Arbeit nicht allen Bedingungen dieses Wettbewerbes entspricht, doch muß in diesem Falle die Entscheidung einstimmig erfolgen. Die Arbeiten sind in der für Wettbewerbe üblichen Weise anonym bis zum 31. Dezember 1904 an den genannten Verein (Prag, Graben, Deutsches Haus) einzusenden. Die Beteiligung steht jedem offen. Die Preiszuerkennung erfolgt am 1. März 1905. Dem mit dem Preis gekrönten Verfasser bleiben alle Rechte gewahrt; das deutsche Landestheater in Prag ist berechtigt und verpflichtet, das Preisstück unter den üblichen Bedingungen im Monat Mai 1905 aufzuführen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Altenberg, P. Wie die Weiber lieben. Dresden, E. Pierson. 134 S. M. 1,50 (2,50).
Band, Victor. Ihr erster Erfolg und andere Geschichten. Berlin, Carl Freund. 176 S. M. 2,—.
Bauer, Max. Der Blitz. Eine Abenteurergeschichte. (Kürschners Bücherschatz Nr. 409.) Berlin, Herm. Hillger. 94 S. M. —,20.
Berg, Max. Trotteltown. Berlin, Herm. Peters. 119 S. M. 1,—.
Bleibtreu, Carl. St. Privat. Stuttgart, Carl Krabbe. 123 S. M. 1,— (2,—).
Caries Briefe an ihren Freund. Erfahrungen e. Amerikanerin in e. kleinen preuß. Garnisonstadt. Braunschweig, Rich. Sattler. 159 S. M. 2,40 (3,—).
Dewitz, Amanda v. Schulreiterin! Zirkus-Erinnerungen. Braunschweig, Rich. Sattler. 102 S. M. 1,50.
Döring, Fritz. Kleinstädtische Herzen. — Ruth. v. Bergen. (Kürschners Bücherschatz Nr. 408.) Berlin, Herm. Hillger. 106 S. M. —,20.
Dorn, Carl. Wiedersehen. 5 Erzählungen. Dresden, H. L. Tiegmann. 93 S. M. 1,25.
Eichenloen, T. Weiße Rosen. Roman. Dresden, E. Pierson. 356 S. M. 4,— (5,—).
Ellerbek, Ellegaard. Hunger nach Menschen. Ein Dichterroman. Dresden, E. Pierson. 224 S. M. 3,— (4,—).
Eschelbach, Hans. Liebe erlöst. Köln, Albert Ahn. 152 S. M. 2,—.
Familie, e. Schöneberger. Satiren v. Liselotte. Berlin, Hugo Steinitz. 48 S. M. 1,—.
Fischer, Jul. Karl. Nervös. Roman. Berlin, Carl Freund. 144 S. M. 1,—.
Förster, Berth. Paul. Auf der Studienreise und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. 227 S. M. 3,— (4,—).
Grad, Max u. Franziska Mann. Frauen-Erzählungen. Leipzig, Frauen-Rundschau. 86 S. M. 1,— (1,75).
Hach, Arno. Fratzen. Zwölf Capriccios. Dresden, H. L. Tiegmann. 95 S. M. 1,—.

Hauptmann, Hans. Wie Seine Hoheit verpöbelte. Roman. Braunschweig, Rich. Sattler. 256 S. M. 3,— (4,—).
Hill, Henny. Wahrheit und Schein. Roman aus der russ. Gesellschaft. Braunschweig, Richard Sattler. 227 S. M. 2,80 (3,80).
Janke, C. F. Treue siegt. Novelletten und Skizzen. Liegnitz, Carl Seyffarth. 168 S. M. 2,—.
Misch, Robert. Schauspielerehe. Novelle. Köln, Albert Ahn. 158 S. M. 2,—.
Misch-Kastner, Mary. Annemarie. Roman. Köln, Albert Ahn. 229 S. M. 2,50.
Nast, Clara. Herzensirrungen. Roman. Berlin, A. Weichert. 95 S. M. —,20.
Neusel, E. Geschichten eines Zigeuners. Dresden, E. Pierson. 83 S. M. 1,50 (2,50).
Nesselrod, E. v. Ilse Salm. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 448 S. M. 5,— (6,50).
Niemann, Aug. Hans Jakob Graf v. Garsebach, der Garde-Panzerreiter. Ein humorist. Roman. Braunschweig, Richard Sattler. 229 S. M. 3,— (4,—).
Paul, A. Auf Wanderwegen. Dresden, E. Pierson. 118 S. M. 1,50 (2,50).
Rabitsch-Bey, Irma. Die Gemütsverwandtschaften. Roman. Dresden, E. Pierson. 260 S. M. 3,— (4,—).
Rittland, Klaus. Die erste Liebe meiner Frau. Erzählung. Leipzig, Frauen-Rundschau. 49 S. M. —,75 (1,50).
Teja, Carmen. Bettler des Lebens. Roman. Leipzig, Frauen-Rundschau. 224 S. M. 2,— (3,—).
Weislein, Karl. Myrten und Cypressen. 2 Geschichten. Dresden, E. Pierson. 323 S. M. 3,— (4,—).
Werkenthin, Ald. Ernst. Der silberne Mohrenkopf. Roman. 2 Bde. Braunschweig, Richard Sattler. 339 u. 246 S. M. 6,— (7,—).
Wohl, Luise. Emil Redivivus. Briefe und Blätter eines Schülers an seinen Lehrer. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 1,— (2,—).

Croker, B. M. Das stolze Mädchen u. andere Erzählungen. Aus dem Engl. v. G. Hagen. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).
Gide, André. Philoktet od. der Traktat v. d. drei Arten der Tugend. In deutscher Uebersetzung von Rud. Kaßner. Leipzig, Insel-Verlag. 66 S. M. 3,— (4,—).
Herczeg, Frz. Andor u. Andreas. Eine Geschichte aus dem Journalistenleben in Budapest. Aus dem Ung. von Karl v. Bakonyi jen. Wien, Karl Konegen. 252 S. M. 3,40 (4,40).
Hire, Jean de la. Irmas Regiment. Roman aus d. franz. Militärleben. Uebers. v. Thdr. Wolfgang. Budapest, Gustav Grimm. 271 S. M. 3,—.
Hire, Jean de la. Die sieben Reize der Marquise. Uebers. v. Thdr. Wolfgang. Budapest, Gustav Grimm. 291 S. M. 3,—.
Macay, Katherine. Gabrielle. Ein Traum aus dem Inhaltsschatze der Briefe von Abélard und Heloise. Aus dem Engl. v. José de Mont u. Edm. Reimer. Sternberg, Edmund Reimer. 60 S. M. 1,70 (10,—).
Laldague, Pierre. Mein Sohn, seine Frau und meine Freundin. Aus dem Franz. Budapest, Gustav Grimm. 303 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Reichreiter, Max. Aus leuchtenden Nächten. Gedichte. Augsburg, Theodor Lampart. 46 S. M. 1,—.
Zifferer, Ida. Visionen. Dresden, E. Pierson. 58 S. M. 1,— (2,—).

c) Dramatisches.

Harlan, Walter. Jahrmarkt in Pulsnitz. Ein dionys. Schwank. Berlin, Ed. Bloch. 115 S. M. 2,—.
Harlan, Walter. Das Mantelkind. Lustspiel. Berlin, Ed. Bloch. 140 S. M. 2,—.
Itzerott, Marie. Ein Liebesopfer zu Toledo. Drama. Oldenburg, Schulze. 99 S. M. 2,—.
Prodinger, Karl. Jakob der Letzte. Ein Trauerspiel nach dem gleichnamigen Roman Peter Roseggers. Wien, J. J. Plaschka. 79 S. M. 2,—.
Unterweger, Mart. Der Sieg des Nazareners. Histor. Drama. Dresden, H. L. Diegmann. 110 S. M. 1,50.
Wiegand, F. Alcibiades. Trauerspiel. Wiesbaden, J. J. Bergmann. 100 S. M. 1,40.

Calderon de la Barca. Jeder hüte sein Geheimnis (Nadie fie su secreto). Ein Mantel- und Degenstück in 3 Aufzügen. Deutsch v. Heinr. Werner. Baden-Baden, Pet. Weber. 70 S. M. 1,60.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Abraham a Sancta Claras Werke. In Auslese hrsg. u. m. Einleitg. u. Anmerkgn. versehen v. Hans Strigel. 2. Bd. Wien, Heinrich Kirsch. 392 S. M. 3,— (4,—).
Dames, Gerh. Roger Boyles „Henry V.“, besonders verglichen mit dem gleichnamigen Stück von Shakespere. Diss. Berlin, Mayer & Müller. 84 S. M. 2,—.
Enders, Carl. Zeitfolge der Gedichte u. Briefe Johann Christian Günthers. Zur Biographie des Dichters. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 233 S. M. 5,—.
Graaf, Hans Gerh. Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar am 29. VIII. 1829. Weimar, Herm. Böhlau Nachflg. 24 S. M. —,60.
Kühn, Emil. Die Bedeutung Montaignes für unsere Zeit. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 80 S. M. 2,50.
Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, begründet u. hrsg. v. W. Bang. IV. Everyman, reprinted by W. W. Greg from the edition by John Skot, preserved at Britwell Court. 32 S. m. 2 Abbildgn. M. 1,80. — V. Enterlude, a new, of godly queene Hester, ed. from the quarto of 1561 by W. W. Greg. XVI, 62 S. Leipzig, Otto Harrassowitz. M. 5,80.
Mathesius, Johs. Ausgewählte Werke. 4. Bd. Handsteine. Hrsg., eingeleitet u. erläutert von Dr. Geo. Loesche. Prag, J. G. Calve. 704 S. M. 10,—.
Shakspere, William. Romeo u. Julia. Trauerspiel. Uebers. v. Aug. Wilh. v. Schlegel. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. 157 S. M. 1,— (2,—).
Stümcke, Heinr. Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke u. Studien. Leipzig, Georg Wigand. 408 S. M. 6,— (7,—).
Theater, das. (Eine Sammlg. v. Monographieen.) Hrsg. v. Dr. Carl Hagemann. 1.—6. Bd. 1. Litzmann, Berth. Der große Schröder. 2. Tauf. 76 S. m. 5 Tafeln u. 2 Fksms. — 2. Golther, Wolfg. Bayreuth. 2. Tauf. 94 S. m. 11 Taf. — 3. Gregori, Ferd. Josef Kainz. 2. Tauf. 74 S. m. 7 Taf. — 4. Sternfeld, Rich. Albert Niemann. 2. Tauf. 91 S. m. 6 Taf. u. 1 Fksm. — 5. Lothar, Rud. Das Wiener Burgtheater. 2. Tauf. 76 S. m. 10 Taf. — 6. Stein, Philipp. Adalbert Matkowsky. 2. Tauf. 75 S. m. 7 Taf. Berlin, Schuster & Loeffler. Je M. 1,50 (2,50).
Zur Jahrhundertfeier der Geburt Johann Gabriel Seidls. Wien, Carl Gerolds Sohn. 100 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Dumck, Jos. Unter Habsburgs Doppelaar. Selbsterlebtes e. österreichischen Offiziers. Braunschweig, Richard Sattler. 213 S. M. 2,50 (3,30).
Emerson, R. W. Essays. 2. Reihe. Aus dem Engl. übertragen v. W. Mießner. Jena, Eugen Diederichs. 250 S. M. 3,— (4,—).
Leipheimer, Hans Dietrich. Die künstlerischen Aufgaben des Staates. Darmstadt, Ed. Roether. 42 S. M. 1,—.
Paulsen, Prof. Frdr. Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 31 S. M. —,50.
Pietsch, Ludw. Von Berlin bis Paris (1870—71). Volks-Ausgabe. Berlin, F. Fontane & Co. 344 S. M. 3,— (4,—).
Stifter, Adalb. Ausgewählte Werke. Breslau, Franz Goerlich. 660 S. M. 2,— (3,—).
Tolstoi, Leo N. Besinnt Euch! (Thut Buße). Ein Wort zum russisch-japanischen Krieg. Uebers. v. Raph. Loewenfeld. Jena, Eugen Diederichs. 100 S. M. —,80.
Tolstoi, Leo. Besinnt Euch! Uebers. v. Dr. A. Skarvan. Berlin, F. Fontane & Co. 99 S. M. 1,—.
Universal-Bibliothek. 4561—4565. Gerstäcker, Frdr. Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 616 S. Geb. M. 1,50. — 4566. Gluck, Chr. W. Orpheus u. Eurydike. Oper. Italienischer Orig.-Text v. Ranieri di Calzabigi. Nach der franzöf. Bearbeitg. des Moline, deutsch v. J. D. Sander. Vollständiges Buch in der Einrichtg. des Kgl. Opernhauses zu Berlin. Hrsg. u. eingeleitet v. Geo. Rich. Kruse. 55 S. — 4567. Tolstoj, Graf Leo N. Zwei Husaren. — Tagebuchblätter e. Marqueurs. Novellen. Aus dem Russ. v. Dr. H. Röhl. 107 S. — 4568. Benedix, Roder. Der Störenfried. Lustspiel. Bühneneinrichtung v. Ernst Albert. 95 S. — 4569. Schiller. Don Karlos. Trauerspiel. Mit Benutzg. der älteren Ausgaben für die Aufführg. eingerichtet v. Eug. Kilian. Bühnenausg. 143 S. — 4570. Kröger, Timm. Die Wohnung des Glücks. Ein Novellenkranz. 95 S. Leipzig, Ph. Reclam jun. Je M. —,20.
Vögele, A. Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus. Stuttgart, Aug. Fr. Prechter. 97 S. M. 1,—.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Erstes September-Heft.

VI. Jahr. No. 23. 1. September 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu die Porträts von A. N. Ostrowski, W. Nemirowitsch-Dantschenko, Fürst Alexander Sumbatow, S. A. Naidenow, sowie die Abbildungen von Mörikes Pfarrhaus in Cleversulzbach und der gemeinsamen Grabstätte von Schillers und Mörikes Mutter

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506	Sechster Jahrgang Heft 23 1. September 1904	Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Die Bilanz der Moderne.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Allenthalben wird es empfunden: die Bewegung der „Moderne“ hat den Kreis ihres unmittelbaren Wirkens abgeschlossen, eine neue Generation steht vor den Thoren und wird weiterarbeiten; sie hat es leichter, die Revolution der Seelen und des Schaffens ist von der „Moderne“ so kühn, so wirkungsvoll und so überzeugend durchgeführt worden, daß ihre Methode sich geradezu für die unmittelbare Zukunft wenigstens durchgesetzt hat und eine Art von Legitimität behauptet. So hat die „Moderne“ freilich keine Harmonie und Klassizität erreicht, wie sie nur in einheitlicheren und geschlosseneren, national abgegrenzten Lebensperioden möglich ist, und hat eigentlich größtenteils nur Werke von relativer Dauer geschaffen, aber dafür einen mächtigen Einfluß auf das Leben selbst gewonnen, seine Formen zum Teil durch- und durchgewühlt, zum Teil neu beseelt und umgewertet, die wesentlichen modernen Menschentypen vorgedeutet und hingestellt und in jedem Fall sich ihrer Zeit würdig erwiesen. Aus dunkeln Instinkten hat sie ohne Bewußtsein der Endziele zu wirken begonnen, hat auf ihrem Wege zuerst unwillkürlich, dann mit vollem Verstande ihre Darstellungsmittel erst geschaffen, die alle Empfindungs- und Inhaltsmöglichkeiten unseres heutigen Lebens bezwingen können: die starke Differenzierung eines psychologisch-selbstbeobachtenden, analytischen Daseins ebensogut, wie die tiefere, beseelte Einfachheit, die Durchdringung der realen Welt so sicher, wie die Erhebung zu einer großzügigen Gestaltung symbolischer Formen. Der gesteigerten, den ganzen Erdball gleichsam zu verzehnfachter Kraft anstachelnden Bewegung, die für unsere technische und wirtschaftliche Zivilisation bezeichnend ist, hat sie nachkommen, dieses Tempo ihres Stils, ihrer Anschauung ganz aus Eigenem erzeugen müssen. Es war hierfür so gut wie nichts in der Vergangenheit gegeben. Aus dem bis zum Stumpfsinn um die eigene morsche Achse gedrehten Wesen einer klassischen oder romantischen, aber meist versumpftbourgeoisen Epigonie hat sie sich erhoben, von völlig neuen Notwendigkeiten aufgerufen. Ihre Werke sind freilich zum großen Teil nur Verheißungen, aber wie schön und sicher erheben sich daraus die Umrißlinien künftiger Gestaltung des Lebens und der Kunst! Die Moderne, die den politischen und sozialen Evolutionen folgte, hat sie mit der Eile der Gedanken und Worte so weit überholt, daß sie jetzt fast verdrossen auf die zurückliegenden Thatsachen und Erscheinungen blicken darf, die den Wünschen der Schaffenden zu wenig bieten.

Es ist jetzt wahrlich Zeit und Gelegenheit zur Umschau. Die Kritik darf nun einsetzen als berechtigte und notwendige Mittlerin zwischen Werk und Welt, zwischen der zwingenden Fülle der gegebenen Impulse, Motive, Gestalten und der realen Mächte, Lebenskreise, Sitten. Sie hatte bisher im Gewühl unmittelbarer Beteiligung am Schaffen verweilen müssen, war der Stimmung des Augenblicks gefolgt, kaum über dem Genuß des momentanen Eindrucks stehend, durchaus sensualistisch und bedingt.

Die Moderne hatte in Deutschland keinen Kritiker von sicherem Ueberblick eines überschauenden, selbstsicheren und bestimmenden Geistes, dafür manche glänzende Köpfe von brillanter, heftig impressionierter Rhetorik, von schöner künstlerischer Eloquenz und aufflammender Heftigkeit des Empfindens. Von Einzelnem bewegt, waren sie Ausdruck starker singulärer Impulse des künstlerischen Lebens. Der Sensualismus bestimmte und bezeichnete ihren Reiz und ihren Mangel. Das Bedürfnis nach Zusammenfassung und Gestaltung der ineinanderwirkenden Einheiten zu einem Ganzen fehlte, wohl weil bisher auch die Distanz gefehlt hat, die die Erscheinungen bindet und als Teile eines größeren Organismus erkennt. Diese in einem freilich erneuten und vertieften Sinn pragmatische Darstellung setzt eine natürliche, erst durch die Leistung einer ganzen Generation bedingte, moderne Gesamtauffassung voraus, die nicht bloß litterarisch und philosophisch durchgebildet, sondern von einer neuen politischen Einsicht, von einem spezifisch modernen

Gesamtgefühl getragen sein muß, das aus unserem Leben als dessen komplexer, aber organisch gewachsener Ausdruck hervorkam.

Nun stellen sich die ersten Arbeiten ein, die diesen Forderungen zu entsprechen suchen. Eine knappe, beschreibende Abhandlung von Hans Landsberg, „Die moderne Litteratur“[1]), begnügt sich mit einer ordentlich belegten, gleichsam von den Hauptzeugen erhärteten Angabe der wesentlichen Momente des neuen dichterischen Schaffens, aber ohne besondere höchst persönliche Auffassung und Gestaltung; sie orientiert, ohne selbst bestimmenden Einfluß geltend zu machen.

Dagegen giebt die „Bilanz der Moderne“[2]) von S. Lublinski ein reifes, durchgebildetes Denkresultat, den Versuch eines soziologisch-historischen Ueberblicks über die um etwa 1890 anhebende litterarische Bewegung, die im Grunde eine wahrhafte gesellschaftliche, revolutionäre und wieder normative Kraft entwickelte. Den Einzelheiten des Buches in Zustimmung oder Widerspruch nachzugehen, fehlt hier der Raum; es kann nur gesagt werden, daß diese Schrift als Aeußerung einer impulsiven und hartnäckigen, bei allem Widerstand, aller Eindringlichkeit und Sensibilität wieder ruhigen und sicheren, echt männlichen Kraft und Energie das Recht ihrer Meinung und Wünsche und selbst ihrer Irrtümer behauptet, daß sie in ihrem scharfen, in der Polemik bis zur gelegentlichen Grobheit, aber nie bis zur bewußten Ungerechtigkeit gehenden Ausdruck, in ihrer Komposition als Kunstwerk zum ersten Mal ein kritisches Ganzes darbietet, das durchaus mit Respekt genommen werden muß.

Es ist der Versuch einer Geschichte der modernen dichterischen Lebenskräfte und Wirkungen auf soziologischer Grundlage, der, vom Leben und seinen mächtigen Gliederungen ausgehend, nach dem Lebenswert der Werke fragt und keinen Augenblick den Zusammenhang aus dem Auge verliert, der zwischen der Gesamtheit und den Kunstäußerungen der einzelnen besteht, die Wechselwirkung, auf deren gesundem Funktionieren die Kultur und Steigerung des Lebens beruhen. Wie bei einer solchen Arbeit die höchst persönliche Meinung und Stellung mit den allgemeinen Lebenstendenzen in ein richtiges und präzises Verhältnis gesetzt werden, macht die Hauptfrage aus, die über die Geltung einer solchen Kritik entscheidet.

Der schaffende, persönlich scheinbar völlig unbedingte Geist, der durch das primum movens des Gedankens die Bewegung der Masse hervorzubringen glaubt, verliert die Abschätzung der Gesamtkräfte. Und das titanisch-kosmische, ungeheure Grundtreiben des Riesen-Organismus: Volk, der das Individuellste als seine Notwendigkeit erzeugt, steht mit einer gewaltigen, wuchtigen Ueberhebung über dem einzelnen. Der kritische Betrachter hat diese ineinanderwirkenden und untrennbaren Teile: Organisation und Persönlichkeit, Masse und Subjekt in seiner Anschauung zu verbinden, er sieht sie als Ganzes, als Leben, aber nicht passiv und von der Schwere dieser Wirkung erdrückt, sondern in allem Spiel der Kräfte, als würde die Masse durchsichtig.

Der soziologischen Anschauung müßte begrifflich die Erkenntnis dieses Zusammenwirkens genügen, die Kritik aber bringt das Element des Machtwillens, des politisch-kulturellen Gestaltungstriebes hinzu, der Geschichte nicht bloß schreiben, sondern auch machen will, in der Erörterung der Dichtung selbst den Gegenstand eines Gedichts im weiteren Sinne, und mehr: einer That findet. Die Soziologie als wissenschaftliche Methode hat einen reinen Erkenntniszweck; auf die Kritik angewandt, geht sie eine Verbindung ein mit Gefühlsmächten, Willensrichtungen und schöpferischen Trieben. Die Kritik ist die notwendige Ergänzung der reinen Kontemplation, die im Kunstwerk liegt, nach der Lebensseite und Lebenswirkung hin, sie ist der helfende Arm, der den Schlachten der Gedanken sich bietet, der die Schöpfung des intuitiven, fühlenden und gestaltenden Geistes erst zu ihrem Lebenswert führt, dem Gesamtdasein mitteilt in einem starken politischen Grundtrieb des analytischen Geistes. Diese Synthese wird in Lublinskis Buche überall sichtbar; nicht überall ist sie völlig rein durchgedrungen, oft genug überwiegt das subjektive, höchst persönliche Ermessen die soziologische Betrachtung, aber wenigstens ist die Methode für die Kritik erobert und festgelegt: Gesamtcharakter und Grundtendenzen der Produktion sind soziologisch als bedingte, historische, soziale, ökonomische Lebensprozesse darzustellen, die einzelne individuelle Leistung kann dagegen nur individuell erfaßt und gewertet werden. Schließlich wird ja dadurch eine höhere Einheit erreicht, daß auch der Kritiker ein Resultat des Gesamtdaseins darstellt von eigener Bedingtheit und voll notwendiger Beziehung.

Auf diesen besonderen Bedingtheiten einer gewissen entnationalisierten, wissenschaftlich und litterarisch isolierten Selbsterziehung beruhen denn auch die Mängel des Buches im einzelnen. Zum Beispiel eine gewisse Verständnislosigkeit für starke, über alle Bewegung und Neuerung durchschlagende Tradition, für das Anklingen alter, erst bloß in Ahnungen dumpf gefühlter, dann in bewußten Atavismen geäußerter Uranlagen gewisser schöpferischer Lebenskreise: nationaler Einheiten, volkstümlich oder sozial bedingter Geschlossenheit. So ist die Verbindung weder einmal gefühlt, noch irgend aufgezeigt, die eben durch solche Traditionen mit der ganzen Vergangenheit hergestellt wird. Für den Verfasser gehört da das meiste ohne weiteres in den Hexenkessel der Reaktion, hier verläßt ihn allzuoft das Gleichgewicht des Historikers und Soziologen, und der aktive Rufer im Streit überschreit den geruhigen Denker. Selbst in poetisch-unzulänglichen oder verstandesmäßig dürftigen Aeußerungen solcher Art, die sich immerhin von der früheren stumpfsinnigen Epigonie wesentlich unterscheiden, hätte ein gerechterer und hierin besonnenerer Betrachter wirkende und darum wichtige Grundtendenzen erkennen müssen, die vielleicht in ihrer Form, in ihrer Herrschaft über die Geister, in ihrem Anspruch schließlich negativ zu bewerten, aber in ihren inneren Zusammenhängen durch starke Notwendigkeiten bedingt sind, die erkannt und eben dadurch wieder genützt werden sollen. Die politischen, nationalistischen Energieen allenthalben — nicht bloß in Deutschland — sind nicht schlechtweg mit Verachtung, Spott und Unduldsamkeit abzuthun, wie sie selbst ja allerdings oft und gern gegen den Gegner verfahren. Vielmehr hätte der Verfasser selbst in diesen Unzulänglichkeiten oder Irrtümern, Ausschreitungen oder Beschränktheiten eine deutliche Bewegungs-

[1]) Berlin, Leonhard Simion Nachflg. 1904. 109 S. M. 1,50.
[2]) Berlin, Siegfried Cronbach, 1904. 374 S. M. 4,—.

richtung der nationalen Impulse erkennen müssen, die nun einmal das Gesamtleben wirksam beeinflußt. Gewiß ließe sich dafür eine höhere, freiere und unabhängigere, größere Gestaltung denken, aber immerhin liegt ein gut Teil Gemütsenergie und betonter Volkspersönlichkeit darin. Und schließlich werden eben aus den Schichten solcher betonten Volkspersönlichkeit von starkem, stolzem Zusammenhalt, von strenger, oft engherziger Begrenzung und Selbstgenügsamkeit eben die großen und ersehnten Helden geboren. Die ganzen nationalen Reminiszenzen sind nicht als solche dummschlaue Spekulationen abzuthun; ein gerechter Historiker mußte selbst in ihren gedankenlosen Verirrungen die Notwendigkeit und darum auch die bedingte Rechtfertigung tieferer Gemeininstinkte erblicken. Man kann auf die Folgen solcher Bewegungen nur dann einwirken, wenn man die Ursachen, die nun einmal da sind, ehrlich zu erkennen sucht. Mit der bloßen hahnebüchenen Negation des Parteimannes ist für die historische und kritische Einsicht allzuwenig geleistet und schließlich auch zu wenig für die sichere Führung in Sachen der Kultur.

Die drei Teile des Buches, die gut ineinandergearbeitet sind, gelten folgenden Grundzügen: der erste der historischen Entwicklung der Bewegung selbst aus einer Evolution der Bourgeoisie. Der deutsche Naturalismus, als Vertiefung und Durchbildung des romantischen Naturalismus der Franzosen, führt zu einer großartigen Differenzierung des Einzeldaseins und der Einzelpersönlichkeit, subtilisiert sich zum Impressionismus. Die Steigerung des Individuums, das Machtgefühl des einzelnen zielt hier auf politische Gesamtbeeinflussung, dort auf völlige Isolierung ab. Aus dem Verlust der Gemeinsamkeit, aus dem erleichtert kühn in die Höhe geschnellten Wesen des singulären Menschen, aus dem Gegensatz zwischen Subjekt und Masse erzeugt sich wie aus jeder Distanzvergrößerung und Gefühlsverstärkung über einem Impressionismus eine Neoromantik, es entwickelt sich ein Zersetzungsprozeß der Formen, ein natürlicher und allgemeiner Lyrismus. Mit der Erweiterung der Darstellungsmittel wächst der Raum für die Formen, die Abgrenzungen werden schwieriger, die Zusammenfassung verliert sich. Der Gedanke, das philosophische Element, neben dem dionysischen des taumelnden Sieges der Persönlichkeit durchsetzt alle Bildungen der Sprache und Motive. Nietzsche ist der Urheber und zugleich der Gipfel dieser Bewegung, die dann über der Gestaltung einfacherer Symbole zum Teil in Subtilität und in das stille Wasser einer Romantik und Kunst als Selbstzweck, zum Teil in gänzlich atomisierte Einzelbestrebungen ausläuft.

Der zweite Teil: Litteratur und Publikum untersucht die wichtige Frage der Wechselwirkung und Bestimmung der Produktion und der Masse. Die Durchbildung der künstlerischen Formen auf höchst persönlichem Weg, mit rein individuellem Wesen und Willen als Sache eigenen Genügens, erfolgt parallel und äußerlich unabhängig von ihrer Auswertung zur allgemeinen Wirkung, wie sie die Erzählung und das Drama als sozusagen politische Kunstformen gesucht haben. Dem Drama gilt ein Kapitel, das sich begreiflicherweise nur mit Gerhart Hauptmann, als dem einzigen sowohl künstlerisch reinen und selbst in seiner Begrenzung durchaus reifen und bedeutenden, als auch auf die Masse einwirkenden Dramatiker der deutschen Moderne befaßt. Dieses Kapitel und das über den Naturalismus, sowie der Abschnitt über Nietzsche sind die Glanzpunkte des Buches. Was über Hauptmann gesagt wird, kann als schlechthin abschließend, endgiltig, gerecht und geradezu bleibend gelten.

Der dritte Abschnitt: Anfang und Ausblick, der dem großen inneren Aufschwung gilt, der für Kunst und Leben eine Steigerung des religiösen Gefühls wiederbringen und die künftigen Werke um diese Empfindungsinhalte von neuer und hoher Menschlichkeit bereichern wird, bedeutet wohl keine endgiltige und ausreichende Formulierung dessen, was der Autor gemeint und gewünscht hat. Das Wort „Gemütswucht“, womit Lublinski die Bedingung des Zukunftswerkes und Forderung an den Zukunftsschöpfer formuliert, läßt zwar vieles denken, bedeutet aber im Grunde kaum mehr als die Feststellung einer typischen, jedoch nicht gerade für unsere dichterische Zukunft besonders bezeichnenden Notwendigkeit für das heroische Kunstwerk.

Hier greift des Verfassers nachträglich erschienene Schrift „Vom unbekannten Gott“[3]) willkommen ergänzend ein, grenzt die wesentlichen Probleme von Philosophie, Kunst und Religion mit psychologischer Feinheit und zugleich als stark empfundenes, persönlich-notwendiges Bekenntnis mit Schärfe ab und ist ebenso wie ein zweiter aus völlig anderem Kreise und anderen Bedingungen zu verwandten Ausblicken gelangender Versuch von Rudolf Huch: „Eine Krisis“[4]), ein Zeugnis, daß der Grundtrieb einer neu einsetzenden, persönlich-religiösen Bewegung, eines bewußt-gesteigerten, freien und vertieften Ich- und Jenseitsgefühls als wesentlicher Inhalt der schöpferischen Zukunft unserer Dichtung besteht und erkannt worden ist. Die in witzigen und treffenden Einzelerörterungen geistreich facettierte Schrift von Huch blickt gleichsam aus einer engen Gasse in diese Weite; durch eine nach unserer Meinung allzu betonte und bloß im kleinen exemplifizierte Negation des modernen Schaffens. Die Einwände gegen Ibsen z. B. sind von einer tieferen Gesamtwertung dieses größten modernen Dramatikers abgelöst und darum von etwas boshafter Einfallswillkür, während man andere, mit geistvoller Ironie vorgebrachte Randglossen, wie etwa über die Erlebnisse eines „gewissen Fräulein Emp aus München“, mit dankbarer Freude zur Kenntnis nimmt und zugleich das tiefe, ehrliche Grundgefühl, das aus dem Ganzen spricht, zu schätzen weiß.

Dagegen erhöht sich der Empfindungsgehalt des lublinskischen Buches, das dem eben Vergangenen mit strenger und sicherer Gelassenheit nachsah, der Zukunft gegenüber zu jener Glut des Gefühls, die ja immer das kommende Reich als ein blühendes der Erfüllung und des höchsten Genügens im Traume erblickt. Möge der Verfasser schaffend und betrachtend bei der Gestaltung dieses Kommenden fruchtbar und in seinem Sinne mitwirken dürfen. Nie kann die Gesellschaft einen freien und starken, echten und unabhängigen Geist entbehren, als den sich nun weithin sichtbar dieser streitbare Kritiker erwiesen hat.

---

[3]) Dresden, Carl Reißner. 99 S. M. 1,50.

[4]) Eine Krisis. Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Litteratur. München, Georg Müller. 1904. 105 S. M. 2,— (3,—).

Russische Bühnendichter.

Von Arthur Luther (Moskau).

A. N. Ostrowski.

Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich im Sommer 1897 mit dem damaligen Burgtheaterdirektor Max Burckhardt führte. Auf meine Frage, ob auch russische Dramen auf dem Spielplan der Hofbühne ständen, erhielt ich die Antwort: „Es ist nichts anzufangen mit diesen Stücken. Sie spielen in einer Welt, die uns zu fern liegt, und doch wieder nicht fern genug, um als reine Kuriosität zu wirken.“ — Was vor sieben Jahren galt, gilt auch heute noch. „Die Macht der Finsternis“ und „Nachtasyl“ sind nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Gogols „Revisor“ hat sich trotz wiederholter Versuche nirgends lange halten können; Tschechows „Möwe“ ist erst kürzlich in Breslau durchgefallen; von Ostrowski ist, soviel ich weiß, noch nie ein Stück in Deutschland aufgeführt worden. Soll man sich darüber wundern? Soll man es beklagen? Es ist doch so begreiflich. Der ehemalige Burgtheaterdirektor hat Recht. Der Theaterbesucher ist kein Romanleser. Dieser hat Zeit, sich in die fremdartigen Verhältnisse einzugewöhnen, jener will sofort gefesselt sein. Und gerade der russische Mittelstand ist so ganz anders geartet als der westeuropäische. Einen Bauern Tolstois, einen Vagabunden Gorkis versteht der Deutsche leichter als einen ostrowskischen Kaufmann oder tschechowschen Gutsherrn.

Und noch eins: das Drama ist nicht der Höhepunkt der russischen Dichtung. Der Russe ist von Natur mehr episch veranlagt. Die meisten russischen Bühnenstücke scheitern im Auslande an ihrer unbeholfenen Technik. Ich kenne nur ein russisches Drama, das allen Anforderungen gerecht wird, die man an eine Bühnendichtung stellen darf, — Gribojedows Komödie „Verstand schafft Leiden“. Daß dieses wunderbare Werk noch immer keine würdige deutsche Uebersetzung gefunden hat, ist sehr zu bedauern. Ludwig Fulda wäre der Berufenste dazu, aber leider versteht er kein Russisch. Oder doch?

In Gribojedows Komödie sind die Traditionen des französischen Theaters endgültig überwunden. Die fremden Formen sind nicht zersprengt, aber so durchdrungen von nationalem Geist, daß wir sie nicht mehr als fremd empfinden. Die Geschichte des neuen russischen Dramas hat mit Gribojedow zu beginnen, — nicht mit dem ältern Wonwisin, der noch ganz im französischen Banne steht, und nicht mit dem jüngern Gogol, bei dem nur das kleinstädtische Milieu und die durchaus realistische Prosasprache neu sind. Dieser Fortschritt ist zugleich aber auch eine Einbuße. „Verstand schafft Leiden“ ist eine heroische Komödie, der Held Tschazki eine beinahe tragische Figur. Nicht nur für das Lustspiel, auch für das ernste Drama ist und bleibt Gribojedow vorbildlich. Viele haben ihm nachgestrebt, keiner hat ihn erreicht. Sein früher Tod bedeutet einen unersetzlichen Verlust. Er hätte uns vielleicht auch die russische Tragödie gegeben, auf die wir immer noch schmerzlich warten. Denn durch Puschkins „Boris Godunow“ ist diese Sehnsucht nicht erfüllt worden. Wohl liegt ein Hauch shakspeerischen Geistes darüber, aber auch nur ein Hauch. Zur mythischen Gestalt, wie Hamlet und Faust, Onegin und Raskolnikow ist Godunow uns nicht geworden. Ein interessantes Einzelschicksal, nicht mehr. Tiefer griff der bedeutendste Puschkin-Jünger, Alexis Tolstoi. Seine Trilogie, deren Held merkwürdigerweise derselbe Godunow ist, hat man mit Recht als Tragödie des Absolutismus bezeichnet. Aber das Wollen war stärker als das Können. Und von den Unzähligen, die seit den Zwanzigerjahren bis auf heute die ganze russische Geschichte, zuerst frei nach Shakspere, dann ebenso frei nach Sardou, zu schaudervollen Jambentragödien verarbeiteten, lohnt es sich überhaupt nicht zu reden.

So bleibt das soziale Drama das eigentliche Schaffensgebiet der russischen Bühnendichter. Und hier ist auch mancher, wenn nicht großer, so doch glücklicher Wurf gelungen. In Gogols Fußtapfen trat Ostrowski (1823—1886). Seine 35 Dramen und Komödien sind ein getreues Spiegelbild des russischen Mittelstandes von 1840 bis 1880. Mitten in seine Schaffenszeit fallen die großen Reformen Alexanders II., und wie er in seinen älteren Dramen mit Vorliebe die alte patriarchalische Kaufmannschaft und das alte bureaukratische Beamtentum schildert, so in den späteren die Wirkungen der Reform auf die einzelnen Gesellschaftsklassen. Von deutschen Dramatikern dürfte Anzengruber ihm am nächsten stehen. Und wie Anzengruber jenseits der deutschen Sprachgrenzen nie populär werden wird, so wird auch Ostrowski nie zu internationalem Ruhm gelangen. Seine Sprache, seine Stoffe, seine Technik sind eben zu russisch. Um so dankbarer muß ihm ihm das eigene Volk sein. Mit Ostrowski ist der Sieg des Realismus für alle Zeiten entschieden. Das Melodrama ist tot. Und der realistische Dichter zieht auch eine Generation realistischer Darsteller auf. Mit dem Namen Ostrowski ist der Name des moskauer Schauspielers Ssadowski unlösbar verknüpft. Wie jener selbst von Gogol abhängig ist, so Ssadowski von Schtschepkin, dem großen Gogol- und Gribojedow-Darsteller. Die Siebzigerjahre sind die Glanzzeit des moskauer „Kleinen Theaters“. Noch heute zehrt dieses vornehmste Kunstinstitut Rußlands von dem Ruhm jener Tage.

Um Ostrowski gruppiert sich eine Menge gleichaltriger oder etwas jüngerer Schriftsteller: Pissemski, Ssuchowo-Kobylin und vor allem A. Potjechin. Zu den Epigonen Ostrowskis gehören auch die gegenwärtig in voller Schaffenskraft stehenden Dramatiker Hippolyt Schpaschinski, Fürst Alexander Sumbatow und Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, von denen Einzelnes schon über die russischen Grenzpfähle gedrungen ist.

Schpaschinski ist der älteste von den dreien. Seine ersten Dramen sind auch seine besten geblieben. „Die Frau Majorin“ ist durch Heinrich Stümckes Bearbeitung in Deutschland bekannt ge-

worden. Viel höher steht „Herzeleid“, eine wirklich erschütternde Seelenstudie. Ein ältlicher, im Kanzleidienst verknöcherter Beamter, der eine junge Frau genommen hat und von begründeter Eifersucht gequält wird. Durch sein ganzes Leben daran gewöhnt, jedes Ziel nur auf Umwegen zu erreichen, greift er auch jetzt zu allerlei Winkelzügen, um die Wahrheit zu erfahren, und verwickelt sich zuletzt in der eigenen Schlinge. Eine gewisse Freude am Brutalen und rein Theatralischen macht sich freilich auch hier schon bemerkbar, und mit den Jahren nimmt sie immer mehr zu. Die Wirkungen werden immer äußerlicher, die Psychologie primitiver. Schpashinskis letzte Dramen sind nur noch Effektstücke à la Felix Philippi.

Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko.

In entgegengesetzter Richtung hat sich Fürst Sumbatow entwickelt. Dort Verflachung, hier Vertiefung. Unter dem nom de guerre Jushin ist der Fürst seit 1882 an der moskauer Hofbühne thätig — ein Schauspieler, der weniger durch unmittelbare Leidenschaft als durch Intelligenz und glänzende äußere Mittel fesselt. Seine besten Rollen sind Richard III., Coriolan, Leicester und Ruy Blas. Seine ersten Dramen sind wirkungsvolle Zugstücke mit dankbaren Rollen („Blätterrauschen“, „Falken und Raben“, „Ketten“), die sich nur durch eine gewisse Vornehmheit des Tones von den üblichen Schauspielerstücken unterscheiden. Aber je älter der Künstler wurde, desto ernstere Aufgaben stellte er sich. So gelang ihm 1895 das schöne Soldatenstück „Heldenblut“, das die Kämpfe der Russen im Kaukasus zum Hintergrund hat und Pflichttreue, Opfermut, Vaterlandsliebe schlicht und ergreifend verherrlicht, ohne je in chauvinistische Phrasen zu verfallen. In einer matten Bearbeitung von Eugen Zabel — mit dem nicht allzu glücklich gewählten Titel „Im Dienst“ — ist das Stück auch im berliner Schauspielhaus gegeben worden. Einen noch größeren Erfolg errang 1897 seine Komödie „Ein Gentleman“. Das Stück knüpft direkt an Ostrowski an, indem es uns einen Lieblingstypus des alten Dichters in einer neuen Entwicklungsphase vorführt — den reichen Geldprotz, der hier aber schon von der modernen Kultur beleckt erscheint. Innerlich ist er freilich der alte Asiate geblieben —, und auf dem Gegensatz von Schein und Sein beruht eben die ganze Handlung. Eine ähnliche Weiterausbildung ostrowskischer Typen bietet das Drama „Sonnenuntergang“ (1899). Der alte Landadel wird durch eine neue Macht von seinen Sitzen verdrängt — durch das Kapital. Die Anfangsstadien dieses Kampfes hatte Ostrowski in seinen Dramen „Wald“, „Tolles Geld“, „Wölfe und Schafe“ dargestellt. Er schilderte den degenerierenden Adel, Sumbatow zeigt uns den degenerierten. Die Gestalt des siegreichen Kapitalisten taucht beim alten Dichter nur schattenhaft im Hintergrunde auf, der neue Dichter stellt sie in den Mittelpunkt der Handlung. Die beiden letzten Dramen Sumbatows — „Die Irenengemeinde“, ein Hohes Lied der Arbeit, und die dramatische Legende „Verrat“, die in Georgien, der engeren Heimat des Dichters, spielt — habe ich schon in meinen „Russischen Briefen“ (LE IV, 626 u. VI, 503) besprochen.

Nemirowitsch-Dantschenko, wohl das stärkste Talent von den Genannten, begann ebenfalls als Schüler Ostrowskis. Am nächsten steht er dem Meister in dem vieraktigen Schauspiel „Der Wert des Lebens“ (1896), das wohl sein bestes Werk bleiben wird. Es ist eine beredte Predigt gegen Pessimismus und Lebensüberdruß. Wir sind in dem bekannten Milieu Ostrowskis. Ein junges Mädchen aus verarmter adliger Familie hat, um nur versorgt zu sein, einen reichen Fabrikanten geheiratet. Die Gatten sind sich innerlich ganz fremd. Anna fühlt sich als unverstandene Frau. In einem der Angestellten ihres Mannes findet sie eine gleichgestimmte Seele; mehr aus Verzweiflung als aus Liebe giebt sie sich ihm hin. Zwei kranke, überreizte Geschöpfe, können sie einander nicht froh werden und beschließen, zugleich in den Tod zu gehen. Aber Anna schrickt vor dem entscheidenden Schritt zurück und läßt den Freund allein sterben.

Fürst Alexander Sumbatow.

Den Brief, den er ihr in der letzten Nacht geschrieben hat, kommt in die Hände des Gatten. Und in einer wunderbaren Szene sprechen die beiden sich aus; zum erstenmal sehen ihre Seelen sich an. Sie erkennen, wie schwer sie aneinander gesündigt haben, sie mit ihrer egoistischen Apathie, er mit seiner egoistischen „Liebe". Sie erkennen den eigenen Wert, erkennen den Wert des Lebens und gewinnen die Kraft, ihr Leben neu aufzubauen. — Wäre Nemirowitsch nur auf dem Wege geblieben, den er mit diesem Stück so erfolgreich betreten hat! Aber nun kommt eine bedenkliche Abschwenkung. 1898 gründet Nemirowitsch-Dantschenko mit dem Schauspieler Stanislawski das moskauer künstlerische Theater, von dem noch weiter unten die Rede sein wird. Der Dichter muß für Jahre dem Theaterdirektor weichen. Erst 1901 erscheint ein neues Drama, „Träume". Nemirowitsch wollte ein Stück für sein Theater schreiben, und dazu mußte er seiner künstlerischen Eigenart Gewalt anthun. Der Mann des klaren Verstandes schwelgt nun in tschechowschen Stimmungen, der nüchterne Realist will in ibsenscher Weise symbolisieren; aus Rücksicht auf seinen Kollegen Stanislawski überladet er die Handlung mit allerlei naturalistischem Kram (Jubiläum einer berühmten Sängerin, Festessen in einem vornehmen Restaurant u. s. w.), alles nur in der Absicht, dem Regisseur Gelegenheit zu effektvollen Bühnenbildern und Massenbewegungen zu geben. Das Publikum staunte über das modern-philosophische Ausstattungsstück, blieb aber kühl bis ans Herz hinan.

Aus der Menge der lebenden Dramatiker der „alten Schule" habe ich nur die drei bedeutendsten Namen herausgegriffen, alle dii minores auch noch aufzuzählen, hätte keinen Sinn. Da ist noch Modest Tschaikowski, der Bruder des Komponisten, Gneditsch, Neweshin; da sind die Novellisten, die immer wieder und immer vergebens nach dem Lorbeer des Dramatikers ringen, Potapenko, Goslawski, Timkowski und der alte Boborykin; da sind die Feuilletonisten Ssuworin, Amfiteatrow, Fürst Barjadinski. Sie alle von Ostrowski abhängig machen, hieße zu weit gehen. Weit stärker als der Roman ist das russische Drama westeuropäischen, vorzüglich französischen Einflüssen unterworfen. In den Siebziger- und Achtzigerjahren waren diese Einflüsse besonders stark. Damals kamen jene Dramatiker auf, die sich der Mühe des Selbsterfindens enthoben, indem sie die französischen Zugstücke meist durch bloße Aenderung der Orts- und Personennamen „den russischen Verhältnissen anpaßten". Dabei hielt man es oft nicht einmal für nötig, die Quellen anzugeben. Am weitesten hat es auf diesem Gebiete entschieden Viktor Krylow gebracht. Er war fruchtbar wie die Birch-Pfeiffer und rücksichtslos wie sie. Er ist auch heute noch der meistgespielte Autor in der Provinz. Dabei zeigen ein paar Originallustspiele, die der alte Herr in seiner Jugend verfaßt hat, daß aus ihm leicht etwas hätte werden können.

Das Jahrzehnt nach dem Hinscheiden Ostrowskis ist das traurigste in der Geschichte des russischen Theaters. Die Alten sind tot oder verstummt. Zu den Jungen hat man kein Zutrauen. Und auch um die Schauspielkunst steht es schlimm. Noch wirken in Moskau und Petersburg die Künstler, die unter Ostrowskis Leitung groß wurden, — aber vergebens fragt man sich, wer sie einst ersetzen soll.

Zwei neue Theaterunternehmungen machten es sich zur Aufgabe, die stagnierenden Gewässer in Bewegung zu bringen. 1895 wurde in Petersburg das „Theater der litterarischen Gesellschaft" gegründet. So lautete die offizielle Bezeichnung des Unternehmens, hinter dem allein A. S. Ssuworin stand, der Herausgeber der „Nowoje Wremja". Man versprach sich viel von der neuen Bühne; kühne Schwärmer redeten von einem russischen théâtre libre. Zu den Novitäten des ersten Jahres gehörten „Hannele", „Klein Eyolf" und — die erste öffentliche Aufführung in Rußland! — „Die Macht der Finsternis". Das konnte man sich schon gefallen lassen. Aber dabei blieb es auch. Von Jahr zu Jahr wurde das Repertoire bunter — gesinnungslos, wie die „Nowoje Wremja". Und als im Winter 1900 das antisemitische Hetzstück „Die Kinder Israel" einen grandiosen Theaterskandal entfesselte, ließen auch die unverbesserlichsten Idealisten die Hände sinken. Die Schauspielerin Lydia Jaworskaja (Fürstin Barjatinski), die sich geweigert hatte, eine Rolle in dem Stück zu übernehmen, löste damals ihren Kontrakt mit Ssuworin und gründete ein eigenes Theater — weniger aus Ueberzeugungstreue, als aus Komödiantenehrgeiz und Reklamesucht. Denn ihr „Neues Theater" brachte nicht die Erfüllung dessen, was man von Ssuworin vergebens erwartet hatte, sondern nur Stücke mit Bombenrollen für die Primadonna: Hauptmanns „Armen Heinrich" und Wedekinds „Erdgeist", Shakspeares „Sturm" und Rostands „Aiglon" und eine ganze Serie petersburger Salondramen vom Fürsten Barjatinski („Nablozkis Karriere", „Der Tanz des Lebens") — direkt auf die Frau Gemahlin zugeschnitten.

Mit Ssuworins Theater aber ging es reißend bergab. Was kann bezeichnender sein, als daß eine Bühne, die mit Hauptmann und Ibsen begonnen, mit „Zaza" und den Machwerken des Herrn Protopopow („Außerhalb des Lebens" vgl. früher Sp. 506 u. 718) Riesenerfolge erzielt? Auch die Preisausschreiben, die von der Direktion alljährlich veranstaltet werden, haben bisher wenig gefruchtet. Ihre Ergebnisse berechtigten zu traurigen Schlüssen über den gegenwärtigen Zustand der russischen Dramatik. Oder vielleicht bloß über den Geschmack der Preisrichter?

Ein bedeutendes Talent ist aber durch die Preisrichter entdeckt worden — S. Naidenow mit seinem Drama „Wanjuschins Kinder". Das ist ein echter Dichter und ein geborener Dramatiker. Sein Stück spielt im selben Milieu, wie Gorkis „Kleinbürger", behandelt auch dasselbe Problem — den Gegensatz zwischen Alt und Jung. Aber während Gorki sich auf bloße Zustandsschilderung beschränkt, läßt Naidenow seinen Helden eine schwere Entwicklung durchmachen. Im Hause Wanjuschin herrscht Unfrieden, die Kinder wollen von den Eltern nichts wissen und gehen ihre eigenen Wege; der älteste Sohn, auf den große Hoffnungen gesetzt waren, hat sich zum faden Don Juan entwickelt, der zweite wird aus dem Gymnasium relegiert. Zwei Töchter sind unglücklich verheiratet — die eine an einen geldgierigen kleinen Beamten, der den Schwiegervater in schamloser Weise ausbeutet, die andere an einen reichen Kaufmann, der sie mißhandelt. Vergeblich fragt sich der Alte, wie das alles so kommen konnte — er hat doch alles

S. A. Naidenow.

gethan, was von ihm als Vater verlangt werden durfte. Nach langen inneren Kämpfen wird ihm niederschmetternde Erkenntnis. Es bestand kein seelisches Band zwischen Eltern und Kindern. Jene glaubten, ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn die Kinder satt und gekleidet waren und wenn sie für etwaige Dummheiten die gebührende strenge Strafe bekommen hatten. Was die Kinder dachten und fühlten, kümmerte sie nicht. Der Verfasser läßt den Alten durch Selbstmord enden — ein ungeschickter Verlegenheitsschluß. Aber in seinen ersten drei Akten ist das Stück so voll warmen Lebens, daß man begreift, wie der Verfasser über Nacht zum berühmten Mann werden konnte.

Den Erfolg dieses Erstlings zu überbieten, war von vornherein unmöglich. Naidenows zweites großes Drama „Der reiche Mann“ fand eine kühle Aufnahme. Und doch bedeutet das Stück einen entschiedenen Fortschritt. „Wanjuschins Kinder“ schildern zum Teil Selbsterlebtes; das merkt man sofort an dem leidenschaftlichen Ton, von dem das ganze Stück erfüllt ist. „Der reiche Mann“ zeigt den Dichter auf dem Wege zu objektiver Menschengestaltung. Und er kann auf sein Gelingen stolz sein, stolzer als auf den Jubel, den sein erstes Drama entfesselte. Sein „Reicher Mann“ ist ein ähnlicher Charakter, wie Sumbatows „Gentleman“ — ein kulturbeleckter Halbasiat, der mit Geld alles möglich zu machen glaubt. Aber wenn Sumbatow seinen Helden komisch nimmt, so ist Naidenows Reicher eine tragische Figur. Er möchte über seine Millionen hinauswachsen, aber die schweren Goldsäcke ziehen ihn immer wieder herunter, um ihn zuletzt zu erdrücken . . .

Naidenows Erstlingsdrama ist in Petersburg mit einem Preise bedacht worden. Zum Clou der Saison (1901 bis 1902) wurde es aber erst nach der moskauer Aufführung. Moskau ist noch immer die russische Theaterstadt. Eine moskauer Bühne ist es auch, der es gelang, das Ideal zu verwirklichen, das Ssuworin ursprünglich vorgeschwebt haben mag. Jetzt will der Alte das natürlich nicht zugeben, und wenn das Ensemble des moskauer Künstlerischen Theaters in Petersburg gastiert, so sind die Kritiker der „Nowoje Wremja“ die einzigen, die abseits von der allgemeinen Begeisterung sauer-süße Gesichter schneiden. Denn wer wird einen Konkurrenten loben?!

In direktem Gegensatz zu dem petersburger Unternehmen fing das moskauer sehr bescheiden an. Man plante eine Art berliner Schillertheater — auch weniger Bemittelte sollten die Möglichkeit haben, gute Stücke in guter Darstellung zu sehen. Zugleich aber wollte Stanislawski als Regisseur gegen den üblichen Bühnenschlendrian energisch Front machen, und was er bei den Meiningern gelernt hatte, in größerem Maßstabe verwerten, als es ihm möglich gewesen war, solange er die Aufführungen des moskauer Vereins für Kunst und Litteratur leitete. Mit einem außerordentlichen malerischen Sinn begabt, schuf er Bühnenbilder von hinreißender Schönheit; einem Farben- oder Klangeffekt zuliebe verstieg er sich oft zur Vergewaltigung des Dichterwerks. Es kam ihm nicht darauf an, die Winkelkneipe im „Michael Kramer“ wie einen modernen berliner Bierpalast auszustatten und den Salon des Konsul Bernick mit sezessionistischen Wandgemälden zu schmücken. Und das hypnotisierte Publikum glaubte ihm alles.

Man sieht gewöhnlich in Stanislawskis Regie- und Inszenierungskunst das Neue, das die junge moskauer Bühne in das russische Kunstleben gebracht hat. Aber ob dem wirklich so ist? Haben wir hier nicht vielmehr die höchste Vollendung des Alten? Den konsequentesten Illusionismus, der dem Zuschauer alles vor Augen und zu Ohren bringen will und der nachschaffenden Phantasie nicht den geringsten Spielraum gewährt? Nein, was an dieser Bühne neu war, was sie zur Sezessionsbühne machte, war ihr Repertoire. Man eröffnete den ursprünglichen Absichten gemäß mit Alexei Tolstois „Zar Fedor Iwanowitsch“; Pissemski, Shakspere, Goldoni, Sophokles folgten. Dann aber errang im Dezember 1898 Tschechows „Möwe“ einen so beispiellosen Erfolg, daß das Schicksal des neugegründeten Theaters ein für allemal entschieden war. Zwei Monate nach der „Möwe“ versuchte man's mit „Hedda Gabler“, das moskauer Publikum zeigte sich aber noch nicht ibsenreif. Dafür feierten im Winter 1899 bis 1900 Tschechows „Onkel Wanja“, Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ und „Einsame Menschen“ wieder großartige Triumphe, ebenso das Jahr darauf Ibsens „Volksfeind“; nicht ganz so stark wirkte

„Wenn wir Toten erwachen" und Tschechows „Drei Schwestern"; das vierte Spieljahr brachte die „Wildente", „Michael Kramer" und „Kleinbürger" — mit geringem Erfolg. Um so größer war in der darauf folgenden Saison die Begeisterung über das „Nachtasyl"; in seinem Schatten konnten die „Stützen der Gesellschaft" nicht mehr recht aufkommen. Der letzte Winter endlich brachte Tschechows „Kirschgarten".

Die Dramen von Tschechow und Gorki sind in Deutschland bekannt. Die deutsche Kritik irrt aber, wenn sie das Spezifisch-Russische dieser Dramen in ihrer angeblichen Bewegungslosigkeit sieht. Vor fünfzehn Jahren wären diese Stücke auf einer russischen Bühne ganz unmöglich gewesen, und auch gegenwärtig sind sie nur in der Wiedergabe des moskauer künstlerischen Theaters genießbar, einer Wiedergabe, die den Stimmungsgehalt der Dichtung bis auf den letzten Tropfen ausschöpft, die den Zuschauer das Theater ganz vergessen macht. Und es ist wohl zu beachten, daß der stärkste Erfolg dem „Onkel Wanja" und dem „Nachtasyl" zu Teil ward. „Onkel Wanja" ist aber sehr reich an innerer Handlung, mag auch äußerlich wenig geschehen, und ebenso wenig ist die Steigerung in den drei ersten Akten des „Nachtasyl" zu verkennen. Der vierte Akt freilich bietet nur Zustandsschilderung, fällt aber auch regelmäßig ab. Und die wirklich ganz handlungslosen Dramen, wie die „Kleinbürger" und der „Kirschgarten", sind auch in Rußland sehr kühl aufgenommen worden. Die „Kleinbürger" fielen in Moskau einfach durch. Freilich gaben sich die wenigsten über ihre Eindrücke Rechenschaft. Selbst die nicht, die das von Beruf wegen thun mußten — die Kritiker. Man sprach ganz ernsthaft von „Stimmungsdramen" und „Handlungsdramen", wobei die letzteren verächtlich zum alten Eisen geworfen wurden. Und da es ungleich leichter ist, in unklaren Stimmungen zu schwelgen, als eine dramatische Handlung folgerichtig aufzubauen, so entstanden nun überall moderne Dramen, bei denen der erste und der fünfte Akt, ohne Schaden für das Ganze, ihre Plätze wechseln können, Dramen, deren Helden innerlich nichts erleben, dafür aber endlos reden, während Inspizient und Dekorateur für die „Stimmungseffekte" sorgen, die den Zuschauer am Einschlafen verhindern sollen: blutrote Sonnenuntergänge, flatternde Fenstergardinen, Klavierspiel im Halbdunkel, leise grollende Donner u. s. w. Nemirowitsch-Dantschenkos „Träume" eröffneten den Reigen; was weiter kam, war noch viel, viel schlimmer. Frei nach Ibsen, den man um so mehr verehrte, je weniger man ihn verstand, erging man sich mit Wonne im Pathologischen, dem man aber noch eine gründliche Dosis gorkischer Brutalität beimischte. Verrückte und Proletarier wurden die Lieblingshelden. Als Schulbeispiel kann ein Drama „Unheil" von J. Platon dienen, in dem der tröstliche Beweis erbracht wird, daß ganz Rußland früher oder später im Alkohol ersaufen müsse, oder das Drama „Feuer" von F. Falkowski, dessen Held, ein junger Edelmann, Brandstifter von Profession ist.

Kehrt man von diesen „Dichtungen" zu Tschechows Silberstiftzeichnungen, zu Gorkis derber Holzschnitzerei zurück, so atmet man erleichtert auf. Aber man erkennt auch, daß das Heil nicht auf ihrem Wege liegen kann, — selbst wenn sie berufenere Nachfolger hätten. Was den echten Dramatiker macht, ist der Blick, der über das Räumliche und Zeitliche hinaus in der Wesen Tiefe dringt, das Individuelle zum Allgemein-Menschlichen erhebt, ohne es doch vom Boden abzureißen, aus dem es gewachsen ist. Den russischen Bühnendichtern fehlt dieser Blick, den einzigen Gribojedow vielleicht ausgenommen, doch der starb, ehe er sein letztes Wort aussprechen konnte. Bei allen anderen flammt es ab und zu blitzartig auf, allein der zuckende Strahl wird nicht zum dauernden, ruhig leuchtenden Licht. Darum hat das russische Drama wohl eine große nationale, aber so gut wie gar keine internationale Bedeutung.

Besprechungen

Neue Novellen.

Von **Albert Geiger** (Karlsruhe).

Das Psychopathische scheint einstweilen in unserer Litteratur noch fröhlich weiterzuleben. Unter acht Novellenbüchern greife ich die Hälfte, die sich mehr oder minder mit abnorm veranlagten Individuen beschäftigen. Daß eine solche Lektüre, in größeren Mengen genossen, ein gewisses Unlustgefühl hervorruft, dürfte nicht unbegreiflich sein. Doch darf man als Gegengewicht wieder hervorheben, daß unter diesen Novellen einige sind, die das Pathologische mit künstlerischer Kraft lebensvoll zu gestalten wissen. So haben wir zuweilen ein erschütterndes Schicksal — denn wenn dieses Wort auf Menschliches anzuwenden ist, so hier — zu einem kleinen Kunstwerk geformt; ein Menschenleben gespiegelt in einem Wassertropfen.

Diese knappe, abgerundete, im kleinsten Rahmen Größe gewinnende Art zeigen in vollendeter Gestalt nur die in zweiter Auflage erscheinenden Lebensausschnitte „Camera obscura" von Ferdinand von Saar[1]). Man kann von ganzem Herzen auch dieser Neuauflage Worte aufrichtiger Schätzung mitgeben. Es ist so eine stille, sinnende und doch durchaus männliche Art darin, die in ihrer Schlichtheit und klassischen Knappheit lebhaft an die Meistererzählung Grillparzers „Der arme Spielmann" erinnert. So ist gleich die erste Geschichte „Die Brüder" von erschütternder Wirkung. Eine jener Tragödien, die sich im Stillen abspielen; die man zwischen dem Depeschen- und dem Anzeigenteil liest und denen man nicht weiter nachgeht. Saar hat mit fein analysierender Hand die Geschichte zweier Temperamente erzählt. Der eine Bruder ein brutaler Egoist, finnlich und frech, cynisch und lüderlich; eines jener Temperamente, wie man sie in dieser schonungslosen Durchzeichnung nur in dem Temperamentgemische Oesterreichs findet: in der Ueberhitzung seiner von der Mutter ererbten Anlagen schon dicht am Pathologischen, in der Verbrecherzone. Der andere ein ruhiger, bescheidener, anständiger Mensch, ohne viele Worte; so eine Art von wiederum echt österreichischer Subordination im Blut, vom Vater her; er gehört zu der nicht geringen Zahl der Duldenden, die wir in der Litteratur Oesterreichs so häufig finden. Der

[1]) Zweite, vermehrte Auflage. Cassel, Georg Weiß, 1904. 262 S.

brutale Egoist drückt und vergewaltigt den Bruder auf jede nur denkbare Weise; zuletzt erschießt er ihm sein Weib und wandert ins Zuchthaus. Die Geschichte endigt mit einer trüben Ahnung neuer Bedrückung: wenn der böse Bruder aus dem Zuchthaus heraus ist, wird er dem guten auch sein letztes Hab und Gut nehmen. Dieses Niedergezwungenwerden des Besseren hat etwas Aergerlich-Tragisches. Man kann sich hierbei an eine ähnliche Gegenüberstellung in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" erinnern, wo der temperamentschäumende, freche Herzog Otto dem ehrlichen, anständigen Bancbanus, der nur „Diener" ist, Vergewaltigung über Vergewaltigung zufügt. Damals, als das Stück zur Aufführung kam, hat man viel über die Servilität Grillparzers geschrieen, ohne zu bedenken, daß er nur das doppeltgeartete Temperament des österreichischen Volkes überhaupt in stärkster Profilierung geschildert hat. So auch hier im Kleineren. Wir finden solche Temperamentsnaturen durch Saars ganzes Buch: z. B. der verkommene Aristokrat im „Burggraf". In den Lumpen noch im vollsten Besitz einer lässigen Magnatenüberlegenheit, der die ganze Welt nur zu ihrem höchsteigenen Nießbrauch geschaffen scheint. Es ist höchst sympathisch, mit welcher Liebe der Dichter sich in diese Gestalten vertieft, die zwischen Armenhaus, Irrenhaus, Zuchthaus hin- und herpendeln oder die im Selbstmord enden. Eine gewisse Milde leuchtet in seine „Camera obscura" hinein; das Verstehen des gereiften, über dem Leben stehenden Mannes, der auch da nicht Aerger oder Abscheu zeigt, wo er menschlich so begreiflich ist. Eine ergreifende Geschichte ist auch „Die Heirat des Herrn Stäudl", die zeigt, wie ein vom rechtlichsten Geiste erfüllter Mensch zum Verbrecher werden kann. Das Weib macht ihn dazu. Auch hier streift das kurze Lebensdrama zum Schluß das pathologische Gebiet. Viele der Menschen, die Saar schildert, bewegen sich in der Dunkelkammer menschlicher Unfreiheit, und man muß den Dichter schätzen, der einen versöhnenden Strahl hineinfallen lassen kann. Das hat Saar gethan. So hinterläßt das Buch zum Schluß keinen widrigen, sondern nur einen ernsten, tiefgehenden Eindruck.

Baron Alfred *von Berger* schildert in seinem Novellenband: „*Semmelweis und andere Geschichten*"[2]) gleichfalls wiener und österreicher Typen. Aber jener Duft echter Dichtung und feingestalteten Menschentums, der Saars Geschichten von der wiener Peripherie so anziehend macht, ist hier nicht zu finden. Alles ist logisch und psychologisch sehr konsequent geschildert; auch der im ganzen knappe objektive Ton ist ein Vorzug; allein weiter als bis zur Schilderung psychologischer Zustände und Besonderheiten sind Bergers Geschichten nur teilweise gediehen. Die eine der Erzählungen ist stofflich recht interessant: sie schildert die Seelentragödie des wiener Arztes Semmelweis, der in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts als Leiter der berüchtigten zweiten Abteilung der gynäkologischen Klinik zuerst die Entdeckung machte, daß das Kindbettfieber durch *Infektion* entsteht, durch entzündungverursachende Fremdkörper, die infolge Unreinlichkeit des behandelnden Arztes ins Blut gelangen. Diese epochemachende Entdeckung führt Semmelweis in die Praxis ein, und nachdem die Aerzte im Krankenhaus die von ihm vorgeschriebene Desinfektion vorgenommen haben, sinkt die Wöchnerinnensterblichkeit auf ein Minimum. Aber die neue Methode findet in dem Eigendünkel der auf die ältere Theorie — Epidemie durch unkontrollierbare Einflüsse — eingeschworenen Aerzte und besonders in dem österreichischen Schlendrian heftige Befehdung. So spielt Semmelweis bald die Rolle des Märtyrers der neuen Wahrheit, die dem alteingelebten bequemen Irrtum unbequem wird. Er muß zusehen, wie man ihn in seiner für das Wohl der Menschheit so unendlich wichtigen Lehrthätigkeit kalt stellt. Er wird aus Wien in die Provinz gedrängt, und während er dort scheinbar als glücklicher Lebemensch seine Jahre verbringt, frißt das Gefühl der Kränkung immer weiter in ihm. Unheilbar endigt er in Döbling bei Wien im Irrenhaus. Gewiß ein erschütterndes Schicksal; und doch läßt die Erzählung keine tieferen Saiten in uns nachschwingen. Für eine Novelle ist das Ganze zu biographisch, und für eine Biographie oder die Schilderung einer sich entwickelnden Psychose ist zu viel erzählt. Feiner in der Faktur ist die folgende Schilderung eines ausgesprochenen Willens- und Vernunftmenschen, der sich selbst durch die Kraft seines Willens aus einem schwächlichen zu einem seltenen Kraftmenschen gemacht hat und der zugrunde geht in dem Augenblick, da er diesen Willen durch fremde Einflüsse beugen läßt, da er von seiner einsamen Höhe der reinen Vernunft- und Willenssphäre zu den Menschen, und zwar den wiener Menschen, herabsteigt. Moral: für starke Geister, die aus eigener Kraft ihre einsame Höhe erklommen haben, ist es gut, *allein* zu bleiben; zumal im „Kapua der Geister". — An einem dritten Stoff, der Berger als *Dichter* zeigen soll, erweist sich seine Art, durch den Verstand zu sehen, als unfruchtbar. Wir sind hier weder überzeugt, noch ist unser Gemüt erfaßt; das Suggestive fehlt, und die Geste, so gewandt sie ausgeführt ist, vermag es nicht zu ersetzen.

F. K. *zur Megede* ist als kluger Erzähler bekannt. Gleich vielen seiner anderen ehemals der Armee angehörenden Kollegen von der Feder verfügt er über einen durchaus eleganten, abgeschliffenen Stil, der seine Brillanten gerne mit nachlässiger Grazie funkeln läßt, über eine nicht geringe Kenntnis der Kreise, die neuerdings so viel von sich reden gemacht haben, über einen gewissen Schatz poetischer Werte, die er mit geschickter Hand, nie überladen, anzubringen weiß — kurz und gut, er ist ein tüchtiger Erzähler. Eines nur fehlt, was freilich eben die Grundbedingung höchster Kunstentfaltung ist: die Herbheit, und ein Anderes, was für die Novelle besonders unentbehrlich ist: die straffe künstlerische Konzentration, die in gewissem Sinne mit dem ersteren aus einer Wurzel erwächst. Das zeigt sich auch in seinem neuesten Buch „*Trianon*[3]). Die Titelnovelle behandelt die Frage: Giebt es mehr als eine Liebe im Leben? Giebt es eine *zweite* Liebe? Tiefer gefaßt: Ist der Mann monogam, das Weib monoandrisch veranlagt? Der Autor entscheidet in seiner Novelle, die mit zuweilen tiefergehender Empfindung das Seelenleben zweier *freier* Aristokraten behandelt, die Frage mit Ja! Nur *einmal* kann man wahrhaft lieben. Alle zweiten und folgenden Lieben sind Täuschungen. Einmal nur wählt die große Leidenschaft der Menschen. Die Schlußnovelle sucht mit sorgfältiger psychologischer Entwicklung den Seelenprozeß eines Menschen darzustellen, der aus Leidenschaft zum Mörder wird. Dabei ist die Wendung, daß er den Mord begeht in dem Augenblicke, als er den Unwert des bis zur Raserei begehrten Weibes mit erschreckender Klarheit vor sich sieht, recht fein zu nennen. Das Buch wird in den Kreisen, die dem Autor nahestehen, viele Leser finden. Es ist männlich in der Gesinnung und unerschrocken in seiner Moralauffassung. Das speziell Pathologische in der Schlußnovelle, das Sich-Festsetzen eines unheilvollen Gedankens, ist konsequent durchgeführt; eine völlige Krankengeschichte eines interessanten Falls.

In seiner Novelle: „*Der Maler*"[4]) sucht Hellmuth *Mielke* die Psychose eines Künstlers zu zeichnen, der am Weibe zugrunde geht: ein alter, vielfach abgewandelter Stoff und immer gleich unerfreulich. Wenn es schon für den gewöhnlichen Menschen eine Thorheit ist, am Weibe zugrunde zu gehen — das Zeichen eines Willensdefektes und eines ungenügenden Be-

[2]) F. Fontane & Co. Berlin 1904. 170 S. M. 2,— (3,—).

[3]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1903.

[4]) Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. 1904. 207 S. M. 2,— (3,—).

greifens der Aufgabe des Menschen, die unmöglich nur im Sexuellen liegen kann —, so ist für den Künstler ein solches Scheitern doppelt unverzeihlich. Er findet unser Mitleid nicht, da er das Bleibende, das er der Menschheit schuldet, um ein Vergängliches opfert. Immerhin, wo uns ein solches Vorkommnis mit Feinheit und zwingender Notwendigkeit geschildert ist, da wird es uns nicht unerschüttert lassen. Aber hier, bei diesem sich mit dem Buddhismus drapierenden Maler, der „bei Buddha" schwört und fortwährend mit seinem „Karma", seinem Verhängnis, um sich wirft, vermag uns nichts recht zu ergreifen. Die Nebengeschichte ist leider uninteressant und in mittelmäßigem Stil erzählt. Ein Buch, das man liest und vergißt — und zwar nicht ungern.

Ebensowenig können Ernst Wicherts: „Mütter"[5]) tiefer berühren. Eine Schwiegermutter, die beim Tode ihrer Tochter dem Witwer das Versprechen abnimmt, nicht mehr zu heiraten, und dadurch schließlich dessen Tod im Wahnsinn herbeiführt, ist für uns — vorsintflutlich. Ein solches Megatherion von Schwiegermutter berührt verwunderlich, und in dieses Wundern mischt sich ein wachsender Aerger. Der Mann, der daran zugrunde geht, ist auch nicht so gezeichnet, daß wir uns sein Schicksal zu Herzen nehmen könnten. Also: wozu eigentlich? „Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen . . .?" — Ja, wie vielen ist es ernst? Man kann sie suchen mit der Laterne. Und wieviel wird übrig bleiben?

Mit um so größerer Befriedigung wird man in dem Novellenband „Mädchen" von Baronesse Falke[6]) einen etwas zähflüssigen, aber immerhin klaren Quell von Begabung finden. Gleich vom ersten Satz an hat man das Gefühl, an einer Hand zu gehen, die einen nicht ungewiß im Nebel herumführt, sondern die weiß, wohin sie lenkt. Die Stärke dieses Talents liegt in dem Aufspüren der Seelenfäden, die nicht die allen erkennbaren Außenseiten des Lebensgeflechtes bilden, sondern die tiefer innen mehr im Dunkeln laufen und doch die eigentliche Struktur bestimmen. So ist denn das psychologische Moment weitaus das wichtigste, wiewohl man nicht sagen kann, daß Stimmungsschilderung und Milieuzeichnung nicht gleichfalls im Vermögen der Dichterin lägen. Gleich am Anfang setzt sie mit einer recht gut geschauten Gewitterstimmung ein, und später finden wir die Schilderung einer kleinen Stadt herb und sachlich. Ueberhaupt: das Herbe und Sachliche eignet dieser Autorin, und daß zuweilen etwas nicht restlos zum Ausdruck gelangt, da und dort auch eine kleine Ungeschicklichkeit stört, ist uns lieber, als wenn sie einen glatten Stil schriebe, hinter dem nichts ist, wie man es bei Frauen, die das Aeußere der Technik mit seltener Geschicklichkeit lernen, nur zu oft findet. — Es sind verschiedenartige Mädchencharaktere in dem Buche skizziert; wirkliche Charaktere, Individuen, keine verwaschenen Puppen. In der Modellierung flächig und kantig, wie man das bei manchen neueren Bildhauern trifft, bergen sie gerade unter diesem, das Weiche und Frauliche Meidenden heimliche Süßigkeiten; so die Ulrike in dem feinen Idyll „Uli". Einzelne dieser Mädchen resignieren; andere sind in der Resignation noch selbstbewußte Kampfnaturen, wie die stolze Petra in „Wie es geht". Eine leichte Animosität gegen den Mann ist der Darstellung dieser Mädchenschicksale nicht abzureden. Emanzipationsgeist glimmt wie ein verborgenes Feuer in dem Buch.

Gleichfalls Mädchennaturen schildert Margarete Kossak in „Krone des Lebens"[7]); sie begnügt sich aber schon mehr mit der schillernden Oberfläche. Ihre Mädchen haben entschieden mehr in die Augen fallende Sinnlichkeit; z. B. die hübsche Finnin Esther in der zweiten Novelle. Ihr Stil ist blühender und fließt leichter; ihre Naturschilderungen sind farbenprächtiger. Aber sie steigt nicht so tief zu den Quellen. Neben vielem Guten, wahr Empfundenen steht auch viel Anempfundenes. Die Schilderungen der nordischen Gestade, der Schären oder des einsamen Island werden auf alle Fälle der Autorin manchen Leser zuführen. Dazu bringt sie für ihre Personen viel Wärme mit, was ohne Zweifel sympathisch berührt. Wer kein Freund von verästelter Problemdichtung ist, sondern sich gerne mit einer augenblicklichen Wirkung begnügt, wird bei dem Buch, das auch sonst klar gezeichnete Menschentypen aufweist, auf seine Rechnung kommen. Vor einem möchte ich noch warnen, nämlich vor outrierten Titeln wie: „Krone des Lebens (Liebe, bist Du!)", oder: „Die höher ist als alle Vernunft", nämlich: die Liebe. Derlei berührt zu mätzchenhaft und gehört einer nachgerade überwundenen Geschmacksperiode an.

„Freundinnen", „Im Lichtmeer", zwei Novellen von A. Noël[8]), fangen ganz nett mit echt wiener Geplausch an; aber man wird des Geplauschs bald müde, und da die Verfasserin es sich mit ihrer Aufgabe gar zu leicht macht, vor allem in der ersten Novelle, so vermag man irgend ein tieferes Interesse nicht zu gewinnen. Reiselektüre, die man genießt zwischen einem Nickestündchen und einem Blick aus dem Coupéfenster... Die Illustrationen sind so schwach, daß sie besser fortgeblieben wären.

[5]) Dresden, Karl Reißner. Ohne Jahreszahl. 290 S.

[6]) Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1904. 269 S. M. 3,—.

[7]) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. 1904. 271 S. M. 3,—.

[8]) Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig. 1904. 206 S. M. 2,—.

Eduard Mörikes Briefe.

Von Harry Mayne (Marburg i. H.).

So liegen denn in zwei gut ausgestatteten Bänden[1]) „Eduard Mörikes Briefe" nun vor. Allerdings war es, wie in den bächtoldschen und zellerschen life and letters-Publikationen über Gottfried Keller und David Friedrich Strauß, geboten, sich mit einer Auswahl zu begnügen, da die Masse des Ganzen viel zu groß und selbstverständlich auch nicht gleichwertig ist. Wer selbst, wie ich, die in Weimar, Stuttgart, Marbach und in vielfachem Privatbesitz zerstreuten Konvolute der mörikischen Korrespondenz durchgelesen und exzerpiert hat, der weiß, welche Mühe den Herausgebern oblag, und muß gestehen, daß diese Auswahl in allen wesentlichen Punkten wohl gelungen ist. Wenn man den Dichter gegen den Vorwurf allzu großer Gemächlichkeit und Indolenz nicht immer in Schutz nehmen kann: als Briefschreiber hat er, wenigstens wo es ihm von Herzen ging, sich nie der Lässigkeit zeihen lassen. Die einzelnen Episteln an Hartlaub (im ganzen vier Quartanten umfassend) füllen oft zahlreiche Bogen. Sie bilden denn auch den eigentlichen Kern dieser Sammlung; sie stehen, rein ästhetisch betrachtet, am höchsten, und sie sind litterarhistorisch am ergiebigsten. Uebrigens sind sie bereits vor ihrer Veröffentlichung durch den Druck biographisch ausgeschöpft worden, sodaß sachlich Neues hier kaum geboten wird.

Die Herausgeber haben eine strenge Arbeitsteilung durchgeführt. Der erste Band gehört ganz Rudolf Krauß, der zweite ganz Karl Fischer. Der erste, 340 Seiten starke Band umfaßt die Jahre 1816—1840 und begleitet den Dichter also bis in sein 36. Lebensjahr. Freilich ein ganz rundes, treues Bild des jungen Mörike erhalten wir leider nicht; denn neben Hartlaub und des

[1]) Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin 1903. Verlag von Otto Elsner. 2 Bände. Preis je M. 4,— (5,—).

Dichters Braut, Louise Rau, sind zwei andere Hauptpersonen seiner Lebensgeschichte nicht vertreten: sein geliebtester Jugendfreund Ludwig Bauer, der innigste Genosse seiner Studentenjahre, und Maria Meyer, die Peregrina seiner Gedichte, die Zigeunerin im „Maler Nolten", das Weib, das er in seinem Leben am leidenschaftlichsten geliebt hat. Die offenbar sehr zahlreichen Briefe Mörikes an Bauer, nach denen auch ich vor Jahren vergeblich geforscht habe, scheinen endgültig als verloren betrachtet werden zu müssen; wir können manches für sie erschließen aus den Antwortschreiben, die, in einem mäßigen Bande vereinigt, das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar bewahrt und von denen einige der schönsten in „Ludwig Bauers Schriften" vom Jahre 1847 abgedruckt worden sind. Aber für Peregrina suchen wir auch nach solchem dürftigen Reflex-Ersatz meist vergebens; denn der Dichter hat in Briefen an seine Schwester Luise und an Bauer Stellen, die zweifellos von ihr handeln, vor seinem Tode sorgsam ausgeschnitten und vernichtet.

In gebührender Ausführlichkeit werden dafür Mörikes Briefe an Luise Rau wiedergegeben, von der er sich nach vierjähriger Verlobung schmerzvoll wieder trennte: wunderschöne Dichterbriefe, voll von Ergüssen des tiefsten und wahrsten Gefühls, durchsättigt von derselben poetischen Fülle und Bildkraft, aus der zu guter Stunde sich seine beste Lyrik herauskristallisierte. Namentlich erfreuen viele köstliche Naturschilderungen. Prachtstücke, wie die Briefe Nr. 18, 68 und 91, sind natürlich immerhin vereinzelt; ja, in der ganzen Ausgabe begegnen, was fast selbstverständlich ist, manche an sich unbedeutende, die, einzeln betrachtet, geradezu langweilen, aber auf die Schnur der biographischen Zusammenfassung gereiht, dennoch ihre Daseinsberechtigung erweisen. Von Mörikes überaus gehaltvollen Briefen an seine Schwester Louise finde ich nur drei aufgenommen; mir ist so, als hätte hier mehr geboten werden können.

Ueber Strauß' Sachkenntnis bedarf es keines Wortes; er zieht hier die Früchte langjähriger fleißiger Bemühungen. Auch seiner Thätigkeit als Herausgeber gebührt viel Lob. Wo ich ihn habe nachprüfen können (wie in dem zuerst von mir publizierten wertvollen Abschiedsbriefe Mörikes an Waiblinger aus dem April 1825, den ich einst von Klara Mörike zum Geschenk erhielt), ist alles Wesentliche in Ordnung. Mehrfach nur weicht die Sperrschrift des Druckes von der der Handschriften ab; dagegen ist die durchgeführte Modernisierung nicht zu beanstanden. Dazu hat Krauß scharfe Gruppeneinschnitte gemacht und epitomatisch kurze Skizzen über das Biographische der einzelnen Perioden beigesteuert, und zwar geschickter als Bächtold, der es sich nicht versagen konnte, oft schon an solcher nur räumlich übergeordneten, sachlich aber untergeordneten Stelle die fettesten Bissen aus den folgenden Briefen als Naschproben zu servieren. Daß die Fußnoten so sparsam wie möglich angebracht sind, ist durchaus zu billigen; aber die „Bedbedei" auf S. 46 z. B. hätte doch wohl als tübinger Stiftlerkneipe vorgestellt werden müssen. Auch daß Krauß nicht alle Briefe in ihrer ganzen Ausdehnung darbringt, teils um Uninteressantes, teils um weniger Erfreuliches bei Seite zu lassen, war sein gutes Recht; aber er läßt auch Lücken, wo sie nicht nötig sind. Wir wissen ja doch, daß Mörikes älteste Schwester kurze Zeit mit Rudolf Lohbauer versprochen war; weshalb also auf S. 6 drei Punkte an der Stelle von dessen Namen! Ebenso erkennt jeder, der in diesem Milieu Bescheid weiß, in dem von den Stiftlern oft arg gehänselten „Violoncellisten K . . ." (S. 44) den herzensguten und trefflichen Käferle, der in Straußens späteren Briefen eine so sympathische Rolle spielt. In dem Briefe Nr. 30 an Lotte Späth, in dem Mörike den Tod seiner Schwester berichtet, steht auch eines der wichtigsten Selbstzeugnisse des Dichters über Maria Meyer, das Krauß übergeht; ferner erzählt Mörike da,

Hofphot. Kratt, Karlsruhe.

Eduard Mörikes Pfarrhaus in Cleversulzbach.

er habe auf seiner sterbenden Schwester Frage: ob er auch einen rechten Glauben an den Heiland habe, nicht frischweg antworten können. Eine für den Geistlichen Mörike so bezeichnende Aeußerung brauchte aus Gründen einer falschen Pietät um so weniger vorenthalten zu werden, als sie in meiner Biographie bereits gedruckt worden ist.

Sehr erwünscht sind hinwiederum die Register des Herausgebers, die über die einzelnen Briefempfänger, die Chronologie, die Fundorte und die Druckorte der schon früher veröffentlichten Briefe, sowie über weitere gedruckte, aber nicht aufgenommene Schreiben aufs kundigste unterrichten.

Der zweite Band entspricht in seiner Anlage durchaus dem ersten; er umfaßt 246, jener 153 Briefe, die man wohl des einfacheren Zitierens wegen hätte durchzählen sollen. Ebenso bedeuten die doppelten Register in beiden Bänden eine erschwerte Benutzung. Auch im zweiten Bande stehen die Briefe an Hartlaub in erster Reihe; alsdann sind ihm vor allem die Mörikes an seine zweite Braut und spätere Frau zugute gekommen, die Marie Bauer im letzten Jahre (erst in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung", sodann als Sonderveröffentlichung: München 1903, 71 S.) herausgegeben hat. An die Liebes- und Freundschaftsbriefe des ersten Bandes reichen beide Gruppen freilich nicht heran, denn das Verhältnis zwischen Mörike und Hartlaub empfing, gerade durch des ersteren Ehe mit Gretchen v. Speeth, bekanntlich einen tiefen Riß, der nie wieder ganz zuheilte, und diese Ehe selbst ließ ja auch bald das erhoffte Glück vermissen und verdüsterte des Dichters letzte Jahre. Sehr schön und interessant sind dafür die uns aus Bächtolds Publikationen längst vertrauten Schreiben an die wahlverwandten Kunstfreunde Theodor Storm und Moriz v. Schwind, denen sich andere berühmte Adressaten, wie Geibel, Heyse, Auerbach, Hebbel, Uhland, Vischer, anreihen. Da die Gegenbriefe der beiden erstgenannten fast wertvoller und jedenfalls zahlreicher sind, als die mörikeschen, wird man im Einzelfalle doch stets zu Bächtold zurückkehren.

Auch Fischers „Epitomae", Fußnoten und Herausgeber-Nachweise am Schlusse des Bandes sind im ganzen richtig und zweckentsprechend. Die Geheimnisthuerei mit bekannten Namen fällt indes auch hier auf. Zumal die Dinge jetzt über sechzig Jahre zurück liegen, hätte man z. B. in dem Briefe Nr. 40 die Namen der Frau v. Hügel, Theobald Kerners und der Frau v. Suckow meines Erachtens ruhig ausdrucken sollen. Solche vieldeutigen Lücken beirren den Forscher nur oder führen ihn gar auf falsche Fährten. Und wenn der Herausgeber konsequent sein wollte, so hätte er gewiß auch auf Seite 174 den Namen des noch lebenden Theobald Kerner unterdrücken müssen.

Im Register der mörikeschen Werke fehlt z. B. seine Waiblinger-Ausgabe, auf die Seite 27ff. und Seite 40 Bezug haben; das „Verzeichnis weiterer gedruckter, in diesen Band nicht aufgenommener Briefe Mörikes" läßt die des Dichters an seine Schwester Clara vermissen, die ich als Geschenk der letzteren besitze und im vergangenen Jahre in der Nationalzeitung (Sonntagsbeilage, Jahrg. 1903, Nr. 34ff.) veröffentlicht habe. Auch wären die Einzelnachweise vielleicht reichlicher und vollständiger ausgefallen, hätte der Herausgeber sich überwinden können, auch meine zahlreichen, von ihm natürlich wohlgekannten und zum Teil verwerteten Mörike-Publikationen zu Belegen heranzuziehen; er zitiert indes prinzipiell s e i n e Mörike-Biographie, das Possessivum in etwas scherzhaft anmutender Sperrschrift eifersüchtig betonend. Nur einmal glaubt er den Lesern doch auch meinen Namen nicht verschweigen zu dürfen: er teilt ihnen nämlich auf Seite 249 mit, daß ich einst in einer Briefpublikation der „Deutschen Rundschau" einen mir in Mörikes Handschrift zugangenen Brief diesem vorübergehend fälschlich zugeschrieben habe; daß ich den wohl recht verzeihlichen Irrtum am selben Orte kurz darauf von selbst zurückgenommen habe, scheint weniger wichtig zu sein.

Auf Fischers Textwiedergabe möchte ich nicht in jedem einzelnen Falle schwören; auf Seite 210, Zeile 9f. muß es jedenfalls heißen: „Das von Mergentheim u n s unauslöschlich in das Herz geschriebene Heiliggeist-Lied" statt: „D. v. M. a u s ꝛc."; so lesen auch Bächtold (Deutsche Dichtung", Bd. 11, S. 79) und Marie Bauer den bereits zweimal gedruckten Brief. — Zu Nr. 210 (S. 292 ff.) besitze ich übrigens die genaue Kollation einer weimarer Original-Handschrift, die von der hier zugrunde gelegten der stuttgarter Landesbibliothek mehrfach abweicht.

Noch eine kleine Anmerkung. Band 2, Seite 182 erzählt Mörike, daß das „Buch Nehemia" ihn unerwartet poetisch angeregt habe. Eine Nachprüfung ergiebt keinen unzweideutigen Niederschlag; höchstens könnten die dort vorkommenden Namen Jedadja (Kap. 3, V. 10) und Sechanja (Kap. 3, V. 29; vgl. auch Sebancha in Kap. 9, V. 5), was auch chronologisch gestützt wird, die Namensform Jedanja in der „Hand der Jezerte" zu Wege gebracht haben. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich darauf hingewiesen, daß die sich schwarz färbende Hand der Naïra in derselben Wundererzählung ja ein Motiv des goetheschen „Märchens" verwertet.

Doch genug. Die Herausgeber haben sich durch ihre reiche und mühevolle Sammlung ein schönes Verdienst um die Kenntnis Mörikes erworben, der somit bei seinem, am 8. September zu begehenden 100. Geburtstage, im Gegensatze zu manchem nicht minder bedeutenden Dichter, der litterarhistorischen Forschung und zugleich einer immer größer werdenden Gemeinde genießender Verehrer im weitesten Umfange gewonnen sein wird.

Das gemeinsame Grab von Schillers und Mörikes Mutter in Cleversulzbach.

Shakspere-Schriften.

Von E. v. Sallwürk (Karlsruhe).

1. Leben Shakspeares. Von Robert Hessen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1094. XII, 411 S. 8°.
2. Shakspere-Rätsel. Von Eduard Engel. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1904. 178 S. 12°. M. 2,—.
3. Shakspere-Brevier. Von H. Siegfried. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1903. 176 S. 16°. M. 3,—.
4. Shakspeares Dramen. Eine Auswahl für das deutsche Haus von L. C. Wattendorff. 2. Auflage der Ausgabe von Dr. A. Hager. 5 Bde. XIV, 505, 409, 499, 698, 523 S. 12°. Freiburg i. Br., Herder. 1903.

Den sonderbaren Leuten, die bei der Annahme sich nicht beruhigen können, daß Shakspere selbst der Verfasser seiner Werke sei, muß man zeigen, daß er eine in der Litteratur gut bezeugte Persönlichkeit gewesen sei, die man nicht ohne weiteres zur Seite schieben kann. Es ist daher sehr zu billigen, wenn W. Hessen, der Verfasser der neuen Shaksperebiographie, den wir aus seiner „Dramatischen Handwerkslehre" kennen, sich entschlossen hat, „die gesamte biographische Masse", die hier in Frage kommt, „restlos in einer fortlaufenden Erzählung aufgehen zu lassen" (S. V). Es ist so ein tüchtiges und anziehendes Buch zustande gekommen, das auch nach Ten Brinks und Brandls Darstellungen willkommen sein muß. Hessen ist ein Mann von Temperament, wie seine Ausführungen über die Gründe, die die Bürger von Stratford veranlaßt haben, eine Lateinschule zu halten (S. 15), über Miltons „Unlogik" (S. 374) und das wohl allzu scharf gezeichnete Bild der Königin Elisabeth zeigen (S. 52 f.). Aber in der Darstellung des Lebensganges seines Helden bewahrt er eine bemerkenswerte Nüchternheit, und am Ende sind die allzu ruhigen Naturen für die Beurteilung von so außerordentlichen Erscheinungen wie Shakspere überhaupt nicht die befähigtsten. Die Aufgabe, die Schöpfungen eines Dichters als den inneren Teil seines Lebens darzustellen, verlangt mehr, als was der fleißige Chronist leisten kann, und wir erhalten aus Hessens Buch den wohlthuenden Eindruck einer durchaus einheitlichen, ihr Problem glücklich erschöpfenden Arbeit. Die Einreihung der Dramen in die Lebensgeschichte des Dichters ist in überzeugender Weise vollzogen, und die ästhetische Würdigung der einzelnen Dichtungen bekundet feinen Sinn und technische Erfahrung. Die Sonette hat der Biograph, wie es seine Pflicht war, ausgebeutet, und hier geht er uns etwas zu weit in seinen Deutungen, besonders hinsichtlich der dark lady und deren „räucherigem" Atem, den Hessen auf Tabakgeruch zurückführt. Doch ist er hier wieder sehr zurückhaltend in der Erklärung der immer noch rätselhaften, aber eigentlich belanglosen Widmung der Sonettensammlung durch den Buchdrucker. Hessen ist auch nicht der Ansicht, daß Shakspere in Italien gewesen sei (S. 116); daß er des Italienischen mächtig gewesen, wird dann freilich nicht so wahrscheinlich, wie es dem Verfasser erscheint (S. 92). Im Hamlet erkennt er Reflexe der Schicksale des Hauses Essex wie Hermann Conrad; in der Auffassung der Hamletfigur kann man ihm beipflichten: er betont, daß Hamlet nicht der zum Handeln unfähige Mensch sei, für den ihn die Kritik solange gehalten habe, zieht aber aus dem Auftrag, die Mutter zu schonen, den Hamlet von seinem abgeschiedenen Vater erhalten hat, zu weitgehende Folgerungen. Ob man in dem bekannten Verse: the time is out of joint (den Hessen übersetzt: die Zeit ist ausgerenkt — verdammte Tücke, daß ich geboren ward, sie rechtzurücken) an die Welt denke, die aus den Fugen geraten sei, oder an die Zeit: der Schlüssel zur Hamletfrage liegt doch in diesen Worten. Heinrich VI. hält Hessen für „das Werk eines bereits gereiften Dramatikers" (S. 97); er läßt ihm daher eine Reihe von Komödien und die erste Fassung von Romeo und Julia vorausgehen, wie er überhaupt der Verteilung der Dramen auf die verschiedenen Lebensperioden des Dichters eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Dagegen möchte er nicht den ganzen Heinrich VIII. unserem Dichter zuschreiben.

Den Menschen Shakspere weiß uns Hessen ohne psychologische Grübelei nahe zu bringen. Er war ein wilder Knabe und ein unternehmungslustiger Jüngling, ein Mensch mit lebhaftem Sinn und offenem Auge, dem „jedes Gebiet des nationalen Lebens bis in die geheimste Ecke vertraut" geworden ist (S. 18); die Falstaffigur stellt die Höhe seines übermütigen Dichterhumors dar; der Hamlet zeigt seine Wendung zu schwererer Lebensauffassung, die schon im Julius Cäsar sich ankündigt; nach Antonius und Cleopatra ringt die angeborene Heiterkeit seines Wesens sich wieder durch; Prospero im Sturm führt uns den Künstler in verklärter Vollendung vor, und am Ende ruht er in der alten Heimat, „wie er trotz aller Freundlichkeit seines Temperaments im tiefsten Innern gelebt haben wird — allein" (S. 359).

Hessen schreibt lebhaft und anschaulich; akademische Glätte erstrebt er nicht. Sein Buch ist mit einer Reihe photographischer Bilder geschmückt, die uns den Dichter und seine Heimat vor Augen stellen. Unter den Bildnissen fehlt leider das einzig zuverlässige, das so eigen anmutet, das Flowersche.

Engel stellt sieben Aufsätze zusammen, von denen einige sich mit der Bacontheorie beschäftigen, die er gründlich abweist: der Dichter und der Schauspieler Shakspere seien bekannt genug gewesen; er habe auch eine viel umfassendere Bildung besessen als die Baconschwärmer annehmen. Das muß alles zugegeben werden; doch folgt daraus nicht, daß man den Verfasser des Novum organum so geringschätzig behandeln darf, wie es Engel thut, der ihn einen „litterarischen Banausen" nennt (S. 122), weil sein ästhetischer Geschmack nicht ausgebildet war. Im Gegensatz zu Hessen, an den Engel manchmal erinnert, ist er geneigt, eine italienische Reise seines Dichters anzunehmen. Wenn er ihn aber in einem anderen Aufsatz mit Pommern in Beziehung bringt, so geschieht es nur, weil englische Komödianten dort im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gespielt haben; wahrscheinlich ist es nicht, daß Shakspere in ihrem Repertoire sich befunden habe. Zum Schlusse schildert Engel in novellistischer Manier, wie der Othello entstanden sein könne. — Warum Engel seinem alten Groll gegen die „aufgeblasenen Philologen unserer Tage" (S. 87, S. 9) immer noch nicht entsagen mag, ist uns unbekannt.

Die Sammlung von Kernsprüchen aus Shakspere, die Siegfried bietet, ist mit Geschmack zusammengestellt. Sie ordnet die Stellen nicht nach den Materien wie die Sammlung von Hohnerlein, sondern nach den Stücken, denen sie entnommen sind; doch sind nicht alle Dramen nach Gebühr bedacht: aus dem Sturm z. B. ist garnichts geschöpft. Da und dort ist der Text nicht genau, so S. 68 f. (Hamlet I, 3): „in der früh' und frischem Tau" statt „in der Früh'" und „hat Tugend immer Streit" statt „innern Streit" (to itself rebels). Solche Sammlungen muß freilich der Liebhaber für seinen Geschmack und sein Bedürfnis sich selbst zusammenschreiben.

Hager-Wattendorffs, mit dem Flowerporträt geschmückter Familien-Shakspere giebt zwanzig Stücke nach dem teilweise korrigierten Texte der schlegel-tieckschen Uebersetzung. Das ist genug, um den Dichter kennen zu lernen; es sind neun Historien, fünf Tragödien, vier Komödien, zwei Märchenspiele. Statt des immer noch bestrittenen Heinrichs VIII. hätten wir freilich lieber den Othello gesehen, der wie Antonius und Cleopatra, Maß für Maß und Cymbeline fehlt. Doch ist weder Auswahl noch Redaktion engherzig oder überängstlich. Die für die „Gründlinge" berechneten Stellen, die gestrichen sind, enthalten keine wesentlichen Züge. Zu vorsichtig ist der Herausgeber nur gewesen in der Entscheidung litterarischer Fragen. In der die Sammlung einleitenden, sehr angenehm geschriebenen und eingehenden Biographie quält er sich lange mit der fast gegenstands-

losen Frage ab, ob Shakspere Katholik gewesen sei; er läßt sie aber schließlich unentschieden. Ebenso wagt er es nicht, zwischen den gegenwärtig umlaufenden Ansichten über die Veranlassung der shakspereschen Sonette, über die er genau berichtet, einen Ausschlag zu geben. So läßt er es auch auf sich beruhen, ob der Dichter in Italien gewesen sei oder nicht. Nur gegen die Bacontheorie spricht er sich mit voller Bestimmtheit aus. Maßvoll ist auch das ästhetische und historische Urteil des Herausgebers. Wir können nur dem nicht beipflichten, was S. 97 des ersten Bandes über Goethes Verhältnis zu dem großen Briten gesagt ist. Die den einzelnen Stücken beigegebenen Einleitungen bringen das Wesentliche in guter Darstellung; doch hätte in der Einleitung zum Hamlet, auch mit Rücksicht auf den deutschen Hamlet, über die erste Quartausgabe mehr gesagt werden sollen. Aehnliches ist über die jeden Band schließenden Anmerkungen zu sagen. Warum in Hamlet II, 1 a heart unfortified ein Herz „ohne Religion" sein soll, da doch als Synonym a mind impatient dabei steht, ist nicht einzusehen. — Wir geben diesem Shakspere fürs Haus den Vorzug vor den andern uns bekannten Veranstaltungen dieser Art.

Meredith in Deutschland.

Von **Frieda Freiin von Bülow** (Berlin).

Die Erfolge der Oscar Wilde und Bernhard Shaw haben die Aufmerksamkeit wieder der modernen englischen Litteratur zugewendet. So ist es zu erklären, daß auf einmal gleich zwei unserer angesehenen Verlagsfirmen damit beginnen, die Romane des 1828 geborenen Engländers George Meredith in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Beide haben mit dem Buch, dessen englischer Titel „the Ordeal of Richard Feverel" heißt, den Reigen eröffnet*). Es ist einer der ersten Romane des Autors und gilt in England als litterarisches Meisterwerk, welcher Ruhm indessen nicht hinderte, daß es neunzehn Jahre brauchte, um eine zweite Auflage zu erleben, ein buchhändlerischer Erfolg, der der Uebersetzung bei dem fischerschen Verlag schon im ersten Halbjahr beschieden gewesen scheint. Jede der beiden deutschen Ausgaben hat übrigens ihre besonderen Vorzüge, die den kauflustigen Leser bestimmen können, sich für die eine oder die andere zu entscheiden. J. C. C. Bruns hat die gediegenere Ausstattung — besseres Papier, schöneren Druck — und einen im Verhältnis sehr mäßigen Preis, 4 Mark für den starken Band. Aber der brunssche Uebersetzer hat in dem löblichen Streben nach Genauigkeit dem Geist der deutschen Sprache übel Gewalt angethan. Das Englisch des Meredith liest sich schwerer als das gewöhnliche moderne Englisch, weil der Verfasser es liebt, sich nicht einfach, sondern in Umschweifen auszudrücken und die Dinge, statt sie bei ihrem Namen zu nennen, ironisch zu umschreiben. Er ist gewiß recht schwer zu übersetzen; immerhin kann auch sein schwerfälliges, etwas beladenes Englisch in klares Deutsch gebracht werden, wie Julie Sotteck, die Uebersetzerin der fischerschen Ausgabe, es gethan hat. Um für diese Behauptung pflichtschuldig Belege zu bringen, brauche ich das Buch nur beliebig aufzuschlagen. Da lese ich Seite 147: „Morgen wird dieser Ort ein Gedächtnis haben." Julie Sotteck schreibt natürlich „Erinnerung". Seite 192 schreibt F. P. Greve: „‚auf Ehre' — bezwingt Adrian seine Züge, zu bemerken — ‚ich glaube'" u. s. w. Ist das deutsch? Auf der folgenden Seite heißt es: „Es war jedem Jüngling natürlich, wenn er, so schnell er konnte, einer solchen Tafel der Mägen entfloh." Versteht das jemand? Dagegen wird der Sinn sofort klar, wenn wir dieselbe Stelle bei Julie Sotteck in der fischerschen Ausgabe nachlesen. Da heißt sie: „Es war nur natürlich, wenn ein Jüngling versuchte, solchen Magengesprächen so schnell wie möglich zu entfliehen." Noch ein Beispiel von derselben Seite. F. P. Greve schreibt: „Adrian ertrug sein Benehmen voll Rücksicht, bis ihn ein Brief des Barons, der das Haus und das mütterliche System der Mrs. Caroline Grandison schilderte und das unreife Korn der Hoffnung in ihrer jüngsten Tochter, anspornte, an seine Pflicht zu denken" u. s. w. Etwas freier, aber verständlicher übersetzt Julie Sotteck: „Adrian hatte rücksichtsvolle Nachsicht mit Richards Benehmen, bis ihn ein Brief des Barons, in dem dieser das Haus und das mütterliche Erziehungssystem einer Mrs. Caroline Grandison und die hoffnungsvollen Aussichten ihrer jüngsten Tochter beschrieb, dazu aufrüttelte, an seine Pflicht zu denken" u. s. w.

F. P. Greve hält sich an den Wortlaut, Julie Sotteck mehr an den Sinn desselben. Dafür erlaubt sie sich allerdings ziemlich viel Freiheiten im Kürzen und Fortlassen. Einmal unterschlägt sie ein ganzes Kapitel. Für Litteraturfreunde, denen es um eine möglichst genaue Wiedergabe des Originals zu thun ist, würde es sich daher empfehlen, trotz der ungeschickten Uebersetzung sich an die wortgetreue brunssche Ausgabe zu halten, während die, denen es auf gutes, lesbares Deutsch ankommt, bei der anderen besser fahren.

Die fischersche Ausgabe enthält als Einführung eine litterarisch-biographische Skizze von F. Sefton Delmer, die von Meredith als dem genialsten unter den englischen Romandichtern des viktorianischen Zeitalters spricht, dessen Bücher von einer scharfsinnigen und löblichen Minorität seiner Landsleute als unsterbliche Meisterwerke der englischen Litteratur längst begrüßt worden seien. „Ein Dichter," schreibt F. Sefton Delmer, „so reich an Gedanken, an Humor und Phantasie, so großartig echt und tief im Schildern des menschlichen Schicksals, darf seine Wirkung nicht durch die Grenzen seines Vaterlands beschränkt finden."

Mir für mein Teil scheint es, als müsse das Kulturpsychologische in den Romanen Merediths lebhafter interessieren als das eigentlich Dichterische oder Künstlerische. Georges Meredith ist ein typischer, ein klassischer Vertreter moderner englischer Höhenkultur. Er ist Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Geist, sein Humor, seine Satire, seine Sentimentalität, seine Auffassung von Sitte und Sittlichkeit, alles das ist so englisch wie möglich. Obwohl er diesen stock-englischen Geist in seinen Büchern angreift und verhöhnt, ist er selbst davon durchtränkt und sein Produkt.

Das moderne Engländertum der besitzenden Klassen krankt daran, daß es sich das Leben zu methodisch und zu bequem eingerichtet hat. Es hat die praktischen Ueberlieferungen vergangener Geschlechter zu Dogmen erhoben und an diese alles Lebende festgekettet. Seinem zielbewußten nüchternen, von wachem Wirklichkeitssinn getragenen System gelang es, eine überaus kräftige, einheitliche Rasse zu züchten und Unsummen von Kraft anzusammeln. Um dies zu können, mußten viele Wege abgesperrt werden, auf denen Kraftüberschuß einen natürlichen Ausfluß finden würde. Nun steht der gesunde, muskelstarke, praktische Engländer da, kennt seine Moralvorschriften auswendig und weiß ums Himmels Willen nicht, was er mit seiner Lebensenergie eigentlich anfangen soll! In sein so trefflich eingerichtetes Erdenheim hat sich ein Gespenst eingeschlichen: die Langeweile. Fast alles, was von Engländern heute gethan, gesagt, geschrieben, erfunden und angezettelt wird, macht den Eindruck einer ebenso krampfhaften wie vergeblichen Anstrengung zur Austreibung dieses Gespenstes entsprungen zu sein. Aber das lähmende Unding hockt in

*) Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes. Von George Meredith. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. Preis: brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. — Richard Feverel. Eine Geschichte von Vater und Sohn. Von George Meredith. Autorisierte Uebersetzung von Julie Sotteck. Berlin 1904, S. Fischer Verlag.

allen Winkeln, dehnt sich an den Kaminfeuern, sitzt mit am Tisch, schreitet mit nach den Tennisplätzen, deren glattgewalzte, rechtwinklige Physiognomie eine bemerkenswerte Aehnlichkeit mit ihm verrät, gähnt aus allen Büchern heraus. Man vergleiche nur einmal in Gedanken einen Roman Leo Tolstois oder Dostojewskis oder Gorkis mit den Romanen von Meredith. Welcher Ueberschuß von stark pulsierendem Leben bei den Russen inmitten von Armut, Begriffsunklarheit und halber Barbarei! Welche Oede und Leere bei den Engländern im Reichtum, Wohlleben und bestgeordneten Zuständen! Es ist, als suche der Russe sein inneres Leben zu schützen vor den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Gemütsbewegungen, als suche er, um das alles bewältigen zu können, nach Sammlung und Stille. Der Brite dagegen schaffe künstlich Schwierigkeiten — ähnlich dem virtuosen Sportsmann —, um sich nur wieder ein wenig lebendig zu fühlen. Ich glaube, daß er ein großes, äußeres Unglück im heimlichen Herzen noch als Wohlthat begrüßt, weil es ihm in seine seelische Stagnation etwas Luftzug bringt.

In „Richard Feverels Prüfung" erzählt Meredith von einem reichen Landedelmann, der seinen einzigen Sohn nach einem von ihm genau durchdachten System zum vollkommenen Idealtyp des vornehmen Briten erziehen will. Alles geht nach Theorieen. Das kräftige Naturell des Knaben Richard schlägt der väterlichen Weisheit mehr als ein Schnippchen, ohne daß sich der philosophische Baronet irremachen läßt. Als Richard zum Jüngling heranwächst, sieht sich der Vater unter den Töchtern des Landes nach einer ebenbürtigen Lebensgefährtin für sein Juwel um, d. h. nach einer jungen Britin ohne Fehl und Tadel. „Wenn Sie einen Vollblut-Araberhengst hätten, würden Sie ihn mit einem Droschkengaul kreuzen?" fragt Sir Austin einen Freund, der ihm anempfiehlt, die Gesellschaft zu nehmen, wie sie einmal sei, und nicht gar zu hohe Anforderungen zu stellen. Indessen lernt der achtzehnjährige Musterjüngling auf seinen Streifereien in der Nachbarschaft des väterlichen Schlosses die liebreizende Nichte eines Farmers kennen, und die jungen Leute lieben sich auf den ersten Blick glühend. Vergebens sucht der Baronet, der dahinter kommt, das Paar zu trennen. Der Zufall kommt den Liebenden zu Hilfe. Richard entführt seine Lucy, läßt sich in London heimlich mit ihr trauen und reist vergnügt mit ihr in die Welt hinaus. Aeußerlich ist er in nichts behindert, da ihm eine reiche Großtante soviel Bankchecks zustellt, wie er haben will. Der schwergetäuschte Vater setzt nun Intriguen ins Werk, um das Paar noch nachträglich zu trennen und um seinen Sohn einigen Charakterprüfungen zu unterziehen. Richard fängt sich in den ihm gelegten Netzen und zeigt sich hinfort als von jedem gesunden Instinkt aufs kläglichste verlassen! Die Machenschaften des wohlmeinenden Vaters und die moralischen Skrupel des Sohnes, die stärker sind als jede natürliche Empfindung, bringen es schließlich fertig, blühendes Glück zu zerstören. Das Buch ist eine bittere Satire auf Theorie und Systematik. Gebt mir natürliche, einfache Menschen! ruft Meredith. Die Klugheit der ungebildeten, einfältigen Köchin Mrs. Berry, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, steht ihm weit höher, als die Philosophie seines geistreichen Baronet. Meredith ist am stärksten, wo er ironisch ist, und er entfaltet dabei geistvollen Humor. Ganz köstlich gezeichnet sind die Figuren des magenkranken alten Epikuräers Higgiers, des blasierten, cynisch-gelassenen Bonvivants und Raisonneurs Adrian, des Rechtsanwalts Thompson, der die Welt durch sein Glas Portwein betrachtet und sie unmöglich schwarz sehen kann, solange der Portwein noch so gut ist, und andere mehr. Der Roman ist auch reich an tiefsinnigen Aphorismen, guten Beobachtungen, witzigen Einfällen. Merediths Bücher sind keine ganz leichte Lektüre, aber lohnend. Wir dürfen der Weiterführung der deutschen Ausgaben mit Vergnügen entgegensehen.

Echo der Zeitungen

Tantièmen.

Von Ludwig Fulda (Charlottenburg).

Das ist nun bereits eine feststehende Legende geworden. Nämlich, es giebt heutzutage kaum eine bequemere und leichtere Methode, um zu fabelhaften Schätzen zu gelangen, als die Bühnenschriftstellerei. In unzähligen kritischen Organen wird es immer wieder versichert, und von unzähligen Glücksjägern wird es geglaubt. Wie die Goldmacher des 17. Jahrhunderts sich nicht ausreden ließen, daß man nur eines bestimmten Kniffes bedürfe, um einen beliebigen wertlosen Stoff in blinkendes Edelmetall zu verwandeln, so setzen heute Tausende — ja, unübertrieben Tausende — ihre Hoffnung, oft ihre einzige, oft ihre letzte Hoffnung darauf, den begünstigten Bühnenautoren ihr einträgliches Geschäftsgeheimnis abzugucken. Ein wenig Routine, ein wenig schlaue Berechnung — man kann es ja tagtäglich lesen, daß nicht viel mehr dazu gehört, damit die Klumpen eitlen Goldes aus der Retorte herausspazieren. In diesem besonderen Fall heißen sie Tantièmen. Das harmlose Fremdwort, das ursprünglich ganz allgemein jeden Gewinnanteil bezeichnet, erhält, auf die Einnahmen aus dramatischen Werken bezogen, einen verwirrenden Zauberklang. Das Wunschhütlein und der Säckel Fortunas sind armseliger Bettelkram gegen die unversiegbaren Euter der melkenden Kuh, zu der von den modernen Dramatikern die Kunst herabgewürdigt wird. Der Tempel der Musen ist zur Börse entweiht, und den vielen, die von der fetten Beute nichts abbekommen, bleibt wenigstens die Erleichterung, die wenigen Bevorzugten recht gründlich verachten zu dürfen.

Ist die Beute wirklich so fett? Ist sie wirklich so leicht zu erjagen? Braucht man, um ein erfolgreicher Theaterdichter zu werden, in der That nichts anderes zu sein, als ein kalt berechnender Geschäftsmann, ein geriebener Spekulant, mit einem Wort, ein „Tantièmenschinder"? Oder wie konnte sonst diese Legende entstehen, die zahllosen Unberufenen verhängnisvoll wird und manchem Berufenen die reine Schaffensfreude vergiftet?

Ganz gewiß, die Verquickung nicht nur der künstlerischen, sondern überhaupt jeder höheren geistigen Thätigkeit mit dem Gelderwerb hat stets für die Ausübenden sittliche Gefahren, für die Empfangenden sachliche Nachteile im Gefolge. Man könnte sich einen idealen Zustand denken, wo der Künstler vom Staat ernährt wird und im übrigen ohne Rücksicht und ohne Aussicht auf Verdienst seine Werke schafft, weil und wie er sie schaffen muß. Aber dieser ideale Zustand wird leider vor dem Eintritt des goldenen Zeitalters sich schwerlich verwirklichen lassen; unter den heutigen Verhältnissen wäre er sogar nicht einmal wünschenswert. Noch immer besser, daß der Künstler in seiner materiellen Existenz von den Launen des Publikums abhängt, als von der Gnade eines Fürsten oder von dem offiziellen Geschmack einer Regierung.

Solange wir in einer kapitalistischen Weltordnung leben, wäre es daher absurd, irgend einer Arbeit ihren Lohn zu verargen. Vielmehr gilt es als gutes Recht für jeden, der einem Beruf seine ganze Kraft und seine ganze Zeit widmet, daß er hierdurch die Mittel zu seinem Unterhalte erwirbt. Selbst die Catonen, die in schriftlichen Ausführungen über Tantièmenschinderei wettern, werden für solche schriftlichen Ausführungen honoriert, ohne daß man ihnen vorwirft, sie schrieben dergleichen nur um des Honorars willen. Die Bühnenschriftsteller sind wohl die einzige Menschenklasse, gegen die fortwährend und in allen Tonarten, von der scherzhaften bis zur gehässigen und von der spöttisch hechelnden

bis zur sittlich entrüsteten, die öffentliche Anklage erhoben wird, daß sie mit ihrer Berufsarbeit Geld verdienen. Offenbar also verdenkt man ihnen nicht ihre Einnahmen an sich, sondern nur deren Höhe. Offenbar beschuldigt man sie nur darum der Gewinnsucht, weil die Fülle ihres Gewinns dazu angethan erscheint, die Gewinnsucht zu reizen.

Man verweist dabei geflissentlich auf vergangene Zeiten. Man hebt hervor, daß es den großen Dichtern einst weniger gut erging, als manchen ihrer heutigen kleineren und kleinsten Kollegen. Aber wie beschämend es auch für die Zartfühlenden unter diesen sein mag, dank ihrer späteren Geburt die Früchte des Fortschrittes zu genießen, wer möchte deshalb die Rückkehr zu dem glücklich überwundenen Jammer früherer Jahrhunderte befürworten? Wer möchte den gesetzlichen Schutz des geistigen Eigentums wieder aufgehoben wissen? Wer die Beglaubigung echter Künstlerschaft wieder von einer Hungerkur abhängig machen? Die Härten und Schnödigkeiten versunkener Geschlechter können wir den großen Toten nicht vergüten; aber sollen die Lebenden dafür büßen? Will man es nicht lieber in den Kauf nehmen, daß ein Dutzend Stümper reichlich zu essen hat, als daß ein einziges wahrhaftes Talent oder gar ein Genie in dem Verzweiflungskampf ums tägliche Brot sich aufreibe?

Man wird einwenden, daß auch heute noch das Genie oft karger belohnt wird als die Mittelmäßigen und Minderwertigen, und daß darin ein schreiendes Mißverhältnis liegt. Unleugbar, das berechtigte Verlangen, daß der Erfolg eines Bühnenwerkes seiner Bedeutung entspreche und der höchste Preis der höchsten Leistung vorbehalten bleibe, wird nur selten erfüllt. Wer aber ist an dieser betrüblichen Thatsache schuld? Doch nicht der Verfasser von schlechten Stücken, sondern ausschließlich das Publikum, dem schlechte Stücke besser gefallen als gute. Der Konsument, nicht der Produzent bestimmt den Absatz. Folglich sollte man nicht sowohl dem Produzenten vorwerfen, daß er mit mangelhafter Ware Geld einnimmt, als dem Konsumenten, daß er Geld dafür ausgiebt. Aber selbst die kritische Erziehung des Publikums, die allgemeine Veredlung des Geschmacks wird nicht verhüten, daß die Bühne in ihrer Eigenschaft als Masseninstitut sich immerdar gegen solche dichterische Feinarbeit spröde erweisen wird, die man nach Hamlets unsterblichem Wort „Kaviar fürs Volk“ benennt. Das privilegierte Häuflein der Kaviaresser wird im Theater zumeist von der überwältigenden Majorität der Kartoffelesser erdrückt werden, und wenn jene auch im stolzen Bewußtsein ihrer geistigen Zahlungsfähigkeit auf diese herabblicken dürfen, so werden sie es doch kaum jemals durchsetzen, daß der Kaviar als Volksnahrung die Kartoffel verdrängt.

Und wie steht es in Wahrheit mit dem Goldregen aus, der sich im Zeitalter der Tantièmen über gerechte und ungerechte Stückschreiber ergießt? Die Zahl derer, die von den Erträgnissen der Bühnenschriftstellerei überhaupt leben können, ist noch immer sehr gering; geradezu verschwindend aber die Zahl derer, die auf diesem Weg zum Reichtum oder nur zum Wohlstand gelangen. Das Einkommen der beliebtesten und meistgespielten deutschen Theaterdichter erscheint bescheiden, an französischen, englischen und amerikanischen Maßstäben gemessen. Es wird aber auch von den Erträgnissen anderer künstlerischer Berufe in den Schatten gestellt. Kein lebender deutscher Dramatiker erreicht zum Beispiel die Einkünfte mancher herumreisenden Virtuosen oder berühmten Maler; keiner auch erreicht den Gewinn, mit dem die geistige Arbeit vielbegehrter Aerzte, wissenschaftlicher Entdecker und technischer Erfinder belohnt wird. Dennoch pflegt man solchen Malern, Aerzten, Gelehrten und Technikern nicht die Höhe ihres Verdienstes nachzurechnen, um die Sauberkeit ihrer Motive in Zweifel zu ziehen.

Ein starker und nachhaltiger Theatererfolg kann allerdings den Autor auf Jahre hinaus aller materiellen Sorgen entheben; aber er gehört, wie jedes großes Los, zu den seltenen Ausnahmefällen. Manchem unter den Trägern der besten Namen wird dieser Glücksfall niemals zu teil, manchem anderen nur ein einziges Mal im ganzen Leben; ja, sogar die verhätschelten Lieblinge der Mode und die zielsichersten Schwankdichter müssen eine Reihe von Nieten hinnehmen, bis wieder einmal der Treffer sich einstellt. Unter den mehreren tausend Stücken, die jährlich in Deutschland geschrieben werden, unter den mehreren hundert, die von bekannten Verfassern herrühren, befinden sich höchstens drei oder vier, die über sämtliche Bühnen gehen, und das sogenannte „Zugstück der Saison“ läßt zuweilen einige Winter auf sich warten. Die hohen Erträgnisse, die ihm zufallen, sind also eine Prämie auf die Seltenheit und — auf die Unsicherheit.

In der That, man wird keinen anderen Erwerbszweig ausfindig machen können, der dem Fleißigen und Tüchtigen so geringe Sicherheit bietet, wie gerade die Theaterschriftstellerei. Denn wer sonst in seinem Beruf zu einer angesehenen oder gar führenden Stellung gelangt ist, der darf doch wenigstens mit einiger Zuversicht darauf zählen, daß seine Jahresarbeit nicht völlig fruchtlos bleibt. Von diesem Schicksal aber wird kein Bühnendichter verschont. Der minderen Wahrscheinlichkeit, daß sein Stück gefällt, steht die größere gegenüber, daß es versagt. Und dann bringt es ihm nicht einmal die Druckkosten ein! Seine früheren Erfolge, so bedeutend und so zahlreich sie sein mögen, verbürgen ihm keinen weiteren. In jedem Augenblick muß er die Möglichkeit vor Augen haben, daß ihm die Quelle seines Unterhaltes versiegt. Dramatiker, die eine Zeitlang die verwöhnten Günstlinge des Publikums gewesen sind, verlieren plötzlich diese Gunst für immer. Ihre neuen Werke sind vielleicht den älteren ebenbürtig, vielleicht sogar überlegen; aber die Mode ist über sie weggeschritten; sie besitzen keinen Marktwert mehr. Wehe einem solchen Autor, wenn er seine Lebenshaltung auf den Erfolg eingerichtet hat! Wehe ihm, wenn er nicht andere Wege offen findet, sein Dasein zu fristen!

Der Theatererfolg ist ein Lotto. Wer daher die Bühnenschriftstellerei lediglich zum Zwecke des Gelderwerbs betreibt oder gar auf ihr als einziger Grundlage seine wirtschaftliche Existenz aufbaut, der ist — vom ökonomischen Standpunkt betrachtet — nicht ein Geschäftsmann, sondern ein Spieler. Und zwar ein überaus waghalsiger Spieler. Er thäte besser, nach Monte-Carlo zu gehen und auf Rot oder Schwarz zu setzen. Dort verheißt ihm die Hälfte aller möglichen Fälle Gewinn, während er bei der Bühne die Arbeit eines ganzen Jahres auf eine einzige Karte setzt, deren Gewinnchancen noch nicht ein Hundertteil betragen! Doch wenn er wirklich einmal die rechte Karte erwischt hat, dann darf er sicher sein, von allen Seiten der schlauen Berechnung geziehen zu werden.

Berechnung! Ebenso unausrottbar wie der Aberglaube der Stammgäste Monte-Carlos, man könne die Bank sprengen, sobald man hinter das richtige System gekommen sei, scheint der gleich thörichte Aberglaube, daß der Einsackung üppiger Tantièmen ein Rechenkunststück zugrunde liegen müsse. Wenn der Erfolg eines Bühnenwerkes sich berechnen ließe, wie erklärt es sich dann, daß er nicht häufiger eintritt? Wie erklärt es sich, daß er nicht einmal denen treu bleibt, die sich bereits im Besitze des Schlüssels gezeigt haben? Sind es etwa nur ein paar moralisch tief gesunkene Individuen, die sich nicht entblöden, auf so billige Art zum Nabob zu werden? Und wenn auch andere in einer Zeit des allgemeinen Tanzes ums goldene Kalb vor solcher immerhin gesetzlich erlaubten Bereicherung nicht zurückschrecken, warum greifen sie nicht zu? Ein einfaches Rechenexempel läßt sich ja schließlich von jedem ausführen, der rechnen kann. Oder muß man dazu am Ende doch auch schreiben gelernt haben?

Nie und nimmer — das darf man kühnlich behaupten — wird durch bloße Spekulation ein erfolg-

reiches Theaterstück zu stande kommen. Bei dramatischen Werken von dichterischem Wert braucht diese Behauptung nicht erst bewiesen zu werden. Aber auch zu Stücken niedriger und niedrigster Gattung muß ihr Verfasser irgend eine Naturgabe, irgend eine nicht willkürlich zu erlangende Qualität mitbringen, wenn es ihm gelingen soll, sein Publikum einen ganzen Abend hindurch zu fesseln oder zu erheitern. Mit der Kunst haben solche Erzeugnisse freilich nichts mehr gemein; jedoch es giebt auch im Handwerk Stufen der Vollendung, die ohne bestimmte Anlagen und ohne dauernden Fleiß nicht erklommen werden können. Ja, zugunsten jener Virtuosen des Bühnenhandwerks, auf deren Häupter sich fortgesetzt ganze Wasserfälle der Geringschätzung ergießen, muß es einmal gesagt sein: sie können etwas, was nicht jeder kann; was auch nicht für jeden erlernbar ist. Selbst ein nur äußerlich spannendes Sensationsstück, selbst ein wirksamer Schwank setzt zum mindesten einen guten Einfall in Bezug auf den Stoff und viele gute Einfälle in Bezug auf die Ausführung voraus. Der Einfall aber bildet den schroffsten Gegensatz zur Berechnung; er kann nicht beliebig herbeigerufen, nicht beliebig wiederholt und vervielfältigt werden.

Spekulanten drängen sich natürlich überall herzu, wo bare Münze winkt. Aber nirgends haben sie so spärliche Aussicht auf Rentabilität wie hier. Sogar wenn sie erbärmlich genug sind, auf die gemeinsten Instinkte des Publikums zu spekulieren, bedürfen sie doch immer noch einer Anzahl von nicht kaufmännischen Fähigkeiten, um einen rohen Hörerkreis zu befriedigen. Ja, noch in diesen Niederungen wird die Naivität ein leichteres Spiel haben als die Absichtlichkeit. Die Absicht verstimmt; und merkwürdigerweise hat die Menge für sie empfindlichere Ohren als der einzelne. Ist es nicht bezeichnend, daß die ganz großen Treffer verhältnismäßig so häufig auf Erstlingswerke fallen? Daß die glücklichen Autoren dann trotz allem redlichen Mühen nie wieder einen Erfolg von gleicher Stärke erringen? Die völlige Unbefangenheit hat sie zum Siege geführt. Schon die Bewußtheit, die der Ruhm unvermeidlich mit sich bringt — so weitab sie auch von Berechnung sein mag —, stört ihnen vielleicht das Konzept.

Der Theatererfolg ist unberechenbar. Nicht nur für den Autor selbst, sondern ebenso für das nüchterne Urteil der Sachverständigen. In der Regel bleibt er aus, wo alle Welt ihn erwartet hat, und kehrt überraschend ein, wo niemand ihn voraussah. Wer ihn prophezeit, gleicht den gelehrten Wettermachern, deren Prognose zwar aus einer Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen geschöpft ist, aber trotzdem gewöhnlich nicht zutrifft. Sie haben hundert Faktoren richtig erwogen; nur der hundertunderste, der den Ausschlag giebt, entging ihrem fachmännischen Scharfblick. Ob ein Stück auf künstlerische Bedeutung Anspruch erheben darf oder nicht, das wird der Kenner mit einiger Sicherheit zu begutachten wissen, wenngleich auch hierbei, je nach seinem Standpunkte, Ueberschätzung und Verkennung nicht ausgeschlossen sind. Ob es jedoch dem Publikum gefällt oder nicht, diese Frage kann nur durch die erste Aufführung beantwortet werden, und nicht einmal die gewährt für den Umfang und die Dauer des Erfolges einen zuverlässigen Maßstab. Zuweilen verschwindet ein Stück, das am ersten Abend mit stürmischem Beifall empfangen wurde, nach einigen Wiederholungen; zuweilen schwillt nach einer ursprünglich lauen Aufnahme das Interesse des breiteren Publikums lawinenartig an. Tausend äußere Zufälle wirken zusammen, um den Erfolg der „Première“ zu entscheiden, tausend andere, um jene immer weiter sich ausdehnenden Ringwellen zu erzeugen, welche die trägen Massen der nur gelegentlichen Theaterbesucher in Bewegung bringen. Wie unendlich viel von der Aufführung, von der Besetzung jeder einzelnen Rolle abhängt, das versteht sich ja von selbst; aber auch der beste Schauspieler ist nicht jeden Tag gleich gut disponiert, und die kleinste Schwankung seines körperlichen oder seelischen Gleichgewichts kann bewirken, daß er gerade im verhängnisvollen Augenblicke hinter seinem sonstigen Können zurückbleibt und dadurch das Gesamtbild ungünstig verschiebt. Nun gar das gefürchtete Sichversprechen — wie oft schon hat es feierliche Andacht in Gelächter aufgelöst, die Stimmung eines ganzen Abends rettungslos zerstört. Andererseits wieder hat manch heiteres Stück die widerstrebende Laune der Zuschauer erst mit Hilfe irgend eines weder vom Autor noch von den Darstellern beabsichtigten Zwischenfalles zu jenem „urkräftigen Behagen“ hingerissen, das die Lustigkeit ebenso willig entgegenbringt wie empfängt.

Doch damit nicht genug — die Fragestellung, was dem Publikum gefällt und was nicht, geht bereits von einer falschen Voraussetzung aus. Giebt es denn überhaupt „das Publikum“? Giebt es nicht vielmehr zahlreiche, grundverschiedene Publika? Kommt für das Geschick eines Bühnenwerkes neben der Besetzung der Rollen nicht auch die Besetzung der Bänke des Zuschauerraums in Betracht? Man werfe nicht ein, daß in großen Städten bei allen Erstaufführungen ein fester Stamm von Besuchern sich wiederfindet. Nirgends füllen diese Immeranwesenden das ganze Haus. Nur ein Dutzend Enthusiasten, ein Dutzend Mißvergnügte mehr oder weniger, und die Physiognomie des Abends wird sich merklich ändern; denn in jeder Menschenmenge können wenige Entschiedene viele Gleichgültige zu blinder Gefolgschaft nachziehen. Leider sind es ja auch keineswegs immer die wahren Freunde der Kunst, die sich zu den bunten, geräuschvollen und verwirrenden Eindrücken der Première drängen; doch indem sie auf die Gelegenheit eines stilleren, gesammelteren theatralischen Genusses harren, versäumen sie leicht den Anschluß. Der Bühnendichter sieht sich somit der schlimmen Gefahr preisgegeben, niemals vor jenes Publikum zu gelangen, für das sein Werk bestimmt ist. Bücher, Bilder und Statuen können ruhig warten, bis sie von Leuten aufgefunden werden, denen sie etwas zu sagen haben; ein Stück, das nicht mehr aufgeführt wird, weil die Zufallsgemeinde des ersten Abends ihm keinen Geschmack abgewinnen konnte, hat sein eigentliches Dasein auf absehbare Zeit eingebüßt. Als eine der herrlichsten Schöpfungen der deutschen Litteratur, Grillparzers „Weh' dem, der lügt!“, von dem vormärzlichen wiener Burgtheaterpublikum hingerichtet wurde — sollten damals nicht in Wien tausend Menschen vorhanden gewesen sein, die die Schönheiten dieses Meisterwerkes hätten würdigen können? Sie waren aber bedauerlicherweise abwesend. Das eine Publikum statt des anderen, und der größte Dramatiker Oesterreichs hätte die zweite Hälfte seines Lebens nicht in Verbitterung und halber Vergessenheit zugebracht.

Wer sich unterfangen wollte, für den Theatererfolg irgend welche Regeln aufzustellen, der müßte zunächst in eines der dunkelsten und am wenigsten erforschten Gebiete der Seelenkunde hineinleuchten: die Massenpsychologie. Von den Gefühlen und Instinkten eines Menschenschwarms wissen wir nur soviel, daß sie keineswegs der Summe aus den Gefühlen und Instinkten der einzelnen Menschen entsprechen, die diesen Schwarm zusammensetzen. Eine Gesamtheit kann je nach Umständen gescheiter oder dümmer, hochherziger oder grausamer, feinsinniger oder stumpfer sein als ihre Mitglieder, jeder für sich allein, es wären. Wer hat nicht schon an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß er inmitten einer Menge plötzlich ganz anders empfand wie daheim; daß Regungen in ihm auftauchten, deren er sich nie fähig geglaubt, Gesinnungen in ihm schwiegen, die er für unerschütterlich gehalten! Sein individuelles Empfinden ist vom Gesamtempfinden überwältigt worden. Denn seltsamerweise wird eine Menge, mag sie auch noch so buntscheckig zusammengewürfelt sein, in dem Augenblick, wo ein gemeinsamer starker Eindruck sie trifft, selbst zum Individuum, zu einer geschlossenen

Kette, deren Glieder ein unausgesetzter elektrischer Strom verbindet. Hinterher freilich, wenn die Kette sich löst, tritt das Einzelbewußtsein wieder in seine Rechte, und auf dem Heimweg begreift manch einer nicht mehr, daß er mitgehöhnt oder mitgejubelt hat. Vielleicht sogar schämt er sich dessen aus Herzensgrund . . . hinterher.

Wer nach alledem noch immer die mathematische Formel sucht, um den Tantièmenregen des Theatererfolgs auf sich herab zu beschwören, dem ist nicht zu helfen. Den Geschäftsleuten aber, die mit ihrem Pfunde wuchern möchten, und noch mehr den armen Teufeln, die unbeirrbar Stücke schreiben, weil, wie sie sagen, sie darauf angewiesen sind (entsetzlicher Gedanke, auf den Zufall angewiesen zu sein!), denen kann man nur raten, ihre Zeit und ihren Verstand aussichtsreicheren Unternehmungen zuzuwenden. Die Theaterschriftstellerei ist nicht das Tischleindeckdich, als das sie angepriesen oder angeschwärzt wird. Sie ist ein saures und ungewisses Brot, auch für die Besten und Fähigsten.

Diesen letzteren wird es um so ferner liegen, vor oder während der Arbeit die Chancen des Erfolges abzuwägen, je erfahrener sie sind. Sie kennen zu genau die Fruchtlosigkeit eines solchen Beginnens, und in ihrem eigenen Interesse vermeiden sie es daher, sich über eine Frage den Kopf zu zerbrechen, deren Entscheidung außerhalb ihres Machtbereiches liegt. Sie wissen, daß nur die Phantasie in straffer Anspannung und Konzentration das Gedeihen und Gelingen ihres Werkes verbürgen kann, und daß die Berechnung, wenn sie etwa in einer nüchternen Stunde sich einmischen will, aus Berechnung hinweggescheucht werden muß.

Darum sollte doch endlich das Gerede über Tantièmenjagd und Tantièmenbeute verstummen. Es lockt die gemeinen Seelen an und schreckt die vornehmen ab. Es hält der jugendlichen Einbildungskraft einen Blendspiegel vor und führt den Hunger auf einen hoffnungslosen Irrpfad. Es verleidet künstlerischen Naturen einen ohnehin so klippenreichen Beruf, indem es sie vor die Wahl stellt, entweder wegen ihrer Mißerfolge verlacht oder wegen ihrer Erfolge verdächtigt zu werden.

Man rühme das Gute und geißele das Schlechte; man kämpfe für den Sieg des Echten über das Unechte. Aber ob jemand Geld verdient oder nicht, das ist — wie überall, so auch hier — seine Privatangelegenheit.

(N. Freie Presse.)

Auszüge.

Die Absicht, eine Geschichte seines Lebens zu schreiben, hat Wieland ein halbes Jahrhundert hindurch nicht aufgegeben, aber äußere Umstände und eine gewisse Scheu, vor der Oeffentlichkeit Intimitäten preiszugeben, ließen ihn immer nur bei gelegentlichen Ansätzen bleiben. Dr. Julius Steinberger („Autobiographische Pläne und Versuche Wielands", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 31) verfolgt an brieflichen Zeugnissen kurz die Geschichte dieser verschiedenen Versuche, deren endliche Ausführung dann der Tod verhinderte. — In Goethes Tagebüchern findet sich am 20. November 1819 der Besuch zweier schwedischer Reisender erwähnt, aber ohne Namensnennung. Maria Rassow („Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1819", Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 31) stellt nun fest, daß die beiden Besucher der damals dreiundzwanzigjährige schwedische Dichter Bernhard Beskow und sein Freund Legationssekretär Kantzow waren. Beskow hat vierzehn Jahre später in seinem Reisebuche „Vandrings Minnen", das er Oehlenschläger widmete, seine Aufzeichnungen über den weimarer Aufenthalt veröffentlicht: sie enthalten über Goethes persönliche Art und Erscheinung nichts, was man nicht aus den zahllosen anderen Schilderungen solcher Besuche schon wüßte. — „Das hohe Lied vom Sinn des Lebens" nennt Bruno Wille Goethes „Faust", dem er in den „Münch. N. Nachr." (348) eine Gedankengehalts-Betrachtung widmet. — Eine kürzlich erschienene Monographie über „Die ethischen Neuerungen der Frühromantik" von Dr. Hermann Gschwind macht Jonas Fränkel zum Gegenstand einer ausführlichen Besprechung („Ueber romantische Ethik", Neue Zür. Ztg. 210, 211). Es handelt sich dabei insbesondere um die Frage der Frauenemanzipation und der Ehe. — Ueber den geschichtlichen Kern in Wilhelm Hauffs „Lichtenstein" hat vor kurzem Max Schuster ein dickleibiges Buch veröffentlicht (Stuttgart, W. Kohlhammer). Wie einer größeren Besprechung von Rudolf Krauß (Allg. Ztg., Beil. 176) zu entnehmen ist, stellt die umfangreiche Untersuchung im wesentlichen fest, daß Hauff sich seiner raschen und flüchtigen Arbeitsweise gemäß mit langen Vorstudien nicht aufgehalten, sondern nur „abgeleitete Quellen ohne streng historische Bedeutung" benutzt hat, die ihm gerade bekannt waren. Außer den Geschichtsquellen, die er selbst zitiert, hat er keine benutzt, und auch für diese scheint er die Zitate öfters von andern übernommen zu haben. — An Hauff zu erinnern, bot auch die 50. Wiederkehr von H. Claurens alias Karl Heuns Todestage einen Anlaß, dessen übrigens, so weit zu sehen war, nur Gustav Gugitz, der Anwalt verschollener Autoren, gedacht hat („Ein Vielgelesener und ganz Vergessener", Dtsch. Tagbl., Wien, 212). Er findet in Claurens auf Detailmalerei gestellter Darstellungsweise, die gleichwohl nie zur Plastik gelangt, Berührungspunkte mit dem Naturalismus unserer Tage, und es gelingt ihm sogar, zu einer kleinen Liebesszene in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" eine ziemlich getreue Parallelstelle in Claurens Lustspiel „Das Doppelduell" nachzuweisen. — Ein Vergessener aus Claurens Zeit ist auch Gustav Schlesier, der einst zu dem Kreise des „Jungen Deutschlands" gehörte und als Mitredakteur Heinrich Laubes und dessen Nachfolger an der „Zeitung für die elegante Welt" in den Dreißigerjahren thätig war. Die wenig erfreuliche Rolle, die dieser Sachse seinen Freunden und Gesinnungsgenossen gegenüber gespielt hat, beleuchtet eine Darlegung Dr. H. H. Houbens („Ein Abtrünniger vom Jungen Deutschland", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 30/31), die sich auf unveröffentlichte Briefe Schlesiers an Varnhagen stützt und zeigt, daß ihr Schreiber besonders Laube gegenüber sich als ein ziemlich charakterloser Renegat benommen hat. Er hat sogar nachher in dem Rufe gestanden, der preußischen Regierung Spitzeldienste geleistet zu haben, was aber nicht erwiesen ist. Jedenfalls ist von diesem einstigen Intimus Laubes, den Heine gelegentlich (in der „Romantischen Schule") zu den epochemachenden Schriftstellern des Jungen Deutschlands gerechnet hat, heute kaum noch mehr als der Name übrig. — Heinrich Laubes selbst wurde in diesen Wochen anläßlich der 20. Wiederkehr seines Todestages mehrfach gedacht (Ignotus im „N. W. Tagbl." 211; Fortunatus: „Der große Theatergeneral", W. Fremdenbl. 211; „Heinrich Laube und das Theater" von K. N., Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 90). — Die „Hamburger Abende in der Erinnerung eines Alten", die Dr. Maximilian Kohn im „Hamb. Corresp." (357, 359) aus einer verschollenen hamburger Zeitschrift reproduziert, schildern ein Lesekränzchen aus dem Jahre 1841, dessen Mittelpunkt Gutzkow und seine Gattin waren. Näheres wird darin u. a. über den Arzt Dr. Salomon Ludwig Steinheim, einen Freund Thorwaldsens und Librettisten verschiedener Oratorien, über das nachmalige frankfurter Parlamentsmitglied Gabriel Rießer, über Ludolf Wienbarg, die Schwestern Ottilie und Ludmilla Assing und den von Heine so bitter gehaßten Publizisten Ludwig Wihl (über den wir im LE III, 1132 schon einmal biographische Mitteilungen registrierten) berichtet. — Die kleine Lebensskizze Johanna Kinkels, die Anna Tomaszewska in der „Voss. Ztg." (365) veröffentlicht, enthält nichts neues über die unglückliche Frau. — Einer etwas übergründlich geratenen Biographie Adalbert Stifters, die Alois Raimund

Hein kürzlich (rund 700 Großoktavseiten stark) im Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat erscheinen lassen, weiß Oskar Bulle (Allg. Ztg., Beil. 173) nicht viel mehr Gutes nachzurühmen, als daß sie eine reichhaltige Materialiensammlung biete, ohne den Ansprüchen an ein biographisches Kunstwerk zu genügen, und unternimmt es seinerseits, die Grenzen für Stifters Schätzung abzustecken.

* *

Von zeitgenössischen Autoren und Werken war in der abgelaufenen Zeit nur sehr wenig zu lesen. „Frau Berthas Klage" nennt in Anlehnung an Uhland Josef Viktor Widmann Bertha von Suttners ihrem Gatten gewidmetes Gedenkbuch „Briefe an einen Toten" (Dresden, Pierson, 1904). „Wenn," so meint er, „stille Seelenzwiesprache mit einem geliebten Verstorbenen gewiß nichts Befremdendes hat, wohl aber die litterarische Fertigstellung und veröffentlichte Preisgabe solcher Gemütszustände bei feinfühlenden Lesern Kopfschütteln hervorrufen könnte, so werden nun alle Bedenken dieser Art dadurch zum Schweigen gebracht, daß die ‚Briefe an einen Toten' ihrem eigentlichen Wesen nach Briefe an alle Lebendigen sein möchten und Schmerz und Trauer um diesen Toten nur heraufbeschworen werden, damit die freien und großen Ideen, zu denen sich Gundaccar und Bertha v. Suttner ihr Lebtag bekannt haben, in allen Herzen desto leichter Eingang finden mögen." — Der Idealzustand des ewigen Friedens, den Frau v. Suttner zum Kampfziel ihres Lebens gemacht hat, gehört demselben utopistischen Ideenkreise an, den ein vor kurzem erschienenes Drama „Der Sonnenstaat" von Julius Gans v. Ludassy ins Absurde zu führen trachtet, indem es die Unverwirklichbarkeit des Gleichheits- und Zukunftsstaats am praktischen Beispiel darthut. Wie der Dichter dieses Schauspiels den Naturalismus seiner ersten Arbeitsstücke „Der letzte Knopf" und „Der goldene Boden" überwunden und sich zum Phantasie- und Stildrama weiterentwickelt hat, schildert ein Aufsatz von Wilhelm Alten (Brünn. Tagesbote 366). — Vom überwundenen Naturalismus spricht auch Otto v. Leixner in einer größeren litterarischen Betrachtung („Totes und Werdendes", Tgl. Rundsch., Unterh.-Beil. 176, 178), zu der er durch Johannes Schlafs Roman „Der Kleine" veranlaßt worden ist (vgl. Sp. 1522). Er nennt ihn ein verspätet auftauchendes Gespenst des längst heimgegangenen „konsequenten" Realismus, der überdies „den dreifach gesiebten Auszug alles dessen biete, was diese Abart des Schrifttums so unfruchtbar gemacht hat". Als Vertreter einer neuen Gegenströmung, die an Stelle nur ästhetischer und künstlerischer Wirkung auf Bereicherung des Gemüts ausgehe, begrüßt er u. a. Frenssen, Wilh. Speck, Thusnelda Kühl, Wilhelm Hegeler, J. C. Heer, Ernst Zahn, J. J. David, Wilhelm Fischer, Paul Ernst, Hermann Hesse, deren Werke „die papierene Seele überwunden" hätten. — In Schlafs eben genanntem Roman spielt das Experiment, Liebe auf hypnotischem Wege einzuflößen, eine hervortretende Rolle. Ein ähnliches Thema behandelt der anonym erschienene Roman „Die Güter der neuen Wahrheit" (Berlin, E. Felber), auf den ein Feuilleton von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (N. W. Tagbl. 205) aufmerksam macht: eine junge Frau, die unter der Last einer hoffnungslosen Liebe geistig zusammenzubrechen fürchtet, versucht es, sich von diesem Leiden durch einen befreundeten Gelehrten auf dem Wege der Willensübertragung befreien zu lassen, stirbt aber in der Hypnose. Der Roman enthält zahlreiche Exkurse über allerhand Zeitfragen und stellt in dieser Verbindung von Essai und Roman eine neue Kunstform dar, die nach des Rezensenten Ansicht noch eine Zukunft vor sich habe. — Die Romane „Franz Liszt und Hans v. Bülow" (München, Fr. Rothbarth) und „Der Roman Richard Wagners, Herzensgeschichten des Kompositeurs" (!), den die „Frauen-Rundschau" verlegt hat, haben mit Litteratur wenig zu thun. Es sei nur erwähnt, daß ein scharfer Artikel O. Bachers in der „Allg. Ztg." (Beil. 178) beide Bücher — als deren Verfasser sich ein Herr A. O. v. Pozsony bekennt — als bösen litterarischen Unfug brandmarkt.

* *

Nicht weniger als ein halbes Dutzend Shakspere-Beiträge hat unsere diesmalige Zeitungsschau zu verzeichnen. Als umfangreichsten eine Abhandlung Rudolf Genées über „Shaksperes Anfänge in London" (Nat.-Ztg. 451, 457, 466), worin die erste Schaffensperiode des Dichters bis zu „Loves labour's lost" und sein persönliches Verhältnis zu zeitgenössischen Autoren, wie Marlowe und Greene, beleuchtet wird. — Unter dem Titel „Die Quintessenz des Shakspere-Geheimnisses" stellt Edwin Bormann (Dt. Volksbl., Wien, 5591, 5592) sämtliche von ihm und anderen im Laufe der Zeit gesammelten Argumente, die für Bacons Verfasserschaft der Shakspere-Dramen sprechen, zusammen. Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen; aber alle diese vielen kleinen Wahrscheinlichkeitszüge reichen auch zusammengenommen nicht zur Erklärung dafür aus, daß dieses von so zahlreichen Zeitgenossen gekannte „Shakspere-Geheimnis" nie und nimmer — Bormann meint recht naiv: es sei „eine Zeitlang vergessen" worden — auch nur von einem der vielen Mitwisser, selbst nach Bacons Tode, nicht mit aller Deutlichkeit als solches bezeichnet und entschleiert worden ist. — Ueber das Urbild des Othello, das der englische Forscher Rawdon Brown schon vor siebzig Jahren in dem Venetianer Christofalo Moro, Kommandanten von Cypern, der italienische Historiker C. A. Levi neuerdings in einem eifersüchtigen Truppenführer namens Querini auf der Insel Candia (vgl. LE V, 911) nachgewiesen haben wollte, wird in einem Aufsatze des „W. Fremdenblatts" (206) ein Bericht gegeben. — Dr. Eduard Schulte widmet in der „Voss. Ztg." (327) neun Spalten einer Besprechung des neuen Shakspere-Jahrbuchs, dessen Inhalt er als „erstaunlich reich" bezeichnet. — In der wiener „Arb.-Ztg." (196) nimmt sich Osner des Schauspiels „Maß für Maß" an, das zu den „bestverleumdeten" Stücken Shaksperes gehöre, und tritt entschieden für eine Aufführung des stark unterschätzten Werkes in seiner Urgestalt ein (die bereits im vorigen Oktober am karlsruher Hoftheater stattgefunden hat. Red.). — Alfred Klaar hat den „Hamlet" in Paris gesehen, wo er am „Théâtre Français" mit Mounet-Sully in der Titelrolle gegeben wird, und berichtet über seine Eindrücke in der „Voss. Ztg." (353). Es ist bekannt, daß das französische Publikum der Tragödie des Dänenprinzen erst Geschmack abgewann, als Dumas der Aeltere 1847 seine handfeste, gut theatralische Bearbeitung mit dem „guten Schluß" auf die Bühne brachte, in welcher Form das Stück bis Ende der Sechzigerjahre gespielt wurde. In jüngster Zeit hat Paul Meurice den von Dumas hergestellten Text neu umgearbeitet. Diese Bearbeitung „scheidet Stellen aus, die für uns sprichwörtlich geworden sind, läßt vieles Gedankliche fallen, arbeitet aber den Körper der Handlung mit einer Deutlichkeit und Sinnenfälligkeit heraus, daß kein Kind über den äußeren Zusammenhang der Dinge in Zweifel sein kann. Der Franzose will vor allem sein Theaterstück haben. Und das bietet ihm der ‚Hamlet' im ‚Théâtre français' in reichstem Maße . . . . Unter dem Eindruck des Ganzen meine ich, daß das Dogma von dem in Frankreich mißverstandenen und unmöglichen Hamlet nicht zu halten sein wird. Die Nationen bilden verschiedene Seiten der Betrachtung in sich aus; aber jede fortschreitende dringt an den Kern des Menschlichen; langsam oder rascher, je nachdem ihrer Art das Leben zu nehmen das Problem näher oder ferner liegt. Einst hieß es: ‚Deutschland ist Hamlet'; es sieht in dem tragischen Helden das Spiegelbild des eigenen Wesens, der zögernden, überfeinen, grübelnden und unentschlossenen Individualität, die nicht zur That gelangen kann. Das Gleichnis trifft nicht mehr ganz zu, und so hat sich vielleicht auch der Gegensatz zwischen dem Lande der raschen Aktionen und der Hamlettragik abgeschwächt. Trotz aller Mißverständnisse

der Aufführung im ‚Théâtre français' ging ein der Dichtung entgegenstrebender Zug durch die Darstellung und durch das Publikum".

* *

Während nach dieser Schilderung das pariser Publikum anfängt, wenigstens einigermaßen shakspereireif zu werden, geht es mit den Theaterzuständen in Shaksperes Heimat, litterarisch angesehen, immer mehr bergab. Das Situationsbild, das Max Meyerfeld „Von Londons Schaubühne" (Nat.-Z. 461) entwirft, ist trostlos genug: Geschäftsmache, Starsystem, Zensurprüderie, Puritanismus unterbinden mehr denn je den Lebensnerv des ernsthaften englischen Dramas, Operette und Ausstattungsstück allein sind Trumpf. Shakspere, der auch nicht annähernd soviel gespielt wird wie in Deutschland, hat einzig noch in His Majestys Theatre eine Stätte, freilich auch nur so weit dessen Leiter Beerbohm Tree dabei ihm liegende Virtuosenrollen findet. — Besser steht es mit Albions geistigen Bedürfnissen auf einem anderen Gebiete, dem des Bibliotheks- und Lesehallenwesens und des Buchhandels: nach einer Darstellung von Dr. Friedrich Groz („Der Engländer und das Lesen", W. Zeit 653) herrscht in dem beneidenswerten England zur Zeit ein wahrer Sport des Lesens und des Bücherkaufens, was einerseits dem florierenden Sortimentsbuchhandel, andererseits den Autoren zugute kommt, denen die großen Magazine zum Teil fabelhafte Honorare bezahlen. Neben der short story ist besonders der einbändige Sechsschillingroman bei der Lesewelt beliebt. Auf den Wert kommt es dabei viel weniger an als auf die Reklame, die im englischen Bücherwesen eine ungeheure Rolle spielt, ebenso wie in Amerika. (In Deutschland ist ein Versuch dieser Art, durch marktschreierische Rieseninserate litterarische Produkte zu Tageserfolgen heraufzudrücken, erst in jüngster Zeit unternommen worden, glücklicherweise aber vereinzelt geblieben.) — Ludwig Hevesi berichtet im „Pester Lloyd" (186, „Sordello, der Unverständliche") von den Leseeindrücken, die ihm Robert Brownings „Sordello" bereitet hat. „Es ist längst berühmt als das Hohelied der Unverständlichkeit. Stéphane Mallarmé ist dagegen ein durchsichtiger Krystall, Hugo v. Hoffmannsthal ein säuberlich aufgeschriebenes Einmaleins. Herakleites der Dunkle ist gegen Robert Brownings Sordello ein Spiritusbrenner. Hegel schrieb den ganzen Hegel, aber den Sordello konnte er nicht einmal lesen. Ich habe ihn wiederholt gelesen, alle sechs Gesänge, jeden zu tausend Versen. Erst las ich ihn geradeaus, von A bis Z, da verstand ich ihn auch nicht. Dann las ich ihn umgekehrt, von Z bis A, da begann er mir aufzugehen. Dann las ich bloß die paarigen Zeilen, dann bloß die unpaarigen, und immer klarer wurde mir die Dichtung. Ganz verstanden habe ich sie freilich erst, als ich die Wörter nach dem Gesetz des Rösselsprunges las, denn in dieser Gangart hat Pegasus sich diesmal bewegt. Es ist in der That ein sehr schönes Gedicht. Ein blühender Wald, in dem man keinen Augenblick weiß, wo man ist. Eine gepflanzte Wildnis ohne Pfad noch Spur, in der man nur vorwärts kommt, indem man vor sich Blumen ausrauft und sie hinter sich wirft. Namenlose Blumen, mit unbestimmten Formen, nur am Duft zu kennen oder als Farben erinnerlich. Keine Körperwelt, sondern eine Art Labyrinth von Begrifflichkeiten, ein verwilderter Park von Syllogismen, wo scharfsinnige Dämonen mit der Schärfe ihres Sinnes nachtschwarze und goldblonde Haare spalten. Psychologische Haare, wie sie auf den Köpfen der Seelen von körperlosen Leibern wachsen. Hie und da eine Lichtung, gerade groß genug, daß ein Träumer sich auf buntem Blumengrund zum Träumen hinstrecken kann .... Es ist ein Buch für Niemanden. Nicht für die Helden, denn sie atmen nicht. Und nicht für die Leser, denn der Atem vergeht ihnen, sobald diese Verse über ihnen zusammenschlagen. Sechstausend gereimte Verse, aufs dichteste verfilzt, doch ohne daß zwei wirklich verwachsen wären."

* *

So viel über England. Für die anderen Litteraturen blieb daneben wenig übrig: eine Besprechung von Maeterlincks doppeltem Garten („Moderner Mystizismus" von Oscar Bulle, Allg. Ztg., Beil. 179), eine Uebersicht über neue französische Romane von Dr. Erich Meyer (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 181, 182), eine kleine Studie über die Lagerlöf von ihrer Landsmännin Ellen Key (N. Fr. Pr. 14344) und ein gründlicher Essai über Jens P. Jacobsen von Lorenz Krapp („Der Klassiker der dänischen Neuromantik", Allg. Ztg., Beil. 176). — In der Rhein.-Westf. Ztg. (710) giebt Herman Löns unter dem Kampfruf „Fort mit Gorki!" seinem Aerger darüber Ausdruck, daß der „Nachtasyl"-Dichter zur Zeit der meistgelesene Schriftsteller in Deutschland sei. „Seine Amateurphotographieen von Landstreichern, Bettlern, Dirnen, Einbrechern, Räubern, Mördern und Trunkenbolden erfreuen sich der liebevollsten Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums. Er macht sogar Schule bei uns." Gorki sei ein Plagiator an Turgenieff, dessen Gestalten er nur in schlechterer Form kopiere. Es sei traurig und lächerlich, daß der Deutsche einem russischen „Litteraturvagabunden" das Geld mit vollen Händen zuwerfe, während ein Liliencron jetzt an der Schwelle des Alters kaum vor Not geschützt sei, ein Peter Hille sein Leben lang gehungert, ein Hartleben lange schwer gekämpft habe. „Lang genug hat er uns aufgehalten. Es ist Zeit, daß wir ihn bitten, sich zu empfehlen." — Einem Teil dieser Ausführungen, besonders soweit sie Gorki für einen Dilettanten erklären, tritt Paul Zschorlich („Ein Gorkitöter", Leipz. Tagebl. 393) mit Nachdruck entgegen. — Ueber „Russische Erzählungskunst" im allgemeinen mit besonderer Bezugnahme auf den kürzlich hingeschiedenen Tschechow läßt Alfred Freiherr von Berger in der „N. Fr. Presse" (14344) sich vernehmen. Er vermag in Tschechows geistiger Physiognomie „keinen Zug zu entdecken, durch den der allgemeine Typus des russischen Erzählers, wie er seit Gogols Tagen unter wechselndem Namen die Aufmerksamkeit Europas fesselt, eine wesentliche Veränderung oder Bereicherung erführe. Vielleicht hat er etwas mehr Humor, als russische Schriftsteller zu haben pflegen. Auch hat er in Bau und Ton seiner Erzählung keckeren Schmiß. Am meisten erinnert er mich an Turgenieff, der für die heutige Leserwelt durch Tolstoi und Gorki etwas in den Hintergrund gedrängt ist. Wie Turgenieff ist auch Tschechow mehr Dichter als Agitator."

„Geisterpoesieen." Von Eberhard Buchner (D. Zeitgeist 31). Es sind zwei solcher angeblich auf spiritistischem Wege entstandenen Gedichtbücher in letzter Zeit erschienen: „Evoë, ein Beitrag zur Dichtung des Seelenlebens" von Marie Knorr-Schmidt (J. E. Huber, Dießen) und „Klänge aus einem Jenseits" (vgl. LE V, 678) von E. Eysell-Kilburger.

„Mystik." Von Dr. Robert Drill (Frankf. Ztg. 210). Hält sich über die neue Swedenborg-Ausgabe des Verlages E. Diederichs auf, im besonderen darüber, daß man den schon von Kant gründlich gerichteten „Erzphantasten" uns heute wieder „als Belehrer und Leiter aller Gebildeten" aufzureden versuche.

„Das erste Berliner Privattheater." Von Rudolf Fiege (Nordd. Allg. Ztg. 181). Anfang August waren achtzig Jahre seit der Eröffnung des „Königstädtischen Theaters" am Alexanderplatz verstrichen, auf dessen Bühne dereinst Henriette Sontag ihre Triumphe feierte und die meisten Stücke von Holtei, Angely, Kalisch das Rampenlicht zuerst erblickten.

„Briefe an Papa." [Merriman.] Von Dr. Richard Hamel (Oldenb. Nachrichten, 28. und 29. Juli).

„Schiller und die Bühne." [Petersen.] Von Dr. Eugen Kilian (Allg. Ztg., Beil. 173).

„Modernus." [H. Lilienfein.] Von Hans Lindau (Frankf. Ztg. 210).

„Vierhundert Jahre deutscher Zeitungsgeschichte." [Ludwig Salomon.] Von Hermann Müller-Bohm (Tgl. Rundsch., U.-Beil. 179, 180).

„Das Recht des Dramatikers." Von Thaddaeus (Frankf. Ztg. 203). Die alte Klage, daß unsere Theaterdirektoren die ihnen eingesandten Stücke meist nicht lesen, häufig nicht einmal zurückschicken oder sie acceptieren und dann später die lästig gewordene Aufführungspflicht durch eine geringe Konventionalstrafe abschütteln.

„Der Krystallisationsprozeß der Litteraturgeschichte.“ Von Karl Haus Strobl. Untersucht, wie viel in die kürzlich in 2. Auflage erschienene deutsche Litteraturgeschichte von „neuem Geiste“ eingedrungen ist.

„Volkslektüre.“ Von Richard Weitbrecht (Dtsch. Welt 45). Pessimistische Gedanken über den Tiefstand unserer Volkslektüre und die Schwierigkeiten ihrer Hebung, der besonders die Tagespresse mit ihrem vielfach nichtigen Lesefutter im Wege steht.

„Der dumme Teufel.“ Von August Wünsche (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 93). Eine Zusammenstellung zahlreicher Sagen und Märchen vom geprellten Teufel.

„Slovenische Erzähler.“ Von J. B. M. (Prager Politik 202). Als größter moderner Dichter der Slovenen wird Ivan Cankar bezeichnet, von dessen Gedichtband „Erotika“ der Bischof von Laibach fast die ganze erste Auflage aufkaufte, damit das aufsehenerregende Buch nicht unter das Volk gelange. In seinen Romanen ist er Pessimist und schildert mit Vorliebe die dunkeln und gräßlichen Seiten des Lebens. Neben ihm sind als bedeutendste Vertreter des slovenischen Schrifttums Zofka Kveder-Jelowšek, die temperamentvolle Vorkämpferin der Frauenemanzipation, und Fr. X. Meško zu nennen.

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. (Berlin.) XXX, 10. Die festliche Rede, die Erich Schmidt am 1. Mai dieses Jahres zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Straßburg hielt und die, hier im Wortlaut wiedergegeben, das beziehungsreiche Thema „Goethe und Straßburg“ in den wesentlichen Zügen durchführt, berührt vor allem die zwei Kardinalpunkte, daß Goethe in Straßburg erst wahrhaft jung und erst wahrhaft deutsch geworden sei. Sie bietet auf diese Weise eine Quintessenz des Lebens- und Strebensertrages der Jahre 1770/71, sie faßt Bekanntes in hochgestimmter Tonart eng zusammen, ohne positiv neues sagen zu wollen noch zu können. — In dieser Hinsicht unterscheidet sich von ihr ein Aufsatz Bernhard Suphans, der „einen Epilog aus Goethes Archiv zur Enthüllung von Goethes Standbild in Rom“ beisteuert (11). Es ist ein glücklicher Goethe-Fund, den Suphan unter naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen im Goethe-Archiv gethan hat und der in den nächsten Wochen vollständig in einem neuen Bande der weimarischen Goethe-Ausgabe veröffentlicht werden wird: italienische Kollektaneen, Entwürfe und Disposition zu einem Werk über Italien, Land und Leute. Nur wenige Proben über die älteste Geographie, über die Lage von Rom, über italienische Kultur, Spiele, Tanz, Jagd und Militär teilt Suphan mit, Proben jedoch, an denen „sich Goethes systematische, liebevolle Beobachtung, dies Eins von Schauen und Begriff einigermaßen gewahren läßt“. Und schon aus ihnen könne man ersehen, wie weit Goethe bereits vorgeschritten ist auf dem Wege, den nach ihm Niebuhr und Bunsen betraten. Wie natürlich bewege er sich in dem Gebiete der vergleichenden Völkerkunde, wie gut verstehe er sich auf alles, was ein neueres Geschlecht unter dem Wort „Folklore“ zusammenfasse! Aus all den Aufzeichnungen gehe hervor, daß so ernst und gründlich wie Goethe es kein anderer vor und nach ihm mit seiner Vorbereitung zur italienischen Reise genommen habe. Vollkommen bewähre sich hier Goethes gegenständliches Denken, sein ruhig reines Schauen, seine an der Naturbeobachtung geschulte geschichtliche Betrachtung, die überall das Werden zum Hauptbegriff macht. „Und wenn bei dem Verbinden von Geographie, Topographie und Volksgeschichte, bei dem Belauschen aller Manifestationen der Volksart uns im Hintergrunde Herders, des Vorgängers und Lehrers, befreundete Gestalt erscheint, so offenbart sich doch zugleich die Ueberlegenheit, die dem Jüngeren sein sicherer Blick verlieh, seine wunderbare Fähigkeit, das Auge licht sein zu lassen. Vor diesem ausgleichenden Blicke giebt es nichts Kleines, nichts Großes. Von den ersten Ansiedlungen zwischen Tiber und Palatin reicht er bis zu Sankt Peters Dom, und wie das Auge dieses Beobachters auf dem Garten, dem Felde mit allen Kulturpflanzen weilt, so sammelt er auch, als Gewächse gleichsam und Früchte des Volksgeistes, volkstümliche Benennungen und Sprichwörter, und mit gleicher Liebe zieht er Volksgesang und alte Kirchenmusik in sein Bereich . . .“ — Goethes Name und Wirken kehrt schließlich in einem dritten Beitrag noch häufiger wieder, in den von Adelheid von Schorn veröffentlichten „Briefen des Kanzlers Friedrich von Müller an Wasily Andrejewitsch Joukowsky“. Dieser Russe, der 1783 geboren war und 1852 starb, hatte Goethe durch Vermittlung von Sulpiz Boisserée kennen gelernt, ihn 1827 wieder getroffen und vieles von Goethe ebenso wie von Herder, Schiller, Uhland, Matthisson u. a. ins Russische übertragen. Auch selbst war er dichterisch vielfach thätig bis in sein letztes Lebensjahr, aus dem noch ein Fragment einer Dichtung „Ahasver, der ewige Jude“ erhalten ist. Die Briefe des Kanzlers Friedrich von Müller berühren dementsprechend auch häufig litterarische Fragen und sprechen u. a. von Goethe, Turgenjeff, Herder und Immermann.

Die Gegenwart. (Berlin.) XXX, 33. In der ganzen deutschen Litteratur findet Arnold Fokke keinen historischen Roman, der seine Aufgabe, auf festem geschichtlichen Untergrunde das Leben der Menschen zu einem einheitlichen Bilde zusammen zu fassen, glänzender erfülle als Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“. Hier sei keine Stimme zu hören, die nicht erstens mit sich selber und zweitens mit dem Lebenskreise, der sie entnommen sei, in Uebereinstimmung stände, und die sich nicht drittens aufs feinste in die Schwingungen des Grundthemas einfügte. Bislang habe man oft Willibald Alexis den deutschen Walter Scott genannt, Alexis, der in seinem „Isegrimm“ denselben großen historischen Hintergrund gewählt habe, auf dem sich alle Vorgänge bei Reuter abspielen. „Die Vorzüge des älteren Dichters sollen gewiß nicht geschmälert werden, aber niemand kann leugnen, daß durch einen großen Teil seines Romans hin die Ueberfülle ermüdend wirkt. Welche Menge von Gesprächen glaubt er allein nötig zu haben, um den Leser über den Geist zu unterrichten, der damals die hohen und mittleren Schichten des Volkes bewegte. Reuter gebraucht kaum soviel Zeilen wie Alexis Seiten, und doch tritt aus den verschiedenen Milieus heraus das Gesamtbild der damaligen Stimmung in Deutschland klar und sicher vor den Geist des Hörers.“ Erstaunlich sei es, mit welcher natürlichen Freiheit und Sicherheit Reuter die Vertreter verschiedener Lebenskreise nebeneinandergestellt habe, wie bei aller Mühe der Eindruck des Künstlichen vermieden wäre. — In einem anderen Reuter-Aufsatz berichtet Eugen Reichel (31) von der in Greifswald veranstalteten und von Th. Gaedertz geleiteten Reuter-Ausstellung. — Sodann erzählt Reichel aus persönlicher Erinnerung von „Heinich Laube als Salon-Kritiker“ (33). Es sind Urteile des alten Theaterpraktikers über Charlotte Wolter, Ernst Hartmann, Josef Lewinsky, Adolf Sonnenthal und Adolf Klein, die Reichel vor zwanzig Jahren in Wien unter dem unmittelbaren Eindruck des gesprochenen Wortes sich aufgezeichnet hat. — Mit der neueren Litteraturgeschichtsschreibung und „einem modernen Litterarhistoriker“ (Max Koch) geht im 32. Heft A. Matthes scharf ins Gericht. — Erwähnt sei noch ein Nekrolog von Maximilian Schick auf Anton Tschechow (32) sowie eine Charakteristik Martin Greifs (31) von Franz Blume.

Gottesminne. (Münster.) II, 8. In Eduard Mörikes Lyrik, die so durchaus weltlichen Charakter trägt, die Lebens- und Daseinsfreude atmet, behaglichen Genuß und völliges Aufgehen in der Natur sucht, die von der

Hingabe an Menschen, Freunde und an die Geliebte singt, in dieser Lyrik, die aber selbst in den innigsten Liebesergüssen und Sehnsuchtsqualen nie lüstern und unrein werde, findet Hermann Binder („Religiöse Anklänge bei Mörike") zu seiner Freude manchen stark religiösen Zug. In solchen Gebeten voll poetischer Kraft und Innigkeit, wie z. B. der Passionshymne, erkenne man den Dichter der Peregrina- und Jung-Volker-Lieder, den „kindisch-sentimentalen Liebhaber und Andichter seiner Verlobten" kaum wieder. „Uns dünkt auch, daß Mörike bei solchen Gedichten viel tiefere, innigere Empfindungen gehabt, sie selbst viel mehr in seinem Herzen durchgelebt hat als z. B. Goethe, hinter dessen religiös klingenden Versen doch immer das schwachgläubige Weltkind hervorlächelt. Religiöse Lieder scheint Goethe in seinen Herzenstiefen kaum erlebt und empfunden zu haben, so herrlich auch der Osterjubel und die reuige Madonnenliebe im Faust ausklingt." — Als ersten Teil einer größeren Studie über „Die deutsche Volksbühne in alter und neuer Zeit" veröffentlicht P. Ansgar Pöllmann einen Aufsatz über „Das Passionsspiel in Waal", einem Marktflecken in der Diözese Augsburg, wo neuerdings wieder die Passion von Laien gespielt wird. Ein älterer Text ist von Pius Guggemoos einer sorgfältigen, wenn auch nicht immer glücklichen und nicht endgültigen Redaktion zu diesem Zwecke unterworfen worden. Bemerkenswert ist, was Pöllmann zu dem Unternehmen, das ihm nur ein typisches Zeichen für eine Regeneration der Volksbühne scheint, zu sagen hat. Er glaubt an eine neue Zukunft der einst so mächtigen Volksbühne. „Wo alles schwand, das Passionsspiel blieb und hatte seinen mächtigen Rückhalt am katholischen Karfreitag; und am Passionsspiel Schwabens, Baierns und Tirols hat sich das Volk geschult und setzt nun mit Macht die lange latenten Traditionen ins Werk." Im übrigen sei gerade diese Art der Volksbühne kein religiöses, sondern ein künstlerisches Institut. Ihre ganze Aesthetik und eine Apologie ohne gleichen habe Wilhelm Raabe einmal mit den Worten gegeben: „Das Volk steigt nicht zu dem Wahren und Schönen hinauf, sondern zieht es zu sich herab; aber nicht, um es unter die Füße zu treten, sondern um es zu herzen, zu liebkosen, um es in ewig wechselndem Spiel zu drehen und zu wenden und sich über seinen Glanz zu wundern und zu freuen." — Im 7. Hefte beendet Pierre Paulin eine Studie über „Schaepman als Papstdichter", und Richard von Kralik zieht eine Parallele zwischen dem Buche Job und der Odyssee, wobei er Analogieen in der Einkleidung und der ethischen Idee aufdeckt und vom Standpunkte der Poetik die enge Verwandtschaft von Epos und Lehrgedicht zeigt.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Berlin.) VIII, 7. Als Zeugnisse echter Poesie führt Albert Landenberger die „Kindertotenlieder" an, die zu allen Zeiten und unter verschiedenen Völkern gesungen worden sind. Von deutschen Dichtern nennt er Uhland, Chamisso, Annette von Droste-Hülshoff, Gaudy, Bauernfeld und Eichendorff neben einer Anzahl minder bekannter, vor allem aber Friedrich Rückert, dem hier die Palme gebühre. Seine Kindertotenlieder, mehr als vierhundert, entstanden nach dem Hinscheiden zweier heißgeliebter Kinder im Jahre 1833/34, kamen jedoch erst drei Jahrzehnte später mit Rückerts Nachlaß zum Vorschein. Auch Landenberger erblickt in ihnen ein leuchtendes Zeichen von der tröstenden, erhebenden Macht des christlichen Glaubens an Gott und Unsterblichkeit über das Gemüt eines edlen Menschen. — Mit lyrischer Dichtung beschäftigt sich in demselben Hefte noch G. Witzmann, indem er „Konrad Ferdinand Meyer im Spiegel seiner Gedichte" zu erkennen sucht. Der Aufsatz wird abgeschlossen im achten Hefte, das eine Charakteristik Fritz Lienhards von R. W. Enzio und einen Aufsatz von A. K. T. Tielo über Gustav Falke enthält. „Falkes Künstler-Temperament — heißt es da — biegt allen Schroffheiten ungezwungen aus. Abgewandt von Liliencrons robuster, stürmischtrotziger Lebenslust und urwüchsiger, unverwüstlicher Männlichkeit, abgewandt von Dehmels forcierter Originalität, Dehmels ‚trüber' Liebe und verzweifelten Horcherfahrten in die schwarzen und schwülen Abgründe von Weib und Welt, schlägt er die goldene Mittelstraße ein. Seine Lyrik deutet viel intensiver in vergangene Litteraturepochen zurück. Gelegentlich erinnert er an C. F. Meyers wuchtige Prägnanz. Viel öfter nähert er sich indessen Uhlands rosigem und doch kernigem Stil und mehr noch Goethes lieblichem Maß und gefühlvoller Klarheit. Dennoch bleibt selbst hie und da ein Rest, der sich nicht auf die Werke älterer Lyriker reduzieren läßt. Im Grunde hat sich eben Falke längst auf die eigenen Füße gestellt . . . . Das harte, oft so unendlich harte, brutale Leben modelt sich unter seinen Händen zu einem heiteren, erlösenden Spiel. Seine Poesie hegt selbst in der Hülle grober, plumper Worte seltene Zartheit. Ist der Hellenismus ein Zug seiner Psyche, so ist doch das Germanentum ihr tiefster Fonds und eigenster, ererbter Reichtum. Seine Kunst ist Leben, sein poetisches Leben — klingendes Gemüt." — Im Juni-Hefte (9) spricht Paul Oßwald „von dem, der da predigt von Adelsmenschen, die in der Freude des Daseins die Kraft finden werden, in Schönheit zu leben", von Henrik Ibsen, dem „Priester und Richter der neuen Zeit"; Th. Klaiber entwirft ein Bild des Schwaben F. Th. Vischer, und Ludwig Schröder ruft dem toten Peter Hille ein letztes Wort der Erinnerung nach. — Auf Johann von Wildenradt als Balladendichter macht Fritz Droop in der jüngsten Nummer (10) aufmerksam; ebendort findet Detlev von Liliencron einen nicht unbedingt lobenden Kritiker an Wilhelm Koch. — Erwähnt seien schließlich noch ein kurzer Nachruf von Josef Schicht auf den 1903 gestorbenen Walther Demisch, einen Lyriker, dessen poetischer Nachlaß jetzt erschienen ist, und ein Aufsatz von Ernst Esmarch über „Theodor Storm und die Welt des Gemüts".

Die Wage. (Wien.) VII, 32. Im Jahre 1891, als die naturalistische Hochflut auf dem Gebiete der Litteratur alles zu überschwemmen drohte, tauchte der Plan auf, ein Kampforgan gegen die neuen Stürmer und Dränger zur Rettung altüberlieferter Ideale zu gründen. Max Wundtke suchte als Vater dieses Gedankens nach Mitstreitern von Rang und Namen und wandte sich deshalb u. a. an Wilhelm Jordan, der in einem für dessen ungeheures Selbstgefühl überaus charakteristischen Briefe seine prinzipielle Zustimmung zu erkennen gab, ohne jedoch ganz mit dem Vorschlag einverstanden zu sein. Nicht ins Blaue hinein dürfe der Kampf gegen die „Schreihälse der Afterkunst" eröffnet werden. „Wo wir mit unserer Poesie bereits stehen, was über unsere sogenannte Klassik hinaus schon geleistet ist: das muß den Karikaturen entgegengehalten und gezeigt werden. Der Vergleich mit der vorhandenen gesunden muß der Nation die Lazarettpoesie verekeln, letztere damit grabreif abthun. Studieren Sie vorerst gründlichst, und zwar zugleich mit meinen ‚Epischen Briefen', mein Doppelepos Nibelunge, um sich die Frage vorzulegen, ob sich in betreff stilstreng durchgeführter Architektonik der Massen wie der feinsten Ornamente, der Plastik der Gestalten, des Reichtums und der Tiefe des Inhalts, zumal aber der kernigsten Gesundheit irgend ein zweites poetisches Kunstwerk unserer Litteratur mit dieser Dichtung messen dürfe. Dann nehmen Sie die ‚Andachten' und ‚Erfüllung des Christentums' vor, nicht minder meine jüngst erschienenen ‚Episteln und Vorträge', endlich noch meine Romane ‚Die Sebalds' und die den Pessimismus mit der Wurzel ausrottenden (?) ‚Zwei Wiegen'. Wenn Sie, wie in den von mir angestrichenen Zeilen Ihres Aufsatzes, den als Meister, Tempelsäuberer und Hohepriester bezeichneten Mann nach dieser Arbeit immer noch als nicht erstanden vermissen — nun, dann fehlt Ihnen zu dem geplanten Unternehmen eine unentbehr-

liche Eigenschaft. Wüßten Sie nicht zu erkennen und darzuthun, warum und inwieweit ich der Geforderte bin: dann vermöchten Sie das, was Sie sich vorgesetzt, auch nicht recht zu beginnen."

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XVIII, 7, 8. Daß der Streit um den Dichterwert Friedrich Hebbels ausgekämpft ist und Hebbel als Sieger daraus hervorging, nimmt Alfred Neumann als Prämisse eines Aufsatzes über „Hebbel als Schulklassiker", eines Aufsatzes, der dafür eintritt, neben Kleist und Grillparzer nun auch den wuchtigen Dithmarsen in den Schulunterricht einzuführen. Natürlich spielt bei dieser Erörterung weniger die Frage, ob Hebbel überhaupt in die Schule gehöre, eine Rolle als vielmehr die, welche Dramen von ihm im Rahmen der bestehenden Lehrordnung berücksichtigt werden können. Die nicht einwandfreien Werke der ersten Hälfte von Hebbels Dichterleben scheidet Neumann von vornherein aus, also die „Judith" und „Genoveva" — bloße ‚Kraftproben' —, desgleichen das in seiner geschlossenen Einheit ein Meisterwerk zu nennende bürgerliche Drama „Maria Magdalena", das sich „aus stofflichen Gründen" nicht zur Behandlung eigne. Es blieben demnach vor allem die „Nibelungen" und „Agnes Bernauer" und in zweiter Reihe „Herodes und Mariamne", vielleicht auch der „Michel Angelo" als geeignet für eine schulmäßige Behandlung übrig. — Biographisches und Kritisches über Boerries Freiherrn von Münchhausen veröffentlicht in demselben Doppelhefte Kurt Warmuth. Aus persönlicher Bekanntschaft heraus erzählt er manchen besonderen Zug Münchhausens: in Deutschland sei er oft wochenlang herumgeradelt, habe einmal einen Monat lang mit Zigeunern im Karren Baden und Württemberg durchzogen, ein ander Mal einem Wanderzirkus sich angeschlossen. Münchhausens litterarische Laufbahn faßt Warmuth mit wenigen Zeilen zusammen: „Einen ersten Band ‚Gedichte' gab er 1896 heraus. Dann kam die Musenalmanachbewegung, die von Göttingen aus sich über Berlin, Wien und die anderen Universitäten erstreckte. Er redigierte die göttinger Almanache von 1899 und 1901 . . . ., während dessen seine eigenen neuen Dichtungen „Juda" (1900), die „Balladen" (1901) und letzthin das „Ritterliche Liederbuch" (1904) erschienen. — Erwähnt seien aus dem 6. Hefte noch der Schluß von Gerhard Heines Abhandlung über „Grillparzer als Dichter geschichtlicher Dramen" (vgl. früher Sp. 1362), ein Vortrag von Richard Laube über Kant sowie ein warm geschriebener, aus der Feder Otto Lyons stammender Nekrolog auf Stephan Waetzoldt, dem begeisterten Pädagogen. Nachdrücklich weist dabei Otto Lyon auf Waetzoldts eigene, fast gänzlich unbeachtete Dichtungen hin. In den Siebzigerjahren waren es Märchen und Lieder unter dem Titel „Heimat und Fremde", in den achtziger die Schriften „Ein Wintermärchen" (Gedichte), „Pariser Tagszeiten" und „Flore und Blancheflur", die Waetzoldt veröffentlicht hat. „Wenn Waetzoldts Dichtungen nicht den Erfolg gefunden haben, den sie ihrer Kraft und Schönheit nach verdienen, so trägt daran lediglich das (von Lyon näher dargelegte) Verhältnis zwischen Schule und Presse die Schuld. Der Tageskritiker von heute hat sich, glänzende Ausnahmen abgerechnet, noch nicht zur völligen Objektivität den lebenden Dichtern und deren Werken gegenüber durchgearbeitet; er marschiert gewöhnlich in einer geschlossenen Gilde mit einer festen, möglichst modernen, höchstens alle fünf Jahre wechselnden Theorie als Marschroute. So kam es, daß sogar die meisten Nekrologe Waetzoldts Dichtungen überhaupt nicht erwähnten."

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. (Braunschweig.) Bd. 112 (Neue Serie 12). In Heft 1/2 führt Max Kuttner seine Untersuchung über „die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée" zu Ende. Der früheren Besprechung des „Mateo Falcone" folgt die der „Versöhnung" von Chamisso und der „Colomba" des französischen Dichters. — Gleichfalls mit Mérimée beschäftigt sich die nächste Abhandlung: „C. F. Meyers Amulett und seine Quelle" von Anna Lüderitz. Danach entnahm Meyer den Stoff zu seiner Novelle dem von ihm immer wieder studierten Roman Mérimées „Chronique du règne de Charles IX." Proben zeigen, wie eng Meyer sich oft anschloß, wie er stellenweise wörtlich übersetzte, zugleich aber auch, wie selbständig und fein er — rein sprachlich — umdichtete. Stofflich verfährt Meyer sehr frei, besonders hat er die bei Mérimée oft lockere Motivierung fest gefügt. Im einzelnen wird noch dargelegt, wie eingehend er Quellenstudien betrieb, um auch kleinste Züge historisch wahr zu schildern. Für die Szenerie der Novelle wird wahrscheinlich gemacht, daß Meyer ein Gemälde von François Dubois (Musée Arlaud, Lausanne) in Erinnerung oder vor Augen hatte. Nach all dem wäre die Entstehung der Novelle ganz anders zu denken als Meyers Biograph Adolf Frey es thut: nicht die persönliche Erfahrung war der Ausgangspunkt für den Dichter, sondern das geschichtlich Gegebene. — Erwähnt sei aus demselben Doppelheft noch ein Aufsatz: „Zur Frage: Wer war Byrons Thyrza?", worin Helene Richter unter der Besungenen die Mary von Newstead vermutet. Auf diese möchte sie auch Byrons Gedicht „To Mary" bezogen wissen, das sie weiterhin nach der 1886 nur für Freundeskreise gedruckten Ausgabe (die ihrerseits auf dem einzigen Exemplar der vernichteten Originalausgabe von 1806 beruht) mitteilt. — Heft 3/4 bringt zur deutschen Litteratur einen Beitrag von Felix Rosenberg: „Der schlimm-heilige Vitalis von Gottfried Keller und ‚Thaïs' von Anatole France". Im ersten, zum Ganzen wenig passenden Abschnitt wird zunächst nachgewiesen, daß von Kosegartens Legenden nicht die von Thaïs und St. Paphnutius Keller den Stoff lieferte, sondern eine andere: „Die Barmherzigkeit des hl. Johannes, genannt der Almosenier". Bei der eigentlichen Vergleichung der deutschen Legende mit dem französischen Roman verweilt Rosenberg dann in etwas reichlicher Ausführlichkeit bei der Vorbilduug Kellers und Frances und kommt zu dem Ergebnis, daß der Deutsche hauptsächlich aus sprudelnder Lust am Fabulieren schrieb, der Franzose dagegen (offenbar unter der Wirkung von Renans Lehren), um ein philosophisches Problem zu lösen. — Eugen Oswald spricht in einem warm gehaltenen kleinen Aufsatz („Thomas Carlyle, noch einmal") im Anschluß an neue Veröffentlichungen über Carlyle und seine Gattin Jane Welsh, um die mehrfach erhobene Behauptung, die Ehe beider sei unglücklich gewesen, entschieden zurückzuweisen. „Gewiß, ganz gewiß haben Carlyle und seine Gattin sich geliebt zu allen Zeiten. Und nicht etwa erst nach dem Tode war das klar. Aber ebenso gewiß haben bisweilen Reibungen zwischen ihnen stattgefunden, die er dann bitter bereute." — Von Carlyle teilt ferner Leonard L. Mackall einen Uebersetzungsversuch mit: „Fausts Fluch" (Studierzimmer, „Wenn aus dem schrecklichen Gewühle . . .") und bringt sodann einen weiteren Beitrag zur englischen Faustlitteratur durch den Abdruck der Uebersetzung, die George Soane, der Sohn des Kunstsammlers Sir John Soane, verfaßte und Goethe überbringen ließ (Goethe an Reinhard 10. Juni 1822). Das Bruchstück reicht jedoch nur bis zur Mitte der Wagnerszene (The past is as a book with seaven seals). — R. Priebsch untersucht die ursprüngliche Fassung von Schillers Gedicht „Die vier Weltalter (Der Sänger)" und R. Fischer bespricht schließlich kurz „Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans".

„Goethes religiöse Weltanschauung." Von Th. Achelis (Der Türmer, Stuttgart; VI, 11).

„Ferdinand Zumbroock." Das Lebensbild eines Volksdichters von Friedrich Castelle (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XVIII, 11). Geboren am 18. Juni 1816 zu Münster in Westfalen, gestorben am 17. Januar 1890, hat Zumbroock, der nur wenige Jahre als Landwirt einen

praktischen Beruf ausfüllte und sonst als Privatmann lebte, viel geschriftstellert. Seine Gedichte und Dialekt-Studien schildern Volks- und Bauernleben meist mit trockenem Humor. In der Geschichte der deutschen Volkspoesie müsse er als würdiger Repräsentant des Westfalentums stets genannt werden.

„Zwei Tote“ [Wilhelm Jordan und Karl Weitbrecht]. Von Fritz Lienhard (Der Türmer, Stuttgart; VI, 11).

„Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg.“ (Fortsetzung.) Von Carl Schröder (Niedersachsen, Bremen; IX, 21).

„Max Dreyer.“ Von O. Weltzien (ebenda, IX, 21).

„Wilhelm Jordan †.“ Von Paul Wittko (Welt und Haus, Leipzig; III, 28).

„Neue Nietzschebücher“ [Rittelmeyer; Drews; Willy; Richter; Hollitscher; Oehler; Foerster]. — (Die Grenzboten, Leipzig; LXIII, 31.)

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Die französische Akademie der Vierzig vervollständigte sich am 30. Juni, indem sie den Professor der romanischen Litteraturgeschichte an der Sorbonne, Emile Gebhart, einstimmig zum Nachfolger des Pädagogen Octave Gréard wählte. Da nichts begehrter ist in der Schriftstellerwelt, als ein Sitz in der Akademie, und das Verdienst Gebharts nichts Niederschmetterndes hat, so mußte die Leichtigkeit seines Sieges überraschen. Sie erklärt sich aus zwei Gründen. Alle Akademiker waren erstens darin einig, dem Schulmanne Gréard, der lange Jahre Direktor des höheren Schulwesens war, einen andern Schulmann zum Nachfolger zu geben. Daher mochte sich kein Vertreter eines andern Faches einer sicheren Niederlage aussetzen. Auf der andern Seite wollte aber die konservative Mehrheit der Akademie keinen Kandidaten zulassen, der sich von nah oder fern an der dreyfusistischen oder antiklerikalen Bewegung beteiligt hatte. Daher meidete sich auch kein freisinniger Pädagoge. Von den andern war aber Gebhart so ziemlich der einzige, der in seinen Schriften diejenige Eleganz der Form bewiesen hat, die als akademisch angesehen wird. Schließlich stimmte aber auch die liberale Minderheit der Akademie für ihn, weil er, wenn er auch in den letzten Jahren der Vaterlandsliga zugeschworen und alle liberalen Schulreformen grimmig bekämpft hatte, doch in seinem historischen Roman „Autour d'une Tiare“ und in seinen geistreichen Essais „Au son des Cloches“ eine hinlängliche Freiheit des Urteils gegenüber den historischen Schwächen des Papsttums verraten hat.

Eine andere Begegnung zwischen Litteratur und Politik führte der neue Roman der Gräfin Mathieu de Noailles, geborenen de Brancovan, „Le Visage Emerveillé“ herbei. Da wird eine junge Nonne als ein über alle moralische Begriffe erhabenes, äußerst sensitives Naturkind geschildert, das allnächtlich in seiner Zelle einen Liebhaber empfängt. Wie konnte sich die im gothaer Hofkalender verzeichnete Aristokratin so vergessen! Und das zu einer Zeit, wo so viele Klöster aufgelöst und ihre Insassen auf die Straße gesetzt werden! Die vornehme Dame fand jedoch einige Verteidiger, die hervorhoben, daß ihre Nonne am Schlusse doch eine Art von Reue empfinde, da sie sich weigere, dem geliebten Maler nach Paris zu folgen, und im Kloster bleibe. Statt aber ihren Rittern und Rettern dankbar zu sein, verstrickte sich die Gräfin in noch tiefere Schuld, indem sie den modernen Diokletian, d. h. den Ministerpräsidenten Combes, in eigener Person zu Tische lud. Combes nahm an, und als natürliche Folge wurde nun erwartet, daß die Verfasserin des „erstaunten Gesichts“ am Nationalfeste des 14. Juli die Ehrenlegion erhalten würde. Ihr Name fehlte jedoch in der langen Liste des Amtsblattes. Der Undankbarkeit des Magens darf man aber den modernen Diokletian deswegen nicht anklagen, denn die Prosa der Dame ist gar zu seltsam. Ihre gemachte Naivetät giebt sich in Bemerkungen, wie der folgenden, kund: „Schwester Martha hat auf der Bank einen Porzellantopf stehen lassen. Im Garten ist dieser vergessene weiße Topf, einfach und ruhig, wie ein unschuldiges Herz.“ Noch bedenklicher sind freilich Sätze, wie: „Ich liege ausgestreckt, wie du, o Herr, auf einem Kreuze. Ich bin ein enges Thal, in das ein unendlicher Seufzer eingedrungen ist.“ Mystik und Unsittlichkeit reichen sich hier die Hände.

In den ersten Tagen des Juli sind die hundert Jahre der George Sand in Paris und in Nohant bei La Châtre gefeiert worden. Im Luxembourg-Garten wurde ihr Denkmal mit höchst offiziellen Reden eingeweiht, aber am folgenden Tag war das Monument verschwunden. Die Mittel für den Marmor waren zu spät flüssig geworden, und darum hatte man sich für die Einweihung mit dem provisorischen Gipsmodell begnügen müssen, das der Bildhauer Siccard sofort wieder zurückzog. Das beste der ländlichen Dramen der Sand, „Claudie“, die vollständige Rehabilitierung und beinahe die Glorifizierung eines verführten Bauernmädchens, zog bei dieser Gelegenheit in die Comédie Française ein und wurde günstiger als je aufgenommen. Es stammt aus dem Jahre 1851 und ist zuletzt 1887 im Odéon gegeben worden. — Einen glücklichen Gedanken hatte auch Lina Sand-Calamatta, die verwitwete Schwiegertochter der Schriftstellerin. Sie vereinigte die Briefe, die Frau Sand von 1863 bis zu ihrem Tode mit Gustave Flaubert wechselte, und fügte einige hinzu, die in den drei Bänden der Korrespondenz George Sands als zu familiär weggelassen worden waren. Frau Sand, die mit dreißig Jahren eine unausstehliche Liebhaberin gewesen, war mit sechzig Jahren eine ganz vortreffliche Freundin und Ratgeberin geworden. Ihre auffallend zutreffende Besprechung von Flauberts „Salammbô“, die in dem Bande „Questions d'art et de littérature“ Platz gefunden, vermittelte die Bekanntschaft. So unerquicklich der Briefwechsel mit Musset, ebenso erfreulich und ersprießlich ist derjenige mit Flaubert.

Die „Revue des deux Mondes“ führte am 15. Juli und 1. August die sechs Nummern umfassende Korrespondenz von Sainte-Beuve mit dem schweizer Dichter Juste Olivier und seiner Gattin zu Ende. Der berühmte Kritiker hatte 1837 in Lausanne als Professor der Litteraturgeschichte an der Akademie gewirkt und sich dort eng an Olivier angeschlossen. Die Korrespondenz, die von 1838 bis zum Tode Sainte-Beuves im Jahre 1869 reicht, ist eine notwendige Ergänzung zu der Sammlung der „Lundis“ und „Nouveaux Lundis“. Nur hier findet man z. B. Sainte-Beuves Meinung über Victor Hugo unverhüllt ausgesprochen. Da tadelt er in Hugos Antrittsrede in der Akademie ein „langstieliges, schwerfälliges Pathos“ und „die Tendenz, alles zu apotheosieren“. — Brunetière unterwirft die Beredsamkeit Bourdaloues in der Nummer des 1. August einer sehr anerkennenden Kritik und verteidigt den überlieferten Text gegen neuere Verbesserungsversuche. — Die „Revue de Paris“ vom 1. Juli bringt einige interessante Briefe Sainte-Beuves an eine junge Schweizerin aus dem Jahre 1858, worin er seinen Skeptizismus verteidigt, zugleich aber über Lamartine herfällt, den er einen jeder Aufrichtigkeit baren „göttlichen Schwätzer“ nennt. — Gustave Lanson weist in der Nummer des 15. Juli an der Hand alter Akten nach, daß nicht der Hof und die Minister Voltaire wegen seiner „Lettres Philosophiques“ von 1734 am eifrigsten verfolgten, sondern die Richter des pariser Parlaments, wo der Jansenismus tonangebend geworden war. Die Jesuiten zürnten ihrem übel geratenen Zögling weniger als die Verehrer Pascals —

„La Revue“ brachte am 15. Juli eine interessante Studie von Pellissier über George Sand, worin er nachzuweisen sucht, daß es falsch ist, sie nur als Echo ihrer jeweiligen Umgebung hinzustellen, da ihre Werke vom ersten bis zum letzten der gleichen, nach Freiheit ringenden Geistesrichtung angehören. Bloß die Farbe und die äußeren Zuthaten veränderte sie je nach den neuen Erfahrungen, die ihr zuströmten. — Wenig neues bieten die Briefe Edgar Quinets an seinen Mitarbeiter Chassin in der Nummer des 1. August. — Im „Mercure de France“ (Juli) macht Léon Séché neue Mitteilungen über Ondine Valmore, die Tochter der Dichterin Desbordes-Valmore, für die Sainte-Beuve einige Zeit schwärmte. — In der August-Nummer sucht Gabriel Boissy das in der Arena von Nimes gespielte Prosadrama „Sémiramis“ von Peladan als eine Erneuerung der Tragödie hinzustellen. — In der Juli-Nummer von „Les Arts et la Vie“ konstatiert der bekannte Romancier J.-H. Rosny eine „Krise der Fiktion“, d. h. des auf möglichst bunte Erfindung bedachten Romans. — In der kleinen „Revue Latine“, die jeden 25. des Monats erscheint, findet Faguet den Mut, zu erklären, daß der oben erwähnte Roman der Gräfin de Noailles „die Grenzen des Lächerlichen erreiche, um sie etwas weiter vorzuschieben“. — „La Nouvelle Revue“ vom 1. Juli bringt eine Studie von G. Kahn über den „Roman villageois“. — „La Grande Revue“ vom 15. Juli enthält eine Studie über den Dichter Mendès als Librettisten von Jules Bois. — „L'Ermitage“ des Juli ist fast ganz der Erinnerung an den früh verstorbenen talentvollen Romancier Pierre de Querlon gewidmet. Ducoté und Boylève sprechen über ihn. — „Les Essais“ vom Juli enthalten eine sehr anerkennende Beurteilung des Dichters Fernand Gregh, dessen „Clartés Humaines“ jüngst erschienen, aus der Feder von Jean de Foville. — Die gleichen Gedichte werden dagegen in der „Revue Bleue“ vom 16. Juli von Ernest Charles als gedankenarm und dürftig im sprachlichen Ausdruck hingestellt.

Paris. *Felix Vogt.*

Englischer Brief.

Die Julinummer der „Quarterly Review“ bringt einen interessanten Artikel von Professor Elton über „Die Bedeutung der Litteraturgeschichte“. Er zeigt, wie zuerst Goethe darauf hinwies, daß die Litteratur als Kunst der ganzen Welt gehören und die nationalen Gegensätze verleugnen müsse. In diesem Sinne war Goethe höchst erfolgreich thätig. „Große Talente sind die besten Friedensstifter.“ Elton befürwortet die Herausgabe eines großen Gesamtwerkes über englische Litteraturgeschichte. Wir besitzen viele vortreffliche Arbeiten, die sich mit einzelnen Perioden befassen, und einige wenige leidlich geschriebene kurze Geschichten des ganzen Gebietes, aber es giebt noch kein Werk, das man in irgendwelcher Hinsicht als abschließend bezeichnen könnte. — In einem anderen Aufsatz werden die Romane von Sir Arthur Conan Doyle besprochen. Der Kritiker zeigt, daß Doyle seine Leser nicht so sehr belehren, als vielmehr unterhalten will, und daß wir ihm dafür Dank schuldig sind. Wir lesen ihn wegen seiner interessanten Fabeln, wegen seiner fortreißenden und natürlichen, ungeschminkten und vielseitigen Erzählerkunst. Seine Liebesgeschichten, seine Frauengestalten interessieren uns nicht. Doyles eigenste Charakterschöpfung ist der Dr. Watson in den Sherlock Holmes-Geschichten, den seine Freundestreue, seine Schlichtheit und sein stilles Ertragen von Spott und Beleidigung als eine ungewöhnliche Natur kennzeichnen.

Die „Edinburgh Review“ veröffentlicht in ihrem Juliheft einen Essai über Matthew Arnold (1822—1888), den scharfsinnigen Kritiker, Dichter und Homer-Uebersetzer. Er war in erster Linie ein Mann der Ideale, in geringerem Grade der Ideen. Manches verdankte er Heine. Er schuf viel Schönes in schöner Form. Sein glänzender Humor und sein scharfer Blick hielt unseren Schwächen und unserer Schwerfälligkeit oft einen Spiegel vor. Die Abhandlung berührt auch das Problem der Insularität und beschäftigt sich mit der litterarischen Charakteristik der verschiedenen Nationen. — Im Augustheft der „Fortnightly Review“ steht ein ergreifendes Gedicht von Thomas Hardy: „Time's Laughingstocks“. Ein Mann trifft nach fünfundzwanzig Jahren die Frau wieder, die er einst liebte. Sie ist alt geworden, und er kann sich nicht entschließen, die alten Beziehungen zu erneuern, denn „Liebe lahmt mit fünfzig Jahren“. — „Der Kuß in der Poesie“ ist eine amüsante Plauderei von Norman Pearson, der zu zeigen versucht, wie die Dichter das Küssen behandeln. Der Artikel enthält beiläufig treffliche kritische Bemerkungen, namentlich über Browning. — In einem Aufsatz über „Shakspeares tragischen Sinn“ („National Review“) handelt W. L. Courtney von den Vorbedingungen, die nach des Dichters Vorstellung für das Tragische im menschlichen Leben in Betracht kommen. Es wird dargelegt, mit welcher großen Geschicklichkeit Shakspere seine Beispiele auswählt, an denen er zeigt, wie ein Mensch mit den ehernen Gesetzen des Universums in Konflikt geraten kann. Des Menschen wirkliches Schicksal liegt in seinem Charakter; deshalb tragen wir unser Glück oder Unglück in uns selbst. — In der „Independent Review“ verbreitet sich G. L. Strachey über „Shakspeares letzte Stimmung“ und zieht die allgemein acceptierte Anschauung in Zweifel, daß Shakspeares letzte Stücke eine milde Heiterkeit des Gemüts und der Seele im Gegensatz zu einer vorhergegangenen Periode des Sturms und Drangs verraten. Stracheys Ausführungen sind geistreich, beweisen aber nichts. — Im „Pall Mall Magazine“ finden wir eine Unterhaltung zwischen den beiden Theaterkritikern William Archer und A. B. Walkley, worin der letztere die zeitgenössischen französischen Dramatiker rühmt, unter ihnen besonders Hervieu. — Im selben Heft werden auch einige launig geschriebene Erinnerungen an Walter Pater von George Moore abgedruckt.

Noch ein neuer Versuch, Shakspeares Persönlichkeit nach seinen Dramen zu zeichnen, ist erschienen. Was in den Werken von des Dichters Lebensgeschichte verborgen liegt, will Dr. Creighton in seiner „Autobiographie Shakspeares“ („Shakspere's Story of his Life“, Richards) ans Licht gebracht haben. Als ein Beispiel für seine Methode sei „Troilus und Cressida“ angeführt, worin Shakspere angeblich die Hofintriguen schildert, die ihn um die Liebe einer angebeteten Frau, um die Gunst eines jungen verehrten Patrons, die Treue eines vertrauten Freundes und schließlich um die sonnige Gemütsstimmung, die er in Stratford besaß, gebracht haben sollen.

Für die „English Men of lettres-Sammlung“ hat Emily Lawleß eine Lebensskizze der Dichterin Maria Edgeworth geschrieben (Macmillan). Sie behandelt sie vorzugsweise als Verfasserin irischer Bücher und stellt den Einfluß fest, den diese Schriften in Irland ausgeübt haben. „Castle Rackrent“ ist Maria Edgeworths künstlerischstes Buch. Es ist thatsächlich das einzige, worin sie das Leben ganz objektiv, ohne zu moralisieren, betrachtet. Bekanntlich regte es Scott zur Abfassung seiner schottischen Erzählungen an.

Mit seinem Roman „The Challoners“ (Heinemann) hat E. F. Benson einen großen Fortschritt gegen seine früheren Erzählungen gemacht. Seine Kenntnis des Lebens hat sich erweitert, seine menschliche Sympathie ist wärmer geworden. Er erzählt uns die Geschichte eines ernsten, puritanischen Landpfarrers und seiner beiden Zwillingskinder. Das eine, ein Mädchen, verlobt sich mit einem Agnostizisten, während der Sohn, eine Künstlerseele und ein musikalisches Genie, Musiker wird und zum Katholizismus übertritt, weil er die einzige religiöse Gemeinschaft sei, die Sinn für das Schöne habe. Die Beziehungen zwischen Vater und Kindern sind sehr geschickt dargestellt; die zarte Rücksichtnahme der

Tochter auf ihren Vater, des Vaters heißer Wunsch, die Liebe seiner Kinder zu gewinnen und festzuhalten, der Sinn für das Wohlanständige, der in den drei Menschen wohnt, die im Leben etwas mehr suchen als die Befriedigung ihrer Wünsche: das alles verleiht dem Buche einen Ernst, den man dem Verfasser kaum zugetraut hätte.

„A Magdalen's Husband" (Duckworth) ist ein lesenswerter Roman von Vincent Brown. Er ist gut geschrieben und trotz des krassen Stoffes von vornehmer Zurückhaltung in Stil und Behandlung. Es handelt sich um Landleute, deren Gefühle und Leidenschaften zwar ganz elementar sind, deren Regungen aber doch in vielen Fällen Größe und Güte verraten. Die Magdalena der Geschichte heiratet einen rohen Menschen, weil sie glaubt, das sei der einzige Weg, ihre Vergangenheit auszulöschen. Ein anderer Mann, ein guter, edler Charakter, faßt eine Neigung zu ihr, doch sie kann sich nicht entschließen, den eingeschlagenen Weg zu verlassen. Er erträgt es nicht, sie schlecht behandelt zu sehen. Die Empörung über das Unrecht bringt ihn außer sich, er vergißt das göttliche und menschliche Recht, tötet den brutalen Gatten und muß seine That mit dem Tode büßen.

London. *Elizabeth Lee.*

Italienischer Brief.

Die Menge der Petrarca-Veröffentlichungen, die durch den sechsten Sekulärtag der Geburt des Dichters veranlaßt worden sind, verbietet es, auch nur die hervorragendsten aufzuzählen. Fast alle Zeitschriften und Zeitungen haben schon seit Monaten, namentlich aber in der Festwoche, Beiträge zur besseren Kenntnis des Lebens und Charakters, der Werke und des Einflusses „des letzten mittelalterlichen und des ersten modernen Italieners" gebracht. In der „Nuova Antologia" vom 16. Juli handelt C. Segrè von der „Dichterheimat Petrarcas" oder vielmehr von dem entscheidenden Einflusse, den der Aufenthalt in Bologna auf seine Entwicklung ausgeübt hat, die man sich in der That ohne diesen Aufenthalt nicht genügend erklären könnte. Segrè nennt ihn „bedeutungsvoller als den so oft und so rührend gepriesenen Aufenthalt in Vaucluse" und „derart, daß er über den ganzen Lebensweg Petrarcas Licht verbreitet".

In der ersten Augustnummer derselben Zeitschrift wird die Festrede des Unterrichtsministers Orlando bei Eröffnung der Gedenkfeierlichkeiten in Arezzo mitgeteilt. Der schöngeistige und redegewandte palermitanische Professor des Verwaltungsrechtes verkündete den Beschluß des Parlamentes und der Regierung, das Andenken Petrarcas durch Veranstaltung der seit langem ersehnten Gesamt-Ausgabe seiner Werke — die letzte ist von 15811 — zu ehren, damit endlich eine quellenmäßige synthetische Darstellung des Gesamtbildes des ungemein vielseitigen und schwer zu erfassenden Genius möglich werde. Als hervorragenden, um nicht zu sagen ausschlaggebenden Zug im Wesen des begeisterten Freundes und Herolds des klassischen Altertums, des Humanisten, Platonikers und Apostels der Natur, der Freiheit und der Wissenschaft bezeichnete Orlando das feine Gefühl für Form und Schönheit, das Petrarca zum siegreichen Gegner der mittelalterlichen Formlosigkeit und Unnatur, der Verrenkung und Vergewaltigung, Einschnürung und Verblendung jeder Art gemacht habe. — Der florentiner „Marzocco" widmet dem Gefeierten zwei Artikel: „Il ‚Riposo' di Petrarca" und „Il Petrarchismo". In jenem weist A. Conti auf die nach dem stürmischen Lebensgenuß eingetretene innere Umkehr Petrarcas und ihre verschiedenen Ursachen hin, die aber in ihrer Vollständigkeit erst nach gründlicherer Erforschung der noch unbekannten Werke erfaßt werden können. Denn „die innere Geschichte Petrarcas ist noch nicht vollständig klar, da die Blätter noch nicht bekannt sind, auf denen er die Eindrücke verzeichnet hat, die die ersten Strecken des neuen Weges und das Gefühl der Seligkeit ihm verursacht haben, das ihn während des kurzen Aufenthaltes in dem wundervollen Asyl des geliebten Bruders der Welt entrückte. Die noch unzureichende Kenntnis seiner Abhandlungen und Dialoge, namentlich derjenigen ascetischen Inhalts, erlaubt auch den Kundigsten noch keine klare Einsicht in den tiefsten Grund seiner Seele". — Im zweiten Artikel forscht G. Gargàno nach der den meisten nicht recht klar gewordenen eigentlichen und innersten Berechtigung der heutigen Verherrlichung Petrarcas. Sie liege nicht in der wunderbaren geistigen Beweglichkeit und Vielseitigkeit, in der nie rastenden Denkthätigkeit und der heißen Liebe zum Vaterlande, sondern darin, daß wir in Francesco Petrarca „den höchsten und unerreichbaren Ausdruck der Befähigung unseres nationalen Geistes zur Wiedergabe der äußeren Schönheit und der lebendigen Gefühlsäußerungen durch harmonische Farben und Töne" zu erkennen haben. „Petrarca war ein Vorläufer, das ist gewiß. In der Mitte des Trecento kündigte er das wundervolle Cinquecento an, das Jahrhundert, in dem die bildnerischen Gaben des italienischen Genius im hellsten Lichte erstrahlten. Die Künstler dieser Epoche erkannten in ihm ihren Zeitgenossen und ehrten ihn wie einen der ihrigen. Ihre Kunst fand eine Bezeichnung: sie hieß Petrarchismus, und er ist bis auf den Romantizismus die bedeutendste Erscheinung in der italienischen Lyrik geblieben."

Die Zeitschrift „Natura ed Arte" (15. Juli) enthält aus der Feder Guido Mazzonis eine sehr ergötzliche Zusammenstellung der seltsamen Urteile, die im 17. und 18. Jahrhundert über Petrarca gefällt worden sind. Der Artikel schließt mit der launigen Bemerkung: „Ueber Statuen, Festzüge, Fahnenschmuck, Illumination, Festreden und -Artikel wollen wir diesmal uns nicht beklagen, vorausgesetzt, daß die halbgebildeten Italiener aufhören, überlegen zu lächeln, wenn von dem Dichter die Rede ist, der sein Leben lang nicht aufhörte, L'aura, che il verde lauro e l'aureo crine . . . . zu besingen."

Im „Fanfulla della Domenica" (24. u. 31. Juli) berichtet P. Segato über „die deutsche Bühnenkritik und die beiden neuesten Werke Sudermanns und Hauptmanns". Ausgehend von dem Kreuzzuge gegen die Ausartungen der Kritik macht sich der Verfasser die Ausführungen Julius Harts im „Tag" über die Kluft zwischen der Kunst und der Kunstwissenschaft zu eigen und warnt vor „übereilter Unterschreibung der heutigen Urteile der deutschen Hyperkritiker über die Gesamtleistung Sudermanns".

„Goethes Bädeker in Italien" ist der Titel eines Aufsatzes in der „Nuova Antologia" (16. Juli), worin C. de Lollis in Kürze die Dienste untersucht, die die dreibändige Beschreibung Italiens von J. J. Volckmann, dem Freunde und Bewunderer Winckelmanns, dem Dichter auf seiner italienischen Reise (1786 und 1787) geleistet hat. Es ergiebt sich die nicht uninteressante Thatsache (ich weiß nicht, ob sie bereits anderweitig festgestellt worden ist), daß nicht wenige Bemerkungen und Urteile Goethes direkt durch solche seines „Bädeker" veranlaßt worden sind, sei es, daß er diesem beistimmt, sei es, daß er ihm widerspricht.

Ein Hellenist von der Bedeutung G. Fraccarolis war dazu geschaffen, gerade zur rechten Zeit mit einem Werke „L'Irrazionale nella Letteratura" (Turin, Bocca 1903) dem sich neu aufdrängenden Problem der wissenschaftlichen, der allegorischen, der lehrhaften Poesie, im allgemeineren der sozialen Aufgabe der Kunst zu Leibe zu gehen. Indem er sich genau an Vico anschließt, der in unübertroffener Schärfe die Unvereinbarkeit von Poesie und Wissenschaft behauptet hat, sucht Faccaroli das Gesetz darzulegen, daß die ästhetische Thätigkeit — die Erzeugerin von Erscheinungen, Phantasiegebilden, individuellen Geistesprodukten — absolut nichts zu schaffen habe mit der logischen Thätig-

keit, die Erkennbares, Begriffe, allgemeine Wahrheiten schaffe, ja daß die Vermischung beider die Darstellung sowohl klarer Gedanken, wie anschaulicher Bilder beeinträchtigen müsse. Auf der Grundlage einer umfassenden Kenntnis der klassischen wie der italienischen und der altfranzösischen Dichtung und der Philosophie prüft und erklärt er das Irrationale bei Homer, bei Dante und zahlreichen anderen Dichtern, die er gegen den kindlichen Vorwurf verteidigt, daß sie sich selber widersprochen haben, wie z. B. wenn Dante schildert, was er im völligen Dunkel der Unterwelt gesehen hat. Das Kunstwerk verlangt keine logische, sondern eine psychologische Abschätzung; bei einem gegebenen Seelenzustande des Dichters und seines Publikums kann das Irrationale den richtigen, das Rationale den falschen Ausdruck des Zustandes bilden.

Mit oft erörterten Beziehungen zwischen Historie und Dichtung beschäftigt sich gelegentlich einer Behandlung der berühmten Episode Francescas und Paolos im fünften Gesange des „Inferno“ Professor C. Rondani in der „Italia Moderna“ (1. Heft). Er warnt vor dem Wahne der „Forscher“, daß die Kenntnis historischer Dokumente über die Gestalten der Dichtung irgend etwas zur besseren Würdigung der letzteren beitragen könne. Im Gegenteil: „Um den Charakter, das Herz, die Sittlichkeit der Francesca Dantes richtig zu beurteilen, muß man diese sorgfältigst von ihrem geschichtlichen Urbilde getrennt halten.“ Das letztere kann uns ganz gleichgültig sein; uns interessiert das Geschöpf der Phantasie des Dichters: „die leidenschaftliche und dabei schamhafte Sünderin, die über ihre Herzensneigung nachsinnt, die, bevor sie in eigener Leidenschaft entbrennt, von der Glut eines Ritters und dem Wohlgefallen an dem Eindrucke auf ihn erwärmt worden ist und die sich dem Geliebten wie einem köstlichen und stürmischen Geschick hingiebt, um dann das unablässige und brennende Verlangen nach einem Frieden zu empfinden, der ihr nie vollkommen zu teil ward, den sie für sich und die anderen und auch für Dante herbeisehnt, und den auch der große Strom begehrt, indem er sich in die Adria ergießt, „um Ruhe mit den Seinen zu genießen“. Indem die Gestalten der Wirklichkeit durch das Medium des Dichters hindurchgehen, werden sie etwas anderes, worauf die historischen Dokumente, die Standesamts- und Briefzeugnisse nicht mehr passen können, und was von ihnen kein Licht, sondern nur Entstellung, Verkleinerung, Vergröberung empfangen kann.

Bei Zanichelli in Bologna ist ein neuer Band Dichtungen von Giovanni Pascoli erschienen. Sie führen den Titel „Poemi Convivali“, weil mehrere von ihnen zuerst in der 1895 zu Rom herausgegebenen Zeitschrift „Convito“ von A. Bosio das Licht der Welt erblickt haben. In der an der letzteren gerichteten Vorrede verteidigt der Dichter sich mit unverhehltem Unwillen gegen den Vorwurf arkadischer Schwäche und Schwärmerei, unmännlicher Weichheit und Verzärtelung der Gemüter. Einige gelehrte Kritiker sind so weit gegangen, vor seinen Dichtungen zu warnen, die mit der Zeit „die verderblichsten Wirkungen auf den Organismus der Nation ausüben müßten“. „Vielleicht ähnliche,“ fragt Pascoli, „wie die in Japan durch die naive Betrachtung der Blumen und Vögel, durch die Vorliebe für das eigene Häuschen und das zierliche Gärtchen und das einfache und saubere totami ausgeübten?“ Und er antwortet: „Thoren! Ich halte nicht allzuviel von der Wirksamkeit der Poesie und hoffe nicht viel von der meinigen. Aber wenn sie eine Wirkung haben sollte, so wird es Stärkung und Erhebung und Beharrlichkeit und Gemütsruhe sein. Und Stärke! Denn Stärke habe ich hineingelegt, weil ich in meinem durch das Unglück vereinfachten Wesen nichts anderes fand als Stärke.“ Die „Poemi Convivali“ sind beschreibende Bilder der antiken Welt, in denen der Pinselstrich des nachdenklichen und gefühlvollen Malers der „Myricae“, der „Minerva oscura“ und der lateinischen Gedichtchen zu erkennen ist. Einige der Titel können den Inhalt andeuten: „Il cieco di Chio“, „La cetra d'Achille“, „Poemi di Ate“, „Poemi di Psiche“, „Le Memnonidi“, „Sileno“, „Tiberio“, „Gog e Magog“. — Eine geistvolle Besprechung der Dichtungen und der originellen Klassizität Pascolis finden wir im „Fanfulla della Domenica“ (7. August) aus der Feder des pisaner Professors Vittorio Cian, der sich gleichfalls entschieden gegen die kurzsichtige und unverständige Verkleinerung der dichterischen Bedeutung Pascolis wendet.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegischer Brief.

Zwei außergewöhnlich vielversprechende Erstlingswerke, „Unge Sjaele“ (Junge Seelen) und „Hide Unas“, haben in der litterarischen Welt dem Namen Sigurd Mathiesen mit einem Schlage zu vollwichtigem künstlerischem Klange verholfen. Die erstgenannte Arbeit umfaßt sieben kleinere Erzählungen, in denen der Autor im Geiste Edgar Allan Poes von dunklem, leidenschaftdurchglühtem Seelenleben und von Vorgängen aus dem Reich des Mystischen berichtet. Er tritt in der Rolle des wissenschaftlichen Beobachters vor den Leser, indem er seine psychologischen Probleme mit der kühlen Ruhe des sezierenden Anatomen zergliedert und veranschaulicht, ohne sich doch auf eine philosophische Erklärung der letzten Grundursachen einzulassen. Das Lebensrätsel gilt ihm in erster Linie als eine Synthese ewigen Leidens. Er läßt einen Augenzeugen von den schauerlichen Eindrücken des Vulkanausbruchs auf Martinique erzählen, nachdem er die Freunde und Angehörigen des Erzählers vor dessen eigenen Augen in den glühenden Fluten des Lavameeres hat umkommen lassen. An anderer Stelle mißt er die Tiefen und Untiefen des elementaren Lebens: den Trieb nach Blut und sinnlichem Genusse, Sympathie und Antipathie in ihren primären Ausdrucksformen und psychologischen Zusammenhängen; hier und da bricht sich der mystische Grundstrom in des Verfassers Weltanschauung in leidenschaftlichen Worten über die Prädestination und Reinkarnation alles Seienden Bahn.

In „Hide Unas“, dem zweiten Buche, führt Sigurd Mathiesen die Motive der Skizzensammlung zu einer breit angelegten Symphonie aus. Auch hier herrscht das Mystische, Unvorhersehbare, gegen dessen übermächtige Einflüsse der Menschenwille sich vergebens auflehnt, nach urewigen Gesetzen aber dennoch gehalten ist, von den ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln im Sinne der Selbsterhaltung Gebrauch zu machen. Den Hintergrund der Erzählung bildet das wohlbekannte Milieu des norwegischen Kleinstadtlebens. Hide Unas, ein Feuerkopf und „Triebmensch“ ohne kritische Selbstbeobachtung, hat als heranwachsender Jüngling in seinem Vaterstädtchen nicht gut gethan; er flieht in die Fremde und führt ein Vagabundenleben, bis ihn nach langen Jahren eine Reihe von äußeren Umständen zur Rückkehr in die Heimat zwingt. Doch das kleinstädtische Pharisäergewissen ist wachsam geblieben: die alten Historien aus Hides Jugendzeit werden aus der Erinnerung erweckt, und allerorten beeilt man sich, dem nach spießbürgerlicher Auffassung für alle Zeiten Gebrandmarkten die Hand und Thüren zu verschließen. Hide wirft sich voll bitterer Entschlossenheit als später Student auf das Studium einer „Brotwissenschaft“ und erreicht es schließlich, seiner siechen Mutter die Genugthuung zu bereiten, daß sie ihren verloren geglaubten Sohn endlich als wohlbestallten Privatlehrer in ehrenvoller Thätigkeit wirken sieht. Doch das Glück ist von kurzer Dauer. In demselben Augenblick, wo Hide die Hand nach seinem dauernden Lebensglück ausstrecken zu dürfen glaubt, regen sich die dunklen Gewalten von neuem. In dem dürftigen Häuschen, das der junge Lehrer gemeinsam mit einer verwitweten Greisin bewohnt, wird nächtlicherweile ein Einbruch verübt. Hide glaubt zugunsten des wirklich Schuldigen ein Wort einlegen zu müssen und wird von der unter der Asche fortglimmenden

Rachgier Dritter nunmehr selbst als der Uebelthäter bezeichnet. Das brutale Polizeiverhör bringt ihn mit Blitzesschnelle zu der Erkenntnis, daß sein Geschick endgültig besiegelt ist. Und voll düsterer Resignation zieht er das Facit seines verpfuschten Lebens, indem er sich freiwillig den Tod giebt.

Der äußere Aufbau des Romans zeigt auf den ersten Blick, daß die Fabulierkunst und Gestaltungsgabe des jungen Autors weit über dem Maß des Durchschnittes liegen. Seine Personen atmen frisch pulsierendes Leben voll scharf umrissener Eigenart, ein Leben freilich, wie es eben nur unter den Nebelschleiern und melancholischen Schlagschatten der nordischen Umgebung glaubwürdig und menschlich denkbar erscheint. „Hide Unas" Schwäche besteht in dem Mangel an logischer Vertiefung, der gerade dort fühlbar wird, wo die psychologische Analyse ein Anklingen der feinsten Stimmungen erwarten läßt. Sowie die im Mittelgrund stehende Figur vom Dichter skizziert worden ist, gewinnt am Schlusse ganz unnötigerweise der Eindruck die Oberhand, daß man es bei dem Helden Hide in der That nur mit einer neuen Auflage des Ritters von der traurigen Gestalt zu thun hat, und diesen Eindruck hat Sigurd Mathiesen bei der Anlage seines Romans jedenfalls nicht vor Augen gehabt. Indessen gleichviel — als Anfängerleistung zeugt sowohl „Hide Unas" wie „Unge Sjaele" von einer poetischen Begabung, die das lebhafte Interesse, mit dem beide Bücher von der Oeffentlichkeit ausgezeichnet worden sind, vollauf berechtigt erscheinen läßt. Mathiesen ist zweifellos ein Sprachkünstler, wie das junge Norwegen ihrer nicht viele aufzuweisen hat. Sein Können nach dieser Richtung ist von solcher Art, daß schon jetzt eine Gleichstellung mit dem Talente eines Hamsun nicht unpassend erscheint. Hoffentlich läßt sich der junge Verfasser durch den glänzenden Erfolg seiner Erstlingsdichtung nicht zu dem verhängnisvollen Fehlgriffe der meisten Frühberühmten verleiten: dem Fluch der Vielschreiberei, die noch immer zu Verflachung und künstlerischen Werkeltagsleistungen hingeführt hat.

In der Zeitschriftenlitteratur hat die hundertjährige Wiederkehr von George Sands Geburtstag ausgiebige Spuren hinterlassen. Zu den gehaltvolleren Betrachtungen zählt eine Studie aus der Feder Erik Lies (Urd, 30), worin besonders auf die geistige Verwandtschaft zwischen der französischen Erzählerin und der Norwegerin Camilla Collet hingewiesen wird. — Heft 30 befaßt sich mit japanischer Romanlitteratur und spricht dabei hauptsächlich von weiblichen Autoren. Der Artikel schließt mit einer biographischen Würdigung der drei vornehmsten Erzählerinnen Kaho Tanabe, Nakajma und Kashi Iwamato als Vertreterinnen der aristokratischen, revolutionären und religiösen Dichtungsform (vgl. früher Sp. 1402). — „Folkebladet" widmet dem unlängst verstorbenen Schulmanne und Poeten Fredrik Gjertsen einen warmen Nachruf. Gjertsen hat sich um die Einführung deutscher Litteraturwerke ein großes Verdienst erworben; die von ihm veranstaltete norwegische Ausgabe von Goethes „Faust" zeugt von innigem Verständnisse goethischen Wesens und scheint sowohl den schwedischen wie dänischen Versuchen einer nordischen Faust-Uebertragung in wesentlichen Punkten überlegen. — „Kringsjaa" (1 und 2) bringt eine interessante Studie über Buchausstattung im Altertum, sowie eine kritische Betrachtung über die neuerdings von verschiedenen Seiten angestrebte Schaffung einer sogen. neuhebräischen Litteratur. Diese Bewegung wird als bemerkenswertes „document humain" für die Grundströmung gewisser Kreise der jüdischen Intelligenz bezeichnet, wobei jedoch zu berücksichtigen sei, daß es sich einstweilen nur um eine Ausnahmeerscheinung handele, deren praktische Tragweite mit der zionistischen Zukunftsschwärmerei auf annähernd gleichem Niveau angelangt sei.

Christiania. *Viggo Moe.*

Finnländischer Brief.

Gleichwie die junge, aufblühende Kunst Finnlands, so steht auch ihre Litteratur bis jetzt ganz unberührt von den politischen Ereignissen der letzten Jahre da. Die Gewaltthaten des russischen Despotismus in Finnland haben die Arbeitskraft der Finnen auf dem kosmopolitischen Gebiete der Kunst noch nicht brechen können. Der passive Widerstand hat zwar auch eine umfangreiche politische Litteratur des Volkes zur Welt gebracht; neben dieser lebt aber noch immer die schöne Litteratur, fern und unberührt vom Freiheitskampfe. Die Dichter haben den idealen Blick auf das Leben und die Zukunft des Landes und Volkes noch nicht verloren. In einer in der Zukunft garantierten geistigen Entwicklung sehen die Schriftsteller Finnlands die einzige Rettung aus der drohenden slavischen Assimilierung.

Neben der nationalen finnischen Kultur besteht im Lande die schwedische, und während der letzten bedrückten Jahre sind von einheimischen Dichtern und Gelehrten recht beachtenswerte litterarische Arbeiten sowohl in der schwedischen wie in der finnischen Sprache erschienen.

Von dauerndem Werte sind die zahlreichen Publikationen, die zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Nationaldichters J. L. Runeberg herausgegeben wurden. Die schwedische Litteraturgesellschaft in Finnland hat diesen erinnerungsreichen Tag durch das Veröffentlichen einer Festschrift und einer Biographie über Runeberg gefeiert. In jener Festschrift werden vom finnländischen Runebergforscher, dem Professor C. G. Estlander, die Beziehungen Runebergs zum schwedisch-finnischen Dichter Franzén geschildert. Zwei deutsche Gelehrte haben zum reichen Inhalt dieser Festschrift beigetragen: der bekannte Professor in Jena, Rudolf Eucken, sucht in einem interessanten Aufsatz „Der Dichter und sein Volk" die innigen Beziehungen, die zwischen Runeberg und seinem Volke bestanden, nachzuweisen; und der kundige Uebersetzer der Arbeiten Runebergs ins Deutsche, Dr. Wolrad Eigenbrodt, teilt uns („Runeberg in Deutschland; Erinnerungen") mit, wie der finnische Nationaldichter in Deutschland weit und breit bekannt ist. In den Achtzigerjahren gab es noch wenige, die den Namen Runeberg gehört hatten; zehn Jahre später aber nennt man ihn schon mit allgemeiner Bewunderung in den deutschen litterarischen Kreisen. — Der dänische Schriftsteller Julius Clausen erzählt uns, wie allgemein bekannt Runeberg auch in Dänemark ist, wo die „Sagen des Fähnrichs Stahl" zu den am meisten gelesenen schwedischen Dichterwerken gehören. Die Festschrift bietet eine reiche Quelle für eingehende Studien der litterarischen Bedeutung Runebergs und kann als solche allen Liebhabern empfohlen werden. — Eine kritische Wertschätzung von Runebergs Dichtung ist uns weiter vom Professor Estlander in der großen Ausgabe von Runebergs sämtlichen Werken gegeben worden, die ebenfalls von derselben Litteraturgesellschaft besorgt wurde. — Als das bedeutendste kritische Werk muß aber die umfangreiche Runebergbiographie von dem Professor an der Universität Helsingfors, Werner Söderhjelm, bezeichnet werden. Von diesem monumental angelegten Werke ist zum Säkularfest der erste Teil erschienen.

Welchen Fleißes die modernen finnischen Forscher fähig sind, beweist das biographische Riesenwerk, das vom ehemaligen Rektor und Vizekanzler der Universität zu Helsingfors, dem Staatsrat Th. Rein, über den finnländischen Philosophen und Schriftsteller J. W. Snellman herausgegeben worden ist. Diese großartige Arbeit, von der der letzte Teil im vorigen Jahre herauskam, giebt uns einen orientierenden Ueberblick über die ganze Kulturentwicklung Finnlands. Von demselben Verfasser liegt auch seit einigen Monaten eine Sammlung anregender Essais unter dem gemeinsamen Titel „Aufsätze und Reden" (Uppsatser och Tal) vor. Unter anderem finden wir hier eine sehr lesenswerte Abhandlung „Die moderne schöne Litteratur und die Moral", in der Rein sich gegen die von Georg Brandes verfochtenen An-

sichten wendet. Polemischen Charakters ist auch der Aufsatz „Ueber Phantasiebildung und Vernunftsbildung", in dem der Verfasser einige prinzipielle Fragen inbezug auf das Ziel des gegenwärtigen Schulunterrichts berührt. In der Schule sollte man, meint er, ebensoviel Gewicht auf die Vernunftbildung als auf die der Phantasie legen, da der Charakter nur durch die Vernunft gestaltet werden könne. — Unter den in diesem Buche gedruckten Reden, die Rein bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat, nenne ich die an Björnstjerne Björnson bei dessen Besuch in Helsingfors 1888, und die am Grabe des finnischen Dichters Zacharias Topelius gesprochene. Eine spannende Lektüre bietet die Abteilung der Reise-Erinnerungen und Skizzen, wie z. B. „Napoleon der Dritte und sein Schicksal", „Ein Besuch beim Philosophen Hermann Lotze", „Reisebriefe aus Moskau" (während der Krönung Nicolaj II.) u. s. w.

Feine und sehr künstlerisch behandelte Essais hat uns die Schriftstellerin Frau Irene Leopold in ihrem Buche „Auf dem Boden der Gegenwart" („På Samtids Grund") gespendet. Es sind litterarische Studien leichteren Stils, unter denen besonders zwei Aufsätze über die „Dichtung des Aischylos" eine recht ungewöhnliche Belesenheit verraten. In diesen vorzüglichen Analysen des griechischen Dichters weist Frau Leopold auch auf die ausgezeichnete deutsche Uebersetzung Ulrichs von Wilamowitz-Moellendorff hin und versteht überhaupt recht gut, ihre Quellen selbständig auszunützen. Es giebt in ihrem Buche so manches von Interesse für eine gebildete Leserwelt; alles ist stets mit guter Unterscheidungsgabe und in feiner Form behandelt.

Ueber einheimische Kunst wird gegenwärtig von den finnländischen Schriftstellern recht viel in den Zeitschriften und Zeitungen in Finnland sowie in Schweden geschrieben. Von größeren Werken über finnische Kunsterscheinungen ist jedoch sehr wenig vorhanden. Als ein recht interessanter Beitrag zur modernen finnischen Kunstgeschichte kann die von E. Nerander unter dem Titel „Ein Künstlerleben" (Ett Konstnärslif) neulich erschienene Monographie über den schwedisch-finnischen Maler S. Falkman erwähnt werden.

An lyrischen Dichtern in schwedischer Sprache ist Finnland gegenwärtig besonders reich. Es gab in den Achtzigerjahren so manche, die im Kampfe für das Aufblühen der finnischen Volkssprache den Untergang des schwedischen Sprachelementes sehen wollten. Es hat sich jedoch erwiesen, daß die Muttersprache der alten schwedischen Bildung zu tiefe Wurzeln in finnischem Boden geschlagen hatte, um ausgerottet werden zu können. Jedenfalls muß aber festgestellt werden, daß die jungen finnländischen Dichter, die während der letzten Jahre hervorgetreten sind, sich an echt poetischer Begabung mit ihrem nächsten Vorgänger, dem im Jahre 1898 jung verstorbenen Karl A. Tavaststjerna, nicht messen können.

Der jüngste unter ihnen, Freiherr Bertel Gripenberg, verspricht entschieden das meiste von ihnen. Die zwei letzten Jahre haben zwei Sammlungen Gedichte von seiner Hand aufzuweisen. In der ersten, „Gedichte" („Dikter"), sprudelt eine echte poetische Quelle. Der Sänger besitzt ein Instrument mit eigenartigen Tönen. Er verherrlicht vor allem die sinnliche Liebe, und kein nordischer Dichter hat vor ihm den Venuskult mit so starken Worten und in so erotischen Farben geschildert. Seine zweite neulich erschienene Sammlung „Auf weiten Wegen" („Vida vägar") ist der ersten vielleicht unterlegen, aber dennoch wird auch durch sie der Eindruck befestigt, daß wir es mit einem Dichter von Gottes Gnaden zu thun haben. Bertel Gripenberg ist ein Sprachkünstler ersten Ranges; nur muß man hoffen, daß sein Gedankenleben sich mit der Zeit vertiefen wird, denn die Boudoirluft, in der er sich bis jetzt fast ausschließlich bewegt, wirkt auf die Dauer fast erstickend.

Ein denkender Poet ist Arvid Mörne, auch er ist noch ein Debutant. Sein Dichterblut fließt nicht mit derselben brausenden Kraft wie das von Gripenberg, obgleich man auch bei ihm ein lebhaftes Temperament wahrnehmen kann. Er ist ein ausgesprochener Sozialist, wie Ossian Nilsson, der ihm überlegene junge schwedische Reformdichter. Arvid Mörne begann mit leichten lyrischen Gesängen „Reim und Rhythmus" („Rytm och Rim") und zeigt sich auch mit seiner zweiten Publikation „Neue Zeit" („Ny Tid") als ein Sänger der Naturstimmungen, obgleich düstere Ausdrücke für das Elend der Bedrückten hier vorwiegend sind.

In Jacob Tegengren begegnen wir einem echten Lyriker melancholischen Temperamentes. In seinen feinen, träumerischen Gedichten lebt die wehmütige finnische Natur mit ihren Wäldern und Wüsten, mit den tausend Seen und dem Vogelgesang während des kurzen nordischen Sommers. Auch er hat bis jetzt nur zwei Sammlungen veröffentlicht, die jedoch eine bedeutende künftige Produktion erwarten lassen.

Hinter dem Pseudonym „Alceste" verbirgt sich ein junger Dichter mit künstlerischen Ahnen. So nennt sich ein Enkel des großen Dichters J. L. Runeberg. Sein Vater ist der bekannte Bildhauer Walter Runeberg. Alceste, dessen eigentlicher Name Nino Runeberg ist, hat sich als ein weicher Lyriker geoffenbart. Seine etwas mühevoll ausgemeißelten Strophen verraten eine feinfühlende, empfindsame Dichterseele, die jedoch nicht zu den auserwählten gehört. — Ueber die Mittelmäßigkeit hinaus reichen mit ihren bis jetzt erschienenen Gedichten auch weder Oswald Siren, der junge Kunsthistoriker, noch Gunnar von Numers, dessen Vater ein glücklicher Dramatiker ist. — Mikael Lybeck gehört zu der vorhergehenden Generation der finnländischen Dichtkunst. Er ist einer der hervorragendsten Formtalente auf schwedischem Sprachgebiete; der Gedankeninhalt seiner Poesie und Prosa läßt jedoch vieles zu wünschen übrig, und nur selten können seine etwas gesuchten und posierenden, obwohl immer künstlerisch geformten Schriften einen dauernden Eindruck hinterlassen. Neben einigen Romanen liegen von ihm drei Bände Gedichte vor, von denen der letzte vergangene Weihnachten erschienen ist.

An Prosaisten in schwedischer Sprache ist Finnland äußerst arm. Am meisten bekannt ist unter ihnen der Architekt Jacob Ahrenberg. Er ist ein lebhafter Erzähler, seine Werke sind aber immer sehr unkünstlerisch konzipiert und stehen in sprachlicher Hinsicht zurück. — In den letzten Jahren hat auch eine Frau, Helena Westermarck, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ihr letztes Buch, „Laute in der Nacht" („Ljud i natten"), verrät mehr gewissenhafte Arbeit als Talent.

In der jungen Litteratur Finnlands sind es die in der finnischen Sprache schreibenden Verfasser, die als Prosaisten etwas wirklich dauerndes und echt künstlerisches geleistet haben. Für dieses Mal will ich nur einige Namen nennen, deren Bekanntschaft zu machen sich auch für den Ausländer lohnen dürfte: Juhani Aho, Arvid Järnefelt, Santeri Ingman, Teuvo Pakkala, Maila Talvio. Auch das finnische Volkselement hat mehrere lyrische Poeten in den letzten Jahren hervorgebracht, unter denen besonders einer zu erwähnen ist, nämlich der noch junge, mit außergewöhnlichen Dichtergaben ausgestattete Eino Leino.

Die meisten Arbeiten der finnischen Dichter sind übrigens ins schwedische übersetzt.

Helsingfors. *Wentzel Hagelstam.*

Echo der Bühnen.

Thale.

(Harzer Bergtheater.)

Im vorigen Jahre ist am Abhang des Hexentanzplatzes das harzer Bergtheater entstanden. Ich habe schon vor Jahresfrist diesem Landschaftstheater, das von Ernst Wachler in eine charakteristische Landschaft hineingebaut wurde, einen Besuch abgestattet. Es wurde damals neben einem kleinen Werkchen von Hans Sachs das auch in diesem Jahre wiederholt aufgeführte Originalwerk „Walpurgis" von Ernst Wachler zur Aufführung gebracht. Die Handlung dieser Dichtung, die den alten Volksbrauch vom Maigraben schildert, wird durch Chöre und Lieder unterbrochen. Es steckt wohl zu viel Reflexion, zu wenig dramatische Bewegung in „Walpurgis"; in dem unvergleichlichen Landschaftsbild aber erhielt das Werkchen Seele, und es ist nicht zu leugnen, daß es einen erhebenden Eindruck hinterlassen hat. In diesem Jahre gelangten neben Shaksperes „Sommernachtstraum", der Rütli-Szene aus „Wilhelm Tell" und Schillers „Wallensteins Lager" drei neue Werke erstmals zur Darstellung. Franz Herwigs Bühnenspiel „Herzog Heinrich am Finkenherd"*), das die bekannte geschichtliche Begebenheit, die Antragung der Königskrone an Heinrich von Sachsen behandelt, hat gute dramatische Vorzüge. Herwig hat sich mit historischem Verständnis in die damalige Zeit versenkt, das beweisen besonders die beiden Kriegsknechtgestalten, die in ihrer rauhen, derben Art vorzüglich charakterisiert sind. Die Gestalten Heinrichs und Hatheburgis sind ebenfalls gut gezeichnet. Auch hat Herwig die von der Landschaftsbühne gebotenen szenischen Vorteile sehr geschickt benutzt: der Zug der Edlen, die dem Herzog die Königskrone bringen, giebt ein wirkungsvolles Bühnenbild. — Die zweite Novität der diesjährigen Spielzeit war Alexander Elsters „Spielmanns Kirmes"**), ein freundliches Spiel, das an die Rattenfänger-Sage anknüpft, d. h. es beginnt da, wo jene aufhört. Abgesehen von der unmöglichen Gestalt eines Pfarrers und einer Reihe nicht sonderlich geschickt geführter Szenen weist das Werk Stellen auf, die poetisch und menschlich ergreifend wirken; insbesondere verfehlt die Erzählung des Spielmanns Dietherr ihren tragischen Eindruck nicht. Was das Publikum gefangen nahm, war wohl mehr der lyrische Gehalt der kleinen Dichtung, ihre weiche, etwas sentimentale Stimmungskunst. — War dieses Stückchen an die Landschaft nicht gebunden, so ist Ernst Wachlers Trauerspiel mit Chören „Widukind"***) auf der geschlossenen Bühne geradezu undenkbar. Wachler hat damit zeigen wollen, wie ein Werk beschaffen sein muß, das für die Landschaftsbühne taugt. Eine neue Form hat er damit nicht gegeben, sondern eine alte, die der griechischen Tragödie, neu belebt. Er äfft diese aber nicht nach, sondern modelt sie für seine Zwecke um. Die Teilung der Handlung wird durch gesungene Chöre markiert. Zwei mächtige Völkerschaften stoßen mit ihren Glaubensanschauungen aufeinander. Karl ist der ehrgeizige, von der Notwendigkeit seiner Mission völlig durchdrungene Herrscher, Widukind der trotzige Mensch voller Leidenschaft. Karl wird von römischer Weltanschauung getragen, Widukind lebt in den bodenständigen, heidnischen Ueberlieferungen seines urwüchsigen Stammes. Beide sind starke, in ihrem Sinne das beste wollende Helden, deren Kampf mit dem endlichen Fall Widukinds endet. Was dem wachlerschen Trauerspiel seine Eigenart giebt, das sind vor allen Dingen seine innigen Beziehungen zur Mythologie. Dadurch erhält es Stil, was in unserer zeitgenössischen Litteratur immerhin schon viel heißen will. Durch die Zusammenwirkung von Bühne, Spiel und Landschaft erzielte das Stück einen unbestrittenen, durchschlagenden Erfolg. — Im übrigen haben die diesjährigen Vorstellungen wieder gezeigt, daß auf der Landschaftsbühne intime Wirkungen nur schwer zu erreichen sind. Dafür lassen sich aber solche erzielen, die so stark auf der geschlossenen Bühne nicht erreicht werden können. Die Stimmungsgewalt des Landschaftstheaters ist jedenfalls eine weit größere als die der geschlossenen Bühne, auch ist sie reiner und künstlerischer, die Akustik dabei eine unerwartet gute. Das Landschaftsdrama, zu dessen Form Wachler in seinem „Widukind" den Weg gewiesen hat, wird großzügig, kraftvoll, gestaltenfroh sein müssen, wenn es sich in die Landschaft einpassen soll. Ein heroisches Drama muß es sein; idyllische Stimmungskunst eignet sich nicht für diese Bühne. Bei sorgfältiger Pflege eines derartigen heroischen Dramas würde vom Landschaftstheater eine neue, gesunde Anregung für unsere dramatische Litteratur ausgehen können.

Fr. Wiegershaus.

*) Buchausgabe bei C. F. Amelang, Leipzig.
**) Buchausgabe bei Hermann Grosse, Weimar.
***) Buchausgabe bei Georg Müller, München.

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Dietrich Hellwags Sieg. Roman von Karl Rosner. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig. 8°. 220 S.

Seit Gustav Frenssen seinen „Jörn Uhl" erfand, wimmelt es auf dem Litteraturmarkte von guten und schlechten Romanen, deren Held, mit einem teutonisch dröhnenden Tauf- und Familiennamen ausgestattet, imposant schon auf dem Titelblatte prangt. Diese heldischen Namen, die zuweilen laut genug von mühseliger Schreibtischerfindung reden, aber durch den Pomp ihres Deutschtums Respekt einflößen sollen, sind mehr als eine willkürliche Bezeichnung, sie sind eine Ansprache an das Publikum, in der die Worte: Bodenständigkeit, Rassenbewußtsein, germanische Kraft eine besonders große Rolle spielen. Sie sind ein Programm oder sollen zum mindesten ein solches vortäuschen. So haben wir denn nach „Jörn Uhl", „Peter Michel", „Götz Krafft" auch einen „Dietrich Hellwag" geschenkt bekommen, indem dieser heroische Name, nach dem Muster anderer, mit der Richtung verknüpft wurde, in der der Autor seinen Helden zu führen gedenkt. So kam denn „Dietrich Hellwags Sieg" heraus. Aber mit der Bodenständigkeit ist es nichts. Daß der Roman in München spielt, ist ebenso sehr Zufall, als daß der Held Dietrich Hellwag heißt, obwohl sich doch hinter der teutonischen Färbung dieses Namens irgend eine Absicht zu verbergen bemüht. Dr. Dietrich Hellwag ist eine herrische Natur, nur beseelt von ihren ehrgeizigen politischen Plänen, um derentwillen er innerlich getrennt von seiner Frau lebt, ein ihm anvertrautes Depot antastet und die eigene Tochter an einen Gecken verkauft, weil er gerade Geld braucht, um das Defizit zu decken. Durch den Edelmut eines idealistischen Universitätsprofessors, dem er einst die Frau entführt und der trotz alledem jetzt das nötige Geld vorstreckt, wird er jedoch bekehrt, verzichtet auf die Politik und kehrt reuig zu seiner Familie zurück. Als ihm der idealistische Universitätsprofessor bei der Reichstagswahl als Kandidat gegenübersteht, plaidiert er nicht für sich, sondern für seinen bisherigen Gegner. Das ist sein Sieg. Die Versuche zur Charakteristik der Personen, die Rosner gemacht hat, sind ohne Energie. Er zeichnet

Schattenrisse, deren umrahmende Konturen man wohl erkennt, die aber im Innern weder Zeichnung noch Farbe tragen. Künstlerisch wertlos wird der Roman erst dadurch, daß er nicht von den Gestalten, sondern von den Ereignissen ausgeht, sich nicht scheut, mit „Fügungen" zu arbeiten, und die Handlung auf die Charaktere abfärben läßt, statt umgekehrt die Handlung nur aus den Charakteren zu bestimmen. Rosner ist hier kein Seelendeuter, der für seine Gestalten kein anderes Schicksal kennt, als ihre Persönlichkeit, sondern ein Erfinder spitzfindiger Begebnisse, denen sich die Persönlichkeit der Gestalten wohl oder übel anbequemen muß.

München. *Leo Greiner.*

Thönerne Füße. Die Geschichte einer Enttäuschung von Agnes Harder. Dresden 1904, Carl Reißner. 267 S.

Den mindestens gespreizt klingenden Obertitel hätte die Verfasserin lieber weglassen sollen. Er führt unwillkürlich zu der Vermutung, es handle sich hier um große allgemeine Geschicke. Das ist nun — ich darf wohl sagen glücklicherweise, weil solchem Stoff Agnes Harders Kraft kaum gewachsen sein würde — nicht der Fall; das Buch erzählt einfach die Herzens- und Lebensgeschichte eines weiblichen Wesens. Es ist mancherlei Konventionelles darin, nicht alles kommt überzeugend heraus; aber im ganzen wird man doch angenehm enttäuscht. Die Heldin Esther, eine innerlich tiefe und gradlinig einfache Natur, die nur in einer ganz besonderen Seelendisposition, in dem weichlich ästhetisierenden, dabei aber stark egoistischen Kunst- und Lebensdilettanten van Vonden mit seinem allerdings zuerst verschleierten Mangel an Charakter ihr Ideal gefunden zu haben glauben kann, wirkt in der Hauptsache gleich van Vonden selbst lebenswahr, und das auch gilt von ihrer willensstarken, vielgeprüften Großmutter und von van Vondens scharfem Gegensatz Keller, der in einem praktischen Beruf sich den wahren Idealismus gerettet hat. Wir können auch glauben, daß Esther innere Lebenskraft genug besitzt, um nach der schweren Enttäuschung und tiefen Entmutigung, die ihr die Ehe mit van Vonden gebracht hat, dereinst — in absehbarer Zeit — noch mit Keller glücklich zu werden, der in dem Appell an ihr Pflichtgefühl das beste Mittel gefunden hat, sie vor dem Versinken in thatlose Verzweiflung zu bewahren. Agnes Harders Geschichte zählt, ohne besonders tief zu wirken, doch zur besseren Unterhaltungslektüre. Die Nebenfiguren darin, meist Durchschnittsmenschen, sind jedenfalls nicht ungeschickt gezeichnet; mancher hübsche Gedanke erfreut den Leser.

Greifswald. *Edmund Lange.*

Träume. Von Friedrich Huch. Berlin, S. Fischer. 1904. 68 S. M. 1,— (1,75).

In einem schmerzlich-schweren Aesthetenbuch (es heißt „Der Tod Georgs" von Richard Beer-Hofmann) steht: „Ueber dem Leben seiner Tage war ein zweites, das seiner Nächte, gewölbt. Aus allen Früchten des wachen Lebens war der Saft in Träume so gepreßt und gedichtet, wie die Thaten vieler Jahre in einem Lied — — Der träumte, schuf eine Welt und setzte in sie nur, was für ihn bedeutete — Nicht unterjocht von Zeit und Raum, freier als das Leben der Tage, lebten Träume; und reicher und süßer und grausamer und mit prunkenderer Macht als das Leben durften sie ihre Herrschaft üben." Ein Buch, aus solchen Träumen entstanden, wäre wohl eine Gabe — auch wenn sie die Hundertzahl Friedrich Huchs vermissen ließe! Sie würden dem Aestheten etwas bringen. Es giebt wohl auch Träume, die dem Psychiater von Interesse sein könnten. Wer aber Interesse an den Träumen Friedrich Huchs nehmen soll, das ist mir nicht aufgegangen, und so überlasse ich es dem Leser, sich selbst seine Meinung an einer Stichprobe zu bilden. Friedrich Huch träumt: „Ich bin in einer Bucht der See, die vom Lande eingeschlossen ist; die große See ist nirgends sichtbar; das Wasser hat fast keinen Wellenschlag; ich gehe etwas weiter fernab; hier ist schwarzes Moor; der Uferboden zeigt dicke, weiße, fettige Absonderungen, und ich denke: hier ist der Boden noch urbar und kolkig; ich ziehe mich aus und bade in dem Wasser; es ist lau und ölig."

Ich wiederhole: Friedrich Huch giebt Einhundert solcher Träume — — und sie kosten nur Einhundert Pfennige.

Jena. *S. Hoechstetter.*

An der Riviera. Von einer Elsässerin (H. Sch.) Straßburg, Schlesier & Schweickhardt. 1902. 216 S. Geb. M. 4,—.

Die Erörterungen über den Grad der Eindringlichkeit, mit der deutsches Denken und deutsches Geistesleben sich im Elsaß erhalten bezw. neu hat wecken lassen, sind seit etlichen Jahren aus den politischen Zeitungen in die Litteraturjournale übergegangen, je mehr in jener isolierten Landschaft sich selbständige poetische Zirkel aufthaten. Auch im „Litterarischen Echo" ist diese junge, eigenwüchsige Bewegung wiederholt berührt, einmal sogar im „Sprechsaal" polemisch beleuchtet worden. Aber weder hier noch in anderen maßgeblichen kritischen Zeitschriften bin ich einem Buche, und sei es auch nur im Titel, begegnet, das, durchaus autochthonen Ursprungs, der Feder eines elsässischen Landeskindes entstammt, keinerlei Anlehnung seiner Verfasserin an die arg verschiedenartigen straßburger Litteraturkreise jungelsässischer Farbe bekundet und ungeachtet es ein schriftstellerisches Debut vorstellt, doch als eine wirklich beachtenswerte Leistung registriert werden muß. Es ist der Tagebuchroman „An der Riviera. Von einer Elsässerin", Ende 1902 im straßburger Verlage von Schlesier & Schweickhardt erschienen und seltsamerweise bei der Kritik draußen im Reiche schier unberücksichtigt geblieben, obwohl doch gerade diese Buchhandlung sich direkt „Alsatica-Verlag" und „Spezialverlag für elsässische Litteratur" nennt und thatsächlich Stoßkopfs, Grebers und der andern Dialektleute vom „Elsässischen Theater" durchschlagende Werke auf den Markt gebracht hat. Aber die Bescheidene, deren Initialen „H. Sch." wir als die originelle und fidele Hortense Schuller, die Hauptinhaberin der köstlichen Forst- und Bergidylle St. Anna bei Sulz in den Südvogesen, verraten wollen, vollbrachte mit der Niederschrift ihrer in den Grundlinien selbsterlebten Episode eines Ausflugs nach Monte Carlo, von wo sie nach mancherlei Abenteuern und seelischen Fährlichkeiten munter und ungeschoren wieder in ihrer unvergleichlichen Waldheimat landet, viel mehr als die Tat eines tastenden Dilettanten. Sie bietet ein Stück grundgescheiter Kultur- und Gesellschaftsschilderung von der Fahrt zum, wie vom berüchtigten Roulette-Kasino Monacos und dem Aufenthalte daselbst und durchsetzt diese Schilderung mit einer solchen Fülle psychologisch feiner Menschenbeobachtung, daß sie, obwohl sie die äußere Schablone des zugespitzten Sensationsromans völlig abstreift, sogar in den unmittelbaren Einblicken in das nach sozialen und moralischen Gesichtspunkten buntschillernde Milieu der Spieler-Zentrale meistenteils weit ernster spannt und packt als der typische Monaco-Roman, wie ihn für die frühere Generation Hans Wachenhusen, für die jetzige Richard Voß u. a. spekulativ geliefert haben. Was dies abseits emporgeblühte litterarische Erzeugnis uns aber noch interessanter macht, das ist ein anderes, nämlich der Punkt, von dem unser Referat ausging: die Urheberin dieses Sittengemäldes, das alles Leichte, Oberflächliche, Faulige, Wacklige mit deutschem Ernste und doch ohne jede Prüderie ablehnt und sich dabei ausdrücklich auf diese deutsche Ader beruft und sogar etwas darauf zugute thut, ist noch gerade unter französischer Herrschaft in französelndem Sprachgebiete geboren, hat halbfranzösische Schulbildung genossen und spricht noch heute das Idiom unserer westlichen Nachbarn geläufiger, wenn auch nicht lieber als das deutsche, das sie stolz ihre Muttersprache nennt. Wir wollen die mannigfachen kleinen, besonders technischen Schwächen dieses Erstlings keineswegs zudecken; aber solch starke Individualität und ein so gar

nicht nach üblichem Schema geschriebenes belletristisches Erzeugnis aus dem südwestlichsten Winkel des Deutschen Reiches darf warm begrüßt werden.

München. *Ludwig Fränkel.*

„Feuer!" Erinnerung aus dem russischen Polizeileben. Von A. Andreas. Leipzig, Verlag Fr. Wilh. Grunow.

Unter dem Pseudonym A. Andreas verbarg sich der russische Staatsrat Alexander A. Babendieck, der vor einigen Jahren in Witebsk gestorben ist. Wenn er, wie angenommen werden darf, in „Feuer" eigene Erinnerungen zu Papier gebracht hat, so war er ein Beamter, wie es in Rußland nicht allzu viele giebt: gerecht, leutselig, menschlich. Seine Ich-Erzählung gewinnt ihren dichterischen Wert durch die bei aller Bescheidenheit anziehende und sympathische Schilderung des Helden, der inmitten allgemeiner Verrottung ruhig und tüchtig seine Schuldigkeit thut und über das vorgeschriebene Pflichten-Schema hinaus dem seltensten, edelsten Ehrgeiz genügt, seinen Mitmenschen ohne Demut nach oben und ohne Hochmut nach unten ein fördernder, helfender Berater zu sein. Daneben besitzt „Feuer!" ein sehr starkes, kulturhistorisches Interesse durch die minutiöse Darstellung einer Welt, die uns nahezu fremd ist, der Welt des russischen Kleinbürgertums, der russischen Provinzialstädte, des russischen Beamten-Wesens. Was uns Maxim Gorki davon erzählt, ist mehr geistreiche, aphoristische, absonderliche Skizze als nüchterne, realistische Wiedergabe des Wirklichen. Und gerade hierin ist Andreas ein Meister, der auch aus dem alltäglichsten Vorgange ein anziehendes Gebilde zu formen weiß. Selbst die epische Breite, in der er sich mit Vorliebe ergeht, erscheint als Mittel zum Zweck. Denn aus der häufigen Wiederholung gleichartiger Situationen und Episoden, aus der nur leicht variierten Bethätigung derselben Charaktere komponiert Andreas ein Bild, dessen Klarheit und Farbenreichtum angesichts der scheinbaren Sorglosigkeit der Technik doppelt erstaunlich wirkt.

Breslau. *Erich Freund.*

Polens Töchter. Roman von Agnes Henningsen. Axel Junker, Stuttgart 1904. 294 S. M. 4,—.

Die talentvolle junge dänische Dichterin hat in dem vorliegenden Romane vielleicht ihr bestes Werk geschrieben. Man darf freilich nicht an Clara Viebigs lapidare Schilderung der polnischen Menschen und Verhältnisse denken, wenn man dieses unterhaltende, leichtflüssig und spannend geschriebene Buch in die Hand nimmt. Agnes Henningsen schildert die Frauen der alten Adelsgeschlechter, wie sie in Oberflächlichkeit verflachen oder in glühendem edeln Patriotismus sich vom lebendigen Leben abwenden. Mit größerer Liebe und der ihr eigenen Verve schildert sie dann die Polinnen der Halbwelt. Und da ist ihr in der Gestalt der „Puppe" eine wahrhaft ergreifende Persönlichkeit gelungen. Das kleine zwitschernde Mädchen, das soviel Freude und Schönheit um sich herum bereitet, nie und nirgends von ihrer Natur abweicht und zu der sich doch die vornehme Haline Lobowna hinneigt, als einer unter den anderen, die Natur ist, Wahrheit. Die eigentliche Heldin des Romans aber ist Marja Mankowska, die große Intrigantin mit dem leidenschaftlichen Herzen, die vor keiner niedrigen Komödie zurückschreckt und doch uneigennützig und wehrlos dem Egoisten gegenüber ist, den sie liebt. Für manche freilich wird den eigentlichen Reiz des Buches die bekannte Gestalt des interessanten dänischen Litteraturprofessors ausmachen, den in Polen, wie überall sonst, alle Frauen lieben. Seine Art und seine besondere Anziehung auf das weibliche Geschlecht sind in ein paar äußerst gelungenen Szenen dargestellt. Man glaubt die interessante Häßlichkeit seines faltigen Gesichtes wiederzusehen und in den Trinksprüchen, die er in Begeisterung auf Polen ausbringt, jene Phase neuer Jugend in seinem Leben deutlich zurückzuerleben.

Berlin. *Anselm Heine.*

Litteraturwissenschaftliches.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt von Georg Witkowski. Leipzig, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 51.) 1903. M. 1,—.

Auf 160 Seiten leistet Georg Witkowski in dieser dankenswerten, kleinen Schrift das Kunststück, die Geschichte des deutschen Dramas zu schreiben, wie sie sich ihm vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis in die Anfänge des zwanzigsten darstellt. Und man fühlt es, der ganze Stoff ist vom Autor selbst durchdacht; Witkowski hat ein persönliches Verhältnis gewonnen zu all den Strömungen im deutschen Theaterleben, denn er gruppiert so manches anders als es bisher geschah, er findet Schlagworte für ganze Epochen und rückt Geister, die dem Laien weit von einander entfernt schienen, ganz nahe zusammen. Und sie vertragen sich. Witkowski weiß das ihnen Gemeinsame zu finden und auszusprechen, er weiß jedem Widerspruch vorzubeugen durch seine ruhige, selbstsichere und doch vermittelnde Art. Selten schreibt er ein scharfes Wort des Tadels oder der Ablehnung nieder. Er scheidet das Vergängliche vom Bleibenden mit sicherer Hand und sucht selbst gegenüber den litterarischen Strömungen der letzten 10—15 Jahre den Ton einer historischen Darstellung festzuhalten. Das gelingt in den letzten Kapiteln nicht immer, wenigstens nach unserem Gefühl, und wer die Namen von Werdenden und Strebenden, von da geliebten und dort gehaßten Litteraten in eine geschichtliche Betrachtung des deutschen Dramas einbezieht, der muß darauf gefaßt sein, daß ihm von da und dort auch Stimmen des Tadels entgegentönen. Und an solchen wird es nicht fehlen.

Selbst oft Gesagtes erscheint in der knappen Darstellung Witkowskis wieder neu und reizvoll. Daß Schiller sterben mußte, ehe er den Gipfel seines Strebens erreicht hatte, ehe es ihm möglich war, im Drama als ein Geläuterter und Großer zum Ausgangspunkte seiner Kunst zurückzukehren, zu jenem Realismus, den er in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe" bethätigte, das erscheint hier in zwei Zeilen wie ein nationales Unglück hingestellt. Und es war ein solches, denn ein volles Jahrhundert kam die deutsche Litteratur nicht los von der Nachahmung jener Werke Schillers, die den Epigonen als der äußerste Gipfel seiner Kunst erschienen. Und sie waren es noch nicht. Wir wissen heute, daß Schiller auf dem Wege war zu einem realistischen Stil des Dramas, der ihn weitab geführt hätte von den Zielen der „Braut von Messina", einem Stil, „der das Schicksal des Menschen ausschließlich aus seinem Wollen ableitet". Noch zehn Jahre Schiller, und das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts hätte vielleicht eine ganz andere Gestalt gewonnen ...

Knapp und klar scheidet Witkowski das Drama der Romantiker und das Schicksalsdrama von den „Nachahmern Schillers", und aus beiden Gruppen hebt er Kleist und Grillparzer hoch heraus und stellt sie auf ein besonderes Piedestal. Eine besondere Stellung weist er auch Ferdinand Raimund an, dem „Schiller der Lokalbühne". Selten ist der Anteil Deutsch-Oesterreichs an der neueren deutschen Bühnenlitteratur so sachkundig und vorurteilslos dargestellt worden.

Neben Kleist, Grillparzer und Raimund behandelt Witkowski als gesonderte Erscheinungen im neunzehnten Jahrhundert nur noch Grabbe, Hebbel, Otto Ludwig, Anzengruber, Richard Wagner, Wildenbruch, Sudermann und Hauptmann. Schon mit den letzten drei Namen wird er da und dort Widerspruch erregen. Wo die lebendigste Gegenwart in Frage kommt, sind wir empfindlich, und es ist zweifellos, daß diese Namenliste häufig korrigiert werden wird. Aber heut besteht sie die Anfechtung, denn jeder dieser Namen bildet für die Darstellung des Verfassers nur einen anderen geistigen Angelpunkt. Was daneben lebt und webt, wird in das Netz miteingesponnen.

Im Mittelpunkt des Buches steht Friedrich Hebbel, von dem auch ein gutes Bildnis beigeheftet ist. Ein Hauch von Begeisterung weht durch die diesem Dramatiker gewidmeten Blätter; man fühlt, daß da eine litterarische Herzenssache vorgetragen wird. Unseres Erachtens wird Hebbel immer ein Einsamer bleiben; nie wird ihm die Volksgunst zufallen. Wenn Witkowski die Modernen auf ihn verweist und es offen ausspricht, daß das, was sie bei Ibsen gefunden, schon bei Hebbel zu finden war, hat er in gewissem Sinne recht. — Einen Gipfel des Jahrhunderts erblickt Witkowski auch in Richard Wagner und dem Musikdrama, vorläufig dem höchsten, der auf diesem Gebiete erreichbar scheint, und man wird dem Kapitel, das er der „deutschen Oper des 19. Jahrhunderts" widmet, mit demselben Interesse folgen, wie den übrigen.

Ein Vorzug des Buches: der gelehrte Verfasser stellt die Geschichte des deutschen Dramas nicht ausschließlich unter litterarischen Gesichtspunkten dar, er findet in allen Epochen auch die Anknüpfungspunkte an das lebendige Theater, er erörtert da und dort den Zustand der Schauspielkunst, er widmet der Sendung der „Meininger" ein eigenes Kapitel, giebt auf Grund des „deutschen Bühnenspielplanes" statistische Uebersichten über die Aufführungsziffern derjenigen Werke, die einen bleibenden Gewinn des 19. Jahrhunderts darstellen rc. Sein Büchlein ist schon um dieser Details willen geeignet, ein Handbuch für alle zu werden, die sich mit der Bühnenlitteratur und dem Theater zu beschäftigen haben, und ich fürchte, es wird künftig zum „Faulenzer" werden für alle minder orientierten Kritiker.

Wien. *Adam Müller-Guttenbrunn.*

Verschiedenes.

Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften Auswahl, Uebersetzung und Einleitung von Marie Herzfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.

Weniger großer Menschen Bild hat sich im Verlaufe einer verhältnismäßig so kurzen Zeit so sehr verschoben und berichtigt wie das Leonardos. Lenau, in dessen vor zwei Menschenaltern geschriebenem Savonarola der Schöpfer des Abendmahls neben Michelangelo die zum Christentum rückbekehrte Renaissancekunst symbolisieren soll, stellt nur den Maler Leonardo dar und auch diesen in ganz verschwommener Stahlstichmanier; wie ganz anders lebendig, wie unendlich gewaltiger tritt uns der Allkünstler vierzig Jahre später aus Gobineaus „Renaissance", dann in unseren Tagen aus Mereschkowskis biographischem Roman oder romanhafter Biographie entgegen. Fürwahr, ein innerhalb der Neuzeit so seltenes wie interessantes Phänomen: vierthalb Jahrhunderte etwa mußten über das Grab eines ohnehin hochberühmten Mannes hingehen, ehe der Nachwelt bewußt wurde, daß er auf solchen Ruhm weit mehr als bloß einen Titel besaß, ehe sich die Notwendigkeit herausstellte, der Geschichte fast aller exakten Wissenschaften, ja der Geistesgeschichte Europas nachträglich ein großes Kapitel einzufügen und mit seinem Namen zu überschreiben. Was wollen dagegen die Jahrzehnte besagen, während deren Schopenhauers Lebenswerk ungelesen blieb und Wagners Tetralogie nicht zur deutschen Litteratur zählte?

Ermöglicht wurde diese späte Korrektur jenes scheinbar längst außer Diskussion gestellten Werturteils durch faksimilierte und andre Veröffentlichungen der an verschiedenen europäischen Bibliotheken aufbewahrten Handschriften Leonardos. Wie bekannt, enthalten diese keine abgeschlossenen Werke (wenn auch gelegentlich mehr oder minder weit gediehene Ansätze zu solchen), sondern einen wahrhaft unerschöpflichen Hort von Aphorismen allermannigfachsten Inhalts und Tones, deren geniales Durcheinander übrigens zum Teil der eigentümlichen Art der Ueberlieferung zur Last fällt. So weit wie die reale Welt ist der Interessenkreis dieser „Teilabhandlungen", und ihr Verfasser schreitet seinen Zeitgenossen fast auf allen Gebieten um Jahrzehnte, in anatomischen, in geologischen Erkenntnissen gelegentlich auch um Jahrhunderte voraus. „Kein Gebiet der Physik," so habe ich den Forscher Leonardo schon an anderer Stelle zu charakterisieren versucht, „blieb seinen kühnen, mathematisch-technischen Ideen fremd, weder Mechanik noch Hydraulik, weder Akustik noch Optik, noch Wärmelehre; wenn sich dieser Erzvirtuose vermißt, schlechterdings alles machen zu können, wahrlich, man bedenkt sich, ihn Lügen zu strafen. Ihm wie Dürer kam es weit weniger auf theoretische Erkenntnis als auf praktische Verwertung an; gleichwohl übertraf dieser universellste Mensch einer universellen Periode alle Mitlebenden an physikalischem Wissen, und seine Konstruktionen führten hart an und über die Schwelle modernen Maschinenbaues." „Wenn man von Leonardo spricht," sagt die Uebersetzerin (S. CIX) sehr richtig, „ist man stets in Gefahr, ihm manches zuzuschreiben, was der eine oder der andere seiner Zeitgenossen schon wußte; man kann ihn aber sicher nie groß genug schildern."

Aus so kraft- und liebevollem Werben um die Geheimnisse oder richtiger die Gesetze der Natur von der Sonne bis zum Pflanzenblatt erwuchsen dann dem kühnen Freier tiefsinnige Philosopheme, geistreiche Kunstlehren, schöne Fabeldichtungen, und alles vertraute er jenen wundersamen Tag- und Jahrbüchern an, daneben wieder Anekdoten, Briefkonzepte und dergleichen, wie es der Tag brachte; ja sogar die abenteuerlich moralisierenden Tierfabeln einer späten Fassung des sogen. Physiologus hat sich der Tierfreund aufgezeichnet, vielleicht als Kuriosum, vielleicht behufs künstlerischer Ausgestaltung: der Gegenwart jedenfalls zum ewigen Gedächtnis der Naturkunde, wie sie Leonardo vorfand.

Der Gelehrte, mag er nun die Geschichte der gesamten Renaissance oder die der Naturwissenschaften oder die Leonardos erforschen, wird sich nach wie vor auf die Originale oder auf die ausgezeichneten Reproduktionen der Codices oder Jean Paul Richters große Ausgabe, allesamt außerhalb der Bibliotheken schwer erreichbar, verwiesen sehen; das gebildete deutsche Publikum aber wird durch das vorliegende, von dem bewährten Verlage prächtig ausgestattete und mit einer Wiedergabe der turiner Porträtskizze geschmückte Werk der Uebersetzerin zu großem Dank verpflichtet. Sie hat aus dem ungeheuren Stoffe mit großem Takte ausgewählt und gut gruppiert, die altertümliche Färbung einer machtvoll neue Terminologien erschaffenden Sprache originell und geschickt in der Uebersetzung wiederzugeben gewußt, jedes einzelne Aphorisma glossiert und den Texten eine mit guter Litteraturkenntnis und schöner Begeisterung geschriebene biographische Skizze vorangestellt. Ich denke nicht daran, mein aufrichtiges Lob durch Korrektur einzelner Uebersetzungen oder Erklärungen abzuschwächen; wer könnte eine solche Arbeit durchführen, ohne da und dort zu irren? Und wie leicht fallen solche Versehen ins Gewicht gegenüber dem Verdienste, dem deutschen Volk in so würdiger Weise das Werk Leonardos, des Denkers, Forschers und Dichters, erschlossen zu haben!

Wien. *Robert F. Arnold.*

Plötzensee. Bilder aus dem berliner Centralgefängnis. Von *.* Berlin, Ullstein & Co. 1904. 184 S.

Zu dem vielbesprochenen Buch von Hans Leuß verhält sich dieses wie eben zum Zuchthaus das Gefängnis: es ist um einige Grade gemütlicher. Der Verfasser gebraucht nicht die Ich-Form, was er anscheinend wohl thun könnte; denn die Kenntnis mancher Details ist offenbar direkt und nicht aus Erzählungen anderer erworben. Ob die Schilderungen des Lebens der Gefangenen in Plötzensee richtig sind, kann ich um so weniger beurteilen, als ich weder in dem genannten noch in einem anderen Gefängnis je gewesen bin. Allzu hart scheint es den Plötzenseeern nicht zu gehen, und an manches Idyll, wie die „Hochstaplerecke" und die „Sylvesterfeier in Zelle 29" kann man eigentlich nicht recht glauben. Sobald der Verfasser einen ernsten Ton anschlagen will,

wird er bedenklich sentimental, wie in den „Visiten“, wo er den Anstaltsprediger bei einigen Insassen Besuch machen läßt, die nach seiner (des Verfassers) Meinung durchaus nicht an diesen Ort gehörten. Im übrigen wird das Buch von jenem „Humor“ getragen, der gewissen Zeitungsschriftstellern das Renommee eines „beliebten Feuilletonisten“ verleiht.

München. *Adolf Dannegger.*

Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Von Frantz Funck-Brentano. Mit einem Vorwort von Albert Sorel. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Frau Nina Knoblich. Mit 8 Illustrationen. München, Albert Langen. 1903. XVII, 209 S. 8°.

Wir leben in einer Zeit der „Sensationen“. Sensation im Roman, im Gerichtssaal und auf der Bühne; Sensation auch im Reiche der Wissenschaft. Ein Buch, das, mit diesem Stempel gezeichnet, die Presse verläßt, muß sein Glück machen, mag es „Jena oder Sedan“ heißen oder unerfreuliche Verhältnisse einer „kleinen Garnison“ behandeln oder gar, wie das vorliegende, den Staub der Jahrhunderte durchwühlen, um Monstreprozesse vergangener Zeiten aus altem Aktenkram aufzustöbern und in die taghelle Beleuchtung der modernen Glühlampen zu bringen.

In Frankreich hat das Drame des Poisons eine ganze Reihe blitzschnell aufeinander folgender Auflagen erlebt. Diesen großen Erfolg wird es zu einem Teil schon dem Namen seines Verfassers zu danken haben, dem durch seine kulturgeschichtlichen Forschungen bekannten pariser Archivar Funck-Brentano, der u. a. eine schätzbare Studie über die „Eiserne Maske“ veröffentlicht hat und neben seiner tiefgründigen Gelehrsamkeit über ein beachtenswertes Schriftstellertalent verfügt, wie es namentlich unter unseren deutschen Historikern leider selten gefunden wird. „Frantz Funck-Brentano,“ schreibt in einem dem Buche beigegebenen gedankenreichen Vorwort der berühmte Akademiker Sorel, „ist nicht nur ein Gelehrter, sondern gleichzeitig ein vortrefflicher Schriftsteller, der das Leben zu ergründen sucht und es wiederzugeben weiß; er ist ein feinsinniger Analytiker, ein warmherziger Schilderer menschlicher Leidenschaften, menschlichen Elends.“

Das hat er in Drame des Poisons (zu deutsch: „Giftmord-Tragödie“) bewiesen. Das Werk scheint wie geschaffen, um die grausige Kehrseite der glanzvollen Regierung Ludwigs XIV. zu zeigen. Aus dem Spiegelsaal des versailler Schlosses führt es in die Sitzungen der schrecklichen Chambre ardente, des von dem französischen Könige zur Bekämpfung der großen Vergiftungsepidemie eingesetzten Spezialgerichtshofes. Es führt in die Folterkammern, auf die Richtplätze, in die Höhlen des Lasters und Verbrechens, in denen Kartenschlägerinnen, Wahrsagerinnen und Alchymisten ein infernalisches Treiben vollführten, verkommene Priester sogenannte „schwarze Messen“ lasen, bei denen neugeborene Kinder geopfert und aus deren Blut und anderen unsagbaren Stoffen Liebestränke bereitet wurden, die ihren Weg in die Salons des höheren Bürgertums, des französischen Adels und in das Boudoir der Montespan fanden, der königlichen Maitresse, die dem vierzehnten Ludwig sieben „Kinder Frankreichs“ geboren hat. Ein Rattenkönig von Intriguen und Prozessen, in denen das damals fast einzig bekannte oder doch vorwiegend zu verbrecherischen Zwecken verwendete Arsen eine grauenhafte Rolle spielt, wird von dem Kenner der Bastillenarchive mit geschickter Hand entwirrt und in meisterhafter Form dargestellt: Szenen von packender Wirkung, Motive von spannendstem psychologischem Interesse, veralteter Aberglaube und Vorgänge, die man hochmodern nennen und als heute geschehen gutgläubig hinnehmen würde, wenn man sie in den Spalten einer Weltstadtzeitung der Gegenwart vorfände.

In das Detail dieser vielverzweigten Verbrechergeschichten einzugehen, ist hier nicht vonnöten. Es mag noch bemerkt werden, daß sich ein weiter Horizont der Geschichtsbetrachtung öffnet, wenn man erwägt, daß der bodenlose Sumpf, der sich hier aufthut, schon um hundert Jahre älter ist als die französische Revolution. Diese selbst, die dem verrotteten Staatswesen des ancien régime ein Ende setzte, aber auch noch andere Verhältnisse, an denen Frankreich nach wie vor weiter krankt, finden ihre Erklärung in der alten Ueberkultur des Landes, die schon in dem verhältnismäßig noch barbarischen 17. Jahrhundert eine an die Zeiten der römischen Decadence erinnernde Auflösung des Familienlebens zeigt. Die andere Erwägung, die Funck-Brentanos Buch dem scheidenden Leser mit auf den Weg giebt, ist eine litterarische. Haben wir Molières Ehemänner bisher recht verstanden, bevor wir wußten, daß diese Gimpel imstande waren, ihre Messalinen, die sie, die eigenen Männer, hatten vergiften wollen, mit echt französischer Galanterie in die Sitzungen der Schreckenskammer zu führen und die freigesprochenen Ungeheuer im Triumph wieder daraus abzuholen? Auch auf Racines großartige Verbrecherinnen fällt ein neues Licht von geisterhaft blaßbläulicher Färbung, noch dazu, wenn man erfährt, daß der später so bigotte Schöpfer der Phädren und Hermionen vielleicht selbst etwas auf dem Gewissen hatte, womit Byron sein Leben lang interessant zu spielen wußte, — einen Mord.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Notizen.

∞ **Ein neues Monumentalwerk.** Unter den zahlreichen, über ganz Europa verstreuten Codices, die den Nachlaß und im gewissen Sinne zugleich das Lebenswerk Leonardos da Vinci enthalten, erscheint als umfangreichster und wertvollster der sogenannte Codice Atlantico, der sich seit 1637 in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet. Die eigentümliche Art, in der der geniale Aphorist seine Gedanken über die verschiedensten, zumeist aber naturwissenschaftlichen Fragen niedergelegt hat, machte auch hier, wie bei allen anderen Teilen des Nachlasses, eine Faksimile-Reproduktion höchst wünschenswert, und die königlich italienische Accademia dei Lincei hat sich, indem sie diese Arbeit unternahm, ein großes Verdienst um die Erforschung der Renaissancekultur erworben. Nunmehr liegt nach etwa fünfzehnjähriger, von König und Regierung freigebig unterstützter Arbeit das Prachtwerk, dessen erstes, mit fürstlichem Glanz ausgestattetes Exemplar dem Präsidenten Loubet überreicht wurde, vollendet vor; es umfaßt in 35 Lieferungen 1384 (zum Teil farbige) Großfolio-Tafeln in Heliogravüre, die den gesamten Codex reproduzieren, ferner über 1300 Textseiten, auf denen Dr. Giovanni Piumati die Notizen Leonardos zunächst mit diplomatischer Treue und dann in modernes Italienisch überträgt. Der treffliche Verlag Ulrico Hoepli (Mailand), der sich die Gelehrtenwelt eben erst wieder durch die meisterhafte Ausgabe des venezianischen Breviarium Grimani zu größtem Dank verpflichtete, hat von dem „atlantischen Codex“ 280 Exemplare herstellen lassen, die allerdings zum Teil bereits im Subskriptionsweg zum Preise von 1200 Lire vergeben sind. Die restlichen Exemplare stellen sich, wie ein Zirkular des Verlegers mitteilt, auf 1500 Lire. Die erste (1891 ausgegebene) Lieferung, die die Firma Hoepli auf Wunsch zur Ansicht übersendet, enthält etwa 40 Tafeln und überdies eine Einleitung, in der Francesco Brioschi über die fast romanhafte Geschichte der leonardischen Handschriften berichtet. Wir entnehmen diese Daten zum Teil einem Aufsatze des Archivars Luca Beltrami im Juniheft der Lettura; aus der Feder desselben Gelehrten wird ein Sach- und Wortindex zum Codice Atlantico in allernächster Zeit erscheinen. Das erst jüngst durch Marie Herzfelds schöne Publikation (s. oben Sp. 1675) bekundete Interesse der

gebildeten Deutschen für den herrlichen Künstler und Ingenieur dürfte sich den hoffentlich zahlreichen und hoffentlich auch allgemein zugänglichen Faksimiles der mailänder Handschrift, die in unser Sprachgebiet gelangen werden, zweifellos zuwenden.

Wien. *Robert F. Arnold.*

Nachrichten

Arthur Hobrecht. Der inaktive Staatsminister Arthur Hobrecht, der am 14. August seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, verdiente an diesem Tage nicht nur die Glückwünsche seiner politischen Verehrer, sondern auch die der Litteratur. Hobrecht hat einen zweibändigen historischen Roman „Fritz Kannacher" (Berlin 1885) veröffentlicht. Außerdem gab er mit seinem Bruder James Hobrecht, dem verstorbenen berliner Stadtbaurat, einen Band „Altpreußische Geschichten" heraus, auf dessen Titel sich freilich die Brüder unter der Bezeichnung „Von dem Einen und dem Andern" versteckten. Die beiden in diesem Buche enthaltenen Erzählungen („Von der Passarge" und „Die Treue") sind Meisterstücke historischer Novellistik. Natur und Menschen Ostpreußens sind im Rahmen des napoleonischen Zeitalters mit einer so ergreifenden, oft durch freien Humor erheiternden, schlichten Treue gezeichnet, die den Geschichten warmes Leben verleiht. — Leider sind die „Altpreußischen Geschichten" völlig vergriffen. Vielleicht macht die cottasche Buchhandlung als Nachfolgerin der hertzschen uns die Freude eines Neudrucks.

Hamburg. *Dr. Heinrich Spiero.*

Todesnachrichten. Am 30. Juli † in Kestenholz (Solothurn) der schweizerische Volksschriftsteller Josef Joachim im Alter von 70 Jahren. Er war Bauer von Beruf, und die Schweiz hoffte in ihm einen zweiten Jeremias Gotthelf erstehen zu sehen, eine Hoffnung, die seine Entwicklung freilich nur zum Teil erfüllte. Besonders J. V. Widmann und Jakob Bächtold nahmen sich des begabten Solothurners an. Bächtold, damals Feuilletonleiter der „N. Zür. Ztg.", veröffentlichte 1890 Joachims Erzählung aus dem schweizerischen Bauernleben „Die Brüder", die ihren Verfasser bekannt machte, deren Wert aber seine späteren Erzählungen nicht mehr erreichten.

In München † der sechsundzwanzigjährige Redakteur und Schriftsteller Friedrich Benz an den Folgen unmäßigen Morphiumgebrauchs. Ueber ihn schreibt die „Volksstimme" in Frankfurt a. M.: „Benz, ein richtiger Bohémien und in vieler Hinsicht mit Peter Hille zu vergleichen, war ein großes lyrisches Natur-Talent; aber Mangel an Selbstkritik und künstlerischer Selbstzucht verhinderten, daß in seinen sechzehn gedruckten Gedichtbänden, von denen „Der Mensch" und die „Evangelien der gestorbenen Frauen" die bedeutendsten sind, mehr als eine kleine Anzahl vollendeter und reifer Gedichte stehen. Benz hatte ein höchst abenteuerliches Leben hinter sich liegen. Mit 16 Jahren zündete er die Dorfkirche in seiner allgäuer Heimat an; er sühnte diesen Dummenjungenstreich durch ein mühseliges Vagabundenleben, das ihn nach Italien, Frankreich, Nordafrika führte, wo er Kornsäcke trug und den Kameltreiber bei den Beduinen spielte und das ihn zuletzt sogar der algerischen Fremdenlegion in die Arme trieb. Von dort entfloh er mit vieler List. Siech an Leib und Seele, kehrte er nach Europa zurück und redigierte zunächst in Zürich mit vielem Geschick ein soziales Blatt für Frauenbewegung. In München, wo er seit 1900 ein scheues Nachtdasein führte, erregte er durch einen Majestätsbeleidigungsprozeß Aufsehen, an das sich auch ein vorübergehendes litterarisches Interesse für den weltscheuen Zigeuner knüpfte. Der Prozeß trug ihm drei Monate Gefängnis ein. Die Furcht vor dem drohenden Strafantrittsbefehl mag das Ende des neurasthenischen Morphinisten, an dem die moderne deutsche Dichtkunst jedenfalls ein starkes und leidenschaftsheißes Phantasie-Talent verloren hat, beschleunigt haben".

Am 11. August starb in Berlin der Bankier Alexander Meyer Cohn im Alter von 51 Jahren, eine in wissenschaftlichen und besonders in litterarischen Kreisen sehr bekannte Persönlichkeit. Er besaß eine der größten Autographensammlungen der Welt und hat sich durch zahlreiche wertvolle Schenkungen besonders um die berliner Litteratur-Archiv-Gesellschaft und das weimarer Goethe-Schiller-Archiv verdient gemacht.

* *

Persönliches. Dem Lehrer der Kunstgeschichte und Litteratur an der königlichen Kunstakademie in Düsseldorf Dr. Heinrich Kraeger ist der Professortitel verliehen worden. — Der bisherige Privatdozent für deutsche Philologie an der Universität Würzburg Dr. Robert Petsch ist in gleicher Eigenschaft an der Technischen Hochschule in Karlsruhe aufgenommen worden.

* *

Allerlei. Ein internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur soll am 5. und 6. Oktober in Köln tagen und über Mittel zur Bekämpfung dieses Uebels in den verschiedenen Ländern beraten. — In Gossensaß fand am 2. August die Enthüllung einer Gedenktafel zu Ehren Ibsens statt, der hier in den Siebziger- und Achtzigerjahren häufig als Sommergast geweilt und u. a. hier die „Wildente" geschrieben hat. — Bei den diesjährigen Festspielen in Orange hatte ein Versdrama von Jules Bois „Der gekrönte Hippolyte" einen ungewöhnlichen Erfolg. — Das Theater in Lauchstädt, berühmt durch die Erstaufführung der „Iphigenie" und anderer klassischer Werke, ist zum Abbruch bestimmt worden. — Unter den diesjährigen Preisaufgaben der berliner Universität befindet sich die folgende: „Schillers ethische Prinzipien sollen mit denen Kants verglichen, und der Zusammenhang beider mit den ethischen Motiven der Reformation Luthers soll nachgewiesen werden." — Der „Frankf. Ztg." wird geschrieben: Bekanntlich hat Gottfried Keller sein Vermögen zur Hälfte der kantonalen Hochschule, zur Hälfte der eidgenössischen Winkelried-Stiftung vermacht. Als Verwalter des Hochschulfonds bezieht der Staat jedes Jahr eine stattliche Summe aus dem Verlage der kellerschen Werke. 1901, in dem Jahre, da dieser Verlag von der besserschen (W. Hertz) an die cottasche Buchhandlung überging, war der Reinertrag im ganzen 18 810 Franken, wovon der Hochschulfonds die Hälfte bekam. 1902 waren es dagegen 24 675 Franken und letztes Jahr, 1903, 23 939 Franken. — In Portsmouth wurde kürzlich das Geburtshaus von Charles Dickens als Dickens-Museum eröffnet.

Zuschriften

„Stud. rer. journ."

Der Herr Rezensent des unter diesem Titel erschienenen Romans von Hans Säuberlich (Heft 21 des Litt. Echos, Sp. 1526) hat seiner Besprechung einen Nachsatz angehängt, der eine gänzlich haltlose Verdächtigung der Journalisten-Hochschule darstellt. Herr Lüdtke schreibt: „Das Buch (Stud. rer. journ.) ist von A bis Z nichts als eine widerliche, plumpe Reklame für die Journalisten-Hochschule." Demgegenüber stelle ich fest:

1. Es wird nie in dem Roman die Adresse oder ein sonstiger genauer Hinweis gebracht, woraus Uneingeweihte entnehmen könnten, daß es die meiner Leitung unterstehende Journalisten-Hochschule ist. Der Leser kann sehr wohl annehmen, daß jene J. H. des Romanschreibers ein Phantasiegebilde ist.

2. Von dem Roman, der „widerlichen, plumpen Reklame", habe ich selbst erst Kunde erhalten, als er be-

reits erschienen war, und zwar durch einen Brief des Herrn Säuberlich vom 18. Dezember 1903.

3 Herr Lüdtke hätte sich sagen können, daß in den stilistisch und grammatikalisch mangelhaften Aufzeichnungen des Herrn Säuberlich auch andere Fehler sich finden; daß ein zuverlässiges Bild vom Wesen und Unterrichtsbetriebe der Journalisten-Hochschule kaum darin zu erblicken ist, daß also auch sein Urteil über die J. H. auf den säuberlichschen Roman sich nicht stützen darf.

Dr. jur. Richard Wrede,
Leiter der Journalisten-Hochschule.*)

*) Hierzu wäre zu bemerken: 1. Daß es bisher in Deutschland und insbesondere in Berlin überhaupt nur eine Journalisten-Hochschule giebt, also auch nur diese gemeint sein konnte; 2. daß Herr Dr. Wrede es, trotzdem er den Roman seit dem Dezember kannte, vollständig unterlassen hat, durch irgendwelche Erklärung kundzuthun, daß er dieser für sein Institut zweifellos blamablen Stümperei fernstehe. D. Red.

* * * Der Büchermarkt * * *

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Beetschen, Alfr. Aus dunkeln Welten. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 411.) Berlin, Herm. Hillger. 109 S. M. —,20.

Bonsels, Ernst Waldem. Madam Potiphar, eine Badereise. München-Schwabing, Ernst W. Bonsels. 46 S. M. 1,50

Brockdorff-Ahlefeldt, L. Vom Hundertsten ins Tausendste. Nordische Skizzen. Bremen, Carl Schünemann. 169 S. M. 1,50.

Duc Aimée. Des Pastors Liebe. Ein modernes Sittenbild. Roman. Zürich, Caesar Schmidt. 215 S. M. 3,—.

Eken, Anne v. den. Aus Vorder- und Hinterhäusern. 15 Skizzen. Zürich, Caesar Schmidt. 177 S. M. 2,40.

Eschricht, E. Josephinens Schicksale. (Kürschners Bücherschatz Nr. 410.) Berlin, Herm. Hillger. 127 S. M. —,20.

Ewers, Ludw. Seetang. Skizzen und Novellen. Dessau, Paul Baumann. 170 S. M. 1,50 (2,—).

Eysell-Kilburger, E. (Frau Vict. Blüthgen). Vom Baume der Erkenntnis. Eine zinnowitzer Saison-Novelle. Wolgast, Franz Cleppien. 64 S. M. —,75.

Geißler, Max. Traum in den Herbst. Roman. Weimar, Herm. Große. 248 S. M. 3,60 (4,—).

Heymann-Dvořák, Rob. Ehre? Ein Militärroman. Zürich, Caesar Schmidt. 98 S. M. 1,20.

Jsolani, Eugen. Die lange Nase und anderes. Moderne Fabeln. Zürich, Caesar Schmidt. 127 S. M. 1,60.

Kotzde, Wilh. Schulmeister Wackerath. Roman. Berlin, Johannes Räde. 425 S. M. 3,— (3,50).

Lagerlöf, Selma. Christuslegenden. Aus dem Schwed. v. Francis Maro. München, Alb. Langen. 264 S. M. 3,50 (4,50).

Laessel, Gust. Verrechnet. Erzählung. Kevelaer, Butzon & Bercker. 96 S. M. —,30.

Meyrink, Gust. Orchideen. Sonderbare Geschichten. München, Alb. Langen. 148 S. M. 2,— (3,—).

Onslow, Walt. Ein weiblicher Geheimpolizist. Kevelaer, Butzon & Bercker. 96 S. M. —,30.

Ortmann, Rhold. Ein Geständnis. — Des Herzogs Werbung. 2 Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt. 170 S. M. —,50 (—,75).

Perzynski, Frdr. Weltstadtseelen. Novelletten. München, Albert Langen. 159 S. M. 1,— (1,50, 2,—).

Reichenbach, Mor. v. (Valeska Gräfin Bethusy-Huc). Die Ballnacht von Raditz. Roman. Berlin, Eduard Trewendt. 222 S. M. 3,60 (4,60).

Reisner, Vict. v. Mama Leichtsinn. Roman. Berlin, Verlag f. moderne Litteratur. 347 S. M. 3,— (4.—).

Schlicht, Frhr. v. Die Fahnenkompagnie und andere Militärhumoresken. München, Alb. Langen. 158 S. M. 2,— (3,—).

Schlicht, Frhr. v. Der Lügenmajor und andere Militärhumoresken. München, Albert Langen. 132 S. M. 1,— (1,50, 2,—).

Spielhagen, Frdr. Clara Vere. Stuttgart, Carl Krabbe. 152 S. M. 2,— (3,50).

Zöller-Lionheart, C. Aus gutem Hause. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 170 S. M. 1,— (1,50).

Björnson, Björnstjerne. Gesammelte Erzählungen. 2 Bd. Aus dem Norweg. v. Cläre Greverus Mjöen. München, Alb. Langen. 361 S. M. 3,— (4,—).

Dadone, Carlo. Nina Moraldis Irrsinn. Deutsch v. E. Brenning. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 186 S. M. 1,50 (1,75).

Friesen, Erich. Gesühnte Schuld. Roman frei nach dem Ital. Kevelaer, Butzon & Bercker. 112 S. M. —,30.

Maupassant, Guy de. Die kleine Roque und andere Novellen. Aus dem Franz. München, Albert Langen. 129 S. M. 1,— (1,50, 2,—).

Tschechoff, Ant. Gesammelte Werke. Bd. V. Kleinstadtleben. Aus dem Russ. v. M. Budimir. Jena, Eugen Diederichs. 231 S. M. 2,— (3,—).

Zola, Emile. Nantas und andere Novellen. München, Albert Langen. 123 S. M. 1,— (1,50, 2,—).

Humbert, Mabel. Continental Chit-Chat. London, F. V. White & Co. 128 S. sh 1,—.

b) Lyrisches und Episches.

Gruenstein, Jos. Visionen. Dichtungen. Berlin, Karl Siegismund. 151 S. M. 2,— (3,—).

Kaufholz-Opacič, Berta. Sannenspuren. Ein Liebesleben in Liedern. Wien, Verl.-Anst. neuer Litt. u. Kunst. 43 S. M. 1,50.

Makowska, Elise v. Gedichte. Wien, Verl.-Anst. neuer Litt. u. Kunst. 32 S. M. 1,50.

Owlglaß, Dr. Der saure Apfel. Simplizissimus-Gedichte. München, Albert Langen. 92 S. M. 1,— (1,50, 2,—).

Wachler, Ernst. Unter der goldenen Brücke. Gedichte u. künstler. Prosa. München, Georg Müller. 174 S. M. 3,—.

c) Dramatisches.

Bierbaum, Otto Julius. Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in 3 Bildern. München, Alb. Langen. 56 S. M. 2,— (3,—).

Wachler, Ernst. Widukind. Trauerspiel m. Chören. München, Georg Müller. 84 S. M. 2,—.

Wolff, Louis. Anna Willing. Schauspiel. Cassel, Gebr. Gotthelft. 28 S. M. —,50.

Drachmann, Holger. Völund der Schmied. Melodrama. Aus dem Dän. v. Irma Forbes-Mosse. München, Alb. Langen. 151 S. M. 2,50 (3,50).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Sauer, Paul. Dichter u. Schauspieler. Betracht. im Anschluß an die Festspiele des rhein. Goethe-Vereins in Düsseldorf. Düsseldorf, L. Voß & Co. 40 S. M. —,80.

Goethe-Jahrbuch. Hrsg. v. Ludw. Geiger. 25. Bd. Mit dem 19. Jahresbericht d. Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 425 S. M. 10,— (12,50).

Gräf, Dr. Hans Gerh. Goethe über seine Dichtungen. 2. Tl. Die dramat. Dichtungen. 2 Bd. 643 S. M. 10,—.

Jlgenstein, Dr. Heinr. Wilhelm v. Polenz. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart. Berlin, F. Fontane & Co. 94 S. M. 2,— (3,—).

Lublinski, Sam. Der Polizeileutnant in der Litteratur. Eine Abwehr gegen Arno Holz. Leipzig, Magazin-Verlag. 15 S. M. —,30.

Antworten.

Herrn Constantin C. in München. Besten Dank, aber jetzt allzu verspätet.

Herrn Dr. Sch. in Cöln. Als billige und gediegene französische Wochenschrift empfehlen wir Ihnen den von Louis Dumur sehr geschickt geleiteten „Européen" (Paris VI, Rue Dauphine 24); Vierteljahrspreis für Deutschland 4 Frcs. Das Blatt ist bestrebt, über die politischen und sozialen Vorgänge und Verhältnisse der europäischen Staaten durch wöchentliche Briefe seiner Korrespondenten gründlich zu orientieren und verfügt über zahlreiche, vorzügliche Mitarbeiter. Kunst und Litteratur werden allerdings nur sehr spärlich bedacht.

Berichtigung. In der Besprechung von Bierbaums „Seidenem Buch" auf Sp. 1529 sind einige unliebsame Druckfehler stehen geblieben. Es ist zu lesen in der 16. Zeile „Irrgarten" (statt: Irrpaeten), auf Zeile 32 „am Werke" (statt: am Worte) und Zeile 33 „jangbaren Lieder" (statt angeborenen).

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Zweites September-Heft.

VI. Jahr. No. 24. — 15. September 1904.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Hierzu das Porträt von J. M. Barrie

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: Egon Fleischel & Co.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506	Sechster Jahrgang Heft 24 15. September 1904	Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: vierteljährlich 4 Mark; halbjährlich 8 Mark; jährlich 16 Mark.
Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 4.75 Mark = 5 Kr. 70 H. vierteljährlich;
im Ausland 5 Mark vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch die Postanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Russlands und der Schweiz

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslandes, sowie durch den Verlag.

Unsittliche Litteratur.

Von **Michael Georg Conrad** (München).

Am 5. und 6. Oktober dieses Jahres will zu Köln am heiligen Rheine ein internationaler Kongreß tagen, zur Bekämpfung der unsittlichen Litteratur in den verschiedenen Teilen des christlichen Abendlandes. Bei diesem Unternehmen nennen sich als hervorragend beteiligt die deutschen Sittlichkeitsvereine unter der Führung der Herren Pastoren Philipps und Weber, der schweizerische Verein gegen die unsittliche Litteratur, die dänische Union und das internationale genfer Bureau. Die Einladung des kölner Ortsausschusses wendet sich an die Mitbürger aller Konfessionen, Stände und Parteien, soweit sie auf dem Boden der geschichtlich gewordenen deutschen und abendländischen Kultur und der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung stehen.

Das ist klar und deutlich. Wie mit dem Zaunpfahl gewunken. Alle Welt steht auf dem Boden der geschichtlichen Kultur, aber nicht alle Welt will in der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung verharren. Die nicht verharren wollen, sondern mit aller Kraft des Leibes nnd der Seele hinausstreben aus der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung mit ihren tausendfachen Unsittlichkeitsergebnissen, nicht bloß in Litteratur und Kunst, sondern im gesamten Handel und Wandel der überlieferten Kulturpraxis des Abendlandes, alle die Tausende, die sich von Herzensgrund sehnen nach einer reineren, edelmenschlichen Neuordnung des staatlichen und sozialen Lebens, alle die Millionen, die in starken sozialistischen Organisationen sich von dem Gewordenen mit seinem historischen Rost und Schmutz losgesagt und besseren Kulturzuständen aufgrund neuer Ideale zugeschworen haben: sie alle sind nicht nach der heiligen Stadt Köln zur Bekämpfung der unsittlichen Litteratur eingeladen.

Die Herren Sittlichkeitskämpfer in Köln wollen die alte Historie, die alte Kultur, den Rahmen und Boden des alten Staates und der alten Gesellschaftsordnung, die ganze Summe des Ewiggestrigen erhalten wissen, heilig und unversehrt, nur einen einzigen Posten aus ihrem historischen Inventar wollen sie beseitigt haben: die historisch gewordene unsittliche Litteratur. Sie soll, wenn alle sanfteren Mittel versagen, mit Feuer und Schwert ausgetilgt werden.

Die mutigen tonangebenden Herren der Sittlichkeitsvereine stehen selbstverständlich nicht bloß unverrückbar auf dem Grund der historisch überlieferten Staats- und Gesellschaftsordnung, sondern ebenso unverrückbar auf dem Grund des überlieferten Kirchenwesens, des historisch gewordenen Glaubens, der Bekenntnisschriften, der Bibel. In der Bibel aber lehrt Christus, mit dem Unkraut unter dem Weizen zu warten bis zur Erntezeit und nicht mit dem Unkraut zugleich den Weizen auszuraufen. In der Bibel ermahnt Christus den heißblütigen, schlagbereiten Petrus, sein Schwert in die Scheide zu stecken, denn wer das Schwert in die Hand nimmt, der solle durch das Schwert umkommen. Wie dünket den Herren, die gegen die unsittliche Litteratur vom Leder ziehen, diese sanftmütige Christuslehre? Als historisch gewordene Ueberchristen setzen sie sich darüber hinweg, reißen das Unkraut aus und verwüsten, wenn es einmal nicht anders geht, den Weizeu dazu und fahren todesmutig mit dem Schwert darein, wo sich irgend etwas blicken läßt, das ihrem Sinn und Geschmack als unsittliche Litteratur erscheint.

Es wäre nun sehr leicht, die Bestrebungen sothaner Sittlichkeitskämpfer einfach zu ironisieren oder das Thörichte ihrer Bemühungen um eine winzige Teilveränderung ihrer geliebten überlieferten Kultur aufzuzeigen. Das alles ist in allen erdenklichen Schattierungen geschehen, seit im deutschen Reiche die Lex Heinze die Frage der Unsittlichkeit in Kunst und Dichtung, in der Presse und in den Schaustellungen, in den Amüsement-Theatern und den Schlupfwinkeln des Lasters jeglicher Art wieder zur allgemeinen Besprechung gestellt hat.

Keinem Menschen fällt es ein, die Existenz einer unsittlichen Litteratur zu leugnen. Ein Blick in die Inseratenteile gewisser Witzblätter und gewisser großstädtischer Schaufenster genügt, um das Vorhandensein eines Kloakenschrifttums und -bilder,

wesens in den verschiedensten Gestalten und Verkleidungen festzustellen. Im Zeichen der modernen Produktion und des modernen Verkehrs hat auch die Spekulation mit der litterarischen und bildlichen Unsittlichkeit die raffiniertesten modernen Formen angenommen. Es ist selbstverständlich, daß die Spekulanten auf die menschlichen Kloaken-Instinkte nicht nur der kleinsten Nachfrage nach ihren Produkten genügen, sondern mit immer verführerischem Angebot die Nachfrage aufs äußerste steigern wollen. Wirtschaft, Horatio! Weltpolitik! Ueberspekulation in Ueberunzucht und Ueberschweinerei!

Die Herren Kämpen aus den Sittlichkeitsvereinen stellen sich nun an, als ob diese Dinge nicht auf ihrem eigenen Grunde der heilig gesprochenen alten Staats- und Gesellschaftsordnung in historischer Folge gewachsen, sondern als besonderes Weltgift von den Teufeln des modernen Geistes ausgeheckt worden seien. Sie wehren sich dagegen, die Unsittlichkeit als notwendige Begleiterscheinung im Zusammenhang der historisch gewordenen Zivilisation und damit auch als ihrer Väter Werk zu nehmen, sondern sie wollen sie als Extraleistung auf die Modernen, auf die Neuerer, auf die Ungläubigen und Umstürzler abwälzen. Und so ist ihnen der Kampf gegen ihre Art von Unsittlichkeit zugleich zum Kampf wider den neuen Lebensgeist resoluter Entwicklung in allen Künsten und Wissenschaften geworden. Der Kampf der Sittlichkeitsvereinler ist letzten Endes wie der Kampf der Lex-Heinzemänner buntscheckigen Angedenkens ein Ausschnitt der allgemeinen Reaktion gegen alles konsequent Fortschrittliche und Entwicklungstüchtige, das aus den Lebensformen des alten Staates und seiner Ordnungen hinausstrebt.

Wie enge fassen doch diese tapferen Herren ihren Begriff der Sittlichkeit! Wie naiv beantworten sich diese Altertümler die Frage: wie kommt in der Menschheit überhaupt Sittlichkeit zustande und wie ist das Phänomen der Unsittlichkeit zu deuten? Wie fanatisch borniert schlagen sie stets auf die geistigsten und vornehmsten Mächte der Kulturwelt, auf Kunst und Dichtung los, wenn sie ihr Zipfelchen Sittlichkeit retten wollen!

Den frommen Altertümlern reaktionärer Observanz gilt einzig als unsittlich, was gegen ihre Katechismus-Sätze vom sechsten Gebot verstößt, ihre ganze Sorge schrumpft auf Aeußerlichkeiten des Sexualproblems zusammen, ihre höchste Energie sammelt sich im Kampf ums Feigenblatt.

Was gilt aber den sehnsüchtigen Herzen und strebenden Geistern vom Neulande der Kultur als sittlich? Alles was groß, stark, kühn, furchtlos, weise, gesund und lebenstüchtig macht. Und sittlich schlecht ist ihnen alles, was die Menschheit verweichlicht und verlüderlicht, was die Rasse herunterbringt und geistig verelendet. Sittlich schlecht ist, was seiner eigenen Art, seinem innigsten Wesen widerspricht, alles Scheingepränge, alles Erheuchelte, alles Nachgemachte, alles Erlogene.

Wie ganz anders dehnt sich da für die neuen Menschen, die nicht im Ewiggestrigen beharren mögen, das Gebiet der unsittlichen Litteratur! Mit welchem ganz anderen Ernste treten sie an die Probleme des Geschlechtslebens und an die hohen Forderungen der gesunden Natürlichkeit und der Arterhöhung im Sexuellen heran!

Je reifer und erfahrener der sittlich tüchtige Mensch wird, desto unzulänglicher und läppischer muß ihm das Gethue der patentierten Tugendwächter von der Ueberlieferung Gnaden erscheinen. Mit Ekel wendet er sich von einem Kampfspiele ab, wo die unzüchtigen Schmieralien der Kloaken-Spekulanten und die freien Schöpfungen berufener Dichter und Künstler in eine Linie gestellt und mit dem gleichen Eifer und Geifer befehdet werden. Und der Moralphilister applaudiert, weil er die wahre Sittlichkeit gar nicht begreift und weil ihm das Gefühl dafür fehlt, was in Kunst und Dichtung der Genius geschaffen und was der Spekulant fabriziert hat. In der überlieferten Allerweltskultur, die so nachtwächterlich behütet werden soll, als berge sie die hehrsten Kleinodien ewiger Sittlichkeit, vermag sich heute die Mehrzahl der Menschen noch nicht über die plattesten Philister-Moralitäten zu erheben und in die Sphäre sittlicher Idealität in Kunst und Dichtung einzudringen. Wie ein Dunstnebel lasten die gehätschelten Vorurteile der Kirchen- und Polizeistaats-Tugendspiegelei über unserem öffentlichen Bildungs- und Erziehungswesen und verwehren dem heranwachsenden Volk den Blick ins Sonnenlicht freier Kunst und Dichtung.

Darum ist es so schwierig, zu einer reinlichen Scheidung zwischen der zu bekämpfenden Unzuchts-Litteratur und der freien Kunstdichtung mit den Herren von den Sittlichkeitsvereinen fördersam zusammenzuwirken, weil die grundlegenden Auffassungen vom wahrhaft Sittlichen und wahrhaft Litterarischen und Künstlerischen zu verschieden sind. Und die Schwierigkeit wird nicht geringer, wenn sich's um die Feststellung der Mittel handelt, mit denen gegen die unsittlichen Auswüchse vorgegangen werden soll.

Der alleinsittlichmachende Polizeispieß! Der allein sittlichkeit-verfechtende Herr Staatsanwalt! Alle Höllenzwänge der staatlich-bureaukratischen Gewalt! Wer vermöchte da mitzuthun, der seinen Blick an den historischen Vorgängen aller unterdrückungssüchtigen Perioden des vom Sittlichkeitskoller befallenen alten Staates genügend geschärft hat?

Und wenn gar noch das Mitleid mit den armen Verführten angerufen wird, die ein Opfer der schlechten Litteratur geworden sein sollen! Giebt es nicht Dreckseelen, die ewig nach Gift lüstern sind und nach dem Schlamm der Kloake? Giebt es nicht in der Großstadtwelt ganze Schichten von moralisch Zukurzgekommenen, von geborenem Gesindel — ist es nicht gleichgültig, womit dieser Menschenunrat seine Abfuhr beschleunigt, ob mit Fusellitteratur oder flüssigem Alkoholgift? Soll man das wurmzerfressene Fallobst aufhalten, wenn es seinem Gesetz der Vernichtung gehorcht?

Die Gesunden schützen! Gewiß. Aber haben sie nicht den besten Schutz bereits in der Güte ihres Blutes und im reinen Geschmack einer empfindlichen Zunge? Wer mit heimlicher List oder brutalem Angriff die Güte ihres Blutes zu verderben und die Empfindlichkeit ihrer Zunge zu korrumpieren sucht, werden sie den nicht rasch als Feind erkennen und abwehren? Diese Erkenntnis und Abwehr findet im regen Geistesleben unserer Tage Freunde und Förderer ungerufen. Dazu bedarf es am allerwenigsten eines exklusiven Tugendwächterbundes.

Der Jugend die Reinheit wahren! Wer möchte dafür nicht sein Bestes einsetzen? Aber dieser Einsatz wird nicht geleistet mit frommen Traktätchen

und orthodoxen Salbadereien, mit kastrierten Klassiker-Ausgaben und ähnlichen pietistischen Jämmerlichkeiten ad usum delphini. Denn gerade die so verzimperlichte Jugend verliert, sobald der äußere Pädagogenzwang nachläßt, ihre Reinheit am ersten und lüstelt nach stillen Zötchen, Gemeinheiten und Schamlosigkeiten in Wort und Bild. Namentlich die romanischen Kulturteile des Abendlandes mit ihrer rückständigen Klostererziehung liefern drastische Beispiele für die Untergrabung aller natürlichen Reinheit durch verkehrte Schutzmaßregeln. Das Beste und Herzstärkendste, was der Genius der nationalen Dichtung den Völkern beschieden, wird von dem klerikalisierten Schulregiment kaltblütig auf den Index gesetzt. Es dürfte der Nachweis nicht schwer zu führen sein, daß der Konsum an entnervender, sittenverderbender Litteratur im klerikalisierten Milieu der katholischen Länder ganz gewiß nicht geringer ist, als in protestantischen Gegenden freierer Richtung.

Die Gesetzgebung der abendländischen Kulturländer bindet keinem dazu berufenen Organe des öffentlichen Lebens die Hände, die Straßen und Plätze und Schauläden und Versammlungsorte der großen Städte mit ihrem hochentwickelten Verkehr vom Schmutze freizuhalten und jeder erkennbaren Art von Vergiftung und Verseuchung entgegenzutreten. Von Staatswegen kann auch heute schon dem geistigen und moralischen Schmutzspekulanten-Gesindel im weiten Umfange das Handwerk gelegt werden. Die sicherste Macht aber, sich rein zu erhalten, liegt beim einzelnen selbst, seinem starken, sicheren Geschmack, seinem vornehmen Sauberkeitsbedürfnis, nicht beim Schutzmann, nicht beim Staatsanwalt. Wurzelt aber die gefährliche Blüte der Schmutzlitteratur in der steigenden Verderbtheit aller sozialen Verhältnisse, so müssen eben diese Verhältnisse mit Energie angefaßt und umgestaltet, müssen die Ursachen kuriert werden, nicht die Symptome.

Aber die Herren Sittlichkeitsretter vom internationalen Kongreß gegen die unsittliche Litteratur verbitten sich die Mitarbeit derjenigen, die über die verderbte heutige Staats- und Gesellschaftsordnung hinaus- und reinlicheren Lebensformen und saubereren menschlichen Beziehungen zustreben. Sie wollen in ihrem Rettungswerk nicht gestört sein. Sie vertrauen nicht der Kraft des Lebens, sondern nur dem Zauber der überlieferten Rezeptierkunst. Da ist es unnütz, gute Wünsche darzubringen. Ihre Methode und ihr Glaube wird die Herren nicht stärker machen, künftig Kämpfe siegreich auszufechten, in denen sie bis heute unterlegen sind.

Französische Romane.

Von Dr. Erich Meyer (Weimar).

Paul Bourget hat gewiß mancherlei künstlerische Eigenheiten, die nicht nach jedermanns Geschmack sind, und man wird wenig zu erwidern wissen, wenn seine oft recht langatmigen psychologischen Auseinandersetzungen, die er im Kathedertone vorträgt, als nicht in einen Roman gehörig getadelt werden. Aber eins wird man ihm lassen müssen, wenn man das nunmehr gerade ein Menschenalter währende litterarische Wirken des Mannes überblickt: er verdient die Achtung, die man jedem aufrichtig und redlich arbeitenden und strebenden Schriftsteller schuldet, und zugleich die Anerkennung, daß er ein wirklicher, aus innerer Notwendigkeit schaffender Künstler ist. Der früher oft erregte Streit, ob er mit seiner alles verstehenden und darum alles verzeihenden Darstellung des Lasters und der Sünde mehr gelockt oder mehr geschreckt habe, kann nun wohl ruhen. Genug: er schrieb auch damals, wie ihm ums Herz war, und verfolgte mit seinen Mitteln dasselbe, vielleicht utopistische, aber ehrenwerte Ziel, das auch Zola ehedem vorschwebte: durch Aufklärung zu erziehen. Mit den Jahren wandelte er sich, aber von einer Bekehrung bei ihm zu sprechen, wie sie beispielsweise bei François Coppée im Gefolge einer schweren Erkrankung eintrat, wäre unrecht. Seine Wandlung war Entwicklung. Immer schon war er den geheimen Beziehungen zwischen Schuld und Sühne mit besonderer Aufmerksamkeit nachgegangen, nie hatte er ihr Vorhandensein in Frage gezogen, mochten sie ihm auch manchmal als ein grausames Rätsel, zumeist natürlich, d. h. menschlich vollkommen erklärbar erscheinen. Der Schritt nach vorwärts, den er that, und den man doch sicherlich als einen Fortschritt zu bezeichnen berechtigt ist, bestand darin, daß er die Lösung der Unerklärlichkeiten des Lebens da suchte, wo ihn das religiöse Gewissen der Menschheit seit je gesucht und gefunden hat, im Ueberirdischen. Man braucht diesen Schritt nicht mitzuthun, aber ihn einen Mann von so ausgedehnter Kenntnis des Menschenschicksals thun zu sehen, wird immer lehrreich und fesselnd sein.

Der Unermüdliche hat in diesem Jahre zwei Bücher hinausgesandt, die von diesem Standpunkt aus zu empfehlen sind. Zunächst eine Novellensammlung: „L'eau profonde. Les pas dans les pas.“[1]) In der ersten, größeren Erzählung treten seine Mängel stärker hervor: Längen und lehrhafte Auseinandersetzungen, ja, was man auch sonst, wenn auch seltener, bei ihm findet, einige Unwahrscheinlichkeiten, die nicht durch seinen bekannten Satz gedeckt werden, daß das Leben oft unwahrscheinlicher ist, als der Roman. Unter dem zweiten Titel sind sechs Erzählungen zusammengefaßt, von denen einige Meisterstücke genannt zu werden verdienen, die aber alle seine eigentümliche Kunst auf der Höhe zeigen. Die größte Wirklichkeitstäuschung ist erreicht; man ist geneigt, sie thatsächlich für das zu halten, als was sie sich geben: für selbst Erlebtes, obschon sich eine feine und wohl abgewogene Komposition bei näherer Betrachtung leicht aufzeigen läßt. Und das Stück Menschenleben, das sie uns vor Augen stellen, ist fesselnd und ergreifend, besonders weil sich aus ihnen allen eine bestimmte Lebenserfahrung loslöst, die in dem sonderbaren Titel ausgedrückt ist: wir begegnen uns manchmal selber im Leben. Was wir früher waren, die Spuren unserer Thaten, die an den Dingen haften geblieben sind, erscheinen unerwartet wieder vor unsern Blicken, und mit einem seltsamen Gefühl, das sich aus einem leichten Grauen und aus der weichen Sehnsucht nach dem, was einst unser war, zusammensetzt, müssen wir unsere Füße in die alten

[1]) Plon, 1904.

Fußtapfen setzen, um gleichsam zu einem künstlerischen Abschluß zu bringen, was die rasch verstreichende Zeit uns zwang, unvollendet zu verlassen. So aber wird es erst unser, klingt, wenn auch in Moll, harmonisch aus und schenkt uns unsern Frieden wieder.

In seinem Roman „Un divorce“[2]) lädt er den Leser zur Betrachtung eines jener höchsten sittlichen Probleme ein, die er mit Vorliebe zum Vorwurfe wählt: hat die katholische Kirche recht oder nicht, wenn sie die Ehe für unauflöslich erklärt? Er bejaht diese Frage und sucht durch seine Erzählung seine Auffassung zu beweisen. Er zeigt, wie durch Scheidung der ersten und Eingehen einer zweiten Ehe Schwierigkeiten entstehen können, deren der beste Mensch nicht Herr wird. Natürlich wird man auf dies „können“ den Nachdruck legen dürfen und, indem man sich die Argumentation seines ehrwürdigen Abbé Euvrard aneignet, fragen dürfen: weil also in einigen ganz absonderlichen Fällen aus der Ehescheidung solche sittlichen Schwierigkeiten entstehen, darum soll sie überhaupt nicht geduldet werden? Was beweist ein Einzelfall gegen die allgemeine Vortrefflichkeit einer Einrichtung? Sagt man sich aber von vornherein, daß die Darstellung eines Einzelfalles selbstverständlich keine allgemeingiltige Lösung bringen kann, so wird man Bourget, ob er nun einfach erzählt, oder nach seiner Art dazwischen Erörterungen anstellt, stets gern und mit Nutzen zuhören. Für diesen Fall hat er jedenfalls recht. Auch hier giebt die meisterhafte Komposition einen starken künstlerischen Genuß, und auch hier hat man dabei stets das Gefühl, einem wirklichen Stück Leben, keiner Konstruktion gegenüberzustehen. Ein Mangel darf nicht unerwähnt bleiben: die Rückkehr der Heldin zu dem Glauben ihrer Kindheit ist nicht eindringlich genug geschildert. Er wird uns als eine fertige Thatsache mitgeteilt, deren Entwicklung dem Buche vorausliegt und darum etwas Blässe des Unwirklichen behält.

Um ein künstlerisch ebenbürtiges Buch anschließen zu können, wird man wohl „Comme va le Ruisseau“ von Camille Lemonnier[3]) hierher stellen müssen (wennschon er kein geborener Franzose ist): ein zartes, feingezeichnetes Gemälde voll einer sanften, ganz ungewollten Schwermut. Dies Ungewollte, das den Hauptreiz der Erzählung ausmacht, liegt auch in dem Titel ausgedrückt. Es sind ganz einfache, schlichte Lebensläufe, die vor unseren Augen dahingleiten, wie der Bach zwischen Wiesen und unter Weiden. Auch an seinem Lauf ist nichts Außergewöhnliches, nichts Ueberraschendes, nichts Großes, man wolle denn eine Tragik darin erblicken, daß seine Bewegung einem unwiderstehlichen Gesetze folgt, das ihn zwingt, die Orte zu verlassen, an denen er gern zu verweilen scheint, und dahin zu gehen, wo er sich im großen Strom verlieren und dienen muß. Es ist die Herzensgeschichte einer jungen Volksschullehrerin, die sich etwas überanstrengt hat und ihre Ferien auf dem Lande verbringt. Ein sonderbarer, aber sehr liebenswürdiger Geselle, der sein Herz bisher zwischen seinem Kinde, dessen früh verstorbene Mutter aber nicht seine Frau gewesen ist, seinen Blumen und seinem Angelsport teilte, möchte die anmutige und tüchtige Noemi gern als Herrin in sein Heim einführen, und es scheint auch fast so, als wenn sie das sich ihr bietende Lebensglück ergreifen wollte. Aber es geht ihr, wie dem Flüßchen: eine sanfte Gewalt führt sie weiter, dahin, wo ihre Pflicht ihrer harrt, und mit ein paar mutigen Thränen verläßt sie das lockende Idyll, und ihr Verehrer kehrt zu seinen alten Lieben zurück.

Dies wären drei von jenen Büchern, die man, wie der Ausdruck lautet, lesen muß, wenn man die Entwicklung der modernen französischen Erzählungskunst verfolgen will. Daneben giebt es nun freilich auch diesmal noch eine ganze Reihe solcher, die man lesen kann. Unter ihnen möchte ich die Erzählung „Soeur Alexandrine“[4]) von Champol voranstellen. Gewiß hat das Gesetz über die Kongregationen viel Härten mit sich gebracht. Auch in Bourgets „Divorce“ ist der treffliche Pater Euvrard ein Opfer dieser Härten. Er muß das behagliche Heim seines Ordens mit einer kümmerlichen Garçon-Wohnung vertauschen. Bourget nennt die Maßnahmen, die das herbeiführten, abscheulich — abominables — und fügt hinzu: „Daß ein berühmter Mathematiker — Euvrard gehört sogar der Akademie an — an der Schwelle des Greisenalters seine Gemeinde verlassen muß, sein friedliches Studierzimmer, und sich in eine armselige Wohnung flüchten, um dort kärglich von seinen Sparpfennigen und einigen schlecht bezahlten Arbeiten zu leben, das richtet eine Regierung und ihre Klugheit.“ Solche politischen Seitenhiebe gehören nicht in einen Roman, und Bourget hat sich hier entschieden vergessen. Aber dagegen läßt sich nichts einwenden, wenn Champol das Schicksal einiger Schwestern beweglich schildert, die unter der harten politischen Notwendigkeit zu leiden haben, obschon sie ihr ganzes Leben nur mit Gutthun verbracht haben. Sollten diese Schwestern etwa sogar in der von ihnen geleiteten Schule Keime ausgestreut haben, die keine gute Frucht für das Vaterland tragen werden, so muß man ihnen das vergeben, denn sie wußten sicherlich nicht, was sie thaten. Jeder wird dies Buch mit jener Teilnahme lesen, die man stets für die empfinden wird, über die das große Rad der Weltgeschichte erbarmungslos hinweggeht, mit besonderer Teilnahme natürlich der Katholik, der etwa die Maßnahmen der französischen Regierung verurteilt. Aber das Buch selbst verurteilt nicht, es berichtet nur.

Den beiden folgenden Romanen wird man wohl mit dem Beiwort „hübsch“ am ehesten gerecht, wenn man neben dem Lobe, das darin liegt, zugleich auch ausdrückt, daß sie nicht unter die bedeutenden Leistungen einzureihen sind. Sie dienen der Aufgabe, gut und angenehm zu unterhalten, indem sie Menschenschicksale schlicht erzählen und eine kleine Gabe Sentimentalität beimischen, die ihnen besonders in Frauenkreisen Freundschaft erwerben wird, wenn auch nur die Freundschaft einiger Stunden. Alexis Noël hat für sein „Le bonheur des autres“[5]) einen Vorwurf gewählt, aus dem eine geschicktere Hand wohl noch mehr hätte herausholen können, wie man das nach dem besonders ansprechend geschriebenen Eingang auch erwartet. Die Sitte der französischen Großstädter, ihre Kinder während der

[2]) Plon, 1904.
[3]) Paul Ollendorff, 1903.

[4]) Plon, 1904.
[5]) Plon, 1904.

ersten Lebensjahre, „en nourrice", aufs Land, zu geben, gehört zu jenen spezifisch französischen Einrichtungen, die es dem Romanschriftsteller ermöglichen, seinen Erzählungen Vorkommnisse unterzulegen, wie sie bei uns als „romanhaft" keinen Anklang finden würden. Hier handelt es sich um eine Kindesunterschiebung. Einer Bäuerin, der vom Schicksal schwer heimgesuchten Witwe eines Bahnwärters, stirbt ihr Ziehkind, und halb gegen ihren Willen gelangt sie dahin, das Kind unter dem Namen ihres eigenen, gleichaltrigen Söhnchens begraben zu lassen, diesen aber unter dem Namen des reichen, kleinen Parisers großzuziehen. So verliert hier eine Mutter ihre Rechte und muß Ersatz in dem Glücke anderer, vor allem des eigenen, ihr aber äußerlich genommenen Sohnes finden, bis die Stimme der Natur allzulaut wieder einfordert, was ihr zugehört. In „Sphinx blanc"[6]) behandelt Guy Chantepleure ein oft benutztes Thema, die Liebe eines in den Jahren schon vorgerückteren Vormundes zu seinem liebreizenden Mündel, ohne große Vertiefung, aber mit jener sehr ansprechenden Anmut, die man aus seinen früheren Erzählungen schätzt. — Daneben kann man „Le secrétaire de madame la duchesse" nennen, mit dem Léon de Tinseau in die Spuren von Hector Malot getreten ist, an dessen „Roman eines armen jungen Mannes" die Erzählung etwas erinnert. Sie ist nicht ohne Humor geschrieben und die Briefform mit Geschick zur Erzielung humoristischer Wirkungen verwendet, da es ganz lustig zu sehen ist, wie außerordentlich verschieden sich ein und dasselbe Ereignis in der Auffassung verschiedener Menschen widerspiegelt. Die frische Schreibweise gleicht manches aus, so auch, daß die sehr niedliche Figur der kleinen Yvonne als eine Zwillingsschwester der berühmten Dosia von Henri Gréville leicht zu erkennen ist.

Bedeutender sind die „Filles pauvres"[7]) von Maurice Montegut. Seine Gestalten sind mit größerer Lebenswahrheit hingestellt, ergeben aber wohl eben darum ein weniger erquickliches Lebensbild. Diese armen Mädchen sind die Töchter eines Witwers, eines hartgesottenen Egoisten, der ihnen weiter keinen Lebenszweck zubilligen will als den, ihn aufopfernd zu pflegen. Ihr Vater, Hippolyte Cormatin, ist trotz seiner Abscheulichkeit ein ganz belustigender Typus des pariser Philisters: seine Rente, sein Stammtisch im Café, sein Partiechen und sein Asthma, das heißt seine Welt, und es ist wunderbar, zu sehen, wie ausgefüllt sie damit ist und welches Maß von Heimtücke er in ihr entfalten kann. Auch die Schilderung des kleinbürgerlichen Milieus, in das die eine Tochter hineinheiratet, ist ein gutgezeichnetes Kulturbildchen. — Zu den Büchern, die man lesen kann, gehört für den, der abenteuerliche Vorgänge auf exotischem Dekor leiden mag, auch „Le maître de la mer"[8]) von Melchior de Vogüé. Nur die Gestalt des Beherrschers der Meere, eines Milliardärs der Zukunft, der sämtliche Schiffahrtslinien der Welt aufgekauft hat, ist wenig glaubhaft geschildert.

Endlich lassen sich in müßiger Stunde auch etliche der „Farces et moralités"[9]) von Octave Mirbeau genießen. Es ist eine Sammlung teilweise auch aufgeführter Einakter, in denen Mirbeau seiner beißenden Laune die Zügel schießen läßt. Manchmal freilich schwankt man zwischen dem Wunsche, daß die Karikatur noch gröber oder aber weit feiner sein möchte. Stellt sich ein Satiriker von vornherein auf den Standpunkt, daß er ins Groteske übertriebene Bilder liefern will, die keinen Anspruch auf Wirklichkeit erheben, so lassen wir uns eigentlich alles gefallen, was nur witzig ist, mag es noch so unmöglich sein. Wenn man aber darüber im Unklaren bleibt, ob die Schilderung nicht etwa trotz ihrer Ungeheuerlichkeit als wahrheitsgetreu genommen werden soll, so entsteht ein unbehaglicher Zweifel, ob der Verfasser uns nicht zum Besten haben will, und die Erinnerung an den Titel vermag an diesem Gefühl nicht viel zu bessern.

Wie groß ist nun aber gegenüber diesen beiden Kategorieen von Büchern die Zahl derer, die man nicht gelesen zu haben braucht! Die Ueberproduktion macht sich durch steigende Verschlechterung der Ware von Jahr zu Jahr unangenehmer bemerkbar. Mit Grauen fragt man sich, was daraus werden soll, und mit Bedauern rechnet man die Summen von Arbeitskraft und Geld zusammen, die hier verschwendet werden. Da hat Abel Hermant kurz hintereinander zwei Bände erscheinen lassen, hinter deren Titel man ganz etwas anderes als brutal und langweilig geschilderte Erinnerungen einer höchst gleichgültigen Persönlichkeit vermutet: „Confession d'un enfant d'hier" und „Confession d'un homme d'aujourd'hui"[10]). Dabei künden sich die beiden Bände hochtrabend als „Memoiren bestimmt zur Geschichte der Gesellschaft zu dienen" an, eine ganz unglaubliche Ueberhebung, die ja aber leider auch in gewissen „Zeitromanen" unserer Erzählungslitteratur Gegenstücke hat. — Auch die Gebrüder J.-H. Rosny heben sich in ihrem „Le docteur Harembour"[11]) nicht wieder auf die Höhe, von der sie schon seit einiger Zeit herabgestiegen sind. Gegen einen gut geschriebenen Kriminalroman habe ich, wenn mir dies persönliche Bekenntnis erlaubt ist, nichts einzuwenden. Ich finde es garnicht so übel, wenn eine Litteratur vorhanden ist, die den Mut hat, nur für den Augenblick da sein zu wollen, und ohne Ewigkeitsansprüche dem Leser eine Zerstreuung oder ein gelindes und behagliches Gruseln erweckt. In dem Buche der Rosny aber werden der Leichtgläubigkeit der Leser höchst beleidigende Zumutungen gestellt. Das schlimmste dabei scheint mir, daß der Roman mit litterarischen Prätensionen auftritt; denn das ist auch für die Litteratur beleidigend. Den Hintergrund der Vorgänge bildet wieder einmal der allerdings ganz unzulänglich geschilderte Kampf des mit dem Herzen an seinem Betriebe hängenden Kaufmanns alten guten Schlages mit dem modernen Fabrikwesen, das jede innerliche Beziehung zwischen dem Arbeiter und dem Werk seiner Hände zugunsten des Geldverdienstes aufhebt. Wer diesen Kampf aus der Nähe je einmal mit angesehen hat, der weiß, welch großartige und herzbewegende Tragik darin steckt, und die Versuche des Kunsthandwerks, der modernen Entwicklung auf diesem Gebiete ein Halt zuzurufen, haben seit den Tagen

[6]) Calmann-Lévy, 1903.
[7]) Calmann-Lévy, 1904.
[8]) Ollendorff, 1904.
[9]) Fasquelle, 1904.

[10]) Ollendorff, 1903, 1904.
[11]) Plon, 1904.

von William Morris bis auf unsere jüngste Gegenwart bedeutende Gestalten genug hervorgerufen. Denkt man daran, dann erscheint die Unfähigkeit der Rosny um so ärgerlicher: sie haben hier ein gutes Thema direkt verunstaltet.

Ein gleiches beobachtet man mehrfach. Es ist unglaublich, wie schwach das litterarische Gewissen vieler „Schaffenden“ ist. Ohne die geringste Scheu oder Bescheidenheit vergreifen sie sich an den bedeutendsten Themen. So Jean Madeleine in „Le Détroit“[12]) die Frage nach der Unverträglichkeit der Rassen: die Meeresenge soll der Kanal sein, der ewig zwei einander wesensfremde Nationen trennen wird. Es ist eben auch auf diesem Gebiet die innere Anteilnahme des geistigen Arbeiters an seinem Erzeugnis zerstört: er liefert, was bestellt wird, was gerade auf dem Markte verlangt wird, womit Geld zu verdienen ist, und fragt nicht, ob er Schundware liefert.

Bei dieser Lage der litterarischen Dinge wäre man wirklich versucht, auch einmal von jener vierten Kategorie von Erzählungen zu reden, von den Büchern, die man nicht gelesen haben darf. Es läßt sich ja, wie der alte Wieland bemerkte, auf französisch so manches sagen, was sich eigentlich nicht sagen läßt, es giebt in der französischen Litteratur seit allen Zeiten so viele reizende Ungezogenheiten, die aus der unerschöpflichen Quelle dessen schöpfen, was man vor keuschen Ohren nicht nennen darf und was doch keusche Herzen nicht entbehren können. Man denke etwa an ein Buch wie „Monsieur, Madame et Bébé“ von Droz. Aber davon hat die jüngste Zeit nichts mehr gebracht.

[12]) Calmann-Lévy, 1904.

Besprechungen

Neue Essais.

Von **Alexander v. Gleichen-Rußwurm** (München).

Wie es die Romantiker thaten, so suchen auch die Schriftsteller der Gegenwart sich in Gruppen zusammenzuschließen. Vor jungen Zeitschriften scheuen Verleger und Publikum zurück; so sind die Serien kleiner, zierlicher Bände in Mode gekommen, die alle Arten des Essais enthalten und die Leser mehr und mehr an die geistreiche, feine Kunst nach Art Emersons oder Montaignes gewöhnen. Wenn ein Mann von dem Weltruf eines Georg Brandes Schriftsteller zusammenruft, um ihre Eigenart in litterarischen Plaudereien zu offenbaren, so muß man die Erwartung auf das höchste spannen*). „Bei aller Gründlichkeit,“ sagt der Herausgeber in einer kurzen Einleitung, „gestattet die moderne Form des Essais der persönlichen Freiheit in der Behandlung des Stoffes viel Spielraum.“ Damit stellt er ein durchaus modernes Programm auf, dementsprechend schriftstellerische Individualitäten zur Geltung kommen sollen, die ihr Thema mit Liebe behandeln, ohne eine „Vernunftehe“ damit einzugehen.

*) Die Litteratur. Sammlung illustr. Einzeldarstellungen, herausg. v. Georg Brandes. Berlin, Bard, Marquardt & Co. Je M. 1,25 (kart.) u. M. 2,50 (Pergam.).

Das erste Bändchen, Hugo von Hofmannsthals „Unterhaltungen über litterarische Gegenstände“, entspricht in jeder Beziehung der hochgespannten Erwartung. Zwei Dialoge sind es, in denen der Autor Beichte über seinen künstlerischen Glauben ablegt. „Ueber Gedichte“ nennt sich das erste Gespräch; wie ein zarter, lichtblauer Schleier liegt ein Hauch von Romantik darüber, und die beiden Freunde, die in feinciselierten Sätzen miteinander sprechen, glaubt man in der Tracht aus dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts vor sich zu sehen — oder in ganz moderner Art, in der junge Künstler manchmal ihre Zeitgenossen malen. Es ist wenig Unterschied zwischen beiden Arten. Nur was damals naiv gewesen, zeigt sich heute in bewußter Ueberlegung. So giebt Hofmannsthal mit bewußter Ueberlegung ein Bild des eigenen Schaffens, ein Bild der künstlich in unsere Tage eingefügten Romantik. Ist die Stimmung echt, ist sie Maske, die vorgebunden wird zu einem wehmütigen Karneval der Gefühle? Gleichviel ob die Antwort bejahend oder verneinend ausfällt, das Gespräch ist fesselnd geschrieben, ist interessant, aber es wirkt mehr durch die liebevoll ausgeführten Einzelheiten, als durch einen großen Zug, der das Ganze zusammenfassen sollte. „Wenn die Poesie etwas thut, so ist es das,“ sagt Gabriel, einer der Freunde, „daß sie aus jedem Gebilde der Welt und des Traumes mit durstiger Gier sein Eigenstes, sein Wesenhaftestes herausschlürft, so wie jene Irrlichter in dem Märchen, die überall das Gold herauslecken.“ Darin liegt der Glanz und der Widerspruch der modernen Poesie. Der Verfasser endigt nach vielen geistreichen Abschweifungen und Einwürfen mit einer Apotheose Goethes, dessen Thaten er „vielfältig“ nennt, „wie die Thaten eines wandernden Gottes“. — Das zweite Gespräch „Ueber Charaktere im Roman und Drama“ zeigt Balzac und den Orientalisten Hammer-Purgstall als fingierte Personen. Es ist in einem döblinger Garten im Jahre 1842 gedacht. Glänzend — als ein Beispiel für die Gegenwart — tritt Balzacs dichterische Persönlichkeit hervor. Man sieht, wie Hofmannsthal den großen Franzosen liebt und versteht. Es ist wahr, die größte Kunst liegt in der Aufgabe, die sich Balzac gestellt hat: „die Schicksale dort lesen, wo sie geschrieben sind, das ist alles.“ — Die Reproduktion antiker Kunstwerke und „lyrisch-heroischer“ Landschaften, die das Büchlein schmücken und mit dem Gespräch über Gedichte zusammenhängen, sind von der Verlagshandlung tadellos ausgeführt und mit großem Kunstverständnis gewählt.

Im zweiten Band giebt Fritz Mauthner einen „unhistorischen Essai“ über Aristoteles. Aufgebaut auf den Satz: „Seit Stirner und Ibsen ist es keine fremde Vorstellung, daß wir die Leichen unserer geistigen Vergangenheit mit uns herumtragen, daß wir in unserem Denken die Gespenster der Vergangenheit mitschleppen“, zeigt die Arbeit, wie fünfhundert Jahre lang die Lehren des Aristoteles von Gott und Welt gleich einem kirchlichen Dogma auf den Geistern lasteten. Man sieht, wie jedes Jahrhundert seinen Ansichten den Mantel des alten Philosophen umgehangen und wie sich heute noch „mancher Wortaberglauben an den tönenden Namen klammert“. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert stand der ganze Schulbetrieb unter der Meinung, daß Aristoteles über Menschenkraft in die Geheimnisse der Natur eingedrungen sei. Daran rüttelten zuerst die Entdeckungen eines Kopernikus, eines Newton, aber die herkömmliche Scheu vor seinem Namen blieb, und er wurde von nun an „der Vater aller Wissenschaft“ genannt. Fritz Mauthner versucht, die Welterklärung des Griechen ausschließlich als die kompilatorisch zusammengetragene Welterklärung seiner Zeit hinzustellen und betrachtet seine Werke von der Annahme aus, daß sie mit dem Ende des Griechentums verloren gegangen und heute erst wieder gefunden wären. Deshalb nennt er seine Arbeit einen unhistorischen Essai. So tritt der Mangel des Philosophen an Erkenntnistheorie, seine Unterwerfung unter das leere Wort, seine Spielerei mit

falschen Begriffen deutlich hervor, und wir sehen aus dem Büchlein, daß viele naturwissenschaftliche Irrtümer, die noch heute den Volksglauben beherrschen, sich aus den Lehren des Aristoteles herleiten. Der Zweck dieser verdienstvollen Arbeit ist erreicht, wenn sie dazu beiträgt, in der gebildeten Welt mit manchem Vorurteil aufzuräumen, das als Tradition von einem Jahrhundert dem anderen übergeben wurde.

Entzückend ausgestattet und mit dem leichten Esprit geschrieben, der zu dem Stoff gehört, ist das dritte Bändchen der Sammlung „Die galante Zeit" von Franz Blei. Alexis Piron, der witzige Dichter, der mit beißendem Spott und grimmigem Haß Voltaire verfolgte, Abbé Galiani, der Lebenskünstler, und Rétif de la Bretonne, den Schiller zu den hervorragendsten Schriftstellern der Zeit rechnete, stehen vor uns wie feingeschnittene Silhouetten. Die philosophierenden Eßkünstler des Hauses La Reynière ziehen, mit leichten Strichen gezeichnet, vorüber, und wir hören manches Amüsante aus dem Almanach des letzten unter ihnen über Kochen und Essen, in dem „Scherz, Weisheit, Liebe und ein sehr ausgebildeter, feiner Gaumen lehren, erziehen und richten". Die Studie über Choderlos de Laclos, des Verfassers der berüchtigten „Liaisons dangereuses", die das Bändchen beschließt, führt von der galanten Zeit stimmungsvoll in die ernsten Jahre der Revolution und des Konsulats. Der reiche Bildschmuck bietet eine kleine Kulturgeschichte der pariser Welt im 18. Jahrhundert.

In dem Aufsatz über „Maxim Gorki" von Hans Ostwald vermisse ich das tiefere Eindringen in den Geist des Slaventums, das allein ermöglicht, Gorki wirklich zu verstehen. Wie der Arzt das Ohr an die Brust des Kranken horchend legt, so belauscht Gorki den Atem seines Volkes, das er innig liebt und dem er selbst entsprossen ist. Die seltsamen Schicksale seiner Jugend ermöglichten ihm, allen Schichten nahe zu kommen und wandernd eine ungeheure Fülle von Beobachtungen zu sammeln. Das Leben des Russen erinnert an die Geschichte Oliver Goldsmiths, des Autors von „The vicar of Wakefield", der auch arm und hungernd das Land durchstreifend, in den verschiedensten Handwerken Verdienst und Nahrung suchte. Aber der kindliche Sinn und der versöhnende angelsächsische Humor sind dem Slaven fremd geblieben. Der pathetische Zug, der das heutige Rußland erfüllt, wirkt zu kraß, zu unvermittelt auf uns, wenn wir ihn von der allzu jungen Kultur seiner Heimat lösen. Gorki ist in Deutschland überschätzt worden, er ist ein russischer Schriftsteller von großem Einfluß und hervorragender Bedeutung, aber kein europäischer. Der Grundzug seiner Philosophie liegt in der Frage: „Warum quälen sich die Menschen?" Der Versuch einer Lösung ist in seinen tendenziösen Schilderungen des Elends nicht zu entdecken. Meinem persönlichen Empfinden wäre es lieber gewesen, wenn die „Litteratur" als erstes rein litterarisches Bändchen einen Essai über einen der ganz großen Ausländer oder über einen deutschen Schriftsteller gebracht hätte.

Das Programm der Sammlung verspricht noch reiche Gaben. Herausgeber wie Verfasser verdienen das Interesse des Publikums, denn sie bieten etwas durchaus Neues, das dem feinen ästhetischen Sinn der Zeit entspricht. Essais, deren Gedanken durch künstlerischen Schmuck erläutert und begleitet sind, gehören zu dem Wertvollsten, was gebildete Leser verlangen können. Das Format ist handlich, Druck und Ausstattung sind über jeden Tadel erhaben.

Wir besitzen weder die Zeit, noch die Ausdauer der Nerven, dicke Bände zu überwinden, da ist es eine Wohlthat, interessante Dinge unter dem Gesichtswinkel interessanter Autoren zu sehen. Subjektiv empfunden, aber objektiv betrachtet, sollen die Stoffe dieser Essais den verschiedensten Geistern erlesene Kost bieten. Sie haben etwas Erquickendes und Labendes, das ein Gefühl warmer Dankbarkeit im Herzen zurückläßt.

Der Ursprung des Harlekin.

Von **Alexander von Weilen** (Wien).

Ein gewaltiges, hochragendes Piedestal ist aufgeführt, Foliant auf Foliant wird aufeinandergetürmt, alte Drucke und ehrwürdigen Handschriften bilden die Grundlage, leichtere Bändchen moderner Litteratur häufen sich darüber auf, und starke Lücken, die das ungleichartige Material schafft, werden mit dem Kitte scharfsinniger Kombinationen ausgefüllt: droben aber, in lustiger Höhe, erhebt sich ein zierliches Figürchen, in buntscheckiger Gewandung, die unter der Halbmaske spöttisch herausfunkelnden Augen und die scharfe ironische Linie des langen, schmalen Mundes scheinen zu fragen: Was sagt ihr nun zu mir, ihr Verächter des groben Arlequin? Habe ich nicht ein Denkmal wie es kaum einer der gelehrtesten Perrücken gesetzt worden ist?

Der lustige freche Geselle mag nur vor Herrn Dr. Otto Driesen*) sein demütigstes Kompliment machen oder ihm, falls er sich noch, wie einst, als König im Reiche der „diablerie" fühlt, seine höchsten Auszeichnungen verleihen. Mühsamste Forschung, vereint mit geistreichster Interpretation, hat der deutsche Gelehrte vor einem Thema, das mit so schwerem Geschütze bisher noch nicht belagert worden ist, aufgeführt; der Staub der vermoderten Akten und Archive droht manchmal in seinen dicken Wirbeln die groteske Gestalt zu verschlingen: plötzlich springt sie wieder mit einer flotten Pirouette hervor und verkündet leibhaftig, was der Titel einer alten französischen Komödie sagt: Arlequin toujours Arlequin!

Nahe liegt der Vorwurf, den der Laienmund angesichts der dreihundert Seiten dieses Buches sicherlich anstimmen wird: So viel Lärm um einen Hanswurst! Diesem Vorwurf begegnet der Autor schon durch den Untertitel: „Ein kulturgeschichtliches Problem". Und er hat ein Recht, seine Arbeit damit in einen großen Rahmen zu stellen. Was nicht nur ein Volk, sondern die Welt durch Jahrhunderte in den verschiedensten Formen und Varianten immer wieder belustigte, das ist mehr als müßige Unterhaltung, das bildet einen Teil des Geisteslebens der Menschheit überhaupt. Was hier für Arlequin entdeckt wird, das kommt auch seinen Verwandten zugute: dem Hanswurst, dem Clown, dem Jean Potage der englischen Komödianten, dem Bernardon, wie ihn Joseph Kurz in Wien geschaffen, ja auch noch dem Staberl und Thaddädl der wiener Posse. Die komischen Motive bleiben im wesentlichen: nur der Träger des Kleides wechselt es, und er schneidet es sich je nach seiner Individualität wieder zurecht. „Er starb und ließ bei seinem Sterben, Den runden Hut dem nächsten Erben" darf man mit Gellert sagen. Jüngere übernehmen Namen und Gebahren, bis wieder eine starke Persönlichkeit erscheint, die zur neuen Nuance auch einer neuen Bezeichnung bedarf. Was den Anlaß zu ihr gab, ist zumeist nicht mehr zu erweisen: irgend ein Spaß, den sich ein Possenreißer gern erlaubte, eine burleske Laune, ein komischer Klangeffekt mag die Ursache ihrer Entstehung gewesen sein, und die Beliebtheit ihres Trägers hat sie der Nachwelt fortgepflanzt. Noch tappen wir ziemlich im Dunkeln über den „Hanswurst"; warum sich ein englischer Clown „Stockfisch" nannte, wissen wir ebenso wenig, als wir heute die Entstehung des „dummen August" im Zirkus erklären könnten, wenn nicht der meiner Erinnerung nach erste dieses Geschlechts, Tom Belling, uns zeitlich noch nahe stünde; aber weshalb er gerade sich diesen Vornamen wählte, bedürfte erst wieder einer näheren Untersuchung. Und diese wird dadurch erschwert, daß selten jemand der Mühe wert fand, Lappalien dieser Art aufzuzeichnen. Ist dies heute, im Zeitalter der Zeitung, der Fall, um wie viel ver-

*) Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Mit 17 Abb. Von Otto Driesen. Berlin, A. Duncker. 1904. X, 286 S.

ächtlicher haben die gelehrten Schreiber des Mittelalters auf das unehrliche Volk herabgesehen und jede Erwähnung ihrer strengen Feder widerwillig abgerungen: so reißt der dünne Faden, der den Arlequin neuerer Zeit mit seinen Urahnen verbindet, unzählige Male ab, und es bedarf der peinlichsten Sorgfalt, um ihn wieder anzuknüpfen.

Das hat Driesen verstanden; mag auch mancher Knoten dabei etwas gewaltsam geschlungen und gelegentlich mit einem andersfarbigen Gespinste in das ursprüngliche Garn hineingearbeitet sein: der Verfasser hat ein Recht, sich seiner Ergebnisse zu freuen, und es wäre kleinlich, ihm zu verargen, wenn er dieser Genugthuung allzu häufigen Ausdruck giebt und den Leser öfters zwingt, den mühsamen Weg, den er gegangen, mit allen kleinen Abweichungen, zu denen ihn seine Pionierarbeit nötigte, zu wiederholen, ja, gelegentlich auch ein oder das andere Stück zweimal zurückzulegen. Einem solchen Werke gegenüber müßte man schon Fachmann im engsten Sinne sein, um alle Einzelheiten zu überprüfen oder gar an den gewonnenen Resultaten zu rütteln. Wir empfangen die schöne Gabe dankbar als Lernende und reich Belehrte, indem wir versuchen, den Gewinn, der aus ihr wurde, in den Hauptumrissen vorzulegen.

Zunächst handelt es sich um die Erklärung des Namens Harlequin. Er tritt uns als fertiger Begriff der italienischen Stegreifkomödie entgegen, zuerst in einem Pamphlet von 1585, das die „Lustige Geschichte von den Handlungen und Heldenthaten Harlekins, italienischen Schauspielers“ erzählt. Schon das H, das der Verfasser als aspiriert nachweist, zeigt den französischen, nicht italienischen Ursprung, es ist die pariser Aussprache des Wortes „Herlequin“, das schon im 11. Jahrhundert existierte. Zu dieser Zeit und auch später noch ist in historischen Texten die Rede von der „familia Herlequini“, den „Leuten des Herlequin“, das sind die gespenstischen Erscheinungen, die das wilde Heer bilden. In den christlichen Vorstellungen wandeln sie sich zu Seelen, die zur Strafe ihrer Sünden in der Welt herumgehetzt werden, die Bezeichnung wird, ebenfalls noch im 12. Jahrhundert, auf Menschen von Fleisch und Blut übertragen, sie repräsentieren die nach den Nichtigkeiten der Welt lüsternen Gesellen, für die der Ruf „Herlekinsleute“ zum Schimpf wurde. In der Champagne nennt man noch heute die Irrlichter „arlequins“ und knüpft damit an die farbigen Lufterscheinungen an, die das Geisterheer begleiteten. Ein komischer Beigeschmack stellt sich mit dem 13. Jahrhundert ein, das zeigt ein Stück des vielgenannten Adam de la Halle „Le Jeu de la Feuillée“, ein arraser Festspiel, das märchenhafte Motive mit realistischen Szenen ganz eigenartig verquickt. Hier ziehen die Herlekinsleute als Vorhut der Feen mit läutenden Glöckchen ein, aus ihnen sondert sich ein einzelner Geselle ab, der als Bote zwischen seinem Herrn, dem König Herlekin, und der Fee Morgue figuriert. Und dieser bringt schon eine Reihe direkt komischer Motive, zu denen auch sein Name „Narrenbeißer“ zählt. Besonders bezeichnend ist sein Auftreten mit den Worten „Steht sie mir gut, die Struwelfratze?“ Diese Art der Selbstvorstellung, die das Auge des Zuschauers auf den Darsteller lenkt, lebt weiter in der englischen und deutschen Hanswurstkomödie, wo Pickelhering, oder wie er sonst auch heißen mag, gerne bei seinem ersten Erscheinen fragt, ob er nicht ein schöner Mann sei. Hier ist aber der Hinweis auf die Maske, die der Herlekin trägt, wichtig: es ist eine Teufelsfratze, mit borstigen Haaren überwuchert, wie sie auch aus deutschen Spielen vielfach überliefert ist. Und wie hier zu komischer Wirkung, melden Texte des 13. Jahrhunderts von Teufeln, die eine ganz ähnliche Frage, aber durchaus ernst, gegeneinander thaten. So besteht also, während der Herlekin ein lustiger Kumpan wurde, die Tradition, die von ihm als bösem Geiste fabelt, weiter. Die „Struwelfratze“ — und wie es auch heißt, die „Herlekinkappe“, die der Verfasser allzu ängstlich von einander zu scheiden bemüht ist, erscheinen in der Hölle der Mysterienbühne, auch auf deutschem Boden, und dem „manteau d'Arlequin“, wie heute noch auf der französischen Bühne die unbewegliche Draperie des szenischen Vordergrundes benannt wird. Den Uebergang des Herlekin zur Bühnenfigur vermittelt ein Gedicht des 14. Jahrhunderts, das in dem „Charivari“ genannten wüsten Treiben, durch das ein junges Ehepaar in der Brautnacht geschreckt wird, sowohl in den Masken wie in den Agieren derselben die Grundlage des drei Jahrhunderte früher geschilderten Zuges des wilden Heeres deutlich offenbart. Hier tollen die Herlekins, denen auch der befehlende Anführer nicht fehlt, auf der Straße und verüben Exzesse, denen die Kirche streng entgegentritt, obwohl selbst Könige, wie Carl VI., an solchen grobschlächtigen Polterabendscherzen teilgenommen. Aehnlich gestalten sich auch die „diableries“, Teufelsaufzüge, die dasselbe Personale und Lärmprogramm aufgenommen haben. Was ist natürlicher, als daß die Veranstalter und Mitwirker so obscöner Schaustellungen der Verachtung anheimfielen, und mit ihnen auch der „herlequin“ selbst zum Begriff eines liederlichen und lächerlichen Menschen wurde?

Soweit führen uns sorgsam durchforschte Quellen. Harlekin ist eine Figur geworden, die in possenhaften, theaterähnlichen Vorstellungen verwendet wurde. Das nächste Stadium bringt bereits den erwähnten „italienischen Komödianten“ von 1585. Der so naheliegende Uebergang der populären Gestalt auf die Szene läßt sich nicht in Dokumenten belegen. In der „Lustigen Geschichte“, die Harlekin da träumend erzählt — ganz so wie noch der wiener Komiker Gottfried Prehauser „Hanswurstische Träume“ zum Besten gab — ist Arlequin schon eine typische, allgemein bekannte Theaterfigur, in ähnlicher Weise wird seiner um dieselbe Zeit an anderen Stellen gedacht. Auf dem Wege der Vermenschlichung ist er auch äußerlich zahmer und gesitteter geworden: der fratzenhafte Ausdruck der Züge verliert sich, das Haar tritt zurück — vielleicht ist die schwarze Halbmaske noch eine letzte unverstandene Andeutung des „Struwelkopfes“ — das Kostüm, das anfangs den nackten Körper aus zerstückten Lumpen hervorschauen ließ, wandelt sich in eine Bedeckung aus farbigen Teilen, bunt zusammengesetzt. So ist vom Harlekin nur mehr der Name übrig geblieben, und erst die gelehrte Forschung deckt die Zusammenhänge auf. Aber wer mag es gewesen sein, der als der erste diese Figur in den Rahmen der Szene selbst stellte. Ein Italiener ist es jedenfalls gewesen, nicht nur, weil die italienischen Komödianten, bei denen sie zuerst erscheint, in ihrer Sprache spielten, sondern auch, weil sich die Form „Arlequin“ fast unumschränkt auch in Frankreich einbürgert. Daß aber dieser Eintritt des Arlequin auf die Szene in Italien erfolgte, sucht der Verfasser durch Kombinationen zu widerlegen, die meiner Ansicht nach der Beweiskraft entbehren. Wir können mit ebensoviel Recht, wie auch das Buch später andeutet, eine Existenz des Arlechin auf der französischen Wanderbühne längst vor der litterarischen Fixierung des Namens annehmen, ihn von solchen Budenkomödianten, Wund- und Zahnärzten, die ihn zum Anlocken von Kunden auf ihre Bühne stellten, nach Italien tragen lassen, von wo aus er dann im Triumphe auf die vornehme Szene des Théâtre italien einzog. Die Wirksamkeit der internationalen Quacksalber für die Entwicklung des komischen Theaters kann nicht hoch genug veranschlagt werden, für Frankreich, wo man ja auch Molière den Vorwurf machte, mit einem solchen Gelichter herumgezogen zu sein, wie auch für Deutschland, wo die erste stehende Bühne Wiens, die Anton Stranitzky geschaffen, unmittelbar aus der Bude des Zahnbrechers und Theriakkrämers erwächst. Hier wird der Verfasser etwas überkritisch und klügelt allzuviel herum.

Aber seine Hauptergebnisse, die Erklärung des Namens und der Uebergang seiner Gestalt von der Sage

über volkstümliche Spiele auf das Theater, sind wohl unumstößlich und seine Arbeit beweist in gleichem Maße physische, wie geistige Kraft. Eine beliebte Harlekinade läßt Harlekin aus einem Ei vor den Augen des Publikums erstehen: so ein Ei hat Otto Driesen der Wissenschaft zum Geschenk gemacht.

Nachträgliches zur Nietzsche-Litteratur.

Von Leo Berg (Berlin).

Der zweite Band der Briefe Nietzsches mit seinen Freunden kommt hier zur verspäteten Anzeige. Es war meine Absicht, über die Briefe im Zusammenhange zu schreiben. Was Nietzsches Verhältnis zu seinen Freunden betrifft, so berührt man hier wohl die tiefsten Punkte der Nietzsche-Psychologie. Mit Recht beginnt die Schwester ihr Vorwort: „In allen Büchern meines Bruders, noch mehr aber in seinen Briefen, begegnet man der Verherrlichung der Freundschaft, der Sehnsucht nach dem Freunde.“ Er unterschied sich auch in diesem Punkte so grundsätzlich von den Modernen, bei denen Weib, Familie, Staat und Gesellschaft die Freundschaftsgefühle entwurzelt haben. Nietzsche war auch darin ein antiker Charakter. Ich glaube, man versteht den halben, vielleicht den ganzen Nietzsche, wenn man seine Freundschaften in allen ihren Phasen durchleben und durchdenken könnte. Sein Bruch mit Richard Wagner war nach meinem Dafürhalten nichts mehr und nichts weniger als eine große Freundschaftstragödie. Er sah oder fühlte sich vom Meister verraten. In dreifacher Hinsicht verraten. Er war für Wagner nur Mittel zum Zweck und glaubte dies plötzlich zu erraten. Genies von der Art Wagners, Hebbels oder Bismarcks betrachten im Grunde alle Menschen als Mittel zum Zweck, namentlich wenn sie auf der Höhe ihres Ruhmes und vor entscheidenden Thaten stehen. „Parsifal“ war ein Verrat an der freien Geistigkeit, ohne die Nietzsche nicht leben konnte, ein Rückfall in überwundene Gefühlsstadien. Und diesen Verrat hat er ihm niemals verziehen, nie verzeihen können. Hier lag das grundsätzliche Mißverständnis zwischen beiden. Und drittens war ihm Bayreuth ein Verrat der Kunst an die Pöbelinstinkte des Volkes. Mit Bayreuth hatte Nietzsche wirklich schon garnichts mehr zu thun. Bayreuth war eine Demütigung seines Stolzes, seine Erniedrigung, die Herausforderung. Der Mensch, der Geist, der Aristokrat sah sich im Stich gelassen, geopfert, verraten. Er sah sich und seine Art über Bord geworfen, und das nannte dann die Welt: Nietzsches Abfall von Wagner. —

Sein Verhältnis zum Jugendfreunde Erwin Rohde zeigt das umgekehrte Bild der Freundschaft. Hier ist Nietzsche der Führende, und Rohde fühlt sich ganz abhängig von ihm, dem er eine unbedingte Bewunderung zollt. Die Entwicklung dieser Freundschaft ist im zweiten Bande der „gesammelten Briefe“ sehr gut zu verfolgen, wiewohl leider eine Reihe wichtiger Briefe aus einer für Rohde bedeutungsvollen Zeit nicht veröffentlicht werden konnte. Sie fühlten sich fast als Verschworene, die große Thaten mit einander vorbereiten, als Abgesonderte, die mit ein paar Gleichgesinnten eine Art Bund, einen Staat im Staate, eine Menscheninsel, bilden könnten. Nietzsche, der immer der Anregende ist, malt dies Bild der Genossenschaft im Dezember 1870 aus, als er sich schon recht unbehaglich in seiner baseler Dozentur fühlte. Es sollte so eine Art Philosophen-Pendant zu Bayreuth werden. „Wir sind dann unsere gegenseitigen Lehrer ... Wir leben, arbeiten, genießen für einander: vielleicht, daß dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.“ Ihre Bücher sollen nur noch „Angelhaken“ für die draußen Stehenden sein, um den einen oder anderen zu gewinnen. Es ist die Not, die zu solcher Bildung treibt. Nietzsche will sogar in der Lotterie spielen, um die Mittel für diese Gründung zu erlangen. Rohde geht auf diesen Gedanken freudig ein, fühlte er sich doch in der ungeistigen, schweren hamburger Luft in einer fremden, ihn mit dumpfen Schleiern umgebenden Welt. „Aber“ — die Schwierigkeiten sieht er deutlicher, und dann, was ihn „noch ernstlicher bedenklich macht“, ist „das Gefühl seiner gänzlich passiven Anlage“. Die eigentliche „Produzität“ fehlt ihm gänzlich. „Ich meinerseits darf höchstens auf ein günstiges Schicksal hoffen und im Stillen die Flamme nähren.“ Er ist keine Kampfnatur wie Wagner, Nietzsche, und nie hat dieser bescheidene, stille Gelehrte etwas anderes geträumt, als höchstens der Waffenfreund des Philosophen zu sein, im allgemeinen war er schon mit der Rolle zufrieden: im Stillen die Flamme nähren zu dürfen. Wie schwindelte ihm aber oft dabei, wenn er plötzlich die Flamme jäh auflecken sah! Er konnte sich bald das Leben nicht mehr ohne Nietzsches Freundschaft denken, an dessen hohen Beruf er nie gezweifelt, höchstens an seiner eigenen „sufficienza“. Nietzsches Verhältnis zu seinen Freunden ist ein doppeltes: sie sind ihm gewissermaßen eine Resonanz seines Geistes, er reflektiert in ihnen und schreibt eigentlich nur für sie. Er ist ein Erzieher ganz großen Stils. Freilich sind sie auch für ihn ein Instrument, auf dem er seine wunderbaren Weisen spielt. Ohne seine Freunde ist er zur Unthätigkeit verurteilt, wie der Lehrer ohne Schüler, der Bildhauer ohne Ton und Marmor. An den Wirkungen auf sie erkennt er sich und seine Kraft. „Wirklich, wenn ich nicht meine Freunde hätte, ich möchte wissen, ob ich mich nicht selbst für verdreht halten müßte.“ Alsdann aber, und darin unterscheidet er sich von Wagner — kommt im Verhältnis zu seinen Freunden all das Ritterliche und Gütige zu Tage, das in dieser vornehmen und reichen Natur lag. Es ist rührend zu verfolgen und interessant zugleich, wie er, der sich so schnell und oft nach ganz ungeahnten Richtungen entwickelte und der so bald über seine Freunde hinauswuchs, doch sich im geistigen Verkehr immer wieder auf sie einstellte, sie als durchaus sui generis nahm und den Irrtum des Gleichartigen, Gleichwertigen lange Zeit krampfhaft aufrecht erhalten konnte, so schwer es ihm auch war und gemacht wurde, ihn zu halten. Er kann es sich ja nicht verschweigen, daß das gewöhnliche Schlußergebnis eines Buches für ihn werden mußte, „daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht)“. Und doch sehen wir die beiden Freunde eine Zeitlang fast um ihre Freundschaft, ihr Vertrauen und ihre Unterstützung betteln. Rohde bedarf Nietzsches, um sich an ihm aufzuranken, und dieser schreibt ihm am 7. Oktober 1875: „Mein geliebter Freund, vergiß mich in Deiner Not nicht, vergiß es nicht, daß es im Wasser der Trübsal doch ein paar Balken giebt. Und wenn es kein Balken ist, so doch immer die Freundeshand, an die Du Dich anklammern darfst, es gehe nun, wie es gehe.“ Am liebsten möchte er zuweilen wie eine gute Mutter seine Entwicklung aufhalten oder rückschrauben, um sich den Freunden zu erhalten. „Ich muß mir schon selber treu bleiben, um Euch, meinen wahren Freunden, treu bleiben zu können, aber es frißt die Skepsis und das Mißtrauen an mir.“ Und — das wird wieder interessant — Nietzsche merkt auch, daß seine Schriften anfangen zu wirken, daß sich immer neue Kreise bilden. Darum fährt er fort: „Ebenso verpflichtet mich das heimliche Weiterleben meiner Schriften: immer von neuem höre

---

*) Friedrich Nietzsche, Gesammelte Briefe. 1. Band: Briefe an Pinder, Krug, Deussen u. a. Hrsg. v. Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. 3. Aufl. 607 S. — 2. Band: Briefwechsel mit Erwin Rohde. Hrsg. v. Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. 628 S. Berlin, Schuster & Loeffler, Verlag, 1903. — Die erste Auflage des 1. Bandes wurde LE III, 1536 f. besprochen.

ich, daß hier und dort ein Kreis von Menschen sitzt, die auf mich hören und die erwarten, daß man noch höher steigt, freier wird, um selber dabei freier zu werden." Er fühlt sich als Befreier, auf den die eingefangenen Geister der Zeit warten, und steht zwischen zwei Pflichten. Hier ist der Punkt, wo seine Freundschaftstragödien einsetzen. Deshalb wird er immer wieder im „Punkte der Freundschaft verwundet", denn er erkennt das unaufrichtige, schleichende Wesen vieler Freundschaften, „die ihn in seiner Entwicklung hemmen oder binden". In seiner Freundschaft kommt die ganze Zärtlichkeit seines Gemüts zum Ausdruck. Er brauchte Freunde, die an ihn glauben, aber er brauchte nicht das Weib. Auch in dieser Hinsicht empfand er antik-heroisch. Seine Sinnlichkeit scheint sehr früh entwickelt oder sich sehr früh ins Geistige verstiegen zu haben (der Stil seiner ersten Epoche, und zuweilen noch später, hat oft etwas zärtlich Verliebtes). Und es finden sich auch bedeutungsvolle Zeilen über das „Idealisieren des Eros" bei den Griechen, das ihm Rohde in seinem Werk über den griechischen Roman nicht genügend erkannt zu haben scheint. Mit gemischten Empfindungen nimmt er die Kunde von den Ehegründungen seiner Freunde auf. „Ihr werdet mir dadurch, daß Ihr glücklicher werdet, nicht abhanden kommen," schreibt er am 18. Juli 1876. „Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritte nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nötig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders, der Himmel weiß es oder weiß es nicht. Mir scheint das alles nicht so nötig — seltene Tage ausgenommen. — Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in mir. Mein Verlangen und meine Not ist anders: ich weiß kaum es zu sagen und zu erklären." Und doch verarmte Nietzsche jetzt und ging, ein „armer Wandersmann", fürbaß seines Wegs, bis ihn die Freunde von einst nicht mehr sehen und hören konnten. In der zweiten Periode Nietzsches verliert sich Rohde für ihn. Er, der ihm bisher blind anhing und unbedingt vertraute, kann die Sammlung „Menschliches, Allzumenschliches" nicht lesen, ohne jedem Satz ein „Zwar" und „Aber" hinzuzufügen. Bald kann er den Weg nicht mehr so leicht zu ihm finden, aber er kann ihn auch nicht verlieren, „mögest Du auch die fernsten Gedankengebirge erklettern". Und ebenso Nietzsche, wo er auch gerade steht, sehnt er sich doch zu dem Jugendfreunde zurück und findet ihn — „unerreichbar". Als die „fröhliche Wissenschaft" erscheint, da fürchtet er, daß sie auch den „lieben, alten" Freund zurückschrecken wird. Denn „es ist ein Bild von mir darin, und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, das Du von mir im Herzen trägst". Zwei Jahre später klingt's ihm aus des Freundes Brief: „Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —" Die letzten Briefe Rohdes fehlen leider. Drei Jahre später ist der Ton kühl, scharf; Nietzsche kanzelt ihn von oben herab wegen einer despektierlichen Bemerkung über Taine ab. Und vorwurfsvoll klingt der Briefwechsel aus: Aufrichtig, Du hast mir nie ein Wort gesagt, Du wüßtest, welches Schicksal auf mir liegt .... Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendtel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat irgend wer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechtums erraten, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin." — Ueber die äußeren Gründe des Bruchs läßt uns der Band (und auch die Vorreden) im Stich. Die Meinungsverschiedenheit über Taine war es natürlich nicht. Innerlich aber ist die Entwicklung dieser Freundschaft geradezu ein Paradigma der Freundschaften, nicht Nietzsches allein. So endigen alle Freundschaften, wenn das Herz sich nicht rechtzeitig zu den Erkenntnissen des Geistes bekehren will. Sie verkriechen sich dann beide und lieben nur noch das Bild, das sie von einander im Herzen haben, nicht den Menschen, wie er ist. Aber Liebe, Gewohnheit, Rücksicht und Bequemlichkeit, eine Art Pietät gegen sich selbst, hindern sie, der Wahrheit zu dienen und früh genug zu bekennen: „Wir liebten bisher aneinander eine Wolke."

Im Anschluß an die Nietzsche-Briefe seien zwei neuere Nietzsche-Schriften besprochen: die „Zarathustra-Predigten" von Albert Kalthoff (Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches, 1. und 2. Tausend, verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1904) und „Friedrich Nietzsche, eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy (Zürich, Druck und Verlag von Schultheß & Co., 1904). Das Buch von Kalthoff ist bemerkenswert schon durch die Thatsache, daß diese Predigten in einer Kirche gehalten wurden. Sie stellen den ehrlichen Versuch dar, die Lehre Jesu mit der Nietzsches zu versöhnen oder gar zu vereinigen. Sie sind mit warmem Herzenspathos geschrieben und so modern, d. h. so weit Zarathustra entgegenkommend, als dies für einen Christenmenschen überhaupt möglich ist. Natürlich geht das nicht, ohne Nietzsches Lehren die Spitze abzubrechen oder umzubiegen. Wie? wenn Nietzsche nun auch zu den Menschen mit der stachlichten rauhen Schale und dem weichen, süßen Kerne gehörte! Mit der feinen Spürnase des Theologen und Moralisten wittert unser Prediger nun das Christentum und die Moral in Nietzsche trotz Nietzsche. Nur, daß selbst wenn und sofern er recht hat, hier garnicht das Problem Nietzsches liegt. Daß dieser nicht selbst die blonde, schweifende Bestie war, von der er predigt, das wissen wir ja, die wir ihn kennen, d. h. den Menschen und Denker zu trennen wissen. Gerade in seiner göttlichen Unzufriedenheit, in seinem Sturm und Drang verrät sich auch für Kalthoff das Christentum des Immoralisten, denn er ist ein „Mitverschworener der Zukunft"! Man sieht also, daß das Christentum selbst sich bei solcher Betrachtung vertieft und erweitert. Mit Dogma und Kirchentum haben wir hier nichts mehr zu thun. Nichts Starres, Totes, Versteintes. Alles blüht auf unter den Sonnenstrahlen Zarathustras zu neuem Leben in der Seele dieses liebenswürdigen Vermittlers, von dem wir mit Bewunderung erkennen, wie reich, wie lebendig und modern sein Christentum sein muß, wie innig er die Lehre Zarathustras umfaßt hat. Ein lieblicher, wenn auch nicht überzeugender Glaube an die Menschheit und ihre Zukunft spricht uns aus diesen Blättern verführerisch an. Und zuweilen kommt er seinem Ideal, der Verschmelzung beider Lehren, doch nah. Daß Nietzsches Immoralismus mit Jesu Kampf gegen das Pharisäertum verwandt ist und zum Teil aus denselben Ursachen kommt, hat er, scheint mir, richtig herausgewittert. „So ist die Moral der tugendhaften Leute in der That eine Feindin des Lebens, die Tugend der Ohnmacht ein Grab für die Tugend der Kraft geworden." Oder der Ausruf: „Wenn wir das, was die moralischen Menschen Angst vor der Sünde nennen, empfänden vor jeder Unthätigkeit, die uns am Schaffen hindert!" Ob er sich aber noch auf dem Boden des Christentums, nicht nur des kirchlichen, befindet, wenn er die Ewigkeit der Seele in die Ewigkeit des Lebens übersetzt (S. 50 ff.)? Es war ein langer Kampf und weiter Weg, ehe Kalthoff dahin kam von seinem christlichen Standpunkt aus. Besser gelingt ihm sein Vermittlungsversuch, wenn er Nietzsche als die lebendig gewordene Sehnsucht predigt in der feinen und tief durchdachten Predigt, die von der Sehnsucht, der Ueberwindung und von der Liebe zum Werdenden handelt. Aber wie oberflächlich gesehen ist nun wieder ein anderes Problem: „Seht, dieser Nietzsche, der allen Lärm flieht und jedes laute Getöse als eine Verfälschung der sittlichen Lebenswerte verabscheut, . . . sollte der seine Freude daran gehabt haben, wenn die Menschen gegeneinander mit Knütteln losgeschlagen hätten, wollte der eine Kultur verkündigen, in der die Bataillone in Uniform gegen die in der Bluse stehen sollten, um zu sehen, wer das Totschlagen am besten

verstünde, und wo der Donner der Schlacht am lautesten töne?" Den ganzen Heroismus Nietzsches verlegt er so in seine Oberfläche und streicht mithin eine ganze Seite, und nicht die unwichtigste, aus dem Buche des Hammer-Philosophen. Viel besser gelingt Kalthoff sein Plan, wo er von den Negationen Zarathustras spricht, die er auch von seinem christlichen Standpunkte aus verneint, nur daß Nietzsche auch noch das Lebensfeindliche im Christentum selbst, nicht zuletzt „das Haupt voll Blut und Wunden, den König in der Dornenkrone", verneint hat. Weit eher fallen die beiden Lehren zusammen im Anarchismus, in der Ablehnung des Staates, in der „Sezession, Auswanderung des Geistes auf den heiligen Berg der Freiheit, wo die Seele keine Staatsluft atmet". Jedenfalls aber, wie weit auch Kalthoff sein Unternehmen gelungen oder mißlungen ist, kann man aus diesen schönen, auch stilistisch schönen Zarathustra-Predigten mehr über Nietzsche lernen, als aus ganzen Litteraturen von fanatischen Anhängern. Kalthoff hat tiefer mit dem neuen Genius gerungen als die meisten, die sich mit ihm befaßten. Er versucht, ihn ganz zu umfangen, und wo er ihn auch nicht ganz umfaßt, hat er doch immer edle Teile seines Wesens in der Hand. —

Kürzer sei der zweiten Schrift gedacht. Rudolf Willy beginnt damit, uns zu erzählen, daß „je mehr, je länger (!) und je näher (er) die Schriften Nietzsches kennen lernte, um so mehr interessierten sie (ihn)". Das Buch setzt gleich so ungeschickt ein und ist so langweilig geschrieben, daß ich in der Lektüre nicht sehr weit gekommen bin. Ich habe nur wenige Bogen heruntergewürgt, dann gab ich's auf. Vielleicht wird's nachher schöner. Es ist eins jener unseligen Bücher, die da aufhören, wo sie anfangen sollten, nämlich mit der Ordnung der Gedanken und des Stoffes. Willy hat dies Buch geschrieben, um sich über Nietzsche klar zu werden. Gut! Aber er hätte anfangen sollen, als er sich klar geworden war, und auch dann nicht gleich schreiben, sondern sich erst mal seinen Gegenstand zurecht legen. Er ist hoffentlich noch jung und macht's ein ander Mal gescheiter.

Aus der Fremde.

Von **Paul Lindenberg** (Berlin).

„Man wird nicht müde, Biographieen zu lesen so wenig als Reisebeschreibungen, denn man lebt mit Lebendigen" — dies goethische Wort hat mit vollster Berechtigung G. von Graevenitz seinem neuesten Buche: „Goethe unser Reisebegleiter in Italien" (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) vorangesetzt. Graevenitz, dem wir das vielumfassende Werk: „Deutsche in Rom" verdanken, hat sich mit freudiger Hingebung in seinen Stoff vertieft und ihn in ebenso geschickter wie anregender Weise zergliedert. Nicht darauf kam es dem Verfasser an, Goethes Spuren auf italienischem Boden zu folgen — hat doch das Julius R. Haarhaus bereits in vortrefflicher Weise gethan —, sondern er will den Menschen und Dichter dem großen Kreise der Gebildeten dadurch näher rücken, daß er ihn selbst zu ihnen sprechen läßt. Graevenitz beschränkte sich jedoch nicht darauf, die auf Italien bezüglichen Worte des Großen zusammenzusuchen, sondern er war erfolgreich bestrebt, in acht Abschnitten eine Summe der goethischen Beobachtungen und Anschauungen zu ziehen und in klarer Weise darzulegen, wie Goethe Italien als Dichter ansah, es als Mensch, als Kunstfreund und Künstler, sowie als Forscher in sich aufnahm. Selbständig für sich stehen die beiden ersten Kapitel: „Goethe, Italien und wir" und „Der Lehrer des Reisens", die viele beachtenswerte Betrachtungen und Mahnungen enthalten. Nicht kritiklos nimmt übrigens Graevenitz alles hin, was Goethe über Italien äußert, zumal während und nach der zweiten italienischen Reise; er findet auch manches verständnisvoll-ergänzendes Wort, das vielen aus dem Herzen gesprochen sein dürfte, die über Italiens Sirenenzauber nicht ihr deutsches Heimatland vergessen.

Hauptsächlich das noch wenig erschlossene südliche Italien schildert uns in seiner beredten und reizvollen Weise J. V. Widmann in einem schmucken Bändchen: „Kalabrien-Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen" (Frauenfeld, Huber & Co.). Der bewährte Wandersmann, dem wir oft schon mit Freuden gefolgt sind, schlägt diesmal wenig betretene Pfade ein, die abseits der regsam besuchten Touristenstraßen liegen, aber gerade das ermöglicht es ihm, genaue Fühlung mit den breiten Volksschichten zu nehmen und uns mit deren Denken und Handeln vertraut zu machen. Gut vorbereitet hatte Widmann seine Fahrt angetreten, er kennt nicht nur seine berühmten Vorgänger, sondern hat auch verschiedene, fast verschollene Reisebüchlein ausgegraben und ihnen wichtiges geschichtliches Material entnommen. Dies alles uns in leicht genießbarer Form darzureichen, versteht er meisterhaft, und von der Gegenwart zur Vergangenheit und zurück weiß er mit großer Stilkunst Brücken zu schlagen. Der starke persönliche Zug verleiht den Schilderungen bei der Eigenart ihres Verfassers viel Charakteristisches.

Als „Federzeichnungen eines Dilettanten" bezeichnet auf dem Titelblatt Hannibal Graf zu Dohna seine „Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers" (Leipzig, Georg Wigand). Sehr bescheiden, fürwahr. Daß Graf Dohna nicht zur „Zunft" gehört, merkt man, wenn man nach dem widmannschen Buche das seinige zur Hand nimmt: dort ein beweglicher Stil, die ausgeprägte Unterhaltungsgabe des in allen litterarischen Sätteln gerechten Schriftstellers, hier die ruhige, bedachtsame, schwerflüssigere Darstellungsweise des ernsthaften Reisenden, der mehr ein belehrender als ein kurzweiliger Begleiter sein will. Daher auch das Ueberwiegen des geschichtlichen Materials. Mit Vorliebe schweift Graf Dohna in die klassische Vergangenheit Siziliens zurück, aus der er fesselnde Bilder von geschichtlicher Treue entrollt. In seinen Schilderungen Korsikas nimmt naturgemäß Heimat und Familie Napoleons, sowie dessen Persönlichkeit einen breiten Raum ein. Auch Murats wird gedacht und des tragischen Endes seines Königstraumes; historisch richtiger allerdings, weil er aus zeitgenössischen Quellen schöpft, erzählt uns Widmann davon in seinem Buche gelegentlich seines Besuches von Pizzo.

Allerhand malerische Punkte vom Adriatischen Meere treten uns in den aus dem Nachlasse des Freiherrn Alexander von Warsberg stammenden Tagebuchblättern „Dalmatien" (Wien, Karl Konegen) entgegen, malerisch in doppelter Beziehung, denn in die textlichen Schilderungen sind meisterhafte Illustrationen Ludwig Hans Fischers eingestreut und geben dem Leser die unmittelbare Anschauung jener meerumrauschten Felsennester und träumerischen Buchten, die noch heute von dem Gewesenen zehren. Auch Warsberg vermag sich nirgends loszureißen von den gewaltigen Ueberlieferungen früherer Jahrtausende, anspruchslos, aber in frischer Form spendet er aus den Schätzen seines umfangreichen Wissens, ohne über dem Historischen die Schilderung der schönheitsreichen Natur zu vernachlässigen. Bei seinem Besuche Lacromas gedenkt er des Kaisers Maximilian von Mexiko und skizziert in sehr lebendiger, von der landläufig-bewundernden Art abweichender Weise des Fürsten Wesen. Ein hübscher, auch für den Verfasser bezeichnender Ausspruch findet sich am Schlusse seines Buches: „Ich finde, daß es weit mehr der Vorteil unserer Reisen ist, besonders solcher in entlegene, einsame Länder, wie im Orient, daß sich das Herz ausbildet als das Wissen. Wir kommen noch weit gutmütiger, edler zurück, als gelehrter."

Mit einem originellen Stück des Orients machen uns gleichzeitig zwei Gelehrte bekannt, die neben ihren

wissenschaftlichen Arbeiten noch Muße gefunden haben, sich auch an weitere Leserkreise zu wenden. Während Alfred Schmidtke in einem besonderen Büchlein: „Das Klosterland des Athos“ (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung) jenen vom Aegäischen Meer bespülten, heiligen Berg behandelt und uns ein abgeschlossenes Gesamtbild des Lebens und Treibens im „Vorgemach des Himmels“ aufgrund eines siebenmonatigen Aufenthaltes in den Athos-Klöstern giebt, alles gelehrte Beiwerk möglichst beschränkend, bilden die Schilderungen des mönchischen Staates auf der chalkidischen Halbinsel nur einen Teil von H. Gelzers Werk: „Vom Heiligen Berge und aus Makedonien“ (Leipzig, B. G. Teubner). Der erstgenannte Verfasser war bestrebt, ein anschauliches Gemälde von jenem seltsamen Ausschnitt byzantinischen Mittelalters zu entwerfen, wobei gelegentlich auch politische Fragen gestreift werden. Gelzer dagegen, der für einen der tüchtigsten Forscher in der Kirchengeschichte des Orients gilt, greift zunächst auf die Entstehung der Athos-Klöster zurück und erweckt durch seine Parallelen zwischen dem antiken und mittelalterlichen Menschen einerseits und dem modernen andererseits aufmerksames Verständnis für den merkwürdigen Ueberrest einer verschollenen Kulturperiode, einen Ueberrest, der trotz seinem ehrwürdigen Alter noch von frisch pulsierendem Leben erfüllt ist. Der flüssigen Behandlung schwieriger kirchlicher Fragen schließen sich farbige Schilderungen des Besuches der einzelnen Klöster an, stets von Sympathie getragen für dieses Mönchstum, das ein so realistisch treues Abbild altchristlicher Zustände ist, wie es uns nach Gelzers Ansicht die Aufzeichnungen und christlichen Denkmäler nicht zu geben vermögen. Die Verfassung dieser Mönchsrepublik erinnert lebhaft an jene der altgriechischen Bundesstaaten: „Der Polisgedanke des antiken Stadtstaates hat seine letzte Zuflucht im Kloster gefunden. Ganz natürlich. Der wahre Mönch ist ja mit Leib und Seele in seine Klostergenossenschaft eingespannt wie der antike Hellene in seine Bürgergemeinde.“ Während Schmidtke hervorhebt, daß Rußland im Kriegsfalle mit der Türkei einzelne Klöster als Festungen benutzen würde und daß die unterirdischen Gewölbe zu Aufbewahrungsstätten von Waffen und anderem Kriegsgerät bestimmt zu sein scheinen, widerspricht dem Gelzer aufs entschiedenste. Sehr fesselnd erzählt Gelzer von seinen Erlebnissen in Albanien, er bricht tapfer eine Lanze für das albanesische Volk, dessen politisches Ideal darin besteht, ein zweites Bosnien zu werden; mit Freuden stellt er fest, welch wachsenden Einflusses sich deutsches Wissen im Orient erfreut und daß der deutsche Kaiser als einziger aufrichtiger Freund des Sultans gelte.

Entbehrt schon Gelzers Werk nicht eines aktuellen Beigeschmacks durch die immer weiter glimmenden makedonischen Wirren, so konnte kaum ein Buch so zeitgemäß erscheinen wie Eugen Zabels Skizzenbuch: „Auf der sibirischen Bahn nach China“ (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur), von dem binnen ganz kurzer Zeit bereits die dritte Auflage vorliegt. Zabel legte seine Reise im vorjährigen Sommer zurück, als es an der Küste des Stillen Ozeans schon dumpf gährte von großen Ereignissen. In unglaublicher Selbstverblendung thaten die Russen nicht das Geringste, um sich vor kriegerischen Ueberraschungen zu schützen. Jene Gebiete, Städte und Festungen, die jetzt in aller Munde sind, wie der Baikalsee, die Mandschurei, Mukden, Dalny, Port Arthur, Tschifu, schildert Zabel mit gewandter Feder in einer stattlichen Reihe farbenreicher Skizzen, von denen eine wie die andere fesselt und unterhält. Mit der anziehenden Schilderung persönlicher Eindrücke und Beobachtungen wechseln gehaltvolle Abschnitte, die sich über die Geschichte der sibirischen Bahn, ihre Bedeutung im Frieden wie im Kriege, die Land- und Wasserwege nach dem fernen Osten, die Entwicklung des Verkehrs und der Ansiedlungen in Sibirien u. s. w. verbreiten und in leichtflüssiger Darstellung erschöpfendes Material geben.

Ein sehr unterhaltsamer Reisekamerad ist Stefan von Kotze, dessen Werk: „Ein afrikanischer Küstenbummel“ (Berlin, F. Fontane & Co.) man mit dem Wunsche aus der Hand legt, weitere litterarische Gaben dieser Art von demselben Verfasser zu erhalten. Kotze hat den Plauderstil zwanglosester Art; im Besitz eines kernigen Humors nennt er jedes Ding beim richtigen Namen und scheut auch nicht vor kleinen netten Bosheiten zurück, sie werden jedoch immer in so liebenswürdiger Form herausgebracht, daß die davon Betroffenen sich kaum verletzt fühlen können. Aber unter der lustigen Schale steckt doch ein ganz ernsthafter Kern. Dieser Afrikabummler hat scharfe Augen und läßt sich nicht durch den oberflächlichen Schein beeinflussen; er prüft sehr eingehend an Ort und Stelle die wichtigeren kolonialen Fragen und Verhältnisse und fällt seine Urteile ohne Rücksicht auf etwaige ihm nahestehende Freunde. Sehr gering schätzt er unsere südwestafrikanische Kolonie ein, den Schauplatz des gegenwärtigen Hererokrieges, aber mit der Ansicht, daß dort eine Polizeitruppe genüge, die Ordnung aufrecht zu erhalten, hat sich sein Scharfblick leider getäuscht.

Ein sehr hübsches, unterhaltendes Werkchen ist H. Neubecks Reisebuch: „Um die Erde in Kriegs- und Friedenszeiten“ (Kiel, Universitätsbuchhandlung Paul Toeche). Der Verfasser hat seine Fahrt als Geschwaderbaumeister des ostasiatischen Kreuzergeschwaders zurückgelegt und hatte vielfach und gründlich Gelegenheit, sich auf unserem Erdball umzuschauen. Offenen Blickes, ohne litterarischen Ballast, berichtet er von dem Gesehenen und Erlebten, wobei er stets in erster Linie das Deutschtum im Vergleich mit den anderen großen Weltmächten und in seinen Beziehungen zu fremden Völkerschaften berücksichtigt. Die einzelnen Abschnitte sind knapp gehalten, mit den Schilderungen wechseln Seemannsgeschichten und Novelletten, auch diese von charakteristischer Färbung. Das östliche Asien nimmt den Hauptplatz ein; hier interessieren namentlich die Abschnitte über Wladiwostok, Korea und Japan. Eine große Zahl guter Illustrationen schmückt das Buch, das leider recht viele Druckfehler enthält, auch bei den Bild-Unterschriften.

Echo der Zeitungen

J. M. Barrie.

Von **William Archer** (London).

Es ist eine überaus schwierige Aufgabe, für das deutsche Publikum eine Studie über James Matthew Barrie, den Verfasser von „Quality Street“, zu schreiben, der zurzeit zweifellos als populärster Dramatiker Englands gilt. Sein Talent ist ein von Grund aus britisches, von Grund aus insulares und ein im höchsten Grade unfaßbares. Noch niemand hat es vermocht, in englischer Sprache dieses Talent gebührend zu definieren. Wie also soll es mir möglich sein, eine Charakteristik zu finden, die ins Deutsche übertragbar wäre? Das Unbekannte kann nur in gekanntem Worte zum Ausdruck gebracht werden; und mir ist nichts bekannt, was auch nur vergleichsweise Licht über Barries Wesen zu verbreiten imstande wäre. Wenn es einen deutschen oder französischen Barrie giebt, so müßte ich ihn erst noch kennen lernen. Irgendwo in dem Genie Gerhart Hauptmanns vermöchte man vielleicht die Spur einer vergleichbaren Aehnlichkeit zu Barrie finden. In „Hannele“, im „Biberpelz“ und im „Roten Hahn“ finden sich leise Anklänge an Barries Weise. Und

dennoch wäre ein Vergleich viel mehr irreleitend als erklärend. Hauptmann hat nur wenig von Barries Humor, und Barrie hat nur wenig von Hauptmanns philosophischer Auffassung des Lebens. Wer immer Barries Art verstehen will, muß sich vor allem gegenwärtig halten, daß er kein Engländer, sondern durch und durch, in seinem ganzen innersten Wesen, ein Schotte ist. Geboren wurde er 1860 in Kirriemuir, einem hauptsächlich von Webern bewohnten Dorfe Schottlands. Darin mag man ja eine gewisse äußere Analogie mit Hauptmann finden, denn beide Dichter stammen aus Weberdistrikten. Doch Hauptmanns Eltern sollen, soviel mir bekannt ist, vermögend gewesen sein, während Barrie in ärmlichen Verhältnissen geboren und erzogen wurde.

Unmittelbar und mittelbar hat er uns selbst zahlreiche Blicke in die puritanische Hüttenfamilie verschafft, in deren Mitte er aufwuchs. Seine Mutter war ein Weib von seltenem Wesen; er zeichnet ihren Charakter in seinem Buch „Margaret Ogilvy", das von allen seinen Büchern die weithinreichendsten Diskussionen hervorgerufen hat. Ein junger schottischer Litteraturgelehrter hat das Buch als eine Arbeit bezeichnet, „mit der verglichen die Arbeit der ‚Resurrektionisten' (Leute, die Leichen verstohlenerweise für anatomische Zwecke ausgraben) lobenswert ist". Das ist das Urteil eines Mannes, der sich etwas auf seinen guten Geschmack zugute tut und, wie das ja so häufig geschieht, diesen guten Geschmack durch eine Bemerkung von der unverzeihlichsten Geschmacklosigkeit bekundet. Das Porträt, das Barrie von seiner Mutter entworfen, war sicherlich ein überaus delikates Unterfangen — ein Beginnen, das nur das Genie allein sich gestatten darf. Nun trifft es sich aber, daß er dieses Genie besitzt, und „Margaret Ogilvy" wird jetzt allgemein als sein allerbestes Werk angesehen.

Lange jedoch bevor er „Margaret Ogilvy" schrieb, hatte er seinen Ruhm durch zwei Bücher schottischer Charakterskizzen begründet. Beide sind nicht Novellen, sondern eher Bündel von Skizzen, jedes Kapitel in sich abgeschlossen, wiewohl dieselben „dramatis personae" durch alle hindurchgehen. Sie haben nur wenig gemein mit Auerbachs oder Anzengrubers Dorfgeschichten. Einzelne von Björnsons Bauernerzählungen erinnern vielleicht an Barrie. Die Schweigsamkeit und das Unvermögen, dem Gefühlsleben in Worten Ausdruck zu geben, sind auch die Merkmale der Weber und der Bauern von „Thrums" — wie Barrie seinen Heimatsort zu nennen beliebt. Doch Björnsons Charaktere haben nichts von jenem Humor an sich, der das Alpha und Omega von Barries Talent ist. Obwohl in Barries Skizzen des ernsten schottischen Lebens sich gar viel findet, wiewohl er für viele der Gestalten, die er zeichnet, warme Bewunderung und Liebe empfindet, wiewohl er gar nicht wenig idealisiert und sentimentalisiert, so sieht er doch immer und in intensivstem Maße die lächerliche Seite seiner Typen. Wir finden in seiner geistigen Haltung eine eigentümliche Dualität. Wenn je ein Schriftsteller ein lebendes Stück aus seinem Innern heraus gezeichnet hat, ist es Barrie. Wir fühlen, daß er ein Teil der Gesellschaft ist, die er beschreibt, daß deren Freuden und Schmerzen, deren Schwächen und Mängel ihm aus persönlicher Anschauung bekannt sind.

J. M. Barrie.

Und doch sieht er diese Gesellschaft immer von außen, immer aus der Perspektive. Es ist die groteske Seite des schottischen Dorflebens, die er vorwiegend und immer wieder dem Leser vor Augen führt: die Unwissenheit, die Eitelkeit, die Heuchelei, den Snobismus, die Klatschsucht, mit einem Wort: ihren ganzen schottischen kuriosen altweltlichen Provinzialismus. Und doch sehen wir auf jeder zweiten Seite, unterhalb dieser auf der Oberfläche liegenden Absurdität, in tragischen Tiefen unausgesprochener, machtvoller Gefühlsbewegung und unbewußten Heldentums. Diese intime, unzertrennliche Vermischung des Lächerlichen mit dem Pathetischen ist, wie ich glaube, das charakteristische Merkmal des britischen Humors; doch bei keinem von uns findet sich diese Mischung so vollendet vor wie in Barrie. Wir sehen und wir fühlen, daß — während es nur wenig im schottischen Leben giebt, worüber er nicht lächelte — es doch garnichts darin giebt, was er nicht liebte.

Kein Zweifel — er idealisiert. Kaum irgend ein schottisches Dorf dürfte solch köstliche Kollektion harmloser Karikaturen und daneben so viel adeliger Seelen darbieten, wie wir sie in Barries Geschichtchen finden. Seine Bücher haben eine Menge von Nachahmern gefunden, die seinen Humor verbilligt und seine Sentimentalität stärker aufgetragen haben.

Barrie hat auch einige Romane geschrieben, wie „Der kleine Vikar", „Der sentimentale Tommy", ferner „Tommy und Grizel", die sich alle mehr oder weniger um „Thrums", seinem vorerwähnten Heimatsort, herumbewegen. Wenn diese Romane gar manche entzückende Seiten darbieten, so scheinen sie mir doch weniger erfolgreich, vom Standpunkt der Kunst angesehen, als seine mehr lose zusammenhängenden Skizzen. Er arbeitet in seinen Romanen das romantische Element stellenweise bis zum Melodramatischen aus und läßt sich durch die außergewöhnlich reiche Fülle seiner Phantasie über die Grenzen künstlerischer Mäßigung hinwegtragen. Sein Erfindungsvermögen ist ein so üppiges, daß es thatsächlich durch die Einschränkung innerhalb des strengen Gebietes dramatischer Form nur gewinnt.

Seine ersten dramatischen Versuche waren matt und trivial. Aber von einem immensen Erfolg begleitet war sein erst in Amerika und dann in London aufgeführtes Stück „Quality Street" („Im stillen Gäßchen"). Die Szene ist eine von dem schottischen Dorfleben, in dem der Autor sich bis dahin fast ausschließlich bewegt hatte, gründlich verschiedene. Es ist ein englisches Landstädtchen aus der Aera der Novellen der Jane Austen, bewohnt von Gestalten, die auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit mit den Geschöpfen jener famosen Psychologin besitzen. Doch sind einzelne Charaktereigenschaften von „Thrums" in jene südenglische Ortschaft übertragen, und während es Jane Austen in erster Linie um die Wahrheit und erst in zweiter um den Humor zu thun war, ist Barrie instinktiv vor allem und auf jede Gefahr hin humoristisch und nur so weit wahr, als er das sein kann, ohne die alles durchdringende Sonderlichkeit, die das eigentliche Wesen seiner Kunst bildet, zu schädigen. Jede Ecke seiner Leinwand ist mit minutiösen Strichen voll komischer Wirkung gefüllt, die aus seinem fruchtbaren Gehirn in unerschöpflicher Fülle hervorströmt. Und sicherlich findet sich überall zumindest ein Korn von

Naturtreue. Seine Phantasie arbeitet auf der Grundlage einer scharfen, durchdringenden Beobachtung, doch das größte Verdienst des Stückes liegt, meiner Ansicht nach, in der Feinheit, mit der die Handlung derart entwickelt wird, daß aus ihr jedes Atom von Bühnenwirkung herausgebracht wird. Die Gefühlsverwicklungen sind mit einer Delikatesse gezeichnet, die eines Marivaux würdig ist. Aber die ganze Idee, die Methode, die Färbung des Stückes sind intensiv und ausschließlich angelsächsisch. Wird sie aber auch eine Ueberpflanzung vertragen können? Chi lo sa!

Bald nachdem „Quality Street“ seine londoner Karriere begonnen hatte, wurde an einem anderen hiesigen Theater „The Admirable Chrichton“ zur Aufführung gebracht, und die beiden Stücke „liefen“ nebeneinander beinahe ein volles Jahr. Die Idee von „The Admirable Chrichton“ ist jene von Fuldas „Robinsons Eiland“, doch Barrie hatte von dem deutschen Stück nichts gehört, bis sein eigenes nicht nur geschrieben, sondern selbst einstudiert war. Die Koinzidenz ist sehr merkwürdig; doch in den Details der Entwicklung sind sich die beiden Stücke nicht im entferntesten ähnlich. Der Held des barrieschen Schauspiels ist ein höherer Diener bei einem englischen Grafen, der tolle Ideen bezüglich der „natürlichen Gleichheit“ aller Menschen hegt. Ideen, die er dadurch praktisch bethätigt, daß er alle seine Diener monatlich einmal zum Thee in seinen Salon ladet. Chrichton, der Diener, dagegen glaubt fest an die Notwendigkeit sozialer Unterscheidungen und ist über seines Herrn Narrheiten arg bekümmert. Der zweite Akt zeigt den Grafen, seine Familie und Chrichton schiffbrüchig auf einer verlassenen Insel, wo Chrichtons Energie und allseitige Verwendbarkeit ihn von allem Anfang an zum Leiter der Familie und ihrer Geschicke machen. Im dritten Akt hat sich seine Ueberlegenheit in solchem Maße erprobt, daß er thatsächlich der König der Insel ist, daß er dort, soweit die primitiven Verhältnisse es gestatten, in königlichem Zustand lebt und über seine schiffbrüchigen Unglücksgenossen einen wohlwollenden Despotismus ausübt. Im Augenblick jedoch, wo die Zivilisation mit dem Erscheinen eines Kriegsschiffes in der Bucht jener Insel sich wieder geltend macht, da fällt er sofort wieder in seine Dienerstellung zurück und reibt sich vergnügt die Hände, indem er seines Herrn Befehle entgegennimmt. Ich muß gestehen, es scheint mir, daß in diesem überaus unterhaltenden Stücke Barries Phantasie ihm mit seiner Logik und seiner kritischen Auffassung des Lebens durchgegangen ist. Er raubt der Fabel die satirische Pikanterie, indem er die Gegensätze allzu grell hervorhebt. Wir sehen auch hier wieder, daß sein erstes Ziel darin liegt, seine Zuhörer zu entzücken, und daß er, wenn ihm irgend eine hübsche Sache einfällt, nicht widerstehen kann, sie in das Muster seines Stückes hineinzuweben, selbst auf Kosten der intellektuellen Folgerichtigkeit und Bedeutung des ganzen Werkes. Mit einem Worte, wir haben das Empfinden, daß das Stück eine philosophische Satire von tiefster Bedeutung hätte werden können, und wir sind einigermaßen enttäuscht, zu finden, daß es dergleichen eben nicht ist.

Eine solche Enttäuschung wird uns aber in Barries Lustspiel „Little Mary“ nicht zuteil. Darin findet sich keine Spur von philosophischer Tiefe. Das Stück ist einfach ein neckisches Phantasiegebilde, das hie und da, sozusagen zufällig und als angenehme Ueberraschung, einen Ton tieferen Gefühls anschlägt. Das Stück ist aber so intensiv englisch, daß, während London davon entzückt war, New York es nicht vermochte, den Humor daran herauszufinden.

Das Wort „Humor“ ist in dieser meiner kurzen Skizze widerholt gebraucht worden. Doch niemand, der das Wort nicht in seinem ureigentümlichen englischen Sinne aufzufassen vermag, wird Barrie verstehen und nach Gebühr würdigen können. Alle seine anderen Eigenschaften, seine Beobachtungsgabe, seine reiche Einbildungskraft, seine geistige Stärke, alle sind dieser seiner Meistergabe, dem Humor, unterthänig. Er sieht das ganze Leben nicht in dem trockenen Lichte, das der Realist zu bewahren bestrebt ist, sondern durch das Medium seines Humors. Der Humorist ist fast immer auch sentimental; das ist sein Gebrechen. Doch ist's ein Gebrechen, das die Landsleute von Sterne, von Dickens und Thackeray immer zu verzeihen bereit sind. Und von allen in England lebenden Humoristen ist James Barrie sicherlich der originellste, der genialste und der liebenswürdigste.

(Die Zeit, Wien.)

Auszüge.

Die letzte Halbmonatsernte dieses Jahrgangs zeichnet sich durch den gänzlichen Mangel an irgend welchen stärker hervortretenden Themen aus. Gemeinsamer Gegenstand verschiedener Betrachtungen war einzig und wie fast immer Goethe, der nie zu Erschöpfende. Außer größeren Berichten über den neuesten (29.) Briefband der Sophien-Ausgabe (Dr. W. Bode, Der Tag 375) und Hans Gerhard Gräfs öfters erwähntes Werk „Goethe über seine Dichtungen“ (Dr. R. Pissin, Voss. Ztg. 385) erschien eine eingehende Studie Albert Geigers über das Thema „Goethe, der Maler“ (Allg. Ztg., Beil. 190, 191), worin das malerische Element in Goethes Dichtungen und seine außerordentliche Gabe, als Poet mit Maleraugen zu sehen, an zahlreichen Belegen verfolgt wird. — Unbewußte musikalische Eigenschaften schreibt dem Dichter ein Feuilleton von Prof. Dr. Wilhelm Streitberg über „Wanderers Nachtlied und die Melodik des goethischen Verses“ zu (Frkf. Ztg. 234), das nochmals an den früher hier ausgefochtenen Streit um das „Nachtlied“ (vgl. Sp. 632, 708) anknüpft, um aufgrund der neuen Theorie einer „Sprachmelodie“, die Eduard Sievers wissenschaftlich entdeckt hat, ebenfalls den Nachweis zu unternehmen, daß Falks Text nur eine spätere Bearbeitung des Urtextes sein könne. — Den Entstehungsort dieses vielumstrittenen Gedichts hat Dr. Bruno Wagener auf thüringischen Streifereien besucht, deren Eindrücke er im „Hannov. Cour.“ (25151, 25153; „Auf Goethes Spuren in Ilmenau“) wiedergiebt. — Eine in ihrer Fortdauer bedrohte Goethestätte, das Theater in Lauchstädt bei Merseburg, schildert O. Anwand (Die Post, Sonnt.-Beil. 33) und würdigt ihre historische Bedeutung. — Ludwig Geiger setzt seine „Iffland-Studien“ in der „Vossischen Zeitung“ (Sonnt.-Beil. 33, 34) mit Mitteilungen über „Ifflands berliner Anfänge“ fort. Benützt werden dafür Ifflands Briefe an den Geheimkämmerer Ritz im königlichen Hausarchiv, dem „offiziellen“ Gemahl der ehemaligen königlichen Maitresse Gräfin Lichtenau. Ritz war für das berliner Theater lange eine allmächtige Persönlichkeit. Durch seinen Einfluß erhielten Ramler und Engel 1788 die Direktion, und er nahm in der Folge ihnen gegenüber so etwas wie eine Generalintendanten-Stellung ein. Auch Ifflands Berufung geschah wohl auf seine Veranlassung, zum mindesten durch seine Vermittlung, und er war es, der die schriftlichen und mündlichen Unterhandlungen führte. Im ersten Jahre seiner berliner Amtszeit stand Iffland mit Ritz, den er als seinen Vorgesetzten und Ratgeber behandelte, in regem Briefverkehr; mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. verschwand auch dieser langjährige Günstling von der Bildfläche, und die Korrespondenz fand damit ihr Ende. — Der von Geiger früher herausgegebene Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bettina von Arnim liefert einem umfangreichen Feuilleton des wiener „Fremdenblattes“ (221) den Stoff. — Richard Schaukal schickt einer demnächst erscheinenden Monographie über E. T. A. Hoffmann einen längeren Abschnitt über Hoffmanns Jugend voraus (Allg. Ztg., Beil. 192). — Ein Kapitel aus Karl Gutzkows Lebensgeschichte stellt Dr. H. H. Houben im „Hamb. Corresp.“ (373, 375, 377; „Gutzkow in Hamburg“) ausführlich dar. Es handelt sich in der Hauptsache um Aufführung und Durchfall des Lustspiels „Die Schule

der Reichen" (1841) und um Gutzkows Thätigkeit als Redakteur der von ihm früher in Frankfurt gegründeten, dann nach Hamburg verlegten „Telegraphen". — Zwei Briefe Hebbels an Hermann Marggraf publiziert M. Sukennikow merkwürdigerweise nochmals in der „Neuen Freien Presse" (14358), nachdem er sie bereits vor Monaten in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hat (vgl. früher Sp. 1356). — An der gleichen Stelle (14349) findet sich eine Studie über die kürzlich als hohe Achtzigerin gestorbene Emma Herwegh von Viktor Fleury (Clermont-Ferrand). Sie war 1817 als Tochter des berliner Hoflieferanten Siegmund geboren, aber keine Jüdin, wie der Verfasser dieser Skizze zur Berichtigung manches Nekrologartikels ausdrücklich hervorhebt, gleich glänzend ausgestattet mit äußeren wie mit Geistes- und Herzensgaben. In welchem Grade diese letzteren sich bethätigten und von den Zeitgenossen geschätzt wurden, dafür führt der Verfasser, der der alten Dame in ihren letzten Lebensjahren nahestand, eine Reihe von Zeugnissen an; hervorgehoben sei u. a., daß sie mit Ludwig Feuerbach seit 1846 in einem innigen Freundschaftsverhältnis stand. — Ein Cyklus noch ungedruckter Liebeslieder von Hermann Rollett aus den Jahren 1843/44 wird in der „Wien. Morg.-Ztg." (225) mitgeteilt. Sie waren an eine verheiratete Frau gerichtet und trugen den Titel „Marienlieder".

* *

Mit diesem Jahre hat sich ungefähr ein Vierteljahrhundert vollendet, seitdem die Aera des sogenannten „jüngsten Deutschlands" in unserer Litteratur begann. Wolfgang Kirchbach, der jene Bewegung mit herausführen half, widmet diesem Zeitabschnitt eine längere Betrachtung („Fünfundzwanzig Jahre jüngster Litteratur", W. Zeit 666, 678), die im wesentlichen bekannte Dinge rekapituliert. Bemerkenswert an seinen Ausführungen ist — außer dem Umstande, daß er als Ausgangspunkt und erstes Werk des neuen Litteraturgeistes Vischers „Auch Einer" angesehen wissen will — ein negatives Ergebnis, das er an den Schluß dieser kurzen „Bilanz der Moderne" stellt: „Unsere Epoche," meint er, „hat bisher noch kein Werk wie den ‚Wallenstein' oder den ‚Faust' hervorgebracht. Der zum Teil mächtige äußere Erfolg, den das moderne Leben seinen Autoren bereitet, hat diese vielfach genötigt, ihr geistiges Pensum rasch zu absolvieren, in immer neuen, jährlichen Schöpfungen ihre Ideen marktfähig zu machen. Im Zusammenhang damit hat sich ergeben, daß mehrere der erfolgreichsten Schriftsteller dieser fünfundzwanzig Jahre nur wenig gebildete Männer sind, Männer, die nicht entfernt den geistigen Besitzstand aufweisen, der zum Beispiel aus den Werken Shakspeares oder aus dem Leben seines späteren Zeitgenossen, des großen Malers Peter Paul Rubens, spricht. Waren die großen Meister jener Zeiten schon für ihre Zeit universal gebildete Menschen, so steigerte sich die Notwendigkeit, das zu sein, mit dem Zeitalter Voltaires, bis unsere Schiller und Goethe einen entsprechend eminenten geistigen Besitzstand erreichten. Ibsen, den man als einen der Stärksten in den letzten fünfundzwanzig Jahren verehrt, ist mit nichts hervorgetreten, was den Schluß erlaubte, daß er irgendwelche wissenschaftliche Gebiete sich voll erschlossen habe in aktiver Mitarbeit. Von einer Reihe deutscher Autoren darf man dasselbe sagen. Arbeitsteilung scheint auch hier als zeitgemäß empfunden zu werden. Indessen, die Werke verraten auch den Mangel der tieferen Universalbildung. Das deutsche Volk hat der ganzen Poesie dieser fünfundzwanzig Jahre eigentlich noch kein einziges ‚geflügeltes Wort' verdankt. Es ist die Gedankenarmut der Epoche, der Autoren. Man kann das Wort nicht mehr prägen; Nietzsche allein muß herhalten. Wer aber kann etwas aus Ibsen, Sudermann, Hauptmann citieren?" (Mit diesem Kriterium heißt es allerdings vorsichtig sein, denn die Citate wachsen heute überhaupt nicht mehr, wo und wie sie früher gewachsen sind. Auch Kleist, Hebbel, Ludwig, Grillparzer werden nicht „citiert", wie Goethe und Schiller, und haben weder für Büchmann noch für Bülow geflügelte Worte geschaffen.) —

Was über einzelne Erscheinungen und Persönlichkeiten geschrieben wurde, war diesmal verschwindend wenig: eine kleine Charakteristik von Thomas Mann (H. Benzmann; D. Propyläen, München, 87); ein Artikel über „Neue Dichtungen der Gräfin Mathilde Stubenberg" (Dr. Adolf Harpf, Allg. Ztg., Beil. 183), die in den letzten Jahren die Gedichtbände „Eisblumen" und „Myrten" und das Drama „Der arme Wenzl" hat erscheinen lassen; ein Feuilleton Fritz Martis über die „Neuen Gedichte" von Fritz Bopp (N. Zür. Ztg. 225), der sich vom Bauernknecht auf autodidaktischem Wege zu einem der ersten schweizerischen Lyriker herausgearbeitet hat, ein anderes von Paul Wilhelm über J. J. Davids mährische Erzählung „Die Hanna" (W. Fremdenbl. 224). Ein „belletristischer Spaziergang" von Fritz Marti (N. Zür. Ztg. 231, 232) bespricht mit großer Wärme Paul Ernsts „schmalen Weg zum Glück", mit lauer Halbundhalb-Stimmung Stilgebauers „Götz Krafft" und mit starkem, kritischem Tadel bei aller Anerkennung mancher Vorzüge Carl Albrecht Bernouillis Roman „Der Sonderbündler". — Einen größeren Aufsatz über Gustav Frenssen, den Dr. Warren W. Flower unlängst in der amerikanischen „Pedagogical Monthly" veröffentlicht hat, bringen die „Hamb. Nachr." (558) in deutscher Uebersetzung zum Abdruck. — Einen deutschamerikanischen Dichter stellt Dr. Siegfried Benignus dem deutschen Publikum in Alfred Walter Hildebrandt vor (Voss. Ztg. 389), der als sächsischer Pastorssohn 1862 geboren, ebenfalls Geistlicher wurde und gegenwärtig als Seelsorger in Greenfield (Mass.) wirkt. Sein „Deutsches Volkslied", „Vergessene Helden" und die Novelle „Peter Mühlenberg und seine Pfarrkinder" wurden auf den Sängerfesten in Brooklyn und Baltimore preisgekrönt, das erstgenannte mit dem vom deutschen Kaiser gestifteten Preise.

* *

In einem Feuilleton von Franz Servaes über Hermann Hesses Roman „Peter Camenzind" (N. Fr. Pr. 14358) finden sich die nachstehenden Bemerkungen über den modernen deutschen Roman: „Was ist denn heute der Roman? Wofern er nicht ein ins Kolossalische getriebenes Reporterkunststück ist, ist er zumeist eine gewaltsam aufgeschwellte psychologische Novelle. Zola und Bourget geben etwa die Typen, von denen der erstere unerreicht, der zweite, wie mich dünkt, durch die deutsche Produktion bereits wiederholt übertroffen ist (zuletzt etwa durch Wilhelm Hegelers eindringlichen Seelenroman ‚Pastor Klinghammer'). Doch beide Typen treffen nicht das Wesen des Romans, der, wenn er eine wahrhafte und bedeutsame Kunstgattung sein soll, nach Cervantes und Goethes Vorbild das Ziel verfolgt, im Rahmen einer individuellen Lebensgeschichte ein typisches Zeitbild zu entrollen. So ‚Wilhelm Meister', so ‚Der grüne Heinrich' — unsere Muster. Indem der Roman aber die Form einer behaglich auseinander gelegten Lebensgeschichte annimmt, setzt er sich in schärfsten Gegensatz zu der geschlossenen Prägnanz des Dramas und wahrt eben hierdurch seine ästhetische Sonderstellung. Wie im Drama die aktiven Kräfte, so sind im Roman die passiven wichtig. Mit anderen Worten: während im Drama der einzelne gegen die Gesamtheit gestellt wird, wird im Roman die Gesamtheit gegen den einzelnen gestellt. Es ist also im Roman kein Fehler, sondern im Gegenteil ein Vorzug, wenn der ‚Held' etwas Passives hat und wenn ein spürbares Uebergewicht der allgemeinen und sozialen Kräfte über die individuellen Kräfte stattfindet. Es ist eben hier die Aufgabe, das Individuum zu zeigen, wie es sich in der stets erneuten Anflut der Zeitbewegungen und -ereignisse zu halten sucht und auf die ihm gebührende Insel, wo es ungestört seinen Kohl bauen darf, hineinfindet. Damit aber die Dichtung gegenüber einer solchen Aufgabe von schier unübersehbarer Breite nicht Gefahr laufe, im Uferlosen unterzugehen, hat sich als eine Art von rettender Form der

'Roman in Novellen' dargeboten. Das heißt: die einzelnen Lebensetappen und maßgebenden Lebenseindrücke oder Lebensbegegnungen des 'Helden' werden jede für sich in geschlossener Form (also als 'Novelle') herausgearbeitet und durch den starken Tenor einer unzerstörbaren und treibenden Sehnsucht, die gleichsam auf Wanderschaft geht, mit einander verbunden. So bekommt jedes einzelne seine Abrundung und Farbe und ordnet sich doch dem Zweck und Charakter einer künstlerischen Gesamtheit unter. Der 'Roman in Novellen' ist also keineswegs etwas Willkürliches, vielmehr etwas künstlerisch Organisches von hoher Freiheit, in dem das bunteste Spiel der Phantasie und der Welteindrücke Platz findet."

* *

Wieder etwas vom **Journalismus** oder der Tagesschriftstellerei ... Am Grabe Eduard Hanslicks hatte kürzlich Julius von Ludassy namens der wiener „Concordia" die Nachrufsworte gesprochen und dabei den Satz gebraucht, daß der Verewigte trotz aller Größe doch die Bescheidenheit gehabt habe, immer „nur ein Tagesschriftsteller" sein zu wollen. Richard Nordhausen knüpft an diese Wendung im „Tag" (885) einige Glossen, worin es heißt: „Immer nur ein Tagesschriftsteller! Das sagt jemand, der selbst tagesschriftstellert. Kinder, seid Ihr in Wien bescheiden geworden! Goethe würde wenig Freude an Euch haben ... Wenn Hanslick nicht als Tagesschriftsteller gewirkt, sondern seine musikalischen Glossen ausschließlich in dickleibigen Wälsten niedergelegt hätte, was wüßte dann die Welt von ihm? Wann wären dann seine Angriffe auf Wagner bekannt geworden? Der Tagesschriftsteller ist mächtiger als jeder Bücherschreiber. Statt tausend Leser hören zehn- oder hunderttausend auf ihn. Daraus erwächst ihm ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl, daraus erwächst für ihn der Zwang, immer anregend und lebendig, Auslöser neuer Ideen, Zerbrecher alter Tafeln zu sein. Auf eine halbe Spalte drängt der Tagesschriftsteller, der seines Amtes würdig ist, oft genug den Gedankeninhalt eines Buches zusammen. Daß es in diesem Berufe zahlreiche Stümper giebt, wie in jedem anderen, mag wohl sein; aber ich glaube, der mißratenen Bücher sind mehr als der mißratenen Feuilletons und Essais. Nur die lächerliche und gefährliche Ueberschätzung, die wir in holder Vormärz-Eselei noch immer der Buchlitteratur und dem Theater angedeihen lassen, hat es mit sich gebracht, daß jedes bücherstrickende Romanmacherlein mit Verachtung auf die 'Nichtschaffenden' herabsieht, daß heißt auf die Schriftsteller, die zuweilen auch einmal weniger als gleich dreihundert Seiten hintereinander schreiben. Sei, der zwiefach ruhig steht auf der frisch erkämpften Grenze, Tagelöhner und Poet; eine beider Würden kränzel mahnt Freiligrath. Der rechte Journalist thut das. Und, meine Damen und Herren, die Poesie unserer Tage, diese mächtige, hinreißende Poesie des Sonnenaufgangrs, die finden Sie in den Zeitungen. Wir Tagesschriftsteller, die wir unsere Aufgabe recht verstehen, wir sind die wirklichen Dichter des Jahrhunderts! — Daß wir von jedem Bübchen geschuhriegelt, von jedem kleinen Bureaukraten über die Achsein angesehen werden, das verdanken wir stolzen, wir geharnischten Führer im Streite vornehmlich jenen Wackeren vom Bau, die in zerknirschter Demut vor jedem Hofrat ersterben und ihn übers Grab hinaus mit Posaunenschall rühmen, wenn er sich einmal gnädig dazu herabgelassen hat, einen Zeitungsaufsatz gegen Richard Wagner zu schreiben."

* *

Mit einem Nachtrag zur George **Sand**-Feier stellt sich Gustav Karpeles ein. Er bespricht ihr Freundschaftsverhältnis zu Heine („G. S. und H. H.", Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 33), das sich über mehr als zwanzig Jahre erstreckt hat, und teilt die beiden einzigen erhaltenen kleinen Briefe der Dichterin an ihren „cher cousin" aus dessen letzten Lebensjahren mit: einer aus Laubes Nachlaß, der andere aus Varnhagens Autographensammlung auf der kgl. Bibliothek in Berlin. — „Die lachenden Erben der George Sand" nennt André Maurel (N. Fr. Pr. 350) einige aristokratische französische Modeschriftstellerinnen, weil ihre geistvollen Salontalente ernten, was jene unter selbsterlebten Kämpfen und Leiden gesät habe. Er nennt Madame de **Noailles**, die ihre Zeitgenossen nie anders als durch das Fenster ihrer Equipage gesehen habe, Madame de **Regnier**, Madame de **Pierrebourg** und Marcelle **Tinayre**. Alle kennen das Leben nur von der lächelnden Seite, und ihre Schilderungen sind von tieferer und schmerzlicher Welterfahrung gänzlich ungetrübt. — Auf ein vergessenes, in seiner Art jedenfalls einziges Werk der französischen Litteratur lenkt Dr. Walter Küchler die Aufmerksamkeit der Mitwelt zurück (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 34). Es ist das Drama „Leo Burckart" von Gérard de **Nerval** (1808 bis 1855), den man heute bei uns nur noch als einen der zahlreichen französischen Uebersetzer von Goethes „Faust" kennt und nennt. Nach Küchiers Schilderung war der unglückliche und feinfühlige Mann seinem ganzen Wesen nach ein deutscher Poet, der nur zufällig von Geburt Franzose war. Dank dieser merkwürdigen Veranlagung konnte er ein Stück schreiben, das 1819 zur Zeit von Kotzebues Ermordung in Deutschland spielt und deutsche Zeitverhältnisse in durchaus deutschem Geiste wiederspiegelt. Das Drama, das den Untertitel „Scènes de la vie allemande" führt, ist halb politisches, halb Charakterdrama und weist in seinen studentisch-burschenschaftlichen Zügen Anklänge an die „Räuber" und Auerbachs Keller auf, ist aber im übrigen frei von irgend welcher Abhängigkeit und trifft mit großer Sicherheit die geistige und politische Grundstimmung, die in den gebildeten Kreisen Deutschlands nach den Befreiungskriegen herrschte. Im Gegensatz zu Viktor Hugo nnd Alexander Dumas, die Ende der Dreißigerjahre ihre Rheinreisen machten, ist um dieselbe Zeit Nerval (über den auch schon 1897 der verstorbene Louis P. Betz im Goethe-Jahrbuch und der Beilage zur Allgemeinen Zeitung No. 98 ausführlicher geschrieben hat) bis nach Thüringen und besonders nach Weimar vorgedrungen und hat die Poesie deutscher Ströme, Wälder, Berge und Städte auf sich wirken lassen. Auch Shakspere stand ihm seinem eigenen Zeugnis nach innerlich sehr nahe. — An die Geburtsstätte dieses Großen führt ein Feuilleton von Professor Dr. Karl Sebestyén im „Pester Lloyd" (200). — Dem Gedächtnis des größten nordischen Märchendichters gilt eine ihm selbst nacherzählte Darstellung von „**Andersens Jugend**" (Otto Stauf v. d. March; Hamb. Nachr., Sonnt.-Beil. 34). — Felix Poppenberg porträtiert (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 34) den scharfen Charakterkopf Knut **Hamsuns**. — Eine kleine Studie von W. König (W. Abendp. 185) betrachtet „Die Tragödie des Schaffensdranges" als eine Leit-Idee **Ibsens**, die alle seine männlichen Gestalten bestimmend beherrsche. — Der Erfolg, den **Strindbergs** naturalistisches kleines Trauerspiel „Fräulein Julie" in unseren Tagen gefunden hat, zwanzig Jahre nach seiner Entstehung, giebt Dr. D. Bach den Anlaß, den Ursachen dieses Erfolges nachzuspüren („Das Geheimnis", W. Arb.-Ztg. 222). Der Stoff, als Einzelfall genommen, biete nicht die geringste Veranlassung zu persönlicher Anteilnahme. Wenn uns das Stück trotzdem so peinigt und packt, so geschieht es, weil Strindberg darin das tragische Geheimnis der in uns trotz aller Kultur als Bestie schlummernden Sexualität enthüllt, die jeden Augenblick sich von ihrer Kette losreißen kann; weil das Schicksal Fräulein Juliens die uralte Feindschaft der Geschlechter blitzartig grell beleuchtet und einem jeden von uns als Menetekel droht. — Ueber Emile **Verhaeren** schüttet Nora von Demelic (N. Fr. Pr. 14351) das Füllhorn ihrer Begeisterung. — Gründlicher als es die ersten schnellfertigen Nekrologe vermochten, suchen Georg Brandes (ebenda) und Alex. von Gleichen-Rußwurm (Magdeb. Ztg. 416) die dichterische Eigenart Anton **Tschechows** zu charakterisieren, während Dr. Hugo

Ganz seine persönlichen Eindrücke von einem Besuche bei Leo Tolstoi wiedergiebt (Frankf. Ztg. 225, 227). Soweit von Litteratur dabei die Rede war, sind zwei Fakten von Interesse: einmal, daß Tolstoi, der bisher für einen ziemlich guten Kenner der deutschen Litteratur galt, erklärte, den Namen Gottfried Keller noch niemals gehört zu haben, und ferner, daß er augenblicklich dabei ist, ein Buch gegen den Shakspereкultus zu schreiben, das in Kürze erscheinen soll.

„Vom Geist der hebräischen Poesie.“ Von Otto Dibelius (Nat.-Ztg. 477, 481).

„Die ästhetische Entdeckung des Rheines. Von G. Liebe (Allg. Ztg., Beil. 185). Erst die Romantik hat die Poesie der Rheinlandschaft entdeckt, vor allem Brentano; in der bildenden Kunst wirkte dann die düsseldorfer Schule im gleichen Sinne.

„Schelling.“ Von S. Lublinski (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 34).

„Der deutsche Buchhändlerkrieg.“ [Bücher, der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft u. s. w.] Von J. Minor (N. Fr. Presse 14 358).

„Regen und Regentage in der Poesie.“ Anthologische Studien von Dr. Eduard Maria Schranka (Dtsch. Ztg., Wien, 11 718).

„Ein Sammler-Genie.“ [Alex. Meyer Cohn.] Von Gotthilf Weisstein (Nat.-Ztg. 499). Vgl. auch unten Sp. 1749.

„Bilder aus dem alten Bücherweien.“ Von H. Schr. (Augsb. Abendztg., D. Sammler 96). Bespricht insbesondere die alte Sitte der Bücherverwünschungen als Schutz gegen Diebstähle.

„Die Litteratur.“ [G. Brandes.] Von —er. (N. Hamb. Ztg. 382.) Vgl. oben Sp. 1698.

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Stuttgart.) XIV, 12—15. Es sind vorwiegend Franzosen, denen die Besprechungen der letzten Hefte gelten. Anna Brunnemann beschließt (12) ihre Schilderung der provençalischen Dichter und Dichterbewegung und steuert den Festartikel über George Sand bei (13). Des weiteren schildert sie (14) Henri de Régnier als Prosaschriftsteller. Vom träumerischen Stimmungslyriker hat sich Régnier zu dem scharf beobachtenden „Meister der angewandten Psychologie“ entwickelt, der sich in der „Double Maîtresse“ verrät: neben Anatole France ist er heute unter den zeitgenössischen Schriftstellern der einzige würdige Fortsetzer des altfranzösischen Romans der Rabelais, Lesage, Scarron. — Aehnlich wie bei ihm ist auch bei André Lichtenberger ernstes historisches Studium die Grundlage seiner Schriftstellerei. Einer elsässischen Gelehrtenfamilie entstammend und — wie sein besonders als Nietzsche- und Wagnerforscher wohlbekannter Bruder Henri — selbst Gelehrter, hat Lichtenberger, der „deutsch fühlende Träumer“, wie ihn F. v. Oppeln-Bronikowski (13) nennt, nach einigen wohlgelungenen Kindergeschichten zunächst in „La Mort de Corinthe“, dann im „Herrn von Migurac“ die Zeiten einer in Sittenfäulnis untergehenden Gesellschaft dargestellt, dort der Antike, hier des Rokokos. Und eben hier zeigt sich wieder der Verfasser jener Kindergeschichten, indem er die „Entwicklung des Kindes von seiner Geburt an und die Charaktere der beiden Eltern“ zum Ausgangspunkt seines Romans macht. — Kürzer gefaßt ist ein Aufsatz über Jules Lemaître (12), dessen Bedeutung als Feuilletonist besonders hervorgehoben wird. — Im übrigen sind noch vier verschiedene Nationen mit einzelnen litterarischen Namen vertreten: O. Hauser schildert (15) das Wirken des in Italien so hochgeschätzten, in Deutschland noch immer wenig bekannten Antonio Fogazzaro; Gustav Zieler (14) giebt Multatulis „Abenteuern des kleinen Walther“ warme Begleitworte mit auf den Weg und wünscht das Buch in den Händen aller, die dem großen Holländer noch fremd gegenüberstehen. Derselbe Kritiker rühmt (15) an George Meredith den starken Glauben an die Zukunft der menschlichen Rasse und geht dann näher auf den Roman „Richard Feverel“ ein (dem im vorigen Heft des LE ein Beitrag Frieda v. Bülows galt), und schließlich (13) wird der an Jahren und Schaffenskraft zur jüngeren Generation, dem Wesen nach zur Dichtergruppe der Siebziger- und Achtzigerjahre gehörige russische Novellist Gregor Matschtet in einer knappen Charakteristik den deutschen Lesern näher gebracht.

Deutsche Monatsschrift. (Berlin.) III, 10. Die Betrachtung des Lebenswerkes Wilhelms von Polenz giebt Adolf Bartels Veranlassung, in kurzen Zügen die Beteiligung des deutschen Adels an der Litteratur von Ulrich v. Hutten bis auf Ompteda festzustellen. Das Ergebnis ist günstiger als die Behauptung unserer Radikalen, der Adel sei geistig zurückgeblieben, vermuten lassen sollte. In Polenz sieht Bartels einen Hauptvertreter der Heimatkunst, nur nicht in dem engen Sinne ihrer Gegner, sondern in dem, daß „jede deutsche Dichterheimat ein wichtiges Stück deutschen Landes ist, daß deutsches Volkstum aus ihrem Boden Kraft saugt“. Im „Büttnerbauer“ sieht er den eigentlichen Bauernroman unserer Zeit, nicht im „Jörn Uhl“. Polenzens Schaffen in der Gesamtheit ist ihm „eins der allerbedeutendsten in der Gegenwart. Liliencron, Hauptmann und Polenz, das sind für mich, von der älteren Generation natürlich abgesehen, die drei Dichter unserer Zeit, die das relativ Beste geleistet haben und zur stärksten Wirksamkeit berufen sind.“ Polenz ist freilich durch die Gattung der Poesie, die er pflegt, den Roman, schlechter daran, als die beiden anderen. Dafür ist er aber „als Geist, Intelligenz mehr als seine beiden Kollegen, er hat sich im höheren Grade des geistigen Gehalts der Zeit zu bemächtigen vermocht, ist zum tieferen Verständnis ihrer Probleme und Tendenzen durchgedrungen“. — Im gleichen Hefte zeichnet Bruno Gebhardt „Wilhelm v. Humboldt als Unterrichtsminister“ aufgrund der Denkschriften aus der Zeit seiner Amtsführung, die jetzt im zehnten Bande der neuen Gesamtausgabe vorliegen.

Frauen-Rundschau. (Berlin.) V, 20—30. Die vorliegenden Hefte pflegen zumeist das Andenken Verstorbener. Von kürzlich verschiedenen Frauen werden (20) Emma Herwegh und Malvine Schnorr v. Carolsfeld, die erste Isolde, gewürdigt; Wilhelm Berger erinnert im längeren Aufsatz (25—28) an drei längst berühmte: Bettina von Arnim, Henriette Sontag, George Sand; und außer der letzteren wird noch einer zweiten Frau an ihrem 100. Geburtstage gedacht, der jüngsten Tochter Schillers, Emilie v. Gleichen-Rußwurm, die durch liebevolle Pflege überkommenen Besitzes und durch Veröffentlichungen das Andenken ihres Vaters heilig hielt (30). Zum Geschlecht der Lebenden führen uns die Ausführungen, in denen Ella Mensch (21) aufgrund eines Aufsatzes in der „Femme Contemporaine“ über „Deutsche Frauenlitteratur und -Arbeit in der Kenntnis und Erkenntnis unserer französischen Nachbarn“ berichtet. Dieselbe Verfasserin erzählt (28) von einem Plauderstündchen bei Baronin Elisabeth von Heyking, der Verfasserin des Modebuchs „Brief, die ihn nie erreichten“. — In ähnlicher Weise plaudert Maria Janitschek (26) von der durch Lasalles tragisches Geschick bekannten Frau Helene von Schewitsch, geb. v. Dönniges und ihrem gastlichen münchener Heim. — Mit vieler Sympathie wird in einem späteren Hefte die junge Balladendichterin Agnes Miegel von Agathe Doerk (29) charakterisiert.

Hochland. (München.) I, 10, 11. Zur 600. Wiederkehr des Tages, an dem Petrarca zur Welt kam

(20. Juli), widmet Hermann Grauert dem Unsterblichen einen Aufsatz, der weniger dem Dichter als dem Gelehrten gilt und besonders Petrarcas Bedeutung für die Renaissancekultur untersucht. Grauert nimmt Stellung zu der Frage, wie der Begriff der Renaissance zu fassen sei, ob vornehmlich die Wiederbelebung des klassischen Altertums sie gezeitigt habe oder „das Erwachen der europäischen Völkerwelt zu neuem, liebewarmem, religiösem Leben, zu höher gesteigerter geistiger Schaffenskraft", oder auch das Studium der Natur in Flandern und Nordfrankreich im 14. Jahrhundert. Er kommt zu dem Schlusse, daß den Ueberlieferungen des klassischen Altertums für die Kultur und Kunst der Renaissance eine etwas höhere Bedeutung beizumessen sei, als Henry Thode, Louis Courajod, Karl Neumann u. a. ihnen zuerkennen wollen. „Um die wünschenswerte Klarheit der Begriffe für die einschlägige wissenschaftliche Betrachtung sicherzustellen, wäre es daher besser, die religiöse und geistige Vita nova des 12. bis 14. Jahrhunderts nicht mit dem gleichen Ausdruck zu bezeichnen, der eben seit längerem für das Wiederaufleben der Antike üblich geworden ist. Aber wenn man den Begriff der Renaissance in diesem letzteren Sinne einschränkt und festhält, so muß man sich klar darüber sein, daß diese Renaissance ohne die vorausgegangene Vita nova, die im 12. Jahrhundert einsetzt, niemals zu einer für die Geistesentwicklung der Menschheit fruchtbaren Großmacht geworden wäre." — Aus demselben Hefte (11) sei noch ein Aufsatz M. Baumgartners zum 50. Todestag Schellings (20. August) erwähnt.

Litterarische Warte. (München.) V, 8—11. Außer „Hochland" hat auch die zweite litterarische Zeitschrift auf katholischer Seite der 600. Jahresfeier von Petrarcas Geburt gedacht. Dort galt die Betrachtung dem gelehrten Humanisten, hier schildert Richard von Kralik (10) ausschließlich den Lyriker im Vergleich mit den Minnesängern und Troubadours. — Im selben Hefte reiht E. M. Hamann den 999 Festartikeln auf George Sand noch den tausendsten an, zugleich aber auch den vielen oberflächlichen einen gehaltvollen. — Auch sonst wird noch an Verstorbene erinnert. P. Expeditus Schmidt (11) zeichnet das Bild Wilhelm Jordans, und Joh. Ranftl in einem zusammenfassenden Aufsatze „Nordische Poeten und Bücher" (8—11) dasjenige J. P. Jacobsens, dessen echtem Genie er großes, aber doch ein wenig herabgestimmtes Lob spendet, während er andererseits lebhaft für den noch ziemlich jungen, vor acht Jahren katholisch gewordenen Johannes Jörgensen wegen des christlichen Gehaltes seiner Werke eintritt. — „Ein neuer Dichter", Christoph Flaskamp aus Westfalen, wird von Laurenz Kiesgen (10) eingeführt; F. J. Kleemeier giebt (11) eine Rückschau über das elsässische Theater, besonders über seine Entwicklung in den letzten Jahren; und endlich befaßt sich eine Untersuchung von J. G. Buck über „Unsere Volksbüchereien" (8—10) mit der Frage, ob nicht den Sammlungen von Reclam, Meyer, Hendel ein ähnliches Unternehmen auf katholischer Seite gegenübergestellt werden könnte, und erörtert die Mittel und Wege, die dazu Aussicht bieten.

Velhagen und Klasings Monatshefte. (Leipzig.) XVIII, 12. Eine gründliche Studie Bruno Gebhardts beschäftigt sich mit Caroline v. Humboldt, der Gattin Wilhelms, deren Lebensbild hier aufgrund neuen Materials — die beste Quelle, der Briefwechsel der Gatten selbst, ist leider noch in Tegel verschlossen — zur Darstellung gelangt. Oft genannt war sie ja längst als Freundin der Schwestern Lengefeld, Schillers und derer, die ihnen nahestanden. Aus ihrem späteren Leben aber dürfte nicht viel bekannt sein. Gebhardt läßt daher namentlich auf diese Zeit ein helles Licht fallen. Wir begleiten die junge Gattin und Mutter von den thüringer Freunden nach Tegel, wo sie sich in den von ihrer Art so gänzlich verschiedenen Kreis der Rahel, Henriette Herz, Gentz und anderer zu finden weiß, und weiterhin auf einer vierjährigen Reise nach Frankreich und Spanien. Ein Jahr nach der Heimkehr verläßt sie abermals Deutschland und geht mit ihrem Gatten nach Rom, wo sie acht Jahre bleibt und die schönste Zeit ihres Lebens verbringt. Angeregter Verkehr mit Künstlern, Gelehrten, Fürstlichkeiten belebt ihr Haus, Frau von Staël ist ihr Gast, Zacharias Werner wird von ihr verteidigt, vor allem aber stehen ihr Rauch, Canova, Thorwaldsen und andere nahe. Und bei alledem ist sie in erster Linie die treue Mutter und glückliche Gattin. Acht Kinder hat sie ihrem Gemahl geschenkt, der einmal an sie schreibt: „Ueberall fühle ich, daß Du einzig bist, daß so viel Selbständigkeit und so viel Liebe, so viel tiefe Größe und so viel himmlische Weiblichkeit nirgends auf der Welt sind als in Dir." Und weiter: „Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserm Denken und Empfinden ist." Aber auch Sorgen bleiben nicht aus. In Rom verliert sie zwei Knaben durch den Tod — noch zwanzig Jahre später sorgt sie sich um die Pflege der Gräber —, sie selbst oder eins der Kinder wird von Krankheit heimgesucht, und schwer trägt sie die Schmach ihres Vaterlandes. Aber um so lauter ist 1818 ihr Jubel über die Siege; eine der nationalgesinntesten Frauen, nimmt sie auch an dem politischen Wirken ihres Mannes lebhaften Anteil. Die Kriegsjahre wecken zugleich eine fromme Gesinnung in ihr: „Tieck-Schlegels mystischer Unsinn wird vergehen, allein das wahre Gefühl für Religion ist reger seit 20 Jahren im Menschen geworden, als es vor 50 war. Goethe aber ist von Natur ein Heide." Die Krankheit einer Tochter führt sie wieder nach Italien; zwei weitere Jahre verlebt sie in Rom, auch jetzt in künstlerischem Kreise mit den alten Freunden, zu denen nun noch die Nazarener und Kronprinz Ludwig kommen. Und wie sie, nach Tegel heimgekehrt, ihre Räume mit den Werken der römischen Meister schmückt, so fühlt sie sich auch in der Erinnerung nach Italien gezogen: poetisch spricht sie aus, wonach ihr Herz sich zurücksehnt. Mit zunehmendem Alter beginnt sie dann zu kränkeln, aber ihr Geist bleibt frisch. „Wie verklärt erscheint sie in den letzten Monaten ihres irdischen Daseins. — — Am 26. März 1829 erlosch dieses reiche Leben, verließ diese reine Seele ihre irdische Hülle."

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) XLVIII, 11. Zu den beiden gefeierten Dichterinnen Italiens, Ada Negri und Annie Vivanti, gesellt sich eine dritte: Vittoria Aganoor aus Venedig, jetzt Gräfin Pompili in Perugia, mit ihrem binnen kurzem in zweiter Auflage erschienenen Gedichtbande „Leggenda eterna". Paul Heyse führt sie mit einem Geleitwort ein, dem er mehrere Proben ihrer Lyrik in seiner Uebersetzung folgen läßt. — Dem achtzigjährigen Kuno Fischer widmet Theodor Kappstein Worte der Verehrung und Bewunderung; Richard Sternfeld bringt eine Einführung in Wagners „Parsifal". — In Heft 12 verbreitet sich Fritz Gräntz über „Goethe und die Naturwissenschaft der Gegenwart". Goethe ist durchaus als Vertreter der Entwicklungslehre, als ein Vorkämpfer der Descendenztheorie anzusehen, aber „von der ausschließlichen Herrschaft des Selektionsprinzips, die das Wesen des Darwinismus im engeren Sinne, besonders in der nachdarwinschen Gestalt ausmacht, ist bei ihm nicht das geringste zu spüren. Er ist kein Vorläufer Darwins in der engeren Bedeutung dieses Namens, und in dieser negativen Eigenschaft steht Goethe der Gegenwart trotz der dazwischenliegenden eminenten Forschung näher, als der größtenteils jetzt hinter uns liegenden rein darwinistischen Epoche. Die Gegenwart sowohl als Goethe fassen das Problem tiefer, wobei freilich die Lösung wieder fern rückt." Eng verknüpft mit dieser Frage ist der Kampf zwischen Mechanismus und Vitalismus. Goethe ist Vitalist; sein Vitalismus ist teleologisch, nur hat er einen größeren und tieferen

Begriff vom Zweck als die Teleologie seiner Zeit. „Die immanente Zweckmäßigkeit, die Kant sowohl dem Organischen wie dem Aesthetischen zuerkennt, ist ganz nach Goethes Sinn. — — In der ganzen Natur erkannte er gewisse große einheitliche Kräfte.“ Der Grundzug von Goethes Naturanschauung ist ein dynamischer. „Es ist derselbe dynamische Grundzug, der sich durch alle bedeutenderen naturphilosophischen Systeme oder Versuche der nachgoethischen Zeit hindurchzieht, von Schopenhauer, Hartmann und Wundt bis zu Reinke, Ostwald und Driesch, soweit diese auch sonst auseinandergehen.“

Die Zeit. (Wien.) XL, 513—516. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Entstehung litterarischer Erzeugnisse: Tony Kellen berührt (513) die Frage auf ihrem geistigen Gebiete, indem er „Berühmte Plagiate“ aus alter und neuer Zeit zusammenstellt; Carl Junker (515) betrachtet das äußere Entstehen eines Buches und prüft den „Druck von Büchern und Zeitungen“, wobei er sich besonders mit den Untersuchungen und Vorschriften des breslauer Augenarztes Hermann Cohn auseinandersetzt. — An die neuerliche Veröffentlichung der Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk anknüpfend, giebt Max Morold (515) ein knapp umrissenes Bild des geistesverwandten Paares, während Fr. Hlaváč (516) dem bedeutendsten Gegner des Meisters, Ed. Hanslick, anläßlich seines Todes eine kurze Betrachtung schenkt. — Klemens Junkenstein (516) liefert einen Beitrag zur Geschichte der modernen Litteratur in Polen, worin er den aus Sienkiewicz „Ohne Dogma“ bekannten Leon Ploszowski und den jungpolnischen Litteraten und Agitator Stanislaw Przybyszewski als Mittelpunkte der geistigen Gärungen und Strömungen, als „Meilensteine an dem Entwicklungsgange der polnischen Litteratur „kennzeichnet. — Der im Vorjahre viel besprochene Tod Otto Weiningers und die Beschäftigung mit seinen Schriften hat Ed. Platzhoff-Lejeune (513) veranlaßt, die Geschichte des Pessimismus in gedrängter Fassung von Buddha bis auf unsere Tage zu skizzieren.

„Richard Huldschiner: Die stille Stadt.“ Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Allg. Ztg. d. Judentums, Berlin; LXVIII, 34).

„Theodor Herzl.“ Von Wilhelm Goldbaum. — „Theodor Herzl.“ Von Max Nordau. Beide in dem ausschließlich als Herzl-Nummer gestalteten Augustheft der illustrierten Zeitschrift „Ost und West“ (IV, 8).

„Peter Boies Freite.“ [Joh. Schlaf.] Von Gustav Leitner (Dtsch. Rundschau, Mähr.-Weißkirchen, 1, 9).

„Verner v. Heidenstams Lyrik.“ Von Oscar Levertin (Magaz. f. Litt.; 73. Jahrg., 11/12).

„Hugo Salus.“ Von Ernst Limé (D. litterar. Deutsch-Oesterreich, Wien; IV, 8).

„Friedrich Nietzsche und Richard Wagner.“ Von Kurt Mey-Dresden (Wartburgstimmen II, 9).

„Tolstoi, Dostojewski und Mereschkowski.“ Von Arthur Moeller-Bruck (D. Magazin f. Litt.; 73 Jahrg., 11/12).

„Der Chiavacci.“ Von Richard Nordmann (D. litterar. Deutsch-Oesterreich, Wien; IV, 7).

„Paul Trede.“ Zum 75. Geburtstag. Von Emil Pörksen (Niedersachsen, Bremen; IX, 22). Trede, der in Bremen lebt, hat zahlreiche plattdeutsche Dorfgeschichten und Gedichte veröffentlicht.

„Gedanken über Pietro Aretino.“ Von Georg Jacob Wolf (D. neue Magazin; 73. Jahrg., Heft 2).

Echo des Auslandes

Amerikanischer Brief.

Obgleich die Magazine im Hochsommer geringe Anforderungen an ihre Leser stellen, ist das Augustheft des „Critic“ außergewöhnlich interessant. Carlo Fornaro, der Litterat und Karikaturist, würdigt darin D'Annunzio den Menschen einer trefflichen Charakteristik, Raffaele Simboli den Dramatiker. Fornaro schreibt: „Ich bin überzeugt, daß es nirgend einen Menschen giebt, der so verachtet und verhaßt ist wie D'Annunzio in seinem Vaterlande. Viele wollen nicht einmal sein Genie anerkennen, seine litterarische Begabung. Sie halten ihn für den Gegenstand einer vorübergehenden Begeisterung und betrachten ihn keines Vergleichs mit dem Heiden Carducci und dem idealistischen Romanschriftsteller Fogazzaro würdig. Seine Poesie ist ihnen zu pompös, zu gelehrt, zu affektiert.“ Ein hochgebildeter Florentiner gab der Ansicht dieser Vielen Ausdruck, indem er Fornaro sagte, nur D'Annunzio könne D'Annunzio verstehen. Außer einer kleinen Clique Freunde und Bewunderer habe niemand ein gutes Wort für ihn, und die gewähltesten und bedeutsamsten, wie die beleidigendsten Epitheta würden benutzt, um sein Privatleben wie seine öffentliche Thätigkeit zu charakterisieren, fährt Fornaro fort. Ein hervorragender Kritiker habe ihn einen Parvenu im Privatleben, einen Poseur in der Litteratur genannt. In einem römischen Café chantant hörte er ein Lied mit folgendem Schluß: „Ist er Romanschriftsteller, Dichter oder Dekadenter? Nichts von alledem — er ist ein Uebermensch“. Die Italiener seien weder prüde noch puritanisch, D'Annunzio aber gehe ihnen zu weit, und ein Hauptgrund, weshalb sie ihm mit solcher Bitterkeit begegnen, ist der, daß Ausländer in ihm ein Beispiel italienischer Moralität oder Unmoralität sehen möchten. Nach einer Schilderung des Eindrucks, den D'Annunzio im vorigen September während einer Aufführung im Costanzi Theater in Rom auf ihn gemacht, und der nebeneinanderliegenden Villen D'Annunzios und Duses schließt Fornaro: „Ich frage mich, welches seltsame Schicksal diese beiden Menschen, so verschieden in Geschmack und Gewohnheiten, einander nahe gebracht: ihn, der, obgleich er Dichter ist, alle Eigenschaften des Komödianten besitzt, eitel, gefallsüchtig, ruhelos, gewissenlos, ein Poseur ist, — und sie, die, obgleich sie Schauspielerin, anspruchslos, zurückhaltend, bescheiden, die Oeffentlichkeit meidet, aus Furcht, für exzentrisch zu gelten, und wenn sie der Bühne fern ist, das Leben einer Weisen, einer Philosophin führt.“ Simboli beschränkt seinen Artikel auf einen Bericht über die Aufführung von D'Annunzios letztem Drama „La Figlia di Jorio“ und über dessen Theaterplan. — In derselben Nummer schreibt Louise Betto Edwards über „Little Fictions of the Poor“, bedauert darin den Mangel an Wahrheit, der die meiste Litteratur der unteren Stände auszeichne, und sagt u. a. von dem jüngst verstorbenen Edgar Fawlett, keine Mietskaserne der Ostseite sähe in einem Jahre so viele pathetische und so viele schreckliche Szenen, wie er sie in einem einzigen Kapitel angehäuft habe. — Claude Bragdon unterzieht Maeterlincks eben in englischer Uebersetzung erschienenen neuesten Essaiband („Der doppelte Garten“) einer feinfühligen Besprechung. Er nennt sein Genie tief, aber nicht universell. Maeterlinck spiele meistens auf einer Saite, aber sie gebe den Ton an, der nötig sei, den Dreiklang harmonischen Lebens und Denkens zu vervollständigen. In einer Zivilisation wie der unseren, die jedes Bedürfnis des Geistes und Leibes befriedigt, aber unfähig ist, auch nur einem Bedürfnis der Seele gerecht zu werden, erfülle er eine Mission, störend oder tröstend, je nach innerem Bedarf. Benjamin de Chrières plaudert unter

der Ueberschrift „Cosmic Marionettes" über den Fatalismus der Romanschriftsteller. Er betrachtet Balzac, Turgenjew, Thackeray, Meredith und Hardy von seinem Standpunkt aus, und meint, Zolas Fatalismus sei noch bei weitem ausgesprochener, da er auf Erblichkeit und Umgebung so viel Gewicht lege. Er nennt ihn den Claude Bernard*) der Litteratur.

Im „Bookman" schreibt Prof. John Firman Coer, auf dessen Studien in der deutschen Litteratur ich vor einigen Monaten aufmerksam gemacht, über Wilhelm v. Polenz und dessen Buch „Das Land der Zukunft". Abgesehen von dem unglücklichen deutschen Hang zum Theoretisieren, das seine Künstlerschaft beeinträchtige, schätzt er Polenz als Romanschriftsteller nach Verdienst. Im „Land der Zukunft" sieht er einen Protest gegen L. M. Goldbergers „dilettantische wissenschaftliche Studie" volkswirtschaftlicher Verhältnisse. (Goldbergers Buch ist später als das von Polenz erschienen. D. Red.) Er weist auf die Irrtümer hin, denen sich Polenz in der historischen Kritik der Entwicklung Amerikas schuldig gemacht, und wendet gegen das „Mittelmaß" und gegen den den großen Männern des Landes vorgeworfenen Mangel an Originalität ein, der Verfasser stände auf dem Standpunkt der alten Welt, den Carlyle in „Helden und Heldenverehrung" philosophisch verteidigt, viele Amerikaner aber fühlten sich versucht, darüber zu jubeln, daß ihre Führer wirklich „representative men" seien, im Sinne Emersons. Der „Wille zur Macht", den Polenz als Quelle amerikanischer Thätigkeit rühmt, ist seiner Meinung nach nicht ohne Einschränkung als Segen aufzufassen. Im ganzen macht das Buch auf Prof. Coer einen günstigen Eindruck. „Polenz macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beobachtung oder Gelehrsamkeit. Er beobachtet und studiert die Zustände wie ein Dichter, und seine Beobachtungen und persönlichen Eindrücke bilden ein Ganzes, das weiter Anerkennung seitens des Volkes verdient, von dem er schreibt."

Der „Boston Herald" vom 24. Juli berichtete in einer Korrespondenz aus Philadelphia über wertvolle neue Franklinfunde, die in den Besitz der Universität von Pennsylvanien gelangt seien. Es sind darunter Briefe, Essais und eine Ode im Stil des Alcäus. — Die „N. Y. Staatszeitung" vom 31. Juli brachte einen Artikel zu Kuno Fischers 80. Geburtstag von Dr. Karl Detlef Jessen.

Von Dr. James Taft Hatfield, Dozenten an der Northwestern University in Evanston, Ill., ist eine Abhandlung über die zweite Auflage (A_1) der ersten cottaschen Ausgabe von Goethes Werken im Sonderabdruck aus dem „Journal of English and Germanic Philology" erschienen. Rufus Rockwell Wilson hat im Verlag von A. Wennels, New York, einen verdienstvollen Beitrag zur Litteratur der neuenglischen Staaten veröffentlicht: „New England in Letters." Er zeigt die hervorragenden Männer Neuenglands in dem Milieu, dem sie entsprossen, so daß das Buch einer Pilgerfahrt durch das litterarische Neuengland gleicht. Von Thoreau heißt es darin: „Der Pan von Concord, wie Alcott ihn genannt, machte es sich von seiner Jugend an zur ernsten Aufgabe seines Lebens, die Natur zu beobachten, und brachte zu diesem Zweck jahraus jahrein den halben Tag in Feld und Wald zu . . . Schlangen wanden sich um seine Beine, Fische schwammen auf seine Hand zu, und er nahm sie aus dem Wasser; er zog den Hamster aus seinem Versteck und nahm die Füchse vor den Jägern in Schutz . . . und was er sah und hörte, brachte er mit einer Feder und einer an Ehrfurcht grenzenden Wahrheitsliebe zu Papier, die im Verein mit einem Stil von seltener Schönheit und Präzision ihn zum größten Naturschilderer gemacht, den Amerika bis dato gezeitigt."

New York. *A. von Ende.*

*) Berühmter französischer Physiolog (1814—78).

Ungarischer Brief.

Im Vorwort seines jüngsten Werkes beeilt sich Koloman Mikszáth zu bekennen, daß er diesmal nur alte, vergilbte Zeitungsartikel hervorgeholt habe, und versichert, daß die ungewohnt reiche Ausstattung des Buches nur durch Zufall diese Stiefkinder seiner poetischen Laune schmücke. Aber diese bescheidene Selbstkritik kann niemanden darüber täuschen, daß der Band das Hervorragendste unter allen Neuerscheinungen des letzten Vierteljahres ist. Sein Titel lautet: „Meine Zeitgenossen". Der originellste ungarische Erzähler ist bekanntlich seit zwanzig Jahren Reichstagsabgeordneter und hat in dieser langen Zeit die leitenden Politiker, die vor seinen Augen gewachsen und wieder klein geworden sind, hie und da in der Tagespresse mit einigen, scheinbar ungezwungenen, leicht hingeworfenen Strichen gezeichnet. Nur Menschen reizten ihn, die Originale sind; nicht die Herren Exzellenzen, die trotz oder wegen ihres Ranges unbedeutende Persönlichkeiten waren. So konnte er eine ganz eigenartige Geschichte des modernen Ungarn schreiben. Die hohe Politik wird dabei nur leise gestreift; wir begreifen aber alle persönlichen Beziehungen, wir müssen über menschliche Komik lachen, über menschliche Tragik weinen, und der Humor des Dichters sagt in jeder Zeile, daß alles verstehen — nicht eben alles verzeihen, aber gewiß allem überlegen sein heißt. Besonders plastisch treten aus dem Bande die mächtigen Gestalten Koloman Tiszas und Desider Szilágyis hervor.

In würdiger Form sind jetzt die „Sämtlichen Werke" des Barons Josef Eötvös erschienen. Mehr als drei Jahrzehnte ist der feine und tiefe Denker, der einst so erfolgreiche Romanschriftsteller tot, — nun kann der Herausgeber seiner Werke, Géza Voinovich, mit historischer Unbefangenheit die sympathische Persönlichkeit dieses ungarischen Klassikers betrachten. In einem sehr bemerkenswerten Essai, den er über den Dichter und Politiker geschrieben, zählt er die Gründe auf, die Eötvös bewegten, die Kunst in den Dienst des Vaterlandes und der Menschheit zu stellen. Wir müssen es gestehen: die Ideen seiner Zeit standen Eötvös näher, als die Menschen seiner Zeit. Er wollte keine Kunstwerke schaffen, sondern vor allem Wunden heilen. Die schöne Form war ihm weniger wichtig, als die praktische Wirkung. Er selber sagt: „Die Fehler dieser Werke verzeihen wir gerne, um der Gefühle willen, aus denen sie entstanden sind, und wir vergessen ihre Schwächen, weil wir begreifen, daß der Mensch bewundern muß, was der Kritiker bemängeln könnte, und daß in dem Buch kein schönes Werk, sondern eine schöne menschliche That vor uns liegt . . ." Heute sind die Ziele und Forderungen, die er einst in seinen Romanen verfochten, fast alle erreicht. Die „menschliche That" hat uns nichts mehr zu sagen. Desto mehr der vornehme Denker, dessen weiter Blick bei den vergänglichen Erscheinungen des lebendigen Tages trotz bester Absicht nicht stehen bleiben konnte.

Auf dramatischem Gebiete ist vor allem „Byzanz", ein dreiaktiges, historisches Schauspiel von Franz Herczeg, zu verzeichnen. Einen großartigen Stoff hat sich der Dichter hier gewählt. Er wollte die Agonie und dann den Tod eines ganzen Staatswesens zeigen. Das einst so mächtige Byzanz in den letzten Stunden des Verfalles. Einen Kaiser, der der einzige Held seines Volkes ist, und ein Volk, das die große Vergangenheit nur zu gerne für eine kleine Zukunft opfert. Aber die Ausführung ist des Einfalls nicht würdig. Dem Autor fehlte die Kraft oder die Geduld oder die Achtung vor seinem Publikum. Ein erschütterndes historisches Gemälde hätte er uns diesmal geben können; er begnügte sich mit einigen, allerdings netten und wirksamen lebenden Bildern. — Julius Pekár ist noch bescheidener: in seinem historischen Drama „Mathias und Beatrix" baut er ganz und gar auf die volkstümliche Beliebtheit des Königs Mathias. Aber der Fall beweist: selbst diese große Volkstümlichkeit reicht nicht für vier Akte und ein Vorspiel aus.

In den ersten Bänden der schon erwähnten „Klassischen Romansammlung" finden wir drei längere Erzählungen von Konrad Ferdinand Meyer. Ein Vorwort von Géza Voinovich würdigt mit Liebe und Verständnis die künstlerische Bedeutung des deutschen Dichters.

Im Juliheft des „Budapesti Szemle" (Budapester Rundschau) zeigt Bernhard Alexander die neueste Kant-Litteratur an, die durch die hundertste Wiederkehr von Kants Todestage in Deutschland und Ungarn hervorgerufen wurde. — Das Juniheft des „Huszadik Század" (Das zwanzigste Jahrhundert) bespricht ausführlich die „Kritik der Sprache" von Fritz Mauthner. — In einem kühnen Artikel der „A Hét" (Die Woche) bekämpft Ignotus Petrarcas Rolle in der Weltlitteratur.

Die erste Nummer einer „Ungarischen Rundschau" (Budapest) liegt in deutscher Sprache vor, deren „Zweck und Tendenz ist, die besten und wertvollsten Schöpfungen der hervorragendsten ungarischen Schriftsteller dem deutschen Lesepublikum zugänglich zu machen". Es muß kurz gesagt werden, daß die „kongenialen Uebersetzungen klassischer Werke der ungarischen Dichter" und die „in glänzend deutschem Stil verfaßten Originalbeiträge ungarischer Schriftsteller" nicht etwa als Erscheinungen der ungarischen Litteratur betrachtet werden dürfen. Sie sind vielmehr: verstümmelte Uebersetzungen aus dem Konversationslexikon in einem stotternden Deutsch.

Dr. Eugen Kovács.

Tschechischer Brief.

Die Tschechen wünschen sich eben auch, was den Russen und Polen längst gelungen ist, nämlich West- und Mitteleuropa für ihre Litteratur zu interessieren. Einige Zeit hindurch war ja wirklich das Slavische Trumpf, und die ehrgeizigen Tschechen sahen sich begreiflicherweise nur mit großem Bedauern ausgeschlossen von dem Ruhme ihrer Rassenbrüder. Noch heute sind sie es leider geblieben. Und sie führen dies keineswegs auf die Art und die Eigenschaften ihrer Litteratur zurück, sondern vielmehr auf den Mangel an tüchtigen Uebersetzungen. Daran mag in der That etwas richtig sein. Wenn es auch der Uebersetzer verhältnismäßig genug giebt, so fehlt es noch an litterarisch wohlgebildeten Leuten unter ihnen, die Geschmack und guten Instinkt haben und die nicht bloß ihre Autoren, sondern auch die Ansprüche des Auslandes kennen. Bis auf ein paar Uebersetzungen von Vrchlicky, Zeyer, Čech, Neruda und Machar ist denn ihre schon recht umfangreiche Arbeit wieder spurlos verschwunden, und die Wertung der erwähnten wenigen Namen geschieht überdies nicht nach Gebühr. Die Versuche, sich das Ausland zu erobern, werden darum nicht aufgegeben, sondern immer planvoller fortgesetzt. Mit Eifersucht wird über dem Urteil der Fremde gewacht; schließlich kann einer Sache dadurch, was man über sie sagt, mehr genützt oder geschadet werden, als die Sache selbst zu nützen oder zu schaden vermag. Jede Auslassung fremdländischer Revuen und Gelehrter über die tschechische Litteratur und Kunst findet ein unvermeidliches Echo in den tschechischen Blättern. So hat jüngst der polnische Litteraturprofessor Alexander Brückner in Berlin eine Parallele zwischen der polnischen, russischen und tschechischen Litteratur gezogen, wobei er zu dem Resultat kommt, daß der polnischen Litteratur der erste Rang gebühre und daß die tschechische Dichtkunst und Novellistik einen traurigen Eindruck machen, da sie weder formal, noch gedanklich von Originalität und Eigenart seien und besonders die Novellistik aus lauter Marlittiaden und Birch-Pfeifferiaden bestehe. Ein solches vernichtendes Urteil wurde unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich nicht ohne tiefe Entrüstung aufgenommen, und Professor Brückner wird nachgesagt, daß er dazu nur dadurch gelangt sei, daß er ein paar Hefte des polnischen „Tygodnik Ilustrowani" mit Heften des tschechischen illustrierten Familienblattes „Zlata Praha" verglichen habe. Die Aeußerung des Gelehrten wird nicht anders als ein Husarenstücklein genannt, das bei Brückner nicht vereinzelt dastehe. Von einer erstaunlichen Oberflächlichkeit kann man Professor Brückner in diesem Falle allerdings nicht freisprechen.

Um aber wieder auf die Uebersetzungen zurückzukommen: die Tschechen meinen also, daß es ihnen daran fehle; es ist jedoch auch die Ansicht verbreitet, daß die fremdländischen Verleger ihnen mit besonderer Skepsis begegnen und speziell die deutschen Verleger mit einem gewissen politischen Vorurteil. Vielleicht mag dies nicht immer ausgeschlossen sein, allein Verallgemeinerungen sind gewiß nicht statthaft. Der prager Verlag J. Otto hat nun zu einer Art Selbsthilfe gegriffen, indem er die „Slavische Bibliothek" herausgiebt. Dieses Unternehmen soll in guten deutschen Uebersetzungen slavische Werke übermitteln. Es ist ein glücklicher buchhändlerischer Gedanke, es nicht bei den tschechischen Werken bewenden zu lassen, wenn diese auch den Hauptstamm bilden sollen; hier werden demnach die Tschechen neben den Russen und Polen stehen und, während sie quantativ im Vorteil sein dürften, werden sie ihren Wetteifer noch auf die Qualität auszudehnen haben. Der Erfolg wird aber in der Hand der Uebersetzer, in der Wahl der zu übertragenden Werke liegen. Die beiden schon erschienenen ersten Bände, von denen der eine den Tschechen, der andere den Polen gehört, lassen leider gar kein Programm erkennen. Man kann es sogar bezweifeln, ob der Anfang mit einem romantischen Ritterroman Julius Zeyers („Amis und Amil") der richtige war. Sehr schade wäre es, wenn der Herausgeber nicht volle Klarheit über Zweck und Ziel des Unternehmens besäße und über den Weg, diese zu erreichen. Die tschechischen Schriftsteller knüpfen große Hoffnungen an die „Slavische Bibliothek": sie könnte einer der willkommenen Auswege aus dem engen Kreise der Heimat, der kleinen Nation sein, ein Mittel für die ersehnte Massen- und Fernwirkung, für die Expansionslust einer jungen, aufschießenden Litteratur.

Das Ausland ist übrigens den Tschechen einigen Tribut schuldig. Der Import fremdländischer Litteratur nach Böhmen erreicht beinahe die deutschen Verhältnisse. Mit Aufmerksamkeit wird hier die künstlerische und soziale Bewegung Deutschlands verfolgt, und es mag den Tschechen heimlich längst bewußt geworden sein, daß sie niemals, auch nur annähernd, soviel zu geben imstande sein werden, als sie zu nehmen gewohnt sind. Auf dem Repertoire des prager Nationaltheaters und der wenigen kleinstädtischen Bühnen stehen andauernd deutsche Stücke, alte und moderne, und auf dem Büchermarkt erscheinen ununterbrochen deutsche Bücher in tschechischer Uebersetzung; ich erwähne von den neuesten Erscheinungen aufs geratewohl Hebbels „Gyges und sein Ring", Heinrich v. Schullerns „Aerzte" und Schnitzlers „Reigen". Auch an Abhandlungen über die deutsche Litteratur fehlt es niemals, und ich weise diesmal auf eine Arbeit des bekannten Kritikers Dr. Jan Krejči hin, die als Beilage der vorzüglichen Revue „Naše doba" (unser Zeitalter) erscheint. Krejči betitelt seine Arbeit „Studien zur neueren deutschen Litteratur" und giebt einen ausführlichen, tief sondierenden Geschichtsabriß der deutschen Moderne; in dem letzterschienenen, mir vorliegenden Kapitel setzt sich Krejči mit Bruno Willes Monismus auseinander. Wir werden uns mit diesen „Studien", die die verflossenen zwanzig Litteraturjahre Deutschlands in so interessanter und eingehender Weise behandeln wie es kaum ein deutsch geschriebenes Buch gewissenhafter könnte, noch zu befassen haben, wenn sie abgeschlossen vorliegen.

Wie es überall zeitweise zu geschehen pflegt, sind auch in Prag gewisse Kreise mit der Führung des Nationaltheaters nicht zufrieden. Das tschechische Nationaltheater besteht erst etwa einundzwanzig Jahre und wurde in den ersten siebzehn Jahren von einer

Direktion geleitet, die eines Tages angeblich wegen arger Vernachlässigung des Repertoires davongejagt wurde. Die neue Direktion hatte die Aufgabe und versprach, das Repertoire auf eine künstlerische Höhe zu bringen, vor allem die heimische Kunst zu pflegen und zu fördern, die schlüpfrige, wenn auch kassenfüllende Theaterware von ihrer Bühne zu verbannen und überhaupt ein ernstes, erzieherisch wirksames Repertoire zu führen. Vier von ihren sechs Vertragsjahren ist sie nun an der Arbeit, die ihr noch durch reichliche Subventionen seitens des böhmischen Landesausschusses erleichtert wird, doch längst schon sind Stimmen der Unzufriedenheit laut geworden. Eine Gruppe jüngerer Schriftsteller hat sich zusammengethan, um dieser Stimmung Ausdruck und Geltung zu verleihen. Sie veröffentlicht mit Namenszeichnung eine Broschüre „Das Nationaltheater und das tschechische Drama“, die Versprechen und Leistungen des Nationaltheaters gegenüberstellt. Einige Ziffern beweisen zur Genüge, daß die Direktion wohl einen löblichen Anlauf genommen hat, aber bald dem alten Schlendrian verfallen ist, der lieber Ausstattungsstücke, französische Possen und ephemere Machwerke dem kritiklosen Publikum vorsetzt, als die schwerer zugängliche echte Kunst. Die Verfasser der Broschüre werfen der Theaterleitung geradezu vor, daß sie die heimische Dramatik unterdrücke, da Premièren tschechischer Originalstücke immer seltener werden. Sie deuten darauf hin, daß auf dieser Bühne Goethe und Schiller seit mehr als zehn Jahren und Hebbel, Grillparzer und Ludwig noch gar nicht zu Worte kamen, dagegen Otto Ernst, Rudolf Lothar und Ludwig Fulda eine eifrige Pflege finden. Sie wissen ferner einiges über das herrschende Protektionswesen zu sagen und erzählen erbauliche Geschichten über die Behandlungsweise, die die Theaterdirektion mehreren Autoren angedeihen ließ. Diese Anwürfe werden mit erwähnenswerter, leidenschaftsloser Sachlichkeit vorgetragen und gewinnen an Bedeutsamkeit, wenn man bedenkt, daß das prager Nationaltheater die erste Pflegestätte und Tribüne und einzige Instanz für das tschechische Drama ist. Auf der Leitung des Instituts lastet daher eine große Verantwortlichkeit für die Entwicklung der doch erst in den Anfängen begriffenen dramatischen Kunst der Tschechen.

Eine Litteraturgattung, die in Böhmen bisher sehr spärlich vertreten war, sind Memoirenwerke. Für kulturhistorische und biographische Studien fließen in dieser Richtung wenige Quellen. Die Tschechen empfinden nun deutlich den Mangel, zumal jetzt die Vertreter jener Generation aus den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts langsam dahinschwinden, die in der nationalen Wiedererweckung eine so wichtige Rolle gespielt hat und deshalb ein erhöhtes geschichtliches Interesse beansprucht. Freilich läßt sich eine Memoirenlitteratur kaum künstlich aus dem Boden stampfen, und der Aufruf, den Milan Fučík im „Maj“ an die alten Leute erläßt, dürfte nur eine platonische Bedeutung haben. Die Unkenntnis der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Fučík der jungen Generation bedauernd nachsagt, wäre ja durch die Ausgrabung von Chroniken aus jener Zeit und verschollener Schriftsteller zu beseitigen, die es auch in Böhmen giebt. Ein interessantes Beispiel dieser Art bietet R. J. Kronbauer, der gleichfalls im „Maj“ Bruchstücke aus den Aufzeichnungen des Archivars der münchengrätzer Herrschaft, Thomas Hindl, veröffentlicht, die knapp vor das achtundvierziger Revolutionsjahr fallen. Leider spitzt Kronbauer seine Arbeit sehr national zu und unterstreicht allzu stark die schon erwachte nationale Bewußtheit des Archivars, während dessen gesellschaftliche Schilderungen, Erinnerungen an die Robottzeit und wirtschaftliche Details nicht minder gern gelesen werden würden. Ganz bemerkenswert dünken mich die poetischen Proben Thomas Hindls, die von einer ausgezeichneten volkstümlichen Eigenart und satirischem Witz sind. — Zur Memoirenlitteratur gehört auch das neueste Buch des Romanciers Fr. Herites „Erinnerungen aus Vodňan“ (Prag, Verlagsgesellschaft „Maj“). Der böhmische Ort Vodňan beherbergte ehemals eine kleine Dichterkolonie, deren Haupt wohl Julius Zeyer war. Diesem Dichter gilt auch ein guter Teil der „Erinnerungen“. Herites giebt ein intimes Bild des romantischen Sonderlings, der gänzlich seinen Stimmungen unterlag, bald voll kindlicher Ausgelassenheit, bald voll Todestraurigkeit und Sehnsucht nach klösterlicher Einsamkeit war. Hier finden wir all die menschlichen Mücken und Absonderlichkeiten dieser vornehmen Erscheinung, Zeyers närrische Sammelwut, die sich auf Altertümer, Kirchengeräte, slavisches Kinderspielzeug und ähnlichen Kleinkram erstreckte, Zeyers originelle Vorliebe, mit diesen Dingen seine Wohnung auszustatten, Zeyers elegischen persönlichen Zauber.

Noch wären einige Jahrestage zu verzeichnen. Wenn sich in Deutschland kürzlich Stimmen gegen den Brauch meldeten, daß Schriftsteller schon am 50., ja selbst am 40. Geburtstag anjubiliert werden, so sind diese Proteste sicherlich nicht auch bis nach Böhmen gedrungen. Man hat dort nicht gesäumt, den 40. Geburtstag J. S. Machars zu feiern, und mehrere Zeitschriften haben dem Dichter zu Ehren Sonderhefte veranstaltet. Unter diesen wäre das Macharheft des „Čas“ hervorzuheben, das den Dichter litterarisch und politisch würdigt und mit schönen Illustrationen von berühmten tschechischen Malern geschmückt ist. — Am 12. August ist der Humorist Ignat Herrmann fünfzig Jahre alt geworden, und auch mit ihm, der mehr Journalist als Dichter ist, beschäftigen sich Festartikel. In der „Zlatá Praha“ lesen wir über Herrmann: „Von tschechischen Autoren ist Herrmanns Meister- und Musterbild Neruda. In dessen Spuren verfolgt er die Richtung, die ihm sein Talent vorzeichnet. Er folgt Neruda, dem Erzähler der „Arabesken“ und der „Kleinseitner Geschichten“. Er kennt den prager Menschen, kennt das Milieu, worin dieser lebt, und versteht beide in flüchtiger Skizze ebenso gut wie im durchgearbeiteten Gemälde festzuhalten. Die Psychologie Herrmanns ist weder aus Büchern gelernt, noch den Meistern der Seelenschilderung abgeguckt, sondern aus einer bestimmten Lebensanschauung hergeleitet. Und besitzt sie auch nicht die sprühende, reiche Dialektik modischer Werke, so ist sie wenigstens klar und von schmiegsamer Wahrhaftigkeit. Neruda hatte in seiner Feuilletonrubrik ein offenes Auge für die Unzulänglichkeiten und Mängel unseres öffentlichen Lebens und war immer bereit, durch seinen Tadel, seine Ironie, sein sarkastisches Gelächter eine Besserung herbeizuführen. Auch Herrmann wählt in dieser Richtung die Stoffe für seine Sonntagsepisteln ...“ Dazu sei hinzugefügt, daß Ignat Herrmann mehr als sechshundert dieser plauderhaften Sonntagsepisteln in den „Narodní listy“ veröffentlicht hat. — Am 20. Juni jährte sich zum zwanzigsten Mal der Todestag V. B. Třebizskýs, dessen Romane aus der tschechischen Geschichte sich heute noch großer Beliebtheit erfreuen. K. V. Rais widmet diesem Geistlichen und Nationaldichter ein warmes Gedenkblatt in „Nová česká revue“. — Schließlich erinnerte man sich vielfach des 70. Geburtstages des verstorbenen Dichters Jan Neruda (9. Juli), dessen Ansehen noch im Wachsen begriffen und dessen Einfluß auf die zeitgenössische Litteratur der Tschechen unauslöschlich ist.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Kurze Anzeigen

Romane und Novellen.

Ilse Isensee. Roman von Fred Schirokauer. Verlag Continent. Theo Guttmann, Berlin-Charlottenburg. 1904. 298 S.

Das junge Mädchen, die Heldin dieses Buches, ist uns allen gut bekannt, denn es ist eine richtige Zeiterscheinung. Sagen wir gleich, daß sie keine erfreuliche, sondern eine verwirrende ist, eine von denen, deren Lebensansprüche in nicht dem geringsten Verhältnisse zu ihrem Vermögen stehen. Diese armen Wesen, ein wenig über dem Durchschnitt, sind die eigentlichen Opfer der Frauenbewegung. Sie haben in ihren Ohren ein verworrenes Klingen von großen Worten, von Freiheit, Selbstbestimmung, Individualität, Leben als Kunstwerk, Großes und Strahlendes im Leben (nicht am Leben, wie Ilse Isensee beharrlich sagt), und dabei sich etwas zu denken, bei diesen großen Worten sich etwas vorzustellen — dahin geht ihr glühender Wunsch. Aber das mäßig begabte, von einer oberflächlichen Pensionserziehung eher verbildete als gebildete Gehirn der jungen Baronesse — sie haben meistens die Vorsicht, als Baronessen auf die Welt zu kommen —, ist dennoch unfähig, sich etwas anderes als Lebensideal vorzustellen als — einen Mann, dem sie „die Falten von der Stirn streichen will"! Diesen ganz neuen Einfall hätte sie eigentlich auch ohne alle jene großen Worte haben können, aber da die Musik der großen Worte die ganze Luft erfüllt, so muß sie natürlich auch die Kriegstänze der jungen, auf die Gattenwahl ausziehenden Baronesse begleiten. Und mit dieser Wahl ist es kein Spaß: sie hat fürchterlich Eile! Denn hinter die Geheimnisse des Lebens, hinter die Liebe zu kommen, das ist ja doch seit ihrer Kinderzeit ihr Daseinszweck, wie auch der sämtlicher anderer Mädchen in dem Buche. Ja, es eilt ihr so sehr, daß sie mit zwanzig Jahren bereits glücklich verheiratet, glücklich geschieden, glücklich verliebt und gründlich enttäuscht ist. Sie will sich töten und würde — nach Ansicht wohl der meisten Leser — damit die Welt nicht sehr berauben, denn sie hat vom Leben bereits alles gehabt, was sie haben wollte. Sie weiß jetzt genau, was die Liebe ist! Aber siehe da, die Musik der großen Worte, die die ganze Luft erfüllt, hält sie davon zurück. Die Baronesse, die ihr Vermögen verloren hat und von ihrem Manne nichts mehr annehmen will, faßt den heroischen Entschluß, das Mordmesser von sich zu werfen, „zu leben und etwas zu arbeiten". Bis jetzt hat sie in Hängematten und Lehnstühlen herumgelegen, ein völliges Genußleben geführt, — plötzlich will sie arbeiten! Schade, daß der Verfasser des leicht und flüssig geschriebenen Romans, der übrigens seiner Heldin eher sympathisch als kritisch gegenübersteht, was zu bedauern ist, sein Buch an dieser entscheidenden Wendung abknickt. Ich fürchte, er hat es gethan, um nicht für Ilse Isensee einen neuen „Frauenerwerbszweig" schaffen zu müssen. Die vorhandenen dürften schwerlich eine Vakanz für die arme kleine Dame, die so außerordentlich spät aufgestanden ist, finden lassen. Aber vielleicht wird sie Vorträge halten über Frauenrechte und über die Ansprüche junger Baronessen an das „Große und Strahlende am Leben".

Neben der gut gezeichneten Titelheldin ist der Pseudodichter Faltus eine nicht minder lebensvolle Erscheinung, dazu mit mehr Offenheit beleuchtet als die allzu galant behandelte Geliebte. Das Buch, das sehr geeignet ist, dumme Mädchenköpfe zu verdrehen, ist für vernünftige Leute, die es cum grano salis lesen, nicht ohne Interesse.

Genf. *Ilse Frapan-Akunian.*

Loreley. Roman von Luise Westkirch. Berlin, Verlag von Otto Janke. 314 S.

Um ein Liebesglück. Roman von Luise Westkirch. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde. 338 S.

Beide Bücher gehören zu den Romanen, die man als Gattung nicht entbehren möchte, während jeder einzelne ohne die geringste Einbuße aus unserer Litteratur hinausgedacht werden kann. Es sind echte Frauenromane. Der erste noch in einem besonderen Sinn. Früher liebten es die Frauen, das Ideal eines Mannes, wie er ihren Träumen vorschwebte, zu zeichnen. Man denke an die Marlitt, die Werner! Heute führen sie uns mit Vorliebe das Idealweib vor. Das ist nur die logische Folge der fortschreitenden Zeit. In Luise Westkirchs „Loreley" ist Fräulein Dr. jur. Hella Wabern ein wahrer Ausbund von Verstand, Hochherzigkeit und Edelsinn: das Normalweib der Zukunft. Ihr gegenüber steht Anna Hendrich, der weibliche Typus der Vergangenheit, mit seinen rohen geschlechtlichen Instinkten, nur dazu geschaffen, sich von den Männern zu Grunde richten zu lassen oder sie zu verderben. Zwischen diesen beiden Frauen schwankt das Charakterbild des männlichen Helden, des Journalisten Walter Hachmann. Er erliegt den Verführungen der Loreley Anna, verrät seine Braut Hella, sühnt aber seine Schuld durch freiwilligen Tod. Die Art, wie die Verfasserin die Frauenfrage behandelt, wird kaum allen ihren Mitkämpferinnen behagen. Wozu diese kleinlichen Feindseligkeiten gegen das männliche Geschlecht? Wozu Redensarten, wie die „Er war Mann genug, ihr Opfer anzunehmen?" oder das thörichte Sprüchlein von dem Mann, der die Weltordnung gemacht habe? Sie zerlegt den Mann in zwei Hälften: die eine, der Mensch, kann unter Umständen edel sein, die andere, der Mann, niemals. Im übrigen läßt sich dem Roman manches Gute nachsagen. Die Geschichte ist spannend, wenn auch zu stark auf äußere Effekte hinausgearbeitet. Sie ist in dem alten Rheinstädtchen Niederach recht glücklich lokalisiert, dessen Protzengesellschaft in einer Anzahl scharf charakterisierter Exemplare gut geschildert ist. Auf gleich sicherer Beobachtung beruht die Porträtierung der Familie Wabern, der armen Verwandten, die die Kleider der Reichen auftragen müssen und sich mit ihnen nicht in der Freude, bloß in der Trauer eins fühlen dürfen. Nur von Anna Hendrich, die zu sehr den Eindruck einer mondänen Großstädterin macht, versteht man nicht recht, wie sie auf niederacher Boden erwachsen sein soll. Die Darstellung ist flott, die Ausdrucksweise überrascht oft durch Anschaulichkeit und sinnliche Belebung, so z. B., wenn die Verfasserin von einem wie aus Teig gekneteten Gesicht spricht.

Unter allen Umständen verdient „Loreley" vor dem neuesten Roman der Verfasserin den entschiedenen Vorzug. „Um ein Liebesglück", das schließlich doch vom Schicksal verweigert wird, führen Baron Hans von Ellern und die jung verwitwete Eugenie von Albani einen langjährigen, zähen Kampf. Die Verhältnisse haben ihn genötigt, eine reiche Erbin zu heiraten, und als der Tod der verhaßten Gattin endlich seine Fesseln zerbricht, weiß der letzte Wunsch der Sterbenden, dem eine tückische Schwiegermutter Geltung verschafft, die Vereinigung der Liebenden zu verhindern. Aber ihre Leidenschaft durchbricht schließlich alle Dämme: Eugenie opfert ihr die einzige Tochter, Ellern verstößt darum seinen Sohn und Erben. Nur noch zwei Tage trennen das Paar von der Hochzeit: da endet der Baron plötzlich unter dem Leib eines scheu gewordenen Pferdes; Eugenie beschließt ihr Leben in einem Kloster. In diese Geschichte ist die von Ellers genialem natürlichem Sohn Ottokar eng verflochten, der es zu einem begehrten Chemiker bringt und sich Herz und Hand der Generalstochter Stephanie von Werren erobert. Es mag sein, daß der Verfasserin höhere soziale Ideen vorgeschwebt haben, wie etwa die Frage, ob die Einzelpersönlichkeit verpflichtet ist, das Recht auf Lebensglück der Sorge für die Erhaltung des Familienbesitzes aufzuopfern. Jedenfalls

aber ist ein solcher Grundgedanke nicht einheitlich durchgeführt. Vielmehr überwiegt der Eindruck, daß man es lediglich mit einem spannenden Roman zu thun hat. Dabei wird die Handlung durch eine Reihe plumper Intriguen, bei denen anonyme Briefe eine besonders wichtige Rolle spielen, in Bewegung gesetzt. So wird das ganze Phantasiegebäude zum Kartenhaus, das der leiseste Windstoß umwerfen kann. Auch die Charakteristik macht hier weit mehr den Eindruck der Konstruktion als der unmittelbaren Lebenswahrheit. Namentlich die männlichen Figuren sind stark verzeichnet und, zumal Ottokar, mit einer Reihe widersprechender Eigenschaften behaftet, die sich zu keinem klaren Bilde vereinen lassen. Am besten ist die resolute und doch echt mädchenhafte Stephanie gelungen. Recht matt und humorlos ist das Treiben der Polytechniker geschildert; wie dunkel die Vorstellung der Verfasserin von solchen Verhältnissen ist, beweist ihre Annahme, daß man Student an einer technischen Hochschule sein könne, ohne ein Einjährigenexamen bestanden zu haben (S. 177). Glückliche Einzelheiten lassen indessen hoffen, daß ihr beträchtliches Erzählertalent der Vertiefung, deren es dringend bedarf, nicht unfähig ist.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Salomon Tulpenthal. Ein moderner Roman. Von Max Viola. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 4,— (5,—).

Es klingt ein herber Ton von Ironie und Erkenntnis durch das gut geschriebene Buch. Obwohl ein ausgesprochener Tendenzroman, hat es doch seine positiven künstlerischen Vorzüge: es stellt einen Griff ins volle Leben dar, der ein Aufdecken bekannter sozialer Schäden zur Folge hat, und ist lebendig gestaltet. Max Viola stellt die jüdische Geldaristokratie den nach Befreiung, nach Persönlichkeit und ihrem Lebensrecht ringenden Juden vom alten Schlage gegenüber, die an ihrer guten Tradition festhalten, anstatt sich ihrer Ideale zu entäußern. Eine fast zu reiche Handlung verbindet die Erlebnisse der Juden aus den beiden Klassen und ihre so verschiedenartige Lebensanschauung. Dabei glückt dem Verfasser manche lebensvoll gezeichnete Figur. Doch auch manche Uebertreibung stellt sich ein, und oft wird der Tendenz zulieb der glaubwürdige Ausdruck geopfert; so in den langen Reden des Buchhalters Rosenstein. Im allgemeinen haben wir es hier jedoch mit einem Roman zu thun, dessen gesunde Richtung, kraftvolle, oft poetische und witzige Sprache ihm Freunde erwerben wird.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Sonnemanns. Roman von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co., 1904. 286 S. 2,50 M.

Wenn wir heiraten, pflegen wir gleich in den ersten Tagen die junge Frau zu bitten, uns mit Dienstbotengeschichten zu verschonen. Und wenn die neue Hausfrau gescheit ist, so thut sie dies, auch ohne daß man ihr es sagen müßte. So klug könnte ein Romanschriftsteller auch sein, uns mit der ödesten Misere der Dienstvermietung und dem nichtssagendsten Domestikenklatsch zu verschonen. Anderes enthält das ganze Buch nicht, und der eigentliche Niedergang des Ehepaares Sonnemanns wird zum Schlusse in wenigen Zeilen abgemacht. Das Ganze ist ein Probestück jenes äußerlichsten Realismus, den wir — Gott sei Dank! — schon lange hinter uns haben. Tovote hat nichts zugelernt und — nichts vergessen.

Wien. *Alexander von Weilen.*

Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück von Heinrich Lilienfein. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 220 S. Preis M. 3,—.

Das Buch behandelt das Scheitern, Taumeln und Suchen einer Menschenseele, die erst ihren Gott gegen das Leben einzutauschen meint, dann das Leben gegen sein eigenes Leben und zuletzt auch noch sich selber ganz verliert. Zuletzt die Erkenntnis: „Nur ein Narr kennt das Leben, bevor er sein Leben kennt. Der Narr war ich" und ein Gebet zum ewig jungen Lichte, noch einmal ringen zu dürfen um einen Willen, um eine wirkliche Welt, einen lebendigen Gott. Denn daß er nur Worte hatte und keine Thaten, keinen Willen zu Thaten sogar, das eben war der Fluch dieses Modernus.

Das Buch ist mit der Wärme eigenen Erlebens geschrieben. Seltsam berührt es, daß, trotz bewußten Zarathustrastiles, man unaufhörlich an Jean Paul erinnert wird. Stellen, z. B. wie die: „Ueber den Waldbergen stand der Mond — ein strenger, blasser Totenrichter über der schlafenden Welt." Trotzdem nur von Seelenereignissen die Rede ist, atmet die Schilderung doch oft eine wohlthuende süddeutsche Anschaulichkeit. Die blonde Marianne seiner Jugend ist lieb und lebendig, der Bachenreigen, die ganze litterarisch antike Gesellschaft der Bachen überhaupt (eine Art erotischer Neuer Gemeinschaft) farbig hingestellt, die Landschaft in die Vorstellung hineindringend. Etwas allzudeutlich, schulaufsatzmäßig berührt die Disposition, die überall herausstakt: „Wie ich Gott verlor, Wie ich die Welt verlor, Wie ich mich verlor." Man merkt die Absicht, einen Typus zu zeichnen, und das verdrießt ein wenig.

Berlin. *Anselm Heine.*

Der Stern von Angora. Novelle von Rudolph Stratz. Illustriert von Paul Hey. Leipzig, Verlag von Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H. 1903. 110 S. M. 1,—.

Der Orient, ein bißchen Kleinasien und Konstantinopel — aus der Perspektive flüchtiger Reiseimpressionen — das dient dem Dichter als bunte Dekoration und zugleich als bequeme Romantisierung der Geschichte. Wo die Handlung stockt, stellt sich zur rechten Zeit eine possenhafte Räuberromantik ein, in Szene gesetzt von dem tscherkessischen Fürsten Harud-Oglu-Mansur, dessen Beruf als Räuberfürst dem Autor die Motivierung seiner merkwürdigen Handlungen unnötig erscheinen läßt. Flintenschüsse bringen eine Liebesgeschichte schnell weiter, wenn sie einen von zwei Liebhabern geraume Weile aus dem Spiel bringen, und sie machen einer Frau, die wie Buridans Esel zwischen ihnen steht, die Wahl leicht.

Die schöne Undine Frau Dagmar, die in der Welt umherreist und nach einer Seele sucht und nach dem Glück im Winkel, verläßt schnöde den reinen Thoren, der für sie sein Leben eingesetzt hat, und entscheidet sich für seinen klügeren Nebenbuhler, einen wunderlichen Mephisto. Frau Dagmar ist seelisch ein Opfer der Weltpolitik: „Immer war ich unterwegs! Immer rund um die Erde! Ich bin in Japan geboren, als mein Vater dort Konsul war, ich bin in Nordamerika und Spanien aufgewachsen, und wie ich verheiratet war, ging das Zigeunern erst recht los. In Singapore, in Südafrika — ach, wo war ich denn nicht! Das ist alles so langweilig und bunt und lärmend! Und die Menschen sind überall gleich. Ich mag sie nicht mehr — —".

Wenn auch schließlich der Mephisto es ist, der diese Braut heimführt, so entläßt der Dichter doch den Leser mit der tröstlichen Gewißheit, daß auch der reine Thor — der junge deutsche Gelehrte und Idealist par excellence — in Zukunft eine Braut heimführen wird, die er ebenfalls im Orient kennen gelernt hat, eine Frau mit einer wirklichen Seele, die freilich auch etwas weltpolitisch angehaucht ist. Der Typus Frau Dagmar ist allen Romanlesern bekannt; aber man muß zugestehen, daß er hier nicht ungeschickt modernisiert ist. Die frischen Illustrationen von Paul Hey bilden eine angenehme Zugabe zu dem Roman.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Der Stern von Halalat. Roman von Martin Hellinden. Mit Buchschmuck von J. von Taack. Herausgegeben von der deutschen Litteratur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Der Roman ist noch immer das Land der unbegrenzten Zufälligkeiten. Auch der vorliegende. Während

Nabunasid korpulent und üppig auf dem Thron Nebukadnezars herumrekelt, spinnen sich einige mehr oder minder erwiderte Liebschaften an mit der schönen Tana aus Sippara und der nicht minder schönen Respha aus Judas Stamm. Sie bilden mehr den Aufzug als den Einschlag auf Hellindens babylonischem Webstuhl, und das ist des Verfassers Recht, denn er ist mehr Lyriker als Historiker, und wir wollen nicht „Geschichte“ lernen aus einer Geschichte, sondern Menschentum und Menschenleben, wie es sich unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen bildete, — aber hier fehlt der Bildner. Die Personen bleiben schattenhaft. Die Landschaft ist als Stimmungshintergrund benutzt, aber es sind keine Menschen da, die sich von diesem Hintergrunde abheben. Der König und seine Räte sind reichlich blödsinnig, desgleichen die Haremsintrigen in Anzettelung und Verlauf. Daß babylonische Despoten in Folioformat Hunderte von Seiten lang warten, bis die neueingestellte Haremsdame sich ergiebt, ist unglaubwürdig, sie verfuhren wohl ein wenig summarischer. Daß alttestamentliche Motive beim Zusammenbruch der babylonischen Herrlichkeit mobil gemacht würden, war vorauszusehen; aber Daniel bleibt durchweg Dekoration, und die Geschichte vom Drachen mit seiner Pech- und Fettkugel im Magen, ebenso die Historie von Daniel in der Löwengrube sind hier wertlos. Die schöne Respha wird im Verlauf der Erzählung überflüssig. Wohin mit ihr? Der Verfasser sperrt sie in den anrüchigen Tempel der Belit, und einige zweihundert Seiten später holt er sie wieder heraus mit der naiven Bemerkung: „Respha, das Judenmädchen, schien aus dem Andenken aller, die sie einst kannten, getilgt. Wo es sich um das Wohl und Wehe eines Volkes und seiner Häupter handelte, mußte naturgemäß die Rücksicht auf einzelne an Bedeutung verlieren.“ Dazu die ganz unmöglichen Begegnungen und Zufälligkeiten! Angeblich suchen die Menschen einander wie in einer Millionenstadt, aber sie finden sich beim ersten Augenaufschlag wie in einem Ort von tausend Einwohnern. Zudem fehlt die straffe Knotenschürzung. Zu loben ist, daß der Verfasser sich aus der modernen deutschen Empfindungswelt hineinzuversetzen weiß in die alte morgenländische. Das ist viel, aber es ist nicht genug.

Erfurt. *Johannes Gillhoff.*

Lotte Wilkens, die Lehrerstochter von Borkum. Roman von Hermann Tholens, Pastor in Leer. W. Haynel, Emden und Borkum 1904.

Personen. 1. Gruppe: Heinrich, Pastorssohn, studiert Wasserbau und ist auf Urlaub in seiner Heimat. Lotte Wilkens, Lehrerstochter, helles Kleid, blauschwarze Zöpfe, die S. 11 bis zur Taille, S. 55 schon bis zu den Kniekehlen reichen; pflegt Kranke. Heinrich küßt Lotte, im übrigen beide nicht vorbestraft. — 2. Gruppe: Pastor und Pastorin, beide edel; der Lehrer, auch edel. Pastor und Lehrer halten gern seitenlange christliche Gespräche ohne Absätze. Ort der Handlung: das meerumspülte Borkum. Zeit: als die Post auch im Sommer nur zwei- bis dreimal in der Woche mit dem Fährschiff herüberkam und Briefe noch ein Ereignis waren. — Bis dahin sind es altmodische, ehrenfeste Leute; bis dahin ist es eine altfränkische Geschichte von der Art, wie sie zu Zeiten unserer Großväter gern gelesen wurden. Der Verfasser hat sie anscheinend im Herbst vom Baum des Lebens gepflückt, ausgereift ist sie darum aber doch nicht. Die Charaktere sind zu konventionell, auch mit herkömmlichen Einzelzügen ist sie zu sehr befrachtet. Das Ende der Fabel würde sein: Heinrich und Lotte kriegen sich, der Vorhang fällt vor dem Brautbett, und die Zuschauer gehen gerührt nach Hause. Aber vor dem Sichkriegen kommt ein Brief vom Justizrat in Göttingen, der dem Studienfreund seine Tochter auf den Hals schickt. — 3. Justizrats Maria, langes, bis zu den Hüften hinabreichendes Goldhaar, mutwillig, neigt zur Verkleidung und Mummerei, führt im Reisekoffer ihren ostender Badeanzug mit sich. Heinrich sieht sie am schwülen Gewitterabend bei offener Thür und brennendem Licht im Badeanzug (Dunnerkiel!). Ein schamhafter Windstoß löscht allerdings das Licht und schlägt die Thür zu, der Ostender hat aber schon gewirkt. Ein starker Schlag, sie rennt hinaus, — in den Armen liegen sich beide. Verlobung, Hochzeit, Schrumm! — Nach einiger Zeit bringt eine neue Verkleidung ihr den Tod und Heinrich ein Nervenfieber. Als Genesender sucht er seine Heimat und findet seine Lotte. Ein weib- und kinderloser Kapitän setzt Lotte zur Erbin ein. Alle Inselbewohner freuen sich, selbst die alten Walfischknochen hinter dem Zaun fassen sich nachts bei den Händen und machen einen Reigen um den Gartentisch. — Justizrats Maria ist der Erzählung nur aufgeklebt, ihre Neigung zu Maskenscherzen ist durch nichts motiviert und als Konzession ans moderne Leben sinnlos. Als gewissenhafter Berichterstatter muß ich noch erwähnen, daß sie beim Hinausstürmen aus der Tür noch schnell einen Staubmantel über den Badeanzug wirft und so die Moral rettet.

Erfurt. *Johannes Gillhoff.*

Der Mantel der Maria. Novellen von Max Grad. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin. Preis M. 3,50.

In diesem Bande, der nach altem und wenig gutem Brauch von der zufällig ersten Erzählung einen zufälligen Namen erhielt, hat Max Grad, die durch manche respektable Leistung wohl bekannte Schriftstellerin, über ein Dutzend Skizzen, Novelletten, Bluetten vereinigt. So ungleichartig dieser Inhalt, so ungleichwertig ist er. Zwar: was man schriftstellerische Kultur nennt, spreche ich dem Buche nicht ab. Es zeugt in allen seinen Teilen immerhin von Geschmack, es ist gut geschrieben, es verrät überall hellen Blick und Auffassungskraft. Andererseits aber weisen nur wenige, ja, die wenigsten von diesen Skizzen jene spezifische Intensität der Darstellung, jene Kraft der Stimmung auf, deren gerade die kurze Skizze zuletzt entraten kann, wofern wir sie künstlerisch nennen sollen. Sehr vieles in diesem Bande wirkt hart, duftlos, nüchtern; ist im Boden des besten Falles noch journalistisch Möglichen stecken geblieben. Selbst absolute Belanglosigkeiten, wie sie eine schärfere Selbstkritik a priori hätte ausscheiden sollen — ich nenne nur „Trommelwirbel“, „Gottesdienst“ —, fehlen nicht; dergleichen schreibt man wohl gelegentlich, nimmt es aber nicht als bleibend in ein Buch auf. Den tieferen Grund für diese künstlerischen Bedenklichkeiten erblicke ich vorwiegend in der übergroßen Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der gewählten Themata und Milieus; man beherrscht nicht ein halbes Dutzend Dialekte und das Leben der Gegenden, in denen sie gesprochen werden, so durchaus, daß man auf der ganzen Linie echt und überzeugend zu wirken vermöchte. Man setzt nicht ungestraft eine schwäbische Bauernnovelle wie „'s Tappele“ gegen eine moderne Artistengeschichte wie „Die drei Klimbims“; gar leicht bleibt man an den Aeußerlichkeiten haften, wirkt auerbachisch sentimental im ersten, tendenziös und moralisierend — seht, diese Artisten sind doch bessere Menschen! — im zweiten Falle. Wir erfreuen uns gern an der Leichtigkeit, mit der Max Grad ein Bildchen aus der Welt des Kindes vor uns entrollt, an der sicheren Nonchalance, mit der sie etwa den blöden Offiziersburschen oder das dummdreiste, durchgängerische wiener Dienstmädchen uns zu skizzieren weiß, aber stets bleiben wir uns bewußt, daß sie überall mehr mit einer bunten Oberfläche, einer graziösen Pointe arbeitet, als mit der Entfaltung und Erfassung des seelisch Wesentlichen. Es liegt auf der Hand, daß diese Differenz zwischen dem Objekt und der Art der Darstellung um so schärfer zutage treten muß, je tragischer die behandelten Motive werden. Ich möchte nach alledem bezweifeln, daß wir in Max Grad eine Meisterin just der knappen Skizze im Stil Maupassants zu erblicken haben; ich bezweifle das um so mehr, als ihre besten Leistungen, Leistungen von nicht zu unterschätzender Güte, bisher auf dem Gebiete des Romans lagen; als auch im Rahmen des vorliegenden Bandes gerade die beiden,

umfassender angelegten Arbeiten unzweifelhaft die bedeutsamsten künstlerischen Werte darstellen. Es sind das „Der Mantel der Maria“ und „Jan, der Dieb“. Diese beiden Erzählungen ragen weit über das Durchschnittsniveau des Buches empor; aus ihnen spricht ein starkes und entschiedenes Können. Insonderheit die Geschichte von dem kleinen holländischen Fischermädchen Nutje und ihrer Liebe zu dem großen Maler, dem sie im goldbrokatenen Mantel als Maria Modell sitzen darf, ist mit außergewöhnlicher plastischer Schärfe und dabei mit einer eindringenden, schimmernden Feinheit erzählt. Hier finden wir über Dingen und Seelen jenen leisen, undefinierbaren Glanz, den nur ein Autor von dichterischen Qualitäten über seine Schöpfungen zu breiten vermag. Es ist gut, daß dieses Buch der halben Impressionen uns nicht entläßt ohne einen Eindruck von ganzer Stärke und Reinheit.

Hamburg. *Dr. Paul Bornstein.*

Die Hanna. Erzählungen aus Mähren. Von J. J. David. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig, 1904. 258 S.

Es thut wohl, in einem Buche Davids zu lesen; man fühlt sich so sicher, man fürchtet nichts. Da giebt's kein Stolpern und Fallen, keine Enttäuschung. Da ist alles beherrscht, festgehalten, zielgerade. Und still, sehr still. Diese Stille der Selbstzucht, der gewissen, vertrauenden Kraft. Und unmerklich webt sich alles in einander, Menschen und Landschaft, Stimmungen und Leidenschaften, Verhaltenes, Starres, Schweres mit Ausbrechendem, Wildem, Losem, Ergiebiges mit Unergiebigem, Leichtsinn mit Strenge, wo man es nun suchen und finden möge, in Land wie in Leuten, sodaß hinter jeder Geschichte etwas wie eine Personifikation, wie ein Symbol steht: Heimat. Etwas wie eine Essenz daraus hervorquillt: Hanna. Und dieses ist in der letzten Erzählung, die als Geschichte wohl die schwächste sein mag, mit einer gewissen Absicht und Geistigkeit, mit einer fühlbaren Auseinanderrückung und wieder einem fast doktrinären Aneinanderprall des Extremen dargestellt. Es sind zwei charakteristische Typen, die David aus seiner Hanna herausgreift und Bevölkerung und Gegend in ihrem Wesen durch sie lebendig macht: der leichtsinnige Mann, Vagabund und Thunichtgut mit einem tüchtigen Kern immerhin und starken Gaben, die verschlossene, äußerlich bis zur Kälte beherrschte Frau, die dem Sonderling verfällt. Und die dann mit ihm ringt, ihn ihrem Wesen zu nähern, ohne seinen starken Instinkt in ihre Gewalt bringen zu können. Dies wird das Schicksal dieser Menschen aneinander. Es treibt in Schuld und fordert Sühne. Und fruchtbar wird es in dem Künstler, in dem die gleichen, vagabondischen Eigenschaften, die er mit den Taugenichtsen gleicht hat, in das Höhere ausgeschlagen und darin schöpferisch geworden sind.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß David nicht nur Kennerschaft und genaueste Beobachtung zeigt, sondern aus Lebendigem in sich zu schöpfen versteht. Aeußerlich haben seine Geschichten eine gewisse Aehnlichkeit in der Vorbereitung und Aussparung der Katastrophe, und stellenweise verlieren sie sich zu viel in Musivarbeit.

Paris-Neuilly. *Wilhelm Holzamer.*

Das weisse Tier. Novellen. Von Georg von der Gabelentz. Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 348 S. M. 3,50.

Ich vermute, daß Leute, die in den Büchern starke Emotionen suchen, bei Gabelentz auf ihre Kosten kommen werden. Seine Novellen sind reich an ergreifenden und sonderbaren Vorgängen und handeln gern von abenteuerlichen und ungewöhnlichen Menschen. Nur um eine Note des Autors zu kennzeichnen, sei der Name Poes genannt; sein Einfluß äußert sich nicht einmal so sehr in den spiritistischen Gedichten „Das weiße Tier“ und „Das Bild Abbotts“, als vielmehr in der Vorliebe für grauenvolle, gefährliche Situationen, wie sie in „Der Affe“ am deutlichsten hervortritt. Obwohl man also hier nicht von unbedingter Originalität sprechen kann, sind die genannten Novellen dennoch die besten im Buche. Sie fesseln durch die packende Erfindung und eine bestimmte Gediegenheit des Vortrags. Gabelentz hält etwas einseitig auf die gegenständliche Erzählung der Handlung, wie unsere braven Durchschnittserzähler, über die ich ihn doch entschieden stellen möchte. Sein Stil kann poetischen Gehalt und Farbenton haben, wie „Der Fluß“ beweist, eine Novelle, in der das breit und schlammig flutende Gewässer eine unheimliche, feindliche Stimmung erzeugt, oder „Der Heidekrug“, wo das Wiedersehen von Vaterhaus und Mutter den Verbrecher zur Sühne führt. Im Motiv ist freilich manche Novelle des Bandes schon verbraucht und matt, wie „Das schwarze Tuch“ und „Vater Jeans Erbschaft“, und noch manch andere abgeschmackt und süßlich wie „Ein Traum“.

Wien. *Camill Hoffmann.*

Simon Eichelkatz und anderes. Von Ulrich Frank. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1903.

Man muß sie auch als ein Stück Heimatkunst betrachten, diese Erzählungen aus dem kleinen schlesischen Städtchen hart an der polnischen Grenze, in denen sich noch ein gut Teil orthodoxen Judentums erhalten hat. Die treffliche Schilderung des Milieus und der besonderen Eigenart der in alten Ueberlieferungen befangenen, Neuerungen wenig zugänglichen Stammesgenossen, verleiht dem Buche das Gepräge eines wurzelechten, aus alten, typisch gewordenen Zuständen organisch herausgewachsenen Erzeugnisses, und schon um deswillen einen bestimmten Wert. Dieser Wert wird bedeutend erhöht, da der Verfasser zugleich auf warme, ernste, psychologisch vertiefende Weise die Menschen wie ihre Umgebung erfaßt und prächtige, charaktervolle Typen herausgreift, um sie überzeugend vor uns hinzustellen. So den würdigen Greis und einsamen Grübler Simon Eichelkatz, dem er ganz besonders seine Sympathieen schenkt. Wunderbar sind die Wege menschlicher Entwicklung! Der Alte klagt über den Kummer, den ihm sein einziger Sohn bereitete, als er ein Abtrünniger wurde. Heute ist der Junge ein berühmter Professor der Philosophie in Berlin. Der Vater kennt ihn nicht mehr und hat ihn nie verstanden, und doch ist gerade der Sohn der direkte Erbe seines grübelnden philosophischen Geistes, nur daß die natürliche Anlage bei ihm streng geschult wurde. Und wenn der Erzähler, der sich selbst als Arzt des Alten einführt, den Wurzeln tiefer Weisheit nachspürt, die er einst auf der Universität von des Sohnes Lippen gesogen, so werden wir mit ihm an den merkwürdigen Greis gefesselt. Wir erfahren aus dem Munde des Achtundsiebzigjährigen mancherlei, woran der Verfasser seine ernsten Betrachtungen knüpft, und lernen manche originelle Gestalt trefflich kennen. „Das Typische,“ so heißt es einmal, „was Simon Eichelkatz vor mir aufrollt, fehlt der heutigen Generation. Je mehr die Juden sich akklimatisieren, desto mehr büßen sie von ihrer Eigenart ein, und wenn das auch nicht im allgemeinen zu beklagen ist, so geht doch damit eine Fülle von Originalität im guten und schlimmen Sinne verloren. Was davon in die moderne Zeit hinüber gerettet wurde, giebt sich als Individualismus, der einen großen, bedeutungsvollen Raum einnimmt im modernen Leben, und ich glaube, wenn unter den Juden sich sehr starke Individualitäten finden, so ist das noch auf jene Zeit zurückzuführen, wo die Gesamtheit darauf bedacht war, Eigenart und Stammesmerkmale zu bewahren.“

Wirkliche Originalität wird uns hier in reicher Fülle geboten, und liegt auch das Stück Menschentum, das der Verfasser vor uns lebendig werden läßt, den meisten von uns ziemlich fern, in der künstlerisch und menschlich vertieften Form, die er ihm gegeben hat, darf es unsere ernste Teilnahme verdienen.

Dresden. *Anna Brunnemann.*

Pentagramm. Novellen von Carl Baron Torresani. Dresden 1904. E. Piersons Verlag. 247 S. M. 2,50.

Auch dies Pentagramma ist wie der Drudenfuß auf Fausts Schwelle geeignet, böse Geister fernzuhalten. Aber nicht solche aus jener Welt, sondern gerade die, die man in dieser Welt am liebsten bannt, — die bösen Geister der Langeweile. Torresani kommt in seinem fünfteiligen Novellenband in erster Linie als Plauderer, als Unterhalter, als Humorist. Er lacht und das so harmlos und herzlich, wie in der schönen, wilden Leutnantszeit — lang, lang ist's her! — und dabei geht's doch manchmal recht ernsthaft zu, gerade wie damals auch; so giebt es einen schönen, vollen Klang. — Gleich die Geschichte vom Diener des galizischen Rabbiners packt trotz des humoristischen Rahmens vermöge ihrer immanenten Tragik den Leser, der sich allerdings durch die skizzenhafte Ausführung um die letzten Wirkungen des Stoffes einigermaßen betrogen sieht. Diese skizzenhafte Art kommt der „Bootsmannspfeife" dagegen zugute, wenn der Künstler in einer 1859 spielenden Anekdote mit Anspielungen auf gewisse Lokalitäten, um deren Komfort sich seither die Engländer unsterbliche Verdienste erworben haben, nur vorsichtig andeutend verfährt. Der eifersüchtige Graf Mischko, der seine Zweifel an der ehelichen Treue seiner Vera mit der Gewißheit der Nichtlückenlosigkeit ihres Gebisses büßt — ein richtiger Lückenbüßer —, und der junge Sportsman, dem sein Automobil und eine alte Operettendiva so ans Herz gewachsen sind, daß er, um sich die Bewegungsfreiheit auf dem einen und die Abhängigkeit von der andern zu erhalten, nicht nur seinem toten Vater ein Schnippchen schlug, sondern auch ein recht lebendiges, hübsches Mädel an der Nase herumführt, sind echte torresanische Gestalten. Besonders originell wirkt die herzlose, weichherzige Kithy der letzten Erzählung, in der uns der Dichter neben seiner Heldin noch ein ganzes Bündel origineller und mit grotesken Strichen gezeichneter Figuren aus dem internationalen Leben der ägyptischen Hauptstadt vorführt. Gleichwohl möchte man wünschen, daß all diese amüsanten und flotten Arbeiten nur Schnitzel sind, wie sie in der Werkstatt des Meisters bei einer großen Arbeit wenn nicht ab-, so doch danebenfallen, und daß die kleinen Gaben nur die Vorboten einer neuen großen sein möchten!

Berlin. *Fritz Carsten.*

In deiner Kammer. Geschichten von Paul Keller. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1903. 245 S.

Paul Keller hat mit den zwei Bänden „Gold und Myrrhe" und ihren schlichten, zu Herzen gehenden Geschichten sich rasch die Gunst weiter Kreise erworben. Diese Gunst wird er sich auch durch diesen Band erhalten, obwohl ich ihn nicht so hoch stellen kann wie die ersten. Schon die Einleitung scheint mir einen ihm fremden, fast manierierten Ton anzuschlagen, und in manchen der Skizzen behandelt er Stoffe, die ihm offenbar nicht ganz liegen und schreibt in einer Art, die eigentlich nicht die seine ist. In anderen aber zeigt er die alte gewinnende, gemütvolle, unmittelbar ans Herz gehende Art, die für ihn charakteristisch ist; und wie er das Kleine, Unbeachtete und doch vor Gott und Menschen Wertvolle herauszuholen weiß, insbesondere aus den Herzen der Kinder und der Jugend, ohne es doch zu profanieren, das bleibt seine Kunst.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Michael Schönherrs Liebesfrühling und andere Novellen. Von Wilhelm Weigand. München und Leipzig 1904, Georg Müller.

Wilhelm Weigand ist zweifellos ein feiner Kenner der deutschen Litteratur. Der Zeiger seiner künstlerischen Neigungen weist recht deutlich nach jenen Dichtern hin, die in einer kräftigen, humorvollen, durch einen romantischen Schimmer verklärten Wirklichkeitsschilderung, in steter Betonung der Lust des Lebens und der Lust eines ehrlichen, unbekümmerten Kampfes mit widrigen Dingen und Menschen ihre eigene Aufgabe und die Aufgabe aller Kunst überhaupt gesucht haben, obenan Gottfried Keller, der beste Mann. Aber wer in so verehrungswürdigen Fußstapfen wandelt, braucht außer einem redlichen Wollen auch ein starkes Können, viel Persönlichkeit und Phantasie. Und grade mit der Phantasie hapert's bei Weigand. Mitten im Besten verläßt sie ihn, und dann kommen gar absonderliche dei ex machina zum Vorschein, die die Geschichten einem raschen, verstimmenden Schluß zutreiben. Es scheint, daß die meisten dieser Novellen geschrieben sind, um eine lang in der Seele des Dichters nachhallende Stimmung, ein Heimatsgefühl, ein Frühlingssehnen, eine barocke Burg- und Heiligenbilderinnerung festzuhalten. Aber wenn dann zur Belebung des Bildes die Menschen hineingestellt werden, von denen Glanz und Heiterkeit ausgehen soll, kollert der zu schwer beladene Wagen kopfüber den Berg hinab.

Von den „Modernen" will Weigand nichts wissen. Das ist nicht mehr als recht und billig. Denn diese Art homo sapiens, zu deren Ironisierung der Aufwand einer ganzen, langen Erzählung gemacht wird, arg verzeichnete Karikaturen, die hat nie ein Vernünftiger ernst genommen. Die sind tot, und töter als sie sind, kann auch Weigand sie nicht machen. Sicher aber ist, daß wer zu solchem Drachenkampf auszieht, nicht Sätze machen darf, wie diesen:

„er küßte ihren Mund . . . indessen draußen durch die Nacht des Gartens ein seltsames Weben ging, als bebte das Schweigen, das unter der dunklen Kronenfülle der Gartenbäume hing, in Falterflügeln und geheimen Lauten, die erquollen und wie Hauche stoben." (Seite 46.) Oder:

„— ich kannte ihr Lächeln und ihr Gelächter, das den Inhalt der gereimten Liebesworte zu verspotten scheint, vor denen die Jugend bangt, weil sie noch ein Geheimnis verhüllen, während die üppigen, erfahrenen Frauen sicheren Schrittes hinabwandeln, um in die getürmte Ferne, deren edle, duftumhauchte Berge ihren Fuß tief in die krystallene Flut herniedersenken, hinauszufahren, indessen eine weiße Frauenbüste, deren herausfordernden Busen eine Kette schwerer Herbstrosen drückt, aus dem Schatten edler Bäume in die Ferne schweigt." (Seite 167 und 168.)

O diese Frauenbüste, die in verwickelten Relativsätzen in die Ferne schweigt! — Schade drum, umsomehr, als Weigand zweifellos Stilgefühl besitzt und ein Dichter sein könnte, weil er dichterisch empfindet.

Hamburg. *Richard Huldschiner.*

Bärndütschi Gschichte vo der R. J.-B. (J. Ischer-Bringold). Buchschmuck von Clara Ischer. Bern 1903. Verlag von Eugen Sutermeister.

In diesen elf mundartlichen Geschichten offenbart sich eine gewandte Erzählerin mit echt weiblichem Herzen. Ein reiches Gemütsleben ist ihr eigen; das zeigt ihr freundlicher Humor so gut wie ihr ernstes Wort. Ohne allzu ausdringlich die Moral von der Geschicht' zu predigen, versteht R. Ischer-Bringold durch ihre auch in der Form sorgsam und liebevoll gestalteten Erzählungen nachdenklich zu stimmen und uns ihr Fühlen lieb zu machen. Ich hatte Bärndütsches noch nicht gelesen und habe auch erst in späteren Jahren die pfälzischen und badischen Mundarten kennen gelernt. Trotzdem hat mir der in manchen Stücken anders geartete Dialekt des vorliegenden Buches das Lesen nicht schwer gemacht. Die Bärndütschi Gschichte sind ein gutes Hausbuch. Mit heiterer Gemütsruhe schuf die Verfasserin eine behagliche, volkstümliche Unterhaltung, die zwischen manchen im Zappelstil geschriebenen Büchern Balsam sein kann.

Freiburg i. B. *Max Bittrich.*

Ein schlichtes Herz. Von Gustave Flaubert. Deutsche Uebertragung von Ernst Hardt. Insel-Verlag, Leipzig 1904. M. 4,—.

Herodias. Von Gustave Flaubert. Deutsch von Dr. Paul Adler. Leipzig, Hermann Seemanns Nchfl. 1903. 172 S. M. 1,—.

In zwei Uebersetzungen gelangen die „Trois Contes" Flauberts, das letzte Werk, das er selbst noch veröffentlichen konnte, in Deutschland gleichzeitig zur Ausgabe. Das darf immerhin als Symptom gelten, daß man Flaubert, den man um seines Bovary-Prozesses in Deutschland gern zu den Naturalisten warf, nun langsam als erlesenen Artisten und raffinierten Sprachkünstler zu schätzen beginnt, und man darf hoffen, daß sich das eigenartige Kunstprinzip auch bei uns psychologisches Verständnis erzwingen wird. Denn in diesem Nichtlyriker, dem man in seinem Leben kein einziges Gedicht nachweisen konnte, lebten die Tendenzen der extremsten l'art-pour-l'art-Künstler längst voraus, wie auch die Rigorosität seines Stiles in der französischen Prosa ganz beispiellos ist. Ihm war, wie er einmal sagte, „die Form nicht der Mantel des Gedankens, sondern die Haut", und unzählige kuriose Anekdoten seiner Freunde berichten über die Hartnäckigkeit, mit der er um jeden Satz, ja um jedes Wort kämpfte, verzweifelt über einen rhythmischen Mangel im Satzbau, entzückt über ein seltsames und extravagantes Wort, das er aus der Vergessenheit ferner Länder oder verlorenen Gebrauches aufgestöbert hatte. Sein höchstes künstlerisches Ziel war die Selbstverleugnung der Persönlichkeit im dargestellten Objekte; „il lutta contre l'infiltration de la sensibilité personelle dans la littérature" sagt Bourget von dem Kampf seines Lebens, der nicht immer zugunsten des Prinzips ausfiel. Nur in einigen Büchern hat Flaubert sich selbst ganz unterdrückt. Am besten ist es ihm in den „Trois Contes" gelungen.

Die drei Geschichten sind so absichtsvoll unpersönlich wie nur möglich. Die erste, das Schicksal der Magd Felicitas, ist vielleicht nur aus der Freude heraus geschrieben, daß hier kein Tropfen eigenen Schicksals in diesen ruhig fließenden, unwichtigen und — seien wir aufrichtig — langweiligen Lebenslauf fallen könnte. In den beiden virtuosen Novellen „St. Julian der Gastfreie" und „Herodias" funkelt hingegen die helle Wollust Flauberts an prunkvoller, mosaikartig-peinlicher, farbig flammender, deskriptiver Darstellung, an dem Rausch erlesener Worte und sehr seltsamer Bilder, an zauberischer und satanischer Größe, an dem blutigen Kolorit der fernen Legendenzeit, an dieser leuchtenden und aufrauschenden Traumwolke, die ihn aus der widrigen Welt der Kulturbourgeois hob, die keiner ingrimmiger haßte als der einsame Bürger von Rouen. Heute ahnt man kaum, wie viel positive Arbeit in diesem kleinen Werke ruht: auf jede Seite kommen zwanzig und dreißig durchstudierte Bände, auf jeden Satz Viertelstunden und Stunden der Ueberlegung. Mit quälerischer Mühe ist das Kolorit zusammengestellt, das Oscar Wilde mit leichter Hand für seine „Salome" nahm; nur in Jean Lombard hat Flaubert einen Nachfolger gefunden, der so vom tiefen Respekte der Tatsächlichkeiten und der Worte beseelt war. Gewissermaßen ist Flaubert sicherlich ein Märtyrer seiner Kunst gewesen, so wie auch das Leben — man vergleiche das herrliche und psychologisch unschätzbare Dokument seiner „Correspondance" — ihn durch eine innere rastlose Ungenügsamkeit enttäuscht und verbittert hat.

Die Uebersetzer haben die überaus diffizile Aufgabe gut gelöst; Ernst Hardt, dem wir schon die meisterliche Verdeutschung Taines verdanken, sogar ganz ausgezeichnet. Allerdings muß man bei Flauberts Prosa den Gemeinplatz von übertragener Lyrik herbeizerren, daß ein Etwas in ihr schlummert, das schon mit der Sprache selbst verwachsen ist. Auch inbezug auf Ausstattung wäre die Ausgabe des Inselverlages vorzuziehen, nur dürfte wahrscheinlich ihr unverhältnismäßig hoher Preis die Sympathieen der meisten der Seemann-Ausgabe zuwenden. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß sich überhaupt Interesse für das Buch fände und daß die Wertschätzung Flauberts den bereits längst übertragenen Hauptwerken „Madame Bovary" und „Salammbo" wieder zugute käme.

Wien. *Stefan Zweig.*

Lyrisches.

Gesänge von Gabriele D'Annunzio. In Nachdichtung von Else Schenkl. Berlin 1904. Schuster & Löffler. 107 S. M. 5,—.

Verse von Gabriele D'Annunzio ins Deutsche zu übertragen, ist eine außerordentlich schwere und vielleicht auch undankbare Aufgabe. Denn D'Annunzio schöpft seine lyrische Begeisterung zumeist nicht aus seinen Stoffen, auch nicht aus neuen, tiefen oder überraschenden Gedanken oder Einfällen, sondern vorwiegend aus der Sprache selbst, aus seiner lingua toscana, die er liebt und an der er sich berauscht, um sie dann mit aller raffinierten Sorgfalt eines sensiblen Genießers zu handhaben. Das Wesentliche an ihnen sind fast immer die formalen Werte — also gerade das, was beim Uebertragen am schwersten und stets nur sehr teilweise zu retten ist. Den Wohllaut einer fein überlegten italienischen Strophe, deren Maße und Klangwerte aufs sorgfältigste abgewogen sind, in einer fremden Sprache wiederzugeben, ist schlechterdings unmöglich, obwohl ein feinfühliges Nachdichten, wie die vorliegende Leistung zeigt, Wunder zu thun vermag.

Die Auswahl umfaßt des Italieners lyrisches Schaffen bis zum Poema paradisiaco (1893), also nicht mehr die neueren laudi, und enthält wirklich eine Anzahl seiner allerbesten Gedichte. Daß manches sehr Schöne fehlt, ist bei einer so beschränkten Auswahl kein Tadel. Die Gesänge sind nach Jahren geordnet, und wer sich darum bemüht, mag wohl eine Entwicklung darin finden, aber doch eigentlich nur eine formale. Thatsächlich hat D'Annunzio immer nur stilistische Wandlungen durchgemacht, sein Interesse und Stoffgebiet bleibt im Grunde stets dasselbe, und die psychologischen Finessen seiner Romane sucht man in seiner Lyrik vergeblich. Statt dessen sind sie reich, überreich an wundervollen, rein malerisch erfaßten Naturbildern, von delikaten Farbenstimmungen, und gelegentlich erreichen sie eine erstaunliche Anschaulichkeit und Suggestionskraft. Man muß sie lesen, wie man das Album eines Malers durchblättert. Daß es an direkten wie verschleierten Hinweisen auf Namen und Werte der älteren Kunst und Kultur nicht fehlt und daß diese Hinweise nicht Schadereden, sondern sehr fein und ernst sind, versteht sich bei D'Annunzio von selbst. Für ihn, den durchgebildeten connaisseur, sind diese Dinge so unentbehrlich wie Luft und Sonne.

Daß seine Lyrik in Deutschland jemals Boden finde, ist ausgeschlossen. Die paar Kenner lesen diese Verse italienisch und genießen sie mit Organen, die an den Neulateinern und toskanischen Dichtern des 15. und 16. Jahrhunderts erzogen sind. Für solche aber wird es ein eigenartiger, nicht geringer Genuß sein, diese Verse in Else Schenkls Nachdichtung wiederzulesen, die eine hervorragend schöne Leistung genannt werden muß. Einem so feinen Sprach- und Formgefühl möchte man gerne einmal in eigenen Dichtungen der Herausgeberin begegnen.

Die von E. M. Lilien besorgte Ausstattung des sorgfältig gedruckten Buches ist etwas steif und seelenlos, gut aber ist das vom selben Künstler gezeichnete Porträt des Italieners, das den seltsam aus Geist und Gigerltum gemischten Ausdruck seines Gedichts und den ganzen Charakter des ebenso hochbegabten wie eitlen Dichters frappant wiedergiebt.

Calw. *Hermann Hesse.*

Album poétique de la France moderne. (Chrestomathie du XIXième Siècle.) Par Eugène Borel. 9ième éd. avec 31 portraits. Revue et remaniée par Marc-A. Jean Jaquet. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1904. 426 S.

Der Hauptvorzug dieser „Chrestomathie“ ist ihre Vollständigkeit, denn von Ducis, der mit dem größten Teile seines Lebens und Schaffens noch ins achtzehnte Jahrhundert hineinreicht, bis zu dem 1875 geborenen Gregh, fehlt kein französischer Lyriker von irgendwelcher Bedeutung. Aber die Anordnung des reichen Stoffes ist nicht einwandsfrei. Es scheint nämlich der chronologische Gesichtspunkt maßgebend gewesen zu sein, wennschon er auch nicht ganz streng durchgeführt ist. Die inneren Zusammenhänge und Verwandtschaften treten ihm gegenüber zurück. So erhalten wir kein deutliches und einheitliches Bild von den mannigfaltigen Schaffensgebieten der französischen Lyrik. Die Dichter ziehen einzeln, wie die Bilder einer Laterna magica, an uns vorüber. Von den Aufgenommenen hat Victor Hugo den Löwenanteil (über 40 Seiten), da nun einmal er und nicht Alfred de Musset oder Lamartine, als unübertroffener Lyriker Frankreichs gilt. Auch Lamartine und etwas geringer Musset sind reichlich bedacht. Sully-Prudhomme kommt mit etwa 10 Seiten sogar zu gut fort, die anderen werden, entsprechend ihrer hergebrachten Wertschätzung gewürdigt. Die poetische Thätigkeit der noch Lebenden tritt aber hinter der Vergangenheit, auch wo diese nur noch in der Litteraturgeschichte ihre Fortdauer fristet, ungebührlich zurück. Den Litterarhistoriker kann diese Sammlung also nicht völlig befriedigen, sie ist dagegen, ihrer hübschen Ausstattung wegen, für den Salontisch schöngeistiger Frauen und Mädchen eine erwünschte Zierde. Indessen hätte der Herausgeber gut getan, jedem Dichter einen kurzen Lebensabriß vorauszuschicken. Die „bibliographischen Noten“ am Schluß mit ihrer trockenen Nomenklatur sind wenig genießbar.

Dresden. *R. Mahrenholtz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1904. In 3 Leinwandbänden M. 6,—.

Hermann Kurz ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Von Dr. Emil Sulger-Gebing, a. o. Professor an der Kgl. Technischen Hochschule zu München. Mit einem Bildnis des Dichters. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1904. 8°. 83 S.

Von allen schwäbischen Dichtern der Neuzeit, toten wie lebenden, steht kaum einer den modernen litterarischen Bestrebungen näher als Hermann Kurz: er ist entschiedener Realist und zugleich bewußter Heimatkünstler gewesen. Es giebt vielleicht keinen besseren Kenner des schwäbischen Volkslebens, sicher aber keinen, der es besser wiederzugeben verstanden hat, und wer sich mit dem echten Geist der schwäbischen Kultur in ihren verschiedenen Epochen seit der Reformation vertraut machen will, der darf ja nicht versäumen, zu Kurz' zwei großen Volksromanen wie zu seinen kleinen Erzählungen und Skizzen zu greifen. Da der gemütstiefe und humorreiche Schriftsteller hierzu schwerwiegende poetische Eigenschaften in die Wagschale werfen kann, so versteht man nicht leicht, weshalb er nicht tiefer in die Massen des deutschen Lesepublikums eingedrungen ist. Es mag sein, daß unter der geringen Teilnahme, die überhaupt die schwäbische Kultur — übrigens durch eigene Verschuldung, weil sie sich zu lange abgesperrt hat — im übrigen Deutschland erweckt, auch Hermann Kurz zu leiden gehabt hat; ist doch er selbst ein Urschwabe, dem viel von dem Knorrigen und Kantigen seines Volksstammes anhaftet — „Ueberzwerches“ haben es Freunde von ihm genannt.

Man muß es dem rührigen Verlag von Max Hesse hoch anrechnen, daß er Kurz' sämtliche poetischen Werke jetzt, nachdem die ihnen durch die Gesetzgebung vergönnte dreißigjährige Schutzfrist abgelaufen ist, seinen leipziger Klassikerausgaben einzureihen gewagt hat. Die erste Gesamtausgabe ist unmittelbar nach Kurz' Tod von dessen Freund Paul Heyse im Verein mit dem A. Krönerschen Verlag in Stuttgart veranstaltet worden. Wie trefflich sie dereinst ihren Zweck erfüllt hat, bedeutet ihr gegenüber die neue, von Professor Dr. Hermann Fischer in Tübingen herausgegebene doch einen Fortschritt. Der von der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart erworbene Nachlaß des Dichters ist inzwischen zugänglich geworden. So konnte auch Fischers biographische Einleitung der schönen Lebensskizze, die Heyse vor nahezu 30 Jahren dem heimgegangenen Freunde gewidmet hat, manches Neue, Ergänzendes und Berichtigendes beifügen. Die Gedichte, die den ersten Band füllen, sind neu angeordnet und um einzelne Stücke bereichert; Vollständigkeit lag hier nicht in der Absicht des Herausgebers. Die Lyrik ist ja auch nicht Kurz' Stärke, vielmehr die Epik in Prosa. Und da bietet die neue Gesamtausgabe, über die alte hinausgehend, mit dankenswerter Vollständigkeit alles, was der Dichter selbst in verschiedenen Sammlungen an die Oeffentlichkeit gebracht hat; zuerst die zwei Romane: „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirt“, je in drei Bänden, dann in fünf die zahlreichen Novellen, Erzählungen, Skizzen und autobiographischen Arbeiten.

Noch einmal ist durch diese neue Gesamtausgabe Gelegenheit geboten, das an Hermann Kurz begangene Unrecht gut zu machen und ihm die gebührenden Ehren als einem der trefflichsten deutschen Volksschriftsteller zuzubilligen. Die Aussichten sind diesmal günstig, weil der niedergestellte Preis der sorgsam bearbeiteten und in jeder Hinsicht befriedigend ausgestatteten Ausgabe eine weite Verbreitung ermöglicht. Was freilich ihr wirkliches Schicksal sein wird, kann erst die Zukunft lehren, da in litterarisch-buchhändlerischen Dingen allzu oft jede Wahrscheinlichkeitsrechnung zu schanden gemacht wird.

Sulger-Gebings Schriftchen führt seinen Lesern mit kurzen Strichen das Leben des Dichters vor — aber warum (S. 10) die Thatsache, daß Kurz aus dem Stift relegiert worden ist, umschreiben? — und schildert etwas ausführlicher sein poetisches Wirken mit feinem Verständnis und wohlthuender Wärme, ohne doch auf besonnene Kritik zu verzichten.

Den zweiten Teil des kleinen Buches bildet eine „Bibliographie der Schriften von Hermann Kurz“. Diese Verkoppelung ist etwas erzwungen. Denn die Charakteristik des Dichters ist auf ein weiteres Publikum berechnet, das mit der Bibliographie kaum etwas anzufangen weiß, und denen, für die diese bestimmt ist, bringt umgekehrt der erste Teil nichts Neues. An sich ist gerade die bibliographische Uebersicht eine schätzenswerte und gediegene wissenschaftliche Leistung. Die Titelangaben sind sehr genau; auch wird bei Sammlungen der Inhalt im einzelnen verzeichnet. Absolute Vollständigkeit darf man, wie der Verfasser in der Vorbemerkung mit Recht betont, von einem derartigen ersten Versuche nicht erwarten. Unter anderem vermißt man Kurz' artige Skizze „Die Schwaben“ in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist“ (Karlsruhe 1842) S. 375—380, ferner „Dora d'Istria“ in der stuttgarter Zeitschrift „Freya“, 6. Jahrg. (1866), S. 217—220. Unerfindlich ist, warum von den zahlreichen Gedichten, Erzählungen, Aufsätzen und Bruchstücken, die der Dichter zuerst im cottaschen Morgenblatt veröffentlicht hat, ein Teil erwähnt, vieles andere dagegen weggelassen ist. — Zum besonderen Schmuck gereicht dem Buche die erstmalige Reproduktion des schönen Reliefporträts, das Professor Erwin Kurz von seinem Vater gefertigt hat.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Peter Rosegger. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens und Schaffens von Hermine Möbius und Hugo Möbius. Mit zahlreichen Illustrationen, einer Handschriftendruck-Beilage und einem alphabetischen Verzeichnis der hochdeutschen Schriften Roseggers. Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 155 S.

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, für eine wissenschaftliche Biographie Roseggers genommen zu werden, sondern es will nur in lückenloser Darstellung ein Bild von Roseggers eigenartigem Lebenslauf und all dem, was bestimmend und richtungweisend auf ihn eingewirkt hat, entwerfen. Dieses Ziel hat Hermine Möbius, die Verfasserin des 1. Teiles „Aus Peter Roseggers Leben" erreicht. Die ungemein warmherzige Schreibweise, die in gleicher Weise für den Geschilderten wie für den Schilderer einnimmt, zeugt von großer Verehrung für den steirischen Dichter und verrät in der Art, wie sie die vielen autobiographischen Dokumente Roseggers verwertet, eine eingehende Kenntnis seines ganzen Schaffens. Der zweite Teil, von Hugo Möbius, enthält eine kurze Betrachtung der einzelnen Werke Roseggers. Der Autor nennt seine Ausführungen bescheiden „freimütige Aussprachen eines überzeugten Anhängers des Dichters". Wir können nur mit Genugthuung konstatieren, daß diese Aussprachen nirgends panegyrische werden, daß sie uns in ihren Urteilen durchaus zutreffend erscheinen und eine große Zahl sehr feiner Bemerkungen enthalten.

Dem Buche muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß es eine gediegene Einführung in Roseggers Geistes- und Gemütswelt und in die Welt seiner Schöpfungen ist, die durch die Illustrationen eine interessante Ergänzung erfährt.

St. Leonhard a. Forst (N.-Oe.). *Karl Bienenstein.*

Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Rudolf Hunziker. Mit dreizehn ungedruckten Briefen Gotthelfs und drei Bildern. Zürich, Schultheis & Co. 1903. 168 S.

Mit der Akribie des klassischen Philologen hat der Verfasser die verschollenen Rezensionen der schweizerischen Litteraten Reithards (1805—1857) sowie seinen Briefwechsel mit Gotthelf behandelt, eine Reithard-Bibliographie zusammengestellt, die Titel der Urausgaben gotthelfscher Werke „ad litteram et interpunctionem genau mitgeteilt" und ist mit peinlicher Gewissenhaftigkeit allen persönlichen Beziehungen Reithards und Gotthelfs nachgegangen. Niemand darf ihm das übel nehmen, denn sein Büchlein ist so zum zuverlässigen Führer durch die Niederungen der schweizerischen Almanachlitteratur geworden, in der sich der große berner Volksdichter zu bewegen hatte.

In einer knappen und klaren Einführung schreibt Hunziker die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei in Talent und Charakter unähnlichen Männern. Er verfällt nicht in den Fehler, dem talentierten Vielschreiber einen nennenswerten Einfluß auf Gotthelf zuzugestehen, nur den Wert der Rezensionen überschätzt er, wenn er sie mit den Charakteristiken Gottfried Kellers (s. Nachgelassene Schriften S. 93—164) vergleicht. Nicht, als ob wir die Mitteilung dieser Aufsätze, die Gotthelf so früh würdigten und gegen seine zahlreichen Widersacher verteidigten, nicht dankbar begrüßten. Aber Keller redet nicht nur „sachkundig", er leuchtet tief in das Wesen aller epischen Kunst und der Volkspoesie hinein.

Die mitgeteilten Briefe zeigen nicht nur, was sich Gotthelf von Verlegern und Redakteuren gefallen lassen mußte, wir erfahren nicht nur recht Interessantes über die Entstehung einiger seiner markigsten Werke, sondern sie liefern auch wertvolle Beiträge zur Erkenntnis des Menschen Gotthelf. So granithart und schroff, so zürnend und von Haß erfüllt gegen „die Liederlichkeit in jedem Verhältnisse", wie er uns in seinen Werken gegenübertritt, sehen wir ihn hier einen Freund und Parteigenossen von sich stoßen, der zugleich der eifrigste Herold seines Ruhmes war. Der weiche, etwas molluskenhafte, immer wieder um die Gunst des verehrten Dichters werbende Reithard und der feste Berner tragen so tiefe Charaktergegensätze in sich, daß ein Bruch unvermeidlich war; das giebt diesen Briefen eine innere Tragik und macht sie auch, vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet, zu wichtigen Dokumenten.

Zürich. *Alexander Ehrenfeld.*

Schweizer Märchen. Anfang eines Kommentars zu der veröffentlichten schweizer Märchenlitteratur. Von Prof. Dr. Singer. Mit einer Abbildung. Bern, A. Francke, 1903. 77 S. M. 1,20.

Die vorliegende Arbeit bildet das dritte Heft der kürzlich begründeten berner „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Litteraturgeschichte", die von O. Walzel herausgegeben werden. Sie ist aus Universitätsvorlesungen des Verfassers über schweizer Märchen und Sagen hervorgegangen und ist als eine tüchtige, die Märchenforschung fördernde Leistung, die psychologische und volkskundliche Gesichtspunkte in gleicher Weise berücksichtigt, zu bezeichnen. Ihre Bedeutung ist keineswegs auf das enge Gebiet der Schweiz beschränkt; denn die darin behandelten Märchen sind zwar in der gerade dort überlieferten Form zu Grunde gelegt, aber sie finden sich auch weit jenseits der Grenzen dieses Landes, vielfach sogar bei nicht indogermanischen Völkern in nahe verwandten Fassungen wieder. Es werden folgende Märchen behandelt: „Das Kornkind", das in die große Familie der Korndämonen gehört, „Goldig Betheli und Harzebabi", die ihre bekanntesten Verwandten in der Goldmarie und Pechmarie in der „Frau Holle" haben, „Die Geisterküche", ein Seitenstück zum grimmschen Märchen vom Gruselnlernen, „D' Brösmeli uf em Tisch" und „Müsli gang du z'erst", zwei ätiologische Tiererzählungen, „Die drei Raben", das mit der bekannten Geschichte von den zwölf Brüdern Verwandtschaft zeigt, und „Der Buab mit dem isige Spazierstecke", das eine Verquickung des Motivs vom „starken Hans" mit dem vom „Bärensohn" enthält.

Die Methode der Behandlung ist die, daß der Verfasser nach der Mitteilung des Märchens — es sind die sieben ersten Nummern in Suttermeisters Sammlung „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz" — ihren Typus feststellt und nach den etwaigen psychologischen Erläuterungen eine große Fülle von Ausgestaltungen ähnlicher oder gleicher Motive aus der internationalen Litteratur heranzieht und den Vergleich damit durchführt. Auf diese Weise werden die schweizer Märchen in ihren großen Zusammenhang eingereiht und der Kommentar, dessen Fortführung sehr zu wünschen wäre, wird zu einem neuen guten Hilfsmittel für das Studium der vergleichenden Märchenkunde.

Breslau. *Hermann Jantzen.*

Joachim Rachels satyrische Gedichte, nach den Ausgaben von 1664 und 1677 herausgegeben von Karl Drescher. (Braunes Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, Nr. 200—202.) Halle a. S., Niemeyer. 1903. XL, 187 S. M. 1,80.

Joachim Rachel (1618—69) aus Dithmarschen schrieb die ersten Satiren in hochdeutscher Sprache, also im Gegensatz zu Laurenbergs niederdeutschen Scherzgedichten. Rachel stand auf dem Boden opitzischer Lehren und baute streng regelmäßige Alexandriner-Satiren. Er nahm Persius und Juvenal zum Muster, aber entlehnte die Beispiele der Thorheit nicht dem Altertum, sondern der Gegenwart. So gewannen seine Gedichte großen Beifall und sind auch kulturgeschichtlich wertvoll. Drescher giebt in Braunes Neudrucken eine treffliche Ausgabe aufgrund der ältesten Drucke von 1664 und 1677 mit den Lesarten der späteren Auflagen und mit kurzen erläuternden Anmerkungen. Die Einleitung behandelt sehr gründlich die Geschichte der vorhandenen Drucke und beseitigt mancherlei alte Irrtümer, wie der Vergleich mit Goedekes Grundriß (III, 2, 237) zeigt. Die handliche,

bequem zugängliche Ausgabe ist die erste wissenschaftliche. Bisher war man auf die alten Drucke oder auf die Ausgabe von H. Schröder (1828) angewiesen. Jetzt haben wir einen zuverlässigen Text mit allen nötigen Nachweisen, den man als Ergänzung zu Braunes Lauremberg in derselben Sammlung besonders gern sieht.

Schade nur, daß Drescher die Einleitung auf die äußere Druckgeschichte beschränkte. Eine kurze biographische und litterargeschichtliche Darstellung hätte die Brauchbarkeit der Ausgabe noch wesentlich erhöht und die kurzen Bemerkungen unserer Litteraturgeschichte ergänzen können.

Rostock. *Wolfgang Golther.*

Die Liebe in der dramatischen Weltlitteratur. Ein Streifzug durch das Drama der Weltlitteratur von Jakob Lippmann. Berlin 1904. Ernst Huhn. 160 S.

Ein schönes Thema. Für einen ganz Großen: für einen wirklichen Menschen, für einen tiefgründigen Kritiker und Kenner des Theaters und seiner vielästigen Weltlitteratur. Nicht aber für einen Dilettanten, dem es an Stilgewandtheit, an jeder wissenschaftlich-litterarischen Arbeitsmethode und an Größe und Schlagkraft der ästhetischen Anschauung, dem es vor allem aber auch an Geschmack und Takt gebricht.

Der Band enthält Proben von Liebesszenen aus verschiedenen Dramen der Weltlitteratur. Er besteht also wesentlich aus Zitaten. Doch wenn es nur bei diesen Zitaten geblieben wäre! Der Verfasser glaubte aber, wenn er schon nichts weiter that, thun konnte, wenigstens einen verbindenden Text herstellen zu müssen. Und diese Ungeheuerlichkeiten einer vollständigen Urteilslosigkeit übersteht kein halbwegs anspruchsvoller Leser. Ist schon von einer Gruppierung und Aufteilung des weitschichtigen Materials, von Gegenüberstellungen und Parallelstellungen gewisser Liebesszenen nach ihrem Gehalt oder ihrer Technik, von einem Ergründen ihres letzten Wesens keine Rede, so gehören die kritischen Bemerkungen einem ungebildeten und vor allem unmodernen Menschen an, der offenbar eine Ablagerungsstätte für seine Schmähungen der heutigen Kunst und Kultur suchte. Ganz davon abgesehen, daß die Auswahl der herangezogenen Dramen durchaus willkürlich ist und eben den mehr als mangelhaften Kenntnissen des Verfassers auf den Gebieten der theatralischen Kunst entspricht. Von Ibsen hat er nur die „Nora" berücksichtigt und ein paar belanglose Bemerkungen dazu gemacht, von Maeterlinck natürlich „Monna Vanna", aber kein einziges der doch hier so wichtigen Dramolets, von Wedekind den „Kammersänger" und von Wilde die „Salome". Man sieht, all die Schlager vom Tage. Und den anderen Weltperioden des Dramas ergeht es nicht besser.

In allem also ein schlechtes Buch, vor dem zu warnen immer noch besser ist, als es totzuschweigen.

Essen. *Carl Hagemann.*

Histoire des Oeuvres de Stendhal. Par Adolphe Paupe. Introduction par Casimir Stryienski. Paris, Dujarric et Cie., 1904. 446 S. 5 Fres.

In dieser äußerst fleißigen und sorgfältigen Arbeit finden die Liebhaber Stendhals, die bisher auf die mehr oder minder unvollständigen bibliographischen Zusammenstellungen von Colomb, Brun, Lumbroso und Roux angewiesen waren, zum ersten Male eine vollständige und zuverlässige Bibliographie der gesamten Stendhallitteratur, und zwar die wissenschaftlich genaue Aufführung aller Original- und späteren Ausgaben seiner Werke, aller Arbeiten in Buch- oder Essaiform über Stendhals Leben, Werke und seinen Einfluß, aller Porträts, Urteile, Nekrologe, Artikel, Notizen u. s. w., sowie eine Geschichte der Entstehung der stendhalschen Bücher. Paupe hat alles bisher Bekannte und Verstreute geordnet und gesammelt, dazu fügt er viel Neues, bisher Unbekanntes hinzu, sodaß er ein bibliographisch sehr wertvolles Buch gebracht hat, das lediglich eine geringfügige Lücke in der Anführung der deutschen Stendhallitteratur aufweist. Ich finde einige ältere, fragmentarische Uebersetzungen stendhalscher Bücher in unsere Sprache nicht erwähnt, ebenso die wenig bekannte Thatsache, daß Heinrich Heine und Paul Heyse den Stoff zu eigenen Arbeiten bei Stendhal gefunden haben; zum Beispiel hat Heyse die stendhalsche Novelle „Vanina Vanini" dramatisiert, wenngleich er selbst die Quelle seines Stoffes verschweigt. Ferner scheint der Essai über Stendhal von Georg Brandes in dessen „Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts", der übrigens flüchtig und fehlerhaft ist, in Frankreich unbekannt zu sein. Alles in allem ist das Buch Paupes für alle die unentbehrlich, die sich über die Klassiker Frankreichs unmittelbar Kenntnis zu holen pflegen, insbesondere möchte ich es den Verfassern der höchst dürftigen und veralteten Artikel über Stendhal in unseren beiden großen Konversationslexiken (Meyer wie Brockhaus in neuester Auflage!) zur geneigten Kenntnisnahme empfehlen.

Auerbach i. Vogtland. *A. Schurig.*

Verschiedenes.

Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung von Hans Glagau. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1903. 180 S. M. 2,— (3,20).

Das interessante Buch Glagaus behandelt eine für den Historiker und den Biographen gleich wichtige Frage, indem es in einer Kette von Untersuchungen ausgewählte Selbstbiographieen nicht nur auf ihre Glaubwürdigkeit prüft, sondern auch die Fehlerquellen und die Ursachen bewußter Umdichtungen eigener Erlebnisse zu ermitteln sucht. Das Werk ist methodisch gut gearbeitet und wäre einem angehenden Historiker, der lernen will, wie man Untersuchungen dieser Art angreift, durchaus zu empfehlen — allerdings nur einem Historiker, denn im litterarhistorischen Sinn sind die Resultate dieser so feinen und sorgfältigen Arbeit durchaus verfehlt. Wie konnte das geschehen?

Zugrunde liegen den Ausführungen die Memoiren der bekannten Madame Roland, weil sich ihre Angaben zufällig an der Hand einer gleichzeitigen Korrespondenz ausreichend nachprüfen lassen: die Folgerungen indes, die aus dem geringen Zusammenstimmen beider Quellen gezogen werden, sind viel zu weitreichend: die Erzählung einer Frau von ihren früheren Verlobungen und ihrer Ehe mit einem Manne, dessen sie inzwischen überdrüssig geworden ist, wird man bis zum Gegenbeweis stets mit größtem Mißtrauen anhören, denn wenn irgend eine Art der Erinnerung täuschend — vergoldend oder schwärzend — ist, so ist es die des Herzens. Nicht viel günstiger liegt der Thatbestand für Rousseau. Seine glühende Phantasie, die ihm nie und nirgends Wirklichkeit gewesene Bilder vorgaukelte, vereinigt mit dem Fanatismus seines Verstandes, der die offenbarsten Thatsachen niemals von den wenigen psychologischen Grundanschauungen, die er sich zurechtgelegt hatte, abbringen konnten, waren schlechte Leuchten auf dem dunklen Pfad ins eigene Innere.

Völlig anders liegt der Fall bei der bewußten Umgestaltung unter künstlerischen Gesichtspunkten, die Goethe mit dem eigenen Erleben vorgenommen hat, vor allem, um in idealistischem Sinne aus der verwirrenden Fülle der Ereignisse die wesentlichen Linien klar hervortreten zu lassen, dann auch, weil das Gedächtnis für genaue Wiedergabe des Einzelnen doch oft versagt hätte. — Bleibt von den untersuchten Schriften nur noch der Anton Reiser, von dem Glagau zugiebt, daß die äußeren Vorgänge ziemlich genau wiedergegeben sind, während er an der Darstellung der inneren Entwicklung einzelnes

aus Wahrscheinlichkeitsgründen beanstandet. Trotzdem wird er wohl zugestehn, daß diese Quelle in historischem Sinn durchaus als zuverlässig zu betrachten ist, denn ganz einwandsfreie historische Quellen sind doch nur Photographieen und Phonogramme, und auf ihnen fehlt zumeist das Wissenswerte.

Der Bestand des verarbeiteten Materials — Augustin entfällt, da das, was Glagau über ihn sagt, im wesentlichen verfehlt ist — ist offensichtlich viel zu gering zu wirklich sicheren Ergebnissen; ich glaube aber, daß der Leser auch aus ihm schon den weisen Schluß ziehen wird, den auch die weitreichendste Prüfung der gestellten Frage ergiebt, daß nämlich die Autobiographieen recht verschiedenartig sind, und jede einzelne auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft sein will.

Die Begründung seiner These von der prinzipiellen Unglaubwürdigkeit der psychologischen Konstruktionen der Selbstbiographieen sieht Glagau in einem Abhängigkeitsverhältnis der modernen Selbstbiographie vom psychologischen Roman, das er aufstellt, auch in dieser Beziehung aufgrund einer richtigen Beobachtung zu weitgehende Folgerungen ziehend. Ein Zusammenhang zwischen Roman und Autobiographie ist unleugbar vorhanden, aber schon die einleitenden Worte des Anton Reiser hätten einen wertvollen Fingerzeig in anderer Richtung geben können, denn die dort genannte Madame Guyon hat schon im 17. Jahrhundert, als von einem psychologischen Roman noch keine Rede war, eine ausgezeichnete und durchaus exakte Analyse ihrer inneren Entwicklung gegeben, die die bedeutsamste Einwirkung auch auf Deutschland ausübte, Rousseau gewiß bekannt war — an Stelle der bei Glagau S. 11 genannten, ihm größtenteils unbekannten — und die auch nur eine bedeutsame Stufe in einer älteren Entwicklungsreihe darstellt: historisch geht die psychologische Selbstbiographie dem neuen Roman voran; dem Wesen nach entspringen beide der gleichen Quelle, dem längst ununterbrochen steigenden psychologischen Interesse, dessen Genesis zu verfolgen hier nicht der Ort ist.

Berlin. *Kurt Jahn.*

Halbmaske. Von Oskar Schmitz. Stuttgart, Axel Juncker. 1903. M. 3,50.

Gedichte, Dramolets, Erzählungen und Essais. Die Essais sind das beste, namentlich „Ueber das Empfinden der Landschaft“ und „Bürgerliche Kultur“. Wir begegnen jenem etwas gezierten aber sauberen Stil, der von Jungwien ausgegangen ist und den die Dekadenten so sehr lieben. Der Verfasser möchte mit diesem Buch „der abgelaufenen Epoche einen Grenzstein setzen“. Vielleicht hat er also die Dekadenz überwunden und strebt gesünderen Regionen zu? Wir werden sehen. — Neben den Essais, von denen ich allerdings den Scherz „Prolegomena zu jedem künftigen System der Kochkunst“ gern ausgeschlossen sähe, sind die Erzählungen und Skizzen von einigem Interesse. Besonders der Cyklus „Haschisch“, der in einer Novellenfolge unterschiedliche Perversitäten behandelt, aber mit einer kühlen Freude an der Form, die das Empfinden des Widerlichen mildert. Von den Skizzen ist „Pantomime“ die feinste; um ihretwillen könnte man das Buch liebgewinnen. Von dem „jungen Herrn und dem Milchmädchen“ gilt das oben von der „Kochkunst“ Gesagte. Es fehlt dem Verfasser — und daran könnte man den Dilettanten erkennen, wenn nicht solche Zeichen häufig trögen — an der notwendigsten Selbstkritik; eine strengere Auswahl, ein um vieles schmalerer Band, und wir hätten eine litterarische Erscheinung vor uns. Einige von den Gedichten zeichnen sich durch Feinheit der Form ebenso aus wie durch den Reiz gedämpfter Stimmung. Am wenigsten konnte ich mich mit den dramatischen Versuchen des Autors befreunden. Jedenfalls ist das Buch „Halbmaske“ der Niederschlag eines gebildeten und ästhetisch raffinierten Geistes, der uns vielleicht später mit Erlesenerem entgegentreten wird.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Und Du sollst fruchtbar sein. Präludium von Inge Maria. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1903. 71 S. M. 2,—.

Das vorliegende Buch ist der erste Teil eines umfangreicheren Werkes, das in einzelnen Teilen erscheinen soll. Die Verfasserin scheint sich hier die Aufgabe gestellt zu haben, in künstlerischer Gestaltung zu wiederholen, was sie in ihrer Broschüre „Der Schrei nach dem Kinde“ theoretisch auseinandersetzte; auch dort freilich mehr in lyrischen Exaltationen, als in ruhig wägender Begründung.

„Die Einsamkeit des Weibes schreit nach Trost,“ sagt sie uns in allen Formen, „und dieser Trost ist das Kind. Wie der Arbeiter ein Recht auf Arbeit hat, so hat die Frau ein Recht auf das Kind.“ Inge Maria zieht die unleugbare Kraft, die ihrer Darstellung innewohnt, aus dem einseitigen Gesichtspunkte, den sie fanatisch einnimmt, dem Gesichtspunkte der Frau, die, durch Reizlosigkeit oder pekuniäre Mängel belastet, den Mann ihrer Wahl nicht heiraten kann. In ihrer Broschüre sagt sie uns, daß die Frau, die sich außerhalb der Ehe dem Manne hingiebt, ein Martyrium auf sich nimmt: vielleicht vergißt sie aber, daß auch innerhalb der Ehe die Verschiedenartigkeit der geschlechtlichen Bedürfnisse und Neigungen das Zusammenleben zwischen Mann und Weib ein Martyrium für die Frau werden kann und oft wird. Es kommen da eben ganz andere Faktoren zu Worte, die die Ehe schön machen, und diese Faktoren haben mit Standesamt und Altar wenig zu thun. Sich tragen und halten kann ein Menschenpaar, das sich liebt, so gut in, wie außerhalb der Ehe.

Inge Marias neues Buch ist etwas preziös in Form von Versen gedruckt, einer Form, die jeder Silbe Gewicht verleihen möchte. Sie schildert das Begegnen zwischen dem Mädchen und dem Manne, zu dem sie sich mit allen Nerven hingezogen fühlt. Rein körperlich. Erst ist es nur seine Hand, die sie durch den Zigarrennebel sieht, und schon fühlt sie, daß das Schicksal näher kommt. Freilich hat sie schon ein Buch von ihm gelesen, von ihm, der da im Zigarrennebel sitzt, aber wir erfahren nichts als Körperliches, solange wir mit ihm zusammen sind. Es ist Kraft auch in diesem Buche, etwas zu viel, zu angespannte und manchmal zu überhitzte Kraft. Alles glüht wie Fieberträume, von denen man stammelnd berichtet.

Nur der Anfang eines Verhängnisses wird bisher geschildert; zwei Menschen, die zu einander streben und zwischen denen der Schatten einer warnenden Toten steht. Ein Präludium. Die eigentliche Liebestragödie und das Martyrium — wenn ich die Verfasserin recht errate — werden erst die nächsten Teile bringen. Schon jetzt aber kann man sagen, daß es Eigenes und mit Leidenschaft Gedachtes ist, was Inge Maria uns giebt.

Berlin. *Anselm Heine.*

Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. Aug. Dreßler. Berlin, F. Fontane & Co. 1904. 157 S. M. 3,50 (5,—).

Dem gewiß berechtigten Verlangen der Verehrer unserer großen Männer, nicht nur ihre öffentliche Wirksamkeit, sondern auch ihr intimeres privates Leben, Fühlen und Denken kennen zu lernen, wird in diesem liebenswürdigen Büchlein des bekannten berliner Musikers hinsichtlich Moltkes vollkommen entsprochen. Dreßler hatte, indem der Feldmarschall ihn erlas, seiner Liebe zur Musik im engsten Familienkreise Genüge zu leisten, das Glück, dem großen Manne zwanzig Jahre lang nahezustehen: Moltke wurde ihm der, den er nächst Gott am meisten geliebt hat. So tritt uns die schlichte Größe des Helden, der mit demselben Recht wie den kriegerischen Lorbeer die Krone aller Bürgertugenden trug, hier in einer zwar durch lautere Begeisterung getragenen, aber nirgends in byzantinische Ueberschwänglichkeit umschlagenden Darstellung plastischer und Anteil erregender entgegen als aus den Annalen der Geschichte oder aus seiner eigenen, das Ich bescheiden zurückstellenden Schreib-

weise in den „Gesammelten Werken“. Unter den 15 Kapiteln seien hervorgehoben: Moltke daheim, Beim Whist, Die Musikabende, Weihnachten bei Moltke, Moltke auf Reisen, Moltke und seine Kaiser, In Kreisau, Die letzte Melodie.

Das Gefühl der Freude und inneren Genugthuung, mit dem der Autor von seinem Helden berichtet, wird auch den Leser bis zur letzten Seite des mit Illustrationen, Faksimilebeilagen und der „Letzten Melodie“ versehenen Buches nicht verlassen.

Berlin. *Hermann Berdrow.*

Walter Crane. Von O. von Schleinitz. Leipzig und Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1903. 151 S. M. 4.—.
Walter Crane and his Work. By P. G. Konody. London, G. Bell & Son. 1903.

Von Walter Cranes Kunst und künstlerischer Wirkung hat man schon seit Jahr und Tag nur im Tone von „Es war einmal . . .“ zu sprechen. Sein Einfluß ist ein historisches Faktum, sein Platz in der Entwicklungsgeschichte ja verbürgt, aber das Maß der Bewunderung und Anerkennung, das ihm zu zollen ist, muß sorglich abgegrenzt werden. Er ist weder ein Genie noch ein Führer. Ein energischer Epigone, sehr fleißig und etwas aufdringlich — das ist sein Wert. So wird er auch von ehrlichen und verständigen Engländern genommen, und es ist etwas komisch, in Deutschland diesen Mann immer wieder maßlos überschätzt und als modernen Pfadfinder gepriesen zu finden. So liegt jetzt ein großes englisches Prachtwerk vor, vom Künstler sozusagen patronisiert, und eine kleine Monographie des deutschen Herrn von Schleinitz. Im deutschen Werke wird Crane in jeder seiner Leistungen zu hoch genommen, der „Zenith“ seines Ruhmes und Genies wird bestaunt, jede kritische Wertung fehlt, indes P. G. Konody, der englische Kritiker, bei aller Schätzung von Cranes Arbeitsleistung, seiner Potenz und seines Fleißes doch das Maß nicht verliert und insbesondere die malerische Thätigkeit Cranes nach Gebühr ablehnt. Allerdings hat es sich Walter Crane, was als Kuriosum eine Anmerkung verdient, nicht nehmen lassen, in einer auf einem kleinen Zettel beigelegten Notiz mitzuteilen, daß er mit den im Buch ausgesprochenen kritischen Meinungen nichts zu schaffen habe. Ganz lustig und für Crane bezeichnend. Aber auch für das Verhältnis von Verleger, Autor und Künstler; denn ich weiß ein Land, vielleicht auch zwei, wo der Künstler einfach seine Werke nicht reproduzieren läßt, wenn ihm die Kritik des Historikers nicht paßt. Uebrigens ist der bellsche Band, was Illustration, Typographie und Papier betrifft, ein Meisterwerk von wunderbarer Sorgfalt, das auch Walter Crane, der den Einband entworfen hat, in seiner besten Eigenschaft zeigt: als ornamentalen Zeichner.

Berlin. *W. Fred.*

Gesellschaft und Einsamkeit. Von R. W. Emerson. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Einzelne Essais in diesem Buche sind schon früher in deutscher Uebersetzung erschienen. „Häusliches Leben“, „Mut“, „Erfolg“ und „Alter“ sind in Sophie von Harbous Uebersetzung in Nrn. 1617—1619 der Bibliothek der Gesamtlitteratur enthalten (s. LE V, Sp. 1324—26). Die vorliegende Ausgabe hat vor anderen in diesem Jahre veröffentlichten Emerson-Uebertragungen das voraus, daß sie keine willkürlich zusammengewürfelte Auswahl aus verschiedenen Büchern Emersons bietet, sondern den Band, dem derselbe obigen Titel gab, in seiner ursprünglichen Zusammenstellung. Die Uebersetzung von Heinrich Conrad liest sich im allgemeinen gut. Einzelne Stellen hätten etwas weniger wörtlich genommen werden können; an anderen geht des Uebersetzers Phantasie mit ihm durch. Das geschieht gleich am Anfang im ersten Essai, das ihm überhaupt am wenigsten gelungen ist, indem er auf S. 2, Zeile 14 v. o. „pastures“, Wiesen, Weiden, mit „Wildnis der Prairie“ übersetzt. Zeile 12 v. u. enthält ein Mißverständnis: „evergreens“ sind Nadelhölzer, nicht Immergrün. Auf S. 4, Zeile 13 v. o. schwächt er Emersons „good fellows“ dadurch ab, daß er aus den „guten Kerlen“ — „nette Leute“ macht, und auf S. 9, Zeile 14 v. u. wäre „ungeschlachter Kerl“ oder einfach „Bauer“ ein besseres Aequivalent für „boor“ als Bauernjunge. In dem Essai über „Häusliches Leben“ sind zu viele Diminutiva angehäuft und schwächen die Sprache des Originals. Auf „Nesthäkchen“, S. 83, hätte nicht unmittelbar „Kleinchen“ und gar „knirpsiges Strampelchen“ folgen sollen; an Stelle des ersteren steht im Original das Pronomen, und das zweite entspricht Emersons „puny straggler“ kaum. Die betreffenden Stellen lesen sich bei Sophie von Harbou besser und stehen zu den Vorzügen der conradschen Arbeit im argen Mißverhältnis. Der Buchschmuck von Fritz Schumacher und der Druck des Buches machen einen ungemein günstigen Eindruck.

New York. *A. von Ende.*

Die cottasche Handbibliothek.

1859, am Säkulartag Schillers, konnte man in Kundgebungen von klein und groß, obenan in Jacob Grimms unerreichter Rede in der berliner Akademie, Klagen über die hohen Preise unserer Klassiker-Ausgabe lesen. Als unerfüllbar wurde damals der Wunsch bezeichnet, der Schillers Werke bis in die kleinste Hütte getragen wissen wollte. Mittlerweile hat Reclam das Rätsel gelöst, in vielfach nachgeahmten Zehnpfennigheften den denkbar besten Lesestoff aller Zeiten und Völker jedermann zugänglich zu machen sich bemüht. Wie weit und tief die Wirkungen dieser billigen Ausgabe gehen, läßt sich statistisch so wenig abschätzen, wie der Segen der Nachbildungen von Meisterwerken der Architektonik, Plastik und Malerei, durch Ansichtskarten aller Welt erreichbar, im Volk ausstreuen. An Schatten zu so viel Licht fehlt es nicht. Schundromane und Skandalpresse gehen zu noch billigeren Preisen in die Massen, Artistenbildchen und meist nur den Geschmack verderbende Modell-, Akt- und sonstige pornographische Pfennig- und Heller-Kärtchen gedeihen üppiger als je zuvor. Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus — sagt der milde, weise Bischof in „Weh dem, der lügt“ — „Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber“. Das ist die einzig denkbare Heilkunde: statt verdorbener Nahrung unter gleichen, wenn nicht gar günstigeren Bedingungen gesunde, schmackhafte Kost auszubieten. Die cottasche Hand-Bibliothek pflegt diese Hygiene. In gut und auf gutem Papier gedruckten Pfennig-Heften giebt sie nicht nur Meisterwerke der älteren Zeit, sie will auch für die Neueren und Neuesten die größten Leserkreise gewinnen. Gottfried Kellers „Pankraz“ und „Die gerechten Kammmacher“, Marie Ebners „Spätgeborener“, Anzengrubers „Lediger Hof“, Adolf Wilbrandts „Novellen aus der Heimat“, Anastasius Grüns „Lenau-Biographie“, Auerbachs „Spinoza“ und „Edelweiß“, Hermann Kurz „Sonnenwirt“, die Gedichte der Droste-Hülshoff und der Paoli, Hartmanns „Krieg um den Wald“ und Heinrich Seidels „Weihnachtsgeschichten“, Riehls „Ovid bei Hofe“ und Erzählungen von Baumbach, also eine Auswahl des Besten von Autoren des cottaschen Verlages, für deren Werke noch die Schutzfrist läuft, sind in Heften zu haben, deren Preis von 25 und 30 Pfennigen je nach dem Umfang weiter aufsteigt. Das Gedeihen einer derartigen Sammlung steht bei den Lesern. Wie nach Ibsens Wort im „Volksfeind“ eine Zeitung mehr noch als von den Redakteuren von den Abonnenten gemacht wird; wie das Publikum jeden Theaterdirektor, und hieße er selbst Goethe, bis zu einem gewissen Grade durch Zulauf oder Fernbleiben zwingt, seinen Geschmack bei der Ordnung des Spielplans zu beachten, kann ein Unternehmen wie die cottasche Handbibliothek immer Edleres wagen, wenn seinem guten Willen die Empfänglichkeit der Massen entgegenkommt. Von dieser

Wechselwirkung wird es abhängen, ob der cottasche Verlag nach und nach auch Meisterprosa ihrer wissenschaftlichen Autoren wird einreihen dürfen; ob Cotta, kurz gesagt, neben Homer und Cervantes und Calderon auch „Die Bücher des neunzehnten Jahrhunderts“, d. h. diejenigen Schöpfungen deutscher Forscher und Künstler, die bestimmend auf den Verlauf unserer jüngsten politischen Schicksale und geistigen Entwicklung gewirkt haben, in seiner Muster-Sammlung wird vereinigen können.

Wien. *Anton Bettelheim.*

Notizen.

Ein Autographensammler. Ueber den jüngst verstorbenen berliner Bankier und bekannten Autographensammler Alexander Meyer Cohn (vgl. Sp. 1680) schreibt Fedor von Zobeltitz in dem Hamburger Nachrichten: „Er war der Besitzer der umfangreichsten und kostbarsten Autographensammlung Deutschlands, wohl auch Europas. Seine glücklichen Vermögensverhältnisse setzten ihn in die Lage, nicht sparsam sein zu brauchen, wenn es galt, auf einer Auktion eine besonders seltene Piece zu erstehen. Vor allen Dingen aber verstand er etwas von der Sache. Das ist nicht so leicht, als es sich anhört. Im allgemeinen ruht ja der Autographenhandel Deutschlands so ziemlich in reellen Händen. Wenn Firmen wie Albert Cohn, Leo Liepmannssohn, J. A. Stargardt, Rich. Bertling, List & Francke, O. A. Schulz, Gilhofer & Ranschberg eine Autographenauktion ankündigen, so kann man gewiß sein, daß ihre Katalogsangaben stimmen. Aber zuweilen können auch die gewiegtesten Fachleute irren; beispielsweise wurden bei dem Verkauf der berühmten Kollektion Giancarlo Rossi zahlreiche Stücke angezweifelt, und der Auktionator sah sich veranlaßt, nur solche Piecen zum Verkauf zu stellen, die sich durch vergleichende Prüfung als unbedingt echt herausstellten. Alexander Meyer Cohn ist vielfach als Schiedsrichter herangezogen worden; seine Kennerschaft war so groß, daß er meist ohne weiteres an dem ganzen Habitus eines Autographen erkannte, ob es sich um ein Falsum handelte oder nicht. Im übrigen war er auch ein kluger Käufer und besaß den Stöbersinn eines echten Sammlers. Es kommt vor, daß gewichtige Seltenheiten bei einer Auktion ziemlich unbeachtet bleiben, gerade weil sie so selten auf den Markt kommen. So wurde 1901 in Wien eine Quittung Bramantes für ein Butterbrot losgeschlagen, obwohl nur noch ein einziges Autograph des ersten Architekten von Sankt Peter bekannt ist. Autographensammlungen, die alle Gebiete umfassen, giebt es seit dem Verkauf der Kollektion Künzel kaum noch; ich glaube, die Sammlung der Baronin König-Warthausen steht in dieser Beziehung heute ziemlich einzig da. Berühmte Sammler, wie der verstorbene Franzos, wie Rudolph Brockhaus, Karl Meinert, Fritz Donebauer, Aloys Fuchs u. a., bevorzugten bestimmte Gebiete; der die Musik, jener die Historie, der wieder einen ihn besonders interessierenden Litteraturabschnitt, ähnlich wie die großen Museen und Archive es tun, das Freie Hochstift in Frankfurt, das Germanische Museum in Nürnberg, das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Auch Alexander Meyer Cohn hatte sich schließlich auf ein bestimmtes Sammelgebiet zurückgezogen: das der klassischen deutschen Litteraturperiode, ohne im übrigen andere Gebiete gänzlich zu vernachlässigen. So besaß er u. a. auch wundervolle Jugendbriefe Kaiser Wilhelms I., die merkwürdigerweise gegen seinen Willen zur Veröffentlichung kamen, und geschichtlich sehr interessante Briefschaften vieler der Paladine des alten Kaisers, z. B. die ganze Korrespondenz des Generalfeldmarschalls von Manteuffel. Irre ich nicht, so wurde ihm dieser seinerzeit von einem Sohne des verstorbenen Feldmarschalls zum Kauf angeboten. Es kam das zu Ohren des Reichskanzlers — und gerade die manteuffelsche Korrespondenz hat man alle Ursache zu fürchten. Der alte Feldmarschall war ein guter Soldat und ein geschickter Stratege; er wollte aber auch, gleich seinem Vater, dem Minister, sich diplomatische Lorbeeren erringen und liebte das Intriguieren. Sein Briefwechsel enthält den Niederschlag dieser Passion für ein gefährliches Intriguenspiel —, und da erging denn eines Tages ein kaiserliches Handschreiben an Meyer Cohn, das Ersuchen enthaltend, die fragliche Korrespondenz als nicht geeignet zur Veröffentlichung sekret halten zu wollen. Was denn auch geschehen ist: Meyer Cohn war ein loyaler Mann.

Die litterarischen Schätze, die seine Sammlung birgt, sind groß. Als ich den Verewigten im vorigen Herbst zum letzten Male in Weimar sprach, erzählte er mir, daß er eifrig an der Fertigstellung eines Katalogs seiner litterargeschichtlichen Autographie arbeite. Man darf, da seine Witwe seine Interessen teilt, hoffen, daß die Arbeit auch nach seinem Tode vollendet werden wird, zumal Frau Helene Meyer Cohn in dem alten Freunde ihres Gatten, Professor Erich Schmidt, einen kundigen Berater besitzt, der schon manchen Schatz der großen Sammlung der Oeffentlichkeit zugänglich machen durfte. Meyer Cohn war auch der Mitbegründer des Museums für deutsche Volkstrachten, und es war sein Schmerz, daß er für diese wundervolle Kollektion, die er auch aus eigenen Mitteln reich bedacht hat, kein würdiges Heim finden konnte. Er war zudem im Vorstand des Vereins für deutsche Litteratur und der Gesellschaft für Archivgeschichte; ebenso zählte er zu den tätigsten und interessiertesten Mitgliedern der von mir geleiteten Gesellschaft der Bibliophilen; mit seiner Unterstützung konnten wir das große, auf vier Bände veranschlagte Holtzmann-Bohattasche Deutsche Anonymen-Lexikon ins Leben rufen. Weimar verliert viel in ihm. Dem Goethehause und dem Goethe-Schiller-Archiv hat er reichliche Zuwendungen gemacht. Weimar war gewissermaßen seine zweite Heimat; wenn er sich einmal erholen wollte, fuhr er auf ein paar Tage herüber. Persönlich war er ein liebenswürdiger, immer gefälliger, unendlich gutmütiger Mann, in seiner Art ein Original, der gern berlinerte, einen guten Witz und einen guten Trunk liebte, der nie mit seinem Fachwissen prunkte und für die Armut immer offene Hände hatte. Er ist früh verstorben; aber in seinen Sammlungen wird sein Name erhalten bleiben.“

Unser Bibliothekswesen. Auf der diesjährigen Versammlung deutscher Bibliothekare in Stuttgart erstattete der Vorsitzende Dr. Paul Schwenke-Berlin den Bericht über die Vorgänge auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Bibliotheken. Danach ist deren Benutzung andauernd im Steigen begriffen. Beispielsweise ist an der königliechn Bibliothek in Berlin die Zahl der abgegebenen Bestellzettel wieder von 370 000 auf 407 000, an der Universitätsbibliothek von 80000 auf 90000 und in Straßburg von 55 000 auf 70 000 gestiegen. Dieser starken Benutzung und der enorm gestiegenen litterarischen Produktion gegenüber erweist sich die unzureichende Dotierung unserer Bibliotheken als eine immer drückendere Sorge der Verwaltungen. Die fortwährende Zunahme der Zeitschriften, die wachsende Notwendigkeit, die ausländische Litteratur mehr zu berücksichtigen, bewirken, daß unsere Bibliotheken heute weniger kaufkräftig geworden sind, als in den scheinbar ungünstigen Jahren vor 1870. Die neu erschienene Litteratur kann so nur zum Teil angeschafft werden, und die Ergänzung unserer Bibliotheken an älterer Litteratur ist bei den geringen Mitteln um so schwieriger, als die Preise für ältere Litteratur gewaltig gestiegen sind, zum Teil wohl darum, weil die amerikanischen Bibliotheken und Sammler

sie ohne ängstliche Rücksicht auf die geforderten Preise zu erwerben streben. Wichtige Privatbibliotheken sind über den Ozean gegangen, und die Kataloge der amerikanischen Bibliotheken weisen schon jetzt in der älteren europäischen Litteratur und den großen Zeitschriftenserien eine beneidenswerte Vollständigkeit auf. Dazu kommt, daß die Preise von Inkunabeln und Reformationsdrucken vielfach künstlich in die Höhe getrieben werden. Gegen diese auf Erhöhung der Preise gerichteten Bestrebungen des Handels werden die deutschen Bibliotheken so lange machtlos bleiben, als sie durch die Kaufkraft des Auslandes unterstützt werden. Die deutschen Bibliotheken sollten, so heißt es in dem Bericht, den das August- und Septemberheft des „Zentralbl. f. Bibliothekswesen" zum Abdruck bringt, in den Stand gesetzt sein, von der nationalen und sonst wichtigen Litteratur für sich zu retten, was noch zu retten ist. Vor 20—30 Jahren hätten wir dasselbe um ein Drittel des heutigen Preises und weniger haben können, in wenigen Jahren wird man vielleicht schon das Doppelte zahlen müssen. Hier ist in der That Gefahr im Verzuge, das kann gar nicht stark genug betont werden. Neben der Erhöhung der Etats und der Vermehrung der Beamtenstellen müsse aber auch nach einer zweckmäßigeren Organisation gestrebt werden, die eine Verzettelung der Mittel verhindert, denn auch die reichsten Mittel würden nicht imstande sein, jede unserer Bibliotheken in älterer Litteratur in wünschenswerter Weise zu ergänzen. So müßten die Rollen unter die Bibliotheken verteilt werden, jede Bibliothek müßte in älterer Litteratur vorzugsweise ihr Lokalgebiet pflegen. Aber darüber hinaus müsse auf Schaffung einer Nationalbibliothek hingewirkt werden, die alles zu sammeln hätte, was die Nation als solche, ihre Geschichte, Sprache und Kultur betrifft. Auf diese Notwendigkeit hat auch kürzlich der Bibliotheksdirektor Dr. Erman in Breslau in der Vorrede zu seiner Bibliographie der deutschen Universitäten hingewiesen.

Nachrichten

Todesnachrichten. In Aussee † am 25. August die Schriftstellerin Marie v. Najmájer. Sie war am 3. Februar 1844 in Budapest geboren und lernte erst deutsch, nachdem sie als achtjähriges Kind mit der verwitweten Mutter nach Wien gezogen war. Mit zwölf Jahren begann sie in deutscher Sprache zu dichten, aber erst mit vierundzwanzig gab sie auf Veranlassung und Ermunterung Grillparzers ihre erste Gedichtsammlung („Schneeglöckchen", 1868) heraus. Diesen folgten noch drei weitere Bände Lyrik, ferner die Epen „Gräfin Ebba" und „Gurret-ül-Eyn", die Erzählungen „Johannisfeuer", die historischen Romane „Eine Schwedenkönigin" und „Der Stern von Navarra" und als letztes Werk (1904) das Trauerspiel „Kaiser Julian". — Die litterarische Physiognomie der Dichterin hat Ernst Ziel vor Jahren im „Litt. Echo" (IV, 13191) mit folgenden Worten charakterisiert: „Eine markante Sonderstellung nimmt die Dichterin unter ihren österreichischen Sangesgenossinnen nicht ein; ebensowenig läßt sie sich mit einer von ihnen in Parallele stellen; sie hat, um nur zwei Vergleiche zu ziehen, weder den hohen Schwung einer Maria delle Grazie, noch das Faszinierende einer Maria Janitschek; sie ist in gewissem Sinne die weiblichste, aber ohne Frage auch die physiognomieloseste unter diesen drei Marieen... Sie ist im Grunde eine didaktische Natur, diese Oesterreicherin, vielleicht mehr als sie selbst es wahr haben will. Und wenn man sie mit einer modernen Dichterin vergleichen will, dürfte sie der freilich viel geistvolleren Alberta von Puttkamer am nächsten stehen. Was Marie v. Najmájer singt, ist weder groß noch neu, weder in sich bedeutend noch in den Spiegelungen eigenartig, die es in der Seele der Dichterin erzeugt, aber es bekundet stets eine zugleich subjektiv tief empfindende wie objektiv klar denkende Poetennatur. Marie v. Najmájer ist Meisterin der poetischen Abtönung; sie gebietet über eine fein instrumentierte Sprache — alles in ihr ist Maß und Ausgeglichenheit."

In Hildburghausen † Mitte August der Schriftsteller Moritz Lille (geb. 1835 in Chemnitz), der seit langen Jahren die dortige „Dorfzeitung" leitete. Er hat unter dem eigenen und angenommenen Namen Lyrik, Novellen und Erzählungen aller Art veröffentlicht.

Der vlämische Romanschriftsteller und Historiker Frans de Potter ist in Gent siebzigjährig gestorben. Er war ständiger Sekretär der vlämischen Akademie.

* *

Persönliches. Dem ordentlichen Professor für deutsche Litteraturgeschichte an der berliner Universität Erich Schmidt ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden. — Der Oberlehrer Dr. phil. Heinrich Löbner in Danzig ist unter Verleihung des Professortitels zum Dozenten für deutsche Litteratur an der danziger technischen Hochschule ernannt worden. — Marie Ebner-Eschenbach hat den ersten Teil ihrer Lebenserinnerungen vollendet, die unter dem Titel „Meine Kinderjahre" in der „Deutschen Rundschau" erscheinen werden. — Die litterarische Monatsschau für die „Deutsche Monatsschrift" hat Fritz Lienhard (bisher Carl Busse), die für „Velhagen & Klasings Monatshefte" Carl Busse (bisher Heinrich Hart) übernommen.

* *

Allerlei. Am leipziger Stadttheater wurde Grabbes Kaiserdrama „Heinrich VI." in einer Neubearbeitung von Professor Karl Siegen mit großem Erfolge erstmals aufgeführt. — Auf Veranlassung des Königlichen Amtsgerichts I zu Berlin ist die Beschlagnahme der Novellensammlung „Die neue Eva" von Marie Janitschek (Leipzig, Berlin, Hermann Seemann Nachfolger) aufgrund des § 184 St.-G.-B. vollzogen worden.

* *

Ein Archiv für Theatergeschichte. Im Oktober erscheint der erste Band eines „Archiv für Theatergeschichte", das im Auftrag der Gesellschaft für Theatergeschichte von Dr. Hans Devrient herausgegeben wird (Verlag Egon Fleischel & Co.). Das neue Jahrbuch wird sein Arbeitsgebiet auf die Entwicklung des gesamten Bühnenwesens aller Zeiten und Länder, vorzugsweise aber auf die deutsche Theatergeschichte ausdehnen. Zu seinen Mitarbeitern gehören Anton Bettelheim, Johannes Bolte, Heinrich Bulthaupt, Ludwig Geiger, Ferd. Gregori, Eugen Kilian, Berthold Litzmann, Alexander v. Weilen u. a. m. Der ca. 20 Bogen starke Band kostet M. 7,50 (geb. M. 9,—).

* *

Ein unbekanntes Drama von Oscar Wilde. Oscar Wildes dramatisches Erstlingswerk „Die Herzogin von Padua", ein Renaissancedrama in Versen, das er 1883 für die berühmte Schauspielerin Mary Anderson geschrieben hatte, galt bisher als verschollen. Man wußte nur, daß es 1891 in Amerika aufgeführt, aber niemals im Buchhandel erschienen war. Nunmehr hat Dr. Max Meyerfeld das einzige in England existierende Exemplar des Stückes, Wildes Handexemplar, ausfindig gemacht und mit Erlaubnis des jetzigen Besitzers ins Deutsche übertragen. In dieser deutschen Gestalt wird das Werk, das shakspeareschen Bahnen folgt, in einigen Wochen erscheinen (Berlin, Egon Fleischel & Co.).

Zuschriften

„Ahasver in der Dichtung."

Herr Prof. Dr. Neubaur teilt mir in freundlicher Weise mit, daß er seine Ansicht über die Volkstümlichkeit der Ahasver-Strophen in dem Liede „Da Jesus in den Garten ging" (vgl. LE Sp. 1469) schon in seiner Schrift „Neue Mitteilungen über die Sage vom ewigen Juden" (Leipzig 1893) berichtigt habe.

Prag. Rudolf Fürst.

Mit einer größeren Arbeit über A. v. Kotzebue beschäftigt, bitte ich alle diejenigen, die im Besitze von Handschriften dieses Schriftstellers oder von Briefen an ihn und von ihm sind oder die den Aufenthaltsort solcher Dokumente kennen, mich dies freundlichst wissen zu lassen.

Brünn. Dr. Adalbert Silbermann, Lessinggasse 6.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden litterarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob diese der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht.)

a) Romane und Novellen.

Andrea, Ant. Auf der Jagd nach dem Glück. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 413.) Berlin, Herm. Hillger. 128 S. M. —,20.

Bagienski, Trußka v. Küsse mich. Novelle. Berlin-Schöneberg, Ernst Halm. 80 S. M. 1,—.

Berthold, Helene. Schwiebuser Geschichten, Sagen u. Märchen. Schwiebus, C. Wagner. 286 S. M. 2,—.

Beyerlein, Frz. Adam. Die Lüge des Frühlings. Novelle. Leipzig, A. Schumann. 96 S. M. —,50 (—,75).

Frühholz, Emil. Das „Feuerteufele". Mein Amerikanertum u. die schönen Erfahrungen im Vaterlande u. im Ausland. Dresden, E. Pierson. 124 S. M. 2,— (3,—).

Frühholz, Emil. Meine Herrlichkeit. Dresden, E. Pierson. 176 S. M. 2,50 (3,50).

Hardt, Ernst. Aus den Tagen des Knaben. Leipzig, Insel-Verlag. 85 S. M. 4,— (5,50).

Henrici, Ernst. Die Aztekenblume. Dresden, E. Pierson. 45 S. M. 1,50 (2,50).

Herbert, M. Oberpfälzische Geschichten. Regensburg, J. Habbel. 243 S. M. 2,—.

Land, Hans. Sonnenwende u. andre Novellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 412.) Berlin, Herm. Hillger. 89 S. M. —,20.

Müller, Fritz. Leben u. Tod. Erzählungen. Jauer, Oskar Hellmann. 296 S. M. 2,50.

Müller, Rob. Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte aus der Jugend. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 180 S. M. 2,—.

Ortmann, Reinhold. Harte Herzen. Novelle. Berlin, A. Weichert. 96 S. M. —,20.

Perfall, A. v. Künstlerblut. 3 Novellen. Leipzig, A. Schumann. 96 S. M. —,50 (—,75).

Schott, Ant. Dickel, der Flank. Regensburg, J. Habbel. 242 S. M. 1,—.

Schumacher, Heinr. Vollr. Berenice. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 206 S. M. 1,— (1,25).

Torn, Teo v. Regiments-Indiskretionen. Roman. Berlin, W. Vobach & Co. 268 S. M. 3,— (4,—).

Coulevain, Pierre de. Eine siegreiche Eva. Aus dem Franz. v. Natalie Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. 320 S. M. 1,— (1,50).

Deutscher, B. K. Kapitola. Roman aus dem Amerikan. Regensburg, J. Habbel. 431 S. M. 2,—.

Hedenstjerna, Alfred af. Weiße und rote Rosen. Neun Lebensbilder. Nach dem Mskr. des Verf. übers. v. Ernst Brausewetter. Berlin, Ulrich Meyer. 175 S. M. 1,— (2,—).

Strindberg, August. Schriften. Gesamtausg. Unter Mitwirkung v. Emil Schering vom Verf. selbst veranstaltet. Bd. 10. Märchen. Berlin, Hermann Seemann. 113 S. M. 1,50.

Tschechoff, Anton. Das schwedische Streichholz u. andre Geschichten. Deutsch v. C. Berger. Stuttgart, Franckh. 93 S. M. —,50.

b) Lyrisches und Episches.

Bartsch, Rob. v. Die Königsgrenadiere be Weißenburg u. Wörth. (Ein Sang v. deutscher Treue.) Berlin, Freund & Jäckel. 100 S. M. —,80 (1,50).

Bergfeld, Ernst. Gedichte. „Gretel." Eine Erzählung. Dresden, E. Pierson. 109 S. M. 1,50 (,50).

Fuchs, Karl. Herzensgrüße. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 76 S. M. 1,50 (2,50).

Hedwig, Julia. Stille Lieder. Dresden, E. Pierson. 58 S. M. 1,50 (2,50).

Johnas, Wilh. Gedichte. Dorpat, J. Anderson. 86 S. M. 1,20.

Wundtke, Max. Mit Lust und Laune. Humor und Satire. Leipzig, Verlag „Monopol". 152 S. M. 1,—.

c) Dramatisches.

Frenssen, Mor. Der Herr Ephorus. Komödie. Dresden, E. Pierson. 119 S. M. 1,50.

Friedrich, Paul. Prometheus. Tragödie. Berlin, Otto Janke. 28 S. M. —,50.

Gärtner, Frz. Residenz. Schauspiel. Bielitz, W. Fröhlich. 129 S. M. 1,70.

Walther, Frdr. Entehrt? Eine dramat. Szene aus dem Offiziersleben der Gegenwart. Elberfeld, Baedeker. 24 S. M. —,60.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Burdach, K. Die älteste Gestalt des west-östlichen Divans. (Nachtrag.) Berlin, Georg Reimer. 2 S. M. —,50.

Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abt. 34. Bd., 42. Bd. I. Abt. u. IV. Abt. 29. Bd. Weimar, Herm. Böhlau Nflg. 1217 S. M. 14,60 (20,60). Große Ausgabe M. 18,60 (24,—).

Hebbel-Kalender f. 1905. Ein Jahrbuch, hrsg. v. Rich. Maria Werner u. Walther Bloch. Berlin, B. Behrs Verlag. 236 S. M. 2,—.

Latzke, Dr. Rud. Zur Beurteilung Roseggers. Wien, Carl Konegen. 64 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. 1804. 1805. Schiller, Frdr. v. Don Karlos. Infant v. Spanien. Ein dramat. Gedicht. Für die deutsche Bühne bearb. u. inszeniert v. C. W. Schmidt. 152 S. — 1806 bis 1808. Bell, Currer. Jane Eyre, die Waise v. Lowood. Durchgeseh. Uebersetzg. von E. v. Bauernfeld. 184 S. — 1809. Benedix, Roder. Haustheater. Eine Auswahl der besten einakt. Lustspiele, Vorspiele u. Soloszenen f. gesell. Kreise u. öffentl. Bühnen. Hrsg. u. m. Vorwort versehen v. C. W. Schmidt. Mit dem Bilde des Dichters. 2. Bd. 83 S. — 1810. 1811. Byron, Lord. Werner, oder die Erbschaft. Tragödie. Uebers. u. m. e. Vorwort versehen v. Alex. Neidhardt. Mit dem Bilde des Dichters. VIII, 104 S. — 1812 bis 1815. Spindler, C. Der Jesuit. Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. Mit e. Vorbemerkg. und dem Bilde des Verf. IV, 317 S. Halle, Otto Hendel. Je M. —,25 (—,50).

Frankhauser, K. Prinzipien der Aesthetik. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 126 S. M. 2,50.

Kohler, Jos. Aus Kultur u. Leben. Gesammelte Essais. Berlin, Otto Elsner. 239 S. M. 3,— (4,—).

Universal-Bibliothek. 4571—4575. Feuerbach, Ludw. Das Wesen des Christentums. Kritische Ausg. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. Karl Quenzel. 526 S. Geb. M. 1,50. — 4576. Benedix, Roder. Ein Lustspiel. Lustspiel in 5 Aufzügen. Einrichtung des Wiener Hofburgtheaters. Mit e. Dekorationsplan. 96 S. — 4577, 4578. Glümer, Claire v. Lutin u. Lutine. Eine Erzählg. aus dem Béarn. 155 S. — 4579. Berger, Rud. Die Scholle. Schauspiel in 4 Aufzügen. Bühneneinrichtung der nürnberger Stadttheaters. 63 S. — 4580. Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v. Tiere u. Menschen. Heitere Geschichten. 99 S. Leipzig, Philipp Reclam. Je M. —,20.

Wildenbruch, Ernst v. Aus Liselottes Heimat. Ein Wort zur heidelberger Schloßfrage. Berlin, G. Grote. 59 S. M. 1,—.

Antworten.

Herrn E. K. in Hanau. Die „Nuova Antologia" in Rom oder der „Marzocco" in Florenz. Für Spanien die „España Moderna" in Madrid.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Legband in Berlin; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.

Verantwortlich für den Text: Dr. Paul Lebahn in Berlin; für die Anzeigen: Hans Wilhelm in Berlin